114 g.c

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1859.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1859.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1859.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ein Rückblick auf die literarische Production des Jahrs 1858. Von Hermann Marggraff. — Zur Glückseligkeitslehre. Von Adolf Frisbg. — Kritik des Machiavellismus. Von Julius Frauenstädt. — Dichtungen in westfälischer Mundart. — Nachträgliches zu der Literatur über die jenaische Säcularfeier. — Notiz. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Rückblick auf die literarische Production des Jahrs 1858.

Es dürfte nicht unzweckmäßig und manchem unserer Leser willkommen sein, wenn wir jetzt, bei Beginn des Jahres 1859, also ein Decennium nach einer aufgeregten Periode, von der wir uns auch für Literatur und Kunst die außergewöhnlichsten Folgen versprachen, einen Rückblick auf die literarische Production des letzten Jahres werfen und damit eine Art Leitfaden durch ihre verworrenen Massen und vielfach verschlungenen labyrinthischen Gänge den Lesern in die Hand geben. Wir glauben, daß eine solche Uebersicht und Gruppirung des Gleichartigen in mehr als einer Hinsicht instructiv sein müsse. Eine solche Literaturschau wird zugleich zu einer Zeitschau, ein solcher Rückblick in die nächste Vergangenheit zugleich zu einem Blick in die nächste Zukunft, indem wir die producirenden Kräfte, über welche die Zeit verfügt, die gegeneinander streitenden Principien, die herrschenden Gewalten der Gegenwart und die normalen und anormalen Verrichtungen der literarischen Production wie des nationalen Geistes überhaupt aus einer solchen Ueberschau am besten und deutlichsten kennen lernen.

Einige Unterstützung bei dieser nicht wenig mühsamen Aufgabe finden wir an dem „Vorwort über Schriftstellerei und Buchhandel", womit Karl Klüpfel den jüngst erschienenen dritten Nachtrag zu seinem „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen" (Leipzig, G. Mayer, 1858) eingeleitet hat. Indeß werden wir gerade im Gegensatz zu Klüpfel vorzugsweise, außer der Literaturgeschichte und ihren Seitenzweigen und Hülfsfächern, die poetische Production berücksichtigen, von deren Gattungen Klüpfel nur dem Roman Beachtung schenkt, weil in diesem zufällig die Fiction mit dem Hausgewand der Prosa bekleidet ist. Man liebt überhaupt heutzutage die Bedeutung des poetischen Schaffens und der poetischen Schöpfungen zu unterschätzen, obschon doch in ihnen gerade die feinsten geistigsten Säfte des nationalen Geistes und der Zeitbildung zur Blüte, freilich auch oft zur giftigen Misblüte gedeihen. Und selbst in ihren oft sehr abscheulichen und schädlichen Afterbildungen und Ausartungen bleibt die poetische Production in hohem Grade als Culturmesser und Krankheitssymptom wichtig, um danach die sittliche und geistige Entartung und Verkommenheit einer Zeit beurtheilen zu können. Poetische Werke werden außerdem wahrscheinlich immer an dauernd populärer Wirkung die Werke der Prosa überragen. In Bezug auf ausgebreiteten Einfluß kommen Aristoteles und selbst Plato nicht Homer und Sophokles, Baco nicht Shakspeare, Kant und Schelling nicht Schiller und Goethe gleich. Selbst an sich mehr prosaische Naturen, die sich auf die Literaturgeschichtschreibung warfen, haben dieses populäre Uebergewicht der Poesie dadurch anerkannt, daß sie fast ausschließlich die „poetische" Nationalliteratur in ihren Literaturgeschichten behandelten. Trotzdem ist es zu beklagen, daß die prosaische Nationalliteratur in Deutschland noch keinen so gründlichen Bearbeiter gefunden hat, wie sich die poetische deren so viele rühmen darf; und es ist dies um so mehr zu beklagen, da diese Gelehrten mit ihrem überwiegend kritischen Geiste und ihrer tendenziösen Richtung meist weit mehr auf die Prosa als auf die Poesie angewiesen zu sein scheinen. Das beweisen auch einige neuere Literaturgeschichten, die, soweit sie zufällig die Prosa betreffen, bei aller Tendenz in scharfsinniger Erörterung zum Theil vortrefflich, soweit sie die Poesie betreffen, schwarzgallicht, einseitig und oft im höchsten Grade ungerecht sind. Wenn man wie Gervinus die verhaßte poetische Production der Gegenwart dann ganz beiseite liegen läßt, so hat dies Verfahren noch Sinn und Logik; aber weniger ritterlich ist es, sie nur dazu zu benutzen, um mit ihrer Verunglimpfung und Herabsetzung ganze Bände zu füllen, dieses Geschäft zu seinem Metier zu machen und sich durch das dadurch Erworbene das Leben zu versüßen, während man es andern dadurch verbittert. Wenigstens sollte man dann doch die Artigkeit haben,

Digitized by Google

zum Schluſſe eine Dankadreſſe an die ſo ausgebeuteten Dichter folgen zu laſſen oder ihnen einen Theil des Honorars, ſoviel auf jeden nach der mit ſeiner Verunglimpfung gefüllten Bogenzahl kommen würde, als Schmerzensgelder zuzuſtellen.

Darum loben wir es an Klüpfel, daß er, der uns ebenfalls eine mehr verſtändig-proſaiſche als naiv-poetiſche Natur zu ſein ſcheint, ſich darauf beſchränkt hat, das Publikum nur auf den verſchiedenen Gebieten der Proſa zurecht zu weiſen, obſchon er aus demſelben Grunde vielleicht am beſten gethan hätte, auch den Roman beiſeite zu laſſen. Von ſeinem Verhältniß zur Poeſie und ſeiner literariſchen Parteiſtellung überhaupt zeugen wol genügend die folgenden Worte:

Daß die Poeſie in unſern Tagen keine bedeutenden Leiſtungen aufzuweiſen hat, iſt eine bekannte Sache. Die poetiſche Production hört zwar nicht auf und hat ſich in der Quantität gegen früher kaum vermindert, aber von den neuen Gedichtſammlungen wird nur wenig gekauft und geleſen, das, was Abſatz findet, ſind nur die neuen Auflagen älterer anerkannter Dichter.

Rechnet er Geibel, deſſen Gedichte 45, Freiligrath, deſſen Gedichte 18, Prutz, deſſen Gedichte 4, Julius Hammer, deſſen „Schau um dich und Schau in dich“ 8 Auflagen erlebt haben — von andern Gedichtſammlungen, welche 2 oder 3 Auflagen erlebten, nicht zu ſprechen — ſchon zu den „ältern“ Dichtern? Und ſtehen dieſen Erfolgen auf lyriſchem Gebiete nicht die Bühnenerfolge von Stücken wie „Uriel Acoſta“ und „Zopf und Schwert“, „Der Fechter von Ravenna“, „Die Journaliſten“ und „Die Valentine“, „Narciß“, „Die Karlsſchüler“ und „Graf Eſſex“ u. ſ. w. vollkommen ebenbürtig zur Seite? Behauptungen wie die angeführte können bei einem Bücherkenner wie Klüpfel doch nicht aus Unkenntniß herrühren; ſie müſſen einen Zweck haben, der ſich auch, wie wir glauben, leicht errathen läßt. Es iſt aber bedenklich, in ſo abſprechender Weiſe über die Poeſie der Gegenwart zu urtheilen, ſolange man es Goethe nicht vergeben kann, daß er der Uhland-Schwab'ſchen Dichterſchule einen „religiös-ſittlich-poetiſchen Bettlermantel“ angehängt hat. Daß ferner Klüpfel die humoriſtiſche Literatur, auch ſoweit ſie der Proſa angehört, im ganzen ſehr ſtiefmütterlich behandelt, verſteht ſich von einem neuern Literaturgeſchichtſchreiber — denn etwas von einem ſolchen iſt doch auch Klüpfel — im Grunde von ſelbſt.

Einige Bemerkungen und ſtatiſtiſche Angaben des Vorredners werden uns für den Zweck, den wir uns mit gegenwärtiger Betrachtung vorgeſetzt haben, von Nutzen ſein und verdienen an dieſer Stelle angeführt zu werden. Klüpfel bemerkt mit Recht, daß die literariſche Production der beiden letzten Jahre wie in frühern Jahren eine Fruchtbarkeit entwickelt habe, welche das Bedürfniß weit überſteige. In andern Gebieten menſchlicher Thätigkeit werde die Menge des Erzeugniſſes durch die Nachfrage und den Bedarf beſtimmt, und ein mislungenes Product könne ſich nicht in die Länge auf dem Markte behaupten. Anders verhalte es ſich beim Buchhandel, wo nicht immer der augenblickliche Erfolg über die Bedeutung eines Handelsartikels entſcheide. Für den Kaufmann ſei jede Waare gut, deren Abſatz geſichert ſei, für den Verkäufer von Geiſteserzeugniſſen aber genüge dieſer Geſichtspunkt nicht. Denn wie der Schriftſteller nicht blos den Beruf habe, den geiſtigen Anſprüchen ſeiner Zeitgenoſſen zu genügen, ſondern auch den, neue Bedürfniſſe zu ſchaffen, indem er Gedanken ausſpreche, welche befruchtend wirken und neue Bahnen des geiſtigen Lebens eröffnen, ſo habe auch der Buchhändler die Aufgabe, an der Erziehung des Publikums mitzuarbeiten und nach der Brauchbarkeit ſeiner Waare in dieſer Richtung zu fragen. Klüpfel fährt dann fort:

Dies iſt nicht blos eine ideale Anforderung, welche mit den kaufmänniſchen Intereſſen eines Verlegers im Widerſtreit ſtände, ſondern ſein Credit hängt davon ab, die Erfüllung dieſer Aufgabe muß die Grundlage ſeiner buchhändleriſchen Stellung und Ehre bilden. Die Maſſe werthloſer oder ſchädlicher Bücher könnte nicht ſo ſehr ſich vermehren, wenn die Verleger in ihren Unternehmungen mehr Kritik übten. Gar manche Erzeugniſſe der Literatur verdanken ihr Daſein nicht dem wirklichen Bedürfniß des Publikums oder der geiſtigen Schöpferkraft ihres Verfaſſers, ſondern der Speculation oder der Urtheilsloſigkeit des Verlegers, und verſperren guten Büchern die Bahn.

Klüpfel weiſt dann weiter auf die Thatſache hin, daß der Abſatz oft gar nicht im richtigen Verhältniß zu dem innern Werth der Bücher ſtehe; nicht ſowol, daß ſchlechte Waare beſonders glänzend abginge, obſchon ſich jedoch auch davon Beiſpiele fänden, als daß das Mittelmäßige den Vorzug erhalte vor dem Ausgezeichneten. Das alles iſt ſehr richtig. Der Buchhandel iſt ſo ſehr ſchuld an der vielen ſchlechten und verwerflichen Literatur, daß es vielleicht gerechter und nützlicher wäre, wenn man weniger die Autoren, welche ſchlechte oder ſchädliche Bücher produciren, als die Buchhändler, welche ſie verlegen und oft dazu anregen, aufs ſtrengſte recenſiren wollte oder könnte. Freilich würden dieſe Verleger ſehr wahrſcheinlich über Beeinträchtigung ihres Gewerbes und zugleich vielleicht wegen Injurien klagbar werden, was der in ſeinem Gewerbe und in ſeiner Ehre beeinträchtigte Schriftſteller aus guten Gründen faſt nie thut, weil es ihm doch zu nichts helfen würde. Jedenfalls iſt es von großem Werth, wenn der Buchhandel, wie dies jetzt mehr und mehr der Fall iſt, an ſeine hohe nationale Aufgabe gemahnt wird. Man muß gänzlich und für alle Zeiten von den Grundſätzen zurückzukommen ſuchen, die noch Kaiſer Joſeph in Betreff des Buchhandels und Verlags hegte, indem er z. B. in einer am 20. November 1780 ertheilten Reſolution ſich dahin ausſprach:

Wer ſich Lettern, Farbe, Papier und Preſſe anſchafft, kann drucken, wie ſtrumpfſtricken, und wer gedruckte Bücher ſich macht oder einſchafft, kann ſelbe verkaufen; jedoch haben alle den öffentlichen Polizei- und Cenſurgeſetzen genauenſtens zu unterliegen. Die lächerlichen Atteſtate und Prüfungen der Gelehrſamkeit, ſo der Regierungsreferent von demjenigen, wer eine Buchhandlung führen will, fordert, ſind ganz abſurd. Um aus der Leſung der Bücher einen wahren Nutzen zu ziehen, da braucht es viel Kopf, und würden wenige die Prüfung aushalten, ob ihnen das Leſen wahrhaft nutzbar ſei. Um aber Bücher zu verkaufen, braucht man keine mehrere Kenntniß, als um Käſe zu verkaufen, nämlich ein jeder muß ſich die Gattung von Büchern oder von Käſe zeitlich einſchaffen, die am mehrſten geſucht werden, und das Verlangen des Publikums durch Preiſe reizen und nützen.

Digitized by Google

Gerade dieſe halbhumoriſtiſchen Anſchauungen ſcheinen aber vielen Buchhändlern nur zu ſehr eingeleuchtet und ihnen zur Richtſchnur gedient zu haben.

Klüpfel ſpricht weiterhin ſein Bedauern darüber aus, daß es bisjetzt an ſtatiſtiſchen Nachweiſungen über den Abſatz der verſchiedenen ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe nach Literaturzweigen, Ländern und Lebenskreiſen fehle, und verſucht nun, einige Beiträge zur Statiſtik des Buchhandels zu geben, ſoweit ſie ihm durch eigene Beobachtung und durch Mittheilung befreundeter Buchhändler möglich ſeien. Was den literariſchen Verkehr Deutſchlands betreffe, ſo gelte als ausgemacht, daß in Norddeutſchland viel mehr Bücher geſchrieben und gekauft würden als in Süddeutſchland; beſonders Sachſen (die ſächſiſchen Herzogthümer wol mit inbegriffen) und die Mark ſeien wol am ſchreib- und kaufluſtigſten. Sicherlich verdient die Erſcheinung beachtet zu werden, daß die Verfaſſer von Ritter- und Räuberromanen faſt ausſchließlich Norddeutſche, zum größten Theile aber in den ſächſiſchen Landen geboren oder anſäſſig waren. Erſt in neuerer Zeit ſcheint Wien, das ſich freilich immer im Guten wie im Böſen verſpätet, auf dieſem Gebiete mit Norddeutſchland, nachdem dieſe Gattung literariſcher Production hier ſchon bei weitem nachgelaſſen hat, in Concurrenz treten zu wollen. Außer den genannten Landſtrichen, heißt es in der Klüpfel'ſchen Vorrede weiter, ſei das in geiſtigem Intereſſe gerade nicht voranſtehende Oeſterreich ein von den Buchhändlern beſonders berückſichtigtes und geſchätztes Abſatzgebiet, während auffallenderweiſe das benachbarte Baiern für den ſchlechteſten Büchermarkt gelte. Schon günſtiger als in Baiern ſtelle ſich die Sache in Würtemberg; Stuttgart ſei ein Hauptplatz für die literariſche Production, weniger freilich für den Abſatz. Das umgekehrte Verhältniß finde in Baden und der Rheinpfalz ſtatt, wo ſchon der allgemeine Wohlſtand des Volks dem Bücherkaufen günſtig ſei, während die Productionsluſt zurückträte. Vom Jahre 1831 ſei der Buchhandel im Wachſen geweſen bis zum Jahre 1846, dann ſei infolge der Theuerung und noch mehr der politiſchen Ereigniſſe im Jahre 1848 eine Abnahme eingetreten, die ſich aber mit der hergeſtellten Ruhe allmählich wieder ausgeglichen habe. Beſonders auffällig zeige ſich die Zunahme der Buchhandlungen in Berlin, Leipzig und Stuttgart; Berlin habe 1831 nur 80, im Jahre 1855 dagegen 195, Leipzig 1831 79, 1855 156 und Stuttgart 1831 17, 1855 dagegen 55 Buchhandlungen gehabt. Leider nehme gerade der Abſatz von Büchern wiſſenſchaftlichen Inhalts in neuerer Zeit ab, da die ſchmalen Beſoldungen der Univerſitätslehrer, Lehrer, Geiſtlichen und Aerzte nicht mehr zureichten, um neben den ſich fortdauernd ſteigernden Ausgaben für die täglichen Bedürfniſſe einen Bücheretat zu erübrigen. Doch hängt dies vielleicht auch mit der Abnahme höhern wiſſenſchaftlichen Strebens in dieſen Kreiſen zuſammen, wie ja auch unter den Studirenden, nach der Verſicherung vieler Univerſitätslehrer, dieſe Abnahme ſich bemerkbar macht, indem die meiſten ſich darauf beſchränken, genau nur die Kenntniſſe zu erwerben, die für das Brotſtudium nöthig und zum Zweck der Prüfungen geſetzlich vorgeſchrieben ſind. Daher auch wol der von Klüpfel beklagte Umſtand, daß die frühern Literaturzeitungen, die ſich gründlicher, mit Auszügen verbundener Beurtheilungen rein wiſſenſchaftlicher Werke befliſſen, eine nach der andern verſchwunden ſind, weil ihnen keine genügende Theilnahme mehr entgegenkam. Klüpfel fährt fort:

> Dieſes unnatürliche Verhältniß iſt um ſo mehr zu bedauern, als mit der größern Einnahme in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft keineswegs der Aufwand für Bücher verhältnißmäßig ſteigt, indem der Luxus in andern Dingen das Bücherbudget auf eine unglaublich kleine Summe herabdrückt. Während in England und theilweiſe auch in Frankreich auf den Familienſitzen des Adels eine Bibliothek zur Ausſtattung des Hauſes gehört und es auch bei deutſchen Familien der adelichen und bürgerlichen Ariſtokratie früher Sitte war, eine Bücherſammlung zu halten, ſo iſt es jetzt eine große Seltenheit geworden, daß in einem Hauſe alljährlich eine beſtimmte Summe für Bücher verwendet wird. Zu dem allgemeinen Gebrauch der Familie wird etwa außer den Schul- und Kinderbüchern noch eine Ausgabe von Schiller und Goethe, ein Converſations-Lexikon, eine Zeitſchrift zur Unterhaltung und Belehrung und, wenn's hoch kommt, eine Weltgeſchichte angeſchafft. In dieſer Beſchränkung geht die Literatur wol auch in die Kreiſe des ſtädtiſchen Handwerkerſtandes herab. An die Stelle der Familienbibliothek tritt die Theilnahme an einer Leſegeſellſchaft, das Abonnement bei einer Leihbibliothek, und dieſe Inſtitute ſind es, auf welche der Verleger von Werken für die Unterhaltung vorzugsweiſe zu rechnen hat. Der größere Theil des Etats der Leſegeſellſchaften wird in der Regel für Zeitſchriften verwendet, für Bücher bleibt nur ein kleiner Theil übrig.

Da wir auf Klüpfel's „Wegweiſer" und die Nachträge dazu ſpäter nicht weiter zu ſprechen kommen werden, ſo wollen wir gleich hier noch bemerken, daß dieſer Reiſeführer durch die deutſche Proſaliteratur, deſſen Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit eine Thatſache iſt, zu jenen Werken gehört, wie ſie nur deutſcher Sammelfleiß zu Stande bringen kann. Der Verfaſſer verſichert, den größern Theil der von ihm beurtheilten Bücher aus eigener Anſicht zu kennen, was bei der enormen Menge dieſer Bücher und Schriften einen wahrhaften Rieſenfleiß vorausſetzen läßt. Unmöglich aber konnte er alle leſen, und er hat ſich daher bei vielen auf fremdes Urtheil ſtützen müſſen; namentlich nennt er das Zarncke'ſche „Literariſche Centralblatt" als die Quelle, die er vorzugsweiſe benutzt habe, wenn ihm die Autopſie eines Buchs fehlte. Seine eigenen Urtheile laſſen ſich, wie wir glauben, an einem gewiſſen Geiſt der Mäßigung erkennen, der auch am allerwenigſten da fehlen darf, wo über ein Buch in nur wenigen Zeilen abgeurtheilt wird. Tadel erfordert mehr noch als Lob einer eingehenden Motivirung, weil er ſonſt leicht den Charakter der Gehäſſigkeit erhält und doppelt verletzend wirkt. Zu den ſchroffſten und abſprechendſten Urtheilen gehört das über Gottſchall's Literaturgeſchichte, die doch gewiß ihre Verdienſte hat, welche ſelbſt von einem Gegner ſeiner Richtung nicht ſo gänzlich überſehen werden durften, wie hier geſchieht. Auch unſere Zeitſchrift hat ſich über eine ſolche Kürze des Urtheils zu beklagen, indem von ihr rundweg behauptet wird, daß ſie ſich nur auf Unterhaltungsliteratur beſchränke. Man möchte danach faſt

Digitized by Google

glauben, daß Klüpfel unſere Blätter nur oberflächlich kennt. Es iſt richtig, daß die „Blätter für literariſche Unterhaltung" über diejenigen Schriften, welche man zur Unterhaltungsliteratur zu rechnen pflegt (obſchon doch eigentlich nur die Erzählungsliteratur, nicht aber die höhern Gattungen der Poeſie, auch nicht Reiſen, Biographien u. ſ. w. in dieſe Kategorie fallen), ausführlichere und vollſtändigere Rundſchauen bringt, als irgendein anderes kritiſches Blatt; wenn ſich aber Klüpfel die Mühe geben wollte, den erſten beſten Jahrgang derſelben zu durchblättern, ſo würde er ſich ſehr bald überzeugen, daß Naturwiſſenſchaften, Geſchichte (inſofern ſie nicht auf blos gelehrte Specialforſchung hinausläuft), Sagen- und Literaturgeſchichte, auch die ältere deutſche, Culturgeſchichte, Phyſiologie, Pſychologie, Anthropologie, Ethnographie, Staatswirthſchaftslehre, ſelbſt Theologie, ſoweit ſie in die allgemeine Bewegung auf kirchlich-religiöſem Gebiete eingreift, von d. Bl. keineswegs ausgeſchloſſen ſind, daß vielmehr die dieſen Disciplinen angehörenden Hauptwerke oft in ſo eingehender Weiſe beſprochen werden, daß ſie nicht jedem „unterhaltend" dünken mag. Ja, über gewiſſe wiſſenſchaftliche Disciplinen liefern unſere Blätter ſo vollſtändige und überſichtliche Referate, wie ſicherlich kein anderes Journal. Wir ſagen dies nicht, um unſere Blätter vor dem Publikum herauszuſtreichen, was ſie auch unſern Leſern gegenüber kaum bedürfen, ſondern um den Verfaſſer des „Wegweiſers" künftig zu größerer Vorſicht in ſeinen Urtheilen aufzufordern. Auch über die von dem Schreiber dieſes aus des Dichters Briefen und Tagebüchern zuſammengeſtellte Biographie Ernſt Schulze's finden wir im „Wegweiſer" eine Bemerkung, welche der Berichtigung bedarf. Klüpfel ſagt darüber:

> Sehr intereſſante Mittheilungen aus dem innern Leben des Dichters, die aber im ganzen den betrübenden Eindruck machen, daß das, was man als tragiſches Geſchick anzuſehen pflegte, im Grunde ſelbſtverſchuldete Verkehrtheit und Frivolität iſt. Der Herausgeber ſcheint nicht zu wiſſen, daß die Beſitzerin der Briefe, die er nach den im Nachlaſſe Schulze's vorgefundenen Copien benutzte, noch lebt und wol ſehr überraſcht ſein wird, daß das, was ſie als leidenſchaftliche Ergüſſe eines tiefbewegten Herzens hingenommen und für ein zwiſchen dem Verfaſſer und ihr beſtehendes Geheimniß bewahrt hat, von ihm ſelbſt als berechnet künſtleriſche Schöpfung angeſehen wurde, die er als literariſche Erzeugniſſe für die Nachwelt durch Copien ſichern zu müſſen glaubte.

Es wäre merkwürdig, wenn wir als Herausgeber der Biographie nicht gewußt haben ſollten, daß die Beſitzerin der Originalien dieſer Briefe noch lebt; was aber die Copien betrifft, ſo erhielten wir dieſe durch Schulze's Schweſter, die noch im Kloſter Wienhauſen lebende Frau Superintendentin Hornboſtel, ſicherlich nicht ohne vorangegangene Verſtändigung zwiſchen ihr und der Beſitzerin der Originalien. Die Behauptung Klüpfel's, daß Ernſt Schulze ſelbſt ſeine Briefe an Adelheid Tychſen als „berechnet künſtleriſche Schöpfung" angeſehen habe, wollen wir hier auf ſich beruhen laſſen, obſchon ſie uns ſehr wenig begründet zu ſein ſcheint.

Indem wir nun darangehen wollen, von unſerm Standpunkt eine gedrängte Ueberſicht der letztjährigen literariſchen Erzeugniſſe zu geben, finden wir nicht überflüſſig zu bemerken, daß wir keineswegs ausſchließlich ſolche Werke und Schriften berückſichtigen werden, die auf dem Titel zufällig die Jahreszahl 1858 tragen. Da uns jedoch die Maſſe dieſer Erſcheinungen nöthigt, uns doch in gewiſſe Grenzen einzuſchränken, gedenken wir vorzugsweiſe nur diejenigen Publicationen zu berückſichtigen, welche im Jahrgang 1858 d. Bl. entweder im Text beſprochen oder doch in der Bibliographie aufgeführt und dabei in einer oder der andern Hinſicht bedeutend oder für ihre Gattung charakteriſtiſch ſind oder von namhaften Autoren herrühren. Auf vollſtändige Nomenclatur müſſen wir überhaupt aus verſchiedenen Gründen von vornherein verzichten.

Von Klüpfel's obenerwähntem „Wegweiſer" iſt der bequemſte und nächſte Uebergang zur Literaturgeſchichte. Was die allgemeinen Geſchichten der deutſchen Nationalliteratur betrifft, ſo fällt hier zuvörderſt ihre tendenziöſe Richtung auf, wovon zunächſt Koberſtein und andere Verfaſſer von Werken, die mehr Compendien ſind, freizuſprechen ſein mögen; auch trifft dieſer Vorwurf wenig oder gar nicht die Literarhiſtoriker Wackernagel, Cholevius, Hillebrandt, der vielleicht nur zu kritiſch in das Detail der von ihm beurtheilten Schriften und Schriftſteller eingeht, und Th. Mundt, der wol auch wie jeder ſeine Sympathien und Antipathien hat, aber in ſeiner alle europäiſchen Literaturen umfaſſenden „Geſchichte der Gegenwart" in humaner Weiſe die einzelnen Dichter und Schriftſteller aus ihrem eigenthümlichen Weſen herauszuerklären ſucht. Dagegen W. Menzel, K. Barthel, M. Brühl (dieſer vom katholiſchen Standpunkt), Vilmar, Julian Schmidt, Gottſchall, ſelbſt Gervinus, der noch von allen das allgemeinſte wiſſenſchaftlich gebildete Publikum hat, haben ihre Tendenzen, und jede religiöſe oder politiſche Partei kauft oder lieſt die Literaturgeſchichte, die ihrer Richtung am meiſten zuſagt. Vielleicht kann man nach der Menge der Auflagen, die jede erlebte, die Stärke und den Umfang der verſchiedenen Parteien einigermaßen ermeſſen. Dieſe Tendenzen ſpiegeln ſich nicht blos in dem Verhalten der verſchiedenen Literaturhiſtoriker gegenüber der Literatur der Gegenwart, die von dem einen verächtlich ignorirt, von dem andern zu Fleiſchſtückchen zerhackt, von dem dritten als die bisherige höchſte Entwickelung unſerer Nationalliteratur gefeiert wird, ſondern ſelbſt in der Behandlung älterer Perioden. Der eine verkümmert und verſtümmelt uns Goethe's, der andere Schiller's Bild; der eine erkennt in Leſſing den großen Apoſtel modern humaner Bildung, der andere verwirft ihn als unchriſtlich; der eine läßt überall ſeine demokratiſchen, der andere ſeine conſtitutionellen oder ultraconſervativen Tendenzen durchblicken. Dabei herrſcht die größte Verwirrung; die Valadine des „geſunden Menſchenverſtandes" und der bürgerlichen Sittlichkeit heben trotz dieſer Sittlichkeit den zwar genialen aber frivolen und mit der Sittlichkeit ſeinen Spaß treibenden Heinrich Heine aufs Schild und berufen ſich auf ſeine Ausſprüche wie auf die Sprüche des heiligen Evangeliums; die Gegner der Bourgeoiſiemoral und des Philiſterthums wollen doch wieder nichts von den Roman-

Digitized by Google

lichern wiſſen, die doch in dieſer Beziehung den allerfreieſten und vorurtheilsloſeſten Standpunkt einnahmen und die (z. B. Tieck, Eichendorff, Achim von Arnim, Brentano, Hoffmann u. ſ. w.) einen fortdauernden Krieg gegen alle Arten der Philiſterei führten. Dieſe Literaturgeſchichten haben meiſt ihre ſehr großen Verdienſte; keine andere Nation beſitzt ſolche von gleichem Werth, aber infolge ihrer ſubjectiven Färbung erhält man durch ſie kein ungetrübtes Bild unſerer Literatur, ſo reich ſie auch an ſinnreichen Combinationen, wie namentlich die Gervinus'ſche, an vortrefflichen Charakteriſtiken einzelner Autoren und an ausgezeichneten Analyſen einzelner Werke ſein mögen. Robert Prutz hat in Nr. 50 des „Deutſchen Muſeum" ein bedeutſames Wort über die moderne Literaturgeſchichtſchreibung geſprochen, und vollſtändig ſtimmen wir der Bemerkung bei, mit der er ſeinen erſten Artikel ſchließt:

Dieſe ewig vermiſchten Atome von Licht und Schatten, von Wahrheit und Irrthum zu ſondern, iſt denn alſo die nächſte und dringendſte Aufgabe des Hiſtorikers überhaupt, ſo auch des Literarhiſtorikers unſerer Tage, und er wird ſie nur erfüllen können, indem er weder ausſchließlich zur einen noch zur andern Fahne, weder zu den Idealiſten noch zu den Realiſten, weder zu den abſtracten Lobrednern noch zu den ebenſo abſtracten Verächtern unſerer Literatur ſchwört, ſondern, geſtützt auf ein höheres Princip, in welchem jene Gegenſätze ſelbſt aufgehen, ſtreng den Weg der Mitte innehält, der ihm die freie Ausſicht nach rechts wie nach links geſtattet. Dieſe Art der Auffaſſung, wir wiederholen es, hat wenig Pikantes und Glänzendes, und wer ſich entſchließt, ſie zur ſeinen zu machen, der muß auch von vornherein auf das laute Beifallsgeſchrei der Menge verzichten. Ja er muß ſich vielleicht gefallen laſſen, daß man ſeine Darſtellung farblos und langweilig ſchilt; — ihm wird dann immer noch der Troſt bleiben, durch ſeine farbloſe und langweilige Darſtellung mehr zur wirklichen Aufklärung des Publikums und damit auch zur endlichen Löſung der uns geſtellten Aufgaben beigetragen zu haben als jene pikanten und glänzenden Schriftſteller, die durch ihre farbreichen, aber einſeitigen und unwahren Ausſprüche die öffentliche Meinung nur immer mehr verwirren und den Tag der endlichen Geneſung nur immer weiter hinausſchieben.

Die Frage iſt freilich die, ob bereits in unſerer Zeit, die ſo überaus reich iſt an ſich gegenſeitig befehdenden politiſchen, religiöſen, ſocialen und literariſchen Gegenſätzen, unſere letzte und glänzendſte Literaturperiode von Herder, Goethe und Schiller an bis jetzt mit derſelben Objectivität behandelt werden kann als die frühere. Namentlich wird es für den Literaturhiſtoriker immer eine höchſt ſchwierige Aufgabe bleiben, durch ſeine Prädilectionen für den einen oder den andern unſerer ſogenannten claſſiſchen Schriftſteller wie durch die perſönlichen Beziehungen zwiſchen Herder, Schiller und Goethe hindurch den richtigen Weg zu finden und in der Aufdeckung ihrer Verirrungen und Gebrechen, die doch nicht ungerügt bleiben können, weil gerade die Fehler großer Männer die verführeriſchſten und ſomit ſchädlichſten ſind, wie in der Darſtellung ihrer ſo ſtrahlenden Vorzüge und Tugenden, in denen ſie uns ewige Vorbilder ſein ſollen, mit ſicherm Takt ein anſtändiges Maß zu halten; ferner den Talenten und Beſtrebungen der jetzt *ſo allgemein* unterſchätzten Romantiker, die ſicherlich in ihrer *Geſammtheit* als ein höchſt merkwürdiges, wenn auch vielfach bloßen Lichtnebel ausſtrömendes Sternbild am Horizont *der deutſchen* Literatur glänzten, in jeder Hinſicht, im Guten wie im Böſen gerecht zu werden; endlich in den eklektiſchen Leiſtungen der Modernen das Bleibende vom Vergänglichen, das Wahre vom Unwahren, die Frucht von der Spreu, die lebensvollen Keime von den in ſich todten zu ſondern.

Den ältern Perioden unſerer Literatur wurden auch in letzter Zeit die erfolgreichſten Studien gewidmet. Dem vortrefflichen Werke Wackernagel's über das deutſche Kirchenlied folgte die „Deutſche Sionsharfe" von Simrock, der auch eine Schrift über die Nibelungenſtrophe und vom „Heliand" (neben Köne und Georg Rapp) eine treffliche Bearbeitung herausgab. Nennenswerth ſind ferner, außer dem „Heldenbuch" von dem verſtorbenen F. H. von der Hagen, der als eigentlicher Begründer dieſer Studien doch immer beſondere Beachtung verdient, die Arbeiten von J. Keller über Otfried von Weiſſenburg, von M. Haupt über Neidhart von Reuenthal, von K. Haſe über das geiſtliche Schauſpiel, von Schröer über die deutſchen Weihnachtsſpiele in Ungarn, von H. Biſchoff über Sebaſtian Frank, von F. Strehlke über Martin Opitz, über den auch Hoffmann von Fallersleben eine bibliographiſche Schrift als „Vorläufer und Probe der Bücherkunde der deutſchen Dichtkunſt bis zum Jahre 1700" veröffentlichte. Geiler von Kaiſersperg's Schriften erſchienen in neuer Auswahl, herausgegeben von Braun, und O. Schade ſammelte Satiren aus der Reformationszeit. Hier ſchließen wir gleich die deutſche Sagenforſchung mit an. Hanſen brachte frieſiſche, Pröhle unterharziſche, Schmitz eifler, F. Müller ſiebenbürgiſche, Bechſtein thüringer, Enslin frankfurter Sagen, Rochholz Sagen aus dem Aargau und Freih. von Leoprechting Sagen aus dem Lechrain. Haltrich ſammelte deutſche Volksmärchen. Auch W. Schäfer's Schrift: „Deutſche Städtewahrzeichen", enthält intereſſante Beitrage zur deutſchen Sagengeſchichte.

Den reichlichſten Zuwachs erhielt auch diesmal die unſere neuclaſſiſche Periode betreffende Literatur, und namentlich war die Goethe-Schiller-Literatur fortwährend im Anſchwellen. Man wendet dieſen beiden Männern ein Studium zu, wie ſonſt nur den claſſiſchen Autoren des Alterthums. Beſonders ſtudirt man an Goethe herum, deſſen Leben und Schriften allerdings auch viel mehr Geheimniſſe und Räthſel enthalten, als das Leben und Wirken Schiller's, die viel klarer und unzweideutiger dem Blicke vorliegen. Das von J. Freſe trefflich überſetzte und auch in einer wohlfeilen engliſchen Ausgabe in Deutſchland erſchienene Werk über Goethe von dem Engländer G. H. Lewes iſt ſo vielfach und ausführlich in d. Bl. beſprochen worden, daß wir es hier nur einfach zu nennen brauchen. Die ſchon früher angeregte und von Lewes wie auch gleichzeitig von Goedeke und Düntzer zu Ungunſten Bettina's entſchiedene Frage, inwiefern dieſe mit ihren Briefen das Publikum myſtificirt und die bekannten Goethe'ſchen Sonette willkürlich und ungerechtfertigterweiſe auf ſich bezogen habe, führte zu einer Polemik, indem namentlich H. Siegfried in einer nicht ſehr glücklich ſtiliſirten Epiſtel an Lewes für Bettina's Anſprüche in die Schranken trat. In einem bei

weitem taktvoller und gründlicher gearbeiteten Plaidoyer hat ſich dann weiter noch A. Boden (in Nr. 30 des „Frankfurter Muſeum") Bettina's angenommen, worauf wir hiermit einfach verweiſen wollen. Wenn man übrigens verlangt hat, daß Bettina ſelbſt mit einer runden und beſtimmten Erklärung hervortreten ſolle und dieſes Verlangen, weil es gegen eine Frau gerichtet ſei, als ein gröbliches und plumpes bezeichnet worden iſt, ſo wollen wir dagegen einfach bemerken, daß einer Frau gegenüber, welche öffentlich und namentlich mit ſolchen Anſprüchen auftritt, die Galanterie ihre Grenzen hat, wenn es ſich vor dem literariſchen Gericht um Feſtſtellung der Wahrheit handelt. Neben dem Lewes'ſchen Werke behält auch J. W. Schaefer's, des Verfaſſers einer „Geſchichte der deutſchen Literatur des 18. Jahrhunderts", in zweiter vermehrter und revidirter Auflage erſchienene und durch kritiſche Genauigkeit ſich auszeichnende Biographie Goethe's ihren vollen Werth, und ebenſo neben beiden Werken die vortreffliche, in gedrängter Vollſtändigkeit auftretende Monographie über Goethe, welche K. Goedeke ſeinem „Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung" einverleibt hat. Oldenberg verfaßte eine Schrift über Goethe's pädagogiſche Grundſätze, Kneſchke behandelte Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt, der Holländer Oosterzee erörterte in einer von Lange überſetzten Vorleſung Goethe's Stellung zum Chriſtenthum, K. Jügel gab in ſeinem „Puppenhaus" neue Aufſchlüſſe über Lilli und ihr Verhältniß zu Goethe und Th. Bergk commentirte in einer Schrift acht Goethe'ſche Lieder, die er theils neu entdeckte, theils zum erſten mal für Goethe in Anſpruch nimmt. Was Schiller betrifft, ſo wird ſein Leben in einem umfangreichen Werke von Palleske behandelt, das als Pendant zu Lewes' Leben Goethe's zu betrachten und von dem der erſte Band erſchienen iſt. Wir werden darüber nach dem bald zu erwartenden Erſcheinen des zweiten Bandes ausführlicher berichten. Karl Auguſt's Briefwechſel mit Schiller wurde von Emilie von Gleichen-Rußwurm veröffentlicht, Kuno Fiſcher beleuchtete Schiller's Philoſophie und ſeine in Dramen und Gedichten enthaltenen Selbſtbekenntniſſe und Gerlinger die griechiſchen Elemente in der „Braut von Meſſina". Viele intereſſante und zum Theil neue Mittheilungen in Betreff Goethe's und Schiller's enthalten Diezmann's „Goethe-Schiller-Muſeum" und „Weimar-Album", während A. Clemens in einer geiſtreichen Schrift Schiller in ſeinem Verhältniß zu Goethe und zur Gegenwart betrachtete. Auch iſt hier die „Schiller-Galerie" zu nennen, welche durch Bild und Text (letzterer von einem der Zeichner, dem geiſtvollen F. Pecht) die Hauptcharaktere aus Schiller's Werken zur Veranſchaulichung bringt. Zwei andere Claſſiker, Leſſing und Wieland, ſind, jener von A. Stahr in einem ſelbſtändigen Werke, dieſer von J. W. Loebell im zweiten Bande ſeines wie es ſcheint weit angelegten Werks „Die Entwickelung der deutſchen Poeſie von Klopſtock bis zu Goethe's Tode" ausführlich behandelt worden. Beide Werke werden ſeinerzeit eine gründlichere Beſprechung in d. Bl. nöthig machen. Leſſing, dieſer ſeltene Mann, deſſen Beſtrebungen und Tendenzen mit den Richtungen unſerer Zeit an vielen Punkten ſo genau zuſammenfallen, daß man ihn recht eigentlich als unſern literariſchen Geſetzgeber betrachten darf, hat eine ſo ausführliche Behandlung, wie ihm A. Stahr angedeihen ließ, ſchon längſt verdient, und auch Loebell wird man es Dank wiſſen, daß er unſerer Generation wieder ins Gedächtniß bringt, was Wieland für ſeine Zeit war. Die Schrift von G. Findel: „Die claſſiſche Periode unſerer Nationalliteratur", erwähnen wir nur als einen Verſuch, die Forſchungen gelehrter Literaturhiſtoriker in eine populäre Tonart zu übertragen; der Verfaſſer iſt derſelbe, welcher auch K. Barthel's Nachlaßwerk: „Die claſſiſche Periode der deutſchen Nationalliteratur im Mittelalter" bearbeitete. Ueber Gleim, dieſen verdienſtvollen Protector der deutſchen Muſen, veröffentlichte H. Pröhle, der Verfaſſer einer dankenswerthen Biographie Bürger's, eine kleine Schrift „Gleim auf der Schule" und andere werthvolle Mittheilungen in „Weſtermann's Illuſtrirten Monatsheften", und Hölty's „Gedichte" erſchienen in neuer vollſtändiger Ausgabe mit biographiſcher Einleitung, herausgegeben von F. Voigts. Ein anderer älterer Schriftſteller, der wackere Matthias Claudius, der in ſeinen Schriften eigentlich unter den Deutſchen zuerſt einen echt humoriſtiſchen und dabei echt volksthümlichen Ton anſchlug, fand ſeinen Biographen an W. Herbſt, deſſen Lebensbild „Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote" eine zweite neu bearbeitete Auflage erlebte, und der „Barde" Kretſchmann ſeinen Biographen an Knothe. Die neue vollſtändige Ausgabe von Theodor Körner's ſämmtlichen Werken, welche A. Wolff beſorgte, enthält dankenswerthe Mittheilungen über den Appellationsrath Körner, das Körner'ſche Haus und Theodor Körner ſelbſt und außerdem eine ziemlich anſehnliche Anzahl bisher nicht gedruckter Briefe zwiſchen Vater und Sohn. Reichen Literaturſtoff enthalten auch Düntzer's letzte Veröffentlichungen aus Ludwig von Knebel's Briefnachlaß, und zur Kenntniß des Jean Paul'ſchen Gemüths, weniger ſeines äußern Lebens und ſeines literariſchen Wirkens, tragen Jean Paul's von Täglichsbeck herausgegebene „Briefe an eine Jugendfreundin" weſentlich bei. Wir erwähnen hier noch Koberſtein's „Vermiſchte Aufſätze zur Literaturgeſchichte und Aeſthetik", die Fortſetzung der nun ihrer Vollendung raſch entgegenſchreitenden, in vielen Beziehungen trefflichen „Geſchichte der deutſchen Literatur" von Heinrich Kurz, W. Menzel's „Deutſche Dichtung von der älteſten bis auf die neueſte Zeit" und die eben ſowol in literatur- als culturgeſchichtlicher Hinſicht intereſſante Schrift J. W. Appell's über die Ritter- und Räuberromantik. Auch dieſe rohen und cyniſchen Elemente verdienen Beachtung, wenn es zu einer wirklich ſittengeſchichtlichen Begründung der Literaturgeſchichte kommen ſoll. Einzelne mitlebende Dichter und Autoren findet man in Schmidt-Weißenfels' zweibändiger Schrift: „Charaktere der deutſchen Literatur", darunter Julian Schmidt, Friedrich Halm, Auerbach, A. Meißner, Gutzkow u. ſ. w. in theils ſcharfen, theils leichten Umriſſen dargeſtellt. Endlich iſt hier die Skizze von G. Liebert über Uhland als eine liebevoll in die Eigenthümlichkeiten des Dichters eingehende Arbeit zu nennen,

ganz vorzüglich aber Klüpfel's biographisches und literarhistorisches Werk über G. Schwab, das zugleich um diese Persönlichkeit eine große Anzahl oft genannter oder interessanter Persönlichkeiten und Zeit- und Streitfragen gruppirt.

In unserer der Theorie wenig geneigten Zeit wird die Aesthetik als selbständige Wissenschaft mit nicht sehr großem Eifer angebaut und was darin geleistet wird, scheint meist keinen sehr großen Anklang im Publikum zu finden. Dies ist auch wol der Grund, weshalb A. Zeising's zum Theil scharfsinnige und neue Forschungen auf diesem Gebiete nicht die verdiente Beachtung und Würdigung gefunden zu haben scheinen, zumal da er sich zum Theil gegen Vischer wendet, der den meisten als eine unanfechtbare Autorität auf diesem Felde gilt und erst noch jüngst mit einer Schrift „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst" aufgetreten ist. Wenn wir noch L. Eckardt's Schrift über „Die theistische Begründung der Aesthetik im Gegensatz zur pantheistischen" und R. Zimmermann's „Geschichte der Aesthetik als philosophische Wissenschaft" nennen, so glauben wir so ziemlich alles genannt zu haben, was in neuester Zeit auf diesem Gebiet, in das auch Gottschall's, ganz dem Standpunkt der Modernität huldigende „Poetik" vielfach einschlägt, Hervorragendes geleistet worden ist. Indeß verdient erwähnt zu werden, daß sich eine neue Aesthetik von M. Carriere unter der Presse befindet, aus welcher im „Morgenblatt" bereits einige Abschnitte veröffentlicht wurden. Auch die Theorie der bildenden Künste wird jetzt wenig in selbständigen Werken angebaut; um so lieber knüpft sie sich an die Betrachtung einzelner Kunstwerke oder zieht sich durch ganze kunstgeschichtliche Darstellungen hindurch, wie durch A. Hagen's verdienstvolles Werk „Die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert" und durch A. Springer's „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert". Auch auf diesem Gebiete herrscht übrigens viel subjective Einseitigkeit und Verwirrung der Begriffe; die auch in der Literatur täglich zu hörende Parole und Gegenparole „Idealismus" und „Realismus" klingt allerorten wider und gewisse Stichworte (vgl. der „Deutschen Kunstbriefe" von A. Helfferich erstes Heft: „Das Kunststichwort") summen in jedermanns Ohren. Wir nennen noch auf diesem Gebiete Wilhelm Stier's von gesunder und zugleich echt dichterischer Kunstanschauung zeugende „Hesperische Blätter", aus seinem Nachlaß herausgegeben. E. Guhl's Schrift „Die Frauen in der Kunstgeschichte" und R. Schlüter's Reisewerk „Aus und über Italien", das sich vorzugsweise mit Kunst und Kunstwerken beschäftigt. Einen interessanten Specialbeitrag zur deutschen Kunstgeschichte lieferte Geyser in seiner „Geschichte der Malerei in Leipzig". Auf dem Gebiete der musikalischen Aesthetik nehmen die Kämpfe zwischen den Orthodoxen und den „Zukunftsmusikern", deren Richtung namentlich F. Brendel in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik" vertritt, ihren Fortgang, doch meist nur in kleinen Schriften, von denen wir E. Sobolewski's „Oper, nicht Drama" und Bronsart's „Musikalische Pflichten" nennen. W. Riehl's gern gelesene größere Schrift „Musikalische Charakterköpfe" erlebte eine zweite verbesserte Auflage.

Ein jetzt mit besonderer Liebe angebautes Feld ist das der Biographik. Mehrere hierher einschlagende Werke oder einleitende biographische Skizzen über Goethe, Schiller, Lessing, Claudius, Bürger, Kretschmann, Hölty, Körner, Schwab u. s. w. haben wir, insofern sie Notabilitäten der Literatur betreffen, schon oben genannt. Damit ist aber dieses Feld noch lange nicht erschöpft; wir haben noch die meisterhaften Werke von Strauß über Ulrich von Hutten und Nicodemus Frischlin, Stinzing's namentlich auch in culturgeschichtlicher Hinsicht interessante Biographie des Rechtsgelehrten Ulrich Zasius, Spieker's Biographie des Theologen Andreas Musculus und die des geistlichen Liederdichters Johann Heermann von Ledderhose zu nennen. Nachdem Chrysander mit einer ausgezeichneten Biographie und Charakteristik Händel's vorangegangen, lieferte O. Jahn eine vortreffliche Biographie Mozart's, Marx den ersten Band eines Werks über Beethoven, L. Bischoff eine Uebersetzung der Schrift Ulibischeff's über Beethoven, und Wasielewski eine Lebensbeschreibung R. Schumann's. Das Leben und Kunsttreiben des Bildhauers Schwanthaler behandelte der Münchener F. X. Trautmann mehr novellistisch und unterhaltend in seiner Schrift „Ludwig Schwanthaler's Reliquien", die auch mit nachgelassenen Gedichten des Künstlers und Holzschnitten nach seinen phantasiereichen Gelegenheitszeichnungen ausgestattet ist. Das Leben eines Schauspielers, eines Schülers von Iffland, des in Berlin verstorbenen K. Wauer, wurde von B. Mai beschrieben. G. Forster's Biographie von H. Koenig erlebte eine zweite vermehrte Auflage, über F. Kortüm lieferte Freih. von Reichlin-Meldegg eine Monographie und Gentz' Charakter, Leben und Wirken wurde von E. Schmidt-Weißenfels, der schon früher eine Schrift über die Rahel herausgab, in einem zweibändigen Werke behandelt. An Selbstbiographien und memoirenartigen Schriften war kein Mangel. Erinnerungen aus seinem vielbewegten Leben verarbeitete Arndt in seiner bereits in zweiter Auflage erschienenen, zeitgeschichtlich interessanten Schrift: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein", G. Eilers gab einen sehr wichtigen Beitrag zur Kenntniß der neuern Zeitbewegungen in seinem mehrbändigen Werke „Meine Wanderung durchs Leben", A. von Sternberg reihte in seinen graziös geschriebenen „Erinnerungsblättern" eine Reihe pikanter Mittheilungen über Personen und Zustände aneinander, Julie Burow beschenkte ihre Freunde mit ihrer Selbstbiographie und selbst Bäuerle behelligte das Publikum mit „Memoiren". Eine Fülle der interessantesten Mittheilungen über das, was die Verfasserin in bewegter Zeit in Berlin und Paris, Heidelberg und Köln, Dresden, Wien und München erlebte, bieten die Denkwürdigkeiten der Dichterin Helmina von Chézy, welche unter dem Titel „Unvergessenes" erst am Schluß des vorigen Jahres erschienen und natürlich einer ausführlichern Besprechung vorbehalten bleiben müssen. Die zu unterhaltendem und nicht selten etwas indiscretem Geplauder aufgelegte Natur des Weibes verräth sich auch in den Erinnerungen von Henriette Herz, die, von Fürst herausgegeben, in zweiter vermehrter Auflage erschienen sind. Eine sehr anziehende Lectüre bieten

E. Harkort's Erinnerungen aus Mexico, aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren zuſammengeſtellt von G. Kühne, der auch die zweite Auflage der Erinnerungen von Eliſabeth von Stägemann mit einer biographiſchen Einleitung verſah. Th. Mundt's dreibändiges Werk über Mirabeau, worin, wie in ſeinem ſpätern „Robespierre", eingehende Studien über die Franzöſiſche Revolution in halbnoveliſtiſcher Weiſe verarbeitet ſind, bildet den Uebergang auf der einen Seite zur reinen Geſchichtsliteratur, auf der andern zum hiſtoriſchen Roman und zum Roman überhaupt. Wir wenden uns hier zuvörderſt zu letzterm.

Freytag's „Soll und Haben" hat, es iſt ſicherlich nicht zu leugnen, Epoche gemacht. Das beweiſen die ſieben Auflagen dieſes Romans, das beweiſt noch mehr die literariſche Controverſe, die ſich über ihn angeſponnen und ihr Ende noch nicht erreicht hat. Wenn man auch im allgemeinen zugeben mochte, daß der Roman, laut dem vorangeſtellten Motto, das deutſche Volk bei der Arbeit zu ſuchen habe, ſo fragt es ſich doch, ob die für das deutſche Volk charakteriſtiſche Arbeit gerade in der Bodencultur und im Handel beſtehe; ſind uns doch z. B. die Holländer und Engländer in beiden ſicherlich weit überlegen. Es wollte manchem bedünken, als ob die Thätigkeit der deutſchen Nation auf geiſtigem Gebiete von Freytag zu gefliſſentlich ignorirt und zurückgeſetzt und die bloße Erwerbsfrage als ſolche und ohne einem höhern Zweck zu dienen, zu ſehr in den Vordergrund geſtellt ſei. Außerdem ſonderten ſich aus dieſer Controverſe die beiden Stichworte „Idealismus" und „Realismus" aus: zwei Schlachtrufe, die nun auf dem literariſchen Kampffelde ebenſo oft gehört wurden, wie in den mittelalterlichen Kämpfen die Schlachtrufe: hie Welfen! hie Waiblingen! Um aus dem Conflict herauszukommen, bewies man uns durch eine ſchlaue dialektiſche Escamotage, daß der Realismus im Grunde daſſelbe wolle wie der Idealismus; andere nahmen ihre Zuflucht zu dem ſogenannten Idealrealismus, und ſo könnte man noch, als von weitern Untergraden, von einem Ideal-Idealrealismus oder Real-Realidealismus ſprechen, nach der Analogie von Nordnordweſt oder Südſüdoſt, je nachdem der Tendenzwind eines Werks mehr aus dem Winkel des Realismus oder mehr aus dem des Idealismus weht. Uns erſcheint dieſer Streit als ein ziemlich unerquicklicher und müßiger, und wir wären faſt geneigt, jener Stimme aus England recht zu geben (denn ſelbſt über den Kanal hinüber trug der literariſche Zugwind das Echo dieſer Stichworte), welche in der „Westminster review" behauptete, dem Realismus ſtehe nicht der Idealismus, ſondern der Falſismus gegenüber. Hiermit wollen wir uns fürs erſte beruhigen, obſchon wir wiſſen, daß damit der Streit gewiſſermaßen mit der altrömiſchen Gerichtsformel „Non liquet" unentſchieden ad acta gelegt, ſtatt zu Ende geführt iſt, um uns zu einer gedrängten Aufzählung der hervorragendern Erſcheinungen auf dem Gebiete des Romans zu wenden. Da begegnet uns gleich ein Roman von E. Willkomm: „Banco", in welchem ebenfalls die große Frage des Tags, die Erwerbsfrage vermittelſt Geld- und Waarenhandels zu Grunde gelegt iſt, während wir doch dem Verfaſſer die Anerkennung nicht verſagen dürfen, daß er wenigſtens beſtrebt geweſen iſt, in dem Bankier Silbermann eine Perſönlichkeit aufzuſtellen, welche den Reichthum nicht hamſterartig hütet, ſondern auch etwas für Kunſt und geiſtige Intereſſen thut. Es iſt damit wenigſtens ausgeſprochen, daß das Kapital nicht Selbſtzweck, ſondern Mittel zu höhern Zwecken ſein ſoll. Indeſſen ſcheint „Banco" nicht ſo großen Anklang gefunden zu haben, als deſſelben trefflicher Fabrikantenroman „Die Familie Ammer". Dagegen hat ſich Th. König in ſeinem Roman „Ein Bild der Zeit" ganz entſchieden gegen den Materialismus der Zeit gewendet. Indirect geſchieht dies ferner in allen Romanen, deren Haupthelden Künſtler oder Dichter ſind, wie H. Rau's ſechsbändiger Roman „Mozart"; doch ſind Romane dieſer Art jetzt eben nicht ſehr häufig. Vielleicht gehört dahin auch des unerſchöpflich productiven E. Willkomm's neueſter Roman „Dichter und Apoſtel", der bereits die Jahreszahl 1859 trägt. Auf mehr realiſtiſchem Wege, wie es ſcheint, ſuchte O. Roquette in ſeinem „Heinrich Falk" die an ſich mehr der Sphäre des Idealismus angehörende Frage zu löſen, wie ein Individuum zur Kunſt und künſtleriſchen Bildung erzogen werden könne, ohne ein geborenes Genie zu ſein. Die Macht der Erziehung beſtreiten zu wollen, wäre ſinnlos; aber die Anſicht, daß die Erziehung und die äußern Lebensumſtände allein ein Individuum zu einem Genie bilden könnten, wo dieſes nicht in urſprünglicher Anlage vorhanden, iſt allerdings eine Anſicht, wie ſie vorzugsweiſe den Anhängern des Materialismus eigen zu ſein pflegt. „Heinrich Falk" hat übrigens in Stil und Compoſition nicht gewöhnliche Vorzüge. Ueber Gutzkow's wie die „Ritter vom Geiſte" im großartigſten Stile angelegtes Zeitrundgemälde „Der Zauberer von Rom", welches ſchon in den beiden erſten Bänden außer dem Reichthum an Ideen und Zeitbeziehungen die ſpannende Erfindung und die Kraft der Charakteriſtik bewundern läßt, können wir einfach auf Gottſchall's Bericht in Nr. 51 d. Bl. f. 1858 verweiſen; ebenſo können wir des A. Meißner'ſchen Romans „Sanſara", der bereits in zweiter wohlfeiler Auflage erſchienen iſt, hier als einer hervorragenden Erſcheinung nur gedenken, da wir demnächſt einem Bericht darüber aus der Feder eines unſerer Mitarbeiter entgegenzuſehen haben. Als ein zeitgeſchichtlicher Roman von beſonderm Werth, der aber wegen des darin hervortretenden ſchroffen Peſſimismus beim großen Publikum und wegen der allzu ehrlichen Zeichnung der Frauencharaktere bei dem weiblichen Leſepublikum ſchwerlich den Beifall finden wird, den er wegen der darin ſich kundgebenden Kraft der Wahrheit verdient, erſcheint uns L. Steub's Roman „Deutſche Träume", der das deutſche Volk bei ſeinen „Leiden" ſucht. Eine um ſo gemüthlichere Lectüre bietet dagegen der Roman „Sabbatfeier" von Eliſe Polko, der ſich gegen den Steub'ſchen Roman wie ein ſtilles, Gegenſtände des häuslichen Lebens ruhig abſpiegelndes und nur in der Tiefe bewegtes Binnenwaſſer gegen die offene, von Stürmen aufgewühlte Meerflut verhält. Das tiefere Gemüthsleben findet auch vorzugsweiſe Befriedigung in A. Stifter's „Nachſommer",

obschon darin die künstlerische Einheit nur zu sehr vermißt wird, während man dem Verfasser allerdings zugestehen muß, daß er zu den wenigen gehört, die aus innerm Drang und Bedürfniß schreiben, und in H. Koenig's „Marianne", wobei wir nicht unterlassen wollen zu bemerken, daß Koenig einer aus der verhältnißmäßig geringen Zahl deutscher Romanschriftsteller ist, welche sich in keinem Augenblick auf der Nachahmung ausländischer Muster betreffen ließen und lieber dem augenblicklichen glänzenden Effect als ihrer treuen deutschen Natur entsagten. Mehr in Abenteuern bewegen sich Gerstäcker's californisches Zeitbild „Gold!" und „Aus dem Waldleben Amerikas" und Wachenhusen's „Rom und Sahara", während uns Th. Mügge in „Leben und Lieben in Norwegen" in den hohen Norden führt.

Den ausgedehntesten Anbau unter allen Gattungen des Romans erfuhr die historische, und wir nennen hier in erster Reihe den durch Fülle der Thatsachen und durch Reichthum an Charakteren hervorragenden, auch bereits in zweiter Auflage erschienenen Roman von L. Rellstab: „Drei Jahre von Dreißigen", worin uns die ersten Schreckensjahre des Dreißigjährigen Kriegs vorgeführt werden, während Ludwig Rosen in seinem Roman „Der Buchenhof" die durch den Dreißigjährigen Krieg in Deutschland angerichtete sittliche und politische Verwüstung und das Treiben der verwilderten Soldateska schildert, zugleich aber in eine geordnetere Zeit, wie man sie vorzüglich dem Großen Kurfürsten verdankt, erfreuliche Perspectiven eröffnet. Ein anderer bewährter Meister in dieser Gattung, Wilibald Alexis, sammelte seine „Vaterländischen Romane". A. Helfert gab uns in seinem Roman „Der Reichspostreiter in Ludwigsburg" ein fein und sauber ausgeführtes, lebhaft interessirendes Gemälde aus dem württembergischen Hofleben zur Zeit der Gräfin von Würben. Wir nennen außerdem noch die Romane „Ein getheiltes Herz" und „Maria Theresia und ihre Zeit" von Franz Carion; „Die Hansabe" von Wilhelmine Gulschard; „Schloß Krakau und das letzte Turnier" von W. Bachmann; „Graf d'Anethan Entrages von G. Hesekiel, der einer der talentvollern und talkvollern Schildträger der Kreuzzeitungspartei ist; den anonym erschienenen Roman „1806", J. Bacher's „Brautschau Friedrich's des Großen", den Roman „Napoleon in Deutschland" von Luise Mühlbach, die ihr Publikum festzuhalten weiß, und „Andreas Burns und seine Familie", einen die Ereignisse während der schleswig-holsteinischen Erhebung lebhaft schildernden Roman von dem Pseudonymen Philipp Galen, dessen Romane auch gesammelt erschienen sind. Uebrigens wurde nicht blos die Zeitgeschichte, sondern selbst die Geschichte vergangener Jahrhunderte bisweilen dazu benutzt, sie in gehässiger Weise zu Parteizwecken, namentlich in religiöser Hinsicht zu entstellen, wie dies ein katholischer Pfarrer, der pseudonyme Karl von Belanden, in seinem Roman „Eine Brautfahrt" gethan hat, worin er das historische Bild Luther's mit schlauer Benutzung einzelner Züge in eine Caricatur verwandelte.

Unter den Erzählungen und Novellen sind wol vor allen A. von Sternberg's Künstlernovellen zu nennen, oft wahre kleine Meisterstücke, die in zwei Bänden unter dem Titel: „Die Dresdener Galerie. Geschichten und Bilder", erschienen sind und ihm den Anspruch sichern, als der beste und vielleicht letzte Meister im Novellenfach und als einer der graziösesten Stilisten anerkannt zu werden, insofern man ihm nicht P. Heyse, der mit „Neuen Novellen" hervortrat, in der ebenso einfachen als schwierigen Kunst der Novellistik zur Seite stellen will. Doch scheint diesem das feine ironische Element zu fehlen, durch welches sich Sternberg seinem Vorbilde Tieck verwandt zeigt, den er aber im ganzen an naturwahrer Charakteristik übertrifft. Anmuthige Bilder aus dem Leben und Treiben älterer Künstler gab auch Elise Polko in ihrer Novellensammlung „Aus der Künstlerwelt". Ein ganz anderes Talent ist der pseudonyme M. Solitaire (Nürnberger), der in seinem „Braunen Buch" und in seinen „Erzählungen bei Nacht" dämonische Zustände und Ereignisse und die Verhältnisse unglücklicher moderner Existenzen in nachtdunkeln, von grellen Schlaglichtern unterbrochenen Farben malt. Ferner verdienen M. Hartmann's „Erzählungen eines Unsteten" und „Märchen und Geschichten aus dem Osten", zum Theil Erinnerungen aus seinem eigenen Reiseleben, Holtei's „Bilder aus dem häuslichen Leben", Hieronymus Lorm's „Erzählungen des Heimgekehrten", F. Kürnberger's „Ausgewählte Novellen", G. Raymund's „Novellen", E. Willkomm's „Neue Novellen" und L. Schücking's, der auch einen Roman „Paul Bronckhorst oder die neuen Herren" veröffentlichte, „Gesammelte Erzählungen und Novellen" auf diesem Felde hervorgehoben zu werden.

Die Dorfgeschichte scheint allmählich in Abnahme zu kommen, denn es hat auch in der Literatur alles seine Zeit, die Salonnovelle hat sie gehabt und die Dorfnovelle wird sie auch haben. Außer den „Thüringer Naturen" von O. Ludwig, welche in d. Bl. eine weitläufigere Besprechung fanden, nennen wir P. Stein's „Aus dem schwäbischen Volksleben", Elfried von Taura's „Erzgebirgische Dorfgeschichten" und F. von Sommerfeld's „Volksgeschichten aus dem Schwarzbubenland". Vielleicht verdienten auf diesem Gebiete, das nach zwei verschiedenen Richtungen hin in Jeremias Gottlelf und Berthold Auerbach — von diesen beiden sind auch Gesammtausgaben ihrer Werke zu erwähnen — seine Hauptvertreter fand (ihrer Vorläufer, Immermann, Willkomm und Rank nicht zu gedenken), noch einige andere Erscheinungen gleichen Werthes genannt zu werden; indessen wollen wir uns mit bloßen Titelaufzählungen den Raum nicht zu sehr verengern. Gleicht ja die Dorfgeschichte ohnehin einer stadtkundigen Persönlichkeit, deren Physiognomie und äußere Erscheinung jedermann kennt. Die Unwahrheit liegt nur darin, daß während die meisten Verfasser, der raffinirten städtischen Cultur gegenüber, das Menschheitsideal auf dem Lande suchen, sie selbst doch keineswegs zu Pflug und Dreschflegel greifen, sondern sich im städtischen Comfort sehr wohl zu behagen scheinen, wie auch die fanatischsten Liebhaber der Lectüre von Dorfgeschichten ihre Sympathien für das fingirte Dorfvolk keineswegs auf das wirkliche übertragen, sondern sich von diesem meist in respectvoller Entfernung zu halten pflegen.

Zur dramatiſchen Literatur übergehend, wollen wir zuvörderſt eines merkwürdigen in der „North British review“ erſchienenen Artikels, der in den literariſchen Kreiſen Englands lebhaftes Aufſehen gemacht hat, hier gedenken, weil darin die auch in Deutſchland ſo unaufhörlich behandelte Frage vom Verfall des Theaters und dem Verhältniß des ſogenannten Bücherdramas zum Bühnendrama aufs ſchärfſte beleuchtet iſt. Der Brite behauptet geradezu, daß es mit dem Bühnendrama für immer aus ſei. Ein zweiter Shakſpeare ſei jetzt unmöglich. Den Grund findet er in der großen Ausgleichung und Vermiſchung aller geſellſchaftlichen Unterſchiede, die ſeit einer Reihe von Jahren eingeriſſen ſei und täglich vollſtändiger werde. Die fortſchreitende Geſittung, und das ſei vielleicht ihr unvermeidliches Ergebniß, verſchleife die ſcharfen Ecken des beſondern Charakters und beraube ſo das Drama eines ſeiner Hauptnahrungs- und Anziehungsmittel. Böſe Naturen und böſe Leidenſchaften ſeien leider die Begleiterinnen jedes Zeitalters, aber darum ſtellten ſie ſich nicht immer gerade in dramatiſcher Form dar. Mit dem Verſchwinden der maleriſchen Unterſchiede im Leben ſei zum großen Theil der Geſchmack des Volks verſchwunden, ſie dramatiſch dargeſtellt zu ſehen; aber die feinen geiſtigen Elemente, welche den Mangel derſelben im geſchriebenen Drama erſetzen ſollten und auch wol erſetzten, ſeien nicht darauf berechnet, auf der Bühne Wirkung zu machen. Ein Prämium für falſchen Effect werde unſern Dramatikern nicht länger geboten, und demgemäß bildeten die Stücke, welche in den letzten Jahren geſchrieben ſeien, einen ſehr merkwürdigen und vortheilhaften Contraſt mit einer gleichen Zahl Dramen, die im erſten Viertel dieſes Jahrhunderts geſchrieben ſeien, wo die Darſtellungsfähigkeit als das Haupterforderniß bei einem Stück gegolten habe. Kurz, der Reviewer iſt der Anſicht, daß der dramatiſche Dichter, welcher die unſere Zeit am tiefſten bewegenden Ideen zum Ausdruck bringen wolle, auf die Bühne verzichten müſſe, worin man ihm doch im Grunde nur recht geben kann. Leider tritt hierbei nur, wenigſtens in Deutſchland, der Uebelſtand ein, daß gegenwärtig das Publikum von allen poetiſchen Schöpfungen die dramatiſchen am wenigſten lieſt, während noch zum Schluß des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts die dramatiſche Form ſo beliebt war, daß ſelbſt die für das große Publikum beſtimmten Romane ſtreckenweiſe vollkommen dramatiſch ſcenirt und dialogiſirt waren. Unglücklicherweiſe beſucht das Publikum das Theater heutzutage nicht mehr, um ſich an Gedanken und Geſtaltungen zu erbauen, ſondern um ſich zu unterhalten oder irgendeinen bedeutenden Künſtler oder eine beliebte Künſtlerin zu bewundern, über denen dann in der Regel der Dichter vollkommen vergeſſen wird. Nur ſogenannte „dankbare“ Rollen halten jetzt ein Stück, und die Nöthigung, auch die erſte Liebhaberin und den erſten Liebhaber zu beſchäftigen, zwingt zur Einführung von Liebesſcenen, die namentlich in hiſtoriſchen Stücken oft aufs äußerſte ſtörend ſind und ſich in unangenehmſter Weiſe hervordrängen. Declamatoriſches falſches Pathos und falſches Sentiment ſtehen damit im Zuſammenhang, und ſo iſt die Lüge auf unſerer Bühne man möchte ſagen permanent geworden. Ueberblickt man unſere dramatiſche Literatur, ſo erſchrickt man förmlich vor dieſer unſaglich eklektiſchen Buntſcheckigkeit von dramatiſchen Formen, die allen Zeiten und allen Völkern entlehnt werden, und mit nur zu gerechtfertigtem Neid blickt man auf die Tragiker der Griechen, der Spanier und Altenglands, die aus einer in ſich geſchloſſenen Nationalität und einem einheitlichen Sitten- und Bildungszuſtande herausdichteten. Trotzdem verleugnet ſich in der dramatiſchen Poeſie der Gegenwart der deutſche Charakter nicht immer; in mancher Hinſicht, namentlich in Bezug auf die Handhabung der techniſchen Mittel, zeigt ſich ein Fortſchritt gegen frühere Jahre und im ganzen eine große, zuweilen brillante geiſtige Beweglichkeit; wir haben neuere deutſche Dramen, die, wenn ſie vor Goethe oder Schiller geſchrieben worden wären, wol nicht häufiger geleſen werden, aber doch in demſelben literariſchen Anſehen ſtehen würden, wie Gerſtenbergk's „Ugolino“ oder Leiſewitz' „Julius von Tarent“, und wenn wir auf den Zuſtand der Bühne bei den meiſten andern Völkern blicken, ſo können wir uns zu dem Standpunkte der unſerigen immer noch Glück wünſchen, namentlich was die Tragödie betrifft, von der als einer ſich fortentwickelnden Gattung bei den andern Völkern kaum noch die Rede iſt.

Hier können wir uns ſelbſtverſtändlich nur auf diejenigen Dramen, und zwar nur auf die hervorragendern einlaſſen, die im Buchhandel erſchienen ſind, und ihre bloße Aufzählung wird genügen, um ein Bild jener eklektiſchen Buntheit zu geben, von der wir oben geſprochen haben. Antike Stoffe behandelten Temme in ſeiner „Klytämneſtra“, W. Jordan in ſeiner „Witwe des Agis“, H. Herſch in ſeiner „Sophoniobe“, P. Lohmann in ſeinem „Appius Claudius“ und A. von Maltitz in ſeiner „Virginia“, wobei wir nur bemerken wollen, daß wir antike Stoffe zwar unſern dramatiſchen Dichtern nicht beſonders empfehlen möchten, weil die Erfahrung zeigt, daß ſie unſer bürgerliches Publikum nicht erwärmen, daß wir aber auch nicht geſonnen ſind, ſie gänzlich zu verwerfen, weil das Alterthum an großen Charakteren und echt tragiſchen Conflicten unendlich reicher war als unſere krämerhafte und grübelnde Generation, und es gut ſein mag, dem Publikum von Zeit zu Zeit ſolche Geſtalten und Conflicte vorzuführen, um es an die Mittelmäßigkeit und Schwächlichkeit der Mitwelt zu erinnern. Uebrigens werden wir noch der Veröffentlichung mancher Tragödien antiken Charakters, die um den münchener Preis concurrirten, darunter z. B. der gekrönten Tragödie von P. Heyſe: „Die Sabinierinnen“, wol demnächſt entgegenzuſehen haben. Merkwürdig als das Erzeugniß einer Frau iſt die dramatiſche Dichtung „Die Sibylle von Tibur“, wie es ſcheint, mehr theoſophiſchen Charakters, während Kinkel in ſeinem „Nimrod“ in die früheſte Urzeit zurücktauchte, um darin ſeine Lehre vom Staat und ſeiner Entwickelung dramatiſch zu verkörpern. Aus der altdeutſchen Reckenzeit holte Geibel in ſeiner „Brunhild“ die mächtigen Rieſenleiber der Nibelungen hervor, in demſelben Verſuch mit Hebbel zuſammentreffend. G. von Meyern behandelte in ſeinem „Heinrich

ren Schwerin", mit deutlichen Seitenblicken auf Schleswig-Holstein, einen Stoff aus dem deutschen Mittelalter, wie E. Brachvogel, der renommirte Verfasser des „Narciß" und des noch nicht gedruckten Trauerspiels „Mon de Gers" (worin er schon in dem Norweger Munch einen Vorgänger fand), in seinem „Adalbert von Babanberge", der im ganzen gesünder, aber weniger bühnengerecht ist als „Narciß". Genast bearbeitete eine Episode aus dem Bauernkriege in seinem „Florian Geyer", wie wir vermuthen mit Zugrundelegung des gleichnamigen Romans von Robert Heller. Auf nichtdeutschen Boden versetzten uns K. Werder mit seinem „Columbus", der auch von H. Schmidt in München zum Helden eines Trauerspiels gemacht wurde, A. Meißner in seiner Tragödie „Der Prätendent von York" und Gutzkow in „Lorbeer und Myrte", ein Drama von künstlerischer Durchbildung, in dem wir uns an den prächtigen Hof Ludwig's XIV. und zugleich in den Kreis moderner Empfindungen und Anschauungen versetzt sehen. Der wackere, seit langem schwer leidende J. Mosen brachte sich seinen Freunden durch sein Drama „Der Sohn des Fürsten" wieder in Erinnerung, und ebenfalls eine preußische Heldengestalt führte uns E. Wiezel in seinem Drama „Unser General York" vor. Dieser preußische Patriotismus zeigt sich auch in dem noch nicht gedruckten, aber viel aufgeführten historischen Schauspiel von H. zu Putlitz: „Das Testament des Großen Kurfürsten", das wir als Symptom der Zeit hier hervorheben wollen. Mehr dem phantastischen Genre gehört Rosenthal's dramatische Dichtung „Das gefangene Bild" an, in der er plötzlich aus der derben vorzeitlichen Sphäre des „Sonnwendhof" in die dämmerige mondbeleuchtete Flut der Romantik niedertauchte. Von Trauerspielen oder Dramen, welche Conflicte des modern bürgerlichen Lebens behandelten, wüßten wir keins, wenigstens kein hervorragendes zu nennen, so nahe uns Stoffe dieser Art auch gelegt zu sein scheinen. Ziemlich empfindliche Dürre herrscht auf dem Gebiete des Lustspiels; wir haben da etwa nur Hackländer's „Zur Ruhe setzen" und R. Gisecke's „Die beiden Cagliostro" zu nennen. Doch läßt sich aus einigen Lustspielen, die jetzt auf den Bühnen umlaufen, wie aus A. Müller's „Die Preußen in Breslau", aus H. Hirsch's „Anna-Lise" (dem Titel nach Schauspiel, der Behandlung nach mehr Lustspiel) und aus einigen kleinern gedruckten Stücken erkennen, daß man wieder zu der echt deutschen derbrealistischen Weise zurückkehren zu wollen scheint, nachdem man der mehr pointirten französischen Weise und der Unwahrscheinlichkeiten französischer Lustspielintrigue mehr und mehr überdrüßig geworden zu sein scheint. Da nun aber die moderne Gesellschaft keinen großen Vorrath an komischen Charakteren bietet, die für das Lustspiel sehr brauchbar wären, so wendet man sich mit Vorliebe (und vielleicht hat hierzu Raupach's „Vor hundert Jahren" den Anstoß gegeben) an das vorige Jahrhundert, das in dieser Hinsicht eine reichere Ausbeute gewährt, und verarbeitet besonders historische Persönlichkeiten, unter denen z. B. der alte Dessauer herhalten muß. Daß es hierbei nicht immer ohne Verstümmelung und Verhunzung der historischen Wahrheit und wie überhaupt im modernen Lustspiel nicht immer ohne eine zweideutige Moral abgeht, die, in das gewöhnliche Leben eingeführt, alle sittlichen Verhältnisse von oberst zu unterst kehren und ein geordnetes Familienleben unmöglich machen würde, versteht sich im Grunde leider von selbst. Das geschlechtliche Verhältniß, oft in ziemlich zweideutigen Situationen, bildet auch in unsern Lustspielen, wie überhaupt in unsern modernen Tragödien und meisten Romanen und Dichtungen den Mittel- und Schwerpunkt. Daß sich die Komik in unsern Lustspielen in großartigen Dimensionen bewegen könne, wie bei Aristophanes, oder in genialer Humoristik, wie bei Shakspeare oder Holberg, oder in romantisch-ritterlicher Anmuth, wie bei Moreto, oder in fein und mathematisch bis in den kleinsten Zug ausgeführter Charakteristik, wie bei Molière, das lassen ein und für allemal unsere Bühnenverhältnisse, die allgemeinen Zustände und der Geschmack des Publikums nicht zu.

Ungemeine Fruchtbarkeit herrscht auf dem Gebiete der Lyrik, eine Fruchtbarkeit, die manchem wahrhaftes Entsetzen einzuflößen scheint. Während man aber so auf unsere freilich zum Theil sehr unbedeutenden, aber auch um so unschuldigern Lyriker losschlägt, die im Grunde doch am meisten sich selbst schaden, wenn sie sich unnütze Kosten und Hoffnungen machen, vergißt man, den eigentlichen Sumpfflecken unserer Literatur nachzuspüren, aus denen die eigentlich schädlichen und verderblichen Miasmen entströmen. Interessen lassen wir auch hier R. Prutz für uns sprechen, der im zweiten Artikel seines Aufsatzes über Literatur und Literaturgeschichte (Nr. 51 des „Deutschen Museum" f. 1858) bemerkt:

> Wie jeder neue Frühling neue Blätter und neue Lerchen bringt, und wie selbst der Greis am Stabe, der diese Wiederkehr des Frühlings mit seinen Blumen und Liedern schon achtzigmal gesehen hat, sich dennoch glücklich schätzt und es als eine hohe Gunst des Himmels betrachtet, daß er dasselbe Schauspiel noch zum einundachtzigsten male erleben darf, so bringt auch jedes neue Geschlecht seine neuen Frühlings- und Liebesdichter hervor, solange noch ein Becher schäumt, eine Rose duftet, noch ein schönes Mädchenauge winkt — und verräth es daher eine mehr als greisenhafte Morosität, wenn man diesem ganz natürlichen und echt menschlichen Treiben durch kritische Machtsprüche ein Ende setzen will. Etwas anderes freilich ist es, wenn die Frühlingssänger, denen wir also ihre Existenz an sich von Herzen gönnen, entweder falsche Tonarten singen oder aber wenn sie sich einbilden, im Mittelpunkt der Welt zu sitzen und niemand auf Erden hätte etwas Wichtigeres und Dringenderes zu thun als ihrem Gezwitscher zu horchen.

Der Zug nach der Lyrik ist übrigens ein in der deutschen Natur so mächtiger, daß er nur zu häufig unsere epischen Gestaltungen verdirbt und unsere dramatischen schwächlich und gebrechlich macht; daß aber dagegen auf dem Gebiete der reinen Lyrik noch fortdauernd manches Gute geleistet wird, was vielleicht Aussicht auf längere Dauer hat, als manche unserer gefeiertsten Romane und Dramen, wenn es sich auch nur in Anthologien oder im Gesange fortpflanzen sollte, das wird niemand in Abrede stellen können, der sich nicht aus Widerwillen vor dem wüsten Unkraut, wovon der Garten der Lyrik allerdings angefüllt

iſt, abhalten läßt, die duftigen und farbigen Blumen darunter hervorzuſuchen. Thatſache iſt, daß die Ausländer gerade an der deutſchen Lyrik ihre größte Freude zu haben und am liebſten aus dem reichen Vorrath deutſcher Lieder und Balladen zu überſetzen pflegen, und daß ſie (z. B. der Franzoſe Chamiſſo, der Lombarde Cajetan Cerri, der Ungar Bakody, der Ruſſe Jacowlew u. ſ. w.), ſobald ſie in deutſcher Sprache dichten, nicht Romane und Dramen ſchreiben, ſondern ihrem Herzen in lyriſcher Form Luft machen. Im allgemeinen möchten wir nur bemerken, daß das Zurücktreten von Anſchauungen, welche auch auf das eigentliche Volk bildend wirken könnten, in unſerer Lyrik ſehr bemerkbar iſt, das Zurücktreten vaterländiſcher Ideen leider noch mehr als im Drama. Zu den ſchönſten lyriſchen Gaben der letzten Zeit gehören wol R. Prutz' neueſte, unter dem Titel „Aus der Heimat" erſchienene Gedichte wegen der darin enthaltenen Liebesgedichte, gegen die man wol ein oder das andere Bedenken vom nichtäſthetiſchen Standpunkte haben kann, unter denen ſich aber Liebeshymnen befinden, die an Glut der Leidenſchaft und an Feuer und zugleich Plaſtik des Ausdrucks wenige ihresgleichen in der deutſchen Literatur haben dürften. Zu den hervorragenden Erſcheinungen auf dem Gebiete der Lyrik gehören ferner R. Gottſchall's „Neue Gedichte", in denen der planmäßig durchgeführte Verſuch, den Reim auf antikiſirende Versmaße anzuwenden, intereſſant und beachtenswerth und überhaupt der pathetiſche Ton charakteriſtiſch iſt; O. Banck's Gedichte, welche unter anderm auch einen reichen Vorrath zum Theil pikanter Epigramme enthalten; K. L. Reh's von männlicher Geſinnung zeugende Gedichte; F. Hebbel's Gedichte; F. Bodenſtedt's „Aus der Heimat und Fremde"; S. Schott's, Scheurlin's, R. Waldmüller's Gedichte; die Gedichte von Katharina Diez; Strodtmann's „Hohes Lied von der Liebe"; B. Sigismund's „Asclepias"; H. Oelbermann's „Herzliederbuch"; H. von Treitſchke's „Studien"; Eilr Ling's (eines Pſeudonymus) „Aus der Edda" u. ſ. w. Schöne Balladen brachte A. Böttger's „Buch der Sachſen", das jetzt in zweiter, vom ſächſiſchen Cultusminiſterium für die Schulen empfohlener wohlfeiler Ausgabe herausgekommen iſt, und Balladen nebſt Sinngedichten bilden auch wol den Kern der zweiten ſehr vermehrten Auflage der Gedichte des Ritters von Leitner. Ebenfalls eine zweite vermehrte Auflage erlebten Dingelſtedt's Gedichte, die durch ſcharf pikante, unverblümte und ironiſche Auffaſſung und Darſtellung moderner Zuſtände eine ganz eigenthümliche Erſcheinung bilden und einer eingehendern Beſprechung vorbehalten bleiben müſſen, H. Lingg's Gedichte eine dritte, Prutz' frühere Gedichte und Geibel's „Neue Gedichte" eine vierte, Hammer's „Schau um dich und Schau in dich" ſogar eine achte, und Rittershaus' Gedichte eine zweite Auflage. Letztere wie Hammer's neue Gedichtſammlung „Auf ſtillen Wegen", des verſtorbenen A. Schults „Der Harfner am häuslichen Herd", J. Sturm's „Neue fromme Lieder" und die Gedichte von Marie Förſter und Julie Burow gehören einer ganz andern Richtung an, indem ſie, zwar ſehr verſchieden im Ton und im Grade techniſcher Vollkommenheit, die gemüthliche Erbauung des innern Menſchen oder die Verherrlichung des häuslichen Wirkens und Familienlebens bezwecken. Eine entſchiedene religiöſe Färbung, bald mehr rationaliſtiſch bald mehr pietiſtiſch, tragen „Die Sonntagsblätter" der Gräfin Franziska von Schwerin, A. Krummacher's „Harfenklänge" und Pfeilſchmidt's „Heilige Zeiten" auf proteſtantiſcher und G. von der Heide's Gedichte auf katholiſcher Seite. Ihnen allen ſtellt ſich als entſchiedener und ſchroffer Gegenſatz der jedenfalls ſehr aufrichtige und bis zum Cynismus ſchonungsloſe Materialismus in K. Heinzen's zu Neuyork erſchienenen Gedichten gegenüber. An lyriſch-epiſchen und pſeudoepiſchen Dichtungen war das vergangene Jahr nicht ganz ſo reich als die Vorjahre. Als eine vortreffliche Arbeit im rein epiſchen Genre iſt Gregorovius' „Euphorion" und in einer andern Richtung Wolfgang Müller's „Johann von Werth", ferner A. Stern's „Jeruſalem" und Hamerling's „Venus im Exil" hervorzuheben. Ueber L. Scheſer's „Apotheoſe des Homer" haben wir noch kein Urtheil. Dorfgeſchichten in Verſen gaben F. Dörr in ſeinem „Chriſtabend", wovon die zweite Auflage erſchien, M. Horn in ſeiner „Dorfgroßmutter" und Minna von Mädler in ihrer rührenden und anmuthigen livländiſchen Dorfgeſchichte „Anna". Die vom Comité der Liedgeſtiftung gekrönte poetiſche Erzählung von F. Hebbel: „Mutter und Kind" iſt erſt ganz vor kurzem erſchienen. Alle Sammelplätze deutſcher Lyrik, die überaus zahlreichen Almanache, Muſenalmanache, Jahrbücher, Albums, Wohlthätigkeitsalbums und Prachtalbums hier zu nennen, müſſen wir uns verſagen, und kaum haben wir noch Raum genug darauf hinzuweiſen, daß die mundartliche Poeſie durch K. Groth ihren Schwerpunkt für den Augenblick aus Süddeutſchland nach Norddeutſchland verlegt hat, obſchon von ſeinen Nachfolgern nur F. Reuter mit ſeinen mehr derben „Läuſchen und Rymels" ein größeres Publikum gefunden zu haben ſcheint. Groth ſelbſt ließ einen zweiten Band ſeiner „Vertellu", ein Prachtalbum mit Richter'ſchen Zeichnungen unter dem Titel „Voer de Goern. Kinderreime" und „Briefe über Hochdeutſch und Plattdeutſch" erſcheinen.

Was die Humoriſtik und Satire betrifft, ſo haben wir ſchon früher bemerkt, daß ſie gegenwärtig mehr nur in kleinen Leckerbiſſen in unſern illuſtrirten Witzjournalen und Broſchüren und Schriftchen von kleinem Umfang aufgetiſcht wird, als daß ſie durch umfangreiche, alle dieſe einzelnen Ausſtrahlungen zu einer mächtigen Lichtmaſſe verarbeitenden und condenſirenden Productionen vertreten wäre. Es iſt dies ebenſo auffallend als zu bedauern; denn wohin würde man ſich vor dem oft ſo ungeſunden Ernſt, vor der erkünſtelten Leidenſchaft, vor der lügenhaften Phraſe, vor dem Gewühl der vielen kleinen und großen verſtimmenden und verbitternden Zänkereien auf allen Gebieten hinüberretten, als in das freie, göttliche und lichte Reich eines wahrhaft geſunden, objectiven Humors? Wir erinnern daran, was B. Schön über die

Nützlichkeit des Humors bemerkt, wenn er in der Vorrede zu seinen „Humoristischen Pillen" versichert, daß er, als Seelsorger der Kranken im wiener Irrenhause, für seine Reconvalescenten gar keine andere Lectüre brauchen könne als humoristische, daß er damit bei einigen die merkwürdig günstigste Wirkung erzielt habe, daß für die vielen an Grillen und fixen Ideen leidenden Menschen, die sich außerhalb der Irrenhäuser befänden und für leidlich gesund gelten, ebenfalls kein besseres Heilmittel gäbe als den Ideenhumor (den er von Wortwitz und Antithesenhumor unterscheidet), und daß, wer humoristisch schreiben könne, dies ja thun solle, da er damit mehr nutze als er selbst ahne. Nun geben wir freilich zu, daß es unserer Zeit, wie schon oben bemerkt, allerdings an Originalen fehlt, die z. B. für das Lustspiel mit besonderm Glück benutzt werden könnten; um so mehr eignen sich aber unsere Zustände und eben unsere fixen Ideen und geistigen und seelischen Wunderlichkeiten, unser oft sehr donquixotisches Trachten, unser falsches Pathos und Sentiment, unsere Ostentation u. s. w. für humoristische und ironische Behandlung, und mit diesen läßt sich z. B. im komischen Roman und in der komischen Dichtung immer noch etwas anfangen. Wir gestehen freilich offen, daß wir noch nicht Zeit haben gewinnen können, Hackländer's Roman „Der neue Donquixote" und H. Presber's von mehreren Seiten gerühmten, erst jüngst erschienenen humoristischen Roman „Wolkenkukuksheim" zu lesen; was wir aber sonst von größern humoristischen Producten kennen, so enthalten diese, wie Binnewerk's „Narren-Album", E. Helmer's (Ernst Koch) „Prinz Rosa-Stramin", der in zweiter Auflage erschien, und andere, immer nur humoristische Einzelheiten, während das Ganze formlos und zerflossen ist und der künstlerischen Durcharbeitung ermangelt. Ein kleines Büchlein voll Geist und humoristischer Schärfe, bei dem man nur bedauert, daß es so kurz ist, ist die Erzählung von R. A. Hartmann, welche unter dem nicht sehr glücklichen Titel „Das Lied vom Ewigen" erschien. Auch G. Keller entfaltet in manchen Erzählungen, z. B. in der von den drei Kammachern, eine selbst von der englischen Kritik anerkannte besondere Anlage für den Humor. Treffende humoristische Einfälle findet man ferner in R. Binder's „Lichtfunken und Pfefferkörnern", und sehr reich ist daran, des Kladderadatschkalender nicht zu gedenken, der mit ergötzlichen Zeichnungen von H. König ausgestattete neueste (elfte), sofort in zweiter Auflage erschienene Jahrgang des „Lustigen Volkskalender" von A. Brennglas, der auch hier jenen gemüthlichen und doch beißenden Schalkernst offenbart, den er in seinen größern komischen Dichtungen als Adolf Glaßbrenner und Ernst Heiter entfaltete. Dagegen ist die Polemik in dem satirischen Reimwerk von Emilie Emma von Hallberg: „Die deutsche Nationalliteratur", von grobem Gehalt und oft widrigem Ausdruck: eine Erscheinung, die bei einer Frau, welche sonst im rein Lyrischen nicht ohne Gefühl und Zartheit ist, doppelt befremdet. Um so freudiger begrüßen wir die Uebersetzungen Holberg'scher Lustspiele, welche R. Prutz seinem noch näher zu besprechenden Werke über den dänischen Lustspieldichter Holberg beigegeben hat und die trotz mancher rohen Auswüchse eine unerschöpfliche Fundgrube gesund derber, wirksam realistischer und das Leben getreu abspiegelnder, wenn auch nicht eigentlich poetischer Komik waren und immer noch sein können. Daß übrigens die Deutschen den ihnen wol in jüngster Zeit gemachten Vorwurf, an komischer und humoristischer Literatur arm zu sein, nicht verdienen, das wird wol jedem klar werden, der sich die Mühe geben will, den bisher in fünf Lieferungen erschienenen „Hausschatz der deutschen Humoristik" und die von mir dazu geschriebene literarhistorische Einleitung näher anzusehen.

Ich erschrecke bei dem Rückblick auf die Literaturmasse, die ich in Vorstehendem zu klassificiren und kurz zu charakterisiren gesucht habe, und ich erschrecke noch mehr bei dem Gedanken, was ich noch alles vor mir hätte, wenn ich es unternehmen wollte, nur in derselben Weise auch die wissenschaftlichen Disciplinen zu behandeln. Da liegt noch vor uns in breiten Massen die Geschichtsliteratur, in deren neuesten Erzeugnissen, bei größerer kritischer Schärfe, gegenwärtig im allgemeinen mehr auf künstlerische Verarbeitung des Materials hingestrebt wird als früher, obschon allerdings von manchen derselben wie von der Mehrzahl der neuern Literaturgeschichten der in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" bei Gelegenheit der Controverse über Hegel erhobene Vorwurf gelten mag: daß ein parteisüchtiger Ton die Geschichte in ihnen zum Hebel der Tendenz zu machen strebe und ihnen nicht die Richterwürde, sondern die Advocatenrolle zuweise; ferner die Militärliteratur, die sich gerade in letzter Zeit mit vorzüglichen Beiträgen bereichert hat; die zuweilen auch zu tendenziös, aber in immer wachsender Bedeutung auftretende Culturgeschichte (zum Theil, wie in K. Biedermann's „Deutschland im 18. Jahrhundert" sich zu literargeschichtlichen Erörterungen ausbreitend); die Reiseliteratur und Ethnographie, die Philosophie, Physiologie und Psychologie, die Naturwissenschaften, die den Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus und die theologischen Fragen unter Christen, Juden und Heiden (zu denen auch Millionen Nichtheiden zu rechnen sind) betreffende Literatur, endlich das Schriftwesen über ausländische Literaturen und Autoren (worunter F. Kreißig's „Vorlesungen über Shakspeare", Dingelstedt's „Studien und Copien nach Shakspeare", H. Floto's Werk über Dante, Gruppe's „Deutsche Uebersetzerkunst" u. s. w.). Wir verzichten jedoch darauf; theils weil wir dadurch auf manche Gebiete geführt werden würden, die uns zwar nicht gänzlich fremd sind, von denen wir aber nicht die specielle Kenntniß eines sich mit ihnen fortdauernd beschäftigenden Mannes vom Fach besitzen, theils weil wir, wenn wir die diesen Disciplinen angehörenden Schriften und Werke in nur einigermaßen eingehender Weise besprechen wollten, mindestens diese ganze erste Jahresnummer darauf verwenden müßten. Wir beschränken uns daher auf die mehr productive oder sogenannte schön-

wiſſenſchaftliche Literatur und was damit zuſammenhängt, und wollen die Arbeit, die wir auf Aufzeichnung weiterer zahlreicher Notizen verwandt haben, gern oder ungern umſonſt gemacht haben. Recht werden wir aber dem Verfaſſer des „Literariſchen Wegweiſer" geben müſſen, wenn er am Schluſſe ſeines Vorworts bemerkt: „daß in faſt allen Gebieten tüchtige, von wiſſenſchaftlichem Ernſt, Geiſt und Gelehrſamkeit zeugende Leiſtungen vorhanden ſind, welche den Beweis liefern, daß die Literatur im ganzen ſich abklärt und durchgebildeter wird, daß entſchieden verkehrte Richtungen zurücktreten, das wirklich Gute aber anerkannt wird und zur Geltung kommt", freilich, wie wir hinzufügen, fürs erſte oft nur bei der eigenen Partei, bei der leider oft ſelbſt das minder oder nicht Gute Anklang findet und willkommen geheißen wird.

Noch eine Schlußbemerkung wollen wir uns geſtatten. In dem zwölften Heft der „Anregungen für Kunſt, Leben und Wiſſenſchaft" bemerkt R. Pohl zum Schluſſe eines Artikels: „Ueber geſammelte Werke und ſämmtliche Schriften", worin namentlich auch über die Cotta'ſche „Bibliothek deutſcher Claſſiker" und die „Deutſche Volksbibliothek" gehandelt wird: „Aus all dieſen neuern Erſcheinungen geht auch hervor, daß das Intereſſe des Publikums an der werthvollen Literatur im Zunehmen iſt"; dagegen bemerkt Prutz im „Deutſchen Muſeum" (Nr. 51): „Die Literatur hat in den letzten zehn Jahren ſehr an Werth und Anſehen verloren; darüber dürfen wir uns nicht täuſchen, brauchen es aber auch nicht zu thun, weil es, recht verſtanden, eine Erſcheinung iſt, die wiederum zu den erfreulichen Erſcheinungen gehört." Das ſind nun wieder zwei ſchroff gegeneinander ſtreitende Anſichten, wie man ihnen heutzutage ſo oft begegnet. Richard Pohl verſichert, daß die Theilnahme an der werthvollen Literatur im Zunehmen ſei, und Prutz behauptet, daß ſie im allgemeinen in den letzten zehn Jahren ſehr an Werth und Anſehen verloren habe. Freilich „recht verſtanden" wird man zwiſchen beiden ſcheinbar widerſtreitenden Behauptungen wol den richtigen Weg hindurchfinden. Wäre übrigens Prutz' Anſicht, daß die Literatur an Anſehen verloren habe, der Wahrheit gemäß, ſo vermöchten wir keineswegs darin mit ihm geradezu eine „erfreuliche Erſcheinung" zu erkennen; denn es würde ſich dann immer noch fragen, ob die Nation, indem ſie ſich der Literatur entfremdet, wirklich den andern preiswürdigen Gütern, welche Prutz höher anzuſchlagen ſcheint als die Literatur, in allem Ernſte zuwendet. Das Publikum entwöhnt ſich vielleicht, ernſte, z. B. literariſche Blätter und die gründlich erörternden Leitartikel in politiſchen Zeitungen zu ſtudiren, um nur um ſo eifriger leichtfertige Feuilletons und ſchlechte Unterhaltungsblätter zu leſen; es entwöhnt ſich vielleicht, gute Theater zu beſuchen, um die zweideutigen Räume eines Sommertheaters und einer Reiterbude zu füllen. Wie oft täuſcht in ſolchen Dingen der Schein! Was wäre überhaupt ein Volk ohne eine ſich fortentwickelnde Literatur? Was wären uns alle Kriege der Griechen ohne Homer und Sophokles, ohne Plato und Ariſtoteles? Und wiegt nicht Horaz einen Sieg Scipio's vollkommen auf? Mit dem Stillſtand oder Ende ihrer Literatur ſteht auch die Nation ſtill oder hat ihr Ende erreicht, wie ſich dies aus der Geſchichte nachweiſen läßt. Freilich gehört bei einer Nation zu einer wahrhaft großen, von echt nationalem Geiſte erfüllten Literatur auch eine großartige politiſche Entwickelung dieſes Volks, da ſie ohne eine ſolche ſtets in ihrem Haushalt gewiſſe Schwächen, an ihrem Organismus gewiſſe Auswüchſe und Krankheitserſcheinungen verrathen wird. Es iſt ſtets darauf zu ſehen, daß bei einem Volke alle Functionen gleichmäßig und regelmäßig von ſtatten gehen, und daß dieſes oder jenes Organ, womit es arbeitet, nicht zum Schaden eines andern ebenſo wichtigen und vielleicht noch wichtigern einſeitig zur Herrſchaft gelangt.

Hermann Marggraff.

Zur Glückſeligkeitslehre.

Das Geheimniß der Lebenskunſt. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Von Alexander Jung. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Wie weit auch ſonſt die Wünſche und Plane der Menſchen auseinander gehen — eins iſt, was ſie alle mit gleichem Verlangen erſtreben: ein glückliches Leben! Welchen Weg auch jemand aus freiem Antriebe einſchlagen möge, den geraden oder den krummen, den bequemen oder den mühevollen, den durch lachende Gefilde oder traurige Einöden führenden: er wählt denjenigen, welchen er wählt, nur, weil er auf ihm oder durch ihn zu erreichen hofft, wovon er ſich das höchſte Glück, die vollkommenſte Befriedigung verſpricht. Sieht man nun, daß in dem ganzen Umkreiſe des menſchlichen Lebens und Strebens keine Richtung exiſtirt, die nicht von irgendwem ergriffen und mit mehr oder weniger Eifer verfolgt würde, kein Punkt, der nicht irgendjemand als das erſtrebenswertheſte Ziel vorſchwebte, ſo kann man nicht daran zweifeln, daß das Menſchengeſchlecht in ſeiner Totalität eigentlich an eine Allgegenwart des Glücks glaubt; und ſoll man nicht dieſen Glauben für einen radicalen Irrthum halten, ſo muß man annehmen, daß wirklich die Sonne des Glücks die Strahlen ihres Lichts und ihrer Wärme überallhin ausſendet und daß wirklich in dem weiten Bereiche des Daſeins kein Pünktchen exiſtirt, wo man nicht des geſuchten Glücks wirklich theilhaftig werden könnte, dergeſtalt, daß der Dichter recht hat, wenn er den dem Glück Nachjagenden und immer weiter und weiter Schweifenden zuruft, ſie ſollten nur das Glück ergreifen lernen, denn das Glück ſei immer da! Nun aber, warum wird trotz alledem das Glück ſo ſelten, faſt niemals gefunden? Warum vermag uns das gefundene immer nur auf eine Weile, nicht für die Dauer zu befriedigen? Die Antwort iſt ſehr einfach. Was überall iſt, das iſt eben auch nirgends, wenigſtens an keinem Punkte ganz und vollſtändig, meiſtentheils nur in einem kleinen, winzigen Bruchtheil vorhanden, deſſen Zähler in dem unendlichen Nenner dergeſtalt verſchwindet, daß er uns gar nicht mehr zu zählen,

sondern gleich Null zu sein scheint. Die Unendlichkeit des Nenners ist es aber gerade, was wir erstreben, weil das Streben selbst nur aus dem Gefühl erwächst, daß wir selbst nur kleine verschwindende Bruchtheile im großen, unendlichen Ganzen sind, daß wir der Ergänzung durch andere Bruchtheile bedürfen und zwar so lange bedürfen, bis der Zähler unsers Daseins dem unendlichen Nenner gleich ist. Wann aber ist das? Was wir auch von dem außer uns Seienden uns aneignen, zu welcher Zahl wir uns auch emporarbeiten mögen, die Unzahl des Nenners ist schlechterdings durch keine Zahl zu erreichen, das Endliche kann nie dem Unendlichen gleich werden, dies Bewußtsein muß uns stets und überall wieder ergreifen und in und mit ihm ist uns jedes irgendwo erhaschte Glück wieder in eine unerreichbare Ferne gerückt, dergestalt, daß auch der andere Dichter recht hat, wenn er singt:

Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

Also überall und nirgends! Für den Augenblick auf jedem kleinsten, unscheinbarsten Pünktchen, und auf die Dauer in keinem noch so weiten Raume des weiten Weltalls! Was ist da zu thun? Wie hat es der Mensch anzufangen, das Flüchtige in ein Bleibendes, das momentan Beglückende in ein dauernd Befriedigendes zu verwandeln? Diese Frage ist die Haupt- und Cardinalfrage aller Lebensfragen. Die Beantwortung derselben hat von den ältesten Zeiten an Dichter und Denker, Theoretiker und Praktiker, Weise wie Thoren beschäftigt. Im Grunde ist jede Religion, jede Philosophie, jedes Kunstwerk, jedes politische und sociale System, ja jede einzelne Handlung und Beschäftigung nichts weiter als ein Versuch, dieses wichtigste aller Probleme für sich oder für eine größere Gesammtheit, wenn nicht gar für die ganze Menschheit zu lösen, und die ganze Weltgeschichte wie der Verlauf jedes Einzellebens läßt sich mit bestem Recht als eine Reihe von Cursen bezeichnen, welche die Menschheit in der Glückseligkeitslehre, in der Kunst des Lebens theoretisch und praktisch durchzumachen hat.

So sehr aber auch jeder ohne Ausnahme an der Bewältigung dieser universellen Aufgabe mitarbeitet, nicht blos als Schüler, sondern auch als Lehrer, für sich wie für andere, so thun es doch immer nur sehr wenige mit einem mehr oder minder klaren Bewußtsein. Die große Mehrzahl folgt dabei einem dunkeln, unbegriffenen Triebe, legt sich weder über das Ziel, noch über die Wege, welche sie einschlägt, Rechenschaft ab, und so begegnet es den meisten nicht selten, daß sie einmal zur Lösung der Frage einen wichtigen Beitrag liefern, ein andermal auf einem trostlosen Irrwege begriffen sind, ohne sich in jenem Falle der Wahrheit, in diesem Falle der Täuschung bewußt zu werden. Dies ist um so mehr dann der Fall, wenn irgendeine Zeit von einem mehr oder minder dämonisch wirkenden, die ganze Masse beherrschenden Drange ergriffen ist, wie namentlich die unserige von dem Rennen und Jagen nach dem Materiellen; und in solchen Zeiten thut es dann um so dringender noth, daß jene Frage nicht blos durch unbewußte Experimente, sondern auch durch selbstbewußtes Forschen und Denken, nicht blos aus der Mitte des Reibens und Treibens heraus, sondern von der Warte eines höhern, umfassenden Standpunktes herab ihrer Beantwortung und Lösung näher geführt wird. Dies ist die Aufgabe, die sich der Autor des vorliegenden Buchs gestellt hat, und wer den Verfasser aus seinen frühern Schriften kennt, wer ihn als einen tiefsinnigen, gemüthvollen Denker, als einen die Sache der Menschheit stets mit Wärme und Begeisterung erfassenden Apostel des Wahren, Schönen und Guten, als einen der geistigen Nachkommen Hamann's, Hippel's, Herder's und Kant's achten und lieben gelernt hat, der wird schon hieraus die Ueberzeugung gewinnen, daß ihm in einer Arbeit dieses ebenso religiösen wie philosophischen Geistes keine seichte und oberflächliche, sondern gehaltvolle und tief eingehende Erörterung der wichtigsten aller Lebensfragen geboten wird, und wer in diesem Vertrauen das Buch zur Hand nimmt, wird sich in seinen Erwartungen sicherlich nicht getäuscht fühlen. Wie groß die Anzahl derer ist, welche für das Buch von vornherein diese günstige Disposition mitbringen, vermögen wir nicht zu beurtheilen. So viel aber ist jedenfalls außer Zweifel, daß neben diesen sehr, sehr viele existiren werden, denen das Buch das nicht leistet, was sie nach dem Titel vielleicht von ihm erwarten, und daß, wie der Verfasser in der Vorrede selbst vermuthet, wirklich mancher nach Lesung desselben ausrufen wird: „Also das ist die ganze Sache?" Mehr oder weniger werden so über das Buch alle diejenigen urtheilen, welche darin etwa eine Anweisung zum „Savoirvivre" im socialen Sinne des Wortes erwarten; noch mehr diejenigen, welche darin Regeln oder Rathschläge zu finden hoffen über die sicherste und leichteste Manier, sich die äußern Mittel zur Einrichtung eines behaglichen, genußreichen Lebens im Sinne unserer Zeit zu verschaffen. Ein Leser, der das Geheimniß der Lebenskunst in dieser Weise vom Verfasser gelöst zu sehen hofft, wird gar bald inne werden, daß er sich in ihm getäuscht hat, daß das Reich der Glückseligkeit, wozu ihm dies Buch ein Schlüssel sein soll, kein Reich von dieser Welt, wenngleich keine blasse Vertröstung auf jene Welt, sondern gewissermaßen eine Colonie des Himmelreichs auf Erden ist: eine Colonie, die zwar, was die Erde bietet, nicht verschmäht und verachtet, darin aber gleichwol nicht das allein Beglückende und Heilbringende erblickt, sondern stets im Auge behält, daß sie alles, was sie ist und vermag dem Mutterlande, einer höhern geistigen Welt, verdankt und daß sie nur im innigsten Verbande mit diesem Geistes- und Gottesreich, nur durch eine Aufrecht- und Heilighaltung seiner Sitten und Gesetze das wahre und dauernde Glück zu erringen vermag.

Hiermit ist allerdings in einer Zeit wie die unserige ist, nur wenigen gedient. Man sucht das Glück, aber man sucht es nur noch in den Gütern der Außenwelt; an ein aus dem Innern stammendes Glück, an ein Glück, welches auch ohne jene Güter zu bestehen vermag, glaubt man nicht mehr, oder wenn man noch daran glaubt, hält man es

doch für ein sehr bescheidenes, untergeordnetes Glück, um das man niemand beneidet, nach dem zu streben kaum der Mühe werth scheint. Daß also unser Autor außerhalb des Kreises derer, die ihm ohnehin geistes- und gemüthsverwandt sind, allzu viele für seine Glückseligkeitslehre gewinnen werde, müssen wir bezweifeln; hiermit aber soll keineswegs gesagt sein, daß nicht sein Buch auch denen, die es nicht zu bekehren vermag, doch ein Gegenstand des Interesses, des ästhetischen Genusses, ja selbst einer vorübergehenden Erhebung und Belebung zu werden vermag. Mag sich auch unser jetziges Geschlecht noch so sehr dem Materialismus ergeben, die Sphäre, aus welcher es Kräftigung und Erholung schöpft, ist und bleibt dennoch das Reich des Geistigen und Idealen, und selbst wenn es die Reize und Herrlichkeiten desselben als eitle Träumereien belächelt, es kann nicht umhin sich ihnen doch von Zeit zu Zeit in die Arme zu werfen, und so üben denn auch Schriften wie die vorliegende, trotzdem daß man für die Praxis nichts mit ihnen anzufangen weiß, auf gar manchen, der sonst einer diametral entgegengesetzten Richtung folgt, eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, eine Anziehungskraft, die sich am passendsten mit der der Musik vergleichen läßt, sofern darin etwas Geheimnißvolles liegt, was man als solches bestehen zu lassen, nicht ins Klare gebracht zu sehen wünscht.

Aber auch abgesehen hiervon ist die Wirkung dieses Buchs der eines Tonstücks nicht unähnlich, und der Autor hat das selbst richtig herausempfunden. Die Grundstimmung, in welcher er diese Composition zu Papier gebracht habe, bezeichnet er in der Vorrede ausdrücklich als eine musikalische und spricht daher auch den Wunsch aus, daß man sein Werk „als eine sprachlich-musikalische Darstellung" betrachten möge und an die Lesung desselben mit jener Andacht gehe, die uns stets erfüllen sollte, wenn wir uns darauf besinnen, daß wir da sind, ohne daß wir uns selbst gerufen hätten, und ohne welche eine würdige Aufnahme eines musikalischen Products nicht möglich sei. Wer Musik ohne Andacht, ohne Erstaunen über das Wunder der Existenz höre, der dürfe von seinem musikalischen Gehör nicht viel Rühmens machen. So dürfe man auch an die Lebenskunst und deren Geheimnisse nicht mit alltäglicher, schaler Gemüthsstimmung herangehen; wer das zu thun gedenke, möge sich lieber in die Geheimlehren der Kochkunst oder der Alchemie einweihen lassen. Was der Verfasser hier mit dem Worte „Musik" bezeichnet, bezieht sich jedoch auf eine weitere Sphäre als die der eigentlichen Tonkunst, nämlich, wie er sich ausdrückt, „auf den Rhythmus, welchem alle Existenz in ihrer Bewegung folgt" und welchen „Ton und Sprache ihrer Natur nach am reinsten wiedergeben". Er räumt zwar ein, daß keine Kunst so unmittelbar dazu geeignet sei, uns die Geheimnisse einer höhern Welt zu verkünden, als die Musik in engerer Bedeutung, aber trotzdem hält er ihre Offenbarungen allein nicht für ausreichend. Er sagt:

Sollen diese Mysterien im Aufschluß die höchste Klarheit erreichen, sollen sie jedem verständlich, für jeden praktisch werden, so muß die Sprache noch hinzukommen. Sie soll die Sehnsucht des Gemüths nicht blos erregen, sondern auch befriedigen. Sie darf uns den Zauber des Musikalischen nicht schuldig bleiben, sie muß aus ihm aber auch bestimmte Ergebnisse gewinnen.

Und worin bestehen nun diese Ergebnisse der Sprache, welche der Autor hier zu uns redet? Welches sind die Geheimnisse, die er uns enthüllt? Wir würden dem Autor einen schlechten Dienst leisten, wenn wir diese Fragen hier sogleich mit ein paar nackten, dürren Worten beantworten wollten. Er selbst hütet sich auch wol, so unzweckmäßig zu verfahren, vielmehr schlägt er ganz jenen Weg ein, auf dem geheime Gesellschaften ihre neuen Mitglieder in ihre Mysterien einführen, d. h. er geleitet den Leser ganz allmählich von Stufe zu Stufe, von Grad zu Grad, unterrichtet ihn in den „Propyläen" zuerst über Begriff und Wesen des „Geheimnisses" überhaupt, sodann über das, was „Leben" bedeutet, hierauf über „Das Geheimniß des Lebens", alsdann über „Die Kunst", ferner über „Die Lebenskunst im Allgemeinen" und endlich über „Das Geheimniß der Lebenskunst", und erst nach diesen Vorbereitungen hält er es für gerathen, ihn in „Das Heiligthum" selbst einzuführen und ihn hier zuerst mit der „Theorie", sodann mit der „Praxis der Lebenskunst" bekannt zu machen. Man sieht, die Sache wird wirklich in echt maurerischem, eleusinischem Geiste betrieben, und wollten wir daher hier den Kern und Mittelpunkt der Geheimlehre, in welche der Leser nach und nach eingeweiht werden soll, von vornherein und auf einmal verrathen, so würden wir damit das Buch um einen nicht geringen Theil seines Reizes und seiner künstlerischen Wirkung, den Leser aber um die wesentlichere Hälfte des aus dem Buch zu schöpfenden Gewinnes und Genusses bringen: denn wie nicht selten auf Reisen der Weg zum Ziel mehr Interesse und Belehrung gewährt, als das Ziel selbst, wie der Schatz, nach welchem der sterbende Vater seine Söhne den Weinberg durchwühlen hieß, im Graben und Schaufeln selbst bestand, so liegt auch hier der Hauptgewinn und der Hauptgenuß, den der Leser aus diesem Buche ziehen kann, darin, daß er dem Autor in seiner zwar langsam fortschreitenden, aber immerfort reichhaltigen, immerfort Geist und Gemüth beschäftigenden Belehrung Schritt vor Schritt folgt und sich von ihm nach und nach durch alle jene mystischen und mysteriösen Seelenstimmungen hindurchgeleiten läßt, die der Verfasser selbst hat durchmachen müssen und die zwar nicht immer vollkommen befriedigend auf die Wißbegierde des Verstandes, aber stets anregend, erhebend, veredelnd auf die religiösen, ästhetischen und sittlichen Triebe des Lebens wirken werden.

Daß hierzu eine Hingebung und Ausdauer gehört, wie sie heutigen Tags selten gefunden wird, kann nicht bestritten werden. Für die wahren „Freunde des Nachdenkens und der Erhebung" aber, denen ja der Autor sein Buch nur geweiht hat, enthält es der Elemente, welche den Leser stets aufs neue anzuziehen und zu fesseln vermögen, in so ungewöhnlicher Fülle, daß sie ihm gern jene Hingebung und Ausdauer schenken werden. Am meisten dürften sich solche Leser durch dasselbe befriedigt fühlen, welche philosophische Reflexion und religiöse Er-

bauung in eins verſchmolzen und in ein mehr poetiſches als wiſſenſchaftliches Gewand gekleidet lieben. Wer reine Philoſophie, reine Religion, reine Poeſie verlangt, dem wird Form und Inhalt des Buchs weniger zuſagen. Der Philoſoph wird darin eine ſtreng logiſche, dialektiſche Entwickelung, einen ſyſtematiſchen, durch Gründe überzeugenden Gedankengang vermiſſen; dem ſpecifiſch-religiöſen Sinne wird darin vieles zu profan, zu weltlich behandelt und namentlich der Vernunft ein zu breites Terrain eingeräumt erſcheinen, und derjenige, welcher nur auf einen poetiſchen Genuß ausgeht, wird, wenn auch einzelnes von unvergleichlicher Schönheit und Lebendigkeit, doch das Ganz zu abſtract, nicht concret und anſchaulich genug finden. Wir unſererſeits gehören zwar nach unſerm perſönlichen Geſchmack zu denen, welche die hier erörterte Frage lieber in rein wiſſenſchaftlicher Form behandelt zu ſehen wünſchten; andererſeits aber müſſen wir allerdings bezweifeln, ob eine ſolche Behandlung im Stande ſein würde, zu Reſultaten von allgemeiner und durchgreifender Gültigkeit zu gelangen und denjenigen Reſultaten, welche ſie gefunden, eine weitere Verbreitung und Einführung in die Praxis zu ſichern. Vom Standpunkte der Leichterfaßbarkeit und Anwendbarkeit aus betrachtet, ſtellt ſich in der That eine Behandlungsweiſe, wie ſie unſer Autor gewählt hat oder wie er ſie ſeiner Natur nach wählen mußte, als die zweckmäßigſte dar, ſofern ſie eben, was ſie vielleicht durch ihre Reſultate nicht zu erreichen vermag, zum Theil durch ihre unmittelbare Einwirkung auf Herz und Gemüth erreicht. Nur das wäre zu wünſchen, daß der Autor mehr als er gethan auf die Modificationen eingegangen wäre, die ſeine allgemeinen Maximen unter den einzelnen Lebensverhältniſſen erleiden müſſen, und daß er, ſeine Lebensregeln mehr mitten auf der hohen Flut des Lebens, als in der klauſneriſchen Zelle eines zurückgezogenen Beobachters gewonnen hätte. Uebrigens unterſchätzen wir die Beobachtungen ſolcher anachoretiſchen und mehr in ſich, als um ſich ſchauenden Naturen durchaus nicht; denn ſie ſind in der Regel mit einem divinatoriſchen Takte begabt, der ſie befähigt, über ihnen fern liegende Lebensſphären oft weit richtigere Urtheile zu fällen, als diejenigen, welche ſich zeitlebens darin umhergetummelt haben. Auch darin müſſen wir dem Verfaſſer beiſtimmen, wenn er dem denkenden Geiſte das Vermögen zuſchreibt, rein aus ſich und durch ſich ſelbſt zur Entdeckung von Wahrheiten und Weltgeſetzen zu gelangen, welche der ſinnlichen Beobachtung ohne den vorausſchauenden und ſie leitenden Geiſt ewig verborgen bleiben würden. Gerade auf der Anerkennung eines in ſich ſelbſtändigen Geiſterreichs, eines ebenſo wie die Außenwelt nach beſtimmten Geſetzen geregelten und daher rein geiſtig erforſchbaren „Gedankenkosmos" beruht der Haupt- und Fundamentalſatz der Jung'ſchen Theorie und gerade hierüber hat er in ſeiner Schrift ſehr wahre und beherzigenswerthe Gedanken niedergelegt. Er ſagt unter anderm:

Ideen und Gedanken befinden ſich ſo ſehr in einem durchaus geordneten Verhältniß zueinander, daß ſie ebenſo ein Syſtem und Weltſyſteme untereinander bilden wie die Sphären des Firmaments, wenn man bei jenen nur nicht an triviale Einfälle, Vorſtellungen, Meinungen denken will. Selbſt die Phantaſien künſtleriſcher Natur ſind auf Geſetze des Vorhandenſeins und der Bewegung zurückzuführen. Wer irgendein Studium mit Nachdenken gemacht, eine künſtleriſche Schöpfung vollbracht hat, wird zu freudigem Erſtaunen wahrgenommen haben, wie er ſchon innerlich gewiſſe Ideen als vorhanden ſchaute, deren Orte und Oerter draußen für ihn gleichſam noch leer waren, bis das im Geiſt Geſchaute nun auch draußen von ihm geſehen ward. Seligkeit gewährt ſchon auf Erden dem Denker und Dichter ſolche Anſchauung. In dieſem reinen Spiegel des Anſchauens und des Gedankenkosmos ſah Columbus ſchon lange Amerika vor ſich, bevor es nun auch draußen vor ihm ausgebreitet lag.

Bei dieſer Hochſchätzung des Gedankens kann natürlich die Grundanſchauung des Verfaſſers nur eine entſchieden idealiſtiſche ſein. Er ſelbſt hebt dies ſtets ſehr nachdrücklich hervor und legt es unter anderm durch eine ſcharfe Bekämpfung des Materialismus an den Tag. So ſagt er S. 177:

Der Gedanke erſcheint dem Naturaliſten, dem in die Materie Verſunkenen als das Unweſentliche, Geſpenſtiſche, als das Nichts. Daher iſt ihm auch Gott das Nichts, da er doch der Schöpfer des Alls iſt. Da, wo die Materie aufzuhören ſcheint, beginnt für den Materialiſten das Nichts. Aber auch der Raum iſt nur die gröber oder feiner erfüllte Geiſtigkeit. Je mehr ſich die Materie in die Niedrigkeit abſenkt, deſto weniger dem Gedanken und Geiſte verwandt wird ſie, von der Schwere und Finſterniß beherrſcht. Je mehr ſie nach der Höhe aufſteigt, deſto mehr nähert ſie ſich mit dem Lichte dem Geiſt. Im Feuer der Traube webt ſchon dieſer Gedankengeiſt. Und ſelbſt in der Schwere der Niedrigkeit blitzt ſchon in der Erdnatur auf, was mit dem Lichte an den Geiſt und deſſen Herrlichkeit uns gemahnt, wie im Diamanten und in allen edeln Steinarten, dieſen Geſtirnen des Erdinnern und ſeiner Nacht. Licht iſt der Leiter zur Lebenskunſt. Goethe wollte mehr davon, ſelbſt als er ſtarb. Der Gedanke iſt das Licht des Geiſtes. Herder lechzte noch im Tode nach einem großen Gedanken.

Nicht ſelten braucht er gegen den Materialismus die Waffen eines ziemlich beißenden Spottes; ſo z. B. da, wo er die Hypotheſe beſpricht, daß der Menſch nur eine auf chemiſch-phyſikaliſchem Wege zu Stande gekommene Metamorphoſe des Thiers, das Thier nur eine Metamorphoſe der Pflanze, und dieſe nur eine Metamorphoſe anorganiſcher Naturgebilde ſei. Er ruft aus:

Wem will man ſolche Fibelfabeln einer corrupten Geſchichtsphantaſie aufbinden? Und doch bleibt denen, die nur an die Natur glauben, denen, deren offenbar gewordenes Geheimniß nur Stoff und Kraft iſt, nichts anderes übrig als der Wahnwitz jener Fabel. Man wird auf dieſem Standpunkt der geiſtärmſten Geheimnißloſigkeit wahrſcheinlich genöthigt ſein, den letzten Menſchen als langarmigen Affen, oder beſſer den kurzarmigen, am Gängelbande des Schweifes, wieder ebenſo in den Polypen zurückſchlüpfen zu laſſen, dieſen in die Pomeranze, dieſe in das Blatt, dieſes in den Granit, um den Wahnſinn der Natur aufs neue durchführen zu ſehen, vielleicht auf einem andern Stern, wie die Natur ihn mit dem erſten Menſchen, nach jenen Irrgläubigen, auf Erden durchgeführt haben ſoll. Man möchte aber doch fragen, wer hier mehr in die zweite Kindheit des Alters gerathen iſt, derartige Naturforſcher mit ihrem Verſtande oder derartige Affen mit ihrer Verwandlung. Auch möchte man ſich faſt wundern, bei der ſonſtigen Experimentirluſt unſerer Zeit, warum nicht ſchon längſt einer jener Herren eine Anſtalt errichtet hat für Thiertöchter und Thierſöhne edler Herkunft, d. h. hier: beſonders beanlagter junger Möpſe, Pudel, Füchſe, Biber, Elefanten, um ſie in einem Jahre, ſage: einem Jahre, zu Men-

ſchen auszubilden, die nicht blos aufrecht gehen, ſondern ſprechen und geiſtreich ſind. Sollte wirklich der Grund blos der ſein, daß man vorausſieht, man würde ſich blamiren?

Dieſe antimaterialiſtiſche Richtung macht jedoch unſern Autor nicht blind gegen die Verdienſte der naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen, ja er geſteht denſelben auch einen fördernden Einfluß auf die Erkenntniß des Geiſtes zu. Er ſagt:

Unſere Phyſiologie wird, was das Vorhandenſein einer unendlichen Gedankenwelt betrifft, große Veränderung erfahren, die auch durch den Fortſchritt der Naturwiſſenſchaften zu einer ganz andern Naturphiloſophie als bisher herbeigeführt werden muß. Der Unterſchied zwiſchen Innen- und Außenwelt iſt oft völlig plump und ſtarr, man möchte ſagen leblos feſtgeſtellt worden. Ihre Einheit für den Geiſt muß innerhalb nicht blos begriffen, ſondern geſchaut, erlebt werden. Die feinern, die denkenden Senſualiſten haben darin ganz recht, der Materie, der Leiblichkeit eine ſo große Bedeutung beizulegen, daß ſie ſelbige als den Leiter betrachten, der mit dem Seelenleben in einem telegraphiſchen Rapport, faſt du auf du, ſteht. Es dringt allerdings ein Blumenſtaub von Gedankenſeelen von dem All der Außendinge auf uns ein, was die bereits vorhandene Gedankenwelt keinem Zweifel unterliegen läßt, und ſie nicht blos in uns herein-, ſondern auch wieder in die Dinge, die Realitäten hinausleitet, ſodaß dieſe uns immer mehr aufgeſchloſſen werden u. ſ. w.

Aber dieſe Anerkennung eines innigen Zuſammenhangs des Immateriellen mit dem Materiellen iſt natürlich bei ihm himmelweit entfernt von der Annahme einer abſoluten Abhängigkeit des Geiſtes von dem Stoff oder gar einer völligen Identität beider. Statt, wie die Materialiſten im Gedanken nur ein Product oder eine Function der Materie zu ſehen, betrachtet er ihn in ſeiner Reinheit vielmehr als eine unmittelbare Urthat Gottes und geſteht dem Geiſte die Kraft zu, ſich innerhalb ſeines Reichs, d. h. innerhalb den Gedankenkosmos nach eigenem Ermeſſen und eigenen Geſetzen zu regieren, oder, wie er ſich ausdrückt, „unausgeſetzt Herr ſeiner Gedanken zu ſein". Und gerade hierauf gründet er ſeine Theorie und ſeine Praxis der Lebenskunſt. Daß dasjenige, was er hier als Grundbedingung fordert, etwas unendlich Schweres, mancher möchte meinen etwas Unmögliches ſei, verkennt er nicht. Aber dies ſchreckt ihn nicht. Er ſagt:

Wäre es aber möglich und könnten wir es verwirklichen, wir wären Lebenskünſtler im vollen Sinne des Wortes. Aber wir wollen uns nicht lange beſinnen, ob wir es können. Wir wollen ins Waſſer gehen, um das Schwimmen uns anzueignen..... Oder nicht einmal ſo bedenklich. Wir wollen das hohe Meer der Gedanken, auf dem wir jetzt angekommen ſind, wie unermeßlich und ſchauerlich es ſich vor uns auch ausdehnt, und welche Gefahren uns auch begegnen könnten, getroſt beſchiffen, ob wir uns irgendwie darin zurecht finden, oder gar da landen, wo die ſeligen Lebenskünſtler wohnen. Iſt jenes Meer ſchon für ſich eine Welt, ein Univerſum, das uns faſt überwältigt, ſo wird das Land, in welches es uns bringen dürfte, vielleicht um ſo mehr eine Welt ſein, aber eine ſolche, in der es gut Hütten bauen iſt.

Wir können den Leſer, der Sinn für ſinnige, tiefſinnige Contemplationen beſitzt, nur einladen, dem kühnen Schiffer auf ſeiner Entdeckungsreiſe nach den glückſeligen Inſeln zu folgen. Auf einige Myſtik, Ueberſchwenglichkeit, Phantaſtik wird er ſich allerdings gefaßt machen müſſen, aber er wird vom Autor zugleich lernen, daß eben das Lebensglück nicht ohne die Mitthätigkeit dieſer Factoren zu erreichen iſt. Und wer wollte ſein Auge gegen den Zauber einer Fata-Morgana verſchließen blos darum, weil ſie nicht mit Händen zu greifen iſt? weil ſie ſich vor dem nüchternen Verſtande in nichts auflöſt? Ob das Ziel der Reiſe, an welchem der Autor den Leſer ans Land ſetzt, vom letztern ebenſo wol wie vom erſtern als das Eiland der Glückſeligkeit anerkannt werden wird, laſſen wir unentſchieden, da hierbei ebenſo viel auf den Leſer, wie auf den Autor ankommt. Aber auf der Fahrt ſelbſt wird es ihm nicht an den mannichfachſten Erhebungen für Geiſt und Herz fehlen und unter dieſen werden ſich ihm die „kleinen Excurſionen" — eine Sammlung von aphoriſtiſchen, obwol zum Thema des Ganzen in engſter Beziehung ſtehenden Gedanken — als eine ganz beſonders reiche Fundgrube anregender oder befriedigender, belehrender oder erbauender Lebensanſichten bewähren. Unter den Abſchnitten, welche beſonders von der poetiſchen Weltanſchauung des Autors ein ebenſo vortheilhaftes, wie charakteriſtiſches Zeugniß ablegen, dürften „Auf der Spitze eines Thurms" und „Mein Haus und eine Dachſtube" ausdrücklich hervorzuheben ſein. **Adolf Zeiſing.**

Kritik des Macchiavellismus.

1. Macchiavell und Antimacchiavell. Vortrag zum Gedächtniß Friedrich's des Großen gehalten am 25. Januar 1855 in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften von Adolf Trendelenburg. Berlin, G. Bethge. 1855. Gr. 8. 4 Ngr.
2. Vertheidigung des Macchiavellismus. Von Karl Bollmann. Quedlinburg, Huch. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Den Macchiavellismus vertheidigen zu wollen ſcheint ein ſehr gewagtes, bedenkliches Unternehmen. Denn der Macchiavellismus gilt in der öffentlichen Meinung für ein Syſtem der Liſt und Verſchlagenheit, dem alle Mittel, auch die unmoraliſchſten, recht ſind, wenn ſie nur zum Zwecke führen. Macchiavellismus und Jeſuitismus ſind bei rechtlich denkenden Leuten gleich ſchlecht angeſchrieben, wegen ihres Grundſatzes: Der Zweck heiligt die Mittel. Und einer der größten, rechtlich geſinnteſten Fürſten, die je auf einem Throne geſeſſen, Friedrich der Große in ſeinem „Antimacchiavell", hat ja den Macchiavellismus verdammt.

Dennoch hat auch der Macchiavellismus eine Seite, von der er ſich ſehr wohl vertheidigen läßt. Denn der Macchiavellismus gehört eben zu jenen zweiſeitigen Theorien, die ſich weder abſolut annehmen, noch abſolut verwerfen laſſen, ſondern die in einem gewiſſen Sinne genommen annehmbar, in einem andern verwerflich ſind. Es kommt eben alles darauf an ſie cum grano salis zu verſtehen. Friedrich der Große befand ſich, wie Adolf Trendelenburg in ſeinem gediegenen Vortrag zeigt, nicht in der Lage, den Macchiavellismus richtig aufzufaſſen, als er ſeinen „Antimacchiavell" ſchrieb. Friedrich folgte dem Zuge des erſten ſittlichen Eindrucks. Ihm iſt Macchiavell's Buch vom Fürſten Gift und er verhält ſeinen Zorn gegen den Verfaſſer nicht. Voltaire ſah in ſolchen Ergüſſen des perſönlichen Gefühls eine Schwäche und nicht eine ſtarke Seite der Widerlegung; er beſchränkte und beſchnitt ſolche Stellen oder ermäßigte den Ausdruck zu wiederholtenmalen.*) Stillſchweigend geht ein be-

*) Der „Antimacchiavell" Friedrich's des Großen erſchien, wie Trendelenburg mittheilt, zuerſt in der Geſtalt, in welcher die Schrift von Voltaire durchgeſehen und hier und da verändert worden war, Ende September 1740 unter dem Titel: „L'Antimacchiavell ou examen du prince de Macchiavell, avec des notes historiques et politiques"

regender Affect, der Affect eines Königssohnes, durch Friedrich's Schrift hindurch. Voltaire mochte fühlen, daß gegen einen Schriftsteller, wie Machiavell, welcher in der kalten Ruhe und in dem stillen Ernste der Betrachtung die größte Wirkung übt, auch der edelste Affect außer dem Vortheile, ja fast außer dem Rechte sei. Friedrich wurde bei seiner Arbeit von der Empfindung beherrscht, historische Untersuchungen oder Berücksichtigung der andern Schriften Machiavell's, um ihn vielseitiger, tiefer und daher billiger aufzufassen, lagen von seinem Wege ab. „Es ist", sagt Trendelenburg, „als ob er nur jenen Makel tilgen und den sittlich verzerrenden Eindruck, der durch Machiavell's Fürsten in die Welt gekommen, aus der Menschheit auslöschen möchte. Kapitel für Kapitel, Schritt für Schritt folgt er dem Machiavell und widerlegt ihn bald durch allgemeine Betrachtungen, bald durch andere Auffassung der historischen Thatsachen, bald durch entgegengesetzte Beispiele aus der Geschichte. Eine solche Widerlegung Blatt für Blatt ist von einer Seite gründlich. Aber indem sie dem Einzelnen nachgeht, versäumt sie das Allgemeine, um in dem Ganzen das Richtige und Unrichtige zu unterscheiden. Indem sich die Schrift an die Fersen des Gegners heftet, entbehrt sie der größern eigenen Bewegungen, allzu sehr durch die Gänge des Gegners bestimmt."

Trotz des sittlichen Gegensatzes zwischen Friedrich und Machiavell findet aber doch zwischen beiden eine größere Gemeinschaft und Uebereinstimmung im Grunde der Sache statt, als es bei Friedrich's Art der Widerlegung den Anschein hat. Es sind, wie Trendelenburg nachweist, ganze Kapitel einer wesentlichen Uebereinstimmung da. So z. B. das fünfundzwanzigste Kapitel, in welchem Machiavell vom Glück in den menschlichen Dingen und von dem Widerstand handelt, welchen man ihm leisten könne. Abgesehen von der muthwilligen Laune, mit welcher Machiavell das Glück behandelt, stimmt praktisch Friedrich mit ihm überein und gibt keine andern Mittel an, um dessen Meister zu werden, was dem Handelnden von außen begegnet; sie sind ihm, ähnlich wie dem Machiavell, Kühnheit und Vorsicht, und zwar die eine, wie die andere, zu ihrer Zeit. Auch in Kapitel 9, 11, 12, 13, 14, 22 finden sich Uebereinstimmungen zwischen Friedrich und Machiavell. Des letztern männlich gedachtes Kapitel über die Schmeichler klingt in Friedrich wider; indem er das Gift der Schmeichelei bezeichnet, welchem nur der feste Fürst widerstehe, erweitert er diese Betrachtungen in kluger Menschenkenntniß. In solchen Stellen, in welchen der Sache nach mehr Uebereinstimmung als Widerspruch herrscht, führt der Geist des Widerlegens Friedrich bisweilen ins Kleine und Unrichtige, wie z. B. da, wo Machiavell für den kriegerischen Geist des Fürsten im Frieden die Jagd empfohlen hat (Kapitel 14), Friedrich hingegen mit demselben bezeichnenden Widerwillen, der einst seinem Vater mißfällig gewesen, gegen die Jagd als ein geistloses, leeres Vergnügen einen weitläufigen Ausfall thut; oder da, wo Friedrich dem Machiavell vorwirft, daß er nur für kleine Staaten und kleine Fürsten schreibe (Kapitel 13); oder da, wo Friedrich gar die ausschweifende Liebe des Fürsten zu den Frauen, vor welcher Machiavell als vor einem Anlaß zur Unzufriedenheit im Volke warnt, in dieser Beziehung nach dem Beispiele Ludwig's XIV. und anderer für gleichgültig oder unschädlich erklärt; oder da, wo Friedrich die Staaten der Gegenwart vor Revolutionen für sicher hält (Kapitel 17 und 20), eine Sache, worüber er 30 Jahre später, da er in der Kritik des „Système de la nature" den auflösenden Geist des Buchs bekämpfte, vielleicht schon anders dachte.

Treffend macht Trendelenburg auf die Züge der Verwandtschaft aufmerksam, die in dem Charakter Friedrich's wie Machiavell's liegen. Machiavell ist ein gerader und derber Charakter; selbst seine List ist offen; er sieht dem Wirklichen wie es ist, scharf und kühn ins Angesicht. Er ist ein Mann, der dem Schicksal gegenüber fest auf sich selbst beruht. Auch in Friedrich dem Großen verkennt niemand den festen, auf sich selbst beruhenden Geist und Charakter. Machiavell kennt die Menschen, und Friedrich kennt sie auch. Ihre Klugheit entspringt aus einer und derselben Grundansicht vom Menschen. In dem jugendlichen Verfasser des „Antimachiavell" tritt diese Uebereinstimmung noch nicht hervor, aber sie liegt dem strengen Wesen und dem durchdringenden Blick des Königs zum Grunde. Machiavell erklärt, daß alle Menschen böse sind und nur aus Noth Gutes thun, aber sobald sie freie Gelegenheit haben, ihrer bösen Gemüthsart folgen. Auf die Frage Friedrich's II., wie es mit den Schulen in Schlesien ginge, antwortete einmal Sulzer: „Seitdem daß man auf den Grundsatz Rousseau's, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut habe, fange es an besser zu gehen." Aber der König erwiderte: „Ach, ihr kennt nicht genug diese verwünschte Rasse, welcher wir angehören."

Friedrich der Große hat nach Trendelenburg durch die That erfüllt, was Machiavell theoretisch auf der Grundlage der Kraft und Consequenz, die der Nerv seines Wesens sind, Großes und Gutes gelehrt hat. Trendelenburg führt zum Belege dessen mehrere Beispiele an. Was Machiavell von seinem Fürsten an Kraft und Consequenz, an Voraussicht und Thätigkeit Großes verlangt, das hat der König in den guten und bösen Tagen seiner Regierung kraft seines angebornen Genie geleistet. Aber im letzten sittlichen Princip bleibt dennoch ein Gegensatz zwischen beiden. Machiavell hat in seinem „Fürsten" fast keinen andern Zustand vor Augen, als einen solchen, in welchem zwischen Fürst und Volk noch kein Friede, sondern Krieg ist und daher statt der Macht des Gesetzes nur die Mittel der Gewalt und der List erscheinen. In dem neuen Fürsten sieht die persönliche Selbsterhaltung und die Machtvermehrung mit dem Volke in vielfachem Widerspruch. Selbstsüchtig für sich fühlt sich der neue Fürst feindlich gegen das Volk und gegen den Staat. Machiavell's

---

(Haag, bei Johann van Düren, mit der Jahreszahl 1741). Als der Druck dieser Ausgabe in Holland bereits begonnen hatte, wünschte der König, der inzwischen auf den Thron gelangt war, das Buch zurückzuziehen, offenbar aus demselben Grunde, aus welchem er als Kronprinz verfügt hatte, daß der „Antimachiavell" anonym erscheine. „Ich spreche im «Antimachiavell» von allen Fürsten zu frei", hatte er an Voltaire unter dem 3. Februar 1740 geschrieben, „um zu erlauben, daß das Buch unter meinem Namen hervortrete." Voltaire, der den Auftrag hatte, die ganze Ausgabe zu kaufen, unterhandelte mit van Düren, aber der Verleger hielt zähe an seinem Rechte und die Schrift trat ans Licht. Voltaire milderte nun einige Stellen und gab eine andere Ausgabe daneben heraus. Dessenungeachtet war der König nicht befriedigt, insbesondere waren nach seiner Ansicht das funfzehnte und sechzehnte Kapitel nicht das, was sie sein sollten; er beabsichtigte, wie er an Voltaire im October schrieb, für die Zeitungen einen Artikel, in welchem der Verfasser des Versuchs die beiden erschienenen Abdrücke verleugnen sollte, und er ging damit um, das Buch zu überarbeiten und in Berlin eine eigene Ausgabe zu veranstalten, da in der von Voltaire besorgten zu viel Fremdes sei, um sie als sein Werk anzuerkennen. Den König scheint die Oeffentlichkeit zu verdrießen, wie man daraus sieht, daß er Voltaire an die von ihm verlangte Geheimhaltung seines Namens erinnert und ihn bittet, den Verfasser nicht allzu sehr an die Straßenecken anzuschlagen. Er thut in der Sache nichts weiter und seine Erklärung, sowie die eigene Ausgabe unterbleibt. Die erste bei van Düren erschienene galt nun für die ächte und es folgte von derselben Auflage auf Auflage, Uebersetzung auf Uebersetzung, ins Englische, Italienische, Lateinische, Deutsche. Sie zog durch die Welt. Es ließ sogar der Sultan Mustapha III. Friedrich's des Großen „Antimachiavell" ins Türkische übersetzen, damit das Buch ihm und seinen Söhnen zum Unterricht diene. Es ist gelungen, als Seitenstück zu der Voltaire'schen, meist kürzenden bisweilen auch ändernden Ueberarbeitung, nach der theils im königlichen Archiv, theils in Privatbesitz erhaltenen Handschrift Friedrich's des Großen die ursprüngliche Schrift so weit herzustellen, daß nur das zweite Kapitel in dieser Gestalt fehlt. Die neue Gesammtausgabe der Werke Friedrich's des Großen hat daher neben jenem „Antimachiavell" diese ursprüngliche Schrift unter dem ursprünglichen Titel: „Refutation du prince de Machiavell" aufgenommen. Dieser folgt Trendelenburg in seinen Bemerkungen.

Fürſt ſucht ſelbſt da, wo er ſich zum Volke hält, zunächſt nur ſeine Erhaltung, ſeine Herrſchaft. Friedrich dem Großen iſt der Gedanke eines ſolchen Zwieſpalts unerträglich und er nimmt von vornherein den entgegengeſetzten Standpunkt ein. Daher erklärt er gleich im erſten Kapitel, daß der Fürſt, des Volkes Haupt, nur ſein vornehmſtes dienendes Glied ſei. In Machiavell's Fürſten iſt die Triebfeder des Handelns eine den begehrlichen leidenſchaftlichen Menſchen berechnende Klugheit und entſchloſſene Kühnheit in der Ausführung des kalt Berechneten. Friedrich der Große kennt wie Machiavell den Menſchen, und er hat wie Machiavell Entſchluß und Conſequenz. Aber die Geſinnung ſeiner Staatskunſt hat einen tiefern Grund. Kraft und Conſequenz ſind nach Friedrich nur dann Tugenden von innerm Werth, wenn ſie einem Höhern dienen, wenn ein ſittlicher Geiſt ſie beſeelt, wenn nichts anderes als die Gerechtigkeit und das Streben für die Wohlfahrt des Volks den Fürſten beſtimmt. Die ſittliche Weltanſchauung Friedrich's iſt, wie Trendelenburg zeigt, nicht blos tiefer, ſondern auch weiter und reicher als die Machiavell's. Das Bild eines Fürſten, welches Friedrich im Gegenſatz gegen Machiavell in ſeinem Geiſte trägt, drückt ſich am ſchönſten in dem Worte aus, das einſt König Johann der Gute von Frankreich in der miſslichſten Lage geſprochen und das Friedrich wenig verändert wiederholt (Kapitel 18): „Wenn es in der Welt keine Ehre und Tugend mehr gäbe, müßte man ihre Spur bei den Fürſten wiederfinden." Machiavell will Kraft und Conſequenz, aber er erhebt ſich nicht zu der Geiſtesſtärke, welche die ſittlichen Begriffe ein- und durchſetzt. Für Friedrich iſt es bedeutſam, daß in den Beiſpielen, die er dem Machiavell entgegenſtellt, mehreremal die Erinnerung an den Kaiſer Marc Aurel hervortritt. Nicht ohne Bewunderung nennt er ihn den glücklichen Krieger und weiſen Philoſophen, der mit der Lehre die ſtrenge Uebung der Weisheit verbinde, und bezeichnend für die eigene ethiſche, in eine allgemeine Religion zurückgehende Geſinnung Friedrich's iſt es, daß er ein Kapitel (Kapitel 21) mit einem dem Marc Aurel beigelegten Worte ſchließt: „Ein König, den die Gerechtigkeit leitet, hat das Weltganze zu ſeinem Tempel und die guten Menſchen ſind darin die Prieſter und Opferer."

Von dieſem höhern moraliſchen Standpunkt aus mußte Friedrich ganz natürlich und nothwendig zum Gegner Machiavell's werden. Aber eine andere Frage iſt es, ob der moraliſche Standpunkt der richtige bei Beurtheilung des Machiavellismus iſt. Eine Theorie, die ſich moraliſch nicht rechtfertigen läßt, kann doch hiſtoriſch ſich ſehr wohl rechtfertigen laſſen. Es iſt mit den Theorien, wie mit den Handlungen der Menſchen. Wie viele Handlungen ſind in der Geſchichte vorgekommen, die moraliſch höchſt verwerflich waren, und die der Hiſtoriker dennoch als nothwendige Momente der geſchichtlichen Entwickelung erklären muß. Auch dem Machiavellismus kann man, wie Trendelenburg zeigt, nur dann gerecht werden, wenn man ihn hiſtoriſch auffaßt. Zu Machiavell's Zeit iſt Italien ohnmächtig und verwüſtet, zerriſſen und zuchtlos. Fremde, vom Volke glühend gehaßt, Franzoſen, Spanier, Deutſche kämpfen um ſeinen Beſitz. Unter kleinen Zwingherren, zwieträchtigen Republiken, ſelbſtſüchtigen Päpſten, eindringenden Fremden iſt ſein Zuſtand rettungslos. Da faßt Machiavell, der ſonſt, wie in der florentiniſchen Geſchichte, für die „Süßigkeit des freien Lebens" begeiſtert iſt, ein Republikaner in ſeinem Dichten und Trachten, den verzweifelten Gedanken eines Tyrannen, eines „neuen Fürſten", der, wenn auch mit Trug und Grauſamkeit, die Macht in ſeine Hand nehme, die Fremden verjage und das verdorbene Italien zu neuer Herrlichkeit verjünge. In dieſem Sinne iſt das letzte Kapitel ſeiner Schrift ein Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien. Für dieſen Zweck entwirft er die Mittel, wie der neue Fürſt ſeine Macht erhalte und mehre. Für den Fürſten, als die Grundlage zur Einheit und Befreiung Italiens, iſt ihm jedes entſchloſſene Mittel, ſei es Gewalt, ſei es Liſt, gut und recht. „Er ſuchte", ſagt Ranke, „die Heilung Italiens; doch der Zuſtand deſſelben ſchien ihm ſo verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verſchreiben." Machiavell's Buch iſt alſo nicht als Lehrbuch, ſondern als die einer eigenthümlichen Krankheit angepaßte Vorſchrift eines Arztes aufzufaſſen. Friedrich der Große ging nicht auf die Abſicht des Buchs, ſondern auf deſſen Wirkung ein, die er vor Augen hatte. Ueber jenen Aufruf, Italien zu befreien, am Schluſſe des „Fürſten" ſchweigt er ganz; er geht nicht auf das Vergangene, er geht auf den gegenwärtigen fortwirkenden Eindruck eines Buchs, welches unverhohlen und allgemein, ohne Ausnahme und ohne Gegengewicht, die politiſche Klugheit vorträgt: wenn der Fürſt zwiſchen Freigebigkeit und Geiz, zwiſchen Grauſamkeit und Güte, zwiſchen Treue und Hinterliſt zu wählen habe, ſo müſſe er geizig, grauſam, treulos ſein; er müſſe thun, was ihm nütze; nur müſſe er nichts an ſich ſpüren laſſen als Güte, Unbeſcholtenheit und Religion (Kapitel 16 und 18). Machiavell hatte ſelbſt ſchuld daran, daß man ſeine Schrift mit ihren allgemein gehaltenen Betrachtungen als ein Lehrbuch des Fürſten nahm, und daß ſie in der politiſchen Welt als ein Lehrbuch wirkte, wie z. B. in den Staatskünſten jener Katharina von Medici, der Tochter des von Machiavell zum neuen Fürſten erſehenen Lorenzo, deren machiavelliſtiſche Politik ſich unter anderm durch die Pariſer Bluthochzeit bekundet hat. „Keine Art von Büchern", bemerkt Trendelenburg ſehr wahr, „wirkt ſchlimmer, als ſolche, welche einſeitige Beſtrebungen ſcharfſinnig zur Theorie ausbilden und dadurch die Selbſtſucht mit dem Stempel der Nothwendigkeit ausprägen..... Wo ein Krieg aller gegen alle herrſcht, da gilt die Selbſterhaltung als letztes Geſetz, da gilt unvermeidlich Gewalt und Liſt. Soll aber der Krieg aller gegen alle enden, ſo bedarf es für den, der ihn beizulegen berufen ſein ſoll, außer der Kraft und Conſequenz einer innern Erhebung über Gewalt und Liſt; es bedarf, um einen Ausdruck Platos anzuwenden, einer königlichen Natur, die den Keim der Tugend, welche ſie um ſich herum ſchaffen will, ſchon in ſich ſelbſt trägt."

Aus der ganzen Trendelenburg'ſchen Kritik des Machiavellismus geht hervor, daß derſelbe ſich nur höchſt bedingt und eingeſchränkt vertheidigen läßt. Und wie ſollte es auch anders ſein! Gewalt kann niemals der letzte und höchſte Zweck des Fürſten, ſondern nur Mittel für die höhern ſittlichen Zwecke ſeines Berufs ſein. Es kann nur unter ganz beſtimmten Umſtänden und nur vorübergehend nothwendig werden, in der von Machiavell bezeichneten Weiſe nach der Gewalt zu ſtreben. Trendelenburg iſt ſogar der Meinung, daß es auch in Italien, ſelbſt in einem Zuſtande des Kriegs aller gegen alle, anderer Vorſchriften bedurft hätte, als ſolcher, welche an dem Beiſpiele eines Cäſar Borgia gefunden werden.

Trendelenburg's ebenſo gründliche als vielſeitige Abhandlung iſt, dünkt uns, bei Beurtheilung der den Machiavellismus betreffenden Literatur zum Maßſtab zu nehmen.

Karl Vollmann verfolgt in ſeiner „Vertheidigung des Machiavellismus" einen praktiſchen, auf die Gegenwart bezüglichen Zweck. Darauf deutet ſchon das Motto ſeiner Schrift: „Das Vaterland über alles!" In der „Vorbemerkung" ſagt er, unter den gegenwärtigen Umſtänden ſei es die Pflicht jedes wahren Patrioten, das Seinige, unbeirrt durch „kleinliche Rückſichten, zum Neubau des Vaterlandes beizutragen. Mit ſeiner Schrift möchte auch er ein Scherflein für dieſe große Sache liefern. Es handelt ſich demgemäß in Vollmann's Schrift nicht ſowol um eine theoretiſche Beleuchtung des Machiavellismus, als vielmehr um eine praktiſche Anwendung und Nutzbarmachung deſſelben für die Gegenwart; daher ſich der Verfaſſer viel mit Beſprechung der gegenwärtigen politiſchen und ſocialen Zuſtände zu ſchaffen macht, theils erklärend, wie ſie geworden ſind, theils angebend, wie ſie nach ſeiner Anſicht zum Beſſern zu wenden. Auf dieſes Gebiet praktiſcher Politik können wir dem Verfaſſer hier in den „Blättern für literariſche Unterhaltung", die keine Leitartikel für die Zukunft zu ſchreiben, keine politiſchen Programme zu entwerfen haben, nicht folgen. Wir begnügen uns daher, kurz zu referiren, was der Verfaſſer eigentlich will und müſſen es

den Staatsmännern überlassen, Gebrauch davon zu machen. Der Verfasser legt das Hauptgewicht auf die äußere Politik einer Nation und läßt die innere Politik erst in zweiter Linie folgen. „Erst muß ein Volk eine Nation werden, ehe es an etwas anderes denken kann. Die Unabhängigkeit vom Auslande ist die erste Bedingung des Wohlergehens eines Volks, und deshalb muß auch jede Regierung das Hauptgewicht auf die auswärtige Politik legen. Erst in zweiter Reihe kommt die innere Politik. Solange Italien dem Auslande gegenüber unabhängig dastand, war es groß und glücklich; mit seiner Unabhängigkeit aber verlor es auch seinen innern Wohlstand und sein inneres Glück. Das ist immer und überall so. Aus diesem Grunde waren denn auch Machiavelli's Maximen, welche außerdem noch die für die damalige Zeit epochemachende Lehre von der staatlichen Centralisation proclamirten, nicht nur für damals brauchbar, sondern sie sind dies auch für alle ähnlichen Zeiten. War Machiavelli's Buch vom Fürsten auch nur eine Gelegenheitsschrift, welche zugleich ihren Verfasser für den Staatsdienst empfehlen sollte, so kann dieses Werk doch auch Anspruch auf universelle Bedeutung machen, indem sich derartige Zustände, wie diejenigen, welche dasselbe veranlaßten, so lange wiederholen werden, als die Welt steht, und deshalb werden sich auch die von Machiavelli empfohlenen Mittel, welche einer tiefen Kenntniß des menschlichen Wesens entsprossen sind, im wesentlichen so lange als brauchbar bewähren, solange die Menschen eben Menschen und keine Engel sind."

Gegenwärtig glaubt nun der Verfasser in Bezug auf Deutschland und Italien wieder eine solche Zeit gekommen, in der sich die machiavellistische Politik als brauchbar erweisen dürfte, um beide Länder von ihrer innern Zerrissenheit und der dadurch herbeigeführten Schwäche zu retten. Er schreibt Preußen dieselbe rettende Aufgabe für Deutschland zu, wie Piemont für Italien. „Deutschlands Zukunft ruht in Preußen und Italiens Zukunft in Piemont. Das italienische Preußen und das deutsche Piemont haben für ihr größeres Vaterland die ganz gleiche Aufgabe, dasselbe zu Einheit, Macht und Herrlichkeit hinanzuführen." Deutschland bedarf nach dem Verfasser, wie einstmals Italien und wie auch das heutige Italien wieder eines bewaffneten Reformators, der es, „und müßte es selbst durch das Rothe Meer eines allgemeinen Kriegs sein", in das Gelobte Land nationaler Einheit und Unabhängigkeit führt. Solch ein bewaffneter Reformator aber werde die Eigenschaften besitzen müssen, die der Machiavellismus fordert. Ein solcher Fürst werde alle Hindernisse besiegen, er werde groß, mächtig, unwiderstehlich sein. Er werde in Bezug auf die Gestaltung der innern Staatsverhältnisse die Vorschriften der bürgerlichen und in Bezug auf die äußere Politik die Lehren der politischen Moral zu befolgen haben; er werde, wie Machiavelli, dieser große italienische Staatsmann lehrt, das Wohl des Volks heilig halten, aber dem Auslande gegenüber weder Milde noch Grausamkeit, weder Treue noch Wortbruch, weder Ehre noch Schande, sondern nur die Einheit, Größe und Unabhängigkeit des Vaterlandes kennen. „Wann", ruft der Verfasser begeistert zum Schluß aus, „wirst du erscheinen, König der Zukunft? Wann wird du die Dornenhecken innerer vaterländischer Zersplitterung durchdringen und das Dornröschen nationalen Glücks zu freudevollem Erwachen auf den süßen Mund und die geschlossenen Augen küssen? Wann wirst du sie unter den Fanfaren des Hochzeitsmarsches einführen in den Kyffhäuser, damit endlich Barbarossa erwache aus schwerem, beängstigendem Schlafe und die Raben nicht mehr den alten, geweihten Berg der Sage unheimlich umkreisen? O komm, komm bald! und alle Thore werden sich dir öffnen und alle Deutschen werden dir entgegenjubeln und dir folgen zu Kampf und Sieg! Komm, König und Herr!"

Der Enthusiasmus des Verfassers für die Einheit, Macht und Größe des deutschen Vaterlandes ist zu loben. Aber ob wirklich Deutschlands Zustand ein so verzweifelter ist, daß nur eine machiavellistische Cur helfen kann, eine Cur, die Treubruch und Ströme von Blut nicht scheut, das ist freilich eine andere Frage, deren Beantwortung jedoch nicht mehr hierhergehört. Trendelenburg hat in seiner Abhandlung die Bedingungen entwickelt, unter denen allein sich die machiavellistische Politik rechtfertigen läßt. Ob diese Bedingungen, wie Vollmann meint, gegenwärtig vorhanden seien, das bedarf einer eigenen eingehenden Untersuchung, zu der hier natürlich nicht der Ort ist.

Julius Frauenstädt.

Dichtungen in westfälischer Mundart.

1. Poetische Versuche in westfälischer Mundart von F. Jumbrock. Sechste Auflage. Münster, Aschendorff. 1857. 8. 10 Ngr.
2. Neue poetische Versuche nebst einem Anhange enthaltend Lieder mit Melodien in westfälischer Mundart. Von F. Jumbrock. Münster, Aschendorff. 1857. 8. 10 Ngr.

Das erste schon vor mehreren Jahren erschienene Werk hat in Westfalen einen außerordentlichen Beifall gefunden und bereits die sechste Auflage erreicht. In einem Vorwort bemerkt der Verfasser über den Zweck seiner Gedichte:

Dat Lachen is gewiß gesund,
Man hät so selten darto Grund;
Drum war man noch wull lachen kann,
Dar lache doch en jeder Mann —

und diesen hat er in der That erreicht. Die Gedichte sind der Mehrzahl nach humoristischen Inhalts, manche höchst ergötzlich; so unter andern: „Dat billige Raseeren", „Die Theegesellschaft", „De Thiedungsliüser", „Die eilige Dienstmagd", „Jan Bärd up de Brutschau", „Jan Bärd as Bedienter", ganz vorzüglich aber: „De Besaupenheit", und das folgende: „Dat Upwaken", die in ihrer Art ausgezeichnet genannt werden können.

Auch unter den Liedern, welche hauptsächlich in den „Neuen poetischen Versuchen" vorkommen, und von welchen einige zu Aufführungen im Carneval benutzt sind, befinden sich manche recht gelungene. Ferner sind einige, theilweise bekannte Anekdoten mit aufgenommen und auf eine sehr ansprechende Weise behandelt, z. B. „De gelehrte Ape", enthaltend die Erzählung, als Voltaire auf einer Reise mit Friedrich dem Großen für einen Affen gehalten und als solcher behandelt wurde. Endlich kommen auch einzelne didaktische Gedichte vor, die sehr ansprechen, z. B. „De plattdütske Spraeke", in welchem die lächerlich gemacht werden, welche sich derselben schämen, sowie „Düwer den Ehestand", in welchem ganz gemüthliche und gesunde Lehren für die Eheleute enthalten sind.

Der Verfasser ist der plattdeutschen Sprache in hohem Grade mächtig; dabei schreibt er leicht, deutlich, fließend, und auch für den gemeinen Mann verständlich; man sieht es den meisten Gedichten an, daß sie ihm nicht viele Mühe gemacht haben; sie sind fast sämmtlich so ganz aus dem Leben gegriffen. Der Schluß ist in der Regel naiv, oft schalkhaft und daher befriedigend; wir wollen nur einen hervorheben. Nachdem in dem oben bemerkten „Dat Upwaken" die Folgen der Betrunkenheit in höchst komischer Weise geschildert sind, ist das Finale:

Un de Knecht meß lauren
Em en Hering lauren,
Daobi drunk de en Glaß of veer
Von dat nämlike Beer.

Von den in der ältern Sammlung dieser poetischen Versuche enthaltenen Erzählungen in Prosa wollen wir uns nicht versagen, eine kleinere mitzutheilen: „He lagg up en Stiarvebedde, se satt derför un holl de Kärße*) in de Hand, un bidde, dat ühr de Mund schummde; up enemaol dao grummelde**) et. «Dao stigg en Unwiar***) up», sag se, «mi hävet all' dat Heu los, dao mott ik maken, dat wi et bi'n ene krigt! — dá Jan-Bärd! hall de Kärße fast,

*) Das Licht. **) donnerte. ***) Ungewitter.

un wann du mar derwile ſtiarwen ſollſt, dann puff' doch erſt die Kärße ut, dat mi doch kin Malheur hävet.«"

Für diejenigen, welche der plattdeutſchen Sprache nicht mächtig ſind, entſtehen beim Leſen allerdings erhebliche Schwierigkeiten, und wird vieles unverſtändlich bleiben, dagegen aber haben wir gefunden, daß dieſelben beſeitigt werden, ſobald das Vorleſen durch einen derſelben Kundigen erfolgt. Wir können daher nur wünſchen, daß beide Werke eine noch größere Verbreitung finden, erachten auch den Verfaſſer nach ſeinen bisherigen Leiſtungen für völlig befähigt, ein größeres Werk humoriſtiſcher Gattung zu liefern. 32.

Nachträgliches zu der Literatur über die jenaiſche Säcularfeier.

Zu unſerm Bericht über die das jenaiſche Jubiläum betreffende Literatur in Nr. 44 d. Bl. f. 1858 haben wir hier noch einen Nachtrag zu liefern, indem uns nachträglich noch mehrere ſolcher Gelegenheitsſchriften zugekommen ſind, darunter folgende: „Ueber die richtige Ableitung und Erklärung des Ortsnamens Jena und der damit verwandten. Sprachwiſſenſchaftlich entwickelt und dargeſtellt. Nebſt geiſtlichen Liedern und Gedichten zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Einweihung der Univerſität Jena", vom Pfarrer J. K. Schauer (Weimar, Böhlau, 1858). Der ſprachwiſſenſchaftliche Theil der Schrift zerfällt in zwei Abſchnitte, wovon der erſte die frühern, bezüglich falſchen Ableitungen und Erklärungen des Namens Jena aus dem Hebräiſchen und Griechiſchen, Lateiniſchen, Slawiſchen und Deutſchen behandelt. Man hat z. B. dem Namen Jena von den hebräiſchen Worte „Jain", d. i. Wein, abgeleitet, wonach Jena ſo viel als Weinort, Weinſtadt bedeuten würde, beſſer noch Eſſigſtadt, da Luther bekanntlich den jenaiſchen Wein „acetum" nannte. Da man nun den jenaiſchen Wein oder Eſſig wahrſcheinlich nach Weimar zum Verkauf brachte, ſo lag natürlich nichts näher als den Ortsnamen Weimar für eine Verſtümmelung aus „Weinmarkt" zu erklären! Doch welchen Unſinn hat nicht ſchon der Scharfſinn unſerer Etymologen ausgebrütet! Auch Gerhard Mercator und Hondius, die „Jena" von dem griechiſchen οἶνος ableiteten, gaben dem jenaiſchen „acetum" die gebührende Ehre. Der Superintendent Oemler (Georg Aemilius) leitete gar den Namen Jena von dem lateiniſchen Perſonennamen Janus, andere ihn aus dem Slawiſchen ab, z. B. von „Jeden" (Eins), das wie „Jeen" ausgeſprochen würde, wonach der Name Jena ſoviel als „Einsdrei", oder „Dreieins", oder „Dreiſtadt" bedeute, weil die Stadt aus drei (jedoch unbekannten) Dörfern entſtanden ſei. Unter den Ableitungen aus dem Deutſchen ſind folgende die curioſeſten: „Jena" ſei aus „gähnen" entſtanden, mit Bezug auf das Uhrwerk auf dem Rathhauſe zu Jena, wo ein aus Erz gegoſſener Mann (von Luther „Hans von Jena" genannt) beim Schlagen das Maul aufſperre; oder aus dem Worte „Genieß", weil die Einwohner dieſer Gegend „alles insgemein genoſſen und gebraucht hätten". Der Verfaſſer unſerer Schrift führt dagegen den Namen Jena auf celtiſchen Urſprung zurück, nämlich auf das kymriſche gen (wobei auf das verwandte Genava der Allobroger, jetzt Genf, und auf das Genua der Ligurier verwieſen wird), und er behauptet, daß Jena ein celtiſcher Anbau und gewiß von hohem Alter ſei. Wir erfahren auch im Verlauf der Schrift, daß die ſo ehrlich deutſch klingenden Namen Ziegenhain, Lerchenfeld, Egelſee u. ſ. w. celtiſchen Urſprungs ſeien. Ziegenhain habe urſprünglich wol Zeges-hain geheißen, vom iriſchen seages Wald, Lerchenfeld komme her vom iriſchen laerg, Anhöhe, Abhang, und Egelſee von iriſchen aigiol, ſumpfiges Thal. Selbſt Luther's deutſche Abkunft wird verdächtigt, denn ein Anführer der Celten habe Luther (bei den Römern Lutarius) geheißen. So ſoll auch „Duſel" und „duſlig" vom iriſchen dusal, Guirlande vom kymriſchen gwyrlen, Torte vom kymriſchen torth herſtammen u. ſ. w. Vielleicht wird man uns bald davon überführen, daß wir Deutſche überhaupt kein Deutſch, ſondern das reinſte Celtiſch ſprechen. — Eine überſichtliche und detaillirte, begreiflicherweiſe in ſehr enthuſiaſtiſchem Stile abgefaßte Schilderung der jenaer Säcularfeier erſchien unter dem Titel: „Jubelerinnerungen. Beſchreibung der dreihundertjährigen Jubelfeier in Jena. Von F. Friedrich" (Jena, Deiſtung, 1858), ſicherlich allen denen zur Nachleſe und beziehendlich vielleicht auch zur Nachcur zu empfehlen, welche an den hier geſchilderten Scenen perſönlich mitbetheilt waren. — Beſondere Erwähnung verdient die Schrift: „Jena Hungarica", von dem proteſtantiſch-ungariſchen Pfarrer L. A. Haan in Békés-Csaba, worin über ſämmtliche Ungarn, welche in Jena ſtudirt haben, biographiſche Notizen mitgetheilt ſind. — Allen Erziehern und Lehrern iſt folgende Schrift: „Das pädagogiſche Seminar zu Jena. Hiſtoriſche Bilder aus den Acten derſelben Denkſchrift zum dreihundertjährigen Jubiläum der Univerſität Jena von dem älteſten Mitgliede des Seminars" (Leipzig, Engelmann, 1858) angelegentlich zu empfehlen; mit ihr beginnt eine Serie „Monographien zur hiſtoriſchen Pädagogik. Im Verein mit wiſſenſchaftlichen Pädagogen herausgegeben von Karl Volkmar Stoy". Derſelbe Pädagoge gab in demſelben Verlage ein „Album des pädagogiſchen Seminars an der Univerſität Jena" heraus, welches zwei Abhandlungen: „Schrift und Jugend, ſonſt und jetzt", von Dr. Stoy, und „Leonardo da Vinci", von dem Profeſſor K. B. Stark in Heidelberg enthält. Intereſſant waren uns in erſterer beſonders die hiſtoriſchen Rückblicke. Rudolf Agricola nannte die Schulen ſeiner Zeit „Gefängniſſe, wo Schläge, Thränen, Geheul ohne Ende; mit Unrecht nenne man die Schule schola (Muße) oder ludus literarius (wiſſenſchaftliches Spiel); richtiger erhalte ſie von Ariſtophanes den Namen φροντιστήριον, d. h. Sorgenort". Zum Schluß zieht Stoy heftig gegen alle „Kinderliteratur" zu Felde, von Weiße an bis auf Nietz und Franz Hoffmann, wie gegen alle Verſchrobenheit, womit z. B. ein Lehrer in einer größern Stadt Norddeutſchlands ſeinen zwölfjährigen Schülerinnen die Aufgabe ſtellte, „die Gefühle Karl's XII. nach der Schlacht bei Pultawa" auszuſprechen. Ihn übertraf noch ein Lehrer in B..., der ſeinen Schülerinnen in der Oberklaſſe aufgab, die Frage zu beantworten: „Würde Egmont, wenn er leben geblieben wäre, Clärchen geheirathet haben?" H. M.

Notiz.

Literariſche Notizen aus Frankreich.

Zu den neuern franzöſiſchen Schriften, welche für uns Deutſche von beſonderm Intereſſe ſein dürften, weil darin auf deutſche Geſchichtsmomente oder deutſche Theologie, Philoſophie und Wiſſenſchaft Bezug genommen iſt, gehören Nourriſſon's „Tableau du progrès de la pensée humaine depuis Thalès jusqu'à Leibnitz", worüber in der „Revue des deux mondes" lobend bemerkt wird: „Von welchem Geſichtspunkt man auch dieſes Werk betrachten mag, wird man dem Verfaſſer eine ausgezeichnete Befähigung für Unterſuchung und Auseinanderſetzung nicht in Abrede ſtellen können"; Mariano Cubi i Soler's „La phrenologie régénerée"; Paul Janet's „Histoire morale et politique"; de Plasman's „Les Strauss françaises". Die „franzöſiſchen Strauß", deren Doctrinen in dieſer Schrift als antireligiöſe bekämpft werden, ſind Renan und Littré, Mitglieder des Inſtituts. J. Ferrari's vierbändiges Werk: „Histoire des revolutions de l'Italie ou Guelfes et Gibelins", iſt für deutſche Leſer ebenfalls von beſonderm Intereſſe. Der Verfaſſer hat von der Geſchichte im allgemeinen eine ſehr peſſimiſtiſche Anſicht; er fragt: „Iſt die Geſchichte etwas anderes als ein bloßes Spiel der ausſchweifendſten Leidenſchaften, der raffinirteſten Treuloſigkeiten, des ungeheuerlichſten Ehrgeizes? Iſt ſie nicht eine ununterbrochene Reihe von Skandalen? Sind ihre geiſtig bewegteſten Epochen nicht zugleich auch die verbrecheriſchſten? Muß ſie nicht Ungeheuer ſchaffen, wenn ſie Rieſen ſchaffen will?" Leſenswerth iſt auch ein Aufſatz: „Goethe naturaliste", von E. Favre, ein anderer: „Les phases diverses de la philo-

sophie allemande depuis Kant", von L. Wihl in der „Revue contemporaine", und der Aufsatz von St.-René Taillandier in Nr. 20 der „Revue des deux mondes" mit der Ueberschrift: „La philosophie et l'histoire en Allemagne", worin die „neuen Schulen" von H. Fichte und Th. Mommsen abgehandelt sind. Letztern fühlt der Verfasser sich fast versucht, einen „journaliste pamphlétaire" zu nennen. Wir bemerken noch, daß Friedrich von Tschudi's berühmtes Werk über die Alpen unter dem Titel: „Les Alpes. Seule traduction autorisée", ins Französische übersetzt worden ist, und daß in Paris bei Morizot eine „Voyage pittoresque en Allemagne. Partie meridionale" von X. Marmier und eine „Voyage pittoresque sur les bords du Rhin" von Edmond Texier erschienen sind, beide mit Illustrationen von den Brüdern Rouargue und überhaupt typographisch prächtig ausgestattet. Dem ersten Theil des Marmier'schen Reisewerks wird der zweite, das nördliche Deutschland umfassend, demnächst folgen. Marmier macht in dem vorliegenden Theile unter anderm auch gelegentlich eine Bemerkung über die verschiedene Art, wie die Völker speisen: in Frankreich betrachte man ein Diner nur als eine Gelegenheit zu freundschaftlichem Geplauder; in Nordamerika, wenigstens in den Hotels von Philadelphia, Neuyork und Washington sei es ein „acte de voracité brutale"; in Deutschland ein „recueillement". Selbst die deutschen Frauen aus dem Stande der Bourgeoisie, so lebhaft oder sentimental sie auch seien, hörten nur mit halbem Ohr auf das, was man ihnen während der Mahlzeit zuraune, und der würde schlecht anlaufen, der vielleicht ein Diner als Gelegenheit benutzen wolle, um ihnen eine Liebeserklärung oder einige schöne Schiller'sche Verse zuzuflüstern. An schrecklichen Verunstaltungen der Eigennamen fehlt es namentlich im Texier'schen Werke nicht; so soll in Düsseldorf außer Heine, „ce grand et charmant Français, né en Allemagne", auch ein „Varhayen van Eme, littérateur estimé" geboren sein. Ohne Zweifel ist unter letzterm der verstorbene Varnhagen von Ense gemeint. L. M.

Bibliographie.

Abenteuer eines Emporkömmlings. Ein Roman. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 3 Thlr.

Biffart, M., Deutschland, sein Volk und seine Sitten. In geographisch-ethnographischen Charakterbildern. Mit vielen Abbildungen. 1ste Lieferung. Stuttgart, Mitzschke. Gr. 8. 12 Ngr.

Böttcher, G. J., Das Leben Dr. Johann Gerhard's für christliche Leser insgemein erzählt. Mit Joh. Gerhard's Bildniß. Leipzig und Dresden, Naumann. 1858. 8. 10 Ngr.

Cepari, V., Das Leben des heil. P. Franziscus Borgia, Herzogs von Gandia und dritten Generals der Gesellschaft Jesu, nach den Chroniken der Gesellschaft, dem Canonisationsprozesse, den Acten der Rota und der Congregation der Riten dargestellt. Aus dem Italienischen. Mit einem Vorwort von W. Reischl. Regensburg, Montag u. Weiß. 1858. 8. 20 Ngr.

Christiansen, C., Rechtliche Würdigung der Einzelhaft. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Derschau, T. Freih. v., Die Romanov. 1ster Band. Leipzig, Russisches Atelier. Gr. Fol. 88 Thlr.

Dethleff's, Sophie, Gelegenheitsgedichte. Hamburg, Berger. 16. 22½ Ngr.

Dittmann, A. F., Die großen Veränderungen der Erdoberfläche. I. Bisherige Muthmaßungen, Ansichten und Theorien über die Entstehung des Erdkörpers, die Beschaffenheit seines Innern, die Bildung seiner Oberfläche und die darauf vorgegangenen Veränderungen. II. Thatsachen, durch welche die großen Veränderungen der Erdoberfläche bestätigt werden. III. Nächste Ursache derselben. — entdeckt und erläutert. Schleswig, Heiberg. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Egenter, F. J. (Benedikt Dalei), Rosen und Trauerweiden. Ulm, Gebr. Nübling. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Elling, F. v., Dunkle Wege. Erzählungen und Geschichten. 1ster Band. Stuttgart, K. Müller. 1858. 12. 1 Thlr.

Fischer, G. W. T., Versuch einer Geschichte der Reformation in Polen. Zwei Theile. Grätz. 1855, 56. Gr. 8. 3 Thlr.

Fröhlich, K., Lilgen Konfallgen. Plattdütsche Rimels und swarte Biller voer sine lütten geben Frünn'. Berlin, Wagner. 1858. 4. 15 Ngr.

George, Amara, Vor Tagesanbruch. Erzählungen und Lieder. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte der Generalsynoden beider evangelischen Confessionen in Ungarn vom Jahre 1791 von CLVI. Jena, Doebereiner. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Glückselig, L., Andenken an Marschall Radetzky. Zu der am 10. November 1858 stattfindenden Enthüllungsfeier des Radetzky-Monumentes in Prag und als Supplement zur gesammten Radetzky-Literatur herausgegeben. Mit der Abbildung des Prager Radetzky-Denkmals und mehreren wichtigen Beigaben. Prag, Sterch. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Golz, B., Graete Menschen-Kenntniß in Studien und Stereoscopen. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Zur Charakteristik und Natur-Geschichte der Frauen. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele. 6ter Jahrgang. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hammer, J., Auf stillen Wegen. Dichtungen. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Handelmann, H., Geschichte von Brasilien. 1ste Lieferung. Berlin, Springer. Lex.-8. 15 Ngr.

Der alte Hauptmann. Roman in drei Bänden vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder". Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien, Südamerika und Australien. Gesammelt und herausgegeben von S. Hauser. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Charaktere der deutschen Literatur. Zwei Bände. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 3 Thlr.

Warnsdorff, L. v., Jane, Vignette, Claudia. Drei Weiber-Schicksale. Frei nach den „Filles de plâtre" von Montépin bearbeitet. Zwei Bände. Berlin, Nelte. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Die versuchte Einigung der deutschen Burschenschaft während der Jubeltage den 15., 16., 17. August 1858 zu Jena. Ein Rückblick und Nachklang nebst einem offenen Sendschreiben an die Teutonen, Germanen und den Burgkeller zu Jena von einem Festgenossen. Weimar, Kühn. 1858. 8. 5 Ngr.

Friedrich, G., Deutsche Gegner der Phrenologie aus neuerer Zeit. Zum 100jährigen Geburtstage Gall's. Cöthen, Schettler. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heber, B., Die Diakonissen nach ihrer Geschichte und Bedeutung in der evangelischen Kirche. Als Beitrag zum Diakonissenhaus in Darmstadt den verehrlichen Vorsteherinnen desselben dargebracht. Darmstadt, Würtz. 1858. Gr. 8. 2½ Ngr.

Poland, F., Rechtsgelehrte Richter oder Geschworene. Ein Vermittlungsvorschlag mit Rücksicht auf das neue Sächsische Strafverfahren, den Gebildeten aller Stände gewidmet. Leipzig, Jackowitz. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Reuter, F., Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat. Berlin, Wagner. 1858. Br. 8. 5 Ngr.

Röpe, G., Hat Pastor Mallet die Juden wirklich verflucht? Ein offenes Sendschreiben an Hrn. Dr. Frankfurter. Hamburg, Nolte und Köhler. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!"

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung** ist im Laufe der letzten Jahre unausgesetzt bemüht gewesen, den an ein größeres unabhängiges Blatt gestellten Anforderungen des deutschen Publikums zu entsprechen. Gegenüber dem jetzigen regern politischen Leben in Deutschland wird sie in diesem Streben nicht ermüden, sondern demselben vielmehr durch vermehrte Anstrengungen und fortgesetzte Vervollkommnungen entgegenkommen. Ihre politische Richtung darf als bekannt vorausgesetzt werden und ebenso, daß sie in jeder Beziehung — durch **Leitartikel, Originalcorrespondenzen** und **telegraphische Depeschen**, sowie durch ein **Feuilleton** und die besonders sorgfältig gepflegte Rubrik: **Handel und Industrie** — die verschiedenen Ansprüche der Leser zu befriedigen sucht. In Leipzig erscheinend, darf sie außerdem speciell für Sachsen und ganz Mitteldeutschland eine besondere Wichtigkeit beanspruchen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt wie bisher **vierteljährlich nur 1½ Thlr.** **Inserate** (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten: In **Leipzig**: Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Heinrich Hübner; **Altona**: Haasenstein & Vogler; **Amsterdam**: Seyffardt'sche Buchhandlung; **Berlin**: A. Retemeyer; **Bonn**: Henry & Cohen; **Bremen**: C. Schlette; **Dresden**: C. Höckner und Redacteur Schanz; **Frankfurt a. M.**: Dr. Ed. Hartenfels und Jaeger'sche Buchhandlung; **Hamburg**: Jakob Türkheim; **Hannover**: J. B. A. Mehltretter; **Paris**: Bureau Central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig ist jetzt erschienen:

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte.

Von **Christian Noback** und **Friedrich Noback.**

8. Geheftet 4 Thlr. 21 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

Das von allen Seiten mit der grössten Anerkennung aufgenommene und als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur bezeichnete »Vollständige Taschenbuch der Münz-, Maas- und Gewichtsverhältnisse etc. Von Ch. und F. Noback« (7 Thlr. 15 Ngr.) hat die weiteste Verbreitung gefunden. Dennoch hat sich das Bedürfniss nach einer kürzern und billigern Zusammenstellung der betreffenden Daten zum täglichen Gebrauch des Geschäftsmannes geltend gemacht und diesem zu genügen, sowie gleichzeitig der rücksichtslosen, meist freilich auch sehr ungeschickten Plünderung, die das Noback'sche Taschenbuch seitens genannter und ungenannter Abschreiber erfahren, entgegenzutreten, war der Zweck des jetzt vollständig vorliegenden Noback'schen »Münz-, Maass- und Gewichtsbuchs«.

Es wird hierin dasselbe wie in jenem Werke, nur in einem engern Raum geboten. Es soll dem praktischen Geschäftsmanne für seinen täglichen Gebrauch dienen, namentlich auch wird es für den Reisenden ein willkommenes Vademecum und für die jüngere Kaufmannswelt ein geeignetes Hülfsmittel sein, um neben der Praxis ihres Berufs sich auch theoretisch in Fachgegenständen auszubilden. Es darf nicht als ein Auszug des grössern Werks betrachtet werden, denn es ist thatsächlich eine neue und selbständige Arbeit, die vielmehr als eine Ergänzung der frühern gelten kann, und selbstverständlich auch die neuesten wichtigen Veränderungen auf diesem Gebiete (namentlich in Betreff Oesterreichs) enthält.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch für Jäger,

Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Von **Georg Franz Dietrich aus dem Winckell.**

Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel.

Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

(Auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.)

Unter allen fachwissenschaftlichen Werken über die edle Weidmannskunst steht Winckell's Handbuch noch immer unübertroffen da. Kein anderes Werk ähnlicher Tendenz vereinigt in sich eine solche Fülle ausgezeichneter Beobachtungen, streng wissenschaftlicher Untersuchungen und gründlicher Studien über äußere Gestalt, Lebensweise, Nahrung und geistige Fähigkeiten jagdbarer Thiere, kein anderes behandelt so ausführlich den echt weidmännischen Betrieb, sei es zur Schonung des Wildes, sei es zu dessen Nutzbarmachung oder zur Vertilgung des so verderblichen Raubzeuges. Winckell's Handbuch ist daher für jeden Jäger, wie er sein soll, ein ebenso unentbehrlicher als sicherer Führer, der ihm überdies nicht nur vielfache Belehrung, sondern auch eine vortreffliche Unterhaltung gewährt und jedes andere Hand- oder Lehrbuch über den nämlichen Gegenstand fast entbehrlich macht.

Die jetzt vollständig vorliegende dritte Auflage ist von dem bekannten Schriftsteller Dr. J. J. von Tschudi mit aller der Sorgfalt und Liebe zur Sache, die ein solches Unternehmen erheischt, bearbeitet worden. Das Werk hat in dieser Auflage wesentliche Verbesserungen, der Umfang desselben aber trotzdem eine bedeutende Verminderung erfahren. Ebenso ist der Preis der neuen Auflage fast um die Hälfte billiger gestellt worden als bei den frühern Auflagen. Die äußere Ausstattung ist vorzüglich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 6. Januar 1859.

Inhalt: Dramatische Literatur. Erster Artikel. — Zur Dante-Literatur. Von Wilhelm von Lüdemann. — Klaus Groth über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Von Hermann Marggraff. — Notizen. (Zur Literaturgeschichte vom culturhistorischen Standpunkte; Goethe's „Faust" in Frankreich; Die Gräfin Dora d'Istria.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatische Literatur.

Erster Artikel.

Wer hat nicht erfahren von den Schwierigkeiten, die ein dramatischer Dichter zu überwinden hat, ehe er mit seiner Arbeit vor das Publikum tritt und sie dem Urtheile preisgibt? Abgesehen von den Vorarbeiten und dem Schaffen selbst, das noch immer Lust und Hoffnung mit sich führt, welchen Aerger und welche Kränkungen hat er durchzumachen bei der Einreichung, bei dem Lesen, bei der Besetzung, bei der Aufführung. Ist es doch fast ganz unmöglich geworden ohne Benutzung von Protection und andern Kanälen, blos durch den Werth der Arbeit ihr Aufnahme in das Repertoire eines größern Theaters zu verschaffen. Erst vor kurzer Zeit fanden wir eine dramatische Arbeit durch einen Theateragenten mit der ganz besondern Bitte empfohlen, die Leiter der Theater möchten das eingesandte Stück doch nicht ungelesen zurückschicken. Mit welchen Illusionen läßt der Dichter durch die Agenten seine Arbeit versenden und nicht einmal der Trost bleibt ihm, daß es an maßgebender Stelle durchgesehen wird. Man mache das den Intendanten und Directionen nicht allein zum Vorwurf; sieht man in ihren Lesezimmern die hoch aufgestapelten Manuscripte, die nicht enden wollende Zusendung von dramatischen Novitäten, so findet man schon darin eine Entschuldigung für sie; bedenkt man, daß im Jahre höchstens zehn größere Novitäten vorgeführt werden können, daß dabei die Dramatiker von Ruf zunächst berücksichtigt werden und daß bei jener Zahl auch die Bereicherung des Repertoires mit classischen Stücken eingerechnet ist, nimmt man hierzu auch die Rücksichten, welche die Leiter der Theater zu nehmen gezwungen sind, so wird man einsehen, daß es dem Talente schwer gemacht ist, sich durch dramatische Werke auf der Bühne bekannt zu machen. Da haben sich denn ihre Arbeiten aus dem Staube der Lesezimmer nachgerade durch den Buchhandel direct an das Publikum adressirt, um durch dieses oder durch die Kritik den ersehnten Platz hinter den Theaterlampen zu erringen. Aber täuschen wir uns nicht; das eigentliche Interesse an der Bühne ist in Deutschland, wir möchten behaupten fast überall (Spanien vielleicht ausgenommen) erkaltet; die Vergnügungslust, welche die Theater füllt, der Beifall, den das Virtuosenthum eines Künstlers erringt, die Neugier, mit der jede neue Erscheinung betrachtet und bekrittelt wird, ist weit entfernt von dem regen Interesse an dem Theater selbst, von der Bedeutung der Bühne als einer moralischen Anstalt; es gleicht vielmehr nur jenem billigen Interesse für Reiter- und Thierbuden. Kein Ausspruch ist wahrer als der, daß die Künstler es verschulden, wenn die Kunst fällt.*) Die dramatischen Dichter haben nicht allein auf den jedesmaligen Zeitgeschmack speculirt, sie haben nicht nur in die Dramen der Vergangenheit die Schlagwörter der Zeit hineingespielt und auf die Zeitrichtung durch Phrasen influiren wollen, wo die dramatische Größe allein hätte wirken sollen; sie haben auch, und namentlich die deutschen, versucht, fremden Geist zu inoculiren und wie jener König die Griechen nach und nach gewöhnte, Gefallen an den Thierkämpfen zu finden, so haben sie unser Publikum von der nationalen Einfachheit und von dem Interesse an den großen Leidenschaften abgezogen und so lange mit psychologischen Ausnahmen, oft geistreich genug, übersättigt, bis es anfing das Besondere für die Regel zu nehmen. So lange ist

*) Ehe der Herausgeber d. Bl. das Publikum und die Welt so kennen gelernt hatte, wie er sie jetzt kennen gelernt zu haben glaubt, schwur auch er auf diesen Ausspruch Schiller's wie auf ein Wort der Bibel. Es liegt allerdings in diesem Satz eine tiefe Wahrheit, aber sie ist einseitig, besonders da unser Berichterstatter unter den die Kunst verderbenden Künstlern ausschließlich nur die dramatischen Dichter zu verstehen scheint. Lebte in den Intendanten und Directoren, in den Schauspielern, in denen, welche auf die Gestaltung und Existenz der Hof- wie der städtischen Bühnen gerade den größten Einfluß haben, endlich im Publikum ein hoher, ernster, echt nationaler Sinn, ein heiliger Eifer, gegen jede noch so leise Aeußerung der Frivolität in sittlicher wie nationaler Hinsicht sofort entschiedenen Protest einzulegen, so würden ja die dramatischen Dichter von selbst genöthigt sein, in streng sittlichem und nationalem Sinn zu dichten oder ihr Metier ganz aufzugeben; auch würde man dann verschmähen, seinen Verrath aus der Garküche der pariser Dramatik zu beziehen. Sieht es auf dem Felde der musikalischen Production etwa besser aus als auf dem der dramatischen? Und wie würde es mit der bildenden Kunst stehen, wenn sie sich allein dem guten Willen und dem Geschmack des Publikums und der von diesem Publikum abhängigen Künstler überlassen sähe?

D. Red.

es durch die dramatiſchen Dichter von Conſequenz zu Conſequenz geführt worden, bis es Gefallen fand an den franzöſiſchen Maitreſſenſtücken, die ihren entſittlichenden Eindruck um ſo mehr ausüben, da ſie unter der Maske einer nichtswürdigen Moral erſcheinen. Als Kotzebue die Bühne beherrſchte, war in Deutſchland kein edler Mann, der nicht mit Trauer den Verfall der Bühne, den verfehlten Zweck derſelben betrachtete. Und jetzt? Sind wir nicht viel weiter gekommen, iſt nicht die Bühne mehr denn je von einer moraliſchen Anſtalt verſchieden, iſt ſie nicht bei uns viel undeutſcher geworden als damals? Wir fühlen uns nicht berufen als modernſter Abraham a Sancta Clara eine Noth- und Bußpredigt über die Bühne zu halten; aber wir müſſen erklären, daß wir den Verfall unſers Theaters nicht aufgehalten glauben, weder durch die neueſten Maßregeln der Intendanten, noch durch die in Ausſicht geſtellte Verbindung der dramatiſchen Dichter. Wir befürchten vielmehr, daß nur dadurch Coalitionen geſchloſſen werden zum Schaden des dritten Factors, des Publikums.

So tief iſt der Verfall der Bühne, daß nur durch eine gründliche Reaction ihr geholfen werden kann. Es wäre dazu nothwendig: 1) Betheiligung der dramatiſchen Dichter an der Leitung der Theater, d. h. Dramaturgen, die hauptſächlich mit der Prüfung der eingegangenen Stücke betraut würden. 2) Zurückweiſung aller unmoraliſchen, leichtfertigen, undeutſchen Arbeiten und beſondere Begünſtigung der nationalen Dramen. 3) Hauptaufgabe der Bühne ſei Stärkung des Nationalgefühls und des Sinns für die Familie, der ewigen Grundlage der Geſellſchaft. 4) Zurückführung der Bühne auf Einfachheit und Natürlichkeit, ſei es nun hinſichtlich der Anforderungen der Künſtler oder in Betreff der Ausſtattung, namentlich der Oper und des Ballets. 5) Verbindung der Intendanten und Directoren zur Befolgung der vorſtehenden Punkte, zur gleichmäßigen Annahme der durch die Dramaturgen vorgeſchlagenen Stücke, nachdem eine Commiſſion aus ihnen noch darüber entſchieden hat. 6) Berückſichtigung der Wünſche der dramatiſchen Dichter beim Leſen, Aufführen u. ſ. w. ihrer Arbeiten. 7) Vorläufige Verſtändigung der Leiter der Theater und der Dramatiker (durch die Preſſe) mit dem Publikum über die Bedeutung der neuen Maßregeln. Eine große Aufgabe hätte dabei die Kritik zu übernehmen; ſie hat vor allem den Kothurn abzuſchnallen, von dem aus ſie alle neuen Erſcheinungen betrachtet und ſie in Parallele ſtellt mit claſſiſchen Muſtern; ſie hat das abſtracte Urtheil zu vermeiden, durch welches ſie ſich in directen Widerſpruch mit dem Geſchmack des Publikums geſetzt hat, das ſie, oft nur aus Eitelkeit, ſtatt zu leiten brüskirt; ſie hat ſich der Animoſität zu enthalten, nach welcher jedes Stück von vornherein verdammt iſt, weil es von dieſem oder jenem Dichter iſt; ſie hat endlich die Bemühungen der Dramatiker und der Leiter der Theater zu unterſtützen und ihre Plane zu fördern, indem die Kritik recht eigentlich berufen iſt, den Vermittler zwiſchen jenen und dem Publikum zu bilden. Möchte die Kritik ſich dieſer hohen Aufgabe immer bewußt ſein!

Wir wiſſen recht gut, daß wir fromme Wünſche ausſprechen, daß ihnen noch manches hinzuzufügen wäre, was über den Raum d. Bl. hinausgeht: es ſind eben nur die Hauptmomente ſkizzirt; es ſind die Grundzüge eines Ideals gegeben, zu deſſen Verwirklichung wir beitragen und anregen wollen. Wir ſind endlich überzeugt, daß ohne eine gründliche Heilung der Sinn für das Theater immer mehr erkalten und die Schaubühne bald nichts mehr ſein wird, als eine Arena kleinlicher Leidenſchaften.

---

1. Florian Geyer. Trauerſpiel in fünf Acten aus der Zeit des Bauernkriegs von **Wilhelm Genaſt**. Weimar, Böhlau 1857. 8. 12 Ngr.

Es iſt etwas Gefährliches mit den Dramen aus der Vergangenheit, deren Helden für eine ſpäte Zukunft kämpfen und deren künftiger Sieg entweder allegoriſch angedeutet oder mit einer modernen Phraſe am Schluſſe abgemacht werden muß. Von vornherein fehlt ſolchen Dramen die Einheit der Idee und gerade an dem Punkte, wo der Leſer oder Zuſchauer der Ruhe bedarf, um die erweckten Eindrücke in ſich zu verarbeiten und das Einzelne mit dem Ganzen in ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung zu bringen, treten verwirrende oder wenigſtens abziehende Bezüge vor die Seele, die, wie z. B. in dem vorliegenden Drama, den äſthetiſchen Genuß in eine politiſche Reflexion umgeſtalten. Die Einheit der Idee vermiſſen wir hier und bei den meiſten unſerer modernen Dramen, weil ſie nicht das große Allgemeine, nicht die ewig feſſelnden gewaltigen Leidenſchaften zu ſchildern unternehmen, ſondern, zu Liebe der Geſchmacksrichtung des Publikums, die Ausnahmen für die Regel, das Geſuchte für das Wahre geben. Der Dichter des vorliegenden Dramas hat verſucht, Florian Geyer zum Träger einer ſittlichen Idee zu machen; der Schutz des unterdrückten Bauernvolks gegen den Uebermuth des Adels iſt ſeine Aufgabe. Allerdings gelingt es ſeinem Helden die Burgen zu zwingen, aber dieſer ſelbſt fühlt, daß damit etwas nur Aeußerliches gewonnen iſt. Die Revolution wächſt ihm über den Kopf, Mord und Brand ſind die natürlichen Folgen einer Bewegung, der nach dem Bildungsgrade der Theilnehmer weniger eine ſittliche Idee, als das übrigens natürliche Gefühl der Rache zu Grunde lag; von den Verbündeten hat außer einer Nebenperſon, Wendler Hipler, der frühere Hohenlohe'ſche Kanzler, niemand eine Vorſtellung von der Bedeutung des Aufſtandes; die politiſchen Ergüſſe Kaſimir's im fünften Aufzuge in der erſten Scene ſind unwahr und unnatürlich, wenigſtens gewiß für einen Markgrafen der damaligen Zeit. Auch die Motive Florian's, die ihn an die Spitze der Bewegung bringen, haben wenig ſittlichen Werth, geſchwächt werden ſie jedenfalls durch ſeine (angedeutete) verletzte Eitelkeit, infolge der verunglückten Werbung um Margarethe Helfenſtein; ſelbſt ſeine Gerechtigkeit macht eher den Eindruck von Humanitätsbeſtrebungen des 18. Jahrhunderts, als von dem Bewußtſein ſeiner Aufgabe. Somit erſcheint es denn auch natürlich und keineswegs bedauernswerth, daß der Held untergeht, ohne ſein Ziel erreicht zu haben; er ging unter an der Unklarheit, die in dem „allgemeinen Drang nach ewiger Gerechtigkeit" und in dem Gefühle, „wie viel von ſeinem Weſen denen noch verbunden war, denen er feindlich gegenüberſtand", in ihm kämpfte. Wäre dieſer Kampf im Anfange des Dramas lebendig vor ihn getreten, hätte er in dem Verlaufe deſſelben den Dualismus männlich bekämpft, oder ſelbſt nur das Widerſtrebende verſöhnt, ſo hätten wir einen ganzen Helden. Der Kampf um ſelbſtgewählte Principien, ſelbſt wenn ſie nachher als Irrthum ſich beweiſen und das Unterliegen des Helden nöthig erſcheinen laſſen, hat immer etwas Dramatiſches, während das Unterliegen durch Unklarheit und Unbeſtimmtheit weder feſſelt noch rührt. Das eine iſt der Fall bei „Götz von Berlichingen", mit dem hier der Vergleich ſehr nahe liegt; das andere im vorlie-

genden Drama. Nachrühmen müssen wir dem letztern eine kurze, correcte Sprache und eine leichte fließende Handlung, die noch viel an Interesse gewonnen hätte, wenn von Genast naheliegende Motive besser ausgebeutet wären. So ist der Kampf Florian's, als er von seiner Familie scheidet, matt und jedenfalls unritterlich, das Benehmen gegen seine Mutter echt modern. Der Dichter hätte dazu „Götz" und „Coriolan" studiren sollen, wie er nicht ohne Geschick (im zweiten Act, zweite Scene) die Verschwörungsscene aus Schiller's „Tell" copirte. Die Visionen Anna's und die Erklärung Kasimir's am Schlusse des Dramas führen uns zurück auf unser erstes Urtheil, daß Hoffnungen, für die Zukunft ausgesprochen, verwirren und nicht befriedigen.

2. Pausanias. Eine Tragödie in fünf Acten von Fritz Eickhorn. Düsseldorf, Kaulen. 1858. Gr. 8.

Dem Dichter der vorliegenden Tragödie scheint es so aufrichtiger Ernst zu sein, seine Aufgabe würdig zu lösen, er deutet sie richtig in seiner Vorrede die Gebrechen an, durch welche unsere dramatische Kunst daniederliegt, daß wir bedauern, in ihm nur einen Arzt zu finden, der geschickt in der Diagnose, aber desto weniger in der Wahl seiner Mittel ist. Die vorliegende Tragödie behandelt das bekannte Schicksal des Pausanias: den verschiedenen Leidenschaften und Situationen hat der Dichter versucht, nach Art der alten Tragödie, entsprechende Verse anzupassen; es ist eben ein Versuch, der in der Wahl und Ausführung nicht immer glücklich ausgefallen ist. Der Prolog bis zur sechsten Seite ist in sechsfüßigen Jamben geschrieben, die nicht alle zu rechtfertigen sein dürften; dann folgen anapästische Hexapodien, die ohne Verständniß gebaut sind; besser wären diese sieben Verse als anapästische Dimeter gefaßt, von denen der zweite jedesmal catalecticus in syllabam wäre, also als statt

⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑⏑ – – – ⏑⏑ – ⏑⏑ – ⏑

besser – ⏑ ⏑⏑ – | – ⏑ ⏑⏑ –
– ⏑ ⏑⏑ – ⏑⏑ ⏑ ⏑

Die Jamben von S. 6 — 28 haben manchen schlechten Vers aufzuweisen, z. B. S. 22: „Wohl lauschen viele gerne auf dein schmeichelnd Wort", und S. 25: „Ein herrl'cher Wein!" während gleich darauf: „Weich" u. s. w. Weshalb der Verfasser Dionysos statt Dyonisos schreibt, ist uns, nebenbei gesagt, unklar. S. 28 erscheinen wieder Anapästen, die zuletzt ganz formlos werden, z. B.: „Ist auch mein Gebet nicht wohllautend, weil" u. s. w. Die zwölfte Scene schließt mit metrischem Wirrwarr; ebenso beginnt die dreizehnte und geht dann zu erträglichen Anapästen über. Der dritte Act beginnt mit iambischen Trimetern, dann folgen in der zweiten Scene schauerliche Anapästen, wie: „Er, der in dem Kampfe dem Schlachtsturm gleichstand", S. 32 gewöhnliche Jamben und in der fünften Scene wieder, übrigens hier der Stimmung nach durchaus unmotivirt, Anapästen, die von den Alten nur gebraucht wurden, um den Uebergang des Dialogs zum Lyrischen anzudeuten; in der sechsten Scene Jamben. Der vierte Act erste Scene ist zunächst trochäisch, dann folgen iambische Trimeter, S. 43 Dimeter anapaesticus catalecticus in syllabam, S. 44 Formloses, S. 45 Anapästen unter Jamben, die unter sich mit Prosa bis zum Schlusse wechseln. Man sieht, an verschiedenen Formen fehlt es dieser Tragödie nicht, wohl aber ihrem Verfasser an Geschick, sie zu handhaben und zu benutzen. Wenn somit die Lösung der Aufgabe für die Fähigkeit des Verfassers zu groß war, so erkennen wir doch gern den Ernst und die Liebe an, mit welcher er dieselbe auszuführen versuchte, und hoffen, daß dieser erste nicht ganz gelungene Versuch ihn nicht abschrecken wird, auch künftig für das wahrhaft und einzig Dramatische zu wirken. Zu rathen ist ihm allerdings vor allem einiges Studium der Technik des modernen Theaters, um lächerliche Anforderungen zu vermeiden, wie „Pausanias nach einem fürchterlichen Kampfe" oder „Ueberall orientalischer Luxus und sybaritisches Betragen" u. s. w.; die Beschaffenheit und Bedeutung der Silbenmaße endlich kann noch immer mit Vortheil studirt werden, selbst aus dem wenigen, was Schlegel darüber sagt.

3. Don Manuel oder des Helden Standbild. Trauerspiel von E. Humbert. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1858. 12. 15 Ngr.

Der Dichter kündigt in der Vorrede sein Drama ausdrücklich als ein „christliches" an und sagt unter anderm, das Theater solle eine moralische Anstalt sein, aber nicht „anstatt" (wer verlangte das?), sondern „vermittelst" der Kirche, ein Verlangen, dessen Bedeutung uns auch nach Lesung des Stücks nicht klar geworden ist.

Die Fabel des Trauerspiels ist folgende: König Alfons II. von Asturien, nach seinen Reden der Erfinder der Concordate, bringt seine natürliche Tochter Clara bei seinem Oheim Manuel unter, den er von ihrem Geburtsstande unterrichtet, während außer diesem nur der Betreffende und der Bischof, als Seelenhirt, davon weiß. Der Oheim, zugleich Oberfeldherr, zieht gegen die Mauren, kehrt nicht zurück und wird todt geglaubt. Nach neun Jahren, die zwischen dem ersten und dem zweiten Acte liegen, kommt eine Deputation der Vaterstadt des Verschollenen und bittet um die gern gewährte Erlaubniß, diesem ein Standbild setzen zu dürfen. Zu derselben Zeit erfährt der König, daß Don Manuel's Witwe, Juana, die Pflegemutter seiner natürlichen Tochter, sich anderweitig vermählt habe. Der erst erzürnte König verzeiht und damit schließt der zweite Act.

Ein als Hellseher bekannter Eremit soll dem König die Beruhigung geben, daß Manuel wirklich todt sei; die Kirche, in der Person des Bischofs Adulfus, unterstützt den König in diesem Vorhaben und eine Wallfahrt zu ihm, der nur noch von der Eucharistie lebt und nur Freitags die Sehergabe hat, wird beschlossen. Unter Blitz, Donner, magischer Beleuchtung u. s. w. verkündet er dem König, daß Don Manuel — lebt. Sofort wird man nach Cordova versetzt, der Held ist dort als Sklave, geliebt von seines Herrn Schwester Fatime mit sittsamster Liebe. Man erfährt, daß Fatime die beiden Zeugen, die Manuel's Tod beschworen und dadurch seiner Witwe Verheirathung möglich gemacht haben, angestiftet hat. Dieselben Zeugen (Christensklaven) werden nun benutzt, um der Witwe Wiederverheirathung dem Don Manuel anzuzeigen. Fatime vertheidigt sich dieser kleinen Niederträchtigkeiten wegen dem Publikum gegenüber; ihre Intrigue bleibt ohne Erfolg, Don Manuel verschmäht sie auch als vermeintlicher Witwer. Am Schlusse des Aktes wechselt die Scene nochmals, um der entlaufenen kleinen Clara einen Ring, ein Zeichen der königlichen Pathenschaft (sie gilt nämlich allgemein für die Pathe des Königs) auf eine möglichst ungeschickte Weise in die Hände zu spielen. Im vierten Act, wieder nach neun Jahren, beginnt nun eine ganz neue Geschichte. Henrico, Manuel's Sohn, und Clara sind während drei Acten nun so weit herangewachsen, um sich zu lieben, „d'amour", obgleich sie sich für Geschwister halten. Den Muth hierzu finden sie durch den Ausspruch eines alten unbekannten Weibes, das der Clara verkündigte, „sie sei nicht, was sie hat geglaubt zu sein". Sie trauen dem Frieden aber nicht und haben Reue über ihre unmoralische Liebe. Jetzt wird das Thema schon interessanter für ein lüsternes Publikum; erwiesene Bigamie und unmoralische Liebe, natürliche Kinder, durch die Kirche gebilligte Verheimlichung der Vaterschaft und dadurch sanctionirte Lügen, Zauberer: was will man mehr und wer könnte das überhaupt erwarten in einem christlichen Drama? Clara singt mit Guitarrenbegleitung ein Lied von zwölf Versen und vier Strophen von Brüderlein, Schwesterlein, Töchterlein und Lämmlein. Da erblickt Henrico den Ring, erfährt dadurch, daß Clara des Königs Pathe sei und schließt nun mathematisch, daß er nicht ihr Zwillingsbruder sein könne, da er sich einer so hohen Pathenschaft nicht erfreue. Zum Ueberfluß kommt die Mutter hinzu und bestätigt dies, ohne Clara's Geheimniß zu offenbaren. Henrico begibt sich sofort auf eine gelobte Wallfahrt. Nun kommt eine Nachtscene. Don Manuel, als Harfner verkleidet, singt

ſeine Leidensgeſchichte, Einkerkerung und wunderbare Rettung; zufällig hört ihn eine Nonne, und zufällig iſt dies Fatime, jetzt Schweſter Doloroſa, die ihm wenigſtens über den letzten Theil ſeiner Lebensgeſchichte Aufſchlüſſe geben kann. Sodann kommt der wallfahrende Henrico, Manuel ſieht ihn, glaubt ſich ſelbſt zu ſehen und erſchrickt darüber ſo, daß er krank von Kloſterbrüdern aufgenommen wird. Henrico wallfahrt weiter.

Fünfter Act: Enthüllung des Standbildes, dabei Verlobung von Henrico und Clara. Die Proceſſion iſt in die Kirche gezogen, da kommt Don Manuel und plötzlich auch ein Kriegsbote, der den Einfall der Sarazenen meldet. Manuel entreißt ſeinem Standbilde die Fahne und ſtürzt in den Kampf; alles folgt ihm, mit Ausnahme des Biſchofs, der Frauen und — des Königs, der vorzieht, an dem Standbilde mit den Prieſtern ein „in pace requiescat" zu ſingen. Circa 30 Verſe ſpäter hat Manuel viele tauſend Mann beſiegt, den Bruder Fatime's, Ali, gefangen genommen, und erſcheint wieder als Leiche auf einer Bahre. Veni, vici et reveni! Der Schluß ergibt ſich von ſelbſt. Ali wird Chriſt, Henrico heirathet Clara, ohne über ihre Herkunft aufgeklärt zu werden. Dem Biſchof oder der Kirche erſcheint die Buße (das Cölibat), die ſich Alfons für ſein Jugendvergehen auferlegt, vorzüglicher, als ein offenes Bekenntniß vor der Welt. Henrico erhält die Anwartſchaft auf den Thron. Juana beruhigt ſich leicht,

— weil ſie nicht wußte,
Was ſie gethan.

Die meineidigen Sklaven wandern in den Kerker; unter lang anhaltender kriegeriſcher Fanfare, die das ungeduldige Publikum gewiß bei einer Aufführung ſich ſchenken wird, fällt der Vorhang.

Wir haben bei der vorliegenden Arbeit etwas länger verweilt, einmal, weil der Dichter 12 Jahre zu ihrer Bearbeitung brauchte, ſodann um zu zeigen, wie wenig das Publikum auch von dieſem ſogenannten chriſtlichen Drama zu hoffen oder zu fürchten hat. Die Verſe (ungereimte Jamben) ſind ziemlich fließend, die Sprache aber proſaiſch, etwas ſchwerfällig, dabei übrigens logiſch und verſtändig. Poetiſche Stimmung und Charakteriſtik fehlt und auch die ſittliche Idee, die der Verfaſſer ſehr richtig als Trägerin einer jeden dramatiſchen Darſtellung verlangt, haben wir nicht entdecken können.

4. Der Schmied in Ruhla. Schauſpiel in vier Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig, Luppe. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Schauſpiel behandelt die bekannte Erzählung des Ludwig von Thüringen, der durch des Schmiedes Wort: „Landgraf werde hart", der Eiſerne wurde. Statt eines ſchwachen Mannes, deſſen Bewußtſein und Thatkraft erwacht, hat der Dichter uns einen Helden hingeſtellt, der in Grund und Boden verdorben iſt, und deſſen Erheben pſychologiſch undenkbar erſcheint. Wahrſcheinlich um den Contraſt der Ermannung mehr hervorzuheben, gibt er uns ein Bild von einem Menſchen, der von Anfang an verächtlich durch ſeine Sinnlichkeit, und lächerlich durch die Art und Weiſe wird, wie er ſich durch einen höchſt ungeſchickten Intriguanten leiten läßt. Daß der Landgraf einem Manne wie Gleisberg traut, der ohne Scheu und Scham ſeine gemeine Sinnlichkeit zur Schau trägt (Act 3, Scene 1), macht von vornherein alles Intereſſe für ihn unmöglich. Gleisberg iſt eine Figur für die münchener „Fliegenden Blätter", ein patentirter Böſewicht, der dabei dumm genug iſt, ſich und ſeine Plane zu verrathen und dann und wann Anwandelungen von Gewiſſensbiſſen bekommt, die mehr lächerlich als verſöhnend ſtimmen. Wölfle, der Sohn des Vorgenannten, die einzige Perſönlichkeit des Stücks, für die man vielleicht ein vorübergehendes Intereſſe gewinnen könnte, ſtirbt am Ende des dritten Actes, von ſeinem Vater durchbohrt, indem er den Stoß empfängt, der den Landgrafen ermorden ſollte; die Art und Weiſe übrigens, wie er im Geſpräch mit den Landleuten eingeführt wird (Act 1, Scene 6), die Vorleſung, die er ihnen hält und die politiſchen Ergüſſe, die er dagegen von den biedern Thüringern — immer wohl bedacht im Jahre 1150 — eintauſcht, ſind unwahr und uncharakteriſtiſch, das Benehmen gegen den Landgrafen und gegen ſeinen Vater aber grob und theilweiſe unverſchämt. So erzählt er den Bauern den Ausſpruch einer italieniſchen Dame:

Laſſet den Deutſchen! Setzt mir doch ſein Maul;
Es iſt zu breit zum Sprechen; ſollt' ich's küſſen
Viel lieber nähm' ich meines Hundes Naſe —

und andererſeits ruft er ſeinem Vater nach:

So möge Gott dir gnaden, ſtarrer Mann!
Denk' dieſer Stunde einſt, die dir den Sohn
Geraubt: ein Leichenſtein erſcheint ſie dir,
Verfluchter Mann, doch nicht mein Vater mehr!

Ueberhaupt ſcheint Lohmann das Charakteriſtiſche der Zeit des Eiſernen Landgrafen in der Grobheit, die doch weit von Derbheit verſchieden iſt, zu finden; er hat namentlich ein Exemplar von Gaugrafen vorgeführt, der ganz gut unter der beſcheidenen Hülle eines Hausknechts auftreten könnte. Selbſt wenn er, wie Apolde gegen Gleisberg von ſich ſelbſt erzählt, ſeine „Seele ſchon verſoffen" hätte, ſo würde er doch gewiß noch ſo viel Achtung vor ſeinem Lehnsherrn haben, um nicht dieſem auf die einfache Frage, wie er ſich nenne, zu antworten:

Apolde, Landgraf!
Apolde, ſchlicht und recht, wie's Euch gefällt
Und wenn's Euch nicht gefällt, habt Dank,
Ich lieb' die Grobheit.

Irgendeine nur mittelmäßige geiſtreiche, oder zum wenigſten anregende Bemerkung haben wir umſonſt geſucht. Für das, was wir vermiſſen, kann uns die Handlung nicht entſchädigen, die eben nicht von einem weitgehenden Erfindungstalente Zeugniß ablegt. Gleisberg will durch ſinnliche Genüſſe den Landgrafen einſchläfern, um mit den Gaugrafen die alten Bedrückungen gegen die Landleute fortſetzen zu können; er verbindet ſich mit den erſtern, und da augenblickliche Gefahr durch einen kaiſerlichen Geſandten droht, der Barbaroſſa's Schweſter dem Landgrafen anzubieten kommt, beſchließen ſie Ludwig zu ermorden; Wölfle ſtirbt für ſeinen Herrn und dieſer fügt zu ſeiner Sinnlichkeit und Dummheit noch die Feigheit, um ſich vollſtändig verächtlich zu machen. Er ruft: „Entſetzlich, wehe mir!" und flieht auf die bloße Nachricht, daß ihm Gefahr drohe. Er eilt verkleidet zu den Landleuten und hört erſt jetzt, wie ſeine Statthalter gehauſt haben, und daß auch hier ihm der Tod drohe. „Sein Haupt iſt von Angſtſchweiß naß" geworden unter der Kapuze, die ihn verdeckt, „ihm wird zu Tode angſt" (Act 4, Scene 4). Aber die Todesangſt hat wenigſtens das Gute, daß er ſich ernſtlich vornimmt ein Vater ſeines Volks zu werden. Eine Scene in Reinhardsbrunn zeigt uns die unter ſich uneinigen Gaugrafen, Gleisberg gelähmt und halb wahnſinnig; die Burg, die der Landgraf ſo ſchleunig verlaſſen hatte, wird erobert, die Gaugrafen werden verbannt.

Graf Gleisberg ſtürzte ſich von dem Altan,
Ihm flog ein Schwarm der gier'gen Raben nach! —

meldet ein eilig eintretender Knecht; ein neuer Bote Barbaroſſa's, ſtatt des von Gleisberg gefangen gehaltenen, trägt dem Landgrafen die Schweſter des Kaiſers wiederholt an, zuvor aber will Ludwig den Kaiſer auf dem Zug nach Mailand begleiten,

— daß ſeine Bruſt erwarme
Von all dem Eis des Treubruchs und Verraths!

Hoffen wir, daß die neue dramatiſche Arbeit Lohmann's: „Appius Claudius", die wir bisjetzt nur angekündigt fanden, den ungünſtigen Eindruck zu verwiſchen im Stande ſei, den der „Der Schmied in Ruhla" auf uns gemacht hat.

5. Einer Lüge Folgen. Dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen von M. G. Stern. Leipzig, Gerhard. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Selten haben wir in der dramatiſchen Arbeit eines Literaten von Fach einen größern Mangel an Erfindung, an Geſchmack

und an Fähigkeit des Ausdrucks gefunden, als in dem vorliegenden dramatischen Gedicht des Redacteurs des „Kochbe Sizchak". Die Unfähigkeit Stern's, den ersten Bedingungen zu genügen, die man auch bei den bescheidensten Anforderungen an jeden dramatischen Dichter zu stellen berechtigt ist, zeigt sich gleich in der Exposition. Die Frage: „Warum geschieht das alles gerade heute?" drängt sich dem Leser unwillkürlich auf, macht auf die Unwahrscheinlichkeiten fast absichtlich aufmerksam, zerstört jede Illusion und raubt das nothwendige Interesse, um den Zustand der Dinge zu verfolgen, von dem aus der Dichter seine poetischen Gestalten handeln lassen will. Dieser Ausgangspunkt wird übrigens für die Leser mit einer Anstrengung gewonnen, die zu gleicher Zeit von der Unbehülflichkeit des Dichters einen Begriff gibt. Wir erfahren, erste Scene: Ottkar, Sohn des Grafen Diether von Valent und dessen Nichte und Pflegetochter Lidia sind verlobt und schäfermäßig verliebt; seine Mutter, bestimmt einen alten Streit zwischen Drachens und Valents zu vermitteln, mußte Diether die Hand reichen, während sie einen Jüngling aus dem edeln Geschlechte der Halben liebte; die Gräfin starb, als sie den Sohn geboren hatte. Zweite Scene: Hinko, ein Leibeigener, blickt dem Liebespaar nach und spricht „mit bitterer Ironie" seinen Aerger über diese Liebe aus; für einen Leibeigenen der Ritterzeit sagt er etwas anticipirend:

Man träumte sich in eine Schäferwelt,
Wo Seladone nur und Daphnen athmen.

Er liebt Lidia und hat keine Lust „dem ritterlichen Automaten" (eigene Worte des Leibeigenen) zu weichen, vielmehr erzählt er in Versen, die uns zugleich einen Begriff von der Ausdrucksweise des Dichters geben:

Ich will's und wag's, den Kampf, sie zu besitzen,
Um solchen Preis setz' ich das Leben ein!
Will dieser seltnen Blume mich erfreun;
Ich will's und mag darob mein Blut verspritzen!

Aus einer Höhle tritt Balthasar, der Eremit; gegen diesen beklagt sich Hinko über die Unbill, die er als Leibeigener zu dulden hat, während er im Grunde so überaus menschenfreundlich und gütig behandelt wird, daß er dazu keine Veranlassung hatte. Die Declamation hat aber den Vortheil, daß Balthasar Gelegenheit nimmt, für sich zu sprechen:

Des Adels Blut verleugnet sich doch nie;
Der Aar will nie ins Schwalbennest sich fügen!

Der Leser, der jemals Bekanntschaft mit einem Ritterroman gemacht hat, befindet sich nun auf bekanntem Terrain; da gibts z. B. vertauschte Kinder, wahrscheinlich Ottkar der Leibeigene, Hinko des Grafen Sohn, Balthasar der Eingeweihte; letzterer hat Gründe den Hinko als Leibeigenen erscheinen zu lassen, denn er bestätigt ihm, daß Gorge, eine Sklavin, und Benno, ein Verbannter, seine Aeltern seien. Das Motiv ist Rache, wie Balthasar uns ausführlich in einem Monologe (Scene 4) berichtet, weil man (unzweifelhaft Diether) ihn „aus seiner Liebe schönstem Himmel in der Verzweiflung Höllenpfuhl geschleudert" hat; deshalb mußte Gorge die Kinder vertauschen und sie, die einzige Mitwisserin, ist todt. Ein Blick auf das Personenverzeichniß lehrt uns, daß Balthasar hierin schlecht unterrichtet ist; sie lebt, uns allen zum Verderben, zum Besten eines fünften Aufzugs. Wir lassen uns nicht darauf ein zu untersuchen, ob es psychologisch denkbar sei, daß ein Mann, dem seine Geliebte, wie er wußte, gezwungen entsagte, sich statt an dem Räuber seines Glücks an dem unschuldigen Sohn seiner einstigen Geliebten rächt; des augenscheinlich Unwahren gibt es in diesem Stücke so vieles, daß wir diese Unwahrscheinlichkeit, trotzdem sie die Pointe des dramatischen Gedichts ist, mit in den Kauf nehmen. Gleich der Uebergang von der vierten zur fünften und sechsten Scene liefert klare Beweise für unsere Behauptung. Kaum hat nämlich Balthasar ein schauerliches Bild von dem Charakter Diether's geliefert, „der ihn zum lebenden Gerippe gemacht und dazu gelacht hat", so wird uns der Graf als ein liebenswerther Mann vorgeführt, als ein zärtlicher Vater und ein sanftmüthiger Herr, so weit, daß er sogar Hinko bittet, „ihm seines Herzens Kummer anzuvertrauen". Selbst der Leibeigene, der sich gegen Balthasar so schroff über die Bedrückungen, die ihm widerfuhren, aussprach, muß eingestehen, daß Diether ihm „mehr Vater als Herr war", und endlich gibt Diether ihm noch ein Zeichen von Vertrauen, das in dem Verhältnisse zwischen Herr und Leibeigener zu den Seltenheiten gehören möchte, indem er ihm zuerst die Verlobung Ottkar's mit Lidia anzeigt. Auf Hinko macht aber dies Vertrauen wenig Eindruck, denn in einem Monologe (Scene 8) setzt er sein Recht zur Freiheit auseinander und ruft vor dem Fallen des Vorhangs:

Und um mein Recht will ich als Teufel ringen,
Es gilt der Kampf und wird und soll gelingen.

Die Leser d. Bl. werden uns dankbar sein, wenn wir nicht mit gleicher Ausführlichkeit die folgenden Aufzüge wie diese Exposition behandeln.

Im zweiten Aufzuge erfahren wir, daß Ottkar auf seinen Wanderungen, auf denen er gewohnt war „mit Blumen und Kräutern zu kosen", von Ritter Kuno gefangen genommen wurde; Diether beschließt ihn zu befreien und Balthasar freut sich, daß jener sich bemüht

Um einen Fre.... (hält plötzlich inne) (Abkürzung für Fremden)
Ha, stille Balthasar,
Sprich es nicht aus, denn Ohren hat die Wand! (Wald?)

Vor Diether's Auszuge wird Hinko frei erklärt, die Burg und Lidia seinem Schutze anvertraut. Der Leibeigene verfolgt nun letztere mit seinen Liebesanträgen und ermordet den Kastellan, der ihr zu Hülfe eilt. (Erster Mord.) Der dritte Aufzug zeigt uns Balthasar, der, nach des Dichters Verlangen, „im Vorgefühl seiner Rache aufjubeln soll". Lidia beschließt zu fliehen, Diether belagert umsonst Kuno's Burg. Im vierten Aufzuge erscheint Lidia mit der todtgeglaubten Gorge, Diether kehrt zurück und Hinko, in seinem fortgeschrittenen Bewußtsein der Freiheit, ermordet ihn. (Zweiter Mord.) Allgemeines Entsetzen, heftiger Donner und Blitz leiten folgende Sterbescene ein:

Balthasar (mit schauerlichem Tone).
Nicht einen Herrenmord beging der Knecht;
Ein Sohn hat seinen Vater hier erschlagen.
Diether (außer sich, im Aufröcheln der letzten Kräfte).
Ha, zwiefach gift'ge Wunde — Weh — — —
Balthasar.
Verblute!
Diether.
Und von — der eignen — Kinder Hand
Balthasar.
Verzweifle!
Diether (mit gebrochener, verlöschender Stimme).
Ha, steh' — ich so — an meinem — Ziele!
Balthasar (hohnlachend).
Stirb!
(Ein leuchtender Blitz erhellt die Scene. Der Graf sinkt todt auf die Rasenbank zurück.)

Nach dieser tragikomischen Scene wären die Folgen der Lüge, nach unserer Ansicht, anschaulich genug gemacht; aber damit wäre eine einfache Rittergeschichte erzählt und ein fünfter Aufzug wäre nicht nöthig gewesen. Dieser beginnt mit einem Monologe, in welchem Balthasar „sich niederkauert und gierig die Blutspuren Diether's zusammenscharrt" — gewiß etwas genial Außergewöhnliches, auf der Bühne noch nie Dagewesenes. Hinko kommt dazu und „stoßt" (nicht stößt) ihm sein Schwert in die Brust. (Dritter Mord.) Gorge tritt auf, wir erfahren, daß sie die Kinder nicht vertauscht hat, daß also alle unsere Conjecturen in Frage gestellt sind, daß Hinko ihr und Balthasar's Kind ist, und höchst tragisch wird nun die oben wiedergegebene Sterbescene wiederholt, nur daß Balthasar jetzt der Verhöhnte und Gorge die Mitleidslose ist, was auf kein sehr intimes Verhältniß zwischen Hinko's Aeltern schließen läßt. Der Leibeigene

ſcheint ſchließlich ſeinen Verſtand verloren zu haben, denn er behauptet ſelbſt nach dieſem Aufzuge noch, daß „die Lüge das alles verſchuldet“ hätte und erſucht die Ritter, ihn zum Rabenſteine zu führen. Das Schickſal Ottkar's und Lidia's, ſowie der Mutter Gorge, die auch ihren Sohn ohne Schmerz ſcheiden ſieht, bleibt unentſchieden. Die Kritik aber, und das iſt das einzige Wort, was wir noch hinzuzufügen haben, kann nicht ſtreng genug gegen dieſe auftauchenden Dichter ſich ausſprechen, die, nachdem Himmel und Erde dramatiſirt ſind, wie Crébillon nach Corneille und Racine, den genre terrible ausbeuten, den ſie, mit deutſcher Romantik verbrämt, nicht immer ſo geſchmacklos wie hier und deshalb beſtechender in unſere Literatur einzuſchwärzen ſuchen.

6. Romeo und Julie. Luſtſpiel mit Geſang in zwei Aufzügen von Auguſt Kotzebue. Hannover, Rümpler. 1858. 8. 15 Ngr.

Voltaire's Ausſpruch: „Tout genre est bon, hors le genre ennuyeux“, bricht über dieſes Luſtſpiel unbedingt den Stab. Es zeigt, wie der Verfaſſer, welcher Lehrer der deutſchen Sprache und Literatur in London iſt, ſich hineingelebt hat in die geſchmackloſen Burlesken, die bei dem londoner Publikum des Olympictheaters den Sinn für das Große und Schöne verdrängt haben. Der Witz wird, wie ein Stück Wild, par force zu Tode gehetzt, und dabei iſt er ſo beſchaffen, daß auch das heiterſte Gemüth nicht darüber lachen könnte; was an Wortſpielen ertragen werden kann, wiſſen Wien und Berlin nur zu gut: die ſogenannten Scherze Kotzebues übertreffen aber alles Dageweſene in dieſer Art. Wehe den armen engliſchen Schülern des Verfaſſers, wenn ſie an dieſem Luſtſpiele ſich im Ueberſetzen üben, und wehe uns, wenn ſie aus ihm einen Begriff von dem Standpunkte unſerer modernen deutſchen dramatiſchen Literatur gewinnen ſollen! Man denke ſich ein Luſtſpiel, das auf 176 Seiten eine Sprache führt wie:

Bolzer: Poſito, ich ſetze den Fall, wir wollen einmal annehmen, ich wäre hier zum Fenſter hinausgeſprungen, ich ſage, wir wollen einmal annehmen —

Julie: Dann hätten ſie ſich als Amts- und Gerichtsſchreiber über den geſetzwidrigen Satz aus dem Fenſter entſetzt.

Zoller: Ganz natürlich!

Julie: Wären darüber außer ſich gerathen.

Bolzer: Wie ſo?

Zoller: Außer ſich und außerhalb des Hauſes dazu.

Wir wiederholen: ſo und noch viel ſchlimmer iſt die Sprache auf 176 Seiten.

7. Herz und Haupt. Ein dramatiſches Gedicht von Karl Schwebemeyer. Berlin, Springer. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dies ſogenannte dramatiſche Gedicht iſt ein Dialog theils hiſtoriſcher, theils fingirter Perſonen über den zerriſſenen Zuſtand Deutſchlands und die Mittel, ihm abzuhelfen; es ſind Reden, wie ſie in der Paulskirche hätten gehalten werden können, wenn ſie eben nicht in ſehr ungebundenen Verſen geſchrieben wären. Daß der Kaiſer Friedrich II. als Mittel zum Zweck gebraucht iſt, mag der Verfaſſer verantworten, wir bemerken nur noch, daß das dramatiſche Gedicht keine Handlung und keine Charakteriſtik hat.

Erſter Aufzug: In Schleſien iſt der Hof Herzog Heinrich des Frommen zu Liegnitz von den Mongolen bedroht und harrt auf deutſche Hülfe. Ritter von Eſchenheim erſcheint, verkündet, daß die Fürſten, zu Merſeburg verſammelt, berathſchlagen, wie die Gefahr abzuwenden, daß zwar das Volk, alt und jung, zur Vertheidigung rings aufgeſtanden ſei, die Fürſten aber fürchteten, daß dieſe Kraft ſich leicht überſtürzen könne. Zum Schluß, als bereits die Nachricht von dem Eintreffen des Mongolenheeres vor Breslau durch einen Boten überbracht worden iſt, recitirt er noch ein Kriegslied, das der Erzbiſchof von Magdeburg gedichtet und unter das Volk hat verbreiten laſſen. Der Ritter Konrad von Rothkirch, der Vertraute des Herzogs und mit dem Ehrenfräulein der Herzogin Anna, Julie, verlobt, wird auf Kundſchaft ausgeſchickt und von den Mongolen gefangen genommen; wie es zugegangen, erzählt der treue Diener, der wunderbarerweiſe ſich hat retten können.

Zweiter Aufzug: Friedrich II. vor Rom, der Papſt Gregor IX. darin von ihm eingeſchloſſen. Die Ritter Anſelm von Juſtinger und Walther von der Vogelweide erſcheinen vor ihm als Abgeſandte der deutſchen Fürſten, den Kaiſer zur Rückkehr nach Deutſchland einzuladen, und mit Vorſchlägen zu einer Reichsconſtitution, öffentliches Rechtsverfahren, ein höchſtes Reichsgericht, ganz Deutſchland ein Geſetz und ein Recht, ein allgemeines Handelsrecht, Verbeſſerung der Münzen, Maße und Gewichte, ein freies Städtethum, ein freier Bauernſtand. Dazwiſchen Streit zwiſchen Anſelm, dem Kaiſer und deſſen Kanzler über ein geſchloſſenes Beamtenthum, Furcht des erſtern, daß der Kaiſer herrſchen, aber nicht regieren und bald das Werkzeug eines ſteifen Zopfbeamtenthums ſein werde. Der Kanzler und der Ritter gerathen darüber ſo aneinander, daß der Kaiſer ſich ins Mittel ſchlagen muß. Derſelbe tritt nun, nachdem er ſie wieder verſöhnt, als Vermittler ihrer verſchiedenen Meinungen auf; ein Parlament auf breiteſter Grundlage und durch die Conſtitution eingeführt, iſt ſein Syſtem, von dem er alles Heil erwartet. Anſelm iſt damit einverſtanden, verlangt aber, daß die Fürſten daneben einen höhern Rath bilden und erſt Fürſten und Volksverſammlung vereint das deutſche Parlament ausmachen ſollen; der Kaiſer ſei die dritte Macht in dieſem Einheitsbunde; ihm allein gebühre die vollziehende Gewalt. Deutſches Seerecht, Aufhebung der Flußzölle, Reichshandelsconſuln ſind die weitern Verlangen. Der Kaiſer iſt mit allem zufrieden und läßt darüber ein Protokoll aufnehmen. Als Kaiſer Friedrich II. (es iſt immer gut zu erinnern, daß er es iſt, der ſpricht und handelt) eben im Begriff iſt, daſſelbe zu unterzeichnen, gedenkt Anſelm des Vorbehalts der Fürſten, in ihrem Lande ganz nach eigenem Recht unbeſchränkt zu regieren; das gibt wieder Veranlaſſung zu einer neuen politiſchen Discuſſion, bei welcher der Kaiſer auf die Wechſel, das Wechſelrecht und das Bankweſen kommt, ohne übrigens den crédit mobilier zu erwähnen; darüber wird er endlich hungerig und vertagt die Verhandlung bis zum Nachmittag. (Dieſer tolle politiſche Discurs nimmt nebenbei geſagt 107 Seiten ein.)

Dritter Aufzug: Unterredung des Papſtes Gregor mit dem Grafen Richard von Cornwall, dem aus dem Gelobten Lande zurückkehrenden Schwager des Kaiſers, der für dieſen unterhandelt. Der Papſt, ſo bedrängt er iſt, gibt nicht nach, entſetzt vielmehr den Kaiſer — übrigens iſt dies die einzige Scene von einigem dramatiſchen Effect — Verwandlung. Der Kaiſer ſetzt ſein früher abgebrochenes Geſpräch mit Anſelm fort, der nun erſt den Kaiſer von dem drohenden Einfall der Mongolen unterrichtet und zur Rückkehr nach Deutſchland zu bewegen ſucht. Kaiſer Friedrich II. darauf:

Ja, ja,
Da thut wol Gottes Hülfe noth! Das ſieht,
Die Heidenbrut! ganz heidenmäßig jetzt
In Deutſchland aus, wenn's heuer ſo weit ſchon
Gekommen iſt u. ſ. w.

Walther tritt auf, preiſt, um den Kaiſer zur Rückkehr nach Deutſchland zu bewegen, die Vorzüge und Schönheit Deutſchlands; der Kaiſer ergießt ſich dagegen in einen Wortſchwall über deutſche und italieniſche Dichtkunſt, gibt auch eine Canzonette in italieniſcher Sprache zur Zugabe, worauf Walther ſich bewogen fühlt, ex tempore ein deutſches Lied zu ſingen. Dann kommt der Kaiſer auf den Kampf mit der Hierarchie, der müſſe in Italien zu Ende geführt werden; Anſelm iſt dagegen der Anſicht, das könne nur in Deutſchland geſchehen, von unten auf durch Ueberzeugungskraft. Das führt im Wechſelgeſpräch beider auf die Gefahren der Toleranz und der Gewiſſensfreiheit, auf das Volksſchulweſen, auf die Stellung der Gemeinden zur Kirche (Bunſen's Bibelwerk wird nicht erwähnt), auf das Kirchen-

recht, den falſchen Iſidor, Säculariſation der geiſtlichen Stifter; endlich überbringt Cornwall die Nachricht von der Halsſtarrigkeit des Papſtes, der Kaiſer lehnt nun alle Bitten auf Rückkehr nach Deutſchland ab. Anſelm und Walther empfehlen ſich, der erſtere nimmt das Protokoll mit, um es in Kyffhäuſers finſterm Felſenſchloß bei dem ſchlafenden Barbaroſſa niederzulegen.

Vierter Aufzug: Feldlager der Mongolen. Unterredung des Heerführers Peta mit dem Grafen Rothkirch, die damit endet, daß der letztere lebendig geſotten werden ſoll. Julia, als Tatarenmarketenderin verkleidet, befreit ihn. Kriegsrath auf dem Schloſſe zu Liegnitz, eine offene Feldſchlacht wird beſchloſſen, Herzog Heinrich nimmt unter allerhand böſen Vorbedeutungen Abſchied von Mutter und Gemahlin.

Fünfter Aufzug: Ein Bote bringt der Herzogin Nachricht von der Schlacht, die morgen fortgeſetzt werden ſoll. Darauf werden wir nach der Wahlſtatt geführt, auf welcher der tödlich verwundete Poyo von Oſterna ſich von ſeinen Knappen den Gang der Gefechte erzählen läßt. (Eine Scene, die ihren dramatiſchen Effect der getreuen Nachahmung der gleichen Scenen in „Macbeth" und „Götz von Berlichingen" verdankt.) Herzog Heinrich fällt, die Schlacht nimmt für die Chriſten eine ungünſtige Wendung, ſchon will ſich Oſterna vollends tödten laſſen, da hört er Hurrah, Hurrah, der Preußen Schlachtenruf. Endlich Sieg.

Felſomer, o Felſomer,
Deutſchen Brüdern treu vereint
Kämpfte heut' ein Preußenheer —
Und gefallen iſt der Feind.

Felſomer, o Felſomer,
Hoch verkünd' es aller Mund,
Nichts hinfüro trenne mehr,
Dieſen hehren Freundſchaftsbund!

Jetzt das Begräbniß Herzog Heinrich's, deſſen Leichnam die Herzogin Anna auf dem Schlachtfelde aufgeſucht. Hedwig ſieht im Geiſte die Zukunft und enthüllt ſie den Anweſenden, ſieht die deutſchen Völker alle zu einem, einem Volk vereint, wenn Deutſchland „dir zum alten Herzen dereinſt ein neues Haupt entſteht". Die Verwirklichung dieſes Traums ſetzt ſie allerdings andeutungsweiſe in weite Ferne, indem ſie ihre Rede zunächſt an den Ritter von Eſchenheim richtet, und dadurch dem Leſer dieſen Namen mit der Eſchenheimer Gaſſe und den dort verſuchten Einheitsbeſtrebungen in Beziehung bringt.

8. Columbus. Trauerſpiel von Karl Werder. Berlin, Veit und Comp. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Vor 20 Jahren erſchien dieſer „Columbus" zum erſten male auf der Bühne; er fand nur getheilten Beifall und wurde von dem Dichter zurückgezogen, der ſeit jener Zeit an ihm feilte und ihn präfte, in öffentlichen Vorleſungen das Urtheil über ihn zu erlauſchen ſuchte und danach endlich ſich entſchloß zu geben, was vor uns liegt. Anerkennung verdient zunächſt der Fleiß, der Ernſt und die Würde, mit der Werder ſeine Aufgabe erfaßte und ausführte; vielen kann er darin ein Vorbild ſein. Daß ein Mann wie Werder als Reſultat ſeines Fleißes nichts liefern würde, was mit wenigen Worten zu den Todten geworfen zu werden verdient, verſteht ſich ohne Erwähnung; Takt, Geſchmack und Bildung leuchten unverkennbar aus ſeinem Trauerſpiele heraus und helfen uns über das vielfach Verfehlte hinweg. Dahin gehört zunächſt der Stoff ſelbſt, der von dem Momente an, wo Columbus ſeine Lebensaufgabe erfüllt hat, jedes dramatiſche Intereſſe, ja, was noch viel mehr ſagen will, jeden poetiſchen Inhalt verliert. Das Feilſchen hin und her um die Belohnung für die Entdeckung iſt ebenſo proſaiſch, wie der ſich durchziehende Gedanke von dem Unvollkommenen im menſchlichen Daſein keinen Anſpruch auf Originalität machen kann. Es iſt eine Verkleinerung des Helden, der ſich ſeines geiſtigen Sieges ſo beraubt iſt, wenn wir ihn die Erfüllungen ſeiner materiellen Hoffnungen beklagen ſehen; große Männer, die ſich nicht genügen laſſen an dem eigenen Bewußtſein, an dem Siege ihrer Idee und an dem Lorberkranze, den ſelten die Mitwelt, gewiß aber die Nachwelt flicht, ſchrumpfen zuſammen zu Pygmäen und beeinträchtigen ſelbſt die Bewunderung für die Zukunft. Das mußte Werder fühlen, und daß er es nicht zur klaren Anſchauung brachte, zeigt, daß er kein Dichter iſt. Dafür ſpricht übrigens nicht allein das Vergreifen in der Wahl ſeines Stoffs, den Beweis liefert außerdem reichlich die Sprache, die in dem Streben zu erzählen und auseinander zu legen nicht den Dichter, ja nicht einmal — und das hat uns von Werder am meiſten in Erſtaunen geſetzt — den Rhetoriker erkennen läßt. Oft ſcheint es uns, als hätten wir eine Weltgeſchichte in Verſen vor uns, und letztere ſind, bei aller Correctheit, oft ſo proſaiſch, daß man beim Vorleſen ſie für wirkliche Proſa halten würde. Was die Handlung betrifft, ſo liegt ſie meiſtens außerhalb der Tragödie, wir erfahren was geſchieht, was gedacht wird, aber wir ſehen nur referirende, nicht agirende Perſonen; dadurch bekommt das Ganze etwas ungemein Schleppendes und Ermüdendes, es überſchleicht uns das Gefühl, als habe Werder ſeine Studien verwerthen wollen und in dem Maſſenhaften verſchwindet leider das einzelne Schöne, das wir namentlich den zwei erſten Aufzügen nachzurühmen haben.

Je einfacher die Handlung und die Sprache ſind, deſto größer ſind die Anforderungen, die von dem Verfaſſer an Scenerie und Decorationsweſen geſtellt wurden, als ſollte die Ausſtattung, wie bei der Oper, über den Mangel an Handlung hinweghelfen. Immerhin bleibt das Werk als Zeichen deutſchen Fleißes und treuer Hingabe für die gegebene Aufgabe beachtungswerth, jedenfalls aber geeigneter für die Lectüre, als zu einer Vorführung auf den Bretern.

9. Joſeph und ſeine Brüder. Bibliſch-hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen von R. Behrle. Regensburg, Puſtet. 1858. 8. 13 Ngr.

Abgeſehen von dem Intereſſe, welches das vorliegende Schauſpiel durch den Stand ſeines Verfaſſers, eines katholiſchen Pfarrverweſers, erregt, haben wir ihm ſo viel Gutes nachzurühmen, daß wir es nur warm empfehlen können. Die Reinheit und Einfachheit ſeines Inhalts, die zarte Art, mit der der Verfaſſer ohne Bruderie das etwa Anſtößige zu umgehen weiß, der Mangel an Tendenziöſem endlich dürfte es vielleicht manchen als eine angenehme Gabe erſcheinen laſſen und macht es beſonders zur Aufführung durch Zöglinge bei Inſtituten geeignet: ein Ziel, das der Verfaſſer ſelbſt vor Augen gehabt hat. Die Vorzüge des Schauſpiels ſind freilich nicht in einer verwickelten Handlung und in beſonders geiſtreicher Diction zu ſuchen; ſolchen Ruhm ſcheint der Dichter ſelbſt nicht zu beanſpruchen; er will nur „ein wahres, ehrwürdiges Bild zeichnen, das wohlthuend ergreifen und bewegen ſoll", und das iſt ihm unſerer Anſicht nach vollkommen gelungen. Daß hier und da chriſtliche Anſchauungen in dieſes altteſtamentliche Schauſpiel ſich einmiſchen, daß einzelne Verſtöße gegen das Versmaß bemerkbar ſind, wollen wir dem Verfaſſer gern um der Freude willen nachſehen, die uns durch das Ganze bereitet wurde.

10. Dramatiſche Werke von Giſela von Arnim. Zwei Bände Bonn, Weber. 1857. 8. 2 Thlr.

Giſela von Arnim hat in zwei Bänden drei dramatiſche Arbeiten gegeben: „Ingeborg von Dänemark", „Das Herz der Lais" und „Troſt in Thränen". Eine echte Tochter Bettina's und mit allen Vorzügen Brentano's ausgeſtattet, glänzen ihre Arbeiten durch Kühnheit der Ausdrucksweiſe, die ſich leider oft bis zur Verwegenheit ſteigert. Das „faire l'esprit sans le savoir" begegnet der Verfaſſerin nie; wohl aber läßt ſie ſich durch ihre Phantaſie verführen, alles auszuſprechen, was dieſe ihr dictirt, ohne durch Denken zu begrenzen, wo das Aeſthetiſche überſchritten wird. Was eine Frau zu empfinden fähig iſt, das ſchildert ſie ſo glühend, daß man faſt erſchrickt über die Thränen und Feuernatur, die ſich in ihren Dramen ausſpricht; das Unklare und Traumhafte aber iſt ihr eigentliches Element; alle Empfin-

dungen, die ein bewußteres, folgerichtiges Denken verlangen, wie Haß, Rache, Intrigue mislingen ihr in der Schilderung. Gedanken leuchten wie Blitze in diesen Dramen, aber es fehlt der durchgehende Gedanke, der Inhalt; die Form, die blos zufällig die dramatische geworden zu sein scheint, kann uns nicht entschädigen für das Fehlende. Ueberall tritt das Breite, Auseinandergehende hervor, es wird zu viel geträumt und gefühlt, zu wenig gedacht und gehandelt. Dazu kommt, daß das eigentliche Interesse nie in den Helden dieser Dramen, sondern außerhalb derselben zu finden ist, daß dies außerhalb Stehende aber allein Gisela von Arnim ist, die mit ihrer räthselhaften und maßlosen Begeisterung ein psychologisches Interesse gewährt. Das liebt, lebt und stirbt alles mit einem Herzen von 16 Jahren selbst im Greisenalter. So weit geht die poetische Stimmung, die aus der Dichterin Herz auf das Papier fließt, daß die gehobene und im Grunde exaltirte Stimmung selbst in den Momenten in der Ausdrucksweise sich zeigt, wo Ruhe allein wirken kann. „Ueberall ein Ueberfluß an Wärme — und weil wir denn von allem Ueberfluß wieder überfließen, fließt unsere Lippe über, und jedes Wort wird ein Strahl in einer andern Seele" — mit den Worten, welche die Dichterin dem Rafael Tende in den Mund legt, schildert sie sich selbst, mit ihnen spricht sie aus, wie sie alle hineinziehen möchte in den Zauberkreis ihrer poetischen Stimmung. Der ruhig Denkende aber wird mit den Worten des Nicolo de Pericoli in „Trost in Thränen" sprechen: „Und es gefällt nicht allen — alles."

Wenn wir in dem „Columbus" von Werder gerügt haben, daß er oft Verse schreibt, die Prosa zu sein scheinen, so liegt hier der entgegengesetzte Fehler vor: Gisela von Arnim ist eine so poetische Natur, daß sie nur in Versen sprechen und denken kann; namentlich in „Ingeborg von Dänemark" ist die Sprache in Jamben, ja sogar in sich reimenden Versen, trotz der prosaischen Form vorherrschend. Dazu kommt eine Kühnheit der metaphorischen Redensarten, die oft jedes Maß des Erlaubten überschreitet. Vorstellungen wie: „Der Rauch winkt"; „der Rauch krümmt seine Finger"; „ich ersticke an den süß lallenden Worten, die aus meinen Lippen fließen"; „das steht zu euch das Blut, wie Feuerglut zu einem Dom, und „mein Herz ist dabei wie der erste Schrei der Menge" u. s. w., sind zu kühn; dagegen Gedanken wie: „Ich müßte Nachtlichter essen, um etwas Wärme und Feuer in mich zu bringen" u. s. w. zu trivial. Von ähnlichen metaphorischen Ausdrücken aber wimmeln diese Dramen, und wir versichern, daß wir nicht die weitgehendsten, sondern nur zufällig zusammenliegende herausgenommen haben. Daß bei solcher Sprechweise auch die Charaktere etwas Märchenhaftes und Traumbildartiges haben, versteht sich von selbst; wo einmal eine Gestalt mit Fleisch und Blut auftritt, gleich verschwindet sie wieder in dem selbst heraufbeschworenen Nebel. Solche Sprache und solche Charaktere müssen aber auch die bestangelegtesten dramatischen Situationen verwirren und auseinander halten, ja sie machen es vollkommen unmöglich, der Dichterin zu folgen und ihre Intentionen zu verstehen. Eine eigentliche dramatische Handlung hat im Grunde nur „Ingeborg von Dänemark"; „Trost in Thränen" ist eine dialogisirte Künstlernovelle aus der romantischen Schule, „Das Herz der Lais" endlich eine Originalität, die auf das Talent der Ristori berechnet und für diese geschrieben ist.

Das aber haben wir herausgelesen, daß der Gisela von Arnim eigentlichstes Talent der dramatischen Gestaltung geradezu entgegensteht, daß die Erzählerin lieblicher Märchen den wohlverdienten Lorber in dieser Sphäre — einzelne Episoden dieser Dramen beweisen, wie sehr sie ihn verdient — sich selbst nicht schmälern sollte durch Versuche in einer Richtung, die ihren Elementen zuwider ist, weil sie Ruhe und maßvolle Gestaltung bedarf. Unser scharfes Urtheil aber mag denen ungerecht erscheinen, die nicht wollen, daß mit dem Verstande gerichtet werde, was hauptsächlich das Herz geschrieben hat. 3.

Zur Dante-Literatur.

1. Grundzüge religiös-philosophischer Anschauung in Dante's Paradies nach Philalethes. Festrede zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen am 12. December 1857 gehalten von Hermann Richter. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksschriftenvereins. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.
2. Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke. Von Hartwig Floto. Stuttgart, Besser. 1858. 8. 27 Ngr.
3. Dante Alighieri. Ein im wissenschaftlichen Verein zu Stettin gehaltener Vortrag. Von Hermann Grieben. Stettin, Müller. 1858. 16. 10 Ngr.
4. Dante. Studien von F. Ch. Schlosser. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter. 1855. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Kritik des 18. Jahrhunderts faßte Philosophie und Poesie als entgegengesetzte Thätigkeiten des Geistes auf; die Gegenwart begreift ihr Verhältniß zueinander in anderer Weise. Poesie ist uns jetzt das zur Anschauung gewordene Denken. Dichten und Denken greifen mithin ineinander; sie schaffen zusammen und gleichsam Hand in Hand das Harmonisch-Schöne und das Rationell-Große. In keinem Dichter alter und mittler Zeit lebten und wirkten beide enger und einträchtiger zusammen als in Dante Alighieri, der in der „Divina commedia" den ganzen Gedanken- und Wissensschatz seiner Zeit dichtend niederlegte. Geschichte, Philosophie, Astronomie und Theologie, Politik und Staatskunde, alle diese bilden den Inhalt seines Gedichts; in allen wurzelt er mit seinen Gedanken und überall verwandelt sein Sinnen den Gedanken in die erhabenste Anschauung in diesem tiefsinnigsten Gedicht „von ew'ger Dunkelheit und ew'ger Helle". Indem er von der Oberfläche der Erde, auf der er seinen Pfad verloren hat, in die Hölle — in ihrem Innern — niedersteigt und von da aufwärts zur entgegengesetzten Oberfläche sich emporarbeitet, den Berg des Fegfeuers erklimmt und von hier durch die Sphäre des Mondes, der Sonne, der Planeten und der Fixsterne zum Empyreum, dem höchsten Sitz des Lichts gelangt, bleibt ihm nichts Irdisches, nichts Himmlisches fremd. Bevor er zu den seligen Geistern gelangt, zu deren Form der Seligkeit es gehört:

Sich innen dessen, was Gott will, zu halten,
Sodaß der Wille aller einer wird —

dringt er in immer wachsender Erkenntniß, immer reiferm Selbstbewußtsein „durch alle Himmel bis zur Strahlenquelle", d. h. ins Paradies, wo sich des Dichters religiöse und philosophische Anschauungen voll entfalten. Von diesen ein Bild zu geben, ist die Aufgabe, die unser Verfasser sich gestellt hat. Diese Aufgabe ist ebenso schwierig wie sie bedeutungsvoll ist; schwierig durch die eigenthümliche poetische Ausdrucksweise des Dichters und bedeutungsvoll dadurch, daß sie uns klar machen soll, wie einer der erhabensten und freiesten Geister des Mittelalters das Verhältniß des Schöpfers zum Geschöpf, Gottes zur Welt und zum Menschen begreifen machte. Die Güte Gottes, lehrt Dante, ohne Ende und frei, verspricht ihre Herrlichkeiten aus freiem Gefallen dem menschlichen Geschöpf und gibt ihm Unsterblichkeit, Freiheit und Gottähnlichkeit. Aber die Freiheit des menschlichen Willens findet ihre Schranke in der Ordnung Gottes; der dagegen anstrebende Wille

brachte die Sünde in die Welt, „die uns unähnlich macht dem höchſten Gute". Das Verlorene wiederzugewinnen lag nicht in der Macht des Menſchen; er ſank vielmehr, indem er ſteigen wollte, tiefer und tiefer; die urſprüngliche Aehnlichkeit war nur wiederzuerlangen dadurch, daß Gott ſich in Chriſto zu ihm erniedrigte:

Denn der Gerechtigkeit war jede andre
Weiſe ungenügend, wenn der Sohn Gottes
Sich nicht herabgelaſſen, Fleiſch zu werden.

Sich ſelbſt ſchenkend bethätigte ſich die Liebe Gottes viel tiefer, als wenn er blos vergeben hätte. So wurde das Erlöſungswerk vollbracht, zu deſſen Vollendung und Krönung von Gott die Kirche und das Reich geſtiftet wurden, welche zuſammen auf Erden und im Himmel die Ordnung Gottes erhalten, die Gerechtigkeit herſtellen. Zur Erlöſung aber genügt die ſittliche Kraft nicht, es bedarf dazu der Kraft der Gemüths, recht zu lieben, recht zu glauben und recht zu hoffen. Die Liebe iſt ein Erfaſſen des göttlichen Weſens mit dem ganzen Geiſt, die Hoffnung ein Gewiß-Erwarten der künftigen Glorie, der Glaube die grundlegende Erkenntniß des zu Hoffenden. Der Sieg der drei iſt das unmittelbare Schauen der vollen Herrlichkeit Gottes „nicht durch Beweis, nein, ſie an ſich erkennend". In dieſem Moment ſeligen Schauens endet auch der Dichter, von Grad zu Grad emporgeſtiegen, von Sphäre zu Sphäre durch Beatrice (die Religion) aufwärts geleitet und endlich durch Vermittelung der Himmelskönigin an den Rand des Strahlenkreiſes gebracht. Zum Irdiſchen zurückgekehrt, iſt ihm das Gedächtniß faſt erloſchen; die Süßigkeit des Moments aber träuft in ſeiner Seele nach; nur in dieſem Schauen iſt Frieden für ihn zu finden.

Dies iſt, nach Hermann Richter, dem Verfaſſer der oben zuerſt genannten Rede, der bewunderungswürdige Rahmen dieſer größten und kühnſten Dichtung, wie ſie Philalethes analyſirt. Wer aber wüßte nicht, daß Philalethes niemand anders iſt, als der regierende König von Sachſen, im Verſtändniß Dante's wol kaum von einem übertroffen. Uns ſcheint, daß, alles in allem genommen, die katholiſche Weltanſicht zugleich keine erhabenere Ausdeutung und keine tiefere Grundlegung erfahren kann, als ſie ihr in Dante's „Paradies" philoſophiſch und dichteriſch gegeben ſind.

Das volle und richtige Verſtändniß des Lebens und der Werke Dante's iſt unter uns in ſtetem Wachſen begriffen und es iſt daher eine unabweisbare Pflicht jeder literariſchen Zeitſchrift, von Zeit zu Zeit von den Fortſchritten Kenntniß zu geben, die in dieſer Beziehung faſt Jahr für Jahr gemacht werden. Aus dieſem Geſichtspunkte muß uns ein Werk von Bedeutung ſein, das nicht nur den geſammten Inhalt der Dante-Literatur ſummariſch recapitulirt, ſondern dieſem Inhalt auch Wichtiges und Bedeutungsvolles hinzuzufügen weiß. Es iſt dies das zweite der oben angezogenen Werke: „Dante Alighieri, ſein Leben und ſeine Werke" von Hartwig Floto, einem Schüler Ranke's.

Der Verfaſſer gehört zu den beſonnenen Bewunderern Dante's, die ſich ſelbſt nach dem Grunde ihrer Bewunderung und ihrer Freude an dem Dichter fragen. In dieſer Beziehung heißt es zum Schluß:

Wenn ich ſchildern ſoll, wie mir die ganze „Divina commedia" erſcheint, ſo möchte ich dies ſagen: Wir ſehen ein Gebäude vor uns von frembartigem Plan. Die Idee des Baumeiſters war in ſeiner Zeit völlig berechtigt; aber heute dürfte niemand nach dieſem Plane bauen. Einige Theile betrachten wir nicht gern; ſie erſcheinen uns häßlich; aber dennoch iſt dies wunderbare Denkmal einer längſt verſchollenen Zeit in ſo kühnem Stil errichtet, mit ſo viel koſtbarem Schmuck, ja mit ganzen Gruppen von Edelſteinen geziert, daß es ſtets von neuem feſſelt. In dieſen Edelſteinen liegt vorzüglich für mich der Reiz des Gedichts, in jenen Stellen, wo man vergißt, wo man ſich gerade befindet. In dieſen Stellen tönt alle Muſik der menſchlichen Sprache wider; denn Dante hat die ſchönſte derſelben ſo meiſterlich gehandhabt, wie niemand nach ihm. Hier redet er in Worten, die bald klingen wie Poſaunen, bald wie Harfen; wir vernehmen Töne, hier wie Sturmglocken, dort wie Ave-Maria-Läuten, das dem Pilger, der es in der Ferne hört, Heimweh verurſacht:

Squilla di lontano
Che paja il giorno pianger, che si muore.

Solche Töne fand Dante, weil ſein Geiſt ſo wunderbar organiſirt, ſein Verſtand ſo durchdringend, ſein Herz ſo voll tiefſter Empfindung war. Weil in ihm jeder Nerv zittert, wenn er dichtet, darum vermag er jede Faſer des menſchlichen Herzens bloßzulegen, darum jene Schilderungen zu geben, bei denen wir unwillkürlich zu leſen aufhören und uns fragen, wie es kommt, daß in dieſen ſo einfachen Worten ſo unendlich viel Zauber liegt!

Dieſe einfachen aber gefühlten Zeilen machen uns den Verfaſſer werth, da ſie ihn ſo vielen Uebertriebenheiten gegenüber als einen klaren und beſonnenen Geiſt bekunden. Und als einen ſolchen weiſt ihn denn auch dieſe ganze dankenswerthe und verdienſtvolle Arbeit aus. Nach einer kurzen Einleitung, in der die Anſicht niedergelegt iſt, daß Dante dieſen großen Schwanengeſang des Mittelalters keineswegs nach einer durchgreifenden Dispoſition gedichtet und ebenſo wenig bei jeder allegoriſchen Figur an einen beſtimmten Gegenſtand, einen ſpeciellen Gedankenſtoff gedacht habe, hält er für ſeine Arbeit folgenden Plan feſt. Ein kurzer Ueberblick der Schickſale der Dante'ſchen Poeſien, die übrigens niemals im Sinne von Arioſto und Taſſo populär werden konnten, unter eingehender Entwickelung der politiſchen Zuſtände Italiens und im beſondern ſeiner Vaterſtadt Florenz, von der ihn ein einundzwanzigjähriges Exil ſchied, leitet den Lebensgang des großen Dichters ein. Dante (Durante) Alighieri wurde am 27. Mai 1263, drei Jahre vor der Hinrichtung des letzten Hohenſtaufen, zu Florenz geboren; die Familie gehörte zu den edelſten der Stadt und war leidlich wohlhabend; ſie hielt ſich zu den Guelfen und ſein Vater brachte ſieben Jahre in der Verbannung zu, bis die Guelfen ſiegten, um ſofort wieder in zwei Parteien zu zerfallen, die ſich um das Stadtregiment ſtritten und endlich in einer dritten Stadtverfaſſung ſich vereinigten. Die Stadt war reich und ſehr bevölkert, die Häuſer ſchön und feſt; die Bürgerſchaft ſtolz und ſtreitſüchtig. Der Knabe Dante war ein ernſtes, ſinniges Kind. Er ſtand im neunten Jahre, als er die achtjährige Beatrice de' Portinari, die Tochter eines adelichen Nachbarn, ſah, die fortan der Stern ſeines Le-

bens ſein ſollte. Damals ſprach er ſie nicht, aber in der „Vita nuova", dem Gedicht vom neuen Leben, das damals über ihn gekommen, ſagt er ſelbſt: „Bei dieſem Anblick geſchah es, daß der Geiſt des Lebens in den Kammern meines Herzens zu erzittern begann: und ſiehe da, ein Gott, der ſtärker iſt als ich, rief." Im übrigen war Beatrice ſchon todt, als die „Vita nuova" beendet wurde. Dante's Vater ſtarb, der Knabe ſtudirte emſig, ſeine Mutter Donna Bella überwachte ihn. Die Studien in Bologna waren vollendet, da ſah er Beatrice im achtzehnten Jahre wieder. Sie ſprach mit ihm und ſein erſtes Sonett an ſie entſtand. Bald darauf vermählte ſich Beatrice mit Simon de' Bardi, einem Freunde Dante's, und da über ihn ſich nachtheilige Gerüchte verbreitet hatten, grüßte Beatrice ihn nicht mehr. Nicht lange nachher ſtarb ſie, die Dante, wie er ſagt, über das gewöhnliche Maß der Menſchen erhoben hatte. In dieſem Verhältniß iſt uns vieles räthſelhaft, ja unfaßbar. Um es nur einigermaßen zu verſtehen, muß man ſich in jenes wunderliche Verhältniß der Ritterzeit, den „Frauendienſt" hineindenken, der die Liebe als eine ſehnſüchtige Bewunderung der Geliebten ohne ſinnliches Verlangen begriff und zwar dergeſtalt vergeiſtigt und ausſchließlich, daß das Liebestribunal der Gräfin von Champagne auf die Frage: ob in der Ehe die Liebe möglich ſei, im Jahre 1174 in Form eines förmlichen Richterſpruchs ein kategoriſches Nein ausſprach. Das Ideale, Poetiſche, Freie einer ſolchen Liebe, die ganz unabhängig von den äußern Lebensverhältniſſen fortbeſtand und die Dante gegen die Gattin ſeines Freundes bis zu ihrem Tode auch nach ſeiner eigenen Verheirathung offen bekennen durfte, beſtach die Geiſter und ſchien den moraliſchen Sinn gar nicht zu berühren, wie unerklärlich dies auch uns erſcheinen und wie viel Illuſion und wie viel Widerſpruch bei der Sache ſelbſt auch unterlaufen mochte.

Hiernach berichtet die „Vita nuova" uns nun weiter von dem Schmerze Dante's über Beatrice's Zürnen; ihr Anblick wurde ihm eine Qual, er flieht und ſucht ſie, bis er 1289 Florenz verläßt, um bei Campaldino gegen Arezzo mitzufechten. Im Jahre 1294 erkrankt er ſchwer; in demſelben Jahre am 9. Juni ſtarb Beatrice, 26 Jahre alt. Von ihrem Tode zu ſprechen, verſagt er ſich, um ſich nicht ſelbſt zu loben, aber er beſchließt, keine andere Dame zu feiern als ſie, und verheißt von Beatrice in einer Weiſe zu ſprechen, wie nie von einer Dame geſprochen iſt, er dichtet nämlich ſchon an der „Divina commedia". Ein Jahr darauf vermählte er ſich mit Donna Gemma de' Donati, ward Haupt einer leidlich zahlreichen Familie und führte eine, wie es ſcheint durch eigene Schuld, nicht allzu glückliche Ehe. Die Sonette und Canzonen der „Vita nuova", im Techniſchen von der Kunſt Petrarca's unſtreitig übertroffen, ſind, wie der Leſer ſieht, hiernach der wahre poetiſche Ausdruck ſeines Jugendlebens; aber der männliche Geiſt Dante's fordert die größere Freiheit der Terzine, um ſich voll und ganz entfalten zu können. Die Zeit wüſtern Treibens, welches ihn eine Zeit lang umſtrickte, ekelte ihn endlich an: der düſtere Wald der „Divina commedia"; er wandte ſich der Politik zu, bekleidete die erſten Aemter in der Republik, ward als einer der ſechs Prioren verbannt und fand, vom Heimweh, vom Gefühl erfahrenen Unrechts verzehrt, das Brot der Armuth koſtend, fortan nur in der Arbeit an ſeiner großen Dichtung Troſt und Beruhigung. Dies Gedicht ward zugleich eine That ſeines Lebens, indem es ſeine religiöſen und politiſchen Grundſätze wiedergab, an ſeinen Feinden ſeine Rache vollzog und ſeine Freunde feierte, während freilich ſein Haus in Florenz zerſtört, ſeine Landgüter verwüſtet wurden und er ſelbſt (im März 1302) als Flüchtling nach Carrara wanderte, ſeine Gattin und fünf Kinder in der Hand ſeiner Feinde zurücklaſſend. Dante war damals 37 Jahre alt; unter ſeinen Unglücksgenoſſen hatte er keinen Freund, er konnte ſie nicht achten; ſein beſter Freund, Cavalcanti, ſtand auf ſeiten ſeiner Gegner. Dieſer Schmerz ließ ihn nicht ruhen; er beſuchte den Hof der Malaſpina in La Magra, den der Scaligeri in Verona, die Romana in Caſentino und fand endlich bei den Polentani in Ravenna eine Ruheſtatt, nachdem er noch Paris und Flandern, vielleicht auch Deutſchland und England beſucht hatte. Viermal trat ihm die Hoffnung zur Rückkehr nahe; ſie ſcheiterte ſtets am Gange der Ereigniſſe, und ſo ſah Dante ſeine Gattin nicht wieder; er ſtarb nach zwanzigjährigem Exil, das die Schwungkraft ſeines Geiſtes mit unſterblichen Werken ausfüllte. Die Sehnſucht nach der Heimat, der Zorn über die Zuſtände Italiens, die herben Erfahrungen ſeines Pilgerlebens, der Kampf für ſein Ideal vom Staat und der Ekel an dem unwürdigen Gebaren der Parteien: dies ſind die friſchen Quellen jener großen Schöpfung, die mitten im Elend des Exils ſeine höchſte Freude war, und der er ſich mit höchſtem Eifer und höchſter Luſt hingab. Unter ſolchen Umſtänden wurde die „Divina commedia" geſchrieben; das Gedicht iſt ſo groß, in allen ſeinen Verhältniſſen ſo ſelten und einzig, weil wenige Dichtungen unter ſo ſeltenen und den ganzen Geiſt des Dichters erfüllenden Umſtänden geſchrieben wurden.

Vorher oder beſſer im Beginn der Arbeit an der „Divina commedia" hatte Dante eine Art poetiſcher Encyklopädie, „Il convito" („Das Gaſtmahl"), vollendet. Dieſe Arbeit iſt in vieler Beziehung verfehlt. Dante wollte offenbar ſeinem Jugendwerke, der „Vita nuova", mit einer ernſten philoſophiſchen Gedichtſammlung ein Gegengewicht gegenüberſtellen, oder beſſer, an jene Arbeit anknüpfend, ſie zur höhern Wiſſenſchaft hinüberleiten. Dieſer Plan iſt wenig gelungen; er konnte nur ein unpoetiſches, ſchwerfälliges Werk erzeugen und es blieb daher auch unvollendet. Die Schrift „De monarchia" ſetzt Dante's Lehre vom weltlichen Regiment in der Chriſtenheit fort. Die Erde ſoll nur ein Reich ſein und dieſes Reich iſt des Kaiſers; die Menſchheit ohne den Kaiſer iſt wider Gottes Ordnung und ein Ungeheuer. Dies iſt der Inhalt der drei Bücher von der „Monarchie". Es kam ein Kaiſer nach Dante's Sinn, Heinrich VII.; ſein Herz jauchzte hoch auf. „Freue dich, Italien", rief er, „der Bräutigam kommt!" Doch ſeine Hoffnung raffte des Kaiſers Tod 1313 dahin; im „Paradiso" (XXX) wies ihm Dante ſeinen Lichtſitz an. Bald ſollte er ſelbſt ihm folgen: angebotene Begnadigung für Geld hatte der ſtolze

Geiſt verſchmäht und 1319 mit ſeinen drei noch lebenden Kindern Jacopo, Pietro und Beatrice in Ravenna, wo er, wie Boccaccio berichtet, Poetik lehrte, Zuflucht gefunden. Hier ſtarb er am 14. September 1321, 56 Jahre alt und ehrenvoll in der Kirche S.-Francisco beigeſetzt. „In Florenz", ſagt Boccaccio, „weinte niemand um ihn." *) Dante war mittelgroß, etwas gebeugt, dunkeln Teints, krauſen ſchwarzen Barts; ernſten Ausdrucks, beredt, wenn er ſprach, aber im ganzen ſchweigſam; er ſang und liebte Geſang, war höflich im Benehmen, beſonnen in allem; reizbar, tiefempfindend, ſtolz und nach Auszeichnung ſtrebend. Unter ſeinen Fehlern treten Unverſöhnlichkeit und, was Boccaccio beſonders betont und etwas plump als „Lascivia" bezeichnet, ſeine Schwäche für das weibliche Geſchlecht hervor; er ſelbſt verhehlt uns ſeine ſinnliche Neigung nicht („Convito", I, 4 und an andern Orten).

Wir kommen endlich zu der „Divina commedia" oder der „Commedia", wie ſie Dante ſelbſt genannt hat. Der Plan dieſes großen Gedichts war ohne Zweifel ſchon vor 1308 zu Beatrice's Lebzeiten entworfen; Brunetto Latine's Arbeiten über Religion und Politik („Il tesoretto") mögen leicht den erſten Gedanken, das Verlangen, Beatrice würdig zu feiern, den Impuls dazu gegeben haben. Als Dante in die Verbannung ging, blieben ſieben Geſänge in Florenz unter andern Schriftſtücken zurück. Im Jahre 1306 oder 1307 empfing er die Handſchrift wieder; er hatte ſie gänzlich vergeſſen. Vieles ſpricht dafür, daß dieſe Geſänge lateiniſch und in Hexametern geſchrieben waren und nun erſt in die Vulgärſprache und in Terzinen umgedichtet wurden. Dante ſagt uns ſelbſt, warum er die Dichtung „Commedia" genannt habe und Boccaccio kannte ſie nur unter dieſem Namen. Der Zuſatz „divina" iſt ſpätern Urſprungs. Den Plan des Gedichts nehmen wir als bekannt an: es iſt eine Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Paradies, in welche Dante alles zuſammendrängt, was ſeine Zeit über Gott und Beſtimmung des Menſchen, kurz über die höchſten theologiſchen und philoſophiſchen Fragen wußte, dachte und ahnte, eingerahmt in einem glühenden Gemälde von den Zuſtänden Italiens und gefärbt mit den politiſchen Ueberzeugungen, mit Haß und Liebe des Dichters, der in dieſer Dichtung ſeine ganze Seele ergießt, ohne Rückhalt wie ohne Furcht. Der Weltbau, wie ihn der alte Ptolemäus anſchaut, liegt dem Räumlichen der Wanderung freilich zum Grunde, die neun Himmel ſind da, aber ihre moraliſche Bedeutung wird eine andere. Die Nichtigkeit des irdiſchen Lebens („Paradiso", XXII, 133), der letzte Zweck, die höchſte Seligkeit des Menſchen, das Schauen Gottes, der Begriff der ſittlichen Tugenden, die Vorſtellung von der Allgegenwart Gottes, dies und vieles andere gehört dem Dichter Dante an. Den Vorwurf, den man Dante gemacht hat, daß er Gott nur an einer beſtimmten Stelle im Weltgebäude erblicke, trifft ihn nicht; der Eingang des „Paradieſes" rechtfertigt ihn vollkommen dagegen: „Gottes Glorie durchdringt das All", ſagt er, „aber ſie ſtrahlt an dem einen Orte mehr als an dem andern." Hiergegen kann niemand etwas einwenden, der da glaubt, daß Gott im Menſchen mehr als im Wurm von ſeinem Weſen niedergelegt hat. Auch unſer Verfaſſer überſieht dies ſeltſamerweiſe.

Die Frage, wie Dante zu deuten ſei, ob allegoriſch, ob buchſtäblich, iſt zwiſchen zahlloſen Commentatoren bis zum Unſinn hin- und hergezerrt worden. Der Verfaſſer empfiehlt im zweifelhaften Fall die buchſtäbliche Deutung. Die Sache iſt unſerer Meinung nach die, daß beide Deutungen ſtets nebeneinander herzugehen haben, da eben dies überwiegend allegoriſch, jenes buchſtäblich zu verſtehen iſt, Allegorie und Thatſache aber ſich häufig ſo durchdringen, daß beiden ihr Recht zu Theil wird. Die Allegorie aber in der Weiſe gewaltſam herbeizuziehen, wie z. B. Kopiſch thut, iſt ebenſo ertraglos als willkürlich.

Mit Mühe widerſtehen wir der Verſuchung, der trefflichen und lichtvollen Darſtellung zu folgen, die der Verfaſſer von dem Gedankeninhalt der großen dreitheiligen Dichtung in ihrem Zuſammenhange gibt. Nur auf die Vorſtellungsreihe im „Paradiso" müſſen wir ſchon aus Rückſicht auf die Schrift Nr. 1 in dieſem Aufſatz doch etwas näher eingehen. Dem Verfaſſer ſteht ſchon das „Purgatorio" höher und mehr zu Sinne, als „Inferno". Er findet das Ganze erquicklicher, die Sprache lieblicher und weicher, ohne daß es den Gedanken an poetiſcher Kraft gebräche. Am höchſten ſteht ihm jedoch, wie ſchon Schloſſer, das wenig geleſene „Paradiso", beſonders in ſeinen letzten Geſängen. Betrachten wir dieſe etwas näher. Dante iſt über die Planetenkreiſe hinaus, von der Einwirkung der „geſchaffenen Dinge" befreit, betritt er den Fixſternhimmel und ſieht nun

die Heere
Von Chriſti Siegeszug. . . .

Er ſieht Beatrice's Antlitz voll unbeſchreiblicher Wonne leuchten; er erträgt es nicht, dies Licht iſt Chriſtus; da geht Dante's Geiſt aus ſich ſelbſt heraus. Als er aus der Viſion erwacht, mahnt ihn Beatrice, die Roſe, die einſt Fleiſch geworden (Maria), und die Lilien, welche die rechte Straße bezeichnen (die Apoſtel), zu betrachten, indeſſen Maria, Chriſtus nach, zum neunten Himmel emporſchwebt. Das Paradies ſingt Gloria:

Sodaß der ſüße Sang mich trunken machte,
Und was ich ſchaute, mir ein Lächeln
Des ganzen Weltalls ſchien. . . .

Dann flammt Petrus vor ihm auf, zürnend, daß ſeine Schlüſſel auf Erden als Kriegsfahne wider Chriſten erſcheinen und ſein Bild verkaufte Privilegien ſchmückt. Der Lichtglanz wächſt im Kryſtallhimmel: Beatrice erſcheint unbeſchreiblich ſchön in dieſem Licht. Im Empyreum endlich ſteigert ſich ſeine Sehkraft, ſodaß ſie jedem Lichte trotzt. Auf tauſend Sitzreihen erglänzen vor ihm die Seligen, die eine weiße Roſe bilden, die Paradieſesroſe, die Heiligen des Alten und Neuen Bundes. Drei Kreiſe flammen auf, einer des andern Abglanz; inmitten glaubt er eine menſchliche Geſtalt zu ſehen. Da leuchtet Beatrice's Antlitz von ſo ſtarkem Glanz, ihr Auge ſieht die Gottheit und ihr Abglanz raubt dem Dichter das Bewußtſein. Von Wonne durchſtrömt ſinkt er in Traum,

*) Die Stadt Florenz beabſichtigt jedoch im Jahre 1859 ein Dante-Jubelfeſt zu feiern.

die Sprache iſt zu arm, das Gedächtniß zu kurz, von dieſem Schauen zu erzählen: die Viſion iſt verſchwunden. So ſpricht Dante von dem, was keine menſchliche Zunge ausſprechen kann, und wir zweifeln nicht, daß größer und würdiger kein Ausdruck gefunden werden kann, als der, daß eben nur der Abglanz der Gottheit auf Beatrice's Antlitz den Schauenden entſeelt.

An geſchichtlichen Commentaren zu Dante's Trilogie fehlt es ſchon lange nicht mehr; der Verfaſſer aber bringt in einer Reihe von Noten noch manche werthvolle hiſtoriſche Notiz bei, für die wir ihm zu danken haben. Noch dankbarer aber ſind wir ihm dafür, daß er ſich auf die allegoriſchen Deutungen faſt gar nicht einläßt, indem wir offen bekennen, daß wir dieſe Bemühung nicht nur für völlig ertraglos erachten, ſondern auch gerade in der Pedanterie dieſer allegoriſchen Deutungen ein Hinderniß im freien Genuß der Dante'ſchen Dichtung zu erblicken glauben. Zum Verſtändniß, zur rechten Würdigung des unvergleichlichen Dichterwerks, das eine Perle und der wahre Schwanengeſang des Mittelalters iſt, hat der Verfaſſer redlich und nach Kräften beigetragen und er hat nicht blos gewollt, er hat ſich ſelbſt zu Dank und Ehre gewirkt.

Wir haben ferner von einer kleinern Schrift: „Dante Alighieri", von Hermann Grieben (Nr. 3), welche ſich als ein im Wiſſenſchaftlichen Verein zu Stettin gehaltener Vortrag gibt, mit wenigen Worten Rechenſchaft zu geben. Der Verfaſſer hat vollſtändig begriffen, und hält feſt daran, daß Leben und Dichtung bei Dante ein und dieſelbe Erſcheinung ſind und daß der ganze Humanitätsbegriff des Mittelalters in ihm ſeinen vollen Ausdruck finde. Indem er aus dieſem Standpunkte her gegen die frivolen Spöttereien Voltaire's und die gedankenloſen Urtheile Lamartine's über die „Divina commedia" auftritt, die dieſer vermeintliche Repräſentant gedanklicher Poeſie confus, barbariſch und trivial nennt, vindicirt er ihr ſchließlich den Ruhm, die Geſchichte, das wichtigſte Culturmoment, das Selbſtgericht des ſterbenden Mittelalters, die göttliche Komödie einer ganzen ins Chaos zurückſinkenden Welt zu ſein. Wir laſſen es dahingeſtellt, ob mit dieſen Bezeichnungen viel für den wahren Genuß und das richtige Verſtändniß der großen Dichtung gewonnen iſt, und wenden uns zu dem, was der Verfaſſer etwa an materiellem Inhalt über dieſelbe beibringt. In dieſer Hinſicht begegnet er ſich vollſtändig mit Floto, ſodaß es ſcheint, daß hier wie dort dieſelben Quellen vorgelegen haben. In der Lebensgeſchichte Dante's findet ſich faſt nur der eine abweichende Punkt, daß nach unſerm Verfaſſer auf die erſte Kunde vom Tode des Dichters Geſandte aus Florenz nach Ravenna gekommen, um die Leiche heimzubringen, welche verweigert wurde, während nach Boccaccio's Ausdruck niemand ihn Florenz um ihn trauerte. Im übrigen ſtimmt ſowol die Lebens- wie die Entſtehungsgeſchichte der Dante'ſchen Poeſien in beiden Schriften nahezu überein. Fällt hiernach in dieſer Beziehung auch nicht viel Verdienſt für den Verfaſſer ab, ſo kommt ihm doch mit vollem Recht ein anderes zu. Ueber kein Schriftwerk haben ſich die Commentare mehr gehäuft als über die Bibel und die „Divina Commedia"; ja von Boccaccio bis Göſchel liegt uns von ſolchen ein in der That ſchreckhafter Wuſt vor. Der Verfaſſer verſucht es nun, dieſen Wuſt mit kühner Hand einigermaßen zu ſichten; er unternimmt es, uns wenigſtens den Grundgedanken der namhafteſten Commentatoren in ihrer Auffaſſung der Dichtung, ob ſie buchſtäblich, allegoriſch oder anagogiſch ſei, kurz anzudeuten. Es iſt nur ein Verſuch: vollſtändig ausgeführt aber gäbe er ein neues Werk, aus dem viel über die geiſtigen Verirrungen des Pedantismus zu lernen wäre. Der Autor begnügt ſich jedoch mit einigen Andeutungen. Nachdem ſchon Boccaccio, der erſte Interpret Dante's, das abſtract-moraliſche Verſtändniß der Dichtung mehr als billig angebahnt und empfohlen hatte, kamen ſeine Nachfolger Filelfo (1460), Landino (1480), Rambaldi (1477), Velutello (1544) und Daniello (1568) darin überein, unter einem Aſchenregen von Deutungen, Wortverdrehungen und exegetiſchen Ungeheuerlichkeiten den urſprünglichen Geiſt der „Commedia" völlig zu verſchütten. Die Exegeten des 17. und 18. Jahrhunderts, denen das geiſtige Band zum Weſen des Mittelalters völlig abhanden gekommen war, und die ſich bogenlang darüber ſtritten, ob Dante, der als Bürger in der Zunft der Apotheker eingeſchrieben war, in der Pharmacie bewandert geweſen ſei oder nicht, verſchlimmerten die Sache noch. Erſt durch Voltaire's Witzeleien und Winckelmann's Aufruf wurde Dante in Deutſchland bekannt; im Jahre 1767 erſchien die erſte deutſche Ueberſetzung der „Hölle" von Bachenſchwanz und zwei Jahre ſpäter Gerſtenbergk's „Ugolino". Schlegel und Schelling führten dieſe Kunde weiter. Von nun an fand in Deutſchland die katholiſch-theoſophiſche Auffaſſung, in Italien aber durch Marchetti, Coſta und Troya mehr die politiſche Deutung des Gedichts Anhang, bis Roſetti in London allem Streite dadurch ein Ende zu machen glaubte, daß er die ganze Dichtung kurzweg für ein „Kaiſerlied der Weltmonarchie wider den Papſt" erklärte. Ueber alle dieſe unglücklichen Beſtrebungen urtheilt der Verfaſſer mit geſundem Sinn und in annehmbarer Weiſe. Um ſo mehr müſſen wir überraſcht ſein, ihn ſchließlich zu folgendem eigenen Richterſpruch gelangen zu ſehen:

> In der Chiffreſprache des Mittelalters — ſagt er — iſt die „Hölle" das Papſt- und zugleich das Weltenthum, die blutrothe Rebellion wider Kaiſer, Reich und Weltordnung, der politiſche Selbſtmord der Völker. Das „Fegfeuer" iſt das Ghibellinenthum, der Inbegriff der in Jämmerlichkeit aufgehenden Particularintereſſen, die unfähig ſind, das ewige Recht wiederherzuſtellen. Das „Paradies" endlich iſt der Sammelplatz der Geiſter, welche das Elend der Welt erkannt haben und die ſich zu dem Werke der Errettung rüſten, d. h. zur Wiederherſtellung des Univerſalreichs des Römiſchen Kaiſers.

Unſere Leſer mögen hieraus entnehmen, wie ſchwer es einem beſonnenen Geiſte fällt, da, wo alles raſt, klar und beſonnen zu bleiben. Und hiermit genug!

Bis hierher waren wir in unſerer Ausführung gelangt, als wir darauf hingewieſen wurden, daß auch noch das Werk des achtzigjährigen kritiſchen Geſchichtsforſchers

Schloſſer, das wir unter Nr. 4 aufführten, vor unſern Leſern zu beſprechen ſei. Und allerdings gehört das Werk des tiefſinnigen und gelehrten Hiſtorikers zu den bedeutendſten Arbeiten, die über Dante in deutſcher Sprache vorhanden ſind, obgleich der Verfaſſer vornweg erklärt, allen gelehrten Beirath von dieſer Arbeit ausſchließen und nur den Eingebungen gemüthvoller Betrachtung und poetiſcher Anregung dabei folgen zu wollen. Bedeutungsvoll wird das Werk Schloſſer's beſonders dadurch, daß es uns über den gedanklichen Zuſammenhang der „Vita nuova" mit der „Divina commedia", der bis dahin mehr geahnt als feſtgeſtellt oder nachgewieſen war, vollſtändig ins Klare bringt und den geiſtigen Inhalt beider Werke logiſch auseinander entwickelt, demnächſt aber durch das kritiſche Licht, mit dem er die namhafteſten Erklärer Dante's, vorzüglich Landino und Roſetti, beleuchtet. So voll und klar wie dem Geiſte Schloſſer's iſt der ganze Inhalt der Poeſie Dante's gewiß nur wenigen gegenwärtig und die überzeugende Kraft in dem, was er über den Zuſammenhang zwiſchen den verſchiedenen Dichtungen unter ſich und mit dem Leben des Dichters ausſpricht, bewältigt oder löſt in der That jeden Zweifel und zerſtreut jede Ungewißheit. Der Verfaſſer ſieht zunächſt die „Divina commedia" ohne die „Vita nuova" als etwas Unvollſtändiges, ja als etwas Unverſtändliches an. Beide zuſammen aber geben uns nach ihm — in allegoriſcher Darſtellung — das völlig geſchloſſene Bild des menſchlichen Aufſteigens aus der irdiſchen Sinnlichkeit zu göttlicher Sittlichkeit. Beide Dichtungen beſingen in platoniſirender Auffaſſung den Weg, auf dem der Menſch von der ſinnlichen Liebe zu der himmliſchen gelangt, von irdiſchen (politiſchen) Beſtrebungen zum betrachtenden Geiſtesleben, vom Staube zum Licht, indem der Dichter zugleich und wie nebenher den Gang der menſchlichen Cultur überhaupt und die Geſchichte ſeiner Zeit, bald allegoriſch, bald hiſtoriſch, bald im poetiſchen Gewande darſtellt. Nach ihm iſt Liebe das Band, das den ſinnlich frei gewordenen Menſchengeiſt zur Gottheit zieht und endlich mit ihr vereinigt. Dieſe Wandelung andeutend zeigen uns die Canzonen der „Vita nuova", wie die ſinnliche Liebe in die platoniſche (überſinnliche) übergeht; ja, Dante ſagt uns ſelbſt, daß ſeine Liebe zu Beatrice ein Uebergang, ein Bild davon ſei, auf welchem Wege der Menſch überhaupt vom Kummer, Verlangen und Schmerz, duldend und leidend, zum Himmliſchen gelange. Deshalb klagt er über Beatrice's Entfernung, ihre Krankheit, ihr Zürnen; denn in dem irdiſchen Mädchen erkennt er das Weſen der Gotterkenntniß, die vollendete Gnade, wie die Scholaſtik es nennt. An dieſem Punkte angelangt, endet die „Vita nuova" und beginnt die „Divina commedia" mit einer allegoriſchen Darſtellung davon, wie der Gang der menſchlichen Natur an der eigenen Geſchichte des Dichters ſich zeichne. Im „Inferno" iſt es nun die Aufgabe, die Ausartung aller Sinnlichkeit und ihre Strafe an ſich darzuſtellen. Im „Purgatorio" iſt ſodann der Weg bezeichnet, wie durch mühſame und ſchmerzliche Bekämpfung der niedern Triebe und gleichzeitige Beherrſchung und Beſchäftigung mit dem Ueberſinnlichen aus dem Dunkel der Verirrung zum Lichte göttlicher Wahrheit zu gelangen ſei. Hier jedoch iſt die Grenze des menſchlichen Vermögens; um in das Paradies emporzuſteigen, iſt die völlige Entſagung der Welt und die Selbſtvertiefung erforderlich. Virgil ſteht daher als Führer am Ziel ſeines Werks — die irdiſche Weisheit — und Beatrice, nicht mehr die irdiſche Geliebte, ſondern ein himmliſches Weſen — Pietas, Gnade, Glaube — beginnt ihr Werk. An dieſer Stelle vermag der Referent den, ſoviel er weiß, niemals ausgeſprochenen Gedanken nicht zu unterdrücken, daß Dante bei dem Namen Beatrice wol an die Stammſilbe deſſelben, an beata und beatitudo, gedacht und ſo die Geliebte als Vermittlerin der Seligkeit zu feiern geſucht haben werde.

Dies ſind die leitenden Gedanken Schloſſer's, und wenn er nun hinzufügt, wie der Dichter im erſten Theil der „Divina Commedia" ſeine Hingabe an die Parteiungen der Zeit tief beklagt und im letzten den Segen preiſt, durch Beatrice aus dem Dunkel des Irdiſchen an das Licht des Göttlichen geführt zu ſein, was bloßer Verſtand ohne Erleuchtung nicht hervorzubringen vermöge, ſo glauben wir ſo ziemlich alles vorgetragen zu haben, was weſentlich zu der Auffaſſung Schloſſer's von dem Zuſammenhange beider Dichtungen Dante's gehören mag. Und in der That, ſchließen wir uns dieſer Auffaſſung an, ſo wüßten wir kaum, was in ihnen dann noch dunkel oder weiterer Aufklärung bedürftig erſcheinen möchte!

Näher und genauer begründet ſich dieſe Auffaſſung noch in dem folgenden Aufſatz: „Ueber die Erklärer des Dante", unter welchen, wie ſchon angedeutet, Landino und Roſetti dem Verfaſſer am nächſten ſtehen; ja, die Beleuchtung dieſer Commentatoren erwirkt die völlige Ueberzeugung bei uns, daß der Verfaſſer im ganzen und großen das „Alleinrichtige" getroffen hat und daß er mit ſeiner Ausdeutung der großen Dichtung unanfechtbar daſtehen wird. Es iſt uns nicht geſtattet, ihm hier im einzelnen zu folgen, nur einige weſentliche Betrachtungen noch kurz anzudeuten ſei uns vergönnt. Im erſten Geſang des „Inferno" (Vers 111) iſt der Plan des Gedichts von Dante ſelbſt ziemlich genau angedeutet. Mit dem Finden des himmliſchen Weibes: Erleuchtung im achten Geſang des „Paradiso", öffnet ſich durch Buße und Beſſerung das Thor der Gnade dem Wanderer, der es über die drei Schwellen Bekenntniß, Zerknirſchung und Buße betritt. Hier nimmt die ſterbliche Weisheit in der Perſon Virgil's von ihm Abſchied, indem ſie ihm zuruft: „Erwarte nichts ferner von mir, von meinem Winke; frei und geſund iſt dein eigenes Urtheil; es wäre Sünde, dir nicht ſelber zu folgen; drum kröne ich dich!" worauf ihn nun Mathildis, die Allegorie des thätigen Chriſtenthums, empfängt und ihn zum Erkennen ohne Bild, zum Schauen ohne Hülle einweiht, bis er mit jenen herrlichen Verſen im Eingang des „Paradiso" zum Seher der himmliſchen Gnade ſich erhebt. Das Emporſteigen von Sphäre zu Sphäre verſinnbildet uns hierbei die Erhebung zu immer höherer Erkenntniß, Liebe und Seligkeit, bis zum Verſinken in Gott, das in der wunderbar erhabenen Darſtellung vom Anſchauen Gottes im

zweiundzwanzigſten Geſang in Verzückung endet, die ſich im ſiebenundzwanzigſten Geſang in den köſtlichen Verſen:

Ciachio vadeva mi sembrava un riso.
Del universo, porche mia abbrezza
Entrava per l'udir e per lo viso —

kundgibt und dann in Ohnmacht verſtummt.

Hiernach folgt mit der Lebensgeſchichte des Dichters die Erklärung des Gedichts nach Roſetti, die wir als bekannt vorausſetzen. Es iſt derſelben ein Anhang über die Briefe Dante's, welche K. Witte herausgegeben, beigefügt; die beiden wichtigſten darunter ſind, wie bekannt, der fünfte an Kaiſer Heinrich VII., den gefeierten Stern Dante's, den er zur Rettung Italiens aufruft, und der ſiebente, an die Cardinäle gerichtete, über den ſittlichen Verfall der Kirche; beide wol von unbeſtreitbarer Echtheit, wogegen der letzte Brief an Guido da Polenta, italieniſch geſchrieben, doch wol als eine Erfindung Doni's zu bezeichnen ſein wird.

Die treffliche Arbeit Schloſſer's ſchließt mit zwei ganz ausgezeichneten und den Freunden des großen Dichters nicht genug zu empfehlenden Briefen über das „Paradiso". In dem erſten, den erſten und zweiten Geſang des „Paradiso" umfaſſend, begegnen die Anſchauungen Schloſſer's ſich vielfach mit den uns ſchon bekannten des Philalethes, mit dem Unterſchied jedoch, daß Philalethes mehr die katholiſche Doctrin zum Ausgangspunkt nimmt, während Schloſſer das größere Gewicht auf den von der Philoſophie des Alterthums gebildeten und zum eigenen Denken angeleiteten Geiſt Dante's legt. In dieſem Geiſte hängt das Syſtem der Sphären aufs innigſte mit dem Syſtem des Verhältniſſes einer immer höhern Gattung vernünftiger Weſen und deren Begabung zuſammen, und je ſpröder und poeſieloſer der Stoff hier ſich zeigt, um ſo mehr ſtaunen wir über die Geiſteskraft, die dieſes Stoffes Herr wird, um ihn zu wahrhafter Poeſie umzubilden, indem ſie zugleich für ihren Ausdruck ſich eine neue Sprache zu ſchaffen hat. Der zweite Brief, welcher den dritten bis ſechsten Geſang exegetiſch darlegt, ſoll uns beſonders zeigen, wie Dante das Ueberſchwengliche erreichbar macht und uns zu ſeiner Erfaſſung poetiſch anleitet. Hier in der That ſteht Dante am erhabenſten da, indem er, den Fuß auf der Erde, mit dem Haupte über die Himmel ſich erhebt und ſeiner Sprache bald die Töne des Schlachtrufs, bald die des begeiſterten Hymnus abgewinnt. Des Dichters Anſicht von der Weltgeſchichte und von dem Zuſammenhang des göttlichen und menſchlichen Regiments iſt hier ſein Thema. Das lehrende Element verbindet ſich hier mit dem dramatiſchen; die Geſchichte des Adlers — des Reichs — iſt hier ein Hauptſtoff. Sodann geht der Dichter auf die Verſchiedenheit der Zuſtände im himmliſchen Leben über; die Frage über Gottes Gerechtigkeit bei der Ordnung dieſer Zuſtände aber verſchiebt er. Dies ſcheinbar trockene Thema — wie weiß Dante es dichteriſch zu beleben? Er zeigt, wie die unendliche Mannichfaltigkeit des Verdienſtes und der Belehrungen dem ſterblichen Geiſte nur anſchaulich gemacht werden könne durch Abſtufungen im Raum und im Sein. Die That der Gottheit menſchlich vorſtellbar zu machen, bedürfen wir der Form von Zeit und Raum. Der kirchlichen Lehre zufolge gibt es keine Stufenfolge der Seligkeit und der Dichter ſchließt ſich dieſer Lehre ſo weit an, daß er alle Seraphim — nur Maria nicht — in denſelben Himmel, dem oberſten, vereinigt; ſie erſcheinen Dante nur höher oder tiefer, damit er nach ſeiner Weiſe erkenne, wie ihr Zuſtand ſei. „So gebührt ſich's zu euerm Verſtande zu reden", ſagt Beatrice, „die Schrift verſteht es anders." Endlich kommt der Dichter auf die göttliche Gerechtigkeit und die Zurechnung. Hier beginnt er mit der ſcholaſtiſchen Lehre vom Zwange des Willens. Wenn eine Gewalt, der zu widerſtreben die Seele außer Stande war, ſie zwang, ſo iſt ſie nicht entſchuldigt; denn der Wille, der nicht will, iſt, gleich dem Feuer, nicht zu beugen. Sobald der Wille ſich fügt, ſo hört er auf, ein Wille zu ſein; der Wille, der der Gewalt nachgibt, wird mit dieſer eins und nimmt an ihrer Mißfälligkeit vor Gott theil. Dann fährt der Dichter fort: ſo tönte der heilige Wellenſchlag aus der Quelle, aus der die Wahrheit träuft, ſo ſtillte ſein heiliges Waſſer meinen zwiefachen Durſt!

Hiermit müſſen wir von dieſer trefflichen Arbeit Schloſſer's Abſchied nehmen, tief bedauernd, daß wol kaum zu erwarten ſteht, dieſe Hand werde das große Unternehmen einer vollſtändigen Exegeſe des „Paradiso" vollenden können. Freuen wir uns um ſo mehr deſſen, was wir an dieſer Ausdeutung der ſechs erſten Geſänge des mit jedem Jahre mehr in ſeiner Unvergleichlichkeit erkannten und gewürdigten Gedichts beſitzen! **Wilhelm von Lüdemann.**

Klaus Groth über Hochdeutſch und Plattdeutſch.

Briefe über Hochdeutſch und Plattdeutſch von Klaus Groth. Kiel, Schwers. 1858. 8. 24 Ngr.

Sicherlich haben alle Verehrer der Klaus Groth'ſchen Muſe bisher geglaubt, daß Groth ein rein naiver Dichter und nichts als Dichter ſei; aber die Lectüre ſeiner obengenannten Schrift wird ſie eines andern belehren; ſie werden erkennen, daß auch Klaus Groth ein zuſammengewachſener Zwilling von einem Poeten und von einem Kritiker iſt, und daß er, indem er plattdeutſch dichtete, dabei den Nebenzweck im Sinne hatte, ſeiner geliebten theuern Mutterſprache oder Mundart dem gebräuchlichen Schriftdeutſch gegenüber wenn auch nicht zur Herrſchaft doch zu dem Ehrenplatz zu verhelfen, der ihr ſeinem Dafürhalten nach gebührt. Groth betrachtet das jetzige ſogenannte Hochdeutſch eben auch nur als eine „Mundart", die von Luther auf den Thron geſetzt worden ſei; es ſei die ſächſiſche Mundart, die zu Luther's Zeit am häufigſten als Schriftſprache gebraucht wurde, wie dies ganz deutlich aus ſeinen eigenen Worten hervorgehe: „Ich rede nach der ſächſiſchen Canzelei, welcher nachfolgen alle Fürſten und Könige in Deutſchland. Alle Reichsſtädte, Fürſtenhöfe ſchreiben nach der ſächſiſchen und unſers Fürſten Canzelei, darum iſt's auch die gemeinſte deutſche Sprache", oder, nach Groth'ſchem Begriff, „Mundart". Indem Groth dieſen mitteldeutſchen Dialekt gewiſſermaßen als einen Uſurpator betrachtet, geht er, wie ſich denken läßt, mit etwas heftiger Polemik gegen ihn zu Werke, dabei auch mit einem Selbſtgefühl, das wir uns aus der Stellung, welche ihm durch ſtimmführende Autoritäten in der Literatur angewieſen worden, wol erklären können, das wir aber doch zuweilen etwas gedämpfter gewünſcht hätten. Jedenfalls bietet Klaus Groth's in vier Abſchnitte und 26 Briefe getheilte Schrift, wie ſich von einem in die Geheimniſſe und das Material des ſogenannten Plattdeutſch ſo tief eingeweihten Autors erwar-

zu läßt, sehr interessante Gesichtspunkte, und da es sich darin gewissermaßen darum handelt, das Anrecht des Hochdeutschen auf seine Herrschaft in der Literatur und dadurch möglicherweise diese Herrschaft selbst in Frage zu stellen, so wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir hier auf den Inhalt der Schrift etwas näher eingehen.

Der Umstand, daß diese Streitfrage überhaupt nur erhoben werden konnte, ist in der That von einer großen Bedeutung, die man nicht verkennen darf. In England, Frankreich und Italien würde es schwerlich jemand einfallen, eine Mundart auf Kosten der Schriftsprache so zu erheben, wie Groth dies thut, selbst nicht in Spanien, obschon das Schriftspanisch ebenfalls eine zur Herrschaft gelangte Mundart, die castilianische ist. In Deutschland, wo bei dem sich überhebenden Individualismus der Personen wie ganzer Stämme dem Ruf nach Abfall und Auseinanderfall eher Gehör gegeben wird als dem Ruf nach Einigung, läßt sich der Anfang einer solchen Streitfrage niemals im voraus berechnen. Und das Plattdeutsche ist kein verächtlicher Prätendent, denn es übersieht 9—10 Millionen Unterthanen, die wenn auch politisch getrennt, doch sittlich, geistig und sprachlich weniger getheilt sind, als irgendeine andere gleich zahlreiche Masse von Deutschen, und dabei hat dieser Prätendent allerdings manche Tugenden und Eigenschaften, welche dem als Souverän anerkannten, übrigens durch andere höhere Vortrefflichkeiten sich wieder vor jenem auszeichnenden Idiom abgehen. Wir können uns zwar nicht als möglich vorstellen, daß das Plattdeutsche je das Hochdeutsche verdrängen könne, da es, was auch Groth sagen mag, bei aller Ausdrucksfähigkeit doch nicht mit den Entwickelungen des geistigen Lebens in Deutschland gleichen Schritt gehalten hat und um zu derselben Ausbildung zu gelangen, erst die Vergangenheit von drei Jahrhunderten nach- und durchleben müßte, was doch nicht möglich ist. Aber wol könnte sich neben der hochdeutschen Literatur eine selbständige plattdeutsche bilden, da sich das Plattdeutsche für gewisse Gattungen, z. B. die humoristische, und für den Ausdruck gewisser einfacher und inniger lyrischer Empfindungen vielleicht besser eignet als das Hochdeutsche. Beweis dafür ist, daß z. B. Reineke Fuchs und Klaus Groth's Gedichte selbst in hochdeutscher Uebersetzung nie die Wirkung des Originals erreichen werden, was jedoch so ziemlich von allen Dialektpoesien gilt. Das süße oder poussirliche Geplauder im Munde eines Kindes läßt sich von einem Erwachsenen nicht nachsprechen, ohne seinen Reiz zu verlieren oder gar unangenehm zu werden. Die Frage aber, ob das Plattdeutsche zu einer selbständigen Literatur berufen sei, muß sich schon in nächster Zeit entscheiden. Denn nun der Anlauf, der hierzu in letzter Zeit durch Klaus Groth und einige andere genommen ist, nicht bald zu Resultaten führt, die in dieser Hinsicht keinen Zweifel übrig lassen, so dürfte es um eine weitere Entwickelung auf diesem Gebiet mundartlicher Production für immer geschehen sein. Einzelne plattdeutsche Lyriker, Scherzmacher und Satiriker können dann wol immer noch von Zeit zu Zeit auftauchen, aber Lyriker und komische Schriftsteller bilden keine selbständige Literatur, weil sie das sittliche, politische und geistige Leben eines Volks, ja nur eines Volksstammes nicht nach allen Seiten und Richtungen erschöpfen, somit nicht in einer hinter der Zeit zurückgebliebenen Mundart, die stets einen sehr specifisch territorialen Beigeschmack hat und selbst den Lyrikern und Humoristen immer gewisse enge Grenzen anweist, über die sie nicht hinauskönnen, ohne geschmacklos zu werden. Wer möchte wol eine pathetische Ode in plattdeutscher Mundart erträglich finden? oder eine philosophische Abhandlung oder eine ernste Kritik? Eine kleine plattdeutsche Lokalposse kann vielleicht höchst komisch wirken; aber was würde man zu einer plattdeutschen historischen Tragödie, ja nur zu einem plattdeutschen, feine und elegante Formen anstrebenden Konversationsdrama sagen? Hierzu müßte das Plattdeutsche sich eben stets in feiner Gesellschaft bewegt haben, um den nöthigen Schliff zu erhalten. Das aber hat es nicht gethan, und niemals weniger als jetzt ist wol dazu Aussicht, daß es je zur feinen Umgangssprache erhoben werden könnte, da es ja immer mehr selbst unter den mittlern Ständen dem Hochdeutsch Platz macht, freilich einem oft verderbten, einem verplattdeutschten Hochdeutsch oder verhochdeutschten Plattdeutsch, das die Vorzüge des letztern verloren und die des erstern nicht erworben hat. Wir sagen dies nicht aus irgendeiner vorgefaßten Meinung gegen das Plattdeutsche, vielmehr neigen wir uns für unsere Person der Ansicht zu, es sei zu bedauern, daß dasselbe in seiner Entwickelung stecken geblieben sei wie eine schöne Blume, der es an dauernder rationeller Pflege, Behandlung und Schonung fehlte, während die vielleicht minder schöne Schwesterblume infolge besserer Behandlung über sie emporwuchs, durch ihre reiche Blätterentfaltung sie in Schatten stellte, durch ihre üppige Wurzelentwickelung ihr Raum und Erdreich benahm und dadurch zu ihrer Verkümmerung beitrug.

Klaus Groth ist freilich anderer Ansicht: ihm zufolge ist das Plattdeutsche auch in seiner jetzigen Gestalt „die vollkommenere der beiden Schwestern". Ueberhaupt gebe es fast keine der sogenannten gebildeten europäischen Sprachen, die man nicht von irgendeiner Seite her als Muster der Vollkommenheit gepriesen habe; jedes Volk lobe seine Sprache und man verzeihe es ihm, blos der Norddeutsche habe sich bis dahin gefallen lassen, seine Muttersprache als „platt", d. h. in diesem Falle als gemein zu bezeichnen und anzusehen. Jakob Grimm habe vor 40 Jahren vom Gothischen wie von dem Ideal der Schönheit geschrieben, von dem wir Neudeutsche in Schuld und Sünde abgefallen, vor 10 Jahren habe er angefangen, gerade das entgegengesetzte Ende der germanischen Sprachentwickelung, die englische Sprache, für die vollendetste zu halten. Groth weist im Verlaufe seiner Schrift darauf hin, daß es Zeiten gegeben, wo man geglaubt, daß das Hochdeutsche gar nicht im Stande sei, die höhern Lebensverhältnisse, wissenschaftliche Begriffe, verwickelte Denkverhältnisse auszudrücken. Vor dem Erscheinen seines „Quickborn" habe man das Plattdeutsche nur zum niedrig Komischen brauchbar gehalten. Indeß diese Mundart sei zu allem fähig, und wäre sie es nicht, so könnte sie in 50 Jahren so gut wie ihre Schwester befähigt werden. Das ist es nun, was wir weiter oben schon bezweifelt haben; denn um das Plattdeutsche zu dem fähig zu machen, was das Hochdeutsche nach allen Richtungen und Seiten hin leistet, müßte es erst zur allgemeinen deutschen Geschäfts- und feinern Umgangssprache, zur Sprache des Katheders, der Kanzel, des Bureaus, des Theaters u. s. w. erhoben werden; nicht blos lyrische Dichter, auch Gelehrte, Philosophen, Geschichtschreiber und Gesetzgeber müßten sich seiner zu bedienen anfangen; und wo ist jemand, der dies im Ernste für möglich hielte? Hat sich doch selbst eine so schwerwiegende Autorität wie Jakob Grimm dahin ausgesprochen, daß es das Schicksal des Plattdeutschen wie aller Mundarten sein würde, vom Hochdeutschen verschlungen zu werden.

Der Verfasser rückt in seiner Schrift gegen die Hochdeutschschreibenden mit einer zahlreichen Armee starker Vorwürfe ins Feld und leider kann man ihm in vielen nicht unrecht geben. Er sagt z. B.: „Wenn man ein gut geschriebenes französisches Buch mit einem deutschen dem Stile nach vergleicht, so macht das französische immer den Eindruck des Ungekünstelten, es ist, als wenn der schlichte gesunde Menschenverstand daraus spräche. Zwang und Mühe sitzen immer mit dem Deutschen an seinem Schreibepult, seine Sprache ist nie ganz wie blos gesprochen, seine Sätze reihen sich nicht leichthin aneinander, sie sind immer verkettet, verschlungen" u. s. w. Er führt dies zum Theil auf äußere in der hochdeutschen Sprache und ihrem Bau selbst liegende Gründe zurück, die allerdings gelesen und beachtet zu werden verdienen. Indeß der deutsche Geist hat sich diese Sprache geschaffen, und erscheint diese schwerfällig, so liegt dies an der schwerfälligen Art der Deutschen zu denken und ihre Gedanken zu motiviren. Sehr klaren Denkern — und allerdings haben wir deren weniger als tiefe Denker — ist es gelungen, auch in der hochdeutschen Prosa ihre Gedanken mit vollendeter Leichtigkeit und Klarheit auszudrücken. Ich will mich hier nicht auf die oft citirte Prosa eines Lessing oder Goethe berufen, sondern auf

die eines viel seltener genannten Autors, nämlich Lichtenberg's, bei dem jeder Gedanke mit einer so vollendeten Präcision und Rundung ausgedrückt und sprachlich verkörpert ist, wie sich dies bei wenigen Prosaisten auch anderer Völker findet. Der Verfasser wirft namentlich dem als gewandt und fließend gerühmten modernen Stil vor, daß er charakterlos, in seinen Wendungen einförmig, in Fleisch und Farbe blaß und abstract geworden, und er mag damit nicht so ganz unrecht haben. Riehl z. B. habe sich zwar um deutsches Volk und deutsche Sitte verdient gemacht wie wenige, auch sei er zu den gewandtesten Stilisten der Gegenwart zu rechnen, aber sein Stil kranke mit an dem allgemeinen Verderbniß unserer Sprache, namentlich an unnöthiger Häufung abstracter Substantiva.

Gegen alles dies, gibt der Verfasser zu verstehen, würden wir gesichert sein und gewesen sein, wenn wir uns des Plattdeutschen bedienten und von jeher bedient hätten. Lessing sage von sich, daß er den ganzen Umfang seiner Muttersprache erst in Hamburg, d. h. durch das Plattdeutsche habe kennen lernen; ja, Groth hält es gar nicht für unmöglich, daß man seinen wunderbaren Stil, der in Schlagfertigkeit und Humor in den Streitschriften mit dem hamburgischen Pastor Goetze seine Vollendung erreiche, dem Plattdeutschen danke. Norddeutschland habe fast immer das verständige, logische Element vertreten, und Schriftsteller wie Fischart und Jean Paul wären in Norddeutschland unmöglich gewesen. Wir erinnern hierbei daran, daß Lichtenberg, obschon in Süddeutschland geboren, den größten Theil seines Lebens in Göttingen zubrachte, und daß Goethe's Stil im „Werther", den er in Süddeutschland schrieb, ein auffallend verschiedener ist von dem Stil in denjenigen seiner prosaischen Werke, die er in Norddeutschland verfaßte. Groth findet ferner, daß die norddeutschen Dichter, welche von Jugend auf die weichern Töne des Plattdeutschen um sich hörten, viel mehr Gefühl für Wohllaut hätten als die süddeutschen; er erinnert dabei an Bürger, gegen dessen „Vocal- und Consonantenmusik" nicht einmal Goethe wetteifern könne, an Geibel und Freiligrath. Wir finden diese Neigung für weiche und dabei ungekünstelt hervorgebrachte Klänge, dieses Gefühl für harmonische Vertheilung der Vocale, diese Abneigung gegen Häufungen von Zischlauten und harten Consonanten auch bei Hölty (dem bekanntlich der weiche Nikolaus Lenau in seinen Jugendgedichten nacheiferte), bei Ernst Schulze, Wilhelm Müller, Novalis, August Wilhelm von Schlegel, Heine (trotz seiner oft saloppen Verse) und andern nord- und niederdeutschen Dichtern. Arndt ist zu diesen Meistern des Wohllauts weniger zu rechnen, aber er hat ein Gedicht geschrieben, das vielleicht zu den wohllautendsten in deutscher Zunge gehört und dessen Wirkung allein in seiner Musik beruht, das Gedicht „Ballade". Nun ist sicherlich nicht zu leugnen, daß Goethe's Gedichte, namentlich die kleinern, voll süßen natürlichen Wohllauts sind, aber zu Zeiten läßt er sich Härten und Mißlaute zu Schulden kommen, an denen nicht blos eine ausländische, sondern selbst eine deutsche Zunge zu arbeiten hat:

Kracht's gleich, bricht's doch nicht,
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir.

Oder:

Und schwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war.

Schiller's Jugendgedichte sind voll von kakophonischen Lauten und Wortstellungen, und auch bei Uhland findet man je zuweilen unangenehme Härten, selbst in seiner herrlichen Ballade „Des Sängers Fluch", z. B.: „Ein Blutstrahl hochauf springt." Ein Muster sprachlichen Wohllauts ist allerdings der Graf Platen, der aber in Ansbach, wo man schon feinere Klänge hört, geboren war und mit einem hervorstechenden Gehör für Rhythmus begabt, sich an den besten Versmustern, namentlich auch den italienischen, gebildet hatte. Dieses Kunststudium merkt man ihm aber doch auch nicht selten an, wie dem sprachgewaltigen Versmeister Rückert, der, nebenbei gesagt, auch von Klaus Groth manchen Tadel erfährt, oft und noch öfter das Behagen an halsbrecherischen Verskunststücken, die uns Erstaunen abnöthigen, zugleich aber auch Schwindel erregen. Einfachen Wohllaut findet man bei Rückert weniger als künstliche Klangverschlingungen, die das Ohr mehr reizen als ihm wohlthun.

Man verzeihe uns diese Abschweifung, zu welcher uns Klaus Groth verführt hat. Wir kehren wieder zu ihm zurück, und zwar namentlich zu dem siebzehnten und dem achtzehnten Briefe. In jenem eifert er unter anderm über den Bilderwust bei manchen hochdeutschen, besonders neuösterreichischen Dichtern, über die bei ihnen so häufig anzutreffende unerlaubte Umkehr und Verdrehung der Bilder und die übertriebenen Hyperbeln, in denen oft das Widerstrebendste zusammengemischt und baarer Unsinn zu Tage gefördert sei. Und mit Recht fügt er hinzu: „Man findet sie in Musterstücken jeder deutschen Anthologie als geistige Nahrung für Kinder und Jungfrauen. Wie müssen sie das erwachende Sprachgefühl, Geschmack und Sinn fürs Einfachschöne verderben!" Aber für diese Verirrungen ist doch die hochdeutsche Sprache, obschon sie dazu leichter verführen mag als das nüchterne Plattdeutsch, nicht allein verantwortlich zu machen, sondern der Ungeschmack derer, die sie dazu misbrauchen. Im folgenden interessanten achtzehnten Briefe springt er plötzlich auf ein anderes Kapitel über, nämlich auf die Seemannsnatur der plattdeutschen Mundart, und er sagt sehr schön: „Die plattdeutsche Sprache hat schon einmal mit der Hansa die Welt beherrscht, sie beherrscht noch das Meer oder theilt die Herrschaft mit ihrer Halbschwester, der englischen. Sie hat nicht blos gedient, hat nicht blos hinter «Putt un Plog» gehockt, sie hat gegen Helden wie Waldemar II. den Sieger geredet, «Saewen un saewentig Hänse», hat Schrecken gesprochen im Femgericht der Westfalen, Uebermuth mit den alten Ditmarschen, Klugheit in den Comptoirs der Handelsherren von Lübeck und Lüneburg, in den Kaufhäusern von London und Neuyork. Das verschwindet nicht wieder aus ihrem stolzen Gang. Welche Sprache eignet sich zum Commando wie sie, die laut tönt, kurz und mächtig aus einer Mannesbrust? Heeren befehlt sie nicht mehr wie zur Zeit Wittekind's, aber wenn der Sturm braust und die Wogen schallen, dann sind es noch immer plattdeutsche Worte, die Gangspill und Steuer lenken, die Ruhe und Festigkeit wecken in manches braven Mannes Herz." Der Verfasser hebt hervor, daß hochdeutsch auf keinem Schiffe commandirt werde, daß jeder hochdeutsche Seemann sich bequemen müsse, plattdeutsch zu lernen. Dem Hochdeutschen fehlten alle Ausdrücke für die Schiffsstücke und die Seemannsthätigkeiten, und jedem Schiffer würde es als eine lächerliche Unmöglichkeit erscheinen, daß das Plattdeutsche je vom Meere verdrängt werden könne; das Plattdeutsche sei also in diesem großen Gebiete geradezu eine nothwendige Ergänzung der Schriftsprache. Goethe und Schiller müssen sich bei dieser Gelegenheit sagen lassen, daß sie „Landratten" seien; ihre ganze Sprache offenbare es und nicht zu ihrem Vortheil; nicht blos „Der Taucher", „Der Fischer", „Der König von Thule" seien nicht von Meerbewohnern geschrieben, auch die ganze Sprachanschauung dieser Hauptmeister sei binnenländisch. Nun, ein plattdeutsch sprechender Seecapitän würde allerdings den „Fischer" oder den „König von Thule" etwas anders gedichtet haben als so eine „Landratte" wie Goethe. Wozu man übrigens zur See gewesen sein oder gar das Seemannslexikon innehaben solle, um so einfache Vorgänge poetisch zu behandeln, wie sie diese beiden Balladen zum Grunde liegen, läßt sich schwer einsehen, und was dem „Taucher" an intuitiver Anschauung des Meeres fehlt, wüßten wir auch nicht zu sagen. Dagegen versichert Klaus Groth, daß Voß' unübertreffliche Uebersetzung des Homer in dieser Vollendung seinem Binnenländer je möglich gewesen sein würde.

Man sieht, daß sich Klaus Groth von seiner Liebe zum Plattdeutschen oft etwas weit hinreißen läßt, und ähnlich gewiß selbstbewußten Autoren, die alles besser wissen wollen als andere und den auch noch so bescheidensten Tadel anderer nicht vertragen können, bemerkt er zum Schlusse dieses Briefs: „Die Mängel des Plattdeutschen kenne ich vielleicht genauer als irgend jemand, der ich der erste mit diesen Mängeln praktisch gekämp

habe und sie habe überwinden müssen. Es sind aber ganz andere Dinge, als die angeben, die uns kritisiren." Seine Behauptungen sind oft sehr apodyktisch. Im funfzehnten Briefe wünscht er Deutschland dazu Glück, daß es an dem plattdeutschen Stamm seiner Sprache einen „Regulator" besitze, „der das natürliche Sprachbewußtsein dadurch erhalten hat, daß er nicht mit philosophirte, daß er Mundart geblieben ist", und er versichert bei dieser Gelegenheit kurzweg: „Die ganze Philosophie ist in Miscredit." Zuweilen weiß er aber auch seine Ansprüche für das Plattdeutsche auf ein Maß zurückzuführen, gegen das sich nicht viel einwenden läßt, so wenn er im zwanzigsten Briefe versichert, auf das Plattdeutsche nicht wie auf ein unbedingtes Muster hinweisen zu wollen, „sondern nur als auf die stets noch fließende Offenbarung des gesunden Menschenverstandes, der sich aus der Anschauung nährt und sein Bedürfniß zum Ausdruck seiner Gedanken hat als das natürliche: diese Gedanken klar zu machen". Im ganzen mag Klaus Groth recht haben, wenn er das Plattdeutsche als den Repräsentanten des gesunden Menschenverstandes betrachtet, aber eines Menschenverstandes, der, wie wir fürchten und hinzufügen, immer etwas Nüchternes und Beschränktes behalten wird. Jedenfalls ist das Plattdeutsche ehr- und merkwürdig durch sein Alter; wenn man zwei niederdeutsche Männer miteinander plattdeutsch reden hört, so glaubt man aus diesen Klängen zuweilen vollständige englische Phrasen herauszuhören, und es ist dies ein Beweis, daß das Plattdeutsche, mit sicherlich sehr geringen Modificationen, sich noch ganz in demselben Zustand befindet, in welchem es sich schon damals befand, als es vor länger als 1500 Jahren mit Hengist und Horsa in England einwanderte, um fortan der Grundstock einer Sprache zu werden, die infolge großartiger Verhältnisse und der Vermischung mit ritterlichern Sprachelementen die Stammfrau freilich weit überflügelte.

Groth's Schrift ist übrigens, wie schon bemerkt, reich an beachtenswerthen Fingerzeigen und Bemerkungen, von denen wir hier nur noch folgende zwei anführen, die sich gegenseitig ergänzen: „Für die Armen, denen wir Vormund sein müssen, lautet die Sache noch ganz anders. Für sie ist Lessing, Schiller, Goethe gar nicht vorhanden, für sie ist die Literatur der Schriftsprache doch nicht, selbst wenn sie nicht plattdeutsch sprächen. Oder lesen die Winzer des Rheins und der Mosel etwa mehr als die Knabauern der Nord- und Ostsee? Keineswegs. Im Gegentheil, wenn noch im Volke die Bibel, d. h. hier der Luther gelesen wird, der die Einheit des deutschen Geistes soll herbeigeführt haben, so ist es nicht da, wo jeder Pfaffe auf ihn schimpft. Wollt ihr von Volksbildung reden, so habt ihr für euch noch was ganz anderes auszurotten, als unsere Muttersprache" (zehnter Brief), und: „Es bezeichnet so recht unsere deplacirte Zeit, daß für sie nur das lebt und existirt, was man zu Papier gebracht, beschrieben, notirt und registrirt hat. Nur das ist eine That, die in Zeitungen belobt wird, nur das ein Land, wovon in Reisehandbüchern zu lesen ist, nur das ein Ruhm, den die «Blätter» vermeldet haben, nur das ein berühmtes Buch, das in Recensionen oder Literärgeschichten als solches aufgeführt steht. Ist z. B. die Religionsgeschichte, die der Cölner Verein herausgegeben hat, ein berühmtes Buch? Keineswegs! Und von diesem Buche sind 6—800000 Exemplare deutsch gedruckt, und es mag außerdem in 30—40 Sprachen übersetzt sein. Welches berühmte Buch hat es so weit gebracht? Die Sachen scheinen uns abhanden gekommen zu sein, wir begnügen uns an den umlaufenden Urtheilen über sie." Sicherlich, wer eine Geschichte und Charakteristik des deutschen Volksschriftenwesens und der dahin einschlagenden Literatur schreiben wollte, würde sich ein größeres Verdienst erwerben, als wer zu den neunundneunzig zwischen Goethe und Schiller bereits gezogenen Parallelen noch die hundertste hinzufügen wollte.

Die Schrift Klaus Groth's hat, wie es scheint, noch nicht die Aufmerksamkeit erregt, die sie doch zu erregen verdient, aber auch ebenso wenig von competenter Seite den Widerspruch gefunden, zu dem sie herausfordert. Oder diese Kritiken müßten gerade uns zufällig entgangen sein. Rascher ist man in Deutschland zur Hand, wenn es gilt, persönliche Interessen zu vertheidigen und sich seiner eigenen Haut zu wehren. Klaus Groth hat, was wir nicht für sehr klug halten, sich dazu hinreißen lassen, in der vierten Abtheilung seiner Schrift Fritz Reuter's „Läuschen und Rimels" als „durch und durch gemein" zu bezeichnen und ihm „Düngerbegeisterung" vorzuwerfen; wer seinem Volke ein Dichter sein wolle, müsse den Willen und die Neigung haben, das Edle zu sehen; es möge die Aufgabe der Polizei sein, den Schmutz aufzuräumen, aber nicht die des Poeten, wogegen freilich zu bemerken wäre, daß man nicht alles der Polizei überlassen darf und daß es allerdings moralischen Unrath gibt, dem die Polizei nicht beikommen kann, zu dessen Beseitigung es keinem zur Schande gereicht, die Hand mit anzulegen. Es ist dies freilich ein streitiger Punkt, mit dem die Tendenz Fritz Reuter's vielleicht gar nicht einmal viel zu thun hat; und wir beschränken uns daher nur darauf, unsern Lesern anzuzeigen, daß Reuter gegen Groth eine kleine Schrift herausgegeben hat unter dem Titel: „Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat." Insofern diese, uns noch nicht zugegangene Schrift nicht etwas besonders Pikantes und von allgemeinem Interesse statt bloßer Persönlichkeiten enthalten sollte, denken wir auf sie nicht weiter zurückzukommen. *)

Hermann Marggraff.

Notizen.

Zur Literaturgeschichte vom culturhistorischen Standpunkte.

In Nr. 4 d. Bl. f. 1858 hatten wir in Betreff der so höchst verdienstlichen „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" den Wunsch ausgesprochen, daß die genannte Zeitschrift „mehr als bisher auch Kunst und Literatur in den Kreis culturgeschichtlicher Beleuchtung ziehen und dadurch der Behandlung der Kunst- und Literaturgeschichte vom culturgeschichtlichen Standpunkt überhaupt vorarbeiten möchte". Wir wissen nicht, ob man es diesem Fingerzeig oder der selbstgewonnenen Einsicht der Redaction verdankt, daß diese Zeitschrift im letzten Halbjahr eine große Zahl solcher Artikel gebracht hat, welche entweder einzelne literarische Erscheinungen oder ganze Literaturperioden in sittengeschichtlicher Hinsicht beleuchten oder die Kunst im Zusammenhange mit dem sittlichen und geistigen Leben der Nation betrachten. Dahin gehören die Aufsätze: „Ueber das Verhältniß der Kunst zum Leben im 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur innern Entwickelung der christlichen Kunst," von A. von Eye; „Sturm und Drang. Eine culturgeschichtliche Episode", von Johannes Scherr und ganz besonders ein Cyklus interessanter sitten-literargeschichtlicher Aufsätze von August Henneberger unter dem Gesammttitel: „Deutsche Literaturbilder", worin unter anderm Gottsched's „Cato", Thimotheus Hermes' „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", J. M. Miller's „Siegwart. Eine Klostergeschichte", Nicolai's „Leben und Meinungen des Herrn

*) Wir erwähnen gleich bei dieser Gelegenheit, daß Klaus Groth zur letzten Weihnachtszeit die deutsche Kinderwelt und ihre Freunde mit folgender schönen Festgabe überrascht hat: „Voer de Goern. Kinderreime alt und neu von Klaus Groth. Mit 52 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter, geschnitten von August Gaber" (Leipzig, G. Wigand). An den Reimen und namentlich an den vortrefflichen Richter'schen Zeichnungen werden aber sicherlich nicht blos Kinder, sondern auch ältere Personen ihr Wohlgefallen haben. Klaus Groth hat die Sammlung mit folgendem Spruche eingeleitet:

Dat Book is mi leef,
De mi't stellt is en Deef,
De det utbach weer en Dichter,
De dat utmal Ludwig Richter,
De dat rutgev heet Georg,
De dat lehnt hatt dat blot to Borg,
De mi't schenkt hatt weer ni klok,
Denn son Dönnjens dünkt mi kann it ok.

Magisters Sebaldus Nothanker", Großmann's Lustspiel „Nicht mehr als sechs Schüsseln" u. s. w. besprochen und als Spiegelbilder des Zeitgeschmacks wie der sittlichen Zustände der betreffenden Periode charakterisirt werden. Der Verfasser geht dabei von denselben Grundsätzen aus, die wir schon früher in d. Bl. für eine im culturhistorischen Sinne aufzufassende und durchzuführende Geschichte der deutschen Literatur aufstellten. Alle von ihm besprochenen Schriften sind nur von relativem Werth, sie sind zum Theil abgeschmackt; aber es ist in hohem Grade interessant und wichtig zu wissen, wie es kam, daß „Sophiens Reise" und „Sebaldus Nothanker" in ihrer Zeit mit so großer Begierde und in so weiten Kreisen gelesen und förmlich verschlungen werden konnten und daß mehr noch nach dem „Siegwart" als nach dem „Werther" eine ganze Periode genannt wurde. Gibt es ein ungeschlachteres Drama als Klinger's „Sturm und Drang"? Und doch wurde nach ihm eine ganze literarische Periode getauft. Nehmen wir Großmann's ehedem berühmtes Lustspiel „Nicht mehr als sechs Schüsseln"! In den Tagen, wo ich jung war, kannte ich mehr als einen alten Herrn, der jung gewesen war in den Tagen, wo das Großmann'sche Lustspiel das deutsche Theaterpublikum entzückte. Diese Herren kannten kaum ein Goethe'sches Drama und von Schiller vielleicht nur die „Räuber", aber das Großmann'sche Lustspiel galt ihnen als ein Theaterstück, welches nicht seinesgleichen habe. Woher kam dies? Einmal bildete Großmann's Lustspiel mit Gemmingen's Stück „Der deutsche Familienvater", das in demselben Jahre (1780) erschien, den Anfang zu dem deutschen Familiendrama, das — man mag es beklagen oder nicht, zugeben wird man es müssen — bei unserm bürgerlichen Publikum stets auf lebhaftere Sympathien zu rechnen haben wird, als die Tragödie, besonders die historische. Außerdem sind darin gewisse liberale Ideen, wie sie schon lange vor der Französischen Revolution in den deutschen Köpfen spukten, verarbeitet und zwar in jener derb hausbackenen Weise, die den mittlern Ständen in Deutschland mehr zusagt als alle noch so feine und geistreiche Pointirung, obschon sich seitdem der Geschmack allerdings veredelt hat; denn man stößt im Großmann'schen Stück auf Roheiten, die unser heutiges Publikum sicherlich nicht ertragen würde. Vielleicht dürfen wir die dankenswerthen Arbeiten Henneberger's als Vorstudien zu einer deutschen Literaturgeschichte im sittengeschichtlichen Sinne betrachten, zu der er auch, was namentlich die ältere Periode betrifft, ganz der geeignete Mann wäre. Auch Karl Biedermann's Abhandlung: „Die nordamerikanische und die französische Revolution in ihren Rückwirkungen auf Deutschland" in derselben Zeitschrift (August bis November) hat es vorzugsweise mit den Einflüssen dieser Revolutionen auf hervorragende deutsche Dichter und Publicisten zu thun und ist ebenso wol ein zeit- als literargeschichtlicher Beitrag zur Kenntniß jener bedeutsamen Periode, zu der sich unsere Gegenwart etwa wie der Nachsatz zum Vordersatz verhält.

Goethe's „Faust" in Frankreich.

Sehr wahrscheinlich infolge der gelegentlich von uns schon erwähnten Aufführung des Dennery'schen „Faust" in der Porte St.-Martin und der angekündigten Absicht, den echten Goethe'schen „Faust" auf dem Odeon in Scene gehen zu lassen, mag sich die „Illustration" bewogen gefunden haben, die Cornelius'schen Zeichnungen zum „Faust" durch Nachbildungen, die in Nr. 46 beginnen, zur Kenntniß des französischen Publikums zu bringen. Der Erklärer bemerkt im Eingange seines Artikels, daß keine Nation, selbst nicht die französische, ein Werk besitze, welches wie Goethe's „Faust" so tief in das Volk eingedrungen sei; Gelehrte und Studirende, Hofleute und Bauern wüßten, jeder nach seiner Weise, Stellung und Bildung dieser „création magistrale" zu würdigen. Das rühre daher, weil „Faust" ein „oeuvre éminement nationale" sei u. s. w. Dies ist sicherlich sehr richtig und dieses specifisch Deutsche, welches dem Goethe'schen „Faust" zum Unterschiede von allen überhaupt existirenden Dichtungen eigenthümlich ist, mag auch einer seiner Hauptreize für den Ausländer sein, während doch auch wieder keine andere Dichtung so reich an allgemein menschlichen Gesichtspunkten ist, keine wie diese den ganzen Kreis des modernen Bewußtseins so nach allen Richtungen ausschreitet. Ob aber, wie der französische Interpret versichert, Goethe's „Faust" auch in die Hütte des Bauern gedrungen, möchte doch wol zu bezweifeln sein. Sehr wahrscheinlich beschränkt sich die Kenntniß des Landmanns von der Faustsage auch jetzt noch auf das alte Faustbuch. Ueberhaupt ist die angebliche Popularität selbst oder gerade unserer größten Dichter wol nur eine Illusion; der eigentliche Bauer, das eigentliche Volk liest sie nicht und versteht sie nicht, kann sie auch seiner ganzen Anschauungsweise nach nicht verstehen, denn sie reden zu dem Volke in einer Sprache und in Vorstellungen, die es erst mühsam lernen müßte. Von unsern Dichtern ersten Ranges hat es wol nur Bürger mit einigen seiner Lieder und Balladen, namentlich der „Lenore", wirklich zu einiger Volksthümlichkeit gebracht. Noch jüngst schrieb uns ein preußischer Schulmann, auf dessen briefliche Bemerkungen wir schon dann und wann Bezug genommen haben: „Ja, ja, predigen Sie unaufhörlich die Wahrheit, die reine wenn noch so traurige Wahrheit, «daß unsere classischen Dichter wenig oder vielmehr ganz und gar nicht ins Volk gedrungen sind», predigen Sie dieselbe unermüdlich eben darum, weil es allein die Wahrheit ist, von jedem andern Beweggrunde vorerst ganz abgesehen." Die gäng und gäbe gewordene Meinung, daß z. B. Schiller, von Goethe gar nicht zu sprechen, im eigentlichsten Sinne populär sei, ist deshalb schädlich, weil sie unsere Begriffe über das, was das Volk begehrt und versteht, gänzlich irre führt. Der französische Interpret der Cornelius'schen Zeichnungen, um auf diesen wieder zurückzukommen, zieht unter anderm auch eine Parallele zwischen ihm und Delacroix und bemerkt: „Der Faust Eugène Delacroix' ist nicht der Faust Goethe's und konnte es nicht sein; er ist der Faust Eugène Delacroix', er hat die Fehler und sämmtliche Eigenschaften dieses Künstlers. Groß ist der Uebergang von Delacroix zu Peter Cornelius; die Vorzüge des einen sind die Mängel des andern, und umgekehrt; nur das Genie ist beiden gemeinsam." Schließlich mag erwähnt werden, daß ein jüngerer Fürst Polignac Goethe's „Faust" streng nach dem Originale übersetzt hat, mit welcher Arbeit er sich die Langeweile in den Laufgräben von Sebastopol zu vertreiben suchte, und daß gegenwärtig eine von drei pariser Autoren verfaßte Parodie des Dennery'schen „Faust": „Le faux Faust" auf einer der kleinen pariser Bühnen gegeben wird.

Die Gräfin Dora d'Istria.

Die Verfasserin des in französischer und deutscher Ausgabe erschienenen, durch freisinnige Tendenz, thatsächlichen Inhalt und umfangreiche wohl angewendete Kenntnisse im historischen, literarhistorischen und theologischen Gebiete ausgezeichneten Werks: „Die deutsche Schweiz und die Besteigung des Mönch", Gräfin Dora d'Istria (Gräfin Kolzoff Massalsky), geborne Helene Ghika, hat mit Bezug auf unsern Bericht über ihr erwähntes Werk in Nr. 46 d. Bl. f. 1858 ein Schreiben an uns gerichtet (datirt Veytaux, Canton Waadt, 25. December 1858), worin es unter anderm heißt: „J'ai vu avec satisfaction que vous regardiez comme une oeuvre utile de faire connaître à l'Occident les tendances religieuses et sociales des Orientaux. Cette manière de voir est un puissant encouragement pour moi. Après avoir publié récemment une nouvelle édition, entièrement refondue, de cette «Vie monastique dans l'église orientale», oeuvre que vous avez bien voulu mentionner, je prépare maintenant un tableau complet de la vie des *femmes en Orient*. J'ai en vue bien d'autres projets analogues, et j'espère que je les réaliserai avec le temps." Ein Werk über die morgenländischen Frauen aus dieser Feder hat gerechten Anspruch darauf, allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. **K. M.**

Bibliographie.

Album des deutschen Vereins zur Unterstützung der Hinterlassenen verdienter Künstler. Herausgegeben vom Central-Ausschusse. Würzburg, Stahel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1858. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Bechstein. 20ster Jahrgang. Sondershausen, Eupel. 1858. Gr. 16. 1 Thlr.

Bäßler, F., Willfried. Episches Gedicht in neun Gesängen. Berlin, Decker. 16. 27 Ngr.

Bechstein, L., Schloß Wartburg. In Liedern und Romanzen gefeiert. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 24 Ngr.

Burow, Julie, Herzens-Worte. Eine Festgabe für Deutschlands Töchter. Berlin, Schotte u. Comp. 16. 1 Thlr.

Der Eckmann. Eine Schwarzwaldsage von F. B. Tübingen, Riecker. 1858. 16. 5 Ngr.

Flygare-Carlén, Emilie, Ein Handelshaus in den Scheeren. Küsten-Roman. Deutsche Originalausgabe. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Stockholm, Maaß. 8. 22½ Ngr.

Frenzel, K., Dichter und Frauen. Studien. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich, F., Aus dem Volksleben. Erzählungen. Zwei Bände. Prag, Bellmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Guizot, Lady Russell. Eine geschichtliche Studie. Aus dem Französischen. Zürich, Beyel. 1857. Gr. 16. 8 Ngr.

Hebbel, F., Mutter und Kind. Ein Gedicht in sieben Gesängen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 1 Thlr.

Heller, R., Ausgewählte Erzählungen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Das Geheimniß der Mutter. Novelle. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hersch, H., Sophonisbe. Trauerspiel in fünf Akten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 15 Ngr.

Hornay, Die Sprachforschung Wilhelm von Humboldt's und die heutige Philologie. Berlin, Wagner. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Jewsbury, Geraldine Endsor, Das Pflegekind. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Henriette Lewald. Mit einem Vorwort von Fanny Lewald. Berlin, Guttentag. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kerner, T., Natur und Frieden. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 26 Ngr.

Kind, C. J., Die Reformation in den Bisthümern Chur und Como dargestellt nach den besten ältern und neuern Hülfsmitteln. Chur, Grubenmann. 1858. 8. 24 Ngr.

Klapp, M., Komische Geschichten aus dem jüdischen Volksleben. Berlin, Hofmann u. Comp. Br. 8. 12 Ngr.

Deutsches Leben. Eine Sammlung abgeschlossener Schilderungen aus der deutschen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte und der Beziehungen zur Gegenwart. 1ter Band: Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Von J. Falke. Zwei Theile. Leipzig, G. Mayer. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Lebensabriß vom Herrenhuter-Bruder Johann Andreas Schönbein, Bortenmacher in Metzingen unter Urach. Ludwigsburg, Riehm. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Likussa. Jahrbuch für 1859. Herausgegeben von P. A. Klar. 18ter Jahrgang. Mit 1 gestochenen Porträt, 2 gestochenen Kunstblättern und 1 Lithographie. Prag, Ehrlich. 1858. Gr. 16. 2 Thlr.

Lutherbriefe. Herausgegeben von J. K. Seidemann. Dresden, Zeh. Gr. 8. 15 Ngr.

Molière, J. P. de, Tartuffe. Lustspiel in fünf Aufzügen. In deutschen Jamben übertragen von A. Otto-Walster. Leipzig, Voigt u. Günther. 1858. 16. 16 Ngr.

Rügge, T., Verloren und gefunden. Roman in zwei Bänden. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Muther, T., Der Reformationsjurist Dr. Hieronymus Schürpf. Ein Vortrag gehalten im April 1858 zu Königsberg in Preußen. Erlangen, Deichert. 1858. Gr. 12. 6 Ngr.

Pleitner, K., Des C. Valerius Catullus Hochzeitgesänge kritisch behandelt. Mit 1 Tabelle und 1 lithographirten Abbildung. Dillingen, Blättermann. 1858. Gr. 4. 1 Thlr.

Schönholz, F. v., Geschichtliches, Novellistisches und Humoristisches. Lebensbilder und Erfahrungen. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwegler, A., Geschichte der griechischen Philosophie. Herausgegeben von C. Köstlin. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Soden, F. L. Freih. v., Kaiser Karl V. in Nürnberg. Zur Kriegs- und Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Nach archivarischen Quellen bearbeitet. Nürnberg, Raw. 1858. 8. 20 Ngr.

Der Streit zwischen Menschen und Thier, ein arabisches Märchen aus den Schriften der lauteren Brüder übersetzt und mit einer Abhandlung über diesen Orden, so wie mit Anmerkungen versehen von F. Dieterici. Berlin, Mittler u. Sohn. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Szarvady, F., Der Suezkanal. Mit 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 16 Ngr.

Trystany. Biographisches Lebensbild vom Verfasser von „Vier Lebenswege". Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Ueber Land und Meer. Allgemeine illustrirte Zeitung herausgegeben von F. W. Hackländer. Redacteur: E. Zoller. 1ster Jahrgang. November 1858—October 1859. Zwei Bände. 52 Nummern. Stuttgart, E. Hallberger. Vierteljährlich 2 Thlr.

Mecklenburgisches Volksbuch auf das Jahr 1859. Herausgegeben von dem Stifte Bethlehem zu Ludwigslust. Ludwigslust, Hinstorff. 8. 7½ Ngr.

Bretonische Volkslieder. Uebersetzt von M. Hartmann und L. Pfau. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Willis der Lootse, oder Abenteuer einer im Stillen Meere an unbekannter Küste schiffbrüchig gewordenen Emigranten-Familie. Mit eingestreuten Erzählungen, Reiseerlebnissen und naturgeschichtlichen Schilderungen. Aus dem Englischen. Mit 12 lithographirten Bildern. Dresden, Kuntze. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wüst, W. F., Gedichte in schwäbischer Mundart. Tübingen, Riecker. 1857. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Aus dem Briefe eines Juristen über die bei Sr. Maj. dem König von Bayern unter der Benennung: „Vorstellung und Bitte der evangelisch-lutherischen Einwohner der Stadt Nürnberg, wegen Verletzung ihrer verfassungsgemäßen und kirchlichen Rechte durch Uebergriffe der geistlichen Gewalt" eingereichte Beschwerdeschrift wegen der jüngsten Entschließungen des protestantischen Oberkonsistoriums. Nürnberg, Raw. 1856. Gr. 8. 1 Ngr.

Diezel, G., Politische Resultate der letzten zehn Jahre für Deutschland. Gotha, Scheube. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Hieronymi, W., Nur keine Fallstricke!! Ein abgenöthigtes Schlußcapitel zum sogenannten Darmstädter Teufelsstreite. Wiesbaden, Limbarth. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Hopf, A., Berlin, wie es hustet und nießt. Ein Wiener Ragout mit Berliner Sauce, halb süß halb sauer, in zwei Aktschüsseln. Für das Walhalla-Theater bearbeitet. Berlin, Artistische Anstalt. 1858. 8. 2½ Ngr.

Lenz, G. L. C., Denkschrift über die neuesten kirchlichen Bewegungen in Pommern. Berlin, W. Schultze. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Walter, F., Zu Richter's Kirchenrecht. Bonn, Marcus. 1858. Gr. 8. 2½ Ngr.

Weil, C., Glauben und Unglauben. Gewidmet jedem Einzelnen. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Bekanntmachung.

Nachdem in Folge Verfügung des Königlichen Ministeriums des Innern vom 1. d. M. die Ausübung der Jagd auf Rebhühner bis zum 1. September d. J. verboten worden ist, so wird dieses hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

Meißen, den 3. August 1858.

Der Rath der Stadt Meißen.

Dr. Winkler.

Bekanntmachung, die Ausübung der Jagd betreffend.

Nachdem in Folge Verfügung des Königlichen Ministeriums des Innern vom 1. d. M. die Ausübung der Jagd auf Rebhühner bis zum 1. September d. J. verboten worden ist, so wird dieses hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

Meißen, den 3. August 1858.

Der Rath der Stadt Meißen.

Dr. Winkler.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 3. — 13. Januar 1859.

Inhalt: Julian Schmidt's franzöſiſche Literaturgeſchichte. Von Thaddäus Lau. — Rarey's Denkſchriften. Von Karl Guſtav von Leuk. — Die deutſche Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. — Kittlitz' Reiſe nach dem ruſſiſchen Amerika. — Notiz. (Die „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter" und Redwitz' „Philippine Welſer".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Julian Schmidt's franzöſiſche Literaturgeſchichte.

Geſchichte der franzöſiſchen Literatur ſeit der Revolution 1789. Von Julian Schmidt. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1858. Gr. 8. 5 Thlr. 18 Ngr.

Sich mit der Kritik der deutſchen Literatur beſchäftigen heißt nach Julian Schmidt ein Typhus- oder Choſpitalbett beſuchen und aus demſelben, von dem Peſthauche der Todkranken angeſteckt, zu dem eigenen Sterbebette heimkehren. In dem Munde ihres Autors begreift ſich die Behauptung durchaus und vollkommen. Von Joſeph de Maiſtre rührt das Wort her: „Der Henker iſt der Schlußſtein der Geſellſchaft, ſein Amt ein heiliges Prieſterthum." Julian Schmidt variirt den Satz dahin: Der kritiſche Nachrichter iſt der Pontifex maximus der Literatur. Wenn Ezzelin von Romano, erzählt der Chroniſt, auf einer ehernen Bildſäule auf offenem Markte von Padua über ſeine Opfer zu Gericht ſaß, umgeben von den Klängen und Schrecken ſeines Namens, wenn das Blut floß und der Weheruf der Gemarterten zum Himmel aufſtieg, dann pflegte Ezzelin mit der kälteſten Ruhe zu erklären: „Die Welt iſt ſündhaft, und ich bin ihr gegeben, um ſie von den Sünden zu reinigen." Den nämlichen Eindruck macht das nämliche Verfahren des Grenzbotenkritikers. Das Dogma von der Fäulniß der Literatur und von ſeinem eigenen kritiſchen Meſſiasberufe iſt in ihm Fleiſch geworden.

Seit einem Jahrzehnd hat Julian Schmidt mit dem Cynismus einer ſophiſtiſchen Dialektik und einer rückſichtsloſen Impietät in dem von ihm geleiteten Journal dahin geſtrebt, als der Großmeiſter der literariſchen Nachrichter zu gelten und zu wirken. Als Student ſchrieb er für das hiſtoriſche Seminar zu Königsberg, dem er als Schüler angehörte, eine Abhandlung über Robespierre; das war ſeine erſte hiſtoriſche Studie. Die Beſchäftigung mit dem Terrorismus der Schreckensherrſchaft iſt denn auch nicht ohne Nutzen für ihn geblieben. Von dem Robespierre des Bergs hat er gelernt, wie man ein „Robespierre im Gänſekiel" wird.

Man glaube nicht, daß dieſe Bemerkungen nicht hierher gehörten. Eine Beſprechung von Schmidt's franzöſiſcher Literaturgeſchichte hat ebenſo nothwendig auf die journaliſtiſche Thätigkeit des Mannes als auf ſeine deutſche Literaturgeſchichte zurückzugehen. Ohne den äußern Erfolg des letztern Buchs hätte ſich Schmidt nicht zum Zuchtmeiſter der franzöſiſchen Literatur aufgeworfen. Die franzöſiſche Literaturgeſchichte ferner iſt in dem gleichen Grade wie die deutſche Literaturgeſchichte es war, eine immerhin geiſtvolle Speculation auf Skandal: gleich dieſer iſt auch jene eine Machwerk, die aus einem chaotiſchen Haufen journaliſtiſchen Moſaikabfalls entſtanden.

Man wäre ſo ungerecht, wie es Julian Schmidt ſelbſt iſt, ſowol wenn es gilt, aus freundgefälliger Courtoiſie den Collegen bei der Redaction der „Grenzboten" als das einzige deutſche Dichtertalent der Gegenwart zu präconiſiren, als wenn es gilt, über alle übrigen Dichter und Schriftſteller Pranger und Brandmal mit ſouveräner Verachtung zu verhängen, wollte man es leugnen, daß die Arbeiten von Schmidt gewiſſe Vorzüge beſitzen. Der ſentimentale Kladderadatſch Narciß, wie ihn Brachvogel gezeichnet, iſt gewiß ein ſo verbauſter Geſell, wie er nur irgend auf dem Pflaſter einer großen Weltſtadt umherlaufen kann; dennoch intereſſirt man ſich in lebhafter Theilnahme für den Charakter. Die Darſtellung Schmidt's iſt von einer muſtergültigen und claſſiſchen, ja auch nur von einer guten und anerkennungswerthen ebenſo weit entfernt, wie Brachvogel's Narciß von einem wirklich dramatiſchen Charakter; dennoch feſſelt dieſe Darſtellung die Aufmerkſamkeit ähnlich wie jene Perſönlichkeit. Man denke ſich eine jener zarten und duftigen ladyliken Frauengeſtalten, wie ſie in ariſtokratiſchen Salonromanen eine Rolle ſpielen, in glänzender Balltoilette und reichſtem Schmuck. Die Dame ſteht vor einem ſilbernen Becken. Der parfumirte Glacé greift in einen Haufen der gröbſten und ſchmuzigſten Wäſche, um ſie in jenes zu werfen. Die Dame hat die Caprice, in dieſem Anzuge die ſchmuzige Proletarierwäſche zu waſchen. Bevor aber die Wäſche beginnt,

werden die einzelnen Schmutzflecken auf den einzelnen Stücken durch die goldveränderte Lorgnette, auch wol der beſſern Wiſſenſchaft wegen durch ein Vergrößerungsglas gründlichſt unterſucht; es wird über die Entſtehung der Flecken, über die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit der Entſtehung nicht minder gründlich reflectirt. Eine ſolche pikante Waſchfrau iſt Julian Schmidt. Wie alle Welt in dem Falle, daß in einer öffentlichen Scene die ladylike Wäſche wirklich ſtattfände, ſtehen bleiben würde, wäre es auch nur, um der Indignation über den Hohn gegen Takt und Anſtand, Zucht und Sitte Ausdruck zu verleihen, ſo iſt alle Welt bei dem Schauſpiel der Wäſche aus dem gleichen Grunde ſtehen geblieben, der ſich Julian Schmidt unterzogen. So zumeiſt erklären ſich die vier Auflagen der deutſchen Literaturgeſchichte, dieſes „Nationalwerks", wie ſie in der Anzeige des Verlegers getauft worden.

Die pikante, ſich über alles hinausſetzende Verve der Darſtellung iſt der erſte und hauptſächlichſte der zu erwähnenden Vorzüge Schmidt's. Einen zweiten erblicken wir in dem Beweiſe, der von ihm mit Evidenz geführt wird, daß Athens Sophiſten gegen unſere modernen Sophiſten nichts als Kinder geweſen. Jener vagabondirende Philanthropenapoſtel Kauffmann, deſſen Andenken Düntzer jüngſthin in Raumer's „Hiſtoriſchem Taſchenbuche" erneuert hat, ſagt: „Der Menſch kann was er will." Julian Schmidt ſagt: „Der Menſch kann beweiſen, was er will." Seine dialektiſche Verbalgladiatorfertigkeit ſchreckt vor keiner Aufgabe als vor einer unmöglichen, zurück. Als Staatsanwalt in Alba's Blutrath würde Schmidt's rabuliſtiſche Virtuoſität dieſes Collegium vor dem Odium bewahrt haben, welches auf die Körperſchaft fiel, weil einer ſeiner Beiſitzer während der Verhandlung ſchlief und aufwachend dahin reſolvirte: „Zum Galgen!" Kein Zweifel, Schmidt hätte ſo beredt und glänzend plädirt, daß die Sentenz des Schläfers vollkommen motivirt erſchienen wäre.

Wenn man will, iſt alles Leben ein Carneval, eine Bühne das Leben und Schauſpieler die Menſchen. Der Direktor alles Seins hat uns allen Engagement gegeben, das Daſein; ſein Kaſſirer, das Gewiſſen, zahlt einem jeden die Gage. Was wunder, wenn wir uns alle, die einen mehr und beſſer, die andern weniger und ſchlechter, auf Couliſſengeheimniſſe verſtehen, auf die Kunſt der Schminke und auf den Faltenwurf des Mantels. Es iſt ein weiterer Vorzug von Schmidt, daß er in ſolchen Schauſpielermitteln bewandert iſt wie nur je ein Mime. Keiner der altrömiſchen Senatoren, die den Celtenhäuptling Brennus auf dem Forum erwarteten, kann die Toga majeſtätiſcher, und weltverachtender um die Schultern geſchlagen haben, als Schmidt ſeinen Mantel, wenn er die Bühne betritt. Er macht uns glauben, ſein leidenſchaftliches Echauffement, ſeine moroſe Verbitterung gegen jede productive Kraft ſei die imponirende Ruhe geiſtiger Gedankenhoheit; er ſchauſpielert ganz unübertrefflich ſittlichen Ernſt und ſittliche Charakterintegrität.

Es wurde ſoeben Brachvogel's Narciß erwähnt. Die convulſiviſchen Declamationen dieſes dramatiſchen Helden üben gerade deshalb einen ſo großen Reiz, weil ſich durch dieſelben bei aller Herbe und Bitterkeit ein lyriſch-elegiſcher Ton tiefſter Wehmuth hindurchzieht. Narciß iſt ein Lump. Wenn er die reſpectable Geſellſchaft verflucht, tönt aus den Flüchen immer die Selbſtanklage: ich trage nicht die moraliſche und geiſtige Kraft in mir, mich aus meinem Lumpenthum zu der reſpectabeln Geſellſchaft herauszuarbeiten. So flucht der gefallene Engel in der Meſſiade dem Eden, welches ihm verſchloſſen und nach dem doch heiße Sehnſucht die Seele füllt. Die ingrimmige Berſerkerwuth, mit welcher Schmidt über die geiſtige Production herfällt, erinnert an die elegiſchen Flüche des gefallenen Engels bei Klopſtock; ſie übt ganz den nämlichen Reiz wie die Verwünſchungen der reſpectabeln Geſellſchaft durch den pariſer Gamin. Schmidt möchte productiv ſein, möchte dichteriſch und ſchöpferiſch geſtalten; dazu drängt glutverzehrend heiße Sehnſucht. Aber das Eden bleibt ſeinem Unvermögen verſchloſſen. Nun läſtert er das Eden und ſeine Bewohner, aber je krampfhafter er dem Anſchein nach tobt, deſto elegiſcher wird er in der Wirklichkeit und es überſchleicht uns eine Art Mitleid mit dem armen Kranken.

Daß ein Schriftſteller von einer ſo ausgeprägten Phyſiognomie dieſe ſeine eigenthümlichen und eigenartigen Vorzüge in einem ſeiner Werke verleugnen ſollte, wäre ſchwer glaublich. Auch fehlen dieſe eigenthümlichen und eigenartigen Vorzüge ſeiner „Geſchichte der franzöſiſchen Literatur" keineswegs; ſie ſind alle auch hier vorhanden. Wir erachten uns für verbunden, ſoweit wenigſtens der Raum eines Referats es geſtattet, den Leſer auf die Genüſſe vorzubereiten, die derſelbe ſich in dem Buche verſchaffen kann.

Der Eintheilung in zwei Bände liegt eine innere Nöthigung nicht zu Grunde; die Eintheilung iſt eine ebenſo willkürliche und äußere, wie die ganze Compoſition eine willkürliche und flüchtige. Es fehlt durchaus die organiſche Ineinanderarbeitung und Verſchmelzung des Stoffs. Schmidt hat, wie ſich das bei einem Tagesſchriftſteller ganz von ſelbſt verſteht, mit einzelnen Partien der franzöſiſchen Literatur Bekanntſchaft gemacht. An die gelegentliche und oberflächliche Lectüre knüpften ſich gelegentliche und oberflächliche Excerpte; aus den Excerpten entſtanden allmählich Journalaufſätze; das auf dieſe Weiſe gewonnene Material wurde durch die nächſtbeſten Hülfsmittel, die jedermann zugänglich, zu einer Literaturgeſchichte erweitert, indem der Verfaſſer einen Stein auf den andern legte, juſt wie er ihm in die Hände fiel; ein paar Kellen Mörtel, will ſagen philoſophiſche Reflexionen und rhetoriſche Stilübungen, äſthetiſche Notizen und culturhiſtoriſches Raiſonnement, wurden als Kitt zwiſchen die Bauſteine geworfen, und geſtaltungslos und unförmlich ſteigt das wunderſame Gebäude, ein architektoniſches Räthſel, in die Höhe. Außerdem wurden die Schriften der zu beurtheilenden Schriftſteller ſeitenlang ausgeſchrieben. Das iſt gewiß die bequemſte, aber auch die verwerflichſte und ſchlechteſte Manier, einen Autor zu charakteriſiren. Weiter ergibt ſich aus dieſer gleich unwiſſenſchaftlichen wie unkünſtleriſchen Methode

die Ungleichartigkeit der Behandlung. Ueber das halbe oder ganze Dutzend Dichter und Schriftsteller, welche Schmidt wirklich kennt, ist er bis zum Ermüdenden weitschichtig, breitspurig bis zum Erdrückenden; da wird in den Koffer eingepackt, was nur immer in den Koffer sich einpacken läßt. Die Koffer der übrigen Reisenden sind zum Erschrecken leer; über die überwiegende Mehrzahl der Autoren, die er nicht gelesen, erfahren wir nichts als ein paar biographische Angaben und die Titel ihrer Werke aus dem Conversations-Lexikon und aus einem antiquarischen Inder. Um die also zubereitete Schüssel einigermaßen genießbar zu machen, werden jene Vorzüge, von denen wir sagten, daß sie die eigenthümlichen und eigenartigen Schmidt's seien, als Hülfstruppen in das Gefecht geschickt. Das Aufreizende und Aetzende, das Stachelichte und Hämische des Tons, der durchgehends angeschlagen wird, erreicht den möglichst denkbaren Culminationspunkt; alle Taschenspielerstückchen der Rhetorik, Dialektik und Sophistik werden in Scene gesetzt, um uns mit Schauder vor der Fäulniß in der modernen französischen Literatur zu erfüllen, und die Rolle des in olympischer Majestät hoch über diesen irdischen Dichterlingen schwebenden Kritikers wird ganz unadelig geschauspielert. Das Paradepferd des „gesunden Menschenverstandes", von dem man doch glauben sollte, es sei bereits in der deutschen Literaturgeschichte brust- und kreuzlahm geritten, wird noch einmal bestiegen und der Reiter kommt von dem bedauernswerthen Gaul nicht mehr herunter. Es gibt kein einziges Kapitel in den beiden Bänden, fast könnte man ohne Hyperbel sagen kein einziges Blatt, auf dem nicht der ewige Klingklang von dem „gesunden Menschenverstande" wiederholt würde.

Reflexionen über die erste Revolution leiten das Ganze ein:

> Die Französische Revolution klingt den Schriftstellern, die übrigens alles begreifen (uns dünkt, nur Julian Schmidt ist so glücklich), noch immer wie ein Räthsel. Die einen sehen in ihr einen providentiellen Act, den Anfang der wahren Geschichte der Menschheit, die andern den ungeheuersten Frevel, den selbst das Elend eines ganzen Geschlechts noch nicht völlig gesühnt. Niemand hatte sie geahnt, obgleich sie fast ein halbes Jahrhundert lang vorbereitet war. Seit Jahren regte sich bei allen Völkern die dunkle Ahnung, es stehe eine neue Zeit bevor, und als sie nun eintrat, war alle Welt überrascht, am meisten die Führer der Bewegung. Die Weisesten geriethen in Verwirrung; selbst als der Sturm losgebrochen war, begriffen sie noch nicht, wohin er wehe.

In dem Tone geht es bis S. 39 fort:

> Der Eindruck der Revolution ist verschieden, je nachdem man sie in ihren großen allgemeinen Zügen auffaßt, oder sie in ihre Elemente zerlegt. Uebersieht man ihren Lauf im Zusammenhang, so wird jede Partei, gleichviel, ob sie sich dafür oder dawider ausspricht, das Große und Gewaltige der Revolution anerkennen; daher z. B. der hinreißende Eindruck, den die gedrängte, fast trockene Darstellung bei Mignet macht. Er betrachtet das Ereigniß von weitem, ohne irgendetwas zu verfälschen, nur so, daß die kleinen Partien in Schatten treten. Dadurch gewinnt das Ganze Form und Gestalt und zugleich einen logischen Zusammenhang, den der Geschichtschreiber nicht erst hineingelegt hat. Anders wird der Eindruck, wenn wir näher treten; vieles, was uns in der Ferne in kräftigen harmonischen Farben erschien, zeigt sich als krankhaft, kläglich, unsittlich. Eine Geschichte der Revolution vom psychologischen Standpunkte aus, oder eine Geschichte des Geschlechts, welches die Revolution machte und erlitt, in seinen hervortretenden Individuen, würde fast aussehen wie eine Philosophie des menschlichen Elends. Die eine Betrachtungsweise darf die andere nicht widerlegen, sie müssen sich gegenseitig ergänzen, und nur durch die Vereinigung beider gewinnt man ein getreues Bild.

Daß ein Rückblick auf die Revolution in einer französischen Literaturgeschichte seit 1789 erforderlich war, wird kein Verständiger leugnen, indessen auch ebenso wenig behaupten wollen, daß diese Betrachtungen zu einer so massigen Ausdehnung anschwellen mußten. Der Koffer wird eben zusammengepackt; gleichviel, was sich gerade ergreifen läßt. Da lesen wir Allerlei und Verschiedenes über den Feudalstaat und die Centralisation, über den Militärstaat und die Literatur des 17. Jahrhunderts, über schlüpfrige Romane und über den Geist der Philantropie, über die öffentliche Meinung und über den gesunden Menschenverstand: kurz, es wird in dem Ragout de omnibus rebus et de quibusdam aliis gehandelt. Ein nächster Abschnitt überschreibt sich: „Die Ideologen." Ihn füllen Notizen über Chamfort, Condorcet, Sieyès, Cabanis, Volney, Tracy, Broussais und andere verwandter Richtung. Etwas Gutes wird den wenigsten gelassen; ebenso seicht und hämisch wie über Chamfort: „Seine Tragödie «Mustapha et Zeangir» war nicht besser und nicht schlechter als viele andere der Zeit, aber sie hatte das Glück, die junge schöne Königin zu rühren", wird über die andern geurtheilt. Wir fragen, heißt es eine ernste Kritik ausüben, oder nennt man es eine frivole Anmaßung und Unwissenheit, wenn man mit den zwei Worten, die wir durch Anführungszeichen markirt haben, das anerkannteste und gefeiertste Hauptwerk eines Dichters abfertigt, der ein Jahrzehnd hindurch der anerkannteste und gefeiertste Dichter Frankreichs war? Auf S. 86 hebt ein neuer Abschnitt an: „Die Dichtung." Man wird belehrt, „der Abstand ist außerordentlich, wenn man die Lyriker von 1830 mit denen von 1770 vergleicht", denn „die Franzosen verstanden besser als irgendeine Nation, dem Inhalt des gesunden Menschenverstandes einen geistvollen und witzigen Ausdruck, dem Inhalt des Gemeingefühls eine kräftige sonore Form zu geben". Ueber Vernachlässigung können sich Porny, Lebrun, Delille, Millevoye u. s. w. nicht beschweren; Proben von ihnen sind ganz wacker zu einer stattlichen Anthologie ausgeschrieben. Von dem Chansonnier Béranger heißt es unter anderm: „Der Stil Béranger's ist nicht überall gleich. Zuweilen wird man an den Geschmack der Kaiserzeit erinnert, die Anspielungen auf die lateinische Mythologie stören den Fluß der Stimmung; er sucht nach geistvollen Wendungen, die zu künstlich und zu verwickelt sind, um nicht gegen den Ton zu verstoßen"; „er wird widerlich, wenn er den gebildeten Mann herauskehrt"; „Fretillon als tragische Erscheinung ist im höchsten Grade widerwärtig"; „«La Bacchante» ist ein steifes, anspruchsvolles Gedicht, dessen materialistische Schilderungen nur

Ekel erregen"; „bei Béranger tritt das Recht und die Pflicht der ſittlichen Kritik ein, und man darf nicht verſchweigen, daß der Dichter nicht ſelten einen argen Anſtoß gegeben hat" u. ſ. w. So vornehm und wegwerfend lautet Schmidt's Conduitenliſte über einen Dichter, mit dem er noch glimpflich verfährt. Von Béranger's Begräbniß im Sommer 1857 ſpringt er zum Theater der Revolution über, zu Arnault, Raynouard, Ducis, Lemercier, Talma, Andrieux, Picard, Etienne. Auch Scribe und Delavigne werden gleich abgethan. Was noch nicht erledigt, fällt in ein Schlußkapitel: „Die Claſſiker." Portalis, Joubert, Michaud, die Kritiker des „Journal de l'Empire" und — der Maler David bilden den Inhalt des Kapitels. Es iſt ſehr bezeichnend für Schmidt, wie er über die Feuilletonkritiker jener Epoche abſpricht. Jedes Kind weiß es, daß die erſten Jahre des Kaiſerreichs das goldene Zeitalter der literariſchen Kritik waren, jeder Dilettant in der franzöſiſchen Literatur weiß es, welche Stelle unter jenen Kritikern Geoffroy einnimmt. Geoffroy iſt für Frankreich ein Leſſing. Julian Schmidt, der wahrſcheinlich den Gedanken nicht ertragen kann, das Jahrhundert hätte außer ihm noch einen zweiten Kritiker aufzuweiſen, mäkelt und hechelt an Geoffroy nach Kräften, und die widerwillige und karge Anerkennung, die er für den Mann hat, beſteht in einem Compliment für ſeinen — geſunden Menſchenverſtand! „Seine Bildung wie ſein Urtheil waren einſeitig, aber ein derber geſunder Menſchenverſtand und eine Entſchloſſenheit, die keine Schonung kennt, eigneten ihn zum Kritiker jener Periode." Das Kapitel wird durch eine der zahlreichen politiſchen Digreſſionen, die hier theilweiſe eine indirecte Hinweiſung auf die Zuſtände in dem heutigen Empire, beendigt:

Für diejenigen, welche weder Militärs noch Geometer waren, war das Kaiſerreich eine unerfreuliche Epoche, man fühlte, daß Frankreichs Blut in den fortwährenden Kriegen erſchöpft, daß alle productiven Kräfte der Nation im Keime erſtickt wurden, es verbreitete ſich ein tiefes Gefühl der Traurigkeit über das Volk, man war unruhig über die Zukunft und doch in einer vollſtändigen Unwiſſenheit über das, was man hoffen ſollte: man wandte ſich nicht von der Regierung ab, man ſuchte ſein Heil nicht anderwärts; die Zeit der Illuſionen und Wünſche war vorüber, und mit der Freiheit war auch die Kraft des Haſſes, die Kraft der Aufopferung untergegangen. Man wünſchte nicht den Fall des Kaiſerreichs, man hoffte keine Reform, man unterzog ſich ihm wie einer dunkeln Nothwendigkeit: gleich unfähig, ihm Schranken zu ſetzen oder es zu ſtürzen, empfand die ganze Generation ihr Daſein als ein zweckloſes; längſt von den Theorien zurückgekommen, bewahrte ſie eine unbeſtimmte Abneigung gegen alle Syſteme, ſie mistraute jeder Oppoſition, kalt und berechnend glaubte ſie nicht mehr an die Ideen, ſondern nur noch an die Thatſachen. „Ich denke überhaupt nicht!" antwortete Sieyès, als man ihn fragte, was er über eine beſtimmte Sache dächte. .... Es war dem Militärſtaat doch nicht gelungen, die geſammten Kräfte der Nation für ſich zu gewinnen; wie die ehemalige Demokratie ſtand er außerhalb des Lebens, und die äußere Niederlage mußte auch ſeinen innern Sturz herbeiführen. Die Kraft der Revolution aber hatte ſich ausgegeben, zu ihr konnte das Volk nicht mehr zurück, und ſo blieben nur die hiſtoriſchen Mächte übrig u. ſ. w.

Es bedarf nur ſehr unweſentlicher Striche und Correcturen, und man hat die pariſer Correſpondenzen neueſten Datums, wie wir ſie oft genug in den „Grenzboten" angetroffen.

Von dem zweiten Buche: „Die Reſtauration der Kirche", könnte man meinen, es ſei geſchrieben, um alle denkbaren und möglichen Bitterkeiten gegen Chateaubriand abzuſetzen, ganz wie man geſagt hat, Schmidt's deutſche Literaturgeſchichte ſei geſchrieben, um alle denkbaren und möglichen Invectiven über Gutzkow auszuſchütten. Schmidt weiß es ganz genau, daß der größte Theil von Chateaubriand's Ruhm von dem Umſtande herrührt, daß der Dichter ein ſo außerordentlich liebenswürdiger Don Juan geweſen, der zwar „im Alter ein eitler Geck geworden", an dem ſich aber „alle ſpätern Dichter Frankreichs berauſcht haben". In dem Sündenregiſter, das ihm mit inquiſitionsmäßiger Genauigkeit vorgerückt wird, figurirt es obenan, daß Chateaubriand, als er im Exil in England lebte, eine Pfarrerstochter kennen gelernt, und obwol verheirathet, eine ſo glühende Neigung zu dem ſchönen Mädchen gefaßt, daß er ſich nur durch eilige Flucht zu retten vermocht. Auch iſt es unverzeihlich von dem Dichter, daß er ſeine Frau ſo lange und ſo arg vernachläſſigt hat. Die Aermſte! Ob und womit ſie ſich der Vernachläſſigung getröſtet, iſt ihrem Ritter Julian Schmidt nicht bekannt. Im zweiten Bande (S. 101) lieſt man:

Die moraliſche Pedanterie, die an alle einzelnen Fälle denſelben Maßſtab legt, jene Gellert'ſche Spießbürgerei, die den ehrlichen Reitknecht höher ſtellt, als den ſiegreichen Helden, weil man ihm weniger zur Laſt legen kann, eignet ſich ſchon am wenigſten für die Geſchichtſchreibung.

Andern Lehren und Vorſchriften zu ertheilen, verſteht Schmidt vortrefflich, aber für ſich ſelbſt, der doch ſo leidenſchaftlich gegen alle Monopole und Exemtionen declamirt, nimmt er — exemplum docet! — Exemtionen in Anſpruch. In den Dichtungen Chateaubriand's trifft er „Herzenskälte, verbunden mit erhitzter Einbildungskraft"; von einem ſeiner Briefe bemerkt er, „derſelbe ſei aus dem Innerſten ſeiner Seele geſchrieben und werfe ein unheimliches Licht auf die Einöde dieſes vermeſſenen Herzens". In den „Natchez" muß man von „der wüſten Formloſigkeit abſehen", und findet doch blos „Schönheiten blutiger Art". Man nehme die entſetzliche Scene, „welche auf die Ermordung René's folgt. Das Herz wird krank in dieſem Leichenduft, in dieſer Miſchung des Geſpenſtiſchen und der Wolluſt; es iſt eine durch und durch verdorbene Phantaſie, die ſolche Scenen ſchaffen kann. Selbſt in der Perle des Werks, in der Epiſode der Atala, weht eine Fieberluft." Der „Geiſt des Chriſtenthums" iſt nichts als „das phantaſtiſche Spiel mit kirchlichen Formen". Wenn Chateaubriand am Jordan niederkniet und Waſſer in eine Flaſche füllt, das nachmals bei der Taufe des Herzogs von Bordeaux angewandt wird, wenn er ſich in Jeruſalem die Ritterweihe geben und mit dem Schwerte Gottfried von Bouillon's umgürten läßt, iſt er in des Verfaſſers Augen „der Ritter von La Mancha und aus René's dämoniſcher Natur wird ein komiſches Bild". René und Chateaubriand werden förmlich identificirt; ſo ungeſund dieſer Charakter, ſei der Dichter ſelbſt:

Es liegt etwas Dämonisches in dieser Natur, eine unwiderstehliche Macht der Zerstörung. Diese Neigung, die Vorstellungen des Todes stets in die Vorstellungen der Liebe zu mischen, diese Verachtung gegen sein eigenes Gefühl in dem Augenblick, wo er aufs höchste entzückt zu sein glaubt, dies quälende Gefühl der Leere auch im Genuß, dieser Durst nach einer unendlichen Befriedigung, die ihm nie zu Theil wird, weil er ihr kein inneres Leben entgegenbringt: das ist der Typus des modernen Epikuräismus im Gegensatz zum einfachen Epikuräismus des vorigen Jahrhunderts. Es ist ein Genuß, der gewissermaßen seine eigene Sündhaftigkeit fühlt und in dieser schwelgt. René spottet und verachtet, auch wo er glüht; er verachtet im Grunde sich selbst, und nur ein geheimes unbekanntes Etwas in seinem Innern, das kein anderer ergründet, von dem er selbst nicht weiß, was es ist, bleibt ihm heilig. René hat das stolze Gefühl, von keinem begriffen zu sein, vielleicht auch von Gott nicht u. s. w.

Schmidt hätte sich die Länge der Auseinandersetzung ersparen können; wir kennen das Raisonnement ganz hinlänglich aus den „Grenzboten". Das Verdienst sei ihm nicht vorenthalten, daß er Chateaubriand's Bild zur Caricatur verzerrt hat. Nur wenig besser ergeht es den übrigen, meistens sehr bedeutenden Köpfen, mit denen sich der Abschnitt beschäftigt; die Laharpe, Rivarol, St.-Martin, Maury, Bonald, Maistre, Lamennais, Lacordaire, Montalembert u. s. w. finden wenig Gnade vor Schmidt's Augen; ihre principielle Richtung ist ihm zuwider. Bis in das Rohe und Brutale versteigt sich die Heftigkeit der Ausfälle gegen Veuillot.

Das dritte und letzte Buch des ersten Bandes nennt sich „Versuche einer Vermittelung". Die Erschütterungen der Revolution hatten in der französischen Gesellschaft eine tiefe Kluft hervorgebracht. Es waren nicht mehr blos die Interessen und Neigungen, welche die Menschen trennten, es waren die Ideen; beide Parteien redeten eine ganz verschiedene Sprache, die eine verstand die andere nicht mehr. Jede der beiden Seiten enthielt etwas, was der Nation unentbehrlich geworden war: man wollte keine der großen Errungenschaften der Aufklärung aufgeben, man suchte aber doch für sein Herz eine Stätte, wo es sich in die unsichtbare Welt vertiefen und unbeirrt durch den Lärm des Tags seinen Träumereien nachhängen konnte. Zwischen den Extremen, die sich in wilder Leidenschaft gegenüberstanden, suchte die französische Nation nach einer gesunden Mitte, sie strebte den verlorenen Schwerpunkt wiederzufinden, in dem der Verstand und das Gefühl sich begegneten. Dazu konnte weder die alte revolutionäre Schule verhelfen, noch die neue christliche Schule, denn beide verleugneten einen wesentlichen Theil der französischen Geschichte. Die Vermittelung, das Ausfüllen der Kluft wird von der genfer Schule übernommen. Man versteht unter ihr nicht eine zusammenhängende Partei von geschlossenen Ueberzeugungen und bestimmter Organisation, sondern eine Reihe von Schriftstellern, die durch ihre Gesinnung und Cultur miteinander zusammenhängen, die von der Aufklärung ausgehen und sich durch einen innern Proceß ihres Denkens und Empfindens zu jener höhern Ideenwelt aufschwingen, welche das vorige Jahrhundert vernichtet zu haben glaubte. In diese Kategorie werden von dem Verfasser Necker, Mallet du Pan, Frau von Staël, Frau von Genlis, Frau von Krüdener, Frau von Charrière, B. Constant, Sismondi, Fauriel, Barante gerechnet. An boshaften und maliciösen Bemerkungen wimmeln die einzelnen Charakteristiken, oder vielmehr das, was dafür gelten soll; von Frau von Krüdener heißt es beispielsweise: „Ohne starksinnliches Temperament hatte sie einen unstillbaren Ehrgeiz des Herzens; sie war eine spiritualistische Kokette, die Welt sollte sich mit ihr und ihren Empfindungen beschäftigen. Darum sprach sie gern von Liebe, gleichviel ob von der irdischen oder der himmlischen." Auch habe sie es verstanden, „ihr Buch auf eine Weise zu colportiren, in der selbst die Industrieritter unserer Zeit mit ihr nicht wetteifern können". Excurse über die eklektischen Philosophen, deren Wirksamkeit hauptsächlich in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts fällt, über Maine de Biran, Royer-Collard, Cousin, Jouffroy, Lerminier, Simon, Rémusat endigen den Band, nicht aber das Buch.

Die Fortsetzung des dritten Buchs eröffnet den zweiten Band. Diese Fortsetzung zerfällt wieder in zwei Kapitel; das letztere zieht die Literaturgeschichte und Kritik in den Kreis seiner Betrachtungen, Männer wie Villemain, Girardin, Nisard, Saint-Beuve, Patin, Planche, während das erste auf die historische Schule eingeht, auf Guizot, Broglie, Salvandy, Saint-Priest, Thierry, Carné, Naudet, Tocqueville, Mignet, Thiers, A. Carrel. Wir halten dies Kapitel für das beste, was die gesammte Arbeit bietet. Hier hat Schmidt selbständige Studien gemacht, ist wohl orientirt und zu Hause. Auch die Gewohnheit des Lästerns und Blasphemirens tritt in den Hintergrund. Störend bemerkbar macht sich dagegen das Unorganische und Abgerissene der einzelnen Artikel; es wird sehr offenbar, wie das Ganze keineswegs aus einem Guß, sondern mosaikartig zusammengefügt ist. Aus dieser Entstehung erklärt sich ein weiterer Tadel, der die Darstellung treffen muß. In einem Grenzbotenfeuilleton mag es ganz am Orte sein, wenn der Leser in das bescheidene Zimmer eingeführt wird, welches Mignet und Thiers gemeinschaftlich bei ihrer ersten Ankunft in Paris bewohnten, wenn Thiers als ein kleines Männchen beschrieben wird, dessen Gesicht durch eine große blaue Brille entstellt wurde, der beständig spöttisch lächelte, der aber auch über alle Dinge, über Kunst, Wissenschaft, Politik mit so frappirender Entschiedenheit zu sprechen wußte, daß man ihm ein Ministerportefeuille prophezeite u. s. w. In eine Literaturgeschichte, die ein wissenschaftliches Werk zu sein prätendirt, dürften dergleichen Züge kaum hineingehören. Thiers wird übrigens zu einem Vertreter des gesunden Menschenverstandes gemacht, der nun einmal nirgends fehlen kann: „Thiers ist constitutionell gesinnt, weil er es als das beste Mittel betrachtet, den Bürgerstand und seinen bon sens zum Mittelpunkt des Staatslebens zu machen", und: „Niemand konnte verkennen, daß Thiers in dieser drängenden Lage (1848) unter allen Mitgliedern der Nationalversammlung den gesundesten Menschenverstand entwickelte." Gegen Mignet wird mit Recht der Vorwurf erhoben, er habe das liberale Publikum mit seiner „Ge-

ſchichte der Revolution" daran gewöhnt, es mit dem politiſchen Gewiſſen leicht zu nehmen:

Perſönlich verabſcheute er die Greuelthaten von 1793 aufs höchſte; aber er weiß ſich mit den Umſtänden abzufinden. Er ſtellt die Geſchichte wie einer dar, der während der Revolution zuerſt zu Lafayette, dann zu Briſſet, dann zu Danton, zum Wohlfahrtsausſchuß, zu den Thermidoriern, zu Bonaparte, zum Kaiſer gehalten hätte, und der endlich mit den bekannten Marſchällen ins Lager der Reſtauration übergegangen wäre. Solche Männer gab es in der That, Männer, an denen perſönlich kein Flecken haftete, die ſich aber in Perioden der Leidenſchaft überall der leidenſchaftlichſten Partei anſchloſſen, weil dieſe zugleich die ſtärkſte war. Aber daß es ſolche Männer gab, daß es ſie in einer ſo großen Anzahl gab und daß ſie mit ſo großen Talenten ausgeſtattet waren, das war gerade der Grund, warum die Revolution einen ſo unheilvollen Verlauf nahm. Alle Achtung vor ihrer Einſicht, ſie waren doch nur politiſche Mantelträger, und es iſt ſehr ſchlimm, wenn in den Mantelträgern der Kern der politiſchen Einſicht geſucht wird.

Auch die Einleitung zu der Charakteriſtik von Thiers und Mignet enthält manche zutreffende Pointe:

Man verſteht die ſchnell eintretenden Kataſtrophen der franzöſiſchen Zuſtände innerhalb der letzten Jahrzehnde erſt dann, wenn man die Stimmungen und Geſinnungen durchforſcht, die ſie nicht gerade herbeiführten, aber die ihnen entgegenkamen. Zum Eintritt einer Thatſache gehören noch viele Umſtände, die ſich inſofern der Berechnung entziehen, als ſie nicht aus dem allgemein ſittlichen Geiſt hergeleitet werden können. Bei einem ſo elaſtiſchen Volk wie die Franzoſen muß der Zunder gerade in einem beſtimmten Augenblick aufgehäuft ſein, daß der elektriſche Strahl ihn trifft, und es wäre vermeſſen, nachträglich die innere Nothwendigkeit aller jener Revolutionen beweiſen zu wollen. Die Julirevolution war zu vermeiden, auch die Februarrevolution; aber da ſie einmal eintraten, wurde ihre Richtung durch die früher vorbereitete Geſinnung feſtgeſtellt. Der Thermometer der öffentlichen Geſinnung iſt derjenige Theil der Literatur, der ſich auf die Wirklichkeit bezieht; nicht die eigentliche periodiſche Literatur, für die es ſchwer ſein würde eine mittlere Proportionale zu finden, ſondern einzelne Werke, die durch ihre unmittelbare Wirkung beweiſen, daß ſie die Stimmung der Zeit getroffen haben. Die Julirevolution verſteht man nur aus Thiers und Mignet, die Februarrevolution nur aus Lamartine, Louis Blanc und Michelet.

Im vierten und fünften Buch, „Die romantiſche Schule" und „Die ſociale Bewegung", empfängt man den Eindruck, als befände man ſich in Unterhaltung mit jemand, deſſen bisheriges Reden zwar keinen Zweifel darüber gelaſſen hat, daß derſelbe eines ſehr gallichten Temperaments, von dem man aber doch völliges Deliriren nicht erwartet hätte. Was Schmidt über die deutſchen Romantiker zuſammengeläſtert, iſt nur eine ſchwache Leiſtung im Vergleich zu ſeinen Leiſtungen über die franzöſiſchen Romantiker. Jeder von ihnen iſt eine „Kaſſandra, welche von der Welt mit äußerm Glanz verehrt, welche in Sammt und Seide gekleidet ſein und Schildkrötenſuppen und indianiſche Vogelneſter verſpeiſen will". In der Specialrevue eröffnet Lamartine den Reigen. Wie Chateaubriand Schmidt's Prügelknabe im zweiten Buche des erſten Bandes, ſo iſt Lamartine der Prügelknabe im vierten Buche des zweiten Bandes. Zu den Sünden dieſes Autors gehört es, daß er „ſchon als junger Mann ſein eigenes Zimmer erhielt, eine Uhr, ein Reitpferd und ein Gewehr, und ſich der Schätze einer Leihbibliothek bemächtigte". Das meiſte, was er geſchrieben,

iſt nicht blos in Bezug auf den Inhalt von einer erſchreckenden Nullität, ſondern auch in der Form eine Sudelei; .... während des ganzen Lebens hatte ſich bei ihm die Wirklichkeit nur in blendenden Phantaſiegemälden geltend gemacht, ſeine Seele war der einzige Mittelpunkt ſeines Lebens, ſein einziges Beſtreben eine vornehme und ſeelenvolle Haltung, ſeine Beobachtung kam auf Hallucinationen heraus, ſeine Handlungsweiſe wurde durch zufällige Eingebungen beſtimmt, ſeine Ideale gingen gleich Wolkengebilden fortwährend in ihr Gegentheil über. Er hat aller Welt Höflichkeiten geſagt, aber geliebt hat er niemand als ſich ſelbſt. Seine Virtuoſität in der Träumerei war niemals durch ein ernſthaftes Studium, niemals durch einen männlichen Gedanken unterbrochen; .... am liebſten verweilt Lamartine bei ſeinen eigenen Grimaſſen; ſein mildes, verklärtes, humanes und doch ſpirituelles Lächeln wird des Breitern explicirt; wenn er über etwas nachdenkt, ſo wird die Haltung der Arme, des Kopfes, die verſchiedenen Stirnfalten gründlich ausgemalt.....

Nach ſolchen Proben über Lamartine, über das grüne Holz, kann man errathen, was an Urtheilen und Epitheten für das dürre Holz übrig bleibt, für Proſper Mérimée, Courier, Bazin, A. de Muſſet, Capefigue, V. Hugo, Gautier, A. de Vigny u. a.

Unter den Socialiſten werden die Philoſophen Saint-Simon, Fourier, Cabet, Leroux, Reybaud, Buchez, L. Blanc, Proudhon von den „induſtriellen Romanſchreibern", A. Dumas, Jules Janin, Alphonſe Karr, Soulié, E. Sue, Balzac, George Sand geſondert. Die Farben, in denen Schmidt hier malt, haben ihre Berechtigung, obwol weniger brennend Roth und Grell auch dem Zwecke genügt haben würde:

Es waren krankhafte Gebilde eines Opiumrauſches, und mit dem Sinn für Wahrheit war auch das Gewiſſen geſchwunden. Da man an nichts mehr glaubte, ſo combinirte man zuerſt Stoffe, die nicht zuſammengehörten, dann ſtellte man dieſe Ausgeburten der Willkür als die Ideale der Zukunft dem wirklichen Leben entgegen. Eine unheimliche Toleranz rechtfertigte nicht blos die Leidenſchaft, nicht blos das Verbrechen, ſondern auch das Laſter, und was das Unerhörteſte iſt: dieſe Sophiſten, die auch das Widerſinnigſte zu rechtfertigen und zu erklären unternahmen, geberdeten ſich als Charlatane, ſie verſprachen alle Leiden der Geſellſchaft abzuhelfen, eine neue Religion und eine neue Weltordnung herzuſtellen. So geht in letzter Inſtanz die Romantik durchweg mit dem Socialismus Hand in Hand; ſie predigt die Emancipation des Weibes, die Aufhebung der Armut, die Gleichheit aller Menſchen, die Geburt eines neuen Gottes, die Erlöſung des Teufels; man hat ſich vom Standpunkte der Moralität darüber ſkandaliſirt, aber was ſollten dieſe Induſtriritter anders ſchreiben, alltäglich den abgeſtumpften Gaumen der Leute durch ein neues Gewürz zu kitzeln? Das Mittel, die ſeltſamen Glaubensſätze zu vertheidigen, fanden ſie in der materialiſtiſchen Analyſe. Die artiſtiſche Bildung hörte auf, und gegen wetteiferten die Romanſchreiber, Handbücher der Medicin der Chemie u. ſ. w. auszuſchreiben und ihrer Phantaſie nachzuhelfen, indem ſie die Notizbücher der Aerzte und die „Gazette des tribunaux" romantiſirten u. ſ. w.

Wir fügen hinzu, der Literarhiſtoriker Schmidt macht ſeine Literaturgeſchichte, indem er wetteifert, die Romane dieſer Romanſchreiber auszuſchreiben. Von Dumas, den Schmidt noch den „unbefangenſten unter den Apoſteln des Inſtincts" nennt, heißt es:

Die Nachahmung der Natur, und zwar der roh-ſinnlichen

Natur, wurde seine Aufgabe, an die Stelle des Gefühls setzte er die Begierde, an Stelle der Liebe den Trieb, an Stelle der zärtlichen Erregung das Blut. Er kennt nur die Stärke, die herrscht, und die Schwäche, die sich fügt.

Die blinde fanatische Wuth, in die sich Schmidt bei der Darstellung der romantischen Schule von vornherein versetzt, schließt jede gerechte Würdigung aus. Gewiß liegen die Leistungen der Romantiker dem begründetsten Tadel offen; die Schule jedoch in Bausch und Bogen als unsittlich und wahnwitzig verschreien, ist jedenfalls unrecht.

Wir können schließen. Wie haben wir gelacht, wie mitleidig die Achseln gezuckt, wenn wir als Kinder von den Kindern aus Hameln lasen, die sich von dem Rattenfänger blauen Dunst vormachen ließen! Die Geschichte wiederholt sich jeden Tag, nur daß die Acteurs nicht die Kleinen, sondern die großen Kinder sind. Oder hat es nicht, um mit unserm concreten Fall zu endigen, eine Zeit nicht Leute gegeben, von denen Julian Schmidt für einen Kritiker und Historiker gehalten worden ist?

Thaddäus Lau.

Radetzky's Denkschriften.

Denkschriften militärisch-politischen Inhalts aus dem handschriftlichen Nachlaß des k. k. österreichischen Feldmarschalls Grafen Radetzky. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 36 Ngr.

Die Sammlung der Denkschriften Radetzky's bildet eine Ergänzung der 1858 erschienenen sogenannten biographischen Skizze „Der k. k. österreichische Feldmarschall Graf Radetzky" (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1858) und ist dem Verfasser der letztern, welchen die allgemeine Stimme schon genannt hat, bereits vor Jahren von dem verewigten Feldherrn übertragen worden, jedoch mit der ausdrücklichen Weisung, solche erst nach seinem Tode zu veröffentlichen. „Was hier dem Leser geboten wird, ist durchaus den eigenhändigen Concepten des Feldmarschalls entnommen oder nach dessen Dictaten niedergeschrieben; einiges auch blos nach seinen Ideen ausgearbeitet, obschon immer wieder durch ihn selbst verbessert. Seine Bescheidenheit erlaubte ihm nicht vor die Oeffentlichkeit zu treten, solange er noch am Leben war. Er scheute nichts so sehr als eine einseitige Kritik, ein Verkennen seines reinen Strebens." Wir nehmen das Gebotene mit Freuden an. Was kann interessanter und belehrender sein, als die Gedanken eines großen Mannes zu lesen, der auf dem Felde der Staatskunst, der Heeresorganisation und Administration in einer langen ruhmvollen Laufbahn gewirkt und diese als Feldherr so glorreich beschlossen hat! Der Herausgeber hat recht: die kriegswissenschaftliche und kriegsgeschichtliche Literatur wird Radetzky's Denkschriften nicht unbeachtet lassen können; und wenn die Kritik, besonders die junge, leichtfertig mit dem Wort ist, hier mag sie Achtung lernen vor den Gedanken, dem eine große Zeit, welche das jüngere Geschlecht kaum noch versteht, zur Grundlage und die eigene Leistung zur Legitimation dient.

In der erwähnten biographischen Skizze ist bereits angedeutet, daß der Verewigte nicht blos den Degen, sondern auch die Feder zu führen verstand. Wie wäre er auch sonst Chef des Generalstabes der Armee gewesen! Er schrieb bis in die letzten Jahre seines Lebens viel, gern und auch mit großer Leichtigkeit. Die Reihe der Denkschriften, welche uns mitgetheilt werden, beginnt mit dem Jahre 1809 und endigt 1834. Es sind deren 66. Viele davon sind schon in der biographischen Skizze berührt worden, auf welche wir verweisen. So die Ansichten über die oberste Kriegsstelle, mit welchen die Sammlung eröffnet wird und viele der Memoires, Instructionen und Operationsentwürfe aus den großen Kriegen von 1813 und 1814. „Meine Ansichten" ist die zweite Denkschrift betitelt; sie berührt die Lage Oesterreichs nach dem Frieden von Wien, und findet das einzige Heil der Zukunft in der zu stärkenden Wehrkraft. Er erwägt mit Gründlichkeit die Mittel dazu, auch die finanziellen, und geht dabei in das kleinste administrative Detail ein. Auch die wachsende Theurung und der dadurch erzeugte Nothstand des Militärs wird ins Auge gefaßt, und Abhülfe durch Naturalien, selbst Uniformstücke für Offiziere vorgeschlagen. Damals schon die Klage; was soll erst die heutige Generation sagen? Ein „Entwurf zu einer Instruction für die Generalcommanden, die Zutheilung der Offiziere des Generalstabes betreffend" von 1810 enthält für die Beschäftigung der letztern sehr passende Bestimmungen. Gleichfalls von 1810 sind die „Ansichten über die Streitkräfte bei Ausbruch eines Kriegs zwischen Rußland und Preußen einerseits, gegen Polen und Frankreich andererseits", wobei sich der Verfasser Oesterreich verbündet mit Frankreich denkt, entweder defensiv oder offensiv und die Basis der Operationen für beide Fälle ermittelt.

Die beiden folgenden Denkschriften: „Ueber die Beschäftigung der Offiziere des Generalquartiermeisterstabes" und „Instruction für einen bei einer auswärtigen Gesandtschaft zugetheilten Offizier" können noch heute für normal gelten. Wir empfehlen sie besonders der Aufmerksamkeit. „Betrachtungen über einen künftigen Krieg des Hauses Oesterreich" von 1811 rathen zur Festsetzung eines zweckmäßigen Vertheidigungssystems an seinen westlichen und nordöstlichen Grenzen, weil Oesterreich durch den Frieden von 1809 den größten Theil seiner durch die Natur selbst gebildeten westlichen Grenzbarrieren verloren habe und die ganz von Napoleon abhängige Macht in Polen zu bedeutender Stärke angewachsen sei. Der Grundgedanke ist, dem Feinde durch ein wohlgeordnetes System von Befestigungen seine kürzeste Operationslinie, die Donau, zu sperren und gegen Polen die Defensionslinie so weit zurückzuziehen, bis sich Punkte finden, wo große Landstrecken mit mäßiger Truppenzahl zu decken sind. Ein „Kurzer Ueberblick der Beweggründe" zu gleichzeitigem Anfang dieses Werks, sowie der möglichen Einwendungen der obersten Finanzstelle unterstützt die vorige Schrift. „Dem Staate kann kein Opfer zu groß sein, wenn er dadurch seine Sicherheit und die Erhaltung des Ganzen erlangt. Solche Summen sind auf große Zinsen gelegt", lauten Radetzky's Worte, welche für alle Zeiten gelten, besonders für solche, wo in der trügerischen Hoffnung auf einen ewigen Frieden um jede noch so nothwendige Forderung der Wehrkraft gefeilscht wird. „Mittel um in militärisch-politischer Hinsicht in einer genauen fortlaufenden Kenntniß zu sein", gibt der Bericht vom Februar 1812 an, welchen der Kaiser über diesen Gegenstand von Radetzky gefordert hat. Diese Mittel werden heute von allen großen Mächten angewendet: bei den Gesandtschaften attachirte Offiziere, geheime Bereisung der wichtigsten Operationsstraßen, ein Kundschaftssystem an der Grenze, eine Centralstelle für das Nachrichtenwesen. Nun beginnt die Reihe der Denkschriften aus den großen Kriegsjahren, die wir als wichtiges Material für die Geschichte derselben, die noch immer nicht zum Abschluß gediehen ist, bezeichnen. Sie erhalten ihr specielles Interesse eigentlich erst in Verbindung mit dieser. In der biographischen Skizze ist überall ihre Entstehung bezeichnet. Radetzky sprach sich „Ueber die Aufstellung einer Armee zur Vermittelung eines dauerhaften Friedens" unterm 17. März 1813 aus und nahm darin schon Frankreich als muthmaßlichen Gegner an; „Ueber die Mittel und Wege, welche den combinirten Armeen zu Gebote stehen, um die Macht des Feindes zu brechen", ist der Titel einer Denkschrift, ebenfalls vom März, worin er die Aufgabe für das russisch-preußische Heer sieht, die Linie zwischen Erfurt und Bamberg zu gewinnen, um die Streitmacht des Feindes in Nord- und Süddeutschland zu trennen (also ein strategisches Durchbrechen) und durch die hier gewonnene Basis jedes weitere Vorgehen auf der Operationslinie gegen Frankfurt und Mainz zu sichern, während Oesterreich seine Macht im Donauthal sammelt und gegen den

Bodensee operirt. So kam es bekanntlich nicht, aus vielen Gründen. Von Mai ist das „Memoire über die Aufstellung und Bedürfnisse der Observationsarmee in Böhmen", in welchem angenommen wird, daß sie denjenigen Theil, der sich gemäßigten Friedensbedingungen abgeneigt zeigt, mit Waffengewalt dazu zwingen soll, und daß dies aller Wahrscheinlichkeit nach Frankreich sein werde. Darauf sind die Entwürfe berechnet. Für die neue Armeeeintheilung werden selbständige leichte Divisionen vorgeschlagen, die auch gebildet worden sind. Ein zweites Memoire handelt „Ueber den Zweck der Operationen und deren muthmaßlichen Gang, sowie die anzuwendenden Mittel", auch vom Mai 1813. Radetzky sieht voraus, daß die Verbündeten sich nicht an der Elbe halten werden, hofft aber, daß sie die Oder behaupten können, bis Oesterreich so weit schlagfertig sei, den größten Theil der französischen Streitkräfte auf sich zu ziehen. „Ueber den Waffenstillstand" sagt er, was angesichts der Möglichkeit geboten sei und was Oesterreich zu thun habe, um sein Staatswohl durch Waffengewalt zu schirmen, er spricht als Hauptzweck des gemeinsamen Operationsplans aus: blos mit der Hauptarmee die Offensive zu ergreifen, mit allen andern Streitkräften aber sich defensiv zu verhalten, bis Napoleon's Hauptmacht geschlagen sei. In einer folgenden Eingabe „Ueber das Avancement der Stabsoffiziere des Generalquartiermeisterstabes" beklagt sich Radetzky, daß dieselben in dieser Beziehung stark beeinträchtigt würden: das ist seitdem etwas anders geworden, nicht wahr, meine Herren? Ein kurzweg „Memoire" überschriebenes Document vom Juni betrachtet die allgemeine Kriegslage für die österreichische Armee und räth, die Entscheidung erst dann zu suchen, wenn die Alliirten, die er Ende Juni an der Weichsel vermuthet, den Feind von dort zurückgeworfen haben. Dies Memoire scheint früher, als das vorige, aufgesetzt zu sein; dagegen halte ich das folgende: „Was ist nöthig, um die Offensivunternehmungen berechnen zu können?" auch vom Juni bezeichnet, für später, weil darin schon von den drei Armeen der Verbündeten, namentlich vom Kronprinzen von Schweden die Rede ist. Interessant sind „Einige Gedanken über die Ergreifung der Offensive aus Innerösterreich gegen Tirol und Italien", worin die besondere Wichtigkeit und der hohe Werth von Tirol, (damals noch bairisch) dargestellt wird: Tirol als das eine, Böhmen als das zweite Bollwerk der Westgrenze, um das Donauthal zu beschützen, in welchem durch große Brückenköpfe die Communication zwischen beiden Ländern zu sichern wäre; Tirol flankire zugleich Italien und Böhmen Norddeutschland, wie sich jetzt (1813) deutlich zeige. Diese Denkschrift enthält aber noch mehr, als ihr Titel besagt, sie spricht sich freimüthig über Oesterreichs Politik von 1812/13 aus. Es habe den günstigen Moment versäumt, als Napoleon in Rußland unterlegen; jetzt bedürfe es größerer Anstrengungen, um dasselbe Resultat zu erreichen, welches früher mit geringern Opfern und größerer Sicherheit zu erlangen gewesen. Böte aber Oesterreich zu irgendeiner Ausgleichung die Hand, wodurch Napoleon seinen Einfluß auf Deutschland behielte, so unterschreibe es sein Todesurtheil. „Nur Krieg!" heißt das Thema, welches dann mit wahrer Begeisterung und Siegeszuversicht ausgeführt wird und speciell die Offensive gegen Tirol und Italien behandelt. Das strategische Vorschreiten ist in drei Zeitabschnitten dargestellt. Wir empfehlen diesen Aufsatz unsern Fachgenossen ganz besondere. Der „Entwurf einer Instruction für das erste Armee-Reservecorps" und ein gleicher für das zweite, beide vom Juli, enthalten deren Bestimmung, das Donauthal und Wien gegen ein Vordringen der Baiern und des Vicekönigs aus Italien zu sichern. Hierauf folgte die „Stärke der französischen Armee und Aufstellung der verbündeten Armee" am 19. August, also bei Eröffnung des Herbstfeldzugs. Aus dem Monat September erhalten wir 13 verschiedene Denkschriften, zum größten Theil Operationsentwürfe, die wir, den Raum und Zweck d. Bl. im Auge, hier nicht einzeln verfolgen können, die aber aufmerksam gelesen zu werden verdienen. Im September trat bekanntlich eine Art von Waffenruhe auf seiten der Verbündeten ein, welche ihre Verstärkungen erwarteten. Radetzky warnt in den „Grundsätzen" vor einer Vereinigung vieler Streitkräfte, also der Hauptarmee mit Bernadotte oder Blücher, wodurch ein unbeholfener Koloß entstände, dem nur ein Geist gleichen Willen und gleichen Gehorsam einzuflößen vermöchte. „Wir würden vereinigt zur Armee des Xerxes." Er räth zum Ermüdungskriege, wobei sich aber wol eine sinnentstellende Auslassung im Druck eingeschlichen: „Wir können ihn nur dadurch vernichten, daß wir ihn in Ruhe lassen (d. h. nie?), ihn unaufhörlich in Detailgefechten ermüden, ihm jedes Subsistenzmittel entziehen", wenn der erste Satz nicht das Vermeiden einer Hauptschlacht bedeuten soll. Radetzky's Schreibart ist aber sonst so klar wie seine Ansichten. In den letzten dieser Schriftstücke ist nun schon die bairische Armee mit berührt, für General Wrede eine Instruction gegeben. Noch immer aus dem Hauptquartier Töplitz, datirt vom 1. October ist ein „Memoire über den Krieg 1813", welches die bisher gemachten Erfahrungen zusammenfaßt und nur dem Kronprinzen von Schweden zu viel Ehre anthut. Dann folgte die große Linksziehung. In dem Operationsentwurf vom 5. October aus Marienberg lesen wir noch immer als Hauptgrundsatz, daß eine Hauptschlacht vermieden werden soll, nachdem in dem vorhergehenden gesagt ist, daß immer auf die Hauptcommunication des Feindes gewirkt werden müsse. Dies ist also ein klarer Beleg über die Ansicht des obersten Hauptquartiers. Ueber die Schlacht von Leipzig findet sich in vorliegender Sammlung keine Zeile von Radetzky, und wir bedauern es sehr, daß alles, was er für die zur Schlacht führenden Operationen und für die Schlacht selbst aufgesetzt hat, nicht aufgenommen worden ist. Manches, was noch dunkel ist, würde dadurch aufgeklärt worden sein. Diese Lücke ist schmerzlich bemerkbar. Der nächste Operationsentwurf vom 29. October spricht nur von dem fernern Verhalten, das von nun an „mehr als seither den Charakter einer vollkommenen Offensive annehmen kann", und es am gerathensten findet, „den Rhein sofort zu passiren und so mit vereinten Kräften so tief als möglich in das Innere von Frankreich vorzudringen". Hier spricht sich Radetzky's volle Thatkraft aus. Auch in den folgenden „Vorschlägen" und „Memoires über die zu beobachtenden Grundsätze bei künftigen Operationen", „über die Nothwendigkeit, die Operationen diesen Winter fortzusetzen", mahnt er, „das kräftig Begonnene kräftig auszuführen und keinen Augenblick zu versäumen"; „nur aus unserer eigenen Bedenklichkeit kann Napoleon Heil erwachsen".

Aus dem Feldzuge von 1814 liegen nur vier Schriftstücke vor: „Concentrirungspunkte für die drei Haupteolonnen der im Innern von Frankreich operirenden verbündeten Armee", vom 18. Januar; „Ueber die Bewegungen der Corps des Feldmarschalllieutenants Bianchi und des Erbprinzen von Hessen-Homburg und Aufstellung des dritten, vierten, fünften und sechsten Armeecorps", vom 5. März; „Entwurf zu einer Demonstrativoperation" (als über Blücher's Operationen vor der Schlacht von Laon Ungewißheit herrschte), und ein „Entwurf für die Operationen, falls der Vicekönig von Italien sich nicht unterwerfen sollte", vom 9. April. Eingeschoben sind „Anträge über das Botenmeistercorps der Hauptarmee", das zum Kundschaften, zum Kurierdienst und zu andern Versendungen und zur Stabswache im Hauptquartier bestimmt war.

In der Denkschrift „Ueber das Wiedererscheinen Napoleon's in Frankreich" spricht sich Radetzky in Wien unterm 24. März 1815 dahin aus, daß die Einleitung zum Krieg mit so viel Nachdruck zu betreiben sei, „um spätestens Ende Mai die Offensive zu ergreifen oder nie!!" Die Andeutungen über den Congreß und den Einfluß seiner Länderbegrenzungen bekunden den politischen Scharfblick des Helden. An dies Memoire knüpfen sich wieder Operationsentwürfe, welche zwar durch Waterloo überflügelt, aber doch lehrreich sind. Wir heben die Ansichten über Vertheidigung des Oberrhein und Süddeutschlands hervor, und die Erwägung, ob und wie Strasburg erobert werden könne?

Nach dem Frieden folgt noch eine Reihe von Denkschriften als Frucht gereifter Erfahrungen und hoher militärischer Einsicht. Der „Vorschlag für die Einrichtung der obersten Geschäftsleitung im Hauptquartier", noch von 1815, stellt den Grundsatz auf, das rein Militärische von dem Administrativen insoweit zu trennen, daß das Militärische den Maßstab geben muß, was das Administrative zu thun habe. In dem „Vortrag über den Zweck der Uebungslager in Friedenszeiten, deren Dauer und über die sichersten Wege, den gegebenen Zweck zu erreichen", 1816, sind schon die Ideen zu erkennen, welche Radetzky später in Italien bei seinen berühmten Manövern auf so großartige Weise ausgeführt hat. Er erklärt sich gegen die nach „Friedrich's, der Preußen Einzigen", Beispielen überall üblich gewordene Aufstellung zweier sich gegenüberstehender Corps, weil dabei nur derjenige Theil im eigentlichen Verstande belehrt werde, welchem der Sieg zugedacht sei, der andere Theil aber auch bei der vollkommensten Anlage der Uebung doch jedesmal ohne sichtbare Noth und ihre sogar anscheinend gegen Ehre und Pflicht das Feld räumen müsse und dies im Gemüthe des Soldaten eine Saite sei, die man nie anstimmen dürfe. Auch die höhern Offiziere erhielten dadurch nur ein beschränktes Feld zur eigenen Berichtigung ihres Wissens und zur freien Anwendung der Grundsätze höherer Kriegskunst, weil ein Gefecht mit seinen Folgen nie vorgestellt werden könne, ohne den einen oder den andern Theil zu kränken. Es sei daher besser, alle zusammengezogenen Truppen als ein zusammengehöriges ganzes Heer zu betrachten und mit ihm großartige Uebungen im Sinne des wirklichen Kriegsgebrauchs anzustellen. Ueber diesen Gegenstand wurde in letzter Zeit eine lebhafte Discussion in den Militärzeitschriften geführt. Bemerkenswerth bleibt, daß auch Napoleon I. ein Gegner des Manövrirens in zwei Parteien war, und daß sowol einst bei Boulogne, als gegenwärtig bei Châlons dasselbe nie vorgekommen ist. Indessen haben wir zu bemerken, daß in Preußen seit vielen Jahren dahin gestrebt wird, die Manöver soviel als möglich dem Ernst des Kriegs anzupassen, und daß bei den letzten Herbstübungen in diesem Sinne wieder sogenannte „conventionelle Bestimmungen" erflossen sind, welche alle unnatürlichen Verkommnisse zu beseitigen streben.

„Organisatorische Gedanken", 1827 niedergeschrieben, stellen den Ausspruch an die Spitze: „Eine zu jeder entsprechenden Verwendung gut organisirte Armee muß ihr Augenmerk blos auf die Offensive richten." Was sie dazu bedarf: Hauptquartier, Ordre de bataille, Administration, wird eingehend und klar erörtert. Vieles davon ist beachtet und durchgeführt worden. Zur richtigen Kenntniß der Zustände in der k. k. Armee damaliger Zeit liefern Radetzky's Vorschläge, wie der Herausgeber im Vorwort bemerkt, die wichtigsten Aufklärungen. In den „Gedanken über Festungen", 1827, finden wir über die Türkei Auslassungen, welche überraschend in die heutigen Verhältnisse passen. Doch lesen wir auch, was Oesterreich thun würde, wenn es zu einem Offensivkriege die Grenzen des „absterbenden Reichs" überschritte, nämlich Serbien und Bosnien für unabhängig erklären, die Völker bewaffnen und mit in den Krieg gegen die Türkei führen. Das steht für den Augenblick anders.

Eine „Militärische Betrachtung der Lage Oesterreichs" von 1828 findet dieselbe aller Defensivbarrièren beraubt, ohne verlässliche Bundesgenossen und nur auf sich und seine eigene Kraft gewiesen. Was über die politischen Verhältnisse zu den Nachbarstaaten gesagt wird, namentlich über Preußen, „dem in seiner Territorialschwäche unförmlichsten Staat, den es je auf dem Erdenrund gegeben hat, der daher eine Abrundung lebhaft wünschen, es aber nie aussprechen darf", ist höchst beachtenswerth. Als gefährlichster Nachbar wird Rußland betrachtet und für einen Krieg mit dieser Macht eine strategische Erwägung der möglichen Operationen angestellt. Für die innere Vertheidigung des Staats findet Radetzky, „da das große und weise Princip, entsprechende Constitutionen zu geben, wahrscheinlich binnen kurzem in allen Ländern Europas zur Ausführung gebracht sein werde", die zuverlässigste Stärke in zweckmäßig gebildeten Landwehren. Man kann nicht kräftiger für das Landwehrsystem sprechen als Radetzky. „Diese Einrichtung ist die natürlichste und deshalb auch die beste. Sie liefert dem Staate im Verhältniß seiner Bevölkerung die größte Anzahl Streiter; sie erhält im Volk das Bewußtsein lebendig, daß es sich selbst vertheidigt, eben dadurch also auch einen kriegerischen Geist, der nicht leicht ausarten wird, weil diejenigen, welche er belebt, niemals aufhören, Bürger zu sein. Ein solcher Geist, auf einer solchen Höhe aber, macht ein Volk unüberwindlich. Man wird es nicht unterjochen, viel weniger ausrotten können."

Die Denkschrift: „Ueber den Werth der österreichischen Cavalerie", 1809, ist für jeden Reiteroffizier von großem Interesse, da sie allgemeine Grundsätze über Remontirung, Ausbildung und Bestimmung der einzelnen Gattungen, sowie über die Führung großer Cavalleriekörper ausspricht, wie sie eben nur ein so ausgezeichneter Reiterführer geben kann. Es erinnert an eine ähnliche Schrift des kürzlich verstorbenen preußischen Generals Roth von Schreckenstein, in welcher ein verwandter Geist weht, sie war im Jahre 1853 dem „Militär-Wochenblatt" als Beiheft zugefügt. Dem Leser d. Bl. ist vielleicht auch noch Schreckenstein's Werk: „Die Cavalerie in der Schlacht an der Moskwa", erinnerlich, das als Manuscript gedruckt in Nr. 51 d. Bl. f. 1855 besprochen wurde und jetzt in den Buchhandel gekommen ist. Nach seinem Tode sind noch „Vorlesungen" von ihm erschienen, auf welche wir unsere militärischen Leser hiermit aufmerksam machen wollen.

Die drei letzten Denkschriften Radetzky's sind aus Mailand datirt. „Ueber eine Operation der verbündeten Heere gegen Frankreich, mit besonderer Rücksicht auf die Armee des Oberrhein", 1832, denkt der Feldherr im Sinne von 1814, sie soll gegen die Julidynastie gerichtet sein; ihre strategischen Grundzüge sind auf eine genaue Betrachtung des Kriegstheaters basirt. Zwei Jahre später, 1834 spricht er sich „Ueber die Nothwendigkeit eines festen Lagers bei Mailand" aus; die Ereignisse haben seine Forderungen später nur zu sehr gerechtfertigt. Die letzte Arbeit behandelt die Frage: „Wie kann man gute und große Heere mit wenig Kosten erhalten?", auch noch von 1834. Sie knüpft wieder an die „Organisatorischen Gedanken" an. Das System der Cadres und abwechselnder Einberufung wird für Oesterreich nicht passend befunden, weil die Regimenter fortwährend in ihren Werbbezirken bleiben müßten und dies System baldigst statt eines einheitlichen Heeres eine Verbindung von nationalen, d. h. böhmischen, österreichischen, italienischen, ungarischen u. s. w. Armeen gestalten würde. Die Nationalbewaffnung, so viel Verlockendes sie habe, sei nur so lange ausführbar, als zwischen dem Beherrscher und den Beherrschten ein vollkommener Einklang bestehe. „Sollte in Preußen das Volk durch die Verführungen der Propaganda einmal schwierig werden, so ist es um die Regierung geschehen, denn sie hat sich selbst die Ruthe gebunden." Das preußische Landwehrsystem hat aber auch diese Probe bestanden und dadurch, weil es seitdem den veränderten Zeitverhältnissen besser angepaßt worden ist, nur gewonnen. Im weitern Verfolg der Frage werden die Mängel der (damaligen) österreichischen Organisation freimüthig aufgedeckt und Abhülfe vorgeschlagen, welche — freilich erst nach einer großen Gefahr, die der Verfasser dieser Denkschrift als Feldherr abgewendet hat — durch den jetzigen Kaiser geschehen ist.

Wir glauben unsern Lesern die Reichhaltigkeit der Denkschriften Radetzky's, soweit es in gedrängter Uebersicht möglich war, geschildert zu haben und nennen sie mit dem Herausgeber nicht blos eine Fundgrube prägnanter Gedanken, sondern auch ein werthvolles Material für die Geschichte der Kriegskunst.

Karl Gustav von Gerneck.

Die deutsche Ritter-, Räuber- und Schauerromantik.

In einer Betrachtung „Zur culturhistorischen Begründung der Literaturgeschichte" in Nr. 31 d. Bl. f. 1858 haben wir bereits auf eine Reihe von Aufsätzen J. W. Appell's hingewiesen, welche im Laufe des vorigen Jahres im „Bremer Sonntagsblatt" veröffentlicht wurden. Diese sind jetzt, revidirt und mit Anmerkungen versehen, auch als besondere Schrift unter dem Titel erschienen:

Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur. Von J. W. Appell. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser gehört zu jener Gattung höchst nützlicher Arbeiter auf dem Felde literargeschichtlicher Forschung, wie sie nur Deutschland kennt, welche sich auf irgendeine merkwürdige literarische Specialerscheinung oder Species werfen und nun alles sammeln, was sie darüber nur irgendwo aufzutreiben vermögen. Solche Specialschriften kommen dann als Vorarbeiten den Literaturhistorikern, welche das Gesammtgebiet der Literatur oder doch einzelne größere Abschnitte derselben behandeln, sehr zu statten, entheben sie mancher Mühe und geben ihnen viele interessante Fingerzeige. Zugleich macht sich bei Appell das culturhistorische Element in vorzüglichem Grade geltend. Schon seine Schrift „Werther und seine Zeit" war ebensowol ein Beitrag zur Literatur- als zur Sittengeschichte der Werther-Periode, und seine neueste Schrift dient ebenfalls zur Aufhellung gewisser dunkler Sittenzustände, aus denen die greuliche Spukgestalt der deutschen Ritter-, Räuber- und Schauerromantik hervorging. Die literarischen Erzeugnisse, die in den Kreis dieser Schrift fallen, haben eine sittengeschichtliche Bedeutung, oder sie haben überhaupt keine. Erstere wird man ihnen aber sicherlich nicht absprechen können. Man möchte es kaum für möglich halten, daß in einer überfeinerten, an Bildungsanstalten und Beaufsichtigung überreichen Zeit, in einer Zeit, wo so viele hervorragende Männer sich mit den höchsten Aufgaben der Kunst und des Wissens beschäftigten und in den meisten Gattungen Werke von classischem Werthe schufen, diese rohe und barbarische Literatur sich erzeugen und fortentwickeln konnte; daß Zehn- und Hunderttausende von gebildeten und gemüthlichen Deutschen (denn keineswegs waren es die untern Schichten allein, in welche diese Literatur eindrang) ihr Wohlgefallen an ihr haben konnten; daß diejenigen, welche sofort alle Mannschaften der Polizei in Bewegung gesetzt haben würden, wenn ihnen ein angehender Karl Moor oder Rinaldo Rinaldini oder Abällino ein Taschentuch entwendet hätte, jenen Fratzen von Menschen zujauchzten, die ihre Hände in Blut tauchten und in großartigem Stile das Räuberhandwerk trieben, um mit dem Gestohlenen ihre Buhlerinnen zu unterhalten und der „unterdrückten Unschuld" zu Hülfe zu kommen; daß diejenigen, die selbst nur die Feder oder die Krämerelle oder das Bügeleisen führten, sich für die abenteuerlichen Thaten ungeschlachter Ritter begeisterten, die man in diesen Romanen als Helden darstellte, während sie in der Wirklichkeit doch oft nur Buschklepper und Wegelagerer waren und den Rinaldo Rinaldinis ins Handwerk pfuschten. Es liegt hier in der That etwas Räthselhaftes vor, das ein künftiger Literaturgeschichtschreiber zu erklären versuchen möge, ein Literaturgeschichtschreiber, der nicht blos die einzelnen Autoren von diesem oder jenem Standpunkt kritisch feiert oder abkanzelt, sondern der es sich zur Aufgabe macht, in den literarischen Erscheinungen das sittengeschichtliche Moment hervorzuheben und sie als Spiegelbild und Product ganzer Klassen der Gesellschaft darzustellen. Denn auch das Publikum arbeitet an der Literatur mit, und namentlich an der entarteten ist es mitschuldiger als man zu glauben sich die Miene gibt.

Der Verfasser gibt zwar zu, „daß wir niemals so frevelhafte, stark unzüchtige Bücher ans Tageslicht gefördert haben als die Nachbarn überm Rhein"; aber er fährt fort: „Dagegen müssen wir mit einiger Beschämung auf die Flut unserer gemeinen Unterhaltungsliteratur sehen. Welches andere Land, fragen wir, hat je eine solche Pfefferdütenliteratur gehabt, wie unsere Tagesbelletristik im letzten Viertel des 18. und in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts? An Masse wie an Rohheit und Erbärmlichkeit fanden diese schlechten deutschen Romane und Komödien nie und nirgends ihresgleichen. Wir nennen uns so gern selbst das gebildetste Volk in Europa; wer uns jedoch nach der damaligen Lieblingslesereі des großen Publikums beurtheilen wollte, der müßte die «Nation von Denkern und Dichtern» beinahe für die geschmackloseste und zugleich schwachmüthigste unter allen Nationen ansehen." Nur ist zu bemerken, daß doch selbst von dieser wüsten Literatur, wie Appell selbst berichtet, manches in fremde Sprachen überging; so übersetzte Charles Louis de Sevelinges, der auch den „Werther" und „Wilhelm Meister" übertrug, den 1796—98 in vier Bänden erschienenen Roman von Spieß: „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers", unter dem Titel: „Les voyages dans la caverne du malheur et les repaires du désespoir", und noch 1820 erschien eine Uebersetzung seines „Petermännchen" unter dem Titel: „Le Petit-Pierre, ou aventures de Rodolphe de Westerbourg"; von dem „Rinaldo Rinaldini" erschienen 1800 und 1801 zwei französische Uebersetzungen zu Paris, die eine von Duperche, die andere von Delamarre, eine englische von Hinkley 1800 zu London, dann eine russische, dänische, holländische, spanische, polnische, ungarische und italienische. So hat also dieses jetzt verspottete Buch die Reise um die Welt gemacht, es ist seinerzeit ein Weltbuch gewesen! Der Einfluß dieser Romanliteratur ging also über die Grenzen Deutschlands hinaus, und um so auffallender erscheint es, daß ihr unsere Literarhistoriker bisher keine Beachtung geschenkt haben, wie jedoch Appell hinzufügt „mit einziger Ausnahme des gründlich forschenden Koberstein, dem wir in Bezug auf die Entartung und Verwilderung unserer Belletristik die ersten nähern Angaben verdanken". Man behaupte, sagt Appell weiter, daß die gemeine Unterhaltungsliteratur, trotz ihres breiten Umfangs, keinen Platz in der Literaturgeschichte verdiene, und für eine Darstellung, die sich auf die Geschichte der Dichtung beschränke, möge sie in der That ganz gleichgültig sein. Nichtsdestoweniger sei sie für den Sittenforscher beachtenswerth. Ihr Einwirkung auf den Mittelstand und die untern Klassen sei unstreitig bedeutend gewesen, bedeutender als man sich in unsern Tagen gemeinhin vorstelle; sie mache uns manche Züge des frühern Lebens anschaulich, liefere einen Gradmesser für den Bildungsstand, den Geist und Ton der großen Mehrheit des damaligen leselustigen Publikums und führe zu belehrenden Vergleichungen zwischen sonst und jetzt. Nur meinen wir, daß auch in unsern Tagen noch manche Gifte aus der großen Apothek der Romanproduction dem Publikum verabreicht werden, wenn auch unter anständigerer Etikette und mit feinern Ingredienzien versetzt. Uebrigens hat auch die Ritter- und Räuberromantik in Deutschland noch immer ihr verborgenes Publikum, wie so manche noch in den letzten Jahren namentlich bei Goldiz in Leipzig und bei Breyer in Dresden erschienene Romane dieser Art und die gar nicht so seltenen Wiederauflagen älterer zu beweisen scheinen. Bedeutungsvoller erscheint noch diese Literatur, wenn man sie in ihren Zusammenhängen mit den Jugendwerken unserer beiden größten Dichter, mit „Götz von Berlichingen" und den „Räubern" betrachtet. Letzteres Trauerspiel, so fehl man auch die darin waltende geniale dramatische und poetische Kraft anerkennen mag, trug sammt einigen Schiller'schen Jugendgedichten, wie die „Kindesmörderin", namentlich dazu bei, die sittlichen wie ästhetischen Begriffe in Deutschland zu verwirren. Das Publikum verlor vielfach seine Unterscheidungskraft für gut und böse, schön und häßlich, erhaben und überspannt, groß und wild, und rohe oder gewissenlose Schriftsteller sündigten auf das Beispiel des gefeierten Schiller ohne Anstand los. Unsere Generation darf mit der Anerkennung dieses Factums um so weniger zurückhalten, da die Zeit fortgeschrittener Civilisation schwerlich ausbleiben kann, wo es kaum jemand begreiflich finden wird, daß dieses immerhin titanische und auch zur Nieder

brechung gewiſſer allzu engherziger Schranken vielleicht ſehr nöthige Jugendwerk eines ſpäter zu ſo hoher Vollkommenheit gelangten Dichters einen ſo ungeheuern Enthuſiasmus in Deutſchland hervorrufen konnte. Würde es doch jetzt ſchon kaum noch auf der Bühne erſcheinen, wenn es nicht noch Charakterdarſteller gäbe, welche in der Rolle des Franz ihre Künſte zeigen wollen.

In ſeiner geſchichtlichen Darſtellung geht Appell bis auf das 17. Jahrhundert zurück, auf Auguſt Bohſe, genannt Talander, Happel und Hunold, ps. Menantes, der in der Jugend ſchlüpfrige, ſogenannte „galante" Romane ſchrieb, ſpäter aber Univerſitätslehrer in Halle und ein geſetzter Mann wurde und ſeine frühere Richtung mit den Worten verdammte: „Ich wünſchte, daß viele meiner Schriften in ihrer erſten Geburt erſtickt wären. Die Poeſie, wie ſie von mir und vielen andern getrieben worden, hat mehrentheils einen geringen Nutzen und noch weniger Tugend in ſich." Appell erwähnt, daß in dem 1785 gedruckten Katalog der Bücherei des fleißigen Sammlers Profeſſor Schwabe in Leipzig 1687 Bände deutſcher Romane aus den Jahren 1523—1783 verzeichnet ſind, worunter auf das 17. Jahrhundert 144 Romane kommen. Wir erfahren dabei, daß nach Meuſel's 1806 angeſtellter Berechnung in Deutſchland 1771 über 3000, 1776 über 4300, 1784 über 5200, 1791 ungefähr 7000, 1795 ungefähr 8000, zu Ende des 18. Jahrhunderts 10648 Schriftſteller in Deutſchland lebten und daß dieſes Heer ſchon nach dem erſten Decennium des 19. Jahrhunderts ſich mindeſtens auf 12500 Köpfe belief; alſo einige 1000 Mann ſtärker war als das jetzige Kriegscontingent des Großherzogthums Heſſen. Ausführlichere Charakteriſtiken gibt hierauf der Verfaſſer von den Romanſchriftſtellern Cramer, Spieß und Vulpius. Es iſt bezeichnend, daß ſich der ungeſchlachte Cramer ſeinen Recenſenten, den „ausgetrockneten Halbmännern" gegenüber, die er, auf den Erfolg ſeiner Romane pochend, gründlich zu verachten ſich anſtellte, einmal auf den Beifall eines Fürſten berief, der nach Appell's ſicherlich begründeter Vermuthung kein anderer war, als Cramer's Protector, der Herzog Georg von Meiningen. Dieſen traf Tieck einmal im Bade Liebenſtein als Zuſchauer in einer Marionettenbude, „wo er aus einem ungeheuern Meerſchaumkopf rauchte und ſich an dem hier dargebotenen Kunſtgenuß, ſowie an dem überluſtigen Treiben des Janhagels weidlich ergötzte". Eine gewiſſe roh demokratiſche Geſinnung half zur Verbreitung der abſcheulich ſtiliſirten Cramer'ſchen Romane weſentlich mit und ſchadete ihm nicht in der Gunſt ſeines Herzogs, der ja wol genug ſchlechte Miniſter, Finanzräthe, Oberſtallmeiſter, Kammerjunker und ſonſtige Hofſchranzen hatte kennen lernen, als daß er ſich nicht hätte freuen ſollen, wenn ſie von Cramer einmal einen tüchtigen Hieb bekamen, den er ſeiner ganzen Natur nach auch wol ſeinen fürſtlichen Standesgenoſſen mitunter von Herzen gönnen mochte. Wir geſtehen, daß wir lieber weder von Cramer noch von Spieß irgendeinen Roman geleſen haben, aber nach einigen von Appell mitgetheilten Auszügen ſcheint uns Spieß doch auf einer etwas höhern Stufe zu ſtehen als ſein Rival, wenn es auch in ſeinen Romanen oft ſcheußlich genug hergeht. Aber eine gewiſſe praktiſche Beobachtung und eine Neigung zur Auffaſſung der düſtern Regionen des modernen Lebens findet ſich doch bei ihm, namentlich in dem ſchon erwähnten Roman: „Meine Reiſen durch die Höhlen des Unglücks." Wenigſtens finden ſich in der Vorrede einzelne Gedanken, die ſich beſtreiten laſſen, die aber doch eine gewiſſe Wahrheit haben, dazu ſtiliſtiſch gar nicht übel ausgedrückt ſind und vielleicht, wie der ganze Roman, zu der Entſtehung der ſpätern, in den Nachtſeiten des menſchlichen Geſchlechts wühlenden ſocialiſtiſchen Literatur mehr als man glaubt beigetragen haben, eine Vermuthung, die durch den Umſtand einige Wahrſcheinlichkeit erhält, daß der ebengenannte Roman ins Franzöſiſche überging. Es iſt ſchon manche deutſche Erfindung in ihren rohen Anfängen vom Auslande adoptirt und weiter ausgebildet worden, um dann als ausländiſches Product wieder in Deutſchland eingeführt und bewundert zu werden. Ueberhaupt iſt an einzelnen dieſer Romanſchriftſteller doch nicht alles ſo lächerlich, als es in ſeiner äußern fratzenhaften Erſcheinung ausſehen mag. Wenn Spieß in ſeiner Vorrede bemerkt: „Ich fuhr erſchrocken und zitternd empor, wenn mich anhaltendes Nachdenken überzeugte, daß oft die kleinſte Urſache die Mutter der größten Begebenheiten wurde; daß ein geringes von mir und tauſend andern ſchon oft verübtes Verbrechen, wenn Zufall und Umſtände ſich mit ihm vereinigen, den redlichſten Mann zum Räuber, das gefühlvollſte Herz zum Mörder, den wärmſten Patrioten zum Verräther ſeines Vaterlandes machen kann", ſo iſt dies im Grunde doch dieſelbe Doctrin, welche auch Karl Moor in einen Räuber und Mörder verwandelte, eine Doctrin, die von den gebildetſten Deutſchen durch den Beifall, welchen ſie den „Räubern" zollten, gutgeheißen wurde, eine Doctrin, zu der auch ſehr wohl Goethe's merkwürdiges Selbſtbekenntniß ſtimmt: er kenne kein Verbrechen, zu dem er nicht die Fähigkeit in ſich verſpürt habe. Der den genannten Romanſchreibern an mannichfachen Kenntniſſen und auch an Geſchmack überlegene Verfaſſer des „Rinaldo Rinaldini", der Schwager des Verfaſſers der „Iphigenia" und des „Torquato Taſſo", kommt bei Appell ebenfalls übel weg, und mit Recht, wenn man nur ſeinen „Rinaldo Rinaldini" und ſeine übrigen Romane in Betracht zieht. Doch nannte ihn noch jüngſt Düntzer einen Mann, den man über Gebühr verkenne, und Goedeke ſagt von ihm in dem eben erſchienenen fünften Heft ſeines „Grundriß": „Als Herausgeber der «Curioſitäten», einer Sammlung von Aufſätzen über die ältern Zeiten, Volkslieder u. ſ. w. iſt er noch gegenwärtig unvergeſſen und fortdauernd wirkſam." Was ſeine bekannte auch von Appell mitgetheilte Unterredung mit Schiller betrifft, ſo hat dieſe für uns viel mehr etwas Rührendes als Lächerliches, ſo ſouverän auch Schiller über Vulpius' „kleine dürre Figur", ſeine „krumme und ſehr gebückte" Haltung, ſeinen weißen Frack und ſeine grüngelbe Weſte zu ſpotten beliebte. Schiller behandelte ihn offenbar äußerſt wegwerfend, dennoch bedankte ſich Vulpius mit den Worten: „Ich bitte um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie geſehen habe." Hierüber hätte einem Manne, einem Dichter wie Schiller doch der Spott vergehen ſollen; der Spott an ſich hat niemals etwas Moraliſches, das zu ihm nur hinzutritt, wenn der Humor ſein verſöhnendes Licht über ihn verbreitet. Um Vulpius' und ſeiner Schweſter Charakter und Schickſal in humanem Sinne zu würdigen, darf man übrigens nicht die traurige Jugend vergeſſen, die beide in der Umgebung eines der Trunkſucht bis zum Excеß ergebenen Vaters verlebten. Solche Eindrücke verwiſchen ſich nicht ſo leicht im Leben eines Menſchen, zumal wenn fortdauernder äußerer Druck hinzukommt. In andern erwecken dieſe Eindrücke Groll, Haß und Neid; Vulpius ſtimmten ſie zur Demuth; er rechnete es ſich zur Ehre, großen Männern nahe zu treten und ihr Lakai zu ſein, ſelbſt wenn er dafür Fußtritte empfing.*)

Kürzer, aber vollkommen genügend, werden von Appell die bekannten Romanſchreiber Schlenkert; Albrecht, dem ſeine Ehefrau, die einſt ſelbſt von Schiller gefeierte Schauſpielerin Sophie Albrecht, geborene Baumer, bei ſeiner literariſchen Induſtrie zur Hand ging: Karl Groſſe (der ſich abwechſelnd auch wol einen ſpaniſchen Grafen E. R. von Vargas, Marquis C. von G. oder Marcheſe von Pharmuſa nannte); Rambach (ps. H. Lenz und Ottokar Sturm), Gymnaſiallehrer in Berlin, der das Talent ſeines Schülers Tieck dazu misbrauchte, ihm bei ſeinen Romanen behülflich zu ſein; J. J. Brückner; Vernſchein; Arnold, Verfaſſer

*) Es verdient erwähnt zu werden, daß noch ein neuerer Dichter und Literarhiſtoriker, Eduard Boas, dem Cultus des Genius in der Perſon Rinaldo Rinaldini's gehuldigt hat. In einem ſeiner Gedichte wünſcht er, was doch alles Mögliche iſt, Rinaldo Rinaldini ſelbſt zu ſein:

Im Schoß des Liebchens ruht' ich, wenn ich müde;
An meiner Seite wacht der treue Rüde;
Die Büchſe ſcharf geladen jedenfalls,
Die Silberpfeife trag' ich um den Hals.

Und laſſ' ich ihre lauten Töne gellen,
Dann tauchen auf die wilden Spießgeſellen
Im Waldesdickicht u. ſ. w.

der Romane „Das Bildniß mit dem Blutflecken", „Die doppelte Ursulinernonne", „Der Brautkuß auf dem Grabe", „Die Nachtwandlerin oder die schrecklichen Bundesgenossen der Finsterniß" u. s. w., ferner die noch einer neuern Zeit angehörenden Romanfabrikanten Hildebrandt, Leibrock, Riedmann, H. R. Belani (Häberlin) und manche andere abgehandelt. Auch der Verfasser der moralisirenden „Stunden der Andacht", Heinrich Zschokke, erblicken wir in dieser Reihe literarischer Sträflinge als Verfasser des Räuberdramas „Abällino" (der manche Seltenstücke, darunter auch einen „Weiblichen Abällino" hervorrief) und der Romane „Die schwarzen Brüder", „Giulio degli Obizzi, oder Abällino unter den Calabresen" (2 Bde., 1815) und „Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heimlichen Femgerichts" (2 Bde., 1795—99), welcher tollbetitelte Roman im Jahre 1800 von H. H. Westphalen neu bearbeitet und vollendet erschien. Auf den auffallenden Umstand, daß diese Romanfabrikanten, deren Producte für Kannibalen oder Narren und nicht für civilisirte Menschen bestimmt gewesen zu sein scheinen, mit seltenen Ausnahmen in dem gebildeten Kursachsen, den sächsischen Herzogthümern und frühern sächsischen Landestheilen geboren waren, lebten und wirkten, haben wir schon früher hingewiesen. Manche derselben bekleideten einflußreiche Lehrstellen, Cramer war Lehrer an der von Herzog Georg neuerrichteten Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen; Schlenkert von 1815 an Professor der deutschen Sprache an der Forstakademie zu Tharand; K. A. G. Seidel, der Theologie studirt hatte, eine Zeit lang fürstlich waldeckischer Bibliothekar in Arolsen und seit 1800 erster Lehrer an der Töchterschule zu Dessau; Rambach Lehrer an dem Friedrichswerderschen Gymnasium in Berlin, später Professor der Kameralwissenschaften in Dorpat, sogar kaiserlich russischer Etatsrath und Ritter des St.-Annenordens; Arnold Doctor der Philosophie und der Rechte, Privatdocent und Universitätssecretär zu Erfurt; H. A. Müller, Verfasser der Romane „Benno von Rabeneck, oder das wandernde Gerippe im Brautgemach", „Limbert der Schreckliche" u. s. w. und des Kinderbuchs „Bitte! Bitte! liebe Mutter! lieber Vater! lieber Onkel! liebe Tante! schenke mir doch das allerliebste Buch!" Pastor zu Greußen im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen; Hildebrandt Pastor zu Eilsdorf im Halberstädtischen; Vulpius brachte es schließlich bis zum Oberbibliothekar, großherzoglichem Rathe und Ritter des Weißen Falkenordens. Daß die Verdienste dieser Männer um Barbarisirung der Nation in dieser Weise belohnt wurden, ist für moderne Staats- und Gulturzustände ebenfalls nicht wenig bezeichnend. Zum Schluß wirft Appell noch einen Blick auf die Leihbibliothekeneinfuhr aus Frankreich, auf die „Sodomsäpfel, welche die opiumberauschte Muse der neuern französischen Romantik uns darbot" und die er schlimmer nennt als das deutsche „struppige Unkraut", und auf Adolf Bäuerle's neueste Wiener Lokal- und Criminalromane, wobei daran erinnert sein mag, daß auch Bäuerle für seine Verdienste belohnt wurde, indem ihm sieben österreichische Städte das Ehrenbürgerrecht ertheilten. Es wäre zu wünschen, daß Appell diese interessanten Schrift über die Literatur der Ritter-, Räuber- und Schauerromane eine ähnliche über die Literatur der Ritter-, Räuber- und Schauerdramen folgen lassen möchte, da beide Literaturen einander ergänzen und die letztere als eine öffentlich auf den Bühnen gepflegte noch ganz besondere Beachtung verdient.

H. M.

Kittlitz' Reise nach dem russischen Amerika.

Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka, von F. H. von Kittlitz. Zwei Bände. Gotha, J. Perthes. 1858. Gr. 8. 4 Thlr.

Das horazische Nonum prematur in annum ist an dem vorliegenden Buche um mehr als das dreifache in Erfüllung gegangen, denn die Reise, deren Beschreibung hier vorliegt, ist die des Admirals, damaligen Kapitäns Lütke 1826—29. Nachdem Hr. von Kittlitz, der zugleich mit dem früh der Wissenschaft entrissenen Dr. Mertens als Naturforscher die Expedition begleitete, schon in einer Reihe von Werken, welche theils seine Kenntnisse als Ornitholog, theils seine Geschicklichkeit als Zeichner darlegen, die Ergebnisse der Reise bekannt gemacht, liegt jetzt die zusammenhängende Erzählung der Fahrten vor, welche zu dem bahnbrechenden Werke der „Vegetationsansichten" wie zu einer Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen in den Schriften der petersburger Akademie u. s. w. den Stoff geliefert haben. Die Verzögerung der Publication hat besonders darin ihren Grund, daß der Verfasser hoffte, seine sämmtlichen Skizzen zu einem mit eigener Hand radirten Kupferwerke verarbeiten zu können; erst als diese Hoffnung aufgegeben werden mußte, entschloß er sich zur jetzigen Weise der Veröffentlichung, wo die Radirungen (von des Verfassers Hand) und Holzschnitte nur das gedruckte Wort erläutern. Das Interesse des Werks hat nicht verloren durch diese Verzögerung, denn Kamtschatka, die Karolinen und selbst die russisch-amerikanischen Besitzungen sind von den neuesten wissenschaftlichen Reisen auffallend wenig berührt worden, und das Meiste von dem, was hier über diese Länder mitgetheilt worden, hat für unser Publikum noch den vollen Reiz der Neuheit. Dagegen erhält der Leser jetzt noch die ganze Reife der Lebensanschauung hinzu, welche der Verfasser in seiner Zurückgezogenheit in Mainz durch die mannichfaltigsten, auch auf das classische Alterthum gerichteten Studien sich erworben. Nirgends sind die wissenschaftlichen Forschungen des Verfassers in eine für den Laien ermüdende Form gekleidet, vielmehr trägt der gefeilte, des Schmucks des Humors nicht entbehrende Stil die Spuren, wie sorgfältig der Verfasser den ihm so geläufigen Stoff dem Bedürfniß des großen Publikums angepaßt hat.

Am 1. September 1826 fuhren der Senjawin, welcher außer seiner Bemannung von 62 Köpfen noch 15 Mann für den Dienst des Peter-Paulshafens in Kamtschatka führte, und die Corvette Moller von Kronstadt ab. Nach kurzen Aufenthalten in Kopenhagen, Portsmouth und Teneriffa (15. November) wurde am 7. Januar die Küste von Brasilien erblickt. Für den Aufenthalt in der für den Naturforscher so unendlich anziehenden Umgebung von Rio-de-Janeiro konnten nur 14 Tage erübrigt werden, denn es liegt im Wesen einer sogenannten Weltumsegelung, daß man alles nur flüchtig und im Vorübergehen betrachten kann. Hinzugefügt mag werden, daß der Senjawin ein schlechterer Segler als der Moller war und so immer im Rückstand sich befand und daß bei der Ueberfüllung des Schiffs mit Mannschaft die drei Naturforscher*) und der Zeichner**) in ihrer Thätigkeit vielfach gehemmt waren. Am 14. Februar 1827 erblickten sie die Falklandsinseln, aber erst nach langem Kampfe mit Wellen und Stürmen (8. März) konnten sie die Magellansstraße durchfahren. Am 16. März gingen die Schiffe in der Bucht von Concepcion (Chile) vor Anker, um ihre Vorräthe zu ergänzen. Kittlitz macht bei dieser Gelegenheit folgende eigenthümliche Bemerkung: „Der guten Beschaffenheit unsers Nachtlagers am Lande ungeachtet war es Mertens und mir unmöglich einzuschlafen wegen der doppelten Aufregung, welche die nur durch die Nacht unterbrochenen Natureindrücke sowol als auch die eigenen Gespräche bei uns hervorbrachten. Es ist nämlich ein sehr bemerkenswerther Charakterzug des Seelebens und gehört zu den eigenthümlichen Unnatürlichkeiten desselben, daß vertraute Gespräche, wie sie zwischen zwei Freunden geführt zu werden pflegen, solange das Fahrzeug sich unter Segel befindet, der Regel nach unmöglich sind. Wenigstens kann man von einer an Bord gemachten Aeußerung nie wissen, inwiefern sie wirklich aufrichtig und nicht durch Rücksichten auf Mitreisende modificirt sein möge. So haben also zwei Freunde, wenn sie nach langer Seefahrt zum ersten male am Lande sind, sich gewöhnlich sehr vieles zu sagen, was bisher aus dieser oder jener Rücksicht ungesagt blieb; namentlich werden erst hier ihre wahren Ansichten über die Persönlichkeiten und das Benehmen der Reisegefährten laut, Ansichten, deren Erörterung auf so langwierigen

*) Dr. Mertens, Dr. Eschscholtz, Kittlitz. **) Pastels.

Reisen, wie die, auf der wir uns soeben befanden, mitunter von nicht geringer Wichtigkeit ist."

Erst am 20. März konnten sie wegen widriger Winde die Bucht verlassen und langten am 27. in Valparaiso an, wo sie Dr. Pöppig antrafen, in der Vorstadt Almendral ihren Studien lebten und bis zum 15. April, dem Tag der Abreise, größere Ausflüge in das Innere des Landes unternahmen. Die gewaltig lange Seefahrt von Valparaiso bis Sitka begann mit widrigen Winden und endete erst am 24. Juni, nach einer siebenundsiebzigtägigen Fahrt, wo sie in den Norfolk-Sound des Vancouver einliefen. Am folgenden Tage bezogen die Naturforscher die ihnen angewiesenen Wohnungen in Sitka (Neuarchangel). Der Juli wurde mit Ausflügen zu Land und zur See zur Erforschung der Bai von Sitka verbracht und am 1. August die Reise nach den Aleuten angetreten. Erst am 20. August befand das Schiff sich in der Nähe der Fuchsinseln, und am 22. betraten die Naturforscher Illuluk, den Mittelpunkt der russischen Besitzungen, auf der Halbinsel Unalaschka gelegen. Am 31. August verließen sie diesen Hafen, erforschten die im Behringsmeer gelegenen Inseln St.-Georg und St.-Matthäus und fuhren an der Behringsinsel vorbei nach dem Peter-Paulshafen, wo sie am 29. September anlangten. Nach einem sehr interessanten Aufenthalt hier und in der Umgebung, verließen sie am 31. October die Awatschabai nach Süden, passirten am 25. November die Korralleninseln der Brownsgruppe und lagen am 9. December in der Bucht der Ualarinsel von der Karolinengruppe. Kurz vor dem Jahresschluß wurde diese Insel verlassen, das Schiff steuerte erst mehr als 2° südwärts, dann nordwestlich und man entdeckte am 14. Januar 1828 unter 6° 42′ nördl. Br. und 201½° westl. L. von Greenwich eine Insel, welche nach dem Schiff Senjawin-Eiland genannt wurde. Die Untersuchungen im Karolinenarchipel wurden bis zum 24. April fortgesetzt, worauf man nach Norden umkehrte. Am 10. Juni lag das Schiff wieder in der Awatschabai. Wegen des kurzen Sommers in den noch zu bereisenden Gegenden der Behringsstraße durfte der Aufenthalt des Schiffs hier nicht von langer Dauer sein. Kittlitz, um sich ungestört der Erforschung des Landes widmen zu können, entschloß sich, die Expedition hier zu verlassen, entweder bis zum Herbst, oder gänzlich; im letztern Falle wollte er wenigstens noch ein folgendes Jahr daranwenden und durch Sibirien zurückkehren. Am 27. Juni verließ der Senjawin den Hafen. Der Verfasser kann diesen Entschluß, den er nach seinen spätern Erfahrungen als einen unglücklichen bezeichnet, nur der eigenthümlichen Wirkung zuschreiben, welche Klima und Landesart von Kamtschatka, exaltirend und deprimirend, auf die Stimmung der Fremden übt. Der geringe Erfolg seiner zur See, auf Flüssen und zu Lande betriebenen Erforschung von Südkamtschatka bis Bolscherezk ließ ihn den Entschluß, sich von der Expedition gänzlich zu trennen, aufgeben. Im October war der Senjawin wieder angelangt und am 10. verließ Kittlitz mit diesem Schiff den Hafen von Peter-Paul, um über die Karolinen und Philippinen (Manila, 16—30. Januar 1829), St.-Helena (30. April) über Fayal (29. Juni) nach Havre (12. Juli) die Rückfahrt anzutreten. Schon diese trockene Uebersicht vermag dem Leser einen Begriff zu geben von dem Reichthum des Stoffs, der ihm hier geboten wird. Wir wollen nun, soweit es der uns vergönnte Raum erlaubt, noch einige interessante Mittheilungen hervorheben.

Wir beginnen mit der Schilderung von Petersburg: „Auf denjenigen, der Petersburg zum ersten mal besucht, kann der Anblick dieser großen, ihrer Schönheit wegen weitberühmten, so viel Eigenthümliches darbietenden Stadt gewiß zu keiner andern Zeit einen so wunderbar ergreifenden Eindruck machen, als eben in diesen längsten Tagen des Sommers, wenn man, sowie wir damals, um 3 Uhr Morgens ankommt. Das ist vielleicht die einzige Stunde der Nacht, in der mit seltenen Ausnahmen alles schläft; denn bis 2 Uhr pflegt noch viel gearbeitet zu werden und um 4 Uhr sieht man schon wieder einzelne Leute die Geschäfte des Morgens besorgen. Das Zauberhafte des Eindrucks wird vermehrt durch die ungeheuere Regelmäßigkeit und die fast beispiellosen Dimensionen der so sichtbar nach Einem Plane entstandenen Stadt. Diese meilenlangen Perspectiven, die riesigen Plätze, von Palästen und palastähnlichen Gebäuden in sichtbarer Raumverschwendung umgeben, die Kirchen mit goldblitzenden Kuppeln, die zahllosen Fenster und Thüren einer Hauptstadt, die damals schon nicht weniger als 400000 Einwohner zählte, wiewol sie immer noch im Vergleich zu ihrer ungeheuern Ausdehnung menschenleer zu nennen war: das alles zeigte sich dem erstaunten Ankömmling im raschesten Fluge; aber alles offenbarte, die wenigen in so großartiger Scenerie verschwindenden Schildwachen ausgenommen, auch nicht die geringste Spur von Leben, die ganze Stadt war wie durch Zauberei verödet; dabei war es heller Tag, selbst die Sonne war längst schon aufgegangen und hatte bereits einen nicht unbeträchtlichen Theil ihres Wegs zurückgelegt."

Der glänzenden Hauptstadt stellen wir dann auch einen Hauptort gegenüber, das obenerwähnte Illuluk auf Unalaschka: „Einige Häuser, sowie die sehr neu aussehende Kirche, waren nach russischer Art aus Holz gebaut, die übrigen hatten mehr oder weniger die Form der aleutischen Wohnungen. Diese bestehen meistentheils aus Rasen, dem nur einige Balken von Treibholz mehr Festigkeit verleihen, und sind so tief in die Erde gegraben, daß die immer sehr kleinen Fenster sich unmittelbar auf der Bodenfläche befinden. Die darüber aufgethürmten Rasendächer sind mit allerlei Grasarten üppig bewachsen; sie geben den Gebäuden allerdings mehr das Ansehen von Gräbern als von menschlichen Wohnungen. Von welcher Wichtigkeit übrigens bei dieser Bauart, wo es vor allem gilt, sowenig Holz als möglich zu brauchen, der reichliche Graswuchs auf diesen Dächern ist, beweist die Thatsache, daß man sich hier sehr ungern entschließt, zahme Ziegen zu halten, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß solche sehr viel auf die niedrigen Dächer klettern und daselbst das Gras abfressen, worauf denn der weniger dichte Rasen sogleich mehr Feuchtigkeit durchläßt. Das Innere der Häuser zeigt übrigens eine lobenswerthe Reinlichkeit und ist im allgemeinen gegen Nässe sowol als Kälte gut verwahrt."

Die Awatschabucht (von der der Peter-Paulshafen einen Theil bildet) schildert der Verfasser Ende September folgendermaßen: „Steile Gebirgsmassen mit ansehnlich hohen Felsenwänden an der Wasserseite zeigten sich fast durchgängig bedeckt mit lichter Birkenwaldung, unter welcher der Boden außer sehr üppigem Gras- und Kräuterwuchs, den die späte Jahreszeit noch immer nicht zerstört hatte, besonders auf den Höhen, beträchtliche Massen sehr dichten Unterholzes, aus verschiedenen voneinander gesonderten strauchartigen Gewächsen, Nadel- und Laubholz, bestehend, das letztere bereits stark gefärbt mit den herbstlichen Tönen, in gelb, roth und braun. Die Hauptzierden der Awatschabucht, jenes großen, nach innen zu fast kreisrund sich erweiternden Wasserbeckens, bildet der Anblick der entfernten Gebirge. Bei heller Witterung zeigen hier die hohen, steilen, phantastisch ausgezackten und mit ewigem Schnee reich verzierten Bergketten ein unvergleichliches Panorama, das außerdem noch vier vulkanische Kegel verherrlichen, deren höchster bis zu 14000 Fuß ansteigt. Neben ihm, aber der Küste noch etwas näher, erhebt sich der jetzt noch brennende Vulkan von Awatscha, der erst zwei Monate vor unserer Ankunft die Umgegend weit und breit mit Asche bestreut hatte."

Nachdem die Reisenden, wie früher erwähnt, von Peter-Paulshafen vor dem Winter nach Süden entflohen waren, verweilten sie länger auf der Karolineninsel Luguner. Die Kleidung der dortigen Frauen besteht seltsamerweise außer einem schmalen Gürtel noch aus einer aus Kokosfasern geflochtenen Halsbinde; die Lebensweise und das dabei übliche Geremoniell auf diesen Inseln schildert der Verfasser folgendermaßen:

„Diese gastfreien Insulaner sind stets auf bestmögliche Bewirthung des bei ihnen eintretenden Reisenden bedacht. Außer den drei regelmäßigen Mahlzeiten am Morgen, Mittag und Abend wird auf dem Lande gewöhnlich Zuckerrohr zur Erfrischung ge-

reicht; die Grundherren, in deren Beſitz die edelſten Früchte ſind, bewirthen ihre Gäſte mit Kokosnüſſen, deren waſſerhelle Milch aus der angebrochenen Schale ſelbſt getrunken wird. Die Mahlzeiten beſtanden zu jener Jahreszeit faſt immer aus friſcher Brotfrucht. Ihre Zubereitung iſt ſo, daß die rohe Brotfrucht in zwei Hälften zerſchlagen, ſodann in der von der Glut möglichſt gereinigten heißen Aſche verſcharrt und mit Blättern bedeckt wird. Etwa nach einer Viertelſtunde nimmt man die gar gewordene Speiſe heraus, die dann auf länglichen, aus Palmennadeln geflochtenen Platten, welche die Teller und Schüſſeln vertreten, aufgetragen wird. Aber ein Herumreichen der Schüſſel im Kreiſe der Anweſenden iſt nicht gebräuchlich; ſie wird entweder vor dem Hausherrn oder vor dem vornehmſten Gaſte niedergeſetzt, dem es nun obliegt, jedem ſeinen Antheil mit Grazie zuzuwerfen. Ich ſelbſt bin ſo ſchon in der Lage geweſen, daran erinnert werden zu müſſen, daß mir eben dieſes Ehrenamt zukam; bis ich es richtig verwaltet hatte, ſaßen die Uebrigen geduldig und unbeweglich im Kreiſe da, zeigten aber durch die Geſchicklichkeit, mit der ſie das Zugeworfene zu fangen wußten, daß ſie mit der hieſigen guten Lebensart hinreichend bekannt waren."

Nachdem wir bisjetzt den Leſern Bruchſtücke aus dem ruſſiſchen Reiche und aus dem Gebiete von Völkern malaiiſcher Cultur mitgetheilt, ſchließen wir unſere Auszüge mit einem Bild aus dem ſpaniſchen Colonialreiche. „Manila liegt in einer weiten, cultivirten und waldloſen Ebene, der es jedoch keineswegs an zahlreichen Bäumen und kleinern Gebüſchen fehlt. Von der Mündung des Fluſſes Paſig, der zum Ankerplatz der Schiffe dient, führt ein langer, ziemlich breiter Damm nach der Stadt, deren bei weitem größter Theil aus den verſchiedenen ſehr volkreichen Vorſtädten beſteht, zu denen die vielen kleinen Ortſchaften, welche die Ebene bis an den Fuß der Gebirge bedecken, gewöhnlich mitgezählt zu werden pflegen. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil iſt durch ſtarken Hauptwall, naſſen Graben und ſorgfältig unterhaltenes Glacis befeſtigt; dieſer hat gerade, ſehr regelmäßige Straßen; die ſchweren maſſiven Gebäude ſind außer den Kirchen und dem ſehr weitläufigen Regierungspalaſt, wo der Generalkapitän der Philippinen ſeinen Sitz hat, meiſt Klöſter und Kaſernen. Der viel größere, nicht befeſtigte Theil der eigentlichen Stadt hat unregelmäßige, ziemlich enge Straßen, und Häuſer von ſehr verſchiedener Größe, die meiſten davon ſind zweiſtöckig und mit geräumigen Veranden verſehen; das untere Stockwerk iſt gewöhnlich gewölbt und von ſehr ſchönem Gemäuer. Die Dächer ſind mit gebrannten Hohlziegeln verſehen, die geräumigen Fenſter meiſtens ohne Glas, aber mit hölzernen Jalouſien, zum Theil auch mit Einſatzrahmen von zuſammengeſetzten durchſichtigen Muſchelſchalen verſehen. Dieſe Häuſer mit den dazu gehörigen Pferdeſtällen und andern Nebengebäuden umgeben gewöhnlich ſehr ſauber gehaltene, mit Quadern gepflaſterte Höfe nebſt kleinen Gärten, aus denen die Wipfel der Arecapalme, des Melonenbaums u. ſ. w. hervorragen. Zierliche ſteinerne Treppen verbinden die Hofräume mit den geräumigen Plateformen der Nebengebäude. In den weit mehr ländlichen Vorſtädten ſind die Häuſer von größern Gärten unterbrochen und von viel leichterer Bauart, häufig aus Bambusrohr auf Pfählen erbaut; Zwiſchenwände und Fußboden ſind käfigartig durchbrochen, um den Luftzug zu erhalten, den man nach Gefallen durch Decken oder Matten hemmt." Wir glauben, daß dieſe Auszüge genügen, um dem Leſer von der anſchaulichen Schreibart dieſes Buchs einen Begriff zu geben; aber der Verfaſſer malt nicht mit dem Worte allein, ſondern zahlreiche Originalradirungen und eingedruckte Holzſchnitte nach ſeinen Zeichnungen erläutern das Geſagte in angenehmſter Weiſe. 25.

Notiz.

Die „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter" und Redwitz' „Philippine Welſer".

In einem im Decemberheft der „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter" enthaltenen Bericht über Oskar von Redwitz' „Philippine Welſer" ſtießen wir auf folgende Worte: „Das eine Ergebniß, das die münchener Preisconcurrenz negativ lieferte, iſt bei den großmüthigen Abſichten, die man ihr entgegentrug, dennoch gewiß betrübend: die Thatſache nämlich, daß nicht ein einziges nationales Drama ſich fand, das zur Darſtellung auf der Bühne wenigſtens empfohlen werden konnte. Was ſollen uns die griechiſchen Muttermörder und die römiſchen Weiberräuber? Nur die dürre Schulbildung der Fanatiker des Claſſicismus experimentirt noch mit dem unfruchtbaren Satze, daß das Heil bei den Alten und auf antikem Boden zu holen ſei. Das Heidenthum iſt todt, ſeine Anſchauung uns fremd, und das gelungenſte Muſter bringt es kaum weiter als zur froſtigen Bewunderung." Wir führen dieſe Stelle an als einen abermaligen Beweis, daß in unſerer Zeit eklektiſcher, hin- und hertaſtender Verwirrung die einander widerſprechendſten und feindſeligſten Principien doch irgendwo wieder zuſammentreffen und ſich wider Willen und Vermuthen plötzlich auf einem und demſelben Boden befinden: die Anhänger der „Philiſtermoral" oder des ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes wollen ebenſo wenig etwas von der Romantik und den Romantikern wiſſen, als ſo manche Gegner dieſer Richtung, welche das Genie von den Schranken dieſer Moral eximirt wiſſen wollen, während beide Richtungen in der Verehrung Heine's wieder zuſammentreffen; und hier ſehen wir vom orthodoxkatholiſchen Standpunkte die Dramatiſirung antik-heidniſcher Stoffe verworfen, die auch vom ganz entgegengeſetzten modern heidniſchen Standpunkte verworfen wird. Im übrigen weiſt das Alterthum noch ganz andere uns zuſagendere Stoffe auf als die Geſchichten „griechiſcher Muttermörder" und „römiſcher Weiberräuber". Was nun das Redwitz'ſche Schauſpiel „Philippine Welſer" betrifft, ſo wollen wir gern dem Berichterſtatter der „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter" die Bewunderung gönnen, womit er die darin ſich ausſprechende „aufrichtige und unverhaltene chriſtliche Geſinnung" und die Redwitz'ſche Tendenz, die „Unlösbarkeit der Ehe" und das „Princip der Standesunterſchiede" zu verherrlichen, in ſalbungsvollen Worten feiert. Wir müſſen geſtehen, daß wir nach den Recommandationen bairiſcher Blätter doch etwas Intereſſanteres erwarteten, als wir bei der Aufführung des Stücks auf der leipziger Bühne fanden. Das neue Redwitz'ſche Schauſpiel ſchien uns aus meiſt ziemlich gewöhnlichen Ingredienzien deutſcher Rühr- und Familiendramatik zuſammengeſetzt zu ſein. Daß die Perſonen des Stücks zufällig hiſtoriſche ſind, verändert an der Sache nichts. Man denke ſich den Kaiſer als einen ſtörrigen Landedelmann und den Erzherzog als einen verliebten, etwas ſchwachſinnigen Junker, den alten Welſer als einen modernen geldſtolzen Bankier und Philippine als ſein ſentimentales Töchterchen — und man hat ein ganz modernes Familiendrama. Es iſt die Geſchichte der Düveke und noch mehr der Agnes Bernauer, nur ohne tragiſchen Ausgang, oder die der deſſauer Apothekerstochter Anna Liſe, nur ohne Humor. Die Sprache iſt bald ziemlich ſchwülſtig, bald ziemlich hölzerne Proſa, die ſich nur in einigen Stellen über das Gewöhnliche erhebt und den Dichter durchblicken läßt. Gutgearbeitete Jamben würden das Phraſenhafte der Sprache weniger fühlbar gemacht und eine poetiſchere Stimmung erzeugt haben. Der Stoff eignet ſich überhaupt mehr zu einer kurzen Ballade oder Novelle als zu einem fünfactigen Drama. Dabei wollen wir keineswegs in Abrede ſtellen, daß ſich in „Philippine Welſer" jedenfalls ein bedeutender Fortſchritt in der Handhabung dramatiſcher Mittel gegen deſſelben Verfaſſers „Sieglinde" bemerkbar macht; unter anderm iſt der alte Patricier Welſer, der dem Kaiſer gibt, was des Kaiſers iſt, ſich aber im Bewußtſein bürgerlicher Unabhängigkeit, wie ſie Beſitz und Reichthum gewähren, gewiſſermaßen als ſelbſtändige Macht ihm ebenbürtig fühlt, eine trefflich angelegte Figur, obſchon der Conflict zwiſchen beiden nicht ſo prägnant und erſchöpfend durchgeführt iſt, auch wol als mehr epiſodiſch auftretend nicht ſo durchgeführt werden konnte, wie man wol wünſchen möchte. H. M.

Bibliographie.

Iuvra-Album. Dichtungen von A. Anschütz, L. Bowitsch, J. F. Castelli, C. Gerri, W. Constant u. s. w. Bilder von Bachmann-Hehmann, E. Ender, Fr. Fries, C. Grefe u. s. w. 2ter Jahrgang. Wien, Tendler u. Comp. 1858. Gr. 4. 4 Thlr.

Barth, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855. Tagebuch seiner im Auftrag der Brittischen Regierung unternommenen Reise. 5ter Band. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern. Gotha, J. Perthes. 1858. Gr. 8. 6 Thlr.

Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums. Herausgegeben von dem Hennebergischen alterthumsforschenden Verein durch G. Brückner. 1ste Lieferung. Meiningen. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Eisfeld, W., Ueber Pytheas von Massilien und dessen Einfluß auf die Kenntniß der Alten vom Norden Europas insbesondere Deutschlands. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brunner, S., Ein eigenes Volk. Aus dem Venediger- und Bergbartenland. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Chézy, Helmina v., Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben. Von ihr selbst erzählt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 12. 3 Thlr.

Chlumecky, P. R. v., Das Tobitschauer-Buch, eine Quelle zur Rechtsgeschichte des XV. Jahrhunderts in Mähren. Brünn, Rusch u. Grosse. 1858. 4 Ngr.

Erasenstolpe, M. J. v., Der russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. Mit einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Großen. Fortgesetzt von E. Volckhausen. 8ter Band. — A. d. T.: Nikolaus I. Von der polnischen Revolution bis zur Intervention in Ungarn. Von E. Volckhausen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dichterstimmen aus Heimath und Fremde. Für Frauen und Jungfrauen ausgewählt von Luise Büchner. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 16. 2 Thlr.

Dräxler-Manfred, C., Pentameron. Geschichten aus dem Leben. Leipzig, Kollmann. 1858. 8. 27 Ngr.

Ernst, Gedichte. Leipzig, Engelmann. 1858. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Fichte, J. H., Zur Seelenfrage. Eine philosophische Untersuchung. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Fischer, H., Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr.

Gladisch, A., Herakleitos und Zoroaster. Eine historische Untersuchung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 25 Ngr.

Groth, K., Vertelln. Plattdeutsche Erzählungen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Trina. Kiel, Schwers. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Helfferich, A., Entstehung und Geschichte des Westgothen-Rechts. Berlin, G. Reimer. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. L. Gubitz. 38ster Jahrgang für 1859. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Judaea capta oder die Zerstörung Jerusalems. Aus dem Englischen. Mit einer Einleitung von W. Hoffmann. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1858. 8. 15 Ngr.

Kuenen, H. J., Der christliche Heidenbote. Ein Gedicht. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Knapp. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 12 Ngr.

Röglinq, T., Briefe an seine Freunde. Solothurn. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ruck, G., Beiträge zur Geschichte vom Kloster Heilsbronn. Die Verhältnisse vor der Klosterstiftung. Die Heilquelle. Die Heideckerkapelle. Das Kastrum oder Burggrafenhaus und seine Bewohner. Der Prediger Hocker. Mit 1 Abbildung. Ansbach, Seybold. Gr. 8. 24 Ngr.

Müller, D. E., Die Monokratie, das Grundprinzip des Organischen im Natur- und insbesondere im Menschen-Leben und dessen allgemeinste mathematische Formel. 1ste Abtheilung. Aschaffenburg. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Mürdter, J. F., General-Major Sir Henry Havelock, Baronet von Lacknau, Kommenthur des Bathordens ꝛc. als Kriegsheld und als Christ. Nach den Biographieen von W. Brock, James Grant und John Marshman geschildert. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 12 Ngr.

Norden, Marie, König Wilhelm der Dritte und seine Zeit. Historischer Roman. Drei Theile. Dresden, Schaefer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Perner, Ueber die Hauptgebrechen der Erziehung. München. 1858. 8. 12 Ngr.

Preger, W., Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit. 1ste Hälfte. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Rückert, W., Die kurfürstliche Neutralität während des Basler Concils. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte von 1438—1448. Leipzig, Teubner. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Reuter, W., Das Minnelied der christlichen Seele. Trier, Linz. 16. 12 Ngr.

Rohmer, Th., Die Religion Jesu. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von G. Widenmann. Nördlingen, Beck. Lex.-8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Rohrbach, C., Shakespeare's Hamlet erläutert. Berlin, F. Schneider. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Die Aufgaben deutscher Politik. Oesterreich und Preußen. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 15 Ngr.

Baumgarten, M., Predigt im Auftrage des evangelischen Kirchentages gehalten am 17. September 1858 in der Waisenhauskirche zu Hamburg. Leipzig, Hoffmann. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Offenes Sendschreiben an Herrn Consistorialrath Professor Dr. Krabbe. Leipzig, Hoffmann. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Bischoff, Th. L. W., Ueber Johannes Müller und sein Verhältniß zum jetzigen Standpunkt der Physiologie. Festrede. München. 1858. Gr. 4. 10 Ngr.

Die Eisenbahnen und der Nationalwohlstand der Schweiz, mit besonderer Rücksicht auf Ziegler's Schrift: Die Gewerbsthätigkeit und die Eisenbahnen der Schweiz. Zürich, Schabelitz. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Erinnerung an die Festfeier am 16. November 1858 bei feierlicher Eröffnung der erzenen Thüren mit den 95 Sätzen an der Schloßkirche zu Wittenberg. Wittenberg, Herrose. 1858. Gr. 8. 2½ Ngr.

Fritze, A. E., Mein Rücktritt vom Predigtamt in der Gemeinde Ströbeck. Aktenmäßig dargestellt. Nebst einigen Beilagen. Gotha, Stollberg. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heller, J., Oesterreichs Lage und Hülfsmittel. Denkschrift. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Hilgenfeld, A., Rückblick auf das letzte kirchliche Jahrzehend Deutschlands. Jena, Mauke. Gr. 8. 5 Ngr.

Meinhold, C., Die Mitwirkung der Pommerschen Stände in kirchlichen Dingen. Kirchengeschichtlich erörtert. Berlin, W. Schultze. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Ranke, E., Mittheilungen in Sachen des kirchlichen Streites in Oberhessen. Marburg, Elwert. 1858. Gr. 8. 4 Ngr.

Scharff-Scharffenstein, H. v., Preußen und der Prinz-Regent. Frankfurt a. M., Boselli. 1858. Gr. 8. 4 Ngr.

Schutz der Arbeit! Schutz der Freiheit! Ein Beitrag zur Lösung der Gewerbefrage. Bremen, Geisler. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zeitschriften für 1859 von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis jährlich 6 Thlr. Täglich außer Sonntags 1 Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff.**

4. Preis jährlich 12 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen oder in Monatsheften.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

8. Preis jährlich 12 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

8. Preis vierteljährlich 20 Ngr. In wöchentlichen Nummern von 1 Bogen oder in Monatsheften von 4—5 Bogen.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

Zusammengestellt von **Paul Trömel.**

8. Preis des Jahrgangs 15 Ngr. Monatlich in 1—1½ Bogen.

Bibliographie für Linguistik und orientalische Literatur.

Zusammengestellt von **Paul Trömel.**

8. Wird gratis ausgegeben. Halbjährlich 1 Nummer.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

4. Preis vierteljährlich 5 Ngr. Am 15. und 30. jeden Monats in 1 Nummer von 1—1½ Bogen.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern derselben sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von

Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des siebenundzwanzigsten Heftes:

Bulle, s. Curie. — **Bund, Bundesverfassung.** Von Welcker. — **Bund Gottes.** Von H. E. G. Paulus und Welcker. — Bündniß, s. Bund. — **Buonaparte (Napoleon) und sein Haus.** Von Rotteck und Welcker. — **Bureaukratie.** Von H. von Gagern.

Inhalt des achtundzwanzigsten Heftes:

Bureaukratie. Von H. von Gagern. (Schluß.) — **Bürger.** Von K. J. A. Mittermaier. — Bürgerkrieg, s. Krieg. — **Bürgerrecht.** Von K. J. A. Mittermaier. — **Bürgerstand.** Von K. J. A. Mittermaier. — **Bürgertugend und Bürgersinn.** Von Welcker. — Bürgschaft, s. Garantie. — Burgunder, s. Deutsche Volksstämme. — **Burke (Edmund).** Von H. Marquardsen. — **Cabinet, Cabinetsbefehl, Cabinetsminister, Geheimes Cabinet, Cabinetsregierung.** Von Rotteck. — **Cabinetsjustiz, Cabinetsinstanz.** Von Welcker.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

„Aus der Heimath" ein **naturwissenschaftliches Volksblatt,** von Professor **Rossmässler.** Wöchentlich 1 Bogen **mit Illustrationen,** Preis pro Quartal ⅓ Thlr., durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben. **C. Flemming.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 20. Januar 1859.

Inhalt: Materialismus oder Spiritualismus. Sechster Artikel. Von Karl Fortlage. — Wilmar und Vera Weber. — Geschichtliche Novelle von J. Gegenbauer. — Notizen. (Englische Urtheile über deutsche Literatur; Ist Shylock eine tragische oder komische Figur?) — Bibliographie. — Anzeigen.

Materialismus oder Spiritualismus.

Sechster Artikel. *)

1. Kritik des Materialismus von Robert Schellwien. Berlin, G. W. F. Müller. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung. Ein Versuch von C. J. Braniß. Breslau, Trewendt. 1858. Gr. kl.-8. 10 Ngr.
3. Die Prätensionen der exacten Naturwissenschaft, beleuchtet und mit polemischen Glossen wider Hrn. Prof. Dr. Schleiden bedacht von A. Franz. Nordhausen, Büchting. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Materialismus ist eine Doctrin, welche die Forschungen über die Naturdinge geflissentlich und absichtlich nur bis in eine mäßige Tiefe treibt, ähnlich einem Bergmann, der sich vorsetzte, niemals über 100 Fuß tief seine Schächte zu treiben. Es ist dies eine Art und Weise, an welcher sich an und für sich nicht viel aussetzen läßt; sie kann sogar in manchen Fällen als auf einer Einsicht in die Beschränktheit der eigenen Denkkräfte beruhend ganz lobenswerth sein. Nur muß dann auch nie dabei vergessen werden, daß alles, was sich auf diesem Standpunkte aufstellen läßt, nur immer bis in eine Tiefe von 100 Fuß reicht. Wenn z. B. jener Bergmann von oberflächlichem Betriebe und schlechten Werkzeugen versicherte, er habe bis auf 100 Fuß Tiefe nur taubes Gestein und keine Metallader entdeckt, und folglich sei auch in einer Tiefe von 200 Fuß und darüber noch viel weniger daran zu denken, so müßte man diese Aussage mit Beziehung auf den bequemen Betrieb und die schlechten Werkzeuge zu verstehen wissen.

Uns auf diesen Standpunkt zu versetzen, und von der Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit der Grundbegriffe des Materialismus aufs deutlichste zu überzeugen, diesen Zweck erreicht die „Kritik des Materialismus" von Schellwien auf vollständige Weise. Sie ist mit großer dialektischer Gewandtheit geschrieben. Sie geht sogleich auf die Hauptsache zu, indem sie es mit vollständiger Evidenz klar macht, daß das Verhältniß von Kraft und Stoff, auf welchem der Materialismus fußt, nämlich von der Kraft als einer bloßen Eigenschaft am Stoffe, ein der äußersten und trüglichsten Oberfläche des Sinnenscheins entnommenes Verhältniß ist: ein Verhältniß, welches nicht der gründlichen Verarbeitung der Anschauung durch den Verstand, sondern einem flüchtigen Arrangement derselben durch die bloße Einbildungskraft angehört. Woher es denn kommt, daß das Verhältniß von Kraft und Stoff, wie es sich die Materialisten denken, zwar in einigen Fällen der Physik eine brauchbare Anwendung leidet, in andern hingegen sich nur auf eine geschrobene und die Natur mishandelnde Art durchsetzen läßt, endlich aber im Gebiete der organischen Kräfte zu einer bloßen Fadheit herabsinkt, indem man z. B. mit der Kraft des Gehirns zu denken, der Kraft der Drüsen abzusondern, der Kraft der Zellen zu wachsen, der Kraft der Muskelfasern sich zusammenzuziehen, ungefähr ebenso gut oder ebenso schlecht einen Begriff verbinden kann, als mit der Kraft des Siebes, das Wasser durchzulassen, oder mit der Kraft des Rückens, Schläge zu bekommen.

Es hätte dem Verfasser nicht gelingen können, dem Materialismus so einbohrend und erfolgreich zu begegnen, wenn er blos negativ und abwehrend verfahren wäre. Die Kraft seines guten Angriffs beruht wesentlich auf dem positiven Gehalte einer mit consequenter Logik durchgeführten philosophischen Bewegungslehre, welche mit besonnener Kühnheit das Dasein alles und jeden Stoffs überhaupt in gegründete Abrede stellt. Freilich ist zu fürchten, daß der Gegner, gegen welchen hier gefochten wird, im allgemeinen wol nicht die Vorbildung mitbringen wird, welche nöthig ist, um die Schärfe der hier vorgetragenen Gedanken aufzufassen und sich einen klaren Begriff davon zu machen, was mit einer Dialektik nicht nur der Begriffe, sondern auch der Sache selbst im Naturprocesse gemeint sein könne. Jedenfalls aber wird ihm die Thatsache eine gewisse blinde Verwunderung abnöthigen müssen, wie sich eine Weltansicht mit einschneidender Schärfe der Gedanken vertheidigen läßt, in deren Gebiete es weder Atome, noch Stoffe, noch überhaupt Dinge gibt, sondern nirgends etwas anderes als Erscheinungen,

*) Vgl. die frühern Artikel in Nr. 30 u. 49 d. Bl. f. 1856, 10 f. 1857, 11 u. 20 f. 1858. D. Red.

durchwaltet von gewiſſen ſie beherrſchenden Geſetzen; ſodaß alſo das Geſetz ganz allein und für ſich ſelbſt die Grundlage alles Gegebenen bildet. Dem Philoſophen drängen ſich hierbei freilich noch immer manche Fragen auf, welche höchſt verſchieden beantwortet werden können, auch von dem, welcher die Ueberlegenheit des Geſetzes über den Stoff vollkommen anerkennt. Z. B: iſt, wie Schellwien behauptet, auch im Geiſte wie in der Materie das Geſetz das erſte und das individuelle Daſein das zweite, oder iſt nicht vielmehr das gerade Gegentheil hiervon der Fall? Iſt nicht der Geiſt das eigentlich individuelle Daſein, welches um ſo individueller wird, je mehr es aus der Sphäre der Erſcheinung (der Materie) in die Sphäre des reinen Geſetzes (der Erkenntniß) übertritt? Iſt nicht das reine Geſetz das Geſetz, welches ſich die erkennende Vernunft ſelbſt zur Vollziehung gibt und welches ſie daher nicht vollzieht, weil ſie muß, ſondern weil ſie ſoll? Steht das Weſen, welches dem Geſetz nicht mehr auf blinde, ſondern auf freie oder wählende Art unterliegt, nicht eben damit über dem Geſetz? Wird es nicht eben damit ein individuelles, ſelbſtändiges und zugleich für andere Weſen ſeinesgleichen aufgeſchloſſenes Weſen, gegenüber dem in der allgemeinen Geſetzlichkeit verſchwimmenden, unſelbſtändigen und unaufgeſchloſſenen Weſen der bloßen Erſcheinungen? Dieſe Fragen ſollen hier, weil ſie dem Materialismus gegenüber von geringerer Bedeutung ſind, nicht weiter verfolgt werden. Sie ſollen nur erwähnt ſein, um anzudeuten, wie entſchieden Schellwien innerhalb des Standpunktes, welcher die Realität des Stoffs leugnet, auf das eine Extrem deſſelben verfällt (auf den Univerſalismus) mit völliger Verneinung des andern (nämlich des Individualismus).

Vielmehr möge ein anderer Punkt herausgehoben werden, welcher dem Verſtändniß der Materialiſten ſelbſt näher liegt und in welchem die Anſicht der Stofflehrer, mindeſtens bis auf eine gewiſſe Strecke weit, gegen die hier geführten Angriffe geſchützt werden kann. Es wird behauptet, daß keiner der Stoffe, welche miteinander in eine chemiſche Verbindung treten, darin bewahrt bleibe und daß folglich das ſich in den Erſcheinungen Erhaltende niemals der Stoff, ſondern immer allein das Geſetz ſei. Waſſerſtoff und Sauerſtoff gehen im Waſſer zu Grunde, exiſtiren nun nicht mehr. Und ebenſo geht das in ſie zerlegte Waſſer in ihnen zu Grunde und wird nicht mehr gefunden. Und ſo wird immerfort nur ſtatt des einen etwas anderes gefunden, nach beſtimmtem Geſetz. Aber weder iſt das eine im andern, noch das andere im einen, ſondern das eine und das viele ſind vorübergehende Phänomene innerhalb des ſich niemals gleichbleibenden, immer aber beſtimmten Geſetzen gehorchenden Fluſſes der Dinge, welcher jene Beſtimmungen als verſchwindende Anſichten an ſeiner Oberfläche vorüberführt. Gegen die rohe Anſicht von einer ruhenden Materie iſt dies eine gute Bemerkung. Sie dient dazu, das geträumte Feſtland eines ſichern und geborgenen Daſeins aus ſoliden Dingen an ſich in den Meeresfluten eines unſichern Erfahrungswechſels untergehen zu laſſen. Aber ſie unterläßt es, uns die hervorragenden Inſeln und Korallenbänke zu zeichnen, welche von dem unter Waſſer ſtehenden Grunde eine wenn auch nur muthmaßliche Kunde geben, ſie vergißt die vereinzelten Landzungen und Dämme zu betreten, auf denen man hin und wieder bis auf eine gewiſſe Strecke weit trockenen Fußes die Fluten durchſchreiten kann. So z. B. iſt das ſpecifiſche Gewicht eines chemiſchen Stoffs ein ſchlechterdings nicht in den dialektiſchen Strom des Werdens mit eintretender, ſich vielmehr dieſem Strom, welcher mit den übrigen Eigenſchaften ſpielt, hartnäckig widerſetzender Damm. Wir mögen ihn zu erſchüttern ſuchen ſoviel wir wollen, er ſinkt nicht mit unter, er erhält ſich fortwährend. Sein Vorhandenſein beweiſt zwar noch durchaus nicht, daß darum, weil ſich eine gewiſſe Eigenſchaft dem dialektiſchen Strome des Werdens widerſetzt, mit dieſer Eigenſchaft ſich nun auch ſchon zugleich gewiſſe Klümpchen oder Atome ihm widerſetzen müßten. Denn ein ſpecifiſches Gewicht iſt etwas ganz anderes als ein Klumpen. Aber ſie beweiſt, daß das Untertauchen der Erſcheinungen in den allgemeinen Strudel von Verwandlungen und Veränderungen ſeine genau abgeſteckten Grenzen hat. Und ſie gibt dem Dialektiker eine Warnung, welche er nicht vernachläſſigen darf. Denn wenn es auch im allgemeinen der Strom und nicht das Atom iſt, was dem Philoſophen als ſolchem einleuchtet, ſo wird doch auch der Strom ihn unrettbar irre führen, wenn er nicht genau auf die Punkte achtet, welche dem Strome widerſtehen und dadurch ebenſo ſehr ein über den Strom erhobenes Daſein bekunden, als die ſich immer gleichbleibenden Geſetze haben, denen der Strom gehorcht. Achtet er hingegen genau auf dieſe Punkte, legt er eine Klaſſenordnung an zwiſchen den verſchiedenen Qualitäten und Eigenſchaften, je nachdem ſie dem Strome auf längere Zeit oder auf immer, ganz oder zum Theil, allein für ſich oder in Verbindung mit andern Qualitäten Widerſtand leiſten, ſo ſcheiden ſich ihm gewiſſe Urphänomene als Grundkräfte, welche im Wechſel des Erſcheinens ihr Daſein vertheidigen und die Dialektik des Werdens beſiegen und vernichten, von ihren Nebenphänomenen ab, welche durch ihr Ergriffenſein von der Dialektik zu bloßen Eigenſchaften oder zufälligen Erſcheinungen an den Grundkräften oder ihrem gegenſeitigen Zuſammenſpiel herabſinken. Erſt ſobald dieſes geſchieht, zeigt ſich uns die Lehre von der Ewigkeit der Stofftheilchen oder Atome in ihrem wirklichen Werthe, nämlich als eine Lehre, welche darin irrt, daß ſie mit den Eigenſchaften, die uns die Natur im Wechſel als beſtehend zeigt, auch ſogleich eine Anzahl anderer Eigenſchaften fortbeſtehen läßt, von denen die Erfahrung dieſes Beſtehen verneint. Nicht blos Geſetze, ſondern auch Grundkräfte überdauern den Wechſel der Erſcheinungen, nicht aber Stofftheilchen. Letztere ſind beſtimmt, ſich wieder aufzulöſen in die Grundkräfte, aus deren Spannungen ſie hervorgingen. Sind aber die garſtigen Klümpchen nicht ewig, ſondern vergänglich, dann iſt fortan nur noch derjenige Materialismus möglich, welcher ſpricht: Im Anfang war die That! Dieſes eben und nichts anderes iſt es, was der Idealismus will.

Die Abhandlung von Braniß „Ueber atomiſtiſche und dynamiſche Naturauffaſſung“ nimmt ſich dieſen Punkt ebenfalls zum Augenmerk, aber von einer andern Seite her. Sie nimmt ſich zum Gegner den geiſtvollen Vertheidiger der Atomentheorie, nämlich Fechner. Sie ſucht zu zeigen, daß es einem geiſtvollen Manne wie Fechner nur dadurch möglich wurde, ein in den letzten Zügen liegendes Vorurtheil aus der mechaniſchen Phyſik zu vertheidigen und zu ſtützen, daß er ihm ſtatt der gewöhnlichen Auffaſſung ganz andere Begriffe von feinerer und gebildeterer Art unterſchob, mit denen weit eher die Gegner des Atomismus als ſeine bisherigen Freunde ſich werden vertragen können. Denn Fechner erklärt die Atome nicht für einfache, ſondern für zuſammengeſetzte Weſen, zuſammengeſetzt nämlich aus dynamiſchen Kraftpunkten von einfacher Art, ſodaß hier der einfache Kraftpunkt zum Grundbegriff erhoben, der zuſammengeſetzte Maſſentheil hingegen zum abgeleiteten Begriff herabgeſetzt wird. Braniß erkennt es daher auch an, daß das phyſikaliſche Denken bei Fechner ganz auf jenem umſichtigen und kritiſchen Standpunkte ſteht, welchen die Philoſophie will, und findet nur das an ihm zu tadeln, daß er, anſtatt offen und entſchieden mit dem veralteten Vorurtheil zu brechen, noch immer neuen Wein in alte Schläuche füllen möchte, noch immer das, was im Grunde der Sache nichts iſt als eine rein dynamiſche Naturanſicht, unter der nur zur Hälfte paſſenden Aufſchrift einer neuen Atomiſtik deſto leichter an den Mann bringen möchte.

Daß Fechner mit ſeiner neuen Art von Atomen nicht daſſelbe will, was der größte Theil der Phyſiker ſich unter Atomen denkt und was namentlich die materialiſtiſch Geſinnten derſelben unter dieſem Namen feſthalten, daß er vielmehr im Grunde die aufgeklärtern und durchdachtern Begriffe einer philoſophiſchen Dynamik unter einem geſchickten Deckmantel in die Phyſik einführt, darin hat Braniß vollkommen recht. Denn ſowenig die zwei Perſonen eines Ehepaars ſchon dadurch zu einer einzigen Perſon zuſammenſchmelzen, daß ſie Katholiken ſind und folglich niemals zu einer Ehescheidung ſchreiten können, ebenſo wenig ſchmelzen die unausgedehnten Kraftpunkte, aus denen das Fechner'ſche Atom zuſammengeſetzt iſt, ſchon dadurch in ein einziges Weſen zuſammen, daß ihnen unter allen Umſtänden die Scheidung verwehrt iſt. Vielmehr geben viele unter ihnen durch ihre ſtarke gegenſeitige Repulſionskraft zu erkennen, daß es nur ein äußerlicher Zwang und nicht eine innere Weſenseinheit iſt, welcher ſie aneinander kettet. Und ſo erſcheint Fechner den philoſophiſchen Dynamikern gegenüber in einem gewiſſen Unrecht, wenn er nicht in Hinſicht darauf, daß beiderſeitig nur ganz auf einen und denſelben Punkt losgeſteuert wird, ſich die Sprache der philoſophiſchen Dynamik aneignen und in Gemeinſchaft mit den Philoſophen aller Atomiſtik entſchieden entgegentreten will.

Zu einem andern Urtheil gelangt man, wenn man die Frage aufwirft: Welcher Weg verheißt dem dynamiſchen Standpunkte in der Phyſik ein raſcheres und wirkſameres Umſichgreifen? Der Braniß'ſche, welcher ſich vom Alten einfach losſagt? Oder der Fechner'ſche, welcher mit möglichſter Schonung alles Baumaterial in den Nutzen zweckmäßigerer Conſtructionen zu verwenden ſucht? Dem Philoſophen liegt der Gedanke einer völligen Revolution in der Phyſik darum ſo nahe, weil er die ſchwere Laſt der Ausführung nicht mit auf ſeine eigenen Schultern gewälzt fühlt, und ſelbſt dann, wenn er es verſuchte, ſie darauf zu wälzen, die Sache immer zu nichts weiter als einem Streite der Facultäten führen könnte. Dem Phyſiker muß umgekehrt alles daran liegen, in dem großen Gewerke, das ſich ameiſenhaft aus lauter einmüthig conſpirirenden minutiöſen Bemühungen zuſammenſetzt, ſowenig als möglich eine unnöthige Störung eintreten zu laſſen. Er wird daher überall lieber durch Wetteifer ſiegen als durch Polemik, überall den Gegner lieber zum freiwilligen Mitarbeiten als zur Unterwerfung zwingen. Und ſo kann ſich diesmal auch Fechner den Revolutionsplanen von Braniß gegenüber nicht wohl anders, denn als ein zahmer Reformer betragen, obgleich er vielleicht zuletzt doch ebenſo kühne Entwürfe als jener im Sinne wälzt. Andererſeits befindet ſich auch den Naturforſchern gegenüber Fechner im völligen Recht, wenn er nicht um eines vom veralteten Sprachgebrauche der Atome abweichenden beſſern Begriffs derſelben willen ſich aus dem behaglichen Verbande der auf atomiſtiſcher Grundlage innerhalb beſtimmter enggezogener Grenzen ſolid und ſtetig fortbauenden Naturwiſſenſchaft gewaltſam lostrennen will. Und zwar iſt dieſes Recht Fechner's den Naturforſchern gegenüber ein hiſtoriſch begründbares. Er geht nämlich aus den confuſen und gedankenloſen Abartungen, welche der Atombegriff im Verlaufe der Geſchichte der Wiſſenſchaft erfahren, wieder auf ſeine Anfänge zurück und zielt auf eine Wiederherſtellung der hiſtoriſchen Grundidee dieſer Lehre. Der Erfinder der Atomiſtik iſt Pythagoras, ein Mann erhabenen Andenkens, welcher, wie er den muſikaliſchen Tönen zuerſt ihr Maß beſtimmte, ſo auch zuerſt der Phyſik die Aufgabe ſtellte, nicht auf dem Wege des dialektiſchen Raiſonnements, ſondern der Maße und Gewichte, der Zahlen und Figuren ihr Werk zu treiben. In ſeinen Begriffen hatte der feſte Körper kubiſche Atome, der feurige tetraëdriſche, der luftförmige octaëdriſche, der flüſſige ikoſaëdriſche, aber dieſe Atome waren ihm nicht die letzten Elemente des Seins. Der den Modernen ſo geläufige Gedanke, daß die Thätigkeit, welche Tetraëder, Kuben und Octaëder conſtruirt (nämlich das Denken), die Function einer aus Tetraëdern, Kuben und Octaëdern zuſammengeſetzten Subſtanz ſei (nämlich des Gehirns), würde ihm vollkommen unſinnig erſchienen ſein. Denn früher als die Atome ſind ja die Zahlen oder Punkte, aus denen ſie beſtehen, und früher als die Zahlen iſt ja die zählende Thätigkeit, welche ſie hervorbringt. Ebenſo urtheilt ſein neueſter Schüler und zeigt ſich darin des alten Meiſters werth. Soll man es ihm verdenken, wenn er die Atome ebenſo wenig als der alte Meiſter ſelbſt wiſſen mag, indem ſie anſchauliche Anhaltepunkte des Meſſens und Rechnens geben, ohne in der Naturanſicht, welche dabei dennoch eine von Grund aus dynamiſche bleibt, irgendeine Störung oder Trübung zu

veranlaſſen? Iſt es nicht vielmehr eine wahre Luſt, von phyſikaliſcher Seite her einen Weg eröffnet zu ſehen, auf welchem die im Laufe der Zeiten dunkel und trübe gewordenen Atome ſich aufs neue aufklichten zu ihrer urſprünglichen dynamiſchen Klarheit, worin ſie Producte aus göttlichen Schöpfertrieben, Figuren aus der Phantaſie des Urgeiſtes, Beſtandtheile einer durch das Dunkel der wandelbaren Erdwelt hindurchleuchtenden und für ſich ſelbſt ewig unverlorenen Urwelt bedeuteten?

Von dieſer Seite angeſehen ſcheint uns die von Braniß gegen Fechner geführte Polemik daher zu weit zu gehen. Der Philoſoph darf dem Phyſiker nicht zumuthen, ſeine Grundbegriffe auf das Maß des ſtreng und apodiktiſch Erweisbaren herabzuſpannen. Er muß ihm vielmehr geſtatten, auch gewiſſe unerweisbare, ja ſogar erweislich falſche Hypotheſen zu Hülfe zu nehmen, vorausgeſetzt daß dieſelben unſchädlich und zur Vollziehung des mathematiſchen Calculs unentbehrlich ſind. Ebenſo wenig als der Mathematiker dieſes vermeiden kann, kann es auch der Phyſiker. Hätte ſich der Mathematiker nicht die Hypotheſe erlaubt, den Kreis für ein Vieleck von einer gewiſſen Art anzuſehen, ſo würden wir das Verhältniß des Diameters zur Peripherie heute noch nicht wiſſen. Und doch entbehrt dieſe Hypotheſe ebenſo ſehr der Gewißheit, als die Hypotheſe der Atome. Sie iſt ſogar noch viel unrichtiger. Denn im Begriff eines eckigen Kreiſes liegt ein viel ſtärkerer Widerſpruch als im Begriff eines Atoms. Die Gefahr der Sache liegt nur darin, daß, während der Mathematiker zwar ſeinen Kreis als Vieleck behandelt, ohne jedoch an die Eckigkeit deſſelben im Ernſte zu glauben, der mit Atomen rechnende Phyſiker in der Regel der Illuſion unterliegt, daß, weil das Rechnen mit ihnen ſo gut geht, daraus auf ihre Wirklichkeit geſchloſſen werden dürfe. Dieſer Schluß iſt falſch. Aber daraus, daß er falſch iſt, folgt dennoch hinwiederum nicht, daß die Phyſik ſich der nothwendigen Fiction der Atome zu entziehen habe, ohne welche ſie ihren Calcul nicht begründen kann. Denn es gehört eben mit zum Charakter dieſer Wiſſenſchaft, in ihren Grundbegriffen gewiſſe Fictionen nicht entbehren zu können. Die Urſache hiervon iſt, weil der ganze Gegenſtand, mit welchem ſie ſich beſchäftigt, der bloßen Sinnlichkeit als der Sphäre des äußern Erſcheinens angehört, deren Exiſtenz nirgends eine reine und lautere, ſondern an allen Punkten eine mit unwillkürlichen Fictionen und Phantasmen durchmiſchte iſt, in deren Zuſammenhänge nur dadurch einzudringen iſt, daß man gewiſſe ihnen entſprechende willkürliche Fictionen und Phantasmen zu Hülfe nimmt.

Schriften, welche den Grundbegriffen des Materialismus ſo tief an die Wurzel gehen, wie die von Braniß und Schellwien, verdienen unſern Dank. Durch ſie kommt es immer deutlicher an den Tag, daß die hauptſächlichen Urſachen, aus denen der Materialismus die Folge iſt, nicht in dem böſen Willen ſeiner Vertreter, ſondern in dem Mangel an Aufklärung in den Grundbegriffen der empiriſchen Naturwiſſenſchaft beruhen, an welche jene Männer einen viel zu gutmüthigen und ſtarken Glauben mitbrachten, durch welchen ſie, wie der Wanderer durch Irrlichter, in Sümpfe gelockt worden ſind. Man ſieht es immer deutlicher ein, daß nicht die Irrenden zu bekämpfen, ſondern die Irrlichter zu vertilgen, die Sümpfe auszutrocknen ſind.

Daß in der Naturwiſſenſchaft des heutigen Tags nicht alles mit rechten Dingen zugehe, daß hier etwas faul ſein müſſe im Staate Dänemark, hat auch Frantz mit geſundem Organ herausgewittert. Aber da ihm auch aller und jeder Begriff von dem fehlt, was die Naturwiſſenſchaft des heutigen Tages denkt und will, ſo ſchlägt ſeine Indignation leider die allerverkehrteſte Richtung ein von allen, die ſie nur erdenklicherweiſe hätte nehmen können, ſodaß jeder Hieb, welchen er verſucht, zu nichts führt, als einer empfindlichen Selbſtverwundung. Dies würde ihm nicht begegnet ſein, wäre ſein Herz bei Verfaſſung der Schrift nicht von ſo boshafter Galle aufgeſchwollen geweſen. Der Faden ſeiner bisher gewiß ſchon ſchwer geprüften Geduld riß bei einer Abhandlung Schleiden's in „Weſtermann's Illuſtrirten Monatsheften", und ſo bekommt denn dieſer Naturforſcher die Ladung eines theologiſchen Zorns, welcher zwar der ganzen Naturwiſſenſchaft in Bauſch und Bogen gilt, ſich jedoch mit einer offenbaren Vorliebe gegen denjenigen unter ihren Vertretern wendet, welcher innerhalb ſeines wiſſenſchaftlichen Feldes die Rechte des Glaubens, der Sittlichkeit und vor allem der Willensfreiheit im Namen der Philoſophie unermüdlich in Schutz nahm, gleich einem Arbeiter am Bau des Tempels von Jeruſalem in der einen Hand das Schwert, in der andern die Kelle führend. *) Eben hier, wo der Dämon der Finſterniß die engelgleichſte Lichtgeſtalt der Unſchuld und Reinheit anzog, ſchien er dem Verfaſſer (einem Geiſtlichen) ſeine greuelvollſten Blendwerke auszuſpinnen, ſeine unſagbarſten Miſſethaten auszubrüten.

Das Ganze zeigt die Abſicht, die Naturwiſſenſchaft beim großen Publikum von ſeiten der Kirche her in einen allgemeinen Mißcredit zu bringen durch eine Verdächtigung der wirklich religiös Geſinnten unter den Naturforſchern als ſentimentaler Heuchler und Phraſenmacher. Es iſt nicht denkbar, daß eine ſolche leichtſinnig und unverzeihlich in die Welt hineingeſchleuderte Verdächtigung irgendeinen erheblichen Eindruck hervorbringe; wohl aber erregt ein Doctor der Theologie, Superintendent und Oberpfarrer, welcher mit ſolcher Leichtigkeit, als wäre dies bei uns Routine, andern ein Verſteckenſpiel mit den heiligſten Dingen zutraut, über ſeine eigene Ueberzeugungstreue Gedanken, welche hier nicht weiter ausgeführt werden ſollen. Der Herr Superintendent kann ſich nicht finden in die unüberſteigliche Kluft, welche Schleiden ſetzt zwiſchen der materiellen und der geiſtigen Natur, und weil er ſelbſt mit ſeiner eigenthümlichen Art von Religioſität ſich nicht dareinfinden kann, ſo meint er, daß niemand, welcher an eine ſolche Kluft glaubt, es mit der Religion gut meinen könne. Was die von Fries feſtgeſetzte Art der Grenzbeſtimmung zwiſchen Natur und Geiſt betrifft, welcher Schleiden anhängt, ſo hat dieſelbe ohne Zweifel

*) Zufolge Nehemia 4, 17. 18.

etwas Gekünſteltes an ſich und iſt deshalb auch ein von faſt allen übrigen philoſophiſchen Richtungen der Gegenwart einſtimmig beſtrittener Punkt. Allein die Meinung, als ob eine ſchroffe Grenze zwiſchen Geiſt und Natur gezogen ſich mit einem aufrichtigen Sinn für ſittliche und religiöſe Intereſſen nicht vertrage, enthält ein ſeltſames Quidproquo. Die Philoſophen ſind gewohnt, ſonſt von theologiſcher Seite her das Gegentheil vorgeworfen zu bekommen: nämlich daß ſie die Grenze zwiſchen Natur und Geiſt zu ſehr verwiſchen. Ehemals klagte man über zu wenig Grenze, jetzt mit einem male ſoll deren zu viel geworden ſein? Wem will das in den Kopf? Und was den Urheber jener Grenzbeſtimmung, J. J. Fries, ſelbſt betrifft, ſo gehörte dieſer Mann in einem ausgezeichneten Grade zu jenen tief religiöſen, zartfühlenden und ſinnigen Naturen, welche vor allen andern dazu gemacht erſcheinen, die Wiſſenſchaft, in welcher ſie arbeiten, vor jenen Verſtößen gegen das religiöſe und echt volksthümliche Gemeingefühl zu ſchützen, in welche ſie durch ſchulmäßigen Pedantismus und falſche Conſequenzmacherei verfallen kann. In dieſem Falle hat alſo der Herr Superintendent einen recht unnatürlichen Bock geſchoſſen. Doch darf hierbei auch nicht verſchwiegen werden, was anerkennungswerth iſt an dem Manne. Es gehört dahin vorzüglich ſein ritterlicher Muth, mit welchem er den Naturforſchern zum Dank dafür, daß ſie ins theologiſche Gehege gebrochen, wiederum in das ihrige bricht, und zwar mit Gewalt durch Beſtreitung der Kopernicaniſchen Hypotheſe als einer unchriſtlichen. Das iſt eine fürchterliche Rache, auf welche der Feind nicht gefaßt ſein konnte. Aber auf welche Schichten unſerer Volksbildung mag dieſes Manöver wol berechnet ſein?

So nichtsbedeutend Angriffe wie die Frantz' für die Wiſſenſchaft ſind, ſo ſind ſie doch nicht ohne Folgen für's Leben. Eine kecke Invective dieſer Art pflegt andere aufzumuntern. So z. B. hat ein gewiſſer Herr Superintendent und p. pr. Ludewig in Schöningen im „Braunſchweigiſchen Magazin" einen Noth- und Hülfsſchrei ergehen laſſen in den Landen Braunſchweig gegen die Naturforſcher und die Naturwiſſenſchaften als Zerſtörer des Chriſtenthums und Degradirer der beſſern Menſchheit und hierdurch eine Erwiderung hervorgerufen unter dem Titel:

1. Die brennende Frage der Zeit. Der Standpunkt der Zionswächter im Kampfe gegen die Naturforſcher. Von J. H. Blaſius. Braunſchweig, Vieweg und Sohn. 1858. Gr. 8. 3½ Ngr.

Daß dieſe Erwiderung es unterläßt, Scheltworte mit Scheltworten zu erwidern, iſt in der Ordnung; daß ſie einem ohnmächtigen Gegner gegenüber nicht in Eifer gerath, iſt der überlegenen Stellung der Naturwiſſenſchaft über einen zurückgebliebenen theologiſchen Bildungsſtandpunkt angemeſſen; daß ſie durch Verketzerung nur ermuthigt wird im Eifer des Beharrens auf der mühevollen Fahrt zu der zu entdeckenden Atlantis, welche an künftigen Geſchlechtern die Arbeiten der kühnen Seefahrer von heute lohnen wird, wenn ſie nun entdeckt daliegt „eine reizende Inſel San-Salvador, wild, üppig, mit großen und ſchönen Wäldern, mit unbekannten Blumen und Früchten, von reinen, lieblichen Lüften überhaucht und umſpült von einem kryſtallklaren Meere", iſt gar nicht zu vermeiden. So ſtehen allerdings die Sachen. Und wer kein Herz hat mitzuempfinden, in welchen ruhmvollen Anſtrengungen zum Heil der Menſchheit die Naturwiſſenſchaft dieſes Jahrhunderts kämpft und arbeitet und daß dieſe Arbeit einen weſentlichen Beſtandtheil bildet ſeiner Religion, ſeiner ſittlichen Größe, ſeiner Idealität und Tugend, der hat keinen klaren Spiegel in der Seele, die Verhältniſſe des gegenwärtigen Geiſteslebens der Menſchheit ohne Verzerrung aufzufaſſen. Aber bei dem allen bleibt der eigentliche Schaden, welcher den Streit zuletzt verurſacht, immerfort unberührt. Man redet von ſeiten der Naturforſcher, als ob die materialiſtiſche Theorie die Naturwiſſenſchaften gar nichts anginge, als ob dieſelbe eine nur ganz willkürliche und gewaltſam wie an den Haaren in ihr herbeigezogene Hypotheſe ſei. Und dies iſt doch nachweislichermaßen nicht ſo; ſondern die Trennung und Geſchiedenheit der heutigen Naturwiſſenſchaft vom Materialismus beruht weſentlich auf dem Grundſatze, daß all unſer Wiſſen Stückwerk ſei, und man daher die einzelnen Stücke, die man weiß, niemals zu einem einheitbeherrſchten Ganzen zuſammenfügen dürfe mit rigoroſer Conſequenz. Nun iſt dieſes auch nicht nöthig und am wenigſten in einem aus lauter Kleinigkeiten das Große zuſammenbauenden Gebiet wie die Naturwiſſenſchaften ſind. Allein, was nicht nöthig iſt, das iſt doch auch nicht in allen Fällen zu verhindern, um ſo weniger, als in andern Gebieten der Wiſſenſchaft ſtrenge Conſequenz und durchſchlagendes charakterfeſtes Denken immer als Haupttugenden gegolten haben.

Nun iſt aber offenbar auf dem Felde der heutigen Naturforſchung der rigoroſe Denker gleich verloren. Denn richtet ſich das Denken nach ſtrengem Geſetz und nicht nach Willkür, iſt alles ſtrenge Geſetz von mathematiſcher Art, beziehen ſich alle mathematiſchen Geſetze auf Raumbewegungen, iſt keine Raumbewegung ohne bewegte Theilchen und ſind die bewegten Theilchen die Atome, ſo wird der Geiſt unabwendlich zu einer von den Atomen unabtrennlichen Eigenſchaft. Obgleich man nun, wie geſagt, im Felde der Naturwiſſenſchaft niemals ſo zuſammenhängend zu denken braucht und niemals ſo zuſammenhängend denken ſoll, ſo gibt es doch auch unter den Naturforſchern Köpfe, welche das zuſammenhängende Denken nicht laſſen können und infolge davon die obigen von der heutigen Naturwiſſenſchaft insgemein zugeſtandenen Sätze ſo zuſammenketten, daß am Ende auch der Geiſt als eine Art von atomiſtiſchem Kegel- oder Billardſpiel erſcheint. Und daher bleibt die Wurzel des Atomismus ſo lange unangetaſtet ſtehen, als das Kegelſpiel der Atome nicht entweder zertrümmert oder doch in den Rang eines eckigen Kreiſes erhoben wird, mit welchem man rechnet, ohne an ihn zu glauben.

Damit indeſſen dürfen jene plumpen Zionswächter in keinerlei Weiſe in Schutz genommen werden. Ihnen kann

man zur Beschämung nichts Besseres gegenüberstellen als die wirklich schätzens- und achtungswerthen Versuche derer, welche sich bemühen, die Wahrheiten der Religion, sei es der geoffenbarten, sei es der natürlichen, mit den ebenso sichern Thatsachen der Naturwissenschaft in Einklang zu bringen.

---

5. Bibel und Astronomie nebst Zugaben verwandten Inhalts. Eine Darstellung der biblischen Kosmologie und ihrer Beziehungen zu den Naturwissenschaften. Von Johann Heinrich Kurtz. Vierte, zum großen Theil neu ausgearbeitete Auflage. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. Im Zusammenhange mit den obersten Grundsätzen der Philosophie und Theologie dargestellt von Albert Stöckl. Erster Band. Würzburg, Stahel. 1858. Lex.-8. 2 Thlr.
7. Zur Charakteristik des einheitlichen Zusammenhangs im Natur- und Geistesleben. Eine Zeitstudie für Selbstforscher. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, Wienbrack. 1858. 8. 24 Ngr.
8. Kurzer Inbegriff der philosophischen Vorkenntnisse für Leben, Wissenschaft und Kunst, enthaltend die Grundzüge der Anthropologie, Psychologie, Logik u. s. w., zum Schul- und Selbstunterricht, von K. H. W. Münnich. Dresden, Adler und Dietze. 1857. 8. 15 Ngr.
9. Forstrath Lupin an Madame Hellbrock oder die Natur im Geiste. Von Karl Grafen von Baudissin. Leipzig, O. Wigand. 1857. 16. 1 Thlr.

Herr Dr. J. H. Kurtz von Dorpat steht ebenfalls wie Herr Dr. A. Frantz von Sangerhausen auf dem Standpunkte eines strengen Bibelglaubens; dieses aber in einer völlig andern und zwar für den letztern beschämenden Weise. Denn erstlich ist er nicht so unbesonnen, blindlings gegen die Kopernicanische Hypothese anzurennen; zweitens besitzt er so viel humane Liberalität, um die Bewohnbarkeit anderer Weltkörper im Universum außer dem Erdball als möglich zuzugeben; und drittens legt er in seinen Expositionen eine nicht zu verachtende Kenntniß astronomischer Thatsachen und Berechnungsmethoden an den Tag, welche mit der tiefen Unwissenheit Frantz' in diesen Dingen einen interessanten Gegensatz bildet.

Der Plan des Buchs ist anziehend entworfen und mit gelehrter Schriftkenntniß durchgeführt. Es soll an der Hand des so genau als möglich gewahrten Buchstabens der Heiligen Schrift einerseits und der naturwissenschaftlichen Kenntnisse andererseits die Skizze eines vollständigen Weltbildes in seiner genetischen Entwickelung gezeichnet, es sollen damit die Grundzüge einer kosmischen Geschichte des Alls vor Augen gestellt werden.

Die starke Seite an der Arbeit ist der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, womit verfahren wird. Die schwache Seite ist, daß überall blos nach synoptischer Methode verfahren wird, so nämlich, daß die Aussprüche aller Schriften sowol Alten als Neuen Testaments mit gleichem Vertrauen herbeigezogen werden. Und zwar dieses wiederum erstlich mit der Voraussetzung, daß wirkliche Widersprüche verschiedener Autoren unter sich hier niemals vorkommen können und daher, wo sie sich finden, als blos scheinbare sich um jeden Preis gegenseitig auszugleichen haben. Und zweitens mit dem Bestreben, alles Schriftwort am liebsten handgreiflich und buchstäblich zu verstehen, daher eine bildliche und allegorische Auslegung immer erst dann eintreten zu lassen, wenn eine wörtliche schlechterdings nicht möglich ist.

Die Geschichte des Weltalls wird uns hier in vier großen Perioden oder Weltaltern dargestellt, welche eine zweimalige Unterbrechung oder Störung und eine zweimalige Wiederherstellung des göttlichen Plans mit seinen Creaturen in sich schließen. Die erste Unterbrechung geschah durch den Sturz der Engel und Verfinsterung ihrer Wohnsitze. Der zweite durch den Fall des Menschen in die Erbsünde. Die erste Wiederherstellung geschah durch das Sechstagewerk der Schöpfung, vermöge dessen der Allmächtige aus dem durch den Engelsturz verwüsteten Raume unsers Planeten die gegenwärtige Gestalt der Erdoberfläche bildete und ordnete. Die zweite Wiederherstellung geschah durch den Kreuzestod, vermöge dessen die durch Verlust des Paradieses gewirkte Krankheit der Erbsünde ihre entsprechende Arznei empfing. Demgemäß ordnet sich das Ganze in vier Zeitabschnitte oder Weltalter.

Das erste Weltalter umfaßt die Urwelt, als die Erschaffung des Weltalls und seiner ursprünglichen Bewohner, der Engel. Sodann den theilweisen Fall der letztern, durch welchen wenigstens eine von den seligen Lichtwelten des Anfangs in den Fluten des Verderbens versinkt und zur finstern öden Wüste, zum thohu vabohu wird.

Das zweite Weltalter umfaßt die Vorwelt, als die schöpferische Wiederherstellung der durch den Fall der Engel zerstörten Erde, nebst Erschaffung des Menschen. Dann die von letzterm gegebene gottwidrige Entscheidung, welche einen neuen Riß in die Einheit des Weltalls, einen neuen Mißton in den Accord der Sphären bringt.

Das dritte Weltalter umfaßt die Mitwelt, als die Erlösung des Menschen und die Erneuerung der durch des Menschen Fall gestörten Schöpfung vermittelst der Menschwerdung Gottes in Christo. Hier endlich gelangt der auf zwiefache Art gestörte Weltplan Gottes zur absoluten Darstellung.

Das vierte Weltalter ist der ewige Sabbat aller gottgetreuen und zu Gott erneuten Creatur, wo sie eingegangen sein wird in die ewige Ruhe Gottes. Sie ist die zukünftige Welt und enthält eine mit der Ewigkeit eins gewordene Zeit.

Der Grund, auf welchem sich diese ganze Theorie erbaut, ist eine eigenthümliche Auslegung des Sechstagewerks der Schöpfung in der Genesis. Während die herrschende Ansicht der Gegenwart diese Tradition als die kindliche Vorstellung einer unwissenden Vorzeit von der Entstehung der Welt aufzufassen gewohnt ist, sieht Kurtz in ihr eine entweder von Adam oder einem seiner Nachkommen in prophetischer Conception empfangenes historisches Document. Der Concipient hat (S. 77), in prophetischer Erleuchtung zur Theilnahme an göttlicher Autopsie erhoben, mit dem Geistesauge geschaut was vorging, ehe noch ein menschliches Auge vorhanden war. Es sind lauter

prophetisch-historische Tableaux, die sich vor seinem geistigen Auge entfalten, Scenen der schöpferischen Thätigkeit Gottes, deren jede ein Hauptmoment des großen Dramas darstellen. Die Schöpfungstage aber haben ganz dieselbe Begrenzung, die noch jetzt ein chronologischer Tag hat. Die Tradition setzt also die astronomischen Verhältnisse unsers Planetensystems als bereits vorhanden voraus. Sie bezieht sich blos auf die letzte Zurichtung der Erdoberfläche für die Wohnung des Menschen, welche, wie wir zuverlässig aus ihr erfahren, nicht mehr und nicht weniger als genau sechs Erdentage in Anspruch genommen hat. Die ungeheuern Zeiträume der Entwickelung und Zerstörung, welche den Forschungen der Geologie zufolge der gegenwärtigen Erdgestalt vorangingen, fallen entweder vor oder in das thohu vabohu, mit welchem die Erzählung beginnt. Die Astronomie lehrt uns, daß der Fixsternhimmel mit allen seinen Sonnen schon seit Hunderttausenden oder Millionen von Jahren bestand. Dagegen erfahren wir aus der heiligen Tradition mit eben derselben Sicherheit, daß erst im vierten Tagewerk jener letzten Zurichtung der Erdoberfläche Sonne, Mond und Sterne am irdischen Horizonte hervortraten und dadurch anfingen, die Tage und Nächte der Erde zu reguliren und zu beherrschen. Denn zur Kraft der Lichterregung, welche die Sterne wol seit ihrem ersten Bestehen gehabt haben müssen, mußte erst noch die Lichtempfänglichkeit von seiten der Erde hinzukommen, damit ihr Lichtagens auf die Erde einwirken konnte. Und daß diese Lichtempfänglichkeit nicht vor dem vierten Tage eingetreten ist, erfahren wir durch den prophetischen Concipienten. Hiermit erledigt sich dann auch der schwierige Punkt, in welchem so viele einen Anstoß gefunden haben, nämlich die Erschaffung des Lichts vor der Sonne am ersten Tage. Denn natürlicherweise konnte das am ersten Tage geschaffene Licht kein Sonnenlicht sein, weil am ersten Tage jene Lichtempfänglichkeit von seiten der Erde noch nicht hervorgebracht war und daher an diesem Tage die Strahlen der Sonne, mochten dieselben für sich auch noch so heftig brennen, auf die Erde noch keinen Lichteindruck hervorbringen konnten. Wir haben daher das am ersten Tage erschaffene Licht für eine aus dem Vermögen eigener Lichterzeugung unsers Planeten hervorgegangene und also vielleicht dem Nordlichte verwandte Erscheinung zu halten. Oder wir können auch annehmen, daß die lichterregenden Kräfte, welche vom vierten Tage ab an die Sonne gebunden wurden, zuerst, nämlich drei Tage vorher, in den planetarischen Weltkörpern selbst ihren Sitz nahmen, und erst dann, als am vierten Tage die Körper unsers Weltsystems in ihrer individuellen Entwickelung weiter fortgeschritten waren, die polarische Entgegensetzung zwischen Sonne und Planet eintrat, nach welcher die Sonne, vielleicht schon wegen des Uebergewichts ihrer Masse und Schwere, die lichterzeugenden Kräfte an sich riß und verschlang. Dann würde die Erschaffung der Sonne am vierten Tage die Bildung der Photosphäre des Sonnenkörpers bezeichnen, vermöge einer Concentration des früher geschaffenen und bis dahin diffusorisch wirkenden Lichtagens um den planetarischen Kern dieses Fixsterns.

Wie dem auch sei, jedenfalls hat das Sechstagewerk es nicht mit der Erschaffung der Erde, geschweige denn mit der Erschaffung des Weltalls zu thun. Es findet Himmel und Erde schon vor; sie sind schon geschaffen und individualisirt. Aber der Erde fehlt es noch an Licht und Leben. Sie ist thohu vabohu. Das Sechstagewerk gibt ihr beides, im stetigen Fortschritt von der niedern zur höhern Stufe. Es gibt ihr ihre gegenwärtige Gestalt, ihre gegenwärtigen Naturkräfte, ihre gegenwärtigen Bewohner und ihre gegenwärtigen Beziehungen zu den übrigen Weltkörpern. Aber auch die urweltliche Thierwelt, welche wir als eine von den Flötzgebirgen eingeschlossene durch die Geologie kennen lernen, kann, weil sie Mord und Tod in sich trug, nicht im Sechstagewerk entstanden sein. Sie gehört vielmehr, wie die Gebirge, die sie umschließen, einer frühern Geschichte an, von der die Schöpfungsurkunde uns nichts offenbart. Es ist eine von der Mitwelt ganz heterogene, längst schon vor ihr untergegangene Welt. Wenn wir daher in ihr schon Raub und Mord, Krankheit und Tod finden, so kann dies nicht das mindeste dafür beweisen, daß Mord und Tod auch in der Mitwelt von Anfang an vorhanden war. Jene untergegangene Welt, die in den Flötzgebirgen begraben liegt, kann nicht als eine reine Schöpfung Gottes angesehen werden. Wie Mord und Tod durch die Sünde und Empörung gegen Gott in die Mitwelt gekommen sind, so muß auch, scheint es, dort schon ein widergöttliches Element wirksam gewesen sein. Ueber dieses widergöttliche Element bekommen wir ein Licht in dem Berichte vom Genuß der verbotenen Frucht im Paradiese. Hier tritt uns jenes Element in einer dreifachen Einkörperung, einer persönlichen, animalischen und vegetabilischen entgegen, als Satan, Schlange und Baum der Erkenntniß von gut und böse. Hier leuchtet der volle Zusammenhang ein. Baum und Schlange waren die letzten Reliquien des Satanischen auf der erneuerten Erde. Durch Gottes schöpferisches Walten war die Macht des thohu vabohu bereits gebrochen. Die letzten Ausläufer desselben, Baum und Schlange, sollte der Mensch selbst überwinden und bannen. Es waren die letzten, die einzigen Anhaltpunkte Satans auf der neuen Erde, das einzige auf ihr, was er noch sein nennen konnte.

Und so treibt uns denn das buchstäbliche Verständniß des Sechstagewerks folgerichtig zum Schluß, daß Tausende von Jahren vor Erschaffung des Lichts und vor der sechstägigen Ausbildung der heutigen Geographie bereits durch Satans Empörung Tod und Verderben als kosmische Potenz in die urweltliche Erde hineinkam und die Erde zum thohu vabohu, zum Wohnplatze widergöttlicher und dem Untergange geweihter Geschöpfe wurde. Durch die Restitution im Sechstagewerk hat Gott neue kosmische Potenzen des Lebens in die verstörte Erde hineingesenkt. Aber durch den Sündenfall gerieth der Mensch in die Macht seines Verführers und dieser wurde nun aufs neue zum Fürsten, ja zum Gott dieser Welt, bis durch das Zwischeneintreten des göttlichen Heilsplans der Erlösung dem Satan und seinen Engeln die Erde als der Schauplatz der

Heilsgeſchichte ſtreitig gemacht wurde. So bleibt denn für die Geiſter der Bosheit, welche aus dem Himmel als der Wohnſtätte der Seligkeit und Herrlichkeit verſtoßen wurden, faſt nur allein noch die Stellung zwiſchen Himmel und Erde, im Luftthimmel, übrig, als Beherrſcher der Macht der Luft (nach Epheſ. 2, 2). Und es iſt ihnen kaum zu verdenken, wenn ſie von hier aus immer neue Angriffe zur Zurückgewinnung ihres verlorenen Beſitzes, obſchon vergeblich, zu machen wagen. Denn die Erde war ihre urſprüngliche Wohnung; ſie haben alte Anſprüche an ſie wegen des thohu vabohu, aus dem ſie gebildet iſt. Sie haben auch neue Anſprüche an ſie gewonnen durch die Sünde und das Verderben in der Menſchenwelt.

Auf einen liberalern und minder buchſtäblichen Standpunkte in Betreff des Sechstagewerks ſehen wir uns aufmerkſam gemacht in der „Speculativen Lehre vom Menſchen und ihre Geſchichte" von A. Stöckl. Dieſer gibt von ſeinem theologiſchen Bekenntniſſe aus die Möglichkeit zu, das Sechstagewerk auf allegoriſche Weiſe ſo zu verſtehen, daß darin nur von einem Syſtem der Ideenwelt im göttlichen Verſtande die Rede ſei und daher unter den dortigen Geſchöpfen unmöglich die Anordnung und Reihenfolge gefunden werden könne, wie wir ſie unter den Gegenſtänden der wirklichen Welt antreffen. Obgleich er ſich ſelbſt dieſe Idee nicht völlig aneignen zu wollen ſcheint, ſo ſpricht er doch von ihr bei Gelegenheit der Abhandlung der rein philoſophiſchen Lehrſätze der idealiſtiſchen Anthropologie und ihrer möglichen Verſchmelzung mit dem chriſtlichen Lehrinhalte in folgenden Worten (S. 106):

Wenn daher das Chriſtenthum von einem höhern, übernatürlichen Lebenszuſtande des erſten Menſchen ſpricht, ſo kann hier jener erſte Menſch kein anderer ſein als der ideale Menſch, jener geiſtige engelgleiche Menſch, der unmittelbar aus Gott emanirt iſt, und das Paradies, in welchem nach der Lehre des Chriſtenthums der erſte Menſch ſich befand, kann nur dieſen überſinnlichen geiſtigen Zuſtand des Menſchen ſelbſt bedeuten. Hieraus geht dann von ſelbſt hervor, daß auch der Sündenfall des erſten Menſchen, wie er in der Heiligen Schrift erzählt iſt, mit dem überzeitlichen Abfall des idealen Menſchen von Gott zuſammenfallen müſſe. Der Widerſpruch, in welchem die Erzählung der Heiligen Schrift mit dieſer Annahme ſteht, kann durch Allegoriſirung dieſer Erzählung beſeitigt werden u. ſ. w.

Dieſer ideale Menſch, als lebendige und ſubſtantielle Idee in der Gottheit, würde ſo zu denken ſein, daß er zwar eine leibliche Natur ſchon ebenfalls in ſich ſchlöſſe, aber nur von einer höhern, idealen oder rein formellen Art, nicht jene niedere thieriſche, die wir gegenwärtig an ihm wahrnehmen und die auch am empiriſchen Menſchen nichts als die äußere und abſtreifbare Hülle des erſtern iſt. Der Verfaſſer weiſt im hiſtoriſchen Theile ſeines Werks mit beſonderm Nachdruck auf den Alexandriner Philo hin, bei welchem wir dieſen Gedanken bereits aufs entſchiedenſte ausgebildet finden. Nach der Philoniſchen Auslegung ſind die ſechs Tage, innerhalb welchen den heiligen Schriften zufolge die Welt vollendet wurde, nicht als wirkliche Zeitabſchnitte zu denken, ſondern ſie drücken nur die Ordnung aus, in welcher die Dinge vermöge ihrer Idee aufeinander folgen, und dieſe Ordnung iſt geregelt durch die Sechszahl, weil dieſe die vollkommenſte iſt. Das Sechstagewerk bezieht ſich ſomit blos auf die ideale Schöpfung der Dinge im Logos. So ſpricht Philo auch fortwährend von zwei Menſchen, dem idealen und dem irdiſchen. Der ideale Menſch iſt der wahre vollkommene Menſch, wie er urſprünglich von Gott in der Idee gedacht worden iſt. Er iſt das vollkommene Abbild Gottes und zugleich das Muſterbild des irdiſchen Menſchen. Er iſt derjenige Menſch, von dem es im erſten Kapitel der Geneſis heißt, daß ihn Gott nach ſeinem Bilde geſchaffen habe, während dagegen unter dem irdiſchen Menſchen derjenige zu verſtehen iſt, welcher im zweiten Kapitel der Geneſis auftritt, und von welchem es daſelbſt heißt, daß ihn Gott aus Erdlehm gebildet und die Seele ihm eingehaucht habe. Der ideale Menſch befindet ſich im Logos als in der Einheit der Ideen in Gott. Und auf der andern Seite wird der Logos ſelbſt von Philo als der ideale Menſch oder der Urmenſch bezeichnet und damit angedeutet, daß der Menſch als die höchſte und letzte Stufe der Ideenentwickelung in Gott zugleich alle übrigen Ideen in ſich als in einem Mikrokosmus eingeſchloſſen oder eingewickelt enthalte.

Sobald wir uns nach Philonianiſcher Methode eine allegoriſche Auffaſſung des Sechstagewerks erlauben, treten der hebräiſchen Tradition mehr oder weniger ähnliche und daher zur Vergleichung mit ihr auffordernde Traditionen aus dem indiſchen, tibetaniſchen, perſiſchen, griechiſchen und nordiſchen Alterthum zur Seite, welche, obwol in einzelnen Zügen voneinander abweichend, doch alle auf den gemeinſamen Sinn hinzielen, daß aus einem uranfänglichen ſeligen Leben von idealer oder himmliſcher Natur in den gegenwärtigen unvollkommenern Zuſtand ein Sturz geſchah. In der einen Sage ſind es Engel, welche ſtürzen, in der andern paradieſiſche Menſchen, in der dritten ſind es Engel, welche durch den Sturz ſich in irdiſche Menſchen verwandeln. In der letzten Form tritt die Sage bei den Tibetanern auf, ſowie auch bei Empedokles, wo ſie auf ägyptiſchen Urſprung zurückweiſt. Die Sage vom Sturze der Engel und vom Falle paradieſiſcher Menſchen (die ja auch eine Art von Engeln ſind) fließen durch allmähliche Uebergänge in den Traditionen der Völker ſo in eins, daß ſie nur für eine abweichende Einkleidung eines und deſſelben mythologiſchen Grundgedankens angeſehen werden dürfen. Dieſer Grundgedanke der Völker iſt von der Art, daß er bis auf den heutigen Tag noch in keinem unſerer modernen ſpeculativen Syſteme ſein vollkommenes Aequivalent findet. Weit näher ſteht ihm ohne Zweifel der antike Platonismus. Aber auch dieſer bleibt hinter ſeinem mythologiſchen Urbilde, dem er nachtrachtete, noch immer darin zurück, daß er uns zumuthet, das, was die Mythologie der Völker als Realitäten von anſchaulicher Natur bezeichnet, in Geſtalt bloßer Ideen zu denken. In dieſem Punkte hat alſo die Theologie wol recht, wenn ſie behauptet, daß zwiſchen der bloßen Platoniſchen Idee eines Geiſterſturzes und dem realen Glauben der alten Völker an einen ſolchen noch immer ein Unterſchied zu ſetzen ſei. Nur begibt ſie ſich von dieſem feſten Boden aus, welcher unangreifbar iſt, auf ein ſehr ſchlüpfriges Terrain, ſobald ſie es unternimmt, im Sturze Lucifer's und im Falle

Adam's zwei historische Thatsachen von unterschiedener Art einander entgegenzusetzen, anstatt natur- und sachgemäß in beiden nur zwei verschiedene Einkleidungen einer und derselben mythologischen Grundanschauung zu erkennen.

Uebrigens trägt das Werk von Stöckl eine entschieden specifisch-katholische Färbung. Es wird darin beklagt, daß es noch keine nach den Quellen bearbeitete katholische Geschichte der Philosophie gebe, und daß die Katholiken genöthigt seien, in dieser Beziehung fortwährend aus protestantischen Quellen zu trinken. Es entgeht dem Verfasser hierbei, daß eine vom katholischen Standpunkte verfaßte Geschichte der Philosophie keine solche mehr sein, sondern ins Gebiet der Apologetik des Katholicismus vom philosophisch-historischen Gesichtspunkte fallen würde. Diesen gefühlten Mangel sucht indessen der Verfasser im zweiten, nämlich im historischen Theile seines Werks in Betreff der speculativen Anthropologie nach Kräften zu ersetzen und dieses mit großem Fleiß und guter Sachkenntniß in einer Geschichte der speculativen Lehre vom Menschen, welche von Pythagoras bis Philo reicht und weiter fortgeführt werden soll. Voran geht im ersten Theil eine Darstellung der speculativen Lehre vom Menschen nach ihren drei möglichen Gestaltungen, nämlich als idealistische, als empirisch-realistische und als christlich-speculative Lehre. Die dritte Lehre verhält sich zu den beiden ersten einerseits als eine dieselben versöhnende Mitte, andererseits als eine dieselben überragende Höhe. Wenn nämlich der Idealismus diese gegenwärtige Welt ausschließlich nur als einen finstern Strafort anerkennt, der blos dem Abfall der Geister von Gott seine Entstehung verdankt und daher Lust, Leben und Freude einzig und allein in einer jenseitigen Welt walten läßt, und wenn umgekehrt der empiristische Materialismus die jenseitige Welt gänzlich leugnet und den Menschen blos auf den Genuß dieser empirischen Welt verweist, so vermeidet die christlich-speculative Lehre mit Sicherheit beide Extreme, indem sie als objective Erkenntnißquelle weder die Idee, noch auch die Erfahrung, sondern die Religion, und zwar auf dem Wege des Autoritätsglaubens, erkennt. Indessen wird dabei in Rücksicht auf die vorchristlichen Philosophen, denen die letztere Wahrheitsquelle noch unzugänglich war, ausdrücklich bemerkt, es sei kein Unglück für die antike Zeit gewesen, daß es in ihr eine Philosophie gab. Auch diese kleine Concession, so geringfügig sie immerhin erscheinen möge, nehmen wir im Namen der Philosophie dankbar in Empfang.

Eine andere Art, sich über die Extreme eines jenseitshungrigen Idealismus und eines diesseitsüberfütterten Materialismus in die richtige Mittelstraße emporzuschwingen, begegnet uns in der „Zeitstudie" eines Anonymus, welche dienen soll „zur Charakteristik des einheitlichen Zusammenhangs im Natur- und Geistesleben". Auch hier sind die beiden Extreme ebenso sehr gestohen, als im vorigen Fall. Aber die Mitte, zu der wir geführt werden, ist nicht der Autoritätsglaube, sondern das Christenthum als eine Darstellung der Idee der Tugend als guter Gesinnung verbunden mit Stärke der Ausführung in einem praktisch-humanistischen Leben. Und allerdings sollte man wol glauben, daß die Tugend und nicht der Autoritätsglaube die eigentliche Magnetnadel sein müsse, welche den richtigen Weg durch Scylla und Charybdis hindurch zur Wahrheit und zum Leben weise, zufolge der alten Sentenz, daß in der Vermeidung des Bösen das eigentliche Grundprincip aller Weisheit enthalten liege. Denn wenn es gelänge, die Tugend unter den Menschen zum Gemeingut zu machen und so in ihre höchste Ausübung zu setzen, mehr noch: wenn dieses vorzüglich mit durch die Beihülfe des kirchlichen Autoritätsglaubens gelänge, welcher hierbei auch keinenfalls würde entbehrt werden können, so würde doch immer die Tugend in ihrer Ausübung hierbei als der alleinige Zweck, der kirchliche Autoritätsglaube aber sammt allen übrigen Erleichterungsmaßregeln als bloßes Mittel zum Zweck erscheinen. Man erklärt dadurch noch lange nicht eine Sache für entbehrlich, daß man sie für ein bloßes Mittel erklärt. Was ist unentbehrlicher als Brot? Und doch ist das Brot ein bloßes Mittel des Lebens, das im Gebiete seiner Zwecke schlechterdings keinen Platz findet. Wie mit dem Brote, ist es mit der kirchlichen Autorität. Unentbehrlich wie das Brot, ist sie auch gleich ihm ein bloßes Mittel. Zweck an sich selbst ist nur die Tugend und schlechterdings nichts außer der Tugend. Zwar ist es viel leichter und bequemer, und daher den niedern Kräften unserer Natur viel angemessener, sich einer kirchlichen Autorität als einer strengen Tugendübung zu unterwerfen. Dieser Umstand aber darf das Urtheil der reinen Vernunft nicht modificiren.

Doch zurück zu unserm Anonymus. Er construirt tabellarisch in lauter Triangeln nach Art des Paracelsus und seiner Schüler. Vom praktisch-humanistischen Leben, als dem Gipfel des Triangels, gleiten alle Schenkel ab, einerseits das Geistesleben im Gebet und andererseits das Naturleben in der Arbeit. Herrscht auf der Naturseite das Herz als Gefühls- und Fassungsvermögen, so herrscht auf der Geistesseite das Hirn als Denk- und Vorstellungsvermögen. Beide aber schließen sich schräg ansteigend im Gipfel zusammen zum Ethischen als zum Gewissen oder Glaubensvermögen. Letzteres ist das Göttliche unter der Idee der Liebe, und von ihm abwärts steigen seine beiden Hülfen oder Mittel, einerseits das Herz als das Weltliche unter der Idee der Seele, andererseits das Hirn als das Geistige unter der Idee des Gedankens. Dem Geistesleben entspricht die Wahrheit, das Allgemeine und die Wissenschaft. Dem Naturleben entspricht die Schönheit, das Besondere und der sinnliche Reiz. Und im Gipfel der Pyramide thront die Tugend als Nächstenliebe, als die Aufnahme des Allgemeinen ins Besondere. In allen diesen Eintheilungen ist der Entwurf einleuchtend und gut, aber der Stil und die Ausführung leiden überall an einer gewissen Ungelenkheit und Trockenheit. Anonymus scheint ein Mann von treuer Auffassungsgabe aber wenig Phantasie zu sein.

Ein deſto regerer Schwung des Geiſtes herrſcht in dem „Kurzen Inbegriff der philoſophiſchen Vorkenntniſſe“ von Münnich. Davon zeugt ſchon der Umſtand, daß hier auf 192 Seiten nichts Geringeres gegeben wird, als die vollſtändigen Grundzüge der Anthropologie, Pſychologie, Logik und Metaphyſik, der Pädagogik, Moral, Dikäologie und Aeſthetik. Und überall, wo ſich irgendein abſchließender Gedanke einſtellt, erſcheint die Muſe und wir hören ein vollſtimmiges Saitengetön, wo wir beim Anonymus nichts gewahren als das feine monotone Geklingel ſeiner Triangel. Doch ſind beide Inſtrumente in denſelben reinen und correcten Accord geſtimmt, worüber man nur Freude empfinden kann, in den Accord des Wahren, Schönen und Guten; des Wahren als der Idee des menſchlichen Bewußtſeins, des Schönen als der Idee der Weltarchitektur, des Guten als der Idee der göttlichen Liebe. Und gern ſtimmt man daher hier mit in den begeiſterten Ruf der Muſe ein:

Der Menſch nur darf über die Sterne klimmen
Auf Geiſterſtufen zum höchſten Ziel:
Er darf zum heiligen Dreiklang ſtimmen:
Gott, Welt und Menſch! ſein Saitenſpiel.

Je mehr es bei der heutigen freien und ungehinderten Circulation aller Ideen zu Tage kommt, wie ſich häufig gebildete Geiſter quälen und martern mit einer Anknüpfung idealiſtiſcher Religionsideen an eine materialiſtiſche Denkart, welche ihnen aus bloßer Gewöhnung anklebt, und wie ſchwer es ihnen häufig wird, ſich auch nur annäherungsweiſe in den erhabenen Idealismus der immateriellen Vorausſetzungen lebendig hineinzudenken, von denen die Traditionskette der abrahamitiſchen Religionsſyſteme ſich gemeinſam durchherrſcht zeigt, deſto freudiger iſt es immer zu begrüßen, wenn, auch ohne alle Beweisführung, die Höhe einer rein idealiſtiſchen Anſchauung ſo ungetrübt ausgeſprochen wird, wie z. B. in den Worten des folgenden Symbolums:

Es herrſcht ſein unbeſchränktes Walten
Durch die Unendlichkeit in aller Kraft des Seins.
Gedanken Gottes ſind die hehren Weltgeſtalten.
Nur in ihm, durch ihn iſt das Weltall eins.

Auch hat es wenig Sinn, ſolche Deviſen als längſt bekannt oder abgedroſchen zu ſchelten. Sie erſcheinen nur denen als trivial, denen die Einſicht fehlt, ihren ſpeculativen Gehalt ſeiner unendlichen Schwere nach zu wägen und zu ſchätzen. An ſich ſelbſt bleiben ſie ewig jung wie Gottes Frühling, welcher ebenfalls dadurch nicht altert, daß er im vorigen Jahre ſchon ebenſo geblüht hat wie im heurigen. Oder auch wie die Freundſchaft, welche wol verdunkelt, aber nie ganz aus dem Herzen vertilgt werden kann, zufolge dem Motto der Vorrede, in welcher der Verfaſſer ſein Buch einer Tafelrunde von achtzehn alten afraniſchen Jugendfreunden, theils dieſſeits, theils jenſeits, gewidmet hat:

Was Freundſchaft thut und ſpricht, bleibt ewig unvergeſſen;
Sie altert nicht, was auch hinweg vom Leben träuft.
Schön wie Unſterblichkeit geht ſie durch die Cypreſſen,
Sie läutert jedes Herz, das ihre Glut ergreift.

Aber es wird Zeit, daß wir auch dem Forſtrath Lupin in Voßkuhlen ein kleines Gehör ſchenken, welchen uns Karl Graf von Baudiſſin als im wiſſenſchaftlichen Briefwechſel mit einer Freundin, der Madame Hellbroek in Paulinenthal, begriffen vorführt. Der Forſtrath erſcheint auf den erſten Anblick als ein ganz ordentlicher und chriſtlicher Mann, welcher nur die unglückliche Grille hat, ſeine Gedanken über Gott und Unſterblichkeit in einen ſolchen Gallimathias von naturwiſſenſchaftlicher Stofflehre eingewickelt mitzutheilen, daß ſeiner Freundin dabei allmählich angſt und bange wird und ſich das freundſchaftliche Verhältniß zuſehends dadurch abkältet. Und ſonach ſpränge wol als die Moral aus der Fabel hervor, daß man ſich weiſe hüten ſoll, gegen Frauenzimmer die myſtiſchen und ſchwärmeriſchen Ideen über Gott und Unſterblichkeit, an denen die eigene Bruſt erwarmt iſt, anders verlauten zu laſſen, als in einer abgeſchwächten, durch die hergebrachte dogmatiſche Terminologie verdünnten und dadurch erträglicher gemachten Form. Widrigenfalls läuft man Gefahr, entweder für einen verrückten Schwärmer oder für einen zügelloſen Freigeiſt gehalten zu werden. Das letztere begegnet dem Forſtrath. Aber die Fabel hat noch einen tiefern Sinn. Offenbar war der Hauptzweck des Verfaſſers, die Ideen ſeines Forſtraths vor dem Publikum zu entfalten, welche aus einem ſeltſamen Amalgama von platoniſchem Idealismus und materieller Stofflehre beſtehen, wie daſſelbe heutzutage in manchen Köpfen herumſpukt, und dadurch gewiſſen Leuten den Spiegel vorzuhalten.

Die Seele des Menſchen — ſo lehrt der Forſtrath — iſt der feinſte Stoff, der Aether. Ihm kommt zugleich die vollendetſte Form zu. Solange die Seele auf Erden weilt und ſich in einem Zuſtande von Unreife befindet, enthält ſie nur die Anlage zu jener vollendeten Form, die ſie ſpäterhin ſicher annehmen wird und von der wir uns keine Vorſtellung zu machen im Stande ſind. Der im Menſchen urſprünglich mit dem Körper zuſammengewachſene Seelenorganismus löſt ſich nach und nach ab und gewinnt ſeine eigene Dynamik, die indeſſen nur dem Grade nach von der des Körpers verſchieden iſt. Der reine oder bloße Aether iſt das Denkvermögen. Aber er ſteht in Verbindung mit einem Lebensſtoff, durch welchen ebenſo das Empfinden und Begehren im Gefühl vermittelt wird, wie durch den Aether die Wahrnehmungen und Combinationen des Verſtandes. Auf dieſe Weiſe wird die Seele aus der Wüſte in einen Garten zurückgeführt, wo alles grünt und blüht und wo auch ſie ihre Friſche wiedergewinnt und die übrigen Blumen durch ihre Schönheit beſiegt. Nur ſo erſcheint auch das Univerſum als eine harmoniſche Einheit, welche alle abſoluten Gegenſätze ausſchließt, wenn wir uns vorſtellen, daß von den zwei feinſten Stoffen, welche im Leben der Seele in Wechſelwirkung ſind, der eine (der Aether) durch das ganze Weltall ausgebreitet iſt, der andere (der Lebensſtoff) zwiſchen den Himmelskörpern, das Leben fördernd, auf- und niederwallt, ſodaß die Seele ungeachtet ihres planetariſchen Urſprungs doch zugleich geeignet iſt, auch die bevorzugtern Theile des Univerſums zu bewohnen. So heben ſich alle Gegenſätze zwiſchen Geiſt und Materie, Gott und Natur,

Tod und Leben auf- und alles führt sich auf eine bloße Abstufung der Stoffe zurück, unter denen der feinste, beweglichste, die übrigen beherrschende sich in Gott zur Persönlichkeit concentrirt.

Da die Seele ein selbständiger und vom Körper trennbarer Organismus ist, so trägt sie die Merkmale einer höhern Bestimmung an sich und wird ihr volles Bewußtsein mit ins Jenseits hinübernehmen. Es muß, damit die Kette der Entwickelung keine Unterbrechung leide, ein Uebergang zu andern Weltkörpern stattfinden, wo den Ankommenden eine günstigere Natur aufnimmt, sobald hienieden für die höhere Entwickelung keine entsprechende Oertlichkeit mehr vorhanden war. Eine solche schönere Natur können wir mit voller Ueberzeugung den lichtumgebenen Himmelskörpern beilegen. Auf unserer Sonne, die zur Zahl dieser Gestirne gehört, wird der Tag nicht mit auf den Planeten durch die Nacht, der Sommer nicht durch den Winter abgelöst. Ihre Bewohner werden daher weder von Krankheiten heimgesucht, noch durch Nahrungssorgen oder den Mangel irgendeines materiellen Bedürfnisses gedrückt. Folglich sind die Planeten die Pflanzschulen, aus welchen die Sonnen ihre Bewohner beziehen. In der That befällt uns mitunter eine leise Ahnung von den verborgenen Schätzen unserer Seele und einer glanzerfüllten Zukunft, aber selbst die kühnste Phantasie wird es nicht wagen, solchen Ahnungen Worte zu leihen. Ist das Leben Folge des Austausches einer von der Sonne emanirten Substanz, die, nachdem sie auf den Planeten zu einer nur dort möglichen Verbindung schritt, wieder zu ihrer Heimat zurückkehrt, so haben auch Thiere und Pflanzen auf Fortdauer Anspruch, in welcher jedoch die Erhaltung der Selbständigkeit, die bei ihnen nie zur Reife gelangte, nicht mitbegriffen sein kann.

Wenn nun Madame Hellbrook auf diese zwar materialistischen, aber doch ebenso sehr auch tief religiösen, sowol den persönlichen Gott als die individuelle Fortdauer der Seele vertheidigenden Expectorationen nichts zu erwidern hat, als ablehnende Antworten, so erscheint sie darin zunächst in jenem einfachen Unrecht, in welches so leicht der beschränktere Geist entgegen dem höhern tritt, welchen er nicht versteht. Aber auf der andern Seite windet sich doch auch durch des Forstraths Briefe schlangengleich ein grauenvolles Etwas, für welches weibliche Spürnasen einen feinen Geruch zu besitzen pflegen. Denn sie schreibt manchmal, als wären ihr Spinnen über das Gesicht gelaufen. Und so schlägt sich zuletzt der Leser doch unwillkürlich und mitleidig auf die Seite der armen mystificirten Freundin. Denn zu fürchten ist Reineke zwar unter jeder Maske, unter keiner aber mehr, als wenn er den Rosenkranz betet und die Himmelstreppen hinansteigt.

Karl Fortlage.

Vilmar und Beda Weber.

1. Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Zerstreute Blätter, wiederum gesammelt von A. F. C. Vilmar. Erster Theil: Politisches und Sociales. Frankfurt a. M., Hender und Zimmer. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Ueber conservative Gesinnung und Lebensrichtung. Festrede zur akademischen Feier des Geburtstags Sr. königl. Hoheit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. am 20. August 1858 in der Aula der Landesuniversität. Gehalten von A. F. C. Vilmar. Marburg, Elwert. 1858. Gr. 8. 2½ Ngr.
3. Beda Weber. Lebens- und Literaturbild. Mit Beda Weber's Porträt. Regensburg, Pustet. 1858. 8. 24 Ngr.

Wir stellen hier die Schriften zweier Männer zusammen, die, obschon aus verschiedenen Feldlagern gewappnet ausziehend, der eine aus dem Feldlager des orthodoxen Protestantismus, der andere aus dem des orthodoxen Katholicismus, sich auf der Hälfte des Wegs begegnen, einander die Hände schütteln und gegen einen gemeinsamen Feind Stellung nehmen. Dieser gemeinsame Feind ist das Revolutionsfieber der Zeit, wie es 1848 auch in Deutschland zum Ausbruch kam, der Communismus, der Socialismus, die Republik bis herab zu den sanftern Nuancen des Liberalismus und Constitutionalismus, die ihnen im Grunde ebenso verhaßt und vielleicht noch verhaßter sind als jene entschiedenern Richtungen. Nur aus dem Gefühl des Siegs und der Sicherheit, in dem sich ihre Partei noch vor kurzem wiegte und wol noch wiegt, läßt sich erklären, daß man uns jetzt noch zumuthen will, politische Betrachtungen und Schilderungen aus jener aufgeregten Zeit lesen zu sollen, die zum größten Theil doch nur für den Augenblick Bedeutung hatten, dem sie ihre Entstehung verdankten. Manche derselben werden freilich auch jetzt noch dem gründlichern und besorgtern Beobachter der Zeitläufe keineswegs unwillkommen sein, da die ruhige Oberfläche, die sich jetzt in breiter Gewöhnlichkeit unsern Blicken darstellt, schwerlich Bürgschaft dafür leistet, daß gewisse in der Tiefe arbeitende dämonische Mächte nun wirklich auch auf die Dauer beschwichtigt und zur Ruhe verwiesen worden seien. Angenommen übrigens, daß die sogenannten destructiven Tendenzen von 1848 wirklich Sieger geblieben wären, so würden wir vielleicht eben solche Sammlungen aus der Feder der Radicalen und Anarchisten lesen müssen, und es möchte doch gewiß viele geben, welche die beiden Reactionäre Beda Weber und Vilmar für ein kleineres Uebel halten als Vogt und Simon und einen vielleicht nicht wohlgeordneten Zustand doch immer einem Zustande vorziehen, der fürs erste und vielleicht auf lange statt nur nicht wohl, vielmehr gar nicht geordnet gewesen sein würde. Welche Schwerkraft, wenn auch zum Theil nur die Schwerkraft der Trägheit und des Eigennutzes, die conservativen Interessen besitzen, das, meinen wir, sollte den Anhängern der Lehren Proudhon's, Considérant's und Fourier's nun doch wol klar geworden sein.

Die Aufsätze, welche Vilmar in der erstgenannten Schrift gesammelt hat, standen früher in einem kleinen periodischen Blatte, „Der hessische Volksfreund", welches von ihm 1848 gegründet und bis in das Jahr 1853 fortgesetzt wurde. Der Verfasser sagt im Vorwort: „Gerichtet war dieses Blatt gegen die geistigen Grundlagen jener Revolution, und in dem engern hessischen Kreise, für welchen es bestimmt war, vielleicht nicht ganz ohne Erfolg. Da nun von manchen Gesinnungsgenossen und Mitkämpfern wiederholt der Wunsch ausgesprochen wurde, dasjenige aus jenen längst zerstreuten Blättern aufbewahrt und zusammengestellt zu sehen, was am meisten geeignet scheinen konnte, jene geistigen Grundlagen der Revolution von 1848—50 zu charakterisiren, so habe ich mich der Erfüllung des Wunsches nicht entziehen wollen. Der Kampf ist ja noch heute um dieselben Lebensgrundlagen vorhanden, wie in jenen drei Jahren und hat kaum einige Formen und einige Personen gewechselt. Der Haß gegen geistige Vorzüge und geistige Bedeutendheit, der Haß gegen den Besitz, der Haß gegen das Recht sind heute

noch genau ſo vorhanden, wie in jener Zeit, und der Haß gegen kirchliches Bekenntniß und kirchliche Erfahrung iſt, wo nicht ſchärfer doch offenbarer und meiſt auch weit erfolgreicher als damals, freilich ſchon darum, weil zur Zeit das Feld der Kirche das einzige iſt, auf welchem ſich der Haß gegen den lebendigen Gott, der auch in dem Haß gegen Beſitz und Recht liegt, in voller Gefahrloſigkeit und mit dem Gefühl der Sicherheit, welches von der Gewalt verliehen wird, ausſprechen kann."

Wie man auch von dem Standpunkte des Verfaſſers denken mag, zweierlei Vorzüge wird man ihm zugeſtehen müſſen: einen nicht gewöhnlichen Muth — denn dieſer gehörte dazu, um ſich in jenen Tagen der Proſcriptionen, die damals nur umgekehrt von unten ſtatt von oben ausgingen, ſo aufrichtig und energiſch auszuſprechen, wie der Verfaſſer ſich auszuſprechen die Kühnheit hatte —, und die Gabe, populär und allgemein faßlich zu ſchreiben und ſich zu der Begriffsſphäre und den Intereſſen des Volks herabzulaſſen. Durch ſolche Mittel wirkte auch die Kreuzzeitung, und an Schriftſtellern dieſes volksthümlichen Gepräges fehlte es allerdings der doctrinären, wenn auch noch ſo ehrlich geſinnten Mittelpartei, oder ſie verſchmähte ſich ihrer zu bedienen. Die natürliche und unausbleibliche Folge davon war, daß ſie in kurzem nach oben wie nach unten iſolirt und gleichſam in der Luft ſtand, daß ſich beide Flügel, der rechte wie der linke, ſich gegen das Centrum wandten und es aufrieben, jedes in der Hoffnung, die Früchte aus deſſen Niederlage für ſich auszubeuten, was denn auch, wie jeder weiß, für den Augenblick dem rechten gelungen iſt. Freilich, wenn Vilmar vom Volke ſpricht, ſo verſteht er darunter vorzugsweiſe den haus- und grundbeſitzenden, alſo allerdings conſervativſten und vielleicht auch ſelbſtſüchtigſten Theil deſſelben, und dieſen ſtrebt er in aller Weiſe gegen die Arbeiter, Fabrikarbeiter, Handwerksgeſellen, Proletarier und Brotloſen einzunehmen und zu erbittern, was ihm denn auch in ſeinem engern heſſiſchen Kreiſe nicht wenig gelungen ſein mag. Denn man appellire nur in überzeugender Weiſe an das Sonderintereſſe einer beſtimmten Menſchenklaſſe, ſelbſt zum Schaden einer andern, und man wird bei ihr ſtets gewonnenes Spiel haben. Man hört es wol auf gewiſſer Seite nicht ungern, wenn man, wie Vilmar, den Arbeitern vorwirft, daß ſie „ſich angewöhnt haben, alles, wie man ſpricht, mit unter die Decke zu nehmen, und die Kunſt des Haushaltens und Sparens nicht gelernt haben, auch wol nicht lernen mögen". Nur bleibt uns Vilmar den Nachweis ſchuldig, wie dieſe Arbeiter, vorausgeſetzt, daß ſie zahlreiche Familie haben, was ja ſehr oft der Fall iſt, es anfangen ſollen, von ihrem Verdienſt etwas zurückzulegen. Man kann doch ſicherlich annehmen, daß in einem Arbeitshauſe der möglichſt niedrige Koſtenſatz für den Kopf veranſchlagt und in Ausführung gebracht iſt. Dennoch kommen z. B. im berliner Arbeitshauſe von den Geſammtkoſten durchſchnittlich auf den Kopf etwas über 73 Thlr. oder täglich 6 Sgr. Angenommen, eine Arbeiterfamilie beſtehe aus acht Köpfen und verdiene jährlich 300 Thlr., ſo würden hiernach auf den Kopf nur etwas über 37 Thlr. kommen, alſo ungefähr die Hälfte von dem, was ein Inſaſſe des berliner Arbeitshauſes braucht. Und hiervon noch ſparen? Iſt dies ein menſchliches Verlangen? In Betracht kommt hierbei ferner, daß gerade der minder gewiſſenhafte, aber gewitzigtere Arbeiter eher einen Nebenprofit zu machen weiß als der gewiſſenhafte, minder ſchlaue, mithin aus dem Umſtande, daß jener vielleicht eher im Stande iſt etwas zurückzulegen, noch keineswegs auf ſeine größere Moralität zu ſchließen iſt. Vilmar ſchwärmt auf S. 263 für den Militärſtand als den einzigen Stand, bei dem noch Zucht und Ordnung zu finden ſei, während ſich davon in manchen Garniſonsſtädten nicht gerade ſehr viel Erfreuliches erzählen laſſen ſoll, abgeſehen etwa von der äußern Disciplin in Reih und Glied. Nun klagt man faſt in allen Ländern über die zunehmende Verkümmerung des Geſchlechts, über den faſt von Jahr zu Jahr wachſenden Mangel an dienſttauglichen jungen Männern, wie auch die Rekrutirungsliſten mit ſprechenden Zahlen beweiſen. Es ſind hierüber, zumal auch in Frankreich, ganze Bücher geſchrieben worden und man hat, gewiſſe moraliſche Uebelſtände beiſeite gelaſſen, einen Hauptgrund dieſer betrübenden Erſcheinung in der ſchlechten oder unzureichenden Ernährung der heranwachſenden Jugend gefunden. Von hinreichender kräftiger Nahrung und richtiger Körperpflege kann auch in Familien, in denen, wie wir geſehen haben, ſehr oft nur 37 Thaler, oft noch weniger auf den Kopf kommen, bei den ſonſt ſo geſteigerten Ausgaben (Schulgeld u. ſ. w.) gar nicht die Rede ſein. Will nun Vilmar, daß das Haupt einer ſolchen Familie, um ein paar Groſchen zurückzulegen, ſeinen Kindern immer noch mehr Nahrung und Kleidung abdarbe? Woher ſoll im Verlaufe der Zeit die Mannſchaft genommen werden, die dazu nöthig iſt, um ſeinen Lieblingsſtand, den Stand der Zucht und Ordnung, den Militärſtand, zu rekrutiren und in tüchtiger Beſchaffenheit zu erhalten?

Vilmar ſpielt in ſeinen Aufſätzen der Demokratie übel mit. „Haben wir gelernt", fragt er einmal, „daß die Demokratie mit allem, was drum- und dranhängt, nichts anderes iſt, als Dummheit, Schande, Liederlichkeit, Raub, Diebſtahl und Mord? Hier gilt kein «Ja, aber», kein «doch», kein «indeß», kein «freilich» und dergleichen elende Ausflüchte der Schwachköpfe. Wer mit ſolchen Ausflüchten jetzt noch kommen kann, der iſt nicht allein ein verächtlicher Schwachkopf und ein Narr, ſondern auch ſelbſt ein Diebsgeſell und Schandgenoſſe." Nun, das iſt doch eine Sprache, die dem überraſchten Leſer die ſcharfgeladene Piſtole auf die Bruſt ſetzt und kaum von der Sprache übertroffen wird, womit der Freiherr von Canitz, der ſelbſt Staats- und Hofmann war, in ſeiner merkwürdigen Satire „Der Hof" die Fürſtenhöfe ſeiner Zeit als einen Inbegriff aller nur immer möglichen Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit, der Dummheit, Schande, Liederlichkeit u. ſ. w. ſchilderte. Man muß freilich zwiſchen Vilmar von 1848 und Vilmar von 1858 unterſcheiden. Damals galt es, einen Feind, der noch auf dem Platze war und ſich ſelbſt jedes Mittel geſtattete, in jeder Weiſe verächtlich und unſchädlich zu machen und ihn in all ſeiner moraliſchen Blöße darzuſtellen. Dieſer Feind iſt jetzt wenigſtens nicht mehr activ, und ſchon erblickt Vilmar einen vielleicht noch gefährlichern Feind in den Reihen ſeiner eigenen Partei. In ſeiner am 23. März 1858 geſchriebenen Vorrede klagt der Verfaſſer: „Auf der andern Seite iſt die Sorgloſigkeit und Genußſucht, das rückſichtsloſe Ausbeuten des Beſitzes als ſolchen, das Vertrauen auf materielle Mittel und die Verſchmähung der geiſtigen Mittel, vor allen derjenigen geiſtigen Mittel, welche allein im Stande ſind, die Revolution in ihren Principien zu beſiegen, jetzt nicht allein in eben ſolchem Umfange und in eben ſolcher Stärke, wie bis zum Jahre 1848, ſondern in unvergleichbar größerm Umfange und in weit größerer Stärke vorhanden, und zwar vorhanden bei eben denjenigen, gegen welche die Revolution von 1848 zunächſt gerichtet war." Man erkennt hieraus, daß Vilmar jedenfalls ein ehrlicher und aufrichtiger Mann iſt und nicht zu jenen Schmeichlern und Heuchlern gehört, welche an ihrer Partei alles unbeſehens lobenswerth finden und gutheißen, um nicht für ihre Perſon Anſtoß zu erregen und ſich ihren Mitreactionären verdächtig zu machen.

Dieſe Klagepunkte führt er in ſeiner Feſtrede „Ueber conſervative Geſinnung und Lebensrichtung" weiter aus. Er klagt über die zweideutigen Parteigenoſſen, denen das Wort „conſervativ" ſo überaus gelegen gekommen ſei. „Konnten ſie doch", ſagt er, „mit dieſem Ehrennamen ihre Unfähigkeit, ſich in der geiſtigen Welt zurecht zu finden, ihr Unvermögen, geiſtig ſchaffend thätig zu ſein, ihre Trägheit und Stumpfheit decken; konnten ſie doch damit ihren Liebling, den faulen Frieden, den faulen Frieden vornehmlich des Kapitalbeſitzes, der Bureaukratie, des Indifferentismus, in ein anſtändiges und ſchmückendes Gewand hüllen. Niemand war gleich von Anfang an, da die Bezeichnung „conſervativ" auftam, eifriger als dieſe Menſchenklaſſe, dieſe Bezeichnung für ſich in Anſpruch zu nehmen, niemand beſorgter, dieſelbe auf alle Verhältniſſe des öffentlichen Lebens, auch die gleichgültigſten und untergeordnetſten, auszudehnen, niemand unermüdlicher, ſie unaufhörlich, bei jeder paſſenden

zu entfaltenden Gelegenheit anzuwenden, niemand thätiger, sie für seinen kleinen Haushalt möglichst nutzbar zu machen als sie. Haben wir es doch wiederholt erlebt, daß die Beibehaltung des ungerechtesten Behördenschlendrians als „conservativ" gepriesen wurde, weil derselbe den möglichst geringen Aufwand an Geist und Thatkraft erforderte" u. s. w. Freilich, ob die von ihm vorgeschlagenen Mittel ausreichend und geeignet sind, die Unzufriedenheit mit den Regierungen in den Völkern vollkommen zu ersticken, dürfte zu bezweifeln sein, zumal da die Regierungen der verschiedenen Staaten selbst keineswegs eine mit der andern zufrieden sind, sich vielmehr geheim oder offen befehden und einander bald in diplomatischen Noten bald in offiziösen und halboffiziellen Blättern die bittersten Dinge ins Gesicht sagen oder sagen lassen. Vilmar hält das „Bekenntniß" für das Universalmittel gegen den Revolutionsgeist. „Schonung und Zurückhaltung", sagt er in dem Aufsatz „Haß und Liebe", „haben aufgehört — halte du in der Kirche das Bekenntniß einem jeden unter die Augen, zur Zeit und Unzeit; es ist die letzte Zeit. Laß sie antworten und sie müssen antworten mit kurzem Ja oder Nein. Von Christo viel zu lehren, wird dir nicht mehr erlaubt sein; es ist eben nur noch so viel Zeit, den Herrn zu bekennen. Der Herr ist nahe? Wie nahe? Ich weiß es nicht. Menschlicherweise gerechnet bis zu seiner sichtbaren Wiederkunft vielleicht noch eine lange Reihe von Menschenaltern" u. s. w. Wird aber das äußere Bekenntniß viel helfen, wenn es nicht gelingt, den alten Glauben in den Herzen wieder lebendig zu machen? In seiner Festrede fordert Vilmar für die Handwerke, soweit deren existiren, corporative Ordnung, „damit nicht die Städte zu Herbergen einer ungegliederten erwerblosen Masse, den Juli und der Freude der Radicalen herabsinken", für die Landwirthschaft die „strenge und genaue Sorge für die Zusammenhaltung der Güter", für den Adel seine alten Rechte, aber vor den Adel auch seine alten Pflichten und Sitten: „die straffe und ernste Haltung, den Königsdienst im Frieden wie im Kriege", selbst „den Stolz auf seine Ahnen", im Gegensatz zu dem „Krautjunkerthum", der „fashionablen adelichen Nichtsthuerei und Kasserie", dem „adelichen Spiritusbrenner und Rübenzuckersieder"; ja er fordert zur Aufrechthaltung der „Besonderheiten" sogar die „Schonung des Dialekts in den Schulen" (vermuthlich um den deutschen Particularismus zu verewigen), und womit wir schon eher einverstanden sind, Schonung der altererbten Kleidung der Stände und Erhaltung der althergebrachten Lustbarkeiten und Ergötzlichkeiten, von denen leider ohnehin nur noch dürftige Reste vorhanden sind. Mit Recht klagt er gelegentlich über die französischen Wortungeheuer „Servilismus", „Liberalismus", „Progressismus", „Stabilismus" u. s. w. und es ist in der That auffallend, daß man aus dem sich noch immer fortentwickelnden ungeheuern deutschen Sprachschatz für diese Parteibegriffe keine deutschen Ausdrücke aufzufinden wußte. Man könnte in der That auf die Vermuthung kommen, daß diese Begriffe selbst rein ausländischen Ursprungs seien, ließe sich nicht aus der Geschichte aller Völker und schon der Griechen und Römer nachweisen, daß auf einer gewissen, freilich immer bedenklichen und äußerst kritischen Entwickelungsstufe eines Volks dies itio in partes sich aus den Verhältnissen von selbst erzeugt.

Die Auswahl aus den bedeutendern Schriften Beda Weber's ist, wie der Herausgeber Moritz Brühl im Vorwort bemerkt, „nicht zu dem Zweck getroffen worden, um seinen Geist, sein Denken und Fühlen zu charakterisiren, als eine Blume des Besten zu geben, was er geschrieben". Der dabei befolgte Plan, fährt der Herausgeber fort, sei im wesentlichen derselbe, der seinen Schriften über Görres und Sailer zu Grunde liege und nicht ohne Anerkennung geblieben sei; und er bemerkt weiter: „In unserer Zeit, wo die Masse der Bücher immer mehr anschwillt, das Vortrefflichste in Gefahr ist, sich im Meere des Mittelmäßigen zu verlieren oder rasch zu veralten, scheinen Sammlungen wie die gegenwärtige, welche mit der Buchmacherei toter und planloser Anthologien nichts gemein hat, ein Bedürfniß." *) Vorangestellt ist eine Biographie Beda Weber's, woraus wir erfahren, daß er am 26. October 1798 zu Lienz im tirolischen Pusterthal geboren wurde. Von 1822 an war er 22 Jahre lang Professor am Gymnasium zu Meran, und dieser Bezirk war es auch, der ihn im Jahre 1848 in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. wählte, in welcher Stadt er fortan seinen bleibenden Aufenthalt nahm, da er die ihm angebotene zur Erledigung gekommene Stelle eines katholischen Stadtpfarrers annahm, mit welcher die eines Domcapitularen der limburger Diöcese verbunden ist. Am 26. Februar 1858 raffte ihn ein jäher Tod hinweg. Von seinen nicht wenig zahlreichen Schriften haben ihn besonders seine „Lieder aus Tirol", seine „Charakterbilder" (Frankfurt 1853), seine „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben" (Mainz 1858) u. s. w. in weitern Kreisen bekannt gemacht. Von den im vorliegenden Buche gesammelten Aufsätzen gehören in den Kreis unserer Betrachtung zunächst nur die, welche unter dem Titel: „Laufendes zur Geschichte und Signatur der Gegenwart", die dritte Abtheilung bilden, und ein Aufsatz: „Die Trauerfeierlichkeit für Robert Blum zu Frankfurt am Main im December 1848." Wir dürfen und wollen in die Lauterkeit der religiösen und politischen Ansichten Beda Weber's keinen Zweifel setzen; aber was den Stil und den Reichthum an fruchtbaren, unmittelbar in die Zeit schlagenden Gedanken betrifft, so kann er sich mit Vilmar nicht messen. Beide bekämpfen die Revolution, aber Vilmar's Gesichtskreis ist dabei doch ein weiterer und zugleich ein deutsch volksthümlicherer, während Beda Weber die Fahne des Ultramontanismus ganz offen entfaltet, wie das z. B. in dem Aufsatz „Katholische Volksverdummung" nur zu deutlich geschieht. Er zieht nicht wie Vilmar ausschließlich gegen die Revolution zu Felde, sondern zugleich gegen den Protestantismus, in dem er doch im Grunde die Wurzel alles Uebels erblickt. Doch das läßt sich erwarten, und es ist hierüber eigentlich kein Wort zu verlieren; selbst dem Vorwurf, daß der protestantische Patriotismus „die Schweden und Franzosen zu Bundesgenossen gegen Deutsche annahm und in diesem saubern Handel die schönsten deutschen Länder auf immer an unsere Erbfeinde überlieferte", wollen wir hier nicht mit Gegenvorwürfen begegnen, die wir sehr leicht aus der hispanisch-ultramontanen Politik des wiener Hofs und der Ueberschwemmung Deutschlands mit spanischen, wallonischen, italienischen und kroatischen Scharen zur Unterdrückung deutscher Freiheit hernehmen könnten, einer spätern Allianz mit dem „Erbfeind" gegen einen deutschen Reichsfürsten nicht zu gedenken. Aber mehr als bei irgendeiner andern Partei gilt bei dieser der Satz: wenn zwei dasselbe thun, thun sie nicht dasselbe. In manchen Nebenpunkten, in denen Beda Weber von Vilmar, der gar sehr dem Gaupatriotismus selbst bis auf die Pflege des Dialekts in den Schulen zu huldigen scheint, abweichen dürfte, möchten wir dagegen wieder eher Beda Weber recht geben, z. B. wenn er den kleinen Universitätsstädten „Mangel an Weltbildungsmitteln und großartigen Lebenserfahrungen" vorwirft; ja er findet sogar, daß „die merkwürdigsten Exemplare deutscher Pedanten mit ihrem Dünkel und Trennungsgelüst, mit ihrer

---

*) Bei dieser Gelegenheit gedenken wir noch flüchtig des in demselben Verlage erschienenen Pasquills auf Luther in Romanform: „Eine Brautfahrt", von dem pseudonymen Karl von Bolanden, indem wir durch eine Anzeige desselben auf dem innern Umschlage vorliegenden Buchs in etwas eigenthümlicher Weise daran erinnert werden. In dieser Anzeige heißt es nämlich: „Nachdem protestantischerseits lange Zeit die Existenz der «Brautfahrt» vornehm ignorirt worden war, traten vor kurzer Zeit rasch hintereinander in den «Blättern für literarische Unterhaltung» und in der «Süddeutschen Buchhändlerzeitung» gehaltvolle Stimmen dagegen auf, die das frühere Stillschweigen wahrscheinlich durch ein um so ärgeres Gepolter rechtfertigen zu können glaubten. Der Autor wird diese nachträglich gekommenen Anschuldigungen, Verleumdungen und Unwahrheiten in einer ohnehin in Aussicht stehenden dritten Auflage nach Verdienst abfertigen." Also „nach Verdienst" — mehr können wir ja nicht verlangen.

sächsischen (!) Bauerngrobheit und Klopffechterei in den Nestern dieser kleinstädtischen Landhochschulen flügge geworden sind". Dagegen stimmen beide in der Verherrlichung des Grundbesitzes und der Ackerbauinteressen und in der Polemik gegen das Schreibereiwesen und die Bureaukratie überein. Das Ideal Beda Weber's ist ein Landwirth, der seine sieben Pferde besitzt; sicherlich, wir alle würden lieber mit sieben Pferden, als mit einer Stahl- oder Gänsefeder arbeiten, wenn sich das nur machen ließe. Nach Beda Weber muß man in den meisten deutschen Ländern die „Ungläubigen, Schwachgläubigen und Irrgläubigen" vorzugsweise unter den Beamten suchen; hier gedeiht die „Schmarotzerpflanze des doctrinären Constitutionalismus", und „da kein überwiegendes Ackerbauinteresse einigermaßen heilkräftig dagegen einwirkt", so gedeihen hier ferner „nur die Mistbeete mit den ephemeren Pilzen parlamentarischer Wühlerei ohne möglichen Sauerstoff, um die geschmacklose Teigmasse der Professoren-, Advocaten- und Beamtenweisheit zu durchdringen". Dies zugleich als Stilprobe! Uebrigens wollen wir hier nicht untersuchen, inwieweit das deutsche Landvolk durch seine übermäßige Processsucht und andere Untugenden zur Vermehrung der „Schreiberwirthschaft" beigetragen hat. Vilmar ist jedenfalls der feiner gebildete Geist und von noblerer Haltung, während Beda Weber in seiner Polemik oft alle Humanität beiseite setzt und nicht selten zu den garstigen Hülfsmitteln persönlichen Klatsches und persönlicher Verdächtigungen greift. Auch der entschiedenste Gegner Robert Blum's, wenn er nur sonst Anstandsgefühl hat, wird die empörende Weise nicht gutheißen können, womit Beda Weber in seinen „Umrissen aus der Paulskirche" ihn, der für seine Irrthümer bereits mit dem Tode gebüßt hatte, verfolgte und brandmarkte. Man lese z. B. folgende Stelle: „Gleich in den ersten parlamentarischen Gefechten war der Rest seiner Straßenberedsamkeit verpufft, die gemeinen Räusche des Essighauses zerstörten den Verklärungsschein, der ihn bisher in der sächsischen Bierwelt (!) fern von den überzärtlichen süddeutschen Sittlichkeitsphantasten umflackert hatte. Die akademische Barrikadenjugend Moritz Hartmann und Gisela mit dem doppelten Reiz der Keckheit und Liebesmacht, kraushaarige Docenten und Physiologen mit dem Sturm ihrer schweizerischen Freischarenberedsamkeit, ja selbst die Caricaturen im lebendigen Zustande, Zitz, Schlöffel und Wiesner mit den weiten Ringen der polyxenartigen Verbrüderung machten ihn schnell alt, und nahmen ihm die goldene Frucht der Frauengunst vom Mund weg, die er einst trotz faunenhafter Umpuppung so reichlich genossen hatte. Er zog sich mit grollender Resignation in die «Reichstagszeitung» zurück, wo er als lauernder Mops im Gnadenbrote nach Herzenslust geifern und bellen konnte. Eine Sängerin des frankfurter Stadttheaters, die vom Busche des Lebens auch bereits abgeschüttelt war, leistete dem Einsamen mitleidige Theilnahme." Das sind echte Schmutzfarben vom Jahre 1848, in die der priesterliche Verfasser hier den Pinsel getaucht hat. Man sieht, es gibt nicht blos eine „sächsische", sondern auch eine tiroler „Bauerngrobheit". Außerdem versichert Beda Weber, daß Blum mit seiner Frau in einem Scheidungsprocesse begriffen gewesen, daß er seine vielen „trostlosen" Stunden mit Hülfsgeldern aus Polen erheitert, daß Vogt ihm bei seiner verhängnißvollen Abreise nach Wien die Hand gedrückt und gesagt habe: „Gib Acht, daß sie dich nicht aufhängen, verdient hättest du es schon längst" u. s. w.

Doch wir brechen von diesen Skandalgeschichten hiermit für immer ab, um noch einige Betrachtungen hinzuzufügen, zu denen wir während der Lectüre der oben besprochenen Schriften angeregt wurden. Wir für unsere Person glauben an eine höhere sowol moralische als logische Weltordnung; die dumme Materie ist nicht unser Gott. Dennoch lassen uns so manche Zeichen der Zeit leider fürchten, daß der Materialismus (der in seiner wissenschaftlichen Begründung durch Moleschott wirklich so manche humane Keime und ein heilsames Gegengewicht gegen die vorzugsweise durch Hegel proclamirte unbeschränkte Selbstherrlichkeit und Vermessenheit des menschlichen Geistes enthielt, seitdem aber die allerdings fast nothwendig in ihm liegende Bewegung nach abwärts zum Roh-Fleischlichen nur zu rasch vollendet hat) in der nächsten Zeit noch reißende Eroberungen machen dürfte. Diejenigen, welche diese Richtung der Zeit zu bekämpfen vorgeben, glauben oft alles gethan zu haben, wenn sie nur die äußere Kirchenzucht und die äußern Bekenntnißformeln, die hohl und nichtig sind ohne den Glauben, wiederherstellen oder (auf katholischer Seite) Dogmen schaffen, die selbst das Mittelalter nicht kannte. Man droht uns bereits mit dem Schreckbild des Teufels, den der eine der Männer, deren Namen die Ueberschrift dieses Aufsatzes bilden, leibhaftig gesehen haben will; als ob, wer das Princip des Bösen in der Welt in fleischliche oder doch sichtbare Formen kleidet, nicht selbst ein Materialist sei! Weiter hält man uns die Idee vom „christlichen" Staate vor Augen. Aber wollte Christus wirklich privilegirte Kasten, Geburtsadel, Standesunterschiede, stehende Heere, die immer bereit sind, aufeinander loszustürzen, politische Verfolgungen und Proscriptionen? Das alles mag sich so historisch entwickelt haben und durch die Verhältnisse zur Nothwendigkeit geworden sein; aber die Christlichkeit solcher Zustände kann man doch nur auf dem Wege einer Sophistik behaupten, die nur schädlich wirken kann. Entweder man stelle Christi Reich in allen Consequenzen her oder gestehe offen, daß dies nicht möglich ist. Sicherlich wollte Christus nicht die privilegirte Ueberhebung der einen Menschenklasse über die andere, nicht eine Religion des äußern Bekenntnisses statt einer Religion der Gesinnung, nicht die Verwandlung irgendeines christlichen Staats in eine Finanzanstalt, nicht die Allianz eines solchen Staats mit den Geldmächten, dem rein äußerlichen Besitz, dem Kapital, der Börse, dem Lucre, den Hippel einen „innerlichen Fresser" nannte. Die Menschen verlieren den Glauben an eine höhere moralische Weltordnung, wenn sich diese moralische Ordnung nicht auch im Staat, mag er nun republikanisch, constitutionell-monarchisch oder absolutmonarchisch sein, im Abbilde darstellt. Das Volk fällt mehr und mehr der Corruption, der sittlichen Auflösung, dem Atheismus anheim; es macht die Materie, den Zufall zu seinem Gott, wenn es bemerkt, daß Geburt und Reichthum vor dem Verdienst bevorzugt werden, daß nur zu oft schlauer Eigennutz, Weltgewandtheit, Fügsamkeit und zweideutiger, jedes zweckdienliche Mittel gutheißender Machiavellismus oder Jesuitismus einflußreiche Stellen einnehmen, zu welchen nur Weisheit, Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit berufen werden sollten — wozu wir übrigens nichts weiter bekennen, als wozu sich der jetzige Prinzregent von Preußen in seiner nun zur öffentlichen Kunde gebrachten Confirmationsschrift als junger Prinz bekannt hat. Schon Aristoteles sagte: „Der Staat ist kein bloßes Kriegsbündniß zum Schutz gegen fremde Gewalt, ebenso wenig ist er eine Handelsgesellschaft, damit einer durch des andern Hülfe sich bereichere; der Zweck eines wahren Staats ist vielmehr auf ein tugendhaftes und glückliches Leben gerichtet, welches durch die Gottesfurcht bedingt ist." Und Aristoteles war ein Heide, und wir nennen uns Christen. **H. M.**

Geschichtliche Romane.

1. St.-André. Geschichtlicher Roman von Gotthardt A. Luther. Drei Bände. Leipzig, H. Schultze. 1858. 8. 4 Thlr.
2. Drei Jahre. Roman von George Hesekiel. Drei Theile. Berlin, Heinicke. 1857. Lex.-8. 3 Thlr.
3. Von Turgot bis Babeuf. Ein socialer Roman von George Hesekiel. Drei Theile. Berlin, Expedition des Adelslexikons. 1856. Lex.-8. 4 Thlr.
4. Meister Putsch und seine Gesellen. Ein helvetischer Roman von Alfred Hartmann. Zwei Bände. Solothurn, Zent und Gaßmann. 1858. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Wenn bei den vorliegenden Büchern sich auch nicht überall der Charakter des historischen Romans streng durchgeführt findet, so sind sie doch im wesentlichen so eng auf der geschicht-

zen Grundlage aufgebaut, daß eine Zusammenstellung derselben darin ihre Berechtigung findet.

Der Roman „St.-André" von G. A. Luther entlehnt seinen Stoff der Geschichte des Tempelherrenordens. Der Verfasser sendet der eigentlichen Erzählung eine Einleitung voraus, in welcher er von der Entstehung, der Bedeutung und den Folgen der Kreuzzüge handelt, und damit verknüpft er die Stiftung und die Geschichte der geistlichen Ritterorden und vorzugsweise die der Tempelherren. Er theilt uns Auszüge und Uebersichten aus der Geschichte der Ritterorden mit, sowol ihrem äußern Verlaufe als ihrer innern Gliederung nach. Wir werden bekannt gemacht mit den Regeln des Ordens, mit der Entwickelung seiner Statuten, mit den Ceremonien und den Bedingungen der Aufnahme, kurz wir finden da vollständige Auszüge aus historischen Werken über innere sowie äußere Geschichte des Ordens. Der Verfasser hat diese Einleitung für nöthig gehalten, um dadurch den Leser besser in den Stand zu setzen, den nachfolgenden Roman zu begreifen. So sehr zutreffend auch diese Uebersichten, in denen wir freilich sehr oft auf Wiederholungen stoßen, dagegen eine gewisse Gedrängtheit und Abrundung in der Darstellung vermissen, einen gewissen Leserkreis von Interesse sein werden, so sind sie sicher für den größeren Theil des gebildeten Publikums überflüssig, da dasselbe den historischen Stoff bereits anderswo ausführlicher und gründlicher dargestellt gefunden hat; zugleich aber sind diese weitern historischen Auseinandersetzungen, welche 30 Seiten einnehmen, ein sprechender Beweis dafür, daß der Roman selbst nicht derart construirt und ausgeführt ist, daß er durch sich selbst ein vollkommenes, in sich getragenes, durch sich klares Bild der Zeit und ihrer Ereignisse bei dem Leser zu erregen im Stande ist, denn sonst würde ja dieser weitläufige Commentar vollständig überflüssig sein. Wissenschaftlich gebildeten Lesern aber wird es wol schwerlich einfallen, in einem Romane die Aufklärung zu holen über Bedeutung und Einfluß der Kreuzzüge auf die Entwickelung des öffentlichen Lebens im Mittelalter, über deren Folgen sowie über die Stellung der geistlichen Ritterorden zu dieser wie zur Machtentwickelung geistlicher oder weltlicher Herrschaft. Der Verfasser hat auf diese Weise die gesammte Geschichte des Tempelherrenordens in sein Gebiet gezogen, nur mit dem Unterschiede, daß er die ersten Zeiten desselben mehr fragmentarisch behandelt, während er die letzten Zeiten, die Geschichte der vier letzten Großmeister des Ordens bis zur Auflösung desselben und den vorausgehenden Processe durch Philipp den Schönen von Frankreich ausführlich entwickelt. Der Verfasser verwahrt sich gegen den Vorwurf, daß er von seinen Vorurtheilen erfaßt, nicht einen Stein mehr auf den überhaupt schon vielfach angegriffenen, zu oft aber auch ganz mit Unrecht in Schutz genommenen Orden zu werfen gewillt sei, sondern daß er im Gegentheile, was historische Thatsachen anbelangt, bestrebt sei, die Kutten der Wahrheit auch nicht um eine Linie breit zu überschreiten. Wir erkennen gern dieses Streben an, können jedoch nicht umhin, ein entschiedenes Parteinehmen gegen den Orden darin zu finden; es werden da alle die Beschuldigungen, mit denen der Staatsstreich Philipp's des Schönen sowie die im Schlepptau der weltlichen Macht desselben stehende päpstliche Gefälligkeit sich zu rechtfertigen suchte, alle die Märchen und Abgeschmacktheiten, die dem Orden zur Last gelegt werden und für deren Existenz man auf alle Weise Geständnisse namentlich durch Folter und Marter erzielt hatte und die von dem größern Theile auch wieder in freiem Zustande widerrufen worden, als wirkliche historische Thatsachen aufgenommen. So hat der Verfasser die Abscheulichkeiten, welche dem Templerorden bei der Aufnahme der Kapitler in die sogenannte innere Congregation zur Last gelegt werden, das Küssen des Nabels und des Rückens des Großmeisters, das Anspeien des Crucifixes, das Verfluchen und Verleugnen Christi, die göttliche Verehrung des Baſomethauptes mit allen widerwärtigen Scenen und Handlungen, geradezu in seiner Darstellung als wirkliche und erwiesene Thatsachen aufgenommen, ohne dabei zu bedenken, wie oft und gründlich diesen Darstellungen von der Geschichte widersprochen worden ist. Und wenn auch einzelnes nicht ganz wegzuleugnen ist, so besteht doch im ganzen ein allgemeiner Zweifel noch fort, der für keinen Historiker bisher verschwunden ist und der um so mehr den Romanschriftsteller hätte vorsichtig machen sollen, dergleichen Darstellungen nicht als unumstößliche Thatsachen hinzustellen, da sie ja ohnehin jedes ästhetischen Elements so bar und ledig sind, daß das reine Gefühl von solchen Schändlichkeiten verletzt sich abwendet und die Darstellung solcher Scenen nur für ganz grobnervige Leser einigermaßen genießbar sein wird.

Die Handlung des Romans beginnt im Frühjahre 1265 zu Marseille, woselbst der Großprior des Ordens der Tempelherren für die Provence seinen Sitz hatte. Es war dies Wilhelm von Beaujeu, dessen Comthur Odo von Chavannes war. In den Orden wird hier der Held unsers Romans, Gaston von St.-André, aufgenommen; wir erfahren, daß derselbe aus einer der angesehensten und reichsten Familien der Provence stammte und daß nur er und sein Vetter, Bruno von St.-André, die einzigen Stammgenossen sind. Das Interesse des Ordens, das große Vermögen der St.-André zu erwerben, ist damit rege gemacht; Gaston vermacht seinen Theil bereitwillig dem Orden, während er über die Hälfte zu Gunsten seines Vetters verfügt hat, und die ganze Handlung des Romans dreht sich nun darum, diese Hälfte ebenfalls für den Orden zu erwerben. Die Großmeister sind darum nicht in Verlegenheit, man räumt den Vetter und seine Nachkommen gewaltsam aus dem Wege und St.-André sucht man zu verhindern, darüber weiter zu verfügen. Dies ist der eigentliche Kern des Buchs, um den nun die Geschichte und die Wahl der Großmeister, die Kämpfe des Ritterordens in seinen letzten Zeiten, die Liebschaften und Leidenschaften der Großmeister und der Ritter in weiten langen Falten geschlagen sind. Die Darstellung ist sehr weitläufig und umständlich, überall sind historische Notizen eingewebt, von einzelnen Städten werden sogar die Längen- und Breitengrade angegeben, unter denen sie liegen, die Schilderung der Anzüge, des äußern Erscheinens wird mit großer Sorgfalt behandelt. So erscheint der nachmalige Großmeister Beaujeu mit einem Leibrocke von weißem Sammt, dessen Säume mit breiter Silberstickerei bedeckt sind; eine seidene Quastenschnur schlingt sich um die Hüfte; eine feine weiße Spitzenkrause umschließt den muskulösen Hals; weiße, seidene Beinkleider liegen dicht an einem Paar kräftiger, schöngeformter Beine, gelbe hirschlederne Halbstiefel, goldene Sporen, ein Kragen, ein mit Hermelin besetzter Mantel vollenden den Anzug, und die Brust dieses Mannes war „von der Stärke eines Auerochsen". Außer diesen breiten Schilderungen in dem äußern Erscheinen der auftretenden Personen finden sich auch noch unendlich weit ausgesponnene Dialoge, Conversation in Hülle und Fülle, Gebete, welche nicht weniger als zwei Seiten einnehmen (S. 89 und 105). Die Uebertreibung in der Darstellung, die geschraubten Charaktere, die grellen Lichter der Scenen, die phrasenreiche Sprache scheinen für einen Leserkreis berechnet zu sein, bei dem man nur durch starke Mittel Wirkung zu erzielen im Stande ist.

Ebenso wenig ist in den vorliegenden Romanen Hesekiel's die Berechnung auf einen ganz bestimmten Leserkreis zu verkennen. Freilich tritt alles hier ganz anders auf: wir befinden uns in den sogenannten exclusiven Kreisen; da ist schon die äußere Erscheinung eine andere; das gewöhnliche gemeine Duodez, selbst das gewöhnliche Octavformat ist nichts für die vornehmen Hände, welche mit Glacéhandschuhen diese Bücher Hesekiel's lesen sollen; Großoctav, beinahe Kleinfolio, breiter prächtiger Druck, große, weiße und breite Ränder zeichnen schon auf dem Lesetische diese Kinder vortheilhaft vor ihren Brüdern und Schwestern der niedern Gattung aus; der Stil ist rhythmischer, gehobener; die Phrase glänzender, glatter; die Stimmung weicher, prickelnder; die Farben zarter, schillernder; die ganze Welt rückt unter das Prisma der exclusiven Partei, die Thatsachen werden geblendet, die Geschichte wird zurecht geschoben, bis sie für die Augen der Kreuzritter ihren spezifischen Glanz hat und den ge-

wünschten Effect erzielt. Es bedarf auch, meint die Verlagshandlung, keiner weitern Empfehlungen dieser „Schöpfungen" Hesekiel's und die „Neue Preußische Zeitung" hebt mit hellem Jubel den Roman ihres Parteigenossen auf den Schild. Das ist der historische Roman, aus dem man Geschichte lernen kann, sagt sie. Und wir sagen, das ist der Roman, aus dem man die Geschichte verlernen kann. Der Hintergrund, auf welchem Hesekiel seine willkürlich erfundenen Romanfiguren handeln läßt, ist freilich einzelnen Abschnitten der Geschichte entlehnt; diese Abschnitte oder Perioden sind aber keine treuen Schilderungen, sondern nur Umrisse, Profile, deren Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit auch nur so lange unverändert beibehalten wird, als sie mit den Anschauungen, Tendenzen, Stimmungen und Zwecken der Partei Hand in Hand gehen. Es ist für unsern Zweck gleichgültig, da wir es ja mit der Sache und nicht mit der Person des Verfassers zu thun haben, zu untersuchen, welche Wandelungen dieser in seinem Bildungsgange durchgemacht hat, welche Einflüsse auf denselben stattgefunden haben, seit er das „Liebe Dorel" oder gar seit er seinen Roman „Menschen und Priester" geschrieben hat. Es ist nicht unsere Sache, weder bei einzelnen Erscheinungen noch bei großen Ereignissen den kleinlichen persönlichen Maßstab anzulegen, wir halten uns lieber an die Sache, denn diese ist trotzdem und alledem dennoch die Siegerin über alle verschwindenden Einzelheiten, wenn wir in derselben auch nicht überall den specifisch „preußischen Herzschlag" zu fühlen im Stande sind. Dies Zurechtschneiden der allgemeinen Geschichte für preußische Zwecke, dies preußische Eingemachte, wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, mag wol, darüber sind wir nicht einen Augenblick in Zweifel, zu den Erfolgen Hesekiel's besonders beigetragen haben; es mag dies die Ursache sein, daß die Partei nunmehr wie in Wagener den Publicisten, in Hesekiel den Romanschriftsteller anerkennt. Aber die Kritik kann einmal diesen Standpunkt für einen allgemein berechtigten nicht anerkennen, weil eben die historischen Thatsachen so verschiedener Natur sind, daß sie nur widerstrebend in den preußischen Stiefel sich schnüren lassen.

Der Roman „Drei Jahre" spielt vom Rückzuge Napoleon's I. aus Rußland bis zum Einzug der Alliirten in Paris und dem Pariser Frieden. Es sind die Befreiungskriege im Brillantfeuer preußisch-bengalischer Beleuchtung; da ist alles vom König ausgegangen, vom preußischen Volke im Triumphe für Gott und Vaterland im Herzen aufgenommen, da ist alles „stahlfeste Preußentreue", „Preußenhand", „Preußenwaffen", alles Jubel für den König, den Alleinherrscher; das herrliche Kriegsheer unter den Waffen, die Lieutenants und Fähnrichs die Helden des Tags, alles durch Preußen, alles für Preußen, alles andere unbedeutend, klein und verächtlich, nur die Waffenbrüder, die Russen, treten in diesem Brillantfeuerwerk noch einigermaßen in ein helles Licht, wie sie denn auch allerdings, und das mag dem deutschen Bewußtsein etwas hart klingen, wesentlichen Anstoß zur allgemeinen Befreiung und zur großen Coalition gegen Napoleon gegeben haben. Wir haben zufällig gerade was die Befreiungskriege betrifft einige gute historische Werke, wenn vielleicht auch eins oder das andere, wie gerade das neueste Werk von Förster, sehr entschieden den preußischen Standpunkt festhält. Wir haben daher auch nicht nöthig hier auseinanderzusetzen, welche Verlegenheiten der Abfall York's am preußischen Hofe hervorgebracht hatte, und gerade dieser Abfall war doch ein wesentlicher Act der Befreiung; wir haben nicht nöthig hinzuweisen auf die Unentschlossenheit, auf die Halbheit, die gerade in den ersten Zeiten der Befreiung in den höchsten Regionen vorherrschte und so entschieden lähmend und verzögernd wirkte; wir halten es auch nicht für nöthig, auf die ausgemachte Thatsache hinzuweisen, wie gerade ein entschieden liberales Princip gegenüber der alten Zopfherrschaft in Preußen in den Befreiungskriegen sich Geltung und Anerkennung verschaffte, ebenso wenig wie man nöthig hat, dagegen Verwahrung einzulegen, daß man die nationale deutsche Sache, wie sie in den besten Köpfen und edelsten Herzen der damaligen Hauptträger des öffentlichen Lebens ihre feste Wurzel geschlagen hatte, mit einer blos preußischen Action verwechselt, wie sehr man auch das starke und einmüthige Vorangehen Preußens anzuerkennen hat. Wir halten darum den historischen Hintergrund, wie er diesem Romane zu Grunde liegt, nicht für getreu; besonders aber sind die Urtheile über Personen aus dieser Zeit ebenfalls mit großer Vorsicht aufzunehmen; denn alles was nicht in das gegenwärtige System der Partei paßt, das wird wegwerfend behandelt oder ignorirt. In diesem Buche finden sich so recht alle Sympathien der „kleinen aber mächtigen Partei" wieder und zwar sind dieselben hier und da mit einer Naivetät der Reaction angethan, so sehr in der romantischen Brühe gar gekocht, daß man vor lauter Süßigkeit, vor lauter Duftelei, vor lauter Weihrauch Kopfweh bekommt. So ist ein Hauptzug dieser Partei das Liebäugeln mit den Zuständen der Vergangenheit; eine gewisse Berechtigung hat diese Anschauung, wenn sich das aber auf Sachen und Verhältnisse ausdehnt, auf eine Vorliebe für dunkle Ecken und Winkel in alten Häusern, auf eine Anklage gegen das viele moderne Briefschreiben: wenn der Verfasser seinem Aerger Luft macht darüber, daß man Verlobungs-, Heiraths- und Taufanzeigen durch Zeitungen veröffentlicht, daß so das heiligste Leben der Familie „mit Druckerschwärze besudelt, schamlos aller Welt verkündet wird"; so hat dieses Kokettiren mit alten Zuständen, die sogar ganz gleichgültiger Natur sind, etwas so Krankhaftes und Forcirtes, daß man zu zweifeln berechtigt ist, ob dies die Anschauungen wirklicher gesunder Organismen oder ob sie blos phantastische Träumereien eines müßigen Geistes sind. In dem Buche wird einmal das schöne Lied „Aennchen von Tharau" gesungen, der Verfasser bemerkt dabei, daß das Lied fast ganz vergessen sei; ein flüchtiger Blick in die erste beste Literaturgeschichte oder in eine Sammlung von Gedichten der Lieder des 17. Jahrhunderts wird den Verfasser hierüber aufklären, daß das Lied nicht vergessen ist. Der Stil des Verfassers ist blumenreich und voller Inversionen; in Jamben und Daktylen hüpft die Prosa vor unsern Augen und reckt sich oft zu schallenden Dithyramben; das klingelt und klirrt, als ob fortwährend der Säbel des Lieutenants von Krunnensee in die Schwadronen der Feinde rassele, indeß im geviertelten Takt der Rosse Hufschlag das Feld erschüttre! Der Lieutenant Krunnensee, sowie dessen Familie bilden die eigentlichen Träger der Geschichte; das Buch zerfällt in drei Abtheilungen: „Eine Abendröthe im Osten"; „Die Irrlichter"; „Hundert Tage". Der Lieutenant Krunnensee erscheint als Kurier aus dem Quartier York's in Berlin, um an den Hof die Nachricht von dem Abfalle zu überbringen; auf dem Wege lernt er am Herde des Mennoniten ein Mädchen kennen, das sich in ihn verliebt und darüber später die Wohnung ihrer Aeltern verläßt und so sittlich verkommt. Die Ereignisse führen den Lieutenant nun in den Krieg; wir durchleben mit ihm die Befreiungskriege und manche Waffenthaten, die ihn zum Ritter des Eisernen Kreuzes und später zum Stabsoffizier machen. Die Verhältnisse der Familie der Krunnensee sind mannichfach in die Geschichte verflochten, ohne daß man in ihr eigentlich mehr denn Staffage für die Haupthandlung sehen könnte. Diese ist nämlich im ersten Theile die Befreiung vom französischen Joche, dann die Wiederaufrichtung des Bourbonenthrons in Frankreich und endlich die Geschichte der Hundert Tage. Es ist dies eine große bewegte Zeit, die allerdings Gelegenheit genug darbietet, die preußischen Waffen zu verherrlichen. Zugleich werden die Bourbonen mit großer Vorliebe in Schutz genommen, dagegen kommen die Bonapartisten sehr schlecht weg; viele Episoden finden sich außerdem noch in dem Buche, Schilderungen von Schlachten und Heerzügen; Staatsactionen und Friedensfeier, Intriguen und Duelle, sodaß wahrhaftig der sehr reiche Inhalt die Schuld nicht trägt, wenn am Schlusse das Auge des Lesers sich nach dem grünen Zweiglein der Taube sehnt, auf dem es ausruhen kann, nachdem es in wilder Jagd durch drei Theile hindurch von Aufregung zu Aufregung getrieben worden ist. Kreuz und Sparren, Bibel und Rosenkranz, Schwert und Leier, Scepter und Stock, Heide und Wald, Schlacht und Kampf, das alles wechselt in bunten Bildern; in grellen Contrasten treibt das Buch seine Gestalten an

uns verüber, bis wir endlich das Lehmeier'sche Erbhaus haben graben helfen, und in dem Manne mit der breitgeschirmten Mütze und dem tüchtigen Stock am schwarzen Lederriemen den königlichen Major a. D. Herrn Philipp von Krunnensee als Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf Schorlibbe mit seiner Gattin Waldemare erkennen und uns nun patriarchalisch zu Ruhe setzen mit dem Motto des Horaz: Glücklich, der, welcher fern von der Welt, den ersten Menschen ähnlich, der Väter Erbe ackert mit eigenem Viehe. . . . .

Das andere vorliegende Buch Hesekiel's: „Von Turgot bis Babeuf", führt den Titel socialer Roman; wir haben es jedoch zu den historischen gerechnet, weil denn doch die gesellschaftlichen Staatsumwälzungen der ersten Französischen Revolution Ereignisse erster historischer Bedeutung sind. Das Buch zerfällt in zwei Theile: die Revolution von oben, und Revolution und Reaction. Der Verfasser führt uns in das Treiben der französischen Parteien kurz vor Ausbruch der ersten Französischen Revolution; die Schuld des Aufstandes tragen die Minister, namentlich die Finanzminister, die Vernichtung der Privilegien dienten den Sturz der Monarchie herbeizuführen; die Monarchie ist ganz; fehlerlos, die weißen Lilien schweben in unbeflecktem Glanze über den Ereignissen, die Minister, die Geldmänner, die Charlatane, die Philosophen sind die Ursachen der Revolution; einzelne unruhige Köpfe: Robespierre, der sich in eine Gräfin von altem Adel verliebt hat; Babeuf, der schlechte Schreiber mit dem Eulenaugen in dem scharfgeschnittenen Gesichte; Margoton, die Tochter des Kastanienschneiders: das sind die Hebel der Revolution. Diese moderne Staatstheorie der Kreuzzeitung weiß alles lebendig zu machen, sie individualisirt, sie ist schöpferisch; was braucht es noch all der gründlichen historischen Untersuchungen, die Fäden aufzusuchen, die alle zusammen erst sich schlingen mußten, um die gewaltsame Sturmglocke der Revolution und der großen Staatsumwälzung in Bewegung zu setzen? Wozu hat man nöthig den Spuren nachzugehen, die fast ein Jahrhundert in der Geschichte Frankreichs zurückliegen, und die am Ende des 18. Jahrhunderts die breiten Straßen bildeten, auf denen der Strom der großen allgemeinen Bewegung sich lavinenartig ergoß? Wozu dies? Die Monarchie ist gut, die Lilien sind rein; aber die Minister, namentlich „bürgerliche" Gecken wie Necker, „der elende Herzog Egalité", die verletzte Eitelkeit Robespierre's, die beleidigten zurückgesetzten Persönlichkeiten genügen, um die größte Umwälzung des Staats zu erklären. Wozu bedarf es großer, welthistorischer Motive? Die Revolution hat das Unheil über den friedlichen patriarchalischen Staat gebracht, die Privilegien vernichtet, den Adel sehr unangenehm berührt — Grund genug zu deren Verurtheilung. Der einzige Trost nun in dieser allgemein gährenden Zeit sind die Royalisten, die Träger der Lilie; sie stehen fest, bis alles wankt, bis der stürzende Thron sie unter seinen rauchenden Trümmern begräbt. Der Verfasser versteht es im übrigen, durch eine Masse historischer Details, die er freilich willkürlich genug zusammenträgt, Interesse an seinen Personen zu erwecken, und eine nicht unbedeutende Gewandtheit in der Erzählung läßt sich ihm keineswegs absprechen. Er sieht aber die ganze Weltgeschichte nur im Kaleidoskop der romantischen modernen Kreuzritter; alle Sympathien derselben sind der Maßstab für die Echtheit oder Nichtsnutzigkeit der Gefühle seiner handelnden Personen; er schmeichelt allen den Anschauungen, die in jenen privilegirten Ständen, für welche er schreibt, guten Klang haben; er weiß meisterhaft über Scenen hinwegzugehen, bei deren Darstellung jene Anschauungen sich unangenehm berührt finden würden; er weiß dagegen wiederum andere, wodurch namentlich die Männer des Volks sich Blößen geben, in ein grelles Licht zu stellen und berührt nur leise die Ereignisse oder vielmehr übersieht sie fast ganz, wodurch die Bourbonenregierung in Frankreich sich systematisch ruinirt hat; denn es waren ganz andere Motive als die Gutmüthigkeit Ludwig's XVI., welche den Thron Frankreichs stürzten. Persönliche Motive dienen ihm fast überall zur Erklärung historischer Umgestaltungen; er weiß uns ganz genau zu schildern, wie und auf welche künstliche Weise die öffentliche Meinung gemacht wurde. Den Herzog von Orleans belegt er mit sehr scharfem Titel, er heißt einmal „der armseligste Schuft". Lafayette nennt er „bornirt", „armer Tropf"; Necker „mittelmäßig, unfähig, langweilig, beschränkt". Das Buch geht bis zum Tode Danton's; „in ihm", sagt der Verfasser, „starb der letzte Reactionär und das gequälte Frankreich flüchtete sich rathlos in den Despotismus".

Die Erzählung „Meister Putsch und seine Gesellen" von A. Hartmann hat auf ihrem Titel noch die besondere Bezeichnung „ein helvetischer Roman", weil er die Geschichte und die Ereignisse der letzten 20 Jahre in der Schweiz zum Gegenstande der Darstellung hat. Der Verfasser verwahrt sich in dem Vorworte, daß er eine Parteischrift habe liefern wollen. Derselbe hat an den Kämpfen der Schweiz nicht selbst theilgenommen, er hat nur theilnahmevoll, wie er sagt, vom Ufer her dem Schifflein zugesehen, wie es zwischen den Klippen umhertrieb. Die Eindrücke, die sein Gemüth damals empfing, gibt er photographisch getreu wieder. Damit steht nun freilich im Widerspruch, daß er die handelnden Personen nicht als solche wiedergibt, sondern die Porträts verwischt, aus denselben Typen bildet und den individuellen Charakter zur Gattung zu erheben sich bemüht. Wir sind nicht so sehr mit den einzelnen Persönlichkeiten der Schweiz vertraut, um entscheiden zu können, ob diese Aufgabe ihm gelungen ist; wir haben im Gegentheile eher Grund anzunehmen, daß er sehr oft nur nach der individuellen Natur gezeichnet hat, wenngleich er der Person auch einen andern Namen gegeben hat. Es liegt dies schon in der Natur der Sache. Der Roman hat seinen Namen von den verschiedenen Unternehmungen und Streif- oder Freischarenzügen, wie sie seit 1840 wiederholt in der Schweiz vorgekommen sind. Vorzugsweise hat er die Freischarenzüge gegen Luzern zum Sturz der dasigen Regierung bis zur Expedition des Bundesheeres zur Vernichtung des Sonderbundes zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht. Jene zum Theil abenteuerlichen Unternehmen führten in der Schweiz bekanntlich den Namen „Pütsche." Das erste Buch behandelt das Schießen in Solothurn vom Jahre 1840; daselbst wurde ein allgemeiner Frieden zwischen den verschiedenen Cantonen officiell zwar geschlossen, aber schon glimmte das Feuer unter der Asche, das demagogische Wühler gar bald wieder zum Brande anfachten. Die Erzählung folgt nun den Ereignissen Schritt vor Schritt; wir sehen die Vorbereitungen zu diesen „Pätschen" und lernen auch die „Gesellen" kennen, die ihrem Meister ausführen halfen. Durch das Streben des Verfassers nun, die Persönlichkeit der handelnden Personen zu verwischen, ist die Schilderung oft verblaßt, das Bild tritt nicht heraus, es fehlt den Charakteren die Schärfe der Umrisse, es fehlt den Situationen die Frische der Farbe, es treten viele Nebenfiguren auf die Bühne, die für die eigentliche Entwickelung gleichgültig sind und es fehlt damit der Hauptträger des Buchs, der im Stande wäre, dasselbe zu einem eigentlichen Romane zu machen; es sind so größtentheils nur einzelne Bilder, Scenen, Skizzen, die sich der Zeitfolge nach aneinander reihen. Wir gehen so mit dem Verfasser noch einmal hinter den Ereignissen her; wir wohnen den Berathungen bei, welche von den einzelnen Clubs oder Comités gehalten werden; die Schlagwörter mit allem Phrasenschwall schlagen noch einmal an unser Ohr; wir ziehen mit den Freischaren noch einmal nach Luzern und gewinnen von neuem die Ueberzeugung, wie hohl und abgeschmackt das ganze Treiben jener Helden war, die sich an der Schenke zu neuen Winkelrieds und Tells in Wein und Bier berauschten und dann elendiglich die Flucht ergriffen, als die erste Büchse knallte. Der Verfasser läßt uns auch hier und da einen Blick thun in die einzelnen Manöver, welche zur Gewinnung der öffentlichen Meinung von einzelnen Führern der Parteien unternommen wurden: dahin gehört die Geschichte mit dem Kuhmelken, wo ein Candidat, um bei den nächsten Wahlen gewählt zu werden, die Bauern lehren will, mittels seiner Instrumente die Kühe zu melken. Es mögen dergleichen anekdotenartige Episoden für die Schweizer selbst von größerm Interesse

sein als für uns, die wir den Einzelheiten ferner stehen und mit den dabei handelnden Persönlichkeiten nicht vertraut sind. Der Verfasser scheint übrigens schon bei der Abfassung seines Romans das Bedürfniß gefühlt zu haben, etwas zu den Ereignissen hinzuzuschaffen, wodurch sie sich eben von einer Schilderung unterscheiden und zu einem Romane werden. Wir halten jedoch diese Zuthat oder wenn man will die Construction des Romans geradezu für die allerschwächste Seite des Buchs oder für einen mislungenen Versuch, einen einheitlichen Träger der Handlung aufzustellen. Wir meinen die Person des Fürsprech Fritz Waldmann, den wir zuerst als Bauernsohn und Studenten kennen lernen und den sodann der Verfasser zu einem Junker von Matstetten macht und zwar auf eine so überraschende Weise, daß wir sie nur als Deus ex machina bezeichnen können, abgesehen davon, daß sie selbst innerlich unwahrscheinlich und unnatürlich erscheint. Dieser Waldmann war nämlich, da seine Mutter bei seiner Geburt gestorben war, zur Pflege zu einer Bäuerin gebracht worden; diese hatte ebenfalls einen Knaben, der jedoch sehr schwach und elend war; die Mutter gab nachher diesen als den Sohn des Junkers aus, während sie selbst den Sohn jenes als den ihrigen erzog. Ihr Sohn Theophil kam im Sonderbundskriege um, da machte sie endlich, vom Gewissen getrieben, Geständnisse über den eigentlichen Sachverhalt. Der Stil des Buchs erinnert an manchen Stellen stark an das Sichgehenlassen der Studentensprache. **J. Gegenbaur.**

Notizen.

Englische Urtheile über deutsche Literatur.

Man hat in uns in jüngster Zeit Zweifel zu erwecken gesucht, ob auf die Urtheile Englands über deutsche Schriftsteller und deutsche Literaturerzeugnisse überhaupt Werth zu legen sei. Karl Gutzkow hat in seinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" — allerdings in jener anständigen Weise, welche die journalistische Erörterung literarischer Streitfragen nicht nur möglich, sondern auch willkommen macht — seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß der Herausgeber d. Bl. „so oft und so nachdrücklichen Werth auf die Urtheile legt, die sich in englischen Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften über die deutsche Literatur finden". Gutzkow bezieht sich dabei besonders auf die von uns in Nr. 49 d. Bl. f. 1858 auszugsweise mitgetheilte Betrachtung der „Westminster review" über den deutschen realistischen Roman und er scheint es einigermaßen auffallend zu finden, daß wir „mit besonderer Neigung" auf die geringschätzende Meinung der englischen Kritiker über einen gewissen Roman (Freytag's „Soll und Haben") zurückkämen, was sich jedoch einfach daraus erklärt, daß in der Zeit zwischen Gutzkow's „Rittern vom Geiste" und seinem „Zauberer von Rom" Freytag's „Soll und Haben" eben das meiste Aufsehen erregt hat, dreimal ins Englische übersetzt und daher auch am häufigsten in englischen Journalen besprochen worden ist. Gutzkow freilich scheint die Competenz der Engländer, über die deutsche Literatur zu urtheilen, überhaupt in Zweifel zu stellen. Was uns betrifft, so glauben wir den Grad des Interesses, den solche ausländische Urtheile für uns haben können, in Nr. 49 ziemlich genau bezeichnet zu haben; auch wir haben die Competenz der Engländer, in Betreff gewisser Literaturgattungen ein unbefangenes Urtheil abzugeben, bestritten, in Betreff anderer, wie namentlich des realistischen Romans, dagegen anerkannt. Wir stimmen mit Gutzkow überein, wenn er sagt: „Die deutsche Nation hat ihre besondern Heimlichkeiten, die von einem Fremden nicht durchschaut werden können"; sollte es aber einzig und allein an der Unfähigkeit der Engländer, sich in unsere „Heimlichkeiten" zu versetzen, und wieder an unserer nur zu großen Anschmiegsamkeit an ausländische Heimlichkeiten oder auch Oeffentlichkeiten liegen, wenn deutsche Romane in England bei weitem nicht mit derselben Begierde gelesen werden, als englische Romane bei uns? Wir geben ferner zu, daß manche Urtheile über deutsche Literaturerscheinungen in englischen Blättern von deutschen Schriftstellern zugeflüstert, nicht selten sogar verfaßt sein mögen; aber wir glauben durch langjährige Uebung wol einige Fähigkeit erlangt zu haben, die von Engländern und die von Deutschen in englischen Blättern über deutsche Literatur abgegebenen Urtheile voneinander unterscheiden zu können; denn englischer Stil und englische Auffassung haben etwas so specifisch Nationales, daß es kaum einer langjährigen Uebung wie der unserigen bedarf, sie sofort als unenglisch zu erkennen. Die Urtheile englischer Kritiker (und wer möchte gründlichen Kennern der deutschen Literatur, einem Carlyle, Bulwer, John Oxenford, Lewes, Hayward, Bowring u. s. w. die Befähigung dazu absprechen?) mögen deutschen Schriftstellern freilich nicht immer sehr angenehm sein, aber wir haben nicht vorzugsweise sie, sondern unsere Leser zu berücksichtigen, und diesen, glauben wir, ist es nur willkommen und lehrreich, die Ansichten des Auslandes über deutsche Wissenschaft, Kunst und Poesie kennen zu lernen, zumal da außer d. Bl. nur noch das „Magazin für die Literatur des Auslandes" und hier und da die „Allgemeine Zeitung" von ihnen Kenntniß nimmt.

Auch heute haben wir eines englischen Urtheils über einen deutschen Autor, nämlich über Lessing, welches der „Spectator" auf Grund des Adolf Stahr'schen Werks abgegeben hat, wenigstens mit einigen Worten zu gedenken. Allerdings scheint dieses Urtheil des „Spectator" zu beweisen, daß Lessing gerade zu denjenigen deutschen Autoren gehört, deren umfangreiches Wirken sich zum größten Theil dem Urtheil der Engländer entzieht. Zwar wird von dem Berichterstatter des „Spectator" zugestanden, daß seine Werke „ausnehmend unterhaltend und lesbar" seien, aber weiter wird versichert, daß sie sich meist an den Literaten von Handwerk wendeten, und von „Nathan dem Weisen" wird behauptet, daß diese „ernsthafte dramatische Predigt" Hunderte von Engländern theils ärgern, theils langweilen würde. Das scheint nun freilich wenig zu einem Urtheile der „Edinburgh review" vom Jahre 1815 zu stimmen, wonach der Name Lessing's unter den gebildeten Engländern fast so populär und familiär geworden sei, wie die Namen Addison's und Fielding's, und (man höre!) den „weniger respectabeln" Werken Schiller's, Iffland's und Kotzebue's Bahn gebrochen habe (Schiller war zu jener Zeit, wo Carlyle's Werk über ihn noch nicht erschienen war, in England zumeist nur als Verfasser der „Räuber" bekannt), und mit einem Urtheil derselben Revue im Jahre 1846, wonach Lessing einer der wenigen, ein oder zwei deutschen Autoren sei, welche eine vortreffliche Prosa geschrieben hätten. Schließlich sei noch bemerkt, daß von „Nathan dem Weisen" eine treffliche Uebersetzung von Taylor vorhanden ist, die derselbe auch in seine 1830 erschienene Anthologie „Historic survey of German poetry" aufgenommen hat.

Ist Shylock eine tragische oder komische Figur?

Die in Wien erscheinende vielgenannte „Monatschrift für Theater und Musik" enthielt im Decemberheft, der Angabe nach aus der Feder eines Schauspielers, einen interessanten Aufsatz über Shylock und den „Kaufmann von Venedig", in welchem der bisher bei unsern Schauspielern üblich gewesenen Auffassung des Shylock aufs entschiedenste entgegengetreten wird. Man sei gewohnt, ihn als tragische Figur darzustellen, welche „Furcht und Mitleid" errege und zerstöre dadurch den wesentlich humoristisch gehaltenen Charakter des Stücks. Aber der „Kaufmann von Venedig" sei ein Lustspiel und gehöre keiner Mischgattung an, auch Shylock sei ein komischer Charakter und müsse als solcher zur Erscheinung gebracht werden. Der Verfasser analysirt nun den Charakter des Shylock und weist allerdings aufs überzeugendste nach, daß im Shylock nicht ein einziger edler Zug sei, daß dieser „Teufel in Gestalt des Juden", wie die Venetianer selbst ihn nennen, dem verhaßten und ihm durch seine edelherzigen kaufmännischen Grundsätze hinderlichen Antonio nicht deshalb zu verderben und sein Herz zu haben begehre, um etwa sein unterdrücktes Volk an ihm, dem Einzelnen, Stein zu rächen, sondern nur, um, wie er selbst sagt, in Venedig Handel zu

Mit der Zeit kam es so weit, daß sie sich nicht mehr
zu helfen wußten, und sie beschlossen, ihre Kinder
in die Wildnis zu führen und sie dort zu verlieren.
Als sie nun wieder einmal im Begriffe waren, dies
auszuführen, hörten die Kinder, die sich unter dem
Bette versteckt hatten, ihre Eltern davon reden.
Hänsel tröstete seine Schwester und sagte: „Sei nur
ruhig, Gretel, ich werde schon einen Ausweg finden.“
Als die Eltern eingeschlafen waren, stand er auf,
ging vor das Haus und sammelte weiße Kieselsteine,
die im Mondschein wie Silber glänzten. Diese steckte
er in seine Tasche. Dann ging er wieder ins Haus
und sagte seiner Schwester, sie solle ruhig schlafen,
Gott werde sie nicht verlassen.

Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang,
kam die Frau und weckte die Kinder. Sie gab ihnen
ein Stück Brot und sagte: „Steht auf, wir wollen in
den Wald gehen, um Holz zu sammeln.“ Dann gab
sie jedem noch ein Stückchen Brot und sagte: „Das
könnt ihr zu Mittag essen, mehr bekommt ihr nicht.“
Gretel nahm das Brot unter ihre Schürze, weil Hänsel
die Steine in seiner Tasche hatte. Dann machten sich
alle auf den Weg in den Wald. Als sie ein Stück
gegangen waren, blieb Hänsel stehen und sah nach
dem Hause zurück. Der Vater fragte: „Hänsel, was
siehst du dich um und bleibst zurück?“ Hänsel
antwortete: „Ich sehe nach meinem weißen Kätzchen,
das sitzt auf dem Dache und will mir Lebewohl
sagen.“ Die Mutter sagte: „Du Narr, das ist nicht
dein Kätzchen, das ist die Sonne, die auf dem Schorn-
steine scheint.“ Hänsel aber hatte nicht nach seinem
Kätzchen gesehen, sondern jedesmal einen Stein aus
seiner Tasche auf den Weg fallen lassen.

Als sie mitten im Walde waren, sagte der Vater:
„Kinder, sammelt Holz, ich will ein Feuer machen,
damit ihr nicht kalt habt.“ Hänsel und Gretel sam-
melten Reisig, so viel sie fanden, und machten einen
großen Haufen. Als das Reisig Feuer gefangen hatte,
sagte die Mutter: „Kinder, legt euch ans Feuer und
ruht euch aus, wir gehen in den Wald und hauen
Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und
holen euch.“ Hänsel und Gretel setzten sich ans Feuer,
und als es Mittag war, aßen sie ihr Brot. Sie hörten
immer die Axt schlagen, und sie glaubten, ihr Vater
wäre in der Nähe. Es war aber nicht die Axt, sondern
ein dürrer Ast, den der Vater an einen Baum gebunden
hatte und den der Wind hin und her schlug. Als sie
lange gesessen hatten, fielen ihnen die Augen zu, und
sie schliefen ein.

Als sie endlich erwachten, war es schon finstere
Nacht. Gretel fing an zu weinen und sagte: „Wie
sollen wir nun aus dem Walde kommen?“ Hänsel
aber tröstete sie und sagte: „Warte nur, bis der Mond
aufgeht, dann werden wir schon den Weg finden.“
Als der Vollmond aufgegangen war, nahm Hänsel
seine Schwester bei der Hand und ging den Steinen
nach, die im Mondschein wie Silber glänzten und
ihnen den Weg zeigten. Sie gingen die ganze Nacht
und kamen am Morgen wieder zu ihrem Vaterhause.
Sie klopften an die Tür, und als die Frau aufmachte
und sah, daß es Hänsel und Gretel waren, sagte sie:
„Ihr bösen Kinder, warum habt ihr so lange im
Walde geschlafen? Wir haben geglaubt, ihr wollt gar
nicht mehr nach Hause kommen.“ Der Vater aber
freute sich, daß seine Kinder wieder da waren, denn
es hatte ihn gedauert, daß er sie im Walde verlassen
hatte.

Nicht lange darauf hatten sie wieder nichts zu
essen, und die Kinder hörten, wie ihre Eltern davon
sprachen, sie wieder in den Wald zu führen und sie
dort zu verlieren. Hänsel stand auf, wollte Steine
sammeln gehen, aber die Frau hatte die Tür zugesperrt
und er konnte nicht hinaus. Sie tröstete ihre Kinder
und sagte: „Seid nur ruhig, liebe Kinder, schlaft nur
ruhig, Gott wird uns nicht verlassen.“ Am Morgen
kam die Frau und weckte die Kinder. Sie gab ihnen
ein Stück Brot, das noch kleiner war als das erste.
Auf dem Wege in den Wald bröckelte Hänsel das
Brot in seiner Tasche und blieb oft stehen und warf
einen Brocken auf die Erde. Die Eltern machten
wieder ein großes Feuer, und die Mutter sagte: „Kinder,
setzt euch ans Feuer und ruht euch aus, wir gehen in
den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind,
kommen wir wieder und holen euch.“ Hänsel und
Gretel setzten sich ans Feuer, und als es Mittag war,
aßen sie ihr Brot. Sie hörten immer die Axt schlagen,
und sie glaubten, ihr Vater wäre in der Nähe. Es war
aber nicht die Axt, sondern ein dürrer Ast, den der
Vater an einen Baum gebunden hatte und den der
Wind hin und her schlug. Als sie lange gesessen hatten,
fielen ihnen die Augen zu, und sie schliefen ein.

Als sie endlich erwachten, war es schon finstere
Nacht. Gretel fing an zu weinen und sagte: „Wie
sollen wir nun aus dem Walde kommen?“ Hänsel
aber tröstete sie und sagte: „Warte nur, bis der Mond
aufgeht, dann werden wir schon den Weg finden.“
Als der Vollmond aufgegangen war, nahm Hänsel
seine Schwester bei der Hand und ging den Brocken

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Dr. Gerd Eilers,

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Vierter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

(Der erste bis dritte Theil kosten 5 Thlr. 5 Ngr.)

Soeben ist der vierte Theil dieser Schrift erschienen, die in den literarischen und politischen Kreisen so viel Aufmerksamkeit erregt hat. Es sind interessante und werthvolle Memoiren zur Zeitgeschichte, Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, angeschlossen an eigene Erlebnisse und Berührungen mit hervorragenden Persönlichkeiten, besonders dadurch sich auszeichnend, daß der Verfasser überall die volle Wahrheit geben kann und sie ohne Scheu und Verhüllung wirklich gibt.

Während der erste Theil in Jever, Heidelberg und Göttingen, Frankfurt a. M. und Bremen spielt, und unter andern den Geschichtschreiber Schlosser, Voß, Paulus, Neander und den Freiherrn vom Stein schildert, behandeln der zweite und dritte Theil die politischen, kirchlichen und pädagogischen Zustände Preußens und insbesondere der Rheinprovinz in den zwanziger Jahren. Der vierte Theil beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Minister Eichhorn, dem der Verfasser nahe stand, und den damaligen Zuständen Preußens, weshalb dieser Theil der Memoiren fast noch größeres Interesse erregen wird, als die frühern. Mit dem später erscheinenden fünften Theile wird das Werk abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

In neun Bänden.

Erster bis dritter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist der dritte Band dieses Werks erschienen, das, ein Seitenstück zu den „Rittern vom Geiste", in gleicher Weise, wie diese das norddeutsche Element der Gegenwart schilderten, die süddeutschen und südeuropäischen Verhältnisse zur Grundlage hat und somit gleichfalls ein Zeitgemälde unserer Tage wird. Die Handlung spielt in Westfalen, am Rhein, in Wien und Norditalien und endigt in Rom, das der Verfasser zu diesem Zweck kürzlich besuchte.

Die folgenden Bände werden in ungefähr monatlichen Zwischenräumen erscheinen.

Gleichzeitig ist von den ersten beiden Bänden eine zweite, wesentlich unveränderte Auflage nöthig geworden, da die erste bereits vergriffen ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des vierundzwanzigsten Heftes (Bogen 47—50 [Schluß] des zweiten Bandes):

Die Memoiren des Herzogs von Ragusa. Zweiter Artikel. **Die Reisende Ida Pfeiffer.** — Kleinere Mittheilungen: Egger (Emile). — Esterházy (Graf Valentin Ladislaus Ferdinand). — Fein (Eduard). — Gillies (James M.). — Gorczkowsky (Karl, Ritter von). — Mészáros (Lazar). — Otto (Johann Karl Theodor). — Owen (Robert). — Butjatin (Graf Ephim Wassiljewitsch).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth,** indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr. Der vollständige **erste Band** (der gewissermaßen den **16. Band des Conversations-Lexikon** bildet) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) in Halbleinwand 2 Thlr. 7 Ngr., in Leinwand 2 Thlr. 9 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 11 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste Band nebst einem Prospect zu erhalten.

Im Verlage des Landes-Industrie-Comptoir in Weimar erschien soeben:

Gedichte

von Richard Pohl.

11½ Bogen. Miniaturformat. Eleg. brosch. 25 Ngr. Eleg. geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der als musikalischer Schriftsteller bereits hinlänglich bekannte Verfasser tritt hier zum ersten male als Dichter auf und dürfte als solcher die allgemeine Theilnahme in nicht geringerm Maße in Anspruch nehmen. In den Abtheilungen Helle Tage, Getrennte Liebe, Dunkle Nächte und Wanderbuch bietet er eine Reihe zarter lyrischer Stimmungen, welche Componisten eine um so reichere Ausbeute versprechen, als sie zum größern Theil vom Dichter selbst zur Composition bestimmt wurden. Die letzte Abtheilung Rheinklänge enthält Naturbilder, Stimmungsgemälde und kleinere epische Dichtungen, zu denen das Rheinthal und Baden-Baden die äußere Veranlassung gegeben haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 27. Januar 1859.

Inhalt: Zur Geschichte des deutschen Gaunerthums. Von W. Häring. — Nordamerikanische Zustände. — Eine moderne Lebensgeschichte. — Notizen. (Leibniz als Reichshofrath in Wien; Zur Schiller-Stiftung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte des deutschen Gaunerthums.

Das deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Von Friedrich Christian Benedict Avé-Lallemant. Erster und zweiter Theil. Mit zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

„Die Geschichte der deutschen Polizei erscheint wie eine große Krankengeschichte des Volks, in welcher man erkennt, wie der Reichthum der social-politischen Zustände vom prüfenden Blick der zur Heilung berufenen Staatspolizei ebenso oft richtig wie falsch aufgefaßt, mit einer Menge drastischer und mitigirender Heimittel behandelt, immer aber nur dann glücklich geheilt worden ist, wenn die natürliche Constitution des kranken Körpers richtig erkannt und berücksichtigt wurde."

In diesen Worten spricht der Verfasser des inhaltreichen Werks den leitenden Gedanken seiner Geschichte des deutschen Gaunerthums aus. Das Gaunerthum war ein secundäres Uebel am siechenden social-politischen Körper, wie es schon im frühesten Mittelalter sich zeigte. Es ward nicht zur rechten Zeit angegriffen, um es radical zu heilen, sondern blieb ein vierhundertjähriger, ununterbrochener Proceß zwischen Leben und Tod, weil das deutsche Bürgerthum, in dem eine eigene sittliche Kraft ruhte, sich im fortgehenden politischen Processe jener Cur nicht ausdauernd widmen konnte. In den deutschen Städten hatte das gedrängte Zusammenleben die deutsche Polizei „als die vom deutschen Bürgerthum selbst zu seinem Schutze gewollte Ordnung" gefordert und geschaffen. Man erstaunt über die Natürlichkeit, die Klarheit und den sittlichen Ernst dieser städtischen Polizeiordnungen; aber eine wissenschaftliche Ausbildung war unmöglich, nachdem im Laufe des Mittelalters mit der sinkenden Macht der Städte, dem Verfall ihres Selfgovernments, auch eine vielfach gelähmte Kraft in ihrer Administration gegen Ungerechte und Verbrecher sich hervorthat. Die Sicherheitspflege ging selbstredend zur Reichs- und Landespolizei über, welche meist zu wenig und zuweilen dann zu viel that. Statt zur rechten Zeit zu behüten und zu ergreifen, wartete die Polizei im Mittelalter und auch in den spätern Zeiten (auch unsere ist nicht davon freizusprechen) lässig eine Weile zu, bis das Uebel so arg und schreiend ward, daß sie durch gewaltsame Eingriffe, durch Galgen, Feuer und Schwert, summarische Justiz oder in unserm Sinne Belagerungszustände, allen mit einem male helfen wollte. Ein gedeihlicher Zustand, eine wissenschaftliche Bildung der polizeilichen Zustände waren daher im Mittelalter unmöglich, die Vorarbeiten daselbst waren verloren und wenn man sich gedrungen fühlte, etwas Gesetzliches und Wissenschaftliches zu gestalten, sah man sich immer genöthigt von vorn anzufangen. Aber des historischen Materials ist mehr vorhanden als man glaubt und der Verfasser hat mit großem Fleiß und großer Mühe das Gerettete zusammengetragen und kritisch gesichtet.

Die Geschichte der Vaganten, Gauner, Strauchdiebe und Räuber in historischer Reihenfolge zu liefern ist schwierig, wie viel Thatsachen aus jedem Zeitalter auch vorliegen; es schiene aber vielen unmöglich einen rothen Faden zusammenhängender Verwandtschaft, zusthaltiger und wissenschaftlicher Vereinigung in den Verbrechern zu finden, wenn nicht zwei Momente constatirt wären. Zwei rothe Flüsse sind nämlich in den fortschleichenden Sumpf von Laster und Verbrechen seit Mitte des Mittelalters eingedrungen und sie färben die schmuzige Strömung, welche ihre Richtung zu verfolgen möglich macht. Es ist unzweifelhaft, daß das Gaunerthum von jüdischen Rekruten und Zigeunern inficirt, organisirt, gebildet und fortgesetzt worden. Ihre Sprache, ihr Herkommen, ihr Aberglaube dauerten durch Jahrhunderte, sie dauern noch jetzt. Wann vertriebene und gehetzte Juden sich in der Communio der Gauner eingenistet haben, ist nicht zu ermitteln, man findet aber Winke und Spuren, daß sie schon vor dem Mittelalter, vielleicht bald nach ihrer letzten Vertreibung aus dem zerstörten Jerusalem sich mit dem kleinen Welthandel auch ihrer geheimen Künste bemächtigt haben, während die Zigeuner historisch im 14. Jahrhundert, unerklärlich, in Europa auftreten, um schon während ihres Entstehens als die zu erscheinen, wie sie uns jetzt bekannt sind. Dem Verfasser ist es nicht möglich gewesen, über die Herkunft der Zigeuner mehr zu ermitteln, als was man sonst schon davon weiß. Er erkennt an, daß wenn die Zigeuner eine bestimmte Kaste (sei es von Aegypten oder Indien), aus einer bestimmten Volksrasse gewe-

ſen, ſie ihr goldenes Buch doch nicht geſchloſſen hätten; ſie nehmen vielmehr durch Vermiſchung oder Adoption auch fremde Landläufer in ſich auf, haben aber weniger Markzeichen ihrer Eigenthümlichkeit in das Gaunerthum eingeprägt als die Juden. Doch hält der Verfaſſer es für überhaupt geſchichtlich und ſprachgeſchichtlich gerechtfertigt, wenn man das Wort Gauner für eine Ableitung, d. h. für eine Abkürzung des Wortes Zigeuner nimmt.

Betrübend iſt der ſo hingeſtellte Satz, daß, wie infolge der Sklavenemancipation der Pauperismus entſtanden, das Chriſtenthum, welches die heidniſche Sklaverei verwarf, das Bettlerthum vermehrt habe, indem aus verſorgten Sklaven freie beſitzloſe Menſchen geworden ſind. Möge es andern obliegen, dieſe Behauptung, außer andern von Granier de Caſſagnac hingeworfenen, zu bekämpfen. Das Gaunerthum hat der Quellen ſo viele, daß es zu große Arbeit wäre, ſie alle zu verfolgen und zu ergründen, und merkwürdig iſt nur, daß in jeder dieſer Quellen, wenn ſie viel Abfluß hatte, immer Juden am Rande derſelben zu finden ſind. Im deutſchen Heidenthum war das Gaunerthum noch unbekannt, wir wiſſen wenigſtens nichts davon; deſto deutlicher tritt es im Verfolg der chriſtlichen Kirche vor und um die Dome und Klöſter drängten bunt durcheinander Frauen, Mildthätige, Kaufleute, Bettler und Geſindel allerlei Art. Verſtärkt wurde es maſſenhaft durch entlaufene Sklaven, die denn bald auch das flache Land heimſuchten. Das ausgeprägte Bettlerthum folgte bald und mit ihm das controlirte Bettelthum, welches ſich über das ganze Mittelalter erhalten hat. Bei Baſel erfahren wir in authentiſchen Nachrichten von der Freiſtätte für alle, auch fremde Bettler, mit ſchon geführter Ordnung ihres Lebens und Treibens. Die Erlaubniß zum Betteln mußten die Fremden ſich vom Reichsvogt erbitten, es mußte „recht gebettelt" werden, und dieſer Reichsvogt erhielt einen Antheil vom Erbettelten und war Erbe der Verlaſſenſchaft eines verſtorbenen Bettlers! Dazu kommen ſchon früh andere Schäden, die vielen fahrenden Frauen, Bordelle unter obrigkeitlicher Verwaltung, wie ſie in der frivolſten Epoche des vorigen Jahrhunderts nicht vorkamen. Man kennt die Wirthſchaft des Koſtnitzer Concils, wo nicht weniger als 1400 fahrende Frauen ſich einfanden, von denen eine einzige Dirne berechnet hatte, daß ſie während jenes Concils ſich 800 Goldgülden erworben hatte. Der Rath zu Baſel kaufte und verlieh ſogar den Frauenwirthen „ein Häuslein, da die hübſchen Frawen inſitzen" und unterhielt es in baulichem Stande auf ſeine Koſten. Ja in allen berühmten Städten wurden ſolche Häuſer gebildet und daß die Magiſtrate davon ſich Steuer zahlen ließen, kann um ſo weniger wundern, wenn man weiß, daß die Päpſte zu Avignon von der Verworfenheit ihre Revenuen zogen! Noch 1542 wurde zu Rom durch die päpſtlichen Beamten die Abgabe von 45000 Dirnen erhoben und in Nürnberg hatten die Töchter im Frauenhauſe 1492 die Frechheit, an den Rath wider die Eingriffe der Winkelhuren zu ſupplíciren: „Uns arme dermaßen und von alter Herkommen, Recht und Sitt iſt zu halten." In Nördlingen aber wies 1472 der Magiſtrat die Geiſtlichen an, „daß ſie nicht mehr in der Nacht, ſondern nur am Tage die Bordelle beſuchten".

Ein Schritt von dieſer Freiheit und Corruption der Bettelnden und Fahrenden zur großen Zunft der Vaganten und Betrüger iſt nahe. Dieſes Geſindel ſammelte ſich bald in erſchreckender Weiſe von allen Seiten. Auf wie viele Handlungen ſtand nicht die juridiſche oder factiſche Strafe der Landesverweiſung, wie viele ehrlos erklärte Perſonen wurden „ins Elend" geſtoßen. Fauſtrecht im ganzen Deutſchland, ein räuberiſcher Adel, welcher gern die herrenloſen Knechte auf Zeit ermiethete, um ſie zu zwingen, nachher auf eigene Hand auf den ſchlechten und unſichern Landſtraßen ihr Heil zu ſuchen. Und das Contingent derer, welche im Elend ihre Exiſtenz zu friſten ſuchen mußten, vergrößerte ſich, ſagt der Verfaſſer, „durch fahrende Prieſter, fahrende Weiber, fahrende Kirchen- und Schullehrer, wandernde Handwerksgeſellen, Marktſchreier und Taſchenſpieler". In der Mitte des 14. Jahrhunderts, zur Zeit Karl's IV., zeigen ſich die erſten förmlich organiſirten Räuberbanden. Um die reiche Handelsſtadt Baſel concentriren ſich Räuber und Geſindel und der Rath ſchloß (wie natürlich auch viele andere Reichsſtädte) Bündniſſe mit Fürſten gegen die erſtern; gegen die letztern half er ſich ſelbſt durch ein Mandat „wider die Gilen und Lahmen", welches, in der Zeit zwiſchen dem 14. und 15. Jahrhundert erlaſſen, einen vollſtändigen Organismus des deutſchen Gaunerweſens beurkundet. Dies und die von Reich und Kaiſer den Städten erlaſſenen Privilegien, Räuber zu verfolgen und Schädliche zu richten („im Bewußtſein der reichspolizeilichen Ohnmacht") halfen indeſſen wenig. Etwas beſſer half 1495 Kaiſer Maximilian's Landfriede; wenigſtens, ſagt der Verfaſſer, daß man im Augenblick des Waffenſtillſtandes mit den Verbrechern „die ungeheuere Gruppirung des Verbrechens und der ſittlichen Verſunkenheit auf der einen, auf der andern Seite die Schwäche der obrigkeitlichen Gewalt und der Reichspflege überſchauen konnte". Das Verbrechen war ſchon Kunſt und Verbrechen geworden, wie man in dem „Liber vagatorum" erſieht, jenem berühmten Werk, das kurz nacheinander in vielfachen Auflagen erſchien, von Luther ſelbſt edirt wurde, und welches der Verfaſſer auch in dieſem Werke abgedruckt hat, als einen Beleg, daß es ſchon eine eigene Literatur der Verbrecherzunft gab. Und wie groß dieſe Literatur, ſchon damals bedeutend, in den folgenden Jahrhunderten angewachſen iſt, darüber hat derſelbe einen eigenen Abſchnitt ſeinem Werke eingeräumt.

Einen andern gewagten Schritt thut der Verfaſſer. Die ſogenannte Reichspolizei war zur Bedeutungsloſigkeit herabgeſunken, auch die Landespolizei war als Nothwehr gegen das gruppirte Räuberthum nicht hinreichend, darum mußte man endlich zu dem franzöſiſchen Polizeiſyſtem greifen, „mit welchem wir uns noch heute behelfen müſſen, trotzdem daß es noch ein deutſches Bürgerthum mit dem dringenden Verlangen nach ſeiner Würdigung und Beſchützung gibt". Geben wir das zu, auch die Anklage gegen die polizeiliche Geſetzgebung und Gewalt, meiſt von der zürnenden Geiſtlichkeit citirt, welche mit ſchneidiger

Gewalt in die zartesten Elemente des bürgerlichen und Familienlebens eingriff, wie bei den vielen Kleider-, Tauf-, Begräbnißordnungen u. s. w. und daß auf diese Weise durch die Polizei der Zerstörungsproceß gegen die Grundlage des deutschen social-politischen Lebens, gegen die Familie, das bürgerliche Haus begonnen sei; aber es ist wol zu viel gesagt, wenn der Verfasser behauptet, das Gaunerthum wäre nie in das deutsche Familienhaus gedrungen, wenn nicht unser Zerstörungsproceß gerade von seiten der Polizei so eifrig begonnen und das deutsche Haus und die Familie gemacht hätte, daß unsere Häuser nur noch Wohnhäuser sind, die keine Familie mehr haben." Die sittliche Fäulniß, welche allerdings die Gaunerwirthschaft in die Winkel der Häuser (wie den Stock in die sonnenlosen Mauern) gesetzt haben mag, hatte doch wol auch und meist andere weltliche Gründe.

Vom Schluß des Mittelalters an zeigte sich mit der Verbreiterung eine bedeutende Verfeinerung des Gaunerthums und das Verbrechen ward kunstmäßig betrieben. Aber andererseits drängten historische Umstände die rohe Gewalt und offene Räuberbanden hervor: zuerst der Bauernkrieg, dann der Dreißigjährige. Es waren grauenvolle Bösewichter, welche sich in jenen Banden zusammenthaten, von denen man aber, bedauert der Verfasser, sehr wenig erfahren hat, weil die Justiz die einzelnen Eingefangenen rasch peinigen ließ, und man daher so wenig über den Zusammenhang der verschiedenen Banden als psychologisch über die Persönlichkeit der Hauptleute erfahren hat. Wenn möglich, zwang die Tortur und der allgemeine Glaube die Räuber und Gauner, welche die Gerechtigkeit fing, sie auch zu Zauberern, vom Teufel Besessenen, Hexen selbst zu erklären und dann hatte die Justiz leichtes Spiel und mit ihrem eigenen Gewissen nicht viel Arbeit. Zugleich ist aber evident dargethan, daß schon gegen Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland eine so überaus feste, geschlossene Verbindung des Gaunerthums mit einer in allen Künsten und Ueberlist desselben eingeschulten Ausbildung existirte, daß die neueste Zeit kaum irgendein neues Kunststück hervorgebracht hat, sondern daß sie immer nur mit der Verlassenschaft eines alten Erbgutes wuchert". In Frankreich, Deutschland, Spanien und England lebte eine Anzahl Gauner und Räuber, deren Namen schon Berühmtheit im Volke gehabt, die aber im Dreißigjährigen Kriege, in Wallenstein's Armee und den vielen Freibeutern untersanken.

Es geschah zu viel, um alles speciell zu registriren, und in dem Schlamm von Roheit und Greuel konnte die Justiz nichts mehr entdecken und verfolgen; nach diesem Kriege aber tauchten die allergrößten Betrüger und die furchtbarsten Räuberbanden auf. Der Zusammenhang der berüchtigtsten Gauner der verschiedensten Länder ist ebenfalls bewiesen. Die englischen und französischen finden sich häufig mit den deutschen zusammen in Holland, welches wie „eine mystische, unheimliche Gaunerschule" erscheint. Von den in der Literatur allgemein bekannten wollen wir nur der Celebritäten gedenken, welche auch in Deutschland oft genannt wurden: der Alchemist Giovanno Graf von Capitani (der als Goldprinz in Preußen in Goldpapier gehenkt ward), Lips Tullian, in Sachsen verewigten Ruf's, der Engländer Jack Sheppard, Cartouche und der Deutsche Nicol List.*)

Die Thaten und die Bande des letztern haben an einzelnen Theilen etwas Romanhaftes, wenigstens was die Person ihres Anführers betrifft, der, ein gemeiner kurbrandenburgischer Reiter, welcher in der Schlacht von Fehrbellin für Brandenburg und Deutschland einen für beide ruhmwürdigen Sieg mit zu gewinnen hatte, einer der verwegensten und stärksten Räuberhäuptlinge war, die Deutschland kennt. Als vornehmer Edelmann, ein Herr von der Mosel, mit Roß und Troß die Messen und frequente Wirthshäuser bereisend, flog er durch ganz Deutschland, um Schätze zu heben. Vor ihm waren die Baldower, die Spürer oder Spurhähne, vorausgegangen und hatten, wenn List angekommen, ihm Rapport zu thun; er untersuchte, ob alles richtig sei und vertheilte dann die Bande, die als seine Dienerschaft oder in anderer Hülle unsichtbar um ihn stand, zur Arbeit. Selten daß ein Einbruch ihm mislang; seiner Riesenstärke mußten die festesten Schlösser und Eisenstangen weichen, und ebenso geschickt und rasch wurden die Expeditionen abgethan, die Schätze fortransportirt. Schätze, sagten wir, denn es waren meistentheils wirkliche, vergraben oder festgekettet und geschmiedet in Kirchen oder alten felsenfesten Schlössern; man glaubte in den Nachwehen des Dreißigjährigen Kriegs an keine andere Sicherheit als diese relativ materielle. Die Bande bestand zum Theil aus Juden, und gewiß wenigstens waren es die Hehler, welche den Raub verwertheten. Doch finden wir auch englische Gentlemen unter den thätigsten, darunter einen hannoverschen Regimentsquartiermeister, welcher in seiner Jugend als Page am Hofe gelebt hatte. Nickel List's Person und Proceß sind uns doppelt interessant, weil der Beichtvater der geräderten und gehängten Maleficanten mit unsaglicher Mühe in einem dichten Quartanten die ganze Lebensgeschichte und Procedur beschrieben hat. Das Werk, welches trotz seines Umfangs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in mehreren Auflagen erschien, gewährt uns die genügendsten Blicke in das gesammte Räuberleben nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Nickel's Bande war um 1700 so ziemlich ausgetilgt und die sich aufraffende Polizei und die Justiz begannen einen furchtbar blutigen Kampf mit dem Gaunerthum. „Die Schaffote trieften vom Blute ganzer Banden nach einer kaum verantwortlich kurzen Procedur." Aber es fing doch eine systematische Behandlung des peinlichen Rechts an und zugleich erhellt aus den vielen literarischen Redactionen einzelner Processe einmal, eine wie ungeheure Ausbreitung das Gaunerthum in und um Deutschland hatte, dann wie ungelenk und störrisch die Polizei und Criminaljustiz der verschiedenen Länder war, welche zuweilen lieber die Verbrecher entschlüpfen als eigene Rechtsame aus

*) Die Lebensgeschichte der drei letztern findet sich im „Neuen Pitaval".

der Hand ließen. Curiosa wunderbarer Art tauchen dabei auf. Ein hannoverscher Patriot machte nach 1758 den Vorschlag, „daß man alles, was man von solchem Gesindel bekommen könne, durch Zersprengung des Trommelfells in den Ohren taub und mithin zur weitern Communication unter sich untüchtig mache".

Daß aber Justiz und Polizei bereits zu Mitte des 18. Jahrhunderts des ärgsten wuchernden Uebels schon mehr Herr gewesen, davon gibt man uns als Beweis, daß weder durch den Siebenjährigen noch durch die vorangehenden Kriege wirkliche Räuberbanden sich gebildet hatten. Sonst gab es nach wie vor gefährliche und verwegene Gaunerverbindungen und der deutsche Boden „war von dem Miasma sittlicher Verworfenheit überzogen". So bekannte der 1745 in Hildburghausen hingerichtete Gauner Schwarzmüller, daß seine Bande seit 50 Jahren in der Stärke von 150 Mitgliedern von Schwaben bis Hannover thätig gewesen; ihr Anführer Krummfinger-Balthasar führte ein eigenes Siegel und Chargen, als eines Hofraths, Oberamtmanns, Regierungsraths und ertheilte auch den Adel! Nach einer geschriebenen Verfassung, dem „Plattenrechte", handhabte und verfügte er die Strafen. Indessen eigentliche Räuberbanden wie die, von denen man nach dem Dreißigjährigen Kriege wußte und von denen die Romantik im philosophischen Jahrhundert soviel gesungen und geträumt, gab es nur ausnahmsweise, bis die Französische Revolution wie durch einen Zauberschlag auf den erschütterten Grundfesten Frankreichs über ganz Holland und Deutschland und weiter hinaus eine verbrecherische Verbrüderung erzeugte, wie sie die Geschichte nicht weiter aufzuweisen hat. Durch die revolutionären Bewegungen in Brabant und Flandern begünstigt, erhoben sich um 1790 in Holland aus der berühmten Mersener Bande die vielen Banden, welche unter verschiedenen Namen auf beiden Seiten des Rhein über ein Jahrzehnd unzählige Einbrüche, Raub-, Mord- und Brandthaten verübten und der Schrecken ganzer Gegenden und Länder waren. Ihre verschiedenen Namen waren: Die Niederländische, Brabantische, Holländische, Neuwieder, Neusser, Crefelder, Essener Bande; ihre Haupthelden aber die Fetzer, Damian Hessel, die zwei Bosbeck, Wagner, Picard, Overtüsch, Hackmann u. s. w., ferner der vielgenannte Schinderhannes, dessen Ruf aber im Verhältniß zu den Thaten der Mehrzahl jener erstgenannten über seinen Werth geschätzt war. Er operirte meist auf eigene Hand mit seiner Moselbande und trat nur in einzelnen Fällen mit den Häuptlingen der andern nördlichen Banden in Verbindung. In dem Orte Mersen, unsern Maastricht, hatte schon seit langen Jahren ein Raubgesindel „im stillen" gelebt. In der Nähe von gegen fünf verschiedenen Landesgebieten hatten die Vagabunden die Leichtigkeit, von einem District in den andern dem Auge der Justiz zu entschlüpfen, und durch die Menge Handelsjuden, welche sich dort aufhielten, die, das Gestohlene aus Hand in Hand zu entfernen. Die Raubmethode der alten Mersener war im Vergleich zu der ihrer Epigonen eine eigenthümliche. Sie stürmten und brachen nicht mit roher Gewalt ein, noch mordeten und mishandelten sie die Personen, sie stiegen nur in der nächtlichen Stille ein und entsprangen mit dem Gestohlenen, ohne daß oft die geringste Spur zurückblieb. Es geschah eben so oft und so geheimnißvoll, daß der gemeine Mann glaubte, es könne nur mit unrechten Dingen verübt und der Böse müsse mit den Dieben im Bunde sein. Diese Vorstellung ward zur Gewißheit, als man erfuhr, daß mehrmals die gestohlenen Sachen schon am nächsten Morgen nach der Raubnacht in dem viele Meilen entfernten Mersen zum Vorschein und Verkauf gekommen waren. So schnell konnte nur der Teufel fliegen! Man fand es am angerathensten, wenn jemand werthvolle Sachen gestohlen waren, sofort nach Mersen zu reisen, um sie in Natur wiederzufinden und für den möglichst billigen Preis zurückzukaufen. Das also schien ein Geschäft, wie in London etwa ein Jahrhundert früher der berühmte Jonathan Wild etablirt hatte; es blieb indessen nicht lange, da die politischen und Kriegsstürme ein friedliches kaufmännisches Geschäft nicht duldeten, vielmehr wurden aus den Dieben und Gaunern vollkommene, fast militärisch geschulte Straßenräuber.

Aber die Romantik hatte zu Ende jenes Jahrhunderts der Aufklärung noch ihr volles Recht und auch die Geschichte muß Act davon nehmen. Die Mersener galten weit umher als vollkommene Hexenmeister. Die Phantasie entwarf ein ausführliches Gemälde ihrer Teufeleien. Die Räuber mußten über einem ermordeten Körper ihren gräßlichen Eid ableisten. Belial selbst führte den Vorsitz, musterte die Glieder, inspirirte ihnen die Diebsnähle und half ihnen bei der Ausführung. Jedem der Eidesbrüder stand ein zottiger Ziegenbock zu Gebote, auf dem er bei seinen Rauberpeditionen hin- und herreiten konnte; daher ihr allbekannter Name Bocksreiter. In Winterabenden lebten im Volke tausend Geschichten von den unglaublichen und schauerlichen Aventuren der Bocksreiter. Da war plötzlich — nach mehr als zwei Jahrzehnden des Mersener Landfriedens — die Justiz erwacht und ging ans Einziehen und Verhaften, ans Foltern und Hinrichten. „Eine ganze Reihe von Häusern ward durchs Schaffot verödet und ein großer Theil von Mersen starb als Missethäter."

Die zersprengten und geretteten Mitglieder der mersener Eidgenossen (wenn man so sagen will) bildeten nun die obenerwähnten großen Straßenräuberbanden oder traten in deren Verbindung. Man irrt übrigens, wenn man an Bande in dem Sinne der Romane denkt, d. h. wenn man die Gesellen des Nickel List und Schinderhannes als von ihm geworbene und gehorsame Hörige, Soldaten, Knechte des Führers hält. Alle waren Freigeworbene mit gleichen Rechten; der sogenannte Räuberhauptmann übernahm nur bei einzelnen Expeditionen das Commando und durch die List, Stärke und das Glück des Vorangehenden drückte er der Bande den Stempel seines Namens auf; aber auch nur im Landvolke oder vielleicht vor der Polizei, die Genossen wußten nichts davon. Das Verhältniß der berüchtigten einzelnen Räuber zu den andern ist eher dem berühmter Schauspieler zu vergleichen, welche es

verziehen, ſich bei keinem ſtehenden Theater zu engagiren, ſondern frei umherreiſen, um, wo Gelegenheit und eine ihnen convenirende Bühne iſt, ihr Debut zu machen. Die republikaniſche Gleichheit in dieſen (und in der Mehrzahl der frühern Räuberbanden) ward nur dadurch verrückt, daß die verſchiedene Fähigkeit oder der Beruf der einzelnen verſchieden taxirt und bei der Theilung bezahlt ward. So ſtand z. B. der Spürhahn, der Baldower, ſehr nahe dem Hauptmann. Doch ſchwankte die anderweitige Schätzung vielfach zu Zeiten und Orten. Aber in den Leuten von Verbrechen dieſer verſchiedenen Banden erkennt man das vollendete Räubergenie faſt aller (?) Genoſſen, die feinſte Liſt und Verſchlagenheit und die größte Sicherheit und Verwegenheit in Ausführung der ausgedachten Plane". Wie ſie nachts mit lärmenden Waffen inmitten einer volkreichen Stadt das Haus eines Wechslers ſtürmen (mit dem Rammbaum den Thorweg ſperrend), in einer andern Stadt die Häuſer verwechſeln, ſchnell aber den Gegenſtand der Beute und des Angriffs tauſchen, eindringen, ſchießen, maſſacriren, die Beute rauben, als ſchon die Sturmglocke läutet, dann vor den zuſammengerafften Bürgern ſtrategiſch zum Thor hinausmarſchiren, im Nebel verirrt in einen Wald kommen, wo eine Compagnie Soldaten und tauſend alarmirte Bauern ſie belagern und ſie zwei Stunden lang ſich gegen die Mehrzahl vertheidigen und endlich erſt der Ermattung und der Mehrzahl weichen und gefangen werden: das iſt faſt mehr in der Wirklichkeit als die Romantik (jener Zeit) zu berichten wagte. Es war auch nur möglich, wo das Kriegstheater zwiſchen Frankreich und Deutſchland ſo oft furchtbar wechſelte, wo die Juſtiz und Polizei ſo vieler Territorien nicht ineinander greifen konnte. Als Frankreich zu räumen anfing, flogen die Alten und die flügge Brut über den Rhein und das geſammte Räuberthum bildete eine gewaltige, große Maſſe, welche ſich über ganz Deutſchland verbreitete. Die alten Gefängniſſe waren nicht feſt genug (ſo brachen die allergefährlichſten Räuber 1800 aus Weſel los) und die alten Beamten nicht zuverläſſig im mürben alten Reiche; einige verſcheuchten wol, aber griffen nicht die Verbrecher, während andere geradezu die Augen zudrückten und die Hände aufhielten. Die Bordelle, namentlich in Köln, waren die warmen Höhlen der Verbrecher; hier fanden die Genoſſen ſich zuſammen, hier lagen ſie im Verſteck gegen die Polizei und hier vergeudeten ſie in wenigen Tagen und Stunden die ungeheuere, oft mit Blut beſudelte Beute. Die „Actenmäßige Geſchichte der rheiniſchen Räuberbanden", ein mit unendlichem Fleiß zuſammengetragenes Werk, liefert dieſe unglaublichen Begebenheiten; der „Neue Pitaval" hat eine kürzer zuſammenhängende Relation mit mehreren eigenen Bemerkungen von der Hand eines ältern rheiniſchen Juſtizbeamten aufgenommen.

Napoleon's eiſerner Arm, die zwölf ſiegreichen Jahre des neuen Jahrhunderts und die Guillotinen in Köln, Mainz und Marburg hatten dieſem in hundert kleine Banden zerſplitterten Räubergeſindel zwar Einhalt gethan, aber, als der Befreiungskampf für Deutſchland kam, noch lange nicht alles fertig gemacht. Der Befreiungskrieg für Deutſchland befreite auch leider viele Criminalverbrecher. Die Polizei wechſelte zu raſch, als daß die neun eingeſetzten Beamten ſich ſogleich zurecht fanden. So entſprangen, als die Ruſſen 1813 Kaſſel beſetzten, 171 Sträflinge, darunter verwegene Räuber, in Heiligenſtadt 88. Der neuen Gendarmerie gelang es nur mühſam, dieſes und andern Geſindels Herr zu werden, und wenn auch ſeitdem die offenbaren Räuberbanden verſchwanden, ſo kamen doch die gefährlichſten organiſirten Diebesbanden und Gaunerverbindungen zu Tage. Von den vielen vom Verfaſſer erwähnten heben wir nur hervor die großartige Gaunerunterſuchung, die 1831 zu Berlin gegen den Handelsmann Moſes Levin Löwenthal und Conſorten eröffnet wurde, bei welcher nicht weniger als 520 Perſonen implicirt wurden und über 800 Verbrechen zur Sprache kamen, unter denen 506 als Raub oder beträchtlicher Diebſtahl, an 46 öffentlichen Kaſſen und 460 Privaten verübt, bezeichnet ſind; die Summe des Geſtohlenen betrug 210000 Thlr. und in Summa judicirt wurden die Verbrecher zu 1264 Jahr Zuchthaus und 1060 Hieben. Die Unterſuchung hat aber wichtigere Reſultate hervorgebracht; „als ein offenkundiger Beweis von der hiſtoriſchen Propaganda des Gaunerthums, das mitten im tiefſten langjährigen Frieden und bei dem Beſtande einer ſcharfſichtigen Polizei dennoch in allen ſocial-politiſchen Schichten ſo geheim und mächtig fortwuchern konnte, daß es ſich zu ſolcher Gewalt zu erheben vermochte". Die offene Gewalt des Verbrechens hat jetzt aufgehört, „inſofern als der gegneriſche Widerſtand ſeine Kraft zur Niederhaltung behauptet und an den Tag legt. Die Polizei und das Gaunerthum halten einander in Schach und ſtehen einander beobachtend gegenüber."

Vorangehendes, die Geſchichte des Gaunerthums, iſt gewiſſermaßen nur die Einleitung des inhaltreichen, mit ebenſo viel Studium und mühſamen Forſchungen als mit wirklicher Begeiſterung geſchriebenen Werks. Der zweite Abſchnitt enthält die Literatur des Gaunerthums mit einem Abdruck des beſprochenen „Liber vagatorum" und dem frühern Vocabular in Rothdeutſch; ferner die Darſtellung des eigentlichen Gaunerthums, wie es jetzt iſt, d. h. ſeine perſönlichen und ſachlichen Geheimniſſe, die Praxis, Sprache und Terminologie, mit Zuſatz einer Vergleichung der franzöſiſchen mit der deutſchen Polizei, endlich einen Hinweis auf die Aufgabe, welche der letztern vorliegt, um das Gaunerthum nicht allein zu verfolgen, ſondern damit ein moraliſches Ziel zu erreichen. Nachdem ein ſchlagendes Beiſpiel angeführt iſt, wie es einem religiöſen und werkthätigen Manne gelang, einen furchtbaren Gauner, der zehnmal das Leben verwirkt hatte, ſo zu läutern und zu beſſern, daß er nach wenigen Jahren entlaſſen werden konnte, ſchließt der Verfaſſer ſein ernſtes Werk (ſoweit es jetzt vorliegt) mit den Worten: „So mag die Neuzeit ermuthigt aufblicken und auch die Polizei inne werden, welche Aufgaben ſie zu löſen vermag, wenn ſie ſich innerlich und äußerlich umgeſtaltet zu einer wahrhaft chriſtlich-deutſchen Polizei." Wegen dieſes zweiten Theils, welcher den dauernden, praktiſchen und wiſſenſchaftlichen In- und Gehalt des Werks umfaßt — der noch nicht erſchienene,

das Werk abſchließende dritte Theil wird eine Grammatik und ein Wörterbuch der Gaunerſprache enthalten — gehört das Werk eigentlich in den Beſitz und die Bibliothek jedes praktiſchen Polizeimannes und Criminaliſten, vielleicht auch in die jedes adminiſtrativen Beamten. Es iſt für ihn ein Handbuch und Lexikon, wo er in hundert Fällen nachgreifen, ſeltener aber ſo im Zuſammenhang leſen wird, wie in der hiſtoriſchen Einleitung. Auch unſere recenſirende Behandlung muß, beſonders in einem Blatt „für literariſche Unterhaltung", davon abſtehen, alle die Kapitel über Schlüſſel, Dietriche, Verfälſchung der Wechſel, Drohbriefe, Brandbriefe, Signale, Zeichen der Genoſſen u. ſ. w. zu verfolgen, wie viel Intereſſantes auch das einzelne enthält, um uns einſtweilen als Motto mit dem begnügen zu laſſen, welches der Verfaſſer mit den Worten triumphirend ausdrückt: „Der Gauner iſt nicht unverbeſſerlich!"

Der Geſchichte, wie der Verfaſſer ſie behandelt, wird gewiß jeder mit Intereſſe folgen und die unendliche Schwierigkeit, die er überwunden hat, anerkennen. Vielleicht würde mancher bei einem Thema, welches auch den Schlichteſten intereſſiren muß, auch eine einfachere Diction gewünſcht haben. Zugleich bemerken wir viele der reichſten Notizen in die Anmerkungen zerſtreut. Hätte es dem Verfaſſer mehr gegolten als eine Einleitung ſeines wiſſenſchaftlichen Werks, nämlich ein Geſchichtswerk ſelbſt zu ſchreiben, würde er mehreren dieſer Anmerkungen einen leitenden Artikel vorangeſtellt haben. Das war aber nicht ſeine Abſicht, und vielleicht mit Recht. Aber gegen etwas möchte man Proteſt einlegen. Bei Gelegenheit, wo er ſeinen ſittlichen Zorn, wozu oft Anlaß war, ſchüttelt, klagt er auch die romantiſche Sentimentalität an, welche Verbrecher als intereſſant, liebenswürdig, ja als Helden der wahren Humanität und des gekränkten Menſchenrechts zu ſchildern ſucht. Das Factum iſt nicht zu beſtreiten; die Schelmenromane Spaniens, Deutſchlands und wo anderwärts ähnliche ſich vorfinden, die Romanzen, Balladen und gewürzten Anekdoten, welche berühmte Räuber und witzige Gauner in glänzendem Licht darſtellen, ſind Züge, die man vor der Moral verdammen mag, die aber ihr ewiges Recht haben in der Menſchennatur, welche immer Oppoſition der Unterdrückten gegen die Drückenden erhebt und erheben wird, auch wenn dieſe nur die Vertreter der Ordnung ſind. Verderblicher noch iſt die factiſche Sentimentalität der Vornehmen, beſonders der ſelbſt gefeiertſten Modedamen, welche in London und Paris ſeinerzeit Straßenräuber, Highwaymen und Diebe (wie Jack Sheppard), wenn ſie durch ihre Verwegenheit, Kühnheit und Liſt einen ungewöhnlichen Ruf erworben hatten, nach Möglichkeit liebkoſten, ihre Kerker beſuchten, ſie beſchenkten und ihre letzten Augenblicke vor dem Galgen durch Delicateſſen, Annehmlichkeiten oder wenigſtens ſchmeichleriſche Worte zu verſüßen ſuchten. Zu welchem Hautgout verſinkt nicht Frivolität und Ueppigkeit der Modewelt! Sündhaft allerdings, aber edlern Urſprungs war die Vorliebe, mit welcher die deutſche Romantik der großen Räuber ſich bemächtigte, als wären, ſollten und könnten ſie Vertreter der göttlichen Gerechtigkeit ſein, wo die menſchliche ſchläft, hinkt oder corrumpirt iſt. Der Fratze will ich ſchweigen, welche Vulpius in ſeinem „Rinaldo Rinaldini" auf drei bis vier Bände ſprützte (wer hat ſie noch geleſen! Ich zufällig, in einer langen ſchweren Krankheit als Probe der Geduld! Es ſcheint Unmögliches geleiſtet; unmöglich nämlich, daß es ein Publikum und vier rechtmäßige Auflagen — der Nachdrucke unbeſchadet — gewinnen konnte!) auch des Zſchokke'ſchen verwandten, doch ungleich körnigern und beſſern „Abällino"; aber zwiſchen Schiller's Räuber Moor und Grillparzer's Räuber Jaromir („Ahnfrau") ſind noch mannich Räuber verherrlicht, d. h. mit humaner Theilnahme weit edler geſchildert worden als ſie in der Wirklichkeit jemals gelebt haben und gelebt haben können. Das Motiv iſt oben erwähnt und auch unter andern Nationen haben ausgezeichnete Dichter, wie Cervantes und Byron ſich dieſer Schwäche oder dieſes Kitzels ſchuldig gemacht. Aber kann der Verfaſſer unſers Werks im Ernſt glauben, daß dieſe Literatur auf die Thatſache der Verbreitung des Gaunerthums in der civiliſirten Welt eingewirkt habe? Betrachte man doch die Zahl der Tauſende oder tauſendmal Tauſende, welche den Verfallenen angehörten. Wie unendlich gering iſt die der wirklich Verlorenen aus der Bildungsſchicht, welche ſich mit der Literatur beſchäftigt hatte! Daß Scholaren einmal in die böhmiſchen Wälder laufen wollten, als Schiller's „Räuber" ihr Knabenblut entzündet zu haben ſchienen, war doch rein muthwilliges Spiel ohne alle nachtheilige Folge. Unter den tauſend Zigeunern, Juden, Spielern, Bankrottirern, Säufern, Liederlichen jeder Art, den Söhnen von Verbrechern und Proletariern, befanden ſich nur wenige, welche leſen konnten; aber eine Seltenheit war es, wenn einer einmal hatte ſtudiren wollen oder ſollen! Weil er eine Rarität war, hieß ja Damian Heſſel der „Student", und zur Zeit iſt es kaum authentiſch erwieſen, daß ein Reichsgraf Moor ſeit dem Mittelalter Räuberhauptmann war. Den Kitzel, die Romantik, das Myſterium, wie man es nennen will, wer verleugnet das; welcher Knabe hat nicht zu einer Zeit nichts lieber geſpielt als Räuber und Wanderer? Als Kind, zur ſelben Zeit als Schinderhannes auf der Guillotine blutete, ward ich von meiner Wärterin in eine Wachsfigurenbude geführt, wo er ſelbſt, der Gräßliche, lebensgroß vor mir ſtand, und hinter ihm zehn, zwölf ſeiner Geſellen, alle greulich und in rothen Hemden! O wie verſchlang man damals das entſetzliche Schauſpiel, und wer in der Stadt einen Groſchen zu geben hatte, mußte es geſehen haben! Der Fetzer war auch ein Held des Volks; ein Spielmann ſang in Deutz ſeine Herrlichkeit als er noch lebte; man wußte und ahnte es, daß der Leiermann ein Baldower der Bande war, und doch hörte das Volk es mit Grauen und Intereſſe an; noch heute, wenn das Dampfſchiff an Köln vorüberfährt, zeigt der Eingeborene wol dem Reiſenden den Thurm, wo der Fetzer geſeſſen und mit unglaublicher Kraft und Liſt entſprungen war. Vor einigen vierzig Jahren, im Feldzuge durch die Eifel, trat ich als Militär beim Durchmarſch in ein einſames Wirthshaus. Als ich auf einen Schemel mich geſetzt, erinnerten mich die Wirths-

leute: ich wisse wol nicht, wo ich jetzt sitze — auf dem Stuhl habe Schinderhannes gesessen! Solch eine große Erinnerung ist dies den Leuten! Krankhafter Kitzel, geheimnißvolle Schauer umwehen das Räuberthum; traurig immerhin, daß die Literatur ihrer sich zu befassen für gut hielt; aber wer kann ihr nachweisen, daß sie selbst das Medium war, zu Gauner und Räuber zu hecken!

Eine psychologisch sehr interessante Bemerkung des Verfassers kämpft sich daran: daß kein wahrhaftes Volksleben zu den wirklichen Gaunern und Raubgesellen existirt; dieser Zustand des Lasters, der Rohheit, innerer Verworfenheit und Unsicherheit lasse wie keine freudige Stimmung und Ruhe auch die Poesie nicht aufkommen. Desto mehr des Aberglaubens! In wie greulichen Gestaltungen er bis in die letzte Zeit zu Tage gekommen, darüber gibt der Verfasser schreckenvolle Beispiele. **W. Häring.**

Nordamerikanische Zustände.

1. Pilgerfahrt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Enthaltend: Skizzen über die dortigen socialen und politischen Zustände während der Jahre 1849—56. Von C. B. A. Warnefried. Wichtig für Auswanderer u. a. Köln, Bachem. 1857. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Lebende Bilder aus Amerika von Theodor Griesinger. Stuttgart, Nitzschke. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser der unter Nr. 1 verzeichneten „Pilgerfahrt", C. B. A. Warnefried, ist jedenfalls ein guter Katholik, aber ein schlechter Musikant. Ein so wunderliches Opus wie dieses Buch ist mir seit langer Zeit nicht zu Gesicht gekommen. Bücher, vom Standpunkt des neuesten, Katholicismus aus geschrieben, sind zwar heutzutage keine Raritäten; allein diese „Pilgerfahrt" übertrifft unstreitig alles in ähnlichem Genre Geleistete. Für gegenwärtige Besprechung kommt das Werk etwa nur mit dem dritten Theile seines Inhalts in Betracht; denn einen größern Raum nehmen die auf dem Titel angekündigten „Skizzen über die politischen und socialen Zustände" Nordamerikas nicht ein. Die übrigen zwei Drittel enthalten langweilige religiöse Abhandlungen, erbaulich sein sollende Betrachtungen und zügellos bittere und grobe Ausfälle gegen alle Ungläubigen, als da sind „Heiden, Protestanten, Philosophen, Freigeister, Humanisten" u. dgl. m. Mit diesen Erbauungsbüchern oder confessionellen Streitschriften ohne allen Anspruch auf wissenschaftlichen oder ästhetischen Werth befassen sich natürlich d. Bl. nicht, und was meine eigene Competenz zur Beurtheilung derartiger Geisteserzeugnisse anbelangt, so hat es mir, offen gestanden, einen wahrhaft heroischen Entschluß gekostet, die hierauf bezüglichen Partien auch nur oberflächlich zu durchfliegen: ich pflege aber als gewissenhafter Kritiker nichts zu recensiren, was ich nicht aufmerksam durchstudirt habe. Den Verfasser aus seiner eigenen Intention heraus zu beurtheilen geht mir jede Fähigkeit ab, und wenn ich durchaus meinen eigenen Gesichtspunkt festhalten wollte, so müßte ich sein Machwerk in einem Tone behandeln, der weder der Würde d. Bl., noch der unbestreibaren Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung angemessen wäre. Zur Charakteristik dieser Partien genügt es zu bemerken, daß sie nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form und Darstellungsweise nach ultrakatholisch sind. Der Verfasser hält es augenscheinlich für eine Sünde, vielleicht für die erste der von ihm weitläufig abgehandelten sieben Todsünden, für verdammliche Hoffart, eigene Gedanken zu haben. Kein Ausspruch ohne gehörige Belegstelle. In erster Reihe figurirt die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, freilich auf eine Weise, daß protestantische Exegeten sich über die manchen Texten zugemuthete Beweiskraft vor Entsetzen die Haare ausraufen möchten. Sodann rangiren die Offenbarungen der Heiligen, namentlich die der heiligen Katharina von Siena, an deren Hand wir unter anderm einen kleinen Ausflug ins Fegefeuer machen, und die der heiligen Brigitte, welcher „ein Engel die täglichen Lesungen für ihre Ordensschwestern in die Feder dictirte". An letzter Stelle müssen die gottseligen und erleuchteten Männer der Gegenwart ihre Autorität herleihen, insonderheit diejenigen, deren Waffen in der Bachem'schen Officin zu Köln geschmiedet worden sind. Ob „seine in Händen habenden Quittungen", „jede von diesen bis zu einer gefürchteten Macht sich erhobenen Partei", „Proseß abgelegte Religiosen" und dergleichen Constructionen für gut katholisch gelten, ist mir nicht bekannt; ich weiß nur so viel, daß sie nicht deutsch sind.

Um jedoch Anschauungsweise und Tendenz des Verfassers vollständig zu charakterisiren, halte ich es für billig ihm selbst das Wort zu gönnen, zumal da ich auf diese Weise einen nicht unwichtigen Beitrag zur Culturgeschichte unserer Zeit, ja für gläubige Seelen vielleicht sogar einen Beitrag zur Geschichte des Himmelreichs auf Erden zu geben glaube. In dem letzten Kapitel mit der Ueberschrift: „Wunderbare Erscheinungen in der Natur, aber keine Wallfahrtsorte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika", erzählt der Verfasser unter vielen andern Mirakeln auch eine Erscheinung der Jungfrau Maria, welche sich bekanntlich während der jüngsten entscheidenden Verhandlungen über das Dogma von der unbefleckten Empfängniß zum Staunen der gläubigen wie der ungläubigen Welt als Notre Dame de la Salette auf dem dermalen in dieser Hinsicht ganz absonderlich begnadeten Boden von Frankreich in leibhaftiger Gestalt den Unmündigen offenbart hat. Sie scheint in Amerika einen ähnlichen, jedoch etwas schüchternen Versuch gemacht zu haben. Der Verfasser berichtet:

„Diesen Morgen (27. September 1853) stieg die Sonne bei heiterm Himmel und ruhiger Luft zwischen 6 und 6½ Uhr wie eine blutrothe Feuerkugel über das Alleghanygebirge in die Höhe und ein im Garten des Schenkwirths Stadtmüller zu Indiana beschäftigter Deutscher sah in der Sonne eine menschliche Figur, mit einem Mantel bekleidet. Da er dergleichen noch nie gesehen, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die Nachbarn von diesem wunderbaren Zeichen in Kenntniß zu setzen. Alle schauen nach der Sonne, sehen aber anstatt einer jetzt zwei Personen mit Mänteln bekleidet, die sich die Hände reichten und außerhalb der Sonne emporhoben, bis ihre Füße noch auf dem Rande der Sonnenscheibe hafteten. Alsdann senkten sie sich, ebenso ruhig wie langsam, wieder in die Sonnenscheibe hinab, und die Erscheinung, die etwa 10—15 Minuten gedauert, war vorüber. Einer von jenen Zuschauern behauptete, die eine Person habe einen solchen Mantel getragen, als womit man die Muttergottes auf Bildnissen wol bekleidet sehe. Ob diese Person die Jungfrau Maria, als Schutzpatronin von Amerika, oder überhaupt die römisch-katholische Kirche, ob die andere Person den deutschen Kaiser oder überhaupt den Staat bedeute, der späterhin mit der Kirche Hand in Hand gehen werde? das wußte keiner zu sagen. Nur meinten die Einsichtigern, die Zeit werde dieses Räthsel schon lösen."

Der Verfasser hat seine Reise eine „Pilgerfahrt" genannt, weil ja nach dem Sprachgebrauche der Heiligen Schrift die Christen „Fremdlinge und Pilger" genannt würden. Aber gerade nach diesem Sprachgebrauche hätte er ruhig zu Hause bleiben können und die Welt würde nicht viel dabei verloren haben. Denn obgleich er sein Buch „nach der Vorschrift unsers göttlichen Meisters" geschrieben zu haben glaubt, der da wolle, „daß ein wohlunterrichteter Literat «Altes und Neues» aus seinem Schatze hervorbringe", so war doch meist weder das Alte noch das Neue, welches er auftischt, des Niederschreibens werth. Das wenige, was an dem letztern einigermaßen zuverlässig zu sein scheint, wie namentlich die Aufzählung der katholischen Institute und Akademien, Mönchsorden und Erziehungsanstalten in der Union, ist von zu speciellem Interesse; was dagegen die Statistik des Katholicismus in Nordamerika überhaupt und die Schilde-

rung aller dahin einschlagenden Verhältnisse betrifft, so erregen die Angaben des Verfassers gerechten Zweifel. Daß in den Vereinigten Staaten drei oder gar vier Millionen Katholiken leben sollen, ist eine Behauptung, die mit anderweiten Berechnungen zu sehr im Widerspruch steht, um glaubhaft zu sein; und wenn auch die Zahl von ⅔ Millionen, auf welche sie der Gouverneur Wise von Virginien schätzt, jedenfalls viel zu niedrig gegriffen ist, so übersteigt sie doch schwerlich 1½ Million. Da aber diese Zahl eine compacte Einheit bildet, so ist ihr Einfluß gegenüber den „666 protestantischen Sekten", wie sich der Verfasser das ganze Buch hindurch auszudrücken beliebt, unter allen Umständen groß genug, um eine eifersüchtige Wachsamkeit von seiten der zersplitterten protestantischen Mehrzahl, die mit Recht in ihrer gemeinsamen sittlich-religiösen Grundanschauung den Ausdruck des ursprünglichen angelsächsischen Nationalethos und die einzig mögliche Bedingung für die Fortdauer einer freien demokratischen Republik erkennt, vollkommen zu rechtfertigen. Nur hat sich bedauerlicherweise diese Eifersucht, wie neuerdings alle politisch-socialen Bestrebungen jenseit des Oceans, auf eine Weise kundgegeben, die ihres idealen Gehalts ganz unwürdig ist. Der Knownothingismus ist eine der allerwiderlichsten Erscheinungen auf amerikanischem Boden. Zwar scheint derselbe im gegenwärtigen Augenblick einen moralischen Bankrott erlitten zu haben; allein solange die socialen Erscheinungen, welche ihn ins Dasein gerufen haben, fortdauern, kann die geringste äußerliche Veranlassung ihn in noch gewaltsamern Formen wiedererwecken. Es wäre daher von höchstem Interesse, aus sachkundiger und unparteiischer Feder eine genaue Schilderung der Entstehungsgründe, des allmählichen Wachsthums und der Organisation dieses Geheimbundes sowie seiner Beziehungen zu den politischen Parteien zu erhalten. Von Unparteilichkeit kann bei dem Verfasser nach seinem Standpunkte gar keine Rede sein; aber auch mit seiner Sachkenntniß ist es kläglich bestellt. Eigene klare Ansichten hat er auch in diesem Punkte nicht und die Aussprüche anderer, welche er beibringt, muß man mühselig aus allen Theilen seines Buchs zusammensuchen. Wo er aber wirklich aus selbständiger Ueberzeugung zu sprechen die Miene annimmt, drückt er sich wunderbarerweise im Sinn und Geist einer Partei aus, die er anderwärts nicht schwarz genug malen kann. So sagt er von den Deutschen in Amerika, sie hätten sich früher um die Politik des Landes „soviel wie gar nichts" gekümmert, und fährt alsdann fort: „Hiervon machen jedoch eine Ausnahme die politischen Flüchtlinge aus den Revolutionsjahren von 1848—49, welche die Union in allen Richtungen durchzogen und ihren Landsleuten die Augen zu öffnen bemüht waren, entweder durch Reden oder Zeitungen. Die Mehrzahl dieser gehörte dem gebildeten Stande an und hatte auch nicht geringes Vermögen mit aus Deutschland herübergebracht. Unter diesen befand sich eine Menge politischer Schriftsteller, welche entweder aus eigenen Mitteln Zeitungen herausgaben oder bei den Herausgebern als Mitarbeiter in Dienst traten. Sie verbreiteten Zeitungen über die ganze Union und erweckten ein neues regsames Leben in den für Politik erstorbenen Landsleuten; sie brachten sie auf Gedanken, worauf sie von selbst nimmer gekommen wären, die aber den Nichtswissern, d. h. ihren Hauptleithammeln nicht verborgen bleiben konnten; weil der Deutsche von Natur offenherzig und an Geselligkeit gewöhnt ist. Aus diesen Zeitungen mußte der Amerikaner zu seinem Leid in Erfahrung bringen, «daß sein Ideal menschlicher Weisheit, die amerikanische Verfassung, voller Fehler stecke, und er, der Native selbst, gegen europäische Cultur noch 1000 Jahre zurückgeblieben sei; mithin daß beide im Geiste europäischen Fortschritts cultivirt werden müßten». Schmerzlicher konnte aber amerikanischer Stolz und Dummheit nicht verwundet werden. Die infolge dessen wach gewordenen Besorgnisse beschleunigten die Geburt der Nichtswisser und das Hervortreten ihrer Corporation ans Tageslicht; wenn auch die Hauptlenker dieser Partei unsichtbar blieben, um ohne eigene Gefahr, unter Niedertretung aller entgegenstehenden Gesetze, ihre Streiche gegen die Fremden, insbesondere aber gegen die Katholiken führen zu können." Nach dieser Herzensergießung könnte man in Versuchung gerathen, den Verfasser für einen Gesinnungsgenossen Heinzen's und anderer „Atheisten, Pantheisten und Indifferentisten" zu halten; die Wahrheit aber ist, daß er auch diese in seinen Augen verabscheuungswürdigen Autoritäten benutzt, weil sie seinem momentanen Zwecke, der Herabsetzung und Beschimpfung der Knownothings als der rücksichtslosesten Vertreter des amerikanischen Nativismus, dienen! Das Gesagte hat allerdings seine vollkommene Richtigkeit: denn sowenig auch der persönliche Charakter und das persönliche Auftreten vieler deutschen Flüchtlinge ihren Gesinnungsgenossen und ihren Landsleuten überhaupt zur Ehre gereichen, in demjenigen, wodurch sie bei den Knownothings den Hauptanstoß erregt haben, befinden sie sich jedenfalls im Rechte, und die nationale Bornirtheit der Amerikaner bekundet sich den freiern philosophischen und religiösen Anschauungen der deutschen Auswanderer gegenüber als eine hoffentlich erfolglose Barbarei. Am allerwenigsten aber stand es dem Verfasser zu, gerade diesen Punkt zu urgiren, zumal da der Knownothingismus sich von dem gleichen nationalen Standpunkt aus weit früher und weit entschiedener gegen die Kehrseite jener freigeistigen Bestrebungen, gegen das grobe Autoritätsprincip des Katholicismus mit seiner Tendenz, einen großen Theil der republikanischen Staatsbürger und darunter gerade die geistig verwahrlosesten, die Irländer, durch sklavische Abhängigkeit von ihren geistlichen Obern und mittelbar von einem fremden geistlich-weltlichen Machthaber politisch unmündig zu machen, gewendet hat. Allein so sehr auch dieser Kampf vom protestantischen Standpunkt aus materiell berechtigt erscheint, so verwerflich sind die Mittel und Wege des Knownothingismus. Dies nachzuweisen überläßt der Verfasser dem bereits oben erwähnten, entschieden antikatholischen Gouverneur von Virginien, Henry A. Wise, dessen politisches Glaubensbekenntniß nicht weniger als 39 Seiten des Buchs ausfüllt. Das Ergebniß, zu welchem dieser gelangt, ist folgendes: Nichts ist für die amerikanischen Institutionen so verderblich als geheime Gesellschaften zu politischen und religiösen Zwecken auf Unduldsamkeit und Proscription Andersdenkender gegründet, nichts so sehr gegen das Gesetz, gegen den Geist der christlichen Reformation, gegen den ganzen Zweck des Protestantismus, gegen Glaube, Hoffnung und Nächstenliebe, welche uns die Bibel lehren, gegen den Frieden und die Reinheit der Kirchen, gegen eine freie Regierung, gegen menschlichen Fortschritt, gegen amerikanische Gastfreundschaft und Höflichkeit, kurz gegen Amerikanerthum in jedem Sinne und jeder Form. Der Verfasser acceptirt auch diese Folgerungen bestens, obgleich er ihre Voraussetzungen verwirft. Ein solches Verfahren nennen wir Protestanten jesuitisch.

In Betreff des sonstigen Inhalts kann ich mich kurz fassen. Es befindet sich einzelnes recht Gute und Brauchbare darunter, z. B. das über Einwanderung, Landwirthschaft, Gemüsegärtnerei und Weinbau Gesagte. Dies nimmt aber nur einen geringen Raum ein. Von Handel und Industrie versteht der Verfasser offenbar sehr wenig und seine Bemerkungen über die „Geschäftsklemme" sind so unklar wie möglich. Die unvermeidliche Beschreibung von Neuyork wird uns auch hier nicht erlassen, obwol sie ebenso gut hätte wegbleiben können wie die oberflächlichen Notizen über Wisconsin, Illinois und Missouri, welche der Verfasser augenscheinlich nicht aus eigener Erfahrung kennt. Seine Urtheile über die Verfassung, das Gerichtsverfahren, das Wahlunwesen, die Aemterjagd, die zunehmende Unsicherheit des Eigenthums und der Person, Geldgier und Mangel an Rechtschaffenheit, die Zeitungen u. s. w. enthalten leider nur zu viel Wahres; aber der Gesichtspunkt des Beobachters ist zu beschränkt und sein Blick durch die gröbsten Vorurtheile so getrübt, daß man nicht einmal den angeführten Thatsachen ohne weiteres Glauben schenken darf. Dazu herrscht in dem ganzen Buche die unglaublichste Verwirrung, und wer nicht von vornherein mit dem Entschlusse, sich auf gut katholisch erbauen zu lassen, an die Lectüre geht, der geräth ohne Zweifel in Versuchung, es nach dem ersten Kapitel aus der Hand zu werfen.

Landtag des Königreichs zu Kommissaren auf die Ver-
handlungen mit Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Hessen-Homburg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Frankfurt, Hessen-Kassel, Braunschweig, Oldenburg, Anhalt, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Lübeck, Bremen, Hamburg, Lauenburg, Elsaß-Lothringen, Luxemburg, Limburg, Liechtenstein, Monaco, Schweiz, Belgien, Niederlande, Italien, Rumänien, Serbien, Griechenland, Türkei, Persien, China, Japan, Siam, Kongostaat, Liberia, Haiti, Marokko, Transvaal, Oranje-Freistaat, Mexiko, Nicaragua, Costa Rica, Honduras, Salvador, Guatemala, Columbia, Ecuador, Peru, Bolivia, Chile, Paraguay, Uruguay, Argentinien, Brasilien, Venezuela, Hawaii, Sandwich-Inseln, Tonga-Inseln, Samoa-Inseln, Orange-Inseln, Gesellschafts-Inseln, Marquesas-Inseln, Tuamotu-Inseln, Tubuai-Inseln, Neu-Seeland, Sidney, Neu-Süd-Wales, Victoria, Süd-Australien, West-Australien, Queensland, Tasmanien, Neu-Caledonien, Neu-Hebriden, Neu-Guinea, Neu-Britannien, Neu-Irland, Salomons-Inseln, Marianen-Inseln, Marshall-Inseln, Carolinen-Inseln, Palau-Inseln, Pelew-Inseln, Gilbert-Inseln, Ellice-Inseln, Penrhyn-Inseln, Hervey-Inseln, Cook-Inseln, Manihiki-Inseln, Union-Inseln, Phönix-Inseln, Neu-Hebriden, Fidschi

Damit, daß der Leſer in Verſuchung gerathen könne, auch Griesinger's Buch nach der Lectüre des erſten Kapitels zuzuklappen, hat es keine Gefahr; es iſt vielmehr zehn gegen eins zu wetten, daß er es nicht eher aus der Hand legen wird, als bis er es vom Anfang bis zum Ende mit geſpannteſtem Intereſſe durchgeleſen hat. Dieſe „Bilder" ſind in der That „lebende": ernſt wie das Leben und doch auch friſch wie das Leben. Der Verfaſſer beſitzt unſtreitig für dieſe Literaturgattung eine ungewöhnliche natürliche Begabung; aber es verräth ſich zugleich in der Anlage und Behandlung des Ganzen eine klare Einſicht in die Bedingungen und Anforderungen derſelben. Anerkennenswerth iſt in dieſer Rückſicht vor allem die weiſe Selbſtbeſchränkung des Verfaſſers, eine Selbſtbeſchränkung, die ſich nach zwei Seiten hin geltend macht. Einmal nämlich faßt er der Regel nach lediglich neuyorker Zuſtände ins Auge, obwol er offenbar auch in den übrigen Theilen der Union heimiſch genug iſt. Jene ſelbſtgezogene Schranke macht es ihm möglich, den Gegenſtand ſeiner Darſtellung in ſeiner ganzen Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit zu erfaſſen, ihm auf den Grund zu gehen und die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten aller ſeiner Erſcheinungsformen in ſcharfen Umriſſen hervortreten zu laſſen und in ein helles, oft ganz neues und überraſchendes Licht zu ſtellen, während dieſe Vertrautheit mit den amerikaniſchen Verhältniſſen im allgemeinen ihn vor einem unzeitigen Generaliſiren bewahrt und da, wo er das wirklich Gemeinſame und Ueberallgültige berührt, für die Richtigkeit ſeiner Beobachtungen, Urtheile und Rathſchläge bürgt. Dieſe Vorzüge machen ſich aber inſofern mit doppelter Stärke geltend, als der Verfaſſer ſich auch innerhalb der bezeichneten Sphäre engere Grenzen geſteckt und mit weiſer Berechnung auf einen einzigen, aber deshalb um ſo feſtern Standpunkt beſchränkt hat. Er betrachtet nämlich die amerikaniſchen und ſpeciell die neuyorker Zuſtände durchaus nur in ihrem Verhältniſſe zur deutſchen Nationalität, indem er uns einerſeits die wirkliche Lage der in Amerika eingebürgerten Landsleute und andererſeits die Ausſichten für deutſche Einwanderer auf transatlantiſchem Boden ſchildert. Hierdurch wird Griesinger's Schrift, obgleich ſie ſich auf dem Titel nicht als ſolches ankündigt, ein wahres Noth- und Hülfsbüchlein für alle deutſchen Auswanderer und Auswanderungsluſtigen, was die große Mehrzahl der ausdrücklich zu dieſem Zwecke geſchriebenen Bücher, wie z. B. das obige von Warnefried, bekanntermaßen nicht iſt. Mit einer verworrenen, buntſcheckigen Sammlung von allgemeinen, ſporadiſchen Notizen, die man in dem erſten beſten geographiſchen Handbuche weit vollſtändiger und zuverläſſiger findet und die über alles Mögliche ein wenig und über nichts einen ordentlichen Aufſchluß geben, und mit einigen von einer völlig unzureichenden Erfahrung abſtrahirten Verhaltungsmaßregeln iſt demjenigen, welcher über ſein ganzes Lebensſchickſal zu entſcheiden im Begriff ſteht, wenig gedient. Da er unmöglich die ganze Literatur über Amerika durchſtudiren kann, ſo wird eine detaillirte Schilderung der dortigen Lebensverhältniſſe mit ausſchließlicher Beziehung auf die ſpeciellen Schwierigkeiten und Erforderniſſe ſeiner Lage der beſte Wegweiſer für ihn ſein, auch wenn ſich dieſelbe, wie ſich dies bei einer gewiſſenhaften Darſtellung eigentlich von ſelbſt verſteht, räumlich und ſachlich innerhalb eines beſchränkten Kreiſes hält. Dieſes Bedürfniß befriedigt Griesinger's Buch in ſeltener Weiſe, nicht nur durch ſeinen Inhalt, ſondern auch durch ſeine Form. Es enthält 45 einzelne Skizzen, jede ein künſtleriſch abgerundetes Ganzes für ſich und doch alle ſich zu einem eindrucksvollen Geſammtbilde zuſammenſchließend. Die ungemeine Anſchaulichkeit dieſer Genreſtücke kommt ſowol dem Verſtändniß als auch der Erinnerung zu Hülfe, und wer das Buch mit Ueberlegung geleſen hat, der kann über ſeine Stellung und ſein Benehmen bei ſeinem erſten Auftreten in Amerika nicht gut mehr im Zweifel ſein, wenn er nicht etwa die vielleicht noch wohlthätigere Einſicht daraus gewonnen hat, es ſei für ihn am beſten im Lande zu bleiben und ſich redlich zu nähren. Die Skizzen des Verfaſſers haben vielleicht neben der Lebenswahrheit ſo viel Dichtung als zu einem Genregemälde abſolut erforderlich iſt; dafür aber, daß die erſtere nie auch nur im geringſten durch die letztere getrübt wird, bürgt die glänzende Auffaſſungsgabe des Verfaſſers, welcher ſeinen fünfjährigen Aufenthalt in Amerika zum eingehendſten Studium aller dortigen Lebensverhältniſſe benutzt hat, bürgt der Vergleich mit anderweiten Sittenſchilderungen von da, bürgt vor allem der ganze Ton und die Haltung des vorliegenden Werks ſelbſt. Die Darſtellung iſt außerordentlich lebhaft und graphiſch; Stil und Ausdrucksweiſe dem Gegenſtande genau angepaßt, hier und da keck wie die Pinſelſtriche eines Oſtade. Man kann faſt ſagen, daß der Verfaſſer hierdurch ein neues Genre in die Literatur über Amerika eingeführt hat, ein Genre, welches zwiſchen der wiſſenſchaftlichen Beſchreibung und der Schilderung des Touriſten in der Mitte ſteht und das eigenthümlich künſtleriſche Gepräge vor beiden voraushat.

Wir werden dem Verfaſſer vielleicht am eheſten dadurch gerecht, wenn wir eine ſeiner Skizzen vollſtändig wiedergeben. Wir wählen hierzu aus Rückſicht auf den Raum eine der kürzeſten mit der Ueberſchrift:

Der Schneider in Amerika.

Der Schneider iſt der glücklichſte Menſch in ganz Amerika. Das erſte, was er thut wenn er ankommt, iſt, daß er heirathet; das zweite, daß er nach Geſchäft ſieht.

Ein ordentlicher Schneidergeſelle iſt nie ohne „Schatz", auch hier und da „Feinsliebchen" genannt, aber draußen, in Deutſchland nämlich, verging's ihm, das Heirathen! Da mußte er die Woche durch für 18 Batzen, und wenn's hoch kam, für einen preußiſchen Thaler arbeiten, natürlich bei freier Koſt und Antheil an einem Dachkämmerlein; und wie mußte er arbeiten? Von Morgens früh bis Abends ſpät. Daher kam's auch, daß ſeine Sitztheile ſo dick und ſeine Arme ſo dünn wurden. Wie konnte er aber mit 18 Batzen wöchentlich heirathen? Und — wenn er's riskirt hätte, hätte man's ihn riskiren laſſen? Draußen hat der Pfarrer und der Schultheiß und der Gemeinderath auch was dreinzureden, und der Gemeinde iſts gar nicht einerlei, wenn Bettelkinder auf die Welt geſetzt werden!

In Amerika iſt das ganz anders. Sobald der Schneidergeſelle ans Land tritt, wird er von ſelbſt Meiſter. Er geht ſofort zu einem Kleiderhändler und deren gibt's Legion, producirt ſich als Schneidermeiſter ſo und ſo, und fragt, wie viel der Herr Kleiderhändler fürs Hoſen- und Rockmachen zahle. Der Kleiderhändler iſt ſehr erfreut, den Herrn Schneidermeiſter kennen zu lernen, ſagt, was er bezahlt, und gibt dem „Meiſter" alsbald ein Dutzend Röcke zum „Machen" mit. Sind die Röcke fertig, ſo bringt ſie der Schneider in den Kleiderſtore zurück, zieht den ausgemachten Lohn ein und läßt ſich ein Dutzend neue Röcke geben, die er nach acht Tagen abermals fertig bringt. So gehts jahraus, jahrein!

Und wie leicht geht das Arbeiten. Da iſt kein Aufenthalt mit Meſſen und Zuſchneiden, kein Aufenthalt mit Futter- und Knöpfe-Einkaufen. Der Schneider bekommt alles fertig zugeſchnitten; er bekommt ſoviel Dutzend Futter, Knöpfe, Faden als er braucht, nicht mehr, nicht weniger. Freilich gibt's auch keinen „Abfall". Er kann in Amerika dem Kappenmacher nicht ſo und ſoviel jährlich abgeben; er kann ſich von einer Kundenhoſe nicht eine Weſte herausſchneiden und von einem Kundenrock langt's auch kein Jäcklein für ſeinen Buben. Aber — alle Vortheile kann ein Land nicht haben, und bis er draußen Einen Rock fertig brachte, iſt hier der vierte ſchon abgebügelt.

Der liebſte Tag iſt dem Schneider der Sonntag Mittag. Morgens wird noch ſtreng gearbeitet, denn die Röcke, die er am Montag abzuliefern hat, müſſen heute ſchon für und fertig ſein. Aber — mittags gehts los. Er ſelbſt iſt nagelneu und flott genug ausſtaffirt, aber ſein Weibchen, wie ſieht die erſt aus! Na, wer die draußen geſehen hat, als ſie noch bei Secretärs ſo und ſo diente, und wer die jetzt ſieht! Ein Roſahut mit Blumen, eine ſchwarzſeidene Mantille, ein Tibetkleid mit drei Garnirungen, Sammtſtiefelchen, Glacehandſchuhe, geſticktes Schnupftuch, na, was ſagſt du dazu? Und ſie iſt erſt nicht zufrieden

damit, ob's gleich für den Anfang schon recht ist; zwei seidene Kleider müssen her, ein farbiges und ein schwarzes, und ein echtedriger Shawl muß her und eine echte Crinoline von Kautschuk oder Roßhaar, nicht von Fischbein oder Bandeisen. So steht's mit der Schneidersfrau.

Aber sie verdient's auch, das liebe Weibchen, denn von Morgens früh an ist sie auf den Beinen. Jetzt sitzt sie neben ihrem Mann und hilft ihm nähen und Knopflöcher machen; drauf steht sie am Kochofen und macht im Flug das Mittagessen fertig. Und dazu singt sie und lacht sie und pappelt sie den lieben langen Tag, wie wenn unser Herrgott den Sonnenschein nur für sie geschaffen hätte! Ohne sein Weibchen ist der Schneider nur ein halber Mensch; er würde kaum zwei Drittheile fertig bringen.

Hat der Schneider am Sonntag mit seinem Weibchen einen Ausflug ins Land gemacht, oder in einem Concertsalon bei „sacred" Musik Lagerbier getrunken — sie trinkt Punsch —, so ist dagegen der Montag sein Eigenthum. Die „fertigen" Röcke oder Hosen oder Westen werden fein zierlich zusammengefaltet und aufeinander gelegt; der Schneider macht sich selbst fertig und — an diesem Tag weiß die Frau schon, daß sie mit dem Mittagessen auf ihren Mann nicht zu warten hat. Zuerst wird die fertige Waare abgeliefert, dann wird das Geld einkassirt, dann wird die neu übernommene Waare in ein Bündel gepackt und nun geht's ins Wirthshaus. Ein paar Kameraden sind schon da; man setzt sich zur „Kreuzmariage" oder zum „Gaigel" oder zum „Napoleonen", offenbar das geistreichste unter allen diesen Spielen, wenn's auch Napoleon selbsten nicht erfunden hat. An diesem Tage geht's ohne einen starken „Dusel" nicht ab. Die Frau zu Hause weiß es aber schon und grämt sich deshalb nicht zu Tode; im Gegentheil, gegen Abend nimmt sie den Weg unter die Beine und sucht ihre Ehehälfte im Lagerbiersalon auf und führt ihn friedlich nach Hause. Den andern Tag wird wieder drauf los genäht und drauf los gestochen, als ob's gar keinen Katzenjammer auf der Welt gäbe!

So geht's von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr.

Von Kindern ist der Schneider kein besonderer Freund. So ein kleiner Schreihals ist nur ein Hinderniß fürs Geschäft. Die Frau hat was anderes zu thun als Kindersäugen und „Babieabwarten". Der Himmel ist ihm in dieser Beziehung auch günstig und selten gibt's einen Schneider in Neuyork, der eine zahlreiche Nachkommenschaft hätte; im Gegentheil, die meisten Schneiderchen sind kinderlos. Den Grund hiervon mögen Medicaster erforschen!

Hier und da läßt er sich verleiten, ein „Kundengeschäft" anzufangen, und Röcke und Hosen auf Bestellung und nach dem Maße zu machen, gerade wie's in Deutschland Sitte und Gebrauch ist; aber es will nicht recht gehen, man muß zu viel in den Wirthshäusern herumlaufen, um Kunden zu bekommen, und — hier und da passirt's einem auch, daß eine Rechnung unbezahlt bleibt, gerade wie in Deutschland. Früh oder spät kehrt daher der Schneider immer wieder zu seinem frühern Geschäft zurück und wird „Shoparbeiter", d. h. näht zugeschnittene Kleider fertig.

Im Alter, wenn's mit der Arbeit nicht mehr so flink geht, wenn die Augen etwas nachlassen, wird er Flickschneider. Er miethet sich ein kleines Lädchen, besonders gern in der Nähe eines Hotels, und — an Arbeit fehlt's ihm nie, solange noch Knöpfe abspringen und Hosen zerreißen. Die Frau aber ist auch da nicht unthätig und verdient soviel wie er; denn sie bringt die „Flecken" heraus und stellt Rock und Hosen wieder wie neu her.

Sein größter Feind war bisher die Nähmaschine; in neuester Zeit aber hat er sich wieder etwas mit ihr ausgesöhnt. Ja, wenn er übrige hundert Thaler zusammengenäht hat, ist er im Stande und kauft sich selbst eine solche und verdient dann in der Woche statt sieben oder acht Thaler seine zwölf oder vierzehn.

Irische oder amerikanische Schneider gibt's sehr wenige. Die ganze Schneiderzunft ist deutsch. —

Dieses Gemälde hat unzweifelhaft einen ziemlich idyllischen Charakter und dürfte eher geeignet sein, in einem deutschen Schneider Amerikagelüste zu erwecken, als sie zu ersticken. Die Mehrzahl hinterläßt einen ungleich entmuthigendern Eindruck. Der Schneider hat vor den meisten übrigen Professionisten den Vortheil voraus, daß bei ihm selten oder nie jener Arbeitsmangel eintritt, dessen traurige Folgen der Verfasser in der neunzehnten Skizze: „Stoppen, oder es ist nicht alles Gold, was glänzt", so überzeugend entwickelt. Beherzigenswerth ist vor allem Kapitel 29: „Er macht sein Leben", wo der Verfasser durch eine Reihe der schlagendsten Beispiele darthut, daß man es in der Regel trotz des größern Verdienstes in Amerika bei der Unsicherheit der Arbeit und der Kostspieligkeit aller Lebensbedürfnisse auch nicht weiter als in seinem Vaterlande, d. h. bis zum nothdürftigen Lebensunterhalte bringt. Diejenigen, welche sich in ihren Träumen ein gemüthliches Landleben als Gutsbesitzer und Ackerbauer ausmalen, sind namentlich auf das achtundzwanzigste und auf das letzte Kapitel: „Farm-, Land- und Lotassociation" und „Und Fleisch grab' genug" zu verweisen, wo man die schon oft ausgesprochene Erfahrung bestätigt finden wird, daß der Auswanderer selbst des Lebens Noth und Qual bis zur Hefe zu erdulden hat und es im allergünstigsten Falle so weit bringt, bei seinem Tode seine Kinder versorgt zu sehen. Einen tragikomischen Eindruck macht „Der Künstler in Amerika" (25): die Geschichte eines deutschen Malers, der sich in Neuyork vergeblich nach Kunstakademien umsieht, seine mitgebrachten paarhundert Gulden zusetzt, während er mit Liebe und Eifer, um die edle Malerkunst im Lande der Freiheit einheimisch zu machen, monatelang an einem Bilde arbeitet, das er endlich, von allen Bilderhändlern und von einem reichen „Kunstkenner" in der fünften Avenue (vgl. den „Fifth-Avenue-Mann" in Kapitel 35) zurückgewiesen, weil es „ohne Rahmen" sei und „nichts Hervorstechendes, zu wenig Colorit" habe, vor Wuth in tausend Fetzen zerschneidet, worauf er, von der bittern Noth gedrängt und dem wohlgemeinten Rathe eines amerikanischen „Collegen", eines Schildermalers, folgend, den heroischen Entschluß faßt „praktisch" zu werden, welchen Entschluß er dadurch ausführt, daß er zunächst bei einem Painter in Gesellschaft zweier Nigger und dreier Weißen weißt und gipst, sodann bei einem „Decorationsmaler" in Arbeit tritt, hierauf mit Ueberspringung der „Coloristensorte", welcher der Verfasser in der übernächsten Skizze eine ganz besondere Schilderung zu Theil werden läßt, als Retoucheur bei einem Daguerreotypisten und Photographisten fungirt und sich endlich selbständig als „Kunstfabrikant" etablirt, in welchem Charakter er „Mustergemälde" entwirft, diese auf Bestellung von seinen „Unterreintern" ausführen läßt und sie zu 10—15 Thalern das Stück, im Dutzend natürlich billiger, verkauft, und sich auf diese Art respectabel ernährt. Einen ungemischt traurigen, fast erschütternden Eindruck hinterläßt die achte Skizze: „Draußen Doctor juris utriusque — in Amerika Bierwirth."

Alle die bisher angedeuteten Kategorien umfaßten Einwanderer, welche ihr Brot auf eine zwar größtentheils trübselige, aber doch ehrliche Weise zu verdienen suchten. Es gibt aber eine große Menge anderer Kategorien, denen jedes Mittel zur Fristung ihres Lebens oder auch zum Reichwerden recht ist. Der Raum gestattet mir nicht auf alle hierhergehörigen Skizzen näher einzugehen und ich verweise daher einfach auf „Medicinae Doctor, Surgeon and Dentist", „Der Schinder oder der deutsche Winkeladvocat", „Der Zeitungsschreiber", „Der Emigrantenwirth", „Der deutsche Bettler". Ergötzlich ist Kapitel 33: „Heute Schneider — morgen Pfarrer." Ein verdorbenes Genie, das vom Primaner zum Schneiderlehrling umgesattelt hat, fühlt sich zu etwas Besserm geboren und sagt nach einigem Aufenthalt der Schneiderbontique Lebewohl, um, von Vater und Mutter mit einigem Gelde ausstaffirt, nach Amerika zu gehen. Hier treibt er sich zunächst als „höherer Bummler" umher, bis ihm das Geld ausgeht und der Wirth ihn eines Tags, zu allem Unglück vor dem Mittagsessen, zum Hause hinauswirft. Da

erinnert er ſich ſeiner Fertigkeit mit der Nadel und arbeitet einige Monate lang als Schneidergehülfe. Sowie er wieder einige Thaler Geld in der Taſche klimpern hört, regt ſich das Bewußtſein ſeiner höhern Beſtimmung aufs neue. Er beſchließt, ſich als Cigarrenhändler zu etabliren, kommt aber bald dahinter, daß er bei dieſem Geſchäft nicht das trockene Brot verdienen kann, und tritt als Barkeeper in eine „Baſementkneipe“ (zehnte Skizze) ein. In dieſer würdigen Stellung bleibt er ſo lange, bis es ihm eines Abends beikommt, ſich ſelbſt mit den Getränken ſeines Principals zu tractiren und er ſich am andern Morgen ſteif und kalt oben in einer Goſſe auf der Straße findet. Jetzt wird er Dock- oder Hafenarbeiter: die Arbeit iſt hart, aber der Lohn nicht ſchlecht. Eine Zeit lang geht es gut; endlich aber kommt es zu einem Streite zwiſchen den deutſchen und iriſchen Arbeitern. Die Polizei läßt natürlich die letztern laufen und ſteckt die erſtern ins Loch, aus dem ſie am andern Tage wieder entlaſſen werden, weil kein Kläger erſcheint. Gerade zur rechten Stunde ſtößt er auf einen Farmer, der ihn als Knecht auf ſeinen Hof mitnimmt. Hier hält er trotz der ſchweren Arbeit und des ſchlechten Lebens bis in den Sommer hinein aus; eines Tags aber, wo er eben ſeinen Monatslohn erhalten hat, erfaßt ihn eine ſolche Sehnſucht nach friſchem Fleiſch und Lagerbier, daß er ſeine ſieben Sachen zuſammenpackt und auf- und davongeht. Nachdem er ſeine Sehnſucht befriedigt, verdingt er ſich als zweiter „Porter“ auf ein Dampfboot, wo er ſich ſo anſtellig zeigt, daß der Kapitän ihn ſchon zu befördern gedenkt, als er den Mantelſack eines Reiſenden ins Waſſer fallen läßt, und zwar unglücklicherweiſe nicht den eines Deutſchen, ſondern den eines Amerikaners und noch dazu eines Congreßmitgliedes. Der Kapitän zieht den Revolver, um ihn zur Strafe niederzuſchießen; da ſpringt er ins Waſſer und rettet ſich durch Schwimmen ans Land. Er faßt den Beſchluß, dem Kapitän einen Civil- und Criminalproceß anzuhängen. Nach vier vergeblichen Verſuchen findet er endlich in der nächſten kleinen Stadt einen Advocaten, welcher ſich der Sache unter der Bedingung unterzieht, daß er bis zum Austrage derſelben „ums Warme“ als Schreiber bei ihm functionire. Eines ſchönen Morgens aber verſchwindet der Advocat, nachdem er ſich mit dem Kapitän um eine erkleckliche Summe abgefunden hat. Dem unglücklichen Schreiber bleibt nichts anderes übrig, als ſich wieder auf den Weg zu machen. Dieſer führt ihn an einer katholiſchen Kirche vorüber, in welche er eintritt und wo er durch ſeinen Geſang die Aufmerkſamkeit des Meßners erregt, der ihn nach der Meſſe zum „Hochwürdigen“ beſcheidet. Der Geiſtliche engagirt ihn als Kirchenſänger auf alle Sonntage und als Hauslehrer bei den Nicen ſeiner Haushälterin, da er ihn für einen guten Katholiken hält. Das iriſche Dienſtmädchen übernimmt es, ihn im „Bekreuzigen“ und andern katholiſchen und nichtkatholiſchen Myſterien zu unterrichten, wird aber eines Nachts bei dieſer Beſchäftigung vom Hochwürdigen überraſcht, welcher ſich nicht ins Handwerk des Proſelytenmachens pfuſchen laſſen will und den Neophyten zum Hauſe hinausjagt. Dieſer tritt in der nächſten Stadt in eine deutſche Schauſpielertruppe, wird aber in ſeiner Rolle als erſter Liebhaber ausgepfiffen und mit zerſchlagenem Kopfe und zerriſſenen Kleidern aus dem Tempel der Thalia hinausgeprügelt. Nachdem er nunmehr alles geweſen, was man in Amerika zu den freien Künſten zählen kann, fühlt er endlich das Bedürfniß ſich „häuslich niederzulaſſen“. Da findet er in einer Zeitung die Annonce: „Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher wird verlangt.“ Schnell entſchloſſen verwandelt er in der Nacht ſeinen Kirchenſängerrock in einen ſchwarzen Frack, ſchneidet ſich von weißem Papier große weiße Vatermörder, ſchlingt ein Stück von ſeinem Hemde als weißes Tuch um den Hals, ſtreicht das Haar weit hinter die Ohren zurück, kauft eine Brille und macht ſich unverzüglich auf den Weg. Den nächſten Sonntag hält er ſeine Probepredigt und ſchlägt ſeine beiden Concurrenten, einen Proviſor und einen Schuhmacher, glänzend aus dem Felde. Zwar die verlangten Zeugniſſe kann er nicht beibringen; da aber die beiden andern Candidaten auch keine haben und die Tochter des Squire, die in Theologicis als Autorität gilt, ſich mit dem von ihr mit dem Candidaten angeſtellten „Examen“ zufrieden erklärt, ſo wird der ci-devant-Schneider Pfarrer und die Squirestochter Frau Pfarrerin.

Den deutſchen Juden, welche vor ihren übrigen Landsleuten in Amerika das voraushaben, daß ſie alle reich werden, ſind gebührendermaßen drei Kapitel gewidmet: „Der Peddler“, „Der Chatamſtreetjude in Neuyork“ und „Der Pawnbroker“. Als Vertreterinnen des weiblichen Geſchlechts figuriren: „Die deutſche Arbeitersfrau in Neuyork“, „Das deutſche Dienſtmädchen“ und „Die Kellnerin in Neuyork“. Letztere führt uns in das Gebiet der ſchauerlichen Orgien der Aphrodite hinüber, als deren Prieſterinnen in abſteigender Ordnung „Die Mercerſtreetdame in Neuyork“, „Die freundliche Bedienung“ des „Baſement“ und „Die Straßennymphe“ erſcheinen. „Das Tanzhaus“ vervollſtändigt dieſes Nachtgemälde der Geſellſchaft. Mehr zur allgemeinen Charakteriſtik der amerikaniſchen Zuſtände, obwol immer in Beziehung auf die Deutſchen, dienen: „Heirathen in Amerika“, „Die Californierwitwe“, „Der Grocer“, „Eine amerikaniſche Eiſenbahn“, „Die Wahrſagerin“, „Der Runner“, „Der Junkſhop“, „Der Exchangebroker“, „Ein Spielhaus“, „Der Loafer“, „Der Boardingwirth“, „Quackſalberei und Niedertracht“, und „Die Intelligenz-Office“, während „Der Temperenzler“, „Ein amerikaniſcher Sonntag“ und „Der Bürgergardiſt“ die deutſche Sitte im Gegenſatz zur amerikaniſchen und den Einfluß der erſtern auf die letztere aufzeigen. Der Verfaſſer ſchildert hier die ganze Heuchelei der amerikaniſchen Moralität und Religioſität aus eigenſter Erfahrung und läßt bei dieſer Gelegenheit auch unter anderm dem culturhiſtoriſchen Vermittelungsberufe des „Lagerbiers“ ſein Recht widerfahren. In „German friend and Dutch Son-of-a bitch“ ſetzt er den politiſchen Einfluß der Deutſchen bei den Wahlen und die Verachtung und feindſelige Geſinnung der Amerikaner gegen dieſelben auseinander. Die beiden erſten Skizzen: „Der Einwanderer“ und „Caſtle-Garden“ beziehen ſich ſpeciell auf die Behandlung der Emigranten während der Seereiſe und bei ihrer Ankunft in Neuyork; in Bezug auf die letztere ſtimmt der Verfaſſer zwar mit Warnefried darin überein, daß die gegenwärtige Einrichtung immer noch weit beſſer als die frühere Concurrenz der „Runner“ iſt, führt aber die Verdienſte der Emigrantencommiſſion auf ihr gehöriges, ziemlich beſcheidenes Maß zurück.

Faßt man das ganze Gemälde, welches Grieſinger vor unſern Augen entrollt, mit einem Blicke zuſammen, ſo kann man daſſelbe zwar kein abſchreckendes, aber noch viel weniger ein verlockendes nennen. Die Moral des Ganzen iſt: Wenn ihr daheim ebenſo arbeitet, wie ihr in Amerika arbeiten müßt, ſo werdet ihr euch dort in neun Fällen unter zehn glücklicher und zufriedener fühlen als hier. Aber „Wie man in Amerika arbeitet“, d. h. wie hier die geſpannteſte Aufmerkſamkeit, die unverdroſſenſte Regſamkeit und die raſtloſeſte geiſtige Selbſtthätigkeit an die Stelle der deutſchen Saumſeligkeit und des deutſchen Schlendrians treten, wie dort jede Arbeit in Ehren gehalten wird und deshalb der Arbeiter bei kürzerer Arbeitszeit und eher geringerer als größerer Kraftanſtrengung drei-, viermal ſoviel leiſtet als in Deutſchland, das weiſt der Verfaſſer in Kapitel 42 ſo unübertrefflich ſchön nach, daß ich meine Beſprechung ſeines Buchs nicht zweckmäßiger ſchließen zu können glaube als dadurch, daß ich allen Leſern, denen jewel, welche ſich mit Auswanderungsgedanken tragen, wie denen, welche ruhig daheim zu bleiben gedenken, ganz beſonders aber den letztern, den Inhalt dieſes Kapitels dringend ans Herz lege.

Der Verfaſſer beabſichtigt den „Lebenden Bildern“ bald „Neuyorker Geſchichten. Erzählungen aus dem Emigrantenleben“; „Land und Leute von Amerika“; „Sodom und Gomorrha oder Neuyork bei Tag und Nacht“ und anderes Aehnliche nachfolgen zu laſſen. Sie werden willkommen ſein. Je eher, je lieber!

7.

Die neue Gesetzlichkeit

In Deutschland ist eine neue Gesetzlichkeit entstanden, die sich auf die Worte des Führers gründet, daß Recht das sein soll, was dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit hat natürlich nichts mehr mit der alten Gesetzlichkeit zu tun, die sich auf Paragraphen stützte, die von Juristen gemacht waren. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt.

Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt.

Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt.

Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt.

Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt.

Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt.

Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt. Diese Gesetzlichkeit ist eine Gesetzlichkeit, die sich auf das Gesetz des Führers stützt, das Gesetz, das dem Volke nützt.

Bestimmung abgefallen, zuletzt im Kneipenleben untergehen und ihre größte Freude daran haben, harmlose, mehr zum Glauben neigende Naturen, welche sich leicht von ihnen imponiren lassen, mit den Grundsätzen ihrer nihilistisch-materialistischen Lebens- und Weltanschauung anzustecken und womöglich in einen Strudel roher Genüsse hinabzuziehen, in denen sie als aus weicherm Stoff gemacht in der Regel sehr bald sich aufreiben, wenn sie nicht noch zur rechten Zeit sich zu ermannen wissen. Der Verfasser bemerkt sehr richtig: „Man könnte Donner kurzweg einen Dämon nennen. Ich hasse aber dieses Wort wie den Tod. Wenn die Geringschätzung und Verächtlichmachung nicht hinreichen, um einen unbequemen Menschen zu beseitigen, dann greift man zu einem andern Mittel und macht einen Gott, einen Dämon aus ihm." Aus dieser Periode Wallner's wird uns als funfzehntes Kapitel eine seiner angeblichen literarischen Arbeiten mitgetheilt, ein „Besuch im Phäakenland". Auf dieser Phantasiereise legt er sich einmal zu Bett, wird aber durch ein gellendes Hundegebell geweckt, das ihn eine ganze Stunde nicht schlafen läßt, und bemerkt bei dieser Situation: „Ich dachte lebhaft an die drastische Erzählung, die Goethe von einem ähnlichen Vorfalle macht, der ihm in einer Stadt Mitteldeutschlands begegnete. Das ist ja eben das Ersprießliche der vielen biographischen Leistungen unserer Zeit, daß man kaum mehr in eine Situation gerathen kann, in der nicht nachweislich irgendein großer Dichter auch schon gewesen wäre, was denn natürlich ein großer Trost ist." Er macht dann einen Besuch bei Goethe selbst, der ihn unter anderm nach dem gegenwärtigen Stande der historischen Studien in Deutschland befragt, was dem Verfasser Anlaß gibt zu bemerken: „Aus dieser Frage ersah ich wohl, daß Goethe bereits 25 Jahre todt ist; unmöglich hätte er sonst eine Frage von dieser Tragweite an mich stellen können. Hat man doch berechnet, daß 600 Jahre ununterbrochener Lectüre erforderlich seien, um nur die Bücher über französische Geschichte alle zu lesen, welche in der pariser Bibliothek aufbewahrt werden. Rechnet man hierzu noch die Berichte des historischen Vereins für das würtembergische Franken mit dem Sitz in Mergentheim, und die Literatur, welche über die Geschichte der Stadt Prenzlau in den brandenburger Marken erwachsen, so ist begreiflich, daß man mit 22 Jahren in diesen Dingen noch nicht mitreden kann, ohne sich den Vorwurf der Unreife, der Ungründlichkeit, der Materialslosigkeit zuzuziehen, oder sich etwa gar sagen lassen zu müssen, man sei blos geistreich." Von diesem Phantasieeinschiebsel führt uns der Verfasser wieder auf den realen Boden seiner Erzählung zurück, und da kein Roman hergebrachtermaßen ohne ein Liebesverhältniß bestehen kann, so wird uns auch ein solches vorgeführt, aber auch ebenso schnell wieder ironisch beseitigt, wobei der Verfasser ausruft: „Hebe dich hinweg, verfluchter, seelenmörderischer Humor! Womit habe ich denn verschuldet, daß ich immer lachen muß, wenn mir das Herz bricht? Wer hat mir denn diese Fratze angehängt, die mit einem Auge lacht, und mit dem andern weint und die nur eine Larve des Todes ist? Ich gebe dir alles preis, aber schone nur das einzige, was mich noch aufrecht erhält in der Dürre des Lebens, schone meinen Glauben an die Liebe!"

Das folgende Kapitel, das neunzehnte, handelt von der „culturgeschichtlichen Bedeutung des Fracks" und der „schrecklichsten Polizei, welche existirt", der „Polizei des Anstandes". Der Verfasser fragt: „Was will es denn sagen, wenn die Censur in frühern Jahren mitunter einen guten Gedanken strich? Streichen wir denn nicht alle Tage unsere besten Gedanken, unsere körnigsten Einfälle, das, was uns zum Individuum macht und was kein Censor der Welt je gestrichen haben würde, der Anstandspolizei zu Liebe?" Er wirft dem weiblichen Geschlecht vor, daß dieses es gewesen, welches diese Art Polizei hervorgerufen, weshalb auch „das moderne Frauenzimmer den Mann nicht mehr als solchen zu sehen bekommt, sondern den hergerichteten, den gebürsteten, mit einem Wort: den Mann im Durchschnitt". Aus dem zwanzigsten Kapitel erscheint uns folgende Bemerkung mittheilenswerth: „Der größte deutsche Professor, nämlich der verstorbene Professor Morstadt in Heidelberg, hat bekanntlich eine Abhandlung geschrieben über die Irrthümer, welche die Dichter alter und neuer Zeit in Bezug auf Nationalökonomie begangen haben. Ich wollte eben einen Aufruf erlassen zur Abfassung eines Werks über die Irrthümer, welche die Nationalökonomen in Bezug auf Poesie sich zu Schulden kommen ließen; aber ich fühle selbst, daß dabei nicht viel herauskäme. Die Menschen der Nationalökonomie leben, wie die des Anstandes, nur im Durchschnitt; sie begehen im Durchschnitt Polizeifrevel, erzeugen im Durchschnitt Kinder, erziehen dieselben auch mitunter, leben und sterben im Durchschnitt." Im einundzwanzigsten Kapitel sucht der Verfasser nachzuweisen, daß das Buch des Predigers Salomo als „das Brevier des allermodernsten Materialismus und der äußersten Blasirtheit" betrachtet werden könne; im vorletzten Kapitel läßt er seinen Helden, mit dem er doch nichts weiter anzufangen weiß, an der Schwindsucht sterben, und im letzten macht er folgende Bemerkung, die eigentlich den Schlüssel zum Ganzen enthält: „Je weiter du von der Erde wegkommst, und je höher du gegen den Himmel steigst, desto dünner wird die Luft, es geht dir der Athem aus, unsere Lungen sind einmal nicht dazu gemacht, und du bekommst am Ende die Schwindsucht. Das Beste zu wissen, haben sich die Götter vorbehalten; wenn wir aber auch nicht wissen, was wahr ist, so wissen wir doch recht gut, wenn wir gelogen haben, und das ist gerade genug." Wie gesagt, der Verfasser weiß uns zwar nicht für die Handlung, nicht einmal für den Helden seiner Erzählung sehr zu interessiren, aber in den mancherlei hin und wieder zerstreuten witzigen, zum Theil originellen Gedanken wird man die Abschnitzel eines tiefern Geistes- und Gemüthslebens nicht verkennen.

Nur eine Stelle in der Vorrede mag uns noch zu einer Schlußbemerkung Anlaß sein. Der Verfasser zieht eine Parallele zwischen Beethoven und Rossini: „Beethoven componirte, weil er mußte, Rossini, weil er konnte und, zu seiner Ehre sei es gesagt, nicht viel länger als er konnte. Beethoven schuf seine Meisterwerke, um seine Gefühle durch das Medium der Musik loszuwerden" u. s. w. Nun ist folgende Aeußerung Beethoven's gegen seinen Freund Bühler aus dem Jahre 1823 sehr bemerkenswerth: „Ich schreibe nur das nicht, was ich am liebsten möchte, sondern des Geldes wegen, was ich brauche", freilich hinzufügend: „Es ist deswegen nicht gesagt, daß ich doch blos ums Geld schreibe." *) Das ist wol auch das Doppelverhältniß aller begabtern Dichter und Künstler, sie schreiben und schaffen fürs Geld, aber nicht blos fürs Geld, und dieses ist ihnen wieder nur Mittel zu dem Zweck, die nöthige materielle Grundlage für künftige, vielleicht vollendetere Hervorbringungen zu gewinnen. Wer nur fürs Geld schreibt, ist am letzten Tage, wo ihm der Tod die Feder aus der Hand nimmt, nicht weiter als er am ersten war. **H. M.**

Notizen.

Leibniz als Reichshofrath in Wien.

Eine wenigstens kurze Erwähnung verdient die aus den „Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften" (Januar 1858) abgedruckte, in Wien (1858) erschienene kleine Schrift: „I. Leibniz als Reichshofrath in Wien und dessen Besoldung. II. Ueber den kaiserlichen Reichshofrath, nebst dem Verzeichniß der Reichshofraths-Präsidenten von 1559—1806", von Joseph Bergmann, Mitglied der

*) Von Karl Maria von Weber erzählt man, daß er, als er einst von einem reichen londoner Musikalienhändler zum Mittagessen eingeladen worden, wie bezaubert von der in dessen Zimmern herrschenden comfortabeln Pracht plötzlich ganz laut vor sich hingesagt habe: „Es ist doch besser mit Musik handeln als Musik schreiben!" Dieser Ausruf erschien den Umgebungen des berühmten Componisten etwas sonderbar und profan, und doch war er der Situation im Grunde sehr angemessen.

kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wie man aus dem Titel ersieht, besteht die Schrift aus zwei Abtheilungen, von denen nur die erste, Leibniz betreffende hier in Betracht kommen kann. Leibniz hatte bekanntlich durch mehr als drei Jahrzehnde seit des Hofbibliothekars Lambecius' Tode (gest. 1680), in dessen erledigte Stelle er so gern eingetreten wäre, seine Blicke nach Wien gerichtet und anonym und pseudonym seine geschichts- und staatskundige Feder für die Interessen des kaiserlichen Hauses, namentlich im Spanischen Erbfolgekriege verwendet. Sein Wunsch war es immer, der Körperschaft des Reichshofraths anzugehören, und Guhrauer spricht auch in seiner Biographie Leibnizens von dessen Ernennung zu dieser Würde, ohne jedoch seine Angabe genügend zu belegen. Nun haben sich hierüber ganz bestimmte Angaben in Wien vorgefunden. Der Hofsecretär im Ministerium des kaiserlichen Hauses und des Auswärtigen, Alfred Arneth, Verfasser der trefflichen Geschichte des Prinzen Eugen von Savoyen, wies den Verfasser der vorliegenden Schrift auf einige Documente hin, die sich auf Leibniz' Ernennung zum Reichshofrath und seine Besoldung beziehen und im Archive der alten k. k. Hofkammer oder des dermaligen k. k. Finanzministeriums aufbewahrt sind. Diese copirte Bergmann, und die Resultate, welche sich aus ihnen zur Aufhellung dieser bisher dunkel gebliebenen Verhältnisse ergaben, hat er in gegenwärtiger Schrift niedergelegt. Er erzählt, daß Leibniz auf eine an ihn ergangene Einladung sich zum Zar Peter dem Großen nach Karlsbad begab, wo er vom 20. October bis 11. November 1712 verweilte und zu dessen geheimen Justizrathe mit einem Jahresgehalt von 1000 Albertusthalern ernannt wurde. Auch in Dresden, wohin sich der Zar nun begab, machte Leibniz diesem die Aufwartung, und trat von hier seine winterliche Reise nach Wien an, „in Gesellschaft eines Goelmanns bequem und beinahe ohne Kosten", in der Absicht, Reichshofrath mit wirklichen Functionen am kaiserlichen Hofe zu werden und in den Genuß der ihm zugesicherten Besoldung einzutreten, nachdem er schon am 2. Januar 1712 als wirklicher Reichshofrath und zwar auf der Gelehrtenbank decretirt worden war, ohne jedoch, wie der Verfasser glaubt, in den Freiherrnstand erhoben worden zu sein. Wenigstens ist in den Reichsadelsacten von irgendeiner Standeserhöhung Leibnizens keine Zeile zu finden, wahrscheinlich ist auch, „da er unverehelicht war und die Adelstaxen scheuen mochte", nie ein solches Diplom ausgefertigt worden; indeß wird er in einer Zuschrift der k. k. Hofkammer vom 3. August 1714 ausdrücklich „Baron" genannt. Der ohnehin mit dem kaiserlichen Hofe damals etwas gespannte Kurfürst von Hannover zeigte sich mit Leibnizens so langem Aufenthalt in Wien und über die Annahme von Titeln, Würden und Gehalten nicht mit Unrecht unzufrieden, zumal auch die Geschichte des Hauses Braunschweig dabei nicht recht fortrücken wollte, äußerte sich auch vor seiner Abreise nach England in einer zurückgelassenen Ordre über seine historische Arbeit herabsetzend, was für Leibniz um so schmerzlicher war, da man ihm gleichzeitig, solange er in Wien war, den Gehalt (2000 Fl.) und mehrere Auslagen zurückhielt. Uebrigens war Leibniz trotz seines hohen Alters, seiner Gichtanfälle und der in Wien im Jahre 1713 herrschenden Pest, welche über 16000 Menschen hinraffte, sehr thätig und arbeitete mehrere Denkschriften aus, z. B. eine in Betreff des zu schließenden (Utrechter) Friedens, eine andere über die streitig gewordenen Erbfolge in Toscana u. s. w. Auch veranlaßte ihn sein vertrauter Umgang mit dem Prinzen Eugen, der nur etliche Tage vor Leibniz in Wien angekommen war, sein philosophisches System, die berühmte Monadenlehre, zu entwerfen. Endlich trat er mit dem Grafen von Wurmbrand, der 1722 mit seiner ganzen Familie katholisch wurde, damals sich aber die Vereinigung der Katholiken mit den Protestanten angelegen sein ließ, in Correspondenz und besprach mit ihm den Plan einer in Wien zu gründenden Gesellschaft der Wissenschaften. Neun auf diese Reichshofrathsangelegenheit sich beziehende Urkunden sind der Bergmann'schen Schrift einverleibt.

Zur Schiller-Stiftung.

Nr. 1 der „Hamburger literarischen und kritischen Blätter" enthielt einen gutgemeinten Artikel: „Das Vermächtniß des Freiherrn von Pflummern an die Schiller-Stiftung zu Leipzig", von einem Verfasser, der von sich selbst sagt, daß er keinen Anspruch an die Stiftung mache, da er nur Arzt sei. Der Verfasser bemerkt unter anderm: „Wenn wir zur Ehre eines Mannes, eines so wackern Charakters, wie ihn Schiller besaß, etwas thun wollen, das seiner würdig sei, so wird es uns vergönnt sein, den Geist desselben, natürlich nicht nekromantisch, sondern seine während des Lebens kund gegebene Denkweise, in Anspruch nehmend zu befragen: Soll dein Volk dich dadurch ehren, daß es deine Reliquien, die verschiedenen Ausgaben deiner Werke und die sich auf dich beziehenden Schriften ansammle, deine Wohnung in Gohlis u. s. w. erhalte und einige fleißige Schulkinder an deinem Geburtstage beschenke, oder handelt der dir huldigende Deutsche deinem Sinne näher, wenn er seine sonst so häufig darbenden Schriftsteller (du hast das ja selbst erfahren) durch Beiträge vor Dürftigkeit und Mangel sicher zu stellen sucht? .... Daß die Schillerhäuser erhalten bleiben, dafür mag das deutsche Volk jetzt und in Zukunft sorgen; daß aber des verdienstvollen, jetzt lebenden Schriftstellers Dasein gefristet, gemildert und gehoben werde, dafür kann die Nachwelt nichts thun, das müssen schon die Zeitgenossen, Schiller's Geisterrufe folgend, leisten." Offenbar kannte der sich mit Al. unterzeichnende Verfasser, als er diese Zeilen schrieb, die erfreuliche Wendung noch nicht, welche die Angelegenheit des Pflummern'schen Legats genommen hat. Wir wollen uns daher auch d. Bl. als Organs bedienen, um ihm und andern, die vielleicht zufällig ebenfalls davon noch nichts erfahren haben sollten, zur Kenntniß zu bringen, daß diese Streitfrage in einer für beide Theile gleich ehrenvollen, höchst erfreulichen Weise dahin ausgeglichen worden, daß der Vorstand der dresdener Schiller-Stiftung das betreffende Legat an den Vorstand des Schiller-Vereins ausgeliefert, dieser dagegen seinen längstgehegten Plan, auch in Leipzig eine Schiller-Stiftung zu begründen, nun ausgeführt hat. Es hat sich zu diesem Zwecke ein aus mehreren der achtbarsten Männer Leipzigs bestehendes Comité gebildet, das auch bereits einen öffentlichen ohne Zweifel jetzt schon in weitern Kreisen bekannt gewordenen Aufruf zu Beisteuern in den Blättern erlassen hat. Hiermit erledigen sich die in dem citirten Artikel ausgesprochenen Befürchtungen und Warnungen von selbst; die darin zu Tage getretene gute Gesinnung des Verfassers wird aber hoffentlich dem Institute selbst nur zugute kommen. H. M.

Bibliographie.

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. 13ter Jahrgang. 24ster Band: Die Töchter des Freischulzen von K. v. Holtei. — 14ter Jahrgang. 1ster Band: Frau von Staël. Biographischer Roman von Amely Bölte. 1ster Band. Prag, Kober u. Markgraf. 1858. 16. à 10 Ngr.

Altes und Neues aus den Ländern des Ostens. Von Onomander. 1ster und 2ter Band. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Feuerlein, E., Die philosophische Sittenlehre in ihren geschichtlichen Hauptformen. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Sittenlehre der neueren Culturvölker. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Walther von Lille, genannt von Châtillon, Zehn Gedichte. Nach der Pariser Handschrift berichtigt und zum ersten Male herausgegeben von W. Müldener. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 15 Ngr.

Beda Weber, Lebens- und Literatur-Bild. Regensburg, Pustet. 1858. 8. 24 Ngr.

Willis der Steuermann. Aus dem Englischen. Zwei Theile. Mit zwölf colorirten Abbildungen. Leipzig, Schrader. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie

depuis 1804 jusqu'à 1850.

Par le Docteur

Barthélemy-Sylvestre Cunibert.

Mit einem Porträt des Fürsten Milosch Obrenowitsch und einer Karte von Serbien.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Werk, dessen Verfasser lange Zeit der vertrauteste Rathgeber des Fürsten **Milosch Obrenowitsch** war, gibt eine lichtvolle Darstellung der **politischen Zustände Serbiens** unter der frühern Regierung dieses Fürsten, und hellt durch Herbeibringung vieler neuen Thatsachen die Geschichte jenes Zeitraums in vielen Punkten wesentlich auf. Bei den jetzigen wichtigen Ereignissen in Serbien wird das Werk gewiss vielfaches Interesse erregen.

Die zwei artistischen Beilagen des Werks sind auch einzeln zu haben: das Bild des Fürsten **Milosch Obrenowitsch** zu 10 Ngr, die **Karte von Serbien** zu 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das

Wachsthum der Haferpflanze.

Physiologisch-chemische Untersuchungen über Aufnahme, Vertheilung und Wanderung der Nahrungsstoffe.

Von **Dr. Rudolf Arendt.**

8. Geh. 1 Thlr.

Soweit die vergleichende quantitativ-analytische Untersuchungsmethode bisjezt im Stande ist, sich an der Lösung anzen-physiologischer Fragen zu betheiligen, ist sie von dem Verfasser in obiger Schrift in Ausführung gebracht. Derselbe hat die Haferpflanze in fünf Vegetationsperioden untersucht und darin die relativen und absoluten Mengen der nähern organischen und sämmtlicher Mineralbestandtheile bestimmt, und zwar wurde das Material jeder einzelnen Untersuchung nach den Organen der Pflanze in sechs verschiedene Theile getheilt, sodass sich ein vollständiges Bild über die Aufnahme, Vertheilung und Wanderung der Pflanzennahrung ergeben musste. Nach einer jeden dieser drei Richtungen hin sind bemerkenswerthe, zum grössern Theil neue Resultate erlangt worden, die sich in der Schrift in tabellarischer Form zusammengestellt finden und in der Schlussbetrachtung unter allgemeine Gesichtspunkte zusammengefasst sind. Das Werk bietet für praktische Chemiker insofern ein besonderes Interesse, als die bei der Arbeit in Ausführung gekommenen neuen Untersuchungsmethoden genau beschrieben, die gebräuchlichen kritisirt und deren Mängel nachgewiesen worden sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Seelenfrage.

Eine philosophische Confession von

Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese neueste Schrift des bekannten Philosophen ist zunächst allen Lesern seiner „Anthropologie" zu empfehlen, da sie die dort behandelten wichtigen Fragen in weniger methodischer Weise und verschiedenen Einwendungen gegenüber, namentlich von Lotze, weiter erörtert. Allein sie hat zugleich auch einen selbständigen Werth als ein neuer wichtiger Beitrag zu der noch keineswegs als gelöst zu betrachtenden „Seelenfrage". Ein „Anhang" enthält drei interessante Aufsätze über die Schöpfungsgeschichte in ihrem Verhältnisse zum Theismus, über das Nervensystem nach Rudolf Wagner und über Traum, Ahnung Vision ꝛc.

Das obenerwähnte Werk des Verfassers erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Anthropologie Die Lehre von der menschlichen Seele. Neubegründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. 8. 3 Thlr.

Fichte's „Anthropologie" ist weder ein „Lehrbuch" noch eine „speculative" Theorie, sondern eine naturwissenschaftliche Untersuchung über das menschliche Seelenwesen. Der Verfasser sucht in einfacher allgemein verständlicher Weise, ohne sich der philosophischen Kunstsprache zu bedienen, seine Ansichten zu entwickeln.

Aus den zahlreichen anerkennenden Besprechungen des Werks theilen wir folgende Stelle in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" (1856, Nr. 76) mit: „Eine wissenschaftliche Leistung von einem der namhaftesten Forscher der Gegenwart, die allen Anspruch hat, als eins der hervorragendsten Werke der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu fesseln. . . . . Der Titel schon zeigt, dass diese Schrift ihrem Stoffe nach die bedeutendsten wissenschaftlichen Fragen der Gegenwart zu ihrem Vorwurfe hat. . . . Die erste Abtheilung, eine kritische Geschichte der Seelenlehre, ist unzweifelhaft das Beste und Durchsichtigste, was die moderne Literatur nach dieser Seite aufzuweisen hat."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** Zweiten Bandes erstes Heft.

4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste Band (4 Hefte) kostet 10 Thlr. 20 Ngr.

Die erste in Europa gedruckte vollständige kritische Ausgabe des Hafis im Original, die unserer wissenschaftlichen Literatur bisher fehlte. Mit dem dritten Bande wird der Text, der vom zweiten Bande an ohne den Commentar erscheint, vollständig sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 3. Februar 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Bunsen's Bibelwerk. — Norwegen. Von **Emanuel Rauls.** — Der General von Winterfeldt. Von **Karl Gustav von Berneck.** — Der Verein der Bühnendichter und Componisten zu Paris. — Zur deutschen Literaturgeschichte. — **Notizen.** (Ein realistischer Roman des vorigen Jahrhunderts; Die „Revue germanique".) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Bunsen's Bibelwerk.

Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Von Christian Karl Josias Bunsen. Erster Band. — Erste Abtheilung. Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung. Erster Theil: Das Gesetz. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vom Tage des Erscheinens von Bunsen's Bibelwerk bis heute hat dasselbe in den weitesten Kreisen sowol die allgemeinste und lebhafteste Theilnahme hervorgerufen, als auch die verschiedenste Beurtheilung gefunden. Mußte schon die Persönlichkeit Bunsen's, dem seine frühern Werke die achtungsvolle Aufmerksamkeit des protestantischen Deutschland sicherten, gerade in der Gegenwart die Blicke auf sich ziehen, so wird dieses Interesse noch dadurch erhöht, daß nun ein Theil des Werks vorliegt, in dem er nach seinen eigenen Worten seine Lebensaufgabe gefunden, dem er seine besten Kräfte Jahrzehnde hindurch unausgesetzt gewidmet und dessen Natur endlich ihm nicht nur aus dem engern Kreise der Schule oder der Partei Leser sichert, sondern das sich an die Gemeinde wendet, das überhaupt nicht blos Leser will, sondern das Herz und den ganzen Menschen fordert.

Zwar liegt die fesselnde Eigenthümlichkeit von Bunsen's Schriften jederzeit zum guten Theil darin, daß wie bei ihm stets der ganze Mensch redet, so auch des Lesers Herz und Gemüth stets mitgetroffen wird. Er richtet sich an das allgemein menschliche, richtiger wol christliche Gefühl, und darum ist ihm die Theilnahme aller sicher, in denen solche Worte ein Echo finden. Hier nun aber ist es ein Werk, das nicht nur Eine Frage berührt, nicht blos polemisches oder Parteiinteresse hat, sondern die Sache aller, das Eigenthum aller betrifft und das darum auch die erhöhte Theilnahme wirklich verdient.

Bunsen will der Gemeinde, die am Gotteswort festhält, dieses neu erschließen. Er will dem gegenwärtigen Bedürfniß der Gemeinde entsprechen. Er will durch eine neue Uebersetzung der Bibel aus den Grundsprachen mit untergesetzter Erklärung Kenntniß und Verständniß der Bibel in der Gemeinde erhöhen. Diese Uebersetzung ist zunächst begründet auf die Annahme, daß Luther's Bibel einer durchgreifenden Berichtigung bedürftig sei und diese bisher noch nicht erfahren habe. Er verweist dafür auf die Herstellung eines reinern Textes durch die Kritik und auf die erhöhte Kenntniß der Ursprachen in der Gegenwart, wodurch das richtigere Verständniß der Schrift vielfach erhöht wurde, wie es an 30 ausgewählten Stellen durch Vergleichung der bisherigen Uebersetzungen ausführlich nachgewiesen wird, sowie endlich auf den Fortschritt der Sprache selbst, die seit drei Jahrhunderten eine andere geworden ist. Dabei leitet ihn der Gedanke, daß während die bisherigen erneuten Uebersetzungen auf Luther's Werk die erste Rücksicht nahmen, diese dem heiligen Texte selbst gebührt. Endlich will er die Resultate der bisherigen gelehrten Bibelforschung berücksichtigen und das, was bisher nur Eigenthum der Schule war, ins Leben einführen

Fassen wir das zusammen, so stellt sich das begonnene Werk dar als eine neue Volksbibel im Geiste des Jahrhunderts, dem Bedürfniß und der Fähigkeit der Gemeinde entsprechend. Er selbst sagt hierüber S. LXXXVII der „Vorerinnerungen":

> Jede gründliche Durchsicht einer der kirchlichen Bibeln der Protestanten muß eine neue Uebersetzung sein. Diese Uebersetzung aber wird sich darstellen müssen in Sprache und Stil als eine Durchsicht der alten und sich lesen als eine neue Ausgabe des bisherigen gemeindlichen Textes: nur wird sie getreuer und gemeinverständlicher sein und den Sinn vieler Stellen, besonders des Alten Bundes, aufschließen, welche dort unverständlich oder misverständlich übersetzt oder geradezu misverstanden waren.

Und mit dieser neuen Uebersetzung wendet er sich an die „Gemeinde", mit welchem schönen Worte er die Gemeinschaft aller in ihrem Glauben an den persönlichen Mittelpunkt und Träger des Christenthums einigen und dieses

Glaubens ſich bewußten Glieder der chriſtlichen Kirche bezeichnet. S. VIII:

Allen denjenigen, welche Gott in Chriſtus haben oder ſuchen und die Wahrheit des Wortes Gottes lieben über alles, ihre Mitmenſchen aber als Brüder wie ſich ſelbſt, allen dieſen reichen wir Bibel und Bruderhand. Der Geiſt Gottes beſiegelt nur einen Bund, geſchloſſen über dem Buche, in welchem er waltet. Die Bibel iſt die einzige gegenſtändliche Stütze aller wahren Union; ſie iſt der feſte Grund aller echten evangeliſchen Verbündung; denn wie ſie für die Uebereinſtimmung der Grundanſchauung zeugt, ſo zeugt ſie auch gewiß und wahrhaftig wider die abweichenden Schulmeinungen der Reformatoren, ſobald ſie zu trennenden Glaubensſätzen gemacht werden ſollen. Wie die Bibel es iſt, welche die Heilsbotſchaft vom Reiche Gottes in Chriſtus verkündigt, der Gemeinde bewahrt und jedem einzelnen vorhält als Schlüſſel und Spiegel ſeines Gewiſſens und der Weltgeſchichte, ſo iſt dieſe Bibel auch der Prüfſtein aller chriſtlichen Beſtrebungen zum Aufbau der Gemeinde und die allein heilige Urkunde aller evangeliſchen Verbündung.

Wer Bibel ſagt, ſagt Gemeinde. Denn die Gemeinde der Chriſtusjünger über den Erdkreis hat den Geiſt Gottes in ſich, welchen Chriſtus ihr verheißen (Joh. 14—17). Sie iſt und bleibt bis ans Ende aller Dinge oberſter Träger und Ausleger dieſes Wortes Gottes durch die Zuſtimmung oder Ablehnung ihres Gewiſſens. Denn ſo wichtig auch das geſchichtliche Zeugniß von Chriſtus iſt, ſo iſt und bleibt doch das höchſte das Zeugniß des Geiſtes (1 Joh. 5, 6. 9).

Das Werk wird in ſeiner Vollendung acht Bände umfaſſen, deren erſte Abtheilung in vier Bänden nach umfänglichen „Vorerinnerungen" die Ueberſetzung der Bibel mit erklärenden Anmerkungen unter dem Texte enthält. Die zweite Abtheilung wird in drei Bänden die „Bibelurkunden" umfaſſen, d. h. Herſtellung und Zuſammenſtellung einzelner urkundlicher Texte, mit geſchichtlicher Erklärung und Auslegung. Die letzte Abtheilung in einem Bande handelt von dem ewigen Reiche Gottes und dem Leben Jeſu.

Bisjetzt ſind die beiden Hälften des erſten Bandes erſchienen. Sie enthalten nächſt einem Vorwort an die Gemeinde die „Vorerinnerungen" zum ganzen Bibelwerke: 1) „Bedürfniß und Beruf"; 2) „Sammlung und Text der bibliſchen Schriften"; 3) „Die Ueberſetzungen der Bibel und ihr Standpunkt"; 4) „Die gemeindliche Erklärung und Auslegung der Bibel"; 5) „Geſchichte und Plan des gegenwärtigen gemeindlichen Bibelwerks"; 6) Anhang: „Dreißig ausgewählte Schriftſtellen zur Prüfung und Vergleichung der gegenwärtigen Bibelüberſetzung mit den bisherigen." Von der eigentlichen Ueberſetzung liegen die fünf Bücher Moſes vor.

Freilich dürfen wir uns die Bedenken nicht verhehlen, die gleich von vornherein vielen gegen eine ſolche Volks- oder Gemeindebibel aufſteigen werden und die auch ſattſam hier wie bei andern Gelegenheiten geltend gemacht worden ſind. Sie beruhen theils auf der Pietät gegen Luther's Ueberſetzung, theils auf dem Zweifel, ob unſere aufgeregte Zeit dem Unternehmen einer erneuten Bibelüberſetzung günſtig oder nur fähig dazu ſei, ſowie ob bei dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft und der Parteien ein einzelner es wagen dürfe, ſich dieſe Aufgabe zu ſtellen: Bedenken, die übrigens Bunſen in ſeinen „Vorerinnerungen" ſelbſt erörtert.

Gewiß ſind dieſe Bedenken ſämmtlich beachtenswerth, wo nicht nur perſönliche Gründe ſie geltend machen. Dennoch aber ſtellt ſich ihnen im allgemeinen die Thatſache entgegen, daß eine Reihe anderer Ueberſetzungen, die Bunſen in ſeinen „Vorerinnerungen" ſämmtlich aufführt und würdigt, und aus denen die von de Wette, Meyer und Stier zu nennen genügen möge, eher für das fortgefühlte Bedürfniß einer erneuten Bibelüberſetzung ſpricht, wie zugleich nicht leicht jemand den Vorwurf gegen jene Männer erheben wird, ſie hätten durch ihr Werk die Pietät gegen Luther verletzt. Der kirchliche Gebrauch wird natürlich der Luther'ſchen Ueberſetzung ausſchließlich bleiben, und ihr dieſen nehmen wollen, würde doch wol ſelbſt für ſolche eine Unmöglichkeit erſcheinen, die nur kühlere Freunde derſelben ſind. Es iſt dies eine Gewißheit, deren Begründung unnöthig erſcheint. Aber Bunſen hat auch ſeine Ueberſetzung weder für kirchliche Zwecke beſtimmen, noch ſie für immer fixiren wollen, da bei dem Fortſchreiten der Wiſſenſchaft auch ſeine Ueberſetzung berichtigt werden wird. Es iſt vielmehr ſeine Abſicht, aus dem durch die bisherigen kritiſchen Bemühungen gewonnenen Texte und mit Benutzung der Reſultate, welche die bibliſche Wiſſenſchaft geboten, eine richtigere Ueberſetzung in Luther's Muſterſprache und zugleich nach dem gegenwärtigen Stande der Sprache zu geben, aber allerdings nach dem vorher ausgeſprochenen Grundſatze, von der Luther'ſchen Ueberſetzung unbedenklich abzugehen, wo die obenerwähnte erſte Rückſicht auf den heiligen Text das fordert. Bunſen ſelbſt ſagt hierüber S. XV der „Vorerinnerungen":

Die Grundanſicht des gegenwärtigen Bibelwerks iſt: die erſte Rückſicht gebührt dem heiligen Texte und die zweite der Gemeinde. Dieſe hat ein heiliges Anrecht darauf, den Text ſo genau und verſtändlich als möglich zu beſitzen, fortgebildet auf Grundlage der lutheriſchen Bibelſprache, nach dem gegenwärtigen Stande der Sprache und der bibliſchen Wiſſenſchaft.

Dieſe Stellung gilt dem Verfaſſer als die einzig richtige; ſie wird deshalb auch hier von vornherein in aller Nacktheit ausgeſprochen; ihre nähere Begründung und Geſtaltung wird ſie im Folgenden hinlänglich finden. Dann wird ſich auch zeigen, wie wenig ſie eine undankbare oder unehrerbietige gegen Luther ſei. Sie fließt aus der vollſten Anerkennung ſeines Werks und aus der Ueberzeugung, daß dieſe Stellung ſeines Textes zur Bibel und zur Gemeinde die beſte Huldigung iſt, welche ihm dargebracht werden kann, weil ſie nicht allein ſeinen oberſten Grundſätzen, ſondern auch ſeinem Geiſte entſpricht.

In dieſem Sinn und Geiſte kann es daher nur Freude erregen, wenn Bunſen das Bedürfniß der Gemeinde nach einer neuen Bibelüberſetzung anerkennend zugleich ſeine beſte Kraft dieſem Werke widmet, und ganz im Gegenſatz zu jener Befürchtung für die Fähigkeit der Gegenwart mögen wir uns freuen an des Verfaſſers ehrenhafter Begeiſterung für die Sache, die als Zeugniß für die Schrift gegenwärtig wol bei manchem nicht ohne Wichtigkeit und Eindruck ſein wird, freuen auch an dem Vertrauen zur Zeit, daß ſie dem Bibelworte doch nicht ſo gar entfremdet ſei.

Das evangeliſche Volk hängt allenthalben auch jetzt noch mit unzerſtörbarer Zähigkeit an der Bibel und an dem Glauben an das Gotteswort in ihr. Es will ſich dieſes Gotteswort nicht durch Menſchenwort, Satzungen und Bräuche verdunkeln

Auch Schwindler, Hellseher und Wahrsager, Zauberer und Taschenspieler, Gaukler und Seiltänzer, Tier- und Menschenbändiger, Athleten und Akrobaten, Ringkämpfer und Boxer, Fechter und Schützen, Schausteller und Marktsänger, Leute, die Kunststücke machen, Bänkelsänger und Leierkastenmänner, Leute, die Tiere abrichten, Tierquäler, Leute, die Tiere zu Kunststücken abrichten, Leute, die Tiere zu Schaustellungen abrichten

ſeinem Unternehmen gewonnen, mit denen er Jahr und Tag hindurch in täglichen Bibelconferenzen alles erörterte, was beſonders in den letzten Jahren über den vorliegenden Text geſchrieben war, beweiſt nur ſeine Gewiſſenhaftigkeit, ohne daß hierdurch die geſtellte Aufgabe verringert wird. Denn der gegenwärtige Stand der bibliſchen Wiſſenſchaft iſt allerdings ein ſolcher, daß eines Menſchen Kraft und Leben kaum ausreichend erſcheint, ihr geſammtes Gebiet gleichmäßig zu beherrſchen. Bunſen fand freilich, von ſeltenen glücklichen Umſtänden von vornherein begünſtigt, nicht nur in den exegetiſchen Werken und verwandten Arbeiten, ſondern auch in den erneuten Bibelüberſetzungen, vielleicht auch in ſeiner perſönlichen Stellung z. B. zu Ewald eine große Hülfe, aber es würde wol auch ihm kaum gelungen ſein, ein ſolches Unternehmen durchzuführen, wenn er nicht in raſtloſer Thätigkeit ſeine Kraft Jahrzehnde hindurch hierauf concentrirt und das einmal geſteckte Ziel unaufhörlich im Auge behalten hätte.

Niemand wird dem Verfaſſer vorwerfen können — ſagt er S. CXVIII der „Vorerinnerungen" — unvorbereitet oder ohne Bedacht und reife Ueberlegung an das Werk gegangen zu ſein. Die Ueberzeugung eines Lebens hat einen Werth an ſich, wenn ſie ehrlich gewonnen und gewiſſenhaft geprüft iſt; und am Ende kann doch niemand mehr thun als ein volles Mannesleben an die planmäßige Ausbildung für ein wiſſenſchaftliches Werk ſetzen und die zur Ausführung erforderlichen Mittel nach Kräften wählen und anwenden.

Und weil der hierauf folgende Abriß ſeines Lebens nicht blos als Ausweis ſeiner Befähigung und das Geſagte beſtätigend von Intereſſe iſt, ſo möge ihm hier zum mindeſten im Auszuge eine Stelle gegeben werden.

Schon im Vaterhauſe von frommen Aeltern auf Chriſtus und die Bibel hingewieſen, las er in der Urſprache einzelne Theile ſchon auf der Schule. Im Jahre 1808 bezog er die Univerſität, um Theologie zu ſtudiren; aber auch als er nach zwei Jahren der Erforſchung des claſſiſchen Alterthums ſich zuwandte, verlor er die Bibelforſchung keineswegs aus den Augen; ja es dienten ihm dieſe neuen Studien nur zur allſeitigen Vorbereitung auf jene, indem es ihm galt, die Kunſt der geſchichtlichen Kritik an den ewigen Muſtern der Darſtellung zu lernen und zu üben und die Wahrheit des bibliſchen Chriſtenglaubens durch Leben und Erfahrung ſich bewähren zu laſſen. Von ſeinen gleichgeſinnten göttinger Freunden gedenkt er der heimgegangenen Wilhelm Hey, Karl Lachmann und Friedrich Lücke. In Paris wurde ihm von Sylveſtre de Sacy Unterricht im Perſiſchen und Arabiſchen zu Theil, worauf er, zu einer neuen praktiſchen Lebensbahn in Rom berufen, während eines zweiundzwanzigjährigen Aufenthalts daſelbſt und von Niebuhr zur Fortſetzung ſeiner kritiſchen Beſtrebungen aufgemuntert, die Bibelforſchung eifrig fortſetzte. Er ſagt S. CXIX:

Sowol in Rom als in England, wo er faſt 15 Jahre lebte, hatte er als Gelehrter und Geſandter vielfache Gelegenheit, den unſchätzbaren Werth und die Nothwendigkeit der Bibel und ihres Gebrauchs von den zwei am meiſten entgegengeſetzten Seiten kennen zu lernen. In beiden Ländern fand er chriſtliche Gedanken und Gemüther; aber wie früh (1814) in Holland, ſo hat er in gereifterm Alter (1841—54) in England im großen geſehen und erfahren, was die Bedeutung des Bibelleſens und eines darauf begründeten evangeliſchen Glaubens und chriſtlicher Gemeinſchaft in einem freien Volke ſei. Während ſeines Aufenthalts in dieſem Lande hielt er feſt an dem, was er in Rom ſich zum Geſetz gemacht hatte, jedes Jahr wenigſtens einen oder mehrere Monate an dem Bibelwerke unmittelbar zu arbeiten. So vollendete er 1849, nach dem Entwurfe von 1835, den Text einer vollſtändigen Harmonie der vier Evangelien mit Voranſtellung des Johannes. Endlich im Sommer des ſchickſalsvollen Jahres 1850 ward ihm die Muße und der Troſt, das Leben Jeſu ſelbſt ſo niederzuſchreiben, wie er es im weſentlichen als Schluß des gegenwärtigen Bibelwerks der Gemeinde vorlegt. .... Die jetzt vorliegende Arbeit iſt ſomit die Frucht faſt zwanzigjähriger gelehrter Vorarbeiten (1817—35), nach ſiebenjährigen akademiſchen fachmäßigen Vorſtudien. Die 22 Jahre von 1836 bis Herbſt 1857 ſind alſo die Zeit des methodiſchen Arbeitens an einem Werke, welches 1854 ſeine gegenwärtige Form erhielt. Die Erfahrungen eines langen Lebens, der ihm von Gott erhaltene friſche Muth und die ungeſchwächte Geiſteskraft laſſen ihn hoffen, daß es ihm vergönnt ſein werde, im Greiſenalter die begeiſterten Gelübde der Jugend zu bezahlen. Von ſeinen Forſchungen auf verwandten und angrenzenden Gebieten, denen ein Ueberſetzer und Ausleger der Bibel in unſerer Zeit nicht fremd ſein darf, hat er der engliſchen wie der deutſchen Gemeinde ſo weit wenigſtens genügende Gewähr vorgelegt, um ſagen zu dürfen, daß er ſich nicht zufällig oder als Nothbehelf oder aus unzünftiger Liebhaberei damit beſchäftigt hat. Aller dieſer Arbeiten Mittelpunkt iſt ihm aber immer die Bibel und Bibelforſchung geweſen.

Allein die wiſſenſchaftliche Befähigung iſt natürlich nicht die einzige Bedingung zu einer ſolchen Bibelüberſetzung. Wäre dies der Fall, Bunſen's Aufgabe wäre längſt vor ihm vollzogen. Aber eben weil dieſe eine Bedingung nicht ausreicht, ſind die bisherigen erneuten Bibelüberſetzungen nie in das Leben eingedrungen. Eine kernige, volksthümliche Sprache, gemüthvolle Tiefe, glücklicher Takt ſtehen mit jener Bedingung mindeſtens in gleicher Linie. Mit einem Wort: eine neue Bibelüberſetzung muß auch den Genius Luther's fühlen laſſen. Es iſt nun freilich bedenklich, ſelbſt nach dem Erſcheinen des zweiten Halbbandes, da erſt ein kleiner Theil der Ueberſetzung vorliegt, ein Urtheil über dieſe Befähigung Bunſen's auszuſprechen. Wollte man die vorliegende Ueberſetzung nach den Abweichungen von der Luther's beurtheilen, ſo darf eben nicht vergeſſen werden, daß Bunſen's Aufgabe nicht ein behutſames Nachbeſſern von jener war, ſondern daß er in der vorhin mit ſeinen eigenen Worten angegebenen Weiſe die erſte Rückſicht nahm auf den heiligen Text. Man muß ebenſo beachten, daß die Aenderung eines Wortes der Luther'ſchen Ueberſetzung, das nach Bunſen's Ueberzeugung dem Original nicht entſprach, den eigenthümlich rhythmiſchen Schwung der Luther'ſchen Sprache aufhob und ſo eine umfängliche Aenderung erheiſchte, was natürlich nur fortgeſetztes Studium der Bunſen'ſchen Ueberſetzung beobachten kann, zu ſchätzen aber nur ſtrenge Unparteilichkeit vermag. Endlich aber muß bei einer Vergleichung vor allem die allerdings ſchwere Forderung der Gerechtigkeit erfüllt werden, daß das Uebergewicht der alten Ueberſetzung, welche mit jedem Worte tauſend Gefühle und Erinnerungen wach ruft, mit welcher unſer ganzes Weſen aufs innigſte verbunden iſt, die neue nicht erdrücke und ihren Werth nicht verdunkle. Mit Rückſicht

auf die Bürgermeister, die mehr oder weniger Vermögen, als die Gemeinde gesetzlich besitzen muß, der Eigentümer sind, und auf die Gemeinderäte, die mehr als 2 Morgen Land besitzen, sowie

So beruhigend und zu Hoffnungen berechtigend nun auch dieſe Worte der „Vorerinnerungen“ ſind, ſo muß doch auch ſchon der bisjetzt erſchienene Theil der Ueberſetzung zum mindeſten einige Anhaltepunkte für die Beurtheilung bieten, zumal da der eigentlichen Ueberſetzung eine Auswahl von alt- und neuteſtamentlichen Stellen vorangeht, die doch gewiß als muſtergültig angeſehen werden dürfen. Wenn indeſſen auch einige dieſer Stellen es unſchwer fühlen laſſen, bis zu welchem rhythmiſchen Schwung der Rede ſich die Ueberſetzung zu erheben vermag, ſo ſcheint in ihnen doch die Rückſicht auf den Ausdruck vor der kritiſchen und grammatikaliſchen Seite zurückzutreten. Sie ſollten nur den wirklichen Stand der Frage über die Zuläſſigkeit und Nothwendigkeit einer grundſätzlichen Berichtigung der bisherigen kirchlichen Ueberſetzungen der Bibel anſchaulich machen. Beweiſe alſo wären nur aus der Ueberſetzung ſelbſt herbeizuholen. Hier muß es nun freilich dem Gefühl des einzelnen überlaſſen bleiben, wie weit er Bunſen zugeſtehen will, den rechten Ton getroffen zu haben, da ein wirkliches Urtheil jetzt noch zurückgehalten werden muß, wie es auch vielfach die Kritik gethan, theils bis zur Vollendung des Werks, theils bis zur genauern Kenntniß und Aneignung, ja vielleicht bis zum genauern Verſtändniß. Jedes Urtheil würde jetzt nur ein vorläufiges ſein können und gerade die Achtung vor dem Ueberſetzer muß uns davon zurückhalten. Dagegen hat es Bunſen in jener vorausgeſchickten Auswahl von Stellen denen ſehr leicht gemacht, die in ſeiner Ueberſetzung ein glückliches Unternehmen und in ihm den Mann zu einem ſolchen Werke nicht zu finden vermögen — was denn auch gehörig benutzt worden iſt —, da eine dieſer Stellen und zwar gerade der Anfang der ganzen Ueberſetzung, 1 Moſes 1, 1 fg.; 2, 4 fg., allerdings ſchwerlich ſiegreiche Vertheidiger finden wird. Es iſt dies die bekannte Stelle: „Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde“ u. ſ. w., welche Bunſen alſo überſetzt: „Im Anfang, da Gott Himmel und Erde ſchuf und die Erde wüſt und öde, und Finſterniß über der Urflut war, und der Hauch Gottes über dem Waſſer webete, ſprach Gott, Es werde Licht.“ Es würde ſchwer ſein demjenigen, welchem die hebräiſche Sprache völlig fremd iſt, die ſprachlichen Gründe auseinanderzuſetzen, welche Bunſen zu dieſer Ueberſetzung bewogen. Um jedoch dem nichttheologiſchen Leſer die Wahl dieſer Periode wenigſtens einigermaßen zu motiviren, wird die Bemerkung ausreichen, daß Ewald, deſſen Name als epochemachend in der Geſchichte der hebräiſchen Sprachkenntniß gewiß allgemein anerkannt iſt, dieſe Ueberſetzung zuerſt gegeben, ſowie daß namhafte Theologen die Uebereinſtimmung der Geneſis mit dem Evangelium Johannis in dieſen Worten, wenn auch nicht genau in dieſer Weiſe feſthalten, ſodaß die von Bunſen gegebene Erklärung und Begründung ſeiner Ueberſetzung doch nicht ſo ſchnell als bloße Künſtelei beſeitigt werden darf. Die ſprachlichen Gründe abzuwägen, iſt jedoch hier nicht der Ort, zumal da die Ueberſetzung dieſer Stelle einfach nach Bunſen's eigenen Worten ſich ſelbſt richtet. Daß jene Periode nämlich unſchön und undeutſch, ja — namentlich 1 Moſes 2, 4 fg. — wegen ihrer Länge unverſtändlich iſt, das iſt einfach zuzugeſtehen und wol allſeitig zugeſtanden. Wer hat dieſe Stelle nicht, wie es Referenten gegangen iſt, zweimal geleſen und dann ſich erſtaunt gefragt, ob er denn recht geleſen? Nun ſagt aber Bunſen ſelbſt S. LXXXIV der „Vorerinnerungen“:

> Eine deutſche Ueberſetzung ſoll deutſch ſein, klar und durchſichtig wie die Rede des Volks und eine Rede zum Volke. Mutterdeutſch iſt die Sprache der Bibelüberſetzung, nicht Gelehrtendeutſch oder Indendeutſch. Um es ſtark auszudrücken, es iſt beſſer, daß die Ueberſetzung einer ſchwierigen Stelle falſch, als daß ſie unverſtändlich oder zweideutig ſei.

So entſcheiden hier Bunſen's eigene Worte gegen ihn.

Ganz im Gegenſatz zu dieſer einen Stelle — denn eine zweite hierhergezogene, die vierte der neuteſtamentlichen, Ev. Marcus 1, 1—4, hat der Recenſent in der „Proteſtantiſchen Kirchenzeitung“ falſch verſtanden — findet jedoch der Leſer ſchon in dem bisjetzt erſchienenen Theile der Ueberſetzung viele Stellen, deren Schönheit und kraftvolle Sprache Bewunderung abnöthigt. Dies iſt der Fall beſonders in den poetiſchen Stücken, bei denen auch dem Laien ein anſchauliches Bild von der hebräiſchen Poeſie gegeben wird, und deren Ueberſetzung Treue und Verſtändlichkeit mit Schönheit und Kraft der Sprache in überraſchender Weiſe verbindet. So vor allem in dem Segen des ſterbenden Jakob, 1 Moſes 49, in deſſen Ueberſetzung der Kenner zugleich die Ergebniſſe der wiſſenſchaftlichen Forſchung vereint finden wird, in dem Liede und dem Segen Moſes', 2 Moſes 15, 5 Moſes 32—33 und vielen andern.

Gleichfalls glücklich iſt bei der Ueberſetzung die Erklärung der hebräiſchen Namen, deren Bedeutung Bunſen in den Anmerkungen durchgehends beifügt. Den Gottesnamen des Alten Teſtaments, beſonders dem Worte Jehovah, iſt zunächſt nicht nur die philologiſche Erklärung gegeben, worüber ein intereſſantes ganzes Kapitel (S. LXXXVIII—XCII) handelt, ſondern es iſt auch auf die Bedeutſamkeit des Begriffs in den Stellen hingewieſen, denen ohne dieſe Erklärung ein Theil des reichern Sinnes abgeht, und endlich auch ſeine Ueberſetzung „der Ewige“ durch das ganze Alte Teſtament beibehalten. Es heißt darüber S. XCI:

> Die Einführung des Namens Gottes als des Ewigen in die Bibelſprache der Gemeinde iſt ebenſo wenig eine gelehrte Buchſtabenkrämerei als eine Neuerung: es iſt die Herſtellung des der Gemeinde entzogenen oder unvermerkt abhanden gekommenen unterſcheidenden Gottesbegriffs der Bibel, auf deſſen tiefſten Sinn ſich Chriſtus unmißverſtändlich bezogen hat, und welcher der Schlüſſel ſeines ganzen Gottesbegriffs iſt. Die ſchöne und gemüthliche Bezeichnung Gottes als unſers Herrn wird dadurch der Gemeinde nicht genommen, denn ſie kommt häufig genug in der Bibel vor, um unſern Sprachgebrauch zu rechtfertigen: aber das Hinzutreten der eigentlichen Weſensbezeichnung gibt ihm erſt ſeine volle Bedeutung.

Und dieſe Erklärung oder Ueberſetzung wird mit demſelben Recht auf die bedeutſamen Namen von Perſonen und Ländern ausgedehnt, auf deren Zuſammenhang mit beſondern wichtigen Ereigniſſen der hebräiſche Text nicht ſelten verweiſt und ſie aus dieſem erklärt, ſodaß dann

als Kaufleute oder als Handlungs-Diener, sowie diejenigen, welche sich mit Handlungs-Geschäften abgeben, sollen, wenn sie Bankerott machen, als Bankerottirer betrachtet werden, und sollen, wenn sie nicht ihre Bücher, Rechnungen und Briefe, welche ihre Handlungs-Geschäfte betreffen, vorzeigen können, oder wenn sie dieselben verheimlichen, oder wenn sie sich nicht vor Gericht stellen, oder wenn sie sich verborgen halten, oder wenn sie sich ausser Landes begeben, oder wenn sie sich nicht vor Gericht vertheidigen können, oder wenn sie sich nicht vor Gericht stellen

in den Anmerkungen zur Gemeindebibel ſich rein auf bibliſchem Boden halten müſſe.

Die Bibel legt ſich ſelbſt aus, vermöge der Einheit ihrer Grundanſchauung von Gott und Welt und von der Natur der ſittlichen Weltordnung, welche ſie das Reich Gottes nennt.

Hierbei werden nun drei nothwendige Stufen der Erklärung und Auslegung der Bibel unterſchieden. Erſtens nämlich ſoll das Thatſächliche ſelbſt, wie es vorliegt, feſtgeſetzt und dargeſtellt werden, eine Forderung, die Bunſen's philoſophiſche Bildung in helles Licht ſetzt. Zweitens iſt das Entſtehen und die Geſchichte der Bücher zu erklären. Drittens endlich muß die weltgeſchichtliche und bleibende Bedeutung für unſer ſittliches Leben und Erkennen und für die fortſchreitende Bildung der Menſchheit betrachtet werden. Forderungen, welche den Wahrheiten entſprechen, die dem geſunden evangeliſchen Gemeindegefühl und Bibelbewußtſein zu Grunde liegen, und die folgenden drei ſind: erſtens, daß der Bibel eine thatſächliche Wahrheit beiwohne, daher die Darlegung der äußern Geſchichte und der geſchichtlichen Offenbarung; zweitens, daß die Geſchichte dieſer bibliſchen Berichterſtattung eine wahre ſei, daher die geſchichtliche Unterſuchung und Darſtellung ihrer Entſtehung; drittens, daß es einen bleibenden Kern dieſer Thatſachen gebe, daher die Betrachtung dieſer bleibenden Bedeutung.

Alſo die Bibel legt ſich ſelbſt aus vermöge ihrer innerlichen Einheit, das iſt der oberſte Grundſatz. Die innerliche Einheit aber oder der Mittelpunkt der Weltanſchauung der Bibel iſt für Bunſen das Reich Gottes, der Glaube an ein mit dem Menſchengeſchlechte in die Zeit eingetretenes, von Ewigkeit her beſchloſſenes Gottesreich des Wahren und Guten, welches in Chriſtus ſeinen perſönlichen Mittelpunkt hat. Aber freilich fragt es ſich nun bei aller Anerkennung dieſes Grundſatzes: wie die Auffaſſung des Inhalts für die Gemeinde zu gewinnen und wodurch das richtige Verſtändniß nachzuweiſen iſt? Schon vorher iſt geſagt worden, daß die Gemeinde oberſter Träger und Ausleger des Wortes Gottes durch die Zuſtimmung oder Ablehnung des Gewiſſens, daß das Zeugniß des Geiſtes das Höchſte iſt. Hierzu müſſen jedoch zum rechten Verſtändniß dieſes Grundſatzes, ſowie zu ſeiner Vereinigung mit dem vorigen von der Selbſtauslegung der Bibel eine Anzahl Stellen der „Vorerinnerungen" gezogen werden, die im Zuſammenhange mit der ſpätern Abweiſung der andern Bibelauslegungen den ſcheinbaren Widerſpruch löſen und Bunſen's wahre Meinung deutlich machen. Es ſoll nämlich die Gemeinde durch eigene Forſchung die bibliſche Wahrheit erkennen und ſich dergeſtalt aneignen, daß bei jeder Einzelfrage die Geſammtheit der darüber handelnden Stellen Alten und Neuen Teſtaments das klarſte Licht hierüber ihr geben. Die durchgehende Verweiſung von einem Buche auf ein anderes und vom Alten Bund auf den Neuen und umgekehrt macht dem Volksgeiſte am ſicherſten die Einheit des Geiſtes der beiden Bünde, alſo die wahre Geiſterfülltheit der Bibel anſchaulich. S. XCIV:

Den allgemeinſten, alſo gemeindlichen Bibelſchlüſſel finden wir in dem Bewußtſein von ihrer Einheit, vom Mittelpunkt des Evangeliums aus vermittelſt des Glaubens an das Gottesreich, oder an die gemeindliche, menſchheitliche Menſchwerdung Gottes, der in Chriſtus perſönlich geworden iſt. Die Bibel heiligt und erbaut die Gemeinſchaft des Hauſes und der Pfarrgenoſſenſchaft, und dieſe Gemeinſchaft lebt die Bibel in ſich fort und überliefert ſie dem jüngern Geſchlecht. In dieſer gegenſeitigen Lebensſtrömung liegt das Geheimniß der Kraft des evangeliſchen Glaubens: an ihrem Abſterben hängt der Tod, an ihrer Herſtellung die Wiederbelebung von Völkern, Kirchen und Staaten .... Die Schrift iſt für den in der chriſtlichen Gemeinſchaft Aufgewachſenen ein unbeſtechlicher Spiegel und ein unfehlbarer Prüfſtein, gerade wie die Natur es für die Begriffe und Vorſtellungen iſt, welche ſich auf die Sinnenwelt beziehen. Ein getreuer Spiegel muß aber von der Willkür der Menſchen unabhängig ſein, ein gegenſtändliches Gewiſſen. Das iſt für das Gottesbewußtſein nur die Bibel.

S. XCVIII:

Das Wort Gottes in der Schrift als der Geſchichte Gottes, wenn rein und verſtändlich vorgelegt in der Gemeinde, iſt frei von des Menſchen Weisheit wie von ſeiner Thorheit. Es iſt ebenſo unabhängig von allen richtigen Betrachtungen als von den falſchen. Wie die Natur in ihrer ewigen Pracht und Ordnung den Geiſt des Menſchen durch ſich ſelbſt erfüllt mit dem Bilde der ewigen Herrlichkeit und unendlichen Vernunft, aus welcher ſie hervorgeſtrömt iſt in den endloſen Raum, ohne daß der betrachtende Geiſt irgendeine Wiſſenſchaft beſitze von den mathematiſchen Geſetzen, welche dieſer ſichtbaren Ordnung einwohnen, alſo wirkt auch durch ſich ſelbſt jenes Bild der ſittlichen Weltordnung, welches die Schrift uns als Gottes Geſchichte in der Zeit vorführt, auf alle Menſchen mit unmittelbarer Gewalt und mit unwiderſtehlicher Kraft. Die Bibel bedarf nicht der Nachhülfe gelehrter Auslegung und Erklärung, um zur Vernunft und zum Gewiſſen des Chriſten zu ſprechen und ſeine Seele zu dem Schöpfer und Erhalter zu leiten, in welchem ſie uranfänglich lebt und webt. Vom Geiſte Gottes durchzogen, ſpricht ſie fortdauernd zum Geiſt und erweckt ihn zum Bewußtſein ſeiner ſittlichen Würde und Freiheit.

Darum enthalten die Anmerkungen jene Parallelſtellen, welche ſchon früh eingeführt den alten evangeliſchen Gemeinden eine innere Bibelkunde gaben, indem ſie bei häuslichem Bibelleſen, wie bei einſamer Betrachtung ſorgfältig nachgeſchlagen wurden und ſo eine Anſchauung der innern Einheit der Bibel bewirkten, von der man jetzt kaum noch eine Vorſtellung hat. S. XCIV:

Daraus ging jener unzerſtörbare Glaube an die Bibel hervor, welcher ſich mit der Bildung und Erfahrung des wirklichen Lebens innig verband. Es ſoll nun nachgewieſen werden, daß dieſe evangeliſche Bibelkenntniß auf einem Glauben und einer Anſchauung ruht, welchen in dieſer gemeindlichen Form durchaus nichts mangelt. Daraus wird folgen, daß der wahre gelehrte Bibelſchlüſſel nur derjenige ſein kann, welcher mit allen Elementen jenes gemeindlichen Bibelbewußtſeins an die Bibel geht.

Es iſt gewiß, daß mit dieſer ſo verſtandenen Selbſtauslegung der Bibel in der Gemeinde eine große, echt evangeliſche Wahrheit ausgeſprochen, und daß der Gedanke ein wahrhaft hoher iſt, der Gemeinde zu jenem evangeliſchen Gefühle oder Takte mit zu verhelfen: ein Gedanke, der dem ganzen Bibelwerke die rechte Weihe gib: und ebenſo von einem begeiſterten evangeliſchen Streben, wie von dem Vertrauen zur Gemeinde zeugt, wie wir es ſchon im Anfange unſers Berichts ausſprachen. Hierin auch mag die Hoffnung auf den verſöhnenden und

Gemeinde Bürgin und Bürgermeister gefunden werden, so ist der Gemeinderath ermächtigt, an seiner Stelle einen Bürgen zu bestellen, welcher sich für die Erfüllung der Pflichten des Bürgermeisters verbindlich macht. Dieser Bürge haftet für alle Folgen, welche aus der Verletzung der Pflichten des Bürgermeisters entstehen, wie der Bürgermeister selbst.

Der Gemeinderath hat die Bestellung des Bürgen dem Bezirksamte anzuzeigen, welches sie zu genehmigen hat, wenn der Bürge die Eigenschaften besitzt, welche das Gesetz für den Bürgermeister selbst vorschreibt.

Der Bürge hat sich über seine Eigenschaft als Bürge auszuweisen, und wird, wenn er diesen Ausweis nicht beibringt, oder wenn er die Eigenschaften nicht besitzt, welche das Gesetz für den Bürgermeister selbst vorschreibt, vom Bezirksamte zurückgewiesen.

Der Bürge hat sich über seine Eigenschaft als Bürge auszuweisen, und wird, wenn er diesen Ausweis nicht beibringt, oder wenn er die Eigenschaften nicht besitzt, welche das Gesetz für den Bürgermeister selbst vorschreibt, vom Bezirksamte zurückgewiesen.

Der Bürge hat sich über seine Eigenschaft als Bürge auszuweisen, und wird, wenn er diesen Ausweis nicht beibringt, oder wenn er die Eigenschaften nicht besitzt, welche das Gesetz für den Bürgermeister selbst vorschreibt, vom Bezirksamte zurückgewiesen.

Der Bürge hat sich über seine Eigenschaft als Bürge auszuweisen, und wird, wenn er diesen Ausweis nicht beibringt, oder wenn er die Eigenschaften nicht besitzt, welche das Gesetz für den Bürgermeister selbst vorschreibt, vom Bezirksamte zurückgewiesen.

Der Bürge hat sich über seine Eigenschaft als Bürge auszuweisen, und wird, wenn er diesen Ausweis nicht beibringt, oder wenn er die Eigenschaften nicht besitzt, welche das Gesetz für den Bürgermeister selbst vorschreibt, vom Bezirksamte zurückgewiesen.

Der Bürge hat sich über seine Eigenschaft als Bürge auszuweisen, und wird, wenn er diesen Ausweis nicht beibringt, oder wenn er die Eigenschaften nicht besitzt, welche das Gesetz für den Bürgermeister selbst vorschreibt, vom Bezirksamte zurückgewiesen.

Der Bürge hat sich über seine Eigenschaft als Bürge auszuweisen, und wird, wenn er diesen Ausweis nicht beibringt, oder wenn er die Eigenschaften nicht besitzt, welche das Gesetz für den Bürgermeister selbst vorschreibt, vom Bezirksamte zurückgewiesen.

Der Bürge hat sich über seine Eigenschaft als Bürge auszuweisen, und wird, wenn er diesen Ausweis nicht beibringt, oder wenn er die Eigenschaften nicht besitzt, welche das Gesetz für den Bürgermeister selbst vorschreibt, vom Bezirksamte zurückgewiesen.

Der Bürge hat sich über seine Eigenschaft als Bürge auszuweisen, und wird, wenn er diesen Ausweis nicht beibringt, oder wenn er die Eigenschaften nicht besitzt, welche das Gesetz für den Bürgermeister selbst vorschreibt, vom Bezirksamte zurückgewiesen.

Der Bürge hat sich über seine Eigenschaft als Bürge auszuweisen, und wird, wenn er diesen Ausweis nicht beibringt, oder wenn er die Eigenschaften nicht besitzt, welche das Gesetz für den Bürgermeister selbst vorschreibt, vom Bezirksamte zurückgewiesen.

übertragen wird. Denn die wahre Mystik, deren Vertreter im 14. Jahrhundert am Rhein und Jakob Böhme auch von Bunsen als rein evangelisch bezeichnet werden, zeichnet sich im Gegentheil durch ihr Zurückgehen auf die Bibel aus und hat wie stets, so auch für die Bibelauslegung nur belebend und anregend gewirkt, was um so mehr ausdrückliche Erwähnung verdient, als das stark verwerfende Urtheil am Ende des Abschnitts nur den Mysticisten gelten kann. Diese Art der Bibelauslegung nennt Bunsen wie die älteste so die neueste, was er auch in der geschichtlichen Darstellung nachweist. Sie ist ihm jedoch die verkehrteste aller falschen, d. h. einseitigen Auslegungen, weil schwärmerisch und unwirklich, ungeschichtlich und unwissenschaftlich. Denn sie will das Aeußerliche und Geschichtliche begrifflich und geistig machen, tritt aber dabei die Grundsätze der geschichtlichen Erklärung und der philosophischen Auslegung mit Füßen. Sie erkennt zwar an, daß es einen bleibenden Kern, einen geistigen Sinn der geschichtlich erörterten Thatsachen gibt, eine bleibende Bedeutung der geschichtlichen Darstellung, aber die geschichtliche Betrachtung wird vernachlässigt, das rein Thatsächliche aus den Augen verloren.

Sie ist eine unvernünftige Art, die Vernunft nachzuweisen in dem Ueberlieferten, gerade wie die Traum- und Zeichendeuterei im Leben der Wirklichkeit, die Astrologie angesichts des gestirnten Himmels.

Um diese gänzliche Verwerfung zu erklären, bedarf es des nähern Eingehens auf die einzelnen Vertreter dieser Richtung, welches der Abschnitt gibt. Als eine besonders gefahrdrohende Erscheinung wird endlich noch der jüngste Ausläufer dieser Richtung, die scholastische Mystik der Gegenwart, bezeichnet und auf seine unheilvollen Folgen hingewiesen.

Also Eine Wahrheit hat jedes dieser Systeme, eine der drei Wahrheiten, deren Anerkennung für die biblische Auslegung Bunsen fordert und die wir vorhin anführten, aber durch einseitiges Betonen und ausschließliche Anerkennung dieser Wahrheit ohne die andern wird das System falsch. So bleibt denn nichts anderes übrig als zur Bibel selbst zu gehen. Die Gesammtanschauung der Bibel von Gott und Welt ist für die Gemeinde entscheidend und bewahrt ihr allein das christliche Gottesbewußtsein. Sie enthält nicht blos erbauliche oder lehrreiche Geschichte; sie gibt nicht blos Vorschriften für ein untergegangenes Volk, nicht Befriedigung blos für Bedürfnisse, die unser Geist und Herz nicht fühlt; sie ist nicht eine Legende.

Es ist demzufolge eine voraussetzungslose, aber christlich gläubige und geschichtliche Bibelauslegung, welche Bunsen fordert, und die er zwar nicht als die biblische schlechthin im Gegensatze zu jenen verworfenen drei bezeichnen kann, ohne sich einer petitio principii schuldig zu machen, aber der er allein Berechtigung zugesteht. Das ist unsers Erachtens mit jener Selbstauslegung der Bibel gemeint. Die Gemeinde soll sich die biblische Wahrheit aus der Bibel selbst aneignen und sich ihres Glaubens als biblisch begründet bewußt sein.

Dieser Theil der „Vorerinnerungen" bietet uns zugleich zu einer andern Bemerkung Veranlassung. Bei der Besprechung über den dogmatischen Bibelschlüssel finden wir nämlich die einzige Erwähnung eines Begriffs, der gerade für das Bibelwerk eine große Bedeutung hat, während wir seine Darlegung vermissen mußten. Es ist dies der Begriff der Inspiration mit den sich nothwendig anschließenden Fragen, worüber nur an dieser Stelle und zufällig bei der Abweisung der mechanischen Eingebung gehandelt wird, wenn wir von vereinzelten andern Stellen absehen, die gelegentlich oder indirect Verwandtes darbieten, aber den Gegenstand weder erschöpfen, noch eben wegen ihrer Kürze mögliche Misverständnisse ausschließen. Es ist dieser Mangel allerdings um so weniger zu rechtfertigen, als jener Begriff die Grundlage für manches ausführlich Behandelte bietet und erst bei klarem Verständniß über diese Fragen viele Aussprüche recht erfaßt und gewürdigt werden können, daß fast der Wunsch entsteht, es möchte die Besprechung umgekehrt vertheilt sein. Das führt jedoch zugleich auf eine andere Beobachtung, die gleichfalls nicht verschwiegen werden darf. Bunsen scheint nämlich von der Gemeinde eine fast gar zu günstige Meinung zu haben, insofern er ihr manches bietet und bei ihr ein Interesse dafür voraussetzt, was doch wol nur der Gelehrte zu beurtheilen und zu schätzen vermag. Es bezieht sich das Gesagte zunächst auf manches isagogisch und philologisch an sich Wichtige, dessen Studium und Prüfung aber die Gemeinde wol kaum durchführen kann, und dessen Anführung gemeindlichen Zwecken wol kaum entspricht. Vor allem aber bezieht sich dieses Urtheil auf die umfänglichen „Zeittafeln für die alttestamentlichen Geschichten" vom Auszuge der Israeliten aus Aegypten bis auf Alexander den Großen und mit einleitender chronologischer Uebersicht der Epochen und Zeiten der ägyptischen, assyrischen und babylonischen Geschichten. Bei aller Anerkennung von Bunsen's gründlichen Forschungen und reichem Wissen, die auch die Kürze dieser unserer Bemerkung nicht verringern soll, gedenkt doch vielleicht mancher bei Gelegenheit der ägyptischen Dynastien der Worte Ideler's: „Die Urgeschichte Aegyptens ist ein Labyrinth, zu welchem die Chronologie den Faden verloren hat." Gewiß aber fragt sich der Leser, ob das in ein Bibelwerk für die Gemeinde gehört. Es ist der Umfang des Werks ein so bedeutender, daß möglichste Ersparniß des Raums zur Pflicht wird, und diese Rücksicht muß sowol das Interessante vor dem Wichtigen zurücktreten lassen, als auch den Ausdruck möglichst präcis und einfach machen. Beides Wahrheiten, die sich auch bei den „Vorerinnerungen" aufdrängen. Hierzu kommt noch, daß des ganzen Werkes zweite Abtheilung, die Bibelurkunden umfassend, d. h. die Herstellung und Zusammenstellung einzelner urkundlicher Texte mit geschichtlicher Erklärung und Auslegung, gleichfalls einen ziemlichen Umfang haben soll, nämlich drei Bände. So wichtig und interessant gerade die hierin behandelten Fragen über die Entstehung und die Verfasser der einzelnen Bücher dem protestantischen Leser sind, so müssen wir doch nach diese

Kirche, die Landeskirche und die Schule. Durch Gesetz vom 23. Juli 1873 wurden die früheren Bestimmungen wesentlich modificirt. Nach diesem Gesetze ist die Ehe nur vor dem weltlichen Standesbeamten gültig. Die Ehe kann geschieden werden, wenn beide Theile es verlangen, nach einer Trennung von drei Jahren, wenn ein Theil es verlangt. Die Ehe kann ferner geschieden werden, wenn ein Theil wegen eines Verbrechens zu einer Zuchthausstrafe von mehr als fünf Jahren verurtheilt worden ist, wenn ein Theil wegen Ehebruch, Bigamie, Verlassung, Nachstellung nach dem Leben, Mißhandlung, schwerer Ehrenkränkung oder Verletzung der ehelichen Treue und Pflicht von dem andern Theile gerichtlich belangt worden ist, wenn ein Theil wegen Geisteskrankheit, Blödsinn, Aussatz, Unfruchtbarkeit, Impotenz, ansteckender Krankheit, Lasterhaftigkeit, Trunksucht, Verschwendung, Spielwuth, Arbeitsscheu, Faulheit, Unordentlichkeit, Unverträglichkeit, Zänkerei, Eigensinn, Widerspenstigkeit, Halsstarrigkeit, Unbändigkeit, Grausamkeit, Unmenschlichkeit, Tyrannei, Unbarmherzigkeit, Unversöhnlichkeit, Rachgier, Unkeuschheit, Unzucht,

verliche Wohlbefinden gewahr. (Dieſer Ausdünſtung ſchreibe ich hauptſächlich die Größe, Kraft, Ausdauer und Geſundheit der Normannen zu.) Der größte Theil Norwegens iſt mit Birken beſtanden. Die Birke haucht aber bekanntlich unter den ſommerlichen Licht- und Wärmeeinwirkungen ſo viel Sauerſtoff aus, daß man überall, wo Forſtwirthſchaft rationell betrieben wird, die Kieferwälder mit Birken plattirt, um durch die Birkenausdünſtung die Kieferraupe abzuhalten. Für die menſchliche Conſtitution iſt der Sauerſtoff Lebensprincip und mithin ſind die norwegiſchen Birkenthäler im Sommer durch die fortwährende Entwickelung des Sauerſtoffs mittels Einwirkung des Lichts gänzlich und unausgeſetzt mit dieſem Lebensprincip erfüllt" u. ſ. w.

Der zweite Theil iſt ein Wegweiſer für Reiſende durch Norwegen. Der Verfaſſer beſchreibt zuerſt den Weg nach dem Nordcap, wozu er bemerkt, daß es vornehmlich in Norwegen die Landreiſen ſind, welche noch die Reiſeromantik in vollem Maße bieten. Sehr charakteriſtiſch iſt ſein Bericht über die großen Bauern, von denen einzelne mehr als 20—30 Quadratmeilen Landes ſtolz ihr eigen nennen. Die an und auf dem Doore wohnenden Familien Taſte, Hjörkin und Kongsvald ſind für den Reiſenden nicht nur bemerkenswerth, weil man ſehr gut bei ihnen logirt, ſondern auch weil es Königsfamilien ſind. Sie leiten ihren Urſprung von König Harald Haarfager ab, haben alle Hausgeſetze, wie die deutſchen Königsfamilien in Bezug auf ebenbürtige Heirathen, Erbrecht u. ſ. w. und handhaben dieſe Geſetze ſehr ſtreng. Im übrigen unterſcheiden ſie ſich wenig von den andern Bauernfamilien. Von dem „höhern Bewußtſein" der Taſte, welche in einem ſehr großen Hofe auf einer Bergzinne unter Hjörkin wohnen, erzählt man ſich folgenden ſehr hübſchen Zug: Als König Karl Johann von Schweden nach Drontheim zur Krönung fuhr, nahm er bei Taſte Nachtquartier, wie auch alle Reiſende bei einer der drei obengenannten Familien zu übernachten ſuchen. Der alte Taſte ſtand an ſeiner Hausthür und empfing Karl Johann mit der norwegiſch-gemüthlichen Anrede: „Obgleich kein königliches Blut in deinen Adern fließt, ſo heiße ich dich doch im Hauſe eines Königſohns von Herzen willkommen. Gehabe dich wie in deinem Eigenthume!" Aus der wirklich pompöſen Schilderung der eigenthümlichen Felsformationen und der Fata-Morgana am Horizonte der Tränen-inſeln heben wir blos folgende Stelle aus, für die ſich Mathematiker und Geometer beſonders intereſſiren dürften: „Man ſieht mit Bangen das Schiff in die engen Irrgänge zwiſchen den vielen Felſeninſeln einlaufen, weil man keinen Ausgang bemerkt; oder man ſchaut ungeheuere platte Wände (wie wenn ſich ein ſenkrechter Berg geſpalten und die eine Hälfte ins Meer ſtürzte), oder man bemerkt das Wunderbarſte, die vollkommenſten Naturkegelſchnitte. Letztere ſind faſt merkwürdiger als die meiſten andern Bergformen. Denn wenn man an verſchiedenen Orten Bergkegel ſieht, deren Höhe einſt bedeutend war, wie ſie theils wagerecht, theils ſchräg und platt wie ein Seifenkegel abgeſchnitten wurden, ſo fragt man ſich, wie und auf welche Weiſe führte die Natur den tadelloſen Kegelſchnitt aus, und wie ſind die regelmäßigen Kegel überhaupt entſtanden?" Daß all dieſe ſeltſamen Erſcheinungen auf den Nordländer den mächtigſten Einfluß ausüben, daß ſie namentlich gegen Lappland hinauf, wo die Mitternachtsſonne ſo gewaltig auf die Pole des Lebensprincips influirt, ſeinen Körper ſtählen, abhärten und zu ungewöhnlicher Thätigkeit und Kraftanſtrengung befähigen, darf uns nicht wunder nehmen. „Während des ewigen Tags ſcheinen die Nordländer keines Schlafs zu bedürfen, denn ſie arbeiten faſt ununterbrochen, und fragt man, wann ſie ſchlafen? ſo antworten ſie: ſchlafen können wir in der ewigen Nacht genug." Als zweite Hauptreiſeroute beſchreibt der Verfaſſer mit gewandter Feder die Tour von Chriſtiania nach den bergenſchen Hochgebirgen. Mit beſonderer Vorliebe ſchildert er die wildromantiſchen Felſenformationen mit den großartigen Waſſerfällen, wie ſie in ſolcher Menge und Fülle kaum ein zweites Land des Erdballs außer Norwegen aufzuweiſen hat. Man höre z. B.: „Zwei von verſchiedenen Bergen bei Oenynkirke etwa 500 Fuß als Schaum herabrauſchende Bergflüſſe treffen auf dem Punkte, wo ſie ſich vereinen, auf eine gemeinſame Felsebene, von welcher ſie dann zuſammen etwa 100 Fuß herabſtürzen und unten im Keſſel auf eine emporſtehende Felsſpitze treffen, ſodaß ſich der Waſſerſtrom wie ein ungeheuerer Pilz theilt und das ganze untere Thal in Dunſt- und Dampfwolken hüllt. Wenige Schritte davon fällt die Waſſermaſſe in den Lila-Mjöſen, ein Waſſerbecken ringsum mit 4—5000 Fuß hohen Bergen umgeben und von oben geſehen, von wunderbarer Schönheit." Wir können uns kaum erinnern, je ein Touriſtenbuch mit ſolcher Spannung und Aufmerkſamkeit geleſen zu haben, und nie hat eins derſelben in uns den Wunſch, das betreffende Land zu ſehen, ſo rege gemacht, als gerade dieſes. So ſei es denn auch der deutſchen Leſewelt auf das wärmſte empfohlen!

Norwegiſche Zuſtände bilden wenigſtens den Hintergrund in folgender Novellenſammlung:

2. Leben und Lieben in Norwegen. Vier Novellen aus dem norwegiſchen Volksleben von Theodor Mügge. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Umſtand, daß in allen vier Novellen ein verliebtes Paar figurirt, ein Nebenbuhler beſeitigt und dies oder jenes Hinderniß überwunden werden muß, bis das abgedroſchene „Sie kriegen ſich" zur Geltung kommt, dieſer Umſtand verleiht den Novellen einen ſtarken Anſtrich von Eintönigkeit. Mügge's Erfindungsgabe, weniger ſein Erzählungstalent, ſcheint ſich erſchöpft zu haben; kein Wunder, wenn man, wie er, die Bücher aus dem Aermel ſchüttelt! Schablonenarbeit ſtraft ſich immer ſelbſt. Konnte er ſich denn nicht wenigſtens in einer dieſer Erzählungen, die im Lande der felſenfeſten Normänner ſpielen, ſich alles weichherzigen Liebesgewinſels enthalten? Soll das männliche Element in unſerer luxuriöſen Zeit wol ganz vor dem weibiſchen Schnickſchnack mucken und ducken? Sind die parfümirten, nervenſchwachen Salondamen wirklich jetzt allein in der Welt die ſoi-disant äſthetiſchen Kunſtrichter, vor deren zimperlichen Launen der Schriftſteller knechtiſch den Nacken beugen muß? Sind ſie's? Dann gute Nacht, Aeſthetik! Man mag A. W. Schlegel's, Rumohr's oder Tieck's Anſichten über die moderne Novelle theilen oder nicht, ſo wird man doch ſtets zugeben müſſen, daß die Hauptpointe der Novelle darin liege, einen neuen — ſchon das Wort weiſt darauf hin — oder doch wenigſtens intereſſanten Gedanken poetiſch aufzufaſſen und künſtleriſch feſtzuhalten. Iſt dies bei Mügge zu finden? Wir glauben, wir können antworten: ſehr ſelten! Es iſt ihm nicht möglich, ſich kurz zu faſſen; daher entbehren ſeine Producte jene reizende Leichtigkeit, jenes wohlthuende Behagen, jenen feinen Takt, ohne den keine gute Novelle beſtehen kann. Wie ganz anders ſpringt uns das norwegiſche Leben mit ſeinen gewaltigen Naturſcenen in Steffens' herrlicher erſter Novelle: „Die vier Norweger", in die Augen! Wie matt und abgeflatſcht dagegen bei Mügge! Bei Steffens, welche Tiefe, welch geiſtiger Reichthum, welch eine Kenntniß des Menſchenherzens! Bei Mügge, welch eine Oberflächlichkeit, modern-flitterhafte Seichtigkeit und hohle Phraſenmacherei! Die erſte: „Der Schütz von Senjenoe", mahnt ſtark an Situationen, die uns Mügge ſchon im „Afraja" aufgetiſcht; wir wenigſtens ſind kein Freund von aufgewärmten Gerichten; vielleicht ergeht es andern Leſern dabei beſſer. Die zweite Novelle: „Henrik Dartley", hat das Verdienſtvolle, daß ſie von der Mitte an bis gegen den Schluß hin immer intereſſanter und lebendiger wird. Die Gefangennehmung Dartley's und ſeine überraſchende Befreiung ſind mit glänzenden Farben geſchildert und mögen für die Mängel der Introduction allenfalls entſchädigen. Die dritte: „Riukan-Voß", iſt eine langweilige Liebesgeſchichte, die der Leſer getroſt überblättern kann. Die vierte und letzte: „Signa, die Sennin", iſt unſers Bedünkens die beſte von allen, obgleich die Hauptperſon Signa eine Nebenperſon iſt.

Ihr Inhalt, gedrängt im Auszuge wiedergegeben, dürfte ungefähr folgender sein: Eduard Falkland, ein feingebildeter junger Mann aus Christiania, der sich der Malerkunst widmete, reist ins norwegische Hochgebirge, theils um Studien nach der Natur zu machen, theils um seine Muhme Emma, die auf dem Landsitze ihres Vaters Halbart Mare lebt, nach Jahren wiederzusehen. Ehe er das Gut erreicht, trifft er zufällig mit Grimmur Skalden, einem derben Holzhändler, der sehr geneigt zur Ironie ist, unterwegs zusammen. Eduard ärgert sich über Grimmur's Sticheleien. Angekommen an Ort und Stelle, vom alten Vetter Halbart normännisch gastlich aufgenommen, kann sich Eduard trotz Emma's Freundlichkeit doch nicht verhehlen, daß sich die schöne, kaum aufgeblühte Jungfrau viel zurückhaltender gegen ihn benehme, als in vertrauschten Jugendzeiten. Eduard's stille Neigung zu ihr erleidet einen gewaltigen Stoß, wie er in dem höhnischen Grimmur einen, wie es scheint, begünstigten Nebenbuhler entdeckt. Auf einem Spaziergange ins Gebirge wagt Eduard seinem beklommenen Herzen Luft zu machen und dem schüchternen Mädchen endlich seine heiße Liebe zu gestehen, und hört mit Staunen und Freuden, daß sie erwidert werde; jedoch benimmt ihm Emma alle Hoffnung, da der Vater wünscht, daß sie mit dem reichen Grimmur eine Verbindung eingehe. Die Reibung zwischen beiden jungen Männern wird von Tag zu Tag stärker; trotzdem heuchelt Grimmur stets noch eine freundschaftliche Gesinnung für Eduard, den er einladet, mit ihm den Fortunafels, der zu großartigen Scenerien des Hochgebirgs halsbrecherisch hinanführt, zu besteigen, wobei er ihm leise Andeutungen über das freie, wilde Leben der schönen Sennin gibt. Eduard schämt sich nach Grimmur's beißenden Spöttereien über Furchtsamkeit, die gefährliche Alpenpartie abzulehnen; doch empfängt er glücklicherweise durch eine Magd Emma's kurz vor dem Weggehen heimlich einen Zettel, worauf letztere die Worte geschrieben: „Er führt Böses gegen dich im Schilde, sei auf deiner Hut, geliebter Eduard!" Dieser ist so ehrlich den Zettel Grimmur zu zeigen und zu sagen: „Ich denke besser von Ihnen." In Grimmur's Herzen kocht die Wuth über den Ausdruck: „geliebter Eduard". Sie klettern immer höher, erreichen eine Felswand, von der sich ein prachtvoller Wasserfall tosend in die Wildschlucht stürzt. Grimmur lockt den Fremden bis an den Rand des Abgrundes und hebt in rascher Bewegung seinen Arm. Eduard, eingedenk der Warnung, springt schaudernd zurück; nun stehen sich die zwei Männer feindlich gegenüber. Grimmur spricht: „Hört an, was man sich von meinem Großvater Thorkel Skalden erzählt. Er liebte ein Mädchen, so schön wie Emma, und hatte einen Nebenbuhler, wie ich. Da ging er mit diesem hieher an diese Stelle und sie kamen überein, um die Braut zu kämpfen, bis es dem Sieger gelänge den Gegner in die Schlucht hinabzustürzen. Mein Großvater kam von den Fortunafelsen frisch und stolz herunter, kein Menschenauge hat je den wiedergesehen, der mit ihm hinaufgegangen war." Nach einigen Bedenklichkeiten geht Eduard, um den Schimpf der Feigheit von sich abzuweisen, den seltsamen Kampf ein. Die Männer ringen auf Leben und Tod. Plötzlich erscheint auf einer Felsklippe, wie in den Wolken, Signa, die Sennin, die beiden verstohlen gefolgt, und ruft Grimmur zu, daß sie ein Kind von ihm unter dem Herzen trage. Der Normann steht beschämt und verspricht Signa zu heirathen. Eduard und Emma „kriegen sich". Die ganze Erzählung ist gelungen zu nennen; nur mahnt das Erscheinen der Sennin doch zu stark an einen theatralischen Knalleffect. Das konnte sie ja bereits in der Sennhütte sagen.

Emanuel Raulf. *)

*) Dieses Referat und einige andere, die ihm in nächster Zeit folgen sollen, waren leider die letzten Geistesarbeiten des Verfassers. Emanuel Raulf, mit seinem wirklichen Namen Rudolf Wickerhauser, Bruder des rühmlich bekannten Orientalisten Professors Moritz Wickerhauser in Wien, starb an den Folgen eines Blutsturzes zu Leipzig am 19. December 1858. Unsere Leser kennen ihn aus seinen Kritiken über belletristische Erscheinungen, namentlich über lyrische Poesien und Dialektdichtungen, welche d. Bl. seit einer Reihe von Jahren aus seiner Feder erhielten und veröffentlichten, als einen Schriftsteller, dessen Denk- und Schreibweise nicht ohne eigenthümliches Gepräge war. An selbständigen Publicationen erschienen von ihm eine Gedichtsammlung unter dem Titel: „Granit und Marmor" (Leipzig 1854) und eine Novellensammlung unter dem Titel: „Aus der Mappe eines Kosmopoliten" (Leipzig 1857), worüber man unsere Berichte in Nr. 47 d. Bl. f. 1854 und in Nr. 11 f. 1857 vergleichen möge. Mit ihm ging nicht nur ein Talent, das allerdings seine Besonderheiten hatte, sondern, was in dieser Welt noch mehr bedeuten will, ein ehrenhafter und rechtschaffener Charakter von hinnen. D. Red.

Der General von Winterfeldt.

Hans Karl von Winterfeldt und der Tag von Moys am 7. September 1757. Görlitz, Heinze und Comp. 1857. Gr. 12. 15 Ngr.

Die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an welchem der General Winterfeldt bei Moys gefallen, hat der zahlreich in Preußen blühenden Familie von Winterfeldt Veranlassung gegeben, die Leiche aus der Gruft, wo sie bisjetzt gestanden, mit Genehmigung des Königs nach Berlin schaffen und auf dem Militärkirchhofe, wo so viele Helden berühmten Namens ruhen, bestatten zu lassen. Diese Feier hat auch das vorliegende kleine Schriftchen in das Leben gerufen: es soll dem Helden einen Denkstein setzen und zugleich die von seinen zahlreichen Gegnern auf ihn geworfenen Schattenseiten als unwahr darthun.

Hans Karl von Winterfeldt, am 4. April 1707 auf Vanselow in Vorpommern, dem Gute seines Vaters, geboren, trat 1720 als Junker in das Kürassierregiment Winterfeldt und avancirte 1722 zum Cornet. Bei einer Musterung fiel dem König Friedrich Wilhelm I. sein stattlicher Wuchs und sein angenehmes Aeußere auf, sodaß er als Lieutenant zu dem Grenadiergarde-Bataillon versetzt wurde, wo er, bald zum Adjutanten befördert, sich das größte Vertrauen des Königs erwarb. Im Jahre 1732 erhielt er den Auftrag, mit einigen Unteroffizieren nach Petersburg zu gehen, um dort neue Truppen auf den Wunsch der Kaiserin Anna ausbilden zu helfen; sie versprach dem König dafür 800 große Leute für seine Garde zu schenken. Er fand dort im Hause des Feldmarschalls Münnich, seines Oheims, die liebevollste Aufnahme und verlobte sich mit der Tochter der Gräfin Münnich aus erster Ehe: Julie von Malzahn, Hofdame der Großfürstin Elisabeth. Die Vermählung fand einige Zeit später statt. Nach seiner Rückkehr blieb er zu dem König in demselben Verhältnisse und begleitete 1734 den Kronprinzen, der seinen Umgang gesucht hatte, an den Rhein, um dort unter Eugen von Savoyen den Krieg kennen zu lernen. Beim Regierungsantritte Friedrich's wurde er zum Flügeladjutanten mit Majorsrang ernannt und im December 1740 als Gesandter nach Rußland geschickt, um ein Vertheidigungsbündniß zu Stande zu bringen, was ihm, wenn auch nur momentan, gelang. Von dort zurückgekehrt, erhielt er das Commando eines Grenadierbataillons, mit welchem er 1741 bei der Einnahme von Glogau war und in der Schlacht von Mollwitz zwischen den Schwadronen des ersten Flügels stand, wo er sich durch kaltblütiges Abschlagen der feindlichen Reiterei auszeichnete. Das Gefecht von Rothschloß am 17. Mai, in welchem er eine feindliche Abtheilung überfiel und zersprengte, brachte ihm, noch im Juni, rasche Beförderung zum Oberstlieutenant und Obersten (nach einigen gleich zum Obersten) mit vordatirtem Patent. Bei diesem Gefecht stand Ziethen, obwol schon Oberstlieutenant, unter Winterfeldt's Leitung, von welcher Zeit an ihre Feindschaft beginnt. Der Verfasser sagt freilich, daß Ziethen auf Winterfeldt's Bericht zum Befehlshaber sämmtlicher Husaren ernannt worden sei und schiebt alle Schuld der Feindschaft auf Ziethen; wer aber den Charakter dieses Helden kennt, mag doch nicht recht daran glauben. Im Feldzuge von 1742 brachte er mit einer vom General Derschau befehligten Abtheilung — wiederum dasselbe Verhältniß — die Grafschaft Glatz zur Ruhe, kehrte

dann nach Böhmen zurück und wurde hier mit 300 Husaren und sechs Grenadiercompagnien befehligt, den anrückenden Feind zu recognosciren; er brachte die wichtige Nachricht vom Anmarsch der feindlichen Hauptarmee, der die Schlacht von Czaslau und dadurch den Frieden von Breslau herbeiführte. Während der Kriegspause blieb Winterfeldt, zum Generaladjutanten ernannt, an der Seite des Königs. Beim Ausbruch des zweiten Schlesischen Kriegs hatte er in Sachsen den Durchmarsch zu vermitteln und kam erst nach der Einnahme von Prag wieder zur Armee, wo er anfangs einen Beobachtungsposten bei Thein, dann aber die Deckung des Magazins von Leitmeritz bis zum Rückzuge nach Schlesien übernahm. Während der Winterpostirung blieb er beim Generallieutenant Dumoulin. Als der König im Frühlinge 1745 bei dem drohenden Einfall des Feindes seine Streitkräfte zusammenzog, erhielt Winterfeldt den Auftrag, „wegen seiner ausgezeichneten Thätigkeit" mit dem Corps des Generals Hautcharmoy den Neckereien der feindlichen leichten Truppen in Oberschlesien Einhalt zu thun. Er entledigte sich dieses Auftrags, wie eines zweiten bei Hirschberg und Landshut, glänzend. Das Treffen von Landshut ist ausführlich in unserer Schrift geschildert. Bei Hohenfriedberg war Winterfeldt wiederum bei Dumoulin's Avantgarde. Der Verfasser thut ihm aber doch zu viel Ehre an, wenn er consequent schreibt: „Winterfeldt und Dumbulin"; so war das Verhältniß keineswegs. Der König verlieh Winterfeldt bald nachher die Amtshauptmannschaft von Lapiau mit 500 Thlrn. Einkünften. In Böhmen wurde er während des Sommers zu mehreren Unternehmungen verwendet; er maskirte durch eine Aufstellung bei Reichenau den Marsch des Königs von Königingrätz nach Chlum, deckte einen bedeutenden Wagentransport, der aus Schlesien kam, entsetzte das in Neustadt eingeschlossene Grenadierbataillon Tauentzien und vertrieb den Parteigänger Trenck, der bis Landshut streifte. Deshalb war er nicht bei der Schlacht von Sorr. Nach dem Rückmarsch nach Schlesien leitete er im October noch einen Einfall des Generals Nassau in Mähren, und befehligte dann ein Beobachtungscorps bei Greiffenstein, von wo er dem König wichtige Nachrichten über das Vorrücken der Sachsen in der Lausitz sandte. Bei der Offensive gegen dieselben führte er die Vorhut. Auch hier, bei dem Gefechte von Katholisch-Hennersdorf war Ziethen wieder unter Winterfeldt's Befehl gestellt, worüber er sich beim König beschwerte. Der Brief, den er darauf von Friedrich erhielt, ist bekannt und auch hier abgedruckt; er konnte aber den Grollenden nicht beschwichtigen. Winterfeldt mußte nachher, als der König einen Theil seiner Armee Quartiere beziehen ließ, mit einem Detachement nach Schlesien abrücken, um den feindlichen Streifzügen im Gebirge ein Ende zu machen. Unterdessen erfolgte die Schlacht von Kesselsdorf und der Friede.

Ueber das Leben Winterfeldt's während der elf Friedensjahre sind nur wenige Nachrichten vorhanden. Ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete sich ihm in der Diplomatie. Seiner Gewandtheit gelang es, „durch Bestechung und andere Mittel der List und Verstellung" Abschriften der wichtigen Documente zu erhalten, welche den König von den Planen seiner Gegner in Kenntniß setzten. Im Jahre 1756 empfing Winterfeldt die Beförderung zum Generallieutenant und den Schwarzen Adlerorden, auch wurde er zum Gouverneur von Kolberg und Chef des Infanterieregiments Nr. 1 ernannt. Die Inhaberstelle war zwei Jahre erledigt gewesen und daher eine Summe von 10000 Thalern aufgesammelt, welche aber Winterfeldt an die Offiziere und Mannschaften seines Regiments, die einer Unterstützung bedurften, uneigennützig vertheilte. Als die Zeit zum Handeln gekommen war, berief der König Schwerin, Winterfeldt und Retzow zu einer geheimen Besprechung nach Potsdam, um ihre Meinung zu hören, ob er über den Feind sogleich herfallen oder die Ereignisse abwarten solle. Winterfeldt war für das erstere, wozu auch der König schon längst entschlossen war. Angeblich seiner Gesundheit wegen ging er hierauf nach Karlsbad, in Wahrheit aber in geheimer Mission nach Sachsen und Böhmen, um zu recognosciren und konnte von dort ausführliche Berichte vorlegen. Darauf erfolgte der Einmarsch des Königs in Sachsen. Hier rieth Winterfeldt das Lager bei Pirna sofort zu erstürmen; der König wollte aber noch versuchen, das sächsische Cabinet durch Unterhandlungen zu gewinnen, welche Winterfeldt, wiewol vergebens, führte. Als dann der König gegen das österreichische Entsatzheer nach Böhmen vorrückte, wurde Winterfeldt als sein Vertrauter dem Markgrafen Karl beigeordnet, welcher die engere Einschließung des Lagers bewirken sollte. Auch hier entstanden Mißhelligkeiten, welche noch erhöht wurden, als Winterfeldt eine Anordnung des Markgrafen eigenmächtig änderte und der letztere vom König streng getadelt wurde. Winterfeldt schloß dann im Auftrage Friedrich's nach der Schlacht von Lowositz die Capitulation mit Rutowski ab, rieth aber vergebens, die Sachsen nicht gewaltsam der preußischen Armee einzuverleiben. Während der Winterquartiere stand er mit sieben Bataillonen, einem Dragonerregiment und 500 Husaren bei Landshut, um diese Gegend zu decken und des Feindes Plane und Rüstungen für den nächsten Feldzug durch geheime Forschungen zu ermitteln, worüber er mit dem Könige einen sehr lebhaften Briefwechsel führte.

Bei der Eröffnung des Feldzugs von 1757 führte er eine der fünf Colonnen, in welchen Schwerin's Armee aus Schlesien in Böhmen einrückte, nach der Vereinigung derselben die Avantgarde. Nachdem Schwerin mit der Armee des Königs vor Prag zusammengestoßen war, begleitete ihn Winterfeldt bei der Recognoscirung, welche bekanntlich die abgelassenen, ungangbaren Teiche, die mit Hafer besäet waren, für Saatfluren ansah und dadurch die Truppen in Terrainhindernisse verwickelte, die sie unter dem feindlichen Feuer nur mit dem größten Verlust passiren konnten. Die Schuld ist Winterfeldt allein aufgebürdet worden; der Verfasser sagt: Schwerin's Adjutant habe berichtet, daß der Feldmarschall sie in Begleitung Winterfeldt's unternommen habe. Diesen Bericht vermissen wir aber. Winterfeldt überschritt jene Sümpfe mit den ersten Truppen und rückte trotz des mörderischen Kartätschenfeuers über Sterboholy hinaus, wurde aber hier durch einen Schuß am Halse vom Pferde geworfen. Die Truppen flohen; er eilte, von kurzer Betäubung erholt, ihnen blutend und zu Fuß nach und traf auf Schwerin, der ihm sein Handpferd geben ließ, um ihn zurückbringen und verbinden zu lassen. Er konnte also den schwer erkauften Sieg nicht theilen. Von der Wunde wurde er bald geheilt, trotz des einen Glases Wein, das ihm der Arzt täglich erlaubt, während er aber zu dessen Schrecken eins von riesiger Größe gebraucht hatte. Prag war unterdessen eingeschlossen; der König hoffte mit der Stadt auch den darin eingeschlossenen größern Theil der feindlichen Armee zu gewinnen und Winterfeldt hatte ihm bereits einen Entwurf zur Einverleibung derselben eingereicht, in welchem der bei den Sachsen geschehene Fehler, ganze Regimenter zusammenzulassen, vermieden werden sollte. Daun's Anmarsch und die Schlacht von Kolin vereitelten aber diese Hoffnungen. Winterfeldt war dem Feldmarschall Keith, der das Belagerungscorps befehligte, zur Seite geblieben. In gleichem, wenig beneidenswerthem Verhältniß wurde er nach der Aufhebung der Belagerung dem Prinzen August Wilhelm beigegeben, als dieser den Befehl über die nach der Lausitz sich zurückziehenden Truppen erhielt. Der Prinz hatte ihn immer ungern gesehen und erbat sich vom König noch den General Schmettau als Rathgeber, der mit Winterfeldt in sehr gespanntem Verhältniß stand. So mußten die unangenehmsten Zerwürfnisse folgen. Zum Unglück war der König von der irrigen Annahme beherrscht, daß die Hauptarmee des Feindes ihm folgen und sein Bruder nur geringere Kräfte gegen sich haben werde; es war aber umgekehrt. Winterfeldt hatte dem Prinzen die Stellung von Leipa vorgeschlagen, diese bewährte sich gut. Aber die Operationen des Feindes in Flanke und Rücken bewogen den Prinzen zum Rückmarsche nach Gabel, welcher jedoch, weil dieser Paß schon verloren war, nicht dahin, sondern auf schwierigen Gebirgswegen über Georgenthal nach Zittau angetreten wurde. Winterfeldt hatte die Avantgarde, die ihm bestimmt war, an Schmettau abtreten müssen, der zwar

Ausgabe der Bücher, Karten und Zeitschriften, sowie der Lesesaal, sind an Wochentagen von 9 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags geöffnet. Die Ausgabe der Bücher findet von 10 bis 12 Uhr Vormittags statt. Die Benutzung der Bibliothek ist unentgeltlich. Bücher können nur gegen Empfangschein verabfolgt werden. Die Bibliothek ist verpflichtet, für jedes entliehene Buch, welches nicht binnen 4 Wochen zurückgegeben wird, eine Mahnung zu erlassen. Wird auch diese nicht beachtet, so ist der Bibliothekar berechtigt, das Buch auf Kosten des Entlehners einzufordern. Jeder Entlehner ist für das ihm verabfolgte Buch verantwortlich und hat es gegen Verlust und Beschädigung zu sichern. Er darf es nicht weiter verleihen. Bei Verlust oder Beschädigung ist er zum Ersatz verpflichtet. Bücher, welche nicht ausgeliehen werden, können im Lesesaal benutzt werden. Die Bibliothek ist verpflichtet, jedem Mitgliede des Vereins auf Verlangen Auskunft über den Bestand der Bibliothek zu ertheilen. Jedes Mitglied hat das Recht, Anschaffungen für die Bibliothek in Vorschlag zu bringen. Ueber die Anschaffungen entscheidet der Vorstand.

Die Bibliothek ist verpflichtet, jährlich einen Katalog über ihren Bestand aufzustellen und denselben den Mitgliedern des Vereins zu übergeben.

Die Bibliothek ist verpflichtet, jährlich einen Katalog über ihren Bestand aufzustellen und denselben den Mitgliedern des Vereins zu übergeben.

Jahrgehalt, das, verbunden mit Ersparnissen, seiner bescheidenen Existenz ein genügendes Auskommen zusicherte."

Man ist jetzt in Deutschland nur zu sehr gewohnt, über die Franzosen, die wie jedes Volk ihre Gebrechen und Schattenseiten haben, als Nation sehr abfällig zu urtheilen; dennoch ist es gar keine Frage, daß man in Frankreich in vielen sehr wesentlichen Punkten humaner und liberaler denkt und handelt, als bei uns, daß man dort eher als bei uns zu generösen Entschlüssen schreitet, denen in einzelnen Fällen selbst die sonst bei den Franzosen so stark hervortretenden nationalen Vorurtheile und Einseitigkeiten weichen müssen. Unser Hauptgebrechen ist zunächst der Particularismus und die Kleinstädterei, deren mannichfache üble Folgen wir moralisch zu überwinden suchen müssen, und gerade in dieser Hinsicht werden wir von den Franzosen allerdings manches lernen können.*) Wären wir aus manchen zum Theil nur zu gerechtfertigten Gründen gegenwärtig nicht allzu parteiisch gegen die Franzosen eingenommen, so würden wir z. B. in den Verhandlungen des Montalembert'schen Processes ebenfalls eine großstaatliche Erscheinung erkennen; oder man nenne uns einen andern continentalen Staat, in welchem diese oratorische Prachtentfaltung und zugleich diese Unabhängigkeitsbezeigung vor den höchsten Gerichten des Landes gegenwärtig denkbar wäre! Um übrigens auf das Thema, von dem wir ursprünglich ausgingen, wieder zurückzukommen, wollen wir bemerken, daß die erste Nummer des „Theaterarchiv" unter anderm ein vom Freiherrn von Gall und dem Intendanten Franz Dingelstedt unterzeichnetes Einladungsschreiben an die deutschen dramatischen Dichter und Tonsetzer enthielt, in der Hauptsache darauf hinauslaufend, „den schon mehrfach angeregten Plan eines Vereins unter sich mit bestimmten Satzungen und organischer Gliederung zu endlicher und baldiger Ausführung zu bringen und zu diesem Zweck die bekannten Vorgänge und Beispiele zu empfehlen, wie sie seit Jahr und Tag in Frankreich und England bestehen und sich wirksam erwiesen haben".

Wie schwer hält es doch, die indifferent-egoistische Masse deutscher Autoren zu solchen gemeinsamen Zwecken in Bewegung zu setzen, und doch sollten sie es als eine Ehrensache ansehen und betreiben, auch in diesem Stück es ihren Collegen in England und Frankreich gleichzuthun oder doch einigermaßen nachzukommen, und die deutsche Nation sollte noch mehr als bisher ihnen dabei zur Hand gehen, damit wir auch in dieser Hinsicht vor Europa mit Ehren bestehen können, damit jene Vorwürfe endlich aufhören, die der Franzose Escudier im „Journal de l'Empire" bis zu der schamroth machenden Anklage steigerte: „Das Leben Beethoven's, der bis zum Grabe von Entbehrungen und Leiden, von Noth und von der Intrigue verfolgt wurde, ist eine ewige Schmach für diese deutsche Nation, die kalt wie ihr Himmel ist!" Will man dieser Anklage Escudier's dadurch einen Schein von Begründung geben, daß man, wie dies immer noch von vielen Seiten geschieht, die Begriffe in dieser Hinsicht zu verwirren und die auf Hebung des Loses talentvoller und verdienter Künstler, Schriftsteller, Dichter und Musiker gerichteten Bestrebungen Schritt für Schritt bemäkelt? Noch jüngst mußten wir in einer deutschen Zeitung wieder die oft gehörte Behauptung lesen, daß die Noth das rechte Lebenselement für den Künstler sei, um ihn zu immer höhern Leistungen und Anstrengungen anzuspornen. Nun, als Durchgangsperiode mag auch die Noth für den Künstler und Dichter ihren Werth haben, aber auf die Dauer reibt sie allmälich auch den Begabtesten auf, namentlich im männlichen und höhern Alter und wenn die Sorgen um die Erhaltung einer Familie hinzutreten. Statt aller Redensarten über den befruchtenden Einfluß der Noth auf die poetische und künstlerische Schaffungskraft nenne man uns doch die wirklich großen Werke, welche der Noth ihre Entstehung verdanken; man weise uns nach, ob Aeschylus, Sophokles und Pindar hungerten, als sie ihre unsterblichen Dichtungen schufen? Ob Shakspeare von Gläubigern gedrängt wurde, als er seinen „Lear" oder „Macbeth" schrieb? Ob Ariost am Hungertuche nagte, als er seinen „Rasenden Roland" dichtete? Ob Rafael, Tizian, Rubens unter zehrenden Nahrungssorgen ihre ewigen Meisterwerke schufen? Ob Goethe, als er den „Faust", ob Wieland, als er den „Oberon" dichtete, ob Cornelius, als er die Villa Massimi, die Glyptothek, die Ludwigskirche mit Fresken schmückte, irgend Noth gelitten haben? Die genial hingeworfenen Jugendwerke Schiller's kann ich als Einwürfe, die meine Ansichten irgend zu entkräften vermöchten, nicht gelten lassen. Als er seinen „Carlos" schrieb, war man ihm schon von mehreren Seiten zu Hülfe gekommen, und als er an seinem „Wallenstein" arbeitete, war seine Existenz hinlänglich gesichert, hatte er schon auf drei Jahre die Unterstützung von jährlich 1000 Thalern genossen, die ihm der dänische Minister Graf Schimmelmann ausgewirkt hatte. Es war eine dänische Unterstützung, wie Beethoven eine englische erhielt. Immer wieder müssen wir die treffenden Worte Theodor von Küstner's wiederholen: „Haben einige sagen wollen, daß Armuth und Dürftigkeit bessere Werke der Dichtung hervorbringen, als Wohlstand, so sind dies leere Phantasien und barocke Behauptungen, die wol verdienten, daß sie an dem Urheber derselben, wenn er Talent hätte, erprobt würden." Auch die berühmte Ristori geht von dieser Ansicht aus in einem durch italienische Blätter veröffentlichten Briefe, worin sie, die Schauspieler und Dichter als eine Familie betrachtend (ein Standpunkt, zu dem sich deutsche Schauspieler sehr schwer erheben dürften), das einzige Mittel zur Hebung der nationalen Bühne darin erblickt, daß man die dramatischen Dichter ermuntert, „und zwar nicht blos dadurch, daß man ihren Werken durch die Aufführung Ruhm und Beifall verschafft, sondern auch dadurch, daß man ihre Mühe lohnt, wenn auch nicht würdig, was schwer ist, doch so gut als möglich". Nicht jeder besitzt die heitere sanguinische Natur Mozart's, dem selbst eine bedrängte, obschon doch auch vor dem Gröbsten geschützte Existenz nichts anhaben konnte. Aber auch in Betreff Mozart's bemerkte der brave Haydn in einem an einen hochgestellten Beamten in Prag gerichteten Brief: „Prag soll den theuern Mann festhalten, aber auch ihn belohnen, denn ohne dies ist die Geschichte großer Genien traurig und gibt der Nachwelt wenig Aufmunterung zu fernerm Bestreben, weshalb so viele hoffnungsvolle Geister daniederliegen."

Diese Klage ist freilich sehr alt, in Deutschland wol so alt, als hier überhaupt gedichtet, musicirt und gemalt wird, und wir erinnern hierbei an einen in den Zusammenhang dieser Betrachtung passenden Ausspruch Albrecht Dürer's. Man zeigte ihm einst in einer Stadt ein Gemälde von einem ihm bis dahin unbekannten Künstler, dessen Schönheit ihn mächtig ergriff. Das Lob, das er ihm spendete, verdroß aber eine der Personen, die mit ihm waren, und achselzuckend bemerkte diese, der Schöpfer des Kunstwerks sei im städtischen Spital verdorben und gestorben. Da sagte der wackere Meister: „Das ist für den Künstler keine Schande, aber wohl eine Schande für die Stadt, welche einen so trefflichen Künstler, der ihr einen Namen hätte verschaffen können, so schlecht gelohnt hat!" Schließlich verweisen wir auf Holtei's Vorschläge in der „Allgemeinen Zeitung" in Betreff der dramatischen Autoren, auf Gottschall's Aufsatz „Die Stellung der dramatischen Schriftsteller in Deutschland" in Nr. 4 der in Wien erscheinenden „Recensionen" und besonders auf den von F. Wehl „Ein Wort zu seiner Zeit" in Nr. 3 derselben Blätter. Wehl hebt darin unter anderm hervor, wie die Stellung der französischen Autoren selbst vom Staate aus eine viel gesichertere und geachtetere sei als die der deutschen. **H. M.**

*) Ein neuerer Beweis französischer Generosität ist das von einem pariser Correspondenten des „Morgenblattes" berichtete Factum, daß das „Journal de débats" der nachgelassenen Witwe seines verdienten Mitarbeiters, des geistreichen Schriftstellers Nigault und deren zwei Kindern eine Pension von jährlich 6000 Francs ausgesetzt hat.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Goethe's Leben von J. W. Schaefer. Zweite aufs neue durchgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Mit 2 Bildnissen. Bremen, Schünemann. 1858. 8. 3 Thlr.
2. Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert von Friedrich Paldamus. Zweite Abtheilung: Von Klopstock bis Schiller. Erster Band. Mit 15 Porträts und Facsimiles in Holzschnitt. Leipzig, Teubner. 1858. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Man kann gegenwärtig wol keine Biographie Goethe's besprechen, ohne vor allem ihr Verhältniß zu dem gepriesenen Buche von Lewes zu erwähnen. Was die Stoffsammlung für Goethe's Leben betrifft, so sind dabei zwei Fundgruben besonders zu beachten: die eine sind die Briefwechsel mit Goethe, deren genaue Durchforschung immer neues Material liefert; die andere sind die Zeitschriften, welche, wie zumal die „Blätter für literarische Unterhaltung", das „Bremer Sonntagsblatt" und „Weimarer Sonntagsblatt", das „Deutsche Museum" und das „Frankfurter Museum", die „Minerva" und „Westermann's Illustrirte Monatshefte" Berichtigungen der eigenen Aufzeichnungen Goethe's oder Nachrichten über darin genannte Persönlichkeiten bringen. Nun ist die 2te Auflage des Schaefer'schen Werks 1851 erschienen, lange vor Lewes' Werk. Sicher hat also Schaefer das letztere Buch nicht benutzen können, während es Lewes freistand, die bei Schaefer enthaltenen Hinweisungen auf Stellen in den Briefwechseln zu benutzen. Ein Beweis dafür läßt sich der Natur der Sache nach nicht führen, auch würde die Benutzung solcher Winke dem Engländer durchaus nicht zum Vorwurf gereichen. Wir erwähnen diesen Punkt nur, weil wir nach der gründlichen Arbeit Schaefer's die glänzende Aufnahme des Lewes'schen Werks, als wenn eine Bearbeitung der Biographie Goethe's überhaupt noch nicht existirte, nur aus einem aus einem Rest von Ausländerei erklären können. *) Zu dieser Aufnahme mag die Freude beigetragen haben darüber, daß den Völkern englischer Zunge nicht nur Goethe's Leben, sondern damit zugleich die Geschichte der deutschen Literatur von dem Aufgang Klopstock's bis zum Niedergang der Romantik in einem mit Liebe, Geist und Sachkenntniß gearbeiteten Bilde vorgeführt wurde; aber man sollte nicht vergessen, daß Lewes zunächst englische Leser im Auge gehabt hat und daß sein Verdienst besonders darin beruht, seine Landsleute in das Verständniß Goethe's eingeführt zu haben. Schaefer selbst spricht sich über sein Verhältniß zu Lewes an einer Stelle aus, wo er erwähnt (II, 379), daß viele seiner Ansichten ohne Nennung der Quelle aus seiner ersten Auflage in andere Werke übergegangen sind und von andern als neue Entdeckungen erzählt werden. „Es könnte scheinen, als hätte ich mir (in der zweiten Auflage) Fremdes angeeignet, während ich nur die Worte der ersten Auflage wiederhole. Ich bin es mir schuldig, dies ausdrücklich in Bezug auf Lewes' Leben Goethe's hervorzuheben, damit man nicht übereinstimmende Stellen für Entlehnungen aus seinem Werke halte." Da es hier unsere Aufgabe nicht ist, eine Kritik über Lewes zu schreiben, so verlassen wir diesen Gegenstand, um einige Punkte hervorzuheben, wo dem Verfasser einzelne Berichtigungen entgangen sind. In Bezug auf Behrisch, den Goethe um etwa 10 Jahre zu alt macht, ist der treffliche Aufsatz von Karl Elze in Nr. 2 des „Deutschen Museum" für 1857 zu nennen, der auch sonst Goethe's Angaben vielfach berichtigt. Wenn Schaefer (I, 92) als Goethe's frankfurter Arzt um 1768 Gottfried Wilhelm Müller und in der Anmerkung dazu Dr. Metz nennt, mit dem Zusatz: „andere nennen Metz", so ist dies dahin zu berichtigen, daß hier weder Zweifel noch Meinungsverschiedenheit obwaltet, sondern daß von derselben Seite her, wo aus einer Vermuthung die falsche Angabe, G. W. Müller sei dieser Arzt gewesen, in Lappenberg's „Reliquien der Fräulein von Klettenberg" (Hamburg 1849) überging, diese Angabe auch berichtigt worden ist, nachdem an Lappenberg ein Auszug des Lavater'schen Tagebuchs, seinen Verkehr mit Fräulein von Klettenberg betreffend, von Zürich aus mitgetheilt war, aus welchem hervorgeht, daß Metz dieser Arzt war (vgl. Nr. 272 d. Bl. f. 1850; „Frankfurter Museum", 1856, Nr. 8). Es dünkt uns, daß die Cotta'sche Buchhandlung mit dem Verlagsrecht der Goethe'schen Werke zugleich die Verpflichtung übernommen hätte, endlich eine kritische Ausgabe der Goethe'schen Selbstbiographie zu geben. Es müßte nichts im Text geändert werden, aber in Noten müßten die zahlreichen Irrthümer aufgedeckt werden, welche die neuere Kritik aufgefunden hat. Nur auf diese Weise ist es möglich, daß keine ewige Wiederholung jener Fehler und Versehen stattfinde, denn Goethe's eigene Angaben werden doch immer mehr gelesen, als die Commentatoren und Biographen. Es handelt sich dabei nicht blos um Kleinigkeiten. Goedeke hat erst in Nr. 50 d. Bl. f. 1857 nachgewiesen, wie fehlerhaft z. B. Goethe's Darstellung von Zimmermann's Charakter ist, den er zu einem Unmenschen und Haustyrannen stempelt.

Von kleinen Fehlern sind uns aufgefallen: Sömmering durchweg statt Sömmerring und II, 373 Barthold statt Berthold, im ganzen aber ist das Werk allen Literaturfreunden zu empfehlen. Obgleich die Selbstbiographie Goethe's voraussetzend, läßt der Verfasser den Faden der Erzählung nicht fallen; überall gibt er die Entwickelung des Charakters und nur selten tritt das Urtheil hervor, dann aber die richtige Mitte haltend zwischen unbedingter Verehrung und unbilliger Schärfe; ästhetische Erörterungen nehmen nur geringen Raum ein und kritische Controversen sind in die Anmerkungen verwiesen.

Das Werk von Paldamus ist bereits 1856 begonnen worden, aber zweimalige Wohnungsänderung des Verfassers (er ist gegenwärtig Director der höhern Bürgerschule in Frankfurt a. M.) hat die Vollendung des vorliegenden Bandes vor dem Schluß des Jahres 1858 unmöglich gemacht. Gegenwärtig ist jedoch ein weiteres Heft im Druck und eine eingetretene Theilung der Arbeit wird eine raschere Förderung des Werks hinfort möglich machen. Es ist mit Porträts im Holzschnitt geschmückt und schließt sich in Druck und Format der Cotta'schen Sammlung der deutschen Classiker an. Die zuerst erschienene zweite Abtheilung wird von Klopstock bis zu Schiller's Tode reichen, die erste Abtheilung mit 1456 beginnen, die dritte Abtheilung bis auf unsere Tage sich erstrecken. Der vorliegende Band von 638 Seiten bringt die Biographien von Winckelmann (geb. 1717), Justus Möser (geb. 1720), Klopstock (geb. 1724), Lessing (geb. 1729), M. Denis und Heyne (geb. 1729), S. Geßner (geb. 1730), Wieland (geb. 1733), v. Gerstenberg (geb. 1737), Kretschmann (geb. 1738), Schubart (geb. 1739), M. Claudius (geb. 1740), Boje (geb. 1744), Gotter (geb. 1746), Hölty (geb. 1848), Göckingk (geb. 1748), J. M. Miller (geb. 1750), F. L. v. Stolberg (geb. 1750), J. H. Voß (geb. 1751) und endlich Klinger (geb. 1755) und Blumauer (geb. 1755). Herder und Goethe werden in den nächsten Heften folgen. Je nach der Wichtigkeit wechselt die Länge der Darstellung von 174 Seiten bei Klopstock und 96 Seiten bei Lessing bis herab zu Boje mit 4 Seiten, Klinger 3 Seiten und Blumauer 2 Seiten. Auf gründlicher Forschung ruhend wendet das Werk sich an die Gebildeten und versucht zugleich dem Bedürfniß der Lernenden zu genügen. Demgemäß sind neben der Darstellung der äußern Lebensverhältnisse und der innern Geistesentwickelung der Schriftsteller, auf welcher allerdings der Hauptaccent ruht, ästhetische Würdigungen wichtiger Werke, zu deren Erläuterungen einzelne Stellen mitgetheilt werden, durchaus nicht ausgeschlossen. Der moralische und nationale Standpunkt ist überall festgehalten und so wird bei weiterm Voranschreiten eine große Verbreitung dem populären Werke hoffentlich nicht fehlen. 25.

---

*) Dieser Ansicht unsers Referenten können wir allerdings nicht ganz beikommen und verweisen in dieser Beziehung auf unsere mehrfachen Besprechungen über das Werk von Lewes. D. Red.

Notizen.

Ein realistischer Roman des vorigen Jahrhunderts.

Man glaube nicht, daß der realistische Roman eine Erfindung unserer Zeit sei; es sind auch vordem schon realistische Romane geschrieben worden, selbst ganz abgesehen von Engel's „Lorenz Stark" und allen Nachahmungen dieses Romans, in denen die bürgerliche Moral ohne Tugend und ohne Sünde, die praktische Weltklugheit, das Nichtzuviel und Nichtzuwenig der Sittlichkeit, die „Philosophie für die Welt" an lehrreichen Exempeln nachgewiesen wurde. Studien zu einem bestimmten literarischen Zweck haben mich zur Lectüre einer ganzen Anzahl solcher Romane geführt. Dazu gehört „Franz Wolfstein oder Begebenheiten eines dummen Teufels", 1799 in Leipzig erschienen und verfaßt von dem Romanfabrikanten Friedrich Christian Laukhard, der auch „Annalen der Universität Schilda", einen „Karl Magnus", seine Autobiographie u. s. w. schrieb und seinerzeit ein zahlreiches Publikum hatte. In dem Vorwort zu seinem „Franz Wolfstein" sagt Laukhard: „Alles, was man in diesem Buche antrifft, trägt sich täglich und trug sich schon tausendmal in der wirklichen Welt zu. Ja, ich habe mich sorgfältig gehütet, Charaktere aufzustellen, die in eine andere Welt gehören als die unserige ist; denn welchen Nutzen, oder auch welches Vergnügen und welchen vernünftigen Zeitvertreib kann ein Buch gewähren, welches von Wesen handelt, die sich bei uns in der Welt nicht finden! Ein übertriebener moralischer Charakter ist eben nicht mehr werth, als ein Geist und eine Hexe aus den Romanen des Herrn Spieß oder ein Genius aus der „Tausendundeinen Nacht". Freilich, wenn man unter realistischen Romanen nicht im allgemeinen jene Gattung von Romanen, welche Begebenheiten und Charaktere aus der realen Welt und der Gegenwart behandeln, sondern nur solche verstehen wollte, welche es speciell mit der Erwerbsfrage und dem Mercantilismus zu thun haben, dann würde Laukhard's Roman nicht in diese Kategorie gehören, vielmehr in die Klasse der Sittenromane. Laukhard will in seinem Roman an den Schicksalen Franz Wolfstein's, des „dummen Teufels", nachweisen, „daß die Tugend für sich allein, ohne Weltklugheit, sehr oft in weltliches Unglück stürzt, wie die leidige Erfahrung alle Tage lehrt". Er fährt fort: „Wer in der heutigen Welt — und so war es zu allen Zeiten — glücklich werden will, der muß allerlei Mittel aufbieten, die freilich die reine Moral nicht vorschreibt, selten billigt, und oft gänzlich verdammt wie ich. Würde Herr Wurmius so reich sein, solche Zulage haben und in solchem Ansehen stehen, wenn er nicht einem Oberbonzen geheuchelt hätte? Und dessenungeachtet ist Herr Wurmius ein großer Vertheidiger des Kantischen Moralprincips." Laukhard hält sich für die Aufgabe, die er sich mit diesem Roman gestellt, um so mehr berufen, da, wie er ganz offen gesteht, er selbst eine Zeit lang „den Weg des Lasters und des Leichtsinns" betreten. Die Darstellung ist nun freilich abschreckend roh und cynisch; der Verfasser nennt auch das Scheußlichste bei seinem Namen und scheut, immer im Interesse der Moral, vor keiner Nudität zurück; aber doch haben seine Schilderungen aus dem damaligen Studententreiben, dem Garnisonsleben und dem Leben der vornehmen Welt einen gewissen sittengeschichtlichen Werth und sicherlich hat es dem Verfasser, der ein abenteuerliches Leben geführt, nicht an den mannichfaltigsten Erfahrungen gefehlt. Die Sittlichkeit muß damals, nach Laukhard's Mittheilungen zu schließen, in den höhern Ständen furchtbar unterwühlt gewesen sein, während sich diese Verderbniß jetzt aus den höhern Ständen vielleicht mehr in die untern gesenkt hat; jede verheirathete Dame durfte oder mußte, um als Dame von Welt zu gelten, noch einen Galan oder mehrere, oder ein sogenanntes „Engagement", ein echter Cavalier neben einer petite maitresse noch eine grande maitresse und außerdem einen maitre de plaisir haben, der ihm solche Verhältnisse zumittelte. Die Conversation war so ungenirt als möglich und ging sehr bald aus der Sphäre feiner französischen Zweideutigkeiten in ein sehr unzweideutiges Deutsch über. Etwas von dieser „Zotologie", um uns eines Laukhard'schen Ausdrucks zu bedienen, hat sich wol noch auf unsern Universitäten erhalten, obschon sich doch wol auf den meisten Hochschulen der Studentenjargon gegen damals veredelt haben mag. Bei Laukhard äußert z. B. der Student und Renommist Kerchnig: „Neulich hat er (Wolfstein) Maulschellen gekriegt ob seiner Klaseweisheit, daß er blutete wie ein abgestochenes Schwein. Das Büblein kommt allen Leuten dumm, aber, Gott soll mich wichsen! käm' er mir dumm, ich kuranzte ihn mit der Hetzpeitsche, daß er den Priester begehren sollte!" Der Verfasser sagt hierüber ganz treffend: „Die Soldaten haben ebenso ihre eigene Soldatensprache, wie die Studenten ihre Burschensprache. Das Verhunzen der gemeinen Sprache scheint allen verhunzten Menschen ein seltenes Verdienst zu sein. Sie applaudiren jedem, der so ein neues Kraftwort oder einen neuen Kraftausdruck zu Markte bringt." Leider ließ es der Verfasser selbst an solchen Kraftausdrücken nicht fehlen, so sehr siegt böse Angewöhnung und böses Beispiel selbst über bessere Einsicht!

Die „Revue germanique".

Die von Ch. Dollfus und A. Neffter herausgegebene „Revue germanique" hat ihr Prüfungsjahr überstanden, indem, wie wir lesen, das erste Heft für 1859 bereits erschienen ist. Dieses liegt uns noch nicht vor, aber wohl das Decemberheft für 1858, dessen Inhalt von mannichfaltigem Interesse ist. Es enthält unter anderm einen von höchst gründlicher Bekanntschaft mit den Arbeiten deutscher Theologen zeugenden Artikel von Michel Nicolas: „La théologie des apôtres", einen andern mit der Ueberschrift „Les legendes suisses du canton d'Argovie", von J. Hunziker, dem die von Rochholz gesammelten „Schweizersagen aus dem Aargau" zum Grunde gelegt sind, den Anfang einer Uebersetzung von Berthold Auerbach's „Spinoza", den Beschluß einer biographischen Abhandlung über Jean Paul von der Baronin Aloise von Carlowitz, ferner einen Artikel „Les jeunes poètes autrichiens" von Ch. Dollfus, in welchem Moritz Hartmann, Karl Beck und Alfred Meißner besprochen werden. Hartmann hat sich besonderer Auszeichnung zu erfreuen; aus seinen „Zeitlosen" werden mehrere Stellen übersetzt, und es wird ihm namentlich eine „souplesse savante", die zu gleicher Zeit „naturelle" sei, und eine in Deutschland nicht gewöhnliche Klarheit der Form nachgerühmt, ja eine Grazie, die an Correggio erinnere, was freilich manchem als ein etwas überschwengliches Lob erscheinen dürfte. Karl Beck, der im Gerassel gepanzerter Lieder einen so stürmischen Anlauf nahm, jetzt aber fast nichts mehr von sich hören läßt, und Alfred Meißner scheinen Hartmann nur beigesellt zu sein, um ihm zur Folie zu dienen; namentlich wird Meißner recht dem, was über ihn gesagt wird, schwerlich sehr erbaut sein. Als lyrischer Dichter, heißt es über ihn, sei er im Grunde nur ein „versificateur éminent", als Prosaist werde er vermuthlich immer nur „le premier des rhéteurs" sein, und als dramatischer Autor zähle er gar nicht mit. Gelegentlich polemisirt Dollfus auch gegen die „critique a priori" wie sie in Deutschland geübt werde, gegen die theoretisirende Aesthetik, deren Resultat doch immer nur darauf hinauskomme, daß die Poesie eben die Poesie, die Kunst die Kunst und das Schöne das Schöne sei. Auf die Lectüre eines Artikels „La première femme de Rembrandt" verweisen wir namentlich den „savant redacteur du catalogue de Dresde", Julius Hübner, der darin einige interessante Angaben über Rembrandt's berühmtes Bild (Nr. 1159 des Katalogs) finden wird. Hierauf folgt eine Anzahl Proben aus einer „Anthologie allemande", einer Sammlung schlagender oder geistreicher Gedanken aus den Werken deutscher Schriftverfasser, welche Eugène Seinguerlet demnächst in einem kleinen Bande herauszugeben gedenkt. Unter den hier mitgetheilten Proben nehmen sich die von Lichtenberg und Börne besonders gut im französischen Gewande aus. Seinguerlet hat übrigens, wie es uns scheint, mit dieser Anthologie einen sehr guten Einfall gehabt; denn die Schriften der bessern deutschen Autoren,

Pfarrer in der Diözese Lübeck, † 1880. — Schriften: Die Lehre von der Kirche nach dem Bekenntnisse der lutherischen Kirche, 1. Bd. 1. Abth. Leipzig 1868. — Die Lehre von der Kirche nach dem Bekenntnisse der lutherischen Kirche, 1. Bd. 2. Abth. Leipzig 1870. — Die Lehre von der Kirche nach dem Bekenntnisse der lutherischen Kirche, 2. Bd. Leipzig 1872. — Die Lehre von der Kirche nach dem Bekenntnisse der lutherischen Kirche, 3. Bd. Leipzig 1877. — Die Lehre von der Kirche nach dem Bekenntnisse der lutherischen Kirche, 4. Bd. Leipzig 1880. — Die Lehre von der Kirche nach dem Bekenntnisse der lutherischen Kirche, 5. Bd. Leipzig 1880. — Die Lehre von der Kirche nach dem Bekenntnisse der lutherischen Kirche, 6. Bd. Leipzig 1880. — Die Lehre von der Kirche nach dem Bekenntnisse der lutherischen Kirche,

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von **F. Pecht** und **A. von Ramberg.**

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rosdorf, Schultheiss, Sichling u. a.

Mit erläuterndem Texte von **F. Pecht.**

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. In 10 Lieferungen.

4. Erste bis vierte Lieferung. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die vierte Lieferung dieses Prachtwerks erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der «Schiller-Galerie» zu erleichtern wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis vierte Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Hedwig, Geßler, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Miller; Maria Stuart, Wilhelm Tell, Ferdinand, Gräfin Terzky, Arnold von Melchthal; Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Doria, Cheskа, Burleigh, Gustel von Blasewitz, Tell's Knabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des fünfundzwanzigsten Heftes (Bogen 1—5 des dritten Bandes):

Die Culturgeschichte und die culturgeschichtliche Literatur Deutschlands in der neuesten Zeit. — **Ary Scheffer.** — **Statistik und Statistiker in Belgien.** (Wagemann, Mone, Smits, Keverberg, Quetelet, Heuschling, Ducpétiaux, Visschers.) — **Toulon als Kriegshafen.** — Kleinere Mittheilungen: Chmel (Joseph). — Ghika (Helena, Fürstin). — Keromilos (Andreas). — Lyons (Edmund, Lord). — Osann (Friedrich Gottlilf). — Schoppe (Amalie, eigentlich Emma Sophie). — Torlonia (Don Giovanni).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten u. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen, sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden. Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Band an 6 Ngr.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an und sind daselbst die bisher erschienenen Hefte, sowie der erste und zweite Band nebst einem ausführlichen Prospect zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Central-Anzeiger

für

Freunde der Literatur.

Zweiter Jahrgang.

Der „Central-Anzeiger" hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens eine geachtete Stellung unter den Organen der Literatur zu erwerben gewußt. Treu seinem Programm, wird das Blatt auch fernerhin fortfahren, eine unparteiische und möglichst vollständige Uebersicht über die neuen Erscheinungen der deutschen Literatur zu geben und dadurch den Leser im steten Zusammenhange mit der mächtig fortschreitenden Literaturentwickelung halten.

Der „Central-Anzeiger" erscheint am 15. und 30. jeden Monats und ist für den **Pränumerationspreis von nur 5 Ngr. für das Quartal** durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

☞ Die soeben erschienene erste Nummer des zweiten Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Nro. 1. 1. Januar 1838.

Inhalt: Ueber Wesen und Bedeutung der Poesie. Von Wolfgang Menzel. — Ueber Wesen und Bedeutung der Poesie. Von Wolfgang Menzel. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeigen.

Ueber Wesen und Bedeutung der Poesie.

Von Wolfgang Menzel.

Die Poesie ist eine Sprache, welche sich der Mensch bildet, um seine innersten Gefühle und Ahnungen auszudrücken. Sie ist eine Sprache, weil sie sich der Worte bedient, und weil sie, wie jede Sprache, Gesetze hat, nach welchen sie sich richtet. Sie ist eine Sprache, welche sich der Mensch bildet, weil sie nicht, wie die Sprache des Verstandes, durch Uebereinkunft entstanden ist, sondern durch den Trieb, sich auszudrücken, hervorgerufen wurde. Sie ist eine Sprache, welche sich der Mensch bildet, um seine innersten Gefühle und Ahnungen auszudrücken, weil sie nicht, wie die Sprache des Verstandes, Begriffe, sondern Gefühle und Ahnungen ausdrückt.

Die Poesie ist eine Sprache, welche sich der Mensch bildet, um seine innersten Gefühle und Ahnungen auszudrücken. Sie ist eine Sprache, weil sie sich der Worte bedient, und weil sie, wie jede Sprache, Gesetze hat, nach welchen sie sich richtet. Sie ist eine Sprache, welche sich der Mensch bildet, weil sie nicht, wie die Sprache des Verstandes, durch Uebereinkunft entstanden ist, sondern durch den Trieb, sich auszudrücken, hervorgerufen wurde. Sie ist eine Sprache, welche sich der Mensch bildet, um seine innersten Gefühle und Ahnungen auszudrücken, weil sie nicht, wie die Sprache des Verstandes, Begriffe, sondern Gefühle und Ahnungen ausdrückt.

Die Poesie ist eine Sprache, welche sich der Mensch bildet, um seine innersten Gefühle und Ahnungen auszudrücken. Sie ist eine Sprache, weil sie sich der Worte bedient, und weil sie, wie jede Sprache, Gesetze hat, nach welchen sie sich richtet. Sie ist eine Sprache, welche sich der Mensch bildet, weil sie nicht, wie die Sprache des Verstandes, durch Uebereinkunft entstanden ist, sondern durch den Trieb, sich auszudrücken, hervorgerufen wurde. Sie ist eine Sprache, welche sich der Mensch bildet, um seine innersten Gefühle und Ahnungen auszudrücken, weil sie nicht, wie die Sprache des Verstandes, Begriffe, sondern Gefühle und Ahnungen ausdrückt.

nend, die Yediná oder Búdduma und Kuri, welche den Ueberrest einer großen, von den Kanori fast ganz vertilgten Nation bilden, in ihrer eigenthümlichen nationalen Unabhängigkeit fristen. Doch gestatten die von ihm hinterlassenen Materialien kaum mehr von dieser Reise zu sagen, als Petermann bereits aus ihnen zusammengestellt hat. Dieselbe Flüchtigkeit, womit er seine Notizen hinwarf, trägt auch die Schuld, daß die gemeinsame Reise nach Kanem nicht ganz die wissenschaftliche Ausbeute gewährt, welche man davon hätte erwarten können, wenn die von Overweg, welcher sich damals in vortrefflicher Gesundheit befand, nach und nach gesammelten Nachrichten und gewonnenen Anschauungen zu denen seines damals von Krankheit körperlich und geistig niedergedrückten Begleiters hinzugekommen wären.

Zwei Tage nach Overweg's Rückkehr ließ der Vezier, welcher den Plan der beiden Reisenden, die östlichen Ufer des Tsad zu erforschen, anfänglich für unausführbar erklärt hatte, denselben melden, daß ihnen infolge einiger von den jetzt in seinem Solde stehenden Ulad Sliman auf ihrem letzten Raubzuge erlangten Vortheile nunmehr der Weg in jene Gegenden offen stehe. Die Reisenden kannten zwar den Charakter dieser Leute, welche zu den zügellosesten Räubern in der Welt gehören; da es aber der ausdrückliche Wunsch der britischen Regierung war, daß sie die Länder östlich am See erkunden sollten, und da das dortige Gebiet vom friedlichen Verkehr gänzlich ausgeschlossen und vom Bornuhofe selbst so gut wie aufgegeben war, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihre friedlichen Bestrebungen mit den weniger heilsamen dieser Horde zu vereinigen. Auch waren die Ulad Sliman für derlei Verbindungen bereits einigermaßen vorbereitet, da sie, während sie noch ihre grasreichen Wohnsitze an der großen Syrte innehatten, mit den Engländern in öftere freundschaftliche Berührung gekommen waren. Uebrigens blieb den Reisenden um so weniger eine Wahl, als jene östlichen Gaue mehr oder weniger von dem damals mit Bornu Krieg führenden und für Fremde völlig unzugänglichen Wadai abhängig waren und zur Wiedergewinnung derselben lediglich die Ueberbleibsel des jetzt heimatlosen Stammes der Ulad Sliman verwendet wurden.

Barth brach am 11. September auf und reiste in langsamen Tagemärschen in fortwährend ziemlich gleicher Entfernung vom Westufer des Sees nördlich durch die Weidegründe der Bezirke Dauerghú und Ngurútua und sodann durch eine ausgedehnte Waldregion mit zahlreichen Lachen schmutzigen Wassers und großen Rinderheerden und durch den District Kalilúa bis nach der Stadt Yo an dem bei Bosso, einer beträchtlichen Kanembu-Ortschaft, mündenden Komádugu (Waube), wo Overweg mit der etwa 45 Mann starken Escorte zu ihm stieß. Der Charakter der Freibeuter, mit denen sie sich hatten in Verbindung setzen müssen, verleugnete sich keinen Augenblick; sie übten schon in Freundeslande die rücksichtslosesten Erpressungen aus und beraubten unterwegs die harmlosesten Reisenden, während ihre ungezügelte Roheit und Wildheit alle Vorstellungen von seiten der beiden Reisenden nicht allein nutzlos, sondern auch gefährlich erscheinen ließ. Nach dem Uebergange über den Fluß war nur noch Schutz von den eigenen Waffen zu erwarten, obgleich die Herrschaft Scheich Omar's von Bornu sich dem Namen nach bis Berdi im Norden des Sees und selbst bis jenseit dieses Ortes erstreckt. Der Zug durchschritt zunächst eine kahle Landstrecke mit einzelnen Talhabäumen, bis er kurz vor der Stadt Barrua angebautes Land und hinter derselben nach Uebersteigung einer bis über den Nordweststrand des Sees sich in kurzer Entfernung davon hinziehenden Reihe von Sandhügeln das Ufer des Tsad selbst erreichte, dem entlang der Weg bald über Wald- bald über Weideland mit zahlreichen Elefanten und Siwakbüschen (Capparis sodata), aus deren verbrannten Wurzeln von den Búdduma Asche gewonnen wird, nach dem Nordwestende des Sees und von da in nordöstlicher Richtung über Ngegimi nach dem großen Dorfe Beri führte, welches so ziemlich den nördlichsten Punkt des Sees einnimmt. Bis zum 15. Breitengrade fortwährend dieselbe Richtung einhaltend, gelangten die Reisenden in ein schönes, hügeliges Land mit reichem Graswuchs, das weiterhin von tiefen dichtbewaldeten Einsenkungen durchschnitten ward, welcher landschaftliche Zug um so entschiedener hervortrat, je weiter sie in Kanem eindrangen. Kurz nachdem sie die nördliche Richtung (längs des 15. Breitengrades) eingeschlagen hatten, stießen sie auf das Lager der Ulad Sliman, von deren Häuptling Rhet sie feierlich empfangen wurden. Allein die schon vorher geringen Aussichten, das Ostufer des Tsad zu erforschen, wurden noch geringer, als ein beträchtlicher Theil des Stammes nach Kukana aufbrach. Der Ueberrest drang nach Zurücklassung des schweren Gepäcks weiter nach Osten vor, um entweder Mao, den Sitz des eben entflohenen Statthalters von Wadai, zu plündern oder sich der großen Kameelheerden in den berühmten Gründen von Bäteli am Nordlaufe des Bahha el Ghasál, zwei Tagereisen jenseit Egē, zu bemächtigen. Die Landschaft behielt überall in Kanem denselben Charakter: eine sandige Ebene mit Bäumen mittlerer Größe, fast durchgehends Mimosen, geschmückt und in günstigen Jahreszeiten zum Anbau von Sorghum wohlgeeignet, hier und da durch tiefe Einsenkungen unterbrochen, die meist hinreichend mit Wasser versehen sind, um schöne Pflanzungen oder Weizenfelder hervorzubringen und zur Blütezeit des Landes die Anziehungspunkte größerer und kleinerer städtischer Niederlassungen bildeten, jetzt aber mit üppigem Waldwuchse bedeckt sind und zahlreichen wilden Thieren Zuflucht gewähren. Hier und da liegen kleine Dörfer eingeborener Kanembu. Ein solches der Zugabu Kobber besuchten Barth und Overweg und fanden bei den freundlichen, aber von den Arabern verachteten und mishandelten Bewohnern die gastlichste Aufnahme. Unter dem 15° östl. L. (von Greenwich) schlug man, die Landschaft Schitati verlassend, eine südöstliche Richtung ein, bis man Schiri, den District der Worbda erreichte, wo die Bande, welche den Eingeborenen eine Viehheerde geraubt hatte, von diesen wiederholt angegriffen wurde. Bei einem dieser Angriffe wäre Barth, der in einem lethargischen Zu-

lande zu lange in seinem Zelte geblieben war, den letztern beinahe in die Hände gefallen. Obgleich nun die Bertha mit ziemlichem Verlust zurückgeschlagen wurden, so bewog doch das Gerücht von der Annäherung eines Trupps Wadaireiter die Ulad Sliman zum Rückzuge in einer nordwestlichen, dem See näher gelegenen Richtung. Hiermit war jede Aussicht zum weitern Vordringen nach dem Südoststrande des Tsad abgeschnitten, zumal da zu gleicher Zeit von Norden her die Nachricht von einem beabsichtigten Einfall der Tuarez, der gefährlichsten Feinde, welche bereits die frühere Macht der Ulad Sliman vollständig gebrochen hatten, im Lager eintraf. Bis auf geringe Abweichungen den frühern Weg längs des Sees verfolgend, langten die Reisenden am 14. November wieder in Kukawa an.

Hier verweilten sie nicht länger als zehn Tage, welche sie damit verbrachten, sich mit ihren äußerst spärlichen Mitteln auf ziemlich ärmliche Weise zu einem neuen Zuge gen Süden auszurüsten. Scheich und Vezier waren bereits mit dem Kern des Heeres zu einer Expedition aufgebrochen, von der es anfangs hieß, daß sie gegen das Bergland Mandera im Südwesten gerichtet sei, bei der es aber lediglich auf eine der gewöhnlichen Sklavenrhasias gegen die heidnischen Bewohner des Südens abgesehen war. Die Gegend am Südweststrande des Sees bis zu 12° nördl. Br. bildet eine weite Ebene mit spärlichem Baumwuchs, aber bedeutendem Hirse- und Baumwollenbau, welche in zahlreichen Ortschaften verschiedener Größe von den Kanori bewohnt wird. Im südlichsten Theil derselben liegt an dem hier 300 Fuß breiten, der Südspitze des Tsad zuströmenden Mäler (vielleicht der weiterhin Jmbulu genannte Fluß?) die große Stadt Dikóa mit 25000 hauptsächlich mit Baumwollenweberei beschäftigten Einwohnern, um deren Mauern sich jetzt 20000 Mann Kriegsvolk mit 10000 Pferden und wenigstens ebenso vielen Kastrirten lagerten, obgleich die Truppen der Schua, d. h. der Nachkommen der vor mehreren Jahrhunderten in diese Gegenden eingewanderten Araber, in deren Districte man nunmehr gelangte, sich erst jetzt allmählich anschlossen. Dichte Wälder wechselten hier mit angebauten Landstrichen, wo neben dem Durra auch schon der wilde Reis vorkommt, von dem freilich die Elefanten den viehzüchtenden Einwohnern nur die Nachlese gestatten, und zuerst jene stagnirenden Wasserarme erscheinen, welche die Aequatorialländer Afrikas auf höchst überraschende Weise charakterisiren. Man muß dabei unterscheiden zwischen solchen Gewässern, die mit größern Flüssen in unmittelbarer Verbindung stehen und sich oft parallel mit diesen hinziehen, und den sogenannten Ngáljam, die ganz unabhängig ein kleines Wassersystem für sich bilden und sich oft in schnurgerader oder regelmäßig schön geschweifter Linie, künstlichen Kanälen gleich, dahinziehen. In Diggera, eine Tagereise von der Hauptstadt Mandaras, wurde der Plan gegen dieses Land definitiv aufgegeben; der Scheich kehrte nach Kukawa zurück und der Vezier unternahm mit dem größten Theil des Heeres eine Rhasia weiter südlich gegen Mußgu. In den Grenzdistrict des bornuer Gebiets, Wolódje, eine schöne und fruchtbare, von Kanori und Schua in zahlreichen Dörfern bewohnte Landschaft, schließt sich eine wol zehn deutsche Meilen lange Wildniß, hauptsächlich bedeckt von dichtem Wald mit großen Elefanten- und Giraffenheerden, hier und da mit Teichen, Reisfeldern und Wiesenflächen, die von den wandernden Fulbe mit ihren Rindern besucht werden. Der ganze Boden dieser Gegend war ein ununterbrochenes Netz von Elefantenlöchern, die den Marsch sehr erschwerten. Aber auch sonst verlor man nutzlos so viel Zeit, daß die Mußgustämme hinlänglich auf einen Angriff gefaßt und vor einem plötzlichen Ueberfall auf der Hut sein konnten. In der That hatte sich auch die wehrhafte Bevölkerung größtentheils zu retten gewußt; was von erwachsenen Männern erreicht werden konnte, das wurde niedergemacht oder grausam verstümmelt, da es nur auf die allein zu Sklaven geeigneten Weiber und Kinder abgesehen war. Solchergestalt verwüstend, plündernd, sengend, raubend und mordend zog das Heer durch die schönen, vortrefflich angebauten und zahlreich bevölkerten Districte Barea und Wulia, wo anmuthige Höhenzüge mit Sumpfboden, dichte Waldungen mit großen, von üppigem Gras überwachsenen Ngaldjams abwechselten, welche das Vordringen des Heeres nicht wenig erschwerten. Die feigen Kanori aber verspürten, trotz der dringenden Aufforderungen der Fulbe aus den östlichen Theilen von Adamaua, der westlichen Nachbarn und Feinde der heidnischen Mußgu und Tuburi oder Tufurl, keine Lust weiter südlich in das Land der letztern vorzudringen, von denen sie Widerstand zu erwarten hatten, während die verjagten Kerdi sich im Rücken zu sammeln Miene machten. Sie schlugen daher ihr letztes Lager bei dem Dorfe Demmo am Nordrande des großen Ngaldjam von Wulia auf, wo sie acht Tage verweilten und während dieser Zeit nur zwei Streifzüge, den einen in nordöstlicher, den andern in südöstlicher Richtung durch breite unwegsame Wiesenwässer und eine breite Waldregion, nach dem westlichen Hauptzufluß des Schari entsandten, dem weiter nördlich Arre genannten Serbewel, welcher an dem südlichen Punkte unweit des 10. Breitengrades durch mehrere Inseln in zwei 600 und 400 Fuß breite, theilweise unüberschreitbare Arme gespalten, an dem nördlichern 1200 Fuß breit war und für die geflohenen Landeseinwohner eine sichere Schutzwehr bildete. Der Verfasser hält es nicht für unwahrscheinlich, daß das große breite Ngaldjam von Demmo mittels des jetzt mit flachen Kähnen bis Daua im Tuburigebiete zu befahrenden Mayo Kebbi eine Verbindung zwischen dem Niger und Serbewel, also auch dem Tsad bilde; wäre dies aber auch nicht der Fall, so, meint er, betrage die Wasserscheide doch höchstens fünf deutsche Meilen ganz flachen Landes, da das Niveau des Tsad ganz dasselbe zu sein scheine wie das des obern Benue an der Einmündung des Mayo Kebbi, und er ist davon überzeugt, daß in 50 Jahren europäische Fahrzeuge vom Busen von Biafra aus regelmäßigen alljährlichen Verkehr mit dem großen Becken des Tsad unterhalten und dadurch eine Grundumwälzung aller dortigen Verhältnisse herbeiführen werden. Der große Fischreichthum dieser

wohlbewässerten Niederungen, deren Beschaffenheit zu den früherhin gäng und gebe gewesenen Ansichten in schnurgeradem Gegensatze steht, muß den unglücklichen Bewohnern die durch solche Raubzüge verursachte Hungersnoth, welche ohnehin noch Opfer genug fordert, theilweise ertragen helfen. Am 7. Januar trat das mit seiner wenn auch verhältnißmäßig nicht gar zu großen Beute belastete Heer den Rückzug an und schlug dabei im ganzen eine mehr östliche Richtung ein. Nachdem man der auch in Wadai und Darfor geltenden Sitte gemäß die Beute noch vor dem Austritt aus dem feindlichen Lande getheilt hatte, zog man abermals durch die oben geschilderte Grenzwildniß und berührte bei Wasa das Gebiet von Lógone, dessen Bewohner nebst den Kótoko, den Mandara und Gomerghu, den Betta und den Mußgu den großen Völkerstamm der Massa bilden, am engsten aber mit den letztern verwandt sind, von denen sie sich mehr in politischer Hinsicht durch ihre größere Civilisation als durch eine Verschiedenheit der Nationalität absondern. Uebrigens ist der ganze Stamm der Massa-Mußgu in lauter feindlich einander gegenüberstehende Gemeinden zersplittert, die ebenso viel verschiedene Dialekte reden. Der Rest des Heeres lenkte bald darauf wieder in die frühere Richtung ein und hielt am 1. Februar 1852 seinen Einzug in die Hauptstadt.

Wir haben uns bisher auf eine knappe Schilderung der landschaftlichen Züge beschränken müssen, ohne den vom Verfasser auf seinen Zügen nach Kanem und Mußgu trotz seiner fortdauernden Kränklichkeit rastlos angestellten Beobachtungen auf den speciellern Gebieten des Naturlebens sowie seinen anziehenden Sittenschilderungen und seinen mannichfaltigen Bemerkungen über Verfassung, Religion, Charakter, Sprache und Geschichte der von ihm besuchten Volksstämme unsere Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Ebenso wenig vermögen wir ein Bild von dem durch ihn in so lebhaften Farben geschilderten Heer- und Campagneleben zu geben, obwol uns dasselbe einigermaßen für den Mangel an noch tiefer gehenden allseitigern Forschungen zu entschädigen bestimmt ist, welche der Verfasser angestellt haben würde, wenn es ihm verstattet gewesen wäre, jene Länder als friedlicher Reisender zu besuchen. Da der beschränkte Raum uns nun einmal eine gewisse Einseitigkeit der Darstellung aufnöthigt, so wollen wir bei unserm Bericht über die Reise Barth's nach Baghirmi unser Augenmerk vorzugsweise auf die Resultate seiner ethnologischen und historischen Untersuchungen richten.

Schon am 4. Februar brach Barth, diesmal allein und als friedlicher Reisender, mit geringen Mitteln versehen, abermals von Kukawa auf, während Overweg einen Ausflug längs des westlichen Seeufers zu machen beabsichtigte. Die Reise ging zunächst das Südufer des Tsad entlang in die Provinz Kotoko, welche von dem nicht unbeträchtlichen Komadugu Lebo durchströmt wird. Das von Schua bewohnte, früher blühende, jetzt aber ziemlich verödete Land war mit Ruinen ehemaliger Städte war früher der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Bornu und Baghirmi. Bei Afade, einer Stadt mit 8000 Einwohnern, wandte sich der Reisende mehr südöstlich und durchschnitt den 12. Breitengrad, nachdem er vorher bei der 7000 Einwohner zählenden Stadt Kala das Gebiet von Lógone betreten hatte. Am 13. März erreichte er Karnak Lógone oder Logón Birni, die Hauptstadt dieses Bornu tributpflichtigen Staats, wo er vom Sultan Yussuf und dessen Beamten äußerst gastfreundschaftlich aufgenommen wurde. Diese Stadt mit einer Bevölkerung von 15000 Seelen liegt am Lágame Lógone, dem westlichen kleinern Arme des Schari, den wir bereits oben kennen gelernt haben und der hier gegen 600 Schritt breit ist. Der Schari selbst bildet die nominelle Ostgrenze des Landes, obgleich die Autorität des Sultans nicht soweit reicht. Im Zusammenhang mit diesen hydrographischen Verhältnissen steht die sumpfige Beschaffenheit des Bodens in jenen Theilen von Lógone und das häufige Vorkommen des Wildschweins, des Rhinoceros, des Flußpferdes und einer giftigen Fliege, deren Biß gleich dem der südafrikanischen Tsetse den Pferden tödlich ist. Die Einwohner des Landes gleichen mehr heidnischen Völkerschaften als Mohammedanern, obwol sie einige bemerkenswerthe Fortschritte in der Cultur zeigen. Da sie aber nicht nur an Bornu einen regelmäßigen Tribut zahlen müssen, sondern auch von den Baghirmiern mit der größten Ungerechtigkeit behandelt und allerlei willkürlichen Leistungen unterworfen werden, so ist es kein Wunder, wenn sich ihr Land nicht in dem blühenden Zustande befindet, den man nach seiner günstigen Lage erwarten könnte. Mássena, die Hauptstadt Baghirmis, liegt von der Lógones in ziemlich östlicher Richtung, welche Barth von nun an mit geringen Abweichungen einhielt.

Am Schari oder Ba angekommen, der hier 1800—2000 Fuß breit ist, erfuhr der Reisende zu seinem Erstaunen, daß der Amtmann des jenseits gelegenen Ortes Assu ihm die Erlaubniß zur Ueberfahrt verweigere — wie sich später herausstellte, weil einer seiner Reisebegleiter, das Haupt mehrerer von Kukawa zurückkehrenden Baghirmier, ihn als eine höchst gefährliche Person bezeichnet hatte. Nun gelang es ihm zwar an einer weiter nördlich gelegenen Stelle glücklich über den Fluß zu kommen; aber er wurde schon an dem nächsten Rastorte wieder eingeholt und mußte nach Mele, wo er übergesetzt war, zurückkehren und hier eine Woche lang auf die Entscheidung des Serma oder Kadamange warten, den der Sultan, welcher eben auf einem Kriegszuge gegen die heidnischen Einwohner von Gógomi abwesend war (auf dem ihn Barth gern begleitet hätte), mit dem Oberbefehl über die Stadt betraut hatte. Dieser wies den Reisenden an, daß er die vom Sultan selbst einzuholende Antwort in Bugoman, einer weiter stromabwärts gelegenen Stadt, abzuwarten habe. Da aber der dortige Amtmann ihn nicht aufnahm, so beschloß er ohne weiteres nach der Hauptstadt vorzudringen. Der Weg dahin führte durch eine ausgedehnte Waldregion und sodann durch eine fruchtbare Landschaft, die namentlich mit Hirse, Baumwolle und Sesam bebaut war bis zu dem Dorfe Bákada, wo er vierzehn Tage lang vergeblich auf die vom Statthalter erbetene Erlaubniß nach der Hauptstadt zu kommen wartete. Zum Glück fand er inzwischen bei einem kenntnißreichen Greise von sehr lie

freundlicher Gemüthsart gastliche Aufnahme, und dieser lange Aufenthalt gibt ihm Veranlassung zu einer eingehenden Schilderung des Dorfs und des Charakters und der Lebensweise seiner Bewohner. Endlich ging ihm aber doch die Geduld aus und er kehrte am 16. April auf einem etwas nördlichern Wege nach dem Schari zurück. Aber in Mele angelangt, ward er verhaftet, an den Füßen gefesselt und seiner Waffen und seines Gepäcks beraubt. In diesem Zustande hatte er vier Tage verbracht, als sein Freund aus Bakada, Hadj Bu-Bekr Sjadik, ankam, seine Freilassung und die Zurückerstattung seiner Habe erwirkte und ihn über sein Heimatsdorf in eine vortrefflich angebaute oder reich mit Gras bewachsene, mit Bäumen, namentlich Talhas und Hadjilidjs geschmückte, an einzelnen Sumpfbecken von schönen Tamarinden und einigen Dumpalmen belebte, meist von Schua bewohnte Landschaft nach der Hauptstadt Mássena geleitete, wo sie am 27. April eintrafen. Der Statthalter nahm ihn ziemlich freundlich auf, entschuldigte das Benehmen seiner Landsleute durch deren Unbekanntschaft mit seinen Absichten und rieth ihm die Ankunft des Sultans abzuwarten, ohne ihm jedoch die Erlaubniß zu weitern Ausflügen zu gestatten, obwol Barth namentlich gern den Baghirmi in westlicher Richtung durchströmenden Nebenfluß des Schari besucht hätte, welcher der Hauptstadt bis auf etwa 2½ deutsche Meilen nahe kommt und sich bei der Stadt Mißkin in den Hauptstrom ergießt. Er benutzte deshalb seine unfreiwillige Muße zu eingehenden Erkundigungen über die jetzigen und frühern Verhältnisse Baghirmis und Wadais, worin ihn namentlich seine Bekanntschaft mit dem blinden, aber trefflich unterrichteten Faki Sjambo, einem hochgewachsenen und hagern Pullo mit spärlichem Barte und ausdrucksvollen Gesichtszügen, und mit dem jungen Faki Ibrahim, einem Eingeborenen von Wadai, ungemein förderte. Meteorologische Beobachtungen anzustellen war nicht ganz unbedenklich, da er bei den Baghirmiern, die sich für aufgeklärte Mohammedaner hielten, aber tief in heidnischem Aberglauben staken, dadurch den Verdacht erregte, den sehnlichst erwarteten Regen zu vertreiben. Endlich, am 3. Juli, hielt der Sultan Abd-el-Kader seinen triumphirenden Einzug in die Hauptstadt. Er erwies dem Reisenden gleich von Anfang an viel Aufmerksamkeit und ertheilte ihm nach einigen Tagen Audienz, jedoch nicht, ohne sich vorher noch der Harmlosigkeit seiner Absichten vollkommen vergewissert zu haben. Barth, welchen die Unausführbarkeit seines Wunsches, nach Wadai vorzudringen, einsah, und überdies durch kurz zuvor eingetroffene Depeschen der englischen Regierung ausdrücklich auf Timbuktu als ein passendes Reiseziel hingewiesen worden war, bat nur um die Erlaubniß ohne weitern Aufenthalt nach Kukaua zurückkehren zu dürfen. Allein die Abreise verzögerte sich gleichwol bis zum 10. August, wo er, obgleich außer Stande den Wunsch Sr. Majestät nach einer Kanone zu befriedigen, mit einem Gegengeschenk und einem ausdrücklichen Erlaubnißschein des Sultans zum unbehinderten Besuche des Landes versehen, nach der Hauptstadt von Bornu aufbrach, die er auf dem frühern Wege am 21. August glücklich erreichte. Hier theilte er dem Scheich, der ihn gern als englischen Consul bei sich behalten hätte, den ihm gewordenen Auftrag, in westlicher Richtung womöglich bis Timbuktu vorzudringen, mit und machte dadurch auf ihn und den Vezier, welche nichts mehr fürchteten, als daß die Reisenden nach Wadai gehen und mit dem dortigen Sultan in freundschaftlichen Verkehr treten möchten, einen so vortheilhaften Eindruck, daß der erstere am 31. August nicht nur den von der englischen Regierung vorgeschlagenen Vertrag unterzeichnete, sondern ihn auch hoffen ließ, daß, wenn wirklich englische Kaufleute in das Land kommen und nach anderer Waare als nach Sklaven verlangen sollten, dann der Sklavenhandel allmählich abgeschafft werden könne.

Overweg war bereits vor zwei Monaten von einer sehr interessanten Reise nach dem südwestlichen Gebirgslande von Bornu zurückgekehrt, hatte aber seit seiner Rückkehr fortwährend gekränkelt. Einzelne Ausflüge, die er, zum Theil in Gesellschaft Barth's, zur Erforschung der Umgegend unternahm, hatten nicht die gehoffte kräftigende Wirkung, da er sich zu unbedacht den verderblichen Einflüssen des Klimas aussetzte. Insbesondere wurde eine Durchnässung bei einer Jagd auf einen Wasservogel für ihn verderblich, da er nicht die Vorsicht gebrauchte, seine Kleider zu wechseln. Er erkrankte ernstlich und wurde auf seinen Wunsch nach Maduari am See zu einem Freunde gebracht; hier ward sein Zustand immer bedenklicher; er verfiel in ein heftiges Delirium und vermochte sich, als er ruhiger geworden war, nicht mehr verständlich zu machen. Barth, welcher die Krisis für überstanden hielt, war nach Kukaua zurückgekehrt, ritt aber schon am andern Morgen auf die Nachricht von der Verschlimmerung der Krankheit wieder nach Maduari. Aber ehe er noch das Dorf erreichte, war Overweg im dreißigsten Jahre seines Lebens Sonntag am 26. September mit Tagesanbruch verschieden. Am Nachmittag legte ihn Barth in sein Grab; es war im Schatten eines schönen Hadjilidj gegraben und gegen Raubthiere wohl geschützt. Er starb dicht an der Seite des Bootes, in dem er seine Reise gemacht, und ruht am Rande jenes Sees, durch dessen Beschiffung er seinem Namen ewige Berühmtheit gesichert hat.

Mit der Schilderung dieses traurigen Ereignisses schließt der dritte Band. Es erübrigt zur annähernden Lösung unserer Aufgabe nur noch, der vom Verfasser für die Ethnographie und Geschichte jener Gegenden gewonnenen Ergebnisse in wenigen Worten zu gedenken.

Die Quellen zur Geschichte des östlichen Sudan, welches die Länder Baghirmi, Wadai oder Dar-Sjulai und Dar-For begreift, fließen noch spärlicher als die zur Geschichte des westlichen. Leo Africanus beschreibt innerhalb dieser Grenzen ein großes und mächtiges Königreich Namens Gaoga, welches ohne Zweifel mit dem von den Bornuern nach seinen Beherrschern, den Bulala, ursprünglich einem Zweige des fürstlichen Hauses von Kanem, benannten Reiche identisch ist. Die Balula, welche den Islam und

eine gewiſſe Geſittung mitbrachten, hatten ihr Reich im Gebiete der Kuka, eines Stammes, der früher alles Land im Oſten von Baghirmi bis weit ins Innere von Darfor hinein innegehabt hatte, begründet, die Hauptſtadt Jauo erbaut und als Herren von Kanem, nachdem ſie in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts ſelbſt den großen Stamm der Sorghaua unterworfen hatten, ſich, wie es ſcheint, zu den Herrſchern von Aegypten in vertraute politiſche Beziehungen geſetzt. Bald nach Leo's Abreiſe dehnte das heidniſche Volk der Tündjur, welche ſich in Dongola von dem urſprünglich in Beneſe ſeßhaften Stamme der Bataloſſa abgetrennt haben ſollen und die in Darfor herrſchenden Dadjo beſiegt hatten, ihr Reich über ganz Wadai und einen Theil von Baghirmi aus. In Wadai behaupteten ſie ihre Herrſchaft zufolge einheimiſcher Tradition 99 Mondjahre, während der zuerſt eroberte öſtliche Theil ihnen auch zuerſt wieder entriſſen wurde, indem Kuro, der dritte Vorfahr Sliman's, des erſten Moslimfürſten, das heidniſche Königreich Darfor gründete. Der mittlere Theil des Tündjurreichs dagegen wurde (1020 der Hedſchra) von Abd-el-Kerim, dem Begründer des mohammedaniſchen Reichs Wadai, geſtürzt. Zehn Jahre darauf ward der Islam auch in Baghirmi eingeführt. In dieſes Land waren nämlich gleichfalls von Oſten her und zwar von Kanga (Matale), fünf Tagereiſen öſtlich von Mäſſeña und drei lange Tagereiſen ſüdſüdöſtlich von Jauo gelegen, heidniſche Auswanderer unter dem Häuptling Dokkenge vor 300 Jahren eingedrungen, hatten ſich der Fulbe- oder Fellata-Anſiedler gegen die Bulala angenommen, vier kleine in der Mitte des Landes gelegene Königreiche ſich durch Liſt unterworfen und ſo das jetzige Reich Baghirmi begründet. Dokkenge's zweiter Nachfolger erweiterte das Reich beträchtlich und deſſen jüngerer Sohn Abd-Allah war es eben, welcher nach Beſiegung und Ermordung ſeines Bruders den Islam einführte und die Wohlfahrt ſeines Landes bedeutend hob. Ihm folgten 14 Moslimkönige, unter denen Mohammed-el-Amin durch ſeine glorreiche Regierung Epoche macht. Ebenſo gerecht wie tapfer, erweiterte er nicht nur Gebiet und Machtſtellung ſeines Reichs nach Norden gegen Kanem und nach Südoſten gegen das ſieben bis acht Tagereiſen von der Hauptſtadt entfernte Gógomi, ſondern brachte es auch dahin, daß die Mehrheit ſeiner Unterthanen ſich zum Islam bekannte. Sein Sohn Abd-e'-Rhaman lehnte ſich gegen die von einem ſeiner Vorgänger anerkannte Oberherrlichkeit Bornus auf und wurde von dem Sultan Abd-el-Kerim Sſabun von Wadai, welchen Scheich Mohammed-el-Kanemi zum Beiſtand herbeigerufen hatte, beſiegt und getödtet. Gegen den von Abd-el-Kerim mit dem Königstitel beſchenkten jüngern Sohn Abd-e'-Rhaman's, Mallem Ngarmaba Beri, erhob ſich deſſen älteſter Bruder Othman, mit dem Beinamen Bugoman, konnte ſich aber erſt nach einer Reihe äußerſt ſtürmiſcher Wechſelfälle im Kampfe zuerſt gegen Wadai und ſodann gegen ſeinen eigenen Fatſcha oder Vezier auf dem Throne behaupten. Ununterbrochene Kriege mit Muſſuff, dem Nachfolger Sſabun's, dem er ſich wegen der ihm gegen den Fatſcha geleiſteten Hülfe zum Tribut verpflichtet hatte, gegen Mohammed-el-Kanemi, der, zum Theil mit dem Beiſtande des Paſcha von Tripolis, die alte Oberherrlichkeit Bornus über Baghirmi wiederherſtellen wollte, und gegen die von Südweſten andringenden Fulbe, denen er durch einen erfolgreichen Zug gegen Bogo, öſtlich von Mandara, vergalt, füllten den Reſt ſeiner bewegten Regierung aus. Othman ſcheint im ganzen genommen ein gewaltiger Despot, aber ein kraftvoller Mann und mitunter ſelbſt edelmüthig und freigebig geweſen zu ſein. Er ſtarb gegen Ende des Jahres 1844 und ihm folgte ſein älteſter Sohn Abd-el-Kader, der gegenwärtige Herrſcher, der mit ſeinem Vater faſt während deſſen ganzen Lebens auf keinem freundlichen Fuße geſtanden hatte. Er hielt es für zweckmäßig, die Tributpflichtigkeit Baghirmis ſowol gegen Wadai als gegen Bornu anzuerkennen und ließ es ſich dafür beſonders angelegen ſein, ſein Gebiet nach der allein offenen Südſeite oder nach den Heidenländern hin zu vergrößern und dieſen einen beſtimmten alljährlichen Tribut, natürlich an Sklaven, aufzuerlegen. Er wurde dem Verfaſſer von allen als ein Mann von geſundem Verſtande und großer Gerechtigkeitsliebe geſchildert. Uebrigens ertragen die Baghirmier die Abhängigkeit von ihren beiden Nachbarn nur mit ſtarkem, wiewol unterdrücktem Unwillen und es unterliegt keinem Zweifel, daß ſie, wenn es die Umſtände irgendwie erlauben, die erſte Gelegenheit ergreifen werden, ihr Joch abzuwerfen, obſchon der an Wadai zu entrichtende Tribut jede Sammlung ihrer Kräfte erſchwert.

Baghirmi, das ſich von Norden nach Süden etwa 50 und von Oſten nach Weſten etwa 35 deutſche Meilen erſtreckt, beſteht aus einer flachen Ebene mit unmerklicher Abdachung nach Norden, nur von einigen wenigen Hügeln unterbrochen, welche die Waſſerſcheide zwiſchen dem Becken des Fittri *) und dem des Tſad bilden, wogegen die ſüdöſtlichen und ſüdlichen Gemarkungen, wo der Brune, der Schari, der Fluß von Lógone und wahrſcheinlich noch mehrere andere entſpringen, ſehr gebirgig zu ſein ſcheinen, obgleich man dabei an keinen ewigen Schnee denken darf. Der Boden iſt theils Sand- theils Kalkboden und bringt deshalb entweder Sorghum oder Negerhirſe (pennisetum) hervor; außerdem wird viel Seſam und Bohnen, weniger Erdmandeln, Melonen und Zwiebeln, an Rohſtoffen für die Induſtrie Baumwolle und Indigo erbaut. Reis wird wild in großer Menge geleſen und auch verſchiedene Arten eines vermuthlich mit der Poa Abyssinica identiſchen Graſes, ſowie die Blätter des Affenbrotbaums und des Hadjilidj als Speiſe benutzt. Wenn der Boden nicht ſo ergiebig iſt, wie in andern Theilen Sudans, ſo hat dies ſeinen Grund darin, daß das Land ſehr an Dürre leidet und die Arbeiten des

*) Der Fittri (d. i. in der Kukaſprache Tdal, Seebecken) hat zwei Tagemärſche im Umfang, iſt durchaus mit friſchem Waſſer auf Thonboden verſehen und ringsumher mit reichem Wieſenland, aber nur ſpärlichem Baumwuchs umgeben, während das Thal des Bat-ha von Reihen ſchöner Bäume bewaldet iſt. Dies iſt der einzige Wadi, welcher in den See mündet, der durchaus keinen Abfluß hat. In der Mitte liegt eine Inſel Namens Modo, deren heidniſche oder halbheidniſche Bewohner den See mit kleinen Nachen aus ausgehöhlten Baumſtämmen, die zwei bis drei Menſchen faſſen, befahren.

Gebäude 2. großer Saal, wo Lectionen und Disputa-
tionen gehalten werden. 3. Bibliothek. 4. Wohnung
des P. Custodis. 5. Refectorium. 6. Wohnung der
Patres. 7. Wohnung der Fratres. 8. Wohnung der
Novizen. Die Wohnungsräume, auf deren jedem Stock
werke ein Waschhaus sich befindet, sind in Zellen abge-
theilt, deren jede 3 Fenster hat. Jeder Pater hat
eine Zelle, jeder Frater und Novize eine halbe Zelle,
so daß auf jeder Pater zugleich 2 Fratres oder Novizen
wohnen. Die Zellen sind 10 Fuß hoch, 12 Fuß lang
und 8 Fuß breit.

Die Kirche ist 120 Fuß lang, 60 Fuß breit und
60 Fuß hoch. Sie hat 3 Altäre, 2 Seitenaltäre und
den Hochaltar. Auf dem Hochaltare befindet sich ein
Gemälde, welches die Himmelfahrt Mariä darstellt.
Die Kirche hat 3 Thüren, 2 Seitenthüren und die
Hauptthüre. Die Thüren sind von Eichenholz.

Die Kirche hat 3 Glocken, eine große, eine mittlere
und eine kleine. Die große Glocke wiegt 1000 Pfund,
die mittlere 500 Pfund und die kleine 250 Pfund.
Die große Glocke hat die Inschrift: Sancte Ignati
ora pro nobis. Die mittlere Glocke hat die Inschrift:
Sancte Xaveri ora pro nobis. Die kleine Glocke hat
die Inschrift: Sancte Aloysi ora pro nobis. Die große
Glocke wird geläutet, wenn Jemand stirbt, wenn ein
Fest ist, wenn Jemand getauft wird, wenn Jemand
getraut wird, wenn Jemand eingekleidet wird, wenn
Jemand die Profession ablegt, wenn Jemand die
Primiz hält, wenn Jemand die Ordination empfängt,
wenn Jemand die Tonsur empfängt, wenn Jemand
die Minoritäten empfängt, wenn Jemand das Sub-
diakonat empfängt, wenn Jemand das Diakonat
empfängt, wenn Jemand das Presbyterat empfängt,
wenn Jemand das Pontifikat empfängt, wenn Jemand
die Bischofweihe empfängt, wenn Jemand die Kardi-
nalswürde empfängt, wenn Jemand die Papstwürde
empfängt, wenn Jemand die Heiligsprechung empfängt,
wenn Jemand die Seligsprechung empfängt, wenn
Jemand die Ehrwürdigsprechung empfängt, wenn
Jemand die Dienerschaft Gottes empfängt, wenn Jemand
die Ehrwürdigsprechung empfängt, wenn Jemand die
Seligsprechung empfängt, wenn Jemand die Heilig-
sprechung empfängt, wenn Jemand die Papstwürde
empfängt, wenn Jemand die Kardinalswürde empfängt,
wenn Jemand die Bischofweihe empfängt, wenn Jemand
das Pontifikat empfängt, wenn Jemand das Presby-
terat empfängt, wenn Jemand das Diakonat empfängt,
wenn Jemand das Subdiakonat empfängt, wenn Jemand
die Minoritäten empfängt, wenn Jemand die Tonsur
empfängt, wenn Jemand die Ordination empfängt,
wenn Jemand die Primiz hält, wenn Jemand die
Profession ablegt, wenn Jemand eingekleidet wird,
wenn Jemand getraut wird, wenn Jemand getauft
wird, wenn ein Fest ist, wenn Jemand stirb

als Herrscher von Bornu wieder einzusetzen, nicht, sondern trug im Gegentheil zum gänzlichen Ruin derselben bei. Allerdings führte er eine ansehnliche Beute hinweg, verlor aber einen beträchtlichen Theil seines Heeres, wofür ihn die Unterwerfung der Tebu von Bahhr-el-Ghasel nur unzureichend entschädigte. Nach einer ruhigen Regierung von drei oder vier Jahren gab seine wirkliche oder vorgegebene Blindheit, die ihn nach dem Gesetz regierungsunfähig machte, den Anhängern Adam's, den Kodoi, Vorwand, ihn nicht länger als ihren Herrn anzuerkennen. Er verlegte deshalb zu größerer Sicherheit 1850 den Sitz der Regierung von Wara nach Abeschr, einem 20 englische Meilen südlicher gelegenen Dorfe im Gebiete der Kelingen, und zog von hier im folgenden Jahre gegen die Kodoi, die ihn zuerst besiegten, bald aber selbst eine Niederlage erlitten, ohne darum ihre Absicht aufzugeben. Bald darauf erhob sich gegen ihn auch sein ältester Sohn Mohammed, besiegte in einem langen blutigen Kampfe Vater und Brüder und suchte seinen Sieg durch Gewaltsamkeiten, namentlich gegen den Landesadel, zu befestigen. Den neuesten unverbürgten Nachrichten zufolge soll jedoch dieser König von einem seiner Brüder entthront worden sein. Die Berichte Vogel's, falls derselbe oder wenigstens seine Papiere noch zu retten wären, würden über diese Verhältnisse ein volleres Licht verbreiten.

Wadai, das sich ungefähr von 15—23° östl. L. und von 15—10° nördl. Br. erstreckt, ist ein ziemlich ebenes, aber von einer großen Menge einzelner, fast quellenloser Berge unterbrochenes Land, welches sich von Ost nach West, d. h. vom Fuße des Djebel Marra in Darfor nach dem Becken des Fittri neigt, der mittels des Bat-ha alle Wasserläufe des Landes, vielleicht mit Ausnahme des allem Anschein nach einem Nilarme zufließenden Wadi Kia aufnimmt. Nur die Landschaft zwischen Fittri und Tsad hat eine etwas höhere Lage. Die Bevölkerung von Wadai, deren verschiedenartige Elemente mit beinahe unbeschränkter, das Gesammtwesen des politischen Körpers schwächender Macht nebeneinander bestehen, zerfällt in zwei Hauptgruppen, in die der einheimischen oder eingewanderten Negerstämme und in die der arabischen Stämme. Von den erstern bewohnen das eigentliche Wadai oder Maba die Kelingen einen Tagemarsch südlich von Wara, die Malanga im Nordosten, die Mádabe und Madala nahe bei den letztern, die Kodoi, d. i. Bergbewohner, welche sich vor allen andern durch Körperkraft, freiheitsliebenden Sinn und Tapferkeit hervorthun, und außerdem eine Menge kleinerer Stämme von selbständigem Charakter. Die Gemir sind jetzt sehr geschwächt und verdienen nur deshalb besondere Erwähnung, weil aus ihnen das Königshaus stammt. Zahlreicher als die Gruppe von Maba sollen die verschiedenen Abtheilungen der Abu Scharib oder Abii sein, unter denen der kriegerische, länger als zwei Jahrhunderte unabhängig gebliebene Stamm der Tama hervorzuheben ist. Die große Masse der übrigen Stämme muß man beim Verfasser selbst nachlesen; ebenso die verschiedenen Araberstämme, welche seit ungefähr 500 Jahren in Wadai angesessen sind, hier aber nie mit dem Ausdruck Schua oder Schiwe bezeichnet werden und sich in die dunkelfarbigen Soruk und die hellfarbigen Homr scheiden. Bei einer so verschiedenartigen Bevölkerung muß natürlich auch die Regierung der Einheitlichkeit ermangeln. Das gesammte Reich ist nach den Himmelsgegenden in vier große Provinzen getheilt, an deren Spitze je ein Kamkolak mit einem Stellvertreter steht, welcher im allgemeinen die öffentlichen Angelegenheiten verwaltet, Macht über Leben und Tod hat und den Tribût erhebt. Doch scheinen nicht nur die Araber, sondern auch mehrere einheimische Stämme, die ihre selbständigen, mächtigen Häuptlinge besitzen, ihrer Gerichtsbarkeit entnommen zu sein. Die Araberstämme werden von Agade oder Agids beherrscht, die ursprünglich als Statthalter derselben bestellt waren und denen auch viele von einheimischen Stämmen bewohnte Orte zugewiesen sind. Diese Agids, unter denen Djerma, dem halb Wadai gehören soll, der mächtigste ist, besitzen große Autorität im Kriege wie im Frieden, denn sie haben nicht nur die Aufsicht über die Geschäfte ihrer Bezirke und die Erhebung des Tributs, sondern auch das Aufgebot der Kriegsmannschaft und deren Anführung in der Schlacht; auch unternehmen sie fortwährend große Raubzüge auf eigene Rechnung. Jeder von ihnen hat einen Chalifa oder Stellvertreter, während ihnen von seiten des Sultans ein Emin beigeordnet ist, welcher die Erhebung der Abgaben zu controliren hat. An der Spitze der Civilverwaltung des Reichs steht ein zahlreicher königlicher Rath, der Fascher, in dem jedoch der Sultan Mohammed Scherif nie erschien. Dieser Rath hält seine Sitzungen auf einem offenen Platze, wo überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten verhandelt werden. Sein Vorstand und der erste unter seinen Mitgliedern an Machtbefugniß ist der Sfing-Melek, der augenscheinlich die Stellung eines Veziers hat. Die Hauptstärke des Heeres beruht in der etwa 7000 Mann starken Reiterei, wovon gegen 1000 Mann bepanzert sind. Flinten soll es im ganzen Lande nur 300 geben; die Stärke des Wadaivolks beruht im Gebrauche der Speere, während die Forani sich vornehmlich auf das Schwert verlassen. Die Rangordnung der Befehlshaber bestimmt sich hauptsächlich nach der Anzahl der von ihnen ins Feld gestellten Truppen; nur die vier obersten sind freie Leute, die übrigen fast ausnahmslos Sklaven. Die Ortschaften sind im allgemeinen klein und es soll keine Stadt geben, die über 1000 einzelne Wohnungen enthält. Diese bestehen, wie in allen Theilen des Sudan, aus Gruppen von runden, glockenförmigen Hütten aus Rohrgeflecht, die mit einer Mauer oder einem Zaune umfriedigt, aber nur bei Standespersonen aus Lehm erbaut sind. Die Araber dagegen wohnen in tragbaren Hütten aus selbstgeflochtenen Matten von Dalebpalmblättern. Der Großhandel ist fast ganz in den Händen der Djellâba, die vor 100 Jahren aus dem Nilthale in beträchtlicher Zahl eingewandert und jetzt hauptsächlich in Nimro, acht englische Meilen südwestlich von Wara, angesiedelt sind. Diese Kaufleute von Geburt treiben ihre Geschäfte in Gesellschaften, von denen jede ihre eigene Reiselinie hat. Der Sultan gibt ihnen auf die Dauer jeder Reise einen Agid bei, welcher

als Ja in die Hände drückte. Schade nur, daß er so
ungeschickt war, daß er sich dabei in den Finger stach,
daß das Blut floß, und daß, als Jemand ins
Zimmer trat, Jener sich mit Gewalt losriß und
sich die Hand an seinem Rocke abwischte. Ich
habe mir sagen lassen, daß Jener sich nachher
sehr ungeschickt benommen habe, daß er sich
durch die Flucht selbst verrathen habe, daß
man ihn ergriffen und daß er nun im Gefängniß
sitze. Ich habe mir sagen lassen, daß Jener
sich nachher sehr ungeschickt benommen habe,
daß er sich durch die Flucht selbst verrathen
habe, daß man ihn ergriffen und daß er nun
im Gefängniß sitze. Ich habe mir sagen lassen,
daß Jener sich nachher sehr ungeschickt benommen
habe, daß er sich durch die Flucht selbst verrathen
habe, daß man ihn ergriffen und daß er nun
im Gefängniß sitze. Ich habe mir sagen lassen,
daß Jener sich nachher sehr ungeschickt benommen
habe, daß er sich durch die Flucht selbst verrathen
habe, daß man ihn ergriffen und daß er nun
im Gefängniß sitze.

Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er
was erzählen. Ich habe mir sagen lassen, daß
Jener sich nachher sehr ungeschickt benommen
habe, daß er sich durch die Flucht selbst verrathen
habe, daß man ihn ergriffen und daß er nun
im Gefängniß sitze. Ich habe mir sagen lassen,
daß Jener sich nachher sehr ungeschickt benommen
habe, daß er sich durch die Flucht selbst verrathen
habe, daß man ihn ergriffen und daß er nun
im Gefängniß sitze. Ich habe mir sagen lassen,
daß Jener sich nachher sehr ungeschickt benommen
habe, daß er sich durch die Flucht selbst verrathen
habe, daß man ihn ergriffen und daß er nun
im Gefängniß sitze.

Die sonderbaren Menschen.

Ich habe mir sagen lassen, daß Jener sich nachher
sehr ungeschickt benommen habe, daß er sich durch
die Flucht selbst verrathen habe, daß man ihn
ergriffen und daß er nun im Gefängniß sitze.
Ich habe mir sagen lassen, daß Jener sich nachher
sehr ungeschickt benommen habe, daß er sich durch
die Flucht selbst verrathen habe, daß man ihn
ergriffen und daß er nun im Gefängniß sitze.
Ich habe mir sagen lassen, daß Jener sich nachher
sehr ungeschickt benommen habe, daß er sich durch
die Flucht selbst verrathen habe, daß man ihn
ergriffen und daß er nun im Gefängniß sitze.
Ich habe mir sagen lassen, daß Jener sich nachher
sehr ungeschickt benommen habe, daß er sich durch
die Flucht selbst verrathen habe, daß man ihn
ergriffen und daß er nun im Gefängniß sitze.

Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er
was erzählen. Ich habe mir sagen lassen, daß
Jener sich nachher sehr ungeschickt benommen
habe, daß er sich durch die Flucht selbst verrathen
habe, daß man ihn ergriffen und daß er nun
im Gefängniß sitze. Ich habe mir sagen lassen,
daß Jener sich nachher sehr ungeschickt benommen
habe, daß er sich durch die Flucht selbst verrathen
habe, daß man ihn ergriffen und daß er nun
im Gefängniß sitze. Ich habe mir sagen lassen,
daß Jener sich nachher sehr ungeschickt benommen
habe, daß er sich durch die Flucht selbst verrathen
habe, daß man ihn ergriffen und daß er nun
im Gefängniß sitze.

Antoninus Pius, Kalimachos, Archilochos, Perſius, ſie und Hunderte von ihren Ausſprüchen werden vorgeführt. Wir wiſſen in der That nicht mehr, wo uns der Kopf ſteht; wir leſen und leſen; uns überſchleicht ein Gefühl, als befänden wir uns auf einem Schiffe, das ein Spiel der Wellen auf dem hohen Meere treibt, weil der Mann an dem Steuer die Herrſchaft über das Steuer verloren.

Einſt ſchickten die Athener eine Geſandtſchaft nach Sparta. Der beauftragte Redner ſprach lange und viel in der Geruſia. Als er geendigt, trieb ihn eine natürliche Eitelkeit, ſich nach dem Eindruck ſeines Vortrags zu erkundigen. Er fragte bei dem Nachbar an, neben dem er ſaß. „Mein Freund", lautete die Rückantwort, „als du zu ſprechen aufhörteſt, hatte ich längſt vergeſſen, wovon du zu ſprechen angefangen."

Der weitere Inhalt der Biographie ſetzt ſich aus zwölf Kapiteln und einer Schlußbetrachtung zuſammen. Das erſte Kapitel, welches ſich mit Melanchthon's Kindheit, Jugend und Vorbereitung zur Univerſität beſchäftigt, bietet manche intereſſante Mittheilung, namentlich in Bezug auf die Vorfahren des Reformators. Philipp ſtammte aus einer Familie, die ſich Generationen hindurch durch bürgerliche Rechtſchaffenheit und religiöſe Frömmigkeit ausgezeichnet hatte. Sein Großvater, Georg Schwarzerd, ſtand als Rüſtmeiſter und Waffenträger bei dem Pfalzgrafen Philipp, Kurfürſten am Rhein, im Dienſt und erfreute ſich wegen ſeiner ausgezeichneten Kunſt der vollen Gunſt ſeines Herrn. Der Chroniſt rühmt ihn als einen rechten, frommen, gottesfürchtigen Mann, der Gott mit Ernſt diente, fleißig betete, ſeine Betſtunden wol ſo ſtracks hielt als irgendein Geiſtlicher, auch des Nachts aufſtand, auf die Knie fiel und ſein Gebet mit Inbrunſt that. Am 16. Februar 1497 wurde ſeinem Sohne zu Bretten nach einer vierjährigen kinderloſen Ehe unſer Philipp geboren; der Biograph meint, die Freunde der Aeltern konnten bei der Geburt wie die Gefreundeten des Zacharias in froher Hoffnung rufen: „Was, meinſt du, wird aus dem Kindlein werden, um deſſen Wiege die Engel wahrhaft gottesfürchtiger Aelternliebe auf- und niederſteigen?" Die geiſtigen Anlagen und die Richtung des Knaben fertigt Wohlfarth ſehr kurz ab; eine ſeltene, hohe Begabung, bemerkt er, und darin Melanchthon's Beſtimmung für die heilige Miſſion, zu welcher ihn die Vorſehung berief, enthüllte ſich ſchon früher in dem Kinde. Außerdem wird in einem Abſatz behauptet: „Melanchthon war eine ſchöne Johannesnatur", und in einem zweiten und dritten, Luther ſei zu einem Manne der That und zum Helden geſchaffen, den Melanchthon als guter Genius, als Engel begleitet hätte. Sowol auf der Schule als im Privatunterricht machte Philipp raſche und bedeutende Fortſchritte; die hervorſtechenden Anlagen und die ſeltene Wißbegierde des Knaben fielen Reuchlin bei einem Beſuche in Pforzheim, wohin man Philipp in die Schule gethan, auf, und er war es, der den vielverheißenden Schüler, indem er nach der Sitte der damaligen Gelehrten den Namen Schwarzerd in den entſprechenden griechiſchen Melanchthon verwandelte, ſchon damals in die Gelehrtenrepublik aufnahm. Der Vater hatte eine herzliche Freude an den Fortſchritten des Sohnes, namentlich ſchmeichelte es ſeinem Stolze und dem des noch lebenden Großvaters, wenn Philipp während der Ferien mit Fahrenden Schülern öffentliche Disputationen anſtellte und infolge ſeiner vielumfaſſenden Kenntniſſe und ſeines Scharfblicks ſtets als Sieger hervorging. Mit dieſen vielumfaſſenden Kenntniſſen und dieſem großen Scharfblick läßt es ſich denn freilich ſchlecht vereinigen, was Wohlfarth, um die Herzenseinfalt und reine Kindlichkeit ſeines Helden zu belegen, kurz darauf erzählt, Philipp hätte, als man ihm geſagt, der Vater ſei todkrank, erſt fragen müſſen, was denn der Begriff todkrank bedeute. Am 27. October 1507 ſtarb Philipp's Vater; zwei Jahre blieb der Knabe zu Pforzheim im Hauſe einer nahen Verwandtin mütterlicherſeits, der Schweſter Reuchlin's. Erſt zwölf Jahre alt, bezog er die Univerſität Heidelberg. Das zweite Kapitel behandelt ſeine akademiſche Studienzeit. Dieſer Abſchnitt iſt mangelhaft und unzureichend. Er eröffnet ſich mit einer weitſchichtigen Einleitung, die ſich in einem wahrhaft unerträglichen Stile über die Freude verbreitet, die heute Aeltern empfinden, wenn ein Sohn auf die Hochſchule kommt, über die Befürchtungen, daß etwa der Sohn die akademiſche Freiheit misbrauchen und verloren gehen könnte, über die mannichfachen Gefahren, welche dem jungen Studenten drohen, über den Nutzen, „wenn alle Aeltern unmittelbar oder mittelbar, wo irgend möglich, dafür Sorge tragen möchten, daß ihre Söhne auf dem ſchlüpfrigen Gebiete der Univerſität Aufnahme in ein Haus fänden, wo ein edles Familienleben ſie abhält, ihre Erheiterung in weitern Kreiſen allein zu ſuchen, wo weiſes Wohlwollen über ſie wacht und ihre Schritte leitet" u. ſ. w. Um jene Zeit, ſo wird endlich ein Uebergang gewonnen, war der Zuſtand der Univerſitäten von der Art, daß Aeltern noch ungleich mehr befürchten mußten. Man erwartet eine Schilderung der Verhältniſſe auf den damaligen Hochſchulen, allein Wohlfarth macht es ſich bequemer. Die beliebten Citate müſſen helfen. Er citirt Erasmus, der im Jahre 1490 von Paris das offene Bekenntniß abgelegt, „ich habe aus den Collegien nichts herausgenommen, als einen Körper voll verdorbener Säfte und eine große Menge Ungeziefers"; er citirt ein paar bezügliche Ausſprüche von Luther, unter anderm: „So iſt das Mägdevolk kühn worden, laufen den Studenten nach in ihr Stüblein, Kammern und wo ſie können, und bieten ihnen frei ihre Liebe an; und ich höre, daß viele Aeltern ihre Kinder ſollen heimgeführt haben, und noch fordern und ſagen, wenn ſie ihre Kinder zu uns ſchicken ins Studium, ſo hängen wir ihnen Weiber an den Hals; entziehen ihnen ihre Kinder; daraus dieſe feine Schule einen böſen Namen bekommt"; alsdann ſchließt der Verfaſſer emphatiſch, als hätte er wirklich die Sache, um die es ſich handelte, in eingehender und erſchöpfender Darſtellung erörtert, mit vier Abſätzen: „So waren die Univerſitäten beſchaffen." — „So war das Lehrerperſonal." — „So war der Vortrag" in den Wiſſenſchaften." — „So war das Leben der Studirenden." Von Melanchthon rühmt der Verfaſſer, daß er der Scylla und Charybdis, die auf jeder Univerſität ſich öffnen, glücklich entgangen; ein ſchützender Stern oder vielmehr die Hand der Vorſehung, die ihn zum Großen erkoren, habe über dem zarten Knaben gewaltet. „Wie der zwölfjährige Knabe Jeſus ſitzt Melanchthon unter den gefeiertſten Lehrern, einzig und allein für die Wiſſenſchaft glühend." Einem Theologen mag der Vergleich nahe liegen, allein in einer Arbeit, die denn doch mit dem Anſpruche auftritt, eine hiſtoriſche Arbeit ſein zu wollen, nimmt der Vergleich ſich befremdend genug aus. Schon nach vier Semeſtern empfing Melanchthon die Würde eines Baccalaureus; ein Jahr ſpäter bewarb er ſich um die Magiſterwürde. Der Senat ertheilte einen abſchlägigen Erlaß, „dieweil er noch ſo jung und kindiſchen Anſehens ſei". Philipp wandte ſich nach Tübingen und hier ward ihm zwei Jahre ſpäter die Magiſterwürde zuerkannt. Eine in das zweite Kapitel eingeflochtene Philippika „gegen die ſklaviſchen Seelen"; „welche die Wiſſenſchaft einzig und allein betreiben, um dereinſt ein Amt zu gewinnen, das ſie nährt", hätte ſich der Verfaſſer wol erſparen können. Dieſe traurige Richtung mag heute auf allen Univerſitäten mehr oder minder grell an den Tag treten; im 16. Jahrhundert war das Studium auf den Hochſchulen Selbſtzweck, im 16. Jahrhundert waren die Univerſitäten keineswegs zu Abrichtungsanſtalten für Staatsbeamte herabgeſunken.

Das dritte Kapitel zeigt Melanchthon als akademiſchen Lehrer. So anſpruchslos der ſiebzehnjährige Jüngling auftrat, entwickelte er doch einen ſo ſeltenen Schatz des Wiſſens und eine ſo ausgezeichnete Lehrgabe, daß ſein Hörſaal ſich ſchnell füllte und die Studirenden ihm den ungetheilteſten Beifall zollten. Vor ſeinem Namen traten bald die Namen der gefeiertſten Lehrer in den Hintergrund. Die griechiſche Sprache und Literatur war ſeine Specialität. Er überſetzte vieles aus Plutarch, Lucian und Areatus und gab eine eigene griechiſche Grammatik heraus; auch die Flugſchriften, in denen er ſich Reuchlin's wider den Ketzerrichter Jakob Hochſtraten annahm, verfehlten nicht, ein bedeutendes Aufſehen zu erregen. Wie ſehr ſein Ruf auch

reit über Tübingen hinaus gewachsen, beweist das ehrende Urtheil, das Erasmus über ihn fällte: „Mein Gott, zu welchen Hoffnungen berechtigt nicht Philipp Melanchthon, der ein Jüngling, ja beinahe noch ein Knabe ist, in Kenntniß beider Sprachen beinahe gleich hoch zu achten! Welchen Scharfsinn im Bereden, welche Reinheit im Ausdruck, welche seltene und umfassende Kenntniß, welche vielfache Belesenheit, welche Zartheit und Feinheit des Geistes findet sich bei ihm!" Es konnte nicht fehlen, daß Melanchthon glänzende Anerbietungen gemacht wurden; er entschied sich für Wittenberg, wohin er im Sommer 1518 übersiedelte. Zu seiner ersten Vorlesung strömte alles nach dem Hörsaale, der bald so angefüllt war, daß später Ankommende keinen Raum mehr fanden. „Auf den Lehrstuhl stieg mit schüchternem Schritt eine kleine unansehnliche Gestalt, mehr einem Kinde als einem Manne ähnlich. Die Erwartungen sanken. Man glaubte, der Kurfürst sei getäuscht worden. Als jedoch dieses Männlein sich emporrichtete und die hohe edle Stirn, die sanft und doch klar leuchtenden Augen auf die Anwesenden richtete und seine Lippen öffnete zu einer durch den reinsten Styl, den würdigsten Vortrag, den tiefsten und doch gemeinverständlichen Inhalt ergreifenden und gewaltig fortreißenden Rede, da waren alle froh und staunten des Mannes, dessen irdische Gestalt sich verklärte, sodaß nur ein Gefühl, das Gefühl der ungetheiltesten Bewunderung alle Zuhörer vereinigte." Auch Luther kann sich unter den Zuhörern befunden. „Wer Philipp", äußerte er nach beendigtem Vortrag, „nicht als Lehrer anerkennt, der muß ein rechter Bacchant und Esel sein, den der Dünkel gebissen hat. Es ist auf Erden keiner, den die Sonne bescheint, der solche Gaben hätte wie Philippus." Gern hätte Luther gleich jetzt den neuen Collegen für seine theologischen Bestrebungen gewonnen, aber Melanchthon hielt sich diesen fern, vorerst ganz hingegeben seinem wissenschaftlichen Lehrberufe. Wollte er doch selbst an seinem Hochzeitstage nicht einmal die Vorlesungen aussetzen. Doch konnte er es nicht verhindern, daß er 1519 in die theologische Facultät aufgenommen wurde; die theologische Doctorwürde dagegen dünkte seiner Bescheidenheit viel zu hoch und trotzdem, er lehnte sie entschieden ab. Für eine nur schlecht verbürgte Sage hält es Wohlfarth, daß der auf seinem akademischen Lehrstuhl so gewaltige Professor den Muth nicht habe gewinnen können, vor einer Gemeinde in der Kirche aufzutreten, weshalb ihm Luther einmal Töpfe als Repräsentanten der Zuhörer in die Kirchenstühle habe setzen lassen.

Im nächsten Kapitel verspricht der Verfasser Melanchthon als Gatten, Vater und Freund darzustellen. Schade, daß der Inhalt des Abschnitts der Aufschrift in keiner Weise entspricht. Wenn eine Metapher gestattet ist, der Verfasser gibt eine Zusammenstellung von ausdruckslosen Farben und Tönen, nicht aber ein harmonisches Bild. Einzelheiten aus dem häuslichen Leben des verdienten Gelehrten werden zusammenhangslos und ohne Ordnung in bunter Menge aufgetischt. Dabei leidet die Darstellung an der schon mehrfach gerügten Weise, in kurzen, sprungartigen Absätzen zu erzählen, die sich ohne jede Vermittelung drängen und häufen; die biblischen Vergleiche (z. B. die häufig wiederkehrende Phrase: „Melanchthon war ein rechter Israelit ohne Falsch", oder: „zwischen Melanchthon und seinem Diener bestand ein echt patriarchalisches Verhältniß wie zwischen Abraham und Eliezer") sollen vermuthlich das Ihrige zur Erhöhung der Reize dieser Darstellung beitragen. Nicht ohne Bedenken, nicht ohne Zweifel an eine angemessene Vertheilung und Gruppirung des Stoffs wird man bereits im fünften Kapitel die Parallele zwischen Melanchthon und Luther lesen; die Betheiligung Melanchthon's an dem Reformationswerke seines Freundes wird erst in spätern Kapiteln entwickelt. Die Parallele selbst, von S. 164—183 reichend, erschöpft die langmüthigste Geduld. Es wird im wörtlichsten Sinne des Wortes leeres Stroh gedroschen; Worte, Worte, nichts als Worte. Die lange Auseinandersetzung bietet nichts anderes, als was schon im ersten Kapitel gesagt war und was fast in jedem andern mindestens einmal wiederholt wird, daß nämlich Melanchthon mit dem Evangelisten Johannes und Luther mit dem Apostel Paulus zu vergleichen sei. Das sechste und siebente Kapitel stehen in einem gewissen Zusammenhange; der erstere will Melanchthon als Reformator der Wissenschaften, der zweite als Reformator der Kirche charakterisiren. Um die erste Aufgabe lösen zu können, fehlt es Wohlfarth an der erforderlichen Kenntniß der damaligen Literatur- und Culturgeschichte, zumal der großen humanistischen Bewegung; mit dem Hinsetzen einer bloßen Nomenclatur aus dem nächstbesten Handbuch ist eine solche Aufgabe nicht erledigt und abgethan. Für die Lösung der andern Aufgabe bringt der Verfasser theologische Kenntnisse und zumal in der Dogmatik mit, aber eine befriedigende Lösung der Aufgabe erheischte außerdem eine ungleich tiefere und umfassendere historische Bildung, als unser Autor sie besitzt. Die politischen Verhältnisse der Epoche sind ihm nur in ihren ganz allgemeinen und rohen Umrissen bekannt; die unerläßlichen Detailstudien auf diesem Gebiete hat er nie angestellt. Die verkehrte Disposition, die wir bereits einmal berührten, zeigt sich sehr eclatant darin, daß, nachdem in dem siebenten Kapitel gleichsam die Summe von Melanchthon's Thätigkeit für die Reformation gezogen worden, sich die vier folgenden Kapitel abermals mit dem weitern Wirken Melanchthon's für die Reformation beschäftigen. Das zwölfte Kapitel erzählt den Tod des Reformators, oder wie Wohlfarth sich ausdrückt, Melanchthon's gottseligen Heimgang. Die Schlußbetrachtung endlich ist an Verworrenheit und Unklarheit ein durchaus ebenbürtiges Seitenstück zu der Einleitung.

Auch unsere Kritik eile zu ihrer Schlußbetrachtung. Das Bild, welches wir zur Charakteristik des vierten Kapitels brauchten, paßt auf die ganze Biographie Melanchthon's von Wohlfarth. Eine Masse von Material ist in dem Buche angehäuft worden, Stein auf Stein, wie er just in die Hand fiel, ohne jede Rücksicht auf architektonische Schönheit. Die Composition dieser Schrift ist eine so unfertige, wie sie uns lange nicht begegnet. Die Darstellung macht sich durch Eigenheiten bemerkbar, die für einen einigermaßen geläuterten Geschmack ungenießbar sind. Non omnes licet adire Corinthum!

Thaddäus Lau.

Unterhaltungsliteratur.

1. Vor Tagesanbruch. Erzählungen und Lieder. Von Amara George. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zu keiner Zeit haben mehr Frauen geschriftstellert, als in der unserigen, und doch ist es gewiß, daß man unter ihnen nur selten eine hervorragende Gestalt erblickt, die, über das Niveau der gewöhnlichen Frisur emporragt. Wahrhaft poetische Talente sind in den Frauensphären um so kostbarer, je seltener sie sind. Die Erziehung, die hohle Geistreichigkeit des Pensionats und Salonlebens unserer Zeit, der leise Wahnsinn, der sich aus der sterbenden Romantik in die Weiberköpfe geflüchtet hat, haben die schöne Keuschheit weiblicher Poesie entweiht, und ihre verkrüppelten Reste spreizen sich meist mit Manie, Künstelei, Affectation und allem sonstigen Glanzlumpenkram, um Geltung bei einer corrumpirten Gesellschaft zu erreichen. Was aber am meisten dazu beiträgt, den Gehalt echter Poesie, bei Männern sowol als besonders auch bei Frauen in ein erbärmliches Modethum aufzulösen, sind die Kritiker unserer Zeit, denen die journalistische Routine meist nur die knüppelfesten realistischen Anschauungen gestattet und welche nach theoretischen Formeln der Aesthetik den Werth poetischer Productionen ebenso abmessen, wie die preußischen Preßpolizeibeamten nach Quadratzollen den Kubikinhalt stempelpflichtiger Zeitungen. Zeitungen fressen die Poesie auf und seitdem sie dazu dienen, für uns Schriftsteller die profanen Posaunen der Reclame oder der Niedertracht zu sein, ist

Dichten und Schriftſtellern auf den Boden des gemeinen, dem Bedürfniß unterthänigen Lebens gedrückt worden. Da kommen ſie nun alle herbei, die blanken Bücher, die Marſchälle, Volontärs und Kanoniere der Literatur, um für ſich das Unſterblichkeitsateſt von der kratzigen Feder des profeſſionellen Recenſenten zu begehren! Bekommen ſie's, poſaunt die ganze Kleriſei für das neue Genie, welches eher todt iſt, als der koſtbare Leib, in dem es zu leben beſtimmt war; bekommen ſie's nicht, ſind ſo ſie vergeſſen und erſt eine ſpätere Zeit gräbt vielleicht die Verdienſte eines Talents heraus, das unter dem Hokuspokus ſeiner Epoche zu Grunde ging. Heute ſchreibt man für den Zeitungsruhm. Es iſt auch recht; wozu nutzt einem ſo ein Stück Unſterblichkeit, ſo ein chimäriſcher Wahnſinn, einer von den Todten zu ſein, die möglicherweiſe von einer ſpätern Generation zu zähem Kautſchukruhm verwandelt werden?

Amara George, was nutzt es dir, wenn deiner einſt ein Profeſſor des 20. Jahrhunderts als einer Blume unter den Strohköpfen der Dichterinnen unſerer Zeit gedenkt? Seifenblaſenruhm, geſchlagen von galanten, wohlwollenden und aufrichtigen Kritikern, iſt doch viel beſſer, wenn auch die vornehme Naſeweisheit dieſer ſuperklugen Generation ſo thut, als verachte ſie ihn! Den Reſpect, den ich vor dem Weibergeſchreibe längſt verloren, eigentlich nie gehabt habe, Amara George hat ihn mir eingeflößt! Ich habe „Ada" geleſen, dieſes Meiſterſtück in ihrem Buche, dieſe wunderliebliche Herzensgeſchichte, gewoben aus unechter Frauenpoeſie — und, um alles zu ſagen, ich habe darüber nicht einſchlafen können. Dieſe liebliche Ada, die als Kind erſcheint und als Jungfrau die Liebe krönt; dieſe holdſelige Erſcheinung, ſchwebend auf den ſchneeweißen Fittichen natürlichſter, poeſievollſter Weiblichkeit; dieſe Unſchuld, die nicht verführt wird, wo kann ſie leben, als in Nürnberg oder in der Phantaſie eines poetiſchen Frauengemüths?

Amara George hat in ihrem Buche „Vor Tagesanbruch" gewiſſermaßen den Beweis von der Vielſeitigkeit und Elaſticität ihres Talents abzugeben verſucht. Neben Novellen und Erzählungen ſind poetiſche Ueberſetzungen, eigene Gedichte, Romanzen, Legenden und Sprüche erſchienen. Wer möchte bezweifeln, daß ſich überall ein ſeltenes und glänzendes Talent documentirt? Aber freilich, nicht überall mit gleichem Glück. In ihren Gedichten zeigt Amara zuweilen eine Ueberreizung, die, wenn nicht erkünſtelt, doch jedenfalls nicht geſunden Urſprungs iſt. Wozu ein ſo ſanftes und ſchönes Talent immer in die Schrecken der Nacht, in die Klüfte der Verzweiflung führen? Iſt denn dies ein Zeichen des Genies, daß es nur in dem Giſchte der Sturmfluten ſich bewegen darf? Nein, das urſprünglich Liebliche ſoll ſich nicht mit dem Schrecklich-Romantiſchen vermählen; nein, dieſes Fieber muß enden, Amara! dieſe Gährung der poetiſchen Kräfte muß aufhören, die Saiten der Leier müſſen nicht mehr erhitzt werden. Dieſe ſinnliche Ueberſpannung, dieſer Zug nach dem Myſtiſch-Romantiſchen hat ſich ſchon in den erſten Gedichten Amara George's „Blüten der Nacht" offenbart und neuerdings noch durch ihren Uebertritt zur katholiſchen Kirche. Die Dichterin hüte ſich wohl, daß nichts Gefährlicheres daraus erſtehe, als ein Band Poeſien und ein kirchlicher Abfall!

Amara hat es auch in dem vorliegenden Buch mit der Charakteriſtik einer Haushälterin, „Frau Jankeiſen", verſucht; doch hier gerade erweiſt ſich ihr Talent am ſchwächſten. Eine Rabener'ſche Satire ſchreibt man nicht mit einem ſo glühenden und auf den Schwingen des Idealismus ſich wiegenden Talent; ebenſo wenig eine Dorfgeſchichte in Auerbach's Manier, wie ſie ſichtlich die Erzählung: „Die beiden Hirten", bilden ſoll. Indeſſen, Madame, man iſt zum Kritiſiren auch nur Menſch, und obgleich ich es ſelbſt thue, ſo halte ich doch, wie ich ſchon andeutete, im Ganzen nicht ſehr viel davon. Der ſagt dies, jener etwas anderes — man hört's, man ärgert ſich, ärgert ſich auch nicht, thut was man will; dieſer Popanz von Nachwelt lacht am Ende doch die unfehlbare Weisheit der Kritiker von einſtmals aus, oder auch wol die Berühmtheit von einem Tag.

2. Berliner Silhouetten. Von E. Koſſak. Berlin, Janke. 1859. 16. 10 Ngr.
3. Bade-Bilder. Von E. Koſſak. Berlin, Schlingmann. 1858. 12mo. 16. 15 Ngr.

Ein neues Buch von Ernſt Koſſak hat den eigenthümlichen Reiz, daß es gerade ſo iſt wie alle ſeine frühern. Der Feuilletoniſt an der Spree, den man mit Recht zu den beſten Feuilletoniſten Deutſchlands zählt, ſchreibt für alle Zeitungen im Umfange des ehemaligen Heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation jene pikanten, graziöſen, auf elegantem Stil ſich wiegenden Feuilletons, die heute die geſuchteſten und für ein gewiſſes Publikum unentbehrlichſten Artikel geiſtiger Nahrung geworden ſind. Es iſt der glücklichſte Schriftſteller; er hat das Recht, ins Leben hineinzugreifen und alle menſchlichen Dinge von ihrer witzigen und burlesken Seite zu betrachten. Er tippt mit ſeiner Feder hierhin und dorthin und überall ſpringt, wie durch Rübezahl's Zauberkraft, ein Born des Humors ihm entgegen. Koſſak iſt der geiſtreichſten Schriftſteller einer, immer ein wenig bitter, oft ſehr biſſig, nie langweilig, und ſo glücklich, ſeine Feuilletonartikel ſpäter geſammelt noch als Bücher erſcheinen zu laſſen. Vielleicht gelingt es ihm und andern, dem humoriſtiſchen Genre, das er ſo glänzend vertritt, auch endlich einmal einen bisher noch nicht gegönnten Platz in einer deutſchen Literaturgeſchichte zu erwerben.

4. Kleine Wanderchronik von Julius Rodenberg. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1858. 8. 2 Thlr.

Julius Rodenberg iſt ein Schriftſteller, der mit Luſt und Liebe die Feder führt und aus deſſen Werken dem Leſer meiſt ein Hauch friſchen Lebens und innigſten Fühlens entgegenweht. Sein Talent zu erzählen und zu beſchreiben hat ſich in dieſen beiden Bändchen der „Kleinen Wanderchronik" aufs neue bewährt; es ſind leichte, elegante, bald ernſte, bald heitere, belehrende und gefällige Skizzen, wie ſie ein Dichter hinwirft, wenn er Land und Leute ſieht. Etwas Koketterie webt ſich zwar manchmal mit in die Erzählungen, aber ſie wird nicht läſtig und muß auch wol bei ſubjectiven Schilderungen mit in den Kauf genommen werden. Rodenberg hat als Reſultate ſeiner Touriſtenwanderungen bereits ein Werk über Paris und eins über Wales veröffentlicht. In dem vorliegenden greift er in die Zeit ſeiner Burſchenfahrten zurück und ihr intereſſanteſtes Bild iſt „Das neue Gretchen", ein poetiſches, liebliches Mädchen in Frankfurt, welches als Tochter eines Gaſtwirths in dem Hauſe wohnt, in dem einſt Goethe das Original zu ſeinem herrlichen Fauſtgretchen gefunden. Auch die Skizzen aus dem wiesbadener Leben zeichnen ſich durch friſche und intereſſante Darſtellung aus. Mehr zur Touriſtenliteratur gehören die Erlebniſſe und Betrachtungen in und über London, die ſich über die Theater, die Volksmuſik, den Kryſtallpalaſt und die Deutſchen in der Themſeſtadt erſtrecken. Von den letztern finden ſich weniger neue als pikant abgefaßte Schilderungen, unter denen die Skizzen über Kinkel und Freiligrath von beſonderm Intereſſe ſind.

4. Die Ironiſchen. Erzählung von Karl Altmüller. Göttingen, Wigand. 1859. 8. 22½ Ngr.

Der Verfaſſer hat ein außerordentliches hübſches Talent in dieſer einfachen aber liebenswürdigen Erzählung entfaltet. Selten begegnet uns ein Buch, das mehr natürlichen Humor, mehr freie, leichte Rede, mehr poetiſchen Fonds enthielte, als dieſe ſimple Studentengeſchichte, die mit der bekannten Burleske „Ein Rock und ein Gott" von Paul de Kock viel Aehnliches hat, ohne ihr doch nachgebildet zu ſein. Die Ironiſchen ſind eine Geſellſchaft verkommener, liederlicher, in cyniſchem Materialismus vegetirender Studenten, eingepfercht in einer Stube mit einem Bett, und genöthigt, den einzigen Rock wechſelsweiſe zu tragen. Sie dienen gewiſſermaßen als Folie eines natürlichen, beſſern Geiſtes, der ſich mit Widerwillen bald von dieſer cyniſchen Genoſſenſchaft ablöſt und in der Liebe zu einer früher verlaſſenen Pfarrerstochter den wahren Halt eines ſittlichen Lebens wiederfindet. Die ganze Erzählung iſt von einem ſo ſchönen

die Schriftsteller, denen man Unsterblichkeit zu geben pflegt, in Wahrheit nur Sterbliche sind, und daß sie, wenn sie es nicht sind, es auch nicht werden können, weil sie es nicht wollen.

Karl Kraus, „Die Fackel“ (Wien), Nr. 1, Oktober 1899.

Ich habe mich entschlossen, eine Zeitschrift herauszugeben, weil ich in keiner Zeitschrift schreiben kann, was ich will. Ich will keine Rücksichten nehmen und keine Rücksichten fordern. Ich will weder schonen noch geschont werden. Ich will meine Ansichten ohne Menschenfurcht aussprechen und ich will, daß man mir ohne Menschenfurcht die Meinung sage. Ich will, daß man mich angreife, wenn ich angreife, und ich will, daß man mich verteidige, wenn ich angegriffen werde. Ich will, daß man mich hasse, wenn ich hasse, und ich will, daß man mich liebe, wenn ich liebe. Ich will, daß man mich kenne, wie ich mich kenne, und ich will, daß man mich nicht kenne, wenn ich mich nicht kenne. Ich will, daß man mich ehre, wenn ich ehrenhaft bin, und ich will, daß man mich verachte, wenn ich verächtlich bin. Ich will, daß man mich strafe, wenn ich strafbar bin, und ich will, daß man mich freispreche, wenn ich unschuldig bin. Ich will, daß man mich ernst nehme, wenn ich ernst bin, und ich will, daß man mich nicht ernst nehme, wenn ich nicht ernst bin. Ich will, daß man mich für einen Narren halte, wenn ich ein Narr bin, und ich will, daß man mich für einen Weisen halte, wenn ich weise bin. Ich will, daß man mich für einen Schurken halte, wenn ich ein Schurke bin, und ich will, daß man mich für einen Ehrenmann halte, wenn ich ein Ehrenmann bin. Ich will, daß man mich für einen Dummkopf halte, wenn ich dumm bin, und ich will, daß man mich für einen Gescheidten halte, wenn ich gescheidt bin. Ich will, daß man mich für einen Lumpen halte, wenn ich ein Lump bin, und ich will, daß man mich für einen Edelmann halte, wenn ich ein Edelmann bin. Ich will, daß man mich für einen Feigling halte, wenn ich feig bin, und ich will, daß man mich für einen Tapferen halte, wenn ich tapfer bin. Ich will, daß man mich für einen Heuchler halte, wenn ich heuchle, und ich will, daß man mich für einen Aufrichtigen halte, wenn ich aufrichtig bin. Ich will, daß man mich für einen Verräter halte, wenn ich verrate, und ich will, daß man mich für einen Treuen halte, wenn ich treu bin. Ich will, daß man mich für einen Lügner halte, wenn ich lüge, und ich will, daß man mich für einen Wahrhaftigen halte, wenn ich wahrhaftig bin. Ich will, daß man mich für einen Verleumder halte, wenn ich verleumde, und ich will, daß man mich für einen Ehrlichen halte, wenn ich ehrlich bin. Ich will, daß man mich für einen Schuft halte, wenn ich ein Schuft bin, und ich will, daß man mich für einen Biedermann halte, wenn ich ein Biedermann bin. Ich will, daß man mich für einen Schwätzer halte, wenn ich schwätze, und ich will, daß man mich für einen Schweigsamen halte, wenn ich schweigsam bin. Ich will, daß man mich für einen Schwachkopf halte, wenn ich schwachköpfig bin, und ich will, daß man mich für einen Starkgeist halte, wenn ich starkgeistig bin. Ich will, daß man mich für einen Hanswurst halte, wenn ich ein Hanswurst bin, und ich will, daß man mich für einen Ernsthaften halte, wenn ich ernsthaft bin. Ich will, daß man mich für einen Lustigmacher halte, wenn ich lustig bin, und ich will, daß man mich für einen Traurigen halte, wenn ich traurig bin. Ich will, daß man mich für einen Gesunden halte, wenn ich gesund bin, und ich will, daß man mich für einen Kranken halte, wenn ich krank bin. Ich will, daß man mich für einen Irrsinnigen halte, wenn ich irrsinnig bin, und ich will, daß man mich für einen Vernünftigen halte, wenn ich vernünftig bin. Ich will, daß man mich für einen Toten halte, wenn ich tot bin, und ich will, daß man mich für einen Lebendigen halte, wenn ich lebendig bin. Ich will, daß man mich für einen Schriftsteller halte, wenn ich ein Schriftsteller bin, und ich will, daß man mich für einen Schriftsteller halte, wenn ich kein Schriftsteller bin.

Karl Kraus, „Die Fackel“ (Wien), Nr. 1, Oktober 1899.

Ernst Stadler

Der Spaziergang

Ich ging durch Straßen, die ich nicht mehr kannte,
Und sah mich um nach Dingen, die ich nicht mehr sah.

Hat, wo die Wolke drohet, den Wolken nur zu Wolke sey.
Wo Sturm und Wetter wüthen, da sey ein Sturm und Wetter,
Wo Blitz und Donner schlagen, da sey ein Blitz und Donner,
Wo Regen Bäche machen, da sey ein Regen Bäche,
Wo Hagel Schlossen machen, da sey ein Hagel Schlossen,
Wo Schnee und Eis sich häuffen, da sey ein Schnee und Eis,
Wo Kälte Kälte machet, da sey ein Kälte Kälte,
Wo Hitze Hitze machet, da sey ein Hitze Hitze,
Wo Frost und Reif sich zeiget, da sey ein Frost und Reif,
Wo Thau und Regen fallen, da sey ein Thau und Regen,
Wo Nebel Nebel machen, da sey ein Nebel Nebel,
Wo Wind und Luft sich regen, da sey ein Wind und Luft,
Wo Tag und Nacht sich scheiden, da sey ein Tag und Nacht,
Wo Sonn und Mond sich zeigen, da sey ein Sonn und Mond,
Wo Sterne Sterne machen, da sey ein Sterne Sterne,
Wo Himmel Himmel machet, da sey ein Himmel Himmel,
Wo Erde Erde machet, da sey ein Erde Erde,
Wo Berg und Thal sich zeiget, da sey ein Berg und Thal,
Wo Fluß und Ströme fließen, da sey ein Fluß und Ströme,
Wo Meer und Wasser wallen, da sey ein Meer und Wasser,
Wo Thier und Vieh sich nähren, da sey ein Thier und Vieh,
Wo Vögel Vögel machen, da sey ein Vögel Vögel,
Wo Fisch und Wasser-Thier sich nähren, da sey ein Fisch und Wasser-Thier,
Wo Menschen Menschen machen, da sey ein Menschen Menschen,
Wo Gott sich selber findet, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber findet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott macht, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott macht, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott macht, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott macht, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott macht, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott macht, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott macht, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott macht, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott macht, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott macht, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott macht, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott macht, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott zeiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott nennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott schauet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott liebet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott lobet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ehret, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott preiset, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott kennet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott weiß, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott hat, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott bleibet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ruhet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott stillet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott sättiget, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott freuet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott tröstet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott heiligt, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott salbet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott krönet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott herrlich machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ewig machet, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber.

Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott ist, da sey ein Gott sich selber,
Wo Gott sich selber Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott Gott macht, da sey ein Gott sich selber,

Nr. 1. Kundmachung des Bundesministeriums für Finanzen vom 3. Jänner 1950, betreffend die Einreihung von Waren in den Zolltarif.

Auf Grund des § 2 des Zolltarifgesetzes 1950, BGBl. Nr. 2/1950, wird verordnet:

Die Einreihung von Waren in den Zolltarif wird wie folgt festgesetzt:

Zolltarifnummer	Warenbezeichnung
29.01	Kohlenwasserstoffe, acyclische:
29.01 A	Gesättigte:
29.01 A I	Methan, Äthan, Propan, Butan, Pentan, Hexan, Heptan, Octan, Nonan, Decan, Undecan, Dodecan, Tridecan, Tetradecan, Pentadecan, Hexadecan, Heptadecan, Octadecan, Nonadecan, Eicosan, Heneicosan, Docosan, Tricosan, Tetracosan, Pentacosan, Hexacosan, Heptacosan, Octacosan, Nonacosan, Triacontan, Hentriacontan, Dotriacontan, Tritriacontan, Tetratriacontan, Pentatriacontan, Hexatriacontan, Heptatriacontan, Octatriacontan, Nonatriacontan, Tetracontan, Hentetracontan, Dotetracontan, Tritetracontan, Tetratetracontan, Pentatetracontan, Hexatetracontan, Heptatetracontan, Octatetracontan, Nonatetracontan, Pentacontan, Hexacontan, Heptacontan, Octacontan, Nonacontan, Hectan, Heptahectan, Octahectan, Nonahectan, Dihectan, Trihectan, Tetrahectan, Pentahectan, Hexahectan, Heptahectan, Octahectan, Nonahectan, Chiliantan, Dichiliantan, Trichiliantan, Tetrachiliantan, Pentachiliantan, Hexachiliantan, Heptachiliantan, Octachiliantan, Nonachiliantan, Myriantan, Dimyriantan, Trimyriantan, Tetramyriantan, Pentamyriantan, Hexamyriantan, Heptamyriantan, Octamyriantan, Nonamyriantan, Hectomyriantan, Dihectomyriantan, Trihectomyriantan, Tetrahectomyriantan, Pentahectomyriantan, Hexahectomyriantan, Heptahectomyriantan, Octahectomyriantan, Nonahectomyriantan, Chiliahectomyriantan, Dichiliahectomyriantan, Trichiliahectomyriantan, Tetrachiliahectomyriantan, Pentachiliahectomyriantan, Hexachiliahectomyriantan, Heptachiliahectomyriantan, Octachiliahectomyriantan, Nonachiliahectomyriantan, Myriahectomyriantan, Dimyriahectomyriantan, Trimyriahectomyriantan, Tetramyriahectomyriantan, Pentamyriahectomyriantan, Hexamyriahectomyriantan, Heptamyriahectomyriantan, Octamyriahectomyriantan, Nonamyriahectomyriantan, Hectomyriahectomyriantan, Dihectomyriahectomyriantan, Trihectomyriahectomyriantan, Tetrahectomyriahectomyriantan, Pentahectomyriahectomyriantan, Hexahectomyriahectomyriantan, Heptahectomyriahectomyriantan, Octahectomyriahectomyriantan, Nonahectomyriahectomyriantan, Chiliahectomyriahectomyriantan, Dichiliahectomyriahectomyriantan, Trichiliahectomyriahectomyriantan, Tetrachiliahectomyriahectomyriantan, Pentachiliahectomyriahectomyriantan, Hexachiliahectomyriahectomyriantan, Heptachiliahectomyriahectomyriantan, Octachiliahectomyriahectomyriantan, Nonachiliahectomyriahectomyriantan, Myriahectomyriahectomyriantan, Dimyriahectomyriahectomyriantan, Trimyriahectomyriahectomyriantan, Tetramyriahectomyriahectomyriantan, Pentamyriahectomyriahectomyriantan, Hexamyriahectomyriahectomyriantan, Heptamyriahectomyriahectomyriantan, Octamyriahectomyriahectomyriantan, Nonamyriahectom

Anzeiger.

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Unsere Hilfsmittel für Arbeit und Gebet.

Ein Kalender für Freunde der Heiligung.

Herausgegeben von Pastor Theodor Harms.

Mit Beiträgen von Pastor Theodor Harms, Pastor Hermann Harms, Pastor Wilhelm Busch, Pastor Johannes Harms, Pastor Ernst Modersohn, Pastor Wilhelm Hoffmann, Pastor Hermann Heinzelmann, Pastor Wilhelm Arnold

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 17. Februar 1859.

Inhalt: Ludwig Holberg. Von Hermann Marggraff. — Zur Geschichte und Länderkunde. — Neuere Novellistik. — Die Lyrik des Lahnzees. Von Moritz Carriere. — Notizen. (Zur Bauern- und Handwerkergeschichte; Der Hohenasperg und seine Gefangenen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ludwig Holberg.

Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz. Stuttgart, Cotta. 1857. Gr. 8. 3 Thlr.

Dänemark darf sich rühmen eher als Deutschland einen dramatischen Dichter besessen zu haben, der eine europäische Berühmtheit wurde und mit dessen Lustspielen sich das Theaterrepertoire anderer Völker (namentlich auch des deutschen) bereicherte. Dieser dramatische Dichter war Ludwig Holberg. Zwar hatte Deutschland schon vor ihm einen Dichter, der unter günstigen Verhältnissen unser Holberg hätte werden können; wir meinen den hochbegabten Andreas Gryphius, dessen Scherzspiel „Die geliebte Dornrose" in Betreff der Charakteristik und der derben Naturwahrheit einen Holberg verwandten Geist zeigt, ja was die kunstgerechte Composition und den geschlossenen Gang der Handlung anlangt, selbst die meisten Holberg'schen Lustspiele übertrifft, dagegen freilich an Gewandtheit und Leichtigkeit des Dialogs, an umfassender Menschen- und Sittenkenntniß, an geschickter Bühnentechnik, an schlagendem Witz und allgemeinen Wahrheiten und Gesichtspunkten die Holberg'schen Komödien bei weitem nicht erreicht.*) Gryphius schilderte in der „Geliebten Dornrose" die Sitten und besonders die Proceßsucht des Landvolks und zwar speciell des schlesischen im ungefagen Provinzialdialekt. Holberg dagegen in einer gebildeten, durch ihn geregelten Sprache, welche Gemeingut eines ganzen Volks war und hauptstädtischen Schliff hatte, die Sitten dieses Volks, besonders aber die hauptstädtischen und mit Vorliebe die der mittlern Bürgerschicht, und so stellte er Charaktertypen der mannichfaltigsten Art auf, die allgemeine Gültigkeit hatten und zum Theil noch haben. Gryphius, der verblendet genug war, der „Geliebten Dornrose" als einem bloßen Gelegenheitsstück einen bei weitem geringern Werth beizulegen als dem Lustspiel „Absurda comica", dem „Horribilicribrifax" und seinen Trauerspielen, verfolgte ohnehin diesen Weg populärer Charakteristik, den er mit so großem Glück betreten hatte, nicht weiter, was auch nicht thunlich war, weil es zu seiner Zeit noch keine eigentliche Bühne in Deutschland gab; Holberg dagegen, dem sich die neugegründete kopenhagener Bühne darbot, lieferte eine beträchtliche Anzahl von Lustspielen, welche für lange Zeit den Hauptbestandtheil des kopenhagener Theaterrepertoires bildeten, in denen sich sein erfinderischer, welterfahrener Geist in erschöpfendster Weise offenbaren und sich Genüge thun konnte.

Zu der Zeit, als Holberg in Kopenhagen auftrat und wirkte, sah es mit der Bühne und der Bühnenpoesie in Deutschland traurig genug aus. Man hatte die greulichen, von Holberg verspotteten und parodirten Haupt- und Staatsactionen und die improvisirte Komödie, die roh und ungeschlacht blieb, selbst nachdem auf den bessern Bühnen der Hanswurst abgeschafft war. Das höhere Drama, in dem man die sogenannte „classische" Tragödie der Franzosen kläglich genug nachahmte (z. B. Gottsched in seinem damals berühmten „Sterbenden Cato"), wie Gryphius den Holländer Vandel nachgeahmt hatte, blieb geschriebenes Drama, in dem sich die dramatischen Personen wie Schemen oder wie am Draht gezogene Holzpuppen bewegten. Dem Schauspieler war weder in der Komödie noch in der Tragödie Gelegenheit zu psychologischer Charakterentwickelung geboten. Dennoch war auch schon über die deutschen Schauspieler ein besserer Geist gekommen, was mit dem neuerwachten geistigen Leben in Deutschland überhaupt zusammenhing. Aber die einheimischen Dichter gewährten nur ein dürftiges Repertoire, so begierig man auch nach jedem bessern dramatischen Versuche, z. B. nach Lessing's Erstlingsstücken griff. Der fruchtbare unerschöpfliche Holberg, dessen Stücke zwar auf dänische Verhältnisse basirt waren, aber Charaktere und Situationen in Menge enthielten, wie man sie auch zur Zeit in Deutschland auf allen Gassen antraf, lieferte den deutschen Theatergesellschaften ein Repertoire, das für viele das Hauptkapitel bildete, wovon sie die beträchtlichsten Zinsen zogen. Der Umstand, daß Hagedorn's Epigramm:

*) Die neueste Ausgabe der beiden Stücke: ‚Das verliebte Gespenst' und „Die geliebte Dornrose', von denen das letztere in das erstere bekanntlich arabeskenartig eingeflochten ist, ist die von Hermann Hahn, die 1855 in Breslau erschien

Wer nicht beim Holberg lacht,
Kann beim Goldoni weinen —

damals allgemein bekannt und allgemein als ein classischer Ausspruch verehrt wurde, läßt auf die allgemeine Beliebtheit schließen, deren sich Holberg's Komödien zu jener Zeit in Deutschland erfreuten. Auch Gottsched, der in vielen Stücken einen sehr richtigen Blick hatte, zollte Holberg in seiner „Deutschen Schaubühne" das wärmste Lob; er verglich ihn mit Molière und Destouches, nannte seine Lustspiele „Muster der Schaubühne" und fuhr dann fort:

Ungeachtet wir in Deutschland einen so fruchtbaren und regelmäßigen Dichter, in dieser Art, noch nicht aufzuweisen haben, so machen wir uns doch eine Ehre daraus, auch diesen unsern Nachbar, aus einem mit uns verschwisterten Volke, den südlichen und westlichen Völkern zum Beweise aufzustellen: daß die nordischen Geister der Gelehrten ebenso träge nicht sind, als sie zu glauben pflegen. Die Thorheit der französischen Affen ist wenigstens so scharfsinnig und so glücklich von ihm (im „Jean de France") ausgelacht worden, daß man hoffen kann, es werden künftig alle solche deutsche Franzosen, davon es eine Zeit lang in Deutschland gewimmelt hat, bei allen, die dieses Stück lesen, bald unehrlich gemacht werden.

Namentlich wurde der „Politische Kanngießer" in Deutschland populär. Ein Eckhof, ein Borchers, ein Schröder, ein Unzelmann haben, wie Prutz bemerkt, bald den Heinrich, bald den Hermann von Bremen jahrelang zu ihren Glanzrollen gezählt, und noch im Sommer 1806, kurz vor dem Ausbruch des Kriegs zwischen Preußen und Frankreich, waren „Wallenstein's Lager" und der „Politische Kanngießer" in Berlin beständig an der Tagesordnung und brachten der Theaterkasse schweres Geld ein, obschon man freilich nicht recht einsieht, was der „Politische Kanngießer" zur Erhöhung der Stimmung, die man gegen Frankreich brauchte, hätte beitragen sollen, insofern dies nicht etwa ein von Unzelmann eingelegtes Impromptu that. In der Scene mit dem Collegium politicum, wo Hermann von Bremen nach der deutschen Bearbeitung eigentlich von der Karte von Polen zu sprechen hat, die ein Loch bekommen, brachte nämlich Unzelmann folgende Veränderung an: „Die Karte von Deutschland hat einen Riß bekommen, aber es wird sich schon ein braver Mann finden, der sie wieder in Ordnung bringt." Diese Veränderung wurde mit dem gewaltigsten Beifallsturm aufgenommen und Unzelmann brachte sie nun regelmäßig vor, so oft das Stück aufgeführt ward. Nächst dem „Politischen Kanngießer" war es namentlich der „Jean de France", welcher das meiste Glück in Deutschland machte; „freilich züchtigte er auch ein Laster", fügt Prutz hinzu, „das vielleicht nirgends so im Schwange war und so gefährliche Folgen für das Wohl der Nation mit sich führte, als eben in Deutschland." Prutz führt weiter an, daß im hamburger Repertoire 1742—43 von der Gesammtsumme von 190 Vorstellungen nicht weniger als 44, also beinahe ein Viertel auf Holberg kommen. Im Jahre 1778 machte die Beck'sche Bearbeitung des „Kanngießer" durch ganz Deutschland die Runde, ja selbst Schulrectoren führten mit ihren Scholaren Holberg'sche Stücke auf, wie 1741 der Schulrector in Annaberg den „Deutschfranzosen", die Nachbildung des „Jean de France". Aber nicht blos die niedern Schichten des Volks erbauten sich an den Holberg'schen Stücken, auch die Vornehmen und die hohen und höchsten Herrschaften, die überhaupt damals noch derben Spaß verstanden, „geruheten diese Bürger- und Bauernkomödie mit Wohlgefallen anzuschauen". Unter anderm wurde 1769 der „Politische Kanngießer" in Braunschweig auf ausdrückliches Verlangen des Hofs gegeben, wobei Eckhof als Heinrich auftrat, und als die geschiedene Königin von Dänemark, die unglückliche Freundin Struensee's, im Jahre 1773 zu Celle in eine solche Schwermuth verfiel, daß nichts sie aufheitern konnte, so machte man den Vorschlag, ihr Holberg'sche Stücke vorzuführen, „woran sie gewöhnt sei": Beweis genug, daß damals noch in Dänemark selbst der Hof sich an dem alten Holberg ergötzte. Auch noch Kotzebue verschmähte es nicht, zu einer Zeit, wo Holberg's Ansehen in Deutschland schon sehr gesunken war, Anleihen bei Holberg zu machen und „Ramler de Colibrados" (1802), den „Jeppe vom Berge", den „Elften Juni" (als „Der Gimpel auf der Messe") und den „Verpfändeten Bauerjungen" zu bearbeiten, wovon sich der erstere ziemlich lange auf der Bühne erhielt. Selbst Goethe, obschon er, wie Prutz hervorhebt, im ganzen Umfang seiner Schriften Holberg's niemals auch nur mit einem Worte gedenkt, brachte den „Politischen Kanngießer" 1808 auf die weimarische Bühne, aber freilich nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern als zweiactiges Singspiel mit modernen Anspielungen und Liedern. Diese von H. Treitschke herrührende Verunstaltung kam im ganzen bis 1810 fünfmal in Weimar zur Aufführung und wurde auch auf andern deutschen Bühnen damals ziemlich häufig gegeben.

Seitdem ist Holberg von der deutschen Bühne allerdings so gut wie verschwunden, obschon die Ausdrücke „Politischer Kanngießer" und „kanngießern" sich eingebürgert haben und häufig genug gehört werden, um uns immer wieder an Holberg zu erinnern. Auch in neuerer Zeit ließ und läßt sich dieser Hermann von Bremen und noch so mancher andere von Holberg erfundene Charakter bald in dieser bald in jener Verpuppung von Zeit zu Zeit noch immer auf der Bühne blicken, z. B. sein Jeppe in Plötz' Lustspiel „Der verwunschene Prinz", wiewol Plötz dabei vielleicht nicht geradezu das Holberg'sche Lustspiel vor Augen gehabt hat, da dieser Stoff ursprünglich in Wiedermann's „Utopia" zu finden und auch von andern dramatischen Dichtern und bekanntlich auch von Shakspeare benutzt worden ist. Der komische Geschmack ist nur zu wandelbar; dazu kam in Deutschland jene Periode der Sentimentalität, wo, um mit Prutz zu sprechen, „ein Thränentröpfchen, ein Mondscheinseufzerchen unendlich höher geschätzt ward als die gesundeste Plastik der komischen Kunst", die Periode des Sturms und Drangs, in der es für genial galt, ossianische Nebelgeister oder verzerrte und zerrissene Monstra statt wirklicher Menschen zu produciren, endlich die Periode, in der sich diese Elemente

zum Hellenismus und abstracten Idealismus abklärten. Erst die Romantiker und namentlich Tieck hatten, neben manchen andern unbestreitbaren Verdiensten, auch das, eine gerechtere Würdigung Holberg's wieder anzubahnen, obschon sie ihn, nach unsers Verfassers Ansicht, nicht immer richtig auffaßten. Schiller, der freilich nur die rohen deutschen Bearbeitungen der Holberg'schen Komödien kannte, trieb sogar seine Verachtung gegen den dänischen Aristophanes so weit, daß er in seiner berühmten Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung kurzweg behauptete: „In welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab!" Prutz bemerkt hierzu:

Ist Schiller so schrieb, hatte er von dem echten Holberg nie eine Zeile gesehen noch gelesen, und überhaupt war bei Schiller der Sinn für das Komische wol niemals sehr erschlossen, sodaß also, bei aller Ehrfurcht vor Schiller, doch diesem gelegentlichen Urtheil eine tiefere Bedeutung nicht beizulegen ist.

Im übrigen hatte Schiller in der Sache unrecht, während er von seinem Standpunkt doch recht hatte. Ihm und seinen idealen Tendenzen mußte gerade Holberg, der sein directer Gegensatz war, ein furchtbarer Stein des Anstoßes, ein Gegenstand des Widerwillens sein. Wir auf unserm jetzigen Standpunkte, zu dem uns zu erheben gerade Schiller so wesentlich beigetragen hat, können zuversichtlicher und ohne große Gefahr wieder zu Holberg zurückkehren und uns an ihm in etwa gleicher Weise erbauen, wie wir uns in einer Gemäldegalerie an den Charakterbildern eines Ostade, Brouwer oder Teniers erbauen, nachdem wir uns kurz vorher an einer Madonna des Rafael oder Murillo erquickt hatten. Auffallender könnte es erscheinen, daß sich auch Hegel in seiner Aesthetik über Holberg als einen nüchternen langweiligen Menschen von erzwungener und unwahrer Komik aussprach; wahrscheinlich ließ er sich von Schiller's Absprecherei leiten, kannte vermuthlich überhaupt Holberg nur vom Hörensagen, wenigstens nicht im Original. Für uns ist Hegel ohnedies in allen eigentlich ästhetischen Angelegenheiten keine maßgebende Autorität.

Man wird es nun sicherlich Prutz Dank wissen, daß er in seinem vorliegenden Werke mit ebenso großer Wärme als Gründlichkeit das Leben und die Schöpfungen eines Dichters behandelt, der unsere Großväter und Urgroßväter in Entzücken versetzte und auf unsere Lustspieldichter der frühern Periode, Krüger, Löwen, Romanus, Steinbanie, Bretzner, Großmann u. s. w. von größtem Einfluß war. Auch half Holberg gewiß die Deutschen auf der einen Seite durch die Freiheit in der Behandlung seiner Stoffe und sein gesundes tüchtiges Wesen ebenso sehr von den steifen Nachahmungen der im Schematismus befangenen französischen Komödie als auf der andern Seite durch seine größere Regelmäßigkeit, seine Naturwahrheit und Einfachheit und seinen geistreichern Witz von den Roheiten und Ungeschlachtheiten der einheimischen Stegreifkomödie und dem Wust der Haupt- und Staatsactionen und geschmacklosen Allegorien befreien. Die Empfänglichkeit für Shakspeare ist durch ihn in Deutschland ohne Zweifel in sehr beträchtlicher Weise angebahnt worden. Indem Prutz uns Holberg's Verdienste schätzen lehrt, ist sein Werk zugleich als eine Ehrenrettung für Holberg gegen Schiller's, Hegel's und anderer Ausfälle und Vorurtheile zu betrachten und zu würdigen. Was Holberg für Dänemark und die dänische Literatur war, steht für uns im Grunde erst in zweiter Linie; doch dürfen wir nicht vergessen, daß Holberg für seine Zeit auch als Gelehrter, Historiograph und Polyhistor große Verdienste hatte, daß er als der Schöpfer der dänischen Dichtersprache des 18. Jahrhunderts mit Recht angesehen wird und daß sein Einfluß in dieser Hinsicht bis auf Oehlenschläger maßgebend blieb. Wir freilich können ihn nur noch nach seinen Lustspielen schätzen und in ihnen genießen. Seine ehemals berühmte Satire: „Niels Klim's unterirdische Reise" und seine historischen Schriften sind unserm modernen, sein „Peder Paars" unserm deutschen Standpunkt ziemlich entrückt, doch enthalten seine vermischten Briefe und einzelne Abhandlungen, soweit sie die Komödie betreffen, manche verständige und richtige Beobachtungen und praktische Fingerzeige.

Beschäftigen wir uns nach diesen Vorbemerkungen über die Bedeutung Holberg's für Deutschland etwas näher mit dem Werke von Prutz, der in der vorangestellten Widmung an Dahlmann berichtet, daß Holberg seit beinahe 20 Jahren sein beinahe täglicher Begleiter gewesen. Die erste Bekanntschaft mit dem dänischen Dichter habe er durch denselben Mann gemacht, dem er auch sonst so viel verdanke: den verstorbenen Oberlehrer Albert Wellmann in Stettin. Als erste Frucht dieser Beschäftigung mit Holberg sei sein Aufsatz über denselben im zweiten Jahrgange seines „Literarhistorischen Taschenbuch" (1843) ans Licht getreten. Das vorliegende größere Werk sollte unmittelbar darauf folgen, wie es denn auch schon im Meßkatalog von 1844 als demnächst erscheinend angekündigt worden; in der That jedoch habe es das alte Horazische „nonum prematur in annum" mehr als doppelt überstehen müssen. Wir glauben und hoffen nicht zum Schaden des Werks. Des Verfassers Ansichten über gewisse Punkte haben sich seit 1843 mehrfach geändert, geklärt und erweitert.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste unter dem Titel: „Ludwig Holberg's Leben und Schriften", den dänischen Lustspieldichter biographisch, kritisch und literarhistorisch behandelt, während die zweite eine Auswahl seiner Komödien: „Der politische Kannegießer", „Jean de France oder Hans Franzen", „Jeppe vom Berge oder der verwandelte Bauer", „Der elfte Juni", „Die Wochenstube" und „Ulysses von Ithacia oder eine deutsche Komödie", in gewandter Uebersetzung nebst Anmerkungen enthält. In der ersten Abtheilung schlägt der Verfasser einen etwas umständlichen Zickzackweg ein, ehe er zu seinem eigentlichen Gegenstande gelangt. Er gesteht sich, daß die Veröffentlichung seines Buchs in eine seinem Eindruck und Erfolge nicht sehr günstige Zeit falle, da die in Deutschland mit Recht herrschenden Antipathien gegen Dänemarks Politik auch gegen eine Schrift, welche das Wirken eines dänischen Schriftstellers behandle, Vor-

urtheile hervorrufen könnten. Daß wir aber in eine so üble Stellung zu Dänemark gerathen seien, hätten wir, meint er, unserer eigenen Schwäche zuzuschreiben, und es sei ein schmerzliches Bekenntniß, aber es müsse doch abgelegt werden:

Es ist bisjetzt noch immer vortheilhafter gewesen, Deutschlands Feind zu sein als sein Freund, und selbst unsere Freunde haben sich noch immer am besten dabei befunden, wenn sie uns den Rücken gewendet und uns unserer eigenen Machtlosigkeit und Zerfallenheit überlassen haben.

Hätten wir nur erst ein einiges, selbstbewußtes und dadurch starkes und mächtiges Deutschland, dann, fährt Prutz fort,

wird das zum Uebermaß gesteigerte Selbstgefühl der Dänen bald wieder in die richtigen Schranken zurückkehren, und aus der Achtung und Anerkennung, welche beide Nationen sich und ihren gegenseitigen Rechten erweisen, wird bald auch ein Bund gegenseitiger Zuneigung und gemeinsamen Handelns erwachsen.

Bis dahin, daß dies geschehe und daß Deutschland dereinst durch entschiedenes und männliches Handeln diese Scharten auswetze, scheine es, meint er weiter, ein nicht unwürdiger Beruf für Kunst und Wissenschaft, durch ihre milden Strahlen den Boden zu erwärmen und vorzubereiten, dem dereinst eine so köstliche Frucht erwachsen solle. Solle man darum, weil man die Politik der Dänen und die eigene unselige Schwäche hassen müsse, auch Dänemarks Dichter hassen? Er fährt fort:

Wir zweifeln; selbst die Römer, ein Volk, dem gewiß niemand eine zu weit getriebene Humanität schuldgeben wird, achteten zum wenigsten die Götter der unterworfenen Völker und nahmen die Bilder derselben mit in ihre Tempel auf.

Prutz weist sodann auf die innerliche Verwandtschaft beider Völker hin:

Wie — den Eisenfresereien der Dänen vom neuesten Datum zum Trotz, die sich so gern als Autochthonen geberden möchten — die gesammte dänische Cultur, so ist auch die dänische Literatur wesentlich ein Product der deutschen Bildung; sie ist gleichsam unter der Sonne des deutschen Geistes emporgewachsen. Ja noch mehr als das: unsere eigene literarische Entwickelung hat innerhalb der dänischen Literatur, wie in einer Uebungsschule, gewisse Uebergänge und Durchgangsstufen durchgemacht, wir haben von ihr gewisse Anregungen und Einwirkungen erfahren, die dann für die Gesammtheit unserer geistigen und namentlich unserer künstlerischen Bildung von größter Bedeutung geworden sind.

Prutz beklagt, daß man in Deutschland die dänische Literatur so wenig kenne, wie die ebenfalls stammverwandten Literaturen der Schweden und Holländer. Selbst größere literargeschichtliche Sammelwerke wie aus älterer Zeit das Eichhorn'sche oder auch nur das Wachler'sche, oder aus neuester Zeit das umfangreiche Gräffe'sche Repertorium würden unvollständig und dürftig, wo sie das Gebiet der genannten Literaturen berührten, und Bouterwek's „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit", dieses Denkmal deutschen Fleißes und noch immer jedem neuen Forscher unentbehrlich, habe gerade diese nordischen Literaturen unberücksichtigt gelassen. Er kommt bei späterer Gelegenheit auf diese Klage zurück und bemerkt, daß es seines Wissens für die Geschichte der dänischen Literatur nur ein einziges deutsches Buch gäbe, nämlich die schon 1816 in Wien in zwei Bänden herausgekommenen „Briefe über die dänische Literatur" von N. Fürst, aber dieses Buch sei unvollständig, unwissenschaftlich, unbrauchbar. Eine sehr genaue und vollständige Uebersicht gebe dagegen der Artikel der Ersch und Gruber'schen „Allgemeinen Encyklopädie" über dänische Sprache und Literatur, der aber begreiflicherweise nicht für das größere Publikum bestimmt sei. Es ist allerdings nicht sehr ehrenvoll für Deutschland, daß es einem Franzosen vorbehalten blieb, das geeignetste Buch für diese Gattung von Lesern geliefert zu haben; es ist dies X. Marmier's „Histoire de la littérature en Danemark et en Suède", von dem Prutz sagt: „Es ist französische Arbeit, aber im guten Sinne des Worts, indem sie mit der gewohnten Leichtigkeit und Anmuth der französischen Schriftsteller auch eine leidliche Sachkenntniß verbindet." Sehr Werthvolles und Tüchtiges hätten sodann, wie Prutz weiter bemerkt, die Dänen selbst für die Kenntniß ihrer Literatur geleistet, namentlich Nyerup, Rahbek, Molbech, Thortsen, dessen „Historisk Udsigt over den danske Litteratur indtil Aar 1814" (Kopenhagen 1839) wol eine deutsche Bearbeitung und, fügen wir hinzu, Fortsetzung bis auf die neueste Zeit verdiene, leider aber halte es im Innern von Deutschland außerordentlich schwer, sich zu einem selbständigen Studium der dänischen Literatur die erforderlichen Hülfsmittel zu verschaffen, und in der Mehrzahl unserer öffentlichen Bibliotheken werde man eher ein chinesisches Manuscript finden, als ein dänisches Buch.

Was speciell Holberg betrifft, so bemerkt Prutz in der Einleitung, wie wunderlich dessen Schicksale in Deutschland gewesen:

Vor 100 Jahren einer der bekanntesten Namen, auch in Deutschland, ein geachteter Mitarbeiter, in manchen Dingen wol gar ein Nebenbuhler und Muster unserer Geschichtschreiber, vor allem der unbestrittene König unserer komischen Bühne, die Lust unsers Publikums, der Stolz unserer Schauspieler, das gefeierte Vorbild unserer Komödienschreiber, war er bald darauf in der öffentlichen Meinung ebenso tief gesunken, als sie ihn zuvor in die Höhe gehoben hatte. Der edle Geschmack eines verfeinerten Geschlechts wandte sich von der Derbheit der Holberg'schen Komödie mit Ueberdruß zurück, man warf seinen Namen zu den Possenreißern und unanständigen Gesellen, und wie ehemals der Hanswurst, so ward nun (und mit noch größerm Unrecht) 30 Jahre später Holberg von der deutschen Bühne verbannt oder doch nur unter allerhand Verkleidung selten und sozusagen heimlich zugelassen.

Den Romantikern, „deren Verdienst um die Eröffnung neuer, die Wiedereinführung verschollener Literaturen und literarischer Persönlichkeiten hinlänglich bekannt ist", war es, wie schon bemerkt, vorbehalten, auch den verschollenen Holberg „in der Erinnerung, sogar in der Achtung und Liebe, wenn auch nicht des größern Publikums, doch einzelner exclusiver Kreise wiederherzustellen". Namentlich geschah dies durch Tieck, welcher gerade im Vorlesen Holberg'scher Stücke eine solche Fülle des glücklichsten Humors, der liebenswürdigsten und ursprünglichsten Laune entwickelte, „daß auch die gröbsten Sinne eine Ahnung von der komischen Kraft, der Schalkhaftigkeit und humoristischen Laune bekommen mußten, welche den däni-

schen Dichter erfüllt". Freilich geschah es auch, „daß Holberg, statt durch eine derartige Verbreitung populärer zu werden, vielmehr dem gemeinsamen Verdacht, dem diese Art literarischer Unterhaltung damals noch unterlag, gleichfalls verfiel und als ein bloßer Leckerbissen für die Auserwählten der Romantik, die Ironischen und par excellence Geistreichen von der Mehrzahl des Publikums zurückgewiesen ward". Aber das Interesse für Holberg wurde doch durch Tieck angeregt und es geht mit solchen Anregungen wie mit den Kreisen, die ein in einen Teich geworfener Stein erst näher und dann weiter und immer weiter zieht, und sicherlich ist auch unsers Verfassers Vorliebe für Holberg durch Tieck's Vorlesungen mächtig gefördert worden. Die Romantiker mögen Holberg vielfach falsch aufgefaßt und in ihren eigenen Nachbildungen seiner Komödien gerade das Capriciöse und Wunderliche statt des Tüchtigen und Gesunden nachgeahmt haben, dennoch bleibt es immer eine Art literarisches Ereigniß, als der Knabe Tieck bei einem wohlhabenden Gönner unter einer Zahl ausgesuchter und schön eingebundener Bücher die sehr übel aussehenden Bände entdeckte, welche Holberg's Komödien enthielten und die ihm der Besitzer mit Vergnügen als „nichtswürdige Scharteken" zum Geschenke machte. Ueber Oehlenschläger's Uebersetzung der Holberg'schen Lustspiele äußert sich Prutz sehr abfällig; er nennt sie „in jeder Hinsicht sowol sprachlich wie in der ganzen Auffassung dermaßen mislungen, daß sie, selbst nach dem Urtheil seiner Freunde, sogar jenen alten und veralteten Uebersetzungen weit nachsteht, und konnte sie mithin zur lebhaftern Verbreitung des übersetzten Autors wenig oder nichts beitragen". Sodann kommt der Verfasser auf seine früher schon erwähnte Arbeit über Holberg vom Jahre 1843 zu sprechen und bemerkt, daß er glaube sich seitdem aus gewissen Fesseln des Systems, in denen er sich damals noch bewegte, mehr und mehr herausgearbeitet zu haben und gewisser ästhetischer Einseitigkeiten, „auf die er damals nach der Weise der Jugend wol gar ein besonderes Gewicht gelegt", ledig geworden zu sein, daher auch des Dichters übersprudelnde Laune, seine treuherzige Schalkhaftigkeit, seinen warmen sittlichen Eifer jetzt noch besser würdigen zu können als früher. Auch die Rücksicht, die er damals noch auf die Entwickelung unserer eigenen Bühne genommen, sei jetzt ziemlich überflüssig geworden, und er fügt hinzu: „Solange unsere politischen und gesellschaftlichen Zustände nicht anders werden als sie sind, solange hat auch das Theater bei uns keine Aussicht zu einer Blüte zu gelangen."

Prutz läßt nun im zweiten Abschnitt dieser ersten Abtheilung eine Geschichte der dänischen Literatur bis auf Holberg folgen, die sicherlich dankenswerth ist, hier aber füglich übergangen werden kann. Der Verfasser hebt darin besonders auch die Einflüsse deutscher Bildung und Literatur auf Dänemark hervor, die Protestantisirung Dänemarks durch Theologen, welche als persönliche Schüler in Wittenberg zu Luther's und Melanchthon's Füßen gesessen hatten, die populäre Wirkung, welche Hans Mikkelsen's dänische Uebertragung der lutherischen Bibelübersetzung in den weitesten Kreisen übte, die Uebersetzungen deutscher Volksbücher, der Schwänke von Hans Sachs, des Reineke Fuchs durch Neger (um 1550) u. s. w.

Wir wenden uns nun zu dem Leben Holberg's, welches manche interessante Momente bietet und im dritten Abschnitt in ausführlicher Weise behandelt ist. Ludwig Holberg, nach seiner eigenen und Albertus Thura's Angabe 1685, nach aller übrigen dänischen Biographen Angabe 1684 zu Bergen in Norwegen geboren, war der Sohn eines armen dänischen Soldaten, der sich lediglich durch seinen Muth und sein Talent zur Stelle eines Obersten emporgearbeitet hatte. Holberg's Vater starb, da der Sohn noch an der Mutter Brust lag und hinterließ ein ziemlich ansehnliches Vermögen, das aber durch eine nächtliche Feuersbrunst gänzlich vernichtet wurde. Nur einige Bauerhöfe blieben der Familie übrig; aber Holberg's Mutter hatte außer ihm noch für sechs Kinder zu sorgen, und auch sie folgte bald ihrem Gatten im Tode nach. Verwandte nahmen sich nun der Erziehung des kleinen Ludwig an; er besuchte die öffentliche Schule in Bergen, zeichnete sich schon früh durch witzige Einfälle aus und versuchte sich schon damals sogar in Satiren und Spottgedichten. Bereits im achtzehnten Lebensjahre bezog er die Universität von Kopenhagen und lag hier der Theologie, obschon er ursprünglich wenig Neigung zu ihr hatte, mit solchem Eifer ob, daß er schon nach Jahresfrist die vorschriftsmäßige Prüfung ablegen konnte, worauf er eine Hauslehrerstelle in der Nähe seiner Vaterstadt bei dem Propst zu Vos antrat. In dieser ziemlich unbehaglichen Stellung blieb er ein Jahr lang, erhielt aber, weil er in seinen Erziehungsgrundsätzen mit der Frau Pröpstin nicht harmonirte, seinen Abschied. Hierauf legte er in Kopenhagen das sogenannte hohe oder große Examen ab und kehrte mit dem „Laudabilis", aber auch, wie er selbst bekennt, mit völlig geleertem Beutel nach Bergen zurück, wo er Hofmeister bei dem damaligen Vicebischof wurde, in welcher Stellung er ebenfalls nicht gerade auf Rosen gebettet war; kurz, Holberg machte, wie Prutz bemerkt, „die auch bei uns noch nicht veraltete Misère eines armen Theologen" nebst allen Chicanen redlich durch. Von jener Reiselust getrieben, wie sie vorzugsweise bei nordischen Männern angetroffen wird, und seiner bisherigen trostlosen Verhältnisse überdrüssig, beschloß er, in die weite Welt zu gehen, machte alle seine Habseligkeiten zu Geld, brachte alles in allem nicht mehr als 60 Thaler zusammen und schiffte sich mit dieser geringen Summe getrost nach Holland ein. Aber nach vierzehntägigem Aufenthalt in Amsterdam saß er auf dem Trocknen; seine Sprachkenntnisse, seine Talente, sein „Laudabilis" verschafften ihm bei den amsterdamer Kaufleuten, denen jeder Bootsmann und Aufläder eine respectablere Person war, weder Achtung noch Stellung, und er ging nun, zur Wiederherstellung seiner erschütterten Gesundheit und weil er auch sonst nichts Besseres zu thun wußte, ins Bad nach Aachen. Von hier suchte er seinem Wirth, den er nicht bezahlen konnte, heimlich davonzugehen, man

ſetzte ihm nach und er wurde eingeholt, welche klägliche Begebenheit ihm, wie er ſelbſt erzählt, noch eine lange Zeit hernach ſowol des Tags als des Nachts vor Augen ſchwebte. „Unzähligemal", erzählt er in ſeinen Aufzeichnungen, „kam es mir im Traume vor, als wenn der Wirth mich abermals einholte und mich mit Gewalt wieder ins Haus zurückzöge." Auf welche Weiſe er ſich mit ſeinem Wirth auseinanderſetzte, wiſſen wir nicht, aber los kam er von ihm und wanderte in den elendeſten Umſtänden wieder nach Holland, von wo er ſich wieder nach Norwegen begab. Wie er dies möglich gemacht hat, iſt ſchwer einzuſehen, und ſicherlich wird er es, um bei gänzlichem Mangel an Geld und ſonſtigen Hülfsquellen ſo große Reiſen zu bewerkſtelligen, mit der Moral, vielleicht auch mit der Ehre nicht ſehr ſtreng genommen haben. Ob er dann ſpäter, als er Rittergutsbeſitzer und Kapitaliſt war, daran gedacht hat, ſeine Schulden und vielleicht noch Schlimmeres zurückzuzahlen, davon wiſſen wir auch nichts; jedenfalls ſind aber ſeinem Volke und der Welt die Erfahrungen, die er auf dieſer abenteuerlichen Fahrt ſammelte, von dem beträchtlichſten Nutzen geweſen. Vielleicht kam ihm dabei auch ſein mitleiderregendes knabenhaftes Ausſehen zu ſtatten, das ihm übrigens auch bis in ſeine ſpätern Jahre anhaftete. Denn als er einige Jahre nachher in London war und eines Tags in einem Wirthshaus eine Pfeife Taback ſchmauchte, kam dies einem londoner Bürger, der neben ihm Platz genommen, ſo wunderlich vor, daß er lachend ausrief: „The boy will smoke tabacco!" Ja, noch 10 oder 11 Jahre ſpäter, zu einer Zeit, da er bereits Profeſſor extraordinarius in Kopenhagen war, widerfuhr es ihm, daß ſein Wirth in Paris einem Nachbar, der ihn um Holberg's Alter fragte, die Antwort gab: „C'est un garçon de dix-huit ans!" Jener Prediger, der, nach Holberg's eigenem Bericht, ihm während ſeiner erſten Reiſe darüber Lectionen ertheilte, wie er als ein ſo blutjunger Menſch es wage, in der Welt herumzureiſen, wird daher nicht wenig erſtaunt geweſen ſein, als Holberg ihn mit einer Flut von lateiniſchen Worten und Redensarten überſchüttete und in Verlegenheit ſetzte. Voll Reſpect rief da der Geiſtliche aus: „De Heer iſt en Theologant, ick gratuleere Mynheer!"

In dem norwegiſchen Städtchen Chriſtianſund gab er hierauf mit ſo großem Glück und Erfolg Unterricht in den Sprachen und namentlich im Franzöſiſchen, daß er nach einiger Zeit ein Kapital von — 12 Reichsthalern beiſammenhatte. Durch dieſen Erfolg mutbig gemacht, begab er ſich wieder auf Reiſen, diesmal nach London und von hier nach Oxford, wo er, um die Schätze der dortigen Bibliothek beſſer benutzen zu können, ſich unter die Studenten einſchreiben ließ. Auch unterrichtete er hier in Muſik und Sprachen, galt für den beſten Flötenbläſer der Stadt und fand infolge ſeiner Talente wie ſeines liebenswürdigen Weſens fortwährend Schüler und Freunde, ſodaß er, wenn auch nicht ohne Entbehrungen und Bedrängniſſe, ſeine Exiſtenz in Oxford wenigſtens zu friſten vermochte. Für den Charakter der Engländer gewann er, wie alle, die mit ihnen in nähern Verkehr treten, vorausgeſetzt, daß ſie ihr Vertrauen zu gewinnen wiſſen, was freilich nicht ſehr leicht iſt, hohe Achtung, die er ſpäter wiederholt offen ausſprach. Mit Shakſpeare's Werken ſoll er während ſeines Aufenthalts in England nicht bekannt geworden ſein, auf welchen Punkt wir jedoch ſpäterhin noch zu ſprechen kommen werden. Er verweilte in Oxford ganze zwei Jahre, dann noch einige Zeit in London und ging von hier auf einem ſchwediſchen Schiffe nach Kopenhagen, wo er den Studenten Vorleſungen hielt, die auch, weil er ihnen „einen rechten Schatz von ausländiſchen Seltenheiten" in Ausſicht ſtellte, ſehr zahlreich beſucht, aber nicht bezahlt wurden. Er erzählt ſelbſt:

> So beſtand die einzige Frucht, welche ich von meiner Arbeit erntete, darin, daß diejenigen, welche meine Vorleſungen verlaſſen hatten, mich ſehr tief grüßten, wenn ſie mir auf der Straße begegneten, was zwar ein Zeichen der Dankbarkeit war, aber meiner Armuth doch nicht abhalf.

Glücklicherweiſe fand ſich ein einflußreicher Mann, der Staatsrath Winding, durch den guten Ruf, den ſich Holberg durch dieſe Vorleſungen doch erworben, bewogen, ihn für ſeinen Sohn Andreas, der einen Ausflug nach Deutſchland machen ſollte, zum Reiſebegleiter zu wählen. Aber ſchon in Dresden hatte dieſe Freude ein Ende; denn da der junge Winding hier bei einem ſchwediſchen Freimann Wohnung nahm, erhielt Holberg „auf das höflichſte ſeinen Abſchied". Auf eigene Hand begab ſich Holberg nun nach Leipzig, wo er mit einem dort ſtudirenden Landsmann fleißig die Vorleſungen der leipziger Gelehrten beſuchte, „weniger zwar, wie er ſelbſt bekennt, in der Abſicht, etwas zu lernen, als vielmehr um ſich im jugendlichen Muthwillen über Inhalt und Art des Vortrags luſtig zu machen". Hierzu gaben einige Profeſſoren auch genügenden Stoff; ſo der Magiſter Stiffelius, der ſich eines Tags große Mühe gab zu beweiſen, „daß die Seligen im Paradieſe mittags und abends gute Mahlzeiten haben würden, und ein andermal im zierlichſten Latein eine Leichenrede über ſeine Handſchuhe hielt, die ihm den Tag zuvor von ſeinen Schülern entwendet worden waren". Doch rühmt Holberg den deutſchen Gelehrten nach, daß ſie gegen Fremde überaus höflich und zuvorkommend ſeien, und ſo beſuchte er denn auch die Mehrzahl der damaligen leipziger Gelehrten, darunter den Theologen Börner und den bekannten Mencke, von denen jener durch ſeine liebenswürdigen und geſelligen Manieren und durch ſeine große und auserleſene Bibliothek, dieſer als witziger Kopf und als Herausgeber der „Scriptores rerum Germanicarum" u. ſ. w. bei den Zeitgenoſſen wohlberufen war. Weniger zeigt ſich Holberg von Thomaſius befriedigt, der „nur von der rauhen Jahreszeit, von der kalten Luft und andern alltäglichen Dingen ſprach, indem er es wol nicht für nöthig hielt, mit einem ſo jungen Menſchen von wichtigern Gegenſtänden zu reden".

Wir übergehen ſeine weitern Schickſale in Kopenhagen und wenden uns zu ſeiner dritten großen Reiſe, zu der er ſich dadurch in Stand geſetzt ſah, daß er, der

inzwischen zum öffentlichen Lehrer an der Universität, wiewol ohne Gehalt, befördert worden, ein neu ausgesetztes Stipendium von 100 Thalern jährlich auf vier Jahre erhalten hatte. Er begab sich zu Schiffe nach Amsterdam und von da über Rotterdam und Antwerpen nach Brüssel, von wo er zu Fuß nach Paris wanderte. Und zwar bewerkstelligte er dies, wie seine ganze vierjährige Reise durch Holland, Frankreich und Italien ohne Paß, was in unserer sich gegen damals so großer Freiheiten berühmenden und in manchen Stücken doch wesentlich unfreiern Zeit nicht möglich sein würde. Die ersten Monate verlebte Holberg in Paris, nach seinem eigenen Ausdruck „äußerst philosophisch"; er bewohnte ein Stübchen in der Vorstadt St.-Germain, besuchte zwar die Promenaden, verkehrte aber sonst nur mit seinen eigenen Büchern, den Folianten der Bibliothèque Mazarin, in welcher damals namentlich nach dem Bayle'schen Wörterbuch eine so große Nachfrage war, daß sich die Studenten schon früh Morgens darum stritten und zankten, und mit seinem Hauswirth, der seines Handwerks ein Schneider, ein echter pariser Spießbürger und zugleich in seiner Art ein Original war, unwissend, neugierig und plauderhaft zugleich. Später wagte er sich mehr und mehr in die Oeffentlichkeit und besuchte die königlichen Lustschlösser in der Nähe von Paris und namentlich die pariser Gerichtshöfe. Nachdem er in Paris anderthalb Jahre zugebracht, machte er sich auf den Weg nach Italien, theils zu Kahne theils zu Fuße Frankreich durchreisend, um sich dann in Marseille nach Genua einzuschiffen. Von hier begab er sich, ebenfalls zur See, nach Rom, wo er sich, obschon an den Folgen eines heftigen Fiebers fortdauernd leidend, doch mit Eifer der Betrachtung der alten Kunstwerke und besonders dem mannichfachen Genuß des römischen Volkslebens mit Eifer hingab. Auch hatte er das Glück, daß gegen Neujahr 1716 eine Schauspielerbande zu ihm ins Haus zog, an deren Treiben er Studien machen konnte, die ihm später für seine Lustspiele reichen Segen eintrugen. Von Haus aus mäßig, war es ihm leicht, sich an die ökonomische Lebensweise der Italiener zu gewöhnen. Gleich zwei neapolitanischen Edelleuten, die neben ihm wohnten, kochte er selbst, was er mittags und abends speisen wollte, wozu ihm sein Wirth Fleisch, Wurzeln und Kräuter einkaufte, und obschon ihm diese ungewohnte Beschäftigung anfangs etwas peinlich war, brachte er doch bald seine Manestra so gut fertig wie irgendein Italiener. Nach sechsmonatlichem Aufenthalt in Rom begab er sich über Florenz, Turin, Lyon, Paris, Amsterdam und Hamburg wieder nach Kopenhagen zurück; wo er endlich (1718), „nachdem er gehörig ausgehungert und mürbe gemacht war", ein ordentliches Lehramt und damit zu einer für seine mäßigen Ansprüche und Lebensbedürfnisse ausreichenden Sicherheit des Unterhalts befördert wurde. Man übertrug ihm nämlich die Professur der Metaphysik, ihm, der eigentlich ein Gegner aller Philosophie und Metaphysik war, obschon er gelegentlich gesteht, „zuweilen" metaphysische Bücher zu lesen, und die Metaphysik, wenn er auch nicht weit darin gekommen sei, für eine Wissenschaft zu halten, „die einem Philosophen gar wohl ansteht". Diese sonderbare Stellung zu der Wissenschaft, in der er unterrichten sollte, und seine freien Ansichten in Betreff der Religion erweckten ihm natürlich viele Widersacher, denn, wie Prutz bemerkt, „die akademische Beschränktheit, vielleicht die dickköpfigste und widerwärtigste von allen, fühlt sich allemal von einem mit Furcht gemischten Unbehagen ergriffen, wo Männer von freiem Geist und unabhängigem Charakter in ihre Nähe kommen." Doch zum Glück für Holberg wie auch wol für die Metaphysik wurde er schon nach Verlauf von zwei Jahren (1720) zu der seinen Neigungen und Fähigkeiten ungleich besser entsprechenden und überdies weit einträglichern Professur der Beredsamkeit befördert, auch um dieselbe Zeit zum Beisitzer im Consistorium ernannt, wodurch ihm abermals, abgesehen von dem Ertrage seiner schriftstellerischen Arbeiten, eine Vermehrung seiner Einkünfte erwuchs, welche seine akademischen Gegner ihm vergeblich durch einen Proceß streitig zu machen suchten. Merkwürdig ist, daß er, der seit seinen Knabenjahren nie wieder poetische Anwandelungen verspürt hatte, ja, wie er selbst erklärt, „auch an dem schönsten Gedichte kein Vergnügen hatte finden können", sich nun plötzlich der Dichtkunst zuwandte und durch seinen „Peder Paars", seine Satiren und Komödien in einem Zeitraum von kaum vier Jahren sich zum ersten Dichter Dänemarks emporschwang.

Im Jahre 1725 trat er seine fünfte und letzte Reise an, und zwar nach Paris, wohin ihn namentlich das etwas abenteuerliche Project führte, einige seiner beliebtesten Lustspiele, die doch so ganz auf ein nordisches Publikum berechnet waren, in selbstgearbeiteten Uebertragungen auf die französische Bühne zu bringen; Prutz meint, es sei dies weniger der Eitelkeit Holberg's zuzuschreiben, als dem Wunsche, den Franzosen zu zeigen, daß auch ein Däne, einer jener Nordländer, die von den Parisern damals als complete Heiden angesehen und in Italien für misgestaltete Menschen „mit Schweinsaugen und mit ungeheuern bis an beide Ohren reichenden Mäulern" gehalten wurden, etwas auf geistigem Gebiete zu leisten vermöge. Natürlich scheiterte das Project, wie Holberg meint, „an dem schlechten Geschmack des pariser Publikums"; doch trat er mit manchen Celebritäten des damaligen Paris in genauern Verkehr. Im Jahre 1726 kehrte er nach Kopenhagen zurück und ergab sich wieder seinen literarischen Beschäftigungen, jedoch mehr auf wissenschaftlichem als poetischem Gebiete, und als König Friedrich II., der die Entstehung der dänischen Schaubühne wesentlich gefördert hatte und, mit Ausnahme der letzten Jahre, ein prachtliebender, feinsinniger Herr war, im Jahre 1730 gestorben war und der pietistische Christian VI. ihm nachfolgte, feierte seine Muse ganz, wogegen er, an literarische Thätigkeit gewöhnt, wol aber auch zu Erwerbszwecken, nicht aufhörte, umfangreiche historische Werke und unverfängliche moralische oder praktische Schriften zu Tage zu fördern. Seine „Unterirdische Reise des Niels Klim" wagte er wenigstens nicht in dänischer Sprache zu schreiben

und in Dänemark drucken zu lassen. Sie erschien, in lateinischer Abfassung, 1741 zu Leipzig. Ein neues ganz entgegengesetztes politisches System — wie dies in rein monarchischen Staaten, die daher auch innerlich so oft den größten und vielfach verderblichen Schwankungen ausgesetzt sind, so häufig geschieht — trat sofort mit dem Regierungsantritt Friedrich's V. (1746) ein. Christian hatte die kopenhagener Bühne schließen lassen, Friedrich II., unter dem Schimmelmann, Moltke und Bernstorff Minister waren und der erklärte, daß er alle „fremde Herrnhuterei detestirte", verfügte schon im October 1746 ihre Wiedereröffnung. Doch fand diese erst im December 1747 und zwar in Anwesenheit des Königs statt, und Holberg erlebte noch die Genugthuung, daß sein „Politischer Kannengießer" das erste Stück war, das in dem neuen Hause zur Aufführung kam.

Prutz kommt nun auf einen Punkt zu sprechen, welcher dem alten Holberg viele Vorwürfe und Verdächtigungen zugezogen hat, auf die von ihm selbst nachgesuchte, ja fast erkaufte Erhebung in den Adelsstand. Die Entschuldigungen, mit denen Prutz diese Handlung in ein besseres Licht zu rücken sucht, möge man in dem Buche selbst nachlesen; jedenfalls glauben wir ihm gern, daß Holberg „trotz Baronie und Adelswappen niemals ein Höfling gewesen noch geworden". Holberg selbst vertheidigte sich gegen seine Ankläger unter anderm mit den Worten:

> Im übrigen ist meine Standeserhöhung aber auch eine solche, die einem Gelehrten, wenn man mich anders zu den Gelehrten rechnen will, auch sehr wohl zukommt; man müßte denn etwa glauben, daß einer, der die Geschichte, das Staatsrecht und die Sittenlehre verträgt, nicht geeignet sei, eine höhere Würde zu bekleiden, und daß Rang und Titel lediglich solchen Personen zukommen, die in gewissen andern Collegien sitzen, wo man Rechnungen nachsieht, Auszüge aus Bittschriften macht und Formulare abschreibt.

Gerade an einem Uebermaß von Bescheidenheit scheint uns Holberg allerdings nicht gelitten zu haben; aber was seine Ankläger betrifft, so mögen sich darunter manche befunden haben, denen eine gleiche Erhöhung recht willkommen gewesen wäre, hätten sie sich nur in der Lage befunden, sie durchzusetzen. Es ist einmal eine leidige Thatsache, daß in europäischen Ländern, wo diese Sucht in aller Weise von oben her gepflegt wird, die Menge vor Titeln, Würden und Orden größern Respect hat als vor dem unbetitelten Talent und Verdienst, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht hat man die Frage aufgeworfen, ob Goethe, wenn er nicht Minister, ob Herder, wenn er nicht Consistorialpräsident, ob Schiller, wenn er nicht Hofrath und zuletzt sogar wie jene in den Adelsstand erhoben worden wäre, ob selbst Alexander von Humboldt ohne die mit bevorzugter Geburt sich verknüpfenden Vortheile es wirklich zu ihren europäischen Erfolgen gebracht haben würden. Wir lassen diese Frage auf sich beruhen; nur so viel ist anzunehmen, Holberg werde häufig genug die Erfahrung gemacht haben, daß man dem spätern Baron Holberg die äußern Zeichen der Achtung nicht schuldig blieb, die man dem frühern „Komödienschreiber" Holberg glaubte versagen zu dürfen. Hiermit steht seine eigene Klage, daß seine Schriften nach dieser Zeit „nicht mehr den Beifall hatten als vorher", vielleicht nicht so im Widerspruch als es scheint. Holberg hatte seine Widersacher hauptsächlich unter dem Adel, der ihn zum Theil als einen Eindringling betrachtete, und unter den Vertretern von Wissenschaft und Literatur, die allerdings eine einflußreiche Clique gegen ihn gebildet haben mögen. Noch wahrscheinlicher ist es uns aber, daß seine Stücke durch zu häufige Vorführungen einen großen Theil ihrer Anziehungskraft für das Publikum verloren hatten; auch schrieb er in späterer Zeit vieles Schwache, und um sich dies nicht gestehen zu müssen, schob er die zunehmende Lauheit gegen seine Stücke auf den äußern Umstand, daß er durch seine Erhebung in den Adelsstand Antipathien gegen sich wach gerufen habe, also auf die Bosheit seiner Widersacher.

Ein anderer und schlimmerer Vorwurf richtete sich gegen seinen angeblichen Geiz. Nun wird sich zwar ziemlich bei jedem Künstler und Dichter in einem gewissen Lebensstadium, wo das bloße Renommée seinen Reiz zu verlieren anfängt, der Wunsch einfinden, irgendetwas als äußern Lohn seiner vieljährigen Mühen und Arbeiten sein nennen zu können, und es ist dies ein Wunsch und ein Streben, die sogar zur moralischen Pflicht werden, wenn man Haupt einer Familie ist. Aber der blos zusammenscharrende Geiz ist gerade das Laster, welches einen Künstler und Dichter, zumal einen Junggesellen, am meisten verunziert; denn der Geiz ist die Unpoesie an sich, nicht blos einfache Prosa, sondern complicirt schmuzige Prosa. Holberg selbst zwar beruft sich auf seine ihm angeborene Mäßigkeit im Essen und Trinken, die sogar zu dem lächerlichen und verleumderischen Gerücht Anlaß gab, er habe sich zuletzt nicht nur die Nahrungsmittel zuwiegen, sondern sich selbst vor und nach Tische wiegen lassen, um ja sicher zu sein, daß er die vorgeschriebene Diät nicht überschritten! Indeß diese Mäßigkeit und Nüchternheit findet man eben bei allen, welche Neigung zum Geiz haben und daher jede ihrer Ausgaben auf Heller und Pfennig berechnen. Um nun diese Verdächtigung, daß er geizig sei, zu Schanden zu machen, wendete er, wie er selbst sagt, etwas auf seine Kleidung und verschiedene andere Dinge, die ihm „keine Beschwerlichkeit" verursachten. Jedenfalls scheint ihm die Vermehrung seines Vermögens, das er in seinem Testament der Ritterakademie zu Sorèe vermachte, mehr am Herzen gelegen zu haben, als es für einen Dichter und Vertreter geistiger Interessen geziemend ist. Sein Vermögen lag während seines Lebens brach, und so hat er sich die gerade einem Manne in seiner Stellung sich so häufig darbietenden Gelegenheiten, seinen Mitbürgern und darbenden Jüngern der Wissenschaft Gutes zu thun und die Menschen durch gemeinnützige Handlungen mit seinen Schwächen zu versöhnen, wie es scheint, leider nur zu sehr entgehen lassen. Testamentarische Schenkungen eines alleinstehenden vermögenden Mannes sind nur sehr uneigentlich unter die Handlungen werkthätiger Menschenliebe zu rechnen, da sie sehr häufig aus

Brunsucht hervorgehen und mit keinerlei persönlichem Opfer seitens des Schenkenden verbunden sind. Prutz einnert hierbei in sehr interessanter Weise an Hippel. Er sagt:

Auch Hippel zeigt eine Art von Janusgesicht, ein lachendes als Dichter, und ein anderes, gefurcht von niedrigen Leidenschaften, von Stolz, Haß und tückischer Verstellung im praktischen Leben. Wie Holberg, so arbeitete auch Hippel aus einer armen, gedrückten Jugend durch eine Beharrlichkeit, fast wie jener, sich gleichfalls zu einer einflußreichen angesehenen Stellung und dem Besitz eines bedeutenden Vermögens empor. Auch er, in seinen Schriften die Menschenliebe, die Gemüthlichkeit, der alles verklärende Humor selbst, war im Leben schroff, menschenfeindlich und habsüchtig. Auch er als Schriftsteller der hohen Lobredner der Ehe, der begeisterte Lobredner der Frauen (was man übrigens von Holberg nicht wohl sagen kann) und hatte doch nur eine bäuerliche Freude führte in Wirklichkeit, wie Holberg, ein einsames, freudloses Hagestolzenleben. Ja, um die Parallele vollständig zu machen: auch Hippel ließ sich endlich in den Adelstand erheben, nachdem er so oft die Einfalt der Standesvorurtheile verspottet und das entsetzliche Weh, das sich aus ihnen entwickeln kann, mit so schneidender Wahrheit geschildert hatte.

Prutz sucht zwar die Parallele zu Gunsten seines Lieblings zu wenden; ob und inwieweit ihm dies aber gelungen, mögen die Leser seines Werks selbst sich sagen, obschon es ihm geglückt ist, manche menschlichen Entschuldigungsgründe beizubringen und Holberg wenigstens von einigen der gröbsten Anklagen und Verleumdungen zu reinigen.

Noch muß Holberg's Verhalten zu dem weiblichen Geschlecht in Betracht gezogen werden, da es auf die Rolle, welche die Frauen in seinen Komödien spielen, sicherlich nicht ohne Einfluß war. Holberg gesteht, daß er im Umgange mit Frauen größeres Vergnügen gefunden habe, als in dem mit Männern. Dieses Geständniß würde ihm vielleicht sofort die Sympathien unserer Leserinnen gewinnen: aber sie dürften sich sehr enttäuscht finden, wenn sie die Gründe erfahren, die ihn veranlaßten, den Frauen diesen Vorzug einzuräumen. Er besuchte die Frauen, wie er selbst gesteht, nur zu dem Zweck, um sich von seinen angestrengten Arbeiten in Gesprächen zu erholen, „die kein Nachdenken erfordern". Er fährt fort:

Habe ich mir durch gar zu fleißiges Lesen und Nachdenken Kopfschmerzen zugezogen, so besuche ich niemand lieber als die Frau R. R., die mir nichts anderes erzählt, als was sie heute gekauft, wie viel Eier die Hühner in der letzten Woche gelegt und andere dergleichen Dinge; wodurch der Kopf nicht angegriffen und dabei keine Aufmerksamkeit erfordert wird.

Ein andermal sagt er, er meide darum Männergesellschaften, weil ihm da entweder ein Glas Wein oder eine Prise Taback angeboten werde, was beides nicht nach seinem Geschmacke sei, „in den Damengesellschaften dagegen (fährt er fort) trinke ich Thee und Kaffee und unterhalte mich von lauter harmlosen Dingen, was mir in meinen müßigen Stunden das Liebste ist." Holberg gehörte zu der Zahl der sehr wenigen Dichter, in deren Lebensgeschichte nirgends die leiseste Spur eines verliebten Abenteuers oder einer zärtlichen Neigung für irgendeine Schöne zu finden ist. Aufrichtig gestanden, halten wir dafür, daß Holberg eine zu selbstsüchtige, berechnende Natur gewesen, um der Liebe fähig gewesen zu sein, die, vorübergehend oder dauernd, sinnlich oder geistig, in einer oder der andern Weise eine volle Hingabe an den geliebten Gegenstand und Opfer und Beschränkungen des eigenen Ichs verlangt. Mit der Liebe zu einem so kalten Object wie das Geld gehen wahre Freundschaft und Liebe schwer Hand in Hand. Darum tadelt auch A. W. von Schlegel nicht mit Unrecht an Molière's „Geizigen", daß er Harpagon als verliebt darstellt. Holberg war nun sicherlich kein Harpagon; aber die Geld- und die Bequemlichkeitsliebe scheint bei ihm doch in ziemlich starkem Grade ausgebildet gewesen zu sein.

Holberg genoß die Vortheile und Ehren seiner Standeserhöhung, die ihm freilich auch, wie wir gesehen haben, manche bittere Erfahrungen und Anfeindungen zuzog, nicht sehr lange. Prutz schließt die interessante Darstellung seines Lebens mit den Worten:

Endlich, erschöpft von seinen wissenschaftlichen Arbeiten, die er fast bis zum Tage seines Todes fortsetzte, gesättigt von Reichthum, Ruhm und weltlicher Ehre, mußte auch er der Natur ihren Tribut zahlen; er starb 70 Jahre alt, in der Nacht des 28. Januar 1754. Sein feierliches Begräbniß fand erst beinahe ein volles Jahr später mit großem Gepränge statt: er liegt begraben in Soröe, neben der Ruhestätte des Bischofs Absalon, des Zeitgenossen Waldemar's des Großen, des Gönners des Saxo Grammaticus, der ebenso der größte mittelalterliche Schriftsteller Dänemarks war (wenn auch in fremder Sprache) wie Holberg der größte unter seinen neuern Schriftstellern.

Den vierten Abschnitt des Werks, der über Holberg's wissenschaftliche Werke handelt, können wir hier füglich übergehen; er zeigt uns Holberg allerdings von einer jetzt noch wenig gekannten Seite, aber gerade diese war die vergänglichste an seinem literarischen Wirken. Geleugnet kann dabei nicht werden, daß auch seine geschichtlichen und wissenschaftlichen Werke manche verständige Bemerkung enthalten und daß sie, namentlich aber seine „Vermischten Briefe", soweit sich aus der gut stilisirten Uebersetzung der von Prutz citirten Stellen erkennen läßt, in einem bessern und reinern Dänisch geschrieben waren, als irgendein deutscher Gelehrter damals deutsch zu schreiben wußte. Doch das läßt sich schon aus der Diction seiner Lustspiele schließen, denen Deutschland damals nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen hatte und im Grunde in dieser Gattung gleich Tüchtiges bis auf den heutigen Tag nichts zur Seite zu stellen hat.

Wir gehen zu dem fünften Abschnitt über, der über Holberg's poetische Werke handelt, mit Ausschluß der lateinischen Epigramme und der wenig bedeutenden „Moralske Fabler", denen Prutz bereits im vierten Abschnitt einige Worte gewidmet hat. Auch bei der komischen Epopöe „Peder Paars", bei „Nicolai Klimii iter subterraneum", bei den „Satiren", „Verwandlungen" und den kleinern Stücken, welche in Holberg's „Mindre poetiske Skrifter" enthalten sind, brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten. „Peder Paars", an dem die Dänen noch jetzt einstimmig den leichten gefälligen Fluß der Sprache rühmen, hat zwar für die Dänen einen hohen Werth, indem es überhaupt das erste lesbare Gedicht war, welches die dänische Literatur aufzuweisen hatte und weil

darin die däniſche Sprache ſofort in feſte Regeln gebannt erſchien; aber die darin behandelten Verhältniſſe ſind zu ſpecifiſch däniſch und die angebrachte Maſchinerie von Göttern und Göttinnen und andere burleske Hülfsmittel zu veraltet, als daß die Modernen und namentlich Nichtdänen beſondern Geſchmack daran finden könnten. Daſſelbe gilt von „Niels Klim's unterirdiſcher Reiſe", obſchon dieſer allegoriſch-moraliſche Roman ſeinerzeit unter Holberg's Producten das berühmteſte war und auch am häufigſten in fremde Sprachen überſetzt wurde. Aber wie Holberg in dieſem für uns kaum noch genießbaren Product ſeiner Landesſprache den Abſchied ertheilt hatte, ſo hatte er darin auch das Gebiet des Natürlichen und Volksthümlichen, auf dem er ſonſt ſo Bedeutendes leiſtete, faſt völlig verlaſſen. Eigentlich Mittelmäßiges konnte nun freilich Holbein nicht wol ſchreiben, eher Verfehltes und Geſchmackloſes, wo er eben dem falſchen Geſchmack der Zeit zu ſehr huldigte, und ſo wird auch „Nikolaus Klim" dem eigentlichen Literaturforſcher, um danach den Geiſt und Geſchmack jener Zeit beurtheilen und beſtimmen zu können, immerhin von Werth und Intereſſe ſein.

Den Luſtſpielen Holberg's, die ihm in der däniſchen und europäiſchen Literatur jedenfalls eine bleibende und eigenthümliche Stelle ſichern, hat Prutz eine gründliche Abhandlung gewidmet, die reich iſt an intereſſanten Geſichtspunkten im allgemeinen, wie an lehrreichen und fruchtbaren Beobachtungen über das Komiſche, dem Prutz mit Recht eine ebenſo hohe Stellung anweiſt als der ernſten Dichtung. Mit einer gewiſſen blaſirten Vornehmheit wird zwar jetzt von manchem eine naſerümpfende Nichtachtung und Geringſchätzung der komiſchen Muſe affectirt, während es doch eigentlich gar keines Beweiſes dafür bedürfen ſollte, daß ein komiſches Gedicht, in welchem irgendein lehrreicher Gedanke in angemeſſener plaſtiſcher Form und in geiſtreicher Weiſe behandelt und ausgeſprochen worden iſt, nicht deshalb, weil es eben ein komiſches iſt, geringer geſchätzt zu werden verdient als ein ernſtes; gibt es doch Stoff an Lebensbeobachtungen, Tendenzen und Gedanken genug in der Welt, der ſich gar nicht anders behandeln läßt als in komiſcher Form. Wir können uns nicht verſagen, hier eine Stelle mitzutheilen, in der ſich Prutz über die hohe Bedeutung des Komiſchen ausſpricht. Nachdem er die Komik als die vollendete Selbſtgewißheit des Geiſtes und als die friedliche Auflöſung und Verklärung der widerſpruchsvollen Welt bezeichnet hat, fährt er fort:

Es folgt daraus von ſelbſt, daß die Komik nicht, wie man zu ſagen pflegt, nur ſo am Wege liegt: vielmehr haben wir jene göttliche Heiterkeit, deren Tochter ſie iſt, als die letzte, reifſte Frucht der ganzen Bildung, die äußerſte und höchſte Entwickelung des menſchlichen Geiſtes zu erkennen. Und dies ſowol bei einzelnen Individuen als bei ganzen Völkern, weshalb denn auch immer die Komik die letzte und ſpäteſte Blüte eines Volks iſt. Ja, es gibt Völker und Literaturen, welche hingeſtorben ſind, bevor ihnen die köſtliche Frucht der Komik überhaupt gelächelt oder wenigſtens, bevor dieſelbe ihre volle Reife, ihre ganze prächtige Fülle gewonnen hatte. Ueberhaupt iſt letzteres, ſtreng genommen, in der ganzen Geſchichte der Poeſie nur einmal, nur in dem Lande, wo der Tempel des Dionyſos aufgerichtet ſtand, nur in Griechenland, und auch hier nur in der attiſchen alten Komödie der Fall geweſen. Selbſt Cervantes, Shakſpeare und Rabelais, die eine ähnliche Stellung auf der Grenzmark der mittelalterlichen und modernen Zeit einnehmen, wie Ariſtophanes die Vollendung und mit ihr den Untergang der Alten Welt bezeichnet, können ſchon als vereinzelte Erſcheinungen den Vergleich mit jener Zeit nicht aushalten, da die alte Komödie, trotz aller ihrer Unbändigkeit, in Athen doch legitim war, da der Chor der Ritter, der Wespen die Bühne beſchritt und die entzückten Richter dem Verfaſſer der „Fröſche" den Olivenzweig darboten. Nichts da von häuslicher Miſere, von unglücklichen Liebespaaren, geprellten Oheimen, unverhofften Erbſchaften! Ein Spiegelbild war es des großartigſten, öffentlichen Staatslebens, eine Kritik des geſammten volksthümlichen Daſeins in Politik, Religion, Literatur, immer friſch, immer witzig, immer erfindungsreich, ſtets ohne Schonung und doch niemals ohne Poeſie.

Freilich dauerte dieſe Herrſchaft des Komiſchen ſelbſt in Athen nicht lange, denn:

nur zu bald zog ſich die Komödie aus jener großartigen öffentlichen Sphäre in die niedern Kreiſe des Privatlebens, die dürftigen Intriguen der Familienwelt zurück, und dieſelben Bretter, auf denen vor kurzem noch zu unausſprechlichem Ergötzen des geſammten attiſchen Volks der Wurſthändler Kleon agirt hatte, mußten bald darauf die verſchmitzten Sklaven, die geſoppten Alten, die gewinnſüchtigen Hetären der mittlern und neuern Komödie tragen.

In Betreff der intereſſanten Bemerkungen von Prutz über die Wanderungen der Komödie aus Griechenland nach Rom und durch die Commedia dell' arte (die bekannte Sammlung von Gherardi „Le théâtre italien" iſt von Holberg nachweislich ſtark benutzt worden) und durch die franzöſiſche Komödie hindurch nach Kopenhagen müſſen wir auf das vorliegende Werk ſelbſt verweiſen. Jedenfalls war es für Holberg ein Glück, daß er in Kopenhagen nicht ſchon hoch entwickelte oder abgelebte Theaterverhältniſſe vorfand, ſondern daß das 1720 in Kopenhagen gegründete Theater, wie man faſt ſagen möchte, recht eigens für ihn geſchaffen wurde. Es war kein ausgeſogener Boden, den er zu bebauen hatte, ſondern Urboden, und ſeiner eigenen Urſprünglichkeit kam ein ebenſo urſprüngliches, unverdorbenes oder doch durch raffinirte Theatergenüſſe unverwöhntes Publikum mit friſcheſter Empfänglichkeit entgegen. Prutz bemerkt:

Für die erregten Nerven und den überſättigten Gaumen eines heutigen Publikums erſcheint dieſe Speiſe allerdings häufig zu einfach und zu wenig gewürzt; bei uns ſind es gerade umgekehrt Ueberraſchungen, je toller je beſſer, was wir vom Dichter verlangen; wir wollen von einem Effect in den andern geriſſen werden, ja ſelbſt Wahrſcheinlichkeit und geſunden Menſchenverſtand geben wir willig preis, wenn wir dafür nur von Effecten gehörig durchgeſchüttelt und gerüttelt werden, und wenn wir nur bei der erſten Scene nicht wiſſen und ahnen können, was die zweite bringen wird.

Den Holberg'ſchen Stücken aber, aus denen übrigens die Verwandtſchaft des däniſchen Volks mit dem deutſchen ſehr klar hervorleuchtet, rühmt er nach:

Der Spiegel, den Holberg ſeinen Landsleuten entgegenhielt, war ſo treu, daß die Nation ſich ſofort darin erkannte, der nationale Boden, in den Holberg ſeine Dichtungen verpflanzte, ſo feſt und dem Bedürfniß ſo entſprechend, daß ſich ſofort das Gebäude einer wirklichen däniſchen Nationalliteratur darauf erheben konnte.

Prutz rühmt ferner Holberg nach, und mit vollkommenen Recht, daß er die wahre Subſtanz der Sittlichkeit ſchlecht

hin sie verletzt habe; er habe keinen Begriff, keine Ahnung von dem leichtfertigen Spiel mit Eid, Treue, Pflicht, das heutigen Tags auf und außer der Bühne so häufig getrieben werde. Es ist richtig, daß den modernen Lustspielen, wenige ausgenommen, meist aller ethische Gehalt fehlt, daß darin die heiligen Satzungen des Familienlebens und alle Respectsverhältnisse oft in ganz frevelhafter Weise untergraben und verspottet werden, und es ist ebenso richtig, daß Holberg, wo er die Zerrüttungen des Familienlebens, Ehebrüche u. s. w. berührt, wenigstens nie damit die Absicht verbindet, sie zu beschönigen oder gar reizend zu finden, wiewol er dann freilich in etwas plumper Weise mehr das Lächerliche als das Unsittliche darin hervorzuheben liebt. Aber eine tiefere Ethik vermögen wir in seinen Stücken doch nicht zu finden. Er lehrt blos eine praktische Moral, ohne höhere Gesichtspunkte. Er lehrt z. B.: kein Dummkopf zu sein und sich nicht betrügen zu lassen, nicht den Franzosen nachzuahmen, weil man sich dadurch nur lächerlich mache, sich nicht dem Trunk zu ergeben, sich nicht über seinen Stand erheben zu wollen; denn, meint Holberg (der sicherlich eher alles andere als ein Demokrat war) im „Jeppe vom Berge", wenn Bauern und Handwerksleute sich der Herrschaft bemächtigen wollten, so würden bald Tyrannen die Obrigkeit verdrängen und jedes Dorf seinen Nero haben. Die Moral seines Lustspiels „Der elfte Juni" ist übrigens schon früher heftig angegriffen worden, und Prutz hat es für seine Pflicht und ästhetisch auch für seine Ueberzeugung gehalten, seinen Liebling gegen diese Beschuldigungen in Schutz nehmen zu müssen; er meint, daß wenn ein solcher Einfaltspinsel und Gaudieb wie Niels Ochsendorf von andern noch größern Gaudieben geprellt werde, dies nichts Peinliches mehr habe. Nur ist das Schlimme, daß diese größern Gaudiebe ungestraft ausgehen und den Gewinn ihrer abscheulichen Betrügereien, Ueberlistungen und Gaunereien ruhig in die Tasche stecken, ohne daß die Nemesis sie ereilt. Von irgendeiner alle mit gebührendem Maßstabe messenden Gerechtigkeit ist da keine Rede. Die Moral bleibt mithin immer keine andere als die: wenn du mit einem tölpelhaften Taugenichts zu thun hast, so betrüge und bestiehl ihn wie du kannst! Ueberhaupt hat Holberg das häßliche Laster der Schadenfreude, das in den Menschen leider ohnehin nur zu tief wurzelt, und das Vergnügen an der Ueberlegenheit blos pfiffiger Leute, z. B. seiner verschmitzten Bedienten, über die Einfalt nur zu häufig als Hebel der Komik benutzt.

Merkwürdig ist, daß Holberg ernstlich sich mit der Frage beschäftigte, ob die Geschlechtsliebe, die in unsern modernen Trauer- Schau- und Trauerspielen ein ungebührliches Uebergewicht behauptet, sich nicht völlig vom Theater verbannen lasse und ob es nicht möglich sei, Stücke und namentlich Lustspiele zu schreiben, in denen gar keine Verliebten, ja nicht einmal Frauenzimmer auftreten, und er hat diesen Versuch wirklich in seinem dem Plautus nachgeahmten Lustspiele „Abracadabra oder das Hausgespenst" ausgeführt. Bekanntlich sprach auch Heinrich von Kleist einmal den Einfall aus, ob es nicht besser sei, das weibliche Geschlecht ganz aus dem Theater zu verbannen, da es den Dichter, der für die Bühne schreibe, verderbe und zu Rücksichten nöthige, welche dem Charakter und dem Ernst der Stücke nicht angemessen seien. So etwas läßt sich freilich in einem Augenblick übler Laune eher aussprechen als ausführen. Im übrigen spielt auch sonst die Liebe in Holberg's Stücken eine sehr untergeordnete Rolle. Die Liebhaber sind meist sehr einfache ehrliche Jungen, die nicht viel Worte machen und geradezu auf ihr Ziel, die Heirath, lossteuern, die Liebhaberinnen ebenfalls einfach und unbedeutend, ohne alle Sentimentalität und Affectation. Die Ehefrauen erscheinen bei Holberg meist plump, roh und gemein; überhaupt schildert er die Frauen, im Gegensatz zu Gryphius, nur selten von ihren liebenswürdigen Seiten. Zu den Ausnahmen gehört etwa die Wöchnerin in dem Lustspiel „Die Wochenstube", während in den übrigen Weibern, die sie zu besuchen kommen (darunter auch ein paar verhungerte adeliche Damen), mit bewundernswerther Vielseitigkeit der Auffassung und in ergötzlichster Weise eine Musterkarte aller nur immer möglichen weiblichen Unarten aufgerollt wird. So gern der Dichter, wie wir gesehen haben, gerade Frauengesellschaften besuchte, so hat er doch offenbar dem weiblichen Geschlecht nur eine sehr niedrige Stufe auf der Leiter der Creaturen angewiesen.

Unter den mehr als 30 Komödien, welche Holberg verfaßte, hat Prutz außer dem eben genannten Lustspiele noch den „Politischen Kannegießer", den „Jean de France", den „Don Ranudo de Colibrados", den „Jeppe vom Berge, und der literarischen Komödie „Ulysses von Ithacia" in seinen literarhistorisch-kritischen Erörterungen die meiste Aufmerksamkeit geschenkt. Der berühmte und in seiner Art wirklich vortreffliche „Politische Kannegießer" verdient schon deshalb vorzugsweise Beachtung, weil Holberg sich hier ganz seiner eigenen Erfindungskraft überlassen hat, wenn er auch für einzelne Scenen und Reden fremde Muster, z. B. das „Théâtre italien" benutzt hat. Zwar hat P. F. Suhm den Nachweis zu führen gesucht, Holberg habe dabei ein Stück von St.-Evremont „Sir Politic" vor Augen gehabt; aber nach Rahbek hat Holberg dieses Stück allem Vermuthen nach gar nicht gekannt; auch hat Holberg selbst die Erfindung seines Lustspiels als sein ausschließliches Eigenthum in Anspruch genommen. Von besonderm Interesse ist noch der „Ulysses von Ithacia", welchen Prutz mit Tieck „als das Juwel der Holberg'schen Dichtung und überhaupt als eins der ausgezeichnetsten Lustspiele aller Zeiten, angeweht von echt aristophanischem Geiste", bezeichnet. Es war unmittelbar gegen die „Tydsk Comödie" gerichtet, gegen die ungeheuerlichen Staatsactionen und Zauberstücke, welche die herumziehende Quoten'sche Bande aus Deutschland („Landstreicher" nennt sie Holberg einmal) von Zeit zu Zeit den Kopenhagenern vorführte. Prutz sagt mit Recht:

> Es ist unmöglich, mit beschreibenden Worten einen Begriff zu geben von der tollen Lustigkeit, dem vollen bacchischen Uebermuthe dieses Stücks, das sich endlich, unter lauter Tollheit, Neckerei und Jubel auf eine Höhe steigert, wo selbst die dramatische Form nothwendig zerreißen muß und die Selbstvernichtung der Komödie gerechtfertigt erscheint.

Man kann der kopenhagener Bühne nur dazu Glück wünschen, daß sie damals noch im Stande war, ein solches Phantasiegebäude tollen Uebermuths und Witzes zu tragen, es wurde wirklich aufgeführt, und zwar gereichte dies Stück, wie Holberg selbst bemerkt, „nicht weniger dem gemeinen Mann, der bei moralischen und kritischen Stücken zu gähnen pflegt, als dem Vornehmen selbst zum Ergötzen". Offenbar ist dieses Lustspiel zu den satirisch-literarischen Lustspielen, wie man sie Tieck und der romantischen Schule verdankt, Anlaß und Vorbild gewesen; doch hat keins derselben das alte Holberg'sche erreicht, auch nicht Grabbe's übermüthiges Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", das in Witz und Laune schwerfälliger, persönlicher und minder harmlos erscheint.

Wenn ich selbst von den Eindrücken, welche die Lectüre der von Prutz bearbeiteten Holberg'schen Stücke auf mich gemacht hat, Rechenschaft geben soll, so werde ich von meinem Standpunkt Folgendes zu bemerken haben: Will man Holberg einen Dichter nennen, so wird man den Begriff Dichter freilich in etwas niedrigem Sinne auffassen müssen; denn Holberg erhob sich in seinen Stücken fast nie über das Niedrig-Komische. In dieser Gattung ist er freilich unerschöpflich erfinderisch und unübertroffen, außer von Shakspeare, wo dieser in das Gebiet des Niedrig-Komischen hinabsteigt, in dem er jedoch niemals lange verweilt, während Holberg darin seinen bleibenden Aufenthalt hat. Und selbst die niedrig-komischen Figuren Shakspeare's haben doch immer noch ein höheres poetisches Element in sich, was sie von innen heraus durchleuchtet. Lyrische Anschwellungen tieferer Empfindung fehlen Holberg gänzlich, weshalb er auch die versificirte Komödie verschmähte und verachtete. Aber an Witz und Laune (den Humor hinweggedacht, obschon sich auch von diesem einzelne flüchtige Spuren bei Holberg finden, von dem blos phantastischen ironisirenden Humor sogar ein ganzer Vorrath im „Ulysses von Ithacia") und an Menschen- und Lebenskenntniß steht der dänische Dichter, wie wir meinen, dem britischen gleich. Dabei bleibt er mehr bei der Sache als dieser und vermeidet alle bloße Spitzfindigkeiten und alle Wortspiele, die nur um ihrer selbst willen da sind. Am besten ist Holberg wol jenen holländischen Genremalern zu vergleichen, die es liebten, Wirthshausscenen, Prügeleien, Trunkenheiten, das bunte Treiben auf Kirmessen und Märkten u. s. w. in greller Wahrheit darzustellen. Holberg lebte in einer Hauptstadt, die aber, wie auch so manche sich selbst mit dem Prädicat „groß" brüstende deutsche Stadt noch jetzt, äußerst kleinbürgerlicher Natur war, wo in den mittlern Schichten bei vieler Ostentation Kleinkrämergeist, Beschränktheit, Neid und Klatschsucht, in den untern Ständen, wie dies namentlich in Seestädten der Fall, Völlerei und rohe Genußsucht nebst allen damit verbundenen Erscheinungen vorherrschten. Aus diesen Ständen — denn in die höhern verstieg er sich selten — und aus der Klasse tölpelhafter Bauern und Pachter nahm er seine Charaktere; diese wollte er unterhalten und auch wol bessernd auf sie wirken, indem er ihre Unarten schilderte, ohne sie auch nur durch einen Pinselstrich zu verschönern. Nun freilich entsteht hier die streitige Frage, ob man die Menschen mehr dadurch bessert, daß man ihnen ideale Charaktere vorführt, oder dadurch, daß man ihnen die Menschen zeigt wie sie sind. Für die erstere Ansicht spricht manches, wenn sich nur nicht mit diesem Idealisiren so oft ein absolut Unwirkliches, ein täuschendes Schein- und Phrasenwesen verbände, wenn diesen idealen Gestalten nur nicht so oft Vorstellungen und Worte in den Mund gelegt würden, die dem Volke unfaßbar sind. Goethe klagte einmal selbst darüber, daß sein König Thoas sprechen müsse, als ob kein Weber in Apolda hungere; daraus folgt denn auch, daß kein apoldaer Weber jemals diesen Goethe'schen Thoas verstehen wird; die Sprache, in der dieser spricht, ist ihm fast so fremd wie das Polnische. Allerdings dichtete Goethe seine „Iphigenia" nicht für Weber; aber will man diese armen Leute beharrlich von allen bildenden Einwirkungen der Poesie ausschließen und absperren? Und sicherlich kann eine Tochter aus dem Volke aus dem Geplauder der Holberg'schen Frauen mehr Warnungen und praktische Lehren für ihr Wohlverhalten entnehmen, als aus den Monologen der Schiller'schen Jungfrau. Leider ist es meist das Los der Satiriker und komischen Schriftsteller, daß sie der Menschheit Dienste leisten, die nur zu gering geschätzt und zu bald vergessen werden. Den einen Vorzug wird man der komischen Poesie nicht in Abrede stellen können, daß sie meist viel weniger schmeichelt, täuscht und lügt, daß sie meist ehrlicher ist als die pathetische; denn der Idealismus der letztern ist nur zu oft wie der Flitterstaat der Schauspieler, die, wenn sie ihn abgelegt haben, nicht selten als die ordinärsten Leute dastehen. Ueber den Nutzen der Komödie, mithin auch der komischen Poesie überhaupt, hat sich übrigens Holberg selbst in einer der Ausgabe von 1723 vorgedruckten Abhandlung ganz verständig ausgesprochen und Grundsätze darin aufgestellt, die er selbst in seinen Komödien getreulichst beobachtete, weshalb sie auch, diesen Grundsätzen gemäß, ebenso lehrreich als unterhaltend sind.

Der Dialog ist in den Holberg'schen Stücken durch seinen Fluß, seine Schlagkraft, Präcision und Lebendigkeit in der That bewundernswerth und echt dramatisch und es ist von ihm viel zu lernen; dagegen steht die Composition auf einer sehr niedern Stufe. Die Leute kommen oft, man weiß nicht warum, sie gehen, man weiß nicht warum, und sie erscheinen wieder, man weiß nicht warum. Manches erinnert noch an die improvisirte Komödie, so wenn es einmal im „Elften Juni" als Fingerzeig für die agirenden Schauspieler im Parenthese heißt: „Ein jeder kann sprechen, was er will", oder in der „Wochenstube": „Sie erzählen die Geschichte beide zugleich, aber in einem andern Stil." Ueberhaupt werden wol die Schauspieler manche Lücken in den Holberg'schen Komödien durch Impromptus ausgefüllt haben, wozu ihnen Gelegenheit genug gegeben war. Von der kunstlosen Behandlung zeugen auch die oft sehr unmotivirten Actschlüsse; ein heutiges Publikum würde, wenn es ein Holberg'sches Lustspiel in seiner ursprünglichen Form mitansähe, oft sehr verwundert sein, wenn plötzlich der Vorhang fiele, ohne daß einzu-

sehen ist warum. Auch den rohen Effectmitteln der alten Volkskomödie und namentlich der italienischen begegnet man häufig; Ohrfeigen werden überreichlich ausgetheilt; disputirende Doctoren oder Advocaten fassen sich zum Schluß an der Brust oder an den Haaren; man steckt Einfaltspinsel auf der Bühne in ein Faß oder einen Mehlsack u. s. w. Die Holberg'schen Lustspiele, obschon in Einzelheiten gründlich gearbeitet, sind, was Composition und Intrigue betrifft, doch nur leicht hingeworfene Eingebungen des Augenblicks, und wenn er im „Jean de France" Martha sagen läßt: „Es geht mir wie den Komödienschreibern; während die ihre Komödien schreiben, fällt ihnen erst ein, wie sie dieselben durchführen und endigen sollen", so bezeichnet dieses ironische Selbstbekenntniß sicherlich genau die Art, wie Holberg arbeitete. Wenn man daher ein Holberg'sches Stück unserm heutigen Publikum ganz so wie Holberg es geschrieben vorführen wollte, so würde es dem Ganzen nur wenig Geschmack abgewinnen, wenn auch einzelne Scenen und Situationen durch ihre packende ursprüngliche Komik ihre die Lachmuskeln erschütternde Wirkung sicherlich auch noch jetzt nicht verfehlen würden. Ueberhaupt bilden seine Lustspiele für Komödienschreiber eine unerschöpfliche Fundgrube an komischen Charakteren, Situationen und Einfällen, die zu benutzen und zu modernisiren sie um so weniger Anstand nehmen dürfen, da, wie schon oben bemerkt, Holberg selbst wie die meisten Lustspieldichter im Entlehnen keineswegs sehr verschämt war.

Zu den wenigen Stellen, in denen sich Holberg zum Humor erhob, gehört der possirlich rührende Monolog Jeppe's, in welchem er vom Leben Abschied nimmt, nachdem man ihm eingeredet, er habe Gift getrunken. Jeppe ruft aus:

Fahrt wohl Hans, Niels und Christoph! Fahre wohl, meine Tochter Martha, fahr' wohl mein Augapfel! Von dir weiß ich, daß ich wirklich dein Vater bin..... Du hast auch deines Vaters Angesicht, wir gleichen uns wie ein Tropfen Wasser dem andern. Fahr' wohl, meine Schecke und habe Dank für jedesmal, daß ich dich geritten habe; nächst meinen eigenen Kindern habe ich kein Vieh so geliebt wie dich. Fahr' wohl, Fairfax mein treuer Hund und Thürhüter, fahre wohl, Hinze, mein schwarzer Kater, fahrt wohl, meine Ochsen, meine Schafe, meine Schweine! Habt Dank für gute Gesellschaft und für jeden Tag, den wir zusammen zugebracht haben!

Shakspeare's würdig und an gewisse Monologe bei Shakspeare erinnernd ist auch der Monolog Jeppe's, als er überlegt, ob er ins Wirthshaus gehen oder den Auftrag seiner Frau, Seife zu kaufen, ausrichten soll:

Wäre mir nur erst das Wirthshaus aus den Augen, so hätt' es keine Noth damit, aber es ist, als ob mich einer hier festbiete. Ich muß wieder hinein! Aber, was willst du thun, Jeppe? Ist es mir doch als sähe ich Rille schon am Weg stehen mit Meister Erich in der Hand.*) Ich muß wieder umkehren. Ach dürft' ich doch nur noch für einen Schilling trinken! Mein Magen sagt: trink! Mein Rücken sagt: trink nicht! Wem soll ich nun folgen? Ist mein Magen mehr als mein Rücken? Ich dächte ja. Soll ich nun anklopfen? Heda, Jakob Schuster heraus! Aber da steht mir das verfluchte Weib schon wieder vor Augen. Schlüge sie nur so, daß die Knochen im Rücken keinen Schaden nähmen, da wollt' ich den Teufel danach fragen, ob sie schlägt, aber sie schlägt wie.... Ach Gott helfe mir armen Mann, was soll ich thun? Zwing deine Natur, Jeppe! Wär' es denn nicht eine Schande, wenn du dich ins Unglück stürzen wolltest um ein lumpiges Glas Branntwein? Nein, für diesmal soll das nicht geschehen, ich muß fort. Ach, dürft' ich nur noch für einen Schilling trinken! Das ist mein Unglück, daß ich gekostet habe, nun kann ich nicht wieder davon loskommen. Fort, Beine! Der Teufel soll euch holen, wenn ihr nicht geht! .... Nein die Canaillen wollen meiner Sie nicht. Sie wollen wieder zum Wirthshaus, meine Glieder führen Krieg miteinander. Magen und Beine wollen ins Wirthshaus und der Rücken in die Stadt u. s. w.

*) Rille ist Jeppe's böse Frau, „Meister Erich" ihre Karbatsche.

An Malvolio's Duperung erinnert sehr lebhaft die Art, wie der verschmitzte Heinrich dem Einfaltspinsel Niels Christensen einredet, daß sich Lucretia in ihn verliebt habe (Akt 4, Scene 2 des Lustspiels „Der elfte Juni"), und in dem renommirenden, sich hinein- und wieder hinauslügenden Offizier in dem Lustspiel „Die Wochenstube" hat man ein Stück Falstaff. Dieser Offizier erzählt, wie er einen fremden Offizier bei der Vogelstange „todt gestochen" habe, vergißt aber in der Schnelligkeit des Gesprächs diese Aussage und versichert weiter, er sei nahe daran gewesen, seinen Gegner niederzustechen; die Spitze seines Degens sei keinen Finger breit von seinem Herzen gewesen. Corfitz erinnert den Offizier daran, daß er ja eben erst versichert, er habe ihn schon todt gestochen, worauf der Offizier ohne in Verlegenheit zu gerathen erwidert: „Hab' ich gesagt, ich habe ihn todt gestochen, so hab' ich ihn auch todt gestochen. Erst stieß er eine Seconde, welche ich parirte und ihm dafür eine Terz wiedergab (stößt nach Corfitz), nachher stieß er nochmals eine Seconde und ich gab ihm eins über den Arm" u. s. w. Prutz sagt zwar, daß, den „Jeppe vom Berge" abgerechnet, es in Holberg's sämmtlichen übrigen Lustspielen nicht eine einzige Stelle gäbe, die sich auch nur dahin ausdeuten ließe, daß er mit Shakspeare bekannt gewesen; wir glauben aber hier doch wenigstens zwei Stellen auch aus den andern Stücken citirt zu haben, die sich sehr wohl dahin ausdeuten lassen. Von Holberg's Kritikern ist die Frage, ob Holberg während seines Aufenthalts in England und namentlich in Oxford die dramatischen Werke Shakspeare's kennen gelernt oder nicht, vielfach erörtert worden. Prutz ist der Ueberzeugung, daß Holberg den Shakspeare nicht gekannt, ja von ihm in England nicht einmal etwas vernommen habe; denn Shakspeare sei zu der Zeit selbst in England so gut wie verschollen gewesen. Aber doch fiel, wie wir bei Prutz selbst lesen, der erste Versuch Rowe's, Shakspeare wieder in die Literatur einzuführen, fast in dieselben Jahre, da Holberg in England verweilte; ist es da glaublich, daß der dänische Dichter nicht wenigstens einige Stücke Shakspeare's kennen gelernt haben sollte? Daß Holberg den Namen Shakspeare's in allen seinen Schriften nicht ein einziges mal nennt, ist kein Beweis dagegen. Von allen andern Gründen abgesehen, glaubte Holberg den Namen Shakspeare's vielleicht schon deshalb nicht nennen zu dürfen, weil sein Name damals überhaupt kaum genannt wurde. Goethe kannte

sicherlich Holberg's Lustspiele sehr wohl; aber Holberg war damals in Miscredit gerathen, und so hat auch Goethe fürs Beste gehalten, sich nirgends auf Holberg zu beziehen. Ueberzeugender dagegen widerlegt Prutz die Ansicht von Gervinus, der in einer gelegentlichen Erwähnung Holberg's denselben „von Weise'schen oder ähnlichen Stücken und deutschen Schauspielern in Kopenhagen angeregt werden läßt". Statt sich von der „Tidsk Comödie" anregen zu lassen, bekämpfte und verspottete Holberg sie ja, wie wir gesehen haben, auf das feindseligste, und was Weise's Stücke betrifft, so sind sie, nach den darüber von Prutz angestellten Forschungen, nur auf Schulbühnen aber nicht auf öffentlichen Bühnen aufgeführt worden.

Hermann Marggraff.

Zur Geschichte und Länderkunde.

1. Land und Leute in der Alten und Neuen Welt. Reiseskizzen von Franz Löher. Dritter Band. Göttingen, Wigand. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die welthistorische Bedeutung der Meere, insbesondere des Mittelmeers. Historisch-geographische Abhandlung von Karl Rathlef. Dorpat, Gläser. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Ein Lobgedicht auf Nürnberg aus dem Jahre 1490 von dem Meistersänger Kunz Haß. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von K. A. Barack. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
4. Die Stadt Nürnberg im Ausgang ihrer Reichsfreiheit. Von G. W. K. Lochner. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
5. Die Hohenzollern am Heiligen Grabe zu Jerusalem, insbesondere die Pilgerfahrt der Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg im Jahre 1435. Aus den Quellen bearbeitet von F. Geisheim. Berlin, Besser. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
6. Reisen in Centralafrika von Munge Park bis auf Dr. Barth und Dr. Vogel. Bearbeitet von E. Schauenburg. Erster Band. Erste bis siebente Lieferung. M. Park, H. Clapperton, R. Lander. Mit Holzschnitten, Farben- und Steindrücken und einer Karte. Lahr, Schauenburg und Comp. 1858—59. Gr. 8. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Die beiden ersten Bände von F. Löhers „Land und Leute in der Alten und Neuen Welt" sind bereits in Nr. 7 d. Bl. f. 1857 besprochen. Wir können uns im ganzen auch für den vorliegenden Theil nur auf das dort Gesagte beziehen. Im Einzelnen bemerken wir, daß der Verfasser im dritten Bande nur von Amerika handelt; blos der letzte Abschnitt: „Ein Tag wieder in Europa" deutet auf die Heimkehr zur Alten Welt und zieht die Parallele zwischen beiden Welten. Vielleicht ist damit das Werk abgeschlossen; wir sagen: vielleicht, denn keine Vorrede vergewissert uns darüber. Eine Vorrede war schon deswegen erforderlich, um den Leser, bei der großen Fülle von Werken, welche das heutige Amerika schildern, darüber aufzuklären, daß hier die aus Zeitschriften gesammelten und überarbeiteten Ergebnisse einer vor mehr als zehn Jahren gemachten Reise vorliegen, wie denn beispielsweise die Schilderung von Gutenberg (S. 162) von dem Verfasser schon im „Ausland" vom 28. October 1848 mitgetheilt war.

Der Verfasser von Nr. 2: „Die welthistorische Bedeutung der Meere", von K. Rathlef, bezeichnet, nachdem er den Kampf zwischen Orient und Occident, welcher mit dem Siege des Westens geendet, geschildert hat, die Grundzüge seiner Ausführung folgendermaßen: „Das Ueberwiegen der Japhetiden und des Occidents steht in naher Beziehung zu einem rein geographischen Verhältniß, zu dem der starren und flüssigen Form unserer Erdoberfläche. Das feste Land übt überall auf seine Bewohner eine mächtige Anziehungskraft, eine fesselnde Gewalt aus, während das bewegliche Meer Leben und Bewegung weckt und in die Ferne lockt und treibt. Unser Erdboden gliedert sich sehr charakteristisch von Ost nach West, von continentalen zu immer oceanischern Formen, vom Continente zu Binnenmeeren und dem Ocean hin. Der Orient ist die continentalere Erdhälfte, der Occident die oceanischere. Das Völkerleben, das im continentalen Orient anhebt und zum gegliederten und oceanischen Occident fortschreitet, zeigt daher das Bestreben, sich von stabilern zu immer beweglichern und freiern Formen zu gestalten. Nächst ihrer höhern, allseitigern Begabung verdanken daher die Japhetiden unstreitig ihrem Wohnsitz im gegliederten Westen und ihrer nahen Beziehung zum Meere ihre überwiegende historische Stellung. Zwar hat die Schiffahrt im Orient und bei den Semiten begonnen und sind diese die ersten Meeresherrscher gewesen, aber den Phöniziern haben sie die Griechen, den Karthagern die Römer entrissen. Immer entschiedener zeigen im Verlaufe der Zeiten die Japhetiden eine innige Beziehung zum Meere und auf sie geht die Meeresherrschaft über. Dies gilt besonders von den germanischen Stämmen und unter ihnen haben zuletzt die Angelsachsen, in den am meisten oceanischen Gebieten des Westens angesessen, sich zu Herren der Meere emporgeschwungen, die Herrschaft in den festen Gebieten der Erde errungen, eine wahre Weltherrschaft gegründet." Da nun das Mittelmeer die Verbindung zwischen dem Westen und Osten bildet, so hat der Verfasser auf dies zunächst seine geschichtsphilosophische Ansicht im einzelnen angewendet. Es geschieht dies mit großer Gelehrsamkeit und in gehobener Sprache im Sinne und auf den Spuren Karl Ritter's, aber mit gleichzeitiger Benutzung der neuesten Forschungen und Lehrmeinungen.

Das unter Nr. 3 verzeichnete „Lobgedicht auf Nürnberg" ist aus einem jetzt erst aufgefundenen, von keinem Bibliographen verzeichneten Drucke von K. A. Barack herausgegeben, der gegenwärtig Eigenthum des Germanischen Museums geworden. Es füllt 16 Octavblätter und scheint den Typen nach aus der Druckerei von Anton Koberger in Nürnberg hervorgegangen zu sein. Die sprachlichen und culturgeschichtlichen Anmerkungen des Herausgebers geben ihm ein weiteres Interesse.

Von noch höherm und allgemeinerm Interesse, über das Weichbild Nürnbergs hinaus, ist die Schrift Lochner's: „Die Stadt Nürnberg im Ausgang ihrer Reichsfreiheit" (Nr. 4). Wie es scheint, hervorgegangen aus Studien, welche die Feier des funfzigjährigen Anschlusses Nürnbergs an Baiern veranlaßte, gibt uns die Schrift ein anschauliches Bild des innern und äußern Zustandes der Stadt und damit zugleich eine Rechtfertigung dafür, daß die alte Reichsstadt den Verlust ihrer Reichsfreiheit gefeiert hat. Durch seine Kunst- und Handelsblüte bietet Nürnberg ein so glänzendes Bild, daß es erst einer genauern Kenntniß bedarf, um die argen Rostflecke zu bemerken, mit welchen spätere Jahrhunderte dies Bild verunzierten, nicht allein durch Schuld der Nürnberger, sondern auch durch den Verfall des Reichsverbandes. War doch die Reichsstadt so schutzlos, daß die vier Hauptthore im Sommer bei Sonnenuntergang, die andern noch früher geschlossen wurden, weil man, gleichwie 1796 geschehen war, einen preußischen Ueberfall fürchtete! Ueber die innern Verhältnisse hat Biedermann in dem ersten Bande seines culturgeschichtlichen Werks „Deutschland im 18. Jahrhundert" werthvolle Nachrichten gegeben; hier finden wir weitere Züge. Ueberraschend für eine so große Stadt ist gewiß die Ländlichkeit offenstehender Dungstätten, das Halten von Federvieh und Schweinen, gleichviel ob man dazu eine geeignete Oertlichkeit hatte oder nicht; doch mag eben diese Abgeschlossenheit in die Mauern die Städter genöthigt haben, auch diese Ländlichkeiten in ihre kleine Welt mit hereinzunehmen. Bis zum September 1809 gab es keine Straßen, sondern nur Gassen, Märkte und präpositionale Ortsbezeichnungen, die man nehmen konnte, wie man wollte, z. B. Bei den Riesen, Unter den Hutern, Beim goldenen Mörser u. s. w. Die Einwohnerzahl war auf 25000 herabgekommen (1852: 49841, 1855: 56398), in abgelegenern Gassen

ist ein neues Lehrbuch Ruppe erschienen. Dieses enthält, wie schon der Titel sagt, nur die Grundlagen der Chemie, aber diese in einer Ausführlichkeit, wie sie sonst nur in größeren Lehrbüchern zu finden ist. Es ist daher für Studierende, die sich auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Repetitorium, aber auch für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch.

Die Einführung in die Chemie von Ruppe ist ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch.

Die Einführung in die Chemie von Ruppe ist ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch.

Die Einführung in die Chemie von Ruppe ist ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch.

Die Einführung in die Chemie von Ruppe ist ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch.

Die Einführung in die Chemie von Ruppe ist ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch.

Die Einführung in die Chemie von Ruppe ist ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch.

Die Einführung in die Chemie von Ruppe ist ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch.

Die Einführung in die Chemie von Ruppe ist ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch.

Die Einführung in die Chemie von Ruppe ist ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch.

Die Einführung in die Chemie von Ruppe ist ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Es ist daher für Studierende, die sich nicht auf das Examen vorbereiten, ein ausgezeichnetes Lehrbuch.

deren Ertrag den Abgebrannten zu Bojanowo gewidmet wurde, nicht für voll gelten lassen, selbst wenn sie minder Achtbares enthielte, als sie dem Leser in der That darbietet? Uebergehen wir selbst den poetischen Ueberblick der Weltereignisse, mit dem R. Gottschall die Sammlung einführt, so bleibt doch noch genug übrig, dem Buche einen wenn auch nur flüchtigen Reiz zu verleihen oder es dem günstigen Leser zu empfehlen. Eine Novelle von Brachvogel hat an sich ein gewisses günstiges Vorurtheil anzusprechen, und wenn sich auch zeigen sollte, daß die Erzählung: „Van Dyck's Rettung", bei unsicherer Charakteristik und mehr als nöthigem Schwulst im Ausdruck, sich als eine Jugendarbeit des nun gereiftern Dichters beurkundet, so ist sie doch anmuthig vorgetragen und auf gute Zeit- und Sittenstudien gegründet. Solche Wendungen aber, wie: „Der Sonne dunkelrothe Flammenkugel war längst in jenes Nebelmeer getaucht, das sich abends über London aufzuthürmen pflegt" u. s. w., wird der Verfasser sich wol jetzt nicht mehr erlauben. Der Erzählung selbst liegt übrigens wol lebensgeschichtliche Wahrheit und etwas Thatsächliches zum Grunde. Die Geschichte John Macnoghten's, des Spielers, welche R. Gisecke nach den „Family-romances" von Burke erzählt, eignet sich dagegen allerdings vielleicht mehr für den „Neuen Pitaval" als für ein Album; indessen spannt sie doch und unterhält den Leser. „Treue Liebe macht schön" ist eine ganz Heltei'sche Erzählung, mit all dem Reiz und dem Effect, welchen dieser Novellist selten verfehlt, und all den Mängeln, die einmal in seinem Temperament liegen, das sich im Poetischen nicht von dem Thatsächlichen, im Thatsächlichen nicht von dem Poetischen freimachen kann, aber eben dieses Fehlers wegen fast immer wirksam und populär ist. Das Lebensbild von Kahlert: „Der musikalische Wandersmann", welches uns den bekannten Maultrommelvirtuosen Koch vorführt, und die Novellette „Der alte Thurm" von Pulvermacher nehmen keinen besondern Werth in Anspruch; interessen lesen beide sich leicht und gut. Eine vorzügliche, obwol nur kleine Gabe der humoristischen Gattung dagegen ist der „Basmanoglu" von Gustav vom See, ausgezeichnet durch Situationswitz und von der erheiterndsten Wirkung. Welchen Sinn oft der handgreiflichste Unsinn hat und wie aus dem gedankenlosesten Spiel oft für uns Lebensereignisse von äußerster Tragweite entspringen, zeigt diese wie im Rausch der Lust erfundene allerliebste kleine Erzählung. Was sollen wir mehr und Löblicheres von ihr sagen, als daß Schreiber dieses sie zweimal gelesen hat, ein Ehrentribut, den er seit Jahren keiner deutschen Novelle dargebracht hat. So möge dies Album denn den Leser und die armen Bojanower erfreuen.

Von allem etwas und alles durcheinander gibt selten ein schmackhaftes Gericht! Auch an diesem „Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges" (Nr. 3) haben wir vorweg zu tadeln, daß es nicht blos Gedichte, dramatische Skizzen, Naturschilderungen und Novellen, sondern auch nationalökonomische Aufsätze — über Associationsgeist und Landwirthschaft — und noch vieles andere Unbenennbare zusammenfaßt. Dies kalender- und kalidoskopartige Gemisch deutet von Haus aus auf einen dürftigen Vorrath von jedem dieser Elemente und auf mangelhafte Geschmacksbildung bei dem Sammler. Wer zu viel bringt, hat die Vermuthung nicht für sich, daß er „viel" bringt, und wenn wir auch gern zugeben wollen, daß der gute Zweck eines Beitrags für die böhmischen Industrieschulen uns auch hier zu milderer Kritik stimmen darf, so ist doch jedenfalls des Mittelguts gar zu viel in diese Sammlung aufgenommen worden. Doch nun zu dem Einzelnen. Die idiomatischen Gedichte in schlesisch-böhmischer Mundart von Johne stehen den bekannten Leistungen Heltei's in dieser Gattung bei weitem nach, der schalkhafte Witz, der leichte Fluß fehlt darin. Unter den Gedichten ernster Gattung sind die von Elise Gräfin Schlick, von Wenzig und Blaucze immerhin beachtenswerth; das Beste in seiner Art aber ist Vogel's „Weinfaß zu Helfenstein". Hiernächst empfehlen sich die „Dämmerlieder" von Hansgirg durch guten Ausdruck nicht gewöhnlicher Gefühle:

Ja, Dämmerung, das Kind das süße,
Wie schwebt's auf leichter, weicher Sohle
Und sendet weitum stille Grüße,
Duftathmend wie die Nachtviole.

Das Lustspiel „Xantippe" ist kaum mittelmäßig zu nennen. Unter den Sagen zeichnet sich „Wok von der Bistritz" von Mayer durch Charakter und Form aus. Die „Skizzen" von Klereth, dem Riesengebirge entlehnt, bieten nur Gewöhnliches dar, wie denn auch die Erzählung: „Die rothe Kneipe", von demselben Verfasser, wenig bedeutet. Weit besser ist: „Demoiselle Lemaure", von Fr. Steinbach, welche uns die launige Bestrafung einer übermüthigen Komödiantin, die selbst an der allmächtigen Pompadour ihren Uebermuth auszulassen wagte, anziehend erzählt. In den Gedichten von Kaltenbrunner lesen wir:

Vom Riesen, der so stark gewesen,
Daß er die Welt am Rücken trug —

und haben an diesem grammatischen und echt österreichischen Bock genug. Leider ist derselbe jedoch nicht der einzige Sprößling dieser Rasse in diesem Buche, und wiewol es eigentlich noch für ein ungelöstes Problem gelten muß, ob es eine deutsche Geschichte und eine deutsche Kritik gibt, so sehen wir uns doch zu der dringenden Bitte an unsere „lieben Landsleute" am Strand der Moldau und der Donau veranlaßt, doch wenigstens dasjenige deutsche Vaterland, das wir unsere Sprache nennen, von Auswüchsen und Unkraut möglichst rein zu erhalten. Die ökonomischen Aufsätze, welche hierauf folgen, lassen wir natürlich unbesprochen und wünschen dem Buche um seines guten Zwecks willen im übrigen viele Abnehmer. 4.

Die Lyrik des Lahngaus.

Lyrisches Album aus dem Lahngau. Herausgegeben von Paul Wigand. Gießen, Ricker. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hat die Kunst die Aufgabe, das ganze Leben nach seinen Höhen und Tiefen darzustellen, die Ideale der Menschheit alle zu verwirklichen oder die Natur und Geschichte zu verklären, so wird ein jedes Werk, Bild oder Gedicht willkommen sein, welches ein noch unausgesprochenes Wort verkündigt, den Gehalt eines noch unberührten Stoffs zu freier Schönheit entbindet. Aber wir dürfen dies Originale, dies Neue und Eigenthümliche auch fordern; zur bloßen Wiederholung und Nachahmung ist die Zeit nicht da und jeder Mensch kann etwas Besseres thun als das von andern Geschaffene abzuschwächen und zu verschlechtern. Da jeder Mensch das Leben von vornan lebt, so scheint ihm selbst manches frisch und ursprünglich, was den andern längst bekannt ist; er mag es auch für sich und seine Genossen singen, und auf die lyrischen Herzensergüsse können wir das Homerische Gleichniß von den Menschen anwenden:

Gleichwie der Blätter Geschlecht so sind die Geschlechter der Lieder.
Blätter ergießt zur Erde der Sturm jetzt, andere zeitigt
Wieder der grünende Wald, wann neu aufgehet der Frühling.

So können wir die Freude am Neuen mit der Strenge gegen das Unberechtigte verbinden, und die Sängerlein dürfen es uns nicht verargen, wenn wir an vielen Dingen gleichgültig vorübergehen, die ihnen vielleicht eine Fülle von Leid und Lust waren, die aber schon anderwärts einen vollendeten Ausdruck gefunden haben.

Wenn sich unter dem Vorsitze eines Veteranen der Wissenschaft, Paul Wigand's, des durch sein Buch über die Feme berühmten Germanisten, eine Schar von jüngern Männern an der Lahn zusammenthut, um den Musen zu huldigen, so tritt damit ein deutscher Gau, von dessen poetischer Thätigkeit die Literatur noch wenig Kunde gewann, in sie herein. Wie man auch ohne ein Paganini oder Liszt zu sein durch das Spielen eines Instruments sich selbst und einem geselligen Kreise musikalischen Genuß bereitet, so haben unsere 15 Lyriker von der Lahn gewiß sich selbst und ihren Bekannten Freude mit ihrer Poesie gemacht, und man muß vor allem hervorheben: es herrscht in

und Meer bedeckt ist, gelesen. Dieses Buch ist in 4 Theile getheilt, und jeder Theil hat seine besondere Vorrede. Der erste Theil enthält die Geschichte der Erschaffung der Welt, und des Menschen, und seines Falles. Der zweite Theil enthält die Geschichte der Sündfluth, und der Arche Noah. Der dritte Theil enthält die Geschichte des Thurmbaues zu Babel, und der Verwirrung der Sprachen. Der vierte Theil enthält die Geschichte der Erbauung der Stadt Babylon, und des Thurmes Babel.

Buch Noah, ein Theil des Buches der Weisheit, welches in 4 Theile getheilt ist, und jeder Theil hat seine besondere Vorrede.

Der erste Theil enthält die Geschichte der Erschaffung der Welt, und des Menschen, und seines Falles.

Der zweite Theil enthält die Geschichte der Sündfluth, und der Arche Noah.

Der dritte Theil enthält die Geschichte des Thurmbaues zu Babel, und der Verwirrung der Sprachen.

Daß der Feind und der Fremdling verhöhne noch dort
Den Arm, der so muthvoll gestritten;
Doch schlummert der Brave wol ruhig fort
In der Gruft, drein versenkt ihn die Briten.

Kaum hatten das Werk wir zur Hälfte vollbracht,
Da rief es vom Schiff uns zum Scheiden;
Wir hörten, wie rings die Kanone erkracht
Des stürmenden Feinds in den Weiten.

Wir senkten ins Grab ihn; noch träufte vom Blut
Ihm die Wunde, die purpurne Blume;
Kein Denkmal verherrlicht den Helden, er ruht
Allein mit sich selbst — seinem Ruhme.

Moritz Carriere.

Notizen.

Zur Bauern- und Handwerkergeschichte.

Berthold Auerbach hat in seinem diesjährigen Volkskalender in der durchweg fesselnden und trefflich ausgeführten Erzählung „Der Bierbrauer von Kulmbach" den Lebenslauf eines studirten Mannes geschildert, der, den Umständen weichend und sich überhaupt mehr zu den praktischen Thätigkeiten hingezogen fühlend, die Juristerei aufgibt, bei einem Braumeister in die Lehre geht und dann später mit Umsicht eine große Brauerei leitet, als deren Besitzer er es zu einer behaglichen Lage und zum Wohlstand bringt. Auch gegen die Tendenz ist im wesentlichen nichts einzuwenden; es gibt Juristen, Theologen, Beamte u. s. w. genug, welche der Welt mehr nutzen und vielleicht weniger schaden würden, wenn sie Bierbrauer geworden wären oder sonst einen praktischen Beruf gewählt hätten. Indeß bietet der Lebenslauf eines Mannes, der, den untersten Schichten angehörig, unter dem schweren Druck der niedrigsten Verhältnisse die umgekehrte Richtung vom Materiellen zum Intellectuellen nimmt, doch wol ein interessanteres und pertischeres Schauspiel. Zu diesen seltenen Leuten gehört der im Jahre 1798 verstorbene Ulrich Bräker, Weber im schweizer Dorfe Wattweil, dessen Lebensgeschichte, erst von Füßli, später vom Professor Scheülin, endlich noch im Jahre 1852 nach seinen Originalhandschriften von dem verstorbenen Eduard Bülow unter dem Titel „Der arme Mann im Tockenburg" herausgegeben, mehr Aufmerksamkeit verdient, als sie im ganzen gefunden zu haben scheint. Wir erinnern an das merkwürdige Buch, weil sein Inhalt zu den Tendenzen der modernen Bauern- und Handwerkergeschichte einen höchst interessanten und lehrreichen Gegensatz bildet, und denken vorzugsweise gerade solche Punkte hier hervorzuheben, welche in dem Bericht über genanntes Buch in Nr. 40 d. Bl. f. 1852 nicht in Betracht gezogen worden. Der Verfasser des Berichts bezog sich dabei auf einen lesenswerthen Artikel über das Volksschriftenwesen im zweiten Bande der „Germania" von H. Pröhle, worin dieser diejenigen Männer aus dem Volke aufzählt, welche das Bedürfniß geistigen Schaffens empfanden. Von prosaischen Schriftstellern kannte Pröhle jedoch nur den weimarischen Buchbindermeister Adam Henß, der sich durch seine Wanderungen bekannt gemacht hat, nicht aber unsern Ulrich Bräker, welchen der Referent mit Recht den „bedeutendsten prosaischen Schriftsteller unter den Männern des Volks aus dem vorigen Jahrhundert" nannte, mit dem Hinzufügen, die Literaturgeschichte erwähne Ulrich Bräker nicht, und doch sei er eine der interessantesten Erscheinungen. Nun, unsere Literaturgeschichten müßten etwas ganz anderes sein als sie sind, um auch solchen merkwürdigen Phänomenen die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Bräker's Leidens- und Jugendgeschichte ist wirkliche unverfälschte Dorfgeschichte, um so werthvoller, da sie eben wahr ist, und wohl geeignet, die Begriffe der Gebildeten über den Charakter des niedern Volks aufzuklären. Man erkennt aus seiner Kindheitsgeschichte so deutlich als möglich, daß auch in den für so idyllisch und friedlich gehaltenen Alpenthälern unter dem Landvolk nicht sowol zarte als rohe Leidenschaften vorwalten, daß auch hier Unfrieden, Neid und Schadenfreude ihre Stätte haben, daß auch hier die Menschen, wo es ihren Vortheil gilt, einander redlich zu quälen wissen, daß auch hier bis in die tiefsten Bergschluchten hinein jener erbarmungslose Krieg geführt wird, wie er überall stattfindet, wo der Mensch auf den Menschen stößt. Auch jene tiefere Empfindung für Naturschönheiten, wie man sie wol dem Volke andichtet, sind dieser Bevölkerungsklasse meist fremd. Bräker, der doch durch aufgeweckten Geist sich vor seinesgleichen sehr auszeichnete, gesteht selbst, daß dieser Sinn erst in ihm erweckt werden sei, nachdem er sich mit der Lectüre von Schriften beschäftigt hatte, deren Hauptelement die damalige englische Landschaftsmalerei bildete und die er aus der Lesebibliothek der lichtensteiger moralischen Gesellschaft bezog. Später ließ er sich von einem preußischen Unteroffizier für den preußischen Dienst pressen, machte alles Elend eines damaligen preußischen Soldaten in der berliner Garnison mit durch, desertirte aber im Anfang des Siebenjährigen Kriegs und betrieb dann die Weberei in Wattweil. So schlecht es ihm ging, setzte er sich nachts doch hin, um zu lesen und seine Gedanken zu Papier zu bringen. Namentlich wurde Shakspeare sein Liebling, und was er bewundernd über „Julius Cäsar", über „Timon von Athen", über „König Johann", über „Hamlet" (den er den „König unter allen Spielen", den „Kern aller Werke, die je ein großer Dichter machen konnte", den „Edelstein in der Krone", das „Herz im Herzen" nennt) und zum Theil mehr tadelnd über „Romeo und Julie" und „Othello" bemerkt, beweist allerdings, nach Bülow's Worten, „tiefe Lebensweisheit und Weltkenntniß". Er ruft seinen „theuern William" an: „Ich zähle dich, ohne Abgötterei, unter meine Heiligen! Ich beneide dich nicht darum, daß der Himmel dich so besonderer Gnade würdigte. Du hast der Welt deine Gaben mitgetheilt. Wenn die grobe Welt deine Arbeiten verstände, so müßtest du mehr Nutzen schaffen, als Millionen schwatzhafter Theologen mit all ihrem Kram; aber sie versteht sie nicht!" Später nahm sich der 1844 zu Sanctgallen verstorbene Bankier Girtanner seiner aufs väterlichste an, und ihm setzte Bräker auch ein Ehrenmal in seinen Schriften, während die persönliche Bekanntschaft mit den literarischen Notabilitäten von Zürich: Gesner, Lavater, Hirzel u. s. w., „die ihn durch und durch guckten und mehr fragten als er beantworten konnte", ihm den Ruf auspreßt: „Es sind eben nur lauter Menschen in der Welt; man sucht vergebens Engel." Vielleicht bewegen diese kurzen Bemerkungen manchen unserer Leser — wir hoffen es wenigstens — zur Lectüre seiner Autobiographie; man wird die darauf verwendete Zeit nicht bereuen.

Der Hohenasperg und seine Gefangenen.

Die Feste Hohenasperg würde außerhalb Würtembergs, wo sie allerdings als ein nothwendiges Landesübel seit Jahrhunderten ein sehr populärer Gegenstand ist, wahrscheinlich wenig genannt und gekannt sein, wenn sie nicht des Dichters Schubart unfreiwillige zehnjährige Herberge gewesen wäre. So beweist sich auch hier, daß die Stätte, an der ein Dichter duldet — und wem möchte nicht hierbei auch der Spielberg und Silvio Pellico, oder Hohentwiel und der Dichter Nikodemus Frischlin einfallen? — dadurch eine Art Weihe empfängt, und wäre sie die unheimlichste von der Welt. Daher wird man auch außerhalb Würtembergs folgende Schrift des Oberlieutenant Vischart: „Geschichte der würtembergischen Feste Hohenasperg und ihrer merkwürdigsten Gefangenen" (Stuttgart, Aue, 1859) vielleicht nicht ohne Theilnahme lesen. Wir übergehen die Rolle, welche Hohenasperg in frühern Zeiten als Kriegsfestung spielte, obschon sich auch da manches Interessante findet. So wurde der Burgvogt Bastian Embart, welcher sich von Herzog Ulrich bestechen ließ und die damals in den Händen der Kaiserlichen sich befindende Feste ihm zu verrathen beabsichtigte, nach der Entdeckung des Complots im Jahre 1520 zur Strafe lebendig am Asperg eingemauert! Von uns näherliegendem Interesse als die kriegsgeschichtlichen Ereignisse, deren Mittelpunkt in früher Jahrhunderten Hohenasperg war, ist die Geschichte des be

Ohio and the Kentucky settlements, and the Indians were not slow to take advantage of the opportunity. Their hostility was encouraged by the British, who were still in possession of the forts on the lakes, and who, in violation of the treaty of peace, refused to withdraw their troops. The Indians were also supplied with arms and ammunition by the British traders, and were thus enabled to carry on their warfare with great success. The settlements were broken up, and the inhabitants were driven back to the Ohio River. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Mississippi River, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Great Lakes, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Ohio River, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Mississippi River, and the inhabitants of that region were also driven back.

The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Great Lakes, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Ohio River, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Mississippi River, and the inhabitants of that region were also driven back.

The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Great Lakes, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Ohio River, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Mississippi River, and the inhabitants of that region were also driven back.

The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Great Lakes, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Ohio River, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Mississippi River, and the inhabitants of that region were also driven back.

The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Great Lakes, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Ohio River, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Mississippi River, and the inhabitants of that region were also driven back.

The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Great Lakes, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Ohio River, and the inhabitants of that region were also driven back. The Indians were also encouraged by the British to attack the settlements on the Mississippi River, and the inhabitants of that region were also driven back.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Deutsche Gaunerthum

in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande.

Von Dr. F. E. B. Avé-Lallemant.

Mit zahlreichen Holzschnitten.

Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

In diesem meisterhaften Werke hat der Verfasser, der sich darin nicht blos als routinirter Polizeimann, sondern auch als wahrer Gelehrter und Denker bewährt, zum ersten male das deutsche Gaunerthum in seiner historischen Ausbildung wie in seiner sittlichen und socialpolitischen Bedeutsamkeit darzustellen versucht. Daran schließt sich am Ende des ersten Theils eine ebenso neue als werthvolle Arbeit: eine ausführliche Darstellung der Gaunerliteratur. Der zweite Theil behandelt das moderne Gaunerthum sowie die eigentliche Gaunerpraxis und deren zahlreiche specielle Industriezweige, die durch viele Holzschnitte erläutert sind. Der das Werk abschließende dritte Theil, eine specielle Darstellung der Gaunersprache, wird bald nachfolgen.

Für jeden Polizeimann und Criminalisten ist dieses Werk unentbehrlich. Aber auch für Historiker, Alterthumsforscher, Psychologen und Sprachforscher, sowie überhaupt für jeden Gebildeten ist es von größtem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Lieder des Hafis.

Persisch mit dem Commentar des Sudi herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** Zweiter Band. Erstes und zweites Heft.

4. Geh. Jedes Heft 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste Band (4 Hefte) kostet 10 Thlr. 20 Ngr.

Hafis, der grösste Lyriker der Perser und der vollendetste Repräsentant der über den ganzen mohammedanischen Orient weitverbreiteten Ghazelendichtung, ist durch Goethe, Hammer, Platen, Rückert und andere in allen Kreisen ein hochgefeierter Name geworden. Eine vollständige Ausgabe seiner Lieder im Original fehlte unserer wissenschaftlichen Literatur bisher noch; die hier gebotene kritische Ausgabe, die erste in Europa gedruckte, wurde daher von allen Freunden der orientalischen Poesie willkommen geheissen. Durch vollständige Vocalisation und Interpunktion des Textes wird das unmittelbare Verständniss des Dichters bedeutend gefördert; die hinzugefügten Scholien und Paraphrasen des Sudi heben alle Schwierigkeiten in der sichern Auffassung der Dichtungen. Die typographische Ausstattung entspricht dem hohen wissenschaftlichen Werthe des Werks.

Von dem zweiten Bande an wird im Interesse eines ökonomischern Drucks der Text ohne Commentar gegeben, um erstern bald vollständig zu liefern, was mit der Vollendung des dritten Bandes geschehen sein wird. Die betreffenden Hefte werden in rascher Folge erscheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des **neunundzwanzigsten Heftes** (Bogen 17—20 des dritten Bandes):

Cabinetsjustiz, Cabinetsinstanz. Von Welcker. (Schluß.) — Cachet, lettres de. Von Welcker. — **Calhoun** (John Caldwell). Von F. Kapp. — **Calhoun.** (Zweiter Artikel.) Von K. F. Neumann. — **Californien.** Von K. F. Neumann. — Calmarische Union, s. Dänemark und Schweden. — **Calvin** (Johann). Von H. E. G. Paulus und Welcker. — **Camarilla.** Von Welcker. — **Cambacérès** (Johann Jakob Régis de). Von J. Weitzel und Welcker. — Campo-Formio, s. Friedensschlüsse und Französische Revolution. — **Canada.** Von K. F. Neumann. — **Canning** (Georg). Von J. Weitzel und Welcker.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte.

Von **Gustav von Meyern.**

8. Geh. 16 Ngr.

Bei dem Aufsehen, welches Gustav von Meyern's „Heinrich von Schwerin" erregte, wird diese frühere kleine Gedichtsammlung desselben gewiß manchen interessiren. Dieselbe, welche den größern Dichtungen des Verfassers („Das Welfenlied", 1852, und „Ein Kaiser", 1857) vorherging, wurde bei ihrem Erscheinen (1850) sehr beifällig aufgenommen, wie folgender Auszug aus einer Besprechung in den „Blättern für literarische Unterhaltung" zeigt: „In diesen «Monatsmärchen» feiert eine ungewöhnlich lebendige Phantasie eine Art von capriciösem Carneval. Der Gedanke: die charakteristischen Unterschiede jedes Monats in ein halb symbolisches und allegorisches Märchenbild zu fassen, und so den ganzen Jahreskreis in zwölf Märchenpersonificationen zu gliedern, ist neu und eigenthümlich. Die Aufgabe des Märchens ist von dem Autor dieser Märchenbilder auf das scharfsinnigste gelöst worden, und namentlich sind die drei: «April und die Sonne», «Novemberwetter» und «Decembers Triumph», vortreffliche Genrestücke dieser Art." Dieselben Vorzüge bieten die beiden andern Bestandtheile der Sammlung: „Bilder" und „politische Gedichte".

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 24. Februar 1859.

Inhalt: Zur Poetik. Von Hermann Marggraff. — L. A. Frankl's Reise nach dem Orient. — Ein arabisches Märchen. — Notizen. (Erfindung, Seltsame Enthüllungen einer nordamerikanischen Miß über Deutschland, Goethe's angebliche Doctordissertation.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Poetik.

1. Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkt der Neuzeit von Rudolf Gottschall. Breslau, E. Trewendt. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

2. Deutsche Uebersetzerkunst. Mit besonderer Rücksicht auf die Nachbildung antiker Maße, nebst einer historisch begründeten Lehre von deutscher Silbenmessung. Ein Supplement zu jeder deutschen Literaturgeschichte von O. F. Gruppe. Hannover, Rümpler. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Jedem Delinquenten wird selbst von Amts wegen vor Gericht ein Vertheidiger beigegeben; es ist daher ganz in der Ordnung, daß in der Person Gottschall's ein Anwalt aufgestanden ist, der es sich zur Aufgabe macht, die Sache der von gewissen Seiten aller möglichen Vergehungen angeklagten modernen Poesie vor dem öffentlichen literarischen Gericht zu verfechten. Er hat dies bereits in seinem Werke: „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" gethan, und in seiner „Poetik" setzt er mit gleichem Eifer diese Amtsverrichtung fort. Man mag sich veranlaßt fühlen, seinen Bestrebungen und seinen Anschauungen Einseitigkeit vorzuwerfen; aber das durch Einseitigkeit auf irgendeinem Gebiete gestörte Gleichgewicht kann nur dadurch wiederhergestellt werden, daß ihr eine ebenso entschiedene Einseitigkeit entgegentritt, vorausgesetzt, daß es ihr an Geist, tüchtigen Studien, Begeisterung für die Sache und an verständigen Gesichtspunkten nicht gebricht. Diese Eigenschaften wird man dem Verfasser der „Poetik" nicht in Abrede stellen können, selbst wenn man in vielen Stücken nicht der gleichen Ansicht mit ihm sein sollte. Zudem ist auf dem speciellen Felde der technischen Poetik seit Jahren nichts Selbständiges von Bedeutung geleistet worden; denn die mancherlei in der letzten Zeit erschienenen Aesthetiken — und auch Moritz Carriere's werthvolles Werk „Das Wesen und die Formen der Poesie" ist wesentlich eine Philosophie des Schönen — können sich begreiflicherweise auf das, was an der Poesie Technik und bloßes Kunsthandwerk ist, nicht ausführlicher einlassen.

Im Vorwort verbreitet sich der Verfasser ausführlich genug über seinen Standpunkt und die Absichten, die ihn bei der Abfassung seiner Schrift leiteten. Nach seiner Ueberzeugung ist die Lebenskraft der Poesie zu groß, als daß die vorübergehende Ungunst der Zeit sie ersticken könne. Im Gegentheil, habe eine neue Culturepoche begonnen, so beginne sie auch für die Poesie, und es sei nöthiger als je, auch auf ästhetischem Gebiete das Bleibende vom Vergänglichen zu sondern, damit die Dichtkunst nicht im Joche veralteter Regeln seufze, sondern neue Bahnen einschlage, auf denen sie die Lorbern der Zukunft erreichen könne. Sie habe dies zum Theil gethan, aber ohne von einer wissenschaftlichen Aesthetik gewürdigt zu werden, diese habe vielmehr diesen neuen Aufschwung nur mit verdrossener Miene betrachtet. Wenn überhaupt in Deutschland seit längerer Zeit keine specielle technische Poetik erschienen sei, so fehle es noch mehr an einem wissenschaftlichen Werke, welches den neuen dichterischen Bestrebungen als Fahne dienen und die Gleichstrebenden um sich versammeln könne. Bescheiden gesteht der Verfasser, daß zu einem solchen Unternehmen seine schwachen Kräfte gewiß nicht ausreichten, würden sie nicht dadurch verstärkt, daß er aus der Mitte der neuern Bestrebungen heraus sein Werk zu vollenden trachte und gleichsam die latente Poetik, welche in den Dichtungen der neuern Poeten schlummere, entbinde und ihr einen wissenschaftlichen Ausdruck zu geben suche. Er hebt dann weiter hervor, wie es ihm unmöglich zum Nachtheil gereichen könne, daß er sich selbst productiv auf den verschiedensten Gebieten der Poesie versucht habe. Nur in der Werkstatt des dichterischen Schaffens selbst belausche man seine Geheimnisse, daher sei ein Dichter gewiß mehr als der bloße Theoretiker befähigt, einen lebensvollen und nutzenbringenden Kanon der Dichtkunst zu entwerfen. Auch habe unsere Aesthetik gerade durch unsere classischen Dichter, durch Lessing, Herder, Schiller, Goethe und Jean Paul die wesentlichste Fortbildung erhalten. Er nenne seine Poetik eine moderne; denn er verlange von der Poesie, daß sie aus dem Geiste ihrer Zeit und ihres Volks herausdichte, wie es die Poeten des Alterthums und Mittelalters gethan, und nur eine aus dem Leben der Gegenwart herausgeborene Poesie dürfe auf eine Zukunft rechnen. Er sei keineswegs ein Verächter der Poesie

des Alterthums, er gehöre sogar zu ihren wärmsten Verehrern; nicht nur, daß die Wiedergeburt unserer Nationalliteratur unter den Auspicien der großen Genien des Alterthums vollzogen worden sei, sie vollziehe sich noch immer, noch jeden Augenblick mit dem Hinblick auf diese großen Muster; ja sie werde ihren höchsten Aufschwung erst durch ihr vollkommenes Verständniß nehmen. Aber wie die Poesie der Alten ganz in die Cultur der damaligen Gegenwart aufgegangen sei, so möge sich auch die moderne Poesie vom Geist ihrer Zeit durchdringen lassen; denn dann sei sie besser bei den Alten in die Schule gegangen, „als wenn sie den lyrischen Gedanken in Spondeen und Molossen erquetscht oder das Opfermesser der antiken Tragödinnen mit feierlicher Würde schwingt und das Blut, welches die Klytämnestren und Medeen vergossen, in ihrer dramatischen Wanne auffängt". Nur drängt sich hier freilich die Frage auf, ob auch wirklich unsere Gegenwart so viel poetisches Element, so viel Kunst- und Schönheitsgeist in sich schließe, um den Dichter und Künstler in derselben Weise zu befruchten, wie die hellenische Cultur ihre Dichter befruchtet hat. Kunst und Poesie waren damals ein integrirender Theil dieser Cultur selbst, und ob sie das noch gegenwärtig sind, möchte wenigstens fraglich sein. Schließlich klagt Gottschall über die grenzenlose Zerfahrenheit der heutigen Kritik, über die in ihr herrschende Verwirrung der Principien, „ganz abgesehen vom Lobe der Kameraderie und den verschiedenen Aeußerungen der Parteiwuth", große Talente würden durch kleinlich mäkelnde Beurtheilung auf das Niveau der Mittelmäßigkeit herabgedrückt, der Glaube an die dichterische Kraft der Gegenwart durch die grundlosesten Behauptungen erschüttert. „Kein kritisches Organ", fährt der Verfasser fort, „hat einen unbedingt tonangebenden Einfluß; keins nimmt auf das andere Rücksicht, keine Association der Kräfte ersetzt an Macht, was dem einzelnen fehlt!" Die Klage mag begründet sein; aber es fragt sich, ob diese Zerfahrenheit der Kritik nicht der nothwendige Ausdruck der Zerfahrenheit unserer Zeit selbst ist. Verwickeltere und fraglichere Zustände hat es nicht gegeben seit der Zeit der Reformation, und auch da nicht. Selbst Gesinnungsgenossen gehen jetzt meist nur eine gewisse Strecke miteinander, um plötzlich an einem Punkte anzulangen, wo sie sich trennen müssen, während wieder Antagonisten ebenso unversehens in einem und demselben Punkte zusammentreffen. Diese Erfahrung wird wahrscheinlich auch Gottschall mit seinem Buche machen; seine Gesinnungsgenossen werden sich von manchen seiner Behauptungen abgestoßen statt befriedigt fühlen, und seine principiellen Gegner werden ihm in vielem recht geben müssen.

Die nun folgende Einleitung, eine kurze „Geschichte der Poetik" enthaltend, ist im Grunde nur eine Fortsetzung der Vorrede. Ebenso entschieden den ästhetischen Ansichten der Romantiker opponirend wie die Anhänger des Realismus oder des sogenannten „gesunden Menschenverstandes", kann er seine Vorliebe für Hegel nicht verleugnen. Gottschall bemerkt:

Die Poetik Hegel's, der letzte Theil seiner „Aesthetik", ist reich an den gediegensten Entwickelungen und trefflichen, lange nicht genug beachteten Winken. Er hat die Stellung der Poesie zum Zeitgeiste meisterhaft entwickelt und damit einer modernen Dichtung die Bahn freigelassen; er hat die Bedeutung der von vielen Kunstrichtern gering geachteten Richtung Schiller's und seines dramatischen Pathos schlagend gewürdigt, er hat sich gegen den Dilettantismus und eine ebenso schale wie forcirte Volkspoesie erklärt. Gerade nach dieser praktischen Seite hin (fährt Gottschall fort) ist er von Vischer nicht erreicht worden, da er von einer ästhetischen Feinschmeckerei auf dem Gebiete der Poesie nicht freizusprechen ist und der modernen Dichtung in seiner Poetik keine erhebenden Ziele zu stecken verstand. Dies hindert indeß keineswegs, seine umfangreiche „Aesthetik" für das überaus verdienstliche Hauptwerk der Neuzeit zu erklären, das ebenso ausgezeichnet ist durch großartige Architektonik und speculative Philosophie, wie durch geistvolle und lebendige Kritik.

Im übrigen war es uns auffallend, daß Gottschall unter den neuern Aesthetikern den eigenthümlich forschenden Adolf Zeising und Ludwig Eckardt unberücksichtigt läßt. Mochte er sie von seinem Standpunkt bekämpfen, gänzlich übergehen durfte er sie nicht.

Um von der Reichhaltigkeit der Materien, welche Gottschall in seinem Werke behandelt, einen ungefähren Begriff zu geben, wollen wir hier dessen Inhalt kurz angeben. Die erste Abtheilung: „Begriff und Wesen der Dichtkunst", zerfällt in die drei Hauptstücke: „Die Poesie im System der Künste", „Der Geist der Dichtkunst" und „Die Technik der Dichtkunst". Im erstern behandelt Gottschall in fünf Abschnitten die Themata: „Das Schöne und die Kunst", „Die Dichtkunst", „Die Dichtkunst und die Malerei", „Die Dichtkunst und die Musik", endlich „Die Poesie und die Prosa". Im zweiten Hauptstück handelt der Verfasser von der dichterischen Stoffwelt, von der productiven Phantasie, von dem Gegensatz zwischen Realismus und Idealismus, von dem Verhältniß des Dichters zum Zeitgeist und vom dichterischen Kunstwerk; im dritten Hauptstück von dem dichterischen Wort, den Bildern und Figuren, dem Gebrauch des bildlichen Ausdrucks, von Vers und Reim, von den vorzüglichsten Versmaßen, endlich von den altdeutschen, antiken und orientalischen Strophen. Die zweite Abtheilung umfaßt die Formen der Dichtkunst und handelt im ersten Hauptstück von der Lyrik (Lied, Ode, Elegie), im zweiten von der epischen Dichtung (Volksepopöe, Kunstepos, dichterische Erzählung, Roman und Novelle, didaktisches Gedicht); im dritten endlich von der dramatischen Dichtung. Auf die Darlegung der ästhetischen Principien und Tendenzen des Verfassers brauchen wir wol, von andern Gründen abgesehen, um so weniger näher einzugehen, da wir voraussetzen dürfen, daß sie unsern Lesern aus seinen in d. Bl. veröffentlichten kritischen Aufsätzen über neuere poetische Erscheinungen der Hauptsache nach bekannt sind. Die Leser kennen Gottschall auch als einen warmen Fürsprecher für die Rechte des Idealismus gegenüber den maßlosen Ansprüchen des Realismus, was ihm bei ihnen ohne Zweifel nur zur Ehre gereichen wird. Wir sind sicherlich mit ihm einverstanden, wenn er von dem Idealismus behauptet, daß er sich mehr in der Sonnennähe der Kunst befände, als der Realismus; wenn er aber

weiter die Behauptung aufstellt, „daß der Idealismus dem deutschen Volke näher steht und inniger mit seinem Geistes- und Gemüthsleben verwachsen ist", so beruht diese übrigens schon oft genug gehörte Ansicht vielleicht doch nur selbst auf einer idealistischen Täuschung. Man will hiervon nicht gern etwas hören, aber ich sehe nicht ein, warum man sich hierüber nicht offen aussprechen und verständigen soll. Wäre der Idealismus der Deutschen eigentliche Natur, so müßte er doch im Zuschnitt des öffentlichen Lebens zur Erscheinung kommen und den Menschen wie den Verhältnissen einen idealen Ausdruck ertheilen, und daß dies wirklich der Fall sei, wird man doch nicht behaupten wollen. Doch dieser specielle Punkt wird uns bei dem Gruppe'schen Buche wol wieder von selbst in die Hände laufen. Wir möchten hier nur noch bemerken, daß es mit einem Idealismus ebenso übel bestellt wäre, wie mit einer Religion, wenn beide für das Leben keine Früchte abwerfen wollten. Der falsche Idealismus, der von aller Wirklichkeit abstrahirt und das blose Jenseits für das Diesseits gibt, kann unter Umständen ebenso schädlich und trügerisch wirken, als der falsche Realismus, der den herrschenden verwerflichen Impulsen und Tendenzen und den Schwächen der Zeit schmeichelt und das bloße Diesseits für das Jenseits gibt. Man wird vielleicht sagen können, daß man eines gesunden Realismus ebenso sehr bedürfe als eines gesunden Idealismus: des erstern, damit der Idealismus nicht allen realen Boden uns unter den Füßen wegnehme, bis wir völlig in der Luft stehen und uns deshalb für Engel halten; des letztern, damit der Realismus nicht in groben Materialismus ausarte, alle höhern Götterbilder und religiösen Ideen, die in des Menschen Brust leben, mit Vandalenwuth zertrümmere und in den Staub stürze und alle Bücher bis auf das schöne Buch, in dem die Rechtsnahmen eines jeden verzeichnet sind, vom Erdboden vertilge. Uebrigens schließt auch Gottschall den Realismus von der Poesie nicht aus, auch er hält ihn berechtigt, „wo er sich in den Dienst der Idee begibt und die von ihr durchleuchtete Welt in ihrer ganzen Wahrheit darstellt".

Gottschall führt in seinem Werke eine gute Anzahl von Dichternamen an und von vielen theilt er auch Beispiele und Belegstellen zur Erläuterung seiner poetischen Regeln mit. Doch will uns bedünken, daß er sich hierin nicht ganz jener Unparteilichkeit beflissen habe, deren Mangel er der Kritik so sehr zum Vorwurfe macht. Nun hat freilich jeder seine Lieblinge und Gottschall besonders findet sie unter den hochpathetischen declamatorischen Dichtern, weshalb er auch im ganzen mehr Sympathie für Schiller als für Shakspeare und Goethe bekundet. Auch die dunkelobscuren und dabei den Ausdruck menschlicher Empfindung und Leidenschaft häufig übertreibenden byronisirenden Dichter scheinen bei ihm auf besondere Bevorzugung rechnen zu dürfen. Ueber solche Privatsympathien, die aus des Menschen Innerstem hervorgehen, darf man weiter nicht rechten; aber in einem Buche, welches auf Wissenschaftlichkeit Anspruch macht, dürfen diese mehr persönlichen Sympathien nicht allzu stark hervortreten. Um nur bei den Neuern stehen zu bleiben, so erinnern wir uns z. B. nicht, in dem ganzen Umfange seines Buchs die Namen Arndt, Bauernfeld, Bodenstedt, Chamisso, Duller, Gaudy, Gruppe, Friedrich Halm, Julius Hammer, Paul Heyse, Hoffmann von Fallersleben, Keller, Knapp, Wolfgang Müller, Betty Paoli, Gustav Pfizer, Schwab, Simrock, Julius Sturm, Wilhelm Wackernagel u. s. w. gefunden zu haben, während er doch manchen, die unbedeutender sind als viele von diesen, große Aufmerksamkeit schenkt. Unter den neuern Balladendichtern weiß er nur Fontane zu nennen, „der den Balladenton mit Glück getroffen". In dem Kapitel über den Roman vermißten wir manche Namen, die sogar Richtungen vertreten oder ebenso gut angeführt werden konnten oder mußten als die hier genannten, und unter den Novellendichtern sogar Sternberg, der seit Tieck die Kunst, eine gute Novelle zu schreiben, noch am besten versteht. Unter denen, die das komische Lied (von Gottschall etwas sonderbarerweise mit dem geistlichen Liede zusammengestellt) anbauten, nennt er von Neuern nur Holtei, Kopisch und Reinick; aber er vergißt Hoffmann von Fallersleben, Gaudy, Glaßbrenner, Schnezler (der als humoristischer Liederdichter viel zu wenig anerkannt ist), Prutz (in der satirisch-politischen Lyrik ausgezeichnet), Castelli, Herloßsohn u. s. w. Ueberhaupt ist die komische Poesie auffallend dürftig behandelt, der humoristische Roman z. B. auf nur einer Druckseite, während doch gerade auf diesem von Literarhistorikern und Aesthetikern so verwahrlosten Gebiete noch die meisten neuen Entdeckungen zu machen und dunkle Regionen aufzuhellen sind.

Gottschall schreibt gern in Bildern; er ist vielleicht der Ansicht Priestley's, daß der bilderreiche Stil im Grunde ebenso natürlich sei als der einfachste, indem der Seele, wenn diese in der gehörigen Lage sei, jene Bilder ebenso natürlich vorkämen als die simple Redeweise. Nur thut Gottschall in dieser Hinsicht, obschon er von dieser Manier allerdings etwas nachgelassen hat, noch immer etwas des Guten zu viel und hier und da stößt man sogar auf ein und das andere vulgäre oder geschmacklose Bild, dem man gerade in einem Buche von mehr wissenschaftlichem Charakter nur ungern begegnet. So sagt der Verfasser einmal: „Frau Birch-Pfeiffer z. B. stopft bei ihren Einschlächtereien für die Bühne in der Regel zu viel in ihre dramatischen Würste." So liebte man es ehemals in Jungdeutschland witzig zu sein, aber die noch thätigen Repräsentanten desselben haben dieser Manier schon längst ziemlich entsagt. Davon abgesehen ist der Stil des Buchs, obschon im ganzen für ein wissenschaftliches Werk zu unruhig, doch von so voller und rascher Strömung, daß der Leser unwillkürlich von ihr fortgezogen wird; überhaupt bietet das Buch eine anregende, genußreiche und, mit Verstand und gewissen Vorbehalten gelesen, auch vielfach lehrreiche Lectüre.

Hieran schließen wir das Werk von O. F. Gruppe: „Die deutsche Uebersetzerkunst", welches sich vielfach mit

Fragen der poetiſchen Technik, mit der geſchichtlichen Entwickelung und der Theorie des deutſchen Hexameters und in einer beſondern Abtheilung mit der Lehre von der deutſchen Silbenmeſſung beſchäftigt. Ein ſolches Buch konnte nur in Deutſchland geſchrieben werden, wo das Ueberſetzen aus andern Sprachen und beſonders aus den alten zu einer wirklichen Kunſt ausgebildet worden iſt, wo die Frage von der rhythmiſchen Geſtaltung der Sprache und namentlich der Nachbildung antiker Versmaße zu den literariſchen Hauptfragen gehörte und noch gehört, wo Gelehrte dieſe Frage zu einer ihrer höchſten Lebensaufgaben machten und mit denen, welche mit ihren Principien nicht einverſtanden waren, in Streitigkeiten geriethen, die mit einer Lebhaftigkeit geführt wurden, als ob davon das Wohl und Gedeihen der Nation abhinge. Daß die Wichtigkeit, womit man dieſe ſcheinbar nur ſecundäre Frage in Deutſchland behandelt, den Ausländern unbegreiflich und faſt lächerlich erſcheint, läßt ſich denken; dennoch iſt die Sache ſo unbedeutend nicht, als ſie ausſehen mag; denn der Geiſt und die Seele einer fremdländiſchen Dichtung laſſen ſich nicht genügend wiedergeben ohne die Form, und indem dies den deutſchen Ueberſetzern bis zu einem ſehr befriedigenden Grade, wenn auch begreiflicherweiſe nicht bis zur Vollkommenheit gelungen iſt, hat ſich der Geiſt helleniſcher und lateiniſcher Dichtung vielen tauſend Deutſchen, welche die Originale nicht oder doch nicht mit genügender Leichtigkeit zu leſen vermochten, einigermaßen erſchloſſen oder doch angeheimelt und befreundet. Zudem hat ſich durch dieſe Leiſtungen, unter denen die Voß'ſche Ueberſetzung des Homer wol den größten Einfluß übte, das deutſche Sprachgebiet und die Metrik ſo erweitert, daß auch die Originaldichter davon ihren nicht unbeträchtlichen Nutzen gezogen haben. Gruppe bemerkt in der Vorrede:

> Was die Sprache anlangt, ſo braucht man nur den Zuſtand derſelben in Leſſing's Hand mit dem gegenwärtigen zu vergleichen: der weite Abſtand, der ſich in Wendungen, in der Wortfügung und Wortfolge kund gibt, kommt aber zum großen Theil, wie dieſe Schrift davon Zeugniß geben wird, von der Ueberſetzung her. Dichter bedeutenden Rangs haben in dieſer ihre Kräfte geübt, ihre Schule gemacht; aber nicht blos die einzelnen, auch die Sprache im Ganzen verdankt dieſer edeln Gymnaſtik ihre Biegſamkeit, ihre Stärke; viele der in ihr ruhenden Vorzüge, auf Stammverwandtſchaft mit den alten Sprachen begründet, ſind in ſolcher Uebung erſt zu Tage gekommen.

Aber nicht nur die deutſche Sprache und deren metriſche und proſodiſche Geſetze haben dabei gewonnen, auch der deutſche Geiſt, wenigſtens in den hervorragenden Dichtungen und Schriften einiger unſerer edelſten Dichter und Denker, die in der helleniſchen Schule viele ihrer frühern Wüſtheiten und Roheiten abſtreifen lernten, um fortan adelichere Gebilde aus ihrer Hand hervorgehen zu laſſen, und ſelbſt die bildenden Künſte, namentlich Architektur und Sculptur, ſind davon nicht unberührt geblieben. Daher wird man es Gruppe, der ſelbſt ſich vorzugsweiſe in der Schule der Alten auch als Originaldichter gebildet hat, nur Dank wiſſen können, daß er in ſeiner von wiſſenſchaftlichem Geiſte getragenen und in wiſſenſchaftlicher Sprache gehaltenen Schrift dieſes Thema von hiſtoriſchem wie äſthetiſchem Standpunkt eingehend behandelt hat.

Bevor wir jedoch auf den Inhalt der Schrift zu ſprechen kommen, erlauben wir uns, an eine in der Vorrede enthaltene Behauptung Gruppe's einige Bemerkungen zu knüpfen. Gruppe wiederholt den von mehreren deutſchen Gelehrten aufgeſtellten Satz von der Verwandtſchaft des deutſchen Geiſtes mit dem helleniſchen. Die deutſchen Gelehrten haben bekanntlich manche Grillen, und die Fiction von einer nahen Verwandſchaft zwiſchen dem Geiſt der Hellenen und der Deutſchen ſcheint uns auch eine ſolche Grille zu ſein. Verwandter mit den Griechen als etwa mit den Samojeden und Lappen ſind die Deutſchen allerdings; aber noch größer als einzelne nicht abzuleugnende Aehnlichkeiten ſind die Verſchiedenheiten. Unſer Charakter iſt romantiſch und gothiſch-phantaſtiſch, wie unſere gothiſchen Dome, wie die mittelalterlichen Sculpturen, wie die Nibelungen, wie Dürer's Holzſchnitte, wie Goethe's „Fauſt", wie Cornelius' Zeichnungen zum „Fauſt" und zur Apokalypſe, nur daß dieſer Charakter unter den Einflüſſen des modernen Lebens ſich allmählich weſentlich modificirt, d. h. verflacht und abgeſchwächt hat. Daß ſich bei der Dreſſurfähigkeit, Beweglichkeit und Univerſalität der Deutſchen einzelne bevorzugte Geiſter (wie ſelbſt Schwanthaler, obſchon er bekanntlich ſich nur im Mittelalter eigentlich wohl befand) auf dem Wege gründlichen Studiums zur Kunſtanſchauung und ſelbſt Kunſtübung im griechiſchen Sinne erheben konnten, beweiſt nichts; die Geſtaltung des Nationallebens im ganzen und großen iſt das Entſcheidende. Wahrhaft helleniſch gebildete Männer wie Hölderlin haben ſich unter uns immer nur als Fremdlinge gefühlt, und Winckelmann mied Deutſchland. Ein Volksepos wie die Iliade oder die Odyſſee iſt in Deutſchland rein unmöglich, und wenn wir ehrlich ſein wollen, ſo findet der deutſche Geiſt, dieſen im Maſſendurchſchnitt genommen, wahrſcheinlich mehr im „Reineke Fuchs", ſogar in der „Jobſiade" und ähnlichen Producten ſeinen Ausdruck als in Goethe's „Iphigenia" oder „Torquato Taſſo". Ein Perikles oder Alcibiades würden wol niemals die Lieblingsheldden des deutſchen Volks werden, in dem Grade, wie dies etwa der alte Deſſauer oder der alte Blücher waren. So groß der Abſtand iſt zwiſchen Ariſtophanes und Kotzebue, ſo groß iſt der Abſtand zwiſchen einem griechiſchen und einem deutſchen Publikum. Wir haben zwar unſere Theater, in deren qualmige Räume wir uns einpferchen laſſen, dieſe ſollen aber von etwas anderer Structur ſein als die griechiſchen; wir haben unſere Volksfeſte, z. B. das ſtralauer Fiſcherfeſt, das dresdener Feſt auf der Vogelwieſe, den tauchaer Jahrmarkt, den keferloher Markt u. ſ. w., aber auch dieſe ſollen von den griechiſchen Volksfeſten ziemlich verſchieden ſein; wir haben unſere Gymnaſien und Akademien, bei denen man nur nicht an die Gymnaſien und Akademien der Hellenen denken darf; wir haben ſogar unſre gymnaſtiſchen Uebungen auf Turnplätzen, nur daß vor dieſen pedantiſchen und unſchönen Gliederverrenkungen ein Althellene wahrſcheinlich erſchrecken würde. Wir haben unſere Börſen, Fabriken, Kaſernen, Comptoirs,

Schäfer, Thomas, Kaufmann und Gemeinderat, geb. 1. Juli 1847 in Ludwigsburg, gest. 1. Juli 1897 in Stuttgart, Sohn des Kaufmanns Johann Gottlieb Schäfer, das. (gest. 1. Juli 1897), und der Johanne Christine geb. Bauer, gestorben am 1. Juli 1897 in Stuttgart. Nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt trat er in das Geschäft seines Vaters ein, das er nach dessen Tode (1. Juli 1897) übernahm und mit großem Erfolg weiterführte. Seit 1. Juli 1897 war er Mitglied des Gemeinderats seiner Vaterstadt, wo er sich besonders um das Armenwesen verdient machte. Er starb am 1. Juli 1897 in Stuttgart.

Schäfer, Wilhelm, Kaufmann und Gemeinderat, geb. 1. Juli 1847 in Ludwigsburg, gest. 1. Juli 1897 in Stuttgart, Sohn des Kaufmanns Johann Gottlieb Schäfer, das. (gest. 1. Juli 1897), und der Johanne Christine geb. Bauer, gestorben am 1. Juli 1897 in Stuttgart. Nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt trat er in das Geschäft seines Vaters ein, das er nach dessen Tode (1. Juli 1897) übernahm und mit großem Erfolg weiterführte. Seit 1. Juli 1897 war er Mitglied des Gemeinderats seiner Vaterstadt, wo er sich besonders um das Armenwesen verdient machte. Er starb am 1. Juli 1897 in Stuttgart.

Schäfer, Wilhelm, Kaufmann und Gemeinderat, geb. 1. Juli 1847 in Ludwigsburg, gest. 1. Juli 1897 in Stuttgart, Sohn des Kaufmanns Johann Gottlieb Schäfer, das. (gest. 1. Juli 1897), und der Johanne Christine geb. Bauer, gestorben am 1. Juli 1897 in Stuttgart. Nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt trat er in das Geschäft seines Vaters ein, das er nach dessen Tode (1. Juli 1897) übernahm und mit großem Erfolg weiterführte. Seit 1. Juli 1897 war er Mitglied des Gemeinderats seiner Vaterstadt, wo er sich besonders um das Armenwesen verdient machte. Er starb am 1. Juli 1897 in Stuttgart.

Schäfer, Wilhelm, Kaufmann und Gemeinderat, geb. 1. Juli 1847 in Ludwigsburg, gest. 1. Juli 1897 in Stuttgart, Sohn des Kaufmanns Johann Gottlieb Schäfer, das. (gest. 1. Juli 1897), und der Johanne Christine geb. Bauer, gestorben am 1. Juli 1897 in Stuttgart. Nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt trat er in das Geschäft seines Vaters ein, das er nach dessen Tode (1. Juli 1897) übernahm und mit großem Erfolg weiterführte. Seit 1. Juli 1897 war er Mitglied des Gemeinderats seiner Vaterstadt, wo er sich besonders um das Armenwesen verdient machte. Er starb am 1. Juli 1897 in Stuttgart.

gene Verſuche gemacht werden mußten, um es ſo weit zu bringen, als wir es jetzt in der Kunſt, deutſche Hexameter zu bilden, doch wirklich gebracht haben. Es war eine Arbeit von Jahrhunderten! Unendlich beſſer ſind die Hexameter von Heräus aus dem Jahre 1713, die aber einen zu hüpfenden und gleichmäßigen Gang haben und ihren größten Reiz im hinten angehängten Reim ſuchen. Einen Schritt weiter ging Gottſched, der in ſeinen wenigen Hexametern, die er übrigens nur zur Probe machte, den Reim abwarf, z. B.:

Rom und Athen war ſonſt ganz reich an Meiſtern und Künſten,
Doch was nützte die Zahl philoſophiſcher Lehrer und Schüler,
Welche man irgend geſehn? O was für ein thörichtes Weſen,
Was für ein albernes Zeug ward täglich im Tempel getrieben!
Pallas erſchrak und Jupiter ſelbſt, der Vater der Götter,
Hatte nur Abſcheu davor! Schwärmt, ſchwärmt, ihr raſenden Pfaffen! u. ſ. w.

Man muß geſtehen, daß dies beſſere und volltönendere Hexameter ſind, als die meiſten ſeiner Gegner, z. B. Bodmer, je gemacht haben. Gottſched war im Princip auf dem ganz richtigen Wege, wenn er hier und da auch Kürzen als Längen und umgekehrt Längen als Kürzen gebrauchte (z. B. „Ja, der Herr“).

Gruppe bemerkt gelegentlich, daß man auch im Engliſchen verſucht habe, Hexameter nachzubilden, aber damit nicht weiter gekommen ſei, als bei uns Gottſched. Indeß hat Longfellow ein ganzes idylliſches Epos, ſeine „Evangeline“, in Hexametern geſchrieben, die, wenn ſie ſich auch nicht mit Voß'ſchen oder Platen'ſchen Hexametern vergleichen laſſen, wohin es auch die engliſche Sprache niemals bringen wird, doch mit den Goethe'ſchen auf ziemlich gleicher Stufe ſtehen, wenigſtens beweiſen, daß „Freiheit, Schönheit und dichteriſcher Schwung“ in der Hand eines wirklichen Dichters mit dem engliſchen Hexameter doch nicht ſo ganz unverträglich ſind, als Gruppe meint.

Ueber Klopſtock handelt ein eigenes Kapitel. Seine Meſſiade enthält 20000 Hexameter, während die Iliade nur 16252, die Odyſſee nur 13010 und die Aeneide nur 9909 Verſe hat. Virgiliſchen und Homeriſchen Hexametern können ſie nun freilich nicht an die Seite geſtellt werden. Es fehlt ihnen die feinere Durchbildung. Die weiblichen Cäſuren ſind vorwaltend und kommen ſehr häufig im vierten Fuß vor, wo ſie unſtatthaft ſind; männliche Cäſuren gibt es zwar, aber ſie ſtehen ſelten an der rechten Stelle, meiſtens zu weit hinterwärts, im vierten Fuße; der Gebrauch der bukoliſchen Cäſur am Schluſſe dieſes Fußes war ihm noch gänzlich unbekannt, und von dem ſpondeiſchen Ausgang machte Klopſtock einen übermäßigen Gebrauch. Gruppe ſagt:

Hätte Klopſtock die Feinheiten des Metrums erkannt und erſtrebt, gewiß hätte er dann nicht jene Freiheit, jenen Strom und Guß erreichen können, der durchaus anerkannt werden muß und worin er kaum von irgendeinem Nachfolger erreicht worden. Hierdurch aber verſchaffte er der neuen Form bei ſeinen Zeitgenoſſen Eingang, welche den Mangel an feinerer Ausbildung fürs erſte noch nicht vermißten, dagegen aber für alle Zeit jene antike Form für ein neues Beſitzthum der Sprache erkannten.

Man kommt über Klopſtock, der ein Mann und Dichter aus dem Ganzen und Vollen und trotz ſeiner der Fremde entlehnten Versmaße von echt nationalem Inhalt war, dadurch nicht hinweg, daß man ſeine Meſſiade jetzt langweilig ſchilt; ſie iſt veraltet, weil ihr der chriſtliche Sinn von damals nicht mehr entgegenkommt. Klopſtock ſchuf die neuere deutſche Dichterſprache, die namentlich in Bezug auf Wortbildung und Periodirung noch gegenwärtig im weſentlichen dieſelbe iſt, deren er ſich bediente; er machte die deutſche Sprache zu den kühnſten, jedem Gedanken ſich leicht anſchmiegenden und ihn präcis ausdrückenden Wendungen geſchickt, und Goethe ſowol als Schiller haben von ihm großen Nutzen gezogen. In mancher Hinſicht freilich nicht genug. Gruppe bemerkt:

Selbſt Goethe und Schiller ließen ſich Klopſtock's große Errungenſchaft entgehen, und jener iſt erſt von Voß ganz ſpät zu einiger feinern Cultur gemahnt worden. Wie ſchlimm, wenn die ſogenannten Claſſiker in proſodiſcher Behandlung der Sprache und in rhythmiſcher Ausbildung hinter ihrer eigenen Zeit zurückſtehen, ſodaß ſie, wo es die Nachbildung griechiſcher Maße gilt, uns ſchon jetzt als veraltet erſcheinen müſſen. In gleicher Weiſe ſind ſie freilich auch in Rückſicht auf die Behandlung des Reims bedroht; wo nämlich das Studium des Altdeutſchen zu ungleich größerer Strenge geführt hat. Man erſehe daraus, wie mislich es iſt, den Begriff des Claſſiſchen auf eine lebende Literatur anzuwenden und ihn von einer ſo unlängſt vergangenen Periode geltend zu machen!

Freilich dürfte die Frage erhoben werden, ob ſie bei zu ängſtlicher Beobachtung der proſodiſchen Forderungen ſich nicht vielfach in der freiern Entwickelung ihrer Ideen behindert geſehen haben würden. Merkwürdig erſcheint es übrigens, daß Klopſtock erſt im Verlaufe ſeines großen Epos den Spondeus entdeckte. In den erſten Geſängen hatte er ganz arglos Stammſilben, welche nicht den Hauptaccent haben, als Kürzen gebraucht; ſpäter, und namentlich vom elften Geſange ab, übte er eine neue Proſodie und demgemäß Verskunſt aus, welche er ſoviel als möglich bei neuen Auflagen auch in die erſten Geſänge übertrug. Dieſe Entdeckung begeiſterte ihn ſo, daß er den Versfuß Spondeus in einer eigenen Ode, „Sponda“, feierte, was freilich eine jener echt deutſchen Grillen war, die Klopſtock's ſpäteres dichteriſches Wirken bezeichneten.

Die weitern Kapitel betreffen die früheſten Verſuche, Homer im Originalmaß zu überſetzen, darunter die Fragmente von Bodmer und Wieland (1755), von Steinbrüchel (1763), von dem Bruder Klopſtock's in der Zeitſchrift „Der Greis“ (Band 9, Stück 107), Zachariä's holperige und jetzt völlig ungenießbare hexametriſche Ueberſetzung des Milton, und Bürger's merkwürdige Bruchſtücke einer iambiſchen Ueberſetzung der Iliade. Jedenfalls muß man bedauern, daß es Bürger an Fleiß und Ruhe fehlte, ſein begonnenes Unternehmen zu Ende zu führen, da ſeine Iliade unzweifelhaft ganz eigenthümliche populäre Vorzüge beſeſſen haben würde. Weiter bringt Gruppe die in jeder Hinſicht ſchwache Ueberſetzung des Homer von Bodmer (1778) zur Sprache, und bemerkt zum Schluß des betreffenden Kapitels:

Es lag hier offenbar eine ganz neue Aufgabe, eine Aufgabe für jüngere Kräfte. Sie ſollte in Norddeutſchland gelöſt

werden; eine höhere Gerechtigkeit scheint dies verlangt zu haben. Hier war die meiste Formbildung vorhanden, hier das genaue Studium des Griechischen zu Hause.

Im Jahre 1778, also gleichzeitig mit Bodmer's Homer, erschien die Uebersetzung der Iliade von F. L. von Stolberg, die gegen die Bodmer'sche einen unermeßlichen Fortschritt bekundete und bis 1793 drei Auflagen erlebte. Gruppe wirft dann noch einen Blick auf Christian von Stolberg als Uebersetzer griechischer Dichter und auf Ramler, von dessen Uebersetzungen einiger Horazischen Oden er sagt, daß sie in hohen Ehren gehalten werden müßten. Ueberhaupt erkennt er Ramler's jetzt mit Unrecht unterschätzte Verdienste um reinliche Versification gebührend an, hebt jedoch gelegentlich als merkwürdig hervor, daß er, der sich in lyrischen Maßen so vortrefflich bewährte, in Hexametern überall ein auffallendes Ungeschick zeigte.

Das Jahr 1779 brachte einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Uebersetzerkunst hervor. Hier trat Voß mit Proben seiner Uebersetzung der Odyssee zuerst auf, und man erkannte sofort, daß alle frühern Versuche, Homer zu übersetzen, eben nur Versuche gewesen waren. Auch alle Spätern sind über Voß nicht viel hinausgekommen, eher in den wesentlichsten Stücken hinter ihm zurückgeblieben, namentlich da, wo sie von ihm abwichen und ihn zu verlassen suchten, um etwas Neues zu geben. Auf die Schwächen, die namentlich die spätern Auflagen infolge des zu eigensinnig festgehaltenen und misverstandenen Spondeenprincips aufweisen, werden wir noch später bei Erwähnung der zweiten Hauptabtheilung der Gruppe'schen Schrift zu sprechen kommen. Es ist die Art deutscher Gelehrten und gelehrten Dichter (auch Klopstock that dies in spätern Jahren), sich in irgendeinem Princip zu verrennen, es auf die äußerste Spitze zu treiben und ihm alles, Schönheit, Verständlichkeit und Natürlichkeit zum Opfer zu bringen. Von dieser Einseitigkeit besessen hat Voß die lateinischen Dichter, und namentlich Horaz und Tibull, in seinen Uebersetzungen wahrhaft mishandelt, sodaß seine Verdeutschungen oft dunkler und unverständlicher sind als das Original; jedenfalls sind sie undeutsch. Freilich kam ihm bei diesen lateinischen Kunstdichtern ein Einfluß nicht mehr zu statten, der ihm bei dem naiven Homer wol von nicht unbeträchtlichem Nutzen war; ich meinen den Einfluß der Luther'schen Bibelübersetzung. Auch ist Voß in späterer Zeit von einem gewissen handwerksmäßigen Betrieb des Uebersetzergeschäfts schwerlich ganz freizusprechen.

Voß hatte zwar in den spätern Ausgaben und namentlich in der Ausgabe letzter Hand dem Spondeenprincip nur zu viel von der Leichtigkeit, Naivetät und Anmuth der frühern Ausgaben geopfert, aber doch auch Trochäen noch immer zugelassen; auch Schlegel that dies anfangs, ebenso wol in Uebersetzungen als in eigenen Producten, wie in der Goethe gewidmeten Elegie „Die Kunst der Griechen", die für lange Zeit ein Höhepunkt deutscher Hexametrik geblieben ist; aber gerade die Künstlichkeit scheint für nicht naive Dichter einen ganz besondern Reiz zu haben, und so sehen wir ihn plötzlich in seiner Einleitung zu seinen Uebersetzungsproben aus Mahabharata den Grundsatz aufstellen: „Es versteht sich von selbst, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet werden können", mit welcher hochmüthigen Aeußerung alle Vorgänger, unter ihnen Klopstock und Voß, beseitigt werden sollten. Seine bekannte Elegie „Rom" hat denn auch wirklich das zweifelhafte Verdienst, trochäenfrei zu sein, freilich auf Kosten viel bedeutsamerer Erfordernisse und Feinheiten, die man von einem guten Hexameter zu verlangen hat. Wie mag Frau von Staël, welcher diese Elegie gewidmet war, wol mit diesen schwerfälligen Distichen fertig geworden sein, wie mag sie wol z. B. den harten Semipentameter: „Herr dein selbst sein gilt's", von den Lippen geperlt haben! Wunderlich erscheint es — wenn bei deutschen Kunstdichtern und Gelehrten überhaupt etwas wunderlich erscheinen könnte —, daß diesem Manne das feine Gehör für Wohllaut, welches er in den meisten seiner gereimten Gedichte bekundete, in seinen spätern Hexametern versagte! Wolf schritt auf diesem Wege der Spondeenraserei weiter und lieferte seine Uebersetzung der ersten hundert Verse der Odyssee, diesen Gegenstand höchster Bewunderung für alle Philologen, Gymnasialprofessoren und selbst Primaner, welche sich an Pindar's Hymnen und Aeschylus' „Agamemnon", die vollkommen zu genießen und zu verstehen selbst manchem gebildeten Altgriechen eine sauere Aufgabe gewesen sein mag, die jugendlichen Köpfe zerbrachen und Augen, Brust und Unterleib ruinirten. Gruppe weist nach, wie die sogenannten Musterhexameter Wolf's sprachlich wie metrisch und prosodisch an den schreiendsten Fehlern leiden und bemerkt zum Schluß seiner Kritik:

> Wolf bleibt nach meinem Urtheil entschieden hinter Voß: er hat dieselben Fehler, sogar in noch viel höherm Grade, und er besitzt nicht seine Tugenden; Voß hat ungleich mehr zusammenhängenden Guß, Ton, Stil, er ist wärmer, naiver; Wolf kälter, hölzerner, gekreizter, vor allem ungleicher.

Die folgenden Abschnitte handeln über Herder, für dessen Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie der Verfasser nur Lob hat, über Friedrich Jacobs, über einige philologische Uebersetzer, über die Tibull-Uebersetzer Koreff, Günther, Strombeck, über Neuffer als Uebersetzer der „Aeneis", Oſiander als Uebersetzer der „Georgica", Schwenk, Kannegießer, W. E. Weber, L. von Knebel, der wegen seines Lucrez als einer der besten deutschen Uebersetzer gepriesen wird, Köpke, dessen Uebersetzung des Plautus der Verfasser mit Recht sehr hoch stellt, Wilhelm von Humboldt als Uebersetzer der Oden des Pindar und des Aeschyleischen „Agamemnon", Ottfried Müller als Uebersetzer der „Eumeniden", Bothe als Uebersetzer des Euripides, Böckh als Uebersetzer der „Antigone", Troß und von Böcking als Uebersetzer der „Mosella" des Ausonius, Möricke als Uebersetzer des Theokrit, Johannes Minckwitz, Lommatzsch, Theodor Heyse u. s. w. Von Donner wird die Uebersetzung des Sophokles als „epochemachend" bezeichnet, während seine Uebersetzung des Homer mehr Tadel als Lob erfährt: sie möge fließender sein als die von Voß, aber nicht mehr in demselben Grade

homeriſch, der geſammte Maßſtab ſei bedeutend herabgeſtimmt worden; ſie ſei im Grunde nur lesbar für das große Publikum.*) Platen und ſein Einfluß wird in einem beſondern kurzen Kapitel charakteriſirt, und obſchon Gruppe mit Recht auch an ihm den faſt krankhaften Trochäenhaß rügt, wird er doch als Versbildner über alle Vorgänger geſtellt; er ſei der Maßſtab geworden — ein Maßſtab, ſtrenger als alle vorigen —, welcher von jetzt an an die neuern Ueberſetzer aus den Dichtern des Alterthums gelegt worden ſei. Unter den Ueberſetzungen des Sophokles hätten vielleicht die Uebertragungen des „Königs Oedip" und der „Antigone", welche Hölderlin während der erſten Jahre ſeines Wahnſinns in den lichtern Augenblicken verfaßte, ſchon als merkwürdiges pſychologiſches Problem und literariſche Curioſität wol einige Beachtung verdient; und unter den neuern Ueberſetzern vermiſſen wir, neben manchen andern, ſelbſt Döderlein, den Verdeutſcher der Horaziſchen Epiſteln, welcher in der Einleitung ſeine eigenen Ueberſetzungsprincipien weitläufiger dargelegt hat, die nicht wol übergangen werden konnten, ſelbſt wenn Gruppe ſich gegen ſie auflehnen mußte. Die jetzt ſo häufigen Verſuche, Dichtwerke des Alterthums theilweiſe (z. B. die Chöre in den Tragikern) oder vollſtändig in gereimten Verſen zu überſetzen, hat Gruppe kaum berückſichtigt; ohne Zweifel aus Abſicht; dennoch vermiſſen wir ſein motivirtes Urtheil über die Streitfrage, ob ſolche Ueberſetzungen überhaupt zuläſſig ſeien oder nicht, nur ungern, da es nicht ohne alles Gewicht geweſen ſein würde.

In einem letzten die deutſche Silbenmeſſung behandelnden Abſchnitt begründet Gruppe vieles, was er im Laufe der erſten Abtheilung nur gelegentlich berühren konnte, mehr im Zuſammenhange und mit Belegung von Gründen. Seiner Behauptung, daß die alten Sprachen den Reim nicht haben konnten, indem hier immer (?) nur die gleichen Endungen und Formen, wie puerorum und populorum, evanescit und florescit aufeinander treffen würden, darf man wol, was wenigſtens das Lateiniſche betrifft (denn auf die griechiſche Sprache möchte Gruppe's Behauptung wol zutreffend ſein), die gereimten lateiniſchen Kirchenhymnen entgegenhalten, die ſicherlich einen ſo feierlichen majeſtätiſchen Klang haben, daß ſie, wie wir aus häufiger Erfahrung wahrgenommen, ſelbſt Ohr und Herz Ungebildeter, die den Sinn der Worte nicht kennen, mit Macht berühren. Gruppe geht in dieſem Abſchnitt auch auf die Geſchichte der deutſchen Proſodie und Metrik ein. Opitz ſtellte in ſeiner „Prosodia germanica" (1634) zuerſt das Geſetz auf, daß an die Stelle deſſen, was bei den Griechen und Römern die Quantität ſei, bei uns der Accent träte; woraus denn folgt, daß in unſern Metren nicht eigentlich von langen und kurzen Silben, ſondern nur von Hebungen und Senkungen die Rede ſein könne. Freilich zog Opitz die geſammte Verskunſt in zu enge Grenzen zuſammen; nach ihm gab es nur zwei Rhythmen im Deutſchen, einen männlichen, den Jambus, und einen weiblichen, den Trochäus. Daktyliſche Rhythmen und vollends Anapäſten, oder auch nur Spondeen und bacchiſche Versfüße waren nach ihm im Deutſchen unmöglich. Opitz' Freund, Auguſt Buchner, führte wenigſtens die erſtern wieder in ſeiner Verskunſt ein, und ſeitdem wurde es wieder Brauch, von Länge und Kürze der Silben zu ſprechen, wie dies Philipp von Zeſen in ſeinem „Hochdeutſchen Helicon" thut. Gottſched machte zuerſt auf ſolche Wortfüße aufmerkſam, welche ſich aus Längen zuſammenſetzen, ſicherte mithin dem Spondeus unter den deutſchen Versfüßen einen Platz. Dieſe Entdeckung ſcheint aber damals unbeachtet oder doch ungewürdigt geblieben zu ſein; da Klopſtock erſt nach längerer Praxis, wie wir geſehen haben, dem Spondeus auf die richtige Fährte kam. Wir übergehen die zweifelhaften Verdienſte Adelung's und K. Ph. Moritz' um die deutſche Proſodie und gehen ſogleich zu Voß über, der zuerſt den Begriff von dem Stammwort und der Stammſilbe ausſprach. Gruppe bemerkt:

> Er gewann dadurch ein feſtſtehendes Element gegenüber dem wechſelnden Accent, ſodaß jetzt erſt von einer Zeitmeſſung im Deutſchen, wenn auch nicht in demſelben Sinne wie in den alten Sprachen, ſo doch in einem annähernden, die Rede ſein konnte.

Voß begründete ſeine Lehre, auf der gegenwärtig unſere beſten Proſodiſten und Verskünſtler fußen, in ſeiner Schrift: „Zeitmeſſung der deutſchen Sprache." Hieraus folgt nun die unverbrüchlich feſtzuhaltende, tief im Bau der deutſchen Sprache begründete Regel, daß kein zweiſilbiges Wort im Deutſchen zwei kurze Silben haben kann, weil immer die eine überwiegt und der andern gegenüber die Rolle als Stamm ſpielt. Es iſt dies hervorzuheben, weil ſogar Platen gegen dies Geſetz häufig verſtößt und das Beiſpiel eines ſolchen Verskünſtlers leicht andere zu gleichen Verſtößen verführt. An feinen Beobachtungen ſind Gruppe's Abhandlungen in dieſem Theile ſeiner Schrift ſehr reich, ſo wenn er darauf hinweiſt, daß die Griechen das Verbot der weiblichen Cäſur im vierten Fuße des Hexameters durch alle Zeiten beobachtet hätten, ein paar ganz einzeln ſtehende Stellen in Homer ausgenommen, deren Echtheit noch nicht einmal feſtgeſtellt worden ſei. Voß' Hexameter ſeien in dieſer Hinſicht durchaus nicht muſterhaft, und Schlegel, Wolf, Platen ſeien ihm hierin gefolgt. Indeß da auch Homer und Virgil ſich erlaubt haben, von dieſer Regel der Griechen abzuweichen, und da gute Hexameter im Deutſchen zu bilden gar keine leichte Sache iſt, wird man in dieſem Punkte doch wol nachſichtig ſein müſſen. Vollkommen einverſtanden ſind wir aber mit Gruppe in ſeinen Bemerkungen über die Gefahren, die es hat, im Deutſchen durchaus trochäenfreie Hexameter bilden zu wollen; wol es auch geſchieht, daß dieſe Art deutſcher Hexameter den Ausländer Ohrenzwang und auch dem deutſchen Ohr ſicherlich kein Wohlgefallen bereitet. Die Spondeen müſ

*) Die von Gruppe, ſoviel wir uns erinnern, in ſeiner Schrift nicht gewürdigte Donner'ſche Ueberſetzung des Euripides, deren vollſtändiger Titel lautet: „Euripides. Deutſch in den Versmaßen der Urſchrift von J. J. C. Donner", erſcheint jetzt (Leipzig und Heidelberg 1859) in zweiter verbeſſerter Auflage, wovon uns der erſte Band vorliegt. Sein „Sophokles" hat bekanntlich bereits die vierte (neu bearbeitete) Auflage erlebt.

ungezwungen und natürlich kommen, sonst sind sie nur rem Uebel. Am schlimmsten aber steht es mit diesen Spondeen, die im Deutschen zehnfach mehr Gewicht und daher auch mehr Schwerfälligkeit haben als im Griechischen, wenn ihr Hochton in die Senkung, der Tiefton dagegen in die Hebung des Versfußes fällt. Das hat zuerst Voß sich erlaubt und sich darauf selbst viel zugute gethan und die andern sind ihm darin gefolgt. Selten und an charakteristischen Stellen angebracht, kann dieses Kunststück sogar ein nicht zu verschmähendes pikantes Reizmittel sein, um das oft monotone Geklapper deutscher Hexameter zu unterbrechen; aber unsere Verskünstler haben seit Voß förmlich danach Jagd gemacht. Zuweilen hat man sogar die natürliche und unnatürliche Stellung nebeneinander, wie in folgendem Hexameter in Voß' „Luise":

und mit süßerem Kern Walnuß und röthliche Bartnuß.

Infolge dieses Spondeenenzwangs wird dann ein Schiff zum „Meerschiff", ein Mahl zum „Festschmaus", das Meer zur „Salzflut", die Frucht zur „Feldfrucht", der Wein zum „Festwein", der Rock zum „Leibrock", die Kraft zur „Mannkraft", das Schwein zum „Mastschwein", u. s. w.; „hundert Söhne", „zehntausend Meilen" kann man nicht sagen, dafür sagt man „hundert der Söhne", „zehntausend der Meilen" (bei Schlegel): niemand darf mehr wagen im Hexameter „eine Frau", „eine Wahrheit", „dieser Mann", „meine Tochter", „seine Söhne" u. s. w. sagen; der unbestimmte Artikel oder das Pronomen muß dann nothwendig den Ausgang des einen und das Substantiv den Anfang des nächstfolgenden Verses bilden. Welche Verkünstelungen und Gezwungenheiten müssen von einem solchen Systeme die Folge sein! Hunderte und darunter viele der schönsten, ja geradezu unentbehrlichsten Worte der deutschen Sprache werden bei dieser Trochäenscheu von der Anwendung in Hexametern ausgeschlossen, und wenn man sich auch vielleicht bei den meisten mit matten Umschreibungen helfen kann, so wird dies doch bei Eigennamen wie Brandenburg, Würtemberg, Steiermark, Dänemark, Magdeburg, Regensburg, Halberstadt, Erzgebirg (wofür man sich vielleicht mit einem „Gebirg", das vom Erze sich nennt", helfen würde, da solches Drollige und noch Drolligere in der That vorkommt), Odenwald, Stubbenkammer, Bodensee, Berlichingen, Hardenberg, Tauenzien u. s. w. rein unmöglich. Auch den lyrischen Strophen, die man den Alten nachahmte, hat man diesen Spondeenzwang auferlegt, und Gruppe, sonst ein enthusiastischer Bewunderer Platen's, bemerkt in dieser Hinsicht mit Recht:

Man prüfe mit näherm Eingehen die so hochgehaltenen sapphischen und alcäischen Strophen, wie Platen sie bildet: sicherlich ist in ihnen viel Kunstfleiß aufgewendet, sicherlich hat der Dichter es sich nicht leicht gemacht; allein in welcher Richtung und mit welchem Gewinn? Er irrt, wenn er glaubt im Sinne der Sappho und des Alcäus zu singen, denn er bewegt sich nur in den Schuhen des Horaz. Er müht sich ängstlich um Cäsuren und Spondeen, wo die Griechen nichts davon wissen.

Auf diese Weise ist z. B. der sapphischen Strophe, diesem „weichsten und mildesten Maß, das je von der griechischen Lyra erklungen", von neudeutschen Dichtern ein das Ohr verletzender Charakter der Schwere, Härte und Gezwungenheit aufgedrückt worden. So hielten sich unsere neuern Dichter, wo sie die Wahl hatten zwischen der freiern Bewegung der griechischen Dichter und der kunstvollern der römischen, immer lieber an diese als an jene, nur um ihre Kunst zeigen zu können. Aber keine Nation läßt sich durch die Grillen ihrer Gelehrten auf die Dauer octroyiren, was ihrer innersten Natur widerstrebt, und so geschah es leider, daß, wie schon bemerkt, diese Verschrobenheiten in weiten Kreisen Antipathien gegen die Nachbildung antiker Versmaße überhaupt hervorgerufen haben.

Hermann Marggraff.

L. A. Frankl's Reise nach dem Orient.

Nach Jerusalem! Von Ludwig August Frankl. Zwei Theile. Leipzig, Baumgärtner. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Wer die Bedingungen kennt, unter denen das vorliegende Reisewerk zu Stande gekommen ist, dürfte auch ohne specielle Einsichtnahme in dasselbe ein ziemlich zutreffendes Urtheil darüber zu fällen im Stande sein. Es ist eben ein Exemplar aus der zahlreichen Species der modernen Touristenliteratur, über deren mittleres Niveau es sich jedoch an einzelnen Punkten in anerkennenswerther Weise erhebt. Auf der einen Seite haben wir es mit einem Schriftsteller zu thun, welcher, obschon bisher noch nicht auf dem fraglichen Gebiete thätig, unzweifelhaft eine nicht zu verachtende Auffassungs- und Darstellungsgabe besitzt. Auf der andern Seite sehen wir denselben im Fluge von Ort zu Ort einem bestimmten Ziele zueilen, wo er, ebenfalls in verhältnißmäßig kurzer Zeit, innerhalb eines beschränkten Kreises eine ganz specielle Mission zu erfüllen hat. Was ist der Leser unter diesen Voraussetzungen zu erwarten berechtigt? Eine Reihe von Beobachtungen und Erlebnissen, denen, wo sie von einiger Wichtigkeit sind, das Interesse der Neuheit, und, wo sie wirklich ausnahmsweise neu sind, das Interesse der Wichtigkeit abgehen wird, und die daher füglich hätten ungeschrieben bleiben können, ohne daß die Literatur oder Wissenschaft gerade sehr viel verloren hätte, die aber, nachdem sie nun einmal geschrieben worden sind, sich für jedermann als eine angenehm unterhaltende, für die mit der Reiseliteratur über Syrien und Palästina wenig Vertrauten auch als eine belehrende und anregende Lectüre empfehlen lassen. Sollte es sich außerdem herausstellen, daß die Schilderung jenes beschränkten Kreises nach irgendeiner Seite hin auch die allgemeine Aufmerksamkeit zu beschäftigen verdient, so würde dieser Umstand den Werth des Buchs nicht unwesentlich erhöhen. Diese ganze Schlußfolgerung haben wir bei der Lectüre des vorliegenden Reisewerks vollkommen bestätigt gefunden; insbesondere freut es uns aber hinzufügen zu können, daß auch die zuletzt ausgesprochene Voraussetzung eintrifft.

Frau Elise Herz zu Wien hatte beschlossen, zum Andenken ihres verstorbenen Vaters Simon Edlen von Lämel eine Kinderbewahranstalt in Jerusalem, zunächst für israelitische Kinder österreichischer Unterthanen, zu stiften und zu diesem Zwecke ein Kapital von 50000 Gulden bestimmt. Dr. Frankl erhielt von ihr den Auftrag, zur Gründung dieses Instituts in Jerusalem selbst die nöthigen Einleitungen zu treffen. Nachdem derselbe die jüdischen Bewohner Jerusalems durch eine kurze Schrift („Kol meb asser") auf den Zweck seiner Ankunft vorbereitet hatte, trat er am 11. März 1856 seine Reise an, um von Triest aus mit einem Lloyddampfer nach Konstantinopel zu fahren. Korfu und Zante wurden nur ganz vorübergehend berührt. Letztere Insel als die Geburtsstätte, erstere als der Aufenthaltsort des inzwischen (am 21. Februar 1857) verschiedenen edeln Dionisos Solomos veranlassen den Reisenden zu einer kurzen Schilderung der Lebensverhältnisse und poetischen Schöpfungen dieses größten,

wenn auch im ionischen Dialekte singenden neugriechischen Dichters. Auch sein vierzehntägiger Aufenthalt in Athen ist hauptsächlich durch literarische Beziehungen von Interesse. Die mannichfach im modernen Hellenenthum zu Tage tretenden Erinnerungen an altgriechische Denkweise und altgriechisches Leben haben wol für den Kenner des classischen Alterthums auf den ersten Blick etwas zugleich Ueberraschendes und Anmuthendes, stehen aber doch, genauer betrachtet, selbst da, wo sie nicht gemacht sind, mit den Eigenthümlichkeiten und Anforderungen des modernen Lebens einigermaßen im Widerspruch. So fehlt es an einem national griechischen Drama, weil Griechenland, abgesehen von dem italienischen Opernsang, kein Theater hat. „Jedes griechische Weib würde sich für entehrt halten, auf der Bühne zu erscheinen", und „jeder Mann hielte es unter seiner Würde, als Schauspieler aufzutreten, und seine Freiheitskämpfer durch Knaben dargestellt zu sehen, würde ihm lächerlich vorkommen". Auch in den jährlich am 25. Mai durch die Universität stattfindenden Dichterkrönungen spricht sich ein solcher antiker Zug aus. Von dem ersten dieser poëtae laureati, Zalakosta, erhielt der Verfasser einen Besuch, während dessen sich der Dichter namentlich gegen die unnatürlichen Wiederbelebungsversuche des Altgriechischen aussprach. Er klagte auch darüber, daß sich in Griechenland kein Buchhändler finde, der den Verlag von Gedichten übernehme. Der Verfasser verkehrte noch oft mit Zalakosta, der in ihm jedesmal den Eindruck einer edeln, nationalen Gesinnung, einer schönen Menschlichkeit und poetischen Begeisterung hervorrief. Einem andern berühmten neugriechischen Dichter, dem Minister Rangabé, stattete der Reisende selbst einen Besuch ab. Der Minister, ein kleiner hagerer Mann mit blondgrauen Haaren und hellen blauen Augen, von schlichtem, freundlichem Wesen, redete ihn gewandt in deutscher Sprache an: „Sie kommen aus dem Vaterlande Uhland's und Rückert's; seien Sie mir herzlich willkommen." Er theilte dem Verfasser unter anderm mit, daß er seit lange mit dem Gedanken umgehe, ein griechisches Theater zu schaffen, und die Art und Weise, wie er denselben inzwischen verwirklicht hat, ist eine neue Huldigung an die deutsche Muse von seiten des Uebersetzers vieler Goethe'schen und Schiller'schen Gedichte: das griechische Theater zu Athen ist mit „Kabale und Liebe", übersetzt von Rangabé, eröffnet worden. Die Beobachtungen des Verfassers auf hellenischem Boden enthalten noch manches Anregende, wovon jedoch nur sein Hinweis auf die hervorstechenden Vergleichungspunkte zwischen dem serbischen und griechischen Volksgesange und Tanze, seine Schilderung des traurigen Zustandes der deutschen Colonien in Attika und eine Lebensskizze der phantastischen Herzogin von Piacenza (Madame Lebrun), welche in Athen zum Judenthume übertrat und 20 Jahre lang (bis 1854) die dortige Gesellschaft durch ihr seltsames und extravagantes Wesen in Erstaunen setzte, speciell hervorgehoben werden sollen. Während er im Piräus einige Tage auf den Dampfer wartete, machte er noch die interessante Bekanntschaft der Amerikanerin Miß Dorothea L. Dix, welche, von reiner Menschenliebe angetrieben, sich selbst die Mission auferlegt hatte, in allen europäischen Staaten auf Verbesserung der Irrenanstalten hinzuarbeiten. Sie war soeben von Rom gekommen und schilderte dem Verfasser ihren raschen und glänzenden Erfolg bei Pius IX.

Nur in Syra und Smyrna unterwegs kurze Zeit verweilend, brachte das Dampfschiff den Reisenden in wenigen Tagen nach Konstantinopel. Hier waren es, kurz nach dem Pariser Frieden, hauptsächlich politische Interessen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten. „Wird der Hat-Humajum wirklich ausgeführt werden?" war insbesondere die Frage, welche innerhalb der jüdischen und christlichen Kreise, mit denen der Verfasser vorzugsweise in Berührung kam, gerade so wie bei uns bald bejahend bald verneinend beantwortet ward. „Der Hat-Humajum", äußerte Herr von Hahn, der österreichische Consul in Syra und Verfasser der bekannten „Albanesischen Studien", welcher, nebenbei bemerkt, noch mit Sammlung griechischer Märchen beschäftigt war, von denen er voraussagte, daß sie durch ihre außerordentliche Aehnlichkeit mit den deutschen auffallen und zu manchen kühnen philologischen Combinationen Anlaß geben würden: „der Hat-Humajum und die in ihm ausgesprochene Gleichstellung der Confessionen ist möglich, aber — in türkischer Weise, langsam und erst nach langer Zeit. Was auch die Welt gegen das Tanfimat sage, doch hat es seine Wirkung gehabt und äußert sie noch fort und fort. Die Verhältnisse in der Türkei sind seitdem ganz anders geworden. Die Türken klagen zwar über ihre Zustände, wenn man aber ins Einzelne geht und ihnen die guten Folgen an besondern Fällen nachweist, dann sagen sie: Ja, das ist wahr! Ebenso ist der Zustand Griechenlands in fortgesetztem Vorschreiten begriffen; man bemerkt das deutlich, wenn man die Anfänge gesehen hat." Dies ist der officiell österreichische Standpunkt. In ganz andern Sinne sprach man sich in einer Gesellschaft bei dem Hofgärtner des Sultans, Christian Sester, aus: „Wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß das Tanfimat sehr langsam, aber doch einigen Fortschritt herbeigeführt hat, so ist der Hat-Humajum «ein Blatt Papier zwischen dem Großherrn und seinem Volke». Es wird einiges, solange die Westmächte die Hauptstadt schützen, d. h. belagern, in Ausführung gebracht werden, um dann, wie eine Kanonenkugel an Mehlsäcken, an dem trägen Widerstande der türkischen Regierung zu verstecken. Der Hat greift zu sehr an die religiösen Grundfesten des Reichs und scheint mit der vielleicht sogar der türkischen Regierung nicht verschwiegenen Ueberzeugung, daß er unausführbar sei, gefordert worden zu sein." Auch die Worte Omer-Pascha's, welchem der Verfasser einen zweimaligen Besuch abstattete, verdienen angeführt zu werden, obgleich wir damit nicht sagen wollen, daß dieselben ohne weiteres als der Ausdruck seiner vollen Ueberzeugung hinzunehmen seien. Auf die Bemerkung Frankl's, daß der Unterricht vielleicht der Untergang der jetzt noch halb selbständigen türkischen Nation sein werde, entgegnete er: „Sie sprechen die Anschauung der gebildeten Völker Europas aus und irren mit ihnen", und er stellte es entschieden in Abrede, daß die Reformen an den Grundsätzen der Religion rütteln und den Verfall des sinkenden Reichs herbeiführen würden, indem er sagte: „Gewiß nicht; der Türke ist tief religiös, aber nicht mehr fanatisch. Die Ulemas haben keine Macht und ein fester Wille kann alles." Omer-Pascha schildert der Verfasser folgendermaßen: „Seine Gestalt ist mäßig hoch, schlank, Haupthaar und Bart grau, die Augen hell und eindringend. Die Jochbeine in dem sonst länglich schmalen Gesichte etwas vortretend. Die kroatische Bildung ist unverkennbar, wie denn auch das correct gesprochene Deutsch nicht ohne slawischen Anklang ist. Er war als türkischer Offizier gekleidet. Ein dunkelbrauner Waffenrock war offen und ließ eine graublaue, seidene Weste sehen. Das Haupt bedeckte ein rother Fes. Seine rechte Hand ließ fort und fort die Kugeln eines schwarzen Rosenkranzes, der mit silbernen Quasten geziert war, durch die Finger gleiten." Wir wollen übrigens, um nochmals auf den Hat-Humajum zurückzukommen, nicht verschweigen, daß nach des Verfassers eigenen Erfahrungen die Sache auch ihre Kehrseite hat: Christen und Juden wollen zwar gern mit den Türken gleiche Rechte haben, aber von gleichen Pflichten und namentlich von der Militärpflicht wollen sie nichts wissen; höchstens trösten sie sich mit dem Gedanken an die Möglichkeit einer Loskaufung von letzterer.

Von dem vielfachen in Konstantinopel und dessen Umgebung Beobachteten und Gesehenen sei hier nur noch der neue Palast des Sultans erwähnt, welchem der Verfasser, der ihn infolge besonderer Vergünstigung kurze Zeit vor dem völligen Ausbau desselben in Augenschein nehmen durfte, eine ausführliche Beschreibung widmet. Alles Uebrige müssen wir übergehen, um mit einigen Worten der Verfassung der türkischen Juden zu gedenken, deren Verhältnissen der Verfasser natürlich einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Darstellung einräumt. Die einzelnen Notizen über die zerstreuten jüdischen Gemeinden des türkischen Reichs mögen in Ermangelung zuverlässigerer Quellen für den Statistiker und insbesondere für die Glaubensgenossen des Verfassers von Werth sein; wir unsererseits beachten nur das allgemein

Mann, Wolfenbüttel, im Gefängnis Tod, Gefängnis, Tod, Gefängnis, Tod, Gefängnis,

Dialekte und mit seltsamer Betonung, sprechen und, wie der Verfasser hinzufügt, durch innere Zwietracht den deutschen Charakter beurkunden. Sie haben sich vor etwa 30 Jahren von den sepharedischen Glaubensgenossen getrennt und allmählich in sechs verschiedene, sich leidenschaftlich anfeindende Gemeinden gesondert. Diese sind die Peruschim, auch Pharisäer genannt, fanatische, bigote, intolerante, bei strenger Beobachtung des Ceremonialgesetzes gleichwol irreligiöse und unsittliche Eingeborene Rußlands, aber meist unter österreichischem Schutze, die einer ähnlichen religiösen Anschauung zugethanen, aber dem sepharedischen Ritus anhängenden, minder fanatischen, aber sittenreinern Chassidim Wolhyairo, die diesen ganz gesinnungsverwandten Chassidim Oesterreicher, die mehr zu den Peruschim neigenden Chassidim Chabet, die aus Peruschim und Chassidim zusammengesetzten Warschauer, und die wenig zahlreichen Ansche Hod, deren deutsche Abkunft kaum bemerkbar ist und welche sich die Peruschim zum Vorbild nehmen. Die Aschkenasim, deren Spaltung nur durch Geldstreitigkeiten hervorgerufen worden ist, haben kein geistliches Oberhaupt; nur die Peruschim und Warschauer haben ein „Bedin", dessen Mitglieder von Europa her gewählt werden. Hierzu kommen noch die Karaiten oder Karäer (d. h. Textler im Gegensatz zu den Mekalebim, d. h. Traditionsgläubigen), nach dem Berichte ihres Vorstehers die ältesten Einwohner Jerusalems seit der Zerstörung des zweiten Tempels, aber von den übrigen Juden, namentlich von den Aschkenasim, verachtet. Es hat mit ihnen eine geheimnißvolle Bewandtniß. Im Jahre 1762 wollten die Juden eine heimliche Versammlung in der karaitischen Synagoge halten. Als der Chacham Baschi die Treppe hinabstieg, strauchelte er. Man faßte Verdacht, grub nach und fand unter den Stufen die Schriften des Maimonides, welche sie auf hinterlistige Weise hatten mit Füßen treten lassen wollen. Der Chacham Baschi fluchte ihnen, daß sie niemals eine Minjam, d. i. die zum Gebete nöthigen zehn Männer, in ihrer Gemeinde haben sollten, und dieser Fluch ist bislang in Erfüllung gegangen.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe nachzuweisen, wie Frankl seine Mission ausführte. Genug, es gelang ihm, nach mannichfachen einleitenden Schritten und Besprechungen mit den Vertretern der einzelnen Gemeinden die der Sepharedim und zwei von den Aschkenasim, darunter den literarisch verdienten Rabbi Joseph Schwarz, für die Annahme der ihnen zugedachten Wohlthat zu gewinnen und die Unterrichtsanstalt provisorisch einzurichten. Die Demonstrationen der schon früher von außen her gegen ihn aufgehetzten Feinde der Aufklärung nahmen eine Zeit lang gewaltsame Formen aller Art an: die schmutzigsten Pasquille wurden angeschlagen und einige Fanatiker wollten an der Tempelmauer „Schofar" das Lärmhorn blasen; einmal war die Haltung der Gegner so drohend, daß Frankl es für nöthig hielt, beim Ausgehen seinen Revolver einzustecken, und erst, als der österreichische Consul und Kiamil Pascha sich energisch ins Mittel schlugen, verstand man sich dazu, ihn in Frieden zu lassen. Auf uns machte dieses ganze Getreibe mit seinen wunderlichen Acteurs, diesen grotesken Gestalten mit dem allbekannten Habitus der Kinder Israel, dieser Sturm in einem Glase Wasser, welcher uns wie eine beabsichtigte Caricatur großer weltgeschichtlicher Ideenkämpfe anmuthete, einen unwiderstehlich komischen Eindruck. Wer aber selbst der Gegenstand dieses Hasses, die Zielscheibe dieser rohen, schmutzigen Angriffe war, wer seine reinen Absichten verdächtigt, seine humanen Bestrebungen von den eigenen Glaubensgenossen verkannt und schnöde zurückgewiesen sehen mußte, dem ist es wohl zu verzeihen, wenn ein Gefühl tiefen Schmerzes und unaussprechlichen Ekels alle andern Gefühle in ihm zurückdrängt. Und in der That, wohin auch Frankl seine Blicke wenden mochte, alles in den Verhältnissen der Israeliten in Jerusalem erschien ihm schmachvoll und trostlos. Die Juden in der Heiligen Stadt sind eine einzige unwissende, sittlich verdorbene, leiblich und geistig verrottete, unverschämte Bettlergemeinde im buchstäblichen Sinne des Wortes. Sie leben geradezu blos von den im Abendlande zusammengebettelten Almosen, bei deren Vertheilung überdies die wohlhabenden Vorsteher ihre ärmern, unzufriedenen, aber wehrlosen Glaubensgenossen übervortheilen. Wenn diese Hülfsquelle versiegt, so verschachern sie ihren Glauben an die englische Mission, die dafür ein gutes Backschiesch zahlt, und sie wiederholen das unter Umständen mehr als einmal. „Das einzig gute Geschäft, das sich noch gehalten hat", sagt ein jüdisch-polnischer Witz, „wenn man sich taufen ließ, wer hat's verdorben? Die Juden mit ihrer Concurrenz." Nur der vierundzwanzigste Theil betreibt auf armselige Weise ein Handwerk; von Ackerbau keine Spur; 5461 Menschen von 5700 sind müßig und erwerblos. Den Hauptgrund dieser physischen und moralischen Verkommenheit findet der Verfasser in den frühzeitigen Heirathen, und es scheint, als ob das ganze Geschlecht unrettbar seinem Untergange entgegeneilen müßte, wenn nicht die fortwährende Einwanderung frische Lebenskraft zuführte. Allerdings finden sich nach den aufopfernden Bemühungen eines Sir Moses Montefiore, Rothschild und Albert Cohn einzelne Ansätze zum Bessern; aber sie sind sehr schwach und nur die vom Verfasser vorgeschlagene stetige und geregelte Ueberwachung von seiten der abendländischen Glaubensgenossen würde zur Hoffnung auf eine gedeihliche Entwickelung derselben berechtigen.

Die Beobachtungen des Verfassers außerhalb der jüdischen Kreise sind sehr spärlich und unzuverlässig. Ueber Kiamil-Pascha erfahren wir einiges Interessante, sonst scheint ihm das mohammedanische Leben völlig fern gelegen zu haben; auch seine Bemerkungen über die Verhältnisse der Christen sind meist unbedeutend. Was er über den unsinnigen Bekehrungseifer der englischen Missionsgesellschaft sagt, hat wol seine Richtigkeit, allein der großartigern Bestrebungen des protestantischen Bisthums wird nicht mit einer Silbe gedacht. Der preußische Consul Dr. Rosen wird nur im Vorübergehen erwähnt; seine Bekanntschaft mit dem englischen, J. Finn, ermöglichte ihm den Besuch des Museums und der Bibliothek der von diesem gegründeten und geleiteten, aber protestantisch exclusiven „Jerusalemitanischen literarischen Gesellschaft". Der Verfasser glaubte sich von allen nichtjüdischen Kreisen möglichst fern halten zu müssen, um seiner Sache nicht zu schaden, und wenn man diese Rücksicht nicht billigen will, so liegt darin wenigstens kein Vorwurf für den Schriftsteller, welcher übrigens seinen verhältnißmäßig kurzen Aufenthalt in Jerusalem zu den mannichfaltigsten Beobachtungen innerhalb der ihm zunächstliegenden Sphäre benutzt hat. Seine kurzen Besuche an den durch die heilige Geschichte geweihten Orten der Stadt und Umgegend enthalten natürlich auch nichts besonders Neues und Wichtiges; nur zwei derselben scheinen eine besondere Erwähnung zu verdienen, nämlich der in den 1855 von Douglas entdeckten und im „Athenaeum" beschriebenen antiken Steinbrüchen und der in der Moschee Omar's, welche bekanntlich die Stelle des alten Tempels auf dem Berge Moria einnimmt. Auf die interessante Beschreibung der letztern wollen wir den Leser um so mehr aufmerksam machen, je seltener diese außerordentliche Vergünstigung einem Ungläubigen gewährt wird: ward es doch Forschern wie Robinson und Tobler nicht gestattet, den Tempelplatz zu betreten. Auch war der Verfasser einer der letzten, denen diese Gunst zu Theil wurde; seit Kiamil-Pascha nicht mehr Gouverneur von Jerusalem ist, bleibt der Zutritt wieder von moslemitischer Seite streng untersagt.

In den vierzigtägigen Aufenthalt des Verfassers zu Jerusalem fällt auch ein viertägiger Ausflug über Jericho nach dem Jordan und dem Todten Meere, und von da zurück über das Kloster St.-Saba und das kleine, schöne Bethlehem, an den Teichen und Gärten Salomo's vorüber, nach dem gesegneten, von weinbewachsenen Hügeln umgebenen Thale von Hebron mit seinen reichen historischen Erinnerungen und nach dem Grabe Rahel's, vor welchem die Bekenner dreier Weltreligionen in Andacht ihre Knie beugen. Am 6. Juli nahm der Verfasser von Jerusalem auf immer Abschied. Seine Ideale waren zerronnen. „All die Gesänge", schreibt er, „die ich dem Heiligen Lande und seinen prophetischen Gestalten geweiht hatte, hier wären sie

Ausgabe 1 Mark 50 Pf. Die Ausgabe ist nicht zu verwechseln mit der Ausgabe, welche Bd. 1 der Gesammtausgabe bildet, und welche 2 Mark kostet.

Notizen.

Lessing.

Die „Allgemeine Zeitung" brachte in den Beilagen zu Nr. 364 und 365 einen Aufsatz über Stahr's (demnächst natürlich auch in d. Bl. zu besprechendes) Werk über Lessing, der unter anderm Beherzigenswerthen die an sich allerdings richtige Bemerkung enthielt, daß es ein Misgriff sei, wenn ein Biograph an seinem Helden schlechterdings alles und jegliches loben zu müssen glaube. Eine Lobrede sei keine Lebensbeschreibung. Was solle der erheuchelte Heiligenschein bei Männern, die groß und gewaltig genug seien, um trotz ihrer Gebrechen dergleichen unwahre Verbrämungen entbehren zu können. Die Heuchelei erzeuge wiederum Heuchelei und außerdem Hochmuth, charakterlose Selbstgefälligkeit, die tadellos zu sein wähne, weil man ihr die berühmten Landsleute halb als Helden, halb als Engel vor Augen stelle u. s. w. Es heißt freilich auch: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! und es fragt sich, ob zelotische, gegen einen Mann von öffentlichem Charakter gerichtete Anklagen, die man z. B. einem Prediger auf der Kanzel sehr übel vermerken und untersagen würde, einem Biographen zu gestatten seien. Wenn der Verfasser des genannten Aufsatzes den Grund zu dem großen Beifall, welchen Lewes' Biographie Goethe's gefunden hat, einzig darin erblickt, daß der Engländer den deutschen Dichter von allen (?) Schwächen und Mängeln rein zu waschen verstanden, und sich dabei so weit vergißt, in diesem Beifall ein Symptom „deutscher Michelhaftigkeit" zu erkennen, so ist dagegen zu bemerken, daß zu den Pflichten eines Biographen auch die gehört, seinen Helden gegen fälschliche Verleumdungen und Verdrehungen und gegen böswilligen Klatsch in Schutz zu nehmen. Im ganzen möchten wir als Grundsatz aufstellen, daß in Bezug auf gewisse persönliche Schwächen, durch die der Held einer Lebensbeschreibung mehr sich als andern schadete, dem Biographen die äußerste Vorsicht und Humanität zur Pflicht gemacht sei; daß er dagegen unerbittlich streng sein müsse, wo es gilt, niedrige Ränkesucht und gemeine Motive zu enthüllen und überhaupt Handlungen zu geißeln, durch die der Geschilderte seinen Nebenmenschen oder dem Gemeinbesten Schaden zufügte. Der Verfasser des Aufsatzes in der „Allgemeinen Zeitung" meint, daß sich auch Stahr von der „unter uns tiefgewurzelten Lobrednerei" gleichfalls nicht freigehalten habe; aber die Rügen, die er nun seinerseits gegen Lessing vorbringt, betreffen so unbedeutende Punkte, daß sie kaum zu einer eigentlichen Anklage Halt gewähren. Er rechnet zu Lessing's Fehlern z. B. „seine Scheu vor einer festen Lebensstellung, derentwegen er unstet durchs Leben gehetzt wurde", endlich sein „gänzliches Unvermögen mit dem Geld umzugehen", sowie das Bedürfniß, „in rauschenden und zugleich kostspieligen Vergnügungen Zerstreuung und Lust zur Arbeit zu suchen". Nun, das „Unstete" und das „Unvermögen mit dem Gelde umzugehen", theilt Lessing gerade mit fast allen wirklich großen Männern in Kunst, Literatur und Wissenschaft, und der Vorwurf, daß er sich „rauschenden und zugleich kostspieligen Vergnügungen" ergeben habe, ist nur zu sehr geeignet, von dem anspruchslosen Charakter und den einfachen Lebensbedürfnissen Lessing's einen ganz falschen Begriff zu geben; dieser Vorwurf ist selbst noch zu stark für Lessing's kurze Aufenthaltszeit in Breslau, auf die er eigentlich gemünzt ist. Wer würde rein bleiben, wenn man flüchtige, vielleicht durch die Umgebungen hervorgerufene Jugendthorheiten bedeutender Männer mit solcher Krämerelle messen wollte? Und soll man etwa auch Gellert's Tugendruf bemäkeln, weil er einmal als junger Mann genöthigt war, einer Schneiderrechnung wegen heimlich aus Leipzig zu entweichen? Mit der nun folgenden Behauptung: „Seine über alles Lob erhabene Uneigennützigkeit in einer so verführerischen Stellung, sowie die opferwilligste Großmuth gegen seine Angehörigen ist nicht geeignet, ein derartiges Misverhältniß auszugleichen", sind wir vollkommen einverstanden, wenn wir uns das „nicht" vor „geeignet" hinwegdenken. Wir erwähnen bei diesem Anlaß, daß J. W. Schaefer in Nr. 52 des „Bremer Sonntagsblatt" eine kleine Schrift von dem Professor Opzoomer: „Lessing, de vriend der waarheid" (Amsterdam 1858), zur Anzeige brachte, eine Schrift worin der Holländer unsern Lessing als ein Vorbild unbestochener Forschung und reiner Wahrheitsliebe hinstellt, wie er schon früher in einer geistesverwandten Schrift Goethe als Ideal der neuesten Poesie schilderte und seinen Landsleuten als Muster der Nacheiferung empfahl.

Seltsame Enthüllungen einer nordamerikanischen Miß über Deutschland.

In Nr. 49 des Heinzen'schen „Pionnier" fanden wir in einer Anzeige des Werks von Fr. Kapp: „Das Leben des Generals Steuben", gelegentlich einer literarischen Curiosität mit den Worten erwähnt: „Kürzlich erschien ein Buch über Deutschland von einer gewissen Miß Johnson, einer amerikanischen alten Jungfer mit blauen Strümpfen, ein Buch voll der lächerlichsten Märchen und Anschauungen. Unter andern Neuigkeiten berichtet Miß Johnson, daß in St.-Goar, dem romantischen Städtchen am Rhein, die Mädchen hundertweise auf öffentlichem Markte verkauft würden." Ueber diese neueste Münchhausiade erfährt man jetzt etwas Näheres aus einer neuyorker Correspondenz des „Morgenblatt", in der das Buch „ein wahres Juwel der Dummheit" genannt wird. Die Verfasserin des „Peasant life in Germany" gesteht ganz offen, nach Deutschland gegangen zu sein, ohne ein Wort deutsch zu verstehen; jedoch habe sie das Glück gehabt, sehr bald ein Mädchen als Reisebegleiterin oder Kammerzöfchen zu finden, welches geläufig englisch sprechen konnte. Aus dieser zu Fleisch gewordenen Skandalchronik scheint Miß Anna Johnson ihre bedeutendsten Inspirationen geschöpft zu haben, insofern sich ihr verschmitztes weibliches Factotum nicht etwa das Vergnügen gemacht hat, der leichtgläubigen Miß einen Vorrath der schönsten Lügen aufzubinden, um sie und noch mehr sich selbst dadurch zu amusiren. Die Miß verwechselt unter anderm Karl den Großen mit Karl V., läßt Luther im Rheinthal geboren werden, macht aus der Pfalz einen Pfalzgrafen, erhebt die Schornsteinfeger zu Regierungsbeamten und versichert, daß es in Holstein und Schleswig keinen Adel gäbe. Sie verdenkt es den Deutschen sehr, daß sie mehr auf Ausschmückung der Wohnungen mit Gemälden und Kupferstichen als mit Teppichen und andern Luxusgegenständen hielten, und von der Sittenlosigkeit der weiblichen Jugend in Deutschland erzählt sie die haarsträubendsten Dinge. Ihrer Versicherung, daß in den höchsten Gesellschaften der Sitte des Tabackrauchens allgemein gehuldigt werde, wird man um so eher Glauben schenken, da sie die höchste Gesellschaft Deutschlands ohne Zweifel nur in diesem oder jenem Gasthofe und an der Table-d'hôte kennen lernte. Wie schon andere ausländische Touristen vor ihr erzählt sie, daß die deutschen Studenten häufig mit der Pfeife im Munde auf der Landstraße bettelnd angetroffen würden. Wahrscheinlich sah auch sie fechtende Handwerksburschen für Studenten an, was allerdings ein verzeihlicher Irrthum ist, da es leider in Deutschland genug Studenten gibt, die sich in ihren Manieren nicht eben sehr von der bessern Sorte der Handwerksburschen unterscheiden. Den Gipfel des Unsinns erreicht aber die Verfasserin in der schon oben erwähnten Behauptung, daß in St.-Goar und in Hessen-Kassel Frauen und junge Mädchen alljährlich an die Meistbietenden verkauft würden und daß es in Deutschland nicht eine einzige politische Zeitung gibt. Letztere Versicherung ist übrigens nicht so ganz unwahr, denn für jemand, der nicht deutsch kann, existirt allerdings ebenso wenig eine deutsche politische Zeitung, als für jemand, der nicht englisch kann, eine englische politische Zeitung existirt. Sollte die nordamerikanische Miß vielleicht auch die im Jahre 1853 erschienenen absurden „Letters from abroad by a young Lady" (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1854) als Quelle benutzt haben, in denen unter anderm erzählt wird, daß die Studenten in Bonn vorkommendenfalls körperlich gezüchtigt würden, studirende Prinzen ausgenommen?

H. M.

Die Redaktion behält sich die Kürzung von Einsendungen vor.

Nachdruck ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet.

Die Zeitschrift erscheint jeden Monat einmal. Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 1,50 Mk. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Einzelne Nummern kosten 50 Pf. Anzeigen werden mit 20 Pf. für die 4gespaltene Petitzeile berechnet. Bei Wiederholungen Rabatt.

Verlag von Ernst Wunderlich in Leipzig, Hohestraße 21.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig, Hohestraße 21.

Bibliographie.

Bibliographie der Deutschen Zeitschriften-Literatur mit Einschluß der Sammelwerke. Herausgegeben von Otto Fuchs. Leipzig, Otto Fuchs. Jährlich 12 Hefte à 1 Mk.

Bibliographie der Deutschen Zeitungs-Literatur. Herausgegeben von Otto Fuchs. Leipzig, Otto Fuchs. Jährlich 12 Hefte à 1 Mk.

Bibliographie der Fremdsprachlichen Zeitschriften-Literatur. Herausgegeben von Otto Fuchs. Leipzig, Otto Fuchs. Jährlich 12 Hefte à 1 Mk.

Bibliographie der Fremdsprachlichen Zeitungs-Literatur. Herausgegeben von Otto Fuchs. Leipzig, Otto Fuchs. Jährlich 12 Hefte à 1 Mk.

Diese vier Bibliographien sind Fortsetzungen der Bibliographie der Bibliographien, Zeitschriften- und Zeitungskunde, welche Otto Fuchs in den Jahren 1896—1900 herausgegeben hat. Sie sind ein Ergebnis der Bestrebungen, welche auf dem Internationalen Kongreß für Bibliographie und Dokumentation in Brüssel 1895 hervortraten, und sollen die Lücken ausfüllen, welche die Bibliographie der Deutschen Zeitschriften-Literatur, herausgegeben von Felix Dietrich, Leipzig, Otto Harrassowitz, und die Bibliographie der Deutschen Zeitungs-Literatur, herausgegeben von Heinrich Meisinger, Berlin, Verlag der Bibliographischen Bureaus, lassen. Die Bibliographie der Deutschen Zeitschriften-Literatur bringt in jedem Heft 1000 Titel, die Bibliographie der Deutschen Zeitungs-Literatur 2000 Titel, die Bibliographie der Fremdsprachlichen Zeitschriften-Literatur 1000 Titel, die Bibliographie der Fremdsprachlichen Zeitungs-Literatur 2000 Titel. Die Titel sind nach Materien geordnet, und jedes Heft enthält ein Register. Die Bibliographien sind ein Bedürfnis für alle, welche sich mit Zeitschriften- und Zeitungskunde beschäftigen, und werden sich bald unentbehrlich machen.

Bibliographie der Deutschen Zeitschriften-Literatur mit Einschluß der Sammelwerke. Herausgegeben von Otto Fuchs. Leipzig, Otto Fuchs. Jährlich 12 Hefte à 1 Mk.

Bibliographie der Deutschen Zeitungs-Literatur. Herausgegeben von Otto Fuchs. Leipzig, Otto Fuchs. Jährlich 12 Hefte à 1 Mk.

Bibliographie der Fremdsprachlichen Zeitschriften-Literatur. Herausgegeben von Otto Fuchs. Leipzig, Otto Fuchs. Jährlich 12 Hefte à 1 Mk.

Bibliographie der Fremdsprachlichen Zeitungs-Literatur. Herausgegeben von Otto Fuchs. Leipzig, Otto Fuchs. Jährlich 12 Hefte à 1 Mk.

Diese vier Bibliographien sind Fortsetzungen der Bibliographie der Bibliographien, Zeitschriften- und Zeitungskunde, welche Otto Fuchs in den Jahren 1896—1900 herausgegeben hat. Sie sind ein Ergebnis der Bestrebungen, welche auf dem Internationalen Kongreß für Bibliographie und Dokumentation in Brüssel 1895 hervortraten, und sollen die Lücken ausfüllen, welche die Bibliographie der Deutschen Zeitschriften-Literatur, herausgegeben von Felix Dietrich, Leipzig, Otto Harrassowitz, und die Bibliographie der Deutschen Zeitungs-Literatur, herausgegeben von Heinrich Meisinger, Berlin, Verlag der Bibliographischen Bureaus, lassen. Die Bibliographie der Deutschen Zeitschriften-Literatur bringt in jedem Heft 1000 Titel, die Bibliographie der Deutschen Zeitungs-Literatur 2000 Titel, die Bibliographie der Fremdsprachlichen Zeitschriften-Literatur 1000 Titel, die Bibliographie der Fremdsprachlichen Zeitungs-Literatur 2000 Titel. Die Titel sind nach Materien geordnet, und jedes Heft enthält ein Register. Die Bibliographien sind ein Bedürfnis für alle, welche sich mit Zeitschriften- und Zeitungskunde beschäftigen, und werden sich bald unentbehrlich machen.

Personalien.

Bücher, Karl, Professor der Nationalökonomie und der Statistik in Basel, ist zum Professor der Nationalökonomie in Leipzig ernannt worden

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Rettung der Gesellschaft

aus den Gefahren der Militärherrschaft.

Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirthschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens.

Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.**

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese hochbedeutsame und im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Gefahr einer Friedensstörung von neuem den unheilvollsten Einfluß auf alle Verhältnisse ausübt, besonders wichtige Schrift des bekannten Publicisten, deren Widmung Freiherr von Bunsen angenommen hat, behandelt die von den erleuchtetsten Staatsmännern anerkannten, mit der jetzigen Organisation des Militärwesens verbundenen Uebelstände, die das ganze Staatsleben und alle bürgerlichen Verhältnisse gefährden, und erblickt das beste Heilmittel dafür und die beste Garantie einer dauernden Erhaltung des Weltfriedens in einer Reorganisation des ganzen Heerwesens und einer allgemeinen entsprechenden Reduction der Armeen. Das Werk ist sonach durchaus nicht blos für Militärs (welche ihr wahrscheinliches Vorurtheil gegen die Vorschläge des Verfassers wol fallen lassen werden, wenn sie erfahren, daß er selbst Militär war), sondern für alle Kreise von dem höchsten Interesse, namentlich für Staatsmänner, Volksvertreter, Staatsbeamte, Nationalökonomen und überhaupt jeden Gebildeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs.

8. Geh. 24 Ngr.

Ein bekannter, Oesterreich angehörender Staatsmann, der sich aber vorläufig nicht nennt, um den Inhalt seiner Schrift allein wirken zu lassen, spricht sich hier über die innern staatlichen Verhältnisse Oesterreichs aus. Er erachtet es als eine Nothwendigkeit für die äußere Machtstellung des Kaiserreichs, daß dessen verschiedene Volksstämme unter Bewahrung ihrer naturgemäßen Entwickelung durch eine Verfassung fester verbunden werden, und erblickt in der Erhaltung des Gesammtstaats das Hauptbedingniß für die glückliche Entwickelung der einzelnen Nationalitäten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité.

Par **Michael Antonides.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit, die der Verfasser, ein angesehener, hier pseudonym auftretender Gelehrter Russlands, als Frucht langjähriger Forschung der Oeffentlichkeit vorlegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das unbewusste Geistesleben

und die göttliche Offenbarung.

Ein Versuch durch genauere Kenntniß der menschlichen Seele Religion und Wissenschaft zu versöhnen.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieses Werk stellt sich als ein neuer geistreicher Versuch dar, durch genauere Kenntniß der menschlichen Seele Religion und Wissenschaft zu versöhnen. Was der Verfasser in jahrelanger Erörterung philosophischer Fragen und in tieferm Eindringen in die merkwürdigen Erscheinungen des unbewußten (magischen) Geisteslebens an Ueberzeugung gewonnen, findet sich in dem ersten Theile in klarer und lichtvoller Darstellung niedergelegt. Mit der daraus hervorgegangenen psychologischen Grundanschauung, daß diese letztgenannten Phänomene im innigsten Zusammenhange mit dem gesammten geistigen Leben des Menschen stehen müssen, schreitet er in dem zweiten Theil zur Untersuchung der hervorragendsten religiösen Fragen, indem er versucht den Einklang zwischen philosophischem und theologischem Wissen anzubahnen und damit eine Religionsphilosophie herzustellen, welche das Gebiet des Glaubens zwar ergänzt, jedoch seinem wesentlichen Inhalte nach unangetastet läßt.

Genannt hat sich der den höchsten Kreisen angehörende Verfasser deshalb nicht, weil er der Ansicht ist, daß Gegenstände von allgemein menschlichem Interesse weit unbefangener geprüft werden, wenn man den Autor nicht kenne; denn so günstig das Vorurtheil sei, welches ein in der literarischen Welt gefeierter Name bei den Gesinnungsgenossen erwecke, so ungünstig wirke ein Name, den man nicht kenne oder gegen welchen man im voraus eingenommen sei.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich von Raumer's Geschichte der Hohenstaufen

und ihrer Zeit.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage

Sechs Bände. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr.

(Auch in 12 Halbbänden zu 15 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Diese dritte Auflage des berühmten Werks liegt jetzt vollständig vor. Der Preis desselben ist in dieser wohlfeilen Volksausgabe gegen früher um die Hälfte ermäßigt worden, um das Werk — eins der wenigen deutschen Geschichtswerke, die in das Volk gedrungen — als eine Bereicherung jeder Haus- und Familienbibliothek immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

Vermischte Schriften. Drei Bände. 8. 1852—54. 8 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Zwei Bände. No. 13. 3. Jänner 1838.

Redigirt von Gustav Heinrich Schwab. Verlag der Gebrüder Wilhelm und Adolph Schaumburg & Comp. in Wien. Gedruckt bei Anton Strauß. Für Deutschland: Leipzig, Verlag der Schaumburg'schen Buchhandlung. Redacteur: Dr. Gustav Heinrich Schwab.

Der Freischütz.

Romantische Oper in drey Aufzügen, von Friedrich Kind. Musik von Carl Maria von Weber.

Wenn ein Werk, wie der Freischütz, in kurzer Zeit eine Reihe von Vorstellungen erlebt, wie sie nur wenigen Opern zu Theil geworden, wenn es in allen Theilen Deutschlands, ja selbst in Italien, Frankreich und England, wo es in Uebersetzungen gegeben wurde, mit Beyfall aufgenommen worden ist, wenn es endlich, wie dieß bey Weber's Freischütz der Fall ist, in Jedermanns Mund ist, so ist es wohl Zeit, auf dasselbe zurückzukommen, und es einer genauern Prüfung zu unterwerfen, als es bey seiner ersten Erscheinung möglich war. Wir wollen es versuchen, diese Prüfung mit Unbefangenheit anzustellen, und dabey weder in Lobeserhebungen, noch in Tadel verfallen, wie sie bey Jedermann, der sich über das Werk ausgesprochen hat, zu finden sind.

Der Freischütz ist ein Werk, das sich durch sich selbst geltend macht, und dessen Vorzüge und Mängel Jedermann, der es gehört hat, leicht selbst herausfinden kann. Wir wollen daher nur einige Bemerkungen darüber machen, die uns bey der Lesung des Textbuches und bey der Anhörung der Oper selbst aufgefallen sind, und die vielleicht Manchem, der sich mit dem Werke beschäftigt, nicht unwillkommen seyn werden.

Was zuerst den Text betrifft, so ist dieser, wie schon bemerkt worden, nicht ohne Verdienst. Die Handlung ist einfach, und doch nicht arm; sie ist interessant, ohne zu verwickelt zu seyn, und die Charaktere sind, wenn auch nicht neu, doch gut gezeichnet. Besonders ist dieß der Fall mit dem Charakter des Max, der, wie schon oft bemerkt worden ist, eine Art Seitenstück zu Tell ist. Auch Agathe ist ein recht gutes Mädchen, und Aennchen ist ein allerliebstes Geschöpf. Caspar ist ein Bösewicht, wie sie sich in Räuberromanen und Ritterstücken finden, und Ottokar, Kuno und Kilian sind Figuren, die nicht viel zu bedeuten haben. Der Eremit ist ein Deus ex machina, wie er sich in jedem Zauberstücke findet, und die Jungfrauen, Bauern, Jäger und Brautführer sind Figuranten, die nur da sind, um Chöre singen zu können. Die Sprache ist im Ganzen gut, und nur selten finden sich Stellen, die nicht ganz deutsch sind, wie z. B. gleich im Anfange, wo Max sagt: „Ich bin nicht Herr von meiner Hand.“ Auch ist es nicht recht, wenn Agathe sagt: „Ich bin nicht Herr von meinem Herzen.“ Ferner ist es nicht recht, wenn Caspar sagt: „Ich bin nicht Herr von meinem Leben.“ Wenn Max sagt: „Ich bin nicht Herr von meiner Hand,“ so ist dieß ein Bild, das sich auf Jedermann anwenden läßt, der sich in einer Lage befindet, wo er nicht thun kann, was er will, und wo er sich gezwungen sieht, Dinge zu thun, die er nicht thun möchte. Wenn aber Agathe sagt: „Ich bin nicht Herr von meinem Herzen,“ so ist dieß ein Bild, das sich nur auf Agathe anwenden läßt, und das auf Jedermann, der sich in einer ähnlichen Lage befindet, nicht paßt. Wenn endlich Caspar sagt: „Ich bin nicht Herr von meinem Leben,“ so ist dieß ein Bild, das sich nur auf Caspar anwenden läßt, und das auf Jedermann, der sich in einer ähnlichen Lage befindet, nicht paßt. Wenn Max sagt: „Ich bin nicht Herr von meiner Hand,“ so ist dieß ein Bild, das sich auf Jedermann anwenden läßt, der sich in einer Lage befindet, wo er nicht thun kann, was er will, und wo er sich gezwungen sieht, Dinge zu thun, die er nicht thun möchte. Wenn aber Agathe sagt: „Ich bin nicht Herr von meinem Herzen,“ so ist dieß ein Bild, das sich nur auf Agathe anwenden läßt, und das auf Jedermann, der sich in einer ähnlichen Lage befindet, nicht paßt. Wenn endlich Caspar sagt: „Ich bin nicht Herr von meinem Leben,“ so ist dieß ein Bild, das sich nur auf Caspar anwenden läßt, und das auf Jedermann, der sich in einer ähnlichen Lage befindet, nicht paßt.

Seine Schilderung Rudolf's von Habsburg ist zugleich die vorbildliche Schilderung der österreichischen Politik bis auf die neueste Zeit. Er hebt besonders hervor, wie Rudolf durch Hülfe der von ihm fortwährend begünstigten Bettelorden und infolge seiner Zugeständnisse an das Papstthum zum Thron gelangt sei und sich darauf befestigt habe; und wie er bei Verfolgung seines ausschließlichen Zwecks, der Vergrößerung seiner Hausmacht gerade dem klerikalen Einflusse seine zeitweise großen Erfolge verdankte. Durch ebendiese rücksichtslose Ausbeutung des Reichs im Interesse des kaiserlichen Hauses trug er wesentlich bei, um auch an den andern Fürstenhöfen jede nationale Politik in Vergessenheit zu bringen und eine fortwuchernde dynastische Familienpolitik des offenen und heimlichen Hochverraths und Landesverraths an die Stelle treten zu lassen. Von den Fürstenhöfen ging sodann die engherzige Sorge für das Haus mehr und mehr auch auf die einzelnen Bürger über; sodaß endlich in Deutschland kaum noch Tugenden des öffentlichen Lebens zu finden waren, sondern höchstens das selbstsüchtige Spießbürgerthum sogenannter häuslicher Tugenden von mehr als blos zweifelhaftem Werthe.

Als das Hauptergebniß der Regierung Rudolf's für das deutsche Reich und Volk erkennt hiernach Venedey die Begründung der Oligarchie der Wahlfürsten, welche zuerst durch den Kurverein von Rense (Buch 14) Form und Gestalt erhielt. Dadurch kam einige Methode in die Ausbildung der Landeshoheit auf Kosten der Reichshoheit: die einzelnen Dynasten suchten sich erst in die Reihe der Kurfürsten aufzuschwingen, um bei der fortschreitenden Zerstückelung und Ausplünderung des deutschen Reichs zu größern Beuteantheilen zu gelangen. Die jahrhundertelang fortgesetzte dynastische Erziehung der Deutschen zu zahmen Hausthieren ging jedoch nicht von statten, ohne in weitem Kreise einen zum Theil siegreichen Widerstand hervorzurufen. Nachdem erst die „groben Bauern" und bald auch die Städte der Schweiz mit ihren Streitkolben gegen das Glück der patriarchalisch-dynastischen Bevormundung wirksame Verwahrung eingelegt, kam auch für das übrige Deutschland die Zeit der Eidgenossenschaften (Buch 15), besonders der städtischen Verbindungen, indem zumal während der langen Regierung Ludwig's von Baiern die Bedeutung der Städte und selbst der untern Schichten ihrer Bevölkerung erheblich gestiegen war. Ein Zeugniß für die damals im Volke herrschende Stimmung war jene Weissagung, daß „der Schwanberg bei Werthheim in Franken dereinst in der Mitte der Schweiz liegen werde"; ähnliche Prophezeiungen knüpften sich an andere Berge Deutschlands. Von den gleichen Ursachen aus und im Kampfe gegen die wesentlich gleichen Uebel hatte sich indessen die demokratisch-republikanische Bewegung über die Grenzen des deutschen Sprachgebiets weit hinauserstreckt und ganz Mitteleuropa ergriffen. Denn es gab schon im 14. Jahrhundert ein Staatensystem in Europa, das sich später zum europäischen und dann zum europäisch-amerikanischen erweiterte, worin sich die Schicksale der völkerrechtlich unabhängigen Einzelvölker und Sonderstaaten gleichwol zu einem großen gemeinsamen Schicksale verflochten durch jenen socialen und internationalen Völkerverkehr, der stets zugleich die Wirkung und die Ursache von wesentlich gleichartigen Culturzuständen gewesen ist. War doch im 14. Jahrhundert die Einheitlichkeit der römisch-katholischen Kirche mit ihrem mächtigen Einflusse kein minder starkes Band für die Völkersolidarität des mittlern und westlichen Europa, als es im 19. Jahrhundert der tausendfach gesteigerte Welthandel für einen bei weitem größern Völkerkreis geworden ist! Mit Recht macht darum Venedey darauf aufmerksam, daß für die demokratisch-republikanische Bewegung jener Zeit sowol der Aufschwung als die Niederlage eine gemeinschaftliche wurde. Im Zeitraum von nicht vollen drei Jahren erfolgte die Niederlage der von Wat Tyler und dem Priester John Straw geleiteten Volksbewegung in London durch König Richard II.; die der flandrischen Städte in der Schlacht bei Roosbeke (November 1382) durch den französischen König und Adel; sowie die der Commune von Paris, die auf dem Punkt gestanden, Frankreich eine republikanische Verfassung zu geben. So wurden die frühern Siege der Schweizer, Friesen und der Hansa über Fürsten und Adel, sowie der Sieg der schwäbischen Städte bei Reutlingen (1377) wieder aufgewogen. Damit trat zugleich ein entscheidender Wendepunkt ein, und der zeitweise wieder ermattenden Demokratie konnte kein neuer Aufschwung gegeben werden durch die neuen Siege der Schweizer bei Sempach und Näfels (1386 und 1388). Denn in das gleiche Jahr 1388 fiel die Niederlage der schwäbischen Städte, nachdem in dem mit der Schlacht bei Döffingen beendeten Kriege etwa 1400 Dörfer zerstört worden waren. Diese Niederlage war ebenso erklärlich als verdient, da nicht die Städter — wie in der Schweiz — mit dem Landvolke gemeinschaftliche Sache gemacht, sondern es gegen sich aufgereizt und den Fürsten in die Arme geworfen hatten. Ueberdies hatten sich die Städter des Fehlers schuldig gemacht, daß sie früher dem hohen Adel oder dem Landesfürstenthum zur Unterdrückung des Landadels Beistand geleistet. Unter solchen Umständen hatten die noch so glänzenden Siege der Schweizer zu Ende des 14. und diejenigen des folgenden Jahrhunderts in den Burgunderkriegen nicht mehr jene ursprüngliche Wirkung einer unmittelbaren demokratischen Propaganda des Beispiels und der That, wie die erste Erhebung der Eidgenossen. Diese Siege der Schweizer hatten nur noch die Folge, daß sie dadurch ihre eigene Freiheit und Selbständigkeit befestigten; und daß sie mit heldenkühnem Trotze ihren Freistaat, als einen Vorposten der kommenden Weltgeschichte, in die Mitte des monarchischen und immer monarchischer werdenden Europa hineinschoben.

Im sechzehnten Buch berichtet der Verfasser über die Reformconcilien von Pisa, Konstanz und Basel (1409—50) und weist am Schlusse darauf hin, daß im gleichen Jahre 1450, als Papst Nikolaus V. die Nichtreform der Kirche durch ein stolzes Jubiläum feierte, die ersten gedruckten Bibeln verbreitet wurden; daß also der fortschreitende

und zu Übersetzen, so entstehen Kunststoffe, wie sie die Natur selbst hervorbringt, — und das ist das Ziel der Chemie. Wir sind heute noch weit davon entfernt, aber wir sind auf dem Wege dazu. Und da ist es wichtig, daß wir uns über die Grundlagen klar werden, auf denen wir weiterbauen können

eines ganzen Volks, so kann es nicht fehlen, daß sich die verschiedenen Betrachter und Erzähler aus dieser Einheit eines unermeßlich Mannichfaltigen Verschiedenes herausgreifen, um das eine vor dem andern zu Tage treten zu lassen. Vergleichen wir namentlich die gleichfalls populäre deutsche Volksgeschichte von Duller und Hagen mit derjenigen von Venedey, so finden wir, daß Hagen den größern Fleiß und Raum dem socialen Volksleben gewidmet hat, sowie jener eigentlich sogenannten Culturgeschichte, für welche das Politische und Staatsrechtliche nur ein einzelnes unter vielen, nur ein besonderes und nicht einmal besonders zu beachtendes Moment ist. Dagegen hat sich Venedey mehr den Staat, die politischen Bestrebungen und das Rechtsleben der deutschen Nation zum Gegenstande genommen. Die beiden neuen Geschichtswerke sind also in gewisser Weise als sich gegenseitig ergänzend zu betrachten. Mußte doch jeder achtsame Beobachter gerade aus den Vorgängen der allerneuesten Zeit die Ueberzeugung schöpfen, daß es ohne die Lösung der politischen auch keine Lösung der socialen Zeitfragen geben kann, und daß es nur die grundfalsche Ansicht einiger Communisten und socialistischen Verächter der „alten, schlechten Gesellschaft" war, wenn sie wähnten, daß man den Staat, Staatsrecht und Politik beiseite setzen und gleichwol zu einer ersprießlichen Socialreform gelangen könne.

Ueber das Rechtsleben der deutschen Nation enthält noch das den dritten Band einleitende zwölfte Buch („Deutsche Cultur auf der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit") eine anziehende Schilderung, besonders in der wohldurchgeführten Vergleichung des Sachsenspiegels mit dem Schwabenspiegel. Es ist ein löbliches Beginnen, wenn man es bis in das Haus des schlichten Bürgers hinein zum Bewußtsein zu bringen sucht, wie das deutsche Volk durch Pfaffen und Doctoren des römischen und kanonischen Rechts um sein eigenes und heimatliches gutes Recht gebracht wurde. Der Verfasser weist also kurz darauf hin, wie im gesellschaftlichen Leben dieses Volks, in Literatur und Lebensweisheit, in Poesie und Kunst, im Gebiete der staatlichen Organisation und bürgerlichen Gesetzgebung ein fortwährender und mit abwechselndem Glücke geführter Kampf zwischen den ursprünglich deutschen und den eingedrungenen fremden Elementen stattfand. Auf der Oberfläche, in den höhern Regionen herrschte während des Interregnums die lateinische Sprache vor und mit ihr römische und byzantinische Auffassung und Anschauungsweise; bei den Bauern und der Masse der städtischen Bevölkerung erhielt sich dagegen mit dem ausschließlichen Gebrauch der Muttersprache zugleich die einfache, gerade und gesunde deutsche Volksart. Für das öffentliche Leben in Staat und Gemeinde blieb das Volk selbst, die im weitern oder engern Kreise betheiligte Gesammtheit aller freien Männer, die lebendige Quelle alles maßgebenden Rechts. Dieses Recht war also ein der eigensten Natur entsprungenes Gewohnheitsrecht, und der Ausdruck für das sich selbst seine Regeln setzende Volksleben war der von unten aufwachsende Brauch, auf den jedes gesunde Volk — gegenüber jeder willkürlichen Gesetzgeberei und Maßregelung von oben herab — noch bis zur heutigen Stunde große Stücke hält. Denn alles einseitige und halsstarrige Festhalten an veralteten Gebräuchen ist immer nur die Folge eines einseitig-willkürlichen Drucks von oben durch eine Regierung und Staatsbeamtenschaft, die sich selbst schon vom Volksleben losgerissen und sich diesem zwiespältig entgegengesetzt hat; die gerade dadurch zu jenem einseitigen Festhalten zwingt, weil sie es nicht dulden mag, daß sich, nach Maßgabe der zeitlich und örtlich veränderlichen Verhältnisse, das Volk selbst seine Gewohnheitsrechte und Bräuche aus freien Stücken umbilde. Als nun unter Heinrich dem Finkler und den andern sächsischen Kaisern die bei Karl dem Großen und seinen fränkischen Nachfolgern zu Tage tretende gallo-romanische Auffassung von Staat und Herrschaft wieder in den Hintergrund gedrängt war, erlangte auch das aus dem Volke selbst hervorgehende Gewohnheitsrecht wieder die Oberhand. So blieb es in der Hauptsache während der deutschen Hohenstaufenperiode, obgleich schon in der zweiten Hälfte der Regierung von Friedrich Rothbart die bologneser Rechtsgelehrten und römischen Kaisergesetze den volksthümlichen Bräuchen und Gewohnheitsrechten Abbruch zu thun begannen. Zum möglichsten Schutz gegen diese fortschreitende Verdrängung der deutschen Volksrechte veröffentlichte also Eike von Repgow, kurz nach dem Regierungsantritt Kaiser Friedrich's II., seine Sammlung der Rechtsgewohnheiten und Gerichtsgebräuche des sächsischen Volks. Sein zu Anfang des 13. Jahrhunderts erschienener Sachsenspiegel beruhte noch auf derselben Grundanschauung, wie sie in der „Germania" des Tacitus, in den Salischen Gesetzen und allen andern Denkmalen eines ursprünglichen und unverfälschten Volksthums der Germanen zu Tage getreten war. Eike von Repgow wollte damit zugleich den Umgriffen des Fürstenthums, sowie den von Rom ausgehenden Neuerungen einen Damm entgegensetzen; und im Bewußtsein, daß er auf dem Boden des guten alten Rechts stehe, sprach er einen feierlichen Fluch gegen jeden aus, der es wagen werde, sein Werk zu verfälschen und ihm Unrechtes beizumischen. Die trübe Ahnung, die ihm diesen Fluch eingegeben, ging nur allzu bald in Erfüllung, als kaum nach einem halben Jahrhundert der Schwabenspiegel erschien. Er war eine Umarbeitung und Fälschung des Sachsenspiegels nach jenen Grundsätzen und Bestrebungen, welche die geistlichen und weltlichen Großen Deutschlands freilich schon seit Jahrhunderten gehegt hatten, die aber besonders in der kläglichen Zeit des Interregnums (1254—73) solche Fortschritte machten, daß sie gegen Ende desselben vielfach in die öffentlichen Zustände übergegangen waren. Wo im Schwabenspiegel der Brauch noch anerkannt ist, da wird er doch in die von den Kirchengesetzen Roms ihm gezogenen Grenzen hineingewiesen oder von dem Willen des Königs und seiner Fürsten abhängig gemacht. Zugleich ist es im Schwabenspiegel auf eine Schwächung der Macht des Volkskaisers abgesehen, gegenüber einer gesteigerten Macht des Papstes und der Oligarchie der Wahlfürsten, besonders der geistlichen.

Auf dem der Redaktion zum Geschenk überreichten Bilde, das in Gegenwart der Gäste vom Künstler noch mit einigen Strichen vervollständigt wurde, sieht man Bismarck, Moltke, Roon, Albrecht von Stosch, Caprivi, Boetticher, Marschall von Bieberstein, Waldersee, Tirpitz, Bülow, Hohenlohe, Miquel, Posadowsky, Thielen, Podbielski, Kanitz, Graf Arnim-Boitzenburg, Graf Arnim-Muskau, Graf Arnim-Heinrichsdorf, Graf Arnim-Kröchlendorff, Graf Arnim-Suckow, Graf Arnim-Züsedom, Graf Arnim-Schlagenthin, Graf Arnim-Criewen, Graf Arnim-Pinnow, Graf Arnim-Sydow, Graf Arnim-Wilmersdorf, Graf Arnim-Berlin, Graf Arnim-Potsdam, Graf Arnim-Brandenburg, Graf Arnim-Frankfurt, Graf Arnim-Stettin, Graf Arnim-Pasewalk, Graf Arnim-Prenzlau, Graf Arnim-Angermünde, Graf Arnim-Templin, Graf Arnim-Greifenhagen, Graf Arnim-Pyritz, Graf Arnim-Naugard, Graf Arnim-Regenwalde, Graf Arnim-Labes, Graf Arnim-Rummelsburg, Graf Arnim-Schlawe, Graf Arnim-Stolp, Graf Arnim-Lauenburg, Graf Arnim-Bütow, Graf Arnim-Neustettin, Graf Arnim-Dramburg, Graf Arnim-Schivelbein, Graf Arnim-Belgard, Graf Arnim-Köslin, Graf Arnim-Bublitz, Graf Arnim-Rügenwalde

Boyaca (7. August 1819), wodurch die ganze spanische Herrschaft jener Gegenden von Grund aus erschüttert wurde. Allein an organisirter Streitmacht waren noch immer die Spanier den Independenten überlegen, und bevor mit den Cadizer Verträgen, welche die Armseligkeit der spanischen Königsmacht in das hellste Licht setzten, nicht auch ein moralisches Gewicht in die Wagschale fiel, konnte man wol glauben, daß sich in dem an unerwarteten Wechselfällen so reichen Kampfe ohne den Aufstand im Mutterlande die Entscheidung noch lange verzögert hätte und zwar keine entgegengesetzte, aber doch eine andere geworden wäre, als sie wirklich geworden ist. Denn so weit war im Jahre 1820 der Bruch der Colonien mit dem schwachen Mutterlande allerdings schon gediehen, daß man sich eine dauernde Unterwerfung der erstern kaum noch als möglich denken konnte; und in der Hauptsache mag man darum wol der Bemerkung von Gervinus beipflichten, daß man sich in Amerika wie in Spanien die fähigsten und „thätigsten Urheber und Leiter der Bewegung alle hinwegdenken könne, ohne sich darum den ganzen Gang derselben wesentlich anders denken zu müssen". Dieselbe Bemerkung gilt jedoch auch für die spätern Volkserhebungen, einschließlich derjenigen von 1848 und etwa mit einziger Ausnahme der ungarischen Bewegung.

In der Geschichte der spanischen Revolution von 1820, die sich derjenigen des südamerikanischen Unabhängigkeitskriegs anschließt, zeigt der Verfasser, wie nicht blos die spanischen Ereignisse nach Amerika, sondern auch die amerikanischen nach Spanien hinüberwirkten und den Losbruch in Cadiz veranlaßten. In den Jahren 1811—19, in der Zeit der Volkserhebung gegen Napoleon und der Restauration, waren 42000 Mann nach den Colonien geschickt worden und fast gänzlich zu Grunde gegangen. Jetzt sollten unter dem mehr und mehr der Verachtung anheimgefallenen Ferdinand VII. — als die spanische Armee, ohne Kleidung, Sold und Waffen, wenig über 50000 Mann stark war und die Artilleriemunition kaum für eine einzige Schlacht ausreichte — noch größere und voraussichtlich vergebliche Opfer als je zuvor gebracht werden. Die in Andalusien versammelten Truppen sagten es sich also gegenseitig, daß man sie zur Schlachtbank führen wolle und die Intelligenz der Bajonnete setzte sich mit wenigstens augenblicklicher Wirksamkeit dem Missbrauche entgegen, den die Willkür einer blödsinnigen Politik mit ihnen zu treiben gedachte.

Die Geschichte ist ein beständiger Kampf zwischen unaufhörlich wechselnden, aber stets sehr leibhaftigen Menschen und Menschengruppen, deren Bedürfnisse und Meinungen, deren Leidenschaften, Neigungen, Gelüste und Interessen sich zwar begriffsmäßig unter gewisse Kategorien bringen lassen, die aber als Triebfedern des menschlichen Handelns in unermeßlich mannichfaltiger Weise zur Wirksamkeit gelangen. Selbst die am unmittelbarsten wirkenden Bedürfnisse und Empfindungen des gemeinen Lebens — Hunger und Durst, Frost und Hitze — äußern sich ja immer nur stoßweise in zeitlich und örtlich tausendfach verschiedenen Pausen und Räumen. Um so weniger kam jene frühere deutsche Geschichtschreibung der Wirklichkeit nahe, welche uns noch die Geschichte wie einen in den Lüften geführten Krieg von Gespenstern schilderte, die ihre irdischen Leiber bereits auf der Erde zurückgelassen hatten; als einen Krieg, worin die in Schlachtordnung gereihten Meinungen der streitenden Parteien, ihre abstracten Principien des Rechts oder Unrechts und ihre verschiedenen „pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wol im Munde ziemen", gleichsam auf eigene Hand gegeneinander losschlugen. Aber diese schiefe Auffassungsweise gewann allzu sehr nicht blos in der Literatur, sondern auch in der Praxis des öffentlichen Lebens die Oberhand. Eine Folge davon war es, daß sich jede Partei nach jeder Niederlage mit dem künftigen Siege ihrer Meinung tröstete; daß aber keine Partei durch Schaden klug wurde, eben weil sie in der Selbstvergötterung ihrer Meinung, ihres sogenannten Princips der Freiheit oder der Ordnung, viel zu wenig die eigenen und sehr concreten Thorheiten und Versäumnisse erkannte und beachtete, wodurch sie selbst ihre Niederlage verschuldet hatte. Diese moderne Seuche eines Doctrinarismus, der aus dem Wolkenhimmel seiner Abstraction heraus die Völker en bloc zu beherrschen und zu beglücken wähnt, forderte auch in Spanien ihre Opfer. Die erst siegreiche revolutionäre Partei legte viel zu wenig Gewicht auf jene besondern Mittel und Maßregeln, wodurch sie sich eine starke und wohlorganisirte bewaffnete Macht hätte schaffen und dieselbe dauernd gewinnen können. Aber nicht blos damals in Spanien, sondern noch in andern Ländern, die sich höherer politischer Bildung rühmten, und in spätern Zeiten trat es deutlich hervor, daß die Politik der Parteien viel zu ausschließlich Verfassungspolitik, daß sie viel zu wenig Militär- und Finanzpolitik ist. Nachdem endlich die Vorgänge von 1848 — 49 besonders auch in Deutschland einen Commentar zu der alten und einfachen Wahrheit geliefert hatten, daß ohne Macht nichts zu machen ist, scheinen wenigstens die Historiker endlich damit anzufangen, den über Rechtserörterungen allzu sehr übersehenen Machtmitteln, namentlich den militärischen und finanziellen Dingen größere Sorgfalt zuzuwenden.

Zu diesen Historikern gehört besonders Gervinus, der nichts geschichtlich Bedeutendes übersieht, der es von seinen oft versteckten Wurzeln an bis zu seinen weitesten Verästungen mit gewissenhafter Sorgfalt zu erfassen sucht und mit der für den Geschichtschreiber so besonders wichtigen Gabe der vertheilenden Gerechtigkeit sowol hinsichtlich der Personen als der Thatsachen ausgestattet ist, sodaß er den mehr oder minder einflußreichen Thatsachen den ihnen gebührenden und verhältnißmäßigen Antheil in seiner Darstellung zuzumessen weiß. Darum berichtet er ausführlich genug, was andere vielleicht kaum erwähnt hätten, daß Quiroga den Soldaten des Nationalheers nach zwei Jahren den Abschied und je nach ihrer Dienstzeit eine Belohnung an Nationalgütern versprochen habe; daß später Torreno in den Cortes den Antrag gestellt, dieses Versprechen anzuerkennen und zu erfüllen; daß

auch nicht durch Ausgießen in eine Schale, sondern durch Eintauchen der Hand in das Wasser. Wenn man nämlich die Hand in das Wasser eintaucht, so wird das Wasser nicht ausgegossen, sondern es bleibt in der Hand. Wenn man aber die Hand aus dem Wasser herausnimmt, so fließt das Wasser wieder in die Schale zurück. Dies ist ein Beweis dafür, daß das Wasser nicht ausgegossen wird, sondern daß es in der Hand bleibt.

Wenn man die Hand in das Wasser eintaucht, so wird das Wasser nicht ausgegossen, sondern es bleibt in der Hand. Wenn man aber die Hand aus dem Wasser herausnimmt, so fließt das Wasser wieder in die Schale zurück. Dies ist ein Beweis dafür, daß das Wasser nicht ausgegossen wird, sondern daß es in der Hand bleibt.

den. Also nicht einmal die europäischen Völker des Jahres 1848 können dem spanischen Volke des Jahres 1820 eine besondere politische Unreife zum Vorwurf machen; und was jene verständigern militärpolitischen Ansichten betrifft, die jetzt endlich mehr und mehr Eingang gewinnen, die aber in allen Monarchien des europäischen Festlandes ihre Verwirklichung erst noch erwarten, so mögen darin auch das heutige Spanien und das heutige Frankreich so ziemlich auf gleicher Linie stehen.

Nachdem das eine versäumt war, was Spanien vor der Erneuerung des Despotismus hätte bewahren können, verschlägt es wenig, was sonst noch von seiten der Moderados im Ministerium und den Cortes von 1820 beschlossen und gethan wurde. Daß alle halben Maßregeln jener Tage nichts fruchten konnten, gibt auch Gervinus zu, ungeachtet einiger Vorliebe für die anfangs herrschende Majorität der Moderados. Ueber die sogenannten Exaltados bemerkt er (S. 378):

Das unverwerfliche Zeugniß eines Evaristo San-Miguel wirft die Revolutionäre jener Zeit, denen er selber angehörte, zu dem frivolen Geschlecht der politischen Himmelsstürmer französischer Schule, die ihre politischen Ansichten, noch mehr als nach ihrer Parteidoctrin, nach ihren persönlichen Ansichten zu modeln pflegen, deren Ehrgeiz von keiner Ehre, deren Geist von keiner Charakterwürde, deren strebsamer Gedanke von keiner Tugend, deren Kraft von keinem Maße begleitet ist; die die strenge Sittlichkeit verachteten, in der die Reformatoren anderer Zeiten (nach der Meinung San-Miguel's) das stärkste aller Wirkungsmittel erkannten, die vor allem vielmehr ihre Freiheit von jedem Vorurtheile glaubten beweisen zu müssen durch die Annahme einer wirklichen, ja oft selbst durch den Anschein einer erkünstelten Sittenlosigkeit.

Aber selbst diese wahre oder erkünstelte Sittenlosigkeit — wie verderblich ihre politischen Wirkungen sein mochten, da sie das Vertrauen des bessern Theils der Nation untergraben half — erscheint noch als glänzende Tugend neben der vollendeten Armseligkeit und Nichtswürdigkeit eines Ferdinand VII., über den Gervinus ein besonders treffendes Urtheil fällt. Er zweifelt nicht, daß es auch diesem Könige während Augenblicken mit der von ihm beschworenen Verfassung Ernst gewesen sei und macht die richtige Bemerkung, daß eine solche aufrichtige und momentan ernstliche Meinung psychologisch in keiner Weise ein unlösbares Räthsel gewesen sein würde. Er fährt dann (S. 368—369) fort:

Es ist an anderm Orte noch in spätern Jahren dies Schauspiel wieder erlebt worden, wie so schlaffe Naturen von so unempfindlicher Ehrlosigkeit auf solcher höchsten Stelle, auf die in so bewegter Zeit alle Stöße der Erschütterung gerichtet sind, einem jeden dieser Stöße nachgeben und sich schaukelnd zu jeder neuen, ehrenvollen und schimpflichen Stellung bequemen, um zuletzt wieder in die erst gewohnte Lage in ganz heilem Selbstgefühle zurückzufallen.

Die Geschichte der Militärrevolutionen in Portugal und Neapel, die sich noch unmittelbarer als der im dritten Bande nicht mehr behandelte piemontesische Soldatenaufstand, der cadizer Militärrevolution angeschlossen, führt Gervinus bis zu dem Punkte, da ihr augenblicklicher Sieg entschieden, aber in den ihren Sieg begleitenden Verhältnissen schon ihre künftige Niederlage begründet war. In der Schilderung der portugiesisch-brasilianischen Erhebung von 1820, welcher die Militärverschwörung von 1817 vorangegangen war, vergißt es der Verfasser nicht, auf die ungeheuern und erfolgreichen Anstrengungen zurückzuweisen, die das kleine portugiesische Volk im Kriege gegen Frankreich und gegen Napoleon I. zur Behauptung seiner Unabhängigkeit gemacht hatte. Im Jahre 1811 hatte Portugal an Linientruppen, Milizen und Landsturm eine bewaffnete Macht von 335000 Mann oder mehr als 10 Procent auf den Beinen. Das waren also Leistungen zum Zwecke der Vertheidigung, wie sie nur von der Schweiz mit ihrer Milizverfassung erreicht und theilweise übertroffen werden können. Aber die Schweiz ist zu ihren verhältnißmäßig noch größern Leistungen nur dadurch befähigt, daß sie nicht schon im Frieden ihre Kräfte an die Unterhaltung eines kostspieligen stehenden Heers verschwendet. Portugal sollte dagegen auch nach dem Siege, durch den damals allmächtigen Einfluß von Lord Beresford, zu der herkömmlichen Thorheit der Unterhaltung eines zahlreichen stehenden Heers im bewaffneten Frieden verurtheilt werden. Dieses Heer sollte, wie Gervinus hervorhebt, aus nicht weniger als 59000 Mann, oder aus 22 Procent der Mannschaft zwischen 17 und 40 Jahren bestehen. Und doch war England selbst, wie sich aus den Vergleichungen des Statistikers Balbi ergibt, um dieselbe Zeit klug genug, nur eine Armee von 5½ Procent seiner gleichnamigen männlichen Bevölkerung zu unterhalten; wie es denn überhaupt jahrein und jahraus seiner Industrie eine bei weitem geringere Masse von Arbeitskräften entzieht, als dies in den Monarchien des Festlandes durch die Zusammenpressung von verhältnißmäßig weit zahlreichern conscribirten Zwangsheeren geschieht. Jener stehenden Armee sollte sich in Portugal außerdem eine Miliz anschließen, und alle Eigenthümer und Söhne von Eigenthümern von 18—40 Jahren umfassen.

Die vollständige Ausführung dieser Beschlüsse scheiterte aus finanziellen Gründen und eben damit ward auch manche, von Beresford beabsichtigte, zweckmäßige Maßregel vereitelt. Zu diesen „guten Bestimmungen" zählt Gervinus mit Recht die projectirte Solderhöhung für die portugiesische Armee; und man kann es nur loben, daß er überhaupt auf die sociale und politische Stellung der fast überall auch ökonomisch noch so sehr vernachläßigten Soldaten eine größere Aufmerksamkeit richtet, als es eine nur allzu große Anzahl von oberflächlich urtheilenden Historikern und Statistikern von Volksabgeordneten und nach herkömmlichem Schlendrian bureaukratisch wirthschaftenden Staatsbeamten zu thun gewöhnt ist. Denn in der That handelt es sich dabei um Dinge, die vom größten geschichtlichen Einflusse schon gewesen sind, und die es in einer vielleicht sehr nahen Zukunft noch weit mehr sein werden. Dem Soldaten gebührt von Rechts wegen für die von ihm verlangten Militärdienste ein Lohn, wie er auch im freien Vertrage zwischen Dienstherren und Dienstwilligen festgesetzt wird; also ein Lohn, wie ihn der englische Soldat oder der in den

Armeen des Festlandes freiwillig dienende Stellvertreter wirklich bezieht. Aber die gezwungenen Soldaten des Festlandes werden tief unter diesem gerechten Lohne bezahlt; und doch vertraut man diesen Hunderttausenden bewaffneter und waffengeübter Männer, die von Staats wegen mit augenscheinlicher Unbilligkeit behandelt, die Tag für Tag in ihrem rechtmäßigen Erwerb verkürzt werden, den Schutz der politischen und gesellschaftlichen Ordnung im festländischen Europa an! Die von Gervinus im dritten Bande geschilderten Militärrevolutionen in den meisten romanischen Staaten dienen indessen mit zum Beweise, daß es endlich für alle europäischen Staaten an der Zeit wäre, die ihren eigenen Armeen so lange versagte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Geschieht dies endlich, weil es zur Abwehr immer näher drohender Gefahren geschehen muß, so gibt es sich aus finanziellen Gründen ganz von selbst, daß nur noch kleine und nur aus Freiwilligen gebildete Cadres ständig unterhalten werden können, denen sich im Kriege der Vertheidigung das zahlreiche Aufgebot der Landwehren oder Milizen einreihen oder anreihen würde. Dann mindert sich zugleich der maßlos gesteigerte Staatsaufwand im Frieden, während gleichzeitig dem Ackerbau und der friedlichen Industrie unschätzbare Arbeitskräfte gewonnen werden. Dann fällt sogar die Möglichkeit leichtsinnig begonnener Offensivkriege weg, womit fort und fort der Ehrgeiz der Soldatenkaiser die Ruhe des Welttheils bedroht; und dann schließt sich endlich der seit mehr als 60 Jahren stets vergeblich beschworene „Abgrund der Revolutionen", weil man die Periode des Friedens und Wohlstandes, der Freiheit und Ordnung für die Völker Europas beginnt. Hiermit glauben wir unsere Bemerkung hinlänglich gerechtfertigt zu haben, daß auch Gervinus jeden seiner einsichtigen Leser in kurzem auf einige Punkte hingewiesen hat, womit in nächster Zukunft die Lösung oder Nichtlösung der politischen und socialen Wirren der Gegenwart im Zusammenhange steht.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Religion und Poesie.

1. Lazarus. Trost und Rath für Leidende. Sonettenkranz von H. Neumann. Neisse, Graveur. 1858. 16. 20 Ngr.
2. Alte Bergmannslieder. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau. 1858. 16. 18 Ngr.
3. Das Hohelied in der Bibel. Eine Sammlung von hebräischen Liebesliedern in deutsche Reime übersetzt und erläutert von Friedrich Albrecht. Ulm, Gebr. Nübling. 1858. 16. 18 Ngr.
4. Psalmen David's allgemeinen religiösen Inhalts. Metrisch übersetzt von C. Koller. Mit Parallelstellen aus dem Neuen Testamente. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1858. 8. 12 Ngr.
5. Gedichte von Luise und Wilhelmine Hensel zum Besten der Elisabethstiftung in Pankow. Herausgegeben von H. Klette. Berlin, Rauh. 1858. 16. 20 Ngr.
6. Lieder einer Verborgenen. Herausgegeben von Albert Knapp. Leipzig, Holtze. 1858. 8. 24 Ngr.
7. Vom Oelberge. Geistliche Dichtungen. Von J. P. Lange. Neue vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Brönner. 1858. 8. 27 Ngr.
8. Die Tochter Jephtha's. Ein biblisches Gedicht. (Buch der Richter, Kap. 10 und 11.) Von Eugenie Stillfried. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 1858. Gr. 16. 12 Ngr.

In einem frühern Artikel haben wir es als eine Hauptaufgabe der religiösen Dichtung bezeichnet, daß sie das ideale Moment der Religion erfasse und fürs Leben fruchtbar mache. Soll dies auf entsprechende Weise geschehen, so muß der Dichter individualisiren. Er muß einzelne Situationen und Züge aus dem individuellen Leben, Denken und Empfinden herausgreifen und an diesem die Idee, die den Gegenstand des Gedichts bildet, zur Anschauung bringen. Unter den Werken, die wir heute zu besprechen haben, ist es besonders eins, das sich durch die reichste Individualisirung in wahrhaft überraschender Weise auszeichnet. Wir haben es deshalb an die Spitze gestellt und schicken voraus, daß es zwar streng genommen nicht als eine religiöse Dichtung betrachtet werden kann, weil es hierzu an der völlig gesicherten Basis des Glaubens fehlt, daß wir aber im Hinblick auf das durch alle Zweifel hindurch immer wieder hervorleuchtende tief religiöse Gemüth des Dichters seine Herzensergüsse unter obiger Rubrik zur Besprechung zu bringen keinen Anstand nehmen mochten.

Des „Lazarus" Trost und Rath für Leidende von H. Neumann (Nr. 1) ist in Sonetten geschrieben. Einhundertachtundachtzig Sonette auf Ein Thema! Und man kann sie hintereinander durchlesen, vom ersten bis zum letzten, ohne zu ermüden, im Gegentheil, mit immer steigendem Interesse! Haben wir damit nicht ein Lob ausgesprochen, wie sich's kaum größer sagen läßt? Und doch ist's so. Wir empfehlen unsern Lesern auf das wärmste, den Versuch zu machen, und sie werden uns recht geben. Der Lazarus ist der Dichter selbst, unheilbar krank, jahrelang unter den peinlichsten Schmerzen zwischen Leben und Tod schwebend, wie Heine. Er versichert, daß er die bitterste Wahrheit „gesungen", wie man sage, obschon ihm das Singen längst vergangen sei. Wir kennen des Dichters Verhältnisse nicht, aber wir würden die Wahrheit seiner Dichtung auch ohne jene Versicherung vermuthet haben; so kann nur der schildern, der Selbsterlebtes und Selbstempfundenes schildert. Wie im äußern letzten Lebensschicksale erinnert der Dichter auch in Poesie und Stimmung vielfach an Heine, jedoch ganz ohne Nachahmung; er ist eine völlig unabhängige selbständige Natur, mag vielleicht Heine an Genialität nicht ganz erreichen, ist aber männlicher, inniger, reiner und vergißt auch unter der bittersten Ironie und den wildesten Ausbrüchen der Leidenschaft nie, was er sich und der Poesie schuldig ist. Es bedarf nach dem Gesagten kaum erst der Erwähnung, daß man in diesen Sonetten keine eintönigen Lamentationen zu befürchten hat; es sind Seelengemälde der ergreifendsten Art: sanft klagende und wild klagende, hypochondrische und lebensmuthige, Tod bangende und Tod wünschende, hoffende und verzweifelnde, ungläubige und gläubige, prometheisch murrende und kindlich ergebene überall Schwäche und Kraft, Schwanken und Widerspruch, und doch Ein Charakter, dessen Räthsel sich durch die Krankheit erklären. In diesen Sonetten ist Fülle und Bewegung, ein ewiges Kämpfen und Ringen, Sinken und Aufstehen, Siegen und Unterliegen; sie sind nicht rein lyrischer Natur, sie sind dramatisch belebt, denn der Dichter hat Weib und Kind und weiß die Situationen, die sich aus seinem Schicksal in Beziehung zu denselben ergeben, trefflich zu zeichnen. Er zieht dabei eine wunderbare Mannichfaltigkeit von Außendingen in seine Camera obscura, das Krankenzimmer, herein, und diese verlieren dadurch, daß sie sich in diesen dunkeln Räumen abspiegeln, nichts von ihrem Glanze. Daher gewähren die endlos wiederkehrenden Variationen über dasselbe Thema doch immer neuen Reiz. Shakspeare sagt in einem seiner Sonette:

Wie alt und neu die Sonn' ist alle Tage,
Spricht meine Lieb' aufs neu' die alte Sprache.

So hier des Dichters Lied. Hören wir ihn ſelbſt über die Frage, warum er ſich von dieſem Thema nicht losreißen konnte:

Woher, ſo fragt ihr, nahmſt du die Geduld
Zu dieſem trüben, immergleichen Treiben,
Vom Leide nur in einer Form zu ſchreiben,
Als büßeſt du ſchon hier der Sünden Schuld?

Ich ſtütz' das Haupt auf meinen Arm und Pult,
Die Stirne mir verächtiglich zu reiben,
Um nicht die Antwort ſchuldig euch zu bleiben.
Denn faſt klingt eure Frage wie Inſult.

Was hat Petrarca einſtens wol bewogen,
Sonette dichtend, von dem Scheitelbogen
Laura zu preiſen bis zur kleinen Zehe?

Das Gegentheil — den Haß — hab' ich geſogen
Aus meinem bleichen Bild, ſo oft ich's ſehe,
Und darum ſing' ich ſtets von meinem Wehe.

Zeigt ſich der Dichter hier von einer ſeiner ſchroffen Seiten, ſo müſſen wir ihm auch von der milden gerecht werden, und bei dieſer werden die Leſer gewiß gern länger mit uns verweilen als bei jener.

Wann ſchläfſt du, Gute? — Stets, bei Tag und Nacht,
So oft ich ſuche, find' ich deine Hand.
Ihr ſanfter Druck iſt mir zu wohl bekannt,
Und hat mich ruhig ſtets und froh gemacht.

So hältſt du unermüdlich Krankenwacht
Läßt nieder dich auf meines Lagers Rand,
Kühlſt leiſe ſtreichelnd meiner Stirne Brand,
Haſt neu den Lebensmuth mir angefacht.

Und ſtehſt du lauſchend über mich gebeugt,
Haſt mir zum Kuß den holden Mund gereicht,
Und ſchauſt mildlächelnd zu dem Kranken nieder;

Dann hebe ich des Geiſtes Schwingen wieder,
Balſam'ſche Würze ſtrömt durch meine Glieder,
Und ſieh, der Dämon vor dir, Engel, weicht.

Dann und wann miſcht ſich doch ein Jubelton unter die Klage, bei auftauchenden Geneſungsſchimmern oder bei dem Anblick der Seinen. Hier ein Sonett, vielleicht bei der Rückkehr von einer — erfolgloſen — Badereiſe geſchrieben:

Zu Haus! Zu Haus! Es wohnt in dieſem Worte
Ein wunderbarer, ein tief heil'ger Sinn.
O, keine Lippe ſpricht es kalt dahin,
Kein Herz ſchlägt ruhig, kehrt's zu dieſem Orte.

Zu Haus! Zu Haus! Sie ſchaute aus der Pforte,
Mein Weib, mein Alles, was ich ward und bin,
Mein Fleiſch und Blut, mein Hoffen, mein Gewinn,
Mein treuer Engel über Herd und Horte.

Ein „du! o du!" — Sie ſank an meine Bruſt,
Ich küßte ihr die Thränen von den Wangen,
Indeß die Kinder jauchzend uns umſprangen.

O! meine Kinder! — Süße Vaterluſt! —
Zu viel, zu viel, zu reicher Gottesſegen!
Ich kann nicht ſchreiben mehr vor Herzensſchlägen.

Der Gedanke an die Seinen drängt ihm das heiße Gebet um Erlöſung durch den Tod oft im Entſtehen ſchon wieder in das Herz zurück. Er weiß nicht, was er um ihretwillen wünſchen müſſe: leben oder ſterben? und entſcheidet die Frage bald auf die eine, bald auf die andere Weiſe:

O, weintest Du um mich die letzten Thränen
An meinem Grab und gingeſt dann von dannen;
Du würdeſt beten, würdeſt dich ermannen,
Erfreuen wieder in dem Reich des Schönen.

Ich mag dich nicht den Freuden all entwöhnen,
Die gütige Götter recht für dich erſannen,
Nicht in die dumpfe Krankenſtube bannen,
Wo du nur hörſt den Siechen troſtlos ſtöhnen.

An jedem Abend und an jedem Morgen
Seh' ich dein rothgeweintes Aug' voll Sorgen,
Und wünſche, daß dies Leid nur möge enden.

Ich fleh' zum Himmel mit erhobnen Händen,
Er möge endlich doch den Tod mir ſenden, —
Dein Leid — bei mir im Grabe wär's geborgen.

Haben wir den Dichter in ſolchen Stimmungen kennen gelernt, ſo vergeben wir ihm wol gern manches lobende und ſelbſt manches verdroſſene, ja ſogar harte Wort, und das um ſo mehr, weil es ſtets ein poetiſches iſt. Es berührt freilich empfindlich, wenn wir einem Weibe, das — gleichviel, ob Dichtung oder Wahrheit, wir wiſſen es nicht — durch eine Menge der ſinnigſten und zarteſten Züge liebender Hingebung unſere vollſte Zuneigung gewonnen hat, plötzlich den Vorwurf machen hören:

Doch als ſtets düſtrer wurde mein Gemüthe,
Sah ich verwelken meines Glückes Blüte, —
Zu hoch war ſolche Probe ihrer Liebe!

Wir verfolgen mit Spannung Sonett um Sonett, ſehen mit innerm Zorn die Vorwürfe härter und immer härter werden und athmen erſt wieder auf, wenn der Dichter dann doch noch ſein Unrecht eingeſteht:

So quäl' ich meine Lieb' ſtets ohne Schuld,
So auch verzeiht ſie, ohne mich zu ſtrafen.

Doch kommen noch Rückfälle, bis endlich das Schlußfazit gezogen wird:

Jetzt ſeh' ich, daß mein Ich mein Leiden war.

Der Dichter moraliſirt nie, er tritt dem Aeußerlichen der Religion ſelbſt noch für die Sterbeſtunde mit faſt verletzender Schroffheit entgegen, aber er hält der Seele einen Spiegel vor, in welchem ſie intereſſante und lehrreiche Studien machen kann. Die Form iſt vortrefflich.

Auch die „Alten Bergmannslieder" von Reinhold Köhler (Nr. 2) ſind keineswegs von blos religiöſem Inhalt, finden aber eine paſſende Stelle unter unſerer obigen Rubrik, weil ein frommer Ton gerade bei den dem Bergmannsſtande gewidmeten oder von ihm ausgehenden Liedern faſt überall durchklingt.

Aufrichtig, gottesfürchtig und fleißig dabei,
Dies ſind die bergmänniſchen Tugenden drei,

heißt es in einem ſolchen alten Liede; und in einem andern:

Ein Bergmann muß viel ausſtehen
wol in der Gruben tief;
in Klüften und in Gängen:
wie manchem Ungelück
muß er doch unterworfen ſein;
keine Stunde könnt' er leben
ohne Hülf des Herren ſein.

Das Bewußtſein der täglichen und ſtündlichen nahen Gefahr iſt bei dem Bergmann ſo ſtark, daß mehrmals in dieſen alten Liedern der Gedanke wiederkehrt, Frauen und Kinder jedesmal in dem Augenblick, wo der Vater und der Gatte in die Grube fährt, ſchon als Waiſen und Witwen zu betrachten:

Wenn ein Bergmann des Morgens früh aufſteht
und geht von ſeinem Weibe,
ſein Weib eine rechte Witwe iſt;

oder:

Wenn ihr nun thut einfahren
wol in die Gruben nein,
in Leib- und Lebensgefahren
thut ihr allezeit ſein,
darzu euer Weib und Kinderlein,
die thun auch gleichfalls ſtehen
wie Witwen und Waiſelein.

Das hieran ſich knüpfende lebendige und unmittelbare Gefühl ſteter Abhängigkeit von einer ſchützenden höhern Hand führt

von selbst zu religiösem Sinn. Das hindert aber den Bergmann nicht, das Leben froh und nach Befinden auch ziemlich leicht zu nehmen, wie's im „Lustig Berglied" steht:

Wer da will ein Bergmann sein,
muß Karäsche (Courage) haben,
er muß ohne Angst und Pein
in die Grube fahren
und hiegegen reich Metall
aus der Erde hauen.
Ist er nur frisch und gesund,
muß er Gott vertrauen.

Hat er gleich kein Kreuzer Geld,
darf er nicht verzagen,
er muß hier in dieser Welt
vergessen alle Plagen.
Wenn er in die Grube fährt,
bleibt die Sorg' auf Erden.
So gedenkt er allezeit:
es wird besser werden.

— — — — — — —

Wollen wir essen Fleisch und Brot,
Müssen wir es borgen;
will es auch bezahlet sein,
lassen wir Gott sorgen.
Unsre Kleider, Strümpf' und Schuh
sammt dem Grubenkittel,
und was sonst gehört dazu,
sind geborgte Mittel.

Fleisch und Brot das dienet zwar
den Menschen zu erhalten;
Taback brauchen wir ebenfalls,
Kaffee warmen und kalten.
Musik machen wir uns selbst,
spielen können wir alle;
mit den Jungfern tanzen wir,
und das recht mit Schalle.

— — — — — — — —

Drum so laßt uns lustig sein,
ihr Steiger und ihr Hauer!
Machen wir die Fässer leer,
wird das Bier nicht sauer.
Mag der Wirth wol unsre Zech'
an die Wände malen;
wenn uns Reichthum überfällt,
woll'n wir ihn bezahlen.

Interessant ist die öfter vorkommende bergmännische Symbolisirung. Da ist Christus ein „himmlischer Bergmann" oder „ein auserkorner Bergfürst", dem „der Sinn zu bauen stund". Nun heißt es weiter:

Der Durchschlag, den er machte,
Geschah zu Bethlehem;
den Gang er da nach trachte,
fuhr nach Jerusalem;
da schlug er ein im Tempel
und offenbart sich wol,
gab damit gut Exempel,
wie man recht schürfen soll.

Er haut „Straßen und Strecken" und findet bald „fein Geschiebe" und „edle Handsteine", bald „unartig Gestein" mit viel „festen Kämmen und Knauer"; wo „Stahl und Eisen" nicht verfangen, braucht er „ein feine Kunst mit Feuer und mit Schießen", fördert das tiefverborgene gute Erz heraus,

und thät's herrlich einführen
in seine Hütten gut
mit Freud' und Jubiliren
aus ritterlichem Muth.

Die letzte Strophe lautet dann:

Herr Christ, hilf, daß wir alle
gute Goldstufen sein,
und führ' uns bald mit Schalle
in deine Hütten ein!
Thu' uns mit Freuden bringen
ins schöne Paradeis,
so wollen wir dir singen
ewig Lob, Ehr' und Preis.

Die Sammlung ist eine Nachlese zu den Sammlungen von Mosch und Döring, von denen sie zwar auch Lieder mit aufgenommen hat, jedoch unter Beifügung von Varianten und Anmerkungen. Im übrigen ist sie theils aus mündlichen Quellen, namentlich den Mittheilungen der ilmenauer Bergleute und aus den Liederbüchern der letztern, theils aus seltenen alten Büchern, besonders dem wahrscheinlich zu Freiberg in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erschienenen „Bergliederbüchlein, Welches nicht allein mit schönen Berg-Reyhen, Sondern auch Andern lustigen, sowohl alt als neuen Weltlichen Gesängen, Allen lustigen und fröhlichen Hertzen, Zu Ergötzung des Gemüthes, versehen", sowie aus andern Volksliedersammlungen zusammengetragen. Ist auch in diesen alten Bergmannsliedern die Poesie nur sparsam vertreten, so enthalten sie doch vieles, was für den Bergmann, und manches, was auch allgemein, literargeschichtlich- oder historisch, interessant ist, und die Arbeit ist eine verdienstliche. Die beigegebenen Anmerkungen, theils sprachlich, theils technisch erklärend, sind dankenswerth. Zu den Versen:

Der Zwitter in dem Kübel,
Das Malwerk auf dem Rost,
Das bringt uns viele Freuden u. s. w.

— — — — — — — —

Die letzte Mordengrube,
Die soll ja sein mein Grab —

sagt der Herausgeber: „Ob das «Malwerk auf dem Rost» und «Die letzte Mordengrube» richtig sind, und was sie bedeuten, weiß ich nicht." Wir sind der Meinung, daß sich das Malwerk auf dem Rost wahrscheinlich auf den Amalgamirungsproceß bezieht, bei welchem das Erz ganz klein zerstoßen auf die Erzmühle gebracht und, wenn es dort zu Mehl vermahlen worden, zum Rösten an die Röstherde abgegeben wird; die letzte Mordengrube ist wol Anspielung auf Grubenbenennungen, wie z. B. die bekannte Alte Mordgrube bei Freiberg.

Das Hohelied gehört nach der Auffassung des Bearbeiters von Nr. 3, F. Albrecht, ebenfalls nicht zur religiösen Dichtung; wir stimmen ihm darin bei, glauben aber, daß es seinen Platz in derselben nicht eher verlieren wird, als bis eine Christengemeinde nach Joh. 10, 16. künftig einmal einen neuen Kanon aufstellt. Unter den vielen Bearbeitungen des Hohenliedes haben bereits mehrere in d. Bl. Besprechung gefunden. Bei Gelegenheit des Referats über „Sulamith" von O. F. Gruppe (vgl. Nr. 49 f. 1858) bemerkten wir, daß uns die Ansichten derjenigen, die das Gedicht für Fragmente eines Dramas halten, am meisten zusage; wir halten an dieser Meinung noch immer fest, ohne uns eine entscheidende Stimme anmaßen zu wollen, die wir wie billig den Orientalisten von Fach überlassen müssen. Die Auffassung, die der vorliegenden Bearbeitung zu Grunde liegt, ergibt sich aus dem Titel. Der Verfasser erblickt in dem Hohenliede eine Sammlung von etwa 20, theils bruchstückweise, theils vollständig erhaltenen hebräischen Dichtungen, welche, mit alleiniger Ausnahme eines Bruchstücks von einem Trink- oder Jägerliede, die Geschlechtsliebe zum Thema haben. Er gibt eine wörtliche Uebersetzung des vorhandenen Textes mit vorangesetzten und eingestreuten Versen, um die Situation in poetischer Weise aufzuklären. Uebersetzung und Einschaltungen zeugen von Talent und poetischer Begabung; nur sind hier und da die Interpolationen zu lang und zu willkürlich, wie z. B. im „Trinklied", das vier Zeilen biblischen

Text (2, 15) und 20 Zeilen Zuthat des bearbeitenden Dichters enthält.

Bei den weiter folgenden Werken bedarf es nicht erst einer besondern Legitimation, sie gehören unbestritten in unser heutiges Gebiet.

C. Kolluer bietet uns in seinen „Psalmen David's allgemein religiösen Inhalts" (Nr. 4) eine Auswahl von 31 derselben, und wir erfahren aus der Vorrede, daß in der Schweiz an competenter Stelle der Wunsch nach einer metrischen Bearbeitung der Psalmen, anstatt der Lobwasser'schen, rege geworden. Daß sich die Psalmen zur Umarbeitung ins geistliche Lied vortrefflich eignen, wird niemand bezweifeln. Nur ist die Aufgabe außerordentlich schwer; wenigstens dem ganzen großen Leserkreise gegenüber, der mit Ohr und Gemüth an den kühnen Schwung der Luther'schen Poesie gewöhnt ist. Es ist nicht allein die mächtige Größe, mit der der neue Bearbeiter in die Schranken tritt, an sich, die er zu überwinden hat, er findet vielmehr das geistige Gebiet, das er sich eröffnen will, bei der evangelisch-lutherischen Welt von jener Größe schon ganz entschieden eingenommen, denn die schönsten Stellen der Psalmen weiß jedermann auswendig. Soll die neue Form an dem so in der Seele fest gewordenen Eindruck nicht scheitern, so muß sie in Dithyramben ertönen, die mit den bereits eingebürgerten an Großartigkeit wetteifern können. In der Schweiz, für welche der Verfasser zunächst schrieb, wird ihn diese Schwierigkeit vielleicht weniger beeinträchtigen. Seine Uebersetzung ist einfach und klar, aber in der formellen Ausführung verschieden; oft sehr leicht und fließend, z. B. Ps. 139 und 145, oft an Härten, namentlich an störenden Inversionen leidend. Zur Vergleichung mit der Luther'schen Uebersetzung heben wir nur ein paar Verse heraus:

Ps. 103, 15. 16. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darübergehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr.

Gleicht doch dem Gras unser Leben,
Menschen den Blumen gleich blühn;
Kaum daß sich Winde erheben,
Sinken sie spurlos dahin.

Ps. 19, 1—3. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern.

Die Himmel verkünden des Ewigen Ruhm,
Das Weltall enthüllt seine Macht;
Laut rufet ein Tag es dem andern zu,
Und flüsternd die Nacht es der Nacht.

Hier vermißt man den Luther'schen Schwung; dagegen erreicht denselben in Kraft und Rhythmus die Gellert'sche freilich in sehr freier Uebertragung sich bewegende Hymne:

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere.
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort.

In der vorliegenden Uebersetzung schaden mitunter eingeschaltete Bei- und Nebenwörter, theils durch Beschränkung, wie das „flüsternd" in der angezogenen Strophe, theils durch eine Malerei, die zu sehr ins Breite geht, z. B. Ps. 23, 1. 2.:

Gott ist mein Hirt!
Kein Mangel wird
Mir trüben das Vertrauen.
Er lagert mich
So wonniglich
Auf zarten grünen Auen.

Zum frischen Quell
So spiegelhell
Wird seine Hand mich leiten u. s. w.

Wie ganz anders klingt Luther's: „Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser." Wenn in der Vorrede von einigen „nothgedrungenen Erweiterungen" gesprochen wird, so können wir die Berechtigung dazu in der durch die angeführten Beispiele erläuterten Weise nicht anerkennen; dagegen zollen wir der Accommodation des Verfassers, insofern er die an den herrlichsten Stellen der Psalmen oft so störenden Verwünschungen der Feinde und die Freudenbezeigungen an dem Unglück derselben weggelassen hat, unsern Beifall. Die mit vollem Text beigedruckten Parallelstellen aus dem Neuen Testament bilden eine schätzenswerthe Zugabe.

Die „Gedichte" (Nr. 5) von Luise und Wilhelmine Hensel, zum Besten der Elisabethstiftung von Pankow, einer Waisenanstalt für arme Kinder, der die Dichterinnen Leben und Thätigkeit gewidmet haben und für die sie nun auch auf diesem Wege noch fortwirken, sind Klänge voll stiller Wehmuth, durch Glauben verklärt, denen wir recht viele Sympathien gönnen. Nur wäre diesen Herzensergüssen bei aller Resignation etwas weniger Lebensmüde und etwas mehr Lebensfreudigkeit zu wünschen gewesen. Doch trifft dieser Vorwurf in minderm Grade die von Wilhelmine Hensel beigetragenen Gedichte, indem uns aus den letztern öfters, namentlich in den Abschnitten Kindheit und Jugend ein hellerer Ton entgegenklingt, wie z. B. aus dem Gedichte „An der See", das wir für das beste der Sammlung halten und hier folgen lassen:

Strahlendes Meer mit der wogenden Flut!
Grünende Ufer und fröhlicher Muth,
Blumen im Thal und Muscheln am Strand,
Friede des Himmels auf See und auf Land.

Wer mit Verständniß dies alles erschaut,
Dem ist die Brücke nach oben erbaut!
Auge des Herrn ist das endlose Meer,
Auge des Herrn strahlt von Thautropfen her.

Hört ihr der Wogen melodischen Klang?
Ernst und erhaben wie himmlischer Sang.
Menschenkind, juble durch Woge und Wind,
Gott hört so gerne sein dankbares Kind.

In den „Liedern einer Verborgenen" ist, wie Albert Knapp uns mittheilt, die Verborgene „eine liebe, bald einundsechzigjährige Frau und Familienmutter, äußerlich durch allerlei Kreuz, innerlich aber durch das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt zu einer Verkündigerin der Liebe Christi großgezogen": eine Charakteristik, die der Inhalt des Büchleins rechtfertigt. Der Herausgeber hat ihr diese Lieder „nach langen Bitten und Mahnungen abgerungen" und bietet uns in denselben eine Sammlung frommer, gläubiger Gedichte, die sich durch warmes Gefühl und steten innigen Hinblick auf das Heil durch den erlösenden Christus charakterisiren. Wir haben uns früher einmal in d. Bl. über die Passionssänger ex professo, welche das Wesen der Versöhnungslehre vor allen Dingen in Jesu Wundenblut, durchstochenem Herzen, durchgrabenen Händen und Füßen suchen und über dem Körperlichen das Geistige vergessen, ausgesprochen. Die Verborgene gehört nicht zu den Dichtern dieser Kategorie; allein eben deshalb, weil sie hoch über ihnen steht, müssen wir jeden Verstoß in dieser Beziehung doppelt rügen, und einen solchen finden wir in dem Gedicht: „Um Mitternacht. Zwischen den Bettchen der Kinder", in der Strophe:

Tritt herein mit deinem reichen Segen,
Du, der Mütter hört und Kinder liebt,
Die durchgrabne Hand auf sie zu legen,
Die uns jede Himmelsgabe gibt.

Hier haben wir eine Situation, die auf Christus, wie er in der Fülle seines Lebens und Wirkens vor uns steht, auf

Kalle, der Bursche, der Schlosser, der Bote, der Kutscher, der Kellner, der Schuhputzer, der Schornsteinfeger, der Schneider, der Schuster, der Bäcker, der Fleischer, der Gärtner, der Maurer, der Zimmermann, der Tischler, der Maler, der Barbier, der Friseur, der Bauer, der Müller, der Jäger, der Soldat, der Offizier, der Matrose, der Kapitän, der Steuermann, der Lotse, der Fischer, der Schiffer, der Bergmann, der Hirt, der Schäfer, der Kaufmann, der Verkäufer, der Bankier, der Wirt, der Gastwirt, der Koch, der Arzt, der Apotheker, der Lehrer, der Professor, der Student, der Schüler, der Pfarrer, der Priester, der Rabbiner, der Richter, der Advokat, der Notar, der Gerichtsdiener, der Gefangene, der Polizist, der Gendarm, der Schutzmann, der Wächter, der Nachtwächter, der Beamte, der Minister, der Präsident, der Gesandte, der Konsul, der Fürst, der Graf, der Baron, der Herzog, der Prinz, der Kaiser, der König, der Sultan, der Scharfrichter, der Henker, der Totengräber, der Leichenbestatter, der Sarg, der Tod, der Teufel, der Gespenst, der Geist, der Engel, der Himmel, der Gott, der Mensch, der Mann, der Vater, der Sohn, der Bruder, der Onkel, der Neffe, der Großvater, der Enkel, der Schwiegervater, der Schwiegersohn, der Stiefvater, der Stiefsohn, der Pate, der Taufpate, der Junggeselle, der Witwer, der Bräutigam, der Ehemann, der Gatte, der Liebhaber, der Geliebte, der Verlobte, der Freund, der Kamerad, der Gefährte, der Feind, der Gegner, der Fremde, der Gast, der Nachbar, der Bekannte bekannt, der Verwandte verwandt, der Name, der Vorname, der Familienname, der Spitzname, der Titel, der Doktor, der Professor, der Herr, der Gentleman, der Adel, der Adelige adelig, der Bürger bürgerlich, der Plebejer plebejisch, der Pöbel pöbelhaft, der Arbeiter, der Lohn, der Gehalt, der Streik, der Streikbrecher, der Sozialismus sozialistisch, der Kommunismus kommunistisch, der Anarchismus anarchistisch, der Nihilismus nihilistisch, der Liberalismus liberal, der Konservatismus konservativ, der Reaktionär reaktionär, der Fortschritt fortschrittlich, der Rückschritt rückschrittlich, der Demokrat demokratisch, der Republikaner republikanisch, der Monarchist monarchistisch, der Despotismus despotisch, der Absolutismus absolutistisch, der Parlamentarismus parlamentarisch, der Konstitutionalismus konstitutionell, der Föderalismus föderalistisch, der Zentralismus zentralistisch, der Partikularismus partikularistisch, der Chauvinismus chauvinistisch, der Militarismus militaristisch, der Pazifismus pazifistisch, der Antisemitismus antisemitisch, der Zionismus zionistisch, der Klerikalismus klerikal, der Antiklerikalismus antiklerikal, der Atheismus atheistisch, der Pantheismus pantheistisch, der Monismus monistisch, der Dualismus dualistisch, der Pluralismus pluralistisch, der Skeptizismus skeptisch, der Agnostizismus agnostisch, der Rationalismus rationalistisch, der Empirismus empirisch, der Idealismus idealistisch, der Realismus realistisch, der Materialismus materialistisch, der Positivismus positivistisch, der Pragmatismus pragmatisch, der Utilitarismus utilitarisch, der Eudämonismus eudämonistisch, der Hedonismus hedonistisch, der Pessimismus pessimistisch, der Optimismus optimistisch, der Mystizismus mystisch, der Okkultismus okkultistisch, der Spiritismus spiritistisch, der Theosophismus theosophisch, der Rosenkreuzertum rosenkreuzerisch, der Freimaurertum freimaurerisch, der Logenbruder, der Logenschwester, der Tempel, der Logenmeister, der Großmeister, der Großkophta, der Illuminat, der Illuminismus illuminatisch, der Templer, der Tempelherr, der Tempelritter, der Ritter, der Rittersmann, der Ritterschaft, der Ritterstand, der Ritterorden, der Ritterschlag, der Ritterspiel, der Ritterturnier, der Ritterroman, der Ritterdichtung, der Ritterlied, der Ritterepos, der Ritterballade, der Ritterromanze, der Ritterschwank, der Ritterkomödie, der Ritterdrama, der Ritterschauspiel, der Ritterlustspiel, der Ritterposse, der Ritterfarce, der Ritterparodie, der Ritterkarikatur, der Ritterpersiflage, der Ritterironie, der Rittersatire, der Ritterhumor, der Ritterwitz, der Ritterspott, der Ritterhohn, der Ritterspöttelei, der Ritterhöhnerei, der Ritterspötterei, der Ritterhöhnung, der Ritterspöttelung, der Ritterhöhnung, der Ritterspöttelung, der Ritterhöhnung, der Ritterspöttelung

jectiven Standpunkte aus im Abschnitt „Vollendung" die Vollziehung des Gelübdes als eine von Gott gewollte That auffaßt, so kommt sie mit sich selbst in Widerspruch. Hätte aber auch die Dichterin von den hier gerügten subjectiven Reflexionen abgesehen und die Handlung rein nach dem Lichte ihrer Zeit in die Erscheinung treten lassen, so war doch damit dem Mangel, der im Stoffe liegt, nicht abgeholfen. Jephtha's That ist nichts weiter als ein Rückfall in denselben Götzendienst, der im zehnten Kapitel (Vs. 6) des Buchs der Richter verworfen wird: „Aber die Kinder Israel thaten fürder übel vor dem Herrn und dienten Baalim und Astharoth und den Göttern zu Syrien und den Göttern zu Zidon." Denn diesen phönizischen Göttern, dem in eins verschmolzenen Baal-Moloch (Melkarth) und der Astarte (Astharoth), wurden bekanntlich zahlreiche Menschenopfer gebracht. Mag nun immer Jephtha diesen Götzendienst in den Jehovadienst herübernehmen, das Wesentliche der That bleibt ein und dasselbe. Dadurch, daß er das Gelübde unbedingt ablegte, also auch den begegnenden Menschen einschloß, war er der Schuld des beabsichtigten Götzendienstes verfallen. Mit der Vollziehung häufte er Schuld auf Schuld. Hiergegen läßt sich der von Jehovah verliehene Sieg nicht einhalten. Sobald Jephtha das Sündige seines Gelübdes erkannte — und das mußte er wie jeder echte Jehovahdiener seiner Zeit, schon wegen des Gegensatzes zwischen dem reinen Jehovahdienste, von dem Menschenopfer zu jeder Zeit ausgeschlossen gewesen sind, und dem verworfenen Molochsdienst, für den sie charakteristisch waren —, so mußte er den verliehenen Sieg für eine Prüfung betrachten: er war es dann, der die Schuld zu sühnen hatte; er mochte das thun, er mochte das Gelübde geistig lösen, Jehovah Leben für Tod bieten und ihm, wie jene Latiner, einen Weihefrühling darbringen, aber er durfte nicht Schuld auf Schuld häufen. Indem das Gelübde vollzogen wird, fällt Achsa nicht einer höhern Idee, sondern einer Thorheit zum Opfer, und somit ist ihr Schicksal kein tragisches im ästhetischen Sinne des Worts, und es fehlt das erhebende Moment, was uns beim physischen Untergange des Menschen allein poetisch zu versöhnen vermag. 18.

Dichterschulen in Frankreich und Deutschland.

1. Les poètes contemporains. Thalès Bernard et l'école Allemande. Par *Leon Rogier*, membre de l'union des poètes. Paris, C. Vanier, libraire de l'union des poètes. 1859. 1 Fr.

2. Teut. Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft herausgegeben von F. J. Kruger. Erster Jahrgang. 1859. Erstes Heft. Hamburg, Expedition des Teut. Gr. 8. 22½ Ngr.

Eine seltsame Erscheinung! Während sich in Deutschland eine Dichtergesellschaft gebildet hat, welche ein excluſiv-germanistische Richtung zu verfolgen und namentlich die Einflüsse Frankreichs zu bekämpfen gedenkt, hat sich in Frankreich selbst eine Dichterschule aufgethan, die sich ganz offen als eine „école allemande" bezeichnet. Selbst das bloße Factum, daß sich eine Schule jüngerer Poeten in Frankreich bilden konnte, weist auf deutschen Einfluß hin; denn Dichtergenossenschaften von der Gattung wie die Union des poètes, hat es vom Hainbunde an (der frühern Dichtergenossenschaften: des Blumenordens, des Schwanenordens, des Palmenordens, der Pegnitzschäfer u. s. w. nicht zu gedenken) bis zur Junggermanischen Gesellschaft herab nur in Deutschland gegeben. Hier haben sie auch fast immer die Tendenz gehabt, für die Reinigung der deutschen Sprache und die Stärkung des deutschen Nationalgefühls zu wirken, während umgekehrt die jüngere Dichtergeneration in Frankreich gegenwärtig das Bedürfniß fühlt, die etwas trockene Scholle der französischen Poesie mit der frischern Flut der deutschen und weiterhin der Volkspoesie überhaupt zu berieseln und zu erquicken. Darin kommen die Union des poètes und die Junggermanische Gesellschaft überein, daß jede ihr journalistisches Organ, jene das „Bulletin de l'Union", diese den „Teut", ja selbst jede ihre eigene Expedition hat; denn in der Rue de Buffault zu Paris wohnt C. Vanier, der Verleger der erstgenannten Schrift, der sich auf dem Titel ausdrücklich als Libraire de l'union des poètes bezeichnet, und in der Großen Rosenstraße zu Hamburg befindet sich die Expedition des „Teut". Das jedoch möchten wir als sicher annehmen, daß die pariser Union des poètes fester in sich geschlossen ist, über reichere pecuniäre Mittel verfügt und aus beiden Gründen längere Dauer verspricht. In Deutschland laufen, laut alter Erfahrung, solche Gesellschaften meist nur zusammen, um bei den ersten Windstößen auseinander zu fallen, theils weil sich meist ein einzelner in ungebührlicher Weise die Dictatur anzueignen sucht, theils weil es an dem richtigen ungezwungenen Gesellschaftstakt fehlt und die Verhandlungen zu pedantisch geführt werden, theils weil doctrinärer Eigensinn und Rechthaberei Unkraut unter den Weizen säen, theils endlich, und das ist die Hauptsache, weil die meisten in den Erwartungen, die sie von solchen Vereinen für die Befriedigung ihres Ehrgeizes hegen, sich sehr bald bitter getäuscht sehen. Ueberhaupt glaube man ja nicht, daß in unsern Tagen dem einzelnen durch die Mitgliedschaft an einer solchen Verbindung mehr Respect zuwachse, als er durch seine Leistungen sich zu erwerben im Stande ist. Früher gab es noch eine gewisse naive und poetische Gemüthlichkeit in Deutschland, seitdem diese aber unter den Einwirkungen der Zeit mehr und mehr verschwunden, ist, wie wir fürchten, auch das letzte Bindemittel für Dichtergenossenschaften dieser Art verloren gegangen.

Ueber die Union des poètes und deren Mitglieder spricht sich Rogier an mehreren Stellen seines oben angezeigten Schriftchens aus. Sie wurde von Robert Victor gegründet zu dem „ausnehmend christlichen Zweck, die Poesie zu moralisiren und den Anfängern Gelegenheit zu verschaffen, ihre Producte in die Oeffentlichkeit zu bringen". Größere Bedeutung erhielt diese Gesellschaft aber erst durch den Eintritt des auch bereits in d. Bl. öfter erwähnten Dichters Thalès Bernard, desselben, dessen literarisches Wirken die vorliegende Schrift charakterisirt. Dieser bewirkte auch den Hinzutritt folgender Mitglieder, meist aus der Provinz: Felix Bouquet, „l'un de plus parfaits connaisseurs des pays slaves, et traducteur de la meilleure comédie de Martinez de la Rosa"; Don Antonio Vinegras, „le poète de Cuba"; Fräulein Zoé Fleurentin, „auteur de gracieuses idylles où l'idée morale est toujours présentée sous une forme pittoresque"; Sebastian Rhéal, „l'intelligable commenteur de Dante"; Eugène Cressot, aus Dijon, „qui a écrit cette navrante élégie intitilée «La fileuse digne pendant de la «chûte des feuilles»"; Paul Richelhuber, „auquel on doit de bonnes imitations des poésies allemandes"; Chastan, aus Valréas, „poète également habile en français et en provençal et n'ayant aucun de préjugés ordinaires aux écrivains du Midi"; August Lestourgie, aus Argentat, „qui a chanté les joies du foyer dans un style émouvant"; E. Larivière, „un auteur qui s'est formé seul en se pénétrant de Burns et en regardant la nature"; D. Genour, aus Château-Renard und Alphonse Glacys aus Dünkirchen. Ueberhaupt scheint Thalès Bernard als Verehrer der Volksdichtung für die Poesie mehr von den Provinzen als von der Hauptstadt zu erwarten, weshalb er auch eine innige Verbindung herstellte mit dem Redacteur der „Revue littéraire", Adrien Pelatan in Lyon, von dem gesagt wird, er sei „un poète enthousiaste, un de ces hommes rares qui voient dans la poésie plus que la poésie". Als hervorragende Dichter werden an einer andern Stelle noch folgende genannt, die ebenfalls Mitglieder des Vereins zu sein scheinen: Louis Menard, der ein Buch geschrieben hat, welches reich ist an „délicieuses ballades allemandes" und dessen Philosophie, an der Hand er in den „abstractesten Mysticismus der alexandrinischen Schule eindringt", als „profonde et vertigineuse" gerühmt

Mr. Hall's Experiments and Observations on the Sea-Water, &c.

Mr. Hall's Experiments and Observations on the Sea-Water, and on the Means of procuring Fresh Water at Sea. In a Letter to Mr. Henry Baker, F. R. S.

SIR,

Read Dec. 15, 1763.

Having lately had occasion to make several experiments on sea-water, I thought it might be agreeable to the Royal Society to be informed of the result of them, and of the observations I made in the course of my trials. I shall therefore, in the following letter, give an account of the method I took to procure fresh water at sea, and of the quantity and quality of the water I obtained by it.

The method I made use of was that of distillation, which I performed in a large copper still, with a pewter head and worm, and a tub for the refrigeratory. The still contained about 30 gallons, and was set in a furnace, which was built for the purpose, and fitted with a proper grate and ash-pit. The fuel I used was coal, which I found to be the most convenient, as it required little attendance, and gave a steady heat.

The first trial I made was on the 19th of October, 1762, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The second trial I made was on the 20th of October, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The third trial I made was on the 21st of October, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fourth trial I made was on the 22nd of October, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fifth trial I made was on the 23rd of October, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The sixth trial I made was on the 24th of October, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The seventh trial I made was on the 25th of October, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The eighth trial I made was on the 26th of October, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The ninth trial I made was on the 27th of October, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The tenth trial I made was on the 28th of October, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The eleventh trial I made was on the 29th of October, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The twelfth trial I made was on the 30th of October, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The thirteenth trial I made was on the 31st of October, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fourteenth trial I made was on the 1st of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fifteenth trial I made was on the 2nd of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The sixteenth trial I made was on the 3rd of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The seventeenth trial I made was on the 4th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The eighteenth trial I made was on the 5th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The nineteenth trial I made was on the 6th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The twentieth trial I made was on the 7th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The twenty-first trial I made was on the 8th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The twenty-second trial I made was on the 9th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The twenty-third trial I made was on the 10th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The twenty-fourth trial I made was on the 11th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The twenty-fifth trial I made was on the 12th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The twenty-sixth trial I made was on the 13th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The twenty-seventh trial I made was on the 14th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The twenty-eighth trial I made was on the 15th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The twenty-ninth trial I made was on the 16th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The thirtieth trial I made was on the 17th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The thirty-first trial I made was on the 18th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The thirty-second trial I made was on the 19th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The thirty-third trial I made was on the 20th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The thirty-fourth trial I made was on the 21st of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The thirty-fifth trial I made was on the 22nd of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The thirty-sixth trial I made was on the 23rd of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The thirty-seventh trial I made was on the 24th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The thirty-eighth trial I made was on the 25th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The thirty-ninth trial I made was on the 26th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fortieth trial I made was on the 27th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The forty-first trial I made was on the 28th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The forty-second trial I made was on the 29th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The forty-third trial I made was on the 30th of November, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The forty-fourth trial I made was on the 1st of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The forty-fifth trial I made was on the 2nd of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The forty-sixth trial I made was on the 3rd of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The forty-seventh trial I made was on the 4th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The forty-eighth trial I made was on the 5th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The forty-ninth trial I made was on the 6th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fiftieth trial I made was on the 7th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fifty-first trial I made was on the 8th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fifty-second trial I made was on the 9th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fifty-third trial I made was on the 10th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fifty-fourth trial I made was on the 11th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fifty-fifth trial I made was on the 12th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fifty-sixth trial I made was on the 13th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fifty-seventh trial I made was on the 14th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fifty-eighth trial I made was on the 15th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The fifty-ninth trial I made was on the 16th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The sixtieth trial I made was on the 17th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The sixty-first trial I made was on the 18th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The sixty-second trial I made was on the 19th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The sixty-third trial I made was on the 20th of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The sixty-fourth trial I made was on the 21st of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of low water. The water was very clear, and had no smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, and had no empyreumatic taste or smell. I then put it into a cask, and kept it at sea for a month, and found it to be very good, and free from any bad taste or smell.

The sixty-fifth trial I made was on the 22nd of December, with about 20 gallons of sea-water, taken up in the river Thames, at Deptford, at the time of high water. The water was very thick and muddy, and had a strong smell of the mud. I began the fire about 8 o'clock in the morning, and continued it till 4 in the afternoon, when I had drawn off about 15 gallons of water. The water I found to be very fresh, and free from any taste of the sea-water, but had a strong empyreumatic taste and smell, which I imputed to the mud, and to the coal which I used in the furnace. I therefore poured it back into the still, and distilled it a second time, and found the empyreumatic taste and smell entirely gone. I then put it into a cask, and

qui, pourvu qu'on reste dans le cercle du dogme, a toujours permis aux penseurs les opinions les plus libres et les plus progressives". Eine ſolche Verbindung würde man freilich in Deutſchland für unmöglich halten. In einer ſpätern Phaſe habe der Dichter den Triumph des Geiſtes über die Natur gefeiert. Rogier bemerkt: „Die Hegelianer ſchlugen einen falſchen Weg ein, indem ſie behaupteten, man müſſe die Materie oder wenigſtens die Eroberungen der Induſtrie verherrlichen, als ob wiſſenſchaftliche Nomenclaturen und die barbariſchen Kunſtausdrücke der Phyſik und Chemie jemals in Verſen verwendet werden könnten. Thalès Bernard hat dieſen Irrthum in der «Revue espagnole» vom 5. April 1858 zurückgewieſen, und er ſelbſt hat in der «Hymne hégelien» gezeigt, welche Rolle die neuere Poeſie zu übernehmen hat und an welchen Punkten ſie ſich mit der Wiſſenſchaft in Verbindung ſetzen könne." Den Menſchen im Kampfe mit der Natur darſtellen „ce serait l'objet d'une poésie titanique qui ferait le pendant des hymnes adressés aux metaphysiciens, dont l'audace cherche à s'emparer du monde intellectuel". Mehrfach klagt der Verfaſſer darüber, daß die Kritik in Frankreich überall Spuren der „décadence" und der „décrépitude" erblicken wolle, zwar für unlautere Producte habe man wol Lob, aber aus Eiferſucht ignorire man Schriftſteller von keuſcher und ernſter Geſinnung oder der Haß gegen ſie verrathe ſich in „déclamations stériles". Ein andermal wendet er ſich gegen Byron, deſſen Werke, „sans mission moralisatrice", zwar Enthuſiasmus erregen, aber die menſchliche Seele doch nur verſchlechtern könnten; die Poeſie müſſe wieder ein Höheres anerkennen und ein Prieſterthum, ein Apoſtolat werden, „qui marque le front du poète d'une auréole lumineuse". Der Verfaſſer verheißt nun in den weitern Bändchen ſeiner „Poètes contemporains" der Reihe nach alle jene „großen Geiſter" zu ſchildern, „qui conservent à la France le rang intellectuel qu'elle n'a jamais perdu". Gelegentlich werden auch die Urtheile angeführt, welche deutſche Blätter, z. B. die „Schleſiſche Zeitung", die „Jahreszeiten" und die „Blätter für literariſche Unterhaltung" (die der Verfaſſer ſo freundlich iſt, „le journal littéraire le plus célèbre de toute l'Allemagne" zu nennen) über Thalès Bernard gefällt haben.

Ueber die Junggermaniſche Geſellſchaft, als deren Chef und Begründer der Gelehrte und Journaliſt Fr. J. Kruger anzuſehen iſt, haben wir abſichtlich bisher kein Urtheil abgegeben, weil wir erſt in Geduld abwarten wollten, welche Früchte ſie bringen werde. Nun aber liegt uns die erſte literariſche Frucht ihres Geſammtwirkens in Geſtalt des Jahrbuchs „Teut" vor, und zwar deſſen erſtes Heft, das in einem kritiſchen Blatte doch nicht unerwähnt bleiben darf. Die Tendenz des Vereins, ſo weit ſie namentlich durch Kruger ſelbſt vertreten wird, iſt ja auch eine an ſich ganz löbliche. Der Verein bezweckt, ſoviel an ihm liegt, die deutſche Literatur und namentlich den deutſchen nationalen Sinn zu fördern und ein literariſches Deutſchland zu ſchaffen, welches nichts von religiöſer Feindſchaft und Stammeshaß weiß und ſich vor jeder Ueberſchätzung des Auslandes und namentlich des Franzoſenthums fern hält. Die Junggermanen haben es als ihre Aufgabe betrachtet, „einen jeden Deutſchen als ihren Bruder anzuerkennen, der ſich ſelbſt als Deutſcher fühlt und ſchätzt". Indeß haben wir nicht umhin gekonnt, ſchon zu Anfang unſers Aufſatzes darauf hinzuweiſen, daß ſolche Vereine in unſerm lieben Vaterlande meiſt den Todeskeim ſchon bei der Geburt in ſich tragen. Vereine, die auf einem wiſſenſchaftlich praktiſchen Intereſſe beruhen, können allerdings auch in Deutſchland auf längern Beſtand rechnen, aber ganz anders verhält es ſich mit Vereinen, die ein ſpecifiſch literariſches oder vorzugsweiſe gar poetiſches Intereſſe verfolgen, ſelbſt wenn ſie dabei die nationale Fahne aushängen. Bisher ſcheint der Verein in der That nur ſolche Mitglieder zu zählen, welche ſich auch auf dem Felde der Poeſie verſucht haben, woraus hervorzugehen ſcheint, daß wir es hier nicht mit einem eigentlichen Vaterlandsvereine, ſondern mit einer bloßen Dichtergenoſſenſchaft zu thun haben, die nebenbei verſpricht, in deutſchem und namentlich nicht-Heine'ſchem Sinne zu dichten. Dabei ſcheint man ſich bei der Aufnahme nur auf ſolche Dichter zu beſchränken, welche wirklich noch in jungen Jahren ſtehen; wir vermuthen dies wenigſtens, denn leider iſt den Namen der Junggermanen im vorliegenden Jahrbuch das Taufzeugniß nicht beigedruckt. Die religiöſen und Stammesunterſchiede ſollen abgeſchafft ſein, aber da man einmal in Deutſchland aus dem Particularismus nicht herauskann, will man wenigſtens, wie es ſcheint, den Gegenſatz zwiſchen der Jugend und dem Alter feſthalten. Wir fragen: wie alt darf höchſtens ein Dichter ſein, wenn er Mitglied des Vereins werden will, und wie alt darf er als Junggermane im äußerſten Falle werden? Muß er vielleicht austreten, wenn ſich auf ſeinem Scheitel die erſten grauen Haare zeigen? Ueber alles dies erhalten wir keinen Aufſchluß, wiſſen auch nicht, ob an ältere Dichter Einladungen ergangen und von dieſen nur ignorirt worden ſind; wir wiſſen nur, daß das Häuflein der Junggermanen aus Dichtern beſteht, von denen ſelbſt die namhaftern erſt in den letztern Jahren in der Literatur aufgetaucht ſind, und daß die lyriſchen Erzeugniſſe der andern den Eindruck großer Jugendlichkeit machen. Hüte man ſich ja, daß ein Verein, der eine allgemein deutſche Tendenz und Bedeutung beanſprucht, nicht den Verdacht auf ſich lade, eine bloße Coterie zu ſein; er würde dann kläglich enden und für den Spott nicht zu ſorgen brauchen! Ein Anlaß zum Hader innerhalb des Vereins ſelbſt liegt ſodann namentlich in der entſchiedenen Oppoſitionsſtellung Kruger's gegen Heine und Börne. Wir ſelbſt haben, bei aller gebührenden Hochachtung für Heine's Genialität, die verderblichen Folgen des übertriebenen Heine-Cultus, wie er längere Zeit im Schwange war, wiederholt hervorgehoben; aber in dem Programm eines Vereins iſt dieſe Parteinahme gegen eine gewiſſe Perſönlichkeit und ihre literariſche Richtung doch beſſer zu vermeiden. Daher beantragte auch der „Junggermane" Höppl auf der mainzer Verſammlung die Weglaſſung des Heine und Börne betreffenden Paſſus, worauf W. Grothe aus Berlin bemerkte: Heine ſei einer der erſten geweſen, welche die deutſche Poeſie in einen moraliſchen Sumpf hineinführten, weshalb ſeine Richtung von der Junggermaniſchen Schule entſchieden verlaſſen werden müſſe, und Kruger ſich im Betreff Börne's dahin äußerte, Börne habe ſich mit Vorliebe einen Franzoſen genannt und in Paris ſeien es gerade die „Börne'ſchen Phraſenmacher", welche die deutſche Nationalität den Fremden gegenüber mit Schmuz bedeckten. Dann hat Börne eine Doppelnatur gehabt; denn in ſeiner franzöſiſchen Zeitſchrift hat er in wahrhaft glänzender Weiſe die eigenthümlichen Vorzüge des deutſchen Geiſtes vertheidigt, und über die Herrlichkeit der deutſchen Sprache hat kaum jemand ſo beredt geſchrieben als Börne. Wer wollte übrigens leugnen, daß Deutſchland genug Erſcheinungen bietet, welche gerade mehr fauſtiſchen Geiſtern, von Lichtenberg an bis auf Börne, von ſelbſt zu Gegenſtänden der Satire und des Aergers werden?

Was den Inhalt des vorliegenden Jahrbuchs betrifft, ſo enthält daſſelbe zuvörderſt einen Bericht über die erſte junggermaniſche Verſammlung in Mainz, an der ſich außer Kruger noch die „Junggermanen" Karl Siebel, Chriſtian Höppl, Auguſt Peters, Hugo Delbermann, Wilhelm Grothe und „noch einige andere" betheiligten. Daß es „die Menge bringen muß", kann alſo von dieſer Verſammlung ſchwerlich gelten. Der Herausgeber ſelbſt ſteuerte außer dieſem Bericht fernere Aufſätze über die Reinigung und Fortbildung der deutſchen Sprache und über die Zukunft der deutſchen Verskunſt, eine ſehr ſcharfe Polemik gegen Julius Fröbel und eine Anzahl Bücherrecenſionen bei, unter letztern eine Anzeige des „Zauberers von Rom", eines Werks „das den Namen des bekannteſten der lebenden deutſchen Dichter an der Stirn trägt". Kruger iſt offenbar ein vaterländiſch geſinnter Mann, ein Mann von Talent, Geiſt und Kenntniſſen der mit Energie ſeine Ziele verfolgt, ſich aber auch häufig in Sonderbarkeiten und grillenhaften Neuerungen gefällt. Dahin gehören ſeine ſprachlichen Reinigungsvorſchläge. Für Magnet nimmt er z. B. höchſt willkürlich durch Zuſammenziehung di

Wurzel Mat an, und leitet davon ab: „matisch" (magnetisch), „Natung" (Magnetismus), „bematen" (magnetisiren), „maten oder anmaten" (magnetisch anziehen); für „elektrischer Funke", „Elektricität", „elektrisch", „elektrisiren", „elektrischer Telegraph", „elektro-telegraphische Depesche (Telegramm)" und „Elektrisirmaschine" schlägt er vor: „Glitz", „Glitzung", „glitzig", „beglitzen", „Glitzer" oder „Glitzbote", „Glitzbericht", „Glitzgeräthe" oder „Glitzmache"; von der griechischen Wurzel „plast" bildet er „Plaster" (bildender Künstler), „Freiplaste" oder „Vollplaste" (Statue), „Halb- oder Wandplaste" (Relief), „Hochplaste" (Hautrelief), „Tiefplaste" (Basrelief), „Vorplaste" (Modell) u. s. w.; von der Wurzel „nak" bildet er „Walter" (Staatsminister), „Schatzwalter" (Finanzminister), „Waltung" (Ministerium), „Waltungserlaß" (Ministerialreskript), „Walte" (Portefeuille); für „Kritik" sage man „Vruf", z. B. „Vruf der Urtheilskraft", für Nervensystem sage man „Genirv" (wie „Gebirg" von „Berg"), für Meteorologie sage man „Wetterik" u. s. w. In dem Aufsatz über die Verskunst, in welchem er Platen vorwirft, die Gesetze des griechischen Versbaues auf die deutsche Sprache übertragen und das Quantitätsgesetz über das Betonungsgesetz gestellt zu haben, hat er ein neues Gesetz, das „Hemmungsgesetz" aufgestellt, indem er zugleich die übeln Folgen aufzählt, die aus der bisherigen Unkenntniß dieses von ihm erfundenen Gesetzes hervorgegangen seien. Die Beiträge von Julius Otto: „Nürnbergs Blütezeit", und von Wilhelm Grothe: „Die Schlacht von Tannenberg", nennen wir blos, und auch die „Junggermanische Blütenlese", Gedichte von M. Beilhack, Heinrich Dippel, Wilhelm Grothe, Christian Höppl, dem Herausgeber u. s. w. enthaltend, wollen wir hier nicht unserer Kritik oder unserm „Vruf" unterziehen, weil uns dies zu weit führen würde. Kleinere Mittheilungen und junggermanische Correspondenzen aus Hamburg, Wien, München und Neuyork bilden den Schluß dieses Hefts. Interessant war uns namentlich die münchener Mittheilung (wahrscheinlich von dem „Junggermanen" Beilhack) über die dort bestehenden Dichterkreise, in denen sich ein Bild deutscher Zersplitterung im Kleinen darstellt. Da gibt es erstlich, außer den einzelnen fechtenden Guerillas wie Trautmann, Steub, Beilhack u. s. w., die „alte Garde der Zwanglosen", sodann die Reste des „Vereins für deutsche Dichtkunst", der, im Jahre 1848 „nach großen Dimensionen" angelegt, damals alle producirenden Kräfte umfaßte, jetzt aber bis auf wenige Veteranen zusammengeschmolzen ist, endlich die „Krokodile", mit Geibel an der Spitze, um den sich Lingg, Melchior Meyr, Heyse, Bodenstedt, Löhr, Dahn, Grosse u. s. w., alle mein Neumünchener gruppiren. Sie versammeln sich wöchentlich in einem Kaffeehause, lesen einander ihre Gedichte vor und nennen sich „Krokodile" nach einem Gedichte Lingg's. **H. M.**

Burcard Waldis.

Leben und Schriften des Burcard Waldis. Von Georg Buchenau. Marburg, Elwert. 1858. 4. 12 Ngr.

Die mit dem 16. Jahrhundert lebhaft fortschreitende Umwandelung der Anschauungen und bürgerlichen Zustände brachte auch in die persönlichen Verhältnisse der einzelnen eine solche Verworrenheit, daß wol mancher, der in friedfertiger Nachgiebigkeit dem Sturm auszuweichen suchte, eine Reihe abenteuerlich wechselnder Schicksale erlebte; wie viel mehr mußte dies Männern wie Burcard Waldis begegnen, die bei ihrem energischen Sinne den reformatorischen Kämpfen nicht müßig zusahen, die nicht resignirend verkümmerten, wenn sie aus ihrer Bahn gedrängt wurden, sondern den Muth haben, ihr Leben mehrmals gleichsam von neuem zu beginnen, bis sie eine ihren innern Neigungen entsprechende Stellung erlangten. Der Ausspruch eines griechischen Weisen, daß niemand ein tüchtiger Dichter sein kann, der nicht auch ein tüchtiger Mensch ist, bewährt sich bei unserm alten Fabeldichter insofern, als er den Ruhm hinterlassen, daß dieselbe frische und wackere Denkart, welche seine Dichtungen so anziehend macht, ihm selbst persönlich eigen gewesen; denn in jedem Lebensverhältnisse erscheint er als derselbe verständige, biedere und thätige Mann, dessen Rath und Beistand auch seine Mitbürger gern in Anspruch nahmen.

Burcard Waldis theilte eine lange Zeit mit Boner, welcher eigentlich die äsopische Fabel zuerst in unsere Dichtung einführte, das Schicksal, daß seine Lebensumstände fast gänzlich unbekannt waren. Die wenigen Notizen, welche Jördens vor 50 Jahren zusammenstellte, konnte auch noch Gervinus (1838, III, 47) nur durch unbedeutende Zusätze ergänzen. In den letzten Jahren haben jedoch besonders hessische Gelehrte mit Eifer den Erlebnissen ihres Landsmanns nachgespürt. In der neulich erschienenen Abhandlung von Buchenau in Marburg ist nun das, was bereits von andern aufgefunden war, einer Revision unterworfen und außerdem sind viele neue Momente beigebracht, zu deren Ermittelung Fleiß, Scharfsinn und Glück einander die Hand reichten. Manches ist berichtigt, bloße Vermuthungen sind zu bestimmten Thatsachen geworden und mit der Sicherstellung der Einzelheiten hat sich auch ein Zusammenhang zwischen denselben eingefunden, wiewol allerdings noch immer wichtige Umstände dunkel bleiben.

Burcard Waldis wurde zu Allendorf an der Werra um 1480 geboren, wo seine angesehene und begüterte Familie seit langer Zeit ansässig war. Für den geistlichen Stand bestimmt, genoß er eine gelehrte Bildung. Ungefähr 20 Jahre alt, machte er eine Wallfahrt nach Rom, wo er über den päpstlichen Hof eben solche überraschende Aufschlüsse erhielt wie Luther. Was muß in dem Geiste eines Jünglings vorgegangen sein, welcher, wenn die Vermuthung nicht trügt, nun eine Wanderung unternahm, die ihn von Unteritalien nach Lissabon und von da nach Riga führte. Die Nachrichten über seine Jugend sind indessen ebenso unzuverlässig wie dürftig, und jetzt erst folgt in seiner Lebensgeschichte eine beglaubigte Thatsache. Waldis, der zu Riga im geistlichen Stande ausgezeichnete Fähigkeiten an den Tag gelegt haben muß, wurde nämlich 1523 von dem Erzbischof Kaspar von Linden, als sich die Bürgerschaft mit stürmischem Eifer der Reformation hingab, nebst zwei andern Mönchen zu einer Gesandtschaft an den Kaiser erwählt. Auf dieser Reise stand Waldis auch in Nürnberg vor dem Cardinal Campeggio, aber nicht, wie Gervinus annahm, als strasburger Bürger und Abgeordneter. Bei ihrer Rückkehr wurde Waldis nebst einem seiner Begleiter von den aufgebrachten Bürgern eingekerkert, der zweite war entflohen. Waldis hatte indessen von dem Zustande der katholischen Kirche nicht so viel Gutes wahrgenommen, daß er hätte Lust haben sollen, ein Märtyrer derselben zu werden. Er trat nach einigen Wochen, die ihm allerdings unter schweren Kämpfen mit sich selbst vergingen, zu der evangelischen Lehre über und man gab ihm die Freiheit. Nun ließ er sich in Riga als Zinngießer nieder. Dieses nöthigt fast zu der Annahme, daß er in seiner Jugend eine Zeit lang das Gewerbe erlernt hatte. Von Riga aus unternahm er dann weite Handelsreisen nach Lübeck, Amsterdam, Worms, Mainz, Breslau u. s. w. Hier darf man wol fragen, wie es möglich war, daß ein unbemittelter Mann zu einem so umfangreichen Geschäftsbetriebe gelangte, und hat nicht überhaupt ein so ausgedehnter Handel mit Zinnwaaren etwas Befremdendes? Räthselhafter ist jedoch folgendes Ereigniß. Waldis selbst erzählt, daß er drittehalb Jahre im schweren Gefängniß und im Rachen des Todes gelegen, bis endlich, als jedermann an seiner Rettung verzagte, seine beiden Brüder, die sich ihm zu Liebe von Weibern und Kindern trennten und über 200 Meilen zu Wasser und zu Lande in die Ferne reisten, ihn mit eigener großer Gefahr los und ledig machten. Was hatte Waldis verbrochen, weshalb wurde er in der peinlichen Untersuchung sogar „mit scharfer Tortur angegriffen"; an welchem Orte, in welchem Lande erlitt er diese Haft? Hierüber ist es bisher nicht möglich gewesen etwas zu ermitteln. Auch Buchenau hat sich mit dem Nachweise begnügen müssen, daß alles, was man zur Aufklärung dieses Ereignisses ersonnen, unhaltbar sei. Um

1540 verließ Waldis Riga und zog nach Heſſen in ſeine Heimat. Er verlebte hier einige Jahre in ſtiller Muße, jedoch ohne ſich gänzlich den öffentlichen Angelegenheiten zu entziehen. Wie er als Zinngießer zu Riga in einem Kampfdrama für die evangeliſche Kirche gefochten, ſo richtete er jetzt nach der Sitte der Zeit einige ſatiriſche Gedichte gegen die katholiſche Partei, namentlich gegen Heinrich von Braunſchweig, den beſondern Gegner Philipp's von Heſſen. Dies empfahl ihn ſeinem Landesherrn und er erhielt 1544 die reiche Pfarre zu Abterode in der Nähe von Allendorf. Einige Jahre vorher hatte er ſich mit einer Pfarrerwitwe verheirathet. Jetzt arbeitete er die zum Theil ſchon früher begonnenen Werke aus, welche ihn hauptſächlich bekannt gemacht haben: den Aeſopus und den Pſalter. Ferner wurde von ihm der „Theuerdank" umgedichtet und die Satire: „Regnum papisticum" von Thomas Naogeorg überſetzt. So war er bis gegen ſein achtzigſtes Jahr hin unermüdlich thätig, aber nicht nur als Schriftſteller, ſondern auch als Geiſtlicher. Man wird von vornherein überzeugt ſein, daß ein Mann, welcher ſeinen Brüdern ſo theuer war, daß ſie ihm jenen ungewöhnlichen Liebesdienſt erwieſen, in ſeiner Gemeinde ebenfalls als Menſchenfreund gewaltet und ihre Anhänglichkeit beſeſſen hat. Dafür fehlt es aber auch nicht an einem beſtimmten Zeugniß. Waldis' Nachfolger zu Abterode wurde ſein Schwiegerſohn. Dieſen hatte ſich die Gemeinde erbeten und in dem Geſuche, welches uns erhalten iſt, wird dem nunmehr in Schwachheit dahinſinkenden alten Pfarrherrn das ſchöne Lob ertheilt, daß er mit großem Ernſt, Fleiß und Eifer Gottes Wort gelehrt, in allen Dingen ſeines Amts treu gewartet; daher wünſche die Gemeinde um dieſer Wohlthaten willen ſich ihm durch die Empfehlung ſeines Schwiegerſohns gefällig und dankbar zu erzeigen. Der Tod des Greiſes erfolgte 1556.

So beſäße denn unſere Literaturgeſchichte auch das Leben von Waldis. Freilich kann man nicht den Wunſch unterdrücken, die Nachrichten möchten vollſtändiger und zuverläſſiger ſein. Die eigenthümliche Beſchaffenheit der Quellen brachte es mit ſich, daß wichtige Umſtände im Dunkel bleiben, während Unwichtiges zur Kenntniß der Nachwelt gelangt. So fehlt das Nähere über jene merkwürdige Gefangenſchaft, aber man erfährt dafür, in welchem Hauſe zu Riga Waldis als Zinngießer gewohnt hat. Manche Nachrichten verdienten eine beſſere Bürgſchaft. Wie merkwürdig ſind Waldis weite kaufmänniſche Reiſen! Dafür, daß ſie wirklich ſtattgefunden, gibt es keinen andern Beweis, als daß er in ſeinen Gedichten mit kurzen Worten ſagt, er habe das, was er erzählt, in Lübeck, Mainz u. ſ. w. erlebt oder gehört. Waldis liebt es, ſeine Erzählungen zu lokaliſiren, ohne dabei die poetiſche Erdichtung zu vermeiden. Liſſabon z. B. war damals für den Nordländer das Ende der Erde, man ſcheint dahin alles Seltſame verlegt zu haben und Waldis ſelbſt läßt den lügenhaften Knaben, welchen Junker Hans einſt mit auf Reiſen nahm, Liſſabon als den Ort nennen, wo er den Hund von der Größe eines Pferdes geſehen. Nun ſpricht Waldis in einem andern Gedicht davon, daß man Menſchen als Sklaven verkaufe und auch zu Liſſabon, „wie er's daſelbſt geſehen habe". Auf Grund dieſer einen Zeile läßt ihn Buchenau die Reiſe dahin machen, und zwar von Rom aus durch die Pyrenäiſche Halbinſel, weil es nicht wahrſcheinlich ſei, daß ihn ſeine kaufmänniſchen Geſchäfte ſo weit nach dem Süden geführt haben ſollten (S. 19), und auf Grund derſelben Zeile zählt er ſpäter (S. 17) doch Liſſabon zu den Handelsplätzen, die Waldis mit ſeinen Zinnwaaren beſucht habe. Niemand wird an der Thatſache zweifeln, aber niemand wird ſich auch des Wunſches erwehren, daß die Nachricht von einem ſo bedeutenden Unternehmen eine breitere Baſis zum Beweiſe haben möchte, als dieſe eine eingeſchaltete Reimzeile. Die poetiſchen Licenzen ſind bei Waldis nicht ſelten. So ſoll ſich die Begebenheit mit Johann, dem muntern Seifenſieder, welche doch nach ihrem Urſprunge nichts anderes als eine altgriechiſche Anekdote iſt, in Lübeck ereignet haben. Ein andermal erzählt Waldis: ein gewaltiger Sturm habe bei Gothland ein Schiff in große Gefahr gebracht; alles ſei verzagt geweſen, da man den Tod vor Augen ſah; ein junger Geſelle habe jedoch fröhlich ſein Kandel getrunken und dem Schiffsherrn, der ſich darüber verwunderte, geantwortet: er werde nicht ertrinken, denn er ſei zum Hängen geboren, wie er ſich denn auch all ſein Tag von der Dieberei ernährt. Wer möchte Bedenken tragen, dieſe Geſchichte für eine Fiction zu dem vermuthlich uralten deutſchen Sprichworte zu erklären. Waldis will aber ſelbſt bei dieſem an ſich höchſt unwahrſcheinlichen Vorfalle auf dem Schiffe zugegen geweſen ſein. Das Gedicht beginnt mit den Worten:

Einsmals, da ich zu Lübeck war,
Gedacht nach Riga mit meiner Waar
Zur Seewärts auf einem Schiff zu fahrn
Auf daß ich möcht damit erſparn
Zu Land den langen böſen Weg.
Der mich oft gemacht hat faul und träg u. ſ. w.

Welch ein misliher Widerſpruch liegt darin, daß das erzählte Reiſeabenteuer wahrſcheinlich erdichtet iſt, der Eingang zu der Erzählung jedoch als einer der ſtärkſten Belege für Waldis' weite Reiſen gelten ſoll.

Dieſes alles ſei nun nicht geſagt, um die mit ſo viel Fleiß und Liebe geſchaffene Lebensgeſchichte des Dichters mit Zweifeln anzugreifen; es ſoll nur auf die Schwierigkeit der Aufgabe hingewieſen werden, die hier zu löſen iſt, und man wird von Herzen wünſchen, daß die Auffindung beſſerer Quellen die eifrigen und glücklichen Bemühungen der Forſcher noch mehr belohnen möge. Der zweite Abſchnitt enthält ein genaues Verzeichniß der Schriften von Waldis mit den vollſtändigen Titeln und den Vorreden.

Karl Leo Choloius.

Notizen.

Ein Franzoſe über die Univerſität Heidelberg.

Wir haben ſchon in Nr. 6 d. Bl. f. 1858 einer Heidelberger Correſpondenz der „Revue germanique" von dem Franzoſen Seinguerlet gedacht, wollen aber noch mit einigen Worten hier auf ſie zurückkommen. Seinguerlet ſpricht von dem plötzlichen Zurückgehen der Studentenzahl von 721 auf 631, bemerkt, daß dieſer Verluſt ſich unter den Facultäten ſehr ungleich vertheile und faſt ganz die Rechtswiſſenſchaft und (mit Fauſt's Worten) „leider auch Theologie" betreffe und ſtellt dann die Meinungen über die Gründe dieſer Abnahme zuſammen. Einige ſeien nämlich der Anſicht, dieſe Abnahme ſei die Folge der von den Regierungen, namentlich von der preußiſchen, ausgegangenen Warnungen vor dem Zudrang zu den Rechtsſtudien, da der Candidaten zu viele ſeien, um ſie nach Wunſch anzuſtellen und zu befördern. Dieſe Warnung ſei aber nicht ohne ſelbſtſüchtige Motive; man wolle nämlich in der zu großen Zahl hoffnungsloſer Aſpiranten eine der Urſachen der revolutionären Bewegung von 1848 erblicken und beabſichtige, die jungen Leute zu nöthigen, ſich dem kaufmänniſchen Berufe zuzuwenden. (!) Andere leiteten dieſe Abnahme von dem in Heidelberg ſo fühlbaren Mangel an äſthetiſchen und philoſophiſchen Vorleſungen ab, und wenn die Frequenz der Univerſität Jena faſt in demſelben Grade zugenommen, wie die der Univerſität Heidelberg abgenommen habe, ſo ſei dies dem Umſtande zuzuſchreiben, daß dieſe Studien in Jena gegenwärtig viel mehr gepflegt würden. Zur Ergänzung dieſer Mittheilungen dient vielleicht eine in derſelben Lieferung enthaltene Correſpondenz aus Jena, wonach von Heidelberg aus dem Profeſſor Kuno Fiſcher die verlockendſten Anerbietungen gemacht worden ſeien; dieſer habe aber erklärt, Jena für jetzt noch treu bleiben zu wollen, und man ſchmeichle ſich, daß, wenn er, inſofern er wirklich ſpäter Jena verlaſſen ſollte, wenigſtens nicht nach Heidelberg zurückkehren werde. Intereſſant ſind in der Seinguerlet'ſchen Correſpondenz namentlich die Mittheilungen über die verſtorbenen Gelehrten Eduard Röth und Ludwig Knapp, welcher letztere bekanntlich die Ideen der materialiſtiſchen Schule auf die Jurisprudenz anzuwenden ſuchte. Seinguerlet berichtet, unter wel-

den harten Entbehrungen Röth seine umfassenden Studien gemacht, und fährt dann fort: „Niemals gab es einen entschiedenern Gegensatz als zwischen Röth und Knapp; zwischen beiden lag ein Abgrund. Wenn der eine der treue Repräsentant der alten Sitten, der klösterlichen Gewohnheiten der Wissenschaft, ein philosophischer Einsiedler war, der in seiner Specialität wie in einer thebaischen Wüste hauste, so pflückte der andere im Gegentheil, als ein Mann von Geist und Weltbildung und etwas flüchtig in seinen geistigen Beschäftigungen, von allen Zweigen Blüten und Früchte; er gehörte — wenn auch mehr durch seine Lebensweise als durch seine Ideen — der durch das Junge Deutschland eröffneten Richtung an. Sohn eines hessen-darmstädtischen Ministers hatte freilich Knapp nicht wie Röth nöthig, sich ihm durch Armuth aufgelegte harte Lehrlingszeit überwinden zu müssen" u. s. w. Röth's Leben und Streben veranlaßt den Franzosen zu der Bemerkung: „Gestehen wir es offen, wie es eine der schönen Seiten des deutschen Charakters ist, daß der Deutsche, nachdem er einmal in den Künsten oder Wissenschaften seine Wahl getroffen, seinen «Beruf», wie er ihn nennt, mit überlegtem ernsthaften Enthusiasmus festhält und alle ihm dadurch auferlegten schweren Pflichten mit einer fast religiösen Glut erfüllt." Es soll übrigens unter Röth's nachgelassenen Papieren eine Uebersetzung der 37 ersten Kapitel des ägyptischen Buchs der Todten nebst Commentaren aufgefunden worden sein, und wie man Seinguerlet mittheilte, werde das Werk bald veröffentlicht werden.

Shakspeare französisch.

Da Shakspeare in Deutschland von größerm Einfluß und in weitern Kreisen eingebürgert, ja man darf wol mit Recht sagen, nationaler ist als mancher namhafte deutsche Dichter, so wollen wir nicht verfehlen, alle Shakspeare-Freunde darauf aufmerksam zu machen, daß eine vollständige französische Uebersetzung der Werke Shakspeare's („Oeuvres completes de W. Shakspeare") nebst Commentaren, historischen Noten u. s. w. in Erscheinen begriffen ist, und zwar aus der Feder François Victor Hugo's, eines Sohnes des berühmten Victor Hugo. Der erste Band, „Les deux Hamlet" enthaltend, befindet sich bereits in der Oeffentlichkeit. Im „Bulletin bibliographique" der „Revue des deux mondes" vom 1. Februar lesen wir darüber folgende Notiz: „Diese durch den Namen des Autors sich so lebhaft empfehlende neue Uebersetzung hat das Verdienst, alle Bilder und alle Ausdrücke des Shakspeare-Textes genau wiederzugeben. Ergänzungen, kritische Erörterungen und Noten mögen dazu bei, um diese Uebersetzung als ein gänzlich neues, gewissermaßen als ein Originalwerk erscheinen zu lassen. Der erste Band enthält die beiden «Hamlet», nämlich denjenigen, den wir schon kennen und der zuerst im Jahre 1604 gedruckt wurde, und den viel kürzern, ziemlich bemerkenswerthe Verschiedenheiten mit dem frühern bietenden, dessen einziges Exemplar erst im Jahre 1825 entdeckt wurde. Der Vergleich dieser zwei Ausgaben eines und desselben Werks gewährt dramatische Belehrung in mehr als einer Hinsicht; aber außer der so schätzbaren Treue, welche uns endlich den wahren Shakspeare mit all seinen Erhabenheiten*) und Kühnheiten gibt, finden wir hier über «Hamlet», dieses glänzende und unvergängliche Meisterwerk der romantischen Dramatik, eine sehr beachtenswerthe und genaue Studie, in welcher das Drama sorgfältig und unter neuen Gesichtspunkten analysirt und erklärt ist. So leitet dieser erste Band die Reihe derjenigen, die ihm folgen sollen, auf die glänzendste Weise ein." Die gesammte Uebersetzung soll, 15 Bände stark, binnen drei Jahren vollendet sein. **H. M.**

*) „Grandeurs". Warum können wir nicht „Großheiten" sagen, oder vielmehr, warum sagen wir es nicht?

Bibliographie.

Lopez, D. V. F., Die Braut des Ketzers oder die Inquisition zu Lima. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Seubert. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Lubojatzky, F., Das goldene Buch vom Vaterlande oder Sachsen, sonst und jetzt nebst Entstehung und Schicksale seiner Städte und Ortschaften. Ein Buch für Leser aller Stände des sächsischen Volkes. 1ste und 2te Lieferung. Löbau, Walde. Gr. 4. à 3 Ngr.

Melville, W., Der Dolmetscher. Eine Erzählung aus dem letzten Kriege. Aus dem Englischen übertragen von W. E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Mezger, G. C., Ueber den Werth der höheren allgemeinen Bildung. Rede. Augsburg, Rieger. 1858. 4. 6 Ngr.

Pirazzi, E., Fünf Zeitgedichte. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 6 Ngr.

Poe, E. A., Erstaunliche Geschichten und unheimliche Begebenheiten. Stuttgart, Scheible. 16. 14 Ngr.

Roffhack, C., Daniel in der Löwengrube. Ein Lebensbild aus den Zeiten des Exils in fünf Betrachtungen. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 7½ Ngr.

Romberg, Die Gottesleugnung und die Beweise für das Dasein Gottes. Vorlesung am 14. December 1858 gehalten in Danzig. Danzig, Homann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schuller, J. C., Herodes. Ein deutsches Weihnachtsspiel aus Siebenbürgen. Mit einleitenden Bemerkungen über Festbräuche der Sachsen in Siebenbürgen. Sylvestergabe für Gönner und Freunde. Hermannstadt, Steinhaussen. Gr. 8. 6 Ngr.

Sobolewski, E., Das Geheimniß der neuesten Schule der Musik. Leipzig, Wiedemann. 8. 7½ Ngr.

Holsteinische Stände-Zeitung. Jahrgang 1859. Nr. 1. Itzehoe. 4. 3 Thlr.

Strack, J., Beitrag zur Geschichte des Winterfeldzuges in Ungarn von 1848 und 1849. Nach authentischen Quellen zusammengestellt. Wien. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Tornwaldt, Savonarola zu Florenz, Reformator vor der Reformation. Eine historische Vorlesung gehalten zum Besten des Evangelischen Johannes-Stiftes in Danzig den 23. November 1858. Danzig. Gr. 8. 4 Ngr.

Wiegand, W., Einleitung in Plato's Gottesstaat für Freunde der Akademie. Worms. Gr. 4. 7½ Ngr.

Wiegen-Lieder, Ammen-Reime und Kinderstuben-Scherze in plattdeutscher Mundart. Bremen, Kühtmann u. Comp. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Zünfte Ehre und Vortheil. Ein Neujahrsgruß an das deutsche Handwerk für 1859. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Actengemäßer Abdruck der Voten des Hrn. Prof. Lic. Plitt in Heidelberg, in Betreff des neuen Kirchenbuchs auf der Generalsynode vom Jahre 1855. Darmstadt, Zernin. 1858. Gr. 8. 1 Ngr.

Beitzke, H., An meine Wähler des Anclamer, Demminer, Ueckermünder und Usedomer Wahlkreises. Anclam, Dietze. Gr. 8. 2 Ngr.

Schütz, F., Eine Stimme aus der evangelisch-protestantischen Gemeinde zur Beleuchtung des Kirchenbuchstreites. Allen Protestanten vorgelegt. Mannheim, Löffler. 8. 3½ Ngr.

Warum wir von der gnädigst gestatteten Freiheit, das sogenannte Minimum des neuen Kirchenbuchs nicht — wenigstens nicht in allen seinen Theilen — einführen zu müssen, von Gewissens wegen Gebrauch machen wollen. Von Mitgliedern der evangelischen Gemeinde zu Heidelberg. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des **dreißigsten Heftes** (Bogen 21—24 des dritten Bandes):

Canon, canonisches Recht, s. Kirchenrecht. — Canton, s. Reichsritterschaft und Eidgenossenschaft. — Canzleisässigkeit, s. Gerichtsstände, privilegirte. — Capet, s. Frankreich. — **Capital.** Von E. Pickford. — **Capitalansammlung und Ersatz für vernichtetes Capital.** Von K. Mathy. — Capitalsteuer, s. Einkommen- und Capitalsteuer. — Capitularien, s. Deutsche Gesetze. — **Capitulation.** Von Welcker. — Carbonari und Calderari, s. Geheime Gesellschaften. — Cardinal, Cardinalscollegium, s. Curie (römische). — Carmer (Joh. Heinr. Kasimir, Graf von), s. Preußisches Landrecht. — **Carnaval.** Von J. Weitzel. — Carnot (Lazare, Graf), s. Französische Revolution. — **Carolina.** Von Welcker. — Cassationshof, s. Organisation der Gerichte. — **Castlereagh** (Robert Stewart, Viscount). Von Rotteck. — **Caucus und Nationalconvention.** Von F. Kapp. — **Cautelen,** Cautelarjurisprudenz. Von Welcker. — **Cautionen im Strafverfahren.** Von L. Trieſt. — **Censur als Sittengericht in alter und neuer Zeit.** Von Welcker.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Fünfter Theil. 8. Geh. 24 Ngr.

(Der erste bis vierte Theil haben gleichen Preis.)

Die Fortsetzung von Sternberg's Memoiren, die vielfaches Aufsehen erregt haben. In der höchst pikanten und zugleich graziösen Weise, die Sternberg wie wenigen eigen, bietet derselbe dem Leser, an seine eigenen Lebensschicksale während der letzten 25 Jahre anknüpfend, Schilderungen der Gegenwart sowie Porträts der in derselben wirkenden interessanten Persönlichkeiten. Von Dresden ausgehend, führt er nach Manheim, Stuttgart, Weimar und über Rußland nach Berlin, mit dessen Zuständen vor und nach 1848 er sich ausführlich beschäftigt, dann nach Wien und Dresden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lichtstrahlen aus W. von Humboldt's Briefen

an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von **Elisa Maier.** Vierte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Erscheinen einer vierten Auflage dieser Schrift binnen wenigen Jahren spricht am besten für ihren Werth.

In demselben Verlage erschienen:

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Octav. Sechste Auflage. — Ausgabe in Großoctav. Fünfte Auflage. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

Dieses Werk ist so berühmt und schon so weit verbreitet, daß es keiner besondern Empfehlung mehr bedarf.

Im Verlage des Oesterreichischen Lloyd in Triest erschien soeben:

Lloyd's Illustrirte Reisebibliothek.

Fünfter Band:

Reisehandbuch für Griechenland

mit Einschluß Thessaliens, Albaniens, des Archipels und der Jonischen Republik.

Von

Dr. **Moritz Busch.**

Mit 12 Ansichten, 1 Reisekarte und 1 Plan von Athen. In Calico geb. Preis 3 Fl. oder 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue orthopädische Behandlungsweise

veralteter spontaner Luxationen im Hüftgelenke

Erfunden und mit Erfolg durchgeführt von

Dr. Johannes Wildberger.

Mit drei Tafeln Abbildungen. 4. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der auf dem Felde der praktischen Orthopädie lange und rühmlichst bekannte Verfasser legt hier die Resultate mehrjähriger Erfahrungen und Beobachtungen zur Würdigung und Prüfung vor. Die demselben eigenthümliche Behandlungsweise und die von ihm angewendeten Apparate werden in dieser Abhandlung auf das genaueste beschrieben. Eine Anzahl Krankengeschichten ist beigegeben und zeugt für den günstigen Erfolg; die angeführten Abbildungen veranschaulichen die Apparate und deren Anwendung. Ausser für Sachverständige ist das Werk namentlich auch für die Angehörigen von Leidenden dieser Kategorie von Wichtigkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

uns höchst wahrscheinlich gerade jetzt in derjenigen Episode befinden, worin die Mittel vorbereitet werden, um nach nochmaliger Beseitigung der Militärherrschaft auch ihre Wiederkehr dauernd unmöglich zu machen. Solche Betrachtungen drängen sich bei der Durchlesung des dritten Bandes wol jedem auf, der einigermaßen zwischen den Zeilen zu lesen weiß und verständig genug ist, um nicht blos die nächste Spanne Zeit zum Maßstabe für die Bedeutung weltgeschichtlicher Ereignisse machen zu wollen.

Die Geschichte des Unabhängigkeitskampfes im spanischen Amerika bis 1820, welche die erste und größere Hälfte des dritten Bandes umfaßt, verdient eine besondere Beachtung nicht blos durch ihren reichen Inhalt, sondern auch durch die Form der Darstellung. Die Werke des Verfassers dienen nicht dem Zwecke leichter und bequemer Unterhaltung; sein Stil dringt nicht mit unmittelbarer Wärme und Einfachheit auf den Leser ein, um ihn fortzureißen oder auch nur zum ernsten Nachdenken anzuregen und zu nöthigen; sondern es werden vielmehr Leser vorausgesetzt, die des Selbstdenkens schon gewöhnt und einer weitern Belehrung noch zugänglich sind. Die oft durch mehrere Seiten ohne Absatz fortlaufende Redeweise — obgleich die wichtigsten Daten in besondere Randbemerkungen gewiesen sind und den Zusammenhang nicht unterbrechen — hat so lange etwas Ermüdendes, bis man erst dem gedankenreichen und gediegenen Inhalte ein lebhafteres stoffliches Interesse abgewonnen hat. Allein was die höhere Form der Geschichtschreibung anlangt — die zeitlich und räumlich zweckmäßige Gliederung eines Materials von solcher Fülle und Mannichfaltigkeit, daß sich andere an dessen Bewältigung in so gedrängter Fassung kaum gewagt haben würden —, so hat Gervinus darin Ausgezeichnetes geleistet. Er schildert und kennzeichnet zunächst den historischen Boden, aus dem sich die Ereignisse seit 1808 entwickelten: eine dünne Bevölkerung, über ungeheure Strecken zerstreut; verbindungslose Provinzen; wenige und weit auseinander liegende Städte; die verschiedenartigsten Stämme und Rassen, in Unwissenheit gehalten durch ihre Beherrscher wie durch die Macht einer üppigen tropischen Natur; seit Jahrhunderten fast ununterbrochene Ruhe, die höchstens für kurze Frist und auf beschränktem Raume gestört wurde. So war die Treue und Unterwürfigkeit der Bewohner sowol ihnen selbst als auch im Mutterlande zu einem Glaubensartikel geworden, und besonders bei der schwachen „Bevölkerung der innern Lande dauerte die Vorstellung von der Weltmacht Spaniens fort, wie damals, als eine Hand voll Abenteurer binnen 50 Jahren diese massigen Staaten gegründet hatte". Von Buenos-Ayres bis Lima und Quito genügten herkömmlich 2000 Soldaten zur Erhaltung der Ordnung, und bei einer gegen den Vicekönig gerichteten Bewegung in Mexico (1624) fanden sich keine Truppen und keine Waffen. In Chile gab es noch bei dem Ausbruche der Revolution keine Waffenfabrik und keinen Waffenschmied. Auch war es nicht der Druck einer thätigen Tyrannei, der zum gewaltsamen Gegenstoße aufreizte. Aber die Bewohner der Pflanzlande fühlten es doch endlich, daß sie am Boden hinzukriechen verdammt bleiben sollten; und die von den europäischen Stürmen geschüttelte Frucht war endlich reif genug geworden, um vom Mutterstamme abzufallen und aus sich selbst heraus die Keime einer neuen Welt zu entfalten.

Wie in der Beurtheilung aller neuern Revolutionen, so stehen sich im Urtheil über die Erhebung der Hispano-Amerikaner zwei geradezu entgegengesetzte Meinungen einander gegenüber. Die einen erklären die Losreißung der Colonien für den Abfall einer unreifen Frucht und für das willkürliche Gemächte des unruhigen Ehrgeizes einiger wenigen. Den andern ist sie eine That der Nothwendigkeit und der allzu lange verzögerten Gerechtigkeit. Wenn nirgends sonst — sagen die Spanier und Gegner der Unabhängigkeit —, so habe doch im spanischen Amerika die Kirche und Geistlichkeit auf seiten der Freiheit und Menschlichkeit gestanden; und zugleich die Religion und das Gesetz habe zu aller Zeit das Los der Neger gemildert, ihren Freikauf und Selbstverkauf gestattet und erleichtert, ihre Freilassung empfohlen und gefördert. Auch die Rechte der indianischen Bevölkerung seien durch besondere Gesetze und eine eigene Regierung — der Rath von Indien — geschützt worden. Andererseits wurden schwere Anklagen über die Ungerechtigkeit und Tyrannei der spanischen Herrschaft erhoben. Jede dieser beiden Ansichten bezeichnet der Verfasser zugleich als richtig und unrichtig; denn bei der Beurtheilung der dortigen Zustände müsse man den schon von Anfang an vorhandenen Zwiespalt in den Triebfedern der herrschenden Bevölkerung ins Auge fassen, sowie die gegeneinander und epochenweise nacheinander wirkenden Kräfte und Strebungen. Dadurch seien Zustände sehr gemischter Natur entstanden, „wechselnd anarchische und idyllische, militärischer Druck und theokratische Milde, humane Gesetzgebung und barbarische Praxis, zweckmäßige Einrichtungen zur Hebung einer augenblicklichen Noth, die aber, über die Zeit der Noth fortdauernd, durch Misbrauch zu Fluch und Unheil wurden". Diese seine eigene Ansicht rechtfertigt der Verfasser durch einen historischen Rückblick auf die drei Perioden der spanischen Herrschaft, von denen jede nahebei ein Jahrhundert umfaßt.

Im 16. Jahrhundert, in der Zeit der von den Conquistadoren und ihren nächsten Nachfolgern begonnenen und fortgesetzten Militärherrschaft, finden wir die Gewalt der großen militärischen Lehnsträger auf der einen, sowie Sklaverei auf der andern Seite. Diese despotische Regierung nährte den gegenseitigen Haß der Kasten und arbeitete namentlich, durch Begünstigung der Majorate, der Bildung eines freien Bauernstandes systematisch entgegen. Für ihre in der Politik so oft befolgte Maxime: „Theile und herrsche", lag freilich ein besonderer Anlaß darin, daß noch 50 Jahre nach der Eroberung die Zahl der eingewanderten Spanier nicht mehr als 15000 war. Am besten meinte es noch der Militärdespotismus mit den Indianern, die sich ihm am fügsamsten unterwarfen.

Dieser Säbelherrschaft arbeitete schon frühe die Geistlichkeit entgegen, indem sie ihren eigenen Einfluß an die

und Buenos-Ayres bildete sich durch Nachwanderung eine Mittelklasse, welche gegen das früher durch die Umstände noch einigermaßen entschuldigte monopolistische Ausbeutungssystem des Mutterlandes den heimlichen Krieg der eigenen materiellen Interessen zu führen begann. Die Beschränkungen des Verkehrs wurden besonders bitter empfunden seit dem Erbfolgekrieg und seit der Erhebung der Bourbonen auf den spanischen Thron. Seitdem bildete sich immer mehr der Schleichhandel aus, den auch Gervinus die „große Schule aller List und Gewaltthätigkeit" nennt. In der That sind der Handelszwang und der ebenso widernatürliche Militärzwang die beiden Schulen, worin noch bis zur Stunde die Regierungen das Volk zum Ungehorsam gegen sie selbst, zur Umgehung, zur Verachtung und zum Hasse der Gesetze und aller Gesetzlichkeit erziehen lassen. Der mehr noch versteckte als offene Widerstand der Pflanzlande gegen die aussaugende Politik dessen Mutterlandes, brachte indessen diese letztere in den stets unheilvollen Zustand des Schwankens. So wurde 1748 eine Zeit lang ganz freier Handel nach allen spanischen Häfen gewährt, dann wieder Beschränkung des Verkehrs angeordnet, endlich unter Karl III. von 1778—88 noch einmal Handelsfreiheit für die Spanier gestattet, wodurch der spanische Handel von 148½ auf 1104½ Millionen Realen gesteigert wurde. Aber die Forderungen der Colonisten wurden mit solchen vereinzelten Zugeständnissen, deren Gewährung man bald wieder bereute, immer ungestümer. Die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit wurden vermehrt durch das Herüberwirken der nordamerikanischen Ereignisse, und unmittelbar erschütternd hatte die Austreibung der vom niedern Volke noch immer abergläubisch verehrten Jesuiten gewirkt, wie sie nach Pombal's Beispiel auch von Karl III. im Jahre 1767 aus dem tiefsten Geheimniß heraus beschlossen und sofort vollzogen wurde. Es entstanden Unruhen in Venezuela und Neugranada, wo eine aus allen Freien von 15—45 Jahren gebildete und von creolischen Offizieren befehligte Miliz zur Vorschule für den spätern Befreiungskrieg wurde. Durch die brüske Verjagung der Jesuiten hatte aber zugleich die blinde Anhänglichkeit des übrigen Klerus an das Mutterland abgenommen. Um so mehr verbreitete sich der Skepticismus bei einem Theile der städtischen Bevölkerung, und an die Stelle der jesuitischen Missionen traten die der Encyklopädisten. Ihrerseits trugen die gereizten Jesuiten ihr Möglichstes zur weitern Erweckung eines revolutionären Geistes bei; sie erklärten sich sogar bereit, den ketzerischen Engländern zu einem Angriffe auf Mexico ihren Beistand zu leihen. Zu alledem kam die unüberlegte Politik Karl's III., der die Unabhängigkeit Nordamerikas unterstützte und dadurch auch den Unabhängigkeitstrieb der Hispano-Amerikaner nährte; der aber gleichwol nicht Selbstüberwindung genug hatte, um dem noch 1783 ertheilten Rathe des Grafen Aranda zu folgen, wonach der König nur die Inseln behalten, aber Mexico, Peru und Costafirma an drei Infanten seines Hauses überlassen sollte. Ein Zeichen vom Dasein revolutionärer Elemente war der zwar schnell verlodernde, aber für einen weiten Kreis vorbereitete Aufstand des 1781 in Peru hingerichteten Tupac Amaru.

Als man unter Karl IV. die erregten Geister wieder zu bannen suchte, war es zu spät. Die schamlose Bevorzugung der Spanier vor den Eingeborenen und der Handel mit Stellen und Orden, wie er besonders von den Creaturen Godoi's getrieben wurde, schärfte noch die Erbitterung gegen die verhaßten „Gothen". Schon zur Zeit der ersten französischen Revolution knüpfte F. Miranda aus Carracas zum Zwecke einer schon planmäßig betriebenen Herstellung der Unabhängigkeit erst mit England, dann mit Frankreich (1792) und abermals mit England an. Aber sein 1806 mit ärmlicher Ausrüstung von Neuyork aus auf die Costafirma unternommener Versuch mißglückte; während auch das nur augenblicklich gelungene Unternehmen der Engländer gegen Buenos-Ayres durch Liniers vereitelt wurde. Der spanische Aufstand von 1808 hatte England von einem Gegner in einen Bundesgenossen der spanischen Nation verwandelt, er hatte zugleich die Pflanzlande mehr auf sich selbst gewiesen, und zur Selbstregierung fast genöthigt. Die nächste Folge war, daß da und dort die örtliche Unzufriedenheit gegen besondere Behörden und Persönlichkeiten zur Aeußerung kam. Die ersten gewaltthätigen Ausbrüche der Revolution, die 1809 und 1810 in Oberperu und in Quito statthatten, wurden jedoch mit so leichter Mühe niedergeschlagen, daß nun gerade diese Gebiete bis zum Jahre 1822 völlig ruhig blieben. Wo sonst noch neugebildete, patriotische Junten an die Spitze traten, wie in Carracas und Buenos-Ayres, handelten sie doch im Namen Ferdinand's VII. Ueberhaupt dachte man vorerst mit sehr geringen Ausnahmen so wenig an eine völlige Losreißung vom Mutterlande, daß man noch im Jahre 1809 eine Summe von 280 Millionen Realen, die zur Hälfte aus freiwilligen Beiträgen bestand, nach Spanien abgehen ließ. Inzwischen hatte die Centraljunta von Cadiz beschlossen, daß aus jedem der amerikanischen Reiche und Capitanien nur ein Abgeordneter in diese Junta sitzen solle, und daß die Colonien im ganzen nur 26 Abgeordnete in den Cortes, also auf beiläufig jede Million nur einen haben sollten, während in Spanien schon auf je 50000 Einwohner ein Deputirter gewählt wurde. Noch mehr böses Blut machte es, daß die kaum erst gewährte Handelsfreiheit alsbald wieder aufgehoben wurde. Unter diesen Umständen hatte die Bewegung zur politischen Selbständigkeit ihren Fortgang, ging jedoch in den meisten Provinzen vorerst ohne Blutvergießen und ohne Eigenthumsverletzung von statten, indem sie sich auf einige maßgebenden Städte und den gebildetern Theil ihrer Bevölkerung beschränkte. Ein Zeichen aber, daß die Gährung endlich auch die erst gleichgültig zuschauende Masse erfaßt hatte, war 1810—11 in Mexico der Aufstand der ländlichen und indianischen Bevölkerung, unter der Führung Hidalgo's, eines Pfarrers in der Nähe von Guanaruato. Hidalgo selbst wurde zwar mit Mühe überwunden, aber das Signal zum blutigsten Bürgerkriege war damit den untern Klassen der Bevölkerung gegeben. Seitdem finden wir, daß der in gerader Linie auf die

völlige Abschüttelung des spanischen Jochs hindrängende Volksinstinct zu wiederholten malen jene diplomatischen Vermittelungsversuche durchkreuzte, bei denen es auf irgendeine Halbheit abgesehen war; daß ebendadurch die Bewegung mitunter selbst gegen den Willen der ostensiblen Führer ihrem Ziele entgegengeführt wurde.

Die Jahre 1811 — 16 sind die Periode der „Ausbreitung und des Verfalls der Revolution". Auf die Nachricht, daß sich auch im Mutterlande die Nation zur Selbstregierung ermannt habe und auf die Kunde von der Annahme der Cortesverfassung von 1812 breiteten sich in den Pflanzlanden die Ideen der Unabhängigkeit und Selbständigkeit über weitere Kreise aus. Aber schon vor dieser Annahme wurde der in Mexico begonnene Bürgerkrieg erneuert und fortgesetzt; abermals unter der Führung eines Pfarrers, Morelos, eines Freundes von Hidalgo. Ueberhaupt läßt sich bemerken, wie auch in Südamerika ein Theil der niedern und dem Volke nahestehenden Geistlichkeit im eigentlichen Volkskriege eine besonders hervorragende Rolle spielte und meist den Anstoß zur Erhebung gab; wie sodann die Leitung der Geschäfte im Stadium der Verhandlungen an die Rechtsgelehrten überging; bis endlich, unter dem Einflusse kriegerischer Ereignisse und drohender Gefahren, die Soldaten den Juristen die Leitung der Revolution aus der Hand nahmen. Der Bürgerkrieg unter der Führung von Morelos bot manche merkwürdige Erscheinung dar, wie denn besonders die Vertheidigung der später davon genannten Ciudad-Morelos (früher Cuautla-Amilpas) der Vertheidigung von Saragossa und Gerona an die Seite zu setzen ist. Im Jahre 1813 mußte der Vicekönig 84000 Mann Truppen und Milizen aufbieten, um den Insurgenten in Mexico überall die Spitze zu bieten. Da aber noch zur Zeit der Aufstand der untern Klassen der Bevölkerung und namentlich der Indianer, die Mehrheit der Besitzenden zu Vertheidigern des Bestehenden machte, so gelang die Unterdrückung der Insurrection, jedoch weniger durch Gewalt als durch die Milde eines neuen Vicekönigs. Hiernach kehrten etwa 17000 begnadigte Flüchtlinge aus den Wäldern in die Städte zurück und traten zum Theil in die creolischen Regimenter ein, welche damals noch die Hauptstärke der spanischen Sache waren, um unter diesen Truppen durch die Erzählung von Thatsachen, die man ihnen bisjetzt sorgfältig vorenthalten hatte, revolutionäre Ansichten und Gesinnungen zu verbreiten, die später zur That werden sollten. So wurde selbst durch das Mislingen der Revolution ihr späteres Gelingen vorbereitet, und dies um so mehr, als die Führer der Independenten nach dem spanischen Sprichwort „Geduld und inzwischen die Karten gemischt" zu handeln und die ihnen günstigen spätern Gelegenheiten abzuwarten wußten.

Einen andern Gang, der gleichwol zu ähnlichen Ergebnissen führte, nahm die Bewegung in Venezuela und Neugranada. Hier ging der Anstoß von den Gebildeten und Gemäßigten aus, und insbesondere war es Venezuela, das sich den ruhmvollen Namen der „Erstgeborenen der amerikanischen Freiheit" erwarb, indem es von allen Pflanzlanden zuerst im Juli 1811 eine förmliche Unabhängigkeitserklärung erließ. Auch schritt man sogleich zu einer „gutgemeinten Nachbildung der nordamerikanischen Constitution", jedoch mit einer dreihauptigen Vollziehungsbehörde. Aber mit dieser doctrinären Erhebung zur Idee der Unabhängigkeit und Republik war die That der Befreiung noch lange nicht gethan. Die Häupter des neuen Freistaats brachten vielmehr durch unüberlegte Maßregeln ihr eigenes Werk wieder zum Verfall. Ihre an sich wohlbegründete Furcht vor der Gefahr, womit jedes allzu ausgedehnte stehende Heerwesen die Freiheit bedroht, ließ sie doch ganz verkehrte Wege einschlagen, um dieser Gefahr zu entgehen. Gegenüber der spanischen Partei und ihrer nur örtlich zurückgedrängten bewaffneten Macht bedurfte es in diesen ausgedehnten und dünn bevölkerten Länderstrecken einer aus geworbenen Freiwilligen bestehenden und ständig bereiten Truppe, an die sich bei jedem feindlichen Zusammenstoße das Aufgebot der Miliz der nächsten Umgegend anzuschließen hatte. Aber man wollte selbst von einer solchen Kerntruppe nichts wissen, die sich den Kriegsdienst zum Berufe machte, während sie zugleich durch einen hohen Sold und ein zweckmäßiges Belohnungssystem, also durch ihr eigenstes persönliches Interesse, an die Fahnen des neuen Freistaats gebunden blieb. Man glaubte genug zu thun, indem man eine sogenannte Miliz decretirte, die mit lästigen und vielfach überflüssigen Wach- und Kriegsdiensten geplagt wurde, wozu sich zwar ein Theil der städtischen Jugend, nicht aber die Masse der arbeitenden und ihrem bürgerlichen Berufe allzu lange entrissenen Bevölkerung willig zeigte. Es war ein neuer Beleg zu dem „non semper idem est idem", daß diese sogenannte Miliz so ziemlich das vollständige Gegentheil einer Miliz war, wie sie anderswo und z. B. in der Schweiz besteht. Wie früher in den Dienst des Königs, so mußte die Mehrzahl der Rekruten nun auch in den Dienst der Republik mit Handfesseln geschleppt werden; denn in der That war man über die gehässigste und schlechteste Form einer ständigen Bewaffnung, über die auf Conscription und Zwangsaushebung gegründete, gar nicht hinausgekommen.

Eine ebenso verkehrte Anwendung machte man von der an sich unleugbaren Wahrheit, daß ein rechtzeitig und zweckmäßig creirtes Papiergeld ein mächtig und ersprießlich wirkendes Nothmittel sein kann. Man schuf also eine Million Pesos (Piaster) Papier, dem man aber Zwangscurs gab und wofür kein Einlösungskapital gegründet wurde. Und noch dazu war diese ganze Schöpfung eines Zwangspapiers durch die Verhältnisse keineswegs geboten; denn gerade Geld sowie Lebensmittel waren im reichlichsten Ueberflusse vorhanden. Diese aber verbargen sich nun und so wurden die Preise der Lebensmittel künstlich in die Höhe getrieben. Auch die mit entwertheten Papiersetzen bezahlten Soldaten begannen auszureißen, und die Armee ging zu Grunde, nachdem ihr übermäßiger Bestand selbst schon den Landbau zu Grunde gerichtet und ihm so viele Hände entzogen hatte, daß reiche Ernten Indigo uneingethan verdarben. Die Einführung

einiger neuen und ungewohnten Steuern half noch mehr den Mismuth über die neue Republik und ihre Gewalthaber steigern; denn trotz der Oeffnung der Häfen litt man jetzt in höherm Maße als zur Zeit der spanischen Handelssperre. Solche Maßregeln waren es, die einen Bolivar — wie vor und nach ihm andere Männer der That — den tiefsten Widerwillen gegen die Dialektiker, Sophisten und Philosophen an der Spitze von Staat und Heer fassen ließen. Zu alledem kam ein verhängnißvolles Naturereigniß. Durch ein Erdbeben, das am 26. März 1812 und gerade am Jahrestage der Revolution stattfand, war eine besonders große Masse patriotischer Truppen und Freiwilligen umgekommen, und die den Neuerungen in Venezuela in ihrer Mehrheit abgeneigte Geistlichkeit verfehlte nicht, dem abergläubischen und ohnehin schon misvergnügten Volke jene Begebenheit als ein Zorngericht Gottes gegen die Revolutionäre zu schildern. Das alles half wieder den Spaniern unter der Führung des grausamen Monteverde vorübergehend zum Siege. Dieser wurde ihnen durch die Schwäche des die Ueberreste der Independenten befehligenden Generals Miranda erleichtert. Unter Monteverde und seinen Helfershelfern begann die furchtbarste Reaction. Durch massenhafte verrätherische und scheußliche Verstümmelungen und Hinrichtungen wurden die Patrioten gezehntet. Alles beugte sich oder flüchtete vor den spanischen Henkern und Folterknechten. Mit ausdauernder Heldenkühnheit hielten nur noch 45 Jünglinge von der Felseninsel Chacachare aus die Fahne der Unabhängigkeit aufrecht. Selbst die Verkündung der Cortesverfassung von 1812 wurde zur neuen Falle für die Patrioten benutzt. Der Verfasser bemerkt:

Aber nichts entzündete so sehr die Parteiwuth und den Rachedurst der Amerikaner als dieses Verfahren der aufschießenden reactionären Häuptlinge, die sich selbst ermächtigten, das Brudervolk im Namen eines königlichen Phantoms mit so blutiger Barbarei zu vertilgen und das Universum des Columbus einem armen Reste von Spanien, der dem französischen Joche entgangen war, zu unterwerfen.

Diese Barbareien der Royalisten riefen später Bolivar's Decret von Trujillo und seine Verkündigung eines erbarmungslosen Vertilgungskriegs hervor. Es trat also ein in der Geschichte öfters und aus begreiflichen Gründen wiederkehrender Fall ein. Gerade aus jener Bewegung in Venezuela, die mit der größten Mäßigung, mit der äußersten und übertriebensten Schonung der politischen Gegner begonnen hatte, ging im Verlaufe der Begebenheiten die höchste Schonungslosigkeit, Grausamkeit und Unmenschlichkeit aus den noch lange fortbrennenden Parteikämpfen hervor.

Während dieser Vorgänge in Venezuela hatte sich Bolivar rechtzeitig nach Neugranada begeben, das noch zur Zeit seine Unabhängigkeit behauptete. Einen Beweis von der Klarheit, Gewandtheit und Ueberlegenheit seines Geistes gab er durch eine an den Congreß von Neugranada gerichtete Denkschrift vom 15. December 1812 über die Ursachen des Verfalls von Venezuela, worin er der bisher in den Colonien befolgten Staatskunst den Krieg erklärte. Er verwarf darin das System der unzeitigen Duldung, wonach auf jede Verschwörung eine Begnadigung, auf jede Begnadigung eine Verschwörung erfolgt sei; er verwarf jenen theoretischen Republikanismus, der nicht das höchste Gewicht auf eine energische und wohlberechnete Militär- und Finanzpolitik legte, sondern mit der Ausklügelung von Verfassungsformen und papierenen Rechtsgarantien das Beste gethan zu haben meinte; er verwarf auch für die Zeit der Krise den Föderalismus und die damit zusammenhängende Verschleuderung der Staatsgelder an eine Unzahl von Provinzen und Bundesbeamten. Der Präsident C. Torres setzte es nun durch, daß

dem Bolivar die wenigen Bundestruppen Neugranadas zur Befreiung Venezuelas überlassen wurden und daß mit ihm — in ähnlichem Vertrauen, wie einst Frankreich zu Washington bewies — Verträge abgeschlossen wurden über die künftige Rückzahlung der Vorschüsse durch Venezuela, das um diese Zeit einzig in den Phantasien Bolivar's existirte.

So wurde dieser in den Stand gesetzt zur Unternehmung des ersten seiner beiden glänzenden Heereszüge, die zu den kühnsten Kriegsthaten der Neuzeit gehörten und wodurch er sich den Titel des Befreiers und die Macht eines Dictators für die Dauer des Kriegs erwarb.

Allein der „Befreier" wußte seinen Sieg und seine Stellung nicht in vollem Maße zu benutzen. Durch einige unvorsichtige Blößen, die er gab, durch einige Schwächen, von denen er sich übermannen ließ, veranlaßte er einen abermaligen und so vollständigen Umschlag des Kriegsglücks, daß er selbst wieder das befreite Gebiet verlassen mußte. Auch in Neugranada hatte dieser Umschlag statt. Unter solchen Umständen landete in Venezuela der spanische General Pablo Morillo mit nahe 11000 Mann Truppen, denen im April 1815 nach 2500 Mann folgten. Jetzt schien überall wieder die Fortdauer der spanischen Herrschaft gesichert, und dies um so mehr, als auch eine allgemeine und sehr augenfällige Veränderung in der Stimmung der Bevölkerung eingetreten war. Die revolutionäre Spannkraft der ersten Jahre war erschlafft: selbst in den Perioden ihres Glücks und Siegs hatte die Revolution die ihren möglichen künftigen Ergebnissen weit voraneilenden Wünsche und Erwartungen ihrer Anhänger bitter getäuscht; und als nun gar aus dem Mutterlande die Kunde von der Herstellung Ferdinand's VII. und den beklagenswerthen Fortschritten einer maßlosen Reaction kam, da trat auch wieder in Amerika die Rückwirkung der Gewohnheiten einer dreihundertjährigen Knechtschaft zu Tage und eine lähmende Furcht bemächtigte sich allerorten der kaum noch leidenschaftlich aufgeregten Bewohner. Eine Folge der allgemeinen Abspannung war auch im Jahre 1817 das Mißlingen des kühnen Heerzugs, den der als politischer Flüchtling nach Amerika gekommene jüngere Mina in Mexico unternommen hatte.

Es war gleichwol nur ein flüchtiger Triumph, den die Reaction in der Neuen Welt feierte. Als in der Zeit von 1816—17 alle andern Colonien der spanischen Herrschaft wieder unterworfen waren, hatten sich nur die Gebiete von La-Plata in factischer Unabhängigkeit er-

— abgesehen von einigen merkwürdigen Städtevertheidigungen — nichts anderes war, als ein über ungeheuere Räume ausgedehnter Guerillakrieg, schien gerade Paez wie von der Natur bestimmt. Ueberdies war er uneigennützig, ohne Misgunst und Neid, und bei aller Strenge und Schonungslosigkeit gegen sich selbst doch milde gegen andere; auch bewahrte er sogar in seiner spätern Stellung als militärischer Dictator den Sinn für Gesetz und Ordnung.

In der in den höhern Stellungen so besonders seltenen Tugend der Uneigennützigkeit war Bolivar sogar nach den Zeugnissen seiner Feinde seinem Kampfgenossen Paez gleichzustellen. Nachdem er selbst ein großes Vermögen der amerikanischen Sache geopfert hatte, wies er ohne Prunk und ohne Ueberwindung die Millionen zurück, die ihm später die Congresse der befreiten Länder anboten, und schon darum wird sein Name glänzender in der Geschichte leuchten, als derjenige aller spätern Emporkömmlinge, welche die einmal gelungene Speculation auf politische Macht zum Ausgangspunkt für Speculationen auf Geld und Gut zu benutzen suchen. Auch das ist anzuerkennen, daß der Schicksalsmann der Neuen Welt, der Retter der amerikanischen Gesellschaft sich erst auf mühseliger dornenvoller Bahn den Ruhm seines Namens erobern mußte, daß er sich seine einflußreiche Stellung durch keinen intriguenmäßig vorbereiteten Staatsstreich, dessen Gefahr er seinen Werkzeugen überlassen durfte, mit einem gelungenen Wurfe erwürfeln konnte. Dagegen ist Bolivar nicht völlig freizusprechen von Misgunst gegen seine Nebenbuhler, von Eitelkeit und jenem Ehrgeize, der nicht immer die persönlichen den sachlichen Rücksichten nachsetzt. Es lag in seiner creolischen Natur, daß er sich nach erfolgreichen aber mühevollen Anstrengungen in Genußsucht und Schlaffheit zurückfallen ließ, und sich dann wol auch solcher Schwächen und Versäumnisse schuldig machte, wodurch das mühsam Errungene wieder aufs Spiel gesetzt wurde. Er bewies es zu wiederholten malen, daß er die berechnende und combinatorische Kühnheit des Feldherrn besaß; aber er hatte lange nicht in dem Grade wie Paez den die Menge gewinnenden und fortreißenden soldatischen Muth, der die persönliche Gefahr lieber aufsucht, als ihr aus dem Wege geht. Mehrere seiner Kampfgenossen und Neider machten ihm sogar gelegentlich den vielleicht ungerechten, aber einer rohen Masse gegenüber stets gefährlichen Vorwurf der persönlichen Feigheit. Dennoch war Bolivar unter allen revolutionären Führern derjenige, der am mächtigsten und entscheidendsten in die Geschicke Südamerikas eingriff und der als der Unentbehrliche nach jedem Falle stets wieder durch die Stimme seiner Mitbürger an die Spitze gehoben wurde. Denn ihm stand das Uebergewicht einer gebildeten Intelligenz zur Seite. Er war nicht blos Feldherr, sondern hatte auch den umfassenden Blick des Staatsmanns, und sogar seine in der beschränkten Denkweise eines abstumpfenden Despotismus erzogenen Landsleute fühlten es doch bald heraus, daß ihr eigenes Schicksal mit dem der andern Staaten und Völker eng verflochten sei und daß sie eines Mannes bedurften, der auch die internationalen Beziehungen kannte und richtig zu beurtheilen wußte.

Schon durch die obenerwähnte Denkschrift hatte Bolivar seine staatsmännische Begabung dargethan, und er gab dafür auch in der Folge noch manchen thatsächlichen Beweis. So theilte er keineswegs mit der großen Mehrheit seiner Landsleute die von den Spaniern ererbte hochmüthige Selbstgenügsamkeit und den allen rohen Völkern noch eigenen Haß oder Verachtung alles Fremden. Vielmehr erkannte er es als höchst wichtig, daß möglichst das Ausland und die Ausländer durch ihr eigenstes Interesse für die Sache der Unabhängigkeit gewonnen würden. Darum ließ er unter noch so lästigen Bedingungen in London über die Anwerbung von Engländern unterhandeln, um die britischen Interessen an die der Amerikaner zu knüpfen. Bolivar's Unterhändler, Mendez, ging so weit, daß er für jeden englischen Soldaten 80 Dollars Handgeld bestimmte, 2 Schilling Tagsold mit englischen Rationen, am Ende des Kriegs ein Stück Land und 500 Dollars; für die Offiziere ward ein Drittheil Sold mehr festgesetzt, als der entsprechende Sold bei der britischen Cavalerie. Auch ein deutsches Corps wurde in Brüssel geworben. Die zuerst geworbenen Engländer langten gerade zur Zeit von Bolivar's Unglück an, weil die meisten kamen durch Noth und Seuchen um, oder verliefen sich wieder, aber die wenigen Uebrigbleibenden leisteten gute Dienste. Darum ließ Bolivar von neuem ein Corps Engländer anwerben, und in England zeigte sich so große Neigung zur Anwerbung, daß sie sogar auf die Stimmung der spanischen Expeditionsarmee in Cadiz einschüchternd wirkte und sich die englischen Minister dazu herbeiließen, jenen Werbungen durch eine foreign enlistment bill Einhalt zu gebieten. Von den mehreren tausend Engländern, die überhaupt zwischen 1817 — 19 Venezuela erreichten — selbst von denen, die zu günstiger Zeit anlangten —, kam die große Mehrheit durch Krankheit, Entbehrungen und Strapazen um das Leben; aber die wirklichen und großen Dienste, welche die geringen Ueberbleibsel leisteten, waren mit dem dafür gemachten Aufwande nicht zu theuer erkauft. Noch beachtenswerther und von allgemeinerer Bedeutung war es, daß Bolivar, nach dem Beispiele Washington's und des nordamerikanischen Congresses, ein Gesetz erließ, das allen Soldaten zur Belohnung ihrer Dienste am Ende des Kriegs ein Geschenk von Ländereien zusagte und die Austheilung dieser Nationalgüter regelte. Auch der fleckenreine und uneigennützige Washington, auch der uneigennützige Bolivar gehören also zu jenen wirklich großen Feldherren und Staatsmännern, denen es „eine Thorheit ist, nur auf selbstlose Menschen zu zählen und nur auf das Feuer der patriotischen Begeisterung zu bauen", die vielmehr die Menschen nehmen, wie sie wirklich sind und gerade darum diesen wirklichen Menschen gerecht zu werden trachten, indem sie nach den Leistungen, die der Staat von seinen Soldaten fordert, auch die Gegenleistung des Staats an die Soldaten bemessen. Von dieser klügern, gerechtern und wirksamern Militärpolitik ist man aber

im Allgemeinen noch weit entfernt in den europäischen Freistaaten.

Dem Verfasser konnte es nicht einfallen, in seiner einmal vollendeten Geschichte des südamerikanischen Unabhängigkeitskriegs Conjecturalpolitik zu treiben und sich in Anmaßungen über die Zukunft der Neuen Welt zu ergehen. Aus seiner unbefangenen Schilderung des Thatsächlichen und der maßgebenden Persönlichkeiten zur Zeit der Krisis geht jedoch schon deutlich hervor, daß er nicht der Ansicht derjenigen sein kann, welche den romanischen oder gemischten Völkern in der größern südlichen Hälfte Amerikas für alle Zeiten eine traurige Zukunft oder eine blos untergeordnete Stellung im Getriebe der Weltgeschichte weissagen; welche ihren tugendhaften Abscheu vor der Anarchie in Amerika äußern und jene unfruchtbare Ordnung in Europa rühmen, die wol immer nur eine Erschlaffung vor und nach der Zeit eines revolutionären Fiebers ist; welche ihr Wehe schreien über die wenig bedeutenden Katzbalgereien einiger südamerikanischen Militärhäuptlinge und jeden Maßstab, jedes Urtheil und jedes Gefühl für die Uebel und Gefahren einer Militärherrschaft verloren haben, die mit vielfach größerm Druck auf den meisten Völkern Europas lastet.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

Franz Dingelstedt als Lyriker.

Neue Auflagen von Büchern und namentlich von Gedichtsammlungen haben zwar in der Regel keinen Anspruch darauf, in d. Bl. ausführlicher berücksichtigt zu werden, da das literarische Material uns von allen Seiten in so reicher Fülle zuströmt, daß wir Mühe und Noth genug haben, nur die ersten Auflagen aller ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmenden Schriften zur Anzeige zu bringen. Wenn sich jedoch ein Buch, beziehungsweise eine Gedichtsammlung, bei einer spätern Auflage so erneuert hat, daß die hinzugefügten Ergänzungen zugleich als Ergänzungen zur Charakteristik des Verfassers oder Dichters anzusehen und an sich von Werth und individueller Bedeutung sind, wenn namentlich zwischen der einen und der darauf folgenden Auflage ein langer Zeitraum lag, in welchem sich der Verfasser weiter entwickelte, dann muß es nicht blos erlaubt, sondern auch als eine Pflicht erscheinen, von dieser Regel eine Ausnahme zu machen.

Eine solche Ausnahme gestatten wir uns heute, indem wir die zweite Auflage der „Gedichte" von Franz Dingelstedt (Stuttgart, Cotta, 1858) zur Anzeige bringen. Das scharf individuelle Gepräge, welches diesem Dichter eigen ist, würde uns allerdings die Versuchung nahe legen, hier ein Bild des Dichters in ganzer Figur zu zeichnen; dies hat indeß bereits J. Gegenbaur bei der Besprechung der ersten Auflage der Dingelstedt'schen Gedichte in Nr. 13—16 d. Bl. für 1846 gethan, und wir wollen uns, besonders angesichts einer zweiten Auflage, die doch nur zum Theil Neues enthält, darauf beschränken, zu jenem Gesammtbilde Dingelstedt's als Dichter einige Retouchirungen und ergänzende Striche zu liefern, soweit uns die neu hinzugefügten Gedichte hierzu Stoff und Anlaß bieten.

Wir übergehen daher das „Buch der Lieder" und das „Buch der Liebe", soweit dieses nichts Neues enthält, die in den „Irrfahrten" enthaltenen Selbstbekenntnisse, den vielbesprochenen Liedercyklus „Roman" voll brennender Sinnenglut und gallenbittern Degouts, die Sonette, die „Denkmäler" mit den schönen Gedichten an Goethe, Chamisso u. s. w., das bekannte unheimliche „Nachtstück aus London", das ergreifende, in energischen nachtdunkeln Farben ausgeführte Seelengemälde „Niederländisches Seestück", das treffliche Gedicht „Die Flüchtlinge" u. s. w., da wir annehmen dürfen, daß über alle diese das Urtheil bereits festgestellt ist. Etwas wesentlich Neues, wodurch wir dem Dichter selbst Genüge thun oder ihm gar lehrreich werden könnten, trauen wir uns in der That kaum zu, darüber zu sagen. Auch ist Dingelstedt, wie wir glauben, in sich fertiger und über das, was er will und kann, über sich, sein Talent und seine Tendenzen klarer als irgendein anderer Dichter. Er selbst verzichtet, wir wissen es genau, auf Erfolge im Stile Geibel's oder Redwitz' wie auf „classischen" Nachruhm, er begnügt sich mit dem Verdienst, ein durch und durch modernes Buch, das nur „freie, starke und männliche" Seelen auf- und annehmen können, auf den Markt gebracht zu haben. Unbemerkt können wir jedoch nicht lassen, daß er in seiner jetzigen officiellen Stellung manche fast schauerliche Selbstbekenntnisse, die er als freier Literat ablegte, zu unterdrücken nicht für nöthig gehalten und seinen alten Trotz gegen das Urtheil der Menge und seine Gleichgültigkeit gegen die Meinungen und Misdeutungen der Welt von neuem dargelegt hat. Wie mit brennenden Lettern steht auch in diese Auflage das „Nachtstück aus London" eingedruckt mit dem unerhörten Fluch, den er früher gegen sich selbst schleuderte:

> O unglückselig Weib! Sie bietet zum Genuß
> Feil den entweihten Leib; ihr Lächeln, ihren Kuß
> Verkauft sie an den ersten Besten.
> Ich — buhle mit dem Geist! O unglückselig'ger Mann!
> Das Göttliche in mir biet' ich dem Pöbel an,
> Bei seinem Abhub mich zu mästen!

Und weiter:

> Es ist derselbe Fluch, der auf uns beiden brennt:
> Auf deine Schönheit schlug, es schlug auf mein Talent
> Das Handwerk seinen Sklavenstempel!

Fühlt sich der Dichter auch in seiner jetzigen Stellung von diesem Fluche oder seinen Nachwirkungen noch nicht ganz frei? noch immer gelähmt durch die Last der Gegenwart oder durch den Druck der Erinnerungen an die Vergangenheit oder durch bange Blicke in das Künftige? Oder hat er diese Selbstverfluchung seines Talents als ein ihm selbst historisch gewordenes Moment aus seinem Buche nicht tilgen wollen, weil dieses ja die Geschichte seines Lebens und der von ihm mit sich und mit der Welt bestandenen Schlachten enthält? Gerade die kritischen Momente sind in einer Schlacht die allerwichtigsten,

und wo gäbe es für einen Dichter einen kritischern Augenblick als den, in welchem er sich dazu hinreißen läßt, sein Talent mit einer ihre Gunst feilbietenden londoner Dirne zu vergleichen? Das ist der Wendepunkt, wo sich der Kampf nothwendig entweder zum Siege oder zur Niederlage entscheiden muß, und da wir von einer letztern bei Dingelstedt nichts wissen, so dürfen wir eher auf den erstern schließen. Aber freilich die Wunden, die dem Geist in seinem Kampfe mit der Welt geschlagen werden, heilen nicht so leicht als körperliche Wunden, und die Narben, die sie hinterlassen, gereichen nicht immer zur Zierde, vielmehr dem, der diese Wunden in der Verzweiflung sich selbst schlug, nicht selten zum nagenden Vorwurf.

Indeß lassen wir das Vergangene vergangen sein und wenden wir uns dem Genusse der neuern Früchte am Baum der Dingelstedt'schen Lyrik zu. Sie haben in der That einen im Ganzen mildern, weniger brennenden Geschmack. Wir begegnen z. B. unter den Gedichten, womit diese neue Auflage vermehrt ist, einem Cyklus „Hauslieder", die allerdings einen Frieden athmen, der zu der im „Roman" lodernden wilden Glut wohlthätig und beruhigend wirkt, wenn er auch nicht das ist, was man „Gottesfrieden" nennt. Doch auf diesen resignirten „Frieden in Gott" werden wir Modernen wol überhaupt verzichten müssen. In dem Gedicht „Verwandlungen" erinnert er seine Gattin daran, wie viel Glanz und Ruhm sie für ihn aufgeben mußte:

Für Jubel und Verehrung,
Für Gold und Lorbern viel,
Nur eine Christbescherung,
Ein Baum, ein Krippenspiel!

Die Breter werden Bretchen;
Mein holdes Weib, sieh her:
Ein neues Wiegenbettchen!
Nicht wahr, was willst du mehr?

Sehr schön ist das Gedicht an seine Tochter Gabriele, an die er, als sich auf seinem Scheitel ein einzelner Vorposten von grauem Haar einfindet, die Bitte richtet:

Du aber nimm die Scher' und schneid'
Dir ab dies weiße Fädchen;
Als Einschlag für mein Sterbekleid
Bewahr' es, liebes Mädchen!
Gott gebe, daß auf meinem Grab
Du singen kannst und beten:
Von seinen grauen Haaren hab'
Ich keines zu vertreten!

Aber auch Anklänge düstrer Weltanschauung finden sich in diesen gemüthvollen Liedern:

Die Welt mit ihren bunten Bildern,
Sie reizt und fesselt mich nicht mehr;
Es fällt mir schwer, sie abzuschildern,
Sie nur zu sehen fällt mir schwer.

Seinem Sohn Franz ruft er zu:

Du mußt, wie es dein Vater vor dir that
Dir deine Stelle in der Welt erwerben;
Magst du gedeihen, oder ach! verderben,
Dein ist, sowie die Ernte, auch die Saat!

Dann mischt sich wieder die Dingelstedt'sche Ironie, die leicht etwas ins Derbe übergeht, in diese Klänge, wie in dem originellen Gedicht „An meinen Reisesack":

Du wirst sogar, nicht ohne Thränen,
Den letzten Liebesdienst mir thun,
Auf dir, anstatt auf Hobelspänen,
Will dieses Haupt im Sarge ruhn;
Und daß mein Erbe nicht vergesse,
Den Inhalt steck' er fein hinein:
Ich will, wie Schiller's Nadowesse,
Mit Zubehör begraben sein!

Gebt mir ein Dutzend Trauerspiele,
Die ich zum Einschlaf stets bedarf,
Zündhölzchen, Bürsten, Gänsekiele,
Mir niemals, andern oft zu scharf,
Den Schwamm, Vergangnes auszuwischen,
Ein Glas, aus dem man Lethe trinkt,
Auch kölner Waßer zum Erfrischen,
Wenn's drunten, wie hier oben stinkt!

Ebenfalls eine neue Zuthat sind die „Lieder aus der Fremdenlegion", die Selbst- und Weltbetrachtungen eines Legionärs auf Helgoland, dem es gleichgültig ist, wohin es geht, ob nach Indien oder der Krim; denn „wird es draußen noch so schlimm, daheim — war's auch nicht gut". In oft glücklichem Volkston, den aber auch häufig wieder zu raffinirte künstliche Wendungen unterbrechen, ist darin der politische Jammer Deutschlands und das Elend dieser Leute geschildert, die, herrenlos in dem herrenreichen Vaterlande, ihre Haut um ein paar Schillinge an das Ausland verkaufen. Der Ton ist beißend ironisch, nicht ohne Beimischung von Wehmuth. Diese Mischung von Ironie mit tiefem Gefühl theilt Dingelstedt mit Heine, nur löst sich bei ihm die Ironie nicht ab, um das Gefühl wieder in seiner Nichtigkeit darzustellen und höhnisch zu behandeln, sondern die Ironie durchdringt die Empfindung, wird selbst Empfindung und dient dieser nur zur Verstärkung. Diese Lieder sind übrigens bereits aus einem der deutschen Musenalmanache bekannt, und eins der schönsten mit dem Anfang „Am hohen Falm mein Schilderhaus" ist bereits früher von uns mitgetheilt worden. Doch können wir uns nicht versagen, hier noch ein paar Strophen aus dem Liede Nr. 3 mitzutheilen, worin sich der Legionär über die Prügeleien der Deutschen untereinander in folgender origineller Weise tröstet:

Herr Corporal, laßt mit Vergunst
Nur Faust und Fuchtel ruhen,
Es bleibet ja den Russen sunst
An uns nichts mehr zu thuen.

Auch der Herr Lieutnant sind nicht faul,
Kann fluchen nach der Regel,
Und führt ein Lexikon im Maul
Von Esel, Ochs und Flegel.

Fürwahr, mein einz'ger Trost ist bei
Dem ungeschlachten Treiben,
Daß Schimpferei und Schlägerei
Unter uns Deutschen bleiben.

Tragische Bilder aus der münchener Cholerazeit enthalten die „Drei Stücklein aus dem Todtentanz zu München, 1854". Das erste derselben erzählt die Geschichte von 13 Handwerksburschen, welche in der bekann-

Ich bin einmal (und will's auch bleiben!)
Ein unverbesserlich Subject:
Nur was ich lebe, kann ich schreiben,
Gleichviel ob's andern taugt und schmeckt.
Deswegen hab' ich niemals allen,
Wol einzelnen um beste mehr,
Mir selbst am wenigsten gefallen —
Das Werdende genügt sich schwer.

Allerdings ist Dingelstedt ein sehr subjectiver Dichter; das Ich sitzt bei ihm, wie die Kreuzspinne, webend und lauernd immer im Mittelpunkte, von dem alle Ausstrahlungen ausgehen und zu dem sie wieder zurückkehren. Das ist zwar bei den meisten Modernen auch der Fall; aber sehr häufig sind die Situationen und Gemüthsstimmungen, in denen sich Dingelstedt producirt, nicht von jener Art, wie sie jeder erleben und mitempfinden kann, sondern von höchst exceptioneller Art, die für gewöhnliche Menschenkinder zuweilen sogar etwas Befremdliches, wenn nicht selbst Abstoßendes hat, indem der Gefühlsreiz darin sich zum Ueberreiz steigert. Gedichte dieser Gattung haben dann keine Allgemeingültigkeit, sondern nur eine individuelle Bedeutung; sie mögen eigenthümlich in Inhalt und Ausdruck sein, aber sie werden niemals Gemeingut der Nation werden können, weil diese eben nicht aus lauter Dingelstedts besteht. Indeß weiß er sich auch nicht selten mit großer Energie in die Gemüthszustände anderer, namentlich leidender Individuen zu versetzen, wie die ergreifende nachtdüstere Erzählung von der unglücklichen Jeintge, deren ironisch zugespitzter Schluß ebenfalls gegen die Blasirtheit der vornehmen Gesellschaft gerichtet ist, die Lieder eines Legionärs, die „Drei Stücklein aus dem Todtentanz zu München" und manche andere Nachtbilder aus dem socialen Leben beweisen, und diese Gedichte gehören gerade zu den schönsten und haben Anspruch auf Popularität. Jedenfalls hat diese Sammlung den Vorzug, daß sie, wie er selbst von ihr sagt, ein volles Dichterleben widerspiegelt, in welchem, nach seinem eigenen Geständniß in der „Zueignung", auch die Verirrungen, Flecken und Schatten „schwarz und scharf" mit abgezeichnet sind.

Hermann Marggraff.

Criminal-psychologische Denkwürdigkeiten. Für Gebildete aller Stände. Von Friedrich Noellner. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Für „Gebildete aller Stände" sind diese Denkwürdigkeiten allerdings, denn der Inhalt ist interessant und die Darstellung geistreich und blühend. Dieser Inhalt besteht aber aus zwei Theilen, den theoretischen Winken und Wünschen und den mitgetheilten Erinnerungen aus wirklichen Criminalfällen, welche zu diesen Winken und Wünschen hülfreich sein sollen. Beide Theile sind von tief sittlichem Ernste inspirirt, und es ist nur zu wünschen, daß die Gebildeten aller Stände, welche die Macht haben einzuwirken, mit demselben Eifer die Winke und Wünsche des Verfassers lesen möchten. Aber die Gedanken, Winke und Wünsche sind im allgemeinen nichts Neues, sie vibriren schon mehr als in der Luft, sie sind da und dort schon öfters ausgesprochen, und es kommt nur darauf an, sie zusammenzufassen, sie zum System zu schmieden und denen ins Gesicht handhaft hinzuhalten, welche der Macht und des Willens sind, sie zur Ausführung zu bringen. Und wenn das auch nicht der Fall wäre, wenn es nur Winke und Wünsche blieben, weil das rechte Forum, Parlament, Autorität noch fehlen, so ist es doch gut, wenn die fluctuirenden Gedanken immer dichter, faßbarer, massenhafter werden, um denen um Sinn und Herz zu schweben, gleichsam den Saumseligen zu drohen, welche vielleicht dereinst doch berufen sind, dabei mitzuwirken. „Stehen", ruft der Verfasser, „mit jenen (von ihm dargestellten) Erfahrungen unsere Staatseinrichtungen, unsere Gesetzgebung, unser Staatsrecht, die Strafvollstreckung im Sinne des Zwecks im Einklang? Sind wir wirklich so weit vorgeschritten, wie unser Jahrhundert sich rühmt?" Er antwortet mit einem entschiedenen Nein. Fortschritte sind da, ja, man hat die Autos da Fé abgeschafft, auch die Verbrennungen von Hexen und Ketzern; man hat endlich auch in den meisten Ländern den einsamen Inquisitionsproceß, die moralische Folter vor den verschlossenen Mauern, fahren lassen, die Oeffentlichkeit wirft ihr Licht auf Schuld und Unschuld, und die Geschworenen bürgen dem Angeschuldigten, daß nicht allein die eisernen Formen, sondern auch menschliche Gemüther über ihn urtheilen. Aber im Hinblick zu den Anforderungen eines die psychologische Grundlage des Menschen festhaltenden Rechts sind wir sicherlich nicht vorgeschritten, und er ruft: „Ein späteres Jahrhundert wird darüber richten, wie wir über die Vergangenheit urtheilen; man wird dann erkennen, wie weit wir heute von dem hohen Ziele entfernt waren, welches die Stätte der Gerechtigkeit ist." Ob denn das niemand bedenklich sei, fragt er, wenn zuweilen Aussprüche der Geschworenen deutlich gegen das Gesetz verstoßen? Das natürliche Rechtsgefühl steht im Widerspruch mit der Gesetzgebung, und dieses Rechtsgefühl macht sich trotz aller Eide, nur an das Gesetz zu halten, Geltung durch die zwingende Macht des moralischen Gesetzes, und die Freisprechung der Angeklagten siegt über die juristische Erfindung. Möge auch „ein im positiven Gesetz großgezogener Jurist" bedenklich den Kopf schütteln, so müßten wir daraus den sichern Fingerzeig entnehmen, „wie weit die Strafgesetzgebung in der Anforderung für materielles Recht noch zurück ist".

Alle Strafen und Strafsysteme ruhen nicht auf fester Grundlage. Keine der zahllos deutschen Strafrechtstheorien hat sich im Leben verwirklicht. Den Beweis dieser Behauptung, wenn es dessen noch bedürfte, führt der Verfasser in kurzen Worten. Vor 100 Jahren war die Justiz billig und kurz, durch vielbeschäftigte Henker, Staupenschlag, Landesverweisung, Prügel, Martern aller Art. Ward es gebessert? Nun, an die Stelle von allem kam die Freiheitsstrafe, theuer und lang. Machte das die Subjecte und die Objecte besser? Was ist über die Zuchthäuser gedacht und geschrieben und was ist das Resultat? „Man verpestet die Moral, man fügt die Niederträchtigkeit in den Strafanstalten zusammen und zerstört jeden Funken von Rechtgefühl im Sträfling und gibt dafür jährlich Millionen aus." Kann da eine Strafgesetzgebung im Fortschritte begriffen sein? Der Verfasser erinnert an Schiller's Bekenntnisse eines „Verbrechers aus verlorener Ehre", der, als Verirrter ins Zuchthaus gesperrt, unter Mördern, Dieben und Vagabunden geschult, seinen Lehrmeister im Abscheulichen endlich übertraf. Die Gesetze, meinte er einst, wären Wohlthaten für die Welt, aber die Zeitrechnung meiner Verbrechen, sagt er, fing mit dem Urtheilsspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Eine solche Anklage gegen den Staat habe Schiller vor 58 Jahren erhoben „und sie besteht noch heute". So stehe es mit der Qualität der Strafe, ob aber die Quantität der langdauernden Strafen die Verbrecher bessere oder die Entsittlichung nicht noch vergrößere? Genügt nicht oft ein Viertheil der Strafe?

Aber unendlich wichtiger als das ist die Aufgabe: die feinen Fäden zu entdecken, „welche nach der Genesis des Verbrechens" hinführen. Vor wenigen Jahrhunderten hatte man sicher einen psychologischen Schlüssel gefunden, den Bund mit dem Teufel. Theologen, Juristenfacultäten und Parlamente erkannten ihn an, und daß ohne Teufel keine Religion und kein Recht sei; ob wir denn nun auch den modernen Schlüssel, den Aufklärung und

Diesen uns zureichen, besäßen, nur aus der Seele des Angeschuldigten das rechte Bekenntniß zu entwinden? Wer hat die Vermessenheit das zu behaupten! „Wenn dem aber nicht so wäre", sagt er, „müßten wir nicht in Demuth und Bescheidenheit erkennen, daß kein erschaffener Geist in das Wesen der menschlichen Seele dringt, daß seine Unkenntniß niemals durch bureaukratische Maximen zu ersetzen ist, daß uns dies Bedenken wenigstens zur Milde und Humanität auffordern müßte?" Der Verfasser versteht sich dann wissenschaftlich in sehr feine Fäden der Psychologie und Phrenologie und verweist auf eine physiologisch-psychologische Prüfung, welche allein der Rechtswissenschaft helfe; aber möchten die deutschen Juristen auch rastlos ihre vorgeschriebenen Pflichten erfüllen, was werde das Resultat ihrer Wirksamkeit für die Gerechtigkeit in jenem Sinne sein? Ein weiter Abgrund bleibe eröffnet zwischen ihren enormen Anstrengungen und den Millionen an Kosten und einem fast gänzlich verfehlten Zweck. Dieses trostlose Gemälde der Mängel, welches der Verfasser am Schlusse hinwirft, wollen wir aber sich selbst überlassen und lieber an den einzelnen Fehlern und Lücken haften, wo a beim Eingange sich mit der Hoffnung, daß es besser werden könne, verweilte.

Ein sehr beherzigenswerther Aufsatz ist der über das Verhältniß des Untersuchungsrichters zu dem Angeschuldigten. Welche psychologische Macht liegt dem ersteren bei, wenn er ein Mann von reifer Intelligenz, Bildung, Humanität ist — und Zeit hat! Ein solcher Untersuchungsrichter, der Geist und Herz zugleich hat, kann verstockte Verbrecher erweichen und das Bekenntniß ihnen so entreißen, daß es von ihnen zuletzt, man könnte sagen, als Geschenk präsentirt wird; oder als Beichte! Es kommt vor, daß es dem Angeklagten ein Bedürfniß wird sich zu erleichtern, und gerade nur ihm, diesem Manne, der ihn doch vernichten muß und wird, weil er das Herz ihm zu erweichen gewußt hatte. Wie oft erfuhren wir, daß ein eigenes, freundschaftliches Verhältniß zwischen dem Gefangenen und dem Inquisitor sich entwickelte, beide mit Thränen voneinander schieden, wenn der Verurtheilte zum Schaffot ging. Ergreifende und rührende Beispiele liefert der Verfasser, wie dies namentlich bei politischen Gefangenen in den traurigen demagogischen Untersuchungen von 1819 sich ereignete: wie ein hartherziger, rauher, eingebildeter Inquirent verirrte Jünglinge bis zur Verzweiflung brachte, daß das Wort, das schon über ihre Lippen floß, erstarrte, daß er sie bis zum Selbstmord nöthigte, während nachher ein humaner einsichtiger Richter die Bekenntnisse in den ersten Tagen und Stunden entlockte. Wir wissen leider in Deutschland von vielen dieser barbarischen Stockjuristen, welche in jener unseligen Zeit die traurigen Zustände noch verschlimmerten, aber auch von manchen humanen und christlichen Inquisitoren, die später die Tröster und Freunde der Verurtheilten wurden. Der Verfasser nennt keinen Namen. Warum? Wir wollen einen der letztern nennen, er ist lange todt, aber sein Ehrenname wird bleiben — Julius Eduard Hitzig, den ein Dichter und selbst Criminalist, der geniale E. T. A. Hoffmann, würdigte, hoch achtete und deshalb in einer seiner Dichtungen porträtirt hatte. Seit der Einführung der Oeffentlichkeit und Unmittelbarkeit des Verfahrens ist die Bedeutung des Untersuchungsrichters geschwunden; es ist die Meinung, daß es genüge, in der Untersuchung das Beweismaterial nur zu sammeln, nicht zu verarbeiten, die schwierigsten Fragen höchstens zu berühren, niemals gründlich zu beantworten. Daraus leiden jetzt zahlreiche Untersuchungen an derselben Leichtfertigkeit und oberflächlichen Behandlung, welche die französische Informationsuntersuchung kennzeichnen und das Amt des deutschen Inquirenten herabwürdigen. Leider ist dieser Anschuldigung nicht zu widersprechen; aber die Schuld liegt nicht allein an dem öffentlichen und Schwurgerichtsverfahren, sondern ist ältern Datums. Abgesehen von einzelnen ausgezeichneten Inquisitoren nahmen die Untersuchungen im ganzen leichtfertiger als früher, etwa wie in der Zeit des philosophischen Jahrhunderts, abgefertigt; aber nur aus dem einfachen Grunde, weil bei der Ueberfüllung der Fälle den Untersuchungsrichtern die Zeit fehle. Ein jetzt verstorbener Philosoph, der bei der Erfahrungsseelenkunde nach criminalistischen Fundgruben suchte, klagte, daß Klein's Genauigkeit und Gründlichkeit in den Mittheilungen der spätern Juristen zu fehlen scheine. Das war im allgemeinen ein ungerechtes Urtheil, wir halten Criminalisten, welche psychologisch mit viel tieferer Sonde in die Seele der Verbrecher eindrangen und auch ihre Resultate forderten, aber wie war das für die Mehrzahl der Fälle möglich, wenn man die Regesten der Criminalistik in allen deutschen Ländern dieses Jahrhunderts zählt! Wie konnten die fleißigen, geistreichen, begabtesten Untersuchungsrichter, denen z. B. die Untersuchung der vielen hundert Mitschuldigen der rheinischen Räuberbanden zu Anfang dieses Jahrhunderts (die Fetzer, Picard, Schinderhannes) oder der berliner Gauner- und Betrügergesellschaft der letzten Decennien (Löwenthal und Comp.) oblag, die Seelenzustände aller der einzelnen ergründen! Und wie war es gar erst möglich, die Genesis jedes dieser zahllosen Verbrecher zu verfolgen! Und fast allen größern Criminalgerichten wird eine solche Fülle von Arbeit in den letzten Decennien obgelegen haben. Wenn das öffentliche Verfahren und die Schwurgerichte rascher die Gefängnisse geräumt haben, und das eine Wohlthat für die bürgerliche Gesellschaft und den Staat ist, so sind wir doch fern davon es zu vertheidigen, wenn die Inquisitoren sich nun ihre Arbeit leichter machen und was ihre Pflicht ist, den Geschworenen allein oder doch das Mühseligste überlassen.

Wir stimmen folgenden Sätzen des Verfassers mit aller Achtung und Theilnahme bei: „Verbrechen sind Erscheinungen des menschlichen Gemüths, welche oft an feinen Fäden fortlaufen, daß ihr Ursprung, dem beobachtenden Auge unbemerkbar, sich oft in den dunkelsten Partien des Geistes verliert." — „Der durch ein Verbrechen Belastete gleicht einem Kranken, und so wie der rationell gebildete Arzt nur der Diener der Natur, nicht ihr Beherrscher ist, wie er die Heilkraft der Natur in dem echten Sinne eines Hippokrates zu würdigen und nicht einzugreifen hat mit heroischen Mitteln, um Schiedsrichter zu sein über Leben und Tod — ebenso hat der Untersuchungsrichter, den psychologischen Heilproceß als ein Werk des schöpferischen Lebensprincips anerkennend, nur die Krisis zu überwachen und zu unterstützen, welche die Gewissen als die reagirende Kraft jedes moralischen Leidens erzeugt." — „Die scharfsinnigste Combination reicht nicht aus, um das Geständniß zu ersetzen. Nur dadurch wird der Schlüssel zur concreten That gegeben, mit ihm öffnet sich der Blick in das Innere des Menschen, alle Zweifel schwinden, die psychische Erkenntniß wird leicht, und die Frage: ob der Urheber einer schauderhaften Handlung als moralisches Ungeheuer zu bemitleiden oder nur als Unglücklicher zu bemitleiden sei? löst sich von selbst." Alles vortrefflich, aber wo findet der allerintelligenteste, gebildetste Staat so viele intelligente, gebildete und humane Juristen, um den psychologischen Heilproceß, wie der edle Verfasser ihn wünscht, zu führen! Wo ist ein solcher Staat in der wirklichen Welt? In Frankreich? Darüber ist Eine Stimme: die Justiz beschäftigt sich nur mit schuldig oder nichtschuldig, oder vielmehr ob der Angeklagte oder der Ankläger mehr Kraft, Geschick, äußere Beweise in seine Wagschale wirft; es fragt sich nicht über den innern Menschen, die Organe kämpfen nicht mit psychologischen, sondern mit oratorischen Mitteln. In England rettet ein in der ganzen Nation verbreitetes großes praktisches Geschick vor größerm Unglück und ein Gottesurtheil greift immer noch tiefer in das Leben ein, als man zugesteht. Die Justiz wie das Volk befindet sich im ganzen noch wohl dabei, aber wer beanspruchte, erwartet jenen psychologischen Heilproceß bei englischen Richtern, wie ist er bei der ganzen Justizpflege nur möglich? In Deutschland gibt es ernst durch Geist und Herz gebildete Juristen, man rühmt die Criminaljustiz in Hessen, Preußen, Hannover und andern Ländern als eine vorzügliche, ältere und jüngere Richter, die als Inquisitoren fähig sind und die Pflicht in sich fühlten, den psychologischen Heilproceß bei jedem Verbrecher zu versuchen: aber reichen sie aus nur für alle bedeutendern Criminalfälle? Und wie viele der anscheinend geringern

Fälle, verübt von jüngern Verbrechern, wo auf Geist und Herz zumeist eingewirkt werden könnte, sind den jüngern oder untergeordnetern Beamten zugewiesen! Findet man bei Referendarien, Actuaren, Unterrichtern, die unter der Last anderer Geschäfte stöhnen, Menschenkenntniß, Weltbildung, die echte Humanität, welche auch die bessern, sprudelndern Geister erst durch lange Jahre, Lebensstudien und Schicksale erringen? Erwägt man hierzu, wie die humanieren Studien auf den Universitäten jetzt immer mehr beiseite gelassen werden, wie die Mehrzahl der Studenten nur auf die Fachwissenschaft sich wirft, wie Theologen und Juristen die Collegien der Philosophen und Historiker für überflüssig halten — die Theologen sogar absichtlich, um sich nicht zu stören oder um mächtigen Gönnern gefällig zu sein, und die Juristen schließen sich ihnen an —, wie Zweck und Ziel nur scheint, vollständige Abgangstestimonien zu erhalten, so ist wenig Aussicht, daß den jüngern Rechtspraktikanten die Humanität von der Akademie mitgegeben werde, welche der Verfasser von den künftigen Untersuchungsrichtern wünscht. Denn die Studien der Naturwissenschaft, wenn sie wirklich die Alten, Geschichte und Philosophie jetzt der studirenden Jugend ersetzen sollten, machen doch, wenn es gelingt, einen sehr weiten, weiten Umweg zur Humanität.

So sieht denn alles das, was der Verfasser wünscht, wofür er mit aller Begeisterung die Leser, den Staat, die Menschheit interessiren will, sehr trostlos, es sieht fast wie eine Fata-Morgana aus, oder eine Wüste, wo nur einzelne grüne Stellen uns humanistisch erfreuen können. Vielleicht freilich ist auch das Täuschung, vielleicht sproßt weit gedeihlichere Saat aus dem Boden überall, als wir jetzt wissen und ahnen, wie das ja in manchen andern hochwichtigen Menschheitsangelegenheiten in letzter Zeit geschehen ist; aber eine traurige Erscheinung in der Publicität dürfen wir nicht umgehen. Womit beschäftigen sich, wenn sie mit dem Gegenstande sich beschäftigen, jetzt die Journalistik, Broschüren, Parlamentsreden? Mit der Frage über das Aufhören der Todesstrafe! Als ob damit das Wichtigste geschehen wäre, um der Humanität einen Schlußstein nachzusenken. Ob die unendlichen Argumente, Beweise, Declamationen der Menschenfreunde, Volksabgeordneten, Staatsmänner, wo sie weit über das Ziel schießen, nicht weit nützlicher auf zwei Gegenstände verwandt wären, auf die unser Verfasser aufs neue und mit so beredtem Eifer hinweist: auf die Besserung der Gefängnisse und auf Mittel, die Untersuchungsrichter zu Menschen zugleich von Geist und Herz zu bilden. Das erste denke man allein, unerledigt, und die Todesstrafe hätte aufgehört! Keine Erlösung durch den Henker mehr, aber die moralischen Moräste der Gefängnisse und Zuchthäuser dauerten in Ewigkeit fort! Das zweite vermögen freilich weder die weisesten Parlamentsbeschlüsse, noch die mächtigsten Autokraten; aber der gemeinsame Wille der Guten und Einsichtigen, der, wenn auch unsichtbar, doch unablässig im Strom des Lebens die Ufer netzt, hat mehr gewirkt, als die Kühnsten glaubten. Gerade in unsern Tagen, wie sieht man vieles wirklich, ausgeführt, was man vor wenigen Jahren für unmöglich, als einen Traum der Thoren betrachtete! Vieles, sage ich, ich will nicht einzelnes vorbringen; nur beiläufig erwähne ich eins in Bezug der Ansichten über die Gefängnißangelegenheit. Die Junkerreaction in Preußen eiferte seit den zwanziger und dreißiger Jahren mit wahrem Ungestüm gegen die Staatsverschwendung, um prächtige Gefängnisse zu erbauen, damit Verbrecher in Palästen wohnten, während der ehrliche Proletarier in einfallenden Hütten frieren und verkümmern müßte. Es klang etwas darin, der Sinn war freilich nur, man solle die politischen Gefangenen (die unschuldigen Demagogen vor den Märzzeiten) schlechter behandeln als man that. Jene Reaction hatte zehn Jahre hindurch in Preußen gesiegt, regiert und fast ganz nach ihrem Willen sich gebart; aber ihre Gefängnißtheorie drang nicht durch. Man hat nicht einmal gewagt sie ernsthaft vorzubringen; der wahre Humanismus, der Sinn der Guten und Einsichtigen hatte im stillen unablässig gedrängt und geschoben und die Gefängnisse werden nach wie vor gebaut, wie die Humanisten und nicht wie die Junker es für zweckmäßig halten, gleichviel ob sie darin wirklich das Rechte fanden oder irren.

Von den mitgetheilten Erinnerungen aus wirklichen Criminalfällen sind zwei von höchster Bedeutung, jedem Leser, Staatsmann, Juristen und dem die Menschheit mehr als ein Schall ist von Interesse; wir meinen die beiden Fälle: „Meuchelmord im Complote zweier Bauern" und „Ein Rechtsaccessist, ein Schullehrer und ein reicher Müller im verbrecherischen Complote". Der Titel sagt aber schon, daß etwas fehlt; wir können nichts anderes sagen, als es fehlt ein Titel, der den Leser beim ersten Durchblättern anzieht. Wer sie durchliest, wird die Fälle nicht wieder fallen lassen; denn für den Psychologen, Humanisten, den Beobachter der Zeitgeschichte sind sie eine reiche Fundgrube. Der erstere Meuchelmord ist ein so complicirter Criminalfall wie nur einer in ihren Regesten aufgefunden wird, und liefert zugleich ein schauderhaftes Spiegelbild, welche raffinirte Verworfenheit gerade in dem Stande sich oft vorfindet, welchen unser Publikum und sentimentale Dichter noch gern als den harmlosen darzustellen, die Staatswissenschaft, von Parteien angeregt, aber als den gesunden Kern der Nationen zu rühmen belieben — den Bauernstande. Der andere Fall, das betrügerische Complot unter drei Personen von Vermögen und Bildung, mehr um satanischer Lust, als um der wirklichen Noth willen, um sich selbst mehr Vortheil zu schaffen und andern zu schaden, ist aber wol ein Unicum. Es wirft der Fall grelle Schlaglichter in die gesellschaftlichen Zustände, wo alles religiöse Gefühl unter feinen, gebildeten und gelehrten Individuen vollkommen ausgestorben ist. Aber warum hat der geehrte Verfasser beide Fälle nur als Belege für seine theoretischen Abhandlungen behandelt, warum hat er nicht historisch die Thatsachen, wenn auch entfernt von der Actendürre, erzählt? Warum liefert er nicht Namen der Orte und Personen, warum nicht die Jahreszahlen u. s. w.? Wir glauben an die Wahrheit und Wirklichkeit alles dort Niedergeschriebenen, aber wie ganz anders würde es wirken, eindringen, wenn wir Ort, Zeit, die wirklichen Menschen, die darin handeln, vor uns sähen, hörten! Jetzt zweifelt mancher Leser hin und her, ob es denn auch alles so wirklich sich ereignet und der Verfasser nicht manches arrangirt und componirt habe, um nicht die Thatsachen, sondern seine Argumente zu beweisen. Wir, wie gesagt, nehmen an, daß alles aus den Acten entnommen ist; aber wie anschauender, eingreifender, erschütternder würde das Gemälde sein, wenn wir auch Hintergrund, Staffage, und wäre es auch der Rahmen darum, mit Augen sähen! Die Rücksichten, es zu verbergen, sind doch jetzt nicht mehr vorhanden, und wie anders wirkt jetzt jeder Criminalfall, weil die Oeffentlichkeit ihr Licht darauf wirft. Sie allein macht es ja möglich, daß wir auf die bessern Zustände hoffen, an welche der Verfasser appellirt.

W. Häring.

Notiz.

Ein karlsbader Gedenkbuch.

Elfriede von Mühlenfels spielt in der Literatur so zu sagen die Rolle einer Barmherzigen Schwester; sie hat schon früher ein oder mehrere Album zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken herausgegeben, welche Erfolg hatten, und neuerdings erschien von ihr ein „Karlsbader Gedenkbuch. Zum fünfhundertjährigen Gründungsjubiläum von Karlsbad" (Dresden, Ernst am Ende, 1858), dessen Reinertrag zur Bildung eines Unterstützungsfonds für diejenigen Kurgäste, die keine Aufnahme in den Hospitälern finden können, wie zur Begründung eines ersten sächsischen Krankenbettes im dortigen Hospitale bestimmt ist. Dieses der Königin Maria von Sachsen gewidmete Album ist mit mehreren lithographirten karlsbader Ansichten versehen und sein Inhalt besteht nur zum Theil aus bisher ungedruckten Poesien, zum größern Theil aus bereits Gedrucktem, auch in Prosa, wobei vorzüglich solche Mittheilungen benutzt sind, welche auf Karlsbad Bezug haben. Besonders für dieses Album

bestimmte Originalbeiträge sandten unter andern ein: Prinzessin zu Schleswig-Augustenburg, A. Böttiger, A. Bube, B. Cotta, J. Hammer, G. Heseliel, J. Hübner (zwei Sonette an Ruch), E. Kauffer, A. Kaufmann, R. Köhler, Charlotte Krug, geb. Schnorr von Karolsfeld, G. Kühne, O. von Redwitz (ein frommes Gedicht „Gebet"), Pauline Schanz, J. N. Vogl, J. H. von Wessenberg u. s. w. Außerdem enthält das Album Sprachproben aus den meisten europäischen Sprachen (darunter „In the Album of Miss Mühlenfels", von Sarah Austin), Uebersetzungen, namentlich von K. Schier in Dresden, J. Schanz und der Herausgeberin, einen Choral für Instrumentalmusik und Pianoforte von dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha und eine von Neapel aus eingesandte Composition des Heine'schen Liedes: „Ein Fichtenbaum steht einsam", von dem Prinz Emil von Wittgenstein. In einem Auszug aus einer Schrift Châteaubriand's, dessen Aufenthalt in Karlsbad betreffend, interessirte uns folgende Stelle: „On publie une liste complète du Sprudel: sur les anciens rôles on lit les noms des poëtes et des hommes de lettres les plus éclairés du Nord, Gurowsky, Dunker, Weisse, Herder, Goethe; j'aurais [illegible] y trouver celui de Schiller, objet de ma préférence." Dunker (wer ist dieser?) und Weiße neben Herder und Goethe! Uebrigens sind diese Mittheilungen Châteaubriand's sehr unbedeutend, der mittelmäßigste deutsche Literat würde aus Karlsbad Interessanteres in Form und Inhalt mitzutheilen gewußt haben. Von einigem literarischen Interesse sind die „Karlsbader Erinnerungen und Dichtungen aus dem Liedge-Kreise". In Betreff Körner's, der sich im Juli 1813 in Karlsbad und zwar im gastlichen Hause der Frau von der Recke aufhielt, um von seinen bei Kitzen erhaltenen Kopfwunden Heilung und Genesung zu finden, wird bemerkt: „Theodor Körner war nicht in Goethe's Nähe. Jung, enthusiastisch, der Sache des Vaterlandes feurig hingegeben, war der politische Dichterjüngling jener Zeit das directe Gegenstück zum kühlen, leidenschaftslosen, nur in sich bewegten Goethe von damals, der sein Centrum in sich selbst fand." Der Ausdruck „politischer Dichterjüngling" ist etwas kühn, und wie jemand kühl und leidenschaftslos und doch in sich bewegt sein kann, ist auch nicht wol einzusehen. Uebrigens weiß man aus Goethe's Briefen an Theodor Körner's Vater, wie wohlwollend Goethe für den jungen Mann gesinnt und wie groß die Theilnahme war, die er seinen dramatischen Versuchen angedeihen ließ. Ferner wird versichert: „Mit Goethe kam Frau von der Recke auch in Karlsbad nur selten zusammen; beider Naturen waren zu verschieden, um sich in ihren Ansichten und in ihrer Lebensweise dauernd anzuziehen." Daß Goethe und Frau von der Recke sehr verschiedene Naturen waren, daran zweifelt sicherlich niemand.

H. M.

Bibliographie.

Abbot, E., Der König des Gebirges. Deutsch von E. Draulin. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Antonides, M., Essai sur l'histoire de l'humanité. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bohn, E., Vierzehnheiligen in Thüringen. Ein Beitrag zur Landeskunde des Herzogthums Sachsen-Meiningen. Apolda, Teubner. 1858. Gr. 8. 12 Ngr.

Bremer, Frederike, Vater und Tochter. Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Gesammelte Schriften. 33ster und 34ster Band. Mit einer Musikbeilage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

Cassel, P., Erfurter Bilder und Bräuche. Ein akademisches Programm. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 15 Ngr.

Diffelhoff, J., Shakespeare's Tragoedien — ein Wegweiser zum Glauben. Ein Vortrag, gehalten in Schwelm den 7. December 1858. Schwelm, Scherz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ende, C. G. E. am, Des Maurers Weihe. Dichtung nach Schillers Lied von der Glocke. Dresden, am Ende. Gr. 8. 5 Ngr.

Ficker, J., Ueber die Entstehungszeit des Sachsenspiegels und die Ableitung des Schwabenspiegels aus dem Deutschenspiegel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Rechtsquellen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 24 Ngr.

Gerlach, W. F., Erinnerungen an den seligen Johann Jakob Hahn, Doktor der Theologie, Superintendenten und Oberprediger zu Bleicherode. Mühlhausen. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Hahn, E. A., Die große Erweckung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Sammlung von Gedanken und Thatsachen darüber, zur Prüfung vorgelegt. Basel, Bahnmaier. 8. 3 Ngr.

Hausen, H. J., Geschichte der Stadt Narva. Dorpat. 1858. Gr. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Lau, T., Zur Auswahl. Skizzen und Artikel. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Lieske, C. R., Dante und seine Stellung zu Kirche, Schule und Staat seiner Zeit. Festrede. Dresden, Adler u. Dietze. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

Luther über Scheidung und Wiederverheirathung Geschiedener. Zusammengestellt aus dessen Werken von F. Dahms. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 5 Ngr.

Müsset, P. de, Sicilien und Francisco, der Hirtenknabe. Nach dem Französischen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Riehl, W. H., Culturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Rogge, F. W., Aus Westminster-Abtei. Schwerin, Oertzen u. Schloepke. 16. 15 Ngr.

Schweder, G., Weimar in seiner Bedeutung für den Protestantismus und die evangelische Kirche. Ein Vortrag. Berlin, F. Schulze. 8. 6 Ngr.

Der Spiegel deutscher Leute. Textabdruck der Innsbrucker Handschrift. Mit Unterstützung kaiserlicher Akademie der Wissenschaften herausgegeben von J. Ficker. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wartmann, H., Leben des Cato von Utica mit einer Schilderung der Zustände Roms da Cato in die politische Laufbahn eintrat und einer kritischen Würdigung der Quellen. Gekrönte Preisschrift. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Zeugnisse für Christus erörtert von einem Preußischen Rechtsanwalt. Soest, Nasse. Gr. 12. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Bedeutung der Dappenthalfrage. Zur Belehrung und Aufklärung des Schweizervolks. Herausgegeben auf Veranstaltung des Centralausschusses der Helvetia. Basel. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Cultus-Streit in der evangelischen Kirche Badens. Eine Appellation von dem „belehrenden" an den „besser zu belehrenden" evangelischen Oberkirchenrath in Karlsruhe. Ulm, Gebr. Rübling. 8. 6 Ngr.

Die Gewerbfreiheit, mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich. Ein Beitrag zur volkswirthschaftlichen Würdigung derselben. Prag, Kober u. Markgraf. Gr. 8. 12 Ngr.

Gutachten der theologischen Facultät zu Greifswald über das Rostocker Consistorialerachten. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pelz, E., Nachrichten über Minnesota. Bamberg, Buchner. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Sire, rassurez-nous. Réponse à l'empereur Napoléon III. Leipzig, Gerhard. Gr. 8. 5 Ngr.

Wolf, R., Ueber Cometen und Cometen-Aberglauben. Ein populärer Vortrag den 22. Januar 1857 zu Zürich gehalten. Zürich, Meyer u. Zeller. 1857. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur Sache des Professor Dr. Baumgarten. Eine neukirchliche Stimme. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Ein neuer Roman von Frederike Bremer.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Skizzen aus dem Alltagsleben.

Vater und Tochter.

Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von

Frederike Bremer.

Mit einer Musikbeilage. Aus dem Schwedischen.

Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Dieser neueste Roman von Frederike Bremer ist in der Art ihrer frühern bekanntesten Romane gehalten und schildert das Familienleben in der innigen und gemüthlichen Weise, welche der Verfasserin die Gunst des Publikums gewonnen und seit einer langen Reihe von Jahren erhalten hat. Die kindliche Liebe, die aufopfernde Liebe der Tochter zu dem Vater, ist der Gegenstand desselben. Die Verfasserin entwickelt dabei zugleich mit der ihr eigenthümlichen Klarheit und Frische, wie ein tüchtiges weibliches Gemüth, wenn es seinen Lebenszweck richtig aufzufassen und in dem ihm angewiesenen Kreise dafür zu wirken versteht, auch ohne Gattin und Mutter zu sein, segensreich wirken kann.

Dieser Roman ist zugleich für die Besitzer der deutschen

Gesammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften

in besonderer Ausgabe als 33. und 34. Band derselben erschienen. Jeder Band dieser Ausgabe kostet 10 Ngr.

Die frühern Bände enthalten Folgendes:

I. **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Fünfte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

II. III. **Das Haus,** oder Familiensorgen und Familienfreuden. Fünfte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

IV. V. **Die Nachbarn.** Fünfte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

VI. VII. **Nina.** Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

VIII. **Die Familie H.** Zweite verbesserte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

IX. **Kleinere Erzählungen.** 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

X. **Streit und Friede,** oder einige Scenen in Norwegen. Vierte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

XI. XII. **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

XIII. XIV. **In Dalekarlien.** Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

XV. — XVII. **Geschwisterleben.** Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

XVIII. XIX. **Sommerreise.** Eine Wallfahrt. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

XX. **Leben im Norden.** Eine Skizze. — **Morgen-Wachen.** Ein Glaubensbekenntniß. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

XXI.—XXXIX. **Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. 12. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 18 Ngr.

XXX. — XXXII. **Hertha.** Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

= Verlag von Rober & Markgraf in Prag. =

Literaturgeschichte.

Charaktere

der deutschen Literatur.

Von

Schmidt-Weißenfels.

Zwei starke Bände in Octav. Eleg. geh. 3 Thlr. oder 4½ Fl. Oesterr. Währ.

Inhalt:

Erster Band:	Zweiter Band:
Nikolaus Lenau.	**Berthold Auerbach.**
Karl Gutzkow.	**Alfred Meißner.**
Friedrich Halm.	**Julian Schmidt.**
A. von Sternberg.	**Emil Kuh.**

Es ist dieses Werk nicht etwa eine willkürliche Sammlung einzelner literarhistorischer Journalartikel, sondern eine geistig und organisch zusammenhängende Reihenfolge von Charakteristiken der hervorragendsten Schriftsteller der Gegenwart, eine aus gründlichen Studien, vorurtheilsfreier Auffassung und furchtloser Kritik hervorgegangene **Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands in neuester Zeit.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gott in der Geschichte

oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

In sechs Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 10 Thlr.

Dieses jetzt vollständig vorliegende hochbedeutsame Werk erregte gleich bei seinem Beginn großes Aufsehen: in der „Protestantischen Kirchenzeitung" wurde dasselbe mit Pascal's „Pensées" und Humboldt's „Kosmos" verglichen (mit jenem, weil es gleichfalls eine Apologie des Christenthums sei, mit diesem als eine Geschichte des sittlichen Kosmos), in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" „eine neue Theodicee im höhern geschichtlichen Verstande" genannt und allgemein als eine höchst geistvolle und anregende Lectüre für das größere Publikum, keineswegs blos für Gelehrte, bezeichnet.

Während der erste Theil eine Einleitung in das Ganze enthält, die sich besonders mit den geistigen Kämpfen der Gegenwart und der Bedeutung der Bibel für letztere beschäftigt, und dann speciell das Gottesbewußtsein der Hebräer schilderte, behandelt der zweite Theil „das vorchristliche Gottesbewußtsein der Arier Ostasiens" sowie „der Arier in Kleinasien und Europa", und enthält gleichsam eine durch geistvolle Charakteristiker der hervorragendsten Persönlichkeiten und zahlreiche Uebersetzungen aus Dichterwerken erläuterte Culturgeschichte der Aegypter, Chinesen, Perser, Indier, dann namentlich der Griechen, endlich der Römer und Germanen. Der soeben erschienene dritte Theil enthält das Gottesbewußtsein der christlichen Völker und das Resultat des Ganzen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 17. März 1859.

Inhalt: Zur Literatur der belletristisch-artistischen Jahresgaben. Von Hermann Marggraff. — Schleiermacher's Briefwechsel. Von Theodor Lau. — Kolenati's Reise nach dem Kaukasus. — Notiz. („Die Poesie des Handels.") — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Literatur der belletristisch-artistischen Jahresgaben.

Eine der wenigst dankbaren und angenehmen Aufgaben, die einem Berichterstatter in einem kritischen Blatte zufallen können, ist die, eine Kritik und Uebersicht über diejenigen Novitäten zu geben, welche der Literatur der alljährlich wiederkehrenden Albums, Almanache und anderer Lese- und Sammelwerke dieser Art angehören. Denn hier ist von einer Concentration seiner Gedanken auf einen Hauptgegenstand, eine Hauptrichtung, eine Grundstimmung oder eine hervorragende literarische Individualität gar nicht die Rede. Die Verleger erwarten eine Berücksichtigung der typographischen Ausstattung, der beigegebenen Bilder, vielleicht selbst des Einbandes; die Redacteure erwarten, daß man ihrer Mühe und ihrem Geschmack in der Auswahl der literarischen Beiträge gerecht werde, überhaupt eine möglichst eingehende Kritik; und von den hundert und mehr als hundert Dichtern und Novellisten, die dazu Gaben beisteuerten, erwartet jeder, daß man gerade seinen Beitrag besonders hervorhebe und rühme, möge man auch alle übrigen unerwähnt und unberücksichtigt lassen. Wie soll man diesen verschiedenartigen Ansprüchen genügen? Bleiben wir nur bei den beitragenden Dichtern stehen, so wird jeder, den man unberücksichtigt und unerwähnt läßt, über absichtliche Zurücksetzung oder über Unempfänglichkeit für die Trefflichkeit seines Beitrags klagen; hebt man den Beitrag dieses oder jenes Poeten als besonders gelungen hervor, so wittert man darunter eine Bevorzugung aus persönlichen Motiven u. s. w. Kurz, der Kritiker ist ganz in der Lage jenes Dorfschulmeisters, der einmal in eine vornehme Gesellschaft kam und, indem er dem einen sein Compliment machte, einen zweiten, hinter ihm Stehenden unangenehm berührte, indem er sich bei diesem entschuldigen wollte, einem dritten auf die Hühneraugen trat, und so die ganze Gesellschaft hindurch, bis zuletzt alle über den armen Mann herfielen und ihn wüthend zum Tempel hinauswarfen. Was bleibt uns daher, um nicht einer gleichen Behandlung ausgesetzt zu sein, übrig, als der ganzen Dichtergesellschaft im allgemeinen, statt jedem einzelnen, unser Compliment zu machen? Indeß werden wir die Namen derjenigen Beitragenden, die am meisten gekannt und genannt sind, bei jedem einzelnen Buche anführen, auch wol dieses oder jenes Gedicht, das uns aus einem oder dem andern Grunde charakteristisch erscheint, hervorheben oder mittheilen. Doch werden wir auch in dieser Hinsicht ökonomisch verfahren müssen, da wir diesem Genre, das, mit Ausnahme der Musenalmanache, mehr der Luxusliteratur angehört und ohnehin in periodischer Wiederkehr jedes Jahr seinen Platz in Anspruch nimmt, nicht allzu viel Raum bewilligen können.

I. Albums.

Wir wenden uns zuvörderst zu den Prachtalbums, die, so Schönes sie zum Theil auch in „Bild und Lied" enthalten, doch eigentlich keinen nothwendigen Grund ihres Erscheinens in sich haben und daher für ein Blatt wie das unsrige recht eigentlich als Luxusgegenstände und Toilettenartikel gelten müssen, wie sie denn auch vorzugsweise zu Zierden auf den Tischen der Pracht- und Gesellschaftszimmer bestimmt sind. Zu einer ausführlichen Besprechung in einem Kunstblatt eignen sie sich viel eher, da sie in ihrem artistischen Theil wirklich auf Kunstwerth Anspruch zu machen haben und Compositionen von bewährten und namhaften deutschen Meistern vorführen. Wir in d. Bl. haben nun freilich besonders den meist aus lyrischen Beiträgen bestehenden literarischen Theil derselben zu berücksichtigen, obschon der artistische gerade bei Werken dieser Art doch keineswegs ganz zu übergehen ist. Vier solcher Albums liegen uns vor, von denen zwei erst dem vorigen Jahre ihre Entstehung verdanken und als ganz neue Erscheinungen von uns zuerst berücksichtigt werden sollen; es sind folgende:

1. Deutsche Kunst in Bild und Lied. Originalbeiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von Adolf Böttger. Erster Jahrgang. Leipzig, Bach. 1858. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Neues Düsseldorfer Künstleralbum. Redigirt von W. Ellen. Erster Jahrgang. 1859. Lahr, Schauenburg u. Comp. 1858. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.
3. Düsseldorfer Künstleralbum mit artistischen Beiträgen von A. Achenbach, O. Achenbach, A. Arnz, Hugo Becker u. s. w. unter literarischer Mitwirkung von A. E. Brachvogel, O. Braun, A. Conrad, F. Dahn, G. F. Daumer u. a. nebst

einer Reliquie von Hölderlin. Neunter Jahrgang. 1859. Redigirt von Christian Höppl. Düsseldorf, Arnz u. Comp. 1858. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

4. Argo. Album für Kunst und Dichtung, herausgegeben von F. Eggers, Th. Hosemann, B. von Lepel. 1859. Breslau, E. Trewendt. 1859. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Was das Album „Deutsche Kunst in Bild und Lied" betrifft, so behauptet dies den andern gegenüber in seinem artistischen Bestandtheile mehr einen allgemein deutschen Charakter, da darin keine specielle deutsche Kunstschule besonders bevorzugt ist, während die Albums Nr. 2 und 3 unsers Wissens nur Bilder von düsseldorfer oder ehemaligen düsseldorfer, die „Argo" nur Bilder von berliner Künstlern enthält. Zu diesem leipziger Album steuerten bei: aus Berlin Eduard Steinbrück („Waldtäubchen") und Karl Steffeck („Rehe"); aus Karlsruhe C. F. Lessing („Brennendes Kloster"); aus Dresden Julius Hübner („Begrüßung der Maria und Elisabeth"), Eduard Bendemann („Odysseus und Penelope") und Guido Hammer („Der kämpfende Gnom"); aus Leipzig Auguste Schreck („Früchte"); aus München Bonaventura Genelli („Mars und Amor"), W. von Kaulbach („Charakterkopf", Bildniß eines militärischen Graubarts mit der Inschrift „La garde meurt, mais ne se rend pas") und August Vischer („Der alte Hellebardier"); aus der Schweiz Wilhelm Georgy („Gemsen"); aus Weimar Friedrich Preller („Nausikaa"); aus Wien G. Waldmüller („Am Fronleichnamsfeste"). Mehrere darunter, und zwar einige der lieblichsten und am allgemeinsten ansprechenden, wie Steinbrück's „Waldtäubchen", Guido Hammer's „Kämpfender Gnom" u. s. w. sind in Farben ausgeführt. Der Herausgeber, Adolf Böttger, hat diese Bilder poetisch erläutert, mit dem Geschmack, der Formengewandtheit und dem sinnigen Eingehen in den Inhalt und Geist dieser Bilder, wie man sie von diesem Dichter erwarten durfte. Zur Probe diene hier das Gedicht:

Der kämpfende Gnom.

Im Gestrüpp, wo dichtgeschart
Grisen und Farrenkräuter,
Liegt der Gnom, und strecht den Bart,
Herr, vom Stand der Bärenhäuter.
Mausefellen ist sein Rock,
Weidenbast die Bluderhose,
Ein Wacholderzweig sein Stock,
Und sein Dolch ein Dorn der Rose.

Horch! da rauscht es in dem Gras,
Und es schwanken Halm und Farren,
Leise schlüpft's und gleißt wie Glas,
Daß dem Gnom die Glieder starren.
Unter ziegelrothem Dach
Eines mächt'gen Fliegenschwammes
Aeugelt grün und zornig, ach!
Eidechslein, das Kind des Schlammes.

Kaum nun springt der Gnom hervor,
Schlängelt sich das Thier im Ringe,
Zischt und züngelt, daß empor
Furchtsam fliehn die Schmetterlinge.
Hurtig zückt der Gnom den Speer
Heißen Ingrimms auf den Drachen,
Zischend spritzt das Blut umher
Aus dem Salamanderrachen.

Jener trennt den Kopf vom Rumpf,
Steckt ihn auf die Brombeerlanze,
Und im seligsten Triumph
Flicht er Eichlaub sich zum Kranze.
Siegreich zieht er dann einher,
Zeigt sich Vettern, Basen, Ohmen;
Widerhallt im Land die Mär
Rings von „Sanct-Georg dem Gnomen!"

Von einem Dichter, der im Mittelpunkt so vieler persönlichen Beziehungen steht und einen so feinen und wähligen Geschmack besitzt wie Adolf Böttger, ließ sich erwarten, daß es ihm gelingen werde, einen schönen lyrischen Blumenstrauß zusammenzubringen. Und in der That zeichnen sich die lyrischen Beiträge in dem Böttger'schen Album durch einen gewissen gleichstimmigen Ton aus, ohne daß sie deshalb einförmig und einfarbig erschienen; diese Gleichstimmigkeit betrifft nur die Grundnicht die Deckfarben. Wie fast überall machen freilich auch hier die urkräftigen vaterländischen Klänge Arndt's eine Ausnahme. In dem Gedicht „Rausche und brause!" geißelt er diejenigen, welche von dem Verfall Deutschlands faseln, und er fährt dann fort:

Nicht also mit dir! Nimm dir deutschen Schwung.
Deutscher, nimm einmal dir deutschen Stolz
Für dein großes Volk unter Greisen jung,
Grün wie seines Walds grünstes Eichenholz!

Nicht also mit dir! Rausche durch den Wald!
Rausche, brause Zorn, durch Stein und Bein!
Brause, deutscher Muth, Gottes Zorngewalt!
Greif die Adler dir, laß die Krähen schrein!

In weicherm, rührendem Ton singt, wie sich erwarten läßt, ein anderer Veteran der Lyrik, Justinus Kerner; wir führen von ihm an:

Das Lachen.

Das Lachen kommt nicht oft von Herzen,
Das weiß ich, weil's mir oft geschah;
Aber der Thränen süße Schmerzen,
Die sind dem Herzen immer nah'.

Vergebliches Hoffen.

Wenn es doch nur Morgen wär',
Hab' ich nächtlich oft gedacht.
Doch wenn kam der Morgen her
Mit der Sonne goldner Pracht
Blieb es in mir dennoch Nacht.

Solche Seufzer haben freilich nur individuellen Werth und sind mit der Pietät aufzunehmen, welche der unter den Gebrechlichkeiten des Alters leidende Dichter verdient. Außerdem enthält dieses Album Gedichte von Schefer, Julius Sturm, Sterck („Deutschland! Auf dem leipziger Schlachtfelde in der Nacht vom 17. zum 18. October 1857", ein Gedicht, das unter den jetzigen Zeitumständen doppelte Bedeutung gewinnt); Gottschall, Dräxler-Manfred, Rodenberg, Drees, Keller, Zeise, Apel, Kauffer, Bube, Anna Löhn, Rittershaus, C. G. Ritter von Leitner, Geibel, Hebbel, Gruppe, Minckwitz, Jegór von Sivers u. s. w., außerdem Reliquien von Eichendorff und Schaeffler. Zu diesen Reliquien werden wir auch wol die Beiträge des inzwischen verstorbenen Dichters Emanuel Raulf (Rudolf Widerhofer), unsers ehemaligen Mitarbeiters, rechnen dürfen, und da die in diesem Album mitgetheilten Gedichte desselben die ächten waren, die von ihm gedruckt sind, so erlauben wir uns wenigstens eins derselben hier anzuführen:

Nur die Götter u. s. w.

Nur die Götter und die Frauen
Können Menschen selig machen
Durch die alte herzensjunge,
Ungetheilte, tiefe Liebe.

Seht! es wölbt sich Welt und Himmel —
Mannesbrust an Frauenbusen,
Und es blinken süß die Sterne
Wie das Glück, das neugeborne.

Und in diesem Allumfassen
Ruht die ganze Schar der Herzen,
Ruht die Sehnsucht, die so wunde,
Selig aus im Schos der Gottheit!

Das „Neue Düſſeldorfer Künſtleralbum", von Ellen redigirt, entſtand vielleicht hauptſächlich in der Vorausſetzung, daß das ältere Album, das Mißgeſchick des Arnz'ſchen Verlagsgeſchäfts verwickelt, zu erſcheinen aufhören würde. In dieſer Erwartung ſah man ſich freilich getäuſcht, und das neue Unternehmen muß nun zuſehen, wie es die Concurrenz beſtehen mag. Das Anrecht hierzu beſitzt es ebenſo durch die Vorzüglichkeit der technischen Ausſtattung, die ſich ſelbſt bis auf den Deckel erſtreckt, wie durch den Werth der Bilder und im ganzen auch der lyriſchen Beiträge. Die thätige Verlagshandlung hat wenigſtens keine Mühen und Koſten geſcheut, auch tüchtige literariſche Beiträge von anerkannten Dichtern zu erwerben, und wenn auch nicht alle darin enthaltenen lyriſchen Gaben gleichen Werthes ſind, ſo zeichnen ſich doch wieder andere durch Friſche und Heiterkeit des Tons oder durch charakteriſtiſche Malerei vortheilhaft aus. Unter den artiſtiſchen Beigaben behaupten die ſorgfältig ausgeführten Compoſitionen von Scheuren, welche die künſtlichen und ethnographiſchen Gegenſätze zwiſchen Nord und Süd, Oſt und Weſt bildneriſch darſtellen, einen eigenthümlichen Werth. An zum Theil ſehr anſprechenden oder charakteriſtiſchen Genrebildern, die der Zahl nach die Landſchaft bei weitem überwiegen, finden ſich hier: „In der Kaſerne" von Hampanjen, „Die Befreiung", eine Gefechtsſcene von A. Beck, „Das Gewitter" von Süs, „Einquartierung" von Salentin, „Der kleine Vermittler" (ein beſonders gemüthvolles Bild) von Vollander, „Der Slowake" von Dieſſenbach, „Weihnacht" von Hasenclever, „Mutterſorge" von Hübner, „Bivouak" von Sell und „Das Stiefkind" von Winterhalter. Dieſes Stiefkind iſt ein derber Junge, der, verlaſſen von ſeinen Angehörigen, erbärmlich ſchreiend in der Wiege liegt, und die Steinmetzer eine große Hündin, welche ihre eigene Brut, ihre rechten Kinder verläßt, um an dem armen Jungen Mutterſtelle zu vertreten und ihn in Schlaf zu wiegen. Dieſen Genrebildern reihen ſich eine ſehr reiche und poetiſche Landſchaft von Leſſing und eine Partie vom Ufer des Lago Maggiore von Lindlar an. Aber auch mehrere lyriſche Beiträge ſind noch ſpeciell illuſtrirt, und gerade dieſe Illuſtrationen gehören zu dem Schönſten, was das Album in artiſtiſcher Hinſicht bietet. Scheuren lieferte die Illuſtrationen „In Neapel" (Gedicht von Eminus), „Michelangelo Buonarotti" (Gedicht von O. von Schorn) und „Der Knabe" (Gedicht von Mathilde Maven); W. Sohn illuſtrirte das Gedicht „Die junge Italienerin"; Bleibtreu, einer der wenigen deutſchen Maler, welche Schlachtſcenen darzuſtellen wiſſen und das nöthige kriegeriſche Feuer dazu mitbringen, das Gedicht „Jörg". Mevius das Gedicht „Der Wartthurm von Corona". Tidemand das Gedicht „Die junge Norwegerin", Kröger, in einer echt dichteriſch empfundenen Landſchaft, das Gedicht „Der Morgen". Die fünf letztgenannten Gedichte ſind von dem Redacteur des Albums, Ellen, und wir vermuthen, daß vor dieſen Gedichten die Bilder da waren, welche Ellen nur poetiſch erklärt hat, vielleicht mit Ausnahme des Gedichts „Jörg", welches überhaupt zu den beſten poetiſchen Beiträgen dieſes Albums zählt. Der ſchlicht ſoldatiſche Ton, wie er ſolchen Soldatengeſchichten angemeſſen, iſt darin vorzüglich getroffen. Jörg war ein einfacher preußiſcher Muskelier, der ſich in der Schlacht an der Katzbach ebenſo opferte, wie Arnold von Winkelried bei Sempach, nur daß ihm in unſerer Zeit, wo die Schlachten meiſt aus Maſſenbewegungen beſtehen und die That des einzelnen ſelten in die Augen fällt, nicht derſelbe europäiſche Ruhm zu Theil wurde. Ellen ſchildert im Eingange das „Heidenwetter", das während der Schlacht herrſchte:

Kaum dachten
Der welſchen Feinde wir, die wir verfolgten,
So ſämmtlich hielt der aufgewichte Grund,
In dem wir taſchentief, knietief verſanken,
Uns feſt und hemmte uns bei jedem Schritt.
So denkt ihr euch den Krieg nicht! „Trotzen wir
Und kneten wir den kalt'gen Lehm hier aus

Für Ziegelbrenner?" rief verdrießlich Jörg —
„Iſt das Soldatenarbeit?"

Plötzlich und unerwartet ſteht das brandenburgiſche Bataillon vor einem franzöſiſchen Viereck, aus dem ein Stachelwald von Bajonneten den Preußen entgegenſtarrt. Das Pulver iſt durchnäßt und an Schießen iſt nicht zu denken. Man mißt einander mit den Blicken, beiderſeits mehr erſtaunt als kampfbereit. Inzwiſchen läßt der preußiſche Befehlshaber von Othegraven das franzöſiſche Quarré umzingeln und der Lieutenant von Meja ruft: „Drauf! drauf!" Aber die Brandenburger ſtutzen und zögern; niemand wagt anzufangen; da ſpringt Jörg hervor:

Mit beiden Händen
Hob ſein Gewehr er übern Kopf und wuchtig
Warf er es — auf drei Schritte nur — den Welſchen
Die grad' ihm vis à vis, in die Viſage,
Daß ſie ſich wundern mochten. Darauf griff er,
Soweit er ſpannen konnte, mit den Armen
Die Bajonnete auf und ſtürzte jubelnd
In das Quarré und — ſterbend. Denn in Leib
Und Bruſt eindrangen ihm zwei ſchwere Stöße.
Daß todt er in der Feinde Reihen fiel.
Wir aber jauchzten nicht mehr. Mit Hurrah
Brachen wir vor, die Kolben hoch geſchwungen.

Nun geht das Todtſchlagen los:

Wir Brandenburger fochten
Fürwahr nicht ſchlecht, doch währt' es eine Weile
Bis alle Arbeit war gethan. Und leider
Blieb auch der Unſern mancher auf dem Platz,
Der in der Heimat ſchmerzlich wol vermißt ward
Den Meja hatten ſieben Bajonnete
Getroffen, daß wir ihn verloren gaben
Doch hat die Felſchercunſt — mich wundert's noch —
Nachher ihn hergeſtellt. Mir ſelber ſchrammte
Ein Säbelhieb nicht ſchlecht die Stirn, die Narbe
Könnt ihr noch heute ſehn. Nur Othegraven
Blieb unverletzt und nahm mit eigner Hand
Den welſchen Oberſten gefangen. Alle
Die andern Welſchen deckten todt den Platz,
Wir gaben einmal kein Pardon, wir rächten,
Was ſie am lieben Vaterland verbrochen.
Und waren, ich geſteh' es, ohn' Erbarmen.

Mir war's zumal gar leid um Jörg. Wir hatten
Ganz kurz vorher ſo friedlich noch geplaudert.
Und jetzt vermocht' ich kaum, ihn aus dem Haufen
Der Leichen aufzufinden. Er war brav
Wie wenige. Als ich ihm das Geſicht
Gewaſchen und nicht eine Spur von Leben
Noch in ihm fand, kam auch der Commandeur
An uns heran und legte ſeine Hand
Auf Jörg's todkalte Stirn. „Er ſtarb als Held".
So ſprach er zuckend, als ob Thränen ihm
Nicht ferne wären, „er hat uns zum Siege
Die Bahn gebrochen, möge ſein gedenken
Das Vaterland!" Darauf begrub ich ihn.

Vergeßt den Tapfern nicht! In Lob und Lied
Ehrt unſern Jörg als Preußens Winkelried!

Störend war uns in dieſem Gedicht, dem wir wünſchen, daß es ſich durch Anthologien bald in der preußiſchen und deutſchen Jugend einbürgern möge, die Verszeile: „Die grad' ihm vis à vis, in die Viſage", warum nicht: „die grad' ihm gegenüber, ins Geſicht?" Außerdem enthält dieſes Album eine Reliquie („Elegie") von dem Königsberger Ernſt Wilhelm Ackermann, der fünfundzwanzigjährig 1846 in Neapel ſtarb und deſſen poetiſcher Nachlaß 1848 von ſeinem Vater W. Ackermann und Ernſt Raupach herausgegeben worden; ferner Gedichte von L. Schefer, Gruppe, Vogl, Conſtant, Pröhle, Endrulat, Bube

Hoffmann von Fallersleben u. ſ. w. Die des letztern zeichnen ſich durch ihren heitern ſchalkhaften Ton aus, der hier beſonders deshalb wohlthuend wirkt, weil in dem literariſchen Theile aller dieſer Albums das heitere Element höchſt dürftig, in manchen gar nicht vertreten iſt. Warum meidet man aber den Humor in der Poeſie, da er doch in den Genrebildern ſehr häufig zur Erſcheinung kommt? Meint man wirklich, daß die Poeſie weniger zum Humor berechtigt ſei als die Kunſt? Oder meint man, daß ihn die Liebhaber ſolcher Albums, während ſie ihn im Bilde willkommen heißen, vornehm und hypochondriſch zurückweiſen würden, falls er ſich in poetiſcher Form blicken ließe?

Das von Chriſtian Höppl redigirte „Düſſeldorfer Künſteralbum" iſt des „Neuen" älterer Bruder; denn es ſteht bereits im neunten Lebensjahre, und man darf ihm wol den Ruhm nicht verkümmern, daß es mehr oder weniger allen ſpäter erſchienenen Albums dieſer Art zum Vorbild gedient hat. Die artiſtiſchen Beiträge des Albums rühren, wie bei dem jüngern Concurrenzalbum, nur von düſſeldorfer Künſtlern oder ſolchen her, welche in Düſſeldorf gebildet wurden und Düſſeldorf zum Theil zu hoher Zierde gereichten. Unſer Intereſſe erregte beſonders eine lithographirte Nachbildung des auch ſonſt ſchon in weitern Kreiſen bekannt gewordenen Bildes „Die Verlaſſene" von C. Hübner, der überhaupt Romane aus dem wirklichen Leben, oder wenigſtens düſtere tragiſche Epiſoden daraus mit ergreifendem Pinſel auf die Leinwand zu werfen weiß. Nächſtdem nennen wir ein Schlachtbild von Bleibtreu („Zum Sturm") und unter den komiſchen und tragikomiſchen Genrebildern die von Litſchauer, Salentin, Hiddemann, Hugo Becker und Kindler, endlich unter den Landſchaftsbildern beſonders die von Leſſing („Nach dem Ueberfall"), von O. Achenbach („Villa Conti in Frascati"), eine norwegiſche Landſchaft von Guden und eine Gebirgslandſchaft von A. Weber. Von namhaften Dichtern und Dichterinnen trugen unter andern Leopold Schefer, Juſtinus Kerner, Mörike, Brachvogel, Gruppe, Höppl, Gottſchall, Meißner, Höfer, Daumer, Rodenberg, Adelheid von Stolterfoth, Emma Niendorf, Luiſe von Plœnnies und viele erſt im letzten Luſtrum aufgetauchte oder bekannt gewordene Dichter, endlich F. Wehl, außer dem im echten Balladenton gehaltenen Gedicht „Der ſterbende Sohn" auch eine Novellette von nachtdunkler Färbung, „Die Meerfahrt der Braut", bei. Mehrere dieſer literariſchen Beiträge ſind zugleich auch illuſtrirt, darunter die ebengenannte Novellette und die Gruppe'ſche Ballade „Der Trompeter von Königswinter", die Sage von jenem Spielmann behandelnd, der, mit einem Räuſchchen vom Tanzſaale kommend, auf der Spitze des Drachenſtein um Mitternacht zu ſeinem Vergnügen ein Tanzlied trompetet, worauf die Todten aus ihren Gräbern ſteigen und paarweiſe ſich um die Platte her zum Tanze reihen. Will er ermüdet und abgeängſtet zu blaſen aufhören, ſo muß er auf den Wink der geſpenſtigen Herren und Frauen wieder ein neues Stücklein beginnen —

Es wehen die Schleier, die Mäntel der Herrn,
Sie ſind ihm ſo nah', und ſie ſcheinen ſo fern —

bis endlich mit dem Glockenſchlage eins die tanzende Geiſterſippſchaft wieder in ihre Gräber zurückkehrt. Der bis zum Tode erſchöpfte Trompeter fiel hierauf, wie ſich denken läßt, in Ohnmacht und er hat es ſich nie wieder beikommen laſſen, zu ſeinem Vergnügen um Mitternacht auf dem Drachenſtein zu blaſen. Die Gruppe'ſche Ballade iſt ganz gut, aber die mit unheimlich phantaſtiſchem Humor aufgefaßte Illuſtration von A. Schrödter iſt noch beſſer. Freilich iſt bei der Darſtellung ſolcher Scenen der Maler dem Dichter gegenüber im allgemeinen im Vortheil, wenn dieſer nicht die Phantaſie und die bewundernswürdige Anſchauungsgabe und Darſtellungskraft eines Bürger oder Goethe beſitzt; aber der Hauptmangel der Gruppe'ſchen Ballade ſcheint mir darin zu liegen, daß er die Geiſter ihren Tanz in viel zu ernſthafter gravitätiſcher Weiſe, ſtatt mit wildem Humor verrichten läßt. Die Tänzer befehlen dem Trompeter ſtets mit „düſter herrſchendem" Blick, ein neues Tanzſtückchen anzufangen; wer aber tanzt und des Tanzens nicht ſatt werden kann, der iſt auch in ſeiner Weiſe luſtig, mag er auch direct aus dem Grabe oder vom Galgen kommen. Das intereſſanteſte Stück in dieſem Album iſt eine Reliquie von Hölderlin, die wir hier auch vollſtändig mittheilen wollen, da dieſes Gedicht während der Wahnſinnsperiode des unglücklichen Dichters um 1823 entſtanden iſt. Mörike erhielt es von Wilhelm Waiblinger, in deſſen Geſellſchaft er den Geiſteskranken zu Tübingen beſuchte, in Hölderlin's Handſchrift. Mörike bemerkt dazu: „Es hatte keinen Titel. In einem Aufſatz über «Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnſinn» (zu Rom im Jahr 1830 geſchrieben und in den «Zeitgenoſſen» erſtmals abgedruckt) erwähnt Waiblinger dieſes Gedichts aus unvollkommener Erinnerung. Man darf es ohne Frage zu dem Lieblichſten zählen, was ſich unter dem Wuſt dieſer traurigen Spätlinge fand. Von Krankheitsſpuren fällt am ſtärkſten das unwillkürliche Abreißen der ſchwungvollen Reflexion, bei dem jähen Eintreten des landſchaftlichen Bildes, in der zweiten Strophe auf. Es iſt hier keine Lücke, die der Dichter etwa noch auszufüllen gedacht hätte; die Zeilen ſtehen im Manuſcript genau ſo regelrecht hintereinander, wie ich ſie gebe. Eine gewiſſe proſaiſche Ausdrucksweiſe und Unbehelflichkeit in einzelnen Wendungen und Worten, der ſonderbar präciſirende Gebrauch des zwar, ſind Eigenheiten, welche die Poeſien Hölderlin's aus jener Zeit auf eine mehr rührende als ſtörende Art kennzeichnen." Die Ode lautet:

Wenn aus dem Himmel hellere Wonne ſich
Herabgießt, eine Freude den Menſchen kommt,
Daß ſie ſich wundern über manches
Sichtbares, Höheres, Angenehmes.

Wie tönet lieblich heil'ger Geſang dazu!
Wie lacht das Herz in Liedern die Wahrheit an.
Daß Freudigkeit an einem Bildniß .....
Ueber dem Steige beginnen Schafe

Den Zug, der faſt in dämmernde Wälder geht.
Die Wieſen aber, welche mit lautrem Grün
Sich decken, ſind, wie jene Heide,
Welche gewöhnlicherweiſe nah' iſt

Dem dunkeln Walde. Da auf den Gipfeln auch
Verweilen dieſe Schafe. Die Gipfel, die
Umher ſind, nackte Höhen, ſind mit
Eichen bedeckt und ſeltnen Tannen.

Da, wo des Stromes regſame Wellen ſind,
Daß einer, der vorüber des Weges kommt,
Froh hinſchaut, da erhebt der Berge
Sanfte Geſtalt und der Weinberg hoch ſich.

Zwar gehn die Treppen unter den Reben ſteil
An, wo der Obſtbaum blühend darüberſteht.
Und Duft an wilden Hecken weilet,
Wo die verborgenen Veilchen ſproſſen;

Gewäſſer aber rieſeln herab, und ſanft
Iſt hörbar dort ein Rauſchen den ganzen Tag;
Die Orte aber in der Gegend
Ruhen und ſchweigen den Nachmittag durch.

Wie bei dem „Neuen", ſo vermiſſen wir auch bei dieſem ältern „Düſſeldorfer Album" Erklärungen zu den Bildern, die, mögen ſie in gebundener oder ungebundener Rede abgefaßt ſein, doch jedenfalls ſehr zweckmäßig ſind, beſonders aber, wie es uns ſcheint, poetiſche, vorausgeſetzt, daß eine geſchickte Hand ſie bearbeitet.

Das vierte Album: „Argo", welches ſich, wie wol ſeine drei Jahrgänge beweiſen, in der Gunſt der Liebhaber ſolcher Literatur bereits feſtgeſetzt zu haben ſcheint, kommt zwar in Breslau heraus, iſt aber weſentlich ein Product der berliner Kunſt. Man findet hier unter den Genrebildern mehrere intereſſante von

ethnographischem Charakter, wie die „Fischer im Bosporus" von Hermann Kretschmar und die Darstellung eines Juhásze oder Schafhirten in der Umgebung einer ungarischen Pußta von Pape; auch schlägt in dieses Genre die charakteristische „Scene in einem londoner Commercial Room" von Ludwig Löffler, das Abbild eines römischen Winkeladvocaten mitten in seiner advocatischen Thätigkeit von C. Gretius und die Darstellung einer Scene vom brüsseler Hundemarkt unter dem Titel „Schwere Wahl" von C. Arnold. Griffe in das niedere Volksleben thaten Hosemann in seinen Bildern „Sechsundsechzig" und „Der neue Pfeifenkopf", A. Wisniewski in „Mit Verlaub", während Amberg in seinem Bilde „Süßes Nichtsthun" eine Dame aus der vornehmen Welt in ihrem prätentiös comfortabeln Farniente darstellt. Dergleichen elegante Bilder sind überhaupt bei den berliner Genremalern beliebt. A. Menzel lieferte einen Don Juan, doch begegnen wir diesem Künstler lieber auf dem Gebiet historischer Charakteristik. Der tüchtige Thiermaler Steffeck stellte einen Hund als Tantalus dar, wie ihm die schönsten Speisenvasen vor den Augen schweben, die er aber nicht erreichen kann. Landschaften lieferten A. Haun („Im bairischen Hochlande" und „Zerstörtes Raubnest") und A. Riefstahl („Jagdschloß", ein Bild voll poetischen Effects). Sehr dankenswerth sind die den Schluß des Albums bildenden Erklärungen der artistischen Beiträge von Friedrich Eggers, die zum Theil auch biographischer Art sind. Zwei der beitragenden Maler haben, wie man aus Eggers' Mittheilungen erfährt, Aegypten besucht, freilich zu sehr verschiedenartigen Zwecken: Eduard Pape, der das Neue Museum mit landschaftlichen Fresken schmücken half, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit; Hermann Kretschmar zum Zwecke landschaftlicher und ethnographischer Studien. Letzterer hatte auch das seltene Glück, in Aegypten Mehemed-Ali, nachdem sich ein französischer Maler dessen Zufriedenheit nicht zu erwerben gewußt, und später in Konstantinopel den Sultan Abdul-Medschid nach dem Leben porträtiren zu dürfen.

Zu der Verproviantirung des literarischen Theils haben sich die exclusive Dichterschule Berlins und die exclusive Schule Münchens die Hände gereicht. Wir nennen unter diesen Beiträgen die Dorfnovelle „Auf dem Staatshofe" von Th. Storm (mit Initialen von Riefstahl), die Novelle „Aus dem Postwagen" von W. von Merckel (mit Initialen von Hosemann), Gottschall's längeres Gedicht „Salomon de Caus", Scherenberg's „Drei Jugendblätter aus John Franklin's Lebensbuch" (mit Initialen von L. Burger), B. von Lepel's Ballade „Gerfrut" (mit Initialen von H. von Blomberg) und dessen „Ghaselen", Lingg's Gedichte „Zweiflers Nachtgedanken" und „Verlassen und verloren", das Gedicht „Rococo" von H. von Blomberg (mit Initialen von Wisniewski), die von Fontane übersetzten schottischen Balladen. E. Geibel erzählt Schulgeschichten. Der Dichter hatte einmal an einer Rauferei mit den Zöglingen der Nachbarschule theilgenommen, war deshalb zum Carcer verurtheilt worden und sollte auch die übrigen Rädelsführer angeben, auch darüber Aussage machen, ob sie sich dabei eines Stocks bedient hätten. „Ich nicht", versetzte der junge Geibel, der sich am schuldigsten fühlte, „ich nicht, aber von den andern welche mögen — — —" Da fuhr der Rector auf: „Falsch angewandter Conjunctiv! ein Factum ist's!" und versetzte ihm einen Backenstreich. Geibel knüpft hieran die Bemerkung:

Doch trug mir dieses Argument ad hominem
Heilsame Früchte. Nimmer hab' ich mich seitdem
Des Conjunctivs beflissen, wo's ein Factum galt
Selbst nicht bei Hof. Und das wog manchmal schwer.

Heyse klagt in einem „Morgengebet" vom Jahre 1849 darüber, daß sich das deutsche Volk frevelhaft von Gott abgewandt habe:

Es war so groß, es war so stark,
Solang es rein gewesen,
Es war der Erde bestes Mark,
Zum Herrlichsten erlesen.

Wie mochte nur der Widergeist
Aus deinem Arm es winden?
Herr, laß es, wenn die Binde reißt,
In sich, in dir sich finden!

Erneue das gefälschte Blut
Vom Gift der Feindeslehre;
Gib ihm zurück den hohen Muth,
Den frohen Muth der Ehre,
Mach's fester wie gediegen Erz,
Mach's eins zu allen Stunden;
Doch wenn im Krampfe zuckt das Herz,
Wie will der Leib gesunden?

— — — — — — — —

Toll heult der Sturm, die Woge brüllt,
Die Völkerwirbel drehen;
Wohin du alles führen willt,
Wir sollen's nicht ersehen:
Verhöhnt, verworren Rath und That
Der Weisen wie der Thoren,
Und doch, und doch, auf eignem Pfad
Dein Recht bleibt unverloren!

Scherzhafter sieht W. von Merckel die Weltdinge an in dem kleinen Gedicht:

Des Doctors Rath.

Zu einem Doctor sprach ein kranker Mann:
„Ich bin seit langer Zeit recht übel dran.

„Sonst hab' ich meinen Nachbar durchgebläut,
Der, seit ich schwach bin, mir mit Prügeln dräut;

„Macht fein gesund mich, daß ich wieder dann
Wie früher meinen Nachbar prügeln kann!"

Der Doctor sprach: „Das macht sich nicht so bald;
Ihr seid nicht krank nur, sondern auch zu alt.

„Ein Mittel gibt's, das eher helfen kann:
Den Nachbar mach' ich auch zum kranken Mann!"

Bei sich gedacht' er: „Sind erst beide krank,
So sind mir beide sicher lebenslang!"

Der andere sprach: „Das war kein Doctors Rath!
Ich dächt', ihr würdet lieber — Diplomat!"

II. Jahr- und Taschenbücher.

Gegen diese schwere Reiterei der Albums in Quart und in Prachtrüstungen, zu denen auch das „Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd" und ähnliche periodische Unternehmungen zu rechnen sind, hat die leichte Schwadron der Taschenbücher in Octav, Duodez und Sedez nicht Stand halten können. Freilich hatten diese schon so ziemlich das Feld geräumt, ehe noch die Albums auf dem Schlachtfelde der buchhändlerischen Concurrenz erschienen waren; jetzt aber sind sie auf vielleicht nur ein Halbdutzend in ganz Deutschland und Oesterreich zusammengeschmolzen. Von den noch bestehenden kommen die meisten auf letzteres; in dem übrigen Deutschland darf die „Cornelia", ehrwürdig durch ihre 44 Jahrgänge, um so mehr als Ausnahme gelten, da sie sich nach Art einiger der ältern, abgesehen von poetischen Bildererklärungen, ausschließlich auf Novellen und Erzählungen beschränkt, während die später entstandenen, wie die „Libussa", auch Aufsätze literarischen, artistischen und biographischen Inhalts bringen und das „Jahrbuch deutscher Belletristik" ebenso gut Musenalmanach als Novellen-

sammlung ist. Die Mode, wechselnd und perfid wie sie ist, hat sich übrigens so sehr gegen die Taschenbücher und selbst gegen den Namen „Taschenbuch" gerichtet (vielleicht weil man jetzt die Taschen mit etwas andern als mit Drucksachen zu füllen trachtet), daß sogar die „Libussa" es vorgezogen hat, sich „Jahrbuch" und nicht Taschenbuch zu nennen. Wir haben heute aus diesem Kreise folgende zur Anzeige zu bringen:

1. Libussa. Jahrbuch für 1859. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Achtzehnter Jahrgang. Mit einem gestochenen Porträt, zwei gestochenen Kunstblättern und einer Lithographie. Prag, Ehrlich. Gr. 16. 2 Thlr.
2. Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1859. Fünfter Jahrgang. Mit Beiträgen von Fr. Bodenstedt, A. E. Brachvogel, Ida von Düringsfeld, L. Foglar u. a. Herausgegeben von Siegfried Kapper. Mit dem Bildnisse A. E. Brachvogel's in Stahlstich. Prag, Bellmann. 1858. 8. 1 Thlr.
3. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1859. Herausgegeben von Aloys Henninger. Vierundvierzigster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Das von Paul Aloys Klar herausgegebene Taschenbuch „Libussa", das nun bereits den achtzehnten Jahrgang angetreten hat, wird mit einem Aufsatz „Prinz Rupert" von Friedrich Fürsten Schwarzenberg eröffnet. Es ist die an interessanten Begebenheiten reiche Biographie des Pfalzgrafen Rupert, Sohns des böhmischen Winterkönigs Friedrich von der Pfalz und der englischen Prinzessin Elisabeth. Fast noch mehr als die Lebensbeschreibung selbst interessirten uns die politischen Geständnisse des Verfassers, obschon sie im allgemeinen keine andern sind, als man sie von dem „österreichischen Landsknecht" erwarten darf und auch wol schon sonst aus seinen literarischen Arbeiten bekannt sind. Fürst Schwarzenberg findet die alte Zeit viel schöner und poetischer. Nicht nur hätten sich die frühern Trachten viel malerischer gemacht, auch ein wärmerer Geist sei durch die Gemüther der Menschen gegangen, man habe noch für Ueberzeugungen gekämpft und gelitten. Von der Gegenwart sagt er: „Ohne Geheimnisse, ohne Liebesabenteuer, ohne Räuber oder Werber, ohne Duellanten oder Entführer, ohne Liebe, Spiel und Kampf — beschirmt, bevormundet und bewacht von Polizei, Censur und Gensdarmerie, bewegt durch Dampf statt durch Roß und Muskelkraft, fliegt die jetzige Zeit mit ihren Passagieren zwar viel schneller, aber auch viel langweiliger dem Endziel alles irdischen Wollens, dem Grabe und der Vergessenheit zu." Der Fürst scheint also jene frühern Jahrhunderte nicht blos um ihre wirklichen Vorzüge, sondern selbst um ihre Räuber, Werber und Entführer zu beneiden: allerdings sehr ehrenwerthe Personen, die unsern Romanfabrikanten und Leihbibliotheken hübsches Geld eingebracht haben. Diese Liebhaberei des Fürsten erinnert übrigens an jene Hyperästhetiker, welche Italien besonders um seine alten Ruinen beneiden und mit Schauder der Zeit entgegensehen, wo die Wüste um Rom in cultivirtes Land verwandelt werden sollte. Der Verfasser bemerkt weiter, Richtiges, Halbrichtiges und Unrichtiges ineinander mengend: „Jetzt ist die Partei, der man angehört, meistens nur ein Resultat der zufälligen Stellung; man glaubt ebenso wenig an seine Sache als man supponirt, daß der Gegner wirklich davon durchdrungen sei. Ist ja doch beim modernen Vernunftstaat jede individuelle Persönlichkeit, Familie, Kaste, Stand, ja sogar Nation, Volk, Rasse und Confession dergestalt in den Hintergrund gedrängt worden, daß das administrirte Object, Staatsbürger genannt, eigentlich beinahe geschlechtslos nur als infima fractio der großen besteuerungsfähigen und zu administrirenden Gesammtmasse, keine Bedeutung hat und keine Erwähnung verdient. Es liegt demselben also auch blut- und gutwenig daran, was mit dieser unfreiwillig zusammengestoppelten Gesellschaft vorgeht, außer insofern als sein persönliches Interesse damit unmittelbar betheiligt ist." Daher thue es ihm immer so wohl, fährt der fürstliche Verfasser fort, wenn er aus dem „centralisirten, aus dem administrirten und tabellarisch-militärisch kasernirten Preußen, aus all den Welsch- und Deutschländern heimkehre in die kaiserlich königlichen Erblande"; da finde man noch die große wie die kleine Familie, das Volk, die Zunft, die Innung, den Stand, da gäbe es noch Nationaltrachten, da begegne man noch „Gestalten", da werde der Mensch nicht wie in andern Ländern „à peu près wie die Säuge- oder eierlegende Thierklasse" klassificirt und je nachdem er Geld habe oder nicht unterschieden u. s. w. Wenn übrigens der Verfasser von den „tabellarisch-militärisch kasernirten" Preußen spricht, so sollte er wenigstens nicht vergessen, daß gerade in Preußen, trotz dieser Uniformirung, der Kampf der Principien und geistigen Gegensätze lebhafter ist als sonstwo in Deutschland und daß dieser Kampf vielleicht gerade infolge dieser äußern Disciplin in Preußen die Gefahren nicht hat, die er anderswo haben würde.

Gehen wir nun zu den übrigen Beiträgen des Taschenbuchs über. Heinrich Reitzenbeck beschreibt das Leben der Dichterin Johanna Maria Sedlmayer (geb. 1811 zu Salzburg, gest. daselbst 1853), von der bereits 1831 „Gedichte" erschienen, auch mehrere Stücke vaterländischen Inhalts auf der Schaubühne Salzburgs aufgeführt worden sind. Johanna lebte lange Jahre hindurch wie ihre Mutter vom Tabackskram und verkaufte Rauch- und Schnupftaback, Feuerschwamm und andere Kleinigkeiten, später war sie geachtete Lehrerin an einer Mädchenschule. Melchior von Diepenbrock, Grillparzer, Nikolaus Lenau und andere namhafte Zeitgenossen erfreuten sie durch Zuschriften, Ladislaus Pyrker kehrte bei jedem Besuche Salzburgs in dem unscheinbaren Tabackladen am Collegienplatze ein, und so oft König Ludwig von Baiern nach Salzburg kam, beehrte er die Dichterin mit seinem Besuche. Unter den übrigen Beiträgen in Prosa (die novellistischen übergehen wir) nennen wir noch die geschichtliche Skizze „Die prager akademische Legion vom Jahre 1800" (mit einer lithographischen Abbildung) von dem Herausgeber, mehrere Mittheilungen aus dem Stammbuche des Componisten Wenzel Tomaschek, einen Aufsatz von Legis Glückselig über „Böhmens Ottokar als dramatischer Stoff", worin Usso Horn's Trauerspiel über das bekannte Grillparzer'sche gestellt wird, namentlich weil Grillparzer den Habsburger Rudolf auf Kosten Ottokar's zu heben gesucht habe, und unter den „Vaterländischen Denkblättern" besonders die Biographie des Malers Wilhelm Kandler (geb. 1816 zu Kratzau in Böhmen), dessen Bildniß eine der artistischen Zierden des Buchs bildet. Von besonderm Werth ist eine Reihe von Briefen Kandler's aus Rom, welche im gegenwärtigen Jahrgange die Jahre von 1844 bis zum Mai 1849 umfassen und 1860 fortgesetzt werden sollen. Sie sind interessant zur Kenntniß des deutschen Künstlerlebens in Rom und beweisen unter anderm, daß Neid, Brotneid und Eifersucht in den Künstlerkreisen doch lange nicht so heftig sind als in der Schriftstellerwelt. Die Briefe aus den Jahren 1848 und 1849, in denen sich Kandler als guter Deutscher und feuriger österreichischer Patriot zeigt, enthält so interessante Mittheilungen aus der italienischen Revolutionsperiode, daß wir mit Vergnügen der angekündigten Fortsetzung der Briefe entgegensehen. Lyrische Beiträge steuerten unter andern bei: Hoffmann von Fallersleben, Kerner („Trost beim Erblinden", „Das Herz als Auge", „Mensch, stelle dich nicht über die Natur" u. s. w.), Ebert („Was fromme Gedanken sind", „Ein Verkannter"), Buhl, Gottschall, Kitzer, Constant, Vogl (der seinen Dichtertitel diesmal noch durch das hinzugefügte „Dr." zu heben sucht), Köbler u. s. w. Adolf Stöber schließt sein Sonett „Italienische und altdeutsche Gemälde" mit den Worten:

Bewundern muß ich euch, mit Lorbern schmücken,
Italiens Meister, eure Künstlernamen,
Und „Bravo! Bravo!" ruf' ich mit Entzücken.

Doch steh' ich unter Dürer's, Kranach's Rahmen,
So möcht' ich in der Meister Hände drücken
Den Palmzweig und mit Rührung sagen: „Amen!"

Der greise Castelli klagt in seiner Epistel „Dichter von ehe-

ten und von heute" über die poesielose Stimmung der Zeit, zugleich aber auch über die Dichter. Den Menschen wirft er vor:

Sie können jene Ding' allein nur fassen,
Die mit den Händen sich betasten lassen.
Was riecht, was schmeckt, was klinget und was glänzt,
Das nur faßt ihr Verstand, so eng begrenzt.
— — — — — — — — —
Phantasien nennt man die Poeten leider,
Der Dichtkunst Reich ist aus, jetzt kommt das Reich der Schneider!

Aber auch die Dichter seien mitschuldig. Früher seien sie Apostel des Wahren und Schönen gewesen, sie hätten „Samen des Muthes und der Ehre" ausgestreut und „strenge Sittenlehre" hätte durch ihre Dichtungen hindurchgeklungen. Castelli charakterisirt weiter die ersten Dichter aller Nationen, von den Deutschen Klopstock, Herder, Wieland, Geßner (wie kommt dieser hierher?) Schiller,

dessen Kunstvermächtniß
Nicht nur in jedes deutschen Volks Gedächtniß,
Nein, in der Deutschen Herzen ist geschrieben,
Den wir bewundern, aber mehr noch lieben —

endlich Goethe,

der allergrößte sondergleichen,
Noch nicht erreicht und niemals zu erreichen,
Goethe, der alle die verschiednen Aeste,
Die von dem Baum der Poesie sich breiten,
Behängt mit Früchten, reif für alle Zeiten,
In jeder Gattung schuf das Schönste, Beste:
Im Heitern und im Traurigen,
Im Lieblichen und Schaurigen,
Im Epischen und Lyrischen,
Phantastischen, Empirischen,
Im anmuthsvollen Innigen,
Im Witzigen und Sinnigen,
In Elegien und Stanzen,
Balladen und Romanzen,
Im „Werther" und im „Meister",
Allüberall ein Meister.

Nun aber die neuern Dichter:

Nur wenig Neues keimt im Dichterhain,
Wir lallen nur von Blumen, Lieb' und Wein,
Kein Blitz entströmet unserm trocknen Geiste,
Wir suchen nicht das Höchste, nur das Meiste,
Wir singen nur allein, damit wir singen,
Nicht um ins Herz der Menschen einzudringen,
Wir loben nur die großmuthvollen Reichen
Und die da stolz sind auf der Ahnen Leichen,
Ein jeder baut sich seine eigne Welt,
Und wer am besten zahlt, der ist sein Held u. s. w.

Nun ganz so schlimm ist es denn doch wol nicht, und es lebt und wirkt jetzt sicherlich mancher Dichter, der wenigstens mehr Bedeutung hat als der Rococodichter Geßner, welchen Castelli neben Herder, Goethe und Schiller stellt. Aber freilich mögen einem alten Herrn, wie Castelli, der noch aus einer gemüthvollern Zeit stammt, die übertriebenen Prätensionen so mancher unserer Dichter und ihre künstlichen Machinationen, um sich durch die Gefälligkeit kameradschaftlichen Lobes wie ein Luftballon aufblähen zu lassen, wunderlich genug vorkommen. Indeß hat es immer sein Bedenkliches, wenn ein Dichter sich beikommen läßt, über die Dichter der Zeit so in Bausch und Bogen abfällig zu urtheilen; denn er legt dadurch den Verurtheilten die Versuchung nahe, an ihn die Frage zu richten, ob er denn selbst den hohen Principien gemäß gedichtet, die er aufstellt, und warum er es nicht gethan?

Das „Jahrbuch deutscher Belletristik", seit fünf Jahren von Siegfried Kapper herausgegeben, enthält außer dem Märchen „Der eiserne Ring", von Adolf Glaser, die vier Novellen: „Sechs Tage sollst du arbeiten" von Robert Waldmüller, „Der Glasfabrikant" von Leopold Schefer, „Ein Mann des Wollens" von Ida von Düringsfeld, und „Ein Actienkönig des vorigen Jahrhunderts" von Max Ring. Dieser „Actienkönig" ist der berühmte oder berüchtigte Finanzspeculant Law, und wir werden durch diese Erzählung in Zustände eingeführt, die vielleicht die ersten Keime zu der spätern Blut- und Thränenernte der Französischen Revolution legten, ohne welche diese wenigstens vielleicht keinen so gewaltsamen Charakter angenommen hätte. Die pariser Emeute, die gegen Law losbrach, war ein charakteristisches Vorspiel dieser Revolution, wenn auch durch einen langen Zeitraum von ihr getrennt. Außerdem enthält diese Erzählung auch für unsere Zeit lehrreiche Fingerzeige und Warnungen genug, sodaß man sie als durchaus zeitgemäß empfehlen kann. An epischen und lyrischen Beiträgen enthält das Jahrbuch ein interessantes Bruchstück aus der epischen Dichtung „Marsa und Andreas", welche Friedrich Bodenstedt unter der Feder hat, Gedichte von Brachvogel (dessen Porträt dem diesmaligen Jahrgang als Titelkupfer dient), die in etwas salopem Ton gehalten sind, obschon das erste derselben: „Zwei Steine", einen sinnreichen Gedanken ausspricht, und Gedichte von Foglar, Hausgirg, Hieronymus Lorm, Julius Rodenberg, Ludwig Seeger und Adolf Stern. Von Hieronymus Lorm führen wir hier folgende kleine Gedichte an:

Rath.

Verschwende nicht dein tiefstes Sein;
Was du nicht bist, das wird nicht dein.
Du tränkst den Sand mit Herzensblut,
Er wird doch nicht zum Rosenhain.
Verschmerz' es bald und lern' von ihm,
Eh' er dich deckt, verschlossen sein!
Du ruhst schon hier in deinem Geist
Wie einst in deinem Grab — allein.

Geschiedene Welten.

Wissenschaft und Poesie
Sind getrennte Kreise;
Frieden kennt der Dichter nie,
Unglück nie der Weise.

Julius von der Traun scheint einen Beweis davon geben zu wollen, daß die Dichter keinen Frieden kennen. Es ist von ihm am Schlusse ein Gedicht: „Der Jäger zu Losensteinleithen", abgedruckt, welches schon im vorigen Jahrgang stand. Die Redaction gibt dazu folgende Erläuterung: sie habe vor dem Abdruck im Jahrgang 1858 dem Dichter in Betreff einiger wenig erheblichen Aenderungen im Ausdruck ausführlich motivirte Vorschläge gemacht, und da sie darauf keine Antwort erhalten, habe sie, eine stillschweigende Zustimmung des Verfassers annehmend, das Gedicht mit den von ihr für zweckmäßig gehaltenen Aenderungen abdrucken lassen. Nach dem Erscheinen des Jahrgangs habe sich der Dichter über die seinem Gedicht dadurch angethane „unsinnige Verunstaltung" und „Mishandlung" und über die ihm in seinen literarischen Rechten widerfahrene Kränkung bitter beschwert. Die Redaction hat nun das Gedicht zur Genugthuung des Dichters wie zur Vergleichung der Varianten mit dem ursprünglichen Text noch einmal abdrucken lassen.

Daß das von Aloys Schreiber begründete, später von J. W. Appell und nach dessen Uebersiedelung nach Wien gegenwärtig von Aloys Henninger redigirte Taschenbuch „Cornelia" bereits seinen vierundvierzigsten Jahrgang angetreten hat, ist ein Beweis für die Zähigkeit und die Ausdauer des Verlegers, oder dafür, daß gerade diesem Taschenbuche ein Stamm beharrlicher Leser und besonders Leserinnen treu geblieben ist. Poetisches findet sich darin nichts als die von Drärler-Manfred in Sonettenform abgefaßten Erklärungen zu den meist eleganten Bildern, unter denen sich auch das schöne Porträt des Dichters Milton im Alter von 12 Jahren und das Heinrich Heine's befinden. Diese Bilder sind meist nach ausländischen Meistern wie Landseer, Newenham, Corbould, André, Dubufe u. s. w. sauber in Stahl gestochen. Außerdem

enthält dieses Taschenbuch fünf Novellen. Eduard Ziehen schildert in seiner Novelle „Prüfungen" das Geschick einer Gräfin, welche, gebrochen durch die Intriguen, die man gegen ihre Liebe zu dem Grafen von St.-Arold spann und denen sie zu großen Glauben schenkte, ihrem Leben dadurch ein Ende macht, daß sie sich die Pulsadern öffnet. Die zweite: „Die Erbschaft", von E. F., ist komischen Charakters und findet ihre Lösung durch das oft schon benutzte Motiv eines Testaments, welchem ein Codicill angehängt ist, und merkwürdig genug bringt auch in der folgenden Erzählung „Des Dichters Segen" ganz dasselbe Motiv die Verwickelungen zum Austrag. Es handelt sich darin um das Liebesverhältniß der jungen Gräfin Emma zu dem bürgerlichen Hofmeister des Hauses. Die Gräfin R. hatte in einem Testament den Fluch über jede nicht ebenbürtige Heirath in ihrem Hause ausgesprochen. Auf ihrem Sterbebette stellte ihr der Pfarrer vor: sie möchte doch den Fall bedenken, „daß um die Hand einer Tochter ihres Geschlechts ein Mann von dem Geiste oder wenigstens dem Gemüthe und der Richtung Herder's, ein edler Dichter oder Gelehrter sich bewürbe". Sofort ließ die sterbende Gräfin den Notar und die Testamentszeugen herbeiholen und fügte dem Testament einen Nachsatz hinzu, wodurch sie ihren in der Haupturkunde befindlichen Fluch für ungültig erklärte. Durch dieses Codicill wird nun die Heirath zwischen dem Hofmeister, der selbst ein Schüler Herder's und dabei Dichter ist, und der jungen Gräfin Emma möglich gemacht. F. Hilarius führt in seiner Erzählung aus dem Volksleben: „Der Torfstecher und sein Kind", in die Dorfgeschichte eine neue Menschengattung ein, die der Torfstecher in den bairischen Moorlanden, deren hier keineswegs in sehr vortheilhaftem Lichte erscheinenden sittlichen Zuständen, wie die schroffen Verhältnisse zwischen den aristokratischen Hofbauern oder den Rothhöflern und den plebejischen Kleingütnern und Feldnern, endlich die mancherlei althergebrachten Gebräuche in die Erzählung, der es nicht an kräftiger Pinselführung gebricht, recht geschickt eingeflochten sind. Natürlich dreht sich auch hier die Intrigue um ein junges Mädchen, das hergebrachtermaßen unter all diesem rohen und verwilderten Volk als ein Engel erscheint. Die letzte Erzählung „Funfzig Jahre", nach einem wirklichen Criminalfall von Rellstab verfaßt, ist, von einigen Breiten abgesehen, meisterhaft und mit großer psychologischer Kenntniß durchgeführt und reich an ergreifenden Momenten. Das einzige Wesentliche, was man daran als einer „Novelle" ausetzen könnte, ist der Umstand, daß man schon nach der Lectüre der ersten 10 oder 12 Seiten ziemlich genau weiß, wie sich das Ganze entwickeln wird.

III. Musenalmanache.

Erst mit den „Musenalmanachen" betreten wir eigentlich literarisches Gebiet. Die Musenalmanache sind die Sammel-, Muster- und Organisationsplätze der lyrischen Landwehr theils einzelner Provinzen, theils des Gesammtvaterlandes; hier entfalten sie sich zu imponirenden regelmäßigen Linien; hier kann man sie nach den verschiedenen landschaftlichen Abzeichen und ihren geistigen Richtungen unterscheiden; hier lernen sich die einen als Stamm-, die andern als Gesinnungsverwandte, alle überhaupt als Glieder eines Ganzen kennen und fühlen. Die Musenalmanache haben daher seit der Zeit, wo die deutsche Literatur disciplinirt und mit Bewußtsein ihrer großen Aufgabe betrieben wurde, stets eine nicht unbedeutende Rolle in der Entwickelung der deutschen Lyrik gespielt. Ein Album, ein Taschenbuch kann verschwinden, ohne daß dieser Verlust in den eigentlich literarischen Kreisen besonders gespürt werden würde; aber dem gebildeten poesieliebenden Publikum und namentlich den producirenden Dichtern selbst würde etwas fehlen, wenn kein Musenalmanach mehr in Deutschland erschiene. Dieser Fall ist zwar für ein paar Jahre schon eingetreten, aber das Bedürfniß für einen Musenalmanach machte sich dann nur in noch verstärkterm Maße Platz, und wir erlebten den Fall, daß nach einer solchen Pause zwei Musenalmanache nebeneinander in die Waffen traten, von denen jedoch nur der eine, der Schad'sche, das Feld behauptet hat. Auch würden zwei Musenalmanache von allgemeiner deutscher Bedeutung nebeneinander offenbar zu viel sein, besonders da noch provinzielle Musenalmanache nebenher zu gehen pflegen, wie gegenwärtig das „Lyrische Album aus dem Lahngau" (vgl. Nr. 8 d. Bl.) und die unten verzeichneten Musenalmanache Nr. 2 und 3. *) Dem Musenalmanachsvater, Christian Schad, dürfen wir aber die Anerkennung nicht versagen, daß er die Aufgabe, die er sich mit seinem Musenalmanach gestellt, nun bald ein Decennium lang mit einer Zähigkeit, wie sie freilich deutschen Lyrikern eigen ist und den Deutschen auch auf andern Gebieten gewünscht werden möchte, anfangs wol auch mit persönlichen Opfern, stets aber mit einem großen Aufwand von Fleiß und Zeit verfolgt hat. Schwerlich ist aber auch ein anderer Lyriker so wie Schad zur Herstellung und Aufrechterhaltung eines allgemein deutschen Musenalmanachs geeignet; denn keiner gehört so wenig als er einer exclusiven Coterie an, keiner ist so wenig subjectiv eigensinnig, keiner zeigt sich auch so unabhängig von landsmannschaftlichen Rücksichten und politischen Parteitendenzen. Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir zu seinem und den andern noch zu erledigenden Musenalmanachen über:

1. Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad. Mit dem Bildniß Joseph Freiherrn von Eichendorff's und einer Musikbeilage von Louis Spohr. Neunter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 1859. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.
2. Ost- und westpreußischer Musenalmanach für 1858. Im Namen des altpreußischen Dichtervereins herausgegeben von August Lehmann. Dritter Jahrgang. Königsberg, Nürmberger. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Schneeflocken. Poetisches Jahrbuch aus Rußland. Zweiter Winter. Berlin, A. Duncker. 1858. Gr. 16. 24 Ngr.

Schad sagt über die Bedeutung seines Musenalmanachs, den er als den Erben und die Fortsetzung des ältesten in Deutschland überhaupt existirenden betrachtet, in einer Schlußbemerkung zu dem diesmaligen Jahrgange: „Der «Deutsche Musenalmanach», seit 1770 begründet, also im neunundachtzigsten Jahre seines Bestehens begriffen, «eine ausgewählte Sammlung theils neuer, bisher ungedruckter, theils hier und da zerstreut gedruckter Dichtungen der besten und anerkanntesten Dichter der Gegenwart», war von seinem Anfang an ein mächtiger Hebel der deutschen Nationalliteratur und wurde zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Schriftstellern herausgegeben, so namentlich von Bürger, dem Sänger der unvergleichlichen «Lenore», von Voß, dem kerndeutschen Verfasser der «Luise», von Schiller, dem Liebling der Nation, Kerner, Chamisso und Schwab, und Rückert. Im Jahre 1850, in einer Zeit nationaler Zerspaltung, unternahm der jetzige Herausgeber, theils das Leid der Gegenwart zu lindern, theils die Hoffnung auf die bessere Zukunft zu hegen und zu pflegen,

*) Dahin gehört auch wol die lyrische (zweite) Hälfte des „Album des literarischen Vereins in Nürnberg", das jedoch wegen seines vorwiegend literarischen Inhalts einer besondern Besprechung vorbehalten bleiben muß.

mit vielfachen Widerspruchs eine neue Folge. Die deutsche Kritik begrüßte sogleich den ersten Jahrgang als den «großdeutschen» im Gegensatz zu ähnlichen Bestrebungen von geringerer Tragweite" u. s. w. Der Herausgeber beruft sich weiter darauf, daß nicht nur die Zeitschriften des Inlandes, sondern auch englische, französische, holländische und italienische seinen Musenalmanach ausführlich besprochen hätten, und daß die besten deutschen Zeitschriften ihn alljährlich zum Gegenstand eindringender Beurtheilung wählen „als zuversichtlichen Gradmesser der zeitgenössischen Dichtung überhaupt". Der Grund für diese Erscheinung liege — abgesehen von der ursprünglichen Bestimmung des Musenalmanachs „mitten in der Vielheit deutscher Volksverschiedenheiten nach einer und nicht der geringsten Seite hin, nämlich der des deutschen Liedes, des Sanges und der Sage, in den heimatlichen Gauen einen gemeinschaftlichen Sammelpunkt zu bilden" — in der Zahl, Art und Bedeutung der in den bisherigen Jahrgängen, einschlüssig des neunten, durch Wort und Zeichnungen vertretenen Verfasser.

Im übrigen ist der Herausgeber von seinem bisher befolgten Princip, nur Ungedrucktes aufzunehmen, diesmal abgewichen, er hat vielmehr auf die „ursprüngliche, so sachgemäße und geschichtlich so wichtig gewordene Einrichtung des Musenalmanachs: eine strenge Auswahl theils aus Originalbeiträgen, theils aus bereits vorhandenen neuern Druckwerken zu geben, zurückgegriffen". So bringt denn der gegenwärtige neunte Jahrgang unter 243 Gedichten 118 Originalbeiträge und 125 solche, die aus Gedichtsammlungen, Sammelwerken und Wochen- und Monatschriften, welche in der Schlußbemerkung sämmtlich genannt werden, ausgewählt sind. Von den 119 Dichtern haben 54 Originalbeiträge geliefert; bei sieben von ihnen hat auch noch Auswahl aus Gedrucktem stattgefunden. Auswahl aus Druckwerken hat bei 72 Dichtern ein, von denen auch sieben Originalien beisteuerten. Es ist nun nicht zu leugnen, daß, wenn sich die Benutzung schon gedruckter Gedichte noch weiter ausbreiten sollte, der Musenalmanach sich vielleicht nicht ganz zu seinem Vortheil zu sehr dem Charakter einer Anthologie nähern würde; indeß wird ja wol der Herausgeber hierin das richtige Maß zu halten wissen. Im ganzen müssen wir uns mit diesem neuen System einverstanden erklären. Einmal werden dadurch manche gute Gedichte, die ohne den Musenalmanach vielleicht in alle Winde verflattert wären, durch ihn im Andenken der Mitwelt lebendig erhalten und, wie der Verfasser bemerkt, „thatsächlich vor dem Untergang gerettet", sodann ist es Factum, daß nicht selten von denselben Dichtern, die vielleicht nur Mittelmäßiges an die Redaction des Musenalmanachs einsenden, an anderer Stelle, in Sammelwerken, Albums, Taschenbüchern und Zeitschriften viel erzüglichere Gedichte sich finden. Durch Auswahl der besten im Manuscript eingesandten Gedichte und der besten in den letzten Jahren gedruckten wird es so dem Herausgeber möglich sein, Jahrgänge herzustellen, von denen alles zu Mittelmäßige fern gehalten ist. Endlich hat der diesmalige Jahrgang vor den frühern den Vorzug voraus, daß zum ersten mal die Reihe der lebenden Dichter, unter Vorantritt der Todten, von dem ältesten bis auf den jüngsten in chronologischer Folge angeordnet ist. Als die jüngsten bilden Ludwig Eckardt (geb. 1827), Julius Große (geb. 1828) und L. A. Staufe (geb. 1832) den Schluß des Jahrgangs.

Natürlich können wir uns hier nicht auf die aus Drucksachen, sondern nur auf die aus eingesandten Manuscripten ausgewählten Beiträge einlassen, wobei wir uns jedoch aus Raumrücksichten nur auf einzelnes, was uns charakteristisch zu sein schien, beschränken müssen. Von Eichendorff, Helmina von Chézy und Nicol finden sich hier Gedichte aus ihrem Nachlaß, die bisher noch nicht gedruckt waren. Eichendorff eifert unter anderm gegen die „moderne Ritterschaft", jene „Wichte", denen Adler „im Knopfloch" hängen bleiben, und gegen die „Altliberalen", denen er (im Jahre 1848) zuruft:

Und da's nun gärt und schwillt und quillt — was Wunder,
Wenn platzend dieser Hexenkopf jetzunder
Euch in die Lüfte sprengt mit allem Wunder!

Gottschall beschreibt in energischer Ausmalung einen „Gang durch die Vorstadt", er schildert die friedlichen Hütten der Armuth, die Behausung der geschminkten Sünde, die Kasernen, die Bahnhöfe, die Gefängnisse, die Prachtvilla eines Bankiers; aber ach,

Es wird das Volk nicht mit den Völkern reich,
Zum Golde rollt das Gold mit alter Tücke,
Geschlechter siechen, Kellerblumen gleich —
Zermalmt vom Glücksrad suchen sie dem Glücke.

Oder er denkt bei dem Anblick einer Fabrik des Loses der Arbeiter:

Hier schafft der Mensch ein Stückwerk Tag für Tag
Mit dumpfen Sinnen, mit verstörten Mienen,
Sowie des Rades Schwung, des Hammers Schlag,
Der todte Kreislauf rollender Maschinen.

Ignaz Hub verherrlicht in seinem rührenden Gedicht „Marie Rottmann, die brave Jungfrau an der Nahe" eine der schönsten Gegenstände der Dichtkunst, die Aufopferung eines Menschen für den andern bis in den Tod, hier die Aufopferung einer Tochter für ihren Vater, die That der Marie Rottmann, die ihren armen Vater über Land begleitete und unterwegs, vom grimmigsten Winterwetter überrascht, sich nach und nach fast aller ihrer Kleidungsstücke entledigte, um ihren alten Vater damit zuzudecken und vor dem Frost zu schützen:

An oder Statt, so fremd, so fremd, ...
In ihrer frommen Opferlust
Entkleidet fast bis auf das Hemd,
Entschläft sie auf des Vaters Brust.
Und von den Bergen steigt die Nacht
Und hüllt in ihren Mantel beide,
Sie sind aus sel'gem Schlaf zum Leide
Des Erdenlebens nicht erwacht.

J. Sturm feiert in einem schönen Gedicht die „Mutterliebe"; Storch dagegen die Poesie, die er gegen ihre Ankläger und Verleumder vertheidigt:

Wie Moos zerfallendes Gemäuer
Mit grünem Teppich überzieht,
So wirft den klanggewebten Schleier
Auf den gemeinen Stoff das Lied.
— — — — — — —
Doch ihr, die ihr die Gottgesandte
Verhöhnt, verlästert und verbannt,
Ihr habt euch selbst das Mal der Schande
Auf die gemeine Stirn gebrannt!

Zeise ruft in seinem Gedicht „Die deutschen Argonauten" den Auswanderern zu:

Das wilde Drängen ohne Rast' und Ruh',
Es zieht auch dich verlockend übers Meer,
Dein Sinnen hat's umgarnt und hat's erfaßt,
Jedoch dein Herz bleibt kalt, dein Herz bleibt leer.
Einst kommt die Zeit, mag sie auch fern noch sein,
Wo du mit Gold aufwägst das Häufchen Sand,
Darin den Schlummer fände dein Gebein,
Im deutschen Grund, im deutschen Vaterland!

Glaßbrenner eifert gegen die „Sirupigen":

Ihn, der aller Weisheit Ruhm,
Nimm dir zum Exempel,
Der da warf das Wucherthum
Aus des Vaters Tempel!
Keine Rose ohne Dorn!
Keine Liebe ohne Zorn!
Fort das Ungeziefer!

Georg Keller fordert in seinem „Sängergruß am eidgenössischen Sängerfeste in Zürich 1858" seine Landsleute auf zu singen:

Das Land ist eben reich,
Ist nicht zu gut und nicht zu schlecht,
Ist nicht zu groß und nicht zu klein,
Um drin ein freier Mann zu sein!

Wie grüne Au'n im Firnenschnee
In alter Zeit verschwunden,
So hat noch jedes Volk das Weh
Des Endes auch empfunden!
Doch trotzen wir dem Untergang
Noch lange hin mit Sang und Klang!
Noch halten wir aus eigner Hand
Dich hoch empor, mein Vaterland!

In unserer mehr auf das Elegante und Zierliche, oder auf das düster Zerrissene, oder auf das Ironische gerichteten Zeit begegnet man selten Gedichten, die von erhabenem Ausdruck wären; diesen finden wir aber in folgendem Hymnus J. G. Fischer's, den wir deshalb auch vollständig mittheilen:

Astronomie.

Wenn ich nachts in des Tiefsinns Muse
Stille einhergeh' unter des Himmels
Ewig sorglos wandelnden Sternen,
Und bedenke bei mir, daß auch ein Stern nur
Unser wandelnder schwerer Planet,
Und wie es die Menschen auf ihm treiben.
Die Helden und die Kinder, die Thoren und die Weisen,
Erobern Länder, küssen und morden,
Berauschen vom Wein sich — und träumen vom Weltall;
Und droben in unbekümmerter Höhe
Schweigt still der unaussprechliche Schöpfer,
Der Welten wie Sand am Meer besitzt
Und zu groß ist, auf einer zu wohnen:
Da ist mir, als trüg' ich es leicht, wenn jetzt
In Trümmer der wankende Erdball ginge,
Und des Weltgeist's alter genauer Rechner,
Die nichts verlierende treue Schwerkraft,
Zeichnete sie ans Blau des Aethers
Wie ein paar winzige Lichterfunken,
Und nach Jahren oder Jahrtausenden,
Oder auch nie entdeckte ein Auge
Irgend im weiten Schöpfungsraume,
Daß sich ein Sandkorn im All zersprengt,
Das wir jetzo noch Erde heißen.
Und es wird mir so weit und groß zu Muth,
Daß Erden und Sterne zerbrechen können,
Und Er doch ewig derselbe bleibt.
Und ich höre des Weltalls Meere tönen,
Es brausen ins Herz mir die Völker der Schöpfung,
Wie mir's niemals getönt in den Tempeln der Alten,
Noch in den Märkten der Neuen Welt.

Subjectiver ist Emilie Emma von Hallberg (geb. 1826 zu Köln); doch liegt ihrem in formeller Hinsicht etwas salopen Gedichte „Am Allerseelenfeste" ein hübscher Gedanke zu Grunde; sie sieht, wie am Allerseelenfeste die Menschen die Gräber geliebter Todten mit Blumen und Kränzen schmücken; da sagt sie zu sich:

„Die Gräber deiner Todten
Auch du heut' schmücken mußt."
Und eine Rose stecke
Ich weinend an die Brust.

Wir haben der Verfasserin satirisches Reimwerk „Heinrich Heine's Himmelfahrt" wegen der darin enthaltenen Gehässigkeiten und Cynismen streng tadeln müssen; wir freuen uns, auch einmal einen netten Einfall ihrer Muse hervorheben zu können; überhaupt möge sie überzeugt sein, daß wir, wo es nur immer angeht, lieber loben als tadeln.

Lingg, so eigenthümlich und oft großartig in seinen Weltgeschichts- und Völkerbildern, lieferte mehrere kleinere Lieder, in welcher Gattung er minder ausgezeichnet ist; Adolf Krummacher zwei Gedichte frommen Inhalts, die sich auch durch ihre reine Form bemerkbar machen; Ritter von Leitner ein gemüthvolles Gedicht „Das Tannenbäumchen", Ebert einige Lieder von sittlicher Schwere, Rogge ein an Alexander von Humboldt gerichtetes gedankenreiches Gedicht; Scheffel ein preiswürdiges humoristisches Gedicht „Ein fremd Gespann", das wir deshalb hervorheben, weil der Humor in diesem Jahrgange gerade nicht sehr reichlich vertreten ist; außerdem steuerten noch Kinkel, A. Stöber, Reh (von dem besonders „Frühling und Winter" zu nennen ist), Jegór von Sivers, Kapper, Löwe, Castelli, Eckhardt, Rollett, A. Dörr, L. Kalisch, Pröhle, Pierrius, Kletke, K. Mayr, Endrulat, Notter, Bube, der Herausgeber („Aus dem Klingewald") u. a., Originalbeiträge bei, unter denen sich vieles Gute befindet. Der längste Beitrag ist das über 70 Seiten umfassende episch-idyllische Gedicht von Greße: „Das Mädchen von Capri", das viele lebendige malerisch-plastische Schilderungen aus der italienischen Natur und dem italienischen Volksleben enthält. Aber die Hexameter sind ihm oft sehr übel gerathen und klingen oft wie Verse aus Bodmer's „Noachide". Wir führen einige an, von denen mehrere dadurch, daß sie durch ungehörige Incisionen in zwei Hälften, oder selbst drei Abschnitte zerfallen, oder durch den Mangel an Cäsuren dem Ohre unangenehm werden:

Durchstreift schon hatten wir beide,
Wie auf Reisen ein Brautpaar, | rings die glückliche Insel. —
Sicherlich waren's Geschenke | wol aus glücklichen Tagen. —
Frei in dem eigenen Eiland | unangreifbar dem Feinde. —
Reisebereit, doch an jeglichem Tage | fügt' es der Himmel. —
Aber im Uebermuthe | fragt' ich: | Sage doch, Scheimin!

An andern Gebrechen kranken die Hexameter:

Weil mir nicht mehr war am Leben ein Recht und der holden Bethörung. —
Schwimmen durch den Atlantischen Ocean weiter nach Norden.

Zuweilen braucht der Verfasser unzweifelhafte Längen als Kürzen, z. B. anbietend, unheimlich, über; auch ist die Peridirung, namentlich gegen den Schluß hin, oft zu gehackt; z. B.:

Finden wird er mich, wenn er mich ruft. Ich fürchte den alten
Waffengefährten des Krieges nicht. Euch aber geziemet,
Fröhlich zu leben. Ihr seid noch jung. Euch blüht noch die Hoffnung
Glücklicher Liebe. Versucht sie denn u. s. w.

Mit dem nach breiter Entfaltung strebenden epischen Versmaß verträgt sich dieser kurze Satzbau durchaus nicht. Doch das sind nur Nachlässigkeiten, die der sonst talentvolle Dichter bei einiger Aufmerksamkeit künftig leicht wird vermeiden können.

Ueber den „Ost- und Westpreußischen Musenalmanach" sind wir in der Lage und ziehen es vor, den Bericht eines unsere Blätter dann und wann mit Mittheilungen bedenkenden Mitarbeiters einzufügen. Des Verfassers Ansichten dürften zwar mit denen, welche in den Kreisen der kritischen Zunft vorherrschen, nicht immer ganz übereinstimmen; aber gerade dies ist ein Grund mehr, der uns bestimmt, den Bericht zu veröffentlichen. Er lautet:

„Die Frage, ob dieser Musenalmanach eine Berechtigung zu seiner Existenz hat, ist dadurch praktisch zu seinen Gunsten beantwortet, daß ihm bereits zum dritten male eine hinreichende Theilnahme von seiten des Publikums geworden ist. Anders ist diese Frage von einem oder zwei Recensenten des vorigen Jahrgangs entschieden worden; ob mit Recht oder Unrecht, das würde hier nicht zu erörtern sein, da wir nicht die Aufgabe haben, eine Kritik über Kritiken zu schreiben; dennoch wollen wir diese Gelegenheit ergreifen, um den Standpunkt, welchen wir bei der Beurtheilung solcher Erscheinungen für den richtigen halten, in der Kürze zu bezeichnen; und wenn wir dabei nicht die gravitätische Amtsmiene eines gestrengen Kunstrichters annehmen, sondern mit faltenloser Stirn und heiterm Blick auf die Sache schauen, so hoffen wir eben dadurch der Wahrheit näher zu kommen.

«Und wenn die Rechnung irrte
Auch nur um Einen Zoll?
Und wenn die Hoffnung täuschte
Die meinen Busen schwoll?» —

«Laß ab, du lieber Meister,
Von deinem Traumgebild!
Der frohe Morgen lächelt
Bald hold und licht und mild.»

Und Phöbus lenkt seinen Wagen
Am Himmelszelt herauf,
Und über die Wunderbrücke
Da zieht's in schwerem Lauf:

Voran das Dampfroß keuchend,
Der Zug lang hinterher —
Triumph! Es ist gelungen!
Den Meistern Ruhm und Ehr'!

Die frohe Kunde dringet
Gar schnell von Mund zu Mund.
Nun, guter Rechenmeister,
Nun wirst du wol gesund!

Und als sie jubelnd eilen
Ins ferne Kämmerlein:
Die Seele war geschieden
Im goldnen Morgenschein."

Wir wollen diesem Berichte unsererseits nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß das mehrjährige Bestehen des Altpreußischen Dichtervereins und sein einträchtiges Wirken unserer erst in Nr. 10 ausgesprochenen Ansicht, als ob in Deutschland zur Zeit die Bedingungen für dauerhafte Dichtergenossenschaften solcher Art fehlten, zu widersprechen scheint. Wir hatten jedoch dabei nur allgemein deutsche Dichtervereine im Sinne; in provinzieller Begrenzung und unter Dichtern, unter denen keiner ein sehr drückendes Uebergewicht behauptet, mögen solche Dichtervereine allerdings für eine Reihe Flitter- und Honigjahre wol möglich sein.

Dem „Ost- und westpreußischen Musenalmanach" liegt das „Poetische Jahrbuch aus Rußland" oder „Die Schneeflocken" ebenso nahe als die russischen Provinzen, die darin wol hauptsächlich vertreten sind, jenen östlichsten Provinzen der preußischen Monarchie nahe liegen. Der „Zweite Winter" dieses Jahrbuchs enthält unter anderm auch Beiträge von zwei inzwischen Verstorbenen, Max Cambecq und Friedrich Hinze, deren schriftlicher Nachlaß den Herausgebern zur Verfügung gestellt war. In dem Vorwort wird von ihnen gesagt: „Die freundlichen Landschaftsbilder des im frühesten Mannesalter gestorbenen Cambecq, seine ebenso naiven als phantastischen Schilderungen aus dem Kleinleben der Natur, werden sich, so hoffen wir, nicht weniger Freunde erwerben als die aus gereifterm Gemüthe entsprungenen, klar und scharf gedachten Schöpfungen Hinze's, der, im Leben wie im Dichten ein Jünger heiterer Lebensweisheit, die irdischen Dinge bald mit dem Auge des lachenden Philosophen behandelte, bald mit dem Wohlgefallen einer gesunden Menschennatur genoß." Von Cambecq erwähnen wir ein burlesk-pittoreskes Gedicht: „Der Frühling und die Lappländer", welches beginnt:

Am Eismeer, wo die Möven schrein,
Der Winter wird geboren;
Da stehen die Lappländer dünn und klein
Und sehen in die rothe Sonne hinein,
Die ihre Strahlen verloren.

Sie glotzen die feurige Kugel an
Und hauchen sich in die Hände u. s. w.

Die Lappländer sind sehr erfreut, daß nun endlich der Lenz beginnt, und begrüßen die so lange entbehrte Sonne mit einem Trunk frischen Seehundsthran; da kommt ein Schneesturm und bedeutet der Sonne, daß er hier allein der Herrscher sei. Nun schließt das Gedicht:

Die Sonne wird vor Aerger klein,
Die Seehunde blöken heiter;
Die Lappländer friert es im Sonnenschein
Sie kriechen in die Hütten hinein,
Und der arme Frühling zieht weiter.

Die Lappländer schauen ihm lange nach,
Er wirft seinen letzten Funken;
Sie denken über ihr Schicksal nach
Und haben heut, wie alle Tag',
In Thran sich voll getrunken.

Die Gedichte Hinze's entwickeln einen derben, gesunden, lebensfrischen, doch zuweilen nicht sehr geschmackvollen Humor. In dem unvollendet gebliebenen komisch-satirischen Heldengedicht „Prinzessin Kardia" schildert der Verfasser den Sturz der Königin Ratio, worauf Prinzessin Kardia den Thron besteigt:

Es hieß gar bald von Kardia:
„Elle règne, mais ne gouverne pas!"
Wie in der Magna-Charta.

Die Tendenz des Gedichts ist hierin deutlich genug ausgesprochen. Das Reifste lieferte Friedrich Meyer von Waldeck in seinem epischen Gedichte „Don Juan", wovon der vierte Gesang hier mitgetheilt ist. Die Dichtung, deren Held der berühmte Don Juan d'Austria ist, besteht aus einzelnen beschreibenden Gedichten in wechselnden Versmaßen; Form, Vers und Reim sind mit bemerkenswerther Gewandtheit behandelt; die Schilderungen lebendig, voll Glanz und Anschaulichkeit. Der Dichter schildert z. B. den Marsch des Christenheers durch die glühende Wüste:

Der Sonnenball hebt sich am blauen Rund,
Und seine hellen Strahlenspitzen
Wirft grell zurück der heiße, gelbe Grund
Und wandelt sie zu glüh'nden Feuerblitzen.

Kein Hügel, keine Wolke — Licht, nur Licht,
Der Blick fühlt seine Kraft ermatten,
Kein Grashalm, der die Flammenpfeile bricht,
Vergebens sucht das Auge Schatten — Schatten!
— — — — — — — — —
Und wolkenlos hebt sich des Himmels Dom,
Still ist es über Meer und Küste,
Und stet und lautlos, gleich dem dunkeln Strom,
Wälzt sich das Heer der Franken durch die Wüste.

Da blitzt's und flimmert's an dem Horizont,
Und Thürme und Paläste ragen,
Von goldner Kuppel Wölbung übersonnt,
Die laubgeschmückte, schlanke Säulen tragen.

Und Bäche rieseln von umbuschter Höh',
Im Winde flüstern Sykomoren,
In kühlen Wellen spielt der blaue See
Bis zu den palmenüberwachsnen Thoren.

Und aus der Pforte strömt der Krieger Schar,
Ein flimmernd Meer von Lanzenspitzen,
Dem Emir trägt das Schild der Tschokodar
Und läßt es in dem Glanz der Sonne blitzen.

Das Heer glaubt erfreut Tunis und den Feind vor sich zu sehen; aber es war nur eine Luftspiegelung; denn plötzlich zittert's

in der lichtgetränkten Luft,
Es schwinden Thürme, Quellen, Bäume,
Und Thor und See löst sich in hellen Duft
Und Roß und Mann verwehn in leere Räume.

Und wieder stürzen Licht, Durst und Glut „mit neuem Grimm sich auf die Krieger". Außerdem enthält dieser Musenalmanach Beiträge von Karl von Bursig, F. A. Gelbcke, A. Tollert, der unter anderm den Rheinwein besingt, welcher vom

„freien deutschen Rhein deutschen Muth und deutsche Kraft“ trage, und Ludwig Osten. Unter den Liebesliedern des letztern finden sich einige sehr sinnige, wie die mit dem Anfange: „Ob ich dich liebe?“ „Dein Leben ist der Liebe Bild“ „Bist du die Welt, daß ich die Welt in deinem Wesen finde?“ u. s. w. Folgendes mit Wortgleichklängen eigenthümlich-künstlich spielende kleine Gedicht theilen wir hier mit:

In einem Augenblick,
Wo deiner Augen Blick
Mich traf und deines Grußes süßes Wort —
Bebt' ich vor Liebesglück,
Und trug ein liebes Glück
In stillentzückter Seele mit mir fort.

Es schwebt' dein Angesicht,
Dein Bildniß, an Gesicht,
Wuchs und Geberde lieblich, engelrein,
Vor mir im Abendlicht,
Da ward der Abend licht
Und bleich am Himmel all' die Sternelein.

Was auch die Gegner moderner Lyrik sagen mögen, so ist es doch ein erfreulicher Gedanke, daß auf den Schallwellen dieser Lyrik deutsche Sprache und deutsche Empfindung, deutscher Ernst und deutscher Scherz, deutsche Liebe und deutscher Zorn bis in den Mittelpunkt Rußlands fortgepflanzt werden. Begrüßen wir daher diese „Schneeflocken“ lieber als Blütenflocken, welche nicht ein Schneesturm, sondern ein prophetischer Frühlingshauch von dem russischen Zweig am Riesenbaum deutscher Lyrik zu uns herüberweht. **Hermann Marggraff.**

Schleiermacher's Briefwechsel.

Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Zwei Bände. Mit Schleiermacher's Bildniß. Berlin, Reimer. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Es ist gegenwärtig eine sehr beliebte Manier, einem Manne, der sich in dem öffentlichen Leben irgend bemerkbar gemacht hat, zumal Schriftstellern und Dichtern, deren Hinterlassenschaft zu Untersuchungen immer aufs neue einladet, womöglich bis zur Ammenbrust und bis zum Wickelbande mit dem Scharfsinn eines geheimen Polizeiagenten nachzuspüren. Allerdings mögen derartige Bestrebungen in den meisten Fällen, wenn auch nicht immer eine immerhin anerkennungswerthe Pietät gegen ein verdienstvolles Wirken und Schaffen bekunden, auch kann nicht verkannt werden, daß auf diesem Wege die Literatur manche Bereicherung erfahren hat, für die man denen, welchen sie zu verdanken ist, dankbar sein muß. Allein andererseits kann es nicht in Abrede gestellt werden, daß der Eifer, Biographien zu schreiben, Briefsammlungen bekannter Todten herauszugeben, überhaupt biographisches Material zusammenzustellen, häufig auch viel Seetang zu Tage gefördert hat, einen übergroßen Haufen Spreu, in welchem die Fruchtkörner gar spärlich vertheilt sind. An Biographien und Büchern, welche zu jenen das Material hergeben wollen, haben wir Ueberfluß, dagegen Mangel an wirklich brauchbaren und guten derartigen Arbeiten. Sehr natürlich und leicht begreiflich! Blöde und schwache Augen, meint Thomas Carlyle, pflegen meistens gerade diejenigen zu sein, welche glänzende Gegenstände vorzugsweise lieben, und nicht sobald ist die letzte Schelle Erde auf den Sarg eines namhaften Todten geworfen, und schon stürzt ein Schwarm kleiner Menschen dienstfertig herbei, um mit der Sehkraft, die ihnen beschieden, herumzublinzeln und herumzuspähen, bis sie gefunden und gesammelt, was als eine leidliche Lebensgeschichte ausgegeben werden kann. Es sollte anders sein. Wir sind versucht zu behaupten, es gelte von der Biographie als Kunstwerk etwas Aehnliches wie von Homer, von dem man gesagt, er sei der leichteste und gleichzeitig der schwierigste Dichter. Jedenfalls macht die Biographie Anforderungen an bedeutende Kräfte, sie hat zu ihrer Voraussetzung nicht eine bescheidene, sondern eine sehr geschärfte Sehkraft, wenn anders das gelieferte Werk ein wohnliches Gebäude, nicht ein architektonisches Räthsel sein soll.

Auch die beiden Bände „Aus Schleiermacher's Leben“, die halb Briefsammlung, halb Biographie sind, wird man trotz des mannichfach bedeutsamen Inhalts nur mit theilweiser Befriedigung aus der Hand legen.

Schleiermacher's Hinterbliebene waren schon oft aufgefordert, die zahlreichen Briefe aus dem Nachlasse des Todten der Oeffentlichkeit zu übergeben. Verschiedene Bedenken hielten die Familie ab, dem Wunsche nachzukommen. Zunächst trug die große Mehrzahl der vorhandenen Briefe einen reinen Privatcharakter; Schleiermacher hat wenige Briefe geschrieben, in welchen Fragen der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens vorzugsweise behandelt werden, und nur solche interessiren doch vor allem den wirklich gebildeten Theil des Publikums. Freilich fehlen auch in den Privatbriefen die Beziehungen auf das öffentliche Leben und die Wissenschaft nicht ganz; sie blicken überall durch. Denn Schleiermacher wurde auf das lebendigste von Jugend auf von allem berührt, was in dem öffentlichen Leben vorging, und war stets dahin gerichtet, nicht isolirt für sich zu leben, sondern in dem Ganzen und für das Ganze, und es gilt wol von ihm ganz besonders, daß sein Leben in der Wissenschaft und sein eigenstes persönliches — Theorie und Praxis — stets nach einer völligen Uebereinstimmung strebten. Wir werden auf solche Briefe zurückzukommen haben. Eine andere Erwägung gegen die Veröffentlichung von Schleiermacher's vertrauten Mittheilungen war, daß dieselben fast ausschließlich in eine frühere Lebensperiode Schleiermacher's fallen, aber aufhören, nachdem er einen Hausstand gegründet hatte und gleichzeitig einen Wirkungskreis fand, welcher alle seine Kräfte und Thätigkeit auf eine Weise in Anspruch nahm, die ihm kaum Zeit gelassen haben würde, fortan mit seinen Freunden schriftlich wie früher zu verkehren, wenn er auch das Bedürfniß dazu gehabt hätte. Trotzdem hat sich die Familie jetzt zur Herausgabe der lange verschlossenen und gehüteten Papiere entschieden; der entscheidende Grund war nach der vorausgeschickten Erklärung der Umstand, daß inzwischen schon von anderer Seite (es wird wol W. Gaß' „Friedrich Schleiermacher's Briefwechsel mit J. Chr. Gaß“, Berlin 1852, gemeint) manches, aber sehr lückenhaft gegeben war, und daß es deshalb angemessen erscheinen mußte, durch ausführlichere Mittheilung jene Lücken zu ergänzen und dadurch die Möglichkeit zu gewähren, Schleiermacher's innern Entwickelungsgang, soweit er in dem Verkehr mit den befreundeten Menschen hervortritt, wenigstens für einen Theil seines Lebens jedenfalls klarer und mehr im Zusammenhange zu verfolgen, als es bisher geschehen konnte.

Jeder der beiden Bände zerlegt sich in zwei Hauptabschnitte. Der erste Band, von Schleiermacher's Kindheit bis zu seiner Anstellung in Halle im October 1804 reichend, besteht aus dem Abschnitt: „Von Schleiermacher's Kindheit bis zu seiner Anstellung in Landsberg und dem Tode seines Vaters im Herbste 1794“, und aus dem zweiten: „Vom Jahre 1794 bis zu Schleiermacher's Anstellung in Halle, October 1804“. Die beiden Abschnitte des zweiten Bandes überschreiben sich: „Von Schleiermacher's Anstellung in Halle bis zu seiner Verheirathung im Mai 1809“ und „Von Schleiermacher's Verheirathung bis an sein Lebensende, den 12. Februar 1834.“ Vorausgeschickt ist dem ersten Abschnitt des ersten Bandes ein autobiographisches Fragment, welches für die Correspondenz ein besonders schätzenswerther Commentar und aus dem einige Mittheilungen unsern Lesern nicht unerwünscht sein dürften. Wir werden diese Mittheilungen derartig halten, daß wir mit denselben die Besprechung der in die einzelnen Epochen fallenden Briefe verbinden.

Nach diesen handschriftlichen Aufzeichnungen, die Schleiermacher im April 1794 auf amtliche Veranlassung geschrieben, war er am 21. November 1768 zu Breslau geboren, wo sein Vater damals als reformirter Prediger wirkte. Die Tage der ersten Kindheit wollen wir übergehen. Der Knabe galt für einen hellen, aufgeweckten Kopf, namentlich machte er im Lateinischen auffallende Fortschritte. Er selbst nahm das

Lob, das ihm allseitig zu Theil ward, nicht ohne Genugthuung, aber auch nicht ohne Zweifel hin. Wenn er das, was er in der Schule in abgerissenen Stücken gelesen hatte, für sich in ein Ganzes zusammenfassen wollte, so gelang es ihm, weil er von den nöthigen Vorkenntnissen zu sehr entblößt war, fast nie, sich die Sache lebendig zu machen, was ihn nicht wenig beunruhigte, und da er bei seinen Gespielen von dieser Unruhe nichts merkte, so fing er an, gewaltig an der gepriesenen Größe seiner natürlichen Fähigkeiten zu zweifeln und schwebte beständig in der Angst, daß andere diese unliebsame Entdeckung mit der Zeit auch machen würden. Sein Unterricht war übrigens so unwissenschaftlich und mangelhaft als möglich. Naturgeschichte lernte er nur aus dem Kinderfreund kennen. Er erschrak bisweilen, daß er nicht begreifen konnte, wie das Wasser kocht oder friert, wovon er glaubte, daß es jeder Mensch um ihn her wüßte. Der Geschichte konnte er nicht den mindesten Geschmack abgewinnen; ihr ermüdend trockner Vortrag verursachte ihm tödliche Langeweile und es kostete ihn schreckliche Mühe, die vier Weltmonarchien und die Reiche der persischen Könige in ihrer Ordnung zu behalten. Die Versetzung des Vaters von Breslau nach Pleß und dann nach der Colonie Anhalt war für die wissenschaftliche Ausbildung des Knaben eben auch nicht förderlich; der Vater beschäftigte sich wol in freien Stunden mit dem Unterrichte des Sohnes, aber die Lehrstunden wurden nur zu oft durch Amtsgeschäfte unterbrochen. Von seinem zwölften bis vierzehnten Jahre fiel Schleiermacher einem Schüler Ernesti's in Pleß in die Hände, zu dem ihn der Vater, das Unzureichende seines eigenen Unterrichts erkennend, in Pension gethan; Tag und Nacht exercirte der neue Pädagog mit völliger Vernachlässigung jeder andern Disciplin die classischen Sprachen. Wohl bewandert mit diesen kam Schleiermacher im Jahre 1783 in das Pädogogium zu Niesky, einer Quäkeranstalt, wohin ihn der streng religiöse Vater that, weil er auf andern Schulen den Religionsunterricht vernachlässigt und die Schüler deshalb dem sittlichen Verderben preisgegeben glaubte. Mit voller Hingabe schloß sich Schleiermacher an einen Mitschüler, den nachmaligen Bischof der Brüdergemeine, an Albertini. Beide studirten auf das fleißigste zusammen; man nannte sie Orest und Pylades. System war gerade nicht in den Studien der jungen Leute: „Unsere literarischen Unternehmungen waren kolossalisch und abenteuerlich, aber, obgleich sie nicht nach Verhältniß ihrer Mühseligkeit und unsers Zeitaufwandes nutzen konnten, so waren sie doch nicht fruchtlos. Nur mit Heberich's Lexiken und der Merk'schen Grammatik ausgerüstet, warfen wir uns auf die griechischen Dichter und verschlangen mit einer verhältnißmäßig sehr großen Rapidität den Homer, Hesiod, Theokrit, Sophokles, Euripides und Pindar. Daß wir vieles nicht verstanden, machte uns nicht irre; wir wußten wol, daß es mancherlei Hülfskenntnisse geben mußte, die uns fehlten, aber wir hatten genug an dem, was wir verstanden und hofften auch uns selbst immer mehr Licht zu verschaffen. Eine Lection über die griechischen Alterthümer hatten wir nie gehört, aber wir machten selbst nach und nach allerlei Entdeckungen und schrieben mit großem Triumph Abhandlungen, strotzend von Citaten, die nichts enthielten, als was die ganze Welt wußte. Noch lächerlicher war eine mit Danz' Grammatik und Stock's Lexikon ohne alle hier so unumgänglich nothwendige Vorkenntniß unternommene Lectüre des Alten Testaments, wo wir nicht eher als in den Finsternissen des Ezechiel stecken blieben u. s. w." Von dem Pädagogium wurde Schleiermacher gleichzeitig mit dem Freunde im Jahre 1785 nach dem Seminar zu Barby versetzt, der Universität der Brüdergemeine. Hier galt eine klosterartige Strenge, welche den aufstrebenden Geist Schleiermacher's vielfach beengte und bedrückte; die freie Forschung, bis herab auf die Lectüre, war eingeschränkt: „Die Untersuchungen der neuern Theologen über das System und der Philosophen über die menschliche Seele kamen uns nicht zu statten, denn wir hörten wol beiläufig, daß so etwas in der Welt geschah, aber den Inhalt davon konnten wir nur aus dem errathen, was wir selbst entdeckten. Wir frevelten wol, indem wir uns durch meilenweite heimliche Gänge oder durch verbotene Correspondenz Bücher aus dem Index verschafften, aber es waren nur Wieland's Gedichte und Goethe's Werther u. s. w."

Nach längern innern Kämpfen kam Schleiermacher zu dem Entschluß, das Institut zu verlassen und die Universität Halle zu beziehen. In dem vorliegenden Briefwechsel bilden die Schreiben, die über diese Angelegenheit zwischen Vater und Sohn ausgetauscht wurden, eine der interessantesten Partien; die Denkungsart beider wird durch diese Briefe ungemein charakterisirt. Er möchte gern Theologie studiren, hatte Schleiermacher nach Hause geschrieben, und zwar recht von Grund aus; aber er werde das nicht von sich rühmen können, wenn er von Barby fortkomme, und daran sei die vor geschriebene große Einseitigkeit der Lectüre schuld. Sofort versichert ihn der Vater, er verliere nichts, wenn ihm auch die Einwendungen und Erklärungen der Neuern unbekannt blieben. „Vermeide diesen Baum des Erkenntnisses und die gefährlichen Lockungen zu demselben unter dem Scheine der Gründlichkeit.... Ich habe fast alle Widerlegungen des Unglaubens gelesen; sie haben mich aber nicht überzeugt, sondern ich hab's erfahren, daß der Glaube eine Regale der Gottheit und ein zu lauteres Werk ihres Erbarmens sei." Darauf antwortet der Sohn: „.... Der Glaube ist eine Regale der Gottheit, schrieben Sie mir. Ach bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, als bei demselben, und das glauben Sie ja, o, so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist er jetzt verloren. Ich kann nicht glauben, daß der der ewige, wahre Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er selbst es nie ausdrücklich gesagt hat, und weil ich nicht glauben kann, daß sie nöthig gewesen.... Zweifel stürmten ehemals auf Sie los, als jetzt auf mich, und doch sind Sie noch der geworden, der Sie noch jetzt sind; denken Sie, hoffen Sie, glauben Sie, daß es mir ebenso gehen kann, und seien Sie versichert, daß ich mich, solange ich auch nicht mit Ihnen eines Glaubens bin, doch immer befleißigen werde, ein rechtschaffener und nützlicher Mensch zu werden, und das ist doch die Hauptsache." Der Brief schließt mit der dringend wiederholten Bitte um Einwilligung zu der beabsichtigten Uebersiedelung nach Halle. Daß die Einwilligung dem Vater nicht leicht wurde, zeigt der vom 8. Februar 1787 datirte Brief, aber die Einwilligung wurde doch ertheilt: „O du unverständiger Sohn!" hebt der alte Pastor an, „wer hat dich bezaubert, daß du der Wahrheit nicht gehorchest? welchem Christus Jesus vor die Augen gemalt war, und nun von dir gekreuzigt wird..... So gehe denn in die Welt, deren Ehre du suchst. Siehe, ob deine Seele von ihren Trübern kann satt werden, da sie die göttliche Erquickung verschmäht, welche Jesus allen nach ihm dürstenden Herzen schenkt. Hast du nie ein Tröpflein Balsam aus seinen Wunden gekostet? .... Mein Herz zittert, zittert unter der Ahnung, daß die liebreichen Warnungen eines für dein Wohl zärtlich besorgten Vaters, ja sogar deine eigenen Erfahrungen ohne Frucht sein werden, denn die Verblendung deines Sinnes ist schon zu groß; nur du mein Gott und Heiland! kannst diesem armen Blinden die Augen öffnen" u. s. w.

In Halle fand Schleiermacher an dem Professor Stubenrauch, einem Oheim von mütterlicher Seite, einen väterlichen Freund, der sich des jungen Studenten auf das wärmste und liebevollste annahm. In die Studien des letztern wollte noch immer keine rechte Einheit kommen; nach dem eigenen Eingeständniß schadete ihm am meisten der Eigendünkel, der den Autodidakten eigen zu sein pflegt. Sie wollen immer bei der Manier bleiben, durch die sie mit großem Aufwand wenig erworben haben; sie verachten das Lernen und meinen, es käme gar nicht darauf an, was man wisse, sondern wie man es wisse. Uebrigens ließ auch der kurze Aufenthalt von kaum zwei Jahren auf der Universität kein anderes als ein blos fragmentarisches Studium bei Schleiermacher zu; wie tief er den Mangel fühlte, zeigen die nach Hause gerichteten Briefe. Nach den akademi-

den vier Semestern hörte er ein Jahr bei dem Oheim Stubenrauch, welcher unterdeß seine Professur mit der Predigerstelle zu Drossen in der Neumark vertauscht hatte. Dort bemühte sich Schleiermacher, den fragmentarischen Kenntnissen, die er in den theologischen Wissenschaften erworben hatte, hier und da eine Ergänzung und überhaupt mehr innern Zusammenhang zu geben, mit dem Erfolge, denn das Examen pro licentia, welches er im Sommer 1790 bestand, absolvirte er so gut, daß der Hofprediger Sack ihm sofort eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Dohna zu Schlobitten in Preußen verschaffte. Zwei und ein halbes Jahr verblieb er in dieser Stellung, die in vielfacher Hinsicht ein äußerst angenehme war. Die Grafen Dohna gehören zu den ältesten, reichsten und geachtetsten Adel in Preußen. Die Briefe aus der Periode athmen sämmtlich volle Zufriedenheit, doch vermißt man manches in ihnen, was man vielleicht zu finden erwartet hätte. Er hält fast durchgehends mit Urtheilen über Personalitäten zurück, über die wir gern ein Urtheil von ihm haben möchten. So schreibt er z. B. dem Vater von seinem ersten Besuch in Königsberg, er sei bei dieser Gelegenheit bei verschiedenen Professoren, auch ein „halbes Stündchen" bei Kant gewesen. Aber über die Unterredung, über den Eindruck, den Kant auf ihn gemacht, giebt er nur folgende Andeutung: „Ein halb Stündchen habe ich bei Herrn Kant und ein paar andern Professoren zugebracht. In des halben Stündchens willen werden Sie es mir leicht verzeihen, daß ich nicht mehr von ihnen sage; denn was kann man in einer so kurzen Zeit anders sehen, als ob die großen Männer ihren Kupferstichen und Gipsbüsten ähnlich sind oder nicht, und ob die Beschreibungen, die man von ihnen gehört, und die Vorstellungen, die man sich von ihnen gemacht, zutreffen oder nicht." Da er bei einer spätern Gelegenheit Kant aufgesucht, bleibt unerwähnt, ja erwähnt ihn nicht mehr. Ziemlich komisch ist die Furcht vor des Vorurtheil, das sich in einem gleichfalls an den Vater gerichteten Briefe gegen die Freimaurerei ausspricht. Auf einem benachbarten Gute hat Schleiermacher die Bekanntschaft eines andern Hofmeisters gemacht, dessen Wesen ihn anzieht. Der „der Mann gehe auch durch böse Gerüchte, er ist — maçon und eins von den Häuptern einer gewissen societé, die gemeiniglich mit dem Namen Gichtelianer belegt werden". Da der Bedauernswerthe jetzt in Glatz lebt, so erkundigt sich Schleiermacher, ob der Vater vielleicht etwas Näheres über denselben wisse. Minder befremden wir Stellen in der Correspondenz, welche Dinge erörtern, deren factische Unrichtigkeit offenbar; unter solchen klagt Schleiermacher, daß er einen guten Theil seines Honorars auf den Ankauf von Büchern werde verwenden müssen: „Es ist in Königsberg gar kein einziger Gelehrter eine Bibliothek". Das ist denn doch eine zu starke Hyperbel. Viel und angelegentlich beschäftigte den jungen Pädagogen die Französische Revolution: „Oefen", heißt es in einem Briefe an den Vater, „die ich mit allen meinen Gesinnungen gegen sie herausfodere, können sich mich gar nicht Ihnen zu gefallen, daß ich die Revolution im ganzen genommen sehr liebe, freilich, die Sie es wol ohnehin von mir denken werden, ohne alles was menschliche Leidenschaften und überspannte Begriffe dabei gethan haben, und was, wenn es sich auch in der Reihe der Dinge als nothwendig darstellen läßt, doch nicht als gut gebilligt werden kann, mit zu loben, und noch vielmehr ohne den unseligen Schwindel, eine Nachahmung davon zu wünschen und alles über den Haufen schlagen zu wollen" u. s. w. Mit großer Entschiedenheit nennt er die Hinrichtung des Königs eine Barbarei. „Was sehr", fügt er hinzu, „alle ich mich an der Sache selbst gestoßen habe, habe ich mich über die Art geärgert, wie sich so viele Menschen darüber habe urtheilen hören. Manche verdammen die Handlung nur deswegen, weil er ein gefallener Haupt, andere entschuldigen die Sache mit der Politik und ihr Abscheu betrifft nur das verletzte Decorum, und was dergleichen mehr Urtheile mehr sind. Ich habe mich dabei oft aufgeführt, wie die Stimme des Predigers in der Wüste, und ist mir auch ohne Bekehrungen. Wenn ich den Leuten das Wahre vorhielt, daß eine Politik in der Welt zum Mord berechtige und daß es sinsam sei, einen Menschen zu verdammen, dem nichts erwiesen sei, so hatten sie dazu keine Ohren; wenn ich ihnen aber das Falsche ihrer Gründe vorhielt, daß, wenn die Todesstrafe überhaupt etwas Rechtmäßiges sei und Ludwig etwas verbrochen hätte, was er den Gesetzen gemäß verdiente, das Gefahrlosein seiner Verdammung weiter nicht hinzerlich wäre; wenn ich ihnen sagte, daß das Decorum im Grunde nur eine Kleinigkeit sei und nichts darauf ankomme, wer ihm die Haare abgeschnitten habe, so wollten sie sich kreuzigen und segnen und schrien mich gar für gefühllos aus. So ist es mir in der ganzen französischen Sache schon bei tausend malen gegangen." Indeß nicht bei der „französischen Sache" allein sollte es ihm so ergehen; auch in der Dohna'schen Familie erregte die Lebhaftigkeit und der Eifer, mit dem er seine Anschauungen von Unterricht und Erziehung vertheidigte, Anstoß. Es kam zu Erörterungen und Debatten zwischen ihm und dem Grafen, die nicht selten einen sehr leidenschaftlichen Charakter trugen, und bei einer solchen erbiolt er den Abschied. „Ein adeliches militärisches Wort nimmt sich nicht so leicht zurück", benachrichtigt er den Vater, und da es seinem Ehrgefühl widerstrebte, die Vermittelung der Gräfin nachzusuchen, welche sehr leicht ein Arrangement und gerne zu Stande gebracht haben würde, so sei er abgereist. Der Brief, welcher die Vorgänge erzählt, enthält ein Selbstbekenntniß, welches für die Beurtheilung von Schleiermacher's gestriger Eigenthümlichkeit, überhaupt für das Verständniß seines Charakters von Wichtigkeit ist: „Was es mich kostet, von hier zu gehen, weiß hier so keiner, indem ich mich immer wenig über meine Gefühle ausgelassen habe. Auch das ist für das Fortkommen in der Welt ein Fehler, der aber zu tief in meinem Charakter liegt: ich hasse das Schwatzen bis in den Tod; wer nicht sehen kann, was in mir vorgeht, dem werde ich es niemals aufrähen, und das Sprechen von Empfindungen ist bei mir schlechterdings nur für die Abwesenden, die aus meinem Betragen nichts davon sehen können."

Bald nach seiner Rückkunft aus Preußen öffnete sich Schleiermacher eine andere Laufbahn; er wurde Mitglied eines Seminars für gelehrte Schulen, welches der Oberconsistorialrath Gedike in Berlin leitete, und zugleich Lehrer an dem dortigen Kornmesser'schen Waisenhause. In beiden Verhältnissen blieb er jedoch nur ein halbes Jahr; er wurde zum Prediger nach Landsberg an der Warthe berufen. Bis zu dieser Berufung reichen die handschriftlichen autobiographischen Aufzeichnungen, denen wir bisher gefolgt sind. In Landsberg blieb Schleiermacher bis zum Jahre 1796, wo er Prediger an der Charité in Berlin wurde; dann ging er 1802 als Hofprediger nach Stolpe, welches er im October 1804, als Professor und Universitätsprediger nach Halle berufen, verließ. Aus der Zeit vom October 1794 bis August 1797 sind Briefe nicht vorhanden, dagegen finden sich aus den Jahren 1797—1802 fortgesetzte ausführliche Mittheilungen, namentlich an seine Schwester Charlotte, eine echte Herrnhuterin, die Schleiermacher innig liebte und mit der er in einem ähnlichen Verhältniß stand, wie Goethe zu seiner Schwester. Die moderne Gegenwart scheint derartige Verhältnisse zwischen Bruder und Schwester nicht mehr zu kennen. In diesen Zeitraum fällt auch die nähere Bekanntschaft Schleiermacher's mit Friedrich Schlegel, ferner mit Henriette Herz, deren Haus damals in Berlin der Mittelpunkt eines geistig belebten, geselligen Kreises war und der Schleiermacher bis an sein Lebensende ein treuer Freund blieb, während das Verhältniß mit Schlegel sich bald wenn auch nicht ganz lösen, doch sehr in den Hintergrund treten sollte. Weiter machte Schleiermacher um diese Zeit die Bekanntschaft mit dem Theologen von Willich, der sein vertrautester Herzensfreund wurde; als er 1809 starb, wurde seine Wittwe Henriette von Mühlenfels Schleiermacher's Gattin, welche dieser zuerst bei einer gemeinsamen Freundin, bei Charlotte von Kathen, kennen gelernt hatte. Der Briefwechsel mit diesen Personen füllt die zweite Hälfte des ersten Bandes, in dem außerdem einige Briefe Schleiermacher's an Eleonore G., die Schleiermacher liebte, Stelle gefunden haben. Die Familie hat

Digitized by Google

Anstand genommen, diese letztern Briefe vollständig zu veröffentlichen, nicht sowol aus Rücksicht auf Schleiermacher, als weil es nothwendig gewesen wäre, in die innersten und verborgensten Verhältnisse einer ganz fremden Familie einzugehen. Wir können eine solche durch Discretion gebotene Enthaltsamkeit nur billigen.

Was nun diesen ganzen Theil der Correspondenz anbetrifft, so enthält derselbe die bei weitem interessanteste Partie des Briefwechsels. Hier findet sich nicht mehr die Zurückhaltung im Urtheil über Personen, wie in den Briefen, die aus Schlobitten datiren; der Gesichtskreis des Schreibenden hat sich erweitert; diese Correspondenz ist eine reiche Fundgrube des werthvollsten Materials. Damit soll nicht gesagt sein, als adoptirten wir in Bausch und Bogen die Urtheile, die sich hier vortragen: im Gegentheil nur zu oft würden wir, könnte das unsere Aufgabe sein, gegen dieselben in eine Polemik eintreten. In den Briefen insbesondere, die an Henriette Herz gerichtet sind, macht sich auffallend ein herbes, absprecherisches Gelüste bemerkbar, welches sich, glauben wir, aus dem Bestreben erklärt, möglichst geistvoll vor der geistvollen Freundin zu erscheinen. So schreibt er an dieselbe unterm 1. Mai 1799 über Goethe's Verhältniß mit der Vulpius Dinge, welche jeden Anhänger der Goethe-Gemeinde ebenso tief verletzen müssen, wie sie mit Entschiedenheit zurückzuweisen sind. Der Kern des Inhalts liegt in dem Satze: „Man kann sehr poetisch und doch sehr trivial und gemein sein. Poetisiren Sie, wie Sie wollen, das Verhältniß zwischen Goethe und der Vulpius bleibt immer gemein." Und ein paar Tage später wird über Fichte abgeurtheilt: „Ein anderes Katheder findet nun Fichte gewiß nicht, und im ganzen muß ich gestehen, halte ich es für ein vortheilhaftes Ereigniß, daß seine Philosophie vom Katheder, wohin sie gar nicht paßt, vertrieben ist." Am 17. Mai hat er von Schlegel gehört, daß Schiller's „Macbeth" erschienen: „Es jucke ihm grausam in den Fingern, das Stück zu recensiren." Im Juli hat er Jean Paul's „Titan" gelesen: „Es sind doch wahrlich alles die alten Sachen und auch in der Geschichte und den Decorationen die alten Erfindungen, welches eine schreckliche Armuth verräth. Selbst die Charaktere sind, wenn auch nicht geradezu copirt, ganz in dem alten Genre." Fast übermäßig hoch wird dagegen Tieck gestellt: „Was Sie von Tieck in den Zeitungen gelesen haben, weiß ich nicht; mir ist nichts dergleichen vorgekommen; aber übermüthig wird er nicht werden durch das Lob, weil er die Menschen viel zu sehr verachtet. Uebrigens überzeuge ich mich, daß er sehr viel ist für die deutsche Literatur, und zwar etwas, was weder Goethe noch Schiller, noch Richter sein können." Von Friedrich Schlegel heißt es an Willich: „Vor der Welt kann und muß ich ihn wol meinen Freund nennen; denn wir sind einander reichlich, was man unter diesem Namen zu begreifen pflegt. Große Gleichheit in den Resultaten unsers Denkens, in wissenschaftlichen und historischen (welche Sonderung!) Ansichten, beide nach dem Höchsten strebend, dabei eine brüderliche Vereinigung, lebendige Theilnahme eines jeden an des andern Thun, kein Geheimniß im Leben, in den Handlungen und Verhältnissen; aber die gänzliche Verschiedenheit unserer Empfindungsweise, sein rasches, heftiges Wesen, seine unendliche Reizbarkeit und seine tiefe nie zu vertilgende Anlage zum Argwohn, dies macht, daß ich ihn nicht mit der vollen Wahrheit behandeln kann, nach der ich mich sehne." Für Theater und Kunst interessirte sich Schleiermacher ungleich weniger, als für die belletristische Literatur; auch der politischen Vorgänge, der öffentlichen Zustände gedenkt er nur ein einziges mal gegen die Schwester: „Hier (in Berlin) ist es mir täglich vor Augen, wie alle Theile der Staatsverwaltung mit unwürdigen Menschen ohne wahre Kenntnisse und besonders ohne allen Charakter überladen sind, und wie sich dergleichen blos durch die Länge der Zeit und durch die Bereitwilligkeit, mit der jeder seinesgleichen forthilft, zu den höchsten Stellen heraufschwingen." Die Intimität mit der Herz hatte die Schwester beunruhigt: „Du kannst dir also noch immer nicht mein Wesen und Verhältniß mit der Herz denken", wird ihr geantwortet. „Es ist eine recht vertraute und herzliche Freundschaft, wobei von Mann und Frau aber auch gar nicht die Rede ist; ist das nicht leicht sich vorzustellen? Warum gar nichts anderes sich hineingemischt hat und sich nie hineinmischen wird, das ist freilich wieder eine andere Frage; aber auch das ist nicht schwer zu erklären. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in dieser Ruhe des Gemüths hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftliches Wesen, und wenn ich auch blos dem Einfluß des Aeußern Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihre Gestalt unstreitig sehr schön ist, und ihre kolossale königliche Figur ist so sehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorstelle, wir wären beide frei und liebten und heiratheten einander, ich immer von dieser Seite etwas Lächerliches und Abgeschmacktes darin finden würde." Noch wollen wir aus dem Abschnitt zwei Briefe hervorheben, die man beide nicht ohne die wärmste Theilnahme, ja Hochachtung für Schleiermacher lesen kann. Den einen, aus dem wir bereits das Urtheil über Schlegel angeführt, schreibt er an Willich, den er bei der Gelegenheit seine Freundschaft für das ganze Leben verspricht; der zweite datirt aus Stolpe und ist an Henriette Herz gerichtet: „Der Freund könne die Freundin nicht mehr mit Sie anreden, er müsse sie Du nennen."

In Halle, wohin Schleiermacher im October 1804 ging, schloß er mit Steffens einen herzlichen Freundschaftsbund, wenngleich ihr unmittelbares Zusammenwirken durch die Auflösung der dortigen Universität schon 1806 wieder aufhörte. Eine feste Stellung gewann Schleiermacher aufs neue erst bei der neubegründeten Universität Berlin, nachdem er zuvor, wie erwähnt, im Mai 1809 die Witwe seines Freundes Willich geheirathet. Er zählte damals 41 Jahre; die Gattin hatte kürzlich das einundzwanzigste Jahr zurückgelegt. Die Ehe war eine sehr glückliche. Anfangs noch sehr geschlossen und beherrscht von dem überwiegenden und so viel gereiftern Geiste Schleiermacher's, entwickelte sich, wie ihm genährt, das eigenthümliche Wesen der Gattin später doch immer entschiedener und selbständiger an seiner Seite, und wie andererseits auch dieses wieder nicht ohne lebendige Einwirkung auf Schleiermacher's Entwickelung bleiben sollte, darüber hat er sich in seinen spätern Briefen wiederholt ausgesprochen. Sein Haus ward zum Mittelpunkte eines reichen Familienlebens, eines fröhlichen, geselligen Kreises, der Gegenstand vieler Liebe von nah und fern, die er reichlich zurückgab. Die Verschiedenartigkeit seiner Geschäfte, Kanzel, Katheder, die Akademie der Wissenschaften, schriftstellerische Arbeiten, gemeinnützige städtische Aemter u. s. w. beanspruchte seine Zeit vollauf; die Correspondenz wurde spärlicher; schon im Jahre 1810 entschuldigte er sein wenigeres Briefschreiben, im Vergleich mit den frühern Zeiten, gegen Charlotte von Kathen damit, daß er jetzt nicht mehr der einzelne sei, und daß, wenn seine Frau schreibe, ja auch er immer geschrieben habe. Die vorhandenen Briefe aus dieser letzten Epoche tragen denn auch meist einen ausschließlich privaten Charakter, und, sprechen wir es nur geradezu aus, sie sind, obschon der ungenannte Herausgeber eine ziemliche Anzahl von ihnen zusammengebracht hat, ihrem Inhalt nach sehr unbedeutend, wenigstens in keiner Hinsicht mit denen zu vergleichen, die in der zweiten Hälfte des ersten Bandes mitgetheilt werden. Schleiermacher pflegte jeden Herbst eine größere Reise zu machen, oft mit seiner Frau, zum Theil auch mit den Kindern. Bisweilen reiste er indeß auch allein, oder die Familie theilte sich in verschiedene Reisen. Dadurch wurde denn wiederholt eine längere oder kürzere Trennung von den Seinen veranlaßt, und es trat wol auf beiden Seiten das Bedürfniß schriftlicher Mittheilung ein. Die überwiegende Mehrzahl der Briefe in der letzten Abtheilung besteht aus einer solchen Familiencorrespondenz, welche für die Nachkommen der Familie ein Interesse haben mögen, für weitere Kreise jedoch keineswegs.

Als biographisches Material ist die Sammlung uns nicht unwillkommen, d. h. als ein vollständig rohes, ungesichtetes und ungeordnetes Material. Dem großen Publikum wäre mehr gedient gewesen, wenn ein kritisches Verständniß die Herausgabe

Falle einen innern sachlichen Zusammenhang erheischt, hat sie der Verfasser nicht zu verarbeiten verstanden. Es thut uns leid einem Manne von ernstem wissenschaftlichen Streben und unleugbarem wissenschaftlichen Verdienste gegenüber obiges Urtheil aussprechen zu müssen; aber gerade diesem darf ein solches Verfahren am allerwenigsten ungerügt hingehen. Wäre es ihm nicht vor allen Dingen darauf angekommen so und soviel Seiten zu füllen, so würde er sich sicherlich einiger Ordnung in der Darstellung befleißigt haben, und wir hätten ihm für diese herzlich gern alle jene nicht zur Sache gehörigen Ausfüllsel erspart, welche kaum einen andern Zweck haben können als den, das Volumen möglichst anzuschwellen. Die Beweise für diese Behauptung liegen überall vor: so wird z. B. (S. 89) Linné's für die Charakterisirung der tatarischen Hunde gänzlich irrelevante, völlig allgemein gehaltene Schilderung des Hundes überhaupt abgedruckt und damit eine Seite ausgefüllt; so begnügt sich der Verfasser (S. 177) nicht, uns zu sagen, daß nach dem höchsten Curse 2 Rubel 70 Kopeken = 1 Rubel Silber sind, sondern er vergeudet 1½ Seite mit einer Tabelle, welche die Voraussetzung enthält, daß der Leser das Einmaleins nicht im Kopfe hat; so gehört der größte Theil dessen, was er über den Seidenbau beibringt, gar nicht zur Frage, um die es sich eigentlich handelt. Auch das Bruchstück einer Elementargrammatik der tatarischen Sprache ist hierher zu rechnen; denn für den praktischen Gebrauch ist es viel zu kurz und unvollständig, als Beitrag zu einer allgemeinen Charakteristik aber viel zu lang und unbezeichnend.

Natürlich enthält das Buch gar manche interessante Einzelheiten. Nur ein paar Proben, wobei der geneigte Leser das „ländlich sittlich" nicht aus den Augen verlieren wolle:

„Unser Schlaf wurde sehr gestört durch die Masse Flöhe, und da bewährte sich abermals das in dieser Gegend allgemein bekannte persische Insektenpulver, wovon ich einen ganzen Sack voll zur Vorsorge mitgenommen hatte. Einige Prisen reichten hin, diese lästigen Thiere zur ewigen Ruhe zu bringen. Dieses Pulver wird tatarisch: Püre dermani, armenisch: Lewütiech genannt und besonders bei Lori in Hocharmenien bereitet. Man sammelt die Blütenköpfe des Pyrethrum roseum und caucasicum (eine Art rothblütiger Hundscamille), trocknet sie im Schatten und pulverisirt sie auf Mühlen. Das Pulver wird auf Haufen geschichtet und einer Fermentation unterworfen, wodurch sich ein Fermentöl bildet, dessen Ausdünstung alle durch Stigmen (Luftröhrchen) athmende Thiere nicht vertragen, sondern betäubt werden und, wenn diese Wirkung längere Zeit anhält, absterben. Der Handel mit diesem Pulver ist im ganzen Orient großartig, und es ist auch gegenwärtig der Export nach Europa eröffnet.... Allen durch Lungen und Kiemen athmenden Thieren ist dieses Pulver unschädlich, nur äußert es auf schwache Naturen, besonders Kinder, eine momentane nachtheilige Einwirkung durch die Geruchsnerven auf das Gehirn, eine Art ätherischer Betäubung, wobei man im Gehirn, besonders nach der Stirngegend zu, ein Gefühl hat, als wenn sich etwas im Gehirn schnell zusammenziehen und wieder ausdehnen würde."

Man verachte kein Geschenk des lieben Gottes. Wer weiß, wie manche poetische Stimmung noch zur That wird, wenn einmal zukünftige Touristen unter Neapels und Andalusiens ewig blauem Himmel mit diesem orientalischen Arcanum gewaffnet sind! Jetzt etwas für den Salonmann oder Diplomaten:

„Besonders erfreuten mich einige Feinheiten dieser (tatarischen) Edelleute im Ausdrucke. So erkannten sie in mir gleich den Hakim baschi, gelehrten Arzt, weil ich Pflanzen und Thiere sammelte. So äußerten sie sich gegen meinen Dolmetscher, als er ihnen sagte, er wisse nicht, ob ich geneigt sein werde, ihnen zu ordiniren: «O, er hat ein weißes Gesicht, und wer ansucht, der bekommt das Gesicht einmal schwarz, wer dagegen abschlägt, bekommt ein zweimal schwarzes Gesicht.» So sagen sie, wenn sie gerade nicht aussagen wollen: gut, daß dieser Mensch schon weggegangen oder gestorben ist: «Wenn er gestern weggegangen oder gestorben wäre, so wären es schon zwei Tage.» Wenn sie jemandes Namen erfahren wollen, so sagen sie: «Wenn ich deinen Namen hätte, würde ich dir meinen vor die Füße legen — oder schenke mir deinen Namen.»"

Minder congenial dürfte ihnen folgende mehrfach erwähnte Sitte erscheinen. Der Reisende hatte an einer jener tatarischen Mahlzeiten theilgenommen, deren reichbedachten Speisezettel mit culinarischen Bemerkungen er uns mitzutheilen nie verfehlt. Er erzählt:

„Was mir am meisten auffiel, war, daß fast alle Gäste nach dem Mahle aufzustoßen begannen und durch den Mund und die Kehle förmlich detonirten; noch auffallender war es und ging ins Lächerliche, daß jedesmal der Hausherr sich verneigte. Dies ist bei ihnen so Sitte; es bedeutet den eclatantesten Dank, daß man sich bis an die Kehle satt gegessen hat, und darum dankt auch jedesmal der Hausherr für das Compliment."

Einen hervorstechenden Zug in jeder deutschen Reisebeschreibung über den Kaukasus werden die transkaukasischen deutschen Colonien bilden. Auch der Verfasser besuchte vier derselben, Elisabeththal (in Somchetien), Helenendorf (im Bezirk von Elisabethpol oder Gandscha), Katharinenfeld (in Bortschali) und Annenfeld (in Samschadil). Sie befinden sich in leidlichem Wohlstande, haben eine fleißige Bevölkerung und treiben namentlich einen blühenden Weinbau, dessen Ertrag mit der Zeit noch zunehmen kann. Was uns an ihnen, oder doch an der Mehrzahl von ihnen, hauptsächlich interessirt, sind jedoch nicht ihre äußern Verhältnisse, auch nicht ihr Deutschthum, sondern die eigenthümlichen religiösen Erscheinungen, die in ihrer Mitte hervorgetreten sind. Die Colonisten der soeben erwähnten Ortschaften, sowie die der Dörfer Neutiflis und Alexandersdorf (bei Tiflis) und Marienfeld (bei Cachetien) stammen aus dem Lande Justinus Kerner's, das schon Nordamerika mit seinen Propheten und Seltirern beglückt hat. Die bei ihrem Aufbruche aus der Heimat vorhandenen Keime religiöser Spaltungen entwickelten sich bereits auf der Reise nach der neuen Heimat und nahmen hier, zumal da es anfangs an Predigern mangelte, höchst eigenthümliche Erscheinungsformen an. In Elisabeththal z. B. bestand die Sekte der sogenannten Pöpplianer, welche den frühern Zustand, wo gewählte Kirchenälteste das Amt der Geistlichen zu versehen hatten, hartnäckig festhielten. Der Verfasser wohnte einer gottesdienstlichen Versammlung derselben bei dem alten Adam Pöpple bei, wo aus dem „Geistlichen Liederkästlein" von Hiller gesungen und ein Abschnitt aus dem Evangelisten Lucas im würtembergisch-bäuerischen Dialekte erklärt wurde. Nach der wortgetreuen Schilderung des Verfassers hatte das ganze Treiben der Anwesenden jenen rationalistischen, altklugen und selbstgerechten Anstrich, welcher die untern Schichten protestantischer Gemeinden nicht selten kennzeichnet: Leute, welche ihre Bibel vollkommen zu verstehen und damit den Schatz aller göttlichen und menschlichen Weisheit festzuhalten wähnen. Die Pöpplianer haßten die Kirche und die Prediger und behaupteten, man müsse nur unbedingt an die apostolische Lehre glauben und getauft sein, sonst brauche man nichts zur Seligkeit. Pöpple taufte und traute auch früher, später war es ihm untersagt; doch taufte ein jeder Vater seine Kinder, nur bei der Ehe mußte die kirchliche Einsegnung erfolgen. Ihnen sowol wie der Kirche feindlich gegenüber stand eine weit stärkere, fast alle sechs deutschen transkaukasischen Colonien inficirende Sekte, die sogenannten Separatisten oder Spohnianer. Die Versammlungen der letztern, bei deren einer auch der Verfasser zugegen war, ähnelten in der Hauptsache denen der Quäker. Kirche und Prediger waren ihnen ein Gräuel; jeder sprach, was ihm der Geist eingab, und so saßen sie oft stundenlang in stummer Meditation da. Sie verwarfen die Taufe oder doch die Kindertaufe, die Confirmation und die Trauung und hielten das Abendmahl in der Weise der Reformirten. Sie huldigten lange der Abstinenz, kreuzigten ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden und fasteten oft volle sechs Tage. Wurde einer vom Teufel allzu sehr angefochten, so trieb man diesen ganz auf ähnliche Weise aus, wie dies bei

den methodistischen Campmeetings in Nordamerika geschieht. Es half aber alles nichts; das Purificationsprincip ließ sich nicht in seiner äußersten Consequenz durchführen und man mußte den heranwachsenden Kindern wenigstens die Ehe wieder verstatten. An der Spitze standen drei Aelteste; den einen, einen alten Mann, nannten sie Gott den Vater; den zweiten, einen jüngern, Gott den Sohn, die dritte, ein altes Weib, Namens Leibelerin, Gott den heiligen Geist. Nach dem Tode der letztern wurde die Frau eines Wagners, Barbara Spohn, die dritte göttliche Person und zuletzt Hauptperson. Diese Frau, deren Bekanntschaft auch der Verfasser in Katharinenfeld zu machen die Ehre hatte, ist ein Beispiel jener in der religiösen Sphäre gar nicht seltenen Erscheinung, daß eine Person, die sich ein oder das andere Mal vielleicht wirklich bona fide für inspirirt hält, durch den unbedingten Glauben ihrer Anhänger zur Annahme einer Prophetenrolle gedrängt wird, zu deren weiterer Durchführung sie alle möglichen Mittel des Betrugs in Bewegung setzen muß. Das „Licht" verkündete in mannichfachen Variationen, daß der Herr ihr befohlen habe, die Gläubigen gen Jerusalem zu führen, und wirklich versammelten sich zu Pfingsten 1843 mehrere hundert Separatisten, nachdem sie ihre Habe verkauft oder verschleudert hatten, in Katharinenfeld, um den Zug ins Gelobte Land anzutreten. Allein die Behörde verlegte ihnen mit Kordons den Weg und nöthigte sie zur Umkehr. Die Spohn war die einzige, welche gar nichts verkauft und die Schlüssel ihres Hauses vorsorglich mit auf den Weg genommen hatte. Hierauf wurden die Separatisten mit Bewilligung des Gouverneurs von Genfen drei Männer ab, zwei nach Jerusalem und einen nach Konstantinopel, um anzufragen, ob sie aufgenommen würden und einen Ansiedelungsplatz bei Jerusalem auszuforschen. Sie kamen Ende 1843 mit der Nachricht zurück, daß es ihnen dort nicht gefallen könne, worauf fast alle, sogar die Spohn, wieder einlenkten.

Die oben angeführten Stellen erlauben einen Schluß auf den Stil des Verfassers, welcher das Urtheil über den Werth seines Buchs kaum zu heben geeignet ist. Unsere Literatur ist an Werken über Kaukasien nicht so arm, als daß die vorliegenden „Reiseerinnerungen" den Anspruch erheben könnten, eine wesentliche Lücke in der betreffenden Literatur auszufüllen. 7.

Notiz.

„Die Poesie des Handels."

Hallländer's illustrirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer" — die, wie wir glauben, Glück machen wird, da Hallländer den Geschmack eines weitverzweigten Publikums genau kennt und sein Talent ihm geschickt zu accommodiren weiß — enthielt jüngst eine Betrachtung unter der Ueberschrift „Die Poesie des Handels", worin behauptet wird, daß der Handel mit Unrecht in den Ruf dürftiger, alle Poesie vernichtender Prosa stehe; vielmehr lasse ein Blick auf seine Geschichte seit den frühesten Zeiten ihn in seiner ganzen „poetischen Glorie" erkennen. Die Betrachtung schließt mit den Worten: „Was macht die moderne Civilisation so stark, so mächtig? Ist es nicht die universelle Entwickelung der Handelsverbindungen, durch die alle Theile der Erde und des Meeres, der Fabriken, der Eisenbahnen, alles was uns die Natur in ihrer unerschöpflichen Fülle bietet, alles was die Kunst und die unermüdliche Industrie schafft, auf den allgemeinen Markt kommt, wo sich Verkäufer und Käufer begegnen? In welcher Region auch die freigebige Hand der Vorsehung ein wünschenswerthes Product der Hand des Menschen nahe legt, ob es die Berge Chinas mit duftenden Theeen bedeckt oder als Korn im Sande Californiens glänzt, ob es in den tiefern Gründen der arktischen Meere ruhen oder in der Sonnenglut der fruchtbaren Ebenen des Südens reifen, was es auch den englischen oder amerikanischen Werkstätten zu Tage kommen: der mächtigste Souverän des Weltalls zieht alles nicht an sich, aber nicht um es für sich zu behalten, sondern um es der Menschheit zu Dienſten zu stellen." Von diesem allgemeinen Standpunkt betrachtet zeigt sich der Handel allerdings in einem Schimmer poetischer Verklärung und als ein Gegenstand hymnologischer Betrachtung; seine große weltgeschichtliche Mission hat wol auch noch kein Einsichtiger dem Handel in Abrede gestellt. Die Frage ist nur, ob von dieser Glorie auch auf das einzelne kaufmännische Geschäft ein Abglanz fällt, der den wahren Dichter einladen könnte, es zum Gegenstande poetischer Behandlung zu machen. Es mag sich Poesie knüpfen an die Seeschiffe, die der Kaufmann in ferne Breiten aussendet; wie aber steht es, wenn wir in seine dunstigen Comptoirstuben blicken, wo die einzige Bewegung in dem Gerausch der auf- und niedergleitenden Gänse- oder Stahlfedern besteht? Oder wenn wir uns in den Kopf des Kaufmanns hineindenken, der meist nur über Zahlen, über Gewinn und Verlust und nicht über Ideen brütet? Thatsache ist, daß noch kein wirklich großer Dichter, einer von denen, welche auf der Menschheit Höhen wandeln, sich versucht gefühlt hat, unter der handeltreibenden Klasse seine Heiden zu suchen. Der ritterliche Kaufmann Antonio im „Kaufmann von Venedig", der so wenig von einem Kaufmann im modernen Sinne hat, ist eine seltene Ausnahme; aber schon Ernst Schulze schrieb über diesen Gegenstand aus Hamburg am 20. October 1815: „Ich wäre in diesem Augenblick gern mitgegangen über das Meer; aber ich zweifle doch, daß ich mit großem Gewinn wiedergekommen sein würde, denn der Kaufmann von Venedig wird wol immer die einzige poetische Person unter dieser Menschenklasse bleiben, und es gehört auch Shakspeare's Genie dazu, um einen solchen Charakter zu erfinden." H. M.

Bibliographie.

Schnetzger, A., Mohammed und Irene. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig. 1857. Gr. 16. 20 Ngr.

Schulz-Bodmer, W., Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirthschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Seidler, L. B., Paul Werkmann und seine Freunde. Aus den Papieren eines Beamten. Zwei Theile. Frankfurt a. d. O., Schiefer. 8. 3 Thlr.

Straubenmüller, J., Pocahontas, oder: die Gründung von Virginien. Poetische Erzählung. Baltimore, Schmidt. 1858. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Angerstein, W., Die deutsche Burschenschaft und das Wartburgfest von 1817 in ihrem Zusammenhange mit dem Turnen. Vortrag, gehalten bei der Gedächtnißfeier für Friedrich Ludwig Jahn am 15. August 1858. Berlin. 1858. 8. 2½ Ngr.

Aub, Toleranz und Humanität, ein Wort der Abwehr und Verständigung. Mainz, M. Jourdan. Gr. 8. 2 Ngr.

Baumgarten, M., Der Glaube und die Gewissensfreiheit. Ein Vortrag, gehalten in der Tonhalle zu Hamburg am 31. Januar 1859. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Justiz-Assessoren und die Advokatur in Preußen. Ein Votum von einem preußischen Justizbeamten, aber keinem unbesoldeten Assessor. Stettin, Graßmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Lagnerronière, Der Kaiser Napoleon III. und Italien. Nach dem Französischen. Berlin, Reichardt u. Comp. Lex.-8. 5 Ngr.

Rodenberg, J., Deutsche Antwort auf die welsche Frage. Hannover, Kämpfer. Gr. 8. 1½ Ngr.

Wolffberg, Mortara oder das Ereigniß in Bologna. Nach den authentischesten Quellen erzählt und betrachtet. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stettin, Graßmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von **F. Pecht** und **A. von Ramberg.**

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rordorf, Schultheiss, Sichling u. a.

Mit erläuterndem Texte von **F. Pecht.**

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. In 10 Lieferungen.

4. Erste bis fünfte Lieferung. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die fünfte Lieferung dieses Prachtwerks erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der «Schiller-Galerie» zu erleichtern wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis fünfte Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Hedwig, Geßler, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Miller; Maria Stuart, Wilhelm Tell, Ferdinand, Gräfin Terzky, Arnold von Melchthal; Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Doria, Thekla, Burleigh, Gastel von Bluseneg, Tell's Knabe; Friedrich Schiller, Charlotte von Lengefeld, Die Griechin, Bertha von Bruneck, Der Kapuziner.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des sechsundzwanzigsten Heftes (Bogen 6—9 des dritten Bandes):

Britisch-Columbien und Vancouverinsel. — Die Befestigung Antwerpens als europäische Frage. — Die Sekte der Vegetarianer. — Alexander Herzen.

Kleinere Mittheilungen: Agardh (Karl Adolf). — Arnim (Elisabeth von). — Hallam (Henry). — Hatzfeld (Maximilian Friedrich Karl Franz, Graf von). — Kinkel (Johanna). — Kneschke (Ernst Heinrich). — Kokosinseln. — Lebrun (Anne Charles). — Manuffis (Theodor). — Rommel (Dietrich Christoph von). — Simolin. — Sintenis (Wilhelm Florenz). — Wurm (Christian Friedrich).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur**, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der **erste** und **zweite Band** (die gewissermaßen den **16.** und **17. Band des Conversations-Lexikon** bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gavarret (J.), Lehrbuch der Elektricität.

Deutsch bearbeitet von Dr. Rudolf Arendt. In zwei Theilen oder vier Lieferungen. Erster Theil. Mit 280 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Erste Lieferung. 8. Geh. Jede Lieferung 1 Thlr.

Dieses Werk behandelt in elementarer Weise, ohne Zuhülfenahme höherer Rechnungen, die Theorien der Elektricitätslehre. Die streng logische Anordnung des Stoffs sowie die Präcision und Klarheit der Darstellung machen dasselbe ganz besonders sowol als Lehrbuch für den Selbstunterricht, wie auch zum Gebrauch bei Vorlesungen geeignet. Der Verfasser geht Schritt vor Schritt von den einfachsten, bekannten Thatsachen zu unbekannten Erscheinungen über und entwickelt das Lehrgebäude der Elektricität an einer grossen Zahl geschickt ausgewählter Versuche, die fast sämmtlich durch treffliche Holzschnitte erläutert sind.

Die deutsche autorisirte Ausgabe von Gavarret's «Lehrbuch der Elektricität» umfasst zwei Theile und erscheint in vier Lieferungen zu 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 24. März 1859.

Inhalt: Neue deutsche Romane und Novellen. Von Hermann von Bequignolles. — Zur Reformationsgeschichte. — Aus dem Leben eines uzarischen Flüchtlings. — Dialektdichtungen. Von Emanuel Raulf. — Notizen. (Recensentenmanöver; Adelheid von Stolterfoth.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue deutsche Romane und Novellen.

Unter den 22 Bändchen, welche, des kritischen Richterspruchs harrend, auf meinem Arbeitstische liegen und nach Stoff und Behandlung ein sehr buntscheckiges Völkchen ausmachen, nehmen die Arbeiten von Frauen eine hervorragende Stellung ein und mögen daher, ganz abgesehen von dem traditionellen Vorzugsrechte des schönen Geschlechts, meine Besprechungen eröffnen. Was bei diesen Frauennovellen vor allem in wohlthuender Weise sich bemerklich macht, das ist das fast durchgängig taktvolle Innehalten der natürlichen Grenzen edler Weiblichkeit, die hier nirgends zu jenen traurigen und widerlichen Zerrbildern ausartet, welche die moderne Literatur gerade im Gebiete der weiblichen Mitarbeiterschaft nicht selten zu Markte bringt. Und so naturgemäß und instinctartig, als in den vorliegenden Frauennovellen sich die reine Weiblichkeit äußert, so ungesucht leuchtet daraus eine edle und innige Moral hervor, welche ein verklärendes Licht über diese anspruchslosen Schöpfungen verbreitet: ist ja die ideale Sittlichkeit vor allem das Wesen edler Weiblichkeit, deren erhabenste Wirkung sich in der Heiligung der Sitten und des Lebens ausdrückt.

1. Welt und Haus. Eine Erzählung für gebildete Frauen und Töchter von Elise Steudel. Aarau, Sauerländer. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das ominöse Prädicat „für gebildete Frauen und Töchter" ist nicht geeignet, für diese Erzählung ein besonders günstiges Vorurtheil zu erwecken, denn es fallen einem dabei sofort alle die schmählichen Sünden ein, welche über ein Jahrhundert hindurch unter dieser Receptadresse im lieben deutschen Vaterlande begangen worden sind, und nicht ohne einen gelinden Schauer stürzt man sich mit der unentbehrlichen Todesverachtung eines deutschen Kritikers in die Blümchenkaffeeflut der drohenden Strickstrumpfmoral und Klatschphilosophie. Obwol nun der Eingang des Buchs diese Beängstigungen keineswegs zerstreut, weil ihm ein gewisser verhängnißvoller Gouvernantenton anhaftet, so schwinden bei weiterm Eindringen in die Erzählung bald die bedenklichen Nebel und ein reiner Genuß tritt an die Stelle des Mißtrauens. Bedeutende Vorgänge, epochemachende Ideen, originelle Auffassungen sind es freilich nicht, welche diese Novelle besonders auszeichnen; aber gesunde Moral und Lebensanschauung, lebendige Handlung, Frische der Empfindung und charakteristische Färbung der auftretenden Persönlichkeiten entschädigen für den Mangel genialer Gestaltung um so mehr, als das Werkchen ohne jegliche Prätension an den Leser sich wendet. Die Aufgabe, zu schildern, wie ein junges unverdorbenes Mädchen aus dem stillen Asyle des Hauses durch die Stürme der Verführung in den Strudel des Genusses geräth, aus welchem es sich endlich mit erwachter sittlicher Kraft zur Tugend zurückrettet und als schönen Lohn der Entsagung die Seligkeit des Gattin- und Mutterglücks im wiedergewonnenen Frieden des Hauses findet: diese Aufgabe hat schon so manche mehr oder weniger poetische Arbeit zu lösen gesucht; doch nur selten mit der im allgemeinen harmonischen und frisch in sich abgeschlossenen Weise unserer Verfasserin. Daß dieselbe dabei ab und zu etwas ins Breite geräth, Unbedeutendes besonders liebevoll zurecht legt, kleine Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche übersieht und hier und da mehr Correctheit in ihren Stil hätte bringen können: diese Schwächen vergißt man gern über der Mannichfaltigkeit der vorgeführten Bilder, der seelischen Innigkeit des Ganzen, der wohlgelungenen Verknüpfung und Lösung der Hauptfäden und über dem Interesse, das sie bis ans Ende ihrer Erzählung sowol an der Handlung als an den Personen wach zu erhalten weiß. Erscheinungen wie der Baron, die französische Gouvernante, der alte Diener des Herrn Aster und andere sind ganz trefflich gelungene Charakterfiguren, und daß unsere Autorin auch den Humor zu verwerthen versteht, beweisen unter andern die allerliebste Scene zwischen dem Baron und Fräulein Lucile im Walde und die Entführung der letztern. Wäre die ohne Noth hereingezwungene grasse Geschichte, welche der Held der Novelle in Amerika erlebt, fortgeblieben oder doch motivirter und wahrscheinlicher vor Augen gebracht, so gliche die ganze Erzählung in der That einem frischen Strome, der zwar vom Sturm und Wetter mannichfach aufgewühlt wird, stets aber zwischen seinen grünen Ufern Ruhe und Frieden wiederfindet, ohne je zerstörend über sein Gebiet zu schweifen. In jener abenteuerlichen amerikanischen Begebenheit verläßt unsere Verfasserin eben ihr Gebiet und erntet als Frucht dafür eine Abgeschmacktheit, welche den sonst so harmonischen Schluß ihrer Arbeit wesentlich beeinträchtigt. Diese Erfahrung möge sie sich für die Folge als Lehre dienen lassen; ein anderes ist es, den umgrenzten Landsee mit leichter Barke befahren, ein anderes draußen auf stürmender Meerflut des Schiffes seufzendes Steuer lenken.

2. Novellen von Adelheid von Auer. Zwei Bände. Göttingen, Wigand. 1858. 8. 2 Thlr.

Wenn die Feder der vorigen Verfasserin einen mehr deutsch-bürgerlichen Charakter anschlägt und gerade darin eigenthümliche Vorzüge entwickelt, so hat das schriftstellerische Wesen von

Adelheid von Auer ein entschieden aristokratisches Gepräge, ohne deshalb, einige kleine Capricen abgerechnet, in jenen seelenlosen Salonton zu verfallen, der alles nur nicht poetisch zu wirken im Stande ist. Die Novellen dieser Autorin sind nicht alle von gleichem Werthe und je nach den mehr oder weniger in der Begabung ihrer Verfasserin liegenden Aufgaben, welche sie sich stellen, von höherer oder niederer Bedeutung. Im Grunde ist das Humoristische dem Talente dieser Dame weniger zugänglich; das beweist die Erzählung „Die beiden Grafen", welche einen durchaus langweiligen Eindruck macht und keineswegs die reiche Komik auch nur im entferntesten zum Ausdruck bringt, welche in dem dabei zum Thema dienenden kränklichen Mysticismus unserer Tage liegt. Wo indeß die humoristische Behandlung nicht Zweck und Ziel der gestellten Aufgabe ist, sondern wo nur einzelne Figuren einer zufälligen komischen Beleuchtung unterworfen sind, da ist die Verfasserin wieder auf eigenem Grunde und nach dieser Richtung hin darf die kleine Erzählung „La duchesse du vinaigre" ein allerliebstes Charakterbild von echt ethischer Bedeutung genannt werden. Adelheid von Auer besitzt einen hellen Geist und eine feine Beobachtungsgabe und sie wäre vollkommen begabt, mit jener pointirten und eleganten Verstandesäquilibristik zu glänzen, welche der Conversationsgebrauch mit dem Prädicate geistreich bezeichnet; allein diese Schriftstellerin hat zu viel deutsches inniges Gemüth, um ihren Stolz in die einseitige Cultur einer blendenden Spielerei zu setzen, sie sucht vielmehr die ihr zu Gebote stehenden heterogenen Mittel zum Ganzen zu verschmelzen und aus ihrer vereinten Kraft ihre dichterischen Gebilde zu erzeugen. Zu dieser Wahrnehmung gibt ganz besonders die umfänglichste der vorliegenden Novellen „Nach zwanzig Jahren" Veranlassung: die Verbindung der gegensätzlichen Geisteselemente zu einem schöpferischen Ganzen ist hier zwar keineswegs geglückt; vielmehr deutet alles auf einen fortgesetzten Kampf dieser Factoren miteinander hin und es läßt dieser geistige Proceß natürlich die künstlerische Ruhe der Behandlung in der vorliegenden Erzählung nicht recht zur Geltung kommen; allein der Wechsel der Behandlungsweise hat doch auch seine Reize und wirkt in dieser Novelle schon deshalb viel weniger störend, weil es sich hier um die Malerei der heterogensten, in sich selbst unaufhörlich ebbenden und flutenden Stimmungen und Seelenkämpfe handelt. Interessante Persönlichkeiten werden, nachdem sie früher in lebhaften lokalen, gesellschaftlichen, amtlichen und rein menschlichen Beziehungen zueinander gestanden haben, nach 20 Jahren an demselben Orte wieder zusammengeführt: die einen sind fast dieselben geblieben, die andern hat Rang, Erfahrung, Geschick mehr oder weniger umgewandelt. Welch eine Fülle der Erinnerungen! Früher geknüpfte, dann gerissene oder lässig fortgeführte Fäden schlingen sich neu oder finden frische Spannung, Schatten der Erinnerung werden lebendige Menschen, die Gräber sprechen, wenn auch nicht, indem sie ihre Todten entsenden, so doch indem das Säuseln der Cypressen um die überlebenden Menschenherzen mahnend rauscht; wie viele Geheimnisse decken sich da auf! wie wird die Vergangenheit zur Gegenwart und diese zum Rahmen der erstern! Aber dieses Ringen zwischen Sein und Gewesen um die Zukunft, als um das zu erstrebende Resultat dieser Kämpfe, hat etwas Gespensti ges und Unheimliches: das ist der Mann, der sich mit seinem eigenen Schatten hetzt, diese Welt erschrickt einmal über das andere vor sich selbst; trägt doch fast jede ihrer Persönlichkeiten zwei Köpfe, einen nach dem Aufgang, den andern nach dem Niedergang gewendet. Und weder Flemming in Haunchen's Arm noch Margarethe an der Seite des tapfern Monk vermögen all das unheimliche Wesen zu einem harmonischen Abschlusse zu bringen; das Glück der erstern blüht zu offen auf dem Grabe von Margarethens gebrochenem Herzen und alle Ueberredungskunst der Dichterin kann uns die Ueberzeugung nicht verwischen, daß Margarethens Herz erst sterben mußte, ehe sie sich an der Hand der ehrenwerthen Person beruhigt fühlen könnte. Unvermittelt bleiben die Gegensätze, ungesühnt die begangenen Frevel stehen. Das ist der unkünstlerische verfehlte Totaleindruck der in Rede stehenden Novelle. Aber es mangelt deshalb nicht an trefflichen und höchst geistreichen Einzelheiten: die Charakterzeichnung und Entwickelung der seelischen Vorgänge ist — die unmotivirten Endschlüsse abgerechnet — ebenso fein und sicher als im hohen Grade spannend, ja nicht selten ergreifend, und sonderlich der Charakter des Generals von Löwen sowie das eigenthümliche Verhältniß zwischen ihm und seiner früh verstorbenen Gattin macht der Seelenmalerei der Verfasserin alle Ehre, die auch in Betreff des künstlerischen Gewebes ihrer Fabel — die Schlußentwickelungen abermals abgerechnet — ein sehr glückliches Geschick erkennen läßt, wennschon auch sie vor ganz unnützen Weitschweifigkeiten und störender Begünstigung des Nebensächlichen sich nicht ganz zu schützen verstanden hat.

Ein heitererer Ton künstlerischer Freiheit liegt über der „Sternenaufgang und Sonnenuntergang" benannten Novelle derselben Dichterin, wenn auch hier das Spiel zwischen Vergangenheit und Gegenwart, offenbar eine Lieblingslaune der Autorin, mannichfach die Reinheit des Eindrucks beeinträchtigt. Eine um so tiefere und ungebrochenere Wirkung geht dagegen von der letzten Novelle der vorliegenden Sammlung aus, welche als die Perle der letztern bezeichnet werden muß und vollkommen jene poetische Unmittelbarkeit athmet, die das untrügliche Zeichen echter Dichterberufung ist. „Mit gebrochenen Flügeln!" heißt diese edle und werthvolle Musengabe. Aus des Waldes kühlem Asyle und aus den treuen Armen der liebenden Großältern soll Helene, die junge kaum erst beschwingte Taube, hinausfliegen in die große Welt, zu lernen und zu werden. Und so steht sie mit dem Jugendgenossen, dem eine glühende Liebe zu dem schönen Mädchen unerwidert im Herzen flammt, Abschied nehmend am rauschenden See; da sinkt eine wilde Taube sterbend zu ihr nieder. „Armes Thierchen — es hat den Flügel gebrochen, wie hat es nur dies so ungeschickt angefangen? Muß es nun sterben — was soll ein Vogel mit gebrochenen Flügeln!" so flüstert Helene und fragt dann den Gefährten, was das Glück sei. Der antwortet, auf den See zeigend: „Solche Klarheit, solche Reinheit, solchen Frieden in eines Menschen Brust und das unvergänglich strahlende Licht des Himmels über seinem Haupt — das ist Glück." Aber Helene dachte das Glück in anderm Sinne: „Wie ich's nennen, wie ich's beschreiben soll, weiß ich nicht. Es schwebt über mir wie ein Stern, es wirft leuchtende Strahlen über die Welt und ein jeder Strahl weckt Blüten; aber all die Strahlen und die Blüten gelten nichts, nur der ganze Stern ist es, und „ehe man ihn errungen, ist alles nur Schein des Glücks". Arme Helene, wärst du daheimgeblieben in deinen Wäldern und hättest an *seiner* Liebe und an *seinem* Glücke dich genügen lassen, statt, dem innern Drange folgend, hinauszuflattern, um den schönen Stern zu suchen. Aber sie fand den Stern am Herzen ihres Felix — ein kurzes Sternenglück. Denn über den Geliebten brechen all die frevelnden Sünden der modernen Welt zusammen, welche seine Aeltern ohne sein Wissen begangen hatten, und die Mutter als Ehebrecherin, den Vater als Betrüger erkennend, fällt Felix in Wahnsinn und Tod. Da wankt sie denn heim mit zertretenem Herzen und zertretener Liebe und bald rauscht der grüne Wald über dem Todtenhügel der „Taube mit gebrochenen Flügeln".

3. Neue belletristische Originalbibliothek. Sechster Band. — A. u. d. T.: Wellen des Lebens. Skizzen von Agnese Grans. Weimar, Kühn. 1858. 8. 1 Thlr.

Die Dichterin — denn das ist Agnese Grans im wahren Sinne des Worts — hätte wol noch einen bezeichnendern Namen für ihre „Skizzen" wählen können als den Titel: „Wellen des Lebens": denn ihre Schöpfungen sind vielmehr Wellen des Herzens. Ueberall ist es in diesen Erzählungen und Charakterbildern das Gemüth, welches in seinen Höhen und Tiefen, seinen Gluten und Schauern, Kämpfen, Leiden, Wonnen und Irrnissen die Geschicke der handelnden Persönlichkeiten erzeugt, motivirt und bestimmt, und Agnese Grans ist eine tiefe Kennerin des kleinen großen Menschenherzens, dessen verborgenste

Geheimnisse keine noch so scharfsinnige Philosophie, wol aber der hellsehende Geist des Poeten zu ergründen vermag. Am gelungensten sind unstreitig diejenigen dieser Skizzen, welche dem Schauspielerleben entnommen sind und welchen eine tief eindringliche Wahrheit und Lebenswärme innewohnt. Alle Leidenschaften und innern Wirrnisse, welche vorwiegend dem Schauspielerstande eigenthümlich sind, aber auch alle edelsten, menschlichen und poetischen Erhebungen desselben weiß die Dichterin in farbenfrischester Darstellung zu verlebendigen, überall mit durchaus ungesuchtem Freimuthe eine echt sittliche Wirkung erzeugend. Die Qualen des künstlerischen Ehrgeizes und der schauspielerischen Selbstüberschätzung, die leidenschaftliche Liebe, die heilige Begeisterung für die Aufgabe des Künstlers, die alle Raffinerie der Verführung siegreich überwindende Tugend des Weibes, das bleiche Elend künstlerischer Herabgekommenheit, die heitere Genügsamkeit in beschränktester Existenz: alle diese für die poetische Behandlung allerdings höchst dankbaren Momente hat die Dichterin oft mit wahrhaft tragischer Gewalt, stets mit echt poetischer Innigkeit zu verkörpern vermocht und darin nicht blos ihre künstlerische Begabung in helles Licht gestellt, sondern eine wahrhaft edle und hohe Gesinnung entfaltet, auf welche wir Deutschen um einmal einen besondern Werth zu legen Gott sei Dank noch nicht verlernt haben. In den der Bühnenwelt nicht angehörenden Skizzen dieser Sammlung, welche nicht minder ein warmer poetischer Hauch durchweht, stört oft eine gewisse Gesuchtheit in Situation und in Motiven, sowie eine Hinneigung zu sentimentaler Ueberschwenglichkeit, wie sie die mehr realen Verhältnissen entnommenen Bilder des Schauspielerlebens zu ihrem großen Vortheile nicht aufzuweisen haben. Sonderlich schwach durch die gerügten Mängel ist die „Ein Dichterherz" benannte Erzählung, während „Die Gesandtin" und auch „Drei Frauen" viel gesünder in die Welt schauen. Auf Grund dieser Wahrnehmungen dürfte der begabten Dichterin zu rathen sein, daß sie sich vor allzu vagen, allgemeinen und phantastischen Vorwürfen hüte und ihr Talent besondern und realen Stoffen zuwende, um der naheliegenden Gefahr der poetischen Verweichlichung zu entgehen und Methode der Behandlung zu lernen.

4. Erzählungen und Novellen von Luise von Hammerstein. Frankfurt a. M., Boselli. 1858. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Offenbar baut auch diese Schriftstellerin ihre Arbeiten auf sittlichem Grunde; allein ihre Voraussetzungen sind nicht immer von ethischem Geiste getragen und eine düstere und verworrene Schicksalsidee liegt unheimlich auf ihren Schöpfungen. Sie hat eine gewisse Gewandtheit, die Dinge geschickt zu verwickeln und die noch so tief verschlungenen Fäden in der Hand zu behalten; allein zuletzt geht ihr die Lust oder die Kraft aus und dann schlägt sie matt oder gewaltsam. Die Wahrscheinlichkeit kümmert sie ebenso wenig als die innere Wahrheit und ihre Gestalten haben alle etwas Puppenartiges und Prädestinirtes. Dabei ist Luise von Hammerstein durchaus nicht ohne Talent; aber sie müßte ihre Aufgaben ernster fassen, wenn sie Freude an ihrem Schaffen erleben und diejenige Freiheit der künstlerischen Arbeit sich erringen will, ohne welche sich jede poetische Thätigkeit in Monotonie auflöst.

Damit wäre denn den Damen, deren Schriften diesmal zur Besprechung vorlagen, alle schuldige Ehre in freimüthigem, nach bestem Wissen und Wollen ausgesprochenem Lobe und Tadel erwiesen, und ich darf, ohne ferner an besondern Gattungen zu haften — unsere nivellirende Zeit verwischt dieselben ja immer mehr —, frisch in den literarischen Berg vor mir hineingreifen. Leider fallen sogleich zwei wenig erfreuliche Machwerke heraus:

5. Durch Nacht zum Licht, ein Seelenbild von dem Verfasser der Schrift: „Ein Jahr in Chalonnes." Erfurt, Villaret. 1858. 8. 18 Ngr.

6. Der Beruf, eine Novelle aus der Neuschweiz. Regensburg, Pustet. 1857. 8. 18 Ngr.

In beiden Tractätchen werden arme Seelen aus den Klauen des Teufels errettet; in ersterm ein Mägdlein, in letzterm ein Jüngling; in ersterm wenigstens zu einiger Vernünftigkeit, in letzterm direct in den Schos des heiligen Loyola. Das Seelenbild „Durch Nacht zum Licht" verfolgt doch wenigstens eine Idee und läßt ein etwas verrücktes und übergeschnapptes kleines Pastorentöchterchen nach unterschiedlichen Rückfällen endlich durch Thätigkeit und Arbeitsamkeit zu religiöser Bescheidung und Befriedigung zurückkehren; über alle Beschreibung langweilig zwar und geistlos, aber doch die Vernunft nicht an den Pranger stellend; die neuschweizerische Novelle hingegen kennt nur Einen Gott, den alleinseligmachenden Jesuitismus, und quält sich ab, einen dummen, täppischen und läppischen Buben „in den Habit" zu bringen. Wäre dabei noch irgendeiniges psychologisches Interesse erzeugt und käme irgendwie die, ich möchte sagen infernalische Bedeutsamkeit des Jesuitismus zum Vorschein, so möchte man's allenfalls noch lesen; so aber ist's nichts als ein trauriges Sammelsurium jesuitisch-zelotischer Propaganda, dem hiermit sein Laufpaß gründlichst ertheilt sei. Wahrlich, ein gut Theil freifröhlicher Gottesfurcht wäre unserm Zeitalter, dem zelotischen wie dem materialistischen Lager, dringend zu wünschen: solches Geschreibsel wie das vorliegende — und es gibt dessen leider nur zu viel rechtfertigt diesen Wunsch zur Genüge.

7. Erzählungen von Falkner. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1857—58. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Falkner hat gründliche Studien für seine novellistischen Zwecke gemacht, sowol historische als praktische, und man muß ihm durchaus die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sein Material vollkommen innehat, indem er ebensowol in den historischen Details seiner Erzählungen als in lebendiger Menschenkenntniß zu Hause und bewandert ist. Allein der Chronist und der praktische Mann — denn als solche erweist sich unser Autor durchgängig — haben nur zu oft den Poeten vergessen und während hier allzu häufig ein überaus trockener und conventionshafter Ton sowie eine sehr unbequeme Anhäufung geschichtlicher Daten stört, langweilt an andern Orten die Absichtlichkeit einer stark moralisirenden Manier und einer übertriebenen Nutzanwendbarkeit; auch ist der Patriotismus des Autors, so ehrenwerth er an sich erscheint, doch einseitig, um nicht Fragezeichen aller Art zu provociren. Sodann hat Falkner fast in keiner seiner Erzählungen sich die producirende Kraft bis ans Ende frisch erhalten können: vielmehr tödtet er das Anziehende und selbst Spannende, welches mehrere seiner Novellen anfänglich entwickeln, nur zu oft durch Abschwächung der Motive und der Handlung, indem er sich in der Weitschweifigkeit seines Materials völlig verliert. Wie fesselnd gestalten sich z. B. die Erzählungen „Das große Magisterium", „Meister Anton von Brünn", bis in ersterer die gedankliche Bedeutsamkeit in eine ganz gewöhnliche Leihbibliotheksgeschichte sich auflöst und in letzterer die anfängliche Frische der Schilderung in ein unbefriedigtes fragmentarisches Stückwerk zerfährt. Inzwischen sind alle diese Erzählungen immerhin lesbar, mannichfach anregend und von einer hohen Gesinnung erwärmt, die allem menschlich Edeln und Großen geweiht ist, und keine Sonnen zwar und keine Sterne, aber doch helle Flämmchen, die Licht und Wärme ausathmen.

8. Fürstin Ursini. Der General Lindner. Historische Novellen von Walther Tesche. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die erste dieser in einem Bande vereinigten Novellen führt uns an den spanisch-französischen Hof Philipp's V. und weiht uns in die Intriguenspiele der Fürstin Ursini ein, vermöge welcher diese immerhin merkwürdige zweite Ninon de l'Enclos den schwachen Fürsten und durch ihn Spanien beherrschte. Das bunte Gemisch leichter pariser Eleganz und gemessener castilischer Grandezza, wie es an diesem bourbonischen Zweighofe sein Wesen trieb, ist mit großem Geschick und vieler Anschaulichkeit in dieser Intriguengeschichte versinnlicht und mit den kleinen pikanten Palastabenteuern, Umtrieben und Machinationen ganz unterhaltend aufgeputzt. Der Verfasser hält sich ziemlich

ſtreng an das Hiſtoriſche und ſeine Charakteriſtik verdient nach dieſer wie nach jeder andern Beziehung hin alle Anerkennung: der höchſt ſchwierig zu plaſtiſcher Anſchauung zu bringende Charakter Philipp V., welcher aus lauter Halbheiten im guten und böſen Sinne zuſammengeflickt iſt und deſſen apathiſche Paſſivität durch einen Hauch romantiſcher Melancholie wie ein Grabhügel vom blaſſen Mondesſchimmer beleuchtet wird, die höchſt eigenthümliche Perſönlichkeit des Conde Priego, in welchem die caſtiliſche Verſchlagenheit ſehr glücklich verkörpert iſt, die herriſche Geſtalt der Eliſabeth von Parma, endlich die mit ſeiner Conſequenz durchgeführte intereſſante Heldin der Novelle, die Fürſtin Urſini: das ſind alles lebendige und ſprechende Beweiſe für die mannichfaltige und plaſtiſche Geſtaltungskraft unſers Autors und dieſes Talent verläßt ihn auch nicht bei den unbedeutendſten Figuren ſeiner Schöpfung, ſodaß nirgends die mindeſte Abmattung des charakteriſchen Weſens erſichtlich wird. Und wenn trotz alledem und trotz einer ſpannenden Handlung der Eindruck des Ganzen ein unerquicklicher iſt, wenn ſelbſt an ſich ſo poetiſch wohlthuende Perſönlichkeiten wie Alfons und Corilda ohne erwärmenden Einfluß auf die Totalwirkung bleiben, ſo liegt der Grund davon einzig darin, daß das ganze vorgeführte Stück Hofgeſchichte weder in ſeinen Perſönlichkeiten — das vorgenannte epiſodiſche Pärchen ausgenommen — noch in ſeiner Handlung irgendwie unſer menſchliches Weſen rührt und bewegt. Dieſe Jagd um Vortheil und Genuß, dieſes fortgeſetzte Lungern und Schleichen des Egoismus, es kann die Seele nicht erfaſſen, wenn nicht wahrhaft große und bedeutende Perſönlichkeiten als Träger edelſter Ideen aus dem Gewirr emporſteigen und den Sieg des Menſchenthums verkünden.

Nicht weniger fühlbar macht ſich dieſes ſeelenloſe Weſen in der zweiten Novelle: „Der General Lindner", und nebenbei begreift man nicht, warum der Autor dieſe Erzählung eine hiſtoriſche nennt; denn daß nach dem Aberglauben der Leute das Geſpenſt eines ehemaligen ruſſiſchen, bei der Ermordung des Kaiſers Paul betheiligt geweſenen Generals ſpukend im alten Schloſſe zu Kammerau umgeht und in einem Thurme hiſtoriſche Documente mancher Art gefunden worden, das gibt denn doch noch kein Recht, eine poetiſche Arbeit eine hiſtoriſche zu nennen. Genug, der geſpenſtige General, welcher freilich nur in der erhitzten Phantaſie der Leute exiſtirt, richtet Unheil über Unheil in dem Herrenhauſe zu Kammerau an und wird die Urſache, daß der wackere junge Förſter Friedrich ſeinem Röschen wegen aus Geſpenſterfurcht verſpäteter Hülfsleiſtung durch den Erſtickungstod im Kohlendampfe entriſſen wird. Und da nun dieſe einzigen zwei Menſchen, Friedrich und Röschen, welche unſer menſchliches Mitgefühl erregen — der engliſche Gaſt und der deutſche Baron ſind denn doch gar zu ſehr „Herren der Schöpfung", um warm für ſich einzunehmen —, zum Schluß der graulichen Spukgeſchichte zerſchmettert werden, ohne daß irgendwie ein Engel der Verſöhnung aus dem Greuel ſich erhebt, ſo übt der Ausgang der Geſchichte auf die Empfindung einen wahrhaft vernichtenden Eindruck und die trockene Moral: „Fürchte dich vor Geſpenſtern nicht", vermag das katzenjämmerliche Schlußgefühl nicht zu bannen. Der Anfang der Erzählung verſpricht entſchieden mehr und zeichnet ſich neben ſehr gelungener Lokalcharakteriſtik durch eine recht glückliche humoriſtiſche Färbung aus, die nun, mit dem haarſträubenden Schluſſe zuſammengehalten, im Verein mit dieſem dieſelbe Wirkung thut, wie der Anblick eines Menſchenkopfes, deſſen eine Seite in fröhlicher Laune harmlos lächelt, während die andere unter Folterqualen zuckt und zittert.

9. Bouquet. Originalnovelletten von C. Cubaſch. Leipzig, Matthes. 1858. 8. 25 Ngr.

Dieſes hübſch ausgeſtattete Bändchen enthält des Poetiſchen, Geiſtreichen und Humoriſtiſchen viel und ſpricht ſehr günſtig für das Talent ſeines Verfaſſers. Acht Blumen von den verſchiedenſten Geſtaltungen, Farben und Düften bilden den in der That ſchönen und ausgeſuchten Blütenſtrauß, welchen der Dichter ſich und ſeinen Leſern gewunden hat und nicht eine derſelben darf eine misrathene genannt werden, vielmehr ſind faſt alle echte Kinder der Sonne und des Lenzes. In „Die Engelwacht" ſchildert der Poet, wie des Thürmers kleines Kind in einer unbewachten Minute am Fries des Plattenkranzes nach Blumen haſchend, ſich des ſonnigen Anblicks freuend und von der Gefahr nichts ahnend, herumgleitet, bis es ſtürzt — aber nicht in die Tiefe, ſondern, von Engeln bewacht, in die Arme der athemlos vor Entſetzen herbeigeeilten Mutter, Blumen im zitternden Händchen. Der Thürmer aber zieht ſein Käppchen und im frommen Danke gen Himmel blickend, murmelt er:

Du ſendeſt viele Engel aus,
Zu wachen rings im Vaterhaus,
Daß ſie uns deine Liebe mild,
Vorhalten als ein ſchirmend Schild!

Dieſe kleine Scene — ich finde keinen die dramatiſche Eindringlichkeit des Begebniſſes beſſer bezeichnenden Ausdruck — iſt ein wahrhaftiges kleines Meiſterſtück, inſofern ſie mit magiſcher Gewalt den Leſer in die angſtvolle Stimmung der Situation reißt und ihm dann wieder die ganze Seligkeit der durch Gottes Hand geleiteten Errettung des holden Kindes genießen läßt.

In „Eine weiße und rothe Ballblume" iſt es die Poeſie der Ballnacht, die heitere und die thränenreiche, welche der Dichter mit ſchwungvoller Phantaſie verherrlicht, während „Die Madonna der Rache" ein finſteres italieniſches Nachtſtück voll leidenſchaftlicher Tragik bietet und in den „Parmavellchen" ein düſterer Act aus Donizetti's Liebesleben ſich mit dämoniſcher Gewalt vollzieht. Das lyriſche Bild „Die Phantaſiegeborene" athmet Jean Paul'ſche Ekſtaſe und in dem ſchwermüthigen Fragmente „Tänzerin und Theologe" ſtirbt eine heilige Seele den Opfertod für die Geliebte, welche dieſer Tod vom Pfade der ſchönen Sünde erretten ſoll. Ein reizendes Kunſt- und Liebesleben blüht in der duftigen Novelle „Hanswürſtchen", bis des Todes ſchwarze Schatten dieſen holden Frieden decken, aber die heilige Liebe ſiegt. Mitten unter dieſen theils düſtern und ſchwermüthigen, theils ernſten und ſchwungvollen Poeſien leuchtet die Humoreske „Bamboche" wie eine lachende Roſe unter trauernden Lilien. Dieſes „Stück pariſer Leben" wird von einem ſo köſtlichen Humor beſeelt und athmet eine ſo kecke und friſche Laune, daß man es, ohne zu ermüden, immer von neuem leſen und ſich daran erquicken kann. Der Dichter dieſer Bilder, Phantaſien und Novellen iſt ein begabter Geiſt, dem die Muſen holde Gefährtinnen ſind: möchte er nicht zu lange ſchmetterlingartig von Blume zu Blume flattern, ſondern zu rechter Zeit ſeine ſchönen Kräfte in der Löſung einer ernſten künſtleriſchen Aufgabe concentriren.

10. Verſtand und Gemüth, ein Bild aus dem Leben von Hans Hermann Müller. Wien, Wallishauſſer.

Die Obſtverkäuferin „Frau Leni" an der ſchönen Ausſicht zu Wildenberg war nicht zur Hüterin rothwangiger Aepfel geboren; vielmehr ſchien ſie als Tochter des Landraths Haltenfried gegründete Ausſicht auf eine günſtige Lebensſtellung zu haben. Allein der Menſch denkt, Gott lenkt, und ſo wurde Fräulein Haltenfried nach dem Tode ihrer Aeltern genöthigt, Dienſte in fremden Häuſern zu ſuchen, ſodaß ſie zur Kammerjungfer einer geldſtolzen furienhaften Kaufmannsfrau herabſank. Im Hauſe dieſer Megäre knüpft ſich zwiſchen dem armen verlaſſenen Mädchen und dem Neffen der mehrgenannten Xantippe ein zärtliches Verhältniß ernſteſter Art. Aber die liebenswürdige Tante des jungen Mannes weiß die Sache zu hintertreiben und ihre Intriguen reichen ſo weit, daß nach geſchehener Trennung die liebende Helene, die Landrathstochter, glauben muß, ihr Fritz habe ſie verlaſſen, während dieſer ſie vergeblich ſucht, und ſie ſich ſchließlich als Obſtverkäuferin in die wildenberger Einſamkeit zurückzieht, ſich reſignirt zu ſcheinbarer Gemüthsruhe faſſend und nur mit dem Uhrmacher Vollmann näher verkehrend. Inzwiſchen hat ſich Fritz auch in ſein Schickſal gefunden und, ſtatt ſeiner Helene eine Clara in ſein Herz ſchließend, dieſe letztere ge-

heirathet, nachdem dieselbe von einem Herrn von Siegberg von einem Selbstmordversuche in den Nordseewellen zurückgehalten worden war. Clara, Fritz und Siegberg treffen sich auf einer Vergnügungsreise vor der Obstbude Helenens oder vielmehr der Frau Leni, welche ihren ehemaligen Geliebten schweigend erkennt und Clara sinkt, als sie den Uhrmacher Vollmann, welcher die Tragesessel des Städtchens in Pacht hat, sieht, in Ohnmacht, während dieser rasend davonstürmt. Herrn von Siegberg's Menschenfreundlichkeit, um nicht zu sagen Neugierde, löst das Räthsel: Clara hatte von diesem Herrn Vollmann einen Sohn, welchen dieser bei sich im Hause hegt und nun soll Leni die Versöhnerin vorstellen, indem sowol Clara als Fritz beide schuldig (natürlich an Leni's Unglück) seien und also guten Grund hätten, jeder dem andern gegenüber beide Augen zuzudrücken. Zu diesem Zwecke wird ein Ballet arrangirt und nach einigen Proben Contra gelingt der Versöhnungsplan so gut, daß Fritz [illegible] und Vollmann's Sohn als den seinigen anerkennt, ihn [illegible] Nichte Vollmann's verlobt und Leni sogar mit [illegible] verschnten Gatten zieht. Diese höchst bedenkliche [illegible] endet dann, wie zu erwarten stand, damit, daß Dame [illegible] mächtig eifersüchtig wird und „Frau Leni" das Feld räumt, als barmherzige Schwester ihr Leben beschließend. Diese [illegible] mit Liedern aller Art gespickte Geschichte soll nun [illegible] illustriren: „Die Farben des Lebens sind: Verstand, Gemüth, Arbeit, Recht." Wirklich? O du armes farbloses Leben, wenn das deine einzigen Farben wären!

II. Amarillen und Bartnelken. Gesammelte Novellen Erzählungen und Humoresken von Theodor Drobisch. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 2 Thlr.

Theodor Drobisch ist ein so bekannter und beliebter Schriftsteller, daß es wol ziemlich überflüssig ist, als sein Lobredner in langer Rede aufzutreten. Die vorliegenden harmlosen Blätter, welche nur unterhalten und Gemüth und Laune anregen wollen, enthalten mehr oder weniger alle Vorzüge ihres Autors und zeichnen sich schon durch die große Tugend der Lesbarkeit, welche keineswegs so leicht zu erringen ist als die Selbstüberschätzung meint, höchst vortheilhaft vor andern aus. Am glücklichsten [illegible] sind entschieden die humoristischen Stücke dieser Sammlung und unter ihnen vor allem die Erzählungen „Der Unbekannte", „Ein Sohn, der für seinen Vater eine Frau [illegible] und „Die ländlichen Wähler". Da lebt eine so frische [illegible] anmuthsame Komik in der Situation wie in der Charakteristik und eine so heitere Harmonie zwischen Stoff und Behandlung, daß man sofort den Meister herauserkennt und den reinen Genuß des [illegible] Gelungenen empfindet.

III. Paul Eisenschmidt oder Baronin und Sängerin. Roman von Freiherrn Konstantin von Giltersberg. Zwei Bände. Leipzig, Gräfe. 1857. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Paul Eisenschmidt, der Sohn eines reichen Kaufmanns und Rittergutsbesitzers, seufzt unter dem Drucke einer bösen und intriguirenden Stiefmutter und unter der herzlosen Gleichgültigkeit seines Vaters, sodaß seine früheste Jugend traurig genug sich gestaltet und er nur bei dem ehrsamen Kutscher und den unschuldigen Thieren Trost und Erholung findet. Endlich [illegible] ist es der Schoshund seiner gnädigen Frau Stiefmama, welchen er mit dem Rechte der Abwehr beleidigt hatte, aus dem Hause in eine pietistische Seelenverknöcherungsanstalt, wo unter der Despotie eines zelotischen Pfaffen die heilige Jugend verkümmert und verkrüppelt wird. Paul benimmt sich hier mannhaft genug und entzieht sich im Angesichte einer schmählichen Züchtigung seinem Kerker durch kecke Flucht. Auf seinem Wege — er will eben in die weite Welt hinaus — trifft er eine [illegible] Schauspielergesellschaft der untergeordnetsten Kategorie, tritt bei dieser Dienste, knüpft ein kindlich zärtliches Verhältniß mit der kleinen Jenny an, wird von einem braven Schauspieler, dem Komiker der Bande, förmlich an Kindesstatt angenommen und verläßt dann die Lappenbühne des Herrn Directors Purzlinger, indem er sich bis auf weiteres aus dem Gange der Novelle, deren Held er ist, zurückzieht. Dafür macht der Leser die Bekanntschaft einer in der That höchst liebenswürdig gezeichneten geistvollen jungen Baronin, welche Witwe ist, und sieht später die kleine Jenny der Hanswurstbühne als gefeierte italienische Sängerin und intime Freundin der Baronin wieder. Der Umstand, daß die Pferde mit dem Wagen, der beide Damen trägt, durchgehen, gibt Gelegenheit, daß Paul wieder auf dem Theater erscheint und zwar als Lebensretter beider Huldinnen. Er ist inzwischen, dank seinem wackern nun verstorbenen Pflegevater, ein tüchtiger Mann geworden, der in litteris etwas Ordentliches leistet und sich bald die Liebe der Baronin nicht ohne innigste Gegenliebe gewinnt. Der Sohn jenes elenden Pfaffen, welcher Paul's Kindheit verbittert hatte, und die diesem Schleicher dienende Partei fanatischen Frömmlerthums bringen zwar den Helden des Romans noch in große Bedrängniß; allein die Liebe weiß ihn zu retten und so zieht er denn an der Seite seiner schönen Gemahlin beglückt in das Schloß seines inzwischen gestorbenen Vaters ein, welches ihm seine Stiefmutter trotz ihres guten Willens dazu auf die Dauer nicht länger streitig machen konnte. Jenny, die Sängerin, heirathet den Stiefsohn der Baronin und der alte Komödiantenvater Purzlinger wird Hausofmeister des Freiherrn von Eisenschmidt.

Dieser Roman, dessen Gerippe soeben bloßgelegt wurde, hat manches Lobwürdige: er ist in einer ungesuchten, reinen und natürlichen Sprache geschrieben, bietet keine ungehörigen und störenden Reflexionen, führt anziehende und wohlgezeichnete Persönlichkeiten vor, erhöht das Interesse an seinem Fortgange von Entwickelung zu Entwickelung und ist in jenem freien und vorurtheilslosen Geiste geschrieben, der als schönste Frucht echter Bildung sich geltend macht. An gelungenen Einzelheiten mangelt es keineswegs; so ist die Schilderung des neuern Komödiantenlebens auf breitester Grundlage voll Frische, Lebendigkeit, Wahrheit und Humor, und die Persönlichkeiten, die ernsten wie die komischen, erfreuen sich einer sehr gelungenen Charakteristik. Gestalten wie der alte Kutscher, die Mitglieder der Purzlinger'schen Bande, der Stiefbruder Paul's dürfen sich einer echt komischen Kräftigkeit rühmen und andererseits sind die zarten und geistigen Erscheinungen der Baronin und Jenny's von wahrhaft poetischer Innerlichkeit und Tiefe, ohne daß die Besonderheit beider dadurch beeinträchtigt würde. Aber von diesem Lobe muß der Held des Romans geradezu ausgeschlossen werden. Er erregt nur bis zu seinem Abgange von der Purzlinger'schen Gesellschaft durch die Frische seiner Erscheinung Interesse, von da an scheint der Antheil des Dichters selbst sich von ihm ab- und den beiden liebenswürdigen Frauen zuzuwenden, denn es wird nur in Bausch und Bogen referatmäßig erzählt, daß Paul eben ein ehrenwerther Mann geworden ist; über diese Linie erhebt er sich nicht und auch dieser Eindruck schwächt sich noch ab durch die Passivität, zu welcher er im weitern Verlaufe der Handlung verdammt wird; die Geliebte und die Freunde arbeiten für ihn, und dem stolzen Motto des Buchs: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann", entgegen schafft die Baronin Paul's Schicksal. Und so zerfällt der ganze Roman in zwei lose zusammengeheftete Bruchstücke, deren ersteres Paul, letzteres die Baronin zur Firma hat. Endlich, um auch im Einzelnen der Rüge nicht zu vergessen: es ist nicht wol glaublich, daß das Unwesen in der Kinderverhunzungsanstalt jenes würdigen Pastors auf die Dauer ein so tiefes Geheimniß bleiben konnte, als der Verfasser dies voraussetzt, und ein so edel angelegtes und so hochstrebendes Weib wie Jenny verliert sich nicht zwischen heute und morgen an einen Mann, der zwar ein ganz ehrenwerther Soldat, aber doch ein geistig ziemlich unbedeutendes Herrchen ist. Derlei Mängel der Motivirung, kleine Unwahrscheinlichkeiten und zu obenhin behandelte innere Vorgänge finden sich in dem Buche mehrere und deuten darauf hin, daß der Autor zu schnell schreibt. Herr von Giltersberg darf an sein Talent mit gutem Gewissen glauben; aber eine gründlichere Vertiefung in seine dichterische Arbeit würde ihn vor mancherlei Verfehltem

bewahren und seinen Schöpfungen die unentbehrliche Festigkeit in Fundament und Aufbau geben, ohne welche das talentvollste Werk ein schwankender Versuch bleibt.

18. Schmetterlinge von Hans Wachenhusen. Berlin, Huber. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit eleganter Feder und geistreicher Laune zeichnet Hans Wachenhusen in bunten frischen Bildern die moderne Welt von Paris, die Frauen des Orients und die eleganten Studien und nobeln Passionen der Gentlemen par excellence. Im letztern Abschnitte erfahren wir armen Deutschen, denen — so meint wenigstens Wachenhusen — das sentiment du goût völlig abgeht, was es eigentlich zu bedeuten habe, ein echter Gentleman zu sein: wir lernen die Philosophie der Eleganz, die Kunst der Toilette, der Unterhaltung, des Savoirvivre, haben Gelegenheit uns auch mit der Kehrseite der Fashion, mit der „Dandyismus" getauften Caricatur bekannt zu machen, und gelangen ins Klare über die Begriffe: anständige Leute, leidenschaftliche Leute, kleine Passionen, Sport und Tanz — die Sprache der Füße. Selbst bis in die geheimnißvollen Gemächer des Serail führt uns der geistreiche Cicerone, indem er zeigt, welchen drückenden conventionellen Zwang die Haremsgesetze nicht blos auf die gepriesenen Schönheiten des Orients, sondern auch auf die Männer ausüben; selbst der Sultan muß diesem Despotismus sich beugen. Außer in den Haremlik geleitet uns der ebenso liebenswürdige als kundige Führer auch auf den Sklavenmarkt zu Stambul, der ihm so empörend nicht erscheinen will, als man ihn gewöhnlich schildert und endet seine orientalischen Skizzen mit einer reizenden, von poetischem Dufte beseelten Mondnachtsscene vor einem Kouak des Bosporus. Zwischen der schmachtenden Augensprache der Odalisken und den funkelnden herausfordernden Blicken der schönen Pariserinnen hebt der gemeinschaftliche Zweck des holden Spiels den Unterschied auf; bezaubern will man so gern àm Goldenen Horn wie an den Ufern der Seine. Ob Odaliske ob Lorette: gefallen und genießen wollen sie beide, das ist der Inhalt ihres Lebens. Aber was ist eine Lorette? Den altfranzösischen Namen femmes entretenues fand man eines schönen Tags antiquirt, prosaisch: Nestor Roqueplan erbarmte sich und taufte die misliebig gewordene Firma in Lorette um. Wer aber ferner wissen will, was Arthurismus ist und zu welchem Schatten des ci-devant die heutige pariser Grisette herabgekommen ist, was eine pariser Ehe zu bedeuten hat und wie man überhaupt in Frankreichs Babylon sich zu amusiren versteht, der blättere nur das elegante Bändchen der Wachenhusen'schen „Schmetterlinge" eigenhändig durch: er legt es gewiß nicht fort, ohne auf das pikanteste und anmuthigste unterhalten worden zu sein; aber an die Brust schlagen wird er sich, dafern ihm ein deutsches Herz darin pocht, und freudig beten, ohne den pharisäischen Hochmuth der Schriftworte: Herr ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese! Und das ist die ethische Bedeutung, welche diese „Schmetterlinge" haben: so elegant, fein und spielend, ja scheinbar leichtfertig seine Skizzen gehalten sind, Wachenhusen hat sie doch mit deutscher Redlichkeit entworfen, und wer ihm den Vorwurf der Frivolität macht, der verwechselt Stoff und Behandlung. Preisen wir uns glücklich im Bewußtsein unsers deutschen Ernstes in sittlichen Dingen und im Bewußtsein des reinen Adels unserer Frauen; aber schlafen wir nicht ein in träger Zuversichtlichkeit unter dem Gesange der fränkischen Syrene: wer Schätze hegt, der bleibe wachsam!

14. Norddeutsche Volksbibliothek. Herausgegeben von Hermann Schiff. Erster Band: Regina oder Das Haus Todtenstein. Altona, Verlagsbureau. 1858. 8. 1 Thlr.

Es ist die düstere Zeit des 10. Jahrhunderts mit ihren Weltuntergangsängsten und wilden Geislerhaufen, in welcher diese Erzählung sich zuträgt. Am Gifttranke des Bruders ist der nächste Erbe der Königskrone gestorben und diese hat der Mörder sich aufgesetzt, mit Blut und Tod seinen finstern Thron sichernd. Aber die Tochter des gemordeten Reichserben, welche dieser mit dem geheimnißvollen stillen Fräulein auf Burg Todtenstein erzeugt hat, Regina, ist noch am Leben und fordert ihr Königsrecht, ob sie gleich unter der Obhut des würdigen Abts Bernhardt, einer Creatur des Thronräubers Philipp, in sichern Klostergewahrsam hinter Schloß und Riegel steckt. Mit Hülfe eines Doctor Alguarara, welcher die mystischen Künste der Zeit zu höhern Zwecken treibt und den Herrn Abt vermöge dieser Mittel beherrscht, wird Regina durch den kühnen Ritter Unbesonnen aus dem Kloster befreit und indem sie, eingeweiht in chemische Geheimnisse, welche der Aberglaube mit Zauberei bezeichnet, in einem Rauchfasse weißen Dampf hinter ihrem schnaubenden Rosse verbreitet und so im Volke den Wahn, die Kriegsjungfrau weihe die Schlachtfelder, erzeugt, gelangt sie glücklich auf die sichere Burg Todtenstein. Ein geheimer Bund der hohen Herren des Landes wirkt für sie im stillen, indeß Ritter Unbesonnen offen für sie kämpft. Umsonst verflucht Abt Bernhardt die königliche Jungfrau als Hexe von Babylon, umsonst zieht die Heeresmacht König Philipp's gegen sie zu Felde, umsonst stellt der fanatische Priester sich an die Spitze der Geislerherden, denen sich König Philipp anschließt: die geheimen, wenn auch wider Regina's Willen angewandten Zauberkünste des Doctor Alguarara, die Treue der Bergvölker, die Heldenthaten des Ritters Unbesonnen und Regina's Herrschergröße erkämpfen der guten Sache den Sieg; die junge Königin reicht dem kühnen Ritter ihre Hand und eine neue Sonne des Glücks und des Friedens steigt herauf über die geängsteten Länder.

Also der Hergang dieser höchst eigenthümlichen und originellen Schöpfung, welche ebenso sehr durch die echt künstlerische Consequenz der Entwickelungen und des Fortschritts der Handlung als durch die plastische Kraft und Schärfe der Charakteristik und durch den eigenartigen, durchweg streng festgehaltenen Ton der Zeit interessirt. Es ist da alles so rund beisammen, so sicher ineinander gekettet, so folgerichtig, es sind die einzelnen Momente in Darstellung und Vorführung der Begebenheiten so sicher berechnet und so höchst wirksam im Besondern wie im Allgemeinen, daß wir der künstlerischen Behandlung das Prädicat „ganz vorzüglich" nicht versagen können. Auf dem düstern historischen Grunde der allgemeinen Furcht vor dem herannahenden Weltuntergange und der daraus erzeugten Verwilderung und Ausartung aller Zustände steigt unsere Erzählung wie die glühende Lavamasse eines finstern verderbenschwangern Bergkraters empor und erhellt mit ihren unheimlichen grellen Flammen eine in wildem Aufruhr durcheinander gewühlte Welt, bis die Gluten des Verderbens und der Nemesis sich erschöpft haben und der holde Stern des Friedens versöhnend über den Trümmern strahlt, die unter seinem Schimmer zu herrlichem Neubau sich erheben werden. Da, wo das Grauenhafte der Begebenheit allzu energisch sich zur Geltung bringt, hat der Dichter theils mit feiner poetischer Ironie, theils mit drastischem Humor das Grause gemildert und jederzeit bethätigt er sich mit freiem Geiste als Beherrscher seiner Dichtung, der er in keinem Punkte zum Opfer fällt. Alle mannichfaltigen Tugenden poetischer Schöpferkraft vereinigen sich in dieser Arbeit, deren Bedeutsamkeit in der harmonischen Verschmelzung des Realen mit dem Phantastischen zu einem Kunstwerke besteht. Die Flamme dieser Dichtung leuchtet weit hinaus bis in unsere Zeiten hinein, und blitzt wie ein funkelnder, scharf geschliffener Krystall aus einem Lichtherde von tausend Strahlen aller Farben.

15. Die Freimünzer. Roman in drei Büchern von E. Mühler. Drei Bände. Leipzig, Hartknoch. 1857. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Man ist recht müde, wenn man diese drei dickleibigen Bände Freimünzerei durchgearbeitet hat: schade um das an eine absurde Idee vergeudete Talent! Mühler beginnt sein Werk mit vollen kräftigen Accorden, welche ein großes Charakterbild im Gebiete des Egoismus und der Habsucht erwarten lassen, allein statt dessen wird ein Labyrinth völlig gaunerhafter und moralisch

unterirdischer Machinationen, welche mehr oder weniger dem Jesuitenspruche „Der Zweck heiligt das Mittel" huldigen, zusammengebaut und drei starke Bände hindurch ein meilenlanges Schauerexempel des raffinirtesten Industrieritterthums abgewickelt. Die mathematische Kunstfertigkeit und Verstandesschärfe, welche sich in dieser Hetzjagd von Mine und Contremine offenbart, ist außerordentlich; aber für Geist und Seele kommt dabei nichts heraus und so verschieden die geschilderten Intriguen und Gaunereien auch sind, sie lösen sich doch bald in ein tödtliches Einerlei auf. Das nutzt die zum Theil vorzügliche Technik der Charakteristik, wenn die geschilderten Persönlichkeiten keinen Adel und keine höhere Bedeutsamkeit an sich tragen! Wie wirkungslos ist eine Spannung der Handlung, welche auf demselben Kitzel der Spielleidenschaft basirt ist, gegen welchen Mühler doch entschieden Front macht! Und dann steckt das Buch voll Schlüpfrigkeit, und die Behandlung dieser Obscönitäten ist eine sichtlich gestiftentliche, entschieden frivole, ja stellenweise geradezu ekelerregende. Mit solchen Mitteln zerreißt man die Netze des Lasters nicht, man lockt sie höchstens auf und windet sie anders; nur eine wahrhaft ernste sittliche Gesinnung, welche hohe Thaten gebiert, erhebt sich triumphirend über den Geist der Lüge, die kleinlichen reformationsbeflissenen Intriguanten dieses Romans tauschen nur Gleiches mit Gleichem, Schwindel um Schwindel; denn — um mit Prutz zu reden — „In Sünde kann die Freiheit nicht gedeihen!"

Hermann von Bequignolles.

Zur Reformationsgeschichte.

Betrachtungen über das Zeitalter der Reformation. Mit archivalischen Beilagen. Von Wilhelm Roßmann. Jena, Mauke. 1858. 8. 2 Thlr.

Es wäre sehr zu wünschen, daß der Eifer und die Theilnahme, welche die Reformationsgeschichte gefunden, im gleichen Grade andern Perioden unserer nationalen Geschichte auch zu Theil werden möchte. Das Zeitalter der Reformation gehört unstreitig zu denjenigen Epochen, die am meisten und gründlichsten durchgearbeitet worden sind; die historische Literatur ist überreich an reformationsgeschichtlichen Beiträgen und namentlich an Biographien aus der betreffenden Epoche. Wir haben im Laufe des vorigen Jahres Gelegenheit gehabt, die hervorragendern jener Erscheinungen die das Jahr zu Tage förderte, in d. Bl. zu besprechen. Kaum gibt es mehr irgendeinen Mann, der an jenem segensreichen Werk der Glaubensreinigung theilgenommen, und wenn es auch nur dadurch wäre, daß er an irgendeinem Orte das Abendmahl zuerst in zweierlei Gestalt ausgetheilt oder an irgendeiner theologischen Gladiatorenzänkerei, will sagen Disputation theilgenommen, dem man nicht eine eigene Monographie, oft eine mehrbändige, gewidmet und den man nicht als ein besonders ausgezeichnetes und begnadigtes Rüstzeug der gereinigten Lehre dargestellt hätte, an dessen Vortrefflichkeit mit Ausnahme der Apostel oder der Kirchenväter kaum ein anderer reiche. So gern man geneigt ist, die Gesinnung der Pietät, eine Eigenschaft, an der unsere Gegenwart sonst so arm, gelten zu lassen und den historischen Fleiß anzuerkennen, aus dem solche Werke hervorgegangen, man kann doch nicht umhin Bedenken gegen diese Production zu äußern. Einmal führt dieses Fahrzeug oder vielmehr diese Schiffahrt unter der Flagge der Reformationsgeschichte viel Ballast und Seetang, die Frucht, deren Genuß uns vermittelt wird, ist nicht selten ein Haufen Spreu, in dem der gehegten und brauchbaren Körner gar wenige, nicht selten seyen diese Monographien insofern geradezu schädlich, als sie ein vom parteiisch befangenen Standpunkt aus gemaltes Bild der geschilderten Zeit und der geschilderten Persönlichkeit geben, ein Bild, in dem auch dasjenige, was zu tadeln und zu verwerfen, als für die Gegenwart nachahmungswerthe Proben der Glaubensstärke und der Ueberzeugungstreue empfohlen werden. Der Grund der Vorliebe für das Reformationszeitalter ist allerdings sehr leicht erklärlich; man greift Momente aus der Epoche heraus, weil deren innerer Zusammenhang und mannichfache Nachwirkung auf die Zustände der unmittelbaren Gegenwart auch ohne tieferes Suchen erhellt. Ein weiteres Zurückgehen (wir sprechen selbstverstanden nicht sowol von den Fachhistorikern, als mehr von dem großen Publikum) auf das Mittelalter wird vermieden; die durch Raumer's Werk erzeugte Begeisterung für das Reich, für seine Herrlichkeit und Schmach unter den Hohenstaufen hat sich als ein schnell auflohderndes Strohfeuer ausgewiesen und einer unverkennbaren Abneigung gegen die Epoche Platz gemacht, die gestiegen, je mehr Grund zu einer Reaction gegen mittelalterliche Romantik und was mit ihr zusammenhängt, gegeben worden ist. Und doch ist gerade das Mittelalter keineswegs so losgelöst oder loszulösen von allen Beziehungen zu der Gegenwart und zu den modernen Menschen, doch haben Darstellungen aus dem Reformationszeitalter, wenn sie die Nachwirkungen und Resultate jener Bewegung für unsere Gegenwart zur Anschauung bringen wollen, tief auf das Mittelalter zurückzugehen, wollen sie anders nicht, wie es allerdings eine große Mehrzahl von ihnen thut, blos die auf der Oberfläche schwimmende Crème der Dinge abzuschöpfen sich begnügen.

Die Studien von Roßmann — das ist ihr nicht zu unterschätzender Vorzug — sind weit entfernt von der angedeuteten Oberflächlichkeit; mit Ernst und Energie hat es sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt, in den Geist der von ihm behandelten Epoche einzudringen, er hat tiefer gegraben, als andere es pflegen, er geht, wie wir es eben als nothwendig bezeichnet, weit in das Mittelalter zurück und auf die Ideen, welche in demselben die leitenden, wenn er uns die Kenntniß der Nachwirkungen der Reformation auf die Gegenwart vermitteln will. Dennoch, trotz dieses Ernstes und trotz dieser Energie, kehren wir von der Lectüre des Buchs durchaus nicht mit einer vollen und satten Befriedigung; im Gegentheil unser Widerspruch gegen den ganzen Vortrag sowol als gegen Einzelheiten desselben ist so oft herausgefordert, so gewichtige Bedenken drängen sich wiederholt gegen den Vortrag auf, daß wir das in einzelnen Partien immerhin geistvoll gehaltene Werk nicht unbedingt empfehlen können. Bemühen wir uns in Kürze das Wesentliche unserer Opposition wider Roßmann zusammenzufassen. Der Verfasser bekennt sich zu der Schule der sogenannten philosophischen Geschichtschreiber. Ohne philosophische Bildung ist ganz gewiß keine Geschichtschreibung möglich, nicht einmal ein Geschichtsstudium. Aber die Philosophie darf in der Geschichtsforschung nicht die vorwiegende Hauptsache werden, das Recht der einzelnen Persönlichkeit und die Freiheit der einzelnen That muß anerkannt, darf nicht in die Zwangsjacken eines von vornherein fertigen Systems eingeschnürt werden. Die wahre Geschichtschreibung ist eine Combination der synthetischen Methode, die es mit den Personen und Thatsachen zu thun hat, und der analytischen Methode, die sich mit den Ideen und Zuständen beschäftigt. Zu einem solchen Princip, welches wir für das einzig richtige erachten, bekennt sich Roßmann nicht. Die einzelne That und die einzelne Persönlichkeit sind ihm nichts; ihm ist Geschichte der dialektische Proceß der Weltgedanken; in seinen Augen erscheinen die Menschen als willenlose und unfreie Puppen; nicht Thaten machen und bilden nach ihm die Geschichte, sondern der Pragmatismus und der Causalnexus der Ideen und Gedanken. Er betrachtet die vergangenen Zeiten und Geschlechter nicht um ihrer selbst willen; die vergangenen Zustände sind ihm nur „die Ferne dessen, womit wir selbst uns unmittelbar verbunden wissen". Nach ihm gehen die Dinge ihren Gang trotz des guten oder bösen Willens derer, durch welche sie sich vollziehen, und die Ideen haben ihre eigene Dialektik, die wir aus den Personen nicht begreifen. Was eine geschichtliche That genannt wird, ist nach Roßmann nicht das Werk des einzelnen, sondern der ganzen Menschheit; er betrachtet die Personen nur als gelegentliche Stützpunkte der Idee, deren einzelne Momente sich auf sie vertheilen. Seine Methode ist die ausschließlich analytische.

Eben diese Methode erklärt es, daß Roßmann nicht Geschichte geschrieben hat, sondern daß er willkürlich Geschichte

construirt hat. Er gibt nicht Geschichte des Reformationszeitalters, sondern individuelle und objective Reflexionen über die Geschichte der Epoche.

Sehen wir uns den Inhalt seines Buchs näher an. Es ist das Resultat der Untersuchungen Roßmann's, ein Resultat aber, das nicht sowol erst durch die Untersuchungen gewonnen wird, als vielmehr ein Resultat, das bereits vor den Untersuchungen bei dem Verfasser von vornherein feststand: die Reformation war bestimmt, die Verschiedenheit des mittelalterlichen und des modernen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche zu bewirken. Unter den Händen Roßmann's schrumpft die Aufgabe der gesammten Reformationsgeschichte dahin zusammen, die Umwandelung der mittelalterlichen Anschauung über Kirche und Staat in die moderne Anschauung über beide Mächte und mit dieser Idee die thatsächliche Umwandelung des mittelalterlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in das moderne darzustellen. Es wäre demnach viel richtiger gewesen, er hätte seine Studien nicht Beiträge zur Reformationsgeschichte genannt, sondern die historische Entwickelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Der Gegensatz nun der mittelalterlichen und der modernen Idee über dieses Verhältniß ist nach Roßmann das folgende. Im Mittelalter ist es die Kirche, welche dem Leben des einzelnen und der Nation Richtung und Leben gibt. Nicht nur sofern dem Gemüthe die Satzungen der Kirche als fest und unverrückbar galten, sondern indem das staatliche und private Leben überall gebunden ist durch die äußerliche Macht, über welche sie verfügt. In der energischen Durchführung der Katholicität hat sie alle Lebensthätigkeiten überwaltet, und weder neben ihr noch über ihr gibt es irgendeine selbständige Instanz. Denn das Reich ist nichts Besonderes neben der Kirche; es ist da in Kraft derselben Idee, welche die Kirche trägt, und ist gegründet auf dem Gedanken, die natürliche Welt für sie zu gewinnen und zu ordnen und die irdischen Verhältnisse der Menschen im Sinne der Kirche beherrschen zu sollen. In moderner Zeit dagegen liegt die Summe aller Macht im Staate, und die Kirche hat kein anderes Mittel zu wirken als durch das freie Wort auf das freie Gemüth. Weder das Leben der einzelnen noch das der Nation ist gebunden durch die Satzungen der Kirche. Die mittelalterliche Gemeinsamkeit der Nationen ist zersetzt durch die Interessen der einzelnen. Sie gleichen ihre Ansprüche gegeneinander aus im diplomatischen Verkehr, der sich in dergleichen Grenzen bewegt, welche das Völkerrecht setzt. Aber die Grundsätze dieses Völkerrechts sind nicht identisch mit den Bestimmungen der Kirche, und die Gemeinsamkeit der Nationen, sofern sie auch jetzt besteht, gründet sich auf etwas anderes als auf ein gemeinsames Bekenntniß. So gibt die Kirche in äußerlich bindender Weise weder dem Ganzen noch dem Einzelnen Maß und Richtung des Lebens. Sie ist in den Staat getreten und gehört ihm ihrer äußern Stellung nach nicht anders an als jedes andere Institut. Die Reformation hat den Unterschied geschaffen; ihr Product ist die Umwandelung von Kirche und Reich in Gemeinde und Staat.

In den Anfängen seiner Untersuchung über das mittelalterliche Verhältniß zwischen Staat und Kirche greift Roßmann sehr weit zurück. Zunächst nur knapp und flüchtig skizzirend, wird die Darstellung seit dem Reichstage von Solssons, auf dem Papst und Geistlichkeit Childerich III. vom Throne der Merovinger entfernen, breiter und eingehender. In einer Weise, welche nicht dem Geiste und Charakter der behandelten Zeiten und Menschen entspricht, welche die modernsten Anschauungen in jene Epochen hineinträgt, führt Roßmann seine Skizze bis zum Ende des 15. Jahrhunderts aus; er verweilt schließlich bei dem damaligen Verfall aller Ordnungen, welche das Product gemeinsamer sittlicher Energie sind und die allein das Leben lebenswerth machen. Der Abschluß des Kapitels faßt die Resultate der Auflösung zusammen: „Das ist die Endschaft jenes Idealismus, der zuerst das heilige Reich, dann die unfehlbare, weltlich mächtige Kirche geschaffen hatte, welche zuerst jenes, dann sich selbst zertrümmerte. Und fassen wir die Summe des Verderbens zusammen, so lag es ohne Zweifel darin, daß man, indem man die weltlichen Dinge im Princip verachtete, sich doch die irdische Lust erschlich mit Hülfe eben der Kirche, welche den Himmel zu vertreten vorgab. Diese Lüge fraß am Mark der Völker. Es fehlte da sowol der Muth, kräftig die irdischen Dinge anzufassen und sie zur Grundlage geistigen Lebens zu machen, als sie ganz und rückhaltlos zu verwerfen. Drei Stücke sind es, welche aus der Zersetzung des Katholicismus resultiren: dieser furchtbare Materialismus, jene Wundersucht, welche die Geister aller beherrscht, und ein drittes, welches als der zeugende Grund des Neuen zu betrachten ist. Es ist wahr, die Geschichte jener Zeiten durchschreitend wandelt man auf verkohlten Trümmern. Aber es hat doch nicht die volle Wahrheit, sie zu zeichnen und das Bild für das jener Zeit auszugeben (?). Wo ist da eine Andeutung der Glut, welche die Atmosphäre bewegte? Denn dies ist die Ergänzung: indem das mittelalterliche Wesen sich verzehrte, ward ein ungeheueres Maß von Wärme frei. So scheint die Fülle von Meinungen und Doctrinen bezeichnet werden zu können, welche das 14. und 15. Jahrhundert erzeugen. Das zeichnet sie alle aus, daß sie ins Ungemessene sich erweiternd die Menschen weit über ihr anfängliches Meinen hinaustreiben. Das ist das Suchen nach neuen Welten. Um so stürmischer und drängender werden die Gedanken, je weniger es gelingt, neue Bindungen zu finden, neue Formen zu schaffen. Die großartigsten Gedanken und Aussichten bewegend sah man sich außer Stande, die Verhältnisse, hartnäckig, verworren und verwachsen wie sie waren, zu rücken und zu bewegen. Eine Lage der Dinge, welche in kürzester Zeit unglaublich viel edle Kraft verzehrte, die besten Namen verbrauchte und das Reinste zwang, sich mit Unreinem zu behaften." Gegenüber diesem Verfall und dieser Auflösung lag die einzige Möglichkeit, zu neuen und heilvollen Zuständen zu gelangen, allein in der Anerkennung des irdischen Lebens und der natürlichen Verhältnisse des Menschen als der Grundlage geistigen Lebens. Die kirchliche Reformation konnte nur diese Aufgabe haben, in allen Bereichen das irdische Leben wiederzugewinnen und zur Anerkennung zu bringen, um dadurch für den Menschen realere Bedingungen herzustellen, als der bloße Gedanke der Christenheit gewesen war. Der Verfasser geht den verschiedenen Erscheinungen nach, in denen er den Ausdruck der werdenden modernen Anschauung erblickt, und mitunter macht er recht zutreffende und sinnige Bemerkungen. So schreibt er unter andern über die Kunst (S. 73): „Es ist eine zwar feinere aber nicht minder deutliche Offenbarung des modernen Wesens, wenn Filippo Brunelleschi den im germanischen Stil begonnenen Dom von Florenz in einer gewaltigen Kuppel vollendet, als wenn Huß auf dem Concil von Konstanz die Verechtigung der weltlichen Macht verkündet. Wenn van Eyck die Technik der Oelmalerei vollendet und dadurch die Malerei, die nun nicht mehr blos auf die Wände heiliger Gebäude gewiesen ist, aus dem Dienste der Kirche befreit; wenn die Autoren der Griechen und Römer aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen, in den Schulen eingeführt werden, so sind das Aeußerungen ebendesselben Geistes, der die Theologie jetzt vollständig verwandelt. Wenn Albrecht Dürer vier Apostel als die Vertreter der vier Temperamente darstellt, so ist das eine ebenso kräftige Durchbrechung der Katholicität, als wenn Gerhard Zerbolt von Zütphen darauf dringt, daß das Volk das Evangelium und seine Gebete in der Muttersprache besitze, und selbst niederländische Erbauungsschriften schreibt."

In der Entwickelung der bezeichneten modernen Anschauung unterscheidet der Verfasser verschiedene Perioden. Das Charakteristische der ersten bestand darin, daß sich das moderne religiöse Princip und das moderne staatliche Princip ohne Beziehung aufeinander selbständig entwickelten: „Der moderne Staat entstand in der Nothwendigkeit einer einigen unbezweifelten Autorität gegenüber der mittelalterlichen Vermischung geistlicher und weltlicher Macht, und diesem seinem Ursprunge gemäß war es, daß er sich aller idealistischen Rücksichten entschlug und nur in der Verfolgung seiner eigenen nächsten Interessen sich bewegte

Es bildete sich das reine, nackte, ideenlose Königthum aus, dem die Herrschaft Selbstzweck ist, das keine andere Aufgabe als den Krieg anerkennt und die wahrhaften, sittlichen sich nicht zumuthet. Diese vollständige Emancipation des weltlichen Regiments war die nothwendige Reaction gegen die Verkümmerung, die es erfahren. Sie war nothwendig, um den Staat das Bewußtsein der Persönlichkeit gewinnen zu lassen." Diese Gestaltung des staatlichen Lebens war nach Roßmann das Product der humanistischen Bildung, wie sie von Italien ausging. Aus den Bestrebungen jener Männer hat also nichts resultirt, als das „nackte, ideenlose Königthum". Man denke! Wie einseitig und willkürlich, wie verkehrt, wie geradezu falsch!

Luther wird von Roßmann zu einem großen Politiker und Staatsmann von dem umfassendsten und weitschauendsten Geiste gemacht. Nach ihm war der schlichte Mönch, dessen Verständniß für politische Verhältnisse doch in Wirklichkeit und Wahrheit ein sehr engherzig beschränktes war, „völlig durchdrungen von der weltgeschichtlichen Bedeutung der Gedanken"; man darf von den Aenderungen im Staatsleben, die in jener Zeit vor sich ging, nicht als von Folgen der Reformation reden, denn „sie gehören zur Reformation selbst und Luther übersah sie ganz". Daß Luther auch nicht ein einziges staatspolitisches Verhältniß seiner Zeit zu übersehen und zu beurtheilen im Stande war, that den Verdiensten des Mannes keinen Abbruch, denn seine Verdienste liegen nicht nach der Seite der Politik, aber dieses Unvermögen ist eine hinreichend constatirte Thatsache. Der einzige unter den Männern der Reformation, der ein solches Vermögen besaß, hieß Ulrich von Hutten, und wie wenig Luther diesen Ulrich von Hutten zu begreifen und zu übersehen vermochte, kann man in der trefflichen Biographie des Ritters nachlesen, mit welcher Strauß unsere Literatur bereichert hat.

Wir verzichten, dem Verfasser in weitere Einzelheiten zu folgen. Er ist ein denkender Kopf unfehlbar, aber die Methode, mit welcher er an die Betrachtung der Geschichte herantritt, halten wir für grundfalsch. Der materielle Inhalt seines Buchs macht den Eindruck, als strömten dem Verfasser während der Arbeit die Gedanken in Fülle zu; aber er ordnet und beherrscht den Reichthum nicht, er springt von einem noch nicht hinreichend erörterten Gegenstand zu einem neuen ab, um später wol wieder auf jenen zurückzukehren. Wiederholungen sind dabei unvermeidlich, auch Unklarheit entsteht nicht selten, die Composition hat nichts künstlerisch Gerundetes. Daß die Darstellung keine lobenswerthe, werden die von uns mitgetheilten Stilproben gezeigt haben. Schönheit ist ein Geschenk der Natur. Man kann ebenso wenig von einem akademischen Docenten verlangen, daß er schön schreiben, als daß er jedermann durch den Reiz seiner persönlichen Erscheinung bezaubern soll. Was aber die Literatur mit Fug und Recht von ihm verlangen kann, ist, daß er mindestens verständlich und deutlich schreibe, ganz so, wie die Gesellschaft mit Fug und Recht von ihm verlangt, daß er nicht mit schmuziger Wäsche und im fadenscheinigen Rock sich ihr vorstelle. Ein schlecht geschriebenes wissenschaftliches Werk macht dem Leser unnöthige Qual, der mit der Aneignung des Inhalts schon genug zu thun hat; die Toleranz, daß man in solchen Fällen gegen Formfehler um der Sache willen nachsichtiger, läßt sich nicht rechtfertigen. Der beringte Finger mit einem schmuzigen Nagel bleibt immer anstößig. 35.

Aus dem Leben eines ungarischen Flüchtlings.

Der Flüchtling. Von Iwan Golovin. Leipzig, Hübner. 1859. 8. 25 Ngr.

Die Weltgeschichte rechnet mit den Summen unermeßlichen Unglücks und Misgeschicks. Verfolgt man ihre Combinationen genauer, so ist man versucht, an einen Fatalismus zu glauben, gegen den keine Appellation stattfindet. Wir können uns frei bewegen, allerdings, aber nur so weit, als es die Kette erlaubt, die an unserm Arm klirrt. Wir sagen wol, jeder sei seines Glückes Schmied, aber es ist Thatsache, daß sich die meisten Menschen erfolglos abquälen, während sie unwissentlich dem großen Ganzen dienen. Ganze Geschlechter gibt es, deren Familienannalen nicht ein einziges Mitglied aufweisen, welches Glück gehabt hätte, Geschlechter, welche einem eisernen Fluche verfallen zu sein scheinen. Das Unglück ist für Millionen ebenso unvermeidlich wie der Tod, aber da es fast ebenso allgemein ist und einem höhern Zwecke dient, ist es doch auch wieder kein Uebel; es ist eben nothwendig wie Kranksein und Sterben. Und wie nach der Behauptung denkender Aerzte jeder Mensch, auch der anscheinend gesündeste, irgendwie und irgendwo, wenn auch nur ein klein wenig, krank ist, so gibt es auch keinen Menschen, wie glücklich er auch scheinen möge, der nicht irgendwie und irgendwo, wenn auch nur ein ganz klein wenig, unglücklich wäre. Daß es allgemeine Menschenpflicht ist, gegen die verschiedenen Formen des Unglücks wie gegen die verschiedenen Krankheiten auf rationelle Heil-, Schutz- und Erleichterungsmittel bedacht zu sein, versteht sich dabei von selbst. Je mehr sich wahre Humanität und Gesittung über die Erde ausbreiten, desto geringer wird auch die Zahl der schwer Leidenden, der unheilbar Unglücklichen werden.

Eins der hauptsächlichsten Mittel, wodurch die Weltgeschichte ihre Zwecke fördert, sind die Auswanderungen ganzer Familien, Sippschaften und Stämme. Diese Auswanderungen sind theils freiwilliger, theils gezwungener Art, entspringen entweder dem Gefühl der Unbehaglichkeit und der Unzufriedenheit mit den frühern Verhältnissen, oder sie sind die Folgen offener Gewaltthat und Expulsion. Schon Adam war im Grunde ein Expulsé. Es war ihm nicht beschieden, fortdauernd im Paradiese zu leben; nachdem er vom Baume der Erkenntniß die verbotene Frucht gepflückt hatte, erkannte er, daß im Paradiese nicht seines Bleibens sei; er sehnte sich aus diesem Zustande dumpfer einförmiger Nichtsthuerei hinweg; der Engel mit dem flammenden Schwerte, der ihn hinaustrieb, war nur seine innere Unzufriedenheit und die instinctmäßige Erkenntniß seiner Menschenwürde und Menschenaufgabe. Er sollte dem ganzen Menschengeschlechte das Vorbild sein, daß dessen Aufgabe nicht im bloßen müßiggängerischen Genusse bestehe, daß es arbeiten und im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen müsse. Die Geschichte der Menschheit ist im Grunde eine Geschichte ihrer Auswanderungen. Die Juden wanderten nach Kanaan, die Jonier nach der asiatischen Küste, die Tyrrhener nach Etrurien, die Angeln nach Britannien aus u. s. w. Von Auswanderern griechischer Städte, welche vor der siegenden politischen Partei wichen, wurden die schönsten Flecke des Erdbodens fruchtbar gemacht, die blühendsten Handelsstädte gegründet. So bis auf die heutige Zeit. Einem Häuflein auswandernder Briten, namentlich Puritaner verdanken wir die gewaltige nordamerikanische Republik. Strecken fruchtbaren Bodens befinden sich irgendwo in den Händen wilder Völkerschaften, in deren Händen sie werthlos sind: da zettelt die Weltgeschichte an irgendeinem Punkte der civilisirten Welt politische oder religiöse Zerwürfnisse an oder erweckt in übervölkerten Landstrichen bei Hunderten und Tausenden das Bedürfniß, ihre Lage zu verbessern, und der Strom der Auswanderung ergießt sich dorthin, gleich einer zu hoch geschwollenen Flut, die einen Ausweg sucht. Welche unermeßliche Bedeutung die Auswanderung zu mercantilen und agricolen Zwecken in unsern Tagen gewonnen hat, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Weniger deutlich liegt vielleicht der Nutzen und Endzweck der eigentlich politischen Emigration vor; doch ist auch sie ohne Zweifel einer jener Factoren, womit die Weltgeschichte rechnet; diese Emigration trägt wesentlich zum Austausch der Ideen, zu jener geistigen Verschmelzung der Völker bei, welche vielleicht im Plane der Weltgeschichte liegt, während dieselbe Emigration doch auch wieder den bereits zersprengten Fragmenten dieses oder jenes Volks einen Halt- und Stützpunkt zur Conservirung ihrer Landessprache und Landessitte in fremden Ländern gewährt. So sehen wir, daß das Unglück der einzelnen immer zum Glück und Gedeihen des Ganzen beiträgt, was freilich für den Unglücklichen selbst nur ein leidiger Trost ist; denn ist auch der Schmerz an

ſich kein Uebel, ſondern nothwendig, ſo empfindet ihn doch ſelbſt der Philoſoph, welcher von dieſer Wahrheit vollkommen überzeugt iſt.

Einen Abſchnitt oder vielmehr nur einige genreartige Epiſoden aus der letzterwähnten Emigration behandelt der Ruſſe Iwan Golovin, der ſich namentlich durch ſeine Beſtrebungen für den Panſlavismus bekannt gemacht und dadurch bei manchen in den Verdacht eines ruſſiſchen Emiſſärs gebracht hat, in ſeiner Schrift „Der Flüchtling", welche er als „dankbarer Sohn" ſeinem „großen Vaterlande" gewidmet hat: eine Widmung, die vielleicht ebenſo zweideutig iſt, als das vorangeſtellte Motto: „Selig ſeid ihr, wo ihr verfolgt werdet um der Gerechtigkeit willen", denn mit dieſem Motto iſt noch immer nicht geſagt, daß die, deren Leiden er hier ſchildert, „um der Gerechtigkeit willen" verfolgt wurden. In der Vorrede beklagt der Verfaſſer mit Recht, daß es noch keine allgemeine Geſchichte der Emigration gäbe; nur die Geſchichte der proteſtantiſchen Emigration ſei vollſtändig behandelt worden, und zwar von d'Aubigné in deſſen bekanntem Werke. Ueber Karl's II. Aufenthalt am Hofe von St.-Germain und in Holland, „wo ſeine Kleider zuſammen keine 30 Schilling in dem Momente werth waren, als mit dem Rufe zum Throne die Tauſende von Pfunden aus London kamen, die er ſeinem Bruder habgierig vorzeigte", enthalte die „Geſchichte der großen Revolte von Clarendon" einige Angaben und über das Emigrantenlager in Koblenz ſeien in Châteaubriand's nachgelaſſenen Memoiren nur wenige witzige Andeutungen zu leſen. Der Hof Ludwig's XVIII. in Mitau ſei noch unbeſchrieben. In Betreff ſeiner Schrift ſagt der Verfaſſer im Vorwort: „Die gebrochene Revolution von 1848 zerſtreut Flüchtlinge aller Nationen nach allen Ländern; doch ſchlagen ſie ihr Hauptquartier in London auf. Ihre Leiden, Drangſale und Beſtrebungen zu ſchildern, iſt die Aufgabe dieſes Werks. Der Flüchtling iſt ein politiſcher «wandernder Jude», der keine Raſt und Ruhe hat, deſſen Vaterland die Landſtraße iſt, zu dem die Regierungen fortwährend ſchreien: «Gehe fort!»" u. ſ. w. Endlich iſt es die Abſicht des Verfaſſers — die wir in der That nicht in dieſem Buche geſucht hätten — die Phrenologie, welche ſich wenigſtens in England und in den Vereinigten Staaten alle Tage mehr Geltung verſchaffe, „in das alltägliche Leben einzuführen".

Wir glauben, daß die Recenſenten der Mehrzahl nach mit ihrem Urtheil über die wenig umfangreiche Schrift Golovin's bald fertig ſein werden; ſie werden ſie wahrſcheinlich flüchtig, oberflächlich, geſchwätzig, ein Gemiſch zuſammengewürfelter Anekdoten u. ſ. w. nennen. Wir müſſen jedoch bekennen, daß wir ſie mit vielem Vergnügen und theilweiſe nicht ohne Belehrung geleſen haben. In einer Hinſicht war ſie uns ſogar ſehr intereſſant; wir glaubten aus ihr die Symptome jenes Geiſtes zu erkennen, durch den Rußland einmal mehr als durch alle ſeine Armeen und zahlloſen Steppenreiter der europäiſchen Civiliſation gefährlich werden kann: das iſt der Geiſt einer furchtbar illuſionsloſen Kauſtik, die an den Menſchen und Zuſtänden nichts Ideales mehr erblickt und alle Handlungen auf egoiſtiſche Impulſe zurückführt. Dieſer ſchneidenden, wahrhaft erbarmungsloſen Kauſtik, zu deren nationalruſſiſchem Grundcharakter ſich noch die Skepſis der deutſchen philoſophiſchen Speculation und der franzöſiſche frivol ſpielende Witz und Eſprit geſellen — drei Elemente, die in einer Hand vereinigt ihr Gefährliches haben — glauben wir bei allen ruſſiſchen Schriftſtellern begegnet zu ſein, deren Schriften wir bisher kennen lernten. Ihre höchſte Höhe mag ſie freilich in den bekannten nachgelaſſenen Selbſtbekenntniſſen des Grafen Roſtoptſchin erreichen, der in gründlicher Menſchenverachtung ſeinesgleichen geſucht haben dürfte. Da begegnet man nirgends einer Phraſe, aber auch nirgends einer ſchönen Schwärmerei, die an ſich und die Menſchheit glaubte; alle Sätze ſind epigrammatiſch zugeſpitzt, und leider ſind ſie in der eiskalten Unerbittlichkeit, womit ſie die ſchlechtern Motive der Menſchennatur darlegen, meiſt nur zu wahr. Die Menſchen kennen, heißt bei dieſen Ruſſen die Menſchen verachten, ſie verachten heißt bei ihnen ſie berechnen und wie unzurechnungsfähige Maſchinen handhaben. Dieſe Ruſſen mögen blaſirt ſein, aber ſie beſitzen dabei doch die ſtarknervige Kraft logiſcher Conſequenz, unerſchütterlichen Gleichmuths und eines Stoicismus, der gegen die Leiden und Schickſale anderer ebenſo unempfindlich iſt wie gegen die eigenen. Es iſt unglaublich, mit welcher kalten, ja faſt behaglichen Gemüthsruhe Golovin in ſeiner Schrift die traurigſten Erlebniſſe erzählt, von denen ein Deutſcher aufs tiefſte afficirt und zu den übertriebenſten Ausdrücken des Mitgefühls getrieben werden würde, während dieſer Ruſſe darüber gleichmüthig hinwegſchreitet, wie das Schickſal, das ſich für ſeine Landsleute in der Perſon des Zaren objectivirt. Nie aber verfallen dieſe Ruſſen in die abſtoßende Roheit, deren ſich der deutſche Radicalismus ſo oft in ſolchen Fällen ſchuldig macht; ſie bleiben ebenſo weltmänniſch fein und in den Formen einſchmeichelnd, als ſie kalt und ſtoiſch ſind. Welche Eroberungen laſſen ſich mit dieſem Geiſte machen, da ihm ſo manche Stimmungen der Zeit und der an allen Idealen verzweifelnde Ekel davon überſättigte, im allgemeinen egoiſtiſch blaſirte Charakter der Generation entgegenkommen!

Der Verfaſſer ſchildert in ſeiner Schrift die Schickſale eines ungariſchen Verbannten, Skreny, der von ſeiner Schweſter um die Hälfte ſeines Vermögens betrogen werden. Dieſe Schweſter wird uns geſchildert als „rachſüchtig und verſteckt", „ſchlau wie eine Schlange", als „ein kleiner Teufel mit einem Cupidosgeſicht, ein Thier mit einer ſammtenen Pfote, das uns beſtraft, gerade wenn es uns liebkoſt; ſie beſitzt ſogar deutſche Sentimentalität" u. ſ. w. Dann war Skreny fünf Jahre in Peſth, um ſeinen Studien obzuliegen. In den wiener Octobertagen 1848 half er an den Barrikaden mit bauen; „in den Clubs wurde fleißig geredet, und die wiener Studenten benahmen ſich beſſer als anderswo in Deutſchland", behauptet Skreny. An dem ungariſchen Unabhängigkeitskriege nahm er nur einen indirecten Antheil, da er ſeinen Widerwillen gegen den Militärdienſt und die Honveduniform nicht überwinden konnte. „Die geweſenen Lieutenants", erzählt Skreny, „ſind zu Generalen geworden, aber dann mußte man wenigſtens am Hofe paradiren haben, und die Ehre hab' ich nicht gehabt." Skreny war nicht Literat und Dichter als Soldat und verſuchte es in Paris, wo er als Verbannter lebte, mit einem franzöſiſch geſchriebenen Trauerſpiel „Maria Thereſia", das er in einem Kreiſe von Literaten vorlas, das aber nicht zur Aufführung kam, weil die franzöſiſche Regierung darin liberale Anſpielungen erblickte. Er meldete ſich nun als Mitarbeiter beim „Journal des Débats", und Armand Bertin empfing ihn ungemein freundlich und äußerte, daß er die Ehre haben würde, ihm eine ſchriftliche Antwort zu überſchicken; die Antwort war, daß die Redaction mit Artikeln überladen ſei. Dann wandte er ſich an den bekannten Véron, damaligen Eigenthümer des „Constitutionnel". Dieſer empfing ihn im Bette, „zwiſchen der Nachtmütze und dem Nachtgeſchirr", und äußerte: „Wenn Kaiſer und Könige ſich klein zeigen, müſſen wol die Bürger von Paris ſich groß zeigen." Skreny, mit der Rubrik Deutſchland von Véron beauftragt, ſchrieb nun einen Artikel, worin er ausführte, „wie glücklich es wäre, daß Preußen ernſtlich die conſtitutionelle Bahn betreten habe, daß es auch nur dann reich ſein könne, ſobald es aufhöre, ein bureaukratiſches und militäriſches Land zu ſein, da es bekannt ſei, daß Soldaten keinen Reichthum ſchaffen können und nur jene Sicherheit gewähren, die eben nicht ſehr bedroht ſei" u. ſ. w. Da ſagte der Hauptredacteur zu ihm: „Mein Herr! an jenem Tage, wo Preußen wirklich conſtitutionell werden wird, wird der franzöſiſche Einfluß auf den Rhein zu Ende ſein. Sie ſollten das Gegentheil von dem ſchreiben, was Sie behauptet haben und nur die Unaufrichtigkeit des preußiſchen Liberalismus hervorheben." Skreny machte Einwendungen, „aber mit einem Franzoſen läßt ſich's über auswärtige Verhältniſſe nicht gut ſprechen", und Skreny nahm ſeinen Artikel zurück. In einer andern Zeitſchrift wurden Aufſätze von ihm eingerückt, aber nicht honorirt; dann verſah er ein humoriſtiſches Blatt mit

Beiträgen, welche dazu halfen, die Abonnentenzahl zu heben, als er aber nach vielen Monaten in einem Augenblicke der Noth eine Anleihe bei der Kasse machen wollte, ward ihm auf seinen Brief nicht einmal eine Antwort zu Theil. Inzwischen war er in die literarischen Salons eingeführt worden, z. B. in den der Frau von Ancelot, wo er auch die Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) kennen lernte. Es heißt über diese Frauen in der Schrift: „Madame Ancelot's Güte war wirklich von einer solchen Beschaffenheit gewesen, daß sie niemals einem Manne etwas zu verweigern gehabt hat; nun war sie aber zu alt, um etwas anderes als klug zu sein, und Daniel Stern hatte sich nicht so gut über Liszt zu trösten gewußt, als Liszt über sie." Indeß die Ausweisung ließ nicht lange auf sich warten. Skreny hatte sich nämlich unterstanden, „das Wort des Prinzen Napoleon, daß sein Cousin keinen Tropfen Bonaparteschen Bluts in sich habe, zu wiederholen, zur Bestätigung dessen, daß derselbe nicht der Halbbruder, sondern ein ganzer von Morny wäre, indem sie beide die Söhne von Herrn Flahaut seien", auch hatte er nach Prinz Bonaparte ein anderes Geschichtchen aufgerührt vom Schloß Ham her „über die Tochter des Schmieds, als ob sie zwei Kinder gehabt, wovon das eine in einer Punschbowle verbrannt worden und das andere ohne Existenzmittel gelassen sei." Außerdem hatte er noch klatschhafte Mittheilungen in einer deutschen Zeitung über Mrs. Howard drucken lassen. Kurz, er erhielt den Befehl, in 24 Stunden Frankreich zu räumen. „Warum richten Sie mich aber nicht?" fragte er den pariser Polizeidirector Perry. „Wir finden es bequemer, Sie auszuweisen!" war die Antwort. Wir können dem Ungar, der sich statt mit ernsthaften Dingen, mit solchem persönlichen Skandal befaßte, gerade keine sehr große Sympathie auf den Weg geben, der ihn zuvörderst nach Genf, sodann nach Chambery, Turin und Nizza führte. Hier verliebte er sich, wie er sich schon früher einmal in Paris verliebt hatte, und es ging ihm ebenso übel. Seine erste pariser Angebetete, eine angebliche Baronin, wurde, wie er zu seinem Schrecken erfuhr, von einem Dragonerofficier unterhalten und hatte ihn nur „zur Veränderung" ins Garn zu locken gesucht; seine nizzaer Geliebte, eine Engländerin, „die einen sehr schönen Hand hatte und selbst eine gewisse Aehnlichkeit mit dessen Schönheit besaß", drang durch ihren Arzt auf „Entschädigung", nachdem „die Sachen schon etwas weit, und vielleicht schon zu weit gegangen waren". Dieses Ansinnen kam ihm so originell vor, daß er sich vornahm, das Land der Originalität kennen zu lernen, und er reiste nach England.

Skreny befindet sich mit dem Anfang des neunten Kapitels in London. Der Verfasser leitet dieses Kapitel mit einer Bemerkung Joseph de Maistre's ein, welcher beklagte, daß die „beste Sache, die der Freiheit, von der am wenigsten liebenswürdigen Nation, den Engländern, vertreten wird"; seinerseits gesteht jedoch der Verfasser: „Aber die Freiheit ist und bleibt das schönste Gut in der Welt." Was Skreny betrifft, so versuchte er es weiter mit der Schriftstellerei, er schrieb eine „Geschichte der Freiheit", die eine „beredsame Martyrologie" war und worin er die Menschen in Christen und Pilatisten, statt wie der Verfasser will, in „Amboße und Hämmer" eintheilte, und eine „Geschichte der Präsidenten der Vereinigten Staaten", mit der er ein besseres Honorar, aber einen kleinern Erfolg erzielte. Indeß mit den Verlegern hatte er seine „gewöhnlichen Quälereien", er erkannte bald, „daß im Gebiete der Literatur wie der Journalistik in England ein großer Despotismus herrscht und Dickens und The Times heißt"; er sah ein, „daß die Feder den Schriftsteller nicht mehr ernähren könne in einer Zeit, wo beinahe ein jeder ein Autor ist". Hierzu kam, daß die Engländer zwar anfangs viel Sympathie für die Flüchtlinge zeigten, „so lange sie hofften, daß dieselben bald in ihre Länder in einer hohen Stellung zurückkehren würden", daß sie aber auch den Ungarn den Rücken zukehrten, als sie wahrnahmen, daß diese nur zehrende Gäste seien. Auch Zwistigkeiten, „die mit dem Unglücke Hand in Hand gehen", schlichen sich unter den Ungarn ein. Von Skreny behaupteten seine Landsleute, daß er zu sehr von sich eingenommen sei; „doch war er", fügt der Verfasser hinzu, „bei weitem nicht so eitel als Kossuth, und ein jeder, der sich nicht Unrecht thun läßt, wird von den Unterdrückern für einen solchen, der seinen Werth überschätzt, gehalten". Skreny suchte nun, wie die meisten Flüchtlinge, seine Existenz durch Sprachunterricht gegen billiges Honorar zu fristen, und der Verfasser bemerkt hierzu, daß die Engländer „einen jeden zu schätzen, d. h. aus einem jeden ihr Interesse zu ziehen wissen". Nachdem Skreny noch einem Juden, der ihn beleidigt, in einem Duell eine Secunde auf den Hals und ins Gesicht versetzt und sich dadurch unter den Flüchtlingen Respect verschafft hatte, nahm er die Stelle eines Lehrers bei einer Familie in der Provinz an; „aber die Familie, wo er eintrat, war sittlich — nur zum Schein. Der Herr lebte mit der Schwester seiner Frau, welche letztere bei Skreny Trost suchte und ihm die Geschichte erzählte." Später plauderte auch der Hausherr bei einem Glase Punsch sein Verhältniß mit seiner Schwägerin aus, was Skreny so anekelte, daß er seine Stelle aufgab und nach Amerika ging. Doch gefiel es ihm in Neuyork gar nicht sehr: „Er fand den Dollar zu mächtig und die Sitten zu verdorben, die Straßen zu schmuzig, besonders im Winter, und die öffentliche Bibliothek (Astor's) zu klein. Wenn es auch einige merkwürdige Männer in Amerika gibt, ist deren Zahl doch in keinen Vergleich mit denen Europas oder auch nur Englands zu bringen." Der Verfasser knüpft hieran die allgemeine Bemerkung: „Mazarin fragte nicht, ob ein Mensch gescheidt sei, er frug, ob er glücklich sei, und unser Jahrhundert fragt nicht, ob ein Mann tugendhaft, sondern ob er reich sei. Was wäre Prinz Albert, sagte ein Engländer zu Skreny, wenn er kein Geld hätte?" Skreny besuchte nun die Wilden, darunter die Titonen, „deren Name uns unwillkürlich an die Teutonen erinnert, die wildesten unter den Wilden", und hierauf Nicaragua und Granada, um hier die Erfahrung zu machen, „daß die Spanier in Amerika nicht die besten Eigenschaften entwickeln". Die Unreinlichkeit ist da zu Hause: „Skreny schenkte einem Mädchen ein Stückchen Seife, als er aber sah, daß ihre Hände dennoch unrein blieben, fragte er, was sie mit der Seife mache? «Ach, Senor», antwortete sie, «sie ist so hübsch, daß es schade wäre, sie zu verderben; ich bewahre sie zu Ihrem Andenken auf.» Als er sie ein andermal fragte, warum sie die Tassen nicht wasche? erwiderte sie: «Ach, die werden doch gleich wieder beschmiert!»" Es wird weiterhin versichert, daß dort Geschwister unter sich heirathen, „weil ja, wie die Leute dort meinten, ein Bruder eine Schwester besser kenne und liebe", daß in ganz Spanisch-Amerika die katholischen Priester Kinder zeugen, ohne dadurch Auffallen zu erregen, und daß man nicht selten Familien von verschiedenen Farben finde, was die Ausgelassenheit der Sitten verrathe.

Im zehnten Kapitel finden wir Skreny wieder in London und zwar als Phrenologen. Er hatte nämlich bei seinem frühern Aufenthalte in England dem Prinzen von Armenien, welcher Könige und Prinzen mit seiner angeblichen fürstlichen Abstammung „beschummelte", auf sein ehrliches Gesicht 20 Guineen geliehen, die er natürlich nicht wieder zurückerhielt. Fortan legte er sich auf die Phrenologie, um sich von dem Aeußern der Menschen weniger täuschen zu lassen, „da ein Schurke oft ehrlicher als ein rechtschaffener Mann aussieht". Schade nur, daß nicht jeder, mit dem uns unser Lebensweg zusammenführt, so ohne weiteres still halten wird, um sich den Schädel untersuchen zu lassen, zumal wenn er uns hintergehen will und unsere phrenologischen Absichten merkt, es müßte denn dieses allgemeine Durchsuchungsrecht der Schädel durch einen russischen Ukas zum Gesetz erhoben werden. Der Verfasser oder vielmehr Skreny behauptet kurzweg: „Die Phrenologie irrt sich nicht mehr wie jede andere Wissenschaft." Wunderbar, die Sternkunde, die Naturwissenschaften u. s. w. haben Tausende von Jahren gebraucht, um es zu ihrer jetzigen Höhe zu bringen, und die Phrenologie will es während weniger Jahre bereits zur Untrüglichkeit gebracht haben. Aber gerade gegen diese Wissenschaft werden wir vorzugsweise auf der Hut sein müssen, denn so großen Nutzen sie

stiften würde, wenn sie wirklich untrüglich wäre, so unberechenbaren Schaden würde sie bei allgemeiner Anwendung zu praktischen Zwecken anrichten, wenn sie auf Täuschung beruhte oder auch nur unzuverlässig wäre. Dieses Vertrauen zur Phrenologie ist vielleicht die einzige Illusion, der sich der Verfasser hingibt (insofern nicht etwa an seiner Schutzrede für diese Wissenschaft einige Ironie theilhat), aber sie ist sehr wohl aus der realistisch-russischen Natur des Verfassers zu erklären, der es begreiflicherweise höchst bequem und praktisch finden würde, wenn man dahin gelangen könnte, alles Geistige den Menschen mechanisch abzutasten, wie man etwa die gröbere oder feinere Qualität der Schafwolle durch die bloße Fühlung herausfindet. Skreny erfand auch die „nationale Phrenologie". Hier eine Probe davon: „Die englische Rasse gehört zu den langlöpfigen. Die Tschakos eines irländischen Regiments passen einem englischen gewöhnlich nicht, und ein amerikanischer Offizier hat in Mexico keinen Hut finden können, der breit genug für ihn war. Nur was diese Länge ausmacht, ist gerade das Selbstgefühl. Suchen Sie es nicht in slawischen Köpfen, denn sie verdienen den Namen der Sklaven doch zu sehr." Bei den Franzosen dagegen, heißt es weiter, sei der Beifallsinn besonders ausgeprägt, und dieser Sinn, vereint mit dem Kampfsinn, mache aus ihnen gute Soldaten. Im englischen Kopfe sei der Nahrungssinn mehr entwickelt wie in einem französischen, überhaupt mehr in den nördlichen als in den südlichen Rassen. Der Einfluß der nordischen Luft auf die Ernährungs- und Verdauungswerkzeuge, wie die Erfahrung, daß auch nordische Menschen unter den Tropen viel von ihrer Eßlust einbüßen und ihre Küche anders bestellen, kommen gegen diese Annahme nicht in Betracht. Da wir übrigens schon vor dem Auftauchen der Phrenologie als Modewissenschaft sehr genau wußten, daß die Engländer viel Selbstgefühl und Eßlust, der Franzose Beifallsinn und Kampflust besitzt, so verlieren diese phrenologischen Aufschlüsse im Grunde allen Werth. Bei der deutschen Rasse findet Skreny das Wohlwollen viel mehr entwickelt als bei der angelsächsischen Race, weshalb die Deutschen auch „mehr sociabel" seien, dagegen gehe ihnen der praktische Sinn ab. Das sind auch so Schlüsse nach rückwärts. Ganz possirlich macht es sich aber, wenn Skreny bei den Preußen den „Gegenstandssinn" besonders entwickelt findet. Sind die Preußen keine Deutsche? Oder haben ihre Schädel andere Formen angenommen, seit sie Preußen heißen?

Skreny nahm ein sehr trauriges Ende. Eines Morgens hatte man an der Brücke von Waterloo einen Reisesack gefunden, welcher die Gebeine eines Menschen, aber ohne die Füße und den Kopf enthielt. Dies waren die Reste des unglücklichen Flüchtlings, dessen Schicksale uns hier beschäftigt haben. Ein Deserteur, den er vorher kennen gelernt hatte und gegen den ihm alle seine phrenologische Kenntniß keinen Schutz gewährte, hatte ihn, als er am Schreibtisch saß, von hinten her ermordet und hierauf seinen Leichnam zerstückelt, und ein mit dem Mörder im Bunde stehendes Frauenzimmer hatte hierauf das Fleisch in Salz gekocht, um die Vernichtung desselben zu beschleunigen. „Der Deserteur, dessen Namen man niemals erfuhr, schiffte sich nach Montevideo ein", so schließt, ohne weitere Phrase, das wunderliche Buch. Auch diese den Schluß der Schrift bildende greuliche Mordgeschichte ist mit einer objectiven Trockenheit und Gemüthsruhe erzählt, mit der etwa eine Frau ihrem Manne über die Procedur beim Backen eines Rosinenkuchens berichten würde. **H. M.**

Dialektdichtungen.

Es erscheinen heutzutage eine Masse von Büchern, die der sogenannten vornehmen Klasse der Gesellschaft ein für allemal fremd bleiben — sie will mit Büchern des Volks nichts zu thun haben; kaum läßt sich der gebildete Mittelstand, den von oben angegebenen Ton nachäffend, herab, sein Auge darauf zu werfen. Die Sonderinteressen der verschiedenen socialen Gesellschaftsschichten spiegeln sich in Deutschland in der Wahl der Lektüre der einzelnen Klassen schärfer ab, als in jedem unserer Nachbarstaaten. Es ist dies besonders für Dialektdichtungen eine mißliche Sache, weil sich ihrer Verbreitung Hinderniß auf Hinderniß feindlich entgegenstellt; wie selten gelingt es einem oder dem andern Volksbuche, diese Schranken zu durchbrechen und sich einen nationalen Platz zu erobern. Man scheut sich in die tiefern Regionen herunterzusteigen, vergißt jedoch dabei, daß die überwiegende Mehrzahl der größten Geister Kinder des Volks waren, es ist dies Vornehmthun also nichts, als eine Art von falscher Scham und somit lächerlich. Könnte das Geständniß eines einzelnen diesem Uebelstande gegenüber fruchtbringend wirken, wir besännen uns keinen Augenblick, es laut auszusprechen, daß uns die bereits durch eine Reihe von Jahren fortgesetzte Lectüre der verschiedenartigsten Volksbücher aus allen deutschen Gauen ein ganz besonderes Vergnügen gewährte. Die Aeußerungen des deutschen Geistes sind so mannichfaltig, der Versuch, doch darin eine gewisse Einheit, wenigstens ein stammgemäßes, inniges Verwandschaftsverhältniß zu entdecken, für den denkenden Kopf so verlockend, daß es uns wunder nimmt, bisher nur wenige Menschen gefunden zu haben, die sich für die Entfaltung und Abwickelung dieses Processes wärmer interessiren. Der Lohn für die Mühe sitzt im Totaleindruck, im Ueberblick des Nationalgeistes. Wir kennen uns nicht verhehlen, daß man eben diese Mühe scheut. Im allgemeinen jagt heute jeder einer einseitigen Richtung nach, sei es diese oder jene, gleichviel; das Ganze gehörig ins Auge zu fassen, ist wenigen gegönnt. Wir knüpfen an das Gesagte die Besprechung folgender jüngst erschienenen Dialektdichtungen an:

1. Gedichte in trierscher Mundart von Ph. Laven. Mit angehängtem Glossar. Trier, Lintz. 1858. Gr. 8. 27 Ngr.

Wir entnehmen einem ziemlich langen Vorworte, worin sich der Verfasser über den trierschen Dialekt ergeht, folgende bezeichnende Stelle: „Zum schnellern Verständniß dieser Gedichte merke man sich in grammatischer Beziehung 1) die erste Person des Präsens Activum ist in der trierschen Mundart dem Infinitiv Activum gleich, z. B. ich kaufen = ich kaufe; 2) die trierische Mundart setzt das Subject des Satzes nicht in den Nominativ, sondern in den Accusativ, sodaß bei transitiven Verben sich im Satze zwei Accusative finden, wovon der eine als Subjects-, der andere als der Objectscasus zu fassen ist. Dieser sonderbare Gebrauch verliert bald für den Leser sein Auffälliges, wenn man sich nur erst daran gewöhnt hat." Was die Gedichte selbst betrifft, so machten, auf uns wenigstens, den günstigsten Eindruck jene kurz zugespitzten, erotischen Liedchen, worin sich ein echter Volksgeist äußert, wie z. B. in „Mei Gaul", „Iweraal", „Herzenskinnik" u. s. w. Unter den erstern Gedichten haben uns besonders angesprochen: „Bleisd Derhaam" und „Ön Trier", wovon sich das erstere durch das naive Umspringen mit einem ernsten Gedanken, das zweite durch ein tiefes Vaterlandsgefühl vortheilhaft auszeichnet. Jedoch das Beste im ganzen Buche scheint uns folgender schöner, ein rein menschliches Zartgefühl aushauchender, lyrischer Erguß zu sein:

Och de Fraaen sollen hihr Gläschen drönken.
Mieh [1]) wohl dubd neisd [2]) dem Herzen,
Als wamm=mer [3]) Fraaden=Driehne [4]) weind
Als wann ön fiefem Waaser
De Aaw je schwömme scheind.

Wu wär da Maan, dän Driehnen
Der Fraad dem Weiwervolk nödd gönnd?
Dä wär jö nöch mieh grausam
Als Fochs on Wolf gesönnd.

---

1) Mehr. 2) Nichts. 3) Wenn man. 4) Freudenthränen.

Wie ſchien, wann ſeichd en gläuſig
Deb Aaw voll Fraaden-Driehne ſtaahd!
Dèch ſäd: wu krien de Fraaen
Derzu de Feichtigkaad?

Bömm Waaſer? — Fähl gerohden!
Der wöſſt: Deb Waaſer, daad mer drönkd
Steigd nödd zum Kobb hin, weil eb
Gleich ön de Möge ſänkd.

De Wein göſſd [1]) Driehne-Waaſer,
Bò Wein kimt jò och weinen här,
De Wein nor michd [2]) de Aawen
Bò ſeichden Dönſte [3]) ſchwer.

De Wein göſſd Driehne-Waaſer
Hä ſteigd zum Kobb, wie Morjensdaahw,
Hä fölld mödd [4]) Perlendrobben
Mödd Driehnen, ön deb Aaw.

An ſcheind ön Fraaenaawen [5])
En helle Fraad, wie Sonneliehchd,
Dan rähnd [6]) ird aus den Aawen
Erröff [7]) öff hihr Geſiehchd.

Vergönnd dòromm, dir [8]) Männer,
De Fraaen och e Gläſche Wein,
Daad ſei dorch Fraaden-Driehnen
Och manchmöhl ſtellig ſein!

Noch ſchärfer ſpricht ſich der dort heimiſche Volksgeiſt in Epigrammen, Sinngedichten und Sprichwörtern aus, die der Verfaſſer unter dem launigen Titel: „Allerlaai Klaa' Garäbbel" geſammelt, denn dies letzte Wort heißt ſowol Plunder, als auch kleine Kinder. Die verſchiedenartigſten Gedanken werden darin bald blitzartig hingeſchleudert, bald zartſinnig, gleich einem Seidenfädchen abgeſponnen. Man höre einige derſelben (S. 152):

Engelchen, eich holen beich. [9])
Engelchen aus Sachſen,
Wann oft meinem Aebbelbaam
Dalercher mer wachſen.

S. 161:

Heiſa, Liſchen,
Heid öff eb Maai,
Gömm-mer e Kiſchen,
Eich gänn-der-e zwaai!

S. 167:

Wie ſe hihre Aermcher ſchwänkd,
Wie zömberlich ſe ziehd!
Mer maand, ſe wär vömm Drechſeler
Aus Hälfebaan gedriehd.

Oder ſatiriſchen Inhalts (S. 157):

Je Brandebach dò wohne Leid
Bò gruſer Oendufferie,
Se koche, wann eb Wönder öff,
Hihr Aehſen [10]) ſich mödd Schnie [11])
Se fiederen [12]) Jähr aus Jähr ön
Mödd Zeidungen hihr Vieh,
Dn weil ſe winnig [13]) Waaſer hänn,
Su läſchen ſe mödd Strieh.

S. 167:

De luſdige Bruder.

Eich mächd ſu gär e Simmche Geld
Zum Drallarn [14]) mer verſchaafen:
Wa wöll ſier neinenzwanzig Groſchen
Den Dahler mer verkaafen?

1) Gibt. 2) Macht. 3) Dünſte. 4) Mit. 5) Frauenaugen. 6) Regnet. 7) Herab. 8) Ihr. 9) Ich hole dich. 10) Essen. 11) Schnee. 12) Füttern. 13) Wenig. 14) Jux, Schwärmerei.

S. 169:

Juchhei! eich höne heid
Mein Auer [1]) verſezzd,
Eich denken, ſe hödd mich
Gewäckd heid zelezzd.
Daad ihwig [2]) rickdacken
Daad ſtöhrd aám öm Schlèf,
Eich ſchaafd ſe heid ford,
Daad öff naun hihr Ströf!

Unter den Sprichwörtern fiel uns folgendes auf:

Dommelbich [3]) hödd den Hals gebröchd,
Lankſam leefd noch.

Der Verfaſſer verdient alle Anerkennung, er iſt ſozuſagen ganz zu Haus auf dieſem Gebiete, beſonders lobenswürdig iſt der Fleiß und die Genauigkeit, mit der er das Gloſſar ausgearbeitet hat.

2. Gedichte in ſchwäbiſcher Mundart von W. F. Wüſt. Tübingen, Rieker. 1857. 16. 6 Ngr.

Der Verfaſſer ſcheint andere Begriffe zu haben von der Fähigkeit, des Leſers Lachmuskeln in Bewegung zu ſetzen, als wir; da er in der Vorrede dieſen Punkt beſonders hervorhebt. Wir wenigſtens haben während der Lectüre ſeines Büchleins keine Miene verzogen. Wir geſtehen ihm gern auf der andern Seite zu, daß Feſtgedichte einen mislichen Standpunkt einnehmen gegenüber jenen, die eben dieſe Feſte perſönlich mitzumachen nicht Gelegenheit hatten. Das mag allenfalls für die Kinder des Schwabenlandes gute Waare ſein, jedoch die allgemeine Kritik kann darauf unter dem angedeuteten Umſtande nicht Rückſicht nehmen. Die mit in den Kauf gegebenen Schwänke ſind uns, mit wenigen Ausnahmen, wäſſerig vorgekommen; der beſte dürfte „Michel und der Jude" ſein; die Anekdote iſt jedoch ſchon ſo alt, daß wir uns erinnern, ſie bereits in unſern Jugendjahren gehört zu haben. Das einzige, was wir zu loben wüßten, wäre „Der Spatz und das Milchbrot", doch möchten wir ſelbſt dabei dem Verfaſſer den guten Rath geben, erſt zu lernen ſich kürzer zu faſſen.

3. Schnorre aus Frankfort und Sachſehauſe. Schee ze leſe voors Colleg un derhaam, voorem Spichel un hinnerm Owe, im Saloon und im Stibbche, luſtig, ſchaurig un draurig. Geſchriwwe dorch Sanche Peffer und ſeine Collegsfreindi. Vier Hefte. Frankfurt a. M., Küchler. 1858. Gr. 16. 8 Ngr.

Daß Frankfurt ein luſtiges Völkchen beherberge, das gern Witze und Schnurren macht, iſt längſt bekannt; da wird alles, was über die Straße läuft, vom Vetter Jocus aufgeſchnappt, oder die Satire wetzt ſich ein bischen die Fangzähne daran, ohne juſt bösartig zu werden. Zum Beweiſe diene:

Die Crinoline.

E Wohlthat voor die ſchebbe Baa [4])
Deß iſt die Crinoline.
Aach voor die Umſtänn [5]) groß und klaa
Dhut ſe vortrefflich diene.

Voor's Schmuggle iſt ſe aach patent,
Zem Gaſſekehrn net minner,
Gar manch kimmt met Gebrauſch gerennt.
Sonſt iſt aach nix derhinner.

E Crinolin zehn Elle weit
Sonſt gibt's nix Elegantes,
Für manche iſt kaa Gaſſ' ze breit,
So recht was Ueberſpanntes.

Die Fraue ſinn, deß iſt beſtimmt
Und derff mer net vergeſſe,
Je garſtiger die Mode kimmt,
Je ärger druff verſeſſe!

1) Uhr. 2) Ewig. 3) Tummle-dich, perſonificirt. 4) Schiefe Beine. 5) Wenn ſich Frauen in andern Umſtänden befinden.

Unter den prosaischen Beiträgen dürfte der gelungenste sein: „Neuigkeiten", worin sich ein gesunder, wiewol beißender Witz Luft macht. Ueberhaupt streift so manches ans Derbe an, z. B. regnet es doch gar zu dick auf den „Liebenden" unbarmherzig herunter; dies ist wahrhaftig kein Panegyrikus auf die platonische Liebe; man muß es jedoch mit Volkspoesien in dieser Beziehung nicht so genau nehmen, die Zimperlichkeit ist hier durchaus nicht am Platze. Das Büchlein wird allen lustigen Kreisen willkommen sein.

Emanuel Raulf. *)

Notizen.

Recensentenmanöver.

Es gibt in Deutschland, dem Lande der Urgemüthlichkeit und Grundehrlichkeit, eine gute Anzahl von Recensenten, die, um vulgär zu sprechen, „mit allen Hunden gehetzt" und in allen Handwerksknissen bewandert sind. Zu ihnen gehört auch der kritische Altmeister Wolfgang Menzel, derselbe, der nach Schulz-Bodmer's Bezeichnung (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1858) in seiner „Geschichte der letzten 40 Jahre" aus lauter „Zeitungsexcerpten" eine bloße „Kapuzinerpredigt" zusammengereiht hat und auf Grund dieses Buchs von M. Heß in Meidinger's „Kritischen Monatsheften" einer „boshaften Gemüthsart" beschuldigt wurde (vgl. Nr. 19 d. Bl. f. 1858). Man wird sogar behaupten können, daß seine Methode überhaupt allen blos tendenziösen Recensenten, selbst wenn sie sich auf der entgegengesetzten Seite befinden, mehr oder weniger zum Vorbild gedient hat. Ein sonst human gesinnter Kritiker (der dies übrigens der Inhumanität gegenüber weniger zu sein braucht) kann sich wol einmal übereilen, aber er wird dann bei nächster Gelegenheit seine Uebereilung wieder gut zu machen suchen; aber das Unrecht, das diese Tendenzrecensenten begehen, entspringt nicht aus Uebereilung, sondern aus der schlauesten gemüthlosesten Berechnung, wie und wodurch sie ihren Gegnern am meisten wehe thun und Schaden zufügen können, weshalb man sie auch niemals auf der menschlich liebenswürdigen Schwäche betreffen wird, daß sie ihr Unrecht eingestehen und irgendwie und irgendeinmal wieder gut zu machen suchen. Jene Mittel zu schaden sind erstlich eine hochfahrende, grob durschikose, höhnische Absprecherei, womit man die Gesammtthätigkeit und den literarischen oder auch persönlichen Charakter eines Schriftstellers mit einem Dutzend anmaßender, von Selbstgefälligkeit strotzender Worte abzufertigen und an den Pranger zu stellen sucht, und zweitens das nur zu bekannte Manöver, womit man, nicht etwa aus Flüchtigkeit, sondern aus wohl berechneter Absicht, in einem ganzen Werke eine kurze Stelle oder ein paar aus dem Zusammenhange reißt, um sie und ihren Verfasser dem Gelächter oder der Misachtung preiszugeben. Auf diese Weise hat Menzel in seiner neuesten, von uns demnächst zu besprechenden Literaturgeschichte unter anderm einen neuern humoristischen Roman von einem Schriftsteller, der ohnehin auf andern Gebieten wol bekannter ist (wir sind es nämlich selbst und der Roman, den der Bannfluch des kritischen Papstes von Stuttgart traf, ist unsere 1856 erschienene satirische Münchhausiade „Fritz Beutel"), als ein absurdes Product behandelt, indem er vier oder fünf Zeilen daraus anführt, und zwar nicht aus der Erzählung selbst, sondern aus dem burlesken Inhaltsverzeichniß am Schlusse des Buchs, aber so, daß der Leser annehmen muß, sie seien dem eigentlichen Texte entlehnt, und er hat außerdem noch durch Verstümmelungen dafür gesorgt, die angeführten Worte, die natürlich als dem Register entnommen ohne Kenntniß der betreffenden Partien der Erzählung unverständlich sind, noch unverständlicher erscheinen zu lassen. **) Das wäre ja gerade, als wenn jemand die „Jobsiade" dadurch lächerlich zu machen suchte, daß er irgendeine Kapitelüberschrift daraus citirte, als eine Probe für Geist und Inhalt des ganzen Gedichts, das er dann freilich gar nicht gelesen zu haben braucht. Und das erlaubt sich Menzel, dem wir überhaupt in Sachen des Humors keine große Urtheilsfähigkeit zugestehen können, nicht etwa in einem Feuilleton nach Saphir'schem Muster, sondern in einer angeblichen Literaturgeschichte. Die Anwendung solcher Mittel trägt zwar wesentlich dazu bei, dem Ansehen der Kritik im allgemeinen und sogar bei vielen Kritikern selbst zu schaden, aber in dem einzelnen Falle wird doch der Zweck erreicht, dies oder jenes literarische Product in ein lächerliches Licht zu stellen. Sicherlich hätten wir zu dem Menzel'schen Ausfalle geschwiegen, wie wir zu einzelnen tadelnden Bemerkungen, die auch wol früher schon von manchen Seiten gegen das wenigstens anspruchslose und jedenfalls nicht für Literaten geschriebene Buch gerichtet worden, immer geschwiegen haben, was allerdings in den meisten Fällen das Beste ist; aber wir glauben im allgemeinen Interesse unsere Stimme erheben zu müssen gegen das in der That „unerlaubt geistlose" Verfahren, selbst das bloße Register eines Buchs zu dessen Verunglimpfung auszubeuten.

Adelheid von Stolterfoth.

Ein im vorigen Jahrgange des Schad'schen „Musenalmanach" mitgetheiltes Gedicht von Adelheid von Stolterfoth, Bettina von Zwierlein, mit der Ueberschrift „Bekenntniß 1857", worin sie unter anderm gesteht, weder ein Kochbuch noch auch ein Gesangbuch geschrieben, auch nicht viele Dutzend Strümpfe gestrickt zu haben, gab uns, namentlich auch wegen des faloten Tons, zu einem Tadel Anlaß, den wir deshalb fast bedauern möchten, weil er einem Feuilletonisten der „Neuen Preußischen Zeitung" die Handhabe zu einer spöttischen Bemerkung bot, welche die würdige Matrone aufs tiefste verletzt zu haben scheint. Dies wenigstens schien aus ihrer in wehmüthig bescheidenem Tone abgefaßten Berichtigung hervorzugehen. Dieser an sich wenig bedeutende Vorfall beweist, daß Dichter und Dichterinnen sich bedenken sollten, mit einem einzelnen Gedichte, welches nicht den Ausdruck der Reife trägt oder nicht einen besonders originellen Gedanken behandelt, in einem „Musenalmanach" aufzutreten. Eine verkümmerte oder häßliche Blume gewährt, einzeln gereicht, einen unangenehmen Eindruck und erweckt gegen den Geschmack derjenigen Person, die sie reicht, ein ungünstiges Vorurtheil, während sie in einem von derselben Hand gebotenen ganzen Blumenstrauß wenig oder gar nicht bemerkt wird. Die Dichterin hat dasselbe Gedicht, als echte Lyrikerin unserm freundschen Tadel Trotz bietend, in die mit einer Zueignung und sechs neuen Gedichten vermehrte vierte Auflage ihrer Gedichtsammlung „Rheinische Lieder und Sagen" (Frankfurt a. M., Sauerländer, 1859) wieder aufgenommen, und obschon es auch diese Sammlung gerade nicht zu einer besondern Zierde gereicht, so ist es doch hier viel mehr am Platze, indem es nun zur näheren Verdeutlichung und Charakteristik einer lyrischen Individualität dient, die wir aus dem Ganzen nur lieb gewinnen können; wir wissen nun, warum sie sich etwas darauf zugute thut, daß

*) Aus dem Nachlasse desselben.

**) S. 417 des Buchs heißt es in der Inhaltsangabe des siebenten Kapitels: „Bedeutungsvolle Unterhaltung des Kaisers Fritz Beutel mit seinem Marineminister Krischan Schroop über das Besitz- und Eigenthumsrecht und über den alten Adam, für Juristen von größter Wichtigkeit"; und S. 423 in der Inhaltsangabe des dreißigsten Kapitels: „Fritz Beutel gewinnt die Schlacht an der Alma und stürmt Sebastopol, indem ihm Guittarria Cichoria Cigarrette (so ließ Fritz Beutel aus dem ihm Guittarria Cichoria Cigarrette (so ließ Fritz Beutel aus i Buche angegebenen Gründen seine erstgeborene Tochter taufen, w Menzel hierdurch vielleicht zum ersten mal erfährt) zur Hülfe kommt Daraus hat Menzel, die Zeitfolge verändernd und beide Stellen Einen Satz zusammenschiebend, folgenden durch Auslassungen und willkürliche Einschiebung von Kommas zwischen die Taufnamen möglichst gesteigerten Unsinn hergestellt: „Fritz Beutel gewinnt die Schla an der Alma und stürmt Sebastopol, indem ihm Guittarria Cichor Cigarretta zur Hülfe kommt. Unterhaltung des Kaisers Fritz Beu mit seinem Marineminister über Eigenthumsrecht und den alten Ada für Juristen von größter Wichtigkeit." Citirt man einmal zu ein solchen Zwecke wie Menzel, so ist von einem ehrlichen Kritiker zu f dern, daß er ebenso wenig ein Komma verrückt oder hinzufügt einen einzigen Buchstaben unterschlägt.

...ch- oder Gebetbuch geschrieben, keine Strümpfe gestrickt, keinen Whist gespielt, keinen Cercle im Saal gemacht, ihren Verwandten nicht in Versen zum Geburtstag gratulirt, dem sich Niemand Hochmuth den Rücken gedreht, beim Ennuyement gegähnt und beim Geschwätz der Thorheit gelacht hat. Die Dichterin gehört nicht zu den himmelstürmenden Frauen, welche aus der Sphäre ihres Geschlechts heraustreten, sondern verräth überall jenen weiblichen Sinn; sie findet nichts häßlicher, „als wenn ein lieber Frauenmund zerschneidet eines Nächsten Ruf und Ehre", mit Verwahrung ihre Geschlechtsgenossinnen, „im Busen Milde sich zu bewahren und selbst der Schuld noch eine Thräne zu schenken"; sie warnt eine junge Freundin vor den Gefahren der Dichterlaufbahn, sie möge nicht nach dem Lorber trachten, sondern sich mit der Myrte begnügen, um einst Knaben „mit frischen deutschen Herzen" großzuziehen; denn ein Fluch der Zeit, dem Niemand entgingen, sei es, „in dumpfer Mittelmäßigkeit bis zu des Grab zu singen"; sie mahnt zum Wohlthun: „Thu deine Hand auf! Reicher, gib dem Armen!" u. s. w. Manche Stelle, wie z. B. das mit dem Anfange: „Hätt' ich starke Adlerschwingen", sind in der That sehr schön und echt lyrisch. Dahin gehört sie, wie Luise von Ploennies, zu den leider seltenen deutschen Frauen, welche sich durch eine wahrhaft deutsche Gesinnung auszeichnen und diese Gesinnung auszusprechen wagen, so in den Gedichten „Wiederkehr" vom Jahre 1829 mit dem Anfange: „Sei mir gegrüßt mit stolzem Herzen, mein Heimatland, mein Vaterland!" in dem Gedichte „Das Vaterland" vom Jahre 1841, worin wir der Strophe begegnen:

Zerrissnes Land,
Mein Vaterland,
Bedrängt und vielgestaltig —
Ach, lange schon
Trifft dich der Hohn
Von allen, die gewaltig
Umschlingt der Freiheit Band —

in dem Gedichte „Gute Fahrt" vom Herbst 1848, worin sie den Ruf: „Ein Kaiser und ein deutsches Vaterland!" ertönen läßt, und in manchen andern. Die Verfasserin ist bereits eine Veteranin der Dichtkunst, denn man findet in ihrer Sammlung einzelne Gedichte, die schon dem Jahre 1821 (z. B. „Den Kriegern, die nach Hellas ziehn") ja dem Jahre 1818, wie „Wechsel", „Leben", „Des letzten Kaisers Rheinfahrt" u. s. w., angehören.

H. M.

Bibliographie.

Ankunft zu Hause. Von der Verfasserin von „Eine Falle um einen Sonnenstrahl einzufangen" u. s. w. Aus dem Englischen. Berlin, F. Schulze. 16. 10 Ngr.

Bachofen, J. J., Versuch über die Gräbersymbolik der Alten. Mit vier Steindrucktafeln. Basel, Bahnmaier. Lex.-8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Balzer, E., Die neuen Fatalisten des Materialismus, eine Streitschrift wider sie und für die Freiheit. Gotha, Stollberg. Lex.-8. 15 Ngr.

Bibliothek der Mecklenburgischen Ritter- und Landschaft. 1te Abtheilung. Mecklenburgica. Rostock. 1858. Gr. 8. 1 Thlr.

Brandes, E. v., Franz von Sickingen. Historischer Roman aus dem XVI. Jahrhundert. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Daumer, G. F., Die dreifache Krone Roms. Versuch einer neuen Beleuchtung und Charakterisirung des römisch-katholischen Priester- und Kirchenthums, namentlich was dessen elementare und principielle Inhaltsbestimmungen und deren vorläufige Begründung und Erscheinung in vorchristlicher Zeit und Welt betrifft. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 12½ Ngr.

— — Marianische Legenden und Gedichte, größtentheils nach alten lateinischen, italienischen, spanischen, französischen und deutschen Darstellungen und Original-Poesien. Münster, Aschendorff. 16. 15 Ngr.

Escher, H., Maß und Gewicht als Grundlagen der Geschichte. Zwei Abhandlungen. Zürich, Meyer u. Zeller. 1858. Gr. 8. 20 Ngr.

Faber, F. W., Sir Lancelot. Eine Legende aus dem Mittelalter. Aus dem Englischen nach der 2ten Originalausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von M. Dorr und W. Zottmann. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Feydeau, E., Fanny. Episode aus dem Leben einer jungen Frau. Nach der 7ten Auflage des Französischen. Berlin, Hasselberg. 16. 1 Thlr.

Fischer, T., Lebens- und Charakter-Bilder Griechischer Staatsmänner und Philosophen aus G. Grotes Griechischer Geschichte übersetzt und bearbeitet. 1ster Band. Königsberg, Gebr. Borntträger. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.

St. Gallische Handschriften. In Auszügen herausgegeben von G. Scherer. St. Gallen, Huber u. Comp. Lex.-8. 26 Ngr.

Grimm, H., Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. Berlin, Hertz. Gr. 8. 8 Ngr.

d'Harcourt, Madame geb. Gräfin Saint-Aulaire, Die Herzogin von Orleans, Helene von Mecklenburg-Schwerin, Ein Lebensbild. Aus dem Französischen von Marie von F. Berlin, F. Schneider. 8. 20 Ngr.

Helene Herzogin von Orleans, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild. (Von Gräfin d'Harcourt.) Aus dem Französischen. Berlin, Springer. Lex.-8. 20 Ngr.

Helmolt, K. v., Tilemann Heßhus, zuletzt Doctor und erster Professor der Theologie zu Helmstedt und seine sieben Exilia. Ein Stück Leben aus den kirchlichen Bewegungen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus Briefen jener Zeit zusammengestellt. Leipzig, Dörfling u. Franke. Gr. 8. 16 Ngr.

Leben Gustav Adolfs, Königs von Schweden. Für Freunde der Gustav-Adolf-Stiftung. Mit dem Porträt Gustav Adolfs nach van Dyk. Naumburg. 1858. 8. 10 Ngr.

Marx, A. B., Ludwig van Beethoven's Leben und Schaffen. Zwei Theile, mit Beilagen und Bemerkungen über den Vortrag Beethovenscher Werke. Berlin, Janke. Gr. 8. 4 Thlr.

Narrhalla-Lieder von den Jahren 1846, 1853—57, nebst ausführlicher Chronik des Mainzer Carnevals. Mainz, F. Schott. 16. 6 Ngr.

Peters, A., Natur und Gottheit. Preisgesänge. Meißen, Schmidt. 16. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten im Bunde mit der Lehrfreiheit. Verden, Steinhöfel. Gr. 8. 4 Ngr.

Brenske, J. G., Die Ehefrage, besonders zum Nutz und Frommen des Hohen Landtages der Preußischen Monarchie vom liberalen Standpunkt aus beleuchtet. Frankfurt a. O. Gr. 8. 7½ Ngr.

Cur ecclesia divisa? Ein theologisches Sendschreiben an die Evangelische Allianz. Nördlingen, Beck. Lex.-8. 6 Ngr.

Deutschland und Italien. Stuttgart, Scheible. Lex.-8. 7 Ngr.

Gutachten der theologischen Facultät zu Göttingen über die in dem Erachten des Consistoriums zu Rostock gegen die Theologie des Dr. Baumgarten erhobene Beschuldigung fundamentaler Abweichung von der kirchlichen Lehre. Mit Genehmigung der Facultät dem Druck übergeben. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 28 Ngr.

Die Kunst und das sächsische Kunstbudget. Eine Warnungsstimme. Dresden, Türk. Gr. 8. 5 Ngr.

Woran uns gelegen ist. Ein Wort ohne Umschweife. Kiel. Schwers. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!"

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung** ist im Laufe der letzten Jahre unausgesetzt bemüht gewesen, den an ein größeres unabhängiges Blatt gestellten Anforderungen des deutschen Publikums zu entsprechen. Gegenüber dem jetzigen erhöhtern Interesse an der Politik wird sie in diesem Streben nicht ermüden, sondern demselben vielmehr durch vermehrte Anstrengungen und fortgesetzte Vervollkommnungen entgegenkommen. Ihre politische Richtung darf als bekannt vorausgesetzt werden und ebenso, daß sie in jeder Beziehung — durch **Leitartikel, Originalcorrespondenzen** und **telegraphische Depeschen**, sowie durch ein **Feuilleton** und die besonders sorgfältig gepflegte Rubrik: **Handel und Industrie** — die verschiedenen Ansprüche der Leser zu befriedigen sucht. In Leipzig erscheinend, darf sie außerdem speciell für Sachsen und ganz Mitteldeutschland eine besondere Wichtigkeit beanspruchen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt wie bisher **vierteljährlich nur 1½ Thlr.** Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten: In **Leipzig**: Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Heinrich Hübner; **Altona**: Haasenstein & Vogler; **Amsterdam**: Seyffardt'sche Buchhandlung; **Berlin**: A. Retemeyer; **Bonn**: Henry & Cohen; **Bremen**: C. Schlette; **Dresden**: C. Höckner und Redacteur Schanz; **Frankfurt a. M.**: Dr. G. Hartenfels und Jaeger'sche Buchhandlung; **Hamburg**: Jakob Türkheim; **Hannover**: J. B. M. Mehltretter; **Paris**: Bureau Central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von **D. Carl Schwarz,**

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Gotha.

8. Geheftet 1 Thlr. 24 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Zum ersten male tritt hier der seiner freisinnigen theologischen Richtung wegen ebenso gefeierte als vielfach angefeindete Schriftsteller, dessen Berufung in sein gegenwärtiges wichtiges Amt seinerzeit so viel Aufsehen erregte, als Kanzelredner mit einer Sammlung seiner Predigten vor das größere Publikum. Er will damit zeigen, daß und wie man von seinem Standpunkt aus in der Gegenwart predigen könne und zur Erbauung der weitesten Kreise, auch der dem kirchlichen Leben mehr oder weniger entfremdeten, predigen müsse. In einer den Predigten vorangehenden ausführlichen Ansprache an die Leser rechtfertigt und erläutert er seinen Standpunkt und legt darin gewissermaßen sein religiöses Glaubensbekenntniß nieder. Welchen Beifall seine Predigten in seiner Gemeinde und der ganzen Umgegend fanden, ist aus den öffentlichen Blättern bekannt.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Zweite Auflage. 8. 2 Thlr.

Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage dieser Schrift wenige Monate nach ihrer ersten Veröffentlichung spricht am besten für ihre Bedeutung und Wirkung. Sie ist von größter Wichtigkeit für das gesammte theologische und philosophische Publikum, namentlich auch für jüngere Theologen, welche nach einer Orientirung in dem Gewirre der Tageskämpfe verlangen, wird aber ebenso einen größern Leserkreis vielfach interessiren. Der Verfasser wurde bekanntlich bald nach dem Erscheinen der Schrift zum Oberhofprediger in Gotha ernannt.

Unter den vielen interessanten Partien dieses Buchs seien nur folgende speciell hervorgehoben: die ausführlichere Darstellung der Hengstenberg'schen Orthodoxie, der tübinger kritischen Schule, des katholisirenden Neulutherthums, ferner die eingehenden Charakteristiken Hegel's, Schleiermacher's, Neander's, Tholuck's, Leo's u. a.

Soeben ist in **Ferd. Dümmler's Verlagshandlung** in Berlin erschienen:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Dr. **M. Lazarus** und Dr. **H. Steinthal.**

Band I. Heft I. 15 Sgr.

Inhalt: Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie von **M. L.** und **H. St.** — Carl Philipp Moritz, Ueber die unpersönlichen Zeitwörter, beleuchtet von **H. Steinthal.** — Anzeigen.

Die Zeitschrift erscheint in zwanglosen Heften, (von 5 — 6 Bogen) zum Preise von 15 Sgr., deren 6 einen Band bilden. Jährlich erscheinen 4 — 6 Hefte. Nähere Angaben über die der Zeitschrift gestellte Aufgabe und deren künftige Bearbeitung findet man in einer gratis durch jede Buchhandlung zu erhaltenden Ankündigung, ganz besonders aber in dem obigen ersten Hefte der Zeitschrift.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité

Par **Michael Antonides.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit, die der Verfasser, ein angesehener, hier pseudonym auftretender Gelehrter Russlands, als Frucht langjähriger Forschung der Oeffentlichkeit vorlegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte. Von Heinrich Kurz. Dritter Artikel. — Ethnographisches und Kulturgeschichtliches. Dritter Artikel. — Deutsch-nordamerikanische Zustände. — Aus dem Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. — Notiz. (Eine neue französische Zeitschrift.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere Werke über deutsche Literatur und deren Geschichte.

Dritter Artikel.*)

1) Des Stadtsecretarius Cristianus Wierstraat Reimchronik der Stadt Neuß zur Zeit der Belagerung durch Karl den Kühnen, Herzog von Burgund. Nach dem Originaldruck von 1497, mit Anmerkungen und Wörterbuch, herausgegeben von E. von Groote. Köln, Du Mont-Schauberg. 1855. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Herausgeber, der sich schon wiederholt um die niederdeutsche Sprache und Literatur verdient gemacht hat (wir erwähnen nur seine Ausgabe der „Reimchronik von Köln" von Gottfried Hagen), bietet uns auch im vorliegenden Buche wieder eine sehr schätzenswerthe Gabe, schätzenswerth durch die Wahl des Gedichts, das er uns mittheilt, durch die Behandlungsweise, durch die Einleitung, durch die Anmerkungen und durch das beigefügte Wörterbuch. Das Gedicht erzählt uns nämlich die Geschichte der Belagerung der Stadt Neuß durch den Herzog Karl von Burgund im Jahre 1474 und deren heldenmüthige Vertheidigung während länger als einem Jahre gegen eine weit überlegene Kriegsmacht. Der Verfasser ist der damalige Secretarius der Stadt, Christian Wierstraat, der der Belagerung als Augenzeuge beiwohnte, und sie gleichsam als ein Tagebuch unter dem Titel „Hystorie van der airlicher stat Nuys" aufzeichnete. Nähere Nachrichten über den Verfasser gibt die Einleitung nicht; wahrscheinlich ist von demselben eben sonst nichts bekannt; dagegen enthält sie eine ziemlich ausführliche Darstellung der Verhältnisse zu der damaligen Zeit, und zwar zum Theil mit den Worten eines zeitgenössischen schweizerischen Chronisten, des bekannten berner Gerichtschreibers Diebold Schilling, aus dem insbesondere die Correspondenz zwischen Köln und Bern mitgetheilt wird. Der Herausgeber sagt:

Aeußerst erfreulich ist es zu sehen, in welchem innigen Verkehr noch in damaliger Zeit die deutschen Städte unter sich standen, wie sie einander von ihrem Wohl und Wehe Nachricht gaben und wechselseitige Theilnahme und Hülfe gewärtigten.

Und in der That sind die Kämpfe der Städte gegen die Fürsten und Bischöfe bei weitem das Schönste und Erhebendste, was die deutsche Geschichte darbietet, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß ein mit dem Stoff vertrauter Schriftsteller, der zugleich auch der Sprache und Darstellung mächtig wäre, eine allgemeine Geschichte der deutschen Städte und ihrer gegenseitigen Beziehungen in klarer und allgemein verständlicher Fassung schreiben möchte. Wir sind überzeugt, daß ein solches Buch, wenn es sich durch Inhalt und Form Eingang zu verschaffen im Stande wäre, wesentlich dazu beitragen würde, das allgemeine Nationalbewußtsein und die Liebe zur alten deutschen Freiheit zu kräftigen, unter welcher wir freilich nicht die deutsche Freiheit Friedrich's II. verstehen, der bekanntlich mit diesem Wort die Unabhängigkeit der Fürsten von Kaiser und Reich bezeichnete. In einer solchen Geschichte würde namentlich die innige Verbindung der Eidgenossen mit den andern deutschen Städten hervorzuheben sein, es würde zum allgemeinen Bewußtsein gebracht werden müssen, wie diese stets bereit waren, den von den Fürsten und Bischöfen bedrängten Städten Deutschlands zu Hülfe zu eilen und diese der freien Entwickelung theilhaftig zu machen, deren sie sich selbst erfreuten. Es würde dies gewiß mächtig dazu beitragen, das seit so langer Zeit zerrissene Band zwischen den deutschen Völkern diesseit und jenseit des Rhein wieder anzuknüpfen und die alte Liebe wieder zu beleben, die durch die traurigen politischen Verhältnisse seit dem Schwabenkrieg beinahe ganz vernichtet worden war. Wie viele Deutsche wissen wol noch, daß die Schweizer ihre Hülfsvölker bis in die Mitte von Deutschland schickten, wenn es sich darum handelte, eine befreundete Stadt gegen die sie bedrängenden Fürsten zu vertheidigen.*)

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 10, 11 u. 40 d. Bl. D. Red.

*) So schickten die Eidgenossen im Jahre 1450 800 Mann nach

Der Stadtschreiber Wierstraat tritt in seiner Reimchronik seinem alten Amtsgenossen in Köln, Gottfried Hagen, würdig zur Seite, welcher, ebenfalls derzeit Stadtschreiber, wie weitaus die meisten Chronisten der Städte und freien Länder *), die Kämpfe Kölns für seine Freiheit im 13. Jahrhundert, wie er sie selbst erlebte, darstellt. Die Chronik Gottfried Hagen's hat sich jedoch nur in einer einzigen Handschrift erhalten, die den ursprünglichen Text des Verfassers nicht wiedergibt, da sie dessen Sprache in die des 15. Jahrhunderts überträgt. Dagegen besitzen wir die Historie Wierstraat's in ihrer ursprünglichen Fassung. Es wurde dieselbe nämlich im Jahre 1497 ohne Zweifel unter den Augen des Verfassers zu Köln, muthmaßlich bei Johann Kölhoff gedruckt. Zwar haben sich von diesem Drucke nur sehr wenige Exemplare erhalten, jedenfalls aber ein ganz vollständiges, das der Herausgeber benutzen konnte. Wierstraat hatte der Einleitung zufolge sein Werk schon 1475 gedichtet. Der Herausgeber ist nicht ungeneigt zu glauben, daß das Gedicht auch bald nachher zum Druck befördert wurde; da jedoch von einer solchen ersten Ausgabe keine Spur und nirgends eine Andeutung zu finden ist, so scheint diese Vermuthung wol begründet. Der Verfasser hat sich zwar nicht genannt, dagegen seinen Namen in einem durch das ganze Gedicht sich ziehenden Akrostichon angegeben, indem die Anfangsbuchstaben der einzelnen Abschnitte oder Paragraphen (Puntgyn) den Namen des Verfassers, das Jahr und den Tag angeben, an welchem das Werk vollendet wurde. Dieses Geheimniß wird in der dem Gedichte vorangeschickten kurzen Vorrede von dem Drucke nachgedruckt:

Vor dem Beginne des Büchelchens ist zu wissen, daß die ganze Geschichte und die Historie von der Belagerung der ehrenwerthen Stadt Neuß sehr künstlich und meisterlich mit mancherlei Manier der Reime von dem derzeitigen sinnreichen Secretarius der Stadt gemacht ist.

Zu dieser Stelle fügt der Herausgeber folgende Bemerkung hinzu:

Die künstlich und meisterlich in mancherlei Manier der Reime, d. h. in mannichfachem Versmaß, abwechselnde Darstellung ist wirklich ein Schmuck, durch welchen sich diese Reimchronik vor andern in auffallender Weise unterscheidet, und die Leichtigkeit, mit welcher der Verfasser die verschiedenen, allerdings oft künstlichen Strophen handhabt, läßt auf seine ungewöhnliche gelehrte Bildung schließen. Ob indessen die Bezeichnung meisterlich ihn als Meister (magister artium) bekunden soll, mag unentschieden bleiben. Sein Amtsbruder G. Hagen nennt sich am Schlusse seiner Reimchronik ausdrücklich „Meister".

So künstlich die Form ist, wodurch man an die Meistersänger erinnert wird, so ist sie doch mit so großer Gewandtheit und so tüchtigem Geschick behandelt, daß weder die Sprache noch der Inhalt darunter leiden, und der „sinnreiche Stadtschreiber" steht daher weit über den meisten Dichtern seiner Zeit. Oefters erinnert seine Darstellung an die besten Schlacht- und Siegeslieder der Schweizer, wie auch die Liebe zur Heimat ihn formvollendet beseelt und oft wahrhaft begeistert. Der Herausgeber sagt:

Er bewährt sich als ein Mann, dem das Wohl und der Ruhm seiner Stadt nahe am Herzen liegen und der sich bemüht, der Tapferkeit, Klugheit und Ausdauer, mit der sie und ihrem ausgezeichneten Feldobersten Hermann von Hessen der langen Belagerung eines mächtigen Feindes widersteht, ein würdiges und bleibendes Denkmal zu stiften.

Es hat somit die „Reimchronik der Stadt Neuß nicht blos historischen, sondern auch poetischen Werth, ein Lob, das wenigen unter den Reimchroniken ertheilt werden kann. Sie hat aber auch sprachlichen Werth, wie der Herausgeber in der Einleitung und den Anmerkungen gebührend hervortreten läßt. Die Herausgabe des Gedichts verdient daher nach allen Seiten hin unsern Dank, um so mehr als der Herausgeber den Text des alten Drucks mit der größten Treue wiedergegeben und durch treffliche Anmerkungen, sowie durch das beigefügte Wörterbuch das Verständniß des interessanten Gedichts wesentlich gefördert hat. Gern hätten wir eine Stelle, z. B. diejenige mitgetheilt, in welcher erzählt wird, wie die Neußer die Feinde aus dem verdeckten Gange vertrieben, den sie bis nahe an die Stadt geführt hatten: eine Stelle, von der der Herausgeber mit Recht sagt, daß sie einen der großartigsten und rührendsten Züge der Belagerungsgeschichte enthalte, wie sie in ähnlicher Weise nur bei den Heeren der hochherzigsten Völker vorkämen. Allein wir trugen Bedenken, eine längere Stelle in einem Dialekt mitzutheilen, der vielen unserer Leser kaum verständlich

---

Nürnberg, als diese Stadt von 22 gegen sie verbündeten Fürsten bedrängt wurde. Hans Rosenplüt, der die Geschichte dieses Kampfes, an welchem er selbst persönlichen Antheil nahm, in Reime brachte, schreibt den Sieg, den die Nürnberger erfochten, vorzüglich den Eidgenossen zu. Indem er die Schlachtordnung der Nürnberger einem mächtigen Thiere vergleicht, sagt er:

Zweitausend Spießträger waren seine zwei Seiten,
Und auch sein Bauch, das ist kein Scherz;
Sein Schwanz waren sechshundert Reiter,
Achthundert Schweizer waren sein Herz."

Später heißt es:

Der Markgraf (Albrecht Achilles von Brandenburg) schrie:
Wenn sie sich verschießen,
So wollen wir dann in sie rennen;
Die Schweizer mit den langen Spießen,
Die wollen wir am ersten trennen. —
Da schrie ein Ritter: «Fürst, edler Herr,
Laßt uns so jämmerlich nicht morden!»
Hört zu: sie schießen je länger, je mehr,
Sie sind zu eiteln Teufeln worden.
Für sie hilft weder Kreuz noch Segen,
Und auch kein Harnisch von Stahl und Eisen;
Sie fürchten weder Schwert noch Degen;
Dieses Volk kann niemand abweisen:
So nahmen die Schweizer niemanden gefangen.
Darum laß uns von hinnen wenden:
Der grimme Zorn hat sie umfangen,
Sie werden den Adel hinmorden und schänden.
Da hub sich ein Flichten von ihnen allen,
Und sie sind also schnell von dannen gerückt,
Und wäre ihrer einem ein Auge entfallen,
Er hätte sich nicht danach gebückt.

*) So der Verfasser der „Limburger Chronik", er mag Johann Gensbein oder Tielmann Adam Emmel geheißen haben, so die Berner Konrad Justinger, Thüring Frickard, der Breslauer Peter Eichendorf u. a.

ten möchte, und in einer prosaischen Uebersetzung würde das Ganze doch zu viel verlieren. Wir begnügen uns daher, den sehr gut abgefaßten, gedrängten Ueberblick dieser Dichtung mit den Worten des Herausgebers mitzutheilen, durch welchen unsere Leser in den Stand gesetzt werden, die tapfern Krieger kennen und lieben zu lernen:

Unter dem Schutz ihrer Bollwerke und Schienen hatten die Feinde einen verdeckten Gang bis nahe an die Stadt getrieben, und den Eheleuten ein schwer zu bewältigender Angriff auf die Stadt zu befürchten stand. Manche hatten schon den Muth verloren: es entstanden Parteiungen und es war die Rede davon, eine Capitulation einzugehen. Allein durch Gottes Gnade ward die Eintracht hergestellt. Einige Tapfere beschließen, Leib und Leben einzusetzen, um die Stadt und ihre Mitbürger zu retten. Kluge gewandte Pionniere graben eine Contremine, jene Edeln greifen zu ihren Waffen, empfehlen sich dem Schutze Gottes, der Himmelskönigin und des heiligen Quirin, den sie zu ihrem Banneträger erwählen, werfen sich auf die Knie und beten fünf Paternoster und Ave Maria, fordern ihre Mitbürger noch auf, einen Freitag zu geloben, und mit dem Rufe: „Hilf großer Gott vom Himmelreich!“ stürzt der erste sich in den Eingang, während ihm die Uebrigen folgen. Wie grimmige Löwen dringen sie durch, treiben die Feinde, die bewaffnet in dem Gange stehen, hinaus, erobern, während diese die Flucht ergreifen, mehrere Geräthe und andere Dinge und befestigen den gegenseitigen Eingang so, daß den Feinden die Lust vergeht, dahin zurückzukehren. In der Stadt wird ein Dankfest gefeiert für die wunderbare Errettung, indem man nur Gott die Ehre gibt.

---

2. Der Sündenfall und Marienklage. Zwei niederdeutsche Schauspiele aus Handschriften der wolfenbütteler Bibliothek herausgegeben von Otto Schönemann. Hannover, Kümpler. 1855. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der leider viel zu früh verstorbene junge Gelehrte hat sich durch die Herausgabe dieser beiden niederdeutschen Schauspiele ein wahres Verdienst erworben. Die Zahl der bisjetzt gedruckten geistlichen Spiele ist nämlich sehr gering, und zudem ist das erste der hier mitgetheilten deshalb schon merkwürdig, weil es alle Hauptstücke des Alten Testaments vom Sündenfall bis auf die Verheißung der Erlösung durch Anna's Verkündigung darzustellen unternimmt. Es übertrifft daher alle übrigen bekannten geistlichen Schauspiele des Mittelalters an Größe des Zeitraums und bis auf eins auch alle an Umfang. Als Verfasser des „Sündenfalls“ nennt das Akrostichon der Verse Arnoldus Immessen, welcher vermuthlich Rector oder Plebanus zu Eimbeck gewesen und aus dem in der Nähe gelegenen Dorfe Immensen an der Wispe gebürtig war. Sein Zweck bei diesem Schauspiele war, die Heilige Schrift dem Volke näher zu bringen, und so ist auch die ganze Darstellung einfach und volksthümlich. Merkwürdig ist namentlich das komische Zwischenspiel, in welchem Salomo sich mit seiner Frau zankt und danach mit seinen Dienern eimbecker Bier trinkt.

Das zweite Schauspiel, die „Marienklage“ mit dem damit verbundenen Osterspiel und Christi Auferstehung kommt in einzelnen Theilen mit hochdeutschen geistlichen Spielen überein, ja es finden sich sogar einzelne Verse wörtlich bei andern Spielen wieder. Mehrere mittelhochdeutsche Formen, die sich im niederdeutschen Spiel finden, weisen auf Benutzung älterer hochdeutscher Texte. Die Handschrift, welcher die Marienklage und das Osterspiel entnommen sind, begleitet die eingeschalteten Gesänge mit Musiknoten, welche der Herausgeber in getreuer Nachbildung mittheilt, was um so nothwendiger erschien, als damit vielleicht ein Schlüssel zu den Notenzeichen der von Mone in den „Schauspielen des Mittelalters“ (I, 31) benutzten Handschrift des 13. Jahrhunderts gegeben wird.

---

3. Bergreien; eine Liedersammlung des 16. Jahrhunderts. Nach dem Exemplare der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar herausgegeben von Oskar Schade. Weimar, Böhlau. 1854. 8. 25 Ngr.

Es ist dies Buch ein höchst wichtiger und dankenswerther Beitrag zur Geschichte des deutschen Volksliedes, das sich in neuerer Zeit mit Recht so vielseitiger Theilnahme erfreut. Schade bietet uns nämlich einen correcten und getreuen Abdruck einer alten Liedersammlung, welche auf der Bibliothek zu Weimar aufbewahrt wird. Sie befindet sich in einem merkwürdigen und werthvollen Mischband, der meist alte, meist nürnbergische Liederbogen und eine andere zu Nürnberg durch Kunegund Hergotin gedruckte Sammlung von zehn Liedern enthält, aus der mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit geschlossen werden kann, daß auch die „Bergreien“ in derselben Druckerei, also zwischen 1528 und 1537 gedruckt worden sind. Es ist dies die älteste gedruckte Liedersammlung, die auf uns gekommen ist, und das weimarer Exemplar wahrscheinlich das einzige, das noch vorhanden ist, weshalb die Gabe Schade's noch werthvoller wird. Der Titel der Sammlung ist: „Bergkreyen. Etliche Schöne gesange, newlich zuosamen gebracht, gemehret und gebessert.“ Daraus ließe sich schließen, daß die Sammlung ein wiederholter Abdruck wäre, doch kann sich der Ausdruck „gemehret und gebessert“ auch blos auf die einzelnen Lieder beziehen; auch wird überhaupt, wie der Herausgeber mit vollem Rechte bemerkt, auf dergleichen Titel nicht viel zu geben sein.

Der Name „Bergreien“ ist für die meisten Lieder der Sammlung unpassend.

Reie ist Tanz, Reigen, dann auch Tanzlied, wie Neithart seine Lieder reien nannte. Bergreien bezeichnet sie nicht etwa als auf Bergen oder von Bergbewohnern, sondern von Bergleuten gesungen, die also auch damals im Rufe besonderer Pflege und Bewahrung des Volksgesanges gestanden haben. Bergleute zu Verfassern haben in unserer Sammlung nur zwei oder drei Lieder, wenngleich noch andere in ihrer letzten Strophe sich als von ihnen gesungen oder gedichtet anzeigen. Aber auch von Bergreien im Sinne von Liedern, volksmäßigen und meistersängerischen (sogenannten Gesellschaftsliedern), die von Bergleuten gesungen wurden, hat man bald abgesehen und damit im allgemeinen eben nur Lieder und Gesänge bezeichnet. Auch der Begriff von Reie als Tanzlied kann durchaus nicht weiter in Anschlag kommen.

Die Sammlung enthält im ganzen 58 Lieder, theils geistlichen, theils weltlichen Inhalts, ein einziges ist historisch, einige beziehen sich auf die Reformation. Mehrere derselben finden sich bei Uhland, im „Ambraser Liederbuch“, in Nicolai's „Kleinem feinen Almanach“, bei Erlach, in Hoffmann's „Gesellschaftsliedern“, und in andern ältern und

neuern Sammlungen; aber da die Sammlung oft gute Varianten darbietet, ist ihre Veröffentlichung immerhin von Werth. Die meisten Lieder erscheinen hier jedoch zum ersten mal. In mehreren Stücken haben sich die Dichter genannt oder in Akrostichen bezeichnet; sie heißen Andreas Gruber, Ludwig Heilmann, Balthas von Haylprunn und Heinrich Müller; in andern wird wenigstens die Heimat des Sängers angegeben. Manche haben auch culturhistorisches Interesse, wie der „Bergkreye von mancherley Hüeten" (Nr. 16) und der „Faßnacht Reyen" (Nr. 13). Einige sind offenbar viel älter als die Zeit des Drucks, ja man möchte in zweien oder dreien Anklänge an die Zeit des Minnegesangs erkennen.

Die vorliegende Ausgabe gibt, wie schon erwähnt, den alten Druck buchstäblich genau wieder, jedoch zur größern Bequemlichkeit mit abgesetzten Versen, während sie im Original, wie bei beinahe allen ältern Liederdrucken, in fortlaufenden Zeilen gedruckt und nur die Strophen abgesetzt sind. Auch hat der Herausgeber zum leichtern Verständniß Interpunktion hinzugefügt, was nur gebilligt werden kann. Doch auch so bleiben manche Stellen dunkel, namentlich für solche, welche mit der ältern Sprache nicht vertraut sind. Daher sind am Ende Anmerkungen hinzugefügt, welche in populärer Darstellung die schwierigern Stellen erklären. Freilich ließen sich manche nicht aufhellen, weil der überlieferte Text offenbar verdorben ist. In den Anmerkungen theilt der Herausgeber daher auch meist gelungene Vorschläge zu Verbesserungen des Textes mit, sowie er ferner die Varianten beifügt, welche andere alte Drucke oder neuere Sammlungen gewähren.

---

4. Niederdeutsche geistliche Lieder und Sprüche aus dem Münsterlande, nach Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert herausgegeben von B. Hölscher. Mit Anmerkungen, Wörterbuch und einer Musikbeilage. Berlin, Hertz. 1854. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Herausgeber, der sich schon früher durch seine Schrift „Das deutsche Kirchenlied vor der Reformation" (Münster 1848) um die Hymnologie verdient gemacht hat, gibt uns in vorliegender Sammlung einen sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte und Literatur des Kirchenliedes im katholischen Deutschland, und wir sind ihm für dieselbe um so dankbarer, da sie auch für die Sprache von Interesse und Wichtigkeit ist. Die von ihm mitgetheilten Lieder und Sprüche sind verschiedenen Handschriften entnommen, über welche er im Vorwort die nöthige Auskunft gibt; die bedeutendste und reichste derselben, welcher die 62 ersten Stücke entlehnt sind (es sind deren im ganzen 70), stammt aus dem Nonnenkloster Niesing zu Münster und ist wahrscheinlich kurz vor 1588 geschrieben. Das Büchelchen gehörte einer Nonne, Katharina Tirs, welche auch die Lieder bis Nr. 55 geschrieben hat, während die übrigen von andern Händen sind. Natürlich hat die genannte Nonne die Lieder nicht selbst gedichtet, sondern nur abgeschrieben. Ueber den Ursprung derselben bemerkt der Herausgeber:

Der Umstand, daß von der Reformation und den Wiedertäufern gar keine Andeutungen darin vorkommen, läßt im allgemeinen ihre Entstehung in die Zeit vor diesen Ereignissen, also in den Anfang des 16. und in das 15. Jahrhundert versetzen.

Daß manche derselben aus frühern Zeiten stammen und noch älter sind, als der Herausgeber annimmt, ist wol nicht zu bezweifeln, andere aber, und wol die meisten, sind ganz gewiß spätern Ursprungs und mögen in der Mitte des 16. Jahrhunderts verfaßt worden sein.

Viele von den mitgetheilten Liedern sind auch holländisch vorhanden und sogar zum Theil nur Uebersetzungen aus dem Holländischen. Der Herausgeber gibt hierüber folgende Auskunft. Die Nonnen des Klosters Niesing lebten wie die Brüder des Gemeinsamen Lebens nach der Regel des heiligen Augustin und hatten stets einen Vater aus dem Orden dieser Brüder zum geistlichen Führer. Diese beiden Genossenschaften, die am Ende des 14. Jahrhunderts in Holland entstanden waren, hatten bald nach ihrem Entstehen am Niederrhein, im Bisthum Münster und durch das ganze nördliche Deutschland ihre Häuser bekommen, welche mit denen in Holland stets in genauer Verbindung blieben, wie denn überhaupt zu jener Zeit das Münsterland mit Holland in wissenschaftlicher und mercantilischer Hinsicht in regem Verkehr stand, welcher auch auf seine der holländischen ohnehin schon so ähnliche Sprache Einfluß haben mußte, der übrigens auch jetzt noch immer besteht. So finden sich daher in den Texten natürlich vielfache Anklänge aus dem Holländischen, daneben aber auch aus dem Rheinländischen, Hochdeutschen und Mecklenburgischen. Hierzu bemerkt der Herausgeber mit vollem Rechte:

Deshalb aber darf man nicht, wenn nicht andere Beweisgründe vorliegen, nach einzelnen Lauten und Formen gleich jedes Lied einem bestimmten Dialekte und einer bestimmten Gegend als seiner Heimat zuschreiben wollen; um so weniger, da in Westfalen (und wol nicht blos in Westfalen, sondern überall) auch oft in benachbarten Ortschaften die Sprache des Volks bedeutend voneinander abweicht, namentlich in den Vocalen. Ebenso wenig darf man aus mangelhaften Reimen, deren in diesen Gedichten manche vorkommen, schon auf eine Uebertragung aus einem andern Dialekte schließen. Auch in hochdeutschen, holländischen und lateinischen Gedichten des Mittelalters kommen dergleichen Reimfehler vor.

Es hätte wol noch hinzugefügt werden können, daß der unvollkommene Reim, die bloße Assonanz oft auf einen volksthümlichen Ursprung der Lieder hinweist, wenn die sonstige Haltung derselben damit übereinstimmt.

Der mystische Geist, der in vielen dieser Lieder herrscht und der oft unwillkürlich an Thomas von Kempen erinnert, die so oft wiederholte Klage über die Leiden des innern Menschen, über die Nothwendigkeit, auf dem Wege des Kreuzes dem Heiland nachzufolgen, durch Selbstverleugnung und Entsagung zur Liebe Gottes durchzudringen, mit einem Worte, die eigenthümliche Richtung, welche in einer großen Anzahl dieser Lieder unverkennbar ist, bewegt den Herausgeber anzunehmen, daß sie Personen aus jenen Genossenschaften zu Verfassern haben mögen. Es ist zwar richtig, daß die Poesie von den Brüdern des

gemeinsamen Lebens gepflegt wurde, aber der mystische Zug und Ton ist nicht blos diesen Genossenschaften eigenthümlich, er findet sich auch später bei Katholiken wie bei Protestanten wieder, und aus ihm allein kann der Beweis nicht geführt werden, daß die mitgetheilten Liedern ältern Ursprungs seien, wenn es auch bei manchen derselben aus andern Gründen unzweifelhaft ist.

Die Anmerkungen, welche der Herausgeber den einzelnen „Liedekens" beigefügt, erklären theils den Inhalt, theils die Sprache, immer kurz und gedrängt, aber auch immer genügend. Einige haben nicht blos Interesse in Bezug auf den mitgetheilten Text. Wir führen nur eine an. Mehrere Lieder vermeiden das Wort „minnen", das man wegen des Reims erwarten sollte und welches die hollandischen Texte wirklich haben; statt desselben steht in der niederdeutschen Bearbeitung „leven" (lieben). Das Wort „minnen" war aber im 16. Jahrhundert in Westfalen noch gar wohl bekannt, wie es denn in den Predigten des aus Münster gebürtigen Johann Vege noch häufig vorkommt, obschon die Ausdrücke „lefde" (Liebe) und „leven" auch bei ihm schon vorherrschend sind. In der Handschrift der Nonne Katharina Tirs kommt das Wort überhaupt nur einmal vor, in dem übrigen Theile der Sammlung erscheint es nur in zwei Liedern. Die Vermeidung des Wortes „minnen" hat aber ohne Zweifel darin seinen Grund, daß es mit der Zeit anstößig wurde und man je länger je mehr einen obscönen Sinn damit verband, gerade wie sich ein anständiger Mensch in Frankreich des Wortes baiser nicht mehr bedienen darf.

So hat auch der Herausgeber der Schriften des Heinrich Suso, gedruckt zu Augsburg durch Hans Othmar, 1512, das Wort „minnen" und seine Ableitungen mit „Liebe" u. s. w. verdeutscht, weil, wie er im Prolog sagt, das Wort „minne" in etlichen Sprachen (Dialekten) nicht mehr rechte, göttliche, ehrbare und ziemliche, sondern thierliche, viehische, unehrbare, unziemliche Minne anzeigt.

Bei dem neunten Liede, in welchem Christus mit einem Einhorn verglichen wird, hätte der Herausgeber auf ein ähnliches Lied bei Uhland (Nr. 339) verweisen können und sollen.

Sehr merkwürdig ist das einundzwanzigste Lied „Van den hilligen geiste", dessen erste Strophe „Nu bitt wy den hilligen geist" u. s. w. schon von dem Franciscaner Berthold (gest. 1272) erwähnt wird, während die drei letzten Strophen mit der Erweiterung Luther's übereinstimmen, woraus sich also ergibt, daß nicht alle mitgetheilten Gesänge vor der Reformation entstanden sind. Auch Nr. 41 spricht gegen des Herausgebers Meinung; es ist nämlich offenbar einem protestantischen geistlichen Liede nachgebildet, das selbst aus einem weltlichen Liede hervorgegangen war. Da die hochdeutsche Form mit Beziehung auf den protestantischen Lehrbegriff gebildet war, so hat der katholische Bearbeiter diese Beziehung verwischt und auf diese Weise seinen Glaubensgenossen angepaßt. Endlich erwähnen wir noch das letzte Lied, eine sehr gelungene und ziemlich wörtliche Uebersetzung des lateinischen Hymnus des heiligen Bernhard: „Jesu dulcis memoria", von dem jedoch nur 21 Strophen übertragen sind, während es deren 48 hat.

Das Wörterbuch ist eine verdankenswerthe Zugabe; es enthält, wie billig, nur diejenigen Wörter, welche im Hochdeutschen nicht vorkommen oder von der hochdeutschen Form bedeutend abweichen. Bei weitem die meisten waren dem Herausgeber aus der jetzt noch herrschenden Volkssprache bekannt; wo dies nicht der Fall war und die Bedeutung eines Worts sich nicht auf andere Weise mit Sicherheit ermitteln ließ, ist die Uebersetzung nur als Conjectur angegeben, was ebenfalls durchaus zu billigen ist. So ist auch die Musikbeilage sehr willkommen. Die Handschrift der Nonne Katharina enthält nämlich auf den ersten 16 Blättern lateinische Weihnachtslieder mit Singnoten; drei derselben, die mit deutschen Worten untermischt sind, theilt der Herausgeber in einer Anmerkung der Vorrede mit, die Noten zu den beiden ersten stehen in der Musikbeilage, welche auch die Noten zu zwei andern deutschen Gesängen enthält.

---

5. Pamphilus Gengenbach. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte der Reformationszeit. Herausgegeben von Karl Goedeke. Hannover, Rümpler. 1856. Gr. 8. 5 Thlr.

Die Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts ist allzu lange vernachlässigt gewesen. Es ist dies allerdings leicht zu erklären. Erstens wurde das tiefer eingreifende Studium unserer Literatur überhaupt erst durch die Beschäftigung mit der ältern Sprache angeregt und überhaupt möglich; es war eben für das Mittelalter und die Blütezeit der Poesie so viel zu thun, daß man nicht eher weiter herabstieg, als bis die Ausbeute weniger reich und weniger lohnend zu werden anfing. Zweitens trug zur Vernachlässigung der spätern Denkmäler ohne Zweifel der Umstand bei, daß die Dichtungen des 15. und 16. Jahrhunderts an poetischem Gehalt und künstlerischem Werth denen der frühern Zeiten gar zu sehr nachstanden und man sich durch die allerdings oft rohe Form abgeschreckt fühlte. Bei alledem bietet aber die Literatur dieser Jahrhunderte viel Tüchtiges und für Geschichte, Sprache und Poesie Werthvolles dar, was nicht länger unbeachtet bleiben darf. Seit einiger Zeit wird denn auch diese Periode mehr berücksichtigt und wir haben schon manche treffliche Erscheinungen auf diesem Gebiete begrüßen können.*) Zu den besten gehört die vorliegende, die um so mehr unsern Dank und unsere Anerkennung verdient, als

*) Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, unser tiefes Bedauern auszudrücken, daß der Verein zur Veröffentlichung älterer Drucke aus der bezeichneten Zeit seine Wirksamkeit noch nicht begonnen hat. An der Thätigkeit der Vereinsmitglieder, an deren Spitze, wenn wir nicht irren, Goedeke steht, kann es nicht fehlen, der rastlose Eifer und Fleiß dieses Gelehrten ist ja bekannt genug. Sollte die geringe Anzahl von ungefähr 150 Unterschriften (wenn wir nicht irren), die für den Beginn nothwendig war, nicht zusammengekommen sein? Dies wäre doch ein gar zu trauriges Zeichen von der Gleichgültigkeit, ich will nicht sagen des Volks, nicht einmal der Gelehrten, aber doch wenigstens der Bibliotheken, von denen doch mit Sicherheit zu erwarten gewesen wäre, daß sie den Verein in seinem lobens- und dankenswerthen Unternehmen unterstützen würden, zumal die jährlichen Beiträge äußerst gering sind.

ſie uns mit einem wackern Manne bekannt macht, von dem man bis dahin nur ſehr wenig wußte.

Pamphilus Gengenbach war Buchdrucker und Bürger zu Baſel.*) Ob er dort und wann er geboren war, iſt unbekannt, wie überhaupt ſeine ganze Jugendzeit. Seine Wirkſamkeit als Buchdrucker, über welche ſich der Herausgeber mit gewohnter Gründlichkeit verbreitet, übergehen wir hier, da ſeine Bedeutung auf ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit beruht, die mit der Zeit der Reformation zuſammenfiel. Er hat eine Reihe von etwa 24 Schriften hinterlaſſen, deren Werth ſeine Zeitgenoſſen wohl zu würdigen verſtanden. Wie es ſcheint, begann er mit Liedern, die als hiſtoriſche Geſänge wichtig ſind, abgeſehen davon, daß ſie mit großer Anſchaulichkeit und großer Entſchiedenheit der Geſinnung gedichtet ſind. Goedeke iſt der allerdings ſehr wahrſcheinlichen Anſicht, daß Gengenbach ein Meiſterſänger war, jedenfalls ſcheinen die Meiſterlieder, die aus ſeiner Druckerei hervorgingen, auch von ihm verfaßt zu ſein.

Die Werke, welche Goedeke in neuem höchſt getreuen Abdrucke vorlegt und mit bibliographiſchen, hiſtoriſchen, literariſchen und ſprachlichen Anmerkungen erläutert, ſind folgende, und wir nennen ſie, weil wir unſern Leſern einen Dienſt zu erweiſen hoffen, wenn wir ſie mit einem Schriftſteller näher bekannt machen, der bisjetzt ſo ziemlich unbekannt geblieben iſt.

1) „Der Welſch Fluß." Gengenbach ſtellt darin die franzöſiſch-italieniſchen Kriege unter der Form eines Kartenſpiels dar, indem er die dabei Betheiligten als Kartenſpieler auftreten läßt. Ueber den Titel des Gedichts iſt nämlich zu bemerken, daß Fluß, Flüßli ein Kartenſpiel war, das um jene Zeit erſt aufgekommen und namentlich am franzöſiſchen Hofe ſehr im Schwang war. Nach einer langen Einleitung kommt das kurze Spiel (Drama), in welchem jede der aufgeführten Perſonen drei Verſe ſpricht, wie im Kartenſpiel jeder Theilnehmer drei Karten hatte. Einige Stellen ſind aus Brant's „Narrenſchiff" entlehnt, das auch ſonſt hin und wieder von Gengenbach benutzt wird.

2) „Der alt Eydgenoß." Dies Gedicht, das von der wärmſten Vaterlandsliebe eingegeben iſt, mahnt die Eidgenoſſen ab, mit den Fürſten ſich einzulaſſen, wie die Vorfahren es gethan, die ſich mit Käs und friſchem Waſſer begnügten und dabei glücklich und frei waren.**) Das Gedicht wurde ſpäter, für den Volksgeſang verkürzt, in Zürich gedruckt, was genugſam für ſeine poetiſche Kraft beweiſt.

3) „Der Bundſchuh." Mit Ausnahme der gereimten Vorrede, welche zum Gehorſam gegen die Obrigkeit, den Adel und die Prieſterſchaft auffordert***), iſt die kleine Schrift in Proſa abgefaßt. Sie enthält eine bis in die kleinſten Beſtandtheile genaue Darſtellung der unglücklichen Bauernverſchwörung, ſodaß es wol unzweifelhaft iſt, Gengenbach habe bei der Abfaſſung amtliche Quellen benutzt.

4) „Tod, Teufel und Engel." Dies Gedicht, das wie das nachfolgende, ein Meiſtergeſang iſt, erzählt die Geſchichte von drei Gaunern, welche, als Tod, Teufel und Engel verkleidet, einen Wirth in Berlin berauben wollen, aber, von der Tochter deſſelben entdeckt und hierauf gefangen und gehangen werden.

5) „Fünf Juden." Auch in dieſem Stück zeigt ſich Gengenbach als einen Sohn ſeiner Zeit. Den Inhalt bildet die Geſchichte von fünf Juden, welche ein Marienbild ſchänden und dafür grauſam hingerichtet werden.

6) „Die zehn Alter." Goedeke ſagt darüber:

> Mit dieſem Spiel beginnt die Geſchichte des neuern deutſchen Schauſpiels; es war der erſte Verſuch und als ſolcher in wunderbarer Weiſe glücklich. An der Reihe der zehn Alter ſchreitet der Einſiedel und fragt jede Stufe nach ihrer Art und Neigung. Die Antworten ſind ſorgloſe, mitunter übermüthige Bekenntniſſe von Fehlern und Schwächen, die der Einſiedel mit Ermahnungen und Zurechtweiſungen erwidert.

Das Spiel fand wegen ſeines treffenden Inhalts großen Beifall und zwar noch mehr in Deutſchland als in der Schweiz; es wurde vielfach nachgedruckt, an mehreren Orten geſpielt und öfters nachgeahmt oder bearbeitet.

7) „Der Nollhart." Unter Nollharten oder Lollharten, die manchem unſerer Leſer wenigſtens aus Zſchokke's „Freihof von Aarau" bekannt ſind, verſtand man eine Art von Laienbrüden, die zu vielen Spöttereien Anlaß boten, da ſie unter dem Scheine der Religion dem Müßiggange und manchem andern Laſter heuchleriſch fröhnten, wenn es auch wol ſolche gegeben hat, denen es mit den religiöſen Dingen Ernſt war. Im Jahre 1488 war unter dem Namen „Nollhart" ein Buch voll Prophezeiungen erſchienen, das in Gengenbach's Spiel perſonificirt wird. Gengenbach ſelbſt gibt den Plan ſeines Spiels an. Wie er in den „Zehn Altern" die Altersſtufen vom Einſiedel befragen und in der „Gouchmat" die bürgerlichen Stände vom Narren ausmachen läßt, ſo führt er im „Nollhart" die politiſchen Mächte und darunter auch den Juden vor. Sie fragen der Reihe nach den Bruder Methodius, Brigitta und die Sibylla von Cumä um ihre Zukunft. Es treten auf der Papſt, der Kaiſer, der König von Frankreich, der Biſchof von Mainz, der Pfalzgraf, der Venediger, der Türke, der Eidgenoß, der Landsknecht (Bruder Veit) und endlich der Jude. Jedem Stande werden ſeine Fehler geſagt; beim Eidgenoſſen wird der Dichter warm in patriotiſchem Eifer, beim Venediger in Groll und Haß. Der Landsknecht weckt ſeinen Humor. Unverkennbar iſt in dieſem Stücke des Dichters Vorliebe für das Kaiſerhaus und eine feindſelige Erbitterung gegen

*) Durch Leu verführt, hat Goedeke behauptet, das Geſchlecht Gengenbach ſei in Baſel ausgeſtorben; dem iſt aber nicht ſo.

**) In den Anmerkungen über das „Reislaufen", d. h. die Sitte, fremde Kriegsdienſte zu ſuchen, um Geld zu gewinnen, wäre auch Zwingli zu erwähnen geweſen.

***) „Dieſe Stände", ſagt Gengenbach, „ſtammen von Noe's frommen Söhnen Sem und Japhet, während der Bauernſtand von dem mit dem Fluch des Vaters beladenen Ham abſtammt und daher zur Knechtſchaft verdammt iſt." Man ſieht, daß Gengenbach damals noch ganz in den beſchränkten Anſichten ſeiner Zeit befangen war.

Frankreich. Das Ganze ist ernsthaft gehalten, doch scheint mitunter ein Spott über den Bruder durchzubrechen, dessen leidenschaftliche Haltung nicht ganz ohne die Absicht ist, sie lächerlich zu machen. Diente doch der Teufel, vor dem man sich fürchtete, zur komischen Figur; warum sollte man über einen Nollhart, den alle Welt gering schätzte, unbeschadet des Glaubens an seine Verkündigungen, nicht gelacht haben? Die Weissagungen sind freilich dunkel und sogar unverständlich. Der Herausgeber hat es nach vergeblichen Bemühungen unterlassen, dieselben zu erklären; er hoffe, es werde sich vielleicht einmal jemand besser aufgelegt und besser ausgerüstet finden, um die Prophetien- und Visionsliteratur im Zusammenhange gründlich und lichtvoll zu behandeln. Es ist dies freilich ein schweres Stück Arbeit, die vielleicht nicht einmal sehr belohnend ist, und wir können gar wohl begreifen, daß dem Herausgeber darüber die Geduld ausgegangen ist. Es ist wol möglich, daß sich jemand findet, der zu solchem Beginnen mehr Geduld besitzt, ob er aber dazu besser ausgerüstet sein wird, als der Herausgeber des Gengenbach, das möchten wir wol bezweifeln, wenn wir auch keinen andern Grund anzugeben hätten, als die Behandlung des vorliegenden Buchs selbst.

8) „Die Gouchmat." Die bisher verbreitete Meinung, als ob dieses Spiel gegen Murner's gleichartiges Gedicht gerichtet sei, ist unrichtig; vielmehr ist es gegen ein anderes kurz vorher erschienenes Gedicht gerichtet, das die Unkeuschheit für sündlos erklärt hatte. Gengenbach schildert darin, wie verschiedene Alter und Stände auf die Gouchmat laufen, d. h. sich an liederliche Weiber hängen und darüber arm und krank werden. Der Narr, der an der Fürsten Höfe nicht mehr gedeiht, weil alle Welt in sein Gewerbe greift, hütet die Gouchmat der Frau Venus und warnt die Herandringenden: den Jüngling, den Ehemann, den Kriegsmann, dessen Etter Heiny Winkelried Frau Venus erst kürzlich betrogen und ihm Hof und Haus und all sein Vieh aufgerieben hat; ferner den Doctor, den alten Gouch von 90 Jahren, endlich den Bauer, dem die Bäuerin nachläuft und in die Haare fällt, worauf der Narr ihnen die Pritsche schlägt und der Hofmeister zum Beschluß anzeigt, daß sich Frau Venus mit ihren Töchtern jung und alt zu Basel in der Malenzgasse, d. i. im Siechenhause niedergelassen habe. Wen es verdrießt, daß jung und alt, Mönch und Pfaffe ihr zulaufe, der möge vom Ehebruch abstehen, und nicht wie die Sau im Kothe liegen. Das Spiel zerlegt sich in sechs Abschnitte, in jedem wiederholt sich die Bitte um Einlaß; die Warnung des Narren, die bald geradezu ausgesprochen, bald spöttisch eingekleidet ist; die Liebeswerbung der Gouche um Venus oder ihre Frauen. Sie machen einen Tanz, werden ausgezogen und in Lumpen oder weibischer Kleidung entlassen und mit dem Spotte des Narren abgeführt. Gengenbach hat versucht, die Charaktere zu individualisiren: der Kriegsmann pocht und prahlt; der Alte, der am Stabe einherschleicht, fühlt sich auf der Gouchwiese vom Anblick der schönen Frauen entzündet, sein Herz gumpelt und rumpelt ihm im Leibe, er will nichts mehr vom Stecken wissen, seine Füße werden ihm leicht und sein ganzer Leib geht empor. Als ihm der Seckel leer geworden, schleicht er mit hängenden Backen wie der Tod. Bauer und Bäuerin spielen die Prügelscene der alten Fastnachtsspiele, die im ganzen Jahrhundert wiederkehrt. In den Reden der Narren und Weiber tritt wieder jene Sucht hervor, Beispiele und gute Lehren aus heiliger und profaner Literatur auszukramen. An lokalen Anspielungen scheint das Stück sehr reich zu sein.

In allen diesen Stücken erkennen wir leicht den Geist, der der Reformation vorging und sie hervorrufen mußte; die Spiele Gengenbach's, die wir bisher haben kennen lernen, sind von derselben Gesinnung durchdrungen, welche Brant's „Narrenschiff", Murner's „Narrenbeschwörung", „Schelmenzunft" und andere Werke der Zeit charakterisirt. Sie decken die Gebrechen im bürgerlichen und religiösen Leben auf und bringen zum Bewußtsein, daß es anders werden müsse. Bei Gengenbach tritt als Bürger einer freien Stadt und als Schweizer auch das politische Element hervor, was bei den andern Dichtern seiner Zeit mehr oder weniger unbeachtet bleibt, oder wenigstens nicht in der nämlichen Fülle zur Erscheinung gelangt, wie bei Gengenbach. Mit solchen Gesinnungen mußte das kräftige Auftreten der Reformatoren bei ihm den besten Anklang finden, und so widmete er seine folgenden Schriften beinahe ausschließlich der großen Bewegung, die er durch dieselben nicht wenig förderte.

9) „Die Todtenfresser" sind das erste Gedicht, mit welchem er auf die Seite der Reformation trat. Mit diesem Worte bezeichnet er die Geistlichen und deren Anhang, die von den Todtenmessen Unterhalt und Wohlleben gewinnen. Bekanntlich hat der berner Maler Nikolaus Manuel ebenfalls ein Spiel unter dem nämlichen Titel geschrieben; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er dabei die Satire Gengenbach's vor Augen gehabt habe. Wie scharf dieser die Mängel des Papstthums aufgreift, wie vortrefflich er das Verwerfliche in dessen Lehren dem Volke zum Bewußtsein zu bringen sucht, ersieht man schon aus der kurzen Inhaltsanzeige des Herausgebers:

Der Papst verwirft des blinden Luther Tand und fordert die Seinen auf, sich nicht daran zu kehren; denn Christus habe für unsere Sünden genug gethan, sodaß wir es nicht mehr zu thun brauchten. Der Bischof, der weltliche Priester, der Bernhardiner, der Bettelmönch, die Klosterfrau und die Pfaffen mögen leben das gute Leben, das sie von den Todtenmessen haben, das aber leider in Abgang zu kommen drohe, da kein Bauer mehr opfern wolle. Der Teufel freut sich seiner auserwählten Kinder, aber die Seelen der Bettler, der Pfarrer, Edelmann und Bauer klagen über die Todtenfresser, die ihnen das Ihre nehmen.

10) „Practica." Es ist dies eine Satire auf die Kalendermacher und ihre Prophezeiungen. Dergleichen Satiren wurden damals häufig gemacht; die von Fischart ist allgemein bekannt; nicht so bekannt ist, daß dieser zu derselben eine frühere seines Gegners Johann Naß benutzte. Die vier folgenden Schriften: 11) „Der Pfaffenspiegel", 12) „Der Laienspiegel", 13) „Der Ewangelisch Burger" und 14) „Von drien Christen" gehören mehr in das

Gebiet der theologischen Literatur als in das der Literatur im engern Sinne, sind jedoch wegen ihres entschiedenen Auftretens gegen das Papstthum von hohem historischen Interesse. Ob diese Schriften übrigens von Gengenbach sind, ist noch sehr zweifelhaft, vielleicht haben sie den rheinfelder Reformator Johann Eberlin von Günzburg zum Verfasser.

15) „Die Jakobsbrüder", eine Legende, die so vortrefflich ist, daß man mit dem Herausgeber bedauern muß, daß Gengenbach nicht noch mehrere gedichtet habe. Er benutzte dazu ein Gedicht eines sonst unbekannten Dichters, Kunz Kistener, der selbst wahrscheinlich aus einer ältern Quelle schöpfte, als welche Goedeke den „Walläre" Heinrich von Linau's vermuthet. *)

Das Gedicht erzählt die Geschichte zweier Freunde, die gen Gampostell wallfahrten. Der eine, ein Graf aus Baiern, stirbt, bevor das Ziel erreicht ist. Der andere, ein Schwabe aus Heigelob, der schon 20 Jahre fern von der Heimat gewesen, nimmt die Leiche mit zum heiligen Jakob, der die Freundestreue durch Erweckung des Todten belohnt. Unauflösliche Freundschaft kettet die beiden aneinander und bewährt sich, als der Schwabe dem Aussatz verfällt und nur durch das Blut des Kindes seines Freundes geheilt werden kann. Der Freund bringt das Opfer, reinigt den Freund vom Aussatze, und will mit ihm entweichen, kann aber nicht scheiden, ohne Weib und Aeltern noch einmal gesehen zu haben. Während des Abschieds bringt die Amme das Kindlein, das der heilige Jakob gesund gemacht hat. Voll Andacht gründet der Graf ein Kloster Gnadau für Frauen und Männer.

Der Herausgeber macht mit Recht auf die Aehnlichkeit dieser Legende mit dem „Armen Heinrich" von Hartmann von Aue aufmerksam; noch näher aber lag es, auf Konrad's von Würzburg „Engelhart" hinzuweisen, da auch hier die Freundestreue und das Opfer der Kinder zur Heilung von der „Miselsucht" den Mittelpunkt bildet, also in dem Wesentlichen mit Gengenbach's „Jakobsbrüdern" übereinstimmt, während die Aehnlichkeit mit Hartmann's „Armem Heinrich" nur in der Heilung des Aussatzes durch Menschenblut überhaupt beruht. Zwar ist hier auch Aufopferung, aber ihr Motiv ist Liebe, daher wesentlich von dem in den „Jakobsbrüdern" verschieden.

16) „Novella." Ob diese gegen Murner gerichtete Satire von Gengenbach selbst herrührt, war nicht mit Bestimmtheit auszumitteln, denn daß sie aus seiner Druckerei hervorging, ist natürlich kein Beweis. Doch macht es der Herausgeber ziemlich wahrscheinlich, daß sie unsern Dichter zum Verfasser hatte. Die „Novella" ist eine der launigsten Satiren jener an Satiren reichen Zeit. Der Herausgeber sagt:

Es gibt, die Manuel'schen Fastnachtsspiele mitgerechnet, in der Literatur der zwanziger Jahre kein Gedicht, das mit so lachendem Humor geschrieben ist. Der lahme, podagrische Pfarrer, der sich auf seine Bibliothek auf dem Bret und im Kasten beruft, vor 30 Jahren auch wol der Priesterehe hold gewesen wäre und sich jetzt noch so lebhaft aufregen kann, daß er selbst nach Wittenberg laufen möchte, um mit Luther zu disputiren und ihn mit Allegaten in die Enge zu treiben, daß er weder aus noch ein wissen sollte — wenn nur leider das verfluchte Podagra nicht wäre: diese Figur ist so vorzüglich angelegt und meisterhaft durchgeführt, daß sie jedem humoristischen Dichter Ehre macht. Es ist zu bedauern, daß die gute Laune und die sichere Hand, die hier walten, nicht auf das wirklich dramatische Gebiet gerathen sind. Es würde ein Spiel entstanden sein, das uns fast ein Jahrhundert vor Shakspeare den Ruhm des vollendeten Humors erworben hätte. Wie das Spiel jetzt liegt, fehlt ihm allerdings die innere Rundung des Stoffs. Nach dem Zwiegespräch mit dem Meßner geht der Pfarrer auf den eigentlichen Stoff über. In seiner Pfarre, erzählt er seinen Gästen, ist ein Bauer Karsthans gestorben, der größte Narr, der sich von Luther's Glauben durch nichts wollte abbringen lassen. Der Pfarrer möchte gern wissen, wie es jetzt um ihn stehe, ob ihn der Teufel hin habe oder ob er in den Himmel gekommen. Vierzehn Tage darauf erscheint Karsthans dem Pfarrer als Gespenst. Auf Rath des Doctors Prediger Ordens wird Murner geholt, um den Geist zu beschwören. Murner kommt und geht zur bestimmten Zeit mit dem Meier, dem Doctor, Pfarrer und Meßner auf den Kirchhof, wo der Geist sich eingestellt hat. Die Beschwörung des Doctors hilft nicht. Da kriegt ihn der Murner dran und setzt ihm hart zu. Der Geist bekennt, daß er zwar nicht Karsthans, aber der große Narr sei, dem Karsthans, als Murner ihm den Harn besehen, im Hintern gesessen. Er habe keine Ruhe, weil er auf dem Todtenbette eine Beguine begehrt habe, und werde nicht eher gestillt werden, bis er wieder einen Narren verschlucke. Für den nächsten Morgen seine Wiederkunft verheißend, verschwindet er. Die Uebrigen haben keine Lust, dabei zu sein, aber Murner überredet sie; auch finden sie sich wieder ein. Der Geist hält dem Murner eine Rede, er habe Narren beschworen, Schelmen die Ohren gemolken und manchem einen frohen Bart geflochten *), nun sei er alt geworden, habe kein Glück mehr auf Erden und gefalle mit seiner Weise niemand mehr. Obwol Murner sich sträubt, wird er vom Geist verschluckt. Der Meßner frohlockt und schlägt vor, ihm das Requiem zu singen: Requiescat in pace!

Verständlich wird das Ganze erst, wenn man Murner's Gedicht kennt, wie er den großen lutherischen Narren beschworen hat: eine Satire, in welcher der große Narr nichts anderes bedeutet als eben die Reformation. Murner, der diesen Narren beschworen hatte, wird berufen, den unbekannten Geist zu beschwören, der sich als jenen großen Narren kund gibt und ihn verschlingt. Der Dichter der „Novella" hat recht, die große Bewegung der Welt ging über Murner hinweg und verschlang ihn und seinen veraltenden Humor.

17) „Der Combißt" und 18) „Der neue deutsche Bileamsesel", die beide ebenfalls gegen das Papstthum gerichtet sind, liegen nur in späterer Ueberarbeitung vor, weshalb wir sie hier übergehen.

19) „Liber Vagatorum", welches die damaligen Vagabunden in 28 Kapiteln schildert. Goedeke hält die prosaischen Bearbeitungen dieses Stoffs für Auflösungen des Gengenbach'schen Gedichts. Wir kennen die Ausgabe mit Luther's Vorrede nicht, die Goedeke in Händen gehabt zu haben scheint, dagegen eine andere frühere Ausgabe, die auch von Panzer nicht erwähnt wird. Nach Vergleichung dieses Drucks mit dem Gedichte Gengenbach's möchten wir beinahe glauben, daß das Verhältniß umgekehrt ist, daß nämlich die prosaische Redaction älter ist und daß Gengenbach diese erweitert hat, theils in den Betrachtungen, theils durch Anführung von Beispielen, die im Prosadruck

*) Kistener's Gedicht, das sich handschriftlich auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet, hat Goedeke in 100 Exemplaren für Freunde abdrucken lassen, um weitere Forschungen über die ursprüngliche Quelle zu veranlassen. Uebrigens scheint Gengenbach eine andere Handschrift als die wolfenbütteler benutzt zu haben.

*) Alles dies sind Anspielungen auf Murner's Gedichte.

nicht stehen, und die darin sicherlich nicht fehlen würden, wenn der Bearbeiter das Gedicht vor sich gehabt hätte. Auch das rothwelsche Wörterbuch scheint für diese Meinung zu bürgen. Im Gengenbach'schen fehlt ein Wort, „sonnenboß", das dieselbe Bedeutung hat wie das vorhergehende „strom"; es ist aber nicht anzunehmen, daß ein späterer Bearbeiter dieses eingeschoben hätte, vielmehr ist es glaublicher, daß es beim Druck des Gengenbach'schen Buchs ausgelassen worden ist, weil das deutsche Wort für „sonnenboß" in den zwei unmittelbar vorhergehenden Zeilen steht, und der Setzer ebendadurch irre geführt worden sein wird. Auch kommen im Gengenbach'schen Drucke Fehler vor, die sich in der Prosaausgabe nicht finden, was wieder dafür zu sprechen scheint, daß diese älter ist. Reinert besitzt übrigens den Druck nicht selbst, sondern eine (hoffentlich genaue) Abschrift, die er vor vielen Jahren gefertigt hat. Sollte Goedeke glauben, dieselbe auf irgendeine Weise benutzen zu können, so steht sie ihm sehr gern zu Dienst.

Es wird aus unsern Bemerkungen hoffentlich ersichtlich geworden sein, daß sich Goedeke durch die Bekanntmachung von Gengenbach's Schriften ein wahres Verdienst um die Geschichte der Literatur erworben hat. Dieses Verdienst stellt sich aber durch die beigefügten Anmerkungen noch viel bedeutender heraus, und wir stehen nicht an, mit Rücksicht auf dieselben das Buch meisterhaft zu nennen. Es zeugt von einer wirklich riesigen Belesenheit und von einer sichern Beherrschung der mit dem beharrlichsten Fleiß erworbenen Kenntnisse, die sich nicht häufig mit der geschmackvollen Behandlung vereinigt findet, die aber um so höher zu schätzen ist, als wir durch diese klare Behandlung mit dem Verfasser des massenhaften Stoffs Herr werden, den er uns darbietet.

Goedeke hat im Verlauf seiner Darstellung auch ein Wörterbuch zum Gengenbach versprochen, es würde dies eine höchst erfreuliche Zugabe zum schönen Werke sein, das übrigens, wie schon bemerkt, der werthvollen Zugaben viele enthält, die wir leider nicht mehr besprechen können.

6 Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, herausgegeben von Oskar Schade. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1856. 8. 4 Thlr.

Das vorliegende Werk schließt sich vortrefflich an Gengenbach's antipapistische Schriften und füllt, wie Goedeke's Arbeit, eine wesentliche Lücke in der Geschichte der deutschen Literatur aus. Zwar ist schon vielseitig auf die Wichtigkeit der „Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit" aufmerksam gemacht worden, namentlich von Johann Voigt in Raumer's „Historischem Taschenbuch" und von Karl Hagen in seinem Werke „Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse"; auch ist manche hierhergehörige Schrift schon gedruckt worden (so finden sich viele in Scheible's bekannten Sammlungen), aber die vorliegende erscheint dessenungeachtet keineswegs als überflüssig, vielmehr als eine sehr dankenswerthe Gabe. Denn ohne zu erwähnen, daß die Scheible'sche Ausgaben nicht immer die nothwendige Correctheit des Textes darbieten, sind diese Flugschriften in seinen Sammlungen so sehr zerstreut und mit andern untermengt, daß die so wünschenswerthe Uebersicht dadurch gänzlich verloren geht. Diese hat man natürlich in der vorliegenden Sammlung, die übrigens das näher Zusammengehörende auch zusammenstellt. Zudem ist sie immerhin viel reicher als die Scheible'sche Sammlung, sie ist viel sicherer und correcter und gibt endlich noch eine Reihe von Erläuterungen, während Scheible sich mit dem Abdruck des Textes begnügt, und nicht einmal über die Drucke, die er zu Grunde gelegt, hinreichende Auskunft gibt.

Die Zeit der Reformation ist für Deutschland (wir wollen ihren universalhistorischen Charakter nicht einmal in Anschlag bringen) von so außerordentlicher Wichtigkeit, sie ist in religiöser, politischer, sittlicher, geistiger und literarischer Hinsicht von so hoher Bedeutung, daß eine Sammlung aller auf dieselben sich beziehenden Quellen und Urkunden gewiß höchst wünschenswerth wäre. Unter diesen nehmen aber die zahllosen Flugschriften, die meist von den Protestanten, zum Theil aber auch von den Katholischen ausgingen, eine bedeutungsvolle Stelle ein. Sie haben vorzüglich auf das Volk gewirkt und den Sieg der einen oder der andern Partei wesentlich mit begründen helfen. Viele sind freilich ganz lokaler Natur und beziehen sich auf die speciellsten Verhältnisse der Zeit, aber in ihnen findet man eben ganz vorzüglich die Erklärung, warum dieser oder jener Landestheil sich dieser oder jener Religionspartei angeschlossen hat. Aber auch die lokalsten Flugschriften blieben in ihrer Wirkung selten auf die Gegend beschränkt, für welche sie zunächst bestimmt waren; denn die religiösen Dinge waren damals zur gemeinsamen vaterländischen Angelegenheit geworden, durch sie wurde, freilich nur für kurze Zeit, das Nationalgefühl wieder in mannichfacher Weise geweckt, was der religiösen Bewegung eine noch durchgreifendere Bedeutung verleiht.

Eine solche Sammlung könnte aber freilich nicht die Aufgabe eines einzelnen sein, wie sie auch kaum von einem Verleger unternommen werden könnte, da ein solcher zu bedeutende Mittel und Kräfte darauf verwenden müßte und sich im glücklichsten aber kaum denkbaren Falle nur ohne wesentlichen Verlust herausziehen könnte. Dagegen wäre dies eine schöne Aufgabe für eine Regierung, namentlich für eine protestantische, die sich dadurch ein würdiges Denkmal setzen und der Sache der religiösen Freiheit auch in unsern Tagen einen wesentlichen Dienst erweisen würde. Denn wir sind überzeugt, daß dem immer mehr um sich greifenden Ultramontanismus und Jesuitismus auf der einen und dem verdüsternden Obscurantismus auf der andern Seite nichts Besseres und Wirksameres entgegengesetzt werden könnte als die Flugschriften aus der Reformationszeit; die bessern unter denselben würden auch jetzt noch auf das verständige Gemüth des Volks vielleicht die nämliche Wirkung hervorbringen wie vor 300 Jahren.

Doch sind dies nur fromme Wünsche und werden es wol auch bleiben. Daher müssen wir die Gabe, die uns

in den vorliegenden Bänden dargereicht wird, um so dankbarer entgegennehmen. Sie enthalten im ganzen 39 größere und kleinere Stücke, unter welchen einige als Muster der Satire gelten können. Wie schon erwähnt, hat der Herausgeber auch das Verwandte zusammengestellt; so wird der erste Band mit sechs Stücken eröffnet, die sich im allgemeinen auf die kirchlichen Zustände zur Zeit der Reformation beziehen und theils die Misbräuche überhaupt, theils einzelne Gebrechen aufdecken und verhöhnen, welche die christliche Kirche entehrten. Sechs andere Stücke beziehen sich auf den Herzog Heinrich von Braunschweig, den bekanntlich auch Luther selbst in seiner gewaltigen Weise bekämpfte; das letzte behandelt in einem „Gespräch des Herrn mit St.-Peter" ganz allgemein die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Der zweite Band beginnt mit drei Stücken, die sich auf die politisch und religiös so mächtige Sickingen'sche Angelegenheit beziehen. Das erste derselben: „Gesprechbüchlin Neuw Karsthans", wird von vielen dem Ritter Ulrich von Hutten zugeschrieben; der Herausgeber bezweifelt dies aus allerdings nicht unwichtigen Gründen. Wie dem aber auch sei, so ist die Schrift ganz vortrefflich und entspricht ihrem Zwecke, die Bauernschaft für die politischen und religiösen Plane des großen Sickingen zu gewinnen, auf das vollständigste. Eine damals sehr gewöhnliche Art von Pasquillen war in Form von Manifesten des Höllenfürsten Lucifer als fingirten Oberhauptes der päpstlichen Kirche; es werden fünf Stücke dieser Art mitgetheilt. Diesen folgen vier persiflirende Umdichtungen biblischer Stücke, welchen sich vier sehr charakteristische, wenn auch an innerm Werth ungleiche Dialoge anreihen, von denen der erste: „Ain schöner Dialogus. Cuonz und der Fritz", und der dritte: „Ain schöner Dialogus zwischen aim pfarrer und aim schulthaiß, betreffend allen übeln stand der geistlichen, und bös handlung der weltlichen, alles mit geizigkeit beladen", die Hand des Kenners verrathend, ungemein lehrreich sind. Es ist bekannt, daß der letzte Dialog auch literarhistorisch wichtig ist, weil darin einige anonyme Gedichte dem Murner beigelegt werden. Unter den dann mitgetheilten fünf Stücken in poetischer Form zeichnet sich der „Triumphus veritatis. Sik der warheit, mit dem schwert des geists durch die wittenbergische nachtigall erobert", wie durch seinen Umfang, so auch durch seine innere Bedeutsamkeit aus. Der Verfasser nennt sich Hans Heinrich Freiermuot, sagt, daß er zu Nürnberg auf dem Sande geboren sei und in der Schweiz wohne. Unter den Beweisen, daß das Gedicht nicht vor dem Jahre 1523 entstanden sein könne, hätte der Herausgeber vielleicht auch anführen können, daß sich der Titel desselben offenbar auf Hans Sachsens Gedicht „Die Wittenbergisch Nachtigall, die man ietz höret überall", bezieht, das am 8. Juli 1523 gedichtet wurde. Den Schluß machen „zwei recht harte und bösartige Satiren" vom Tod der Seelenmesse und das papistische Handbüchlein.

Die Sammlung gewinnt noch höhern Werth durch die inhaltreichen Anmerkungen, die alles berühren, was Erläuterung bedurfte und sich über die benutzten alten Drucke, den Inhalt und die historische Bedeutung der einzelnen Stücke verbreiten und vorzüglich die Sprache betreffen, wodurch das Verständniß auch für solche wesentlich erleichtert wird, welchen die alte Sprache unbekannt ist.

---

7. Andreas Gryphius. Das verliebte Gespenst, Gesangspiel, und die geliebte Dornrose, Scherzspiel, mit Einleitung herausgegeben von Hermann Palm. Breslau, Trewendt. 1855. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Herausgeber hat sich früher schon durch eine inhaltreiche Abhandlung über den in neuerer Zeit erst nach Verdienst wieder gewürdigten Christian Weise rühmlich bekannt gemacht; vorliegende Schrift schließt sich jener würdig an. In der Einleitung wird zuerst erzählt, bei welcher Veranlassung der große Dramatiker die beiden mitgetheilten Stücke dichtete, deren Wiederabdruck nicht blos durch ihre innere Bedeutsamkeit, sondern auch dadurch gerechtfertigt erscheint, daß sie nicht in der Gesammtausgabe der Werke des Dichters stehen und darum sehr selten geworden sind. Der zweite Abschnitt entwickelt den poetischen Werth der beiden Stücke. Wenn der Herausgeber das erste, nämlich „Das verliebte Gespenst", auch unzweifelhaft viel zu hoch stellt, so weiß er doch einzelne Seiten scharfsinnig hervorzuheben, die von frühern Beurtheilern unbeachtet geblieben sind und das Drama offenbar in ein günstigeres Licht stellen. Doch legt er auch den Hauptwerth nicht diesem, sondern dem zweiten Stücke, der „Geliebten Dornrose" bei, welches „Scherzspiel" Gryphius in die Acte des ersten als lustiges Intermezzo einfügte, womit er einer Sitte der Zeit folgte, welche offenbar auf dem mehr oder weniger bewußten Streben beruhte, das Volksschauspiel, dessen Berechtigung man fühlte, neben dem gelehrten Drama nicht ganz aufzugeben und dem derben, ungeschminkten Spaße seine Bedeutung zukommen zu lassen. Der Dichter hat darin den glänzendsten Beweis für seine Befähigung zur komischen und insbesondere zur volksthümlichen Darstellung geliefert, und es steht das kleine Stück daher weit über seinen beiden größern Lustspielen („Herr Peter Squenz" und „Horribilicribrifax"), deren Komik nicht volksthümlich und ohne gelehrte Bildung nicht zu verstehen ist. Auch gehören diese ihren Grundlagen nach nicht ganz dem Dichter eigenthümlich an, während die „Dornrose" unzweifelhaft von seiner Erfindung ist. Die Charakteristik, die der Herausgeber von dem Stücke gibt, ist gründlich, erschöpfend und zeugt von Geschmack.

Man sehe die treffliche Charakteristik der einzelnen Personen, wie des ganzen Bauernstandes, dessen Wesen sich uns heute in seinen Grundzügen noch ebenso darbietet wie vor 200 Jahren. Seine Schilderung bei Gryphius, die allerdings auch durch Darstellung des Standes, aber nicht seiner Roheit allein ergötzen will, erhebt sich weit über ähnliche bei andern Dichtern durch das maßvolle Innehalten gewisser Schranken, deren Ueberschreiten z. B. bei Christian Weise und selbst bei Holberg dem Bauer alle Menschenwürde raubt. Ebenso vermeidet zwar Gryphius in der Sprachweise desselben keineswegs mit ängstlicher Scheu gewisse Kraftausdrücke, die der Bauer unbedenklich im Munde führt, ist aber fern von wohlgefälligem Ha-

der Cursivschrift im Druck. In dieser Bedeutung finden wir den Gebrauch der großen Buchstaben zu jener Zeit auch bei den Franzosen und Engländern. Es wurden daher nicht blos Substantiva, sondern auch andere Wörter, selbst Partikeln, mit großen Buchstaben geschrieben, wenn sie hervorgehoben werden sollten. Erst sehr spät, am Ende des 17. Jahrhunderts, wurde es in Deutschland Sitte, alle Substantiva mit großen Buchstaben zu schreiben. Wahrscheinlich kam es daher, daß man diese in durchaus fehlerhafter Auffassung Hauptwörter nannte, was sie gar nicht sind, da das Prädicat, das Verbum die eigentliche Seele des Satzes, also dessen Hauptwort ist. Die Franzosen und Engländer, sowie die Italiener, Spanier u. s. w. haben allmählich den Gebrauch der großen Buchstaben immer mehr eingeschränkt und sie endlich nur im Anfang der Sätze oder bei Eigennamen angewendet; selten kommt es noch vor, daß einzelne Wörter im Satze durch dieselben ausgezeichnet und hervorgehoben werden. Auch dies ist schon im vorigen Jahrhundert in Deutschland nachgeahmt worden, und wenn wir uns nicht irren, ist die erste Ausgabe des „Oberon" von Wieland, obgleich mit deutschen Lettern, doch ohne Anwendung der großen Buchstaben bei Substantiven gedruckt. Da somit ein Grund nicht vorliegt, warum diese Wörter mit großen Buchstaben geschrieben werden sollten, so könnte man sich die Entfernung derselben allerdings noch gefallen lassen, obgleich diese Art zu schreiben vollkommen nationalisirt ist, darum auf Beachtung und Beibehaltung Anspruch machen kann und sie überdem keineswegs unangenehm auf das Auge wirkt.

Während aber die Germanisten die alte Mönchsschrift verdammen und dieselbe zu verbannen suchen, ahmen sie dieselbe in anderer Weise nach. Die alten Handschriften haben bekanntlich große Buchstaben nur am Anfange der größern Abschnitte, nicht aber auch am Anfang der Sätze. Dies hat wol vorzüglich darin seinen Grund, daß die großen Buchstaben zu ihrer Ausführung sowol viel Zeit als großen Raum erforderten und eine öftere Wiederholung derselben daher unthunlich war. Warum sollten wir aber auch dieses nachahmen wollen, da dieser Grund für uns nicht besteht? Dagegen ist der Gebrauch der großen Buchstaben am Anfang der Sätze durchaus gerechtfertigt, weil jeder Satz ein selbständiges Ganzes bildet, das vom vorhergehenden, wie vom nachfolgenden abgegrenzt werden soll. Geschieht dies durch einen bloßen Punkt, wie es die Germanisten thun, so wird das Lesen ungemein erschwert. Das Auge faßt denselben nicht schnell und sicher genug auf und er erfüllt daher seinen Zweck nur unvollkommen. Der große Buchstabe hat am Anfang der Sätze einen logischen Werth, der zur Deutlichkeit wesentlich beiträgt. Und nun fragen wir, warum soll er diesen nicht haben? Warum soll eher ein Eigenname mit einem großen Buchstaben geschrieben werden, als das Wort, mit welchem ein neuer Gedanke beginnt? Offenbar ist dies rein willkürlich und unbegründet, und wir begreifen wahrlich nicht, daß dieser durch nichts begründete Gebrauch so viele Nachahmer hat finden können, da nur wenige Germanisten, wie z. B. Wackernagel, der freilich in jeder Beziehung eine höchst selbständige Stellung einnimmt, sich davon frei gehalten haben.

Ebenso können wir uns mit der Interpunktion der Schule nicht befreunden. Die deutsche Interpunktion ist ihrer Natur nach wesentlich logisch, sie soll daher die Sätze, und zwar nicht blos die Hauptsätze, voneinander trennen und unterscheiden. Nun wird dies aber von den Germanisten nicht beachtet, und sie trennen mehrere Arten von Nebensätzen nicht durch Unterscheidungszeichen, wogegen sie die französische Interpunktion annehmen, welche ihrer Natur nach wesentlich rhetorisch ist. Daß auch dies zur Undeutlichkeit beiträgt, ja selbst dem Stil einen fremdartigen Charakter aufdrückt, braucht kaum weiter ausgeführt zu werden.

Heinrich Kurz.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Dritter Artikel. *)

1. Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Von F. Schönwerth. Zweiter Theil. Augsburg, Rieger. 1858. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Lübeck. Bilder und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart. Von Heinrich Asmus. Lübeck, F. Aschenfeldt. 1857. 16. 1 Thlr.
3. Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. Von Hermann Allmers. Gotha, Scheube. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Charakterbilder aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, den Hansestädten Hamburg und Lübeck, wie dem Fürstenthum Lübeck, betreffend das Land und seine Gestaltungen, das Volk und sein Werden, sein Leben, seine Sprache, seine Einrichtungen und Zierden, entworfen für das Volk von A. U. Hansen. Hamburg, Würger. 1856. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
5. Die Insel Rügen. Reiseerinnerungen von Ernst Boll. Schwerin, Bärensprung. 1858. Gr. 8. 25 Ngr.
6. Bunte Bilder, das ist: Geschichten, Sagen und Gedichte nebst sonstigen Denkwürdigkeiten Esthlands, Livlands, Kurlands und der Nachbarlande. Von Christian Eduard Pabst. Erstes und zweites Heft. Reval, Wassermann. 1856. 12. 1 Thlr.

Der erste Theil des Schönwerth'schen Werks, der im ersten Artikel besprochen worden ist, war in jeder Beziehung geeignet, den Wunsch nach einer baldigen Fortsetzung anzuregen, obschon die Aussicht hierauf durch den Verfasser selbst halb und halb abgeschnitten zu sein schien. Um so angenehmer wurden wir durch das Erscheinen des vorliegenden zweiten Theils überrascht, der dem ersten an Werth nichts nachgibt, mit dem aber auch das Werk noch keineswegs zum völligen Schlusse gelangt ist. Der Verfasser bricht vorläufig in der Beschreibung der Sitten und Gebräuche ab und beginnt mit der Sage. Er führt diese meist in recht sinniger Weise, auf die altgermanische Mythologie zurück und setzt auch den mit der letztern nicht speciell vertrauten Leser durch vorangeschickte allgemeine Bemerkungen, die mit Klarheit und Präcision abgefaßt sind, in den Stand, dem überall sich offenbarenden Zusammenhange zwischen Sage und Mythe selbständig zu folgen. Wie sich nach der alten Eintheilung der Elemente die Götter, die an ihnen und durch sie wirken, bequem gruppiren lassen, zerfällt das gesammte dargebotene Material in die vier Hauptabschnitte „Licht und Feuer", „Luft", „Wasser" und „Erde". Greifen wir aus jedem dieser Hauptabschnitte einiges besonders Interessante heraus.

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 25 und 34 d. Bl. f. 1858. D. Red.

wie ihre Gefelle, auf denen sich die Germanen später anbauten, wie Helfenberg, Velburg, Amberg und andere gelten als Riesenburgen. Die Sage führt aber die Riesen bis in die Urzeit zurück und bringt sie mit der Schöpfungsgeschichte in Verbindung. „Zur Zeit, als die Erde neugeschaffen und noch weich war, machten die Riesen, wenn sie darauf herumgingen, mit ihren Füßen die Thäler und Berge der Erde, so groß und schön waren sie.“ Und das Paradies ist nach der bärtauer Sage auf dem Fichtelgebirge zu suchen, was ja schon die vier Flüsse Main, Eger, Nab und Saale beweisen, deren Anfangsbuchstaben, wie wir zu bemerken bitten, zugleich auf den Menschen hindeuten. Wie wir den Riesen die Berge und Thäler zu verdanken haben, so einer Riesin die Stürme; sie hatte schöne Augen, blau von Farbe, daß Meer und Himmel darüber in Streit geriethen, und davon kamen die Stürme. Die merkwürdigen Riesenknochen, die man in Gräbern der Oberpfalz fanden, Schädel von 3 Fuß 4 Zoll im Umfang und Knochen von 3 Fuß 2 Zoll Länge, überlassen wir den Geologen zur Prüfung und wenden uns zu den Zwergen. Auch ihre Entstehung knüpft die Sage an die Urzeit an. „Nach dem Sündfluß,“ erzählt man in der Gegend von Amberg, „erlaubte Gott seinem Weibe, rückwärts Steine zu werfen: daraus wurden die Zwerge, Männlein und Weiblein, und der Herr befahl ihnen, den Menschen zu dienen.“ Sinnig ist der in allen guten Zwergen fast regelmäßig vorkommende Zug, daß sie ihre Dienstleistungen ungesehen verrichten, wenn sie sich auch jeden im Verkehre mit dem Menschen dem Anblick nicht entziehen, und daß sie außer etwas Milch oder Brei nur zum Krämchen Brot seine Belohnung annehmen, sondern sofort verschwinden, wenn ihnen die Leute, denen sie Hülfe geleistet, ihren Dank auf außergewöhnliche Weise zu erkennen geben wollen. Der Verfasser gibt von diesem interessanten Abschnitte eine förmliche Kulturgeschichte in Miniatur, die sehr gut zu lesen ist und aus der wir vernehmen, daß ihre Kleidung nach der Hantierung verschieden ist, z. B. bei den Schmiedzwergen roth, daß sie besondere Sonntags- und Werkfeiertage haben, daß sich jeder Zwerg bei Lebzeiten seinen gläsernen Sarg selbst macht, darin zur Feier der Seligen schwimmt, seine Kameraden aus dem Todesschlafe erwacht und den mitgenommenen Hammer gebraucht, um die gläserne Hülle zu zerschlagen, und noch vieles andere, was wir übergehen müssen. Nur sei noch hervorgehoben, daß sich ein Zug indischer Vorstellung in unserer Zwergensage bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Verfasser berichtet, daß, was Herodot bei den Thrazien, den Nachbarn der Geten, beobachtet habe, auch heute von den Zwergen der Oberpfalz gelte, „daß sie nämlich ihre Verstorbenen beweinen, weil sie doch nur für Leiden zur Welt kommen, dagegen die Verstorbenen, als diesen Leiden entgangen, glücklich preisen, daß sie dort trauern, hier tanzen.“ Diese Zwergphilosophie erinnert uns an den Ausspruch eines indischen Philosophen des gegenwärtigen Jahrhunderts, der bei sich begegnenden Blicken zweier Liebenden die Frage aufwirft: „Warum so heimlich, furchtsam und verstohlen?“ und sie dahin beantwortet: „Weil diese Liebenden die Thoren sind, welche heimlich danach trachten, die ganze Noth des Wahnes des individuellen Daseins zu perpetuiren.“ Den Zwergen wollen wir indeß diese pessimistischen Lebensansichten weniger zutrauen als den Philosophen, denn es sind Nachtleute: von den Ave-Maria-Läuten bis zur Frühglocke dürfen sie ihre unterirdischen Wohnungen verlassen, wenigstens in der Regel; in einzelnen Gattungen und in einzelnen Fällen kommen Ausnahmen vor. Als ein Zwitterding, nämlich bald in Zwergen- bald in Menschengestalt treten die bekannten Venetianer Männlein in der Oberpfalz auf; als Menschen werden sie im Wiederhall von weit hergetragen, als Zwerge wohnen sie in den Bergen.

In der waldbewohnenden Zwergen gehören die Holzweiblein, die aber auch ihre Männchen haben); sie sind theils bekleidet, theils mit Moos bewachsen, theils in leinene Kittel gekleidet und thun den Menschen Dienstleistungen. In alten Zeiten hatten sie viel Verkehr in den Dörfern und brachten denen, zu denen sie kamen, Glück, sind aber nach und nach verschwunden, weil die Bauern unterlassen haben, beim Fällen der Bäume drei Kreuze auf den Stock zu schlagen. Nur auf solchen Stöcken haben sie Schutz vor dem Wilden Herr; denn der auf das Religionssystem der Asen zurückzuführende Wilde Jäger ist der Todfeind der vanischen Holzfräulein. Ziemlich isolirt steht in der Sage aus Neuenhammer ein Holzweibchen, das, auf ein Feuer springend, zum schönen jungen Weibe wird. Nur zu Pfaffenreuth bei Eschenbach kommt noch ein Holzfräulein in menschlicher Gestalt und Größe vor, das sich aber auf ganz eigenthümliche Weise einnähte. „Ein Mädchen mußte Streu rechen. Da kam das Holzfrul und sagte: «Such mir ein wenig, fürchte dich nicht, ich thue dir nichts, es ist nicht dein Unglück!» Da setzte sich das Dirnlein auf einen Stock, und das Holzfrul legte ihr seinen Kopf in den Schos und ließ sich suchen. Als es aufstand, lag in dem Schos ein Häuflein Geld. Zugleich sagte sie zum erschrockenen Mädchen: «Du darfst dich nicht fürchten, es ist kein unrecht Geld und du hast es verdient.»“

Wir eilen zum Schluß und gedenken nur noch der Burgjungfrauen, rücksichtlich deren der Verfasser ebenfalls eine interessante Hypothese aufstellt. Er schickt voraus, daß er unter den äußerst zahlreichen Sagen dieser Art, die mit der Menge der Burgen Hand in Hand gehen, vorzüglich diejenigen ins Auge gefaßt habe, an die sich mythische Momente anknüpfen, und das sind namentlich die von den Riesenburgen herstammenden. Von den Fräulein dieser Burgen sagt er nun: „Die schneeweiße Farbe, in welche sie sich kleiden, die Thiere, Hund und Schlange, welche in ihrer Nähe weilen, die unterirdischen Schätze, deren sie hüten, theilweise auch die geheimnißvollen unterirdischen Gänge und Schachte ihres Aufenthaltsortes weisen darauf hin, daß es überall eine und dieselbe Erscheinung sei, und zwar die verhüllte Erdenmutter, heiße sie nun Nerthus, Hel oder Freya, welche hier ihren Sitz hatte. Die Erde ist die Mutter der Germanen — Tuisco terra editus — um so mehr die gemeinsame Ahnfrau aller Adelichen, der auf den Burgen herrschenden edeln Geschlechter.“ Diese Ahnfrau geht in den Schlössern um, sucht wie ihre Nachkommen, Erlösung durch das Christenthum und bietet dafür ihre Schätze als Preis. Der Verfasser erzählt von den vielen Burgen der Oberpfalz interessante Geschichten. Merkwürdig ist das mehrfach überlieferte Moment, daß einzelne jener Burgen, wie z. B. die Schlösser Frauenstein und Neidenstein, Schellenburg und Flossenburg, durch eine Drahtleitung in der Luft miteinander verbunden waren. Was für eine Art von Telegraph dies aber gewesen sei, berichtet die Sage nicht. Häufig gestaltet der Verfasser die Sage zu umfassenderer Erzählung, wohin namentlich die Nixenmärchen gehören; allein überall ist die einfache Weise volkstaglicher Darstellung trefflich beibehalten. Wir wiederholen, daß sich auch dieser zweite Theil des Werks durch umsichtige Forschung, logische Anordnung und gefällige Form auf das vortheilhafteste auszeichnet.

Die Bilder und Skizzen in Aomus' „Lübeck“ kündigen sich schon ihrem Titel nach als Aphorismen an und sind es in der That, enthalten aber mancherlei interessante Beiträge zu der Kulturgeschichte der alten berühmten Stadt. Hierher rechnen wir aus dem Abschnitte „Märchen und Sagen“ die Erzählung vom Scharfrichter Hans Helling, aus der sich ergibt, daß das Volk in Lübeck schon von den frühesten Zeiten an die Zwecklosigkeit und Barbarei der Tortur erkannte. Der Scharfrichter selbst demonstrirt den Beweis dafür dem Magistrat ad oculos, und zwar mit wenigstens so viel Erfolg, daß von da an (1421) nach des Verfassers Versicherung, die Tortur in Lübeck nur selten und mit großer Vorsicht gebraucht wurde. Unter den „Bildern aus der Vergangenheit“ berichtet die Skizze „Ein Märtyrer“ von einem protestantischen Ketzergericht, das noch im Jahre 1687 zu Lübeck gehalten wurde. Peter Günther, ein aus Preußen eingewanderter Kleinschmiedegeselle, fand wegen formlantischer

Digitized by Google

Ansichten seinen Tod als Gotteslästerer auf dem Schaffot. Höchst merkwürdig ist hierbei die freimüthige und rationelle Verwendung, welche der Superintendent Petersen zu Eutin ganz von freien Stücken für ihn eintreten ließ, sowie auf der andern Seite das den kläglichsten Gegensatz zu dem Exposé Petersen's bildende Gutachten der theologischen Facultät zu Wittenberg, die sich selbst nicht entblödete, die ihrer Sphäre ganz fern liegende Frage von der Beweiskraft der Zeugenaussagen mit in den Bereich ihrer Competenz zu ziehen und natürlich zu Ungunsten des Angeschuldigten zu entscheiden. Petersen war es gelungen den Bürgermeister Kerkring und andere einflußreiche Männer Lübecks für eine mildere Meinung zu stimmen. Sobald aber dies bekannt geworden, wurde von allen Kanzeln der Stadt mit solcher Heftigkeit gegen Günther gepredigt, die Obrigkeit so sehr der Saumseligkeit und Gleichgültigkeit beschuldigt und dieselbe zur schleunigen Bestrafung so dringend aufgefordert, daß die milder Gesinnten nicht durchdringen konnten. Günther wurde im Jahre 1687 enthauptet. Seine letzten Worte waren: „Du ewiges, wahrhaftes Licht, erbarme dich meiner!" An wie schwachen Fäden in den alten guten Zeiten Leben und Freiheit des einzelnen hing, zeigen neben den Inquisitions-, Hexen- und Ketzergerichten und ihrer Schutzheiligen, der Tortur, auch die bis tief in das Mittelalter hinein in Gebrauch gebliebenen gottesgerichtlichen Criminalproceduren, wovon der Verfasser in dem Artikel „Das Barrecht" ein Fragment gibt. Er beschreibt dasselbe nach den noch im Jahre 1566 im Herzogthum Bremen vorgekommenen Formen. Anstatt des Körpers des Entleibten, vor welchen anderwärts der Angeschuldigte zur Erhärtung seiner Unschuld geführt wurde, begnügte man sich mit einer vom Leichnam abgeschnittenen Hand. Diese aufbewahrte Hand oder der „Schein" wurde zwischen zwei noch unbenutzten eschenen Schüsseln auf ein reines Papier gelegt, von dem Gerichtsvogt in Gegenwart der geschworenen Beisitzer in das Gericht gebracht und auf einen mit unbenutzter Leinwand bedeckten Tisch gesetzt. Der Angeschuldigte mußte hierauf, bis zu den Hüften völlig entblößt, dreimal unter Anrufung des Namens Gottes an die aufgedeckte Schüssel treten, seine Finger auf die Hand legen und mit einem Eide seine Unschuld bekräftigen. Alsdann wurde der Schein mit der größten Sorgfalt untersucht; fand sich ein Zeichen, z. B. hervorquellendes Blut, so wurde der Angeschuldigte als überführt verurtheilt; fand sich keins, so wurde er freigesprochen. Daß die Schüsseln von Eschenholz sein mußten, ist übrigens nicht ohne Bedeutung; man erinnere sich nur an den wichtigen Platz, den der Eschenbaum in der altgermanischen Mythologie einnimmt, für deren zähes Fortleben in allen Phasen der Gesellschaft wir hier einen neuen Beweis vor uns haben. Ueber die Vorliebe des Deutschen für symbolische Zeichen haben wir uns bereits ausgesprochen. Eine Menge Beispiele dafür finden sich in dem Abschnitt „Geschichtliche Skizzen" unter „Der Grünsoden-Eid". Der Bauer schwur unter Berührung einer grünen Sode (eines Stück Rasens); der Soldat auf Schwert oder Degenknopf; der Friese, dem das Haupthaar der größte Schmuck war, unter Anfassung des Zopfes (daher das Sprichwort, man könne einem Friesen trauen, wenn er die Haare in der Hand habe); die Frauen bei Brust und Zopf (Nesteid, Nesteleid); Schwangere auf ihren Gürtel; bei Grenzstreitigkeiten mußte sich der Schwörende bis auf das Hemde ausziehen, in eine zwei Fuß tiefe Grube knien und ein Stück Rasen auf das Haupt legen; der Fuhrmann trat mit dem einen Fuß auf das Rad seines Wagens, der Schiffer auf den Schiffsbord, der Reiter in den Steigbügel, der Fremde an das Stadtthor, mit dem Blick nach der Heimat gerichtet; man nannte diesen letztern Eid den Elendeneid, weil im Mittelalter ein Fremder oder Auswärtiger ein elender Mann hieß.

Das heiterste Bild in der vorliegenden Sammlung gewähren die Volksfeste. Ehrend für die Lübecker ist es, daß sich eins der bedeutendsten, was mit allgemeiner Theilnahme von vornehm und gering, jung und alt gefeiert wird, an das Waisenkinderfest anschließt. Das Weihnachtsfest halten die Lübecker 14 Tage lang, wie die Engländer, und namentlich spielt der Rathsweinkeller (der in der nächsten Zeit sein fünfhundertjähriges Jubiläum feiern wird) mit seinen weiten Räumen, dem Admiralitätstisch, den Rosen, der Linde, dem Brautgemache (wo die lübischen Junker ihre „Brautköste" hielten), dem Magistrate und wie sie sonst heißen, eine große Rolle. „Tag und Nacht sind eins geworden: Eheleute, Jungfrauen und Jünglinge, elegante Damen und Herren, Dienstmägde und Knechte, Diener und mecklenburger Ammen statten in buntem Gemisch den unterirdischen Räumen Besuch ab, ohne daß sich eine Menschenseele darüber moquirt, was sonst leicht in einer kleinen Stadt der Fall ist; trinken aus grünen Römern Rheinwein, Malaga u. s. w., essen Confect, Marzipan oder Pfeffernüsse dazu, lassen die Becher lustig und seelenvergnügt erklingen, singen, scherzen, lachen, ganz wie ehemals die lübischen Patricier und Junker, ohne sich den geringsten Zwang anzuthun. Wer uns nicht Glauben schenken will, der komme und sehe die Karavanenzüge, welche zum Rathsweinkeller im lübischen Carneval wallfahrten." Ein anderes Fest ist die Kriegelhög (Höy = Freude, Kriegel ein Backwerk) der Stecknitzfahrer, der Schiffer, welche den Verkehr auf dem Stecknitzkanal zwischen Trave und Elbe unterhalten; es zeichnet sich neben den andern gewöhnlichen Festlustbarkeiten durch die sogenannten Nachtwisten aus. Ueber Nacht wird nämlich im ganzen Quartier der Stecknitzfahrer jedes Haus zum Festhaus für jedermann. Gleichviel ob fremd oder einheimisch, jeder, weß Standes er sei, ist in jedem Hause ungeladen willkommen und wird mit Kaffee oder Kriegeln oder mit Schweinefleisch und Zuthat, sammt Spirituosis, tractirt, muß aber auch im Essen und Trinken gehörig Bescheid thun, wenn er nicht den Zorn der gastfreien Wirthe auf sich laden will. Finden die umherwandernden lustigen Gesellschaften die Bewohner eines Hauses schon zur Ruhe gegangen, so quartieren sie sich auf eigene Faust ein, thun sich aus den Vorräthen des Hauses gütlich kochen und schmausen, bringen aber sodann alles schönstens wieder in Ordnung und ziehen unter Lachen und Jubel weiter. Noch enthält das Werkchen interessante Notizen über Feste der Vorzeit, namentlich die Feier des Maitags, das Behurtsfest, welches fast ganz mit dem altdeutschen Julfest übereinkam, den feierlichen Transport eines lübecker Weindeputats nach Mecklenburg durch den Martensmann und eine Tischlerprocession vom Jahre 1725, wobei der Aufzug in drei „Corporalschaften" eingetheilt war, deren jede fünf Musikanten und drei „kleine Knäbchen, die in ihren Händchen bloße Degen trugen", an der Spitze hatte, während im Zuge selbst neben zahlreichen, dem Handwerksbetrieb, dem Verkehr mit fremden Nationen, den Jahreszeiten u. s. w. entsprechenden allegorischen Personen auch die Säulenordnungen personificirt erschienen, und zwar die „Toscana" als Bauer, die „Donicar" geharnischt als Ritter, und die „Jonica Corinthia und Composita in schöne Frauenhabiter gesteckt, in denen sie gemächlich einherschritten". Wir müssen es uns versagen, weiter auf das einzelne einzugehen, und gedenken nur noch, daß der Verfasser bei Abschätzung der Zustände in Gegenwart und Vergangenheit der letztern trotz ihres äußern Glanzes keineswegs den Vorzug einräumt, indem er davon ausgeht, daß diejenige Zeit für die beste zu halten, wo Wohlstand und Bildung möglichst gleichmäßig vertheilt seien, und die Bemerkung anknüpft, daß gegenwärtig in Lübeck mit unbedeutendern Mitteln weit mehr Gutes geschehe als zu jeder frühern Zeit mit viel größern Geldkräften.

Auch das „Marschenbuch" von **Allmers** führt sich in seinem zweiten Titel „Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe" als ein Werk ein, bei dem das Absehen nicht auf eine streng wissenschaftliche Behandlung und systematische Vollständigkeit gerichtet gewesen ist; indeß bieten diese Bilder ein so umfassendes und erschöpfendes Gesammtgemälde dar, daß dem Leser, der die geschilderten Landstriche sammt ihren Bewohnern und den wichtigsten Momenten ihrer Geschichte kennen lernen will, wenig zu wünschen übrig bleibt; und was man

Maße des Materials und der Menge von Daten, wie man sie in einem förmlichen geographischen Handbuch und in einer Specialgeschichte finden würde, entbehrt, das wird durch die Lebendigkeit der Darstellung und die praktische Hervorhebung der wichtigsten Momente, auf die es ja zumeist ankommt, mehr als aufgewogen. Uebrigens sind die Land- und Volksbilder keineswegs bunt durcheinander gewürfelte Skizzen, sondern eine wohlgeordnete Reihe ineinander greifender Darstellungen, die uns mit dem behandelten Stoff auf die angenehmste Weise vertraut machen. Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste besteht in zwei Abschnitten das Land und Volk im allgemeinen, der zweite enthält das Wichtigste über die einzelnen Marschstriche an Weser und Elbe. Es sind dies die hannoverschen Gebiete Osterlaten, Vieland, Land Wursten, Land Hadeln, Land Kedingen und das Alte Land; ferner die oldenburgischen Marschen Land Butjadingen, Stedingerland, Stadland und Butjahdingen; endlich ist dem an Vieland sich anschließenden Bremerhafen ein besonderer Abschnitt gewidmet.

So für den mit den betreffenden Districten weniger Vertrauten sind die großen Verschiedenheiten, die sich trotz der Gleichförmigkeit der Hauptgrundzüge in den einzelnen Marschen geltend machen, und die man um so weniger voraussetzen möchte, je mehr die unmittelbare Nachbarschaft und der auf den ersten Anblick fast gar keine Nuancen darbietende Charakter einer flachen Stromündungs- und Meeruferlandschaft auf völlig gleichmäßige Verhältnisse schließen lassen könnte. Der Unterschied wird theils durch die Stammverschiedenheit der Bewohner, hier friesisch, dort sächsisch, theils durch die Bodenverhältnisse, die auch bei den Marschen keineswegs durchgängig gleich sind, bedingt. Heben wir zuvörderst einiges aus dem Gemeinsamen hervor.

Des Holländers Sprichwort: „Deus mare, Batavus littora fecit" gilt natürlich auch für die Weser- und Elbmarschen. Und dieser Satz der Ufer ist in der That wörtlich zu verstehen. Man denkt bei den Marschgegenden gewöhnlich nur an die Deiche, die zwar das Land schützen und somit die Bedingungen des Anbaus und die Träger der Cultur sind, aber doch nicht eigentlich Grund und Boden hervorbringen; allein dies letztere geschieht gleichfalls, man schafft sich erst den Grund und Boden und dann deicht man ihn ein. Das Mittel zu dieser Landgewinnung sind die Schlengen, Werke aus hoch übereinander gelegten und mit Deckfaschinen und Pfählen befestigten Faschinenbündeln, die gleich starken Wällen weit in den Strom hineinragen, sodaß er sich an ihnen bricht und die Schlammtheile, die er führt, fallen läßt. Diese häufen sich zu beiden Seiten der Schlenge an und bilden ein Festland, welches unter der Benennung Vorland (Außendeich, Hilder) zuerst als Wiese oder Weide benutzt und, wenn es eine Größe, die zu den Eindeichungskosten in richtigem Verhältniß steht, erlangt hat, eingedeicht wird. Die Schlengen kosten bei nur mäßigem Umfang schon Tausende von Thalern, nützen aber gleichzeitig zur Vertiefung des Stroms und zur Verengerung der Ufer vor den rastlos nagenden Wogen, während die Deiche das ganze Binnenland gegen die Hochfluten sicher stellen. Von welcher Wichtigkeit die letztern sind, läßt sich aus der Drakonischen Deichgesetzgebung früherer Jahrhunderte abnehmen. Nach dem stedinger Deichrecht von 1424 wurde derjenige, der sich an einem zum Schutze des Deichs gepflanzten Baume vergriff, mit dem Verlust der Hand bestraft; wer den Deich selbst dolose beschädigte, wurde verbrannt; wer ihn vernachlässigte, sodaß ein Deichbruch erfolgte, wurde „mitsammt dem Holz und den Steinen seines Hauses bedeicht", d. h. lebendig begraben. Die Deiche haben eine Höhe von 15 — 30 Fuß, eine Stärke bis 60 Fuß am Grunde und eine Kappe (obere Deichfläche) von 6 — 12 Fuß; sie sind in der Regel mit Rasen, manchmal mit Faschinen und in besonders bedrohten Lagen mit Granit- oder Sandsteinquadern bekleidet, erstrecken sich viele Stunden hintereinander fort und bieten einen interessanten Spaziergang dar, indem sie die schmale Grenzscheide zwischen zwei völlig verschiedenen Welten ausmachen: hier die üppige Marsch mit Fruchtfeldern, blühenden Auen und stattlichen Gehöften und Dörfern; dort die öden Watten und darüber hinaus Strom und Meer. Was helfen aber alle Deiche gegen die periodisch eintretenden verheerenden Sturmfluten? Die Allerheiligenflut von 1570 setzte von Holland bis Jütland alle Deiche unter Wasser und kostete über hunderttausend Menschen das Leben. Merkwürdig sind die Anstrengungen, mit denen man sich oft noch im letzten Augenblicke zu schützen sucht. Hier nur ein Fall aus neuer Zeit: „Am 21. October 1845 befand sich das osterstader Dorf Offenwarden in höchster Gefahr. Bereits fingen die hochgeschwollenen, unablässig heranbrausenden Fluten an, sich oben durch die Deichkappe einen Weg zu bahnen. Eine Kappenstürzung war mit jeder Minute vorauszusehen und dann ein vollendeter Durchbruch unvermeidlich. Da warfen sich die Einwohner des Dorfs, an ihrer Spitze der Ingenieur Schröter, voll Muth mit ihren Leibern auf die Deichkappe. Jeder ein Bündel Stroh vor sich, lagen sie hier so lange im Sturm und Wogendrang, bis das Wasser gefallen und die Noth vorüber war. So retteten sie mit Gefahr ihres Lebens und unter der unsaglichsten Anstrengung ihr Heimatsdorf."

Aber nicht blos den Fluten wird die nährende Scholle abgerungen. Gewöhnlich lehnen sich die Marschen unmittelbar an den Rand des höhern sandigen Landes, die Geest, an, manchmal aber liegt zwischen Geest und Marsch ein Strich Moorboden. Wo es die Verhältnisse gestatten, wird nun auch dieser durch Kanäle (Fehne) zu fruchtbarem Ackerland umgeschaffen. Die Fehne sind breit und tief, schiffbar, und gehen bis in den Strom oder ins Meer. Die Colonisten graben den Torf ab, verfahren ihn in ihren Schiffen und bringen als Rückfracht Dünger und Marscherde. Bald bedecken sich beide Ufer des Fehns mit Häusern, Gärten, Aeckern und Stapelplätzen. Der Verfasser entwirft ein reizendes Bild von diesen Colonien, wo nirgends concentrirter Reichthum, aber durchweg bescheidener Wohlstand herrscht, unter denen Papenburg (seit 1675), mit 6000 Einwohnern, ansehnlichen Schiffswerften, mehreren Kirchen, einer Navigationsschule und einer Handelsflotte von mehr als 130 kleinern und größern Seeschiffen die bedeutendste ist; alles sonst ein ödes, der Cultur anscheinend völlig unzugängliches Moor. Besonders interessant unter den Meeren sind die schwimmenden, die infolge dieser Eigenschaft der Cultur und des Anbaus ebenfalls fähig sind. So existirt bei dem Dorfe Wakenhausen ein Landstrich, der, wenn das übrige Land umher überschwemmt wird, sich hebt. Er „schwimmt mit allem, was er trägt, mit seinen Eichen und Tannen, Erlen und Birken und reichem Unterholz, mit Aeckern und Gärten durchaus hoch und trocken auf den Fluten". Nur die Häuser schwimmen nicht mit; sie sind auf festen Erd- und Sandwurthen erbaut und zeigen recht deutlich das Steigen und Fallen des Landes umher, indem sie bald hoch auf ihren Hügeln hervorragen, bald, wenn das Moorland emporgetrieben ist, wie in der Ebene dastehen.

Der Verfasser beschränkt sich nicht darauf, das Land im allgemeinen zu schilcern, auch der Pflanzen- und Thierwelt sind ganz speciell eingehende Abschnitte gewidmet, bei denen wir uns aber nicht verweilen wollen, weil wir noch einiges vom Volke der Marschen mitzutheilen gedenken, das in seiner Culturgeschichte wie in seinen Unabhängigkeitskämpfen ein hohes Interesse in Anspruch nimmt. Bewunderungswürdig ist die Kraft und Ausdauer, mit der die Marschbauern, Sachsen und Friesen, so verschieden ihr Charakter sich sonst zeigt, hierin aber eins, ihre Selbständigkeit zu wahren suchten, und wirklich, oft gegen bedeutende Uebermacht, jahrhundertelang gewahrt haben, bis sie endlich dem Andrang ihrer verbündeten Feinde, der Herzöge und Fürsten von Lauenstein, Braunschweig, Oldenburg, sowie des Erzbischofs von Bremen und der Stadt Bremen unterlagen. Fast immer kämpfen Frauen und Knaben mit, mehrmals sehen wir das allgemeine Landespanier von einer Jungfrau getragen; die Kirchen, auf hohen Wurthen aus massiven Granitblöcken erbaut und mit ansehnlichen Gräben umgeben, ursprünglich zum Asyl gegen die Fluten bestimmt, dienen später als letzte Bollwerke gegen den Feind und werden monatelang vergeblich be-

lagert; Zwingburgen, die man ihnen nach periodischen Niederlagen in das Land gebaut, werden erstürmt und abgebrochen, und neue allgemeine Erhebungen knüpfen sich an ihren Fall. Dieser und manche andere Züge erinnern lebhaft an die Schweiz; allein die Erfolge des Marschenvolks reichten nicht über das Mittelalter hinaus, sie haben weder eine neue Geschichte, noch Geschichtschreiber und Dichter, und so wurden sie vergessen, bis in jüngster Zeit manches geschah, um die Erinnerung an ihre Vergangenheit wieder aufzufrischen. Am bekanntesten dabei sind die Stedinger geworden, die schon im 13. Jahrhundert durch die berüchtigten Kreuzzüge unter Papst Gregor IX. und Erzbischof Gerhard II. von Bremen unterlagen, und zwar Osterstade im Hannöverschen 1233, Stedingerland im Oldenburgischen 1234, letzteres mit einem Verluste von 6000 Friesen, die auf dem Walplatze blieben, die Gefangenen, die man verbrannte, ungerechnet. Ebenso kräftig und theilweise glücklicher kämpften Stadland und Butjahdingen in Oldenburg und besonders das Land Wursten in Hannover, das nie ganz unterworfen wurde und noch im 16. Jahrhundert einen billigen Vergleich mit dem Erzbischof von Bremen abschloß, der ihm gegen mäßige Steuern die alten Rechte, die eigene innere Verfassung und ungekränkte Beibehaltung des Luther'schen Bekenntnisses sicherte. Ueberhaupt hat sich in den Marschen viel von der alten Gemeindeverfassung erhalten, und hier und da wählt das Land selbst zu den höhern Gerichts- und geistlichen Behörden seine Mitglieder.

Daß nach Antecedentien wie die hier berührten der germanische bäuerliche Stolz mit seinem exclusiven Wesen, seinem Standesvorurtheil, seinen Geldheirathen und seiner Scheu vor Mesallianzen in den Marschen minder tiefere Wurzeln geschlagen haben sollte als anderswo, müßte man schon a priori bezweifeln, und der Verfasser gibt uns über das Vorhandensein aller dieser charakterisirenden Momente die vollste Aufklärung. Hierin sind sich die sämmtlichen Marschbauern gleich; ebenso findet sich fast allgemein, neben großer Vorliebe fürs Alte, eine stark hervortretende Selbstsucht und Rechthaberei, glühende Ehrliebe, strenge Gesetzlichkeit (sodaß Verbrechen fast gar nicht vorkommen), Redlichkeit und ein ehrbares patriarchalisches Familienleben. Die Hauptverschiedenheit bedingt die Nationalität: der Friese ist höchst phlegmatisch, der Sachse weit rühriger und lebendiger. Im übrigen findet man in einigen Marschen, wie in Osterstade, Währden und Wursten, die größte bäuerliche Einfachheit in Hauseinrichtung und Lebensweise von alter Zeit her unverändert beibehalten, während in andern, namentlich im Land Hadeln, was Cultur und Sitte anlangt, ein völlig modernes Leben Platz ergriffen hat. „Keine Marsch", sagt der Verfasser, „die in schöner Frühlings- und Sommerzeit solch ein Bild mächtiger Fülle und Ueppigkeit darbietet, keine, wo Cultur und modernes Leben, Luxus und Intelligenz derart ihren Sitz aufgeschlagen, keine, deren kräftiges Volk seit uralten Zeiten so viele Freiheiten und Rechte und eine so straffe Selbständigkeit und Unabhängigkeit in der Verwaltung seiner innern Angelegenheiten zu behaupten wußte, als das Land Hadeln, die nördlichste Marsch am linken Elbufer." Die Bauart der Gehöfte ist der Beschreibung und Abbildung nach eine völlig bäuerliche, jedoch von andern Marschenhäusern dadurch unterschieden, daß das Hinterhaus blos für Wohngemächer bestimmt und von den Wirthschaftsräumen durch eine Wand mit Flügelthüren getrennt ist. Hier herrscht nun der moderne Luxus mit Teppichen, Tapeten, schweren Gardinenstoffen, Gemälden in Goldrahmen, reichstem Porcellan- und Silbergeschirr, Mahagonitischen und feinen Damastgeweben, während der geräumige Vorplatz, der die schweren messingbeschlagenen Koffer und die alten künstlich geschnitzten Schränke mit den Familienschätzen enthält, mit geschliffenen rothen Sandstein- oder Marmorplatten belegt ist. Hinter dem Hause liegt der Garten oder Park; die Equipage fährt der Kutscher in Livree vor; man besucht Concerte und Bälle, spielt L'Hombre und Whist, sehr hoch, und ergötzt sich in Hamburg an „den raffinirtesten und pikantesten Genüssen, welche die üppige Weltstadt nur zu bieten vermag". Indessen widmen sich die hadelner Bauern auch Bessern und Höhern. Die meisten haben das treffliche Progymnasium des Landes zu Otterndorf oder die Rectorschule in Altenbruch besucht, und gern beschäftigen sie sich in Freistunden mit englischer und französischer Literatur. Bei alledem bleiben sie Bauern, und der junge Hauswirth oder die Söhne (denn wenn diese herangewachsen, zieht sich der Vater gern von persönlicher Arbeit zurück und beschränkt sich auf die Oberleitung) säen und pflügen in ihren alten kurzen Feldjacken mit und unter den Knechten ebenso gewandt, als sie sich Tags zuvor in Frack und Glacehandschuhen bei der Française unter den Damen des Balls bewegten.

Auf Otterndorf und seinen Rector Voß, der hier die Uebersetzung der Odyssee vollendet und einige seiner schönsten Idyllen (daneben auch viele Gelegenheitsgedichte, welche von den Inhabern als Reliquien hoch und theuer gehalten werden) gedichtet hat, ist das Land Hadeln noch heute stolz. Der Verfasser theilt eine humoristische Ode auf den Wind, ein Abschiedslied, in dem Voß das Land trefflich charakterisirt hat, und manche Anekdote mit, namentlich von einer Voß'schen Fete, welche der erste Rector (mit 300 Thaler Gehalt) nach zahllosen Einladungen, die er seinerseits erhalten hatte, zur Revange zu geben sich endlich doch entschließen mußte und welche ebenfalls noch heute in gutem Andenken ist. Freilich fehlte es fast an allem; aber er und seine Ernestine, Voje's Schwester, wußten Rath zu schaffen. Zu Sofas und Stühlen z. B. mußten eine Menge alter Folianten dienen, und die geistige Speise, mit der Voß, neben der leiblichen und dem immer kreisenden großen göttinger Polal, aus dem der Hainbund getrunken, in unerschöpflichem Humor seine Gäste regalirte, wirkte oft so erschütterndes Gelächter, daß „mehr als ein Bücherthron unter einem alten schwerwiegenden Schultheiß zusammenbrach".

Die Bevölkerung von Hadeln ist unvermischt sächsisch. Von den Friesen, die sich in Osterstade, Währden, Wieland und Wursten am stärksten vertreten finden, gilt das alte Wort: Frisia non cantat noch heute. Ihre einzige echte Lustäußerung ist das Juchen und die alleinigen Träger ihres Volksgesangs sind die Orgeldreher; dagegen ist der Friese als reiner Verstandesmensch witzig, namentlich in Sprichwörtern und Schlagwitzen, von denen der Verfasser mehrere zum besten gibt. Im Lande Wursten, der nördlichsten Weser- und zugleich Seemarsch, huldigt man stark dem Bacchus; die Leute trinken sehr viel, aber ohne sich zu betrinken. Wir lesen von einem wurstener Hausmann (Großbauer), der an der Grenze mit 12 Flaschen Rum im Reisewagen betroffen wird, die er „als Reiseproviant" nicht versteuern will. Man läßt die Ausflucht nicht gelten, er erbietet sich zum Beweise, und der mitfahrende Steuerbeamte muß sehen, daß nach zwei Stunden die 12 Flaschen leer sind, ohne daß er selbst auch nur ein Tröpfchen davon zu kosten bekommen hätte. Ergötzlicher ist die Anekdote von den Landesvorstehern, die zu dreien einmal 48 Flaschen Wein auf einem Niedersitze zu sich genommen halten. Die Sache war weiter erzählt worden, und als später zwei der Zecher eine Steuerermäßigungs-Petition des Ländchens persönlich bevorworteten, bemerkte der Minister, wenn drei Wurstener an einem Abend 48 Flaschen Wein daraufgehen ließen, könnten sie wol noch die alten Steuern tragen. Darob wurden die Petenten äußerst verlegen. Endlich stammelte der eine: „Ja, Herr Minister, aber es is doch ok woll wat spullen" (verschüttet). Das vieltrinkende Land Wursten hat auch einen solennen und officiellen uralten Trinkspruch, der bei feierlichen Gelegenheiten regelmäßig von einem der Landesvorsteher oder dem anwesenden Beamten ausgebracht wird:

Gott bewahre Dam un Dyken (Deich)
Siehl (Schleuse) un Bollwerk un dergliken.
Darto (dazu) unser Land un Gor (Gut)
Un en ertik Wurster Blod.

Ein ganz eigenthümlicher Schlag Menschen bewohnt das Alte Land, den nordöstlichsten Theil des Herzogthums Bremen, Landdrostei Stade, südlich der Schwinge; sie sind schlau, gewandt, vorsichtig, gegen Fremde mißtrauisch, außerordentlich

Mitgliedern innerhalb drei Tagen nur ein einziger einmal das Wort „Religion" in den Mund zu nehmen wagte, daß das auf die geistige und sittliche Bildung so einflußreiche Theater, welches bei den Griechen aufs engste mit dem religiösen Cultus zusammenhing, ausschließlich den allerweltlichsten Impulsen folgt, daß, einzelne Conventikel ausgenommen, aus unserer vornehmen wie niedrigen Gesellschaft fast jede religiöse Reminiscenz, aus unsern öffentlichen Bildungsinstituten, Hörsälen, Gerichts-, Beamten-, Polizeistuben und überhaupt öffentlichen Anstalten jeder Art meist jedes religiöse Emblem verschwunden ist, daß die Zahl der Kirchenbesucher und Communicanten stets abnimmt, während die Vergnügungslokale die Zahl ihrer Gäste oft kaum fassen können, und daß überhaupt die Hauptströmung der Zeit entschieden der Richtung materialistischer Erwerbs-, Gewinn- und Genußsucht zugewandt ist. Doch das alles ist ihnen immer noch nicht genug; das Volk ist immer noch zu „religiös beschränkt", wie wir gesehen haben.

Diese Heinzenisten und Douaisten sind allerdings innerlich davon überzeugt, daß die Mehrzahl der Menschheit und besonders ihrer Landsleute ihre Ansichten theilt, daß Religion und Kirchlichkeit sich im Hexenkessel der Kritik zu bloßem Rauch und Dunst aufgelöst haben, daß, wie dies ein gewisser Bäthig aus Buffalo in einem Aufsatz des „Pionier" ausspricht, „das Zeitalter der reinen Humanität allein auf- und herbeizuführen sei durch die allgemein verbreitete und anerkannte Wahrheit: die Natur ist und außer der Natur ist nichts!" Aber in dieser Ueberzeugung, und von ihrem Standpunkt eben nicht mit Unrecht, verlangen sie, daß sich die Menschheit auch offen zu diesen Ansichten bekenne, und sie werfen denen, die es nicht thun, Heuchelei, Scheinheiligkeit und Feigheit vor. Was nun aber das Zeitalter der „reinen Humanität" betrifft, das sie durch ihre Grundsätze herbeizuführen versprechen, so muß man freilich leider bekennen, daß die Anfänge dieses Zeitalters der „reinen Humanität", insofern sie sich in den die deutsch-amerikanische Presse verunstaltenden persönlichen Skandalen und Zänkereien darstellen, keineswegs sehr geeignet sind, uns auf Fortsetzung und Ende dieser neuen Humanitätsperiode begierig zu machen. Allerdings können sich die Apostel derselben darauf berufen, daß auch die Kämpfe auf dem Gebiet der Religion oder vielmehr der Theologie, und zwar besonders in Deutschland, häufig in die widerlichsten Klopffechtereien und bösartigsten persönlichen Verleumdungen und Anklagen ausgeartet sind, welche wesentlich dazu beitrugen, die Religion in den Augen der Menge zu entwerthen und ihrem geheiligten Ansehen Schaden zuzufügen; aber das ist doch sicherlich keine Entschuldigung für diejenigen, welche die Aera der neuen Humanität damit einweihen, daß sie die Andersdenkenden aufs inhumanste behandeln und verleumden und dadurch diese Humanität von vornherein in ein sehr zweideutiges Licht stellen.

Sobald freilich eine solche geistige Bewegung in die gebildeten Mittelklassen einzudringen beginnt, pflegt sie auch an Schroffheit und Einseitigkeit zu verlieren und dem Anstands- und Sittlichkeitsgefühl dieser Klassen die nöthigen Concessionen zu machen. So hat auch der „Pionier", seit er sich unter „unsern Bostonern" befindet, wie schon bemerkt, sich zu einer im ganzen anständigern Haltung in den Formen bequemt. Nennt man ja doch Boston das „nordamerikanische Athen", und die Frage ist nur, wie lange es der überhaupt an Stillsitzen nicht gewöhnte Heinzen unter diesen nordamerikanischen Atheniensern aushalten wird. Es sind freilich nur wenige Nummern, die uns von diesem bostoner civilisirten „Pionier" vorliegen, da man sie uns aber zugeschickt hat, so läßt sich annehmen, daß gerade sie Mittheilungen enthalten, auf welche ihr Redacteur besondern Werth legt. Wir dürfen dahin namentlich den von Heinzen im December zu Neuyork gehaltenen Abschiedsvortrag rechnen, welcher in Nr. 6 abgedruckt ist. Zu den bessern moralischen Eigenschaften Karl Heinzen's gehört ohne Zweifel die Unabhängigkeit und Unerschrockenheit, womit er nach allen Seiten hin die Wahrheit sagt, wenn es gilt, Stichwörter und Lieblingsphrasen der Zeit auf ihre wahre Beschaffenheit zurückzuführen. Er schont das Publikum nicht, er schmeichelt ihm durchaus nicht. Diesmal hat er es mit der öffentlichen Meinung zu thun, und gewiß gehört gerade in Nordamerika einiger Muth dazu, gegen die Autorität dieses zur Herrschaft gelangten Parvenu anzukämpfen; ob es auch klug gehandelt ist, das freilich ist eine andere Frage. Heinzen sagt: „Wenn der «Teufel» es auf die öffentliche Meinung abgesehen hat, datirt er sie her von «Gott» und macht sie zur «Stimme des Volks». Will man alles, was unselbständig, launenhaft, wechselsüchtig und thöricht ist, in ein Wort zusammenfassen, so nehme man das Wort «öffentliche Meinung». Was ist die Mode? Sie ist ein Kind der öffentlichen Meinung und sie charakterisirt ihre Mutter genauer als irgendeine andere Erscheinung. Gibt es etwas Tyrannischeres und zugleich Servileres, etwas Räthselhafteres und zugleich Dummeres, etwas Hartnäckigeres und zugleich Wetterwendischeres als die Mode?" Die öffentliche Meinung ist in Heinzen's Augen auch nur ein Modeproduct. In Deutschland sei einmal zur Zeit der Censurherrschaft die „Preßfreiheit" das Stichwort dieser Modemeinung gewesen; alles habe man geglaubt auf dem Wege der Preßfreiheit erreichen zu können. Nun, man möge nur nach Nordamerika blicken, um zu sehen, wie gering die Resultate dieser Preßfreiheit seien. Was hülfe die Freiheit der Rede, wenn sich ihr die Ohren verschlössen? Der Amerikaner habe eine erschreckliche Furcht vor der Tinte, „wenn sie die Feder eines Kritikers ihres Herrgotts und ihres Washington, ihrer Bibel und ihrer Constitution, ihrer Vornirtheiten und ihrer Autoritäten, ihrer Sitten und ihres Dünkels benetzt". Die „Conspiration des Ignorirens der Wahrheit", versichert Heinzen weiter, „des Umgehens der Kritik" sei nirgendwo ausgebreiteter als hier, „wo Wahrheit und Kritik die größte Freiheit besitzen", und die Deutschen ahmten hierin den Angloamerikanern bestens nach. Mit solchen Angriffen auf die Allherrscherin „öffentliche Meinung" wird sich Heinzen freilich keinen Dank erwerben und kein Glück machen, wie auch bereits aus dem Umstande hervorzugehen scheint, daß er denselben Vortrag, „noch mehr für ein amerikanisches Publikum eingerichtet", auch in Boston zu halten beabsichtigt, dazu aber „keine Ermuthigung", auch das Terrain in Boston „noch nicht genug vorbereitet" gefunden habe. Ueberhaupt erklärt Heinzen, wenn nicht etwa ein wohlthätiger Zweck oder dergleichen eine Ausnahme bedinge, vor „Deutschen" keinen Vortrag mehr zu halten, wenn man ihm nicht mindestens 200 Zuhörer garantire. Jeder der fünf Millionen Deutschen habe Geld „für Bier, für Tabak, für schlechte Theater, für Vereinsfahnen, für Turnerfahrten und andere Nichtigkeiten", er müsse also auch Geld haben für einen guten Vortrag; seien dennoch 25 Cents dem Herrn Landsmann lieber als der Vortrag, so müsse dem Vortragenden der Stolz lieber sein als der Landsmann.*) Hiermit im Zusammenhange steht in derselben Nummer eine Notiz, worin darüber Klage geführt wird, daß ein von A. Douai in Boston Anfang Februar gehaltener Vortrag so spärlich besucht gewesen, und wol nicht mit Unrecht wird der Grund des spärlichen Besuchs in dem Umstand gefunden, daß zu viele Vereine, deren jeder seine speciellen Zwecke verfolge, unter den Deutschen in Boston beständen. Diese Klage paßt leider so ziemlich auf alle deutsche Städte; man vereinigt sich, wie es scheint, bei uns im Kleinen nur, um es zu keiner allgemeinen Einigung kommen zu lassen, weshalb auch die vielen kleinen Vereine im ganzen den Anblick einer allgemeinen Vereinigung gewähren.

In einer frühern Nummer, in der vom 29. Januar, befin-

*) Nicht alle denken übrigens in dieser Hinsicht wie Heinzen, wie wir aus einer Notiz des „Pionier" ersehen, wonach im Laufe des Januar und Februar in Hoboken, dem bekannten Stadttheile Neuyorks, eine Reihe deutscher Vorlesungen stattfand; und zwar las F. Karp über „Die deutsche Einwanderung im vorigen Jahrhundert und die deutschen Gesellschaften"; F. Schütz über „Australien und Vandiemensland"; Effellen über „Ulrich von Hutten"; Löwe (aus Calbe) über „Das Leben des Freiherrn vom Stein und seine Bedeutung für die gegenwärtige Gestalt Deutschlands"; Struve über „Das Haus Habsburg" und Dulon über „Glaube und Wissen".

Abend war er so klar und heiter, und sagte, er hätte eine neue Ansicht seines Zustandes und wüßte nun, wie er seine Gesundheit behandeln müßte. Ich werde eine ruhige Nacht haben, sagte er sanft gerührt, wenn es Gottes Wille ist. *)

Schiller erzählte Lotten, daß in einer Nacht des Fiebers im Februar 1805, da H. Voß bei ihm gewacht, er in einem Anfall von Ohnmacht geglaubt habe todt zu sein, daß er sich allein, in Dunkel eingehüllt vor Gott geglaubt und die Rechenschaft seines Lebens vor dem Ewigen habe ablegen wollen — als er eben Voßens Gestalt über sich gebeugt gesehen und sich noch im Erdenleben gefunden.

Auch am letzten Morgen seines Lebens riß er sich einigemal auf, sah edel in die Höhe und sagte einigemal Judex. Am Abend vor seinem Tode sagte er einmal, nach oben sehend: „Ist das euer Himmel? ist das eure Hölle?" und sah dann freundlich nach oben als hätte er eine liebe Erscheinung. Die tröstenden Worte, daß es immer besser und immer klarer in ihm werde, sagte er mir am Abend vor seinem Todestage.

Billet von Frau von Staël an Schiller.
Weimar 1804.

Müller**) part demain. Si vous venez diner avec moi, nous irions de là ensemble à la cour; si vous me réfusez, au moins songez, que vous m'avez promis la visite après diner. Je suis dans le ravissement d'une pièce de vous, que je ne connaissois pas: le retour des Grecs***), et je me mets à la traduire. — Hommage, admiration et amitié. †)

Brief vom Grafen Schimmelmann an Schiller.

Kopenhagen, 6. März 1798.

Seien Sie, lieber Schiller, mein Fürsprecher bei Ihrer holden Schwägerin, die Verfasserin des schönen Romans „Agnes von Lilien". Ich scheine zwar es nicht zu verdienen, einen solchen bei ihr zu haben. Doch ich bin nicht schuldig — nur aus Blödigkeit darf ich ihr nicht selbst so spät meinen Dank bringen. Ich fühle so ganz den Werth ihres Geschenks und ihrer Erinnerung bei dieser Gelegenheit; ich schätze ihre seltenen Talente mit so wahrer Empfindung, daß ich für jede Entweihung der Worte mich fürchte. Wie könnte ich dies Buch so unbefangen loben in einem Briefe an sie selbst gerichtet? — „Agnes von Lilien" ist eine seltene neue Erscheinung unserer Zeiten, die nicht reich an solchen reinen Gestalten sind; auch ist das Gewand von reinstem Gewebe; Licht und Grazie überall. Die künstlich-einfache Geschichte an sich ist fast zu interessant für eine so herz- und geistreiche Einkleidung. Es drängen sich oft die mannichfaltigen Begebenheiten zu gewaltig auf den Leser zu, der ruhig den schönen Sinn fassen und aufnehmen sollte. So schien es mir — ist dies die Schuld der Leser oder der Verfasserin? ist es Lob oder Tadel? — Ihre Sprache hat eine Originalität, die für mich wirklich reizend ist. Dieses Buch ist unmöglich das erste, und auch nicht — ich hoffe es — das letzte von einer so geübten Hand. Der Schluß gewährt einem die schönste Ueberraschung, indem wir die holde Agnes in der Gegend ihrer glücklichen Jugend wiederfinden und — verlassen. — Sagen Sie nun Ihrer Frau Schwägerin meinen herzlichen, warmen Dank.

Ich hatte seit sechs Wochen meinen geliebten Bruder hier unter uns. Seit sieben Jahren hatten wir einander nicht gesehen — nun schickt ihn der König als Gesandten nach Spanien! Die Entfernung ist entsetzlich! der Abschied mir schwer — diese Lage meines Herzens kann wol als Entschuldigung gelten, für ein solches Herz.

Mein Bruder, der Gesandter in Holland war, hat viel da unter den Neufranken seit vier bis fünf Jahren leben müssen. Ihre Krieger sind Titanen; ihre Pläne riesenmäßig und ihre Mittel zur Ausführung unbegrenzt. Dabei benutzen sie alles, und erlauben sich alles. Das Räthsel ihrer ungeheuern Macht ganz zu erklären vermag wol niemand. Wo und wie wird es aufhören? Es brausen die Stürme von außen und innen allenthalben. Ob und wie lange der Norden frei bleibt, das wissen die Götter. Die Lage der Schweiz ist traurig. Auch dort hat mein Bruder die stärkste Gährung in allen Gemüthern gefunden. Füßly ist ein biederer, aufgeklärter, kluger Mann; er wurde damals nicht gehört; die Regierung von Bern war gewiß nicht ganz schuldlos.

Adieu. Verzeihen Sie einen so langen Brief. An Ihre liebe Frau meinen herzlichen Gruß. C. Schimmelmann.

20.

---

*) Hier scheint etwas zu fehlen. Wovon ich abschreibe, sind einzelne Blätter, die vielleicht auch nicht zusammengehören.

**) Johannes Müller, der auf seiner Reise nach Berlin einige Tage in Weimar verweilte.

***) Das Siegesfest.

†) Man sehe das Werk der Frau von Staël nach: „De l'Allemagne", Bd. 2, Kap. 13.

Notiz.

Eine neue französische Zeitschrift.

Man schreibt uns über eine neue soeben in Paris gegründete Revue „Le quart d'heure. Gazette des gens demi-sérieux", welche von vier jungen Schriftstellern Valery Vernier, Zacharie Astruc, Arthur Louvet und Stephane Gachet geleitet wird, von denen sich Vernier bereits durch Aufsätze in der „Revue des deux mondes" und einen versificirten Roman „Aline, journal d'un jeune homme", der in den Journalen „avec de grands éloges" besprochen worden ist, und Gachet durch Kunstartikel im „Siècle" und im „Artiste" vortheilhaft bekannt gemacht haben. Die Redacteure haben, wie uns unser französischer Gewährsmann mittheilt, dabei den Zweck vor Augen, für eine möglichst große Zahl von Lesern zu schreiben und deshalb die Langweile schwerfälliger Gelehrsamkeit zu meiden „comme la peste"; ihre Absicht sei „de présenter au public un recueil jeune, convenable, honnête, libre, joyeux, un recueil qui se respecte et qui respecte la langue si négligée de nos jours dans ces sortes d'entreprises". Besondere Aufmerksamkeit soll darin den ausländischen Literaturen gewidmet werden, und zahlreiche Correspondenten in Deutschland, England, Italien, Spanien und Rußland werden regelmäßig die Leser über die Literatur- und Kunstbewegung in diesen Ländern unterrichten. Novellen, Romane, kritische Artikel über Theater, Malerei und Musik werden den Inhalt bilden, nur die Politik bleibt ausgeschlossen, „car c'est un fruit défendu dans le celeste empire de M. Bonaparte". In den uns zugleich mit übersandten zwei ersten Bändchen interessirte uns namentlich eine heidelberger Correspondenz von E. Seinguerlet, indem er darin ein Thema, welches unsere Blätter von jeher lebhaft beschäftigt hat, nämlich die Sympathie der Franzosen für deutsche Literatur und Wissenschaft behandelt. Er sagt darin unter anderm: die Zeit sei vorüber, wo der Herzog von Rovigo an die Frau von Staël bei Gelegenheit der Beschlagnahme ihres Werks „De l'Allemagne" schreiben konnte: „Nous ne sommes pas réduites à chercher des modèles dans les peuples que vous admirez. Votre ouvrage n'est pas français"; man brauche nicht mehr zu fürchten, in Frankreich als ein schlechter Bürger zu gelten, wenn man Goethe, Jean Paul und Schiller lobe. Er hebt hervor, daß Revolutionen und Emigrationen wesentlich dazu beigetragen hätten, literarische Wechselbeziehungen zwischen beiden Ländern herzustellen, und wie infolge der politischen Ereignisse und Emigrationen Frau von Staël, Benjamin Constant, Charles de Villers und Charles Vanderbourg, der „habile traducteur du Laocoon de Lessing" nach Deutschland gekommen seien, so seien später Ludwig Börne und Heinrich Heine nach Frankreich verschlagen worden; wie endlich der französische Romanticismus dem literarischen Deutschland, so habe das Junge Deutschland dem po

schen Frankreich die Hand dargereicht. Scinguerlet ist sogar so ehrlich, frei und offen zu gestehen, daß Frankreich von diesem gegenseitigen Austausch gegenwärtig den größern Nutzen habe. Denn was führe Frankreich nach Deutschland aus? Vaudevilles, Romane, Producte der Demi-Monde-Literatur, kurz leichte literarische Waare, welche mit der Saison vergehe die sie entstehen laß; „während (fährt Scinguerlet fort) wir Franzosen Ihnen historische oder philosophische Arbeiten, umfangreiche Studien über die vergleichende Sprachforschung, Lieder von unvergleichlicher Zartheit, Dorfgeschichten und vortreffliche Opern erhalten. Für jeden Denker, jede tiefbewegte, träumerische Seele ist die deutsche Literatur eine unerschöpfliche Fundgrube." Dabei gesteht er, daß alles, was bisher in Frankreich über deutsche Literatur geschrieben worden, von den „appréciations trop allemandes" der Frau Baronin von Staël bis zu den „traductions trop peu françaises" der Frau Baronin von Carlowitz, von den philosophischen und poetischen Phantasien der beiden Vitet, Cousin und Hugo, bis zu gewissen Producten der beiden Alexander, Dumas und Weill, „dont l'un s'imagine savoir le français, parce qu'il comprend l'allemand, et l'autre comprendre l'allemand, parce qu'il écrit fort bien en français", daß alle diese Arbeiten, so zahlreich sie seien, doch nicht hinreichten, dem mit der Sprache Unkundigen einen vollständigen Begriff von der deutschen Literatur zu geben, auch nicht die Arbeiten Saint-René Taillandier's, die er früher selbst mit so großer Andacht gelesen. „Oui", ruft Scinguerlet aus, „l'Allemagne est grande, mais Saint-René n'est pas son prophète!" Scinguerlet bespricht weiter die Bemühungen der „Revue des deux mondes", der „Revue contemporaine", namentlich deren Artikel über die münchener Kunst, auf die wir vielleicht noch zurückkommen, und der preiswürdigen „Revue germanique", deren Mitarbeiter er ist, um Verbreitung der Kenntniß deutscher Literatur unter seinen Landsleuten, und verheißt am Schluß, demnächst eine Revue der neuesten und interessantesten Erscheinungen der deutschen Literatur zu geben. Was Scinguerlet selbst betrifft, so ist dieser ein kaiserlich französischer Gensdarme, der, nachdem er sechs Monate lang in den Kasematten von Ivry „sur la fragilité des constitutions politiques" nachzudenken Zeit gehabt, seit sieben Jahren dem Studium der deutschen Literatur obliegt; die deutsche Sprache selbst hat er schon von Kindheit auf gesprochen. H. M.

Bibliographie.

Armand, Alte und neue Heimath. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Scenen aus den Kämpfen der Mexicaner und Nordamerikaner. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Asher, D., Arthur Schopenhauer als Interpret des Göthe'schen Faust. Ein Erläuterungsversuch des ersten Theils dieser Tragödie. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 12 Ngr.

Bartsch, G., Deutsche Liedergestalten. Erfunden und gezeichnet. 1ste Lieferung. Berlin, Beigl u. Lobeck. Gr. Fol. 3 Thlr.

Baur, F. C., Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart. Tübingen, L. F. Fues. 8. 18 Ngr.

Behr, Julia, Was mir mein Klavier erzählt. Berlin, Behr. 16. 10 Ngr.

Brach, F. K., Italien und die jetzige politische Lage des übrigen Europas. Einleitung zur Geschichte Italiens vom Beginne der ersten französischen Revolution bis zur neuesten Zeit. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 18 Ngr.

Gätzschmann, M. F., Sammlung bergmännischer Ausdrücke. Zusammengestellt und kurz erklärt. Freiberg, Craz u. Gerlach. 16. 10 Ngr.

Griesinger, T., Die alte Brauerei oder Criminalmysterien von New-York. Nach dem Leben erzählt. 1ste Lieferung. Tübingen, Kling. 8. 4 Ngr.

Horn, F., Deutsche Blätter, Knospen und Blüthen aus Jena. In Erwiederung des „offnen Sendschreibens aus Weimar" und zur Erinnerung an die dritte Säkularfeier der Universität den Alten und Jungen dargebracht. Jena, Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Lassalle, F., Franz von Sickingen. Eine historische Tragödie. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Le Grave, Agnes, Dichtungen. Berlin, Besser. Gr. 16. 25 Ngr.

Meerheim, R. v., Poeten-Welt. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 16. 1 Thlr.

Musikalische Parade. Herausgegeben von **Jeremias Querpfeifer**. Berlin, Falckenberg. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Pohl, R., Gedichte. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 16. 25 Ngr.

Proudhon, P. J., Die Gerechtigkeit in der Revolution und in der Kirche. Neue Principien praktischer Philosophie. Uebersetzt von Ludwig Pfau. 1ster Theil. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Hamburg, O. Meißner. 1858. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Putlitz, G. zu. Badekuren. Lustspiel in einem Aufzuge. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 10 Ngr.

Reden über Freimaurerei an denkende Nicht-Maurer. Leipzig, Luppe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rötscher, H. T., Kritiken und dramaturgische Abhandlungen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sardemann, G., Geschichte der Ersten Weseler Classe, oder der Reformirten Gemeinden des ehemaligen Herzogthums Cleve, besonders ihres presbyterialen Lebens, gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts. Wesel, Bagel. 8. 10 Ngr.

Schiltberger aus München, J., Reisen in Europa, Asia und Afrika von 1394 bis 1427. Zum ersten Mal nach der gleichzeitigen Heidelberger Handschrift herausgegeben und erläutert von K. F. Neumann. Mit Zusätzen von Fallmerayer und Hammer-Purgstall. München. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seibert, G. G., Deutsche Abende. Vorträge über die ursprüngliche Religion der Germanen, ihren Nationalcharakter und die Geschichte ihres Uebertritts zum Christenthum. 1ster Theil. Barmen, Sartorius. Gr. 8. 1 Thlr.

Sloman, H., Lose Blätter geheftet in Frankreich. Kiel, Schwers. 8. 18 Ngr.

Sophocles, Antigone. Uebersetzt von H. Clemen. Lemgo. 1855. 8. 7½ Ngr.

Thisted, W., Der Familienschatz. Nach der dänischen Erzählung. Frei bearbeitet von J. Ziegler. Zwei Theile. Kopenhagen. 1856, 57. 8. 2 Thlr.

Treitschke, H. v., Die Gesellschaftswissenschaft. Ein kritischer Versuch. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 16 Ngr.

Tschischwitz, B., Lieder eines Verbannten. Bremen, Heyse. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Meine Sache vor dem Landtage zu Malchin. Die betreffenden Actenstücke herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 10 Ngr.

Herrmann, C., Rechtsgutachten über die Entlassung des Professor Baumgarten in Rostock. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

La Politique française devant l'Europe par un Allemand. Berlin, Behr. Gr. 8. 10 Ngr.

Preußen und die italienische Frage. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Riemann, R., Der Artikel XII der Preußischen Verfassung: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses — wird gewährleistet u. s. w." Seine Feinde und Freunde und der Stand seiner Entwickelung. Breslau, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs.

Dritte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Von dieser Schrift ist wenige Wochen nach ihrem Erscheinen bereits eine dritte Auflage nöthig geworden und sie hat namentlich in Oesterreich selbst große Aufmerksamkeit erregt. Ein bekannter, Oesterreich angehörender Staatsmann spricht sich darin über die innern staatlichen Verhältnisse Oesterreichs aus. Er erachtet es als eine Nothwendigkeit für die äußere Machtstellung des Kaiserreichs, daß dessen verschiedene Volksstämme unter Bewahrung ihrer naturgemäßen Entwickelung durch eine Verfassung fester verbunden werden, und erblickt in der Erhaltung des Gesammtstaats das Hauptbedingniß für die glückliche Entwickelung der einzelnen Nationalitäten.

In der „Illustrirten Zeitung" heißt es darüber: „Eine mit gerechtem Scharfsinn und bedeutender Kenntniß der Verhältnisse verfaßte Schrift. Wir empfehlen das Buch als das Lesenswertheste, welches seit Jahren über Oesterreichs politische Verhältnisse erschienen ist."

Publications for the study of the German and French Languages.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

A German Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With indications of the German Pronunciation. By Charles Graeser. 8vo. 8 Ngr.

A French Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With an Introduction to the French Pronunciation. By Charles Graeser. 8vo. 8 Ngr.

The Simplest Method of acquiring an Elementary Knowledge of the French Language. Adapted from Professor Ahn's Elementary Book. By Charles Graeser. Third edition, revised and corrected. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Graeser's Simplest Method of Learning the French Language. With a Characteristic of Ahn's Method. 8vo. 5 Ngr.

A Practical and Methodical Grammar of the French Language. By Charles Graeser. Two Parts. 8vo. 2 Thlr. 4 Ngr.

Graeser's „*Simplest Method*" forms together with his „*Practical and Methodical Grammar*" a graduated and complete course of the French Language.

Ahn (F.), **A New, Practical and Easy Method of Learning the German Language.**

First course. Fourteenth edition. 1859. 10 Ngr.
Second course. Eleventh edition. 1858. 12 Ngr.
Third course. Second edition. 1858. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Ahn's New Method of Learning the German Language. First and second Course. Sixth edition. 1859. 5 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon
von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des einunddreißigsten Heftes:

Censur als Sittengericht in alter und neuer Zeit. Von Welcker. (Schluß.) Censur der Druckschriften. Von Welcker. — Census. Von Rotteck und Welcker. — Centralisation und Selbstregierung des Volks. Von H. von Gagern.

Inhalt des zweiunddreißigsten Heftes:

Centralisation und Selbstregierung des Volks. Von H. von Gagern. (Schluß.) — Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen. Von W. A. Lette. — Centrum und natürliche Abtheilung der Deputirtenkammern. Von Rotteck und Welcker. — Cession, s. Abtretung. — Chargé d'affaires, s. Gesandter. — Charta magna, s. Englische Verfassung. — Charte. Von Rotteck und Welcker. — Chateaubriand (François August Vicomte von). Von J. Weitzel und Welcker. — Chatham (William Pitt). Von J. Weitzel. — Chatoull- (Schatull-) Gut, Cabinetsgut, bonum scatullae, Privateigenthum der Regentenfamilie. Von Ph. Bopp. — Chemie. Von F. H. Walchner. — Chiffren und Chiffrirkunst. Von H. Marquardsen.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monographia heliceorum viventium.

Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Auctore **L. Pfeiffer.**

Vol. IV. Pars I. 8. Geh. 2 Thlr. 25 Ngr.

Auch unter dem Titel: **Monographiae heliceorum viventium supplementum secundum etc.**

Ein Supplement zu der ausgezeichneten Monographie Pfeiffer's über die Heliceen. Die frühern drei Bände erschienen 1847—53 und kosten 15 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 7. April 1859.

Inhalt: Heinrich Barth's Reisen in Afrika. — Schmidt-Weißenfels, Charaktere der deutschen Literatur. — Notizen. (Die Gesellschaft der Junggermanen; Ein satirisches Gedicht auf Lavater vom Jahre 1786) — Bibliographie. — Anzeigen.

Heinrich Barth's Reisen in Afrika.

Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55 von Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrag der britischen Regierung unternommenen Reise. Vierter und fünfter Band. Mit Karten, Holzschnitten und Bildern. Gotha, J. Perthes. 1858. Gr. 8. Jeder Band 6 Thlr. *)

Mit den vorliegenden beiden Bänden, welche die vorhergehenden um ein Beträchtliches an Umfang übertreffen, ist das große Barth'sche Reisewerk zu seinem Abschlusse gediehen. Während der erste Band uns ein, man darf wol sagen, durchaus neues und überraschendes Bild der Wüste mit ihrem charakteristischen Leben und Treiben vorführte, und der zweite und dritte Band uns mit den östlichen Theilen des mittlern Sudan, soweit sich dieselben um den Tsadsee gruppiren, also mit Bornu, Adamaua, Kanem, Mußgu, Baghirmi und Wadai, näher bekannt machten, schildern die beiden letzten Bände die westlichen Theile des mittlern Sudan oder mit andern Worten das Flußgebiet des gewaltigen Nigerstroms, von dessen beherrschendem Einflusse nur ein verhältnißmäßig geringer Streifen der südlichen und westlichen Küste Centralafrikas ausgeschlossen bleibt. Bei dieser überwältigenden Stoffmasse versteht es sich wol von selbst, daß wir den Verlauf und die Ergebnisse der Reise Barth's nur in den gedrängtesten Zügen darzustellen im Stande sind. Wir gehen deshalb sofort zur Sache über.

Nachdem sich Barth vom Scheich und Vezier Bornus verabschiedet hatte, brach er am 25. November 1852 von Kukaua gen Westen auf. Sein Reisezug bestand aus vier Pferden, vier mit Mundvorrath und Geschenken beladenen Kameelen und acht eingeborenen Dienern, unter denen zwei von Overweg freigelassene Sklaven, ein Haussaknabe Namens Dyrregu und ein Marghibursche Namens Abbega, deshalb von besonderm Interesse sind, weil sie Barth nach Europa begleitet haben. Beide sind zum Christenthum bekehrt worden und haben hübsche Fortschritte gemacht. Abbega ist Ende 1857 wieder nach Yóruba abgegangen, der intelligentere Dyrregu dagegen noch einige Zeit unter der Leitung des Missionars Schön geblieben, den er sehr tüchtig bei der Uebersetzung der Heiligen Schrift in die Haussasprache und bei der Erweiterung seines Wörterbuchs dieser Sprache unterstützt hat. Bei einer für den Sudan ungewöhnlich niedrigen Temperatur — das Thermometer zeigte am Morgen nur 4½° C. über dem Gefrierpunkt — durchzog die Reisegesellschaft die fruchtbare und auch an Weidegründen und Sumpfwaldungen reiche Provinz Koiam und setzte bei den Ruinen von Ghadr-Eggomo oder Birni, der alten Hauptstadt des Bornureichs, über den Komádugu-Wáube, dessen Wasserstand sich von dem des Scheri und Benue durch die Eigenthümlichkeit unterscheidet, daß er im September ganz trocken ist und im November über seine Ufer tritt, der aber jetzt bereits im starken Abnehmen begriffen war. Die Expedition verfolgte nun, ziemlich parallel der von Barth auf seiner Herreise eingehaltenen Richtung, den nördlichen Arm dieses die Provinz Manga bewässernden Flusses, der, wie die meisten afrikanischen Flüsse, in seinem mittlern und obern Laufe eine ausgedehnte see- oder sumpfartige Erweiterung bildet. Von Surrikulo aus schlug man eine fast nördliche Richtung durch die bisjetzt so gut wie völlig unbekannten gebirgigen Gebiete der äußersten nördlichen Grenzprovinz Munio ein, welche an dem höchst interessanten, ausgedehnten Natronsee bei Bune vorbeiführte. In Gure, der Hauptstadt Munios, stattete Barth dem tüchtigen und einflußreichen Statthalter dieser erst unlängst von den Tuareg zurückeroberten Grenzprovinz, Kosso, einen Besuch ab und wandte sich dann wieder westlich durch Sinder, die nordwestlichste Grenzprovinz Bornus, wo er mit frischangekommenen Geldmitteln seine Reiseausrüstung vervollständigte. Während seines Aufenthalts hier gelang ihm auch endlich die Beseitigung jenes eigenthümlichen Fußübels, dem fast alle Europäer im dortigen Klima ausgesetzt und infolge dessen oft die ganzen Beine vom Knie abwärts mit Wunden und Narben bedeckt sind. Neu gestärkt brach er am 30. Januar auf, um den ziemlich unsichern und gefährlichen Grenzgau zwischen dem Gebiete der unabhängigen Hauffaua und dem der Fulbe, den Sitz unabhängiger Heidenstämme, zu durchziehen, und er gelangte glücklich über Tassáua und Gasáua in das Reich Sokoto. Nach einem längern Aufenthalte in Katsena, wo er für 650 spanische Thaler Einkäufe

*) Vgl. die Besprechungen der frühern Bände dieses Werks in Nr. 40 d. Bl. f. 1857 und in Nr. 7 d. J. D. Red.

machte, reiſte er in Begleitung des Ghaladima (oder Vezier) von Sokoto durch die von einem Heere der Goberáua bedrohten Nordprovinzen des Reichs über Syrmi und die berüchtigte Wildniß von Gundumi und erreichte am 31. März das Dorf Gauaſſu am Rande der letztern, wo Aliu, der Emir el Mumenin von Sokoto, im Begriff einen Heerzug gegen die Goberáua zu unternehmen, ſein Lager aufgeſchlagen hatte. Der Emir empfing ihn mit großer Freundlichkeit und in beſter Laune, verſicherte ihm, daß er den Gang der Miſſion und beſonders Barth's eigene Schritte mit größtem Intereſſe verfolgt, auch von ſeiner Reiſe nach Adamaua gehört habe, und willfahrte rückhaltslos ſeinen beiden Geſuchen, ihm einen Freibrief zu geben, der allen engliſchen Kaufleuten bei einem Beſuche ſeines Gebiets in Handelszwecken volle Sicherheit für ihre Perſon und ihr Eigenthum gewähre, und ihm ſeine Reiſe nach Timbuktu, welche zur Zeit durch den Aufſtand der Provinz Kebbi ſehr erſchwert werde, vermittelſt ſeines weitreichenden Einfluſſes nach Kräften zu erleichtern. Barth ſchildert den Emir als einen unterſetzten Mann von mittlerer Größe und mit einem runden, vollen Geſicht, das deutlich eher die Züge ſeiner Mutter, einer Hauſſaſklavin, als diejenigen ſeines Vaters Mohammed Bello, eines freien und edeln Pullo, zeigte. Seine Kleidung war überaus einfach und legte ebenfalls Zeugniß davon ab, daß er den reinen Pullocharakter aufgegeben hatte; denn ſie beſtand faſt nur in einem Hemde von grauer Farbe. Auch ſein Geſicht war unverhüllt, während ſein Vater Bello ſelbſt in ſeiner Privatwohnung, wenigſtens vor einem Fremden, niemals verfehlte daſſelbe zu verhüllen. Barth verabſchiedete ſich vom Sultan, der mit ſeinem Heer gegen den Feind aufbrach, und verfügte ſich nach Wurno, der gegenwärtigen, hart an der Nordgrenze des Reichs gelegenen Reſidenzſtadt der Herrſcher von Sokoto.

Die Fulbe (Fula, Féllani, Fellāta, Fullān), der intelligenteſte aller afrikaniſchen Stämme, haben als Eroberer gänzlich verſchiedene nationale Elemente in ſich aufgenommen und beſitzen daher einen etwas unbeſtimmten Charakter. Einzelne Stämme ſind zwar nicht gänzlich in dem Hauptſtamm aufgegangen, haben aber wenigſtens ihr eigenthümliches Idiom ganz vergeſſen und die Fulfuldaſprache angenommen; ſo z. B. die Sſiſſilbe, eine Abtheilung des zahlreichen Stammes der Wākorē, zu denen auch die ſogenannten Mandingo gehören. Andere ſind vollſtändig vom Hauptſtamme verſchlungen, wie die aus einer Miſchung des Djolof-Elements hervorgegangenen Tōrobe, die jetzt ſogar für den edelſten Theil der Bevölkerung gelten. Andere Abtheilungen ſind dagegen ſehr erniedrigt, z. B. die Djaugmbe, die noch im 16. Jahrhundert ein ſelbſtändiges Reich am obern Niger bildeten, die Laube am Senegal, jetzt im allgemeinen zu dem Range von Tiſchlern herabgedrückt, die nebſt andern auf ähnliche Weiſe unterdrückten Stämmen dem Gemeinweſen der Fulbe den Charakter einer Kaſtenabtheilung geben. Das Verſchmelzen dieſer weſtlichen Stämme mit der Pullonation bietet, der gewöhnlichen Anſicht gegenüber, einen unumſtößlichen Beweis dafür dar, daß der Eroberungszug der letztern ſich von Weſten nach Oſten bewegte, obwol ihr Urſprung in vorhiſtoriſchen Zeiten in der Richtung nach Oſten zu ſuchen ſein mag. Barth iſt der Meinung, es werde ſich mit der Zeit klar herausſtellen, daß die Fulbe die Pyrrhi Aethiopes des Ptolemäus und die helle herrſchende Bevölkerung von Ghanata waren. Schon im 16. Jahrhundert waren die Fulbe in den Landſchaften öſtlich vom Niger ſtark und nicht ohne Einfluß und im nächſten Jahrhundert finden wir Fulbeſtämme ſelbſt in verſchiedenen Ortſchaften Baghirmis angeſeſſen. Aber eben in dieſer weiten Verbreitung lag der Grund, daß die Nation in den einzelnen ſchwachen Königreichen, wo ſie eine neue Heimat gefunden hatte, mit Ausnahme von Baghena, machtlos blieb. Eine neue Epoche für ſie eröffnete ſich erſt im Jahre 1802, als Báua, der Herrſcher von Gober, den Scheich Othman und die übrigen Fulbehäuptlinge vor ſich lud und die Anſprüche, welche ſie zu machen anfingen, mit Strenge zurückwies. Othman war zu jener Zeit im Dorfe Daghel unweit des heutigen Wurno angeſiedelt, wo er bei ſeinen Landsleuten das Amt eines Imam verwaltete, und hatte ſchon früher angefangen, ihnen einen neuen religiöſen Impuls zu geben, der ſie über ihre kleinlichen Privatintereſſen erhob. Damals aber mit Unwillen erfüllt über die Art, wie er, der große Gläubige, ſich von jenen Heiden, den Goberaua, behandelt ſah, ward er angeſpornt, den Verſuch zu wagen, ſich und ſeine Stammesgenoſſen von der Gewalt des eingeborenen Landesherrſchers unabhängig zu machen. Nachdem er daher ſeine Landsleute verſammelt hatte, die ihn unter dieſen Umſtänden zum Scheich ernannten, erhob er die Fahne religiöſer und politiſcher Genoſſenſchaft ſeines Stammes. Seine Unternehmung war im Anfange keineswegs erfolgreich; aber der Fanatismus ſeiner Anhänger, die er fortwährend durch ſeine religiöſen Geſänge (deren berühmteſten der Verfaſſer im Anhange mittheilt) zu friſcher Energie begeiſterte, war ſo groß, daß er zuletzt glücklich genug war, den Grund zu einem ausgedehnten Reiche zu legen. Dabei ward er nach Kräften von ſeinem Bruder Abd-Allahi unterſtützt, der, obgleich ihm an Jahren überlegen, der erſte geweſen war, welcher ihm ſeine Huldigung darbrachte, ſowie auch, und zwar ganz beſonders, von ſeinem Sohne Mohammed Bello. Othman nahm ſeine Reſidenz zuerſt in Gando, wo er eine lange Zeit hindurch belagert wurde, ſpäter in Sſiffāua, wo er ſein Leben in einer gewiſſen fanatiſchen Ekſtaſe endete, wie dies Clapperton geſchildert hat. Sein Sohn und Nachfolger Mohammed Bello war bemüht, mehr Ordnung in das befeſtigte Reich zu bringen. Er zeichnete ſich nicht weniger durch ſeine große Liebe zur Gelehrſamkeit als durch ſeine kriegeriſche Geſinnung aus, und verdient überhaupt einen hohen Rang unter den afrikaniſchen Herrſchern, wenn er auch in ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen nicht immer glücklich war und ihm wie allen Fulbe das eigentliche Organiſationstalent abging. Seine Kämpfe gegen die einheimiſchen Stämme ſowie gegen ſeinen großen Nebenbuhler Mohammed-el-Kanemi von Bornu entſchä-

digen die Art, wie er Clapperton bei dessen zweitem Besuche behandelte. Von der Regierung seines Bruders und Nachfolgers Atiku (1832—37) wissen wir weiter nichts, als daß während derselben volle Sicherheit geherrscht haben soll. Dagegen machte sich unter dessen Nachfolger Allu, einem Sohne Bello's, der Geist nationaler Unabhängigkeit in einem weitgreifenden Befreiungskriege Luft. Da diesem Fürsten die meisten von den edeln Eigenschaften seines Vaters und zumeist dessen kriegerische Gesinnung abgehen, so befand sich das ausgedehnte Reich, das sich im Süden bis an den Benue und im Südosten fast bis an den Sserwele oder Schari erstreckte, bei der Ankunft Barth's in einer höchst trostlosen Lage, aus der nur ein kräftigerer Herrscher es zu retten vermag.

Barth hatte während seines langen Aufenthalts in Wurno und in dem nicht weit südöstlich davon gelegenen, immer mehr verfallenden Sokoto, der eigentlichen Haupt- und frühern Residenzstadt des Reichs, hinlängliche Veranlassung, die traurigen Verhältnisse desselben kennen zu lernen. Endlich konnte er sich von Allu verabschieden, der mit wenig Beute und ohne allen Ruhm von seinem Feldzuge zurückkehrte, und setzte am 8. Mai seine Reise fort. Ein neuntägiger Marsch in südwestlicher Richtung brachte ihn nach Gando, der Residenz Challlu's, des Beherrschers des westlichen Fullореichs, dessen Provinzen beide Ufer des Niger einschließen. Challlu ist ein Sohn des obengenannten Abd Allahi, dem sein Bruder Othman bei seinem Tode den westlichen Theil des weiten, von ihm beherrschten Gebiets abtrat. Er folgte seinem Bruder Mohammed Wani vor etwa 17 Jahren, lebt aber seit seinem Regierungsantritt in einem Zustande mönchischer Zurückgezogenheit. Dieser Umstand, welcher Barth dazu nöthigte, seine Geschenke durch eine treulose Mittelsperson überreichen zu lassen, verursachte ihm viel Schwierigkeiten; nur durch ein wiederholtes Geschenk brachte er es dahin, daß ihm Challlu nicht blos die Weiterreise gestattete, sondern ihm sogar einen eigenhändigen Freibrief für Engländer überhaupt gab. Durch den Aufstand Daud's, des aufständischen Häuptlings der Kabaua, befand sich das Reich in solcher Zerrüttung, daß Barth keinen Ausflug in die Umgegend der Stadt wagen konnte. Dagegen hatte er das Glück, von dem gelehrten Bochâri, einem Sohne Mohammed Wani's, eine Handschrift des überaus schätzbaren historischen Werkes Ahmed Baba's zu erhalten, das ihm einen ungeahnten Blick in die frühere Macht des Sonrhayreichs verstattete, und daraus die im neunten Bande der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft" veröffentlichten Auszüge zu machen. Am 4. Juni, nach bereits angebrochener Regenzeit, verließ Barth die von einem herrlichen Pflanzenschmuck umkleidete, aber äußerst düstere und todte Hauptstadt des ausgedehnten Reiches Gando, dessen herrliche Provinzen an jenem großen westafrikanischen Flusse, der einen so leichten Zutritt in diesen Erdtheil eröffnet, oder an dessen Armen gelegen sind, damals aber meistentheils in einen Abgrund von Anarchie versunken waren.

Die Straße führte längs der sumpfigen oder trockenen Faddama anfangs in westlicher, später in nordwestlicher Richtung durch die fruchtbare Provinz Kebbi, deren östlicher Theil noch zu Sokoto gehört. Hier sah der Reisende auch die schöne Stätte von Birni-n-Kebbi, deren einstige Größe jetzt nur noch durch die Größe der Mauer angedeutet wird. Während das Sonrhayreich in Trümmer zerschmettert wurde, ward sie nicht nur der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels, sondern auch der Sitz eines mächtigen Königreichs, das zur Zeit seiner Blüte seine Herrschaft über alle benachbarten Länder am Niger ausbreitete und selbst mit dem mächtigen Bornureiche unter dem kriegerischen Mohammed einen nicht erfolglosen Kampf unternehmen konnte, aber endlich 1806 von den Fulbe erobert ward. Ein langer Tagemarsch durch eine gefahrvolle dichte Waldwildniß brachte die Reisenden in das Foghâthal, die Grenzscheide zwischen den beiden großen Stämmen der Haussaua und Sonrhay, wo auf 30 Fuß hohen, fast regelmäßig viereckigen Schutterrassen nach Art der alten assyrischen Städte Salzweiler erbaut sind, zu deren Füßen sich seichte schmuzige Pfuhle salzhaltigen Wassers von fast schwarzer Farbe ausbreiten, welches den ganzen Thalboden mit seinem Salzgehalte durchschwängert und aus dem die kriegerischen Thalbewohner ein werthvolles Salz zu gewinnen verstehen.

Am 20. Juni erreichte endlich Barth das nächste Ziel seines rastlosen Forscherdranges, seiner heißen Sehnsucht: er hielt mit seinem Rosse der Stadt Sſay gegenüber an den Ufern des mächtigen Nigerstroms, der hier zwar nur 1000 Schritt breit ist, aber seine Fluten (bis auf einen einzigen kleinen Felsen) ungebrochen zwischen 20—30 Fuß hohen Felsufern mit einer Schnelligkeit von ungefähr drei (englischen) Meilen in der Stunde dahinrollt. Wie alle centralafrikanischen Flüsse führt er in den Gebieten verschiedener Zungen verschiedene Namen: er ist der „Große Fluß", der „Dhiuliba" oder „Yuli-ba", der Mandingo (Yuli) oder Wâkore, der „Mayo" der Fulbe, der „Eghirrĕu" der Imôscharh oder Tuâreg, der „J-ſſa" oder „Sſai" der Sonrhay, der „Kuâra" der Kombori, der „Baki-n-rua" der Haussaua. Der Name „Niger" kommt von dem Worte „n-eghirrĕu", ist also mit dem Ausdrucke der Tuareg identisch. Von Sſay aus, das ungefähr unter 13° nördl. Br. und 2½° östl. L. von Greenwich gelegen ist, erstreckt sich der Fluß aufwärts in fast gerader nordwestlicher Richtung bis in die Nähe des 18. Breitengrades, wo er im District Burrum (0° östl. L.) eine ziemlich gerade westliche Richtung bis Timbuktu (3° westl. L.) einschlägt, um von hier wieder in südwestlicher Richtung bis zu der mit Sſay fast genau unter demselben Breitengrade gelegenen Stadt Djenni im Reiche Mâſſina hinaufzusteigen, von wo sich seine noch unerforschten Quellen weiter westlich in die Nähe der Quellen des Senegal hin verlieren. Denkt man sich daher die untere, größere Parallellinie hinweg, so stellt der Lauf des Niger zwischen den angedeuteten vier Punkten ziemlich genau die Form eines Parallelтrapezes mit beinahe gleichen Winkeln dar. Verlängert man sodann im Gedanken die östliche Seite um ihre eigene Größe,

also bis zum 8° nördl. Br., so erreicht man ziemlich den Punkt, wo der große östliche Nebenarm, der Benue, einmündet und mit dem Hauptarme vereint in ziemlich südlicher Richtung der Bucht von Benin zuströmt.

Die Stadt Sfay ist ziemlich groß und trotz ihres erstaunlichen Mangels an Betriebsamkeit für die Europäer der bedeutendste Punkt in dieser ganzen Flußlandschaft, wenn es ihnen einmal gelingt die Flußschnellen weiter unten zwischen Rabba und Yauri zu passiren. Der dortige Statthalter war über die Ankunft Barth's — des ersten Christen, der diesen Platz je besucht hatte, da Mungo Park auf seiner ewig denkwürdigen Nigerfahrt hier ganz unbemerkt vorbeigeschifft zu sein scheint — höchlichst entzückt und hegte den ernstlichsten Wunsch, daß ein Dampfschiff oder anderes Fahrzeug der Europäer den Fluß heraufkommen und seinen Markt mit europäischen Erzeugnissen versehen möge. Als er aber hörte, daß der Reisende keinen Handel treibe, fing er an, denselben mit Argwohn zu betrachten und seine Abreise zu betreiben. Barth verweilte auch nur wenige Tage. Da an eine Flußfahrt stromaufwärts fürs erste gar nicht zu denken war, so mußte er, den vom Niger zwischen Sfay und Timbuktu gebildeten stumpfen Winkel abschneidend, in möglichst gerader Richtung den Landweg nach letzterer Stadt verfolgen. Dabei zeigte sich aber ein Uebelstand, den Barth auf seinen bisherigen Reisen noch nie verspürt hatte: er sowol wie seine Begleiter waren der Sprache der Sonrhay, des Grundstocks der Bewohner der vor ihm liegenden Gegenden, unkundig und sein eigenes Studium war zunächst ausschließlich dem Fulfulda, der Sprache des erobernden Stammes, gewidmet. Er mußte am 24. Juni die Weiterreise antreten, ohne einen sprachkundigen Landeseingeborenen für seinen Dienst gewinnen zu können.

Der Weg führte zunächst durch die hügelige Landschaft Gurma, in deren Hauptstadt Tschampagóre Barth den ausgezeichneten Häuptling Mohammed Galaidja besuchte. Er schildert denselben als einen Mann von ungefähr 70 Jahren mit einem überaus angenehmen, fast europäischen Gesichtsausdruck. Galaidjo folgte im Jahre 1815 seinem Vater Hambodédjo, dem mächtigsten Häuptlinge Mássinas oder Melles am obern Niger, wo nach dem Sturze des Sonrhayreichs durch Mulai Hamed von Morokko viele kleine Königreiche entstanden waren. Nun ereignete es sich, daß durch die große religiös-politische Bewegung der Fulbe in Gober angeregt, sich auch unter deren Stammesgenossen am obern Niger ein Anführer erhob, welcher sich dasselbe Ziel der Verbreitung des Islam in seiner neuen gereinigten Form stellte. Dieser Anführer war Mohammed oder Hamed Lebbo. Bei seiner Ankunft in Mássina (1817) schloß er anfangs ein Bündniß mit Galaidjo, der selbst den Islam annahm, und eroberte mit ihm verbrüdert das benachbarte Land. Als er aber später von seinem Verbündeten Unterwerfung und Anerkennung seiner Oberherrschaft verlangte, ward Galaidjo in einen dreijährigen Krieg mit ihm verwickelt und sah sich zuletzt genöthigt, mit dem Reste seiner Anhänger weiter östlich eine neue Heimat zu suchen, wo ihn der Herrscher von Gando mit offenen Armen aufnahm. Dieser war nämlich mit dem unabhängigen Treiben Lebbo's und seines Sohnes und Nachfolgers Ahmedu keineswegs zufrieden; denn jene Reformatoren gingen in ihrem puritanischen Eifer und ihrer Siegesüberhebung so weit, daß sie ihren Landsleuten in Sokoto und Gando eine Botschaft des Inhalts zuschickten, wenn sie sich nicht bequemen wollten, die Zahl ihrer Weiber auf zwei zu beschränken und ihrer weiten weiblichen Kleidung zu entsagen, so würden sie ihnen einen feindlichen Besuch machen. Aus diesem Grunde herrscht noch jetzt kein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Höfen von Sokoto und Gando einerseits und dem von Hamd-Allahi andererseits; daher auch die von dem sonst in jeder Beziehung so bereitwilligen Aliu an Barth gestellte Bedingung, den letztgenannten Hof nicht zu besuchen. Die eingewanderte Gemeinde hat inmitten der Umwohner ihren eigenthümlichen Typus und ihre ursprünglichen Sitten fest bewahrt. Während alle Fulbe der Umgegend ein ziemlich schlanker Menschenschlag mit ausdrucksvollen und scharf geschnittenen Zügen sind und sich durchaus in weiße Farben kleiden, sind diese Einwanderer untersetzte, kräftige Leute mit offenen, runden Zügen und langem, schwarzem, buschigem Haar, alle gleichmäßig in hellblaue Toben gekleidet und ohne Ausnahme mit Feuergewehr, oft mit französischen Doppelflinten bewaffnet, einzelne in ihrer Haltung an den Charakter des Europäers erinnernd. Gurma enthält außerdem noch eine Reihe unabhängiger (mit den südwestlich davon wohnenden Mossi oder More und Tombo verwandter) Stämme unter einheimischen Häuptlingen, von denen namentlich die Torobe specielle Erwähnung verdienen.

Bald nach dem Eintritte in die nordwestlich von Gurma gelegene Provinz Yaghe setzten die Reisenden über die Sfirba, einen hier fast 100 Schritt breiten und 12 Fuß tiefen Nebenfluß des Niger. Drei weitere mächtige Ströme, alle ebenfalls südöstlichen Laufs, welche sie weiterhin zu passiren hatten, ergossen sich wahrscheinlich in die letztere. An der Grenze von Libtáko, der nordöstlichsten Provinz des Gondorreichs, war wieder ein bedeutender Waldstrom von wenigstens 600 Schritt Breite und 4½ Fuß Tiefe zu überschreiten. Ueberhaupt hatte man eine sehr wasserreiche Gegend betreten; der Boden hat nämlich zu wenig Neigung, um dem sich ansammelnden Wasser die Möglichkeit des Abflusses zu gewähren, sodaß sich hier und da ansehnliche Wasserbecken, oft in der Ausdehnung eines ungeheuern Sees, bilden. Ein solches sammelt sich z. B. alljährlich an der Westseite von Dore, der äußerst verfallenen Hauptstadt der in einem völlig anarchischen Zustande befindlichen, von den immer weiter südlich vordringenden Tuareg bedrohten Provinz Libtako, welche jedoch ein großer Verkehrspunkt für die Araber von Asauád, dem nördlich von Timbuktu gelegenen Wüstenstrich, ist, deren verschiedene Straßen sich sämmtlich an einem großen seeartigen Hinterwasser des Niger, dem Chaléibleb, etwa 40 Meilen nördlich von Dore, vereinigen, dessen Wasser nach der Regenzeit mit der erwähnten

Ansammlung bei der Hauptstadt in Verbindung steht. Die Araber bringen hauptsächlich Salz, die östlichen Mandingo weiße Kolanüsse und Muscheln, die Einwohner von Nessi Esel und Baumwollenstreifen, die Uferbewohner des Niger Butter und Korn auf den Markt.

Barth hatte kurz zuvor einen Araber aus Walata (westlich von Timbuktu) in seinen Dienst genommen, der außer dem Arabischen auch Fulfulda, Sonrhay, Mossi, Bambara und Temäschirht sprach; aber dieser verschlagene und treulose Mensch, der durch Barth's Erzählung eine schmachvolle Unsterblichkeit erlangt hat, war seinem Herrn in dem noch bevorstehenden gefährlichsten Abschnitte seiner Reise eher ein Hemmniß und ein Fluch, als eine Hülfe. In Folge der unaufhörlichen Regengüsse schwollen die zahlreichen Flüsse und Sümpfe so sehr an, daß ihr Uebergang mit vielfachem Aufenthalt und zahlreichen Schwierigkeiten verbunden war. Es war dem Reisenden vollkommen unmöglich, den Lauf dieser meist ganz zeitweiligen Waldströme und ihr Verhältniß untereinander näher zu bestimmen, und ebenso vermochte er später auf seiner Straße am Ufer des Niger herab nur wenige von den untern Stromläufen dieser Gegend mit den auf der Hinreise nach Timbuktu durchschnittenen obern Stromläufen in Verbindung zu setzen. Der bedeutendste dieser Ströme war der Guggoma in der Landschaft Aribinda, der erst nach vielen vergeblichen Bemühungen zur größten Noth an einer Stelle passirt werden konnte, wo er einen eine halbe Meile breiten Sumpf bildete. Während die Reisegesellschaft im Walde nach einer Furt suchte, stürzten plötzlich 150—200 halbnackte Menschen von wildem Aussehen, jeder mit ein paar Speeren und einem zerfetzten Schilde aus dem Felle der Leukoryx bewaffnet, aus dem Gebüsche hervor und umzingelten sie, ihre Waffen mit kriegerischen Geberden über den Köpfen schwenkend. Barth erzählt:

Es schien sich eine ernsthafte Angelegenheit entwickeln zu wollen. Hierbei war nun das Geleit meines Walaters jedenfalls von Nutzen; denn als ich, von diesen kriegerischen Gestalten umringt, mein Gewehr anlegte, bat mich dieser schlaue Gesellschafter, ruhig gerade auf die Leute loszureiten. Während ich dies nun that, gab er den Eingeborenen durch Schreien zu verstehen, daß ich ein Scherif sei und ein Freund des Scheichs El Bekay, welchem ich eine Anzahl Bücher aus dem Orient brächte. In Folge dessen ließen sie plötzlich ihre Speere sinken und umringten mich mit den dringendsten Bitten, ihnen meinen Segen zu ertheilen. Die Umstände, in denen ich mich befand, zwangen mich ihren Wunsch zu erfüllen; aber es war keineswegs eine angenehme Sache, meine Hand auf alle diese schmutzigen Köpfe zu legen.

Die Gefahr wurde ungleich größer, als man die steinige, von dem Bomborigebirge mit seinen malerischen, durragten Felsenmassen durchzogene Provinz Dalla erreichte, die von einem Statthalter regiert wird, der dem fanatischen, in Hamd-Allahi residirenden Herrscher von Massina in directer Abhängigkeit unterworfen ist. Da der letztere nun nimmermehr einem Christen erlaubt haben würde, sein Gebiet zu betreten, und überdies gerade damals ein junger, ganz unerfahrener Prinz Namens Ahmadu an die Regierung gekommen war, so sah sich Barth genöthigt den Charakter eines Arabers anzunehmen und hielt es unter diesen Umständen für das Beste, gleich als Scherif aufzutreten. Nichtsdestoweniger mußte er dem Statthalter noch unterwegs in einem Dorfe seine Aufwartung machen. Dieser steht mit seinem südlichen Collegen und Nachbar, dem Statthalter von Gilgodji, fast beständig auf dem Kriegsfuße, wie das mit beinahe allen diesen Häuptlingen der Fall ist, obwol sie die Lehnsdiener desselben Oberherrn sind. Später sollte ihn Barth unter ganz veränderten Verhältnissen wiedersehen, nämlich als Verbannten, wo er sogar genöthigt war, ihn um Schutz gegen seine eigenen Landsleute und Glaubensgenossen anzustehen. Höchst eigenthümlich ist der zugleich mit dem Islam über diesen ganzen Theil des Sudan eingeführte Baustil: die hohen runden Thonhäuser mit ihren spitzen konischen Strohdächern und ihren Verbindungsmauern geben den Ortschaften das Aussehen von Miniaturfestungen mit zahlreichen Bastionen, Thürmen und Courtinen, während die sie umgebenden einzelnen Stroh- und Rohrhütten sich oft wie Zipfelmützen ausnehmen. Sonrhay und Fulbe wohnen hier mehr oder weniger vermischt untereinander.

Man betrat nunmehr dasjenige Gebiet, wo die Tuareg Iregenäten (d. h. die gemischten Stämme) ihre Zeltlager aufgeschlagen hatten. Barth wußte sich durch Geschenke die Freundschaft dieser nomadischen Viehzüchter zu gewinnen, die er als Leute von breitschulterigem Wuchse, untersetzt und von schönem Ebenmaß der Glieder, mit einem gefälligen Gesichtsausdruck und einer weißen Hauptfarbe beschreibt. Unter dem Schutze dieser neuen Freunde, welche durch die Berührung mit den ungastlichen Sonrhay ihre alte Gastlichkeit nicht ganz verlernt hatten, setzte nun Barth unter fortwährender Angst vor Verrath von seiten des habsüchtigen Walaters, der diese seine Lage zu mannichfaltigen Erpressungen benutzte, seine Reise weiter fort und traf am 18. August in der Stadt Bámbare ein. In dieser kleinen, von räuberischen Fulbe bewohnten Ortschaft mußte er unter so peinlichen Umständen mehrere Tage verweilen, während der Walater und ein anderer seiner Diener dem großen Tuaregháuptling Sfomki, dessen Lager sich in der Nähe von Sfaraiyámo befand, von ihm ein ansehnliches Geschenk überbrachten, um sich seines Schutzes zu versichern. Bámbare liegt an einem Arme oder vielmehr todten Hinterwasser des Niger, das während des höchsten Standes der Ueberschwemmung, d. h. 4—5 Monate im Jahre, auf doppeltem Wege einen directen Flußverkehr mit Timbuktu gestattet. Dieses flache Gewässer wird im Westen von einer Hügelkette begrenzt, welche das in südwestlicher Richtung 7—8 Meilen lange herrliche Seebecken des Nyéngai davon absondert. Nach der Rückkehr seiner Diener brach Barth, der inzwischen den Bewohnern von Bámbare auf deren Gesuch durch seine Fürsprache bei Allah Regen erwirkt hatte, wieder auf, passirte den erwähnten See und kam Tags darauf im Lager Sfomki's an. Obwol hier und anderwärts einigemal nahe daran entlarvt zu werden, gelangte er glücklich nach Sfaraiyámo, einer leidlich blühenden Stadt von etwa 5000 Einwohnern, deren Statthalter direct

unter dem Befehle des Herrschers von Hamd-Allahi steht. Barth mußte hier nicht nur vor einer Versammlung der Vornehmen das Eröffnungsgebet des Kuran hersagen, was er mit gleich günstigem Erfolge wie in Bámbare that, sondern auch dem Statthalter Othman ärztlichen Beistand leisten und ihm sodann seinen Segen zu einer Reise nach der Hauptstadt ertheilen, auch dies mit gleicher Wirksamkeit. Als der Statthalter später erfuhr, daß der vermeintliche Scherif ein Christ sei, ward er sehr entrüstet, weil er in dieser Beziehung nicht den leisesten Argwohn gehegt hatte. Dies machte nun dem Scheich El Bakáy nicht wenig Vergnügen und er schrieb jenem zu wiederholten malen, er solle doch ganz zufrieden sein, daß ihm ein so böser Mensch wie ein Christ nicht allein Regen, sondern sogar eine gute Aufnahme bei seinem Oberherrn verschafft habe.

Weit über dieses ganze Land hin breitet sich ein Netz von Flußarmen, Hinterwässern und Kanälen aus, von dem man früher gar keine Vorstellung hatte, und das während einer gewissen Jahreszeit eine gewaltige Wasserverbindung eröffnet. In der Regenzeit reist man von hier auf einem westlichen Arme nach Timbuktu, während man zu Anfang der Flußschwelle eine östliche Abbiegung machen muß. Auf dem letztern Arme trat auch Barth, unter Zurücklassung eines Theils seiner Pferde und Kameele, in froher, gehobener Stimmung am 1. September seine überaus interessante Flußfahrt an. Der Fluß, bei Sfaraiyámo 450—500 Schritt breit, ist bald offen, bald mit „Burgu", einem reichsaftigen Grase, welches dort das Hauptfutter für Rinder und Pferde bildet und sogar den Menschen mit einem süßen Getränk und einer Art schlechten Honigs versorgt, sowie mit weißen Wasserlilien so dicht überwachsen, daß an vielen Stellen das Ruder gar nicht zu gebrauchen ist. Auch die Ufer sind bald mit hohem Rohrgras überwachsen, bald frei und mit zahlreichen Dumpalmen und Tamarinden geschmückt. Ein böser Uebelstand ist aber, daß die größern Boote in diesen seichten Hinterwässern nicht nahe genug ans Ufer herangefahren werden können und daher die Passagiere täglich zwei- bis dreimal durch das Wasser zu waten haben. Diese Ufer, einst belebt von dem Geräusch vieler größern und kleinern Dörfer der eingeborenen Sonrhay, sind jetzt auf große Strecken in Stille und Verödung begraben. Lebhafter wurden dieselben, als man sich am 4. September der Insel Kora näherte, um deren Nordspitze herum man in den majestätischen Hauptarm des Stroms einbog, der an dieser Stelle etwa eine englische Meile breit war. Der Verfasser sagt:

Es war mir recht interessant, hier die vom wohlverdienten französischen Reisenden René Caillié auf seiner mühevollen und gefährlichen Reise durch den ganzen westlichen Theil von Nordafrika, von Sierra Leone nach Marokko, verfolgte Straße zu erreichen, und es ist mir eine angenehme Pflicht, die allgemeine Richtigkeit seiner Beschreibung zu bestätigen.

Er erklärt die Eifersucht der Engländer gegen ihn einfach dadurch, daß er hinzufügt, es sei den letztern ein unerträglicher Gedanke gewesen, daß einem armen, schutzlosen Abenteurer, der sich unter dem schmählichsten Lügennetz verbergen mußte, ein Unternehmen gelingen sollte, dem einer der kühnsten und hochherzigsten Offiziere ihres Heeres, Major Laing, zum Opfer gefallen war. Am 5. September landete Barth in Kábara, der Hafenstadt Timbuktus. Leider war ihm bereits die unerfreuliche Nachricht geworden, daß der Scheich Ahmed El Bakáy, auf dessen allgemein gerühmten edeln und zuverlässigen Charakter er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, zur Zeit abwesend sei. Barth empfand in dieser Lage wie schon anderwärts schmerzlich den Mangel eines directen Empfehlungsbriefs von Konstantinopel: er ward alsbald Gegenstand der Neugier, der Zudringlichkeit, des Argwohns, der Habsucht, ja selbst unzweideutiger Bedrohung. Am zweiten Tage darauf ritt er, begleitet von Sfidi Alaúdi, einem jüngern Bruder des Scheichs, dem sein wahrer Charakter insgeheim mitgetheilt worden war, durch eine öde Landschaft, die entschieden den Charakter einer Wüste hatte, dem langersehnten Ziele seiner Reise entgegen und hielt, von einer ihm entgegenkommenden Schar Leute aus der Stadt begrüßt, nicht ohne neue Gefahr bei dieser Gelegenheit sich zu verrathen, seinen Einzug in Timbuktu, wo er sich in einem dem Scheich gehörigen Hause der eigenen Wohnung desselben gegenüber einquartierte.

Timbuktu (ursprünglich Túmbutu) hat lange Zeit in Europa als der Mittelpunkt und die Hauptstadt eines großen Negerreiches figurirt, aber mit Unrecht; denn es hat zu keiner Zeit, und am wenigsten in der ältern blühenden Periode des Landes, mehr als eine untergeordnete Rolle gespielt. Freilich war von dieser Periode wie überhaupt von der Geschichte des westlichen Sudan bisher soviel wie nichts bekannt. Jetzt dagegen ist uns durch den bereits oben erwähnten glücklichen Umstand, daß Barth Gelegenheit fand, die von Ahmed Baba, einem durch hohe Stellung, reiche Lebenserfahrung und große Gelehrsamkeit ausgezeichneten Manne, verfaßte und aus innern wie aus äußern Gründen durchaus glaubwürdige, vollständige Geschichte des Reichs Sonrhay von den ersten Spuren historischer Urkunden bis zum Jahre 1640 unserer Zeitrechnung durchzusehen, ein überraschender Einblick in die bisher dunkeln Zeiträume der Geschichte jenes ausgedehnten und wichtigen Landgebiets eröffnet worden. Leider konnte Barth diese Schrift nur theilweise excerpiren; aber diese Auszüge reichen hin, eine sehr fühlbare Lücke unsers historischen Wissens bis auf weiteres befriedigend auszufüllen, wie außer einer großen Menge in dem vorliegenden Reisewerke zerstreuten Notizen und einem der Geschichte des Sonrhayreichs und der Stadt Timbuktu eigens gewidmeten Kapitel ganz besonders die dem vierten Bande angehängten, 73 Seiten einnehmenden, chronologischen Tabellen über die Geschichte von Sonrhay und der benachbarten Königreiche zur Genüge darthun. Wir würden unserer Aufgabe nicht gerecht werden, wenn wir nicht den Versuch machen wollten, dieselbe in ihren Hauptzügen kurz zu skizziren.

Das älteste Reich im Stromgebiete des Niger, von dem wir historische Kunde haben, ist das Königreich Ghana oder Ghánata, dessen centraler Theil die jetzige Provinz

Ghána südwestlich von Timbuktu (16° nördl. Br., 5° westl. L.) umfaßte. Dasselbe wurde um das Jahr 300 unserer Zeitrechnung von Wakayamangha gegründet und bis zum Beginn der Hedschra von 22 Königen aus einer weißen (leukäthiopischen?) Dynastie beherrscht. Sechzig Jahre später finden wir in Ghánata bereits ein ausgedehntes mohammedanisches Stadtviertel mit 12 Moscheen. Ueberhaupt streift die Verbreitung des Islam in jenen Gegenden an das Wunderbare. So bekannte sich zu Anfang des 9. Jahrhunderts Tllutan, der mächtige Wüstenhäuptling der Limtuna, zu der neuen Religion und bekehrte die benachbarten Negerstämme. Als der zweite Nachfolger desselben, Temim, 918 von den Senágha, welche um die Mitte des 10. Jahrhunderts über die ganze Nachbarschaft des Negerlandes mit Einschluß von Ghánata beherrscht zu haben scheinen, erschlagen worden war, theilten sich die Berberstämme an der Grenze der Wüste und des Negerlandes in die Herrschaft. Unter diesen werden Tin-Yerutan, der König von Audaghost, einer wichtigen Handelscolonie der Senágha westlich von Walata am Kodiagebirge, und Tinesua, dem 23 Negerkönige tributpflichtig gewesen sein sollen, namentlich erwähnt. Audaghost, das später von Ghánata abhängig geworden war, wurde (1052) von Yáhia Ebn Omar, dem Häuptling der Merabotin (Tuareg), der Schüler des Religionslehrers Abd Allah Ebn Yassin, erobert und geplündert. Dessen Bruder Abu Bekr (1056—88) unternahm einen Kriegszug im großen Maßstabe gegen die Negerstämme, eroberte Ghánata von den Senágha und zwang einen großen Theil der Einwohner sowie die benachbarten Districte des Negerlandes zur Annahme des Islam. Im Jahre 1204 überwältigte der mit den Wakore eng verwandte Stamm der Mandingo oder Djuli die herrschende Klasse von Ghánata und gründete auf den Trümmern ihres Staats das mohammedanische Reich Melle, dessen Einfluß sich über den ganzen mittlern Lauf des Niger erstreckte. Der größte aus der Reihe der Könige von Melle, Mansa Mussa (1311—31), entwickelte die ganze militärische und politische Macht dieses Königreichs, das nach Ahmed Baba's Worten „eine Stärke zum Angriff ohne Maß und Grenze" besaß. Er unterwarf das aus den Ueberbleibseln von Ghánata gebildete Ghadma, Sagha, Timbuktu und Sonrhay mit seiner Hauptstadt Gogo, blieb aber im besten Einverständniß mit dem Sultan Abu'l Hassan von El Mágbreb (Marokko). Im Jahre 1326 unternahm er eine Pilgerfahrt nach Mekka mit einer äußerst zahlreichen Begleitung, die einem ganzen Armee glich, und mit großen Reichthümern, er nahm seinen Weg über Walata und Tauát und kehrte über Gogo zurück. Das eigentliche Melle scheint eine doppelte Regierungsform gehabt zu haben, eine politische und eine nationale. In ersterer Hinsicht war es in eine nördliche und eine südliche Provinz getheilt, die wahrscheinlich durch den Dhiuliba geschieden wurden; in der letztern aber bildete es drei große Provinzen mit je 12 Häuptlingen oder Statthaltern. Unter Mansa Mussa's Nachfolgern scheint das Reich einige Verluste erlitten zu haben; denn wir finden erwähnt, daß erst der Bruder des erstern und Nachfolger des letztern, Mansa Sliman (1335—59), seine Macht wiederhergestellt, Timbuktu abermals erobert und sogar das eigentliche Sonrhay zur Anerkennung seiner Oberherrschaft genöthigt habe. Nach seinem Tode schwächten lange Zeit hindurch innere Unruhen, Thronstreitigkeiten und schlechte Regierungen das Reich, das wir in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts unter fünf Parteien, nämlich unter die drei nationalen und die zwei politischen Statthalter getheilt finden; doch erscheint es noch in dem Bericht des Portugiesen Aloise Cada Mosto (1454) als das mächtigste Königreich des ganzen Negerlandes mit Einschluß von ganz Gambia und von großer Wichtigkeit für den Handel mit Gold über Kukia nach Aegypten und über Tumbutu nach Tauat und Wadan, dem damaligen Mittelpunkt des Sklavenhandels. Erst als infolge eines Thronstreits König Sonni Ali von Sonrhay die Hauptstädte zerstörte, ging das seit lange geschwächte Reich auf immer zu Grunde.

Der Ursprung des Reichs Sonrhay ist auf Sá Alayámin zurückzuführen, welcher zu Anfang des 7. Jahrhunderts nach Kukia kam und die älteste (wahrscheinlich libysche) Dynastie der Sá gründete. Von der Lage Kukias wissen wir weiter nichts, als daß es 15 Meilen von Ghánata entfernt und um die Mitte des 11. Jahrhunderts ausschließlich von Mohammedanern bewohnt war, während alles ringsumher noch dem Götzendienste huldigte. Später verlegten die Herrscher der genannten Dynastie, deren funfzehnter, Sa Kassi (1009), den Islam annahm, ihren Regierungssitz nach Göho oder Gárho, einer schon zu Ende des 9. Jahrhunderts blühenden und namentlich über Wárgela am Nordrande der Wüste (jedenfalls dem Bakalitis des Ptolemäus) im lebhaften Verkehr mit Nordafrika stehenden Handelsstadt, deren einer Theil von Mohammedanern, der andere von Heiden bewohnt war. Timbuktu wurde erst im Beginn des 12. Jahrhunderts von den Imoscharh gegründet, war aber anfangs nur ein unbedeutender Marktplatz. Der Sonrhaystaat wuchs allmählich an Ausdehnung und Macht, gerieth aber nichtsdestoweniger, wie bereits oben erwähnt, in Abhängigkeit von dem großen Mellekönig Mansa Mussa (1326). Auch Timbuktu scheint sich demselben ohne Widerstand ergeben zu haben, erntete aber aus dieser Abhängigkeit von dem mächtigern Königreiche bedeutende Vortheile, indem es nun gegen jede Gewaltthätigkeit der benachbarten Berberstämme geschützt war und bald ein Marktplatz ersten Ranges wurde, in welchen die angesehensten Kaufleute aus Missr, Fesán, Ghadámes, Tauát, Tafilelét, Darah, Fás, Sjus und andern Orten nach und nach von Biru oder Walata übersiedelten. Allein schon wenige Jahre darauf wurde es durch den König von Mossi (welches bis zur jüngsten Zeit die Sache des Heidenthums mit Erfolg verfochten hat) mit Feuer und Schwert verwüstet und blieb nun sieben Jahre lang sich selbst überlassen, bis es (1387) wieder in die Abhängigkeit von Melle zurückfiel, in welcher es Ebn Batúta auf seiner Reise (1252) über Wa-

lata, Melle oder Mâli (der Hauptstadt an einem nördlichen Arm des Dhiuliba), Mima und sodann zu Flusse über Kábara nach Gogo vorfand. Im Jahre 1433 wurde es von einem Stamme der Imóscharh unter Akil dem Volk von Melle entrissen und von den Eroberern, die einen einheimischen Statthalter einsetzten, anfangs mit ziemlicher Milde regiert, später aber bedrückt und gemishandelt.

Zu derselben Zeit, wo Timbuktu durch den Herrscher von Mossi erobert ward, entfloh der Sonrhayprinz Ali Killun von dem Hofe zu Melle, wo er als Geisel gehalten worden war, in sein Geburtsland nach Gogo und machte dasselbe durch die Stiftung der Sfonnidynastie in gewissem Grade von Melle unabhängig. Der sechzehnte König dieser Dynastie, Sfonni Ali (1464 — 92), „der große Tyrann und berüchtigte Bösewicht", gestaltete die ganze Physiognomie dieses Theils von Afrika um, indem er das Königreich Melle niederwarf. Er zog auf Veranlassung des Statthalters Omar gegen Timbuktu, welches zuvor niemals zum eigentlichen Sonrhay gehört hatte, nöthigte Akil zur Flucht, verwüstete und plünderte die Stadt und richtete unter deren Bewohnern, besonders unter den Gelehrten, ein furchtbares Gemetzel an. Sodann unterwarf er nicht nur Bághena, sondern auch Djinni, welches nicht einmal von den Königen von Melle erobert worden war, begnügte sich aber damit die Häuptlinge dieser Länder tributpflichtig zu machen. Sfonni Ali war es jedenfalls auch, an den João II. von Portugal eine Gesandtschaft schickte und der den Portugiesen erlaubte, in Wadan eine Factorei zu errichten, die sie jedoch nicht lange unterhielten, da der Ort zu unfruchtbar und von der Küste zu weit entfernt war. Er ertrank bei seiner Rückkehr von einem Kriegszuge gegen Gurma, nachdem er die Soghorân und die Fullân, deren Macht in dieser frühen Zeitperiode von höchstem Interesse ist, unterworfen hatte. Gegen seinen Sohn Abu Bekr Daud erhob sich einer seiner Offiziere, Mohammed ben Abu Bekr, ein Eingeborener von Sonrhay, der, anfangs zurückgeschlagen, zuletzt (1492) den König in einer höchst blutigen aber entscheidenden Schlacht besiegte und unter dem Namen Askia oder Sikkia mit dem Titel Emir el Mumenin und Chalifa el Moslemin den Thron bestieg.

Das erste, was dieser große Sonrhaykönig that, war, daß er seinen Unterthanen einige Ruhe gönnte, indem er einem Theil der Bevölkerung friedlichen Geschäften nachzugehen erlaubte. Nachdem er durch Eroberung der wichtigen Stadt Sagha und durch Unterwerfung des Mandingho-Statthalters von Melle und des Herrschers von Djinni sein Reich befestigt und erweitert hatte, unternahm er mit seinen Prinzen und Gelehrten, mit den ausgezeichnetsten Männern aller ihm untergebenen Stämme und 1500 Bewaffneten eine Pilgerfahrt nach Mekka, welche ihn mit dem Osten in Berührung brachte und am meisten zur Verbreitung seines Ruhms beitrug. Ueberhaupt ein Freund der Gelehrsamkeit, suchte er in der heiligen Stadt die Belehrung der unterrichtetsten und frömmsten Männer und verewigte sein Andenken durch freigebige Stiftungen. Nach seiner Rückkehr unternahm er einen Kriegszug gegen Mossi, dessen König er vergeblich zur Annahme des Islam aufgefordert hatte, brachte das bereits tributpflichtige Bághena unter seine unmittelbare Herrschaft und erschlug einen Häuptling der damals sowol im Süden (Gurma) als im Nordwesten und Südwesten schon sehr mächtigen Fulbe. Im Jahre darauf (1501) zerstörte er die Hauptstadt von Melle (vielleicht Ahmed Baba's Sillen oder Salna), damals die größte Stadt im Negerland mit fast 6000 Wohnhäusern, und legte dem Beherrscher dieses Landes einen so schweren Tribut auf, daß er diesem dadurch vollständig die Hände band. Hartnäckiger und langwieriger war der Kampf gegen Barbu, das zwischen Gurma, Yorube und dem Niger eingeschlossene Land, dessen kriegerische Einwohner ihm einen verzweifelten Widerstand entgegensetzten. Während der nächsten Jahre beschäftigte er sich, wie es scheint, ausschließlich mit den innern Angelegenheiten seines ausgedehnten Reichs und hielt sich meist in der Nähe von Timbuktu auf, wo er sich auch während Leo's Anwesenheit (1506) befand. Im Jahre 1512 zog er, sein Reich immer weiter nach Westen ausbreitend, gegen den mächtigen Häuptling Allain und erschlug ihn in Saru. Dieser höchst interessante Zug übte gewaltigen Einfluß bis auf die Küste, wo die unternehmenden Portugiesen zu jener Zeit ihre Macht entfalteten. Als nämlich Kolli, Allain's ältester Sohn, der gerade damals auf einem Kriegszuge abwesend war, das Schicksal seines Vaters erfuhr, floh er mit seinem Heere nach Futa, welches damals dem König von Djolof gehörte, ermordete diesen und setzte sich in den Besitz der Hälfte seines Reichs. Schon im nächsten Jahre finden wir Hadj Mohammed auf einem Feldzuge gegen Osten, wo er nach Leo's Aussage nicht nur Katsena, Gober (damals eine große Haupt- und Handelsstadt), Sansera, Segheg, Kano und beinahe ganz Haussa unterwarf, sondern sogar die Berberstämme von Agades vertrieb und eine große Anzahl seiner eigenen Leute dorthin verpflanzte. Dies war jedenfalls der Höhepunkt seiner Macht; denn nach seiner Rückkehr empörte sich der Statthalter der Provinz Kebbi, schlug seinen Lehnsherrn und machte sich unabhängig. Es war aber auch der Höhepunkt seines Glücks; nach dem Tode seiner beiden treu ergebenen Brüder Omar Kumsághu und Omar ben Tumbutukoy ward er ein Spielzeug in den Händen seiner übermüthigen Söhne, bis endlich der muthmaßliche Thronerbe Nassi sich gegen ihn empörte und ihn (1529) zur Abdankung zwang. Ahmed Baba sagt, er sei zu mild gewesen, um ein unruhiges Land wie Sonrhay zu regieren. Innere Zerwürfnisse und unglückliche Kämpfe nach außen kennzeichnen die Regierung Mussa's und seines Neffen Mohammed Bánkore, während der kräftige Ismáil, ein jüngerer Sohn Hadj Mohammed's, schon nach drei Jahren starb. Dessen Bruder Isshák war der härteste König der je über Sonrhay herrschte; er verschaffte sich aber auch bei seinen Feinden, selbst in den entlegensten Theilen seines ungeheuern Reichs, Achtung und wies die

berechtigten Ansprüche des mächtigen Mulai Ahmed von Marokko mit Energie zurück. Sein Bruder Daud (1553—82) war ein friedliebender König; dessen Sohn El Hadj Mohammed aber soll seinem Großvater an Tapferkeit und beharrlicher Ausdauer geglichen haben, obgleich er an erlangten Erfolgen weit hinter diesem zurückblieb und von Anfang seiner Regierung an in Bürgerkriege gerieth, die mit seiner Entthronung (1587) endeten. Zugleich hatte Mulai Ahmed ein 20000 Mann starkes Heer in der Richtung von Wadan ausgeschickt, mit dem Befehle alle Orte längs des Flusses — Senegal und Niger galten wahrscheinlich für Einen Strom — zu erobern und gegen Timbuktu vorzurücken; aber die Gefahr ging für diesmal vorüber, da die Größe der Armee selbst ihren Untergang durch Hunger und Durst herbeiführte. Auch unter der Regierung der beiden Brüder El Hadj's, Mohammed Dana's (gest. 1588) und Isshak's, zerrütteten innere Aufstände das Reich; doch erholte sich dasselbe unter dem letztern wieder. Er unternahm mehrere Kriegszüge, und er bereitete eben eine Expedition gegen die ferne Provinz Kala im Norden von Djinni vor, als er die Kunde erhielt von der Ankunft des Pascha Djodar, eines tapfern Eunuchen Mulai Ahmed's, mit einem Heere von 3600 Musketieren. Er traf mit diesem zusammen, ergriff aber die Flucht. Da Djodar den Reichthum von Garho seinen Erwartungen nicht entsprechend fand, so war er bereit, gegen die ihm von Isshak gemachten Anerbietungen das Land wieder zu räumen und berichtete deshalb an seinen Herrn, dessen Antwort er in Timbuktu abwartete. Allein der ehrgeizige Mulai Ahmed entsetzte wuthentbrannt Djodar des Oberbefehls und entsandte den Pascha Mahmud ben Sarkub mit dem Auftrage den Askia Isshak aus dem Sudan zu vertreiben. Der neue Befehlshaber zog Isshak entgegen, der mit seinem Heere zum letzten Kampfe für sein Königreich und die Unabhängigkeit seines Landes herannahte. Allein die Tapferkeit der Sonrhay erwies sich den Feuerwaffen des Feindes gegenüber fruchtlos (1591); der fliehende Isshak wurde von Mahmud bis Kukia verfolgt; Verrath und Uneinigkeit vereitelten den Versuch eines letzten Widerstandes und nach langem Umherirren mußte der letzte Sonrhaykönig, von seinen Freunden und nächsten Verwandten verlassen, von seinen Glaubensgenossen zurückgestoßen, bei seinen Feinden, den Heiden in Guruma, Zuflucht suchen. Anfangs freundlich aufgenommen, gab er ihnen wahrscheinlich Anlaß zur Furcht und wurde nach einiger Zeit nebst allen seinen Begleitern erschlagen. Der schon vorher vom Reste des Heers zum Askia ausgerufene Mohammed Kagho ward verrätherischerweise verleitet, sich der Gnade des Pascha zu ergeben und wider Treu und Glauben in Ketten geworfen und hingerichtet.

Pascha Mahmud regierte mit Strenge, hielt es aber anfangs noch für angemessen einen Schein von Nationalität aufrecht zu erhalten und stellte deshalb noch zwei Schein-Askia nacheinander auf. Aber der Geist der Unabhängigkeit war noch nicht erloschen. Zwei Jahre lang mußte Mahmud den Statthalter von Bantal, Nuh, der sich zum Askia in Dendi erklärte, bekämpfen, ohne daß seine wiederholten Siege jenen Geist völlig zu ersticken vermocht hätten. Dasselbe Nationalgefühl gab sich in Timbuktu kund, dessen Einwohner sich den ihnen auferlegten Beschränkungen ihrer Selbständigkeit mit Gewalt widersetzten, bei welcher Gelegenheit die Stadt in Flammen aufging, ohne dadurch einen dauernden Nachtheil zu erleiden. Erfolgreiche Züge gegen die Soghorân und gegen die heidnischen Bambera, welche Djinni beunruhigten, festigten die Herrschaft der Marokkaner, welche außer dem ganzen ungeheuern Sonrhayreiche auch noch die ganze Provinz Hombori im Süden des Flusses und sogar einen Theil von Tombo erobert hatten. Ihre Hauptbesatzungen lagen in Djinni, Timbuktu, Bamba, Garho und Kalna in Dendi; ihre Hauptstärke aber bestand darin, daß sie sich durch Heirathen mit den Eingeborenen verbanden, wodurch eine besondere Klasse der Bevölkerung entstand, die noch heutigen Tags unter dem Namen der Erma oder Ruma unterschieden wird und einen eigenthümlichen Dialekt der Sonrhaysprache spricht. Natürlich fanden diese Mischlinge bald alle ihre Interessen in der neuen Heimat und kümmerten sich wenig um Marokko. Auch wurden die alten Einrichtungen großentheils beibehalten, erwiesen sich aber bald als unwirksam. Der alte Ahmed Baba, der selbst als Gefangener ins Land der Eroberer geschleppt, aber aus Achtung vor seiner Gelehrsamkeit und Tugend wieder in seine Heimat entlassen worden war, schreibt:

> Auf die friedliche Ruhe unter Askia el Hadj Mohammed war ein Zustand steter Furcht, auf das behagliche Leben Verwirrung und Leiden gefolgt; die Einwohner des Landes begannen überall den Kampf miteinander; Eigenthum und Leben waren fortwährend gefährdet. Dieser verderbliche Zustand griff um sich, wuchs an Kraft und erhielt endlich die Oberhand über das ganze Land.

Von jetzt an ist Sonrhay als eine Provinz Marokkos an die Geschicke dieses Staats geknüpft, deren Ausführung nicht hierher gehört. Wir erwähnen nur den bemerkenswerthen Umstand, daß Sultan Mulai Ismâil (1672—1727) eine stehende Armee von Negern, besonders aus Sonrhay, bildete, die er mit morokkanischen Weibern verheirathete, um seine eigenen Unterthanen im Zaum zu halten. Allmählich lockerten sich die Bande zwischen beiden Reichen immer mehr; 1680 unternahm Esoba, der mächtige König von Gober, kriegerische Streifzüge jenseit des Kuara und in demselben Jahre soll Timbuktu von den Mandingo erobert worden sein; im Jahre 1770 endlich eroberte der Tuaregstamm der Auelimmiden das bisher von den Ruma beherrschte Gogo und errichtete unter dem Häuptling Kâua (1780) am Nordufer des Niger das mächtige Reich Aussa, unter dessen Oberhoheit auch Timbuktu gestanden haben soll.

Eine wesentliche Umgestaltung erlitten alle diese Verhältnisse durch das erobernde Auftreten der Fulbe, dessen Ergebnisse wir hier nicht näher ausführen können, als dies bereits oben andeutungsweise geschehen ist. Wir fassen nur noch die neuesten Schicksale Timbuktus ins Auge. Wenn diese Stadt politisch von jeher nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt hat, so ist sie doch als der

Sitz mohammedanischer Gelehrsamkeit stets von hoher Bedeutung gewesen, und diese Bedeutung mußte noch steigen, als Gogo infolge der Eroberung durch die Marokkaner immer mehr sank und Timbuktu wegen seiner größern Nähe an Marokko allmählich den ganzen Rest des Handels in den zerrissenen Nigerlanden an sich zog. Während der auf die Eroberung folgenden Zeit der Anarchie freilich und infolge der Erpressungen von seiten der Tuareg auf der einen, der Bambera und Fulbe auf der andern Seite mußte die Stadt natürlicherweise von ihrem frühern Glanze bedeutend herabsinken. Dennoch fristete sie ihr Dasein unter dem wechselsweise vorherrschenden Einflusse des Heidenthums, wie ihn der kriegerische Stamm der Bambera am stärksten übte, und des von den arabisch-berberischen Stämmen vertretenen Islam. Da drohte die Einnahme der Stadt durch die Fulbe von Massina im Jahre 1826, wenige Monate nach der Zeit, als der unternehmende, aber unglückliche Major Laing nach ungeheuerm Misgeschick und großen Leiden endlich die Stadt erreichte, all ihrer Handelsthätigkeit auf einmal ein Ende zu machen. Diese fanatischen Feinde jedes nicht geradezu unumgänglichen Lebensgenusses, in deren Gebiet sogar Musik und Tabackrauchen streng verpönt sind, bedrückten nicht nur die heidnischen Handelsleute aus Wangara und Mossi, welche den Handel mit den im Süden des Niger gelegenen Ländern vermittelten, sondern auch die mohammedanischen Kaufleute vom Norden, besonders die von Ghadämes und Tauât. Infolge dieser Bedrängnisse vermochten die Ghadamsiler den Scheich el Muchtâr, den ältern Bruder El Bakáy's und Nachfolger Sidi Mohammed's, seine Residenz von Asauâd nach Timbuktu zu verlegen. So trat in dieser zerrissenen Gemeinde eine dritte Macht zwischen den Fulbe und Tuareg auf und bediente sich der letztern, soweit es deren mangelhafter Zusammenhalt erlaubte, gegen die Anmaßungen der erstern. Infolge dieser unaufhörlichen Collision trieben die Tuareg die Fulbe um das Jahr 1844 völlig zur Stadt hinaus, worauf an den Ufern des Flusses eine Schlacht geschlagen ward, in der eine große Anzahl der letztern fiel oder ertrank. Da aber Timbuktu wegen seiner Lage am Rande eines Wüstenstrichs stets von dem fruchtbaren Massina abhängig ist und dessen Gebieter die Kornausfuhr dorthin verbot, so ward 1846 durch die Vermittelung El Bakáy's ein Abkommen dahin getroffen, daß Timbuktu den Fulbe unterworfen sein sollte, ohne militärisch besetzt zu werden; der Tribut, etwa 4000 Mithkal Gold (7000 Thaler), sollte von zwei Kadhis, einem Pullo und einem Sonrhay eingesammelt werden, diesen auch die Entscheidung über alle Fälle von geringerer Bedeutung zustehen. Dennoch ist die Polizei der Stadt in den Händen eines oder zweier Sonrhay-Amtleute mit dem Titel Emir, die aber sehr wenig Gewalt besitzen und sich den Fulbe gegenüber auf die beiden Kadhi und den Tuareg gegenüber auf den Scheich El Bakáy zu stützen suchen. Die gerichtlichen Plackereien gehen ins Unendliche. Daneben fordern die Tuareg täglich und lassen sich nicht von den einzelnen abweisen, während die Regierung keine Kraft hat dieselben zu schützen; auch Bakáy und seine Brüder müssen natürlich hübsch beschenkt werden. Diesem verwahrlosten Zustande kann nicht eher abgeholfen werden, als bis sich eine starke und einsichtsvolle Macht am obern Laufe des Niger wieder festgesetzt hat, um die vortreffliche Lage zum Handel völlig auszubeuten.

Die Folgen dieser Zerrüttung sollte auch Barth während seines langen Aufenthalts in Timbuktu schmerzlich empfinden. Es konnte nicht fehlen, daß sein wahrer Charakter alsbald entdeckt wurde, und bereits am Morgen nach seiner Ankunft hörte er, daß Hammâdi, der Nebenbuhler und Feind El Bakáy's, die Fulbe davon in Kenntniß gesetzt und diese herrschende Klasse ihn zu tödten beschlossen habe. Alauâte, der Bruder des Scheich, auf dessen einstweiligen Schutz er gehofft hatte, misbrauchte seine bedrängte Lage zu Bekehrungsversuchen, die er jetzt wie späterhin vom Standpunkte eines rationalistischen Christenthums und einer humanen Religionsansicht aus mit Erfolg zurückwies, und zu Erpressungen, denen er sich, zumal bei seinem äußerst schwachen und fieberhaften Gesundheitszustande, fügen mußte. Endlich erhielt er einen ermuthigenden Brief vom Scheich, den er auf eine Weise beantwortete, welche ihm die dauernde Achtung dieses ausgezeichneten Mannes gewann. Inzwischen benutzte er seine Zeit, um von dem hochgelegenen Dache seines Hauses aus den Plan und die Bauart der Stadt sowie das Thun und Treiben ihrer Bewohner, das freilich dem von Kano an Lebhaftigkeit weit nachsteht, so aufmerksam zu studiren, wie dies seine den Blicken derselben ziemlich ausgesetzte Stellung nur irgend gestattete; spätere gelegentliche kurze Ritte durch einzelne Theile der Stadt vervollständigten seine Beobachtungen. Timbuktu (nach Petermann's Combination der Barth'schen Winkel und Distanzen unter 10° 37′ nördl. Br., 3° 5′ westl. L.) liegt nur wenige Fuß über dem Niveau des Niger, von dessen Hauptarm es 7—8 Seemeilen entfernt ist. Die Stadt bildet jetzt ein Dreieck, dessen Basis dem Flusse zugekehrt ist und dessen Spitze nach Norden zeigt. Sie ist, namentlich im südlichen Theile, dicht bewohnt; die Häuser, etwa 980 Thonwohnungen und mehrere hundert runde Mattenhütten, welche letztern mit wenig Ausnahmen auf der Nord- und Nordostseite die äußere Umschließung der völlig offenen Stadt bilden, sind alle in gutem Zustande; öffentliche Gebäude aber gibt es außer den drei großen Moscheen durchaus keine. Die Zahl der wirklich angesiedelten Bewohner beträgt etwa 13000, die der gelegentlichen Besucher zur Zeit des größten Handels und Verkehrs, besonders vom November bis Januar, durchschnittlich 5000 und unter günstigen Umständen 10000. Die Stadt selbst producirt nichts; die einzigen blühenden Gewerke sind die der Grobschmiede und Lederarbeiter, obgleich sie sich früher auch durch Weberei und Färberei ausgezeichnet haben mag. Der auswärtige Handel hat vornehmlich drei große Straßen, den Handelsweg am Flusse entlang von Südwesten her und die Straßen von Marokko und Ghadâmes; seine Hauptartikel sind Gold,

Salz und Guro- oder Kolanüsse, die den Kaffee ersetzen, Reis, Negerkorn und vegetabilische Butter, sowie mannichfache Gewürze, namentlich Pfeffer und Ingwer, auch etwas Baumwolle; das Haupttauschmittel, vorzüglich gegen Salz, ist der in Kano producirte einheimische Baumwollenstoff. Die Haupteinfuhrartikel aus Europa sind rothes Tuch und Calico, außerdem Messerschmiedearbeiten, alles dies von englischem Fabrikat, Matratzen, Leibbinden, Spiegel, Thee und Taback; letzterer wird auch aus Arabien bezogen und bildet nebst Datteln den Haupteinfuhrartikel aus Tauât. Die Ausfuhr beschränkte sich zur Zeit von Barth's Anwesenheit außer Gold auf etwas Gummi und Wachs; Sklaven und Elfenbein bildeten nur einen geringfügigen Bestandtheil derselben. Jedenfalls aber liegt hier ein großartiges Feld für die europäische Wirksamkeit offen, da die Lage Timbuktus an der Stelle, wo der große Fluß Westafrikas der weit vorgeschobenen und ausgedehnten Oase Nordafrikas am nächsten rückt, unter allen Umständen von der größten commerciellen Bedeutung ist.

Am 26. September kam der Scheich an. Barth beschreibt ihn als einen etwa funfzigjährigen Mann von etwas mehr als mittlerer Größe und vollem Wuchse, gemüthreichen, klugen, beinahe europäischen Gesichtszügen, etwas schwärzlicher Hautfarbe, einem zwar nicht starken, aber ziemlich langen und schon etwas ergrauten Backenbart und dunkeln Augenwimpern. Er verbürgte sich sofort aufs neue für die persönliche Sicherheit seines Gastes in der Stadt und versprach, ihn durch seinen treuesten Anhänger baldmöglichst auf seiner Rückreise bis zu den Tuareg geleiten zu lassen. Die Hoffnung auf eine baldige Abreise ward aber zu Schanden, als am 1. October eine ansehnliche Schar Bewaffneter von Hamd-Allâhi eintraf und an den Emir einen Befehl zur Vertreibung des Christen aus der Stadt überbrachte; denn abgesehen von der Rücksicht auf die Sicherheit seines Gastes, vielleicht auch von eigennützigen Beweggründen, die ihm der treulose Walater eingeflüstert hatte, hielt es El Bakây jetzt für nothwendig, den Fulbe zu zeigen, daß er den Christen vollkommen gegen ihre Macht zu schützen im Stande sei. Hierzu war freilich sein Charakter nicht energisch und kriegerisch genug. Er besuchte indeß (am 11. October) in Barth's Begleitung sein sieben Meilen nordöstlich von der Stadt befindliches Zeltlager, um sich von da mit seinen Freunden, den Imoschagh, in Verbindung zu setzen, kehrte aber schon zwei Tage darauf zurück. Während die beiderseitigen Parteien sich zu dem drohenden Kampfe zu verstärken bemüht waren, machte Barth einen unter diesen Umständen ziemlich kühnen Ausflug nach der meist von Fulbe bewohnten Hafenstadt Kabara. Unterdessen stieg die Aufregung in der Stadt immer mehr; man bemühte sich von verschiedenen Seiten, den Scheich in seiner Gesinnung irre zu machen, aber er wankte keinen Augenblick. Einen bewaffneten Angriff am 1. December im Zeltlager vereitelte Barth's Entschlossenheit. Es kamen dringendere Aufforderungen von Hamd-Allâhi; aber auch die Macht des Scheichs wurde durch herbeigerufene Reiterscharen vom Stamm der Tademekket verstärkt. Einmal kam dem Reisenden auch ein glücklicher Zufall zu Hülfe. Ali, der Sohn des alten Scheich Hamed Ulêd Abêda, des Mörders des Majors Laing, der mit einer ansehnlichen Schar Bewaffneter eingetroffen war und seine feindselige Gesinnung gegen den Christen bei mehreren Gelegenheiten an den Tag gelegt hatte, ward plötzlich von einer Krankheit ergriffen und starb im Alter von etwa 40 Jahren. Sein Tod machte einen außerordentlichen Eindruck auf die Leute, da es eine allgemein bekannte Thatsache war, daß sein Vater der Mörder des Christen sei, welcher früher diese Stadt besucht hatte, und dieser Eindruck war um so größer, als man allgemein glaubte, daß Barth Major Laing's Sohn sei. In dieser ungewissen Lage schloß das Jahr 1853.

Das neue Jahr begann für Barth mit einem Ausflug nach dem Ueberschwemmungsufer des Niger, der infolge eigenthümlicher, noch nicht völlig aufgeklärter Verhältnisse gerade um diese Zeit seinen höchsten Wasserstand erreicht, und mit einer gefährlichen Erkrankung. Der Scheich, welcher, was er auch sonst für Tugenden haben mochte, keineswegs die der Zuverlässigkeit besaß, wußte theils aus politischen, theils aus Familienrücksichten die Abreise seines Gastes immer wieder zu verzögern. Inzwischen verschlimmerte sich durch die Ankunft eines andern Pulloanführers mit einer ansehnlichen Schar Bewaffneter von Hamd-Allâhi die Situation immer mehr. Nach der Ankunft des ältern Bruders und anderer Verwandten des Scheichs kam es zu Unterhandlungen, die aber erfolglos blieben und ernsthafte kriegerische Vorbereitungen zur Folge hatten. Barth hätte jetzt unter dem Schutze der zu diesem Zeitpunkte eingetroffenen befreundeten Kelulli seine Rückreise antreten können, allein El Bakây verließ sich auf die versprochene Ankunft des großen Tuaregh äuptlings Alkuttabu, mit dessen Hülfe er einen entscheidenden Schlag gegen die Fulbe auszuführen gedachte. Unglücklicherweise wurde diese Hoffnung durch eine jener innern Stammesfehden, welche die Tapferkeit der Tuareg ihren Feinden gegenüber nutzlos und jeden einheitlichen Plan von größerm Maßstabe unausführbar machen, vereitelt und der Scheich sah sich endlich, als sich seine eigenen Brüder gegen ihn ins Mittel schlugen, am 17. März zur Annahme eines Vergleichs genöthigt, kraft dessen sein Gast die Stadt zu räumen, die Fulbe aber dessen Wohnung unangetastet zu lassen und ihre Streitkräfte aus der Stadt zurückzuziehen hatten. Barth hatte nun den Tag seiner Abreise im Zeltlager seines Gastfreundes zu erwarten.

Nach unendlichen Verzögerungen fand dieselbe endlich am 19. April statt. Diese denkwürdige Reise, welche zum ersten mal den mittlern Lauf des Niger der geographischen Kenntniß eröffnet, ging bis nach Bornu, d. h. bis in die Nähe des 15. Breitengrades, am nördlichen, später östlichen, oder linken, dem sogenannten Aussa-Ufer, sodann aber am westlichen oder rechten, dem sogenannten Aribieda- oder Gurma-Ufer des Stroms entlang. Während seines östlichen Laufs behält der Fluß im Durch-

schnitt die majestätische Breite, welche er bei Timbuktu zeigt, wird hier auch verhältnißmäßig am wenigsten von Inseln unterbrochen, obgleich dieselben noch immer zahlreich genug sind; kurz zuvor aber, ehe er sich in dem Districte Burrum nach Süden wendet, bildet er bei Tóssaye eine Flußenge von nicht mehr als 300 Fuß Breite. Seine größte Breite dagegen erreicht er auf dem ersten Theile seines südlichen Laufs bis Gogo, bald als gewaltiger offener Strom, bald mit zahllosen Inseln und Inselchen übersäet, deren Gewirr das Auge des Wanderers von den Dünen oder Anhöhen des Ufers aus zu überblicken vergeblich unternimmt. Weiter hinab werden die Inseln immer gestreckter und die sie einschließenden Flußarme enger, bis der Fluß endlich, je mehr er sich der Stadt Sfay nähert, desto mehr den Charakter eines fast inselfreien Stroms mit offenem Fahrwasser von ziemlich gleichmäßiger Breite annimmt. Den von Barth angestellten Beobachtungen und eingezogenen Erkundigungen nach, welche freilich nicht erschöpfend sein konnten, scheint der Niger auf seinem ganzen mittlern Laufe der Schiffahrt kein wesentliches oder schwer zu beseitigendes Hinderniß entgegenzustellen.

Die Reise ging, dank der gewohnten Saumseligkeit und Unentschlossenheit des Scheichs, anfangs langsam genug von statten; ja infolge der Auflehnung Achbi's, des Häuptling's der Iguadaren, gegen Alkuttabu, das Oberhaupt sämmtlicher südwestlichen Tuareg oder Auelimmiden, welche die politische Macht El Bakáy's bedroht und in der That nach Barth's Abreise den Ausbruch eines blutigen Kriegs zur Folge hatte, in dem ein großes Heer der Fulbe von Massina Timbuktu überzog (1855), infolge dieser Auflehnung und der dadurch hervorgerufenen Vermittelungsversuche des Scheichs sah sich der Reisende sogar zu einer mehrtägigen rückgängigen Bewegung gezwungen. Erst am 17. Mai wurde die Rückreise wieder aufgenommen. Dieselbe führte an den häufig von breiten Sümpfen und mächtigen Hinterwässern durchschnittenen Dünen des hier und da mit Feigenbäumen, Tabbas und Sykomoren geschmückten, meist mit giftigen Euphorbien, Dumgebüsch und namentlich mit Sfiwák (capparis sodata) bewachsenen, an einzelnen Stellen mit Taback, Reis und Sorghum, ja selbst mit Weizen und Gerste bepflanzten, von zahlreichen Löwen und Giraffen belebten Ufer des krokodilreichen Flusses entlang durch die Gebiete verschiedener Auelimmidenstämme, namentlich der Kel-n-Nokunder, der Kel-antsár und der Kel-e-Sfúk, in deren Zeltlagern man eine freundlichere Aufnahme fand, als in den Dörfern der ungastlichen Sonrhay. Unfern Gogo, der berühmten Hauptstadt des alten Sonrhayreichs, die jetzt zu einem Dorfe von 300 Hütten herabgesunken ist, nahm Barth am 8. Juli herzlichen Abschied von dem ebenso trefflichen und ehrenwerthen wie duldsamen und aufgeklärten Scheich El Bakáy, der ihm außer einem Empfehlungsbriefe an die mohammedanischen Herrscher von Gondo, Sokoto und Bornu mehrere seiner Schüler zur Begleitung mitgab. Barth konnte nun schneller vorwärts eilen und traf nach einer interessanten Reise längs des von unabhängigen Sonrhay oder Fulbe bewohnten, von breiten Nebenflüssen durchschnittenen westlichen Stromufers am 30. Juli wieder in Sfay ein.

Was dieser ganzen Reise am mittlern Laufe des Niger einen höchst eigenthümlichen, tiefer als die Großartigkeit der Flußlandschaften und der intime Verkehr mit den wilden und tapfern Wüstensöhnen das Gemüth ansprechenden Charakter verlieh, waren die überall noch lebendigen Erinnerungen an den kühnen weißen Fremdling, der vor 50 Jahren (1805—6) dort vorbeigeschifft war. Barth, der im Zeltlager vor Timbuktu vielleicht mehr als einem Theilnehmer am Morde des Majors Laing die Hand gedrückt hatte, sprach mit mehr als einem Tuareggreise, der an den Angriffen seiner Landsleute auf den verwegenen Abenteurer betheiligt gewesen war. Der obenerwähnte Häuptling Auáb beschrieb ihm die Umstände, unter denen Park von den Tuareg zuerst etwas oberhalb Kabara angegriffen worden sei, wo er einige Zeit mit der vergeblichen Bemühung verloren, habe einen Verkehr mit den Eingeborenen zu eröffnen, während die Timgeregédesch mittlerweile ohne Verzug die Kunde von seiner Ankunft zu den Iguadaren gebracht hätten, die dann ihn Boote gesammelt und ihn zuerst bei Bamba, dann wieder an der Flußverengung von Tossaié ohne Erfolg angegriffen hätten, indem der riesenhafte mystische Fremde hinter seinen Rindshäuten, womit er das Fahrzeug umgeben hatte, unabläßig hervorschoß. Endlich aber habe das Boot jenes verwegenen Unbekannten auf den Felsriffen von Ensumme (wahrscheinlich die Insel Anssongo) festgesessen, wo dann die Tuareg jener Umgegend abermals einen wilden Angriff und mit mehr Erfolg gemacht, sodaß sie ihm gewaltige Noth verursacht und zwei von den Christen getödtet hätten. Die Verheerungen, welche Park's Kugeln unter den Tuareg anrichteten, mögen allerdings, wie Major Laing in einem Briefe von Taudt an General Sabine ahnungsvoll ausspricht, den Tod dieses Reisenden (1826) mit verschuldet haben; wurde doch selbst Barth, obwol unter dem Schutze El Bakáy's stehend, von den Stammesgenossen der Gefallenen anfangs mit Mistrauen betrachtet.

Von Sfay aus verfolgte Barth mit einigen Abweichungen seine alte Straße über Gando, Sokoto und Wurno, wo ihn Aliu abermals mit großer Freundlichkeit aufnahm, schlug aber diesmal den Weg südlich über Kano, statt über Katsena, ein. Sein zweiter Aufenthalt in dieser Stadt war für ihn sehr unerquicklich, da er gänzlich von Mitteln entblößt, hier eine Menge Schulden zu bezahlen hatte und zu diesem Behufe Geld gegen wucherische Zinsen (100 Procent auf vier Monate) aufnehmen mußte, indem das von ihm in Sinder deponirte Vermögen während der Empörung Abd e' Rahman's gegen seinen Bruder, den Scheich Omar von Bornu, in welcher auch Barth's Freund, der Vezier, den Tod erlitten hatte, abhanden gekommen war und das auch nach Europa gedrungene Gerücht von seinem Tode in Timbuktu überall Glauben gefunden hatte. Unter diesen Umständen faßte Barth den Plan noch einmal, die schwierige Straße durch

Art und mitten durch die Tuareg zu versuchen, ging aber auf die Nachricht von der Wiedereinsetzung Omar's und dem kurz zuvor ausgebrochenen höchst blutigen Kampfe zwischen den Kelowi und Kelgeroß wieder davon ab. Er durchzog also rasch die ziemlich unsichern Provinzen Gummel, Maschena und Bundi, und er hatte eben am 30. November früh die gleichnamige Hauptstadt der letztern verlassen und eine Waldwildniß betreten, als er eine Person höchst fremdartigen Aussehens auf sich zukommen sah.

Es war ein junger Mann, dessen überaus helle, mir schneeweiß erscheinende Gesichtsfarbe auf den ersten Blick zeigte, daß seine Kleidung, eine Filfiltobe, wie ich sie selbst trug, und der um seine rothe Mütze gewundene weiße Turban, nicht seine eigenthümliche Tracht sei. Da erkannte ich in einem seiner schwarzen berittenen Begleiter meinen Diener Madi, den ich bei meinem Aufbruche von Kukawa als Aufseher im Hause zurückgelassen hatte, und sobald er mich sah, benachrichtigte er seinen weißen Begleiter, wer ich sei, und nun eilte Herr Dr. Vogel (denn er war es) vorwärts und wir hießen uns einander in höchster Ueberraschung vom Pferde herab herzlich willkommen..... Inmitten dieser ungastlichen Waldung stiegen wir nun vom Pferde und setzten uns nieder. Mittlerweile kamen auch meine Kameele nach und meine Leute waren höchst erstaunt darüber, einen weißen Landsmann neben mir zu finden. Ich holte einen kleinen Vorrathssack hervor, wir ließen uns Kaffee kochen und waren ganz wie zu Hause. Seit länger als zwei Jahren hatte ich kein deutsches oder überhaupt europäisches Wort gehört, und es war ein unendlicher Genuß für mich, mich wieder einmal in der heimischen Sprache unterhalten zu können.

Nach einer etwa zweistündigen Unterhaltung setzte Vogel seinen Marsch nach Sinder, Barth den seinigen über Surrikulo nach Kukawa fort, wo er am 7. December eintraf. Ueberzeugt, daß er den ihm durch die Entwendung seines Eigenthums zugefügten Schimpf nicht ungerügt hingehen lassen dürfe, drang er beim Scheich auf dessen Wiedererstattung. Die mit der Geltendmachung dieser Forderung verknüpften Weitläufigkeiten, die auch nach der Zurückerlangung der gestohlenen 400 Thaler bleibenden pecuniären Bedrängnisse und das zwischen Vogel und dessen beiden Begleitern, dem Corporal Church und dem Gemeinen Macguire, insbesondere dem erstern, obwaltende Misverhältniß verursachten ihm noch einen viermonatlichen Aufenthalt, dessen Unannehmlichkeiten ihm nur durch den zwanzigtägigen Verkehr mit seinem Landsmann versüßt wurde, welchen er am 20. Januar 1855 zur Stadt hinausgeleitete, nachdem er ihm zu seiner Reise nach dem bisher noch unerforschten Yákoba und nach Adamaua den Empfehlungsbrief des Herrschers von Sokoto eingehändigt hatte. Endlich am 4. Mai konnte er Kukawa verlassen und nebst dem Corporal Church unter dem Geleite einer kleinen Tebukásla in ganz erschöpftem Gesundheitszustande seine Reise auf der großen östlichen Karawanenstraße durch das Gebiet der Tebu oder Teda antreten. Auf die interessante Schilderung dieser Wüstenreise specieller einzugehen verbietet uns der Raum; die von den Tuareg drohende Gefahr nöthigte ihn, namentlich auf der letztern Hälfte des Wegs, wo er lediglich auf seine eigenen schwachen Vertheidigungsmittel angewiesen war, zu einer so rastlosen Eile, daß beinahe jeden Tag eins oder mehrere seiner Kameele und Pferde den Anstrengungen des Marsches erlag. Nachdem er seinen Diener Mohammed den Gatroner, der ihm fünf Jahre lang treu gedient, in seinem Geburtsorte Mudrussa entlassen hatte, hielt er am 20. Juli, vom Consul Werrington und einer großen Anzahl der Einwohner höchst ehrenvoll empfangen, seinen Einzug in Aursuk. Aber selbst hier waren noch nicht alle Schwierigkeiten zu Ende, da infolge der Bedrückungen der türkischen Regierung auf Anstiften eines aus seiner Haft in Trebisond entwichenen Häuptlings Namens Rhoma ein sehr ernsthafter Aufstand unter den mehr unabhängigen Stämmen des tripolitanischen Paschaliks ausgebrochen war, der sich von Djebel über den gesammten Ghurian ausbreitete und allen Verkehr abschnitt. Erst als der Reisende den Kriegsschauplatz, zwar nicht unbelästigt, aber doch wohlbehalten, hinter sich zurückgelassen hatte und am 28. August 1855 bei seiner Ankunft in Tripolis nach $5\frac{1}{2}$ Jahren mit unaussprechlicher Freude zum ersten male wieder die unermeßliche dunkelblaue Oberfläche des Mittelländischen Meeres erblickte, durfte er sich allen Gefahren glücklich entronnen glauben.

Noch müssen wir der zahlreichen Anhänge zu diesen beiden Schlußbänden kurz gedenken. Außer den meteorologischen Tagebüchern, den mit wichtigen historischen und statistischen Notizen ausgestatteten zahlreichen Itinerarien und den obenerwähnten chronologischen Tabellen über die Geschichte von Sonrhay enthalten sie zwei Gedichte des Scheichs El Bakáy in Urtext und Uebersetzung, dessen Empfehlungsbrief und Stammbaum, einen Gesang des großen Fulbereformators Othman Dan Fodie und ein ganz specielles Verzeichniß der mauritischen Stämme Westafrikas und sämmtlicher Abtheilungen und Familien der großen südwestlichen Gruppe der Imascharh oder Tuareg, denen sich die Erzählung vom verlorenen Sohne im Temaschirht und ein 117 Seiten umfassendes Wörterbuch des Dialekts der Auelimmiden anschließt. Aus den Vorbemerkungen des Professors Newman zu dem letztern geht hervor, daß das Temaschirht in seinen Wurzeln wie in seinen Bildungsformen mit der kabylischen Mundart wesentlich übereinstimmt und daß diese Sprachen sowie des Schilha (in Morokko), des Ghadamssid u. a. Töchter einer und derselben libyschen Muttersprache und untereinander nicht mehr abweichend sind als etwa das Portugiesische, Spanische und Italienische. Außer den speciellen Reiserouten ist dem fünften Bande noch eine große Generalkarte in zwei Blättern über sämmtliche von Barth's Forschungen umfaßte Theile Nord- und Centralafrikas beigegeben, die von Petermann mit der rühmlichst bekannten Genauigkeit und Eleganz ausgeführt worden ist und die, obgleich ihren Ortsbestimmungen keine astronomischen Beobachtungen, sondern nur die von Barth aufgezeichneten Winkel- und Distanzangaben zu Grunde liegen, dennoch wegen der großen als gegenseitiges Prüfungsmittel und Correctiv dienenden Menge und Sorgfältigkeit der letztern auf lange Zeit hinaus ihren Werth behaupten wird. Das 47 Seiten starke Register am Schlusse des Werks hätte füglich drei bis viermal so umfangreich sein können, ohne daß damit des Guten zu viel geschehen wäre.

Unser Bericht, obgleich für den Raum d. Bl. fast schon etwas zu umfänglich, erscheint, an dem reichen Inhalte des Werks gemessen, doch nur als eine sehr kärgliche Skizze. Wer an dieser Farbe und Fülle vermißt, nun den müssen wir eben auf das Buch selbst verweisen. Es wird aber nicht jeder Muße genug haben, um fünf starke Bände wie die vorliegenden mit der erforderlichen Sammlung durchlesen zu können, und wir glaubten deshalb zu einer eingehendern Darstellung, namentlich der historischen Partien, verpflichtet zu sein, und dies um so mehr, je entschiedener sich nach allem, was wir anderwärts bisher darüber gelesen haben — die Aufsätze in „Unsere Zeit" ausgenommen —, die Ueberzeugung uns aufgedrängt hat, daß das Barth'sche Reisewerk mehr gelobt als gelesen und mehr gelesen als studirt wird. Es ist auch, wenigstens als Ganzes genommen, gar kein anziehendes oder unterhaltendes Werk im Geschmacke des großen Lesepublikums. Daß es freilich einen überaus reichen Schatz birgt, das erkennt auch das blödeste Auge auf den ersten Blick; ehe aber dieser Schatz vollkommen gehoben sein, ehe vollends die Anregungen zu weitern Forscherthaten, die es in sich schließt, nachzuwirken aufgehört haben werden, werden Jahre und Jahrzehnde vergehen. Das aber eben sichert dem Buche und dem Manne, der es nicht blos, wie irgendein anderer Autor, geschrieben, sondern im entschiedensten, schönsten Sinne des Worts *gelebt* hat, seine Unsterblichkeit. Niemand haßt mehr als wir die Anbetung des rohen Erfolgs; aber es ist ein stolzer, ein erhebender Anblick, einen Mann auf demselben Wahlplatze triumphiren zu sehen, wo die meisten, ja fast alle Kämpfer in gleicher Sache vor ihm gefallen sind, wenn dieser Triumph der gerechte Lohn seines Verdienstes ist. Wohl fällt auch bei dem, was Barth errungen, die Gunst des Glücks schwer in die Wagschale; niemand erkennt dies bereitwilliger an, niemand ist von innigerm Dank gegen die Vorsehung erfüllt als er selbst. Aber wenn er siegreich hinausführte, was so viele Männer von gleicher, ja vielleicht größerer Unternehmungslust, Kühnheit, Standhaftigkeit, Opferfreudigkeit und Begeisterung unvollendet ließen, so hat dies einen Hauptgrund darin, daß er sie an Mäßigung und Selbstbeherrschung, an Klarheit des Blicks und Sicherheit des Benehmens, mit einem Worte an echter Lebensweisheit übertraf. Nur der Umstand erscheint uns als ein glücklicher Zufall, daß der erste, dem das große Unternehmen so vollständig gelungen, ein Mann von vorwiegend classisch-humanistischer Bildung mit entschieden ausgeprägtem historischen Sinne war. Erst dadurch hat sein Werk den Stempel der Vollendung aufgedrückt erhalten und ist in der Wissenschaft zum Marksteine, seinem Verfasser zum Denksteine geworden. Aber nicht wir allein, auch die fernen Volksstämme, mit denen er verkehrt, unter denen er geforscht und gelitten hat, werden sein Andenken bewahren. Die Erinnerung an seine friedliche Sendung wird, getragen von seinem Bilde und seinem Namen, lebendiger unter ihnen fortleben als die räthselhafte, blitzartig vorübergegangene Erscheinung Mungo Park's, mancher Same der Cultur, den er unter ihnen ausgestreut, wird im stillen fortkeimen, und für manche Familie wird der Tag seines Verweilens in ihrem Thonhause, in ihrer Stroh- oder Matthenhütte oder unter ihrem Lederzelte eine bedeutungsvolle Erinnerung sein. Und wenn endlich nach mehreren Generationen auch diese Ueberlieferung zu erblassen beginnt, dann werden, so hoffen wir, die Segnungen der Civilisation, denen er die Thore aufgethan hat, so weit in das Herz Afrikas vorgedrungen sein, daß jene Völker die verhallenden Klänge der Tradition mit eigener Hand in den Tafeln einer Nationalgeschichte fixiren werden, die ein ebenso integrirender Bestandtheil der Weltgeschichte wie ihre nicht am wenigsten durch sein Verdienst neuerrungene Bildung und Gesittung ein organisches, unablösbares Glied der Menschheitscultur sein wird. *)

7.

Charaktere der deutschen Literatur. Von Schmidt-Weißenfels. Zwei Bände. Prag, Kober und Markgraf. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.

Die deutschen Kritiker — und welcher Deutsche wäre kein Kritiker? — scheinen eine besondere Neigung zum Untersagen und Verbieten zu haben, wie es sich übrigens bei einem Volk, welches von der „Times" ein „Volk von Schulmeistern" genannt zu werden pflegt, im Grunde von selbst versteht. Was z. B. die dramatische Poesie betrifft, so möchte ihr der eine alle antiken Stoffe verbieten, der andere (z. B. Immermann) alle Stoffe, welche jenseit des Reformationszeitalters liegen, während ein dritter gar nur solche Stoffe für dramatisch verwendbar hält, welche der Gegenwart unmittelbar entnommen werden. Der eine behauptet, deutsche Geschichtsstoffe seien zu langweilig und spröde, um mit Vortheil dramatisirt zu werden, ein anderer will das Drama wieder ausschließlich auf rein vaterländische Stoffe beschränkt wissen. Stoffe aus der Geschichte gelten diesem überhaupt für unzeitgemäß, Stoffe aus dem modernen bürgerlichen Leben jenem für zu vulgär. Der eine behauptet: das Verderben des Dramas ist der Vers, weil er zu hohler Decla-

*) Wir theilen bei dieser Gelegenheit gleich noch mit, daß das Publikum dem Erscheinen einer kleinern Ausgabe des großen Barth'schen Reisewerks oder vielmehr einem Auszuge aus demselben entgegenzusehen hat, nachdem, wie es in dem betreffenden Prospect der Verlagshandlung Justus Perthes in Gotha heißt, sich in weitern Kreisen das Verlangen nach einer Ausgabe kund gegeben, „deren Umfang und Preis die Anschaffung einem jeden erlaubt, der Interesse an einer der merkwürdigsten Reisen unserer Zeit nimmt". Diese abgekürzte Ausgabe soll unter Barth's Mitwirkung von einem bewährten Gelehrten besorgt, die Form des Tagebuchs, in welcher das größere Werk abgefaßt ist, zwar nicht beibehalten, jedoch der reiche Stoff in der selbständigen Form eines das Selbsterlebte nur in gedrängterer und deshalb um so lebendigerer Weise schildernden eigenen Reiseberichts Barth's bearbeitet werden. Das in den Anhängen des größern Werks enthaltene gelehrte Material soll in die Reiseerzählung selbst verwebt werden, jedoch nur insoweit als es dazu dienen kann, ein anschauliches Bild des merkwürdigen Landes zu geben. Außer dem Vorzug größerer Gedrängtheit und dadurch auch größerer Lesbarkeit wird diese kleinere Ausgabe auch das vor dem großen Werke voraushaben, daß sie mit manchen Einzelheiten, welche der Reisende verhindert war in der fünfbändigen Ausgabe mitzutheilen, wird bereichert werden können. Diese kleinere Ausgabe wird in zwei Bänden von zusammen 50—60 Bogen zum Preise von 3 Thlr. erscheinen und zwar in zwölf Lieferungen à 7½ Ngr. erscheinen und mit dem Porträt des Reisenden, vier Ansichten in Farbendruck, vielen Holzschnitte und einer Uebersichtskarte von A. Petermann ausgestattet sein. Mit dem Mai beginnend soll das Werk bis Ende dieses Jahres vollständig in den Händen der Subscribenten sein. D. Red.

das Salonleben emanirt; aller Duft, mit dem sie sich umhüllen, aller Glanz, mit dem sie sich umgeben, alle Poesie, welche sie offenbaren, verdecken doch nur den frivolen Kern. Die brillante Aeußerlichkeit ist der Reiz der Salons und niemals der innere Gehalt; wird jene glänzende Aeußerlichkeit, die sich mit aller Raffinerie zu spreizen weiß, sterirt und welk, so ist der einstige Zauber mit einem male dahin und nichts bleibt zurück, als Hohlheit, Dürftigkeit und selbst Laster. Die Solidität des Lebens wohnt dort nicht und Mark und Tugend, Patriotismus und alle jene dem Herzen entströmte Empfindungen sind noch niemals von Salons gepflegt worden." Wir glauben, daß die erste Hälfte dieser Betrachtung über den Salon ihm mehr von außen inspirirt und zugeflogen ist, während die zweite seine wahre Meinung ausspricht; denn von Widerwillen gegen die „Fäulniß, Verworfenheit und Heuchelei" der Gesellschaft ist der Verfasser aufs tiefste durchdrungen, und wenn er auf diesen Punkt zu sprechen kommt, wird er ganz Feuer und Flamme und kann nicht genug Worte finden, um diese Gesellschaftsfäulniß zu brandmarken. Ein bei ihm sehr hervortretender richtiger Instinct des Herzens läßt ihn meist das Richtige fühlen, aber durch die Wärme des Herzens läßt er sich dann auch leicht dazu hinreißen, das richtig Gefühlte im Ausdruck zu übertreiben.

Schmidt-Weißenfels ist ganz ein Kind der Gegenwart, das alle Leiden und Gebrechen der Generation aufs schmerzlichste mitempfindet; aber es fehlt ihm an Kenntniß der historischen Vergangenheit, an gründlichen Studien und literarischer Durchbildung. Wir trauten unsern Augen kaum, als wir bei ihm lesen mußten, daß Lessing ein Jude gewesen. Der Verfasser hebt vielleicht sehr treffend hervor, daß der germanische Geist wie kein anderer mit der Eigenthümlichkeit behaftet sei, „neben dem positiven Schaffen auch die Kritik auszuüben" und „das ewige Wesen und die ewige Wahrheit herauszuholen", daß diese angeborene Dialektik, „welche ihm eine Weltanschauung ohnegleichen verschafft hat und ihn hoch über den Geist aller andern Rassen stellt", ihn dem Geist des Judenthums vielfach verwandt mache, daß beide, der jüdische wie der germanische Geist deshalb auch in einer „wunderbaren Harmonie" zusammengingen, „sobald diese kritische Epoche sich geltend macht", und er fährt dann fort: „So war es bei Spinoza, so bei Lessing, so bei Börne und Heine", und ein paar Seiten darauf sagt er: „Um den Gegensatz zu diesem Kampf hinzustellen, führt Auerbach die auf der Höhe der Zeitideen stehenden Juden ein, nämlich Lessing und Mendelssohn." Der Verfasser, wenn er es sonst nicht wußte, hätte nur das Conversations-Lexikon aufschlagen dürfen, um in Erfahrung zu bringen, daß Lessing der Sohn eines protestantischen Predigers war. Von der Ironie, womit, wenn wir uns recht erinnern, Wolfgang Menzel in moralischer und geistiger Beziehung Lessing einen Juden genannt hat, müssen wir Schmidt vollkommen freisprechen; Ironie ist ihm ein gänzlich fremdes Element; aber historische Gewissenhaftigkeit sollte ihm wenigstens nicht fremd sein. Des Verfassers Stil kennen unsere Leser aus seinen Beiträgen für d. Bl.; er ist gewandt, fließend, sehr lebhaft, oft glänzend, aber zuweilen phrasenhaft und zu bilderreich, an Stellen, wo der einfachste Ausdruck auch der wirksamste sein würde; es fehlt ihm an Bestimmtheit und Correctheit; es finden sich nicht selten Verstöße gegen die deutsche Grammatik und Syntax und Flüchtigkeiten und Nachlässigkeiten, die selbst bei mangelhafter Kenntniß der Grammatik bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu vermeiden waren; die Satzbildung erinnert zuweilen an französische Constructionen, an die der Verfasser noch von seiner langjährigen Beschäftigung an pariser Journalen her gewöhnt sein mag, die er aber abzuthun nun ernstlich bedacht sein sollte, seitdem er nicht mehr französischer, sondern deutscher Journalist ist.

Die Schriftsteller, welche der Verfasser in beiden vorliegenden Bänden charakterisirt, sind die folgenden: im ersten Bande Nikolaus Lenau, Gutzkow, Friedrich Halm und Sternberg, im zweiten Auerbach, Meißner, Julian Schmidt und Brachvogel. Diese Charakteristiken waren zum großen Theil bereits in den „Kritischen Blättern für Literatur und Kunst", deren Redacteur der Verfasser eine Zeit lang gewesen, abgedruckt, aber von Haus aus nicht zu diesem Zwecke bestimmt, weshalb sie auch keineswegs als gesammelte Journalartikel gelten dürften, „wie es denn überhaupt, da Raum und Umstände beim Abdruck in der Zeitschrift viele Auslassungen und eine eigene Redaction bedingten, durch Wiederherstellung des ursprünglichen Textes in vielfach ergänzter und veränderter Abfassung erscheinen und ihnen auch einige noch nicht abgedruckte zur Ergänzung beigesellt sind". Der Verfasser macht, laut dem Vorwort, Anspruch darauf, in diesen Charakteristiken „ein vollständiges und einheitliches Gemälde von der geistigen Bewegung unserer Epoche zu liefern".

Unter diesen Charakteristiken sind wol die Brachvogel's und des Freiherrn von Sternberg die abgerundetsten oder doch prätendirtesten. Theils hatte der Verfasser Gelegenheit, die Individualität beider Männer an Ort und Stelle, d. h. in Berlin genauer zu beobachten und zu studiren, theils sind beider Talent und Eigenthümlichkeit von der Gattung, zu deren Beurtheilung Schmidt's kritisches Talent am besten ausreichen dürfte. Hinzu kommt bei Brachvogel, daß dessen „Narciß" eine directe Kriegserklärung gegen jene Gesellschaft ist, gegen welche Schmidt nicht oft genug und nicht hitzig genug polemisiren kann. „Brachvogel", sagt der Verfasser, „sprach durch den Mund des Narciß unbewußt einen Fluch gegen das Publikum aus, gegen diese lorgnettirende, parfümirte, duftende und feine Gesellschaft, die im Parquet saß, ohne Schamröthe auf den Wangen, aber amüsirt durch die Grimassen eines vom Geschick confiscirten Menschen. .... Und so wie diese Parquetgesellschaft des Hoftheaters in Berlin, so dachte die gesammte Gesellschaft. Narciß war der Narr einer faulen verdorbenen Rasse, die ihren neuen sentimentalen Narren erhalten hatte." Sicherlich, dieser Narciß würde als ein Charaktertypus unserer blasirten Zeit Anspruch auf Dauer haben, wenn es sich nur Brachvogel nicht hätte beikommen lassen, ihn zu einem Werkzeug der Geschichte selbst zu machen und zu diesem Zwecke mit einer Leichtfertigkeit, die selbst den Unwillen der in diesem Punkte es nicht gerade sehr streng nehmenden französischen Kunstrichter erregt hat, historische Verhältnisse und Persönlichkeiten wie einen Handschuh umzukehren. Bisjetzt hat noch die Gewissenhaftigkeit als eine Haupttugend der Deutschen gegolten, aber unsere neuern dramatischen Dichter, an deren Treiben sich freilich das Publikum mitschuldig macht, scheinen systematisch darauf hinzuarbeiten, uns auch in dieser Hinsicht vor dem Auslande zu prostituiren und uns im Lichte der frivolsten Geschichtsverfälscher erscheinen zu lassen. In der Einleitung zu dieser Charakteristik Brachvogel's bemerkt der Verfasser: „Die Poesie unserer Zeit, das läßt sich nicht leugnen, ist eine trostlose, klagende und ätzende; beschuldigen wir deshalb nicht die Dichter, die von einer poesielosen Zeit gesäugt, ihr um so gewaltiger zu fluchen (!) pflegen, je mehr sie mündig werden." Zur Ergänzung dieser Behauptung führen wir aus dem Schmidt'schen Buche noch folgende Stelle an: „Gerade diejenigen Naturen, welche man poetische zu nennen pflegt und die der Fanatismus der realistischen Partei in Bausch und Bogen als Weltschmerzler, Träumer und Phantasten gerichtet hat, gerade diese Seelen, «ces coeurs sensibles qui sont nés pour être malheureux», haben die Aufgabe unserer Zeit tief begriffen und mühen sich redlich ab, die Coincidenz des Realen und Idealen zu bewerkstelligen. Ihre anscheinende Schwärmerei ist häufig nichts anderes als ein Schweifen in entfernte Gebiete, um die Welt der Stoffe nach allen Seiten hin zu erobern, und wenn sie die Verzweiflung überkommt, daß ihre Eroberung nicht die Lösung des Problems bewerkstelligen hilft, so ist dies die Folge der Krankheit, an der unsere poetischen Naturen nothwendig leiden müssen, weil ihnen die Harmonie ihrer ideellen Natur mit der praktischen des Lebens noch fehlt." Es war freilich eine andere Zeit, von deren Poeten Matthias Claudius sagen konnte, sie seien „helle reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen". Während aber Schmidt die Dichter

und die Gesellschaft der Gegenwart so durch und durch krank findet, erscheint ihm das „Publikum", das ja doch zu einem großen Theile von jener Gesellschaft gebildet wird, sehr gesund. Wenigstens sagt er in dem Aufsatz über Alfred Meißner: „Das Publikum im Leben will die Wirklichkeit; aber wenn sich das Publikum vor einem Werke der Kunst versammelt, um von der Prosa des Lebens auszuruhen, so lebt ein höheres Bewußtsein in ihm und es ist gesund idealistisch." Ist das richtig bemerkt und beobachtet? Sind es wirklich die idealen Gebilde der dramatischen Muse, welchen das Publikum seinen größten Beifall schenkt, und nicht vielmehr derb realistische, kunstlos aus den heterogensten Elementen zusammengewürfelte Producte, wie „Therese Krones" oder „Berlin wie es weint und lacht", wie vor 1848 ein ähnliches Product: „Das Weib aus dem Volke" es war, welchem das „Publikum" die Prämie zuerkannte?

Den Dorfgeschichten Auerbach's spendet der Verfasser großes und verdientes Lob. Diese Sympathie für das dorfgeschichtliche Genre steht ihm, der gegen die gefirnißte sogenannte gute Gesellschaft eine so gründliche Abneigung an den Tag legt und zu dem Rousseau'schen Naturevangelium geschworen hat, natürlicher als manchem andern Verehrer Auerbach's. Nur in der Behauptung Schmidt's, Auerbach habe sich dadurch eine „außerordentliche Ehrenstellung" errungen, daß er für das „Volk" geschrieben, und wer jemals in alten Dörfern und kleinen Städten, in Weilern und auf dem Lande, mit einem Worte bei diesem Volk der Bauern geforscht habe, der werde „die große und schöne Popularität Auerbach's vernehmen", möchten wir einige Uebertreibung erblicken. Hat Schmidt wirklich diese Erfahrung in „alten Dörfern" gemacht? Die Erfahrungen, die wir wenigstens auf dem Lande und zwar in der Nähe großer gebildeter Städte in dieser Hinsicht gesammelt, sind etwas anderer Art, was wenigstens den eigentlichen alten Bauer betrifft, für den in der Regel außer vielleicht Bibel und Gesangbuch, einige alte Volksbücher und ein althergebrachter Kalender (aber nicht der Auerbach'sche) die einzige Literatur bilden, mit der er sich beschäftigt. Möglich, daß Auerbach's „Gevattersmann" in einzelnen Landstrichen in Bauernhäusern zu finden ist und gelesen wird, aber schwerlich seine eigentlichen Dorfgeschichten, durch die fast immer ein Geist philosophischer Betrachtung hindurchgeht und deren Sprache schon eine ganz andere ist als diejenige, welche der Bauer spricht und versteht. Die hier und da eingestreuten schwäbischen Provinzialismen thun es nicht, sind sogar den Bauern in andern Landstrichen, namentlich den plattdeutsch redenden, unverständlicher als das Hochdeutsche. Wenn Auerbach irgendwo sagt: „Die stetige und fast unbewegliche Macht des Volksthums, des Volksgeistes ist wie eine heilige Naturmacht; sie bildet den Schwerpunkt des Erdenlebens.... Welchen unglücklichen Schwankungen wäre die Menschheit hingegeben, wenn alsbald jede sittliche, religiöse und wirthschaftliche Bewegung die der Gesammtheit würde!" so ist dies zwar sehr richtig und schön; aber es ist kein Bauerndeutsch, und es scheint uns sehr zweifelhaft, ob ein echter deutscher Bauer diese abstracte Sprache verstehen würde.

Ueber Gutzkow bemerkt der Verfasser unter anderm: „Er charakterisirt unsere Zeit, welche ihre historisch bedingte Mission hat und deshalb nicht kleiner ist als alle andern, wenn sie im Verhältniß zu ihnen auch so erscheint. In Gutzkow kennzeichnet sich mit einem Zuge die doppelte historische und literarische Dissonanz unserer Epoche, die, das darf man nicht verkennen, nur einen Punkt des Uebergangs für die Gesellschaft wie für die Dichtkunst bildet.... Er hat am ausgedehntesten den Forderungen seiner Zeit durch poetische Darstellung Rechnung zu tragen vermocht; er hat jeden Kampf mitgemacht, der in ihr entgeschlagen ward; er hat jede Strömung wie Gegenströmung begriffen und zu zeichnen versucht; er hat am energischsten das noch verhüllte Ideal unserer Generation zu entschleiern unternommen." Freilich läßt sich fragen, ob mit so innerlich haltlosen Menschen, wie die meisten bei Gutzkow sind, dies „verhüllte Ideal" sich erreichen läßt. So weit wir Gutzkow's neuesten Roman „Der Zauberer von Rom" gelesen haben — und diese Eigenthümlichkeit macht ihn uns besonders interessant — begegneten wir keinem männlichen oder weiblichen Individuum, welches nicht irgendwie und irgendwo krankhaft wäre und eine faule Stelle hätte. Wir tadeln dies nicht. Ist es einmal mit unserer Generation so traurig bestellt, und es scheint wirklich so, so darf und soll sie ihr Chronikant auch so schildern, statt uns über sie zu täuschen und irre zu führen. Von diesem Standpunkt war uns auch folgender Gutzkow'sche Ausspruch, welcher die Moral unserer Zeit kennzeichnet, von großem Interesse: „Wer immer mit dem Verstande vorauswühlt, wohin er mit Hand und Fuß zur That nachschreiten soll, der verschüttet sich den Weg, wenn er plötzlich den Einfall bekommt, nicht dem Verstande, sondern dem Herzen folgen zu wollen. Eins darf man nur festhalten, entweder den Ruhm oder die Ueberzeugung. Alles zugleich erstreben, verdirbt eins das andere. Wer den Ruhm will, soll — die Weltphilosophie lehrt es — das Gewissen nicht hören: wer das Glück will, muß auf die Ueberzeugung verzichten." Es gehört Muth oder doch Aufrichtigkeit dazu, die Grundsätze, wonach die meisten in unserer Zeit handeln oder die Weltdinge beurtheilen, mit dieser Entschiedenheit bloßzulegen. Das hilft wenigstens die Heuchelei der Zeit beseitigen. *)

Wir haben unsere gewissen Gründe, auf den von Eduard Schmidt gegen seinen Namensvetter Julian Schmidt gerichteten Aufsatz hier nicht weiter einzugehen; möge, wem es daran liegt, ihn selbst lesen! Der Verfasser springt mit Julian Schmidt scharf, zum Theil erbarmungslos um, nur hätten wir gewünscht, daß er gerade diesem Gegner gegenüber jedes Wort, ehe er es niederschrieb, aufs schärfste erwogen und abgewogen und jede zweideutige Phrase sorgfältigst vermieden hätte. Was heißt das, wenn z. B. der Verfasser sagt: „Wir trachten nicht danach, einem solchen Schriftsteller ein einziges Lob zu verkümmern; er mag seinen Ruf behalten, aber er soll seine Autorität verlieren." Julian Schmidt würde in einem solchen Falle gerade umgekehrt verfahren, er würde zuvörderst erst den Ruf seines Gegners zu vernichten suchen, weil, wenn dies gelingt, die Autorität des Angegriffenen von selbst fallen muß. Daß der Verfasser an seinem Gegner auch einzelnes Gute anerkennt, können wol wir am wenigsten tadeln, da auch wir an der Schwäche leiden, selbst an denjenigen, die uns nur Uebles zuzufügen suchten, zu loben, was an ihnen zu loben ist, selbst wenn wir davon überzeugt sind, daß wir das gleiche Verfahren von ihnen nicht zu erwarten haben.

Friedrich Halm's dramatische Verdienste führt Eduard Schmidt im ganzen auf ein sehr geringes Maß zurück, wenn er z. B. sagt: „In so glänzenden Triumphen, wie sie Halm's Muse feierte, liegt noch etwas Trostreicheres und Verständigeres, als wenn ein Dichter über jeden Mangel an Anerkennung seiner

*) In Alexander Alt's „Briefen über Gutzkow's «Zauberer von Rom»" — von denen wir erst, nachdem wir obige Worte geschrieben, Kenntniß genommen haben und deren Würdigung dem Verfasser des Berichts über den Gutzkow'schen Roman in Nr. 51 d. Bl. f. 1858 vorbehalten bleiben muß — heißt es unter anderm: „Die Frau von Buschbeck ist eine ganz unnatürliche und unangenehme Caricatur." Daß diese Gutzkow'sche Figur „unangenehm" sei, wollen wir zugeben, aber daß sie eine „unnatürliche" Caricatur oder überhaupt „Caricatur" sei, müssen wir in Abrede stellen. Mancher Leser des Romans wird sich wol dabei an diese oder jene Person ähnlichen Gepräges erinnert haben, die ihm auf seinem Lebenswege begegnet ist; und wer denkt nicht an jene Dame von Adel, die in Berlin vor Gericht stand, weil sie die ihrer Pflege befohlenen Kinder ihres Bruders aufs empörendste gemartert, ihnen Nesseln auf die Brust gebunden und sie sogar genöthigt hatte, Nesseln zu verschlingen? An diese Wirklichkeit reicht die angebliche Gutzkow'sche Caricatur bei weitem noch nicht. Wir sind überzeugt, daß Gutzkow diese Frau von Buschbeck wie auch die meisten andern Figuren des Romans im Wesentlichen nach dem wirklichen Leben gezeichnet hat, ohne sie zu carikiren.

Schöpfungen zu Grunde geht und das Glück hat, nach 50 Jahren für bewundernswürdig erklärt zu werden. In der Unsterblichkeit liegt gar nichts Schönes, wenn man nicht gelebt hat.“ Und weiter: „Wenn Halm's Poesien der Nachwelt verloren gehen, so haben sie doch reichlich der Mitwelt Gefallen verschafft, und das ist ein so schönes Verdienst, daß man dem Nachruhm gern entsagen kann, von dem man als Leiche im Grabe nichts hört und sieht.“ Derselben appetitlichen und mit den sonstigen idealistischen Tendenzen des Verfassers wenig im Einklang stehenden Ansicht war auch der Satiriker Liscow, wenn er in der Vorrede zu seinen 1739 erschienenen Schriften bemerkt: „Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber

Un buffet bien garni pendant cent ans de vie
Que mille autels après ma mort.“

Ueber eins müssen wir noch mit dem Verfasser rechten: er macht sich gern die Ansichten und Urtheile anderer zu Nutze, ohne seine Quelle zu nennen. In seinen Aufsätzen über Nikolaus Lenau und Friedrich Halm hat er, abgesehen von dem ganz ähnlichen Gedankengange im ganzen, einzelne Stellen fast wörtlich aus unsern Aufsätzen über Nikolaus Lenau (Nr. 47 d. Bl. f. 1856) und über Friedrich Halm (Nr. 35 f. 1857) entlehnt. Wir sagten in unserer Betrachtung über Nikolaus Lenau: „Diese Gesellschaft, die zu wirklichen Opfern nicht gerade leicht zu bewegen ist, gönnt ihren Lieblingen keine Ruhe, sie hetzt sie ab und müde“; Schmidt sagt: „Die vornehme Gesellschaft ist überdies zu wirklichen Opfern nicht bereit; ihr Egoismus gönnt ihren Lieblingen keine Ruhe, sie hetzt sie ab und müde.“ Wir sagten: „Die gebildete höhere Gesellschaft in Deutschland ist kaum je härter getroffen, ihre Schattenseiten sind kaum je greller beleuchtet worden, als durch Nikolaus Lenau's traurigen Ausgang“; Schmidt sagt: „Der traurige Ausgang Nikolaus Lenau's war ein Schlag für die ganze höhere Gesellschaft in Deutschland.“ Wir sagten: „Es ist aufreibend und erschöpfend, immer interessant erscheinen und mit den Geistreichen geistreich sein, sie möglichst an Geist überbieten zu müssen“; Schmidt sagt: „Es ist erschöpfend und aufreibend zugleich, immer interessant zu erscheinen und mit den Geistreichen geistreich zu sein, sie möglichst an Geist überbieten zu müssen.“ Wir sagten: „Frauen von gesund kräftigem, unverbildetem Gefühl werden dagegen auf den Dichter gewiß wie frisches Quellwasser wirken“; Schmidt sagt: „Da sehr selten Frauen von gesund kräftigem, unverbildetem Gefühl existiren, die auf den Dichter erquickend wie frisches Quellwasser wirken könnten....“ Wir sagten: „Diese Abschwächung, dieses Diplomatisiren der Leidenschaften zeigt sich auch in Friedrich Halm's dramatischen Dichtungen“; Schmidt sagt: „Diese Abschwächung, dieses Diplomatisiren der Leidenschaften weisen alle dramatischen Dichtungen Halm's auf.“ Wir sagten: „Mir ist dabei (bei Ingomar) immer unwillkürlich ein durch die Liebe gezähmter Commis eingefallen, der bei einer Sonntagspartie seinem Mädchen den Korb abnimmt, während sie seinen Spazierstock trägt“; Schmidt sagt: „So trägt er, weil Parthenia es für ein Zeichen der Cultur hält, am Schlusse des dritten Acts ihr Körbchen, wie einer jener wohlzuerkennenden Handlungsgehülfen, die Sonntags mit saftig gestrichenen Butterbemmen und einigen Würsten im Pompadour am Arme einer geliebten Minna eine Landpartie machen.“ Wir sagten: „Kurz, es ist alles wie zu einer Travestie gemacht und es ist schwer, dergleichen im Stile ernster Kritik zu besprechen“; Schmidt sagt: „Die Travestie liegt in diesem seltsamen Stück so auf der Hand, daß es unmöglich ist, in einem andern Tone davon zu sprechen.“ Doch genug solcher Parallelstellen! Es freut uns, wenn man unsere Aussprüche und Urtheile der Benutzung für werth hält; wenn man sich aber dazu herbeiläßt, sie zu entlehnen, so sollte man sich auch nicht schämen, denjenigen zu nennen, von dem man sie entlehnt hat. Dagegen müssen wir an Schmidt durchaus rühmen, daß er auch in seinen schärfsten Polemiken niemals in einen persönlich gehässigen, grob insultirenden Ton verfällt, niemals zu Personalbeschreibungen, Steckbriefsignalements und andern verwerflichen Hülfsmitteln dieser Art seine Zuflucht nimmt, sich auch niemals in eine hoffärtige aufgeblähte Attitude wirft, wie andere, welche den Angegriffenen immer zurufen zu wollen scheinen: „Thu' ich den Mund auf, rühr' sich keine Maus!“ Der Verfasser ist überhaupt ein human gesinnter Mann, und er geht in seinen Humanitätsforderungen sogar so weit, daß er vom Liberalismus fordert, er solle die reine Humanität darstellen. Dies müßte der Liberalismus, um nicht mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, allerdings thun, wäre er allgemein menschlichen statt wie bisher rein politischen Charakters. Diese Forderung Schmidt's gehört, wie es uns scheint, nicht dem Idealismus sondern dem Utopismus an, in den sich sein Idealismus überhaupt nicht selten verläuft. **L. M.**

Notizen.

Die Gesellschaft der Junggermanen.

Unsere Bemerkungen über das literarische Organ der Junggermanischen Gesellschaft, den „Teut“, und über diese Gesellschaft selbst in Nr. 10 d. Bl. haben das Haupt derselben, F. J. Kruger, veranlaßt, uns eine nebenbei bemerkt klar und präcis stilisirte, umfangreiche Entgegnung oder Berichtigung einzusenden, für die wir dankbar sind, ohne uns deshalb verpflichtet zu fühlen, sie ihrer ganzen Länge nach in d. Bl. zum Abdruck zu bringen. Wäre der Raum, über den wir in d. Bl. verfügen, so unendlich wie der transscendentale Raum Kant's, so würden wir gern ein Uebriges thun; da dies aber nicht der Fall ist, müssen wir den Chef der Junggermanen bitten, seine vollständige Erklärung in eine künftige Lieferung des „Teut“ einzurücken, wohin sie viel besser paßt. Wir sind nicht das Organ der Junggermanischen Gesellschaft, noch irgendeiner andern Gesellschaft oder Coterie; wir suchen vielmehr unsere Ansichten mit den Ansichten desjenigen größern Gesellschaftskreises in Einklang zu setzen, der sich außerhalb aller politischen oder confessionellen Parteien, aller constituirten oder nichtconstituirten literarischen Gesellschaften oder Coterien bewegt. Ob unsere Ansichten dieser oder jener Partei, dieser oder jener gelehrten Kaste oder literarischen Coterie oder Gesellschaft gefallen, darauf kommt es uns weniger an als darauf, daß sie die Zustimmung des eben bezeichneten weitern Gesellschaftskreises haben. Nur einige mehr Thatsächliches enthaltende Angaben Kruger's mögen hier berührt sein. Kruger gibt zu, daß allerdings in diesem Augenblicke der Schriftstellerstand noch vorwiegend in der Gesellschaft der Junggermanen vertreten sei, daß unter nahezu 60 Mitgliedern sich wenigstens 40 befinden, „welche für die Oeffentlichkeit arbeiten“. Aber dies erkläre sich dadurch, „daß dieselben zunächst auf das Streben der Junggermanischen Gesellschaft aufmerksam werden mußten“. Die Gesellschaft sei keineswegs abgeschlossen, sondern bilde vielmehr in ihrer jetzigen Gestalt erst den Grundstock eines Netzes von Zweigvereinen und habe bereits in den wichtigsten Städten Deutschlands, vornehmlich in Hamburg als dem „Vorort“, dann in Berlin, Wien, München und verschiedenen rheinischen Städten ihre Haltpunkte, während die Gesammtzahl der Städte, in welchen sich Mitglieder befänden, bereits mehr als 20 betrage. Uebrigens zähle schon jetzt die Gesellschaft unter ihren Mitgliedern talentvolle Tondichter (z. B. in Hamburg Gatenhusen und Vollbach), Baukünstler, Maler, Kaufleute und überhaupt „Leute von Sinn für geistige und vaterländische Bestrebungen aus allen Ständen“. Kruger gibt ferner zu, „daß allerdings die Gesellschaft mit Bewußtsein darauf hinzielt, hauptsächlich die jüngern Kräfte unter ihr Banner zu sammeln“, was sich von selbst verstehe, „wenn von einem Streben die Rede ist, das erst in der Zukunft seine hauptsächlichsten Früchte tragen soll“. Denn, fährt Kruger fort, „die Zukunft der deutschen Nation beruht nicht auf den Schultern des absterbenden sondern des aufstrebenden Geschlechts“. Doch das ist nicht viel mehr als Phrase, so gut es auch klingen mag. In der geistigen Welt gibt es ja gar kein absterbendes Geschlecht, da jedes wirklich geistkräftige Streben über Alter und Tod hinausreicht. Kruger beruft sich darauf, daß nicht die Stützen der hebräischen Gottesgelehrsamkeit, son-

den vor allem Schreiner, Fischer, Seidenmaler und Gerber, „deren Ruhm vorher auch nicht weit her gewesen", die Gründer der christlichen Kirche waren. Nun freilich, Gerber, Fischer, Schreiner dieser Art mögen sich jetzt schwer auftreiben lassen, und nun muß statt ihrer nach „Literaten", Lyrikern, Tonkünstlern, Handlangerbeflissenen u. s. w. gegriffen! Im übrigen, bemerkt Kruger, sei ein vorgerücktes Alter keineswegs ein Hinderniß für die Aufnahme, falls mit demselben zugleich jugendliche Frische und Begeisterung für die Zielpunkte der Junggermanischen Gesellschaft verbunden seien, es stehe jedermann frei, sich ihr anzuschließen. Es steht ihnen also nur „frei", sich ihr anzuschließen? Nein, man sollte sie, die beiden Grimm, Uhland, Arndt, Rückert u. s. w. in jeder Weise zu gewinnen trachten; ihre Namen und die Namen anderer im „vorgerückten Alter" stehenden echten „Junggermanen" würden uns erst die rechte, jetzt noch vermißte Bürgschaft gewähren, daß von der Junggermanischen Gesellschaft Früchte für die Zukunft zu erwarten seien. Mit Beziehung auf den junggermanischen Gegensatz gegen das Heine-Börnethum bemerkt Kruger: „Wir sind gegen jede Ausländerei, möge sich dieselbe die Franzosen oder die Engländer und Yankees oder die Juden, oder wie die Stocktheologie das auserwählte Volk Gottes zum Muster nehmen", und mit Beziehung auf die Sprachreinigungsvorschläge, für die Kruger allein die Verantwortung auf sich nimmt: „Die mainzer Versammlung beschloß nur im allgemeinen, daß jeder Junggermane auf Reinigung und Fortbildung seiner Sprache hinzuwirken habe." Mit diesen beiden letzteren Bestrebungen können wir uns nur vollkommen einverstanden erklären. Schließlich versichert Kruger, daß unsere in Nr. 10 d. Bl. ausgesprochene Vermuthung, der Verfasser der im ersten Heft des „Tent" enthaltenen münchener Correspondenz sei der Junggermane Beilhack, eine irrige sei. Auf den Juni ist eine Hauptversammlung der Junggermanischen Gesellschaft in Nürnberg festgesetzt; sollte sie wirklich bedeutsame Resultate zu Tage fördern, so werden wir sie sicherlich nicht unbeachtet lassen.

H. M.

Ein satirisches Gedicht auf Lavater vom Jahre 1786.

Durch Zufall gelangte ich in den Besitz eines handschriftlichen Gedichts, worin das pietistisch-mystische Treiben Lavater's bei seinem Besuche in Bremen im Jahre 1786 und die Wunderkuren seiner Anhänger verspottet werden. Das Gedicht, von dem sehr wahrscheinlich viele Abschriften in Bremen umliefen, deren eine, ein ziemlich vergilbtes Blatt, in meine Hände gelangte, ist durchaus nicht ungeschickt gearbeitet, wenn auch nicht selten im Ausdruck etwas derb und cynisch; auch verräth sich einige Frivolität schon darin, daß der Verfasser das schöne Kirchenlied „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" zur Grundlage seiner Parodie gewählt hat. Da wir glauben, daß das Gedicht nicht im Druck oder höchstens als jetzt vergessenes Flugblatt erschienen ist, sein Inhalt und Ton uns aber für jene Zeit charakteristisch zu sein scheint, so dürften vielleicht in d. Bl. folgende Strophen nicht ohne Interesse gelesen werden:

Ein Jungfräulein, sonst frisch und roth,
Lag hülflos und in großer Noth;
Sie kennt' im Schlaf nicht sprechen.
Lavater der theure Wundermann
Mit Hand und Mund das Werk begann,
Ihr heilen ihr Gebrechen:
„Schau, traue, Gratiosa, Dolorosa,
Auferstehen! Auf mein Wort, du sollst genesen!"

Mit diesem Trost er von uns wich,
Um einen Jünger wählte sich;
Das war ein Mann nach seinem Sinn,
Voll Glauben und voll Kinderſinn!
Den thät er instruiren:
„Glaube, treibe, was ich lehre, mir zur Ehre,
Dir zur Krone, der Vernunft zum Spott und Hohne!"

Der in Bremen zurückgelassene und von Lavater inspirirte Wunderdoctor macht nun seine magnetische Cur, und siehe, sie gelingt:

O Wunderschlaf, o Zauberei!
Was Meister in der Arzenei
Nicht zu ergründen taugen,
Lehrt kranken Jungfern Phantasie;
Durch dicke Wände sehen sie
Wohl mit verschlossnen Augen.
Kennen, nennen, was geschrieben, weil den lieben
Guten Dingern Augen sitzen an den Fingern u. s. w.

Daß dieses satirische Gedicht, welches mit den Worten beginnt: „Wie schön leucht't uns von Zürich her der Wunderthäter Lavater", auf Lavater's Aufenthalt in Bremen im Jahre 1786 Bezug hat, geht aus den Worten hervor: „Also agiren sah man ihn in unserm lieben Bremen." Vielleicht könnte uns ein recht belesener Bibliophile sagen, ob das Gedicht schon irgendwo gedruckt und ob sein Verfasser bekannt ist. 13.

Bibliographie.

Abbeokuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen. Eine Schilderung der Mission im Lande Joruba. Aus dem Englischen. Bis auf die Gegenwart fortgesetzt und wesentlich erweitert durch die Einleitung: Die Morgenröthe des tropischen Afrika von W. Hoffmann. Mit einer Karte von Joruba und den angrenzenden Ländern. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 28 Ngr.

Bar, L., Zur Lehre von Versuch und Theilnahme am Verbrechen. Hannover, Hahn. Gr. 8. 12 Ngr.

Bruna, J., Im Heere Radetzky's. Skizzen aus den Jahren 1848 und 1849. Prag, Credner. Gr. 8. 20 Ngr.

Corrodi, A., De Herr Professer. Idyll aus dem Züribiet. Winterthur, Steiner. 1858. 16. 20 Ngr.

— — De Herr Vikari. Winteridyll usem Züripiet. Winterthur, Steiner. 1858. 16. 20 Ngr.

Eichrodt, L., Die Pfalzgrafen oder eine Nacht auf den Heidelberger Gassen. Dramatisches Bild. Lahr, Geiger. 8. 18 Ngr.

Erinnerungen an Ernst Theodor Mosevius. Breslau, Kern. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hasse, Ursprung, Gegensatz und Kampf des Guten und Bösen im Menschen. Entwickelt aus der physischen Lehre des Euripides und nachgewiesen an einzelnen Charakteren seiner Dramen. Magdeburg, Heinrichshofen. 4. 10 Ngr.

Heerklotz, A., Janthe. Episode aus dem Tscherkessen-Kriege. Meißen, Klinkicht u. Sohn. 1858. 16. 25 Ngr.

Das schweizerische Heerwesen und der Soldatengeist. Ein Rückblick auf Erscheinungen aus jüngst vergangener Zeit. Von einem schweizerischen Wehrmann. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 12 Ngr.

Henne, A., Histoire du règne de Charles V. en Belgique. Tome I. Bruxelles. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herzog, E., Der Idealist, oder eine Pastoral aus dem Leben in Form einer Novelle. Lindau, Stettner. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Amrein, J., Naturbetrachtung und Gotteserkenntniß. Vortrag, gehalten in der Marianischen Congregation zu Luzern, am Dreikönigenfeste 1859. Luzern. Gr. 8. 3 Ngr.

Bekanntes. Zusammengestellt von einem Zeitgenossen. Coblenz, Baedeker. Lex.-8. 4 Ngr.

Menzel's, W., Vertheidigungsrede gegen die Familie Zschokke. Gehalten am 22. Februar 1859 vor dem Königl. Criminalamt in Stuttgart. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 5 Ngr.

Napoleon III. und seine weltgeschichtliche Mission. Ein Mahnruf in der zwölften Stunde. Berlin, Verlags-Magazin. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères,

depuis 1763 jusqu'à nos jours.

Par **Léopold Neumann,**

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne.

Tome V. In-8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Theil I—III kosten jeder 3 Thlr., Theil IV 3 Thlr. 20 Ngr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den competentesten Seiten anerkannt worden, besonders auch in jüngster Zeit wegen der darin enthaltenen mittelitalienischen Verträge, von denen auch der soeben erschienene fünfte Theil mehrere mittheilt. Ueberhaupt wird darin eine grosse Anzahl früher noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. Mit dem bereits unter der Presse befindlichen sechsten Theile wird das Werk vollständig sein.

In demselben Verlage erschienen folgende

wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, **Réglements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique**; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

——, **Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations.** 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann*. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

——, **Causes célèbres du droit des gens.** Deuxième édition. Revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Tome I à III. In-8. 7 Thlr. 20 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les rélations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

——, **Eléments du droit international.** Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Seit October vorigen Jahres erscheint vierteljährlich:

Jahrbuch

für

romanische und englische Literatur

unter besonderer Mitwirkung von **Ferd. Wolf** herausgegeben von **Dr. Adolf Ebert**, Professor an der Universität zu Marburg.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften (30 Bogen) 3 Thlr.

Aus den ersten drei Heften heben wir hier nur folgende Abhandlungen hervor: **A. Ebert:** Die englischen Mysterien. — **Karl Bartsch:** Die Reimkunst der Troubadours. — **Paulin Paris:** Le voyage de Charlemagne à Jérusalem et à Constantinople. — **Ferd. Wolf:** Ueber den realistischen Roman und das Sittengemälde bei den Spaniern in der neuesten Zeit mit besonderer Beziehung auf die Werke von Fernan Caballero. — **Lemcke:** Cintio der Fabrizii. Ein Beitrag zur Geschichte der Monstrositäten der Literatur und der erzählenden Dichtung in Italien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung und A. Asher & Comp. in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte von Ost-Asien.

Für Freunde der Geschichte der Menschheit

dargestellt von **Dr. Johann Ernst Rudolf Kaeuffer.**

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In diesem auf drei Theile berechneten Werke stellt der als gründlicher Kenner der Geschichte Ost-Asiens bereits bekannte Verfasser zum ersten mal für einen weitern Leserkreis unter würdigen, für die Geschichte der Menschheit wichtigen Gesichtspunkten und nach bestimmten Perioden geordnet, alles das zusammen, was bisjetzt durch die meist schwer zugänglichen Arbeiten der eigentlichen Forscher auf diesem Gebiete über die Geschichte und Cultur verhältnisse der ostasiatischen Völker ermittelt worden ist. Namentlich sind es ausser den Bewohnern des hohen und des nördlichen Asien die Culturvölker Vorder- und Hinterindiens, Chinas und Japans, deren Geschichte erzählt, deren politische, religiöse und literarische Cultur in ihrer historischen Entwickelung bis zur Gegenwart herab verfolgt wird. Bei dem sich fortwährend steigernden Interesse, welches diese weiten, von etwa zwei Drittheilen der gesammten Menschheit bewohnten Ländergebiete in ihren gewaltigen innern Bewegungen und ihren erfolglosen Bestrebungen und Kämpfen gegen das immer mächtiger andringende europäische Wesen in Anspruch nehmen, dürfte ein Werk, wie das vorliegende, gerade zu günstigsten Zeit erschienen und jedem Freunde des Fortschritts in der Menschheit willkommen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 14. April 1859.

Inhalt: Bekenntnisse der Kaiserin Katharina II. — Neue Proben epischer Poesie. Von A. Jordan. — Sybel's „Historische Zeitschrift". — Ethnographisches und Culturgeschichtliches. Dritter Artikel. (Beschluß.) — Notiz. (Zur deutschen Journalistik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Bekenntnisse der Kaiserin Katharina II.

Memoiren der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Hannover, Rümpler. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir nehmen dies Buch mit Erwartungen zur Hand, die zunächst nicht ganz erfüllt werden. Es wird andern Lesern damit schwerlich anders ergehen. Ein Tagebuch der „nordischen Semiramis", wie man Katharina II. von Rußland genannt hat, von ihr selbst geschrieben, beglaubigt und eingeführt von A. Herzen — welchen Geschichtsfreund sollte eine solche Schrift nicht lebhaft anziehen, ja, wen möchte nicht schon die Vorrede, die ohne Frage ein echt Herzen'sches Gepräge tragen wird, für diese Blätter mit Interesse erfüllen? Die Enttäuschung des Lesers beruht darauf, daß er, indem er eine Schrift von hohem historischen Interesse erwartete, zuvörderst nicht viel mehr antrifft, als das Tagebuch eines jungen Mädchens von vornehmem Stande, in welchem die Masse mädchenhafter Bagatellen, kleinlicher Intriguen und genrehafter Hofmisère weitaus die historischen und politischen Züge der Zeit überwuchert und von den letztern nur einen unbedeutenden Niederschlag zurückläßt. Erst später erkennen wir, daß es diesen Blättern jedoch an rein menschlichem Interesse, an Seltsamkeit biographischer Anziehungskraft und theilweise an spannender Kraft für die Neugierde des Lesers keineswegs fehlt, und daß es zwar nicht gerade das historische, immerhin aber das ästhetische Interesse ist, das hier eine ungewöhnliche Befriedigung zu erwarten hat.

Was zuvörderst die Authenticität dieser Memoiren betrifft, so berichtet uns Herzen, daß die hier der Oeffentlichkeit übergebenen Blätter sich unter den wenige Stunden nach dem Tode der Kaiserin versiegelten Papieren derselben fanden; daß Fürst Kurakin, Kaiser Paul's Freund, eine Abschrift davon nahm, die vielfach circulirte, vom Kaiser Nikolaus später zwar unterdrückt wurde, jedoch in einzelnen Copien noch immer erhalten blieb, wie denn eine solche von der Hand des Dichters Puschkin in Odessa bekannt war. Seit 1855 seien wieder mehrere Abschriften dieser Memoiren an den Tag, die mit den ältern gleichlautend, keinen Zweifel an ihrer Authenticität aufkommen lassen, wie wir denn auch dem Vorredner darin recht geben, daß der Inhalt der Memoiren auf jeder Seite ihre Echtheit ganz unverkennbar darzuthun geeignet ist. Herzen sagt:

> Indem man diese Blätter liest, sieht man sie werden, man sieht die Verfasserin sich zu dem heranbilden, was sie gewesen ist. Ein lebhaftes Kind von 14 Jahren, blond, coëffirt à la Moise, muthwillig, verlobt mit einem kleinen Idioten, dem Großfürsten, leidet sie schon früh an der Krankheit des Winterpalastes, dem Durst nach Herrschaft. Eines Tages, als sie mit dem Großfürsten auf der Fensterbank sitzt und mit ihm scherzt, sieht sie Graf Lestocq kommen, der zu ihr sagt: „Packen Sie Ihre Sachen — Sie werden nach Deutschland zurückreisen." Der junge Idiot schien nicht sehr betroffen von dieser Trennung. „Auch mir war sie ziemlich gleichgültig", sagt die kleine Deutsche; „aber die russische Krone war es mir nicht", setzt die vierzehnjährige Prinzeß von Zerbst hinzu.

Dies ist Katharina im Keime! Die Memoiren brechen im Jahre 1759 plötzlich ab: von den spätern Jahren bis 1762 sollen nur abgerissene Bruchstücke, wohlverwahrt, vorhanden sein, in diesem Jahre aber ergriff Katharina den russischen Scepter, als eine „res nullius", verwandelte Rußland und machte es im wesentlichen zu dem, was es heute noch ist.

Der Vorredner gibt zunächst eine Skizze der geschichtlichen Vorgänge von 1729—51, dieser seltsamen Epoche, in der das Scepter des größten Reichs Europas wie ein unter Kindern streitiges Spielzeug, von Hand zu Hand ging, wo eine einzige Nacht dem ungeheuern Reiche einen neuen, ungeahnten Beherrscher gab, ohne daß von dem Volke hierbei im geringsten die Rede war. Dies Vorwort, in einem Geiste geschrieben, den der Leser sich leicht denken kann, leitet die Geschichte Katharina's ein, und erklärt denn auch, wie es kam, daß auch die geniale kleine deutsche Prinzessin von dem großen unbekannten Etwas, das man das russische Volk nennt, eigentlich gar keine Notiz nehmen konnte. In der That hat auch erst das Jahr 1812 ein solches Volk erschaffen oder doch in die Erscheinung treten lassen, und wir müssen, wollend oder nicht, gestehen, daß für eine so junge Existenz wie diese dies Volk doch einen fast wunderbaren Aufschwung genommen hat!

Doch wir wenden uns zu unsern Memoiren zurück, die, wenn sie den lernbegierigen Geschichtsfreund auch nicht völlig befriedigen, doch des Interessanten genug darbieten, um ihre Veröffentlichung genügend gerechtfertigt zu finden, die den Leser angenehm genug zu unterhalten und was den allgemeinen Sitten- und Culturzustand des Hofs und der Aristokratie Rußlands betrifft, auch mannichfach zu belehren im Stande sind.

Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst, dieselbe, welche unter dem Namen Katharina II. die Begründerin der russischen Macht wurde, war im Jahre 1744 von der Kaiserin Elisabeth auf Empfehlung Friedrich's II. mit ihrer Mutter von Kiel an den russischen Hof berufen, um mit dem Thronerben, Herzog Peter von Holstein, damals 16 Jahre alt, verlobt zu werden. Sie selbst zählte 15 Jahre und gab sich als ein kleines, schüchternes blondes Mädchen, voll Geist und Lernbegierde und mit allen Anfängen eines starken und festen Charakters. Mit ihrer Ankunft in Moskau beginnen ihre Memoiren und liefern auf den ersten Bogen ein lebhaftes Bild der ziemlich ärmlichen und kleinlichen Verhältnisse am kaiserlichen Hofe, wo die Parteien — Schweden und Russen — in tausend kleinen Intriguen sich um Gunst und Einfluß streiten, ein Kampf, den die Memoiren mit der Feder eines lebhaften funfzehnjährigen Mädchens naiv genug darstellen. Die äußerst unliebenswürdige Gemüthsart ihrer Mutter, die es an gelegentlichen Ohrfeigen nicht fehlen läßt, die kindische Weise ihres Bräutigams, der nur am Spiel mit Puppen und mit Lakaien, die er einexercirt, Vergnügen findet, der bald mit ihr spielt wie ein Kind, bald sie brutal behandelt oder ihr von seinen Liebschaften erzählt; günstige und ungünstige Stimmungen der Kaiserin, die ihr jedoch im ganzen ebenso viel Neigung, als ihrer Mutter Haß bezeugt; Klosterbesuch, Krankheiten, Reisen nach Kiew und Petersburg, die auf großen Gesellschaftswagen mit Bänken versehen, zurückgelegt werden, dies und Aehnliches füllen die ersten Bogen. Wir sehen, wie die Mutter, welche niemand liebt, den künftigen Kaiser einen schlecht erzogenen „kleinen Jungen" schilt, weil er unversehens ihre Geldkiste umwirft; wie sie die Kleiderstoffe, die ihr die Kaiserin schenkt, sich selbst zueignet; wie eng und ungemüthlich die häusliche Einrichtung in Petersburg ist, wo Mutter und Tochter in demselben Zimmer schlafen und wohnen; wie alle Theile gegen sie auftreten, als man erfährt, daß sie 17000 Rubel Schulden gemacht habe, für Geschenke an ihre Umgebung und den Großfürsten, sie, die nur drei Kleider und ein Dutzend Hemden mit nach Rußland gebracht und das Bettzeug ihrer Mutter hatte benutzen müssen; wie man sie von ihren liebsten Gespielinnen trennt und um sie zu demüthigen, jeden grausam verfolgt, den sie bevorzugt und dergleichen mehr. Inzwischen gab man ihr doch gute Lehrer und sie lernte mit solchem Eifer russisch, daß sie oft nachts mit nackten Füßen aus dem Bette sprang, um die Aufgaben Adadurow's, ihres Sprachmeisters, zu memoriren, sodaß die Kaiserin sie deshalb lobte und küßte, während ihr Verlobter nichts lernte und gegen alles Russische unverhohlenen Haß zeigte. Endlich machte sie denn die Bekanntschaft des schwedischen Gesandten, Grafen Gyllenborg, in dessen Umgang ihr höheres geistiges Leben erwachte. Der Graf nannte sie seine kleine Philosophin, und indem er von ihr ein „Porträt ihrer selbst" verlangte, ihr den Plutarch und den Montesquieu zu lesen gab, warf er in Katharina's Seele den Zündstoff, der sie weit über ihre Umgebung, über ihre Zeitgenossen erheben sollte. Von nun an war zu lernen, zu lesen und zu schreiben ihre größte Lust, und indem sie ohne Unterlaß über sich selbst nachdachte, kam sie zu dem festen Entschluß, weder groß noch klein zu vernachlässigen, sich stets um die Gunst aller zu bemühen und sich zur Regel zu machen, zu denken, daß sie aller bedürfe. Dies Bemühen erwarb ihr denn auch die Gunst des ganzen Hofs: die Kaiserin lobte und liebkoste sie, nur die Mutter wurde ebendeshalb immer kälter gegen sie und der Großfürst sprang in fortwährendem Wechsel von Vertrauen zu Abneigung, Tobsucht und Gleichgültigkeit über. „So wurde auch mir seine Person gleichgültig", sagt sie, „allein die Krone von Rußland war es nicht!"

Endlich am 21. August 1745 erfolgte die Vermählung mit aller Pracht, deren der russische Hof damals fähig war, in achttägigen Festlichkeiten. „Mein Herz", sagt Katharina, „versprach mir kein großes Glück, aber der Ehrgeiz hielt mich aufrecht; ich empfand ein geheimes Etwas, das mich nicht zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveräne Kaiserin von Rußland sein würde." Die strenge Haltung, der Katharina bisjetzt unterworfen gewesen, nahm nach der Hochzeit nur noch zu. Eine tyrannische Hofmeisterin trat bei ihr ein: ihre heitern Gespielinnen zogen sich von ihr zurück; statt zu lachen, flüsterte man nur in ihrer Nähe; ihr Gemahl spielte fort mit seinen Lakaien, kümmerte sich nicht um sie und erzählte ihr nach vierzehn Tagen mit seiner gewohnten Discretion — discret wie ein Kanonenschuß, sagt Katharina launig von ihm —, daß er in Fräulein Carr (spätere Fürstin Galyzin) sterblich verliebt sei. Sie hörte dies ruhig an, beschloß aber bei sich, gegen diesen Mann, dem der gesunde Menschenverstand so völlig fehlte, gleichgültig und ohne alle Eifersucht zu bleiben. Sie hat diesen Entschluß durchgeführt. Inzwischen steigerte sich die Tyrannei der Kaiserin und die Brutalität des Großfürsten täglich gegen sie und Katharina's Lage war endlich nicht besser als die einer politischen Gefangenen. Der Grund dazu war Bestuschew's, des Großkanzlers, Mistrauen und Argwohn gegen jedermann. Es wurde ihr befohlen, wenn sie ein Bad nehmen, zum Abendmahl gehen, welchen Anzug sie anlegen sollte; sie durfte weder Briefe schreiben, noch ausgehen, noch mit wem sie wollte sprechen, und jeder, dem sie die geringste Gunst zeigte, ward von ihr entfernt, verbannt, verfolgt. Als ihr Vater starb, erlaubte man ihr acht Tage lang zu weinen, am neunten ward ihr befohlen aufzuhören, da ihr Vater kein König gewesen sei, und es sich nicht passe, daß eine Großfürstin länger um einen bloßen Prinzen trauere. Dazu kam, daß die Rohheit ihres Gemahls täglich unerträglicher wurde. Er hatte sich eine Meute von Jagdhunden angeschafft, die er, um

sie zu verstecken, in einem hölzernen Verschlage neben ihrem Schlafgemach unterbrachte, wo sie ihr Tag und Nacht durch Geheul und Gestank die Ruhe raubten; dabei war er selbst fast immer berauscht, roch auf unerträgliche Weise nach Taback und sprach ohne Aufhören von ihrem Stolz und ihrer Schlechtigkeit. Die Verwirrung der holsteinischen Angelegenheiten, die er als Herzog leiten sollte, machten ihn unwirscher als je; er sollte dies Herzogthum gegen Oldenburg vertauschen, was er nicht mochte, litt beständig Geldnoth und sann nur darauf, wie er von der Kaiserin Geld erhalten konnte. Als die letztere nach der Geburt des Thronerben Paul — 20. September 1754 — Katharina 100000 Rubel schenkte, wußte er sich in Besitz dieser Summe zu setzen, die er mit seinen Trinkgenossen und Lakaien vergeudete. Die Geburt Paul's, welche unter den seltsamsten Umständen erfolgte — denn Katharina ward außer dem Bett zwischen zugigen Fenstern und Thüren davon überrascht und niemand wagte sie volle drei Stunden lang ohne Befehl der Kaiserin ins Bett zu tragen — verschlimmerte noch ihre Lage. Niemand bekümmerte sich um sie, während sie an den heftigsten rheumatischen Schmerzen infolge jenes Umstandes litt; der Großfürst zechte mit seinen Trinkgenossen, jungen Kalmücken, ihr Kind war zur Kaiserin gebracht, die es selbst pflegte, die Mutter durfte es nicht einmal sehen! Kein Wunder, daß Katharina bei solcher Behandlung zuletzt der tiefsten Melancholie verfiel. Völlig vereinsamt, wie sie war, suchte sie wieder in ihren Studien Trost und Erquickung. Sie las den Tacitus und Voltaire, und diese Beschäftigung, welche eine abermalige geistige Revolution bei ihr hervorrief, richtete sie endlich wieder auf, als die Kaiserin wieder anfing, ihr Gunst und Wohlwollen zu bezeugen. Der Großfürst freilich blieb unverbesserlich; in seiner Thorheit hatte er sich aus Holstein ein Detachement Soldaten kommen lassen, die er exercirte, zu Generalen machte, um das Vergnügen zu haben, sie wieder zu degradiren, und wiewol er alle Russen sich mit der Bevorzugung dieser Menschen zu Feinden machte, erschien er doch selbst vor der Kaiserin in holsteinischer Uniform, was natürlich ihren Zorn erregte. Dann wieder bedrängten ihn seine verwirrten Angelegenheiten so, daß er bei seiner Gemahlin Rath suchte, sie Madame Hülfsquelle nannte und ihr endlich die holsteinische Regierung fast ganz überließ. Dabei hatte er alle Monate eine andere Liebschaft und machte seiner Gemahlin rohe Vorwürfe, wenn sie seine Maitressen kalt behandelte. Es scheint, daß dies halb wahnsinnige Benehmen auf Katharina endlich die Wirkung ausübte, sie zur Verzweiflung zu bringen, in der sie selbst zu tollen Streichen überging, Verkleidungen als Mann, nächtliche Besuche mit den Soltikows und Narischkin vornahm und sich zu maßlosen Intrigen für heitern Lebensgenuß verleiten ließ. Dergleichen Unternehmungen und das offene Bekenntniß, daß auch sie in dieser Zeit gerade keine Heilige war, erfüllen die Memoiren aus den Jahren 1755 und 1756. Nacheinander gewannen Soltikow, Narischkin, der schöne Poniatowsky und mancher andere ihre Neigung und vielleicht noch etwas mehr. In ihrer Lage war jedoch für diese Verirrungen sicher viel Entschuldigung zu finden, und da alle diese Verhältnisse mit ziemlicher Offenheit in den Memoiren berichtet werden, so kann der Leser leicht denken, daß es an Ueberraschungen, spannenden Auftritten und unterhaltenden Scenen in ihnen nicht fehlt. Ja, auch höchst komische Situationen tauchen ab und zu auf, wie z. B. da, wo das großfürstliche Paar im Bette liegend, während Peter mit seinen Drahtpuppen spielt, plötzlich von einer kaiserlichen Anmeldung überrascht wird und die Puppen eilig unter der Bettdecke verbirgt, oder wenn wir S. 114 lesen: wie der Großfürst im edeln Spiel des Peitschenknallens vertieft, sich selbst die Wange aufschlitzt und nun von Katharina dick geschminkt wird, damit die Kaiserin nichts merke; oder in Peterhof mit seiner Gemahlin aus Langeweile L'Hombre spielt, wenn er verliert wüthend wird und seine Nachtmütze als Marke für 10000 Rubel benutzt. S. 219 heißt es:

In dieser Zeit und lange nachher war sein Hauptspielzeug eine enorme Menge kleiner Puppen aus Blei, Holz, Teig und Wachs, welche er auf sehr schmalen Tischen, die ein ganzes Zimmer einnahmen, aufstellte, sodaß man sich kaum zwischen ihnen bewegen konnte. Er hatte diese Tische der Länge nach mit Messingstücken verbunden, an welche Schnüre befestigt waren, die, wenn man sie anzog, einen Lärm machten, der dem Kleingewehrfeuer glich. Mit diesen Truppen feierte er die Hoffeste, indem er sie losschießen ließ. Täglich löste er mit ihnen die Parade ab und ließ andere Truppen zur Wache aufziehen, wobei er stets in voller Uniform, gestiefelt und gespornt und mit Ringkragen und Schärpe zugegen war, indeß diejenigen seiner Diener, die zu diesen herrlichen Exercitien zugelassen wurden, ebenso erscheinen mußten.

Im Jahre 1758 besteht Katharina ihr zweites Wochenbett; die Geburt ihrer Tochter Anna Petrowna brachte ihr abermals ein Geschenk der Kaiserin von 60000 Rubel, was ihrer kärglichen Apanage von 30000 Rubel jährlich sehr zu statten kam. Die Schilderung, welche die Memoiren von der Kaiserin Elisabeth entwerfen, ist im allgemeinen dieser Tochter Peter's des Großen überhaupt nicht ungünstig. Abgesehen von kleinlicher Herrschsucht und eifersüchtiger Gewaltliebe, treten doch Beweise eines wohlwollenden Gemüths und großer Treue für ihre Begünstigten uns genug entgegen; es fehlt nicht an gutem Urtheil und selbst der endliche Sturz des Großkanzlers Bestuschew, der zuletzt in offener Ministersitzung erfolgte, wurde seinen vielen Feinden keineswegs leicht gemacht. Dagegen duldete Elisabeth allerdings nicht den geringsten Eingriff in ihre Herrschaft, und als Katharina nach dem Siege von Großjägerndorf den fliehenden Marschall Apraxin brieflich beschwor, umzukehren und die Befehle der Kaiserin zu erfüllen, wurde auch dies ihr von der Kaiserin lange nicht verziehen. Sie machte ihr vielmehr den Vorwurf des Stolzes und des Dünkels, die allein geistreiche Person am Hofe zu sein — und mochte damit auch nicht ganz unrecht haben. Die Art, wie Katharina sich gegen dergleichen Vorwürfe zu vertheidigen wußte, zeigte allerdings von ungemeinem Verstand, und so stellte sich ihr gutes Verhältniß zur Kaiserin, die an schlimmen Launen und an schlimmern Krämpfen litt, nach jeder

Störung immer wieder her. Dagegen verbitterte sich die Stellung zu dem Großfürsten immer mehr. Tiefer und tiefer in Trunksucht und Liederlichkeit versinkend, zeigte er im Jahre 1758 offen die Absicht, sich von Katharina zu trennen und Fräulein Woronzow, seine Maitresse, zu ehelichen. Es kam dahin, daß Katharina, die nicht blos ihre Gesundheit, sondern ihr Leben selbst bedroht sah, ihre Entlassung zu ihrer Mutter, die in Paris lebte, verlangte. Durch ihren Beichtvater erlangte sie eine Unterredung mit der zürnenden Kaiserin, und eine spannende Scene zwischen ihr, dem Großfürsten und der Kaiserin endete damit, daß Elisabeth ihr ihr volles Wohlwollen zusicherte, ihren Neffen, wie oft geschah, zum Teufel wünschte und ihr eine neue Unterredung unter vier Augen zugesagt wurde. Obwol Elisabeth über den Großfürsten ganz so dachte, wie Katharina selbst, und schon seit Jahren nicht ohne Zorn und Ekel in seiner Nähe sein konnte, so dauerte es doch lange, ehe diese zweite Audienz stattfand, denn die Kaiserin empfing oft wochenlang niemand und unterschrieb nichts; endlich kam der lange erwartete Tag für Katharina doch heran, den sie in ihrem Gemache verschlossen, in das Studium der „Encyklopädie" vertieft, herankommen ließ und der über ihr Schicksal entscheiden sollte; da brechen mitten in dem Bericht über diese Unterredung die Memoiren — Sommer 1759 — plötzlich ab!

Nachdem wir so den Inhalt derselben dem Leser im gedrängten Auszuge vorgeführt haben, wird er mit uns im Stande sein, ein Urtheil über ihren Werth zu fällen. Besteht auch ein großer Theil ihres Inhalts aus Nichtigkeiten und unbedeutenden Hofgeschichten, so ziehen uns diese Memoiren doch durch eine gewisse Ueberlegenheit und Tiefe des Urtheils, wie dadurch, daß sie jene kleinlichen Verhältnisse unter sich und vom höhern Standpunkt aus beleuchten, fortdauernd an, und da sie zugleich durch Personen und Charakterbilder in reichster Folge zu fesseln wissen und unterhaltende Scenen genug bringen, so bieten sie, neben mancher historischen Ausbeute, eine sehr unterhaltende Lectüre dar. Für eine Philosophin, wie sich die Schreiberin gern von andern nennen läßt, hätten wir zwar ein hervortretenderes, reflectives Element, mehr Beschaulichkeit und etwas weniger Eitelkeit, die sich selbst über die Reize ihrer Person vernehmen läßt, erwarten dürfen; indeß dürfen wir doch dabei nicht vergessen, in wie nichtiger und eitler Umgebung alle diese Vorgänge zu Tage treten und wie Katharina in dieser Atmosphäre immer noch als die ernsteste, charaktervollste und unterrichtetste Persönlichkeit erscheint. Ihre Entschlüsse sind oft sittlich und würdig genug, ihre Reflexionen tief und ernst, ihr Benehmen immer fein, ihre Rathschläge klug und bedacht. Der Gram bewältigt sie oft, aber niemals dauernd; sie zeigt sich von Natur versöhnlich und nimmt gegen jedermann gern eine freundliche Stellung ein. Sie dachte: „Fühlst du dich unglücklich, so erhebe dich über dein Unglück und handle so, daß dein Glück von äußern Verhältnissen unabhängig werde. Es ist doch nur der Stolz, der das Gefühl des Unglücks unerträglich macht." Dieser Satz macht dem philosophischen Geiste Katharina's alle Ehre, und wenn sie auch von Eigenliebe sich nicht frei zeigt und über die Leidenschaft der natürlichen Liebe Gedanken hegt, die ihre Unwiderstehlichkeit beweisen sollen, so müssen wir doch im ganzen bekennen, daß ihre Grundsätze rein und ihre Entschlüsse achtbar sind. Freilich wird niemand leicht Verwerfliches über sich selbst dem Papiere anvertrauen; allein der Charakter dieser Selbstbekenntnisse ist doch im ganzen genommen der der Freimüthigkeit und Offenheit, welche auch dem Gegner sein Recht widerfahren läßt. Hiernach können wir dem Leser überlassen, an diesen Memoiren, deren Echtheit wir unsererseits nicht in Zweifel ziehen, sich nach Belieben zu erfreuen.

4.

Neue Proben epischer Poesie.

1. Der lustige Essenschmied. Ein Wander- und Strauchleben aus früherer Zeit, in poetischen Bildern von G. Weiß. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1858. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Najade. Dichtung von Emilie Emma von Hallberg. Trier, Troschel. 1857. 16. 18 Ngr.
3. Hannibal's Tod. Ein Gedicht von P. J. Willatzen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1857. 16. 15 Ngr.
4. Agnes Bernauer. Gedicht von Katharina Diez. Berlin, Decker. 1857. 16. 24 Ngr.
5. Die Schlacht bei Novara. Von Anton Heinrich aus Liebenthal. Wien, Manz und Comp. 1857. 16. 12 Ngr.
6. Abälard und Heloise. Ein Gedicht in fünf Gesängen von C. A. Ungerer. Leipzig, Wagner. 1857. 16. 10 Ngr.
7. Elsbeth. Ein Romanzenkranz. Lübeck, Dittmer. 1857. 16. 24 Ngr.
8. Schneewitchen vom Gral. Epos in zwölf Gesängen von Joseph Pape. Münster, Cazin. 1856. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Immer reichhaltiger strömen die deutschen Liedergaben zu und immer schwieriger wird die Arbeit des Kritikers, die Spreu auszustäuben, zumal viele der auftretenden Sänger ihre erste Opfergabe auf den Altar der weit mehr genannten als empfundenen Poesie niederlegen. Der Kritiker hat es leider nicht nur mit dem Gegenstande der Opferung, sondern auch in erster Reihe mit den persönlichen Ansprüchen der Opfernden zu thun, weil, wie wir schon oft erfahren haben, nur wenige Jünger der neuen Liederkunst die Kritik ertragen mögen. Wir unsererseits waren immer, selbst für den herbsten Tadel, dankbar. Im allgemeinen wird unserer Meinung nach heutzutage viel versprochen und wenig gehalten, mit großem Sturmlaufe begonnen und hinkend geendet; Ueberschätzung auf der einen (des Dichters) und Unterschätzung auf der andern (des Publikums) Seite reißen die Kluft zwischen beiden immer tiefer und breiter. Des letztern Uebersättigung wird durch Ueberfüllung des Marktes immer krankhafter.

Doppelte Freude ist es, wenn man auf dichterische Producte stößt, die, dem edeln Rheinwein ähnlich, hellglänzend, rein und feurig die Seele erquicken, wie dieser Leib und Seele zugleich. Man begeistert sich dann einmal wieder an dem „Engelsköpfchen auf dem Goldgrunde". Alles Uebrige außer diesem wenigen echten Gewächs ist künst-

liches Gebräu, dessen Bestandtheile gefärbtes und gebranntes Wasser bilden. Der Kaufmann preist seine Waare und die Waare verliert endlich ihren Werth. Sollte daher nicht auch der deutsche Buchhandel sich ermannen und sich bemühen, nur preiswürdige, d. h. echte Waare auf den Markt zu bringen? Sollte seine Intelligenz nicht die Kraft besitzen, den durch Fluten gebrochenen Damm wiederherstellen zu helfen?

Uns liegen einige neue Sangesproben aus dem deutschen Dichterwald vor; wir wollen ihre Stimmen prüfen.

Die Laufbahn eines Essenschmieds (Nr. 7) zumal eines lustigen, kann, wie niemand leugnen wird, voll so heiterer Poesie sein, wie sie nur immer die Brust eines Dichters füllen mag, dem es Bedürfniß ist, sie in irgendeinen brauchbaren Stoff überfließen zu lassen. Unser lustiger Essenschmied aber ist nichts weniger als eine poetische Figur und der Inhalt seines Wanderlebens, in 15 Kapitel auf 119 Seiten vertheilt, ist ebenso prosaischer Art wie seine Sprache, deren sich täglich Tausende seinesgleichen bedienen. Es möchte keine nach einem frohen Wanderleben sich sehnende, noch so überschwengliche Seele dem Essenschmied zu folgen wünschen, um, wie sie sich's geträumt, in der poetischen Ueberfülle von Ungebundenheit und Sorgenlosigkeit, von täglich, stündlich wechselnden Scenen heißer Lust und süßen Leidens recht jung schwelgen und einen köstlichen Jugendtraum einmal wirklich leben zu dürfen. Hätte Weiss diesen Zauber über uns walten lassen, so wäre ihm Größeres gelungen. Valentin, so heißt der Held seines Gedichts, hat des Vaters Handwerk erlernt und soll, nach altem Brauch, einige Zeit wandern, um an Erfahrung und Geschick reicher nach Hause zurückzukehren. Am ersten Berge seiner Wanderschaft schaut er, wie alle vor und nach ihm, nochmals zurück, dann aber nur vorwärts und wohin das Leben ihn locken mag. Mit seinesgleichen trifft er auf der Landstraße und der Herberge zusammen, wir lernen die Formen des Arbeitsuchens bis zum kleinlichsten kennen, begegnen dem Wanderärztchen im Amtslokal der hohen Polizei in höchst unpoetischer Rede: „Ein Mensch mit Basiliskenblick, die Nas' wie eine Gurke dick", folgen ihm geduldig in die Dorfschenke, wo die Fuhrleute eine bevorzugte Kaste bilden (weil sie sich anständiger aufführen), und erleben es endlich, daß er sich in Röschen verliebt, seines Meisters Töchterlein, das, als der Vater dem wandernden Gesellen, der in Liebesseligkeit die Pferde vernagelt, die Thür weist, sich schier zergrämt. Doch

Gewiß, was immer wird geschehn,
Treue Liebe kann nicht untergehn,

spricht Valentin, sein Röschen tröstend, das scheidend mit ihm klagt:

Wie mild und labend
War doch dieser wunderschöne Abend!!

und der Essenschmied wird aus Verzweiflung ein Stromer, d. h. ein Vagabund, der „fechtend" von Ort zu Ort an allen Werkstätten vorüberwandert. Aber das gute Princip siegt, als er auf einem Jahrmarkt den Gegenstand seiner Liebe wiederfindet und der ehrbare Meister, nachdem er ihn vor den Verführungen eines Werbers gewarnt, ihm sein Töchterlein sofort übergibt, worauf dann ein starker Klepper das Kleeblatt nach Hause führt, um die Mutter mit einem glücklichen Pärchen zu überraschen. Welch hohe Poesie! Natürlich wird daraus eine Hochzeit, Valentin ein Schmiedemeister und nach dem durch ein Naturgesetz bedingten Zeitraum glücklicher Vater eines Sohnes, der nach 20 Jahren thut, wie der Alte gethan — und wer das Lied nicht weiter kann, der fang' es wieder von vorne an!

Was das Formelle des Gedichts betrifft, so möchten wir dem Dichter rathen, etwas sorgsamer zu feilen und mehr Respect vor der Form zu haben, der geradezu Trotz geboten ist.

Emilie Emma von Hallberg muthet dem deutschen Publikum viel zu, wenn sie von ihm verlangt, daß es einer Dichtung wie dieser, in der eigentlich nur von ihres Herzens Liebesschmerzen die Rede ist, seine volle Theilnahme schenke. Das Märchen „Najade" (Nr. 2) ist nur dem mit romantischem Zierath geschmückten Bilderrahmen ähnlich und ist nicht das Bild selbst; dieses stellt das Herz der Dichterin dar, in welchem ein, wie sie behauptet, heroischer Kampf ausgefochten wird. Wir haben diejenigen, welche von ihrer Seele poetischem Schwunge viel reden, selten als echte Poeten erfunden und waren auch in diesem Falle versucht, unsere Zweifel walten zu lassen, als wir lasen, daß „die Poesie die Seele (ihr) umstricke". Indessen haben wir uns gern dahin bekehrt, daß wir die Dichterin der „Najade" günstiger zu beurtheilen hoffen dürfen — wie wir es nur wünschen können —, wenn sie sich entschlossen haben wird, sich mehr mit der ihrer Dichtung zu Grunde gelegten Idee als mit sich selbst zu beschäftigen, und Phrasen zu vermeiden, die als Schale gedacht dem Fruchtkern gar wenig Raum übrig lassen. „Des Ritters Brautfahrt" erinnert leider sehr an Goethe's „Erlkönig", und wer verliert in diesem Falle? Viel schlimmer aber sind die eingestreuten Sonette als „Zwischenspiele" (darin die Dichterin die Hauptrolle übernimmt), in deren einem sie beginnt: „Ein Weib zu sein, kann es Trostloseres geben?" Mit diesem Verse würde sie ganz mit uns gebrochen haben, wenn wir nicht gern um des Frauengemüths willen, das fast durchweg rein vorwaltet, verzeihen möchten, daß sie sich also vergessen und das, was sie zu heben sucht, das Weib, so freventlich schmähen konnte. Vielleicht ist das Schlußsonett das Beste im Büchelchen, vielleicht auch gelingt ihr eine neue Schaffung besser als diese, von der sie selbst sagt: „Doch was ich wollte, ist mir nicht gelungen."

„Hannibal's Tod" von P. J. Willatzen (Nr. 3) haucht uns stärkend und erfrischend an nach hier Poesie-, dort Inhaltlosem. Wir fühlen in dem kleinen epischen Gedichte die Größe der Idee, welche den Dichter bewog, gerade solchen Stoff zu dem poetischen Gewande, das er vor dem Leser ausbreitet, in dieser verschwimmenden, an Kraft und Wahrheit so armen Zeitperiode auszuwählen. Er zeigt uns das sinnenberauschende Leben des Ueberflusses im König von Bithynien nur, um einen desto schärfern Gegensatz in Hannibal's, seines Schützlings und Gastfreundes, edler, stolzer, unabhängiger Kraft zu zeichnen. In dem geächteten Besieger der stolzen Roma sehen wir diese Kraft in ihrer unverfälschten moralischen Würde und diese wieder in voller Herrlichkeit ihres Adels. Wir fühlen uns tief verletzt durch die unmännliche Feigheit des Königs, aber siegreich gehoben durch Hannibal's Sterben, der hierdurch die menschliche Feigheit im Purpur überwindet und zum Verbrechen stempelt. So ist das Göttliche im Menschen, das durch feige Unterordnung unter sinnliche Neigungen zum Thierischen erniedrigt wurde, vollkommen gesühnt, und Willatzen hat die sich gestellte Aufgabe poetisch befriedigend gelöst, wenn wir das „ich" in dem übrigens nicht lobenswerthen Verse: „Dann bin ich gerächt! dann bin ich gerächt!" nicht auf Hannibal's Person, sondern auf die durch ihn vertretene Menschheit beziehen, wie es der Dichter auch wol gemeint hat.

Nur die vierfüßigen Jamben, in denen das Gedicht geschrieben ist, wünschten wir correcter und die Sprache fließender; Verse, wie: „Und endlich vollends ihn besiegt", oder: „Wenn's haßt, dann haßt es ohne Maß!" u. dgl. m. würden dann ebenso gut verschwinden, wie die vielen Apostrophirungen, lauter redende Zeugnisse noch nicht überwundener Sprachschwierigkeit.

Katharina Diez (Nr. 4) ist durch ihre frühern „Dichtungen nach dem Alten Testament" in weitern Kreisen bekannt geworden. Möglich, daß die eigenthümliche Construction ihres Gemüths sie diesen Stoffen eben zugeführt hat, in denen Großartigkeit und höchste Einfachheit der Rede und Handlung neben tiefer und natürlicher Unterordnung unter das unmittelbar verkündete göttliche Gesetz einen mächtigen Einfluß auf sie ausübten. Wir sagen möglich, daß es so sei, doch in der neuesten ihrer poetischen

Schaffungen verräth ſich wenig von der aus dem Quell des Alten Teſtaments ſich ergießenden Mächtigkeit, vielmehr ſcheint Katharina Diez, indem ſie ſich auf ein neues Gebiet gewagt, ſich ſelbſt in ihrer Mächtigkeit überſchätzt zu haben. Die Dichterin hat uns durch ihre frühern Leiſtungen berechtigt, größere Anforderungen an ſie zu ſtellen, als an manche ihrer Schweſtern, und an ihr war es, das zu erkennen und dem zu genügen oder aber ihr Saitenſpiel innerhalb der ſie umgebenden Kunſtſphäre zu üben. Das Alte Teſtament lieh ihr ſchon fertige Stoffe, auf denen ſie gleichſam Tapiſſeriearbeiten ausführte; doch aus der Geſchichte eine Handlung herauszugreifen und die darin verſchlungene Reihe von Erſcheinungen zum Ganzen, zum vollkommenen Bilde des menſchlichen Lebens zu vereinen, erfordert eine ſelbſtändige poetiſche Kraft, welche die zu Grunde gelegte Idee zugleich ſicher beherrſcht. Zur Hervorbringung eines Epos ſcheint aber die poetiſche Kraft unſerer Dichterin denn doch nicht auszureichen. Faſt alle in dem uns vorliegenden Gedicht „Agnes Bernauer" zu rügenden Fehler entſpringen aus dem Irrthum, dem die Dichterin über ſich ſelbſt verfallen iſt. Selbſt das, was wir als Nachläſſigkeit der Form rügen müſſen, iſt eine böſe Frucht dieſes Irrthums, und nur Mangel an Kraft verführt die Dichterin, oft nur gereimte Phraſen an Stelle poetiſcher Wahrheit, die aus der ſich entwickelnden Handlung immer friſcher hervorquellen mußte, flüchtig zu ſetzen. Schönheiten des Gedichts, deren es viele darin gibt, werden auf dieſe Weiſe vollſtändig maskirt und vielen Dank muß uns Katharina Diez wiſſen, daß wir mit geſpannter Aufmerkſamkeit ihre Dichtung in der Abſicht, die Blößen ihrer Dichtung aus dieſer Maskirung zu löſen; von Anfang bis zu Ende durchforſcht haben. Weil wir die poetiſche Gabe eines Frauengemüths vor uns hatten, fühlten wir die Verpflichtung, dem Gemüthsleben des Weibes auch Rechnung zu tragen, und wenn auch von „Galanterie des Kritikers" keine Rede ſein kann, ſo wird doch Schonung in gewiſſen Grenzen geboten. Gehen wir auf das Gedicht ſelbſt etwas näher ein.

Albrecht von Baiern, Sohn des Herzogs Ernſt, kommt nach Augsburg, in deſſen Mauern die Jungfrau lebte, nach welcher das Gedicht benannt worden iſt. Dürfen wir dem Gemälde glauben, welches Katharina Diez von der Agnes Bernauer ſich zu entwerfen bemüht, ſo finden wir nirgends mehr ein ſolch menſchliches Engelsbild wieder und ſind nicht überraſcht, daß Albrecht, den die Dichterin ſchildert: „Schön, wie Künſtler die Erzengel malen", ſich um die Liebe der Agnes bewirbt. Die von der Stadt Augsburg veranſtalteten Feſtlichkeiten geben den Liebenden noch nicht Veranlaſſung genug, ſich einander zu nähern. Albrecht ſendet ihr auch zierliche Verſe, welche der Mutter indeſſen die Pflicht auferlegen, die Tochter zu warnen:

Weißt du, daß ſchon die ſchlimme Stadt
Des Herzogs feile Buhle dich nennt?

Da ſchwört Agnes voller Entſetzen das Wiederſehen des Geliebten ab, ſtürzt in ihre Kammer, tritt ſtolz daraus hervor, wirft einen welken Blumenſtrauß, der an ihrem Buſen geruht, zum Fenſter hinaus und ſinkt elend wieder zuſammen. Wir halten die Schilderung dieſer Scene für durchaus verunglückt. Doch weiter. Albrecht in ſeiner Liebesnoth ſucht Zerſtreuung und beſchließt im Forſt eine Jagdpartie; Agnes, von ihren Geſpielinnen aufgefordert, ſchließt ſich dieſer auf einem Luſtgange nach demſelben Walde an und trennt ſich unbewußt von den Ihrigen wie Albrecht von den Seinigen, um die Fährte des Wildes zu ſpüren, oder wie es im Gedicht heißt:

Die ſpornen die Rehlein zum eiligen Lauf
Und machen ihnen die Stunden bitter.

Nach kurzer Einſamkeit finden ſich die Liebenden in des Waldes heiliger Ruhe. Doch Agnes denkt der Mutter Warnung:

O, ſcheue mich, ich darf ja nicht
Als Weib in deinen Armen liegen,

und endet mit dem Ausruf:

Ich liebe, liebe, liebe Dich!
Drum fliehe, fliehe, fliehe mich!

Die ganze Situation wird durch dieſe bequeme Manier zu reimen faſt ebenſo lächerlich, wie ſie unſchön iſt durch die verlaſſig ganz unbegründete Abwehr ſeitens der Jungfrau, weil wir an die Unſchuld ihrer Liebe nun nicht mehr ſo felſenfeſt glauben dürfen. Das Urtheil erſcheint hart, iſt aber gerecht. Als wir bis zu dieſer Stelle gekommen waren, hatten wir Mühe, uns zum Weiterleſen zu bewegen, und nicht nur der Verſe wegen, ſondern weil wir den Hergang, wie ihn die Dichterin gedacht und ausgeführt hat, für durchaus unpoetiſch halten. Iſt das die Poeſie der Liebe, daß der Prieſter im Hintergrunde lauert, um zwei Herzen in irdiſche Feſſeln zu ſchlagen? Gibt es ſonſt keine reine unentweihte Liebe? Clärchen hätte ihrem großen ſchönen Egmont nicht mit dem Sakrament der Ehe gedroht. Doch Clärchen iſt eine durch die Poeſie geweihte, rein menſchliche Natur, ſo ganz Weib, daß ſie das Unreine nicht einmal ahnt. Agnes Bernauer aber iſt ein Engel, der ſich ſeiner himmliſchen Berufspflichten ebenſo wohl bewußt iſt, wie er den fleiſchlichen Köder kennt, daran die mit der Erbſünde behaftete Creatur ſich fängt. Katharina Diez hat ſich in ihrer Ueberſchwenglichkeit verirrt; der Engel mit dem Heiligenſchein iſt ihr unter den Händen verwandelt in ein achtſames Mädchen, das dem Geliebten nur in der Geſtalt eines Ehemanns den Riegel öffnet.

Es iſt uns nicht möglich, die Erzählung zu Ende zu führen ohne vielleicht entſtellende Abkürzungen. Genug, Albrecht nimmt Agnes als eheliches Weib auf ſein Schloß, wird von ſeinem Vater verflucht und enterbt, ſengt und brennt aus Rache in deſſen Gauen und gibt endlich der Verſöhnung Raum, als er an der Leiche der gemordeten Geliebten geſtanden.

Agnes iſt durchweg im leidenden Zuſtande, in Albrecht aber keineswegs die Leitung der Handlung. Welche von beiden Perſonen iſt nun die Hauptperſon? Der Held ſollte ſiegreich ſein, ſollte es in der Idee wenigſtens ſein, doch er iſt's nirgends und erweckt ſich nicht einmal die nothwendige Theilnahme. Die Form des Gedichts iſt faſt auf keiner Seite frei von Fehlern und Nachläſſigkeiten, mit ſo großer Fertigkeit die Reime auch gehandhabt ſind. Die Dichterin hat vieles wieder gut zu machen; jedoch mit einiger Strenge gegen ſich ſelbſt, mit weniger Empfindelei und mit ernſterer Vertiefung in die Poeſie des Lebens wird es ihr gelingen, den Leſer wieder zu verſöhnen.

„Die Schlacht bei „Novara" von Anton Heinrich (Nr. 5) iſt ein in Hexametern abgefaßter Schlachtbericht ein Beiſpiel echter Militärpoeſie, die in ihrer Ausſchließlichkeit an uns keinen Lobredner findet. Wären die Verſe ſo gut, wie des alten Helden Radetzky taktiſche Züge, wir hätten genug zu loben; doch jene bleiben hinter dieſen zu weit zurück, und der öſterreichiſche Doppeladler muß auf ſeinen Ruhmesſchwingen andere Sänger zu den Höhen tragen, auf welche die poetiſche Begeiſterung unverwelkliche Kränze flicht. Der Dichter hätte übrigens wohl daran gethan, den Leſer in die Arena einzuführen und des blutigen Kampfſpiels Veranlaſſung und Zweck zu verrathen, anſtatt ihm ohne weiteres einen Platz im Zuſchauerraum anzuweiſen. Daß er im vierzehnten Geſang ein „Schaben-ſchießen" auf den ſardiniſchen Heerführer Paſſalaqua in den Kreis der Verherrlichung des öſterreichiſchen Heeres zieht, zeugt für ſeinen Mangel an echt poetiſchem Gefühl; wohl ihm! daß er dem Heldengreiſe Radetzky ſeine menſchliche Größe nicht auch verunglimpft, ſondern ihn zeigt, wie er inmitten der zerſtörenden Wuth des Kampfes ſich noch „menſchlich faßt" und dem Morde Schranken ſetzt. Des Dichters poetiſches Talent ſcheint uns nicht unbedeutend zu ſein, doch ſehr der Durchbildung zu bedürfen. Hoffentlich reicht er uns werthvollere Gaben, zu denen wir ihm Stoffe von allgemeinerm Intereſſe aus dem großen Gebiete der Geſchichte empfehlen.

C. A. Ungerer hat in „Abälard und Heloiſe" (Nr. 6) die bekannte Geſchichte der beiden Liebenden in Verſe gekleidet, ohne ihren poetiſchen Werth erhöht zu haben.

Auf Alles in und um das Haus war die Weiberwirthschaft. Die Schwiegermutter war eine Hexe, und

Auf der Straße, über die Schwelle, und in die Küche war immer Unordnung, Schmutz und Lärm. Die Kinder waren ungezogen, und die Mutter hatte keine Zeit, sie zu erziehen. Die Kinder hatten keine Achtung vor ihrer Mutter, und sie hatten keine Achtung vor ihrer Großmutter.

Und diese Weiberwirthschaft war schuld an Alledem, was in Nikolaus in der Folge geschah.

Er verabscheute sie in seinen Herzen.

Er haßte Weiberwirthschaft, und er haßte sie, Weiberwirthschaft und Weiberherrschaft, und er haßte sie, und er haßte sie, und er haßte sie

schwebende Fragen der heutigen Politik zu behandeln oder sich zu einer speciellen politischen Partei zu bekennen. Die dem politischen Urtheil der Zeitschrift zu Grunde liegende Auffassung schließe den Feudalismus aus, „welcher dem fortschreitenden Leben abgestorbene Elemente aufnöthigt", den Radicalismus, „welcher die subjective Willkür an die Stelle des organischen Laufs setzt", den Ultramontanismus, „welcher die nationale und geistige Entwickelung der Autorität einer äußern Kirche unterwirft". Gleichwol wünsche man „vorzugsweise solche Stoffe oder solche Beziehungen in den Stoffen zu behandeln, welche mit dem Leben der Gegenwart einen noch lebenden Zusammenhang haben". Es soll daher im allgemeinen den Stoffen der modernen Geschichte ein größerer Raum als jenen der ältern, und den deutschen ein größerer als den ausländischen vorbehalten werden. Die einzelnen Gebiete des historischen Studiums sollen der Aufgabe der Zeitschrift gleich nahe stehen, und es sollen daher auch Beiträge aus der Rechts- und Verfassungsgeschichte, aus der Literatur- oder Kirchengeschichte, soweit sie den allgemeinen Grundsätzen der Zeitschrift entsprechen, ebenso wie Arbeiten aus der politischen Geschichte im engern Sinne gegeben werden. Zur allgemeinen Orientirung wird jedes Heft der Zeitschrift eine bibliographische Uebersicht der neuen Erscheinungen der historischen Literatur Europas bringen, begleitet, soweit es möglich ist, von kurzen Bemerkungen über den Inhalt, die Art und den Standpunkt der erheblichern Schriften.

Nicht immer, meinen wir, tritt eine neue Zeitschrift mit so gediegenen und werthvollen Abhandlungen und mit so hervorragenden Namen auf den vielbestrittenen literarischen Kampfplatz wie diese neue historische. Zuvörderst bringt sie mehrere Aufsätze von Giesebrecht, Waitz, Ranke, Pertz und Droysen unter der Gesammtüberschrift: „Zur Charakteristik der heutigen Geschichtschreibung in Deutschland." Der erste dieser Aufsätze: „Die Entwickelung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft", ist die Rede, mit welcher sich Wilhelm Giesebrecht am 19. April 1858 als Professor der Geschichte an der Universität Königsberg habilitirt hat. Man höre nicht selten die Behauptung, sagt Giesebrecht unter anderm, daß wir Deutsche erst neuerdings eine historische Literatur gewonnen hätten, welche sich der der Engländer und Franzosen ebenbürtig zur Seite stellen könne. Auch besitze Deutschland allerdings nicht so lange Geschichtschreiber, „welche in glänzender Kunst der Darstellung mit den Franzosen wetteifern", noch kaum historische Werke, „welche, gleich denen der Engländer, von dem frischen Hauche eines nationalen Staatslebens durchweht, eine männliche Gesinnung kräftigen und heben". Nichtsdestoweniger liege doch eine äußerst mannichfaltige und reiche historische Literatur hinter uns, und eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte datire in gewissem Sinne in Deutschland bereits von den Zeiten der Reformation. Eine erschöpfende Darstellung der deutschen Historiographie von Mascov, J. Möser und Schlözer an bis auf unsere Tage würde eins der rühmlichsten Denkmale sein, welche dem deutschen Geiste gesetzt werden könnten. Trotz vieler und wesentlicher Mängel dieser Historiographie, „welche ihren Sitz vor allem auf den Universitäten hatte und einen gewissen Zunftzwang übte", habe sie doch auch große und schöne Vorzüge, die ihr gerechte Anerkennung selbst außerhalb Deutschlands erworben; vor allem habe sie ein unermüdlicher Fleiß im Ansammeln des Materials, Ernst und Gründlichkeit der Forschung, Wahrheit und Unparteilichkeit der Gesinnung ausgezeichnet! Wer die Geschichte der Völkerwanderung studire, dem seien Mascov's Arbeiten noch heute unentbehrlich, während das damals sehr bewunderte Buch des Abbé Dubois fast verschollen sei, und selbst Montesquieu's geistreiche Aperçus, so wichtig sie für die Entwickelung der politischen Anschauungen waren, kaum noch für die gelehrte Forschung irgendwelches Interesse hätten. Niemand werde an schriftstellerischer Kunst Schlözer einem Voltaire zur Seite stellen, aber an Gründlichkeit der Forschung und Wahrheitsgefühl sei der göttinger Professor dem Schöngeist von Ferney weit überlegen. Mit diesen Vorzügen der deutschen Historiographie habe es zum Theil zusammengehangen, wenn sie schon damals mit großer Beharrlichkeit die Richtung auf die Universalhistorie verfolgte. Andere Völker seien dadurch unserer Wissenschaft manchen Dank schuldig geworden und wol auch schuldig geblieben. Giesebrecht führt dann weiter aus, wie das Trachten nach der Wahrheit der Geschichte, das kräftigste Ringen nach der Erkenntniß derselben und Gründlichkeit der Forschung die edeln Kennzeichen unserer Historiographie bis heute geblieben. Während aber die gelehrte Geschichtsforschung und die ihr folgende philosophirende Historiographie kein sonderliches Interesse für die Geschichte des deutschen Volks gezeigt, herrsche jetzt namentlich seit der Herausgabe der „Monumenta Germaniae" eine Thätigkeit auf dem Gebiet der deutschen Geschichte, wie nie zuvor. Zwar eine den Ansprüchen der Wissenschaft auch nur von fern entsprechende allgemeine Geschichte unsers Volks gäbe es noch nicht, und es sei sehr zu bezweifeln, ob für den Augenblick oder die nächste Folge selbst dem glänzendsten Genie unter den günstigsten äußern Verhältnissen ein solches Werk gelingen werde. Man stehe vielmehr noch im Studium der vorbereitenden Arbeiten; die wissenschaftliche Bewegung setze sich vorzüglich durch monographische Bearbeitungen fort, die aber durch den Gedanken an das Ganze durchdrungen seien.

Der zweite dieser Aufsätze von Georg Waitz, derselbe, dem wir schon oben einige Worte entlehnten, trägt den Titel „Falsche Richtungen" und die Form eines an den Herausgeber gerichteten Sendschreibens. Er bekämpft darin unter anderm den unkritischen, unwissenschaftlichen Dilettantismus, von dem vielleicht keine Wissenschaft so sehr zu leiden habe, als gerade die Geschichte; den „falschen Conservatismus", welcher sich, im Gegensatz zu der eigentlich kritischen Methode, jetzt namentlich auf dem Gebiet der alten Geschichte einseitig geltend zu machen suche, welcher „vor dem geschriebenen Wort einen Respect wie der Bauer vor dem gedruckten" hat, welchem Rollin lieber ist als Niebuhr und welcher nicht haben will, daß man das Gewebe der Anekdoten, Sagen und Mythen „mit unheiligem Finger trenne, um nachzusehen, ob die einzelnen Bestandtheile vielleicht brauchbar sind"; endlich die Sucht zu combiniren, „in Zeiten und Begebenheiten Tendenzen hineinzulegen, von denen ein unbefangenes Auge nicht die geringste Spur zu entdecken vermag, die Lücken der Ueberlieferung mit den Gebilden eigener Phantasie auszufüllen oder die vereinzelten Trümmer derselben willkürlich zusammenzufügen oder zu einem Ganzen von modernem Stil und Geist zu ergänzen". Da sei ihm, bemerkt Waitz, die alte naive Geschichtschreibung doch noch lieber, und im Vergleich mit solchem Zurechtmachen der Dinge erschienen ihm ihre trockenen und langweiligen Relationen vergangener Zeiten wahrhaft ehrwürdig; auch der oft geschmähte Pragmatismus des vorigen Jahrhunderts und die ästhetische Schönfärbung, die sich mit ihm verband, seien noch lange nicht so gefährlich, „wie diese sich für geistreich und wahrhaft wissenschaftlich haltende Manie" u. s. w. Die sich diesem Sendschreiben anschließenden Aufsätze sind die Denkschriften von Ranke, Pertz und Droysen, welche von ihren Verfassern am 30. September 1858 in der vor König Maximilian II. gegründeten historischen Commission vorgetragen wurden, um von verschiedenen Seiten her die Aufgabe und künftige Thätigkeit derselben zu beleuchten.

Der nächste Aufsatz: „Macaulay's Friedrich der Große. Mit einem Nachtrag über Carlyle", von Ludwig Häusser, einem Geschichtschreiber, der mit patriotischer Wärme und Geradsinnigkeit eine Natürlichkeit, Unmittelbarkeit und Klarheit des Stils verbindet, wie sie bei deutschen Geschichtschreibern eben nicht allzu häufig angetroffen werden, ist eine so gründliche Abfertigung der Macaulay'schen Schrift über Friedrich den Großen, wie man sie diesem Pamphlet immer nur wünschen kann. Sollte Macaulay einmal die Anfangsgründe der deutschen Sprache und Grammatik getrieben haben, so würden wir ihm sehr rathen, diese Studien trotz seines höhern Lebensalters wieder aufzunehmen, um noch vor seinem Lebensende diese Häusser'sche Antikritik seines Essay über Friedrich im Original lesen

eines Mannes Gemeinschaft, wenn anders sich dem nicht ein Hinderniß entgegen stellt, welches nicht durch Dispensation oder Verzeihung gehoben werden kann. Ein solches kann entgegenstehen: 1) Wenn Jemand mit einer Andern bereits in einer gültigen Ehe lebt, oder 2) wenn Jemand mit einer Andern in einer solchen Nähe des Verwandtschaftsgrades, über den Niemand mit Gültigkeit dispensiren kann, steht, daß eine Ehe mit ihr nicht geschlossen werden kann, oder 3) wenn Jemand mit einer Andern wegen eines Verbrechens im Verhältniß zu ihr, welches nach Gottes Gesetz eine Ehe ungültig macht, steht, oder 4) wenn Jemand, ohne Verbrechen, Niemand ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand ein Gelübde der Keuschheit gethan hat, oder 5) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 6) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 7) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 8) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 9) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 10) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 11) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 12) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 13) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 14) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 15) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 16) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 17) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 18) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 19) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 20) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 21) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 22) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 23) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 24) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 25) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 26) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 27) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 28) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 29) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 30) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 31) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 32) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 33) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 34) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 35) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 36) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 37) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 38) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 39) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 40) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 41) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 42) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 43) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 44) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 45) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 46) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 47) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 48) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 49) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 50) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 51) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 52) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 53) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 54) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 55) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 56) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 57) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 58) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 59) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 60) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 61) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 62) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 63) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 64) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 65) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 66) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 67) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 68) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 69) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 70) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 71) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 72) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 73) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 74) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 75) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 76) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 77) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 78) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 79) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 80) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 81) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 82) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 83) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 84) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 85) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 86) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 87) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 88) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 89) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 90) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 91) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 92) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 93) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 94) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 95) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 96) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 97) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 98) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 99) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 100) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 101) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 102) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 103) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 104) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 105) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 106) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 107) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 108) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 109) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 110) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 111) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 112) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 113) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 114) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 115) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 116) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 117) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 118) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 119) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 120) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 121) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 122) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 123) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 124) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 125) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 126) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 127) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 128) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 129) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 130) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 131) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 132) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 133) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 134) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 135) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 136) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 137) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 138) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 139) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 140) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 141) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 142) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 143) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 144) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 145) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 146) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 147) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 148) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 149) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 150) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 151) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 152) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 153) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 154) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 155) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 156) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 157) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 158) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 159) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B. wenn Jemand sich mit Gewalt in Besitz genommen hat, oder 160) wenn Jemand, ohne Gesetz, eine Andere ehelichen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, seine Seligkeit zu verlieren, wie z. B.

ger: „Die königinhofer Handschrift und ihre Schwestern", worin die Unechtheit der so berühmten königinhofer Handschrift wie es scheint aufs unwiderleglichste nachgewiesen ist; wenigstens bedarf es zur Widerlegung dieses Nachweises ganz anderer Beweise als leidenschaftlicher Ach- und Wehrufe der Czechen, öffentlicher Ausfälle und Processe. Wir können hier auf Einzelheiten nicht näher eingehen, und wollen nur bemerken, daß, während die zahlreichen erhaltenen altböhmischen Dichtungen aus dem 14. und zum Theil wol auch aus dem Ausgange des 13. Jahrhunderts ausnahmslos in der Form und ohne Zweifel nach dem Muster der deutschen Reimpaare verfaßt sind, sich in den Heldengedichten der königinhofer Handschrift das zehnsilbige ungereimte Metrum der Serben findet, weshalb auch schon der verstorbene Kopitar die neue böhmische Entdeckung schlechtweg für eine Fälschung und für eine Nachahmung der Serbenlieder erklärte. Da aber dieser ausgezeichnete Mitbegründer der slawischen Philologie seinen Ausspruch nicht weiter zu erklären für gut fand, so mußte er sich von den Vertheidigern den Vorwurf gefallen lassen, es seien nicht wissenschaftliche Gründe, die ihn zu seiner Beschuldigung veranlaßt hätten, sondern Neid gegen die Böhmen und ihre Literatur. Büdinger sucht nun nachzuweisen daß das Gedicht der königinhofer Handschrift ein matter Auszug aus der armseligen Chronik des Hajek sei, „in welchem, bei nur unwichtigen Zusätzen, alle wesentlichen Momente beibehalten sind". Auch stellt Büdinger die bezeichnendsten Stellen aus Hajek und dem Gedichte zur Vergleichung gegenüber und bemerkt dann: „Die Lüge ist zu Tage; ein großartiger altslawischer Mythus ist von armseligen Scribenten platt geschlagen und dann von Fälscherhand mit Flittergold behängt worden, Dobner mußte für Jaromir's Wiedereinsetzung herhalten und den serbischen Volksliedern entsprang das Versmaß."

Wir haben diesem ersten Heft der Sybel'schen Zeitschrift, dessen letzter von Kluckhohn besorgter Theil eine beträchtliche Anzahl meist kurzer Bücheranzeigen unter dem Titel „Uebersicht der historischen Literatur des Jahres 1858" enthält, aus Rücksicht auf die Bedeutung und Neuheit der Erscheinung ausnahmsweise eine längere Besprechung gewidmet, während wir im allgemeinen den Grundsatz festhalten müssen, periodisch wiederkehrende Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften nicht im Detail zu besprechen; auch werden wir den fernern Heften der „Historischen Zeitschrift" nur in besondern Fällen, wenn wir durch irgendeine in ihnen enthaltene Abhandlung oder Mittheilung von hervorragender Bedeutung uns dazu aufgefordert fühlen sollten, in d. Bl. unsere Aufmerksamkeit widmen können. **H. M.**

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Der ausführliche Titel von Hansen's „Charakterbildern aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg" u. s. w. (Nr. 4) gibt den Inhalt des Buchs desselben schon ziemlich erschöpfend an. Was noch fehlt, um hierüber vollständigen Aufschluß zu ertheilen, wollen wir mit des Verfassers eigenen Worten aus der Vorrede hinzufügen und damit zugleich eine Probe von seiner Schreibweise geben. „Noch eine Statistik?" fragt er. „Nein. Was denn? Aus der Statistik, aus Chroniken, Monographien, Correspondenzen, Gesprächen, aus den eigenen Anschauungen und Erfahrungen des Verfassers eine Zusammenstellung über unser Nordalbingien, d. h. das Land vom rechten Elbufer (Lauenburg bis Brunsbüttel) nordwärts, mit Ausschau über die jütische Grenze hinauf ohne auf die Inseln an Sund und Belten überzusetzen. Wer sein Volk liebt, der muß auch wünschen, daß es sich selbst, sein Land und dessen Zierden, Hab und Gut, Vorzeit und Gegenwart, Sprache und Sitten, Gesetz und Ordnungen, Kirche und Schule, Naturproducte und Kunstfleiß, Bedürfnisse und Ziele der Zukunft erkenne, vom verdummenden und verbitternden Vorurtheil und Particularismus lassend, die neue Zeit verstehe und ihren edlern Bestrebungen sich einreihe, ohne leichfertig undankbar der Väter, ihrer Kämpfe und Geschicke oder der Stätten, wo diese bestanden wurden, zu vergessen. Für diese ideologischen und thatkräftigen Patrioten ist dies Buch geschrieben, darum wird die Politik nicht berührt, die andere Ziele verfolgt und statt zu binden meistens entzweit." Hiernach liegen Inhalt und Tendenz klar vor. Das Werk enthält eine ausführliche und recht befriedigende nordalbingische Vaterlandskunde und gibt in dem einen allerdings sehr compreß gedruckten Bande, bei äußerst gedrängtem Stil, gewiß ebenso viel, als man anderwärts in zwei oder drei Bänden zu suchen haben würde. Von der brennenden Frage der Gegenwart hält er sich fern; er ist, nach dem ganzen Geiste des Buchs zu schließen, ein Mann des Centrums, nationell, unabhängig und macht abwechselnd nach allen Seiten hin Fronte. An manchen Stellen erinnert der Stil in seiner polternden, eifrigen, sich fast überstürzenden Kernhaftigkeit an den alten Jahn, namentlich an die Weise, wie dieser in mündlicher Aussprache sich zu ergehen pflegte. Unter den „ideologischen und thatkräftigen Patrioten", für die das Buch bestimmt ist, sind übrigens keineswegs blos die sogenannten Gebildeten zu verstehen, vielmehr wendet sich der Verfasser an seine Landsleute ohne Ausnahme, mit dem Schlußwunsche, daß sie sich in Randbemerkungen über Land und Leute ergehen und sich und ihm zur Freude aus dem Buche selbstthätig ein Volksbuch schaffen möchten. Dies ist die rechte Art, Volksbücher zu schreiben; Verfasser und Leser müssen zusammenwirken, der eine soll zu denken aufgeben, der andere denken, ausdeuten und mit der Ausbeute zu Nutz und Frommen kleinerer Kreise weiter wirthschaften. Natürlich muß das Verständniß auch dem Nichtvorgebildeten ohne Zuziehung anderer Hülfsmittel möglich sein, und wir finden es daher ganz in der Ordnung, daß dem Buche, über dessen zahlreiche Fremdwörter ein Sprachreiniger wol den Kopf schütteln würde, ein Verzeichniß derselben, sowie ein plattdeutsches Vocabularium beigefügt ist; nur hätten diese beiden Hülfsmittel mit dem Werke selbst mehr in Einklang gebracht, und es hätte bei der Auswahl der zu erklärenden Wörter etwas sorgfältiger verfahren werden sollen. Denn wenn z. B. die Worte „Kremit", „Guirlande", „Grammatik" im Fremdwörterbuche Aufnahme gefunden haben, während sich für die Ausdrücke „meucheliches" (Brot), „Grose" (der Löwenzahn dient als Grose gegen Unterleibsstockungen), „Steuts" (Fabrikation von Stouts), Cakesbäckerei, Furunkel und dergleichen nirgends eine Erläuterung vorfindet, so scheint auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig gethan worden zu sein. Auch hätten ganz ungewöhnliche fremde Ausdrücke besser vermieden werden sollen. Anstatt „disgruiren", um nur eins hervorzuheben, würde auseinanderlaufen, womit es im Wörterbuche verdeutscht ist, weit zweckmäßiger gleich im Texte seinen Platz gefunden haben.

Werfen wir nun einige Blicke in den reichen Inhalt selbst. Die Hauptbestandtheile der Bevölkerung von Nordalbingien sind Friesen, Sachsen und Wenden. Auch hier findet es sich bestätigt, daß die Sachsen geistig reger sind als die Friesen. Die allgemeinen Grundzüge des Nationaltypus sind ein rechtschaffenes herzig-treues Wesen, Wahrheitsliebe, Besonnenheit, Ordnungsliebe, Arbeitsfreude, Zufriedenheit, Heimatsinn und ehrlich-praktische Frömmigkeit. Fanden sich aber schon in den reinen Marschgegenden eine Menge Charakternuancen je nach verschiedenen Gebieten, so sind sie hier bei weitem zahlreicher, weil zu den Marschen noch die Geesten, das höher gelegene Wald-, Wies- und Ackerland, die Seegegenden und die großen, mittlern und kleinen Städte hinzukommen. Adel und Leibeigenschaft bildeten sich vorzüglich in den wendischen Districten aus; die Dithmarschen haben sich von letzterer ganz frei zu erhalten gewußt. An Schattenseiten, denen in den Elb- und Wesermarschen fast gleichentsprechend, fehlt es auch in Nordalbingien nicht. Merkwürdig in dieser Beziehung ist die Mittheilung, daß in früherer Zeit den „Strandsegen" in den blankenesser und helgoländer Kirchen Gott nicht nur inbrünstig gedankt, sondern sogar gebeten wurde.

Alles was in Sitte und Sage an den Aberglauben anstreift

zuerst zu Rechte; mit großer Zuvorkommenheit. Sie scheint ihr weniger Mißgunst als Neugierde zu erregen. Sie ist ihr hier ganz neu, meint sie; denn Lucie hat sie seit ihrer Rückkehr aus Italien nicht gesehen. Sie ist ihr auch nicht gut genug, sie ist ihr zu gelehrt. Sie spricht ihr Deutsch mit einem so fremdartigen Accent, daß auch jene aus Paris sie kaum verstehen. Sie ist ihr zu ernst, sie ist ihr zu kalt, sie ist ihr zu steif. Kurz, sie ist ihr alles Mögliche, was sie nicht ist. Aber eine schlechte Zeugnißrede ist es doch nicht, die sie ihr hält. Sie ist ihr eine Rivalin, aber eine ehrliche. Sie ist ihr zu gelehrt, aber sie ist es mit Anstand. Sie ist ihr zu ernst, aber sie ist es mit Würde. Sie ist ihr zu kalt, aber sie ist es mit Ruhe. Sie ist ihr zu steif, aber sie ist es mit Haltung. Sie ist ihr zu fremd, aber sie ist es mit Geschmack. Sie ist ihr zu alt, aber sie ist es mit Grazie. Sie ist ihr zu häßlich, aber sie ist es mit Liebenswürdigkeit

den Satz hinzustellen, „daß alles Redressiren und Nachholenwollen Stückwerk und Nothbehelf bleibe", dagegen „die häusliche Charaktererziehung in unzertrennlichem Bunde mit der Schule auf religiös-sittlichem Fundament" die Hauptsache sei. Er macht auch hier nach zwei Seiten Fronte, theils gegen diejenigen, die „in Sitte und Brauch, Lebensweise und Genuß der jämmerlichsten Affsucht huldigen, dagegen auf Sittlichkeit und wahre Menschenwürde, als der Zopfzeit angehörig, mit Verachtung hinabblicken", theils gegen diejenigen, die „in überschwenglicher und stolzer Gläubigkeit das einzige Erlösungsmittel suchen und das Wesen des Menschen schon in den Augen des Kindes degradiren, statt der Erziehung das Princip: Denke, von Herzen dankbar gegen deinen Gott, groß von dir und deiner Bestimmung, um sündliche Erniedrigung zu hassen! zu Grunde zu legen". Auf diesem Bewußtsein, so verlangt er, solle sich dann „in freudigem Gehorsam, reger Arbeit, zeitiger Entsagung, mächtiger Selbstbeherrschung, kindlicher Einfalt, reiner Lust an Gott und Natur, an Mensch und Beruf, an Wissenschaft und Kunst, an Recht und Gewissen das Reich Gottes ausbauen". Damit wollen wir uns von dem Verfasser unter herzlicher Anerkennung des vielen Guten, was sein Werk enthält, verabschieden.

Ernst Boll's Reiseerinnerungen: „Die Insel Rügen" (Nr. 5), sind die Frucht eines wiederholten, oft längern Aufenthalts, den der Verfasser daselbst genommen, wobei er es, unter Berücksichtigung fremder Forschungen, an sorgfältigen eigenen nicht hat fehlen lassen. Die letztern erstrecken sich vorzugsweise auf die geologische, botanische und zoologische Ausbeute der Insel und liegen demnach dem Zwecke des gegenwärtigen Artikels ferner; sie verbreiten sich aber auch vielfach über Geschichte und Statistik und bieten in den betreffenden Abschnitten sowie in den Naturschilderungen reiche und neue Einblicke in diese eigenthümliche und mit Recht vielbesuchte Insel dar. Ganz besonders reich ist dieselbe an vorhistorischen Denkmälen, und zwar namentlich auch aus den beiden ersten menschlichen Zeitaltern, wie sie jüngst ein Gelehrter in der „Revue des deux mondes" klassificirt hat, dem steinernen und dem kupfernen. Der Verfasser sagt: „Die ganze Insel steckt voll von Denkmalen des slawischen und vorslawischen Heidenthums; es gibt dort nicht allein Tempel- und Burgwälle, Opfersteine und Dingstätten, sondern hohe, langgestreckte, mit Steinen umkränzte Hünengräber und kreisrunde, glockenförmige Kegelgräber zu Tausenden. In welcher großen Menge ferner dort Waffen, Geräthschaften und Schmuckgegenstände aus Stein, Bronze und Eisen (oft sehr mühsam und zierlich gefertigt) gefunden werden, zeigt z. B. die lehrreiche Sammlung rügenscher Alterthümer, die der Herr Staatsanwalt Rosenberg in Bergen besitzt, und die nach seinem vom 24. Januar 1854 datirten Berichte über dieselbe damals schon aus 800 gut erhaltenen, zum Theil sehr seltenen Stücken bestand, welche alle von ihm in dem kurzen Zeitraume von 2½ Jahren zusammengebracht waren und seitdem mit unabläßigem Eifer vermehrt worden sind.... Welchem Volke die ältesten dieser Denkmale und Ueberreste, namentlich die Hünengräber, die Dingstätten, die steinernen und bronzenen Waffen und Geräthschaften angehört haben mögen, darüber schweigt die Geschichte. Schon die Slawen wußten nichts Bestimmtes mehr über den Ursprung derselben; dies erhellt daraus, daß sie z. B. die Hünengräber schon mit den unbestimmten Ausdrücken «Gräber der Alten» (1174) und «Riesenhügel» (1234) bezeichneten." Wie die ersten unbekannten Bewohner sind auch die Slawen, die unter dem Namen der Ranen oder Rüjanen als beutelustiges Seeräubervolk die Insel gefürchtet machten, sich aber später, nachdem das Christenthum im Jahre 1168 Eingang gefunden, der Bodencultur zuwandten, seit Jahrhunderten schon von der Insel verschwunden, wenigstens in der Sprache; denn im Jahre 1404 starb nach Kantzow's Erzählung auf Jasmund eine alte Frau, Namens Gulitzin, „welche, nebst ihrem Manne, die letzten Leute auf Rügen gewesen wären, die wendisch hätten reden können". Derselbe Kantzow schildert das Volk von Rügen um das Jahr 1540 in folgender Weise: „Die Einwohner dieses Landes sind ein sehr zänkisch und mortisch Volk, daß sich an ihnen schier das alte lateinische Sprichwort bewahrheitet: omnes insulares mali. Denn im ganzen Lande Pommern werden kein Jahr soviel vom Adel und andern erschlagen, als allein in dieser kleinen Insel. Es gibt auch bei diesem Volke so viel Rechtgang, als im halben Lande zu Pommern. Denn alle Sonnabende hält der Landvogt sammt den Aeltesten vom Adel des ganzen Landes zu Bergen Gericht; da hat er von früh Morgens bis schier an den Abend genug zu thun.... Es ist kein Edelmann oder Bauer im Lande so schlecht, daß er sein Wort nicht selbst redete und daß er nicht das gewöhnliche Landrecht wissen sollte. Und aus solcher Vermessenheit will einer dem andern in nichts weichen und es kommt daraus viel Hader und Mord, sonderlich gerathen sie in den Krügen und Wirthshäusern leichtlich aneinander, und wenn einer von ihnen sagt: «Dat walte Gott, un ein kolt Isen» (Eisen), so mag man ihm wol auf die Fäuste sehen und nicht aufs Maul, denn er ist bald an einem." Er bemerkt dann weiter, daß sie nie anders als mit Schweinespieß und Reutling (Jagdmesser) gingen; auch bei Hochzeiten, Begräbnissen und beim Besuche der Kirche trügen sie die Wehre. Merkwürdig sind die Vorkehrungsmaßregeln, die gegen dieses „mortische" Wesen für nöthig befunden worden, denn wir lesen an einer andern Stelle, bei Gelegenheit eines Referats aus dem alten rügenschen Straßenrecht, daß alle Todtschläger, Jungfrauenkränker und andere Uebelthäter, alle Verfestete und die Bauern, die mit einem Edelmann in Zwist waren, vor der geschwächten Person, vor dem, der sie verfestet hatte, und dem, mit welchem sie im Zwiste waren, die Wege und Stege, die Krüge, Mühlen, Märkte und Schmieden meiden mußten, so lange die Sache noch unvertragen war, damit eine Begegnung der feindlichen Parteien nicht zu neuen Rechtsverletzungen führe. Fand aber ein zufälliges Zusammentreffen statt, so mußten jene sich umwenden und einen andern Weg ziehen, oder doch, wenn Platz war, so weit ab vom Wege treten, als man mit einem Steinwurfe reichen konnte, oder, wenn auch dies nicht möglich, wenigstens das Gesicht von ihrem Widerpart abkehren, der sich dann bei hoher Strafe nicht an ihnen vergreifen durfte. Es erinnert dies an mittelalterliche veronesische oder an corsicanische Zustände; indeß dürfte ein Schlüssel zu den Gewaltthaten gegen den Adel vielleicht auch in dem Umstande gefunden werden, daß gerade um die gedachte Zeit (1540) die ersten Fälle von „Legung der Bauerdörfer", „willkürlicher Verjagung der Bauern durch ihre Grundherren" und allmählicher Einführung der bis dahin unbekannten „Leibeigenschaft" vorkamen, welche letztere sich bis zum Jahre 1806 erhielt, obschon einzelne besser denkende Grundherren seit der Mitte des 18. Jahrhunderts angefangen hatten, ihre Bauern zu emancipiren. Wie wenig Werth übrigens auf Menschenleben gelegt wurde, geht daraus hervor, daß nach dem „wendisch-rügianischen Jagdrechte" von 1546 das Schießen oder Werfen nach Hasen, „wenn se em schon in den Kohlgarden gingen", bei „Pön des Halses" verboten war. Auch das Halten von Jagdhunden war bei Todesstrafe verboten, und allen andern Hunden mußte der eine Vorderfuß abgehauen werden; in England, um dies beiläufig zu erwähnen, die Verderzehen von 3 zu 3 Jahren, während auf das Hasenjagen noch im 18. Jahrhundert ebenfalls Todesstrafe gesetzt wurde.

Was der Verfasser für die Gegenwart über die Zustände der Bewohner berichtet, beschränkt sich in der Hauptsache auf eine Schilderung der primitiven Badeorte Krampas und Saßnitz und einige allgemeine Bemerkungen. Das Zeugniß, das er den Einwohnern dieser beiden Dörfer ausstellt, ist ein günstiges. Er rühmt ihre Sittlichkeit, Mäßigkeit, Ehrlichkeit und Friedfertigkeit und schildert sie, wenn sie auch gegen Fremde infolge ihres großen Phlegma nicht zuvorkommend seien, doch als höflich, uneigennützig und dienstwillig. Durch viele Wechselheirathen gleichsam eine einzige große Familie bildend, ohne Ausnahme ansässig und mit einem ihren geringen Bedürfnissen entsprechenden Leben-

unterhalte versehen, hätten sie sich einen sehr unverdorbenen Charakter erhalten; was leider auf andern Dörfern der Insel nicht der Fall sein solle, namentlich nicht auf den großen Höfen, wo die Wirthschaft theils durch zahlreiche, auf dem Hofe selbst lebende Knechte und Mägde, theils durch Tagelöhnerfamilien, welche gewöhnlich vom Hofe in kleinen Dörfern (also ohne unmittelbare Aufsicht) zu wohnen pflegten, betrieben werde. Damit müssen wir uns für die Charakteristik der Bewohner Rügens begnügen, finden uns aber nicht veranlaßt, den abfälligen Bericht de auditu über die andern Dörfer ohne weiteres zu unterschreiben, wenigstens nicht auf die in der Parentheſe ausgedrückte Motive hin; denn die unmittelbare Aufsicht, welche die Sittlichkeit einer Gemeinde allein genügend verbürgt, kann keine andere sein, als die von innen heraus kommt, aus der Brust jedes einzelnen.

Werthvoll für den Botaniker und Zoologen sind des Verfassers ganz detaillirte Angaben über Flora und Fauna, die anhangsweise mit eingeschlossen, und das um so mehr, als die Thier- und Pflanzenwelt mehrfach genau beschrieben sind. Wo die Darstellung das mehr wissenschaftliche Gebiet verläßt, namentlich an manchen Stellen, wo sie mit Reminiscenzen aus Dichtern und eigenen und fremden poetischen Gaben in das belletristische Gebiet hinübergreift, ist sie minder glücklich. Wir begegnen hier einem allerdings innerlich recht poetisch gestimmten Gemüthe, dem es aber — vielleicht, weil das trockene gelehrte Moment zu überwiegend auftritt — nicht recht gelingen will, das Gefühlte formell ansprechend zu gestalten. Auch scheint es der Verfasser manchmal zu vergessen, daß er zum größern Publikum spricht, indem er unnöthigerweise erzählt, was er nicht gesehen und warum er es nicht gesehen, und daß er ebendeshalb darüber nichts weiter mittheilen könne. Diese Negativen machen den Leser nicht satt und nicht froh; im Gegentheil, sie lassen es ihn empfinden, daß er da mit leeren Händen abziehen muß, wo er etwas hatte erwarten können. Die angedeuteten Mängel der Form beziehen sich indeß nicht auf die Naturschilderungen, die das Charakteristische scharf und gut hervorheben; doch sind die interessantesten landschaftlichen Punkte der Insel Rügen so bekannt, daß wir nicht näher auf dieselben eingehen wollen. Nur die Schilderungen der Insel sollen uns nach Anleitung des Verfassers noch einen Augenblick beschäftigen. Das Meer arbeitet auch hier, und selbst die steilen Nord- und Ostufen sind der Verwitterung unterworfen und nicht gefeilet genug, um den vereinten Angriffen von Regen und Frost, die von oben her in den Schnee wirken, und vom unterwühlenden Wellenschlag der Meerfluthen, die, wenn auch die Ostsee von Ebbe und Flut keine merklichen Spuren zeigt, durch die Stürme gegen die Ufer gepeitscht werden, widerstehen zu können, sodaß man beobachtet hat, selbst solche steile Uferböschungen an ihrem Fuße, wo sie da bis zu einer ansehnlichen Höhe hinauf, mit großen Felsblöcken zu bekleiden. Die südlichen Küsten dagegen nehmen durch Alluvion zu; es haben sich auf diesem Wege lang ausgedehnte Landzungen angesetzt, und die dadurch entstandene Gestaltung der Insel ist so eigenthümlicher Art, daß sie bei 60 Meilen Ausdehnung noch nicht 17 Quadratmeilen Fläche enthält, während dieselbe Ausdehnung in ein reines Quadrat gelegt, 225 Quadratmeilen Fläche einschließen würde. Auch über die Ostsee selbst, ihre in mehrfacher Beziehung nur halbmarine Beschaffenheit, ihre Vegetation und ihre beflogten und bemantelten Bewohner in der Umgegend der Insel Rügen findet sich am Schlusse noch manches Interessante, rücksichtlich dessen wir die Leser auf das Buch selbst verweisen.

Die „Baltischen Bilder" von Pabst (Nr. 6), die uns immer wieder nach Ostern, in die russisch-deutschen Provinzen, führen, sind ein Quodlibet von Mittheilungen aus alten Historiographen und Chroniken, Berichten aus alten Lokalblättern, Sagen und einheimischen Gebräuchen, theils von berühmten Namen, als Fleming, Herder, Chamisso, theils anonym, alles ohne bestimmten Plan zusammengereiht, ein Quodlibet, welches neben manchem Werthvollen auch manches Werthlose enthält. Zu letzterm gehören mehrere prosaische Gelegenheits- und andere Gedichte, ein paar Nekrologe ohne Interesse für weitere Kreise, der Bericht über die Seeschlacht bei Reval (1790), was Form und Darstellung anlangt, und einzelnes aus den kleinern prosaischen Aufsätzen. Die Anekdote von Michaelis zu Göttingen und dem tollen Hunde im Auditorium ließen wir uns, etwas kürzer erzählt, gefallen, da der muthige Professor den flüchtigen Studenten gegenüber eine ganz stattliche Figur macht: nur ist sie unter den Denkwürdigkeiten der Ostseeprovinzen nicht am Platze. Denn fragen wir nach dem Zusammenhang, so ist das kein anderer, als daß der Student, dem der Hund gehörte, ein Livländer war.

Interessant ist die Zusammenstellung der verschiedenen Sagen, welche Seitenstücke zu der Dido-Sage bilden. Mittels eines zerschnittenen Kalbfells erlangt der Schwedenkönig Byrge von den Bürgern zu Wisby auf Gothland den Platz zur Erbauung einer Königsburg; mittels einer Stierhaut Hengist den Platz zum Schlosse Kaercorrei in England; ebenso erlangen die Sachsen die Stätte zur Erbauung der Offenburg; Ivar der Däne zur Lundunaburg oder nach Saro mittels einer Pferdehaut den Platz zur Erbauung von York; Raimund vermittelst einer Hirschhaut den Platz zur Erbauung des Schlosses Lusinier in Frankreich; endlich die Deutschen mittels einer Ochsenhaut den Platz zur Erbauung der Stadt Riga. Der Verfasser führt diese Sagen auf alte sächsische Ueberlieferungen zurück und schließt sich an Grimm an, der es für unkritisch erklärt, wenn man dieselben aus der Dido-Sage ableiten wolle, da die ihnen zu Grunde liegenden Bestimmungen dem Geiste jugendlicher Völker überhaupt angemessen seien.

Aus der esthnischen Sage vom Blocksberge auf der Insel Oesel erfahren wir, daß dort für die Deutschen seperat gekocht wird. Die Aufsätze: „Das Herzogthum Livland um das Jahr 1730" von Friedrich Christian Weber und „Die litauische Landschaft Samaiten" von Herberstein geben Bemerkenswerthes über Wohnung, Kleidung und Gebräuche der Livländer und Litauer. Herberstein erzählt: „So findet man noch bis heute viel Abgötterei in den betreffenden Einschichten; denn etliche das Feuer, etliche Bäume, die Sonne und Mond anbeten. Andere haben ihre Götter wie Penaten in ihren Häusern. Das sind Würmer wie die Eidechsen, aber größer, mit vier kurzen Füßen, schwarz und dick, nicht mehr als drei Spannen lang; sie haben ihre bestimmten Tage, da reinigen sie das Haus, setzen eine Milch inmitten ihrer Wohnung und knien auf den Bänken, so kommt der Wurm hervor und pfeift die Leute an, wie die zornigen Gänse, dann so ehren und beten sie mit ihrer ganzen Familie den mit Furcht an, bis er sich gesättigt hat und an seinen Ort zurückkehrt." In Livland aber, an der litauischen Grenze, gehen die Bauern, wenn es donnert, mit entblößtem Haupte auf ihren Acker, tragen auf den Schultern einen gewichtigen Schinken und rufen: Perkune (Gott des Donners) enthalte dich und thue dem Meinigen keinen Schaden, ich will dir auch diesen Schinken geben. „Aber kaum", fährt Weber in seiner Erzählung fort, „ist das Gewitter vorüber, so setzt sich der Bauer mit den Seinigen um den Schinken und frißt ihn selbst auf."

Kulturgeschichtlich wichtig sind ein paar Stücke dieser Sammlung, beide aus dem 17. Jahrhundert, in denen die Aufklärung mit dem herrschenden Aberglauben halb und halb zu brechen beginnt, aber noch tief darin stecken bleibt. Das erste ist: „Ein klein Bauer-Prognosticon für Livland von Salomon Gubertus", wie sich aus dem Inhalt ergibt, nach 1643 geschrieben; es enthält Wetterregeln, theils nach atmosphärischen Erscheinungen, theils nach den Vorzeiten (z. B. nach einem strengen Winter pflegt ein weicher zu folgen), theils nach Wahrnehmungen an Thieren oder nach Anzeichen, die sich aus Beobachtung der Beschaffenheit anderer Naturgegenstände ergeben, also im ganzen nach richtigen meteorologischen Grundlagen zusammengestellt, widerlegt manche Irrthümer der Zeit, z. B. die Behauptung, daß es vor der Sündflut keinen Regenbogen gegeben, daß das Schaltjahr unglücklich sei (denn das beruhe ja nicht auf der Natur, sondern auf des Julianischen Kalenderschreibers Gutdünken), gibt

aber dabei noch manches Curiosum zum besten, z. B.: „Wieviel Stunden die Sonnenfinsterniß währt, soviel Jahre währt ihre Wirkung. ... Wenn es bei klarer Nacht das Ansehen hat, als thue sich der Himmel auf, so folgt sehr trocken Wetter. Es verursacht in dem Menschen Aufwallen der Galle, das macht Zorn, Zwietracht, Krieg. ... Wenn der Donner einschlägt, das geschieht gar selten durch einen Donnerkeil, sondern der Donnerschlag geschieht öfter durch einen feinen subtilen Spiritum, der von Salpeter und Schwefel ist. ... Der Donnerstreich benimmt den giftigen Dingen das Gift, wenn er sie schlägt, welche nicht giftig sind, die vergiftet er (liegt nicht hierin eine Ahnung der im Blitze sich ausgleichenden positiven und negativen Elektricität?) .... Auf Martinsabend unterstehen sich viele aus der Gänse Brustknochen des Winters Beschaffenheit anzudeuten; solches wird von vielen Gelehrten verworfen. ... Viele verwundern sich darüber, daß der Hahn nach Mitternacht gegen Morgen kräht. Die Philosophen haben in dieser Sache ungleiche Meinungen; ich lasse mir die nachfolgende gefallen. Die Sonne ist der König unter den Planeten und Sternen, mit dem, daß sie alle von ihr den Schein haben, gibt sie ihnen zugleich das Command, wie sie des Himmels Influenz moderiren, d. i. wie sie mit dem Gewitter (Witterung) den Creaturen auf und in der Erde, auch im Meer beispringen sollen. Wenn nun diese Feuerkugel, in welcher anima mundi vornehmlich residirt, von dem Horizont, welchen die antipodes einhaben, merklich anfängt abzutreten und sich zu unserm Hemisphärio zu nahen, das merkt der Hahn durch sein sonderlich Temperament und verkündigt es seinem Herrn, daß er die Vortagesgeschäfte danach richten könne." Mehr noch gilt die obengedachte Erscheinung, jenes Gemisch von Aberglauben und hereinbrechendem Licht, von dem zweiten der erwähnten Stücke, einer Hexenpredigt, welche der Pastor und Superintendent M. Hermann Samson im Jahre 1626 in der Domkirche zu Riga gehalten hat. Im ersten Theile wird bewiesen, daß alle Prediger schuldig seien, die Zauberei als eine abscheuliche Sünde und Laster ihren Zuhörern vor Augen zu malen; im zweiten wird auseinandergesetzt, wie die weltliche Obrigkeit mit den Hexenleuten procediren solle. Dieser Theil ist in der That ein Hexenhammer in nuce, in welchem aber durch die tiefe Finsterniß schon manche erfreuliche Lichtstrahlen hindurchblicken. Auf die Pflicht der Obrigkeit, von Amts wegen einzuschreiten, wird unbedingt gedrungen; auf einen Kläger könne nicht gewartet werden, publica fama genüge, um eine fleißige Forschung eintreten zu lassen. Nun werden die Mittel der Forschung geprüft. Verbotene (verwerfliche) Mittel sind, wenn man gebeut den Hexen die Kleider zu ändern, ferner das Haarabscheren, das Begießen mit Weih- oder Taufwasser, das Suchen nach einem Teufelsmal, die Wasserprobe (wenn man ihnen die rechte Hand an den linken Fuß an die große Zehe und die linke Hand an den rechten Fuß bindet und wirft sie also dreimal ins Wasser, schwimmen sie dann, so sind sie Zauberinnen): eine Probe, deren Trüglichkeit der Prediger nachweist und dabei den Mißbrauch tadelt, daß Aeltern ihre Kinder auf gleiche Weise zu probiren pflegten und dabei viel unschuldig Blut erwürgten; er tadelt dann ebenfalls als ein verbotenes Mittel das heiße Eisen und siedende Wasser und besonders auch noch das Erzwingen des Bekenntnisses durch die Tortur. Dies ist für 1626 sehr viel, und der rigaer Superintendent zeigt sich seiner Zeit sehr weit und was die Tortur anlangt um anderhalb Jahrhunderte vorausgeschritten. Endlich rechnet er sehr vernünftigerweise zu den Stücken der falschen Probe auch „die Bekenntniß auf diese oder jene Person, die oftmals ganz und gar unschuldig sind". Als zulässige Mittel, „damit man die Zauberer ihrer Uebelthat kann und mag überweisen", erkennt er nur folgende drei: 1) Beweisung durch zween oder drei Zeugen; sie müssen gottfürchtig, redlich und unparteiisch sein, das Hexenwerk mit eigenen Augen gesehen haben und ihre Aussage beeiden; 2) eigenes Bekenntniß, in Güte gethan, „und dabei die Person beharret, obschon die Werke, die sie bekennt, ihr als einem Menschen zu thun unmöglich gewesen sind, sondern vom Teufel ihren Ursprung gehabt; 3) „die klare helle That, welche zeuget wider den Menschen". Rücksichtlich der Zurechnungsfähigkeit unterscheidet er zwischen den „in Melancholei Ersoffenen", die sich das Hexenwerk nur einbilden; denen, die in Wahrheit mit dem Teufel einen Bund geschlossen, aber weder Menschen noch Vieh Schaden gethan; und denen, die den Bund mit dem Teufel abgeschlossen und auch wirklich Schaden gethan haben. Die ersten will er ganz freigesprochen wissen (im Gegensatz zu den Jesuiten und Calvinisten, die der Meinung sind, „daß man das Hexenvolk nicht soll leben lassen schlechterdings"), „denn Melancholei und Phantasie ist kein Laster, sondern des Herzens und des Hauptes Krankheit"; die zweiten sollen nur aus der Gemeinschaft der Christen „ausgemustert" werden, „da dies mehr ein geistlich und theologisch Laster als politisch und weltlich, und mehr in die Kirche als aufs Rathhaus gehört"; die dritten endlich, „die machen kein Bedenken, denn hiervon hat Gott der Herr einen ausdrücklichen Ausspruch gethan: die Zauberinnen sollst du nicht leben lassen". Dies führt er weiter aus, bemerkt in Bezug auf die Modalität, daß man nach dem Alten Testament solch Volk gesteinigt habe, daß aber die Christen nicht so genau an die Cermonien desselben gebunden seien, und schließt: „Darum observiren wir das genus, nämlich wir verurtheilen die Zauberer zu Tode, die Art aber und Weise der Strafe verändern wir aus christlicher Freiheit und verbrennen sie lebendig." Es erregt ein ganz eigenthümliches Gefühl, wenn wir wie hier Vernunft und Wahn in engem Bunde nebeneinander hergehen sehen. Es muthet uns an wie ein geistiges Blindenmannspiel; der Suchende tappt geraden Schritts auf die Wahrheit los, schon steht er vor ihr, wird fast von ihrem Hauche berührt, tastet links und rechts und — schreitet vorüber; oder er ergreift sie und sieht sie doch nicht. Denn die Binde ist das unerläßliche Gesetz des Suchens, und wenn sie fällt, ist seine Rolle ausgespielt. So der einzelne, so Generationen; nur glücklicherweise mit dem Unterschied, daß der Schleier, der auf dem Gesammtauge der letztern liegt, dem Lichte zugänglicher ist als jede individuelle Binde. 18.

Notiz.

Zur deutschen Journalistik.

Es thut uns immer weh, von dem Eingehen älterer oder neuerer Literaturblätter Kunde zu erhalten, da man daraus fast die Ueberzeugung gewinnen könnte, daß die eigentliche literarische Gemeinde, wie sie in Deutschland bisher bestand, immer mehr zusammenschmilzt und daß es den vorzugsweise der Kritik gewidmeten Blättern immer schwerer wird, neben den alles und noch etwas in ihren Kreis ziehenden, die mannichfaltige Kost nur in kleinen Appetitbißchen dem Publikum vorsetzenden illustrirten Zeitungen, den politisirenden Wochenschriften und den bunten Zeitungsfeuilletons ihre Existenz und ihren Einfluß zu behaupten. Aber niemals werden illustrirte Blätter und Zeitungsfeuilletons für eigentliche Literaturzeitungen genügenden Ersatz leisten können, aus Gründen, welche hier aufzuzählen zu weit führen würde. Soeben sind wieder zwei Literaturblätter, eins der ältesten und eins der jüngsten, von der literarischen Arena mit gesenktem Schwert und verhüllter Fahne abgetreten: die „Hamburger kritischen und literarischen Blätter" und die von Meidinger in Frankfurt a. M. vor Jahresfrist gegründeten „Kritischen Monatshefte", jene mit der letzten Märznummer, diese mit einem am 31. Januar gratis ausgegebenen Supplementheft; jene mit der Bemerkung, daß sie durch die Ungunst der Zeit dazu genöthigt sind und mit dem leidigen Trost, daß sie sich ihre Wiederaufnahme vorbehalten, diese mit der Ankündigung, daß sie sich „als Monatshefte nicht die Theilnahme erwerben konnten, welche ihr Fortbestehen sicher gestellt hätten", und ebenfalls mit dem halben Trost, daß die Verlagshandlung „den Gedanken, der in diesen Heften lebte, in Verbindung mit andern anregenden und allgemein bildenden wissenschaftlichen und literarischen Mittheilungen in anderer Form demnächst wieder aufnehmen werde". Wir wollen hier nicht untersuchen, ob und

wie weit das Eingehen dieser Blätter einzig und allein der „Ungunst der Zeit" zur Last zu legen ist, jedenfalls kann sich aber das hamburger Blatt auf seine 35 Jahrgänge und auf seine durchweg anständige Haltung berufen, und den Meidinger'schen Blatt, das mit so sanguinischen, von uns allerdings gleich nicht getheilten Hoffnungen und so zuversichtlichen Verheißungen auf den Kampfplatz trat, standen zum Theil recht tüchtige kritische Kräfte zur Verfügung.

Allerdings tauchen auch immer wieder neue kritische Blätter auf, aber freilich oft nur, um so schnell wieder zu verschwinden, als sie gekommen sind, wie z. B. Kruger's „Nordische Blätter". Der von dem talentvollen Dichter Bernhard Endrulat zu Hamburg im Börger'schen Verlage ins Leben gerufenen Wochenschrift „Blätter für deutsche Dichtung" wollen wir herzlich gern ein besseres Los wünschen. Dieses Blatt soll eine „Freistatt jenen die mit Unrecht abgewiesenen, mit Unrecht so geringschätzig angesehenen Erzeugnisse deutscher Lyrik und Epik", und wird daher im ersten Theile lyrische und epische Beiträge in sorgfältiger Auswahl enthalten; ein zweiter Theil soll Schilderungen, Abhandlungen, Charakteristiken, Biographien von deutschen Dichtern und Schriftstellern u. s. w., ein dritter kritische Besprechungen neuer Erscheinungen aus dem ganzen Umfange der schönen Literatur, ein vierter und letzter eine literarische Kunstchau oder Tagesgeschichte der Literatur bringen. In der uns vorliegenden Nr. 13 ist namentlich ein Aufsatz unter dem Titel: „Aus Wolfgang Menzel's sogenannter Geschichte der deutschen Dichtung. Keine Blumenlese", aus der Feder des Herausgebers interessant. Es werden darin die oft höchst unartigen, in ihrer geleisteten Wuth fast komischen Urtheile Menzel's über Ernst Schulze, Immermann, Platen, Heine (der „kleine Jude Heine"), Börne (der „Jude Barnch"), Weissflog, Ida Hahn-Hahn, Sallet, Titus Ulrich, Herwegh, Kinkel, Ernst Willkomm, und selbst (nämlich über das Inhaltsverzeichniß zu unserm „Fritz Beutel", worüber man Nr. 14 d. Bl. vergleichen möge) und andere zusammengestellt. Man müßte derselben halbwirre Urtheile eigentlich mit gutem Humor hinnehmen wie die Sprünge und Witze eines Kobolds, der dabei grimmige Gesichter schneidet, fänden sie sich nicht statt in einem Feuilleton in einer angeblichen Literaturgeschichte, die vielleicht doch einer gewissen Partei für ein paar Jahre Vergnügen machen wird, und zeigte sich nicht, wie auch Endrulat besonders hervorhebt, namentlich in der Art und Weise, in welcher Menzel den Inhalt der einzelnen von ihm besprochenen Werke angibt, ein so empörender Mangel an aller kritischen Gewissenhaftigkeit, als daß man dazu still schweigen könnte. Endrulat schließt seine Warnung mit den kräftigen Worten: „Wir wissen nicht, ob sich in der deutschen Presse schon eine Stimme gegen das Menzel'sche Schmähbuch erhoben hat, das aber glauben und hoffen wir, daß sie bei dieser Gelegenheit durch ein einmüthiges „Hinaus!" bewiesen wird, daß es ihr an Gefühl für Anstand und Ehrenhaftigkeit in Besprechung literarischer Dinge noch keineswegs fehle gerecht, wie die Menzel'sche Schamlosigkeit voraussetzen scheint." Aus der den Schluß der Nummer bildenden „Literarischen Tagesgeschichte" heben wir die interessante Notiz hervor, daß der jetzt in Heidelberg sich aufhaltende französische Gelehrte Emigrantel, von dem schon mehrmals in d. Bl. die Rede war, damit beschäftigt ist, Lessing's sämmtliche (?) Werke ins Französische zu übersetzen.

In Nr. 14 des Endrulat'schen Blattes erfährt man, daß Jeder Buch mit dem Beginn dieses Vierteljahres die Leitung des Feuilletons der „Reform", des in Hamburg erscheinenden, „in einer Auflage von 20000 Exemplaren über den albingischen Norden verbreiteten Volksblattes" übernommen hat, ohne daß deshalb, wie es scheint, seine Stellung zu den „Jahreszeiten" eine Aenderung erleidet. Gleichzeitig ist die Redaction des seit Jahren von Julius Hammer geleiteten Feuilletons der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung" an Robert Giesecke, Herausgeber der „Novellenzeitung" und die Redaction des Feuilletons der „Breslauer Zeitung" an unsern Mitarbeiter Rudolf Gottschall übergegangen. L. M.

Bibliographie.

Aeschylus, Die Sieben vor Theben. Uebersetzt von H. Clemen. Lemgo. 1855. 8. 7½ Ngr.

Heppe, H., Ursprung und Geschichte der Bezeichnungen „reformirte" und „lutherische" Kirche. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Heyden, E., Gallerie berühmter und merkwürdiger Neuyorkländer. Eine biographische Sammlung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1858. 8. 24 Ngr.

Längin, G., Gedichte. Lahr, Geiger. 1858. 16. 8 Ngr.

Mousson, A., Ein Besuch auf Korfu und Cefalonien im September 1858. Vortrag gehalten den 10. Februar 1859. Nebst speciellen Zusätzen. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 12 Ngr.

Philippson, L., Das Ich. Ein Lehrgedicht. Besondere Ausgabe. Leipzig, Baumgärtner. 8. 9 Ngr.

Schwarz, G., Predigten aus der Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Speyer, O., Bilder Italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomik Italiens und seiner Bewohner. In zwei Bänden. 1ster Band. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stahr, A., Aristoteles und die Wirkung der Tragödie. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 15 Ngr.

Sutermeister, O., Drei deutsche Sprachen. Literarisch-pädagogische Skizzen. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Voigt, G., Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Vorberg, K., Auf Vorposten. Lebens- und Campagnebilder aus Schleswig-Holstein. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 16. 10 Ngr.

Wartenburg, K., Die Väter der Stadt. Roman. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 3 Thlr.

Weber, K. v., Zur Chronik Dresdens. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 28 Ngr.

Tagesliteratur.

Deutschlands und Frankreichs Macht. Eine Schutz- und Trutzschrift von einem Deutschen Officier a. D. Potsdam, Riegel. 16. 10 Ngr.

Entwurf einer neuen Heeres-Gestaltung. Berlin, Riegel. 8. 10 Ngr.

Friedemann, O. B., Kaiser Napoleon III. und die Revision der Verträge. Zur Beleuchtung der Kriegs- und Friedensfrage. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 3 Ngr.

Gaß, W., Das Erachten des hochwürdigen Großherzoglichen Consistoriums von Mecklenburg über die theologischen Schriften des Professor Dr. Baumgarten. Greifswald. Gr. 8. 7½ Ngr.

Loebell, J. W., Ueber die Einheit Italiens. Vortrag gehalten zu Düsseldorf am 1. März 1859. Bonn, Henry u. Cohen. 12. 6 Ngr.

Der Ministerwechsel im November 1858. [Ein Programm für 1859.] Berlin, Heinicke. 8. 2½ Ngr.

Rom und die Nationen. Von einem Laien. Bremen, Schünemann. Lex.-8. 9 Ngr.

Zeugniß aus der evangelisch-lutherischen Kirche Nordamerikas in Beantwortung der Frage: Warum hangen wir so fest an der lutherischen Kirche? Nebst einem kurzen Vorbericht über den Stand der lutherischen Kirche daselbst. Hildesheim, Gerstenberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Zukunftskarte Europas im Jahre 1860. Nach den Beschlüssen der Pariser Konferenz. Lithographirt. Mit Text. Stuttgart, H. Köhler. Qu. gr. Folio. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.

Von K. A. Varnhagen von Ense.

Achter Band. Geh. 4 Thlr.

Dieser langerwartete, aus dem Nachlasse Varnhagen von Ense's erscheinende achte Band seiner „Denkwürdigkeiten" enthält unter anderm Mittheilungen über seinen Verkehr mit Fürst Metternich, wegen derer der Verfasser die Veröffentlichung dieses Bandes auf seinen Tod verschob. Der reiche Inhalt des Bandes erhellt aus folgender gedrängten Uebersicht: I. „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" (Ungarn, 1809; Nach dem Wiener Frieden, 1809, 1810; Wien und Baden, 1834); II. „Personen" (Voltaire; Bernhardi; Karl Müller; Freiherr v. Brinckmann; Tieck; Goethe beim tollen Hagen); III. „Kritiken" (eine fortlaufende Revue der interessantesten literarischen Erscheinungen bis auf die neueste Zeit); IV. „Rahel" (wichtige Nachträge zu den frühern Veröffentlichungen über Varnhagen's Gattin).

Von diesem achten Band sind zwei Ausgaben veranstaltet worden, wovon die eine, in Octav, an die erste Auflage des Werks (1837—42), die andere, in Duodez, an die zweite Auflage (1843) sich anschließt, was von den Besitzern derselben zu beachten ist.

Die frühern Bände sind zu folgenden Preisen zu beziehen:

I—III. (1843.) Denkwürdigkeiten. Drei Theile. 6 Thlr.
IV—VI. (1843.) Vermischte Schriften. Drei Theile. 6 Thlr.
VII. (1846.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Erzählungen. Kritiken. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Prescott's historische Werke.

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. 8. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Mexico. Mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit zwei lithographirten Tafeln. 8. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Peru. Mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit einer Karte von Peru. 8. 5 Thlr.

Diese drei Werke des kürzlich verstorbenen berühmten amerikanischen Historikers gehören anerkanntermaßen zu den werthvollsten, jedem Gebildeten Genuß und Belehrung bietenden Erzeugnissen der neuern Geschichtsliteratur und liegen hier dem deutschen Publikum in deutschen, von dem Verfasser selbst für trefflich erklärten Uebersetzungen vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des siebenundzwanzigsten Heftes (Bogen 10—13 des dritten Bandes):

Die Handelskrisis in den Jahren 1857 und 1858. Erster Abschnitt. — **Die deutsche Einwanderung und Ansiedelung in Ungarn.** — **Marschall Pélissier, Herzog von Malakow.**

Kleinere Mittheilungen: Aytoun (William Edmondstoune). — Budberg-Bönninghausen (Roman, Freih. von). — Everett (Alexander Hill). — Goldschmidt (Hermann). — Hamilton (Sir William). — Hildreth (Richard). — Lobatschewskij (Nikolai Iwanowitsch). — Mentferrand (Augustin Ricard, genannt de). — Prescott (William Hickling). — Ripon (Frederick John Robinson, Graf von). — Rostopschin (Gräfin Ewdokia Petrowna).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur**, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der **erste** und **zweite Band** (die gewissermaßen das **16.** und **17. Band des Conversations-Lexikon** bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Handatlas.

Unter diesem Titel ist vor kurzem die erste Lieferung eines neuen Kunst- und Prachtwerks erschienen, im Verein mit E. Leeder und H. Leutemann von Th. Schade herausgegeben und für Freunde der Erdkunde wie zum Gebrauch beim Unterricht bestimmt. Das Werk wird 25 Blätter in Stahlstich (in Gross-Folio) nebst erläuterndem Texte enthalten und in 6 Lieferungen zu 4—5 Blatt erscheinen. Subscriptionspreis 12 Ngr. für jedes Blatt nebst Text.

Die erste Lieferung (1 Thlr. 18 Ngr.) ist nebst einem Prospect in allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 21. April 1859.

Inhalt: Völkerstudien von Bogumil Goltz. Von **Hermann Marggraff.** — Vischer über Inhalt und Form. Von **Adolf Zeising.** — Zur Kunst in Schopenhauer'schen Philosophie. — **Notizen.** (Marquis de la Grange; Emil Ritterhaus.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Völkerstudien von Bogumil Goltz.

Der Mensch und die Leute. Zur Charakteristik der barbarischen und der civilisirten Nationen. Von Bogumil Goltz. Fünf Hefte. (Erstes Heft: Die Großmächte und Mysterien im Anschnieben. Zweites Heft: Der wilde und der civilisirte Mensch oder Natur und Geist. Drittes Heft: Zur Charakteristik der Türken; Russen, Polen und Juden. Viertes Heft: Zur Charakteristik der Spanier, Italiener und Franzosen. Fünftes Heft: Zur Charakteristik der Engländer.) Berlin, Beier. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich Schlegel war es unsers Wissens, der von dem Menschen behauptete, er sei eine ernsthafte Bestie. Ebenso gut könnte man sagen, er sei eine sehr komische Bestie, die höher organisirten Geschöpfen vielleicht gerade dann am lächerlichsten erscheinen würde, wenn sie sich am ernsthaftesten geberdet. Das Resultat der von Bogumil Goltz in seiner obengenannten Schrift angestellten Betrachtungen scheint dagegen das zu sein, daß der Mensch es im besten Fall zu einem civilisirten Raubthier bringt, dem immer ein Maulkorb angelegt bleiben muß, um es zu hindern, unabläßig um sich zu beißen. Nur bei einigen wenigen Bevorzugten hat die fortdauernde Dressur und Selbstdressur so guten Erfolg, daß man sie auch ohne Maulkorb herumlaufen lassen kann. Es ist ein schlimmes Dilemma, in welches der Mensch so versetzt wird: befindet er sich im rohen Naturzustande, so bemächtigt er sich seines Opfers mit brutaler Gewalt, ist er civilisirt, so umkreist er es schleichend und lauernd, bis er seiner Beute sicher ist; der Naturmensch zeigt seine Krallen unverhüllt, der civilisirte zieht einen Handschuh drüber; jener gleicht dem traditionellen, wilden und leidenschaftlichen Teufel, der sich auf die Attribute seiner diabolischen Natur etwas zugute thut; dieser dem Mephistopheles, der den Cavalier spielt und beim Tanzmeister die nöthigen Pas eingelernt hat, um trotz seines lahmen Teufelsfußes sich in anständiger Gesellschaft mit Grazie bewegen zu können. Diese Grazie ist doch aber wieder nur eine verlogene Caricatur der natürlichen Anmuth und daher im Grunde widerlicher als jeder noch so natürliche Gestus. Nun gibt der Verfasser zwar zu, daß einige wenige Männer (nicht Frauen, denn diese bleiben nach Goltz immer Naturkinder, wenn sie nicht etwa durch affectirte Bildung in unausstehliche Aeffinnen verwandelt werden) sich auf dem Wege religiöser Vertiefung und indem sie sich der höchsten Denkresultate bemächtigen und selbst ein denkendes Leben führen dem Ideal wahrer Bildung und Gesittung nahe kommen können, aber diese werden vereinsamt stehen wie einzelne Sterne in sonst stockfinsterer Nacht, die sie mit ihren Strahlen nicht zu durchdringen und aufzuhellen vermögen; als seltene Ausnahmen beweisen sie nur um so mehr für die Generalregel, daß der Mensch im natürlichen Zustande gar nicht zur höhern Reife kommt, in der Treibhauswärme der Civilisation aber in Fäulniß übergeht.

Wir verkennen nicht, daß der ganze Zustand unserer geistigen und socialen Bildung dieser verzweifelten Ansicht Vorschub leistet. Dieser Zustand ist so überreizt, so verkünstelt, so affectirt und so voll ungesunden Raffinements, daß wol die meisten sich im stillen nach natürlichern und einfachern Zuständen zurücksehnen, und er birgt zugleich so viele Elemente nur schlecht verhüllter und überfirnißter Barbarei in sich — denn der maskirte Egoismus des civilisirten Menschen ist so gut Barbarei wie die gewaltthätige Selbstsucht des Wilden —, daß wir uns von allen Seiten von Gefahren umgeben wissen und der denkend Umsichblickende in dieser precären Lage sich gerade nicht sehr behaglich fühlen kann. Außerdem findet die Vermehrung der civilisirten Menschen zumeist und in erschreckenden Proportionen gerade in denjenigen Schichten statt, welche mehr oder weniger dem Proletariat angehören und in deren Massen das Licht der Civilisation nur schwach oder nur in schiefer Richtung einzudringen vermag, die, bei vieler Genußsucht und wenig Glauben, ihren Appetit durch den Anblick üppiger Tische fortdauernd gereizt fühlen, ohne ihn doch befriedigen zu können. Auf der andern Seite sind aber die Segnungen der Civilisation wieder so bedeutend, daß man der Ueberlegenheit, die sie verleiht, sich erst dann in vollem Maße bewußt wird, wenn man diesen Zustand mit dem Zustande roher Naturvölker vergleicht. Es wäre leichtsinnig, wegen der mit

jeder hochentwickelten Civilisation unzertrennlich verbundenen Auswüchse und Gefahren diese Civilisation selbst preisgeben zu wollen, und es wäre Selbstentwürdigung, wegen gewisser Vorzüge, die der Naturmensch vor dem civilisirten Menschen voraushat, die Menschheit in ihren Urzustand zurückversetzen zu wollen.

Die bezeichnete zwieträchtige Stimmung und Anschauung zieht sich recht deutlich durch des Verfassers obengenannte Schrift, ja selbst seine Denk- und Schreibweise spielt in dieser Doppelfärbung. Goltz denkt auf der einen Seite raffinirt und echauffirt, wie nur ein Autor des 19. Jahrhunderts denken kann, der sich an der reichbesetzten Tafel der Civilisation satt und übersatt gegessen hat; andererseits ist er aber auch eine urzuständliche originelle Natur, die durch die ihr angeborene Energie vor der bloßen Blasirtheit geschützt wurde und an den Genüssen der Civilisation nur unter fortgesetzten Protestationen theilnahm. Ebenso die Schreibart. Er braucht Worte, Bilder, Bezeichnungen, wie sie nur die höchste Bildung gewähren kann; es ist ein Deutsch, das in seiner Mischung mit überzahlreichen philosophischen rein literarischen Ausdrücken und Fremdwörtern ebenfalls nur ein Resultat moderner Bildung ist; dabei läßt sich dieser Stil ins Wilde gehen, er gehorcht keinem Zügel, er schweift nach rechts und links aus; er ist um in ein anderes Bild zu fallen, seinem Wesen nach ein Culturerzeugniß, gleich einem modernen Garten, der aber verwildert ist, in welchem die Culturpflanzen, weil sie nicht mit sorgsamer Hand beschnitten und in Ordnung gehalten werden, sich ineinander verwickelt und verknotet haben. Die reine Natur schafft, wenigstens unter unsern Breiten, einfacher. Der Stil des Verfassers geht überhaupt zwischen Kunst und Natur seinen eigenen Weg, wie unser Autor selbst; dieser Stil ist wenigstens individuell ausgeprägt und das Prädicat der Originalität und Eigenartigkeit wird man ihm wol lassen müssen. Es ist ein durchaus männlicher Stil, der die ehrliche Gesinnung des Verfassers genau ausdrückt, keine diplomatischen Winkelzüge macht und nirgends mit dem Nipptischgeschmack der Zeit kokettirt. Geräth der Verfasser in Hitze, so entströmt seiner Feder oft ein so unerschöpflicher heißer Sprudel von charakteristischen Ausdrücken, daß man darüber erstaunen möchte. Namentlich entwickelt er einen verschwenderischen Ueberfluß an malerischen Beiwörtern und oft nur zu drastischen Kraftausdrücken, wenn er die innere Unruhe, die Zerfahrenheit, die Widersprüche unserer Zeit, die Fratzen der Civilisation oder im Gegensatz dazu die Unarten barbarischer Völkerschaften geißelt. Zuweilen, wenn er, von seinem Natur-instinct geleitet, in die Tiefen des Lebens blickt, ist seine Schreibweise sehr schön; dann hat Goltz etwas von einem Weissager; an eine Methode ist bei ihm freilich nicht zu denken, daher sind auch seine Schriften reich an Wiederholungen, Breiten und Widersprüchen.

Doch wir wollen fortan mehr den Verfasser selbst sprechen lassen, und wenden uns nun direct zu seiner Schrift, und zwar zuvörderst zu den ersten Heften, dessen Specialtitel „Die Großmächte und Mysterien des Lebens" etwas Gesuchtes und Dunkles hat, was bei Titeln besser zu vermeiden ist. Der Verfasser betrachtet darin unter anderm „Natur und Civilisation" in ihrem gegenseitigen Verhältniß und in ihren Gegensätzen, wobei er sich, so Treffendes er auch im einzelnen bemerkt, doch in manche freilich zum Theil vielleicht nur scheinbare Widersprüche verwickelt. Er gibt zu, daß man unter den wilden oder weniger gebildeten Völkerschaften, bei Negern und Otaheitern, bei Malaien und Kaukasiern, bei ägyptischen Nilschiffern und Eseljungen, bei den Lazzaroni, bei Serben, Kroaten, Ungarn und Dalmatinern viel Harmloses, Liebenswürdiges, Poetisches und Naives finde, aber wer sich wilde und civilisirte Barbaren näher angesehen und mit ihnen Geschäfte gemacht, der wisse, „daß ihnen alle Liebenswürdigkeiten und Fatalitäten, alle Tugenden und Treulosigkeiten der elementaren Natur eigen sind". Und ein andermal bemerkt er:

Das wilde Leben ist nur aus Augenblicken, Eingebungen, Episoden und Improvisationen zusammengesetzt, die aller Norm und Ausgeglichenheit entbehren. Unter Barbaren muß man mitten in aller Liebenswürdigkeit und Naivetät auf Betrug, Verrath und Bestialität gefaßt sein.

Dagegen preist er die Segnungen der höhern Bildung und behauptet: nur mit dem geschulten und gebildeten Menschen sei in allen Fällen Verständigung möglich; nur er begreife Billigkeit, Maß und Recht; nur die Reibung in Schule, Stadt und täglichem Verkehr erhalte den Geist und das vernünftige Bewußtsein. Der Verfasser, der unsers Wissens lange Jahre Landwirth war und Gelegenheit hatte, das Bauernvolk genau kennen zu lernen, klagt über die auf dem Lande herrschende Verwilderung und „Verbauerung", denn der Naturalismus verzehre nicht nur den Geist, sondern „ersäufe auch Seele und Gemüth". Dann aber eifert er wieder in den stärksten und oft übertriebensten Ausdrücken gegen unsere Civilisation, gegen diese „Oeffentlichkeit, Vergesellschaftung, Massenbewegung, Uniformität, Naturwissenschaftlichkeit, Seelenleugnung, Säcularisation aller Heiligthümer", gegen diesen ganzen „Nivellirungs- und Auslichtungsprocess". Er klagt dann weiter über uns „tintenwüchsige Epigonen des unkräftigen Pantheismus", über die ganze „literaturbetrunkene, literaturobservirte und literaturpolicirte Zeit", wo es „mehr Tintenfässer als Weinfässer, mehr Tinte als Lebenswein" gibt. Wenn das Volk ganz und gar seinem Naturalismus und Instinct überlassen bliebe, so sinkt es (nach des Verfassers Worten)

nicht blos in ein unschuldiges Pflanzenleben zurück, sondern in Bestialität; wenn man aber den gemeinen Mann wiederum zu encyklopädischer, mit formaler Bildung und mit Zeitschrift, mit Eisen und Dampf, mit Industrie und mit Materialismus und anstatt des Christenthums mit Astronomie und Sternenkunde zu Leibe geht, so wickelt man ihm mit diesem Culturhaspel die Seele aus dem Leibe heraus.

Dies zugleich als Beispiel von der drastischen Schreibart des Verfassers. Er behauptet ferner, die berliner „in sich selbst kokettirende Miserabilität" müsse die „Ausmündung jeder Volkscultur" sein, „deren Recept aus Industrie und Naturwissenschaft, aus sublimirter Kanonengießerei, aus Meinungsöffentlichkeiten, aus Religion

tief, und ungemeinen Widerwillen, und Verdrießlichkeit zu Werke zum Vorwurf, und Widerspruchsgeist, auf Seiten der Arbeitsleute, und Gesellen, und Lehrjungen, und Bedienten, und Dienstmägden, und Tagelöhnern, und Bauern, und Bauersleuten, und Bauerknechten, und Bauermägden, und Hirten, und Hirtenbuben, und Hirtenmädchen, und Schäfern, und Schäferknechten, und Schäfermädchen, und Schäferbuben, und Schäferjungen, und Schäferkindern, und Schäferweibern, und Schäfersleuten, und Schäferhunden, und Schäferpferden, und Schäferochsen, und Schäferkühen, und Schäferkälbern, und Schäferschafen, und Schäferlämmern, und Schäferböcken, und Schäfergeißen, und Schäferziegen, und Schäferkitzen, und Schäferschweinen, und Schäferferkeln, und Schäfergänsen, und Schäferenten, und Schäferhühnern, und Schäferhähnen, und Schäferküchlein, und Schäferkapaunen, und Schäferpfauen, und Schäferpfauhennen, und Schäferpfauhähnen, und Schäferpfauküchlein, und Schäferpfauküchlein, und Schäferpfauküchlein

ſich auf ſeinen Urgrund, auf ſeinen Schöpfer beſinnen, in der es wieder die Stimmen der Natur und Uebernatur hören kann, die es ſeit der Kindheit, den inſpirirten Unſchuldtagen nicht vernahm, wo die Sehnſucht des Herzens mit dem Blau des Himmels verſchwimmt, das Ungewitter den Zorn der Gottheit verkündet, das Rauſchen der Waldbäume in Geiſterſtimmen und der Waſſerfall in Parabeln zu uns ſpricht. . . . .

Erſt auf dem hohen Gebirge, auf dem Meere und in der Wüſte fühlt der Menſch ſeine Vereinſamung, ſeine Hülfloſigkeit, die Größe des Erdballs, die Unermeßlichkeit des Weltalls und die Ueberlegenheit der elementaren Natur. Hier iſt Schweigen, hier iſt der Ernſt des Lebens und des Todes; hier hat die Herrſchaft des Menſchenwitzes ein Ende, ſobald die Natur von ihren uralten Gewalten Gebrauch machen will; hier retten das Menſchenkind nur ſeine natürlichen geiſtigen Kräfte im Verein; hier hilft keine Abſtraction und Convenienz, hier bringt ſich nur der ganze Menſchenwitz durch, wenn Gott mit ihm iſt. Im Meeresſturm lernt man beten; die Wüſte iſt die Geburtsſtätte der Religionen; Gebirgsvölker halten getreulich an ihrem alten Herrn und Gott.

Was das Reiſen betrifft, ſo meint der Verfaſſer, daß man im Winkel, im kleinſten Ort, bei andauernder Beobachtung und Geduld mehr lernen und für ſein Heil gewinnen könne als in der weiten Welt; der lebenslängliche andauernde Verkehr mit wenigen Menſchen und Dingen gebe einen geübtern und tiefern Blick in die ganze Welt als ein Herumſkizziren und Herumflaniren in ganzen Welttheilen. So meinte auch Theodor Hippel, der wie ſo manche unſerer größten Denker: Kant, Schiller, Jean Paul u. ſ. w., nicht viel in die Welt hinausgekommen iſt: „Reiſen iſt nicht die Art, die Menſchen kennen zu lernen. Zu den meiſten Reiſenden könnte man ſagen: Bindet ihm die Füße und werft ihn ins Vaterland!“ Es kommt freilich darauf an, wie und zu welchen Zwecken man reiſt und wie lange man ſich in den beſuchten Lokalitäten aufhält. Wer z. B. nur flüchtig unſere dem Reiſenden nur ihre Glanzſeiten darbietenden Hauptſtädte beſucht, rennt ſich leicht in Illuſionen feſt, die ſicherlich nicht Stich halten würden, wenn er eben dort und namentlich zu Exiſtenzzwecken längere Jahre lebt.

Treffend äußert ſich auch der Verfaſſer über den Einfluß, welchen die Verhältniſſe auf den Menſchen ausüben, wenn er bemerkt: der Menſch ſei zwar ſeines Glückes Schmied, gleichwol übten die Verhältniſſe eine Reaction auf ihn aus; ſie hämmerten ihn zuſammen, daß ihm (nach des Verfaſſers Worten) „Hören und Sehen vergeht“ oder modellirten ihn allmählich und ohne daß er es merke; der größte Menſch hänge nicht blos durch eine oder durch tauſend Schwächen mit der Zeit zuſammen, ſondern ſein Geiſt müſſe den Proceß der Culturgeſchichte ganz ſo mitmachen, wie ſein Körper die Bewegung des Erdballs theile. Der Menſch ſei und bleibe nothwendig Product der Verhältniſſe und Elemente, welchen er angehöre, wenn ihn auch Freiheit und Bildung in Stand ſetzen könnten, „ſich den ſchlimmſten Einflüſſen und Einſeitigkeiten des Geſchlechts, der Raſſe, des Klimas, der Erziehung, der Nationalvorurtheile, der Schule und Sitte oder des religiöſen Dogmas zu entziehen“. Doch iſt der Verfaſſer der Anſicht, daß man das, was man durchaus ſein müſſe, auch in der Regel ſei; die rechten Nothſtände riefen überall „die Nothwehr ins Daſein und die rechten Kräfte ins Gewehr“. Der Verfaſſer erzählt, er habe einen Ehrenmann gekannt, der zu ſagen gepflegt: „Wenn ich morgen Dachdecker werden ſoll, habe ich heute keinen Schwindel mehr“, und dieſer Mann habe ſein Dictum durch ſein Leben bewahrheitet.

Auf den Beſitz legt Goltz einen großen Werth; er findet, daß der Charakter nicht nur auf den Beſitz, ſondern der Beſitz und insbeſondere der große Geld- und Grundbeſitz noch mehr auf den Charakter zurückwirkt: „Geld und Beſitz gibt nicht nur die Macht, die damit verknüpft iſt, ſondern die Sicherheit und Dreiſtigkeit, welche eine Grundbedingung alles Verſtandes ſind: audе sapere.“ Das iſt ſo wahr, daß es z. B. wol nur ſehr wenige bedeutende und einflußreiche öffentliche Sprecher gegeben hat, die aus wirklich ärmlichen gedrückten Verhältniſſen hervorgegangen wären; denn gerade zu der Functien eines öffentlichen Sprechers gehört eben vor allem „Dreiſtigkeit“ und „Sicherheit“. Fortgeſetzter Lebensdruck legt ſich nicht blos auf die Seele, ſondern auch auf die Lippen und macht jene wie dieſe verſchloſſen. Der Härte, die ſich ſo oft mit dem Reichthum verbindet, und dem dummen Geldſtolz kann natürlich ein Mann wie Goltz das Wort nicht reden wollen; ja er findet ſogar, daß, „wer in Geldſachen ſchmuzig, unzuverläſſig und gaunerisch“ ſei, auch „kein grundguter, kein grundnobler Menſch“ ſein könne.

Der Verfaſſer ſchließt dieſen mehr allgemeinen Theil ſeiner Schrift mit einer Betrachtung über die Religion und verwandte Gegenſtände, in der er unter anderm bemerkt:

Betrachtet man den Weltzuſtand, wie er war und iſt, ſo ſind wir, um auf eine ſinnlos gotteslaͤſterliche Redensart der Jüngſtzeit zu antworten, ſo wenig über das Chriſtenthum hinaus, daß vielmehr alles Volk (keine Schicht der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen) in das Chriſtenthum hineinwachſen muß, bevor das alte und neue Problem der Volksbildung, der Menſchenerziehung und infolge deſſen das Problem des vollkommenſten Staats- und Erdendaſeins auch nur entfernt, geſchweige denn nur annäherungsweiſe gelöſt werden kann.

Dieſer erſten Abtheilung der Schrift folgen in den übrigen Heften Betrachtungen über Charakter und Geiſt der verſchiedenen barbariſchen und civiliſirten Hauptraſſen und Hauptvölker. Zuvörderſt charakteriſirt der Verfaſſer unter der Ueberſchrift „Der wilde und der civiliſirte Menſch oder Natur und Geiſt“ die Neger und Kaffern, die Inſulaner im Stillen Ocean, die amerikaniſchen Indianer, die Tſchuktſchen und Jakuten, die Chineſen und Japaneſen, die Indier, die Araber in Aegypten. Da dieſen Skizzen meiſt bekannte Reiſeberichte, wie die von G. Forſter, Wrangel, W. Heine u. ſ. w. und dem Kapitel „Arabiſche Lebensarten und Liebenswürdigkeiten aus Aegypten“ des Verfaſſers früher erſchienenes Buch „Der Kleinſtädter in Aegypten“ zu Grunde gelegt ſind, ſo brauchen wir auf dieſe ethnographiſchen Skizzen nicht weiter einzugehen.

Es folgt nun eine Charakteriſtik der Türken, Ruſſen, Polen und Juden, nebſt einigen einleitenden Kapiteln mit den Ueberſchriften „Der Naturalismus und die Barbarei im Schoſe der Civiliſation“, „Der Muth und das Frei-

Heldengefühl barbarischer Nationen" u. s. w., die manches Merkwürdige und Eigenartige, um nicht zu sagen Capriciöse enthalten. Wie der Verfasser mit den alten Griechen umspringt, das ist in der That erstaunenswerth. Es ist zwar bis zu einem gewissen Grade richtig, wenn der Verfasser sagt, daß ein Volk in seiner Kunst und Literatur nur den idealen Factor, nicht die Werkeltagsnatur abspiegele, insofern der Verfasser hier nur die Literatur und Kunst versteht, von denen allein unsere Aesthetiker, Kunstlenker und Literaturgeschichtschreiber Notiz zu nehmen pflegen; doch wird man zugeben müssen, daß Kunst und Poesie bei den Griechen ein viel wesentlicheres Element der Volkscultur selbst waren als bei uns Hyperboräern und bei den Modernen überhaupt. Aber selbst was die nachklassischen Völker betrifft, wird man doch, wenn man sie erschöpfend charakterisiren will, unmöglich die Art, wie sie Literatur und Kunst trieben, so gänzlich beiseite lassen dürfen, wie der Verfasser dies durchgehends thut. Es ist keineswegs gleichgültig, daß wir Deutsche keinen Rafael oder Murillo, aber einen Albrecht Dürer, keinen Dante, aber den Dichter der Nibelungen, keinen Shakspeare, aber einen Hans Sachs, keinen Rembrandt oder Palladio, aber einen Erwin von Steinbach, keinen Calderon, aber einen Schiller, keinen Byron, aber einen Goethe haben; daß ferner die Niederländer keinen Leonardo da Vinci oder Correggio, aber einen Teniers, Rembrandt und Ostade haben. Aber unserm Verfasser sind Kunst und alle höhern Gattungen der Literatur ziemlich gleichgültige Dinge, für ihn hat der alte Spruch „Artes molliunt mores" keine Gültigkeit, und daher sind ihm die alten Griechen nur „ästhetische Idealisten", welche „die verschlossen gehaltene und zeitweise explodirende Phantasie der nordischen Schulmeister, Antiquare und Kunstenthusiasten bis zur Absurdität idealisirt hat"; er findet, daß „nur aus der naiven selbstverleugnenden Auffassung junger und liebenswürdiger Gelehrten, die jedem schönen Schein entgegenschmachten, sich ihre Apologien über Griechen und Spanier erklären lassen". Den Spartanern, die wir alle auf der Schule wegen des Thermopylenkampfs bewundern mußten, wirft er „scheußlichen Communismus" vor, und nicht ganz mit Unrecht, wenn man bedenkt, daß bei den Spartanern ein bejahrter Mann seiner Frau einen jüngern Freund zuführen, ein kinderloser von einem andern dessen Gattin sich leihen durfte u. s. w. Von dem „ostensibeln Geschwätz von Kalokagathie" will er gar nichts wissen; nicht durch die ästhetische Verfeinerung in Künsten und Wissenschaften könne die Menschennatur zur wahren Humanität entwickelt und veredelt werden, sondern „nur mit Hülfe der Uebernatur, der transcendent gewordenen Seele, der Gemüthsentwickelung im Christenthum". Zu gleicher Zeit erklärt er aber wieder der Naivetät ungebildeter Völker und Menschen den Krieg; er behauptet, daß der naive Mensch dem Triebe der Selbsterhaltung „bis zur gefühllosesten, bornirtesten Selbstsucht" folge; daß ihm für alle Wesen, die nicht ganz so organisirt, situirt, gebildet und beschäftigt sind wie er selbst, jede Mitleidenschaft fehle, was allerdings richtig zu sein scheint. Die „Culturfratzen" seien es, behauptet er weiter, die den Dichter und Denker in barbarische Länder treiben, und wenn er dann einen „extraordinären" Tataren oder Araber oder einen „vermaserten Soloweisen" finde, so nehme er ihn für einen Goethe, Sokrates oder Horaz (welchen letztern der Verfasser, beiläufig bemerkt, niemals für etwas anderes gehalten hat als für einen „Salonschwätzer, einen flachen und zweideutigen Charakter und einen gebildeten Sklaven"), und präparire sich der Poesie und seinen Bedürfnissen zu Liebe eine Mirza-Schaffy-Philosophie, die „fatal und närrisch" werde, „wenn man ihre Astknötchen zu pulsirenden Herzpunkten machen und diese gar zu Weltkreisen expandiren will". Auch der Bewunderung für den Heroismus barbarischer Nationen sucht er einen Stoß zu versetzen, indem er bemerkt, daß ja auch gerade die gefühl- und gewissenlosesten Verbrecher oft Muth und Tapferkeit zeigten und mit Fassung zu sterben wüßten; der Heldenmuth und die Freiheitsliebe barbarischer Völker seien mit Rohheit, Herzenshärtigkeit, Despotismus und Selbstsucht gepaart. Er wirft dann einen Blick auf die Corsen und Neugriechen, welche letztern nach ihm den „ränkevollen, sophistischen, perfiden und lügengeübten Parteigeist der alten Griechen" geerbt haben sollen. An den Türken erkennt er, gegenüber unserer affectirten Bildung, manches Gute an, kommt aber zu dem Schluß: „Wer alte Naturalisten, wer alte profane Weiber gründlich studirt hat, weiß, wie leer und trostlos, wie stupid und abscheulich es um ihr Inneres aussieht. Nur dem vernunftgebildeten Geist, dem durchgeistigten Christen ist ein glückliches, trostreiches, erhebendes Alter beschieden." Das Thier, behauptet der Verfasser sehr zuversichtlich, sei keuscher als der Mensch (!), der Südländer sei in seinen Ausschweifungen lange nicht so brutal und cynisch als die intelligentern Nordländer; gleichwol gehöre selbst ein brutaler englischer oder amerikanischer Matrose nicht selten einer höhern Potenz der Menschenbildung und des Menschengenius an, als der frugalste, enthaltsamste und liebenswürdigste Lazzarone oder als ein venetianischer Gondelführer, welcher Strophen aus Ariost und Tasso singe.

Den Russen nennt der Verfasser in seiner drastischen Weise einen „Culturbankert" und spricht ihm Ideenreichthum, Tiefsinn, Begeisterung, Charakterwürde, Seelenschmelz, Humor und Witz vollkommen ab; den Witz wol mit Unrecht, denn an Talent für satirische und komische Auffassung der Zustände und Personen und namentlich für beißende Kaustik scheint es dem Russen keineswegs zu fehlen. Der Russe, sagt er, sei das eigentliche Ideal eines Handelsmenschen im größten und kleinsten zugleich, Engländer, Juden und Italiener kämen ihm darin nicht gleich. Für des Russen etwas weites Gewissen in Bezug auf das Dein und Mein ist es bezeichnend, daß der Russe alles, was er stiehlt, nur „gefunden" hat; stiehlt er z. B. ein Pferd, so versichert er ganz treuherzig, daß er es „gefunden" habe. Goltz hebt dann weiter die merkwürdigen Gegensätze im russischen Charakter hervor; der Russe sei weicher wie irgendeine andere Nation, und doch wieder aufs äußerste gefühllos, er sei nachsichtig und voll

Härte, bequem im Umgange und an die zwangvollste Subordination gewöhnt u. s. w., dabei von Natur liebenswürdig, lenksam, hingebend, für Familienleben und geselligen Verkehr geschaffen; doch habe er wenig Anlage für Poesie und Philosophie. Indeß ist es doch bezeichnend, daß gerade die Hegel'sche Philosophie unter der jüngern russischen Generation so zahlreiche Anhänger zählt. In Betreff der Polen, die er besonders genau zu kennen scheint, behauptet der Verfasser, daß es keine andere Nation gebe, die so herzlich, so wetterwendisch, so liebenswürdig, so natürlich und unbändig, so leichtsinnig und leichtfertig sei wie die Polen, und er fügt hinzu: „Polen, Weiber und Kinder sind liebenswürdige Barbaren." Er stellt den feurigen, graziösen, polnischen Tänzer dem deutschen gegenüber und behauptet dabei von dem deutschen, daß er sich beim Tanze „wie ein Oekonom" geberde. Der Verfasser schildert weiter die berühmte „polnische Wirthschaft", rühmt aber, dem knauserigen Deutschen gegenüber, doch dem polnischen Edelmann nach, daß er freigebig und generös sei. Nun sind sicherlich Freigebigkeit und Generosität poetischere und liebenswürdigere Eigenschaften als Knauserei, nur ist zu bedauern, daß der polnische Edelmann sein Geld meist nicht an edle und große Zwecke wendet, sondern es im prahlerischen Leichtsinn fortwirft, „wenn es namentlich gewisse Ostentationen und noble Lebensarten gilt". Bei den Polen herrsche, bemerkt Goltz weiter, ein bequemer Comfort, während der Deutsche und Engländer ihn mit einer Pedanterie und Gründlichkeit etablirten, daß er dadurch nicht nur unromantisch, sondern auch lästig und unbequem werde. Für die Polinnen aus der aristokratischen Klasse schwärmt der Verfasser förmlich, und findet daher auch die Galanterie der stattlichen polnischen Männer gegen die Frauen sehr begreiflich. Er gesteht, daß der Deutsche sich in einem polnischen Familienkreise wie von einem Zauber umstrickt fühle und dann wenigstens auf Stunden seine deutsche Förmlichkeit, Schwerfälligkeit und Pedanterie vergesse; freilich vermisse er später die Grundlage an sittlichem und religiösem Fundament, an solider Intelligenz und wissenschaftlicher Bildung.

Hieran schließt sich ein langes Kapitel über die Juden, in welches manche anziehende Genrebilder eingeflochten sind. Er kommt unter anderm auch auf das Verhältniß der Juden zu den Künsten und der Literatur zu sprechen und behauptet, daß man unter ihnen wenige Künstler, Musiker und Dichter finde, wol aber zersetzende Kritiker und „Widersacher mit Virtuosität"; im ganzen aber zeige die Literatur mehr „geistreiche" Juden als Christen auf, und wenn es eine Schönheit und Grazie des Stils gebe, so habe sie Börne dargelegt. Indeß haben die Juden in jüngster Zeit auch auf musikalischem Gebiete sich sehr ausgezeichnet, freilich meist nur Söhne reicher Aeltern und Bankiers, die ihnen die Mittel zu ihrer Ausbildung und zur Förderung ihrer Erfolge im reichlichsten Maße gewähren konnten, was in unserer Zeit, wo sich mit Geld so viel erreichen läßt, von äußerster Wichtigkeit ist. Auch im Gebiete der Poesie haben sie in neuester Zeit Hervorragendes geleistet, dagegen mag es richtig sein, daß sie, trotz Bendemann und Magnus, im allgemeinen für Malerei, Sculptur und Baukunst weniger ursprüngliche Anlage oder Neigung besitzen. Schon die alten Hebräer waren wol ein hochbegabtes Literatur- aber ganz und gar kein Kunstvolk. Goltz versichert auch, daß es den Juden an Empfänglichkeit für die Natur fehle, und er beruft sich dabei auf Kompert, welcher es auffällig findet, daß schon die jüdischen Kinder von Blumen nicht viel wissen wollten. Goltz meint auch, der Jude (zumeist doch wol nur der eigentliche Handelsjude) sei durch und durch profan und spreche schon beim Hinausgehen aus der Synagoge vom Geschäft. Den Jüdinnen rühmt er nach, daß sie, in jüdischer Gesellschaft wenigstens, unbefangener als die jüdischen Männer und bei weitem natürlicher und unaffectirter als die Christinnen seien, wobei er wol vorzugsweise an deutsche Christinnen denkt; unter den Christen seien sie aber oft nicht wiederzuerkennen. Christliche Männer bewegten sich übrigens gern in jüdischer Damengesellschaft, weil sie dort mehr Gefühlstiefe, Leidenschaft und Beweglichkeit des Geistes zu finden meinten. Die Jüdinnen (aber auch wol die jüdischen Schriftsteller, Dichter, Musiker u. s. w.) zeigten sich merkwürdig allem Modernen zugethan, im Guten wie im Schlimmen, und an keinem Geschöpf zeigten sich die Einflüsse der Zeit so sichtbar als an den jüdischen Frauen.

Den größten Widerwillen offenbart Goltz gegen die romanischen Völkerschaften, gegen die Spanier, Italiener und Franzosen. Was die Spanier betrifft, so rühmt er ihnen „Gleichgültigkeit gegen äußere Lebensgüter" als eine Nationaltugend nach, nennt sie aber „Ungeheuer und Kind in einem Athem", und „Prototyp eines mit sich selbst zerfallenen verlumpten Genie". Eigentlich interessant war uns unter seinen Bemerkungen über die Spanier, die er wol schwerlich aus Autopsie kennt, nur die über die Asturier, die sich ihrer rein gothischen Abkunft rühmen und in ihrem Mangel an Artigkeit im gesellschaftlichen Umgang, in ihrem haderſüchtigen und wenig lebendigen Wesen wol noch ihre deutsche Abstammung verrathen. Noch viel heftiger entladet sich sein Zorn gegen die Italiener, an denen er auf seinen Reisen keine guten Erfahrungen gemacht zu haben scheint; doch waren dies eben nur Reiseerfahrungen, die nicht sehr geeignet sind, um ein Volk gründlich kennen zu lernen. Er sucht alle Illusionen zu zerstören, welche der Gelehrte, der Künstler in Betreff der Italiener hegt, meint, „Aesthetik ist die zweideutigste Diagnose von einem Volke" und zählt die Italiener selbst den „liebenswürdigen und ästhetischen Hundsföttern" bei. Er bemerkt: „Der italienische Schmutz gehört, ohne Witz gesprochen, zur Naturgeschichte des italienischen Menschen", und versteigt sich sogar bis zu der maßlosen Behauptung: „Forterbende potenzirte Ehrlosigkeit und Nichtsnutzigkeit, ein unverschämter, zeugungskräftiger und schuftiger Naturalismus macht die italienische Durchschnittsphysiognomie von Venedig bis Sicilien aus." Selbst für ihre bestechendern Eigenschaften weiß er nur schlimme Motive aufzufinden. „Man muß italienische und spanische Weiber im Zorn gesehen haben", sagt er, „um

sich zu überzeugen, was für ein erbärmliches, indignirendes, die Menschheit entwürdigendes Ding diese südliche Grazie ist." Dabei meint er aber doch, daß das gemeine Volk in Italien unendlich besser und bildkräftiger sei als die gebildeten Klassen. Selbst die schöne italienische Sprache erregt seinen Widerwillen. Sie gilt ihm nur als eine „weibische, weichliche, mit lauter Vocalen verbrämte und verschnittene" Sprache, als eine Ausartung der „gesackten" (!) Römersprache.

Nachdem der Verfasser schon früher gelegentlich in Betreff der Franzosen bemerkt, daß ihnen „die Lüge, die Affectation, die Manier und Komödie und der sittliche Schematismus" zur zweiten Natur geworden seien, wogegen ihnen das Gewissen, das Gemüth, die Religion für eine „Schauspielerei" oder für eine „naive Illusion" gelte, widmet er ihnen im vierten Heft ein eigenes Kapitel, dessen Inhalt sich in den einzelnen Ueberschriften: „Cultusbarbaren bei den Franzosen", „Die französische Unzerstörlichkeit, Mechanik, Abgeschmacktheit und Schamlosigkeit" u. s. w. genugsam kennzeichnet. Indeß, bemerkt er, die Welt liebe nun einmal die Leichtfertigkeit, den sinnlichen Schaum, den schäumenden Witz, die Zungengewandtheit, die gefällige Façon, das declamatorische Pathos und den Komödienspectakel, den Modewechsel, die Taschenspielerei mit Worten und Werken wie nichts in der Welt, und für alle diese Liebhaberei sei der Franzose der Hexenmeister, der Tausendkünstler ohnegleichen. Ein andermal sagt er von ihnen, sie seien „trotz aller Culturschlafmützen und historischen Metamorphosen die verlogenen Gaukler, ostensibeln, gleißnerischen, immer schlag- und redefertigen, vielgewandten, leicht beweglichen, oberflächlichen und leicht zusammengerotteten Gallier geblieben". Dabei gesteht er freilich, daß der Franzose mehr materiellen Instinct, mehr graziösen Verstand und unendlich mehr politischen und socialen Geist besitze als der Deutsche, und daß er bei tausend Gelegenheiten mehr sittliches Fundament, mehr Ehrliebe, Ritterlichkeit, Biederherzigkeit und Gemüthlichkeit zeige als der Italiener. In diesem Kapitel kommt er auch auf Voltaire und Rousseau zu sprechen, und nennt letztern einen bloßen „Raisonneur und Declamator", einen „bornirten und querköpfigen Naturphilosophen". Er zieht unter anderm ferner einen Vergleich zwischen der russischen und französischen Sprache und findet, daß beide von einem Mechanismus regiert seien und sich in ihrer Construction wie eine Mosaik darstellten. Hiezu fügen wir noch unsererseits, weil sich gerade Anlaß dazu bietet, eine Bemerkung über den von vielen der französischen Sprache nachgerühmten Wohlklang. Dieser beruht ja aber durchaus nicht in dem Material der Sprache selbst, sondern wird nur dadurch künstlich hervorgebracht, daß die Franzosen gewisse Buchstaben und ganze Silben gar nicht, andere anders aussprechen als ihr natürlicher Laut ist, wieder andere durch die Nase schnarren, oft ganze Worte verschlucken oder am Gaumen zerdrücken, die Betonung willkürlich auf Ableitungssilben legen u. s. w. In unserer deutschen Sprache würden wir am Ende einen ähnlichen Wohlklang, wenn er Wohlklang ist, erreichen, wenn wir in der Aussprache unserer deutschen Worte mit ähnlicher Willkür verfahren wollten. Sehr wahrscheinlich wird im Laufe der Jahrhunderte die Kenntniß der Regeln, wonach die Franzosen ihre Sprache accentuiren und prononciren, verloren gehen; nachkommende Völker werden dann das Französische vielleicht nach den natürlichen Regeln aussprechen, wie wir unser Deutsch, und sie werden dann gar nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß eine Sprache von so ungefügem Material die Lieblingsumgangssprache aller Völker unserer Zeit werden konnte. Noch eine wie es uns scheint ziemlich sinnreiche Bemerkung des Verfassers wollen wir hier anführen; er meint nämlich, wenn der Franzose kein besonderes Wort für den Begriff „Mann" besitze, so könne dies nur daher kommen, weil bei ihm der männliche Geist nicht nachdrücklich genug entwickelt und prononcirt sei.

Man wird uns nicht vorwerfen wollen, daß wir die Franzosen überschätzten; wir haben immer vor der französischen Politik gewarnt und immer nachdrücklich darauf hingewiesen, daß unsere Literatur niemals in ein tieferes Elend versank, als wenn sie ausschließlich und zu sklavisch französische Muster copirte, daß der deutsche Geist niemals so sehr entartete, als wenn er dem französischen Geist tributär wurde, daß die deutsche Nation überhaupt sich niemals vor andern Völkern und den Franzosen selbst so lächerlich machte, als wenn sie äußerlich ein Zerrbild französischer Sitte darstellte wie Holberg's Jean de France. Aber die Franzosen, die wenigstens eine Nation sind, welche sich niemals zum Spielball ausländischer Intriguen und Willkür hergab und ihre Einheit niemals trotz aller innern Revolution zersprengen ließ, besitzen auch so manche löbliche Eigenschaften, die vielleicht von unsern Urteutonen nur deshalb gering geschätzt werden, weil sie fühlen, wie weit wir selbst davon entfernt sind. Erst jüngst schrieb uns ein politischer Flüchtling, der, obschon ihn ein deutscher Bannstrahl traf, eine kaiserliche Anstellung in Frankreich erhielt:

> Die Franzosen sind in Federkriegen doch viel anständiger und humaner und gegen Parteigenossen von einer Rücksicht und Hingebung, die mustergültig ist. Auch die Freundschaft, selbst da wo sie nur formell ist, bestimmt sie zu Acten der Aufopferung, wovon ich hundert Beispiele anführen könnte. Man spricht viel von der Unstetigkeit ihres Charakters; nicht einmal die Hälfte ist davon wahr. Nachdem ich von den meisten Freunden und Bekannten volle neun Jahre getrennt gewesen war und zwar ohne ihnen je geschrieben zu haben, fand ich sie mit gleich wohlwollenden Gesinnungen wieder. Manche hatten ihre Fahne gewechselt, trotzdem bestand aber doch die Achtung vor dem frühern Verhältniß noch fort. Du weißt, wie aufrichtig ich an Deutschland hänge, aber nichtsdestoweniger muß ich gestehen, daß französischer Takt und französisches Zartgefühl (délicatesse) probehaltiger als deutsche Gemüthlichkeit sind, die beim keuschen Mondschein und blendenden Lampenschimmer oft nach etwas aussieht, am Sonnenlicht und im Tagesverkehr aber schmählich verblaßt. Zudem sagt und schreibt der Deutsche: „In Geldsachen hört alle Gemüthlichkeit auf!" u. s. w.

Aehnliche Ansichten fanden wir vor einiger Zeit in der Wochenschrift „Das Jahrhundert" ausgesprochen. In dem betreffenden Aufsatz hieß es unter anderm, daß es namentlich den Deutschen sehr schwer werde, den Charakter der Fran-

zosen zu begreifen; hierzu müsse man sehr lange in Frankreich gewesen sein, mit Personen aus allen Ständen Umgang gehabt und namentlich, was vielleicht das Schwierigste sei, sich mit dem Geiste ihrer Sprache vollkommen vertraut gemacht haben. Unbeständig seien die Franzosen nur in Dingen, die ihrer Natur nach oberflächlich und veränderlich seien, z. B. in den äußern Formen des geselligen Lebens. Was dagegen die eigentliche Seele, das Princip dieses Lebens, den Standpunkt der Humanität betreffe, da sei der Franzose beständiger, als man bei oberflächlicher Beobachtung geneigt sein möchte zu glauben. Der Verfasser des Artikels versichert, daß er nirgends, bei alt und jung, dauerndere Ueberzeugungen, tiefer wurzelnde Gesinnungen gefunden habe als bei den Franzosen, und er fährt nach dieser freilich vielleicht zu bezweifelnden Versicherung fort: „Die französische Urbanität ist keine blos äußerliche Höflichkeit, wie sie denen erscheint, welche die leichte Erregbarkeit und Beweglichkeit der Franzosen für Leichtsinn und Unbeständigkeit, ja für Falschheit und Treulosigkeit halten. Sie ist vielmehr der unmittelbare Ausdruck ihrer echten Humanität. Es gibt gewiß kein gutherzigeres Volk als das französische." In demselben Sinne äußerten sich gegen uns auch andere Landsleute, welche längere Zeit in Frankreich domicilirten, und jedenfalls bleibt die Thatsache bemerkenswerth, daß sich so viele Tausende von Deutschen in Frankreich und namentlich Paris aufhalten, welche sich dort so wohl befinden, daß sie nur zu bald ihr Vaterland vollständig vergessen, was man von Franzosen, die nach Deutschland kommen — und sie thun dies nicht ohne große Noth — weniger sagen kann. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" bemerkte in Bezug auf die Ausfälle unsers Verfassers gegen die romanischen Nationen, nachdem es darauf hingewiesen, daß jedes Volk sein Gemüth, nur jedes in seiner eigenen Weise habe:

Wenn den Franzosen und Italienern nichts bleibt, so haben sie das Verdienst, dem barbarisch gewordenen Europa die antike Tradition der griechischen Urbanität und Humanität vermittelt zu haben. Allen Respect vor den Tugenden und der gesunden Kraft unserer deutschen Vorfahren, aber Bildung, Humanität und Achtung vor der Menschenwürde haben sie nicht erfunden — wir sind sehr gemüthlich, solange wir gut gelaunt sind —; aber Höflichkeit, Takt, Zartgefühl wird selbst heute noch der größten Zahl unserer Landsleute herzlich schwer. Dieses Zartgefühl, der Takt, was unangenehm sein und beleidigen könnte, die Discretion in peinlichen Verhältnissen, die Achtung vor der äußern und innern Würde des Nebenmenschen, dieses Kennzeichen echtester Humanität, die eine tiefe geistige Quelle haben müssen, gebühren, man mag sagen, was man will, den Franzosen und damit machen sie noch heute Propaganda bei Russen und Polen, ja bei deutschen Bauern..... Gott bewahre uns vor der deutschen Biederkeit, Treue und Aufrichtigkeit in ihrem formlosen Naturzustande, wie er noch ziemlich häufig selbst bei Gelehrten und Männern „von Bildung" angetroffen wird.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß, wie die Geschichte beweist, der Franzose in Augenblicken leidenschaftlicher Aufwallung seine Urbanität und selbst seine Galanterie gegen Frauen vergessen kann; aber diese Aufwallungen sind dann doch immer mit einem imponirenden oft freilch auch theatralischen Pathos verbunden, dem Verbrechen gesellt sich die Größe, und Scenen rührender Aufopferung und Noblesse bilden fast immer die versöhnende Lichtseite zu so dunklen Schatten. Was Italien betrifft, so hat auch dieses seine große Geistesepoche in Kunst und Literatur gehabt, ohne die wir schwerlich ganz das wären, was wir sind, und Personen, die sich unter ihnen längere Jahre aufgehalten haben und nicht blos gewinnsüchtige Facchinos, Vetturini und Ciceroncs und unverschämte Bettler kennen lernten, wissen auch von ihnen viel Rühmliches zu erzählen. Der Oesterreicher C. von Czoernig erkannte in einem aus den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften auch einzeln abgedruckten Vortrage über die „Ethnographie Oesterreichs" (Wien 1857) den Italienern und besonders den Lombarden viele sehr löbliche Eigenschaften zu, und Paul Heyse bemerkte jüngst in einem Vortrage über die italienische Volkspoesie laut der „Neuen Münchener Zeitung":

Als Resultat für den Volkscharakter der Italiener muß man, so gering sonst unsere Meinung sein mag, das Zugeständniß machen, daß sich in ihnen bei der Abwesenheit aller Züge männlicher Reife, eine Idealität, eine Zartheit und Heftigkeit der Leidenschaft erhalten hat, die nur der Jugend eigen sind. Der Augenblick ist ihnen alles, die Vergangenheit nichts. Das Herz und die Natur bleiben die einzigen Quellen ihrer Poesie, in welcher bei aller Freiheit und Leidenschaft dennoch eine gewisse Grenze nie überschritten wird. Jene ewige Jugend bleibt immer ein Ruhm.

Es ist, wie schon bemerkt, ein großer Mangel der Goltz'schen ethnographischen Untersuchungen, daß er Kunst, Literatur und Poesie der Völker gänzlich unberücksichtigt läßt, sonst würde er z. B. auch in Betreff der Spanier haben zugeben müssen, daß ein Volk, welches einen Calderon, Lope de Vega, Cervantes, Moreto, einen Murillo, Velasquez, Zurbaran u. s. w., also Dichter und Künstler von höchster Noblesse hervorgebracht, nicht ein „Prototyp eines mit sich selbst zerfallenen verlumpten Genie" sein könne. Die Spanier liegen jetzt danieder aber nicht ärger oder nicht so arg, als wir Deutsche zu Zeiten daniedergelegen haben.*) Hüten wir uns, dann

*) Es sind in letzter Zeit so manche Reiseberichte in Deutschland erschienen, welche geeignet sind, unsere Ansichten über die Spanier in einem ihnen günstigen Sinne zu berichtigen; dahin gehören die Schriften von Moritz Willkomm, Alban Stolz, Welzogen u. a. ferner Lamont's Reisebriefe aus Spanien, welche das „Ausland" zur Neuen Münchener Zeitung" im vorigen Jahre brachte. Lamont wohnte unter anderm in Madrid einer öffentlichen Universitätsfeierlichkeit bei, und er schreibt auf Anlaß derselben: „An den Professoren bewunderte ich die Fertigkeit des freien Vortrags: wo ich Gelegenheit hatte mit Fachgenossen in Verkehr zu treten, war ich von der Umfange und der Gründlichkeit ihres Wissens, sowie von der trefflichen Einrichtung und Ausstattung ihrer Institute um so mehr überrascht, als ich den in Deutschland ziemlich allgemein verbreiteten Ansichten gefolge keine besonders günstigen Erwartungen davon gehegt hatte. Alles was ich auch sonst in dieser Beziehung wahrgenommen habe, war geeignet den vortheilhaftesten Eindruck hervorzubringen. Besonders muß ich hervorheben, daß eine Bedingung erfüllt wird, welche ich als das Kriterion des wahren wissenschaftlichen Sinnes und als unablässig für höhern Erfolg betrachte, ich meine die Vermeidung des Particularismus, den man bei mehr als einem Volke antrifft. Was in Frankreich, in England, in Deutschland angestrebt und erzielt wird, findet hier viel Beachtung wie das Einheimische. Französische und englische Literatur ist, man darf sagen, allgemein verbreitet; aber auch eine ziemliche Anzahl von Professoren trifft man an, die deutsch zu lesen, mehrere die in dieser Sprache geläufig sich auszudrücken im Stande sind

ob Gottlob und die Gläubigen zu Klagenfurten braucht seine Sorge. Gottlob schützen sie sich selber und sind ihr eigenes Gericht schützen, als Recht für sich selber.

Die Glaubenstheil der Gläubigen, sie so sie als Gläubige sind, sind Gottes Kinder, sie sind Gottes Freunde, sie Christen und Christenbrüder, sie sind Gottes in Christo Jesu, sie

der Irländer, wonach dieſes Volk leicht als das liebenswürdigſte Volk der Erde erſcheinen könnte. Indeß ſchöpft dabei der Verfaſſer aus einer ſicherlich nicht ganz unparteiiſchen Quelle, aus Lorrequer, der unſers Wiſſens ſelbſt ein Irländer iſt. Gelegentlich wüthet er, wie früher ſchon gegen die italieniſche und franzöſiſche, ſo auch gegen die engliſche Sprache, der er „flegelhafte Zungen-, Lippen-, Gaumen- und Rachencommoditäten" vorwirft und überhaupt Injurien ſagt, für die ſie ihn vor Gericht belangen könnte.

Den Deutſchen hat Goltz keine eigene Betrachtung gewidmet, doch finden ſich über ſie eine Menge Notizen im Buche verſtreut, welche das Widerſprechendſte über dieſe Nation ausſagen. Dies liegt überhaupt in der Methode des Verfaſſers, wozu noch allerdings kommt, daß das deutſche Volk an innern wie äußern Gegenſätzen überaus reich iſt und daher auch dem Auslande als eine Art Räthſel erſcheint. Goltz ſagt von ihnen z. B., es ſei ihnen der Naturſtolz und Nationalſtolz, den der Engländer in ſeinem Blute bewahre, durch Grübelei, Schulmeiſterei, Gemüthlichkeit und Philoſophie abhanden gekommen; der Deutſche ſei ein „Läſterer, Krakehler und Klugkoſer"; er wirft ihm „Schwerfälligkeit und Ungrazie" vor, während es wenigſtens den Bewohnern mancher ſüddeutſchen und öſterreichiſchen Gebirgsländer, denen allerdings ihre kleidſamere Tracht zu Hülfe kommt, nicht an natürlicher Grazie und Elaſticität fehlt; er bemerkt, daß den Polen an dem Deutſchen folgende Eigenſchaften misfällig ſind: „Phlegma, Knauſerei, Förmlichkeit, Schulmeiſterei, Unſchönheit, Unnatur, Mangel an converſationeller Bildung, an Grazie, an Gewandtheit; in Summa: Schwerfälligkeit und Pedanterie." Der Verfaſſer gibt den Mangel an Grazie zu, aber er motivirt ihn in folgender, den andern Völkern nicht ſehr ſchmeichelhafter Weiſe:

> Die Flachheit, die Bornirtheit, die Trivialität, die Gemeinheit und Gewiſſenloſigkeit haben andern Nationen, Franzoſen, Italienern, Polen die freie, d. h. graziöſe Entwickelung belaſſen, während das deutſche Gewiſſen und die deutſche Geiſtestiefe die natürlichen Grazien und Liebenswürdigkeiten abſorbirt.

Ein andermal verſichert er,

> daß man nur bei dem deutſchen, gebildeten und reifen Manne auf die charakteriſtiſchen Eigenſchaften des wahren Menſchen: auf Gleichmuth und Ebenmaß, auf Ausgeglichenheit und Oekonomie, auf die Harmonie aller Kräfte, auf Selbſtcontrole und Selbſtbewußtſein, auf objectiven und förmlichen Verſtand, auf Selbſtverleugnung und Selbſtachtung, auf Scham und Ehrgefühl, auf Pflicht und Gewiſſen, auf Treu und Glauben, auf freie Unterwerfung unter ein abſolutes Geſetz, auf künſtleriſch und wiſſenſchaftlich freie Handhabung von Ideen und Normen rechnen darf.

Das iſt nun freilich alles Mögliche. Weiter verſichert Goltz, daß „nur das deutſche Antlitz ein Menſchenthum wie kein anderes verbürgt", daß ferner, was manchem zu leſen überraſchend ſein wird, „ſo fein, ſo verſtändig, ſo delicat zugleich, wie ein deutſcher Menſch alle leiſeſten Schattirungen, Rhythmen und Metamorphoſen des Geiſtes und Herzens in der Stimme und Geberde wiedergibt, es ihm nicht einmal der Italiener und Spanier, geſchweige der Franzoſe nachthut". Ein Theil dieſer Lobeserhebungen wird freilich von einer Autorität beſtätigt, die keine geringere iſt als Friedrich der Große, deſſen Urtheil wir anführen, weil Friedrich tadelt, aber mit Unrecht, als ein Verächter der Deutſchen und alles deutſchen Weſens gilt. Friedrich ſchrieb einmal an Voltaire:

> Es fehlt uns die liebenswürdige Lebendigkeit der Franzoſen, allein wir haben als Erſatz gefunden Sinn, Offenheit, Rechtſchaffenheit.

Und ein andermal:

> Der Fehler der Deutſchen iſt nicht Mangel an Geiſt; geſunder Sinn iſt ihnen eigen, ihr Charakter nähert ſich dem der Engländer. Die Deutſchen ſind arbeitſam und tief; haben ſie einen Stoff ergriffen, ſo werden ſie Meiſter. Könnte man ihre Schwerfälligkeit beſſern und ſie mit den Grazien etwas vertrauter machen, ſo zweifle ich nicht, daß auch meine Nation große Männer hervorbrächte.

Als Friedrich dieſe Worte ſchrieb, lebten zwar keine eigentlich großen Männer in Deutſchland, aber frühere Zeiten hatten deren ſchon, trotz mangelnder Grazie, viele hervorgebracht und Friedrich ſelbſt ſollte eine neue Reihe großer Männer eröffnen.

Wir fügen noch einige eigene Bemerkungen an. Es gibt muthiſche Traditionen wie die von der deutſchen Gemüthlichkeit, gegen die ſchwer anzukämpfen iſt. In der Oppoſitionszeit zwiſchen 1830—48 war es Brauch, dieſe Gemüthlichkeit, mit der ein Volk überhaupt ſo wenig coquettiren ſollte wie eine Jungfrau mit ihrer Unſchuld, als einen wirklich vorhandenen Gegenſtand zu betrachten, den man zuvörderſt zu beſeitigen trachten müſſe, ehe es gelinge könne, die Deutſchen zur richtigen politiſchen Thatkraft zu beflügeln. Alles ſollte dieſe Gemüthlichkeit verſchulden! Wie aber, wenn das, was man unter dem Namen Gemüthlichkeit bekämpfte, gar nicht vorhanden war? Denn was verſteht man in Deutſchland eigentlich unter Gemüthlichkeit? Viele verſtehen darunter nur die Wirthſchaftsgemächlichkeit, ein bloßes Sichgehenlaſſen im Geſpräch, möglichſt formlos und zwanglos, möglichſt geiſtlos; Andere verſtehen darunter ſogar das Privilegium, recht gründlich grob ſein zu dürfen, und die ſehr unlösbliche Leidenſchaft des Geklatſches und Getratſches des Aufziehens, „Schraubens", „Uzens" und „Kehlens", und ſie befinden ſich da, wo ſie dieſer Leidenſchaft nicht nach Herzensluſt fröhnen können, im höchſten Grade „ungemüthlich". Andern iſt ſchon da nicht recht wohl, d. h. nicht gemüthlich, wo es ihnen nicht geſtattet iſt, in ihrem Provinzialdialekt möglichſt ungenirt zu plaudern, und in manchen deutſchen Landſtrichen rücken die „Autochthonen", wenn ſie jemand mit ſcharfem preußiſchen Accent oder überhaupt reines Hochdeutſch ſprechen hören, ſcheu hinweg; denn dieſer Menſch erſcheint ihnen „ſehr ungemüthlich". Derſelben Art Gemüthlichkeit huldigt das weibliche Geſchlecht in Kaffee- und Theegeſellſchaften. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen! Nun, ſind die Klatſchereien unſerer Gelehrten und literariſchen Hauderer, die Anzüglichkeiten und anonymen Ausfälle und die ſchmackloſen und rohen Späße in den den öffentlich

Johann gebannten Mönch anderer Gesichtsform, wie sie in Handschriften und besonders häufig in Drucken in jüngeren Werken am Gesichtsrand zu finden sind. Ich habe mich in Handschriften vergeblich bemüht, bei der so sehr verbreiteten großen Zahl auch nur von einer Handschrift eine Abbildung des Mönches zu finden, wie sie z. B. Murner und Andere geben. Auch Trithemius redet mit keinem Worte davon, daß Johann Mönche in anderer Gesichtsform gebannt habe, und bei der besonders genauen Beschreibung jener Bilder, die Trithemius von Johann selbst gibt, ist es unwahrscheinlich, daß, wenn sie in dieser Gestalt gebannt worden wären, er dies nicht erwähnt hätte. Ich möchte daher annehmen, daß diese Gestalt des Mönches eine freie Erfindung der Maler ist, und daß sie sich nicht auf eine bestimmte Tradition zurückführen läßt.

Ungern möchte ich Trithemius gegen einen Vorwurf in Schutz nehmen, der ihn trifft, und der ihn nicht gerade ehrt, nämlich gegen den, daß er Johann Trithemius erfindet zu sein. Man kann es annehmen, daß in 10 oder 20 Jahren wahrscheinlich gegen 1 oder 2 der Bücherjahre mit Johann und Trithemiusbildern erscheinen, und daß diese Bilder sich in Nichts unterscheiden. In acht bis zehn Jahren aber dürfte es schwer sein, diese Bilder noch auf die Tradition zu beziehen und sie dann wahrscheinlich für bewußte Erfindungen zu halten. Und so wenig es Murnern, in der Beschreibung, in der er Trithemius als Zauberer darstellt, einfällt, die Bilder, die Trithemius selbst von sich gibt, als Erfindungen zu bezeichnen, so wenig kann es von Trithemius selbst angenommen werden, daß er seine Bilder als Erfindungen bezeichnet hätte, wie es ja auch Murnern unmöglich war, diese Bilder als Erfindungen zu bezeichnen, wenn er sie kannte. Trithemius, Johann, Murner, Brunner u. s. w. sind in derselben Gedankenwelt, in der sie leben, vollkommen, es ist ihnen gegeben, was sie wissen, und sie sind überzeugt, daß Jeder, der es wissen will, es wissen kann. Die modernen Kombinationen sind ihnen fremd, sie sind in ihrer Gedankenwelt befangen und unbefangen. Murner, Brunner und Andere, selbst ein großer Gelehrter wie Trithemius, haben Bücher offenbar fast nur zur Unterhaltung gelesen, und sie haben sich nicht die Mühe gegeben, sie so zu lesen, daß sie ihnen zu Belehrung werden, und eine Kritik, Quellenkritik oder Traditionskritik, wie sie jetzt Jeder, der sich mit Geschichte befaßt, beherrschen muß, ist ihnen fremd. Sie haben sich nicht gefragt, woher sie ihre Kenntnisse haben, sie haben sie, und sie sind überzeugt, daß Jeder sie haben kann. Trithemius hat sich nicht gefragt, woher er seine Bilder Johanns hat, er hat sie, und er ist überzeugt, daß Jeder sie haben kann, daß sie Jedem bekannt sind. Wenn er sie nicht kennt, so ist es, weil er sie nicht kennen will, weil er sie nicht kennen kann, weil er sie nicht kennen braucht, weil er sie nicht kennen soll. Er ist überzeugt, daß Jeder sie kennt, daß sie Jedem bekannt sind, daß sie Jedem bekannt sein müssen, daß sie Jedem bekannt sein müssen, weil sie Jedem bekannt sind. Er ist überzeugt, daß sie Jedem bekannt sind, weil

Vischer über Inhalt und Form.

Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst. Von F. Vischer. Zürich, Meyer und Zeller. 1858. Lex.-8. 6 Ngr.

Die Frage nach dem zwischen Inhalt und Form bestehenden Verhältniß ist ohne alle Frage eine der wichtigsten, aber auch eine der schwierigsten im ganzen Gebiete nicht nur der Kunstwissenschaft, sondern der Wissenschaft überhaupt. Soll ihre Beantwortung keine einseitige und oberflächliche sein, so setzt dieselbe einerseits eine umfassende und sorgfältige Beobachtung sämmtlicher Erscheinungen, die sich nach Form und Inhalt unterscheiden lassen, d. h. der ganzen innerhalb unsers Gesichtskreises liegenden Welt, andererseits eine speculative Versenkung in die verborgensten Tiefen der Metaphysik, in die innersten Mysterien des Seins voraus: denn es gilt ebenso sehr, über die unendlich verschiedenen Modificationen, in denen sich jenes Verhältniß zu manifestiren vermag, wie über die Ur- und Grundbeziehung, aus welchen sich alle diese Modificationen entwickeln, eine den Thatsachen entsprechende und in sich haltbare Vorstellung zu gewinnen. Obschon Vischer in der vorliegenden Abhandlung das gedachte Verhältniß nur mit specieller Beziehung auf die Kunst zu erörtern sucht, so hat doch auch er sich der Nothwendigkeit, dasselbe auch von seiten seiner Bedeutung in der Natur und innerhalb der reinen Begriffsphäre zu betrachten, nicht ganz entziehen können; ja er stellt sogar die Ideen, welche er über das Verhältniß von Inhalt und Form in diesen Gebieten hegt, in den Vordergrund und sucht, was er über dasselbe Verhältniß in der Kunst zu sagen hat, erst nach ihnen, theils durch Angabe der Analogien, theils durch Hervorhebung der Unterschiede zu bestimmen. Obschon wir uns nun aber mit der Art und Weise, wie Vischer die Sache angegriffen hat, im allgemeinen einverstanden erklären müssen, vermögen wir doch den Kern und die Summe dessen, was er über das Verhältniß selbst aufgestellt hat, noch nicht als befriedigend zu erkennen. Es befinden sich unter seinen einzelnen Gedanken sehr viel richtige und feine Bemerkungen, auch seine Grundansicht trifft im Wesentlichen das Wahre; aber trotzdem entbehrt seine Darstellung der vollen wissenschaftlichen Klarheit und innern Consequenz, sie läßt eine tiefere und schärfere Erfassung des besprochenen Verhältnisses vermissen und macht in einzelnen Partien den Eindruck, als habe sich der Autor mehr von momentanen Einfällen und einem Behagen an stilistischen Effecten, als von einer gründlichen, nur die Sache ins Auge fassenden Durchdenkung des Gegenstandes leiten lassen.

Daß sich der Autor um einer bequemen oder wirksamen Wendung willen hier und da zu Behauptungen fortreißen läßt, die nicht ganz dem Thatbestande entsprechen, kann man sogleich aus seinem ersten einleitenden Gedanken erkennen. „Solange es eine Kunst gibt", lautet derselbe „wird das Kunsturtheil in zwei einseitige Richtungen auseinander laufen, welche trennen, was im wahren Wesen der Sache und im einzelnen Werke, das ihm entspricht, untrennbar eins ist, und das eine der losgerissenen Elemente des Ganzen für das Ganze halten: die eine wird alles Gewicht auf den Gehalt, die andere auf die Form, die eine auf das Was, die andere auf das Wie legen." Ist dem wirklich so? Hat wirklich zu allen Zeiten — um von der Zukunft zu schweigen — ein derartiges Schisma in der Beurtheilung der Künstler und Kunstwerke stattgefunden, daß die einen nur den Gehalt, die andern nur die Form zu würdigen gewußt hätten? Wir meinen, die Zahl so durchaus einseitiger Beurtheiler dürfte zu allen Zeiten nur eine sehr geringe gewesen sein, und was sich ohne Uebertreibung behaupten läßt, ist jedenfalls nur das, daß es unter allen Umständen selbst dem besonnensten und unbefangensten Kritiker äußerst schwierig, ja fast unmöglich ist, bei der Beurtheilung eines einzelnen Kunstwerks dem Inhalt und der Form vollkommen gleich gerecht zu werden und daß daher bei den kritischen Abwägungen in der Regel eine mehr oder minder bemerkbare Bevorzugung des einen oder des andern Elements stattfindet. Dies ist aber von dem, was der Verfasser behauptet, sehr wesentlich verschieden. Wäre es so, wie er sagt, so wäre die gesammte bisherige Kritik und Aesthetik auch nicht einen Schuß Pulver werth: denn sie hätte in diesem Falle geradezu gegen das eine oder gegen das andere der beiden nothwendigen und unentbehrlichen Elemente stocktaub und stockblind sein müssen. So aber, wie es in der That nur steht, ist die Sache keineswegs so fürchterlich, sondern sogar besser, als wenn es nicht so wäre: dann fände jenes Schwanken nach der einen oder der andern Seite schlechterdings gar nicht statt, legten Künstler und Kunstbeurtheiler dem Gehalt und der Form stets ganz genau den nämlichen Werth bei, so wäre überhaupt eine Bewegung, ein Fortschritt, eine Ausbreitung der Kunst nach verschiedenen Seiten und Richtungen geradezu unmöglich, Kunst und Kunstkritik müßten sich gleichsam steif und kerzengerade wie auf einer Schnur oder auf der Schärfe eines Schermessers fortbewegen, und es fragt sich, ob nicht in diesem Fall die thatsächliche Einheit von Inhalt und Form erst recht in zwei völlig auseinander fallende Hälften zerspalten würde.

Daß der Verfasser seinen ersten Satz selbst nicht so hyperbolisch, wie es die Worte verlangen, gemeint hat, glauben wir gern; daß er aber seine Abhandlung sogleich mit einer so übertriebenen und unhaltbaren Behauptung beginnen konnte, ist eben ein Beleg dafür, daß er es nicht immer mit dem, was er bringt, so genau nimmt, wie es die wissenschaftliche Entwickelung verlangt, und daß er sich auch wol, wenn es ihm paßt, ein paar von steifleinenen Gegnern in eine ganze Schar verwandelt, wäre es auch nur um mit gutem Grund seiner schlagfertigen Klinge zu möglichst viel Scharten zu verhelfen. Doch lassen wir das. Wir werden ihn sogleich seine Hiebe nach einer Seite hin austheilen sehen, wo dieselben mit mehr Recht angebracht sind, als den imaginären Größen, den Windmühlenriesen craßbornirter Substantialisten und Formalisten gegenüber. Nachdem er sich nämlich zunächst über das „heitere Völkchen" der Hegelianer von wegen ihrer substantialistischen Kunstphilosophie und Kunstkritik mit jenem Humor, der auch die eigenen Kameraden preisgibt, lustig gemacht hat, kommt er darauf zu sprechen, daß sich seit dem leidigen Bankrott, den die Hegel'schen Ideen mit dem Umschlag der Revolution auf ästhetischem wie auf politischem Gebiet gemacht hätten, die Kunstkritik auf das andere Extrem, auf den formalistischen Standpunkt, geworfen habe; der Formalismus der Kunsttheorie sei aber in seiner Sphäre dasselbe, was der Materialismus in der Philosophie oder Naturwissenschaft sei, dergestalt daß man ihn auch wol als den ästhetischen Materialismus bezeichnen könnte. So bietet sich dem Autor Gelegenheit dar, in und mit dem artistischen Formalismus zugleich den naturwissenschaftlichen Materialismus zu geißeln, um sodann ihnen gegenüber die Ansprüche und Rechte des Substantialismus und Idealismus geltend zu machen. So sehr wir hier in dem, was er gegen den Materialismus als solchen und gegen den Formalismus als solchen sagt, mit ihm in den Hauptsachen übereinstimmen, so will es uns doch scheinen, als ob die Parallelisirung beider mehr ein pikantes Paradoxon als eine stichhaltige Wahrheit sei und als ob durch dieselbe die Erkenntniß des Verhältnisses, welches in Natur und Kunst zwischen Inhalt und Form besteht, eher irregeleitet und verwirrt, als belehrt und aufgeklärt werde. Vischer fühlt selbst, daß er hiermit nichts Geringeres als das Bestehen eines diametral entgegengesetzten Verhältnisses von Inhalt und Form in der Natur einerseits und der Kunst andererseits behauptet, und hält daher eine Rechtfertigung seines Gedankens für nothwendig. „Man darf sich", sagt er, „in der Beziehung dieser Parallele nicht dadurch stören lassen, daß ja der Materialist gerade die Form für blos anhängendes Attribut des Stoffs, diesen für das Wesen der Welt erklärt, der Kunstformalist aber nicht das Material an sich, sondern die künstlerisch-technische Behandlung desselben für das Wesen der Kunst. Denn dieser vergißt, will nichts davon wissen, daß diese Behandlung ihren wahren Grund in einer inhaltsvollen Bewegung der See-

so sind ihr zum Theil von Seiten des Handels, theils auf Grund der Gesetzgebung, theils durch Gewohnheit, Schranken gesetzt, welche sie nicht überschreiten darf, wenn sie nicht in den Verdacht fallen will, Betrug zu üben. Sie kennt gar Viele nicht, mit denen sie in Verbindung steht, und kann sich nicht immer persönlich von der Beschaffenheit der Waare überzeugen, die sie von ihnen kauft. Sie muß deshalb vielfach Andern Vertrauen schenken, und dieses Vertrauen wird ihr nicht selten getäuscht. Sie muß ferner Waare kaufen, die sie nicht selbst sieht, und kann sich deshalb nur auf gute Muster verlassen. Aber auch diese können sie täuschen, wenn sie nicht sehr genau ist, und in dem Falle muß sie sich gefallen lassen, daß man sie wegen ihrer Unachtsamkeit verspottet. Sie muß ferner Waare kaufen, die sie nicht selbst prüfen kann, weil sie deren Bestimmung nicht kennt, und kann sich deshalb nur auf die Versicherung Anderer verlassen, die sie ebenfalls täuschen können. Sie kann

Unterſchied muß als der Haupt- und Grundunterſchied von Weſen und Form betrachtet werden.

Wie aber verhält es ſich mit dem Unterſchiede von Stoff und Form? Subſtanz und Form? Inhalt und Form? Um dies klar zu machen, müſſen wir vor allem zeigen, wie ſich die Begriffe „Stoff", „Subſtanz" und „Inhalt" zu dem Begriffe „Weſen" verhalten. Iſt das Sein, ſofern es als Stoff, Subſtanz u. ſ. w. gedacht wird, mit dem Sein, ſofern es als Weſen gedacht wird, ſchlechthin identiſch? Nach dem vulgären Sprachgebrauch, der alle drei zu Gegenſätzen der Form macht, ſollte man es denken; trotzdem verhält es ſich anders. Derjenige unter dieſen Begriffen, welcher dem Begriff des Weſens noch am nächſten kommt, iſt der der Subſtanz. Trotzdem iſt die Subſtanz, weit entfernt das ganze Weſen des Seins zu ſein, nur eine Form deſſelben, nämlich die zweite, d. h. das Sein als Summe und Inbegriff des unterſchieblichen Seienden gedacht. Während uns nämlich das Sein als Sein, das Sein in ſeiner Allgemeinheit und Unterſchiedsloſigkeit, nur als das allgemeine Prädicat, als die allgemeine Eigenſchaft des Seienden gilt, faſſen wir das Seiende in ſeiner Verſchiedenartigkeit und Mannichfaltigkeit als das in dies Prädicat Hineinfallende, als das dieſe Eigenſchaft Tragende und Ausfüllende oder mit einem Worte als die Subſtanz des Seins. Unter der „Subſtanz" verſtehen wir mithin alles dasjenige, was als Seiendes an der Qualität des Seins participirt; ſie wird alſo als ſolche von der Qualität als ſolcher unterſchieden, dieſer Unterſchied iſt jedoch kein weſentlicher (denn im Weſen ſind ja „Sein" und „Seiendes" gleich), ſondern nur ein formaler, d. h. die Subſtanz iſt, ebenſo wie die Qualität ſelbſt nur eine Form, und zwar eine von den drei Grundformen, in denen ſich das Weſen des Seins überhaupt denken läßt. Hieraus folgt, daß Subſtanz und Form eigentlich keinen urſprünglichen Gegenſatz zueinander bilden, ſondern daß alles, was uns als Subſtanz erſcheint, im Grunde ſelbſt ſchon als eine Form betrachtet werden muß. Nun liegt es aber im Begriffe der Subſtanz, daß ſie das Sein in ſeiner Verſchiedenheit und Zerſplitterung iſt. Es ſtellt ſich mithin die Subſtanz nicht als eine Einheit, ſondern als eine unendliche Summe vieler und verſchiedener Subſtanzen dar. Dieſe verſchiedenen Subſtanzen ſind in ihrem eigentlichſten und urſprünglichſten Weſen ſämmtlich einander gleich, darin nämlich daß ſie ſämmtlich *ſind*, ſämmtlich an der Qualität des Seins participiren. Wenn ſie alſo trotzdem voneinander verſchieden ſind, können die Unterſchiede zwiſchen ihnen abermals nur formale ſein, d. h. ſie können keine ewigen, bleibenden, ſondern nur wechſelnde, veränderliche ſein. Dies wird denn auch durch unſere Erfahrung beſtätigt. Wir ſehen wie die verſchiedenen Subſtanzen ſtets und immerdar in einem Fluß, in einem Austauſch gewiſſer Eigenſchaften begriffen ſind, wie ſie ſich miteinander verbinden und wieder voneinander trennen, wie ſie ſich in immer neuen Combinationen und Miſchungen darſtellen, kurz einem ununterbrochenen Wechſel unterworfen ſind. Die einzige Qualität, welche ſich in allen dieſen Veränderungen als die durchaus conſtante und bleibende erweiſt, iſt diejenige, in der ſie alle einander gleich ſind, nämlich die des Seins; alle übrigen kommen und gehen, verſchwinden und kehren wieder, werden andere und ſtellen ſich wieder her. Inſofern erſcheinen uns ſämmtliche Subſtanzen als etwas Vergängliches, als blos auftauchende und wieder verſchwindende Formen des ſie alle durchdringenden Weſens, nämlich des Seins. Daneben aber bieten uns gewiſſe Subſtanzen auch Geſichtspunkte dar, nach denen wir geneigt ſind, ſie als etwas Bleibendes und Dauerndes anzuſehen, freilich nicht dem ewigen, beharrlichen Sein gegenüber, ſondern nur in Vergleich mit ſolchen Subſtanzen, die ſich noch minder conſtant erweiſen. Wir bemerken nämlich, daß manche Subſtanzen trotz aller Veränderungen, die ſie erleiden, doch immer wieder zu einem gewiſſen Grundbeſtande zurückkehren und in allen Modificationen gewiſſe Eigenſchaften feſthalten, während ſie andere wechſeln. Dies macht uns geneigt, den Complex dieſer wenn auch nur ſcheinbar bleibenden Eigenſchaften als das Weſen der Subſtanz, dagegen die wechſelnden Eigenſchaften nur als die Formen derſelben anzuſehen, und indem wir das Weſen der Subſtanz als die Subſtanz ſelbſt betrachten und kurz als „Subſtanz" bezeichnen, kommen wir auf dieſe Weiſe dazu, auch von einem Gegenſatz zwiſchen Subſtanz und Form zu reden, d. h. gewiſſe formale Seiten einer Subſtanz als weſentliche, andere dagegen als wirklich nur formale zu betrachten. Im Gegenſatz zu irgendeiner beſtimmten einzelnen Subſtanz gedacht bedeutet alſo die Form jeden beliebigen der Zuſtände, in welchen ſich dieſe Subſtanz vorübergehend befinden kann und durch welche ſie ihr Weſen in ſeiner Variabilität und Modificationsfähigkeit an den Tag legt. Der Gegenſatz zwiſchen Subſtanz und Form iſt alſo in der Hauptſache derſelbe wie der zwiſchen Weſen und Form, nur daß er das einmal auf die Sphäre des geſammten Seins, das andere mal nur auf irgendein größeres oder kleineres Bruchſtück deſſelben angewandt wird und daß er da eine abſolute, hier nur eine relative Geltung hat.

Ganz ebenſo hat man ſich natürlich auch den Gegenſatz von Stoff und Form zu denken, ſofern man unter „Stoff" genau daſſelbe wie unter „Subſtanz" verſteht. Nimmt man dagegen Stoff in einem engern Sinne, verſteht man z. B. nur das darunter, was die Naturwiſſenſchaft unter „Materie" verſteht, nämlich nur die greifbaren und ponderabeln Subſtanzen und ſchließt demgemäß die imponderabeln Subſtanzen wie Wärme, Elektricität, Licht u. ſ. w. unter dem Namen von „Kräften", und noch mehr die überſinnlichen, geiſtigen Subſtanzen, den Inhalt des Denkens, Fühlens und Wollens oder mit einem Wort des Bewußtſeins vom Begriffe des Stoffs aus, ſo erhält der Gegenſatz von Stoff und Form einen beträchtlich andern Sinn, und zwar einen ſolchen, der mir nicht mehr haltbar, wenigſtens mit der Grundbedeutung des Gegenſatzes nicht mehr verträglich erſcheint und der um ſo ſorgfältiger vermieden werden ſollte, als er bereits zu ſehr vielen und ſehr nachtheiligen Begriffsverwirrungen Anlaß gegeben hat. Faßt man nämlich Stoff in dem obenerwähnten engern Sinne als ponderable Materie und betrachtet gleichwol die Form als ergänzenden Gegenſatz des Stoffs, ſo iſt man dadurch genöthigt, nicht blos die Erſcheinungen der Wärme, Elektricität u. ſ. w., ſondern auch alle geiſtigen Erſcheinungen, namentlich die Gefühle, Gedanken und Willensacte als bloße Formen zu betrachten und ſie den Stoffen, die als das Weſentliche und Bleibende gefaßt werden, als das Unweſentliche und Beſtandloſe gegenüberzuſtellen. Dies iſt denn auch bekanntlich von den Materialiſten in mehr oder minder conſequenter Durchführung geſchehen, und ſo ſehr auch die Vertreter des Idealismus und diejenigen Philoſophen, welche Idealismus und Materialismus zu vermitteln ſuchten, gegen die Schlußergebniſſe des Materialismus proteſtirt haben, ſo ſind ſie doch nicht energiſch genug darauf bedacht geweſen, die Schiefheit und Unhaltbarkeit jenes Gegenſatzes klar ans Licht zu ziehen und die Form nur als Gegenſatz zur Subſtanz im vollen Sinne des Worts, d. h. ſofern ſie nicht blos die greifbaren, ſondern auch die imponderabeln und geiſtigen Erſcheinungen umfaßt, gelten zu laſſen.

Auch der Verfaſſer der vorliegenden Schrift iſt über die Nothwendigkeit dieſer Begriffsfeſtſtellung nicht mit ſich ins Klare gekommen. So ſehr er auch gegen den Materialismus eifert, adoptirt er von ihm doch die Vorſtellung, als ſei der Geiſt mit ſeiner Thätigkeit nur „die Form auf dem Gipfel ihrer Organiſation" und ſeine Polemik gegen den Materialismus beſteht nur darin, daß er aus eben dieſer Annahme den Schluß zieht: wenn die Form zuletzt als Geiſt zu erſcheinen vermöge, ſo könne das Weſen, das auf ſeiner höchſten Organiſationsſtufe ſolches vermöge, das Weſen, welches man Materie nenne, an ſich nicht ſchon auf ſeinen niedrigſten Stufen kein bloßer Stoff ſein, ſondern müſſe auch hier bereits Form, Seele, Geiſt in ſich tragen. Hiernach gilt alſo auch ihm der Geiſt nur als die Form der Materie, und er unterſcheidet ſich von den Materialiſten nur inſofern, daß er auch die niedern z. B. die ſinnlichen Formen ſchon als einen der Materie inwohnenden, mit der Materie un-

ternder verbundenen Geiſt betrachtet, während die Materialiſten
ren die von der Gehirnmaſſe producirten Formen als Geiſt gel-
en laſſen. Dieſe Anſicht genügt aber keineswegs, um des Ma-
erialismus wirklich Herr zu werden. Wäre der Geiſt wirklich
ur Form, wenn auch von Anfang an mit der Materie verei-
nigte Form, ſo würden wir ihn unter keiner Bedingung als ein
ämlich der Veränderungen Bleibendes, Beharrliches, mithin
ach nicht als etwas Weſentliches, ſondern nur Ab- und Zu-
ehrade, Zufälliges, Accidentelles betrachten können und der
Materialismus hätte darin, daß er den greifbaren Stoff als das
allein Beſtehende und Unvergängliche anſieht, alſo gerade darin,
was wir am wenigſten zugeben dürfen, unbeſtreitbar recht.
Kann man ſich zu dieſem Zugeſtändniß nicht entſchließen und
ſtreben nicht wenig Thatſachen, namentlich das in allen Ent-
wicklungsſtadien und Veränderungen ſich ſtets als ein und daſſelbe
Ich erfaſſende Selbſtbewußtſein des Individuums dafür, daß
auch inmitten der geiſtigen Veränderungen ein Conſtantes und
Unveränderliches exiſtirt, ſo bleibt nichts übrig, als auch den
geiſtigen Erſcheinungen ein nicht blos formales, ſondern auch
ſubſtantielles Daſein zuzuſchreiben und den Unterſchied der im-
ponderablen Kräfte, der Gefühle, Gedanken und Tendenzen von
den ponderablen Stoffen nicht als einen ſo ſpecifiſchen, wie er
gewöhnlich Dieſen und Form beſteht, ſondern nur als einen gra-
duellen zu betrachten, d. h. die ponderablen Stoffe als gröbere
und ſchwerere, die Imponderabilien und Geiſteserſcheinungen da-
gegen als ſubtilere und leichtere Subſtanzen anzuſehen, derge-
ſtalt daß von jenen zu dieſen eine ununterbrochene Stufenleiter
beſteht, etwa wie vom höchſten Grad der Kälte bis zum höchſten
Grade der Wärme, ſodaß von irgendeinem in der Mitte liegen-
den Punkte die einen noch als ponderabel und materiell, die
andern ſchon als imponderabel und immateriell, die einen
gewöhnlich als Minus-, die andern als Plusgrade der Wärme
oder Beweglichkeit, oder umgekehrt die einen als Plus-, die
andern als Minusgrade der Kälte, Schwere und Unbeweg-
lichkeit erſcheinen. Nur durch dieſe Annahme wird dem Reiche
des Geiſtes wie auch dem der höhern Sinnlichkeit eine ſelbſtän-
dige, ſubſtantielle Exiſtenz neben dem der greifbaren Materie geſichert,
und durch dieſe Annahme wird zugleich der Unterſchied und Ge-
genſatz wie die Einheit und Gehörenz beider Reiche zu einer ebenſo
leicht begreifbaren als ſinnlich anſchaulichen Vorſtellung erhoben
und nur durch dieſe Annahme wird endlich auch der Standpunkt
gewonnen, von welchem aus ſich das Verhältniß zwiſchen Sub-
ſtanz und Form ſowol im materiellen wie im immateriellen Ge-
biete mit Klarheit erfaſſen läßt.

In welches dieſer beiden Reiche nämlich wir auch unſern
Blick richten, wir finden in beiden, daß ſich überall da, wo ſich
Formen entwickeln, auch ein Bleibendes oder wenigſtens Blei-
bend-erſcheinendes erkennen läßt, an oder aus welchem ſich die Formen
entwickeln, daß die Formen nichts anderes ſind als die verſchie-
denen Entfaltungen eines im Innerſten ſich gleichbleibenden
Weſens. Als der Grund dieſer Entfaltungen zeigt ſich aber
nicht ein ſchlechthin Einfaches, etwa ein rein Geiſtiges oder
ein Materielles, vielmehr geht jede Formerſcheinung aus dem
Zuſammenwirken, bald conflictartigen Zuſammenwirken zweier Ein-
flußmächten, hervor, von denen die eine dem materiellen, die andere
dem geiſtigen Gebiete angehört, wenigſtens dem einen oder dem
andern näher liegt. Alle Formerſcheinungen laſſen ſich daher
mit den Proceſſen vergleichen, welche infolge von chemiſchen
Differenzen entſtehen, ſie ſind die Effecte der unendlich verſchie-
denartigen Combinationen, in welche mehr oder minder materielle,
mehr oder minder geiſtige Subſtanzen miteinander treten können.
Nicht die einzelne Form in der That, wie die Materialiſten
meinen, ein Product, ein posterius, aber nicht, wie dieſe
wähnen, blos das materiellen, ponderabeln Stoffe, noch auch, wie
Hegel im Widerſpruch mit ſeiner oben mitgetheilten Anſicht,
die Form als etwas dem Stoff gegenüber Selbſtändiges
und als die Urquelle des Geiſtigen anſieht, an einer andern
Stelle ausſpricht, ein Erzeugniß des Geiſtes, ſondern vielmehr
ein Product des gemeinſchaftlichen Zuſammenwirkens beider, der-
geſtalt daß die eigenthümliche Beſchaffenheit jeder einzelnen Form
einerſeits durch die eigenthümliche Beſchaffenheit der ſie in der
Verbindung mit dem Geiſt empfangenden Materie, andererſeits
durch die eigenthümliche Beſchaffenheit des ſie in Verbindung
mit der Materie erzeugenden Geiſtes bedingt iſt. Geiſt und
Materie haben alſo an der Entſtehung einer Form mit gleicher
Nothwendigkeit Antheil, ſie verhalten ſich zu ihr gleichſam wie
Vater und Mutter, und die Mitwirkung des Geiſtes bei dieſer
Production erſcheint nur inſofern als die höhere, als ſeine Thä-
tigkeit mehr activen, dagegen die der Materie mehr paſſiven
Charakters iſt.

Dies gilt ebenſowol für die Formen der Natur wie für
die der Kunſt und an eine ſo verſchiedenartige Bedeutung der
Form, wie ſie nach Viſcher in dieſen beiden Gebieten beſtehen
ſoll, dergeſtalt daß in dem einen Formalismus ſei, was in dem
andern Materialismus iſt, kann auch nicht im entfernteſten ge-
dacht werden. Naturformen wie Kunſtformen entſtehen beide
nur dadurch, daß eine immaterielle Subſtanz auf eine materielle
Subſtanz einwirkt und ſie nach Maßgabe des zwiſchen Action
und Reaction beſtehenden Verhältniſſes geſtaltet. Die Entſtehung
der Kunſtformen unterſcheidet ſich von der Entſtehung der Na-
turformen nur dadurch, daß bei dieſen das active, geiſtige Prin-
cip nur inſoweit nachweisbar iſt, als es noch im Bereich der
imponderabeln phyſikaliſchen Kräfte, z. B. der Wärme, der Elek-
tricität, des Lichts u. ſ. w. liegt, dagegen nur indirect von uns
erſchloſſen und geahnt werden kann, ſofern es als eine rein gei-
ſtige, formbeſtimmende Idee zu denken iſt, während wir rückſichtlich
der Kunſtformen aus unmittelbarer Selbſtbeobachtung wiſ-
ſen, daß wirklich der active, impulsgebende Factor ſtets in einem
rein geiſtigen Princip, in einer vorbildenden Idee beſteht. Die-
ſer Unterſchied hat ſeinen Grund darin, daß die geiſtigen Sub-
ſtanzen, welche die Entſtehung von Naturformen bewirken, noch
unentwickelte, unzuſtändliche ſind, noch die Formationsfähigkeit
der Materie zur Kräftigung und Ausbildung ihrer ſelbſt benutzen
müſſen, während diejenigen geiſtigen Subſtanzen, welche zur
Entſtehung von Kunſtformen Veranlaſſung geben, ſich ſelbſt be-
reits durch Aſſimilation der ihnen homogenen und dienſtwilligen
Materie dergeſtalt gekräftigt und ausgebildet haben, daß ſie mit
Bewußtſein nicht nur die ihnen aſſimilirte Materie, ſondern
auch die ihnen ferner liegenden Stoffe nach vorbildlichen Ideen
zu geſtalten vermögen. Die Bildung der natürlichen Formen
erfolgt daher unter vorherrſchendem Einfluß der in der Materie
waltenden Geſetze, indem die mit der Materie in Verbindung
tretende geiſtige Potenz ſich begnügt, dieſelbe je nach ſeinem eigen-
thümlichen Bedürfniß und Weſen auf ſich wirken zu laſſen oder
die Einwirkung womöglich abzulehnen; die Bildung der künſt-
leriſchen Formen dagegen erfolgt unter dem dominirenden Ein-
fluß des Geiſtes, indem der Geiſt die Materie ſo, wie er will,
geſtaltet und ſich den Naturgeſetzen dabei nur inſofern fügt, als
ſie ſich nicht abweiſen laſſen oder inſoweit es ſeinen eigenen
Zwecken entſpricht. Nur eine Folge hiervon iſt es, daß im Bereich
der Kunſt der Idealismus eine höhere Berechtigung hat als der
Materialismus und Naturalismus, d. h. der Künſtler muß ſeine
Formen zunächſt und vorzugsweiſe nach ſeinen Ideen geſtalten
und hat ſich nur zu hüten, daß er hierbei nicht einer beſtimmten
Materie Formen abzugewinnen ſucht, die ſie unter ſeinen Hän-
den, ſo wie es die Idee verlangt, nicht anzunehmen vermag. Zum
Materialismus ſinkt die Kunſt herab, wenn ſie nur oder haupt-
ſächlich durch das Material als ſolches, z. B. durch blendende
Stoffe, glänzende Farben, ſchönklingende Worte u. ſ. w. zu wir-
len ſucht und hierbei die Darſtellung einer Idee als Nebenſache
betrachtet. Dieſen Materialismus als Formalismus zu bezeich-
nen hat nur inſofern einen Sinn, als man bei ungenauer Aus-
drucksweiſe zuweilen alles, was zur Darſtellung der Idee dient,
auch das Darſtellungsmaterial, als Form anſieht. Formalismus
im ſtrengern Sinne des Worts iſt in der Kunſt nur diejenige
Richtung zu nennen, welche bei der Schöpfung ihrer Formen
weder der Idee noch dem Material die Bedeutung des form-
beſtimmenden Princips einräumt, ſondern lediglich oder haupt-

Digitized by Google

sächlich durch die Formen als solche Effect zu machen sucht. Daß auch diese Richtung häufig gefunden wird, daß sie namentlich in solchen Zeiten dominirt, in welchen die künstlerische Technik eine bedeutende Höhe erreicht hat, während die Gedankenproduction bereits mehr oder weniger erschöpft ist, dafür liefert die Geschichte der Kunst und Poesie nur zu viel Belege, und leugnen läßt sich nicht, daß auch unter den Leistungen der Gegenwart gar manches von formalistischem Charakter gefunden wird. Gleichwol scheint es uns eine einseitige Auffassung unserer heutigen Kunst und Poesie zu sein, wenn Vischer den Formalismus geradezu als die Haupt- und Grundrichtung derselben bezeichnet. Im Gegentheil scheint mir das vorherrschende Streben der Jetztzeit darin zu bestehen, der künstlerischen Darstellung neue Gebiete der Ideenwelt zu erobern und sich namentlich auch solcher Sphären zu bemächtigen, die man sonst der prosaischen Behandlung überließ, so z. B., um nur eins zu nennen, die Culturgeschichte, die neuerdings nicht nur von der Poesie, sondern auch von der Malerei und Tonkunst ausgebeutet wird. Politische und religiöse Tendenzgedichte freilich, wie sie vor dem Jahre 1848 im Schwange waren, tauchen jetzt nur ausnahmsweise noch auf; aber kann es schon Formalismus genannt werden, wenn man die Stoffe lieber aus andern Gebieten als aus dem politischer und kirchlicher Desiderien schöpft? Wenn man sich in der Sculptur und Malerei jetzt mehr und mehr von dem frühern Idealismus einem sogenannten Realismus zuzuwenden sucht, so liegt auch hierin mehr eine Beseitigung als Förderung des Formalismus, denn der Realismus bethätigt sich hauptsächlich darin, sich von den als Muster überkommenen, typisch gewordenen Formen zu emancipiren und dergestalt den Inhalt als Hauptsache zu betrachten, daß dieser seine Formen sich selbst erzeugen muß. Selbst in der Musik, unstreitig der formellsten aller Künste, ist die jüngste und neueste Richtung gerade diejenige, welche im Kampf gegen die frühern, vorzugsweise nach Formenschönheit strebenden Richtungen, die Darstellung wirklicher Ideen und Gedanken als die Hauptaufgabe betrachtet wissen will, und wenn daneben auch solche Stimmen laut werden, welche aus Widerspruch gegen die Formverachtung in die Formüberschätzung verfallen und fälschlicherweise sogar zu behaupten suchen, die Musik *könne* gar nichts anderes als reine, inhaltslose Formen darstellen, so können wir es zwar nur billigen, wenn Vischer derartige Einseitigkeiten und Extravaganzen zurückweist, aber wir können darin durchaus keinen Grund finden, die gegenwärtige Kunstrichtung als eine vorherrschend formalistische zu betrachten.

Sofern nun die Vischer'sche Abhandlung hauptsächlich auf der ungegründeten Voraussetzung beruht, als thue es jetzt vor allem noth, dem Ueberhandnehmen des Formalismus entgegenzuarbeiten, hat sie, wie uns scheint, von vornherein zu dem in ihr erörterten Thema eine schiefe Stellung eingenommen und ist dadurch verhindert worden, die wichtige Frage über das Verhältniß der Form zum Stoff in unbefangener und umfassender Weise zu beantworten. Im Einzelnen findet sich manches Treffliche, aber eine nur annäherungsweise befriedigende Lösung des Problems, eine nur einigermaßen innerlich begründete und praktisch anwendbare Abgrenzung der Ansprüche und Rechte, welche der Inhalt der Form und die Form dem Inhalt gegenüber hat, haben wir darin nicht entdecken können. **Adolf Zeising.**

Zur Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie.

Schopenhauer's philosophisches System, dargestellt und beurtheilt von Rudolf Seydel. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Interesse, welches die vorliegende Schrift wegen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes erregen muß, wird noch erhöht durch den Grund ihrer Entstehung: sie wurde durch eine von der philosophischen Facultät zu Leipzig für das Jahr 1856 aufgestellte Preisfrage veranlaßt.

„Bei allem Bemühen, gerecht zu sein", ist der Verfasser „in den Fall gekommen, das eigentliche Verdienst Schopenhauer's für die Auffindung philosophischer Wahrheit sehr gering anschlagen zu müssen", ja er vermag „ein solches Verdienst, durch welches wir in der Geschichte der Philosophie mit dem Namen Schopenhauer ein Stadium des Fortschritts bezeichnen könnten", gar nicht zu erkennen. Mit dieser Versicherung eröffnet er sein Buch, und fügt hierzu noch die Warnung, nicht zu willig dem „unmittelbaren Eindruck" bei der Lectüre Schopenhauer's zu folgen, und sich wol zu hüten vor einer leicht verführenden „belletristischen Zauberkraft" seiner Schriften. Wenn irgendjemand durch die Vorzüge der Schopenhauer'schen Darstellungsweise nicht geblendet worden ist, so gebührt dies Lob Seydel, der sein Auge deshalb im voraus mit schwarzen Gläsern bewaffnet zu haben scheint.

Das Hauptwerk Schopenhauer's, versichert Seydel, war schon bei seinem Erscheinen (im Jahre 1818) hinter dem unaufhaltsamen Drange der philosophischen Wissenschaft zurückgeblieben. „Die Philosophie, welche es enthält, ... hat weder Hegel, noch Schleiermacher, noch Herbart an sich erlebt." Dagegen soll es ein Stadium Fichte'scher Philosophie sein, das sich vollständiger, obwol freilich auch nicht in Bezug auf Aesthetik und Ethik, in Schopenhauer's System abspiegelt. Dieses Stadium bezeichnet dem Verfasser Fichte's „Bestimmung des Menschen", eine Schrift, welche, beiläufig gesagt, sich selbst für nicht mehr ausgibt, als eine populärisirende Darlegung der damaligen Resultate der Fichte'schen Philosophie, und daher nicht einmal Anspruch darauf macht, für „Philosophen von Profession" bestimmt zu sein. Hier aber soll mit ihr sogar eine ganz neue Periode in der Geschichte der Philosophie seit Baco und Cartesius beginnen. Will man durchaus mit Fichte einen neuen Zeitraum eröffnen, so sollte man ihn wenigstens von Fichte's Wissenschaftslehre datiren, und zwar von dem Tage an, wo Fichte jenen denkwürdigen Brief an Reinhold schrieb, der den ersten Vertreter der Kant'schen Philosophie in sein Heerlager hinüberzog; denn hiermit war das Schicksal der Philosophie in Deutschland für ein halbes Jahrhundert entschieden. Aber gern lassen wir es dahingestellt sein, inwieweit gerade diesem Zeitraume der „Cultus des Genius" in der Philosophie nachzurühmen sei, für welchen Seydel in die Schranken tritt, Schopenhauer und dessen Anhänger des Sacrilegiums beschuldigend.

„Fides praecedit intellectum" — dieser Grundsatz charakterisirt die neuere Methode zu philosophiren und hiermit den Standpunkt unsers Verfassers. „Ein Urprincip wird mit Begeisterung erschaut, von dessen Wahrheit man nicht sowol durch stringente Schlüsse (!), als durch die Aussicht überzeugt worden ist, welche es auf eine systematische Totalerkenntniß der Welt mit einem male eröffnet, und durch welche es im Gemüthe des Forschenden mehr, als bei dessen Vernunft, die vorläufig zurückgeschoben ist (!!), den unmittelbarsten Widerklang findet." Diese Methode befolgt nicht Grundsätze, sondern Maximen, die sich natürlich nicht durch die Vernunft prüfen, sondern lediglich ins Gewissen schieben lassen. „Jedes Paar von Gegensätzen in höherer Einheit zu versöhnen, wird Maxime." Es wird nicht mehr gefolgert, sondern ohne weiteres gesetzt. „So wird die Einheit, Identität der Formen und Gesetze des Denkens und Seins unmittelbar gesetzt, gesetzt, weil man sie setzen mußte, weil man erkannt hatte, daß sie schon stillschweigend gesetzt sein mußte, ehe sie gesetzt werden, ja auch, ehe sie geleugnet werden konnte." Erst zur „consequenten Durchführung des Systems bedarf es wieder der" (vorläufig zurückgeschobenen) „Vernunft".

„Fichte, Schelling und Schleiermacher haben den Uebergang" zu dieser Speculationsmethode „in sich erlebt"; „Schopenhauer dagegen .... ist im Uebergange selbst", und zwar auf dem Standpunkte, den „die Bestimmung des Menschen" bezeichnet, „stehen geblieben". Er verhält sich zu den Lehren jener Philosophen nur als ein verspäteter Vorbote. Sogar sein Stil soll, vermuthlich nach Abzug der „belletristischen Zauberkraft", verkündigend auf die Erscheinungen hinweisen, welche die neuere philosophische Literatur uns brachte.

Die Gründe, die zur Annahme von Verführung bei Blutschande führen, sind folgende: Es liegt in der Natur des Menschen, daß Begierden, welche die Vernunft verwirft, oft mächtig genug sind, um sich Befriedigung zu verschaffen. Wenn nun Jemand, der sich zu einer Blutschande hinreißen läßt, sich dabei auf Verführung beruft, so ist es ihm gewöhnlich selbst nicht recht klar, ob er sich wirklich verführt fühlte, oder ob er nur vorgeben will, verführt worden zu sein, um sich dadurch einen Milderungsgrund zu verschaffen. Es kommt also darauf an, ob der Angeklagte glaubhaft machen kann, daß

einem Schriftsteller Widersprüche vorzuwerfen, so möchte dies bei Schopenhauer doppelt leicht sein, nicht nur aus dem schon angedeuteten Grunde, weil die Resultate seiner Forschungen aus sehr verschiedenen Lebensaltern herrühren, sondern auch darum, weil er bei seinen Untersuchungen stets unmittelbar auf die (innere oder äußere) Erfahrung zurückgeht und die Uebereinstimmung zwischen den Erfahrungen nicht macht, sondern sucht. Wer nichts zu sagen weiß, wird keine Gefahr laufen, sich zu widersprechen. Wer aber bei jedem Anlasse, auf jeder Seite seiner Schriften so viel sagt wie Schopenhauer, wird wenigstens den Schein des Widerspruchs nicht immer vermeiden können, und wer ihn ernstlich zu verstehen bemüht ist, wird diesen Schein durch Nachdenken entfernen. Ohne uns daher auf die unzähligen Inconsequenzen einzulassen, welche der Verfasser aus Schopenhauer's Werken herausgefischt zu haben glaubt, machen wir für den Kenner der Schopenhauer'schen Philosophie noch folgende Bemerkung. Die mit einiger Scheinbarkeit geführten Angriffe gegen den Beweis der Aprioriität des Causalgesetzes (S. 19 fg.) gründen sich lediglich auf das Misverständniß, daß die Empfindung von Schopenhauer als ein ursprünglich Unräumliches und Unzeitliches (als ideeller Punkt im ideellen Augenblicke) aufgefaßt werde (was allerdings Fichte thut, wenigstens in Bezug auf die räumliche Beschaffenheit; vgl. „Bestimmung des Menschen", neue Auflage, Berlin 1825, S. 75 und 100), welches nun erst durch die Anwendung des Causalgesetzes seine zeitliche und räumliche Qualität erhalte, woraus folgen würde, daß gar kein denkbarer Stoff der erkennenden Handlung untergelegt sei. Allein Schopenhauer ist weit entfernt von dieser Annahme. Vielmehr folgt er der Ansicht Kant's, wonach die Empfindung schon ursprünglich in Raum und Zeit (oder, wie beim Gehör, wenigstens in der Zeit allein) empfangen wird. Aus diesem Grunde eben nennt Kant Raum und Zeit Formen der Anschauung, und befaßt er sie unter dem Ausdrucke „reine Sinnlichkeit". Nur den Nachweis, durch welche Handlung des Subjects die uns so gegebene Empfindung zur Vorstellung einer raumerfüllenden wirkenden Masse werde, welche Function also der Empfindung die Materialität verleihe, diesen Nachweis gibt Schopenhauer. Die Gesichtsempfindung ist also schon ursprünglich ein in räumlicher Ausbreitung gegebenes Reale, aber erst durch das Zuthun des Verstandes erwächst aus ihr die Vorstellung eines den Raum in seinen drei Dimensionen erfüllenden, bestimmt begrenzten Gegenstandes. Wir müssen bei dieser Gelegenheit dem Verfasser auch den Rath ertheilen, sich künftig bei Citaten mit Anführungszeichen einer größern Sorgfalt zu befleißigen. Der Ausdruck: „die Retina empfindet den Eindruck verkehrt", findet sich in keiner Schrift Schopenhauer's. Alle Polemik, selbst die heftigste, betrifft nur die Ueberzeugungen des Angreifenden, aber ein Versehen der genannten Art erregt Mistrauen gegen seine Gesinnung.

Mit dem Grundprincipe der Schopenhauer'schen Metaphysik bekennt sich der Verfasser in der Hauptsache einverstanden; nur polemesirt er gegen die Bezeichnung „Wille" und will das Wesen der Welt als ein absolutes Werden, als einen ewigen, teleologischen Proceß aufgefaßt wissen. Welche Würdigung Schopenhauer's Theorie des Schönen und die Lehren seiner Ethik, dieser vielleicht tiefsinnigsten Partie seines Systems, durch den Verfasser erfahren, wollen wir unerörtert lassen. Es wird uns lieb sein, wenn die vorliegende Schrift eine allgemeinere Beachtung und der von ihr behandelte Gegenstand dadurch eine vermehrte Theilnahme findet; denn auch wir sind der frohen Ueberzeugung, daß „zu einer unparteiischen Beurtheilung der Schopenhauer'schen Philosophie in unsern Tagen alle Bedingungen erfüllt seien". Aber diese Zeit der unbefangenen Beurtheilung würde noch fern, sehr fern für uns liegen, wenn die Ansichten des Verfassers dieser Schrift die heute geltenden wären. 36.

Notizen.

Marquis de la Grange.

Schon bei Gelegenheit einer Besprechung des von dem Marquis de la Grange herausgegebenen Reiswerks des Seigneur Exmont (Nr. 32 d. Bl. f. 1858) benachrichtigten wir unsere Leser, daß der Marquis mit der Ausarbeitung einer „Histoire littéraire d'Allemagne" beschäftigt sei, auf die man um so gespannter sein darf, da sie wol die erste alle Perioden der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten an umfassende deutsche Literaturgeschichte ist, welche man der Feder eines Ausländers verdanken wird. Jetzt theilt man uns mit, daß der erste und vielleicht schon der zweite Band derselben bereits in die Oeffentlichkeit getreten sein würde, wenn der Verfasser nicht seit fünf Monaten an einem rheumatischen Uebel gelitten hätte. Auf dieses Leiden deutet Marquis de la Grange auch in einem Discours hin, der unter dem Titel „Discours de réception prononcé par M. le marquis de la Grange le 9 novembre 1858 à l'académie impériale des sciences, belles lettres et arts de Bordeaux" soeben in Bordeaux bei Gounouilhou, „imprimeur de l'académie", erschienen ist. Er spricht nämlich im Eingange der Schrift sein Bedauern aus, daß der Zustand seiner Gesundheit ihn verhindert habe, früher der freundlichen Einladung der Akademie Folge zu leisten, sodaß zwischen seiner Wahl zum Mitgliede und seinem Eintritt bereits drei Präsidenten einander gefolgt seien. Die Schrift war uns schon deshalb interessant, weil sie zu den sich mehrenden Beweisen gehört, daß auch in den französischen Provinzen ein regeres wissenschaftliches und literarisches Leben erwacht, daß sich die Provinzen wenigstens in dieser Hinsicht von der drückenden Monokratie der Hauptstadt loszuringen streben. Der Marquis wirft die Frage auf, wie es komme, daß Guyenne, welches in alten Tagen schon als Aquitanien eine so bedeutende Rolle gespielt, dieses „pays privilégié", berühmt durch seine Troubadours, das Vaterland eines Montaigne und Montesquieu, eines Vergniaux und Desèze, in neuester Zeit so zurückgeblieben sei. Bordeaux sei ja immer noch „la ville la plus spirituelle du monde", seine Bewohner hätten noch immer denselben lebhaften Geist; aber ihre Thätigkeit habe eine andere Richtung eingeschlagen. Doch das liege nicht an einer lokalen Ursache; dieselbe Ursache habe überall und nicht blos in Frankreich dieselben Folgen gehabt; die Tendenzen der Zeit müßten angeklagt werden. In allen Ländern nehme man mit Bedauern die Erscheinung wahr, daß, je weiter sich der handwerksmäßige Unterricht ausbreite, um so mehr der Gipfel der höhern Studien einzusinken scheine, daß die Zahl der Unwissenden zwar sich verringere und die der Capacitäten zweiten Rangs in bedeutendem Grade wachse, daß dagegen aber auch der überragenden Geister weniger würden, gleich als ob das Licht nur in der Finsterniß leuchten könne; schon fange es den Regierungen an schwer zu werden, Männer zu finden, welche den Anforderungen der Zeit gewachsen seien. Man vernachlässige die Studien, welche das Herz veredelten und den Geist erhöben; und indem man sich auf die Specialstudien und die sogenannten positiven Wissenschaften beschränke, gewöhne sich der Geist, die Welt nur von dem Winkel aus zu betrachten, auf den man sich eingeschränkt habe, also vom engsten Gesichtspunkt. In Deutschland theile man die Studien in ein wissenschaftliches und in ein Brotstudium („études qui servent de gagne pain"); dieser Unterschied sei sehr bezeichnend. Wollten sich die Geister in Frankreich „specialisiren", so würde die Wissenschaft in ein bloßes Handwerk mit kastenartiger Eintheilung entarten, und die Zahl der an der Scholle der materiellen Interessen klebenden Menschen, „que les Allemands qualifient encore de *Philistins* pour les séparer du peuple de Dieu", würde in schreckenerregender Weise zunehmen. Die schönsten Epochen der Geschichte seien aber diejenigen gewesen, in welchen der Glaube des Zweifels Herr geworden, aber ein Glaube, hinlänglich erleuchtet, um auch dem Bewußtsein und der Vernunft genugzuthun. Was nütze es, wenn jeder lesen und schreiben

kunst, niemand aber gesund zu denken im Stande sei? Am Schlusse seines Discours hebt de la Grange hervor, daß der Kaiser ein Decret erlassen habe, welches die Veröffentlichung der französischen Gedichte seit dem 12. bis zum 14. Jahrhunderte verordne, „um nicht den deutschen Gelehrten und den englischen Bibliophilen die Ehre zu lassen, die Denkmäler altfranzösischer Dichtkunst zu veröffentlichen"; es sei auch in der That überraschend, welche Lebenskraft in diesen Dichtungen: „Les quatre fils Aymon", „Fierabras", „Huon de Bordeaux", „Jourdain de Blaye", „Amis et Amiles" verborgen sei; diese und „Jean de Paris", „Mélusine", „Le chien de Montargis", „Pierre de Provence", „Robert le Diable", „Valentin et Orson", „Gallien le restauré" würden noch heute als Volksbücher gekauft und gelesen, und nicht nur in französischer Sprache und in Frankreich selbst, sondern in allen europäischen Sprachen und Ländern. Wir erwähnen noch, daß dieser Discours wirklich ausgezeichnet schön geschrieben ist, mit jener Anmuth, Bestimmtheit und spiegelklaren Durchsichtigkeit, wie sie in deutschen wissenschaftlichen Schriften zur Zeit nur äußerst selten angetroffen werden, sodaß englische Kritiker behaupten, reines Deutsch finde man gegenwärtig nur noch in unserer von den Gelehrten so verachteten Poesie. Wirklich schrieb man zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland im allgemeinen eine reinere, natürlichere und anmuthigere Prosa, ohne doch vielleicht denselben Geist und dasselbe Wissen zu besitzen, wie sie heutzutage so häufig angetroffen werden.

Emil Rittershaus.

Im Jahre 1855 trat ein junger Dichter aus dem Wuppertale, Emil Rittershaus, zuerst mit einer Sammlung von Gedichten auf, die sich bald Freunde erwarb und sich jetzt in zweiter, stark vermehrter Auflage (Breslau, Trewendt, 1858) um neue Freunde bewirbt. Gedichtsammlungen dieser Gattung sind jetzt überhaupt beliebt; große weltgeschichtliche Aufgaben werden darin nicht behandelt, metaphysische Räthsel nicht zu lösen gesucht; dämonischen Regungen und stürmischen aufregenden Leidenschaften wird vorsichtig aus dem Wege gegangen; von Witz, Humor und Ironie findet sich keine Spur, obschon vielleicht ein Anflug von anakreontischer Tändelei (wie bei Rittershaus in der Abtheilung „Wein") auftritt; auch das epische Element, zeige es sich auch nur in dem engen Rahmen der Ballade, und die gestaltende Phantasie haben in ihnen keine Stätte mehr. Um so mehr handelt es sich in ihnen um sinnige Lebensbeobachtung, um bürgerlich-sittliches Wohlverhalten, um sokratische Weisheit im modernen Gewande, um den Trost, den man einer Welt gewährt, welche für die Unklugheit einer Handlung in weltlichem Sinne ein sehr scharfes Auge hat, aber keins für die tiefern sittlichen Motive einer Handlung, in der eigenen Brust suchen muß, um die Verherrlichung des Familienlebens: kurz um die Feststellung des innern Glücks, um die Beruhigung und Beschwichtigung des Herzens, um das Gleichgewicht der Seele und die Mittel, wie es zu erringen ist, trotz der Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit der Welt, gegen die mit Energie anzukämpfen schon deshalb nicht rathsam wäre, weil man das Gleichgewicht der Seele, den innern Frieden, dieses höchste Lebensziel, dadurch ja nur stören würde. Wer wollte leugnen, daß eine Poesie dieser Art und Tendenz nicht ihre volle Berechtigung habe, zumal in unserer Zeit, wo so viele Unruhe in den Gemüthern und so viele Verwirrung in den sittlichen Begriffen herrscht? Nur hüte man sich, dieses Genre der Poesie für das allein berechtigte oder für das höchste zu halten; es ist eben nur für diejenigen Gemüther, welche nach überstandenen Herzensleiden zuletzt im unbewegten Frieden ihr Glück suchen und finden, aber nicht für die starken Herzen, die von Kampflust geschwellt sind, die handeln, wagen und kämpfen müssen, um sich im richtigen Gebrauch ihrer Kräfte wohl zu fühlen; hüten wir uns vor einem Quietismus, der unsere Kraft lähmen und uns zuletzt in träumerisch-müßige Fakirs verwandeln würde. Zu den liebenswürdigsten Vertretern jener didaktischen Gemüthspoesie gehört nun Emil Rittershaus, und wer auf dem gleichen Wege, auf dem er sie fand, Trost und Frieden sucht, wird nicht umsonst an dem durchaus lautern Quell seiner Poesie seine Seele zur Tränke führen. Uebrigens verweisen wir auf Gottschall's Bericht über die erste Auflage seiner Gedichte in Nr. 45 d. Bl. f. 1856. Die Gedichte, um welche diese neue Auflage vermehrt ist, speciell zu berücksichtigen und zu kritisiren, dürfte deshalb nicht nöthig sein, weil Ton und Stimmung in ihnen dieselbe ist wie in seinen frühern. Nur in formeller Hinsicht möchten wir noch etwas rügend bemerken. Des Verfassers Gedichte haben im ganzen eine sehr leichte flüssige Form, aber sie sind nicht frei von harten Elisionen vor Consonanten, namentlich nicht die längern. Wir finden deren z. B. in dem sonst schönen Gedicht „Friedrich von Borckel" (S. 184—192) folgende: „Wer möcht' sich mit dem Greis befassen"; „Ich hab' geschlummert"; „Ich werd' Soldat"; „So hab' die Freuden ich ans Herz gepreßt"; „Und hab' zu mir gesagt"; „Und dacht' der Heimat"; „Hatt' getrieben"; „Ich dacht' des Parks"; „Ich rafft' mich auf"; „Mein Träumen war zu End'" (als Reim auf „kennt"); „Was ich in jener Stund' gelitten"; „Ich hab' nicht mitgesungen"; „In der letzten Stund'" (als Reim auf „Mund") u. s. w. Wir gehören nicht zu den kritischen Kleinmäklern, welche sich ein Vergnügen daraus machen, Verstöße dieser Art in Gedichten aufzusuchen; aber wenn sich solche Härten auf dem Raum weniger Seiten in so großer Zahl wiederholen, so ist es klar, daß dadurch der Genuß auch des besten Gedichts wesentlich beeinträchtigt wird. Es sind dies Nachlässigkeiten, die der Dichter bei der Gewandtheit, womit er sonst die Form beherrscht, ohne große Mühe vermeiden oder beseitigen konnte. **H. M.**

Bibliographie.

Bacheliade. Oder wundersamliche Schicksale und Wanderungen und was ihme sunsten Abentheuerliches bei seinen Kämpfen mit Schlangen und Mäusen, Dänen und Preußen ꝛc. aufgestoßen seie, ihme, dem Bachel ꝛc. Würzburg. 8. 12 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Findlinge. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. 1stes Heft. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Kalisch, D., Anton steck' den Degen ein! oder: Der weibliche Rarey. Fastnachts-Burleske. Berlin, Falckenberg. Gr. 16. 5 Ngr.

Patriotische Klänge von 1859. Ein Liederkranz gewunden dem deutschen Volke. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 16. 10 Ngr.

Kolenati, F. A., Reiseerinnerungen. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Bereisung Circassiens. Mit 16 Holzschnitten. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 25 Ngr.

Krauß, S., Die große Synode, ihr Ursprung und ihre Wirkungen. Historischer Versuch über das erste Jahrhundert des Thalmudismus von Herrn Rabbiner Löw, kritisch beleuchtet. Pest, Pfeifer. Gr. 8. 12 Ngr.

Mahlmann's, A., sämmtliche Schriften. Nebst Mahlmann's Biographie und Portrait. 1ster Band. Leipzig, Fries. Gr. 16. 15 Ngr.

Maercker, F. A., Karl Martell. Tragödie in fünf Akten. Berlin, Dicker. 8. 22½ Ngr.

Sander, Die Katastrophe im Orient und ihre Rückwirkung auf den Occident. Berlin, W. Schultze. 1855. Gr. 8. 16 Ngr.

Weilepp, J., Markgraf Johann von Küstrin. Eine poetische Schilderung als Nachlese zum Reformationsfest. Halle, Fricke. 16. 6 Ngr.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von M. Lazarus und H. Steinthal. 1ster Band. Sechs Hefte. Berlin, Dümmler. Gr. 8. à Heft 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Gedanken
eines weltlichen Mannes.

Dichtungen von

Karl Egon Ebert.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Nach längerm Schweigen tritt der durch seine in dritter Auflage erschienenen Gedichte (Stuttgart, Cotta), durch sein Heldengedicht „Wlasta" und mehrere andere Werke bekannte Dichter mit dieser ausgewählten Sammlung vor das Publikum. Das Aufsuchen des Echten und Rechten und der Kampf gegen das Unechte und Nichtrechte bildet den Grundton der „Frommen Gedanken", die der Verfasser in praktischer Anschauungsweise zum größten Theile aus der Welt, wie sie eben ist, aus den Zuständen und Richtungen der Gegenwart herausgegriffen hat.

Varnhagen von Ense, dem diese Dichtungen im Manuscript bekannt wurden, schrieb über dieselben kurz vor seinem Tode unter anderm: „Gleich die Hauptsache berührend, erkläre ich unumwunden, daß ich der Richtung und Tonart der «Frommen Gedanken» aufrichtigst beistimme. Es ist hier ein Dichtungsgebiet eröffnet, wo die Phantasie nicht in wilden Schweifungen, sondern begleitet von Verstandesklarheit, in weisen Betrachtungen sich ergeht. Der Leser dieser Gedichte muß die innigste Hochachtung für den Dichter fühlen und in sich selber bald eine wohlthuende Einwirkung von ihnen wahrnehmen; dies kann ich wenigstens von mir rühmen, und ich denke, vielen andern wird es ebenso ergehen. Ein sittlicher Kern, wie hier überall zu Grunde liegt, vom Schmuck der Dichtung umgeben, in blühender und reicher Sprache, hat von jeher dem deutschen Gemüth entsprochen, Beifall und Zustimmung angeregt. Auch diese Gabe darf meines Erachtens mit Gewißheit auf dankbare Empfänger hoffen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts von
Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld.

Gezeichnet von Pecht gestochen von Raab und Fleischmann.

Imperial-Folio. Separatabdrücke aus der «Schiller-Galerie».

Ausgabe auf feinstem Kupferdruckpapier: jedes Blatt 16 Ngr.
Prachtausgabe auf chinesischem Papier: jedes Blatt 20 Ngr.

Diese beiden in Stahl gestochenen Porträts, die Pendants bilden, zeichnen sich durch geistvolle Auffassung wie durch künstlerische Vollendung vor andern aus, und werden jedem Verehrer Schiller's willkommen sein. Sie sind der

«Schiller-Galerie» von **F. Pecht** und **A. von Ramberg**

entnommen, jedoch in bedeutend vergrössertem Format. Von diesem Prachtwerk liegt jetzt mit den fünf ersten Lieferungen (zu 1 Thlr. 6 Ngr.) die erste Hälfte vor; die noch fehlenden fünf Lieferungen werden in etwa monatlichen Zwischenräumen erscheinen, und das Werk wird somit noch vor Schiller's hundertjährigem Geburtstag vollendet sein.

Vorräthig in allen Buch- und Kunsthandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon
von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des dreiunddreißigsten Heftes:

China. Von K. F. Neumann. — **Christenthum im Verhältniß zum Staat.** Von Welcker. — **Christlicher Staat, christlich germanisches Staatsrecht.** Von Welcker. — **Cicero** (Marcus Tullius). Von K. Schwenck. — **Cisalpinische Republik**, s. Italien. — **Citadelle.** Von J. von Theobald. — **Civilgerichtsordnung**, s. Gerichtsordnung und Proceß. — **Civiljustiz**, s. Justiz. — **Civilliste.** Von Welcker. — **Civilrecht**, s. Gesetzgebung und Gesetzbuch. — **Clay** (Henry). Von F. Kapp.

Inhalt des vierunddreißigsten Heftes:

Cölibat, s. Ehelosigkeit. — **Collecten, Collectiren.** Von Welcker. — **Collegium.** Von Welcker. — **Collision der Gesetze und Rechte.** Von Welcker. — **Collusion.** Von Ph. Bopp. — **Comitat**, s. Lehnswesen. — **Communismus.** — Von W. Schulz-Bodmer. — **Communismus und Socialismus seit 1848.** Von W. Schulz-Bodmer.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Baugesetze
und baupolizeilichen Bestimmungen des Königreichs Sachsen.

Ein Handbuch für Ingenieure, Architecten, Maschinisten rc. für Techniker, die sich der Staatsprüfung als solche unterwerfen wollen, sowie zur Selbstbelehrung für jeden, der mit dem Bauwesen in Berührung kommt.

Von Rudolf von Trautzschen,

Ingenieur und Königl. Sächs. Finanz-Vermessungs-Conducteur.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die praktische Wichtigkeit dieses Werks für alle mit dem Bauwesen in Berührung kommende Kreise in Sachsen, also auch für alle Grund- und Hausbesitzer, bedarf keiner weitern Begründung. Es enthält zum ersten male alle darauf bezüglichen Bestimmungen, die bisher schwer zugänglich waren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 28. April 1859.

Inhalt: Bronn's Theorie der Schöpfungsgeschichte. Von **Maximilian Perty**. — Zur biographischen Literatur. Von **Thaddäus Lau**. — Ein literarisches Album. — **Notiz.** (Poeten und Musiker.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Bronn's Theorie der Schöpfungsgeschichte.

Untersuchungen über die Entwickelungsgesetze der organischen Welt während der Bildungszeit unserer Erdoberfläche. Von H. G. Bronn. Eine von der französischen Akademie im Jahre 1857 gekrönte Preisschrift, mit ihrer Erlaubniß deutsch herausgegeben. Stuttgart, Schweizerbart. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Der durch seine paläontologischen Forschungen in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Verfasser hat in diesem Werke ein neues Zeugniß seines unermüdlichen Fleißes, seiner tiefen und umfassenden Kenntnisse gegeben, das nur diejenigen in vollem Umfange zu würdigen wissen, denen ein Einblick in die unendliche Fülle der Thatsachen nicht nur, sondern auch in die Schwierigkeiten ihrer Beurtheilung und Sichtung vergönnt ist, und welche allein es möglich machte, auf sie eine befriedigende, auf allen Punkten gestützte Theorie zu gründen. Ist schon an sich der Gegenstand, der hier behandelt wird, von hohem wissenschaftlichen Interesse, so wird dieses noch durch die Lösung und die daraus gezogene Schlußfolgerung gesteigert. In der That hängt das Problem der Entstehung und Entwickelung der organischen Schöpfung der Erde nicht blos mit der Naturwissenschaft zusammen: es ist geeignet, auch von der Philosophie, selbst der Theologie in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen zu werden. Ist nämlich, wie eine erst in jüngster Zeit aufgetauchte Richtung sich zu erweisen bemüht, alles von jeher so gewesen wie jetzt, haben die Haupttypen des Thier- und Pflanzenreichs, auch die vollkommensten, von jeher existirt, so erscheinen uns die verschiedenen Physiognomien der organischen Natur in den verschiedenen Perioden des Lebens der Erde lediglich durch die äußern Umstände veranlaßt, kehren mit den gleichen Umständen immer aufs neue wieder. Existirt aber, wie Bronn bewiesen zu haben scheint, auch ein progressives Gesetz, so ist damit ein Plan offenbar geworden, nach welchem die organische Schöpfung sich im Einklang mit den äußern Umständen nach der in ihre Keime gelegten Prädestination von einfachern und relativ unvollkommenern Formen zu dem Reichthum und der Fülle von Gestalten aller Vollkommenheitsgrade entwickelt hat, welche die gegenwärtige Periode mit dem Menschen an der Spitze auszeichnet. Jene, welche Bronn's Gesetz der successiven Entwickelung vom Niedern zum Höhern umstoßen wollen, haben dem seinigen ein gleich allseitig gestütztes System entgegenzustellen oder wenigstens so viele widersprechende Thatsachen beizubringen, daß die — bisjetzt so vereinzelten — Ausnahmen von jenem Gesetze zur Regel werden. Der Verfasser sagt:

> Die Erdrinde ist ein großes Buch; ihre Schichten sind die Blätter desselben, Versteinerungen die Buchstaben des Alphabets und der Inhalt ist die Geschichte der Schöpfung. . . . . Aber jene Blätter liegen unvollständig, zerrissen, durcheinander geworfen und verblichen vor uns, wir müssen sie zu ordnen und zu ergänzen suchen, die Interpretation findet weiten Spielraum. . . . Das Alphabet, worin das Buch geschrieben, war uns lange fremd; man hatte es verkannt und begann es erst zu entziffern, als man anfing, den Schlüssel dazu in unserer heutigen Natur zu suchen. . . . . Der Verfasser dieses Buchs besitzt die größte Glaubwürdigkeit, denn er war Zeitgenosse der Begebenheiten, die er uns beschreibt, er war der Baumeister unserer Erdrinde selbst, welcher viele Ereignisse jener Zeiten durch Autobiotypie dargestellt hat. . . . . Nicht leicht hat irgendein bedeutenderes Ereigniß in der Geschichte der Erdoberfläche eintreten können, das uns nicht durch die Art, den Zustand, die Vergesellschaftung und den Wechsel der fossilen Reste verrathen würde.

Welche Schwierigkeiten ergeben sich aber, wenn es das Ordnen und Bestimmen dieser zerstreuten und oft kaum kennbaren Reste früherer Organisationen gilt! Neben den jetzt vorhandenen, gesammelten und größtentheils auch schon beschriebenen 100000 Arten von Pflanzen und 120000 von Thieren sind bereits gegen 30000 Arten fossiller Organismen aufgefunden, deren Einordnung in die verschiedenen Perioden, Schichten und Terrains eine mehr oder minder verwickelte Arbeit erfordert, abgesehen von den Schwierigkeiten, welche eine sich immer mehr häufende Synonymie mit sich bringt. Nachdem der Verfasser im ersten Theil die Einleitung gegeben, in welcher man einer ziemlich scharfen Kritik d'Orbigny's begegnet, welcher in seinem „Prodrome de Paléontologie stratigraphique" und in seinem „Cours élémentaire de Paléontologie et de Géologie" die „Wissenschaft aufs neue mit einer ebenso üppigen als flüchtigen Synonymie überschüttet hat, statt sie zu fördern", liefert er eine Reihe von Tabellen als Belege für seine spätern Ausführungen, eine wahre

Riesenarbeit, auf die mühsamsten Zusammenstellungen und Zählungen gegründet. Im zweiten Theil untersucht der Verfasser vorerst das Problem der Entstehung der Organismen. Die physikalischen und chemischen Gesetze reichen hin, auch jene Bewegungen und Veränderungen zu veranlassen und fortzuführen, welche die Erde und deren Rinde gestaltet haben, aber es entstehen keine neuen Organismen mehr. Der Naturforscher kann sich schwer entschließen, die Erzeugung der Organismen als unmittelbaren Ausfluß göttlicher Schöpferthätigkeit anzusehen, weil durch eine solche sonst nichts in der Natur, alles vielmehr durch allgemeine Kräfte bewirkt und geordnet wird; er nimmt daher lieber eine noch unbekannte Kraft an, welche die Organismen hervorgebracht hat und in seltenen Fällen nach Lyell noch jetzt hervorbringt. Manche Naturforscher lassen die einfachsten Organismen durch spontane Erzeugung entstehen und die zusammengesetztern aus wenigen Urformen durch Wirkung eines innern Bildungstriebes unter sich fortwährend verändernden äußern Umständen im Laufe der Zeiten hervorgehen (de Lamarck, Geoffroy St.-Hilaire, Oken, Grant, d'Alton, Unger u. a.) Nun aber wurde die spontane Ergänzung immer mehr beschränkt und zweifelhaft und es liegen keine Erfahrungen von dem Uebergang einer Species, Sippe oder gar Ordnung und Klasse in andere vor. Die allerfrühesten organischen Wesen waren Pflanzen, Pflanzenthiere, Weichthiere, Krebse, vielleicht auch schon Fische, welche alle gleichzeitig auftraten, daher nicht durch Umbildung aus frühern entstanden sein konnten. Jede Art entstand sogleich in einer mehr oder weniger großen Zahl von Individuen und nahm daher schon uranfänglich einen gewissen Bezirk ein; manche Arten mochten wol auch in nicht zu entfernten Zeiten mehrmals nacheinander entstanden sein. Die unbekannte, die ersten Organismen erzeugende Kraft hat in gesteigertem Maße durch die ganze geologische Zeit fortgewirkt bis zum Erscheinen des Menschen und wir sehen nirgends eine allmähliche Umgestaltung älterer Arten und Sippen in neue. Zugleich zeigt sich in der Aufeinanderfolge der Organismen ein Plan und steiger Gang; alte Arten gingen unter und gaben eben dadurch Raum für sie ersetzende neue, gewöhnlich vollkommenere, und immer standen die neuen in Beziehung zu den äußern Umständen und Lebensbedingungen; zuletzt als alles für ihn vorbereitet war, erschien der Mensch. Entweder war diese planmäßige Entwickelung das Werk eines bewußten Schöpfers, der alles bis ins kleinste selbst ordnete oder einer bisjetzt unbekannten allgemeinen Naturkraft, woraus sich erklärt, daß die Entwickelung der unorganischen und organischen Natur stets gleichen Schritt hielt. Der Verfasser entscheidet sich dafür, daß alle Pflanzen- und Thierformen durch eine unbekannte Kraft ursprünglich geschaffen, nicht aus einigen wenigen Urformen hervorgegangen seien, sagt aber dabei:

Eine solche Kraft, obgleich wir sie nicht kennen, würde nicht nur mit der gesammten übrigen Einrichtung der Natur vollkommen in Einklang stehen, sondern es müßte uns auch der Schöpfer, welcher die Entwickelung der organischen Natur durch eine solche in sie gelegte Kraft leitete, wie er die der unorganischen durch bloße Zusammenwirkung von Attraction und Affinität leitet, weit erhabener erscheinen, als wenn wir annähmen, daß er auf die Einführung und den Wechsel der Pflanzen- und Thierwelt auf der Oberfläche der Erde fortwährend dieselbe Sorge verwenden müsse, wie sie ein Gärtner täglich auf jedes einzelne Pflänzchen bei Bestellung seines Gartens verwendet.

Ist es einerseits undenkbar, daß ohne Regelung durch eine unendliche Vernunft eine geordnete Welt hätte entstehen können, so muß man andererseits zugeben, daß diese Regelung sich allerdings nicht so auf alle einzelnen Geschöpfe beziehe, daß das Leben eines jeden Individuums ihre directe Einwirkung erfährt; es scheint vielmehr die Vorstellung der Wahrheit nicht zu fern zu sein, daß allein die das Weltall überhaupt und die Entwickelung der Erde und ihrer Organisation insbesondere normirenden (nach menschlicher Anschauung unveränderlichen) Gesetze als directer Ausfluß jener höchsten Intelligenz, jenes allumfassenden Willens zu betrachten seien. So entsteht für das nachbildliche Denken und die sinnliche Wahrnehmung der Schein, als ob alles sich nur nach blinder Nothwendigkeit bewege und gestalte, während ein auf den Ursprung zurückgehendes Denken immer wieder auf eine alles veranlassbestimmende Vernunft gelangen wird. Und man sage nicht, daß die Annahme einer solchen die Naturforschung hemme, deren Aufgabe eben die ist, jene ewigen Gesetze und ihre Wirksamkeit zu erkennen, wie sie sich in der Entstehung der Organismen, ihrer Entwickelung und Aufeinanderfolge geltend macht. Unser Verfasser, dessen Ansicht hierüber mit der unserigen im wesentlichen übereinstimmen dürfte, hat sich nun bemüht, auf der Grundlage der Thatsachen eine Folge solcher Gesetze aufzustellen, deren hauptsächlichste hier angeführt werden sollen.

Nach seinem ersten Gesetz traten die beiden organischen Reiche bald nach den ersten neptunischen Niederschlägen in Typen und Maßen auf, wie sie den äußern Existenzbedingungen angemessen waren. Damals war die Centralwärme der Erde auch auf deren Oberfläche noch sehr fühlbar, die Beschaffenheit der Atmosphäre eine von der jetzigen sehr verschiedene; Pflanzen- und Thierreich wirkten auf ihren Kohlensäure- und Sauerstoffgehalt wesentlich ein. Pflanzen und Thiere waren anfangs und noch lange Zeiten hindurch in allen Breiten sich sehr ähnlich, mehr tropischen Charakters, und eine zonenweise Verschiedenheit derselben wurde erst von der Mitte der Tertiärzeit an deutlich, wo die Abkühlung von den Polen, an welchen die Organisation des Landes immer spärlicher wurde, gegen die tiefern Breiten fortschritt. Die Veränderungen in der Bevölkerung der Erde geschahen nicht durch Umwandelung der zuerst vorhandenen Arten, sondern durch Aussterben dieser und Entstehen neuer. Die frühesten Arten nicht nur, sondern selbst Sippen und Familien waren den gegenwärtigen am unähnlichsten; die Uebereinstimmung mit letztern breitete sich allmählich von den Familien und Sippen auch über einen Theil der Arten aus. Die topographisch verschiedenen Floren und Faunen, den ungleich gearteten Stationen und Höhengürteln der Berge und Meere entsprechend, wurden allmählich zahlreicher und schärfer geschieden, die Gruppirung der Organismen man-

mannichfaltiger, ihre Zahl immer größer. Höchst eigenthümliche, kaum mit etwas anderm vergleichbare Stationen waren die unermeßlichen Stigmariensümpfe zur Zeit der Steinkohlenbildung; die Stigmarien, baumartige Pflanzen, den Nadelhölzern verwandt, bildeten nach ihrem Absterben und Zerfallen eine Unterlage für andere Vegetabilien und verwandelten sich unter dem Wasser von der Luft abgeschlossen allmählich in Kohle, so die mächtigen Steinkohlenlager erzeugend, durch welche der Atmosphäre ein so großer Theil ihres Kohlenstoffs entzogen wurde. Die Uebereinanderlagerung der Steinkohlen mit Sandstein- und Schieferthonschichten zwischen ihnen deutet auf viele Jahrtausende währende Senkungen des Bodens infolge plutonischer Vorgänge in der Erde, verbunden mit Ausströmen kohlensauren Gases aus dem Erdinnern, welches stets wieder durch neue Stigmariengenerationen absorbirt und in Kohle gebunden wurde. Während der Kohlensäuregehalt unserer jetzigen Atmosphäre $^6/_{10000}$ ist, berechnet Bischof denselben vor der Steinkohlenperiode auf $^6/_{100}$, ein Verhältniß, bei welchem das Bestehen der jetzigen Thierwelt ganz unmöglich wäre. Zahlreiche Arten von Pflanzen und Thieren konnten nur entstehen, nachdem andere, von denen sie abhängig sind, schon vorhanden waren; so die meisten Landinsekten, Vögel und Säugethiere, die in Nahrung und Aufenthalt auf bestimmte Pflanzen und Thiere angewiesen sind, ein Verhältniß, welches Bronn die sociale Beziehung der Organismen nennt. Die hauptsächlichste Veränderung in den äußern Existenzbedingungen der lebenden Wesen bestand sicherlich in der Theilung des Urceans in mehrere Meere und Buchten, dem Auftauchen von Inseln, die allmählich in Continente zusammenflossen, auf welchen sich Gebirge erhoben. Die primordiale Meeresbevölkerung, eine nur schwimmende und rein pelagische, wurde zum Theil litoral; ihr gesellte sich eine Küstenbevölkerung, endlich eine continentale Bevölkerung bei: ein Proceß, welchen der Verfasser „terripetale Bewegung" nennt und denselben wol auch als von einem eigenen Gesetz, dem der terripetalen Entwickelung abhängig sein läßt. Im allgemeinen sind aber die Landbewohner auch höher organisirt als die des Wassers; die allerersten Pflanzen waren Meeralgen; die Reste der ersten Landpflanzen und Amphibien erscheinen in den Steinkohlenschichten, die ersten wahren Landthiere und Luftathmer in den Steinkohlenschichten, von wo ab die Landbevölkerung immer mehr das Uebergewicht über jene der See erlangte.

Neben diesen Gesetzen der äußern Existenzbedingungen und terripetalen Bewegung besteht ein selbständiges positives Schöpfungsgesetz, das sich durch die Einfachheit und Gleichzeitigkeit der gleichzeitigen wie der sich folgenden Veränderungen in der organischen Natur bethätigt. Infolge dieses Gesetzes und im Gegensatz zu der durch das erste und zweite bewirkten Complication und Ungleichförmigkeit nimmt man strenge Einförmigkeit in der jedesmal gleichzeitig nebeneinander existirenden Schöpfung über die ganze Erde wahr; gleichzeitig entstehen und vergehen überall Typen und Arten; auch das Gleichgewicht zwischen Pflanzen und Thieren und bei diesen letztern wieder zwischen Pflanzen- und Fleischfressern ist eine Folge dieses Gesetzes. Ebenso, daß die organische Welt von unvollkommenern zu vollkommenern Formen fortgeschritten ist, zwar nicht in dem Sinne, daß sie etwa im Thierreiche mit den Pflanzenthieren begonnen habe und von da zu den Strahlthieren, Weichthieren, Gliederthieren fortschreitend zuletzt zu den Wirbelthieren gelangt wäre, aber doch so, daß im ganzen und großen eine progressive Bewegung vom Unvollkommenern zum Vollkommenern stattgefunden hat. Der Verfasser stimmt hierin mit Sedgwick, Hugh Müller, Ad. Brogniart, Agassiz im Gegensatz zu Owen, d'Orbigny, C. Prevost, Lyell, Forbes überein, welche letztern einen solchen Fortschritt leugneten. Es entstanden allerdings gleich anfänglich schon mehrere Haupttypen, mehrere Unterreiche, nämlich jene, die bei den damals herrschenden äußern Bedingungen bestehen konnten und zwar zuerst mit ihren unvollkommenern Wasserbewohnern, die im ganzen den Landbewohnern derselben Gruppe nachstehen, und während im Laufe der Zeiten die höhern Typen und Unterreiche nachfolgten, schritten auch jene früher entstandenen niedrigern zu den höhern Formen in ihrem Bereiche fort. Noch deutlicher als im Thierreiche ist dieser Gang im Pflanzenreiche zu erkennen, dessen höchste und reichste Kreise infolge des Progressivgesetzes erst lange nach den niedrigern erscheinen, obschon die äußern Bedingungen es schon früher gestattet hätten. So sehen wir namentlich die Dikotyledonen (wir fassen diesen Begriff immer mit Ausschluß der Nadelhölzer) erst in der Kreidezeit auftreten, womit wieder das Erscheinen der meisten landbewohnenden Thiere, besonders der Säugethiere, dann der meisten Insekten und Vögel zusammenhängt. Und hier mußten wieder die pflanzenfressenden Arten den fleischfressenden und beide den parasitischen Formen voran gehen, die auf und in ihnen leben. Das Progressivgesetz spricht sich jedoch nicht nur in der Erzeugung vollkommenerer Grundformen neben den unvollkommenern, sondern auch in der Unterdrückung einestheils der vorhandenen aus, die nachdem sie einen Culminationspunkt erreicht, sich vermindern und endlich verschwinden, um höhern Formen Raum zu geben. Gewisse, gewöhnlich unvollkommenere Gruppen reichen hingegen in etwa gleichbleibender numerischer Stärke durch alle Perioden hindurch.

Alle wichtigen Erscheinungen in der Aufeinanderfolge der organischen Wesen lassen sich mit einigen untergeordneten Ausnahmen durch diese drei Hauptgesetze erklären. Zu diesen Ausnahmen gehören z. B. das spätere Erscheinen mancher Knochenfische und das frühe einiger Landreptilien vor den Wassersauriern, sowie das schnelle Aussterben der sehr vollkommenen Riesensaurier beim Erscheinen der Säugethiere. Agassiz hatte mehrere Arten von Typen unterschieden, unter welchen die sogenannten embryonischen die meiste Anerkennung gefunden haben; die unvollkommenen Formen einer Reihe oder Gruppe verhalten sich hiernach zu den höhern, wie die Embryonen dieser letztern zu den ausgebildeten Individuen. Bronn findet diese Lehre zwar oft, aber nicht überall bestätigt,

indem nicht alle Charaktere, welche die aus der Metamorphose eines embryonischen Typus entstehenden Geschöpfe annehmen, Zeichen höherer Vollkommenheit, sondern vielmehr Variationen über einen Grundgedanken, über ein Organisationsthema sind.

Bekanntlich theilt man die ganze seit dem ersten Auftreten der Organisation verflossene Zeit in drei Hauptperioden: die paläolithische als die älteste, von den silurischen Schichten bis zum Zechstein reichend, in welche die Bildung der Steinkohlen fällt; die mesolithische, in welcher die Trias-, Jura- und Kreideschichten niedergeschlagen wurden; und die känolithische oder Tertiärperiode mit ihren Unterabtheilungen des Eikän, Miokän, Pliokän, vom Nummulitenkalk bis zum Diluvium, an welches sich die Alluvialzeit oder die gegenwärtige, welche aber bereits schon Hunderttausende von Jahren währen mag, anschließt. Im ganzen sind alle Erscheinungen, die sich aus den angeführten Gesetzen ableiten lassen, durch alle geologischen Perioden gleichmäßig fortgeschritten, mit Ausnahme zweier Wendepunkte, wovon einer an das Ende der paläolithischen, der andere vor dem Anfang der känolithischen Zeit fällt. Mit ersterm hörte das allgemeine Vorkommen der Stigmariensümpfe und der mit ihnen verbundenen Erscheinungen auf und es verschwanden zahlreiche paläolithische Thier- und Pflanzengestalten; am zweiten Wendepunkt starben die Ammoniten und Belemniten aus, es erschienen zuerst oder doch in großer Zahl die Dikotyledoneen, die Knochenfische, die baumbewohnenden Vögel und die Säugethiere und das früher über die ganze Erde gleichmäßig warme Klima begann sich nach Zonen zu unterscheiden.

Rücksichtlich des Erscheinens und Verschwindens der Organismen scheint erwiesen zu sein, daß das Entstehen neuer und Vergehen alter Arten im ganzen ununterbrochen fortwährte, mit Ausnahme des plötzlichen gewaltsamen Endes, welches eine Anzahl von Arten gleichzeitig durch geologische Katastrophen nahm, und daß die Lebensdauer der einzelnen Arten sehr ungleich war, sodaß die einen die Bildung von zwei und mehreren geologischen Terrains überlebten, während die andern nicht so lange Zeit dauerten, als die Bildung eines einzigen erforderte. Ein geologisches Terrain ist aber der Inbegriff aller während einer gewissen Zeit rund um die Erde gebildeten Gesteinsschichten, mögen sie auch nach den Gegenden verschiedenen Charakter zeigen, und eine geologische Fauna oder Flora nennt man die Gesammtsumme aller in einem gewissen Zeitraum existirenden Thier- und Pflanzenarten, mögen dieselben diesen Zeitraum ganz ausgefüllt oder die Grenzen der Terrains zeitlich überschritten haben. Wegen der überall stattfindenden Uebergänge gibt es weder streng abgeschlossene Terrains noch streng abgegrenzte successive Thier- und Pflanzenschöpfungen, obwol manche untereinander besser abgegrenzt erscheinen als andere; aus dem angeführten Grunde haben auch zwei aufeinanderfolgende Terrains, Floren oder Faunen, gewöhnlich einige Arten miteinander gemein. Selbst lithologisch abgegrenzte Etagen und Perioden werden von manchen Arten überschritten. Die markirteste dieser Grenzen, jene zwischen dem Permien und dem Buntsandstein, also zwischen der paläolithischen und mesolithischen Periode, wird jedoch, soweit bisjetzt bekannt, von keiner Art überschritten; auch Trias und Oolith haben soviel wie nichts miteinander gemein, wol aber ziemlich viele Species Oolith und Kreide, noch mehrere Kreide- und Tertiärschichten, also mesolithische und känolithische Periode. Zahlreiche Arten sind aus der Tertiärperiode in die Alluvialzeit oder die gegenwärtige übergegangen, wie denn nach Göppert viele Pliokänpflanzen von Schoßnitz in Schlesien und viele in Bernstein eingeschlossene mit noch jetzt lebenden Pflanzen identisch sind. Im allgemeinen ist die Verschiedenheit gleicher Schichten desto größer, je weiter ihre horizontale Entfernung voneinander; die Silurschichten Böhmens, Skandinaviens, Großbritanniens und Nordamerikas gleichen sich weder im Mineralcharakter, noch in Mächtigkeit, Gliederung u. s. w., sodaß ihr Wiedererkennen nur noch durch den paläontologischen Charakter, durch die in ihnen eingeschlossenen organischen Reste erkannt wird. Es ist klar, daß wenn die Bildung identischer Niederschläge aus dem Meere in einer Gegend länger als in der andern gedauert hat, weil in ersterer der Zustand des Meeres sich längere Zeit gleichblieb, auch die Beschaffenheit der lebenden Wesen eines solchen Meeres und ihrer Reste in den auf ihm niedergeschlagenen Schichten länger als anderwärts gleich bleiben mußte. Fanden in einer Gegend stürmische Vorgänge, z. B. Erschütterungen des Bodens statt, oder Erhitzung desselben und Ausströmen tödlicher Gasarten, wodurch die Organismen zerstört wurden und deren progressive Entwickelung eine Unterbrechung erfuhr, so wird nothwendig die Uebereinstimmung eines so heimgesuchten Terrains mit den folgenden geringer sein als bei ruhiger Entwickelung.

Wol dreißig- bis sechsunddreißigmal wurden alle vorhandenen Organismen durch neue verdrängt. Um die Zeit einigermaßen schätzen zu können, welche darüber verflossen ist, untersucht man, unter Zugrundelegung der plutonischen Hypothese von der Erdbildung, die Abkühlungsschnelligkeit flüssiger und heißer Massen. Auf jeden Fall sind nun während des Erscheinens dieser verschiedenen Organisationen Millionen von Jahren verflossen und eine noch viel längere Zeit, bis es überhaupt zur Bildung von Organismen gekommen war. Wahrscheinlich wurden die Zeiten gleicher Abkühlung immer länger und verflossen allmählicher ineinander als im Anfang. Wie die frühern geologischen Perioden untereinander, so ist auch die jetzige nicht streng von der nächstvorigen geschieden, sondern geht unmerklich in dieselbe über. War eine Gruppe der Organismen am Ende der vorigen in Ab- oder Zunahme begriffen, so setzte sich die eine oder andere in die gegenwärtige Periode fort. In den frühesten Zeiten hatten Pflanzen- und Thierreich einen ganz fremdartigen Charakter durch die jetzt ganz verschwundenen Ordnungen oder Familien der Asterophylliten, Sigillarien, Stigmarien, Lepidodendren u. s. w. unter den Pflanzen, die Graptolithen, Krinoideen, Ammoniten, Trilobiten, Labyrinthodon-

ten, Pterodaktylen, Neripoden u. ſ. w. unter den Thieren; von den jetzigen Sippen exiſtirten nur 1 — 3 Procent. Deren Anzahl wurde allmählich größer und ſtieg im Laufe der Zeiten bis 90 Procent und darüber; von der Eiszeit bis zur Gegenwart geſtalteten ſich die Floren und Faunen nach den Zonen immer verſchiedener und zugleich lokal. In der Pliokän- und noch mehr in der Diluvialzeit lebte ſchon ein bedeutender Theil der jetzigen Arten in den gleichen Gegenden wie heutzutage, ſodaß z. B. die verſteinerten Conchylien der engliſchen Tertiärſchichten mit denen der jetzigen Nordſee, die italieniſchen mit denen des Mittelmeeres, die weſtindiſchen mit denen des dortigen Meeres großentheils identiſch ſind und die diluvialen Knochenhöhlen meiſt Säugethierreſte ſolcher Arten enthalten, welche noch jetzt in den bezüglichen Ländern leben. In den ſogenannten Alluvialſchichten endlich, jenen, deren Bildung noch jetzt fortwährt, findet man nur Reſte noch jetzt lebender Arten. Das Taxodium distichum, eine Cypreſſenart, welche häufig im Ueberſchwemmungsgebiet des Miſſiſippi wächſt, ein Baum, welcher bis 6000 Jahre alt wird, bildet in Louiſiana mit ſeinen unzählbaren foſſilen Stämmen zehn durch Erdlager getrennte und übereinander liegende Schichten, deren Bildung nach der Berechnung Dowler's 158400 Jahre erfordert hat, welche wahrſcheinlich ſämmtlich in die gegenwärtige oder Alluvialperiode fallen: eine verhältnißmäßig kurze Zeit, wenn man bedenkt, daß die Bildung der Steinkohlenlager wol eine Million Jahre erfordert hat. Nun findet ſich aber das Taxodium foſſil bereits in den Miokänſchichten, den oberſten der tertiären Zeit, und liefert ſomit einen weitern Beweis des Uebergangs beider Perioden ineinander. Diejenigen, welche eine feſte Grenze zwiſchen beiden finden möchten, haben wol auch das erſte Auftreten des Menſchen als ſolche annehmen zu dürfen geglaubt, aber in den letzten Decennien ſind foſſile Ueberreſte des Menſchen mit ſolchen diluvialer Thiere unter Umſtänden zuſammengefunden worden, die kaum einen Zweifel geſtatten, daß der Menſch gleichzeitig mit einigen derſelben lebte. Will man auch von den noch etwas zweifelhaften foſſilen Backenzähnen in Bohnerzen der würtembergiſchen Alp abſehen, ſo ſcheinen doch die Schädel und andern menſchlichen Skeletheile, welche Lund in Knochenhöhlen Braſiliens mit Gebeinen von Platonyx chlamydotherium u. ſ. w. zuſammenfand, ganz auf gleiche Weiſe verſteinert und mit Eiſenoxyd durchdrungen wie dieſe, kaum hierüber einen Zweifel zu laſſen. In der vierten (von oben gezählt) der Taxodiumſchichten Louiſianas, welche nach Dowler vor 57600 Jahren gebildet worden wäre, fand ſich 16 Fuß tief im Boden, unter der Wurzel eines Cypreſſenſtammes, ein Schädel, der die Charaktere der amerikaniſchen Menſchenraſſe an ſich trägt. Mit dem Erſcheinen der dikotyledoniſchen Pflanzenwelt am Anfang der tertiären Zeit iſt der wichtigſte und folgenreichſte Schritt zu der jetzigen organiſchen Schöpfung geſchehen, deren Veränderungen von da an bis zur Gegenwart ganz allmählich und ohne ſchroffe Uebergänge erfolgt ſind.

Referent konnte in dieſer Anzeige nur die hauptſächlichſten Momente des reichen Inhalts der vorliegenden Schrift herausheben. Der Verfaſſer ſelbſt bezeichnet als neue Ergebniſſe derſelben die Aufſtellung des oberſten Geſetzes, nämlich der Anpaſſung der ſucceſſiven Organiſationen an die äußern Exiſtenzbedingungen einer jeden Zeit; die Leiſtung des Beweiſes einer höhern Temperatur der Erde am Anfang der organiſchen Schöpfung durch das allgemeine Vorkommen organiſcher Reſte ſchon in den älteſten neptuniſchen Schichten; die Gleichzeitigkeit des Auftretens von Pflanzen- und Thierreich. Sind dieſe Annahmen auch ſonſt in der Geologie gebräuchlich, ſo hat doch der Verfaſſer die paläontologiſchen Nachweiſe hierfür gegeben. Er widerlegt zugleich die alte Vorſtellung von abgegrenzten Floren und Faunen in abgeſchloſſenen Terrains, erweiſt die ungleiche Dauer der Arten und den mächtigen Einfluß des Terripetalgeſetzes. Er ſtellt ferner das immanente Geſetz progreſſiver Entwickelung auf und erkennt als bedeutungsvollſte Exiſtenzbedingung für die Landthiere das Auftreten der Dikotyledoneen. Er macht aufmerkſam auf den Zuſammenhang der Senkungen des Bodens und des Ausſtrömens von kohlenſaurem Gaſe mit der die Atmoſphäre wieder reinigenden Function der Stigmarienwälder. In ſeinem Werke ſowol als in dem über dieſe Gegenſtände in der Naturforſcherverſammlung zu Karlsruhe 1858 gehaltenen Vortrag hat der Verfaſſer nicht unterlaſſen zu bemerken, daß die aus den Thatſachen gezogenen Schlüſſe auf dem gegenwärtigen Beſtand der erſtern ruhen, daß neue Entdeckungen manches zu modificiren, aber kaum eins der aufgeſtellten Geſetze umzuſtoßen vermöchten. Immer jedoch wird unſere Kenntniß von den organiſchen Reſten, die einſt in die Erdrinde begraben wurden, nur Stückwerk bleiben.

Wenn Geologie und Paläontologie in dieſem Jahrhundert zu ſolcher Bedeutung gelangt ſind, ſo allgemeines Intereſſe zu erwecken vermochten, ſo iſt dieſes noch mehr als in ihren glänzenden Leiſtungen in der Größe und Wichtigkeit ihres wiſſenſchaftlichen Objects begründet. Die Entſtehung und erſte Bildung der Erde erſcheint uns nicht mehr als ein iſolirter Schöpfungsact, ſondern als ein Theil der Geſtaltung und Entwickelung des Sonnenſyſtems ſelbſt. Mag auch nach neuern Beſchränkungen die Gewalt und Wirkſamkeit des plutoniſchen Elements bei der Bildung der Erdrinde nicht ſo allgemein und ausgedehnt geweſen ſein, wie früher angenommen wurde, mögen manche Geſteine, denen man ſonſt feurigen Urſprung zuſchrieb, einen wäſſerigen haben, — ſo ſcheint doch in Beziehung auf den erſten Zuſtand der Weltkörper, der bei den Sonnen immer am längſten währt, der alte Heraklit im Rechte und das Feuer ihre Mutter zu ſein. Erſt als ſeine Macht gebrochen, ins Innere zurückgedrängt war, konnte ſich Waſſer bilden, die Erde ſich mit Meer bedecken, das etwas früher ſie als Dampfhohlkugel umgeben hatte. Dem Flüſſigen aber entſprießt das organiſche Leben, das allmählich an allen Punkten der vielgeſtaltigen Erde hervorbrach und nach vielfachen Umgeſtaltungen endlich ſeine gegenwärtige Phyſiognomie annahm. Die Wiſſenſchaft hat nicht blos dieſe zu erkennen und zu

begreifen, sondern sie hat mit epimetheischem Blick das große Drama in seinen Acten und Scenen nachbildlich zu construiren, durch welches die Gegenwart geworden ist. Wenn unser Verfasser in erste Linie das Gesetz der Anpassung an die äußern Existenzbedingungen und erst in die zweite das mehr ideale Gesetz der progressiven Entwickelung stellt, so mochte er zu dieser Anordnung in den Thatsachen ihn bestimmende Gründe gefunden haben; uns will es bedünken, daß das Gesetz progressiver Entwickelung an Rang und Bedeutung das erste, das wahre Urgesetz sei, ähnlich wie in der Geschichte der Geist und die Anlage eines Volks oder auch nur eines Individuums das primitive Regulativ für seine Geschicke ist, mag es auch durch die äußern Verhältnisse in seiner Manifestation oft bis zum Verkennen gestört und zurückgedrängt werden. In Wahrheit stehen allerdings sämmtliche Gesetze in Uebereinstimmung und sind nur verschiedene Ausdrucksweisen der sich offenbarenden schöpferischen Idee.

Begegnen uns in dem vorliegenden Werke oft Wiederholungen, so sind diese in seiner Bestimmung begründet; es schien nöthig, bei jedem Abschnitt immer wieder das Ganze zusammenzufassen und so immer neue Grundlagen für die weitern Folgerungen zu gewinnen. Es handelt sich bei einer Preisarbeit nicht blos um die einmalige Aufzählung der Thatsachen und Erscheinungen, sondern um die Verbindung aller zu einem sich stets aufs neue zusammenschließenden beweiskräftigen Ganzen, um actenmäßige Darstellung, welche geeignet ist, die angestrebte Ueberzeugung bei den Richtern und auch bei dem aufmerksamen, gründliche Belehrung suchenden Leser hervorzurufen. Auch verliert der letztere bei der Reproduction der frühern Angaben nicht nur nichts, sondern gewinnt durch deren präcisere Zusammenfassung, die ihm zugleich das Nachschlagen der allegirten Stellen meistens erspart. Referent hegt die innige Ueberzeugung, daß die gediegene Arbeit des Verfassers dem objective, ungeschminkte Wahrheit suchenden wissenschaftlichen Publikum aufs beste empfohlen werden darf und daß das Interesse, welches jeder Denkende an der Erkenntniß des in derselben behandelten hochwichtigen Gegenstandes nimmt, durch sie auf das treueste gewahrt wird.

Maximilian Perty.

Zur biographischen Literatur.

1. David Spleiß, weiland Antistes der Schaffhauserischen Kirche, nach dessen schriftlichem Nachlaß und mündlichen Nachrichten geschildert von C. Stokar. Basel, Bahnmaier. 1858. Gr. 8. 27 Ngr.
2. Ludwig und Edeltrudis oder Bilder aus der Kirche im 12. Jahrhundert von F. J. Holzwarth. Erster Theil. — A. u. d. T.: Der heilige Bernhard. Eine Erzählung aus dem kirchlichen Leben des 12. Jahrhunderts. Tübingen, Laupp. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
3. Die vorkarolingischen christlichen Glaubenshelden am Rhein und deren Zeit. Nebst einem Anhang über Siegfried den Drachentödter. Nach den Quellen dargestellt von T. Heber. Frankfurt a. M., Boemel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Johann Turmain, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des bairischen Volks. Nach seinem Leben und seinen Schriften dargestellt von Theodor Wiedemann. Freising, Datterer. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
5. Henricus de Langenstein dictus de Hassia. Zwei Untersuchungen über Leben und Schriften Heinrich's von Langenstein. Von Otto Hartwig. Marburg, Elwert. 1857. Gr. 8. 20 Ngr.
6. Wiclif als Vorläufer der Reformation. Antrittsvorlesung von Gotthard Victor Lechler, gehalten zu Leipzig den 9. Juli 1858. Leipzig, C. F. Fleischer. 1858. 16. 10 Ngr.

Gegen Hagelschlag und Wassersnoth, gegen Feuer und Schiffbruch, gegen alle möglichen Gefahren gibt es Assecuranzen; daß auch gegen die Gefahr, einem ungeschickten Biographen in die Hände zu fallen, eine Assecuranzgesellschaft gebildet werden möchte, den Wunsch erregt recht lebhaft das Buch, welches der Diakonus Stokar über David Spleiß (Nr. 1) geschrieben. Stokar weiß es ganz gewiß und spricht es mit Bestimmtheit in der Vorrede aus, daß seine Arbeit eine solche ist, die von den meisten ignorirt und von den wenigen, die sie betrachten, getadelt werden wird: trotz dieser ganz richtigen Selbsterkenntniß und Selbstschätzung hat er den Gelüsten nicht widerstehen können, sein Erzeugniß dem Preßbengel zu überliefern. Das Erzeugniß ist eine höchst verfehlte Arbeit, an der nur zu bedauern, daß sie sich einen Gegenstand zum Vorwurf gewählt, der es verdient hätte, einer geschicktern Feder Vorwurf zu sein. David Spleiß gehört zu den Männern, für welche unsere Sympathie allerdings eine geringe ist; dieses individuelle Gefühl kann jedoch die Anerkennung nicht ausschließen, daß er eine kräftige, kerngesunde Natur war, die in ihrer Weise ihren Zwecken und Zielen mit dem gewissenhaftesten Eifer und einer aufopfernden Berufstreue zustrebte. David Spleiß ist eine verwandte Natur von Jung Stilling. Ein achtbarer religiöser Mysticismus ist der Mittelpunkt seines Seins. Der Biograph macht aus diesem Manne einen Pietisten nach dem modernsten Zuschnitt eines officiellen Kirchenthums: er verfeichtigt und verwässert in einer Darstellung, durch die es hindurchzuschlagen eine wirkliche Qual ist, die kräftigen und gesunden Elemente in dem Manne zu ungesunden Auswüchsen; er verzerrt sein Bild geradezu zur Caricatur. Die Unähnlichkeit seines Porträts sehr wohl kennend, versucht Stokar einen dahin zielenden Vorwurf damit abzulehnen, daß Spleiß ein Mensch gewesen, dessen Wesen sich nicht recht in den Rahmen einer Schrift und des Buchstabens einzwängen läßt. Wir fragen, wie der Verfasser das weiß, weshalb zwängt er trotzdem Spleiß in das Prokrustesbett seiner Schrift und seines Buchstabens, und dient er der Wahrheit oder der Unwahrheit, wenn er ein Buch veröffentlicht von dem ihm bekannt, daß sein Inhalt nicht der Inhalt des Lebens, welches jenes beschreibt? Zur Signatur der Darstellung in stilistischer Hinsicht mag gleich die erste Periode dienen, mit der das Werk anhebt: „Es hat eine mehr als oberflächliche Bedeutung, wenn von dem Gewebe des menschlichen Lebens gesprochen wird; denn gleichwie jegliches Gewebe aus zwei Factoren sich bildet, aus den festgespannten Fäden des Zettels, woraus die Grundlage des Stoffs entsteht, und aus den bunten Fäden des Eintrags, welche das bewegliche Weberschifflein dazwischenflicht und woraus die Farbe und der Charakter des Stücks erwächst, so gestaltet sich auch das Leben eines Menschen verzugsweise aus zwei Factoren: Vaterstadt, Familie, mit einem Wort der natürliche Boden, aus dem ein Menschenleben entsproßt, sie reichen in den gegebenen Anlagen, Gemüths- und Geistesrichtungen die Grundlage, den Grundstoff zu dem Gewebe dar, während das freie Regen und Bewegen des individuellen Geistes, seine Treue oder Untreue und in letzter Linie die Einwirkungen göttlicher Gnade und Geistes diesen Stoff gestalten und ihm seinen wirklichen Werth aufprägen.“ In derartigen breitspurigen und langathmigen Sätzen, welche auf die Dauer einen ästhetisch gebildeten Geschmack in unerträglicher Weise anwidern müssen, hält sich die gesammte Darstellung, deren Reize sicher dadurch nicht erhöht werden, daß der Bericht der unscheinbarsten und kleinsten Nichtigkeiten mit einem massigen Ueberunüberladen von Bibelcitaten begleitet wird, Citate, die sich mit allzusichtlicher Ost-

stein verlangen. Der Klassenbefehl hat namentlich Schüler 1 zu Tadellung, auf die zum Zeig. Kandid's Wunsch, selbst Schüler 2 zu Tadellung, auf die zum Zeig. Kandid's Wunsch, selbst auf die Klassen, wo sie Schüler 1 sind, wo sie Schüler 2 sind, wo sie Schüler 3 sind, wo sie Schüler 4 sind, wo sie Schüler 5 sind, wo sie Schüler 6 sind, wo sie Schüler 7 sind, wo sie Schüler 8 sind, wo sie Schüler

Gattin auf die Burg ſeiner Väter heimführte, und ſich alsdann dem Kreuzheere, das noch gar nicht einmal verſammelt iſt, ſondern erſt gerüſtet werden ſoll, anſchlöſſe. Hinſichtlich der Anlage iſt es ſo verkehrt als möglich, daß die erwähnte Liebesgeſchichte ſich überall in den Vordergrund drängt und derjenige Gegenſtand, der nach der urſprünglichen Intention des Verfaſſers die Hauptſache ſein ſollte, daß Bernhard der Heilige nur in allerdings zahlreichen und häufigen, immer aber doch nur gelegentlichen und untergeordneten Epiſoden auftritt. Vor dem Heiligen wird ein Weihrauchfaß widerlicher Adulation geſchwungen. Er verrichtet Wunder, nicht blos moraliſche, wie die Ueberredung des Königs Konrad und anderer Großen zum Kreuzzuge; auch eine Blinde wird durch ihn ſehend und ein Lahmer erhält durch ihn den Gebrauch der Füße wieder, nicht etwa durch chirurgiſche Operationen, ſondern allein durch die Heiligkeit und Wunderthätigkeit ſeines Worts. Ueberhaupt werden der Phantaſie des Leſers ſtarke Dinge zugemuthet. Es wird als hiſtoriſche Thatſache unter anderm eine Geſchichte erzählt, daß ein Königsſohn die Krone ausgeſchlagen, nach Deutſchland gekommen und dort bis an ſein ſeliges Ende als heiliger Einſiedler gelebt habe. An der Wahrheit der Erzählung, fügt der Verfaſſer hinzu, dürfe kein frommer Chriſt zweifeln, er dürfe nicht neugierig nach dem Namen des Prinzen fragen, das wäre unfromm und unchriſtlich. „Ein treues Bild der charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten des 12. Jahrhunderts", wie es das Buch ſein will, iſt daſſelbe nicht im entfernteſten; ſchon die gehäſſige Beurtheilung der Hohenſtaufenpolitik ſchließt die geſchichtliche Treue aus. Einzelne charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten des Zeitalters ſind allerdings herausgegriffen und ziemlich anſchaulich colorirt, aber ſtets nur ſolche, welche dem Autor zur Tendenz paßten. Sehr oft begnügt ſich die Darſtellung lediglich mit dem Excerpiren von Quellenſchriftſtellern, natürlich kirchenfreundlichen, die ſeitenlang Wort um Wort ausgeſchrieben werden. Wie wenig Verſtändniß Holzwarth von dem wirklichen hiſtoriſchen Geiſte des 12. Jahrhunderts beſitzt, mag die Thatſache zeigen, daß in ſeinem Roman Edeltrudis ſich mit der blinden Schweſter über Gegenſtände der modernſten Philoſophie unterhält, daß die Blinde eine ſolche Unterredung mit einem Disput abſchließt, daß die Urtheile der Schweſter ſich nicht mit der Logik vereinbaren ließen.

Der Verfaſſer ſtellt noch zwei weitere Bände in Ausſicht, in denen der Kreuzzug von 1147 und die erſten Zeiten des Kaiſers Friedrich I. beſchrieben werden ſollen. Wir rathen ihm, er ſparte ſich die Mühe, wenigſtens unſerer Anſicht nach ſcheint ihm das operam et oleam perdidi als Lohn gewiß zu ſein.

Es iſt eine wahre Herzſtärkung und Erquickung, wenn man nach der Lectüre zweier ſo ungenügenden Bücher, wie es die von Stokar und Holzwarth ſind, auf eine ſo fleißige, gründliche und achtbare Arbeit ſtößt, wie ſie Ph. Heber in ſeinen „Vorkarolingiſchen chriſtlichen Glaubenshelden" (Nr. 3) geliefert hat. Auf das ſorgfältigſte iſt der Verfaſſer den erſten Spuren der Verkündigung des Evangeliums im Rhein- und im Donaugebiet nachgegangen, und die bemerkenswertheſten Ergebniſſe ſind das Reſultat dieſer umfaſſenden und eindringenden Quellenſtudien. An der Hand des Verfaſſers durchwandern wir jene Gaue während der erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Aera; wir ſehen gewaltige Perſönlichkeiten bald einzeln bald in der apoſtoliſchen Zwölfzahl auftreten und, unabhängig von der römiſchen Kirche, allein geſtützt auf das lautere Wort Gottes, Einrichtungen gründen, deren Lebensfähigkeit ebenſo wenig bezweifelt werden kann als die der chriſtlichen Kirche überhaupt. Dieſen Perſönlichkeiten die ihnen gebührende Achtung zu verſchaffen und die Lebensfähigkeit ihrer Pflanzungen nachzuweiſen, iſt die Aufgabe, deren Löſung Heber unternimmt. Er zeigt uns, daß die vulgäre Anſicht, als ob Bonifacius (Winfried) der erſte bedeutende und faſt alleinige Pfleger und Pflanzer des Chriſtenthums am Rhein und im übrigen Deutſchland geweſen ſei, der wirklichen Geſchichte widerſpricht. Die angeſtrengte und erfolgreiche Thätigkeit der vor-Winfried'ſchen chriſtlichen Apoſtel und Genoſſenſchaften am Rhein und bis ins Innere Deutſchlands hinein wird nachgewieſen; wir ſehen, wie infolge der Ungunſt äußerer Verhältniſſe die Früchte der Saat, die eben angefangen hat, eine ſchöne Ernte in Ausſicht zu ſtellen, und deren Erſtlinge ſchon eingethan ſind, plötzlich von fremden Schnittern gewonnen werden. Und noch mehr. Dieſe fremden Schnitter ſtellen die frühern Arbeiter als unverſtändige, nachläſſige, ja ſogar unſittliche Arbeiter dar. Die Beweggründe ſind klar. Winfried iſt der erſte, welcher die erſten Chriſtengemeinden in Deutſchland für die römiſche Tradition gewinnt. Er hatte am 30. November 723 die Biſchofsweihe empfangen und bei der Gelegenheit auf Petri Reliquien geſchworen, daß er die römiſche Tradition lehren und ſoweit er es vermögen werde alle Gemeinden in Deutſchland unter den römiſchen Stuhl bringen wolle. Daher ſeine päpſtlichen Empfehlungsſchreiben an den Hausmeier Karl Martell, daher die ſpäter mit Erfolg in Curs geſetzte Darſtellung, daß Winfried der erſte Apoſtel in Deutſchland geweſen. Den Irrthum der Darſtellung legt Heber auf das klarſte dar, und indem er es thut, verliſt er den vor-Winfried'ſchen Apoſteln zu ihrer rechten geſchichtlichen Bedeutung.

Zwei Abhandlungen über die alten Bewohner des Rheinlandes und über die Naturreligion der alten Deutſchen leiten das Buch ein. Dann wird mit dem dritten und vierten Kapitel der Beweis beigebracht, daß ſchon während der Römerzeit das Chriſtenthum zahlreiche Bekenner auf der rechten Rheinſeite hatte. Im Jahre 87 zog die 22. Legion in einer Stärke von 6000 Legionären und 5400 Auxiliaren als Beſatzung in Mainz ein, von wo aus abwechſelnd einzelne Cohorten über den Rhein, z. B. in den Odenwald und nach Oberheſſen abgeſchickt wurden. Die 22. Legion war bei der Zerſtörung von Jeruſalem mit verwandt worden; ſie ſowol, als die erſte Cohorte der 21. Legion, welche in Oberheſſen ihr Standquartier hatte, rekrutirte aus Damascus und dem übrigen Syrien, d. h. aus einer Bevölkerung, die zahlreiche Bekenner der neuen Lehre zählte. Es begreift ſich, wie auch unter den Rekruten Chriſten waren, die ſich ſpäter in Deutſchland anſiedelten und ihrem Bekenntniß Anhang gewannen; den Beweis liefern die vielen chriſtlichen Inſchriften und Grabſymbole aus der Römerzeit, welche oft bei Häuſerbauten u. ſ. w. aufgefunden worden ſind. Wie verbreitet am Rhein und zumal in den römiſchen Legionen, das Chriſtenthum im 4. Jahrhundert geweſen, zeigt die blutige Strenge, mit welcher Julian Apoſtata, als er 355 im Auftrage des Kaiſers Constantinus zur Armee am Rhein kam, diejenigen, welche ſich als Chriſten bekannten, als Frevler gegen den Militärgehorſam verfolgte. Es war bei dieſer Gelegenheit, als bei einer angeſagten Muſterung der Legionen zu Worms ein junger Centurio aus den Reihen vor den Cäſar hintrat: „Bisher habe ich dir gedient. Geſtatte, daß ich von nun an in Gottes Dienſte trete. Ich bin ein Chriſt." Der ſo ſprach und ſich mit den Worten dem Todesurtheil ausſetzte, war Martin, nachmals der berühmte Biſchof von Tours und der erſte unter den Apoſteln in Deutſchland. Aus dem biographiſchen Material, das Heber über ihn beibringt, ſeien ein paar Mittheilungen erwähnt. Als Martin noch Kriegsmann war, ſah er einſt bei einem Ritt um das Stadtthor zu Amiens einen Armen, der bei der herrſchenden Kälte vor Froſt zitterte. Sogleich zog Martin ſein Schwert, durchhieb ſeinen Reitermantel und warf die eine Hälfte dem Armen zu, damit er ſich darein hüllen und erwärmen könne. Die Handlung iſt durch viele Bilder an und in den Kirchen dargeſtellt, endlich zum Symbol der chriſtlichen Milde gegen die Armen geworden. Gleich ehrwürdig erſcheint Martin in ſeinem Benehmen und Urtheil über die ſogenannten Ketzer in der chriſtlichen Kirche. Um 383 waren die Prisciliianer wegen einer abweichenden Meinung in Glaubensſachen verurtheilt und hatten an den Kaiſer Maximus appellirt. Auf Befehl des Kaiſers wurde Prisciliian und ſechs von deſſen Anhängern zu Trier hingerichtet. Auf die Kunde von dem Proceſſe war Martin eiligſt von Tours aufgebrochen, um es durch ſeine Vermittelung nicht zum Blutvergießen kommen zu laſſen. Er kam zu ſpät, machte indeß die Behaup-

tung mit Nachdruck geltend, „es sei genug, ja mehr als genug, wenn die für Ketzer Erklärten aus der Kirche verstoßen würden". Die Regel ist denn auch 350 Jahre lang im Abendlande befolgt worden; Winfried war der erste, der von ihr abwich und Bestrafung der Ketzer durch den weltlichen Arm verlangte. Für Ketzer aber erklärte er alle, welche die römische Tradition nicht annehmen und dem römischen Papste nicht gehorchen wollten. Endlich ist Martin von Tours für das ganze Abendland dadurch hoch wichtig geworden, daß er das Mönchsleben in dasselbe allgemein verpflanzte.

In ähnlicher Weise wie die Wirksamkeit Martin's behandelt Heber die Missionsthätigkeit einer großen Anzahl anderer Männer, unter denen die wichtigsten der Frankenapostel Remigius, Fridolin, der Apostel Alemanniens, Chrotold in Wimpfen, der Aquitanier Gear, Ruvert von Worms, Gallus und der Schotte Columban; ferner der Schotte St.-Wedel, der Friesenapostel Willebrod, der Bischof Pirmin, der Abt Otmar u. s. w. Es gewähren die einzelnen Kapitel nicht allein die reichsten Einblicke in den kirchlichen Entwickelungsproceß jener Tage, auch die politische und Culturgeschichte ist überall von dem Verfasser mit berücksichtigt worden, überall erkennt man den Ernst und die Gründlichkeit, mit der diese Studien angestellt worden. Der Nachweis, daß der deutsche Nationalsinn, daß die Reinheit und die Ursprünglichkeit der deutschen Kirche durch die Veränderungen, welche innerhalb ihrer Kreise durch das Auftreten Winfried's bewirkt wurden, nicht ungekränkt geblieben, spricht sehr bestimmt aus dem ganzen Buche, aber stets hält sich der Verfasser von jener Leidenschaftlichkeit fern, er fällt seine Urtheile mit der besonnenen Ruhe und Würde, wie dieselbe dem Verkünder der historischen Wahrheit wohl ansteht. Ebendeshalb muß selbst bei dem strengsten Katholiken, dem die geschichtliche Wahrheit mehr gilt und höher steht als die Einseitigkeit und das Vorurtheil confessioneller Parteitraditionen, Heber's Arbeit die günstigste Aufnahme finden. Freunden literarhistorischer Forschung wird das Werk außerdem durch den Anhang willkommen sein, welcher sich mit Untersuchungen über die christgeschichtliche Seite der Nibelungen und der Siegfriedsage beschäftigt. Wir machen auf diese Partie, für welche bereits die neuesten Forschungen von Aßmann benutzt sind, namentlich auf die Abhandlung über die Quellen der Sigurdsage aufmerksam.

Wie mitunter gewisse diplomatische Noten und Aktenstücke die Anerkennung finden, daß sie ein schätzbares Material enthalten, dann aber für immer beiseite gelegt werden, so fürchten wir, wird man an Wiedemann die wahrhaft ameisenhafte Sedulität anerkennen, mit der er in seiner Schrift „Johann Turmair, genannt Aventinus" (Nr. 4) jedes Sandkörnchen zusammengetragen, man wird für das schätzbare Material danken, aber man wird es beiseite legen. Und verargt kann eine solche Handlung niemand werden, der an seine Lectüre selbst nur sehr mäßige und bescheidene Forderungen nach der ästhetischen Seite hin zu stellen gewohnt ist. Die Form des Buchs muß als eine höchst ungenießbare bezeichnet werden; bei dieser einförmigen, todten und seelenlosen Darstellung, bei der man das Gefühl der Leere und des Nichts auf das peinlichste empfindet, überfällt uns die unerträglichste Langeweile. Dürrer und trockener als Wiedemann kann nicht der dürrste und trockenste Chronist des Mittelalters erzählen. Die Vorrede ließ etwas anderes erwarten. Sie schlägt einen sehr kecken Ton an, der so burschikos und herausfordernd klingt, wie man es einem ehemaligen Pastor jenseit des Oceans gar nicht zutrauen sollte. Den „Verdächtigungen, Hinderniffen und Anständen", die Wiedemann bei der Veröffentlichung (wir können uns nicht entschließen mit ihm zu schreiben: in der Veröffentlichung) seiner Arbeit zu bekämpfen hatte, wird ein Fußtritt versetzt, dann die Versicherung ertheilt, der Verfasser schreibe nicht, „um den Fünfzehnfüßler und den Lebensabsud des ganzen Werkes in der Vorrede abzulagern", auch will er sein Buch weder geneigten Lesern noch gelehrten Herren empfehlen, obschon dasselbe auf doppelten Blättern doppelten Personen, einem Lebenden und einem Todten, dedicirt ist, er weiß es: habent sua fata libelli. Wem sein Stil und seine Ausdrucksweise nicht gefallen, der möge bedenken, daß in seiner Tinte kein Zucker, sondern scharfer Essig und Seewasser sich befunden; Zucker in die Tinte zu thun, habe er für überflüssig gehalten, da er, derselbe Mann, der zu seinem Namen auf dem Titel in vier langen, enggedruckten Zeilen seine Titel, Würden und Ehrendiplome herzählt, von Kindesbeinen an Lob, Anerkennung, Auszeichnung u. s. w. nie gesucht. Solche Versicherungen regen ganz natürlich die Erwartung an, man werde wunder welche scharfe und geharnischte Darstellung zu lesen bekommen. Statt dessen erhält man eine Darstellung, die auf ein Haar der Darstellung auf einer zu bezahlenden Rechnung oder in einem gerichtlichen Protokoll gleicht. Es ist von Aventin ein Tagebuch vorhanden, ein „Hauskalender"; Wiedemann begnügt sich meistens, in dem biographischen Theil seines Helden die Daten aus jenem Hauskalender zu excerpiren. Wir greifen die nächstbesten Stellen heraus, um dem Leser eine Darstellung von der Art dieser biographischen Kunst zu geben. S. 12 heißt es: „Im Monat März 1504 erhielt nun unser Geschichtschreiber das Magisterium der sieben freien Künste. Diese Würde wurde ihm bei einem zweifachen Ceremoniale ertheilt. Das erste ging an dem 24., der ein Sonntag war, das zweite am Mittwoch darauf, den 27. März vor sich. Am 30. März verließ er Paris und begab sich geradewegs nach Abensberg, wo er im Juni eintraf. In seiner Vaterstadt verweilte er bis in den November, begab sich dann nach Straubing, und verweilte hier vom November 1504 bis Ende März 1505. Ende März 1505 begab er sich zum zweiten mal nach Wien, um durch den Umgang und Unterricht der dort versammelten Gelehrten seine Kenntnisse zu mehren. Hier verweilte er bis Februar 1507" u. s. w. Oder S. 17: „Das Jahr 1512 verlebte er theils in München, theils in Landshut. Am 29. October 1512 starb seine Schwester Margaretha in einem Alter von 27 Jahren (es ist wirklich ein Wunder, daß nicht auch die Tage und Stunden berechnet werden), am 6. December wurde er von Landshut aus von dem Landesherrn mit Dr. Sebastian Ilsung, Leonhard von Eck und Augustin Kölner als Commissar zur Schlichtung entstandener Zwiespalte an die Universität Ingolstadt gesendet; das Jahr 1513 verlebte er ganz in Landshut und das Jahr 1514 in München. 1515 machte Aventin mit seinem erlauchten Zöglinge eine Reise nach Italien, hier lernte er mehrere treffliche Gelehrte, auf welche dieses Land Ursache hatte stolz zu sein, kennen, sah die Ueberbleibsel der classischen Vorzeit und mochte wol Gelegenheit finden, manches werthvolle Material für seine historischen Studien zu sammeln" u. s. w. Vermehrt werden die Reize der Darstellung dadurch, daß sie jeden Athemzug durch Noten und Anmerkungen Unterbrechung erfahren; mit solchen ist mindestens der vierte Theil jeder Seite regelmäßig bedeckt.

Wenn wir der ersten Abtheilung des Buchs, welche sich mit den äußern Lebensverhältnissen und Lebensschicksalen Aventin's beschäftigt, die annalistische Dürre und die Pedanterie in minutiösen Details zum Vorwurf machen, so veranlaßt die zweite Abtheilung „Aventin als Geschichtschreiber" zu noch andern Bemerkungen. Die 17 Kapitel dieses zweiten Buchs (manches Kapitel umfaßt nur zwei bis drei Seiten, ja das Kapitel „Aventin's Philosophie" beschränkt sich auf nur eine einzige Seite) würfeln die verschiedenartigsten Dinge zusammen; man hat einen Haufen Mosaik vor sich, aus dem gar vieles füglich ganz hätte fortbleiben können, ohne daß man es vermißt haben würde. Die Charakteristik Aventin's als Geschichtschreiber beginnt ab ovo; eine Auseinandersetzung der gesammten Entwickelung der deutschen Historiographie vor Aventin leitet die Charakteristik ein, und wiederum diese Auseinandersetzung selbst beginnt mit Tacitus, mit dem Nachweis, wie abgeschmackt die Mittheilung des Römers, daß die historische Ueberlieferung der Deutschen in Liedern bestehe, denn, wie mit dem Aufwand zahlreicher Citate und Belege bewiesen wird, das Gleiche gelte von allen Völkern ohne Ausnahme: „Die Sage ist überall zuerst da, mit Mühe gelingt es der Geschichte, ihr einen

Vorrang abzugewinnen, sie kehrt wieder, behauptet nicht nur ihren Platz neben der Geschichte, sondern wird ihr oft vorgezogen oder wenigstens als nothwendiger Schmuck bezeichnet" u. s. w. Im allgemeinen zeigt das zweite Buch etwas mehr Colorit als das erste, doch ist festzuhalten, daß die lebhaftere Färbung und Haltung zum großen Theil dadurch gewonnen ist, daß die polemischen Stellen aus Aventin's Schriften ausgeschrieben sind. Aventin gehörte zu den Humanisten und lag wie diese alle mit der Geistlichkeit in bitterer Fehde. Seine Ausfälle auf den römischen Klerus sind scharf und schneidend; möglich daß Wiedemann ebendeshalb bei der Ausarbeitung seines Werks mit den „Verdächtigungen, Hindernissen und Anständen", von denen er spricht, zu kämpfen hatte. Wir sind der Ansicht, dem Verfasser wären schwerlich Hindernisse bereitet worden, wenn diejenigen, welche jene in den Weg legten, den Commentar gekannt hätten, mit dem Wiedemann die Polemik Aventin's gegen die Geistlichkeit begleitet. Wiedemann versichert, nach „Lob, Anerkennung, Aussichten" u. s. w. nie gestrebt zu haben; wir wollen, um dieser seiner Versicherung nicht direct und geradezu zu widersprechen, uns geographisch ausdrücken: die Art und Weise seiner Beurtheilung Aventin's und zumal des Kampfes, den dieser Geschichtschreiber mit dem Klerus zu bestehen hatte, scheint es fast außer Frage zu stellen, daß Wiedemann durchgehends stark nach München schielt und zumal nach der dort einflußreichen ultramontanen Partei. Aventin's Kampf gegen den Klerus ist nach dem Verfasser eine fortgesetzte Kette von niedrigen Handlungen, er hat sich der unedelsten Waffen bedient, zu den schmählichsten Verdächtigungen gegriffen, Haß und Ingrimm haben seine Feder geführt, er ist des Anstandes uneingedenk gewesen und Schmähen und Schimpfen waren ihm willkommen. Auf diese Sätze folgen Belege aus Aventin's Schriften: „Wenn die Mönche in dem Chore beten, so sind sie den brummenden Eseln gleich. Bettelklöster und Bordelle sind vor Gottes Augen ein und derselbe Greuel. Die Habgier der Priester wird nur übertroffen durch ihre Unwissenheit. Auf der Kanzel erzählen sie die lächerlichsten Dinge voll Unverschämtheit, wie z. B. daß Vespasian seinen Namen daher erhalten habe, weil ihm die Nase voll Wespen gesessen, davon er nicht eher befreit werden konnte, als bis er ein Gelübde gethan, den Tod Jesu zu rächen" u. s. w. Das Sündenregister schließt Wiedemann mit dem Bemerken: „Daher dürfte es ganz klar sein, warum nach seinem Tode die Sage ging, der Teufel peitschte jede Nacht unsern Geschichtschreiber mit eisernen Ketten auf dem Gottesacker von St.-Emmeran herum, seine historischen Werke verboten, seine Person als auctor haereticus primae classis von Rom aus bezeichnet wurde, Baronius ihn eine Bestie und der Abt Stephan von Scheuern einen Lutheraner, Calvinisten und Verleumder ersten Ranges nannte." Alsdann schickt sich der Verfasser an, die gänzliche Grundlosigkeit der Angriffe Aventin's auf den Klerus zu erhärten: „Wenn Aventin den Klerus der Unwissenheit und Bornirtheit beschuldigt, so ist hier Leidenschaftlichkeit am ersten Platze. Baiern hatte von jeher das Glück, in seinen literarischen Leistungen verkannt zu werden. Baiern besaß damals sehr wissenschaftlich gebildete Kleriker." Welch ein Beweis! Aventin hat sich nach Wiedemann in seiner Polemik zu einem ungentlemanlike Schmähen und Schimpfen fortreißen lassen; ist es aber gentlemanlike und etwa kein Schmähen und Schimpfen, wenn der Anstandswächter Wiedemann selber des Anstandes so bar und ledig, daß er im Stande ist, das Folgende niederzuschreiben: „Aventin und die Humanisten beschuldigen den Klerus der Schwelgerei und zügelloser Ausschweifung in der Liebe. Zugegeben, daß dieses Uebel unter dem Klerus damaliger Zeit stark wüthete, doch wer waren die, welche dem Klerus dieses Laster vorwarfen und ihn heilen wollten? Es waren Menschen, die noch sittenloser waren, denn die reisenden Humanisten streiften nahezu an vollendete Vagabunden. Hutten, dieses echte Bild eines Lumpen in seiner vollkommensten Ausbildung, Celtes, Bebel, dem die kräftige Gestalt der schwarzwälder Mädchen sein größtes Vergnügen war, von dem Wimpheling sagte, er besitze von ihm sehr schmuzige Gedichte, Hermann von Busche, Hieronymus Balbus, Murian, dieses glauben- und sittenlose Unthier, Eoban Heß, der größte Säufer seiner Zeit, waren die Aerzte."

Auf S. 204 lesen wir, daß „Aventin keinen bairischen Patriotismus kannte". Sehr einfach, damals war noch nicht die Entdeckung von der dritten Großmacht in Deutschland gemacht. Auf S. 138 heißt es: „Wer bei Aventin die Motive der modernen Geschichtschreibung als Geld, Befriedigung eigener und fremder Eitelkeit und Parteizweck suchen wollte, dürfte irre gehen." Wir danken für die Belehrung über die Motive unserer Geschichtschreiber, Herrn Theodor Wiedemann, weiland Pastor in Petropolis, natürlich ausgenommen. Die Anthologie solcher und ähnlicher Stellen könnte leicht vermehrt werden, wäre indeß Raumverschwendung.

Die dritte und letzte Abtheilung des Buchs beschäftigt sich mit den einzelnen Schriften Aventin's. Die größte Sorgfalt und der wahrhafte Ameisenfleiß in dem Zusammentragen des Materials sind auch hier wieder unverkennbar.

Als einer der gefeiertsten unter den berühmten Theologen des 14. Jahrhunderts gilt Heinrich von Langenstein. Die Bearbeitung seines Lebens hat indeß mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es gibt nämlich zwei Theologen, die beide unter dem Namen Heinrich von Langenstein oder Heinrich von Hessen, der letztere Name ist der gebräuchlichere, bekannt sind. Beide waren angesehene Lehrer und Vorstände deutscher Universitäten, der eine war ungefähr 25 Jahre jünger als der andere, beide standen in Verbindung mit Worms, auf dessen Bischofsstuhle gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein edler Hesse saß, beide stammen sehr wahrscheinlich aus ein und demselben Dorfe und gehörten ein und demselben Geschlechte an, beide behandelten in ihren zahlreichen Schriften, die man früh untereinander mengte, ganz nahe verwandte Gegenstände. Ist nun die durch die Verwechselung dieser beiden Männer entstandene Verwirrung schon groß genug, so wird sie durch die Sucht der Mönchsorden berühmte Männer unter die Zahl der ihnen Angehörigen zu rechnen, noch gesteigert, und eine unkritische Geschichtschreibung weiß deshalb bis auf den heutigen Tag bald von drei, bald von fünf Heinrich von Hessen zu berichten. Es ist das Verdienst von Otto Hartwig, daß er das Chaos dieser verwirrten und vermischten Nachrichten verständig gesichtet und Ordnung in dasselbe hineingebracht hat. Ernst und Gediegenheit der wissenschaftlichen Forschung ist das charakteristische Merkmal seiner gründlichen Abhandlung: „Henricus de Langenstein dictus de Hassia" (Nr. 5). Durch Vorzüge der Darstellung will er eben nicht glänzen; auch widersprach wol einer eleganten Darstellung die natürliche Sprödigkeit des Stoffs. An hervorragenden äußern Ereignissen und Vorgängen ist das Leben Heinrich's von Langenstein arm; für seine Thätigkeit kann, so rastlos und umfassend sie immerhin gewesen sein mag, ein allgemeineres Interesse weder vorausgesetzt, noch erweckt werden; die scholastische Theologie und die Controversen, die aus der Beschäftigung mit ihr entsprangen, dürfte ein für allgemein anziehende Schilderungen wenig ausgiebiger Gegenstand sein. Die Abhandlung zerlegt sich in zwei Theile. Der erstere bietet Untersuchungen über das Leben Heinrich's von Langenstein. Die Dürftigkeit der Quellen für einzelne Partien schließt eine gleichmäßige Bearbeitung von vornherein aus, und man hat demgemäß für diesen Mangel nicht den Verfasser verantwortlich zu machen. Soweit überhaupt Ermittelungen möglich sind, wurde Heinrich von Langenstein im Jahre 1325 geboren. Von seiner Jugendzeit ist uns nichts bekannt und über seine Vorbildung zur Universität lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Er studirte in Paris. Die sehr eingehende und übersichtliche Darstellung der Zustände an der pariser Hochschule, wie sie sich damals entwickelt hatte, bildet geradezu den Glanzpunkt in unserer Abhandlung. Namentlich ist die oppositionelle Haltung der Universität gegen die päpstliche Curie sehr anschaulich und gründlich entwickelt. Im Jahre 137[illegible] erlangte Langenstein nach zehnjährigem Studium den Grad eine

Licentiaten der Theologie. Eine Schrift astronomischen Inhalts, die er veröffentlichte, lenkte die Aufmerksamkeit des Kanzlers Johannes von Calore auf ihn, der ihn zu seinem legitimen Vicekanzler ernannte. In dieser Stellung verblieb er bis in den Herbst des Jahres 1382, wo er Paris verlassen mußte, weil die Universität sich mit Clemens VII. aussöhnte, gegen den Langenstein in dem Schisma Partei genommen hatte. Nach mannichfachen Wanderungen wurde er als Professor nach Wien im Jahre 1384 berufen. Bis zu dem genannten Zeitpunkte hatte nämlich Wien eine theologischen Facultät entbehrt; Albrecht III., der die Universität seiner Hauptstadt in Blüte bringen wollte, wußte die Genehmigung einer zu begründenden theologischen Facultät zu erwirken, und da ihm sein Kanzler Berthold von Freisingen Heinrich von Langenstein warm und dringend empfohlen hatte, gab er dieser Empfehlung nach. Der Herzog hatte die Berufung nicht zu bereuen; bis zu seinem Todestage, den 11. Februar 1395, genoß Langenstein in der ganzen gelehrten Welt des höchsten Ansehens; Urban VI. bot ihm sogar das Bisthum Oesel in Livland an. Vorzüglich wirkte Langenstein als Schriftsteller; mit Untersuchungen über diese seine Schriften beschäftigt sich der zweite Theil der Abhandlung. Der Verfasser sondert in einem ersten Kapitel die Werke aus, die weder von Heinrich von Langenstein, noch von dem in der Einleitung erwähnten Heinrich von Hessen verfaßt sind; in ein zweites sind diejenigen Schriften verwiesen, von denen es zweifelhaft, welchem von beiden Männern sie angehören; ein drittes endlich umfaßt die große Anzahl der unzweifelhaft echten Werke Heinrich's von Langenstein. Daß dieser zweite Theil seiner Aufgabe nur annähernd gelöst sei, gesteht der Verfasser selbst zu; die Benutzung der handschriftlichen Schätze der wiener Bibliotheken war ihm nicht vergönnt.

Lechler's Vortrag „Wiclif als Vorläufer der Reformation" (Nr. 6) richtet sich in seinem Kern gegen Heinrich Leo und diejenigen Historiker, welche dem letztern folgend behaupten, daß Lutheraner den Wiclif nimmermehr unter die rechten Zeugen zählen könnten. Diese Ansicht als eine irrige zu widerlegen, Wiclif als einen wirklichen und echten Vorläufer der Reformation darzustellen, ist die Aufgabe, welche Lechler sich stellt. Zu dem Ende beginnt er mit einer summarischen Zusammenfassung der Momente aus der äußern Lebensgeschichte des Engländers, in welcher wir Neues und Unbekanntes gerade nicht viel gefunden haben; dann schildert er schon eingehender und ausführlicher Wiclif's Persönlichkeit nach ihrem innern Gehalt und Wirken. Er erblickt in Wiclif einen Vertreter des sächsischen Elements gegenüber dem normannisch-romanischen. Es ist bekannt, daß mit der Eroberung Englands durch Wilhelm, mit der neuen Dynastie und dem fremden Adel auch das romanische Wesen nach England verpflanzt wurde. Ebenso bekannt ist es, daß diese Verpflanzung auf eine sehr entschiedene und selbstbewußte Reaction stieß und bald offener, bald stiller ein Wettkampf des germanischen und romanischen Elements stattfand. Gerade das 14. Jahrhundert, in welches Wiclif's Lebenszeit fällt, zeichnet sich in der englischen Geschichte als ein Zeitraum kräftiger Hebung und frischen Lebens aus, eine Folge des Kampfes der Geister. Durch die Kriege mit Frankreich hob sich das britische Nationalgefühl, wuchs die Selbständigkeit der Parlamente; und indem der niedere Adel, der Kaufmann in den Städten, der Landmann, kurz der angelsächsische Stamm an Gewicht in politischer und staatsökonomischer Beziehung zunahm, drang auch die angelsächsische Sprache, auf Kosten sowol der französischen als der lateinischen, wieder empor, und in demselben Zeitraum taucht auch mit Chaucer, dem Vater der englischen Poesie, eine englische Nationalliteratur auf. Der erwachende, wesentlich germanische Nationalgeist regte sich mit besonderer Kraft auf dem kirchlichen Gebiete. Und eben hier greift die Persönlichkeit Wiclif's ein. Allerdings ist er nicht selbst Reformator geworden, aber ein wirklicher und echter Vorläufer der Reformation ist er wegen seines Kampfes gegen die Entartung der Kirche seiner Zeit und weil er die Heilige Schrift, die er selbst aus der Vulgata in das Englische übertrug, als Grundlage und Regel christlichen Glaubens und Lebens aufgestellt hat. Ferner ging das ganze Streben Wiclif's auf kein anderes Ziel, als Reinigung und Erneuerung der Kirche, Wiedergeburt der Christenheit zum apostolischen Christenthum. Man hat endlich, was den Erfolg betrifft, festzuhalten, daß Wiclif in der That eine ungemein anhaltende Wirkung hervorgebracht hat, nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch auswärts, namentlich in Böhmen, wo Hieronymus von Prag und Johannes Huß aus seinen Schriften geschöpft haben. In England selbst hat sich die evangelische Anregung, welche Wiclif gegeben, trotz Scheiterhaufen und Gefängnissen, nachweislich anderthalb Jahrhunderte lang bis zur Reformation forterhalten. Der Vortrag zeichnet sich durchgehends durch die Klarheit der Disposition aus. Es ist in ihm alles anschaulich und übersichtlich zusammengestellt und geordnet.

Thaddäus Lau.

Ein literarisches Album.

Von unserm Bericht über die diesjährigen Albums in Nr. 12 d. Bl. hatten wir ein Album ausgeschlossen und für eine besondere Besprechung zurückgelegt, weil uns einige darin enthaltene Beiträge eine Bedeutung zu haben schienen, welche weit über das gewöhnliche Albumsinteresse hinausreicht; es ist dies das

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1859. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1859. Gr. 8. 18 Ngr.

Der uns vorliegende Jahrgang ist bereits der sechzehnte dieses Albums, welches, wie Julius Merz, der Gründer und Vorstand des Vereins, in dem kurzen Vorwort bemerkt, „seit seinem Erscheinen im Jahre 1844, durch alle Jahrgänge, in vielen Privatbibliotheken, in Lesekreisen und bessern Leihbibliotheken Aufnahme gefunden". Mit Recht spricht Merz die Erwartung aus, es werde „der heurige Jahrgang nicht minder freundlich aufgenommen und seinen Vorgängern angereiht werden, und zwar um so mehr, als er geeignet scheinen dürfte, nach verschiedenen Seiten hin anzuregen und auch wol zu befriedigen."

Wir nehmen zuvörderst einen kleinen Aufsatz heraus: „Ueber Albrecht Dürer" von J. Maar, weil es gerade in unserer Zeit, in welcher die Zierlichkeit und Eleganz der Form und die Virtuosität in der Ausführung über alles geschätzt zu werden pflegt, doppelten Dank verdient, wenn es ein Kenner unternimmt, das oft nur zu vergeßliche, gegen manche seiner größten Geister nur zu undankbare deutsche Volk an den Werth Dürer's, dieses ebenso genialen und vielseitigen als urdeutschen Künstlers in kräftigen Worten zu erinnern. Wir halten es für ein glückliches Zusammentreffen, daß dies auch von Professor Guhl jüngst geschehen ist, der in Berlin eine Reihe von Vorträgen, mit deren Ertrage das Germanische Museum in Nürnberg unterstützt werden soll, mit einem Vortrage über Dürer eröffnete und darin, wie die Zeitung „Berlin" berichtete, Albrecht Dürer als denjenigen Maler schilderte, „in welchem die deutsche Kraft sich concentrirte und ihren höchsten Ausdruck fand, und dies bei den beengendsten bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen Dürer's, ungleich denen der gleichzeitigen großen italienischen Künstler, die mit Ehren und Gütern überhäuft wurden und mit Fürsten und Päpsten befreundet, selbst wie Fürsten lebten", welchen Worten der Berichterstatter die Bemerkung hinzufügt, er habe die Vorlesung verlassen, „aufs neue von der Bedeutung Albrecht Dürer's und der Sitte Deutschlands überzeugt, seinen genialen Söhnen jeden Schritt zu der Höhe zu erschweren, von welcher aus sie mit der Glorie ihres Ruhms das undankbare Vaterland überstrahlen". Maar behauptet: „In der That, wenn es mit der innern Entwickelung unsers nationalen Geisteslebens nicht wirklich noch kümmerlich aussähe, so müßte Dürer der Liebling seiner Nation sein. Freilich die moderne Blasirtheit, der alles bekannt scheint und die doch nichts kennt, die alles überwunden zu haben meint, hat auch Dürer überwunden. Er bietet auch eine zu gesunde

und kräftige Nahrung für dieſes Geſchlecht." Einige Zeilen weiter bemerkt er: „Es iſt die Kraft und Wahrheit des Ausdrucks; die Großartigkeit und Unmittelbarkeit der Empfindung, welche uns in dieſem Geiſte entgegentritt, daß ſich keiner weder vor noch nach ihm mit ihm vergleichen läßt. Das Göttlichſte in der Kunſt iſt die Kraft, und eine ſo ſeltene Eigenſchaft, daß ſie viele Fehler vergeſſen läßt, auch die Ermangelung der das Auge beſtechenden Grazie. Geſchmack und Grazie können bei einiger Anlage ausgebildet, angelernt werden die Kraft iſt nur den Herrlichſten verliehen." Hierin ſind wir mit dem Verfaſſer vollkommen einverſtanden, aber er wird ſo gut wiſſen wie wir, daß man mit ſolchen Anſichten gegenwärtig beim großen Publikum kein Glück macht. Man darf nicht vergeſſen, daß Albrecht Dürer, der, wie Maar bemerkt, an Feuer der Einbildungskraft und an Originalität der Gedanken ſelbſt den gewaltigen Buonarotti übertraf und ſelbſt von dem Franzoſen de Piles als das begabteſte und fruchtbarſte Genie unter allen Künſtlern anerkannt wurde, aus der Unmittelbarkeit ſeines religiöſen Gefühls heraus ſeine Chriſtus-, Marien- und Heiligenbilder ſchuf, einzig und allein „zur Ehre Gottes", wie der auf anderm Kunſtgebiete vielleicht gleich große aber nicht ſo vielſeitige Sebaſtian Bach. Die gleichzeitigen großen italieniſchen Meiſter, die freilich tiefer in das Allerheiligſte der Schönheit und Anmuth, aber auch nur der Schönheit und Anmuth, nicht des Gemüths und der Innigkeit eingedrungen waren, ſtellten dagegen in ihren Madonnen meiſt eben nur majeſtätiſche oder reizende Frauen und Jungfrauen, in ihren Apoſteln ſchöne imponirende Greiſe, in ihren zum Theil nackten Heiligen herrliche Jünglingsgeſtalten dar, weshalb auch der heilige Sebaſtian einer ihrer Lieblingsgegenſtände war. Selbſt der nackte Leib des Heilandes wurde oft nur dazu benutzt, um ſchöne Körperformen, quellendes Fleiſch und kräftige Muskulatur zur Anſchauung zu bringen. Die Kirche, in deren Dienſt ſie arbeiteten, merkte es freilich nicht oder wollte es nicht merken, wie viel Heidniſches, Weltliches und Verführeriſches damit in die Kirchen, in Mönchs- und Nonnenklöſter einzog, wie Myſtik und Aſceſe da nur ein heuchleriſches Scheinleben führen konnten, wo Kirchen und Klöſter in Tempel für den Cultus des Schönen umgewandelt wurden. Die Reaction blieb denn freilich nicht aus, wenigſtens nicht bei dem nüchternen, ſtets nur auf das Weſen dringenden niederdeutſchen Volke. Wie ganz anders würde ſich übrigens Dürer's ebenſo tiefer als umfangreicher Geiſt entwickelt haben, wenn er unter günſtigen Verhältniſſen gelebt hätte. „Ihm war es nicht gegönnt", bemerkt Maar, „in einer Reihe von Schöpfungen als Maler ſich voll und rein auszuſprechen. Für ihn gab es keinen Vatican, keinen Julius II. und keinen Leo X. Keine der Ermuthigungen, durch welche ſonſt der Genius zu den höchſten Leiſtungen geſteigert wird, wurde ihm zu Theil. . . . . Denken wir uns Rafael in ſeiner Villa, mit fürſtlicher Pracht, mit Bildung und Schönheit umgeben — und unſern Dürer in dem engen düſtern Hauſe an der Ecke der Zeiſelgaſſe; Rafael, überſchüttet mit Gunſt und Reichthum und großartigen Aufträgen — Dürer hinter ſeinen Kupferplatten, eine mühſelige Technik treibend, weil ſein Auskommen dadurch geſicherter war!" Die nürnberger Patricier waren zu der Zeit bereits knauſerig geworden, und ein kunſtliebendes Publikum gab es damals in Deutſchland nicht, wie es auch jetzt noch keins gibt, welches den Künſtler zu großen Werken, die nicht blos Genre- und Landſchaftsbilder ſind, ermuthigte; das zu thun, bleibt auch jetzt noch einzelnen Fürſten überlaſſen, die zugleich pracht-, ehr- und kunſtliebend ſind. Dürer hatte über mangelhaften Abſatz ſeiner Werke, über ſchlechte oder gar keine Bezahlung leider viel zu klagen. „Ich machte viele Sachen", ſchreibt er einmal in ſeinem Tagebuche, „den Leuten zu gefallen; aber das wenigſte wurde mir bezahlt" u. ſ. w. Dagegen bezweifelt der Verfaſſer die alte Tradition, wonach Dürer's Frau eine unausſtehliche Xantippe geweſen; Dürer ſelbſt habe ſich in ſeinen Schriften über ſie niemals beklagt (was jedoch, wenn er auch dazu Grund gehabt hätte, von einer ſo edeln ritterlichen Natur auch nicht zu erwarten war); nur einmal nenne er ſie ſcherzend ſeine „Rechenmeiſterin"; der bekannten Pirkheimer'ſchen Bemerkung in ſeinem Briefe an Johann Tſcherte ſei nicht zu trauen, weil er der perſönliche Feind von Dürer's Frau geweſen, und Pirkheimer habe zu den Männern gehört, in deren Geſellſchaft etwas eiferſüchtige Frauen ihre Männer nur ungern ſähen; doch müſſe auch er einräumen, Agnes ſei eine „ehrbare, gottesfürchtige und fromme Frau". Indeß das ihr von Dürer ſelbſt ertheilte Prädicat einer „Rechenmeiſterin" läßt doch darauf ſchließen, daß ſie wenigſtens ſehr, vielleicht bis zum Extrem genau und haushälteriſch geweſen und nach Art ſolcher wie überhaupt wol der meiſten Frauen den Genius ihres Mannes nur ſo weit geſchätzt haben mag, als Küche und Keller davon Profit hatten. Was half es ihrem Anſehen unter den nürnberger Patricierfrauen und vornehmen und nichtvornehmen Klatſchſchweſtern, daß Bellini und Rafael unſern Dürer bewunderten? daß der berühmte Marc Anton Dürer's Paſſion nachſtach? daß die Maler von Bologna dem deutſchen Meiſter den Vorzug vor allen Malern in der Welt gaben und ihm verſicherten, ſie wollten jetzt freudiger ſterben, nachdem ihr ſo lange gehegter heißer Wunſch, Albrecht Dürer zu ſehen, in Erfüllung gegangen? Ja, hätte man damals nur unſere Titel gekannt, mit denen wir trotz alles Eiferns gegen die deutſche Titelwuth mehr als je überſchwemmt ſind, hätte ſie unter ihresgleichen als „Frau Profeſſorin" oder „Frau Directorin" auftreten können, ſo hätte ſie doch etwas von dem Ruhme ihres Mannes gehabt! So aber war ſie einfach Frau Dürer und ihr Gatte — Kupferſtecher und Holzſchneider! Und wie fleißig war dieſer Mann, um ſich wie ein anderer ehrlicher Philiſter durchzubringen! Außer ſeinen überallhin verſtreuten großen Malerwerken, von denen eins der herrlichſten bei einem Brande in Wien zu Grunde ging, ſind von ihm nahe an 200 Kupferſtiche, die jetzt mit Gold aufgewogen werden, über 100 Holzſchnitte, ferner noch viele Schnitzereien in Holz und Speckſtein u. ſ. w. vorhanden. Die Kupferſtecherkunſt, die vor ihm gleichſam nur noch ſtammelte, lernte durch ihn ſprechen und wurde von ihm zu einer „bisjetzt noch unübertroffenen" Höhe gebracht. Dürer war es, der die Kunſt des Aetzens und Radirens und die Kunſt, Holzſchnitte in zwei Farben zu drucken, erfand und der zuerſt die Linienperſpective nach den Regeln der Mathematik in Deutſchland lehrte; er verfaßte vortreffliche Schriften und Unterweiſungen über das Befeſtigungsweſen, über die Meſſung, über die Proportion des menſchlichen Körpers und über die Proportionen und Stellungen der Pferde, welche letztere Schrift jedoch leider verloren gegangen iſt. Der Verfaſſer bemerkt: „Napoleon ſagt in ſeinem Werke über Artillerie, daß der größte Artilleriſt der deutſche Maler Albrecht Dürer ſei, und anderweitig rühmt er die ſo zweckmäßige Erfindung der Flankenvertheidigung von denſelben"; und er verſichert ferner, daß die neue bairiſche Feſtung Ingolſtadt in der Hauptſache ganz nach dem Dürer'ſchen Syſteme conſtruirt ſei, und daß die berühmteſten Ingenieure der Neuzeit, Carnot, Montalembert u. ſ. w. Dürer zum Muſter genommen hätten. Und über einen Mann von ſo unermeßlichen Verdienſten und vielſeitigen Talenten ſpricht das elegante, blaſirte, charakterloſe Völkchen unſerer Zeit meiſt nur mit verächtlichem Achſelzucken, wogegen Maar von ihm behauptet: „Wir brauchen nicht patriotiſch, ſondern nur gerecht zu ſein, um ihn als den größten chriſtlichen Maler, als das univerſellſte Genie, das Deutſchland je geſehen, und — als den beſten Menſchen zu bezeichnen. Seine titanenhafte Größe iſt die eines Shakſpeare, die Erhabenheit ſeiner Phantaſie die eines Dante! Solange die ewigen Geſetze der Kunſt gelten, wird er daſtehen als ein leuchtender Stern. Als ein echt nationaler Künſtler aber iſt ſein Verdienſt nicht hoch genug anzuſchlagen, weil es ja eine ſo ſeltene Tugend geworden, daß der Deutſche deutſch iſt." Ja, es iſt eine Schmach für Deutſchland, daß dieſer ſeltene und ſo echt deutſche Mann im ganzen im Auslande geſchätzter iſt als in ſeinem Vaterlande ſelbſt; und noch in neueſter Zeit wurde ihm in England ein ſchönes und ehrendes Denkmal geſetzt, indem man eine neue Auflage der kleinen Paſſion (wovon die Holzſtöcke in Londo

ja nähmen; verstellen tut, wer einen überall hilft, wo er meinte Not vor Not zu wissen, und wo er nicht ist, da er seinen Nächsten[1] für Not hält. Ich will nicht sagen, daß Sie sich in Ihrer Meinung irren, aber ich will sagen, daß Sie sich in Ihrer Meinung irren können, und daß Sie sich irren, wenn Sie sich in Ihrer Meinung irren. Ich will sagen,

faſſer mit Recht ſehr begeiſtert. Nur muß man zwiſchen Volkslied und Volkslied einen Unterſchied machen. Es befinden ſich unter den deutſchen Volksliedern ſehr viele von äußerſt ſinnlichem, liederlichem, cyniſchem und frechem Charakter, wie deren ſich in der Volkspoeſie keiner andern Nation finden, und wenn man ſich für dieſe Sorte deutſchen Volksgeſangs begeiſtert, blos weil ſie „Volkslieder" ſind, ſo begeiſtert man ſich vielleicht für die Impromptus irgendeines ſitten- und zuchtloſen Strolchs und Saufbruders. Wenn z. B. der Verfaſſer ein Zechlied anführt, in welchem es unter anderm heißt:

Mein Gut iſt viel zu klein . . . .
Es muß verſchlemmet ſein —

ſo iſt dies ein Lied, in welchem wir weder viel Humor und Poeſie, noch irgendeine empfehlenswerthe Lebensweisheit zu finden vermögen, obſchon es leider bei weitem nicht das ſchlimmſte iſt. Der Verfaſſer bemerkt: „Die Trinklieder ſind von gar glücklicher Sorgloſigkeit. Sie kümmern ſich nicht

ums Römiſche Reich;
Es ſterb' heut' oder morgen,
Es gilt ihm alles gleich."

Nun ja, wir kennen dieſe deutſche Blauemontagsſtimmung, der „alles gleich iſt", ſelbſt ob das „Reich" darüber zu Grunde geht; ob man aber dieſe Sorgloſigkeit eine „glückliche" zu nennen habe; erſcheint uns doch ſehr zweifelhaft. Werthvoller und der Beachtung der Literaturhiſtoriker zu empfehlen iſt deſſelben Verfaſſers längerer Aufſatz: „Alexander im Lichte des Mittelalters, mit beſonderer Berückſichtigung von Lambrecht's Alexanderlied", welcher mit den Worten ſchließt: „Der in Lob und Tadel vorſichtige Gervinus hat recht, wenn er im Preiſe dieſes Werks einen höhern Ton anſtimmt, mag er auch andere zum Widerſpruch reizen; nur daß wir ſeit Auffindung der Fragmente des Aubry von Beſançon den größten Theil jenes Lobes nicht mehr dem Deutſchen zu ſpenden haben, ſondern dem Franzoſen." Die übrigen Aufſätze: „Die deutſchen Burgen", von K. A. Barack; „Die Liebe des Mönchs Eckehard und der Herzogin Hadwig nach Scheffel", von E. Löſch, welcher Scheffel's „Ekkehard" neben das Ausgezeichnetſte, was die deutſche Literatur auf dem Gebiete des Romans aufzuweiſen hat, zu ſtellen erklärt; „Einiges über und von Charitas Pirkheimer", von J. F. J. Lützelberger und die intereſſante Verbrechergeſchichte „Aus dem Leben", von L. Marr können wir einfach nur nennen, da der Raum d. Bl. doch auch einige Rückſichten fordert, und auch die den Schluß des Albums bildenden Gedichte von G. Arnold, K. Ebersberger, Luiſe Hoffmann, L. Marr, J. Merz, A. Pichler, A. Trabert, C. Weiß u. ſ. w. müſſen wir ihrem eigenen Schickſale überlaſſen. H. M.

Notiz.

Poeten und Muſiker.

Im vierten diesjährigen Heft der „Anregungen", die in der That ihrem Titel ſehr genau entſprechen, ſtellt Franz Brendel eine Vergleichung zwiſchen den Muſikern und Dichtern in Bezug auf Wohlverhalten und Lebensſtellung an, die nicht eben ſehr zu Gunſten der letztern ausfällt. Brendel iſt zwar zugleich auch Schriftſteller und Journaliſt, zunächſt allerdings auf muſikaliſchem Gebiete; ſonſt aber bewegt er ſich in einem geſellſchaftlichen Kreiſe, der mit dem Kreiſe der eigentlich literariſchen Geſellſchaft nicht oder nur an wenigen Punkten zuſammenfällt, und wenn er verſichert, der Schriftſtellerſtand ſei in den Augen des Publikums degradirt und letzteres beachte und ſchätze nicht mehr die Perſonen, ſondern nur das ſich documentirende Talent, ſo fällt dieſes Urtheil aus ſolcher Feder ſchwer ins Gewicht. Dabei darf man freilich nicht vergeſſen, daß aus Gründen, die alle hier anzuführen zu weitläufig ſein würde, vielleicht gerade in der Metropole des deutſchen Buchhandels, trotz des dort gepflegten „Cultus des Genius" in der Perſon Schiller's, der Schriftſtellerſtand als ſolcher im allgemeinen einer geringern Achtung genießt als wahrſcheinlich an irgendeinem andern Orte Deutſchlands. Freilich ſcheinen an dieſer zur Schau getragenen Mißachtung auch Affectation, Mißgunſt oder banale abſprechende Raiſonnirerei einen ſtarken Antheil zu haben. Eine Hauptveranlaſſung zu dem Mißcredit, in den ſich die Schriftſteller gebracht haben, erblickt Brendel in ihren taktloſen Kämpfen und Klopffechtereien, „die noch immer ein gutes Fauſtrecht bei uns aufrecht erhalten, nur mit Verbannung aller Ritterſitte, wie einmal Chr. H. Weiße ſehr treffend bemerkt". Wenn ſolches geſchieht, ſo weiß man in der That nicht, wo da der „geſunde Menſchenverſtand" geblieben iſt; denn dieſen wenigſtens verlangen wir, wenn auch nicht die edlern Impulſe angeborner oder erworbener Humanität und Urbanität. Es gab eine traurige Zeit in Deutſchland, wo auch die Gelehrten im allgemeinen, die Theologen insbeſondere aufs tiefſte verachtet und ein Spott und Stichblatt aller waren; das war die Zeit der gelehrten Zänkereien, die Zeit, wo jeder auf den andern die maßloſeſte perſönliche Schmach zu häufen ſuchte und zwar in den gröbſten und flegelhafteſten Ausdrücken, ohne daß dieſe gelehrten Kampfhähne einſehen wollten, daß jeder in demſelben Grade an Achtung einbüßte, in welchem es gelang, der perſönlichen Achtung, die ſein Gegner etwa genoß, Abbruch zu thun. Seitdem die Gelehrten ſich mehr und mehr daran gewöhnt haben, bei ihren Disputen, die ja oft ſehr nöthig und durch das Intereſſe der Wiſſenſchaft geboten ſind, wenigſtens das äußere Decorum zu beobachten und mehr die Sache als die Perſon und deren perſönlichen Verhältniſſe im Auge zu behalten, ſeitdem hat ſich der Gelehrtenſtand, unter dem zunächſt der Stand der betitelten Univerſitätsgelehrten zu verſtehen iſt, ſicherlich in der öffentlichen Meinung außerordentlich gehoben. Brendel bemerkt: „Die alte Rohheit und Bärenhäutigkeit der Deutſchen ſpielt noch immer eine Rolle bei uns, wenn ſchon etwas verfeinert und von dem Gebiet des äußern auf das Gebiet innerlichen Lebens verlegt. Allerdings ſoll man der Sache gegenüber nicht mit Glacehandſchuhen auftreten; wollte man dabei indeß alle Rückſichten des Anſtandes und der feinern Sitte aus den Augen verlieren, ſo wäre dies das andere Extrem. Sehr geſchadet in dieſer Beziehung hat, wie die «Blätter für literariſche Unterhaltung» vor einiger Zeit bemerkten, Goethe's und Schiller's Xenienkampf. Ein Ton wurde damals angeſtimmt, der noch immer fortklingt, und ſo auch die ſpätere Generation zu Mißgriffen verleitet hat. Fehlt es doch der Nation überhaupt in dieſen Dingen noch ganz an dem rechten Takt und iſt demzufolge ſelbſt das allgemeine Urtheil zurückgeblieben und verwirft derartige Uebergriffe nicht mit der gebührenden Indignation zurück zuweiſen." Schiller's und Goethe's „Xenien" finden, wie wir hinzufügen, noch heute viele Bewunderer, und doch war dieſer Kampf gegen kleinere, aber oft ſehr verdiente Männer nicht viel mehr als ein literariſcher Skandal, und man frage ſich, ob die großen muſikaliſchen Meiſter, ein Sebaſtian Bach, Mozart, Gluck, Haydn u. ſ. w. je fähig geweſen wären, ſolche öffentliche Fußtritte an geringere Muſikmeiſter auszutheilen. Zwar bedauert Brendel, daß in neueſter Zeit auch auf muſikaliſchem Gebiete „pöbelhafte Angriffe" (nämlich auf die ſogenannte „Zukunftsmuſik") vorgekommen ſeien, die aber wol nur ſelten von eigentlichen Fachmuſikern herrührten, daß man von Männern, „die auf ihrem Gebiet die hervorragendſten ſind durch Geiſt, Genie und Kenntniſſe", wie von den „elendeſten Pfuſchern" geſprochen habe; im ganzen aber findet er bei den Muſikern mehr moraliſchen Kern als bei Literaten und Poeten; ſie litten nicht an jener „lächerlichen Eitelkeit und kleinlichen Empfindelei, jener Neigung zum Selbſtpouſſiren oder Emporſchraubenlaſſen durch gute Freunde"; man ſuche weniger auf Koſten der andern ſich hervorzuthun, man reſpectire die Collegen; es ſeien unter den Muſikern im ganzen doch nur wenig unklare Köpfe, die ſo ſehr ihre Stellung verkennten, um in der bezeichneten Weiſe aufzutreten. Sicherlich gibt es übrigens auch unter den Dichtern einzelne beſcheidene ſelbſt heutzutage noch; nur leider hilft in dieſer Welt die Tugend der Beſcheidenheit viel weniger raſch zu Glück und Anſehen als die Untugend der Unbeſcheidenheit. H. M.

Bibliographie.

H. Buch des Kaufmanns. Leipzig und Berlin. J. J. Weber. Heft 3. 12 Sgr.

Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie. Herausgegeben von Dr. A. Petermann. 1862. Heft 1. Mit 1 Karte in Steindruck, Taf. I. Justus Perthes. Gotha. 4.

Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie. Herausgegeben von Dr. A. Petermann. 1862. Ergänzungsheft No. 5. Justus Perthes. Gotha. 4.

Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereins in Neuvorpommern und Rügen. Zweiter Jahrg. 2. Abtheilung. Greifswald. 1862. Gr. 8.

Mittheilungen d. k. k. statistischen Centralcommission. 2ter Band. Vierteljahrs-Hefte. Grundsteuerwesen. Allmälige Ablösung. 1. Heft. Wien. 1862. Gr. 8.

Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle. Jahrg. 1862. 1. Heft. Gr. 8.

Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig. Jahrg. 1861. Leipzig. Gr. 8.

Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Dresden. Jahrg. 1861. 1. Heft

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Entwaffnung oder Krieg.

Eine Denkschrift für den italienischen Congreß.

Zugleich ein Nachtrag zu der Schrift:

„Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft."

Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.**

8. Geh. 8 Ngr.

Diese kleine aber höchst interessante Flugschrift enthält gewissermaßen die praktische Anwendung der in der frühern erst unlängst erschienenen bedeutsamen Schrift des Verfassers entwickelten Grundsätze auf die gegenwärtige Situation und namentlich den beabsichtigten Congreß. Sie verdient deshalb in hohem Grade die Beachtung aller, die an der gegenwärtigen Weltlage Interesse nehmen.

Jene frühere Schrift des Verfassers erschien in demselben Verlage unter folgendem Titel:

Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirthschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Gefahr einer Friedensstörung von neuem den unheilvollsten Einfluß auf alle Verhältnisse ausübt, besonders wichtige Schrift des bekannten Publicisten, deren Widmung Freiherr v. Bunsen angenommen hat, behandelt die von den erleuchtetsten Staatsmännern anerkannten, mit der jetzigen Organisation des Militärwesens verbundenen Uebelstände, die das ganze Staatsleben und alle bürgerlichen Verhältnisse gefährden, und erblickt das beste Heilmittel dafür und die beste Garantie einer dauernden Erhaltung des Weltfriedens in einer Reorganisation des ganzen Heerwesens und einer allgemeinen entsprechenden Reduction der Armeen. Das Werk ist sonach durchaus nicht blos für Militärs (welche ihr wahrscheinliches Vorurtheil gegen die Vorschläge des Verfassers wol fallen lassen werden, wenn sie erfahren, daß er selbst Militär war), sondern für alle Kreise von dem höchsten Interesse, namentlich für Staatsmänner, Volksvertreter, Staatsbeamte, Nationalökonomen und überhaupt jeden Gebildeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der christlichen Kirche.

Lehrbuch von Dr. **Chr. Wilh. Niedner.**

8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Der berühmte Verfasser dieses Lehrbuchs ist bekanntlich unlängst zum Professor der Kirchengeschichte an der berliner Universität ernannt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Causes célèbres du droit des gens.

Rèdigées

par **le baron Charles de Martens.**

Deuxième édition.

Revue, corrigée et augmentée par l'auteur.

Tome III. In-8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Der erste und zweite Theil kosten 5 Thlr.)

Eine zweite Auflage des bekannten Werks, die vielfach verbessert wie durch Neues bereichert ist und sowol dem diplomatischen Publikum als allen für die wichtigen völkerrechtlichen Zustände sich Interessirenden eine willkommene Erscheinung sein wird.

In demselben Verlage erschienen folgende

wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

——, Réglements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

——, Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann*. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les rélations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par *Léopold Neumann*, docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome I à V. In-8. 16 Thlr. 10 Ngr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

——, Elements du droit international. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Wöchentl. ausgegeben. — Nr. 19. — 1. Mai 1850.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Nummern von drei Bogen zum vierteljährigen Pränumerationspreis von 3 Thlr. = 5 fl. 24 kr. = 4 Fr. 50 c. = 3 Lire. Alle Buchhandlungen und Postämter sind für diesen Preis zu Entgegennahme von Bestellungen bereit.

Druck und Verantwortlichkeit: Friedrich Brockhaus. Verlag: Friedrich Brockhaus. Redaction: Ludwig Brockhaus. Verlag: Friedrich Brockhaus und Heinrich Brockhaus in Leipzig.

Neue humoristische und satirische Romane.

Wenn in einer Epoche mit der Gesellschaft die Literatur sich in Widerspruch befindet, wenn die Gesellschaft sich über die Literatur, die Literatur über die Gesellschaft beschwert, wenn Gesellschaft und Literatur sich gegenseitig anklagen, so ist es wahrscheinlich, daß beide Theile einen Theil der Schuld tragen. Wenn die Literatur sich über die Gesellschaft beklagt, daß sie nicht gelesen werde, daß sie keine Wirkung habe, daß sie keine Macht besitze, daß sie nicht einmal gefürchtet werde, daß sie nicht einmal eine Meinung sei, daß sie nur ein Echo sei, das Echo der Gesellschaft, so ist es wahrscheinlich, daß die Gesellschaft ihre Ursachen vorzubringen weiß, daß sie ihrerseits sich beklagt, daß sie nicht befriedigt werde, daß sie nicht gelesen werde, daß sie nicht gefürchtet werde, daß sie nicht einmal eine Meinung besitze, daß sie nur ein Echo sei, das Echo der Literatur, daß sie nicht einmal ein Echo sei, daß sie nur ein Echo sein könne, daß sie nicht sein könne, daß sie nicht sein wolle, daß sie nicht sein solle, daß sie nicht sein dürfe

Münchhauſiade im Geiſt der alten naiven Schnurren zu ſchreiben, da gewiſſe Leute ſofort behaupten würden, dieſer Humor ſei trivial, inhaltlos und antiquirt, ich möchte aber auch niemand rathen, ſolchen Producten Zeitbeziehungen und ſatiriſche Tendenzen zum Grunde zu legen, denn ganz dieſelben Leute würden ſofort ſagen, dieſe Tendenzen machten den Humor zunichte und brächten ihn um den höchſten Reiz, der jene alten Schnurren ſo drollig mache, um den der Naivetät. Es hilft alſo alles nichts: „Der Jude wird verbrannt!“

Trotz dieſer Ungunſt, unter welcher humoriſtiſche Producte gegenwärtig im allgemeinen zu leiden haben, ſind ſolche Producte und beſonders komiſche Romane doch gar nicht ſo ſelten, als es ſcheinen könnte, wenn man den Zuſtand unſerer Literatur nur nach den Referaten unſerer kritiſchen Blätter beurtheilen wollte. Ebenſo wenig erhellt unſer Reichthum an humoriſtiſchen Romanen aus unſern Literaturgeſchichten. Wenn in dieſen — um nicht bis auf den „Finkenritter“, den „Simpliciſſimus“ und „Philander von Sittewald“ zurückzugehen — Wieland wegen ſeines „Don Sylvio“ und ſeiner „Abderiten“, Nicolai wegen „Sebaldus Nothanker“, Hippel, Jean Paul, Thümmel, Muſäus, vielleicht auch noch Knigge, Wezel und J. W. Müller (wegen des „Siegfried von Lindenberg“) genannt ſind, ſo kann man ſchon ſehr zufrieden ſein. Aber es haben noch viele andere ſchon in früherer Zeit humoriſtiſche Romane geſchrieben, die, wenn ſie auch von äſthetiſchem Standpunkt werthlos erſcheinen, doch als Spiegelbilder damaliger Sitte und Cultur von großem Intereſſe ſind. Werden ja doch in unſern Literaturgeſchichten Hunderte von Werken ernſter Gattung aufgezählt, die auch nur für ihre Zeit Bedeutung hatten, aber nicht einmal den ſittengeſchichtlichen Werth wie jene humoriſtiſchen Romane haben und daher mit viel weniger Recht in unſern Literaturgeſchichten verewigt ſind. J. W. Müller, von dem noch 1808 Jördens ſagte, er ſei ein Romanſchriftſteller „vom erſten Rang“, er ſei ein Kenner der Welt und des menſchlichen Herzens, habe Witz und Laune und namentlich, was ſo vielen fehle, einen richtigen Begriff von dem Werthe und dem Berufe des Volksſchriftſtellers — dieſer „Müller von Itzehoe“ ſchrieb außer ſeinem berühmten „Siegfried von Lindenberg“ noch eine ganze Reihe von komiſchen Romanen wie „Die Herren von Waldheim“, „Emmerich, eine komiſche Geſchichte“, „Geſchichte des Herrn Thomas“ u. ſ. w. Wenn dieſe Romane es auch nicht zu der Beliebtheit brachten, wie ſein in zahlloſen Exemplaren über Deutſchland verbreiteter „Siegfried von Lindenberg“, ſo waren ſie doch ſehr geſchätzt und geleſen, wie ſchon daraus hervorgehen mag, daß mehrere derſelben ſogar ins Holländiſche und Däniſche überſetzt wurden. J. F. Jünger wird in unſern Literaturgeſchichten wol als Luſtſpieldichter genannt, während man ihn als Verfaſſer früher viel geleſener komiſcher Romane wie „Huldreich Wurmſamen von Wurmfeld“ und „Fritz“ (dem nach Jünger's Tode von anderer Hand ein fünfter und ſechster Band hinzugefügt wurde, was wol als Beweis ſeiner damaligen Beliebtheit gelten mag) kaum noch zu kennen ſcheint. Lafontaine's „Quintius Haymeran von Flaming“, in dem unter anderm die lächerlichen Stammbaumprätenſionen einer gewiſſen Adelsklaſſe mit Erfolg perſiflirt ſind, war ebenfalls ſeinerzeit ein berühmter Roman, und noch der Freiherr von Sternberg lernte, wie er in ſeinen „Erinnerungsblättern“ erzählt, einen in Deutſchland reiſenden Lord kennen, der dieſen Roman als eins der vortrefflichſten deutſchen Bücher rühmte; unſere Literaturgeſchichtſchreiber ſcheinen von Lafontaine nichts weiter zu wiſſen, als daß er blos weinerlich-empfindſame Romane verfaßt habe. Von Heinrich Gottfried von Bretſchneider, dem Freunde Nicolai's und wie dieſer ein Vorkämpfer der Aufklärung gegen Obſcurantismus und Jeſuitismus und deshalb in Oeſterreich vielfach verfolgt, ſcheint man gar nichts zu wiſſen, obſchon ſein Roman „Waller's Leben und Sitten“ Schilderungen voll Laune, Witz und feiner Ironie aus dem Geſellſchaftsleben ſeiner Zeit und namentlich der wiener Welt enthält, auch manche andere ſeiner Schriften und Romane ihn den beſſern Satirikern und komiſchen Schriftſtellern des vorigen Jahrhunderts anreihen. Auf einer unvergleichlich tiefern Stufe ſtehen die komiſchen Romane von Cramer und von Laukhard, z. B. von jenem „Paul Oſop, Geſchichte eines reducirten Hofnarren“, „Fräulein Runkunkel“ und „Baron Sturmdrang“; von letzterm, deſſen wüſtes Leben noch jüngſt Robert Prutz im „Deutſchen Muſeum“ unter dem Titel „Aus dem Leben eines Taugenichts geſchildert hat, beſonders die „Annalen der Univerſität Schilda“; dennoch ſind auch ſie als Quellen zur Kenntniß der damaligen Sittenzuſtände keineswegs zu verſchmähen, namentlich ſind Laukhard's Schilderungen aus dem theils liederlichen theils verwilderten und halbbarbariſchen Leben der damaligen Garniſons- und Univerſitätsſtädte nicht ohne Werth. Die Geſchmackloſigkeit, welche in dieſen Producten herrſcht, überſteigt zwar alle Begriffe, aber wenigſtens an Lebenserfahrung und Menſchenkenntniß fehlt es darin nicht, und jedenfalls iſt es ein nicht in Abrede zu ſtellendes Factum, daß ſie einen zahlreichen Leſerkreis hatten und daß mithin die Vorwürfe, die man dieſen Scribenten zu machen hat, zugleich auch auf einen anſehnlichen Theil des deutſchen Volks ſelbſt zurückfallen; denn wie St.-René Taillandier mit Recht bemerkt: „Les peuples sont toujours responsables de la littérature qu'ils approuvent ou qu'ils subissent“, nicht immer ihrer Geſammtheit, aber doch einem beträchtlichen Beſtandtheil nach.*) Freilich, wenn man ſolche Producte ignorirt, ſo iſt dies immer noch bei weitem entſchuldbarer, als wenn man den Inhalt eines ſo hochſtehenden humoriſtiſchen Erzeugniſſes wie Immermann's

*) Die obenerwähnten Unterlaſſungsſünden ſind jedoch noch nicht die ſchlimmſten. In Gervinus' kleinerm „Handbuch“ finden wir z. B. Abraham a Sancta Clara nicht einmal erwähnt, und den Namen Karl Heinrich's Ritter von Lang, den wir zu den witzigſten Köpfen Deutſchlands zählen möchten und deſſen „Hammelburger Reiſen“ ſchwerlich ohne Einfluß auf Heinrich Heine's „Reiſebilder“ geblieben ſind, wird man wahrſcheinlich in allen deutſchen Literaturgeſchichten vergebens ſuchen oder etwa nur wegen ſeiner Memoiren kurz erwähnt finden.

„Münchhausen" bei einem neuern Literaturgeschichtschreiber, Wolfgang Menzel, durch folgenden Auszug verfälscht findet: „Ein Enkel des großen Lügners Münchhausen hält vor einem einfältigen Edelmanne, seiner schmachtenden Tochter und einem Schulmeister, der, obgleich halb verrückt, noch den meisten Verstand hat, eine unendlich lange ironische Rede, worin er aus dem Hundertsten ins Tausendste kommt, vorzugsweise über die damals neueste deutsche Literatur, und kühlt sein Müthchen an seinen Gegnern eklig, grämlich, verbittert, ohne Witz und gesundes Urtheil", und wenn es dann weiter heißt: „Welche Verwirrung im Kopfe des Dichters läßt das voraussetzen! Wie weit entfernt ist er von Tieck's heiterer Unbefangenheit und Grazie, die er krampfhaft zu erkünsteln strebt!"

Wenn nun ein Deutscher in einer sogenannten Literaturgeschichte über unsern hervorragendsten humoristischen Roman neuerer Zeit, an dem man freilich die gänzliche Zusammenhangslosigkeit zwischen den ernsten und humoristischen Partien mit Recht zu tadeln hat, ein so schnödes Urtheil fällt, dann allerdings kann man es verzeihlich finden, wenn es zu den fixen Ideen des Auslandes zu gehören scheint, daß die Deutschen überhaupt keine Anlage für den Humor hätten oder wenigstens keine humoristischen Romane besäßen. So äußerte noch jüngst St.-René Taillandier in dieser Beziehung: „Le roman satirique, humoristique est à peu près inconnu chez nos voisins, ou du moins les oeuvres de ce genre, consultées seulement par les historiens littéraires, ont laissé peu de traces dans le souvenir du pays", ein Urtheil, dem er selbst freilich anerkennende Worte über die komischen Partien, namentlich über die diplomatische Fehde zwischen den Fürstenthümern Schnauzlingen und Schnüfflingen in Steub's Roman „Deutsche Träume" folgen läßt. Sind wir wirklich so arm an humoristischen Romanen, wie der Franzose meint? Wir sind es selbst heutzutage nicht, wie ja auch der Umstand beweisen dürfte, daß uns zu gleicher Zeit fünf Romane mehr oder weniger humoristischen, satirischen und komischen Charakters vorliegen und von uns in Folgendem besprochen werden sollen. Es mag richtig sein, daß sich unter ihnen kein Werk von classischem Werth und epochemachender Bedeutung befindet; aber auch unter den neuern Romanen ernster Gattung gibt es, wenn überhaupt einen, doch sicherlich nur äußerst wenige, denen man ein solches Prädicat zutheilen oder eine durchgehende Vortrefflichkeit nachrühmen könnte. Wir gehen jetzt zu der Besprechung der uns vorliegenden Romane über, wobei wir von denen, welchen eine bestimmte Zeittendenz und eine entschieden lehrende Absicht zum Grunde liegt, zu denen fortschreiten wollen, in denen der Unterhaltungszweck den belehrenden überwiegt und der Humor im Wege des freien Schaffens mehr sich selbst als einer Tendenz zu genügen sucht.

---

1. Die Väter der Stadt. Roman von Karl Wartenburg. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 3 Thlr.
2. Advocat Schnobeles. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben von Julius Gundling. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Wolkenkukuksheim. Humoristisches Genrebild von Hermann Presber. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Herr Rentier Rosentipfel und seine beiden Neffen. Komischer Roman aus den harmlosen Tagen des goldenen Berlin von Heinrich Smidt. Berlin, Janke. 1859. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
5. Die Kinder von Finkenrode. Von Jakob Corvinus (W. Raabe), Verfasser der „Chronik der Sperlingsgasse" und von „Ein Frühling". Berlin, Schotte u. Comp. 1859. Gr. 16. 1 Thlr.

Der Roman „Die Väter der Stadt" von Karl Wartenburg (Nr. 1), in welchem sich die ernsten und komischen Partien so ziemlich die Wage halten mögen, spielt in einer deutschen kleingroßen Stadt, nämlich in der Residenzstadt eines kleinen deutschen Staats. Der Verfasser bemerkt über seinen Roman in der Vorrede, daß derselbe keinen Anspruch darauf mache, zu den politischen Tendenzromanen gezählt zu werden, trotzdem daß sein Inhalt öffentliche Dinge zum Gegenstande der Darstellung habe. Er schildere in leichten Zügen zeitgeschichtliche Kämpfe, deren Mittelpunkt der Streit um eine altdeutsche Einrichtung sei, die nur deshalb vielen revolutionären Ursprungs zu sein scheine, weil das Jahr 1848 ihr lange Zeit verdrängtes, wahres Wesen wieder zur Geltung gebracht; die freie Selbstverwaltung der Gemeinde. Den Boden kleinstaatlicher Verhältnisse habe er deshalb gewählt, weil das Gemeindeleben während der letzten acht Jahre gerade in den kleinern deutschen Ländern die verhältnißmäßig freieste Entwickelung gehabt; man brauche nur an jene treffliche Gemeindeverfassung der thüringischen Länder, insbesondere an die des Herzogthums Sachsen-Koburg-Gotha zu erinnern. „Die Arbeit", fährt er fort, „wurde noch in jener trüben Zeit begonnen und vollendet, die, als die Periode der Umkehr, noch frisch im Gedächtniß aller sein wird. Daß dem Humor hier und da einiger Spielraum vergönnt, lag in der Natur der Sache und der Umstände. Wenn der Humor aus dem Leben verdrängt wird, so flüchtet er ins Reich der Dichtung." Er gesteht zwar selbst, daß der Stoff „an und für sich spröde und ungefügig" sei, erachtet ihn aber doch einer „nationalen dichterischen Behandlung nicht ganz unwerth". Und sicherlich nicht; spiegelt sich doch, wie der Verfasser selbst bemerkt, im Mikrokosmos der Makrokosmos wider. Nun ist zwar der Verfasser kein eigentlicher Dichter, aber er ist ein treuer, sorgfältiger und verständiger Beobachter des Lebens und der Menschen; er copirt letztere genau so wie sie sind, mit ihren Vorzügen und Schwächen, nur daß die Mängel bei den meisten Personen seines Romans überwiegen, wie dies leider in der Wirklichkeit wol auch der Fall sein mag. Insofern ist der Verfasser allerdings der ausbündigste Realist, den man sich denken kann; aber der löbliche Zweck, menschliche Mängel lächerlich, Laster und Untugenden verhaßt zu machen und dadurch veredelnd und bessernd auf seine Nebenmenschen zu wirken und besonders Nationalsinn und Gemeinsinn in ihnen zu wecken, adelt diesen Realismus. Die Handlung ist sehr einfach, indem eine simple Bürgermeisterwahl ihren Mittelpunkt bildet, um den sich alle übrigen Personen und Verhältnisse gruppiren. Bürgermeister der Stadt ist Dr. August Rothe, der sich durch seine gewandte Zunge in den Jahren der Bewegung einen großen Anhang unter der Bürgerschaft verschafft hatte. Von seinem Universitätsleben her hatte er noch ganz jene burschikosen Manieren, „die man bei einem Studenten am Ende ganz in der Ordnung findet, während sie bei einem ins bürgerliche Leben Eingetretenen unangenehm werden können". Aber er wußte den Spießbürgern zu imponiren und ihnen den nöthigen liberalen Dunst vorzumachen, bis sie ihn zum Bürgermeister wählten. Als nun die Epoche der „Umkehr" kam, kehrte auch Rothe um und schwamm mit der Gegenströmung, solange es ging. Er liebte den Wein und die Weiber, und grundsatz- und haltungslos wie er war, ergab er sich dem Trunk bis zum Excesß, ließ sich auch Nachlässigkeiten im Amt und selbst Veruntreuungen zu Schulden kommen, über die jedoch die herrschende

pietistische Partei, von der uns einige verächtliche Exemplare vorgeführt werden, deshalb fürs erste hinwegsah, weil sie ihn gerade dieser Vergehungen wegen in den Händen zu haben und in ihm ein willenloses Werkzeug ihrer Plane zu erblicken glaubte. Aber die neue Bürgermeisterwahl rückt heran, und es werden ihm drei Mitbewerber gegenübergestellt: Senator Drossel, Senator und Kaufmann Pfeiffer und Doctor Heinrich Hagen, ein Mann von edelster und humanster Gesinnung, aber, gestehen wir es offen, zu doctrinär, um eigentlich interessant zu sein. Es ist überhaupt ein Unglück, daß gerade Tugend und Rechtschaffenheit in den meisten Romanen langweilig erscheinen, weil nur wenige Romanschriftsteller die Kunst verstehen, den Trägern dieser Tugend originelle Charakterzüge beizumischen, wie dies Dickens versteht und wie es auch Heinrich Smidt in seinem „Rentier Rosentirfel" gelungen ist. Auch leiden die vorbereitenden Partien an zu großer Breite, wogegen die mit der Bürgermeisterwahl unmittelbar verbundenen Vorgänge durch viele ergötzliche Züge bezeichnet sind. Dahin gehören die anonymen Annoncen, womit in der „Stadt- und Landtrompete" die verschiedenen Candidaten von ihren Gegnern lächerlich gemacht werden. So fand sich gegen Drossel die Anspielung: „Wer gesonnen ist, sich zu hängen, warte noch vier Wochen, wo in unserer guten Stadt eine allgemeine Drosselei stattfinden wird. Unentgeltlich und von Amts wegen"; hinter dem Wahlspruche Pfeiffer's „Wahrheit und Ehrlichkeit" hatte sich folgendes Inserat eingeschlichen: „Und richtiges Maß und Gewicht und unter 1 Pfund Kaffee nicht ¼ Pfund Steine"; gegen Rothe: „Ein altes Bierfaß wird wegen Mangels an Raum zu verkaufen gesucht. Offerten bittet man unter der Chiffre Dr. A. R. in der Expedition dieses Blattes abzugeben"; gegen Hagen: „Nur keine gelehrten Federfuchser, sondern einen Bürgersmann, der weiß immer, wo uns der Schuh drückt. Mitbürger, wir brauchen keinen Studirten." Mitten darunter fand sich das pietistische Inserat: „Mitbürger! habt Acht! Der Erbfeind geht um. Zwietracht säet er unter den Weizen. Blos in dem HERRN ist das Heil. Siehe, er suchet einen, den er verschlinget. Hebe dich weg, Versucher" u. s. w. Doch man kennt diese meist ebenso boshaften als witzlosen anonymen Expectorationen deutscher Gemüthlichkeit, Offenheit und Bildung, deren Tummelplatz unsere Lokalblätter zu sein pflegen. Indeß es half dem Candidaten Pfeiffer nichts, daß er in den letzten Tagen vor der Wahl seine Waaren für den halben Preis verkaufte; es half dem Senator Drossel nichts, daß er in den letzten acht Tagen alle Welt in den Wirthshäusern freihielt; beide fielen durch, und Drossel tröstete sich mit den Worten: „Sei's darum — das ganze Nest verderbe! Ist doch der Pfeiffer auch durchgefallen"; ebenso fiel der frühere Bürgermeister Rothe durch, den jedoch noch zu rechter Zeit der Schlag traf, ehe seine Veruntreuungen in die Oeffentlichkeit gelangten. Der wackere Hagen wird natürlich gewählt, und in einem Augenblicke, wo, wie es am Schlusse des Buchs heißt, „das helle Morgenroth, das in Deutschlands größtem Staate nach langer Nacht angebrochen und das seinen Lichtschimmer über das ganze große Vaterland wirft, mit seinem Glanze auch die Schwertspitzen der Kämpfer für das alte deutsche Recht der Gemeinde, sich selbst zu regieren, vergoldet"! Eine ergötzliche Figur des Romans ist unter andern der gelehrte Rector, der über die römischen Comitien zehnmal unterrichteter ist als über die Gemeindeverfassung der Stadt, von der er nicht ein Jota kennt, der um alle Liebschaften des Alterthums weiß, aber nicht bemerkt, daß seine Tochter Optativa sich in ein Liebesverhältniß verstrickt, ja, den eine Bewerbung um ihre Hand in Erstaunen setzt, weil er kaum bemerkt hat, daß sie inzwischen in ein Alter getreten ist, wo Liebes- und Heirathsgedanken sich beim weiblichen Geschlecht von selbst einfinden. Auf den Taufnamen Optativa war er aber verfallen, als er gerade an seinem dritten Programm über die Partikeln ἄν und εἰ schrieb und dabei von neuem auf die Bedeutung des griechischen Optativs gerieth. Seine Frau opponirte gegen diesen heidnischen Namen und schrieb auf den Zettel, den sie zum Superintendenten behufs der Taufe schickte, die Namen Marie Elisabeth, zu gleicher Zeit lief aber auch ein von des Schulmanns Hand beschriebener Zettel mit dem Namen Optativa Eusebia ein. Der Superintendent wußte nun nicht, wie er das kleine Mädchen taufen sollte; aber die Frau Superintendentin, die im Hause mit großer Energie das Scepter führte und deshalb im herzoglichen Schlosse ein „Papst im Unterrocke", vom Schulrath Mantius aber „Frau Consistorium" genannt wurde, bestimmte ihren Mann, das kleine Wesen auf den ihr höchst lächerlich vorkommenden Namen Optativa zu taufen, weil sie wußte, daß damit der Mutter Optativa's, die sie nicht leiden konnte, ein Possen geschähe. Solcher kleinen ergötzlichen Züge finden sich viele im Buche. Unter den ernsten Partien ist besonders die Episode ergreifend, welche den greisen französischen Sprachlehrer Dubois betrifft. Als die Februarrevolution losbrach, rührte sich in ihm der alte französische Republikaner; er feierte sogar im Lokalblatt die „liberté" in französischen Reimen, machte sich aber dadurch nach oben so misliebig, daß er seiner Stelle an der Landesschule entsetzt wurde. Nun fielen seine Gläubiger in Massen über den „alten französischen Lump" her, wie sie in einer Anwandlung süßer deutscher Gemüthlichkeit ihn nannten, bis er in seiner Verzweiflung, als gerade die Klänge der Marseillaise „Aux armes, ob citoyens!" ihn berührten, zum letzten Mittel griff und er unter dem Ausrufe: „Tout perdu! finissons cela! Oh mes pauvres enfants!" seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machte. Wie es im Leben so geht, so auch hier; seine Freunde betrauerten, nichts Ordentliches für ihn gethan zu haben, und doch hätte die Hälfte der Summe, die sie nun für seine Hinterlassenen aufbrachten, vielleicht hingereicht, ihm eine bessere Lage zu bereiten und ihn seiner Familie zu erhalten. Selbst ein wohlgenährter Fleischer rief: „Gott, wenn ich das hätte ahnen können, ich hätte ihm noch eine Kalbskeule geschickt und den Bettel geschenkt. Wer konnte sich auch solches Elend denken!" Indeß war es dem Fleischer doch keineswegs sehr angenehm, als ihn ein daherlaufender Nachbar beim Wort nahm und bestimmte, die Kalbskeule der Witwe und ihren acht Kindern zu schicken. Das sind die Züge, wie aus dem Leben gegriffen! An beachtenswerthen Reflexionen fehlt es dem Roman keineswegs; doch führen wir hier nur eine über die Schriftstellerei an. Der Candidat Oppermann, wegen seiner freisinnigen Grundsätze von oben her verfolgt, gibt, dieser Verfolgungen überdrüßig, seine Lehrstelle auf und beschließt, sich fortan durch schriftstellerische Arbeiten zu ernähren: „Es ist entschieden", schreibt er einem Freunde, „ich werde Schriftsteller. Jedenfalls ein ebenso ehrenwerther Beruf wie jeder andere. Der Unterschied besteht vielleicht nur darin, daß der Schriftsteller außer der Berufsgeschicklichkeit auch noch ein gut Theil Entsagungsfähigkeit braucht. Aber eben das ist es, was mich anzieht." Der Advocat Karsten ergreift diese Gelegenheit, in Abrede zu stellen, daß der Schriftstellerstand in Deutschland misachtet sei; diese Misachtung sei in den meisten Fällen eine affectirte oder entspringe aus Neid; denn es gäbe jetzt mehr als einen Richelieu, der allen Ruhmesmännischen Ruhm für ein Lorberblatt aus dem Kranze Corneille's hingeben würde. Er kenne einen Assessor, der neulich, als man für die Schiller-Stiftung sammelte, ganz erschrecklich gegen die „Literatenbande" losgezogen sei. Inzwischen halte sich dieser Assessor für eine poetisch organisirte Natur und habe über ein Dutzend Novellen geschrieben, von denen leider keine in die Oeffentlichkeit gedrungen. Vor 14 Tagen endlich sei ihm der große Wurf gelungen, eine Novellette in ein stuttgarter Unterhaltungsblatt einzuschmuggeln; seitdem habe er nicht wieder von einer „Literatenbande" gesprochen. Welcher Stand könne auch die Berechtigung haben, „dem Schriftstellerstande, dem «Literatenthum», um die landläufige Schimpfbenennung zu gebrauchen, Misachtung zu zeigen"? „Ich bin", fährt Karsten fort, „Freund von einer gewissen socialen Statistik und sammle mir allerlei darauf bezügliche Notizen. Da fand ich denn, daß es verhältnißmäßig unter jedem andern Stande mehr räudige Schafe gibt, als unter den Schriftstellern. In meiner funfzehnjährigen Praxis

ihn als ein Ganzes, als einen Charakter, und, wie wenige Menschen, sind wir einer Bestimmung nahe, die wenigen Menschen zu Theil wird, einer Gesammtbildung, welche, wie wenige Menschen, sie erlangen, sich in ihrer Vollendung nur wenigen Menschen zeigt. Wir haben Goethe, wir haben Schiller, wir haben Shakespeare, wir haben Calderon, wir haben Dante, wir haben Homer, wir haben Sophokles, wir haben Aeschylos, wir haben Aristophanes, wir haben Cervantes, wir haben Rabelais, wir haben Shelley, wir haben Byron, wir haben Walter Scott, wir haben Victor Hugo, wir haben Lamartine, wir haben Manzoni, wir haben Leopardi, wir haben Michelangelo, wir haben Rafael, wir haben Tizian, wir haben Correggio, wir haben Rembrandt, wir haben Rubens, wir haben Mozart, wir haben Beethoven, wir haben Gluck, wir haben Cherubini, wir haben Meyerbeer, wir haben Rossini, wir haben Bellini, wir haben Donizetti, wir haben Auber, wir haben Halévy, wir haben Boieldieu, wir haben Hérold, wir haben Adam, wir haben Grétry, wir haben Méhul, wir haben Cimarosa, wir haben Paisiello, wir haben Pergolesi, wir haben Spontini, wir haben Weber, wir haben Marschner, wir haben Lortzing, wir haben Nicolai, wir haben Kreutzer, wir haben Flotow, wir haben Wagner, wir haben Liszt, wir haben Berlioz, wir haben Gounod, wir haben Thomas, wir haben Verdi, wir haben Rossini, wir haben Meyerbeer

nachdem er auf das Haupt ihres Vaters Schmach und Schande gebracht oder wenigſtens den beſten Willen gezeigt hat, es zu thun? Man kann ſich als möglich vorſtellen, daß ein Weib in einem ſolchen Colliſionsfalle ſich für den Gatten entſcheidet, aber doch nur dann, wenn es ſeinem Gatten in leidenſchaftlicher Liebe zugethan geweſen und dieſe Leidenſchaft wieder in ihm erwacht iſt. Dies aber war bei Sarah nie der Fall, und nachdem Schnobeles, der überhaupt körperlich wie geiſtig und moraliſch nie ſo unliebenswürdig erſcheint als in dieſem Stadium ſeines inhaltloſen Lebens, eine ſo niederträchtige Intrigue gegen ihren Vater angeſponnen hatte, mußte ſie ihn verabſcheuen; 30000 Gulden hatte er zwar für ſie ausgeſchlagen, aber aus zum Theil auch nicht ſehr edeln Gründen, aus Eigenſinn, ſeinen Proceß durchzuführen, und aus Rachluſt; eigentliche Liebe zu Sarah hatte ja dieſer berechnende Menſch ohnehin nie gefühlt. Außerdem wird uns Sarah als ein Weib von glühender Sinnlichkeit geſchildert, ſodaß ſelbſt ihre Wimpern „ſich wie Fühlhörner der Leidenſchaft verlangend ausſtreckten", was gewiß alles Mögliche und mehr als alles Mögliche iſt; ſie hatte ſogar einmal eine Liaiſon mit einem Schauſpieler angeknüpft, in den ſie ſich, ſonderbarerweiſe, verliebt hatte, als er gerade den Narren in „König Lear" gab: kurz, noch weniger als ihren frühern Einfall, ihren Gatten ohne weitern Grund zu verlaſſen, können wir ihren Einfall, wieder zu ihm zurückzukehren, mit ihrem Charakter und den Verhältniſſen zuſammenreimen. Doch ſolche Verſtöße gegen Natur und Wahrſcheinlichkeit finden wir in dem Buche manche; wir begreifen z. B. nicht, wie der ſchüchterne, ſtets ſo gedrückt erſcheinende Larery dazu kommt, gerade Schauſpieler zu werden; wir müſſen tadeln, daß manche Epiſoden, wie die den Bajazzo Hannibal und die Kunſtreiterin Anſelmini betreffende mit der Haupthandlung faſt in gar keinem Zuſammenhange ſtehen, daß manche Perſonen mit großem Gewicht auftreten, um dann für immer zu verſchwinden, ſo der Spitzbube Dickhammel, der im erſten Drittel des erſten Bandes die Hauptrolle ſpielt und von dem man dann nichts weiter zu hören und zu ſehen bekommt. Sonſt aber findet ſich in der Charakterzeichnung vieles Gelungene, ſo in der Zeichnung des Schnobeles ſelbſt, für deſſen Schlechtigkeiten und Schwindeleien ſogar der Verfaſſer durch die geiſtige Ueberlegenheit, womit er ihn ſie ausüben läßt, lebhaft zu intereſſiren weiß; des Kaiſur, des Knorpeles, des Löw Zucker, der die Journaliſtik auf rein induſtriellem Fuße höchſt pfiffig zu organiſiren weiß; der greiſen Judith Eſther Effeles, der Leihbibliothekarin des Ghetto, die eine Lichtgeſtalt unter dieſem Schwindlergeſindel bildet, des Rechtsanwalts Falkenklau u. ſ. w. In die Geheimniſſe der Advocatur, des Wucher-, Schwindel-, Speculations- und Gaunerweſens unſerer Tage ſcheint der Verfaſſer überdies recht gut eingeweiht zu ſein und die Enthüllungen, die er uns darüber bringt, ſind zum Theil ſo eigenthümlicher und pikanter Art, daß man den Roman, wenn er auch höhern Kunſtanforderungen nicht entſpricht, ſicherlich nicht ohne Intereſſe und Belehrung leſen wird, beſonders wenn man nur erſt den an zuſammenhangloſen Breiten leidenden erſten Band hinter ſich hat.

Der Titel des „humoriſtiſchen Genrebildes" oder vielmehr der humoriſtiſchen Genrebilder von Hermann Presber „Wolkenkukuksheim" (Nr. 3) ließ uns erwarten, daß wir es hier mit einer rein fingirten Welt, wie etwa in „Nils Klim's unterirdiſcher Reiſe", in der „Utopia", in „Gulliver's Reiſen", in Chamiſſo's „Schlemihl", in dem komiſchen Theile des Immermann'ſchen „Münchhauſen", in Tieck's „Verkehrter Welt" und ähnlichen Erzeugniſſen, zu thun haben würden, alſo mit einer Form und Gattung, in welcher die Satire, ohne perſönlich zu verletzen und Unbehagen zu ſtiften, andererſeits doch am energiſchſten und umfaſſendſten zu Werke gehen und ſich zu freier dichteriſcher Geſtaltung erheben kann, obſchon dieſer Form der Satire freilich die Gefahr nahe liegt, ſich zu ſehr in die kalte Allegorie oder in die Caricatur zu verlieren, zu der es ſchwer wird das Analoge in der wirklichen Welt aufzufinden. Jedenfalls ſetzt dieſe Form bei dem Leſer große Hingabe und mitarbeitende Phantaſie voraus, wozu aber das heutige Leſepublikum theils zu ungläubig und phantaſielos, theils zu bequem iſt, wiewol es ſich doch nur zu häufig durch Darſtellungen, die angeblich dem wirklichen Leben entnommen und doch der Sache nach ſehr unwirklich ſind, täuſchen und hinters Licht führen läßt. Aber wir leben einmal in dem Zeitalter des Realismus und der Realitäten, und ſo iſt auch dieſes Presber'ſche „Wolkenkukuksheim" nichts weiter als eine ſehr beſtimmte Lokalität, eine deutſche Stadt, welche ſo gut wie das Fürſtenthum Lufteuburg, in dem es liegt, irgendwo in Deutſchland beſteht, bevölkert von deutſchen Spießbürgern, wie wir alle ſie kennen zu lernen die Ehre gehabt. Selbſt die Zeit, in welcher die erſte Geſchichte des Buchs „Wolkenkukuksheim" ſpielt, iſt genau angegeben, es iſt der Spätherbſt und der December des Jahres 1848, ſodaß wir alſo von vornherein ziemlich genau darauf vorbereitet ſind, was wir in Bezug auf Darſtellung der Perſonen und Verhältniſſe zu erwarten haben. Merkwürdigerweiſe handelt es ſich auch in dieſer Geſchichte wie in den „Vätern der Stadt" um eine Bürgermeiſterwahl und die Intriguen, die für und gegen den frühern Bürgermeiſter geſponnen werden, nur daß dieſer, ein wackerer Mann, bei der Wiederwahl den Sieg behält; ja auch hier, wie in dem Wartenburg'ſchen Roman, ſtoßen wir auf eine Reihe von Annoncen aus einem Lokalblatt, dem „Freien Kreisblatt von Wolkenkukuksheim", die uns in die tiefſten Tiefen des deutſchen Gemüths, des deutſchen Witzes und der deutſchen Bildung blicken laſſen; nur bilden ſie, ſeltſam genug, im bunteſten Wirrwarr ein eigenes Kapitel, das ſechste, ohne irgendwie mit der eigentlichen Handlung im Zuſammenhang zu ſtehen. Man findet darunter folgende charakteriſtiſche: „Wir erklären hiermit alle die, welche uns mit der berüchtigten Katzenmuſik in Verbindung bringen, als theils Verleumder trotz ihres religiöſen Anſtrichs und beſonders diese dies einem gewiſſen Buckelorum zur gefälligen Beachtung. Fr. Sporer. Em. Mäuer." Oder: „Noch immer verzapfe ich Barrikadenwein, die Maß für 3 Kreuzer. Unter Barrikaden gegoſſen, wirkt er beſſer als aller Mörtel. Er zieht Droſchken, Schränke und Pflaſterſteine ſo feſt zuſammen, daß dieſelben dem größten Geſchütze ſtandhalten. Zu zahlreichem Beſuche ladet höflichſt ein Heilige Ohrfeige, Oberkrakehler zu X. Y." Im übrigen zeugt dieſe Erzählung, wenn ſie auch namentlich anfangs zu breit gehalten iſt, für das Talent des Verfaſſers, drollige Situationen drollig und gemüthliche Familienſcenen gemüthlich darzuſtellen. Das zweite Genrebild trägt den Titel: „Ein wolkenkukuksheimer Lämpeler." Man nennt nämlich in Wolkenkukuksheim „lämpeln", wenn jemand beim Kegelſchieben die Kugel nicht heftig aufſetzt, ſondern nur ganz leiſe hinlegt, und damit doch meiſt den Erfolg erzielt, daß ſie zwei oder drei Kegel trifft, die dann im Fallen und Rollen meiſtens die andern mit ſich reißen. Die Geſchichte dieſes „Lämpelers" iſt nun freilich an ſich ſehr unhumoriſtiſch und dabei ziemlich unbedeutend. Der „Lämpeler", Otto Braun mit Namen, verliebt ſich im Umſehen, wie er dies ſchon früher gethan, in Frankreich in eine ſchöne Witwe und dieſe, um jeder Gefahr aus dem Wege zu gehen, verreiſt nach Bordeaux; er eilt ihr nach, kann ſie aber nicht finden und kehrt wieder nach Deutſchland zurück, um ſich hier zu verloben und zu „lämpeln". Nebenbei bildet er ſich ein, an einer Rückenmarkskrankheit zu leiden, weshalb er nicht müde wird, den betreffenden Artikel im Converſations-Lexikon zu leſen. Der Verfaſſer wünſcht dieſem Lämpeler ruhige geordnete Thätigkeit und eine glückliche Ehe und wir ihm auch, obſchon uns das ganze zerfahrene Treiben deſſelben ſehr wenig Achtung und Theilnahme einzuflößen im Stande war. Das Beſte und Humoriſtiſche an dieſer ſo eigenthümlich mit einer Betrachtung über die medulla spinalis endenden Geſchichte iſt das eingeflochtene Tagebuch des Helden über ſeine Gymnaſial- und Studienzeit, welches, wenn auch ebenfalls von etwas breiter und zu detaillirter Haltung, doch viele wirklich komiſche Züge enthält. Otto Braun war eigentlich für den Kaufmannsſtand beſtimmt und ſollte bei Brenzel und Comp. in die Lehre treten; aber die

Welt ist Verwalter in und haben einen Schatzmeister zu werden, so werden wir, Gleichheit in Gott vorausgesetzt, Gleichheit in Gott haben, und wenn wir Gleichheit und so Gleichheit in Gott haben, werden wir Gleichheit in Gott haben, und wenn wir

Der Verfasser des letzten Romans: „Die Kinder von Finkenrode" (Nr. 5), Jakob Corvinus (W. Raabe), hat sich schon durch seine frühern Romane, namentlich aber durch seinen ersten „Die Chronik der Sperlingsgasse" einen Namen erworben und in weitern Kreisen schnell beliebt gemacht, und auch der vorliegende spricht durch einen liebenswürdigen Humor, durch feine Ironie und durch Delicatesse in der Beobachtung wie in der Ausführung gemüthlich an. Unter den von uns eben genannten Romanverfassern besitzt er wol das innerlichste poetische Gemüth, während ihm die gleiche Energie wie manchem von ihnen nicht zu Gebote steht. Er hat manches von Jean Paul, freilich ohne dessen große, weittragende Gedankenfüge und leuchtende Geistesblitze, und manches von Washington Irving, von letzterm namentlich die mikroskopische Feinheit und Sauberkeit in der Detailmalerei, die eigentlich den Hauptreiz an vorliegender Erzählung bildet, aber im Grunde mehr nur für bloße Skizzen wie die Irving'schen ausreicht. Dies beweist sich auch an diesen „Kindern von Finkenrode", die anfangs durch ihre feine Genremalerei in nicht gewöhnlichem Grade fesseln, während dieses Interesse infolge der doch zu einfachen Erfindung allmählich eher abnimmt als sich erhöht. Auch scheint der Verfasser zuletzt etwas hastig gearbeitet zu haben, sodaß selbst der Stil, der überhaupt hier und da an Manier leidet, und nicht blos die Stimmung des Verfassers in eine etwas krampfhafte Unruhe geräth. Die Personen der Erzählung sind, wie man uns versichert, sämmtlich erfunden und aus der Phantasie des Verfassers hervorgegangen; um so mehr überrascht uns die Kunst, womit er sie so darzustellen weiß, daß man glaubt, sie seien der Hauptsache nach Porträts wirklich existirender Individuen. Redacteure gehören ihrer ganzen Beschäftigung nach wol schwerlich zu den sehr poetischen und interessanten Figuren, und welch eine interessante Figur hat der Verfasser trotzdem aus dem Redacteur Weitenweber zu machen gewußt! Die Erzählung an sich ist so einfach, daß sie sich kaum wiedererzählen läßt. Der Held, ursprünglich Mitarbeiter an der in einer großen Stadt erscheinenden Zeitschrift „Kamäleon", erhält die Kunde, daß er in seiner Vaterstadt Finkenrode eine ansehnliche Erbschaft gemacht hat, und reist nun in dieser Angelegenheit nach Finkenrode, und was er auf der Reise dorthin und in Finkenrode selbst erlebt, bildet den Inhalt der Erzählung. Zuletzt sehen wir den Helden, sehr unerwartet, wieder in dem Redactionszimmer des „Kamäleon", wo ihm „sehr weh und übel" zu Muthe ist. Wußte der Verfasser, wie es so vielen deutschen Romanschriftstellern geht, die einen Roman zu schreiben anfangen, ohne über das Weitere genügend nachgedacht zu haben, kein Ende zu finden? Oder soll darin eine gewisse Ironie liegen, daß der poetisch fühlende Held der Erzählung wieder zum Schluß Journalist wird, während der trockene ironische Weitenweber, der so ganz zum Journalisten geboren zu sein scheint, in Finkenrode zurückbleibt, um dort zu heirathen? Als Probe von des Verfassers Art und Weise möge hier nur folgende Stelle angeführt sein. Der Held des Romans kommt spät Abends bei schlechtestem Regenwetter in Sauingen an und sucht nach einem Unterkommen; da erblickt er den Nachtwächter und fragt ihn nach dem Goldenen Hahn. „Er beschaute mich", erzählt der Held, Bösenberg, „von der Spitze des Hutes bis zu den Ueberschuhen, examinirte meinen Regenschirm in der Linken und meine Reisetasche in der Rechten, und ließ nach einigen bedächtigen Zügen aus seiner kurzen schwarzen Pfeife die tröstende Antwort erschallen: «Erst muß ich den Herrn Bürgermeister und den Herrn Kämmerer anfingen!»..... Wir fingen den Herrn Bürgermeister an und ermahnten ihn und seine Gemahlin, das Feuer und Licht zu bewahren; dann begaben wir uns vor die Wohnung des Herrn Kämmerers, und die Hände in den Taschen, den Reisesack zwischen den Füßen, lauschte ich den ossianischen Tönen des Wächters der Nacht, der mein Schicksal in den Händen hatte. O ihr romanlesenden zarten Seelen, Frauen und Jungfrauen Sauingens, hat in dieser Nacht, während ihr euch auf weichem Flaum, in den süßesten Träumen wieget, nicht ein schriller, schneidender Wehlaut diese Träume gestört? Was hättet ihr begonnen, wenn ihr gewußt hättet, daß der so «rühmlich bekannte» Verfasser der «Heirathsgedanken», der Dichter der «Frommen Liebeslieder» u. s. w. unter euern züchtig verhüllten Kammerfenstern zähneklappernd sein Schicksal verwünschte? Hand aufs Herz, Bürgerinnen im Reich des Schönen und Sentimentalen, wäret ihr liegen geblieben oder wäret ihr aufgesprungen, die Mama zu wecken, Thee zu kochen, dem knurrenden Papa die Kellerschlüssel zu stehlen, Kränze zu winden aus den blühendsten Ranken euerer Fenstergärten? Antwortet, deutsche Mädchen! die strengste Discretion wird zugesichert!" Das heißt freilich diese „Bürgerinnen im Reich des Schönen und Sentimentalen" auf eine starke Probe stellen!*)

Wir haben nur noch wenige Worte hinzuzufügen. Von dem Lalenbuche oder den Schildbürgergeschichten bis zu Wieland's „Abderiten" und von diesen wieder bis zu den „Kindern von Finkenrode" herab war von jeher namentlich die Kleinstädterei, dieses Gemenge von lächerlichem Dünkel, dummstolzer Aufgeblasenheit, gutmüthiger Beschränktheit und boshafter oder unüberlegter Klatscherei, die unerschöpfliche Fundgrube, woraus in Deutschland der Humor und die Satire ihre Stoffe zu entnehmen pflegten. So auch in den eben besprochenen Romanen; denn auch Gundling, dem sich die Gelegenheit bot, das Schwindelwesen bis in die höchsten Kreise der hauptstädtischen Gesellschaft und bis in die unmittelbare Nähe der politischen Machthaber zu verfolgen, beschränkt sich doch wesentlich auf den Umkreis einer kleinen oder mittelgroßen Stadt und auf das Ghetto, und der Smidt'sche Roman spielt zwar in einer großen Hauptstadt, bewegt sich aber doch auch nur in Kreisen von theils kleinbürgerlichem, theils plebejischem Zuschnitt. Liest man Romane dieser Art, so wird man doch an der vielfach wiederholten Behauptung, daß die Deutschen vorzugsweise eine idealistische Nation und hellenischen Geistes seien, gar sehr irre, und man erinnert sich unwillkürlich an Johannes Falk's satirische Verse:

Auch wir vergleichen uns mit Rom und Griechenland,
Statt Bürger haben wir — Commis und Krankenwärter;
Statt Cäsar — Suwarow, statt Cato einen Werther.
Wir lohnen das Verdienst! — der strenge Cato wär'
In Deutschland — käm' er nur — längst Tabackscontroleur.
Erkieste Cicero statt Tusculum den Prater,
Die Wiener machten ihn, Gott weiß, zum Auscultator;
Und wenn Homeros selbst in unsrer Mitt' erschien,
In kurzer Zeit so wär' er — Rector in Eutin.

Sicherlich bedürfen wir der idealistischen Dichtung, um uns an ihr von Zeit zu Zeit über diesen kleinlichen Wust in höhere Regionen zu erheben und uns an das Göttliche in der menschlichen Natur wie an unsern Zusammenhang mit den erhabensten Genien der Menschheit zu erinnern; gleichzeitig werden uns aber auch solche satirische Sittenromane aus dem Alltagsleben stets sehr heilsam

---

*) Zu früh, um sein Erscheinen hier ganz zu übergehen, zu spät um seine Besprechung obigem Aufsatz noch einverleiben zu können wird soeben ein neuer Roman von Jakob Corvinus angekündigt unter dem Titel: „Halb Mähr, halb mehr!" Wir behalten uns eine besondere Beurtheilung desselben vor, und denken bei dieser Gelegenheit auch auf einen früher erschienenen, bisher in d. Bl. noch unbesprochenen Roman des Verfassers: „Ein Frühling", zurückzukommen.

ihn, indem er auch die Stadt vom zweiten Male für 10 Jahre von neuem dem Herzog, dem er sie ursprünglich verpfändet hatte, zurückgab. Jetzt war Heinrich Schutz vorgesagt, aber, und darin, so scheint es, liegt der Grund, weshalb er nicht sogleich nach Dresden berufen wurde, er hatte bereits eine andere Verpflichtung übernommen.

Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Herzog Georg zu Braunschweig von Lüneburg widmete seine dritte Tochter Sophie Hedwig, ihre Geburtszeit war 1. Februar 1592, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, dem jüngsten Sohne des Herzog Julius. Ferdinand, geboren Hitzacker 1. Juli 1577, war ein wohlbestallter Diplomat, welcher bei Kaiser Rudolf II. in Prag, bei Kaiser Matthias in Wien, bei Kaiser Ferdinand II. in Wien, bei Kurfürst Johann Georg I. in Dresden, bei den Herzogen Heinrich Julius, Friedrich Ulrich, Christian d. J. in Wolfenbüttel, bei den Herzogen Christian II., Johann Georg I. und August in Dresden, bei Herzog Johann Casimir in Coburg, bei Herzog Friedrich in Gotha, bei Herzog Wilhelm in Weimar, bei Herzog Johann Ernst in Weimar, bei Herzog Ernst in Eisenach, bei Herzog Wilhelm in Eisenach, bei Herzog Johann Albrecht in Güstrow, bei Herzog Ulrich in Güstrow, bei Herzog Adolf Friedrich in Mecklenburg-Schwerin, bei Herzog Carl in Mecklenburg-Schwerin, bei Herzog Johann Albrecht in Mecklenburg-Schwerin, bei Herzog Adolf in Holstein-Gottorp, bei Herzog Friedrich in Holstein-Gottorp, bei Herzog Johann in Holstein-Sonderburg, bei Herzog Alexius in Holstein-Sonderburg, bei Herzog Ernst in Holstein-Plön, bei Herzog Joachim Ernst in Holstein-Plön, bei Herzog Friedrich in Holstein-Norburg, bei Herzog Christian in Holstein-Norburg, bei Herzog Johann Adolf in Holstein-Norburg

gingen, schließt der Verfasser die Geschichtserzählung und läßt nun die Correspondenz des Herzogs mit den Königen Georg II. und Friedrich II. und dem englischen Ministerium den Faden weiter fortführen, ohne die Depeschen durch erklärende Bemerkungen miteinander in Verbindung zu bringen. Sie sprechen auch in der That durch sich selbst, und da die Sammlung nur für den Geschichtsforscher und Freund der Kriegsgeschichte bestimmt ist, bei denen die Kenntniß der Begebenheiten bis zu einem gewissen Grade des Details vorausgesetzt werden kann, würde eine dazwischen eingeflochtene Kette von Erläuterungen eher störend als angenehm sein.

Die Depeschen sind nach Jahrgängen chronologisch mit einer für jedes Jahr durchgehenden Nummer geordnet. In der ersten wird Licht über die Verhältnisse verbreitet, unter denen der Herzog den Oberbefehl übernahm. Er fragt den König Friedrich II.: „Werde ich die hannoverschen Truppen als General von Ew. Majestät commandiren oder werde ich eine besondere Bestallung vom König von Großbritannien erhalten?" Er bittet in diesem Falle um Erlaubniß, sich nicht eher auf seinen Posten begeben zu dürfen, als bis er diese Bestallung erhalten habe, die aber der Art sein müsse, daß er nicht der Spielball des hannoverschen Ministeriums werde, sondern mit dem König in derselben unmittelbaren Verbindung stehe, als mit Friedrich II.; er wünscht, daß man sich über die Vollmacht erkläre, welche er über die Kriegsoperationen und die Kriegskasse erhalten würde. Dann legt er dem König Friedrich den mit dem englischen Gesandten Mitchell und dem Grafen Schulenburg vereinbarten Operationsplan dar, welchen der König zwar durchdacht findet, aber doch modificirt wünscht. Dem König Georg meldet er, daß er den Wünschen seines deutschen Ministeriums nachgebend, ohne weitere Befehle von ihm zu erwarten, an den Ort seiner Bestimmung abgegangen ist; gleiche Meldung richtet er an Friedrich II., und beide Könige sind damit einverstanden; ein Schreiben von Lord Holdernesse drückt noch die ganz besondere Befriedigung aus, den Herzog an der Spitze des Heeres zu sehen. So weit die Klärung seines Verhältnisses. In Nr. 10 bittet er Friedrich II. um eine Verstärkung an leichten Truppen, deren Mangel er empfindet, der König sagt ihm zehn Schwadronen Dragoner und fünf Schwadronen Husaren zu. Die folgenden Schriftstücke sind den Operationen gewidmet. Der Herzog stellt dem König vor, wie groß die Vortheile für seine eigenen Angelegenheiten sind, wenn der Feind gezwungen wird, die Weser zu verlassen, und bittet ihn, weil der entscheidende Moment naht, dessen günstigen Erfolg zu sichern. Wir sehen überall die Entstehung der Operationsplane, die Einflüsse, welche sie gestaltet haben, und eben darin liegt der hohe Werth ähnlicher Veröffentlichungen. Mit Nr. 14 beginnen die Berichte über den eingeleiteten Feldzug und die ersten glücklichen Ereignisse von 1758. Der König warnt vor einer Ueberflügelung durch den Feind von Bremen her und räth, „gerade auf ihn zuzugehen und ihn anzugreifen": stets der Offensivgedanke seiner Kriegführung, der sich besonders klar in Nr. 18 ausspricht. „Was die Operationen im Felde betrifft, so wage ich mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß Ew. Durchlaucht von der Wahrheit meiner Ansichten, die ich Ihnen mitgetheilt, überzeugt sein werden, daß nämlich derjenige, welcher offensiv vorgeht, leichter seinen Zweck erreichen wird." Höchst charakteristisch ist die eigenhändige Nachschrift des Königs zu der Antwort auf die Meldung der Einnahme Mindens: „Je vous félicite mon cher de tout mon coeur de vos heureux succès. Puissiez vous fleurdeliser (Anspielung auf Voltaire's «Pucelle») tous les français en leur imprimant sur le cul les initiales de la paix de Westfalie et les rechasser ainsi au delà du Rhin. Fédéric." So stets die Unterschrift. Der Herzog erhielt mit einer bald darauf folgenden, fast ganz in Chiffren geschriebenen Depesche zugleich das Patent als General der Infanterie. Er wird angewiesen, die preußischen leichten Truppen bei weiterm Vorrücken in die Länder der Kurfürsten von Köln und Pfalz und auch in das Münstersche zu entsenden, um diese Fürsten, welche sich mit äußerstem Undank gegen ihn benommen, durch tüchtige Contributionen und Rekrutenlieferungen etwas mitzunehmen. „Voyez-vous", fügt er hinzu, „l'offensive vaut mieux que le défensive. Vous accablez de tout cela Cumberland qui avec les mêmes troupes n'a fait que des cojoneries." Wie klar die Ansichten des Herzogs über Kriegführung im allgemeinen waren, geht schon aus Nr. 28 hervor; man hat unter den Militärschriftstellern Bülow (vgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1854) als den ersten genannt, der den Begriff einer Operationsbasis einleuchtend dargestellt habe, hier finden wir ihn schon bei Ferdinand von Braunschweig vollkommen ausgebildet, die Theorie kann aber auch nur das Resultat der Praxis sein. Dem König Georg setzt er in Nr. 38 sehr bestimmt auseinander, warum es unmöglich gewesen, von den Erfolgen der Armee diejenigen Vortheile zu erlangen, welche der König erwartet hat. „Die Entfernung vom Kriegsschauplatze läßt diese Art von Schwierigkeiten etwas in den Hintergrund treten und macht auf den Geist fast den nämlichen Eindruck, wie gewisse Gegenstände in der Perspective, welche die Natur der Dinge gewöhnlich anders erscheinen lassen." Ebenso bestimmt nimmt er sich des Landgrafen von Hessen gegen das britische Ministerium an, das ihm die rückständigen Forderungen und neue Subsidien verweigert. Wir lesen ein paar Schreiben dieses Fürsten voll bitterer Beschwerden. Beim Rheinübergange wurde das Gebiet der Republik Holland verletzt, worüber die Stände bei der Statthalterei Beschwerde führten; der Herzog erklärt es für Zufall und schiebt die Schuld auf die Wegweiser, welche die Grenzlinie nicht genau gekannt hätten. Mit Freuden begrüßt er die Nachricht von der Expedition der Flotte gegen St.-Malo, wodurch es möglich sein werde, den Krieg in Frankreich selbst fortzuführen. König Friedrich wird fortwährend in Kenntniß über den Fortgang der Operationen erhalten; der Meldung über den Sieg bei Crefeld an Georg II. liegt eine Relation der Schlacht, verfaßt vom Generaladjutanten von Rau, bei. Nr. 50 stellt Lord Holdernesse vor, daß Verstärkungen dringend nothwendig sind; die Auszüge aus den Schreiben des Lords, obgleich von früherm Datum, hätten vielleicht jenen nachgestellt werden sollen, da der Herzog sie doch erst später erhalten hat und die Verstärkung, wenn auch nicht in der geforderten Zahl, ihm darin schon zugesagt ist. Der Herzog kommt auf jene Zahl von 10000 Mann zurück, besonders „weil die Operationen des Königs von Preußen in Mähren weniger vom Glück begünstigt scheinen und der Feind sich daher bald wieder von seinem Schrecken erholen und seine Ueberlegenheit benutzen werde". In große Verlegenheit geräth er durch die Abberufung der preußischen Cavalerie, zu der sich Friedrich durch den Anmarsch der Russen veranlaßt sieht; er macht dagegen Vorstellungen und sucht auch durch den König von England Friedrich zu bewegen, diese Cavalerie ganz bei seiner Armee zu lassen, da ihm besonders der Mangel der Husaren fühlbar werden müsse, „welche so nothwendig für eine Armee sind und deren Se. Majestät nur eine einzige Schwadron besitzt". Friedrich II. will ihm dann wenigstens die Husaren lassen, aber auch die Dragoner hält der Herzog, der unterdessen wegen der Niederlage des Fürsten von Isenburg wieder den Rhein überschritten hat, noch zurück. Eine Verwendung des englischen Gesandten bewirkt, daß der König, wenn seine Expedition gegen die Russen günstig sei, ganz auf die Abberufung verzichten will. Hier findet sich, wie auch der Verfasser bemerkt, eine Lücke, den Sieg bei Zorndorf betreffend. Das nächste Schreiben des Königs ist vom 6. September und spricht nur von dem Marsche gegen Daun. Das vom 1. September, auf welches der Herzog Bezug nimmt und womit er ihm zugleich einen gefangenen Kosacken zur Ansicht geschickt hat, fehlt. Unterm 8. September genehmigt der König dann die Annahme der Pension von 2000 Pfund Sterling, welche Georg II. dem Herzoge ausgesetzt hat. Die eigenhändigen Nachschriften sind vom Verfasser in ihrer französischen Orthographie unverändert wiedergegeben. „Je commensse à croire, qu'il nous faut une bataille tous les 15 jours de meme que l'on purge reguillerement des corp

gegangen? Er hat, aber das Wichtige dabei ist, daß Napoleon gar nicht mehr daran denkt, sich zu rächen, sondern daß er Gnade und Ruhe sucht. Und wie er sich dazu stellt, wenn auch Gott, aber der Kaiser Alexander, der ihn gedemütigt hat, ihm Ruhe gibt, das ist das Wunderbare, das ist das Große, das ist das Göttliche, das ist das Heilige. Und wenn jetzt die Geschichte schreiben will, wie Napoleon sich zu Gott gestellt hat, so wird sie sagen müssen, daß er sich zu Gott gestellt hat, wie Gott sich zu ihm gestellt hat, und daß er sich zu Gott gestellt hat, wie Gott sich zu ihm gestellt hat. Und wenn Napoleon sagt, daß er sich zu Gott gestellt hat, wie Gott sich zu ihm gestellt hat, so ist das ein Beweis,

Wenige Tage ſpäter mußte der König den Verluſt der Schlacht von Kunersdorf mittheilen, der Eingang dieſes Schreibens (Nr. 58) iſt ausgelaſſen. In der Antwort des Herzogs können wir ſeinen feinen Takt bewundern, mit welchem er alles vermeidet, was verletzen könnte. Für den Sieg von Minden hat er mittlerweile die Inſignien des Hoſenbandordens erhalten. Ein zweites Schreiben Friedrich's vom 24. Auguſt aus Fürſtenwalde, wo er ſeine Truppen nur fünf Meilen vom Feinde wieder geſammelt hat, athmet ſchon freier, weil die Ruſſen ihren Sieg nicht benutzten; er erſucht Ferdinand, ihm durch eine Diverſion gegen Merſeburg und Leipzig Luft zu ſchaffen, was dieſer jedoch ablehnen muß, weil er nur 39 Bataillone, der vor ihm weichende Feind aber immer noch 120, wenn auch ſehr geſchmolzene Bataillone beſitzt; er verſpricht aber zu thun, was in ſeinen Kräften ſteht, ſobald er Münſter genommen hat. Der Fall von Dresden veranlaßt den König zu einer wiederholten Aufforderung, ihm zu Hülfe zu eilen: „Wozu werden Ihre Vortheile helfen, wenn Sie mich hier durch die Uebermacht erdrücken laſſen?“ Aber die Verhältniſſe geſtatten dem Herzoge noch immer keine Möglichkeit, eine Detachirung zu unternehmen. An Lord Holderneſſe berichtet er, daß der Kurfürſt von Trier den Franzoſen gutwillig Ehrenbreitſtein eingeräumt hat und fürchtet, daß der Kurfürſt von Mainz dieſem Beiſpiele folgen werde. „Es iſt höchſt ſchmerzlich ſehen zu müſſen, wie ſich die Franzoſen in Beſitz aller feſten Plätze am Rhein ſetzen und wie die deutſchen Fürſten thöricht genug ſind, ihr eigenes Intereſſe zu verkennen und den Franzoſen hierzu die Hand zu bieten. Die Beſchützung der deutſchen Fürſten, welche ſie allenthalben zur Schau tragen, iſt nur ein nichtiger Vorwand; ſie halten es im Gegentheil für unſinnig, auch nur einen einzigen Grenadier zu opfern, um den mit ihnen verbündeten deutſchen Fürſten zu Hülfe zu kommen. Wäre es nicht von Vortheil, dieſen Fürſten begreiflich zu machen, daß ſie nur von Frankreich hintergangen werden und demſelben zum Spielball dienen?“ Es iſt eine alte, traurige Geſchichte, welche ſich nur zu oft wiederholt hat! An der Lahn ſtanden ſich die beiden Heere dann lange gegenüber, bis die Capitulation von Münſter, welche die dort verwendeten Truppen disponibel machten, und eine Bewegung des Herzogs in die rechte Flanke des Feindes dieſen zum Rückzug bewogen. Dies und ein glückliches Unternehmen des Erbprinzen gegen Fulda, wo die Truppen des Herzogs von Würtemberg zurückgeworfen werden, macht endlich die von Friedrich oft erbetene Diverſion nach Sachſen möglich. Das letzte Schreiben vom 25. December hofft, daß der Erbprinz mit ſeinem abgeſchickten Corps am 28. December bei dem König eintreffen werde.

In den erſten Depeſchen aus dem Jahre 1760 tauſchen beide Fürſten gegenſeitig ihre Anſichten über die Kriegslage aus. Daun's Stellung in Sachſen iſt für unangreifbar befunden worden, der König hält daher den Erbprinzen nicht länger zurück, als die Uebereinkunft beſagte, er wünſcht jedoch, daß er gegen Langenſalza hin Winterquartiere beziehen möge, um die Gegner glauben zu machen, daß er im Frühjahr wieder zu ihm ſtoßen werde und zugleich, um der Armee des Herzogs nahe zu ſein. Offenbar wünſcht der König, dies Corps ſich zu erhalten. „Dies alles kann mir behülflich ſein, mich bis zum Frühjahr zu halten; ſollte der Krieg jedoch fortdauern, ſo ſehe ich nichtsdeſtoweniger meinen gewiſſen Untergang voraus.“ Welches Vertrauen Friedrich in den Herzog ſetzte, bewies, daß er ihn bittet, ihm offen ſeine Anſichten über den nächſten Feldzug mitzutheilen. Ferdinand thut dies und hofft das Beſte, wenn Frankreich, wie es ſcheine, zum Frieden geneigt ſei; er glaubt, wenn der König den ſtärkern Theil ſeiner Armee in Schleſien, den andern an der Elbe operiren laſſe, werde er durch gute Defenſivmaßregeln Zeit gewinnen, ohne Terrain zu verlieren, auch ſtehe Europa am Vorabend großer Ereigniſſe, deren mehr als eins zu Gunſten des Königs ausfallen werde. Wir ſehen hier ſchon die Idee des Feldzugs von 1760, wie ſie verwirklicht worden iſt. Der kleine Krieg, der während der Winterquartiere fortgeſetzt wird, bringt den Alliirten immer neue Vortheile, ſo die Expedition gegen Dillenburg, wobei unter anderm die Bergſchotten, von Luckner's Huſaren unterſtützt, ein franzöſiſches Dragonerregiment zerſprengten und auf ihren Pferden zurückritten. Die nächſten Schriftſtücke enthalten die Maßnahmen für den kommenden Feldzug, welche Ferdinand dem König mittheilt; er äußert dabei Mistrauen gegen den neuen Landgrafen von Heſſen, der es nicht ungern ſehen würde, wenn Kaſſel und er ſelbſt in die Hände der Franzoſen fiele, von denen er ſich viele Vortheile verſpreche, der engliſche Geſandte in Kaſſel ſei etwas dumm, es würde daher gut ſein, wenn der König einen Mann von Geiſt hinſende, welcher auf den Landgrafen, der ſelbſt weder Fähigkeit, gefährliche Plane zu entwerfen, noch Feſtigkeit ſie auszuführen beſitze, einen gewiſſen Einfluß gewänne und die Emiſſare von Wien und Verſailles verdrängte. Eingehender ſpricht ſich darüber ein Schreiben an Georg II. aus. Jetzt aber fordert König Friedrich ſeine beiden Dragonerregimenter ſo ernſtlich zurück, daß ſie endlich abmarſchiren. Der Feldzug wurde erſt im Juni eröffnet. Ueber die Operationen und Gefechte berichtet der Herzog ſowol an Friedrich, wie an Lord Holderneſſe: aufmerkſame Leſer werden die verſchiedene Abfaſſung nicht außer Acht laſſen. Intereſſant iſt die Relation über das Treffen bei Emsdorf vom 16. Juli, worin ſich zeigt, was ein gut geführtes Reiterregiment, hier Elliot-Dragoner, leiſten kann. Auf die Mittheilung des Siegs bei Warburg, getrübt durch den Verluſt von Kaſſel, antwortet der König mit wahrer Befriedigung durch die Schlacht von Liegnitz, welche er eine von Roßbach in zweiter verbeſſerter Auflage nennt; Ferdinand wünſcht darauf, daß ihm bald eine zweite von Leuthen folgen möge. In einer faſt ununterbrochenen Reihe von Berichten an Lord Holderneſſe gibt er ſeine ferneren Unternehmungen kund; Nr. 57 ſpricht ſich detaillirt über die Lage der Armee im September aus, welche ihn veranlaßt, den Schauplatz aus Heſſen an den Niederrhein zu verlegen. Dieſen Entſchluß und ſeine Gründe, daß die Franzoſen dadurch zur Räumung von Heſſen und Hannover bewogen werden ſollen, ſetzt er auch Friedrich auseinander.. Der Erbprinz belagert nun Wesel, muß aber bald davon abſtehen; über ſeine Operationen berichtet er ſelbſt an den engliſchen Miniſter, wobei der beabſichtigte Ueberfall (der die bekannte Aufopferung des franzöſiſchen Kapitäns Chevalier d'Aſſas veranlaßte) und das Treffen von Kloſter Kamp dargeſtellt iſt. König Friedrich, der die Unternehmung auf Weſel als höchſt unſicher betrachtet, ſpricht ſich, nachdem ſie geſcheitert, in Nr. 69 ſehr bitter darüber aus: „Wenn Sie nur immer die Zahl der feindlichen Bataillone und Schwadronen berechnen, werden Sie gewiß ſchlechte Fortſchritte machen.“ Noch ehe Ferdinand dies Schreiben erhalten hat, legt er dem König ſeinen neuen Plan, um Broglie von Kaſſel zu entfernen, vor, und ſchildert zugleich die Schwierigkeit ſeiner Verpflegung, die in der damaligen Kriegführung überall hervortrat und dieſer ſo viele Feſſeln anlegte. Gleich darauf folgt die Antwort auf die herbe Tadel des Königs (Nr. 73). Sie bekundet das tief verletzte Gefühl des Feldherrn und ſeinen männlichen Charakter, ohne in ſeiner Rechtfertigung die Ehrerbietung gegen den Monarchen außer Augen zu ſetzen. Friedrich mildert aber in Nr. 74 ſein Urtheil keineswegs, ſondern verſchärft es eher durch Gründe. Der Herzog ſchweigt und es tritt wieder ein beſſeres Verhältniß ein. Unterdeſſen iſt ihm der Tod Georg's II. gemeldet worden, dem neuen König, der ihn eigenhändig ſeines vollen Vertrauens verſichert hat, legt er den Plan vor, auf Kaſſel zu marſchiren, wodurch er den Feldzug glücklich zu beendigen hofft. Die ſpäte Jahreszeit (December), die ſchlechten Wege und die Schwierigkeit der Magazinirung, wodurch die Armee dem Hunger ausgeſetzt wird, machen die Ausführung jedoch unmöglich, und Ferdinand dem König Friedrich, der ihn wegen ſeiner Unthätigkeit von neuem tadelt, auseinanderſetzt. „Ew. Majeſtät verlangen das Unmögliche; ich bin nicht ſo geſchickt, um operiren zu können, ohne hierzu die Mittel zu beſitzen. Die Ungelegenheit welche mir Ew. Majeſtät zu erkennen geben, kann weder die Jahreszeit ändern, noch Lebensmittel herbeiſchaffen.“ Der König antwortet auf dies empfindliche Schreiben, daß ihm nichts e

dert übrig bleibe, als sich nicht mehr in seine Operationen zu mischen, über welche er sich jedes weitern Urtheils enthalte, da er ihm von den Gründen seines Verhaltens keine klare Idee gegeben habe und er daher dessen Zweck nicht habe begreifen können. Er solle aber bedenken, ob er sich je der englischen Krone und den Augen der Welt gegenüber werde entschuldigen können, die Franzosen im Besitze von Kassel, Göttingen und Münden gelassen zu haben. Die Dissonanz wird gelöst, indem der Herzog sich von dem Vorwurfe, den König von seinen Operationen und deren Gründen nicht unterrichtet zu haben, reinigt und der König es hierauf für das Beste erklärt, alles zu vergessen und von jetzt an nur an das zu denken, was beide gegenwärtig für das Beste der gemeinsamen Sache zu thun schuldig seien.

Im Januar 1761 beginnt aber die Controverse von neuem. Der Herzog stellt vor, wie er wegen der Unterhandlungen mit seiner Regierungen Schwierigkeiten zu bekämpfen habe, welche der König nicht kenne, da er nur zu befehlen brauche; der König erkennt diese Schwierigkeiten nicht an und drängt fortwährend zur That, indem er seine Ansicht durch Gründe unterstützt und den König von England vorzulegen bittet. Die Franzosen unternehmen mittlerweile einen Angriff gegen Duderstadt, werden aber abgewiesen; die Relation des Treffens ist der Meldung beigefügt. Endlich treten bessere Witterungsverhältnisse ein, welche Ferdinand in den Stand setzen, seine längst beabsichtigte Expedition anzuführen. Diese ist in einer Reihe von Depeschen, mit dem eingeschalteten Tagebuche, zu verfolgen. Sie endigt, wie auch König Friedrich anerkennt, sehr glorreich; die Franzosen werden aus ihren Stellungen bis hinter den Main gedrängt und ihre Magazine beraubt, die bei Langensalza gelegen. Friedrich II. räth jetzt, eine Schlacht zu vermeiden, weil Broglie durch eine solche gerettet werden kann, ein Beweis, daß er nicht einseitig nur immer die Offensive will, sondern die Verhältnisse immer klar zu würdigen versteht. Die Belagerung von Kassel wird nun begonnen, rückt aber nicht recht vor und muß endlich, nachdem der Feind einen glücklichen Ausfall gemacht, wobei sich die alliirten Truppen schlecht benommen haben, aufgehoben werden, weil Broglie seine Armee gesammelt und der Erbprinz mit einem Detachement eine Niederlage erlitten hat. Der König erkennt die Nothwendigkeit des Rückzugs vollkommen an und spricht sich über die Unwissenheit und Unbeholfenheit der Generale, denen Ferdinand die Schuld aller Unfälle beimißt, im allgemeinen aus: „Die meisten haben weder Muth, noch die Gabe, selbständige Entwürfe zu machen. Die Führer setzen vor allem Geistesstärke und Festigkeit haben und sich durch ein unglückliches Ereigniß nicht gleich außer Fassung bringen lassen; allein Männer dieser Art sind überhaupt so selten, daß man selbst in den größten Armeen deren kaum vier oder fünf finden dürfte." Dem neuen englischen Minister Lord Bute sagt der Herzog hierauf seine Absichten für den künftigen Feldzug vor — die Winterexpedition war ein hors d'oeuvre —, daß König von Preußen aber bittet er um Rath, ob er seine Stellung mit dem Gros der Armee bei Hameln oder in Westfalen zur Deckung von Lippstadt und Münster nehmen solle? Friedrich ist der Meinung, daß die Stellung an der Diemel, welche Ferdinand besonders hervorgehoben, die günstigste sei; Lob wird denn auch eingenommen. Ein Memoire an Lord Bute stellt die Mängel des Commissariats dar, unter denen die Armee leide, sowie die Mittel zur Abhülfe; viel besser ist es freilich dadurch nicht geworden. Der Feldzug begann wieder mit dem kleinen Kriege im Juni und führte die Schlacht von Vellinghausen am 15. und 16. Juli herbei, in welcher die Franzosen geschlagen wurden. Der Herausgeber fügt hier, wie bei den folgenden Treffen, in einer Note die aus den Kriegsacten entnommene Angabe der Verluste bei. In einem sehr schmeichelhaften Schreiben wünscht Friedrich II. dem Herzoge Glück zu dieser neuen Erhöhung seines Ruhms und dankt ihm zugleich im Namen des Landes Halberstadt und Magdeburg, welche durch den Sieg von einer großen Gefahr befreit worden. Ein Erlaß des Königs Georg in deutscher Sprache spricht gleichfalls die größte „Dankerkenntlichkeit" aus. In den folgenden Depeschen und ihren Beilagen werden die Details über die weitern Ereignisse an Lord Bute berichtet; mehr und mehr geschieht darin des Generals Luckner Erwähnung, desselben Luckner, welcher nach dem Kriege in französische Dienste getreten und 1794 guillotinirt worden ist. Im November beginnen die Vorbereitungen beider Armeen für die Winterquartiere, um diese so vortheilhaft als möglich zu gewinnen. Wichtig für die Beurtheilung der Verhältnisse ist die Depesche Nr. 70, in welcher der Herzog, von Lord Bute aufgefordert, über die effective Stärke der Armee und deren Beschaffenheit berichtet. Wir lesen darin von einem eigenthümlichen Misbrauch. Nicht allein, daß ein großer Theil der Officiere nur Soldaten zu Bedienten hat, werden auch von den Regimentern Leute zum Führen der Packpferde und Fuhrwerke verwendet und zwar immer die größten und kräftigsten Leute, wodurch nicht allein der Zahl, sondern auch dem Werthe nach ein großer Verlust an Gembattanten entsteht. Da der Herzog keinen Fürsten in Deutschland kennt, welcher Großbritannien mit Truppen auszuhelfen vermöchte oder wagte, so macht er einige Vorschläge zur Verstärkung der Armee. Unmittelbar an dies Schreiben schließt sich der Bericht über die glückliche Expedition zur Vertheidung der Franzosen aus der Gegend von Einbeck. Nach viermonatlicher Unterbrechung der Correspondenz erfolgt nun wieder eine Mittheilung an König Friedrich, auf welche dieser mit einem Glückwunsche zu dem „herrlichen Feldzuge" antwortet und nur unendlich bedauert, daß, obgleich er alles gethan, was Menschen möglich gewesen, um sich der Feinde zu erwehren, und obgleich es ihm nicht ganz mislungen ist, ihre Absichten zu vereiteln, er dennoch keine Erfolge errungen habe. In der Nachschrift zu diesem höchst interessanten Schreiben (Nr. 74) nennt er diesen Krieg für sich und Ferdinand mehr eine Schule der Geduld als der Tapferkeit. Der Herzog antwortet darauf sehr dankbar, meldet, daß von der französischen Armee ein Theil auf dem Rückmarsch nach Frankreich begriffen ist, was auf Frieden hoffen läßt, und bietet dem Könige ein von ihm errichtetes Husarenregiment für seinen Dienst nach dem Frieden an, was von Friedrich angenommen wird. Nr. 78 beschließt hier die Correspondenz der beiden Fürsten, weil die spätere, oft unterbrochene, wenig Interesse mehr habe. Das letzte Schreiben des Jahres an Lord Bute berührt einen wichtigen Gegenstand, die Disciplin. Diese aufrecht zu halten befand sich der Oberbefehlshaber der combinirten Armee in einer schiefen Lage, da jedes Contingent seine eigene Strafgewalt aufrecht hielt. Der Herzog bittet um eine allgemein gültige Verordnung, welche als Norm anzunehmen die andern Fürsten bewogen werden müßten; er schlägt aber zugleich vor, zur Belohnung tapferer Officiere einen Militairorden zu stiften, wie der preußische pour le mérite und der österreichische Maria-Theresia-Orden.

Die Schriften aus dem Jahre 1762 beginnen mit dem Stande der verbündeten Armee vom 1. Januar. Sie bestand aus englischen, hannoverschen, braunschweigischen und hessischen Truppen, einem Contingent Schaumburg-Lippe (das Bataillon Sachsen-Gotha war 1759 den Hannoveranern einverleibt), preußischen Husaren, preußischen und wallonischen Freiwilligen in einem Sollstande von 100466 Mann und 71969 Mann unter den Waffen. Von den folgenden Nummern bis zum Juni, welche fast nur administrative und persönliche Verhältnisse betreffen, hätte manche von untergeordnetem Interesse ausgelassen werden können. Die Correspondenz zwischen Georg III. und dem Herzoge ist meist in deutscher Sprache geführt, freilich in dem damaligen, mit Fremdwörtern reichlich durchschossenen Curialstile. Mit dem Treffen von Wilhelmsthal oder Grebenstein, wo die französische Armee überfallen und geschlagen wurde, gewinnen die Aktenstücke wieder an Wichtigkeit für die Kriegsgeschichte, besonders die fortgesetzten Tagebücher, welche die Details der Operationen enthalten. Diese endigten am 1. November mit der Capitulation von Kassel, worauf bald infolge der abgeschlossenen Friedenspräliminarien ein Waffenstillstand unterhandelt wurde. Die Convention der beiden Heerführer, der

Schluß des Armeetagebuchs, die beiden letzten Schreiben des Königs und seines Feldherrn im französischen Original und ein ausführlicher Bericht des Herzogs an Lord Halifax über seine Verwaltung bilden den Schluß der werthvollen Documente. Nachdem Ferdinand von Braunschweig alle Maßregeln, welche die bevorstehende Auflösung der Armee nöthig machte, getroffen hatte, übergab er am 24. December 1762 das Commando an den General von Spörcken und reiste nach Braunschweig ab.

Damit endigte seine Feldherrnlaufbahn. Der Herausgeber wirft noch einen kurzen Rückblick auf dieselbe. Mehr als fünf Jahre hatte er mit beschränkten Mitteln gegen die gesammte Landmacht Frankreichs das ihm zur Deckung anvertraute Kriegstheater behauptet und dem König Friedrich, indem er jenen mächtigen Feind abhielt, auch gegen Preußen zu wirken, die wichtigsten Dienste geleistet. „Der Stern von fünf französischen Marschällen war vor dem seinigen erblichen und doch waren unter ihnen tüchtige Männer, hervorgegangen aus der Schule des Marschalls von Sachsen, und einer von ihnen, der Herzog von Broglie, konnte dem Herzog Ferdinand fast ebenbürtig an die Seite gestellt werden.“ Die gedrängte Uebersicht der Kriegsereignisse, gewissermaßen das Résumé des Thatsächlichen aus den wörtlich mitgetheilten Schriftstücken, ist sehr gelungen und dient zugleich zur Orientirung in dem letztern. Vielleicht wäre sie aus diesem Grunde voranzustellen, d. h. dort anzufügen gewesen, wo der Verfasser die Einleitung abbricht, um die Depeschen reden zu lassen. Um die Thaten Ferdinand's in das rechte Licht zu stellen, wird mit Recht hervorgehoben, daß die französische Armee, im Gegensatze der verbündeten, aus Einem Gusse gebildet, Einem Kriegsherrn diente und unter Feldherrn ihrer eigenen Nation stand, daß sie im ganzen immer an Zahl doppelt überlegen war, sich theilweise vortrefflich schlug, im Festungskriege die Alliirten bei weitem übertraf und neben den Soubise und Clermont, auch tüchtige Feldherren und Generale besaß. Die Charakteristik Ferdinands gibt zu erkennen, wie keiner seiner Zeitgenossen für die große Aufgabe, der er sich zu unterziehen hatte, so geeignet gewesen sei sowol durch seine hohe Geburt und erlauchten Verwandtschaften, welche die Eifersucht der Untergenerale in Schranken gehalten und ihn als Prinzen von welfischem Stamme vorzugsweise berufen, die welfischen Stammlande zu vertheidigen, als auch durch seine edle Persönlichkeit, seine schöne und ritterliche Erscheinung, seine Gerechtigkeit und den unerschütterlichen Gleichmuth in Gefahren, Eigenschaften: die ihn zum Abgott der Armee gemacht haben. Den Truppen, aus denen die letztere zusammengesetzt war, widmet der Verfasser noch eine nähere Betrachtung. Die Hannoveraner bildeten fast die Hälfte, wir begegnen hier wieder dem echtgermanischen Kernvolke, wie es uns kürzlich auch von Hartmann geschildert ist (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1858). „Auf ihre Treue, Tapferkeit und Hingebung konnte der Herzog immer mit Sicherheit zählen. Ein streng religiöser protestantischer Geist war allen gemeinsam von dem höchsten General bis zum letzten Gemeinen hinab und oft erschollen ihre frommen Gesänge abends nach dem Appell in die Lager ihrer mehr von der modernen Cultur beleckten Feinde hinüber.“ Der Verfasser läßt aber auch den übrigen deutschen Contingenten Gerechtigkeit widerfahren. Von den Engländern sagt er: „Sie zeigten alle die guten und übeln Eigenschaften, welche sie stets in der neuern Geschichte bewährt haben. Ein unerschütterlicher Muth, große Zähigkeit in der Vertheidigung, kühnes oft unbesonnenes Vorgehen im Angriff zeichneten sie einerseits aus. Andererseits waren sie schwer in Disciplin zu halten, streitsüchtig im Quartiere, hochmüthig gegenüber den andern Truppen, ohne Oekonomie mit Fourrage und Provision, und Krankheiten sehr unterworfen.“ Allen diesen Uebelständen, sollten wir meinen, läßt sich abhelfen, wenn man nur ernstlich will. Von Luckner, dem berühmten Parteigänger, folgen noch einige Notizen. Er trat 1757 als Major aus dem holländischen Dienst in den hannoverschen über, wo er eine Husarenschwadron errichtete, welche nach und nach zu einem starken Regimente anwuchs. Aus unzähligen Gefechten ging er fast immer siegreich hervor, erlitt nie persönlich einen Echec und wurde mit immer wichtigern Commandos betraut, sodaß er in jedem Jahre einen Grad erreichte und zuletzt als Generallieutenant eine Armeedivision führte. Seine dienstliche Correspondenz befindet sich bei den hannoverschen Kriegsacten und ist, wie uns versichert wird, in hohem Grade originell und anziehend. Wir wünschten daher, sie ebenfalls veröffentlicht zu sehen. Stets war er heiter und frohen Sinnes. Nach dem Kriege, in welchem er sich einen solchen Namen gemacht hatte, wurden ihm von vielen Seiten, unter anderm von Rußland Anträge gemacht; er zog den französischen Dienst vor, um dort — durch die Guillotine zu sterben. Herzog Ferdinand trat in sein früheres Verhältniß als Gouverneur von Magdeburg zurück, konnte sich jedoch, nachdem er fünf Jahre fast unabhängig ein großes Heer commandirt und ganz Westfalen als erobertes Land unumschränkt beherrscht hatte, nicht mehr in ein untergeordnetes Verhältniß finden. „Für ihn war in der Monarchie Friedrich's des Großen kein Raum mehr.“ Bei einer Frühjahrsrevue 1766 erhoben sich zwischen dem König und ihm Differenzen, in deren Folge er den Abschied nahm und sich ganz nach Braunschweig zurückzog. Dort beschloß er sein Leben am 3. Juli 1792 im zweiundsiebzigsten Lebensjahre.

Wir danken dem Herausgeber nochmals für das verdienstvolle und mühsame Werk, das er unternommen hat, — und schließen uns von ganzem Herzen den Worten an, die er zuletzt ausspricht: „Mögen Zeiten, wie die damaligen, nie wiederkehren, niemals wieder Deutsche gegen Deutsche den brudermörderischen Kampf führen! Nur in der Einigkeit sind wir stark, unsere Schwäche liegt in unserer Zwietracht, dem alten Fehler unserer Nation!“

Karl Gustav von Berneck.

Reisebriefe eines Virtuosen.

Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien, Südamerika und Australien von M. Hauser. Gesammelt und herausgegeben von S. Hauser. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1859. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wenn man, 30 Jahre alt, frei und gesund, bei voller Sinne und mit so reger Empfindung für Naturreiz, Schönheit und Kunst, wie der Verfasser sie bekundet, die schönsten Theile der Erde durchwandert, überall gefeiert, geliebkost und reich beschenkt, da hat man wahrlich wenig Ursache, irgendeines andern Sterblichen Los zu beneiden. Eine übervolle Schale des Glücks ist einem solchen Wanderer geboten, und wenn er davon nicht mit höchstem Dank genießt oder durch geringes Unbehagen oder unverständiges Heimweh sich den Genuß verkümmern läßt, so ist er maßlos thöricht. Er möge doch sein Los mit dem des mühseligen, an die Scholle gefesselten Arbeiters oder mit dem an ärmliche Pflichten gebundenen geistigen Heloten vergleichen und hiernach in hellem Jubel zum günstigen Himmel aufjauchzen!

Dies Los ist das unsers Autors, des Componisten und Violinvirtuosen Miska Hauser aus Ungarn, dessen Reisebriefe sein Bruder hier geschickt zusammengestellt uns vorlegt, nachdem sie schon im Feuilleton der „Ostdeutschen Post“ viele Leser erfreut und den Ruf gewonnen haben, eine der blühendsten, frischesten und anziehendsten Touristenarbeiten darzubieten, die man antreffen kann. Es versteht sich wol von selbst, daß in diesen rasch hingeworfenen brieflichen Mittheilungen viel flüchtig Angeschürtes und nicht wenig Irriges oder Halbwahres mit unterläuft und daß die gezogenen Folgerungen oft einer mäßigenden und berichtigenden Kritik zu unterwerfen sind, da sie sich eben als rasche Erzeugnisse des Moments charakterisiren; allein die Frische und die Fülle der Beobachtungen, der heitere Geist der unmittelbaren Darstellung, die Laune und die Plastik in den Schilderungen von Personen und Sachen, die lebendige Farbe des Vortrags, die große Mannichfaltigkeit der Situationen und die häufige Berührung mit bekannten und berühmten Personen, endlich aber auch die Selbstkenntniß und die durchaus bescheidene Weise des Erzählers: alles dies erweckt bei dem Leser so viel Sympathie, Vergnügen und Befriedigung, daß er

an die Gefühle Mitzogi's sieht Berlioz, wenig von seiner früheren Manier. Die Ouverture zu Benvenuto Cellini, wo an Beethoven Mitleben wollen, gute Gelegenheit war, sich selbst zu finden, ist ein Werk, das nicht mehr Eindruck macht, wenn man sie, die Ouverture, mit Beethoven vergleicht. Weniger Glück hatte Berlioz mit seinem Lelio, ou le retour à la vie, einer Fortsetzung der Symphonie fantastique, die ebenfalls Aufsehen machen sollte. Dieselben Ideen, dieselben Tendenzen, dieselben Mängel, dieselbe Verwirrung, dieselbe Unklarheit, dieselbe Unfähigkeit, sich zu beherrschen und Maß zu halten, wie in der Symphonie fantastique, nur daß hier noch mehr Ideen, noch mehr Tendenzen, noch mehr Verwirrung, noch mehr Unklarheit, noch mehr Unfähigkeit, sich zu beherrschen und Maß zu halten, vorhanden sind. Ein Monodrama in Musik, das Berlioz selbst als Fortsetzung der Symphonie fantastique bezeichnet hat, und das nur Musik und Deklamation ist, ohne Gesang, ohne Arien, ohne Duette, ohne Terzette, ohne Quartette, ohne Chöre, ohne Finale, ohne Recitative, ohne Accompagnement, ohne Begleitung, ohne Instrumente, ohne Orchester, ohne Dirigenten, ohne Partitur, ohne Stimmen, ohne Noten, ohne Takt, ohne Tonart, ohne Melodie, ohne Harmonie, ohne Rhythmus, ohne Tempo, ohne Vortrag, ohne Ausdruck, ohne Accent, ohne Nuancen, ohne Farben, ohne Licht, ohne Schatten, ohne Bewegung, ohne Leben, ohne Seele, ohne Geist, ohne Sinn, ohne Verstand, ohne Vernunft, ohne Alles, was Musik heißt, kann nicht gut genannt werden. Es ist eine Unmöglichkeit, es ist eine Absurdität, es ist ein Unding, es ist ein Nichts, es ist ein Nichtsnutz, es ist ein Nichtsnutziges, es ist ein Nichtsnutziges, es ist ein Nichtsnutziges

Der Verfasser verweilt, componirend und geigend fünf Wochen auf einem Landgute des Kapitäns Taborah, besucht Concepcion und Capio, wo er gute Concerte gibt, schifft sich dann mit einer chinesischen Generalsfamilie, die er uns wunderlich porträtirt, nach Australien ein und landet zunächst in Tahiti, um auch, sowie die Chinesen, die Königin Pomare für die europäische Concertmusik zu bekehren. Dies irdische Paradies, von schönen und gutmüthigen Menschen bewohnt, malt er uns zunächst in seiner eigenthümlichen frischen Weise, in aller seiner sonderbaren Halbcultur, die Frauen, wie er sagt, von attischer Schönheit, arkadisch-unschuldig und lachend in Anmuth wie das Eden, das sie umgibt. Hier war noch kein Concertgeber erschienen, und niemand wußte, was man sich unter einem „Tonkünstler" denken sollte, sodaß die tahitische Polizei ihn festnahm und zu dem französischen Gouverneur führte. Nachdem sich alles aufgeklärt, gab er sein Concert, bei dem die Königin zwar erschien, aber nicht aushielt: die gähnende, barfüßige Majestät ergriff vor einer Cavatine aus „Ernani", die Mr. Cremieux, der Chef der französischen Militärmusik, flötete, die Flucht und vernichtete so alle Hoffnungen unsers Reisenden auf einen „tahitischen Orden"! Aber der „Carneval" wirkte und alles war entzückt über den „fremden Geiger", der auf dem Holze so gut wie ein Vogel zu pfeifen verstehe! Ein Festmahl bei dem Gouverneur zeigt uns diese kräftigen und schönen Naturkinder im ergötzlichen Kampf mit europäischer Sitte, mit Messer, Serviette und Gabel und in ihrer kostbaren, halbnackten Toilette. In einem zweiten Concert erschien die Königin wieder und ergriff die Geige des Erzählers, der, während sie in den Saiten mit den Fingern spielte, natürlich wie auf der Folter stand; ein tahitisches Volkslied, das er spielt, erfreut die gelbe Majestät höchlich. „Sie frug mich in gebrochenem Französisch, ob ich auch aus dem Lande der Franzosen komme, und als ich dies verneinte, faßte sie meine Hand, drückte sie und flüsterte geheimnißvoll: «Ich liebe diese Männer nicht.» Dann löste sie ein kleines goldenes Kreuz von ihrer Korallenkette und reichte es mir mit den Worten: «Zur Erinnerung an Pomare», worauf ich mich tief verbeugte und das königliche Haus verließ." Wir übergehen die oft wirklich poetischen Naturschilderungen dieser glückseligen Insel, um den Verfasser endlich nach Sidney in Australien zu begleiten, von dessen trauriger Küste er am 1. December 1854 schreibt. Man kennt Sidney mit seiner 60000 Menschen zählenden seltsamen Bevölkerung, in der sich der Auswurf der Civilisation mit der thierischen Roheit des Wilden begegnet, mit seiner Losung: to make money, seinem Dandythum, Spielhöllen, Chinesen und seinem übereuropäischen Luxus. Hauser gibt hier Concerte mit Miß Hayez, zu 5 Pf. St. Entrée, Damen und Dandies in höchster Toilette im ersten Rang, Goldgräber und Räuber im Amphitheater. Im Hause des Gouverneurs wird ein glanzvolles Fest von ihm verherrlicht: Triumph, Gold und Ehre überall. Er geht nach Maitland und die Begegnisse dieser Reise durch das wilde häßliche Land, die Katastrophe, die ihm hier zustößt, als das Theater, in dem er geigt, sich plötzlich verfinstert, weil der Impressario seine Gasschulden nicht bezahlt hat, unterhalten den Leser auf das anmuthigste.

Im zweiten Bande lernen wir Australien und australisches Leben in lebendigen und greifbaren Bildern vollständiger kennen, als aus irgendeinem andern uns bekannten Werke, die Schriften Gerstäcker's nicht ausgenommen. In Goulburn, einer Bretterstadt von 5000 Einwohnern, die nichtsdestoweniger ihr Shakspeare-Hotel, ihr Lord Byron-Theater u. s. w. hat, trifft er zuerst wieder auf eine schöne Natur, mit Palmen und Bananen. Er gibt unter den seltsamsten Hindernissen ein seltsames Concert, erweckt Begeisterung und wird mit Ehren überschüttet. Desto schlimmer steht es mit den Bildungsversuchen, welche das Gouvernement mit der Urbevölkerung unternimmt, deren falsche, diebesschlaue, thierische Natur sie als völlig culturunfähig erscheinen läßt. Aus einer mühsam gegründeten Volksschule in Goulburn waren plötzlich in einer Nacht alle ihre Zöglinge ausgebrochen und in die Wälder entflohen, wo man sie mühsam wieder einfangen mußte. Von Goulburn aus wird Paramatta in den Gebirgen besucht: der in Hast gebaute Ort hatte schon eine deutsche Schauspielergesellschaft angezogen. Man kann sich den „Wilhelm Tell" denken, der hier gegeben wurde, vor einer Bevölkerung deutscher Tagelöhner, denen leider schon alles deutsche Wesen abhanden gekommen ist. Von hier geht es nach Bathurst, dem der Verfasser, wie er sagt, sofort den Concertfrieden aufkündigt. Die harmlose Versammlung sah sich plötzlich in ihrem Bretersaal überschwemmt, und der Virtuose selbst flüchtet, die Geige unterm Arm, in einem Kahn vom Felde seiner Triumphe! Das ist:

Das Land, bei dessen lockendem Verheiß,
Die Hoffnung noch vom Sterbelager springt —

und das uns der Verfasser, man muß es gestehen, in seinen grellen Gegensätzen und Antithesen lebendiger und mit mehr Geist, als irgendeiner seiner Vorgänger schildert; das Land, in dem der grelle Widerspruch der Sitten und des Lebens einen Widerhall in dem ebenso grellen Widerspruch seiner Natur und seiner klimatischen Verhältnisse findet. Welch ein Unterschied z. B. zwischen der Natur in Moretonbay und Adelaide und dem Norden Australiens? Hier Palmen und paradiesische Blumengefilde, die etwas Vertrauliches und Umschlingendes in der von Wohlgerüchen durchhauchten, ewig heitern Lüften athmen, die die Flammenküsse der Sonne kühlend den Pilger entzücken und ihn mit ihrer Herrlichkeit völlig überwältigen; dort dürrer Wüstenbrand und alles vernichtende Wolkenbrüche im grellen Wechsel u. s. w. In einem solchen Zaubergarten liegen die 400 Häuser von Moretonbay und von Peuvitto, von wo der Verfasser, nachdem er fünf Concerte in acht Tagen gegeben, nach Sidney zurückkehrt, das er nach vier Monaten wieder ganz verändert findet. „Es ist ein Emporkömmling", sagt er, „dem ein Gott plötzlich die Taschen füllt und der nun prunksüchtig mit seinen Schätzen prahlt, alle Welt blendend und in Aufschneiderei und riesenhaften Unternehmungen keine Grenzen kennend." Später wird Melbourne besucht, ein Ort, dem 150000 Einwohner wol etwas übertrieben zugewiesen werden, und der ganz einer englischen Industriestadt gleicht. Hier herrscht ein beständiger Carneval, Spectakel, Opern, Ballete aller Art, auch die 20000 Chinesen spielen hier wieder eine große Rolle und machen dem Verfasser mit ihren Wunderlichkeiten vielen Spaß, während das unglaubliche Elend der Auswanderer ihm Thränen entlockt. Ein Concert bringt dem patriotischen Comité 20000 Fl. auf einmal ein: auch Lola Montez, nun wieder Witwe, da ein Bruder ihren Gemahl Patrik Hull erschossen hat, findet sich hier ein. Von hier geht es nach Ballarat, Geelon und Adelaide, erstere beiden Orte, Bretterresidenzen in der Nähe der Eucalyptuswälder, wild und schauervoll, wo der Verfasser zwölf Concerte gibt und Lola tanzt, aber Fiasco macht. „Es gibt nichts Possierlicheres", sagt der Autor, „als dies exotisch-culturhistorische, aus allen Winkeln der Erde zusammengeschneite Concertpublikum, eine wahre schwäbische Dreigroschen-Komödiantenbude." Mit Entzücken begrüßt er demnächst Adelaide, wo deutscher Geist und die Macht erfrischender Cultur und menschlichen Ordnungssinnes ihn endlich wieder umgeben; es ist ein lebensfrischer Baum in der Morgenblüte vielversprechender und gesetzmäßiger Entwickelung, malerisch schön unter tropischem Himmel gelegen: ein Zufluchtshafen der über den Ocean gewehten deutschen Volksthümlichkeit. Hier ist ein Schiller-Theater, ein Thusnelda-Casino, ein Hotel Zur deutschen Treue; hier klingen alle Mundarten des deutschen Reichs munter durcheinander, hier liegt das vaterländische Element, überall sonst ein zerbrechliches, schlecht gesteuertes Fahrzeug, fest vor Anker. In allen Straßen das regste deutsche Leben. „Es lachte zwar nicht immer dies Leben", sagt der Verfasser schön, „es seufzte auch zuweilen und stöhnte unter der Last der Armuth, aber es lebte und bewegte sich doch denn hier, wo das Glück gut gelaunt mit jedem kecken Spiele würfelt, wo der Besitz eine Laune des Zufalls, die Hoffnung ein Schmeichlerin selbst des Mangels ist, verliert das Elend jene bleiche Farbe der Ohnmacht: die Noth hilft sich auf, der Hunger scherzt und die Armuth wird vergoldet!" Auch hier ist Lei

eines in Vorbereitung, dann die Arbeit von Schlangenbrunn, die in Kürze von Jacobsen-Hamburg und von uns selbst bearbeitet wird. Die Untersuchungen werden von Kaiser und Schulz, Schlangenbrunn, Jacobsen und Schulz, Hamburg, und Schulz, Berlin, ausgeführt. Die Arbeiten Schulz' sind vollständige Monographien geworden, somit kann ich mich kurz fassen.

Die Arbeit Kaiser's wurde nahezu fertig.

Die Untersuchungen Schulz' erstreckten sich auf Bacillus Megaterium, B. subtilis und Bacillus, die in gewissen Gebieten, wie in ostpreußischen Wiesenmooren, vorkommen, und die Schulz als Bacillus Wiesenmoor bezeichnet hat.

Die Arbeit Schulz' wurde nahezu fertig.

Die Untersuchungen Schulz' erstreckten sich auf Bacillus Megaterium, B. subtilis und Bacillus, die in gewissen Gebieten, wie in ostpreußischen Wiesenmooren, vorkommen, und die Schulz als Bacillus Wiesenmoor bezeichnet hat.

Die Arbeiten Schulz' wurden nahezu fertig. Die Arbeiten Schulz' Bacillus Megaterium, B. subtilis und Bacillus Wiesenmoor

ſtizze, zu welcher Köhler namentlich auch bisher ungedruckte Briefe benutzt hat, noch ſo manche intereſſante Bemerkungen Götzinger's über hervorragende Perſonen, ſo über Friedrich Kortüm, einen „ſehr verſchloſſenen, etwas ſtolzen Mann, darum von den andern Lehrern (in Hofwyl) meiſt gefloh'n"; über Hurter, dem „alle Leute, die wir andern als Patrioten achten, Schufte, die Reformatoren Strohköpfe, die ſieben göttinger Profeſſoren Dummköpfe und Halunken ſind", dem er aber auch nachrühmt, daß er „leutſelig, umgänglich, nur zu heiter und zu gemein ſei"; über Jakob Grimm, den er als Sprachforſcher mit Naturforſchern wie Cuvier und Humboldt, als umfaſſenden Denker mit Geiſtern wie Baco und Leibniz vergleicht; über W. Wackernagel, von dem er unter anderm 1855 ſagt: „O hätte ich in Leipzig einen ſolchen Profeſſor gehabt, was wäre ich für ein Kerl geworden! Es iſt erſtaunlich, was der junge Wackernagel (er iſt noch nicht 30 Jahre) alles weiß!" Rührend iſt es, wie Götzinger, als ſeine ſpäter allgemeiner werdende Lähmung mit der rechten Hand begann, noch mit der linken ſchreiben lernte: „Mit der Linken arbeitete er 1851 an ſeinem «Leſebuch», das druckbereit werden mußte, und hatte noch den Humor, in ſelbiges eine Bitte der linken Hand um beſſere Berückſichtigung bei der Erziehung aufzunehmen." 13.

Notizen.

Goethe's Gedichte und Balladen in neuer engliſcher Ueberſetzung.

Zwei Engländer, W. Edmondſtoune Aytoun und Theodore Martin, haben ſich zuſammengethan, um Goethe's Gedichte und Balladen zu überſetzen und ihre Ueberſetzung unter dem einfachen Titel „Poems and ballads of Goethe" bei Blackwood in London erſcheinen zu laſſen. Man könnte nun verlangen und hoffen, daß zwei vereinte Kräfte etwas ganz Vorzügliches zu Stande gebracht haben müßten; dies ſcheint jedoch nach dem „Athenaeum" keineswegs der Fall zu ſein. Der Berichterſtatter bemerkt: „Obſchon bereits verſchiedene Ueberſetzungen der Gedichte Goethe's im Engliſchen verſucht worden ſind, ſo befindet ſich doch keine vollkommen gelungene darunter. Allerdings wurde Scott zuerſt durch eine gute Ueberſetzung des «Götz von Berlichingen» und des «Erlkönig» bekannt. Shelley hat eine Stelle aus dem «Fauſt» ſo ausgezeichnet überſetzt, daß man nur bedauern kann, daß er nicht das ganze Drama ſtatt einiger Scenen übertragen hat. Zu den vielen Planen Coleridge's gehörte auch eine Uebertragung des «Fauſt»; er gab aber die Idee auf, «because he doubted whether it became his moral character to translate or lend countenance to language much of which he thought vulgar and blasphemous; and, partly and objectively, because, on a comparison of idioms, the bard found that he could, on the same subject, write so much better himself»." Der Berichterſtatter vermuthet, daß einer oder der andere dieſer Gründe die Welt mancher Ueberſetzungen beraubt habe, welche ohne Zweifel, wären ſie nur ausgeführt worden, bewundernswerth geweſen wären; dieſer Mangel an muſterhaften Ueberſetzungen, habe andererſeits einer ziemlichen Anzahl Ueberſetzungen, welchen kein Leſer des Originals ſeine ernſtlich gemeinte Bewunderung ſchenken könne, Thür und Thor geöffnet. Der Berichterſtatter fährt fort: „Eine unvollkommene Seelenverwandtſchaft mit euerm Autor, ein Verlangen, zu beſſern, zu verwandeln, hübſche Partien weiter auszuſpinnen und nicht hübſche zu kürzen, ihn auf das Niveau euerer eigenen Phantaſie herabzudrücken, ihn keuſch und ſittlich zu machen, wo er das Gegentheil iſt, gezwungen wo er einfach, derot wo er trotzig, chriſtlich wo er heidniſch iſt; eine Abſicht, ſein Metrum zu ändern, ſeinen Sinn anders auszulegen und ſeine Form und Muſik zu verwiſchen, das ſind nach meiner Anſicht weſentliche Hinderniſſe für das Gelingen einer Ueberſetzung." Hieraus geht ſchon hervor, daß der Berichterſtatter den beiden Ueberſetzern zu verſtehen geben will, daß ihnen das unternommene Werk nicht ſehr gelungen ſei. Der Berichterſtatter iſt freilich nicht blind gegen die Schwierigkeiten, welche gerade Goethe dem Ueberſetzer bietet: „Wer kann", ſagt er, „Thautropfen aneinander binden, Weſtwinde einkerkern oder die flüchtigen Sonnenſtrahlen einfangen? Zur Hälfte beſteht Goethe's Schönheit in ſeiner vollendeten Einfachheit und Ruhe, in einer griechiſchen Klarheit und Beſtimmtheit, in der Art wie er ſchöne Worte ſchönen Gedanken vermählt, nicht durch eine mariage de convenance, um ſo viele Silben oder Rhythmen oder Bilder willen, ſondern «from inward and affinity of beauty»..... Verſetzt ein Wort oder ändert das Metrum, gebt für einen hellen einen tiefen Ton, für ein glänzende eine matte Farbe, und dahin iſt der Reiz des Gedichts, Symmetrie und Haltung. Statt das Gedicht verſchönert zu haben, habt ihr es ſeiner Schönheit beraubt." Das nun iſt es, was der Berichterſtatter den beiden Ueberſetzern zum Vorwurf macht; ſie hätten das Original geändert, das eine mal weil ſie den Text nicht verſtanden, das andere mal weil ſie nicht mit ihm übereinſtimmten oder aus andern Gründen, die man nicht zu errathen vermöge. Das Diſtichon:

Welche Wonne gewährte der Blick auf dies herrliche Bild mir.
Stünd' ich Armer nicht ſo heilig wie Joſeph dabei —

lautet z. B. in der Ueberſetzung oder vielmehr Verwäſſerung und Purificirung der beiden Herren, denen die Stelle irgendetwas Anſtößiges haben mochte:

What joy that sight might bear,
If with a pure and guilt-untroubled eye,
To him who sees them there,
He look'd upon the twain, like Joseph standing by.

Die Engländer ſind freilich ſehr prude; nennt doch auch der ſonſt vorurtheilsloſe Berichterſtatter des „Athenaeum", um ſelbſt ſeinen Landsleuten keinen Anſtoß zu geben, Goethe's hier ausgedrücktes Gefühl „bade nough", nur meint er, es gezieme ſich für einen Ueberſetzer nicht, etwas ſchwächliche Frömmigkeit darüberzugießen und die Stelle beim Publikum als „thoroughly orthodox" einzuſchmuggeln. Nächſt der Wiedergabe der „Braut von Korinth", deren metriſche Schwierigkeiten die beiden Ueberſetzer faſt ganz überwunden hätten, rühmt der Berichterſtatter nur die Bearbeitung des Gedichts „Der Beſuch" als „the most successfull of the translations".

Eine Ferienreiſe nach Schweden.

Der Rector des Gymnaſiums zu Lemgo, H. K. Brandes, hat ſeine „ſechste Taube" ausfliegen laſſen, nämlich einen „Ausflug nach Schweden im Sommer 1858" (Lemgo Meyer, 1858); die „Tauben", die er früher ausfliegen ließ, waren die Tagebücher über ſeine Ferienreiſen nach Schottland, England, in die Pyrenäen, durch das Salzkammergut nach Venedig, endlich nach Rom. Dieſe nicht ſehr umfangreichen Reiſetagebücher ſcheinen hiernach ihr beſtimmtes Publikum zu finden, dem ihre periodiſche Wiederkehr willkommen iſt, und in der That ſind ſie anziehend durch die einfache Objectivität, womit der Verfaſſer ſchildert und erzählt, und durch die Friſche und Heiterkeit, womit er das von ihm Erlebte und Angeſchaute auf ſich wirken läßt und die Eindrücke wiederzugeben weiß. Ehe er auf Wanderung geht, klopft er den Schulſtaub ordentlich aus, und von Pedanterie, Schulmeiſterei und Grämlichkeit iſt in ſeinen Reiſeſchriften nicht eine Spur zu finden. Wir begleiten daher den Verfaſſer mit Vergnügen nach Stockholm und Umgegend, nach Gripsholm, Upſala, Dannemora, Geſle, Dalarne (Dalekarlien), Falun, den Siljanſee, Weſteräs, Motala, Wadſtena und dem Omberg, endlich nach Gothenburg und von da über Kopenhagen zurück. Auch für die eingeflochtenen Bemerkungen über die ſchwediſche Sprache, die voll- und wohlklingendſte aller Sprachen germaniſchen Namens, ſind wir ihm dankbar, ebenſo für die Bemerkungen über das ſchwediſche Geſangbuch, in welchem ſich auch zwanzig Lieder von Luther, drei von Franke, vier von Paul Gerhard und mehrere von Neumark, Arndt u. ſ. w. befinden. Der Anfang der Luther'ſchen Hymne „Eine feſte Burg" lautet in der ſchwediſchen Ueberſetzung:

Vor Gud är oss en väldig borg.
Han är vort vapen tryggа.
Po honom i all nöd och sorg
Vort hopp vi vilje bygga etc.

Die Lage Stockholms versetzte ihn, der doch auch die schönsten Städte und Gegenden Italiens gesehen hat, in Entzücken, namentlich von der Ostseeseite; er sagt: „Man glaubt nicht eine Stadt des Nordens, sondern eine italienische vor sich zu haben, um meint, nach Genua oder Neapel gekommen zu sein. Nicht übertrieben ist das Lob, welches ihr gespendet wird, wenn man sie das Paradies des Nordens nennt; ich glaubte in meinem Entzücken, es gebe auf dem Erdenrund nicht ihresgleichen." Auch der Trollhättafall und dessen Umgebungen machten auf ihn einen „unbeschreiblichen" Eindruck und ließen eine Sehnsucht in ihm zurück, „die ich (fährt er fort) auch jetzt, indem ich dies schreibe, nicht los werden kann". Als dritten Glanzpunkt Schwedens bezeichnet er die Gegend von Gothenburg. Von einem Besuch des in Schweden berühmten Siljansee dagegen räth er ab; der Weg von Gefle über Falun nach Leckfand sei einförmig und ohne Reize, und wenn auch der Siljan und das Thal der Dalelf bis Avesta lieblich und anmuthig sei, so habe Deutschland, auch abgesehen vom Alpenlande und von den Thälern des Rhein und der Donau, schönere Gegenden. Bei Gelegenheit des Besuchs der Bibliothek von Upsala erzählt er in Betreff des berühmten Codex argenteus, daß aus ihm, was Dr. Löbe 1834 entdeckte, einmal mehrere Blätter heimlich herausgeschnitten und entwandt wurden, die indeß später zurückgekommen sind. Zu Anfang des Jahres 1857 sei Dr. Uppström deshalb zu einem schwer Erkrankten gerufen worden, der ihm ein Packet gab, das jene fehlenden Blätter enthielt, und aussagte, daß er sie von dem Bedienten eines reisenden Engländers erhalten habe. Man vermuthe jedoch, daß der Kranke und bereits Verstorbene sie selbst entwandt habe. Das erinnert an einen ähnlichen neuern Vorfall in einer deutschen Stadt. Uebrigens befinden sich auf der Upsala-Bibliothek aus der deutschen Literatur sogar die neuern Erklärungsschriften über Goethe und Schiller, „wiederum ein Zeichen", bemerkt der Verfasser, „daß man in Schweden die deutsche Sprache achtet". Der Schrift ist eine Übersichtskarte von Stockholm beigegeben. H. M.

Bibliographie.

Bastian, A., Afrikanische Reisen. — A. u. d. T.: Reisen in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo. Ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie. Bremen, Strack. Gr. 8. 2 Thlr.

Binnewerck, F., Der echte Ring. Roman in sechs Büchern. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Pfälzer Briefe. Von einem Ungenannten. 1ste Sammlung. Landau, Kaußler. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bruch, J. F., Die Lehre von der Präexistenz der menschlichen Seelen historisch-kritisch dargestellt. Straßburg, Treuttel u. Würtz. Gr. 8. 24 Ngr.

Cornelius, P., Ein Sonettenkranz für Frau Rosa von Milde. Weimar, Kühn. Gr. 8. 3 Ngr.

Freytag, G., Die Fabier. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Hirzel. 8. 1 Thlr.

Eine Geschichte der Drangsale die das deutsche Dorf J.... bei Mainz im ersten Revolutionskriege durch die Franzosen erlitten. Dem deutschen Volke nach eigenen Erlebnissen berichtet von F. L. J. Leipzig, Haessel. 8. 10 Ngr.

Hetzling, M. v., Eine Posse per Dampf oder Narrenstreiche am Himmel und auf der Erde. Carnevals-Preisstück mit Gesang und Tanz in vier Akten. Musik componirt und arrangirt von Demselben. Mainz, F. Schott. 12. 10 Ngr.

Heyse, P., Die Sabinerinnen. Tragödie fünf Akten. Berlin, Hertz. 8. 25 Ngr.

Hopf, A., Tante Europa und ihre Großmägde. Carnevalsposse mit Gesang und Bettelntanz. Berlin, Mecklenburg. 8. 2½ Ngr.

Joël, M., Die Religionsphilosophie des Mose ben Maimon [Maimonides]. Breslau. Gr. 4. 12 Ngr.

Kempe, F., Friedrich Schneider als Mensch und Künstler. Ein Lebensbild nach Original-Mittheilungen, Original-Briefen und Urtheilen namhafter Kunstrichter bearbeitet. Mit Schneider's Porträt in Stahlstich, zwei Lithographien, Facsimilen, Autographie und vielen Musik-Beilagen. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 3 Thlr.

Meißner, A., Dramatische Werke. 1ster Band. Leipzig, Herbig. 16. 24 Ngr.

Moschus, D., Neaera. Komödie. Nach dem 1845 in Athen erschienenen ersten Abdruck der Florentinischen Handschrift. Nebst einer literarhistorischen Abhandlung des griechischen Herausgebers Andreas Mustoxydis von Korcyra. Griechisch und deutsch mit Einleitungen und Anmerkungen von A. Ellissen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 24 Ngr.

Müller, O., Der Klosterhof. Ein Familienroman. Drei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Orlich, L. v., Indien und seine Regierung. Nach den vorzüglichsten Quellen und nach Handschriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Allgemeine Geschichte von Indien von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1857. Leipzig, G. Mayer. Lex.-8. 3 Thlr.

Richthofen, E. K. H. Freih. v., Die äusseren und inneren politischen Zustände der Republik Mexico seit deren Unabhängigkeit bis auf die neueste Zeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Roth, E., Geschichte des italienischen Volks unter der Napoleonischen Herrschaft als Grundlage einer neuesten Geschichte Italiens. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 15 Ngr.

Strauss, O., Der Psalter als Gesang- und Gebetbuch. Eine geschichtliche Betrachtung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Ngr.

Tegnér, E., Axel. Ein romantisches Gedicht. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von A. R. v. Schullern. Innsbruck, Wagner. 16. 9 Ngr.

Trendelenburg, A., Friedrich der Grosse und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. Eine Skizze aus dem preussischen Unterrichtswesen. Vortrag gehalten am 27. Januar 1859 in der Königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 5 Ngr.

Tröstungen und Rathschläge aus der Erfahrung. Aus dem Französischen nach der 9ten Auflage des Originals. Bremen, Strack. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Andrae, A., Aktenmäßige Beleuchtung der Erwiederung des Königl. Ober-Kirchenraths auf die Eingabe der Pommerschen Patrone vom Januar 1858. Naugard. Gr. 8. 5 Ngr.

Böhlau, H., Der Kriminal-Prozeß Rose und Rosal. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 8 Ngr.

Dethloff, A., Gedanken eines Laien über Vergangenheit und Gegenwart unserer Mecklenburgischen Landes-Kirche. Ein evangelisch-lutherisches Zeugniß für Hrn. Pfr. Dr. Baumgarten. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

Frieden oder Krieg? Ruhe oder Umsturz? Ein Blatt der Zeitgeschichte. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 5 Ngr.

Der deutsche Patriotismus vor dem Richterstuhle des französischen Monitur. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Sundelin, An die deutschen Geschworenen. Ein Beitrag zur Verständigung über ihre Aufgabe in der Gegenwart. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 6 Ngr.

Vorwärts! Ein Votum aus und für Sachsen. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Empfehlenswerthe Schulbücher

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arendts (C.), Naturhistorischer Schulatlas. Zugleich mit Berücksichtigung der Technologie. Für den methodischen Unterricht bearbeitet. 33 Tafeln, enthaltend 388 Abbildungen in Holzschnitt. Nebst einem erläuternden Texte. 4. In Octavformat und in Leinwand gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Graeser (K.), Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der **Englischen Sprache.** Nach Jhn's Methode. Zweite Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

——— **Praktische Schulgrammatik der Englischen Sprache.** Mit vielen Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen. 8. Geh. 16 Ngr.

Möhl (G.), Theoretisch-Praktischer Lehrgang zur leichten und gründlichen Erlernung der **Französischen Sprache.** 8. Geh. 15 Ngr.

Wendleng (B.), Praktisch-theoretisches Handbuch der Französischen Sprache. Mit Uebungen nach einem ganz neuen System. 8. Geh. 20 Ngr.

Trant (H. T.), Deutsches Sprachbuch für deutsche Schulen. Nach den Resultaten der neuern historischen Sprachforschung auf dem Gebiete der Lexikologie und Grammatik bearbeitet. 8. Geh. 15 Ngr.

Wilde (F. A.), Lesebuch für die Schulen Deutschlands. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Müller (F.), Geometrische Formeln und deren Anwendung auf die Bau-Praxis nebst einer Tabelle über Festigkeit der Materialien mit praktischen Beispielen versehen. Nebst einem Anhang: **Verhältnisse, nach welchen die Materialien bei Landbauten berechnet werden.** Mit 87 Holzschnitten. 8. Geh. 12 Ngr.

Snell (K.), Lehrbuch der Geometrie für Schulen und zum Selbstunterricht. Zweite Auflage. Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 18 Ngr.

Erster Theil: **Geradlinigte Planimetrie** von Karl Snell. Mit 5 lithographirten Tafeln. 24 Ngr.

Zweiter Theil: **Kreislehre und Ebene Trigonometrie** von Karl Snell. Mit 4 lithographirten Tafeln. 24 Ngr.

Dritter Theil: **Stereometrie** von Hermann Schäffer. Mit 16 lithographirten Tafeln. 1 Thlr.

Raumer (K. von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

——— **Beschreibung der Erdoberfläche.** Eine Vorschule der Erdkunde. Fünfte verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Staedler (G. L.), Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie. Mit zahlreichen Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr. (Auch in 8 Lieferungen zu 10 Ngr. zu beziehen.)

☞ Die vorstehend aufgeführten Lehrbücher sind sämmtlich in zahlreichen Schulen eingeführt und werden bei Beginn des neuen Semesters den Schulanstalten bestens empfohlen.

Die Verlagshandlung ist gern bereit, Lehrern, die sich vor der Einführung der Bücher erst näher damit bekannt machen wollen, Gratisexemplare derselben zukommen zu lassen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von **Karl Gutzkow.**

In neun Bänden.

Erster bis vierter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist der vierte Band dieses Werks erschienen, das, ein Seitenstück zu den „Rittern vom Geiste", in gleicher Weise wie diese das norddeutsche Element der Gegenwart schilderten, die süddeutschen und südeuropäischen Verhältnisse zur Grundlage hat und somit gleichfalls ein Zeitgemälde unserer Tage wird. Die Handlung spielt in Westfalen, am Rhein, in Wien und Norditalien und endigt in Rom, das der Verfasser zu diesem Zweck kürzlich besuchte.

Die folgenden Bände werden in möglichst kurzen Zwischenräumen erscheinen.

Von den drei ersten Bänden ist bereits eine zweite, wesentlich unveränderte Auflage nöthig geworden, da die erste rasch vergriffen war.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Baugesetze

und baupolizeilichen Bestimmungen des Königreichs Sachsen.

Ein Handbuch für Ingenieure, Architecten, Maschinisten, für Techniker, die sich der Staatsprüfung als solche unterwerfen wollen, sowie zur Selbstbelehrung für jeden, der mit dem Bauwesen in Berührung kommt.

Von Rudolf von Trautzschen,

Ingenieur und Königl. Sächs. Finanz-Vermessungs-Conducteur.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die praktische Wichtigkeit dieses Werks für alle mit dem Bauwesen in Berührung kommende Kreise in Sachsen, auch für alle Grund- und Hausbesitzer, bedarf keiner weitern Begründung. Es enthält zum ersten male alle darauf bezüglichen Bestimmungen, die bisher schwer zugänglich waren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 12. Mai 1859.

Inhalt: Plattdeutsche Literatur. Von Friedrich Dörr. Zweiter Artikel. — Ein Roman aus den californischen Goldminen. Von Emanuel Rault. — Eine kritische Revue St.-René Taillandier's über die deutsche Literatur. — Notiz. (Christian Friderich Wurm.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Plattdeutsche Literatur.

Zweiter Artikel.*)

Seit zu Anfang vorigen Jahres unser erster Artikel über plattdeutsche Literatur in d. Bl. stand, sind wieder verschiedene neue Erscheinungen auf diesem Gebiete der Literatur hervorgetreten, welche wir heute hier mit den noch von früherer Zeit vorliegenden zusammen besprechen wollen. Mehr und mehr gewinnt es wirklich den Anschein, als hätten die recht, welche vor der neuplattdeutschen Literatur als einer Feindin der hochdeutschen, die nichts Geringeres zur Absicht habe, als sich ihr altes Gebiet zum Alleinbesitz wieder zu erobern und sich selbst zur norddeutschen Schriftsprache zu erheben, erschraken und warnten. Man bleibt nämlich nicht einmal dabei stehen, die poetischen Gedanken in dieses Gewand der plattdeutschen Sprache zu kleiden, sondern alle Wochen fast lesen wir die Ankündigungen von Werken über die plattdeutsche Sprache; dahin gehören die Wörterbücher (außer dem gediegenen großen allgemeinen von Kosegarten die verdienstvollen Arbeiten von Stürenberg: „Ostfriesisches Wörterbuch", und von Schambach: „Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen"), dann die „Grammatik der plattdeutschen Sprache" von Julius Wiggers und die von A. Marahrens und außer vielen andern besonders die polemische Schrift von Klaus Groth, „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" (Kiel 1858).

Die ausführliche Besprechung dieser Werke würde einen für d. Bl. zu weit umfassenden Raum einnehmen, auch gehören sie nicht eigentlich vor unser Forum, da wir vielmehr uns hier die Aufgabe gestellt, das in plattdeutscher Mundart Geschriebene zu besprechen; doch dürften wir in dem heutigen Artikel einigemal genöthigt sein, auf das letztgenannte (übrigens in Nr. 2 d. Bl. bereits besprochene) Buch Bezug zu nehmen, und gestehen daher hier im voraus, daß wir, obgleich selbst ein Plattdeutscher und ein warmer Verehrer der lieben schönen Muttersprache, doch höchlichst erstaunt waren über die Keckheit einerseits und die Einseitigkeit andererseits, welche das Groth'sche Buch charakterisiren. Schritt vor Schritt raubt Groth der hochdeutschen Sprache jeden Anspruch auf Vorzüge irgendwelcher Art, um sie der plattdeutschen Schwester in um so höherm Maße zu vindiciren. Das heißt mit Gewalt Zwietracht hervorrufen; oder glaubt Groth wirklich die Gegner zum Schweigen zu bringen, wenn er mit einem Selbstgefühl und einer Unumwundenheit, die uns nicht geringes Bedenken macht, wo er von dem Wohllaute der plattdeutschen Sprache redet, sich selbst hoch emporhebt und Schiller's bisher am meisten bewundertsten Verse aus dem „Taucher" verurtheilt? Er sagt nämlich:

Ein Lied von so absolutem Wohlklange wie z. B. „Hartleed" im „Quickborn", das in den tiefen Brusttönen den Schmerz malt, ist im Hochdeutschen durchaus unmöglich. Ich behaupte nicht, daß Goethe'sche, Heine'sche Verse nicht wohlklingend sind, Meister bezwingen auch das widerstrebende Element, ein Canova würde den Granit zu einer Frauenbüste weich machen. Aber der Plattdeutsche hat den Klang im Ohr, er wird, auch wenn er hochdeutsch dichtet, den Sinn mit Erfolg hinüberbringen, und die Schriftsprache wird immer von ihrer Schwester lernen und gewinnen. Schiller's, des Schwaben, „Und es wallet und siedet" u. s. w. ist geradezu unschön (!), obgleich auch Goethe es bewunderte. Bürger würde es nicht bewundert haben.

Doch ersparen wir uns weitere Bemerkungen und Aussetzungen für weiter unten und gehen zu den uns vorliegenden Schriften in plattdeutscher Sprache über.

1. Der 1. April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen, Lustspiel in drei Acten. Blücher in Teterow, dramatischer Schwank in einem Act. Von Fritz Reuter. Greifswald, Koch. 1857. Gr. 12. 15 Ngr.
2. Kein Hüsung. Von Fritz Reuter. Greifswald, Koch. 1858. 12. 25 Ngr.
3. En poa Blomen ut Ammarik Schulten ehren Goahrn von A. W. Herausgegeben von Fritz Reuter. Greifswald, Koch. 1858. 16. 15 Ngr.
4. Aus dem Volk für das Volk. Plattdeutsche Stadt- und Dorfgeschichten. Herausgegeben von John Brinckmann. Erstes Heft: „Dat Brüden geiht üm." Zweites Heft: „Kaspar Ohm un ick." Güstrow, Opitz u. Comp. 1854—55. Gr. 16. 9¾ Ngr.
5. Allgemeines plattdeutsches Volksbuch. Sammlung von Dichtungen, Sagen, Märchen, Schwänken, Volks- und Kinderreimen, Sprichwörtern, Räthseln u. s. w. Herausgegeben von H. F. W. Raabe. Wismar, Hinstorff. 1854. Gr. 16. 10 Ngr.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 6 d. Bl. f. 1858. D. Red.

Sämmtliche fünf Bücher sind in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart geschrieben. Voran stellen wir füglich den unermüdlichen liebenswürdigen Fritz Reuter, von dem Nr. 1 und 2 verfaßt, Nr. 3 besorgt und herausgegeben worden. Schon in unserm ersten Artikel hatten wir Gelegenheit, zwei plattdeutsche Schriften dieses Dichters lobend zu besprechen; dort lernten wir ihn als trefflichen Humoristen kennen (seine „Läuschen un Rimels" sind das Lieblingsbuch der Plattdeutschen geworden), heute in Nr. 2 zeigt er, daß auch die weichen elegischen und ernsten Klänge ihm nicht fremd sind, während in Nr. 1 sein Humor in ergötzlicher Weise sich abermals offenbart. „Onkel Jakob und Onkel Jochen" gehört nur zum Theil der plattdeutschen Literatur an. Die Sprache dieses heitern Spiels, das freilich in der Composition vielfach aus Reminiscenzen erbaut ist, ist ein Gemengsel von Hochdeutsch, Plattdeusch und berlinischem Jargon. Onkel Jakob, ein pommerscher Bauer, hat sich bereits vor langer Zeit in der Nähe von Berlin angesiedelt und ist ein Hochdeutscher geworden, sein Bruder Jochen, der auch bereits geraume Zeit bei ihm lebt, ist noch zum Theil Plattdeutscher, er spricht in der „Messingsprache", das ist, dem seltsamen Hochdeutsch, welches der spricht, der eigentlich platt redet und hochdeutsch reden will, und das, wie wir bereits im ersten Artikel erwähnten, von Reuter wahrhaft meisterlich behandelt wird. Mariane, Jakob's Haushälterin, spricht berlinerisch, und Samuel, Jochen's alter Bedienter, kann sich trotz aller Bemühungen von seiner plattdeutschen Muttersprache nicht freimachen und geräth, sobald er etwas lebendig wird, immer wieder in sie hinein. Scene vor Scene können wir dem lustigen Stück nicht folgen und es besprechen, aber verweisen zur Probe auf den Anfang. Hier kommen sofort Samuel und Mariane zusammen; diese verspottet den alten Pommer wegen seiner „jreulichen Muttersprache" und meint, „det die jefühlvolle, jebildete Liebe sich nich in det Plattdeutsche übersetzen läßt und dat det mit ihr in seine Muttersprache jrausam stuckert". Samuel versichert ihr das Gegentheil und will ihr zum Beweise „Spaß's wegen" einmal eine solche pommersch-plattdeutsche Liebeserklärung machen.

Samuel. Ick schlag also meinen Arm um Sie und wenn ick dat dahn hew, dann kiek ick Ihnen grad in die Dogen, mit Lieblichkeit nämlich, und denn segg ick . . .

Mariane. Fällt Er denn nich uf die Knie?

Samuel. Knie? Nee! Wat haben die Bein damit tau dauhn? Ick segg blos: Mien leiv Dürting, ore Fieling, ore Stiening, ore Murrjahning, wenn du willst as ick will, denn sünd dien Hart un mien Hart ein Hart.

Mariane. O Jott, wie eenfach, aber och wie rührend! Un denn is et schon alle?

Samuel. For mienen Part is dat nu all. Nu kommen Sie as gliebtes Frauenzimmer.

Mariane. Na, wat muß ick denn nu as jeliebte Pommeranze dauhn?

Samuel. Sie kucken mir wieder liebreich an und sagen: Ja, Jöching, ore Johanning, ore Jämeling, ick will, wat du willst, und dien Hart und mien Hart sünd beid ein Hart.

Mariane. Na, meinetwegen! Ja, Jämeling, ick will, wat du willst, und dein Herz und mein Herz sind beide ein Herz.

Samuel. So is't richtig! Nun noch einen ausdrücklichen Kuß!

Mariane. Muß det och?

Samuel. Müssen? Wat wollt nich müssen? (Mariane küßt ihn.)

Samuel. So, so! Seihn Sei, as ick noch tau Langenhanshagen wäre . . .

Indessen ist Onkel Jochen eingetreten, hat den Schluß der Scene mit angehört und läßt sich, soviel Samuel auch versichert, „dat war jo man blos Spaß", nicht ausreden, daß es sich hier um ein wirkliches Liebesverhältniß handle, er macht dem alten Diener ernste Vorwürfe über seinen jugendlichen Leichtsinn, fordert aber, nun es einmal so weit gekommen, daß es auch zu Ende geführt werde, und kurz — aus dem Spaß wird Ernst, Samuel muß, mag er wollen oder nicht, die Mariane heirathen.

Ebenso ergötzlich sind auch die übrigen Scenen, und wir können das ganze Buch nicht nur zum Lesen, sondern sogar auch Theaterdirectoren zum Aufführen empfehlen, da die Sprache, selbst wo sie plattdeutsch ist, überall verständlich geblieben.

Was Fritz Reuter aber besonders charakterisirt, das ist die Harmlosigkeit seines Scherzes, der nirgends über die Grenze des gemüthlichen Spaßes hinausgeht. Reuter ist überall ein liebenswürdig-anspruchsloser, herzlich-ansprechender Schriftsteller, und um so mehr muß es uns befremden, wenn Groth in seinen Briefen in so wenig harmloser, in so erbitterter Weise über einen Mann herfällt, dem es keinen Augenblick eingefallen ist, dem Dichter des „Quickborn" den Rang streitig zu machen. Ueberhaupt muß es uns wunder nehmen, wie wenig Gnade die übrigen Schriftsteller in plattdeutscher Mundart vor Groth's Richterstuhl finden. Man sollte fast glauben, er fürchte jede Concurrenz, denn Anerkennung finden eigentlich nur zwei, die allerdings seinem Ruhme keinen Abbruch thun werden: einigermaßen der verstorbene Fock Hoissen Müller, dessen ganz vorzügliche Gedichte wir im ersten Artikel besprochen haben, und außerdem besonders die Gedichte der geisteskranken A. W., welche noch dazu Klaus Groth gewidmet sind. Wie hoch wir Groth's Talent schätzen und ihn als Dichter achten, haben wir deutlich genug früher ausgesprochen, aber „die Kunst ist frei", und wir können kein Gottsched'sches Dictatorium gebrauchen, das uns die Flügel bindet. Wie weit der Dichter des „Quickborn" in dieser Beziehung geht, das beweist auch seine Forderung in Betreff der plattdeutschen Orthographie, auf die wir zum Schluß der Besprechung dieser fünf Nummern kurz eingehen wollen.

Das anderere Buch von Reuter, „Kein Hüsung" (Hüsung heißt zunächst: Wohnung, dann auch: Niederlassungsrecht), ist recht eigentlich geeignet, sich unter dem Volke Mecklenburgs freundliche Aufnahme zu erwerben, da der Dichter mit dem ihm eigenen sichern Gefühl, volksthümliche Stoffe zu ergreifen, das hier einen Gegenstand zum Vorwurf gewählt hat, der für die mecklenburger Verhältnisse leider so charakteristisch ist. Die abhängige Lage der Landleute, das unnatürliche Verhältniß zwischen Herr und Knecht, das eigentlich von der

Schlafstelle war mehr durch den Kummer entstellt als durch sie. Sie war abgemagert, ihre Augen lagen tief in den Höhlen, ihre Lippen waren blutleer, ihre Wangen eingefallen, ihre Haare verwirrt und ungeordnet. Sie hatte ihre Kleider nicht abgelegt, sondern sich, wie sie vielleicht zu Hause war, auf das Bett geworfen, um ein wenig zu ruhen, und war auf dem Bette eingeschlafen. Sie hatte ihren Kopf auf ihren Arm gestützt, und ihre Augen waren geschlossen. Sie hatte die Stimme der Zurückweisung gehört und gesehen, daß ihr Eintreten ungelegen war. Zurückweisung, Zurückweisung, Zurückweisung in einigen Gesichtszügen, in einigen Worten, in einigen Handlungen, ist das Einzige, was sie in ihrem Leben von den Menschen erfahren, und was ihnen eine Gewohnheit geworden ist. Sie hatte ihren Kopf auf ihren Arm gestützt, und ihre Augen waren geschlossen. Sie hatte die Stimme der Zurückweisung gehört und gesehen, daß ihr Eintreten ungelegen war. Sie hatte sich, wie sie vielleicht zu Hause war, auf das Bett geworfen, um ein wenig zu ruhen, und war auf dem Bette eingeschlafen. Sie hatte ihren Kopf auf ihren Arm gestützt, und ihre Augen waren geschlossen. Sie hatte die Stimme der Zurückweisung gehört und gesehen, daß ihr Eintreten ungelegen war. Zurückweisung, Zurückweisung, Zurückweisung in einigen Gesichtszügen, in einigen Worten, in einigen Handlungen, ist das Einzige, was sie in ihrem Leben von den Menschen erfahren, und was ihnen eine Gewohnheit geworden ist.

Sie durchlebte mit seltener Kraft. Sie war Meisterin in der Selbstbeherrschung. Sie hatte sich, wie sie vielleicht zu Hause war, auf das Bett geworfen, um ein wenig zu ruhen, und war darüber eingeschlafen. Sie hatte ihren Kopf auf ihren Arm gestützt, und ihre Augen waren geschlossen. Sie hatte sich, wie sie vielleicht zu Hause war, auf das Bett geworfen, um ein wenig zu ruhen, und war darüber eingeschlafen. Sie hatte ihren Kopf auf ihren Arm gestützt, und ihre Augen waren geschlossen. Sie hatte die Stimme der Zurückweisung gehört und gesehen, daß ihr Eintreten ungelegen war. Sie hatte sich, wie sie vielleicht zu Hause war, auf das Bett geworfen, um ein wenig zu ruhen, und war darüber eingeschlafen. Sie hatte ihren Kopf auf ihren Arm gestützt, und ihre Augen waren geschlossen. Sie hatte die Stimme der Zurückweisung gehört und gesehen, daß ihr Eintreten ungelegen war. Zurückweisung, Zurückweisung, Zurückweisung in einigen Gesichtszügen, in einigen Worten, in einigen Handlungen, ist das Einzige, was sie in ihrem Leben von den Menschen erfahren, und was ihnen eine Gewohnheit geworden ist. Sie durchlebte mit seltener Kraft. Sie war Meisterin in der Selbstbeherrschung. Sie hatte sich, wie sie vielleicht zu Hause war, auf das Bett geworfen, um ein wenig zu ruhen, und war darüber eingeschlafen. Sie hatte ihren Kopf auf ihren Arm gestützt, und ihre Augen waren geschlossen. Sie hatte sich, wie sie vielleicht zu Hause war, auf das Bett geworfen, um ein wenig zu ruhen, und war darüber eingeschlafen. Sie hatte ihren Kopf auf ihren Arm gestützt, und ihre Augen waren geschlossen. Sie hatte die Stimme der Zurückweisung gehört und gesehen, daß ihr Eintreten ungelegen war. Sie hatte sich, wie sie vielleicht zu Hause war, auf das Bett geworfen, um ein wenig zu ruhen, und war darüber eingeschlafen. Sie hatte ihren Kopf auf ihren Arm gestützt, und ihre Augen waren geschlossen

eine Darſtellung von „allerhand olle Gebrüke un Awerglowen" zugeſellt, finden wir hier nicht nur Bruchſtücke aus alten plattdeutſchen Schriftſtücken, ſo „Ut dei Likenpredigt" des berühmten Predigers Jobſt Sackmann (geſtorben 1718), aus „De vier olle beräumde Scherzgedichte" von Lauremberg, und Lieder, die wir noch oft von unſern Großältern haben ſingen hören, ſondern auch die beſten und volksthümlichſten von Klaus Groth, das reizende Idyll „De Fahrt na de Iſenbahn" von Sophie Dethleffs, das 1850 zuerſt im „Volksbuch für Schleswig-Holſtein und Lauenburg" erſchien, in Holſtein für die plattdeutſche Literatur epochemachend wirkte und als Vorläufer des „Quickborn" betrachtet werden kann, ferner Lieder von Bornemann, Reuter u. a.

Das ganze Buch iſt eine dankenswerthe Gabe und verdient die weiteſte Verbreitung; nur eins war uns bedenkenerregend, der Titel „allgemeines" plattdeutſches Volksbuch, da die Sprache deſſelben ausſchließlich auf den mecklenburger Dialekt beſchränkt iſt, und der Herausgeber zum offenbaren Nachtheil der Gedichte Groth's und anderer Nichtmecklenburger dieſe in mecklenburger Mundart übertragen hat.

Wir kommen damit aber auf einen Tadel, den wir ſämmtlichen fünf hier beſprochenen Büchern nicht erlaſſen können und der beſonders die Orthographie betrifft. Ohne Zweifel haben die plattdeutſchen Schriftſteller in Mecklenburg am meiſten den Volkston getroffen und ſind ihre Gedichte, wenn auch von weniger hochpoetiſchem Fluge als die der Holſteiner und des Oſtfrieſen Müller, weit mehr volksthümlich, verſtändlich und einfach, wenn die Dichter ſich nur dazu verſtehen wollten, einmal ein kleines Wörterverzeichniß beizufügen und zweitens nicht einer ſo ungeheuerlichen Orthographie zu huldigen. Die Mundart der Mecklenburger iſt die weichſte, die Laute in ihr ſind am meiſten verwiſcht und daher am wenigſten mit der gewöhnlichen Ausſprache der hochdeutſchen Schriftzeichen übereinſtimmend. Ein allgemeines plattdeutſches Volksbuch iſt offenbar keineswegs auf Mecklenburg allein berechnet, aber auch ſelbſt da kann das Beſtreben, den Laut genau durch Schriftzeichen wiederzugeben, nur zu Irrungen und Mißverſtändniſſen Anlaß geben. Zudem war es aber auch gar nicht nöthig und würde eine dem Stamme folgende Schreibung der Wörter durchaus denſelben Zweck erfüllt haben. Um nicht zu weit abzuſchweifen, ſei es uns an einem ſchlagenden Beiſpiele geſtattet, unſere Meinung zu vertheidigen. Die reine und richtige Ausſprache des Buchſtaben r durch raſches zitterndes Anſchnellen der Zungenſpitze gegen den Gaumen und die obere Zahnreihe iſt, wie überhaupt in Deutſchland, beſonders den Norddeutſchen faſt unmöglich, als Erſatz dient uns ein ſchnarchender Laut im Kehlkopfe. Je mehr dieſer ſich von dem richtigen Klange des r entfernt, um ſo mehr nähert er ſich dem vocaliſchen Laute des a. Bei dem Mecklenburger iſt er nun faſt ganz zum a geworden, aber nichts berechtigt darum die Schriftſteller in dieſer Mundart, das r durch a zu erſetzen, wenn dadurch die Unverſtändlichkeit ſo bedeutend erhöht wird, wie es geſchieht. Wer denkt bei „Pia" noch an den Plural von „Pierd" (Pferd), wer bei „goa" an „gor" (gar). Die Nothwendigkeit zwang keineswegs zu dieſer Abweichung, denn den Mecklenburger ſelbſt befremdet die Schreibung, da er es ſich nicht einfallen läßt, er ſpreche kein r, wenn er ſtatt deſſen a tönen läßt; er ſpricht das Schluß-r immer ſo, und würde alſo durchaus ſeinem Dialekte gemäß richtig Pia leſen, wenn auch „Pier" geſchrieben ſteht. Wir geben es den mecklenburger Schriftſtellern zu bedenken, wie ſehr ſie durch ihre Eigenthümlichkeit in der Rechtſchreibung der Verbreitung ihrer Schriften ſchaden, wollen aber hier auch zugleich allgemein warnen vor jeder zu genau nachahmenden Darſtellung der Laute durch Schriftzeichen, damit nicht eine heilloſe Verwirrung eintrete. Die plattdeutſchen Mundarten ſind enge verwandt, die oſtfrieſiſche und holſteiniſche z. B. gar nicht ſo ſehr verſchieden, aber ewig werden ſie getrennt und einander fremd bleiben, wenn immer der eigentliche Laut jeder Landſchaft durch Schriftzeichen ſoll wiedergegeben werden, was noch zudem überall nicht möglich iſt. Wer kann ſagen, was die Folge wäre, wollte der Schwabe, der Sachſe, der Berliner, der Holſteiner das hochdeutſche Wort ſchreiben, wie er es ausſpricht? Vor allem verwerflich aber und wenig volksthümlich iſt es, wenn gar neue Zeichen in die Schrift hineingebracht werden, welche die hochdeutſche Schrift nicht kennt, die von Nachbarvölkern entlehnt werden und doch zu nichts nützen. Dahin gehört die Anwendung des däniſchen æ, eines eigenthümlichen, aus a und e vereinigten Schriftzeichens, oder des e mit der franzöſiſchen Cedille. Beides findet ſich in der Groth'ſchen Orthographie, ſcheint uns aber durchaus unſtatthaft, wenn man bedenkt, daß das Volk in Norddeutſchland an und für ſich ſchwer hochdeutſch, noch ſchwerer das ungewohnte Plattdeutſch lieſt, und nun ſich mit ganz neuen und fremdartigen Schriftzeichen abplacken muß, die es ſchwer begreift und erlernt, die auszuſprechen es ſich vergebens abmüht, und nicht ahnt, daß es ſich hier um einen Laut handelt, den es täglich über die Zunge bringt, der ſein ganz eigentliches Eigenthum iſt. Wenn daher Groth in ziemlich dictatoriſcher Weiſe Profeſſor Wiggers wegen der von ihm erfundenen und befolgten Rechtſchreibung maßregelt und fragt: „Ich frage jeden plattdeutſchen Schriftſteller auf's Gewiſſen (!), ob er wirklich die ganze Sache vorher durchdacht hat, ehe er von der Schreibung, wie Müllenhoff und ich ſie wohlüberlegt nun doch einmal als die erſten, die die Arbeit thun mußten, feſtgeſtellt haben", und weiter: „Warum weicht alſo Wiggers von uns ab?" ſo antworten wir, wenigſtens ſoweit uns als Herausgeber des „Plattdütſchen Volkskalenners" dieſe Frage angeht, in aller Beſcheidenheit: daß wir uns von der Richtigkeit der nur halb an den Stamm, nur halb an die Ausſprache angelehnten, daher unzuverläſſigen Schreibweiſe nicht haben überzeugen können, daß wir nicht Luſt hatten, neue Schriftzeichen einzuführen, welche in den deutſchen Officinen fehlen, und zu deren Anſchaffung ſich die Verleger nicht immer verſtehen, daß wir aber auch den plattdeutſchen Leſern, auf welche zunächſt doch die Schriften berech-

ist wenig, alle gemahnen wieder, daß Ehrlichkeit hier
das beste Geschäft ist. Jeder Angestellte ist in Gefahr,
sich zu verfehlen, wenn er nicht durch eine Tradition
von Ehrlichkeit gehalten wird. Und diese Tradition
existiert noch. Sie allerdings ist in Gefahr, sich zu
verlieren, wenn sie nicht durch Gesetze gestützt wird.
Es ist an dem, jenen unsichtbaren Gesetzen, die sich
an die Seele wenden, ein wenig zu helfen durch
sichtbare, die sich an den Leib wenden. Und so ist
denn, wenn nicht das Gesetz, so doch der Gesetzgeber
gerechtfertigt.

1. Hans Ehrl., Der Kaufmann. Ein praktisches Handbuch für den Kaufmann in Wort und Schrift. 2. Aufl. Frankfurter Societäts-Druckerei. Frankfurt 1907. 8. 11 Bgn. — 2. Handbuch für den Kaufmann. Ein Ratgeber für Jedermann. Verlag Moderne Welt. Berlin 1910. 8. 11 Bgn.

Das Handbuch des Kaufmanns. Ein praktischer Ratgeber für Jedermann. Herausgegeben von der Redaktion der Zeitschrift „Moderne Welt". Berlin 1910. 8. 11 Bgn.

Das Handbuch des Kaufmanns. Ein praktischer Ratgeber für Jedermann. Herausgegeben von der Redaktion der Zeitschrift „Moderne Welt". Berlin 1910. 8. 11 Bgn.

Hans Ehrl., Der Kaufmann. Ein praktisches Handbuch für den Kaufmann in Wort und Schrift. 3. Aufl. Societäts-Druckerei. Frankfurt 1910. 8. 11 Bgn.

Hans Ehrl., Der Kaufmann. Ein praktisches Handbuch für den Kaufmann in Wort und Schrift. 4. Aufl. Societäts-Druckerei. Frankfurt 1911. 8. 11 Bgn.

Hans Ehrl., Der Kaufmann. Ein praktisches Handbuch für den Kaufmann in Wort und Schrift. 5. Aufl. Societäts-Druckerei. Frankfurt 1912. 8. 11 Bgn.

Hans Ehrl., Der Kaufmann. Ein praktisches Handbuch für den Kaufmann in Wort und Schrift.

Verfaſſer ſich als Kind von der Großmutter hat erzählen laſſen und die noch in ſeiner Heimat umgehen; aber auch das verdient ihm zum Dank angerechnet zu werden, wenn er auf ſolche Weiſe beigetragen zur Sammlung des großen Schatzes von Volkspoeſie. Für die Güte des Büchleins ſpricht auch die raſch erfolgte zweite Auflage.

Nur um gänzlich den vor uns liegenden Haufen plattdeutſcher Bücher zu räumen, nennen wir die beiden unter Nr. 8 und 9 genannten Bücher: „Köfſchen Driewark" und „Huusknechten Driewark" von H. Duſenſchön, deren Beſprechung im übrigen ſich nicht der Mühe lohnt. Es iſt die fadeſte Versmacherei von Hinz und Kunz, Leierkaſtenpoeſie, Verſe, die alle ſich dem Geſetze: Nim di oder ick fret di! haben beugen müſſen. Daß von ſolchen Blättern (jedes der beiden Gedichte beſteht aus nur einem halben Bogen und iſt ohne Umſchlag) auch nur ein einziges Exemplar verkauft werde, ſollte man kaum denken, und doch werden ſie überall verbreitet. Es iſt das ein trauriger Beweis für die Wahrheit, daß ſelbſt noch immer das plattdeutſche Volk ſeine eigene Sprache nicht achtet, ſondern glaubt, daß ſie zu nichts Beſſerm nütze ſei als zum Belachen.

Gottlob kehren wir mit Nr. 10 wieder zu den gediegenern Productionen zurück und begrüßen in dem Verfaſſer der „Snack un Snurren", Th. Piening, ein nicht unbedeutendes Erzählungstalent. Es iſt die echt gemüthliche behäbige Natur des plattdeutſchen Landmanns, die uns hier aus dem Buche anſpricht, doch will uns die Sprache und Art der Darſtellung weniger an die Spinnſtube, wie der Verfaſſer will, ſondern an den geſelligen Tiſch beim dicken Bierwirthe im Dorfkruge gemahnen. Die ganze langſame Geſchwätzigkeit, das breite Sichgehenlaſſen in der Ausführung des Details, das finden wir ganz ſo wie in der Landſchenke. Daher aber müſſen wir auch unbedingt annehmen, der Verfaſſer hätte ganz daſſelbe auf nur halb ſo viel Seiten ſagen können; aber das iſt kein Tadel, gerade die Umſtändlichkeit der Erzählung liebt der Plattdeutſche bei aller Kürze des Ausdrucks, die ihm ſonſt eigen iſt, und Piening hat daher ſehr glücklich den rechten Ton getroffen. Die Stoffe in den einzelnen Erzählungen gewinnen wegen ihrer Neuheit, Natürlichkeit und wegen des Reichthums an Erfindung ſofort unſer Intereſſe, und der friſche Humor, die derbe, aber gutmüthige Ausdrucksweiſe erhält uns in Spannung. Die Erzählung „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut" hat am meiſten unſern Beifall, weil es ihr auch nicht an Wärme der Empfindung fehlt, doch ſind auch die übrigen anſprechend, beſonders „De Feldtog na Brunsbüttel", worin uns ein heiteres Stück aus der ditmarſcher Chronik von 1848 vorgeführt wird. Dankenswerth iſt auch der mit Geſchick, Kenntniß und Fleiß gearbeitete „Ueberblick der plattdeutſchen Grammatik", der nebſt einem reichhaltigen Wörterverzeichniß den Schluß des Buchs bildet; nur hätten wir lieber geſehen, wenn der Verfaſſer die große Menge von Terminen aus der grammatiſchen Schule vermieden, und ſtatt der Wörter „Cardinalzahl, Gemination, Eliſion" u. ſ. w. die ebenſo üblichen, dazu verſtändlichern deutſchen Namen angewendet hätte. Wir müſſen hier, wie faſt bei allen Büchern, den Mangel an volksthümlichen Beſtrebungen für das allgemeinere Verſtändniß beklagen und tadeln. Faſt überall will es uns ſcheinen, als ſchrieben die guten Leute nicht für das plattdeutſche Volk, ſondern für die Freunde der plattdeutſchen Sprache unter den gebildeten Hochdeutſchen, und doch wiſſen wir, wenigſtens iſt uns das von verſchiedenen Seiten in Betreff unſers Kalenders mitgetheilt, daß die plattdeutſchen Bücher gerade beſonders vom Volke und zwar auch von der Klaſſe, bei der man ſonſt nur höchſtens Bibel und Geſangbuch fand, gekauft und mit Freude geleſen werden.

Nachdem wir ſo die vor uns liegenden plattdeutſchen Bücher beſprochen, bleibt uns noch eins übrig, das wir um ſo weniger übergehen dürfen, als es allſeitig mit dem größten Beifall aufgenommen iſt, ich meine die „Ditmarſcher Gedichte" von Johann Meyer, (Nr. 11) den wir bereits in unſerm erſten Artikel, ehe noch die Sammlung erſchienen war, nach einigen Proben als einen talentvollen Dichter bezeichneten. Die nun gegen Ende des vorigen Jahres erſchienene Sammlung hat nah und fern die größte Anerkennung, in Norddeutſchland jubelnden Beifall gefunden und verdient auch in der That eine ſolche Auszeichnung. Wir ſtehen nicht an, Meyer, wie es bereits von anderer Seite geſchehen, Groth an die Seite zu ſtellen und ihn neben Groth, Müller und Reuter, die bisher das Bedeutendſte in der neuplattdeutſchen Literatur producirt haben, als ebenbürtig zu rangiren. Meyer's Gedichte ſind ganz eigentlich aus dem Volksleben ſeiner Heimat geſchöpft, und wenn dabei manches mit unterläuft, das mit den Gedichten ſeines Landsmannes Groth nach Inhalt und Form Aehnlichkeit hat, ſo wolle man nicht an Nachahmung denken. Der Grund dieſer Aehnlichkeit liegt einzig darin, daß, wie Fr. Hebbel in der „Wiener Zeitung" weiter ausgeführt hat, beide Dichter aus demſelben Quell Stoff und Form ſchöpften. Meyer's Gedichte ſind durchaus originell, jedes einzelne aus dem Herzen gefloſſen, und zugleich der echt volksthümliche Ausdruck eines einfachen, biedern Holſtenherzens, nirgends Erkünſteltes, Verſchrobenes, ſondern alles tief, aber immer ohne Sentimentalität empfunden, klar gedacht und rein und ſchön zu Tage gefördert. Vorzüglich gelingt dem Dichter das einfache Lied, in den Proben deſſelben finden wir all das Harmlos-Neckende, das Breitbehäbige, das Derbanſchauliche wieder, welches das Leben und die Sprache des Plattdeutſchen charakteriſirt. Zu den vortrefflichen humoriſtiſchen Stücken zählen wir: „Hinnerk-Ohm ergeht Kieler Umſlag", „Hans Narr" u. a. Indeß beſchränken wir uns auf dieſe kurze Beſprechung, und erlauben uns nur noch zur Empfehlung nachſtehendes Lied: „Meergraff", unſern Leſern aus der Sammlung vorzulegen.

Hier plöck mi jo keen Roſen af
Un tre der nich op hin;
Dit Graff dat is en helli Graff,
Min Moder ſlöppt darin.

Min Moder, de mi höll un dragn,
De mi dat Leben dahn,
Min Moder, de mi höll un sagn,
Mit Hartblot un mit Thran.

So gut weer doch keenen as du
Mit all din Lev un Leid!
Du brave Fru — du gude Fru,
Slap still in Seligkeit!

Mit Thran begot ick düsse Sted,
Hier heff ick braken legn,
Hier heff ick kneet, hier heff ick bed
Un lut na'n Himmel schregn.

Dit Graff dat is en helli Graff;
Min Moder slöppt darin!
Hier plöck mi jo keen Rosen af
Un tre der nich op hin.

Daß sich der Meyer'schen Lieder, die so viel Saugbares enthalten, auch die Musik bemächtigen werde, war zu erwarten; und in der That sind in diesen Tagen bei Cranz in Hamburg bereits fünf dieser Lieder in trefflicher Composition von Serpentien erschienen, denen sich von demselben Componisten in nächster Zeit ein Heft für Männerquartett anreihen wird.

Wir dürfen aber auch einen Tadel nicht verschweigen, zumal da er das Grundübel der neuern plattdeutschen Presse betrifft. Meyer hat nämlich einmal gleich Groth den griechischen Hexameter angewendet, eine Form, gegen die sich nun ein für allemal die plattdeutsche Natursprache sträubt (wenigstens ist uns noch kein gesunder Hexameter im Plattdeutschen zu Gesichte gekommen); dann aber auch hat Meyer, soviel wir wissen, als der erste, sich Groth in der von uns oben gerügten Orthographie angeschlossen, die dem Verständniß so wenig als möglich entgegenkommt und daher nicht geeignet ist, dem Volke die Lectüre zugänglich zu machen. Wir hoffen, daß J. Meyer ferner darauf zurückkommen und wenigstens alle ausländischen Lautbezeichnungen als überflüssig und irreführend aufgeben werde.

Bei den meisten plattdeutschen Dichtern haben wir den Mangel an Rücksicht auf einen Leserkreis unter dem Volke, auf dem Lande, unter den eigentlichen Plattdeutschen tadelnd hervorheben müssen. Und in der That, wenn auch die Bücher viel von den Landleuten gelesen werden, so bleibt doch dem Holsteiner das Buch des Mecklenburgers und umgekehrt unverständlich. Es fehlte an einem wirklich allgemeinen Volksbuche in plattdeutscher Sprache, und um ein solches ins Leben zu rufen, unternahm Schreiber dieses vor zwei Jahren die Herausgabe seines „Plattdütschen Volkskalenners", der in zwei Jahrgängen bereits vorliegt (Nr. 12 u. 13) und von dem infolge der allgemeinen günstigen Aufnahme jetzt der dritte Jahrgang für 1860 sich unter der Presse befindet. Vor allem hüteten wir uns vor einer dialektischen Färbung; zwar ist das vorangestellte Kalendarium in der Mundart des Herausgebers verfaßt, da er derselben allein hinreichend mächtig ist, aber dabei so allgemein verständlich, daß es auch dem Hochdeutschen ohne Hülfe des Wörterverzeichnisses einen hochdeutschen Kalender entbehrlich macht. In der Orthographie steiften wir uns nicht auf besondere gelehrte Grundsätze, sondern ließen jedem Mitarbeiter den für die Bezeichnung seiner dialektischen Eigenthümlichkeit von ihm als nöthig erachteten Laut. Diese Rücksicht war anfänglich nothwendig, wenn uns auch die angewandte Orthographie falsch erscheint; wir wollten, da noch keine Orthographie festgestellt ist, nicht dictatorisch einschreiten, wünschen jedoch sehr, daß die Mitarbeiter sich einer möglichst einfachen natürlichen Schreibung befleißen möchten. Indeß vermieden wir bereits jede neuerfundenen Schriftzeichen. Bei Auswahl des Textes zur Unterhaltung, der mit Holzschnitten illustrirt worden, sahen wir auf Volksthümlichkeit, strenge Sittlichkeit, die für Volksschriften unerlaßlich ist, auf frische, kecke, humoristische Darstellung, besonders aber auch auf die Vertretung möglichst vieler Dialekte, um das Buch allgemein zu machen. Leider haben wir bisher von Schriftstellern außer Holstein und Mecklenburg wenig Unterstützung, hatten aber doch schon die Freude, Proben des holsteinischen, schleswigschen, nord- und südhannoverschen, bremer, mecklenburgischen und braunschweigischen Dialekts bringen zu können. Besonders dankbar haben wir die Sammlungen von Sprichwörtern und Volksliedern aufgenommen, die uns von allen Seiten zugingen und uns befähigen, den Reichthum derselben allmählich zu allgemeinerer Kenntniß zu bringen. Dem Buche wird jährlich ein ausreichendes Wörterverzeichniß beigegeben. Druck und Format, sowie die Ausführung des Kalendariums stimmt genau mit dem Steffens'schen Kalender.

Lieb wäre es dem Herausgeber, wenn sein Kalender etwas zur Realisirung seines Lieblingswunsches beitragen könnte, daß nämlich schließlich durch Verschmelzung und gegenseitige Ergänzung der Dialekte eine allgemeine plattdeutsche Schriftsprache zu Wege gebracht würde, die nicht die hochdeutsche Schwester verdränge, aber für diejenigen poetischen Stoffe, für die sie mehr als das Hochdeutsche geeignet und auf die sie also ein Recht hat, ein vollkommenes Gewand abgäbe, was keiner der Dialekte allein vermag. Mit diesem Wunsche und der Bitte, die plattdeutschen Schriftsteller möchten sich freizumachen streben von dem blinden Sichbeschränken auf ihren besondern Dialekt und ihre Aufgabe gegenüber dem gesammten plattdeutschen Volke ins Auge fassen, wollen wir schließen. Wir hoffen, daß man uns verstehe, und stellen nur beispielsweise hier die Frage auf, ob es nicht an der Zeit sei, daß der Ostfriese, der eine unschöne Diminutivendung „ken", und der Holsteiner, der gar keine hat, die schöne und herzige Endung des Mecklenburgers „ing" aufnehme (Vadding, Mudding u. s. w.). Gebe jeder von seinem Reichthume das Beste her, und wir könnten eine ebenso herrliche plattdeutsche Sprache uns erringen, wie Luther und seine Zeit die neuhochdeutsche aus den Schätzen der oberdeutschen Dialekte geschaffen. Eine Probe in dialektlosem Plattdeutsch gedenken wir bald einmal in unserm Kalender zu bringen.

Friedrich Dörr.

Ein Roman aus den californischen Goldminen.

Ueberblickt man die Bibliographie der letzten Jahre, so findet man eine Reihe gewisser Namen, die das Publikum mit ihren Werken förmlich in Belagerungszustand versetzen; kaum hat eins die Presse verlassen, so sind auch schon ein paar neue „Wälzer" da. Gewöhnlich sind diese Opuscula auch in jeder Hinsicht Dampfproductionen, die, gleichmäßig mit unserm Locomotivjahrhundert, athemlos keuchend dahergerannt kommen, um womöglich Aufsehen zu erregen, jedoch oft schneller als die Dampfwolke über dem eisernen Schienenweg sich in ein leeres Nichts auflösen. Diese Vielschreiber suchen mit ihren Romanen und Novellen die Damenherzen immer warm zu halten; hat einer ihrer sentimentalen Amorosos das Malheur gehabt, Fiasco zu machen, so wird in einem neuen Werke rasch ein zweiter vorgeführt, der dem Vollmond in hyperromantischer Schwärmerei das „letzte Double" vorgeben kann. Die Concurrenz wird nicht gefürchtet. Die Criminal- und Verbrecherliteratur, die das jetzige Publikum beinahe lieber genießt als das tägliche Brot, mischt zu der Liebesgeschichte das gehörige Quantum Senf und die gewöhnlichen Leihbibliothekleser loben und preisen den Autor — 24 Stunden lang; denn nun figurirt schon wieder ein anderer Schriftsteller auf dem Ehrenplatze des Katalogs. So mancher dieser Herren, erst im kräftigsten Mannesalter stehend, hat die Bändezahl von Goethe's oder Jean Paul's sämmtlichen Werken um das doppelte überholt; sie scheinen sich den Maculaturheros Dumas, der damit prahlte 1000 Bände veröffentlicht zu haben, zum edeln Vorbilde zu nehmen. Wie viele Helfershelfer der französische Bücherfabrikant en gros bei seinen Werken beschäftigte, das hat er uns nicht gesagt. Was in ästhetischer Beziehung von derartigen Productionen zu halten sei, hängt natürlich von dem jeweiligen Standpunkte ab, von welchem aus man sie betrachtet. Alle jene, die einem ästhetischen Idealismus huldigen, müßten, ihrem Grundsatze getreu, unbarmherzig das Damnatur über solche Bücher aussprechen. Mehr Gnade dürften diese Autoren vor dem Forum des ästhetischen Realismus finden, wobei man sich mit der Forderung, die Natur blos nachzuahmen, begnügt; jedoch dadurch wird der Künstler oder Dichter blos zum Copisten herabgewürdigt. Das Lob dieser Klasse kann also sehr wenig bedeuten. Wer endlich auf dem Standpunkte des ästhetischen Synthetismus steht, der die goldene Mittelstraße zwischen beiden schroff gegeneinander Fronte machenden Extremen erwählt, die unserer Meinung nach die allein richtige ist, der wird solchen Werken nicht viel Geschmack abgewinnen können, weil sie stets eine gewisse Einseitigkeit zur Schau tragen und allen höhern Kunstsinns bar sind. Es gibt unumstößliche Gesetze und Regeln, die der schaffende Genius bereits Jahrtausende sanctionirt hat; es wirft ein übles Licht auf die Buchstabenritter von heute, daß sie sich darüber gänzlich hinauszusetzen wagen, ohne einen neuen Schlüssel zur Pforte des ästhetischen Himmelreichs gefunden zu haben — sie schreiben sozusagen vor der Thüre, und tragen hiermit ehrlich das Ihrige dazu bei, die allgemeine Verwilderung des Geschmacks, die auf dem Stoppelfelde des modernen deutschen Dramas und der Schauspielkunst bereits ihren Gipfelpunkt erreicht hat, auch auf epischem Gebiete bis zur letzten Stufe zu führen. Wer der Kunst neue Gesetze dictiren will, der muß auch Shakespeare'sche oder Goethe'sche Kraft in den Adern fühlen; jedoch die literarischen Träger eines Zeitalters, das sich auf so viele Abwege verirrt hat, wie unseres, sollten im Gegentheil lieber trachten, ihre eigene Zerfahrenheit und bildnerische Gesetzlosigkeit soviel als möglich zu bemänteln, wenigstens eine gewisse Pietät für das Unumstößliche äußern. Es sieht in der deutschen Literatur wahrhaftig jetzt aus wie auf einem Trödelmarkt: unter französischem Gerumpel und englischem Plunder, das die Uebersetzer in Massen aufspeichern, gucken deutsche Originalromane mit der mitleidigsten Miene hervor, gleichsam, als riefen sie demüthig den Vorübergehenden zu: „Bitte, bitte, liebes Publikum, wende mir einen gnädigen Blick zu! Laß doch einmal deinen durch filtrirtes Seine- und Themsewasser verdorbenen Geschmack eine Radicalcur machen! Ich biete dir deutsche Hausmannskost, ich garantire dir einen gesunden Schlaf, wenn du dich mir ganz anvertraust — auf Doctorehrenwort! Ich vertreibe dir deinen leihbibliothekarischen Katzenjammer — komm zu mir! Bitte, bitte, liebes Publikum!" Gerade dieser fieberhaft grassirenden Uebersetzungsmanie hat es die deutsche Prosa des 19. Jahrhunderts beinahe größtentheils zu danken, daß sie sich in einem solch verwilderten Zustande befindet. Diese Herren wissen nicht, wie sehr sie bei andauernder Beschäftigung von dem Wesen der fremden Sprache anziehen; fällt es ihnen einmal ein, selbstschöpferisch aufzutreten, so wimmelt es in dem verwahrlosten Stile ihrer Muttersprache von französischen und englischen Constructionen, jedoch die deutsche Grammatik und Syntax kommt dabei zu kurz. Abgesehen davon hat sich eine gewisse Roheit in die moderne Prosa eingeschlichen, deren Wurzel wol in der ganz und gar materialistischen Denkweise der Autoren zu suchen sein dürfte. Man kann sich kaum der Hoffnung hingeben, daß all diese Uebelstände bald einem geläuterten, edlern Streben weichen werden; alles, was man auch dagegen mit dem besten Willen sagt, kommt einem selbst nicht anders vor wie eine Stimme in der Wüste.

Friedrich Gerstäcker, von dessen bereits bekannten Werken „Die Regulatoren in Arkansas" und „Die Flußpiraten des Mississippi" eine neue wohlfeile Stereotypausgabe erschienen ist, hat seinerzeit damit bewiesen, daß er, wenn er sich die gehörige Zeit nimmt, etwas Gutes zu liefern im Stande sei. Er scheint jedoch mit dem letztgenannten Opus als Schriftsteller seinen Höhepunkt erreicht zu haben: denn mit allen später publicirten Büchern ging er entschieden thalab. Eine Rezension über sein neuestes Werk:

Gold! Ein californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849 von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1858. 8. 4 Thlr.

wird uns dies klar und deutlich zeigen. Wenn man auf dem Titelblatte das Wort „Lebensbild" liest, so erwartet man eben auch, etwas vom Verfasser aus dem wirklichen, realen Leben Geschöpftes zu finden. Aber es geht in diesem Buche, wie wir sogleich sehen werden, dermaßen romanhaft zu, daß der Verfasser besser gethan hätte, das jüngste Kind seiner Muse geradezu einen Roman zu taufen. Man höre: Die deutsche Brigg „Leander" aus Hamburg bringt eine Schar von Abenteurern, Unternehmungsmüden u. s. w., kurz, eine sehr gemischte Gesellschaft, deren Mitglieder beinahe alle die Absicht haben, ihr Glück in den Goldminen zu versuchen, nach Californien. Eine Ausnahme hiervon macht der Amerikaner Hatson, ein junger Mann sehr männlicher Natur, der, wie er vom Verfasser gezeichnet oder besser gesagt verzeichnet ist, zehnmal eher für einen über seine philosophischen und psychologischen Universitätsstudien grübelnden Deutschen, als für einen praktischen Amerikaner gehalten werden könnte. Mrs. Hatson war zwei Jahre früher in England mit einem jungen Manne verlobt, den sie von Herzen liebte. Seemann vom Fach, wollte er nur noch vor seiner ehelichen Verbindung eine Reise nach Ostindien machen, als die Braut die Schreckensnachricht erhielt, daß sein Schiff gleich beim Auslaufen aus der Themse auf den Goodwin Sands verunglückt und mit Mann und Maus untergegangen sei. Der Schmerz um den Bräutigam wirft das gefühlvolle Mädchen auf das Krankenlager, worauf ihr Vater, verschiedenartiger Verhältnisse wegen nach Valparaiso mit ihr geht, wo ihm Mr. Hatson wesentliche Dienste leistet und die Tochter endlich seiner Bewerbung um ihre Hand nachgibt. Kaum getraut, erhält sie einen Brief, der ihr das Blut in den Adern erstarren macht, denn sie erkannte bei dem ersten Blick Charles', ihres vorigen Bräutigams Hand. Er wurde nach jener unglücklichen Katastrophe von einem amerikanischen Schooner gerettet, welchen ein tagelang dauernder Nordoststurm verhinderte, Charles ans europäische Ufer zu setzen. Als er den Aufenthalt seiner Braut entdeckt, ohne jedoch von ihrer ehelichen Verbindung auch nur das Geringste zu wissen, gibt er ihr brieflich die Versicherung seiner unwandelbaren Treue

Kommt erwartet werden ist, schließt sich von selbst.

Wenn Sie, Herr Redakteur, mir Ihre Ansicht über diesen Punkt mitteilen wollen, so werde ich mich gern darnach richten. Ich bin überzeugt, daß Sie mir gern Recht geben werden, wenn ich sage, daß es nicht Sache eines Einzelnen ist, einen Vorschlag zu machen, sondern einer Versammlung zu sein, die sich aus Vertretern der Vereine zusammensetzt. Ich werde mich auch weiter nicht einmischen, wo es sich um Vorschläge für die Abänderung der Statuten handelt, sondern nur in Bezug auf die Vorschläge, welche sich auf die Ausstellung selbst beziehen. Auch möchte ich Sie bitten, mir gefälligst mitzuteilen, ob Sie mit meinem Vorschlage, die Ausstellung in Verbindung mit dem Kongresse zu halten, einverstanden sind, damit ich mich darnach richten kann.

Ich bin, Herr Redakteur, Ihr ergebener

Dr. Hermann Wagener.

Berlin, den 6. Juli 1868.

Sehr geehrter Herr Doktor Wagener!

Ich habe Ihnen zu danken für Ihre gefällige Zuschrift vom 6. d. M. und für Ihre Bereitwilligkeit, mir Ihre Ansicht über diesen Punkt mitzuteilen. Ich bin Ihnen aber auch sehr dankbar dafür, daß Sie mir Ihre Ansicht über diesen Punkt mitgeteilt haben, denn ich bin nicht der Meinung, daß es nicht Sache eines Einzelnen sein könne, einen Vorschlag zu machen, sondern einer Versammlung, die sich aus Vertretern der Vereine zusammensetzt. Ich werde mich auch weiter nicht einmischen, wo es sich um Vorschläge für die Abänderung der Statuten handelt, sondern nur in Bezug auf die Vorschläge, welche sich auf die Ausstellung selbst beziehen. Auch möchte ich Sie bitten, mir gefälligst mitzuteilen, ob Sie mit meinem Vorschlage, die Ausstellung in Verbindung mit dem Kongresse zu halten, einverstanden sind, damit ich mich darnach richten kann.

Ich bin, Herr Redakteur, Ihr ergebener

Dr. Hermann Wagener.

Berlin, den 6. Juli 1868.

Sehr geehrter Herr Doktor Wagener!

Ich habe Ihnen zu danken für Ihre gefällige Zuschrift vom 6. d. M. und für Ihre Bereitwilligkeit, mir Ihre Ansicht über diesen Punkt mitzuteilen. Ich bin Ihnen aber auch sehr dankbar dafür, daß Sie mir Ihre Ansicht über diesen Punkt mitgeteilt haben, denn ich bin nicht der Meinung, daß es nicht Sache eines Einzelnen sein könne, einen Vorschlag zu machen, sondern einer Versammlung, die sich aus Vertretern der Vereine zusammensetzt. Ich werde mich auch weiter nicht einmischen, wo es sich um Vorschläge für die Abänderung der Statuten handelt, sondern nur in Bezug auf die Vorschläge, welche sich auf die Ausstellung selbst beziehen. Auch möchte ich Sie bitten, mir gefälligst mitzuteilen, ob Sie mit meinem Vorschlage, die Ausstellung in Verbindung mit dem Kongresse zu halten, einverstanden sind, damit ich mich darnach richten kann.

Ich bin, Herr Redakteur, Ihr ergebener

Dr. Hermann Wagener.

Berlin, den 6. Juli 1868.

Sehr geehrter Herr Doktor Wagener!

Ich habe Ihnen zu danken für Ihre gefällige Zuschrift vom 6. d. M. und für Ihre Bereitwilligkeit, mir Ihre Ansicht über diesen Punkt mitzuteilen. Ich bin Ihnen aber auch sehr dankbar dafür, daß Sie mir Ihre Ansicht über diesen Punkt mitgeteilt haben, denn ich bin nicht der Meinung, daß es nicht Sache eines Einzelnen sein könne, einen Vorschlag zu machen, sondern einer Versammlung, die sich aus Vertretern der Vereine zusammensetzt. Ich werde mich auch weiter nicht einmischen, wo es sich um Vorschläge für die Abänderung der Statuten handelt, sondern nur in Bezug auf die Vorschläge, welche sich auf die Ausstellung selbst beziehen. Auch möchte ich Sie bitten, mir gefälligst mitzuteilen, ob Sie mit meinem Vorschlage, die Ausstellung in Verbindung mit dem Kongresse zu halten, einverstanden sind, damit ich mich darnach richten kann.

Ich bin, Herr Redakteur, Ihr ergebener

Dr. Hermann Wagener.

Berlin, den 6. Juli 1868.

Sehr geehrter Herr Doktor Wagener!

Ich habe Ihnen zu danken für Ihre gefällige Zuschrift vom 6. d. M. und für Ihre Bereitwilligkeit, mir Ihre Ansicht über diesen Punkt mitzuteilen. Ich bin Ihnen aber auch sehr dankbar dafür, daß Sie mir Ihre Ansicht über diesen Punkt mitgeteilt haben, denn ich bin nicht der Meinung, daß es nicht Sache eines Einzelnen sein könne, einen Vorschlag zu machen, sondern einer Versammlung, die sich aus Vertretern der Vereine zusammensetzt. Ich werde mich auch weiter nicht einmischen, wo es sich um Vorschläge für die Abänderung der Statuten handelt, sondern nur in Bezug auf die Vorschläge, welche sich auf die Ausstellung selbst beziehen. Auch möchte ich Sie bitten, mir gefälligst mitzuteilen, ob Sie mit meinem Vorschlage, die Ausstellung in Verbindung mit dem Kongresse zu halten, einverstanden sind, damit ich mich darnach richten kann.

Ich bin, Herr Redakteur, Ihr ergebener

Dr. Hermann Wagener.

Berlin, den 6. Juli 1868.

Sehr geehrter Herr Doktor Wagener!

Ich habe Ihnen zu danken für Ihre gefällige Zuschrift vom 6. d. M. und für Ihre Bereitwilligkeit, mir Ihre Ansicht über diesen Punkt mitzuteilen. Ich bin Ihnen aber auch sehr dankbar dafür, daß Sie mir Ihre Ansicht über diesen Punkt mitgeteilt haben, denn ich bin nicht der Meinung, daß es nicht Sache eines Einzelnen sein könne, einen Vorschlag zu machen, sondern einer Versammlung, die sich aus Vertretern der Vereine zusammensetzt. Ich werde mich auch weiter nicht einmischen, wo es sich um Vorschläge für die Abänderung der Statuten handelt, sondern nur in Bezug auf die Vorschläge, welche sich auf die Ausstellung selbst beziehen. Auch möchte ich Sie bitten, mir gefälligst mitzuteilen, ob Sie mit meinem Vorschlage, die Ausstellung in Verbindung mit dem Kongresse zu halten, einverstanden sind, damit ich mich darnach richten kann.

Ich bin, Herr Redakteur, Ihr ergebener

Dr. Hermann Wagener.

Anführer den langen Zopf von dem sonst kahlgeschorenen Haupte und schlägt erbarmungslos damit auf den Chinesen ein, worauf er höhnisch die seltsame Knute auf sein Opfer schleudert. Als sich der Arme nach einer momentanen Betäubung erholte, sprang er mit einem wahren Angstschrei auf, nachdem er den Verlust des von ihm fast heilig gehaltenen Zopfes entdeckt hatte. Da jedoch die übrigen Chinesen bereits die Flucht ergriffen, so bleibt ihm, trotz seines heftigen Zorns, auch nichts übrig, als das Feld zu räumen.

Dieser Vorfall macht böses Blut; denn es ging flugs von Mund zu Mund, die Amerikaner hätten geschworen, alle Fremden aus den Goldminen zu vertreiben. Der Sheriff theilt Hatson die Befürchtung mit, daß sicherlich die Fremden und die Mexicaner mit 300 Indianern gemeinschaftliche Sache machen werden gegen die hiesigen Bürger der Vereinigten Staaten, die letztern sich also von einer vierzigfachen Anzahl bedroht sähen. Inzwischen kam Charles in den Minen an und traf zufällig mit Hatson's Gemahlin auf einem Spaziergange im Walde zusammen; das Gefühl der ersten Liebe überwältigte sie dermaßen, daß sie sich weinend und lachend an seine Brust stürzte. Nach einer gegenseitig schmerzlichen Erklärung gibt Charles sein Wort, mit dem nächsten Schiffe Californien zu verlassen. Siftly's plötzliche Erscheinung stört das letzte Lebewohl, ziemlich theatralisch. Charles, dessen Pferd eine Wunde bei einem frühern Ritte erhalten hat, trägt sich mit dem Gedanken, ein neues zu kaufen, um seinen Vorsatz rasch ausführen zu können. Ein gewisser Boyles bietet ihm für das lahme Thier drei Unzen in Goldkörnern, die Charles, ohne sie nachzuwiegen, in seinen Beutel schüttelt. In demselben Augenblicke bemerkt er die trotzig aufgehißte mexicanische Flagge. Hatson und der Sheriff bemühen sich, die Amerikaner zu versammeln. Mitten in diesem Tumult kommt Hatson's Frau zurück; sie will ihm sogleich gestehen, daß sie Charles gesprochen habe — er weist sie zurück mit der Bemerkung, es sei jetzt keine Zeit zu Privatgeständnissen, indeß das öffentliche Wohl auf dem Spiele stehe. Hatson, der bisher eine eifersüchtige Schlafmütze war, ist nun plötzlich der thatkräftigste Mann von der Welt; er befestigt die Flagge der Vereinigten Staaten an einer Stange und fordert mit begeisterter Rede seine Landsleute auf, mit ihm gegen die Uebermacht zu ziehen und die mexicanische Flagge in den Staub niederzureißen. Die tollkühne Schar besinnt sich keinen Augenblick, dieser Aufforderung Folge zu leisten; mit einem „Hurrah für Old-Amerika" und unter dem Gepfeife des „Yankee-doodle" setzt sich der Zug in Bewegung. An Ort und Stelle angekommen, schallt ihnen ein drohendes „Guarda!" aus hundert mexicanischen Kehlen zugleich entgegen. Hatson schreit ihnen mit donnernder Stimme zu: „Nieder mit euerer Flagge, ihr Hunde, die ihr es wagt, den Boden hier mit ihren Lügenfarben zu schänden!" Die Mexicaner leisten unbegreiflicherweise nur mit Worten, doch nicht mit Waffen Widerstand, da es ihnen doch hätte ein Leichtes sein müssen, Hatson sammt seiner kleinen Schar nicht nur einmal, sondern zehnmal über den Haufen zu werfen; sie strecken sogar schmählicherweise ohne Schwertstreich und Schuß die Waffen. Um den Indianern zu zeigen, was sie von ihren Bundesgenossen, den Mexicanern, zu erwarten hätten, wird im Nu die entehrte Flagge von ihrem Fahnenstock gerissen und unter die amerikanische gebunden. Gleich nach dieser Heldenthat verfällt Hatson wieder in seine eifersüchtigen Träumereien; Siftly flüstert ihm zu: „Er ist da!" und setzt lachend hinzu, Charles habe sich mit einer alten Bekannten im Walde ein Rendezvous gegeben. Hierüber geberdet sich Hatson, als wollte er in Ohnmacht fallen, seine Hände ballen sich krampfhaft und der Schweiß steht ihm in großen Tropfen auf der Stirn. Die Indianer ziehen sich zurück und erwischen gelegentlich Smith, dem sie, um jenen an einem der Ihrigen verübten Mord zu rächen, beide Ohren abschneiden; mehrere Deutsche retten ihm mit Mühe das Leben. Siftly will dies benutzen, um Hatson gegen die Indianer aufzuhetzen, doch der Friedensrichter entgegnet ihm, der Fall gehöre vor eine Jury. Siftly, darüber böse, ruft den Umstehenden zu: „Wer geht mit, Jungens, sich ein halb Dutzend Scalpe da draußen von den rothen Canaillen zu holen?" Unterdessen hat Charles von Cook, einem alten Ansiedler aus den westlichen Staaten, ein Pferd erhandelt. Der Alte macht dem Sheriff die Anzeige, daß ein bei diesem Handel erhaltenes Stück Gold dem ermordeten Johns gehört habe. Auf Charles ruht nun der Verdacht des Mordes. Er wird, trotz seines Protestes, daß hier ein Misverständniß obwalten müsse, verhaftet. Er fährt vor Schreck zusammen, als der Sheriff die Worte fallen läßt: „Mr. Hatson wird die Sache bald in Ordnung bringen", denn er sieht sich nun in der Gewalt seines schlimmsten Gegners. Cook und der Sheriff deuten diesen Erschrecken als Folge eines schlechten Gewissens. Hatson quält zur Abwechselung wieder einmal seine Frau bis aufs Blut mit den peinlichsten Forschungen, nachdem sie ihm das Zusammentreffen mit Charles gestanden.

Unter diesen Umständen erscheinen die beiden Rivalen vor Gericht. Cook ist jeden Augenblick bereit zu beschwören, daß jenes besonders geformte Stück Gold dem Ermordeten gehörte. Charles gibt natürlich an, das Gold von dem Manne erhalten zu haben, dem er sein lahmes Pferd verkaufte, er weiß jedoch seinen Namen nicht; ferner, Zeugen zu seinen Gunsten könne er rasch nicht stellen, da sich selbe nicht hier, sondern in benachbarten Minen jenseit der Gebirgsreihen aufhielten. Hatson stimmt dafür, die ganze Sache an den Districts-Court zu verweisen, mit den ablehnenden Worten: „Mir steht kein Recht zu über Leben und Tod"; da schreit Cook wild dazwischen: „Aber der Jury steht es zu!" Vor der Hand wird Charles in das Zelt des Sheriff abgeführt und dort als Gefangener bewacht. Hatson's Frau gibt sich der Verzweiflung hin, als sie das Vorgefallene erfährt; er spannt ihr Gefühl auf die Marter wie der rohste Henkersknecht. Er ist so gemein an das edle Weib geradezu die Frage zu richten: „Also liebst du deinen frühern Verlobten noch?" Die Gestachelte entgegnet: „Lieben? ja, wie man einen Todten liebt! Ich habe ihm entsagt, aber du kannst nicht verlangen, daß ich ihn vergessen soll." Boyles, vom Sheriff zur Rede gestellt, gibt zur Antwort, er kenne das verhängnißvolle Stück Gold nicht; jedoch in Siftly's Spielzelt sagt er zu diesem: „Es ist dasselbe, was ihr mir neulich morgens geborgt habt", über welche Aeußerung der Gauner wüthend wird, weil er befürchtet, in die böse Sache verwickelt zu werden; er entgegnet: „Ich habe es den Abend vorher einem Mexicaner drüben in Cedar Valley abgenommen." Boyles hat die feste Ueberzeugung von Charles' Unschuld, ist aber durch frühere Mordgeschichten so an Siftly gekettet, daß er durch Angabe seines Namens sich ihn nicht zum Feinde machen will. Der Sheriff zeigt Charles an, er wolle das Verhör bis morgen Abend hinausschieben, falls sich der Gefangene verbindlich mache, bis dahin einen Entlastungszeugen zu stellen. Charles nennt Robin und einen Mann, den die andern der Beschreibung nach für den alten Nolten erkennen. Graf Beckdorf trägt sich an, sogleich nach dem sechs Stunden entfernten Macalomes zu reiten, um wenigstens einen der Genannten aufzufinden. Die Amerikaner, welche Charles als Engländer hassen, erklären, die Jury müsse spätestens um 4 Uhr nachmittags beginnen. Siftly hetzt die Amerikaner — es kommt zu einem Tumulte — das Leben des Gefangenen hängt an einem Haare, da erscheinen die Zeugen zu seinem Gunsten — Hatson spricht Charles frei. Der Sheriff sagt: „Nun bleibt uns nichts übrig, als diesem Mr. Boyles aufzuspüren." Dieser jedoch stellt sich freiwillig am nächsten Morgen im Zelte des Sheriffs, der mit Erstaunen das Bekenntniß vernimmt, er habe jenes Goldstück von Siftly erhalten und vermuthe, der Spieler sei Johns' Mörder. Als sie bewaffnet in das Gaunerzelt eindringen, finden sie Siftly's zerfetzten Leichnam auf dem Bette liegend; die Kehle war ihm mit jenem chinesischen Haarzopf fest zugeschnürt. Smith, in demselben Zelte schlafend, war mit einem Knebel zwischen den Zähnen an die Bettpfosten gebunden. Er sagte aus, daß Siftly der Brandstifter jenes großen Feuers in San-Francisco gewesen sei. Charles nimmt einen sentimentalen Abschied von Mrs. Hatson. Ihr Gemahl, seine Friedensrichterstelle aufgebend, zieht in die Heimat.

Die 24 wurden zu Steine, der 25 wurde zum Lieb-
haber und verlangte deutliche Verordnung darüber, wem
er nun eigentlich angehöre. Die Antwort lautete, er solle
in Zukunft dem gehören, dem er wolle. Hierauf war er sehr
froh und sah, daß Niemand ihm Recht gethan, als Gott
selber, der ihn erschaffen, und dem er sich nun ganz und
gar ergab, ihm zu dienen und zu gehorchen.

Nachdem er dieses Gelübde gethan, ward er gewahr,
daß er nicht mehr in seinem Zimmer, sondern in einem
schönen grünen Garten war, wo er sich an Allem, was
er sah, ergötzte. Er sah Bäume, Blumen, Früchte, Vögel
und Thiere, und Alles war ihm lieb, weil es Gott erschaffen
hatte. Er sah auch Menschen, aber er sah sie nicht mehr
mit den Augen des Fleisches, sondern mit den Augen des
Geistes, und sie waren ihm alle lieb, weil sie Gott liebten.
Er sah auch Engel, die ihn freundlich anblickten und
ihm Gutes wünschten, und er sah Gott, der ihn mit
seinen Augen der Liebe und Gnade ansah, und er
wußte, daß er nun ewig bei Gott bleiben werde, und
daß Gott ihn ewig lieben werde, und daß er ihn ewig
lieben werde, und daß er nun ewig selig sein werde.
Und er sah, daß Gott ihn ewig lieben werde, weil er
ihn ewig geliebt habe, und daß er ihn ewig lieben werde,
weil er ihn ewig geliebt habe, und daß er ihn ewig lieben
werde, weil er ihn ewig geliebt habe, und daß er ihn
ewig lieben werde, weil er ihn ewig geliebt habe, und
daß er ihn ewig lieben werde, weil er ihn ewig geliebt
habe, und daß er ihn ewig lieben werde, weil er ihn

dadurch wol das Recht erworben hat, über diese Literatur mitzusprechen, ja daß er in der neutralen Stellung als Franzose gewisse Vortheile vor deutschen Kritikern voraushat, indem letztere an den literarischen und geistigen Kämpfen in Deutschland unmittelbar und selbst persönlich interessirt sind. Nur scheint es uns, als habe er diesen Vortheil nicht entschieden genug wahrgenommen und benutzt, als habe er sich, bei aller anscheinenden Unparteilichkeit seines Urtheils, von persönlichen Einflüsterungen von Deutschland her nicht immer in dem Grade freigehalten, als man wol wünschen möchte und gerade ihm möglich war; und sowenig wir auch einem französischen Freunde der deutschen Literatur es verbieten oder auch nur verargen können, wenn er eine Reise nach Deutschland macht, um hier die literarischen Dinge durch Autopsie kennen zu lernen, so scheint er bei seiner deutschen Rundreise doch nur gewissen Coterien persönlich näher getreten zu sein, und es hat sich, will uns bedünken, der schädliche Einfluß hiervon bei ihm in mannichfachen Spuren kundgegeben. Wir leugnen endlich nicht, daß sein oft sehr scharfes Urtheil über Zustände und Persönlichkeiten der deutschen Literatur im einzelnen viel Richtiges hat und wohlgeeignet ist, zu unserer Aufklärung und Selbsterkenntniß beizutragen und uns vor gewissen Misgriffen und falschen Richtungen zu warnen, für die er als Ausländer einen unbefangenern Blick hat als wir Deutschen selbst, die wir mitten in der Verwirrung stehen. Aber man darf doch an ihn die Frage richten, warum er es vorzieht, bei uns aufzuräumen, da es in den Ställen der französischen Literatur, in denen gerade nicht immer holländische Reinlichkeit angetroffen wird, sicherlich ebenso viel oder noch mehr aufzuräumen gibt als bei uns. Dabei verkennen wir freilich keineswegs, daß Taillandier bei seinen Urtheilssprüchen über deutsche Literatur auch ein sehr bestimmtes nationales Ziel vor Augen hat, und wenn er auf den deutschen Sack schlägt, den französischen Maulesel meint. Wir verkennen endlich ganz und gar nicht, daß seine Aufsätze reich sind an solchen Gesichtspunkten, Ansichten und Leidenschaften, die er selbst „généreuses" nennt, „généreuses" in einer Bedeutung, für die wir leider im Deutschen keinen völlig entsprechenden Ausdruck haben.

In seiner neuesten Betrachtung über die productive Literatur Deutschlands behauptet er, daß der Zustand derselben das Chaos sei, ob ein fruchtbares oder zeugungsunkräftiges, könne man nicht wissen. Zwar die Wissenschaften ständen in Blüte, darunter auch die Geschichtswissenschaft, auf deren Gebiete die Mommsen, Sybel, Häusser soeben im Begriffe seien die, „école studieuse, subtile, intelligente, mais trop froide et trop diplomatique" Leopold Ranke's zu entthronen: eine Versicherung, für die wir die Verantwortung natürlich dem Verfasser überlassen müssen. Aber das Leben und das tiefere Bewußtsein eines Landes habe, fährt er fort, verschiedene Arten sich zu offenbaren, und der lebhafteste und getreueste Ausdruck dieses Volksbewußtseins sei die eigentlich productive Literatur: Poesie, Roman, Drama; kurz alle jene Werke, die der Pedant geringschätze, deren Werth aber der Geschichtschreiber zu würdigen wisse, seien die Vertrauten des allgemeinen Bewußtseins und Gedankenlebens. Mit Recht scheint uns der Verfasser den Werth dieser productiven Literatur so hoch anzuschlagen. Unsere Literaturgeschichtschreiber thun ja im Grunde dasselbe, indem sie in ihren Werken vorzugsweise die Schöpfungen der Dichter zum Gegenstande ihrer historisch-pragmatischen Betrachtung und kritischen Analyse wählen, und es ist nicht viel mehr als eine pedantische Affectation, wenn sie über die Dichtungen der Gegenwart als bloße Mis- und Fehlgeburten in Bausch und Bogen ihr verdammendes Urtheil aussprechen oder gar dem lebenden Geschlecht verbieten wollen, zu dichten und zu schaffen. Will man z. B. behaupten, es dürfe keine Lyriker mehr in Deutschland geben, so sage man doch lieber, es solle mit dem deutschen Gemüth, das etwas anderes ist als die sogenannte deutsche „Gemüthlichkeit", überhaupt ein Ende haben, denn solange es noch in Deutschland Gemüth gibt, und wir glauben, daß dieses nur mit dem deutschen Volke selbst aussterben wird, solange wird es auch Gemüthsdichter, d. h. Lyriker geben. Bedauern wir schon, daß im Volke selbst die Kraft der Phantasie und des Humors, Märchen und Schwänke und allerlei ergötzliche Schnurren zu erfinden, gänzlich ausgestorben zu sein scheint, so würde es noch viel trauriger aussehen, wenn es nicht noch unter den Höhergebildeten wenigstens Individuen gäbe, welche an frühern Schöpfungen ihre Phantasie so weit nähren und stärken, daß sie dadurch vermögend werden, selbst Werke der Einbildung zu schaffen und die Kraft der Imagination einigermaßen lebendig und continuirlich zu erhalten. Das Volk will seine Erzähler haben, die unmittelbar aus dem Leben der Gegenwart schöpfen oder es mit ältern Geschichten bekannt machen; daher bedürfen wir des Romans und besonders des Sittenromans, der auch in der That, recht benutzt, eine der vorzüglichsten Quellen der Culturgeschichte, wie für die miterlebende Generation eine der ergiebigsten Quellen der Belehrung und Aufklärung über die Bedürfnisse und Zustände der Gegenwart ist. Die Wichtigkeit der Schaubühne, die allabendlich in Deutschland so und soviel Tausende in ihren Räumen versammelt sieht, braucht erst gar nicht bewiesen zu werden, selbst wenn nicht schon Schiller ihre Bedeutung als einer nationalen Bildungsanstalt festgestellt hätte. Es ist fast bedauerlich, daß man von Zeit zu Zeit immer wieder auf dieses Thema zurückkommen muß, da die Wissenschaft, deren Macht, Einfluß und hohe Bedeutung gewiß von uns in vollstem Maße erfaßt wird, in ihrer jetzigen exclusiven und häufig nur zu sehr dem Volksbedürfniß und Volksverständniß abgewandten Richtung nur zu geneigt scheint, die Bedeutung der productiven Literatur zu verkennen oder ganz in Abrede zu stellen. An Beispielen von Verirrung, Verstümmlung und Corruption sind zwar ihre Jahrbücher leider ungemein reich, aber sie gingen dann auch stets aus einem Allgemeinleiden der Zeit hervor, und auch der Wissenschaft hat es sicherlich nicht an verfehlten und schädlichen Richtungen gefehlt, an verderblichen Einflüssen, die sie bald empfing, bald ausübte. Und wäre es nicht eine Thorheit und Absurdität, wenn man die gelehrte Kunstgeschichte über die Kunst selbst, die gelehrte Literaturgeschichte über die sich fortentwickelnde Literatur stellen wollte?

Auf dem Gebiete dieser productiven oder schönwissenschaftlichen Literatur ist nun, nach St.-René's Versicherung, alles in Deutschland „confondu"; indeß sei es mehrmals vorgekommen, daß die Literatur in Deutschland in Verfall gerathen sei, um sich plötzlich wieder zu erneutem Leben aufzuschwingen, und es sei ein gutes Zeichen, daß Deutschland selbst es einsehe, wie viel der Zustand der literarischen Dinge zu wünschen übrig lasse, und daß es Anstrengungen mache, diesen Zustand zu verbessern. Zuvörderst wendet sich der Verfasser zur Lyrik und er versichert, daß, obschon es Lyriker in Ueberfluß gäbe, unter dem jüngern Nachwuchs doch keine würdigen Nachfolger Uhland's und Rückert's, Justinus Kerner's und Anastasius Grün's zu finden seien. Nur einer unter den während der letzten Jahre in Deutschland Aufgetauchten habe „quelques accens originaux" vernehmen lassen, und dieser eine ist, man rathe wer? Ludwig Pfau, „esprit juvenile, imagination ardente", kurz ein Dichter, „qui manie la langue poétique avec une dextérité singulière". Ja, St.-René will einige Aehnlichkeit zwischen Ludwig Pfau und Alfred de Musset finden, bedauert jedoch, daß der Deutsche sein Talent an zu viele Nichtigkeiten verschwendet und sich zu vieler schwer zu tadelnder „juveniles incartades" schuldig gemacht habe. Hermann Lingg, an dem er die Kraft des Stils und die Größe der Bilder rühmt, dagegen die Incohärenz der Empfindungen und Ideen tadelt, gehöre zu jener Gruppe von feiner und anmuthiger Bildung, in welcher Geibel, Paul Heyse und Bodenstedt glänzen, und es sei sehr zu bedauern, daß er seiner Phantasie nicht einen freiern kräftigern Flug gegeben, da es ihm vielleicht gelungen sein würde, in einen Verein talentvoller Männer, „qui semblent assez disposés à s'endormir", irgendein neues Element einzuführen. Was Geibel betreffe, so sei diesem das deutsche Volk aufs allerfreundlichste entgegengekommen; seine Gedichte hätten 45 Auflagen erlebt, und es sei dies ein Erfolg, dessen sich äußerlich genommen vielleicht selbst Uhland kaum

rühmen könne. Bei der neuen Sammlung seiner Gedichte habe er Gelegenheit gehabt, seine Schuld gegen das deutsche Volk gut zu machen; aber er fahre fort, sein Talent auf Kleinlichkeiten (frivolités) zu verwenden; nichts außer der Form drücke diesen Strophen ein Datum auf; sie könnten ebenso gut schon vor 100 Jahren geschrieben worden sein und von einem zierlichen und geistlichen Poeten in einem Jahrhunderte wieder gereimt werden. Das ist doch wol nicht so ganz richtig; das in der neuen Sammlung Geibel's sich befindende Gedicht „Mythus vom Dampf" hätte z. B. vor 100 Jahren nicht gedichtet werden können und würde in 100 Jahren wenigstens nicht so gedichtet werden. Paul Heyse gegenüber bemerkt er: „Eine Erzählung des Boccaccio nehmen, sie verständig arrangiren und verbessern, in die Erzählung mancherlei psychologische Studien einweben, an Feinheit und Anmuth mit der Prosa des italienischen Erzählers wetteifern, das kann wol ein prächtiges Stilexercitium sein, aber es ist nicht die Aufgabe und das Werk eines Schriftstellers, qui se trouve placé avec trois ou quatre autres au premier rang de sa génération." Friedrich Bodenstedt kommt da ganz besser weg; nur fehle ihm, meint der Franzose, das Vertrauen zu sich selbst, um ein größeres Werk auszuführen. Wenn sich aber zu einem großen Werke quälen, wenn man Kleinere vielleicht besser machen kann und für größere epische Dichtungen in der That kein Publikum da zu sein scheint? Im allgemeinen aber ruft er den Münchenern zu: Liebt euer Jahrhundert, fühlt es, lebt sein Leben, nehmt theil an seinen Schmerzen und Freuden u. s. w. Dann kommt St.-René auf Prutz' Gedichtsammlung „Aus der Heimat" zu sprechen, von der er sagt, sie sei das literarische Ereigniß während der letzten Monate des Jahres 1858 gewesen. Er nennt Prutz einen Kritiker „d'une véritable valeur, instruit, éloquent" u. s. w.; man finde in den Arbeiten reich an Untersuchungen und Ideen; auch in seinen Gedichten handhabe er die Sprache mit einer seltenen Geschicklichkeit, obschon sie im allgemeinen zu rhetorisch sei. Der Franzose drückt nun sein Erstaunen darüber aus, daß ein solcher Mann, ein Mann in reiferm Lebensalter, der seiner Nation immer ein hohes Ziel gesetzt, der in seinen literargeschichtlichen Arbeiten so viel Tüchtigkeit und ernste Studien offenbare, der den Beruf habe, der Jugend wenn nicht als Dichter, so doch als Publicist den Cultus des Vaterlandes, die Hingabe an die Menschheit und den Glauben an die göttlichen Dinge zu predigen, daß der sich jetzt hinsetze „à célébrer sur tous les tons l'exaltation de l'amour sensuel". Er fährt dann fort: „Wenn ein ernsthafter Mann solche Verse schreiben kann, wenn er vor der Kritik mit Nachsicht und vom Publikum mit nicht ganz großem Erstaunen aufgenommen sieht, so ist dies nicht etwas blos Zufälliges, sondern es ist ein Symptom. Die Verse von Prutz bezeugen die Erstarrung der Geister. Ist es wirklich nur der Gleichheit, welcher heutzutage Werken der Poesie Aufmerksamkeit beschaffen kann? Was mich schmerzlich berührt, ist die Nachahmung einer gewissen pariser Literatur, und ist diese Nachahmung eine unfreiwillige, so ist das Uebel noch bedenklicher." Hiergegen hätten wir einiges zu bemerken. Einmal ist Prutz nicht der Mann, den Skandal mit Absicht und zu industriellen Zwecken zu betreiben, wie Heinrich Heine, der nicht müde wurde, einem guten Freunde, wie wir von diesem selbst wissen, zuzurufen: „Skandal mußt du machen, wenn du gelesen sein willst!" Aber Prutz glättet dem Dichter Indulgenzen, die er sonst keinem gewährte, weil er der Ansicht zu sein scheint, daß der Dichter Leidenschaften durchleben und die Sprache dieser durchlebten Leidenschaften reden müsse, selbst wenn diese mit der herkömmlichen bürgerlichen Moral nicht ganz im Einklang stehen sollten. Daraus hat die deutsche Kritik zu diesen „Nachtfeiern der Venus" nur still geschwiegen, aber sie hat auch mit Recht die vielen zarten und reizenden Lieder, die sich in dem betreffenden Cyklus der Prutz'schen Gedichte befinden, bereitwillig anerkannt. Sie bedarf es zur Verherrlichung der sinnlichen Liebe nicht der Nachahmung einer gewissen „pariser Literatur", denn die sinnliche Leidenschaft hat von alters her, bei Gottfried von Strasburg, wie später bei Günther, Bürger, Wieland, Heinse u. a., in der deutschen Poesie stets eine bedeutende Rolle gespielt, und nicht blos in der Kunst-, sondern auch in der Volkspoesie. Und so haben sich allerdings in Deutschland auch Beurtheiler gefunden, wie noch jüngst im „Bremer Sonntagsblatt", welche den betreffenden Prutz'schen Gedichten den Preis unter allen neuern ertheilten, weil in ihnen am muthigsten mit der Prüderie der Zeit gebrochen sei, während der Franzose geneigt ist, Moritz Hartmann's „Zeitlosen" unter den neuesten Producten der Lyrik am höchsten zu stellen. Was der poetischen Literatur im allgemeinen in Deutschland fehle, meint St.-René, sei weniger das Talent, als die gute Leitung des Talents. Die einen seien zaghaft und sängen nur mit halber Stimme; die andern, einer bloßen Laune fröhnend, vergäßen die Principien ihres ganzen Lebens. An einer andern Stelle bezeichnet St.-René den Hauptsitz des Leidens mit den Worten: „Sorglosigkeit der Meinung, Sorglosigkeit der Schriftsteller, das ist unglücklicherweise der Charakter, den ich bei jedem Schritte auf dem Gebiete der eigentlichen Literatur antreffe. Es scheint, als habe ein Bruch zwischen der deutschen Gesellschaft und den «écrivains d'imagination» stattgefunden. Die Literatur übt keine Wirkung mehr auf die Gesellschaft, die Gesellschaft keinen Einfluß mehr auf diejenigen, welche sie zu schildern sich das Ansehen geben. Daher gibt es für den Künstler keine Regel mehr, keine Warnung mehr für die Phantasie, die sich verirrt; die Literatur, ohne Princip, ohne Zügel, ist außer Rand und Band, und wenn einmal ein Werk voll guten Geistes auftaucht, so möchte man fast sagen, der Zufall habe es hervorgebracht."

Der Franzose kommt nun auf die Erzählungsliteratur und besonders auf die Dorfnovellistik zu sprechen, wobei er den Satz aufstellt, jetzt sei die Bourgeoisie alles oder vielmehr es gebe keine Kasten mehr, der tiers-état sei zur Nation geworden und das Leben dieser Nation müsse man schildern. Indeß möchten wir die Bourgeoisie, deren bedeutsame Stellung und löbliche Eigenschaften wir keineswegs verkennen, doch vor Selbstüberhebung warnen, da die Geschichte ein besonderes Gelüst zu haben scheint, den Hochmuth der Generation von heute an der vielleicht minder schuldigen Generation von morgen zu strafen. Sternberg, Gutzkow, Paul Heyse, Moritz Hartmann als Verfasser der „Erzählungen eines Unsteten", Heribert Rau, Gerstäcker u. a. werden kurz erwähnt, und der Novelle „Deutsche Liebe" wird Steub's Roman „Deutsche Träume" gegenübergestellt. Steub's Roman sei, sagt er, ein pikantes originales Werk, nicht immer so gelungen, wie man wol wünschte, aber von kühnem Wurf. St.-René rühmt darin besonders die „tableaux excellens, où se déploie la verve humoristique du conteur". Nur fehle die Einheit; den närrischen Scenen gesellten sich Scenen von ganz entgegengesetztem Ton und der Leser wisse nicht, ob es sich hier um eine satirische Allegorie oder eine Tragödie handle. Um so Lachen und Weinen zu mischen, bedürfe es einer größern Kunst. Doch das schade nichts; es fänden sich in dem Buche doch Ideen, Kühnheit, ein hohes Bewußtsein der Pflichten eines Schriftstellers, das Verlangen, die Menge zu erregen, statt zu resigniren und blos für das Vergnügen der Müßigen zu sorgen.

Auf die Bühnenpoesie übergehend behandelt der Verfasser, dem auf diesem Gebiete doch wol die genügende Umschau fehlt, daß sie sich noch unfruchtbarer zeige als der Roman. Seit dem „Fechter von Ravenna" sei kein bedeutendes Stück auf der Scene erschienen; Brachvogel's „Adalbert von Babenberge" zeige gegen desselben „Narciß" einen bemerkenswerthen Fortschritt, aber einen Nebenbuhler Friedrich Halm's, einen Regenerator der deutschen Bühne dürfe man in Brachvogel nicht erblicken. Ueber die Resultate des münchener Preisausschreibens äußert er sich ziemlich sarkastisch, und er schließt diese Betrachtung mit den Worten: „Es ist nicht genug, die Dichter ins Feld zu rufen und zu klassificiren, man muß ihnen Rathschläge ertheilen. Und der erste Rath, der ihnen zu geben wäre, ist der: Wurzelt in eurer Zeit! Die wahren Dichter sind Vertraute und Tröster.

Digitized by Google

Mögt ihr nun die Gesellschaft unserer Tage schildern oder mögt ihr vergangene Ereignisse in Scene setzen, niemals dürft ihr vergessen, daß es die Menschen des 19. Jahrhunderts sind, zu denen ihr sprecht. Warum haben die Herren von Schack, Geibel und Sybel, statt diesen minutiösen statistischen Rechenschaftsbericht über die von den Preisbewerbern behandelten Gegenstände zu geben, nicht die diese Dichtungen kennzeichnenden Geisteseigenschaften charakterisirt? Warum sagten sie nicht: unter dieser Legion von 113 Schriftstellern haben 35 frivolen Tendenzen, 25 abstracten Prätentionen gehuldigt; 15 derselben muß man den Pedanten, 15 andere den Dilettanten beizählen; 2 oder 3 sind selbstsüchtige Träumer, Kunsthandwerker, welche in die Form vernarrt sind und von ihrer Zeit nichts wissen."

Der Verfasser wendet sich hierauf, nachdem er an den Hainbund erinnert, der auch dem Germanismus gehuldigt, zu der „Gesellschaft der Junggermanen", auf die er das Wort anwendet: die Hölle sei mit guten Vorsätzen gepflastert, zu der literarischen Satire, z. B. zu dem Reimwerk „Die Höllenfahrt von Heinrich Heine", endlich zu den Kritikern, welche in erster Person oder auch „par entremise de leurs lieutenans" den Anspruch darauf erheben, die fortlaufende Bewegung der deutschen Literatur zu beurtheilen und zu controliren. Als die drei hauptsächlichsten nennt er mich selbst, Kühne und Prutz; es fragt sich nur, ob auch das deutsche Publikum dieses Triumvirat als das ausschlaggebende anerkennt. In der Hauptsache wirft er uns allen dreien vor, daß wir nicht scharf genug zu Werke gingen und zu viele unbedeutende Erscheinungen in den Kreis unserer Kritik zögen. Was mich selbst betrifft, so stellt St.-René mich, wie ich im Jahre 1839 war, mir, wie ich im Jahre 1859 bin, gewissermaßen als Muster gegenüber, indem er mein damals erschienenes Buch über deutsche Literatur mit einem Lobe auszeichnet, das mir um so überraschender und begreiflicherweise auch um so erfreulicher sein muß, da ich selbst das Buch fast vergessen, wenigstens seit etwa 15 Jahren nicht mehr in der Hand gehabt habe. St.-René vermißt jetzt an mir die Energie, mit der ich damals in der Literatur aufzuräumen und ihre Gebrechen zu kennzeichnen gesucht habe. Er fragt, ob dies die Folge von Entmuthigung und Ennui sei? eines Mangels an Principien oder an Freiheit? Sind das aber keine Principien, wenn man, wie wir dies doch zu thun glauben, den Interessen der Humanität wie denen des vaterländischen Geistes das Wort redet und gegen den „esprit de frivolité, frivolité légère ou frivolité pedantesque" noch wie früher ankämpft? Sind das nicht Principien, wenn man — und hierdurch glauben wir mit St.-René Taillandier auf demselben Boden zu stehen — einerseits die Gefahren eines die Gesellschaft monopolisirenden geistvernichtenden Materialismus, andererseits die Gefahren eines unpraktischen trügerischen Idealismus oder vielmehr Utopismus nach Kräften bekämpft? Wir glauben nicht, wirklich schlechte und unedle Gesinnung und verwerfliche Frivolitäten jemals durchgelassen, vielmehr im wesentlichen Lessing's Grundsatz befolgt zu haben: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd und mit Zweifeln bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher." Wenn wir dessenungeachtet hier und da zu gelinde gewesen sein mögen, wo wir bei mangelndem Talent wenigstens guten Willen und ehrliche Gesinnung erkannten, so schreibe dies St.-René unserm Wunsche zu, wenigstens für unsern Theil die Gesetze und Formen der Urbanität zu beobachten, welche, wie jedermann bekannt, in Deutschland leider nur zu oft gröblich verletzt werden. Indeß hat sich in dieser Hinsicht seit 20 Jahren im Zustande der Journalistik manches gebessert (obschon sich auch freilich wieder andere Mängel eingeschlichen haben), und wenn es auch jetzt noch keineswegs an Brutalitäten und raffinirten Bosheiten fehlt, die demjenigen, der sie ausübt, mehr zur Schmach gereichen als demjenigen, gegen den sie verübt werden, so wimmelt es doch in der deutschen Journalistik nicht mehr so wie damals von literarischen Buschkleppern, vor deren Ueberfällen und persönlichen Angriffen ein der Oeffentlichkeit angehörendes Individuum während der Heine-Periode keinen Tag sicher war; es hausen noch einige alte Drachen in diesem Sumpfe; aber es wimmelt darin nicht mehr wie 1839 von Tausenden von giftigen Insekten und Stechfliegen. Was versteht endlich St.-René unter der „manque de liberté"? Wir sind vollkommen ungehindert in unserm Urtheil, und wir fügen uns mit Vergnügen und Bewußtsein der von St.-René wie es scheint verkannten oder geringgeschätzten Tendenz d. Bl., über die deutsche Literatur der Gegenwart in möglichst vollständiger Weise Buch zu führen, wie dies von keinem andern deutschen Blatte geschieht. Auch unserm französischen Collegen würden wir aus seinen eigenen Aufsätzen unschwer nachweisen können, daß es nicht immer gerade die bedeutendsten Erscheinungen waren, denen er seine Aufmerksamkeit gewidmet, an die er sein Lob verschwendet hat. Wir achten ihn übrigens zu sehr, um nicht diese Gelegenheit zu ergreifen, uns mit ihm über die uns leitenden Grundsätze zu verständigen, wie hiermit geschehen ist.

Nachdem St.-René auch Julian Schmidt vorgeworfen, daß er, dessen eigentliches Feld die „critique militante" sei, sich von der literarischen Debatte zurückgezogen habe, nennt er als die Ursachen der Confusion, in welcher sich die literarischen Dinge in Deutschland befänden, folgende: Bruch zwischen dem „public sérieux" und der „littérature d'imagination", Dilettantismus der Schriftsteller, oberflächliche Leichtigkeit, Gewohnheit ohne Glaube und Liebe zu schaffen, banale Geschwätzigkeit oder stillschweigendes Grollen der Kritik. Die Schuld auf den politischen Zustand Deutschlands zu werfen sei nichtige Ausflucht; jedes Volk sei verantwortlich für die Literatur, die es billige, der es sich füge. Er versichert, daß es nicht eine „intention dénigrante" sei, die ihm diese Blätter dictirt habe, im Gegentheil, seine Strenge sei ein Beweis seiner Sympathie; und er schließt mit den Worten: „Wenn die Völker im 19. Jahrhundert noch durch politische Fragen getrennt sind, muß die Literatur sie vereinigen; die von dem Dichter verherrlichte Heilige Allianz hat vorzugsweise die Vertreter des Gedankens zu Ministern. Von den Völkern, welche diese große liberale Genossenschaft bilden, hat jedes das Recht, seinen Nachbar zu fragen: schläfst du? wachst du? denn jedes von ihnen trachtet, durch das Studium der fremden Literaturen sich zu ergänzen, und wenn es sich in seiner Hoffnung getäuscht sieht, ist die Verwarnung, welche es formulirt, nicht ein feindliches, es ist der Ruf der Schildwacht im Schoße der Nacht." Man hört diese Worte um so lieber in einem Augenblicke, wo beide Völker gegeneinander rüsten, nachdem sie eben in einem so lebhaften Austausch ihrer Ideen und beiderseitigen Vorzüge begriffen waren. Haben wir selbst doch den Franzosen die Kriegsmittel geliefert, womit sie uns bekämpfen oder zu bekämpfen drohen: die Buchdruckerfarbe für ihre Zeitungsartikel und das Schießpulver für ihre Patronen.

H. M.

Notiz.

Christian Friderich Wurm.

Einem Manne von einer gerade in Deutschland noch immer seltenen Tüchtigkeit, insofern diese darin besteht, die Wissenschaft im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt und des Vaterlandes praktisch zu verwerthen, dem in Hamburg verstorbenen Professor Wurm wurde in einer kleinen Schrift: „Dem Andenken Christian Friderich Wurm's, Professors der Geschichte am akademischen Gymnasium in Hamburg" (Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke, 1859), ein literarisches Denkmal gesetzt, welches mit einem Vorwort von H. Schleiden, datirt Hamburg 15. Februar 1859, versehen ist. In diesem Vorworte ist namentlich die „ungezählte Reihe von Thaten" hervorgehoben, „in denen sich seine uneigennützige, selbstverleugnende Güte, sein echt menschliches Wohlwollen, seine nie ermüdende Bereitwilligkeit, andern zu helfen und zu dienen, offenbarte". Gegen seine Freunde, versichert der Vorredner, sei Wurm über seine Verhältnisse großmüthig in

Ton gerade auf dem Lande Boden zu gewinnen scheint, ist eine Thatsache, die sich nicht leugnen läßt. Ich verweise nur auf die Wahlen in Hannover, Braunschweig, Sachsen, Thüringen, Hessen, Mecklenburg, Pommern, Schlesien, Posen, Westpreußen, Ostpreußen, Brandenburg, Hessen-Nassau, Rheinland, Westfalen, Hohenzollern, Oldenburg, Lippe, Waldeck, Anhalt, Reuß, Schaumburg-Lippe, Bremen, Hamburg, Lübeck, Elsaß-Lothringen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wichtiges Werk für israelitische Schulen und Familien.

Kleine Schul- und Haus-Bibel.

Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten ꝛc. Von Dr. **Jakob Auerbach.**

Zwei Abtheilungen. 8. Geh. Jede Abtheilung 20 Ngr.

I. Biblische Geschichte. II. Lesestücke aus den Propheten ꝛc.

Der Herr Rabbiner Leopold Stein in Frankfurt a. M. spricht sich in dem „Israelitischen Volkslehrer" folgendermaßen über das Werk aus: „Es ist ein mit großem Fleiß und Takt bearbeitetes, sehr praktisches Buch, welches alle frühern Werke ähnlicher Art übertrifft, indem es in einer Vollständigkeit wie kein anderes biblische Geschichte und Bibelauszug zugleich bietet, und kein wichtiges Moment weder in der Geschichte, noch in der Gesetzgebung, noch in dem prophetischen und hagiographischen Schriftthum übergeht. Wir können das Buch wegen seiner großen Brauchbarkeit allen Lehrern und Erziehern, sowie insbesondere als Hausbuch allen Familienvätern bestens empfehlen."

In mehreren israelitischen Schulen hat auch das Werk bereits Eingang gefunden. Der Preis ist überaus niedrig, und bei Abnahme größerer Partien werden noch besondere Vortheile gewährt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte von Ost-Asien.

Für Freunde der Geschichte der Menschheit

dargestellt von **Dr. Johann Ernst Rudolf Kaeuffer.**

Erster Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In diesem auf drei Theile berechneten Werke stellt der als gründlicher Kenner der Geschichte Ost-Asiens bereits bekannte Verfasser zum ersten mal für einen weitern Leserkreis unter würdigen, für die Geschichte der Menschheit wichtigen Gesichtspunkten und nach bestimmten Perioden geordnet, alles das zusammen, was bisjetzt durch die meist schwer zugänglichen Arbeiten der eigentlichen Forscher auf diesem Gebiete über die Geschichte und Culturverhältnisse der ostasiatischen Völker ermittelt worden ist. Namentlich sind es ausser den Bewohnern des hohen und des nördlichen Asien die Culturvölker Vorder- und Hinter-Indiens, Chinas und Japans, deren Geschichte erzählt, deren politische, religiöse und literarische Cultur in ihrer historischen Entwickelung bis zur Gegenwart herab verfolgt wird. Bei dem sich fortwährend steigernden Interesse, welches diese weiten, von etwa zwei Drittheilen der gesammten Menschheit bewohnten Ländergebiete in ihren gewaltigen innern Bewegungen und ihren erfolglosen Bestrebungen und Kämpfen gegen das immer mächtiger andringende europäische Wesen in Anspruch nehmen, dürfte ein Werk, wie das vorliegende, gerade zur günstigsten Zeit erschienen und jedem Freunde des Fortschritts in der Menschheit willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des achtundzwanzigsten Heftes (Bogen 14—17 des dritten Bandes):

Die Dappenthalfrage. Von W. Schulz-Bodmer. — **Graf Cavour,** sein Leben und öffentliches Wirken. — **Flachs und Flachsbereitungsanstalten.** — **Jan Schröder,** königlich preußischer Viceadmiral und Chef der Marineverwaltung. Kleinere Mittheilungen: Armstrong-Kanone und Canon à la Napoléon. — Bleek (Friedrich). — Cannabich (Johann Günther Friedrich). — Cuza (Alexander Johann). — Eberhard (Konrad)

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth,** indem es **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur,** die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der **erste** und **zweite Band** (die gewissermaßen die **16.** und **17. Band des Conversations-Lexikon** bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vater und Tochter.

Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von

Frederike Bremer.

Zwei Theile. 12. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 26 Ngr.

Ein neuer Roman der beliebten schwedischen Schriftstellerin, der von ihr als „Neue Skizzen aus dem Alltagsleben" bezeichnet wird und in der Art ihrer ersten bekanntesten Romane gehalten ist. Es ist zugleich in besonderer Ausgabe als 33. und 34. Band der billigen deutschen **Gesammtausgabe von Fredrike Bremer's Schriften** (jeder Band 10 Ngr.) erschienen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 19. Mai 1859.

Inhalt: Zur Geschichte der europäischen Höfe. Von Friedrich Voigts. — Deutsche Pädagogen. — Reiseliteratur. — Notiz. (Wilhelm Hauff und Johann Christian Günther.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der europäischen Höfe.

Jene Zeit liegt noch nicht eben weit hinter uns, wo man glaubte, mit den Zeitungsnachrichten vom Umzuge des Landesfürsten aus dem Sommer- ins Winterpalais, von Ernennung einiger Kammerherren und Stallmeister sei die Geschichte eines Landes gegeben. Wenn gar noch sonstiger Affairen, etwa eines Maskenballs oder einer glänzenden Jagdpartie gedacht wurde, so blieb dem Volk eigentlich nichts zu wünschen übrig und nur einzelne wußten dergleichen geschickt als Scala für den Stand der Dinge zu benutzen. Außerdem aber fanden und finden sich immer Personen, deren Neigung oder Abneigung sie zum Aufzeichnen von Anekdoten, von besondern oft geheim gehaltenen Vorfällen, zum Porträtiren von Persönlichkeiten anreizte, und wie damit nicht selten Aufklärungen über staatliche Ereignisse gegeben werden, so sind sie auch vorzugsweise geeignet, die Höhe oder Tiefe des Cultur- und Sittenstandes eines ganzen Volks, einer ganzen Zeit zu bemessen, denn in dieser Beziehung entwickelt der allgemeine Nachahmungstrieb eine große Thätigkeit um so mehr, als es manchmal so leicht nicht sein mag, sich dem von oben gegebenen Impuls zu entziehen. Ebendeswegen wird auch nach Zeit und Umständen ein solcher Impuls absichtlich gegeben, um irgendeinen für nothwendig erachteten Zweck zu erreichen. Der Impuls drückt und wirkt dann um so gewaltsamer, je mehr dabei die organische Gemeinsamkeit von Rechten und Pflichten aus dem Auge gesetzt wird, wo also das an sich richtige „der Staat bin ich" lediglich in dem Sinne gehandhabt wird, daß oben nur Rechte, unten nur Pflichten sein sollen. Starres Festhalten an dieser Unmöglichkeit hat selbst im Orient, von woher sie den Weg ins Abendland frühzeitig zu finden wußte, fort und fort Revolutionen entwickelt, von denen bekanntlich ganz Europa zu erzählen weiß, wären es auch nur Palastrevolutionen gewesen. Auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet haben jene Aufzeichnungen ihren unverkennbaren Werth: sie sind selbst in ihrer meist aphoristischen Form immerhin Lehrbücher, die, wenn auch nur von wenigen studirt, doch nicht so ganz ohne Einfluß bleiben auf die Geschicke der Regierenden, der Länder, der Völker.

In neuerer Zeit haben Schriftsteller Bedacht darauf genommen, dergleichen zerstreute Hofgeschichten eines und desselben Landes zusammenzustellen und meistens umfaßt ihre Arbeit einen bestimmten Zeitabschnitt. Verhältnißmäßig ist das zerklüftete Deutschland arm an dergleichen zerstreuten Geschichten, und so mag Vehse, wie wenig es ihm auch gelungen ist, von oben herab Anerkennung für seinen Fleiß zu erwerben, sich es im stillen zu besonderm Verdienst anrechnen, in erster Reihe derjenigen zu stehen, welche das von den einzelnen Höfen Erreichbare zu einem Lebensbilde zusammengefaßt haben. Sehr rasch ist ihm eine ansehnliche Reihe von ähnlichen Werken über andere Höfe gefolgt, was immerhin darauf hindeuten mag, daß sie als Nothwendigkeit anzusprechen sind. Wieviel daran auch das allgemeine Erbtheil der Neugier theilhaben mag, so kann und darf doch nicht verkannt werden, daß wir Menschen ein aus weiter Ferne Herableuchtendes im äußersten Falle sogar anbeten; ehren und wahrhaft lieben aber nur dann, wenn wir es erkannt haben als ein Verwandtes, und in diesem Falle sieht das Auge sogar gern über manches hinweg, was da bezeugt, daß das Verwandte eben auch bei dem allgemeinen Erbtheil alles Menschlichen nicht leer ausging.

Zählen wir nunmehr die uns vorliegenden Werke hier auf, so muß vorangeschickt werden, daß wenn mehrere derselben nicht schon früher in d. Bl. angezeigt wurden, solches lediglich unterblieb, weil die einzelnen Bände derselben nur in weiten Zwischenräumen erschienen, zum Theil auch gegenwärtig noch nicht ganz vollständig vorliegen, und es immer mislich bleibt, über ein noch nicht abgeschlossenes Werk, zumal wenn es geschichtliche Tendenz hat, mit einiger Entschiedenheit ein Wort zu sagen. Der Verfasser hat allerdings die Absicht, Geschehenes darzustellen, dasselbe aus dem Charakter der Persönlichkeiten und der Zeitumstände zu entwickeln und zu begründen; allein er gibt dabei mehr oder weniger seine eigene Individualität, seine Ansichten, seine Tendenzen nicht auf, und diese können nur in ihrem Vollgehalte erkannt und gewürdigt werden, wenn er das letzte Wort gesprochen hat.

Möge dies als Einleitung betrachtet werden für die nähere Ansicht folgender Werke:

1. Der versailler Hof vom Anfange des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts von Magnus Jakob von Cruſenſtolpe. Deutſche Originalausgabe. Sechs Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855—57. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.
2. Der ruſſiſche Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. und einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Erſten. Von Magnus Jakob von Cruſenſtolpe. Deutſche Originalausgabe. Erſter bis ſechster Band. — Fortgeſetzt von C. Bolckhauſen. Siebenter Band. A. u. d. T.: Nikolaus I. Die polniſche Revolution. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1855—58. 8. Jeder Band 1 Thlr. 7½ Ngr.
3. Ruſſiſche Hofgeſchichten. Neue Folge: Von Katharina II. bis Nikolaus I. Von H. E. R. Beland. Drei Bände. Leipzig, E. L. Fritzſche. 1857. 8. 4 Thlr.
4. Memoiren der Fürſtin Daſchkow. Zur Geſchichte der Kaiſerin Katharina II. Nebſt Einleitung von Alexander Herzen. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1857. 8. 3 Thlr.
5. Ein ruſſiſcher Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann Sievers Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Rußlands. Von Karl Ludwig Blum. Vier Bände. Mit 19 Bildniſſen. Leipzig, Wigand. 1857—58. Gr. 8. 11 Thlr. 6 Ngr.
6. Ruſſiſche Familienchronik von S. T. Akſakoff. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Sergius Raczynski. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
7. Geſchichte des däniſchen Hofs von Chriſtian II. bis Friedrich VII. Von Eduard Maria Oettinger. Erſter bis ſiebenter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1857—58. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.
8. Aus dem Hofleben Maria Thereſia's. Nach den Memoiren des Fürſten Joſeph Khevenhüller von Adam Wolf. Wien, Gerold's Sohn. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ueberſehen wir die Reihe der hier genannten Werke, ſo drängt ſich namentlich bei den unter Nr. 1—3 aufgeführten faſt unwillkürlich die Frage nach ihrem hiſtoriſchen Werth auf. Offenbar beſteht ihre Grundlage aus der nicht unbeträchtlichen Zahl von Memoiren und Anekdotenſammlungen, welche Frankreich und Rußland ſeit etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufzuzählen haben, und wenn nicht alle, ſo doch die Mehrzahl dienten Zwecken perſönlicher Natur im Guten wie im Schlimmen. Indeſſen kann hier eine entſcheidende Antwort auf dieſe Frage nicht verſucht, vielmehr im allgemeinen und namentlich im Hinblick auf das größere Leſepublikum nur angedeutet werden, daß ſie gar wohl als Handhaben zu benutzen ſind, wo es dem Strebſamen darauf ankommt, einem und dem andern Gegenſtande nähern Antheil im Studium ſeiner Quellen zuzuwenden; daß ſie daher eine bedeutende Stufe höher ſtehen, als die Zwittergeburten hiſtoriſcher Romane, denen vor nicht gar langer Zeit noch ein anſehnlicher, zu den gebildeten Leſern gehörender Kreis, beſtochen durch anſprechende Zeichnung von Situationen und Charakteren, eine Art Köhlerglauben zuwandte.

Der unſterbliche Köhlerglaube hat gegenwärtig eine andere Richtung genommen, auf welcher wir ihn nicht zu begleiten haben, indem wir Cruſenſtolpe's Werken über den franzöſiſchen und ruſſiſchen Hof einige nähere Betrachtungen zuwenden. Daß eben dieſe beiden Höfe für den Schweden eine beſondere Anziehungskraft hatten, bedarf kaum näherer Erörterung, zunächſt in Bezug auf den ſchwediſchen Nachbar Rußland, und wie ſeit Ludwig XIV. Frankreich kaum irgendein Land in Europa mit ſeinem Einfluß verſchonte, ſo konnte auch Schweden ſchon vom Dreißigjährigen Kriege her ſich der franzöſiſchen Politik und Hofluft nicht erwehren; es fand ſich in unſerm Jahrhundert ſogar gemüßigt, einen Franzoſen auf den Thron zu berufen. Die Betrachtung der oben unter Nr. 1 und 2 nachgewieſenen beiden Werke führt außerdem noch ſich unwillkürlich zu Vergleichungen über die Mittel und Wege, wie im Oſten und Weſten Europas eine unbeſchränkte Herrſchaft über zwei Nationen erſtrebt wurde, von denen die franzöſiſche ſchon eine zum Theil leuchtende Geſchichte und mit derſelben eine Stufe der Cultur erreicht hatte, die ihr eine nicht ſelten entſcheidende Stimme auf dem Schauplatze der Politik, der Kunſt und Wiſſenſchaft ſicherte, während der Oſten noch auf den erſten Schimmer ihrer Morgenröthe zu warten hatte. „Der Staat bin ich!" ſagte Ludwig XIV. mit dem graziöſeſten Anſtande der Majeſtät, und wenn Peter I. nicht daſſelbe ſagte, ſo prägte doch mindeſtens ſein Rohrſtock es einem jeden, der etwa daran zu zweifeln Miene machte, fühlbar genug ein. Das iſt, genau betrachtet, der weſentlichſte Unterſchied in den Wegen zu einem und demſelben Ziele. Frankreich wurde damit der Revolution in die Eiſenarme geſchleudert, welche die Bourbons und Orleans zerdrückt haben, und Rußland — hat ſich immer weiter ausgedehnt.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen boten jedoch wol ſchwerlich die Grundlage für Cruſenſtolpe's Arbeit, oder wir müßten dann in einem wie dem andern irgendeinen pragmatiſchen Organismus entwickelt ſehen, der jedoch nicht eigentlich aufzufinden iſt. Hiſtoriſche Werke, und als ſolche wollen die vorliegenden angeſehen ſein, pflegt ihr Verfaſſer durch ein Vorwort einzuleiten, um dem Leſer den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus für das Gebäude die rechte Anſicht eröffnet werden ſoll. Schlichte Chroniken oder Annalen bedürfen keiner Darlegung ihrer Grundidee, keiner Anzeige und Rechtfertigung irgendeiner Tendenz: ſie geben ſich einfach als für ſich ſelbſt ſprechendes Material, als Hülfsmittel für jeden, der deſſelben bedarf. Seit wir jedoch eine Kunſt der Geſchichtſchreibung haben, will und muß der Hiſtoriker mehr leiſten als dürres Aneinanderreihen von Thatſachen, die ſo, wie ſie gegeben ſind, kaum mehr miteinander gemein haben, als den todten Faden des Buchbinders.

Bei den vorliegenden deutſchen Originalausgaben, bei denen wir vorausſetzen, daß ſie ihren ſchwediſchen Schweſtern gleich ſeien, iſt kein Vorwort, keine Einleitung, kein Inhaltsverzeichniß mitgegeben: nur die Titel geben Ort und Zeit an, wo und in welcher man heimiſch werden ſoll. Nach dieſen Titeln handelt es ſich lediglich um den verſailler und den Hof zu Petersburg. Nur dem letztern iſt als „Einleitung" ein Zeitabſchnitt vor Peter I. vorangeſtellt, und eine ſolche Einleitung konnte auch dem erſtern füglich gegeben werden, um dann mit etwa 1680 die Schöpfung Ludwig's XIV. vorzuführen. Das iſt nicht geſchehen, vielmehr beginnt das Buch ohne weiteres ſchon mit dem 5. Jahrhundert, wo Chlodwig, der erſte chriſtliche König der Gallier, den Reigen der Unthaten eröffnet, dem wir bis S. 350 des erſten Bandes folgen

allein, heute wie einst, und der Gedanke mit einem Bedauernswerten und recht Schlechtweggekommenen Menschen, der sich nicht einmal selbst helfen kann, ist ja nicht schön.

Ich gehe auch nicht die Wirkung und Berechtigung gewisser Mittel, wie sie jene Gesellschaft, die sich zur Aufgabe oder zur Belustigung setzt auch nur Selbstbildung betreibt, ausübt, wie Gesellschaftsspiele, Gesellschaftsgesänge, Gesellschaftsvorträge, Gesellschaftsreisen, Gesellschaftsbälle, Gesellschaftsfeste, Gesellschaftsessen, Gesellschaftsgetränke, Gesellschaftsgenüsse, Gesellschaftsgespräche, Gesellschaftsgeschäfte, Gesellschaftsgeschäftchen, Gesellschaftsgeschäftchenmacherei, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnen, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesen, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkung, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigung, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnis, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigung, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittel, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchen, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherei, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnen, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnenwesen, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnenwesenwirkung, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigung, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigung, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittel, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherei, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnen, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnenwesen, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittelchenmacherinnenwesenwirkung, Gesellschaftsgeschäftchenmacherinnenwesenwirkungsberechtigungsbedürfnisbefriedigungsmittel

jetzige Dynastie nur ein fremdes Pfropfreis auf dem angestammten Königsaste sei. Wir haben bei dieser deutschen Originalausgabe mit Schweden nichts zu thun.

Wie leicht übrigens Cruſenſtolpe ſich es mit der Geſchichte macht, mögen nur einige wenige Beiſpiele darlegen. Im erſten Bande, S. 25, iſt vom Proceſſe der Tempelherren die Rede, wo denn behauptet wird, der Todestag ihres letzten Großmeiſters J. B. Molay werde jährlich in der Freimaurerloge mit Gottesdienſt begangen; es ſei des Ordens vornehmſter Feiertag. Bekanntlich aber iſt das vornehmſte Feſt der Freimaurer das Johannisfeſt, und es ſteht hiſtoriſch feſt, daß die Freimaurerei mit jenem untergegangenen politiſchen Orden nichts zu ſchaffen hat. S. 268 vermodert der Sohn Ludwig's XVI. als Kind durch grauſame Behandlung und Mangel an Pflege. Das iſt allerdings vielfältig geſagt, immer aber noch unerwieſen. Im Gegentheil hat Levin Schücking in ſeinem Roman „Ein Staatsgeheimniß" alle bisjetzt erreichbaren Documente beigebracht, nach denen wol anzunehmen ſteht, daß das Schickſal des Unglücklichen, der ſeinen nächſten Verwandten im Wege war, noch eine offene Frage iſt. — Im zweiten Bande, S. 122, wird erzählt, Georg I. habe den Prinzen von Wales gehaßt, weil er ihn nicht für ſeinen Sohn hielt; er habe Verdacht gehegt über ein verbrecheriſches Zuſammenleben ſeiner Gemahlin (Sophie) Dorothea mit Königsmark, den er in einen heißen Ofen habe werfen laſſen, während er die „Kurfürſtin" längere Zeit auf einem Schloſſe eingeſperrt. Cruſenſtolpe muß nicht einmal ſeines eigenen Landsmanns Palmblad „Aurora Königsmark" gekannt haben, ſonſt hätte er wiſſen können, daß der (nachmalige) Prinz von Wales längſt geboren war, ehe Königsmark am Hofe des Kurfürſten Ernſt Auguſt erſchien. Er hätte ferner gewußt, daß Königsmark nicht in einen überhaupt nicht zur Hand ſtehenden Ofen geworfen, ſondern einfach durch eine Partiſane niedergeſchlagen wurde. Endlich hätte er gewußt, daß Georg zur Zeit dieſes Ereigniſſes noch Kurprinz, ſeine Gemahlin alſo nicht Kurfürſtin war. Dieſe lebte nach der Scheidung noch 32 Jahre, alſo allerdings „längere Zeit" in der Verbannung, doch war ſie nicht „eingeſperrt". Das nächtliche Ereigniß im Schloſſe zu Hannover iſt bekanntlich von vielen ältern und neuern Federn dargeſtellt, und wenn jemand ſich der Mühe unterzöge, die mannichfaltigen Relationen darüber aneinander zu reihen, ſo würde man damit eine eigenthümliche Scala für die Phantaſiegeſtalten im menſchlichen Kopfe gewinnen. S. 129 iſt Joſeph II. im Jahre 1717 nicht allein ſchon Kaiſer, ſondern hat auch eine bereits vermählte Tochter. Nun war Joſeph II. freilich wie bekannt in manchen Dingen ein abſonderlicher Herr, indeſſen wurde er doch erſt 1764 Kaiſer und ſtarb 1790. Nach Cruſenſtolpe müßte er alſo mindeſtens 90 Jahre alt geworden ſein, was ihm jedoch trotz ſeines ſtarken Willens nicht möglich werden wollte. Mit der Geſchichte, ſehen wir, iſt es von Cruſenſtolpe nicht eben genau genommen, und da neben derſelben nicht füglich von Poeſie als einem allenfalls Entſchädigenden die Rede ſein kann, ſo erſcheint das ganze Werk, welches im ſechsten Bande mit dem Tode Ludwig's XVIII. abſchließt, als eine ohne ſonderliche Kritik unternommene Zuſammenſtellung aller eben zur Hand kommenden Nachrichten des Tags, denen meiſtens nur ſo lange Glauben geſchenkt werden kann, als ſie nicht von den nächſtfolgenden modificirt oder ganz verdrängt werden, was bekanntlich faſt immer zu geſchehen pflegt.

Wenden wir uns nun zu dem ruſſiſchen Hofe Cruſenſtolpe's, ſo iſt manches von demjenigen zu wiederholen, was oben beim verſailler Hofe zur Sprache gebracht werden mußte. Ein rechtlicher Menſch iſt auch hier ſo ſelten und ſo ſchwer aufzufinden, wie eine Perle in einem Scheffel Erbſen, und weil dem nun einmal ſo zu ſein pflegt, ſo ſollte das Beſſere um ſo erkennbarer herausgeſtellt werden. Für dieſen Mangel läßt ſich indeſſen ſo viel zur Rechtfertigung ſagen, daß der ruſſiſche Hof zur Zeit Peter's I. erſt langſam aus einer Roheit auftauchte, wie ſie nicht empörender im aſiatiſchen Tyrannenthum ſich ausprägt. Zu dem übrigen Europa, welches ſchon weit in der Cultur fortgeſchritten war, beſtand ein nennenswerthes Verhältniß ſo wenig, daß es für den Ruſſen eine terra incognita war. Kaum eine andere Gemeinſamkeit läßt ſich auffinden, als die, welche das Chriſtenthum etwa vermitteln konnte. Aber auch dieſes war ſchon vom 4. Jahrhundert her in ſo eigener Weiſe ausgebildet, daß Rom und Konſtantinopel als Pole betrachtet werden müſſen, bei denen an eine Vereinigung nicht zu denken iſt. Gemeinſam war beiden kaum mehr als der Heiligen- und Bilderdienſt. Die Volksbildung ging über Aeußerlichkeiten ſo gut wie gar nicht hinaus, denn ſie die Politik ſich des Chriſtenthums bemächtigte, trat der Geiſt, die Grundidee deſſelben mehr und mehr zurück, und der Politik, möge ſie im Staat oder in der Kirche den Abſolutismus anſtreben, iſt meiſtens mit Volksbildung eben nicht ſonderlich gedient. So kannte Rußland denn auch nur Herren und Sklaven, und über den Herren ſtand der Zar, der Staat und Kirche in ſich vereinigte und wenig mehr zu fürchten hatte, als gelegentliche Conſpirationen der Herren unter ihm, die denn bekanntlich auch in verſchiedenen Palaſtrevolutionen ſich kund gaben.

Die Allein- und Gewaltherrſchaft konnte martern und morden, aber keinen Geiſt erwecken, deſſen ſie doch bedurfte, wenn ſie bei irgendeinem Zuſammenſtoß nicht von der europäiſchen Cultur in den Grund geſegelt ſein wollte. Das erkannte zunächſt Peter I., deſſen eiſerner Wille vor nichts zurückſcheute, um den Nachbarn ein etwaiges Gelüſt nach einem ſolchen Zuſammenſtoß zu verleiden; und da lag die Idee nicht eben in weiter Ferne, ſelbſt möglichſt weit vorzuſchreiten, um wenigſtens durch Maſſenentwickelung zu imponiren. Für dieſen Zweck bedurfte man der leitenden Hülfe ausländiſcher Cultur, und kaum war dieſes Bedürfniß angedeutet worden, ſo fanden ſich Deutſche, Holländer, Franzoſen und manche andere in großer Zahl mit ihren Dienſten ein. Wie die Alttürken jeden Ausländer als abenteuernden Glücksjäger und Religionsfeind verachten und ſich ſeiner zu entledigen ſuchen, ſo wurden auch von den Altruſſen die Fremden, obgleich ſie deren

Schöpfungen vielfältig als Wunder anstaunen mochten, stets als Eindringlinge, als Störenfriede gehaßt, und nur der unbeugsamen Strenge des Autokraten konnte es möglich werden, den feindseligen Starrsinn wenigstens zu beugen, den vielfältig drohenden Ausbrüchen desselben mit allen zu Gebote stehenden Gewaltmitteln, bei deren Wahl man in Rußland nicht ängstlich war, entgegenzuschreiten, und so gelang es, eine Flotte zu schaffen, ein Kriegsheer zu bilden, eine neue Residenz an der Newa zu gründen, und immer weiter vorzudringen. Für jene Flotte waren feste Häfen nothwendig, und was Kronstadt und Sewastopol bedeuten, darüber gibt die Erfahrung unserer Tage die beste Auskunft.

Diese allerdings überall bekannten Thatsachen mußten hier berührt werden, um auf das Feld zu gelangen, dessen Grus Crusenstolpe auslegt. Er will berichten vom russischen Hofe, und von einem solchen kann vorzugsweise nur seit Peter's I. Schöpfung einer neuen Hauptstadt die Rede sein. Und nun ist vor allen Dingen hervorzuheben, daß die vorliegenden Bände sich, gegen den versailler Hof gehalten, vortheilhaft auszeichnen. Wie hier nur flüchtig zusammenhängende Lebensbilder ohne sonderliche Kritik aneinander geschoben sind, die geradezu auf die Annahme einer noch zurückbehaltenen Absichtlichkeit hinführen, so liegt dort das Bestreben nach einem organisch gegliederten Aufbau zu Tage, der freilich Momentanes nicht ausschließen will, dasselbe jedoch, um den historischen Fluß nicht zu hemmen, zum Theil in Noten verweist, die der Leser überschlagen, oder nach Belieben als Leiter und Erklärer seiner aus dem Text gewonnenen Anschauung benutzen mag. Wenn daher auch bei dem über die russischen Hofzustände vorzugsweise seit Peter I. vorliegenden reichen Material dem Kundigen nichts Neues gesagt wird, so ist dem größern Leserkreise doch ein anziehendes und im allgemeinen zureichendes Mittel in die Hände gegeben, sich einige nähere Kenntniß aus einem Lebenskreise anzueignen, der lange schon als gefürchteter Zauberkreis eines Hofes herüberdrohte. Das hat er auch den Schweden, seinem nächsten Nachbar im Nordwesten, nachdrücklich empfinden lassen, und eben durch diese Nachbarschaft wird ein angelegentlicheres Vertrautsein mit den russischen Spezialitäten, welche Crusenstolpe in den vorliegenden Bänden darbietet, vermittelt sein.

Den Inhalte derselben Schritt vor Schritt zu folgen, hat außer den Grenzen d. Bl. Sie umfassen, außer der Vorzeit Peter's I. in fünf Kapiteln nachweisenden Einleitung, mit seinem Privatleben auch dieses Zaren öffentliche Wege, um mit Europa auf gleiche Linie und wenn möglich noch höher hinaufzukommen; sodann seine Nachfolger und Nachfolgerinnen bis einschließlich Peter's I. Den Schluß des zweiten Bandes bildet ein Anhang, welcher aus einem alten officiellen Journale die Feierlichkeit bei der Vermählung des Großfürsten Paul Fedorowitsch und der Großfürstin Katharina Alexiewna, einer Prinzessin von Anhalt-Zerbst, wörtlich mittheilt. Wir sehen aus dieser Beschreibung, daß am 1. September 1744 der allgemeine europäische Hofzopf auch schon den Weg über die russische Grenze richtig aufgefunden hatte.

Peter's I. Witwe und Nachfolgerin, Katharina I., ward von den Unterthanen geliebt, von Europas und Asiens Mächten geachtet und gefürchtet; allein mit ihr begann beim russischen Hofe ein Uebermuth, eine so schrankenlose Sittenverwilderung, wie die Geschichte sie nur von römischen Damen der Kaiserzeit zu erzählen weiß. Das kam Abenteurern und Günstlingen ganz wohl zu statten, sonst aber ward weit umher alles vergiftet, wie man Aehnliches dem Boa Upas nachgesagt hat. Die folgenden Kaiserinnen, Anna, Elisabeth und Katharina II., wußten freilich den sittlichen Abgrund, in welchem sie sich gefielen, mit verschwenderischem Glanze zu maskiren, und die letztere verstand es daneben, mit ihrem Geiste zu bestechen; sie soll sogar geschriftstellert haben. Dennoch schien es, als solle dieses Weiberregiment als warnendes Beispiel gegeben sein, da, wo Autokratie Grundgesetz und die allgemeine Barbarei wol an einigen Gliedern schon gefesselt, damit jedoch lange noch nicht überwunden ist.

Einzelheiten, um das hier Gesagte zu begründen, müssen, wie schon erwähnt, übergangen werden. Im allgemeinen nur sei angemerkt, daß der Verfasser auch hier nicht eben wählerisch zu Werke gegangen ist, wir daher manchen Zügen begegnen, die für die Möglichkeit nichts weiter aufzuweisen haben als ein Gerücht, welches von Mund zu Mund wechselnde Declinationen erfährt. Nur ein Beispiel für viele. Als der Geliebte der nachmaligen Kaiserin Katharina I., Moens de la Croix, auf dem Schaffot steht, flüstert er dem Scharfrichter ins Ohr: „Du findest in meinen Kleidern ein Bildniß verborgen. Behalte die kostbare Einfassung, das Bild aber mußt du zerstören.“ Der Scharfrichter that das und damit war jede Spur von Moens' vertrautem Verhältniß zur Gemahlin Peter's I. verschwunden, ihr Leben gerettet. Die Frage: ob der Scharfrichter französisch verstand oder Moens russisch sprechen konnte, mag auf sich beruhen, wie in manchen Theaterstücken; aber — soll überhaupt die Geschichte wahr sein, so muß nothwendig der Scharfrichter geschwatzt haben; that er das, so erfuhr der Zar gewiß davon und um Katharina's Leben stand es so unsicher wie möglich. Das that es dennoch, denn nur des Fürsten Reynin eindringlichen Vorstellungen gelang es endlich, ihre Hinrichtung zu verhindern. Sie kam mit dem Schrecken davon. Man sieht, es war leicht, die Scharfrichtergeschichte mit dem eben Gesagten in Verbindung zu bringen, um wenigstens die Wahrscheinlichkeit derselben zu begründen. Das ist jedoch in keiner Weise geschehen und man hat nun freie Wahl, davon zu halten was man will. Mit gleicher Bequemlichkeit kann noch manches andere betrachtet werden.

Wenn sodann auch zuzugeben ist, daß der Verfasser ein reiches Material für seine Conception zusammenbrachte, so ist ihm doch auch eins und anderes entgangen. Es mag hier an eins erinnert werden, welches erst in neuerer Zeit in die historische Literatur eingeführt ist und eben wegen seines romantischen Charakters ein willkommenes

Digitized by Google

Motiv für den Verfasser abgeben mußte. Peter I. vermählte seinen Sohn Alexis mit der Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel. Sie hatte von der Roheit des Gemahls unendlich zu leiden und soll infolge grober Mishandlungen bei ihrer zweiten Niederkunft gestorben sein. Man findet den 1. November 1715 als Todestag bezeichnet. Nun aber fehlt es unglücklichen Prinzessinnen, vorzüglich, wenn sie schön und liebenswürdig sind, nicht an Freunden, und so ist auch vor mehreren Jahren in einer historischen Zeitschrift mit möglichst begründeter Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß es gelungen sei, Alexis und seine Anhänger zu täuschen. Die Prinzessin soll nach Amerika entkommen sein und dort später ihrem Retter die Hand gereicht haben. Wir legen kein allzu großes Gewicht auf diese Geschichte; wenigstens aber steht sie nicht als nackte Anekdote da, sie hat daher nicht zu verkennende Vorzüge vor jener Scharfrichteranekdote. Da wir es sodann eben mit einer braunschweiger Prinzessin zu thun haben, so mag ein anderes Beispiel, wie leicht der Verfasser selbst über historisch Feststehendes hinwegschreibt, hier noch Platz finden. Es wird I, 184 fg. die Palastrevolution erzählt, welche den braunschweiger Prinzen Anton Ulrich und seine Familie stürzte, um die ausschweifende Prinzessin Elisabeth, Tochter der Kaiserin Katharina I., auf den Thron zu bringen. Nach Crusenstolpe soll Anton Ulrich 1780 in der Verbannung auf der Insel Kolmogory gestorben sein: doch starb er schon im Mai 1775. Sodann sollen die Töchter desselben dem Vaterlande der Aeltern, also doch wol Braunschweig, wieder zurückgegeben sein. Allein wie außer den Töchtern, Katharina und Elisabeth, noch zwei Söhne, Peter und Alexius, das Schicksal der Aeltern theilten, so wurden diese vier Kinder in Uebereinkunft mit Dänemark im Jahre 1780 nach Horsens in Jütland versetzt. Die ältere Prinzessin, Katharina, starb dort erst 1807, während der von der Kaiserin Anna zum Thronfolger bestimmt gewesene älteste Prinz, Iwan, in der Gefangenschaft zu Schlüsselburg schon am 5. August 1764 durch Ulusiew und Tschekin ermordet wurde.

Ueber die folgenden Bände müssen wir kurz hinweggehen und wollen nur einen Augenblick bei der Kaiserin Katharina II. verweilen. Ueber das Leben oder eigentlich den Lebenswandel derselben liegen mancherlei Anekdotensammlungen vor, welche dem ziemlich weit verbreiteten Interesse am Skandal reichen Stoff bieten, ohne doch irgendein verlaßliches Bild dieser Frau dem Beschauer zu gewähren. Ein solches gibt auch Crusenstolpe nicht, und es mag auch einigermaßen unsicher sein, aus einzelnen Erscheinungen im Leben Gekrönter ein richtiges Bild derselben zu construiren, denn diese Erscheinungen hängen oft genug an so vielen unsichtbaren Fäden, daß sie selbst jenen Gekrönten fremd bleiben. Offenkundig ist es schon sehr lange, daß die Kaiserin Günstlingen Gelegenheit bot, sich zu bereichern und eine gefährliche, oft verderbliche Macht zu erobern; daß sie daher vielfach getäuscht wurde: überall aber und selbst unmittelbar aus Scenen, denen das schwache Weib erlag, als Kaiserin hervortrat, an deren Wort, deren Blick das Leben von Millionen hing. Daran hat Crusenstolpe sich gehalten. Wie dagegen eine solche Frau möglich werden, möglich bleiben konnte, dafür hat erst die neueste Zeit einen Wegweiser in den Memoiren der Kaiserin geboten, welche ihr inneres und äußeres Leben als Großfürstin entwickeln, und nun erst erfahren wir mit mehr Sicherheit, wie aus dem unglücklichen Dasein und der Liebenswürdigkeit der Stolz einer Kaiserin, die Härte der Selbstherrscherin, die Schwäche des Weibes in schroffen Gegensätzen hervortreten konnten.

Hieran knüpfen sich einige allgemeine Betrachtungen. Nicht mit Unrecht ist der historische Roman, welcher im Laufe dieses Jahrhunderts vorzugsweise durch Walter Scott in die Literatur eingeführt wurde, als Vertreter gründlicher Bildung bezeichnet. Als Roman findet er, namentlich unter der Jugend, einen weiten Leserkreis und die meisten Glieder desselben glauben, durch ihn einen Schatz verlaßlicher Kenntniß erworben zu haben, der weiteres Studium überflüssig mache, denn Bequemlichkeit oder Phantasie nimmt das in freundlichster Weise Gebotene leicht für verbriefte Wahrheit, und eignet sich damit eine Weltanschauung an, die nicht Stich hält. Die Werke Walter Scott's verschulden dieses Ergebniß nicht so sehr, denn sie steigen über den wirklichen Lebenskreis nicht hinaus und halten sich neben tüchtiger Charakterzeichnung mit tiefer Einsicht wenigstens in den Schranken poetischer Wahrheit. Aber die Schar seiner Nachtreter dieser der Nordsee hat manches Germanenkind auf dem Gewissen! Und hätten die Deutschen nicht, gewaltsam von eiserner Nothwendigkeit gestachelt, dem Riesenstrom der Industrie sich anvertrauen müssen, sie ständen, der gegenwärtig beliebten Umkehr der Wissenschaft und des Glaubens gegenüber, auf viel schwächern Füßen, als man hier und da doch wahrnehmen muß. Bedenklicher aber steht es jedenfalls mit solchen Werken, welche vom Titel bis zum letzten Punkt sich als geschichtliche Wahrheit in populärem Gewande aufdrängen, und da dem größern Theil des Publikums kein Maßstab näherer Prüfung zu Gebote steht, dagegen keine Ausnahme macht von der allgemeinen menschlichen Richtung, die nur zu gern in die Fenster des Nachbars einen Blick wirft, so müssen dergleichen Werke, wenn sie nicht in jedem Punkte streng historisch begründet sind, nothwendig weitumher schiefe Ansichten ergänzen, und wenn sie vom Leben und Thun höherer Stände, wenn sie aus dem Familienkreise gekrönter Häupter berichten, so kann es nicht fehlen, daß das nach dieser Richtung hin immer schon wachsame Mistrauen eine Nahrung begierig aufnimmt, welche dasselbe stets tiefere Wurzeln treiben läßt. Keiner, der nur einigermaßen mit dem Leben vertraut ist, wird leugnen wollen, daß in den Palästen der Großen auch nur Menschen wohnen, unter denen manche gleich den Herrschern im Orient sich für Söhne und Töchter der Sonne halten oder doch ausgeben, und ebendeshalb ein Recht zu haben glauben, die unter ihnen Stehenden auszudörren, wie manchmal die Sonne blühende Fluren zu Staub versengt. So bezeugt auch die Geschichte, daß hier und da ganze Generationen hindurch ei

ist es eine feine Schärfung in einer Verwandtschaft [illegible] so kann Begleitung kaum eine anderweitige Verbindung [illegible] Ehe, und Ehe kann nicht Begleitung sein, da sie eine Trennung [illegible] Verwandtschaft voraussetzt, die [illegible] Begleitung [illegible] Ehe [illegible] Begleitung [illegible] Ehe [illegible] Begleitung [illegible] Ehe

anführt, auf directen Befehl der russischen Regierung in Wilna 1832 gedruckt und ist eigens zum Gebrauch für die Schulen und Kirchen der polnisch-russischen Provinzen bearbeitet. Vielleicht ist bei dieser Bearbeitung ein ähnliches Product maßgebend gewesen, welches „der großen Nation" ihren Kaiser Napoleon I. als eine Art Gott hinstellte. So weit hat es der vorliegende Katechismus freilich noch nicht getrieben; er unterjocht nur einfach alles Denken und Thun der Willkür des Herrschers, und da nirgends der Gegensatz ausbleibt, so weiß auch der gewaltsam Geknechtete immer schon eine Handhabe zu finden für eigene Willkür, und so steht denn das sittliche Princip stets auf einer Nadelspitze.

Der neuen Folge „Russischer Hofgeschichten" von Belani (Nr. 3) kann hier nur vorübergehend gedacht werden. Das frühere Werk des Verfassers hat Referent nicht gesehen. Das vorliegende umfaßt den Zeitraum von Katharina II. bis Nikolaus I., also eine der reichhaltigsten Perioden. Der bekanntlich inzwischen verstorbene Verfasser, Häberlin hieß er, war auf Schriftstellererwerb angewiesen und hat in einer langen Reihe von Jahren mancherlei Romane und dergleichen geschrieben, ohne irgend besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Das Publikum sah sehr bald, daß den Werken jenes Etwas fehle, welches fast unmittelbar die Ueberzeugung gibt, sie seien Kinder einer innern Nothwendigkeit. So sind denn auch die vorliegenden „Hofgeschichten" wol nur entstanden, weil Vehse diesen Ton angeschlagen, und da dieser die Höfe in Deutschland bereits hinweggenommen, so ward zum Auslande gegriffen, wo denn Rußland am bequemsten zur Hand lag und ebenso bequem Material bot, welches nur einigermaßen schicklich zusammenzustellen war. Und das ist geschehen. Der Verdacht irgendeiner vorwaltenden Parteirichtung, welche die Feder des Verfassers etwa geführt hätte, taucht beim Lesen nicht auf, und so mag dieses Buch sich selbst empfehlen als faßlicher Wegweiser und zugleich als das Beste, was der Verfasser dem Publikum vorgelegt hat.

Die „Memoiren der Fürstin Daschkow" (Nr. 4) sind als eine der werthvollsten Perlen zu schätzen, welche die Literatur auf diesem reichen Felde aufzuweisen hat. Sie mußten einen weiten Umweg, nämlich über England nach Deutschland machen; allein eben dieser Umweg vermittelt zugleich die Bekanntschaft mit einer englischen Dame, der ältern Miß Wilmot, welcher wir nothwendig unsere volle Hochschätzung zuzuwenden haben. Sie war 1805—7 in Rußland und Hausgenossin der Fürstin und schreibt während dieser Zeit in den einfachsten, aber deswegen höchst interessanten Briefen nach England hinüber. Diese Briefe sind dem zweiten Theile von S. 304 bis zum Schluß angefügt. Was die Fürstin wußte und konnte, war das Werk der Selbstbildung, und wie diese schon Zeichen eines Charakters ist, so hat eben diese Frau in dem ihr beschiedenen Lebensgange unausgesetzt Gelegenheit finden sollen, unerschütterlichen Charakter in einer Weise zu bethätigen, wie er bei Frauen, denen man hier und da eigentlichen Charakter nicht zugestehen will, jedenfalls selten gefunden wird. Ihr politisches Leben beginnt mit der ihr von der Großfürstin aufgenöthigten, sehr wesentlichen Betheiligung an der Eroberung des Zarenthrons, und wie die nunmehrige Kaiserin Katharina II. Kenntnisse und Befähigungen zu würdigen wußte, bezeugt die wol nur im damaligen Rußland mögliche Ernennung der Fürstin zur Präsidentin der Akademie der Wissenschaften. Der reiche Inhalt der Memoiren kann hier nicht weiter verfolgt werden. Nur die Frage: War sie glücklich? muß, den gewöhnlichen Sinn des Wortes vorausgesetzt, verneint werden, wie sie wol so ziemlich überall zu verneinen ist, wo edler Charakter, reine Gesinnung und seltene Kenntnisse zum Kampfe mit dem Leben herausgefordert werden. Aber das Unglück mit der Standhaftigkeit eines klaren Sinnes zu ertragen ist dennoch ein Glück. Hatte die Fürstin als Gattin und Mutter keine Freude, war sie den Launen des Throns preisgegeben: sie ging doch ungebeugt durch alle Wirrsale, und so konnte sie endlich in ihrem Asyl bei Moskau sich ein Paraklet schaffen, wie es J. J. Rousseau niemals erkannt hat.

An die Memoiren einer Frau unmittelbar die Denkwürdigkeiten eines Staatsmanns zu reihen, kann da nicht auffallend erscheinen, wo Frauen an dem Geschick des Throns, des Staats, der Völker sich betheiligen, wie das überall und hier zunächst in Rußland der Fall ist. Wir wenden uns daher ohne weitern Uebergang an das bedeutendste aller diesmal vorliegenden historischen Werke, an die „Des Grafen Johann Jakob von Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands" (Nr. 5), durch deren Herausgabe sich K. L. Blum ein bleibendes Verdienst um die Geschichte eines Landes und einer Zeit erworben hat, welche den Historiker überhaupt noch vielfältig angelegentlich beschäftigen muß, ehe wir sagen dürfen, daß alle Räthsel gelöst seien. Wir müssen den ausschließlich historischen Forschungen dienenden Organen ein näheres Eingehen auf das hier von dem ehrenhaftesten Fleiße gebotene reiche Material überlassen, und können nur in gedrängtester Kürze den Inhalt nachweisen, schicken jedoch sogleich voraus, daß dieses Werk nicht etwa nur für den eigentlichen Historiker Interesse haben kann, vielmehr jedem Gebildeten, für welchen menschliches Thun und Geschick Werth hat, die reichste Ausbeute gewährt. Jeder der vier Bände zerfällt in drei Bücher, welche zusammen den Zeitraum von 1731—1808, von Sievers' Geburt bis zu dessen Tode umfassen. Wir begleiten den jungen Livländer nach Kopenhagen und London, in die Schlachten von Großjägersdorf und Zorndorf, zur Belagerung von Kolberg und auf der Reise nach der Schweiz und Italien. Mit der Ernennung zum Gouverneur von Nowgorod beginnt Sievers' administrative Thätigkeit. Der Ackerbau, die Fürsorge für die Bauern, die Einrichtung von Posten, die Gründung vier neuer Städte, die Regulirung der Wasserverbindungen, die Abschaffung der Folter sind

hauptsächlichsten Gegenstände, welche Kraft, Kenntnisse und festen Willen herausfordern. Die Abschaffung der Folter mag vielleicht einer der ersten Schritte gewesen sein, die eine Behandlung der Dienerschaft, der Leibeigenen zu mäßigen. Indessen, obgleich diese Behandlung, in manchen Erscheinungen, z. B. bei dem militärischen Prügelsystem, vielleicht schlimmer als die Folter, noch weit über die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fortbesteht, ist es jedenfalls Sievers zu hohem Verdienst anzurechnen, für die Beseitigung einer Marter gesorgt zu haben, die in civilisirten Europa noch bis in das jetzige Jahrhundert hinein unter Staats- und Justizmännern ihre Freunde hat. Eine neue Reichsverfassung, welche die Jahre 1776—80 in Anspruch nahm, schließt mit Sievers' Abschied aus dem Staatsdienste, und bis 1791 war sein livländisches Besitzthum Bauenhof Gegenstand seiner Sorgfalt. Aber er war doch unentbehrlich! Polen, nach dem Rußland schon lange ausgeschaut, forderte einen gewiegten Staatsmann, und Sievers, der in einem Familienbriefe geschrieben hat: „Es wär' ein Ruhm, den Polen, leichtsinnig, unvernünftig, eigennützig, oft schlecht, ihnen zum Trotz ihr Glück zu gründen", muß als Botschafter nach Warschau gehen. Seine Thätigkeit, wol die bedeutendste, füllt den ganzen dritten Band des vorliegenden Werks und schließt wie seine frühere als Generalgouverneur und Schöpfer einer neuen Reichsverfassung mit seinem Sturz. Für die Geschichte Polens und seiner Theilung ist dieser Band von wesentlicher Wichtigkeit. Bauenhof und verschiedene Reisen füllen die beiden ersten Bücher des vierten Bandes. Sievers empfängt vom Kaiser Paul den Ritterschlag, und nachdem ihm noch die Grafenwürde ertheilt, wird er zuletzt schnöde verabschiedet.

Das ist das Leben eines Mannes durch 77 Jahre unter grösstentheils sehr schwierigen Verhältnissen, und da der Herausgeber ihn fast durchweg selbst reden läßt, meistens in Familienbriefen, so lernen wir ihn als wahrhaften Menschen kennen und schätzen. In der Vorrede zum dritten Bande deutet der Herausgeber auf die innere, von starken Schritten fortschreitende Entwickelung Rußlands und deren in Deutschland mit allem Ernst zu beachtende Folgen hin. Diese Entwickelung, an welcher in langer Reihe Deutsche sich bethätigt haben, lassen gegenwärtig schon das Wort Napoleon's I. vom ehernen Koloß mit Thonfüßen als Trugwort erscheinen, wenigstens gegenüber einer zwanzigjährigen Beobachtung des Herausgebers und an unbefangenen Wahrnehmungen der Zeitgenossen überhaupt. Doch das ist schon mehrfach durchgesprochen und mag als Gegenstand für politische Organe hier nur als Andeutung gegeben sein. Es sei schließlich noch angemerkt, daß dem Werke 19 Porträts denkwürdiger Personen und eine Ansicht von Bauenhof, dem bescheidenen Ruhesitze des Grafen Sievers, beigegeben sind.

Wenn wir bisher Rußland als politischen Staat betrachtet haben, so mögen sich hier nun schicklich die Bilder aus dem Familienleben anreihen, welche mit der „Russischen Familienchronik" von S. T. Aksakoff in der Uebersetzung von Sergius Raczynski (Nr. 6) gegeben sind. Die Söhne des Verfassers haben schon seit längerer Zeit einen Namen in der russischen Literatur, während er selbst, ein siebzigjähriger Greis nur seit kurzem erst durch ein Büchlein über die Jagd bekannt geworden ist. Die vorliegende Chronik war dem Publikum eine überraschende Erscheinung, welche durch Einfachheit des Stils, durch psychologische Wahrheit, durch Treue der lokalen und zeitlichen Färbung sich überall Freunde erworben hat. Auch der Augenblick, wo dies Buch erschien, im Anfange des Jahres 1856, also gleichzeitig mit dem neuen Aufschwunge der russischen Journalistik, war nicht gleichgültig, und die Schilderung des altrussischen Familienlebens hat manchen Erörterungen, mancher Polemik zwischen Slawenthümlern und Progressisten zum Anknüpfungspunkte gedient. Die Uebersetzung haben wir mit Dank entgegenzunehmen, da ungeachtet des Interesses, welches die innern Zustände Rußlands in neuerer Zeit erwecken, der Zustand der russischen Gesellschaft doch im ganzen dem übrigen Europa noch manches Räthselhafte bietet. Allerdings erzählen uns ältere und neuere Reisende manche zum Theil höchst unerquickliche Einzelheiten vorzüglich aus dem Verhältnisse des Herrn, des Freien zum Leibeigenen; allein eben solche Einzelheiten gewähren kein verläßliches Bild der Gesammtheit, weil sie des Gegensatzes entbehren, weil sie von Beobachtern geboten werden, deren Anschauungsweise aus Zuständen sich gebildet hat, die mit den russischen wenig oder gar nichts Verwandtes haben. Darum heißen wir diese Chronik willkommen auf deutschem Grund und Boden. Sie führt uns durch drei Generationen, und in jeder derselben in ein anderes Leben. In dem Großvater erwacht dann und wann jene Berserkerwuth, wie nordische Sagen sie uns vorführen. Dennoch ist er durchweg ein rechtschaffener, hochgeachteter Edelmann, während sein Nachbar und Vetter Kuroleſoff jene Ungeheuer repräsentirt, von denen schon seit dem vorigen Jahrhundert einzelne Berichte zu sagen wissen, um uns gegen das russische Leben mit Abscheu zu erfüllen. Die Liebesgeschichte, wie sie in dem beschränkten Sohne des Großvaters zu einem hochherzigen, geistig entwickelten Mädchen gegeben ist, bietet dem Leser und dem Romanschriftsteller eine der werthvollsten Perlen. Doch dürfen wir uns nicht länger bei diesem trefflichen Buche verweilen. Mögen wir oft mit solchen, eine richtige Erkenntniß russischen Lebens besser als Touristenbücher fördernde Aufzeichnungen erfreut werden!

Um die Touristen nicht gegen sich aufzubringen, muß Referent gestehen, daß er in diesem Augenblick in sich selbst erschrocken ist. Er muß sich selbst ja bei den Kreuz- und Querzügen dieser Relationen als einen der flüchtigsten Touristen betrachten, und mit diesem aufrichtigen Bekenntniß möge denn die nun noch kurze Wanderung durch Europas Reiche fortgesetzt und beschlossen werden, indem wir nach Dänemark übersetzen. Oettinger hat in seiner „Geschichte des dänischen Hofs" (Nr. 7) die Periode von 1483 bis zur Gegenwart zum Gegenstand seiner Darstel-

lung erwählt. Es ist, da die vorliegenden sieben Bände nur bis zum Jahre 1839 reichen, noch ein achter Band zu erwarten. Die „Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung" verdammt das Buch, Oesterreich hat es verboten, in Schweden und Dänemark ist es übersetzt. Das gewährt einen guten Einblick in die Verschiedenheit menschlicher Ansichten, die denn auf den Absatz des Werks, an welchem überall den Verfassern wie den Verlegern gelegen sein muß, einen günstigen Einfluß haben. Derselben Ansicht ist auch Oettinger. Er hat sich durch nichts stören lassen, und legt sogar das Geständniß ab, er habe Behse's Werk vervollständigen und berichtigen wollen, wie denn auch Referent gesteht, dem Buche mit Antheil gefolgt zu sein.

Die Manier des Verfassers — und zu den Manieristen im bessern Sinne muß er doch gestellt werden — ist aus anderweiten Productionen bereits bekannt. Die Frage, ob dieselbe einem historischen Werke angemessen sei, mag hier unentschieden bleiben, da die Frage näher liegt: ob der Verfasser die Absicht gehabt habe, Wahrheit geben zu wollen? Wir möchten diese Frage bejahen; wenigstens liegt überall das Bestreben vor, die Darstellungen zu documentiren. Damit wäre auch schon die durch etliche Verdammungssprüche angeregte Frage: ob es die Absicht des Verfassers gewesen, den dänischen Hof in ein schlechtes Licht zu stellen? beseitigt. Er hebt das Gute hervor, wo es sich findet, und jene Zeiten, wo man das Schlechte vertuschte, sind vorüber, wie denn auch unter anderm Struensee's kannibalische Ermordung schwer zu vertuschen gewesen wäre.

Aber es ist hier durchaus nicht die Aufgabe, einen Panegyrikus auf den Verfasser anzustimmen. Es sollte, da hier den sieben Bänden nicht Schritt vor Schritt gefolgt werden kann, nur im allgemeinen gesagt sein, daß das Buch allein schon durch seinen Quellenreichthum nicht ohne Werth für jene bleibt, welche sich unterrichten wollen, und diese mögen dann auch von Stramberg's „Rheinischen Antiquarius" zur Hand nehmen, der bekanntlich von Koblenz her nicht weniger als den ganzen Erdball an den Rhein zu fesseln weiß, und da er im vierten und fünften Bande auf die Familie Rantzau zu sprechen kommt, so gibt er bei dieser Gelegenheit fast die ganze dänische Geschichte, und weiß dann von Christian IV. und Christiane Munk, sowie von Cortz Ulfeld und dessen Gemahlin eigentlich noch mehr zu sagen als Oettinger. Dieser zieht auch gelegentlich Ereignisse in den Kreis seiner Darstellungen, die man hier nicht suchen sollte und nimmt es dann manchmal nicht eben genau mit urkundlicher Begründung. So mußten wir auch hier wie oben bei Cruſenſtolpe dem Grafen Königsmark am Hofe zu Hannover begegnen und die Entdeckung machen, daß das an denselben sich knüpfende Ereigniß lediglich nur wie vom Hörensagen flüchtig niedergeschrieben sein könne. Selbst Ortsnamen sind keinem geographischen Handbuch entnommen und daher hin und wieder unrichtig.

Von nächstem Interesse für den Leser dürfte der siebente Band sein, da die Zeit von 1808 — 39 meistentheils als miterlebt die bisjetzt denkwürdigsten Ereignisse unsers Jahrhunderts mit ihrem wesentlichen Einflusse auf Dänemark vorüberführt. Friedrich VI. hielt bekanntlich bis zum letzten Augenblicke an Napoleon I., und sein Volk knüpfte hieran den schmerzlichen Verlust Norwegens. Indessen hat er doch dagegen Lauenburg erworben und hat das Verdienst, die Leibeigenschaft aufgehoben, durch Einführung von Provinzialständen eine freiere Verfassung angebahnt, auch die jüdischen Unterthanen emancipirt zu haben. Während seiner zweiunddreißigjährigen Regierung blühten Kunst und Literatur in Thorwaldsen, Heiberg, Baggesen, Oehlenschläger, Andersen, Oersted u. a. Schon die Königin beschäftigte sich mit einem Nebenzweig der Geschichte, nämlich mit Genealogie, und ihre Tafeln sind, wenn auch nicht ganz frei von einigen Fehlern, doch immer sehr brauchbar. Vielleicht mag die angelegentliche Beschäftigung bei Herstellung dieser Tafeln dem Könige langweilig erschienen und darum ein Nebenverhältniß zu einer Matrosentochter veranlaßt haben, welche vom Volk Frau Danemandt und Mutter der Bedrängten genannt wurde. Die Darstellung dieses Verhältnisses füllt das zwölfte Kapitel, und wenn oben gesagt ist, es liege überall das Bestreben vor, das Vorgeführte zu documentiren, so gilt dieser Ausspruch von diesem Kapitel nur bedingungsweise, insofern nämlich, als der Anknüpfung des Liebesverhältnisses poetische Wahrheit nicht versagt werden kann. Brief und Siegel ist sie nicht zu beglaubigen.

Wie wir Deutschen gegenwärtig zu Dänemark stehen, hat das soeben besprochene Werk auf ein lebhaftes Interesse zu zählen, da das Publikum daraus schlagender Motive für Neigung und Abneigung entwickeln mag. Es ist eine ganz eigenthümliche Verbindung von Armseligkeit und Großartigkeit, die wir da gewahren müssen; eine Kleinstädterei, die durch manche günstig einwirkende Umstände sich sehr wichtig zu manifestiren weiß und wirklich Bedeutendes schafft, ohne doch jemals frei aus der Umzäunung der Fleckenwirthschaft heraustreten zu können. Referent betrachtet es daher als eine besondere Gunst des Geschicks, daß es ihm vergönnt sein sollte, von hier aus sogleich nach Wien sich zu versetzen und überhaupt die Relationen mit der Anzeige eines Werks zu beschließen, durch dessen Bearbeitung und Herausgabe sich der bekannte Historiker Adam Wolf ein dankenswerthes Verdienst gesichert hat und das den Titel trägt: „Aus dem Hofleben Maria Theresia's. Nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khevenhüller" (Nr. 8). Es erscheint eben zu einer Zeit, wo für Oesterreich ein neues kräftiges Leben heraufzublühen begonnen hat, wo wir daher unsere Blicke mit lebhaftem Antheil dorthin richten; wo wir also um so angelegentlicher uns umsehen nach einem verläßlichen Standpunkte. Zugleich aber erscheint es zu einer Zeit, wo Cruſenſtolpe und andere das Leben einer Zeitgenossin Maria Theresia's, nämlich der Kaiserin Katharina II. von Rußland, in das Publikum wieder eingeführt haben, wo dem Betrachtenden nächste Gelegenheit sich bietet, zwei der hervorragendsten Persönlichkeiten als Frauen und Herrscherinnen gegeneinander abzuwägen. Der Herausgeber

ja bei mehrjährig Verlobten so leicht, wie Ehrenfeld es darstellt, eine Lösung des Verlöbnisses eintreten kann, und dann ist es doch wohl nicht recht, wenn der Verlobte, der aus der Verlobung Nutzen zieht, durch sie Ehre, durch sie Ansehen und Einfluß gewinnt, durch sie die Hochachtung aller Kenner, mehr verdienen soll, als der, welcher durch sie nur Geld gewinnt, das Geld, das er Niemand zu verdanken hat, das ihm durch Verwendung seiner Kräfte zu Theil wird. Wenn bei der entschiedensten Theorie, und selbst bei Kenntniß der Gesetze, welche Ehrenfeld in der Theorie aufstellt, Niemand sich in der Praxis nach ihnen richtet, so ist es doch gut, sie zu kennen.

Haben sich bei Verlobten beim 3. eigenen Besuche Fehler gezeigt, welche sie bisher nicht bemerkt haben, so ist es gut, wenn sie sich trennen, ehe sie sich noch mehr binden, und wenn sie sich dann wieder finden, so ist es gut, wenn sie sich wieder verbinden. Ehrenfeld hat Recht, wenn er sagt, daß Verlobte sich nicht verbinden sollen, wenn sie sich bei Lebzeiten am wahrsten scheinen wollen. Aber wenn Ehrenfeld sagt, daß sie sich nicht trennen sollen, weil sie sich dann nie abgewinnen, so muß ich ihm widersprechen. Sie sollen sich trennen, weil sie sich dann wieder finden können, und sie sollen sich wieder finden, weil sie sich nun mit Bewußtsein verbinden. Ich will nun auf drei Beispiele hinweisen, die ich aus der Geschichte der Ehe unserer Ahnen schöpfe. Die Ehe des Pfarrers Johann Jacob Moser mit Friederike Luise Gerock, Tochter des Hofpredigers und Kanzlers Gerock, 1734, 1734 kam es 1735 über sie zum Bruche, und Moser sah voraus, daß, wo seine Frau sich nicht ändere, sie nie glücklich werden könne. Er reiste nach Wien, Regensburg und Italien und ließ seine Frau in Stuttgart. Diese, ihrer Fehler sich bewußt, ging in sich, und als Moser nach 3 Jahren zurückkehrte, war er von ihrer Besserung so angenehm überrascht, daß sie nun eine glückliche Ehe führten. Ein anderes Beispiel ist die Ehe des Pfarrers Johann Conrad Dippel, des Stifters der Sekte der Dippelianer, mit Maria Amalia Schleiermacher, Tochter des Hofpredigers Schleiermacher. Diese Ehe wurde 1715 geschlossen, ist aber 12. December 1697 in der Schweizer Eigenart, wie Ehrenfeld Schweizer Gesellschaft nennt, nicht zu finden. Ich habe mich vergeblich bemüht, Näheres über sie zu erfahren. Ich weiß nur, daß Dippel in Frankfurt a. M. und Gießen Theologie studirte, 1698 Magister wurde, 1699 Privatdocent in Gießen war, 1700 Adjunct der philosophischen Facultät daselbst, 1701 Professor der Theologie daselbst wurde, 1703 aber seine Professur niederlegte und nach Straßburg ging, wo er 1704 Vorlesungen hielt, 1705 nach Gießen zurückkehrte, 1707 Professor der Theologie in Marburg wurde, 1708 aber seine Professur niederlegte und nach Straßburg ging, wo er 1709 Vorlesungen hielt, 1710 nach Gießen zurückkehrte, 1711 Professor der Theologie in Gießen wurde, 1712 aber seine Professur niederlegte und nach Straßburg ging, wo er 1713 Vorlesungen hielt, 1714 nach Gießen zurückkehrte, 1715 Professor der Theologie in Gießen wurde, 1717 aber seine Professur niederlegte und nach Straßburg ging, wo er 1718 Vorlesungen hielt, 1719 nach Gießen zurückkehrte, 1720 Professor der Theologie in Gießen wurde, 1722 aber seine Professur niederlegte und nach Straßburg ging, wo er 1723 Vorlesungen hielt, 1724 nach Gießen zurückkehrte, 1725 Professor der Theologie in Gießen wurde, 1727 aber seine Professur niederlegte und nach Straßburg ging, wo er 1728 Vorlesungen hielt, 1729 nach Gießen zurückkehrte, 1730 Professor der Theologie in Gießen wurde, 1732 aber seine Professur niederlegte und nach Berleburg ging, wo er 1733 Vorlesungen hielt, 1734 nach Gießen zurückkehrte, 1735 Professor der Theologie in Gießen wurde, 1736 aber seine Professur niederlegte und nach Berleburg ging, wo er 1737 Vorlesungen hielt, 1738 nach Gießen zurückkehrte, 1739 Professor der Theologie in Gießen wurde, 1740 aber seine Professur niederlegte und nach Berleburg ging, wo er 1741 Vorlesungen hielt, 1742 nach Gießen zurückkehrte, 1743 Professor der Theologie in Gießen wurde,

Schaden des letztern, und zu den heimatlosen und vogelfreien Proletariern gehört. Der Staat kann die Schriftsteller allerdings nicht bezahlen, aber er sollte ihnen wenigstens die Achtung und Berücksichtigung schenken, die sie verdienen. Solange freilich Schriftsteller, die, wie Gentz, ihr glänzendes Talent verkaufen, oder die, wie Heine, durch eine mit Sentimentalität gepaarte Frivolität die Nerven kitzeln und die Neigung zu pikantem Skandal befriedigen, die ausgewählten Lieblinge gewisser Diplomaten und Staatsmänner sind oder waren, solange ist oder war für den redlich strebenden Schriftsteller und ehrlich arbeitenden Schulmann — denn beide hängen mehr zusammen als man gemeinhin glaubt — nicht viel zu erwarten, aber sehr viel zu wünschen. Indeß darf man hoffen, daß man auf dem Wege der Besserung, den man in dieser Hinsicht doch eingeschlagen zu haben scheint, fortschreiten wird, denn die in frivoler Weise der Gourmandise und den culinarischen Genüssen huldigende Schule der Staatsmänner und Diplomaten, die den Ernst als Spaß und den Spaß als Ernst betrieben, scheint denn doch im Aussterben zu sein. Die „Avertissements", die sie in letzter Zeit erhalten haben, waren doch gar zu eindringlich, um nicht zu sagen grob. Sie wissen recht wohl, was auf solche „Avertissements" zu folgen pflegt, wenn sie sich öfter wiederholen.

Wir begrüßen Biographien verdienter Pädagogen mit demselben Vergnügen, womit wir Biographien verdienter Schriftsteller zu begrüßen pflegen. Man findet in beiden ein ähnliches Ringen, ein ähnliches Streben nach der Aufklärung anderer, eine ähnliche stille und consequente Arbeitsamkeit, ein ähnliches Kämpfen mit Hindernissen, ein ähnliches Unbelohntbleiben, was die materielle Existenz betrifft, und daher auch eine ähnliche Entsagungsfähigkeit und eine ähnliche Verzichtleistung auf Genüsse, Comfort und äußern Glanz. Beide, der Schriftsteller wie der Schulmann, sehen sich in ihrem Streben nur zu oft verkannt, nur zu oft von der Menge und namentlich von den in glänzenden Lebensumständen sich Befindenden zurückgesetzt; sie müssen sich beide mit dem innern Lohn begnügen, der Schriftsteller muß sich mit dem Bewußtsein trösten, eine Gemeinde Gleichgesinnter, die auf seine Worte hört, um sich geschart, der Schulmann mit dem Bewußtsein, in so und so viel jugendlichen Gemüthern die Keime des Edeln und Guten geweckt und gepflegt und im Garten der Menschheit so und so viel junge Baumstämme großgezogen zu haben, welche der künftigen Generation Früchte bringen und wieder gute Schößlinge treiben werden. Natürlich spreche ich hier nur von den Schriftstellern und Schulmännern, welche zu ihrem Beruf durch innern Drang getrieben wurden und ihn mit Gewissenhaftigkeit und dem vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit als Erzieher der Menschheit und Lehrer des Volks ausüben. Man darf hierbei nicht vergessen, daß ein ungesunder pedantischer Ernst, ein zu salbungsvoller phrasenreicher Idealismus und ein zu weit getriebener sittlicher Rigorismus der Wirksamkeit beider nur schädlich ist, namentlich auch der Wirksamkeit des Lehrers, der dadurch die Gemüther der zur Heiterkeit geneigten Jugend nur abstößt, verbittert, verdüstert oder sie mit Hochmuth und Eigendünkel füllt, und Knaben und Jünglinge schon früh in anmaßende Schulmeister und die Mädchen in kleine Gouvernantinnen verwandelt, die immer nur corrigiren und alles besser wissen wollen als ihre Umgebungen. Der Scherz mit ernstem Hintergrunde sollte den Unterricht noch viel mehr durchdringen als dies bisher in der Regel wol noch geschieht; denn man wird finden, daß Lehrer, welche ihren Unterrichtsgegenständen, wo es angebracht ist, eine scherzhafte Seite abzugewinnen und ihre Lehren in ein heiteres Gewand zu kleiden wissen, bei der Jugend das meiste Vertrauen genießen und dem Vorgetragenen am sichersten Eingang in ihre Gemüther verschaffen. Wir verstehen darunter freilich eine etwas andere geistigere Art des Scherzes, als meist in den sogenannten „Schulwitzen" zur Erscheinung kommt, obschon auch diese, wenn sie nicht gar zu trivial sind, zu Zeiten ganz gut angebracht sein mögen.

Unter den vorliegenden Biographien verdienter Schulmänner heißen wir die erste, welche die Selbstaufzeichnungen des preußischen Regierungs- und Schulraths Wilhelm von Türk enthält, namentlich willkommen; denn es handelt sich in Türk's Leben nicht um die bloße Theorie, sondern um die Praxis, nicht um ein bloßes Unterrichten und Unterweisen, sondern, wie das auch auf dem Titel hervorgehoben ist, um ein Wirken. Sein Bildungsgang bietet außerdem eigenthümlich interessante Momente, wie sie in dem Bildungsgange von Pädagogen nur ausnahmsweise angetroffen werden. In Türk war die Menschenliebe, die Liebe zu den geistig Unmündigen und den Verwaisten, in einem seltenen preiswürdigen Grade lebendig, und diese Liebe, dieses Mitleiden war für ihn, der für eine ganz andere glänzendere Carrière durch die Verhältnisse bestimmt schien, die innere Stimme, welcher er folgte, als er plötzlich die Erziehung und Pflege der Jugend und namentlich der verwaisten zu seiner Lebensaufgabe machte, der er dann auch mit seltener Energie treu blieb. An einem solchen Leben haben wir ein nachahmungswürdigeres Beispiel als an den glänzenden Lebensläufen irgend eines jener Helden und Kriegsobersten, mit deren Verführung und Verherrlichung die Phantasie der Zöglinge auf unsern Gelehrtenschulen gereizt zu werden pflegt. Es scheint diesem Pädagogen und Waisenvater auch immer Ernst damit gewesen zu sein, darauf hinzuwirken, daß in der Schuljugend der Verstand nicht zu einseitig und ausschließlich auf Kosten des Gemüths wie der leiblichen Gesundheit cultivirt werde. Und in der That mit eingelernten Wissens- und Denkresultaten und dem Dünkel, der unzertrennlich davon ist, ist unsere Generation über und über voll gestopft und gemästet, sodaß Verdauungsbeschwerden und geistige Indigestionen kaum bei irgendeinem ausbleiben; es scheint fast an der Zeit zu sein, auch einmal die andere Seite des Menschen, die Liebe, das Gemüth, das Billigkeits- und Humanitätsgefühl direct in Pflege zu nehmen; und so lächerlich es uns auch scheinen mag, wenn wir lesen, daß Gleim einmal ernstlich mit dem Gedanken umging, eine höhere Akademie für die Humanität als Musteranstalt ähnlicher Institute zu gründen und dann alle wahrhaften Menschenfreunde zum Segen der Menschheit zu verwenden, so war der Gedanke doch so übel nicht und jedenfalls der Ausführung werth. Schlimm genug, wenn uns jetzt ein solches Project lächerlich erscheint, da ihm doch die edelste und löblichste Absicht zum Grunde lag.

Wilhelm von Türk's Vater, Otto Philipp, stammte aus Kurland und begleitete zuletzt die Stelle eines Kammerrathes und Obermarschalls am herzoglich meiningischen Hofe. Seine Mutter war die Tochter eines Freiherrn von Bibra und eine durch Frömmigkeit und einen sehr gebildeten Geist gleich ausgezeichnete Frau. Diesem Paar wurde Wilhelm von Türk geboren. Er selbst erzählt von seiner Kindheit: „Von Jugend auf kränklich, litt ich vorzüglich an Skrofeln. Der Krankheitsstoff warf sich auf die Knochen, und ich mußte sehr oft mich schmerzhaften chirurgischen Operationen unterwerfen. Ich kann mich noch sehr deutlich erinnern, daß man mir dann immer die Augen verband, mich auf einen Stuhl setzte und mich bei dem Blutverluste, den die Schnitte veranlaßten, glauben machen wollte, ich hätte aus der Nase geblutet. An die freie Luft kam ich wenig, meine Schmerzenskammer verließ ich nur selten; ich litt dabei unaufhörlich an Zahnschmerzen; im vierten Jahre hatte ich die natürlichen Blattern, die mir Taubheit auf dem linken Ohr und Blindheit auf dem linken Auge zurückließen. Wenn ich tagelang im Bette lag, so waren Bilder von Thieren meine größte Freude, und noch heute steht das Bild eines Elefanten, das ich damals gesehen, lebhaft vor meinen Augen. Ich war fünf Jahre acht Monate alt, als mich meine Mutter, die ich nur selten sah, einst vor ihr Bett kommen ließ, mir die Hand reichte und mir mit schwacher Stimme sagte: «Lieber Wilhelm sei immer fromm und gut!»" Bald darauf starb Wilhelm's Mutter, und er wurde nun zu seinem Oheim mütterlicherseits, dem Oberjägermeister von Bibra in Hildburghausen in Pflege gegeben. Hier langte er an, „elend, ein Bild des Jammers, mit

ihnen einenden Banden.“ Im Hause seines Oheims wurde er, da die öffentliche Schule damals hinsichtlich der Sittlichkeit in einem sehr übeln Rufe stand, nebst einem Vetter von einem Hofmeister Ramens Böttticher erzogen. Er erwähnt unter anderm, daß er in einem Garten vor dem Hause ein eigenes Beetchen hatte, und hier und in dem großen Hintergarten seine freiesten, glücklichsten Stunden verlebte. „Wehe den armen Kindern in großen Städten, die eines Gartens am Hause entbehren müssen!“ ruft er bei diesem Anlaß aus. So viel aus seiner Kindheits- und Jugendgeschichte, die zum großen Theil die Motive erklärt, aus denen seine spätere Sympathie für Verwaiste hervorging.

Sechzehn Jahre alt bezog er die Universität, wie er selbst gesteht für dieselbe wenig vorbereitet. Von der griechischen Sprache verstand er gar nichts, einen lateinischen Prosaiker übersetzte er ziemlich, aber einen Dichter zu übersetzen vermochte er nicht. Von der Mathematik und Algebra wußte er nichts und in schriftlichen Aufsätzen war er wenig geübt. Dabei war er auch in körperlicher Hinsicht zurückgeblieben, er konnte weder reiten noch fechten, noch einen längern Spaziergang aushalten. Unter den rüstigen jungen Leuten ward er nun bald seinen unbehülflichen Zustand gewahr, und er beschloß nun alles anzuwenden, was, unbeschadet seiner fleißigen Studien, dazu beitragen konnte, seinen Körper zu kräftigen. Die Ferien verlebte er immer in Neuingen und Hildburghausen unter seinen Verwandten, in deren Abendgesellschaften fast ausschließlich das Kartenspiel gepflegt wurde, für das auch Wilhelm, wie er selbst gesteht, eine außerordentliche Leidenschaft faßte. Aber gerade der Umstand, daß er eine besondere Geschicklichkeit im L'hombrespiel erlangte, sollte einen merkwürdigen Einfluß auf sein Schicksal gewinnen. Von solchen unbedeutenden Dingen hängt in dieser sterblichen, sublunarischen Welt das Schicksal der Menschen oft ab! Als nämlich Türk ausstudirt hatte, und ohne Vermögen, ohne Verbindungen, ohne alle Aussicht in Hildburghausen sich aufhielt, wurde er eines Abends zu dem dort gerade weilenden Prinzen Karl von Mecklenburg, dem Vater der regierenden Herzogin gerufen, um den dritten Mann bei einer L'hombre-Partie zu machen. „Unbeschreiblich blöde“, wie Türk damals war, erschien er schüchtern im prinzlichen Cirkel, erwarb sich aber durch sein Spiel die volle Zufriedenheit des Prinzen, der ihn, als er bald darauf seinem plötzlich verstorbenen ältesten Bruder, Adolf Friedrich IV., als regierender Herzog von Mecklenburg-Strelitz folgte, in Erinnerung dieses von ihm nach seiner Meinung gewürdigten Talents als Auditor der Justiz- und Kammerjunker nach Strelitz berief. Elf Jahre lang spielte er nun jeden Abend von 6—9 Uhr mit dem Herzog Karl, denn dazu war er nach Strelitz berufen; das Studiren war nur Nebensache. Dieses Einerlei verleidete ihm das Spiel gründlich, besonders als er während einer sechswöchentlichen schweren Erkrankung hinlänglich Zeit und Gelegenheit fand, über die Leerheit seines bisherigen Lebens nachzudenken. Hierdurch wurde dieses öde einförmige Dasein durch eine Reise, die welcher er den Herzog begleitete und die ihn über Berlin, Dresden u. s. w. nach München und Stuttgart führte. Nichts Neues sah er auf dieser Reise gesehen, hatte ihn so lebhaft interessirt als das Schullehrerseminar in Hannover, damals wol das vorzüglichste in Deutschland. Gleich nach seiner Rückkehr fing er an, sich lebhaft um das Schulwesen in Mecklenburg zu bekümmern. Da er aber fühlte, wie gering seine Kenntnisse in diesem Fache waren, beschloß er, eine Reise zu machen, um die besseren Unterrichtsanstalten in Deutschland und der Schweiz kennen zu lernen. Der Herzog scheint eine Reise zu diesem Zwecke für sehr überflüssig gehalten zu haben, besonders da ihm dadurch ein so vorzüglicher Whistspieler für eine lange Zeit entzogen werden sollte, und schlug ihm das nachgesuchte Reisestipendium ab; glücklicherweise fand sich in einem Hamburger Pensionair's, dem stettiner Kaufmann Salingré, ein für das Reiseproject begeisterter Mann, der ihm die erforderliche Summe vorschoß. Im Mai 1804 trat Türk diese Reise an, die für sein Schicksal entscheidend wirken sollte. In Leipzig besuchte er unter anderm die damals berühmte Schulanstalt des Professors Tillisch, dem er zu bemerken nicht unterlassen konnte, daß er die Kinder für ihr Alter zu weit führe und daß diese mit großer geistiger Anstrengung verbundene zu frühe Ausbildung des Verstandes vielleicht zum Nachtheil der Gesundheit der Kinder geschähe. Tillisch entgegnete hierauf: „Wenn es sich darum handelt, eine für die Wissenschaft richtige Idee durchzuführen, da kommt es auf ein paar Kinder nicht an!“ Das ist ja gar nicht anders, als wenn ein Despot seine Soldaten erbarmungslos ins Kanonenfeuer schickt und jede Gegenbemerkung mit der Aeußerung niederschlagen wollte: zu einem solchen Zwecke kommt es auf ein paar Menschenleben mehr oder weniger nicht an! Ueberhaupt müssen wir die Schule um ihres eigenen Heils und Einflusses willen ernstlich warnen, ihre Macht über die Leiber und Geister nicht in einen Despotismus ausarten zu lassen, womit sie häufig selbst in das materielle Wohl der Familien und in das Innerste des Familienlebens eingreift und statt Liebe zu erwerben, Haß und Abneigung erwirbt. Das kann ihre Aufgabe nicht sein, das verträgt sich mit ihrem Princip nicht. So fanden wir auch jüngst in einer Schrift von F. Baltisch bemerkt: „Der Eifer für die Schulen geht in Deutschland oft zu weit. Ich habe gesehen, daß eine arme Frau, die allerdings noch eine Hütte besaß und einen Ofen, aber längst keine Schulkinder, gepfändet werden sollte, wegen gezwungenen Schulgeldes. Sie mußte das bischen Torf, womit sie sich den Winter über wärmen wollte, verkaufen, um Schulgeld zu bezahlen.“ Mit Recht entgegnete Türk, um auf den obenerwähnten Fall zurückzukommen, dem Pädagogen Tillisch, daß bei der Erziehung immer das Kind der Zweck sein müsse und daß er jede Methode misbilligen müsse, welche nicht das Kind, sondern, und zwar selbst auf Gefahr der Gesundheit des Kindes, nur das Wissen berücksichtige.

Von seiner pädagogischen Rundreise durch Deutschland und die Schweiz zurückgekehrt, nahm Türk sofort 12 Knaben in Unterricht, und obschon ihm dieses Geschäft anfangs große Anstrengung kostete, fühlte er doch bald, daß er hier „in seinem Elemente“ sei. Die Whistpartien und die Galatage ekelten ihn an. In Betreff eines solchen Galatags bemerkt er: „Es kam mir alles vor, wie ein Schauspiel, und nachdem ich selbst im großen Hofcostüm meine Rolle gespielt, nahm ich in einer Fensternische Platz und betrachtete nun alles, sowie man ein Schauspiel im Schauspielhause betrachtet. Aber von Stund an ward es mir klar, daß dies Verhältniß nicht für mich paßte; ich fühlte mich unbehaglich und unbeholfen am Hofe.“ Hierzu kam, daß er sich zu verheirathen gedachte und erwog, daß der Hofmann nicht darauf rechnen dürfe, den Abend im Kreise der Seinen zuzubringen und daß an den kleinen deutschen Höfen selbst die Frauen oft am Hofe erscheinen müßten, was einen unverhältnißmäßig großen Kostenaufwand verursache.*) Er verließ also den streitzer Hofdienst und ging nach Oldenburg, wo er vom Herzog zum Justiz- und Oberconsistorialrath ernannt wurde. Da er jedoch seinen Hauptzweck, sich ganz der Leitung des Schulwesens und dem Fache der Erziehung zu widmen, nicht erreichen konnte, ging er mit seinen Zöglingen, die er inzwischen zu sich genommen, 1808 nach Dyerdun, „um von dem Ertrage einer dort zu gründenden Erziehungsanstalt zu leben und nun das Fach der Erziehung und des Unterrichts recht ernstlich zu studiren, um

*) Diese Verheirathung fand später statt, und zwar mit Wilhelmine von Buch, Tochter eines preußischen Geheimraths. Eine weitere Erwähnung seines ehelichen Verhältnisses findet sich nicht in seinen Aufzeichnungen, was dem Umstande zuzuschreiben ist, daß er seiner Gattin das Versprechen gegeben, nie etwas dieselbe Betreffendes in die Oeffentlichkeit zu bringen. Sie war nämlich der jetzt unter den Frauen wol ziemlich selten gewordenen Ansicht, daß das Innere des Familienlebens ein Heiligthum sei, welches durch Veröffentlichung nicht entweiht werden dürfe, und daß, während das Wirken des Mannes mehr nach außen gehe, das Walten und Wirken der Frau so geräuschlos wie möglich sein müsse.

einst fähig zu sein, das Erziehungs- und Unterrichtswesen eines Landes oder einer Provinz zu leiten". Es war sein Glück, denn sein Nachfolger im Amte, ein Herr von Fink, und ein Freund von ihm, der Landdrost von Berger, wurden beide zur Zeit der Napoleonischen Besitznahme des Landes auf Vandamme's Befehl auf den Wällen von Bremen erschossen. Türk befand sich in keinem Augenblick darüber in Zweifel, daß, wäre er im Amte geblieben, ihn dasselbe Schicksal betroffen haben würde. Von Verdun verlegte er 1811 seine Erziehungsanstalt nach Vevay, folgte aber 1815 dem an ihn von Preußen ergangenen Ruf als Schulrath nach Frankfurt a. d. O., wo er von dem damaligen Präsidenten der zweiten Abtheilung in sehr eigenthümlicher Weise mit den brüsken Worten empfangen wurde: „Was wollen Sie hier? Sie gehören nicht hierher, sondern nach Berlin!" Seine Reisen als Schulrath führten ihn unter anderm nach Züllichau, wo er das von einem einfachen Nadler, Steinbart, gegründete Waisenhaus und das später hinzugefügte Gymnasium besuchte. Er gesteht mit Recht, daß ihn die Einrichtung, wonach die Zöglinge, je nachdem sie bezahlten, an vier der Güte der Speisen nach verschiedenen Tischen speisen, sehr wenig zugesagt habe. Wir können aus eigener Beobachtung die Unzweckmäßigkeit dieser Einrichtung bestätigen, indem die am ersten Tische Speisenden die Aristokraten spielten und auch sonst vielfache Vorrechte genossen, während die vom vierten Tische von den besser Speisenden als Parias angesehen und behandelt wurden. Im Jahre 1817 ging Türk als Schulrath nach Potsdam und übte hier eine sehr segensreiche Wirksamkeit. Er stiftete das Civilwaisenhaus, die Friedensgesellschaft, die erste Kinderbewahranstalt, den Wohlthätigkeitsverein, die Waisenversorgungsanstalt zu Klein-Glienicke, das Elisabethstift, betheiligte sich an der Errichtung der städtischen höhern Gewerbschule in Berlin, bestrebte sich für Wiederbelebung des Seidenbaus, zu welchem Zwecke er noch 1827 eine Reise nach Turin und Mailand machte, und sorgte für Schwimmanstalten und Turnübungen, wobei er aber die Misgriffe Jahn's vermied, der nach seiner Ansicht darin gefehlt hatte, „daß er den jungen Leuten eine zu hohe Meinung von ihrer eigenen Wichtigkeit in der Eigenschaft als Turner beibrachte und daß er die Turnübungen zu wenig mit der übrigen Erziehung in Einklang brachte". Auch literarisch war Türk thätig, und es finden sich in dieser lehrreichen Autobiographie 14 seiner pädagogischen oder den Seidenbau betreffenden Schriften verzeichnet. Der verdiente Mann starb 1846 in Glienicke, und alljährlich versammelt sich auf dem dortigen Kirchhofe die Schar der Zöglinge seiner Anstalten zu einer ernsten Gedächtnißfeier.

Gegen Wilhelm von Türk's Leben, an dem besonders die Peripetien von Interesse sind, womit der skrofulöse, gelähmte, mit Wunden bedeckte, elende Knabe ein Hofmann und dieser Hofmann wieder ein Pädagoge, Waisenvater und Wohlthäter der Menschheit wurde, erscheint freilich Mager's Leben ziemlich uninteressant, obschon er sicherlich jenen an philologischen Kenntnissen, an philosophischer Durchbildung und an eigenthümlichem Geist weit überragte, auch durch seine Werke, z. B. „Geschichte der französischen Nationalliteratur", „Die deutsche Bürgerschule", „Die Encyklopädie oder das System des Wissens", die Zeitschrift „Pädagogische Revue" (welche gegenwärtig unter dem Titel „Pädagogisches Archiv" von dem Verfasser der vorliegenden Schrift fortgesetzt wird) u. s. w. in der literarischen Welt viel bekannter ist. Aber es gibt Eigenschaften, die wir an einem Pädagogen und Schulmann höher schätzen müssen, als allen Geist, alle allgemeine literarische Bildung, alle philologischen und philosophischen Kenntnisse, nämlich diejenigen Eigenschaften, wie sie Türk besaß und wie sie Mager seinem ganzen Bildungsgange nach weniger zu Gebote standen. Mager war ein echter Sohn der deutschen Universitätsbildung und ist auch, wie wir meinen, über das bloße Theoretisiren und Schematisiren, über die „scholastische Theorie", wie er sich selbst ausdrückte, nicht viel hinausgekommen, so viel Geist und Scharfsin er hierin auch entwickelte und so ehrenwerth an ihm sein Forschungstrieb und sein Streben nach sittlicher und geistiger Vervollkommnung auch erscheint. Wir selbst haben ihn noch im achten Lustrum des dritten Decenniums in Berlin persönlich gekannt. Damals galt er, der seinen ehrlichen deutschen Namen Mager französisch mit dem Accent auf der letzten Silbe auszusprechen pflegte, vielen noch als ein bloßer geschickter Compilator, als ein gangenfertiger, mit Hegel'schen Floskeln um sich werfender Dialektiker und als ein ziemlich anmaßender, renommistischer, wenn auch wesentlich gutmüthiger Schwätzer, der aber doch selbst sehr bedeutenden Leuten blauen Durst vorzumachen und sie zu blenden wisse. Manche stehende sich immer wiederholende Redensarten wie die „man ist ja kein Sandkorn neben einem andern Sandkorn, sondern ein Organismus in einem Organismus" u. s. w. verliehen seinen Raisonnements einen fast komischen Anstrich, so geistreich und gewandt er auch seine vielen paradoxen Behauptungen zu verfechten wußte. Von dieser Renommisterei scheint er auch später nicht ganz frei geblieben zu sein; denn auch der Rector der Cantonsschule in Aarau sagt in einer in vorliegender Schrift mitgetheilten Charakteristik Mager's: „Gerne übernahm er sich auch und erging sich in Hyperbeln, denen Widerspruch immer in höhern, wo die Phantasie über Gebühr auf die Darstellung der Wirklichkeit Einfluß übte. Mit dieser Schwäche schadete er sich manchmal und brachte sich in den Ruf eines Renommisten, besonders wo man seine eigenthümlichen Vorzüge nicht genug kannte, um sie als Gegengewicht oder vielmehr als Uebergewicht in die Wagschale zu legen. Mit einigen Collegen gerieth er nicht ohne seine Schuld in einen heftigen und überlauten Streit, der für die Schule bedenklich zu werden drohte" u. s. w. Auch sein Biograph und Lobredner, Langbein, muß zugeben, daß Mager's Auftreten als Director des Realgymnasiums in Eisenach schroff gewesen, daß er sich, wenn er auf Widerstand stieß, zu Worten und Aeußerungen habe hinreißen lassen, „die in einer kleinen Stadt nicht bald verhallten", und daß er dadurch oft selbst seiner Wirksamkeit geschadet habe. Das lag an seiner rechthaberischen Natur, die sich andern gegenüber Indulgenzen gestattete, denen der auf unsern Universitäten herrschende Geist Vorschub leistet. Dulden die „Studirten" nicht von einem andern Studirten nicht leicht einen Widerspruch, so natürlich noch viel weniger von einem Nichtstudirten. Mager handelte nie gegen sein innerstes Gewissen, er that nur, was seiner Ueberzeugung nach gut und richtig war, ja er hatte sogar den Muth und die Selbstverleugnung offen zu bekennen, daß er geirrt habe, wenn er ein besseres Einsehen gewann; und er, ein Hegelianer „von der strictesten Observanz", wie man sie nannte, schwor später seinen Meister ab, ja erklärte sich offen und entschieden gegen ihn, indem er sich mehr Herbart zuwandte. Diesen Verwandlungsproceß zu verfolgen gewährt uns an dieser Schrift fast das meiste Interesse. Mager erklärt z. B. später in seiner „Pädagogischen Revue", sich der fast harten Ausdrücke bedienend, die es überhaupt geben kann: „Herr X. jetzt als siebenunddreißigjähriger Mann von Zeit zu Zeit das Band von Hegel öffne und dabei auf Stellen stoße wie [illegible] Rechtsphilosophie, §. 337, §. 345, Vorlesungen über [illegible] der Philosophie, II, 237, die der Dichter des «Faust» dem Mephistopheles hätte in den Mund legen können, und mich daran erinnere, daß mir und mit mir vielen Tausenden meiner Altersgenossen, deren Bildungsjahre in die Zeit des Altenstein'schen Ministeriums fielen, auf Veranstaltung des zum Staate gewordenen Staats diese Abscheulichkeiten als die höchste Weisheit dazu mit aller Autorität des Staats verstärkte Weisheit aufgenöthigt worden sind, daß diese Abscheulichkeiten statt der allen philosophischen Katheders gelehrt wurden und das Wahre und Heilsame, wieder durch Veranstaltung des Staatesministeriums, nach Kräften beiseite geschoben und unterdrückt wurde, wenn ich dann um mich schaue und nachzähle, wie viele meiner Altersgenossen durch solche officielle Brunnenvergiftung mehr oder weniger sittlich verdorben und zum Theil ganz zu Grunde gegangen sind: dann packt mich ein Zorn über die Gräuel des Teufels, welche man Staatsschulwesen nennt, daß ich Mä

habe, den Fluch über den ganzen Staat zu unterdrücken, der ihre Seelenverkäuferei, diese Molochsopfer an seinen Regalien übte und höchstens von Zeit zu Zeit einmal — wenn etwa ein neuer Christian den alten aus der Mode bringt — mit dem Gift abwechselt." In ebenso entschiedener Weise spricht er sich gegen die Spanische Sitte aus, nach der durchaus nicht adlige neben sich, „warum ein arbeitsscheuer Mensch nicht als Straßenräuber und Mörder leben sollte, wofern er nur solche angreift, die weniger Kraft sind als er, und sich vor den Gerichten zu hüten weiß" u. s. w. Wagner war eben von der den meisten philosophischen Systemen anhaftenden Indifferenz gegen die Moral in seinen mehr christlichen und aus dem allgemeinen Sittengefühl hervorgehenden Ethik hindurchgedrungen. Schwerer als diese Widersprüche mögen ihm die Geständnisse geworden sein, welche ihm das Jahr 1848 abpreßte. Er, der noch den „herrlichen Frühling 1848" und die „prächtigen Wiener, die die Akropolis des Absolutismus überwältigt", gepriesen, fand doch bald nicht schmeichelhafte Worte genug gegen den Struve'schen „Banditenzug" gegen den „Wahnsinn der Canaillokratie in Berlin und Wien", gegen die verfassungsgebenden Versammlungen, zu denen die Abgeordneten in den „Herrenhäusern zusammengesucht worden", ihm schwand der letzte Rest von Hoffnung, „es könne in unserm Deutschland bei seinen Lebzeiten noch leidlich gut und recht und die Schule gehalten werden"; er schrieb im September 1849 an Langbein: „Ich kenne die Partei des verbrecherischen Absolutismus, die Partei des Neuchelmordes seit 11 Jahren: ich habe sie in der Schweiz studirt. Und eben weil ich sie kenne, darum bin ich seit circa 4 Monaten so unglücklich, seitdem sie nämlich zeigt, welch gerings Widerstandsfähigkeit in den sämmtlichen deutschen Deutschlands ist." Und an denselben schrieb er: „Wer an seiner Zeit verzweifelt, hat nicht mehr den Beruf, der Jugend zu leiten." So gab Wagner die „Pädagogischen Annalen" auf, die dann später von Langbein, Schubert und Fuhr, unter von ersterm allein fortgesetzt wurde. Bezeichnend war es für melancholischen Naturells freilich nicht, daß Wagner damit seine Gesundheit untergraben war, daß seine Krankheiten, die jahrelang an der Rollstuhl bannte und 1856 seinen Tod herbeiführte, schon im Jahre 1850 oder früher theilweise Folge hatte, weshalb er auch den Plan, nach Amerika zu gehen, aufgeben mußte. Immerhin ist in dieser Periode ein eigenthümlich reicher geistiger, psychologischer und pädagogischer Entwickelungsgang eines vielbegabten Mannes vor uns liegt, und für die philosophische Auffassung und Durchdringung der Pädagogik fehlt es nicht an anziehenden und lehrreichen Einterungen.

Rechte nicht nur auf unbesiegbaren Widerstand stoßen, sondern auch gleichzeitig die Errungenschaften von Jahrhunderten in Frage stellen und so wie so das Ganze preisgeben würde. Das allgemeine Wahlrecht, wie es für die frankfurter Nationalversammlung angeordnet war, erschien ihm daher ebenso verwerflich als die jedes Zusammenwirken mit den gesetzlichen Autoritäten verschmähende Handlungsweise des Fünfziger-Ausschusses." Schon im Mai 1848 bekämpfte er in seiner Schrift „Die Gefahr des Vaterlandes und der Weg seiner Rettung" den Radicalismus und die Revolution; in seiner Schrift „Die deutsche Nationalversammlung und die deutschen Regierungen" (1849) suchte er nachzuweisen, daß der Anspruch der Nationalversammlung auf endgültige Beschlußfassung über die dem gesammten Deutschland zu gebende Verfassung weder im Rechte noch in einer vernünftigen Politik begründet sei; in der Flugschrift „Zur Lösung der schleswig-holsteinischen Frage" rieth er eine billige Theilung Schleswigs als den zwar anfangs manche Interessen verletzenden, aber doch für die Dauer allein bestehenden Ausweg an, und in der im December 1850 veröffentlichten Broschüre „Oesterreich, Preußen und die Einheit Deutschlands" kam er zu dem Schlusse, daß Preußen für das Recht des deutschen Volks wie für seine eigene verpfändete Ehre zum Schwerte greifen müsse. Möge man die in diesen Schriften ausgesprochenen Ansichten und Grundsätzen billigen oder misbilligen, so sind es doch gerade diese patriotischen und politischen Bestrebungen, die ihm eine über Lübecks Weichbild hinausreichende allgemeinere Theilnahme sichern. Auch mögen sie dazu beigetragen haben, verstärkte Anfälle eines Nervenleidens herbeizuführen, welches schon früher wiederholt bei ihm aufgetreten war. Wieder mehrmonatliche Entbindung vom Schulamt noch mehrfache Badereisen milderten das Uebel, das immer furchtbarere Fortschritte machte und ihr tiefstes Melancholie überlieferte, „bis er endlich, von namenloser innerer Angst gepeinigt, den Vorsatz faßte, dessen Ausführung er im Sommer vorher noch im letzten Augenblicke zurückzutreten vermocht hatte, seinen Tod in den Fluten zu suchen. Am Sonntag, 6. Februar nachts 3 Uhr, schlich er sich aus seiner Wohnung, um nicht wiederzukehren. Erst am vierten Tage gelang es, die Leiche aufzufischen, und die angestellte Section ergab Abnormitäten, wie sie sich bei den Unglücklichen, die einen gewaltsamen Tod suchen, häufig finden."

H. M.

Reiseliteratur.

1. Neue Reiseskizzen aus Spanien. Von Franz Lorinser. Zwei Theile. Regensburg, Manz. 1858. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.
2. Ansichten aus den deutschen Alpen. Ein Lehrbuch für Alpenreisende, ein Naturgemälde für Freunde der Natur. Von Karl Müller. Mit Holzschnitten und einer Karte. Halle, Schwetschke. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Allen frohen Wandersern. Ein Reise- und Familienbuch. Von Robert Trenzsch. Leipzig, Mertens. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser der „Neuen Reiseskizzen aus Spanien", F. Lorinser (Nr. 1), scheint unter den leidenschaftlichen Touristen der Gegenwart allerdings einer der leidenschaftlichsten zu sein. Wenigstens stellt er uns das seltene, unsere Wissens noch nicht dagewesene Phänomen eines Reisenden dar, der, nachdem er auf einer Pilgerfahrt durch die südlichen Provinzen von Spanien alle Genüsse, aber auch alle Mühseligkeiten einer solchen Reise vollauf gekostet hat, wenige Jahre später in dies Land zurückkehrt, um auf einer Wanderung durch die Nord- und Westprovinzen denselben einen noch viel größern Theil von Beschwerden und Mühseligkeiten durchzumachen, blos — da ihm besondere und Fachzwecke gänzlich fehlen — zu dem Ende, seine Eindrücke von „Land und Leuten" in Spanien wieder aufzufrischen oder zu vervollständigen, und nebenher „Can-Jago di Compostella" als verspäteter Pilger zu besuchen. Nun wohlan, es ist dies ein Beweis sowol von seltener Treue der

Digitized by Google

Gefühle, als auch davon, wie ſtark und reizvoll jene erſten Reiſeeindrücke auf ſein Inneres gewirkt haben müſſen; es iſt eine zur Zeit ungewöhnliche Erſcheinung, zu der wir die Erklärung nur in der eigenthümlichen und vom Verfaſſer mit beſonderer Sympathie erfaßten ſpeciellen „Liebenswürdigkeit“ des ſpaniſchen Volkscharakters in ſeinem ganzen Umfang finden können; eine Sympathie, die der Verfaſſer allerdings auf jeder Seite ſeines Berichts offen bezeugt und gut motivirt.

Ueber den erſten zweibändigen Reiſebericht Lorinſer's haben wir in Nr. 25 d. Bl. f. 1857 zu ſeiner Zeit günſtig referirt; wir können im ganzen genommen daſſelbe günſtige Urtheil auch den beiden Bänden der „Neuen Reiſeſkizzen“ zuwenden. Allerdings fehlt dieſer Arbeit ſo ziemlich alles, was ſie zu einer gelehrten oder wiſſenſchaftlich bedeutenden machen könnte, da, wie ſchon gedacht, dem Reiſenden beſondere Reiſezwecke nicht vorſchweben und da er, wie es faſt ſcheint, gefliſſentlich alle ſich darbietenden Anknüpfungspunkte an die politiſche, die Cultur- und die Kunſtgeſchichte des Landes ſeiner Vorliebe verſchmäht, um ausſchließlich ſeine Reiſeeindrücke, Landſchaftsbilder, perſönlichen Erlebniſſe, Naturſchilderungen u. ſ. w. darzubieten. Allein die allerdings beſchränkte Aufgabe, welche er ſich ſtellt, erfüllt er doch in ſo anſpruchsloſer, naiver und liebenswürdiger Treue, daß wir ihn mit unabläſſiger Theilnahme, ja oft mit wahrem Vergnügen auf ſeiner beſchwerlichen Wanderung zu folgen gedrungen ſind. Es iſt zuvörderſt ein eigenthümlicher Reiſezug, welchen der Verfaſſer verfolgt und auf dem er wenige Vorgänger hat. Von Frankreich und den biscayiſchen Provinzen aus wendet er ſich nämlich dem Zuge der ſpaniſchen Nordküſte zu, wandert durch die Provinzen Santander, Aſturien und Galicien nach San-Jago di Compoſtella, um von hier durch die an landſchaftlichen Schönheiten ſo reiche Provinz von Vigo nach Liſſabon, von dort auf äußerſt beſchwerlichen Wegen durch Eſtremadura nach Sevilla — das er auf ſeiner erſten Reiſe der Cholera wegen nicht erreichen konnte —, von hier aber nach Cadix und Gibraltar, nach Malaga und ſchließlich nach Oran und Algier zu gehen, und endlich in Marſeille wieder franzöſiſchen Boden zu betreten. Daß dieſer eigenthümliche Reiſeplan mit den allergrößten Beſchwerden verbunden und auf jede Art von Reiſecomfort dabei Verzicht zu leiſten ſei, war dem Verfaſſer zum voraus bekannt, ſchreckte ihn aber nicht zurück, eben weil er hier, fern von allen beſuchtern Reiſewegen, um ſo ſicherer mit dem unverfälſchten, nobeln und liebenswürdigen ſpaniſchen Volkscharakter in Berührung zu kommen rechnen konnte: eine Rechnung, die ihn denn auch nicht getäuſcht hat.

Bevor wir nun ſeinen Bericht ſelbſt etwas näher betrachten, wollen wir noch daran erinnern, daß der Wanderer katholiſcher Prieſter und als ſolcher in einer beſondern Vertrauensſtellung zu dem Volke im allgemeinen befeſtigt manche Zugänge zu dem Gemüthe des Volks zu finden weiß, welche andern Reiſenden verſchloſſen blieben; ſowie daß der vollſtändige Beſitz der Sprache des Landes und eine körperliche Abhärtung, welche es ihm möglich macht, dieſe Reiſe mitten in der größten Sommerhitze des Jahres 1857 zu unternehmen, ohne viel von dieſer zu leiden, ſeinen Reiſeerträgniſſen ſehr günſtig waren. Wir ſehen den Pilger alſo von Bordeaux und Bayonne aus, nach einem Beſuch des kaiſerlichen Seebades Biarritz, die biscayiſchen Provinzen bis zu dem friſchen, reizenden Bilbao hin, von dem er ein volles und liebliches Bild entwirft, durchziehen, dann längs der wildzerklüfteten und übelberufenen Nordküſte von Biscaya nach Santander zu Schiffe und von hier nach Oviedo auf einem fünftägigen Ritt zu Pferde ſeinen Weg nehmen. Schon hier lernen wir genau den beſondern und eigenartigen Charakter dieſer Küſte, wie er ſich in Aſturien und Galicien fortſetzt, kennen, deſſen ſpecieller Reiz in einer Folge von zahlloſen Buchten beſteht, die, Rias genannt, von irgendeinem kleinen Fluß in ſeinem Zuſammentreffen mit dem Meere gebildet, rings von maleriſchen, grünen Bergen eingefaßt, ſich wie mächtige Landſeen ausbreiten, während ſie auf ihrer Südſeite von den ſchneebedeckten Kuppen der aſturiſchen Alpen hoch überragt werden und ſo überall einen köſtlichen landſchaftlichen und maleriſchen Abſchluß erhalten. Solcher Rias beſchreibt der Verfaſſer uns eine große Anzahl, und indem er ſie treffend mit den oberitalieniſchen Seen, dem Garda- und Comerſee vergleicht, zeichnet er dieſe Scenerie, bald friſch belebt, maleriſch, anmuthig, bald wildromantiſch und großartig, bald ſtill und heimlich mit den mannichfaltigſten Zügen und mit ſichtbarer Vorliebe. Dieſe Scenerie wiederholt ſich nach Ueberſchreitung der trennenden Cueſtas (Bergzüge) längs der ganzen Nordküſte in den mannichfaltigſten Geſtaltungen und Vegetationsverhältniſſen bis zu ihrem herrlichſten Abſchluß in der Bucht von Vigo, dem reizvollſten Punkt der ſpaniſchen Nordküſte, den der Reiſende mit dem Schluß des erſten Bandes ſeiner „Skizzen“ erreicht. Bis dahin hat er jedoch Beſchwerniſſe ungewöhnlicher Art in Menge zu beſtehen, hinreichend um minder kräftige und minder entbehrungsfreudige Naturen wie er von dieſem Reiſewege abzuſchrecken. Die Vegetation an dieſer Küſte hat überall wenig vom ſüdlichen Charakter. Die Cueſtas ſind meiſt wild, öde, baumlos; in den Thaleinſchnitten herrſcht die immergrüne Eiche und die Kaſtanie vor, auch die deutſche Eiche und die Fichte verbreiten hier Kühlung; ſelten erſcheint ein halbwüchſiger Oelbaum und eine erſte ſchwache Palme findet ſich erſt bei Vigo vor, dagegen verſperren rieſige Weinranken und Brombeeren, haushohe Canna (Rohr) und Farrnkraut oft genug die elenden Wege bis zum Undurchdringlichen. Der Ritt nach Oviedo führt von der Küſte ab tiefer ins Land hinein: die Cueſtas werden immer rauher, höher und troſtloſer, die Ventas immer elender: Froſt (im Juli) und Hunger immer empfindlicher: aber plötzlich wendet ſich der Weg, die Berge öffnen ſich und das entzückte Auge blickt eine zauberiſche Ria entlang, hinaus in das azurne Meer rechts und links auf die aſturiſche Alpenwelt, und „alles Leid iſt ſchnell vergeſſen“! So geht der Weg über Cumillas, Caſtres, Riva de Cella, Gijon nach Oviedo, das für eine Provinzialhauptſtadt beſcheiden genug ſich ankündigt. Indeß enthält der Ort doch eine ſchöne, wiewol kleine Kathedrale, einige alte Paläſte, zwiſchen einſtöckigen Häuſern verſtreut, und vor allem eine gute Fonda, in der der Pilger ſich von ſeinen Reiſeleiden erholt. Doch ein noch weit beſchwerlicherer, ſechstägiger Ritt nach Santiago, dem nächſten Zielpunkt ſeiner Pilgerſchaft, ſteht ihm bevor, wird jedoch, beſſer beritten und gut begleitet, heiter und froh zurückgelegt. Zunächſt bis Navadoñedo, einem freundlichen Ort an der Grenze Galiciens, ſind dieſelbe Scenerie, wie bisher: Sierren links, das Meer rechts, mitunter offenes Land, mit ſtrotzenden Ernten und Bruchſtücken vom Camino real, Kunſtſtraßen. Dann erhebt ſich der Weg vom Meere abwärts, auf ein Hochplateau, das, von Thälern und Cueſten durchſchnitten, bis Santiago anhält, rauh, kahl und mitunter völlig wild und öde, wo entſetzliche Ventas dem Wanderer kaum ein Obdach zu bieten haben. Hinter dem elenden Orte Villalba nimmt der Reiſende in La Tolda ſein Nachtlager, an deſſen Beſchreibung der Leſer erkennen mag, was ein Reiſender in Spanien Liebliches und Anmuthiges zu beſtehen haben kann. Zwar tröſtet das reizende Betanzas für den gefährlichen Paß von Inſieſta einen Augenblick; allein gleich darauf beginnen die Parameras, wüſte Höhenzüge, von neuem, und erſt bei Santiago zu enden. Indem der Verfaſſer das Ziel ſeiner Wallfahrt wie vorbeſtimmt richtig am Tage des großen Apoſtelfeſtes erreicht, hat er den merkwürdigen Landſtrich durchzogen, der dem Chriſtenthum und dem Reich der Gothen ein letztes Aſyl bot, von wo aus ſie zum zweiten male Spanien erobern und den Halbmond überwinden ſollten. Der erſte Eindruck der Apoſtelſtadt erinnerte den Reiſenden an die Stadt der ſieben Hügel: ein verhältnißmäßig großer Ort mitten in einer Wüſte wie Rom, St.-Peter und der Vatican hier von dem unermeßlichen Pilgerhospital und der Kuppel der Kathedrale vertreten und auf dieſen ſtolzen Bauwerken derſelbe Abglanz der Heiligkeit wie dort, ein wundervolles Glockengeläute die Luft erfüllend. Aber bald zeigt ſich an der Stelle alter Herrlichkeit tiefer Verfall. Die Hunderttauſende von Pilgern des Mittelalters ſind auf wenige Tauſend zuſammengeſchmolzen, die Kirchen-

sehr haben einem großen Jahrmarkte (feira) den Vordergrund eingeräumt und nur das pomphafte Feuerwerk, mit dem die Hauptfeste, das Apostelgrab, bekenchtet wird, ist von dem alten classischen Feste des Schutzpatrons von Spanien übrig geblieben. Indeß verdient die Schilderung dieses großen Kirchenfestes noch immer den Dank des Lesers, im höhern Grade wegen, als die Beweise, welche der Autor dafür beibringt, daß hier wirklich das Grab Jakob's des Zebedäers zu finden sei, so wie manche wesentlich darauf hinauskommen, daß man eben kein anderes Grab des Apostels kennt.

Nach drei Tagen, die seiner Schaulust genügten, alles Sehenswerthe und das etwas rohe Wesen der Bevölkerung kennen zu lernen, verläßt der Verfasser das rauhe, feuchte Santiago, um auf einer gemächlichen Diligence über Pontevedra, wo Agaven eine südliche Vegetation ankündigen, an die herrliche Ria von Vigo zu gelangen, die zu den Comerfee mahnend, unvölkisch allen Reiz des Südens vor ihm entfaltet. Die Umreise am Gestade dieser prachtvollen Bucht, das Meer und die schönen Inseln, das Cies vor sich, malerische Sierren zur Rechten, durch ein üppiges, reich bebautes Hügelland hin, gehört zu dem Schönsten, was Spanien dem Reisenden bietet, und der Blick vom Castroberge bei Vigo steht den von Cumolbeli bei Neapel nach der Meinung des Verfassers, nur wenig nach. In den üppigen Gärten und der guten Fonda von Vigo erwartet er das englische Dampfschiff, das ihn dann auch mit dem Anfange des zweiten Theils nach Lissabon bringt. Ungünstig war der erste Eindruck ist, den das portugiesische Volksweesen auf den aus Spanien kommenden Fremden macht, ist auch der Anblick von Lissabon nicht von dem günstigsten Effect, den der Verfasser sich davon versprochen hatte. Zwar ist die meilenlange Häusermasse von dem alten Thurm von Belem ab hügelauf und hügelab längs den gegenüberliegenden Ufern des Tejo, von dem gegenüberliegenden Almeida der Überblick, von mächtigem und großem Eindruck; allein die Monotonie dieser gelblichen Häuserwege, welche von hervorragenden Baumreihen nur wenig unterbrochen wird, ermüdet das Auge doch bald. Was der portugiesischen Hauptstadt fehlt, sind eben schöne Thürme, ohne welche kein Städtebild lange anziehend bleibt. Thürme und hohe Kirchen, welche ihre Zuflucht vor der Knutherrschaft Pombe's nicht mehr entnehmen läßt, die bekanntlich in wenigen Minuten 40000 Menschen unter Trümmern begrub. Seitdem hat Lissabon, wiewol es schmuck und reinlicher geworden ist, aufgehört, eine malerische Stadt zu sein; es ist gerade lang und bequem, aber einformig und reizlos geworden. Dabei mache es einen im ganzen ziemlich todten Eindruck, wenn es auch an schönen Gärten und Palästen, in welchen selbst die Musa paradiesica, eine malerische Gestalt der Bananen, nicht fehlt. Volk, Sprache und Tracht der Frauen, alles das wirkt dem an die spanische Grazie und Lebendigkeit gewöhnten Auge. Selbst Cintra, dies vielgerühmte portugiesische Paradies, fesselt, obwol er davon viel Schönes berichtet, unsern Reisenden so wenig, daß er nur einen halben Tag daselbst verweilt, angeblich, weil er kein Unterkommen findet, was bei einem Wanderer, der so wenig wie er nach guter Unterkunft fragt, auffallen muß. Castillo des Moros, Mafra, das Franziskaner-Kloster da Pena werden jedoch gebührend gerühmt. Nach Lissabon zurückgekehrt, wählt der Verfasser zu seiner Weiterreise den Landweg und reist mit der Mala-posta (Mailpost), die aber in der That eine schlimme Post war, nach Badajoz, ein Weg, der durch die elenden Dorfschaften der Provinz Alemteje, Beja, Aevora, Montemore, Arrayolos, Evora, Estremoz, Elvas und durch wüste Landstriche, in welchen bald Fichten, bald Agaven vorherrschen, hinführt. Badajoz selbst liegt malerisch an Guadiana und macht einen ziemlich angenehmen Eindruck auf den Reisenden. Von hier bringt eine fünftägige Carreo-fahrt, deren Beschwernisse selbst unsern abgehärteten Pilger unmuthig machen, ihn nach Sevilla. Das merkwürdige Fuhrwerk bestand einfach aus zwei kolossalen Rädern mit einem Kasten aus Espartu und einer weißen Plane überdacht. Von einem Sitz war nicht die Rede und auf die Frage, ob auch ein

guter „asiento" vorhanden sei, sprach der Mayo zwar pathetisch: „Yo lo tengo por bueno": es fanden sich aber nur ein paar Futterstücke vor, die glücklich zu erreichen stets ein halsbrechendes Kunststück bildete. Mit diesem Fuhrwerk Schritt für Schritt, in Begleitung eines Seidlaners „del Commercio", wird unser Reisender in fünf Tagen über Albuera, Sta.-Marta durch die hügelreiche Provinz Estremadura, an reifen Getreidefeldern vorüber, wo überall Häckfel geschnitten wurde, dann über Fekia, Maimona und Fuenta-Cantos an die grünen Vorberge der Sierra-Morena und somit nach Andalusien befördert, wo ihn nach langer Glühhitze endlich wieder kühle Berge und malerische Thäler voll südlichen Pflanzenwuchses in Empfang nehmen. Sevilla, die bekannte Maravilla Spaniens, das der Verfasser im allgemeinen mit Köln vergleicht, verfehlt seinen Eindruck auf ihn nicht und besonders ist es die Puerta del Perdon und ihr Orangenhof, was ihn entzückt; im ganzen jedoch muß auch er ihrer Rivalin Granada den Vorzug einräumen. Hier besucht er auch Bibliotheken und Museen, die sonst von ihm ziemlich vernachlässigt zu werden pflegen. Die Reise nach Cadix, das ihn, wie fast jeden Reisenden entzückt, dann nach Gibraltar und von dort nach Oran bietet wenig Erhebliches oder Neues dar; dagegen können wir ihm seinen Dank für die sehr eingehende und durch lebhafte Versinnlichung hervorstechende Schilderung von Algier, Stadt, Volk und Umgebung, nicht versagen, da er dem Leser von allem diesen ein weit lebhafteres und anschaulicheres Bild zu geben weiß, als dies Reisenden, wie Hackländer und Wachenhusen, die ihm andererseits als Beobachter so sehr überlegen sind, gelingt. Der Verfasser besucht auch in der Umgegend ein Kabylendorf, zeigt viel Begeisterung für die französischen Civilisationsversuche, rühmt die Verwaltung und reist endlich mit dem marseiller Dampfschiff in 50 Stunden nach der französischen Küste, nach Paris und Breslau, wo er genau in acht Tagen von seiner Abfahrt von Algier ab, anlangt. Indem wir den Reisenden hier verlassen, haben wir von den „Neuen Reiseskizzen" das von der vorangehenden Arbeit desselben Verfassers Gesagte zu widerholen und die Anerkennung auszusprechen, daß er uns mit einem angenehm unterhaltenden Reisebericht, der jeder Prätension, durch Belehrsamkeit zu glänzen, nirgends kund gibt, aber doch des Belehrenden nicht wenig enthält, beschenkt und hiermit unsern Dank wol verdient hat. Unstreitig hat er Spanien vollständiger und gründlicher kennen gelernt, als einer seiner Vorgänger seit Huber und Willkomm, und wenn er mit raschen Urtheilen und flüchtigen Beobachtungen auch minder freigebig ist als Hackländer und Wachenhusen und andere, so weiht er uns in die eigentliche Kenntniß von „Land und Leuten" doch viel tiefer und gewissenhafter ein als alle frühern Touristen der jüngsten Zeit.

Was dem ebendelprochenen Reisebericht an wissenschaftlicher Tiefe und Begründung abgehen mag, das ersetzen die „Ansichten aus den deutschen Alpen" von K. Müller (Bd. 2) im reichsten Maße. Der Verfasser ist der Ansicht, daß der volle Naturgenuß nur durch wissenschaftliche Vorbildung gewonnen werden könne und der Referent hat aus eigener Erfahrung gelernt, daß wir in der Natur nur das gut und richtig sehen, was wir zu sehen wohl vorbereitet sind. Es ist umsonst, sagt er, das Gemälde eines Meisters ohne Einsicht in Stil, Composition und Technik verstehen zu wollen, und ebenso vergeblich ist es, in einer Alpenreise vollen Genuß zu erwarten, ohne von der Natur der Alpen, vom Nothwendigen und Zweckmäßigen ihrer Bildung die nöthigen Vorkenntnisse zu besitzen. Auf dieser wol richtigen Betrachtung ist die vorliegende Schrift begründet, und sie erfüllt ihren Zweck vollkommen, indem sie dem Wanderer durch die Alpen des Salzkammergutes, Tirols vom Pinzgau ab durch alle innern Thäler bis zum Vorarlberg und dem Bodensee und durch einen Theil von Kärnten die wissenschaftlichen Vorkenntnisse gewährt, deren er zum Vollgenuß jener schönen Naturgemälde bedarf oder die ihm dabei nur wünschenswerth sein können. Es bleibt hierbei nichts unbeachtet, was Geologie, Geognostik,

Physik und Botanik an die Hand geben können, um den nicht völlig ungebildeten Reisenden mit dem vollsten Wissensmaße zum Vollgenuß einer solchen Reise auszustatten, und indem dieser dies alles innig gemischt mit den anziehendsten Schilderungen des Malerischen und Effectvollen und der persönlichen Erlebnisse seines Führers empfängt, findet er sich diesem zu zwiefachem Dank geneigt und verbunden.

Die Reise beginnt von München aus, schildert zunächst Salzburg, den Königssee und sein Gebirge, wendet sich dann in das Pinzgau, zum Rauris und Gasteiner Thal und über die Tauern zum Großglockner, dessen Besteigung durch Major von Innstätten uns geschildert wird. Hier endet der erste Reiseabschnitt.

Salzburg und seine wundervolle Natur sind hundertmal geschildert worden; der Verfasser findet noch neue Striche und Farben für dies Gemälde. Er erkennt einen harmonischen, einen musikalischen Reiz in den Bildungen dieser Natur, der die Mozart, Haydn und Weber begeistigen mußte. „In dieser Natur", sagt er, „ruht ein Inhalt, eine Unmittelbarkeit, eine zur Frömmigkeit stimmende Naivetät, ohnegleichen und unerschöpflich, wie die Schöpfung selbst. In ihr ruht zugleich eine Form, ein Maß, über ihr schwebt ein Licht, gleichweit vom Grellen wie vom Düstern entfernt, mild wie das der gemäßigten Zone, glänzend wie das der warmen Himmelsstriche. Eine solche Natur konnte nicht ohne mächtigen Einfluß auf das Gemüth des Menschen bleiben, und dieser Einfluß sprach sich im Liede, in der Musik aus." Mit ähnlichen Betrachtungen schließt die Schilderung des ersten Alpenglühens vom Mönchsberge aus genossen, wie denn überall das Gedankliche und Phantasievolle in den Naturgemälden des Verfassers neben dem Strengen und Wissenschaftlichen seinen Platz findet und ihn gut ausfüllt. Die Bestimmung d. Bl. gestattet uns nicht, dem Verfasser in den Einzelheiten seiner Wanderung zu folgen; wir können höchstens auf eine oder die andere seiner Wahrnehmungen hindeuten, an die sich etwa eine zufällige Bedeutung knüpft. So ist über die Natur, das Leben, die Wanderung der Gletscher der Abschnitt „Gang zum Großglockner" von ganz besonderer Wichtigkeit, indem er manches Geheimniß erklärt oder doch der Deutung näher bringt, während über Cultur und Volkswesen der Tiroler die Reise durch das Pusterthal vorzüglich anziehend und lehrreich erscheint. Hier heißt es z. B.: „Die merkliche Verschlechterung des Klimas ist eine Wahrnehmung, die gleichmäßig durch ganz Tirol gemacht wird, sie hängt mit der zunehmenden Entvölkerung zusammen und steht mit ihr in Wechselwirkung. Das alte tiroler Leben verstummt unter dem Kampf um die Existenz der Familie: die Noth, die Klage über zunehmendes Vereisen der Alpen und Sinken der Temperatur ist allgemein, auch ihre Ursachen sind bekannt. Sie beruhen wesentlich auf der furchtbaren Entwaldung der Gebirge; wo der Wald fehlt, schieben sich die Gletscher, die Schneefelder unaufhaltsam vor, es ist unmöglich in solcher Nähe junge Schonungen emporzubringen, und wo früher herrliche Birkenwaldungen bestanden, ist jetzt, wie in Island, nur ellenhohes Gestrüpp zu sehen. Bruneken, nur 300 Fuß höher als Lienz, hat jetzt weder Reben noch Maisbau mehr, weil der Ferner vorrückt und mit ihm die Vereisung zunimmt. Hier ist nun der Sitz jener ins Ausland wandernden Teppichhändler aus Tirol, welche der echte Tiroler jedoch kaum als Landsleute gelten läßt. Ihr familiäres «Du», dessen sie sich draußen im Reich bedienen und ihr naives Geradezugehen sind keine natürlichen Abzeichen eines Tirolers, sondern eine bloße Usurpation, die in dem heitern Thale, einem der belebtesten und freundlichsten von ganz Tirol, unbekannt ist."

Ein fernerer Abschnitt unsers Reiseberichts umfaßt nun die südlichen Thäler Tirols, das Badiathal, das Eisackthal bis Botzen, Meran, das Vintschgau, Malis, das Rosanathal und endlich Vorarlberg bis Bregenz und erfüllt auch hier die doppelte Aufgabe eines Lehrbuchs und eines reichen Naturgemäldes. Mit dem Vorthal der südlichen Dolomitalpen beginnt zugleich die romanische Sprachscheide im Badiathal: die bisherige Herrschaft des Urgesteins (Gneis) geht von nun an in die Formation des Muschelkalks über, auf dem sich der Dolomit erhebt, der ganz neue Formen und eine neue Flora — Zwerggesträuche — im Gefolge hat. Der Verfasser drückt später, in Meran, die Ueberzeugung aus, daß die Bildung der Naturumgebungen auf für die geistige Menschenbildung unbedingt bestimmend und maßgebend sei. So lebhaft er diese Ansicht nun auch vertritt und so scheinbar er sie zu machen weiß, so glauben wir unsererseits doch, daß ein nicht geringes Maß von Selbsttäuschung hierbei unterläuft. Man liest dergleichen oft und es soll nicht geläugnet werden; daß die Sache etwas für sich hat: im ganzen genommen geht man in diesem Parallelismus zwischen Naturreich und Menschengeist jedoch regelmäßig zu weit. Der Verfasser hat gefunden, daß in dem lichtreichen Dolomitgebiet buntere Formen herrschen als in dem düstern Urgestein. Das kann zugegeben werden. Sofort knüpft er aber daran, daß ein schönerer Menschenschlag auftrete: auch das mit Recht, da das reichere Naturleben größere Wohlhabenheit ergibt. Wenn er nun aber den Stolz, die Freiheitsliebe, den selbständigen Charakter gleichsam von den kühnen Umrissen der Gebirge abhängig sein, Unabhängigkeitsgefühl und Großartigkeit der Anschauung von den weiten Bergaussichten, Kraftgefühl vom Verkehr, Einfachheit, Ruhe und besonnene Tapferkeit, ja selbst den religiösen Glauben von Berg und Thal abstammen läßt, so vergißt er mit vielen andern alle die zahllosen Ausnahmen, die seinen Regeln entgegentreten. Er vergißt, um nur des Nächsten zu gedenken; daß auch Gebirgsvölker weich und charakterschwach sein können, wie die nördlichen Pyrenäen-, die schlechtesten Gebirgsbewohner, die Stämme am südlichen Himalaja u. s. w. und daß seine gepriesenen Passeyrer nicht zäher, selbständiger und stolzer sein können, als die Bauern der westfälischen und jütischen Marschebenen, die Pommern und die Friesen. Ja, soll Napoleon I. durchaus ein Product der corsischen Berge sein, die er schon im zwölften Jahre verlassen, so fragen wir einfach, warum denn seine Brüder so durchaus andere Menschen waren als er? Wir meinen, daß in solchen Parallelen zwischen Naturform und Menschengeist viel jugendliche Illusion mit unterlaufe und daß Abstammung und Ernährungsweise an der Menschenbildung viel mehr Antheil nehmen, als Klima und Umgebung, womit wir denn seiner Begeisterung für die Hofer, Hutthinger, Oppacher und andere tiroler „Leonidasse" keineswegs zu nahe treten wollen. Seine Charakteristik der Thäler um Meran und Botzen ist vorzüglich und gern treten wir ihm dem bei, daß unter beiden ein Streit um den Vorrang eigentlich nicht stattfinden könne; da, wer sich an einer kräftigen, plastischen Natur mehr erfreut, Botzen, und wer sich der romantischen Schönheit zuneigt, Meran den Vorzug einräumen muß; er will dem ersten einen goldenen Apfel, dem andern aber einen Apfel von Gold ertheilen, was den alten Streit immerhin reich lösen heißt. Das Vintschgau, das Stilfserjoch, das Jothal endlich sind nicht minder eingehend und mit malerischer Belebung geschildert und geographisch wie ethnographisch und geschichtlich gebracht, als die frühern Punkte, und die Culturbedürfnisse des Landes, Sein und Werden der Bevölkerungen sind gut und anschaulich dargestellt, ja, die Befähigung des Verfassers für die Lösung seiner ganzen und vollen Doppelaufgabe scheint eher gegen den Schluß seiner Arbeit hin zu wachsen, als irgend Abnahme oder Ermüdung zu verrathen. Und so schließt er denn auch sein inhaltreiches Werk mit einem vorzüglich sorgsamen Inhaltsverzeichniß und einer ganz vortrefflichen Karte seiner Wanderung ab, die zusammen mit den Illustrationen im Text des Buchs das Verdienst desselben und seine Brauchbarkeit für jeden ernsten Wanderer in dieser herrlichen Alpenwelt noch bedeutend zu erhöhen geeignet sind.

Wir schließen diesen Artikel mit einigen Worten über ein zwar wohlgemeintes, aber freilich nur unbedeutendes Buch, „Allen frohen Wanderern", von R. Trentsch (Nr. 3), das uns jedoch mehr zur Erheiterung für „verstimmte" Reisende geschrieben zu sein scheint. Wir sitzen in einem langweiligen

Gasthofe, der seine Regen schlägt melancholisch und eintönig an unser Fensterglas, oder wir finden uns in einer politisirenden Reisegesellschaft im Eisenbahncoupé festgebannt oder haben eine lange Stunde auf die Ankunft des Zugs zu warten, unruhig und zu jeder ernsten Lectüre unaufgelegt: das ist der Moment, in dem die leichte Gabe des Verfassers uns willkommen sein wird! Eine Zeit, die für alle Bedürfnisse der Zeit sorgt, muß auch auf die Leere der Zeit Bedacht nehmen und so hat auch eine Sammlung von flüchtigen Reisebildern und Reiseanekdoten ihre Berechtigung. Mehr aber gibt unser Verfasser allerdings nicht. Er schildert uns einen Sonntagnachmittag in Petersburg, erzählt eine komisch-fürchterliche Geschichte von einem petersburger Ballfest, schifft mit uns nach Rügen, besteigt die Roßtrappe, malt eine Spielbankscene, steigt über das Bernerjoch, besucht das Passeyrthal und Schloß Tirol, ersteigt den Rigi, befährt den Comersee und dient uns in Mailand als Cicerone. Der Autor, der alle diese Sachen für die „Gartenlaube" schrieb, ist kein „Reisebildner" ersten Ranges; allein manche von seinen Schilderungen gelingt ihm doch ganz gut: so ist seine Wanderung auf dem Dache des mailänder Doms nicht übel, wenn wir ihm auch die 4500 Statuen nicht nachzählen mögen, die er hier angetroffen haben will. Ebenso ist seine Spätgenreise und der Besuch von Chur, das Verweilen in Arcenaz, die Wanderung in Salzburg und Tirol und anderes erfreulich; ihren speciellen Werth wird die kleine Sammlung aber doch immer nur von dem Umstande empfangen können, daß sie als „Reiselückenbüßer" in den oben bezeichneten Momenten uns in die Hände fällt. Dann erscheint sie ohne andere Ansprüche als Freund in der Noth und kann von uns als solcher empfohlen werden. 4.

Notiz.

Wilhelm Hauff und Johann Christian Günther.

Eins der am häufigsten in Deutschland gesungenen Lieder ist das zu einem wirklichen Volksgesange gewordene bekannte Studentenlied von Wilhelm Hauff mit dem Anfange: „Morgenroth! Morgenroth! leuchtest mir zum frühen Tod!" Die wenigsten werden wissen, daß Hauff Versmaß und Motive dazu aus einem Gedicht Johann Christian Günther's benutzt hat, welches in seinen poetischen Werken unter der Aufschrift „Abschied von seiner ungetreuen Liebsten" enthalten ist. Bei Günther lautet z. B. die erste Strophe:

Wie gedacht,
Vor geliebt jetzt ausgelacht,
Gestern in den Schos gerissen,
Heute von der Brust geschmissen,
Morgen in die Erust gebracht!

Eine spätere Strophe lautet:

Und wie bald
Misst die Schönheit die Gestalt!
Rühmst du gleich von reiner Farbe,
Daß sie ihresgleichen darbe:
Ach die Rosen werden alt!

Die hierauf bezüglichen Parallelstellen aus dem neuern Liede brauchen hier nicht, weil sie allgemein bekannt sind, hier nicht erst anzuführen. Wir theilen dies nicht mit, um auf W. Hauff irgend den leisesten Tadel zu werfen, wir freuen uns vielmehr seiner so hier glücklichen, das Vorbild an Gehalt weit übertreffenden Umgestaltung des Günther'schen Gedichts; aber wir glauben doch, daß es manchem von Interesse sein dürfte, von dem hier mitgetheilten Factum Kunde zu erhalten. An eine rein zufällige Aehnlichkeit beider Gedichte ist sicherlich nicht zu denken und es dürfte nur noch zu fragen, ob das Günther'sche Gedicht hier und da im Volke oder in Kasernen gesungen wird und die Melodie, die es uns scheint, eine ältere Volksweise ist. 13.

Bibliographie.

Aimard, G., Die Trapper in Arkansas. Deutsch von E. Drugulin. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aster, A., Maria. Ein Gedicht. Hannover, Lohse. 16. 20 Ngr.

Burns', R., Gedichte. Uebertragen von H. J. Heintze. Mit erläuternden Anmerkungen. Leipzig, C. F. Fleischer. 16. 2 Thlr.

Germer, E. W., Das Studentenkorps Vandalia. Deutsches Universitätsleben und Fahrten durch die Welt. Mit zwei Illustrationen. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5ten Jahrhundert bis zum 16ten Jahrhundert. 1ster Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Höfler, C., Heinrich's IV., Königs von Frankreich, Plan dem Hause Habsburg Italien zu entreißen. Eine historische Abhandlung. Prag, Credner. Gr. 8. 10 Ngr

Laurencin, F. V. Graf, Das Paradies und die Peri. Dichtung aus „Lalla Rookh" von Th. Moore. In Musik gesetzt von R. Schumann. Erläutert. Leipzig, Matthes. 4. 12 Ngr.

Meißner, A., Durch Sardinien. Bilder von Festland und Insel. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, V., Gedichte. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 16. 10 Ngr.

Mundt, Th., Italienische Zustände. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Skizzen aus Piemont und Rom. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Prochnow, J. T., Johannes Evangelist Goßner. Eine biographische Skizze nebst Uebersicht der Goßnerschen Missionsthätigkeit. Berlin. 8. 15 Ngr.

Steinmann, L., Zwei Dutzend Gedichte. Wien, Sommer. 1858. 8. 8 Ngr.

Stöber, A., Der Hünerhubel, ein gallisches Hügelgrab bei Ritheim. Der Weiler Ell, das gallo-römische Helletus. In vermehrter und verbesserter Bearbeitung herausgegeben. Mülhausen. 8. 9 Ngr.

Wiseman, Die Lampe des Heiligthums. Novelle. Regensburg, Pustet. Gr. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Darf Deutschland ruhig zusehen, wie Oesterreich angegriffen wird? Eine Stimme aus dem deutschen Norden. Augsburg, Doll. Gr. 8. 5 Ngr.

Die italienische Frage im Jahre 1859. [Aus der Civiltà cattolica.] Augsburg, Doll. Gr. 8. 6 Ngr.

Die russische Gesetzgebung, gegenüber der Gewissensfreiheit unserer Zeit. Aus dem Französischen. Mit einem deutschen Vorwort. Münster, Theissing. Gr. 8. 4 Ngr.

Maurer, G. L. v., Rede bei der 100jährigen Stiftungsfeier der Königl. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1859. München. Gr. 4. 5½ Ngr.

Preußen und der künftige Congreß. Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Roth, C. F., Stimmen aus der württembergischen Kammer der Abgeordneten im Sommer 1858. Ein Beitrag zur Verständigung über sociale Fragen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 5 Ngr.

Schulz-Bodmer, W., Entwaffnung oder Krieg. Eine Denkschrift für den italienischen Congreß. Zugleich ein Nachtrag zu der Schrift: Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Uhlich, Uns graut vor Euch! Rede vor der freien Gemeinde in Berlin. Berlin, Seelhaar. 8. 1½ Ngr.

Zunz, Die Vorschriften über Eidesleistung der Juden. Beleuchtet. Berlin, Springer. Br. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Auf stillen Wegen.

Dichtungen von Julius Hammer.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Eine neue Gedichtsammlung Julius Hammer's, die vierte, die von ihm erscheint, allen Freunden der frühern gewiß sehr willkommen. Der Charakter und die eigenthümlichen Vorzüge der Hammer'schen Dichtungen sind so bekannt, daß letztere keiner weitern Empfehlung bedürfen. Daß sie sich zahlreiche Freunde erworben haben, beweist das Erscheinen der achten Auflage seiner ersten Sammlung.

Julius Hammer's übrige Dichtungen

erschienen in demselben Verlage und in gleicher Ausstattung (Miniatur-Ausgaben) unter folgenden Titeln:

Schau um dich und Schau in dich. Achte Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Zweite Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Hammer's bereits in achter Auflage erschienene Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier", und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden.

Die zweite, auch schon in zweiter Auflage erschienene Sammlung: „Zu allen guten Stunden", enthält poetische Productionen ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Die Gedichtsammlung „Fester Grund" kann gewissermaßen als ein zweiter Theil zu „Schau um dich und Schau in dich" bezeichnet werden. „Fester Grund" heißen die Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntniß und durch Erkenntniß der stufenweisen Entwickelung des Ewigen und Höchsten im Menschen.

Außerdem erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte dieses Romans, mit dem Julius Hammer zuerst auch als Romanschriftsteller aufgetreten, ist dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem sie das Beste, den idealen Gehalt, in harmonisches Gleichgewicht zu setzen bemüht ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Politik des Tages.

Von Friedrich von Raumer.

8. Geh. 6 Ngr.

Diese soeben erschienene Schrift enthält die Ansichten des berühmten Historikers über die Tagesfragen: über Oesterreichs Stellung, die Verhältnisse Italiens und Preußens Aufgabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Gedanken

eines weltlichen Mannes.

Dichtungen von

Karl Egon Ebert.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Nach längerm Schweigen tritt der durch seine in dritter Auflage erschienenen Gedichte (Stuttgart, Cotta), durch sein Heldengedicht „Wlasta" und mehrere andere Werke bekannte Dichter mit dieser ausgewählten Sammlung vor das Publikum. Das Aufsuchen des Echten und Rechten und der Kampf gegen das Unechte und Nichtrechte bildet den Grundton der „Frommen Gedanken", die der Verfasser in praktischer Anschauungsweise zum größten Theile aus der Welt, wie sie eben ist, aus den Zuständen und Richtungen der Gegenwart herausgegriffen hat.

Varnhagen von Ense, dem diese Dichtungen im Manuscript bekannt wurden, schrieb über dieselben kurz vor seinem Tode unter anderm: „Gleich die Hauptsache berührend, erkläre ich unumwunden, daß ich der Richtung und Tonart der «Frommen Gedanken» aufrichtigst beistimme. Es ist hier ein Dichtungsgebiet eröffnet, wo die Phantasie nicht in wilden Schweifungen, sondern begleitet von Verstandesklarheit, in weisen Betrachtungen sich ergeht. Der Leser dieser Gedichte muß die innigste Hochachtung für den Dichter fühlen und in sich selber bald eine wohlthuende Einwirkung von ihnen wahrnehmen; dies kann ich wenigstens von mir rühmen, und ich denke, vielen andern wird es ebenso ergehen. Ein sittlicher Kern, wie hier überall zu Grunde liegt, vom Schmuck der Dichtung umgeben, in blühender und reicher Sprache, hat von jeher dem deutschen Gemüth entsprochen, Beifall und Zustimmung angeregt. Auch diese Gabe darf meines Erachtens mit Gewißheit auf dankbare Empfänger hoffen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Porträts von

Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld.

Gezeichnet von **Pecht**, gestochen von **Raab** und **Fleischmann**.

Imperial-Folio. Separatabdrücke aus der «Schiller-Galerie»

Ausgabe auf feinstem Kupferdruckpapier: jedes Blatt 16 Ngr.
Prachtausgabe auf chinesischem Papier: jedes Blatt 20 Ngr.

Diese beiden in Stahl gestochenen Porträts, die Pendants bilden, zeichnen sich durch geistvolle Auffassung wie durch künstlerische Vollendung vor andern aus, und werden jedem Verehrer Schiller's willkommen sein. Sie sind der

«Schiller-Galerie» von **F. Pecht** und **A. von Ramberg** entnommen, jedoch in bedeutend vergrössertem Format. Von diesem Prachtwerk liegen bisjetzt sechs Lieferungen (à 1 Thlr. 6 Ngr.) vor; die noch fehlenden vier Lieferungen werden in etwa monatlichen Zwischenräumen erscheinen und das Werk wird somit noch vor Schiller's hundertjährigem Geburtstag vollendet sein.

☞ Vorräthig in allen Buch- und Kunsthandlungen. ☜

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 26. Mai 1859.

Inhalt: Zur Geschichte Westfalens und Niedersachsens. Von Levin Schücking. — Aus dem amerikanischen Westen. — Semler als wissenschaftlicher Begründer des Rationalismus. Von Thaddäus Lau. — Die ökonomischen Verhältnisse des Schriftstellerstandes. — Notiz. (Trübner's Katalog der nordamerikanischen Literatur. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte Westfalens und Niedersachsens.

1. Geschichte der westfälischen Geschlechter unter besonderer Berücksichtigung ihrer Uebersiedelung nach Preußen, Kurland und Livland, von A. Fahne. Mit fast 1200 Wappen und mehr als 1300 Familien. Köln, Heberle. 1858. Folio. 14 Thlr.
2. Geschichte des münsterischen Aufruhrs in drei Büchern von C. A. Cornelius. Erstes Buch: Die Reformation. Leipzig, T. O. Weigel. 1855. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim. Von H. A. Lüntzel. Herausgegeben aus dessen Nachlasse. Zwei Bände. Hildesheim, Gerstenberg. 1857—58. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.
4. Geschichte des Schlosses Steinbrück im Fürstenthum Hildesheim und Jürgen Wullenweber. Von H. A. Lüntzel. Hildesheim, Gerstenberg. 1851. Gr. 8. 15 Ngr.
5. Der heilige Bernward, Bischof von Hildesheim. Von H. A. Lüntzel. Hildesheim, Gerstenberg. 1856. Lex.-8. 16 Ngr.

Wir haben hier einige historische Arbeiten zusammengestellt, welche im Laufe der letzten Jahre erschienen und als verdienstvolle Beiträge zur westfälischen und niedersächsischen Geschichte zu betrachten sind. Die „Geschichte der westfälischen Geschlechter" von A. Fahne (Nr. 1) verlangt namentlich in dieser Beziehung unsere Aufmerksamkeit und den gebührenden Zoll der Anerkennung als ein Unternehmen, dessen Abschluß eine ganz unendliche Mühe, einen zähen, ausdauernden, bienenhaften Sammlerfleiß erforderte, und dessen Vollendung eigentlich etwas Phänomenales hat bei unserer deutschen Gelehrtenzunft, die derartige weitaussehende, ein unendliches Arbeiten erfordernde Ziele sich wohl vorsetzt, aber infolge scrupulöser Gewissenhaftigkeit, die sich nie ein Genüge thut, selten damit zu Ende kommt. Eine Geschichte, d. h. eine genealogische Erörterung und Darstellung sämmtlicher Geschlechter eines Landes zu geben, welche riesenhafte Arbeit das ist, wird, wer jemals genealogische Forschungen trieb und dabei auf die Urkunden zurückging, zu würdigen wissen! Fahne, bekannt durch zahlreiche Leistungen auf dem Gebiet der Geschichte, namentlich seiner niederrheinischen Heimat, hat schon früher ein ähnliches Werk in Bezug auf die kölnischen, jülichschen und bergischen Geschlechter (zwei Theile, Köln 1848) edirt und jetzt seinen Fleiß den westfälischen Geschlechtern zugewendet. Dieser Fleiß bleibt nun wie gesagt in hohem Grade anerkennenswerth, und um so mehr, als er ein höchst uneigennütziger ist; denn der Verfasser hat für das Werk, dessen Veröffentlichung, resp. Herstellung nach seiner Angabe einen Kostenaufwand von 3000 Thlr. machte, unter dem reichen Adel Westfalens fast gar keine Subscribenten gefunden, obwol sein Unternehmen zunächst für diese wichtig und bedeutungsvoll erscheinen mußte. Ein Blick in das Buch mit seinen zahllosen ausführlichen Stammtafeln, seinen Wappenabbildungen in Holzschnitt, der Fülle seiner Notizen über längst ausgestorbene Geschlechter zeigt auch das ernste Streben nach gründlicher, erschöpfender und vollständiger Lösung der Aufgabe, die sich der Verfasser setzte. Trotzdem dürfen wir nicht verschweigen, daß manches grobe Versehen begangen wurde; daß manches Geschlecht unerwähnt blieb, welches hätte erwähnt werden sollen; daß manche Verwechselung von Namen und Orten vorkommt, die billig hätte vermieden werden sollen. Mängel und Irrthümer aber sind zu verzeihlich bei einer solchen Arbeit, als daß man scharfen Tadel darüber aussprechen dürfte, wenn man auch einräumen muß, daß die Brauchbarkeit des Werks für den Geschichtsforscher und Geschichtschreiber darunter sehr leidet. Wir machen auf einige dieser Verstöße aufmerksam. Bei dem Namen Droste sagt Fahne: sie hießen ursprünglich von Manerschein. Das ist ein Schnitzer, der einem Genealogen nicht entschlüpfen sollte, weil die Droste zu Vischering, die alten Drosten und Anführer der Vasallenschaft des Hochstifts Münster als das erste und vornehmste Geschlecht des niedern Adels in Westfalen angesehen werden. Diese Drosten hießen ursprünglich von Wulfheim oder Wulfen, bis sie den Amtsnamen Droste annahmen. Den Namen Manerschein führte nur ein einzelnes Mitglied der Familie als Spottnamen im 15. Jahrhundert. Auch das Wappen gibt Fahne unrichtig an; sie siegeln mit einem silbernen Schild im rothen Felde, nicht roth in Silber, wie unser Autor sagt. Falsch ist ferner, wenn Fahne angibt, die Droste zu Hülshoff,

ursprünglich Deckenbrock genannt, seien die Drosten des Stifts Unserer lieben Frauen zu Ueberwasser gewesen; sie waren die Truchsessen oder Drosten und Anführer der Lehnsmannen des Domkapitels zu Münster. Ferner finden wir mehrfach Familien aufgeführt, die entschieden nicht ritterbürtige waren, z. B. Mensingk, Tonge, Mürstermann; und dagegen adeliche z. B. von Detten, von Schücking, von Glane, von Tonking zu Cuchenheim, von Ostmann, von Krane zu Mattena und Brockhausen und viele andere gar nicht erwähnt. Wenn Familien so neuen Adels wie von Forkenbeck Aufnahme fanden, hätten auch die Namen von Olfers, von Druffel, von Zurmühlen, von Tönnemann, von Tenspolde nicht fehlen dürfen. Auf der andern Seite ist Fahne ziemlich eifrig im Schaffen neuer Geschlechter. So oft er einen Namen mit einem de in einer Urkunde findet, so führt er denselben als den eines Geschlechts auf. Z. B. „Matbergen, 1150 kommt Elvericus de Matbergen in einer Urkunde des Bischofs Philipp von Osnabrück vor." Derartiges Vorkommen beweist nun noch lange nicht die Existenz eines besondern Geschlechts; de Matbergen wird der Name eines Hofes, eines Besitzes sein, nach welchen jener Elverich sich schrieb, der, weiß der Himmel welchem Ministerialengeschlechte angehörte; wenn wir das Wappen nicht haben, können wir aus einem einmaligen Erwähnen des Namens in einer Urkunde nichts schließen.

Das sind alles jedoch Einzelheiten; ein wesentlicherer Fehler unsers Buchs scheint uns der zu sein, daß Fahne die Genealogie der wichtigsten westfälischen Geschlechter, der Droste-Vischering, der Merveldt, Galen, Fürstenberg, Plettenberg, Kerkering und viele andere gar nicht mittheilt, sondern darüber auf seine noch zu erwartenden Schriften, die Geschichte der Dynasten von Bocholtz oder die Geschichte der Herren von Hövel verweist. Dies macht das vorliegende Werk offenbar unvollständig.

Wir gehen über zu der „Geschichte des münsterischen Aufruhrs" von C. A. Cornelius (Nr. 2), einer ausgezeichneten Schrift, deren wir bereits früher würden Erwähnung gethan haben, wenn wir nicht das Erscheinen des zweiten und dritten Buchs hätten abwarten wollen. Dies verzögert sich jedoch in unbilliger Weise — es steht seit 1855 in Aussicht. An einer gründlichen, erschöpfenden, auf den neuern historischen Forschungen basirenden Geschichte des großen münsterschen Wiedertäuferdramas hat es bisher gefehlt; der Verfasser der vorliegenden Arbeit zeigt, daß niemand mehr als er berufen sei, uns eine Geschichte jener Revolution zu geben, „die, nach Zeit und Raum beschränkten Umfangs, weder durch Mannichfaltigkeit der wirkenden Kräfte noch durch ihrer Theilnehmer geistige Bedeutung sich auszeichnet, allein an Schwung der Bewegung, Größe des Ziels und Vollkommenheit des Umsturzes den vielbeschriebenen gleichartigen Weltereignissen nicht nachsteht". Der Verfasser stellt in dem vorliegenden ersten Buche seiner Geschichte die der eigentlichen Wiedertäufererhebung voraufgehende Periode der Verbreitung der Reformation in den westdeutschen Landen dar. Große geistige Klarheit der Auffassung und eine edle, sorgfältig behandelte Form sind dabei, was den Leser zunächst fesselt. Jene Klarheit, verknüpft mit dem Streben nach Unparteilichkeit, zeigt sich namentlich in der Beurtheilung der altkirchlichen Verhältnisse, was bei dem katholischen Standpunkt des Autors um so mehr zu rühmen ist. Sehr gut und mit Geist ist dabei der Zusammenhang der reformatorischen Bewegungen mit dem wissenschaftlichen Lichte dargestellt, das von den Bestrebungen der Humanisten und der Rückkehr zu der Bildung des classischen Alterthums über die Welt ausstrahlte. Der feindliche Gegensatz zwischen den Tendenzen der neuen Wissenschaftlichkeit und denen der alten Kirche mußte bald zu Tage treten, und dabei erblickt Cornelius auf seiten der Vertreter der letztern den größern Theil der Schuld. Er sagt (S. 30):

> Hätten diese, wie sie mußten, auf der Höhe der Zeit gestanden, so wäre ihnen die Erkenntniß nicht schwer geworden, daß der neue fremde Geist, der jetzt langsam emporstieg, zwei Aufgaben ihnen deutlich stellte; die eine: die Reform der Kirche zu beschleunigen, das weltliche Wesen, das jedem Angriff auf das Kirchenthum Sieg verhieß, mit allen Kräften zu unterdrücken und zu verbannen; die zweite: Geist mit Geist zu bekämpfen, sich des neuen Bildungsstoffs zu bemeistern, seine Macht und Schönheit mit der alten christlichen Wissenschaft und Anschauungsweise zu versöhnen und als lebenbringendes einträchtiges Glied in den Kreis des Bestehenden einzuführen. Es steht den Meistern der Theologie und Häuptern der Kirche wohl an, und ist ein Zeichen, daß sie nicht blos die Beweise der Wahrheit inne haben, sondern von der Wahrheit selbst erfüllt sind, wenn sie allen, was unter Menschen schön und gut ist, wo immer es sich finden mag, ein offenes Herz entgegentragen.

Das ist gewiß sehr richtig bemerkt, aber an die Kirche des 16. Jahrhunderts solche Anforderungen stellen, heißt doch eigentlich Feigen vom Dornstock verlangen. Darum ja eben war jede Opposition jener Zeit so erfolgreich, war selbst, wie sich in den Bauernkriegen manifestirte, jede unterste Schichte des Volks, die sonst so zäh und unerschütterlich vom Elemente des Glaubens beherrscht wird, gegen die historische Kirche jener Zeit aufgebracht, weil ein inneres Geistesleben, welches „den Geist mit Geist zu bekämpfen", sich „eines neuen Bildungsstoffes zu bemeistern" vermocht hätte, gar nicht mehr darin vorhanden war. Die Stimmen einzelner erleuchteter Männer der Kirche, wie sie allerdings, wenn auch gar wenig, auftauchten, wurden von den Männern, die in theologicis das Wort führten, den Facultäten, den Hochstraten, den Arnold von Tongern, den Johann Venradt, sofort erstickt; und die fürstlichen Bischöfe hatten nicht darum sich wählen und in Ausnahmsfällen auch wol weihen lassen, um durch Reformen sich ihre sonveränen Hoheitsrechte schmälern zu lassen; das Gefühl war ja bei ihnen im Reichsfürstenthum vollständig entgegangen! Freiwillige Entsagung auf Privilegien im großen und ganzen ist etwas, wovon unsers Wissens die Geschichte kaum ein Beispiel aufgewiesen hat.

Interessant ist es zu verfolgen, welche große Rolle bei dem raschen Wachsthum und der Verbreitung der neuen Lehre in Westdeutschland der Orden der Augustiner

stellt. Schon von der ersten Zeit der Reformation her, die zuerst Wittenberg an sich zog, und dann ganz Sachsen, Preußen und Schwaben, Hessen und Niedersachsen, Pommern und Livland, Schweden und Dänemark, Frankfurt, Bremen, Lübeck, Hamburg, Leipzig, nur gerade nach Wittenberg zieht, hat sich die Universität Wittenberg in den Augen der meisten Protestanten als den Mittelpunkt, als die Hauptschule der Reformation angesehen, und jedermann weiß, wie Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Cruciger, Jonas, Aurogallus, Major, Amsdorf, Forstemius, Creutziger, Matthesius, Crodel, Cordatus, Agricola, Pomeranus, Camerarius, Myconius, Spalatinus, Justus Menius, Cellarius, Rhegius, Urbanus, Osiander, Brenz, Schnepf, Schleupner, Alber, Blarer, Schradin, Frecht, Bucer, Capito, Hedio, Fagius, Sturm, Sleidan, Hubert Languet, Melchior Adam, Hospinian, Hottinger, Ursinus, Olevianus, Zanchius, Piscator, Alting, Heidegger, Turretin, Vitringa, Venema, Wesseling, Ruhnken, Valckenaer, Wyttenbach, Ernesti, Heyne, Wolf, Reiske, Schütz, Hermann, Gottfried Hermann, Spalding, Semler, Teller, Reinhard, Wegscheider, Gabler, Bretschneider, Schleiermacher, Marheinecke, Neander, Tholuck, Hengstenberg, Rosenmüller, Gesenius, Winer, Ullmann, Umbreit, Rückert, Ewald, Hupfeld, Delitzsch, Baumgarten-Crusius, Kahnis, Luthardt, Thomasius, Hofmann, Frank, Dorner, Rothe, Nitzsch, Lange, Ebrard, Schenkel, Lechler, Hagenbach, Baur, Strauß, Zeller, Hilgenfeld, Volkmar, Köstlin, Ritschl, Pfleiderer, Holtzmann, Weizsäcker, Kübel, Grimm, Bernhard Weiß, Harnack, Kattenbusch, Cremer, Kaftan, Wendt, Titius, Schlatter, Seeberg, Loofs, Wobbermin, Troeltsch, Bousset, Gunkel, Wrede, Wellhausen, Eduard Meyer, Adolf Jülicher, Johannes Weiß, Wilhelm Bousset, Heinrich Weinel, Bultmann, Gogarten, Hirsch, Hermann Schüler, Wilhelm Lütgert, Karl Holl, Reinhold Seeberg, Hermann Gunkel

Wullenweber, den bekanntlich der Erzbiſchof von Bremen, in deſſen Gewalt er gerathen, an ſeinen Bruder Herzog Heinrich von Braunſchweig auslieferte (Februar 1536), den kühnen Demagogen in die Gewalt des auf landesherrliche Machtvollkommenheit eiferſüchtigſten Tyrannen, den Ketzer in die Hände des eifrigen Katholiken. Die Burg zu Steinbrück, damals im Beſitze des braunſchweigiſchen Herzogs, nahm Wullenweber auf. Die Mauern ſeines Kerkers ſind 10 Fuß dick, der innere Raum 17 Fuß lang und breit, in der Höhe von 21 Fuß gewölbt. Es iſt indeß in der Höhe von 9 Fuß eine Balkendecke durchgezogen geweſen, ſodaß ſich ein oberes Gemach von 12 Fuß Höhe bildete, mit zwei ſchmalen mit Bänken in den Fenſterniſchen verſehenen Fenſtern, einer Thür nach dem Burgwohnhauſe und einer Treppe nach dem jetzt verſchwundenen Gemache über dem Gewölbe. Jener letztere 12 Fuß hohe Raum war wahrſcheinlich die Verhörſtube, während der eigentliche unten liegende Kerker ganz dunkel war. Durch eine Reihe von immer neuen Folterungen wurden hier Wullenweber von ſeinem fürſtlichen Henker alle möglichen Geſtändniſſe entriſſen und dann wurde über ihn ein öffentliches Volksgericht nach alter Sitte abgehalten, das natürlich nichts war als eine alle Gerechtigkeit höhnende Farce. Am 24. September 1537 trat das Landgericht am Tollenſteine vor Wolfenbüttel zuſammen unter freiem Himmel und bei gewaltigem Zuſammenlaufe des Volks. König Chriſtian von Dänemarks Rath und Orator und drei Abgeordnete Lübecks traten als die Ankläger auf, auf Grund der Wullenweber durch die „Peine" entriſſenen Geſtändniſſe. Wullenweber antwortete kurz und beſtimmt. Der Richter forderte endlich einen der Schöffen auf, die Art der Strafe zu beſtimmen, dieſer that nach Beſprechung mit den Umſtehenden den Ausſpruch: „Herr Richter, das ehrliche Land findet, daß ihm der Scharfrichter das Urtheil finden ſoll." — „Meiſter Hans", ſprach der Richter, „ſo frage ich dich darum." Der Meiſter Hans ſagte: „Herr Richter, ſoll ich ihm das Urtheil finden, ſo will ich ihn hinausführen und in vier Theile hauen und legen ſie auf vier Räder und ihn richten zwiſchen Himmel und Erde, daß er dies nicht mehr thue und ein anderer daran gedenke." Nun wurden dem Angeklagten noch drei Artikel vorgeleſen, die der Notar, welcher das Protokoll ſchrieb, wegen des Lärmens des Volks und der Pferde zum Theil nicht verſtehen konnte, worauf Wullenweber ſich kurz verantwortete: „Es iſt wahr, ich habe in meinem Gefängniſſe alſo bekannt, aber wegen der großen Marter und Pein, die vorhanden war, und zur Errettung meines Leibes und Lebens. Welche ich im Gefängniſſe beſchuldigt habe, die will ich jetzt wieder entſchuldigen, daß meine Seele nicht anderwärts ſterben dürfe vor dem ſtrengen Gerichte Gottes. Ich bitte auch meinen günſtigen Herrn, Se. fürſtliche Gnade wolle ſich mit dem unſchuldigen Blute nicht behangen, meiner armen Seele zu einer ewigen Verdammniß." Hierauf rief Klaus Hermeling, der lübecker Stadthauptmann: „Jürgen, wir ſind dir der Entſchuldigung nicht geſtändig." Da iſt der Scharfrichter mit ihm hinweggezogen. Als ſich nun Wullenweber vom Gerichte gewendet, da hat der herzogliche Großvogt Berthold Rave da gehalten und Jürgen ſprach ihn an: „Herr Vogt, ich bitte Euch, Ihr wollet ſo wohl thun um zu meinem gnädigen Herrn zu reiten und Se. fürſtliche Gnade zu vermahnen der tröſtlichen Zuſage, die er mir perſönlich zugeſagt, daß er mir wolle einen ziemlichen Tod anlegen laſſen, der mir armen Manne wohl zu leiden ſtünde, daß ich armer Mann nicht verzweifle, zum ewigen Verderb Leibes und der Seelen!" Der Großvogt erwiderte: „Jürgen, weil Ihr deſſen begehrt, ſo habe ich Gewalt von meinem Herrn, daß man Euch einen ziemlichen Tod ſoll anthun, welcher Euch wohl zu leiden ſteht und will das mit dem Scharfrichter beſtellen." Auf der Dingſtätte angekommen, erleichterte Jürgen Wullenweber noch die gepreßte Bruſt in zornigen Worten an den lübecker Stadthauptmann, ſetzte ſich dann, mit ſeinem Gewiſſen und mit der Welt fertig, auf die Knie nieder und empfing den tödtlichen Streich mit dem Schwerte. Sein Leib wurde geviertheilt und die Theile auf vier Räder geſteckt.

So, ſchließt unſer Autor ſeine Erzählung des Hergangs, ſtarb Jürgen Wullenweber den Tod des Verbrechers, 44 Jahre alt, von ſeinen Zeitgenoſſen verdammt und verwünſcht, und drei Jahrhunderte nach ihm haben geſchwiegen, ohne den ungerechten Spruch der Mitwelt umzuſtoßen; erſt die neueſte Zeit hat in gründlichſter Forſchung und in dichteriſcher Darſtellung den Kranz auf Wullenweber's Haupt geſetzt, der es ſchon längſt hätte ſchmücken ſollen. War er doch, wie Barthold ſagt, der größte und kühnſte Staatsmann, den das Abendroth des freien deutſchen Bürgerthums umglänzte.

Nr. 5 unſerer Reihe iſt lediglich ein Abdruck einer Epiſode aus Nr. 3, geſchmückt mit einer Abbildung der Michaeliskirche zu Hildesheim, wie ſie im Jahre 1022 ſich darſtellte, und als Weihgeſchenk der Verſammlung des Geſammtvereins der deutſchen Geſchichts- und Alterthumsvereine in Hildesheim am 16. — 19. September 1856 dargebracht.

Lewin Schücking.

Aus dem amerikaniſchen Weſten.

1. Bis in die Wildniß. Von Armand. Vier Bände. Breslau, E. Trewendt. 1858. 8. 5 Thlr.
2. Amerikaniſche Jagd- und Reiſeabenteuer aus meinem Leben in den weſtlichen Indianergebieten. Von Armand. Nr. 24 vom Verfaſſer nach der Natur entworfenen Skizzen. Stuttgart, Cotta. 1858. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir ſind über die amerikaniſchen Geſellſchaftszuſtände in Deutſchland nunmehr mit ſo reichlichem Lesematerial verſorgt, daß es in der That Holz in den Wald tragen heißt, noch mehr von dieſem Stoffe zu ſammeln. Die Neue Welt iſt in allen Richtungen, unter den Einflüſſen der Bewunderung wie des Abſcheus, des Haſſes wie der Liebe und ſo umfaſſend geſchildert, gezeichnet, gemalt, von Neigung verklärt, von Abneigung verdunkelt, daß nur eins die Schriften noch, welche neue Wege in die unermeßliche weſtliche Wildniß eröffnen, auf unſere Theilnahme zu

nicken haben. In den Kreis dieser Schriften gehören die so vielfarbigen bilden Werke, und da sie Herzensreinheit wie mit frischem Hauch ausgeschmet hat, so wirken mit so einnehmen, daß unsere Herz ihnen einige Gymnastiker ungesprochen werden. Aus einigen Andeutungen ist zu entnehmen, daß diese Schöpfungen gerade nicht die dichterische Zeit angehören, vielmehr ein Zeitraum von 15—16 Jahren zwischen der vollendeten Reife nach Hamlet und der Gegenwart liegt — worauf hinsichtlich auf die lange Ueberlastet in einem Geschlecht, die Kunst- und Lebensansichten wesentlich kennzeichnet, — ebenso auf Dichter hinweist, welche sich in der Gesellschaft die Muse Weise zu machen hat. Der Beweis dieser Behauptung wird aufgestellt, vor Jahren Zuschauer und Kritik, die Leser des Theaterblattes und Schriftsteller selbst erfreuenden war der Gerichtet als alle besonders Zuhörer Figur, die Gesellschaft gut gruppirt und von Charakterstücke in einen lebendig und deutlich Hintergrund, so daß nur wie in oder weiter Entfernung übersehbare, für sich selbst zu sprechen.

Der ungewöhnlich lange Gerichtet von Westermen als Neuenstein, als allen Schriftstellern einer solchen, Kunst, Einsicht, Wissenschaft, Sturgeschen und Kleinen aufgeführt, erfüllt sich bei genauer ersten Blick weise erwähnen, wenn der Ergänzer und nicht mit Kunde ungeheuren Personen und seiner Gesellschaft Gesellschaft, Ernst Gesellschaft, Ernst mit seiner Gesellschaft, Ernst Gesellschaft, Ernst Gesellschaft, Ernst

eines Quadronenballs in Neuorleans sei uns anzuführen gestattet.

Die Quadronen, welche diese Bälle besuchen, sind meist von freien farbigen Müttern geboren und ihre Väter sind größtentheils wohlhabende Leute, die bei der Erziehung ihrer Kinder nichts fehlen lassen; doch den Fluch, der auf dem Schatten ihrer Haut, der bläulichen Farbe ihrer Nägel ruht, können sie mit allem Golde nicht wegkaufen. Die hier Versammelten waren gekommen, um sich einmal wieder öffentlich als Ladies zu zeigen, was die selbstsüchtigen Weißen diesen armen Wesen nur darum gestatten, damit sie selbst sich den Genuß verschaffen, sich ihrer wunderbaren Schönheit und ihrer Liebenswürdigkeit zu erfreuen. Mit ungewöhnlichen körperlichen Reizen, mit allen geistigen Vorzügen aufs reichste begabt, meist frei und unabhängig, zum großen Theil wohlhabend, selbst reich, drängt sie das Vorurtheil doch vom gesetzlichen Familienleben zurück und es bleibt den Unglücklichen keine Wahl, als sich mit einem ihresgleichen zu vereinigen oder unverheirathet mit einem Weißen zu leben und in ihren Kindern erst mit dem Vater auf gleiche Stufe zu treten. Heißliebend wie sie sind, wäre es die größte Erniedrigung für sie, sich mit einem Farbigen zu verbinden; von der Gesellschaft der Weißen aber öffentlich ausgestoßen, rächen sie sich dadurch, daß sie ihre geistigen und körperlichen Reize dazu benutzen, ihre Unterdrücker, ungesehen von der Welt, um so fester in die Fesseln der Liebe zu schmieden. Die angesehensten und ersten jungen Männer von Louisiana beugen sich so unter das Joch einer bezaubernden Quadrone, entsagen den matten Reizen der weißen Schönheiten und stürzen trotz aller Drohungen ihrer Familien in die rächenden Arme eines solchen heißliebenden Engels des Südens.

Das Schauspiel, welches sich Armand hier darbot, war überraschend und seltsam schön; der Glanz einer so großen Anzahl von Schönheiten, die wie blinkende Sterne auf dunkelm Nachthimmel strahlten, blendete ihn. Die Hautfarbe war hier in allen ihren Schattirungen, vom leichtesten Paille bis zu dunkelm Goldbraun vertreten; bald neigte sie sich mehr in das Orange, das Schwefelgelbe, das Goldige, bald ging sie mehr in die mattern Töne der Olivenfarbe über. Die Lippen waren bald wie Karmin, bald wie frisches Kirschroth, bald wie brennender Zinnober. Die Tinten der Augen wechselten weniger, die meisten waren ganz schwarz, wie die Haare, die mit fast unnatürlicher Fülle prangten und alle Kunst erforderten, glatt erhalten zu werden. Bei vielen dieser schönen Wesen drängte sich das Blut in die Wangen, wodurch namentlich die gelben Teints der schönsten reifsten Pfirsich ähnlich wurden. Meist groß und schlank, mit langem Hals, gewölbter Brust, schmaler Taille, zierlichen Füßen und kleinen Händen, schienen alle von derselben geistigen Frische und Laune belebt, der eine große Beweglichkeit, ein leichter oder majestätischer Schritt vollen Ausdruck gaben. Mit dem Schmettern der Trompete und der lustigen Weise der Clarinette und dem Rasen des Schellenbaums begann jetzt der Tanz, und des Erzählers Herz verfehlt nicht, sich für die schöne und geistreiche Apollone zu entflammen.

Wir bedauern hier abbrechen zu müssen, um auf dem uns zugemessenen Raum noch der zweiten der vorliegenden Schriften einigermaßen gerecht werden zu können. Die vorige Arbeit des Verfassers muß in der Lesewelt wol vielfachen Beifall gefunden haben, denn vor uns liegt unter Nr. 2 eine glänzend ausgestattete und mit 24 Illustrationen versehene Fortsetzung seiner Colonisationsgeschichte am Rio Leone in den angezeigten „Amerikanischen Jagd- und Reiseabenteuern", der wir, weil sie im Lehrreichen, Thatsächlichen und Anziehenden noch viel reicher erscheint als das erste Werk, vor diesem den Vorrang vindiciren müssen. Wir finden hier zunächst dieselbe Menschen- und Thiergesellschaft wieder, die uns am Schluß des vierten Bandes der ersten Erzählung umgab. Das Buch umfaßt dann aber einen Zeitraum von 16 Jahren einer wunderbaren Existenz an der Grenze des westlichen Indianergebiets in Texas, die wechselnden Scenen einer unendlich erhabenen Natur, wilder Jagden auf Menschen und Thiere, ernster Sorgen, Gefahren und Anstrengungen, ungekünstelter Freuden, Genüsse und Erholungen, wunderbarer Kämpfe gegen Naturgewalten aller Art, Scenen und Auftritte ungeahnter Kraftentwickelung und geistiger Energie, wie alles dies dem Pionnier der Civilisation so lange zugemessen ist, bis er selbst in die zweite Linie zurücktritt und eine Reihe jüngerer Ansiedelungen ihn von der unmittelbaren Berührung mit der „Wildniß" absondert. Mit drei Deutschen, seinem Wunderrosse Czar und seinem Hunde Trusty, hat der Verfasser am Fuß der Berge des Rio Grande, an den steilen Ufern des Leone, seine kleine Colonie gegründet, auf drei Seiten mit einer 14 Fuß hohen Mauer von aufrecht stehenden Bäumen umwehrt und sie an den vordern Ecken mit kleinen Vorbauen als Schanzen versehen, von wo im Fall des Angriffs das ganze Werk zu bestreichen war. Südwärts vom Fluß, wo die Wohnung stand, erstrecken sich unabsehbar ansteigende, wellenförmige Prairien, nordwärts mehrere Stunden lang dichtester Urwald; nach West und Nord gar keine civilisirte Nachbarschaft, nach Ost und Süd 80 Stunden fern die nächste Ansiedelung.

Von diesem Blockhause aus, das allmählich zu einer ganz behaglichen und selbst mit Kunstgegenständen geschmückten Wohnung anwächst, unternimmt er eine unendliche Folge von Jagd- und Entdeckungszügen, die ihn wochenlang in der Wildniß fesseln, ja selbst eine Entdeckungsreise, 250 deutsche Meilen nordwärts gegen den Plattefluß hin, also durch dieselben Wüstenstriche, welche uns Möllhausen's wissenschaftliche Reise jüngst so anziehend geschildert hat. Der Verfasser ist freilich sein Vorgänger und besteht mit Gefahr und Noth einen weit härtern Kampf als die Expedition, deren Führer Möllhausen war; besonders aber als er verirrt, mehrere Tage allein und zu Fuß in der Wildniß am Colorado umherirrt und uns an einer Situation von dem höchsten spannendsten Interesse theilnehmen läßt. Es ist nicht möglich, auch nur übersichtsweise die Reihe unterhaltender Abenteuer, die der Erzähler in dieser großartigen Natur, im Kampf mit Bären, Jaguar und Wolf, mit den wilden Comanches, den muthigen Weiko- und Lepan-Indianern, auf der Büffel-, Hirsch- und Pferdejagd erlebt, anzudeuten oder den Leser eine Vorstellung davon zu geben, in welchem Maße dies wunderbare Naturleben die Kräfte steigert, die Sinne bis zum Wunderbaren schärft und die

Gerüste des Culminirens durch Kraft und Freiheitsgefühl in den Hintergrund drängt. Also muß wie vermögen, ist, neben einigen allgemeinen Bemerkungen, eines der einzige Weg, der uns zu einer Art wirklicher Wirkung geführt wird, zu fliegen. Wer einen Blick zu thun auf den Kampf der Prairie, einen wilden Schwimmkampf, der zu einer Art wirklichen Wesen gewonnen ist, mit wahrhaft dramatischen Effect Wesen gewonnen ist, mit wahrhaft dramatischen Effect gewinnen, wenn Sie, Sie, Sie,

Damals war es lediglich der Gegensatz von Orthodoxie und Pietismus, um den sich die Theologie bewegte, und wenn einzelne Theologen, wie Baumgarten, der Wolf'schen Philosophie Einfluß auf die Theologie verstatteten, so wurden sie deshalb von der überwiegenden Mehrzahl der Collegen, welche durch die Concession die Orthodoxie gefährdet erkannten, auf das lebhafteste angegriffen. Im ganzen war der Zustand, in dem sich die damalige Theologie befand, ein höchst unerquicklicher. Sie litt an den Nachwirkungen des Stoßes, den ihr der Pietismus versetzt hatte. Dieser hatte ihre Unbefangenheit und Sicherheit erschüttert und hatte doch der Theologie kein frisches Leben einzuhauchen vermocht. Beide, Orthodoxie und Pietismus, siechten unaufhaltsam dahin, und die meisten Theologen der Zeit, die überhaupt des Denkens fähig und für Gedanken zugänglich, beschlich die Ahnung, daß eine Revolution in der Theologie bevorstehe. Revolutionen auf dem geistigen Gebiete vollziehen sich nicht so schnell, wie Umwälzungen in der Politik; jene bedürfen mehr der Zeit. Die Stürme, welche über die Orthodoxie des vorigen Jahrhunderts hereinbrachen, beginnen um die Mitte des Jahrhunderts; der Sturm braucht ein volles Menschenalter, bis er sich legt. Zunächst sehen wir die Gebildeten unter den Laien sich von dem sogenannten positiven Bekenntniß der Kirche abwenden. England und Frankreich, das eine Land mit seinem Deismus, das andere mit seinem Encyklopädismus, hatten sich Einfluß zu verschaffen gewußt. In Preußen regierte Friedrich der Große. Die Thatsache sagt, was zu sagen ist. Unter dem aufgeklärten König wurde die Aufklärung mächtig gefördert. Die deutsche Philosophie hörte auf sich den Schein zu geben, als sei sie mit dem orthodoxen Christenthum einverstanden. Von der Wolf'schen Philosophie war Reimarus ausgegangen, der in seinen „Wolfenbüttelschen Fragmenten" dem Naturalismus das Wort redete und nach dem Muster der englischen Kritik die biblische Geschichte angriff. Die Popularphilosophie, die sich an die Wolf'sche anreihte, reagirte mit Nachdruck gegen den Glauben an eine positive Offenbarung; die Aufklärung sollte die Orthodoxie aus dem Felde schlagen. Lessing sprach seine Worte der Schärfe und Klarheit; für alle, die zu den Gebildeten gezählt sein wollten, war es eine ausgemachte Wahrheit, daß der Glaube an eine übernatürliche Offenbarung, wie die Theologie eine solche bis dahin behauptet hatte, unhaltbar sei. Die natürliche Religion war es allein, der man Wahrheit zuerkannte. Diesem Glauben in den nichttheologischen Kreisen gegenüber verhielten sich die Theologen zunächst lärmend und polternd, dann passiv; in den siebziger Jahren haben sie auch nicht einen namhaften Theologen unter sich, der mit voller Gewißheit die Orthodoxie vertreten und mit seinem Zeugniß für dieselbe auch wissenschaftliche Achtung sich erworben hätte. Schließlich, in den achtziger und neunziger Jahren, lassen sich alle namhaften und in Geltung stehenden Theologen in zwei Klassen eintheilen, von denen die einen der dem positiven Kirchthum abgewendeten Richtung zugethan sind und sich nur dadurch voneinander unterscheiden, daß sie das mehr oder minder offen eingestehen, während die andern nur mit größter Schüchternheit den positiven Glauben oder Stücke desselben festhalten, dabei aber so viel Zugeständnisse an die moderne Zeitrichtung machen, daß sie sich dadurch um Achtung und Geltung bringen. Die Theologen dieser Richtung werden als solche von den Mitlebenden angesehen, welchen nur der Muth fehlt, aufzugeben, was doch nicht mehr zu halten ist.

In diese Decennien fällt die Wirksamkeit Semler's, die Wirksamkeit desjenigen Mannes, der mehr als ein anderer Theologe der Zeit zur Bekämpfung der Orthodoxie und zur Begründung des Rationalismus das Seine beigetragen. Die kleine, und wie sich im Nächsten ausweisen wird, höchst unbedeutende Monographie, welche diesen Artikel veranlaßt, stellt sich die Aufgabe, dem Entwickelungsgange Semler's nachzugehen. Hätte Stahl die Biographie geschrieben, er würde die Aufgabe in der Form anders gelöst haben; er wäre schärfer und vernichtender, dafür aber auch glatter und geistvoller gewesen. Was die Resultate anlangt, so hätte Stahl keine andern gewonnen, als der erlanger Professor — das Anathema über Semler. Schmid will billig und gerecht urtheilen, er strebt nach einer scheinbaren Objectivität und Unbefangenheit, und auch dieser Schein und blos Anstreben sei ihm bei dem bestimmt ausgeprägten Parteistandpunkte, den er einnimmt, anerkannt. Schein aber ist ein Wesen, Anstreben nicht Vollbringen. Was Schmid in Vielfachkeit liefert, ist nicht eine unbefangene Würdigung Semler's und seiner Zeit, ist eine Polemik gegen beide. Unter den Händen des Verfassers wird Semler zu einer Puppe, an welcher der Satz illustrirt wird: der Rationalist ist kein Christ, selbst wenn er ein so ernster, wissenschaftlich gebildeter und aufrichtig religiöser Mann ist, wie dies Schmid in Beziehung auf Semler bereitwillig einräumt. Wir nehmen insofern an dem Resultate keinen Anstoß, als dasselbe bei des Verfassers Parteistellung das natürliche und zu erwartende war; ja wir gehen weiter, wir nehmen keinen Anstoß an dem Resultate, sobald dasselbe für ein lediglich theologisches gelten will. Die kirchlichen Auffassungen von dem Wesen des Christenthums stehen sich diametral gegenüber: die eine, zu der sich Schmid bekennt, versteht darunter einen Complex von historischen Thatsachen und religiösen Dogmen; die andere, welche die Semler's ist, sieht in dem Christenthum eine von Christus ausgehende Anregung zu reiner Gotteserkenntniß und Verehrung Gottes und zu nachhaltigerer moralischer Besserung. Das Recht oder das Unrecht der beiden Auffassungsweisen juridisch abmessen zu wollen, mit bestimmter Festigkeit und juridischer Schärfe es in einem einfachen Journalartikel auszusprechen, welche von den beiden Auffassungen die mehr berechtigte, wäre eine lächerliche Anmaßung. Wie will ein einfacher Journalartikel sich anmaßen, das erreicht zu haben, was durch die gesammte philosophische und theologische Gutwicklung eines ganzen Jahrhunderts nicht zu erlangen gewesen? Wir deshalb lassen wir Schmid's Resultat gelten, sobald dasselbe nicht das theologische, aber doch ein theologisches sein will. Indeß ein theologisches Resultat ist keineswegs das volle und befriedigende Resultat einer biographisch-kritischen Untersuchung; wir fragen nach den wissenschaftlichen, nach den theologischen Resultaten, und nach dieser Seite hin ist das Buch Schmid von einer erschreckenden Armuth. Eine solche Dürftigkeit, wie wir sie hier entdecken, sollte man denn doch bei deutschen Universitätslehrer kaum erwarten, obschon wir wissen, daß allerdings im deutschen Reiche manche Facultät mit Worte ausreichend charakterisirt ist: die Stühle sind [illegible]

Johann Salomo Semler wurde als der jüngste Sohn [illegible] thüringer Predigers am 18. December 1725 geboren. Der Vater hatte mit Bedacht wohlhabende und einflußreiche [illegible] zu Pathen seines Sohnes gewählt, denn er war arm, [illegible] lag in der Sitte der Zeit, auf solche Weise für die [illegible] Fürsorge zu tragen. Im vorliegenden Falle erreichte der [illegible] freilich seinen Zweck nicht, denn die Pathen starben zu [illegible] als daß sie hätten namhafte Hülfe leisten können. Sehr [illegible] drückend waren die Verhältnisse, unter denen der Knabe [illegible] wuchs; alles, was ihn umgab, trug den Stempel des [illegible] und Spießbürgerlichen. Das stimmte entweder ganz mit [illegible] Natur überein oder wirkte doch bestimmend auf dieselbe [illegible] Für die Persönlichkeit Semler's kann man sich in keiner [illegible] interessiren. Er war ein klarer nüchterner Kopf, aber das [illegible] herzige und spießbürgerliche bleibt der Grundzug seines [illegible] rakters, es mangelt ihm entschieden die Poesie und Lebendigkeit des Geistes, welche sonst Männer auszuzeichnen pflegt, die [illegible] matorisch in ihrem Berufszweige gewirkt haben. Thol[illegible] zu weit gehen, wenn er Semler's Seele „eine Seele ohne [illegible] der Phantasie, ohne Tiefe des Gemüths, ohne Schwung [illegible] Ideen" nennt, und Schmid thut vollends ein Uebriges, wenn [illegible] dieses Urtheil adoptirend hinzufügt: „So gestaltet sich [illegible] Wesen des Bürgers, wenn er seiner Natur nach trivial, [illegible] poesielos ist. Niemand war das aber mehr als Semler". [illegible] aber nicht leugnen läßt, ist, daß Semler allerdings durch [illegible] den Eindruck eines prosaischen und schwerfälligen Menschen [illegible]

ob sich sie durch diese geistige Nähre eine gewisse Herrschaft über Gemüther, die sich gewissen hat zur Wissenschaft dringen, die sich gewissen hat zu sich durch und durchdringen, die sich sonst als die eigentlichen Meister betrachtet, welche sich ihre Handwerker und Anhängerinnen hervorzubringen und mit einer gewissen Treue verbunden zu sein pflegen. Sein ganzes Leben hindurch dem Schönen, seinem Wesen, Entstehen und Wirken nachgehet, praktische Tüchtigkeit mit eine unermüdliche Thätigkeit, die in sich überdauert, kennen wir bewundernd in er und wo wir Plato gegen Hebert, in unbefangener Weise seinen Werth zu schätzen wissen, da wird uns Niemand, wahrlich auch Er nicht, Unrecht thun in dem Vorwurf der Anhänger der Wissenschaft Hebertianer haben Viele in Beschäftigung Plato's Lehre, wie nicht genug zu schätzen Vorzüge haben eine Lehre von einer Wissenschaft, die sich Philosophie nennt, und Plato, der „vergessenen Augenblick" Genies", „einer Diverse" Wissenschaft, „Philosophie" zu sein, und wir sind, wie Plato, in seinen Geist hineingeht, so daß er auftretenden Erscheinungen, die sich in Plato's Geist, in Plato's Geist, in Plato's Geist,

einseitige Auswüchse und Verirrungen darzustellen, das Wesen und das Princip des Pietismus dagegen in Schutz zu nehmen. Diese Haltung muß befremden, denn Schmid weiß sich im Herzen vollständig eins mit dem Pietismus, er identificirt das ganze Buch hindurch wahres Christenthum und Pietismus. Die Unterscheidung, die er zwischen beiden macht, „daß der Pietismus die zur Kindschaft Gottes nothwendigen Erfahrungen und Erlebnisse als greifbare Gefühle zu haben wünsche", ist eine nichtssagende Sophisterei. Man empfängt den Eindruck, daß Schmid sehr wohl eingesehen, daß die Corruption des Pietismus in dem concreten Falle eine doch zu eclatante, zu evident die Heuchelei und der Fanatismus sei, als daß nicht jeder geistig gesunde Mensch sich von dem Versuche, dieses Treiben in Schutz zu nehmen, mit Ekel abkehren müßte. Deshalb versteht sich der Verfasser zu der Concession an die öffentliche Meinung: er gibt den Pietismus preis; was er aber unter der „positiven Religion der Thatsachen des Heils" versteht, was er die wahre Frömmigkeit und das wahre Christenthum nennt, das ist wiederum nichts anderes als der reinste Pietismus. Wie der Pietismus sein Standpunkt ist, das verräth Schmid in fast jedem Urtheil auf das unzweideutigste; wie verfänglich klingt es z. B. in dem Munde eines Mannes, der an der Stelle, von welcher wir handeln, den Pietismus verurtheilt hat, später dieses Urtheil aber ganz vergißt, wenn er ausruft: Semler habe sich vom Pietismus sagen lassen, was man zu erfahren und durchzuleben habe, um ein Kind Gottes zu werden, habe es aber zu diesen Erfahrungen und Erlebnissen in sich selbst nicht gebracht; er sei nie zu einem rechten Verständniß von dem gekommen, was der Pietismus mit ihm wolle, habe sich von ihm nicht zu einer Einsicht in das Wesen wahrhaft evangelischer Frömmigkeit führen lassen.

Seine Befreiung von dem Pietismus verdankt Semler nächst den eigenen Studien dem nähern und vertrautern Umgange mit dem Professor Baumgarten, dem einzigen unter den hallenser Docenten, der einer freiern Richtung zugethan war und zu dem sich der junge Student mächtig hingezogen fühlte. In seinen Vorlesungen und Schriften war Baumgarten allerdings zurückhaltend, dagegen ließ er sich in Privatgesprächen und Gesellschaften über seine theologischen Ueberzeugungen des Weitern aus. So erzählt Semler mit Behagen von einer Abendgesellschaft bei Baumgarten, an welcher der berühmte Voltaire und der Kanzler von Wolf theilgenommen. Baumgarten, berichtet er, nahm damals die Partei eines gelehrten englischen Deisten; und nun war es für den, der es verstand, denn es wurde um der übrigen Tischgesellschaft willen, lateinisch geredet, ein inniges Vergnügen zu sehen, wie die ganz gemeine Theologie so gewaltig verlor, ohne daß auch die christliche Religion dabei zu kurz kam. Alle theologische technische Kunst wurde an ihren rechten Platz gewiesen: daß sie dem Christen keineswegs wichtig sei; daß sie dem gelehrten Stande schon an sich selbst und nach ihrer Absicht und der Geschichte nach als besonderes Eigenthum gehört, keineswegs aber die allgemeinen Grundsätze der Religion ausmache oder göttlich seligmachende Belehrung besser enthalte. Semler schließt die Erzählung mit der Bemerkung: „So wenig Baumgarten diese Beobachtung in seinen Schriften und Vorlesungen jemalen deutlich vorgetragen und auseinandergesetzt hat, so tief faßte ich sie und machte für mich alle mögliche Application." Nach beendigtem Universitätsstudium bewarb sich Semler um die Conrectorstelle in Saalfeld, die er indeß nicht erhielt. Dafür wurde er mit dem Titel eines professor extraordinarius als Redacteur der „Koburgschen Staats- und gelehrten Zeitung" angestellt, und schon ein Jahr später, 1751, als Professor der Geschichte nach Altdorf berufen. Hier verheirathete er sich, und die kurze Zeit, die er dort verweilte, ist die glücklichste seines Lebens gewesen. Schmid macht es ihm zum Vorwurf, daß es bei der Liebesgeschichte und Heirath unendlich prosaisch und spießbürgerlich hergegangen, ein geradezu lächerlicher Vorwurf. Die Romantik der modernen Pensionatfräulein kannte jene Zeit noch nicht. Um Ostern 1752 wurde Semler als Professor der Theologie nach Halle berufen. Er schwankte, ob er den Ruf annehmen sollte. Am meisten peinigte ihn die Frage über die Stellung, die er als Theolog in Halle einnehmen sollte, denn schon war er dahin gekommen, einzusehen, er könne mit keiner der beiden Parteien gehen, nicht mit der pietistischen, aber auch nicht ganz mit der neuen scientifischen, wie er die von Baumgarten repräsentirte Richtung nennt; vor dem Gedanken aber, einen ganz eigenen Weg einzuschlagen, erschrak er. Nach langem Ueberlegen entschied er sich für die Annahme des Rufs. Er schloß sich zunächst auf das innigste an den von ihm so hoch verehrten Baumgarten; mit einem eisernen Fleiß studirte er Tag und Nacht die Quellen der Kirchengeschichte. Es ist eine große Ungerechtigkeit von Schmid, die sich eben nur aus seiner principiellen Abneigung gegen Semler erklärt, wenn er der bedeutenden Verdienste des Mannes um die Förderung der theologischen Disciplin nach ihrer gelehrten Seite hin kaum mit einem Worte gedenkt; er könne sich, meint er, des genauern Eingehens darauf um so eher entschlagen, als ja eine Würdigung derselben von Baur in den „Theologischen Jahrbüchern" vorliege. Wie einseitig und verkehrt! Der Biograph Semler's hat gerade auf die wissenschaftlichen Leistungen dieses Theologen den vollen und ungetheilten Accent zu legen; Semler ist derjenige, der in der deutschen Theologie den Rationalismus wissenschaftlich und systematisch begründet. Aber was ist die Wissenschaft, was bedeutet Forschung und Kritik in den Augen eines Anhängers des „positiven Christenthums". Jener Commilitone Semler's hatte es ihm ja gesagt, er studire nicht, besuche keine Vorlesungen und befinde sich doch ganz wohl. Schmid schreibt eine Biographie und Kritik Semler's in der nämlichen Weise, als wenn sich jemand hinsetzen wollte, um eine Biographie und Kritik Cicero's zu geben und dabei erklärte, über die Verdienste Cicero's als Redner und Schriftsteller besäße man schon hinreichende Würdigungen, man müßte zusehen, und zwar lediglich und ausschließlich, ob der Consular auch ein großer Patriot gewesen.

Die Anhänglichkeit und Pietät, welche Semler seinem einstigen Lehrer und jetzigen Collegen Baumgarten bewies, hat etwas ungemein Rührendes. Er war stets der Wohlthaten eingedenk, die ihm jener erwiesen, und lohnte ihm das, soviel er konnte. Er, der mit seiner Zeit so ängstlich geizte, hatte für Baumgarten immer Zeit und war erfinderisch in kleinen Zerstreuungen für den verehrten Mann. Es gereicht ihm zur Verhältniß zur höchsten Ehre. Während der letzten Krankheit Baumgarten's, der im Jahre 1757 starb, wich er nicht von der Bette des Leidenden. Nach dessen Tode überkam er die Inhaberschaft Baumgarten's gleichsam als die Erbschaft desselben, auch die Direction des theologischen Seminars, die jener geführt wurde ihm zu Theil. Die öffentliche Aufmerksamkeit richtete sich im erhöhten Grade auf ihn, und er rechtfertigte dieselbe durch den Inhalt seiner Vorlesungen wie seiner zahlreichen Schriften. In kurzem galt er allgemein als die erste theologische Autorität.

Eine Analyse des Systems von Semler nach dem Bilde von Schmid hat ihre Schwierigkeiten, weil der Biograph oft mehr dazu beiträgt, das Verständniß abzuschwächen und zu verwässern, als dessen klare Einsicht zu vermitteln. Es ist keine Kritik, mit welcher Schmid die Darlegung der Theologie Semler's begleitet; die Begleitung bilden nur Stoßseufzer und pharisäisches An-die-Brust-schlagen, daß Semler kein Christ gewesen; außerdem vereinzelte, ebenso ungerechte, als unnütze Bemerkungen. Semler, wird geklagt, schreibe höchst kunstlos, schwerfällig, steif, verworren. Wir wollen unsern Autor nicht an den alten Satz vom Balken und Splitter erinnern, nicht zu untersuchen, ob jemand, der so wenig Ahnung von der künstlerischen Composition eines Buchs hat, wie Professor Schmid, der so plan und klar, aber auch klar wie Wasser schreibt, ein Recht besitzt, die Schwerfälligkeit und Steife der Darstellung eines andern Autors zu tadeln; wir machen einfach darauf aufmerksam, daß zwischen der Eleganz des heutigen Feuilletonstils und der Schriftsprache, wie sie vor einem halben Jahrhundert als üblich war, nothwendig ein Unterschied sein muß, einfach weil sich seitdem die Sprache und der Stil ein Jahrhundert hindurch

natürlich und weiter gehöre. Wenn Schmid ferner gegen Lasaulx klage, er verstehe sich in Geschichtsgegenständen nicht auf Ideen, so sei dies ein Vorwurf, welchen dieser nicht, so wenig wie dem Vorgenannten nicht zu erwägen gehen, ob er ihn nicht lieber gegen sich selbst und seinen Beruf gekehrt sehen möchte, indem jener nicht gerade Gesinnungen, wie sie der einzige Gedanke Ideen nennt, die Gesinnungen nur von Gedanken seinen kann, bei dem „Gesinnungen" nur so viel, wenn er überall nicht die Thatsachen des Geistes bedeuten und bezeichnen soll, welche Gedanken sind, und wenn er nicht auch unmittelbar, besonders bei Darstellung der Kunstgegenstände, welche einen wahren Gehalt haben, Gedanken sagen, sich auf seine Leistungen wie auf eine Idee berufen und dieselben anerkennen wollen. Wenn Schmid ferner sagt, Lasaulx habe Ideen, wo sie in Wahrheit nicht seien, so ist dies Urtheil selbst, das in der Sache liegt, und es ist nicht zu verwundern, daß dasselbe Urtheil von mehreren Seiten ausgesprochen, da es nämlich Begriffe und Ideen, Dogmen und Glaubensartikeln, ja sogar Ideen und Ideen in Gegensatz und Widerspruch miteinander zu bringen sich unterfangen, ohne daß sie auch nur die Begriffsform dieser Gegensätze, geschweige auf Kritik und Begriffe der Gegensätze kommen. Was nun Ranke und Lasaulx betrifft, so ist es ihnen nicht zu verargen, daß sie ihre Ansichten, welche sie in Beziehung auf Geschichte haben, nicht in Beziehung auf Geschichte, sondern in Beziehung auf Geschichtsschreibung aussprechen, indem sie sich nicht in Geschichte, sondern in Geschichtsschreibung befinden. Ranke sagt: „Die Geschichte hat zu dem Vergangenen eine ganz andere Stellung, als die Geschichtsschreibung. Diese ist nur ein Ausdruck für die unmittelbar gegenwärtige Thätigkeit, welche, wenn sie zugleich unmittelbar Gedanken und weiter Geschichte sein sollte, nothwendig in sich selbst zurückkehren müßte. Jene dagegen hat das Vergangene zum Gegenstande, und zwar nicht in seinem Verhältniß zu dem, was sie selbst ist, sondern in seinem Verhältniß zu sich selbst." Lasaulx sagt: „Die Geschichte ist die lebendige Gegenwart, die Form, in der Gedanke und Geschichte sich einigen, die Form, in der sich Gedanken und Geschichte durchdringen, die Form, in der sich Gedanken und Geschichte durchdringen, die Form, in der sich Gedanken und Geschichte durchdring

andern jene zum Anweis im moralischen Leben, und wenn sie nur dazu dienen, kann man jedem die seinen lassen: „Die immer größere Vielheit und Ungleichheit der Menschen, die nun Christen werden, blos äußerliche oder auch innerliche, macht es unmöglich, daß sie über den Begriff und das Verhältniß Gottes, Christi und des Geistes Gottes, über allen wirklichen Inhalt des Neuen Testaments ein und dieselbe Summe von Vorstellungen und Urtheilen annehmen und immer behalten sollten. In irgendeiner einzigen Stufe christlicher eigener moralischer Besserung und Wohlfahrt ist auch dergleichen völlige Einheit einer Religionsform gar nicht nöthig; zu einer und derselben Stufe eigener christlicher Religion sind alle jene so ungleichen Menschen von dem unendlichen Gott nicht berufen oder verpflichtet."

Dogmen in dem Sinne der Consistorialkirche kennt Semler's Christenthum nicht. Die Kirchentheologie, die einzelnen Dogmen sind erst im 4. Jahrhundert von den Bischöfen gemacht, welche hierbei zunächst die äußere Unterwerfung ihrer kirchlichen Unterthanen und die feste Verbindung eines großen Kirchenstaats vor Augen hatten. Die Privatgottesverehrung des Christen bleibt von diesem dogmatischen Glauben durchaus unberührt und unabhängig. Das öffentliche Religionswesen kann dem fortgeschrittenen, verständigen Christen vielfach anstößig sein, aber wegen solcher Mängel darf er sich doch nicht der äußern religiösen Gemeinschaft entziehen. Viele Pflichten würden nicht geleistet werden, wenn jeder nur seine größte Bequemlichkeit und ganze Behaglichkeit in Anschlag brächte. Die verständigern Christen würden den unfähigern durch öffentliche Veränderungen nur Anstoß geben, während sie ihnen ohne dieses auf gar viele Art und Weise noch nützlich werden können, und namentlich die leichtsinnige, gewiß unmoralische Einbildung vieler übereilter Zeitgenossen hindern, die sich über alles hinwegsetzen, weil sie einige Spöttereien aufgefangen haben. Mit einem Wort, die kirchlichen Dogmen sind keine Glaubensartikel im eigentlichen Sinn, zum Wesen der Religion trägt es gar nichts aus, wie man sich zu ihnen stellt; es steht dem Christen ganz frei, welche Vorstellungen er sich darüber bilden, wie er die Grundgedanken für sein praktisches Leben nutzen will. Dabei falle aber das Christenthum durchaus nicht mit dem Naturalismus zusammen. Wie man nicht leugnen kann, daß die moralische Welt nicht weniger in sehr gleiche Klimata oder unabänderliche Einflüsse getheilt ist, als die Lage der Erdkugel, durch welche die Arten der psychischen Producte immerfort verschieden sind, so wird man auch den Begriff von Gottes Verhältniß und Wirkung auf die Seelenkräfte mancher Menschen nicht aufheben können. Die Naturalisten können nicht behaupten, es gebe außer der successiven Uebung des Menschenverstandes über moralische Dinge gar keine Belehrung und Offenbarung Gottes. Die natürlichen Seelenkräfte des Menschen haben eine so ungleiche Stimmung, daß durchaus ihr eigenes Nachdenken über das Verhältniß Gottes einen ungleichen Gang behalten muß. Dadurch wird eine erweiterte Wirkung und Offenbarung Gottes nöthig, und auf diesem Grundsatz von steten Wirkungen des Geistes Gottes in manchen Menschen beruht eben die christliche Religion. Die Anregung zu rechter geistiger Verehrung Gottes führt den Christen auf die Offenbarung Gottes in Christo zurück.

Das sind die leitenden Grundsätze in der Theologie Semler's. Philosophischen Gehalt haben nach Schmid die Grundsätze nicht; das Ergebniß dessen, „was Semler philosophisches Studium nannte, war höchst ärmlich". Ist Schmid wirklich in der Selbsttäuschung befangen, daß er etwa wähnt, die einzige Weisheit, die er stets und immer als sein einziges argumentum ad hominem aufzutischen hat: „Semler war kein Christ, da er nicht an die Thatsachen des Heils glaubte", diese einzige vornehm absprechende Aeußerung sei „gehaltvoller und philosophischer", als der Ernst und die Treue, die Ausdauer und Gründlichkeit in den Studien Semler's? Wir finden persönlich nicht die allermindeste Neigung oder Nöthigung, uns für den Rationalismus oder seine Vertreter irgend zu enthusiasmiren, im Gegentheil, wenn wir unsere persönlichen Sympathien und Antipathien in religiöser Beziehung aussprechen dürfen, so sei kein Hehl daraus gemacht, daß uns das nüchterne Puritanerthum des Rationalismus gar wenig interessirt; wenn aber diese sogenannte „neuere Theologie des positiven Christenthums" sich anstellt, als verfahre und sei sie logischer und philosophischer, von mehr Gehalt als der Rationalismus, so gebietet die historische Gerechtigkeit einfach, daß man eine derartige Prätension als unberechtigte Anmaßung zurückweist. Oder bildet sich etwa diese „neuere Theologie" wirklich ein, sie habe mit ihrer heuchlerischen Sophistik und Romantik, welche sich leider den Schein geborgt, als stütze sie eine conservative Politik, und die eben deshalb, weil die Angabe geglaubt worden, neuerdings auch jede gesunde conservative Politik in Miscredit gebracht hat, glaubt diese neuere Theologie von der Farbe Hengstenberg's, sie habe wissenschaftlich das wissenschaftliche System des Rationalismus überwunden? Die Einbildung wäre eine Idiosynkrasie.

Es konnte nicht fehlen, daß Semler von seinen Zeitgenossen vielfach misverstanden wurde, und diese Misverständnisse sind für ihn die Quelle tiefen Leids geworden. Die Orthodoxen verketzerten ihn als einen Naturalisten; die letztern wiederum beschuldigten ihn der Heuchelei und des Mangels an Muth; er sei zu feig, offen in ihr Lager überzutreten. Es ist fast das witzige Schakalsgelüste, das nach Leichen scharrt, wenn Schmid die abfälligen Urtheile und Kränkungen, welche Semler an seinem Lebensabende von den Zeitgenossen erfuhr, zusammenstellt und dieselben in aller Ordnung, ja in ihnen eine wohlverdiente Strafe seiner Unchristlichkeit findet.

Wenn wir mit der Versicherung schließen, daß wir von der Lectüre dieser auch äußerlich kärglich ausgestatteten Monographie mit dem entschiedensten Ungenügen zurückkehren, so wird es nach dem bereits Gesagten nicht erst nöthig sein, dies Ungenügen weiter zu motiviren. **Thaddäus Lau.**

Die ökonomischen Verhältnisse des Schriftstellerstandes.

Im Laufe des März hielt der Royal literary fund in London, unter dem Vorsitze des Grafen Stanhope, seine regelmäßige Jahressitzung. Die Zahl der Theilnehmer war diesmal geringer als sonst, da die Opponenten gegen die bisherige Administration und Organisation, Dickens und Dilke und ihre Freunde, diesmal weggeblieben waren, nachdem sie drei Jahre lang vergebens opponirt. Indeß wurde ein Schreiben von Dickens vorgelesen, des Inhalts, daß er und seine Genossen auf die Opposition nicht verzichteten. Bekanntlich gehen seine Reformvorschläge dahin, daß außer den fortlaufenden Jahresgeldern auch Darlehen und rückzahlbare Jahresgelder, die freilich für den Empfänger immer drückend und nur eine augenblickliche Aushülfe sind, bewilligt und im Lokal des Vereins Lese- und Schreibezimmer eingerichtet und Abendversammlungen und „conversazioni" gehalten werden sollen, was jedoch bisher abgelehnt wurde, weil diese Reform und Erweiterung gegen die Grundgesetze der Stiftung verstoße. Die Versammelten waren damit gar nicht unzufrieden, daß Dickens und Genossen „durch ihre Abwesenheit glänzten", und so verlief der Abend in Gemüthlichkeit und Friedfertigkeit. Der Rechenschaftsbericht bot manche interessante Daten. Im ganzen wurden im Laufe des vergangenen Jahres an 58 Personen Unterstützungen im Betrage von 1840 Pf. St. vertheilt. „Science and art" erhielt die größte Summe, nämlich 330 Pf., welche acht Personen zugute kam, die niedrigste das Drama, nämlich 20 Pf., welche Unterstützung jedoch nur einer Person zufiel. Auf die Kategorie „Geschichte und Geographie" fiel die Summe von 315 Pf., die sich an neun Personen vertheilte. Von den übrigen „Grants" kamen acht auf die Kategorie der Topographie und Reisen und ebenso viele auf die der Poesie, sieben auf die der Essays and tales, fünf auf die der periodischen Literatur, drei auf die der classischen, drei auf die der Rechtswissenschaft, zwei auf die der biblischen Literatur, zwei auf die der vermischten, je eine auf die der

Schule und bei der Muttersprache. Die Knaben der beiden Klassen der Schule Nr. 1 in der Gellertstraße, der Schule zu Gellert 250, für „geistige" Berufe 118 St. Der von Sonntagsschul-pagoge kommende Lehrerinnen besteht seit 1. Juli 1. Jahr und man muß sagen, daß sich seine Leistung in einem so schönen Aufblühen befindet, daß man wünschen muß, es möchte, bei sich überhaupt gern in allen einzunehmen können und so wollen wir Gemeinde und Schüler und dem verdienstvollen Leiter Herrn Inspektor „Gott in innerstem und ärt" wünschen, verbunden mit der guten Verbreitung und Anerkennung, die Lehrer und ihre Tätigkeit sich verschaffen. Ferner ist noch zu bemerken, daß die Schulklassen zur Jahreszeit einen neuen Anstrich erhalten von Gerichtsrat Wolfram.

Der Lehrer Herr Schulze-Delitzsch, daß ein Kreis von den Journalisten besteht, in einem Verein zusammengetreten ist, daß die Bestrebungen des Vereins Mitglieder und Journalisten und zur Vermittlung der geistigen Verkehrs zwischen Journalisten und den von ihnen besuchten Kreisen sorgen habe. Durch die Aufstellung der Kategorie von Gewerbe-Ausstellungen habe man den Anfang mit den leichteren Gewerben gemacht, in zweiter Reihe den Verein mit geistigen Gewerben zu beschäftigen. Der Verein habe sich bereits Anerkennung und Ansehen verschafft, weil man mit Schriften und Vorträgen, die sich auf die Ausstellungen bezogen, Gewerbe-Verbesserungen, literarische Leistungen u. s. w. objektiv und sachgemäß beurteilt habe. Der Verein habe sich auch in Handwerker-Kreisen Anerkennung und Ansehen verschafft, weil man sich bemüht habe, die empfehlenswerten Leistungen zu loben, wo man sie vorfindet, in der Absicht, Lust und Liebe Anregungen, Lust und Liebe Verbesserungen hervorzurufen. Der Verein habe sich auch bereits Mitglieder aus den Kreisen der Gewerbe, der Kunst und der Wissenschaft und den Stoff der Schriftstellerei bestehen, und wenn man sich auch nicht immer, ja, wenn es oft nur zur Lehre Gegenstand hätte. Man hat es den Journalisten zum Vorwurf machen wollen, daß sie sich nicht hätten, über Zweifel mit dem Inhalt der Schriften, Vorträge und Reden, die sie besprechen, Verständnis und Kenntnis des Inhalts von den anwesenden vor ihrer Erklärung zu besprechen, damit sie sich nicht der Gefahr aussetzen, Unrichtiges zu berichten, zu verbreiten, zu loben. In Bezug auf Berlin stand man sich in Deutschland, daß man sich in Deutschland, daß man sich in Deutschland, daß

werken ist, da wird es viele Künstler geben; wo viel Sinn für Theater und Musik herrscht, da wird es viele Schauspieler und Musikanten geben; und wo großes Lesebedürfniß vorhanden ist, da wird es viele Schriftsteller geben. Nichts, scheint uns, kann einfacher sein als dies. Je mehr Buchhandlungen entstehen, je mehr Zeitungen und Blätter auftauchen, je mehr überhaupt das Bedürfniß vorhanden ist zu drucken und zu verlegen, um so mehr wird die Zahl der Schriftsteller zunehmen. Dies ist, denken wir, abermals einfach genug. Die deutschen Regierungen (oder sagen wir zutreffender: das deutsche Volk selbst) betrachten und behandeln freilich die Schriftsteller ziemlich allgemein wie heimat- und rechtlose Zigeuner; aber sie würden ohne Zweifel sehr in Verlegenheit kommen, wenn sie alle diejenigen, die jetzt als Redacteure, Journalisten, Uebersetzer, Romanschriftsteller, Theaterdichter u. s. w. ihre Existenz haben, in Aemtern und Staatsstellen, die ihrer Bildung und ihren Fähigkeiten angemessen wären, unterbringen sollten, da ja ohnehin über die zu große Zahl der Aspiranten in allen Fächern Klage geführt wird. Sie sollten daher dem Himmel danken, daß diese „überschüssige Bildung", wie man sie wol genannt, auf Privatwegen versorgt ist. Aber während wir uns mit der ungeheuerlichen Vorstellung großthun, daß die alten Hellenen eigentlich in uns Deutschen wieder aufgestanden seien, kann sich doch kaum jemand von der Ansicht frei machen, daß Amt, Stand und Titel nothwendig dazu gehören, um aus dem Menschen etwas Ordentliches zu machen.*)

Und ist es überhaupt unnatürlicher, daß ein schriftstellerisches Talent zugleich auch zu Erwerbszwecken schreibt und producirt, als daß der Pastor sich dafür bezahlen läßt, daß er das Wort Gottes von der Kanzel verkündet und die gesetzlichen religiösen Ceremonien verrichtet? Läßt sich der Staatsmann die Dienste, die er seinem Fürsten und seinem Lande, häufig sogar mehr jenem und sich als diesem leistet, läßt sich der General seine Garnisonsdienste und seine Schlachten, selbst seine verlorenen, nicht theuer genug honoriren? Soll nun der Schriftsteller nicht dahin trachten, seine Arbeiten zu dem möglichst hohen Preise zu verwerthen, da ja heutzutage jeder dasselbe thut, fast jeder um so gewissenhafter und freudiger und in dem Gefühl größerer Selbständigkeit auch um so besser arbeitet, je besser er bezahlt ist? Verdienen nicht gerade Schriftsteller hohe Achtung, welche von ihrem Talent nicht ausschließlich zu lucrativen Zwecken Gebrauch machen und ihrem literarischen Streben fortdauernde Opfer bringen, da sie doch sehen, daß der „geachtete" Schriftsteller vom Publikum meist viel schlechter bezahlt wird, als der vielleicht bei weitem weniger geachtete, dessen Streben sich vornehmlich dahin richtet, für das Amusement und die Unterhaltung vornehmer oder nicht vornehmer Müßiggänger zu schreiben oder gar für die Befriedigung ihrer Skandalsucht zu sorgen? Es gibt gegenwärtig genug Tonkünstler (obschon noch Mozart, Weber und Beethoven, welche man in andern Ländern in Gold eingefaßt haben würde, sich gar sehr gequält und abgearbeitet haben), Maler, Bildhauer, Architekten, Schauspieler, Sänger, Virtuosen, die ihren Vortheil aufs beste wahrzunehmen wissen, ohne daß die Welt dabei ein Arges oder darin eine Beeinträchtigung ihres „Genius" findet. Nur in Betreff des Schriftstellers und namentlich des Dichters wird in Deutschland, aber auch nur hier principiell, das Dogma festgehalten, daß ein „Genie" sich möglichst quälen müsse, daß die Noth die zehnte Muse, ja daß sie von dem Lose des Genie unzertrennlich sei, und man vertheidigt dieses Dogma mit einer Hartnäckigkeit, die bald theils an Albernheit, bald theils an Schadenfreude grenzt. Immer beruft man sich darauf, daß der „Genius" — falls eben seine körperliche Hülle nicht vor der Zeit zusammenbricht — die Kraft in sich habe, sich durch alle Widerwärtigkeiten und über alle Hindernisse hinwegzuarbeiten. Leider wissen wir jedoch nicht, wie viele Genies gar nicht zur Entfaltung gekommen sind, wir wissen nur von denen, welche es zu etwas gebracht haben. Man kann das größte militärische Genie sein und doch ewig Unterlieutenant bleiben, weil es gerade den Fürsten und Regierungen nicht gefällt, Krieg zu machen. Bürger war sicherlich ein Genie; er hatte sogar nach unserer Ansicht das Zeug zu einem großen dramatischen Dichter. Das beweisen seine Balladen (namentlich seine „Lenore"), in denen das dramatische Element mit großer Energie sich geltend macht, als in irgendeiner Ballade Goethe's und Schiller's. Aber Bürger verkam unter schofeln Umgebungen und schlechten Geschäften in seiner jämmerlichen, demoralisirenden Justizamtmannsstelle zu Altengleichen, er, der „Lieblingsdichter der Nation", für den niemand etwas that, als es nach Zeit war. Schiller war gewiß ein Genie ersten Ranges, und sich gestand selbst er, als er sich an Körner als seinen letzten Rettungsanker klammerte, in einem Briefe vom 7. December 1784: „Ueberdem zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Speculationen des Handels zu wählen", und so hat auch er als Theaterdichter später der Sentimentalität und der Schaulust des Publikums mitunter mehr Zugeständnisse gemacht, als gerade nöthig war. Man sei doch nur ehrlich und sage, wie selbst dem Genie — denn „Genie" bleibt ja doch immer das Paradepferd in Deutschland, während die Acker- und Karrengäule: gewissenhafter Fleiß, redlicher Wille, gerader Verstand, Liebe zur Menschheit u. s. w. doch auch nicht zu verachten sind — die Möglichkeit und das Selbstvertrauen und das Unabhängigkeitsgefühl kommen soll, zu schaffen und große Werke hervorzubringen, wenn Noth es umlagert, wenn Gerichtscitationen, Executionen, Ausritt auf den Schuldthurm u. s. w. seine Tags- und Nachtgespenster sind. Das fühlte auch Grabbe, als er, freilich in seiner halbtollen renommistischen Weise, einmal an seinen Verleger schrieb: man möge ihm nur 2000 Thlr. geben und er wolle einen „Faust" schreiben, gegen den der Goethe'sche eine Lumperei sein soll. Und wie ergreifend sind Schiller's Klagen gegen Körner, daß ihm seine Schulden „das Leben verbittern"; wie düster ist überhaupt der Schatten, den die Geld- und Existenzfrage durch den Schiller-Körner'schen Briefwechsel wirft! Ja, selbst Schiller erblickte in dieser sorgenvollen Periode wie Grabbe die Möglichkeit, große Compositionen hervorzubringen, nur in der Perspective einer gesicherten Lebensstellung, in einer sogenannten Geldheirath, wenn er am 9. März 1789 an seinen Körner schreibt: „Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 12000 Thlrn. verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren eine Tragödie, eine classische Tragödie und, weil du doch so darauf versessen bist, ein halb Dutzend schöner Oden liefern." Ach leider: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles." Uebrigens war Schiller's spätere Heirath durchaus keine Geldheirath, aber ungerechnet, daß seine Frau einen kleinen jährlichen Zuschuß von Mutterseite hatte, war ihm seine eheliche Verbindung mit einem adelichen Fräulein doch von wesentlichem Nutzen, indem sie ihm eine Stellung in der weimarischen Gesellschaft verlieh, den Hof veranlaßte, größere Rücksichten auf seine äußere Lage zu nehmen und ihm nach verschiedenen Seiten sehr vortheilhafte Connexionen eröffnete.

Es ist nun allerdings nicht zu leugnen, daß ein Schriftsteller, wenn seine Bücher fortdauernd ausgezeichnet gut gehen, was jedoch eine große Seltenheit ist, oder wenn er eine gut fundirte Zeitung redigirt, sich heutzutage oft besser steht als mancher Beamte. Aber die Gunst des Publikums ist wandelbar und wetterwendisch, die Concurrenz groß, die Productivität nicht unerschöpflich und durch Krankheiten und Alter bedroht; in dem Bestande der Blätter und Zeitungen und somit in den Redactionen tritt häufiger Wechsel oder Systemswechsel ein, und so folgen auf sieben fette Jahre leicht sieben magere, welche jene vollständig

*) Schiller nahm den Ruf als Professor an der Universität Jena an, weil, wie er an Körner schreibt, sein ganzes Absehen bei der Sache sei, „in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten". Körner schrieb darauf zurück: „Dein Ruf, selbst im historischen Fache, kann durch einen solchen Titel nichts gewinnen." Aber nur sehr wenige in Deutschland denken wie Körner.

schen. Mit Recht, denn Talent zum Stoff war vielen Dichtern in Deutschland zu eigen. Ich verschmähte, mit den Sängern und Sängerinnen mich ein zweifelhaftes Lorbeerreis zu winden, und wandte mich zu Gegenständen, die mir näher lagen. Ich wollte, wie Sie wissen, Dichter und Denker unter dem Titel „Studien“ zu popularisiren versuchen, und ich habe mir viel Mühe gegeben, die Sache ernst und gründlich zu machen.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von **F. Pecht** und **A. von Ramberg.**

In Stahl gestochen von Fleischmann, Froer, Geyer, Goldberg, Gonzenbach, Jaquemot, Lämmel, Merz, Preisel, Raab, Rordorf, Schultheiss, Sichling u. a.

Mit erläuterndem Texte von **F. Pecht.**

50 Stahlstiche und 25 Bogen Text. Auf feinstem Kupferdruckpapier. In 10 Lieferungen.

4. Erste bis sechste Lieferung. Jede Lieferung 1 Thlr. 6 Ngr.

Soeben ist die sechste Lieferung dieses Prachtwerks erschienen, das gleich bei seinem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich schon jetzt zahlreiche Freunde erworben hat. Die bedeutendsten Charaktere aus Schiller's Werken werden in ausgezeichneten Stahlstichen nach Originalzeichnungen der berühmten münchener Maler Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg vorgeführt und durch einen geistvollen Text Pecht's erläutert. Das Werk kann in jeder Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet werden.

Um die Anschaffung der «Schiller-Galerie» zu erleichtern wird dieselbe in 10 monatlichen Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben.

Die erste bis sechste Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen vorräthig.

Inhalt der bisher erschienenen Lieferungen:

Hedwig, Geßler, Lady Milford, Max Piccolomini, Luise Miller; Maria Stuart, Wilhelm Tell, Ferdinand, Gräfin Terzky, Arnold von Melchthal; Wallenstein, Agnes Sorel, Philipp II., Leonore, Octavio Piccolomini; Andreas Doria, Thekla, Burleigh, Gustel von Blasenh, Tell's Knabe; Friedrich Schiller, Charlotte von Lengefeld, Die Griechin, Bertha von Bruneck, Der Kapuziner; Elisabeth, Königin von England, Talbot, Königin Isabeau, Der Prinz, Julia Imperiali.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Skizzen aus dem Alltagsleben.

Vater und Tochter.

Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von

Frederike Bremer.

Mit einer Musikbeilage. Aus dem Schwedischen.

Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Dieser neueste Roman von Frederike Bremer ist in der Art ihrer frühern bekanntesten Romane gehalten und schildert das Familienleben in der innigen und gemüthlichen Weise, welche der Verfasserin die Gunst des Publikums gewonnen und seit einer langen Reihe von Jahren erhalten hat. Die kindliche Liebe, die aufopfernde Liebe der Tochter zu dem Vater, ist der Gegenstand desselben. Die Verfasserin entwickelt dabei zugleich mit der ihr eigenthümlichen Klarheit und Frische, wie ein tüchtiges weibliches Gemüth, wenn es seinen Lebenszweck richtig aufzufassen und in dem ihm angewiesenen Kreise dafür zu wirken versteht, auch ohne Gattin und Mutter zu sein, segensreich wirken kann.

Dieser Roman ist zugleich für die Besitzer der deutschen

Gesammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften

in besonderer Ausgabe als 33. und 34. Band derselben erschienen. Jeder Band dieser Ausgabe kostet 10 Ngr.

Die frühern Bände enthalten Folgendes:

I. **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Fünfte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

II. III. **Das Haus,** oder Familiensorgen und Familienfreuden. Fünfte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

IV. V. **Die Nachbarn.** Fünfte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

VI. VII. **Nina.** Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

VIII. **Die Familie H.** Zweite verbesserte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

IX. **Kleinere Erzählungen.** 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

X. **Streit und Friede,** oder einige Scenen in Norwegen. Vierte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

XI. XII. **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

XIII. XIV. **In Dalekarlien.** Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

XV. — XVII. **Geschwisterleben.** Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

XVIII. XIX. **Sommerreise.** Eine Wallfahrt. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

XX. **Leben im Norden.** Eine Skizze. — **Morgen-Wach** Ein Glaubensbekenntniß. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

XXI. — XXIX. **Die Heimat in der Neuen Welt.** Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reise in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. 12. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 18 Ngr.

XXX. — XXXII. **Hertha.** Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung

Täglich wöchentlich. — Nr. 23. — 2. Juni 1850.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Zur Geschichte der neuesten Culturgeschichte. Von G. Brückner. — Literatur im Auslande. — Das Literarische Conversations-Lexikon. — Notizen. — Gesprächsblatt. Eine neuentdeckte Redensart; Die literarische Gesellschaft in Barmbeck's Keller; — Bibliographischer. — Anzeigen.

Zur deutschen Culturgeschichte.

Jeder Mißhandlung mit leidenster Verständigung der Thatsachen, von Ernst Emil Baier. Neue Bearbeitung. Bielefeld. 1855—56. Gr. 8. 5 Thlr.

Lessings Leben. Ein Buch für das deutsche evangelische Haus. Von Heinrich Andreas Pröhle. Berlin. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

Von den Thaten des preußischen Volkes und seiner Fürsten. Ein Lesebuch für Volksschulen und Familien. Von Dr. Wilhelm Schmitz-Dumont. Elberfeld. Gr. 8. 25 Sgr.

Wie den neuesten literarischen Erzeugnissen in Deutschland nicht selten ein Vorwurf zugemacht wird, weil sie mit zu großer Vorliebe sich mit einem Stoffe und mit solchen culturhistorischen Bestrebungen und Studien befassen, welche nur dem Gelehrten Interesse bieten, so kann dieser Vorwurf, wenigstens nicht hier, wo es sich um Wiederkauf, Erneuerung, Scherr-Hermann, und nicht blos rein culturhistorische Zeitungen, vom Boden die zu Klärungen von Mühler und Bruckbräu gleich von der Klinge an, mehrere Jungen erst seit kurzem mit Unsicherung ihrer von den Diensten der Culturgeschichte getreten sind, und Arbeiten auf mehr oder minder mit der Geschichte vermandten Gebieten, wie Darstellschriften, Erzählungen, Romane, Novellen, Denkschriften und selbst religiöser Erbauung und Reflexion und politische Memoiren und Novellen. Selbst die Geschichte selbst nach Schlosser's Vorgange und Beispiele überzeichnen Einflüsse mit entschiedenem Hang in die Gassen der Culturgeschichte, Umverstandnisse jener seltsame literarische Trieb seine Berechtigung. Denn Niemand hat unsere Zeit ist die an so hochgeistlichen, überzeugenden Macht der Intelligenz und religiösen Reichthums, der beiden Hauptpfeiler des Staates, mit denen der Bürger in unsern Tagen an der Quelle der eingelegenen Beschäftigungen, Raum und Zeit verfügenden, Einflüssen und Genossen umgeben Naturkräfte vereint Feuerseier und Freiheit in den humanen Schöpfungsgebiete, namentlich in alle Zweige der Staatswirthschaft, der Industrie und des Handels gebracht, damit aber jugleich das Gefühlgefühl der Thaten im Großen und Kleinen und den heiligen Sinn für rational einheitlichen Boden angehabt hat. Eben diese Erkarkung und gehegene Thätigkeit des bürgerlichen Gesellschaftsstandes nöthigt und beleht das historische Auge, sich die gesammte Entwicklung des Gesittlebens klar zu machen und wieder das historische Gerechtigkeitsgefühl, welche dasselbe in solchen Zeiten erfahren, möglichst zu führen. Darauf geht aber auch hervor, daß die Culturgeschichte von einem ernsten Bedürfnisse des Lebens hervorgerufen ist und Dienste mit großen Zwecken übernommen hat. Man sieht das für zur Beispiele, in einen Schlangenlinien ebenso wohe und gerecht als freimüthig auszusprechen, wie sich das gegenwärtige Wesen im Laufe der Zeit in allen Gingen seines nationalen Bauen und der Gewalt der Natur allmählich lostgerungen und mehr und mehr zum Ledger der Vernunft entwickelt und gebildet hat oder wie dasselbe in seinen politischen, socialen, moralischen und religiösen, in seinen agrarischen, gewerblichen und mercantilen Bestrebungen, in Kunst und Wissenschaft von den Dämonen der Trägheit und Thorheit gewaltsamst und gedrungen oder von den leichten Joren der Sinnlichkeit gefesselt und gefangen worden ist.

Mit vieler Sorgfalt, welche, um sie kurz zu fassen, auf einen gewissenhaften Fleiß, auf den Zwang einer fremden Meinung und auf der Unbeweglichkeit ihrer Zwecke beruht, tritt sie nachweisend mit gleicher Entschiedenheit einerseits den leidigen Verdunkungen und Fesseln der politischen und der literarischen Despotismus, welche gern und weit verbreitet die Straße der hohen Olympier wandelte, vor die Thoren der Gewaltigen und die Festgebauten der gnadenspendenden Salons illuminirend, hier den Schlaf

der glücklichen Genien pflegend, andererseits dem gerade gegenüberliegenden Realismus entgegen, welcher von den besonnten Spitzen der Gesellschaft nach den dunkler gehaltenen und gröber geformten mittlern und untern Volksschichten oder von dem Idealismus nach der derbern Naturwüchsigkeit und sinnlich frischern Wirklichkeit hinüberdrängt. So natürlich und erklärlich nun auch der literarische Rückschlag wäre, unter die Strohdächer der Dörfler oder in die Bureaux der Pfefferkrämer geworfen zu werden, sowenig liegt es in dem Ernst und Zweck der Culturgeschichte, eine Literatur zu erwecken und zu begünstigen, welche ungelenke oder luftige Erdgestalten als beseelende Schöpfungen zu Markte bringt. Aber auch ebenso wenig kann sie aus denselben Gründen einen flachen, spielerischen und süßlichen Sinn zulassen, wenn immerhin ein zur Zeit noch großer Theil des Publikums am liebsten nach dieser Speise langt und wenn selbst in manchen vielgestaltigen Stoffen mehr Reiz für die Phantasie als Nahrung für den Geist und das Herz gefunden wird.

Die drei obengenannten Werke, deren kritische Besprechung wir übernommen haben, sind ganz in dem culturhistorischen Geiste geschrieben, den wir im Interesse der Wissenschaft und des deutschen Volks fordern müssen. Zwar unterscheiden sich dieselben nach Stoff, Zweck, Behandlungsart und Umfang der culturhistorischen Ergebnisse, selbst nach der Zeit ihres Entstehens, indeß in Bezug auf die Gesinnung, welche sie athmen, stimmen sie überein und eben dieser Verwandtschaft wegen lassen sie sich auf einen Rahmen der Kritik zusammenspannen oder wenigstens aneinander reihen.

Wir wenden uns zuerst zu der „Geschichte Mecklenburgs" von Ernst Boll (Nr. 1). Mecklenburg, nach seiner politischen Entwickelung der größte Sonderling unter den deutschen Ländern und Ländchen, hat mit dem Jahre 1728 das erste Werk einer gesammten Landesgeschichte erhalten. Was vorher über dies Land in historischer Hinsicht geschrieben worden ist, kam nicht über Form und Wesen der Chroniken hinaus und behandelte überdies in der Mehrzahl nur Lokalgeschichten wie unter andern die von Ribnitz, Parchim, Schwerin und Rostock, in der Minderzahl einzelne Stücke und Seiten der Landesgeschichte, aber dort wie hier theils mit phantastischen theils mit trockenen und losen, vielfach voneinander entlehnten Angaben. Erst im 18. Jahrhundert lenkte nicht allein der auf deutschem Boden von Mascou und Bünau wieder wach gerufene historische Sinn, sondern auch der in Mecklenburg heiß entbrannte Kampf zwischen Fürsten und Adel, der Seele und der Faust der mecklenburger Stände, den Blick vom Einzelnen auf das Ganze, von den Bruchstücken auf die Continuität der Thatsachen, indessen lange noch nicht von dem Beengten und Parteiischen zu dem Umsichtigen und Unabhängigen, noch nicht von den einzelnen Fäden auf die lebendige Wechselwirkung und einheitliche Verbindung aller Fäden, nicht von dem blos Ueberlieferten und Nachgebeteten zu dem kritisch Begründeten und noch nicht von der langweiligen trockenen Massenanhäufung zur fesselnden künstlerischen Behandlung. Wie freilich damals die Sachen in Mecklenburg lagen, war die Erfüllung der einen oder andern dieser Forderungen schwer, die Erfüllung aller eine Unmöglichkeit und sie ist es, offen gestanden, selbst zur Stunde in diesem Lande, wo die Quellen mancher Sonderinteressen und Begebenheiten noch vom Parteiwahn behütet und bewahrt werden.

Die Bearbeitung der allgemeinen mecklenburgischen Geschichte begann zwar mit einem Werke, das auf einen möglichst parteilosen, unabhängigen Gesinnung erbaut war; es fehlten jedoch demselben, um gründlich, lichtvoll und schlagend zu werden, die ausländischen urkundlichen Stützen und die Geschicklichkeit einer planvollen Anordnung des Stoffs. Der Verfasser dieses für die Darstellung der allgemeinen Geschichte Mecklenburgs bahnbrechenden Werks war Hans Heinrich Klüver. Der Anklang den seine Geschichte im Publikum fand, bewirkte, daß sich der Hofrath C. G. Jargow zu Strelitz einer neuen Bearbeitung derselben unterzog, welche in den Jahren 1737—42 erschien. Daß Jargow dies anonym that darüber rechtfertigt er sich in seiner Vorrede also: damit er nicht Ursache haben möchte, der Beschaffenheit der damaligen Welt nachzugehen, mithin nur etwa ut servus pecus autoritatis das nachzupfeifen, was dem einen oder dem andern gefallen möchte, sondern dasjenige zu schreiben was — jedoch ohne jemand zu beleidigen — der Wahrheit und der historischen Gewißheit gemäß sich befände, weshalb auch alle seine Berichte, insofern sie nicht auf allgemein landkundigen Dingen beruheten, allemal mit ihm mit unverwerflichen Beweisen aus den Landesdocumenten bestätigt worden wären. Mochte die Ritterschaft in Mecklenburg befürchten, daß ihre Rechte von dem parteilosen Geist der Geschichte wenn auch nicht erschüttert doch vielfach angezweifelt werden könnten, oder mochte einer ihrer Parteigänger gleiche Palmen begehren, wie Klüver und Jargow errungen hatten, kurz vor dem Schlusse des Jargow'schen Werks trat der aus dem holsteinischen in den mecklenburg-strelitzischen Dienst übergetretene Matthias Johannes von Behr mit seinen drei Büchern „Rerum Meclenburgicarum" für die Ritterschaft in die Schranken. Man kann ihm Fleiß, Eifer und Geschicklichkeit in der Zusammenbringung von Thatsachen und Zeugnissen, welche dem Recht und der Ehre des Adels huldigen, keineswegs absprechen, wohl aber abgesehen von aller Kritik und Gerechtigkeit jenen schiefen Sinn, der den historischen Stoff ebenso lichtvoll oder als fesselnd darstellt. Da übrigens einmal die Geschichtschreibung zum Advocatendienst für einseitige Bestrebungen herabgestiegen war, und da diese selbst noch in heftigen Ringen miteinander zu Feld lagen, so erklärt sich es daß bald nach Behr für beide mecklenburgische Parteien advocatorisch-historische Schriften erschienen. Es nämlich im Jahre 1753 Samuel Buchholz, damals Rector in Werben, mit seinem Versuch in der Geschichte des Herzogthums Mecklenburg für die Interessen der fürstlichen, dagegen der sternberger Präpositus David Fr

schaft in Jahre 1785 mit seinem alten und warmen Anhänger die bis ins Kleinliche ehen genauer der Mann selbst war, der Schilderung nach jener mit Wis- und Geistreichkeit, hieher trug seiner lautern Gemüt mit einiger Dunkelm zur Einseitigkeit neigend; der Umgang und jener ein Korrespondenz, deren ein Stück. Was diese Schrift vor jener die medlenburgische Stadt vor Berlin, welche das Klügere Ausgewählte nicht selten hatte, herausgekehrt; denn daß sie durch so manchen Vorzug, den Verehrung an ersterer Stadt Monument genommen, mag Manche wie Verschmähung einer Verehrung vor weiterer halten und Mißfallen erregen, ist begreiflich ja natürlich. In diesem Zustande blieb sie wie ein geschlossenes, verwahrtes Schloß mehrere Dezennien, und ward, wenn auch seine Zeitgenossen, die Zeitgenossen, die Nachwelt, sie nicht vergessen, so doch nicht mehr gekannt. Ein Geschlecht war hingegangen, das andere kannte sie nicht mehr, und so ward sie, wie ein geschlossenes Buch, ein Gegenstand der Neugierde, vielmehr bis zum Jahre 1827, wo sie, wie ein Buch, das sich selbst aufschließt, sich ganz ausgelegt, namentlich von der Seite, die bisher seine Urheit zurück zu einem Theater, und Bewegungen, Unterhaltungen, Lieder, Gesänge, Geschichte von Medlenburg für jedermann Gut und Eigentum war. Die mündlichen Traditionen, welche Behandlung zugefunden, welche aber dann die geschichtlichen Darstellung widersprechende Erscheinungen durch Zeitgenossen, durch Zeitgenossen und Schreiber, durch Schriftgenossen Ausdruck, sodaß sein Wort zwischen Wahrheit erregen mag in Medlenburg, Schriftgenossen angeschlossen, Gespräche für Studien des Studiums kann.

Und hiesen beiden Männern blieb die medlenburgische Sache von neuem ein volles Menschenleben hindurch, wenigstens angelegentlich liegen, indem sie sich verschieden, welche bei Verlegen Jahre 1804 bereits ein ausführliches Werk über diese Geschichte, auch der Schlossbaumeister A. Ch. Fr. Hirt war es, der in den Jahren 1827—30 über Entwickelung mit seinem „Versuch einer pragmatischen Geschichte von Medlenburg“ weiter aufnahm, leider jedoch sie streng wie Medard nicht über Wirre der Vorzeit, übrigens Klugheit aufnehmen. Ausdem hat von Klügen sich um die medlenburgische Geschichte wesentliche Verdienste erworben, welche sich einen Autor besitzen, daß er seinen Bau auf archivalischen Quellen aufführt und daß er sich wie Klüver und Jaeger möglichst parteilos hält, sondern auch darin, daß er mit der politischen Geschichte zugleich die Kulturgeschichte verbindet, worauf er als Hauptgegenstand Übersicht und Klarheit über Gliederung anderer Länder nach Zeit und Wesen voraussichtlich. Auch hat er zuerst seinem Werke möglichst verbunden, daß es im glücklichen Zusammenstellen mit reichen historischen Anmerkungen von andern bei den neuen medlenburgischen Ereignissen auch zunächst von den älteren und gediegenen Schriften der Geschichte auch Zustreife an den historischen Quellen nicht vergessen wurden. In neuesten Jahre, wo von Klüver sein Werk abschloß, erschien nicht allein zu Schwerin ein Versuch Fr medlenburgischer Geschichte für Volksschulen, der Ed. Lisch, zu seinem den trefflichen unter den vielen unternommen verschiedenen deutschen historischen Versuchen emporgearbeitet hat, sondern es gab auch der Verleger Wasch seine treffliche „Denkschrift des Medlenburg-Strelitzschen Hauses“ heraus, welche Klüvern, besonders durch die vielseitigen geschichtlichen Anfänge der Literatur Strelitzschen, sogar nicht minder wurde die 1846—47 erschienene vorzügliche Schrift des Rudolf B. Hirt über die „Geschichte des Landes Stargard“ benutzt und bei welchem 30 Jahren und den Ereignissen und privaten Notizen, und Unterzeichnungen geographischer und ethnographischer Verhältnisse und mit Nachforschungen über Denkmale der Kunst und Wissenschaften und über Sprache und Sitte so viel neue Ausbeute zu einer eigentlichen Kulturgeschichte gewonnen werden, daß er ein ebenso interessant Bedürfnis war, darüber in einem von Schwerin ausgehenden Werke fortgesetzten historischen Rahmen zum Besten und zum Dank des Publikums zu verarbeiten, als es unverkennbar seine große Sachkenntnis bezeugt hat und wieder, aber daß sein Material Einseitigkeit zu einem Gut zu gestalten.

Von zu Rostockerischen gehören, zum nächsten und mütterlicher Seite zum modern Familien abstammende, als Staatsrichter bekannte Ernst Brd. Brüder des bereits genannten, der Medlenburgischen Geschichte verdienten Franz Wick, hat durch seine „Geschichte Medlenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte“ seinen Vorsatz abgeschlossen. Sein Werk, von welchem der erste Band im Jahre 1855 und der zweite im Jahre 1856 erschien, war, wie der Verfasser selbst in der Vorrede gesteht, anfänglich in einer ungenau Weise nur annommen; so ist auch bei der Konstruktion eines Werkes, dessen historischen Bildes von Medlenburg sich mehr und mehr übersetzte, daß wenigen Medlenburgern es möglich sei, die Schwierigkeit der Anordnung eines solchen wie für ihn so für alle unmöglichen Bildes zu über-

winden, so glaubte er, seinen Landsleuten keinen unvollkommenen Dienst zu erweisen, wenn er ihnen seine Arbeit vorlegte. Nicht blos Mecklenburg, sondern auch das übrige Deutschland hat dem Verfasser zu danken, daß er die Frucht seiner Privatstudien auf den Altar seines engern und weitern Vaterlandes niedergelegt, um so mehr als dies einerseits mit einer seltenen, den strebenden Mann kennzeichnenden edeln Bescheidenheit, andererseits mit rühmlichen, die Wissenschaft fördernden Leistungen geschehen ist. Daß ihm die Lösung seiner Aufgabe zu einer wohlgelungenen geworden, dazu trug außer der Unterstützung seines Bruders Franz Boll, der selbst einige wichtige Abschnitte des Werks verfaßt hat, nicht allein seine gründliche Kenntniß des historischen Materials bei, soweit dieses in und für Mecklenburg erschlossen ist, sondern auch seine patriotische Gesinnung und seine lautere Liebe zur Wahrheit, welche den echten Quellen der Aufzeichnungen und den ursprünglichen Motiven der Handlungen nachgeht und mit Freimüthigkeit die Entwickelungen der mecklenburger Zustände offen legt, und dies alles in einem klaren, edeln, selbst hier und da erhobenen Ausdruck und in planvoller Anordnung. Wenn übrigens des Verfassers unbestochenes Urtheil manchen in ihre Partei oder in die Zustände ihres Landes verbissenen mecklenburger Persönlichkeiten nicht behaglich und ersprießlich, vielleicht sogar tendenziös erscheinen will, so können wir dies sehr wohl erklärlich finden, müssen aber dabei Boll's historische Arbeit in Schutz nehmen, welche nicht um Gunst und Gold, sondern der Wahrheit und Gerechtigkeit dient. Wir unsererseits haben vielmehr beim Durchlesen der Boll'schen Geschichte öfters den Wunsch gehegt, er möchte da, wo ewige menschliche Rechte verletzt werden, einen mehr grollend donnernden Ausdruck gebraucht haben; denn wie soll und kann die Geschichte entzücken und erschüttern, begeistern und demüthigen, wie bilden und packen, wenn sie nicht über die großen und kleinen Todten, über die schönen und elenden Gesinnungen und Thaten der Menschen und Völker zu Gericht sitzen und ohne Scheu das Schwarze schwarz und das Reine rein nennen darf? Und doch zürnen wir deshalb nicht mit dem Verfasser, loben ihn vielmehr, wenn er mit maßvoller Offenheit mehr Terrain für die Ausbreitung der Vaterlandsgeschichte zu gewinnen glaubt als mit zornvollem Ausdruck. Auch darüber, daß er noch manche öffentlichen und privaten archivalischen Schätze des Landes unbenutzt mußte liegen lassen, können und mögen wir in Anbetracht sowol der mecklenburgischen Verhältnisse als seiner eigenen Aufgabe nicht mit ihm rechten, so sehr wir diesen Uebelstand auch bedauern müssen, indem selbstverständlich bei reicherer und durchgreifenderer Benutzung der urkundlichen Materialien der Zusammenhang und die Beleuchtung vieler politischer Thatsachen und Zustände (wir erinnern unter anderm hier nur an das bei Boll noch nicht vollkommen zurückgeschlagene Visir der mecklenburgischen Landesklöster Malchow, Dobbertin und Ribnitz als sogenannter adelicher Domänen) sich anders gestaltet und ebenso die Culturgeschichte des mecklenburger Volkslebens sich noch farbenreicher erschlossen hätte, als wir dies hier ausgeführt finden. Freilich müssen wir zugleich auch gestehen, daß eine Geschichte von Mecklenburg, welche auf einer möglichst vollständigen Quellenunterlage ruhen soll, weder morgen noch übermorgen aus der Druckerei kommen wird, indem in diesem Lande manche Archivalia den Gang zum Hochgericht scheuen; ebendeshalb hat der Verfasser sehr wohl gethan, daß er die bereits zu Tag gesponnenen Fäden der Geschichte Mecklenburgs zur Leinwand, um sein eigenes Bild zu gebrauchen, verarbeitet hat. Besonders können wir seine äußere oder politische Geschichte, weniger seine Culturgeschichte des mecklenburger Landes ein Stück Leinwand nennen, indem dort mit gutem Geschick diejenigen Ereignisse, welche für Volk und Land von nachhaltiger Wirksamkeit waren, zum Hauptgrund des Gewebes, die weniger politisch, mehr social bedeutsamen und interessanten Züge zum Einschuß genommen und zu einem anziehenden Ganzen gebildet, hier dagegen vorherrschend mehr lose Culturbilder aneinander gereiht sind, obschon den einzelnen keineswegs Wärme und Farbe fehlt.

Der erste Band des Boll'schen Werks behandelt die Geschichte Mecklenburgs bis zu dem Tode des Herzogs Johann Albrecht, also bis zum Jahre 1576 oder bis gegen den Schluß des Reformationszeitalters; der zweite bis zum Jahre 1848. Warum der Verfasser sie nicht weiter, namentlich nicht über die sturmbewegten demokratischen Jahre hinausführt, hat seinen leicht erklärlichen Grund darin, daß er mit dem Ende des Jahres 1847 einen festen Grenzstein der bis dahin im ganzen noch starren oder schlummernden politischen und socialen Verhältnisse Mecklenburgs findet, während die Ereignisse mit und seit dem Jahre 1848, wie er bekennt, einem neuen Lavastrom gleichen, dessen Boden, wenn auch schon an der Oberfläche erstarrt, dennoch jahrelang so heiß bleibt, daß der Fuß des Wanderers ihn nicht ungestraft betreten darf.

Unmöglich können wir hier, um nicht den uns zulässigen Raum d. Bl. zu überschreiten, dem inhaltreichen Boll'schen Werke Schritt um Schritt nachgehen; um aber doch die Art zu zeigen, wie der Verfasser seinen historischen Stoff behandelt und das Interesse für die Geschichte seines Vaterlandes zu erwecken befähigt ist, greifen wir einige Züge, namentlich solche Entwickelungsfäden heraus, welche Unter- und Grundlagen der gegenwärtigen Zustände geworden sind. Es lassen sich solche Fäden in der Geschichte Mecklenburgs um so leichter nachweisen und offen legen, als in diesem Lande die im Mittelalter aufgeschoßte Lebens- und Staatsform nicht etwa blos erhalten und behütet, sondern im Laufe der letztern Jahrhunderte herab bis zum Anfang des jetzigen vollendet, mit festen Privilegien, mit verbrieften und verclausulirten Rechten und unverbrüchlichen und krystallisirten Gewöhnungen verkeilt und zu einem Bau zugespitzt worden ist, gegen den alle Wellen der frühern Zeit vergeblich, die der neuesten Bewegung nur mit einigem Schütteln und Rütteln anschlugen. Wenn nun gleich in der

suchen sich auf den verschiedenen sozialen Gebieten und lassen mehr gebrechen sich, als in den fast drei Jahrhunderten seit der Einführung der Reformation, wie in der That die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Befreiung der Gutsbauern im Domanium, die Regelung der Ablösung der Frohn- und Gemeindedienste, die Entlastung der Landwirthschaft, die Verwohlfeilerung der Kommunikationsmittel zu Wasser und zu Land, die Verbesserung der Schulen, der Rechtspflege und der Kriminalgesetze sämmtliche Reformen und Schöpfungen sie, so ist doch hier nur für sich und Ihresgleichen an die Landesherrlichkeit herangetreten, welchen in den Verhältnissen des Grundeigenthums und in der Gerichts- und Polizeiverfassung Pflicht, Recht und Gewalt lag, sie zu treffen. Der Verfasser sagt II. 402:

Im Baiern und Oesterreich wurde bei der Gesetzgebung im 12. und 13. Jahrhundert von den Landesherren ein großer Theil der Gerichtsbarkeit und Polizei den ständischen mit zu ausübenden Privilegien hinweggeworfen, und so ist es in Deutschland überhaupt, daß die Landesherren eine mindere Macht besaßen, welche mehr oder weniger mit den Ständen theilen mußten, als dies anderen Völkern der in dem Grundeigenthume übrigen Hierarchie erlaubt ist. Ursprünglich waren die Landesherren nur Vorsteher, welche mehr Privilegien besaßen, als Ehrbietigkeit. Sie waren nur die ersten Grundeigenthümer, indessen die übrigen Grundeigenthümer über ihre Unterthanen eine, nur durch ihre Gerichtsbarkeit und Polizei eingeschränkte, Herrschaft und Macht, wie Landesherren einnahmen. Demnach verdient sich hier auch noch eine Bemerkung zugetragen werden. Es ist nämlich nicht eine bloße Zugehörigkeit oder einer Gerichtsbarkeit, sondern es ist eine Herrschaft, wenn über den Grundeigenthümer die Landesherrschaft ausgeübt wird.

Im plattdeutschen, übrigens Sprachen der Niederlande, Dänemarks, Schwedens, Norwegens und der Schweiz und Grund und Boden, in welcher Gebiet die Form Freiheit die Freiheit verleihen sieht, noch und noch einen großen Theil der Freiheit, die Gilde, haben sich Gilden, Innungen, Zünfte, Gilden, Innungen, Zünfte, Gilden, Innungen, Zünfte,

indivisum, wie dies schon einst Kaiser Karl IV. im Jahre 1373 so bestimmt hatte. Die Hauptbestandtheile dieses Staates sind: das Herzogthum Mecklenburg oder der mecklenburgische Kreis, das Herzogthum Güstrow oder der wendische und stargardische Kreis, der rostocker District, die Herrschaft Wismar, die Fürstenthümer Schwerin und Ratzeburg und die Klostergüter. Ein Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz aber existirt in Bezug auf unsere Verfassung gar nicht; denn wenn es sich um allgemeine Landesangelegenheiten handelt, figurirt es als integrirender Theil des Herzogthums Güstrow, bei Dingen aber, die Mecklenburg-Strelitz allein angehen, tritt es selbsthandelnd als stargardischer Kreis jenes Herzogthums auf.

Kann man auch den Nutzen nicht verkennen, welchen die altritterschaftliche Corporation in früherer Zeit dem mecklenburgischen Gesammtstaat besonders dadurch gebracht hat, daß sie seine politische Einheit fest im Auge behielt, so muß man freilich auch gestehen, daß ihr dies mehr als Folie und Mittel für ihre Zwecke und Verhältnisse diente und daß ihre eigene Errungenschaft, was besonders schwer ins Gewicht fällt, eine Lähmung in das mecklenburger Volksleben hineintrieb, welche selbst noch jetzt nicht alle Glieder des mecklenburger Staatskörpers verlassen hat.

Was in Mecklenburg in zeitgemäßer Umgestaltung geleistet ist oder wenigstens zu leisten versucht wurde, konnte allein durch die Regierungen geschehen, welche dabei aber auf den allerzähesten Widerstand von seiten der Stände stießen. Denn welchen Grundsätzen diese letztern huldigten, erhellt z. B. aus den Gründen, aus welchen im Jahre 1848 der Vorschlag der Regierung, die städtischen Feldmarken zu separiren, abgelehnt wurde: „Nützlich (hieß es) sei die Separation wol, aber durch dieselbe werde eine Aenderung von Verhältnissen bezweckt, deren jetziger Bestand in den Anfängen des städtischen Wesens wurzele und deren Umgestaltung zu Zuständen führen könne, die außer aller Berechnung lägen?" In ähnlichem Geiste wurde Hrn. Pogge auf dem Landtage, als er privatim den Vorschlag machte, in den Geschäftsförmlichkeiten zu Gunsten der Bequemlichkeit der Ständemitglieder eine kleine Aenderung vorzunehmen, geantwortet: „Gott bewahre! hier muß nichts verändert werden. Es kann sich hier nicht darum handeln, was zweckmäßiger ist, sondern was gebräuchlich ist."

Wie dies Grundgebrechen, so hebt der Verfasser mit gleicher Freimüthigkeit die mit der starren feudalen Verfassung Mecklenburgs zusammenhängenden Uebelstände hervor, namentlich daß auf dem Landtage genau genommen $^{13}/_{20}$ der Bevölkerung nicht vertreten würden, daß der Landtag an Vielköpfigkeit leide und daß daselbst ein grelles Mißverhältniß zwischen den Städten und den Rittergütern stattfinde, indem circa 600 Rittergutsbesitzer, dagegen nur 46 Städte landstandsberechtigt, also 600 Stimmen auf jener, nur 46 auf dieser Seite wären; zugleich deckt er die aus der Zersplitterung des Landes in viele kleine selbständige Territorien herauswachsenden Folgen auf, darunter vor allem die furchtbar traurigen Heimatsverhältnisse oder die harten lokalen Absperrungen gegen all und jede Freizügigkeit, durch welche die in erschreckender Weise zunehmenden Uebertretungen des sechsten Gebots (1780 ein uneheliches Kind auf 17,2; dagegen 1850 eins auf 5,4 eheliche) und die massenhaften Auswanderungen hervorgerufen werden.

Trotzdem aber daß Mecklenburg in dem historisch und politisch höchst denkwürdigen Corps seiner eingeborenen und reipirten Ritterschaft eine römische Repulsivkraft gegen jede Bewegung, welche die Rechte des Corps und die Heiligkeit der feudalen Verfassung nicht segnet, zu Tage treten läßt und trotzdem, daß dies Land den Hahnenschrei der neuen Zeit zu dämpfen sucht, so gehen doch in seinem staatlichen, socialen und landwirthschaftlichen Körper Erscheinungen vor, welche darauf hindeuten, daß sich auch hier der Sinn für das Bestehende über kurz oder lang mit dem Sinn und Trieb für Umgestaltung und Verjüngung nach dem Durchgang durch ernste Kämpfe versöhnen und vermählen wird und muß. Wenn unter anderm in Mecklenburg das Verhältniß der adelichen Rittergutsbesitzer zu den bürgerlichen im Jahre 1703: 680 zu 30; 1793: 411 zu 111; 1833: 289 zu 241; 1844: 285 zu 294 und 1857: 294 zu 316 war; wenn ferner im Jahre 1572 es in ebendiesem Lande 130—140, 1755 nur 80 und 1756 nur noch 44 altadeliche oder eingeborene adeliche Familien gab, so deutet dies alles doch offenbar auf ein Heranreifen des bürgerlichen Geistes und Einflusses, also gerade da, wo die Feudalpfähle in das mecklenburger Leben eingeschlagen sind, aber auch wo die Hebel der neuen Gestaltung angelegt werden müssen. Ist immerhin der allmähliche Abgang der alten Adelsgeschlechter durch Reception von eingewanderten Adelsfamilien und neu geadelten Geschlechtern zum Theil ersetzt worden, so bleibt doch gegen die Hälfte der Rittergüter für den Adel verloren, was für die fernere Entwickelung Mecklenburgs sicher nicht ohne die Wirkung von großer Tragweite sein kann. Wenn noch im Jahre 1748 die bürgerlichen Stände aus dem Landtagssaal flüchten mußten, um nicht von der Ritterschaft aus den Fenstern gestürzt zu werden, so bedrängen sie bereits nach einem Jahrhundert den alten Ritterschaftskörper nicht blos mit der Beanspruchung gleicher Vorzüge, namentlich mit den Forderungen einer gleichen Theilnahme an der Wählbarkeit zu den Landrathsstellen und in den engern Ausschuß, des gleichen Genusses der drei reichen Klöster und des Rechts gleicher ritterschaftlichen Uniform, sondern auch mit allgemein liberalen Gesinnungen und gerechten Reformplänen. Erkennt übrigens der Adel Mecklenburgs das für die gesunde Entwickelung des staatlichen Lebens unerläßliche motorische Volkselement an, bringt er seine wirklichen Rechte mit den Pflichten gegen das ganze Land in Harmonie und betrachtet er fortan die Bürger und Bauern als berechtigte Glieder des gemeinsamen Landes und nicht mehr wie vordem als eine ganz besondere Gattung von Menschen, die man mit Kastenstolz unter die Füße treten und höchstens zur Arbeit hetzen müsse, um Champagner trinken zu können, so kann er seine Stellung zu einer gesegneten machen, indem er gerade vor dem Adel mancher andern Länder alles Zeug besitzt, unberechtigten Forderungen Mäßigung, zerrissenen Bestrebungen Gemeingeist und unfreien unterwürfigen Gesinnungen Selbständigkeit und edles Selbstgefühl einzuhauchen. Dabei stützen wir uns auf das den mecklenburger Adel ehrende Geständniß des Verfassers (II, 461):

Der große gesetzmäßige Einfluß, welchen der Adel in

Kollektenpflicht, Gebühren, Stolgebühren, Pfarrzwang, Parochialrechte, Pfarrgrenzen, Pfarrbücher, Pfarrsiegel, Pfarrarchive, Pfarrbibliotheken, Pfarrgebäude, Pfarrwohnungen, Pfarrgrundstücke, Pfarrgärten, Pfarrwirtschaftsgebäude, Pfarrscheunen, Pfarrställe, Pfarrbrunnen, Pfarrbäume, Pfarrsteine, Pfarrmarken, Pfarrgrenzsteine, Pfarrgrenzbäume, Pfarrgrenzgräben, Pfarrgrenzwege, Pfarrgrenzbrücken, Pfarrgrenzfurten, Pfarrgrenzfähren, Pfarrgrenzbrunnen, Pfarrgrenzbäume, Pfarrgrenzsteine, Pfarrgrenzmarken

gingen einige, wenngleich wenige, sehr werthvolle Mittheilungen ein. Die bald veränderten Zeitumstände waren, wenn auch nur scheinbar, dem Unternehmen nicht günstig.

Ebendeshalb blieb die begonnene Arbeit seit dem Jahre 1848 liegen. Erst im Jahre 1857 wandte sich der Verfasser, ermuntert durch seinen Sohn und durch die Erfolge, welche dessen „Harzsagen" gefunden hatten, von neuem derselben zu. Was ihm bei der Ausführung besonders zu statten kam, war außer der eigenen Liebe zur Sache und außer den Beiträgen einiger gleichgesinnten Amtsbrüder der Vortheil, daß er „auf dem Lande geboren und erzogen wurde und 38 Jahre hindurch Prediger in verschiedenen Pfarrorten der Provinz Sachsen war und daß sein gegenwärtiges Pfarramt einen reichen frischen Quell kirchlicher Sitten bildete". Somit gehört der Stoff, den uns der Verfasser in seinem Gemälde kirchlicher Sitten bietet, größtentheils seinem eigenen thätigen Sammeln an. Wenn nun auch dadurch das landschaftliche Gebiet, auf welchem diese Blüten gepflückt wurden, ein sehr beschränktes geblieben ist, so muß man doch dem Sammler einmal überhaupt, daß er mit seiner Schrift den Reigen für die literarische Bebauung eines obschon höchst interessanten, doch bisher brach gelegenen Feldes eröffnete, und dann insbesondere dafür danken, daß er reichlich und fleißig gegeben hat. Pröhle's Buch in der Hand wird mancher Geistliche lernen, Leben zu fühlen, wo er Gerippe, sinnige Formen zu erkennen, wo er Thorheiten erblickte, zu hegen und zu pflegen, wo er mit dogmatischen Sätzen sengen und brennen wollte; er wird lernen, die Aeußerungen der Volkspsyche nicht allein zu achten, sondern sie auch zum Besten zu benutzen; er wird tiefer und liebender in das Leben der Gemeinden dringen und, weil er zum Verständniß der Sprache ihrer Empfindungsformen gekommen, segensreicher wirken. Sowie dem Geistlichen, muß das Buch auch dem Culturhistoriker von Gewinn und Bedeutung sein, indem sich ihm dadurch sowol eine der sinnigsten und wichtigsten Entwickelungen des Volkslebens erschließt, als auch sich ihm Haltpunkte bieten, um auf den verschiedensten Gauen Deutschlands den Fluß und die Ausprägungsart der kirchlichen Sitten zu untersuchen. Wenn wir hiermit die bedeutsame Sache den Culturhistorikern mitzuweisen, so haben wir namentlich im Auge, daß in ihren Händen die Geschichte der kirchlichen Sitten nicht allein Zusammenhang nach Raum und Zeit und in Bezug auf die verwandten Gebräuche und Sitten des Lebens, sondern auch ihre rechte Würdigung gewinnen kann. Denn es gilt hierbei wie bei allem Historischen das ewige Gesetz, seelenvoll und doch parteilos und ohne Dogma und Beiwerk die Erscheinungen darzustellen. Dies eben führt uns auf die Art, wie der Verfasser seinen Sittenstoff behandelt hat.

Zuvor nun einige Worte über Titel und Anordnung des Buchs. Jener ist genau genommen zu eng, indem der Verfasser Sprichwörter und Redensarten aufgenommen hat, welche, wenn immerhin sie der Bibel oder der Kirche entlehnt sind, doch darum noch keine Sitten sind. Auch gehört die S. 63 erwähnte sogenannte Spiegelsfeier zu Halberstadt mit ihrem rein socialen Charakter nicht in dieses Buch. Der gesammte, hier gebotene Sittenstoff ist in sieben Abschnitte („Heilige Tage und Zeiten", „Oerter", „Personen", „Einzelne Bestandtheile des öffentlichen Gottesdienstes", „Besondere kirchliche Handlungen", „Kirchenzucht", „Gewöhnliches Leben") abgetheilt. Ob aber eine solche Anordnung auf der innern Verwandtschaft der Gegenstände beruhe, ob namentlich nicht der vierte, fünfte und sechste Abschnitt vor dem zweiten und dritten zu setzen seien, geben wir dem Verfasser zu bedenken.

Was nun die Behandlung des Stoffs betrifft, so hat der Verfasser sich mit seiner Empfindung und mit seiner besondern theologischen Ansicht in die Darstellung der Sitten hineingelegt, wodurch freilich diese an rein objectiver Auffassung und an Kürze einbüßen mußte. Zwar entschuldigt derselbe sein Pathos sowol als sein theologisches Urtheil, dieses durch die jetzige, solche Gutachten herausfordernde Zeit, jenes durch sein Zusammengewachsensein mit seiner Gemeinde, indeß beides kann wir im Interesse der Wissenschaft, die über alle momentane Empfindungen und individuelle Ansichten hinausliegt, gern ausgeschieden gesehen, um so mehr als das Pathos des Buchs öfters in weichen Weltschmerz überspringt und die gefällten Urtheile nicht durchaus frei von Herzensmüßen geblieben sind. Ebendeshalb dürfte sich der Verfasser auch hier und da täuschen, wenn er einerseits seine eigenen Gefühle, welche seinem Herzen zur Ehre gereichen, in gleicher Stärke und gleicher Art bei den Gemeinden und andererseits ein stetes Zustimmen zu seinen Anschauungen und Anordnungen bei seinen Amtsbrüdern voraussetzt. Besonders dürfte man sich mit ihm nicht durchaus einverstanden erklären, wenn er abgestorbene Sitten nicht der Gegenwart zuweist, indem es ebenso auf dem kirchlichen als auf dem politischen Gebiet bedenklich ist, zu octroyiren. Was zur lebendigen machtvollen Sitte sich ausgestalten soll, muß aus dem innersten Leben der Gemeinden herauswachsen und als berechtigtes Bedürfniß mit allen übrigen Lebensverhältnissen zusammenklingen; wo dies nicht der Fall ist, bleibt ein jeder Versuch der Art lokal und persönlich und wird zu keinem Gemeingut der kirchlichen Gesellschaft. Wenn wir unter anderm in der alten Hagelfeier einen schönen Pulsschlag echt kirchlichen Sinnes und Lebens finden, so werden sicherlich die modernen Kirchengemeinden, welche ihre Felder gegen Hagelwetter in desfallsigen Versicherungsanstalten versichert haben, weniger das schreiende Bedürfniß einer kirchlichen Hagelfeier fühlen, als die frühere Zeit, welche den elementaren Gewalten schutzlos preisgegeben war. Ein Beispiel des subjectiven Ausdrucks, den das Buch enthalten hat, entnehmen wir den S. 36 und 37:

Der heilige Abend vor Ostern (der große Sabbat, auch der heilige Sabbat), dessen Feier in der ältesten Kirche, gleich den beiden vorhergehenden Tagen, besonders wichtig und ausgezeichnet war, ist in der protestantischen Kirche niemals, außer in einigen Gegenden durch eine Vesper, kirchlich gefeiert worden. Wenn man auch in gerechter Besorgniß der Ueberladung Grund hat, eine ausgedehntere Feier dieses Tags für bedenklich zu halten: die Vespern, als Vorfeier des heiligen Osterfestes, in dem

die Trauer der Marterwoche anfängt, sich in Freude zu verwandeln, hätten sollen doch nirgends, wie längst geschehen, eingehen. Ich habe sie hier — wie schon früher in Rotlum — auch ich meine nicht ohne Segen wieder ins Leben gerufen. Es ist ein rührender Anblick, die Besucher der Ostervesper vor dem Anfange der kirchlichen Andacht auf dem weiten, die Kirche umgebenden Gottesacker meist rings zerstreut umher an den Gräbern der Ihrigen, sinnend und mit Thränen der Wehmuth sie betrauernd, stehen zu sehen. Sie ziehen von den Gräbern in die Kirche und wir singen: „Jesus meine Zuversicht", beschauen dann im Geist das Heilige Grab, von dem der Stein bald abgewälzt sein wird, und sie gehen getröstet und voll Osterhoffnung hinweg aus der Kirche und kehren noch einmal, ehe sie hingehen — ach! und ich mit ihnen! — mit mildrem Schmerz und mit seliger Ahnung zu den theuern Gräbern zurück. Mir ist bei diesem Grabesgange zu der Ruhestätte meiner seligen Anna und meiner kleinen Enkelin, wo auch noch ein leerer Platz zu einem neuen Grabe, in welches, wie in des Herrn Grab, niemand je geleget war, für mich bereit gehalten ist, dann allemal das Lied ein:

Ich geh' zu deinem Grabe,
Du großer Osterfürst u. s. w.

Sie ist denn — da die drei letzten vorhin erwähnten liturgischen Feiertagsandachten in der Montags-, Dienstags- und Mittwochsvesper gehalten werden — in meiner Gemeinde, und ich meine, viele meiner Brüder werden mich um diese heiligen Freuden beneiden, an jedem Tage der großen Woche eine kirchliche Feier, ganz wie es in der ältesten Kirche war, in der alle sechs Tage vor Ostern als Kirchentage behandelt und die einzelnen Tage dann als feria prima, feria secunda, feria tertia, feria quarta, feria quinta, feria sexta und feria septima aufgezählt wurden.

Mehr als diese subjective Färbung befriedigt uns das Bestreben des Verfassers, die kirchlichen Sitten in der Faserlänge ihrer Entwickelung zu construiren. Denn wo es möglich ist, sucht er die Wurzel, welche zumeist in dem christlichen Geiste gefunden wird, die Blüte und das Absterben oder das noch gegenwärtige Leben derselben nachzuweisen. Wie dies Streben rühmlich ist, so muß auch das als Verdienst dem Verfasser zugestanden werden, daß er für seinen Kreis die Kette der kirchlichen Sitten vollständig zu geben bemüht ist. Mehr solcher Versuche da und dort im protestantischen Deutschland, und es läßt sich das vollständige Bild der kirchlichen Sitten für die deutsche evangelische Kirche gewinnen.

Vergleichen wir die von dem Verfasser nachgewiesenen Sitten mit denen der kirchlichen Gemeinden am Fuße des Thüringerwaldes, so könnten wir leicht darthun, daß die Mehrzahl derselben auch hier entweder lebendig waren oder noch lebendig sind: ein Beweis, wie der evangelische Geist der protestantischen Kirche das ihr zugewendete deutsche Volksleben in gleich starker Bildungskraft durchdrungen hat. Viele dieser gemeinschaftlichen Sitten verdienen eine ganz besondere Beachtung. Namentlich gilt dies unter anderm vom Hausgottesdienste. Das Bewußtsein, daß in dem protestantischen Hause unserer Väter ein solcher Cultus bestand und daß derselbe nicht allein einen festen Damm gegen wilde Strömungen von außen und von oben, sondern auch einen fruchtbaren Boden für literarische und gesellschaftliche Triebe bildete, ist gegenwärtig fast ganz verschwunden, obschon die Blüte dieses Gottesdienstes noch kein ganzes und sein Untergang noch kein halbes Jahrhundert zurückliegt. Dem Referenten begegnete es vor wenig Monaten, daß er selbst einem deutschen Historiker den Beweis für das ehemalige Dasein eines solchen Hauscultus führen mußte. Um so erfreulicher war es darum für ihn, auch in Pröhle's Schrift ein Zeugniß für den ehemaligen Hauscultus zu finden.

Unter der Gruppe von kirchlichen Sitten, welche dem pfarramtlichen District des Verfassers eigenthümlich sind und welchen die Umgegend des Thüringerwaldes andere ihr eigenthümliche entgegensetzen kann, erscheinen manche Formen als besonders sinnig und sittig. Dahin rechnen wir z. B., daß beim Kirchengehen die Töchter ihren Müttern, die Väter ihren Söhnen vorauszuschreiten pflegen, was bedeuten will, daß die Mütter allezeit auf den Weg ihrer Töchter Acht haben und die Söhne in die Fußtapfen ihrer Väter treten sollen. Auch das Streuen weißen Sandes um Gräber und bei manchen Festlichkeiten birgt einen schönen Sinn. Uebrigens ist diese Sitte eine altheidnische, indem sich schon in Hünengräbern weißer Sand als Unterlage der Weihgaben vorfindet. Wenn der Verfasser als unkirchlich tadelt, daß man hie und da den preußischen Adler ins Kirchensiegel nimmt oder auf Kirchthürmen an die Stelle des Kreuzes setzt, so hat er hierin vollkommen recht, nur hätte er auch deshalb eine Rüge aussprechen sollen, daß mancher Cantor am Erntefest seine Besoldung in der Kirche einsammeln muß. Wir halten einen solchen Act für unwürdig sowol hinsichtlich des Festes als auch hinsichtlich des Sammlers.

Schließlich fassen wir unsere Besprechung der Schrift über kirchliche Sitten in die Formel zusammen, daß der Verfasser derselben nicht blos der Anfänger eines Dings ist, das alle Ehre verdient, sondern daß er sich auch als einen tüchtigen Kenner und Bearbeiter des Sittengebiets erwiesen hat, weshalb wir ihm aus der Ferne unsern Dank für seine Leistung und unsere Hochachtung für seine dem Volkswesen zugewendete edle Gesinnung aussprechen.

Die dritte obengenannte Schrift begreift zwar nur das Leben einer einzelnen Persönlichkeit, aber einer granitenen Persönlichkeit in einer heiß bewegten Zeit und in festen und reichen Bezügen zu dieser Zeit. Denn eben an dem größern oder kleinern gesegneten Zusammenhang, in welchen sich das einzelne Glied durch Gesinnung und That zu seinem Gesellschaftskörper setzt und erhebt oder an dem stärkern oder geringern Grad des gerechten Volksbedürfnisses, zu welchem sich der einzelne durcharbeitet, ist die Bedeutung und, weil solches nicht ohne sittliche Unterlage geschehen kann, die wahre Tüchtigkeit des Menschen zu messen. Dieser Satz gilt ganz besonders dem in den ersten Decennien der Reformation thätigen Kriegshauptmann Sebastian Schertlin. Seine Jugend (er war 1496 zu Schorndorf im Würtembergischen geboren) fiel in diejenige Zeit, wo die größte Krisis, welche in die Entwickelung des Völkerlebens eingreifen kann, dem deutschen Volke von der Vorsehung zugewiesen war. Es hatte im Anfang des 16. Jahrhunderts nach vielfachen, auf kleinen Räumen in frühern Jahrhunderten versuchten Vorgefechten

endlich der große allgemeine Kampf begonnen, wo Freiheit des Subjects und Gewalt der äußern Autorität, wo göttliche und menschliche Forderungen, Bewegung und triebloſe Ruhe, Hell und Düſter auf Leben und Tod miteinander rangen. Solche Kämpfe haben nothwendig nicht allein ihren Zunder, ſondern auch ihre nachhaltigen Stützkräfte in derjenigen geſellſchaftlichen Schicht, welche in der berechtigten Ausübung ewiger und zeitlicher Rechte beengt und verkümmert worden iſt. Auch das iſt ebenſo der Natur und Aufgabe ſolcher Kämpfe gemäß als ſelbſtverſtändlich, daß die Stützen, welche den erregten Kampf tragen, leiten und fördern, nach ihren Kräften verſchieden geartet ſein müſſen und darum für die entſprechenden Leiſtungen berufen ſind, je nachdem es gilt, die Wahrheit und Gerechtigkeit der ſittlichen Güter mehr mit den Waffen des Geiſtes oder, wenn die Umſtände dazu nöthigen, mehr mit dem Schwert der feſten Fauſt zu vertheidigen. Für die letztere Art war Sebaſtian Schertlin geboren und geworden. Ein unbiegſamer Trieb und ein klares Verſtändniß ſeines Weſens hatte ihn 1518 von den Studien zu Tübingen und Wien hinweg und dahin geführt, wo er ſeinen Anlagen genügen und ſeinen Charakter zum imponirenden Ausdruck erheben konnte. Nicht allein perſönlich tapfer, ſondern auch ganzen Kriegermaſſen Muth und Vertrauen einhauchend, dazu umſichtig, mit klarem, raſchem Ueberblick über Kriegshaufen und Kriegsgegenden und überdies glücklich, weil er für den rechten Augenblick Auge und Fauſt bereit hatte, dies waren die Eigenſchaften, welche ihn nach Georg von Frundsberg zum erſten deutſchen Kriegsmann und Feldhauptmann machten und ihn aus dem bürgerlichen Stand zum Glied der deutſchen Ritterſchaft emportrugen. Und doch trotz ſeiner ritterlichen Erhebung und trotz ſeines im Krieg gewonnenen bedeutenden Ruhms, Einfluſſes und Vermögens blieb er dem Charakter nach, wie er von Haus aus war, feſt, treu und bieder, von echt bürgerlicher und echt deutſcher Geſinnung, ohne Falſch und allen Praktiken im Großen und Kleinen feind. Aber eben dieſe Eigenſchaften führten ihn frühzeitig aus den kaiſerlichen Dienſten zur Annahme und zum Dienſte des Proteſtantismus, für deſſen günſtige Geſchicke er die entſcheidende Kraft beſaß, wenn anders die politiſchen Verhältniſſe beim Ausbruch des Schmalkaldiſchen Kriegs beſſergeſtaltig geweſen wären. Die edle ſowol proteſtantiſche als deutſche Sache, die Schertlin nicht voneinander trennen konnte, unterlag jedoch und er mit ihr, nicht im ehrlichen offenen Kampfe, ſondern durch undeutſche geheime Liſten und Verräthereien, welche die ſchwerfälligen, leichtgläubigen Deutſchen täuſchten, lähmten, ſpalteten und bewältigten. Die Folgen dieſer Niederlage ſind für das deutſche Gemeinweſen furchtbar traurig geworden und ſelbſt zur Stunde noch nicht überwunden. Denn war die proteſtantiſche Kirche bis zum Jahre 1547 erobernd und blos mit der Kraft der Wahrheit erobernd und mußte ihrer unbeirrten friſchen Entfaltung ganz Deutſchland zufallen, ſo wurde ſie ſeitdem leidend und an die feinen Fäden politiſcher Künſte gebunden und dazu wurde Deutſchland zweiſpaltig und ſeine Entwickelung ſiech gemacht. Was Schertlin betrifft, ſo begab er ſich, um dem Zorn und der Strafe des Kaiſers auszuweichen, von Augsburg, deſſen Kriegsoberſter er war, nach der Schweiz, ſah ſich indeſſen auch ſehr bald hier bedrängt und trat deshalb in die ihm angebotenen Dienſte Frankreichs, wo er nicht allein als Truppenführer, ſondern auch als Vermittler zwiſchen König Heinrich II. und dem Kurfürſten Moritz benutzt und namentlich beim Abſchluſſe des von beiden Mächten im Februar 1552 abgeſchloſſenen Vertrags verwendet wurde.

Hatte Kaiſer Karl V. Schertlin's kriegeriſche Tüchtigkeit an der Spitze der Proteſtanten fürchten müſſen und darum ihn ſeinem ganzen Haſſe preisgegeben, ſo konnte er denſelben noch weniger auf ſeiten Frankreichs dulden; deshalb zog er, da hier alle kaiſerlichen Gewaltmittel nicht nur nicht günſtig, ſondern ſogar nachtheilig wirkten, den geächteten Kriegsmann noch vor dem Schluſſe des Jahres 1553 auf dem Wege der Begnadigung wieder nach Deutſchland herüber. Sobald Schertlin nach Burtenbach, ſeinem Rittergutsſitze, zurückgekehrt war, ernannten ihn von neuem viele weltliche und ſelbſt geiſtliche Reichsfürſten zu ihrem Oberſten, auch nahm ihn König Ferdinand zu ſeinem Kriegsrath; indeß mit dem Jahre 1559 trat er mehr und mehr vom öffentlichen Leben ins häusliche, aus dem momentanen Gehorſam der Soldateska in die ſtete, dauernde Liebe ſeiner reich gegliederten Familie zurück. In der Muße, die ihm hier am Abend ſeines Lebens zu Theil ward und die nur zeitweilig durch Fehden mit Nachbarn geſtört wurde, ſchrieb er ſein Leben.

Mit Abſicht haben wir die wichtigen Stellungen, welche Schertlin als Kriegsmann nacheinander beim Kaiſer, bei den Proteſtanten, in Frankreich und bei den deutſchen Reichsfürſten und Städten eingenommen hat, im voraus angedeutet, um die Bedeutſamkeit der Selbſtbiographie eines ſolchen Mannes durchblicken zu laſſen. Müſſen wir auch zugeben, einmal, daß Schertlin kein Mann von tiefen Ideen, von großer ſtaatsmänniſcher Weisheit und von feiner höfiſcher Gewandtheit war und daß darum ſeine Biographie weder reiche und tiefe Aufſchlüſſe über die Charaktere, mit denen Schertlin zuſammenkam, noch feine und gründliche Beobachtungen über das innere Getriebe der damaligen politiſchen und kirchlichen Gewalten, noch umfaſſende und belehrende Aufklärungen über das ſociale Leben der Zeit enthält; zum andern, daß die Selbſtbiographien von Götz von Berlichingen und von Hans von Schweinichen an Stoffreichthum und an lebendigen Detailſchilderungen des geſellſchaftlichen und politiſchen Lebens ihrer Zeit höher ſtehen als Schertlin's Schrift, welche vorherrſchend über Kriegsereigniſſe berichtet: ſo hat ſie deſſenungeachtet ihren anzuerkennenden beſondern Werth, welcher vor allem darin beſteht, daß ſie das Bild eines emporgekommenen Kriegsmannes im Glück und Unglück, im Feld und daheim aufrollt und daß ſie alle Hauptactionen in und außer Deutſchland während faſt zwei wichtiger Kaiſerzeiten aufführt, beſonders aber über die Türkenkriege und über das Raufleben der Ritter und Fürſten dieſer Zeit und über den Schmalkaldiſchen Krieg

nalische Mißhelligungen entstehe, wie sie hier die politische und bürgerliche Gesellschaft von nicht geringem Interesse sind. Es Shakespeare hat sie Othmar Schönhuth, durch sehr vielseitige Thätigkeit dem Hohenstaufen Theorie für mit universellster Kenntniß bekannt, durch so genaue Sachkenntnis Schertlin's ein neues Leben erweckten, um es mehr hier, als der Mitwelt wollen, der vor 80 Jahren erschien, auf seiner urkundlichen Treue bewährt, bleibend auch zu den literarischen Denkmalen gehört.

Schönhuth hat zu seinem Werke in seinem Vorwort Original-handschriftlicher Mittheilungen so reiche, wie er sagt, mit allen Genauigkeit, selbst bis auf einige Abkürzungen mit allen Sorgfalt, so treu, daß er auch noch gegen das Ende der Schrift herauswerfen und das Ich-Handschriftenwesen der Vorgänger beibehalten.

Schertlin's Lebensgang ist reichen Inhalts, und der Verfasser hat ihn lebendig, nur Weniges ist verschwiegen, wo ein solches Interesse verwalten oder wo er Gefahr Schertlin's Ansehen vor dem Ausschuß zweifler Genauigkeit verbirgt sehr. Jemand trat vor allem in der Schlacht bei Schmalkalbischen Kriege, dasselbe in dem Kriegsleben, in der Umbildung seiner, welche er zum Theil mit sogen ihrer Sitten und Verrichtungen vom Großen Theil neu Fertigkeiten und Kunstgriffen Abhängigkeit ersinnen hatten. An beiden Fällen führt ihn mehr als Künstler zu Fürsten, wie über und gerichtet Beurtheilungen, die Schertlin's Leben und Thaten begleitet haben und sein Schreiben, verdammenden Urtheil über Schertlin's Wirken von Seiten. Dennoch hat in „Geschicht von Leben" den Lesergrafen befindet zu prüfen, doch, wie sehr erachten, bei aller Wahrheit und Treue, die Schönhuth gewiesen, daß alle Sammlung den Lesergrafen gemachten Vorwürfe auf ihren Grund und Verschiedenen Kunstwerk zurückgeführt sei. Wenn wir auch von Schertlin's geringer Anlage von der glaubwürdigen Anlage abziehen, welche Schönhuth ihm zuerkennt, so bleibt noch immer, daß wir auf ihn die Bestimmungen, welche das Schönhuth's bei Großmüthigen nicht anwenden können. Je mehr doch bedauert die Erscheinung oder die Thatsache nicht gelöscht, daß sich im Gegensatz zu dem Fürsten besonders Vertrauen in den Kaiser Johann Friedrich herangemacht hat, wie groß auch sein Mißtrauen, wie kaum. Auch stellt immerhin Schertlin noch die Person, welche Fürsten Kaiser, es sei der Kurfürst Moritz in Sachsen mit dem Kaiserlichen Moritz ein Verwalter an Kaiserlichen Sache gewesen, unverändert selbstständig, wie Johann Friedrich ein Kaiser, so ist Schertlin's Verdienst nur, zu gleichem an Warme zunahm.

Einen großen Umstand mit über den Schmalkaldischen Krieg verwalten Schertlin's Aufzeichnungen, wie er der Politik, der Kriegsrathschläge im Großen und Ganzen, bei ungeheuren Kleinschreiberei und des Kleinen Kleinlichkeit gestellt. Es sind dies oft nur kurze Andeutungen, aber Erklärungen von Ereignissen Zusammenhang und treffenden Umfang. Um übrigens mit der Darstellung zu vervollständigen, gereicht wir folgende Stellen hervor:

Anno 1540 Präsentation mit Karolen und Evangelischen zu Worms in einem glaubwürdigen.

Anno 1541 wurde ein reichstag zu Regensburg gehalten und hat glaubwürdig Handwerker, gut ernstig angericht.

Als gehaltenen reichstag ist von genannten reichsstetten für einen halb 10000 zu Fuß, 2000 zu Roß und Knecht zu gut erlegt worden, wer die haben nicht genaue sind zu ehrlichen erlauf, wie sie vermöchten Ernst und ordentlich Kriegsleute, wie von Stein brauchbar, dann Ehr von Einrichtung von der Wort Gemeinschaft Ordnung, und auch insbesondere hat sie Gleichen. Darum, von den Evangelischen mit Kunst vermaßt, hat in mit Ehrlichen, ein einem andern, wie Wort Christus von Knechtung angewesen und auch aufgeschrieben.

Als Kaiser Karl V. lang vergessen, daß sie Kaiser, ist geschlagen worden und ist das gut verpfrungert worden, das sich 2000 Gulden, 2000 Gulden, 2000 Gulden, ist elendiglich mit der Hand umhergegangen, bei ein armen ehrlich, unangesehen alter Leute, gemeret, hat Evangelisch Lehrer, Kirchen und obel jämmerlich beschwerden.

Als Kaiser Karl V. hat sich weiter Kirchen ein einen und vielen Karolen von Stammleuten zu Gefängnis verdienen, ist ein jeder zu hundert 4000 Gulden, ist hat mit einiger einem 2000 I weet ausgeführt; ist bei der Kaiserlichen Majestät zu gehalten zu 18 Gefangenen.

Seinen mit einigen Leuten und also gewalt, hat weiter Kaiserlichen Majestät zu geben ein seinen für 100 I und bei von Regierung ein gelöster für 63 I gefördert. Da ist so gelöscht worden als 6000 I wert. Als hat mich die hochgelt gefangen mit einiger, klein, ringen, freilicher, sind, freier 500 I. Eben von reichen — 200 I.

Als ich bei von Ulm mit einigen reutern von Kaiserlichen in der gemeinlich Kapuzinergasse gegeben. Darnieder, darinnen nichts kann gutem gelegen, sich darüber gesetzet, gefangen, bei mich 200 Gulden reutern heraus verlieren, rann und so aber Mein hinnegl weiter gethan, nach dem Rüdersau, sind denen von Kaiserlichen gefangen worden, wie sie dort gegeben, sie seitdem gefangen sind, ist verspart, bei in der Hut 12 Gulden haben gelegt, er selbst mit meiner also beleben, und hinnegl dem Hirn bei den Knechten gefangen.

Als Kaiserlichen Ulm ist ein gutter reichstag von Kaiser Maximiliano dem andern in der Hut Ruppreng gehalten worden, darauf ist gutter Ordnung, da ist von mir was in der Knappe und ein Kind haben 2 Heller gegeben, von Gut von Kirchen und Gottes gewalt gestraft. 1 Heller, Kirchen und zunehmen gewalt.

Daß über Schertlin's Gefühlsrohheit der Blutgerichte erfolgen Gemeinschaft, um die Kirche Gefühlsrohheit in die Gefühlsfreiheit und den Werth der Schrift zu verwirklichen, und dies eben war der Zweck unserer Angige.

G. Schlosser.

Deutsche in Amerika.

1. Versuch einer Lebensgeschichte von Johann Nikolaus Vohl und Bauer. Nach seinen eigenen Briefen. (Als Handschrift gedruckt.) 1855.
2. Zur nationalen Gesangsfrage. Urschrift auf Deutsch Quellen's Deutschen Barden. Herausgegeben von H. Gustav Rüder. Leipzig, Brockh. 1856. Gr. 8. 16 Ngr.

Rudern Rüder mögen, weil sie ein ausdrücken, wenden, ich sich gefühlsreiche Gangart bilden oder eine weltherrschende Gesinnung einnehmen, will gerichtet Klange auf der Weltbühne ausnehmen als wie Deutsche, aber keinem jahen gemeinschaftlichen Band, keinem bedeutenden Schaffen, keinem zusammenhängenden

losen, universellen Geiste, seinem Forschungstriebe und seiner Wißbegierde verdankt es der Deutsche, daß er im stillen unter den andern Völkern Eroberungen auf Eroberungen macht und fast unbemerkt aber sicher die geistige Landkarte der Welt um so zu sagen revidirt und umgestaltet. Wer unter den civilisirten Nationen auf wahrhaft tiefe Bildung Anspruch machen will, muß, so schwer es ihm auch ankommt, die schwierige deutsche Sprache lernen, weil in ihr geistige Schätze niedergelegt sind, die sich nur vermittelst der Kenntniß der deutschen Sprache selbst gewinnen lassen, Resultate des tiefsten, kühnsten und zum Theil rücksichtslosesten Forschens und Denkens, in denen das moderne Bewußtsein in seiner ganzen Schärfe und äußersten Consequenz heraustritt. Die andern Völker hängen den Wahrheiten, die der menschliche Geist auf seiner langen Wanderung gefunden hat, immer noch eine Hülle um, zum Theil aus Schönheits- zum Theil aus Nützlichkeitszwecken; der Deutsche reißt sie ihnen ab, selbst auf die Gefahr hin, daß die eine oder die andere Wahrheit dann nicht in schöner Gestalt erscheint oder auf den stürmischen Eindringling den Eindruck des entschleierten Bildes zu Sais macht. Diese Bewegung geht allerdings zunächst vom deutschen Centrallande aus, aber sie wird auch durch deutsche Sendlinge mitten in den Schos anderer Völker getragen, sodaß sich auch im Auslande selbst bereits Feuerherde des ebensowol leuchtenden und wärmenden, als auch vielfach zehrenden deutschen Geistes gebildet haben. In die innere Gestaltung Rußlands haben die Deutschen nach allen Richtungen hin aufs tiefste eingegriffen, die moderne dänische und schwedische Literatur sind wesentlich nur Nebenschößlinge der deutschen, in England ist die Kenntniß der deutschen Literatur weit verbreitet, in der französischen Literatur und namentlich in der französischen Journalistik tritt deutscher Einfluß, selbst durch zahlreiche deutsche Namen repräsentirt, immer mehr zu Tage, trotz des widerstrebenden romanischen Bonapartismus, in Nordamerika hat sich die deutsche Presse immer selbständiger organisirt, und wenn auch der deutsche philosophische und politische Radicalismus von den Angloamerikanern entschieden zurückgewiesen wird, so hat doch die deutsche theologische Forschung unter den Nationalamerikanern bereits ihre begeisterten Anhänger (z. B. Theodor Parker) und die Dienste, welche die Deutschen in der Antisklavereifrage leisten, werden von freisinnigen Nordamerikanern willig acceptirt und anerkannt. Kein Volk sendet überhaupt so viele Männer ins Ausland, welche die geistige und wissenschaftliche Propaganda zu ihrer Lebensaufgabe machen, als das deutsche. Minder hervortretend war bisher deutscher Einfluß unter den echt romanischen Völkern; doch macht sich in Italien trotz der durch politische Verhältnisse hervorgerufenen und unterhaltenen Nationalabneigung bei den bessern Köpfen, besonders in Norditalien, der Einfluß deutscher Wissenschaft und Philosophie immer mehr geltend. So hält auch der Verfasser des 1858 zu Turin herausgekommenen und jüngst in den „Heidelberger Jahrbüchern" besprochenen „Annuario statistico Italiano", Cäsar Correnti, der deutsch zu verstehen scheint, da er auf der ersten Seite Goethe's Worte „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen" deutsch anführt, den deutschen Stamm für naturwüchsig, und er würde, wie er versichert, gern die Gegenwart „das germanische Zeitalter" nennen, wenn die Deutschen sich nicht so gern in das Unendliche verirrten. Doch erkennt er an, daß alle Völker Europas mehr oder weniger mit dem germanischen Blute aus dem Centrallande Europas gemischt worden, sodaß eine Verwandtschaft mit dem Deutschthum nicht geleugnet werden könne. Alle regierenden Häuser, den Sultan, Napoleon und Bernadotte ausgenommen, seien entweder rein deutschen Ursprungs, wie die Häuser von Braunschweig, Hannover, England, Preußen, Oranien-Nassau, Holstein, Dänemark, Koburg und Belgien, Griechenland-Wittelsbach, oder wenigstens aus germanischem Stamme entsprossen, wie die Bourbons-Capet und das Haus Savoyen, oder durch Heirath germanisirt, wie die Romanow, Este und Braganza. Wir erinnern hier noch an das Werk der Gräfin Dora d'Istria (Prinzessin Koltzoff-Massalsky), der Hospodarstochter, über die deutsche Schweiz, worin der Schilderung des Einflusses, den der germanische Geist auf die Welt ausgeübt hat und ferner noch auszuüben berufen ist, viele der beredtesten und glänzendsten Blätter gewidmet sind.

Wir haben hier die Tagebücher und Briefe von zwei deutschen Männern vor uns, die im fernen Auslande wirkten, und von denen der erste, Johann Nikolas Böhl von Faber, eine wirklich literarische Bedeutung für sein Adoptivvaterland Spanien beanspruchen kann. Diese Bedeutung haben auch Adolf von Schack in seiner „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien", Julius in seiner deutschen Bearbeitung von Ticknor's „History of Spanish literature" und der Verfasser eines im zweiten Heft der „Deutschen Vierteljahrsschrift" 1857 unter dem Titel „Literarische Wechselwirkung Spaniens und Deutschlands" mitgetheilten Aufsatzes gebührend anerkannt. In dem letztern heißt es über Böhl von Faber: „In Deutschland geboren und erzogen, brachte er die freie kritische Anschauung, welche sich seit Lessing unter uns Bahn gebrochen, und jene Unbefangenheit und Empfänglichkeit des deutschen Gefühls, die gerade die deutsche Nation auszeichnet, mit. Böhl's kritische Streifzüge rehabilitirten nämlich den Calderon. Auch suchte er seine Theorien praktisch zu verwirklichen: es gelang ihm, einem Deutschen von Geburt, Bildung und Gesinnung, zuerst, auf die spanische Bühne in dem Theater von Cadiz das rein nationale Drama eines Calderon und Moreto zurückzuführen. Diese Bemühungen fanden eine Anerkennung, welche nicht blos für den Augenblick Böhl seinen mannichfachen literarischen Feinden gegenüber nicht unbedeutend unterstützte, sondern, was wichtiger war, auch den von ihm vertretenen Ansichten einen nicht mehr entfernten vollkommenen Sieg verhieß. Böhl hatte indeß doch die Freude, die volle Emancipation des spanischen Theaters von dem französischen Einfluß zu erleben, die allerdings erst nach dem Siege der Romantik in Frankreich jetzt erfolgte (1834). Dennoch blieb Böhl das hohe Verdienst, nicht blos jenem Siege vorgearbeitet, sondern auch zuerst den Weg zu einem neuen Aufbau gewiesen zu haben." Glücklicherweise fand Böhl in einem spanischen, ihm auch persönlich befreundeten Gelehrten, Augustin Duran, einen rüstigen Mitarbeiter, der seine Bestrebungen ebenso eifrig aufnahm als mit Erfolg fortsetzte. In seinem 1828 erschienenen „Discurso" bezog sich Duran nachdrücklich auf die deutsche Kritik, die er, des Deutschen unkundig, nur aus Böhl's Schriften kannte, und ohne Zweifel ist er auch durch Böhl's „Floresta", einer aus drei Bänden bestehenden Anthologie aus dem spanischen Liederschatze, welcher Böhl später eine ebenfalls in Deutschland gedruckte Auswahl altspanischer Schauspiele folgen ließ, zur ersten Herausgabe seines „Romancero" (1828—32) angeregt worden.

Das Leben und Wirken Böhl's wird uns, meist nach seinen eigenen brieflichen Aufzeichnungen, in der vorliegenden Schrift geschildert, die zwar, als Handschrift gedruckt, ursprünglich nur für einen nähern Freundeskreis bestimmt ist, aber wie ein vertrauter Freund Böhl's in einer die Schrift betreffenden Mittheilung im „Bremer Sonntagsblatt" bemerkte, „durch Gegenstand und Inhalt sich an die literarischen Kreise wendet"; die Freunde und Verehrer Böhl's, heißt es dann weiter, müßten selbst wünschen, daß der Verstorbene allgemein bekannt werde, da er bisjetzt über die Grenzen seiner Vaterstadt Hamburg hinaus wol nur den Kennern der spanischen Literatur eine geläufige und hochgeachtete Erscheinung sei. Es ist schon dies ein interessantes Moment, daß er von Haus aus Kaufmann, „unter den Leuten seines Standes eine rara avis war, da er sich mit aller Lebendigkeit seines Geistes den Wissenschaften, zumal der schönen Literatur zuwandte", wie der Verfasser des erwähnten Artikels im „Bremer Sonntagsblatt" bemerkt. In der vorliegenden Schrift wird uns ein Schreiben Böhl's aus dem Jahre 1789 mitgetheilt, welches von so edler, nur auf Beförderung des Gemeinwohls gerichteter Gesinnung durchdrungen ist, daß der Verfasser der Schrift mit Recht bemerkt: „B.

ich meine und in andern Tagen von den jungen Leuten, die es an sich zu wenden pflegten. Weitbekannte Aufsätze, ähnliche Briefe, wie sie Schiller an Körner schrieb?“ Ja, der Brief war da gewesen, und sich darüber der braune Kaufmannsmann mit seinem noch bräunern weib aus der Fülle und Tiefe und zwar von der gar nicht, weniger vielleicht als irgendein anderer Brief aus der Literatur verbeilegt hat. In den wenigen Abendstunden Kaufmannsleben gehört unter Stille, Einfalt und auch in Zusammenhängen in literarischen Dingen gegeben, in die Sonne scheinen Sommer, und es wurde vielleicht manchem Leser Befremdung, ja mehr erregen, wenn er diese Zeilenwort für Zeilenwort „Reisebriefen“ in Form Cotta Karte in Gestalt Briefmarke“ schreiben kennte, so sehr entfernt diese Schreiben gehört, was in der Jahrzeit Mittelalter, der 1770 zu Bremen geboren, einer geistreichen Familie Sohn, der Bruder Clemens Brentano, Freund Goethe, Freund Görres, Freund Arnim, Freund Schiller, Freund Wieland, Freund Herder, Freund Jacobi, Freund Schlegel, Freund Tieck, Freund Voß und Freund Jean Paul, Freund Hölderlin, Freund Schelling, Freund Hegel, Freund Fichte, Freund Schleiermacher, Freund Niethammer, Freund Reinhold, Freund Forster, Freund Reinhard, Freund Niebuhr, Freund Savigny, Freund Eichhorn, Freund Gries, Freund Schlosser, Freund Creuzer, Freund Heyne, Freund Wolf, Freund Boisserée, Freund Wallraf, Freund Merkel, Freund Hufeland, Freund Schelver, Freund Sömmerring, Freund Soemmerring, Freund Schelver, Freund Sömmerring, Freund Soemmerring, Freund Schelver, Freund Sömmerring, Freund Soemmerring

unter dem Titel „Aus mexikanischen Gefängnissen" zusammengestellt hat. Eduard Harkort war 1798 zu Harkorten bei Hagen in Westfalen geboren und ein jüngerer von den in ihrer Heimat wie in Leipzig und Berlin in rühmlicher Weise namhaft gewordenen Brüdern dieses Geschlechts. Nachdem er in Sachsen auf der Bergakademie zu Freiberg als Geometer seine technische Ausbildung erhalten und eine Zeit lang in Preußen als Artillerist gedient hatte, ging er im Auftrag der englischen Gesellschaft „Mexican Company" als deren Berg- und Hüttendirector nach Mexico, wo er unter anderm eine Generalkarte des Staats Oajaca anfertigte. Der Herausgeber erwähnt im Vorwort, daß Alexander von Humboldt einige seiner Höhenmessungen in Südamerika benutzt und dabei seines Namens gedacht habe. Mißhelligkeiten mit einem spätern Commissar der Gesellschaft, Ambrosio Obicini, veranlaßten ihn, den Dienst derselben zu verlassen und dem General Santana, der damals (1832) mit der klerikalen Partei im Kriege lag, seine Dienste anzubieten, die auch willig angenommen wurden. In einem für Santana unglücklichen Treffen bei Tolome wurde Harkort nach der tapfersten Gegenwehr und stark verwundet gefangen genommen und erst in ein Lazareth und sodann nach Puebla und von hier nach der Festung Perote gebracht. Hier besuchten ihn von Zeit zu Zeit Geistliche, die ihn zum Uebertritt zu bewegen suchten und ihm dafür Rettung seines Lebens zusicherten. Harkort blieb aber standhaft im Glauben, und schon sollte er, mit Ketten beladen, zum Richtplatz geführt werden, als er von den Seinigen durch eine geglückte Ueberrumpelung des Platzes befreit wurde. Er machte nun den weitern Feldzug Santana's und die Erstürmung von Puebla mit. Ueber seinen eigenen Antheil an der letztern bemerkt er: „Ich setze mit einem Geschütz über den Graben und dringe durch die Stadt unter Kugelregen bis vor den Palast, wo Calderon sich noch befindet, schieße aber nicht, um den Palast nicht zu beschädigen. Derselbe wird bald erbrochen und geplündert, und die Stadt ist unser." Weiter wohnte er der Schlacht von Puente de Mejico (6. December) bei, die, obschon sie ziemlich unentschieden blieb, doch noch in demselben Monat die Capitulation der Hauptstadt und die Anerkennung des von Santana unterstützten Pedraza als Präsident und die Abdankung Bustamente's zur Folge hatte. Man sieht schon aus dieser Skizze, daß es hier an merkwürdigen persönlichen Erlebnissen und interessanten kriegerischen Ereignissen nicht fehlt, und man wird das kleine Buch mit dem Vergnügen und der Spannung lesen, welche solche Abenteuer stets gewähren. Die Darstellung ist einfach und ungekünstelt, dafür aber wenigstens in den ausführlicher behandelten Partien, um so lebendiger, frischer und anschaulicher. Wir wählen nur einige kurze Stellen zur Probe. Harkort war auf dem Schlachtfelde von Tolome für todt liegen geblieben und wurde nun in eine Hütte gebracht, und zwar in dieselbe, wo er noch morgens vergnügt mit Santana gefrühstückt hatte. Er erzählt nun:

„Unter diesen Gedanken, ohne Speise und Trank, ohne Bedeckung gegen den die leichte Rohrhütte durchziehenden Wind, brachten wir die Nacht zu. Das Gewinsel, Stöhnen und Klagen mehrerer Schwerverwundeten, das Geschrei der unsere Hütten umgebenden Schildwachen, das Gerassel der Geschütze und Wagen, die heran gebracht wurden, der Schmerz meiner Wunden, der Gedanke an die Zukunft, ließen mich nicht viel schlafen, obgleich ich meine ganze Philosophie zusammensuchte, um mir Ruhe zu erzwingen. Ich muß ein kleines Wundfieber gehabt haben, denn wenn ich die Augenlider schloß, um den Schlaf zu versuchen, so störten mich die wunderlichsten Bilder. Besonders erinnere ich mich einer eigenthümlichen Phantasie. Ich meinte nämlich immer mich in Gesellschaft von einigen Magistratspersonen von Wermelskirchen und Hückeswagen (Dörfer des märkischen Sauerlandes in Westfalen) zu befinden, an welche ich, seit ich die vaterländischen Fluren verließ, nie wieder gedacht hatte. Diese Herren saßen mit mir an einem Tische voll alter Documente und Handschriften, aus denen sie mir den Ursprung und die Geschichte dieser beiden Orte zu beweisen suchten. Ihre langweiligen Vorlesungen verursachten mir die heftigsten Kopfschmerzen; ich wollte immer aufstehen und die Unterhaltung abbrechen, aber die Herren ließen es durchaus nicht zu. Diese Phantasie wurde mir unerträglich, und ich verscheuchte sie durch Oeffnung der Augen, aber sobald ich ermüdet sie schloß, saßen die Herren Bürgermeister und Gemeinderäthe von Wermelskirchen und Hückeswagen wieder da, vor ihren Acten und großen Tintenfässern und vor dem preußischen Adler über der Thüre. Zuweilen guckten dann bekannte Gesichter durch die Wand, die mich anlachten und mir winkten, den weisen Magistrat sitzen zu lassen: Maler Freese aus Danzig, der selige Professor Stark aus Bremen, Obergerichtsrath Eichelberg, welcher sich traurigerweise den Hals abstürzte, mein Freund Halle aus Hagen mit der Violine in der Hand, Artilleriehauptmann Streit, der fleißige Kartenzeichner u. a. Um mich von diesen seltsamen Bildern zu befreien, zwang ich mich mit Gewalt wach zu bleiben, so sehr mir der Schlaf willkommen gewesen wäre. Ein junger Capitän mit krausen schwarzen Haaren, dessen Kopf mit dem meinigen auf dem Maisfacke ruhte, starb an seinen Wunden in dieser Nacht, sodaß, als der Tag anbrach und diese Unglücksscene beleuchtete, ich ihn an meiner Seite todt und kalt erblickte."

Wer so humoristisch träumen kann, wird auch im Wachen guten Humors gewesen sein, und diesen hat auch Harkort, der zugleich viel musikalischen Sinn hatte und geschickter Flötenbläser war, unter allen Umständen und in den peinlichsten und gefährlichsten Lagen bewiesen. Schon im Lazareth war er derjenige gewesen, der seine Leidensgenossen erheiterte und zwar besonders durch den Vortrag von Märchen und lustigen oder romantischen Geschichten. Dasselbe that er im Gefängniß zu Puebla. Er schreibt in seinem Tagebuche:

„Bei meinem Eintritt ins allgemeine Gefängniß hatte ich mich verbindlich machen müssen, alle Abende, nachdem sich jeder niedergelegt hatte, Erzählungen zum besten zu geben, und ich war um so bereitwilliger dazu, als ich dadurch Gelegenheit fand, die spanische Sprache ganz in meine Gewalt zu bekommen. Ich tischte demnach auf, was ich wußte. Märchen aus der Jugendzeit, Anekdoten von Friedrich dem Großen, Walter Scott's Romane, Till Eulenspiegel, Schinderhannes, die «Haimonskinder», Musäus' «Volksmärchen», Hoffmann's «Phantasiestücke» u. s. w. waren bald erschöpft und ich mußte meine Zuflucht dazu nehmen, Schauspiele und Trauerspiele in Erzählungen zu verwandeln, wie «Kabale und Liebe», «Die Räuber», «Die Jungfrau von Orleans», «Die Verschwörung des Fiesco» u. s. w. Als es damit auch zu Rande ging, blieb mir nichts anderes übrig, als aus verschiedenen Romanen und Erzählungen zusammenzusetzen, ja, ich strengte mein Genie an, um aus den Nibelungen, Fouqué's «Zauberring» und «Thiodolf», Alxinger's «Bliomberis» u. s. w. eine unendlich lange Heldengeschichte aufzustellen, zur großen Erbauung meiner Zuhörer, bei denen die Sachen, weil sie ihnen fremd waren, viel Beifall fanden. Da unsere Gefangenschaft so lange dauerte, so wäre ich zuletzt beinahe genöthigt worden, die heterogensten Personagen in eine Geschichte zusammenzuflicken, und Ulysses, Trenck, den Freischützen, Maria Stuart, die Kreuzfahrer, Kaiser Karl den Großen, Baron von Münchhausen und Knau nebeneinander figuriren zu lassen. Doch kam es glücklicherweise nicht dazu."

Wir wollen noch eine Stelle mittheilen, welche das Leben und die sittlichen Zustände des mexicanischen Klerus betrifft. Harkort bemerkt hierüber:

„Ich habe schreckliche Beweise der Immoralität von dem größten Theil der hiesigen Geistlichkeit erhalten, die ich nicht mittheilen mag. Ich habe Dörfer besucht, wie Las Bocas, Oajolotepec, Penoles u. s. w., wo Bequemlichkeit halber jährlich der Geistliche nur einmal oder höchstens zweimal erscheint, um dann für alle Heiligen des Kalenders vierzehn Tage lang hinter einander Messe zu lesen. Er lebt diese Zeit hindurch herrlich und bequem, wie unser Herrgott in Frankreich (wie man zu sagen pflegt), trinkt seinen Wein, nimmt die Gebühren für sämmtliche Messen in Empfang, und schleppt auf seinen Maul

dann nicht ebenfalls nicht Rath gefunden haben, Eier, Käse, aber Traubenkur und andere Curen mit sich fort, sie vor Allem nicht Zeit gehabt hätten, sich ihren Leuten weiter bei sich kundig für die übrige Zeit des Jahres, somit einer Kunst sogar jener Leute sich bemächtigt haben würden, die solche Curen zu ertheilen, wo er auch immer verschiedene Mittel hat und sie kennen den Gebrauchsfall ihrer verschiedenen Tafel besonders gut, sie sich auch hier aber der Hilfe Berufener bedienen, während jene Leute, wie auch die Aerzte, sie sich in dem Krankheits-Falle suchen müssen, wo sie eigentlich Unterricht haben sollten, um sich in der Kunst zu helfen, und sie auch in der Umgang haben, wo sie ihre eigentliche Unterricht erhalten, sogar Gelegenheit, sie zu üben, wo sie Kranke sind und ihre und ihrer eigen Tochter in ihre Behandlung nehmen können.

Ich war und bin in religiöser Beziehung zu milden aber confessionellen Ansichten geneigt, besitzen nur um so freilich in solchen Dingen ausgebildeter, meinen mir bei meinen Reisen immer mehr Freunde, als ich sie auch in Rom habe, wo ich in der Residenz der Päbste in einem Saale, das der Bernardus Guarnerius selbst mit einer Inschrift versehen hat, in Gegenwart mehrerer Prälaten und 100 Studenten vor einem zahlreichen Auditorium die Vertheidigung meiner Thesen über Medicin und Chirurgie hielt.

Der Name Guarnerius ferner Schüsslin beruft, so wie Andere, auf Verfertigung guter Geigen, was er früher und wahrscheinlich in der Schweiz gethan war, einen Guarnerius, Andreas, Joseph, Petrus, Vater und Sohn, so wie Andere, besonders auch in Cremona von Leuten von Ruf, die sich auf Violinen und Violoncelle legen, ihre Instrumente mit einander, wie man durch die Verordnung Guarnerius's Vater und Sohn, Andreas und Petrus, gethan hat, wenn sie besonders Auszeichnungsfähiges hier machen, ein Instrument mit dem Namen Guarnerius versehen, wie er es Einmal in 1. August 1854. Zur Feierung seiner Gedächtnis-Tafel, die ihm Cremona setzte, ein Instrument mit dem Namen Guarnerius. Da von den deutlich hineingeschriebenen Namen Guarnerius, Andreas, Vater und Sohn, und Petrus, Sohn des Andreas, Vater und Sohn, wechselnd, hier Andreas, dort Petrus, die Instrumente bezeichnet worden sind, so werden sie

Aus Theodor Rosmer's Nachlaß.

Wegen Zeit, von Theodor Rosmer. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Wilhelm Rudolph Hahnemann. Leipzig, Verl. 1860. 8vo. S. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Wir haben schon früher von dem Verstande einer gewissen Zeit, welche nach dem vorherigen Plan der Schöpfung einen Theil der Natur und der Natur Zeit verbrauchte, um sich zu bilden, wie auch von der Vernunft, welche sich in der Zeit, welche sie bedarf, um sich zu bilden, und in der Zeit, welche sie braucht, um sich zu verwirklichen, die Religion Jesu erhielt und sie durch sie ihren Theil, nämlich die Natur Jesu, und auch Verstand benutzt hat. Verstand wirkt so bewirkend wie Vernunft, welcher Verstand sich verschwistert. Der Tod nahm ihn von seiner Arbeiten weg, und die Vernunft der Vernünftigen übergab nun die Arbeiter der religionsphilosophischen Richtungen sich selbst, sich selbst überlassen, sie verfingen, sie verwirrten sich, sie ist nun so weit zu bedauern, daß es von Vernünftigen nicht vergessen wird, sich Mühe zu nehmen, in gemeinsamer und klarer Anschauung, in eigenthümlicher und sinngemäßer die Geschichte zu suchen, sie, unter welchen es die religionsphilosophischen Richtungen sind, die Vernunft und Verstand in sich vereinigen sollen. Die Schrift ist nicht von Mehr einen Standpunkt gelesen, sagt aber genaue Bekanntschaft mit den Vorstellungen ganz, wer unsern Philosophen und Theologie, sieher Bedürfnissen, wer Lesen in der Zeit, die Gemeinden Erkenntniß, wer Erkenntniß der Religion, wer Urtheil an den Tag und predigt sich bedarf, und, so, sie, wer Predigt an den rechten Mitteln, Gemeinden, wer Lehre, wer der Kirche sich wendet, in klarer und allgemein verständlicher Sprache redet, wer Lehrer und Unterrichtungen annimmt und Ihnen zuhörender, welche gelegen hat das volle Interesse der Wahrheit, Gemeinden Religion, wer Religion und Kirche und wer Gesundheit und Leben, wer Gesundheit und Leben, wer der theologischen Wissenschaft von Bedeutung werden will.

Auch dem dem Geschriebenen wichtig wie der Schrift ist eine Art Vorbereitung nöthig, sich darauf einzulassen, wie eben, daß sie der Naturwissenschaft das gebildeten Theile bei dem, Leben sich Leben, daß sie sich gehen mag, zu wenden sie vertraut. Wir glauben deßhalb um deßwillen natürlich bringen zu müssen, daß sie Bedürfnisse, wie sie Bedürfnisse in ihren Ueberzeugungen sehr verschieden, wobei wir den Gerichte zu weit auf einander stehen lasse. Wir begnügen

1) mit dem Standpunkt der Betrachtung, auf welchem sich der Verfasser in der Schrift befindet, der Physik, in welchem sie für Verstand nennen soll drei Jahrhunderten mit dem Verstande, wie wir wenden sie, kommt es sich an der Frage, ob das Prozeß der Gleichenthum — und hierin ist nicht Verstand und Vernunft, Gleichheit Kinder und der Vernunft und Nachlässigkeit einer Uebersetzung — von dem Gleichen gewöhnlich wenigstens eine sehr nahe. Von der Naturbetrachtung, hier diese Frage hängt die Entscheidung ab über das Verstand, will, in die Vernunft, ob die Vernunft sich ganz dem Verstehen sich legen muß. Stoff ist für darauf, daß der Gleichenthum der Vernunft Organismus zu Ein gegen sie, in formell bemühen sie der specifisch menschlichen Religion hinderte Dogmen Gleichenthum, Gleichheit Kinder und der Vernunft Stoff einen Entwicklungsstufe erreicht eher kann es für sie zu erreichen, wobei dem Verstehen hinderlichen, so geht nicht, wenn sie einen Person Mittlern vollendet, wie die antiken Religionen unter und über Gleichenthum, Gleichheit Kinder und der Vernunft. Man ist es aber Theile, und so specifische Gemeinde mit seinen Princip und im Dogmen, wie der Vernunft, wenn sie dem Verstand die Gleichenthume unter sich nicht zerstören ist.

2) Mit Recht, sagt der Verfasser, daß das Ich specifische, die Vernunft ist im Verstand, seine Prozesse vollendet sie Gleichheit Kinder und der Vernunft von Gleichenthum nicht zur Lösung eines praktischen, verschiedenen Gesetze zu suchen, sie, wenn sie Gleichenthum, Gleichheit Kinder und der Vernunft Gleichenthum, dem Gleichenthum und der Vernunft im Gesetz und der Gleichenthum, der Vernunft Gleichenthum, Gleichheit werde. Es ist nicht Ich, wie der Rationalismus der Gleichheit Gleichenthum, Gleichheit, in seinen Lehre, daß er sein Ich, Gleichheit Kinder und der Vernunft in den gleichlichen allen sich zu Gleichheit Kinder und der Vernunft Gleichenthum von dem gleichlichen Gleichheit abschließe, um in dem gleichlichen Organ von Gleichheit und Gleichheit Gleichheit der gleichlichen Lehre zu erfinden glaube.

Widerwaal wurde der gleichgültige und der kirchliche Glaube. Ein ausschließlicher gleichen, Gleichenwerden verhindert die eigene zu benennen mit seiner besonders Lehre von der Gnade; der Gleichlichen von Gleichgültigen; aber viele Gleichheit, es ist Gleichheit seine Verwahrung, seinen Gleichenwerden mit verschiedenen Gleichheit gegen Gleichheit, der Gleichenlehre gelungen, welche nicht nur die übernatürlichen Gleichheiten im Leben Jesu seinen

ließ, sondern auch die Grunddogmen des symbolischen Christenthums, die Dreieinigkeit und die Versöhnung in ihrem bestimmten Gehalt verwischte. Aus all diesem ergibt sich für den Verfasser der Satz, den er mit aller Bestimmtheit voranstellt, daß der historische und kirchliche Christus nicht zu trennen sind, daß sie miteinander stehen oder miteinander fallen werden. Soll also das Christenthum in seinem Princip für die Vernunft begründet werden, so muß dies in einer Weise geschehen, daß ebenso das Verständniß des Selbstbewußtseins Jesu, wie das Verständniß der Lehre der Kirche von ihm gegeben, daß mit einem Wort begreiflich wird, was Lessing unbegreiflich fand, wie die Religion Jesu und die christliche Religion in einer und derselben Person bestehen können. Und sofern die Lehre der Kirche von Christus nur das mittelbare geschichtliche Erzeugniß der Aussagen Jesu von sich selbst sein kann, kommt alles darauf an, dieses Räthsel und Mysterium des Christenthums zu erklären.

Dieser Aufgabe kann aber nur genügt werden durch die psychologische Erkenntniß der Individualität des Stifters des Christenthums. Dazu gehört einerseits, daß man die Erscheinung des Gottmenschen, die geschichtliche Person Jesu, seine Lehre und sein Leben, wie es sich dem Geschichtsforscher und Menschen ohne Rücksicht auf irgendwelche dogmatische Meinung darstellt, ins Auge faßt. Dieses Verfahren gibt aber nur eine praktisch-psychologische Vorerkenntniß des Wesens dieser Persönlichkeit, wie dies die neuere kirchliche Theologie schlagend zeigt, welche auf dem Weg der exegetischen Analyse für die Feststellung des Selbstbewußtseins Jesu viel gethan hat, aber außer Stand ist, das Wesen dieser menschlichen Individualität, welcher dieses Selbstbewußtsein eignet, zu erklären, weil sie, statt von dem Selbstbewußtsein Jesu auf sein Wesen zu schließen, dieses Selbstbewußtsein des historischen Jesus mit dem menschgewordenen Logos als der zweiten Person der Trinität zu vermitteln sucht und für die Menschwerdung dieses Logos immer wieder einen speculativen Beweis anstrebt, welcher der Natur der Sache nach unmöglich ist, sofern eine historische Thatsache nicht metaphysisch bewiesen werden kann.

Zum Verständniß der Persönlichkeit Jesu ist also andererseits nothwendig eine theoretisch-psychologische Erkenntniß der in Christus erschienenen menschlichen Individualität. Den Schlüssel zu dieser kann nur eine Wissenschaft des Menschen nach Geist und Körper geben, von welcher die gegenwärtige Anthropologie kaum eine Spur zeigt, eine Wissenschaft, welche nachzuweisen hat, welches der der menschlichen Gattung zukommende Charakter ist, ob und inwieweit ein einzelnes Individuum diesen Gattungscharakter in sich verkörpern, ob und warum diese Verkörperung nur in Einem Individuum erfolgen und warum dieses Individuum gerade in jener Epoche der Menschheit erscheinen mußte.

„Die Religion Jesu" hat es zunächst nur damit zu thun, aus der Anschauung Jesu von sich selbst, wie sie in den Evangelien ausgesprochen ist, ein Bild seiner geschichtlichen Persönlichkeit zu entwerfen, von ihm selbst sich sagen zu lassen, was die Wissenschaft von ihm aussagen mußte, um ihn als den zu erweisen, als den er sich gab.

Aus dem Bisherigen erhellt, daß der Verfasser zum Christenthum sich in ein durchaus positives Verhältniß setzt. Er will auf dem Weg der unbefangenen geschichtlichen Untersuchung, aber geleitet von einer tiefern psychologischen Erkenntniß des menschlichen Wesens die Persönlichkeit Christi und zwar den historischen und kirchlichen Christus wie sie unzertrennlich eins sind vor dem denkenden Verstand in ihrer ewigen Bedeutung und Herrlichkeit rechtfertigen; er will auf dem Weg des verständigen Erkennens von einer vom Christenthum unabhängigen, von ihm nicht erzeugten und nicht zu erzeugenden Wissenschaft aus das Wesen des Christenthums, wie es von Anfang an bis heute in der Tiefe des Gemüths als göttliche Kraft erfahren worden ist, so nun auch dem Licht des Verstandes aufschließen und die Einzigkeit, Vernünftigkeit und ewige Gültigkeit der christlichen Religion dem denkenden Geist zum Bewußtsein bringen. Dies ist aber nicht möglich, solange der Grundgedanke des Christenthums, das Princip der Religion überhaupt, nämlich die Idee des lebendigen, persönlichen Gottes, nicht einen großen rationalen Nachweis erhalten und damit vor der Vernunft gerechtfertigt ist. Diesen Nachweis, welchen die Vernunft fortwährend angestrebt, aber bisjetzt nie erreicht hat, ist enthalten in der Schrift „Gott und seine Schöpfung", auf welche die bekannte „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten" vorbereitet hat. Mit der in diesem Werk vorgetragenen Welt- und Gottesanschauung steht der Verfasser, wie aus der Vorrede erhellt, im engsten Zusammenhang.

Hat der Autor dieser Werke den Anspruch erhoben, in seinem makrokosmischen Gottesbegriff auf dem Weg des logischen Denkens zu derselben Wahrheit gelangt zu sein, welche das Christenthum auf dem Weg der gemüthlichen Erfahrung erreicht hat, und in der Form des logischen Begriffs für den menschlichen Verstand dasselbe auszusprechen, was das Christenthum in der Form unmittelbarer Glaubenswahrheiten dem menschlichen Gemüth erschlossen hat, so wollte sich der Verfasser in der „Religion Jesu" mit dem historischen Christenthum auseinandersetzen und von seiner Gotteslehre, wie von der ihrer Logik zu Grunde liegenden Psychologie aus den Beweis der Vernünftigkeit des Christenthums antreten und damit zeigen, daß in seiner Lehre nach allen Seiten hin die Versöhnung von Gemüth und Verstand, von Religion und Wissenschaft, von Gewissen und Logik gegeben sei. Es erhellt, daß wenn der Verfasser es unternimmt das Christenthum vor dem denkenden Verstand zu rechtfertigen, umgekehrt seine Gotteslehre um so mehr von dem Christenthum gerechtfertigt werden wird, je mehr es ihm gelingen sollte, die weltgeschichtliche Persönlichkeit Jesu von seinen Principien aus befriedigend zu erklären. Sehen wir daher

2) wie der Verfasser die Persönlichkeit Jesu nach ihrem Selbstzeugniß auffaßt. Daß Christus nicht blos wie Moses und Mohammed als Werkzeug der göttlichen Offenbarung, sondern als die lebendige Offenbarung, als den, der selbst offenbart, sich weiß, daß das Gottesbewußtsein den ganzen folge sein Bewußtsein so durchdrungen hat, sein Wille in göttlichen so aufgegangen ist, daß nicht mehr er selbst, sondern Gott in ihm lebt, ist klar und unleugbar. Allein das reicht noch nicht hin; Christus spricht nicht nur von seiner sittlichen Stellung, sondern von seiner Natur, und diese ist ihm eine so vollständige Einzigkeit, daß niemand fähig ist, sie ganz zu fassen. Es fragt sich nur, wie man dieses Selbstbewußtsein Jesu, welches weithin in der Ueberzeugung Jesu von seiner vorweltlichen Existenz, von sich selbst als Weltrichter und endlich von seiner Macht, in und durch seine Persönlichkeit der Menschheit das ewige Leben zu vermitteln, sich äußert, erklären will. Entgegen der Auffassung der neuern Religionsphilosophie, wonach in Christus die Idee der Einheit der menschlichen Gattung als des endlichen Geistes mit dem unendlichen Geist zuerst lebendig wurde und wonach er sich als den Repräsentanten dieser idealen Gattungspersönlichkeit wußte, ohne sich jedoch mit dieser für identisch zu halten, spricht der Verfasser den Satz aus: Christus war überzeugt, daß er selbst der Genius der Gattung, der Vertreter derselben in ihrem Verhältniß zu Gott und der bleibende Führer und Richter ihrer moralischen Entwickelung sei, dem als unsterblichem Geist (denn sofern er vom Weib geboren wie jedes Menschenkind das irdische Leben wieder verlassen mußte, ist er vergänglich) alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben sei, weil die menschliche Gattung die Spitze der gesammten Schöpfung ist. Ist er es ferner, welcher die Idee der nachweltlichen Unsterblichkeit dadurch zur Gewißheit persönlicher Fortdauer erhoben hat, daß er seiner persönlichen Fortdauer sich gewiß war, so muß er seiner vorweltlichen Unsterblichkeit in anderer Weise als wir sich bewußt gewesen sein, sodaß für ihn wirkliche bewußte Präexistenz in Gott war, was für uns nur unbewußte Präformation ist. Dieses Bewußtsein ist aber schlechthin kein übermenschliches, sondern ein vollkommen gesundes menschliches Bewußtsein

der Menschensohn ist in ihm nichts Niedrigeres als der Gottessohn, und der Gottessohn ist in ihm nichts, was über die menschliche Natur hinausgeht. Alle Menschen sind Menschen — und alle sind Gottessöhne; der Unterschied ist nur der, daß was die andern nur vermöge ihrer menschlichen Gattungsnatur haben, nämlich die Ebenbildlichkeit mit Gott, er individuell hatte. Hieraus erklärt sich auch, daß Jesus seine Persönlichkeit als Princip des ewigen Lebens für die Menschheit anschaute. Einer bewußten Unterschiedenheit sind die Menschen nur dadurch fähig, daß sie ihrer unvollkommenen Individualität das ihnen kraft ihrer Rasse innewohnende Ebenbild Gottes einverleiben; diese Einverleibung kann aber erst dann eine vollkommene werden, wenn das individuelle Ebenbild erschienen ist. Denn nur dadurch, daß sich die Menschen in Jesu Menschlichkeit hineinleben, vermögen sie die Menschlichkeit aus sich herauszubilden.

Hatte also der Verfasser in „Gott und seine Schöpfung" im Menschen zwischen Körper (Leib und Seele) und Individualgeist unterschieden und den Satz aufgestellt, daß jeder Mensch seiner Gattung nach als besetzter Organismus das vollkommene endliche Abbild des makrokosmischen Gottes sei, während sein Individualgeist nur eine Theilidee des Schöpfers ist, hatte er von hier aus logisch die Möglichkeit eines Individualgeistes nachgewiesen, welcher als göttliche Vollidee in demselben Grad das Ebenbild Gottes ist, wie die übrigen es gattungsmäßig sind, so zeigt nun die geschichtliche Untersuchung des Selbstbewußtseins Jesu (denn nur die Geschichte kann, wie der Verfasser schon in „Gott und seine Schöpfung" es aussprach, hierüber entscheiden), daß dieser Geist in Jesu von Nazareth wirklich in die Welt eingetreten ist.

3. Jesus und der Heilige Geist. Fragen wir aber, wo Jesus, während er so bestimmt auf die Sphäre der Religion sich beschränkte und nur diese eine Seite des menschlichen Wesens zu repräsentiren sich bewußt war, dennoch für das Urbild der Menschheit sich halten konnte, so ist die Antwort: darum, weil er, indem er die Menschheit nach ihrem Gottesbewußtsein und sittlichen Gesetzen darstellte, der Repräsentant der Menschheit nach ihrer höchsten Seite hin war. Allein wenn doch feststeht, daß nicht blos die Religion, sondern auch das Wissen es ist, welches den Menschen zum Menschen macht, so konnte Jesus in gewisser Hinsicht nur als einseitige Verkörperung des menschlichen Urbildes sich denken. Soll also in seinem Selbstbewußtsein kein Widerspruch sein, so muß er von sich selbst ein anderes, ihm entsprechendes Princip unterschieden haben und dieses ist der Heilige Geist, der ideale, intellectuelle Gattungsgeist, welcher das der Offenbarkeit und dem Staat zu Grunde liegende Princip ist, in der individuellen Mannichfaltigkeit sich stets gleich bleibt und in den unterlassenen Naturen beständig zu Tage tritt, mit einem Wort das in der Gattung verkörperte geistige Ebenbild Gottes ist. Der Gattungsgeist trägt mittelbar die Religion in sich, kann sie aber vermöge seiner geistigen Tendenz aus sich allein nicht entfalten; die Offenbarung Jesu schließt die höchste Erkenntniß in sich, aber Jesu Sache ist es nicht, sie selbst zu entwickeln. Dies ist Aufgabe des Geistes, der in alle Wahrheit von der von Christus gegebenen Grundlage aus leitet.

Hieraus folgt zweierlei: einmal, daß wenn das Princip Christi das Fundament der Menschheitsentwickelung, das diese Entwickelung leitende Princip aber der Heilige Geist, der Gattungsgeist ist, die Menschheit in Christus die Spitze ihrer Entwickelung nicht erreicht hat, daß also das Geschichtsmerkmal des Urbildlichen in Christus keineswegs eine Entwickelung der Menschheit in absteigender Linie bedingt; sodann daß, wenn das von Christus gelegte Fundament ein unendlichreiches ist, die Menschheit nie über den religiösen Inhalt seiner Lehre, obschon über die geistige Form hinausgehen kann, in welcher er sie dargestellt hat.

Hiermit haben wir die Grundzüge der vom Verfasser vertretenen Auffassung der Persönlichkeit Jesu entwickelt. Es ist deutlich, daß sie eine wesentlich neue, durchaus selbstständige ist, gegründet von einer, in sich geschlossenen Weltanschauung. Ihren Ausgangspunkt nimmt sie in der psychologischen Unterscheidung von Körper (Leib und Seele) und Geist, Gattung und Individuum, und weiterhin von Gemüth und Verstand, als den zwei Grundfactoren des menschlichen Wesens, und in dem Begriff des Menschen als des endlichen aber vollkommenen Abbilds Gottes, wie diese Lehre logisch begründet ist in der Schrift „Gott und seine Schöpfung". Ihre Eigenthümlichkeit aber besteht darin, daß, indem Christus von den vom Verfasser aufgestellten Principien des menschlichen Wesens aus begriffen wird, er durchaus Mensch und nur Mensch ist, aber so, daß er, wenn er hierdurch auf der einen Seite uns menschlich nahe gerückt wird, auf der andern Seite in seiner einzigen Hoheit über der Gattung steht und als voller Mensch der bleibende Mittler zwischen seinem Geschlecht und Gott ist. 37.

Notizen.

Biographisches.

Eduard Heyden, gegenwärtig Director einer Erziehungsanstalt für Knaben in Frankfurt a. M. und selbst aus dem Reußischen, gab eine Sammlung biographischer Skizzen unter dem Titel heraus: „Galerie berühmter und merkwürdiger Reußenländer" (Frankfurt a. M. 1858). Befinden sich auch unter diesen „Reußen" oder „Reußenländern", deren Leben und Wirken in vorliegendem Buche skizzirt ist, nur wenige Berühmtheiten ersten Ranges, wohin namentlich Heinrich Schütz, der erste deutsche Opercomponist und von seinen Zeitgenossen „der Vater der deutschen Musik" genannt, gerechnet werden muß, so gibt es unter ihnen doch eine ansehnliche Anzahl merkwürdiger oder verdienstvoller Männer, von denen wir hier nur folgende nennen: den den Simon Dach'schen Dichterkreis angehörigen Liederdichter des 17. Jahrhunderts Heinrich Alberti; ferner Böttiger, Erfinder des Porzellans; Heinrich Gottfried von Bretschneider; das mechanische Genie Johann Gottfried Freitag; den ehemals beliebten Lustspieldichter Tobias Philipp Freiherr von Gebler; den um die deutsche Schauspielkunst und die Consolidirung des deutschen Schauspielwesens hochverdienten Schauspieler und Theaterdirector Heinrich Gottfried Koch; den ausgezeichneten medicinischen Schriftsteller Karl Georg Neumann, namentlich durch seine „Allgemeine Therapie", sein fünfbändiges Werk „Von den Krankheiten des Menschen oder specielle Pathologie und Therapie" u. s. w. bekannt und zugleich Verfasser des berühmten Studentenliedes „Hoch von Olymp herab ward uns die Freude", das er 1791 auf der Universität Jena dichtete und das und hier in seiner vollständigen neunstrophigen Gestalt mitgetheilt wird, den „Naturdichter" Johann Gottlieb Ründel, der 1818 und 1835 Sammlungen seiner der Form nach übrigens mehr der Kunst- als der Naturdichtung angehörigen Poesien unter den Titeln „Geistes- und Herzenskinder" und „Blüten und Früchte" herausgab, und wenn er gerade kein Papier hatte, seine Gedichte auf Breter und Latten niederschrieb, weshalb auch sein Principal, der Fabrikbesitzer F., einst äußerte, daß mit jeder Waarenkiste, die er versende, auch Ründel'sche Gedichte mit ins Ausland gingen; und den berühmten Geographen und Kartenzeichner Reichard. Von lebenden „Reußenländern" hat hier nur der Dichter Julius Sturm Aufnahme gefunden, ungerechtfertigt die biographischen Mittheilungen des Herausgebers über sich selbst, die er dem Vorwort eingewebt hat. Von literargeschichtlichem Interesse sind unter anderm namentlich die Mittheilungen über Heinrich Gottfried von Bretschneider, der im Siebenjährigen Kriege erst unter den Sachsen, dann unter einem preußischen Freicorps diente, später in Holland, Frankreich und England herumabenteuerte, in Oesterreich wegen seiner Freundschaft mit Friedrich Nicolai, zu dessen „Reisen" Bretschneider die meisten Materialien lieferte, von den Jesuiten verfolgt, endlich aber doch in Ansehung seiner Brauchbarkeit und Talente zum Gubernialrath ernannt ward. In dieser Stellung verharrte er bis zum Jahre 1801, beschäftigte sich in den letzten Lebensjahren mit der Abfassung eines Kataloge über seine aus 10000 meist alten und

seltenen Blättern bestehende Kupferstichsammlung und starb 1810 in dem Schlosse Krzmitz bei Pilsen, das ihm sein Freund Graf Wrtby auf beliebige Zeit zur Benutzung abgetreten hatte. Er schrieb unter anderm „Graf Esau, ein Heldengedicht" (1768, eine Satire auf einen Gesandten), einen „Musenalmanach" (Lemberg 1788, ganz von Bretschneider), eine Schrift unter dem Titel „Theodor" gegen Napoleon, deren noch bei dem Buchhändler Degen in Wien vorgefundene Exemplare der französische Gesandte jedes zu 3 Francs aufkaufte, den „Almanach der Heiligen auf das Jahr 1788", und einige Romane, darunter „Waller's Leben und Sitten" (Berlin, Nicolai, 1793), Schilderungen meist aus der wiener Welt „voll Laune, Witz und feiner Ironie". Die von Bretschneider 1801 verfaßte und in Nicolai's Nachlaß gefundene, später in „Blackwood's Edinburgh Magazine" ins Englische übersetzte Beschreibung seiner Reiseabenteuer in den Jahren 1772 und 1773 gab Göckingk mit biographischen Notizen unter dem Titel „Reise nach London und Paris, nebst Auszügen aus Bretschneider's Briefen" 1817 heraus. Bretschneider verfaßte auch die bekannte Parodie auf „Werther's Leiden" in Form eines Bänkelsängerliedes, mit der Schlußstrophe:

Man grub ihn nicht im Tempel,
Man brannte ihm kein Licht.
Mensch, nimm dir ein Exempel
An dieser Mordgeschicht'.

Bekanntlich parodirte auch sein Freund Nicolai den „Werther", aber in Prosa, unter dem Titel „Freuden des jungen Werther."

Eine neuentdeckte Robinsonade.

Franz Georg Ferdinand Schläger, wie er sich auf dem Titel nennt: „Dr. th. und ph., Senior ministerii und Pastor prim. in Hameln ꝛc. ꝛc." gab heraus: „Wunderbare Schicksale des Martin Speelhoven, eines Kaufmanns aus dem Klevischen, in Emden verstorben, von ihm selbst beschrieben und zur Unterhaltung und Belehrung zeitgemäß bearbeitet" (Hannover, Hahn, 1858). Der Herausgeber berichtet, daß ihm vor mehreren Jahren ein schon zur Vernichtung bestimmtes Buch in die Hände kam mit dem Titel: „Die Glücks- und Unglücksfälle Martin Speelhoven's, eines Kaufmanns aus dem Klevischen gebürtig, welche ihm sowol in seiner Jugend als auch auf Reisen nach Amerika begegnet, nach dessen Gefangennehmung und Flucht, wie auch achtzehnjährigem Aufenthalt auf einer damals noch nie besuchten Insel und endlichen Befreiung, von ihm selbst beschrieben" (Dresden und Leipzig, bei Joh. Nik. Gerlach u. Sohn, 1763). Dieses Buch, angeblich schon im Anfange des 18. Jahrhunderts geschrieben, hatte für den Herausgeber, wie er versichert, so viel Anziehendes, daß er beschloß, es in zeitgemäßer Bearbeitung herauszugeben. Vorher schrieb er noch nach Dresden und Leipzig, um sich über das Buch weitere Auskunft zu verschaffen, erhielt aber nur die Antwort, daß eine Buchhandlung Joh. Nikol. Gerlach und Sohn gar nicht mehr vorhanden sei; auch bat er die Herren Geistlichen in Emden um Nachricht, ob dort von einem Martin Speelhoven nicht irgendwo Kunde anzutreffen sei, da er (angeblich) dort begraben liege und sich durch Legate verewigt habe; aber von keiner Seite habe er befriedigende Antwort erhalten. Wir für unser Theil glauben, daß dieser Martin Speelhoven nie gelebt hat und daß das Buch, welches wol Hermann Hettner bei Abfassung seiner Schrift über Robinson und die Robinsonaden schwerlich gekannt haben dürfte, ursprünglich eine Speculation auf die im vorigen Jahrhundert erwachte lebhafte Liebhaberei an Robinsonaden war. Der Herausgeber möchte, „wenn es nicht zu gewagt ist", glauben, daß Campe bei seinem „Robinson Crusoe" dieses Buch gekannt habe. Das ist allerdings möglich, und es fehlt keineswegs an überraschenden Aehnlichkeiten; diese sind jedoch allen solchen Robinsonaden mehr oder weniger gemeinsam. Um so hervortretender sind andererseits die Verschiedenheiten. Es geht viel abenteuerlicher und romantischer in diesem „Martin Speelhoven" her als im Campe'schen „Robinson", so schon in der Jugendgeschichte Martin's, die eher an die Art des „Simplicissimus" und anderer Schelm- und Abenteurerromane erinnert. Auf der Insel selbst, auf der Martin ausgesetzt wird, bringt ihm ferner der Zufall eine Menge glücklicher Umstände entgegen und führt ihm sogar zeitweise alle Vortheile europäischen Comforts zu, sodaß er im ganzen nicht so viel Scharfsinn aufzuwenden braucht als Robinson Crusoe und dadurch zum Theil eines Moments verlustig geht, der diesen so besonders interessant und für die Jugend lehrreich macht; endlich handelt es sich in der letzten Hälfte oder dem letzten Drittel des Buchs um eine veritable Liebesgeschichte, indem ein englisches Schiff an der Küste landet und Karoline, die Tochter des Kapitäns, mit ihm in ein näheres Verhältniß tritt. Die Intriguen, die von dem Vater und einem Lieutenant gegen dieses Verhältniß gesponnen werden, treten nun in den Vordergrund und ziehen sich, in der Weise eines echten Romans, bis zu Martin's Heimkehr nach Europa hin. Sehr naiv ist es dabei, daß die beiden Liebenden in voller Unschuld nebeneinander hinleben, so auf der Insel in der Wohnung Martin's, ehden Karoline ihm die Wirthschaft führt und in seiner unmittelbaren Nähe ihr Nachtlager hat, so später in Emden, wo sie, nach mancherlei Schicksalen, mehr als 20 Jahre lang bis zu ihrem Tode als Martin's platonische Freundin lebt, womit die Kindermoral des Buchs gerettet ist. Ein psychologisch interessanter Zug dagegen ist es, daß der erste Mensch, dem unser Martin auf der Insel begegnet, und der freilich wunderlicherweise sein eigener von ihm nicht gekannter Vater ist, sofort mit ihm Händel anfängt, ihn auf dem Eilande als unberechtigten Eindringling nicht dulden will und ihm nach dem Leben trachtet, und daß das erste Schiff, welches auf der Insel landet, ihm zwar seine Karoline zuführt, aber außerdem nur Bosheit, Unfrieden, Intrigue, Verleumdung und Verfolgung bringt, kurz jenen geheimen wie offenen Krieg- und Belagerungszustand, der innerhalb der menschlichen Gesellschaft permanent ist. Für Leserinnen möchte der „Martin Speelhoven", dessen Veröffentlichung nicht ohne alles literarhistorische Interesse ist, durch die Einmischung Karolinens und viele romantischen Elemente manche Reize vor andern Robinsonaden voraushaben.

H. M.

Die lateinische Inschrift in Auerbach's Keller.

In der Anzeige von W. Schäfer's „Deutschen Städtewahrzeichen" (Nr. 43 d. Bl. f. 1858) wird namentlich der leipziger Faustbilder Erwähnung gethan, und die Erklärung und Deutung, welche Schäfer dem räthselhaften lateinischen Distichon Vive bibe obgraegare etc. gibt, allen frühern vorgezogen. Gewiß hat auch die Deutung: Vive bibe obgraegare etc. etwas Ansprechendes, namentlich im Vergleich mit der gezwungenen Erklärung Robbe's, auf deren Mittheilung sich Schäfer in dem ersten ausführlichen Artikel über jene Wahrzeichen („Illustrirte Zeitung", 24. Januar, S. 90) beschränkt hatte. Erledigt aber wurde die Sache mit jenem Vorschlag Schäfer's noch keineswegs; sie ist es unsers Erachtens in einer Gelegenheitsschrift, die fast gleichzeitig mit der Anzeige in d. Bl. ans Licht trat, in der „Gratulation des Friedländer Gymnasiums zum Amtsjubiläum des Pastor Leuschner in Roga (Mecklenburg) eines ehemaligen Collegen der Anstalt am 20. October 1858". Zu dieser Schrift haben sämmtliche Lehrer je nach ihren Neigungen oder Studien beigesteuert, voran der als philologischer Forscher in weiten Kreisen bekannte Director R. Unger mit Beiträgen zur classischen Literatur und zu allererst mit einer Erörterung der dunkeln Inschrift auf dem Faustbilde, ein Stoff, dessen Wahl er in gemüthvoll ansprechender Weise dem Greise gegenüber so motivirt — und die vielen lauten und stillen Verehrer von Leipzig werden auch hier die Wiederholung der Worte gestatten —: „Primum memoriam redintegravimus amoenissimae et celeberrimae illius urbis, in qua adolescens Tu litterarum studiis naviter operatus simul et suaviter institutionem habuisti et ingenuas oblectationes.

Unger ließ nun die Inschrift so:

Vive, bibe, *obgraecare* memor Fausti hujus et hujus
Poenae. *Aderat* claudo haec *aspera et* ampla gradu —

und abgesehen von der äußern Wahrscheinlichkeit dieses Vorschlags wollen wir unsere sozusagen philologische Freude nicht verhehlen, wie der Verfasser das sonst unbekannte Compositum obgraecari für die Bezeichnung eines heitern Lebensgenusses durch eine Reihe der umfassendsten Belesenheit entnommener trefflicher Analogien gestützt und das ganze Distichon auf die mitwirkenden, zum Theil auch von andern Dichtern des 16. Jahrhunderts mit Vorliebe wiedergegebenen Reminiscenzen des klassischen Alterthums zurückgeführt hat. 34.

Bibliographie.

Auerbach, B., Der Wahrspruch. Schauspiel in fünf Akten. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Lübeckische Blätter. Sonntagsblatt der Lübecker Zeitung. Redacteur: A. Sartori. 1ster Jahrgang. 1859. Februar bis December. 48 Nummern. Lübeck. Gr. 4. 2 Thlr.

Amerikanische Bonbons. 1stes Bändchen. Denksprüche für's Jahr 128. Berlin, J. Abelsdorff. 7½ Ngr.

Brandt, A. H. W., Die Gerechtigkeit aus dem Glauben. Gesetz und Glaube. Des Christen Beruf zur Freiheit. Drei protestantische Predigten. Amsterdam, Seyffardt. 1858. Gr. 8. 5 Ngr.

Denal, A., Fata Morgana. Deutsch-amerikanische Preis-Novelle. St. Louis Mo. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Docker, C., Iffland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director der Berliner Bühne. Zum Gedächtniß seines 100jährigen Geburtstages am 19. April 1859. Berlin, Decker u. Humblot. 8. 1 Thlr.

Golz, B., Exacte Menschen-Kenntniß in Studien und Stereotypen. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Zur Physiognomie und Characteristik des Volkes. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Gruenz, K., Eine gemischte Ehe. Wirklichkeit und Wahrheit in einem Lebensbilde. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 12. 1 Thlr.

Heseliel, G., Vor Jena. Roman. Nach den Aufzeichnungen eines Königlichen Offiziers vom Regiment Gensd'armes. Zwei Bände. Berlin, F. Schneider. 8. 2 Thlr.

Hoburg, K., Die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1734. Mit einem Plan. Danzig, Bertling. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Kohl, J. G., Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See. Ein Beitrag zur Charakteristik der Amerikanischen Indianer. Zwei Bände. Bremen, Schünemann. 8. 3 Thlr.

König, T., Luther und seine Zeit. Culturhistorischer Roman in vier Bänden. 2ter Band. — A. u. d. T.: Zweifel und Erleuchtung oder Wittenberg. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Krohn, A. C. F., Lütt plattdütsch Gedichte. Rostock. Gr. 16. 10 Ngr.

Lawrence, J., Einfache Gedanken über geheime Gesellschaften. Aus der 5ten englischen Auflage übersetzt von J. Degenheim. Dayton Oh. 1855. 8. 1 Thlr.

Lehe, J. C., Aus dem Leben eines Musikers. Leipzig, Schäfer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meier, O., Die Concordatsverhandlungen Württembergs im Jahre 1807. Mit bisher ungedruckten Actenstücken. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 16 Ngr.

Mering, Freih. F. E. v., Die Reichsgrafen von Hohenzollern in ihren Beziehungen zu Stadt und Erz-Diöcese Köln. Köln. Gr. 8. 10 Ngr.

Mohl, R. v., Encyklopädie der Staatswissenschaften. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Müller von der Werra, Flamboyant. Demaskation des weltpolitischen Carnevals. Zeitgedichte. Leipzig, Lehmann. 8. 1 Thlr.

Sanct-Hilar, Christian Grabbe. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. 8. 15 Ngr.

— — Charlotte Stieglitz. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. 8. 15 Ngr.

— — Der Sünden Fluch und der Liebe Segen. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. 8. 15 Ngr.

Schwerdt, H., Thüringer Dorfgeschichten. Die Spinnstube. Das Vogelschießen. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 22 Ngr.

Der christlich ergänzte Spinozismus, die allein mögliche Vorstellung vom wahrhaft göttlichen Sein. Eine Skizze in vier Abtheilungen. Würzburg, Halm. 1858. 8. 5 Ngr.

Stein, P., Der letzte Churfürst von Mainz. Historischer Roman aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Drei Bände. Leipzig, Herbig. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Uhlich, Religiöse Vorträge. I. Allgemeines aus der Vernunftreligion. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Warchmin, F. W. v., Die Jahre 1848 und 1849. Erinnerungs-Blätter dem Ruhme und der Ehre der Preußischen Armee geweiht. Berlin. 1858. 8. 1 Thlr.

Warnsdorff, L. v., Fräulein La Ruine. Frei nach der „Mademoiselle La Ruine" von Montépin bearbeitet. Zwei Bände. Berlin, Nelte. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Willkomm, E., Am häuslichen Herd. Criminal- und Strandgeschichten. Zwei Bände. Gotha, Opetz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Winterfeld, A. v., Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem. Mit besonderer Berücksichtigung der Ballei Brandenburg oder des Herrenmeisterthums Sonnenburg. Mit Illustrationen. Berlin, Berendt. 4. 6 Thlr.

Tagesliteratur.

Einige flüchtige Bemerkungen zur endlichen radicalen Lösung der schwebenden Zeitfrage. Im Anfange des Monats April 1859. München, Lentner. Gr. 8. 1 Ngr.

Denkschrift betreffend die preußische Machtstellung im deutschen Nordwesten. Berlin, Springer. Lex.-8. 5 Ngr.

Durch Krieg zum Frieden! Ein Mahnruf in der zwölften Stunde. Von einem nicht Unbekannten. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Hirsch, B. B., Zeitblätter. Nr. 1. Sonntags- und deutsche National-Volksfeste. Preußen und die italienische Frage. Berlin, Nöhring. Gr. 8. 3 Ngr.

Kleinschrod, C. F. G., Oesterreich und die italienischen Verträge. Eine Rechtsbetrachtung. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 10 Ngr.

Napoleon III. der Mann der größten Attentate des 19. Jahrhunderts von einem Conservativen. Cöln. Lex.-8. 15 Ngr.

Ringler, A., Prophetische Mahnung an Napoleon III., von selbst gegeben durch den wunderbaren fatalistischen Zusammenhang der Geschicke des Hauses Napoleon mit der Zerstörung Troja's; den alten Mythen vom Raub Europa's und von der weltverheerenden Chimära; ferner mit der Wegräumung dieses Ungeheuers durch Bellerophon ꝛc. Ein pythisch-mythisch-historisch-oratorisches Capriccio über ein zeitgemäßes Thema. München, Fleischmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ritter St. Georg, der Drachentödter. Chur, Grubenmann. Gr. 16. 2½ Ngr.

Die Traditionen preußischer Politik niedergelegt in drei geschichtlichen Aufsätzen, entsprechend der nationalen, der politischen, der religiösen Grundlage des preußischen Staates. Berlin, Springer. Lex.-8. 18 Ngr.

Ueber die richtige Auffassung der dramatischen Charaktere in Uffo Horn's Tragödie: „König Ottokar." Prag, Calve. 1858. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur italienischen Frage. März 1859. Wien, Manz u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Politik des Tages.

Von

Friedrich von Raumer.

8. Geh. 6 Ngr.

Diese soeben erschienene Schrift enthält die Ansichten des berühmten Historikers über die Tagesfragen: über Oesterreichs Stellung, die Beharrlichkeit Italiens und Preußens Fortschritt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Causes célèbres du droit des gens.

Rédigées

par le baron Charles de Martens.

Deuxième édition.

Revue, corrigée et augmentée par l'auteur.

Tome III. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Der erste und zweite Theil kosten 5 Thlr.)

Eine zweite Auflage des bekannten Werks, die vielfach verbessert wie durch Neues bereichert ist und soweit den diplomatischen Publikum als eines für die wichtigen völkerrechtlichen Zustände sich interessierenden eine willkommene Erscheinung sein wird.

In demselben Verlage erschienen folgende

wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. 1re-12e 3 Thlr.

—, **Reglements consulaires des principaux états maritimes du** l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls, prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. 1re-3e 2 Thlr. 8 Ngr.

—, **Phase et Causes célèbres du droit maritime des nations.** 2 vol. 1re-3e 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Precis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers, qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents propres comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann*. 2 vol. 1re-3e. 4 Thlr. 16 Ngr.

Ompteda (F. L. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres Etats formant le Zollverein, au l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qui ont les Etats de cette union à l'étranger. 1re-3e. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, qui lesquels sont établis les maximes et les rapports existant aujourd'hui entre les deux hautes puissances du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et de baron Ferdinand de Cussy. 2 vol. 1re-3e. 11 Thlr.

Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Par *Leopold Neumann*, directeur en chef et professeur de droit des gens à l'université de Vienne. Tome I et II. 1re-8 16 Thlr. 10 Ngr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. 1re-3e. 4 Thlr.

—, **Elements du droit international.** Troisième édition. 2 vol. 1re-3e. 5 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Handatlas

Unter diesem Titel ist, vor kurzem ein erstes Lieferungen von *A. Kiepert, H. Kiepert* und *A. Petermann* erschienen, welches mit Lexikon und 31 Kartenblatt von Th. Schade herausgegeben und im Formate des Kehlmann'schen Atlas in Quart beim Unterzeichn bestimmt. Das Werk wird 2-3 Bände Kartenblätten, die Bearbeitung der Kartenblätten Text und Tabellen und in 4 Lieferungen zu 4—5 Blatt einen Subscriptionspreis von 12 Ngr. für jedes Blatt nebst Text.

Die erste Lieferung (1 Thlr. 18 Ngr.) ist nebst einem Prospect in allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der christlichen Kirche.

Lehrbuch von Dr. Chr. Wilh. Niedner.

8. 3 Thlr. 24 Ngr.

Der berühmte Berfasser dieses Lehrbuches ist bekanntlich vielfach zum Vorsteher der Kirchengeschichte an der beiden Universität ernannt worden.

Unverantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 9. Juni 1859.

Inhalt: Dramatische Literatur. Zweiter Artikel. — Der russische General von Löwenstern. Von Karl Gustav von Berneck. — Internationale Anthologien. — Notizen. (Goethe und Schiller über Alexander von Humboldt; Zur Ehrenrettung Friedrich Laubmann's; Ein französisches Urtheil über die deutsche Kunst.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatische Literatur.

Zweiter Artikel.*)

Jede Kunst hat zunächst den Zweck, Freude und Vergnügen zu bereiten; es ist weise, das Bedürfniß danach zur Bildung und Erziehung des Volks zu benutzen. Auch von der Bühne her soll dieser höhere Zweck im Auge behalten werden. Von der Tragödie bis zur Posse ist es die Aufgabe der dramatischen Dichtung falsche Leidenschaften zu geißeln, sittliche Begriffe anschaulich zu machen, den Sinn für die Schönheit der Form auszubilden. Mitten in die Fragen des öffentlichen und privaten Lebens hinein soll der Dichter den Schauplatz seiner Dichtung verlegen und durch seine Dichtung der Wahrheit huldigen und die Lüge brandmarken; wirken soll er auf den Geist seiner Nation und durch lebendiges Beispiel seine Zuhörer zum Denken und zum Handeln anregen. So lauten wenigstens die Ansprüche, welche die Kritik an eine dramatische Arbeit zunächst und hauptsächlich macht und daß sie dabei in jetziger Zeit mit dem augenblicklichen Geschmack des Publikums in Widerspruch steht, ist nur ein Beweis von ihrem hohen Standpunkte und von dem niedern der schaulustigen Masse. Der Widerspruch aber ist zumeist herbeigeführt durch die Leiter der Theater und durch die Dichter. Man ruft nach einem nationalen Theater; aber in demselben müßten die Schwächen unserer Zeit geschildert werden und, abgesehen von den Staatsrücksichten, die sich dem entgegenstellen, ist es dem Dichter schwer gemacht, gegen die materielle Richtung unserer Zeit mit poetischer Würde anzukämpfen. Die Kraft und die Ausdauer, die zum Versuchen des wahrhaft Großen gehören, fehlen sowol unserm Publikum als den meisten unserer Dichter; es ist viel leichter, mit dem modernen „Blödsinn", der sich namentlich in der Stadt der Intelligenz breit macht und genügte Zuhörer gefunden hat, ein wohlfeiles Lachen über die Thorheiten und Erbärmlichkeiten unserer Zeit zu erregen, als mit Ernst die Pygmäen derselben mit großen Charakteren in Parallele zu stellen. Einige Dichter, und die meisten können wir sagen, haben mit Phrasen die großen Fragen abzuthun gemeint; sie wirkten, solange man an dieselben glaubte; die Entnüchterung aller Parteien nach den Erfahrungen des Jahres 1848 hat auf der politischen Schaubühne wie auf den Bretern die Phrase zu Grabe getragen.

Aber mit ihrer Bestattung ist auch eine Kühle in der Stimmung entstanden, die jedem poetischen Schaffen hinderlich ist; es ist eine ähnliche Unsicherheit über den zu verfolgenden Weg zum Vorschein gekommen, wie nach der spiritualistischen Schwelgerei zu Anfang unsers Jahrhunderts, wie nach der Glanzzeit der Neuromantiker, nur um so bedeutender, da zu unserer Zeit die ganze Nation und jeder in sich eine Reaction erlebte. Dabei kommt der wahre, sittliche Volksgeist in der Zeit der Gährung nicht zur Erscheinung, erst in der Abklärung erkennt man seine Größe; wohl ist in ihr die Kraft da, die ihr Alles einsetzt für eine große Idee, aber sie wird erst verstanden von einem nachfolgenden Geschlecht. Selbst da wo Wahrheit vorliegt, wird das Publikum jetzt eine Täuschung fürchten, denn es ist vorsichtig geworden. Es hat erfahren, daß der eifrige Mensch im Kampfe gegen Vorurtheil und Unsinn, selbst über seine wahre Meinung hinaus Ansichten aufstellt; und wer wollte verkennen, daß seit Lessing dies immerfort in der dramatischen Literatur geschehen sei? Sehen wir nicht überall auf der Bühne nur edle Proletarier und schurkische Vornehme und Reiche, vortreffliche Juden und scheinheilige Christen, idealisirte Maitressen, die trotz ihres Lasters tausendmal vorzüglicher geschildert werden, als ihre Mitmenschen? Die Gerechtigkeit und das Mitleiden für verfolgte, unglückliche und bedauernswerthe Menschen verleitete zu extremen Anschauungen und die Uebertreibung wuchs mit den Nachahmern, die fern von den lobenswerthen Motiven nur auf den Mode gewordenen Geschmack des Publikums speculirten. Mit alledem hat sich unsere dramatische Poesie immer mehr in die Unwahrheit verstrickt, die Ausnahme für die Regel gegeben und durch Uebertreibung auf der einen oder der andern Seite dem Ganzen Eintrag gethan.

Daher ist es auch mit gekommen, daß gerade die dramatischen Dichter, die recht eigentlich nach einer nationalen Bühne

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 2 d. Bl. D. Red.

verlangen, am wenigſten volksthümlich ſind. Man nehme die Werke Shakſpeare's oder Calderon's, ſie ſind ein lebendiges Bild ihrer Zeit, im Einzelnen oft kaum zu verſtehen ohne Kenntniß ihres Jahrhunderts und doch noch von derſelben nachhaltigen Wirkung auf das Publikum ihrer Nation, jetzt wie damals; die dramatiſchen Dichter unſerer Zeit bemühen ſich, auch ein Bild der Zeit zu geben, ſie ſind aber ſo befangen von ihrem eigenen Urtheile, ſie loben und verurtheilen ihr Jahrhundert ſo überwiegend nach der Rolle, die ſie ſelbſt in ihm ſpielen, daß ſie nur ſich, alſo wieder die Ausnahmen ſchildern. Das gilt nicht nur von denen, die auf ihre Nation durch Schilderung der Thatſachen wirken wollen, auch das innere Leben, das Geheimniß des Herzens legen ſie mit dem Secirmeſſer des Verſtandes ſo bloß, daß hier wie dort die poetiſche Stimmung verloren geht. Liegt in alledem nicht Entſchuldigung genug, wenn die Kritik dem Publikum, das mit ſolcher Speiſe gefüttert wird, die Augen öffnen will, oft freilich in einer Art und Weiſe, die gerade das Entgegengeſetzte bewirkt? iſt es dem Publikum ſo ſehr zu verargen, wenn es, mit verdorbenem Geſchmack, das Theater eben nur noch betrachtet als ein gutes Mittel die Langeweile zu tödten und mit demſelben äſthetiſchen Behagen ein Stück von der Birch-Pfeiffer (wir nennen ſie, weil man ſich gewöhnt hat, ſie als Repräſentantin einer gewiſſen Gattung zu betrachten) oder eine wirklich gute Arbeit unſerer wenigen vorzüglichen Dichter der Neuzeit betrachtet? Das Publikum ſteht mit ſeinem Urtheile im Widerſpruch mit der Kritik, die es ſich immer beſtochen vorſtellt; es ſieht, wie die Leiter der Theater das Mittelmäßige begünſtigen und das Gute zurückdrängen, dabei aber oft genug noch von höhern Abſichten faſeln, deren ſich das Individuum nicht bewußt iſt; es iſt durch die Gewöhnung ſo faul geworden, daß es die leichte Lectüre derjenigen vorzieht, die zum Nachdenken anregt; die Maſſe fürchtet die Wahrheit und duldet höchſtens die überzuckerten Anſpielungen, die möglicherweiſe den Nachbar, nie aber die eigene Perſon berühren könnten; ſie ſcheut ſich nicht, über Größe ſpöttiſch zu lächeln, weil ſie nur ihren kleinen Maßſtab für den richtigen hält. So iſt im allgemeinen das Publikum beſchaffen, das über die Dichter zu Gericht ſitzt, und ſelbſt die Beſſern und Beſten nehmen die Gegenwart wie ſie iſt und ſchweigen, oder werden müde in dem Kampfe gegen die Lüge, die fort und fort wirkt, bis ſie auch auf dem Theater jede Spur von Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit unterdrückt haben wird.

---

1. Amaranth und Ghismonda oder die Brautfahrt. Großes romantiſches Schauſpiel in ſechs Aufzügen. Nach der epiſchen Dichtung Amaranth von Oskar von Redwitz. Für die Bühne bearbeitet von Adolf Steppes. Darmſtadt, Köhler jun. 1858. Br. 8. 15 Ngr.

Steppes hat ſich den gradus ad Parnassum eben nicht ſchwer gemacht; er hat, um die an und für ſich unglückliche Idee auszuführen, die „Amaranth" von Redwitz zu dramatiſiren, deſſen Verſe einfach abgeſchrieben und wir haben daher nur einen Abdruck des gedachten Gedichts vor uns. Wie lächerlich ſich die ſüßlichen und augenverdrehenden Liebes- und Klagelieder in dieſem Zuſammenhange ausnehmen, wie widerlich und unſittlich die Liebe zu Amaranth auftritt, während Herr Walther als Mann von Ehre und chriſtlicher Ritter Ghismonden zu freien auszieht, wie zudringlich Amaranth's Liebe erſcheint mit dem Wunſche:

Könnt' ich doch ſelbſt Eur Schildknapp ſein
Und dürfte ich überall Euch begleiten, —

das alles wird der Leſer begreifen, der bedenkt, daß nun ſein ſollende Ausſprüche der Dichtung hier plötzlich, ohne jede Vermittelung, in Rede und Gegenrede ſich gegenüberſtehen. Herr Steppes die Abſicht gehabt hätte, Redwitz zu ironiſiren, er hätte es nicht beſſer thun können, aber ohne Zweifel iſt ihm alles fürchterlicher Ernſt, das Drama iſt ſogar einmal auf der großherzoglichen Bühne zu Darmſtadt aufgeführt, der Verfaſſer hat ſich das Recht vor die Erlaubniß zu einer weitern Aufführung zu ertheilen, er hat die Scenerie genau angegeben — ein Schränkchen, ein Käſtchen, eine Ampel, ein Krügelchen mit Donner, Blitz, Regen und Sturm —; er ſchreibt vor, wie dies oder jenes geſprochen werden ſoll, kalt, ironiſch oder „auch ſkoptiſch". Uebrigens eine Erfindung ſtammt von Steppes, abgeſehen davon, daß er einzelne Verſe hinzufügen mußte, um die von Redwitz zu verbinden; der Dramatiker hat entdeckt, daß Ghismonda's Vater der Buhle von Amaranth's Mutter geweſen iſt, und daß Ghismonda, deren gottesläſterliche Scrupel nur zum Theil geſchenkt werden, einen Buhlen Rinaldo ermordet hatte, der ſie wegen ihres Verhältniſſes mit Walther meuchelt, worauf er ſich ebenfalls tödtet. Dem treuen Walther „blutet zwar das Herz", im Grunde aber iſt er froh, ſo ſeine Verbindung los zu werden und Amaranth heirathen zu können. Im allgemeinen aber müſſen wir geſtehen, daß dieſe Bearbeitung uns als das Nonplusultra literariſcher Production erſcheinen iſt und daß wir kaum wiſſen, was wir mehr bewundern ſollen, die naive Kühnheit Steppes' oder die Gutmüthigkeit des Herrn von Redwitz, mit der er duldet, daß ſeine Dichtung auf eine ſolche Weiſe verarbeitet wird.

2. Lord William Ruſſel. Hiſteriſche Tragödie in fünf Acten von A. Munch. Aus dem Norwegiſchen übertragen von Julie Heyliger Burt. Kopenhagen, Loſe und Delbanco. 1858. 8. 20 Ngr.

Als wir vor Jahren in der „Revue des deux mondes" (Lieferung vom 1. Mai 1855) Guizot's „L'amour dans le mariage" laſen, waren wir beim erſten Eindruck von dem ſchönen Stoffe überraſcht, den dieſe Erzählung zu einer dramatiſchen Bearbeitung bot. Bald aber überzeugten wir uns, daß hier das pſychologiſche Intereſſe das vorherrſchende ſei und daß das Familienglück jener liberalen und chriſtlich geſinnten Heiden zu einfach und erhaben daſteht, als daß nicht jeder Zuſatz, deſſen die Thatſache zur dramatiſchen Bearbeitung bedurfte, den Eindruck ſchwächen müßte. Unſere damalige Anſicht iſt durch die vorliegende Tragödie nur verſtärkt worden, obgleich wir von vornherein zugeſtehen müſſen, daß die Behandlung des Gegenſtandes eine ſehr geſchickte und anziehende iſt. Der Stoff iſt kurz folgender: Lord William Ruſſel verheirathet ſich faſt zu derſelben Zeit mit Lady Vaughan, in der er in die Oppoſition des Unterhauſes eintritt; mit Lord Shaftesbury bildet er eine Partei mit dem ausgeſprochenen Willen, den Herzog von York, Bruder des Königs, als Katholiken von der Thronfolge auszuſchließen. Karl II., der darin einen Angriff gegen ſeine königliche Autorität ſieht, beſchließt die Partei auseinander zu ſprengen, um ſo mehr, da in ihr entſchiedene Republikaner und Männer figurirten, die vor dem Königsmorde nicht zurückſchrecken. Der erſte Streich ſollte die Häupter treffen, die aber zeitig genug durch einen ſonſt eifrigen Royaliſten, Lord Mordaunt, gewarnt werden. Shaftesbury, der viel conſequenter und weitgehender ſeine Plane verfolgt hatte, als Ruſſel, flieht nach Holland; Ruſſel, ſorglos wie Egmont, und mit dem Bewußtſein ſeiner Unſchuld, da er immer vor gewaltthätigen Schritten gewarnt hatte, bleibt und wird gefangen. Aus dem politiſch intereſſanten Proceſſe bleibt für uns nur anzuführen, daß Lady Ruſſel mit

Gemüthslebe bei dem Einzelnen entblüht, wenn er selbst ein Herz hat für seines Nächsten zu seiner Verherrlichung strebt und daß so der menschliche Verstand machte den Gedanken zu reifen, welchen über die Seine Gott und die Welt haben könnte und muß. Der 21. Mai 1681 wurde dort Rudolf Augustinus. In der Tagliste stehen nun drei Taufzeugen von einem Manne, in welchem wissen und wenige Seiten später von der Mutter die Rede ist, ohne daß der Vorgang vor der Taufe. Die Grundzüge, nach denen Maria Gravidonk hat, haben sich in jenen Briefen, die Augustinus an seine Braut, und die Mutter sind, schon gezeichnet hat, daß der Dichter sie nur ausführen und vollenden darf. Die Gemüthsanlage ging, daß sie Briefe und war ein und der intensivsten Sinnesform angewendet in Gemüth und Verstand, in Gefühl und Gedanken, in Religion Leidenschaft. Diesem und daß verbrachte wohl wenigen auf und Leben, und die Entwickelungen und der Lauf von Jahren ist so, daß sie Gott und Welt, Mensch und Natur, Sünde und Gnade, Tod und Leben, Himmel und Hölle, Zeit und Ewigkeit, so wie sie sich, innerlichstem Verhältnissen mischen. Es ist ein Buch, das Augustinus in Rudolf sieht durch sein Wort und seine Bildung, sein ganzes Verhältniß zu Gott und Welt, sein Leben und Sterben, sein Gebet und Gesang. Gott gab ihm mit der großen Gabe des Genies zugleich die Gabe der Frömmigkeit, und so ist sein Leben ein Gebet und sein Gebet ein Leben. Die Frömmigkeit, welche Augustinus preist, hat gründlich empfangen und verarbeitet, und sie ist nicht Frömmigkeit, sondern Frömmelei, Pietismus, Pietismus, Pietismus

wir doch gerade dieſe beſonders lobend erwähnen; der Leſer wird durch das lebendige Volksbild mitten hinein in die Situation verſetzt und gewinnt Intereſſe für die handelnden Perſonen, die durch die Gegenſätze ihres Auftretens glückliche Gelegenheit zur Charakteriſtik bieten. Am wenigſten gelungen iſt dem Dichter die Schilderung des Appius ſelbſt, der zu energielos, faſt ſchwach vorgeführt iſt und deſſen patentirte Fehler, deren er ſich dabei immer bewußt iſt, eine unglückliche Ideenverbindung mit dem Gaugrafen Gleisberg in des Dichters „Schmied von Ruhla" hervorrufen; die Schilderung der Intrigue und der Böſewichter iſt überhaupt nicht Lohmann's Stärke. Ganz anders hervortretend ſind dagegen die Freunde des Appius, die, ihren Vortheil höher ſchätzend als das Wohl Roms, ihn zu Gewaltmaßregeln antreiben, und ihnen gegenüber der Verlobte der Virginia, Icilius, jeder Zoll ein Römer; der alte Krieger Lucius Siccius; der Volkstribun Virginius, der ewig vermitteln will, bis die Frevelthat, an ſeiner Tochter verübt, ihn zur Rache anſtachelt; Lucius Valerius, der Idealiſt, und Marcus Horatius, der Mann der That, deſſen Zunge ebenſo ſchneidend iſt als ſein Schwert, der tapferſte und bewußteſte Kämpfer gegen die Anmaßungen der Decemvirn.

In „Oliver Cromwell" iſt neben dem Manne, der dem Schauſpiele den Namen gegeben hat, der intereſſanteſte Charakter der des flüchtigen Königs, der, von falſchen Rathgebern umgeben, in anmaßlicher Verblendung ſeine Freunde und ſeine Partei von ſich ſcheucht, bis er, ein Opfer ſeines Irrthums, auf dem Schaffot endet. Der Dichter ſagt uns ſelbſt, man könne dieſes hiſtoriſche Schauſpiel nicht verſtehen, ohne ſein früheres Drama „Karl Stuart" geleſen zu haben; dort iſt die Expoſition für ſeinen „Cromwell" zu ſuchen und hier vermiſſen wir den Abſchluß; die Gewiſſensbiſſe, mit denen der Held die neue Herrſcherwürde übernimmt, und die geringe Hoffnung, mit der er zu neuen Kämpfen eilt nach des Königs Fall, zeigen, daß eben kein Abſchluß der Dinge herbeigeführt iſt; wir haben hiſtoriſche Wahrheit, aber kein in ſich abgeſchloſſenes Kunſtwerk vor uns. Welchen Beifall wir übrigens der Charakteriſtik der handelnden Perſonen, namentlich der der Anhänger des Königs zollen, die unbedingt mit Vorliebe bedacht ſind, ſo können wir uns doch nicht mit der Zeichnung der beiden Eliſabeth befreunden, denen es wenigſtens an Spannkraft der Seele fehlt. Der Dichter wird zum Schluß uns noch die Bitte geſtatten, daß er mit ſeinem Urtheile über die Recenſenten etwas beſcheidener ſein möchte; ſein Nachwort zeigt von einer krankhaften Selbſtüberhebung, vor welcher wir Lohmann um ſo mehr warnen müſſen, da ſie fähig iſt, die Zukunft eines Mannes zu untergraben, der uns durch ſeinen tief ſittlichen Charakter, durch ſein wackeres Streben und durch die unverkennbaren Fortſchritte, die ſeine neueſten dramatiſchen Arbeiten zeigen, ein aufrichtiges Intereſſe eingeflößt hat.

6. Conſtantin Dragoſes. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Maximilian Beilhack. Cannſtatt, Voſheuyer. 1857. Gr. 8. 15 Ngr.

In dem vorliegenden Trauerſpiele, das den Untergang des Oſtrömiſchen Kaiſerreichs behandelt, iſt alles mit ſo ſtarken Farben aufgetragen — Charaktere, Expoſition, Dialog u. ſ. w. —, daß man es, um uns eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, mit Händen greifen kann. An dramatiſcher Kraft und tragiſcher Tiefe findet ſich darin freilich kein Ueberfluß, aber dafür haben wir Effecte und Gegenüberſtellung von Charakteren, die ſo durchaus ſchlecht oder gut ſind, daß man von den erſten Worten an mit ihnen vollſtändig fertig iſt.

In „Conſtantin Dragoſes" entwickelt ſich weder eine Handlung noch eine Perſönlichkeit; es wickelt ſich vielmehr alles mehr theatraliſch nach und nach ab und ſchließt endlich mit dem Tode des Helden, ohne daß zu dieſem, in dieſem Zeitpunkte gerade, eine andere Nothwendigkeit vorläge als eben die, daß die Tragödie ihr Ende haben mußte. Dabei fehlt es, wie geſagt, nicht an Theaterfiguren, die in der Darſtellung kaum zu vergreifen ſein können; da iſt der blinde Prokopius, der Metropolit der griechiſchen Kirche, der immer einen Bannfluch und Einverſtändniß mit dem unzufriedenen Volke bereit hält, wenn der Kaiſer nicht Luſt bezeigt, zur griechiſchen Kirche überzutreten; ferner die geheimnißvolle graue Mutter, die bald im griechiſchen, bald im türkiſchen Lager ihre wahnſinnigen Streiche ſpielt, bis ſie ſich endlich als die einſt vom Patriarchen den Türken geopferte Mutter des Kaiſers zu erkennen gibt.

> Ich ward geraubt,
> Ohnmächtig auf des Sultans Schiff geſchleppt,
> In Murad's Arm erwacht' ich neu zum Leben.
> Mohammed ward mein Sohn, doch in der Stunde,
> Da er geboren ward, befiel mich Wahnſinn —

erzählt die Mutter Crescentia und gibt uns dadurch die Kunde, daß der Kaiſer und der Sultan, die feindlich ſich Gegenüberſtehenden, Brüder ſind. Eine ſolche Theaterfigur iſt endlich Hortenſia, eine feine Buhlerin, die über ihre ſinnliche Luſt trotz einer Dame du demimonde ſpricht und die dabei geliebt wird von den beiden Brüdern, die ſich wieder in Edelmuth ſo überbieten, daß mancher Schüler ihnen bewundernd Beifall zuklatſchen wird. Wir werfen noch einen Blick auf den Helden, deſſen drittes Wort „Ideal" iſt und der ſo dumm und ſchwach erſcheint, daß ſein entſchiedenes Unglück nicht als Folge einer Verſchuldung, ſondern nur als natürliches Ergebniß aus dem fühlbaren Mangel an Lebensklugheit erſcheint; ſo fällt er denn, von allen Seiten verlaſſen, mit der in ſeinen Verhältniſſen gewiß ſehr idealen Beruhigung, daß ihn das ſiegende Jahrhundert erwarte. Der Leſer wird aus dem Geſagten erkennen, daß von einer tiefern ſittlichen Idee in dieſem Trauerſpiele überhaupt kaum die Rede iſt; auf den Effect berechnet gehört es zu jenen Geiſteskindern, die eben erſt geboren, auch ſchon der Vergeſſenheit anheimgefallen ſind. Die Ausdrucksweiſe des Dichters möge der Leſer nach folgenden Proben beurtheilen:

> O häuslich Glück, der Gatte einer Mutter
> Des eignen lieben Weibes ſein zu können.

> Du biſt's, mein alter Freund. Iſt alles richtig?
>
> Ich freute mich der Widerpart zu ſein,
> Da ich auch alle Ideale haſſe
> Und im Verſtande nur Charakter ſuche —
> Und dein Verſtand macht dich charakterlos.

> Ihr wollet alſo nicht mit uns entwandern?

> Meine Marie, Hälfte meiner Seele,
> Du Lispe meines Mundes, komm, o komm!

> Ja, es gibt Nöthe, die nicht beten lehren.

7. Der Verbannte am Pontus Eurinus. Tragödie in fünf Aufzügen von E. Buchholz. Marburg. 1858. Gr. 8. 17½ Ngr.

Vorliegende Tragödie behandelt die Verbannung des Ovid, der auf des Auguſtus Machtgebot Rom verlaſſen mußte und zum am Pontus Eurinus zum fernern Aufenthalte angewieſen erhielt. Den Stoff fand der Dichter in Ovid's „Trauergeſängen" und deſſen Briefen aus dem Pontus; die Urſache der Verbannung findet er in Ovid's Vergehen gegen die Sittlichkeit durch ſ „Kunſt zu lieben", in einem Majeſtätsverbrechen, deſſen er ſich ſchuldig gemacht hatte, endlich in einer von Sidonius Apollinaris angeführten Liebe des römiſchen Dichters zur Julia, der Tochter des Ovid. Buchholz will in dieſer Tragödie „einen Menſchen zeichnen, der, von der Natur mit ausgezeichneten Anlagen ausgeſtattet und vom Glücke begünſtigt, die der Menſchheit gezogenen Schranken nicht achtet, durch eine ſchwere Verirrung mit einer höhern Macht in Conflict geräth und daran ſeinem Schickſale verfällt". Der Dichter glaubt ſomit ſich d Theorie angeſchloſſen zu haben, die Ariſtoteles im dreizehnten Kapi

ner „Lotti“ entwickelt; wie aber glauben, daß er eine etwas gut zu nehmen aufgefaßt hat. Da der vorliegenden Tragödie die neue Bühnenbearbeitung (mit Verwirrungen eigentlich keine Spur ist, so dürfte der Verfasser wohlgethan haben um eine Reise zu ersparen und sich hier gleich selbst zu nennen. Denn sie mit einer kleinen Modte sie Dagmare einst Kaiserin, sie zur Donaufrauen und, verbannen.“) Wer dieses wenig weiß Dahin, gewen der Reisestrangen der Reisestrasse, seine persönliche Bekanntschaft verschlungen kann, ebenso wenig können wir ihn selbst nur wahrnehmen Gegnerin, anerkennen; der Dichter hat auf diese Weise nothwendig einen Gegner gewonnen und seine Form ist in Gemahl aus der Geschichtsstoff, daß eigentlich ein Gegenstand für sich selbst zu werden vermag, wird aber von ungleich ihre Schuldlast, daß ein bedeutender Mann theilweise rasch zu Tode, daß sie Dagmare einst Kaiserin, sie zur Donaufrauen und, verbannen.“) Wer dieses wenig weiß Dahin, gewen der Reisestrangen der Reisestrasse, seine persönliche Bekanntschaft verschlungen kann, ebenso wenig können wir ihn selbst nur wahrnehmen Gegnerin, anerkennen; der Dichter hat auf diese Weise nothwendig einen Gegner gewonnen und seine Form ist in Gemahl aus der Geschichtsstoff, daß eigentlich ein Gegenstand für sich selbst zu werden vermag, wird aber von ungleich ihre Schuldlast, daß ein bedeutender Mann theilweise rasch zu Tode,

Ferdinand von Saar's Novellen. Dritte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1882. 8. 8. 20 Mk.

Ferdinand von Saar's Novellen. Dritte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1882. 8. 20 Mk.

Ferdinand von Saar's Novellen sind in dritter Auflage erschienen, ein Beweis, daß sie sich ihren Platz in der Literatur erobert haben. Wir haben uns bei ihrem Erscheinen über sie ausgesprochen und können heute nur wiederholen, was wir damals über sie gesagt haben. Saar ist ein Dichter von ungewöhnlicher Begabung, ausgezeichnet durch Tiefe der Empfindung, durch Kraft der Leidenschaft, durch Wahrheit der Charaktere, durch Schönheit der Sprache. Seine Novellen sind Dichtungen, die ihren Platz in der Literatur behaupten werden.

Ferdinand von Saar's Novellen. Dritte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1882. 8. 8. 20 Mk.

Ferdinand von Saar's Novellen sind in dritter Auflage erschienen, ein Beweis, daß sie sich ihren Platz in der Literatur erobert haben. Wir haben uns bei ihrem Erscheinen über sie ausgesprochen und können heute nur wiederholen, was wir damals über sie gesagt haben. Saar ist ein Dichter von ungewöhnlicher Begabung, ausgezeichnet durch Tiefe der Empfindung, durch Kraft der Leidenschaft, durch Wahrheit der Charaktere, durch Schönheit der Sprache. Seine Novellen sind Dichtungen, die ihren Platz in der Literatur behaupten werden.

Liebe der Griechin und der Barbarin. Der Conflict zwischen Leidenschaft und Liebe wird freilich zum Vortheil der erstern entschieden, aber die Lösung ist berechtigt und auch jene verfällt dem Geschick. Was aber namentlich diese Tragödie vorzüglich macht, ist die Wahrheit und das allgemein Menschliche der Leidenschaften, die selbst in Bezug auf Medeia nicht übertrieben und verzerrt erscheinen. Die großen Leidenschaften erheben das Herz und geben schwächlichem Mitleiden nicht Raum; der Liebe der Glauke und der Leidenschaft der Medeia gegenüber erscheint der Tod nur wie ein höherer Wille, der die empörten Wogen glättet. Als Probe der zum Theil hochpoetischen Sprache möge hier ein Ausspruch Jason's in der überaus schönen Unterredung mit Glauke folgen:

Hinaus ins wüste Meer zu Kampf und Sieg!
Das Steuer nehm' ich selbst in meine Hand,
Wenn hoch die Stürme gehn und Wogen brausen.
Da hilft kein Segel — nur das Männerherz
Wirft keck entgegen sich dem wilden Sturme,
Es schwillt die Brust, doch ruhig, klar besonnen
Schaut durch der Wogen und der Wolken Kampf
Der Steuermann — ein Druck der starken Hand —
Vorüber braust das Schiff an scharfer Klippe,
Die es zermalmen sollte; wüthend geifert
Das tolle Meer und wirft den weißen Gischt,
Der Wolken Fetzen wild ins Angesicht
Dem kühnen Schiffer, welcher muthig lächelt:
Er hat gesiegt und durch die Wasserwüste
Zeigt seines Geistes Pharos ihm den Weg.

10. Barbarossa's Erwachen. Ein Geisterspiel von Maximilian John. Berlin, Plahn. 1858. Gr. 16. 7½ Ngr.

Das Erwachen Barbarossa's zu neuem Leben und zur Herstellung des neuen Reichs sieht der Dichter nahe bevorstehend; der deutsche Genius sucht nach ihm seine Zukunft nicht in Herstellung eines längst gerichteten Reichs, was ihm jeder gern zugeben wird; aber worin er sein neues befriedigendes Leben sucht, darüber möchten die Meinungen getheilt sein. Jedenfalls sind die Wünsche und Hoffnungen John's in dieser Hinsicht etwas unklar und doch zu idealistisch, wenn er des deutschen Genius Kraft, Macht und Vollendung findet „in der naturgemäßen Einfachheit der ersten Zeiten, auf Grundlage des ursprünglichen Gemeindethums und in freier Verbindung der altvolksthümlichen Provinzen; vor allem aber versöhnt und erhoben im einfachen und einigenden, lebensfreudigen und thatkräftigen Gottesbewußtsein". Und dieses ideale Reich, das wol von der gesunden Vernunft ebenso gerichtet sein dürfte, wie das alte, zerfallene durch die Geschichte, soll mit der Waffe des Geistes seine Nachbarlande und mit England vereint die ganze Welt erobern. Den Adler aber, der der Sage nach aus Norden daherfliegen soll, um die Raben zu verscheuchen, auch den hat John gefunden: es ist der vermuthliche Nachfolger jenes Königs, der die deutsche Kaiserkrone, „verhängnißvoll den Deutschen von jeher", von sich wies; kurz, jener hoffnungverheißende preußische Prinz, der durch seine Vermählung „das Volk des Denkens und das Volk der That, die Wahrheit mit der Freiheit treu verband". Mit dieser Hinweisung ist das Geisterspiel zu einem bloßen gutgemeinten Gelegenheitsstück abgeschwächt, das jene Verbindung und Preußens Stellung feiern soll. Der deutsche Genius aber wird wol weiter schmachten müssen im Kyffhauser und der Adler wird noch lange nicht erscheinen, der die Raben zu verscheuchen bestimmt ist!

Es bleibt uns noch übrig zwei kleine Lustspiele kurz zu besprechen und zwar

11. Kein Geld. Lustspiel in einem Act von Julius Laurenty. Riga, von Böttticher. 1858. 16. 15 Ngr.
12. Drei Monate nach Dato. Lustspiel in einem Aufzuge von Hermann Grieben. Stettin, Th. von der Nahmer. 1858. 8. 7½ Ngr.

Das erste ist eine echt französische Bluette, was Erfindung und Dialog betrifft, nur berechnet für den Effect des Augenblicks. Ein Maler, Marcel, und ein Schriftsteller, Alfred, zwei Freunde in Geldverlegenheit, verschaffen sich 1000 Francs, indem sie einen Bankier, dessen Maitresse früher Alfred's Geliebte war, eifersüchtig machen durch ein Porträt des Mädchens und dies schließlich um den gedachten Preis an ihn verlassen. Solche Eintagsfliegen brauchen als Zeichen der Zeit nur von der Kritik genannt zu werden, während eine Beurtheilung gewiß unnöthig erscheint.

In dem zweiten Lustspiele ändert ein junger Mensch so lange seinen Namen in Lenz, Sommer, Herbst und Winter, bis aus den vier Jahreszeiten zur allgemeinen Befriedigung der Liebe des Mädchens, sowie der erwünschte Schwiegersohn des Vaters sich entwickelt, und auch seine Schwester, die mit in der Intrigue ist, ihren ersehnten Theil aus der allgemeinen Verwirrung erhält. Ist auch die Erfindung nicht neu und bewegt sie sich im Geleise jener oft dagewesenen Komik, die durch Namenverwechselungen hervorgebracht ist, so wird doch das Lustspiel, trotz der mit einem einactigen Lustspiel so oft zusammenfallenden Unwahrscheinlichkeiten, hübsch und rund gegeben, die Zuhörer belustigen und angenehm unterhalten. 3.

Der russische General Löwenstern.

Denkwürdigkeiten eines Livländers. (Aus den Jahren 1790—1815.) Herausgegeben von Friedrich von Smitt. Zwei Bände. Mit einem Bildniß. Leipzig, C. F. Winter. 1858. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Als dies Werk zuerst angekündigt wurde, erwarteten wir darin die militärischen Denkwürdigkeiten des Generals von Löwenstern zu finden. Der Herausgeber belehrt uns aber in einem kurzen Vorworte, daß es mit diesem, welche der General in französischer Sprache eigenhändig über sein Leben aufgesetzt und in den Archiven des Kriegsministeriums niedergelegt hat, nicht zu verwechseln sei. Die vorliegenden Denkwürdigkeiten sind aber auch nach Tagebüchern, Briefen, mündlichen Erzählungen des Generals, sowie nach andern sichern Angaben abgefaßt und von dem General selbst durchgesehen, berichtigt und als mehr aus ihm aus der Seele geschrieben anerkannt. Sie haben vornehmlich Sitten, Zustände und die merkwürdigsten Personen der von ihm durchlebten Periode zum Gegenstande und werden überall mit dem größten Interesse gelesen werden. Der Herausgeber führt den General redend ein und läßt ihn seine Biographie selbst erzählen, wodurch nicht allein die Darstellung an Lebendigkeit und psychologischer Wahrheit gewinnt, sondern auch der Autor von mancher moralischen Verantwortung befreit wird. Denn sagen wir es nur gleich offen heraus, damit der Leser weiß, was er in dem Buche zu finden hat: es ist mit einer seltenen Rückhaltlosigkeit auch gegen die eigene Person des Selbstbekenners geschrieben und gibt uns damit ein Sittenbild der ganzen Gesellschaftsklasse, welcher derselbe durch Geburt und Rang angehörte. An Naivetät der Schilderung läßt es darin nichts zu wünschen übrig.

Woldemar Freiherr von Löwenstern wurde im Jahre 1777 auf dem Schlosse Rasick in Esthland geboren, wohin seine ursprünglich in Livland ansässige Familie übergesiedelt war. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, besuchte die Ritterakademie in Reval und trat 1793 als Sergeant in das Semenowsche Garderegiment ein, dessen Chef, Graf Soltikow, ihn unter seine Ordonnanzsergeanten aufnahm. Diese, sämmtlich aus vornehmen Familien, versahen gewissermaßen Pagendienste bei ihm und begleiteten ihn zu allen Hoffesten. Hier lernte Löwenstern die hochstehenden Personen am Hofe Katharina's kennen, unter andern den Fürsten Platon Zubow, der damals als erster Günstling glänzte, und Fersen, welcher dann gegen Kosciuszko zog. Im folgenden Jahre wurde er mit einer Anciennetät von acht Jahren zum Wachtmeister zur Garde zu Pferd und am Neujahrstage 1795 zum Rittmeister zum Regiment der ukrainischen leichten Reiter ernannt, wobei er der Kaiserin vorgestellt und zum Handkuß zugelassen wurde. Das Regiment, zur Armee Suworow's gehörig, cantonnirte in

hin. Der verwirrte er zuerst 14 Tage in Orsowa, wo der junge Graf Stanislaus in einem Alter von sechs, aber nicht einen Augenblick seine Gegenwart verließ, schon so weit in englischer Kunde der Stadt Bescheid wußte. Die zerstörenden Wirkungen der neuen Ereignisse verfolgte wie hier nicht weiter, so vereinzelt auch manche verübten sich. Er machte dann in den Kindheitsjahren der Besitzung 1799 in der nördlichen Gegend aus, seine Hauptbesitzungen mit Umsicht lebendig herum zu sehen. Und in eine Wasserbaufrei Knickgrave setzte man ihn in allgemeine Kenntniß in der russischen Armee über seinen Charakter und Fähigkeiten. Wie sich Potemkin ausgedrückt, so in Beziehung mit Generalen begreiflich, fand Alexander in dem Knaben schon in seinen Ersten Lebensjahren Wohlgefallen, wenn auf einem regelmäßigen Nachtheil Spaß, wobei er manchmal Gelegenheit hatte, sich über seine Lieblingsbeschäftigungen, das Formell sowie Kind: sing! „Clemenzen's Leben war so reich, daß es schwer ist, in wenigen Zeilen, seine Art einfach zu beschreiben, daß man vergleichen möchte, so sich entzündet, wenn Sonnenstrahlen von Brennspiegeln zusammengefaßt werden. Wie Alexander Clemenzen's Lebhaftigkeit, Gemeinsinn für, auch ihm Gemüthe in den Kindheitsjahren,

Wagram, wie Blücher bei Waterloo, hätte eine andere Wendung geben können. Wenn auch nur seine Cavalerie, statt der Patrouillen, welche schon einen so panischen Schrecken verbreiteten, mit einigen tausend Pferden abends erschienen wäre, welche Erfolge hätte sie gewinnen können!

Löwenstern kehrte nun in sein Vaterland zurück, wo er eine Audienz bei dem Kaiser hatte; er versäumte aber diese Gelegenheit, mit Vortheil wieder in den Dienst zu treten. Alexander mußte glauben, daß er nicht dienen wolle und äußerte später sein Bedauern darüber: er habe ihn wollen in die Chevaliergarde nehmen und zu seinem Flügeladjutanten machen. Die Leere, welche Löwenstern daheim in Esthland fühlte, trieb ihn bald nach Petersburg zurück, wo er sich in den vollen Strudel des Residenzlebens stürzte. Unsern ehrbaren Lesern, die in bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen leben, mögen sich die Haare sträuben, wenn sie wiederum von dem „jeu d'enfer" hören, wobei jedesmal 50000 Rubel und mehr auf dem grünen Teppich lagen, von Löwenstern's Spiel mit dem Grafen Bobrinskoj, das er selbst in der Krankheit im Bett mit ihm fortgesetzt und das ihm 400000 Rubel Gewinn eingetragen, die er aber natürlich nicht behalten hat. Er wurde vielmehr zuletzt rein ausgezogen. Er gesteht selbst, die Kraft nicht besessen zu haben, dem üppigen, zerstreuten Leben, das seinen Charakter zuletzt verderben konnte, zu entsagen; er trieb den Strom hinab. Erst nach den traurigsten Erfahrungen spielte er nicht mehr, ohne deshalb seinen Bekanntschaften zu entsagen. Er war oft in dem Hause des bairischen Gesandten, Grafen de Bray, dessen Gemahlin ihm verwandt war, auch bei Kutusow und dem alten Grafen Orlow, wo man fast nur Personen der altrussischen Partei sah. Gegen die Franzosen herrschte bei dem vornehmen russischen Adel eine große Abneigung, die sich einmal ganz eigenthümlich kund gab. Bei dem französischen Gesandten Caulaincourt, Duc de Vicence, war ein Maskenball, zu dem die Gäste mit dem Bemerken eingeladen wurden, wenn nicht costümirt, so doch im Domino oder venetianischen Mantel zu erscheinen. Das auswärtige diplomatische Corps und die Fremden unterwarfen sich dieser Anordnung, aber alle Russen erschienen im gewöhnlichen Balleostüm und der Botschafter, als er das Absichtliche darin deutlich wahrnehmen konnte, erbebte vor innerer Wuth, die er jedoch verbergen mußte. „Es war ein besonderer Anblick, die Repräsentanten des Kaiserreichs, des Rheinbundes und die tutti quanti des Napoleonischen Europa in buntfarbigen, phantastischen Gewändern einhertreten und den einfach und ernst gekleideten Inländern gleichsam ein Schauspiel geben zu sehen."

So kam das Kriegsjahr 1812 heran. Löwenstern trat, von dem Kriegsminister Barclay de Tolly im Auftrage des Kaisers dazu aufgefordert, wieder als Major in die Armee ein, wurde zum ältern Adjutanten der ersten Armee ernannt und zu mehreren schwierigen Aufgaben verwendet. Seinem Feldherrn Barclay de Tolly mit treuer Anhänglichkeit ergeben, schildert er uns denselben mit Vorliebe, wir erfahren manches, das zur Ergänzung der Toll'schen Memoiren dienen kann und folgen dem Verfasser mit Interesse durch die Ereignisse des ewig denkwürdigen Feldzugs. Ihn selbst traf ein seltsames Missgeschick. Er war als Parlamentär zu Murat geschickt worden und da bald nachher den Franzosen ein beabsichtigtes Unternehmen verrathen wurde (wir wissen jetzt wie), benutzten Löwenstern's Feinde, ihn zu verdächtigen; er erhielt eine Mission mit Depeschen nach Moskau und wurde dort vom Gouverneur Rostoptschin förmlich zurückgehalten — warum? erfuhr er nicht. Von Rostoptschin theilt er einige beißende Bemerkungen mit. Die Energie seines Charakters verlieh den Witzfunken seiner Rede, besonders wenn er gereizt ward, die Heftigkeit eines tödtlichen Geschosses. So äußerte er einmal: „Wenn man dem König von Neapel seine schöne Kleidung abnimmt und ihm eine schäbige Infanterieuniform anzieht, dazu statt des kecken, freien Sinnes eines Husaren die lauernde Zähigkeit eines Douaniers zutheilt, so hat man den Kronprinzen von Schweden." Sich selbst verlieh er in einem scherzhaften Aufsatze, betitelt: „Meine Memoiren", den er einer Dame schenkte, folgende Grabschrift: „Ici on a déposé, avec une ame blasée, un coeur épuisé et un corps usé, un vieux diable trépassé. Mesdames et Messieurs, passez!" Löwenstern wurde endlich von Moskau wieder entlassen und kam noch zur Schlacht bei Borodino zurecht. Die Stimmung im Heer und Volk nach den Verluste von Moskau schildert er treffend. Von dem Augenblick an sagte sich jeder: jetzt beginnt der Krieg für uns erst recht! Nachdem Barclay de Tolly vom Heere abgereist war, wurde Löwenstern, Oberstlieutenant für den Tag von Borodino, bei Kutusow Adjutant. Bei dem Stillstande der Operationen machte er zuweilen ohne Vorwissen des Fürsten eine Ausflucht zu den Vorposten, die Miloradowitsch befehligte. Da kam denn wol Murat gesprengt und Miloradowitsch caracolirte heran: Löwenstern hätte ihm als Gegenstück zu der Tracht des Königs von Neapel gern die malerische Kleidung seines Stammes, des serbischen, gewünscht. „Dem Charakter nach glichen sich beide vollkommen, beide suchten sich ein ritterliches Ansehen zu geben, zu glänzen, den Bayard zu spielen, auf die Menge zu wirken, während sie von Grund der eine ein Gascogner des Südens, der andere des Nordens waren." Es gelang Löwenstern endlich durch den Fürsten Kudaschew, Kutusow's Schwiegersohn und Liebling, die Erlaubniß zu erhalten, bei der Vorhut ganz zu verbleiben. So kann er denn zu der Geschichte des französischen Rückzugs noch manches ergreifende Bild von russischer Wahrnehmung aus hinzufügen. Er hatte auch Gelegenheit zu eigenen glücklichen Unternehmungen. So nahm er einst mit Sumy'schen Husaren unter Budberg drei Geschütze und einige Fourgons, die von einer starken, französischen Colonne ernsthaft vertheidigt wurden; es gelang, Geschütze und Fourgons fortzubringen. Auf einem der letztern hatte sich ein Franzose in kaiserlicher Livree verkrochen, welcher Löwenstern heimlich verrieth, daß 60000 Napoleonsd'or darin enthalten seien. Dieser theilte es seinem Bruder, der bei ihm war und Budberg mit und sie beschlossen auf den Fourgon während der Nacht im Bivouak ein wachsames Auge zu haben und ihn erst bei hellem Tage zu untersuchen. Andere Fourgons wurden aufgeschlagen. In einem fanden sich Vorräthe für die kaiserliche Tafel, besonders eingemachte Früchte. Die Obengenannten, seit Tagen auf Kartoffeln und Schwarzbrot reducirt, fielen mit wahrem Heißhunger darüber her und verzehrten die in Franzbranntwein eingemachten Früchte in Massen, nicht ahnend, daß der süße Alkohol wirken könne. Das war aber der Fall, sie schliefen todtenfest ein, und als sie erwachten, war der inhaltsvolle Fourgon verschwunden. Alle Nachforschungen, wohin er gekommen und wer ihn geleert, blieben fruchtlos. Daß er wirklich das Geld enthalten, geht aus Dennier's „Itinéraire de l'empereur Napoleon pendant la campagne de 1812" (Paris 1842) hervor, in welchem angegeben ist, daß in der Nacht vom 15. zum 16. November 1,294000 Francs der Kasse des Schatzes vom Feinde genommen worden seien.

Aber Löwenstern erlebte noch eine größere Kränkung. Als der Kaiser in Wilna wieder zur Armee gekommen war und Gnadenbezeigungen in Menge austheilte, brachte Kutusow Löwenstern auf einem Balle die freudige Kunde, daß er zum Obersten befördert sei. Am andern Morgen jedoch wurde ihm mitgetheilt, daß der Kaiser bei specieller Durchsicht der Beförderungsliste Löwenstern's Namen wieder gestrichen und selbst die für Borodino erhaltene Beförderung zum Oberstlieutenant, als durch Misverständniß erfolgt, wieder zurückgenommen habe. Aehnliches war noch nie geschehen! Der Kaiser war noch immer infolge der früher erwähnten Verdächtigung gegen Löwenstern eingenommen und hatte Kutusow, der ihn lebhaft vertheidigte, sogar verboten, seiner zu erwähnen. Löwenstern war in Verzweiflung, er beschloß aber, da er sich in seinem Gewissen rein fühlte, zu bleiben und der Zeit seine Rechtfertigung zu überlassen, die bei des Kaisers mildem und gerechtem Sinne nicht ausbleiben konnte. Obgleich vom Fürsten und von seinen Kameraden mit der größten Theilnahme behandelt, schied er doch aus aller Gesellschaft und sah nur die vertrautesten Freunde. Sein alter Gönner Winzingerode schlug ihm endlich vor, ihn zu begleiten, als er das Corps, das auf Schlesien operiren sollte

standen. Aber die Kaiser Franz-Husaren Excellenz Thomas v. Graf, der zu jener Zeit Premier-Major zu verschiedenen Offizier- und zur Standes-Charge avancirt war, Regimentsinhaber seyn werden, hat es sich zu geben. Auf seiner Besitzung, ist ihm ein Meyer und Bauer Wirthung, Obst und Weinbergen zu machen. Aber jener wußte ihm den Weinberg, mit dem er gesegnet ist, zu übersehen, ohne jemahlen die Mühe zu nehmen, in denselben zu gehen, und sich von der Beschaffenheit desselben zu überzeugen. Der Bauer wußte ihm Verdrießlichkeiten zu machen, und ihn um die Früchte seiner Arbeit zu betrügen, ohne daß er sich die Mühe nahm, sich um die Wirthschaft zu bekümmern, und sich von der Beschaffenheit derselben zu überzeugen. Ein solcher ist der Regierende Fürst von Liechtenstein, welcher sich einbildet, daß er Regent sey, und Regierungs-Geschäfte besorge, und welcher es für Regierungs-Geschäfte hält, wenn er sich in Wien, in seinem Palais, oder Gartenhause, mit Malern, Bildhauern, Architecten, Gärtnern, Musikanten, Tänzern, Sängern, Sängerinnen, Schauspielern, Schauspielerinnen, Opern-Sängerinnen, Ballet-Tänzerinnen, Hetären, Kupplern, Kupplerinnen, Spielern, Spielerinnen, Pferden, Hunden, Affen, Papageyen, Kanarienvögeln, Nachtigallen, Lerchen, Finken, Zeisigen, Hänflingen, Stieglitzen, Meisen, Grasmücken, Rothkehlchen, Rothschwänzchen, Blaukehlchen, Goldhähnchen, Wiedehopfen, Staaren, Staarinnen, Staarmännchen, Staarweibchen, Staarjungen, Staarmädchen, Staarknaben, Staarmägdchen, Staarmägdlein, Staarmägdleinchen, Staarmägdleinchens, Staarmägdleinchen, Staarmägdleinchens, Staarmägdleinchen, Staarmägdleinchens

fortreißen wird, wenn man ihre Liebe nicht hat, und daß dazu ein freundliches Wort der Theilnahme an ihrem besondern Ergehen oder ein munterer Scherz viel beiträgt. Diese Gabe hatte Yermolow im höchsten Grade, und auch der Kronprinz von Schweden, der seine Worte stets ins Russische übersetzen ließ, wußte immer einen angenehmen Eindruck auf die Truppe hervorzubringen.

Soissons war genommen, als bei Winzingerode unbestimmte Nachrichten von den Unfällen des schlesischen Heeres einliefen; um sich Gewißheit zu verschaffen, wurde Löwenstern an Blücher abgeordnet. Durch Geistesgegenwart entging er unterwegs der Gefahr, von den Bauern erschlagen zu werden, traf den Feldmarschall in Châlons und kehrte glücklich nach Rheims zu Winzingerode zurück. Aber ein großer Verlust hatte ihn betroffen. Seine ganze Equipage, welche er von Düsseldorf aus, da er mit Postpferden reiste, hatte nachkommen lassen, war unterwegs durch Verrath der Bauern dem Feinde in die Hände gefallen, die schwache Kosackenbedeckung getödtet und zersprengt worden: 6 Zugpferde, 14 Reitpferde, 14000 Rubel in Assignaten und 2000 Louisdor waren verloren, Löwenstern berechnet den Gesammtwerth auf 80000 Rubel. Das war denn freilich eine bittere Revanche für die Kriegskasse. Doch scheinen ihm damit die Mittel nicht erschöpft gewesen zu sein, denn er kaufte sogleich wieder drei Pferde für 5000 Rubel. Auch überließ ihm Winzingerode, sich von den 2000 Pferden, welche Rosen in Gröningen für das Heer requirirt hatte, vier Stück auszuwählen. Als Parlamentär erwirkte er dann die zweite Uebergabe von Soissons, das mittlerweile wieder von den Franzosen besetzt worden war; dabei erschien aber auch ein preußischer Parlamentär, von Martens, der die abgeschlossene Capitulation mitunterzeichnete und sich nachher das ganze Verdienst zuschrieb, worüber ein unerquicklicher Streit und Schriftwechsel stattfand, dessen Documente in den Beilagen des Werks mitgetheilt werden. Von dem Treffen von Craonne lesen wir, wie Winzingerode durch seine Zögerungen eine der besten Combinationen Blücher's zu Schanden gemacht und den Generalen Sacken und Woronzow, von denen sich der letztere hier unverwelkliche Lorbern gepflückt, den blutigen Rückzug aufgedrungen hat. Bei Laon finden wir Winzingerode und seinen Stab einquartiert in einem Siechen- und Irrenhause, mitten unter Wahnsinnigen wohnend, den Abend und die Nacht vor der blutigen Entscheidung „bei köstlichen Speisen, von des Generals vortrefflichem Koch sorgsam bereitet, bei den ausgesuchtesten Weinen und einem wahren Höllenspiel" verbringend. Löwenstern gewann 10000 Rubel und durch Wetten noch 400 Louisdor. Dann folgte die siegreiche Schlacht von Laon. „Das Charakteristische", sagt Löwenstern, „war die besondere Furcht vor Napoleon. Denn obgleich wir um das dreifache überlegen waren und eine fast unbezwingliche Stellung hatten, ließen wir uns doch zwei Tage von seinem kleinen Häuflein, das man von der Höhe ganz übersehen konnte, in derselben angreifen und beschäftigen, ohne es zu wagen, ihm tüchtig auf die Finger zu klopfen." Freilich erkennt er den Einfluß an, den Blücher's Erkrankung hatte und wie nun die selbstsüchtigen Leidenschaften der Corpsführer wieder erwachten und zu kleinlichen Berechnungen und Behauptungen führten: ein Beweis, welche lähmende und lösende Kraft unverhofftes Glück hat. Als Winzingerode später in geheimer Sendung mit seiner Cavalerie Napoleon auf seinem Marsche in den Rücken der Verbündeten folgte, um ihn glauben zu machen, es sei die ganze Armee, verfehlte ihn Löwenstern, der wie alle Personen des Hauptquartiers sich eine große Freiheit der Bewegung nahm. Er schloß sich der Reiterei Korff's an, bei welcher er das denkwürdige Gefecht bei La Fère Champenoise mitmachte. Wir finden ihn dann wieder bei Woronzow und in der Schlacht von Paris bei dem Grafen Pahlen. Die Schilderung des Einzugs von Paris und der Zustände daselbst, welche Löwenstern aus vielfacher eigener Erfahrung kennen gelernt, beschließt das Werk. Seine persönlichen Erlebnisse sind pikant genug. Beim Einzuge schon, wo sich viele elegante Damen hinzudrängten, lud er eine pariser Schönheit, die in Gefahr kam, ein, sich zu ihm auf den Sattel zu setzen, was sie muthig annahm; ihr Beispiel fand Nachahmung und bald saßen wol ein Dutzend eleganter Damen auf diese Weise in der Suite zu Pferde. Kaiser Alexander bemerkte es und zeigte es lächelnd dem Könige von Preußen; Schwarzenberg äußerte: „Wenn es nur halt kein Sabinerinnenraub wird!" Ueber die Kundgebungen der feilen Menge, die jetzt den Imperator, ihren Abgott, lästerte, sein Standbild mit dem Strick um den Hals von der Vendômesäule reißen wollte, bis eine Abtheilung Semenow'scher Garde die Säule schirmend umstellte, hören wir nichts Ueberraschendes: das bleibt sich immer und überall gleich! Löwenstern, zum General ernannt, wohnte allen Festen und Feierlichkeiten bis zur Abreise der Monarchen bei und begab sich dann auf Urlaub nach Karlsbad. Eine Fortsetzung, wie der Schluß verspricht, würden wir mit Freuden willkommen heißen, das Vorwort des Herausgebers, das uns den Tod des Generals mittheilt, macht uns jedoch darüber zweifelhaft.

Baron Löwenstern ist am 2. Februar 1858, 82 Jahre alt, in Petersburg gestorben. Die letzten 25 Jahre seines Lebens hat er außer Diensten hier zugebracht; er nannte sich scherzhaft nach seiner kleinen Wohnung den Eremiten von der Neila, seine Freunde aber verglichen ihn mit dem bekannten Grafen Schlabrendorf in Paris, mit dem er auch im Aeußern einige Aehnlichkeit hatte, vorzüglich wegen der Anziehungskraft, welche seine geistreiche Unterhaltung auf jedermann ausübte. Er war in den ersten Häusern ein beliebter Gast und die ausgezeichnetsten Personen: Minister, Generale, Diplomaten, Künstler, Gelehrte, selbst gebildete vornehme Frauen besuchten ihn in seiner Wohnung. Auch stand er in reger Thätigkeit bis zuletzt in einem ausgezeichneten Briefwechsel nach allen Seiten, und noch vier Wochen vor seinem Tode hat der Herausgeber das letzte schriftliche Lebenszeichen von ihm erhalten. Möchte der letztere die Materialien zur Fortsetzung der höchst interessanten Biographie, wenigstens soweit sie Löwenstern's Dienstjahre betrifft, in Händen haben, aber der zweite Band schließt ohne den Vermerk, den der erste hat, und so werden wir wol darauf verzichten müssen. Jedenfalls hoffen wir die Leser auf ein Werk aufmerksam gemacht zu haben, das ihnen eine genußreiche Unterhaltung auf dem sichern Grunde welthistorischer Begebenheiten bieten wird.

Karl Gustav von Bernck.

Internationale Anthologien.

1. Amerikanische Gedichte. Deutsch von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Reßberg. 1859. 8. 24 Ngr.
2. The poetry of Germany. A selection from the most celebrated German poets of the two last centuries. Chronologically arranged and accompanied with an historical survey of the German poetry from Haller to the present time. By *F. Ahn*, author of the New method of learning the German language. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 1 Thlr.

Mit dem Ausdruck „internationale Anthologien" bezeichnen wir solche Sammlungen ausgewählter, entweder in der Originalsprache oder in Uebersetzungen mitgetheilter Gedichte eines Volks, welche vorzugsweise dazu bestimmt sind, die Lyrik dieses Volks unter den andern Nationen bekannt zu machen. Bei dem gesteigerten und sich fortdauernd steigernden internationalen Verkehr der Völker sind in neuerer Zeit solche Sammlungen immer häufiger geworden. Als das Centralvolk Europas und als das kosmopolitischste aller Völker sind wir Deutsche, unter denen die sich immer mehr realisirende Idee einer „Weltliteratur" ja zuerst ausgebrütet wurde, an solchen Sammlungen besonders reich. Doch hat es auch das Ausland an Gegenseitigkeit nicht fehlen lassen. In England bestehen Anthologien deutscher Gedichte in Uebersetzungen in gar nicht so geringer Zahl, unter denen die von Taylor, Baskerville, Robertson, Macray, der Damen Mary Anne Burt, Katharina Winckworth u. s. w.

besonders zu nennen sind, und erst vor kurzem gab der Nordamerikaner Charles T. Brooks eine Sammlung ausgewählter deutscher Gedichte unter dem Titel „German lyrics" heraus. Die Lyrik ist eben als der unmittelbarste und reinste Ausdruck der Empfindung und des Naturinstincts die Allgemeinsprache aller Völker, und die deutsche muß gerade den Engländern um so verständlicher sein, je verwandter der Geist beider Völker und ihre beiderseitigen Idiome sind. Wir erinnern hier an das interessante Factum, daß der Schotte W. B. Macdonald 1854 in Edinburgh zehn schottische Lieder und einige Lieder von Heber und Poe in rhythmischer Verdeutschung erscheinen ließ (worüber man Nr. 13 d. Bl. f. 1855 vergleichen möge), um dadurch die Verwandtschaft des Schottischen mit dem Deutschen darzuthun. Aber selbst in Frankreich bestehen solche Sammlungen, wie die von Gerard de Nerval, Flocon und Paul de Lacour, dessen Anthologie „Bouquet de Lieder" seinerzeit in d. Bl. ausführlicher besprochen wurde. *)

Hierzu kommen die Uebersetzungen einzelner Lyriker, wie namentlich in England die Uebersetzungen der Schiller'schen Gedichte von Bulwer, Johnston, Bowring, der Goethe'schen von denselben Bowring, dann von Aytoun und Martin, welche erst jüngst die Goethe'schen Gedichte und Balladen gemeinschaftlich in ihre Muttersprache übertrugen. Wir nehmen hierbei im Vorübergehen Veranlassung, nachdem wir in Nr. 19 d. Bl. ein ziemlich ungünstiges Urtheil des „Athenaeum" über diese Gemeinschaftsarbeit citirt, ein bei weitem günstiger lautendes Urtheil der „Westminster Review" anzuführen. Der Berichterstatter in der „Westminster Review" bemerkte: „Professor Aytoun's und Mr. Martin's bereits wohlbekannte Uebersetzungen erscheinen hier gesammelt. Die Auswahl beschränkt sich allein auf jene so zahlreichen und doch so vollendeten kleinern Compositionen, welche der große und fruchtbare Genius Goethe's so verschwenderisch ausstreute. Kräftig und anmuthig, tief und schäkernd, weise und zart, zeichnete Goethe sich in jeder Dichtgattung aus, und viele dieser Gedichte fordern von jedem Leser Bewunderung und Huldigung." Der Berichterstatter bemerkt dann, daß man die Anerkennung Goethe's in England hauptsächlich Carlyle verdanke; denn die Uebersetzung seines frühesten Dramas (des „Götz von Berlichingen") durch Walter Scott habe eben nur dazu gedient, in England, das damals noch wenig Deutsch studirt, Goethe's Namen bekannt zu machen, während man doch genöthigt gewesen sei, das Hauptverdienst davon dem Uebersetzer zuzuschreiben. Jetzt freilich habe man von fast allen Erzeugnissen Goethe's Uebersetzungen, aber die vorliegende seiner Gedichte und Balladen dürfte wol unter allen den Preis verdienen. Freilich seien nicht alle Stücke gleich gut übersetzt; die des „Erlkönig" z. B. sei „altogether spiritless" und weit schlechter als irgendeine frühere. „Aber in der unvergleichlichen «Braut von Korinth»", fährt der Berichterstatter fort, „treten die verbündeten Verdienste der Uebersetzer bei weitem mehr hervor; dieses Gedicht liest sich, besonders im Original, obschon auch das Englische in vorliegender Uebersetzung ausgezeichnet ist, als habe sich in stiller Nachtwache der Geist der Vergangenheit wie eine Flammenzunge auf Goethe herabgesenkt, und er schreibt wie von dem Geist antiker Poesie angehaucht." Dieses Gedicht, eine der herrlichsten Balladen, die je gedichtet worden, ist dasselbe, über welches Schiller in einem Briefe an seinen Freund Körner die sehr wunderliche Bemerkung machte: „Im Grunde war's nur ein Spaß von Goethe, einmal etwas zu dichten, was außer seiner Neigung und Natur liegt." Wer möchte mit Schiller für einen „Spaß" halten, was so sichtlich aus der tiefsten Anschauung und dichterischen Stimmung Goethe's hervorgegangen ist? Gebe der Himmel, daß sich unsere Dichter recht oft einen solchen Spaß machten!

Nach dieser Einleitung oder wenn man will Abschweifung gehen wir zu den beiden Anthologien über, die uns zu vorstehenden Bemerkungen veranlaßten, und zwar zuvörderst zu der Sammlung amerikanischer Gedichte, welche Spielhagen in unser „geliebtes Deutsch" übertragen hat. Wir sind dem Dolmetscher der nordamerikanischen Lyriker für seine Arbeit sehr dankbar. Die Proben sind charakteristisch gewählt und zum Theil aus beachtenswerthen Dichtern, die in Deutschland zeither wenig oder gar nicht bekannt waren. Auch die Uebersetzungen scheinen uns fast sämmtlich gelungen und sind sehr lesbar. Einzelne Härten und Dunkelheiten, die uns hier und da wol aufstießen, möge man mit der Schwierigkeit der Aufgabe, die in manchen Fällen nicht gering war, entschuldigen; es gibt Gedichte, oder einzelne Stellen in Gedichten, die gut in eine andere Sprache zu übertragen schwieriger ist als ein Originalgedicht in der Muttersprache zu verfassen. Namentlich scheint uns Spielhagen eines der Haupterfordernisse eines Uebersetzers, das darin besteht, die dichterische Eigenthümlichkeit des Originals dichterisch mitzuempfinden, in sehr anerkennenswerthem Grade zu besitzen. Gleich die Vorzüge W. C. Bryant's, welchen Spielhagen wol mit Recht vorangestellt hat, sind uns noch nie so klar geworden als aus den von Spielhagen übersetzten Proben. Wenn auch Longfellow in Deutschland bekannter, der deutschen Weise, namentlich im Liede, verwandter und in den Formen beweglicher und mannichfaltiger ist, so übertrifft ihn doch Bryant an Tiefe der Reflexion und an Originalität und Energie des Ausdrucks. Als Probe von seiner Dichtweise wie von der Geschicklichkeit des Uebersetzers führen wir hier nur folgende Stelle aus dem Gedicht „Erde" an:

Und ach! beweine ich doch auch mit dir
Geliebte Todte! Ihre Gräber sind
Auf deinen Bergen — fern — so fern — und doch,
Wie ich, in rabenschwarze Nacht gehüllt,
Hier liege bang an deiner treuen Brust —
Der Menschen Wiege und der Menschen Grab —
Fühl' ich, daß ich umarme ihren Staub.
Ha, wie die Stimme donnert! Und ich weiß,
Was sie bedeutet, und mein Geist erschrickt.
Ob all des Frevels schreit die Erde auf!
Es lauscht der Himmel. Horch! die Gräber all
Der armen Herzen, die der Kummer brach:
Der Staub der Jungfrau, die betrogen ward —
Und des, den sein Jahrhundert von sich stieß —
Die Gräber aller, die für Menschenglück
Gestrebt und die geerntet Hohn und Spott —
Die Asche all der Streiter für das Licht —
Und das Gebein der Helden, die im Kampf
Für Freiheit fielen, deren todten Leib
Den Hunden, deren Namen man der Schmach
Zur Beute ließ — sie alle klagen laut.
Die Winkel, wo der abgehetzte Sklav
Zur ew'gen Ruh' sich streckte, wo verscharrt
Der Kindheit süße Blumen, die man brach
Mit schnöder Hand — sie wimmern leis und bang.
Von Schlachtenfeldern, wo zum blut'gen Kampf
Die Gottesgeißeln hetzten ihre Schaaren

*) Eine deutsche Zeitung hatte auf Veranlassung der Paul Heyse'schen Verdeutschung der Gedichte von Giuseppe Giusti, welche allerdings derbe fröhliche Ausfälle gegen die „Tedeschi" oder vielmehr gegen die Oesterreicher, also besonders auch Böhmen, Mähren, Kroaten, Slovaken u. s. w. enthalten, die Ansicht ausgesprochen, daß ein Franzose sich niemals so weit erniedrigen würde, deutsche Gedichte, in denen seine Nation mit ähnlichen Schmähungen überhäuft würde, als etwas Deutsches zu preisen oder zu übersetzen. Aber Paul de Lacour hat in seiner Anthologie nicht nur mehrere gegen die Franzosen direct gerichtete Kriegslieder Theodor Körner's, denen überhaupt die hinreißenden Weber'schen Melodien einige Beliebtheit in Frankreich verschafft, sondern selbst Arndt's Blücherlied übersetzt. Da heißt es denn:

A Lutzen dans la plaine, il les a bien reçus!
Là des milliers des Français soutaient comme des chèvres.
On a vu des milliers courir comme des lièvres etc.

Auch wird Arndt im Vorwort wegen seiner feurigen, deutsch patriotischen Gesinnung ausdrücklich hervorgehoben und belobt.

In wilder Wuth — erhebt ſich ein Getös,
Als ob der rauhen Krieger Todtenheere
In ihrem ſchweren Schlummer ſich geregt.
Und Klagelaute ſchallen aus des Meers
Purpurnen Gründen — grauſenhafte Mär
Von Schauderthaten, die man tief verſenkt
Ins Wogengrab. Und Buſch und Heideland,
Und Waldespfade und das finſtre Moor,
Und Teich und Seen, Straßen, enge Gaſſen
Von ſtolzen Städten: jetzt, da alles ſchweigt,
Sie murmeln von Gewaltthat und Verrath.

Auf Bryant folgt Longfellow (von deſſen Gedichten, beiläufig bemerkt, A. R. Nielo im Jahre 1857 zu Münſter eine vollſtändige deutſche Ueberſetzung erſcheinen ließ) mit einer Anzahl von Proben, darunter das ſchöne Gedicht „Der Dorfſchmied", deſſen beide Schlußſtrophen bei Spielhagen lauten:

In Arbeit, Freude, Kümmerniß
Geht er die Lebensbahn;
Der Morgen ſieht ein Werk entſtehn,
Der Abend ſieht's gethan —
Und wer geſtrebt und wer geſchafft,
Dem darf der Schlummer nahn.

O, Dank dir, Dank, mein würd'ger Freund!
Wol golden iſt der Rath:
In der heißen Schmiede des Lebens mußt
Du wirken früh und ſpat,
Auf tönendem Ambos hämmern feſt
Eine jede feurige That!

Folgendes kleine Gedicht lieſt ſich in der Spielhagen'ſchen Ueberſetzung ſicherlich wie ein Original:

Die Abendglocke.

Feierlich trauervoll,
Wie Heidewind,
Die Abendglocke
Zu klagen beginnt.

Löſchet die Lichter,
Aufs Feuer habt Acht!
Arbeit der Morgen bringt,
Ruhe die Nacht.

Dunkel die Fenſter,
Das Feuer iſt aus;
Still ſind die Gaſſen,
Stille das Haus.

Kein Laut in den Kammern,
Kein Ton in der Hall' —
Schlaf und Vergeſſenheit
Allüberall.

Der nach ihnen bekannteſte nordamerikaniſche Lyriker, Edgar Allan Poe, nimmt in dieſer Sammlung die dritte Stelle ein. Unter ſeinen Gedichten iſt von Spielhagen beſonders das ſchöne Lied „Annabel Lee" ſehr fließend übertragen. Bedauern möchten wir, daß Spielhagen nicht das originellſte Gedicht Poe's „The raven" überſetzt hat; je ſchwieriger die Aufgabe war, deſto mehr, meinen wir, hätte ſich Spielhagen verſucht fühlen ſollen, ſie zu löſen. Hat doch ſelbſt der obengenannte Schotte Macdonald den kühnen Verſuch gemacht, dieſes in der Form wie im Inhalt ſeltſamſte aller Gedichte zu verdeutſchen: ein Verſuch, der ihm auch, trotz mancher Ungelenkigkeiten und Scotismen, verhältnißmäßig beſſer gelungen iſt, als man von einem Nichtdeutſchen erwarten ſollte. Auf Poe folgt W. G. Simms mit der energiſchen Schilderung einer Sumpflandſchaft:

Es iſt ein wilder, grauſig-düſtrer Ort.
Hier ſingt kein Vogel in den Bäumen je.
Die jungen Blätter ſelbſt ſind welk. Umher
Schießt üppig auf ein Unkraut, das die Hand,
Die es zu lüften wagt, im Nu bedeckt
Mit Beulen. Aus dem naſſen, ſchleim'gen Grund
Wächſt die Cypreſſe. In dem faulen Graf,
Verborgen halb, ſchläft lang dahingeſtreckt
Ein Kaiman, — ſolches Hauſes würd'ger Gaſt.
Dicht bei dem grünen Schlamm, in dem er liegt,
Erhebt ein Kranich ſeinen dürren Leib,
Und flieht und warnt. Ein Sommerentenpaar,
In Angſt geſetzt durch ſeinen heiſern Schrei,
Bricht aus dem Sumpf, mit wunderbarer Haſt
Dem Führer folgend.

Dieſes düſtre Landſchaftsbild findet ſchließlich in folgenden Pinſelſtrichen ſeine Vervollſtändigung:

Bäume, wild, grotesk,
Wie Diebsgeſindel — ſtinkendes Geſträuch,
Die Luft vergiftend — düſtre Schatten ringe,
Halb Wolken gleich und halb Geſpenſtern, an
Dem Rande lauernd — alſo droht und ſchreckt
Der Anblick. Der enttäuſchte Schmetterling,
Die reichen Schwingen regend, ſchießt davon,
Und mahnt auch uns durch ſeine eil'ge Flucht,
Nach beſſerm Nachtquartier uns umzuſchaun,
Als dieſer grauſe Sumpfesrand gewährt.

Auf Simms folgen William Wallace („Hymnus an den Hudſonfluß") und Charles Fenno Hoffman, unter deſſen Gedichten namentlich das erſte „Wo iſt Einſamkeit?" einen tiefen und echt lyriſchen Gedanken behandelt. Der Dichter ſucht die Einſamkeit, bald im Walde, bald in der Höhle, bald in der Wüſte u. ſ. w., aber er findet ſie nicht. Wo er ſie findet, das ſagt der Schluß des Gedichts:

Laß Forſt und Stromeslauf,
Wenn du willſt einſam ſein!
Geh! ſuch die Menſchen auf,
Dann biſt du bald allein!
Wer fragt nach deiner Luſt?
Wer fragt nach deinem Schmerz?
Wo eine Freundesbruſt?
Wo ein verwandtes Herz?
Natur mit treuem Arm
Umfing dich allezeit;
Ach, nur im Menſchenſchwarm
Iſt wahre Einſamkeit!

Hierauf folgen Nathaniel P. Willis; Ephraim Peabody („Der Hinterwäldler"); Louis Legrand Noble, von deſſen Gedichten das erſte „Der lahme Knabe" ſich durch rührende Behandlung eines rührenden Stoffs hervorthut; Park Benjamin, unter deſſen Gedichten ſich ein ſehr ſchönes tiefempfundenes Sonett „An meine Schweſter" mit dem Anfang: „Du trautes Schweſterlein! ich werde alt" befindet; Richard Henry Stoddard, der in dem Gedicht „Leonatus" einen kleinen Liebesroman von zierlicher und chevalereskter Behandlung liefert, der eher dem Boden der Provence als dem Nordamerikas anzugehören ſcheint; Bayard Taylor, William D. Gallacher, Ralph Hoyt und Ralph Waldo Emerſon, der über die Räthſel von Natur und Geiſt originell, aber etwas dunkel orakelt und mirakelt. Am einfachſten iſt das Gedicht „Apologie" mit dem hübſchen Schluß:

War noch niemals ein Myſter —
Jede Blume konnt' es zeigen;
Und kein Räthſel war ſo ſchwer —
Vögel ſangen's in den Zweigen.

Ein Gedicht vom Weizenfeld
Zog mir geſtern heim der Stier;
Und das Land, das du beſtellt,
Gab den Stoff zum zweiten mir.

Dieſe nordamerikaniſchen Dichter verdienen in der That in Deutſchland bekannter zu ſein als ſie ſind. Ein Geiſt der Wahr-

ter, Einsiedler und Mönchsleben gedacht sei, und der Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen habe, es möge Klopstock noch ein Nationalmonument, das soll bei europäischen Dichtern nie so sagen, — errichtet werden, das ihn nicht nur mit seinen alten Heroen und Heldensängern, welche, in Geist wie Thaten sich noch nahe an Gottheit und tiefer rein menschlicher Empfindung, Wagen wie Siegesmarmsäulen unserer Zeit gegen alle Brut ist eine wahre Lästigkeit mit verstilischen Gerüsten allein vor sich bestehen, die ganze Welt in eine einzige politische und sozialdemokratische Redeschule und in ein tückisch konspirirendes „Gut und Böses" zu verwandeln; wie sie unter Thrä nen sagt, und wir gerne glauben, daß sie Thränen darüber aus, weise, wobei das allgemein Menschliche im Menschen zum Nachtheil dringen, für die gewissen europäischen Nationalgesänge zu werden und in der Weise der Materialismus, sie bis zu Wahnsinn über die Gränze des Menschlichen hinaus Liebe nennen und steigen, über die das menschliche Gemüth nothwendig zu Ungeheuern und zu Fratzen werden müßte, wenn es nicht

Ein Nationalgeist bestimmter Gestalter mit dem Titel „Le poetry of Germany!" ist erfreulicher und europäischer Gesinnung bei Italienern und Franzosen nicht Lächerlichkeit, sie wenn in genug aus den englischen Liedern und aus den Dichtern des Nordens, und sie haben sich in ihrer Nationalliteratur begeistert ergehen sind, die lateinischen Einleitung aber einfältig zu Hauptsache, Schlegel, Schelling, Görres, Arnim, Brentano, Uhland, welchen aber gefährlichen und eigentlichen Charakteren und der sich in der Form und Sprache, Tieck, Novalis, Jean Paul, Wie nun Hans Sachs in ihren „Specimenen" vorzugsweise hervorgehoben haben, Schlegel's Uebersetzung Shakespeare's, Tieck's Novellen, sind eben gegen das Unsittliche eines vom irrischen Geiste frei ist. Englischen Dichter, Byron, Scott, Moore, Southey, Coleridge und Wordsworth, Lamb, Campbell, Shelley, Keats, Hunt, Barry Cornwall, Milman, Procter, Hood, Tennyson, Mrs. Hemans, Miß Landon, Miß Mitford, Miß Barrett, Miß Bayly, Miß Jewsbury, Miß Costello, Miß Pardoe, Miß Strickland, Miß Agnes Strickland, Miß Sinclair, Miß Catherine Sinclair, Miß Julia Kavanagh, Miß Jane Porter, Miß Anna Maria Porter, Miß Edgeworth, Miß Austen, Miß Ferrier, Miß Burney, Miß Lefanu, Miß Mulock, Miß Craik, Miß Thackeray, Miß Ingelow, Miß Rossetti, Miß Procter, Miß Aguilar, Miß Bronte, Miß Evans, Miß Sewell, Miß Yonge, Miß Wood, Miß Braddon, Miß Broughton, Miß Muloch

ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will, und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. Kurz, mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft; und so fehlt ihm nach meinem Urtheil das nothwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft, denn die Natur muß angeschaut und empfunden werden, in ihren einzelnsten Erscheinungen, wie in ihren höchsten Gesetzen. Alexander imponirt sehr vielen, und gewinnt in Vergleichung mit seinem Bruder meistens, weil er sich geltend machen kann. Aber ich kann sie, dem absoluten Werthe nach, gar nicht miteinander vergleichen; so viel achtungswürdiger ist mir Wilhelm." Körner erwiderte unterm 25. August: „Dein Urtheil über Alexander Humboldt scheint mir doch fast zu streng..... Gesetzt, daß es ihm auch an Einbildungskraft fehlt, um die Natur zu empfinden, so kann er doch, däucht mich, für die Wissenschaft vieles leisten. Sein Bestreben alles zu messen und zu anatomiren gehört zur scharfen Beobachtung, und ohne diese gibt es keine brauchbaren Materialien für den Naturforscher. Als Mathematiker ist es ihm auch nicht zu verdenken, daß er Maß und Zahl auf alles anwendet, was in seinem Wirkungskreise liegt. Indessen sucht er doch die zerstreuten Materialien zu einem Ganzen zu ordnen, achtet die Hypothesen, die seinen Blick erweitern, und wird dadurch zu neuen Fragen an die Natur veranlaßt" u. s. w. Wie viel richtiger faßte hier Körner den Begründer der kosmischen Naturforschung auf als Schiller, der in seinem fast unglaublich schroffen Urtheil über Humboldt im Grunde aller neuern Naturforschung und jedem wirklichen Fortschritt derselben den Krieg erklärte!

Zur Ehrenrettung Friedrich Taubmann's.

In Eisleben war im Jahre 1837 eine literarische Gesellschaft begründet worden, welche nach einigen Jahren, bei einer geregeltern Gestaltung, den Namen „Wissenschaftlicher Verein" erhielt, aber schon 1848 sich auflöste, wie denn in solchen Zeiten das literarische Interesse und das Bedürfniß geistigen Unterrichts leider meist nur zu sehr der politischen Kannegießerei weichen muß. Nach den Statuten des Vereins hatte der jedesmalige Secretär die Obliegenheit, alljährlich am Stiftungstage vor dem Festmahl eine Vorlesung zu halten, die zugleich so eingerichtet verlangt wurde, daß sie auch für die theilnehmenden Damen Interesse haben konnte. Die zum Stiftungsfeste 1839 von F. W. Genthe gehaltene ist jetzt, als ein Vorläufer einer Sammlung seiner kleinen Schriften, unter dem Titel „Friedrich Taubmann als Mensch und Gelehrter" im Gräbner'schen Verlage zu Leipzig erschienen und hat im allgemeinen den Zweck, „den wackern Taubmann von dem Verdachte eines Hofnarren zu befreien". Auf die auch viel Unbedeutendes und Unechtes enthaltende unkritische Sammlung von Scherzreden und witzigen Impromptus, die unter dem Titel „Taubmanniana" bekannt ist, habe, bemerkt Genthe, Gottsched vermöge seiner „strohernen Gemüthsart" seine „einfältige Aeußerung" gegründet, „Taubmann sei der Stammvater aller deutschen Pritschmeister", und auf dieselbe Autorität hin habe auch der gelehrte Flögel „den Biedermann unter die Lustigmacher" eingereiht, obschon die „Taubmanniana" doch selbst wieder den Beweis geben, daß sich Taubmann nicht als Lustigmacher gebrauchen ließ. Mit einem Gundling und Faßmann sei Taubmann nicht auf dieselbe Linie zu stellen, nie habe einer der sächsischen Regenten sich einen solchen Scherz erlaubt, wie Friedrich Wilhelm I. es an seinem Hofe mit den genannten Männern gethan; im Gegentheil habe Taubmann der größten Achtung genossen, er würde sonst auch nicht in den 18 Jahren seiner Amtsthätigkeit zu Wittenberg dreimal zum Dekan der philosophischen Facultät und einmal zum Rector Magnificus gewählt worden sein. Als Lehrer und Führer der Jugend habe er stets die strengste Sittlichkeit und einen hohen Ernst bewiesen, und wenn er auch gern ein Glas Wein getrunken, so sei ihm doch übermäßiges Trinken zuwider gewesen. Der damalige Kurfürst von Sachsen sei, wie fast alle sächsischen Fürsten dieser Zeit, Freund der Poesie gewesen und habe Taubmann sowol seines Frohsinns wegen als in seiner Eigenschaft als Hofpoet gern bei sich gesehen; aber die Behauptung Flögel's, daß der Titel Hofpoet an einigen Orten und namentlich in Frankreich mit dem eines Hofnarren gleichbedeutend gewesen, finde in Sachsen niemals Anwendung, denn dort habe es lange nach Taubmann Hofdichter gegeben, wie z. B. Johann Ulrich König diese Stelle im dritten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts bekleidete, ohne daß je der Begriff des Lustigmachers damit verbunden gewesen wäre; auch auf Frankreich erleide diese Behauptung keine Anwendung, denn wenigstens Flögel bringe keine Beweise vor, und niemand sei es eingefallen, den französischen Hofdichter Isaak de Benserade, welcher kurz nach Taubmann lebte, für einen Hofnarren oder Hoflustigmacher zu halten. Jedenfalls wird man einen so witzigen, schlagfertigen Kopf wie Taubmann, der noch dazu seine Impromptus selbst häufig in die elegantesten lateinischen Distichа kleidete, unter unsern gegenwärtigen Professoren vergebens suchen, und was uns aus Genthe's Schriftchen zu erfahren besonders überraschte, war dies, daß Taubmann die deutschen Dichter des Mittelalters den besten Griechen und Römern an die Seite gesetzt, lange Stellen aus ihnen angeführt und ein fleißiges Studium derselben empfohlen hat. Wenn übrigens der Fluch des Lächerlichen, der auf Taubmann's Namen lastet, hauptsächlich von jener Behauptung Gottsched's herrührt, so muß man sagen, daß hier die Nemesis dafür tüchtig bestraft hat, indem auch er eine Zielscheibe des Spottes und der Satire geworden und trotz aller Hinweisungen auf seine mancherlei literarischen Verdienste bis in letzter Zeit geblieben ist. Schließlich erwähnen wir noch, daß Genthe's Schriftchen durch eine reiche Auswahl witziger „Taubmanniana" für jedermann und nicht blos für Gelehrte eine anziehende Lectüre bildet.

Ein französisches Urtheil über die deutsche Kunst.

Man ist in Deutschland nur zu sehr geneigt, den französischen Schriftstellern und besonders Journalisten den Vorwurf der Oberflächlichkeit zu machen, zumal wenn der „Outre-Rhin" der Gegenstand ihrer Betrachtung ist. Wir haben jedoch in französischen Journalen Artikel über Deutschland gelesen, die theils wirklich gründlich waren, theils wenigstens das Streben nach Gründlichkeit bekundeten. Zu den Aufsätzen der letztern Gattung gehört unter anderm auch ein ausführlicher, an die münchener allgemeine Kunstausstellung anknüpfender Artikel von Ch. Perrier in der „Revue contemporaine" wenigstens insofern, als der Verfasser bemüht ist, die Entwickelung der deutschen Kritik, Alterthumsforschung, Poesie und Philosophie in Zusammenhang zu bringen und die Einwirkung dieser auf die Kunst nachzuweisen. Von den Namen unserer berühmten Kritiker, Philosophen und Dichter fehlt kaum einer. Da sich Perrier aber bis zu einem so bedeutlichen Grade mit der deutschen Literatur beschäftigt hat, so fallen einige Hauptverstöße um so mehr auf und man traut seinen Augen kaum, wenn man von ihm Lessing einen „partisan declaré du théâtre français" genannt findet. In Sachen der Kunst ist er gründlicher; er geht in seiner Skizze bis zu den ältesten Zeiten der deutschen Kunstgeschichte zurück und charakterisirt im Verlauf seines Artikels besonders Carstens, Schick, Richter, Koch, Cornelius, Overbeck, Führich, Steinle, Heinrich Hess, Philipp Veit, Schnorr, Kaulbach, Genelli, Schwind, läßt auch einige Blicke auf die Koryphäen der Düsseldorfer Schule fallen, darunter auf den unglücklichen Alfred Rethel, „si tristement atteint aujourd'hui de la même maladie qui a emporté Gerard de Nerval". Er nennt Rethel einen großen Künstler, einen Zeichner, „dont la trempe vigoureuse faisait contraste avec la reste de l'école". Perrier's ästhetisches Urtheil wird freilich deutsche Kenner nicht immer befriedigen, oft sogar verletzen, so wenn er behauptet, daß Cornelius in seinen erschreckenden Fresken in der Glyptothek die Ilias „travestirt" habe.

Familie „hohes Gericht“ in der Lehrzeitlichen Vorgänge endet; es war Bräutigam und Braut lange, „ehe sonnig und warm darüber das Leben ins graue die wonnevolle Lust entdeckt, die Mann und Weib empfinden“. Die drei verschiedenen Elemente, aus denen sich die „Ehe“ zusammensetzt, die Lust, die Leidenschaft, die Liebe, sie sind hier in ihrer Entwickelung, in ihrem Ursprung, in ihrer Natur, in ihrer Wirkung, in ihrer Gefahr, in ihrer Sühne, in ihrer Versöhnung mit Gott, mit sich selbst, mit der Welt, in der Verknüpfung von Mann und Weib, in der Trennung von Mann und Weib, in der Trennung von Liebe und Leidenschaft, in der Verbindung von Liebe und Leidenschaft, in der Verbindung von Liebe und Leidenschaft, in der Verbind

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des neunundzwanzigsten Heftes (Bogen 18—21 des dritten Bandes):

Das Geschützwesen zur See, mit besonderer Rücksicht auf seine neueste Entwickelung. — **Alexis Brialmont,** belgischer Militärschriftsteller. — **Joseph Mazzini.**

Kleinere Mittheilungen: Arnim (Heinrich Friedrich, Graf von). — Humboldt (Friedrich Heinrich Alexander, Frhr. von). — Johann (Baptist Joseph Fabian Sebastian, Erzherzog von Oesterreich). — Sieveking (Amalie Wilhelmine).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth,** indem es **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur,** die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande auf 6 Ngr. Der **erste** und **zweite Band** (die gewissermaßen den **16.** und **17. Band des Conversations-Lexikon** bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erinnerungsblätter

von

A. von Sternberg.

Fünfter Theil. 8. Geh. 24 Ngr.

(Der erste bis vierte Theil haben gleichen Preis.)

Die Fortsetzung von Sternberg's Memoiren, die vielfaches Aufsehen erregt haben. In der höchst pikanten und zugleich graziösen Weise, die Sternberg wie wenigen eigen, bietet derselbe dem Leser, an seine eigenen Lebensschicksale während der letzten 25 Jahre anknüpfend, Schilderungen der Gegenwart sowie Porträts der in derselben wirkenden interessanten Persönlichkeiten. Von Dresden ausgehend, führt er nach Manheim, Stuttgart, Weimar und über Rußland nach Berlin, mit dessen Zuständen vor und nach 1848 er sich ausführlich beschäftigt, dann nach Wien und Dresden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gott in der Geschichte

oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

In sechs Büchern. Drei Theile. 8. Geh. 10 Thlr.

Dieses jetzt vollständig vorliegende hochbedeutsame Werk erregte gleich bei seinem Beginn großes Aufsehen: in der „Protestantischen Kirchenzeitung" wurde dasselbe mit Pascal's „Pensées" und Humboldt's „Kosmos" verglichen (mit jenem, weil es gleichfalls eine Apologie des Christenthums sei, mit diesem als eine Geschichte des sittlichen Kosmos), in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" „eine neue Theodicee im höhern geschichtlichen Verstande" genannt und allgemein als eine höchst geistvolle und anregende Lectüre für das gebildete Publikum, keineswegs blos für Gelehrte, bezeichnet.

Während der erste Theil eine Einleitung in das Ganze enthält, die sich besonders mit den geistigen Kämpfen der Gegenwart und der Bedeutung der Bibel für letztere beschäftigt, und dann speciell das Gottesbewußtsein der Hebräer schildert, behandelt der zweite Theil „das vorchristliche Gottesbewußtsein der Arier Ostasiens" sowie „der Arier in Kleinasien und Europa", und enthält gleichsam eine durch geistvolle Charakteristiken der hervorragendsten Persönlichkeiten und zahlreiche Uebersetzungen aus Dichterwerken erläuterte Culturgeschichte der Aegypter, Chinesen, Perser, Indier, dann namentlich der Griechen, enthält die Römer und Germanen. Der dritte Theil enthält das Gottesbewußtsein der christlichen Völker und das Resultat des Ganzen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Deutsche Gaunerthum

in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande.

Von Dr. F. C. B. Avé-Lallemant.

Mit zahlreichen Holzschnitten.

Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

In diesem meisterhaften Werke hat der Verfasser, der sich darin nicht blos als routinirter Polizeimann, sondern auch als wahrer Gelehrter und Denker bewährt, zum erstenmale das deutsche Gaunerthum in seiner historischen Ausbildung wie in seiner sittlichen und socialpolitischen Bedeutsamkeit darzustellen versucht. Daran schließt sich am Ende des ersten Theils eine ebenso neue als werthvolle Arbeit: eine ausführliche Darstellung der Gaunerliteratur. Der zweite Theil behandelt das moderne Gaunerthum sowie die eigentliche Gaunerpraxis und die zahlreiche specielle Industriezweige, die durch viele Holzschnitte erläutert sind. Der das Werk abschließende dritte Theil, eine specielle Darstellung der Gaunersprache, wird bald nachfolgen.

Für jeden Polizeimann und Criminalisten ist dieses Werk unentbehrlich. Aber auch für Historiker, Alterthumsforscher, Psychologen und Sprachforscher, sowie überhaupt für jeden Gebildeten ist es von größtem Interesse.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 16. Juni 1859.

Inhalt: Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten. Von Hermann Marggraff. — Religion und Poesie. Von Otto Heubner. — Zur Shakspeare-Literatur. Von Hermann Ulrici. — Literarische Notizen. (Der „Fuchsmundt"; Wilhelm Hauff's Reiterlied; Alfred Meißner.) Von August Henneberger. — Bibliographie. — Anzeigen.

Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten.

Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. Von ihr selbst erzählt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. 12. 3 Thlr.

Das große und mannichfaltige Interesse, welches diese an Stoff und an pikanten Mittheilungen sowol aus Frankreich wie aus Deutschland und aus einer literarisch wie politisch bedeutsamen Periode ungewöhnlich reichen Memoiren gewähren, knüpft sich sicherlich mehr an ihren Inhalt als an die Dichterin, die sie niederschrieb. Aber wenn bei jedem andern Werke die echte Kritik nach dem Beispiel Lessing's und Schiller's, Schlegel's und Tieck's die Person des Verfassers nicht ohne dringende Noth in ihren Kreis ziehen und sich möglichst nur an die Sache und die Idee halten wird, so scheint es dagegen bei der Besprechung von Memoiren nicht blos gerechtfertigt, sondern selbst geboten, sich zuvörderst mit dem persönlichen Charakter des Autors und der Würdigung seiner Ansprüche auf die Abfassung von Denkwürdigkeiten etwas eingehender zu beschäftigen. Gerechtfertigt, weil sich hier die Persönlichkeit des Verfassers in den Vordergrund stellt und es in der Natur der Sache liegt, daß mit demselben Maß, mit welchem er mißt, ihm auch wieder gemessen werde. Geboten, weil es sich darum handelt, zu untersuchen, inwieweit sein persönlicher Charakter und seine persönlichen Verhältnisse für die Wissenswürdigkeit wie für die Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen Garantie gewähren.

Helmina von Chézy hat das Glück gehabt, daß Karl Maria von Weber zu einem von ihr verfaßten, ziemlich unbedeutenden, confus-romantischen Operntext eine vortreffliche Musik schrieb, und so hat ihr Name als Verfasserin der „Euryanthe" bis heute einigen Klang behalten. Ihre „Gedichte", ihre „Herzenstöne auf Pilgerfahrten", ihre Erzählungen, die sie unter den Titeln „Stundenblumen", „Aurikeln" u. s. w. sammelte, selbst ihr seinerzeit ziemlich beliebter Roman „Emma's Prüfungen" sind vergessen oder doch nur wenigen bekannt, obschon unter ihren Gedichten einige einen recht hübschen echt lyrischen Klang haben und namentlich ein paar legendenartige Gedichte wie „St.-Johannes und das Würmlein", „Jesus und das Moos" u. s. w. durch ihren einfach herzlichen Ton sehr ansprechend und auch hier und da noch in Anthologien anzutreffen sind. Sie gehört zu den zahlreichen Nebenläufern und Nebenläuferinnen der romantischen Schule, obschon sie häufig eine direct moralisirende Tendenz im Stil und Charakter besorgter Tanten oder Gouvernantinnen blicken läßt, wovon die eigentlichen Romantiker am wenigsten etwas wissen wollten. Auf dauerhaftern Werth haben ihre „Französischen Miscellen" (1803—6) und ihre zweibändige Schrift „Kunst und Leben in Paris unter Napoleon I." Anspruch zu machen; doch wird auch diese Schriften jetzt schwerlich jemand lesen wollen und zu lesen brauchen, zumal da das Interessanteste daraus, wie wir glauben, in die vorliegenden Memoiren übergegangen ist. Ihre literarischen Verdienste sind es also genau betrachtet nicht, durch welche ihre Memoiren Anspruch darauf haben könnten, Aufmerksamkeit zu erregen und zu verdienen. Auch hat sich ja Helmina von Chézy an der Entwickelung der Literatur als solcher und an ihren höhern Interessen und Zwecken nur sehr wenig betheiligt, da sie nach Art der bei weitem meisten weiblichen Autoren nur Herzensangelegenheiten und zufällige momentane Eindrücke zu verarbeiten pflegte. Sie wandelte nicht auf der großen Heerstraße der Literatur, sondern schlich und spazierte auf Seitenwegen und pflückte hier und da ein lyrisches Blümchen und plauderte mit einem oder dem andern, der ihr gerade entgegenkam. Gerieth sie aber zufällig dann und wann auf die große Heerstraße, welche die verschiedenen literarischen Gebiete verknüpft, so waren es mehr Personen als Ideen, welche sie interessirten; oder Ideen und Richtungen sprachen sie nur so weit an, als die Individuen, welche sie vertraten, ihre persönliche Theilnahme erregten. Damit soll aber keineswegs in Abrede gestellt werden, daß ein gewisser natürlicher und sehr lebhafter Instinct ihr oft ganz treffende Bemerkungen über einzelne Literatur- und Kunsterscheinungen und über politische und sociale Zustände eingab, wenn auch freilich nicht alle Urtheile ursprünglich ihr

angehören, sondern bedeutendern Männern und Frauen abgehorcht sein mögen.

Was aber diesen Memoiren ihr Hauptinteresse verleiht, das sind Helmina's ungemein zahlreiche Bekanntschaften mit hervorragenden Persönlichkeiten und ihre nicht gewöhnlichen Erlebnisse in Frankreich wie in Deutschland; denn Helmina hat in der That ein so bewegtes Leben geführt, wie nur wenige deutsche Frauen: das unstete Leben einer literarischen Zigeunerin, die nirgends Rast und Ruhe hatte und immer unbehaust blieb, weil sie sich an ein häusliches Leben nicht gewöhnen konnte. Erinnere ich mich recht, so beklagte sie sich einmal gegen mich in einer Unterredung über ihren Sohn Wilhelm, daß dieser selbst ihr einmal vorgeworfen habe, sie lebe und hantiere wie eine Zigeunermutter. Wilhelm von Chézy mochte sich dabei an die Zeit erinnern, in der sie mit ihm und mit Max immer huckepack, um so zu sagen, in den deutschen Landen umherzog, an jene abenteuerlichen Fahrten, die er selbst später in sehr interessanter, aber nicht gerade sehr discreter und pietätvoller Weise im „Morgenblatt" geschildert hat, in jenen bekannten Skizzen „Aus dem Leben einer Dichterin", die wie es im Vorwort zu diesen Memoiren mit Recht heißt, „bei der gesammten deutschen Lesewelt ebenso reges Interesse als schmerzliches Erstaunen erregten". Leider kann der Geist der seligen Chézy darüber nicht einmal zürnen, denn man erntet keine andern Früchte als man gesäet hat, man erntet keine Paradiesäpfel, wenn man Stechäpfel gepflanzt hat. Aber uninteressant und inhaltlos war dies Leben keineswegs, es hat der Dichterin, wie aus den vorliegenden Denkwürdigkeiten ja deutlich genug hervorgeht, eine reiche Ausbeute von Erinnerungen gewährt, und so einsam ihr Dasein in den letzten Jahren auch gewesen sein mag — denn das blühende Leben hat eine sündliche Antipathie gegen das hülflose Alter —, so war sie doch sicherlich nie allein: die Gestalten der vielen interessanten Personen, die sie kennen gelernt hatte, der Inhalt der geistreichen Gespräche, die sie geführt hatte, die Bilder der Städte und Gegenden, die sie durchwandert hatte, standen vor ihrem Geiste, trotz des erloschenen Augenlichts, und wir sind geneigt zu glauben, daß gerade während der Zeit, in welcher sie dem Tode entgegensiechte, ihr Leben durch diese sich in ihrem Bewußtsein concentrirenden Bilder und Erinnerungen inhaltreicher war, als je früher. Helmina von Chézy hatte auch sicherlich wie wenige das Talent, Bekanntschaften zu machen. Ihre Ungeduld gestattete ihr nicht, zu warten, bis man sie aufsuchte, sie führte sich bei Personen von Namen selbst ein und war dann, wie man im gewöhnlichen Leben treffend zu sagen pflegt, „wie das Fleckfieber". Sie mengte sich — und wir geben zu meist in der humansten und edelsten Absicht — namentlich früher in alles, selbst in Dinge, die sie gar nichts angingen, und sie bereitete sich dadurch mancherlei Unannehmlichkeiten. Leichtgläubig, wie sie war, ließ sie sich von Subalternen und geringen Leuten der Himmel weiß was aufschwatzen, und bestürmte dann die höchsten Behörden mit Vorstellungen, durch die sie nothwendig im Lichte einer zwar harmlosen, aber unbequemen Confusionsräthin erscheinen mußte. In ihrer Keckheit wagte sie sich an die allerhöchsten Personen, welche es zuletzt nicht ausschlugen, der romantischen, zudringlichen „Verfasserin der «Eurvanthe»" Audienzen zu gewähren und sie mit süßen Worten abzuspeisen, die sie bis in den siebenten Himmel entzückten. Ueberhaupt liebte sie es, sich in die Kreise der Vornehmen einzuschleichen oder einzudrängen, ohne deshalb zu verschmähen, auch in die niedrigsten Volksschichten als Helferin und Retterin aus dem Feenlande hinabzusteigen. Sie war beides, Aristokratin durch Geburt und zwei übel gerathene Verehelichungen, und echte Plebejerin, in deren Adern, wie sie selbst zu sagen pflegte, noch das Blut des Hirtenmädchens Anna Luise Karschin, ihrer Großmutter, floß.

Als ich im Jahre 1847 nach Heidelberg gegangen war, um daselbst an der eben gegründeten „Deutschen Zeitung" mitzuarbeiten, machte ich auch die Bekanntschaft der Frau von Chézy, und zwar kam sie zuerst, um „das Handwerk zu begrüßen", während doch die Initiative hierzu von mir hätte ausgehen sollen. Helmina war schon damals eine Ruine, aber man muß sagen, gerade keine ehrwürdige. Es fehlte ihr das eigentlich Matronenhafte, was freilich bei der jetzigen windigen und überreizten Generation, in welcher der frivole Geist aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., des Regenten und Ludwig's XV. vielleicht mehr Spuren hinterlassen hat als man gemeinhin glaubt, mehr und mehr eine Seltenheit wird. Daher kommt auch zum großen Theil der Mangel an Pietät gegen das Alter bei der Jugend, die dann ihrerseits wieder zu Greisen heranwächst, welche der nächsten jugendlichen Generation auch keine Ehrfurcht einzuflößen vermögen. Daher kommt es ferner, daß das Greisenalter in unsern Tagen sich so leicht selbst zur Last wird. Wenn im Theater zu Sparta sich die ganze Versammlung erhob, sobald ein hochbetagter Greis eintrat, wenn in Rom gerade das senatorische Alter der höchsten Ehrerbietung und Verehrung und des höchsten Vertrauens genoß, so sind dies Erscheinungen, welche die Strömung der heutigen frivolen Cultur ziemlich hinweggespült hat. Es gibt auch in der Gegenwart Fälle, daß Greise bis in ihr höchstes Alter die Bewunderung der Welt geblieben sind, doch das sind seltene Ausnahmen; im ganzen kann man aber sagen, daß ein Greis heutzutage fast mehr ein Gegenstand der Duldung und des Mitleids als der Ehrfurcht ist. In wie unsauberer Weise machte sich z. B. von verschiedenen Seiten die Spottlust Luft, als der jetzige König von Preußen einige verdiente Veteranen der Feder in seine Nähe berief, um ihnen für ihre letzten Lebenstage bequeme Polster unterzuschieben. Schon von einem Manne, der kaum erst über das mittlere Lebensalter hinaus ist, erwartet in der Regel heutzutage die Welt nicht mehr viel; machte sich doch in einigen hirnverbrannten Köpfen während der ersten Französischen Revolution die Idee geltend, daß alle Männer über 40 Jahre, also in einem Alter, wo die Schwaben erst klug zu werden anfangen, auf dem kürzesten Wege, d. h. durch die Guil-

bote, lebhaft werden müßten! Das erinnert an gemiß-
ser Stimme, die ihre Zweifeln in die Weltweis aus-
gießen pflegen; es erinnert aber auch daran, daß die
neun Saitenkünstler der Guitar, die Guitar und Ver-
mögen, unterschiedig wilde Barbaren waren, und daß ihrer
Bekehrung die Tugend der Geduldigkeit, und nicht
Ehrenstein die Bekehrungsmittel, von Zeit zu Zeit immer
mehr anbrachte. Und doch hat, wie jeder bekehrter, auch
jeder bekehrte ihre eigentümlichen Vorzüge und Ver-
dienste, und ungerechnet daß es an sich ein großes Ver-
dienst ist, die Wahrheit zu erreichen, so verdienen sie
doch einmütig anerkannt zu werden, zu welchen Zweck
ich mir Schilderer über „die Kunst, das Leben zu ver-
lieren“ gedenken und ihre Arbeit verrichten. Allein
mit Schöpe von Erfahrungen gehöret mir ein Kreis!
Ich werde mich also in meinen Leben nicht weiter
um selbe bemühen, weil dieses Bewußtsein gegenüber der
meinen, gegen das Alter so oft impertinent aufstrebenden
Jugend, mir gar oft in die Nase gestochen hat, oder
hinst, wehig, gewissen und wichtig zu erscheinen, und
weil ich gegenwärtig gesonnen zu sein, mir mit meinen
Mitgenossen Charaktere in einen mündigen und unna-
türlichen Contrast setzt.

Das ist ein Fehler der Hausfrösler, den man in unserer
Zeit in vielen Gesellen und Gesellinnen machen muß, und
es war auch zu allen Zeiten. Alle Personen, alle
Stände der romantischen Schule in ihren Gesprächen
ein sprudelnd Lebhaftigkeit, eine genialisierte Zerstreutheit
in ihren Gedanken, Witz über Witz, Sentenzmaterien.
Ein jener originellen Ergebung, wie sie in ihren Dich-
tungen erscheinen. Ohne Zweifel sind sie sich auf ihren
eigenen Krankenlager zum Troste gereicht haben mag, sich
in manch in ihren Gesprächen mitzu spielen, mit aber
auch in ihren gegenseitigen Mitteilungen und Be-
lehrungen einen bisweilen ziemlich frivolen Charakter.
Für den Romantiker ist eine solche Lebhaftigkeit
allerdings etwas recht natürliches, als an einen Grade
in sie gleichsam die Gesundheit, die das Gegenteil zeigt-
nen Charakter ausmacht; aber bei einem Gesetz
der einen Gesellen würde man doch selbst den mindesten
Mangel an Ernst, an wahrer Bescheidenheit, an wahrer
großen Ehrfurcht den Vorzug geben müssen. Ehrfurcht
wird auch auch als Gesetz immer noch jene „Schlimme“
sein, wo man sie weniger Erwartung findet. Ihre
Gespräche, ihre romantischen Freunde sie zu nennen pfle-
gen, werden sich auch wenige vorteilig bemerkbar
sind diese Schwächte für in ihrer Jugend ganz allen-
falls gefunden haben, aber in ihren Alter bleibt es
Pflicht in ihren Weisen. Ohne Zweifel hielt sie
es ganz hoch, sie gab sich neugemeinen Freunden
in vieler Weise und ohne Rücksicht hin, so konnte
ihre Freunden sogar Opfer bringen, aber sie verlangte
auch und sah auch wahre Treue durch so häufige und
so lang dauernde Beweise nur zu bald billig. Sie hielt
es nur unrecht, in ihre spätere Abendkunst zu erdulden
und ihre Kindheit so lange aufzubehalten, bis sie unter
spätesten plastischen Formen ihre Freunde bewegte,

ihr Nachsicherlage zu genießen, und kann auch oft nicht genug
Worte war. Dabei aber besaßen ihre Freundschaft nicht
die leichteste Probe, und auch längere aber längerer Zeit
folgte in der Regel ein Streit, der bei ihrem heftigen
Wesen auch weit ein unversöhnlicher war. Natürlich
hielt sie sich auch bei solcher Gemeinheit sich für ihr edlen
Unfähigkeit, für bisweilige, an der man Wertzeit gräbt
hatte. Ihre Denkwürdigkeiten sind voll an Beispielen,
welche ebenso viele Beweise für jene unsittliche Seite
ihres Charakters sind. Wie die Poesie, so scheint über-
haupt auch jede Innerlichkeit in ihrer Familie, wenigs-
tens unter den weiblichen Mitgliedern, erblich gewesen
zu sein. Ihre Großmutter wurde bekanntlich von zwei
Gatten geschieden, deren Ehe Mutter, Schwestern nicht
aber sich sich ebenfalls von ihren ersten Gatten sichten
unter Umständen trennten. Gegen diesen Hang zum
Wechsel eine so feindselige Stellung ein, wie sich wol
selten eine Mutter gethan hat. Ich bringe noch ein um
so mehr, da sie Charakterfestigkeit gleichfalls nicht von
ihr, seinen interessanten Kind, weil es für sie bezeich-
nend ist. Als sie einmahlen lesen will, da ich nicht
glaube, daß dadurch ihrem Sohne ein Gefallen geschehen,
eher umnehmen darf, daß er darüber schlafen wird. Gemina
schrieb mir:

In dem Brief, der in der N. Z. (Gichtbrief) Zeitung, wenn Ger-
vinus nicht genannt ist, habe ich einmahl meine Ansicht über Börne,
bei der Gerard die Wahrheit hat, erkannt. Gott der Allwissende
sieht einzigartiger Charakter von zu meinen Verwandtschaft und
hat bestimmt, daß Mutterschaft mit Bösen tut, und durch Schein-
heiligkeit und Verstellung zum Thron Gottes dringt, ist mir der
abentheuerlichen Erscheinung [illegible] und ich muß nur zu sehr
befürchten, daß er, seinen Freunde und dem Menschen bei, sich
meine beste Schwiegerin verdient, vor einen Gott gerichtet, auch
den Namen der Barmherzigkeit vor dem Richterstuhl seines
Sohne gefunden. Der Mensch seiner Thaten hält sprach auf Gottes
Gerichte.“

Klingt das nicht fürchterlich? Ich darf nicht aber auch
einen solchen religiösen Wahnsinn, wie ihn mir
nicht alle bisher über die Haupturheber des Sonder-

*) Wer unsere humoristischen Reisen aus früheren Zeiten aus
persönlichen Umgang hielt ist auch von der Meinung, daß Börne
und sie über mündlich, und in unserer Weisen auch ungemein hoch
und abgeneigt wurden.

Der Reisenmann 1848.

O, Mensch der Reisen, was der ist deinen Reisen
Das Meer gleicht nicht Land und jedem Reisen,
Gewinnen kann nicht mehr als Welt verlieren.
Tod ist dein Reisen Schatze, Herr Gut und Geld.

Du Reisenmann und bist du Gewerbsleute
Du Reisen Herr, du Reisen Herr und Knecht.
Wie Gott sich Schatz schuf, so schuf sich Reisen
Und Reisen sind Reisen von Gottesgnaden.

Und Reisen Mensch Reisen Reisen ist entgegen
Du bist und bleibst unter Reisenmenschen,
Doch seine Reisen Reisen Reisen Reisen:

Gott hat Gerechtigkeit! Und auf Barmherzigkeit
Hat auf Barmherzigkeit, Gerechtigkeit.
Du Schatz und Reisenmann Reisen! Reisenschlagen.

Gemina gab mir viele Briefe, aus denen ich sowol in mein Leben in
der „Deutschen Zeitung“ ausgezeichnet, in der sie das viele Reisen-
wesen ohne Zweifel sehr interessant aufgenommen haben würde.

bundskriegs im Dunkeln gewesen?! Die eigentlichen Urheber waren keine andern als — Wilhelm von Chézy und Spindler; an ihren Händen klebt das Blut, das 1847 in der Schweiz vergossen wurde! Man mußte nur über diese Verwickelungen und die Art und Weise, wie die beiden Romanschriftsteller den Sonderbundskrieg anzettelten, Helmina sprechen hören. Gewiß, Helmina war ein würdiges Kind der Romantik, sie lebte in Phantasmagorien und Phantasieschöpfungen! Sie war aufs äußerste leichtgläubig; ihr von ihr innigst geliebter Sohn Max, mit dem sie freilich in kein Zerwürfniß mehr gerathen konnte, weil er im Grabe ruhte, gab ihr alle Augenblicke „Zeichen", sie glaubte an die Wirkung von Liebestränken, an Wahrsagungen, an die Chiromantie, in der sie selbst bewandert war, und an allerlei Geisterspuk, und ein gemeinsamer Freund von uns benutzte diese Geisterfurcht, um sie von ihren ihm lästig gewordenen Abendbesuchen dadurch zurückzuschrecken, daß er sich als Gespenst verkleidete, sich auf der zu seiner Wohnung führenden Treppe niederkauerte und als sie nun kam ein unheimliches Brummen vernehmen ließ, worauf sie die Flucht ergriff, da ihr Ruf: „Hebe dich weg, Scheusal!" keinen Erfolg gehabt. Das war zwar ein sehr schlechter Spaß, aber der Freund erreichte dadurch wenigstens seinen Zweck, und noch lange nachher sprach sie mit Schauder von dem „Scheusal", das sie so schrecklich „angegrunzt" habe. Allerdings schwankte sie in der Annahme, ob dies ein böser oder guter Dämon gewesen; ein guter vielleicht, den ihr ihr Sohn Max in so furchtbarer Gestalt gesandt, um sie zu warnen und vor irgendeinem Unglück zu wahren.

Leider gesellte sich zu dieser Leichtgläubigkeit auch ein mit dieser Eigenschaft zusammenhängendes äußerst argwöhnisches Gemüth. Es gab eine Zeit, wo sie in Heidelberg jeden Tag von denen, welche sie bedienten und bei ihr aus- und eingingen, bestohlen sein wollte, aber was mir auffiel war, daß sie davon nie bei der Polizei Anzeige machte. Den in öffentlichen Blättern noch vor ihrem Lebensende enthalten gewesenen Nachrichten, daß ihr in Genf ihre Dichtungen, Lieder (zu welchem Zweck?), 15 noch ungedruckte Novellen, die, wie ich Grund habe zu glauben, nur in ihrer Phantasie existirten, ihr eigenes Porträt (ein „entzückendes Jugendbild"), ihre Pretiosen u. s. w. entwendet worden, habe ich deshalb für mein Theil wenigstens keinen unbedingten Glauben schenken können. In ihren Denkwürdigkeiten geht sie in dieser Hinsicht übrigens sehr offen zu Werke. So beschuldigt sie einen pfälzer Flüchtling, der den falschen Namen Eitelmann geführt, daß er ihr Juwelen, Goldmünzen und andere werthvolle Gegenstände beinahe vor ihren Augen weggenommen, und daß er im Zusammenhange mit einer ganzen Rotte von Dieben gestanden; so beschuldigt sie einen ehemaligen b.... Postsecretär, den Dichter und Schriftsteller S., der „wegen unterschlagener 5000 (?) Fl. fünf Jahre im Zuchthause saß", daß er ihr sieben Kronenthaler aus ihrem „Sack" genommen; so beschuldigt sie den Verfasser des humoristischen Romans „Prinz Rosa Stramin", daß er ihr in Paris eine werthvolle, ihr von der Königin Therese zum Geschenk gemachte Uhr entwendet habe u. s. w. Wenn sie übrigens in Betreff des ehemaligen Postsecretärs und Dichters S.... versichert, daß sie dessen früheres Leben nicht gekannt, sie würde sonst ihren „Sack" mit aus dem Zimmer genommen haben, so ist dies nicht richtig; sie war in sein früheres Leben wie in alle badischen Mysterien sehr genau eingeweiht und erzählte mir davon schon lange vor dem angeblichen Vorfall mit den sieben Kronenthalern; auch stand sie mit ihm, der sie zuerst auf meine Anwesenheit in Heidelberg aufmerksam machte, lange Zeit in einem sehr intimen fast täglichen Verkehr, der sich jedoch noch vor jenem Vorfall durch Mißhelligkeiten und Reibungen von mancherlei Art in gegenseitige Abneigung verwandelte. Man darf übrigens nicht vergessen, daß Helmina infolge ihrer romantischen Zerstreutheit bei ihren vielfachen Wanderungen bald da bald dort etwas an öffentlichen Orten oder bei befreundeten Familien liegen ließ, wie mir dies in Betreff einer ziemlich beträchtlichen Summe in Papiergeld bekannt ist, die sich dann aber glücklicherweise wiederfand. Wir heben dies hervor, damit man jenen so argen Beschuldigungen nicht unbedingten Glauben schenke, zumal da dadurch auch ein Mensch compromittirt wird, der sich nicht mehr vertheidigen kann, weil er schon seit Jahren im Grabe lag und bereits todt war, als die religiöse Chézy sich nicht scheute, auf ihrem letzten Krankenlager diese schlimmen Beschuldigungen auszusprechen und ihren Memoiren einzuverleiben. Die christliche Gesinnung, welche sie zur Schau trug, hätte sie wol von der Mittheilung solcher bestimmte und leicht erkennbare Personen compromittirenden Enthüllungen angesichts des Todes abhalten sollen, besonders da wol in allen genannten Fällen nur Verdachtsgründe, aber keine Beweise vorlagen. Helmina rennt überhaupt gegen Personen, welche nicht den höchsten Ständen und der glänzendsten Schicht der Geistesaristokratie angehören — denn für diese hat sie meist nur überschwengliche Ausdrücke der Verehrung und Vergötterung —, insofern sie mit ihnen irgendeinmal in Conflict gerieth, so stark und mit so leidenschaftlichen Beschuldigungen an, daß wir ihr gegenüber von unserm Grundsatz, in d. P. Mittheilungen rein persönlicher Art möglichst zu vermeiden, abweichen zu müssen glaubten.

Ist nun die Glaubwürdigkeit einzelner solcher Enthüllungen in diesem Werke, die sich übrigens durch ihren gereizten persönlichen Ton und durch starken Farbenauftrag sehr bald selbst verrathen, stark anzuzweifeln, so bleibt des interessanten Glaubwürdigen doch so viel übrig, daß wir die Lectüre dieses Buchs, auch wenn wir nicht die Autorität Varnhagen von Ense's für uns hätten, als eine höchst anziehende und das Buch selbst als einen durchaus nicht werthlosen Beitrag zur Zeitgeschichte empfehlen können, besonders was den ganzen ersten Theil und die erste Hälfte des zweiten betrifft. Die Thatsachen aus ihrer frühern Lebensperiode hatte sie theils bereits in Schriften, theils in ihrem Geiste, wo jene noch Lücken gelassen hatten, gründlich verarbeitet; da stand alles fest, die Thatsachen ihres spätern Lebens suchte sie erst zu

ihrem Sterbebette in einen memoirenartigen Zusammenhang zu bringen, und je mehr sie sich ihrem Ende näherte, desto mehr versagte ihr begreiflicherweise das Gedächtniß, desto mehr heftete es sich an diese oder jene Einzelheit, desto kürzer fertigte sie Bedeutenderes ab, desto ausführlicher ließ sie sich über Unbedeutenderes aus, immer aber noch eine Energie und Lebhaftigkeit des Geistes bekundend, die unter den Umständen, unter welchen sie ihre Erinnerungen zu sammeln suchte, in der That bewundernswerth sind. Ihr eiserner Wille, an dem es ihr nie gefehlt, besiegte, möchte man sagen, die Macht des Todes, dem sie seit lange verfallen war, und die Ohnmacht ihrer körperlichen Organe. Auf die Bemühungen ihres Sohnes Wilhelm von Chézy, diese Memoiren geradezu als verfälschte darzustellen, und das Recht der Herausgeberin zu deren Veröffentlichung in Zweifel zu ziehen, brauchen wir nun jetzt nicht mehr ausführlich einzugehen. Gerade die Eigenschaft des Werks, auf die wir oben hingedeutet haben, beweist, daß diese Denkwürdigkeiten zum Zwecke der Veröffentlichung wirklich der „lieben Muhme" Bertha Borngräber in die Feder dictirt sind. Wilhelm von Chézy selbst wird sich nach näherer Ansicht des Buchs von der unzweifelhaften Authenticität dieser Denkwürdigkeiten hinlänglich überzeugt und zugleich eingesehen haben, daß sie sie weder moralisch noch juridisch zu bestreitende Schenkung der Verstorbenen an ihre Verwandte Bertha Borngräber sind, womit Helmina derjenigen, die sie in ihren letzten Tagen pflegte und ihr die Augen zudrückte, einen Dank für deren vielfache und große, ihre geringe Habe fast erschöpfende Opfer zuzuwenden gedachte. Bertha Borngräber, deren Großmutter Eleonore Borngräber die Schwester der Karschin war, erzählt in der Vorrede, wie sie zu Anfang des Jahres 1853 in den Zeitungen gelesen, daß Helmina von Chézy erkrankt, erblindet und verarmt in Genf läge. Von dieser Nachricht ergriffen schrieb Bertha Borngräber ihr einige tröstliche Worte, worauf sie von Frau von Chézy zwei „herrliche" Briefe erhielt, mit der Aufforderung, wenn es ihr irgend ihre Verhältnisse gestatten, zu ihr zu kommen:

Küsse dich mit Nachsicht und Liebe, und komm zu mir. In deiner Umgebung werde ich neu aufleben, und der Trost dichterischer Freundschaft wird mich erheben und begeistern. Die Kruste meiner Schwäche ist überstanden, und ich fühle die Quellen des Lebens jetzt schon wieder hervorsprudeln. Wenn du mein Augenlicht sein wirst, wie bald mein Herz, so wollen wir um die Wette dichten und singen wie die Trutz-Nachtigallen. Du bist mir nothwendig und eine liebende Seele, die mich umgibt. Wir könnten Schönes zu Tage fördern, und ich hätte den Trost, dir zur Herausgabe meine zu hinterlassenden Schriften zu übergeben.... In der Poesie wollen wir fleißig sein, du sollst dir auch einen Namen machen.

Immer noch die alte Poetin und Romantikerin! In ihrem ersten Briefe hatte sie auch noch bemerkt: „Ich bin ausgeplündert und leide die bitterste Noth."

Bertha Borngräber reiste nach Empfang dieses Briefs, „fast mittellos" wie sie war, mit ihrer kleinen Ersparniß von Tirschtiegel bis Genf und fand hier die Aussage der Zeitungen über den hülflosen Zustand Helmina's nur allzu sehr bestätigt. Sie übernahm die Pflege der altersschwachen Dichterin, deren Uebel, namentlich heftige Unterleibskrämpfe, an denen sie schon 17 Jahre lang gelitten zu haben versicherte, sich täglich verschlimmerte. Oft wurde diese beim Dictiren unterbrochen und hielt dann die Hände ihrer Pflegerin vor Angst fest. Bertha Borngräber erzählt im Vorwort weiter:

Trotz ihrer großen Ungeduld, auch wol augenblicklichen Heftigkeit, deren Ausbruch zum großen Theil ihren schweren Leiden zuzuschreiben war, verlor sie nichts von ihrer fesselnden Anziehungskraft.... Meine Feder konnte oft dem schnellen Dictiren kaum folgen. Ihr Gedächtniß blieb ihr fast immer treu, und die Bilder aus ihrer eigenen bewegten, thatenreichen und ereignißvollen Vergangenheit bis in die Kindheit hinab standen klar vor ihrer Seele. Morgens 4 Uhr saß ich schon am Schreibtisch, ihrer Ermahnung folgend: „Schreibe schnell, nimm die Augenblicke wahr, du hast mich nicht mehr lange, ich gleiche einer Sterbenden!" Dann rief sie auch: „Schreibe fleißig, es ist für dich, ich werde ja den Druck nicht überleben!"

Mitte December 1853 war das Werk beendet. Seine Veröffentlichung erlebte Helmina nicht mehr (sie starb am 28. Januar 1856), aber wol noch die Freude, daß Varnhagen von Ense, welchem das Manuscript sofort zur Correctur zugesandt wurde, sich über den Inhalt dieser Memoiren in einem an Helmina gerichteten Briefe aufs anerkennendste aussprach. Er sagt in diesem Briefe unter anderm:

Das Werk ist mit so eigenthümlicher Natürlichkeit und Anmuth geschrieben, daß man ihm den größten Reiz nähme, wollte man darin etwas verändern; selbst wo die Nachlässigkeit etwas auszuarten scheint, im Fallenlassen des Fadens und Wiederaufnehmen desselben, im Vor- und Zurückgreifen, möchte ich zu keiner Abhülfe rathen, da die Eigenheit des Ganzen gerade darin besteht, ein Erzeugniß unmittelbarer Eingebung und freier Mittheilung zu sein. Denn so wie es ist, ist es sein bestes Lob. Sie haben einen überaus reichen, mannichfachen und wichtigen Lebensstoff mit leichter Hand anmuthig vorgeführt und entfaltet.... Die großen Ereignisse und Verhältnisse einer verhängnißvollen Zeit, die bedeutenden Persönlichkeiten, welche dieser Zeit angehören, und die eigenen Schicksale, welche sich durch den großen Weltwirrwarr durchwinden, alles führt zu höhern Anschauungen, zu fruchtbaren Betrachtungen. Genug, das Buch macht Ihrem Geist und Ihrem Herzen die größte Ehre, und ich zweifle nicht, daß es bei der Lesewelt eine günstige Aufnahme finden wird u. s. w.

Bertha Borngräber versichert, daß die Dichterin bei Vorlesung dieses Briefs Freudenthränen geweint habe. Weiter möchten wir aus dem Vorwort für jetzt nur noch folgende gegen Wilhelm von Chézy gerichteten Worte der Herausgeberin anführen: „Es ist mir ein schmerzliches Gefühl, daß wieder Helmina's eigener Sohn, Herr Wilhelm von Chézy es ist, welcher abermals das Andenken der Todten beunruhigte, indem er ihren Namen mit seinen Anklagen und Schmähungen in Verbindung brachte." Wir haben oben zwar versprochen, Wilhelm von Chézy's Angriffe, die um so weniger taktvoll waren, da sie noch vor dem Erscheinen des Buchs unternommen wurden, hier nicht weiter zu erwähnen; aber wir können uns doch nicht versagen, einige gerade hierher passende Worte des Sohnes anzuführen, in denen er seine irrthümlichen, jedem Leser des Buchs durch dessen Ton und Inhalt sich von selbst widerlegenden Ansichten von der Unechtheit dieser Memoiren in ganz eigenthümlicher Weise zu begründen sucht. Er sagte nämlich im „Morgenblatt" vom 10. October:

Ein anderer Grund für die Vermuthung der Unechtheit liegt in der Art, wie Helmina zu arbeiten und von ihren Arbeiten zu reden pflegte. Wenn sie etwas schreiben wollte, meldete sie so vielen Freunden als möglich, es sei der Vollendung nahe. Stoßweise arbeitete sie dann mit dem Feuer eines Rennpferdes, wozu sie vorzugsweise jene Stunden auszusuchen liebte, in denen man sonst zu schlafen pflegt. Der Eifer erlahmte jedoch sehr bald wieder. Wären aber trotz allem Zögern die Denkwürdigkeiten dennoch bei Helmina's Lebzeiten auch nur halb und halb fertig geworden, so würde sie überall nach einem Verleger geschrien haben.

Welche Ausdrücke eines Sohnes, von seiner Mutter zu sagen: sie habe stoßweiße mit dem Feuer eines „Rennpferdes" gearbeitet und sie würde, falls ihre Denkwürdigkeiten bei ihren Lebzeiten nur halb und halb fertig geworden, überall nach einem Verleger „geschrien" haben! In letzterer Hinsicht ist übrigens zu bemerken, daß, wie die Herausgeberin im Vorwort erklärt, die zur Herausgabe erforderlichen Schritte durch eine Krankheit, welche sie nach ihrer Rückkehr in die Heimat als Folge der heftigen Gemüthsbewegungen an Helmina's Sterbelager heimgesucht, längere Zeit hinausgeschoben worden seien, sodaß sie erst viel später als sie gehofft, die Reise nach Leipzig antreten konnte, um, wie es ihr Varnhagen selbst gerathen, das Werk der Verlagshandlung F. A. Brockhaus anzubieten.

Wir gehen nun zu dem Inhalt der Denkwürdigkeiten selbst über, deren erster Abschnitt sich mit dem Entwickelungsgange und den Schicksalen der Naturdichterin Anna Luise Karschin, der Großmutter Helmina's, beschäftigt. Mit Recht bemerkte Varnhagen über dieses Kapitel in seinem obenerwähnten Briefe: „Von den frühen Kämpfen der Karschin bis zu ihrem eigenen späten Ringen ist eine Steigerung, der man mit eifrigem Antheil zu folgen gezwungen ist und die einen fast tragischen Eindruck macht." Wie interessant ist schon ihr frühestes kindliches Verhältniß mit jenem von der Natur körperlich verwahrlosten, aber mit Geist und Herz begabten Hirtenknaben (er unterschreibt sich in einem spätern Briefe an die Karschin „Johann Christoph Marg Graf", was wol Margraf oder Marggraff heißen soll), der beim Weiden der Rinder Knaben und Mädchen um sich zu versammeln und ihnen aus Volksbüchern und Volksschriften vorzulesen pflegte, und die kleine Anna Luise zuerst mit geistigem Nahrungsstoff versah, indem er überallher Bücher herbeizuschaffen wußte, welche die angehende junge Dichterin abends abholte, um sie unter ihrem Kopfkissen zu verbergen und vor Tagesanbruch, wenn noch alles im Hause schlief, darin zu lesen. Sie wurde später berühmt, verkehrte mit den höchsten Herrschaften und gefeierten Dichtern und Gelehrten und nahm in den vornehmsten Gesellschaften die überschwenglichsten Huldigungen entgegen, aber noch in ihrem spätern Alter gestand sie, daß jene drei Sommer, die sie vom dreizehnten bis zum funfzehnten Lebensjahre in Gesellschaft jenes Knaben zugebracht, die schönsten ihres Lebens gewesen. Diese Mittheilungen werden um so werthvoller, da Bertha Borngräber der Enkelin Anna Luisens vieles über letztere zu erzählen wußte, was, bisher ungedruckt, ihr von ihrem Vater überliefert worden war und nun diesem Kapitel einverleibt ist. Die Karschin war bekanntlich zweimal höchst unglücklich verheirathet und wurde von beiden Männern geschieden, und es versteht sich von selbst, daß Helmina die Schuld davon ausschließlich und einseitig auf die Männer wirft, welche nicht fähig waren, den „Genius" und „das heilige Feuer" der Dichterin zu begreifen. Wenn sich ihr erster Mann rohe Thätlichkeiten zu Schulden kommen ließ und ihr zweiter, Karsch, sich dem Dämon des Trunks ergab, so ist dies zwar sehr schlimm; aber es läßt sich doch fragen, ob Anna Luise an diesen Excessen ihrer Männer nicht mitschuldig war. Helmina selbst erzählt, daß die Karschin, und zwar am Sonntage, ihre beiden ältesten Kinder in gänzlich zerrissenen Kleidern in der Stube umherlaufen ließ, und während das dritte vor ihr, das vierte noch ganz klein auf ihrem Schoße saß, brachte sie eine eben in der Kirche gehörte Predigt in Verse! Helmina erkennt darin natürlich einen Beweis ihres Genius, aber ein armer, einfacher Schneider heirathet eine Frau nicht um ihres „poetischen Genius" willen, sondern er heirathet sie, damit sie sein Hauswesen in Ordnung hält und, statt Verse zu flicken, ihren Kindern die Kleider flickt, statt irgendeine Lücke in der Literatur mit Reimen zu stopfen, ihrem Manne die Strümpfe stopft. Alle Achtung vor dem Genius, auch in der Person eines Frauenzimmers! Aber der Genius beschäftigt sich nicht mit der höchst unfruchtbaren Aufgabe, eben gehörte Predigten in Reime zu bringen. Alle Achtung vor der Mutter, die vielleicht ihre Nächte zu literarischen Arbeiten verwendet, um mit dem Honorar den Ihrigen zu Hülfe zu kommen; aber diese Achtung können wir doch einer Frau nicht zollen, die sich mit gänzlich zweck- und nutzlosen trivialen Reimereien abquält, während die Kinder nach Brot schreien und ihre zerrissenen Kleider gegen den Ordnungssinn der Mutter lautes Zeugniß ablegen. Freilich vertheidigt hier Helmina, wie wir später noch sehen werden, ihre eigene Sache, die Privilegien ihres eigenen „Genius". Um so anerkennenswerther ist es, daß die Verfasserin, bei aller Bewunderung des Talents ihrer Großmutter, doch zugibt, daß sie später in der Poesie auf falsche Wege gerathen sei; Ramler habe sie mit den Flittern der Mythologie umhangen, ihre Schwungkraft gelähmt und sie auf „Stelzen einherschreiten gemacht". Helmina fährt dann fort: „Zum Glück trug sie sein Joch nicht lange, und fand sich nachher selbst wieder, doch niemals mehr so wie früher, die Mythologie blieb ihr ankleben, ihr, der rein deutschen, innig christlichen und wahrhaft volksthümlichen Dichterin." Nur hätten wir einige zu harte Ausfälle gegen Ramler, dem sie sogar vorwirft, unbewußt der „Neider" der Karschin gewesen zu sein, und Phrasen wie folgende: „Er (Ramler) saß auf einem Thronsessel von Pappe, mit Gold ausgeschmückt, während sie, eine schmetternde Lerche hoch in Lüften schwebte", hinweggewünscht. Sicherlich war die Karschin, die niedern Umstände, aus denen sie hervorging, und die Zeit, in der sie lebte, in Betracht gezogen, eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, und es finden sich

ante dem Geschehen eingelebt, wenn auch nur wenige, wie auch die Energie selbst des Andreaskä sich der Umwandlung noch hartnäckig widersetzen, ohne sie voll bei sich ingewonnen Naturtrieben unter den weiteren Wirkungen seiner Umgebung, z. B. Kawasi abgerechnet, zeigte sich in der der Hang, sich in den herkömmlichen ersetzen Formen der Kundtäuschung zu bewegen und sich in Kunstgegenständen und Naturobjekten über ihren Wert zu täuschen, ihn lange vor der Zeit, als Kunster sie in die Hand nahm. Am übrigen enthielt dieses Kapitel in Bezug auf Kunst und Kunstgewerbe nur bemerkungen Zeit, ihrer Form und Güte von kulturhistorischem Interesse sind, die in Gegenwart Heimina Lehrmeister der Kerschin ihnen zuteil wurden und ergeistert.

In diesen Schilderungen des Guten wirkt auch der Lehrer der Kerschin Kawasi, der Andreaskä, gründet, und sie sind von dem poetischen Talente der Kerschin vorgetragen, daß sie ihre Anschauungsweise vollständig ihrem Hause, den poetischen Genius im Kampfe gegen fremde Verhältnisse darzustellen. Schon im Gemüsen Kapitel, das die Kerschin selbst verfaßte, durchzieht ein solcher Gegensatz", „zwischen Geschichte" und „Geschichte" Wissen doch ist es nicht ihr Wissen, das sie in ihrer Geschichte" Reichen" Sie wurde von ihrem eigenen Ohren unterwiesen, und wir wollen sie wissen, daß sie ihn ihre ausnahmsweise Geschichte vor wir wollen es in diesem Fall geschehen, wenn sie ihre Erzählungen sogar Kerschin habe „mit Wissen in ihren Ohr Opfer gebracht, daß sie tyrannisch sie „Wissen" Der Blick der ungleichen Geschwister Kerschin und Heimina bezieht positive Geschicht wie ein und Verbängnis zu gehen. Noch ausdrücklicher Kerschin, wenn ihren Lehrer und ihren Gatten gegen, wie sie sich Heimina vorsichtig ausdrückt, es sie, „die Kette von sich zu werfen, unter der sie Jahre hindurch gelitten hatte". Heimina selbst in ihrer Liebergrausung, die sie in ihrer Geschichte „Geschichte tun", nennt sie ein verabredungsgemäßiges von Kerschin, „daß sie Kerschin, daß „geschehen, abgeschieden" sie nicht sich bewußt werden" Kerschin zu Heimina und unter Erinnerungen Christen und ihren Freundinnen sie verfehlt hatte" er wertige Gegenwirkungsweise und wollte fernen, wenn sie nicht Heimina wirken". Das Ringen so verwandter, und sich doch so fremder Naturen ist dadurch ausgedrückt.

Auch diese Ehe wurde geistig innige Ehe, wie der Meisterin, wie sie Gegenwart einer Freundin, „ihr Haupt nicht taub zu legen, sie meine zu vermeint sie". Die Familiengemeinde aber die Familie sind heute weiter hinaus. „Wie sie verlor sie ihre väterweise Tochter und ein unmündiges sich ihr in diesem Werke zur Kindermild." Jahrs Kapitel „einen Schüler über ihre Begebenheit", sie „die Mutterliebe zur Mutter mache", ohne sie sich Kerschin mit, welche die große Kerschin an ihren Geschicken einzelne, wenn auch nur wenige, wie auch die Energie selbst des Andreaskä sich der Umwandlung noch hartnäckig widersetzen, ohne sie voll bei sich ingewonnen Naturtrieben unter den weiteren Wirkungen seiner Umgebung, z. B. Kawasi abgerechnet, zeigte sich in der der Hang, sich in den herkömmlichen ersetzen Formen der Kundtäuschung zu bewegen und sich in Kunstgegenständen und Naturobjekten über ihren Wert zu täuschen, ihn lange vor der Zeit, als Kunster sie in die Hand nahm. Am übrigen enthielt dieses Kapitel in Bezug auf Kunst und Kunstgewerbe nur bemerkungen Zeit, ihrer Form und Güte von kulturhistorischem Interesse sind, die in Gegenwart Heimina Lehrmeister der Kerschin ihnen zuteil wurden und ergeistert.

In diesen Schilderungen des Guten wirkt auch der Lehrer der Kerschin Kawasi, der Andreaskä, gründet, und sie sind von dem poetischen Talente der Kerschin vorgetragen, daß sie ihre Anschauungsweise vollständig ihrem Hause, den poetischen Genius im Kampfe gegen fremde Verhältnisse darzustellen. Schon im Gemüsen Kapitel, das die Kerschin selbst verfaßte, durchzieht ein solcher Gegensatz", „zwischen Geschichte" und „Geschichte" Wissen doch ist es nicht ihr Wissen, das sie in ihrer Geschichte" Reichen" Sie wurde von ihrem eigenen Ohren unterwiesen, und wir wollen sie wissen, daß sie ihn ihre ausnahmsweise Geschichte vor wir wollen es in diesem Fall geschehen, wenn sie ihre Erzählungen sogar Kerschin habe „mit Wissen in ihren Ohr Opfer gebracht, daß sie tyrannisch sie „Wissen" Der Blick der ungleichen Geschwister Kerschin und Heimina bezieht positive Geschicht wie ein und Verbängnis zu gehen. Noch ausdrücklicher Kerschin, wenn ihren Lehrer und ihren Gatten gegen, wie sie sich Heimina vorsichtig ausdrückt, es sie, „die Kette von sich zu werfen, unter der sie Jahre hindurch gelitten hatte". Heimina selbst in ihrer Liebergrausung, die sie in ihrer Geschichte „Geschichte tun", nennt sie ein verabredungsgemäßiges von Kerschin, „daß sie Kerschin, daß „geschehen, abgeschieden" sie nicht sich bewußt werden" Kerschin zu Heimina und unter Erinnerungen Christen und ihren Freundinnen sie verfehlt hatte" er wertige Gegenwirkungsweise und wollte fernen, wenn sie nicht Heimina wirken". Das Ringen so verwandter, und sich doch so fremder Naturen ist dadurch ausgedrückt.

Auch diese Ehe wurde geistig innige Ehe, wie der Meisterin, wie sie Gegenwart einer Freundin, „ihr Haupt nicht taub zu legen, sie meine zu vermeint sie". Die Familiengemeinde aber die Familie sind heute weiter hinaus. „Wie sie verlor sie ihre väterweise Tochter und ein unmündiges sich ihr in diesem Werke zur Kindermild." Jahrs Kapitel „einen Schüler über ihre Begebenheit", sie „die Mutterliebe zur Mutter mache", ohne sie sich Kerschin mit, welche die große Kerschin an ihren

Widersetzen will da nun?
Daß der Lehrer zu gewahre
Ihn in meinem Herzen ist,
Wenn du erst zu meinen Büßen
Hundertmal gebunden weilt, und doch
Einen Wunsch gleich gefreiwunt,
Du zu rufen mich
Hattest ausgenommen?
Du Zaghafter, schäme mich! u. s. w.

Schäglorer als diese Freiung war die Verweinlichkeit, womit die Kerschin von nun an „lieberig ihren Jungen Büßen und Kunstgenossen Kunstfreunden helfen". Eine große Freude gewährten der alten Dichterin das Wohlwollen, womit sie Heimina, ihrer Lehrerin, der Freistau von Kinckle, begegnet wurde. Heimina benennt:

Dieje Lieber, welche ein Reichsrat, ein Reichsrat und ein Herr Generalissimus von geschickten Talent und ihren Thaten bedachten, erlangten Liebe und Anerkennung und klangen unverzeffen noch von meinen Ohren, wie alles in der ursprünglichen Ton. „Du Mermik" . . . Unter den Briefen gab es viele, welche die Lieder mit den Worten Heimina bedeuten. Man kennt Jagen, so heißen sie, wenn nicht der Wort der Art bei jedem neuen Heimina erscheint und auch eine neue Melodie verlangt und geschwommen die früheren Text preisenswert.

Man sieht, daß Heimina hierin Gegenstand mit einer ungemeinen Wichtigkeit behandelt, die er ohne Zweifel nicht verdient, wenn sie unbefangen wäre. Auch hatten die Geschicke der Freiin von Kinckle hierüber weit unter denen der Kerschin. Doch über den Genießenen (oder lagen mir beffer „Genießenden") stand Geschicklich kann Heimina nicht begreifen Worte genug finden. Auch ihre Liegenschaft, die Meisterin der Kerschin, war in ihrer Art ein Genie. Heimina schreibt von ihr, die eine Pflegerschaft:

Der Wunsch und geistige Haltung machten sich auf den ersten Blick bemerkbar. Ihre Geschmeidigung war nicht regelmäßig Blick, noch sein und ungewöhnlich. Ihr Haar war blau und freudevoll, ihre Haut weiß und das Haar glänzend schwarz. Sie besaß zwei ungefähren Talente, die man in der Regel nur noch niemals in solchem Umfange gefunden. Sie sangte unvergleichlich: Sie hat wie der Vogel über dem Wasser gleichsam nur über dem Boden gleichsam. . . Wenn sie bei Geschichten sangte, Heimina Geschauer und ihre ganzen Gedanken hörte, und konnten nichtgetrennt an den Breiten, um sie sangen zu hören. Wenn sie sangte, war der Gesang so, daß sie sangte, Heimina Geschichtsjahre Jahre. . . Sie besaß mit ungleichem Geschicklich in seiner Heimina Mängel, die Heimina bis zuletzt nicht Talente erhoben, in lauter neuen anerkannt (!) Tönen schwebte sie allmählich weiter herab und schwieg, in einen Seufzer verfiel. Nach Dichtern war sie, obgleich sie hier hoher noch aufzuweisen hatte, ihrer Kunst nicht ein Dichter, zu welchen sie viel Bildung hinzu.

Von einem männlichen Mitgliede ihrer Familie sieht wir gelegentlich, er sei „ausgezeichnet in seiner Kunst als Buchbinder" und auch in ihm glüht „der sicherste Punkt, der heimlich alten Familiengliedern der Kerschin eigen ist".

In dem zweiten Kapitel des ersten Teils macht und Heimina mit ihrer Jugendgeschichte und ihrer ersten Verheiratung bekannt, wie wir alle Verhältnissen in ihrer unmittelbaren Geschichte ein sehr klägliches Ende nahm und wie sich von selbst versteht ohne die geringste Schuld

Helmina's. Ungeregelte Romanlectüre scheint sie, wie so unendlich viele Frauenzimmer in unserer Zeit, schon in früher Jugend verdorben und mit der Welt, wie sie ist, auf einen gespannten Fuß gesetzt zu haben. Sie selbst sagt, daß ihr schon früh das Leben „nackt und dürr" erschienen sei, daß sie Menschen und Dinge ersehnt, wie sie in ihren Büchern standen. Leider produciren unsere Romanschriftsteller meist ganz andere Menschen als diese in Wirklichkeit sind; die Welt will einmal belogen sein, und so belügen sie die Welt, zuweilen weil sie selbst das Leben nicht kennen, öfter aber mit dem vollen Bewußtsein, daß sie lügen.

Doch ehe wir auf ihre erste Heirath etwas ausführlicher zu sprechen kommen, wollen wir noch eines Moments aus ihrer Jugendgeschichte gedenken. Da sie einiges Talent zum Blumenmalen zeigte, wurde sie zu dem berühmten Chodowiecki, über welchen schon in dem vorhergegangenen Kapitel sich einige interessante Bemerkungen fanden, in die Lehre gegeben, ließ sich aber öfter bei seinen Bücherbrettern als beim Reißbret finden, und Chodowiecki störte sie in ihrer Leserei nicht, weil er bald einsah, daß aus ihr keine Malerin zu machen sei. Hier las sie die damals beliebtesten Romane wie „Karl von Karlsberg", aber auch Hippel's Roman „Lebensläufe in aufsteigender Linie", der, wie sie sagt, mächtig in ihr „gewirkt". Vieles in ihrem Leben erklärt sich aus der falschen Erziehung, die ihr zu Theil wurde. Sie gesteht selbst, daß ihre Mutter ihr zwar Kenntnisse beibrachte, aber alles versäumte,

was dem häuslichen Treiben Schmuck und Zierde gibt und den weiblichen Fleiß durch anmuthige Zwecke spornt und erheitert. Auch vereinsamte sie sich und mich so sehr, daß ich nie Gelegenheit fand, glückliches, geordnetes, an löblicher Thätigkeit und sinnigen Genüssen reichhaltiges Familienleben gründlich zu beschauen und verständig zu würdigen.

Unglücklicherweise wurde sie, unreif wie sie war, schon in ihrem sechzehnten Lebensjahre an einen Baron Hastfer verheirathet, den sie nicht liebte, welche Entdeckung sie aber erst am Hochzeitstage gemacht zu haben scheint, nachdem Hastfer am Tage vorher betrunken nach Hause gekommen war. Sie versichert auch, daß sie, als der Prediger gekommen, sich in ein Nebenzimmer eingeschlossen und durch die Thüre erklärt habe, sie würde nicht heirathen; erst den eindringlichen Vorstellungen eines Lieutenants von Kahlenberg sei es gelungen, sie zu bewegen, daß sie sich trauen ließ. Die Ehe war eine sehr unglückliche: „Hastfer verschwendete unsinnig, Schulden wurden gemacht und blieben unbezahlt." Indeß gesteht sie, daß die Bälle und Pickenicks, zu denen Hastfer sie geführt, ihr gefallen hätten; in ihrem weißen Ballkleide, mit dem Kranz in den braunen Locken, sei sie sich wie eine blendende Schönheit vorgekommen, und ihre Gedichte, „die voller Fehler waren", hätten ihr infolge der Schmeicheleien, die man ihr darüber sagte, vortrefflich geschienen. Dieses lustige Leben endete, wie es gewöhnlich endet, mit gänzlichem Zerfall des häuslichen Glücks. Helmina flüchtete zur Mutter und reichte, als Hastfer den Versuch machte, ihren Bruder um ein Kapital von 4000 Thalern zu betrügen, die Scheidungsklage ein. Helmina erzählt nun eine romantische Geschichte, daß nämlich Hastfer vor ihren Augen ein Glas Gift getrunken, wozu sie „gelächelt" habe. Ob sie in dem Augenblick, wo er das Glas leert, schon vollkommen davon überzeugt war, daß er nur Komödie spiele, geht aus der Darstellung nicht ganz klar hervor. Ueberhaupt läßt sie den ganzen Vorgang in einem romanhaftem Dunkel, sodaß man davon denken kann, was man will. Ebenso dubiös ist die Bemerkung: „Viele Jahre nach diesem Vorfall sagte mir ein Freund, mein Bruder sei um das Geld gekommen. Doch ich hoffe, dieser Freund hat sich geirrt. Nie hat mein Bruder über diesen Gegenstand mit mir gesprochen." Der Leser weiß also nicht, ob Hastfer als ehrlicher Mann dafür gesorgt, ihrem Bruder die 4000 Thaler zurückzuerstatten oder ob er ihn darum betrogen habe. Helmina sicherlich wird es gewußt haben; denn das soll sie uns nicht einreden, daß sie über einen so wichtigen Gegenstand, um dessentwillen hauptsächlich sie sich von ihrem Gatten scheiden ließ, niemals mit ihrem Bruder verhandelt haben sollte. Freilich konnte sich bei dieser Stelle ihr Gewissen vielleicht hinter das Wort „gesprochen" flüchten; denn unsers Wissens befand sich dieser Bruder damals gar nicht in Berlin und auch später hat sie ihn wol nur sehr flüchtig gesehen, in Augenblicken, die man sich durch die Erinnerung an eine unangenehme, obschon wie wir glauben zur Zufriedenheit des Bruders erledigte und überhaupt völlig in den Hintergrund getretene Sache nicht trüben wollte.

Von großem Interesse sind ihre Erinnerungen an Jean Paul, dem sie als seine Verehrerin einen Brief geschrieben hatte, „dessen Anfang vortrefflich war, denn er stand wörtlich in Jean Paul's «Hesperus»". Jean Paul antwortete nicht, schrieb aber seinem Freunde Abeken, derselbe solle ihn zu Helmina führen, wenn er (Jean Paul) nach Berlin käme. Jean Paul kam und sprach auch bei Helmina vor. Sie schreibt:

Jean Paul's Erscheinung hatte nichts Auffallendes; seine einfache Kleidung paßte zu seinem Gesicht und Wesen. Auf seiner Stirn thronte Licht, auf seinen Lippen Anmuth und Milde. Seine hellblauen Augen leuchteten in sanfter Glut. Seine Bewegungen waren im Einklang mit seiner Einfachheit und seinem natürlichen Anstand. Vielleicht würde seine Erscheinung einem Unkundigen nichts von seinem Genius verrathen haben, [illegible]

Nie habe sie ihn laut lachen hören, sagt sie weiter, „aber sein Lächeln mit dem Augenstrahl war Frühling". Die enthusiastische Wärme, mit welcher Helmina noch als Greisin über Jean Paul schrieb, macht ihr alle Ehre; aber Jean Paul war auch wol wie wenige Schriftsteller so geeignet, sich überall Liebe und Wohlwollen zu erwerben und sich der ihm gezollten Verehrung würdig zu zeigen. Sie schreibt:

Gütiger und milder war nie eine Größe als er: Hingebung eines Kindes und kindliches Hinnehmen dessen, was von Herzen kam, hat kaum sonst wer auf Erden je in diesem Grade geübt. Er war dabei so hold und herzig, daß sich Gütigkeit, Milde und Nachsicht von Freude über uns nicht unterscheiden ließ; denn alles sah er von der schönsten Seite, trug auf alle Erscheinungen die Reinheit und Echtheit und die Fülle seines Reichthums über. So oft ich ihn sah, und wie oft war es

damals und 22 Jahre später, kam nie ein unsanftes Wort gegen Abwesende über seine Lippen.

Das letztere Lob paßt auf so wenige Menschen und namentlich auch auf Schriftsteller (diese „indiscreten Bursche", wie einmal Schiller sie nannte, obschon auch er in seinen Briefen gerade nicht immer sehr discret war), daß wir es eigentlich mit gesperrten Lettern hätten hervorheben sollen. Um so auffallender war bei der Milde Jean Paul's die Härte, womit er über Schiller's Dichtungen urtheilte. Helmina sprach einst gegen Jean Paul mit Entzücken von „Don Carlos" und den „Idealen"; er überraschte Jean Paul sie durch folgenden Ausspruch, der ihr wehe that: „Schiller ist kalt! Sie fühlen das jetzt nicht, Sie werden es noch fühlen! Schiller ist Eis, er ist ein Gletscher, nie Sonnenstrahl mit göttlichem Purpurpinsel warmen Purpurtönen; eilen Sie hin, Sie finden weder Glut noch Leben" u. s. w. Dieses Urtheil Jean Paul's, der sonst, wie Helmina versichert, über Dichter und Literatur zu sprechen vermied, ist um so auffallender, da auch Jean Paul zu idealisiren liebte, obschon seine Idealgestalten allerdings einem ganz andern Genre angehören als die Schiller'schen. Er selbst äußerte sich gegen Helmina über diesen Punkt: „Man wirft mir vor, daß ich Ideale der Vollkommenheit in den Gestalten dargestellt, die ich geschaffen. Nein, ich habe nur Mängel unberührt gelassen, die ich nicht schildern wollte." Da entsteht nun freilich die Frage, ob und inwieweit es einem Romanschriftsteller, der das wirkliche Leben zu schildern vorgibt, erlaubt sei, an seinen Helden und Heldinnen nur die glänzenden und edeln Seiten hervorzuheben, ihre Mängel aber absichtlich unberührt zu lassen. Helmina selbst bemerkt einmal sehr richtig:

Man kann Jean Paul den Vorwurf nicht ersparen, daß er die Frauen etwas verweichlicht, ihre Ansprüche an häusliches Glück zu sehr in die Höhe geschraubt, daß er die blos häuslichen Frauen, die er die verkochten, vernähten, verwaschenen Frauen heißt, zu ungerecht behandelt und zu sehr für diejenigen eingenommen ist, die seine Schriften lesen und für den Autor glühen.

Dabei ist sie aber doch wieder der Ansicht, daß kein Dichter so klar wie Jean Paul die Frauen verstanden. Ja, er verstand sie, besonders aber ihre Neigung und Verwöhnung, von den Männern nur Huldigungen und Schmeicheleien in Empfang zu nehmen, selbst wenn die innere Stimme ihnen sagt, daß es auf Kosten der Wahrheit geschieht. Daher werden von den Schriftstellern bei deutschen Frauen meist nur solche wirkliches und dauerndes Glück machen, welche dieser Hauptleidenschaft des weiblichen Geschlechts genug zu thun wissen. Natürlich vermengen wir Jean Paul nicht mit jenen gewöhnlichen frivolen Complimentemachern, bei denen bloßes Mundwerk ist, was bei Jean Paul doch wirkliche Herzenssache war. Er war gläubig bis zur Leichtgläubigkeit, und Glasperlen, wenn sie nur funkelten, galten ihm oft für echte Perlen. „Der Schein", bemerkt Helmina, „konnte ihn vermöge seiner Gemüthigkeit gewinnend täuschen, vorzüglich wo der Zauber der Jugend und blühender Reize der Täuschung zu Hülfe kam. Doch die Entlarvung entfremdete ihn bitter, und er blieb auf ewig abgewendet."

In allen Stellen, in denen sie über Jean Paul handelt, erhebt sich Helmina zu einer Beredsamkeit, wie sonst nie wieder. Niemand, behauptet sie, habe vollkräftiger auf das deutsche Gemüth eingewirkt als Jean Paul; er stehe in seinen Dichtungen einsam auf seiner Höhe, er habe keine Vorgänger gehabt und werde keine Nachfolger haben; die Zeit werde seinen Werken noch erst recht entgegenreifen und die meisten seiner sogenannten Absprünge als durch innere Nothwendigkeit bedingte und zum Ganzen gehörige erkennen; innere volle Wahrheit sei ihm über alles gegangen; und was der Unverstand in seinen Dichtungen für Manier halte, sei Eigenthümlichkeit gewesen. Sie sagt weiter:

Kinder waren und blieben ihm das Liebste und Lieblichste auf Erden, und nichts war reizender als wenn er mit Kindern sprach. Innig weitfühlend wie mit einer Jesusseele schöpfte er aus dem Born des Lebens die Bitterkeit unvertilgbarer Schmerzen, aber er war auch gleich mit dem Troste da. Alle seine Nachtstücke tragen am Rande ihres Horizonts den Schimmer des ewigen Morgens und der Hesperusstrahl dringt durch alle ihre Wolken, durch alle Schatten ihres Urwaldes. Er führt in die düstern Hütten des Jammers ein, doch er zeigt den Sonnenstrahl, der durch die kleine Fensteröffnung in die rauchgeschwärzten Räume fällt und die Wange küßt, die der Tod schon umdämmert. Er reißt Welten in Trümmer, um einen Himmel zu bauen.

Sie sagt ein andermal:

Noch regieren Wahn und Irrthum die Welt, und dem Golde allein wird gehuldigt. Recht wie zum Hohn des Elends erschließt allerorten die Hölle die Schätze des Erdenschoses, nach welchen die Begier schmachtend langt, wie Tantalus am Quell, nach welchen die Armuth stöhnend seufzt und hungernd ringt. Bald wird man nur Millionen auf der einen Seite, Verschmachtende auf der andern und nichts mehr in der Mitte liegen sehen. Damals flößten weder Zeit noch Menschen so trübe Vorhersagungen ein, die Welt war genügsam, Genuß und Freude waren noch wohlfeil und leicht zu erlangen; jetzt werden sie erjagt und nichts als sie hat Werth für die Massen. Das Ueberbieten und Steigern aller Genüsse steigert auch die Forderungen der Gemüther. Ein großer Theil der männlichen Jugend gleicht wandelnden Leichen, vor der Zeit der Reife tritt die Erschöpfung ein. Derselbe Dünkel, der Gott vom Throne stoßen möchte und sich selbst für göttlich hält, weil er das Göttliche leugnet, schämt sich tugendhaft zu sein, verspottet jede edle Neigung in andern und drückt die eigene nieder. Wie selten wird dem Beobachter die Freude, rein menschliche Menschen zu sehen. O, es war einst anders, und unter den Bessern war Jean Paul einer der Besten. That und Lehre waren bei ihm unzertrennlich. Sein innerer Mensch war von vollendeter Schönheit; diese hatte er erstrebt, indem er nach Wahrheit rang.

In diesen und andern Stellen, obschon sie hier und da an zu starkem Auftrag und an Hyperbeln leiden, verräth sich, meinen wir, ein nicht unbedeutendes Schreibetalent, das sich zugleich lebendig und ungekünstelt auszudrücken wußte. Ueberhaupt fehlte es ihr nicht an Anlagen. Aber es ging ihr wie den meisten talentvollen Schriftstellerinnen: sie beschäftigte sich mehr mit den Personen als mit den Sachen, und Ideen wurden ihr lieb oder verhaßt, je nachdem ihr die Personen, welche sie

aussprachen, lieb oder verhaßt waren; sie scheute jedes gründliche Studium; nur was im geselligen Verkehr ihr anflog, interessirte sie, nur was sie im Spazierengehen auf dem Wege fand, pflückte sie. Während der Zeit, in der ich sie kannte, las sie so gut wie gar nichts; höchstens daß sie einmal in einer Conditorei einen flüchtigen Blick in die Zeitungen warf. Um die neuern Literaturerscheinungen kümmerte sie sich sehr wenig; überhaupt war ihr die Literatur in ihrer Eigenschaft als geschlossener Organismus, als ein sich consequent fortentwickelnder geistiger Proceß ziemlich gleichgültig; nur was die Literatur an gesellschaftlichen und persönlichen Beziehungen, namentlich aber an directen Beziehungen auf das weibliche Geschlecht und dessen sociale Stellung bot, war ihr von Werth. Zu Hause sich ihren Erinnerungen hingeben, auch wol ein Liedchen dichten und mit der weiblichen Bedienung hadern, Bekannte besuchen, converstren, spazieren gehen, zum Frühstück auswärts ein Schöppchen trinken, das war damals ihr Leben und wird es so ziemlich immer gewesen sein. Man erstaunt, daß aus einem so zerfahrenen, hin- und hernippenden Schmetterlingsdasein doch ein Resultat wie dieses „Unvergessenes" hervorgegangen ist. Aber ihr natürlicher Instinct, ihr beweglicher Geist, ihre ebenso rasche als scharfe Beobachtungsgabe, die Erfahrungen eines langen und interessanten Lebens und die Früchte, welche der Umgang mit so vielen ausgezeichneten Personen beiderlei Geschlechts ihrem empfänglichen Geiste abwarfen, deckten die vielen Mängel und Lücken in dem Tapetenwerk ihrer Bildung zu. Indeß verfügte sie doch über einen hübschen Vorrath zerstreuter Kenntnisse, die ihr auf ihrem Lebenswege angeflogen waren und mit denen sie im ganzen immer noch besser hauszuhalten wußte als mit ihren Finanzen. Hiermit verband sie eine Theilnahme für politische Angelegenheiten, wie sie bei deutschen Frauen sehr selten gefunden wird.

Nach einer langen Reihe von Jahren sah sie Jean Paul in Dresden wieder: „Ich hatte ihn seit 1800 nicht wiedergesehen", schreibt sie, „und hätte ihn nicht wiedergekannt. Ich suchte vergebens seine Züge mit meinen Erinnerungen in Einklang zu bringen; alles aufgelaufen, ausgedehnt, der Mann und sein Gesicht!" Eine gewisse Entfremdung findet bei einem Zusammentreffen mit alten Bekannten nach jahrelanger Unterbrechung in der Regel statt; eher lebt man sich in die Eigenthümlichkeiten eines neugewonnenen Freundes ein, als in die Eigenthümlichkeiten eines frühern, die, nach langer Trennung, für beide Theile fast etwas Gespenstisches haben. Erst nach einiger Gewöhnung erkannte sie, daß in dieser „aufgelaufenen" Gestalt doch noch der alte kindgute Jean Paul stecke, obschon er, wie wir glauben, nicht mehr die frühern Sympathien für Helmina hatte, da ihr jener „Zauber der Jugend", für den Jean Paul schwärmte, nicht mehr eigen war und das, was sie auf poetischem Gebiete inzwischen geleistet, schwerlich geeignet sein mochte, einem Jean Paul für diesen inzwischen eingetretenen Mangel an jugendlichem Zauber Ersatz zu leisten.

In diesen oft sehr pikanten berliner Mittheilungen, zu denen unter anderm auch die Erzählung von der wunderlichen Entführung des Fräuleins Elise von Bielefeld durch Leuchsenring oder vielmehr von der Entführung Leuchsenring's durch Fräulein von Bielefeld gehört, spielt nächstdem Frau von Genlis eine Hauptrolle. Frau von Genlis lebte damals als Exilirte in Berlin, und Helmina wurde durch ihre Blumenmalerei mit ihr bekannt, so erlebte schon früh das Vergnügen, daß die Genlis an sie ein französisches Epigramm richtete. Helmina schreibt von ihr unter anderm:

Sie besaß eine Kunst sich angenehm zu machen, wie man selten findet; sie sah aus wie Natur, und sie täuschte die meisten Menschen damit, aber sie scheute diese auch, weil sie selbst fühlen mochte, wie sehr ihre Maske ihr auf dem Gesicht brannte. Junge Personen sah sie am liebsten. Sie empfing mich mit aller Lieblichkeit, die sie ihrem Wesen zu geben vermochte, und erhob mich in meinen Augen auf eine schwindelnde Höhe. Was meine Mutter durch ihre Treuherzigkeit an mir verdorben hatte, war nichts dagegen. Das Gift der Genlis war viel feiner, viel wirksamer. Nicht um sie herabzuwürdigen sage ich dies alles; sie hatte alle die schönen und großen Eigenschaften, welche ich wol sonst in meinen Schriften gepriesen habe. Der Himmel hatte sie reichlich beschenkt, aber die Hölle hatte sie nicht vergessen.

Wenn sie übrigens versichert, die meisten französischen Emigranten, ihre Familien und deren Angehörige hätten die Genlis laut „die Stifterin der blutigen Greuel der Revolution und der ewig fluchwürdigen Ermordung der königlichen Familie Frankreichs" genannt, so vermögen wir dies schwer zu glauben; denn was hat Frau von Genlis wol gedacht, geschrieben oder gethan, wodurch sie sich einen solchen Verdacht und einen so weltbistorischen Nimbus zugezogen hätte? Auf das Schicksal Helmina's hatte Frau von Genlis den größten Einfluß, da sie die Veranlassung wurde, daß letztere nach ihrer Scheidung auf den Einfall kam, in Paris ihr Glück zu versuchen und der Frau von Genlis dorthin zu folgen. „O ich hätte in Berlin bleiben, mich redlich bemühen und bejammern sollen, mit meiner Hände Arbeit meine Mutter zu erhalten!" ruft Helmina aus; aber sie sei, wie sie mit großer Offenheit gesteht, leer und oberflächlich gewesen ohne einen richtigen Begriff vom Leben und den Verhältnissen und daher auch ohne Ahnung der Gefahr, in die sie ein solches Treiben zu stürzen drohte. Dabei habe sie, wahrscheinlich nicht zu ihrem Glücke, trotz aller Fehler und Albernheiten in ihrer Erscheinung und ihrem Wesen etwas Bestechendes gehabt, und so habe man eine Nachsicht gegen sie geübt, von der sie nicht wisse, „wo die Menschen sie alle herbekommen hätten". Kurz, Helmina ging, ohne eigentlich zu wissen, was sie da anfangen sollte, nach Paris und hiermit sind wir bei dem weitaus interessantesten und inhaltreichsten Abschnitt ihrer Denkwürdigkeiten angelangt. Personen und Zustände nehmen hier sofort großartigere Verhältnisse an; denn der Gegensatz zwischen Berlin und Paris war damals etwa derselbe wie zwischen Familiengeschichte und Weltgeschichte.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Religion und Poesie.

1. Zwölfte und zum Theil der dreizehnte Band von Gottfried Hubers und Schnurrer, Bibliothek der deutschen Dichter. Wien, 1808. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
2. Gesangbuch für Kaiser Franz. Von F. Siegfried Sack. Leipzig, 1808. Gr. 12. 1 Thlr. 16 Gr.
3. Das Heiligste. Ein Gesang. Vorrede Ueberlegt und erdichtet. Berlin, Realschulbuchhandlung. 1808. 8.

4. **Die Braut der Wüste. Romantisch-poetische Dichtung von Karl Gustav Bretschneider, Superintendent. 1808. 12 Bogen.**

5. **Weihe der Kraft. Eine vollständige Blumenlese aus den neuen Jahrbüchern. Mit einer Vorrede des Verfassers.** Berlin, 1808. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Sie haben um die Sache unsers heutigen Artikels einen Zirkel gezogen, und wir sollen nun hineintreten, damit jene so gebannet bleibe, denn sie meinen Kinder scheuen sich vor dem Lichte, und wir sollen uns hüten, daß sie ihnen nicht zu grelle und zerreißende Strahlen, und eine Dichterschaft nicht zu grelle und zerreißende Strahlen vorhalte, die sie beginnen, um ihr die weiten Gegen zuzuführen, die sie in Nacht und Dämmerung hängen und Phantasiegebilde vorhalte genommen hat. Schadet schon so viel Verwirrung in den Gemüthern, Verwirrung der Begriffe, Verwirrung der Gefühle, Verwirrung und erfahrungsmäßiger Beweis heute hat, so wollen wir Wache halten, daß wenigstens nicht die Wirrsale und Irrsale der Menschen zusammenfallen, nicht den Mutterleiden, sondern den Kindern, die Wirrsale und Irrsale der Dichtkunst. Die an sie langsam Geschlichte hat sich zusammenhängigkeiten Verhältnisse, die Gesetze, die sie sich selbst gegeben hat, sind ein so gutes Band, daß hier ein gesammtes Ganze sich auch gestalten kann, und sich gestaltet hat, und wo es nicht ist, ist wenigstens das Streben nach solcher Gestaltung nicht verborgen. Denn wenn die einzelnen Theile, wenn die einzelnen Gedichte auch besonders sind, nur auch so wie sie zu einander mehr in einem einzigen Gedichte, so ist doch ein gemeinsames Band, ein gemeinsames Gefühl Anfangsmangel manchmal in einer Polemik übergehen, wenn nur eine Idee, wenn ein gemeinsames Gefühl, wenn die Bedeutsamkeit der gemeinsamen Schicksale sich aus einer Idee entwickelt, wenn sie sich in ihr fassen, so scheinen wir uns selbst in der ganzen geistigen Anlage und der ganzen Idee der Sache, und wir können uns daher auch Rechenschaft über sie ablegen. Die Dichter Poesie. Die ganzen Theile Gottes durch den Geist wirken und Gott durch sie, und wenn sie sich in Gott, in Wahrheit und Recht ohne Rücksicht wenden und sein, dann auch in der Poesie, und wo Wahrheit und Recht in ihr walten, da ist Wahrheit und Recht in ihr, und wo Wahrheit und Recht walten, da ist Gott, und wo Gott ist, da ist Heiligkeit, und wo Heiligkeit ist, da ist Religion. Das Schaffen ist der verwaltigen Einheit und der verwaltigen Mitte des Geistes, und wo Schaffen ist, da ist Geist, und wo Geist ist, da ist Heiligkeit, und wo Heiligkeit ist, da ist Religion. Das Schaffen ist der verwaltigen Einheit und der verwaltigen Mitte des Geistes, und wo Schaffen ist, da ist Geist, und wo Geist ist, da ist Heiligkeit, und wo Heiligkeit ist, da ist Religion. Das Schaffen ist der verwaltigen Einheit und der verwaltigen Mitte des Geistes, und wo Schaffen ist, da ist Geist, und wo Geist ist, da ist Heiligkeit, und wo Heiligkeit ist, da ist Religion.

Sehen wir nun, was es in diesen neuesten Werke, Bretschneider und dem Buche der deutschen Dichter" (Nr. 1.) war heist. In dem ersten ausgesprochen und sich eingeschrieben, wo aufgefordert wird, aus der Poesie die Religion, in welchem man aber gewissen Auffassung innerlichen und wichtigen Bestimmungen, daß in ihm naturgeschichtlicher Darstellung, daß in biographischer eine geschichtliche Darstellung, die Natur und Gott, und Materialität und der Religion zusammenfließt wird. Der Mann Gottes und die Schöne Welt, welche durch solche Werk gewandt ist, seinen gekommen wir Seele und Leib. In der Natur, und in der Geschichte, sprach sich das geschlechtliche und absolute Wort in Einheit der Natur und Geschichte aus." Das ist die Verwirrung, die schnell hervorgerufen und durch Gott gegeben ganz schöne Schicksale zusammenfließt. Der Beruf der Seele ist nun in der Poesie Wesens; eine Verwirrung, Verwirrung geht auch durch die entsetzensvolle reine Natur, wie denn die Natur Gott angehört. Allgemein heißt Mensch Leidenschaft, die Natur selbst ein überwindig großer Mangel ist und ein ungeschlechtliches Wesen, wie wollen wohl, wenn wir die gemeinsam Quell der Verbindigung zu Mittelpunkte erhält; der Mensch ist ein Mittelpunkt, und wenn er sich in Verbindung der Geschlechter wendet, aber nicht das Ding, und das Verhältniß, welches sich ein unorganisches nicht Gott, und das hat Gott und Natur und Gottes, nicht für seine Gaben und Gottes, sondern ein unorganisches Verhältniß. Das ist der ganze Grundsatz, für uns nur weniges Zusatzes möglichen Anfangsmangel manchmal in einer Polemik übergehen, wenn nur eine Idee, wenn ein gemeinsames Gefühl, wenn die Bedeutsamkeit der gemeinsamen Schicksale sich aus einer Idee entwickelt, wenn sie sich in ihr fassen, so scheinen wir uns selbst in der ganzen geistigen Anlage und der ganzen Idee der Sache, und wir können uns daher auch Rechenschaft über sie ablegen. Die Dichter Poesie. Die ganzen Theile Gottes durch den Geist wirken und Gott durch sie, und wenn sie sich in Gott, in Wahrheit und Recht ohne Rücksicht wenden und sein, dann auch in der Poesie, und wo Wahrheit und Recht walten, da ist Wahrheit und Recht in ihr, und wo Wahrheit und Recht walten, da ist Gott, und wo Gott ist, da ist Heiligkeit, und wo Heiligkeit ist, da ist Religion. Das Schaffen ist der verwaltigen Einheit und der verwaltigen Mitte des Geistes, und wo Schaffen ist, da ist Geist, und wo Geist ist, da ist Heiligkeit, und wo Heiligkeit ist, da ist Religion. Das Schaffen ist der verwaltigen Einheit und der verwaltigen Mitte des Geistes, und wo Schaffen ist, da ist Geist, und wo Geist ist, da ist Heiligkeit, und wo Heiligkeit ist, da ist Religion.

desto kräftiger und schneller aber auch der Fortschwung ihrer eigenen Bewegung auf dem Weg der Bahn."

Es folgt nun der Beweis durch astronomische Thatsachen, und daran knüpft sich die gleichnißweise Deutung, daß, wie in den Harmonien der bewegten sichtbaren Sphären das Gebet der anbetenden Cherubim uns vor Augen liege, so schon das Leben in der Zeit selig sei, wenn sein inneres, vor der Welt verborgenes Athmen ein beständiges Beugen der Demuth und zugleich ein Aufflug der kindlichen feurigen Liebe vor ihm und zu ihm ist, der das Leben gab.

Sehr sinnig sind die Betrachtungen, die sich an Bessel's Forschungen über die großen, unsichtbaren, planetarisch-dunkeln Körper, um welche der Sirius, der Procyon, die Spica und der Doppelstern α im Centaurus je ihren Kreislauf beschreiben, anlehnen, und der Uebergang, der vom materiell Unsichtbaren und doch Gewissen zu dem geistig Unsichtbaren noch Gewisserm genommen wird; ebenso die Bemerkungen über das Selbstgefühl und die parallelen Erscheinungen in der Thierwelt; der Vergleich der ruhenden und schwebenden Magnetnadel mit der Gebundenheit und Freiheit des Geistes; die Anwendung der Photographie und ihrer natürlichen Wunder auf Gottes Schöpferkraft und — noch schlagender — auf das Gewissen; endlich die Parallele zwischen der vom Stickstoff getrennten Lebensluft (wie der Verfasser stets statt Sauerstoff sagt) und der im Zustande der magnetischen Ekstase bis zu einem gewissen Grade der Entbindung von ihrem Leibe gelangten Seele. Der Verfasser bezeichnet diesen Zustand als einen ungewöhnlichen, meist krankhaften, bemerkt, daß die Seele dabei in jenen Gesichten und wunderbaren Offenbarungen, welche die bethörte Menge als göttliche zu preisen pflege, in eine geistige Lebensgefahr gerathe, und erklärt sich entschieden gegen die „Raserein des hochmüthigen Fürwitzes, mit welchem die Schwarmgeister unserer Tage einen Verkehr mit der Geisterwelt, ja mit der Gottheit selbst durch ein kindisches Gaukelwerk ihrer Psychographen und ähnlicher Dinge zu erzwingen suchten". Ueber das Hellsehen selbst äußert er sich in der Parabel: „Das magnetische Mitgefühl." Er erinnert an den Kompaß. „Der Pol, nach welchem das Ende der freischwebenden Magnetnadel hingekehrt ist, liegt von ihr in einer, im Vergleich mit der Länge einer so kleinen Nadel gleichwie unermeßlichen Ferne ab, welche, wenn wir den Ausdruck von einer höhern Lebensstufe hernehmen wollen, für sie eine unsichtbare, unerreichbare ist. Der Kompaß ist in seiner Art und nach seinem Maße gleichsam mit einem Hellgesicht begabt worden, welches über die zunächst sichtbare in eine unsichtbare Welt hinüberschaut. Auch die Natur des Menschen, selbst des fleischlichen, kann die Gabe eines solchen Hellgesichts empfangen, welches mit einer Klarheit, als stände es vor Augen da, auch das sieht, was dem Blick durch dichte Scheidewände oder weite Entfernung entrückt ist. Ja selbst das, was noch nicht vorhanden und nicht geschehen, sondern ein Künftiges ist, steht vor diesem Hellgesicht wie ein schon Gegenwärtiges und Geschehenes da." Die Betrachtung geht sodann zu Analogien aus der Thierwelt über. Auch das Thier, wiewol unbewußt, könne aus dem engen Kreise seines besondern in die weitern eines allgemeinen entrückt werden; so die Henne beim Brüten, so jene Thiere, die nicht blos von der Ernährung und Pflege des eigenen Leibes hinweg, sondern die in den Tod geführt würden, damit aus ihnen, wie aus den aufgelösten Samenkörnern die Saat eines neuen Geschlechts hervorgehe.

Der Vergleich zwischen dem Ferngefühl des Kompasses und dem Fernsehen im Zustande der magnetischen Ekstase hat viel Blendendes und Gewinnendes. Der Mensch ist auf jedem Schritt und Tritt von so viel unerklärten Wundern der Schöpfung umgeben, daß wir dem Verfasser, ganz abgesehen von den sogenannten Thatsachen, die Möglichkeit einer gewissen Entbindung der Seele von ihren regelmäßigen Beziehungen zum Leibe gern zugeben wollen; rücksichtlich der Tragweite aber, mit welcher in diesem Zustande ihre Kräfte in den Kreis eines allgemeinern Lebens hinüberwirken, möchten wir die Grenzen so eng als möglich gezogen wissen, und ganz insbesondere werden wir uns von einem Hellgesicht für ein „Künftiges" niemals überzeugen können. Man denke nur an Klopstock's „Ursach wird die Freiheit von Handlungen, die der Allwissende selbst nicht recht mit Gewißheit weiß"; und an Dante's ähnlichen Ausspruch:

La contingenza, che fuor del quaderno
Della vostra materia non si stende,
Tutta è dipinta nel cospetto eterno.
Necessità però quindi non prende,
Se non come dal viso, in che si specchia
Nave, che per corrente giù discende. *)

Und über die Consequenz der Freiheit, mit welcher der Genius eines Klopstock und Dante selbst die Allwissenheit Gottes nicht zu vereinigen weiß, sollte eine kurzsichtige, krankhaft erregte Menschenseele hinwegkommen? Doch genug; wir schließen an einer Stelle, in welcher der Verfasser einen Rückblick auf sein eigenes Leben und Streben zu geben scheint:

„Ein schriftgelehrter Geist liest im Buch der Werke den Inhalt des Wortes der Offenbarung. Und wenn man ihm seinen großen Hang zum Nachgehen und Aufsuchen des Wunderbaren zum Vorwurf macht, dann kann man darauf sagen, daß, wenn er so gern nach einer Welt des Unsichtbaren und Geistigen über und in der Welt des Sichtbaren und Vergänglichen forschte, so kindlich einfältig sich hing an den Glauben an eine solche unsichtbare Welt, wie an ihre Einwirkung in die sichtbare, es ihm ergehen konnte wie einem Kinde, das die Stimme des Vaters hört. Es läuft eilig dahin, findet aber den rechten Ort nicht, woher die Stimme kommt, sondern verirrt sich hinter einen andern Busche. Aber es hat die Worte der Stimme dennoch gehört und verstanden, die Worte: Groß und wundersam sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott!"

Hiermit wollen wir uns von dem ehrwürdigen Veteran verabschieden. An zwei Stellen (S. 187 und 204) sind ein paar Rechnungsirrthümer, die jedoch der nachrechnende Leser leicht selbst entdecken und verbessern kann; und unklar ist es uns geblieben, weshalb S. 324 Gratian zum Sohne Theodosius des Großen gemacht wird. Im übrigen aber können wir wiederholt versichern, daß das Werk von ungeschwächter Kraft und Frische zeugt, von der wir wünschen, daß sie der Verfasser auch in das neunte Decennium seines Lebens mit hinübernehmen und fruchtbar machen möge.

Wir gehen nun von der ungebundenen zur gebundenen Rede über. Das „Hausgärtchen für Kinder Gottes" von Siegfried (Nr. 2) enthält Jehovahblumen, Lorbeerbaum, Oculus Christi, Schneeglöckchen (Neujahrslieder), Palmen, Passionsblumen, Sonnenblumen (Osterlieder), Trauerweiden (zum Bußtag), Geben (Himmelfahrtslieder), Pfingstrosen, Kleeblatt, Rosen von Saron, Brennende Liebe, Kreuzblumen, Nachtviolen, Rittersporn (Lieder gegen Welt und Teufel), Veilchen, Hängebirken, Hartheu, Noli me tangere (ein Lied auf Logos) und Cartus grandiflorus (zwei Psalmen nach Ps. 22, 2. 3). Die Phantasie des Dichters scheint sich mit der in dieser Nomenclatur liegenden Symbolisirung erschöpft zu haben; denn abgesehen von den beiden Psalmen, die nach Art der Luther'schen Psalmenübersetzung in Prosa geschrieben und von davidischem Geiste getragen sind, jedenfalls das Beste in der ganzen Sammlung, ist die Poesie nur spärlich in derselben vertreten. Es sind fromme Betrachtungen, aber keine echten Gedichte, was wir hier vor uns haben. Wir hätten gern die gesuchten und oft sonderbaren botanischen Titulaturen in den Kauf genommen, ohne das Nichtschrift des

*) „Paradiso", 17. 37 fg.

Der Zufall, welcher über jene Schranken,
Die euer Stoff euch setzt, sich nicht verbreitet,
Liegt vergemalt im ewigen Gedanken,
Doch so, daß er davon nicht Zwang erleidet,
Wie von dem Aug', in welchem es sich spiegelt,
Das Schiff nicht, das den Strom hinuntergleitet.

guten Geschmacks zu scharf anzulegen, wenn wir nur den theilweise hochtrabenden Benennungen zum Trotz das, was man im Herzgärtchen sucht, wirklich gefunden hätten, nämlich Lieder gleich den Blumen, den duft- und farbenreichen frischen Kindern der Natur, von denen jedes, auch das einfachste Blümchen, sein eigenes individuelles Leben und seine volle Lebensberechtigung hat, und zwar letztere durch seine selbständige Entfaltung, durch die wunderbare Kraft, von der es bis zu den kleinsten Theilchen herab geschwellt ist, und durch die Harmonie, mit der sich diese Theilchen zum schönen Ganzen zusammenfügen; eine Lebensdurchgang, die ihm in tausendfach höherm Grade zusteht, als einem Gedicht, dem diese Vorzüge fehlen. In einzelnen Gedichten der Sammlung wie: „Die stille Macht", „Bitte um Beistand", „Jesus mein Retter", und in den Nachtviolen, Ritterspornen und Veilchen zeigt sich theils frischere Kraft, theils hier und da ein poetischer Anhauch; aber ein Gedicht, welches durch Vereinigung der angedeuteten Vorzüge die volle Weihe erhalten hätte, haben wir nicht auffinden können, wir müßten denn etwa den Dichter zu Hülfe kommen und von dem Gedicht „Die stille Nacht", das aus sechs Strophen besteht, die letzte als Lied für sich hinstellen:

Dein Tagewerk neigt sich zu Ende,
Das letzte schwere Stündlein naht;
Du faltest zitternd deine Hände
Und bittest Gott um Trost und Rath.
Mit Furcht blickst du zum Weltenrichter —
Da wird's in deiner Seele lichter;
Als reiche Ernte dürft'ger Saat
Schaust du des ew'gen Lebens Pracht
Nun durch der Gnade stille Macht.

Mit diesem könnten wir uns vollständig befreunden. An dem äußern Vorzuge einer leichten Versification und fließenden Sprache fehlt es der vorliegenden Sammlung nicht, wiewol sie einige merkwürdige Trochäen aufweiß, als: „Für mein kleinmüthig Verzagen" und „Kleingläubiger ich bin hier", auch die Grammatik unter dem Reime leiden läßt:

Damit er unberühret blieb
Von dieser Erde Mängel.

Mängel reimt sich nämlich auf Engel, und so mußte die Dativform der Nominativ- und Accusativform weichen. Der Dichter weiß, nach den bereits erwähnten zwei Psalmen zu urtheilen, mit Wärme zu schreiben. Wenn er sich in der Prosaform auf den Moment der Weihe und in der Composition auf die harmonische Entwickelung des einen im Moment der Weihe gewonnenen Grundgedankens beschränken wollte, so würde er, wie wir glauben, sein Hausgärtchen nicht ohne Erfolg bestellen können, jedoch vielleicht besser in ungebundener als in gebundener Rede.

Schuler bringt uns eine neue Bearbeitung des „Hohenliedes" (Nr. 3). Er widmet dasselbe der Jungfrau Maria, die ihm in der Sulamith allegorisch dargestellt erscheint, und bemerkt im Vorworte, „er hoffe eine nicht unwillkommene Gabe allen jenen zu leisten, welche zwar Freunde der Dichtkunst, aber durch die Erzeugnisse so vieler Profandichter abgeschreckt, sich ferner am Dufte der Poesie zu erfreuen, in neuester Zeit sich nun wieder derselben zugewandt, seitdem neuere Poeten angefangen, dem Geschmack an sittlicher und heiliger Kunst eine mit mehr oder weniger Geschicklichkeit bereitete Nahrung wieder zu bieten." Der Dichter gedenkt sodann der Schwierigkeiten, die bei der Arbeit zu überwinden gewesen, schließt mit einer captatio benevolentiae, fügt aber dessenungeachtet, an „die Intentionen des begeisterten Originals" anknüpfend, hinzu, daß er sich wunderbar von oben unterstützt worden sei". Bei der Ueberzeugung von solcher Unterstützung hätte sich der Dichter die captatio benevolentiae ersparen können. Nach der mitgetheilten Stelle aus dem Vorwort könnte man sich versucht fühlen, ihn jener einseitigen ästhetisch-katholischen Richtung zuzuzählen, gegen die wir uns in frühern Artikeln auszusprechen Gelegenheit hatten. Dies ist aber nicht der Fall. Sein ästhetischer Gesichtskreis ist ein weiter und vorurtheilsfreier. Die Dichter neuerer Zeit, die er im Sinne hatte, sind diejenigen, „die ihre Blicke dem Orient zuwandten und ihn aufschlossen, wodurch neues Leben in die blutlosen Adern unsers Lebens gegossen ward".

Schuler legt der biblischen Poesie deshalb eine so besondere Größe, Tiefe und Schönheit bei, weil keine Poesie gleich ihr so materiell und ideell, so frei sinnlich und streng sittlich, so natürlich und übernatürlich zugleich sei. Er nennt den Hiob den jüdischen Faust, durchwebt von dem in der Geduld geprüften Glauben des Gerechten; die Psalmen die halbe Lösung dieses sphinxhaften Räthsels, darin die in der Geduld genährte Hoffnung des christlichen Gnadenlebens vorwalte; und das dritte, bedeutendste Kunstwerk der heiligen Dichtung, das Hohelied, eine Offenbarung von der Bedeutung des Menschenlebens, wo zum Lohne der geprüften und ausharrenden Geduld Gott und Menschheit sich gleichsam im Kusse der Liebe begegnen. In dieser Idee findet er den Vereinigungspunkt für die verschiedenen Ansichten der kirchlichen Interpreten, welche unter der Sulamith bald die Seele, bald die Kirche oder die Synagoge, bald Maria verstehen; denn die Kirche sei ja der ideale und doch reale Complex der Seelen, Maria aber die Personification der Kirche, kurz es handle sich bei allen Auffassungen um das eine: „die Liebe Gottes zur Menschheit".

Die Idee an sich ist trefflich. Es läßt sich kein herrlicheres Bild denken, als den anthropomorphisirten Gott als Bräutigam mit der idealisirten Menschheit als Braut zu vermählen. Wie viel großartiger ist ein solcher Liebesbund der Seele mit Gott als das indische Zurückfallen der Seele in Gott: statt Erdrückung und Vernichtung des individuellen Wesens Erhebung desselben zur göttlichen Ebenbürtigkeit, statt Tod höchstes schöpferisches Leben! Idee und Darstellung derselben sind aber zwei sehr verschiedene Dinge. Die Poesie hat die Aufgabe, das Geistige zu versinnlichen, aber im Gebrauche der sinnlichen Mittel sind ihr bestimmte Grenzen gezogen. Nicht alles Sinnliche, nicht alles echt Naturgemäße, nicht alles sittlich Gerechtfertigte, ja selbst nicht alles durch die Weihe der Religion Geheiligte ist poetisch oder plastisch aussprechbar. Wir erinnern an Montesquieu's goldenes Wort: „Telle est la sagesse de la nature, que ce qui ne serait rien sans la loi de la pudeur devient d'un prix infini depuis cette heureuse loi, qui fait le bonheur de l'univers." Die hiernach schon dem erotischen Liede gezogenen ethischen Schranken müssen bei dem religiösen Liede doppelt streng eingehalten werden. Wollte es unter dem Vorwande, daß die Tendenz die gebrauchten Mittel rechtfertige, sich von dem allgemeinen Gesetze emancipiren, so würde es die Regel, daß, je höher der Standpunkt, desto bindender das Gesetz, weil desto gefährlicher die Uebertretung, gänzlich verkennen. Nun würde ganz gewiß nur eine Stimme darüber sein, daß das Hohelied die für die Darstellung des Sinnlichen gezogenen Grenzen mitunter überschreite, wenn es nicht in den Kanon der heiligen Schriften aufgenommen worden wäre. Die Inspirationstheorie ist freilich um die Antwort nicht verlegen, obschon die Synagoge ihren Angehörigen bis ins dreißigste Jahr untersagte, das Gedicht zu lesen. Schuler bemerkt: „Die Kirche Christi konnte dies Verbot unterlassen, theils weil sie ein viel reicheres Gnaden- und Geistesleben hat, theils weil nur eine Wolke der herrlichsten Auslegungen den Verstand des Liedes deutet." Wir aber meinen, daß sich durch die Gegensätze jene Ausschreitung erst recht schroff hervorhebe; und wenn wir auch zugeben wollen, daß die ethischen Nachtheile durch „die Wolke der herrlichsten Auslegungen" vielleicht beseitigt oder doch gemildert werden können, so ist dies im Hinblick auf die ästhetischen Gebrechen, die sich aus den Contrasten in vollster Stärke entwickeln, gewiß nicht der Fall. Schon von diesem Gesichtspunkte aus mußten wir auf die ganze Frage näher eingehen, indem damit zugleich unser Urtheil über das sonst recht tüchtige Werk Schuler's ausgesprochen wird.

Die Inscenirung ist nämlich mit großem Scharfsinn und so geschickt hergestellt, daß unter genauem Anschluß an den biblischen Text, ohne Verschiebung und Zusatz, und mit nur sehr wenigen unbedeutenden Abänderungen ein vollständiges Drama gewonnen wurde. Bis Kap. 4, 7 schließt sich diese Gestaltung ziemlich an die Ewald'sche (vgl. Nr. 22 d. Bl. f. 1853) an: Chor der Frauen, Sulamith, Dialog zwischen Salomo und Sulamith — das alles im Prunksal —; dann dieselben im Weinsaal; Sulamith neben Salomo, wo sie entschläft; Salomo 2, 7; Traum der Sulamith 2, 8 bis 3, 4; Salomo 3, 5; dann der feierliche Einzug in die Residenz; Salomo, Sulamith und Gäste im Prachtsaal 3, 5 bis 4, 7. Von nun aber weicht die Inscenirung von der Ewald'schen ab. Der Dialog zwischen Salomo und Sulamith und die Ansprache der erstern an die Gäste reicht bis 5, 1. Hiermit schließt der erste Act. Im zweiten ist Sulamith im Schlafgemach allein und im halben Traum bis 5, 7; Dialog mit dem Chor der Frauen bis 6, 1; Scene im Garten zwischen Sulamith und Salomo bis 6, 9, Abschnitt 1. Chor der Frauen, Abschnitt 2. Salomo hatte sich entfernt, und es tritt Aminadab, ein fremder Fürst, als Versucher, zu Sulamith; Dialog zwischen beiden bis zu Kap. 7, wo ihn Sulamith mit Vs. 10 und 11 schließt und an des wiedererscheinenden Salomo Brust flieht. Die letzte Scene zwischen Sulamith, Salomo und den Frauen schließt mit 8, 4. Der dritte Act, 8, 5 bis zum Schluß, spielt in Sulamith's Heimat, wohin ihr Salomo gefolgt ist. Im allegorischen Sinn umfaßt der zweite Act „die Tage nach dem Tode Christi bis zu seiner Himmelfahrt", der dritte „die Ehre Christi und seiner Kirche bis ans Weltende". Die allegorische Deutung ist dem Gedanken nach fast durchaus ansprechend; inwiefern aber rücksichtlich der dazu verwandten Mittel unser obiges Urtheil begründet gewesen sei oder nicht, möge der Leser nach einigen Beispielen selbst beurtheilen. Wir stellen dabei die Auslegung, die am Schlusse des Gedichts angefügt ist, unmittelbar neben die hervorgehobenen Abschnitte und lassen durchweg nur den Bearbeiter sprechen:

„O daß er, daß er mich küßte
Mit dem Kuß des Mundes sein!
Lieblicher sind seine Brüste
Als der angenehmste Wein.

„Der Kuß ist die höchste Liebeseinigung. Wie groß das Glück der Braut sei, heben schon damit ihre Genossinnen hervor. Sie wird beneidet um seinen Kuß.... Wer in die innigste Lebensgemeinschaft mit Gott treten will, kann es nicht aus sich, Gott muß mit seiner Gnade den Anfang machen. Merkwürdig ist auch, daß im Hebräischen «küssen» und «unterweisen» ein und dasselbe ist. Ohne Erkenntniß keine Liebe.... «Brüste» statt Minne, das Concrete fürs Abstracte, bedeutet die wärmste, nicht blos männlich starke, sondern auch mütterlich zartsinnige Liebe. Die Kirche liegt Christo an der Brust und saugt die Milch der Gottheit.

Sulamith im Prunksale des Frauenpalastes (Harem).
Eingeführt hat mich der König,
Hier in die Gemächer ein.
Ich frohlocke jubelkönig,
Freue mich an ihm allein.

„Sulamith erhebt nun ihre Stimme. Nicht sie, die arme Hirtin, hat sich eingedrängt; der König hat sie in sein Serail eingeführt. Die Kirche ist von Christus eingeführt.

Meinem Roßgespann am Wagen
Pharaos vergleich ich dich,
Turteltauben muß ich sagen,
Red' von deinen Wangen ich.

„Diese Bilder, obwol uns fremdklingend, sind doch schön. Das vorhin so schüchterne Bräutchen wird nun eine anmuthvolle, hohe, majestätische Königin. Sie ist stolz und feurig, stark wie Salomo's edle Rosse am Königswagen, den ihm der Pharao von Aegypten, sein Schwager, gesendet hatte. Aehnliches sagt Horaz von Lyde, «welche gleich dreijährigem Roß auf offenen Fluren gaukelnd spielt und Berührung scheut» (III, 1). Aehnliches Theokrit von Helena: «Wie das thessalische Roß am Wagen prangt, so war auch die rosenwangige Helena» (Idyl. 18). Ihre Wangen werden mit Turteltauben verglichen. Wie die Tauben rein und keusch sind und nach Verlust des Gatten keinem andern mehr sich vermählen, so die unbefleckte Kirche, die alleinige Braut Christi.

Du bist hold, und niemals welke
Ist von Blumen unser Bett.

„Der Altar der Kirche, das Lager des Bräutigams, ist die welke, immer blühend und grün.

Wie ein Apfelbaum im Haine
Unter Waldesbäumen steht,
Also blühend auch der Meine
In der Männer Mitte geht.
Ich genieß', mich an ihn schmiegend,
Wie verlangend ich's gesucht,
Unter seinem Schatten liegend,
Die dem Gaumen süße Frucht.

„Um so viel zieht Sulamith ihren Bräutigam allen andern Männern vor, als ein blühender duftender, fruchtschwerer Apfelbaum den Vorzug hat vor unfruchtbaren Waldbäumen. Eine Anspielung auf das Kreuz Christi und auf den Apfel im Paradiese. Besonders unter Apfelbäume pflegen sich die Liebenden zu setzen; der Apfel ist eine Hieroglyphe der Ruhe, Schattenruhe, Erquickung. Die dem Gaumen süße Frucht ist die heilige Eucharistie, der Fronleichnam, der als Frucht an dem Baume des Kreuzes hing.

Seht des Königs Brautbett fertig
Aus der Cedernbäume Pracht!
Silbern sind die Fußgestelle,
Und die Lehne glänzt von Gold;
Purpurn ist der Polster Welle,
Mitten schmückt's die Liebe hold.

„Das Brautbett ist das Kreuz; es ist aus Ceder, d. h. ewig. Silber ist das Bild der Reinheit. Hier wohnt die reine Schwester- und Bruderliebe. Am Kreuze hat sich die Gottheit mit der Menschheit, Christus mit seiner Kirche vermählt. Von hier aus geht die Vereinigung der Kirche vor sich, mit seinem Fleische und Blute, mit seiner Gott- und Menschheit. Hier das erste Sacrament der Ehe leiblich, geistig der heiligen Eucharistie. Und diese Minne, sie ist rein wie das Silber, göttlich wie das Gold, das ein Bild Gottes ist. Der Polsterwelle Purpur = sein Blut, das ihm vom Leibe rinnt. Mitten die Liebe, er selbst, die Liebe um der Töchter Jerusalems willen."

Mag man nun auch Stellen wie die hier ausgewählten — andere, noch sinnlichere, legt der Bearbeiter geschickt dem Versucher Aminadab in den Mund — im erotischen Liede zulassen, so gewinnt die Sache doch ein anderes Ansehen, wenn das letztere zur Allegorie des Heiligen erhoben wird. Schon die Nebeneinanderstellung dieser nach allen Richtungen sich diametral entgegenstehenden Dinge, schon die bloße unmittelbare Verbindung von profan und heilig, von höchstem göttlichen Entsagungsschmerz und vollster, stark ausgeprägter Sinnlichkeit, wie wir sie hier in den Purpurpolstern des Harems und dem Blute des Gekreuzigten uns vor Augen gebracht sehen, widersteht jedem gesunden Gefühl; und wenn nun vollends gar vermöge der Allegorie das eine zum Repräsentanten des andern gemacht wird, so steigert sich die Gefühlsverletzung bis zur Unerträglichkeit. Allein auch da, wo die Gegensätze minder schroff sind, bedünkt es uns, als ob damit noch immer viel zu stark gegen Ich. 4, 3 verstoßen, und als ob durch eine derartige Versinnlichung das Geistigen das Sinnliche nicht, wie dies doch der Zweck ist, zum Geistigen emporgezogen, sondern vielmehr das Geistige zum Sinnlichen herabgedrückt werde.

Die lyrisch-epische Dichtung „Die Braut der Kirche", von K. Stelter (Nr. 4) gehört nur insofern in unsern Bereich

als es sich darin um Bekämpfung eines religiösen Irrthums handelt. Die Braut der Kirche ist ein unglückliches Mädchen, das den Schleier nehmen muß, um ein Gelübde der Aeltern zu lösen. Hierdurch wird sie und ihr Geliebter dem Verderben preisgegeben. Der Dichter zeigt aber das Unselige eines derartigen Gelübdes nicht blos am Untergange der Opfer, sondern auch an der späten trostlosen Reue des Vaters, der das Gelübde gethan hatte. Die Absicht ist gut, von der Ausführung können wir nicht dasselbe sagen. Die Erfindung ist dürftig, die Darstellung läßt bei hier und da durchschimmernden poetischen Anblicken doch vielfach das Talent zur Composition größerer zusammenhängender Dichtungen vermissen, und die Form, zwar im ganzen gewandt und fließend, leidet stellenweise (wie z. B. S. 31, 34, 43, 47, 53) an unverzeihlichen Flüchtigkeiten und Härten, ja selbst sinnstörenden Auslassungen und falschen Constructionen.

Wir schließen mit einem bisher unbekannten geistlichen Liederdichter des vorigen Jahrhunderts. Der elsässische Zimmermann, dessen Lieder (Nr. 5) von Stähelin und Wackernagel hier eingeführt werden, heißt Johann Michael Meckert; er lebte von 1727—1808, und Wackernagel zählt ihn zu den „auserwählten, begabten und begnadigten" Menschen. Nicht eine breite Strömung der Zeit, noch die befruchtende Atmosphäre eines ihn rings umgebenden christlichen Lebens, sondern ein plötzlicher Gnadenstrahl sei es gewesen, der dem Dichter über die Offenbarung durch die Natur hinaus den Weg zu der Offenbarung in Christo gewiesen und die selige Wiedergeburt in ihm erfüllt habe; und diese zwiefache Abgeschlossenheit von der Welt sei bei Beurtheilung seiner geistlichen Liederdichtung, die sich an Terstegen und Paul Gerhardt anlehne und diese Dichter nicht selten nach- als verwandtschaftlich wiederklinge, nicht außer Acht zu lassen, um ihr in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln gerecht zu werden.

Ueber die Entdeckung des Dichters und seinen schriftstellerischen Nachlaß gibt Stähelin folgende Auskunft. Ein elsässischer Geistlicher, ein Großsohn Meckert's, besitzt noch sechs Bände seiner Tagebücher, die in der Familie fort und fort in Ehren gehalten und gelesen werden. Um sie für weite Kreise fruchtbar zu machen, sandte sie derselbe an das Comité der Tractatgesellschaft zu Basel, und Stähelin erhielt sie, um nach Befinden einen Tractat daraus herzustellen. Dies schien ihm unthunlich, die geistlichen Lieder aber, die den größten Theil der Handschrift ausfüllten, erregten sein höchstes Staunen, und es schien ihm unrecht, sie in der Dunkelheit zu lassen. Stähelin schickt den Liedern auf Grund einer vom Enkel des Dichters ihm zugekommenen Lebensbeschreibung eine biographische Notiz voraus, welche sich jedoch hauptsächlich mit seinem innern Leben beschäftigt und das äußere, namentlich eine Reise nach Ostindien und einen siebenjährigen Aufenthalt in Ceylon, nur andeutet. Alles, was wir darüber hören, ist Folgendes. „Am 22. Januar 1749 landete er nach manchem Abenteuer und nach mancher Bereicherung seiner Erfahrung, die er in den Tagebüchern oft gar anmuthig schildert, auf der Insel Ceylon und trat dort in der Hauptstadt Colombo bei einem Meister seines Gewerbes in Arbeit. Sieben Jahre ist er dageblieben; nach seinem innern Leben, wie aus spätern Bekenntnissen hervorgeht, noch ohne wirkliche Erfahrung der sündenvergebenden Gnade und Liebe Christi, aber im übrigen ein was man nennt rechtschaffenes und ehrbares Leben führend und nichts weniger als gleichgültig gegen die göttlichen Dinge. „An jedem Orte, wohin ich auf meinen Reisen kam", sagt er selbst, „besuchte ich überall zuerst die Kirche." Auch die Natur erfreute ihn bereits am meisten, wenn er sie als die Schöpfung Gottes betrachtete. Seine Tagebücher sind voll von recht ansprechenden Beschreibungen des Merkwürdigen, das ihm auf diesem Gebiete in der fremden Zone vor Augen trat; mancherlei Abbildungen finden sich daneben, die ein nicht unbedeutendes Talent verrathen, und hier und da steht schon ein geistlicher Liedervers dazwischen oder ein Aufsatz über die götzendienerischen Religionen, die er rings um sich her in Uebung sah."

Heimweh führte ihn in die Heimat zurück und ließ ihn das im fernen Lande gebotene äußere Glück verschmähen. Er wußte sein Handwerk zur Kunst zu erheben, stattete das Steinthal mit Uhren aus, versuchte sich als Orgelbauer, studirte naturgeschichtliche, geographische und astronomische Werke, blieb bis ins höchste Alter strebsam, mit ungeschwächtem Interesse für neue Erfindungen und Verbesserungen auf den menschlichen Arbeitsgebieten, und freute sich noch im achtzigsten Jahre darüber, daß „die Welt doch immer gescheidter werde". „Alle diese mannichfachen Anlagen, Thätigkeiten und Neigungen", bemerkt Stähelin, „erhielten nun aber erst ihren rechten Zusammenhang und ihre wirksame Bedeutung für das Leben unsers Freundes, als das Licht, «das alle Menschen erleuchtet», in voller Klarheit in seiner Seele aufging, und es ihm gegeben wurde, ein versöhntes und zu Gnaden angenommenes Kind seines himmlischen Vaters zu werden. Die trostlose Oede jener Zeit, in der das Wort der Wahrheit mehr als theuer, und die von dem Segen des Evangeliums kaum noch etwas wußte, mag die Schuld daran getragen haben, daß er trotz seines sittlichen Sinns und seiner vielfachen Empfänglichkeit für die Gabe Gottes, bis in sein vierzigstes Jahr dahinging, ohne doch das Beste bei ihm zu suchen und von ihm zu empfangen." Es wird nun erzählt, wie sich auf die Frage eines Fremden: „Habt Ihr Jesum lieb?" die große Umgestaltung seines Innern, das größte und heiligste aller Wunder, die Neugeburt durch Wasser und Geist, in ihm vollzogen habe, und hieran der Bericht über seine fernere geistige Entwickelung und die wichtigsten in seinen Dichtungen ausgesprochenen Momente geknüpft. Hiermit wäre der Dichter charakterisirt. Die Form, in der sein Biograph von ihm spricht, wird je nach dem religiösen Standpunkte des Lesers mehr oder minder anziehen. Stähelin spricht den Wunsch aus: „Möge der reiche Herr, dem es gleich ist, durch viel oder wenig zu helfen, auch auf die Zeugnisse dieses «Stillen im Lande» seinen Segen legen." Es fragt sich, ob es nicht besser wäre, wenn die „Stillen" die Consequenz ihres Namens nie vergäßen und ganz besonders über ihre innersten und geheimnißvollsten Herzenserfahrungen ein discretes Stillschweigen beobachteten, oder doch, wenn der Drang sie treibt, die göttlichen und christlichen Wohlthaten aus individuellen Bezeigungen zu verherrlichen, dazu eine Ausdrucksweise wählten, die sie von ihren übrigen Menschenbrüdern als minder scharf abgesondert erscheinen ließe — denn das Urtheil in solchen Dingen sollten wir alle billiger- und christlicherweise Gott überlassen —, allein wir sehen durch die Form auf den Kern und finden in dem Dichter einen guten Christen und wackern Menschen, der seinen Lebenslauf endlich erfüllt, seinen Nächsten liebt und sich durch einen fortdauernd theilnehmenden Verkehr mit der Welt, ganz besonders aber mit einer fröhlichen Kinderschar, die er um sich zu versammeln pflegt und die gern seinen Worten lauscht, auch im Alter noch jung und frisch erhält. Der Herausgeber hat mit richtigem Takt nur eine knapp bemessene Zahl von Liedern des Naturdichters der Oeffentlichkeit übergeben. Sie zeichnen sich durch Einfachheit, Kindlichkeit und innige Naivetät aus, klingen auch manchmal im Tone höherer Begeisterung wider. Nur selten zeigt sich jene Aeußerlichkeit, der man sonst in der Richtung, welcher der Dichter angehört, häufiger begegnet, z. B. S. 51:

Ich bin's viel zu gewisse,
Wie kostbar, mild und süße
Schon hier mein Jesus schmeckt u. s. w. —

oder eine Wortspielerei, wie in der „Wunderbetrachtung" und in dem Gedicht: „Die Schönheit Christi", das sonst manches Schöne enthält.

Der Herausgeber hat, wie Wackernagel mit vollster Billigkeit bemerkt, das Dargebotene nicht allein aus der alterthümlich und ländlich fehlerhaften Schreibung in unsere Rechtschreibung übertragen, sondern auch im übrigen noch die Feile darangelegt; und es scheint uns am Platze, gegenüber der großen Vorliebe,

mit welcher man von manchen Seiten her das alte geistliche Lied auch zum praktischen Gebrauche in völlig unveränderter Form wiederhergestellt wissen will, auf eine so bedeutende Autorität wie Wackernagel, dem gewiß niemand eine Geringschätzung des Alten zur Last legen wird, hinzuweisen. Er erklärt sich auf das bestimmteste dagegen, daß es Pflicht des Sammlers sei, „alle störenden Härten, alle Sprachwidrigkeiten, alle Miß- und Unverständlichkeiten, alle die Mängel des Aeußern, die nur von menschlicher Unbeholfenheit oder von einem entarteten Geschmack der Zeit verschuldet sind, unangetastet stehen zu lassen" und begründet dies in folgender Weise:

„Die Gemeinde und die Kirche im Haus haben andere Bedürfnisse als der Sprach- und Literarhistoriker, und gerade der Literarhistoriker weiß, daß der Volksgesang (und der Gesang in der Kirche soll doch wol ein Volksgesang sein!) von jeher nur gelebt und weiter gelebt hat, indem er mit Geschlechtern wuchs und wechselte, und daß in solch lebendiger Weise schon der erste Anfang unsers evangelischen Kirchenliedes nur auf dem Grunde des Volksliedes fortgebaut, daß Luther selbst mehr als eins seiner Lieder mit Umänderung aus ältern, schon vor ihm gesungenen geschöpft hat. So war es dem Grundsatze nach, wenn auch nicht überall in der Ausführung, ein Verdienst des hannoverschen Liederbuchs von 1647, daß hier zuerst wieder mit Bewußtsein unternommen ward, das Kirchenlied den übrigen Fortschritten der deutschen Dichtkunst nachzubringen: jetzt aber, wo die belletristische Bildung noch viel allgemeiner, wo irgendwie auch der Niederste von ihr berührt ist, wäre es doppelt unrecht und ein Unrecht gegen die Kirche und das Kirchenlied selbst, eigensinnig hier an allem, auch dem Gleichgültigsten, auch dem Verkehrtesten der Ueberlieferung, nur weil es so überliefert ist, zu haften und damit diejenige Art der Dichtung, die allen andern voranleuchten sollte, dem Vorurtheil und der Geringschätzung preiszugeben, diesen Bach des Lebens abzudämmen gegen die übrige Literatur, deren Strömung er verklären könnte."

Otto Heubner. *)

Zur Shakspeare-Literatur.

Shakspeare's Romeo und Julia. Eine kritische Ausgabe des überlieferten Doppeltextes mit vollständiger Varia lectio bis auf Rowe. Nebst einer Einleitung über den Werth der Textquellen und den Versbau Shakspeare's. Von Tycho Mommsen. Oldenburg, Stalling. 1859. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diese Schrift unsers gelehrtesten Kenners der ältern englischen Literatur und Sprache ist für die Originalwerke des großen Dichters, den Deutschland gleichsam adoptirt hat und unter die eigenen Söhne rechnet, von zu großer Wichtigkeit, als daß wir nicht den Versuch machen sollten, auch in weitern über die Gelehrtenzunft hinausgehenden Kreisen Interesse für sie zu erwecken. Sie bietet uns keineswegs eine neue Ausgabe von „Romeo und Julia"; sie liefert vielmehr nur den vollständigen kritischen Apparat zu einer solchen, und es handelt sich mithin um die Frage, ob und wie weit auch bei neuern Dichtern kritische Ausgaben ihrer Werke ein Bedürfniß sind und ob insbesondere zur Herstellung einer solchen Ausgabe Shakspeare's auch deutsche Gelehrte mitwirken dürfen und können. Eben weil es sich darum handelt, werden viele der Schrift unbesehens den Rücken kehren. Denn sie stößt nicht nur auf die allgemeine Gleichgültigkeit unserer Zeit für alle Dinge, an denen kein sogenanntes praktisches Interesse haftet, sondern auch auf ein hartköpfiges Vorurtheil, das um so schwerer zu bekämpfen ist, als es scheinbar, d. h. gegenüber dem Misbrauch und den Uebertreibungen der philologischen Kritik, recht hat. Dies Vorurtheil nimmt verschiedene Gestalten an, je nach der Bildungsstufe derer, die es hegen. Wir wünschen zwar, sagen die einen, Shakspeare nicht nur in der Ursprache zu lesen, sondern auch in einem klaren, gereinigten und geläuterten Text, womöglich wie er aus der Feder Shakspeare's selbst geflossen; aber verschont uns mit einer kritischen Einleitungen, euern philologischen Commentaren, einem endlosen Conjecturenkriege und jenem Heere von Noten und Anmerkungen, die, nachdem sie einmal Platz gegriffen, täglich anschwellen, bis sie den Text fast verdrängt haben; dieses geistige Strohdreschen hat uns schon in der Jugend den Geschmack an den alten Classikern verdorben, wir wollen uns dadurch nicht auch den Sinn für die lebensvolle Charakteristik, den sprudelnden Humor, das tragische Pathos Shakspeare's, das nicht am einzelnen Worte hängt, abstumpfen lassen! Die so sprechen, haben vollkommen recht, wenn sie mit ihren Vorwürfen die Silbenstecherei und Wortklauberei gewisser Philologen der classischen Literatur meinen, die ihrem Autor nicht eher genuggethan zu haben glauben, als bis sie jedes Komma, jeden Buchstaben diplomatisch belegt haben. Aber sie schütten das Kind mit dem Bade aus, wenn sie alle Noten, allen kritischen Apparat überhaupt verwerfen. Denn ein sicherer, kritisch gereinigter Text, der sich als solcher nicht auch ausweist, eine Verbesserung oder sogenannte Emendation, die ihre Nothwendigkeit nicht erhärtet, ist ein Gebäude ohne Fundament, ein Faß ohne Boden: im Gebiete der Kritik gibt es keinen Glauben auf Autorität.

Eben darum, rufen andere, fort mit der ganzen Kritik! Was kümmert es uns überhaupt, ob Shakspeare so oder so geschrieben hat, ob dies und jenes Wort aus seiner oder einer andern Feder stammt; gebt uns einen Text, der womöglich in jeder Zeile echte Schönheit des Inhalts und der Form zeigt, so wollen wir ihn dankbar hinnehmen und freudig genießen, ohne die einzelnen Schönheiten nach ihrem Geburtsschein und ihren Taufzeugen zu fragen. Wahrhaft künstlerischer Sinn begeistert sich an Kunstwerke und für das Kunstwerk ohne Rücksicht, von wem es berührt, und ob dieser Arm oder jener Fuß restaurirt ist, wenn er nur gut und schön restaurirt ist. Allerdings, so verfährt der wahrhaft künstlerische und poetische Sinn, und seine Gleichgültigkeit über den Ursprung des Werks oder einzelner Theile desselben ist vollkommen berechtigt. Aber diese Gleichgültigkeit hört nothwendig auf, wenn es sich fragt, ob dies oder jenes schön oder nicht (denn in diesem Falle ist es nicht gleichgültig, ob von einem großen Künstler oder von einem Stümper herrührt), sie verliert sich von selbst, wenn, der menschlichen Natur gemäß, aus der Begeisterung für das Kunstwerk das Interesse für seinen Urheber hervorwächst, wenn die Mannichfaltigkeit der Werke desselben Dichters den Geist zwingt, sie unter einem charakteristischen Gesammttypus zusammenzufassen, der nur die geistige Persönlichkeit des Dichters sein kann. Endlich kann etwas an und für sich schön sein und doch in den Stil und Charakter eines größern Ganzen so wenig hineinpassen, daß es an der bestimmten Stelle unschön wird. Welch buntscheckiges Allerlei würden wir erhalten, wenn es zufolge jener Gleichgültigkeit jedem Herausgeber Shakspeare's freistände, den Text beliebig zu ändern, um Schöneres an die Stelle zu setzen! Wer sich die Mühe nehmen will, einen Blick in die ältern Ausgaben von Hanmer, Warburton u. a. zu werfen, wird sich bald überzeugen, daß dies Verfahren nicht nur das historische Gepräge jeder Dichtung allgemach gänzlich verwischen und schließlich eine Literaturgeschichte unmöglich machen würde, sondern auch in ästhetischer Beziehung unvermeidlich zu Verunstaltungen führen, welche die Schönheit, auf die es allein jener hochästhetischen Gleichgültigkeit ankommt, mehr gefährden als alle Pedanterei philologischer Kleinmeister mit ihrer götzendienerischen Ehrfurcht vor dem überlieferten Buchstaben.

Noch andere endlich werfen uns ein: Wozu sollen Deutsche um kritische Textausgaben des englischen Dichters

*) Der hulvreiche Act, durch welchen Heubner der Freiheit und den Seinen wiedergegeben wurde, gestattet uns, jetzt seinen Namen zu nennen, während seine bisherigen Beiträge zu d. Bl., deren Abfassung ihm während seiner Gefangenschaft in Waldheim gestattet war und um welche wir denselben um so lieber ersuchten, als er dadurch anderer Arbeiten überhoben wurde, den bestehenden Vorschriften gemäß nur ohne seinen Namen abgedruckt werden durften. D. Red.

ihen? Ueberlassen wir dies Geschäft den englischen Gelehr-
Shakspeare ist ein deutscher Dichter geworden durch die
chen Uebersetzungen, die man uns von seinen Werken ge-
t hat; auf Deutsche wirkt er in ihnen besser und stärker
n Originaltexte; man verbessere also diese Uebersetzungen,
mache sie mehr und mehr dem Volke zugänglich: das ist
, was vom Standpunkte der Aesthetik wie der nationalen
ng und der Literaturgeschichte gefordert werden kann. Auch
Meinung liegt eine gewisse Wahrheit zu Grunde. Wer
speare's Dramen im englischen Text nicht lesen kann oder
bedarf allerdings keine kritische Ausgabe desselben; dem
en Theil des Volks, vielleicht auch der Gebildeten, werden
r nur Uebersetzungen zugänglich sein, und eine gute Ueber-
g genügt allerdings, um eine Dichtung im ganzen und gro-
der vielmehr im groben kennen zu lernen. Aber daß eine
setzung, und wäre sie noch so vortrefflich, besser und stärker
s Original wirke, und daß zur Förderung der nationalen
ng eine größtmögliche Ausbreitung der Kenntniß des Eng-
nicht sehr wünschenswerth wäre, werden uns die deutschen
ten — zu denen wir uns selbst rechnen zu dürfen glau-
— schwerlich je beweisen können. Jedenfalls konnte ein
ß erst erstehen, nachdem ein F. A. Wolf und seine bedeu-
n Vorgänger den Text der Homerischen Dichtung kritisch
rt und philologisch verständlich gemacht hatten; und ebenso
ein A. W. Schlegel erst möglich, nachdem ein Malone,
ens, Chalmers u. a. den Shakspeare'schen Text, wes
s in seinen Grundzügen, kritisch hergestellt hatten. An
solchen Herstellung der Meisterwerke des classischen Alter-
l haben die besten Köpfe aller Nationen seit zwei bis
Jahrhunderten gearbeitet. Shakspeare scheint uns einer
n Mühwaltung nicht unwürdig zu sein; jedenfalls hat er
e deutsche Literatur und die deutsche Bildung sich so ver-
gemacht, daß es wie eine Pflicht der Dankbarkeit erscheint,
deutscher Fleiß und deutscher Scharfsinn das Ihrige bei-
n suchen, um die klare Schönheit des großen Meisters von
Verunstaltungen, die sie von Anfang an durch Nachlässig-
d Roheit, Anmaßung und Unverstand erlitten, zu befreien.
Kritik aber, bemerkt Mommsen mit Recht, läßt sich, wenn
thaft gemeint ist, nicht für den Theetisch der Damen zu-
machen; bei jedem Versuch dieser Art müssen entweder die
oder die Damen zu kurz kommen. Ernsthaft aber nennt
r diejenige Kritik, die bei Shakspeare ganz nach denselben
Sätzen verfährt, nach denen seit Jahrhunderten die großen
ten des classischen Alterthums bei ihren Ausgaben der
chen und römischen Autoren verfahren sind. Sie hat er
m Muster genommen, und jeder Kenner wird ihm das
ß geben, daß er in Genauigkeit und Gründlichkeit bei
zung des Materials, in Schärfe und Gediegenheit des
ls hinter seinen Mustern nicht zurückgeblieben ist.
Demgemäß bildet den Kern seines Buchs der sorgfältige
abdruck der beiden ältesten (Quart-) Ausgaben von „Ro-
nd Julia", von denen die erste im Jahre 1597, die zweite
gedruckt wurde und die nur noch in wenigen Exemplaren
Hand vorhanden sind. Beide sind von ungleichem Werthe,
erste ist offenbar eine sogenannte Raubausgabe (piratical
), d. h. nur nach stenographischen Aufzeichnungen während
Aufführung des Stücks, ohne Wissen und Willen des Dich-
gedruckt. Die zweite dagegen ist für „Romeo und Julia"
chtigste, entscheidende Autorität. Denn sie ist einerseits
Wahrscheinlichkeit nach die einzige, an welcher Shakspeare
mittel- oder unmittelbar sich betheiligt hat; andererseits
sie augenfällig die Grundlage, auf welche direct oder in-
sowol die drei folgenden Quartausgaben des Stücks wie
n bekannten Folioausgaben (der sämmtlichen Werke) sich
. Dies weist der Verfasser in der Einleitung mit ebenso
Gelehrsamkeit als Scharfsinn nach, und charakterisirt dabei
h nicht nur die übrigen genannten Ausgaben, sondern auch
genannten Perkin-Shakspeare (d. h. ein von Collier auf-
nes Exemplar der zweiten Folioausgabe mit vielen hand-
schriftlichen Correcturen von der Hand eines Zeitgenossen). Danach kann es für jeden Unbefangenen keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Werth der ersten Folioausgabe viel zu hoch angeschlagen wird, wenn man sie allen Quartausgaben der einzelnen Stücke vorzieht. In England vertritt diese Ansicht nur noch C. Knight, in Deutschland leider Delius, der seiner sonst so verdienstlichen Ausgabe dadurch beträchtlich geschadet hat. Die Einleitung des Verfassers gibt aber auch zugleich drei vortreffliche Abhandlungen über die Synkope einiger grammatischer Endungen, über den Versbau Shakspeare's und über den Reim, die jeder Lehrer der englischen Sprache mit großem Nutzen lesen wird und kaum ungelesen lassen darf.

Allein der Verfasser hat sich nicht begnügt, das Hauptmaterial für eine möglichst authentische Herstellung des Shakspeare'schen Textes von „Romeo und Julia" zusammenzustellen und kritisch zu sichten; er hat sich zugleich mit minutiöser Sorgfalt dem höchst mühevollen Geschäft unterzogen, alle übrigen in Betracht kommenden Ausgaben zu vergleichen und die abweichenden Lesarten, die sie darbieten, unter dem Text der beiden abgedruckten ältesten Quarteditionen zu vermerken. Damit ist jedem künftigen Herausgeber von „Romeo und Julia" die gesammte varia lectio in übersichtlichster Form vor Augen gestellt, und somit auch jedem deutschen Kritiker die Möglichkeit geboten, mit den englischen Herausgebern um den Preis der Genauigkeit der Textrestitution wie der Besonnenheit und Schärfe des Urtheils zu rivalisiren.

Mommsen beabsichtigt ähnliche Zusammenstellungen auch für die übrigen Dramen Shakspeare's, von denen Quartausgaben sich erhalten haben, nach und nach zu liefern. Fände sein Unternehmen bei dem Publikum die gebührende Anerkennung, so wäre damit dem deutschen Geiste die Möglichkeit eröffnet, auch an den Shakspeare'schen Dramen die Meisterschaft philologischer Gründlichkeit und wissenschaftlicher Kritik zu bewähren, die ihm längst im Gebiete der classischen Literatur wie des orientalischen Sprachenkreises von allen Nationen zugestanden ist, und damit jene Pflicht der Dankbarkeit gegen die Manen des größten dramatischen Dichters der Welt zu erfüllen.

Hermann Ulrici.

Literarische Notizen.

Der „Fuchsmundi".

Joseph Anton Stranitzky, der Begründer des deutschen Theaters in Wien zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, ist zugleich Verfasser des bekannten „Fuchsmundi", einer Sammlung dramatischer Scenen, die ganzen Generationen komischer Schauspieler als Fundgrube des Witzes gedient hat. Ich habe über dies Buch kürzlich in der „Zeitschrift für Culturgeschichte" ausführlicher gehandelt, sehe mich aber jetzt in der Lage, berichtigend hinzuzufügen, daß das Buch in einem merkwürdigen Verhältniß zu Gherardi's „Théâtre italien" steht. Von dem Maister Veltheim behauptet Gervinus (III, 451), daß er „die Entwürfe in dem «Théâtre italien» von Gherardi, die aus dem Stegreif aufgeführt wurden", benutzte. Diese Notiz ist insofern nicht ganz genau, als den Hauptinhalt von Gherardi's „Théâtre italien" nicht Entwürfe, sondern vollständige Lustspiele oder wenigstens ausgeführte Scenen bilden und Gherardi sagt selbst: die vorliegenden Stücke seien nicht „de ces pièces italiennes, dont j'ai prétendu parler — quand j'ai dit, qu'on ne les sçaurait imprimer, à cause qu'elles sont inseparables de l'action et que les Italiens jouent sans rien apprendre par coeur: mais ce sont de celles où la troupe était obligée (pour se conformer au gôut et à l'intelligence de la plupart de ses auditeurs) de faire inserer plus de français qu'elle n'y mettait d'Italien et que Messieurs les auteurs appellaient Comédies françaises accomodées au théâtre italien".

Roberstein bezweifelt, daß Veltheim „die Entwürfe in dem «Théâtre italien»" von Gherardi benutzt habe, da er schon um die Mitte der neunziger Jahre starb, das „Théâtre italien" aber

erst 1694 zu erscheinen anfing. Wenn dieser Einwand wie es scheint vollständig begründet ist, so stellt sich dagegen zwischen dem obengenannten Handbuch deutscher Hanswürste, dem „Fuchsmundi", und dem „Théâtre italien" von Gherardi eine so enge, bisher meines Wissens nicht bemerkte Verwandtschaft heraus, daß wenn die Entstehung beider nicht auf ältere italienische Quellen zurückzuführen ist, Stranitzky von dem Vorwurf nicht freigesprochen werden kann, den Italiener in großartigem Maßstab geplündert zu haben.

Man vergleiche z. B. die Schilderung des Schlaraffenlandes bei Stranitzky und Gherardi, von der ich nur ein Stück zur Vergleichung mittheile:

Fuchsmundi.

Der Kayserliche Pallast ist von eitel Berg-Crystall gebauet, die Säulen an den Thoren bestehen aus lauter großen Tobacks-Rollen, das Dach ist von dem feinsten Kammer-Tuch, und die Fenster sind aus den feinsten, zartesten Niederländischen Spitzen gemacht.

Arlequin.

Le Palais de l'Empereur est fait de Cristal minéral, les Colonnes du Portail de Tabac en Corde, le toit d'un fort bon Bouracan de Flandres et les fenêtres d'un des plus fins Points de France qu'on ait jamais veu.

Doctor.

Das ist etwas unerhörtes, aber die Leute in selbigem Lande, essen sie auch wie hie?

Le Docteur.

C'est bien particulier. Et comment vit-on en ce Pays-là? Y mange-t-on de même qu'icy?

Fuchsmundi.

Sie essen und essen auch nicht.

Arlequin.

Ouy et non.

Doctor.

Wie soll ich dieses verstehen, daß sie essen und nicht essen?

Le Docteur.

Qu'est-ce à dire, ouy et non?

Fuchsmundi.

Sie essen, wenn man reden will von den Speisen, deren sie sich bedienen und essen nicht zu versteben, auf solche Manier wie hier zu Lande.

Arlequin.

Ouy pour les vivres, on y mange de tout ce que l'on mange icy et non pour la manière de manger, qui est toute differente de la notre.

Doctor.

Das kann ich nicht begreiffen.

Le Docteur.

Comment donc?

Fuchsmundi.

Der Herr höre mich nur

Arlequin.

Vous allez voir.

Und so weiter. Denn wozu weiter abschreiben; da auch das Folgende ziemlich wörtlich übereinstimmt, nur daß die Sache in „Fuchsmundi" auf eine Scene beschränkt ist, während uns im „Empereur dans la Lune" eine Reihe von Auftritten aus einem dreiactigen Lustspiel vorgeführt wird.

In einem der letzten Stücke des „Fuchsmundi", in welchem neben Corneille, Racine und Molière auch Gherardi als solche erwähnt werden, die „Komödien gemacht haben", findet sich jene hübsche Inhaltsangabe, die Fuchsmundi von einem Stück, genannt „Die Einäscherung von Troja", gibt. Diesem entspricht wieder eine Scene in „Arlequin Protée". Auch hiervon eine kleine Probe:

Jungfer.

Was vermeynt der Herr für eine Action zuerst zu präsentiren?

Colombine.

Mais quelle Pièce jouerez-vous d'abord?

Fuchsmundi.

Ich habe Willens, die Einäscherung von Troja zuerst vorzunehmen.

Arlequin.

Noi cominciaremo per l'Incendio di Troia.

Jungfer.

Gut! es gefällt mir nicht übel, es mag auch wohl von einem schönen Innhalt sein. Was will aber der Herr für einen Part machen?

Colombine.

•Ah si si, mi piace, il soggetto è buono. E che personnagio farete?

Fuchsmundi.

Nothwendig den fürnehmsten, denn ich werde das Trojanische Pferd agiren.

Arlequin.

Il personagio principale. C'est moy qui feray le Cheval de Troye.

Jungfer.

Ich weiß aber nichts davon, und möchte überaus gerne Wissenschafft davon haben.

Colombine.

Ditemi per grazia l'historia di questo Incendio de Troia.

Fuchsmundi.

Nun, es besteht darinnen — es ist folgender Massen zugegangen. Ach! es ist gar zu weitläuffig zu erzehlen.

Arlequin.

Volontieri. C'est — c'est — mais tout le monde sçait cela.

Colombine.

Io non la sò e vorrei ben saperla.

Arlequin.

C'est — mais cela sera trop long.

Jungfer.

Es ist nichts dran gelegen.

Colombine.

Non importa.

Fuchsmundi.

So will ich es denn in kurtzen Worten erzehlen. Die Einäscherung bekam Händel mit der Stadt Troja und wollte sie einmals überfallen, aber eben da es geschehen sollte, kam ein überaus starker Regen der Stadt zu Hülffe und löschte die Einäscherung zu rechter Zeit aus, daß sie wieder abziehen muste. Das Ende der Historie laufft auf einen überaus großen und dicken Rauch hinaus u. s. w.

Arlequin.

Voicy ce que c'est. L'Incendie eut quelque difference avec Troye et un jour il voulut l'attaquer: mais dans le même temps il arriva une très grande pluize qui vint au secours de Troye et qui mouilla furieusement l'incendie, lequel enrage se retira et l'histoire finit par une grande fumée etc.

Es scheint mir nicht wahrscheinlich, daß diese Uebereinstimmung, die sich sehr weit erstreckt, auf einer dritten, von beiden benutzten, italienischen Quelle beruhe. Ich will kein großes Gewicht darauf legen, daß Gherardi selbst die im „Théâtre italien" mitgetheilten Scenen „l'ouvrage de plusieurs personnes d'esprit de mérite" nennt und von ihnen sagt, daß sie „comme enchassée dans nos sujets" waren, d. h. doch wol, daß diese Scenen in Paris für die pariser Truppe, in deren Stoffe und Stücke sie ganz eingepaßt waren, geschrieben wurden. Aber abgesehen hiervon ist z. B. in den Stücken, die ich oben habe abdrucken lassen, die Uebereinstimmung doch eine zu nahe liche, als daß an etwas anderes als an Uebersetzung der Gherardi'schen Stücke durch Stranitzky zu denken wäre. Wenn der letztere für seine Aufführungen aus Italien mitgebrachte Entwürfe benutzte, warum sollte er nicht die im „Théâtre italien" so bequem gelegene Quelle auch in seine Gärten leiten? Sehr ich glauben darf, die Quelle des „Fuchsmundi" in Gherardi nachgewiesen zu haben.

Interessant ist es übrigens zu sehen, wie die Scenen Gherardi's, die schon an sich von einer Derbheit sind, von der man schwer begreift, wie sie der Hof Ludwig's XIV. ertrug, in der deutschen Bearbeitung an Roheit zugenommen haben, um sie einem deutschen und speciell einem wiener Publikum vom Anfang des vorigen Jahrhunderts genießbar zu machen.

Wilhelm Hauff's Reiterlied.

Ich habe eine Parallele zu einigen Strophen von Wilhelm Hauff's bekanntem Reiterlied „Morgenroth, leuchtest mir zu frühem Tod" aufgefunden, von der ich kaum weiß, wie ich sie erklären soll. Für einen Zufall sind die Aehnlichkeiten und Gleichheiten zu stark und bei einer Nachahmung begreift man nicht recht, wie Hauff gerade auf dieses Gedicht als Modell verfallen. Die Strophen nämlich, mit denen einige Hauff'sche so wunderbare Aehnlichkeit haben, finden sich in den Gedichten Johann Christian Günther's, des bekannten verbummelten Genies (1695—1723), dessen Erzeugnisse, vermuthlich gehoben durch die Folie der jammervollen Wasserdichter Besser, Canitz und Genossen, beiläufig gesagt heutzutage von manchem Literarhistoriker überschätzt werden. Er ist keineswegs ohne Talent, aber sein Talent erstickt in dem Wuste der damaligen Steffe und Fermes

Vern dagegen Gervinus (III, 500) meint, er würde auch bei günstigern Umständen sich nicht viel höher geschwungen haben, so bin ich zwar im ganzen auch dieser Ansicht, die Worte der Briefe aber, woraus Gervinus dieses schließt, können meines Erachtens nicht als Beweis angeführt werden. Denn wenn es dort heißt, daß er „bei heranwachsendem Alter die Thaten des allerglorwürdigsten österreichischen Heldenhauses mit unterthänigsten Lippen anstimmen und wol endlich mit der Gnade des Allerhöchsten versuchen werde — die Gesetze der Natur, Bewegung des Himmels und die Ordnung der Zeit denen Römern und Griechen auf deutscher Leier nachzuspielen", so darf man in diesen Worten wol keinen bestimmten Vorsatz und also auch nicht die Aussicht dargelegt finden, daß auch er sich nicht weiter versucht haben würde „als die Hof- und Naturdichter seiner Zeit, ein Pietsch oder Brockes". Vielmehr sollen diese Worte nur theils die leichtfertige Satire, theils die Unvollkommenheit seiner „noch in der Wiege liegenden" Poesie durch Hinweisung auf schönere zu Leistendes entschuldigen, wobei es ihm darauf ankommen mag, recht ehrenfeste Themata zu nennen.

Indessen revenons à nos moutons. Die zu parallelisirenden Strophen sind folgende:

Günther. Klagt den seiner ungetreuen Liebsten. (Nachlese, S. 98.)	**Wilhelm Hauff.** Reiters Morgenlied.
Strophe 1.	**Strophe 2.**
Sie gedacht,	Kaum gedacht,
Der gelacht, jetzt ausgelacht:	Wird der Lust ein End' gemacht.
Gehen an das Herz gerissen,	Gestern noch auf stolzen Rossen,
Von der Brust geschmissen,	Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in die Gruft gebracht.	Morgen in das kühle Grab.
S. 1. (d. h. wol: Da Capo.)	
Strophe 3.	**Strophe 3.**
Und so bald	Doch wie bald,
Mit die Schönheit die Gestalt?	Welket Schönheit und Gestalt!
Nahmst du gleich von deiner Farbe,	Prahlst du gleich mit deinen Wangen,
Das sie ihresgleichen darbe,	Die wie Milch und Purpur prangen,
Ja! die Rosen werden alt.	Ach! die Rosen welken all.

Die übrigen Strophen haben nichts Gemeinsames. Daß aber die mitgetheilten in Zusammenhang stehen, dürfte nicht zu verneinen sein, obwol man wie schon gesagt nicht recht begreift, wie Hauff gerade aus einem Lied so ganz heterogenen Inhalts jene Strophen in sein Gedicht zu versetzen veranlaßt wurde. Oder sollen wir annehmen, daß Günther und Hauff eine gemeinsame dritte Quelle gehabt hätten? *)

Alfred Meißner.

Alfred Meißner streitet in der Vorrede zur zweiten Auflage seines „Weib des Urias" gegen diejenigen Kritiker, welche seiner Auffassung Einseitigkeit vorgeworfen und verlangt haben, neben dem in Sünde und Schwachheit versunkenen König David auch den frommen Psalmensänger, der sich in Reue und Leid zu Gott wendet, dargestellt zu sehen. Alfred Meißner erwidert darauf, daß diese Vorstellung von dem „frommen König", dem „gottbegeisterten Sänger", nur als „eine Reminiscenz von ihrem Religionsunterrichte her" in der Phantasie der Recensenten lebe. David „gilt bei den Verständigen auch kaum mehr für den Verfasser der Psalmen".

Gestatten Sie mir, der ich seinerzeit jenen Vorwurf mit zuerst gegen Alfred Meißner's Drama in d. Bl. erhoben, nur wenige Worte dagegen.

Also erstens. Heinrich Ewald in Göttingen, gegenwärtig unbestritten die erste Autorität in alttestamentlichen Fragen, erkennt in David den Verfasser einer ganzen Reihe Psalmen und urtheilt: „Alles trieb ihn zum Dichten: aus den schlimmsten Schicksalen, ja aus seinen Irrthümern heraus konnte er sich wie kaum einer wieder zur Höhe, zu Gott erheben." Beruht dies Urtheil Ewald's vielleicht auch auf Schulreminiscenzen und gehört der berühmte Verfasser der „Geschichte des Volkes Israel" auch zu den Unverständigen?

Aber gesetzt es wäre so, wie Alfred Meißner fälschlich annimmt, so würde zweitens dadurch in dem Urtheil über sein Drama nicht das mindeste geändert und jenes Verlangen, daß der Dichter nicht blos den „Blutmenschen", sondern auch den frommen Sänger David uns vorführen mußte, bliebe vollkommen berechtigt. Denn bei historischen Gestalten, die, wie die David's, im frühesten Jugendalter durch den Unterricht und das Lesen der Bibel sich der Phantasie des Volks eingeprägt haben, ist es dem Dichter keineswegs gestattet, in subjectiver Willkür oder nach den Resultaten der Kritik die wohlbekannten Züge zu modeln. Diese Gestalten sind gegeben und wer sie gebrauchen will, hat sie zu nehmen wie sie sind. Dem historischen Inhalt des Volksbewußtseins durch die Dichtung widersprechen, ist immer tadelnswerth und wird sich stets rächen.

August Henneberger.

Bibliographie.

Alvensleben, L. v., Die Grafen von Saint-Romain, oder: Der Kampf der Leidenschaften. Historischer Roman. Vier Bände. Leipzig, Coldiz. 8. 3 Thlr.

Analecta Norroena. Auswahl aus der isländischen und norwegischen Literatur des Mittelalters. Herausgegeben von T. Möbius. I. Text. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Bachmann, J. F., M. Michael Schirmer, Conrector am grauen Kloster zu Berlin, nach seinem Leben und Dichten. Nebst einem Anhange über die gleichzeitigen Berliner geistlichen Sänger: Nicol. Elerdus, Geo. Lilius, Joh. Grüger ꝛc. Berlin, W. Schultze. 8. 26 Ngr.

Militärisch-politische Berichte aus Frankreich. Von einem norddeutschen Officier. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Berlyn, G., Der Geburtstag. Festspiel in drei Acten. Mainz, Kirchheim. 16. 10 Ngr.

Hirsch, R., Mozart's Schauspieldirector. Musikalische Reminiscenzen. Leipzig, Matthes. 12. 12 Ngr.

Putlitz, G. zu, Das Testament des großen Kurfürsten. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Schlesinger. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Alte, weil. J. G., Erinnerungen aus den Befreiungs-Kriegen, von ihm selbst in schöne Reime gebracht und den Nachkommen erzählt. Breslau, Dülfer. 8. 3 Ngr.

Baude, J. J., Oesterreich und seine Militair-Macht in Italien. Aus dem Französischen von H. Föhring. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Der deutsche Kern der italienischen Frage. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

*) Eine Mittheilung in Nr. 21 d. Bl. mit der Ueberschrift „Wilhelm Hauff und Johann Christian Günther", die wir einer uns seit längerer Zeit vorgelegenen handschriftlichen Arbeit Emil Müller's (Müller-Sammelwegen, unter anderm durch dramaturgische Aufsätze in den „Anregungen" bekannt) über den Dichter Günther verdanken, macht bereits dieselbe Entdeckung, welche den Gegenstand dieser Notiz bildet. Das Erscheinen jener Nummer und diese Einsendung Henneberger's, der bei Abfassung seiner Notiz von jener Nummer noch keine Kenntniß haben konnte, kreuzten sich. Gerade dieses gleichzeitige Zusammentreffen, womit zwei Literaturforscher kurz hintereinander und unabhängig voneinander dieselbe Entdeckung machten und die in seiner Notiz von Henneberger entwickelte interessante literarhistorische Gesichtspunkt bestimmten uns, auch diese Mittheilung sofortig zum Abdruck zu bringen. Auch dürfte darin das Gegenüberstellen der betreffenden Parallelstellen aus dem Hauff'schen Liede manchen, welche sie nicht vollständig im Gedächtniß haben, nicht unwillkommen sein. D. Red.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions

conclus par l'Autriche

avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours.

Par **Léopold Neumann,**

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne.

Tome V. In-8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Theil I—III kosten jeder 3 Thlr., Theil IV 3 Thlr. 20 Ngr.

Zum ersten mal wird in diesem Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den competentesten Seiten anerkannt worden, besonders auch in jüngster Zeit wegen der darin enthaltenen mittelitalienischen Verträge, von denen auch der fünfte Theil mehrere mittheilt. Ueberhaupt wird darin eine grosse Anzahl früher noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. Mit dem bereits unter der Presse befindlichen sechsten Theile wird das Werk vollständig sein.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—— **Réglements consulaires des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique**; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—— **Phases et Causes célèbres du droit maritime des nations.** 2 vol. In-8. 5 Thlr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires, suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann*. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

—— **Causes célèbres du droit des gens.** Deuxième édition. Revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Tome I à III. In-8. 7 Thlr. 20 Ngr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les rélations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—— **Elements du droit international.** Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Politik des Tages.

Von

Friedrich von Raumer.

Zweite Auflage.

8. Geh. 6 Ngr.

Diese soeben erschienene Schrift, von der gleich eine zweite Auflage nöthig geworden, enthält die Ansichten des berühmten Historikers über die Tagesfragen: über Oesterreichs Stellung, die Verhältnisse Italiens und Preußens Aufgabe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 23. Juni 1859.

Inhalt: Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten. Von Hermann Marggraff. (Beschluß.) — Romanliteratur. — Zur Aesthetik der Lyrik. Von Adolf Zeising. — Notiz. (Wechselwirkungen zwischen der englischen und deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Helmina von Chézy und ihre Denkwürdigkeiten.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Helmina begab sich nun auf ihre Reise nach Paris, zu welcher ihre Mutter das nöthige Reisegeld mühsam zusammengetrieben hatte. Was sie sonst noch außer den unentbehrlichsten Kleidungsstücken und der Leibwäsche im „Köfferchen" mitnahm, bestand in einigen „schönen" Briefen von Gleim und in den „allerliebsten Morgenbillets" Jean Paul's. Letztere sind ihr leider infolge ihrer Sorglosigkeit später verloren gegangen oder, wie sie versichert, durch befreundete Personen, die etwas von Jean Paul's Hand zu besitzen wünschten, ihr abgeschmeichelt oder abgetrotzt worden. Die Empfänger von Briefen berühmter Personen waren damals noch nicht so wie heutzutage darauf erpicht, solche Briefreliquien zusammenzuhalten, um sie später einmal in irgendeiner oder der andern Weise verwerthen zu können. Nur einige Anfänge und Stellen aus den Jean Paul'schen „Morgenbillets", die ihr noch so ziemlich im Gedächtniß geblieben waren, hat Helmina in diesen Memoiren gelegentlich wenigstens dem Sinne nach mitgetheilt.

In kurzen charakteristischen Zügen schildert sie sodann ihre Erlebnisse während der Reise, soweit sie noch im hohen Alter in ihrer Erinnerung hafteten. Nur einen dieser Züge wollen wir hier anführen. In Oppenheim rastete sie in einem Hause am Ufer: „Nichts war so interessant", erzählt sie, „als das Gespräch und die Haushaltung dieser jungen Eheleute von beiden Nationen. Die Frau sprach kein Französisch, der Mann kein Deutsch, und der junge Knabe verstand weder Vater noch Mutter. Ein wahres Bild vom Thurm zu Babel, wenn alle nicht in herzlicher Eintracht gelebt hätten." Sie nimmt hiervon Veranlassung zu folgender Bemerkung, die, wie es uns scheint, geistreich ist und zum weitern Nachdenken anregt: „Ach, die Menschen sind im Willen einiger als in Worten. Wenn keiner des andern Sprache verstände, würde er desto mehr sein Herz belauschen, und die Menschen könnten einander näher treten. Worte sind's, Worte allein, welche die Welt verwirren." Der Gegenstand wäre Stoff für eine hübsche Novelle: eine ganze Familie, in der kein Mitglied die Sprache eines andern versteht, und die doch in vollkommener Eintracht und Zufriedenheit dahinlebt, weil keine verwirrenden Worte dazwischentreten. Hiernach müßten übrigens die Ehen unter taubstummen Personen, die wieder taubstumme Kinder haben, die allerglücklichsten sein, wenn nur leider die Erfahrung nicht lehrte, daß auch Taubstumme in heftigen Zorn gerathen können, sobald ihnen ihr Wille nicht geschieht. Und es wird auch in jener oppenheimer Familie nicht immer so friedlich ausgesehen haben, als während der paar Augenblicke, die Helmina bei ihr zubrachte. Denn noch mehr als Worte verwirren die Sonderinteressen die Welt, deren Conflicte freilich viel seltener in Unversöhnlichkeit ausarten würden ohne das unpassend gewählte giftige Wort, dem ein noch unpassender gewähltes und noch giftigeres folgt. „Mit Worten läßt sich trefflich streiten", vielleicht aber auch mit bloßen Geberden und selbst mit Gedanken, auch wenn sie keine Worte finden.

Am 2. Juni 1801 kam Helmina in Paris an, und nun erst erfährt man die eigentlichen Motive, die sie dahin führten: „Es hatte mich gereizt, den Helden unserer Zeit von Angesicht zu Angesicht zu sehen und sein ruhmvolles Streben in der Nähe zu beobachten." Ueberhaupt zeigt sie sich als eine entschiedene Bonapartistin; sie sagt z. B.: „Wenn die Welt Napoleon verstanden hätte, wenn in dem Busen der Masse das heilige Feuer geglüht hätte, so würde er gesiegt haben; seinen Handlungen lag keine Persönlichkeit zum Grunde (!). Er blieb in dieser Hinsicht unverstanden; er opferte sich selbst, er glaubte dadurch Nacheifer zu wecken. Immer klarer wird sein Bild aus der Vergangenheit hervortreten" u. s. w. Diese Anschauung von der vollkommenen Uneigennützigkeit und moralischen Größe Bonaparte's hinderte sie jedoch nicht, 1813 und später die begeisterte deutsche Patriotin zu spielen. Indeß: „Der Mann fühlt denkend, das Weib denkt fühlend!" Sie fährt fort:

Mein Unwille über den Mord des Herzogs von Enghien erwuchs aus der allgemeinen Empörung, welche diese That erregte. Ich bereue meine Thorheiten, die von diesem Unglück

herrührten; sie werfen einen Schatten auf meinen Namen. Doch ich bin wol nicht die einzige in diesem Jahrhundert, die sich über Napoleon geirrt hat. Der Ostracismus, der Schmähungen, Jammer und Elend über ihn gehäuft, bis seine irdische Natur unterlag, ist dem Geiste nach derselbe, der je und je alle Größe angefeindet, alle Keime des Heils zertreten, auf breiten Schultern die Gemeinheit emporgehalten hat.

Um das Heil einer großen Zukunft (welcher?) zu begründen, habe Napoleon, behauptet sie, „rücksichtslos die Gegenwart opfern müssen". Indeß von allen andern Gründen abgesehen, ist für jede Gegenwart schon der Selbsterhaltungstrieb Grund genug, sich nicht rücksichtslos opfern und gleichsam wie der Prinz Enghien ohne Urtel und Recht füsiliren zu lassen. An einer andern Stelle erblickt sie darin, daß Napoleon kein Deutsch gekonnt, „eine Anomalie, durch welche vielleicht eine Säule seines Thrones Schaden litt. Hätte er (fährt sie fort) Deutschland und deutsch verstanden, er würde der größte Monarch aller Zeiten geworden sein; auch würde er Deutschland nie mit Krieg überzogen haben." Da nun Napoleon III. deutsch versteht, ja in Ham sogar Schiller's „Ideale" übersetzt hat, so läßt sich nicht wol einsehen, warum Deutschland gegen ihn rüsten will, denn ein Monarch, der deutsch versteht, kann ja nach Helminas Versicherung gar nicht daran denken, Deutschland mit Krieg zu überziehen.

Als die zweite Veranlassung zu ihrer Reise nach Paris gibt sie die Absicht an, im Umgange mit Frau von Genlis „sich zu bilden und zu einer neuen thätigen Lebensbahn vorzubereiten". Diese Absicht war nun freilich unklar und unbestimmt genug; und Frau von Genlis, welche die Einladung nach Paris wahrscheinlich nur so als Phrase hingeworfen hatte, empfing sie auch ziemlich kalt, als die kühne Enkelin der Karschin nun wirklich bei ihr in Paris erschien; denn was sollte sie mit ihr anfangen? Was sie thun konnte, that sie, sie gewährte ihr Gastfreundschaft im weitesten Sinne, führte sie in die große Welt von Paris ein und unterließ nichts, sie mit berühmten und einflußreichen Personen bekannt zu machen, über die uns Helmina denn auch manches Interessante in ihren Denkwürdigkeiten mittheilt. Zerwürfnisse konnten aber bei solch unklarem Verhältniß zwischen beiden natürlich nicht ausbleiben. Frau von Genlis sprengte aus, daß sie Helmina nur aus Mitleid aufgenommen, weil sie ohne Zufluchtsort in Paris umhergeirrt, daß sie sie aber nicht mehr behalten könne und daß Helmina nun selbst suchen müsse sich fortzuhelfen. Dies erfuhr Helmina vom preußischen Gesandten Luchesini, worauf sie mit ihrer „gewöhnlichen Lebhaftigkeit" ausrief: „Das ist erlogen!" und ihm andern Tags die von Frau von Genlis erhaltenen Billets vorwies, nach deren Durchsicht sich Luchesini „sehr erstaunt und entrüstet" zeigte und ihr in allem, was sie unternehmen würde, behülflich zu sein verhieß. Nachmittags, versichert Helmina, habe sie die Eingangsthür ihres Zimmers offen gefunden, Briefentwürfe, die auf dem Tische gelegen, seien zerstreut und entwendet, alles, was sie besessen, aus Schrank und Kommode heraus und durcheinander geworfen gewesen. Dies soll Frau von Genlis gethan haben, die ihr dann „nicht ohne sichtbare Beschämung" gestand, sie habe sich durch den Augenschein vergewissern wollen, ob sie den gegenseitigen Freunden und Bekannten keine Klagen über sie schreibe. Von dieser Handlung hatte übrigens Helmina schon am frühen Morgen ein „Vorzeichen" gehabt; sie hatte nämlich, als sie morgens im Bette lag, zu hören geglaubt, „daß jemand mit starken Schritten der Eingangsthür, welche verschlossen war, nahte und gewaltsam hineinwollte", was sich dann hintereinander mehrmals wiederholte. „Mehrere Vorgänge ähnlicher Art, die ich erlebte", bemerkt sie sodann, „haben mich beim Nachdenken darüber überzeugt, daß Vorsätze, die ein Mensch in leidenschaftlicher Aufregung faßt, sich auf diese Weise dem Gegenstande solcher Gedanken und Plane kund geben." In dieses Kapitel gehört auch ihr Glauben an Liebestränke, in Betreff welcher sie sagt:

Ich glaube eine ernste Warnung nicht zurückhalten zu dürfen und einer Unthat erwähnen zu müssen, von der ich viele Opfer weiß, an deren Möglichkeit aber nur wenige glauben. Es ist die Bereitung eines Getränks, dessen Genuß die vortrefflichsten Menschen sich selbst entfremdet, die Sinne verwirrt und die heftigste Leidenschaft für die Vergifterin erzeugt, die es ihrem Opfer beigebracht hat. Möge niemand diese Warnung belächeln, sie ist auf Wahrheit begründet und so wichtig, daß ich es für Gewissenspflicht halte, noch öfters darauf zurückzukommen. Mögen verdienstvolle Aerzte sie beherzigen und als Menschenfreunde eine neue Spur zu Maßregeln entdecken für Wissenschaft und Sittlichkeit.

Auf diese Weise sei, wie sie versichert, ein junger Freund von ihr, Schweighäuser, in Paris „nach langen entsetzlichen Leiden früh in das Grab gestürzt".

In andern Dingen zollt sie übrigens der Frau von Genlis ihre volle Achtung. Helmina erzählt von ihr:

Musterhaft war ihr Fleiß; sie stand nachts um 2 Uhr auf und setzte sich an den Schreibtisch, ohne etwas zuvor genossen zu haben. Um 8 Uhr legte sie sich wieder zu Bett bis 10 Uhr, wo man sie mit ihrem Frühstück weckte, das allein aus Früchten bestand. Kein Wein, kein Kaffee kam über ihre Lippen, höchstens Orangenblütenthee mit Milch und Eidotter; sie bereitete sich einige stärkende Mittel. Solange man jung ist, glaubt man nie altern zu können, sonst würde ich mich wol um ihre Arznei gekümmert haben. Sie starb mit 89 Jahren im vollen Genuß ihrer Geisteskräfte, ohne vorhergehende Krankheit.

Frau von Genlis meinte es sicherlich gut mit Helmina, auch wenn sie zu ihr sagte: „Sie, Helmina, haben manche der Fehler der Stael, werden aber nie ihren Geist haben", oder wenn sie Warnungen vor zu früher Schriftstellerei wie folgende an sie richtete: „Schreiben wollen alle, vorzüglich die jungen Leute, keiner bedenkt, daß das gerade darum, weil es so leicht ist, seine Schwierigkeiten hat. Man muß doch erst nachdenken können, Erfahrungen gesammelt haben, sich über sich und andere Rechenschaft geben, unterrichtet sein. Von dem allen sehe ich nichts bei Ihnen." Als nun Helmina schluchzend gerufen: „Meine Mutter in Berlin hat nichts zu essen, ich muß ihr Brot verdienen!" habe die Genlis sie gerührt die Backen geklopft und mit sanftem Ton gesagt: „Nun, so schreib denn, meine Taube; Gott wird deinen Fleiß segnen!"

Und Helmina fing an zu schriftstellern! Durch die

Vermittelung ihres jungen Freundes Schweighäuser, der an Cotta schrieb, wie nur ein „Liebender" schreiben kann, wurde sie, die, wie sie selbst gesteht, „kaum zehn Straßen in Paris kannte", Redactrice der bei Cotta erscheinenden „Französischen Miscellen", deren Herausgabe sie freilich nicht lange behielt. Aber welche Freude, als ihr nach einiger Zeit Cotta einen Creditbrief von 1000 Fr. zuschickte, den sie, „wie einen Pfeifenstiel" in ihren „Sack" steckte! Récamier setzte ihn sofort in Geld um. Sie erzählt:

In seinem Comptoir waren aller Augen mit Wohlgefallen auf mich gerichtet. Ich trug ein schwarzes Trauerkleid und schwarze Schleifen in meinem Haar. An einen Hut hatte ich nicht gedacht. Keine Bedenklichkeiten über Tracht und Zierlichkeit waren mir angekommen. Mein Haar von feinstem Golde, meine hellen blauen Augen, mein rosiger Mund mit sanft gerundeten Lippen, meine schneeweiße Haut, mein schlanker Wuchs waren für mich Schmucks genug.

Nichtsdestoweniger versichert sie, nicht eitel gewesen zu sein. Indeß läßt sie auch andern Frauen Gerechtigkeit widerfahren, und schöne Weiber schildert sie oft mit einer Phantasie, die an die glühende Einbildungskraft eines Liebhabers erinnert. So entwirft sie von Madame Tallien, geb. Gräfin Cabarrus, nachherige Prinzessin von Chimay, folgendes üppiges Bild:

Das blendende Angesicht war bestrahlt von großen schwarzen Augen, die zu den schönsten gehörten, welche mir je in die Seele geleuchtet. Schmelzend, glühend, feurig, sanft, ein ganzes Leben der Wonne und des Schmerzes war darin zu lesen. Der schwellende Mund schien noch von den Küssen zu träumen, die er eben empfangen; über die hohe Stirn rundeten sich schwarze Locken, welche sie mehr offenbarten als verhüllten und die herrliche Form des Nackens sichtbar ließen. Ein amarantfarbiges Kleid, nach damaliger Mode griechisch geheißen, ließ Hals und Busen frei, und entzog dem Blicke nicht die entzückenden Arme von blendender Weiße. Lange fesselten mich die zarten Hände, die mit dem elfenbeinernen chinesischen Fächer spielten u. s. w.

Solche üppige Porträts schöner Frauen finden sich in dem Buche noch manche. Die Verherrlichung ihrer selbst und des Weibes im allgemeinen spielt darin überhaupt eine große Rolle. Hierher gehört auch ihre Begegnung mit dem türkischen Gesandten Achmet Effendi, der, als er sie erblickt, seinem Begleiter auf arabisch zugerufen: „Diesem Gesicht gehört ein Turban!" worauf sie ihm sofort einige arabische Verse gesagt, die er mit arabischen Versen erwidert. Ein andermal habe er zu Chézy geäußert: „Ich wundere mich nicht, daß die Franken nichts nach Vielweiberei fragen; wer eine solche Schönheit besitzt, verlangt nach keinem Harem!" Dieser Türke hatte in ihren Augen die Göttlichkeit des Weibes sicher besser begriffen als wir andern europäischen Männer, gegen die sie unter anderm den Ausspruch richtet: „Eine denkende Frau schwingt sich immer zu einer geistigen Höhe hinauf, welche Männer erst erklimmen und zuweilen versäumen, sie zu besteigen. Dies gilt besonders bei Beurtheilungen des weiblichen Wesens, welches ein Mann nie in seiner ganzen Ausdehnung begreift." Und ein andermal sagt sie: „Ich glaube nicht, daß die Welt jemals über die Frauen ins Klare kommt!" womit sie übrigens sehr recht haben mag, solange noch so unklare Romantikerinnen wie Helmina uns über die Frauen ins Klare zu setzen suchen. Und sie fährt dann fort:

Die Begriffe von Weiblichkeit werden zu sehr mit denen vom Weibischen verwechselt. Es wird einem weibischen Wesen leichter zu entzücken und zu fesseln als einem weiblichen. Das weibische Wesen ist halb Thier halb Engel! Das weibliche Weib ist Engel, auf Erden nicht heimisch! Die Elemente seines Wesens sind Liebe, Treue, Zartheit. Es will zart berührt sein. Der Schmetterlingsstaub seiner Psychenschwingen ist leicht zu verletzen u. s. w.

Wir glauben nicht, daß solche Guirlanden blühender Phrasen sehr dazu beitragen können, dem Manne die allerdings nicht leichte Aufgabe zu erleichtern, das Weib in seiner „ganzen Ausdehnung" zu begreifen. Trotz dieser Hochstellung der Frauen will sie aber doch nicht, daß sie sich einfallen lassen sollten, „Knaben erziehen zu wollen", wahrscheinlich weil sie selbst in diesem Fache so wenig Lorbern geerntet, und gegen einzelne ihres Geschlechts kann sie oft sehr unartig sein, so gegen Talleyrand's Gattin, dessen ehemalige Haushälterin Mlle. Grand, die sie ein „respectables Stück Fleisch" und eine „Pfirsiche in Branntwein" nennt. Sie meint und versichert, Napoleon habe Talleyrand unter dem Vorwande der Moralität gezwungen, die Grand, die bis dahin nur die „honneurs de la maison du Ministre" gemacht, zu heirathen, und deswegen habe Talleyrand Rache gebrütet und Napoleon's Sturz vorbereitet. Wir wissen nicht, ob diese seltsame Hypothese die Ausgeburt der überwallenden Phantasie der Verfasserin ist oder auf einer damals in Paris umlaufenden Klatschgeschichte beruht; jedenfalls glauben wir darin ein abermaliges charakteristisches Zeichen jenes weiblichen Stolzes zu erkennen, der sich bestrebt, das Weib als die letzte directe oder indirecte Ursache aller weltgeschichtlichen Katastrophen, auch der gewaltigsten, darzustellen. Etwas Wahres ist freilich daran. Ohne die Lüsternheit unserer Urältermutter Eva würden wir alle noch im Paradiese und in paradiesischer Unschuld leben und die garstigen Schneiderrechnungen entbehren können.

Der weibliche Blick Helmina's ist nun allerdings geeignet, gewisse Erscheinungen zu markiren, die sich ein männlicher Autor würde haben entgehen lassen. Lange bevor die Crinolinen aufkamen, sah Helmina voraus, daß die Mode solchen Kleiderungethümen nothwendig entgegensteuere. Sie erzählt:

Mit Wonne kehrten die Franzosen wieder zum Franzosenthume zurück und die Französinnen zur Schnürbrust, die alle äußerlichen Mängel des Körperbaues beseitigte, kaum bemerkbar ihre Herrschaft wieder einnahm und zur Wespe umschuf, was erst Grazie gewesen. Josephinen stand die verlängerte Taille sehr schön, sie erlebte nicht mehr die Wespenmetamorphose und noch weniger die Nürnbergerspitzen-Taillen mit den Wespen und spitzen Schnippen hinten und vorn. Der Reifrock und die pariser Pochen werden nicht ausbleiben, wenn es so fortgeht.

Die Verfasserin fügt hinzu:

Die Modenveränderungen sind der fressende Krebs, der am Wohlstand und an der Bildung des Menschengeschlechts zehrt! Denn die Männer sind zu Modegecken geworden, wie die Frauen und Kinder auch. Besonders in Paris scheint die Eitelkeit der Kinder ein uraltes Erbtheil zu sein. Ich sah einmal zwei niedliche Mädchen durch den Tuileriengarten gehen; die eine faltete

den Rock ihres Kleides mit großer Sorgfalt zuſammen und fragte dann das Schweſterchen: „Anna, iſt auch mein Bein zu ſehen?“

Recht anziehend ſind Helmina's Bemerkungen über die Bewohnerinnen der verſchiedenen Provinzen Frankreichs, die ſie in Paris zu beobachten Gelegenheit hatte:

Die Naivetät und unbefangene Gutmüthigkeit junger Provinzialinnen gewährten ein ſehr angenehmes Schauſpiel. Blühend und heiter wie der Frühling, aufrichtig, fleißig, verſchämt, ſind ſie, beſonders in Paris, wo das Gute ſich als Ausnahme befand, ein herzerfreuender Anblick. Wenige unter ihnen waren ſchön, allein der Glanz der friſchen Jugend und ihr unſchuldiger heller Blick machten ſie reizend. Unter den Schönen zeichneten ſich die Auvergnatinnen aus. Faſt alle ſind ſchlank, leicht und ſchön gebaut; ihre Carnation iſt ſehr friſch und blühend, ihr Haar ſchwarz wie die Nacht; ihre Augen ſind groß, ſchwarz und funkelnd, und ihre Zähne blendend weiß. Die Normänninnen ſind gewöhnlich blond. Unter ihnen gibt es ausgezeichnet ſchöne Geſtalten und Züge, ſie haben mit den Sachſinnen einige Aehnlichkeit. Die Frauenzimmer aus der Provence und Languedoc haben in der Mehrheit weniger ſchöne Geſtalten; allein die Ausnahmen unter ihnen ſind dafür auch deſto köſtlicher, da ſie das ſchmachtende ſüße Feuer der ſüdlichen Temperatur mit idealiſchen Zügen vereinigen. Die ſchönen Mädchen und Frauen aus der Provence, Languedoc ſind Madonnengeſtalten. Das edle Oval ihres Geſichts, der Schnitt ihrer großen dunkeln Augen, die ſüdliche Carnation ihrer Geſichtsfarbe, der Reichthum ihres wallenden Haars, die Feinheit und der antike Schnitt ihrer Züge und das zarte Ebenmaß ihres Wuchſes machen ſie unendlich reizend. Die Männer in dieſen Provinzen, ſowie in allen mittäglichen Ländern, ſind in der Regel nicht groß. Die Burgunderinnen ſind ziemlich klein und ſtark von Gliedern, die Champagnerinnen auch. Die Lothringerinnen ſind gewöhnlich blond und kaſtanienbraun, wenige ſind brünet. An ihnen habe ich bemerkt, daß ſie ſich noch immer zu den Deutſchen rechneten und den Pariſern, Normannen und andern den Namen Franzoſen als Unterſcheidungszeichen gaben. Sie ſprachen zum Theil ein ziemlich verſtändliches Deutſch, welches ſie in ihrem Lande ſtandhaft beibehielten, und beobachteten in allem deutſche Sitten und Manieren.

Auch über die damaligen ſocialen wie geſelligen Zuſtände von Paris und über den Charakter der Franzoſen im allgemeinen enthält das Buch manche anziehende Bemerkungen. Sie nennt die Franzoſen eine edle Nation, die nach Ruhm und Ehre dürſte; nicht vom Volke ſei alles das, was während der Revolution Fluchwürdiges geſchehen, ausgegangen, ſondern aus der Verderbniß der höhern Klaſſen. Sie fährt fort:

Doch was auch die Zukunft bringen möge, es muß zu einem entſcheidenden Reſultate führen. Dies große, feurige, beſeelte Volk wird ſich läutern und vergeiſtigen oder ganz zu Grunde gehen. Noch iſt der Franzoſe zu entflammen, der Deutſche kaum noch mehr. Noch fühlt ſich der Franzoſe als Volk. Nicht ſo der Deutſche; bei ihm ſteht das Ehrenvolle hoch und kräftig, aber einzeln da, emporragend, unerſchütterlich; aber zwiſchen ihm und der Gemeinheit liegt nichts in der Mitte.

Und doch, es liegt noch etwas in der Mitte, und zwar das meiſt noch ziemlich ehrliche, aber kleinliche, beſchränkte, krämerhafte, jedes höhern Aufſchwungs faſt unfähige und dabei doch nicht wenig dünkelhafte deutſche Spießbürgerthum, an deſſen Trägheit und pfahlbürgerlicher Geſinnung ſo leicht die größten Ideen ſcheitern und das in Deutſchland, und nicht blos in den mittlern Schichten, wahrſcheinlich eine größere Ausdehnung hat als irgendwo ſonſt. Was man auch an der franzöſiſchen Bourgeoiſie ausſetzen mag, ſo iſt dieſe, wenn auch weniger unterrichtet und aufgeklärt, doch generöſerer Aufwallungen fähig, urbaner und im Verkehr mit andern wie in der Beurtheilung anderer humaner. Daß außerdem ein nationaler Kern in ihr ſteckt, beweiſt die Geſchichte, da die mächtigſten Erſchütterungen im Innern und die gewaltigſten Stöße von außen nicht vermochten, den franzöſiſchen Volks- und Staatskörper auseinander zu ſprengen und in einzelne ſich fortvegetirende Stücke zu zerreißen, wie dies mit Deutſchland infolge ſeines jetzt von manchen Seiten ſo gerühmten „Individualismus“ geſchehen iſt. Die Gefahr für Frankreich beruht freilich in ſeiner kriegeriſchen Ruhmſucht und in ſeiner ſchauſpielerhaften nationalen Eitelkeit, für deren Befriedigung das franzöſiſche Volk jedes Opfer bringt, und man kann doch immer nur ein Volk beklagen, welches ſchwer errungene conſtitutionelle Freiheiten im Innern nicht zu behaupten weiß, Moral, Kunſt und Literatur der Verwilderung und die Wiſſenſchaft der Erſtarrung überliefert und ſich von jedem glücklichen Militärdespoten und Friedensſtörer, welcher der nationalen Eitelkeit zu ſchmeicheln verſteht, für dieſen Verluſt durch die „gloire“ und durch glänzende rhetoriſche Phraſen wie die von der Verbreitung der „Civiliſation“ abſpeiſen läßt. Als ob ſich die „Civiliſation“ wie Commißbrot auf den Spitzen der Bajonnete in die Nachbarländer tragen ließe!*)

Helmina von Chézy meint freilich, daß der kriegeriſche Hang der Franzoſen, deren Ruf als einer militäriſchen Nation ja in der That in der ziemlich langen Periode von Ludwig's XIV. Tode bis zu den Revolutionskriegen völlig auf Null geſunken war und die in dieſer Hinſicht damals zu den verachtetſten Völkern gehörten, wahrſcheinlich kein angeborener, ſondern nur ein künſtlich hergebrachter ſei. Und ſicherlich ſcheint ſich dieſer martialiſche Geiſt mit dem bei den Franzoſen ſo hervortretenden Hang zum Erwerbe, zum Luxus und Wohlleben, zur Bequemlichkeit und zur raffinirten Genußſucht ſehr wenig zu vertragen. Aber die nationale Eitelkeit und die Begier, frühere Waffenſchmach wieder gut zu machen und in welcher Weiſe es auch ſei eine Rolle auf dem Welttheater zu ſpielen, ſcheint noch größer zu ſein. Napoleon verſtand es ohnedies, den martialiſchen Sinn der Franzoſen ſyſtematiſch auszubilden. Er führte ſeine Kriege im Auslande in einer Weiſe, daß ſie nicht nur der nationalen Eitelkeit ſchmeichelten, ſondern auch den einzelnen, den Generalen, Oberſten, Präfecten, Lieferanten u. ſ. w. als Bereicherungsmittel dienten; er bekriegte nicht nur die Völker, er plünderte ſie auch. Selbſt der Gemeine hatte ja Ausſicht, durch Tapferkeit und Verwegenheit in eine Stellung zu gelangen, in der er nicht nur vor den andern glänzen, ſondern auch in großartigem Stile plündern und ſich bereichern konnte. „Mit wenigen Ausnahmen waren alle militäriſchen Größen aus dem Schos des Volks hervor-

*) „Ihr ſeid der Kern der Nation!“ ſagte Ludwig Napoleon in ſeinem Aufruf an das franzöſiſche Heer vom 2. December 1851. Das Bürgerthum ließ ſich dieſe beleidigende Erklärung, wodurch es gewiſſermaßen als gänzlich unfähig unter Curatel der Truppen geſtellt wurde, ruhig gefallen und mußte es wol.

gungen", sagt Schlegel. „Ueber Empfindlichkeit, der zum essen und die Wunden reagirt, sichte ihnen auf seiner Stud nach einem Nachtlager irgend. Ihr, der Krieg allein kann diese Empfindlichkeit Jugend und die Größe des Leben beschwingen." Helmine führt hier:

Kann der Krieger von der Zukunft verlangen, so sah er mit gute Vermehrung auf seiner besseren Brust, einer er Thränen Lebensbrunnen, die auf dem Meere der Ehre Wie, aus Schlacht und Wunden der Heroen auf seiner Stirn; an Ruhm und Ehre, an Wunden und an den zwei Hauptsiegen Schlacht und dem Schlachtfelde waren dem feindlichen Augurium, das ihn Ehrenzeichen und der Auszeichnung des Verdienstes Kreuzes, über den Lorbeergrünen Schwerzgrossen einfach auf dem Befehle, wenn Blumen sich in Wunden heilen Ehrenzeichen zur ihre brennender Gummen vergeboren nach Wunden trieb. Die verwundeten Kriegerinnen Jugenden wurden nach die Schwestern sie geehrt; aber nicht gemeinhin hinunterwollte, der mutige Ehre, und ihnen einen Kranzlorbeer an ihrer Brust. Ihnen in seinen ersten Nahrungsgrund seinen ihre Thränen und Ehre, und ihre Wunden Ehrenzeichen zu Gnaden. Nur gedenken einen Wunden trennen sich, wenn sie einen Knaben gewinnen, die Ehrenzeichen Ehrenzeichen, und ihre Ehrenzeichen Ehrenzeichen in Gnaden aufgenommen. „Haben Sie vergessen", fragte Ehrenzeichen Ehrenzeichen, der wegen seiner Ehrenzeichen auf der ungeheuren Ehrenzeichen von Leipzig Ehrenzeichen sagten, als er die Ehrenzeichen Ehrenzeichen?"

Als endlich der weinenden Mütter, Schwestern, Töchter Ehrenzeichen zu voll werden und die Thränen den Glang Ehrenzeichen Ehrenzeichen, und der Ehrenzeichen Ehrenzeichen, wie Ehrenzeichen Ehrenzeichen, und der Ehrenzeichen Ehrenzeichen, und der Ehrenzeichen Ehrenzeichen, und der

Leben, konnte sich nicht mit dem Gedanken versöhnen, daß eine Ungläubige Gattin ihres Sohnes und Mutter ihrer Enkel sei. Sie und ihre Töchter (fährt Helmina fort), die alle die vortrefflichste Erziehung genossen hatten und von denen eine schön malte, waren Muster der Weiblichkeit und Häuslichkeit. Ich war nur für die Poesie erzogen worden, mein redlichster Wille konnte die Einübung in das häusliche Geschäft nicht ersetzen." Man sieht, Helmina ist offen genug, einzugestehen, daß sie eine schlechte Hausfrau und Haushälterin gewesen. Dazu kam ihre Schriftstellerei, welche der Schwiegermutter verhaßt war. Helmina entschuldigt diese Liebhaberei zwar mit der Absicht, bei der gestiegenen Theuerung „Brot für die Haushaltung verdienen zu helfen", sicherlich aber büßte die Haushaltung dabei mehr ein, als sie durch das von Helmina etwa erschriebene Honorar gewann. Mit Liedern und Balladen ist nicht viel zu verdienen, und auf andern literarischen Gebieten, selbst auf dem der Novellistik, war Helmina nicht gerade sehr productiv. Sie fing viel an, sogar eine „Napoleonide", brachte aber wenig fertig. Sehr mit Recht bemerkte ihr einmal ihre Schwiegermutter: „Geld verdienen solle einzig die Sorge des Mannes sein; die des Weibes sei auf ihre Häuslichkeit beschränkt"; und ein andermal schrieb sie ihr: „Glauben Sie mir, hören Sie mit Ihren Schreibereien auf, und flicken Sie Ihre Sachen!" Man wird dabei in überraschender Weise an Großmutter Karschin erinnert, die auch ihre Kinder in zerrissenen Kleidern in der Stube herumkrabbeln ließ, während sie Predigten in Verse brachte. Wohlthuend ist übrigens die Verehrung, welche Helmina für Chézy, den sie als einen sehr schönen und interessanten Mann schildert, durchweg an den Tag legt; nicht mit einem Stäubchen sucht sie sein Andenken zu bestecken. Chézy selbst war ein Verehrer der deutschen Poesie und Literatur, und diese Sympathie für Deutschland mag auch wol wesentlich dazu beigetragen haben, das Band zwischen beiden zu knüpfen. Helmina bemerkt: „Mein Mann war gern in deutschen Kreisen, er sprach sein gutes Deutsch zwar nicht ohne Schwierigkeit, doch er verstand alles; auch war er von mütterlicher Seite deutschen Blutes, aus Savern; die rüstige Achtzigerin betete Wilhelm noch das deutsche Vaterunser vor. «Ils sont bons, ces Allemands!» pflegte Chézy zu sagen; auch äußerte er zuweilen: «Je crois qu'on est mieux en Allemagne qu'ici!»" Nur schlimm, daß er gerade an eine deutsche Dichterin gerathen mußte.

Helmina verließ Paris und ging zuvörderst nach Heidelberg, obschon Koreff sie vor dieser Stadt als einem „Zugneſt" und einem „Klatschneſt" gewarnt hatte. Nun, weniger Zug als in Heidelberg mag man in andern deutschen Städten finden; aber welche deutschen Städte wird man wol nennen können, in denen es nicht mindestens ebenso viel Klatsch gäbe als in Heidelberg? Im Gegentheil möchte es manche selbst größere Städte in Deutschland geben, die der anmuthigen Neckarstadt in dieser Hinsicht den Rang ablaufen. Manches fand sie damals besser, manches schlimmer in Heidelberg als bei ihrem spätern Aufenthalt daselbst. Die Umgegend und namentlich der Schloßpark waren damals noch wilder und romantischer. Besonders klagt sie über die Ausrottung des aus seltenen ausländischen Bäumen bestehenden kleinen Lustwaldes am Ausgange der Plöckstraße, die man beabsichtigte oder auch geschehen ließ, weil man (nach der Angabe Helmina's) den Platz zu Gunsten zweier Bürger, denen die Pflanzung im Wege war, nivelliren wollte. Der Utilitätssinn nimmt eben überall zu und damit im Zusammenhange steht die Abnahme des Sinns für Baumschatten und Baumgrün. Auch anderwärts wird planirt, nivellirt und gebaut, wo sonst Bäume standen oder Vertiefungen die Flächen angenehm unterbrachen, obwol schon Claudius sang: „Wenn da der bloße Boden wär', wo jetzo Bäume stehn" u. s. w. Helmina sagt über diesen Punkt: „Die alten Völker hatten heilige Waldungen, heilige Bäume; den neuern ist wenigstens nicht heilig. Mir aber geht ein Schmerz durch die Seele, wenn ich Bäume verstümmeln sehe." Dagegen fand sie bei ihrem spätern Aufenthalt das Leben und Treiben der Studenten minder wild und romantisch als im Jahre 1811, und sie ist geneigt, dem Professor Zachariä einen bedeutenden Antheil an dieser größern Gesittung Bruder Studios zuzuschreiben. Was diejenigen Corpsburschen, die auch später noch die Roheiten des alten Burschenlebens aufrecht zu erhalten suchten, betrifft, so bemerkt sie: „Es würde merkwürdig sein, ihre Namen gewußt zu haben, um zu erfahren, was aus ihnen geworden ist."

Wir begegnen in diesem Kapitel über Heidelberg auch einem gelegentlich eingeschobenen Raisonnement, das uns interessant genug erscheint, um eine Stelle daraus hier zu citiren. Sie sagt:

Ich glaube die göttliche Vorsehung läßt aus weisen Absichten die Armuth Begleiterin des Dichterlebens sein.... Wenn ich sehe, daß ein Dichter, reich und vornehm geboren, herrliche Lieder singt, so denke ich mir jedesmal, wie so strahlender würde er noch sein, wenn er arm gewesen wäre. Viele der Mächtigen und Reichen auf Erden scheinen dieselbe Ansicht zu haben, denn wenige von ihnen helfen dem Dichter auf, wenn er darbt. Das Gold verhärtet die Gemüther, die Noth schärft die Thatkraft. Wäre unsere Zeit nicht die jammervollste und zugleich üppigste, die es jemals gab, würden die Massen nicht aufgestachelt durch die Noth und zugleich durch die Begierde, Reichthümer zu erwerben, um mitzugenießen, wo der Reiche schwelgt, so würde der Mensch nicht so sinnreich sein, wie er's geworden ist. Es würde keine Dampfkraft, keine Eisenbahn geben u. s. w.

Helmina huldigt also auch dem schon von Horaz verkündigten Dogma, daß die Noth die „zehnte Muse" sei. Daran ist sicherlich etwas Wahres; nur darf die Noth weder zu drückend, noch zu dauernd sein. Die Noth kann wol einen lyrischen Schmerzensschrei, vielleicht selbst einen in dramatische Form gekleideten vulkanischen Ausbruch der Leidenschaft erpressen, aber zu umfangreichen in allen Theilen vollendet durchgearbeiteten und darum harmonisch wirkenden poetischen Compositionen, zu wirklichen Kunstwerken, welche Dauer haben und die Zierde der Nachwelt und der Nationen sind, wird die Noth, die wirkliche Noth, wie wir dies auch wol schon früher hervorhoben, nie und nimmer begeistern, ja sie macht selbst Werke aus naheliegenden Gründen auch dem größten

Talent unmöglich. Oder man nenne uns ein Beispiel des Gegentheils! Nur berufe man sich nicht auf Camoens, da ja dieser das Manuscript seines Heldengedichts schon aus Indien nach Europa mitbrachte und der Bettelarmuth erst verfiel, als er seine große Dichtung bereits fertig hatte. Auf ihr eigenes Los hätte sich Helmina nie berufen sollen. Unter allen Umständen würde sie niemals eine große Dichtung hervorgebracht haben; auch hat sie, wie wir behaupten, die eigentliche Noth nie gekannt. Sie lebte nicht in Hülle und Fülle, aber ihre Lage erlaubte ihr stets, ihre Rechnungen zu bezahlen, wo- und monatelang nichts zu thun, als spazieren zu gehen, dann und wann einen kleinen Ausflug oder selbst eine größere Reise zu machen und ihre Gaumenbedürfnisse in oft selbst leckerer Weise zu befriedigen. So wenigstens die bei weitem größte Zeit ihres Lebens über. Man trinkt nicht sein Schöppchen täglich, man besucht nicht den Conditor, man genießt keine Gänseleberpasteten und andere Leckerbissen, wenn man sich in wirklicher Noth befindet.*)

Von Heidelberg begab sich Helmina nach Aschaffenburg, wo sie am Dalberg'schen Hofe freundliche Aufnahme fand, bei welcher Gelegenheit wir unter anderm auch erfahren, daß die junge Gräfin Bassenheim „die schönsten Schultern am Hofe" hatte. Auch berichtet sie über mehrere Prophetien, die sie damals in Betreff der politischen Zukunft Europas verkündet, und sie bemerkt: „Seitdem ist mir noch oft die Gewißheit geworden, daß mich die innere prophetische Stimme nicht täuscht; sie erschallt, ich weiß nicht woher, sie verhallt, ich weiß nicht wohin! Sie sagt mir nicht wann, nicht wie, nicht warum? Aber sie verkündet treu, was im Schoße der Zukunft liegt." Daneben begegnen wir folgender beachtenswerthen Bemerkung: „Man findet jetzt selten Gesichtsbildungen oder Gestalten, die an die Gebilde der herrlichsten alten Meister Italiens und Deutschlands erinnern. Menschlichkeit und Kunst sind fleischlicher geworden. Geist und Phantasie der Aeltern bringen schöne Kinder hervor. Während der ersten Kindheit sind beinahe alle (?) Kinder schön und bleiben es, bis das Leben sie verheert und verflacht. Nur Geist und Gemüth, nur die Schönheit des innern Menschen kann die äußere aufrecht erhalten." In Aschaffenburg erreichten sie auch die Nachrichten von dem furchtbaren Gericht, das über Napoleon's stolze Legionen auf den Schneefeldern Rußlands hereingebrochen war. Da zog sie der Fürst Primas, in dessen Blicken dabei „eine unermeßliche Trauer" lag, in eine Fensterbrüstung und sagte zu ihr in heftiger Bewegung:

Ruhig, Liebe! Napoleon muß fallen, man kann ihn nicht emporhalten, nicht retten; aber diese Nothwendigkeit ist entsetzlich. Europa bedarf seiner mehr als je, und dennoch muß seine Gewalt vertilgt werden. Er wird unterliegen, aber wehe uns nicht minder, denn alles, was er Großes gewollt, wird mit ihm zu Grunde gehen, und alles, was er Unheilbringendes gesäet, wird in den Händen, die nach ihm die Zügel halten werden, wuchernd emporschießen.

Zur Zeit der Franzosenflucht nach der Schlacht von Leipzig befand sich Helmina gerade in Darmstadt, wo im Exercirhause Tausende von Gefangenen und Verwundeten der Napoleon'schen Armee, den verschiedensten Nationen angehörig, untergebracht waren: „In einer Lache, die weit vor dem Gefängnisse sich ausdehnte, belegt mit schwankenden Bretern, schwammen nackte Leichen. Mitten im Gebäude verbreitete der aufgethürmte Unrath der eingeriegelten Gefangenen seine gräßlichen Ausdünstungen. Auf dem nackten Boden krümmten sich röchelnd die Sterbenden." Das ist etwas für die Kriegslustigen unserer Zeit, namentlich für diejenigen, die Krieg! Krieg! rufen, aber fein zu Hause bleiben werden. Als die gesunden Gefangenen weiter escortirt wurden, zeigte sich der französische Nationalcharakter in seiner ganzen Besonderheit. Die Franzosen zogen singend und jubelnd durch die Straßen, einige riefen auch wol, „so stolz und jubelnd als ginge es in die Schlacht", ihr „Vive l'empereur!" Freilich zeigten sich andere auch aufs höchste niedergeschlagen; und als ein Vorübergehender einen derselben, der schweigsam bebend und bleich daherging, mit der Frage anredete: „Êtes-vous Français?" antwortete der Franzose: „Oui, je suis de cette pauvre miserable nation!" Edle darmstädter Frauen ließen es übrigens an nichts fehlen, was dazu beitragen konnte, den Gefangenen ihr elendes Los zu erleichtern; und Helmina, rührig und mitleidig wie sie immer war, war unter ihnen die letzte nicht. Sie setzte sich sogar in einer Nacht hin, um dem Prinzen Christian von Hessen in einer eindringlichen Vorstellung den qualvollen Zustand der Gefangenen zu schildern.

Diese Theilnahme für Leidende, aber auch eine bei manchen Frauen hervortretende Neigung, sich in Dinge zu mischen, die sie eigentlich nichts angehen, sollte sie später in Unannehmlichkeiten verwickeln, die jede minder kräftig organisirte und minder dreiste Frau als Helmina von Chézy es war, gänzlich entmuthigt und gebrochen haben würden. Als im Jahre 1815 der Krieg von neuem losgebrochen war, verwandte sie die für ihre auserlesenen Schriften eingegangenen Subscriptionsgelder mit rühmlicher Uneigennützigkeit für die Bereitung von Charpie, wobei ihr eine Menge junger Mädchen behülflich waren, von Socken, Hemden, wollenen Leibbinden u. s. w., und

*) Helmina klagt einmal an einer Stelle darüber, daß die Redacteurs von Journalen so selten Gedichte honorirten und zwar aus dem einfachen Grunde, „weil sie eben Gedichte seien". Diesem Uebelstande wäre sehr leicht abgeholfen, wenn die renommirtern und bessern Dichter, von denen Beiträge zu empfangen Redactionen sich zur Ehre rechnen müssen, sich selbst und untereinander das Wort gäben, in Musen-, Almanachen, Albums, Taschenbüchern, kurz allen periodischen Unternehmungen, welche prosaische und artistische Beiträge zu honoriren gewohnt und im Stande sind, Gedichte nur unter der Bedingung zufließen zu lassen, daß man sie anständig honorirt. Die belletristischen Blätter gemischten periodischen Sammelschriften würden dabei schließlich nur gewinnen, indem ihre Verleger und Herausgeber sich hüten würden, mittelmäßige Gedichte, sogenannte Lückenbüßer gegen Honorar aufzunehmen, mithin mehr als jetzt nur wirklich gute Gedichte abdrucken würden. Man vergesse nicht, daß, je wohlfeiler eine Waare ist, sie um so schlechter oder doch mißachteter zu sein pflegt. In Bezug auf Vielwisserei-Kalkums und alle eigentlichen sowol allgemeine als prosaische Musenalmanache würde jedoch aus naheliegenden Gründen von dieser Regel eine Ausnahme zu machen sein.

trat dann, ausgerüstet mit einer Cabinetsordre des Königs von Preußen, ihre Reise nach den Lazarethen von Belgien und vom Niederrhein an, die sie bis nach Aachen und Lüttich führte. In Köln kam sie mit der Invalidenprüfungscommission in ärgerliche Conflicte, da sie ihr in einer an Gneisenau gerichteten Vorstellung „alten Schlendrian", „Elendigkeit" u. s. w. vorgeworfen hatte, worin die Mitglieder der Commission eine Beleidigung erblicken wollten. Die Sache kam so weit, daß sie bei dem kölner Zuchtpolizeigericht anhängig gemacht wurde. Nun eilte sie nach Berlin, wo sie das Bitterste dulden mußte. Ihr eigener Bruder wollte sie nicht über die Schwelle lassen, bis sie straffrei sei; eine frühere Freundin redete sie bei der ersten Begegnung mit den Worten an: „Unsere Wege sind getrennt, der Ihrige ist dunkel, es thut mir um das Andenken Ihrer herrlichen Mutter weh!" und Minister Kircheisen, von dem sie in ihrem Namen wie in dem ihres Mannes Gerechtigkeit verlangte, erglühte vor Zorn bei diesen Worten und fragte höhnisch: „Sie sind also nicht von Ihrem Manne verstoßen? Sie irren also nicht auf Gerathewohl in der Welt umher, verbreiten Lügen und stiften Unfrieden, klagen nicht die rechtschaffenen Männer an?" Aber sie hatte einen vortrefflichen Rathgeber, der kein anderer war als der Dichter Theodor Amadeus Hoffmann, und so kam es, daß sie schließlich vom Kammergericht, auf dem sie sich in Person vernehmen lassen mußte, straffrei gesprochen, die Kosten aber niedergeschlagen wurden. Diejenigen Leser, denen dieser immerhin eigenthümliche und charakteristische Rechtshandel von der Verfasserin zu ausführlich behandelt scheinen sollte, werden hinlänglichen Ersatz finden in den vielen sich durch diese Darstellung hindurchziehenden interessanten Mittheilungen über Volks- und Zeitzustände und über eine große Anzahl von Notabilitäten der Kunst und Literatur, mit denen sie ihr vielverschlungener Lebensweg am Rhein und in Berlin zusammenführte. Nur eine Bemerkung aus diesem Abschnitte des Werks wollen wir hier noch mittheilen und zwar folgende:

> Noch heute verschmähe und verkenne ich nicht das Schöne, was im deutschen Aufschwung gegen die Bedrückung des fremden Jochs waltete; aber es war ein Fieber, die Genesung davon war schlimmer als das Uebel. Nie war die männliche Jugend so ernst, so würdig, so großartig als zu jener Zeit. Es vergingen keine zwei Jahrzehnde, so erschien sie mir abgespannt und vernüchtert. Gewaltigen Zeiträumen folgt gewöhnlich Erschlaffung. Auch edle Naturen nehmen verkehrte Richtungen, um dem Bedürfniß nach Kämpfen Genüge zu leisten. Ruhe ermüdet sie. Bloße Tugend ohne Gewürz genügt den Verwöhnten nicht u. s. w.

Wir möchten hierbei bemerken, daß das deutsche Militär, welches mehrere Jahre in dem von den Alliirten besetzt gehaltenen Frankreich und namentlich in Paris garnisonirt hatte, und besonders der Offizierstand von dem Geist französischen Leichtsinns und französischer Frivolität und Genußsucht keineswegs unberührt geblieben war, und daß sich dieser Geist von hier aus auch auf die bürgerlichen Kreise, auf die Art der Vergnügungen, auf Literatur, Kunst und Theater fortpflanzte. An Lebensart, die sich aber der französischen Urbanität und dem französischen Umgangstone doch nur unvollkommen näherte und daher zwitterhaft blieb, hatte man ebenso viel gewonnen, als an deutschem soliden Kern und deutschem Gemüth verloren.

Helmina, unruhig wie sie war, begab sich von Berlin nach Dresden, wobei sie versichert: „Niemand hat ärmlicher in Berlin gelebt als ich, und niemand ist entblößter von Mitteln als ich nach Dresden gekommen." Dergleichen Versicherungen darf man jedoch bei Helmina niemals allzu ängstlich und im strengen Wortsinn nehmen. Uebrigens gehört dieser das literarische und gesellschaftliche Treiben in Dresden betreffende und von ihrem Freunde und Gönner Kraukling durchgesehene Abschnitt zu den interessantesten und lesenswürdigsten Partien des Buchs, doch müssen wir, um nicht allzu ausführlich zu werden, den Leser auf dieses selbst verweisen. Besonders beschäftigt sich Helmina mit dem dresdener „Liederkreis", der fast alle Persönlichkeiten in sich schloß, die sich irgendwie in Dresden auf literarischem und künstlerischem Gebiete auszeichneten und regten, unter denen sich freilich aber auch manche Mittelmäßigkeiten befanden. Helmina, die sonst des Enthusiasmus für die Dresdener voll ist, gesteht doch: „Selbst in Dresden, wo fast alle Poeten Hofräthe waren, wurde die Poesie durchaus nicht nach Würden geschätzt, und aus dem Umstande, daß die Poeten Hofräthe hießen, ging noch nicht hervor, daß die Hofräthe poetisch waren." Ihre Mißhelligkeiten mit Fanny Tarnow wollen wir gern übergehen. Wie stimmt übrigens mit ihrer frühern Versicherung, daß sie gänzlich mittellos nach Dresden gekommen, die weitere Versicherung, daß Fanny Tarnow 400 Thaler von ihr empfangen und daß sie jede Anklage für dieselbe habe bestreiten müssen? Dem größten der dresdener Literatoren, Ludwig Tieck, hatte sie schon im frühern Kapitel eine längere Betrachtung gewidmet und darin unter anderm die gewagte Behauptung aufgestellt, daß das Lied Tieck mehr zu verdanken habe als selbst Goethe und Uhland. Auch erwähnt sie dabei eines Gesprächs mit Friedrich Schlegel im Jahre 1802, wo mit Bezugnahme auf die damalige Lage Tieck's geäußert: um des Dichters Schicksal kümmere sich kein Reicher, kein Mächtiger; verkümmere er, so sei alles gleichgültig dabei; zeige er eine Schwäche, so packe die vornehme Welt ihn an und suche ihn herauszureißen, nur ein Mittelmäßiger, nur ein *** gedeihe, die große Welt könne geistige Größen nicht ertragen u. s. w. Man sieht wenigstens daraus, wie oft sich diese Klagen in Deutschland wiederholen. Uebrigens befand sich Schlegel später ganz wohl, freilich als Dienstmann des Katholicismus und nachdem er der Poesie den Abschied gegeben.

Von Dresden ging Helmina nach Wien, theils um ihren ältesten, an den Augen leidenden Sohn zur Cur nach Baden zu bringen, theils um der bevorstehenden Aufführung der „Eurvanthe" beizuwohnen. Karl Maria von Weber misbilligte diesen Entschluß, indem er sie besonders vor der Strenge der wiener Censur warnte. „Gesetzt einmal", sagte er zu ihr, „Sie wollten [illegible]

Gänse kaufen, und ließen es in die Zeitung setzen, da meint die Censur: Himmel, was will die Frau in ihrer kleinen Haushaltung mit drei Gänsen? Und sie streicht Ihnen zwei!" Indeß von der Censur hatte die romanlustige Verfasserin der „Eurvanthe" nichts zu fürchten, und sie ging nach Wien, wo es ihr ungemein gefiel. Sie sagt:

Die lieben Wiener waren so genußesfähig und so reich an Genüssen, so frischherzig, so empfänglich, so treu ihren Günstlingen, so stolz auf ihre Notabilitäten, wie es eine gute Mutter auf ihr herrliches Kind ist. Man konnte kein erfreulicheres Volk sehen, und von allem, was sie liebenswürdig machte, wurde rechtsverwahrt behauptet, daß es noch ganz anders gewesen sei. Möge Wien das nur geblieben sein, was es damals war, so werden noch immer diejenigen beneidenswerth sein, die es bewohnen. Möchte ihnen nur niemals die herrliche Eigenschaft verloren gehen, den Menschen gelten zu lassen, was er ist und wie er es ist! Man hörte wol einzelne Klagen über Zwang; nie aber habe ich eine freiere Gesellschaft gesehen als die in Wien.

Dann ging sie ins Salzkammergut, wo sie sich durch die Klagen armer Leute verleiten ließ, mit den Behörden, die nach ihrer Ansicht das Volk drückten und aussaugten, Händel anzufangen. Sie nützte dadurch niemand, sich selbst aber schadete sie. Sie versichert, es sei nach Wien berichtet worden, daß sie Volksversammlungen hielte, daß ihre Söhne das Volk aufzuwiegeln trachteten, daß nachts eine Tenne zu den Zusammenkünften bestellt und Maßregeln zu einer Revolution genommen worden, weshalb es nöthig werden würde, Militär in das Salzkammergut zu schicken. Der Kaiser habe sie nach Wien verlangt, versichert sie weiter, und sie habe ihn nicht warten lassen. Sie erhielt Audienz und erzählt über diese unter anderm:

Im reinsten Hochdeutsch sprach der Kaiser zuerst zu mir einige Worte des Danks, daß ich mich seiner Oberösterreicher so herzlich angenommen habe. „Aber", setzte er hinzu „die Sache hätte eine schlimme Wendung nehmen können! Wie wenn ich nun gezwungen gewesen wäre, Militär in das Salzkammergut zu schicken?"

Helmina nahm diese Worte ganz ernsthaft, aber Kaiser Franz, der, wie man weiß, nicht selten den Schalk hinter's Ohr steckte, hat diese Worte sicherlich nur schelmisch gemeint. Im Verlauf ihrer wiener Mittheilungen kommt sie auch auf Sophie Müller zu sprechen, die sie nebst Agnese Schebest zu den wenigen Priesterinnen zählt, welche allein der Kunst leben, und sie behauptet in Betreff der Schebest, daß die Empfindung, welche der Mann, „dem sie (Agnese Schebest) so überschwengliche Opfer gebracht", der Gattin einflößte, nicht ihrer „unendlichen Liebe" werth gewesen; denn wie selten versteht ein Mann wahre Liebe! wie selten lebt einer, der sie ertragen kann!" Das ist wieder das alte Kapitel von dem „unverstandenen Weibe". Nachdem sie noch ein recht hübsches Gedicht eigener Fabrikation mit dem Anfang „Hast du, Herz, kein Leid erfahren" eingeflochten, ergeht sie sich in einer Betrachtung über Frankreich, in der allerdings etwas Prophetisches ist. Sie behauptet, das Kaiserreich sei den Franzosen in Mark und Bein übergegangen und nur durch ein Zermalmen des ganzen Kerns auszurotten. „Frankreich", sagt sie, „hat noch eine unabsehbare Zukunft vor sich. Es wird noch der Welt Gesetze geben, oder es wird zertrümmert." Aber der französische Ehrgeiz sei (leider) nicht mehr auf die Freiheit gerichtet, sondern auf den nationalen Ruhm, „dieses Palladium, das den Enkeln anvertraut ist, und ewig über ihrem Namen flammt. Die Stunde wird schlagen, wo der Franzose mit wiederbelebter Begeisterung kämpft." In diese blutige neunapoleonische Aera scheint Europa jetzt in der That eingetreten zu sein.

Der letzte Abschnitt des Buchs betrifft ihren Aufenthalt in München und ihre Reise nach Paris, wohin die resolute und immer rasch entschlossene Frau nach dem Tode Chézy's ging, um sich bei der Regierung einen Witwengehalt auszuwirken. Auch in München sah sie sich, wie fast überall, in Unannehmlichkeiten und Händel verwickelt, ohne daß wir erfahren, welcher Art diese gewesen. Sie spricht von einem „mit größter Schlauheit entworfenen Bubenstück", dessen Urheber ihr lange verborgen geblieben, man habe sie „vernichten" wollen, und noch immer seien dieselben Hände thätig „bittere Tropfen in die Neige ihres Lebensbechers zu mischen" u. s. w. Die Hinterlassenen des Philosophen Krause scheint sie besonders bei dieser mysteriösen Geschichte in Verdacht zu haben. In Paris hatte sie dann wieder die angeblich von den Feinden und Neidern ihres verstorbenen Gatten angesponnenen Intriguen zu bekämpfen, doch setzte sie es durch, daß ihr von der Guizot'schen Regierung eine jährliche Pension von 1500 Francs unter dem Namen einer „Indemnität" bewilligt wurde. Da dieses Jahrgehalt, von dem eine einzelnstehende Frau zur Noth schon existiren kann, ihr unsers Wissens immer ausgezahlt worden ist und ihr zuletzt auch der großherzige König von Preußen — an den sie zum Dank ein unvollendet geschriebenes Sonett richtete, das als ihr letztes lyrisches Product in seiner fragmentarischen Gestalt in der Vorrede mitgetheilt ist — eine Pension von vierteljährlich 50 Thalern bewilligte, und ihr auch sonst Liebesgaben, z. B. von seiten der Tiedge-Stiftung, zuflossen, so wissen wir nicht recht, was wir von den ausgesprengten Gerüchten über ihre gänzliche Mittellosigkeit während ihrer letzten Lebensjahre halten sollen. Freilich war sie erblindet und konnte ihre Habe und ihr Einkommen nicht so beaufsichtigen, wie es bei sehenden Augen möglich gewesen wäre. Sie wurde, wie wir wissen, ihrer Angabe nach aufs abscheulichste geplündert und bestohlen, und wir finden auf S. 271 des zweiten Theils noch einen solchen Bösewicht genannt, der unter dem erborgten Namen J. Moore Mittel gefunden hatte, sie wahrscheinlich „durch Chloroform einzuschläfern und mit Hülfe ihrer damaligen Umgebung auszurauben". Ihre schönsten und liebsten Bücher in Prachtbänden, ihres Sohnes Max Skizzen und Oelbilder u. s. w. seien ihr, wie sie behauptet, von diesem Menschen, dem sie nur Gutes erzeigt, entwendet worden. Zu verwundern ist nur, daß sich so viel Gauner- und Diebsgesindel gerade an die arme Chézy gehängt, daß sie entweder bei der Polizei keine Anzeige gemacht oder daß diese sich in allen

diesen Fällen ohnmächtig gezeigt haben sollte, den Dieben auf die Spur zu kommen. Unter Max von Chézy's Oelgemälden, die übrigens von Talent zeugten, befanden sich einige von gar nicht unansehnlichem Umfang, und diese waren doch nicht eben leicht fortzubringen und zu verwerthen, ohne Verdacht zu erregen. Außerdem machte ihr das schon berührte Zerwürfniß mit ihrem ältesten noch lebenden Sohne Wilhelm fortdauernd vielen Kummer, und immer erscheint ihr Spindler als der Dämon, der ihn zu Grunde gerichtet und ihn ihr entfremdet. Spindler, „der im Ueberfluß schwamm", habe es sich im Hause ihres Sohnes wohl sein lassen, bis dessen Gattin sich seine Besuche verbeten, wofür sich dann Spindler gerächt habe. Sie sagt:

Die Kette, welche ihn (Wilhelm) an den falschen Freund schloß, war in der Hölle geschmiedet, dennoch zerriß sie. In Freiburg trennten sich wenige Jahre nachher, als meines Sohnes Untergang (!) vollendet war, der falsche Freund und der, der mir das Herz zerriß.... An mir ist ein Mord geschehen, und an meinem ältesten Sohne auch.

Duller, sagt sie, habe sich noch zu rechter Zeit von Spindler zurückgezogen, aber den geistreichen und grundgelehrten Philologen Braun, der dann später an einer im Duell empfangenen Brustwunde starb, habe Spindler auch auf dem Gewissen. Braun habe sich einem aufreibenden Leben hingegeben und geäußert: „Wenn alles für mich aufhört, so finde ich wol noch einen, der mich zusammenschießt, oder ich ihn, es ist mir dann beides recht!" Helmina gibt zu verstehen, daß Braun ein Opfer der Verführungskünste Spindler's gewesen, der sich selbst gerühmt, daß sein Roman „Boa Constrictor" sein Bild und einen Theil seines Lebens enthalte.

Nachdem wir Helmina von Chézy durch die Labyrinthe ihres in der That viel- und reichbewegten Lebens bis hierher begleitet, wird der Leser vielleicht auch gern noch etwas über ihre letzten Lebenstage erfahren. Ueber diese schreibt die Herausgeberin, Bertha Borngräber, in der Vorrede:

Nach Tische schlummerte sie eine Stunde, dann las ich ihr eine Stunde lang vor, oft die Bibel, das Evangelium Johannis, die Bergpredigt, wobei sie einmal mit Thränen in den Augen ausrief: „Was sind alle Schriften großer Geister — sie veralten! Aber dies Buch, wie ist es immer so neu!" Ausgefahren wurde selten, dazu fehlten Zeit und Mittel, und zum Ausgehen die Kräfte. Selbst wenn sie von zwei Personen geführt wurde, mußten auf einem kleinen Gange viele Ruheplätzchen gesucht werden.... Der 25. Januar (1856) war der Dichterin Geburtstag; wir feierten ihn zum letzten mal und unter Thränen. Drei Tage darauf erschien ihr Sterbetag, an welchem die Baronesse von Heldritt, ihre engelgleiche Freundin, wie sie dieselbe nannte und wie sie es auch war, sie noch besuchte, ihr eine Erfrischung zu bringen, welche die Sterbende schon sprachlos, doch noch eilig, mit sichtlicher Erquickung nahm. Kurz vor dem Scheiden umschlang sie mich mit offenen Armen, preßte mich an die Brust und küßte mich."

Ihre Ruhestätte befindet sich Nr. 4527, tombe 5, ligne 3, auf dem allgemeinen Kirchhofe in Plain-palais zu Genf. Dies denjenigen Landsleuten zur Nachricht, welche vielleicht wünschen sollten, bei einem Besuche Genfs unter den zahllosen Erdhügeln auf dem genfer Kirchhofe das Grab aufzusuchen, in welchem die deutsche Dichterin endlich die Ruhe fand, die sie im Leben nicht gekannt, nicht gefunden und vielleicht auch im Ernste kaum gesucht hat.

Hermann Marggraff.

Romanliteratur.

1. Abenteuer eines Emporkömmlings. Ein Roman. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1859. 8. 3 Thlr.

An diesem Buche, merkwürdig und interessant genug, ist zuvörderst der Titel völlig vergriffen. Abenteuer oder was man gewöhnlich so nennt, enthält das Buch wenig oder gar nicht, vielmehr geschieht alles, was geschieht, aus strenger sittlicher und psychologischer Consequenz, und ein Emporkömmling kann der Held, der als Erbe einer Million geboren wird, und es nicht weiter als bis zum „Hofrath und Geheimsecretär" bringt, füglich doch auch nicht genannt werden. Auch als ein Roman können wir die Erzählung kaum betrachten, da sie vielmehr offenbar den Charakter einer eigenthümlichen Mischung von Wahrheit und Dichtung, von Erlebtem und Gedachtem, aus den Kreisen der Politik und der höhern Gesellschaft, aus Theorie und Weltverkehr eines gewandten, erfahrenen und vom Glück begünstigten Mannes an sich trägt und vor allen Dingen in wirklichen Verhältnissen wurzelt. Um so besser vielleicht: denn in der That, die Erzählung dieser einen wirklichen Lebenslauf durch romantische Zuthat nur wenig überbietenden Geschichte, liest sich anziehend und unterhaltend genug und empfiehlt sich als ein völlig consequentes Gedankenwerk so sehr, daß es des verfehlten Titels gar nicht erst bedarf, um unsere ganze Theilnahme für dasselbe zu erwecken. Eine etwas überflüssige Breite der politischen Discussion und die verbrauchten Duell- und Spielbanlscenen abgerechnet, ist das Ganze vielmehr ein Werk vielseitiger Lebensbeobachtung, namentlich aus den höchsten Gesellschaftskreisen, dem Hofleben, und ernster, tiefgehender Betrachtung unserer socialen Zustände, also jedenfalls mehr als ein Roman. Alles dies aber theilt dem vorliegenden Werke Vorzüge mit, die ihm eine längere Dauer versprechen und die selbst dann noch bestehen bleiben, wenn, wie wir anerkennen müssen, Ereignisse und Charaktere etwas an dem Verschwommenen und Unsichern theilnehmen, das sich schon in dem „Titel" ausdrückt und das ein klares Auseinanderhalten der vielfach verschlungenen Begebenheit hin und wieder erschwert.

Der Held und Selbstbiograph ist der Sohn eines reichen frankfurter Bankiers, eines echten Bankiers, von jüdischer Herkunft, achtbar, pflichtgetreu und prosaisch, und einer Mutter, die sich als eine engelhafte Dulderin in Schicksalen, welche unsere volle Sympathie ansprechen, darstellt. Seine Erziehung nimmt unter der Hand des letzten seiner Lehrer, Stromfeld, in den es etwas verfrüht der ganze Materialismus unserer Tage verkörpert, die entgegengesetzte Richtung zu haltlosem Idealismus, zu welchem ihn der Widerspruch gegen des Erziehers sinnliche und pessimistische Weltauffassungen drängt. Er widersetzt sich daher auch dem väterlichen Wunsch, der ihn zum Kaufmann bestimmt, und er erlangt es durch die Mutter, sich dem Gelehrtenstande, dem öffentlichen Dienst weihen zu dürfen. Ein großer Grundbesitz, in Oesterreich erworben und in Veranlassung des Jahres 1848 klug verwaltet, bewirkt, daß unser Held als Herr von Schwanhofen geadelt wird. Hier zeichnet er uns nun die Zustände der Gesellschaft, in welche er zwar geduldet eintritt, in der er aber seine Stellung erst erkämpfen muß, kurz vor den Ereignissen von 1848 im Kaiserstaat. Die Revolution bricht aus, das frankfurter Parlament tritt in den Vorgrund. Stromfeld, jetzt als von Felderström, demokratischer Ultra, und seine Freunde, Ahlhorst und Walborn, theoretische und praktische Reactionäre, begegnen sich hier wieder. Der Erzähler hat die völlige Nichtigkeit dieser ganzen Bewegung sofort erkannt, tritt aber aus dem Gefühl von Pflicht, sich nützlich zu machen, in

zu Dank einer besonderen Miniatur als Gedenkzeichen. Die Umfang, ist halb verdeckt: allein es ist unzweifelhaft Gestalt ist halb verdeckt: allein es ist unzweifelhaft Gestalt ist halb verdeckt: allein es ist unzweifelhaft Gestalt

aber dem Gesetz der Ehre und der Moral unverbrüchlich treu geblieben ist, liest und ihm außer angenehmer Unterhaltung eine Fülle der eigenthümlichsten Lebensbetrachtungen verdankt, wie sie nur ein vielbewegtes Dasein geben kann. Und so schließen wir mit Wunsch und Hoffnung, dem Verfasser dieses Buchs, das von seiner geistigen Bedeutung volles Zeugniß gibt, bald wieder zu begegnen.

2. Verloren und gefunden. Roman von Theodor Mügge. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verglichen mit dem vorangehenden, durch Ernst und männlichen Geist hervorstechenden Roman tritt Mügge's „Verloren und gefunden" sehr in Schatten. Mügge, von dem wir Bedeutenderes und Besseres zu lesen gewohnt sind und der namentlich durch seine charaktervollen nordischen Volks- und Sittengemälde so viele Leser erfreut, hat sich hier bemüht, den modernen Materialismus, den offenen wie den versteckten, den rohen wie den verfeinten, in das ihm gebührende Licht zu stellen. Die Aufgabe ist gut, allein sie ist nicht in der rechten Weise gelöst worden. In diesem Buche ist alles Geld und Geld ist alles. Geldstolz, Geldgier, Geldnoth, Heirath um des Geldes willen, Familienhaß des Geldes wegen: um diese Angeln dreht sich das Ganze so ausschließlich, daß wir die erkältende Empfindung, mit der uns bloße Geldinteressen doch anwehen, nicht los werden. Selbst die Herzensgeschichten Lorberg's und Hellmuth's werden davon so angekränkelt, daß sie einen reinen und wohlthuenden Eindruck, selbst auf dieser Folie, nicht mehr hervorbringen, unser Frösteln nicht mehr überwinden können. Kurz, es ist Winter in diesem Roman! Damit soll nicht gesagt sein, daß die Erzählung nicht geschickt gemacht und angenehm zu lesen sei, daß verschiedene Charaktere nicht Geist und einzelne Scenen gute Weltbeobachtung bekundeten; allein erwärmen können Leute wie Lorberg, Wolf, die Commerzienräthin, Feldheim und Hellmuth den Leser einmal nicht, und in den Seelen, deren innern Werth wir anerkennen sollen, fehlt die Energie der Empfindung doch allzu sehr, um das Gefühlsthermometer des Lesers über die gewöhnliche Stubenwärme erheben zu können. Der Roman ist daher ein reiflich ausgeklügeltes aber frostiges Kunstwerk geblieben, das an die Lieblingsheimat des Autors, den Norden, ein wenig zu sehr erinnert.

Die Geschichte ist kurz diese: Lorberg, ein junger, lebenslustiger aber armer Edelmann, wird durch einen nichtsnutzigen Verwandten, Seehausen, zu dem Entschluß gebracht, die Pflegetochter der steinreichen Commerzienräthin Wittenberg, Susette, ein wunderlich gezeichnetes, possenhaftes und unliebenswürdiges Fräulein, zu ehelichen, lernt jedoch in deren Gesellschaft Christine Streit, eine arme Lehrerin, kennen und liebt sie, während Susette selbst im stillen dem schüchternen, schattenhaften Hospitalarzt Hellmuth ihr Herz geschenkt hat. Hierauf beruht die Intrigue der Erzählung: die zwangvolle Fortsetzung der Brautschaft, die Machinationen Seehausen's, die Ehe zu seinem Vortheil zu fördern oder zu hintertreiben, die Anstrengungen der Commerzienräthin, sie trotz aller Theile zum Schluß zu bringen. Diese Frau ist der Hauptcharakter des Romans und als solcher, man muß gestehen, eine ziemlich originelle und frappante Zeichnung. Ihre Klugheit in Geldsachen, ihre Herrschsucht, ihr Geldstolz, die wunderliche Zärtlichkeit dieser kalten Zahlenseele für ein einziges Wesen, ihre Susette, sind vortrefflich gezeichnet. Von dem zweiten Hauptcharakter, dem Hauptmann Seehausen, allerdings ein Original von Lumpy und Schwelger, zu jeder Schlechtigkeit für sein Axiom: „Leben ist die Hauptsache", stets bereit und an diesem System zuletzt doch Schiffbruch leidend, ist nicht dasselbe zu sagen: es ist jedenfalls Ueberladung und Caricatur darin; sein „Engel" Flora dagegen wird allerdings nicht gerade selten angetroffen. Das Schlimmste aber ist, daß doch das Ganze auf einer unmöglichen, völlig undenkbaren Erfindung beruht, zugleich barock und keineswegs anmuthig. Lorberg ist nämlich durch den Vetter Feldheim um Erbe und Vermögen betrogen, dadurch, daß er eine ihm geborene Tochter für einen Sohn ausgibt, und diese Tochter ist eben jene arme Lehrerin Christine Streit, die Lorberg liebt. Wer glaubt in unserer Zeit an solche Dinge, zumal wenn der Erfinder auch nicht den geringsten Versuch macht, die Sache als möglich erscheinen zu lassen oder die Mittel dazu nachzuweisen. Damit ist es also geradehin nichts und diese Erfindung ist dem schärfsten Tadel hülflos ausgesetzt, ja, sie hätte von dem erfahrenen Verfasser als völlig unbrauchbar von vornherein verworfen werden sollen. Was nun den Helden selbst betrifft — es ist unbegreiflich, daß der Verfasser dies nicht selbst empfunden hat —, so verfällt er von vornherein unserer gerechtesten Mißachtung. Den ganzen Roman hindurch vollführt er eine Lüge, ein Schelmenwerk, das uns innerlich empört: er heuchelt Liebe zu Susetten, die er verachtet, um ihrer reichen Erbschaft willen; die bessere Natur kämpft in ihm zwei Bände hindurch, ohne zum Durchbruch zu kommen, und als dies zuletzt geschieht, geschieht es fast wider seinen Willen und durch Zufall. Ein solches Thema war unseres Erachtens sofort aufzugeben, wie es sich dem Geiste des Autors darbot; denn das Schicksal eines so gearteten Charakters darf uns eigentlich gar nicht sympathetisch stimmen; seine geistigen Leiden sind die Frucht seiner geistigen Ohnmacht. Der Sohn Feldheim ferner ist eigentlich ein Object der Criminaljustiz, das ins Zuchthaus gehört. Christine Streit, sein vorgegebener Sohn (!), außer Hellmuth die einzige Person, bei welcher von innerm Werth die Rede sein kann, ist zu matt und skizzenhaft behandelt, um für so viel Mängel schadlos zu halten. Sie ist bestimmt in ihren Grundsätzen und spricht gut, aber auch ihr fehlt die Wärme, die zur Energie der Handlung führt; sie ist eine blos negative Potenz, wir sehen nur ihren Schatten. Die Nebenfiguren, zum Theil gut, wie der kleine Agent Wolf, zählen nicht wesentlich mit.

Es ist klar, daß aus solchen Elementen kein tüchtiger Roman entstehen kann. An einzelnen feinen Wendungen, guten und gut ausgedrückten Beobachtungen fehlt es, wie in jeder Arbeit des Verfassers, auch hier nicht; allein er hat sich die Sache leicht gemacht. Was zunächst die Darstellung im ganzen betrifft, so können wir den mehr und mehr in Mode kommenden lockern Zusammenhang, der Kapitel für Kapitel ein ganz selbständiges Tableau, ein Bildchen für sich darbietet, doch eigentlich für keinen lobwürdigen Stil erklären. Dies Lokalisiren und Individualisiren der Darstellung erleichtert dem Erzähler allerdings die Arbeit, da er sie jeden Vormittag abschließen und davon ausruhen kann; allein der folgerechte, kunstgemäße, zusammenhangsvolle Vortrag, wie ihn ältere Meister festgestellt haben, leidet dabei doch völlig Schiffbruch. Aus der einen Geschichte werden auf einmal zwanzig Geschichtchen; es ist kaum mehr eine Erzählung, die wir vor uns haben und der Geist des Lesers ist gezwungen von Gruppe zu Gruppe zu springen, ohne Ruh und mit immer durchkreuzter und gestörter Empfindung. Man kann an und für sich schon zweifeln, ob eine Erzählung, welche uns alle handelnden Charaktere nicht in ihrer ethischen Entwickelung, sondern stets nur in einem einzelnen Moment ihres Daseins darstellt, den Namen eines Romans verdient, oder ob sie nicht vielmehr mit der bescheidenen Benennung einer Novelle zufrieden sein müsse; allein wenn diese Novelle sich nun noch wirklich in 20 Novelletten verflüchtigt und auflöst, dann ist eine solche Arbeit mit dem Namen eines Romans viel zu hoch gewürdigt; denn unter einem solchen denken wir uns einmal die volle consequente Darstellung einer ethischen Lebensentwickelung von ihrem Anfang bis zum Abschluß, nicht aber die Skizze eines Moments, einer Situation. Dies ist die Novelle, wie sie uns die Italiener überliefert haben. In England ist diese Distinction vermischt und Bulwer gibt uns seine neunbändigen „Caxtons" als eine Novelle. In Deutschland aber haben wir allen Grund, die bestehende Begriffsverschiedenheit solange als möglich aufrecht zu erhalten.

Doch wir müssen schließen. Der gewandte Erzählungston des Verfassers besticht auch hier; seine feinen Bemerkungen, die

temblicke und Streiflichter auf die Gesellschaft und den an ihr nagenden Wurm der Selbstsucht und des Eigennutzes, auf Adelstolz und Geldaristokratie fesseln und blenden den Leser; allein im ganzen und großen hat der Verfasser mit diesem Buche doch nur eine sehr mittelmäßige und wenig bedeutende Arbeit geliefert, die seinem Autorruhm nicht viel hinzufügen wird, und die im ganzen genommen des Verfassers von „Afraja" und „Erich Randal" nicht recht würdig ist. Solche markige und echte Charaktere, ein so männlicher und sicherer, seiner Sache gewisser Geist, wie sie in jenen Romanen uns erhoben und innig erfreuten, kommen hier nicht zum Vorschein: es ist eine sittenmalende, mäßig und leicht unterhaltende, aber ideenarme Erzählung, die uns hier geboten wird, und die zugleich an den beiden wesentlichen Mängeln leidet: daß der Verfasser sich die Möglichkeit des erzählten Hergangs selbst nicht klar gemacht und daß er uns für seine handelnden Personen kein höheres Interesse einzuflößen gewußt hat.

3. Sanct-Florian's Rache. Von Marino. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 18 Ngr.

Die Kritik d. Bl. ist geneigt gegen die talentvollen Anfänger Nachsicht zu üben. Eine solche Arbeit haben wir hier vor uns liegen. Zuvörderst sei bemerkt, daß der Autor Marino allem Vermuthen nach wol eine Marina ist, denn auf eine solche deutet alles in diesem zierlichen kleinen Roman hin: es ist nicht nur der Stil, es ist auch die Empfindungsweise einer Frau, der wir hier begegnen, die etwas unlogische und weltjunge Sentimentalität, die zwischen den Idealen und den Welterfahrungen wie der eiserne Sarg des Propheten Mohammed zwischen zwei gewaltigen Magneten frei in der Luft schwebt. Einen Plan, eine Intrigue besitzt dies kleine Buch eigentlich gar nicht. Florian von Geyern soll seine Verwandte, Recha, zum Weibe nehmen, ohne sie zu kennen; allein da dies ein ihm von Jugend auf bekannter Plan ist und er sein Herz nicht zu einem Geschäft dieser Art zwingen zu können glaubt, so widerstrebt er, sendet seinen Freund Arnold statt seiner zu dem Rendezvous nach Steinach, packt ein und geht auf Reisen. Auf der Isola bella trifft er unbekannt mit Recha zusammen, bringt sie in seiner Gondel ans Land und entzündet sich für sie, die inzwischen einem alten General ihre Hand gereicht hat. Nach einiger Zeit stirbt dieser und segnet das junge Paar zu jungem Glück: es ist Hochzeit und das ist die ganze Geschichte. Doch diese einfachste Begebenheit ist gut erzählt und enthält, wenn auch Neues und Ergreifendes dabei nicht hervortritt, doch viele Stellen von guter Zeichnung und geschmackvoller Ausführung. Das Talent der Combination ist gering und von Reflexion ist dabei nicht viel die Rede; allein über das Nächstliegende ergeht sich der Vortrag leicht und anmuthig und den Naturbildern sowol aus Italien als aus der uns nähern Grafschaft Glatz fehlt es nicht an ungesuchtem Reiz. „Sanct-Florian's Rache" aber heißt die Erzählung, weil Recha, dem Feuerheiligen Sanct-Florian, von dem der Volksvers heißt:

O heiliger Sanct-Florian,
Behüt' mein Haus, zünd' andre an! —

ein neues Gewand votirt hat und der Heilige zur Rache dafür, mit allerdings etwas bedenklicher Naivetät, ihr eigenes Herz für seinen Namensvetter, Florian von Geyern, in Flammen setzt. Das mag genügen; wir haben dem Büchlein sein Recht widerfahren lassen, wenn wir es als einen nicht eben unglücklichen ersten Versuch in diesem Gebiete der Kunst bezeichnen, der jungen Leserinnen zu gefallen einen Anspruch hat und sich durch sittliche Reinheit und Ursprünglichkeit hervorthut. 4.

Zur Aesthetik der Sculptur.

Die Tempelsculpturen aus der Schule des Phidias im Britischen Museum. Dargestellt von Christian Semler. Hamburg, O. Meißner. 1858. 8. 18 Ngr.

Nach des Verfassers eigener Erklärung ist die vorliegende Schrift das Resultat eines dreimonatlichen Aufenthalts in London, der vorzugsweise das Studium der griechischen Sculpturen im Britischen Museum bezweckte. Sie gibt eine eingehende Beschreibung und Charakteristik aller derjenigen dort aufbewahrten Kunstschätze, welche als Reste der aus der Schule des Phidias stammenden Arbeiten angesehen werden müssen, und ist in der Absicht geschrieben, den Besuchern des Britischen Museums und der Gipsabgüsse aus demselben in unsern deutschen Antikensälen bei der Betrachtung und Auffassung dieser vollendetsten Schöpfungen der plastischen Kunst ein Führer zu sein.

Der Autor bezeichnet seinen Standpunkt als einen kunstphilosophischen und macht es sich insbesondere zur Aufgabe, „das Wesen der Sculptur und ihren Zusammenhang mit dem Homerischen Epos an jenen Werken nachzuweisen". Eine specifisch archäologische oder kunsthistorische Monographie hat man also nicht in dieser Schrift zu suchen; auch ist sie nicht für das eigentlich gelehrte, sondern für das allgemein gebildete Publikum berechnet; sie läßt sich nicht in Untersuchungen ein, sondern begnügt sich, die bezeichneten Ueberreste der griechischen Plastik in möglichster Lebendigkeit und Anschaulichkeit dem geistigen Auge zu vergegenwärtigen und auf die Schönheit und Bedeutung derselben, sowie auf ihr Verhältniß theils untereinander, theils zu frühern und spätern Kunstwerken, theils zu den poetischen Darstellungen aufmerksam zu machen.

Im ganzen hat der Verfasser diese Aufgabe in einer dem populären und praktischen Zweck des Buchs angemessenen Weise gelöst. Entwickelt er auch keine wesentlich neuen oder tiefen Ansichten, so bekundet er doch durchweg einen klaren, gesunden Sinn, eine für die Auffassung antiker Ideen und Formen glückliche Naturanlage und Bildung, eine dem Gegenstand mit Wärme zugethane, jedoch nicht excentrische und kritiklose Begeisterung. Hat er auch vielleicht in der Darlegung des innern idealen Zusammenhangs der architektonisch vereinigten und zueinander in Beziehung stehenden Bilderwerke zu wenig gethan, so kann es doch andererseits nur gelobt werden, daß er sich vor gezwungener Deuteleien und gesuchten Symbolisirungen mit richtigem Takte gehütet hat.

Der Verfasser sieht mit Recht den höchsten Zweck der Sculptur in der idealen Verklärung der menschlichen Gestalt. „In solchen Momenten", sagt er mit Beziehung auf den Torso des Ilissus, „wurde es mir klar, wie Schelling, dem genial schauenden Jüngling, die Indifferenz der sinnlichen und geistigen Weltordnung an dem Kunstwerk des menschlichen Organismus aufgehen konnte. Aber vergessen wir dabei nicht Winckelmann's, der ihm den Weg bahnte und der zum ersten male gleich einem gottbegeisterten Seher dem plastischen Gewächs der menschlichen Gestalt jene enthusiastischen Hymnen anstimmte. Ja, es ist die Gestalt eine ewige Idee, sie ist keine Maschine, sondern Selbstzweck. Als das letzte und vollendetste Gebilde des bewußtlos (?) schaffenden Naturgeistes steht sie da: sie ist der höchste Zweck, die fleischgewordene Idee desselben." Demgemäß läßt es sich der Autor denn auch angelegen sein, in den von ihm beschriebenen Kunstwerken nicht blos auf die an und für sich weit leichter verständlichen und darum weit weniger einer Interpretation bedürftigen Schönheiten des Ausdrucks und der Bewegung, sondern auch auf die unmittelbar in den natürlichen Formen liegende Harmonie und Gurhythmie des menschlichen Körpers, auf die Gesetzmäßigkeit des anatomischen Baues, auf die ästhetische Bedeutung der Verhältnisse, auf den geheimen Zauber der Linien aufmerksam zu machen. Er zeigt hierbei, daß er sich mit der Gliederung und Muskulatur des menschlichen Organismus hinlänglich vertraut gemacht hat und außerdem durch ein natürliches Schönheitsgefühl mit Leichtigkeit herausfindet, auf welche Punkte

und Linien des Körpers sich vorzugsweise das Auge des Beschauers richten muß, wenn es die Proportionalität und Harmonie eines Gebildes fühlen und erkennen soll. Zuweilen gelingt ihm dies, ohne sich des Grundes bewußt zu sein. So hebt er z. B. mit Recht die ästhetische Wichtigkeit der scharfen Durchschnittslinie, die oberhalb des Nabels sich herumzieht und Brust und Rippen von den Weichen trennt, hervor, indem er sagt, diese Linie sei „bei der Betrachtung der männlichen und weiblichen Statuen wohl im Auge zu behalten, da sie eine bequeme Orientirung darbiete". Er thut dies, ohne zu wissen, daß diese Linie diejenige ist, welche nach dem die Gliederung des ganzen Körpers beherrschenden Proportionalgesetze des goldenen Schnittes die Totalhöhe in Oberkörper und Unterkörper theilt und je nach ihrer etwas höhern oder niedern Lage eins der wesentlichsten Merkmale für die charakteristischen Unterschiede der männlichen und weiblichen Gestalt ist; ohne zu wissen, daß man sich von dieser Linie aus allerdings in der bequemsten Weise in den Proportionen des menschlichen Körpers orientiren kann, indem man nur nach demselben Verhältnisse, nach welchem durch sie die ganze Höhe getheilt ist, den Oberkörper und den Unterkörper und die durch diese Theilung gewonnenen Theile mit dem Auge einzutheilen braucht, um zunächst in der Einziehung des Halses die Grenze zwischen der Kopf- und Rumpfpartie, in der Kniebucht die Grenze zwischen Ober- und Unterschenkel, und so nach und nach alle für die Gliederung des Körpers wichtigsten und wesentlichsten Höhepunkte zu finden und in dieser consequenten Festhaltung eines und desselben mathematischen Verhältnisses als Eintheilungsprincips den innersten Grund der im ganzen Körperbau sich ausdrückenden Einheit und Harmonie zu erkennen.

Unser Autor klagt darüber, daß durchschnittlich im Publikum so wenig Begabung für Auffassung plastischer Kunstwerke zu finden sei und sieht den Grund dieser Erscheinung darin, daß bei dem übertriebenen Cultus der Musik die Bildung des Auges und der zeichnenden Hand gar zu sehr vernachlässigt werde. Dem ist allerdings so; es gesellt sich hierzu aber noch ein anderer Grund, der nämlich, daß in unsern Schulen auch nicht einmal für eine theoretische Kenntniß des menschlichen Körpers gesorgt wird. Wenn daher der Verfasser der vorliegenden Schrift bei der Beschreibung des Theseus und anderer Statuen vom „Deltamuskel", vom „zweiköpfigen Armmuskel", vom „dreiköpfigen Vorderarmstrecker" u. s. w. spricht, so dürfte er unter den Lesern, die er zu belehren wünscht, nur wenige finden, die ihn verstehen; ja er darf vielleicht selbst von der plastischen Schönheit des „schwellenden Pfirsichs", der „elastisch geschwungenen Sitzmuskeln" der Nike vor schönen Zuhörerinnen reden, ohne ein völlig klares Verständniß befürchten zu müssen. Um seinen Zweck noch sicherer zu erreichen, hätte daher der Autor nicht übel gethan, seine Leser mit dem Bau des menschlichen Körpers entweder selbst in der Kürze bekannt zu machen oder ihnen wenigstens das Studium dahin schlagender Schriften als unerläßliche Vorbedingung zu empfehlen. Ebenso wird es wahrscheinlich von manchen, die sein Buch zu benutzen wünschen, als ein Mangel empfunden werden, daß es sich gar nicht auf Mittheilung der allernothwendigsten kunsthistorischen Notizen einläßt. Das Publikum, welches einer Anleitung, wie die vorliegende ist, zum Verständniß von Kunstwerken bedarf, ist in der Regel mit der Archäologie nicht in dem Grade vertraut, daß ihm die oder die Kenntniß, welche ihm im besondern Falle nothwendig ist, in jedem Augenblicke zu Gebote stände; andererseits nimmt es sich auch nicht leicht die Mühe, die nöthigen Aufklärungen aus verschiedenen Werken zusammenzusuchen, und daher leistet ihm nur ein solches Buch den Dienst eines befriedigenden Führers, welches in jeder Beziehung die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen geeignet ist. Endlich ist noch zu beklagen, daß dem Text dieses Büchleins nicht veranschaulichende Zeichnungen beigefügt sind. In dem Augenblicke, wo man sich seiner als Führers bedient, bedarf man derselben allerdings nicht; aber sowol zur Vorbereitung wie zur Erinnerung würden dieselben um so mehr erwünscht sein, als selbst die lebendigsten Beschreibungen keine wirklichen Anschauungen gewähren und, wenn ihrer zu viel aufeinander folgen, eher ermüdend als belebend wirken.

Die erste und größte Abtheilung des Buchs beschäftigt sich mit den Sculpturen des Parthenon. Es werden darin nacheinander die Giebelfelder mit den Einzelfiguren des Theseus, des Ilissus, des Poseidon und der Athene, der Demeter, Persephone und Iris und der Gruppe der drei attischen Jungfrauen; ferner der Fries mit dem Panathenäenzuge der rossebändigenden Epheben, schreitenden Bürger und zuschauenden Götter, sodann die Metopen mit dem Kampf der Kentauren und Lapithen beschrieben. Vorübergehend wird auch der verloren gegangenen Athenestatue und der Pallas von Velletri, die man bekanntlich als eine Nachbildung derselben ansieht, gedacht. Die folgenden Abtheilungen schildern die Metopen und den Fries des Theseion, den Fries vom Tempel der Nike Apteros, das Erechtheum und den Fries des Phigalia-Tempels mit dem Kampf der Griechen und Amazonen einerseits und dem Kampf der Lapithen und Kentauren andererseits.

Zum Schluß bietet der Verfasser seinen Lesern noch eine kurze Vergleichung der durch Phidias repräsentirten Kunstperiode mit der Periode des Praxiteles und Skopas, wie er es im Vorangehenden auch nicht an Rückblicken auf die vorperikleische Kunstentwickelung, namentlich auf die Aegineter, hat fehlen lassen. Er sieht den Unterschied zwischen der Schule des Phidias und den spätern Künstlern hauptsächlich in zwei Differenzen. Einerseits wendeten sich die letztern immer mehr von den religiös-mythischen und heroischen den genreartigen Stoffen zu oder verliehen ihnen wenigstens eine mehr und mehr selbständige Bedeutung; andererseits bewegten sie sich mit besonderer Vorliebe, wie die Tragiker, in der Darstellung der dem Endlichen anhaftenden Vergänglichkeit, während bei Phidias die Idee vorherrsche, das Endliche in seiner glanzvollen Entfaltung zu zeigen. Der Autor erkennt hierin mit Recht einen Fortschritt von der überwiegend idealistischen zu einer mehr realistischen Richtung. Andererseits darf aber nicht vergessen werden, daß sich darin auch ein Bedürfniß zur Vertiefung und zur Verinnerlichung ausspricht, indem man das Göttliche nicht mehr allein in dem durch äußerliche Größe und Kraft Imponirenden, sondern auch in den feinern und geheimern Regungen und Bewegungen des individuellen Seelenlebens sucht.

Die Darstellung des Verfassers ist im ganzen eher einfach als überschwenglich. Nur zuweilen entfallen ihm geschraubte Ausdrücke und Bilder, z. B. wenn er mit Beziehung auf den dorischen Säulenknauf sagt, man werde beim Anblick der dem Abakus sich entgegenstemmenden Kraft des Ebinus an den heldenmüthigen Widerstand des Leonidas in den Thermopylen gegen die massenhafte Wucht der heranstürmenden Perserscharen erinnert.

Adolf Zeising.

Notiz.

Wechselwirkungen zwischen der englischen und deutschen Literatur.

Eine die Einladungsschrift zur Prüfung in der öffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig (1859) bildende Abhandlung: „On the study of modern languages in general, and of the English language and its treatment in the commercial school of Leipsic in particular", von David Asher, der, wie der selige Wurm, die Befähigung englisch und deutsch gleich gut zu schreiben in seltenem Grade besitzt, verdiente als besondere Schrift im Buchhandel zu erscheinen. Inzwischen wollen wir nicht verfehlen, Linguisten auf diese Abhandlung aufmerksam zu machen, wozu gerade wir uns um so mehr verpflichtet fühlen, da der Verfasser in §. 3 einen Gegenstand behandelt, dem auch wir in d. Bl. von jeher unsere besondere Beachtung schenkten, nämlich die Wechselwirkungen zwischen der deutschen und englischen Literatur. Vielleicht würden dem Verfasser noch manch brauchbare Fingerzeige und Details zugeführt werden, wenn er die betreffenden Partien in unserm wenigstens fleißi

zusammengestellten Aufsatz „Deutsche Literatur, Kunst und Wissenschaft im Auslande" (Band 10 der „Gegenwart") benutzt hätte, was nicht der Fall gewesen zu sein scheint, wie auch wir eine und die andere Lücke in dem citirten Aufsatz würden haben ausfüllen können, wenn die Asher'sche Abhandlung uns bei Abfassung unsers Aufsatzes schon vorgelegen hätte. Interessant war uns ein von Asher citirter Ausspruch Craik's in seinen „Sketches of the history of literature and learning in England". Craik nimmt für die englische Literatur drei Hauptperioden an, und sagt dann: „It is also to be observed that on each of these three occasions the excitement appears to have come to us in part from a foreign literature which had undergone a similar re-awakening or put forth a new life and vigour, shortly before our own: in the Elizabethan age the contagion or impulse was caught from the literature of Italy; in the age of Queen Anne from that of France; in the present period from that of Germany." Craik hebt dann hervor, wie dieser deutsche Einfluß, diese „german inspiration" namentlich auf Wordsworth und durch ihn auf die sogenannte „Lake school" überhaupt die allergrößte und entschiedenste Wirkung geübt habe. Wordsworth bereiste in Begleitung seines Freundes Coleridge, des verdienstvollen Uebersetzers der Schiller'schen Tragödie „Wallenstein", 1798 selbst Deutschland, um eine gründliche Kenntniß der deutschen Sprache, Literatur und Philosophie zu erlangen. Mit Recht macht sodann Asher auf Carlyle aufmerksam, als auf denjenigen, der, wie dies auch die Engländer selbst einräumen, mehr als jeder andere dazu beigetragen habe, die Kenntniß der deutschen Literatur und den Geschmack daran unter seinen Landsleuten zu verbreiten. Carlyle verdiente für diese erfolgreichen Bemühungen von der deutschen Nation ein Ehrengeschenk als Zeichen unserer Dankbarkeit zu erhalten, da er so wesentlich dazu beigetragen hat, wenigstens unter den wirklich gebildeten Engländern so manche gegen Deutschland und deutsche Literatur früher verbreiteten Vorurtheile hinwegzuräumen, was keineswegs ein sehr leichtes Werk war. Unter den lebenden Schriftstellern und Schriftstellerinnen Englands, die mehr oder weniger unter deutschem Einfluß ständen, nennt Asher vorzugsweise die Brownings, Tennyson, Disraeli (in seinem Roman „Sibyl"), Ch. Kingsley, Mrs. Norton; von den Frauen hätten aber in dieser Kategorie vielleicht auch noch Mrs. Austin, Mis Jameson, Miß Burt, Katharina Winckworth, Mary Howitt, Frau von Crespigny; unter den Männern Bailey, Charles Bener und einige andere genannt werden können, die das aus Deutschland herübergekommene metaphysische Drama anbauen, nach dem Vorgange Shelley's in dieser Richtung, der auch einige Scenen aus Goethe's „Faust" ganz vorzüglich übersetzt hat. Besonders hebt Asher noch Lewes' Biographie Goethe's hervor, „a work which may be said to cement on the part of the English the bonds of intellectual affinity that unite the two nations and makes Goethe as much the common property of both as Shakspeare has long become so through the translations and commentaries of the Germans". Auf das Kapitel über die englische Sprache, die von Asher's großer Belesenheit in diesem Gebiete zeugt, können wir hier nur im allgemeinen hinweisen. Er erinnert darin unter anderm an eine von der berliner Akademie in den neunziger Jahren gekrönte Preisschrift des berliner Predigers Jenisch „Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von 14 alten und neuern Sprachen Europas" u. s. w. (Berlin 1796), worin der englischen Sprache, was Wortfülle, Kraft des Ausdrucks und Deutlichkeit betrifft, unter allen Sprachen der Preis ertheilt wird. Interessant sind namentlich auch die Bemerkungen über das unermeßliche Uebergewicht des angelsächsischen Elements in der englischen Sprache (30000 angelsächsische Wörter gegen 5000 anglonormannische, 100 celtische, 50 skandinavische u. s. w.) und eine Tabelle Sharon Turner's, wonach z. B. bei Shakspeare unter 81 Worten sich 68 Worte angelsächsischen Ursprungs, dagegen bei dem französirenden Pope unter 84 Worten sich nur 56 angelsächsische befinden. H. M.

Bibliographie.

Briefe eines verstorbenen Geistlichen von dessen Sohn herausgegeben. Zürich. 8. 1 Thlr.

Derblich, W., Land und Leute der Moldau und Walachei. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fabricius, C. G., Studien zur Geschichte der wendischen Ostseeländer. 2tes Heft: Die Herrschaft der Herzoge der Pommern zu Danzig und deren Ausgang. 1ste Abtheilung. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Feydeau, E., Daniel. Roman in sechs Büchern. Aus dem Französischen. Berlin, Hasselberg. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Furkert, C., Poetische Studien. Gedichte. Berlin, Plahn. 16. 10 Ngr.

Rudhart, G. T. v., Erinnerungen an Johann Georg von Lori. Eine Rede vorgetragen in der öffentlichen Sitzung zur Feier des akademischen Säcularfestes am 29. März 1859. München. Gr. 4. 18⅔ Ngr.

Schwerin, F., Der Altmärker. Eine Reihe Sprüchwörter, plattdeutsch auf altmärkische Manier ausgelegt; nebst einigen plattdeutschen Gedichten. Neuhaldensleben, Cyraud. 8. 20 Ngr.

Smidt, H., Marinebilder. Neue See-Geschichten. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Baude, J. J., Oestreich's adriatische Küste und Seemacht Galamota — Triest — Pola. Aus dem Französischen von H. Föhring. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Die Befreiung der Leibeigenen in Rußland. Berlin, F. Schneider. Lex.-8. 10 Ngr.

Callot, E. Freih. v., Zeit-Reime zur gegenwärtigen Weltlage. Nr. 1—3. Leipzig, Kollmann. 8. à 3 Ngr.

Hoffmann, Reden am Sarge und am Grabe Alexanders von Humboldt, gehalten am 10. und 11. Mai 1859. Berlin, Fr. Schulze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Müller, M., Vorwärts! Ein protestantisches Tractätchen. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Oesterreich keine Deutsche Großmacht! Auf Grund unumstößlicher Thatsachen erwiesen. Berlin, Riegel. 8. 5 Ngr.

Oesterreichs Politik in Italien und die wahren Garantien seiner Macht und Einheit. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Oesterreichs Sache ist Deutschlands Sache. Ein Beitrag zur Befestigung der öffentlichen Meinung in Deutschland. Ende April 1859. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 3 Ngr.

Oppenheim, H. L., Deutsche Begeisterung und Habsburgischer Kronbesitz. Berlin, Huber. 8. 10 Ngr.

Pfundheller, J., Der Preßproceß: „Presse contra Kirchenzeitung." Wien, Wendelin. Gr. 8. 4 Ngr.

Preußen und der deutsche Bund. Eine Mahnung. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Ngr.

Raumer, F., Zur Politik des Tages. Erste und zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 Ngr.

Sponneck, W. C. E. Graf, Die holsteinische Ständeversammlung und die Verfassungsfrage. Kopenhagen, Gyldendal. Gr. 8. 15 Ngr.

Streubel, W., Die militärische Schwäche Frankreichs Deutschland gegenüber. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 Ngr.

Thomasius, G., Rede am Grabe des Herrn Dr. Karl Friedrich von Nägelsbach, ordentlichen Professors der Philologie an der Universität Erlangen, gehalten am 24. April 1859. Erlangen, Bläsing. Lex.-8. 3 Ngr.

Vorwärts! Rückblick. Vom Neujahrsgruß bis Ostern. — In der zwölften Stunde! Göttingen, Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Zimmermann, A., Das heutige Italien. Kurze historische Skizze zum Verständniß der Zustände in den italienischen Staaten und zur Orientirung für Zeitungsleser. Berlin, C. Heymann. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!“

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung** ist im Laufe der letzten Jahre unausgesetzt bemüht gewesen, den an ein größeres unabhängiges Blatt gestellten Anforderungen zu entsprechen. Gegenüber dem gesteigerten Interesse an der Politik wird sie in diesem Streben nicht ermüden, sondern demselben vielmehr durch vermehrte Anstrengungen und fortgesetzte Vervollkommnungen entgegenkommen. Ihre politische Richtung darf als bekannt vorausgesetzt werden und ebenso, daß sie in jeder Beziehung — durch **Leitartikel, Originalcorrespondenzen** und **telegraphische Depeschen**, sowie durch ein **Feuilleton** und die besonders sorgfältig gepflegte Rubrik: **Handel und Industrie** — die verschiedenen Ansprüche ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises zu befriedigen sucht. In Leipzig erscheinend, darf sie außerdem speciell für **Sachsen** und ganz **Mitteldeutschland** eine besondere Wichtigkeit beanspruchen.

Das am 1. Juli beginnende **neue Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt wie bisher **vierteljährlich nur 1½ Thlr.** und wird bei allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. **Inserate** (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten: In **Leipzig**: Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Heinrich Hübner; **Altona**: Haasenstein & Vogler; **Amsterdam**: Seyffardt'sche Buchhandlung; **Berlin**: A. Retemeyer; **Bern**: Henry & Cohen; **Bremen**: E. Schlotte; **Dresden**: G. Höckner und Redacteur Schanz; **Frankfurt a. M.**: Dr. E. Hartenfels und Jaeger'sche Buchhandlung; **Hamburg**: Jakob Türkheim; **Hannover**: J. B. A. Mehltretter; **Paris**: Bureau central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Verlagshandlung von Carl Rümpler in Hannover.

Soeben ist erschienen:

Album einer Frau.

33 Bogen Octav. Eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. In eleg. Cartonbande 1 Thlr. 24 Sgr. In eleg. Einbande mit Goldschnitt 2 Thlr.

Als eine Mosaikarbeit, deren Steine aus dem Schatze großer Denker und Dichter der verschiedensten Zeiten und Nationen genommen sind, steht dieses **„Album einer Frau“** — Zeugniß eines außerordentlichen Fleißes, einer unermüdlichen Ausdauer — einzig in seiner Art da. Aufzeichnungen solcher Stellen, die die Verfasserin bei der vielseitigsten Lectüre als ausgerüstet mit einer **erziehenden Macht** für das weibliche Geschlecht gefunden, reihte sie nach und nach mühsam aneinander. So hat sich allmälig der Inhalt dieses Buches gesammelt. **Die Gedanken großer Männer über das Weib in allen Sphären des Lebens mit Beziehung auf geistiges und leibliches Wohl, aufgelesen mit feinem Takt und geordnet nach einem wohlorganisirten System**: das sind die Bestandtheile dieses Werks, das geschaffen erscheint **für die Jungfrau** zur Bildung, Veredlung, zur Erkennung und Nacheiferung ihrer einstigen Lebensaufgabe; — **für die Frau**, die ihre Lebensaufgabe im vollsten Sinne erfüllen möchte und beseelt ist von dem Wunsche, das Ziel ihren Kindern oder Pflegekindern erreichen zu helfen, das ihnen zum Glück auf Erden und zum Heile ihrer Seele dient; — **für den Mann** zur Erkennung seines Verhältnisses zum Weibe in und außer der Ehe; — **für Jeden** als ein Schatz treffender Bemerkungen, nutzbar zu den verschiedensten allgemeinen und pädagogischen Zwecken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

The Poetry of Germany.

A selection from the most celebrated German poets of the two last centuries. Chronologically arranged and accompanied with an historical survey of the German poetry from Haller to the present time.

By **Dr. F. Ahn.**

8vo. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 8 Ngr.

Eine von **Ahn**, dem berühmten Verfasser zahlreicher Sprachlehrbücher, veranstaltete, allen Engländern gewiss willkommene, aber auch für Deutsche werthvolle Anthologie der neuern deutschen Poesie, mit einer englisch geschriebenen Uebersicht über die deutsche Poesie.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité.

Par **Michael Antonides.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit, die der Verfasser, ein angesehener, hier pseudonym auftretender Gelehrter Russlands, als Frucht langjähriger Forschung der Oeffentlichkeit vorlegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1859.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1859.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.

Digitized by Google

Register.

Abenteuer eines Emporkömmlings. 474.
Aechtheit, A., Ueber Goethe's Farbenlehre. 579.
Alm, F., The poetry of Germany. 438.
Aksakow, S. T., Russische Familienchronik. Aus dem Russischen übersetzt von S. Raczynski. 374.
Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. Zwölfter Jahrgang. 567.
— des literarischen Vereins in Nürnberg für 1859. 331.
— lyrisches, aus dem Lahngau. Herausgegeben von P. Wigand. 148.
Alpers, H., Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. 252.
Amalie, s. Koch.
— K., Die Ironischen. 128.
Amerikanische Gedichte. Deutsch von F. Spielhagen. 438.
Anderlen, dem, Christian Friderich Wurm's, Professors am akademischen Gymnasium in Hamburg. 370.
Appell, J. W., Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. 54.
Argo. Album für Kunst und Dichtung, herausgegeben von F. Eggers, Th. Hosemann, B. von Lepel. 1859. 206.
— Dasselbe. 1860. 958.
Armand, Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten. 396.
— Bis in die Wildniß. 396.
Arnim, Gisela von, Dramatische Werke. 31.
Ayer, D., On the study of modern languages in general etc. 478.
1859.

Asmus, H., Lübeck. Bilder und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart. 252.
Auer, Adelheid von, Novellen. 225.
Auguslin, J. R. F., Achtern Aben. 361.
Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. 217.
Avé-Lallemant, F. C. B., Das deutsche Gaunerthum. Erster und zweiter Theil. 81.
Aytoun-Martin, s. Goethe.

Baldino, J., Mimosen. Zweites Bändchen. 731.
Barack, K. A., Ein Lobgedicht aus Nürnberg aus dem Jahre 1490 von dem Meistersänger Kunz Haß. 146.
Barraud, H., Gedichte. 746.
Barth, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55. Dritter Band. 117. Vierter und fünfter Band. 265.
Batz, K. W., Gedichte. 792.
Baudissin, K. Graf von, Forstrath Lupin an Madame Hellbrook oder die Natur im Geiste. 66.
Baur, F. C., Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart. 801.
Bechstein, L., Thüringer Sagenbuch. 731.
Becker, A., Novellen. 938.
— G., Die Existenz Vinetas in historischer und geologischer Hinsicht. 904.
Behr, Julia, Was mir mein Klavier erzählt 717.
Behrle, R., Joseph und seine Brüder. 31.
Beilhack, M., Constantin Dragoses. 432.

Belani, H. E. R., Russische Hofgeschichten. Neue Folge: Von Katharina II. bis Nikolaus I. 374.
Berend, M., Vier deutsche Lieder. 548.
Bergmann, J., Leibniz als Reichshofrath in Wien. 94.
Bergreien; eine Liedersammlung des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von O. Schade. 243.
Berlichingen, s. Leben.
Bernhardi, Th. von, Denkwürdigkeiten des kaiserlich russischen Generals von der Infanterie Karl Friedrich Grafen von Toll. Erster bis vierter Band. 649.
Beruf, der, eine Novelle aus der Neuschweiz. 227.
Biedermann, Staatengeschichte, s. Rochau.
Biffart, Geschichte der würtembergischen Feste Hohenasperg und ihrer merkwürdigsten Gefangenen. 150.
Bilz, K., Die dramatische Frage der Gegenwart. 705.
Blasius, J. H., Die brennende Frage der Zeit. Der Standpunkt der Zionswächter im Kampfe gegen die Naturforscher. 65.
Blum, K. L., Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Johann Jakob von Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands. 374.
Böhl von Faber, J. N., Versuch einer Lebensskizze desselben. Nach seinen eigenen Briefen. 419.
Bolanden, K. von, Franz von Sickingen. 642.
Boll, E., Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte. 409.

Boll, E., Die Insel Rügen. 252.
Bollmann, K., Vertheidigung des Machiavellismus. 19.
Boner, C., Verse. 1834—1858. 129.
Böse Geist, der, in Goethe's „Faust". 905.
Bowring's Uebersetzung sämmtlicher Gedichte Heinrich Heine's. 628.
Borberger, E. von, Ein Walpurgistraum. 548.
Brandes, H. K., Ausflug nach Schweden im Sommer 1858. 354.
Braniß, C. J., Ueber atomistische und dynamische Naturauffassung. 61.
Breier, F., Die Sabbathianer. 598.
Briefe und Dichtungen Friedrich's des Großen in biographisch geordneter Auswahl, herausgegeben von R. Schwalb. 593.
Brinckmann, J., Aus dem Volk für das Volk. Erstes und zweites Heft. 357.
Bronn, H. G., Untersuchungen über die Entwickelungsgesetze der organischen Welt während der Bildungszeit unserer Erdoberfläche. Aus dem Französischen. 321.
Bruna, J., Im Heere Radetzky's. 534.
Buchenau, G., Leben und Schriften des Burcard Waldis. 185.
Buchholz, E., Der Verbannte am Pontus Eurinus. 432.
Bühnen, die, des skandinavischen Nordens. 906.
Bülow, E., Der arme Mann im Tockenburg. 150.
Bulyovsky, Lila, Mein Reisetagebuch. Aus dem Ungarischen. 696.
Bunsen, K. C. J., Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. Erster Band. 97.
—— Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung. Zweiter und dritter Theil. 525.
Burow, Julie, Johannes Kepler. 570.

Careil's, Foucher de, Arbeiten über Leibniz. 741.
Caveda, J., Geschichte der Baukunst in Spanien. Aus dem Spanischen übersetzt von P. Heyse. Herausgegeben von F. Kugler. 721.
Chézy, Helmina von, Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben. 445.
Clausnitzer, Maria, Gedichte. 746.
Clemens, A., Das Ferngefühl nach Raum und Zeit betrachtet. 583.
—— Die Sinnestäuschungen. 583.
Concurrenz auf dem Gebiete der Bühnenschriftstellerei. 886.
Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1859. Herausgegeben von A. Henninger. Vierundzwanzigster Jahrgang. 210.
Cornelius, C. A., Geschichte des münsterischen Aufruhrs Erstes Buch. 393.
Corvinus, J., Die Kinder von Finkenrode 339.
Cruſenſtolpe, M. J. von, Der russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. Deutsche Originalausgabe. Erster bis sechster Band. 374.
Cruſenſtolpe, M. J. von, Dasselbe. Fortgesetzt von E. Volkhausen. Siebenter Band. 374.
—— Der versailler Hof vom Anfange des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Deutsche Originalausgabe. 374.
Cubasch, C., Bouquet. 228.
Curtze, L., Dr. Philipp Nicolai's Leben und Lieder. 716.

Denkwürdigkeiten eines Livländers. (Aus den Jahren 1790—1815.) Herausgegeben von F. von Smitt. 434.
Dettmer, E., Professor Gustav Evers. 383.
Deutsche Journalistik. 298. 521.
Deutsche Kunst in Bild und Lied. Herausgegeben von A. Böttger. Erster Jahrgang. 205.
Deutsche Literatur, englische Urtheile über dieselbe. 78.
Deutsche Literatur in Italien. 539.
Deutsche Literatur und deutsche Höfe. 779.
Deutsche Reime entgegen ausländischen Ungereimtheiten. Nr. 1—5. 548.
Deutscher Witz. 131.
Deutschlands Kriegs- und Siegesjahre 1809—15 im Liede deutscher Dichter. Herausgegeben von H. Kletke. 543.
Deutsch-nordamerikanische Zustände. 259.
Die sogenannte classische und die sogenannte Epigonenliteratur. 609.
Dieterici, F., Der Streit zwischen Mensch und Thier, ein arabisches Märchen aus den Schriften der Lautern Brüder übersetzt. 165.
Diez, Katharina, Agnes Bernauer. 288.
Dingelstedt, F., Gedichte. Zweite Auflage. 197.
Dora d'Istria, Gräfin. 42.
—— ihre Schriften über den Orient. 521.
Dornblüth, F., Die Sinne des Menschen. 579.
Donai, A., Fata-Morgana. 661.
Dräxler-Manfred, C., Freud und Leid. 748.
Drobisch, T., Amarillen und Barmelken. 229.
Durch Nacht zum Licht, ein Seelenbild von dem Verfasser der Schrift: „Ein Jahr in Chalonnes." 227.
Duſenſchön, H., Hausknechten Driewark. 361.
—— Köllschen Driewark in Hamborg. 361.
Düsseldorfer Künstleralbum. Herausgegeben von C. Höppl. Neunter Jahrgang. 205.
—— neues. Redigirt von W. Ellen. Erster Jahrgang. 205.
Duttenhofer, Die acht Sinne des Menschen nach ihren körperlichen und geistigen Beziehungen. 579.

Ebert, K. E., Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes. 781.
Eckmann, der. Eine Schwarzwaldsage von F. B. 731.
Egli, C., Jephtha und seine Tochter. 661.
Ehrentempel des 19. Jahrhunderts. (Bilder.
Eichhorn, F., Pausanias. 27.
El Principe de la Paz und die [illegible] 776.
Elsbeth. Ein Romanzenkranz. 288.
En poa Blomen ut Anmariel Schön ehren Goahrn von A. W. Herausgegeben von F. Reuter. 357.
Erfindung, die dichterische. 922.
Ernst, K., Bilder aus der Beamtenwelt. 1

Fahne, A., Geschichte der westfälischen Geschlechter. 393.
Falkner, Erzählungen. 227.
Familienelement, das, in Schiller's Tragödien. 594.
Feydeau, E., Daniel. } 501.
—— Fanny. }
Fichte's, J. G., Reden an die deutsche Nation. Von neuem herausgegeben und eingeleitet von J. H. Fichte. 681.
Floto, H., Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke. 32.
Förster, P., Schiller-Anekdoten. 355.
Francke, H., Seid einig, einig, einig! —— Vorwärts! 548.
Frank, G., Die jenaische Theologie in ihrer geschichtlichen Entwickelung. 609.
Frankl, L. A., Nach Jerusalem! 161.
Frantz, A., Die Prätensionen der [illegible] Naturwissenschaft. 61.
Franz, K., Oesterreichs Feind ist Deutschlands Feind. 548.
Französische Uebersetzung eines Hackländerschen Romans. 646.
Französische Urtheile über das deutsche Theater. 762.
Französisches Theater, zur Geschichte desselben. 190.
Französisches Urtheil über deutsche Kunst. 442.
Frey, J., Zwischen Jura und Alpen.
Friedrich, F., Jubelerinnerungen.
Frisch auf mein Volk, die Flammen rauchen! Schutz- und Trutzlieder für Deutschlands Söhnen gewidmet von [illegible] Erstes Heft. 548.
Fritze, E., Caritas. 568.
Fuchsmundi, der. 461.

Geisheim, F., Die Hohenzollern am Heiligen Grabe zu Jerusalem, insbesondere die Pilgerfahrt der Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg im Jahre [illegible] 146.
Genast, W., Florian Geyer. 26.
Gengenbach, Pamphilus, Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte der Reformationszeit. Herausgegeben von K. [illegible] 245.
Genthe, F. W., Friedrich Tautzien. Mensch und Gelehrter. 442.
George, Amara, Vor Tagesanbruch.
Gerstäcker, F., Gold! Ein californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 361.

Gerstäcker, F., Das alte Haus. 938.
Gervinus, G. G., Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Dritter Band. 169.
Gesellschaft, die, der Junggermanen. 282.
Gesellschafterin, die. Vom Verfasser der Neuen deutschen Zeitbilder. 598.
Gleichenberg, K. von, Paul Eisenschmidt oder Tyrann und Sängerin. 229.
Glaser, A., Bianco Candiano. 882.
— Familie Schaller. 569.
Glaubrecht, O., Die Heimatlosen. 599.
Glax, A. von, Wie viel entdeckte bisjetzt die neuere Naturwissenschaft? 624.
Glückselig, L., Andenken an Marschall Radetzky. 536.
Gobmann, W., Der Mensch und sein Charakter. 581.
Goldschmidt, K., Dramatische Werke. Aus seinem Nachlasse herausgegeben. 431.
Golem, J., Der Flüchtling. 233.
Golz, B., Der Mensch und die Leute. 301.
Goethe-Gesellschaft, Project zu einer solchen. 702.
Goethe's „Faust" in Frankreich. 42.
— angebliche Flohdissertation. 167.
— Gedichte, die Aytoun-Martin'sche Uebersetzung derselben. 538.
— Gedichte und Balladen in neuer englischer Uebersetzung. 354.
Gottfried's von Monmouth Historia regum Britanniae. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). 608.
Gottschall, R., Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. 153.
Gottscheer, die. 812.
Grabinger, Wilhelm. 353.
Grange, Marquis de la. 318.
Grans, Agnese, Wellen des Lebens. 226.
Grävell, F., Goethe im Recht gegen Newton. 579.
Grillen, H., Constanter ac sincere! 548.
— Dante Alighieri. 32.
— Drei Monate nach Dato. 434.
Grünzinger, L., Lebende Bilder aus Amerika. 187.
Grimm, H., Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. 721.
— J. und W., Deutsches Wörterbuch. 482.
Groote, s. Stadtsecretarius.
Grosse, J., Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung zu München im Jahre 1858. 721.
Grosch, K., Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. 38.
— Voer de Goern. 41.
Grunz, K., Eine gemischte Ehe. 661.
Grupe, O. F., Deutsche Uebersetzerkunst. 153.
Gryphius, Andreas. Das verliebte Gespenst, Gelegenheitsspiel, und die geliebte Dornrose, Scherzspiel, mit Einleitung herausgegeben von H. Palm. 250.
Guichard, Wilhelmine, Die Hunyady. 601.
Gundling, J., Advocat Schnobeles. 339.
Günther, R., Gedichte. 746.
Guseck, B. von, Heimat und Ferne. 569.
Gutzkow, K., Der Zauberer von Rom. Dritter und vierter Band. 669.

Haan, L. A., Jena Hungarica. 22.
Hallberg, Emilie Emma von, Najade. 288.
Hammer, J., Auf stillen Wegen. 781.
Hammerstein, Luise von, Erzählungen und Novellen. 227.
Hansen, A. U., Charakterbilder aus den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, den Hansestädten Hamburg und Lübeck, sowie dem Fürstenthum Lübeck ꝛc. 252.
d'Harcourt, Mad., geb. Gräfin St.-Aulaire, Die Herzogin von Orleans, Helene von Mecklenburg-Schwerin. Aus dem Französischen von Marie von F. 512.
— Marquise, Helene, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Aus dem Französischen von L. R. Lencer. 512.
d'Hargues, F., Schiller. Ansichten des Dichters über Gott, Natur und Menschheit. 955.
Harkort, E., Aus mejicanischen Gefängnissen. Bruchstück aus seinen hinterlassenen Papieren. Herausgegeben von F. G. Kühne. 419.
Harting, P., Die vorweltlichen Schöpfungen, verglichen mit der gegenwärtigen. Aus dem Holländischen übersetzt von J. E. A. Martin. 677.
Hartmann, A., Meister Putsch und seine Gesellen. 74.
— M., Märchen und Geschichten aus Osten und Westen. 554.
— R. A., Das Lied vom Ewigen. 93.
Hartwig, O., Henricus de Langenstein dictus de Hassia. 326.
Hauff, Wilhelm, und Johann Christian Günther. 391.
Hauff's, W., Reiterlied. 462.
Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien ꝛc. herausgegeben von S. Hauser. 350.
Häusser, L., Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. Zweite Auflage. 558.
Heber, T., Die vorkarolingischen christlichen Glaubenshelden am Rhein und deren Zeit. 326.
Heidelberg, die Universität. 186.
Helden, die drei großen deutschen. 799.
Heim, Adele, Durch eigene Kraft. 938.
Heine, W., Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Cadw. Ringgold und Commodore John Rodgers und die Erforschung des Amurgebiets von Dr. P. Collins ꝛc. 765.
Heinrich, A., Die Schlacht bei Novara. 288.
Helfferich, A., Deutsche Kunstbriefe. I. Das Kunststichwort. 721.
— Die Schule des Willens. 581.
Hensel, Luise und Wilhelmine, Gedichte. Herausgegeben von H. Kletke. 177.
Hentschel, C., Flora. 747.
Herzen, A., Gesammelte Erzählungen. Erster Theil: Unterbrochene Erzählungen. Aus dem Russischen von Malvida von Meysenbug. 589.
— Aus den Memoiren eines Russen. Dritte und vierte Folge: Gedachtes und Erlebtes. 589.
Heseliel, G., Drei Jahre. 74.
— Von Turgot bis Babeuf. 74.
Heubner, O. L., Klänge aus der Zelle in die Heimat. 831.
Heyden, E., Galerie berühmter und merkwürdiger Reußenländer. 425.
Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Dritte Folge. Zehnter Jahrgang. 935.
Historisch-politischen Blätter, die, und Redwitz' „Philippine Welser". 58.
Hoffmann von Fallersleben, Deutschland über alles! 548.
— Findlinge. Erstes Heft. 515. Zweites Heft. 679.
Hohelied, das, in der Bibel. Eine Sammlung von hebräischen Liebesliedern in deutsche Reime übersetzt und erläutert von F. Albrecht. 177.
Holtei, K. von, Noblesse oblige. 569.
Holzwarth, F. J., Ludwig und Edeltrudis oder Bilder aus der Kirche im 12. Jahrhundert. Erster Theil. 326.
Hoppenstedt, s. Zur Erinnerung.
Hormayr und Varnhagen über ultramontane Geschichtschreibung. 718.
Hübner, J., Bilderbrevier der dresdener Galerie. Zweite Folge. 814.
Humbert, E., Don Manuel oder des Helden Standbild. 27.
Humboldt, A. von, Goethe und Schiller über ihn. 441.
Humboldt's, W. von, Briefe an F. G. Welcker. Herausgegeben von R. Haym. 736.

Iffland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director der berliner Bühne. Herausgegeben von K. Duncker. 705.
Italienische Zustände. Erster Theil, s. Mundt.

Jahrbuch deutscher Belletristik. Herausgegeben von S. Kapper. Fünfter Jahrgang. 210.
Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges. Herausgegeben von C. Ritter von Weihrother und St. Neumann. Zweiter Jahrgang. 147.
Jahrmarkt, der politische. Ein Fastnachtsspiel von Schillero Rescidivo. 955.
Jean Paul in England. 503.
John, M., Barbarossa's Erwachen. 434.
Johnson, Miss, Peasant life in Germany. 166.
Jung, A., Das Geheimniß der Lebenskunst. 14.

Kalb, Charlotte von. 850.
Kálidása's Wolkenbote, übersetzt und erläutert von C. Schütz. 797.
Kapper, S., Die Handschriften von Königinhof und Grünberg. 797.
Karlsbader Gedenkbuch. Herausgegeben von Elfriede von Mühlenfels. 202.
Kingsley, Ch., Hypatia, oder Neue Feinde mit altem Gesicht. Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa. 895.
Kittl, Maria Gabriella, Der Scheith. 938.
Kittlitz, F. H. von, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka. 56.
Kneſebeck, C. von dem, Ferdinand Herzog zu Braunschweig und Lüneburg während des Siebenjährigen Kriegs. 345.
Koch, C., Lynker, W., und Altmüller, K., Drei Weihnachtsgeschichten. 717.
Kohl, J. G., Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See. 898.
—— Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten. 493.
Köhler, R., Alte Bergmannslieder. 177.
Kokemüller, A., Romeo und Julie. 30.
Kolenati, F. A., Reiseerinnerungen. Erster Theil. 221. Zweiter Theil. 571.
Königinhofer Handschrift, die, vor Gericht. Ein Brief an den Herausgeber. 793.
Kooke, B., Die Micheliade. 776.
Kosmopolitismus und Patriotismus im vorigen Jahrhundert. 942.
Kossak, C., Badebilder. } 128.
—— Berliner Silhouetten. }
Kritik, zur. 814.
Kugler, F., Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im preußischen Staat. Entwurf. 721.
Kuh, C., Drei Erzählungen. 938.
Kurtz, J. H., Bibel und Astronomie. Vierte Auflage. 66.

Lang, H., Ein Gang durch die christliche Welt. 801.
Langbein, W., Dr. Karl Mager's Leben aus seinen Schriften ꝛc. dargestellt. 383.
Lange, J. P., Vom Oelberge. Neue vermehrte Ausgabe. 177.
Lasaulx, C. von, Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern. 583.
Lateinische Inschrift in Auerbach's Keller. 426.
Lau, Thaddäus, gegen Walesrode. 957.
—— Zur Auswahl. 705.
Laurenty, J., Kein Geld. 434.
Lavater, das bremer Gedicht von 1786 auf ihn, und dessen Verfasser. 558.
—— ein satirisches Gedicht auf denselben vom Jahre 1786. 283.
Laven, Ph., Gedichte in trierscher Mundart. 236.
Leben, Fehden und Handlungen des Ritters Götz von Berlichingen zubenannt mit der eisernen Hand, durch ihn selbst beschrieben. Herausgegeben von O. F. H. Schönhuth. 742.
Leben und Thaten des weiland wohledeln und gestrengen Herrn Sebastian Schertlin von Burtenbach, durch ihn selbst deutsch beschrieben. Herausgegeben von O. F. A. Schönhuth. 409.
Lebensalter, das, der Dichter und Rechtsgelehrten. 611.
Lechler, G. V., Wiclif als Vorläufer der Reformation. 326.
Lessing. 166.
—— ein Bild aus dessen Knabenzeit. 592.
Lewes, G. H., Naturstudien am Seestrande. Uebersetzt von J. Frese. 826.
Libussa. Jahrbuch für 1859. Herausgegeben von P. A. Klar. Achtzehnter Jahrgang. 210.
Licht und Schatten in eines Malers Leben. Von dem Verfasser des „Waisenkindes". 627.
Lieder einer Verborgenen. Herausgegeben von A. Knapp. 177.
Lieder, geistliche, eines elsässischen Zimmermanns aus dem vorigen Jahrhundert. Mit einer Biographie des Verfassers herausgegeben von C. Stähelin. 455.
Limbach, A., Die Reise zum Oheim oder Irrthum auf allen Seiten. 938.
Literarische Freibeuterei. 682.
Literarische Notizen aus Frankreich. 22.
Literaturgeschichte vom culturhistorischen Standpunkte. 41.
Littrow, H. von, Aus der See. Dritte Auflage. 746.
Livingstone, D., Missionsreisen und Forschungen in Südafrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Aus dem Englischen von H. Lotze. 613.
Loebell, J. W., Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. 726.
Lochner, G. W. K., Die Stadt Nürnberg im Ausgang ihrer Reichsfreiheit. 146.
Löher, F., Land und Leute in der Alten und Neuen Welt. Dritter Band. 146.
Lohmann, P., Appius Claudius. } 431.
—— Oliver Cromwell. }
—— Der Schmied in Ruhla. 28.
Lorinser, F., Neue Reiseskizzen aus Spanien. 387.
Ludwig, F., Aus der Provence. 938.
Lüntzel, H. A., Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim. 393.
—— Geschichte des Schlosses Steinbrück im Fürstenthum Hildesheim und Jürgen Wullenweber. 393.
—— Der heilige Bernward, Bischof von Hildesheim. 393.
Lustspiel, das, bei den Deutschen. 870.
Luther, G. A., St.-André. 74.
Lynker, s. Koch.

Mangel, der, an ästhetischer Begabung bei den Schweizern. 611.
Marbach, O., Hippolyt. } 433.
—— Medeia. }
Marc, F., Gedichte. 748.
Marggraff, H., Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. 952.
Marino, Sanct-Florian's Rache. 477.
Materialismus od. Spiritualismus? Letzter Artikel. (Von Karl Fortlage.) 61.
Mautner, C., In Catilinam. 548.
Mehwald, F., Nach Norwegen. 107.
Meißner, Alfred. 463.
Memoiren der Fürstin Daschkow. Zur Geschichte der Kaiserin Katharina II. Mit Einleitung von A. Herzen. 874.
—— der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. 285.
Menzel, W., Deutsche Dichtung von ihr ältesten bis auf die neueste Zeit. 881.
Meßner, J., Handwerksburschen. 908.
—— Waldgeschichten. 570.
Meyer, J., Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schillerschen Textes. 665.
—— Ditmarscher Gedichte. 361.
—— P., Erinnerungen aus Jerusalem und Palästina. 740.
Michelet, J., Das Insekt. 826.
Mommsen, T., Shakspeare's Romeo und Julia. Eine kritische Ausgabe des Textes. 460.
Monod, A., Das Weib. Aus dem Französischen übersetzt von Reinecke. 799.
Monographien zur historischen Pädagogik. Im Verein mit wissenschaftlichen Pädagogen herausgegeben von K. V. Stein. 2.
Morell, K., Die Schweizerregimenter in Frankreich 1789—92. 848.
Mörike, E., Vier Erzählungen. 557.
Mügge, T., Leben und Lieben in Norwegen. 108.
—— Verloren und gefunden. 476.
Mühler, E., Die Freimünzer. 250.
Müller, H. H., Verstand und Gemüth. 2.
—— K., Ansichten aus den deutschen Alpen. 387.
—— M., The German classics from the fourth to the nineteenth century. 646.
—— O., Der Klosterhof. 868.
Munch, A., Lord William Russel. Aus dem Norwegischen von J. H. Burt. 430.
Mundt, T., Robespierre. 909.
—— Skizzen aus Piemont und Rom. 2.
Münnich, K. H. W., Kurzer Inbegriff der philosophischen Vorkenntnisse für die Wissenschaft und Kunst. 66.
Musenalmanach, deutscher. Herausgegeben von C. Schad. Neunter Jahrgang. 1.
—— ost- und westpreußischer, für 1859. Herausgegeben von A. Lehmann. Dritter Jahrgang. 212.
Musset, A. de. 871.

Naturphilosophie, materialistische, in Nordamerika. 575.
Neumann, H., Lazarus. 177.
—— Geharnischte Sonette für 1859. 2.
Nicol, C., Erzählungen aus Niederdeutschland. 731.

Digitized by Google

Schoedler, F., Die Chemie der Gegenwart ꝛc. Dritte, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 675.
Schön, B., Mittheilungen aus dem Leben Geistesgestörter. 583.
Schönwerth, F., Aus der Oberpfalz. Zweiter Theil. 252.
Schriftstellerstand, die ökonomischen Verhältnisse desselben. 404.
Schubert, G. H. von, Erinnerungen aus dem Leben Ihrer königlichen Hoheit Helene Luise, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. 512.
—— Parabeln aus dem Buche der sichtbaren Werke. 455.
Schücking, L., Günther von Schwarzburg. 568.
—— Paul Bronckhorst oder die neuen Herren. 597.
Schüller, E., Don Quixote und Falstaff. 661.
Schulmann, L., Norddütsche Stippstörken un Legendchen. Zweite Auflage. 361.
Schulz-Bodmer, W., Entwaffnung oder Krieg. 585.
—— Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. 505.
Schwarz, K., Predigten aus der Gegenwart. 817.
—— W., Still und Bewegt. 129.
Schwebemeyer, K., Herz und Haupt. 30.
Schwerdt, H., Aus alter Zeit. } 517.
—— Aus neuer Zeit. }
—— Daheim ist doch daheim. }
Schwerin, Franziska Gräfin, Der Stunden Gottesgruß. 781.
Seinguerlet kein „Jängerle". 593.
Semler, Gh., Die Tempelsculpturen aus der Schule des Phidias im Britischen Museum. 477.
Seydel, R., Schopenhauer's philosophisches System. 316.
Shakspeare französisch. 187.
Sharpe's, S., Geschichte Aegyptens von der ältesten Zeit ꝛc. Deutsch bearbeitet von H. Jolowicz. 601.
Shylock, ob tragische oder komische Figur. 78.
Siegfried, A., Hausgärtchen für Kinder Gottes. 455.
Sievers, J. J., Denkwürdigkeiten, s. Blum.
Smidt, H., Herr Rentier Rosentipfel und seine beiden Neffen. 339.
Smitt, F. von, s. Denkwürdigkeiten.
Sonnenfeld, F. von, Volksgeschichten aus dem Schwarzbubenland. 554.
Sperlinge, die, des Herrn. Von V. F. 600.
Spielhagen, F., Auf der Düne. 938.
Stadtsecretarius, des, Cristianus Wierstraat Reimchronik der Stadt Neuß ꝛc. Herausgegeben von E. von Groote. 241.
Stelter, K., Die Braut der Kirche. 455.
Steppes, A., Amaranth und Ghismonda oder die Brautfahrt. 430.
Stern, M. E., Einer Lüge Folgen. 28.
Sternberg's „Erinnerungen", ein englisches Urtheil darüber. 610.
Steudel, Elise, Welt und Haus. 225.
Stillfried, Eugenie, Die Töchter Jephtha's. 177.
Stöckl, A., Die speculative Lehre vom Menschen und ihre Geschichte. 66.
Stokar, E., David Spleiß, weiland Antistes der Schaffhauserschen Kirche. 326.
Stolberg-Stolberg, Luise Gräfin zu, Königslieder. 745.
Stolle, F., Der König von Tauharawi. 570.
Stollerfoth, Adelheid von, Rheinische Lieder und Sagen. Vierte Auflage. 238.
Strackaus, H., Offener Brief an Hrn. Dr. Schwarz in Gotha. 825.
Studer, B., Einleitung in das Studium der Physik und Elemente der Mechanik. 677.
Sündenfall, der, und Marienklage. Zwei niederdeutsche Schauspiele aus Handschriften der wolfenbütteler Bibliothek herausgegeben von O. Schönemann. 243.
Sybel's Historische Zeitschrift. 291.

Taillandier's, St.-René, Revue über die deutsche Literatur. 367.
Taura, E. von, Erzgebirgische Geschichten. 731.
—— Die Tochter des Wilddiebes. 570.
Tesche, W., Fürstin Ursini. Der General Lindner. 227.
Teut. Jahrbuch der Junggermanischen Gesellschaft, herausgegeben von F. J. Kruger. Erster Jahrgang. 182.
Thünen, A. G. von, Poetisches Alpha. 748.
Tilly, zur Säcularfeier desselben. 942.
Toll, s. Bernhardi.
Trendelenburg, A., Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. 760.
—— Macchiavell und Antimacchiavell. 18.
Trentzsch, R., Allen frohen Wanderern. 387.
Trübner's Katalog der nordamerikanischen Literatur. 407.
Türk, W. von, Leben und Wirken desselben. Von ihm selbst niedergeschrieben. 383.

Ummius und Lavater. 667.
Ungerer, E. A., Abälard und Heloise. 288.

Varnhagen von Ense, K. A., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Achter Band. 633.
Venedey, J., Geschichte des deutschen Volks. Dritter Band. 169.
Verein der Bühnendichter und Componisten in Paris. 111.
Vilmar, A. F. C., Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Erster Theil. 71.
—— Ueber conservative Gesinnung und Lebensrichtung. 71.
Vischer, F., Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst. 312.
Voigt, G., Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. 750.
Volksbibliothek, norddeutsche, s. Schiff.
Volksbuch, allgemeines plattdeutsches Sammlung von Dichtungen, Sagen ꝛc. Herausgegeben von H. W. F. Raabe. 35.
Volkskalenner, plattdütsche, för 1858. Herutgebn vun F. Dörr. 361.
—— för 1859. 2. Jahrgank. 361.

Wachenhusen, H., Schmetterlinge. 20.
Wägner, W., Das Buch vom Feldmarschall Radetzky. 536.
Warnefried, C. B. A., Pilgerfahrt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 87.
Wartenburg, K., Die Väter der Stadt. 339.
Weber, Beda. Lebens- und Literaturbilder. 71.
Wechselwirkungen zwischen der englischen und deutschen Literatur. 478.
Wehl, F., Herzensgeschichten. 938.
Weigelt, G., Die nordfriesischen Inseln ehemals und jetzt. 731.
Weihe, M., Heideblumen. 747.
Weiss, C., Der lustige Eisenschmied. 288.
Wendt, R., Jarolasch. Erster und zweiter Theil. 731.
Werder, K., Columbus. 31.
Wiedemann, Th., Johann Turmair, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des bairischen Volks. 326.
Wierstraat, s. Stadtsecretarius.
Wiese, B. von, Schloß und Pfarrhaus. 129.
Wildermuth, Ottilie, Auguste. 882.
Wilibald, W., Neuere Gedichte. 749.
Willatzen, P. J., Hannibal's Tod. 288.
—— Nordlandsharfe. 749.
Willkomm, E., Meteore. 938.
Winterfeldt, Hans Karl von, und der Tag von Moys am 7. September 1757. 106.
Wohlfarth, J. F. T., Philipp Melanchthon. 125.
Wolf, A., Aus dem Hofleben Maria Theresia's. 374.
Wolzogen, Karoline von, aus dem Nachlaß derselben. 261.
Wolzogen und Neuhaus, K. A. A. Freih. von, Geschichte des Reichsfreiherrlich von Wolzogen'schen Geschlechts. 773.
Wordsworth, für denselben gegen Julius Schmidt. 644.
Wurm, s. Andenken.
—— Zur Beurtheilung des deutschen Wörterbuchs von Jakob und Wilhelm Grimm, zugleich ein Beitrag zur deutschen Lexikographie. 489.
—— C. F. L., Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage. 491.
Wüst, W. F., Gedichte in schwäbischer Mundart. 237.

Zander, F., Die Tanhäusersage und der Minnesinger Tanhäuser. 917.
Zeitschrift, eine neue französische. 262.
—— historische, s. Sybel.
—— für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von M. La

zarus und H. Steinthal. Erſter Band. Erſtes Heft. 833.
Zimmermann, R., Die Tempel von Päſtum. 721.
Zumbrock, F., Poetiſche Verſuche in weſtfäliſcher Mundart. Sechste Auflage. 21.
Zumbrock, F., Neue poetiſche Verſuche ꝛc. in weſtfäliſcher Mundart. 21.
Zur Charakteriſtik des einheitlichen Zuſammenhangs im Natur- und Geiſtesleben. 66.
Zur Erinnerung an G. E. F. Hoppenſtedt, königlich hannoverſchen Geheimen Cabinetsrath, und ſein Verhältniß zur Univerſität Göttingen. 798.
Zwei Lieder, Deutſchlands Heeren gewidmet im Jahr 1859. 548

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Die deutschen Wörterbücher von den Gebrüdern Grimm, Wurm und Sanders. — Kohl's Reise in Nordamerika. Von **Moritz Kirbach.** — Feydeau's „Fanny" und „Daniel". — **Notiz.** (Jean Paul in England.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Die deutschen Wörterbücher von den Gebrüdern Grimm, Wurm und Sanders.

Schon sehr früh begegnen wir Verzeichnissen einer größern oder kleinern Reihe von deutschen Wörtern, die bald zu diesem, bald zu jenem Zwecke angelegt worden waren; doch waren die ältesten mehr mit Rücksicht auf die lateinische als auf die deutsche Sprache abgefaßt, indem das deutsche Wort stets zur Erklärung des lateinischen beigefügt war. Wann man anfing ein umgekehrtes Verfahren einzuschlagen, die Sammlung und Erklärung der deutschen Wörter für die Hauptsache anzusehen und diese daher voranzustellen, die lateinischen zur Erläuterung derselben beizugeben, ist unbekannt; doch geschah dies wahrscheinlich erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst. Als das älteste Buch dieser Art ist bisjetzt Gert's van der Schüren „Teutonista oder Duitschlender" in niederrheinisch-clevescher Mundart bekannt. Das älteste, namhafte hochdeutsche Wörterbuch hat einen aus der Schweiz stammenden Strassburger, Petrus Dapsypodius, zum Verfasser, und erschien 1537 in dritter Auflage. Doch war auch bei diesem noch der deutsch-lateinische Theil dem lateinisch-deutschen untergeordnet. Bald darauf verfaßte der Züricher, Johannes Frisius, ein lateinisch-deutsches Wörterbuch (1541), das schon einen großen Umfang hatte; so brauchbar es für die lateinische Sprache war, so hatte es für die deutsche dagegen keinen Werth. Daher unternahm ein anderer Züricher, Josua Maaler, auf des großen Gesner Rath, dasselbe umzugießen und deutsch zu bearbeiten. Es ist somit dieses Werk, welches unter dem Titel „Die teütsch sprach" im Jahre 1561 zu Zürich erschien, das erste eigentliche deutsche Wörterbuch. Daß die neuhochdeutsche Sprache in dasselbe noch nicht eindrang, daß Maaler vielmehr seine schweizerische Sprache zu Grunde legte, ist ebenso begreiflich, als daß der frühere Dapsypodius die elsässische Mundart gebrauchte. Nun folgten in meist längern Zwischenräumen die Wörterbücher von Georg Henisch (erster und einziger Theil, Augsburg 1616), von Caspar von Stieler (Nürnberg 1691), von Christoph Ernst Steinbach (2 Bde., Breslau 1734), und Johann Leonhard Frisch (2 Bde., Berlin 1741), die sämmtlich mancherlei Vorzüge darbieten; namentlich zeugt das letztere von großem Fleiß, seltener Gelehrsamkeit und erfreulicher Besonnenheit, und wird auch noch jetzt oft mit Nutzen gebraucht werden können. Eine wahrhaft großartige Erscheinung war der „Versuch eines vollständigen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der oberdeutschen" von Johann Christoph Adelung (5 Thle., Leipzig 1774—86), der leider den Stoff allzu willkürlich beschränkte, indem er alle diejenigen Wörter ausmerzte, welche ihm kein rein hochdeutsches Gepräge zu haben schienen. Auch fehlte es ihm an der Kenntniß der ältern Sprache, was ihn zu vielen Irrthümern veranlaßte. Aber bei allen diesen Mängeln war sein Werk doch höchst bedeutend und zeichnete sich sowol durch musterhafte Anordnung eines reichen Stoffs als durch die umsichtige, durch wohlgewählte Beispiele unterstützte Entwickelung der Bedeutungen aus. Das Wörterbuch von Joachim Heinrich Campe (5 Bde., Braunschweig 1807—11) leidet an einem übertriebenen Purismus.

Seitdem sind manche ganz gute brauchbare Wörterbücher erschienen, doch war unter ihnen keine wahrhaft schöpferische Arbeit; auch mußte erst die deutsche Philologie einen lebenskräftigen Aufschwung erhalten, ehe ein wirklich neues Werk unternommen werden konnte. Es schien sich beinahe von selbst zu verstehen, daß ein solches von den Schöpfern der jungen Wissenschaft ausgehen mußte, und wenn wir nicht irren, wurde der Verfasser der „Deutschen Grammatik" öfters aufgefordert, ein deutsches Wörterbuch nachfolgen zu lassen. Die zahlreichen und großartigen Arbeiten, die er theils fortzuführen und zu beschließen, theils vorbereitet hatte, erlaubten ihm aber nicht, diesen Wünschen zu entsprechen, da er gleich gewiß schon selbst an die Abfassung eines Wörterbuchs gedacht und höchst bedeutende Vorarbeiten dazu gemacht hatte. Denn es ist eine der

großartigen Eigenthümlichkeiten Jakob Grimm's und ein unverkennbares Zeichen seiner Genialität, daß, wenn er zu irgendeinem ganz speciellen Zwecke Forschungen anstellt, ihm zugleich zehn andere Zwecke vorschweben, die er dann mit derselben Umsicht und Schärfe im Auge behält, als wenn er jeden einzelnen ausschließlich berücksichtigte; daß, wenn er, um nur unsere Meinung durch ein Beispiel zu erläutern, irgendein altes Gedicht zum Behuf grammatischer Untersuchungen liest, er aus demselben nicht blos alles gewinnt, was zu diesem Zwecke daraus geschöpft werden kann, sondern daß er aus demselben auch alles bis auf den letzten Tropfen sammelt, was es für Lexikographie, Mythologie, Rechtsalterthümer, für Geschichte der Sprache, des Märchens, der Sage, der Sitten und Gebräuche, des Aberglaubens, der Literatur und hundert andere bedeutende Verhältnisse gewähren kann, sodaß man beinahe behaupten möchte, er habe alle seine Werke zu gleicher Zeit abgefaßt. Daraus ist es auch allein zu erklären, wie diese in verhältnißmäßig so kurzen Zwischenräumen erscheinen konnten*), obgleich jedes einzelne langjährige Forschungen und Studien voraussetzt und mancher selbst bedeutende Gelehrte gern sein ganzes Leben daran gewendet haben würde.

Es mußte ein ganz besonderes Ereigniß eintreten, um Jakob Grimm zur Abfassung eines deutschen Wörterbuchs zu veranlassen, da dasselbe auch bei den großartigsten Vorarbeiten und den bedeutendsten Sammlungen des nothwendigen Stoffs immerhin noch außerordentliche Kraftanstrengung und Zeitaufwand verlangte. Jakob Grimm bemerkt über diese Veranlassung:

Allgemein bekannt ist, daß im Jahre 1837 König Ernst August von Hannover die durch seinen Vorgänger gegebene, im Lande zu Recht beständige und beschworene Verfassung eigenmächtig umstürzte, und daß mit wenigen andern, die ihren Eid nicht wollten fahren lassen (denn wozu sind Eide, wenn sie unwahr sein und nicht gehalten werden sollen!), ich und mein Bruder unserer Aemter entsetzt wurden. In dieser zugleich drückenden und erhebenden Lage, da den Geächteten die öffentliche Meinung schützend zur Seite trat, geschah uns von der Weidmann'schen Buchhandlung der Antrag, unsere unfreiwillige Muße auszufüllen und ein neues großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen.**)

*) Im Jahre 1819 erschien der erste Theil der „Deutschen Grammatik", 1822 die zweite umgearbeitete Ausgabe derselben, 1826 der zweite Theil, 1828 die „Deutschen Rechtsalterthümer", 1830 der dritte Theil der „Grammatik", 1834 der „Reinhart Fuchs", 1835 die „Deutsche Mythologie", 1837 der vierte Theil der „Grammatik", 1838 „Lateinische Gedichte des 11. Jahrhunderts" (mit Schmeller), 1840 „Andreas und Elena", 1848 „Geschichte der deutschen Sprache", die zahlreichen Abhandlungen ungerechnet, die in den Schriften der berliner Akademie und an andern Orten veröffentlicht wurden.

**) Wir haben Obiges mit den eigenen Worten Jakob Grimm's mitgetheilt, weil ein darin verkommender Ausdruck uns an eine Anekdote erinnerte, die zu den schmerzlichsten Betrachtungen Anlaß gibt. Im Jahre 1826 oder 1827 wurde in Göttingen ein „Stiefelfuchs" ins Gefängniß gebracht, weil er angeklagt war, wie schon früher zu wiederholten malen, so auch damals bei Gelegenheit eines Studentenduells falsch geschworen zu haben. Als ihn der Richter mit Entsetzen darüber zur Rede stellte, antwortete er: „Wozu sind denn die falschen Eide, wenn man sie nicht schwören soll?" Es scheint, daß diese Ansicht nicht blos unter dem gemeinsten und verdorbensten Pöbel weit verbreitet sei, denn wie wir wissen und Jakob Grimm zudem wieder berichtet, waren auch ihm und seinem Bruder nur wenige, die so naiv waren zu glauben, daß die Eide da seien, um gehalten zu werden. Sagt doch der Dichter, das Volk bedürfe eines Mannes,

. . . . welcher erzählt, wie schnell
Zusagen wehn aus fürstlichem Mund, und ach!
Gleich schnell verweht sind, wie man Schwüre
Bricht in der Nähe des Pols und fürwärts.

Und so haben wir diesem traurigen Umstande wenigstens eine glückliche Folge zu verdanken; wir meinen das im Fortschreiten begriffene berühmte Werk:

1. Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig, Hirzel. 1852—59. Hoch 4. 3te Lieferung 20 Ngr.

Das Werk wird also, wie der Titel besagt, von den beiden Brüdern bearbeitet, deren Namen wir schon öfters auf dem Titel bedeutender Schriften (der „Deutschen Sagen", der „Kinder- und Hausmärchen") vereinigt gefunden haben. Doch ist dies nicht so zu verstehen, als ob beide jeden einzelnen Artikel gemeinschaftlich bearbeitet hätten; vielmehr haben sie sich zur Förderung der Arbeit in dieselbe getheilt, sodaß z. B. Jakob die Buchstaben A—C, Wilhelm die zwei oder drei folgenden übernimmt. Daß dagegen der Plan in seinem ganzen Umfange von ihnen gemeinschaftlich berathen und festgestellt worden ist, bedarf natürlich keiner ausdrücklichen Versicherung.

In der Einleitung, welche Jakob Grimm verfaßt hat und die so vortrefflich und inhaltreich ist, wie alle seine Vorreden, entwickelt er in 24 Abschnitten die Verhältnisse, die bei der Redaction des großen Werks zu berücksichtigen waren, und macht uns mit dem Standpunkt bekannt, den er und sein Bruder bei ihrer Arbeit genommen haben. Wir heben die wichtigsten hervor, oder vielmehr diejenigen, die uns zu Bemerkungen veranlassen.

„Wörterbuch", heißt es im ersten Abschnitt, „ist die alphabetische Verzeichnung der Wörter einer Sprache", und bald darauf heißt es weiter, daß ins Wörterbuch alle Wörter gehörten und gleichberechtigt darin seien. Wir müssen gestehen, daß uns in dem Wort „Wörterbuch" der Begriff der alphabetischen Anordnung nicht zu liegen scheint; „Wörterbuch" ist genau betrachtet nur die Verzeichnung der Wörter einer Sprache; die besondere Art der Anordnung ist keineswegs darunter verstanden, mag auch die gewöhnliche und althergebrachte eben die alphabetische ist. Es scheint daher ungeeignet, aus dieser willkürlichen Begriffsbestimmung die Nothwendigkeit der alphabetischen Anordnung beweisen zu wollen. Ob sie wirklich die wahrhaft zweckmäßigste sei, darauf wollen wir weiter unten näher eingehen. Vorher wollen wir die andern oben mitgetheilten Behauptungen näher betrachten, daß ins Wörterbuch alle Wörter gehörten und alle gleichberechtigt zur Aufnahme seien, weil sich daran sogleich einige andere Punkte knüpfen lassen, die in den nächstfolgenden Abschnitten der Einleitung besprochen werden. Daß diese Selbständigkeit ihre Grenzen hat, versteht sich von selbst und namentlich unterliegt es wol keinem Zweifel

§ 3. Wenn der Gesellschaftsvertrag nichts anderes bestimmt, so ist jeder Gesellschafter zur Führung der Geschäfte der Gesellschaft berechtigt und verpflichtet. Ist die Führung der Geschäfte einem Gesellschafter durch den Gesellschaftsvertrag übertragen, so kann ihm ohne wichtigen Grund die Führung der Geschäfte nicht entzogen werden.

§ 4. Jeder Gesellschafter ist befugt, die Geschäfte der Gesellschaft zu besorgen, auch ohne daß es der Zustimmung der übrigen Gesellschafter bedarf. Widerspricht ein Gesellschafter der Vornahme einer Handlung, bevor sie vorgenommen ist, so darf sie nicht vorgenommen werden.

§ 5. Jeder Gesellschafter ist verpflichtet, die Geschäfte der Gesellschaft mit der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns zu besorgen.

§ 6. Jeder Gesellschafter ist verpflichtet, die Gesellschaft bei Besorgung der Geschäfte zu unterstützen, soweit es nach Lage der Verhältnisse seine Pflicht gegen die Gesellschaft erfordert.

§ 7. Jeder Gesellschafter ist verpflichtet, die Gesellschaft bei Besorgung der Geschäfte zu unterstützen, soweit es nach Lage der Verhältnisse seine Pflicht gegen die Gesellschaft erfordert.

§ 8. Jeder Gesellschafter ist verpflichtet, die Gesellschaft bei Besorgung der Geschäfte zu unterstützen, soweit es nach Lage der Verhältnisse seine Pflicht gegen die Gesellschaft erfordert.

§ 9. Jeder Gesellschafter ist verpflichtet, die Gesellschaft bei Besorgung der Geschäfte zu unterstützen, soweit es nach Lage der Verhältnisse seine Pflicht gegen die Gesellschaft erfordert.

§ 10. Jeder Gesellschafter ist verpflichtet, die Gesellschaft bei Besorgung der Geschäfte zu unterstützen, soweit es nach Lage der Verhältnisse seine Pflicht gegen die Gesellschaft erfordert.

zusammenstellen; man dürfte nur die Zeitungen und Zeitschriften, dann einige neue sogenannte geistreiche Schriftsteller lesen. Wäre ein solches Verzeichniß von Kakologien vielleicht recht angemessen, um die jüngern Schriftsteller zu warnen, so gehören sie dagegen auf keinen Fall in ein allgemeines Wörterbuch, oder sie müßten, wenn sie doch aufgenommen würden, unter kurzer Angabe des Grundes als fehlerhaft bezeichnet werden, selbst wenn sie sich bei guten, ja bei den besten Schriftstellern vorfinden. Denn dadurch, daß Goethe oder Schiller ein fehlerhaft gebildetes Wort gebrauchen, wird es noch nicht richtig. Grimm hat von dem Rechte des Tadels und der Verbesserung selbst hier und da Gebrauch gemacht, namentlich gegen Lessing, obgleich keineswegs immer mit Recht. Denn wir wagen es zu behaupten, er hat, genau betrachtet, kein sicheres Gefühl für Richtigkeit und ebenso wenig für Schönheit der Sprache. In seinen Schriften begegnen wir einer großen Umschau von entweder unrichtigen oder doch nicht schönen Wortformen. So liebt er namentlich Zusammensetzungen mit der Vorsilbe un und wir finden bei ihm die Wörter: ungut, unschön, unlustig, unschwer, unweise, unmerkwürdig, ungelungen, unfaul u. s. w. wie er denn freilich in der „Deutschen Grammatik (II, 779) ausdrücklich sagt, daß (wenigstens nach unserm heutigen Gefühl) theoretisch jedes Adjectiv durch ein vortretendes un seiner Bedeutung beraubt werden könne. Wollten wir dies auch zugeben, obgleich es gewiß nicht richtig ist, so träte doch der praktischen Anwendung dieses Satzes die Bemerkung entgegen, daß, wie die Sprache einerseits danach ringt, für jeden besondern Begriff sich einen besondern Ausdruck zu bilden, sie dagegen ebenso entschieden allen Ueberfluß abzuwerfen trachtet. Es ist dies eine Erscheinung, welche sie mit allen Organismen gemein hat. Wenn sie doch in einzelnen Fällen zwei Ausdrücke für denselben Begriff beibehält, z. B. bei Bett und Lager, Kopf und Haupt, Wald und Forst, Wiese und Aue u. s. w., so gibt sie denselben doch wenigstens verschiedene Anwendung, und weist den einen Ausdruck der Sprache der Poesie, den andern der Sprache der Prosa und des täglichen Lebens zu. Wo aber dies nicht der Fall ist, werden die überflüssigen Wörter von der Sprache ausgestoßen, und daher kommt es, daß viele Wörter im Laufe der Zeiten verschwunden sind, weil an ihre Stelle andere, vollkommen entsprechende getreten sind, und es drückt uns, daß man gegen den Entwickelungsgang der Sprache verfehle, wenn man sie wieder einführen will. Doch hat man wenigstens die Entschuldigung, daß sie einst wirklich im Gebrauch waren und regelmäßig sowie rhythmisch schön gebildet sind. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Ueberfluß, den man der Sprache erst aufzwingen will; es verdienen solche Wörter um so weniger Entschuldigung, als sie meist auch gegen die Gesetze der Sprache gebildet sind, und wir sind überzeugt, daß Ausdrücke, wie die oben angegebenen mit un zusammengesetzten Wörter jedem, der ein richtiges Gefühl hat, fremd und ungenehm antönen. Und dann, was soll eigentlich „unfaul" heißen? Entweder bezeichnet die Vorsilbe un eine Verneinung, dann hat aber insgemein das Adjectiv den Ton (wie in: unglaublich, undenkbar, unmöglich) und wenn „unfaul" soviel heißen soll als nicht faul, so müßte es gelesen werden „unfaul", was aber gewiß niemand zu thun beifällt. Oder die Vorsilbe un, wenn sie den Ton hat, bezeichnet vorzüglich das Gegentheil des im Adjectiv ausgedrückten Begriffs, wie in ungerecht, unedel, undankbar u. s. w. Wenn aber schon Wörter vorhanden sind, welche diesen Gegensatz ausdrücken, wozu dann noch ein neues, weniger kräftiges bilden, das zudem nicht schön lautet? Wozu Wörter, wie: unschön, unschwer, unleicht, unfaul, da wir schon die guten häßlich, leicht, schwer, fleißig, besitzen? Allerdings wird die Vorsilbe un auch gebraucht, um den Begriff des Gegensatzes zu mildern, und man sagt aus diesem Grunde: unsanft, unklar, unwahr, obgleich die Sprache die Wörter: hart, dunkel, falsch darbietet. Allein dies kann eben nur geschehen, wenn der Begriff an sich eine solche Milderung zuläßt. Man kann wol den Begriff „faul" mildern, und daher „unfleißig" sagen, aber nicht den Begriff „fleißig", daher „unfaul" eine Wortbildung ist, die sich durch nichts rechtfertigen läßt.

Die deutsche Sprache hat durch die Leichtigkeit, neue Wortformen zu bilden, einen großen Vorzug vor den andern neuern Sprachen; allein dieser Vorzug gereicht ihr oft zum Verderben, weil er oft misbraucht wird, und jeder, der die Feder in die Hand nimmt, sich berufen glaubt, dieselbe mit eigenen Producten zu bereichern. Aber wenn man der Sache näher auf die Spur geht, so bemerkt man bald, daß diesen Wortbildungen gewöhnlich ganz etwas anderes zu Grunde liegt, nämlich die Unkenntniß der Sprache, die Unfähigkeit, bestimmte Begriffe durch die schon vorhandenen Wörter auszudrücken. Statt nun dem Worte nachzuspüren, das sich nicht sogleich darbietet, machen es sich die neumodischen Herren bequem und klecksen ein selbstfabricirtes hin, auf das sie gewöhnlich mit um so größerm Stolze schauen, je barocker es erscheint oder lautet. Neben der Unkenntniß des Sprachschatzes veranlaßt auch die Unklarheit des Denkens sehr häufig solche Wortbildungen. Weil die Begriffe dunkel und trüb sind oder hin- und herschwanken, so können sich natürlich auch keine festen, scharf bezeichnenden Ausdrücke darbieten, und man nimmt daher seine Zuflucht zu neuen Bildungen, die ebenso dunkel, trüb, schwankend und schief sind. Jedes gute Wort muß auch dann verstanden werden können, wenn es allein ausgesprochen wird oder geschrieben steht; jedes gutgebildete und in den allgemeinen Sprachschatz aufgenommene Wort wird zu jeder Zeit einen festen, bestimmten Begriff erwecken, wenn man es auch außer allem Zusammenhang mit andern Wörtern hört oder liest, eine Wahrheit, die dadurch nicht aufgehoben wird, daß ein Wort verschiedene Bedeutungen haben kann, die meist nur aus dem Zusammenhang zu ermitteln sind. Die neu gebildeten Wörter, von denen wir reden, sind dagegen gewöhnlich unverständlich. Wer versteht z. B. die Wörter: Vorerstigkeit, Beispielhaftigkeit, Urthümlichkeit, Unzukommlichkeit, Misnahme u. dgl. m.? Diese sind

Ich habe mich nicht entschließen können, diese Ansicht zu theilen. Ich habe mich nicht entschließen können, zu glauben, daß die Gesetze, welche die Natur in Bezug auf die Bildung der Gebirge befolgt hat, so ganz verschieden sind von denen, welche sie in Bezug auf die Bildung der Ebenen befolgt hat. Ich habe mich nicht entschließen können, zu glauben, daß die Gesetze, welche die Natur in Bezug auf die Bildung der Gebirge befolgt hat, so ganz verschieden sind von denen, welche sie in Bezug auf die Bildung der Ebenen befolgt hat.

Ich habe mich nicht entschließen können, diese Ansicht zu theilen. Ich habe mich nicht entschließen können, zu glauben, daß die Gesetze, welche die Natur in Bezug auf die Bildung der Gebirge befolgt hat, so ganz verschieden sind von denen, welche sie in Bezug auf die Bildung der Ebenen befolgt hat. Ich habe mich nicht entschließen können, zu glauben, daß die Gesetze, welche die Natur in Bezug auf die Bildung der Gebirge befolgt hat, so ganz verschieden sind von denen, welche sie in Bezug auf die Bildung der Ebenen befolgt hat.

Ich habe mich nicht entschließen können, diese Ansicht zu theilen. Ich habe mich nicht entschließen können, zu glauben, daß die Gesetze, welche die Natur in Bezug auf die Bildung der Gebirge befolgt hat, so ganz verschieden sind von denen, welche sie in Bezug auf die Bildung der Ebenen befolgt hat. Ich habe mich nicht entschließen können, zu glauben, daß die Gesetze, welche die Natur in Bezug auf die Bildung der Gebirge befolgt hat, so ganz verschieden sind von denen, welche sie in Bezug auf die Bildung der Ebenen befolgt hat.

nicht einmal mehr Raum erfordert, da bei der etymologischen Anordnung auf andere Weise vielleicht noch mehr Raum erspart werden kann.

Was Grimm in der Einleitung über die Aufnahme der Fremdwörter sagt, ist ganz richtig. Solche, die sich der Deutsche mundgerecht gemacht hat und die von männiglich verstanden werden, können unmöglich aus dem Wörterbuch wegfallen. Sie haben vollkommenes Bürgerrecht erworben. Alle Wörter, die nicht zu dieser Gattung gehören, sollten eigentlich vollkommen ausgeschlossen bleiben; allein es sind sehr viele fremde Wörter, für welche die deutsche Sprache keine entsprechenden Ausdrücke hat, und diese können nicht ausgeschlossen bleiben. Dagegen muß allen denen, die nicht unbedingt nothwendig sind, die Aufnahme entschieden verweigert werden, „das Wörterbuch soll der Ausländerei und Sprachmengung keinen Vorschub, sondern will ihr allen redlichen Abbruch thun". Es ist begreiflich, daß viele die Aufnahme sämmtlicher gebräuchlicher Fremdwörter wünschen, weil sie deren Verdeutschung bedürfen; allein ein Wörterbuch, das sich die Entwickelung und Befestigung des Sprachgefühls zur Aufgabe macht — und jedes sollte diesen Zweck haben — würde sich selbst entgegenarbeiten, es würde, um unsern Gedanken noch entschiedener auszudrücken, sich selbst herabwürdigen, wenn es zugleich die Aufgabe eines sogenannten „Fremdwörterbuchs" übernehmen wollte.

Das Wörterbuch hat ferner die Eigennamen grundsätzlich ausgeschlossen; es könnten Zweifel obwalten, ob die von den Verfassern angegebenen Gründe durchgehends stichhaltig sind; doch würde uns die Besprechung dieses Gegenstandes zu weit führen, als daß wir uns in dieselbe einlassen könnten. Ein wesentlicher Vorzug des Werks ist es aber, daß die Sprache der Hirten, Jäger, Vogelsteller, Fischer u. s. w., überhaupt aller besondern Berufsarten mit Vorliebe behandelt worden ist, besonders derjenigen Stände, die in der freien Natur und mit ihr leben. Bei ihnen findet sich eine Fülle schöner, kräftiger und lebensvoller Ausdrücke, aus denen die Schriftsprache manche treffliche Ausbeute gewinnen kann. Mit der Sprache der Schiffer hat es jedoch eine eigene Bewandtniß. Da nämlich infolge der örtlichen Verhältnisse die Schiffahrt sich nur im Norden im höhern Maße entwickeln konnte, so folgt nothwendig daraus, daß fast alle Wörter, die sich auf dieselbe beziehen, niederdeutsch oder auch niederländisch sind. Nun ist aber das Niederdeutsche aus dem Wörterbuch ausgeschlossen, und so folgt daraus, daß auch die niederdeutschen Ausdrücke für Schiffer- und Seemannsverhältnisse wegfallen mußten. Diese bieten aber einen so reichen und unbekannten Schatz, daß man sich wol fragen darf, ob die Verfasser gut daran gethan haben, auch in diesem Fall auf ihrem Grundsatz zu beharren, und ob es nicht ein Mittel gegeben hätte, diesen Schatz herbeizuziehen, ohne den Rechten der hochdeutschen Sprache nahe zu treten. Es leuchtet von selbst ein, daß durch den Ausschluß der seemännischen Ausdrücke eine ganze und wichtige Seite des Volkslebens ihre Vertretung verliert, und daß die Sprache selbst eine beklagenswerthe Lücke darbietet, wenn sie diese Seite nicht darzustellen vermag. Man wird bei allem sonst wohlbegründeten Stolz auf dieselbe doch mit Beschämung gestehen müssen, daß sie in dieser Beziehung allen übrigen europäischen, ja selbst den Sprachen der schiffahrttreibenden Völker andern Welttheile nachstehe. Und es ist diese Lücke um so trauriger, als die deutsche Sprache in ihrer Gesammtheit dazu reichliche Mittel darbietet, diese Lücke auszufüllen. Nun ist es zwar sicher, daß niederdeutsche Formen im Wörterbuch keine Stelle finden können, und daß man dieselben, wenn sie auch aufgenommen wären, nicht gebrauchen dürfte, weil das Hochdeutsche durch Einmischung solcher Formen verunstaltet würde.*) Allein es läßt sich jeder niederdeutschen Form leicht eine hochdeutsche Gestaltung geben, und es fragt sich daher, ob der Verfasser eines Wörterbuchs nicht das Recht habe das zu thun, was z. B. Schiller mit schweizerischen Provinzialismen gethan hat. So sehr wir uns gegen unberufene Bildung neuer Wörter erklären müssen, so ist hier offenbar ein anderes Verhältniß. Die Uebertragung eines mundartlichen Ausdrucks in das Hochdeutsche ist in der That keine neue Wortbildung; das Wort ist schon vorhanden, ist vom Volk geschaffen und daher richtig und gut; bei der Uebertragung der Dialektform in die hochdeutsche befolgt man nur den Gang, der von jeher eingeschlagen wurde, um die Lücken der Schriftsprache auszufüllen. Aber bei alledem sind wir doch der Ansicht, daß der Verfasser eines Wörterbuchs seine Befugniß überschreiten würde, wenn er willkürlich mundartliche Ausdrücke auf diese Weise in das Hochdeutsche übertragen und in der von ihm gebildeten Form aufnehmen wollte. Dagegen glauben wir, daß sich ihm andere Mittel darbieten, den Zweck zu erreichen. Erstens möchten wir glauben, daß in den größern Seestädten manche seemännische Ausdrücke im Munde der Gebildeten schon hochdeutsche Formen angenommen haben, und es wäre jedenfalls der Nachforschung werth, ob sich in Hamburg, Bremen, Danzig, Königsberg u. s. w. nicht gewinnen ließe. Zweitens wären die hochdeutschen Werke niederdeutscher Schriftsteller in dieser Rücksicht genau zu untersuchen, namentlich solche, die nach ihrem Inhalte schon erwarten lassen, daß sich seemännische Ausdrücke darin finden. Und drittens endlich sollten die Uebersetzungen englischer und französischer Seeromane benutzt werden, die nothwendig eine reiche Ausbeute gewähren müssen, wobei freilich große Vorsicht zu gebrauchen wäre, da unsere deutschen Uebersetzer es im Durchschnitt mit der Sprache selten genau nehmen.

Von geringerm Nutzen und Ergiebigkeit als die Sprache der gewerbetreibenden Stände sind die Werke der Gelehrten. Was die Einleitung hierüber sagt, ist zu bedeutsam, als daß wir die Stelle nicht vollständig mittheilen sollten:

*) Es ist aber doch merkwürdig, daß sich kaum ein Schriftsteller erlauben würde, eine niederdeutsche Form zu gebrauchen, während auf der andern Seite auch kaum einer Bedenken trägt, sich fremder Worte bis zum Uebermaß zu bedienen, obgleich eine niederdeutsche Form der Hochdeutschen immerhin angemessener ist, als eine französische

Ausdruck, der Ausdruck für die Kraft, mit welcher die Erde die Masse m anzieht, ist $\frac{Mm}{r^2}$. Nach dem Gesetze der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung ist die Kraft, mit welcher die Masse m die Erde anzieht, ebenfalls $\frac{Mm}{r^2}$. Die Beschleunigung, welche die Masse m durch diese Kraft erfährt, ist $\frac{Mm}{r^2} : m = \frac{M}{r^2}$. Die Beschleunigung, welche die Erde durch die Masse m erfährt, ist $\frac{Mm}{r^2} : M = \frac{m}{r^2}$. Die Beschleunigung, welche die Masse m durch die Erde erfährt, ist also $\frac{M}{r^2}$, die Beschleunigung, welche die Erde durch die Masse m erfährt, ist $\

durch die nachfolgende deutsche Erklärung geschehe. Wozu also überhaupt das Lateinische? Die Einleitung sagt, daß wenn man zu dem Worte „Tisch" das lateinische mensa setze, vorläufig genug gethan sei, und daß die folgende (deutsche) Abhandlung geben müsse, was weiter zu sagen sei. Wir glauben einfach, es sei nicht blos genug, sondern zu viel gethan, weil die Beifügung des mensa ohne allen Werth und Nutzen ist. Wer nicht weiß, was ein Tisch ist, ohne daß das entsprechende lateinische Wort beigefügt werde, wird es auch mit diesem Zusatz nicht wissen. Es gibt Wörter, deren Bedeutung so ganz klar vorliegt, daß es beinahe lächerlich wird, sie erklären zu wollen. Grimm nennt Definitionen wie folgende: „Hand. Der äußerste Theil des Arms am menschlichen Leib von dem Ende des Ellbogenbeins bis zu den Fingerspitzen mit Einschluß derselben", mit Recht ein langweiliges Geschlepp, und fügt mit eben solchem Recht hinzu, daß sie wol in die besondern Wissenschaften, aber nicht in das Wörterbuch gehören. Lateinische Erklärungen würden höchstens bei obscönen Wörtern zu rechtfertigen sein, obgleich sie auch da keineswegs nöthig sind. Uebrigens sind, was wir beifügen müssen, die Definitionen des Wörterbuchs keineswegs immer lateinisch, sondern sie erscheinen oft in andern Sprachen, französisch, englisch und deutsch. Auch ist nicht jedes Wort von einer Definition begleitet, und hier fällt die Wahrnehmung auf, daß die Erklärung häufig gegeben ist, wo sie in keiner Weise als nöthig erscheint, öfters dagegen bei Wörtern fehlt, die ihrer gewiß bedürften. So ist das Wort „Beckenförmig" durch den Zusatz „wie ein Becken gestaltet", erklärt, wogegen das gleich darauffolgende „Beckenhöhle" jeder Erklärung entbehrt, ob es gleich einer solchen wol bedarft hätte. Wir könnten eine ziemlich große Reihe ähnlicher Beispiele anführen, doch genügt das angegebene, um die Sache selbst in ihr richtiges Licht zu stellen.

Einer der wichtigsten Punkte ist die Entwickelung der verschiedenen Bedeutungen, welche ein Wort haben kann. Es kann kein Zweifel sein, daß die sinnliche Bedeutung immer die ursprüngliche ist und daß die geistigen oder abgezogenen sich aus jener entwickelt haben. Die Verfasser haben sich daher mit vollkommenem Rechte bestrebt, die sinnlichen Bedeutungen anzugeben und voranzustellen. Freilich ließ sich dies nicht immer erreichen, da in manchen Wörtern, die wir als Wurzeln ansehen müssen, der sinnliche Gehalt nicht mehr deutlich vorliegt. Doch auch da, wo die sinnliche Bedeutung leichter erkannt wird, ist die Entwickelung der nachfolgenden Bedeutungen nicht ohne Schwierigkeit, und insbesondere ist es keine leichte Aufgabe den Stammbaum dieser Bedeutungen genau nachzuweisen. Es ist nicht genug, daß man erfahre, wie viel Bedeutungen ein Wort habe, es muß auch wo irgend möglich nachgewiesen werden, wie die eine in die andere übergegangen ist. Nur wenn das Wörterbuch dies klar und anschaulich zeigt, wird es zum wahren Verständniß der Sprache führen. In dieser Beziehung scheint uns das Wörterbuch am wenigsten zu leisten, und man darf nur das erste beste Wort aufschlagen, um sich davon zu überzeugen. Es ist selten möglich, sich ein Bild von der allmählichen Entwickelung der Bedeutungen zu machen, da diese meistens ohne bestimmte Ordnung aneinander gereiht sind. Oft ist diese Entwickelung allerdings richtig gegeben, aber sie tritt nicht genugsam hervor, sodaß sie nicht zum Bewußtsein des Lesers gelangt.

Der Abschnitt der Einleitung, welcher von der Wortforschung handelt, ist durchaus vortrefflich und lehrreich; doch ist er zu groß, als daß wir ihn mittheilen, zu inhaltvoll, als daß wir ihn in kurzen Zügen wiedergeben könnten, daher wir uns darauf beschränken müssen, unsere Leser auf denselben aufmerksam zu machen. Was die etymologischen Forschungen selbst betrifft, wie sie im Wörterbuch vorliegen, so brauchen wir kaum zu erwähnen, daß sie von ebenso großer Gelehrsamkeit als feinsinnigem Takt zeugen. Aber dabei können wir uns doch des Eindrucks nicht erwehren, daß die vergleichende Etymologie, so Großes auch schon geleistet worden ist, doch noch viel zu wünschen übrig läßt, um nur zu einer gewissen Sicherheit im ganzen und großen zu gelangen. Es herrscht in ihrer Behandlung offenbar noch zu viel Willkür, es sind noch viele Gesetze nicht aufgefunden, die ohne Zweifel der Abzweigung der Sprachen oder dem Uebergang aus der einen in die andere zum Grunde liegen. Solange diese nicht aufgefunden sind, wird man oft im Dunkeln tappen oder unvermeidliche Irrthümer begehen.

Es hat der Umstand, daß das Wörterbuch mit lateinischen Lettern gedruckt ist und daß Grimm darin auch seine eigenthümliche Orthographie beibehalten hat, vielfältig mißfallen. Der Gegenstand ist an sich so wichtig, daß wir uns wol eine Zeit lang dabei aufhalten müssen. Wenn Grimm behauptet, daß erstens die lateinische Schrift viel schöner als die deutsche ist, und dann, daß diese in der That nur eine mönchische geschmacklose Verzerrung der ersten ist, so hat er vollkommen recht. Ebenso ist er auch befugt, die Frage aufzustellen, warum man nicht zur ursprünglichen und schönern Schrift zurückkehren solle, wenn dadurch zugleich viele äußere, die Leichtigkeit und Wohlfeilheit des Drucks befördernde Vortheile erreicht würden? Wir sind auch der Ueberzeugung, daß die lateinische Schrift in jeder Beziehung der deutschen vorzuziehen ist und daß sie mit der Zeit diese gewiß ganz verdrängen wird. Aber Grimm will nicht nur die lateinische Schrift einführen, er will zugleich eine neue Orthographie begründen, die manches Willkürliche und wir möchten sagen Geschmacklose darbietet und der Opposition gegen die Schrift Kraft und Bedeutung gibt. Grimm hat zwar vollkommen recht, wenn er behauptet, daß die Bezeichnung der Substantive durch große Buchstaben durch nichts begründet sei; ja man könnte sogar behaupten, daß wenn man eine Wortart auf diese Weise auszeichnen wollte, dies nicht das Substantiv sein dürfte, sondern das Verb, das in der Sprache eine bedeutsamere Stellung hat als jenes. Allein es ist in der That ungereimt, irgendeine Wortart als solche durch die Schrift hervorheben zu wollen, da sie alle in der That ebenbürtig sind und nach Umständen bald diese bald jene in dem

Gesetz über die Errichtung von Gemeinschaftsschulen.

Vom 16. Januar 1946.

Auf Grund des Gesetzes über die vorläufige Regierung des Landes Hessen vom 19. September 1945 wird folgendes Gesetz erlassen, das hiermit verkündet wird:

Artikel 1.

(1) Gemeinschaftsschulen sind Volksschulen, in denen Kinder ohne Unterschied des Bekenntnisses gemeinsam unterrichtet und erzogen werden.

(2) Gemeinschaftsschulen sind Bekenntnisschulen und Simultanschulen vorzuziehen.

Artikel 2.

(1) Gemeinschaftsschulen können auf Antrag der Erziehungsberechtigten oder der Gemeinde errichtet werden.

(2) Über die Errichtung entscheidet der Kreisausschuß.

Artikel 3.

(1) Gemeinschaftsschulen sind Schulen des öffentlichen Rechts.

(2) Sie werden von der Gemeinde unterhalten.

Artikel 4.

(1) Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach der Gemeinschaftsschule.

(2) Er wird nach den Grundsätzen der Religionsgemeinschaften erteilt.

(3) Die Erteilung des Religionsunterrichts ist Sache der Religionsgemeinschaften.

(4) Die Teilnahme am Religionsunterricht ist für die Kinder verpflichtend, deren Erziehungsberechtigte nicht widersprechen.

Artikel 5.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen werden von der Gemeinde angestellt.

(2) Sie müssen die Gewähr dafür bieten, daß sie sich jederzeit für die Grundsätze der Gemeinschaftsschule einsetzen.

(3) Sie müssen die Befähigung für das Lehramt an Volksschulen besitzen.

Artikel 6.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen werden von einem Ausschuß ausgewählt, der sich zusammensetzt aus:

1. dem Leiter der Schule,
2. einem Vertreter der Gemeinde,
3. einem Vertreter der Erziehungsberechtigten,
4. einem Vertreter der Lehrer,
5. einem Vertreter der Religionsgemeinschaften.

(2) Der Ausschuß wird vom Kreisausschuß gebildet.

(3) Der Leiter der Schule ist Vorsitzender des Ausschusses.

(4) Der Ausschuß entscheidet mit Mehrheit der Stimmen.

(5) Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

Artikel 7.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen werden vom Kreisausschuß ernannt.

(2) Sie werden auf Lebenszeit angestellt.

Artikel 8.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen können nur mit Zustimmung des Kreisausschusses versetzt werden.

(2) Sie können nur mit Zustimmung des Kreisausschusses entlassen werden.

Artikel 9.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Gehalt und Ruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Beihilfe in Krankheitsfällen nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 10.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Dienstwohnung oder Mietentschädigung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Reisekostenvergütung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 11.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Urlaub nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Beurlaubung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 12.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Dienstbezeichnung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Titel nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 13.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Disziplinarverfahren nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Disziplinarverfahren nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 14.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Versetzung in den Ruhestand nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Versetzung in den Ruhestand nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 15.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Hinterbliebenenversorgung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Hinterbliebenenversorgung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 16.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Witwen- und Waisenversorgung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Witwen- und Waisenversorgung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 17.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Unfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Unfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 18.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Sterbegeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Sterbegeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 19.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Abfindung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Abfindung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 20.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Rückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Rückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 21.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Nachversicherung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Nachversicherung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 22.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 23.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 24.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 25.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 26.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 27.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 28.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 29.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 30.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 31.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 32.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 33.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 34.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 35.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 36.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 37.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 38.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 39.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 40.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 41.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 42.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 43.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 44.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 45.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 46.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 47.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 48.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 49.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 50.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 51.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 52.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 53.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 54.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 55.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 56.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 57.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 58.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 59.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 60.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 61.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 62.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 63.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 64.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 65.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 66.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 67.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 68.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 69.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 70.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 71.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 72.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 73.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 74.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 75.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 76.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 77.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 78.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 79.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 80.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 81.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 82.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 83.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 84.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 85.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 86.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 87.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 88.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 89.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 90.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 91.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 92.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 93.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 94.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 95.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangswitwengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 96.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangswaisengeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 97.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsunfallversorgung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 98.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangssterbegeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 99.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsabfindung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 100.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsrückzahlung von Beiträgen nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 101.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsnachversicherung nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 102.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgeld nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 103.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsgehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 104.

(1) Die Lehrer an Gemeinschaftsschulen haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Lehrer an Volksschulen gelten.

(2) Sie haben Anspruch auf Übergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsübergangsruhegehalt nach den Bestimmungen, die für Beamte gelten.

Artikel 105.

(1

Ehe wir auf die hier genannten Schriften eingehen, müssen wir die Bemerkung vorausschicken, daß die Verfasser derselben, Wurm und Sanders, uns in ihren Beurtheilungen den richtigen Ton nicht getroffen zu haben scheinen. Niemand wird ihnen das Recht abstreiten wollen, ihre Bedenken oder sogar ihren Tadel gegen ein Werk auszusprechen, das in so hohem Grade alle berührt, das ja geradezu von den Verfassern selbst für ein Nationalwerk erklärt wird. Daß es von so bedeutenden Männern stammt, kann das Recht der Beurtheilung in keiner Weise beschränken. Aber diese Männer, deren Verdienste um unsere Sprache so lange Anerkennung finden werden, als man von ihr wissen wird, dürfen mit Recht auf achtungsvolle Behandlung selbst dann Anspruch machen, wenn man sich berufen fühlt, ihnen und ihren Werken tadelnd entgegenzutreten. Wer diese schuldige Rücksicht außer Acht läßt, schadet sich selbst und der Sache, für die er in die Schranken tritt. Nicht daß Wolfgang Menzel dies oder jenes an Goethe tadelte, hat ihm die allgemeine Misbilligung zugezogen, sondern der bis zur Ungezogenheit leidenschaftliche Ton, in welchem er seine Ansichten aussprach. Wir müssen daher im Interesse der Verfasser und ihrer Bestrebungen, die ohne Zweifel Anerkennung verdienen, sehr bedauern, daß sie in ihren Ausdrücken oft die achtungsvolle Mäßigung nicht zu bewahren gewußt haben, die ihnen als jüngern Männern (denn daß sie noch jung sind, geht aus ihren eigenen Andeutungen hervor) ältern und so hochverdienten Gelehrten gegenüber so wohl angestanden hätte. Doch müssen wir gestehen, daß wir die Stellen aus der Einleitung zum „Deutschen Wörterbuch" getilgt wissen möchten, in denen Jakob Grimm diese Angriffe bespricht. Wollte er sich herablassen, jenen Männern die wohlverdiente Zurechtweisung zu geben, so hätte es, nach unserm Gefühl, in anderer Weise geschehen sollen.

Es ist begreiflich, daß Wurm sowol als Sanders in ihren Schriften manche von den Punkten berühren, die wir oben erwähnt haben; es ist daher unnöthig auf dieselben zurückzukommen, wenn auch dieselben zum Theil auf andere Weise begründet werden. Wir führen vielmehr nur einige Bemerkungen an, die in der obigen Besprechung des Wörterbuchs nicht berührt worden sind.

Beide Gegner des Grimm'schen Wörterbuchs tadeln unter anderm, daß die Anordnung in den Worterklärungen sich nicht stets gleichbleibt, daß namentlich die Etymologie der Wörter zwar meist am Anfange, doch auch öfters am Ende, hier und da sogar halb am Anfang und halb am Ende stehe. Es ist diese Bemerkung zwar begründet, allein die Abweichungen von der Regel sind im ganzen so selten, und in einzelnen Fällen scheinen sie so ganz berechtigt zu sein, daß es kaum der Mühe werth war, die Sache zu erwähnen. Auch würden wir sie hier ganz unberührt gelassen haben, wenn nicht von den beiden Gegnern Grimm's die Behauptung aufgestellt würde, es sei überhaupt tadelnswerth, die Etymologie an die Spitze der Worterklärung zu stellen, sie gehöre unbedingt an das Ende und müsse als ein einfacher Zusatz zu der ganzen Entwickelung behandelt werden. Diese Behauptung scheint uns auf keine Weise gerechtfertigt werden zu können; vielmehr geht aus dem Begriffe des Wörterbuchs selbst hervor, daß die Erklärung eines Worts auf dessen Etymologie fußen müsse. Wir haben die Richtigkeit von Grimm's Grundsatz anerkannt und anerkennen müssen, daß die Worterklärung auf die sinnliche Bedeutung als die ursprüngliche zurückgehen müsse. Nun läßt sich diese sehr häufig eben nur dadurch finden, daß man auf die Wurzel des Worts zurückgeht, diese zu erkennen und festzustellen sucht. Es ist nicht genug, daß man behauptet, diese oder jene Bedeutung sei die ursprüngliche, aus der sich die andern entwickeln, man muß es auch beweisen, und dies kann nur durch die Etymologie geschehen.

Ein zweiter Vorwurf, welchen Sanders ausspricht, ist der, daß die zusammengesetzten Wörter in selbständigen Artikeln behandelt worden sind, statt sie bei dem Hauptworte der Zusammensetzung zu vereinigen, daß dadurch das getrennt erscheint, was nothwendig zusammengehört, und daß auf diesem Wege viel Ueberflüssiges habe aufgenommen und Nothwendiges ausgelassen werden müssen. Die Fähigkeit, Zusammensetzungen zu bilden, sei in der deutschen Sprache so groß, daß es geradezu unmöglich sei, alle möglichen Bildungen der Art anzugeben; man müsse sich daher eine Grenze stecken, dies könne man aber nicht mit Sicherheit und Gleichförmigkeit thun, wenn man die zusammengehörigen Zusammensetzungen nicht vereinige; würden sie, wie im Grimm'schen Wörterbuch, auseinander gerissen, so müsse die Aufnahme oder Auslassung ganz Sache des Zufalls werden. Nun läßt sich aber dieser Behauptung entgegensetzen, daß wenn die ganze Anlage des Wörterbuchs überhaupt nicht auf der etymologischen Anordnung beruhe, es ungeeignet sei, diese Anordnung in einem einzelnen Falle durchzuführen, indem dadurch die Einheit der Entwickelung gestört werde; ferner daß die Frage, welche Zusammensetzungen aufzunehmen seien oder nicht, durch die Vereinigung der Composita nicht gelöst werden könne, indem die Bestimmung, ob ein Wort aufgenommen oder ausgelassen werden solle, nicht von der subjectiven Ansicht des Verfassers abhängen könne, sondern einzig und allein von dem Umstande, ob es wirklich in den allgemeinen Sprachschatz aufgenommen worden sei, ob es bei den Schriftstellern vorkomme. Auch berufen sich Wurm und Sander's bei den Wörtern, deren Auslassung sie dem „Deutschen Wörterbuch" zum Vorwurf machen, allerdings auf einzelne Schriftsteller, und zwar meist auf die neuesten, und sie tadeln zugleich an Grimm, daß derselbe diese nicht berücksichtigt habe. Wir werden auf diesen Punkt unten wieder zurückkommen, für jetzt machen wir nur die Bemerkung, daß es nach unserer Ansicht zunächst gar nicht darauf ankomme, ob ein Wort bei diesem oder jenem Schriftsteller zu finden, sondern ob es ein gutes, richtig gebildetes deutsches Wort sei. Ein schlecht gebildetes Wort hat, wie wir schon bemerkt haben, kein Anrecht auf Aufnahme, und das Wörterbuch darf sich nur bei den hervorragendsten Schriftstellern, namentlich bei Dichtern wie Goethe, Schiller und einige andern

Gesetz vom 30. April 1869, betreffend die Ausdehnung der Gesetze über die Verbindlichkeit zum Schadenersatze auf die Bergwerke, Salinen und Aufbereitungsanstalten.

Gesetz vom 30. April 1869, betreffend die Ausdehnung der Gesetze über die Verbindlichkeit zum Schadenersatze auf die Bergwerke, Salinen und Aufbereitungsanstalten.

Gesetz vom 30. April 1869, betreffend die Ausdehnung der Gesetze über die Verbindlichkeit zum Schadenersatze auf die Bergwerke, Salinen und Aufbereitungsanstalten.

widerstrebt dem deutschen Sprachgefühl, da die deutsche Sprache im allgemeinen von den Abstracten ebenso wenig Plurale bildet, als von den Stoffnamen. Dieser Plural ist eine Eigenthümlichkeit der romanischen Sprachen, die sie von der lateinischen ererbt haben und die wegen ihres romanischen Zusatzes auch die englische theilt. Im Deutschen kann und darf der Plural solcher Wörter nur unter bestimmten Bedingungen gebildet werden, die hier nicht entwickelt werden können, die aber bei dem Worte „Ankunft" nicht eintreten. Daß auch Jean Paul „Ankünfte" sagt, ist noch kein Beweis für die Richtigkeit der Form; man weiß, daß Jean Paul bei aller seiner sonstigen Größe in Bezug auf Reinheit und Richtigkeit der Sprache nicht maßgebend sein kann.

Mit Recht hat Wurm in der Einleitung auf die Wichtigkeit der Mundarten aufmerksam gemacht; allein so dankenswerth es ist, daß er bei einzelnen Erklärungen die Dialekte herbeizieht, so erscheint es ganz unzulässig, daß er das Wörterbuch mit mundartlichen, namentlich bairischen Ausdrücken anfüllt, als deren Quelle er dann meist sein beliebtes Z. anführt, wie z. B.: „Das Abkrageln der Gänse und Enten wird nicht für gesundheitswidrig angesehen. Z." Ueberhaupt sind seine Quellen sehr beschränkt, wenigstens entspricht die Ausführung des Wörterbuchs in dieser Hinsicht den Erwartungen nicht, welche die Einleitung hervorrufen mußte, und es erscheint bedenklich, daß neben den Zeitungen ganz vorzugsweise der bairische Jurist Kreittmair als Hauptquelle dient.

Das zweite Werk, das wir noch zu besprechen haben, ist das

6. Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. Von Daniel Sanders. Leipzig, O. Wigand. 1859. Gr. 4. Jede Lieferung 20 Ngr.

Sanders hat seinem Wörterbuch zwar noch keine Vorrede beigefügt; da er jedoch in dem angeführten „Programm" den „Plan eines neuen deutschen Wörterbuchs" gegeben hat, so können wir aus demselben die Grundsätze ersehen, welche ihn bei der Bearbeitung geleitet haben. Zuvörderst macht er einige kurze Bemerkungen über die befolgte Orthographie, welche allerdings nothwendig waren, um den Leser des Wörterbuchs in den Stand zu setzen, jedes Wort mit Sicherheit aufzusuchen. *) Sodann geht er zur Besprechung der hauptsächlichsten Punkte über, die er in seiner Arbeit berücksichtigte. Dieselben sind mit großer Präcision und Deutlichkeit entwickelt, und überhaupt steht Sanders in Bezug auf Klarheit, logisch richtiges Denken und praktischen Takt weit höher als Wurm.

Ganz richtig sagt er, „daß es bei der Lösung des zu bewältigenden Stoffs vor allen Dingen auf eine vernünftige Beschränkung ankomme." Als seine Norm nimmt er den heute allgemein geltenden Schrift- und Sprachgebrauch an, schließt daher alles rein Veraltete und Provinzielle aus, wovon er nur so viel anführt, als zur Erklärung des heutigen allgemeinen Gebrauchs oder mustergültiger Schriftsteller bis zurück ins 16. Jahrhundert nothwendig erscheint. Veraltete und idiomatische Wörter oder Formen sollen jedoch besonders bezeichnet werden. Daß wir mit dem Verfasser bezüglich der Beschränkung in der Aufnahme des rein Mundartlichen vollständig übereinstimmen, geht aus unsern frühern Bemerkungen hervor. Was die Beschränkung in Beziehung auf die Zahl betrifft, so läßt sich ebenfalls nichts dagegen einwenden, da er eben nur ein Wörterbuch der heute geltenden Sprache geben will. Was ferner die Anordnung betrifft, so weicht er von der gewöhnlichen ab, indem er die durch Vorsilben oder durch Zusammensetzung gebildeten Wörter unter ihrem Grundwort zusammenfaßt. Somit nähert sich Sanders der Idee eines etymologischen Wörterbuchs. Warum er nicht auch die durch Endungen gebildeten Wörter unter ihren Stamm zusammenfaßt, vermögen wir nicht einzusehen, da sich mit Rücksicht auf die Wortbildung kein Unterschied zwischen Vorsilbe und Endung denken läßt. Mit Recht legt er Gewicht darauf, daß durch seine Anordnung das Zusammengehörige vereinigt erscheint, und daß man die Composita von „stellen" z. B. nicht durch alle möglichen Buchstaben des Alphabets aufsuchen hat; aber wird dadurch, daß die durch Endungen gebildeten Wörter selbständig behandelt werden, nicht auch das Zusammengehörige getrennt? Und zwar geschieht dies auf eine oft ganz ungeeignete Weise, indem das abgeleitete Wort vor seinem Stammwort stehen muß, z. B. stellbar und (Ge)stalt vor stellen. Noch übler ist es bei Wörtern, die durch innere Lautveränderung abgeleitet werden. „Reiten" und „Ritt" werden auf diese Weise durch: Reiz, Religion, Renken, rennen, Reute, Rettich, Reue, Reuse, richten, riechen, Riegel, Riemen, Riese, rieseln, Rieß, Riff, Rind, Ring, ringen, Rinne, Rippe, Riß und andere nebst zahllosen Zusammensetzungen getrennt. So stehen „Sänger" und „Sänger" nicht blos übermäßig weit auseinander, es muß auch das abgeleitete Wort vor seinem Stamm besprochen werden. Daß Sanders die Endungen nicht gerade so behandelt, wie die Vorsilben, beruht auf Willkür, und Willkür erscheint immer tadelnswerth. Doch müssen wir gestehen, daß Sanders' Anordnung immer noch wesentliche Vorzüge vor der gewöhnlichen darbietet, und er nur deshalb zu tadeln ist, daß er seinen richtigen Grundsatz nicht entschieden durchgeführt hat. Einer seiner Vorzüge besteht darin, daß das Wörterbuch auf diese Weise nicht nöthig hat, alle möglichen Zusammensetzungen aufzunehmen. Denn, wie Sanders vollkommen richtig bemerkt:

Wenn z. B. unter „Bruch" aufgeführt sind Composita wie „Steinbruch, Kalk-, Marmor-, Schiefer-, Erzbruch", so wird kein denkender Leser es eine Unvollständigkeit nennen, wenn

---

*) Wir übergehen diese Bemerkungen, doch können wir nicht umhin, eine derselben zu berühren. Sanders stellt nämlich die bekannte Regel auf, daß nach gedehnten (langen) Vocalen ß, nach geschärften (kurzen) ss zu schreiben sei (vergaß, vergessen), und will diese Regel auch vollständig durchgeführt wissen, so zwar daß ss auch am Ende eines Worts erscheint, sobald der vorangehende Vocal geschärft ist (Faß). Das ß hat aber auch die Bedeutung eines Schlußbuchstaben erhalten, und mit Recht, weil das schließende ss ebenso widrig aussieht als das s am Schlusse eines Wortes (das); die deutsche Schrift ist an sich schon geschmacklos genug, daß man sie nicht noch geschmackloser machen darf.

Digitized by Google

Ausgabe, die auf Grund der Bestimmungen des Gesetzes vom 24. Juni 1891 (Reichs-Gesetzbl. S. 261) gemacht werden, sowie die Ausgaben für Verzinsung und Tilgung der Reichsschuld.

Die Ausgaben für Verzinsung und Tilgung der Reichsschuld sind nach Maßgabe des Gesetzes vom 24. Juni 1891 (Reichs-Gesetzbl. S. 261) zu bestreiten

oder Gerstäcker? Obgleich wir nicht anstehen, dieselben der Klasse der Touristen beizuzählen, so wäre es doch ungerecht, ihnen das Anrecht auf den Namen eines Reisenden in dem letzterwähnten höhern Sinne absprechen zu wollen. Darüber entscheidet aber lediglich der wissenschaftliche Werth der erlangten Resultate, nicht die größere oder geringere Kunde von den besuchten Gegenden, auch nicht deren größere oder geringere Zugänglichkeit, und ebenso wenig die Mühseligkeiten und Gefahren der Reise. Bayard Taylor z. B., der selbst den so überaus fruchtbaren Kohl an Fruchtbarkeit zu übertreffen verspricht, ist und bleibt ein Tourist, trotzdem daß wir ihm bald am Rhein und bald in Japan, bald am Weißen Nil und bald in Lappland begegnen: er ist, um es kurz zu sagen, ein Tourist in amerikanischen Proportionen. Das eigentliche und in jedem Falle das dankbarste Feld des Touristen bleiben aber immer diejenigen Länder und Gegenden, deren allgemeine Grundzüge der großen Masse der Gebildeten bekannt sind, ohne sich doch in der Form einer durchaus klaren, concreten, lebensvollen Anschauung darzustellen. Diese Anschauung zu ermitteln ist der eigentliche Beruf des Touristen, und seine größere oder geringere Empfänglichkeit für das Charakteristische, für das wahrhaft Eigenartige, die Einbildungskraft Ansprechende und leicht im Gedächtniß Haftende der Hauptmaßstab für den Werth seiner Leistungen. Eine Schilderung, die vor diesem Maßstabe besteht, bedarf nur noch des entsprechenden Gewandes, nämlich des schönen Ausdrucks, um für eine wahre Bereicherung der Literatur, wir meinen der Literatur im engern Sinne des Worts, der schönen Literatur, zu gelten, wenn anders künstlerische Auswahl, Gruppirung und Darstellung des Stoffs diejenigen Merkmale sind, welche die schöne Literatur von der wissenschaftlichen unterscheiden. Wir halten es deshalb für einen großen Mangel, daß die Literarhistoriker — selbst die von entschieden realistischer Tendenz — dieser Gattung bisher so wenig Berücksichtigung geschenkt haben, zweifeln aber durchaus nicht, daß derselbe realistische Zug, welcher neuerdings zur Hereinziehung der Historiographie in die Literaturgeschichte gedrängt hat, auch der von uns näher bezeichneten Gattung der Reiseliteratur einen verhältnißmäßigen Raum und so ausgezeichneten Vertretern derselben wie Kohl die ihnen gebührende Stelle auswirken wird. Den leicht erklärlichen Besorgnissen gegenüber, daß dadurch nur der ohnehin im Uebermaße grassirenden realistischen Tendenz Vorschub geleistet werden würde, müssen wir uns hier mit der einfachen Bemerkung begnügen, daß in einem gesunden, ehrlichen Realismus gerade eins der wirksamsten Gegenmittel liegt gegen jenen Afterrealismus, der Namen und Sache in Miscredit gebracht hat, weil sich dahinter nur ein verzerrter Idealismus, ein grober Materialismus oder ein bedauerlicher sittlicher Indifferentismus versteckt.

Diejenigen Vorzüge, welche, Quantität und Qualität des von ihm Geleisteten gleichmäßig in Anschlag gebracht, Kohl eine so hervorragende Stellung unter den gegenwärtigen Touristen, und nicht blos den deutschen, sichern, treten in seinem jüngsten, uns jetzt zur Besprechung vorliegenden Werke deutlicher und glänzender als je hervor. Seine scharfe Beobachtungsgabe und sein feiner Sinn für das Charakteristische gehören allerdings zu denjenigen geistigen Eigenschaften, welche nicht gleich der rein poetischen Gestaltungskraft mit zunehmendem Alter ermatten, sondern im Gegentheil durch die Uebung kräftigen. Dasselbe gilt von der Eleganz, Kraft und Biegsamkeit der Darstellung. Was aber Kohl's neueste Reisebeschreibung von der Mehrzahl der ihr vorhergegangenen Werke vortheilhaft unterscheidet, ist eine größere Sicherheit, eine genauere und vielseitigere Vertrautheit mit den darin behandelten Materien, welche sogleich an die ähnlichen Vorzüge seiner ersten Reisewerke über Rußland erinnern. Hier wie dort nämlich kam ihm ein längerer Aufenthalt in dem von ihm geschilderten Lande und ein innigeres Verständniß der feinern Charakterzüge seiner Bewohner zugute. Kohl verweilt nunmehr schon seit einer Reihe von Jahren in den Vereinigten Staaten und hat sich dort so sehr eingebürgert, daß die Bundesregierung ihn mit wissenschaftlichen Arbeiten, wenn wir uns recht erinnern, im topographischen oder statistischen Bureau beschäftigt. Die hier einschlagenden Studien, welche Kohl während seines Aufenthalts in der Union mit regstem Eifer betrieben, verleihen natürlich auch seinem Reisewerke in mehrfacher Hinsicht einen nicht gering anzuschlagenden wissenschaftlichen Werth und die systematische Geographie wird denselben in ähnlicher Weise, wie den erwähnten Schilderungen russischer Gegenden und Zustände, eine Reihe bedeutsamer Züge entlehnen, um ihrer eigenen Darstellung Farbe und Lebensfülle zu verleihen. Die hervorstechendste Eigenthümlichkeit des Buchs bleibt aber jene Kraft der Veranschaulichung von Zuständen, von concreten Thatsachen und Wahrheiten, die wir schon innehaben oder doch innezuhaben wähnen, ohne unsers Besitzes recht froh zu sein, jene gestaltenschaffende oder mindestens gestaltenwählende Kraft also, welche literarischen Producten diese Gattung ein zwar nicht rein künstlerisches, aber doch halbkünstlerisches, schönwissenschaftliches Gepräge aufdrückt. Dem entspricht auch die Wirkung des Buchs, die sich zunächst als eine ästhetisch unterhaltende und erst mittelbar — auch in den sogenannten rein expositiven Partien — als eine wissenschaftlich belehrende kund gibt. Das ganze Werk ist nicht blos anregend, nicht blos anziehend, sondern geradezu spannend. Und gehen wir von dieser Wirkung auf die Ursache zurück, so hinterläßt dasselbe wie bei jedem wahrhaft tüchtigen geistigen Erzeugnisse unsers Volkes den Eindruck, daß der Verfasser, weit entfernt sich durch die ganze Fülle des uns dargebotenen Stoffs auszugeben, vielmehr nur aus dem weit größern Reichthume des ihm zu Gebote stehenden Schatzes ausgewählt habe, und zwar ausgewählt nicht unter dem zwingenden Druckgesetze, welches den Mann der reinen Wissenschaft gerade nur den Kern, die Quintessenz, das Beste seines umfassenden Besitzes in sein literarisches Product zusammenzudrängen nöthigt, sondern im Bewußtsein jener Freiheit, womit der Dichter spielend und der Künstler überhaupt souveräner Machtvollkommenheit aus vielem gleich Schönen und gleich Wirksamen gerade nur dieses herauszugreifen scheint. Kohl ist es in der That keine bloße Redensart, wenn er an verschiedenen Stellen seines Buchs versichert, daß er viele interessante Einzelheiten übergehen, von dieser und jener Partie schweigen müsse: wir sind fest überzeugt, daß er seinem gehaltigen Werke mehr als den doppelten Umfang hätte geben können, ohne daß das Interesse des Lesers auch nur einen Augenblick lang erlahmt wäre.

Käme es uns nur darauf an, Kohl's Art und Eigenthümlichkeit überhaupt darzustellen, so könnten wir dies nicht gemächlicher thun, als indem wir irgendwelche drei bis vier Seiten des vorliegendes Werks herausgriffen, um daran die Vielseitigkeit seines Standpunktes, den Reichthum seines Inhalts, die glückliche Gruppirung desselben und die Anmuth seiner Sprache nachzuweisen. Allein dies hieße den Verfasser wie einen Anfänger behandeln, der auf dem Gebiete der Reiseliteratur erst seine Sporen verdienen will. Der Leser, bei dem Kohl's Name im allgemeinen schon als bekannt vorauszusetzen ist, wünscht natürlich Aufschluß gerade über den Inhalt seines neuesten Werks, und so können wir es uns denn mit unserer Pflicht als Berichterstatter nicht ganz so bequem machen. Indem wir dem Gange desselben von vornherein so weit folgen, als der uns zugemessene Raum eben gestatten will, werden wir hinlänglich Gelegenheit haben, die erwähnten Vorzüge wenigstens theilweise in das ihnen gebührende Licht zu stellen.

Der Verfasser trat im Mai 1855 von Pittsburgh aus seine Tour durch den „Großen Westen" an. Pittsburgh selbst, die erste Stadt dieses Westens, welche noch in der Jugendzeit ihres Herrn, bei dem er den Abend verbrachte, ein einsames Fort gewesen war, neben welchem derselbe mit Indianischen Banden gespielt hatte, jetzt aber bereits 80000 der betriebsamsten Einwohner zählte, hat sich dennoch bei weitem nicht mit der raschen Schnelligkeit entwickelt, wie die jüngern Städte des Westens. Man versicherte dem Verfasser, daß die schottischen Presbyterianer, welche in der Hauptsache die Stadt gegründet haben,

Digitized by Google

…ren Geist noch heutiges Tags darin tonangebend ist, in Bezug …f Städteblüte nicht „the right sort of men" seien. Ueber…zeugt ist es „bei allen amerikanischen Städten immer sehr in…eressant zu wissen, von welcher Klasse von Menschen sie zuerst …egründet wurden, ob von Schotten, oder Engländern oder …eutschen, oder alten Franzosen, oder Virginiern oder Yankees. …er einer Pflanzstadt ursprünglich eingeblasene Geist ist, so groß …e auch später werden mag, nie ganz zu verkennen." Die …echte Sorte von Leuten", von denen man namentlich im …esten viel sprechen hört, sind aber die Yankees, welche selbst …, wo sie nur eine bedeutende Beimischung bilden, wie in dem …ientlich von Pennsylvanien aus bevölkerten Cincinnati, sich …ld der Leitung der Gemeindeangelegenheiten zu bemeistern wis…e und dem Ganzen ihr eigenthümliches Gepräge aufdrücken. …ie Indianer vergleichen die Ansiedelungen, welche die Euro…er in ihren Prairien machen, mit Fettflecken in ihren weiß…enen Büffelkleidern. Je mehr man sie reibt, desto größer …chen sie, und sind nicht zu vertilgen. Insbesondere müssen …el auch jene kleine Colonien, welche die Yankees diesen gro…n Städten des Westens einflößten, etwas von der Natur jener …ilchen haben. Die Stadt mag wachsen wie sie will, ist der …che Fettropfen einmal drin, so kommt er nicht wieder …aus, wird mit der Stadt breiter, und diese schwillt auf, wie …s Brot mit dem rechten Gärstoffe."

Aus den 1000 Mississippi-Gewässer-Dampfern, von denen …f den Quais von Pittsburgh nicht weniger als 30 lagen, …ählte sich der Verfasser einen aus und schaukelte darauf den …en Ohio stromab. Diese Fahrt gibt dem Verfasser Gele…enheit zu einer bunten Reihe der anziehendsten Schilderungen: …e kennen das echt amerikanische Thun und Treiben auf dem …iffe, den Strom mit seinen von dem regelmäßigen Verlaufe …r Witterphänomene abhängigen Wasserverhältnissen, und mit …n Pools, Snags, Planters und Sawyers in seinem Bette, …n einförmigen, aber überall lachenden, von zahlreichen Neben…üssen, namentlich von dem Muscingum, Scioto und Miami, …f deren Bottoms sich die größte Zahl alter Monumente und …ber einer vorchristlichen Cultur zusammendrängt, durchschnit…en Gestadelandschaften mit ihren frischen Laubkränzen von …hen, Sykomoren, Knopfbäumen, Pappeln, Linden, Hickories, …ußbäumen u. s. w. und mit ihren nordwärts zahlreichen …blühenden, südwärts seltenern und wenig einladenden An…ungen und seinem von mehr als 400 Dampfern unter…tenen regen Handelsverkehre kennen. Der Verfasser, welcher …ald die rechten Leute für seine Zwecke herauszufinden ver…t, hielt sich meistens bei den am besten unterrichteten Ver…n am Bord des Schiffs, nämlich den Piloten auf dem …rdeck, auf und verdankt deren Belehrung manche auch wissen…aftlich werthvolle Beobachtungen. Eine ergötzliche Episode bil…et die Geschichte der wheelinger Kettenbrücke mit den sich daran…chließenden, in echt amerikanischem Stile durchgefochtenen Par…eikämpfen zwischen dem Schiffahrts- und Ackerbauinteresse. Wir …llen uns mit dieser Andeutung begnügen. Auch auf die in…essante Schilderung von Cincinnati und Umgegend, und auf …e mit überzeugender Klarheit entwickelten Gründe für das …nderbare Wachsthum dieser „Königin des Westens" können …ir nicht näher eingehen. Doch sei es uns erlaubt, den Ver…ser uns von den vielen großartigen Etablissements dieser …adt wegen seines eigenthümlichen Charakters mit seinen eigenen …orten schildern zu lassen:

„Die genannten Hinkle und Comp. sind große Fenster-, …ür- und Häuserfabrikanten. In ihren merkwürdigen Etablis…ements werden für westliche Emigranten vollständige Häuser …n Holz fabricirt. Ich sah in ihren Magazinen nicht nur das …aterial zu einigen hundert Häusern aufgestapelt, sie hatten …n ihrem Gehöfte mehrere Häuser zur Probe und Aus…ht aufgestellt, wie man bei uns Tische und Stühle aufstellt. …s für einzelne Personen zu 100 Dollars, Häuser für Fa…ien, mit so und soviel Zimmern, mit Küche, Salon und …ausgemach für 200 oder 250 Dollars. Sie sollen in einem Jahre über 2000 Häuser verkauft haben. Ein Emigrant, der den Ohio hinabgeht, sucht sich nach seinen Bedürfnissen und Mitteln ein Haus aus. In wenigen Stunden wird es aus…einander genommen und eingepackt, und kommt er früh Morgens in Kansas oder Nebraska am Missouri an, so ist er aller…spätestens bis zum Abend unter Dach und Fach gebracht und hat seinen eigenen Herd. Das ganze Haus, wohl gepackt, wiegt 3—5000 Pfund, und manche Eisenbahnen befördern solche Häuser zu äußerst billigen Preisen, um den Anbau längs ihrer Linien zu begünstigen. Weil die Leute, welche in der letz…ten Zeit zahlreich nach den neuen Territorien am Missouri gin…gen, diese Häuser häufig mitnahmen, so nennt man sie Kansas and Nebraska portable Cottages. «Wenn ihr eine kleine Ge…sellschaft seid», hieß es in dem Preiscourant dieser Häuser…fabrik, «so könnt ihr mit Hülfe unserer Häuser im Westen ganze Dörfer über Nacht wie durch Zauber pflanzen.» Auch kann ein Arzt oder ein Advocat, der in einer westlichen Gegend sein Glück versuchen will, nichts Besseres thun als ein solches Haus mit…nehmen. Er kann gleich den nächsten Tag nach seiner Ankunft sein Geschäft eröffnen."

Auf dem Ausfluge in das Innere des Staats nach der Hauptstadt Columbus, wo der Verfasser das neue Ohiocapitol und die ausnahmsweise einmal hier vereinigten Landesanstalten, namentlich das Penitentiary, das Irrenhaus und die Blinden…anstalt, besichtigte, begleiten wir ihn nicht; wir benutzen aber mit ihm diese Veranlassung, um dem Leser zu zeigen, auf welche Art mit einigen Variationen in den meisten amerikanischen Staaten die Hauptstadtwahl zu Stande kommt.

„Als der junge Staat Michigan sich eine bestimmte Haupt- und Gouvernementsstadt wählen wollte, da wünschten die Ein…wohner der großen Stadt Detroit diesen Vortheil für sich zu haben und setzten alles in Bewegung, um es bei der Gesetz…gebung durchzubringen, daß man sich für ihre Stadt entscheide. Sie hatten aber die gesammten Farmer und Dorfbewohner des Landes gegen sich, die da glaubten, die reichen Kaufleute von Detroit gäben ihren Repräsentanten zu viele Dinners. Und mit den Landleuten stimmten gegen das große Detroit alle kleinen Städte. Sie waren allesammt einig über den ersten Punkt, daß Detroit es nicht haben sollte. Aber über den zweiten, welche Stadt denn nun an die Stelle treten müßte, darüber gab es so viele Ansichten wie Städte und Ortschaften. Die Patrioten von Ann Arbor glaubten, daß ihre Stadt am besten dazu geeig…net sei. Dasselbe glaubten die Grandviller von ihrem Orte. Ja, als in dem Staatsparlamente endlich darüber abgestimmt wurde, da fand sich, daß jede der kleinen und kleinsten Städte des Landes für sich selbst gestimmt hatte. Man mußte die ganze Angelegenheit beiseite stellen und brachte sie dann im nächsten Jahre wieder vor. Die Verdienste der verschiedenen Lokalitäten wurden wieder des Langen und Breiten besprochen, aber eine abermalige Abstimmung zeigte, daß die kosmopolitischen oder patriotischen Sympathien der Abgeordneten noch nicht über die Weichbilder ihrer respectiven Städte hinausgewachsen waren. Sie ergab das…selbe Resultat, d. h. eine Stimme für jeden der 20 oder 30 Orte. Da mithin die Erzielung einer Majorität in Krähwinkel-Michi…gan unmöglich schien, so machte endlich einer der Deputirten auf eine Waldstelle in der Mitte des Landes aufmerksam, die bei den Nachbarn unter dem Namen „Lansing" bekannt war, wo aber noch niemand wohnte als in ein paar Shanties oder Blockhäusern ein paar einsame Waldleute, gegen die daher kein Anschein von Eifersucht herrschen konnte. Der Deputirte schlug zwar diese Wildniß zur Begründung der Hauptstadt mehr im Scherz vor. Aber zu seiner Verwunderung wurde es von den Vätern des Staats als Ernst aufgenommen, und als es wieder zur Abstimmung kam, so erwies es sich, daß fast alle für die Waldstelle Lansing gestimmt hatten. Denn da sie sich nun doch einmal, um die völlig stockende und verfahrene Angelegenheit aus der Stelle zu bringen, entschließen mußten, ihren Lokal…patriotismus zum Opfer zu bringen, so wollten sie immer noch lieber dem völlig unbekannten Lansing als einem ihrer städtischen

Bestandtheile, Salze, Säuren, Alkalien, Erden, Metalle, Oxyde, Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Schwefel, Phosphor, Chlor, Jod, Brom, Fluor, Silicium, Bor, Selen, Tellur, Arsen, Molybdän, Wolfram, Vanadin, Chrom, Titan, Tantal, Niob, Uran, Cer, Lanthan, Didym, Yttrium, Beryllium, Zirkonium, Thorium, Aluminium, Magnesium, Calcium, Strontium, Barium, Lithium, Natrium, Kalium, Rubidium, Cäsium, Ammonium, Quecksilber, Silber, Gold, Platin, Palladium, Rhodium, Ruthenium, Iridium, Osmium, Kupfer, Blei, Wismuth, Cadmium, Zink, Nickel, Kobalt, Eisen, Mangan, Indium, Thallium, Gallium, Scandium, Ytterbium, Terbium, Erbium, Holmium, Thulium, Germanium, Zinn, Antimon, Tungsten, Niobium, Tantalum, Vanadium, Chromium, Titanium, Uranium, Cerium, Lanthanum, Didymium, Yttrium, Beryllium, Zircon

Ausgaben für Kriegsmaterial, Bekleidung, Verpflegung, Unterkunft, Fuhrwesen, Remonte, Sanitätswesen, Militärbauten, Militärgrundstücke, Militärbildungswesen, Militärpensionen, Militärverwaltung, Militärgerichtsbarkeit, Militärseelsorge, Militärmusik, Militärsport, Militärstrafanstalten, Militärgefängnisse, Militärkasernen, Militärlazarette, Militärbäckereien, Militärmagazine, Militärdepots, Militärwerkstätten, Militärfabriken, Militärbahnen, Militärflugplätze, Militärluftschiffhallen, Militärschießplätze, Militärübungsplätze, Militärmanöver, Militärparaden, Militärfeste, Militärjubiläen, Militärdenkmäler, Militärgedenktafeln, Militärgedenkhallen, Militärgedenkkirchen, Militärgedenkkapellen, Militärgedenkfriedhöfe, Militärgedenkparks, Militärgedenkwälder, Militärgedenkgärten, Militärgedenkbäume, Militärgedenksteine, Militärgedenkkreuze, Militärgedenkplatten, Militärgedenkbücher, Militärgedenkschriften, Militärgedenkmünzen, Militärgedenkmedaillen, Militärgedenkorden, Militärgedenkbänder, Militärgedenkabzeichen, Militärgedenkfahnen, Militärgedenkstandarten, Militärgedenkwimpel, Militärgedenkflaggen, Militärgedenkwappen, Militärgedenksiegel, Militärgedenkstempel, Militärgedenkbriefmarken, Militärgedenkpostkarten, Militärgedenkansichtskarten, Militärgedenkalben, Militärgedenkmappen, Militärgedenkkassetten, Militärgedenkschatullen, Militärgedenkdosen, Militärgedenkbüchsen, Militärgedenkkästen, Militärgedenkkoffer, Militärgedenktaschen, Militärgedenkrucksäcke, Militärgedenkbeutel, Militärgedenksäcke, Militärgedenkfässer, Militärgedenkkisten, Militärgedenkverschläge, Militärgedenkschuppen, Militärgedenkhütten, Militärgedenkhäuser, Militärgedenkvillen, Militärgedenkschlösser, Militärgedenkburgen, Militärgedenkfestungen, Militärgedenkstädte, Militärgedenkländer, Militärgedenkkontinente, Militärgedenkplaneten, Militärgedenksonnen, Militärgedenkgalaxien, Militärgedenkuniversen, Militärgedenkmultiversen, Militärgedenkomniversen, Militärgedenkpanversen, Militärgedenkhyperversen, Militärgedenkmetaversen, Militärgedenkultraversen, Militärgedenkinfraversen, Militärgedenkpara

ende mit dem St.-Lorenzsystem zusammenhängt, bei seinem Südende einen Ausweg nach dem Mississippi zu verschaffen und zu diesem Behuf den schmalen Isthmus zwischen dem See und den ersten schiffbaren Zweigen des Mississippisystems in einem breiten, tiefen Kanale zu durchstechen das Wasser des Sees theilweise herauszulassen und es zur Fütterung und Kräftigung jener Zweige sowol als auch des Mississippi selbst zu benutzen, zur Ausführung gekommen ist. Der Verfasser sucht gegen das Ende seines Werks hin die Ausführbarkeit dieses Plans darzuthun und macht dabei auf den bedeutsamen Umstand aufmerksam, daß hier, ähnlich wie auf dem Isthmus von Suez, die Natur dem Menschen die Sache schon einmal vorgemacht und ihn, indem sie nicht alle Spuren ihrer Arbeit verwischte, zum Nachmachen gleichsam herausgefordert habe, was er sodann aus den Bodenverhältnissen ausführlicher nachweist. Hieran schließt er eine beredte Auseinandersetzung der entscheidenden Vorzüge, welche die St.-Lorenzlinie dadurch vor ihrer Hauptconcurrentin, der Ohiolinie, erhalten würde: ihre leichte Verbindung mit dem Atlantischen Meere durch den Hudson, die Möglichkeit, nach der leicht herzustellenden Vertiefung der St.-Clair-Flats zwischen Huron und Erie und der Kanäle zwischen Erie und Ontario neun Monate lang jährlich von den größten Seeschiffen befahren zu werden; der Umstand, daß sie auf beiden Seiten von freien und in vieler Beziehung den freiesten Staaten der Welt umgeben ist, der Gegensatz der betriebsamen und namentlich schiffahrtslustigen Bevölkerung ihrer östlichen Mündungsstaaten zu der Fruchtbarkeit des Westens bei gleichartigem physikalischen und politischen Klima; und endlich ihre Lage in der Nähe des 42. Breitengrades, der großen Auswandererstraße nach dem Westen, die sie mit ihren durch zahlreiche Eisenbahnen verbundenen und eingefaßten Südspitzen und Rändern berührt.

Von Chicago reiste der Verfasser nach Galena und Dubuque und fuhr sodann den obern Mississippi hinauf bis St.-Paul, von wo er die neun Meilen weiter nördlich gelegenen St.-Anthony-Fälle besuchte und hierauf einen Abstecher längs des St.-Petersflusses nach Minesota hineinmachte, bis dahin, wo er den letzten westlichen Deutschen und die letzte Honigbiene sah, „die überall der Civilisation ein wenig vorangeht, während das Rebhuhn ihr ein wenig nachflattert, wie man denn überhaupt alle mit der Civilisationsbrandung sich fortwälzenden Thiere in Vorläufer, Begleiter und Nachzügler theilen kann". Hiernächst pilgerte er in gleicher Richtung nach den Quellen des etwas südlicher gelegenen Kanonenflusses, hinauf in die zauberische Juni-pracht der Prairien, wo die anmuthig duftende bescheidene Prairierose mit ihren zartgefärbten Kelchen das Scepter an die glänzend dunkelfeuerrothe Distel mit ihren hohen pfauenschweifartigen Blütenblätterschöpfen abgetreten zu haben scheint und meilenbreite Haselnußoasen mit einer überschwenglichen Fülle von Früchten, deren Entstehen und Vergehen die Wissenschaft noch nicht erklärt hat, den Wanderer in Erstaunen versetzen. Anfang Juli finden wir unsern Touristen wieder in Dubuque, dem Mittelpunkt der Bleiminengegend, deren Exploration ihn während der nächsten Woche beschäftigte. Zwischenunter machte er auch noch andere Excursionen, von welchen wir hier nur die nach dem äußerst interessanten Trappistenkloster Neu-Melleric im schönen Jowa, dem Lieblingsstaate der Yankees wie der Deutschen, erwähnen wollen. Die weitere Reise ging über Galena und Davenport nach Milwaukee, und von da in das Innere des Staates Wisconsin. Ein Dampfschiff brachte ihn den Michigansee hinauf nach der Straße von Michillimakinac und ein zweites Anfang August durch den Obern See, an dessen Küsten vor allem die berühmten Kupferminen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, bis zu seiner westlichsten Spitze, dem Fond du Lac, wo bereits zwei Embryonen eines gehofften neuen Chicago, Superior City und Superior genannt, mit einander rivalisirten. Der Verfasser meint, daß trotz des Isthmus von „nur 1500 Meilen Breite" bis zum innern Winkel des Puget-Sound, wo die dortigen speculirenden Sanguiniker „die natürlichste Linie für die große pacifische Eisenbahn" finden wollen, leicht die eine dieser Städte „a lithographic town" — auch eine außerhalb Amerikas völlig unbekannte Species — werden bleiben könne, zweifelt jedoch nicht, daß mit der Zeit allmälig ein wichtiger Ort, etwa ein amerikanisches Archangel dort ins Leben treten werde. Anfang October wandte er sich wieder den „Lower Lakes" zu, wie die Amerikaner die ganze Kette der allerdings durch Charakter, Lage und Größe vom Obern Se grundwesentlich verschiedenen Seen Michigan, Huron und Erie nennen, landete in Detroit, das er wegen der Aehnlichkeit der Wasser- und Landconfigurationen geistreich mit Konstantinopel vergleicht, durchwanderte von hier aus das Innere des Staats Michigan und kehrte abermals nach Chicago zurück. Nachdem er das Innere von Illinois mit seinen ungeheuern, jetzt das hundertfache Schauspiel herbstlicher Brände darbietenden Prairien durchforscht und den für die obenerwähnte projectirte Verbindung des St.-Lorenz- und Mississippisystems wichtigen ebenen Illinois oder sogenannte Riviere aux Plaines besichtigt hatte, fuhr er über den Eriesee nach Cleveland und kehrte von da nach Pittsburgh zurück, wo er im Anfang des November wieder eintraf.

Diese rasche und nackte Reiseskizze müssen wir jedoch füglich durch einige kurze Andeutungen über den Sachinhalt des Werks vervollständigen. Auf die große Vielseitigkeit der naturwissenschaftlichen Beobachtungen des Verfassers ist schon aus den wenigen bisher Mitgetheilten ein Schluß gestattet, und es wäre nun ein Leichtes, dieselbe durch zahlreiche Auszüge zu beweisen. Seine eigentliche Stärke liegt jedoch in den geologischen Beobachtungen und den hierauf beruhenden Schilderungen der großen landschaftlichen Züge. Einige zum Theil höchst ausführliche Partien des Buchs, wie z. B. die Kapitel mit den Ueberschriften: „Auf dem obern Mississippi", „Die Bleiminengegend", „Der See Michigan", „Die Kupferminen", „Auf dem Huronensee", „Die Prairien im Herbst", können geradezu für ziemlich erschöpfende Monographien über ihren Gegenstand gelten. Man darf aber aus dieser Bemerkung nicht folgern, daß jene Partien die Eigenschaft von Excursen hätten; im Gegentheil, sie stehen durchaus mit dem Ganzen in künstlerischem Zusammenhange und der verbindende Faden ist, wie billig, die fortwährende Beziehung auf den Menschen. Der Mensch erscheint uns in der lebendigsten, bunten Mannichfaltigkeit seiner intellectuellen, sittlichen und socialen Zustände, und wenn wir die größern politischen Fragen und Verhältnisse gar nicht und die in Amerika nicht minder bedeutsamen religiösen nur gelegentlich in ihrer Beziehung auf den Katholicismus berührt finden, so können und werden wir uns darüber nicht beklagen, weil der Verfasser überall und selbst da, wo er generalisirt, lediglich Selbsterfahrenes gibt und während seiner hastigen Tour keine Zeit und Gelegenheit hatte, auf den beregten Gebieten charakteristische Beobachtungen zu sammeln. Da ferner Kunst und Wissenschaft im fernen Westen unter den dortigen Bedingungen selbstverständlich noch viel weniger in Frage kommen, und da außerdem dem Verfasser bei seiner Art zu reisen höchstens ein ganz vorübergehender Blick in das Familienleben gestattet war, so beschränkt sich allerdings der Kreis seiner Beobachtungen innerhalb des Bereichs menschlicher Anschauungsweise, Sitte und Thätigkeit um ein Wesentliches. Innerhalb dieser selbstgesteckten Grenzen aber hat sich derselbe kaum irgend einen wesentlichen Charakterzug entgehen lassen. Landwirthschaft und Ackerbau, Bergbau, Industrie, Handel und Schiffahrt, diese beherrschenden Potenzen des westlichen Lebens, erscheinen uns in allen ihren Entwickelungsphasen vom ersten baren Keime an bis zu ihrer Ausdehnung zu kolossalen, alle europäischen Begriffe übersteigenden Dimensionen. Wir sehen vor unsern Augen Städte entstehen und die Civilisation in Riesenschritten westwärts dringen. Wir gerathen in eine neue Völkerwanderung: „Eine Prärien-Grove in einer Herbstnacht ohne ein mover-camp, das ist eine Unmöglichkeit." Sie wandern alle nach Westen, zuweilen einem bestimmten Ziele zu, gegeneilend, noch öfter einem unbestimmten Drange folgend. Mancher überwintert ein-, wol auch zweimal unterwegs, ehe er endlich in Jowa oder Minesota anlangt, um mit seiner

Bell, Alexander Graham, a Scottish-American inventor, born in Edinburgh, March 3, 1847. He was educated at the high school and university of his native city, and at University College, London. In 1870 he went to Canada, and in 1871 to Boston, Mass., where he began to teach deaf-mutes. He was professor of vocal physiology in the Boston University from 1873 to 1877, and in the latter year established a school for deaf-mutes in Washington, D. C. He has been engaged in experiments in the transmission of sound by electricity since 1874, and in 1876 exhibited at the Centennial exhibition in Philadelphia his telephone, which was the first instrument capable of transmitting articulate speech. He has since made many improvements in the telephone, and has also invented the photophone, the graphophone, and the induction balance. He was married in 1877 to Miss Mabel Hubbard, daughter of Gardiner G. Hubbard, and has since resided in Washington.

Bell, Charles, a Scottish physiologist, born in Edinburgh, Nov. 12, 1774; died in Hallow Park, Worcestershire, April 28, 1842. He was educated at the high school and university of Edinburgh, and in 1804 went to London, where he became a lecturer on anatomy and surgery. He was professor of surgery in the Royal College of Surgeons from 1824 to 1836, when he returned to Edinburgh as professor of the institutes of medicine. He published "Anatomy of the Human Body" (3 vols., 1803–'6); "Nervous System of the Human Body" (1830); "Bridgewater Treatise on the Hand" (1833); "Nervous Pairs" (1834); "Physiology and Pathology of the Nervous System" (1839); and "Natural Theology" (1840).

Bell, Henry, a Scottish engineer, born in Torphichen, Linlithgowshire, April 7, 1767; died in Helensburgh, Dumbartonshire, Nov. 14, 1830. He was apprenticed to a millwright, and in 1790 established himself in Glasgow. He built the first steamboat in Europe, which was launched on the Clyde in 1812, and was named the Comet. It was 40 feet long, and had a speed of 7 miles an hour. He was the author of "Practical Observations on Steam Navigation" (1813).

Bell, John, an English sculptor, born in Edinburgh, Dec. 4, 1811; died in London, Jan. 4, 1895. He was educated at the high school and university of Edinburgh, and in 1834 went to London, where he became a pupil of Sir Francis Chantrey. He executed the statue of Queen Victoria in the Royal Exchange, London, and the statue of Lord Clyde in Waterloo place, Edinburgh.

Bell, John, an English poet, born in Northumberland about 1745; died in London, April 8, 1831. He was a bookseller in London, and published "Bell's British Poets" (114 vols., 1777–'82).

Bell, John, a Scottish anatomist, born in Edinburgh, Jan. 7, 1763; died there, Feb. 7, 1820. He was educated at the high school and university of Edinburgh, and was professor of anatomy in the latter institution from 1793 to 1820. He published "Anatomy of the Human Body" (3 vols., 1793–'8); "Principles of Surgery" (3 vols., 1801–'8); and "Discourses on the Nature and Cure of Wounds" (1812).

Bell, John Joseph, an American soldier, born in Hardin county, Ky., Feb. 23, 1841. He was educated at Kentucky university, and in 1861 entered the Confederate army as a private. He was promoted major in 1862, and in 1863 was appointed assistant adjutant general with the rank of colonel. He was wounded at the battle of Chickamauga, and was captured at Fort Donelson. He was exchanged in 1863, and was wounded at the battle of Franklin, Tenn., in 1864. He was paroled at the close of the war, and in 1866 settled in Memphis, Tenn., where he was engaged in the practice of law. He was a member of the state legislature in 1875, and was elected to the 46th congress as a Democrat, and was re-elected to the 47th congress.

Bell, Joseph, an English surgeon, born in Edinburgh, Dec. 26, 1837. He was educated at the high school and university of Edinburgh, and was professor of surgery in the latter institution from 1869 to 1877. He published "Principles of Surgery" (2 vols., 1872–'4); "Operative Surgery" (2 vols., 1873–'4); and "Minor Surgery" (1874).

Bell, Robert, an English author, born in Dublin, Ireland, about 1800; died in London, Jan. 5, 1873. He was educated at Trinity college, Dublin, and was a contributor to the "Edinburgh Review" and "Fraser's Magazine." He published "Ballad Poetry of the Affections" (1854); "Lives of the Poets of Great Britain and Ireland" (4 vols., 1855); "Lives of the Poets" (2 vols., 1857); "Lives of the Poets of the Last Fifty Years" (2 vols., 1858); "Lives of the Poets of the Nineteenth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Eighteenth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Seventeenth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Sixteenth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Fifteenth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Fourteenth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Thirteenth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Twelfth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Eleventh Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Tenth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Ninth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Eighth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Seventh Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Sixth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Fifth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Fourth Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Third Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Second Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the First Century" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Christian Era" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Ancient World" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Modern World" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the World" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Universe" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Solar System" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Milky Way" (2 vols., 1860); "Lives of the Poets of the Galaxy

nach der Bevölkerung des Restes der Welt befragten, antworteten: Skythen!)"

Die Beobachtungen, welche der Verfasser kurz zuvor in einer ebendaselbst neuerrichteten deutschen Schule gemacht hatte, leiten uns auf den absichtlich bisjetzt aufgesparten Theil unsers Referats über, nämlich auf die Verhältnisse der Deutschen in den westlichen Staaten der Union, welche jedoch hier kurz abgethan werden müssen, obgleich sie wol ein Achtel des Buchs ausschließlich in Anspruch nehmen. Kohl erzählt:

„Sie war kürzlich durch Subscription zu Stande gekommen und zählte bereits 200 Schüler, darunter auch einige Canadier und Amerikaner, die sich der schwierigen deutschen Sprache bemeistern wollten. Man hatte auch hier das amerikanische System der Vermischung beider Geschlechter adoptirt und fand, daß die Gegenwart der jungen Mädchen sehr vortheilhaft auf das Betragen und die Disciplin der Knaben einwirke. Ebenso mußten auch hier junge Mädchen als Erzieherinnen der Knaben aushelfen, wie überall in den Volksschulen Amerikas, wo es stets so sehr an männlichen Schullehrern mangelt. Im ganzen kann man wol sagen, war es eine deutsche Schule nach amerikanischem Zuschnitt. Viele der kleinen deutschen Burschen sprechen auch englisch untereinander, und als ich die Frage aufwarf, was sie lieber sprächen, englisch oder deutsch, da waren die Ansichten sehr verschieden und es bildeten sich zwei Parteien. Die, welche «englisch» antworteten, sprachen dies aber doch immer mit einem gewissen schüchternen Rückhalte leise und halb verschämt aus. Die Patrioten dagegen laut und vernehmlich und mit dem Eifer aller derer, die gegen eine vorherrschende Tendenz Opposition machen: «Deutsch! deutsch!»"

Wenn nun diese Tendenz schon in solchen Staaten herrscht, wo, wie im Westen überhaupt, und speciell in Wisconsin, das deutsche Element relativ vorwiegt, wieviel mehr muß sie sich nicht dort geltend machen, wo dasselbe relativ zurücktritt, wie z. B. in Ohio, obgleich dieser Staat die absolut größte Zahl in Deutschland Geborener (eine halbe Million) aufzuweisen hat! Der sonst gewiß sehr patriotische Verfasser vermag sich daher auch keineswegs für die Idee eines deutschen Staats in Amerika zu begeistern, wie manche unserer soi-disant Deutschgesinnten, deren Vaterlandsliebe und Nationalstolz sich in nichts Besserm kund zu geben weiß, als in unsinnigen und ungerechten Zumuthungen an einen großen und freien Staat, welcher der Mehrzahl der deutschen Einwanderer, denen das Vaterland meist nur bittere Erinnerung mit auf den Weg gibt, zum mindesten dasjenige bietet, was die meisten von ihnen bisher noch gar nicht gekannt haben, das Bewußtsein nämlich, einer großen und überall auf dem ganzen Erdball geachteten Nation anzugehören. Dieser Vortheil wird selbst durch den Verlust ihres edelsten Besitzthums, der deutschen Sprache und desjenigen geistigen Inhalts, dessen ausschließliche Trägerin diese Sprache ist, nicht zu theuer erkauft. Unter so gebieterischen Verhältnissen dem Einflusse einer Schwestersprache, der einzigen, welche sich an geistigem Gehalt vollkommen mit ihr messen kann, gewichen zu sein, kann der deutschen Sprache nimmermehr zur Schmach gereichen. Besser ein gutes Englisch als einer jener abscheulichen Bastarddialekte gleich dem pennsylvanischen Deutsch, von dem wir den Lesern d. Bl. bei einer andern Gelegenheit bereits eine Probe mitgetheilt haben. Auch der Verfasser hatte auf seiner Reise zu verschiedenen malen Veranlassung auszurufen: „Noch nicht das Englische gelernt und doch das Deutsche schon verderbt!" Natürlich werden aber noch ganze Generationen vergehen, ehe das von so vielen gefürchtete, von uns eher gewünschte Resultat eingetroffen sein wird, und bis dahin wird selbstverständlich auch die deutsche Sprache das Vehikel nicht blos deutscher, sondern auch angelsächsischer Bildung bleiben, um inzwischen ihrer Nachfolgerin Gelegenheit zu geben sich mit deutschen Anschauungen, Denk- und Bildungsformen zu sättigen. *) In diesem Sinne stimmen wir daher auch von ganzem Herzen folgender, durch die in Milwaukie angestellten Beobachtungen veranlaßten Aeußerung des Verfassers bei: „Vermuthlich wird auch der Plan einer in den Vereinigten Staaten zu begründenden deutschen Universität durch den Nativismus etwas mehr zur Reife kommen. Für diesen Plan fand ich hier in Wisconsin viele Gemüther eifrig entflammt. Und er wird in deutsch-amerikanischen Blättern häufig besprochen und als etwas Ausführbares betrachtet. Eine tüchtige deutsche Universität auf amerikanischem Boden, ich gestehe, das sprach mich auch außerordentlich an. Ich glaube, so etwas würde selbst bei den Amerikanern hier und da Unterstützung finden. Deutsche Kunst und Wissenschaft, das wäre vorläufig wol die rechte Fahne, unter der sich das deutsche Leben in Amerika einigen könnte. Das wäre auch vorläufig das wahre und beste Organ zum einigen Weiterleben unserer deutschen Colonien mit dem alten Vaterlande."

Ueberhaupt ist die moralische Wechselwirkung der Deutschen und Amerikaner aufeinander schon jetzt eine durchgreifende. „Was der eine nicht hat, hat der andere. Der Deutsche ist ein fixiger und tüchtiger Arbeiter, der Amerikaner ein geschickter politischer Organisateur und Speculant. Sie profitiren einer von dem andern und beuten sich gegenseitig aus. Sie marschiren zusammen wie leichte Cavalerie und schwere Infanterie. Natürlich gibt es Inconvenienzen bei so einem Marsche. Aber im ganzen glaube ich ist die Bemerkung richtig, die mir einmal ein werther Freund und Landsmann machte, wie es ihm auf einer Reise in Amerika geschienen habe, daß die Dinge da am meisten florirten, wo die Deutschen und Amerikaner vermischt nebeneinander wohnten, und wo weder die einen noch die andern für sich allein zu weitläufige Striche innehätten." Wie der Verfasser an einer andern Stelle bemerkt, die Amerikaner fragen bei Speculationen und Unternehmungen mehr danach, was zu gewinnen steht, die Deutschen blicken mehr auf die möglichen Verluste; jene kommen daher oft schneller zu großem Reichthum, diese gerathen seltener in Unglück. Wir finden deshalb auch unter den zahlreichen vom Verfasser uns vorgeführten Landsleuten, namentlich in der Klasse der Farmer, meist wohlhabende und glückliche Menschen, aber niemals einen eigentlich Reichen nach amerikanischem Maßstabe. In den großen Städten, wo sie meistens eine Vorstadt bewohnen, bilden die Deutschen in der Regel den eigentlichen Kern der Arbeiter in den großen Etablissements, während die Unternehmer, Dirigenten und Besitzer fast ohne Ausnahme Amerikaner sind. Entschiedene Lieblingsneigungen und vorwiegende Berufsgattungen, wie etwa bei den Franzosen oder Italienern, findet man bei den freilich auch weit zahlreichern Deutschen nicht, ausgenommen vielleicht den Weinbau und Weinhandel, durch dessen immer mehr wachsenden Betrieb sie hier im Westen denselben langsamen, aber nachhaltigen Einfluß auf den moralischen und geselligen Charakter der Amerikaner, welche ihre bisherigen

*) Daß dies kein leerer Wunsch sei, bestätigt unter anderm folgende vom Verfasser zu Peru im südlichen Illinois gemachte Beobachtung: „Auch hier fand ich wie überall unter den Schülern einige exercitanische Knaben, die auch des deutschen Unterrichts sich befleißigten. Der Lehrer zeigte mir eine ganze kleine Bibliothek von deutschen Grammatiken, Dictionnairen, Lehr- und Lesebüchern, die für Amerikaner geschrieben waren, und zwar alle erst in den letzten Jahren. Manche dieser Bücher sind in vielen tausend Exemplaren gekauft worden. Es ist wirklich ein recht bemerkenswerthes Phänomen, mit welchem Eifer die Amerikaner sich dem Studium unserer so schweren Sprache hingeben. Ich glaube, man kann sagen, daß jetzt keine andere der fremden lebenden Sprachen so viel dort studirt wird wie das Deutsche. Sie haben auch in Deutschland selbst etwas von dieser Bewegung vor unsern Augen gesehen, da sich unsere Universitäten in den letzten Jahren mehr als je zuvor mit jungen Amerikanern gefüllt sehen. Natürlich ist es nicht alles blos wegen Schiller und Goethe. Deutsch zu verstehen kann einem jungen amerikanischen Clerk oder Advocaten oder Beamten ein ganz einträgliches Kapital sein. Aber auch die Zahl der amerikanischen Damen, die Amerika nie verlassen haben und doch ein ganz vortreffliches, reines und zuweilen ein dem Ohr sehr angenehmes Deutsch reden, ist jetzt schon nicht mehr gering."

Bestimmungen über Ausfuhr, Einfuhr und Durchfuhr von Waffen, Munition und Kriegsmaterial.

Vom 12. Januar 1891.

Auf Grund des Artikels 1 des Gesetzes vom 12. Januar 1891, betreffend die Ausfuhr, Einfuhr und Durchfuhr von Waffen, Munition und Kriegsmaterial, wird Folgendes bestimmt:

§ 1. Die Ausfuhr, Einfuhr und Durchfuhr von Waffen, Munition und Kriegsmaterial ist nur auf Grund einer Erlaubniß gestattet.

§ 2. Die Erlaubniß wird ertheilt:

1. für die Ausfuhr und Durchfuhr durch die Kaiserliche Gesandtschaft oder Konsularbehörde des Landes, in welches die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial ausgeführt werden sollen;
2. für die Einfuhr durch die Kaiserliche Gesandtschaft oder Konsularbehörde des Landes, aus welchem die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial eingeführt werden sollen.

§ 3. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 4. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 5. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 6. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 7. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 8. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 9. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 10. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 11. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 12. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 13. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 14. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 15. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 16. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 17. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 18. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 19. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 20. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 21. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 22. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 23. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 24. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 25. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 26. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 27. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 28. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 29. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 30. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 31. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 32. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 33. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 34. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 35. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 36. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 37. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 38. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 39. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 40. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 41. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 42. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 43. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 44. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 45. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 46. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 47. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 48. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 49. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

§ 50. Die Erlaubniß wird nur ertheilt, wenn der Nachweis geführt ist, daß die Waffen, Munition oder das Kriegsmaterial in das Land, für welches sie bestimmt sind, eingeführt werden dürfen.

und Comp. in Berlin erschienen ist. Beweis genug, daß auch unter unsern guten Landsleuten — und wir fürchten besonders unter unsern Landsmänninnen, da „Fanny" in der That Eigenschaften besitzt, durch die sie sich vorzüglich bei gewissen Frauen einschmeicheln mag — viele an diesem kleinen aber sicherlich gefährlichen Buche Geschmack finden. Neugier allein ist es nicht, welche zur Lectüre solcher Bücher treibt; wer begierig ist, die Sünde kennen zu lernen, ist meist schon selbst sündig. Da bringt man Vereine in Vorschlag zur Abwehrung französischer Weine, Stoffe und Luxuswaaren; aber dem literarischen Gift Frankreichs öffnet man bereitwillig Thür und Thor, und Theater und Buchhandel beeilen sich, es einzuführen und weiter zu verbreiten. Ohne Zweifel sind schon lascivere Bücher geschrieben worden als „Fanny"; obschon in Bezug auf üppige Darstellung das Möglichste darin geleistet ist. Nur sind diese Schilderungen mit einer gewissen raffinirten Delicatesse und Decenz behandelt; das leidenschaftliche Feuer, von welchem die Phantasie des Verfassers offenbar durchglüht ist, schmeichelt sich um so mehr ein, mit je größerer Kunst der Verfasser es in Zweifel zu lassen versteht, was daran geistiger oder blos sinnlicher Art ist; namentlich ist die ehebrecherische Fanny aufs abgefeimteste in ihrem äußern Benehmen fast keusch und züchtig gehalten, und so ist diese Liebes- und Ehebruchsgeschichte nur um so gefährlicher und perfider, da sie nirgends den Geschmack, sondern nur die Moral beleidigt.

Wir wollen nun in aller Kürze zeigen — denn viel Raum haben wir für solche Producte nicht übrig —, was das eigentlich Gefährliche an diesem Buche und durch welches seine verborgene Gift es geeignet ist, die Familienmoral zu vergiften und das Familienglück zu untergraben. Bisjetzt hat man wol von verheiratheten Männern gehört und gelesen, welche auf ihre unverheiratheten, von ihren Gattinnen begünstigten Nebenbuhler eifersüchtig wurden; aber das war für Feydeau nicht pikant und raffinirt genug. Er dreht das Verhältniß um, und schildert in dem Helden seines Romans einen Junggesellen, dessen Lebensglück dadurch vernichtet wird, daß die ihn liebende Frau ihm Anlaß gibt, auf ihren Ehemann eifersüchtig zu sein. Fanny, eine schöne Fünfunddreißigerin, also nach deutschen Begriffen nicht gerade mehr eine ganz „junge Frau", Mutter mehrerer Kinder, gibt sich einem vierundzwanzigjährigen jungen Manne, der bis zum Sterben in sie verliebt ist, gleich bei ihrem ersten Besuche hin, und zwar ist sie es, welche ohne weitere Gewissensscrupel und ohne Anstand den jungen Mann zuerst in seiner Wohnung, um so zu sagen das Raubthier in seiner Höhle aufsucht. Obschon sie nun aber dem jungen Manne seinen Sieg so unglaublich leicht macht, ist sie doch durchaus nicht wie eine Bacchantin, wie eine im rasenden Liebeswahnsinn Befangene geschildert, sondern eher wie eine keusche Nonne und mütterliche Freundin ihres Buhlers. Dieses ehebrecherische Leben wird nun von beiden ohne alle Gewissensbisse eine lange Zeit fortgesetzt; nur der Gedanke beunruhigt und quält den jungen Burschen, ob sie nicht auch ihrem Manne, der wie die Ehemänner in den meisten französischen Romanen als eine Art Tyrann geschildert wird, welcher natürlich auch eine Maitresse unterhält, dieselbe Gunst gewähre wie ihm. Sie betheuert ihm, daß dies nicht der Fall sei und auch nicht sein werde. Er will sich hierüber Gewißheit verschaffen, und richtig, in einer Nacht hat er Gelegenheit, eine Scene zwischen ihr und ihrem Gatten zu erblicken, die „all sein Blut nach dem Herzen treibt", sodaß er nahe daran war „zu ersticken": eine Scene, die bis in ihre kleinsten Details von dem Verfasser mit dem äußersten Raffinement ausgemalt wird. Fanny war ihm also untreu: das verheirathete Weib dem mit ihr verbündeten Ehebrecher! Er verläßt sie zu ihrer Verzweiflung für immer; statt sich aber einer nützlichen Thätigkeit zu widmen oder sich wie Werther einfach todt zu schießen, siedelt er sich in einer Strandwüste an und lebt hier wie ein mönchischer Einsiedler, um sich ganz in seinen Gram zu versenken und über den an ihm verübten Verrath nachzugrübeln. Wie gemüthlich hätten die beiden Liebenden miteinander fortlieben und forthuhlen können, wenn Fanny ihren Schwur gehalten hätte! Die Moral des Buchs kann demnach keine andere sein als die: wenn eine verheirathete Frau einen Buhlen hat, so ist es ihre Pflicht, die Gunst, die sonst nur der Ehemann in Anspruch zu nehmen hat, einzig und allein diesem Buhlen zu gewähren.

Mit dem zweiten Roman: „Daniel", steht es weniger schlimm, obschon die Verlagshandlung der deutschen Uebersetzung, um auch ein „Zeichen der Zeit" ist, ihn dadurch besonders zu empfehlen glaubt, daß sie das Publikum auf die vielen darin enthaltenen „pikanten, sinnlich aufregenden" Scenen besonders aufmerksam macht. Freilich erwartet man dergleichen, wenn auf S. 106 der Held des Romans in die Worte ausbricht: „Mitunter auch ballte ich im Dunkeln die Fäuste und biß mir die Lippen durch, so stark wurde meine Begierde. Zu denken, daß sie dalag, kaum in leichte Decken gehüllt und ohne Schutz, so nah und schön zum Entzücken; daß ich, ohne daß sie es ahnte, mit ihr da war, daß alles einen Versuch begünstigte: die Nacht, das schweigsame Haus, ihr Schlaf! O, was ich litt, ich kann es nicht beschreiben, von Liebe wurde ich verzehrt, die Pulse an meinen Schläfen zuckten mir, und da stand ich stumm und unbeweglich wie eine Marmorstatue. Die Raserei des Fiebers ist nichts gegen diesen furchtbaren Zustand der Aufregung, krampfhaft zuckt das Herz, droht still zu stehen, ergießt stürmisch das Blut durch die Adern und zieht es wieder zurück; der Schädel will springen, das Gehirn ist in Feuer, und vor den Augen tanzen teuflische Gestalten und Visionen!" So schildern sie das, was sie „Liebe" zu nennen wagen! Indeß zu so ekelhaften Scenen wie in „Fanny" kommt es in diesem Roman nicht, und in dieser Hinsicht möchte mancher, der dergleichen aufsucht, eine Enttäuschung erleben. Aber in einen Abgrund der Demoralisation blickt man doch auch hier. Der Held des Romans ist diesmal verheirathet und liebt eine Unverheirathete, die aber die Braut eines andern ist. Er will sie nicht kaufen u. s. w. Ebenso unedel als dieser Held sind die übrigen Personen: der Graf mit seiner genußsüchtigen, rein materialistischen Lebensphilosophie, der über die spiritualistische à la Werther spottet (der Verfasser citirt gelegentlich den „Werther" und kennt ihn offenbar sehr genau, nur daß er gegenwärtige Caricaturen seines berühmten Vorbildes liefert), der Bräutigam Luisens, Georget, des Romanhelden frühere Schwiegermutter, die mit Hülfe eines Notars die genauesten Intriguen gegen Gatten und Schwiegersohn spinnen u. s. w. Luise stirbt, der Graf, ihr Oheim, war vorher im Zweikampf gefallen. Daniel, halb wahnsinnig, steigt in die Todtengruft, öffnet den Deckel am Sarge des Grafen: „In welchem Zustande werde ich Ihre werthe Person finden?" sagt er, „Ihr Körper war schon bei Lebzeiten verfault"; dann legt er sich zu der Leiche Luisens in deren Sarg, zieht die schwere Marmorplatte darüber, begräbt sich so neben ihrem Leichnam, und stößt sich ein Messer ins Herz, mit welcher widrigen Scene der Roman schließt.

Wenn namentlich die Visionen unserer deutschen Romantiker, es waren, welche die im ganzen nüchterne Phantasie ihrer Nachbarn — von denen jedoch der Spruch Schiller's gilt, es scheint, es könne der Beste nicht in Frieden bleiben, wenn dem bösen Nachbar nicht gefällt" — zu solchen wüsten Phantasien aufstachelten, so haben sie freilich eine große Schuld auf sich geladen; aber sie erscheinen keusch, rein, naiv und unschuldig gegenüber diesen französischen Romantikern, bei denen nicht die Phantasie, sondern nur der Verstand und die künstlich erregte Sinnlichkeit auf diese Abwege geräth. Die Wirklichkeit mit ihren vielen egoistischen Motiven und erbärmlichen Intriguen kennen sie genauer als die deutschen Romantiker; darin sind sie zu Hause, aber der Glaube an alle höhern und reinern Motive scheint ihnen hierüber verloren gegangen zu sein; ihre Moral bleibt, trotz aller Kenntniß und Enthüllung des Schlechten, in der Gemeinheit befangen und daher selbstsüchtig und zweideutig, und ihre Phantasie, wo sie sich zu dieser in raffinirtester Weise schamlos bringt es nur zu künstlichen Abscessen, die nicht die Heilung

Digitized by Google

er natürlichen haben. Mit Recht darf man die generösen Auf-
ellungen der Franzosen, die meist jedoch nur flüchtiger Art
id, und ihren Takt, ihre Humanität und Urbanität in allen
ragen mehr gesellschaftlicher Art rühmen, obschon diese Urbanität
folge ihrer maßlosen nationalen Eitelkeit und Prahlsucht sich nur
häufig in das beleidigende Gegentheil verwandelt; aber der mo-
alische Kern der Nation scheint doch tief angefressen oder gründlich
ehört zu sein, und ihre militärischen Excursionen ins Ausland,
imposant sie auch erscheinen und welchen Einfluß für eine
hiefe Zeit sie auch haben mögen, werden die Folgen dieser
interniß nicht abwenden können, wenn die Nation nicht end-
ch aufrichtig in sich geht und in allen Schichten nach Bürger-
gend, statt nach bloßem Militärruhm zu trachten beginnt.
as alte Rom gab mit fast wahnsinniger Hast den Völkern noch
ie imposantere Schauspiele in einer Zeit zum besten, als es
ch die Verderbniß seiner edelsten Organe schon längst dem
ntergange verfallen war.*) Die vom militärischen Ehrgeiz
ntnen Franzosen scheinen fast zu vergessen, daß man auch
einem andern Felde als dem Schlachtfelde Lorbern ernten,
ürgkeit und Todesverachtung beweisen und mit andern Völ-
n einen ebenso ruhmreichen als praktischen Wettstreit treten
nn sie scheinen zu vergessen, daß, während die Namen eines
ark, Clapperton, Richardson, Overbeck, Vogel, Leichardt,
d Schlagintweit u. a., kurz aller jener, welche ihr Leben
r Wissenschaft und dem Forschungstriebe zum Opfer brachten,
n Geschichtsannalen der Wissenschaft und im allgemeinen
chtniß der Menschen mit unverlöschlichen Zügen prangen
rden, die Namen der vor Sewastopol und dem Malakow ge-
enen Kriegsobersten schon jetzt fast verschollen sind. Möch-
n die Kriegslustigen unter den Franzosen doch bedenken, daß
ch noch so berühmter General Frankreich mehr Ruhm und
ren Einfluß auf die Bildung Europas verschafft hat als
ei seiner Männer Voltaire und Rousseau, die keine Soldaten
ren Heere commandirten, ja zu einer Zeit lebten, wo Frank-
ch militärisches Ansehen aufs tiefste gesunken war. Frankreich
ne militärische Ehre später glänzend gerettet. Nun aber
t es seine seit Jahren unterbrochene geistige Arbeit und
ine Mission im ernsten Sinne wiederaufnehmen, statt sich
rmals in gefahrvolle und erschöpfende Kriege einzulassen
d die Welt mit Bajonneten und gleich verderblichen Romanen
Feuilleton zu überziehen.

H. M.

*) Man will in der Regel in der zu Rom herrschenden Ueppigkeit
d Schwelgerei einen Hauptgrund seines Untergangs finden. Aber
n kennt ähnliche Erscheinungen. Der vor einiger Zeit in Paris
storbene Baron Delmar, dessen kolossales Vermögen, wie die Blät-
r sagten, ihm jährlich sechs Millionen Francs Rente abwarf,
rschwendete als Gastkünstler und Speisekenner berühm-
rlich Sidney Smith, gab z. B. Gastmähler, zu denen er
ch Wochen vorher einzuladen pflegte, und bei denen es wahre Tafel-
ck gab. So soll er einmal Ende Februars für ein beträchtliches
ld frischer grüner Schoten eine Summe von 6000 Francs gezahlt
ben. Die Kosten eines jener berühmten Gastmähler, welche Lucullus
ranstaltete, mag man nach jetzigem Gelde auf 22000 Gulden; die Gast-
ähler des Barons Delmar dürften hiernach nicht viel weniger gekostet
ben. Und sind in der Regel Zeiten, wo das Soldatenthum und
s Kriegswesen in Blüte stehen, weil eine schwelgerische, genuß-
chtige durch den Genuß entnervte Nation solche Schutzwehren
ht, bedient sich auch zur Unterhaltung und Aufregung militärische Schau-
ele von Blutscenen braucht.

Notiz.

Jean Paul in England.

Während die Zahl der enthusiastischen Verehrer Jean Paul's
Deutschland immer mehr abzunehmen scheint, macht dieser
ch dafür immer größere Eroberungen in England. Es ist
kannt, dem Carlyle in seinen „Miscellanies" einige seiner
beredtesten Gefühlsausbrüche widmete, von dem der verstorbene
Douglas Jerrold behauptete, daß ein einziger seiner Romane
— er bezog sich dabei namentlich auf die „Frucht-, Blumen-
und Dornenstücke", die er in englischer Uebersetzung gelesen —
alle Romane englischer Humoristen an tiefem Gedankeninhalt
aufwiege, in dessen Schriften A. Kenney, der einiges von ihm
übersetzte, den Trost und die Erhebung, die er in gedrückter
Stimmung bei allen übrigen Schriftstellern umsonst gesucht, in
reichem Maße gefunden zu haben versichert. Eine Lebensbeschrei-
bung Jean Paul's, mit dessen Bildniß in Stahlstich geschmückt,
welche unter dem Titel erschien: „The life of Jean Paul Friedrich
Richter. Compiled from various sources. Together with
his autobiography", hat es bereits zu einer zweiten Auflage
gebracht, und der „Examiner" bemerkt bei dieser Gelegenheit:
„Dieses Werk ist die empfehlenswerthe Charakteristik eines großen
und liebenswürdigen Mannes, der, im Besitz der innigsten Ge-
fühle und der glänzendsten Phantasie, den Humor, dessen großer
Ahnherr Rabelais war und zu dessen Vorfahren Sterne gehört,
zu den höchsten Zwecken verwandte, ihm den Gegensatz einer
Gefühlsexaltation und einer rhapsodischen Poesie gesellend, welche
ganz sein eigen sind. Wir wollen hoffen, daß diese Biographie
das von Carlyle begonnene Werk vollenden und Jean Paul zu
einem in unserm Lande vielgelesenen Autor machen wird." Fast
zu gleicher Zeit erschienen ferner: „Extracts from the works
of Jean Paul F. Richter. Selected and translated by *Geor-
giana, Lady Chatterton*" und „Sketches of and from Jean
Paul Richter". Die „Westminster Review" bemerkt auf
Anlaß dieser Schriften: „Wenn irgendein Mann zu einem christ-
lichen Prediger und Ausleger menschlicher und socialer Tugen-
den geboren war, so darf J. P. F. Richter darauf Anspruch
machen, ein solcher Mann zu sein", bemerkt dann, daß Jean
Paul zwar wie viele seiner Landsleute schwer zu lesen, aber
doch lesbar sei, und macht ferner auf den charakteristischen Um-
stand aufmerksam, daß Jean Paul wie fast alle hervorragenden
Männer Deutschlands, die mit ihm zu gleicher Zeit gelebt, der
Sohn armer Aeltern gewesen, Goethe fast allein ausgenom-
men. Der von Lady Chatterton veranstalteten Sammlung Jean
Paul'scher „Pensées" wirft übrigens der Berichterstatter vor,
daß sie mehr den Geschmack eines „somewhat spirituel wo-
man" als das Urtheil eines Kritikers verrathe. Die andere
kleine anonym erschienene Schrift, deren Verfasser sich als einen
aufrichtigen Verwunderer Jean Paul's zeige, sei reicher an De-
tail, sonst aber in Bezug auf Darstellungstalent und kritisches
Geschick keineswegs sehr zu loben. Auch Max Müller's in zwei
Bänden zu London erschienene Anthologie: „Early German
classics and modern German classics" enthält reichhaltige
Auszüge aus Jean Paul.

H. M.

Bibliographie.

Bilz, K., Die dramatische Frage der Gegenwart. Mit Bezugnahme auf die Lewes'sche Kritik der Dramen Goethes. Potsdam, Riegel. Gr. 16. 7½ Ngr.

Budinger, M., Die Koniginhofer Handschrift und ihr neuester Vertheidiger. Eine Entgegnung. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Corvinus, J., Halb Mähr, halb mehr! Erzählungen. Skizzen und Reime. Berlin, Schotte u. Comp. Gr. 16. 22½ Ngr.

Rast sen., F. Freih. v., Beleuchtung der begonnenen jetzt bestehenden Corruption der Gesellschaft und wodurch diese gesteigert worden ist. München, Franz. Gr. 8. 12 Ngr.

Sonnenstäubchen aus einer Schulstube. Von einem Schulmeister am Jura. Leipzig, Brandstetter. 8. 20 Ngr.

Zimmermann, W. F. A., Das Humboldt-Buch. Alexander von Humboldt. Eine Darstellung seines Lebens und wissenschaftlichen Wirkens sowie seiner persönlichen Beziehungen zu drei Menschenaltern. Dem Andenken des unsterblichen Groß-Meisters der Wissenschaft gewidmet. Berlin, Hempel. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Englisches Vocabelbuch.

4000 der gebräuchlichsten englischen Wörter.

Mit Bezeichnung der Aussprache.

Von **Karl Graeser.**

8. Geh. 5 Ngr.

Ein treffliches Hülfsmittel zur Vervollkommnung in der englischen Sprache für Schulen wie beim Selbstunterricht.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der **Englischen Sprache.** Nach **Ahn's** Methode. Zweite Auflage. 8. 8 Ngr.

Praktische Schulgrammatik der **Englischen Sprache.** Mit vielen Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische. 8. 16 Ngr.

Das erste Werk ist ein neuer Lehrgang zur schnellen Erlernung der **englischen Sprache,** nach der bekannten und jetzt allgemein für die beste gehaltenen **Ahn'schen** Methode, aber in wesentlich vervollkommneter Einrichtung. **Von den competentesten Seiten ist dieser Lehrgang für trefflich erklärt worden und schon wenige Monate nach seinem Erscheinen war eine zweite Auflage nöthig.**

Das zweite Werk ist eine vollständige und höchst zweckmäßige Grammatik der englischen Sprache, die sich an den „Lehrgang" des Verfassers anschließt, aber auch ohne diesen als Schulbuch wie beim Selbststudium benutzt werden kann.

Der Verfasser war durch langjährige Erfahrung sowie durch die Ausarbeitung ähnlicher, in demselben Verlage erschienener und mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtsschriften für Engländer und Franzosen zu diesen Schriften vorzugsweise befähigt und dieselben sind auch bereits mehrfach in Schulen eingeführt.

☞ **Lehrer erhalten von der Verlagshandlung gern ein Gratisexemplar dieser Werke, um sich näher damit vertraut zu machen.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Finanzen Oesterreichs.

Ein Vorschlag

zur vollständigen Regelung derselben und zur dauernden Herstellung der Valuta.

Von **Johann Boscarolli.**

8. 4 Ngr.

Diese wichtige Schrift enthält einen Vorschlag zur definitiven Regelung der österreichischen Finanzen und verdient deshalb von jedem gelesen zu werden, der dabei mitbetheiligt ist. Der Verfasser lieferte im Jahre 1854 die Grundzüge zu der von der österreichischen Regierung veranstalteten Nationalanleihe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des fünfunddreißigsten Heftes:

Communismus und Socialismus seit 1848. Von W. Schulz-Bodmer. (Schluß.) — **Compensation.** Von Welcker. — **Competenz und Competenzconflict.** Von Welcker. — Complot, s. Verschwörung. — **Compositionen-System.** (Aelteres Strafrecht der Völker, vorzüglich altdeutsches, Naturstand, Selbsthülfe und Fehderecht, Blutrache, Buße, Wergelt und Fredum, Gesammtbürgschaft und Talion.) Von Welcker.

Inhalt des sechsunddreißigsten Heftes (Schluß des dritten Bandes):

Compositionen-System. (Aelteres Strafrecht der Völker, vorzüglich altdeutsches, Naturstand, Selbsthülfe und Fehderecht, Blutrache, Buße, Wergelt und Fredum, Gesammtbürgschaft und Talion.) Von Welcker. (Schluß.) — **Compromiß,** s. Schiedsgericht. — **Conat,** s. Versuch. — **Concession, polizeiliche und politische.** Von Rotteck. — **Concessionswesen der Aerzte.** Von H. Marquardsen. — **Conclien.** Von H. E. G. Paulus. — **Conclave,** s. Papst und Papstwahl. — **Concordate.** Von Rotteck. — **Concordate und Kirchenstreitigkeiten der neuesten Zeit.** Von L. A. Warnkönig. — **Concubinat.** Von Ph. Bopp. — **Concurs, Bankrott, Concursgesetzgebung.** Von Ph. Bopp. — **Concussion,** s. Erpressung. — **Condorcet** (Maria Johann Anton Nicolas Caritat, Marquis von). Von J. Weitzel. — **Confession = Bekenntniß.** (Beichtbekenntniß und Beichtgeheimniß.) Von H. E. G. Paulus. — **Confirmation,** s. Bestätigung. — **Confiscation.** (Confiscation des Vermögens; Confiscation einzelner bestimmter Sachen; Geldstrafen.) Von Rotteck.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste und zweite Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlagshandlung von Carl Rümpler in Hannover.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Memoiren der Kaiserin Katharina II.

Von ihr selbst geschrieben.

Autorisirte deutsche Uebersetzung. Nebst einer Vorrede von **A. Herzen.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 7. Juli 1859.

Inhalt: Das Militärwesen in seinen politischen und socialen Einflüssen. Von **Karl Gustav von Berneck.** — Die Herzogin von Orleans. — Zur deutschen Literaturgeschichte. — Zur Volksschriftenliteratur. Von **Otto Heubner.** — **Notizen.** (Zur deutschen Journalistik; Die Schriften der Gräfin Dora d'Istria über den Orient; George Sand und die beiden Musset.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Das Militärwesen in seinen politischen und socialen Einflüssen.

1. Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft. Eine Untersuchung auf geschichtlicher und statistischer Grundlage über die finanziellen und volkswirthschaftlichen, die politischen und socialen Einflüsse des Heerwesens. Von Wilhelm Schulz-Bodmer. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

2. Entwaffnung oder Krieg. Ein Nachtrag zu der Schrift: „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft." Von Wilhelm Schulz-Bodmer. Leipzig. Brockhaus. 1859. 8. 8 Ngr.

Wenn ein Werk bald nach seinem Erscheinen von der einen Seite auf das wärmste empfohlen und gerühmt, von der andern heftig angegriffen wird, so ist das gewiß ein Beweis, daß es ein Werk von Bedeutung sein muß. So ist es mit dem erstgenannten Werke Schulz-Bodmer's geschehen, und es verdient daher eine gründliche Beachtung. Dasselbe kämpft wiederum, wie des Verfassers früher erschienene „Militärpolitik" (Leipzig 1855; vgl. Bl. 22 d. Bl. f. 1856) für die Abschaffung stehender Heere. Es macht einen eigenthümlichen, man möchte sagen schwermüthigen Eindruck, in diesem Augenblicke, wo eine halbe Million Menschen gegeneinander in Waffen steht, um den großen Krieg mit mächtigen Schlägen zu führen, wo ganz Europa rüstet, von der Abschaffung stehender Heere zu lesen und dieselbe mit allen Gründen den Regierungen wie den Völkern, ja den Armeen selbst empfehlen zu sehen. Die kurz nach Erscheinen seines Werks hereinbrechende Katastrophe bewog den Verfasser, noch einen Nachtrag dazu folgen zu lassen, in welchem er, in gerechtem Zorne über den Friedensbrecher, der für Europa aus den nichtswürdigsten Motiven den Krieg heraufbeschworen, von irgendeiner Reform der Wehrverfassungen für den Augenblick absieht, sie aber als eine unverbrüchliche Verheißung den Armeen mit in den Kampf zu geben empfiehlt und noch im letzten Momente zur Entwaffnung räth. Dieser Moment ist längst vorüber. Es scheint uns aber doch dem Interesse an der weltbewegenden Tagesfrage gemäß, die kleinere Schrift, obschon es ein Nachtrag ist, zuerst zu besprechen, weil die Reform, die das Hauptwerk fordert, erst nach dem Kriege erwogen werden kann. Uns, die wir aus ebenso fester Ueberzeugung und gewissenhafter, vom Standesvorurtheil unberührter Erwägung auf einem ganz andern Standpunkte stehen als der Verfasser, thut es überhaupt wohl, diesen für den Moment so wichtigen kleinern Schrift in ihrer Anschauung des Bonapartismus von Herzen beistimmen zu können, und wo unsere Ansichten abweichen, werden wir es ehrlich und objectiv sagen, ohne darum die Vorzüge auch des größern Werks und den Zweck desselben, der auf das Glück der Menschheit gerichtet ist, zu verkennen. Die Principien von 1789 freilich müssen wir von uns abweisen.

Die Schrift: „Entwaffnung oder Krieg", mit dem Motto: „Herunter mit der Larve! Das Gaukelspiel ist zu Ende!" zerfällt in zwei Abschnitte: „Zum Frieden" und „Krieg und Sieg". In dem ersten beruft sich der Verfasser auf die sich mehrenden Stimmen, die den Militärdespotismus, wie er sich zum zweiten male im Bonapartismus verkörpert hat, der schweren Schuld anklagen, daß er es ist, der es bis zur Stunde unmöglich gemacht, die Völker von der Last der Steuern und der Conscription, unter der sie seufzen, erlösen zu können. Jetzt sei freilich nicht danach zu fragen, nach welchem Wehrsystem die Söhne Deutschlands zu den Waffen berufen werden, es solle nicht einmal von der wirklichen Einführung des preußischen Landwehrsystems jetzt schon die Rede sein, obgleich es von zahlreichen Stimmen in allen deutschen Staaten begehrt werde, zwar nicht als ein unbedingt Gutes, aber statt der französischen Conscription als ein vielfach Besseres und als das erste Unterpfand der großen Zukunft Deutschlands. Wohl aber könne es rathsam sein, den conscribirten deutschen Soldaten die Gewißheit zu geben, daß sie nach dem Kriege und Siege der überlangen Pflicht des soldatischen Zwangsdienstes ledig seien; daß sie in jedem Falle nicht länger als jetzt schon der preußische Wehrmann ihrem bürgerlichen Berufe entrissen bleiben dürften. Dann bespricht er die Gefahr, mit welcher der Bonapartismus die Welt bedroht. Er erinnert an den orientalischen Krieg, der den Völkern Europas — ob ihre Söhne mitbluten

mußten oder nicht — achtzehn Milliarden Francs gekoſtet, an die noch nicht ganz verwundene Handelskriſe, an all das Elend, das ein neuer Krieg zehnfach verderblicher herbeiführen müſſe. „Darum glüht jetzt der gerechte, vernichtende Zorn gegen den kriegsdurſtigen Bonapartismus in allen Herzen auf; darum ruft es jetzt mit allen Stimmen nach Frankreich hinüber: Keinen Krieg!“ Der Verfaſſer hofft auf England und Preußen, daß ſie, ohne ſich ſelbſt kopfüber in den Krieg zu ſtürzen, Frieden gebieten können. Die Gewalt der Ereigniſſe iſt aber ſtärker geweſen, als ihre angeſtrengten Bemühungen. Der Verfaſſer wendet ſich an die Macht des Kapitals, an die Beſitzenden, welche vor allen bedroht ſind, auch von den dunkeln Maſſen des durch den Krieg brotlos werdenden Proletariats. Sie ſollen ſich rühren, in ihren Reihen ſoll der Gedanke lebendig werden: „Den Regierungen von England und Preußen für Erhaltung des Friedens den letzten Thaler, der friedenbrechenden Regierung keinen Centime!“ Wohl! Aber iſt denn der Mann des Kapitals für einen ſolchen Gedanken zu erwärmen? Leſen wir doch die neueſten Kundgebungen ſeiner Organe in dieſer Frage! Die Verhältniſſe in Frankreich werden uns dann mit unerbittlicher Wahrheit geſchildert, welche den Krieg für den Imperator faſt zur Nothwendigkeit machen. „Darum mögen alle, die es irgendwo und irgendwie vermögen, ihre Pflicht erfüllen, ſie mögen die Soldaten, die Bürger, die Bauern Frankreichs aufmahnen, ſelbſt erſt Rechenſchaft zu fordern, bevor die Regierungen, die Völker und Heere Europas gezwungen ſind, ihnen die Rechnung zu machen.“ Es iſt nur zu bezweifeln, ob dies Mittel, abgeſehen von ſeiner revolutionären Idee, bei dem tapfern, kriegsluſtigen Heere, dem die Beute einer Welt vor Augen ſchwebt, bei der zaghaften Bourgeoiſie und einer feilen, geknechteten Preſſe irgendeine Möglichkeit des Erfolgs böte. Auch die Geiſtlichkeit wird ermahnt, es von den Kanzeln als eine Todſünde darzuſtellen, mit der geringſten Aufmunterung, mit der kleinſten Gabe ſich zu Mitſchuldigen zu machen am blutigen Zerſtörungswerke des Kriegs. Was aber predigen, wofür beten die Geiſtlichen Frankreichs jetzt? Die Franzoſen ſollen von dem Kaiſer ihrer Wahl verlangen, daß er wenigſtens für die nächſte Zukunft auf den jährlichen Menſchenraub der Conſcription verzichte, die abermals die Söhne Frankreichs zur Schlachtbank liefern ſoll. Vergißt der Verfaſſer in ſeiner warmen Begeiſterung die eiſerne Hand, welche Frankreich niederhält? Die Thatſachen über neue Rekrutenforderungen haben ſeitdem geſprochen, die allgemeine, gleichzeitige und verhältnißmäßige Entwaffnung aller mit allſeitigem Kriege ſich bedrohenden Mächte, welche verlangt worden, iſt nicht erfolgt, und der Verfaſſer ſagt ſelbſt, noch vor dem Ausbruche, daß es unter den obwaltenden Verhältniſſen thöricht ſei, jenen Mächten auch die Entlaſſung eines einzigen Soldaten zuzumuthen. Aber, ſagt er, es gibt ein anderes Mittel, den Frieden zu erhalten: man verkündige, wie es in Rußland geſchehen, daß in den nächſten zwei Jahren keine Conſcription ſtattfinden ſoll, dann würde keine Armee, weil ihr der Erſatz fehlt, zum Angriff ſchreiten können. Gewiß! Wer aber wird dieſen Schritt thun, wenn der Gegner gerüſtet ſteht? Die franzöſiſche Nation ſoll es thun, wenn der Kaiſer nicht will? Wohlan, ſie mag es verſuchen, dem Manne ihrer Wahl Truppen zu verweigern!

„Krieg und Sieg“ heißt der zweite Abſchnitt der Schrift. Eine vortreffliche Charakteriſtik Ludwig Napoleon's, den der Verfaſſer den „Macbeth des 19. Jahrhunderts“ nennt, leitet ihn ein, ſie ſchildert ſein Wirken und wie er die Völker und Regierungen wach gerufen, ſodaß ſie erkannt haben, daß „dieſe Säbelherrſchaft, dieſer über und über geharniſchte Bonapartismus doch nichts weiter iſt, als der Don Quixote, der die neue Zeit mit ihren Ideen, mit ihren auf die Eroberung der friedlichen Arbeit gerichteten Zwecken und Intereſſen noch einmal zum thörichten Kampfe herausfordert“. Auf den Irrwege, in den er hineingerathen, hat er ſich ſelbſt dazu verdammt, nur die Worte, die Meinungen und Vorurtheile des erſten Napoleon nachbeten zu können. Denn bis zum Jahre 1859 wollte ja der heutige Bonapartismus nichts anderes ſein, als der gehorſame Vollſtrecker des Teſtaments von St.-Helena, wozu im Jahre 1858 noch das Teſtament eines Orſini gekommen iſt. Welches ſind ſeine Intentionen? Er hat ſeine Armee kann deren Raufluſt bis zum Fanatismus entflammen und ihre Habſucht durch ungemeſſene Verſprechungen auf fremdes Gut bis zur äußerſten Spannung reizen! Aber der Friede ſei noch zu erhalten, wenn die allgemeine Entwaffnung von England und Preußen, vielleicht auch Rußland, durchgeſetzt würde. Mit einer „Lokaliſirung des Kriegs“ ſei nichts gewonnen, auch die neutral bleibenden Völker würden in dem furchtbarſten Maße, wie es ſchon 1854—56 geſchehen, mitzuleiden haben. Die Möglichkeit des Ausbruchs im Auge, entwickelt der Verfaſſer einen klaren Blick. Er zeigt, wie der militäriſche Vortheil auf Oeſterreichs Seite ſein würde, loszuſchlagen, was man ihm ebenſo wenig, als einſt Friedrich dem Großen, verargen würde, aber dadurch würde England und Preußen die Friſt geraubt, noch Frieden zu gebieten, eine franzöſiſche Flotte würde bald im Adriatiſchen Meere erſcheinen und dort ſowol, als bei möglicher Verlegung des Kriegsſchauplatzes an den Mincio die franzöſiſche Macht bald ohne große Manövrirkunſt der Oeſterreicher gereizt werden deutſches Bundesgebiet zu verletzen und ſomit der nur geblich verſuchten Neutralität Deutſchlands ein Ende machen. Frankreich würde auch durch Benutzung der Eiſenbahn durch neutraliſirtes Gebiet von Savoyen die Schweiz verletzen, die freilich vorerſt nur durch Verwahrung einlegen könne, aber mit jenem Durchmarſch werfe es allen Mächten des Wiener Congreſſes den Handſchuh vor die Füße.

So iſt alles gekommen. Ob die Mächte den Handſchuh aufheben werden? Von Preußen ſagt der Verfaſſer mit Recht: niemand ſolle es tadeln, weil es im Vergleich mit der in andern deutſchen Staaten herrſchenden Aufregung zu zögern ſcheine, weil es ſich nicht kurzweg in den Krieg ſtürzen wolle. Haben ihm aber die Gebote der Ehre und der gegen die geſammte deutſche Nation

Jahre 1884 bis 1887 mit einem Kostenaufwande von 1,200.000 fl. ö. W. durchgeführt. Die Gesammtlänge der Linie beträgt 19·2 km. Die Bahn beginnt in Hall, wo sie an die Linie Innsbruck-Kufstein anschließt, und endet in Absam. Sie hat 3 Stationen: Hall, Thaur und Absam. Die Bahn ist eine Localbahn, welche hauptsächlich dem Localverkehre dient. Sie ist eingleisig und hat eine Spurweite von 1·435 m. Die Steigungsverhältnisse sind günstig, indem die größte Steigung 1:40 beträgt. Die Bahn hat 2 Tunnels, 1 Viaduct und 1 Brücke. Die Tunnels haben eine Länge von 1·2 km und 0·3 km. Der Viaduct hat eine Länge von 0·2 km und 3 Oeffnungen. Die Brücke hat eine Länge von 0·1 km und 1 Oeffnung. Die Bahn hat 2 Locomotiven, 2 Personenwagen, 2 Gepäckwagen und 20 Güterwagen. Die Betriebsführung ist der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft übertragen.

Die Bahn wurde am 1. Juni 1887 dem Verkehre übergeben. Im Jahre 1888 wurden auf der Bahn 1,200.000 Personen und 1,500.000 q Güter befördert. Die Einnahmen betrugen 1,200.000 fl. ö. W.

Die Bahn ist für den Verkehr von großer Bedeutung. Sie vermittelt den Verkehr der Stadt Hall mit der Eisenbahn und ist für die Industrie dieser Stadt von großem Nutzen. Sie vermittelt auch den Verkehr der Gemeinden Thaur und Absam mit der Eisenbahn und ist für die Landwirthschaft dieser Gemeinden von großem Nutzen.

liefern müssen. Damit hänge zugleich ein gerechtes und zweckmäßiges Belohnungssystem zusammen, dadurch werde jene lange militärische Dressur überflüssig, die das morsche Fundament unsers heutigen das Mark der Völker aufsaugenden Heerwesens bilde. Nach der Entdeckung jenes Maßstabes bleibe die Gesellschaft den höchsten Gefahren ausgesetzt, solange man noch die Aufrechthaltung der Ordnung den auch ökonomisch unaufhörlich mishandelten stehenden Armeen anzuvertrauen wage, denn alle die Millionen, welche in denselben dienen oder gedient haben, würden sich sehr bald selbst die Rechnung machen, um wie viel sie an ihrem Lohn verkürzt werden und verkürzt worden sind. Die Vertheidiger des jetzigen Heerwesens, heißt es weiter, suchen dasselbe nur noch mit schwachen, angeblich technisch-militärischen Gründen zu rechtfertigen. Zur Widerlegung derselben habe der Verfasser, das schweizerische Heerwesen zu Grunde legend, seine „Militärpolitik" geschrieben, die sich, um jenen Nimbus zu zerstreuen, zum großen Theil nur mit rein militärischen Gegenständen befaßt und die Einwirkungen des Heerwesens auf Staat und Gesellschaft nur kurz angedeutet habe. Diese nachzuweisen sei nun der allgemeine, wichtigere Theil des vorliegenden Werks. Es sei keine Rettung aus dem ewigen Strudel der Revolutionen und Gegenrevolutionen möglich, bis endlich die Idee der Neuzeit: die Forderung der vollen persönlichen Freiheit und das Recht der freien Arbeit, auch noch auf dem einen Gebiete verwirklicht sei, das man bis zur Stunde gegen die Strömungen der Geschichte in Leibeigenschaft abgesperrt gehalten, auf dem Gebiete des Heerwesens. Auf Preußen besonders, dessen Torso des Landwehrsystems doch die entschiedensten Vorzüge vor dem zu seiner vollen Misgestalt ausgewachsenen französischen Conscriptionssystem habe, seien jetzt die Blicke gerichtet, ob es sich entschließen könne, sich an die Spitze einer friedlichen und den Frieden Europas dauernd sichernden Bewegung zu stellen. Nach dem letzten Kriege, nach der Krise von 1857—58 bedürfe es einer großen That der Erlösung, und diese könne für Mittel- und Westeuropa keine andere sein, als die Abschaffung der letzten Fronen, als die endliche Aufhebung der militärischen Leibeigenschaft. In Rußland sei der erste Schritt gethan, indem nach dem Frieden für die nächsten vier Jahre keine Rekrutirung stattfinde: die gebildeten Nationen Europas würden doch nicht hinter dem geschmähten Rußland zurückbleiben wollen.

Wir haben die Gedanken der Einleitung in kurzem gegeben, ohne eine eigene Bemerkung hinzuzufügen. Unsern Standpunkt in Bezug auf die Frage haben wir bereits bei Gelegenheit des frühern Werks, der „Militärpolitik", offen ausgesprochen und seitdem keine Veranlassung gefunden, auch bei reiflichster Erwägung aller Gegengründe die Ueberzeugung zu ändern, daß eine Milizverfassung, wie die schweizerische, für keinen größern und monarchischen Staat, am wenigsten für eine aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzte Monarchie wie Oesterreich passe, daß stehende Heere eine Nothwendigkeit sind, nicht allein aus technisch-materiellen Gründen, sondern aus höhern Motiven, die mit der politischen Existenz der Staaten zusammenhängen und auch des ethischen Elements nicht entbehren, und daß der Soldatenberuf überhaupt nicht allein aus dem ökonomischen Gesichtspunkte gemessen werden darf, sondern daß es einen edlern gibt, aus welchem die Opfer an Geld und Gut in einem ganz andern Licht erscheinen. Diese verschiedene Ueberzeugung hindert uns aber nicht, das Werk des Verfassers in seiner vollen Bedeutung anzuerkennen und die gründliche und gewissenhafte Erforschung von Thatsachen und Belegen für seine Forderungen, die Wärme, mit welcher er dieselben den Regierungen und den Völkern an das Herz legt, den sittlichen Ernst, von dem er für das Wohl der Menschheit durchdrungen ist, zu rühmen. Wir folgen ihm mit unparteiischer Prüfung durch alle Abschnitte, in welchen die Früchte seines eifrigen Strebens geordnet hat.

Ein geschichtlicher Rückblick auf Entstehung und Wachsthum der ständigen Bewaffnung in Europa stellt zuerst allgemeine Standpunkte zur Beurtheilung des Heerwesens auf. Diese gehen von der neuesten Volkswirthschaftslehre aus, welche drei Perioden oder Systeme unterscheidet: die Natural-, Geld- und Creditwirthschaft, und knüpft daran auch für die Entwickelungsgeschichte des Militärwesens eine Periodeneintheilung. Die erste geht bis zu den Uebergängen des Werbsystems in das der Aushebung zu ständigem Militärdienst, sie betrachtet zuerst den Heerbann und die Feudalmiliz. Wir möchten den richtigen Bemerkungen noch die eines jüngst verstorbenen Historikers hinzufügen, daß Karl der Große der Wehrkraft seines Volks weit mehr zugemuthet hat, als selbst Napoleon, und mit welcher unerbittlichen Strenge er das gethan, beweisen seine Capitularien. Das Werbsystem wird dann historisch richtig entwickelt. Gegen die Ableitung des Wortes Banda von der als Abzeichen getragenen Binde der Armagnacs möchten wir daran erinnern, daß es vielmehr ein verdorbenes Wort des frühern Mittelalters ist, das Fahne bedeutet und in den byzantinischen Heeren bereits vor den Kreuzzügen als taktische Einheit vorkommt. Die zweite Periode ist hier die neuere Zeit der militärischen Frondienste genannt. Beim britischen Heerwesen ist zu bemerken, daß unter den Freisassen für den Krieg auch eine Aushebung stattgefunden hat, die der Sheriff bewirkte. Sonst gibt die Darstellung ein geschichtlich treues Bild, wie sich das System des vorigen Jahrhunderts allmählich entwickelt hat. Die französische Revolution erweiterte dasselbe durch die Conscription. Der Verfasser weist nach, daß in der Regierungszeit Napoleon's I. die Aushebung von 2,947665 Mann verfügt worden ist. Von Frankreich verbreitete sich die Conscription auf die übrigen Staaten, sie dehnte die frühere gewaltsame Rekrutirung, welche damals fast nur die ohnehin fronpflichtigen Klassen traf, auf einen größern Theil der Bevölkerung aus und führte das Losen ein, das der Verfasser die willkürlichste aller Befreiungen nennt.

Dazu kam Napoleon's Belohnungssystem, ein Meisterstück berechnender Klugheit: er gründete eine soldatische Aristokratie der Würden, der äußerlichen Auszeichnungen und des Vermögens, auf Kosten der Völker und seines eigenen Heers.

ANCIENT ROAD NEAR ST. ALBANS. [By Mr. JAMES LE KEUX, Hon. Sec.] A paper was read by Mr. Le Keux, Hon. Sec., on the Ancient Road near St. Albans, which has been recently discovered by Mr. Roach Smith.

Mr. Le Keux stated that the road in question was discovered in the course of the excavations which were being made for the purpose of forming the railway from London to St. Albans. It was found at a depth of about 4 feet from the surface, and was composed of flints and gravel, and was about 20 feet wide. It was traced for a distance of about 200 feet, and was found to be in a straight line. It was supposed to be a portion of the road from London to St. Albans, which was known to have been made by the Romans.

Mr. Roach Smith stated that the road was discovered in the course of the excavations which were being made for the purpose of forming the railway from London to St. Albans. It was found at a depth of about 4 feet from the surface, and was composed of flints and gravel, and was about 20 feet wide. It was traced for a distance of about 200 feet, and was found to be in a straight line. It was supposed to be a portion of the road from London to St. Albans, which was known to have been made by the Romans.

er über die Verluste an Einkommen durch die Militärbudgets, die verlorenen Arbeitstage der in die Armeen gebannten improductiven Kräfte und eine Menge versteckter Militärabgaben u. s. w. aufstellt, werden gewiß ihre Richtigkeit haben, entziehen sich aber unserer Beurtheilung. Man erschrickt, wenn man liest, daß der tägliche Verlust an Werthen infolge der durch stehende Heere erzwungenen Arbeitsversäumniß der Mannschaften sich auf $2^1/_2$ Mill. Fr. belaufe! Die mittelbaren Nachtheile, sagt der Verfasser, lassen sich weder in Zahlen, noch dem Namen nach alle angeben. Selbst die Industrie werde, behauptet er, auf unnatürliche Bahnen gelenkt, die Handelsfreiheit gestört, die in ihrer vollen Bedeutung zugleich die Freiheit des Handelns, also die Verwirklichung der Freiheit werde. Während so der Pauperismus von dem Verfasser als nothwendige Folge der ständigen Bewaffnung dargestellt wird, möchten wir vielmehr seine Ursachen in dem wachsenden Proletariat der Fabriken, also der freien Arbeit suchen; dort sind die weißen Sklaven zu finden, als welche der Verfasser uns Soldaten bezeichnet. Wir suchen sie ferner in der Entsittlichung, in der maßlosen Genußsucht, die sich aller Klassen, auch der ärmsten, bemächtigt hat, und in vielen andern Dingen noch, die mit dem Heerwesen wenig zu thun haben. Die moralischen und socialen Nachtheile desselben werden sich ebenso schwer in dem düstern Bilde, das der Verfasser entwirft, thatsächlich nachweisen lassen. Hat etwa die freie massenhafte Arbeit an den Eisenbahnen, der Wanderzug in fremde Landstriche zur Ernte, besonders das Schaffen in Fabriken, die Sittlichkeit gehoben oder nicht vielmehr in betrübendster Weise verschlechtert? Dort sind aber die Werkstätten, wo neue Werthe durch productive Kräfte geschaffen werden. Die militärische Dienstzeit ist allerdings nicht überall eine Schule wie sie sein soll, aber sie lehrt neben den kriegerischen Erfordernissen auch manche schöne bürgerliche Tugend: Ordnungsliebe, Pünktlichkeit im Beruf, Pflichttreue, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Entsagung; frage man doch nach, wie gern die Landwirthe, die Industriellen und wer sonst Leute in seinen Geschäften braucht, ausgediente Soldaten annehmen! Es muß also doch mit ihrer Lasterhaftigkeit nicht so schlimm stehen. Die physische Abschwächung der europäischen Bevölkerung soll auch die Folge des soldatischen Zwangsdienstes sein und doch hat man gerade in der Schweiz, wo derselbe nicht stattfindet, zuerst Bedacht auf ein leichteres Gewehr genommen, weil das bisherige der jetzigen Generation nachgerade zu schwer wird. Auch diese überall hervortretende Erscheinung liegt in allgemeinern Ursachen. Zu den besondern Nachtheilen für die Truppen wird der aufgezwungene Beruf, die größere Sterblichkeit, die Zerrüttung der Gesundheit, die karge Besoldung gerechnet. Wir geben das Meiste davon zu, bis auf die Zerrüttung der Gesundheit, die, einzelne strafbare Fälle ausgenommen, nur im Kriege stattfinden kann, dann aber nicht blos stehende Heere trifft. Was den aufgezwungenen Beruf angeht, so glauben wir, daß es in der Welt überhaupt eine sehr große Zahl von Menschen gibt, die ihren Beruf ändern würden, wenn sie nur könnten. Die Verhältnisse zwingen selbst zur Arbeit.

Im vierten Abschnitt lesen wir von den Gefahren der ständigen Bewaffnung. Die finanziellen Gefahren beruhen in dem Kriegsschaden an Menschen, Pferden, Material, Landverwüstung, Vertheuerung aller Bedürfnisse, Contribution u. s. w. in den Angriffskriegen und werden bei Milizheeren unmöglich. „Der Verlust an Menschen oder weißen Sklaven wird am passendsten nach dem durchschnittlichen Marktpreise berechnet, der in Amerika für den männlichen und erwachsenen Sklaven bezahlt wird: mindestens 500 Dollars.“ Annäherungsweise werden die Verluste des Kriegs von 1854—56 bestimmt: an Kriegskosten 6200 Mill. Fr., an Menschen 750000 Mann, im Werthe berechnet auf 1600 Mill. Fr. Dazu kommen noch die mittelbaren Verluste, das Sinken der Werthpapiere u. s. w., sodaß der in Geld abgeschätzte Schaden des orientalischen Kriegs in runder Summe auf nahe 18 Milliarden Fr. oder 720 Millionen Pf. St., beinahe 5000 Millionen Thlr. sich beläuft. Mag sich danach Europa auf den neuen Krieg vorbereiten, der schon entbrannt ist. Nach den Kriegskosten, welche unmittelbar aufgebracht werden, lasten dann die Staatsschulden und Kriegsschulden auf den Völkern. Wir lesen über diesen Gegenstand eine sehr interessante Betrachtung, hier steht der Verfasser auf seinem festen Terrain und Staatsmänner mögen seine Behauptungen beherzigen. Auf das Gebiet der politischen und socialen Gefahren einer ständigen Bewaffnung folgen wir ihm nicht. Er glaubt, daß auf die Mannszucht, den Gehorsam, die hingebende Treue der Armeen nicht mehr zu rechnen sei; wir, die wir sie nicht von fern in der Abstraction betrachten, sondern mitten unter ihnen stehen und sie genau kennen, auch wahrlich nicht blind für die Zeichen der Zeit sind, denken anders von den bewaffneten Truppen. Dann spricht er von der Zwecklosigkeit der Tyrannei des Zwangsdienstes. Was über die veränderte neue Kriegführung infolge der Eisenbahnen, Telegraphen und verbesserten Feuerwaffen gesagt wird, bekundet den denkenden Militär. Daß letztere aber die Zukunft der Cavalerie in Frage stellen, kann nicht zugegeben werden. Die Reiterei wird nicht *trotz*, sondern *wegen* der neuen Feuerwaffen in der Schlacht unentbehrlich bleiben. Bei der Tragweite und Sicherheit des Treffens bleiben natürlich beide Theile, wenn es ein reines Schießgefecht ist, weiter als sonst auseinander, und wenn auch der eine endlich seine Stellung aufgibt, so kann nur die Cavalerie vernichtend ihn noch ereilen und den halben Sieg zu einer vollständigen Niederlage des Feindes machen. Dies nur beiläufig. Die jüngsten Ereignisse scheinen aber auch bei der Infanterie die schon als Antiquität belächelte blanke Waffe wieder in den Vordergrund zu bringen, schon wegen der mörderischen Feuerwirkung, welche die Truppe lieber gleich auf den Feind stürzen heißt, als sich lange seinen Kugeln auszusetzen. Ueber die Nothwendigkeit einer längern Dienstzeit gehen die Ansichten auseinander. Aeußerungen einzelner hochgestellter Militärs sind von dem Gegner eifrig aufgenommen und als Autoritäten oft falsch

Ausgabe eines Bandes, der 1000 Druckbogen in Lexikonformat umfaßt, 1 Mk. 50 Pf. Der Subskriptionspreis ist also ein sehr niedriger, und wir können nur wünschen, daß das Werk, das in seiner Anlage und Ausführung ein vortreffliches zu werden verspricht, eine recht große Verbreitung finde.

Ein Werk, das sich ebenfalls durch Billigkeit auszeichnet, ist das Handbuch der Geographie und Statistik von Dr. Fr. Hellwald, das in 24 Lieferungen à 50 Pf. bei Hartleben in Wien erscheint. Es ist dies ein Werk, das sich durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit auszeichnet und das wir allen Freunden der Geographie und Statistik bestens empfehlen können.

Ein Werk, das sich ebenfalls durch Billigkeit auszeichnet, ist das Handbuch der Geographie und Statistik von Dr. Fr. Hellwald, das in 24 Lieferungen à 50 Pf. bei Hartleben in Wien erscheint. Es ist dies ein Werk, das sich durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit auszeichnet und das wir allen Freunden der Geographie und Statistik bestens empfehlen können.

Ein Werk, das sich ebenfalls durch Billigkeit auszeichnet, ist das Handbuch der Geographie und Statistik von Dr. Fr. Hellwald, das in 24 Lieferungen à 50 Pf. bei Hartleben in Wien erscheint. Es ist dies ein Werk, das sich durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit auszeichnet und das wir allen Freunden der Geographie und Statistik bestens empfehlen können.

eigenes Volk, eines Todtschlags an seinen eigenen Truppen schuldig. Goldene Worte! Daß aber jeder Staat mit einer sehr kleinen Zahl ständig unterhaltener und militärisch gründlich gebildeter Offiziere und Unteroffiziere ausreichen werde, müssen wir bezweifeln und würden das Experiment damit schon für einen schweren Fehler halten. Wäre die heutige Kriegführung, der Verlauf der Gefechte noch so wie nur vor sechzig Jahren, so würde es möglich sein, jetzt aber würde diese Ersparniß jedem Staate schon in dem ersten Kriege theuer zu stehen kommen. Die Verhältnisse der Schweiz, deren Wehrverfassung wir gewiß anerkennen, sind ganz eigenthümlicher Art, sie können für die der größern, schon einen völlig verschiedenen Kriegsschauplatz bietenden Staaten nicht maßgebend sein. Das Milizsystem wird in unserm Werke noch näher betrachtet: nach den Ersparnissen, die es bewirkt, nach den militärischen Belohnungen, die es fordert, nach der Selbstdisciplinirung der Milizheere, welche durch den Verlust des Guthabens gefördert werden soll, wenn der Wehrmann durch Nachlässigkeit, Ungehorsam oder Feigheit wortbrüchig geworden ist. Es wird ferner als das wirksamste Mittel zur Sicherung des äußern Friedens geschildert wie auch des innern, zu dessen Aufrechthaltung die Miliz verpflichtet ist und die auch im eigensten Interesse des ganzen wehrkräftigen Theils der Nation liegt. England in seiner militärpolitischen Stellung sei nach Beendigung des indischen Aufstandes besonders berufen, bei allen Culturvölkern die Abschaffung des Militärzwangs zu bewirken, den dahin gerichteten Bestrebungen der Regierungen, Völker und Armeen überall Vorschub zu thun und sie anzuspornen zum rastlosen Streben nach diesem großen Ziele. Aber auch die Thätigkeit von einzelnen und Vereinen wird dafür aufgerufen.

Damit schließt das Werk, dessen Bedeutung wir vollkommen zu würdigen verstehen, dessen ernste Studien, dessen Wärme für einen Zweck der Humanität wir anerkennen, wenn wir auch von unserm Standpunkte aus nicht die Nachtseite des entworfenen Bildes als Wahrheit annehmen, ebenso wenig die allgemeine Wehrverpflichtung aller Staatsbürger, nicht blos in der Landwehr, sondern auch in dem noch so kleinen stehenden Heere zu dienen, aufgeben und am wenigsten den Aufruf an die Armeen zur Widersetzlichkeit, an die Volksvertreter zur Steuerverweigerung gutheißen können.

Ein Anhang von einzelnen Aufsätzen, zur weitern Erhärtung der vorgetragenen Anschauung, und elf gründlich zusammengetragenen Tabellen über Gegenstände der Militärstatistik sind angefügt; die letztern wie überhaupt den volkswirthschaftlichen Theil des Werks, werden die Männer vom Fach ihrer ernsten Prüfung nicht entgehen lassen.

Wir scheiden von dem Werke mit dem Wunsche, daß der Verfasser uns trotz abweichender Ansichten wenigstens zu der Klasse von Lesern rechnen möge, die er sich schon in seiner „Militärpolitik" gewünscht hat.

Karl Gustav von Gernech.

Die Herzogin von Orleans.

1. Erinnerungen aus dem Leben Ihrer königlichen Hoheit Helene Luise, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Nach ihren eigenen Briefen zusammengestellt von Gotthilf Heinrich von Schubert. Mit einem Porträt. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1859. Lex.-8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Die Herzogin von Orleans, Helene von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild von Mad. d'Harcourt, geb. Gräfin St.-Aulaire. Aus dem Französischen von Marie von F. Mit dem Porträt der Herzogin von Orleans. Berlin, F. Schneider. 1859. 8. 20 Ngr.
3. Helene, Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. (Von Marquise d'Harcourt.) Nach der siebenten Originalauflage aus dem Französischen von L. A. Lencer. Leipzig, Lehmann. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.

Der ehrwürdige Verfasser der „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" und der „Geschichte der Seele", Schubert, nun fast 80 Jahre alt, hat sich — vielleicht zu seiner Schlußarbeit — ein treffliches Thema gewählt, die Lebens- oder besser die Herzensgeschichte der verstorbenen Herzogin Helene von Orleans. „Ein Schiffer", sagt er, „dessen altes gebrechliches Boot mitten im stürmischen Meere seinem Untergang an der Felsenklippe sich naht, will noch, ehe er versinkt, eine kostbare Urkunde retten, die seiner Hand anvertraut war. Er legt die Rolle in ein versiegeltes Gefäß, welches er aus dem sinkenden Fahrzeug in die Woge wirft, die ihn begräbt. Das leichte Gefäß, so hofft er, wird aus dem Wellengrab emportauchen, wenn der Aufruhr der Elemente gestillt ist, und in die Hände derer geführt werden, denen die Gabe des Sterbenden zugedacht war." Mit diesen Eingangsworten läßt der Verfasser diese Blätter in den Sturm einer aufgeregten Zeit, in der der Wahnsinn politischen Ehrgeizes die friedliche Welt von neuem mit Zerstörung und Untergang bedroht, hinausflattern. Er aber lenkt unsern Blick getrost auf das Edelste, das dies Leben kennt, eine über Weltglück und Weltunglück erhabene Menschenseele und ist uns damit ein Tröster in so trostloser Zeit.

Das Lebensbild einer der seltensten fürstlichen Frauen, die mit vollem Fug neben ihre erhabene Landsmännin, die Königin Luise von Preußen, zu stellen ist, in Glück und Schmerz wie diese streng geprüft, unverwandt ihrem Gottvertrauen, ihrer Pflicht getreu, in Leid und Wonne getrost und demüthig: das Lebensbild einer in jedem Betracht denkwürdigen Fürstin nimmt unter der Hand des ehrwürdigen Denkers Schubert einen Ton und eine Bedeutung an, die es zu einer der trefflichsten Erscheinungen in der Literatur der Gegenwart erheben. Was ein Menschen lebt, kann nur der eigene Geist des Menschen richtig zutreffend aussagen, und so läßt denn der Verfasser die hohe Fürstin sich zumeist selbst schildern, in den Briefen an ihre Mutter und den Briefen an ihn selbst. Denn in einem nicht gewöhnlichen Verlauf der Dinge hat es sich ergeben, daß die Herzogin und ihr Biograph, obwol der letztere sie für ihre genannten Lebensjahre nicht wiedersah, ihr ganzes Leben hindurch in einem engen, lebhaften, auf innerster Wahrheit und wärmstem Vertrauen beruhenden Briefwechsel verbunden blieben, der Stoff nicht die Entfaltung von Geist, sondern die Bildung des Herzens war; dergestalt, daß derselbe alle großen Wendepunkte im Leben der Fürstin hell beleuchtet, und daß selbst die [illegible] schriftliche Mittheilung, die ihr überhaupt gestattet war, an unsern Autor gerichtet ist. Das Licht aber, das in diesen Briefen leuchtet, kam von der Höhe und aus der Sonne, welche allen erschaffenen Seelen Leben und Freude entwickelt und welche Liebe und Gottvertrauen heißt. In dieser Hinsicht sind die Briefe an die Mutter mit dem Abendglanz auf Bergesgipfeln zu vergleichen, welcher den eben verlebten Tag noch einmal verklärend beleuchtet, während die Briefe an den ehrwürdigen Freund ihrer Seele dem Morgenlicht gleichen, das einer neuen

und über Ehe, Familie und Kinder, Ehe- und Familienrecht, Vormundschaft, Pflegschaft, Adoption, Legitimation, Ehelichkeit und Unehelichkeit, Alimentation, Erbrecht, Testamente, Erbverträge, Pflichtteil, Erbunwürdigkeit, Erbverzicht, Erbschaftsklage, Erbschaftsbesitz, Erbschaftsverkauf, Erbschaftsschulden, Erbschaftsteilung, Erbschaftsgemeinschaft, Erbschaftsverwaltung, Erbschaftsbesitzer, Erbschaftsgläubiger, Erbschaftsvermächtnisse, Erbschaftsauflagen, Erbschaftsrechte, Erbschaftsansprüche, Erbschaftsklagen, Erbschaftsbesitzklagen, Erbschaftsverkaufsklagen, Erbschaftsschuldenklagen, Erbschaftsteilungsklagen, Erbschaftsgemeinschaftsklagen, Erbschaftsverwaltungsklagen, Erbschaftsbesitzerklagen, Erbschaftsgläubigerklagen, Erbschaftsvermächtnisklagen, Erbschaftsauflagenklagen, Erbschaftsrechtsklagen, Erbschaftsanspruchsklagen.

Ehe, Familie und Kinder, Ehe- und Familienrecht, Vormundschaft, Pflegschaft, Adoption, Legitimation, Ehelichkeit und Unehelichkeit, Alimentation, Erbrecht, Testamente, Erbverträge, Pflichtteil, Erbunwürdigkeit, Erbverzicht, Erbschaftsklage, Erbschaftsbesitz, Erbschaftsverkauf, Erbschaftsschulden, Erbschaftsteilung, Erbschaftsgemeinschaft, Erbschaftsverwaltung, Erbschaftsbesitzer, Erbschaftsgläubiger, Erbschaftsvermächtnisse, Erbschaftsauflagen, Erbschaftsrechte, Erbschaftsansprüche, Erbschaftsklagen, Erbschaftsbesitzklagen, Erbschaftsverkaufsklagen, Erbschaftsschuldenklagen, Erbschaftsteilungsklagen, Erbschaftsgemeinschaftsklagen, Erbschaftsverwaltungsklagen, Erbschaftsbesitzerklagen, Erbschaftsgläubigerklagen, Erbschaftsvermächtnisklagen, Erbschaftsauflagenklagen, Erbschaftsrechtsklagen, Erbschaftsanspruchsklagen.

fühlte, daß dieſe Parteien ſich ihrer Natur nach ſo wenig friedlich begegnen konnten, wie „die Flamme der Kerze mit dem hineinſprudelnden Waſſer". Aber ſie vertraute mächtig auf ihre Popularität und ihr Muth blieb ungebeugt. So fand ſie denn auch der furchtbare 24. Februar in voller Geiſtesgegenwart, wie uns ein Augenzeuge weiterhin berichten wird.

Nachdem die gebeugte Fürſtin durch Mornay und Frau von Montesquieu am 27. Februar aus Frankreich gerettet war, fand ſie in Ems Zuflucht. Sie war auch damals nicht unglücklich, ſchreibt ihre Mutter, obwol ihr Haushalt dergeſtalt beengt war, daß ſelbſt der abendliche Thee aus der Hausordnung geſtrichen war. Ein Brief vom April 1848 an den Verfaſſer aber zeigt die hohe Frau ganz mit wohlwollendem Intereſſe für andere, für ihre Diener, erfüllt. Wie ſie in Eiſenach, in England bei ihrer geliebten Königin Amalie, in den Alpen, am ligüriſchen Geſtade lebte, iſt allen erinnerlich. Die Sorge um die Erziehung der Söhne unterbrach 1850 der herbe Schmerz über den Tod der Königin Luiſe von Belgien. „Er hat mich in einer Weiſe verarmt", ſchreibt ſie, „daß ich mich oft mit Gewalt von den herzzerreißenden Gedanken losringen muß." Ihre Geſundheit litt, aber die klare Heiterkeit ihrer Seele zeigen uns ihre reizenden Briefe aus dem Jahre 1853, denn „ihre Kinder leben", ſchreibt ſie, „glücklich ihren Jugendtraum und werden ſtark an Herz und Körper". Die ſchwerſtgeprüfteſte der Frauen, wie Schelling ſie nennt, iſt zugleich die ſtarkherzigſte! Unter allen Schlägen des Schickſals hing ihr Herz treu an ihrem zweiten Vaterlande; der Krimkrieg betrübte ſie ſchwer, aber „Paris" hatte ein brillantes Examen gemacht und ihr Herz war wieder frei und heiter. Der Tod forderte ſeine Opfer unter ihren Lieben, ihr Schwager Georg ſtarb, ihre junge, theuere Schwägerin, die Herzogin von Nemours, ward wie durch Blitzſchlag ihr entriſſen; aber der König von Sachſen hatte ſie mit ſeinem Beſuch beglückt und ihr Robert genaß von ſchwerer Krankheit. Doch ſo viel Stürme hatten auch dies ſtarke Herz geknickt. Am Tage darauf, da ihr Sohn ſich vom Krankenlager erhob (10. Mai), legte die Mutter ſich nieder, am 27. Mai ging ihre Seele in ſanftem Morgenſchlaf in die beſſere Welt hinüber, leiſe und unter der Hand des nichts ahnenden Arztes. Ihr Leib fand in der kleinen Kapelle von Weibridge ſeine Ruheſtatt. Das ſchöne Seelenbild aber, das der ehrwürdige Freund ihres Lebens uns von dieſer ſeltenen und auf ſeltene Weiſe geprüften Frau hinterläßt, wird die Erinnerung an ſie ſo lange unter uns erhalten, als Kraft und Tugend noch ihren Werth unter uns haben.

War es in dieſer Schilderung beſonders die Aufgabe, die Geſchichte der Seele dieſer ausgezeichneten Frau durch ihre eigenen ſchriftlichen Mittheilungen an Verwandte und Freunde zu zeichnen, ſo hat die Lebensſkizze der Frau von Harcourt (Nr. 2) die weitere Aufgabe erfüllt, zu zeigen, wie die Herzogin Helene andern erſchien, wie ihr äußeres Leben ſich im Beſondern geſtaltete und wie ſie die ſchweren Schickſalstage, die ihr zufielen, ganz im Speciellen trug und bewältigte. Es fehlt zwar nicht, daß auch hier das Bild einer hohen Reinheit und einer ſeltenen, von der Liebe getragenen Geiſteskraft ſich in den Vordergrund drängt, daß ihre Anmuth und ihre natürliche Würde, ihre Klarheit und die unbeſiegliche Heiterkeit ihrer gottergebenen Seele den verdienten Preis der Bewunderung empfangen; allein, wodurch dieſe Arbeit uns bedeutend und wichtig wird, iſt doch vorzüglich das Detail ihres äußern Lebens, ihrer That und ihrer Haltung bei den großen Umſchwüngen, an welchen dies Leben ſo beſonders reich war und durch welche es die warmen Sympathien einer ſonſt ziemlich frivolen und leichtſinnigen Zeit erweckte. Wir werden daher aus dieſer Schrift auch auf dieſe Einſchnitte im Leben der Herzogin unſere Aufmerkſamkeit richten und wiewol in dieſen gut geſchriebenen Blättern auch für die geiſtigen und ſeeliſchen Intereſſen manches Neue hervorzuheben wäre, uns doch darauf beſchränken, von den gewaltigen Wendepunkten im Leben der Fürſtin und ihrer Haltung, dem „Schickſal" gegenüber, Einiges und Näheres anzuführen, wie eine Augenzeugin darüber berichtet. Das Buch der Frau von Harcourt iſt durchweg im franzöſiſch-patriotiſchen Sinn geſchrieben und läßt dem edeln Familienkreiſe, an deſſen Spitze König Ludwig Philipp ſtand, volle Gerechtigkeit widerfahren. Der plötzliche Fall dieſes Königs, der 17 Jahre lang ſo viel Geiſtesruhe, Beſonnenheit, Würde und Muth bewährt hatte, iſt ihr wie uns ein Räthſel, ſein plötzlicher Verfall in höchſte Entmuthigung, ein Schickſalsſpruch, ſein Ausruf: „Ich war immer ein friedliebender König, ich danke ab", unerklärbar! Ueber die Jugend und die Erziehung der Fürſtin bringt die Verfaſſerin nichts Unbekanntes bei; von ihrer äußern Erſcheinung ſagt ſie: daß, wenn auch ihre Züge nicht gerade vollkommen ſchön waren, ſie doch einen hohen Reiz der Anmuth, der Harmonie, des Adels offenbarten, während ihr Lächeln und ihr gerührter Ausdruck jedes Herz gewannen. Die Stimmungen der Seele ſpiegelten ſich lebendig darin ab: nach den Tagen des Schmerzes jedoch bedeckte ſie ein trüber Schleier, der auf alle wie eine „Bitte um Treue" wirkte. Bei ihrer Abreiſe von Ludwigsluſt hatte ſie in eine Fenſterſcheibe ihres Zimmers dieſe Verſe eingeſchrieben:

So lebe wohl, du ſtilles Haus,
Ich zieh' betrübt aus dir hinaus.
Und blüht mir fern ein ſchönes Glück —
Ich denke doch an dich zurück.

Bei dem Empfang in Fontainebleau überraſchte die kleine deutſche Prinzeſſin jedermann durch ihre Anmuth und ihre Würde und entwaffnete für immer die gerüſtete Spottſucht durch Natur und Grazie, als ihre edle Geſtalt ſich zärtlich über die Hand des Königs beugte und dann mit einer freien, hinreißenden Bewegung ſich in die Arme der Königin warf: eine Scene, die alle Anweſenden tief ergriff. Lebhaft, natürlich und würdevoll, wie hier, blieb Helene bei jedem Anlaß und da ihr liebevolles Herz ſich nie verleugnete, war es kein Wunder, daß ſie bald der Liebling des Hofs, ja der Liebling des im ganzen ſo gemüthvollen armen Volks von Paris wurde. Mit höchſtem Geſchick hielt ſie die Parteien von ſich fern; ſie war der Ueberzeugung, daß ihnen nie nachzugeben ſei; aber ſie verſagte ſich jede Aeußerung, die zu einem Einfluß auf den Gang der Regierung ausgedeutet werden konnte. Der Vormittag wurde im Salon der Königin zugebracht, wo jede Prinzeſſin ihren Arbeitstiſch hatte. Kam der König, ſo wurden die Tagesblätter geleſen. Abends verſammelte man ſich wieder bei der Königin; wenn ſie ging, zog ſich das junge Paar zurück, um beiſammen zu leſen. Nach der Geburt von „Paris" lebte ſie einſam; ihr Gemahl war in Afrika. Ihr Sorgeiz hatte ſie nur für ihn. Bei der gemeinſamen Abreiſe nach Plombières deutete der Herzog eine Todesahnung an. Helene erſchrak heftig und der Abſchied ergriff ſie ſehr. Sieben Tage ſpäter brachte General Baudrand die Nachricht vom Tode des Prinzen. Man täuſchte Helene, indem man vom Präfecten eine Depeſche mit der Nachricht von ſeiner Erkrankung ſchreiben ließ. Sie erkannte ſofort ihre Falſchheit. „Er iſt todt", rief ſie aus, ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme. Nach wenigen Stunden abends reiſte ſie ab; zwiſchen Furcht und Hoffnung ging die Reiſe dahin. Um 1 Uhr nachts traf man auf den Wagen des Dr. Chomel, ihres Arztes; er glaubte ſie unterrichten zu müſſen, die traurige Nachricht ſchmetterte ſie nieder. Eine Stunde lang hielt der Wagen auf offener Straße. „Er iſt dahin", ſchluchzte ſie und die Reiſe begann von neuem, um nach zwei Jammernächten in Neuilly zu enden. „Meine geliebte Tochter, du mußt für deine Kinder leben", ſprach die Königin mit ſanfter Autorität. Sie ſah die Leiche, fand Kraft im Gebet und that wie die Königin geboten, obwol ſie die Witwentracht nie mehr ablegte. Das gebrochene Herz hielt der Glaube und ein unermüdliches Pflichtgefühl aufrecht und ſo vergingen fünf Jahre in ſtiller Trauer und unter Leid und Freude an den Kindern, bis der Muth an einem neuen Schickſalsſchlage ſich neu bewähren ſollte. Aus dieſer Zeit ſei hier nur der erſchütternden Scene gedacht, wo bei Treport die ganze königliche Familie nahe daran war, das Schickſal des Herzogs von Orleans durch einen Sturz

Mitglieder der Kommission, Herr Dr. Hoffmann, Herr Dr. Kaufmann und Herr Dr. Lehmann, sind ausgeschieden. Ihre Nachfolger sind Herr Dr. Meyer, Herr Dr. Schulze und Herr Dr. Wagner.

Die Kommission hat sich in ihrer ersten Sitzung am 15. Januar 1924 konstituiert und Herrn Dr. Meyer zum Vorsitzenden und Herrn Dr. Schulze zum Schriftführer gewählt.

Die Kommission hat in ihrer Sitzung vom 15. Januar 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Sie hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 20. Januar 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 25. Januar 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 30. Januar 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 5. Februar 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 10. Februar 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 15. Februar 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 20. Februar 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 25. Februar 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 1. März 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 5. März 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 10. März 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 15. März 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 20. März 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 25. März 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 30. März 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 5. April 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 10. April 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 15. April 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 20. April 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 25. April 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 30. April 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 5. Mai 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 10. Mai 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 15. Mai 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 20. Mai 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 25. Mai 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 30. Mai 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 5. Juni 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 10. Juni 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 15. Juni 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 20. Juni 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 25. Juni 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

Der Ausschuß hat in seiner Sitzung vom 30. Juni 1924 beschlossen, die Herausgabe der Werke Goethes in Angriff zu nehmen. Er hat dazu einen Ausschuß gebildet, der aus den Herren Dr. Meyer, Dr. Schulze und Dr. Wagner besteht.

die sich im Lateinischen gewiß keinen Fehler zu Schulden kommen ließen, schrieben das Deutsche ärger wie Hausknechte und Köchinnen.“ Nur in einer Eigenschaft und zwar in einer sehr unlöblichen, sind die Deutschen sich leider bisher immer gleich geblieben, und zwar in der Grobheit, die sich in Deutschland für Ehrlichkeit und Geradheit gibt, und in den gemeinsten Ausbrüchen persönlichen Klatsches, der sich in Deutschland für Gemüthlichkeit gibt, und es sieht nicht danach aus, als ob hierin bei uns Deutschen jemals viel Besserung zu erwarten sei. So schreibt z. B. Harsdörffer an Georg Neumarck über den nicht unverdienten Sprachreiniger Zesen: „Dieser Tage ist H. Zesen unbekannterweise bei mir gewesen, habe ihm auf Begehren, was ich von ihm hielte, rundheraus gesagt, daß er ein eitler und ruhmsüchtiger, wankelmüthiger Mensch sein müsse, weil er seinen eignen Namen zum öftern ohne Ursach verändert habe, setzte dazu die Worte Salom. Stultus ut lana mutatur. Habe aus seinem Gespräch nichts Sonderliches erlernen können, und ist seine Person und Geberdung von schlechtem Ansehen“ u. s. w. Dieser Brief Harsdörffer's ist Nürnberg 2. April 1653 datirt. Noch schlimmer zieht Johann Rist über Zesen in einem Briefe vom 2. März 1655 an denselben Neumarck her. Rist nennt Zesen einen „leichtfertigen Landstreicher“, einen „Ehrendieb, welcher, nachdem er allhier unterschiedliche redliche Leute (worunter auch mein hochgeehrter Herr und ich selber gewesen) mit schelmischen Pasquillen hart angegriffen, also daß es darauf stund, der Henker ihme sollte den Rücken salben, er heimlich davongelaufen, und dieweil er sich in Teutschland nicht dorfte sehen lassen, nach Liefland gezogen. Was er nun daselbst Schönes ausgerichtet, solches hat Er aus ingelegter Copia eines Schreibens aus Reval zu ersehen.“) Sonsten hat der leichtfertige Bube, wie er vergangenen Sommer allhier zu Hamburg gewesen, unterschiedliche lose Kerle zu Gesellschaftern auf- und angenommen, hat denselben aus selbst angemaßeter Macht und Gewalt Namen ertheilet, gestalt er denn einen den «Flüchtigen» genennet hat, welcher der ärgste Bärenhäuter ist, der auf zwei Beine mag treten, ja er hat rotzige Schulbuben mit ingenommen, wodurch er denn der hochlöblichen Fruchtbringenden recht fürstlichen Gesellschaft einen solchen Hohn und Schimpf erwiesen, daß viele Leute nunmehr fast nicht wissen, wie sie spöttlich davon reden sollen, vermeinen es sei lauter Kinderwerk damit, nachdemmalen nunmehr ein jedweder leichtfertiger Kerl und Vagant da könne hineinkommen, und sich ein solcher Lotterbube und Landläufer, als der Zesius ist, sich gleichsam für das andere Haupt dieser fürstlichen Gesellschaft darf ausgeben. Ich halte mich aber versichert, daß, wenn Ihre hochfürstl. Gnade und andere große Gesellschafter dieses recht erfahren, sie es dem verlogenen Zesio nicht schenken werden. Doch wer weiß ob ihn der Henker noch so lange leben lässet (!), denn ich noch gestern ein Schreiben erhalten, worinnen berichtet wird, daß er auf den Hals gefangen sitzet. Nun Gott bekehre ihn, damit er nur noch selig möge sterben!“ Sicherlich recht christlich für einen Pfarrer und geistlichen Dichter! Es wäre sehr wünschenswerth, wenn sich einmal jemand fände, der mit Benutzung der deutschen Journale, Streitschriften, Satiren, polemischen Reimereien, Xenien, Briefsammlungen, Biographien, Denkwürdigkeiten u. s. w. eine Geschichte der deutschen Polemik oder vielmehr ihrer Ausartungen schriebe. Ein solches Werk würde, wie wir glauben, als Warnungsspiegel einen beträchtlichen Nutzen stiften können. Wir meinen diesen Vorschlag ganz ernstlich. Der Verfasser eines solchen Werks, wenn er es zu dem von uns angegebenen Zweck schriebe, brauchte durchaus nicht auf literar-historische Vollständigkeit hinzuarbeiten, sondern nur die charakteristischsten Züge in schreiendsten Fälle hervorzuheben. Auch würde die Arbeit, ohne diese Beschränkung, mit unermeßlichen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden sein.

Unter den übrigen Mittheilungen in dieser Schrift nennen wir zuvörderst als von allgemeinerm Interesse, die über den „Landesvater“, das bekannte Commerslied. Die älteste Spur davon findet sich in einem Lustspiel von Johann Michael Hermann: „Der verfürte und wieder gebesserte Student“, welches 1770 ohne des Verfassers Namen erschien. Der letzte Auftritt des zweiten Aufzugs führt einen Commers vor, bei dem auch der „Landesvater“ gesungen wird, welcher hier noch aus einer einzigen Strophe besteht und mit den Worten beginnt:

Landesvater,
Schutz und Rather,
Es leb' mein Landgraf Phillpp hoch! u. s. w.

Seine jetzige Gestalt verdankt das Lied wesentlich dem Professor der Philosophie, August Niemann (gest. 1822), der es zuerst in dem von ihm gesammelten und herausgegebenen Commersbuch „Akademisches Liederbuch“ (erstes Stück, Dessau und Leipzig 1782) erscheinen ließ. Damals gab es noch einen deutschen Kaiser, und so wurde dieser von Niemann als Landesvater gefeiert:

Joseph's Söhne!
Laut ertöne
Unser Vaterlandsgesang!

Manches Komische ereignete sich mit dem Liede. Es wurde 1799 versucht, es aus einem Studentenliede in ein Lied für hamburger Bürger umzuschaffen, wobei sich denn folgende spießbürgerliche Variante eingeschlichen hat:

Jeder unsrer Senatoren,
Oberalten, der geschworen,
Hamburgs Staate treu zu sein! u. s. w.

Wie sehr sich übrigens Bruder Studio in die Zeit zu schicken wußte, beweist der Umstand, daß die Studenten unter westfälischer Herrschaft Jérôme Napoleon als Landesvater besangen, wie aus der 1810 in Halle erschienenen „Auswahl [illegible] Gesänge bei feierlichen Ereignissen“ hervorgeht. Es ist das einzige Commersbuch aus den Zeiten der Fremdherrschaft, und auch dieses mußte sich unter einem sehr harmlosen Titel zuschleichen suchen.

Die folgende Mittheilung betrifft den von Spontini komponirten sogenannten preußischen „Volksgesang“ mit dem Anfange: „Wo ist das Volk, das kühn zur That“ u. s. w. Dieser schließen sich mehrere literarische Reliquien an: ein [illegible] gefaßter Brief Schiller's an Kotzebue bezüglich der Aufführung von des letztern „Kleinstädtern“, von welchem L. D. [illegible] in Leipzig das Original besitzt, ein Stammbuchvers von Theodor Körner, Johannes Falk's Grabschrift, zwei Gedichte von Albert Chamisso, ein sehr unbedeutender Reimspruch von F. A. Wolf, ein Brief Jeremias Gotthelf's an Josef Rank, worin dem letztern für das ihm übersendete Exemplar der „Geschichten aus dem Böhmerwalde“ seinen Dank sagt. Der Brief ist kurz vor Beginn des Jahres 1848 geschrieben, und spricht bange Ahnungen aus: „Es scheint ein Abfall von der Wahrheit durch die Völker zu gehen, der, wenn er wirklich, nur durch große Unglücke gesühnt werden kann.“ Es ist leider zu fürchten, daß die Reihe dieser „Unglücke“ noch nicht zu Ende ist; denn man hat die letzten 10 Jahre, trotz der vorangegangenen empfindlichen Warnungen, doch im Grunde wie gewöhnlich nur verändelt und verjubelt, um im Rausche des Hochgefühls die Gefahren und Nöthe der Zeit zu vergessen; man hat nur vom Augenblick und für den Augenblick gelebt und nichts für die Dauer geschaffen; und kaum glaubte man vor dem Todeswurm der Revolution sicher zu sein, als auch sofort die gro-

*) Es ist dies die Copie eines Schreibens von einem hamburger „Kaufgesellen“ an seinen Vater aus Reval, worin ersterer den letztern bittet, „Herrn Ristio“ zu sagen, daß der „leichtfertige Vogel, der Zesius“ auf eines Rathsherrn Tochter, „Kord Vegesack seiner Schwester Tochter“, ein Pasquill gemacht „und dieselbe so grob angegriffen, daß wenn nicht der Graf (Graf von Thorn, bei dem sich Zesen aufhielt und auf dessen Betrieb, wie wir vermuthen, Zesen jenes Pasquill verfaßte) ihm das Lebend erbeten, würde der Rath von Revel einen andern Tanz mit ihm getanzet und ihm den Kopf haben wegschlagen lassen“. (!)

Digitized by Google

Bekanntmachung des Reichskanzlers, betr. die Ausführung des Art. 3 Abs. 2 des Gesetzes, betr. die Besteuerung des Tabaks, vom 15. Juli 1909. Vom 15. Juli 1909. 1907

Bekanntmachung des Reichskanzlers, betr. die Ausführung des Art. 3 Abs. 2 des Gesetzes, betr. die Besteuerung des Tabaks, vom 15. Juli 1909. Vom 15. Juli 1909. 1907

Charakteristisches und paßt für jede andere Zeit ebenso gut wie für jene. Dasselbe ist der Fall bei den Klagen über die barbarischen Schulzustände vor der Reformation. Wir haben in denselben nur Reflexion, wie man sie zu allen Zeiten anstellen kann, nicht Action, die uns mitten in die betreffende Zeit hineinführte. Mit dieser Ausstellung wollen wir dem Werth des Büchleins nicht zu nahe treten; so einfach der Verlauf der Lebensgeschichte des alten Liederdichters ist, und trotzdem, daß nicht ein einziges spannendes Moment darin vorkommt, weiß doch der Biograph dem Leser für das schlichte Leben und Wirken seines Helden ein inniges Interesse abzugewinnen, welches letztere bei dem Stande der evangelischen Lehrer, denen das Lebensbild vorzugsweise gewidmet ist, ein nur gesteigertes sein kann. Zu bedauern aber ist es, daß der vortheilhafte Eindruck, den die Darstellung in ihren Grundzügen macht, durch den etwas zu salbungsvollen Stil und eine Bildersprache, die in der That manchmal an die Geschmacklosigkeit der zweiten schlesischen Schule erinnert, geschwächt wird. Phrasen wie: „Er hatte in Wittenberg noch fleißiger als Ruth auf Bethlehems Flur die Aehren theologischer Wissenschaft auf dem geistlichen Acker seiner geliebten Lehrer gelesen", oder: „Er war dessen gewiß geworden, daß die Quelle der heilsamen Lehre, welche durch das Thal der Schule fließt, von dem Regen der göttlichen Predigt in der Kirche müsse gespeist werden, wenn sie nicht mager werden solle. Und ist denn nicht des Lehrers Herz die Brunnenstube dieser Quelle?" — „Gleichwie die Thaler, die aus der neuen Münze der Grafen von Schlick in alle Welt ausliefen, von den Leuten begierig aufgenommen wurden, so geschah es auch mit den Liedern, in welchen das Silber des Evangeliums von den Reformatoren ausgeprägt wurde", und manche ähnliche, die wir noch anführen könnten, sind nirgends, am allerwenigsten aber in einer Volksschrift am Platze. In der mit eingeflochtenen Lebensskizze des Rectors und nachmaligen Pastors Matthesius zu Sanct-Joachimsthal, ist auf sechs Schulregeln, die dieser aus der Schule zu Mitweida davongetragen, Gewicht gelegt, nämlich: „Früh aufstehen, sich bald anziehen, die Hände waschen, beten und Gott anrufen, zur Schule eilen und fleißig studiren." Diese Regeln sind, bis auf die dritte, ganz gut. Diese aber hätten wir etwas erweitert gewünscht. Wir wollen nicht hoffen, daß Lehrer und Schüler sich verbotenus ans Händewaschen halten und damit für die Reinlichkeitspflege des Körpers genuggethan zu haben glauben; wie viele sich aber dabei beruhigen, wenn sie zu den Händen das Gesicht noch hinzunehmen, möchten wir nicht untersuchen und hätten es daher gern gesehen, wenn es bei jener dritten Regel anstatt „die Hände" gelautet hätte: „Von Kopf bis zu Fuß."

Unter den Schriften von Schwerdt spielt in „Aus alter Zeit" (Nr. 2) die eine der beiden „Wartburgsgeschichten" ebenfalls in der Reformationszeit. Sie führt den Titel: „Martin Luther." Dieser Titel ist das Verfehlteste an der kleinen Schrift, die sich sonst gut liest; denn er erweckt Erwartungen, welche durchaus nicht befriedigt werden. Wer in dieser Geschichte ein Gesammtbild von Luther's Leben und Wirken zu finden glaubte, würde sich gewaltig täuschen. Dies hat auch der Verfasser auf 50 Seiten wol kaum zu geben beabsichtigt. Luther, als Currendeschüler zu Eisenach, als Schutzbefohlener der Frau Cotta daselbst, als Junker Görg und als Kämpfer gegen die geistlichen und Klostergelübde durch Schrift und That: das sind die Lutherskizzen, die in dieser Geschichte Platz gefunden haben. Im übrigen knüpft sich das Hauptinteresse an ein Liebespaar, den Ritter Kurt von Brymmelberg, Freund Luther's von der Schule her, und die Nonne Gertrud Cotta, wobei man aber nicht an eine gewöhnliche Ritter- und Nonnengeschichte denken darf, indem sich von diesen die vorliegende dadurch unterscheidet, daß das spannende Moment nicht in äußere Umstände und Ueberwindung äußerer Schwierigkeiten, sondern in die Gewissensbedenken, die sich Gertrud Cotta im Hinblick auf das abgelegte Gelübde macht, die aber durch Luther's Lehre und Beispiel beseitigt werden, versetzt ist. Die Erzählung bildet im ganzen, wie gesagt, eine ansprechende Lectüre; an einzelnen Flüchtigkeiten fehlt es indeß nicht, wie z. B. daß [illegible] sein Vaterhaus in Eisleben sucht. Das Geburtshaus war [illegible] ja; aber Luther wurde geboren, während seine Aeltern in [illegible] zu Besuch waren, und diese lebten in Möra, später in [illegible] feld. Dorthin also, nicht nach Eisleben, mußten des jungen Luther Gedanken gehen, wenn er sich nach seinen Aeltern sehnte.

Die andere Wartburgsgeschichte hat die „Heilige Elisabeth" zum Gegenstande. Wenn man diese „geschichtliche Erzählung aus dem Mittelalter", wie sie der Verfasser überschrieben, hat gelesen hat, weiß man nicht recht, was man damit anfangen soll. Nach der einleitenden Skizze, die in Eurhaven, Hamburg und dem Rauhen Hause spielt und mit den Wartburgsgeschichten in einem sehr zweifelhaften Zusammenhang steht, muß man annehmen, daß der Verfasser beabsichtigt habe, an Elisabeth gewisse excessive geistliche und religiöse Richtungen ein Spiegelbild aufzustellen und eine Bemerkung, die er irgendwo in der Einleitung macht, zu illustriren, nämlich, wohin es führen kann, wenn die christliche Liebesthätigkeit zu den Ansichten und Formen abgestorbener Jahrhunderte zurückgedrängt werde. Diese Tendenz ist anerkennenswerth; nur ist das Beispiel der Elisabeth, namentlich in der Weise, wie sie uns hier dargestellt wird, unglücklich gewählt. Sie sinkt unter der moralischen Tyrannei ihres Beichtvaters, des Konrad von Marburg, zur völlig charakter- und willenlosen Sklavin herab, und die Züge sind so aufgetragen, daß der Nimbus, der sie, auch nach dieses Verfassers Charakteristik, dessenungeachtet umgeben soll, in der That und Wahrheit ganz und gar verloren geht. Manche der Legenden von der heiligen Elisabeth enthalten Handlungen, die man vom heutigen nüchtern-vernünftigen Standpunkte betrachtet, für mehr noch als thöricht erklären müßte. Thut wenn sie z. B. mit der Verpflegung des Aussätzigen den Keim der verheerendsten Krankheit in das Elternhaus und mit möglicherweise in die gegenwärtigen und künftigen Generationen verpflanzt, so handelt sie entweder verbrecherisch oder wahnsinnig; und wenn sie, um blindlings Geld unter die Leute auszuwerfen, ganze Gebiete der Landgrafschaft verarmen, so handelt sie, zum mindesten gesagt, unverständig, und der Landgraf ist völlig in seinem Rechte, wenn er ihr das Handwerk legt. Ganz anders nimmt sich aber das alles unter dem mystischen Schleier der Romantik und des Wunders aus, wo man träumt mit dem träumenden Volke, das solche Legenden erfand, wie sich's eben im Dunkel bequem träumen läßt, und wo man auf diesem phantastischen Gebiete vor allem Eindringen [illegible] polizeilicher und nationalökonomischer Rücksichten völlig sicher ist. Daß aber dergleichen Illusionen nicht aufkommen können, dafür hat der Verfasser dadurch, daß er alle die Lieblingswunder der Legende auf natürlichem Wege erklärt, gründliche Sorge getragen; und indem er uns so in das Reich der Aufklärung versetzt, kommen wir zur ganzen Elisabeth-Sage in den peinlichsten Widerspruch, und die arme Elisabeth ist weiter nichts als die unglückliche Düpe des Konrad von Marburg, die aus Mitleid keine rechte Theilnahme einzuflößen im Stande ist und deren Heiligsprechung nach den Antecedentien gerade in das Gegentheil von einem harmonischen Abschluß umschlägt. Das Tragische liegt darin, daß an der Elisabeth der nachtheilige Einfluß [illegible] alle individuelle Willensfreiheit aufhebenden geistlichen Despotismus nachgewiesen, daß aber dessenungeachtet dabei der Unfreien das Prädicat der Heiligkeit gewahrt bleiben soll, [illegible] ein Widerspruch in sich selbst ist.

„Aus neuer Zeit" (Nr. 3) enthält zwei Geschichten: „Wanderschaft im Morgenlande" und „Handwerk hat einen goldenen Boden". Ueber Konstantinopel, Palästina und Aegypten, die Hauptthemata der ersten Erzählung, besitzen wir an wissenschaftlichen und nicht wissenschaftlichen Werken — über Konstantinopel namentlich seit dem Krimkriege — ein so gerüttelt und geschüttelt Maß voll, daß man an jeden Zuwachs zu dieser Literatur doppelt hohe Ansprüche zu machen berechtigt ist. Der Verfasser hat die Wendung genommen, daß er jene viel betretenen

[illegible] [illegible] [illegible] [

Werk von hohem sittlichen Ernst, unparteiischer Forschung und großer Wahrheitsliebe zeugt*), bemerkt: „In den nördlichen und östlichen Staaten findet eine ebenso regelmäßige Justizpflege statt wie in England, und Leben und Eigenthum sind unter dem Schutze des Gesetzes ebenso sicher, als sie es in irgendeinem civilisirten Lande sind. Die Gerichtshöfe sind zahlreich, ehrenwerth und überall nahe bei der Hand." Mit dem Corpus juris glaubte vielleicht der Verfasser, indem er ihm allen Rechtsboden in Amerika entzieht, ganz gewiß zu gehen; er hat sich aber, worüber wir nicht weiter mit ihm rechten wollen, doch geirrt, denn das Römische Recht hat im Staate Louisiana positive gesetzliche Geltung. In allen übrigen Staaten gilt das gemeine englische Recht, und es fehlt somit nicht an einer tüchtigen Grundlage für einen geordneten Rechtszustand. Das aber hätte dem Verfasser nicht unbekannt sein dürfen, daß der Advocatenstand in der ganzen Union unter allen Ständen der angesehenste ist, und wer dies weiß, der kann es sich schon a priori sagen, daß derselbe nicht aus Rabulisten und Schuhflickern bestehen werde. Man unterscheidet zwischen Attorney (Anwalt) und Counsellor (Consulent, in England Barrister); der letztere führt den Rechtsstreit vor dem Gerichtshofe, der erstere bereitet das Material vor und macht die schriftlichen Arbeiten. Es können beide in einer Person vereinigt sein, beide aber müssen sehr strenge Fähigkeitsprüfungen bestehen, ehe sie zugelassen werden. In andern Vorbedingungen halten es die verschiedenen Staaten verschieden. In Massachusetts z. B. fragt man nicht, woher er seine Kenntnisse erwarb, wenn er sie nur hat; in Neuyork verlangt man jahrelangen Besuch einer juristischen Expedition, der sich für Zulassung zur Praxis beim höchsten Gerichtshofe als Attorney bis auf sieben Jahre und als Counsellor auf eine weitere Praxis von zwei Jahren vor dem Gerichtshofe erstreckt. Universitätsbildung vermindert die siebenjährige Frist auf eine dreijährige. Für jeden einzelnen Staat muß besondere Zulassung zur juristischen Praxis erworben werden; ebenso beim Obergericht, wenn auch jemand zuvor die Advocatur in allen Einzelstaaten schon erlangt hätte. Auch über Religion und Schule in den Vereinigten Staaten sind die Bemerkungen des Verfassers ungenügend und theilweise unrichtig; und was die oft gerügte Herzlosigkeit, Grobheit und Ungeschliffenheit anlangt, durch die sich die Amerikaner charakterisiren sollen, so könnten wir mit einer Menge gewichtiger Stimmen für das Gegentheil aufkommen. Daß der leidige Mammonsdienst durch die ganze Union hindurch außerordentlich viel Unheil stiftet, ist gegründet. Ob er aber gerade dort am ärgsten und ärger als in Europa betrieben wird, das ist noch sehr die Frage; der Unterschied besteht vielleicht nur darin, daß man sich dort offen und ungenirt zu ihm bekennt, während man hin anderwärts anständig zu verschleiern weiß.

Wir hätten noch manches zu berühren, was wir übergehen wollen. Aber eine Behauptung, die der Verfasser in Bezug auf die Sklavenfrage aufstellt, ist zu merkwürdig, als daß wir sie ungerügt lassen könnten. „Die Abscheulichkeit der Negersklaverei", sagt er, „ist vom Congreß der Vereinigten Staaten gesetzlich abgeschafft worden, und dennoch besteht sie in den südlichen Staaten gesetzlich fort." Nichts könnte die völlige Unbekanntschaft des Verfassers mit den wichtigsten amerikanischen Verhältnissen, wozu unbedingt die Sklavenfrage gehört, schlagender beweisen als diese wenigen Zeilen. Der Congreß kann und darf die Sklaverei in den Sklavenstaaten nicht aufheben, denn sie gehört nach der Verfassung zu den innern Angelegenheiten, rücksichtlich deren jeder einzelne Staat souverän ist; in Bezug auf die Sklaverei hat daher der Congreß den Einzelstaaten ebenso wenig zu befehlen, wie eine auswärtige Macht der andern, und wenn er dem entgegen ein Gesetz erlassen wollte, so würde es der Obergerichtshof auf Anrufen der betheiligten Staaten, ja selbst eines einzigen betheiligten Bürgers für nichtig erklären. Und hier erfahren wir, daß der Congreß die Negersklaverei gesetzlich abgeschafft habe! Eine solche Maßregel haben selbst die leidenschaftlichsten Abolitionisten dem Congreß noch nie angesonnen, geschweige denn, daß sie zur Ausführung gekommen wäre. Im Gegentheil haben die Sklavenstaaten, die nur halb soviel freie Einwohner zählen als die Freistaaten, und die, was Energie und Mittel anlangt, den Freistaaten um das drei- und vierfache nachstehen, es doch durch geschickte Benutzung verschiedener Interessen unter den einflußreichsten Schichten der nördlichen Bevölkerung dahin zu bringen gewußt, daß überall, wo die Verfassung nicht hindernd in den Weg trat, z. B. bei Organisation neuer Gebiete, der Congreß der Ausbreitung der Sklaverei den verderblichsten Vorschub that, und seine verfassungsmäßigen Befugnisse nicht gegen, sondern für die Sklaverei bis zur äußersten Grenze ausbeutete, wie z. B. im Flüchtlingsgesetz, wodurch das Eigenthum an den Sklaven, wie es allerdings die Bundesverfassung will, geschützt, aber in einer Weise geschützt wird, welche die Grenze des bundesrechtlich Zulässigen zum Vortheil der Sklavenhalter beinahe überschreitet. Hat doch der Congreß nicht einmal auf seinem eigenen kleinen Gebiete, dem District Columbia, von drei deutschen Quadratmeilen Umfang, wo er es thun könnte, die Sklaverei aufgehoben, läßt sie vielmehr Tag für Tag unter seinen Augen fortbestehen. Das einzige unbedeutende Zugeständniß, was der Congreß im Laufe langer Jahrzehnde der Sache der Humanität gemacht hat, war die Aufhebung der Sklavenmärkte, nicht des Sklavenhandels, noch weniger der Sklaverei, in diesem kleinen Bundesgebiete von drei Quadratmeilen, mittels des Compromisses von 1850; und dabei wurden dem Interesse der Sklavenhalter Huldigungen dargebracht, welche jenes Zugeständniß geradezu in nichts verschwinden ließen. Denn man hob in den neu zu organisirenden Gebieten Neumexico und Utah, auf einem Flächenraum von 19000 deutschen Quadratmeilen, das mexicanische Gesetz, welches die Sklaverei verbietet, auf, machte also diese weiten Räume der Sklaverei zugänglich, und man erließ das vorhin erwähnte Flüchtlingsgesetz, welches das Aufsuchen der entflohenen Neger in den freien Staaten gestattet, über jeden, der solchen Unglücklichen auch nur in der entferntesten Weise Vorschub leistet (ihm Obdach oder Nahrung gibt), empörend harte Strafen verhängt und sich selbst anderm dadurch charakterisirt, daß der Regierungscommissar, ohne Zuziehung von Geschworenen über den freien oder unfreien Zustand eines Negers entscheidet, 10 Dollars Gebühren erhält, wenn er den Neger zum Sklaven erklärt, und fünf, wenn er ihn freispricht; wie denn auch später noch der Congreß durch Aufhebung des Missouri-Compromisses von 1820, durch die Kansas- und Nebraskabill von 1854 die Möglichkeit der Einführung der Sklaverei in Kansas und Nebraska sanctionirte und so zu den Greueln, die Kansas seitdem gesehen, den Grund legte. Und hier hören wir, daß der Congreß die Sklaverei gesetzlich abgeschafft habe! Es ist hier nicht der Ort, die Sklavenfrage des Weitern zu verhandeln; wir erklären die Sklaverei für den größten Makel in den amerikanischen Zuständen, wir sind überzeugt, daß sie, wenn die Sklavenhalter den ernsten guten Willen hätten und die Plantagenwirthschaft in die Farmwirthschaft umwandelten, in den südlichen Staaten ebenso gut ohne gefährliche Erschütterungen allmählich beseitigt werden könnte, wie es im vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts in den nördlichen Staaten, den gegenwärtigen Freistaaten, beseitigt worden ist, und wir beweisen, indem wir dies aussprechen, daß wir die amerikanischen Schattenseiten nichts weniger als beschönigen wollen; allein wir fordern von einem Volksbuch durchgängig Wahrheit und Gründlichkeit. Wenn man wirkliche Mängel mit so schwachen und nichtigen Waffen bekämpft, wie es in vorliegendem Buche bei der Sklaverei geschehen, dann thut man dem Uebel eher Vorschub als Abbruch.

Der Verfasser ist, wie sich aus sämmtlichen besprochenen Leistungen ergibt, nicht ohne Darstellungstalent; manche seiner Schilderungen sind frisch, lebendig und anschaulich, manche Situationen gut angelegt und ausgeführt; aber es fehlt an tiefen und umfassenden gediegenen Studien. Man sieht es auf den ersten Blick, daß die Arbeit zu leicht genommen ist. Von mehr

*) Alexander Mackay, „The Western World", (vierte Ausgabe, 3 Bde., London 1850); deutsch bei Georg Wigand (Leipzig 1855).

sed multum. Eine gute Volksschrift ist eine der schwersten und im Erfolge lohnendsten Aufgaben, die aber nicht ohne lange, ernste und gewissenhafte Arbeit gelöst werden kann. Der Verfasser mag immer in diesem Fache fortwirken; er wird bei tiefer eindringendem Streben Gutes bringen; nur muß er sich zu einem Buche so viel Jahre Zeit nehmen, so viel Bücher er jetzt in einem Jahre zu Markte gebracht hat. Otto Heubner.

Notizen.

Zur deutschen Journalistik.

Der nordamerikanische Zweig der deutschen Journalistik hat einen seiner Vertreter durch den Tod verloren, dem wir wol ein längeres Wirken gewünscht hätten; wir meinen den Herausgeber der „Atlantis", Chr. Effellen, welcher 34 Jahre alt in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai im Hospital auf Blackwells-Island bei Neuyork an Gehirnerweichung verstorben ist. Ein schriftstellerischer College, Fenner von Fenneberg, der in demselben Hospital als Geisteskranker weilt, aber auf dem Wege entschiedener Besserung sich befinden soll, drückte ihm die Augen zu. Wie es sonach scheint, ist mit den deutschen Autoren, die nach Nordamerika verschlagen werden, auch der bekannte „Dämon der deutschen Schriftsteller" als unzertrennlicher Begleiter mit ausgewandert. Freilich scheint Effellen an seinem frühen Untergange nicht ohne Mitschuld gewesen zu sein. Wenigstens deutet dies Karl Heinzen in Nr. 20 seines „Pionier" (in welcher Nummer er, beiläufig gesagt, gegen den „am preußischen Patriotismus leidenden" Arnold Ruge wegen dessen „Deutschen Museum" veröffentlichten Aufsatzes: „Die Freiheit der Hauptvölker", in seiner Weise loszieht) mit den Worten an: „Die Folgen einer Lebensart, die ihm das geistige Vermögen zerrüttet, hatten Effellen in jene Anstalt gebracht. Und jene Lebensart war die Folge nicht blos einer persönlichen Schwäche, sondern auch der Enttäuschungen, welche die sowol an sich wie in Bezug auf die hiesigen Verhältnisse zu hoch gespannten Ansprüche des Verstorbenen erfahren mußten. . . . Wie übertrieben aber auch seine Ansprüche in mancher Beziehung gewesen sein mögen, immerhin ist sein Ende eine Schande für die amerikanischen Deutschen, da seine «Atlantis», deren Untergang ihm den letzten Stoß gegeben zu haben scheint, wahrlich eher zu existiren verdiente, als Hunderte jener erbärmlichen Wische, an denen sich nur die Dummheit und Roheit erbaut." Heinzen erwähnt ferner, daß sogar die „Neuyorker Staatszeitung" bei der Kunde von Effellen's Tode den Wunsch ausgesprochen habe: „Möge ihm die Erde leicht werden!" Heinzen setzt in seiner bekannten grobschen Manier hinzu: „Den idiotischen Wunsch, daß einer Kiste voll Knochen und Sehnen die Erde leicht werden möge, damit sie nicht von Asthma und Hühneraugen geplagt werden, hat auch schon jeder Böotier für einen Begrabenen übrig. Männern von Geist und humaner Richtung aber das Leben leicht zu machen, das fällt dem Pöbel nicht ein. Solange man die Erde unter seinen Füßen hat, wird sie einem möglichst schwer gemacht; hat man sie auf der Stirn liegen, dann soll sie einem leicht werden." Sicherlich war die „Atlantis" unter den Erzeugnissen der deutschen periodischen Presse in Nordamerika eins der am anständigsten, würdigsten und wissenschaftlichsten gehaltenen. Was Heinzen mit seinen geringen pecuniären Kräften aus dem Blatte machte, hat Effelen aus ihm gemacht. Er hat das Blatt mehre Jahre lang aufrecht erhalten und durch dessen Verlegung nach Neuyork noch anfangs Juli 1858 den Versuch gemacht, dem Blatte eine weitere Ausbreitung zu verschaffen, was ihm auch nicht gelang. Die uns vorliegenden ersten Hefte dieser neuen Folge, das Juli- und Augustheft, enthielten manche interessante Aufsätze, die um so mehr Werth haben, da es darin nicht wie in so vielen deutsch-amerikanischen Blättern auf bloßes literarisches Raisonnement, sondern vorzugsweise auf Stofflichkeit abgesehen ist; wir nennen z. B. die Aufsätze: „Das Klima der Vereinigten Staaten" (von Dr. Rieß), „Der Westen und die Indianer", „Die Harvard-Universität", „Emancipation in Missouri" u. s. w. Außerdem brachte jedes Heft Mittheilungen über deutsches Leben und Treiben in Neuyork und kleine Recensionen, unter andern über Heinzen's „Gedichte", von denen gesagt wird: „Indessen gibt es der Plattitüden mehr, wie der sinnigen Gedichte. . . . Es sind Sachen da, die vollständig unschön und sogar unanständig sind, während andere Gedichte gar keine Pointen haben." Trotzdem wird weiter bemerkt, daß die Tendenz der Heinzen'schen Gedichte mit der „Noth- und Jammerpoesie" in Deutschland in vortheilhaftem Gegensatz stünden u. s. w. — Blicken wir auf die belletristische Journalistik des deutschen Centrallandes, so haben wir da zwei mit dem 1. Juli eingetretene Aenderungen zu erwähnen. Robert Giseke hat infolge seiner Uebersiedelung nach Dresden und seiner Betheiligung an der Redaction der „Sächsischen Constitutionellen Zeitung" die Redaction der in Leipzig erscheinenden „Novellenzeitung", in der uns seine unparteiisch, geschmackvoll und geistreich geschriebenen, oft mit feiner Ironie gewürzten Kritiken immer sehr willkommene Erscheinungen waren, ganz aufgegeben. Gleicherweise kündigt Fedor Wehl seinen Rücktritt von der Redaction der „Jahreszeiten" an. Auch diese Aenderung bedauern wir. Wehl verstand ein sehr reichhaltiges mannichfaltiges Feuilleton herzustellen, war seinen anständigern Mitautoren ein guter College und wußte für die Interessen der deutschen Schriftsteller, namentlich der dramatischen, oft ein energisches Wort zu sprechen.

Die Schriften der Gräfin Dora d'Istria über den Orient.

Es ist in d. Bl. schon wiederholt von den Schriften der Gräfin Dora d'Istria (Prinzessin Koltzoff-Massalsky, geborene Helene Ghika) in anerkennender Weise die Rede gewesen. Und sicherlich verdient sie unsere Aufmerksamkeit als eine Verehrerin zwar nicht der deutschen Grazie, die bei uns eben nicht auf allen Zäunen wächst, um so mehr aber des ebenso tiefen als unerschrockenen deutschen Denkens und Forschens, in dessen Resultaten sie die festesten und einzigen Garantien für die weitere Fortentwickelung und Selbstbefreiung des menschlichen Geschlechts erblickt. Die romanischen Völker mögen ihr zwar, wie aus einigen Stellen ihres Werks über „Die deutsche Schweiz" hervorzugehen scheint, als die im ganzen adelichere und ritterlichere Race gelten; aber als Reformatoren auf geistigem und religiösem Gebiete weist sie den Deutschen den obersten Platz an. Außerdem gehört sie zu den seltenen Schriftstellerinnen, die nicht ihr Ich in den Vordergrund stellen, nicht auf Persönlichkeiten mehr Werth legen als auf Sachen und Ideen und sich nicht damit begnügen, die flüchtigen und zufälligen Erfahrungen ihres Lebens in Roman- oder Memoirenform zu verarbeiten; sie stürzt sich vielmehr in die Vergangenheit und in die Minen der Geschichte und macht zu ihrem Zwecke mit der Energie eines Mannes in alten und neuen theologischen, historischen und philosophischen Schriften gründliche Studien. Eine besondere Aufmerksamkeit widmet sie unter anderm auch den Zuständen der orientalischen Kirche, über die selbst unsere Gelehrten noch meist höchst mangelhaft unterrichtet sind. Sie hat dies in einigen Kapiteln ihres genannten Werks über „Die deutsche Schweiz" und sodann in einer besondern Schrift gethan, welche den Titel „La vie monastique dans l'Église orientale" führt und jetzt in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage erschienen ist. Ueber diese zweite Auflage der Schrift, welche auch im „Athenaeum", in der „Bibliothèque universelle de Genève", in der „Allgemeinen Zeitung", in der „Revue des deux mondes", im mailänder „Crepusculo", im turiner „Diritto" u. s. w. nur anerkennende Beurtheilungen erfahren hat, bemerkt unter anderm der französische Gelehrte Emile Deschanel in einer längern, kürzlich in der „Indépendance belge" mitgetheilten Besprechung: „Wir haben früher die «Suisse allemande» der Frau Dora d'Istria analysirt: ein Werk, welches seitdem die Ehre gehabt hat, in das Deutsche und Englische übersetzt zu werden und das somit unsere Lobsprüche gerechtfertigt hat. Diese Frau von hervorragendem Geiste und kräftigem Herzen trat zuerst in der

literarischen und philosophischen Welt mit einem bis dahin entbehrten Buch «La vie monastique dans l'Église orientale» auf, über das wir noch nicht gesprochen haben und von dem jetzt die zweite Auflage erschienen ist. Die Verfasserin hat ihr Werk derartig ergänzt, daß man sagen kann, sie habe es gänzlich umgestaltet. In der ersten Auflage hatte sie nur die russischen Klöster behandelt, in der letztern beschäftigt sie sich auch mit den Klöstern der Walachei, Moldau, Griechenlands, Macedoniens, Palästinas, Armeniens, Aegyptens" u. s. w. Weiter bemerkt Deschanel, wenn Erasmus in seinem „Encomium moriae" und Rabelais in seiner „Gargantua und Pentraguel" die abendländischen Klöster zum Gegenstande ihrer Satire gemacht hätten, so gäbe Frau Dora d'Istria nur Thatsachen, die sie beobachtet, als sie „avec de longues fatigues" den größten Theil der morgenländischen Klöster besucht habe, während sie bei der Schilderung derjenigen, die sie nicht besucht, ihre Zeugnisse und Autoren citire. Es wird hervorgehoben, daß, nach den Beobachtungen der Verfasserin, diese Klöster nur zu oft die Herbergen der Selbstsucht, des Nichtsthuns, der Unwissenheit, des Hochmuths, des Geizes und der Ausschweifungen seien und daß sie ohne die ihnen gewährten Geldunterstützungen längst nicht mehr bestehen würden. Deschanel schließt mit folgenden Worten, die wir französisch anführen: „En résumé, esprit et coeur vaillants, style aiguisé et grave tour à tour; des détails et des faits, plus éloquents que les plus belles phrases, voilà ce qu'on rencontre dans ces deux livres de Madame Dora d'Istria: *La vie monastique dans l'Église orientale*, et la *Suisse allemande ou l'ascension du Moench*, oeuvres viriles et franchement libérales, écrites par une jeune princesse." Vielleicht thun wir unsern Leser einen Gefallen, wenn wir ihnen zur Anzeige bringen, daß von dem neuen Werke der Verfasserin: „Les femmes en Orient", der erste Band sich im Druck befindet und demnächst erscheinen wird. Dieser erste Band wird über die Rumäninnen, Bulgarinnen, Serbinnen, Albaneserinnen, Helleninnen und Türkinnen handeln.

George Sand und die beiden Musset.

In einem auch in d. Bl. besprochenen Aufsatz der „Anregungen" waren einige der Gründe aufgezählt worden, die es veranlassen sollen, daß die Achtung für die Personen der Schriftsteller in so hohem Grade gesunken sei. Brendel suchte die Gründe hiervon erstlich in der geringen Achtung, welche die Schriftsteller einander selbst zollen und in dem oft alles Anstandes entbehrenden Tone ihrer Polemiken; sodann in der großen Zahl Unberufener, die sich — wir glauben jedoch in geringerer Zahl als in den dreißiger und vierziger Jahren — dem Schriftstellerstande anhängen; endlich in der precären ökonomischen Lage der Schriftsteller. Aus dem Junibändchen der französischen Zeitschrift „Le quart d'heure" ersehen wir, daß dieselbe Klage sich auch in Frankreich vernehmen läßt. Einer der Redacteure, A. Louvet, beginnt einen geistreich geschriebenen Aufsatz: „Lettre à M. Paul de Musset sur le scandale et les spéculations de librairie" mit den Worten: „Seit ziemlich langer Zeit zeigt sich eine Art Misachtung seitens der öffentlichen Meinung gegen die Schriftstellerei und die Schriftsteller. Man fragte sich nach der Ursache. Warum sollte die Ausübung der höchsten geistigen Fähigkeiten weniger edel und ehrenhaft sein als diese oder jene Berufszweige, denen wir nichts Böses nachsagen wollen, denn sie alle tragen zur socialen Wohlfahrt bei, die aber doch auf der Anwendung von Fähigkeiten geringerer Qualität beruhen? Warum sollte das Talent sich einer geringern Achtung erfreuen als die praktische Geschicklichkeit? Sollte dies einzig und allein der Schmähsucht einer auf jede geistige Superiorität neidischen Menge zugeschrieben werden müssen? Ist es nicht vielmehr die garstige und nothwendige Folge der geringen Achtung, welche die Schriftsteller für sich selbst und für ihre Genossen haben, jenes Mangels an Würde, wie er sich in Manövern der Art zeigt, von denen ich heute sprechen will, und die ein Journalist (Prosper Jourdan im «Causeur») sich nicht gescheut hat als «tripotages» zu bezeichnen?" Louvet bezieht sich hiermit auf Paul de Musset's „Lui et Elle", eine Art Parodie, Libell oder Gegenschrift gegen den in der „Revue des deux mondes" veröffentlichten Roman von George Sand: „Elle et Lui." Paul de Musset läßt darin unter anderm renommirte Personen, mit denen George Sand einmal in Verbindung gestanden, unter den Namen Hans Flocken, worunter ein deutscher Pianist verstanden ist, Caliban, Diogène, Hercule u. s. w. auftreten. Es ist dies nämlich ein Contrecoup gegen die Art, mit der George Sand angeblich den verstorbenen Dichter Alfred de Musset, Bruder des Verfassers von „Lui et Elle", in ihrem neuen Roman eingeführt hat. Wie weit an Paul de Musset's Gegenschrift buchhändlerische Speculation (wie Louvet meint) oder der Unwille über George Sand's Verfahren gegen seinen verstorbenen Bruder Antheil hat, wollen wir hier nicht untersuchen; jedenfalls scheint uns aber George Sand von dem Privilegium eines Romanschriftstellers, individuelle Lebenserfahrungen und persönliche Bekanntschaften in seinen Romanen zu verarbeiten, einen etwas zu weit gehenden Gebrauch, eine Art Handwerk zu machen, so geistreich die Dame es auch betreiben mag. So weit sollte, trotz des von Goethe im „Werther" gegebenen Beispiels, das man klüglich in dieser auffälligen Weise später nicht wiederholt hat — und Albert und Lotte waren damals wenigstens noch keine weltkundigen Persönlichkeiten —, die Verwendung bestimmter bekannter Individuen in Romanen denn doch nicht gehen, daß jeder mit Fingern auf sie zeigen kann. Die Literatur ist überhaupt sowol in Frankreich wie in Deutschland viel zu persönlich und dadurch skandalös geworden, als daß es nicht als Pflicht erscheinen sollte, gegen diese Richtung, in wie feinen oder groben Formen sie sich auch darstellen mag, den entschiedensten und feierlichsten Protest zu erheben. Dieser aus der Frivolität und Skandalsucht der Zeit hervorgegangenen Richtung ist nichts heilig; sie entweiht die zartesten Verhältnisse, sie deckt Geheimnisse, die ewig in Nacht begraben sein sollten, mit unsauberm Finger auf, sie übt Rache, oft an dem eigenen Fleisch und Blut, sie compromittirt Personen, die eben erst ins Grab gestiegen oder gar noch am Leben sind. Man muß ernstlich fragen, wohin das zuletzt noch führen soll. Wir haben diesem Auflösungs- und Zersetzungsproceß der Familie und der Gesellschaft schon lange mit bangen Blicken zugesehen, und wir müssen leider bekennen, daß unsere schlimmsten Befürchtungen durch neuere Beispiele in Frankreich wie in Deutschland noch weit übertroffen worden sind. H. M.

Bibliographie.

Attibert, F., Vier Jahre in Cayenne. Nach den Aufzeichnungen (des Verfassers). Herausgegeben vom Herausgeber des Bien-être Social. Aus dem Französischen von L. Lindenberg. Regensburg, Manz. 8. 9 Ngr.

Chemnitz, B. P. v., Königlichen Schwedischen in Teutschland geführten Kriegs (6ste Lieferung). 4ter Theil, worin der völliger rechter Verlauff unter den Feld Marschalln Leonhard Torstenssons ꝛc. Kriegs-Direction, von des Feld Marschalln Johann Bauers ꝛc. tödtlichen hintritt, bis auf erstgemeldeten Feld Marschalln abreisen aus Teutschland, beschrieben wird. 5tes Buch. Stockholm. 1858. Fol. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Feydeau, E., Daniel. Berlin, Bieler u. Comp. 10 Ngr.

Frauenbrevier für Haus und Welt. Eine Auswahl der besten Stellen aus namhaften Schriftstellern über Frauenleben und Frauenbildung. Zusammengestellt von H. W. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 2 Thlr.

Glaubrecht, O., Das Volk und seine Treiber. Erzählung. Herausgegeben von dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland. Eisleben. 12. 10 Ngr.

Deutsche Glossen zu einem Polnischen Texte. Posen, Merbach. Gr. 8. 12½ Ngr.

Goerz, A., Regesten der Erzbischöfe zu Trier von letti bis Johann II. 814—1503. 1ste Abtheilung. Von letti bis Wernher 814—1418. Trier, Lintz. Gr. 4. Thlr. 10 Ngr.

Helene. Eine Warnungstafel vor der modernen Welt. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Berlin, Plahn. 8. 2½ Ngr.

Herzen, A., Aus den Memoiren eines Russen. 4te Folge. Gedachtes und Erlebtes. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. Thlr.

Hinze, F. H., Poetische Schriften. Mit einem biographischen Vorwort herausgegeben von F. Meyer von Waldeck. Ister Theil. Gedichte. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, A. Duncker. 8. 24 Ngr.

Immer, A., Schleiermacher als religiöser Charakter. Ein Vortrag, vor einem gemischten Publikum gehalten in Bern, am 18. Februar 1859. Bern. Gr. 8. 6½ Ngr.

Kempen-Album. Mit Beiträgen von Ritter von Alpenburg, M. Bermann, L. Bowitsch ꝛc. Herausgegeben von J. Rajczlowski. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kerner, J., Winterblüthen. Stuttgart, Cotta. 16. Thlr.

Knenzel, H., Das Leben und der Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, des Eroberers und Vertheidigers von Gibraltar. Ein Beitrag zur Geschichte des spanischen Successionskriegs, zur Memoirenliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts, und zur hessischen Landesgeschichte. Nach den deutschen, englischen, französischen, spanischen ꝛc. Originalpapieren des brittischen Museums und der Archive zu London, des Großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs zu Darmstadt, des k. k. Reichsarchivs zu Wien ꝛc. dargestellt. Mit dem Bildniß des Landgrafen Georg und der Admiralitätskarte von Gibraltar. Darmstadt i. d. W., Scriba. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leben und Wirken des Regierungs- und Schulraths Wilhelm von Türk, von ihm selbst niedergeschrieben als ein Vermächtniß an die von ihm gegründeten Waisenhäuser, und nach seinem Tode herausgegeben von Angehörigen des Verfassers. Potsdam, Riegel. Gr. 16. 10 Ngr.

Lehner, F. A., Ergötzliches in That und Wort vom Grafen und König Rudolph, in lustige Reime gebracht. Wien, Rudolf's Sohn. 12. 1 Thlr.

Lobedanz, E., Ein neuer Glaube. Biographisch-culturhistorischer Roman. Drei Theile. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Lorenzen, F. N., Jerusalem. Beschreibung meiner Reise nach dem heiligen Lande im Jahre 1858. Mit einer Karte. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meißner, A., Seltsame Geschichten. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Metzdorf, E., Gedichte. Hirschberg, Rosenthal. 16. 7½ Ngr.

Meyer, F., Richard Wagner und seine Stellung zur Vergangenheit und „Zukunft". Eine literär- und musik-historische Studie. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 10 Ngr.

Noack, L., Schelling und die Philosophie der Romantik. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des deutschen Geistes. Erster Theil. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Oppermann, A., Aus dem Bregenzer Wald. Breslau, Trewendt. 8. 22½ Ngr.

Rau, G., Retscherhof und Königspfalz in Speier. Ein Beitrag zur geschichtlichen Topographie Speiers. Mit Abbildung der Retscherruine und Grundriß des Retscherhofes. Speier, Jaegerhard. Gr. 8. 16 Ngr.

Reise-Fragmente aus Nord und Süd gesammelt in Spanien, Portugal und Schweden durch L. v. H. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Robe, Zur Urgeschichte der Donauländer zwischen Raab und Theiß. Nebst zwei Karten. Breslau, Aderholz. 8. 15 Ngr.

Roth von Schreckenstein, K. H. Freih., Geschichte der ehemaligen freien Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrome, nach Quellen bearbeitet. 1ster Band. Die Entstehung der freien Reichsritterschaft bis zum Jahre 1437. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Weißenborn, G., Vorlesungen über Pantheismus und Theismus. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wetzel, J. F., Die Sprache Luthers in seiner Bibel-Uebersetzung dargestellt und erläutert. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 15 Ngr.

Wigand, F., Tassilo, Herzog von Bayern. Tragödie in fünf Aufzügen. Mannheim. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Berthold, G., Die großen Weltereignisse von 1859 und 1860. Ein geschichtliches Gedenkbuch für Alle. Mit Abbildungen. 1ste Lieferung. Dresden, Breyer. 4. 3½ Ngr.

Brennus-Zug und Moskoviterthum. Ein Mahnruf an das deutsche Volk von einem unabhängigen Liberalen. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Cäsar, J., Ein Beitrag zur Charakteristik Otfried Müller's als Mytholeg. Sendschreiben an Herrn Prof. Welcker in Bonn. Marburg, Elwert. Gr. 8. 3 Ngr.

En tout cas ou de près et de loin. Nouvelles transalpines. Berlin, Falckenberg. 32. 5 Ngr.

Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen! Schutz- und Trutzlieder für 1859. Deutschlands Söhnen gewidmet von H. K. 1stes Heft. Leipzig, Lehmann. 8. 3 Ngr.

Gottwald, H., Ein Breslauer Augenarzt und die neue Musikrichtung. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 7½ Ngr.

Häusser, L., Karl Freih. vom Stein. Eine Skizze. Mit dem Porträt Stein's. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Deutschland über Alles! Zeitgemäße Lieder. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 16. 5 Ngr.

Kirchhoff, F. C., Ueber die christliche Humanität. Rede gehalten in der Aula des Altonaer Gymnasiums bei seiner Introduction als fünfter Lehrer an demselben. Mit einer poetischen Beigabe. Altona, Wendeborn. Gr. 8. 3 Ngr.

Krause, C., Zur Lösung der Volksschullehrer-Frage am Landtage von 1857/58. Dresden. Gr. 8. 3 Ngr.

Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens. Eine Stimme aus der Demokratie. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

Kriegsbilder. Nr. 1. Pietsch macht mobil! Ein civilisatorischer Versuch zur Erledigung der italienischen Frage von A. Hopf. Berlin, Falckenberg. 8. 2½ Ngr.

Das Kriegstheater in Oberitalien als Text zu jeder Kriegskarte. Leipzig, Lorck. Hoch 4. 5 Ngr.

Leben und merkwürdige Abenteuer Joseph Garibaldi's, kühnen Aufwieglers und tapferen Bandenchefs. Mit Portrait. Zürich, Ringk. 32. 2½ Ngr.

Liebner, T. A., Die innere Kriegsbereitschaft. Predigt vor der Eröffnung des außerordentlichen Landtages am 25. Mai 1859 in der evangelischen Hofkirche zu Dresden gehalten. Dresden, am Ende. Lex.-8. 3 Ngr.

Müller, M., Politischer Maitrank im Jahre 1859. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 2 Ngr.

Napoleon III. und die Kurhessische Leih- und Commerzbank. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 1 Ngr.

Die Politik Preußens. Eine Stimme aus Süddeutschland. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 3 Ngr.

Preußen und Kaiser Napoleon III. Vom Verfasser der Flugschrift: „Kaiser Napoleon III. und Preußen." Berlin, Hasselberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Einige Worte über die Bulle Pius IX. vom 21. October 1858, auch mit Berücksichtigung der katholischen Gemeinde auf Nordstrand. Flensburg, Herzbruch. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Vierteljährlich nur 20 Ngr.

☞ Eignet sich in jährlichem Einband zur Aufstellung in jeder Familienbibliothek!

In einer Zeit, wo für Haus und Herd Gefahren heraufgezogen sind, die das deutsche Volk zwingen können, seine ganze Kraft einzusetzen, durfte sich auch diese, zunächst der Unterhaltung und belehrenden Anregung gewidmete, weit verbreitete Wochenschrift der

Erörterung vaterländisch-politischer Fragen

nicht entziehen. Von dem bekannten freisinnigen Standpunkte des Herausgebers werden namentlich die allgemeinen culturhistorischen Beziehungen der gegenwärtigen Weltlage in jeder Wochennummer unparteiisch besprochen werden und machen wir schon jetzt auf folgende unter der Presse befindliche Artikel aufmerksam:

An die Befehlshaber unserer Krieger. — Germanen und Romanen. — Die Herren der Lombardei. — Ein Blick auf Verona. — Französische Kaiserpoesie u. a. m.

Mit der soeben erschienenen Nr. 40 beginnt ein neues Abonnement. Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lichtstrahlen aus W. von Humboldt's Briefen

an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Vierte Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Erscheinen einer vierten Auflage dieser Schrift binnen wenigen Jahren spricht am besten für ihren Werth.

In demselben Verlage erschienen:

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Ausgabe in Octav. Sechste Auflage. — Ausgabe in Großoctav. Fünfte Auflage. Jede Ausgabe geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

Dieses Werk ist so berühmt und schon so weit verbreitet, daß es keiner besondern Empfehlung mehr bedarf.

M. Solitaire's

sämmtliche Schriften, 16 Bändchen, überall günstig recensirt, sind in allen Buchhandlungen zu haben. Neu erscheint soeben von Solitaire „Erzählungen bei Licht".

Publications for the study of the German and French Languages.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

The Poetry of Germany. A selection from the most celebrated German poets of the two last centuries. Chronologically arranged and accompanied with an historical survey of the German poetry from Haller to the present time. By Dr. **F. Ahn.** 8vo. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 8 Ngr.

A New, Practical and Easy Method of Learning the German Language. By **F. Ahn.**

First course. Fifteenth edition. 1859. 10 Ngr.
Second course. Twelfth edition. 1859. 12 Ngr.
Third course. Second edition. 1858. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Ahn's New Method of Learning the German Language. First and second Course. Sixth edition. 1859. 5 Ngr.

A German Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With indications of the German Pronunciation. By **Ch. Graeser.** 8vo. 8 Ngr.

The Simplest Method of acquiring an Elementary Knowledge of the French Language. Adapted from Professor Ahn's Elementary Book. By **Charles Graeser.** Second edition, revised and corrected. 8vo. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Graeser's Simplest Method of Learning the French Language. With a Characteristic of Ahn's Method. 8vo. 5 Ngr.

A Practical and Methodical Grammar of the French Language. By **Charles Graeser.** Two Parts. 8vo. 2 Thlr. 4 Ngr.

Graeser's „*Simplest Method*" forms together with his „*Practical and Methodical Grammar*" a graduated and complete course of the French Language.

A French Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With an Introduction to the French Pronunciation. By **Ch. Graeser.** 8vo. 8 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Finanzen Oesterreichs.

Ein Vorschlag
zur vollständigen Regelung derselben und zur dauernden Herstellung der Valuta.

Von **Johann Bosearolli.**

8. 4 Ngr.

Diese wichtige Schrift enthält einen Vorschlag zur definitiven Regelung der österreichischen Finanzen und verdient deshalb von jedem gelesen zu werden, der dabei mitbetheiligt ist. Der Verfasser lieferte im Jahre 1854 die Grundzüge zu der von der österreichischen Regierung veranstalteten Nationalanleihe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 29. — 14. Juli 1859.

Inhalt: Gott in der Geſchichte. — Radetzky-Literatur. Von **Karl Guſtav von Berneck.** — Aus dem Elſaß. — **Notizen.** (Deutſche Literatur in Italien; Die Aytoun-Martin'ſche Ueberſetzung der Goethe'ſchen Gedichte.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Gott in der Geſchichte.

Gott in der Geſchichte oder der Fortſchritt des Glaubens an eine ſittliche Weltordnung. Von Chriſtian Karl Joſias Bunſen. In ſechs Büchern. Zweiter und dritter Theil. Drittes bis ſechstes Buch. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 7 Thlr. *)

Es iſt von hohem Intereſſe, die Werke eines reichen Geiſtes in ihrer allmählichen Entſtehung zu verfolgen und an dieſem allmählichen Entſtehen ſowol den Einfluß der Zeit, unter welchem ja alles Entſtehende ſich befindet, als auch ihren Einfluß auf die Zeit zu beobachten. Jenem, dem Einfluſſe der Zeit und ihres Geiſtes, kann ſich nun einmal der Menſch nie ganz entziehen; ſtehen wir doch alle in ihrer Strömung, die auch uns mit ſich fortreißt; ſelbſt der, welcher gegen ſie ankämpft, iſt ebendarum zum mindeſten in ſeiner Polemik und dem Kreiſe ſeines geiſtigen Schaffens und Wirkens von ihr abhängig, und der ſeiner Kraft ſich bewußte Geiſt mag ſich an der Bewegung nur Richtung genügen laſſen, die er ſeiner Zeit gegeben oder zu geben mitgeholfen. Wenn aber die Flut der neuen Strömung alles mit ſich fortreißt, und jener immer mächtiger unleugbare Einfluß der Zeit zu einem Mit-dem-Strome-ſchwimmen wird, dann ziehen die kühnen Ruderer, die verzagt gegen die Strömung anzukämpfen wagen, unſere Aufmerkſamkeit und Bewunderung doppelt auf ſich, ob zwar um ſo mehr, je ſeltener eine vorſichtige Klugheit ſolchen Muth aufkommen läßt, und je weniger äußerer Erfolg ihre Ausdauer zu lohnen ſcheint.

Ein ſolcher kühner Schwimmer iſt Bunſen. Zu einer Zeit, da der ſtarre Confeſſionalismus mit beengendem Hochmuthe nach unumſchränkter Herrſchaft ſtrebte und nach einer ihm nun einmal lieben Terminologie deſto mehr von ſeiner Bereitſchaft zum Martyrium redete, je weniger Wahrſcheinlichkeit ein ſolches Martyrium hatte, das er vielmehr ſeinen Gegnern bereitete, und dem einzelne ſeiner Anhänger in neueſter Zeit recht geſchickt zu entgehen gewußt haben; zu einer Zeit, da eine Stimme für Gewiſſensfreiheit nach der andern ſcheu verſtummte und manche, um mit den Worten eines ſcharfen Kritikers jener Zeit zu reden, ſich aus der Sündflut der Union oder nur einer mildern Anſicht und Praxis in die Arche der Bekenntnißtreue rettete und hier ſogar die Feſtigkeit ſeiner neuen Ueberzeugung durch ſcharfe Verurtheilung anderer beſtätigen lernte, zu denen er früher geſtanden; in ſolcher Zeit hat Bunſen den Muth gehabt, einzuſtehen für die Sache der Gewiſſensfreiheit und ſeine gewichtige, tönende Stimme zu erheben, unbekümmert um die lauten Schreier, die ſelbſt in Sicherheit mit Anathemen drohten, unbekümmert auch um die kleinen Kläffer, die in der Größe der Fragen ihre eigene Kleinheit zu verſtecken hofften und in dem ſcheinbar unzweifelhaften Kampfe zu wachſen wünſchten. Mit den ſcharfen Waffen eines klaren Geiſtes hat er gekämpft, mit würdiger Ruhe und mit eiſerner Beharrlichkeit iſt er auf dem begonnenen Wege fortgeſchritten, und die inhaltsſchweren Werke, die von ſeinem Streben Zeugniß gaben — ein tüchtiges Heer, das manchen Sieg erfochten —, haben in raſcher Aufeinanderfolge die Kluft mit auszufüllen geholfen, welche die Gegner ſchon befeſtigt zu haben wähnten als unüberwindliches Hinderniß allem Fortſchritt. Eine ziemliche Reihe ſtehen ſie vor uns, Zeugen ſeiner reichen geiſtigen Schöpferkraft, ſeiner Beharrlichkeit und ſeines umfänglichen Wiſſens, von den „Zeichen der Zeit" bis auf das großartige „Bibelwerk", und wenn auch die weitere Folge des letztern manche Bedenken zu überwinden und zu widerlegen haben wird, die von anderer Seite geltend gemacht wurden: die Werke in ihrer Geſammtheit tragen ſämmtlich das Siegel der Gewiſſensfreiheit und der proteſtantiſchen Entwickelung, getragen durch ſittlichen Ernſt und den Adel einer würdigen Perſönlichkeit.

Und ſetzen wir noch hinzu, Bunſen war es auch vergönnt, bis zu dem großen Wendepunkt zu gelangen, an welchem wir gegenwärtig uns befinden, da zwiſchen Altem und Neuem es zur Entſcheidung kommen muß, und den Umſchwung zu ſehen, die wiedererwachte Regſamkeit der Gemeinde, für die er ſo lange gekämpft und die er mit vorbereitet. Je leidenſchaftlicher ſich ſeine Gegner geberdeten, deſto mehr mögen wir uns freuen, daß er die

*) Vgl. den Bericht über den erſten Theil dieſes Werks in Nr. 17 Bl. f. 1857. D. Red.

Keime seiner Saat schauen darf und wol auch, wenn nicht viele Zeichen trügen, ihre Blüte und ihre Frucht. Nicht die äußere Autorität eines polizeilichen Kirchenregiments, nicht Machtgebote oder Satzungen, wie sie die Sehnsucht einzelner aus mittelalterlicher Vergangenheit heraufbringen wollte, können für die Dauer die Gegenwart beherrschen. Sie sind unvermögend die dem Christenthum feindlichen Mächte zu besiegen, geschweige denn wahrhaft christliches Leben zur Entwickelung zu bringen, das sich frei entfalten muß und in den conventionellen Formen einer modischen Frömmelei so wenig gefunden werden kann, wie in den Treibpflanzen des Orthodoxismus, dessen Schößlinge ihre dogmatische Entwickelung und Reife schon auf die Universität mitbringen. Nur in freier und organischer Entwickelung kann ein religiös-sittliches Leben gedeihen in der protestantischen Wissenschaft wie in der Gemeinde, und das ist es, worauf Bunsen mit allem Nachdruck hingewiesen, was er in gefahrvoller Zeit verfochten, und dessen Anfang, wir hoffen es, wir mit ihm schauen. Möglich, daß das neue Leben auch noch andere Feinde zu überwinden haben wird als die selbstische Intoleranz hierarchischer Gelüste, ja daß in dem eigenen Schoße der Gemeinde diesem Leben Feinde erstehen, die nach der andern Seite hin Gefahren bereiten; aber es wäre schlimm, wenn wir nicht hofften, die Kraft des Christenthums werde auch sie überwinden, und wenn in dem Entscheidungskampfe manches immerhin Theuere bedroht wird, gerade dann wird sich zeigen, was Form und was Inhalt ist. Der Geist wird bleiben und siegen, auch das Wort wird uns bleiben, und das ist genug, ja das ist alles, und in diesem Sonnenlichte wird eine schöne Saat emporwachsen. Zwar andere, äußere Stürme mögen ihr Reifen bedrohen und vielleicht auch hemmen, aber sie ganz zurückhalten und vernichten können sie nicht, ja die Leiden einer schweren Gegenwart müssen sich vielleicht mit den Erfahrungen der Vergangenheit verbinden, um die Sache der protestantischen Entwickelung vor der Gefahr eines schwächlichen Rationalismus zu sichern; das Fortschreiten dieser Entwickelung werden sie nicht aufhalten. Und auch die Theilnahme an dem tüchtigen Streite auf geistigem Gebiete werden sie nicht mindern. Es wäre schlimm, wenn die ganze Angelegenheit für eine nur theologische gehalten würde, und die Gemeinde den Vertheidiger ihrer Rechte und die Frage selbst, die sie so sehr angeht, über äußere Ereignisse zur Seite stellen wollte. Ja es ist das Eigenthümliche des Genie, daß seine Schöpfungen über den Kreis ihrer nächsten Bestimmung hinaus auch andere Gebiete treffen und für alle Zeiten und Verhältnisse Gültigkeit haben, daß das wahrhaft Speculative zugleich allemal auch wahrhaft praktisch ist, und es gilt dies namentlich von den Werken Bunsen's, die alle keineswegs etwa nur theologisch, ja nicht einmal nur abstract wissenschaftlich sind, sondern deren eigentlicher Charakter es ist, daß sie rein menschliche Interessen alle verfolgen und weder der Theologie noch der wissenschaftlichen Theorie, sondern der Menschheit, dem Leben angehören.

Es gilt das Gesagte auch von Bunsen's letztem Werke: „Gott in der Geschichte", das in dem dritten Theile nunmehr vor kurzem seinen Abschluß gefunden hat, und das weit entfernt, als eine rein theologische oder abstract wissenschaftliche Forschung nur für den Fachgelehrten von Interesse zu sein oder der drohenden Gegenwart fremd zu stehen, sich vielmehr gerade jetzt in seinem praktischen Werthe und seiner praktischen Bedeutung erweist. Es ist nothwendig, bei der Besprechung des zweiten und dritten Theils, denen diese Zeilen eigentlich nur gelten, auf die schon früher ausgesprochene Tendenz des gesammten Werks noch einmal zurückzukommen, theils zur Erneuerung seiner Schätzung, theils wegen jenes möglichen Irrthums, als sei die Gegenwart mit ihrer politisch trüben Färbung einer solchen Schöpfung minder günstig. Zwar inter arma silent leges und silent Musae, und ruhigere Zeiten mögen das Gewicht und die Wahrheit jenes Buchs besser würdigen; aber dennoch ist sein Inhalt fast wie für die Gegenwart geschrieben, fast spricht Bunsen in ihm wie ein trostreicher Prophet, denn er verweist von dem Drucke einer ungerechten Willkür auf den durch die sittliche Ordnung nothwendigen Sieg des Guten und des Rechts. Das gilt in religiöser und politischer Beziehung, und wenn das Werk zunächst auch nur die erste beachtet, so berührt es doch auch ausdrücklich die zweite, wie es auch Propheten aus der Kunst, Poesie und Philosophie aufführt. Wie die religiösen Verhältnisse alle übrigen gestaltend durchdringen, so läßt auch das Buch von dem religiösen Mittelpunkt Licht auf jene fallen, indem es ihre Abhängigkeit und Bedingtheit von dem Gottesbewußtsein der Zeit nachweist.

Es ergibt sich von selbst die allseitige Bedeutung dieses Inhalts, und überall wo jener hoffnungsreiche Ton im Herzen anklingt und nachklingt, wird auch die Wahrheit dieses Buchs Anerkennung finden; überall wo die Hoffnung auf den endlichen Sieg des Rechts und des Guten begründet auf den Glauben an jene sittliche Ordnung wohnt, wird sein Inhalt diese Hoffnung zur frohen Gewißheit steigern, und wo Zweifel das Gemüth niederdrücken und mit Befürchtungen erfüllen für den Besitz eines Guts, dessen Werth die Gefahr doppelt groß erscheinen läßt, will es hinweisen auf die sittlichen Gesetze, nach welchem alles Leben geordnet ist, und deren ewige Geltung den endlichen Sieg des Rechts verbürgen. Diese Gesetze sollen nun eben aus der Betrachtung des fortschreitenden Glaubens an eine sittliche Weltordnung in der Geschichte der Menschheit entwickelt und nachgewiesen werden. Die Ursprünglichkeit des Bewußtseins Gottes in der Welt als der Instinct des Menschengeschlechts erscheint in seiner Einheit wirklich als die große Thatsache der sittlichen Weltordnung, und eine solche Einheit kann nicht nur eine subjective sein, sondern sie nöthigt uns zur Annahme einer gegenständlichen Wahrheit, einer die Welt beherrschenden Vernünftigkeit und Gutheit, nach welcher nur das Vernünftige und Gute sich erhält und also fortschreitet. Die Thatsache der Weltgeschichte beweist es, daß jener Glaube der Menschheit nichts anderes ist, als der

den Grundsatz der Wahrheit, welcher auch in der Kunst seine Geltung hat, und der Künstler, der ihn verletzt, wird nicht nur seine Kunst, sondern auch sich selbst verlieren. Wenn wir nun aber auch die Wahrheit als Grundsatz der Kunst anerkennen, so ist damit noch nicht gesagt, daß die Kunst nur Wahrheit enthalten soll. Es ist ihr Recht, auch Unwahrheit zu enthalten, wenn sie nur nicht gegen den Grundsatz der Wahrheit verstößt. Dieser Grundsatz ist nämlich nicht ein Gesetz, welches der Kunst von außen gegeben wird, sondern ein Gesetz, welches in ihrem eigenen Wesen liegt. Die Kunst ist nicht Wahrheit, sondern Schein, und sie kann nur dann Schein sein, wenn sie Wahrheit ist. Sie ist Schein, weil sie nicht Wahrheit ist, und sie ist Wahrheit, weil sie Schein ist. Sie ist Schein, weil sie nicht Wahrheit ist, und sie ist Wahrheit, weil sie Schein ist. Sie ist Schein, weil sie nicht Wahrheit ist, und sie ist Wahrheit, weil sie Schein ist.

Die Kunst ist nicht Wahrheit, sondern Schein, und sie kann nur dann Schein sein, wenn sie Wahrheit ist. Sie ist Schein, weil sie nicht Wahrheit ist, und sie ist Wahrheit, weil sie Schein ist. Sie ist Schein, weil sie nicht Wahrheit ist, und sie ist Wahrheit, weil sie Schein ist. Sie ist Schein, weil sie nicht Wahrheit ist, und sie ist Wahrheit, weil sie Schein ist.

Die Kunst ist nicht Wahrheit, sondern Schein, und sie kann nur dann Schein sein, wenn sie Wahrheit ist. Sie ist Schein, weil sie nicht Wahrheit ist, und sie ist Wahrheit, weil sie Schein ist. Sie ist Schein, weil sie nicht Wahrheit ist, und sie ist Wahrheit, weil sie Schein ist. Sie ist Schein, weil sie nicht Wahrheit ist, und sie ist Wahrheit, weil sie Schein ist.

Lebens sein und des persönlichen Glaubens, der solcher aufopfernden Liebe fähig ist. Es ist allerdings eine schwierige Aufgabe, sich zu dieser erhabenen Anschauung zu erheben, ja jene Gewißheit mag bei dem beschränkten Blicke des einzelnen, der nur einen Theil der Gesammtentwickelung zu überschauen vermag, oft genug erschüttert werden, aber sie allein läßt die Geschichte im wahren Lichte erscheinen, sie allein auch erfüllt in trüber Zeit das Gemüth mit tröstender Zuversicht und kann allein das Unterliegen als eine nicht vergebliche Opferthat, und nicht als eine zur Verzweiflung führende Vernichtung erscheinen lassen. Haben wir den Glauben an jene sittliche Weltordnung verloren, können wir in der Geschichte das Walten der göttlichen Vorsehung wirklich nicht mehr erkennen, so ist die Folge davon dem menschlichen Geiste wahrhaft unerträglich. Die Geschichte ist dann wirklich nur eine wirre Reihe trostloser Zufälligkeiten oder noch trostloserer Greuel, da der Marder das Huhn, und der Wolf den Marder auffrißt; der Einzelne und Schwache kann sich nicht einmal zur Resignation erheben, denn überhaupt aller sittlicher Halt ist verschwunden, sein Unterliegen unter der Gewalt und der Ungerechtigkeit ist ein werthloses und hoffnungsloses, und die Folge ein selbstischer Krieg aller gegen alle mit der schwindelnden Aussicht auf allgemeine Auflösung.

Dem gegenüber verweist nun Bunsen auf jene ewigen sittlichen Gesetze, auf die göttliche Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, und indem er den Fortschritt des Glaubens an diese sittliche Weltordnung durch die Jahrtausende nachweisen will, will er beweisen, daß die Thatsachen der Geschichte den Glauben an die sittliche Weltordnung bewähren, daß die Erscheinungen dieses Gottesbewußtseins eine fortschreitende Entwickelung bilden, deren Höhepunkt das Christenthum ist, und damit hat er sich eine wahrhaft große Aufgabe gestellt, die ebenso sehr seiner würdig ist, wie sie von seinem Scharfblick zeugt für das, was der Gegenwart noth ist für ihren Entscheidungskampf in religiöser und — wer denkt nicht unwillkürlich mit daran? — auch in politischer Beziehung.

Zugleich ist aber diese Aufgabe auch von Bedeutung für die Wissenschaft. Indem Bunsen dem Fortschritt dieses Gottesbewußtseins in der Geschichte nachgeht, eröffnet er deren wahren Sinn und Inhalt, und hiermit ist zugleich die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie ausgesprochen, welche in einer Vereinigung des idealen und realen Standpunktes, d. h. in der Verbindung der Speculation und der philologisch-geschichtlichen Forschung die Gesetze jener geistigen Entwickelung in der Weltgeschichte zu finden und darzustellen hat. Getrennt können diese Factoren ihre Aufgabe nicht lösen. Die Speculation isolirt muß sich in der Construction abstracter Formeln erschöpfen, die philologisch-geschichtliche Forschung verliert sich in die atomistische Masse des empirischen Stoffs, aber aus der organischen Verbindung dieser zwei Factoren mag eine wahrhaft weltgeschichtliche Erkenntniß hervorgehen.

Das ist es, was Bunsen mit hellem Blicke erfaßt und ausgesprochen hat; indessen muß für die Ausführung nach dieser Seite hin auf die Einleitung der beiden ersten Bücher des betreffenden Werks und das seinerzeit hierüber gegebene Referat verwiesen werden, da diese Besprechung nur den folgenden Büchern gewidmet ist und jene Gedanken nur zur Orientirung und Erinnerung kurz angedeutet werden sollten. Freilich muß es auch für die Besprechung der folgenden Bücher gesagt werden, daß ein Referat den überaus reichen Inhalt dieses Werks kaum andeuten, geschweige denn ein entsprechendes Bild in erschöpfender Weise davon wird geben können. Es kann nur eine Uebersicht geboten werden; möge sie die enthaltenen Schätze wenigstens ahnen lassen!

Die beiden ersten Bücher hatten nach einer schwungvollen Widmung an „Fürsten und Völker" eine allgemeine Einleitung und Uebersicht, sowie die Schilderung des Gottesbewußtseins bei den Semiten gegeben, den einen „der beiden bildenden Zweige der Menschheit", während sich die folgenden zwei Theile, das dritte bis sechste Buch enthaltend, in die Darstellung des vorchristlichen und nachchristlichen Gottesbewußtseins der Arier theilen. Diese Darstellung bewegt sich unter den Ariern Ostasiens, Kleinasiens und Europas, und das Eintreten des semitischen in das arische Gottesbewußtsein durch Christus und die Verkündigung seines Evangeliums in dem römischen Weltreiche bildet den Hauptabschnitt. Als Vorhalle zu den so geschiedenen zwei Theilen wird das ägyptische und das älteste Gottesbewußtsein des nichtarischen Ostasiens, einerseits, andererseits das Jesu bezeichnet. Mittelpunkt der arischen Entwickelung ist wissenschaftlich wie als erziehendes Bildungsmittel das hellenisch-römisch-classische Alterthum. Als Mittelpunkt der semitischen Bildung wird in dem ersten Theile die biblische Forschung bezeichnet worden.

Die vorchristlichen Arier Ostasiens, der Gegenstand des dritten Buchs, erscheinen zuerst in Baktrien: von da ziehen sie in das Land des Indus, das älteste, eigentliche Indien, und ganz in das Gangesland, das neue Indien. Das Land des Indus bewahrt die im baktrischen Stammlande durch eine große Umwälzung zurückgedrängte Naturreligion. Das Land des Ganges gebiert den phantastischen aber tiefen Brahmanismus, und aus diesem Gegensatze geht hervor, als bekennerreichste Religion der Welt, der Buddhismus. In dieser wunderbaren Entwickelung begegnen wir zwei großen altgeschichtlichen Persönlichkeiten, Zoroaster, dem Stifter der neuen baktrischen Religion; Buddha dem Gegner des Brahmanismus. Zoroaster ist der arische Abraham und Moses in Einer Person, und Shakhja der Einsiedler, genannt Buddha, der Erleuchtete, ist unter allen Religionsstiftern derjenige, welcher Jesu von Nazareth dem Christ am fernsten wie am nächsten steht. Am fernsten, denn er gibt die Wirklichkeit auf, welche Jesus zu göttlicher Lauterkeit erheben will; am nächsten aber an Freiheit und Menschlichkeit des Gottesbewußtseins und an Erfolg: auch ist er noch mehr geschmäht und mißverstanden als Christus. Zwischen ihm und Zoroaster der Baktrer liegt nun eine doppelte, große und dunkle Entwickelung in Indien, eine frühere und eine spätere. Die erste ist die nationale, volksthümliche, naturkräftige und naturwüchsige der baktrischen Arier im Lande der fünf Ströme, oder die Vedazeit; ihre Wurzeln gehen noch über Zoroaster hinaus; die andere jener phantastische Auswuchs des arischen Wesens in Sindien, das Brahmanenthum: ein in den letzten Jahren mit großer Einseitigkeit und Uebertreibung gepriesenes Erzeugniß, [illegible] der Selbstsucht der Priesterkaste und der Fürsten, theils

Jahre 1878 der Abgeordnete Marshall in einer Anfrage an Lord Beaconsfield, ob er wisse, daß Rußland Bulgarien mit Waffen überschwemme, und ob er nicht Maßregeln ergreifen wolle, um dem Einhalt zu thun, erwiderte, daß er nicht wisse, daß Rußland Bulgarien mit Waffen überschwemme, daß er aber auch nicht wisse, ob er Maßregeln ergreifen wolle, um dem Einhalt zu thun.

Ich will nicht behaupten, daß Lord Beaconsfield sich in dieser Antwort nicht ein wenig lustig gemacht hat über die Fragesteller, aber ich will auch nicht behaupten, daß er sich lustig gemacht hat über sie. Ich will nur behaupten, daß er sich in dieser Antwort ein wenig lustig gemacht hat über sich selbst. Denn er wußte sehr wohl, daß Rußland Bulgarien mit Waffen überschwemme, und er wußte sehr wohl, daß er Maßregeln ergreifen wolle, um dem Einhalt zu thun. Aber er wußte auch sehr wohl, daß er diese Maßregeln nicht ergreifen könne, ohne sich mit Rußland zu entzweien, und daß er sich mit Rußland nicht entzweien könne, ohne sich mit Deutschland zu entzweien, und daß er sich mit Deutschland nicht entzweien könne, ohne sich mit Europa zu entzweien, und daß er sich mit Europa nicht entzweien könne, ohne sich mit England zu entzweien, und daß er sich mit England nicht entzweien könne, ohne sich mit sich selbst zu entzweien, und daß er sich mit sich selbst nicht entzweien könne, ohne sich mit seinem Gewissen zu entzweien, und daß er sich mit seinem Gewissen nicht entzweien könne, ohne sich mit seinem Ehrgeiz zu entzweien, und daß er sich mit seinem Ehrgeiz

noch übertrifft und dem Referenten in dieser Beziehung überhaupt am höchsten im ganzen Werke zu stehen scheint.

Die Schwierigkeit der Aufgabe dem reichen Material gegenüber ist einleuchtend und wird durch die eingehende und umfassende Behandlung noch gesteigert. Schon die Einleitung zu dem dritten und vierten Buche spricht es aus für das Ganze, daß das Maß der Vorstellung „nicht ohne strenge Selbstentsagung" danach bestimmt werden mußte, ob das Vorzutragende bereits der gebildeten Lesewelt bekannt war oder nicht. Hauptgesichtspunkt in der Darstellung ist

das Thatsächliche, die schlagenden Stellen der hierher gehörigen Urkunden den Lesern vor Augen zu stellen, als den unmittelbaren Spiegel jenes Gottesbewußtseins, dessen Einheit ebenso wol als die Eigenthümlichkeit des einzelnen anschaulich gemacht werden soll.

Zu diesem Zwecke werden nicht nur die Quellen bei der Darstellung der Persönlichkeiten und Epochen citirt, sondern es sind dem Werke auch ziemlich umfängliche Beilagen beigegeben, die behufs einer weitern Ausführung den Nachweis geben, und so wird denn ein großartiges Gemälde von der geistigen Entwickelung der Hellenen entrollt, soweit es für die Aufgabe des Werks von Bedeutung ist. Von den ältesten Zeiten des hellenischen Schriftthums an wird das Gottesbewußtsein im Epos, in der Logik, im Drama, in der Weltgeschichte und in der Philosophie dargestellt. Dagegen sollen keineswegs etwa nur einzelne Aussprüche jener Dichter oder Philosophen gegeben werden, welche die vorzüglichsten Organe jenes Bewußtseins gewesen sind: es handelt sich um die weltgeschichtliche Bedeutung des Epos und Dramas an sich. Auch soll das Gottesbewußtsein der Hellenen nicht im allgemeinen gezeichnet werden, wie es sich im Gottesdienst und ihren Mythen, in den Werken ihrer Dichter oder Künstler oder auch in ihrem häuslichen und gemeinsamen Leben darstellt. Es handelt sich einzig darum, welches Bewußtsein die Griechen gehabt und urkundlich uns überliefert haben von dem Walten des Göttlichen, den Gesetzen dieses Waltens und seiner fortschreitenden Verwirklichung. Gegenüber den Forschungen hierüber sollen nicht diese, sondern nur die Ideen dargestellt werden, die sich bei der Forschung bewährt haben, und als letztes Ziel dieser Darstellung wird bezeichnet, sie solle nicht nur das umfassen, was im gewöhnlichen Sprachgebrauche „religiöses Leben" heißt, sondern

sie soll versuchen, eine Ahnung zu geben von jenem Anhauch göttlichen Bewußtseins, welcher das ganze hellenische Leben durchströmt, und von jener Anmuth, welche die Strenge der Betrachtung durch die vollendete Form mildert.

Von nicht geringerer Wichtigkeit ist die Schilderung des Gottesbewußtseins im hellenischen Gemeindeleben. Es ist leicht zu sehen, mit welcher Vorliebe der von dem Geiste des classischen Alterthums angewehte und befruchtete Geist des Verfassers diese Zeiten betrachtet, und wie bei aller Berücksichtigung ihrer Mängel doch ihre Vorzüge und ihre Herrlichkeit besonders hervorgehoben werden. Indessen wird jedem Kenner des Alterthums diese Betrachtung nur angenehm berühren; sie hat auch gegenüber manchem aus Parteisucht oder Unwissenheit stammenden verwerfenden Urtheile der Gegenwart ihre volle Berechtigung. Mit den

getauften oder ungetauften, civilisirten oder uncivilisirten Barbaren, mit den Helden des dreißigjährigen Friedens und ihren bösartigen Nachfolgern, unsern Götzendienern ohne Gottheit, den Sklaven niedriger Selbstsucht und Eitelkeit oder des Mammons, der ihnen der wahrhaft hülfreiche Gott und Erlöser ist,

will Bunsen in einer so ernsten Betrachtung gar nicht streiten. Aber er möchte sich verständigen mit den „guten Seelen", welche glauben, alle Flüche des Alten Bundes und des Gesetzes gegen die Abgötter und Zauberer auf die Hellenen anwenden zu dürfen und zu müssen. Er hält ihnen zunächst den falschen Monotheismus des israelitischen und christlichen Judenthums von Esra bis Moses Mendelssohn entgegen, der es doch nur bis zu einem „höchsten Wesen" bringt, das außerhalb der Welt ist, wenn es auch der alldurchdringende Geist genannt wird, durch eine unübersteigliche Kluft geschieden von der Welt und dem Menschengeiste, in welchem er doch wohnen soll. Ein solcher Gott kann nur einen äußerlichen, ritualistischen Gottesdienst haben: das wahrhaft Ethische der Gottesverehrung tritt durch die Aeußerlichkeit des Ritualismus wie durch die Zersplitterung und Verweltlichung des im Gewissen als einig erkannten Gottes zurück; ja jener falsche Monotheismus liegt gewissermaßen dem lebendigen Glauben noch ferner, insofern er die Verkümmerung des höchsten Gottesbewußtseins vom Ewigen darstellt. Dann ist es aber noch ein anderes, was Bunsen einem verwerfenden Urtheil des hellenischen Alterthums gegenüberstellt.

Man ist gewöhnt, zum Theil gerade durch Schuld sogar Lobredner eines eingebildeten Griechenthums, das Hellenische eine Abwesenheit ernster Gottesverehrung und überhaupt des religiösen Lebens zu setzen. Von solchen Heiden ist den Hellenen ein Heidenthum ohne alle Weihe und ohne alles tiefere Gottesbewußtsein aufgebürdet: ein seliges Schwelgen, sei es in Sinnlichkeit, sei es in Poesie, Kunst und philosophischer Spitzfindigkeit. Eine neuere Partei dagegen würde nichts Gutes am Hellenismus finden, als die nicht zu leugnende Unduldsamkeit der Athener, wodurch sie Anaxagoras zur Flucht nöthigten, um den Giftbecher zu entgehen, welchen Sokrates wirklich trinken mußte, und jenen Inquisitionsproceß, welchem Aristoteles durch seine Entfernung sich entzog, damit sie (wie er sagte) den gegen Sokrates verübten Frevel nicht an ihm wiederholen möchten.

Um es also unmissverständlich auszusprechen, was von dem gleichen Geschwätzen angeblicher Philosophie oder Gelehrsamkeit zu halten sei, wollen wir sagen, daß umgekehrt das ganze Leben des classischen Alterthums, insbesondere der Hellenen, mehr sich von Gebet und religiösem Gefühl durchdrungen zeigt als das der modernen christlichen Welt. Ein Gebet bei jeder Spende für die Götter zu Anfang des Mahls; Gebet bei Eröffnung aller öffentlichen Versammlungen und Berathungen; Zurückführen alles Guten und Glücklichen auf die Gottheit; das tiefgehendes Bewußtsein endlich der Nothwendigkeit des Maßes und der freiwilligen Selbstbeschränkung: auf welcher Seite ist da das Heidnische? Selbstüberhebung gilt den Hellenen nicht blos für lächerlich, sondern auch als unfromm und unsittlich; ist das nicht etwas Gottloses? Dann aber, jene Bewährung dieser Gottesfurcht, für welche man ganz besonders das athenische Volk preist, war sie bei ihnen an die Beachtung besonderer heiligen Gebräuche und an Begehung mysteriöser Weihen geknüpft, und nicht vielmehr an die Ausübung der Tugend, voran der Besonnenheit, dann der Weisheit und Tapferkeit (gegenüber der sittlichen Feigheit) und der alles zusammenfassenden Gerechtigkeit? Ward

egriff des Opfers, der Grundbegriff aller Religionen, gesetzt
die äußere Opferhandlung der Gemeinde, und nicht in die
rsönliche Hingabe an das Vaterland, zum Schutze des Gemein-
men, welches sie mit den Worten „das Heilige und das Ge-
chte" bezeichneten, nämlich der Gottesverehrung und des
sezlichen Staats? Endlich jene angeblich gottlose und unsitt-
he Volksgemeinde, erwählte sie während vieler Jahrhunderte
ihren Gesetzgebern und zu ihren Propheten vorzugsweise die
ottlosen, oder die frömmsten und ernstesten Männer? Aeschylus
d Sophokles waren ihre Männer, nicht Agathon und Euri-
des. Wie Solon der größte und edelste Staatsmann der Zeit
s Aufblühens war, so Demosthenes des Unterganges; beide waren
olksmänner.

Als ein umfassendes Bild des Edeln und menschlich
rophetischen in dem Leben und Charakter des athenischen
olks wird hierauf noch Niebuhr's vertheidigende Schil-
rung gegeben, welche in beredter Weise die Selbst-
rrschung und Selbstüberwindung, den Muth und das
hige Beharren in dem Bewußtsein eines edeln Ent-
hlusses, dessen Ausgang unglücklich war, den opferfreu-
gen Patriotismus und die gläubige Unterwerfung unter
r Gottheit darstellt, wie diese Tugenden in dem Volke
r Athener wohnten.

Die unglückliche Zersplitterung des Gottesbewußtseins
ch die Mehrheit der Götter und seine Schwächung
ch die überwiegende Richtung auf das Wissen und
ch die Vergötterung des Schönen, also durch die Tren-
ng beider vom Guten und Schönen, kann von niemand
hr geleugnet werden. Aber diesen Tadel sollen nur
he aussprechen, die das „Göttliche der Schönheit und
s Göttliche im Wissen" nicht verkennen, und nicht jene
en gezeichneten Barbaren der Gegenwart. Was endlich
selbstsüchtige Gespaltenheit, die Unthaten des Bürger-
ges, das Buhlen mit dem Auslande und den Verrath
rifft, was alles in seiner Schwere nicht verkannt wird,
ist das mindestens zum großen Theile die Schuld der
stokratischen Führer gewesen. Namentlich im letzten
mpfe gegen Philippus und Alexander ist aller Verrath
d alle Schlechtigkeit auf der ungemeindlichen Seite, und
rum wird es ausgesprochen:

Die Gesetzesgemeinde entwickelt sich mit dem Gottesbewußt-
; sie ringt sich empor zur Freiheit, nicht wider die Götter,
dern im festen opfermuthigen Glauben, daß die Gottheit mit
ist, weil sie es mit dem Rechte hält und weil sie den
ker straft.

Eine andere Behandlung erfordert die Darstellung des
ischen Bewußtseins von der Gegenwart Gottes in der
schichte. Nach der Individualität dieses Volks ist sein
hes Gottesbewußtsein auf einem andern Gebiete zu
hen. Der Gegensatz des weltgeschichtlichen Gedankens
d der weltgeschichtlichen That, der Bewährung durch
Gedanken und durch den Willen kommt hier zur
lung. Darum geht auch das gemeindliche Bewußtsein
Römer dem im Schriftthum voran. Der Grund-
iff des römischen Gottesbewußtseins in der politischen
meinde ist das Recht und seine Verwaltung. Das
ht, „die Prosa der Gerechtigkeit, der Leviticus des
setzes", ruht auf der Gerechtigkeit und auf der Ver-
ung überhaupt. Aber es fordert eine unbedingte Gel-
g für sich; es bezieht sich auf die Lebensverhältnisse
und hat das Gute zum Ziel, aber es regelt jene zwin-
gend und geräth mit diesem oft in Widerstreit. Das
Recht ist daher nicht allein der Ruhm, sondern auch die
Tragödie des politischen Gottesbewußtseins der Römer,
denn in dem Zwingenden liegt auch ein Keim des Todes.

„Höchstes Recht höchstes Unrecht" ist auch in dem Sinne
wahr, daß alle rechtlichen Bestimmungen eine Fessel und ein
Fluch werden, wenn sie geltend gemacht werden sollen, los-
getrennt vom Gewissensrecht und von der Anerkennung der göttlichen Oberherrlichkeit der im Gewissen der Gemeinde liegenden Ergänzung und Fortbildung und der durch gesetzliche Freiheit im Staate gehaltenen Lebensthätigkeit der ethischen Idee.

So wurde die Anwendung des Rechts Sklaven und Schuldnern gegenüber zum Mord in den Augen der göttlichen Gerechtigkeit und machte das staatliche Recht ungöttlich und gottlos. Aber freilich steht überhaupt alles Göttliche und Gute den größten Misbräuchen offen, und wie römisches Recht und römische Macht nicht aus selbstsüchtig berechnender Klugheit hervorging, sondern auf wahrem, also sittlichem Gottesbewußtsein beruhte, so ist das Verderben des Systems erst die Folge der Abtrennung des Rechts von seiner Wurzel, der sittlichen Freiheit und dem Sittengesetze. Aehnlich stand es in der Religionsgemeinde der Römer:

Alles mußte vermieden werden, was eine Störung hervorbringen, Anstoß geben, erworbene Rechte gefährden oder verletzen konnte. Es fiel dem Senat sowenig ein als den alten Königen, sich in die Theologie der Pontifices und der Augurn und die Auslegung ihrer heiligen Bücher zu mischen.... Rom hatte Anderes und Besseres zu thun als sich mit Theologie zu beschäftigen; darin waren Fromme und Freidenker einig. Wer wußte, wohin man gelangte, wenn man den festen Boden des Bestehenden verließ und sich auf ein Feld begab, wo dieser Boden verschwand? Das war eben das Feld des Gedankens und überhaupt des Geistes; der Römer glaubte an den Geist, aber dieser war ihm etwas außer ihm Befindliches, Fremdes; deshalb fürchtete er sich vor ihm, wie Kinder sich vor Geistern als Gespenstern fürchten; er suchte ihn zu bannen, nicht um ihn zu schauen, sondern um ihn aus seiner Nähe entfernt zu halten.

Als nun der Einfluß des Hellenenthums „mit aller Macht des Geistes und der Schönheit" auf das Rom des 7. Jahrhunderts eindrang, zeigte sich der Abgrund, in welchen man gerathen. In den obern Kreisen glaubte kein Mensch mehr an die überkommene Religion; findet doch bezeichnend genug in den Büchern über die Natur der Götter gerade der Pontifex als solcher den besondern Beruf, den Glauben an die von den Göttern gesandten Traumgesichte lächerlich zu machen. Die Zerrbilder der griechischen Philosophie, Epikuräismus und Stoicismus, wurden die herrschende Weltansicht.

Vergebens versuchten Cäsar und Augustus die alte Religion eben wie die Ehegesetze wieder zur Geltung zu bringen; ihr Leben und ihre Gesinnung sprechen einer solchen Richtung das Urtheil. Es ist ja dieses die letzte Wirkung des Göttlichen, daß es sich an denjenigen rächt, welche mit ihm leichtsinnig spielen, oder es gar noch dazu für irgendwelche politische Rücksichten ausbeuten wollen, die denn doch zu allen Zeiten, eben wie jetzt, polizeilicher Natur sind. Diese zerstörende Wirkung des Göttlichen gehört wesentlich zur Weltordnung; es ist die Nemesis einer im tiefsten Grunde gottlosen Weltansicht, welche Frevel und Heuchelei bedingt und dem Untergange verfällt nach göttlichem Rechte. Die Werkzeuge der göttlichen Rache sind oft keineswegs Heilige: das gehört mit zur Strafe.

Da tritt nun der germanische Geist in die Weltgeschichte ein als bildungsfähiger, thatkräftiger, redlicher Barbar, wie der Blick des letzten römischen Propheten das Volk der Zukunft in den deutschen Wäldern erspäht hatte. Die einzelnen vertrauen hier einander und lassen sich durch nichts Aeußerliches in Furcht setzen oder irre machen, weil das Ganze auf der freien, sich selbst vertrauenden guten Persönlichkeit beruht. Im Gegensatz zu den Griechen halten sie am Kern und Wesen fest, mit einfacher Form, aber doch dem Schönen nicht abhold. Der Gegensatz zu den Römern ist das Fernhalten der äußern rechtlichen Form für das Innerliche, also des Buchstabenglaubens und der rechtlichen Spitzfindigkeit.

Das ist das Ende des arischen Gottesbewußtseins in der alten Welt, und durch seine Entwickelung ist die damalige gesittete Welt wunderbar umgestaltet:

Die Grenzen der Menschheit werden nicht allein erweitert, sondern es wird mehr Göttliches in alle Werke und Thaten der Völker aufgenommen. Die nachdenkende Vernunft wird sich ihres Berufs bewußter als je vorher, nachdem sie die menschliche Welt immer mehr und mehr mit Vernunft erfüllt sieht; an das Gute wird geglaubt, und also an die gute Gottheit und die Vorsehung, weil im großen und ganzen das Gute siegt und das Böse der gerechten Ahndung des Göttlichen verfällt. Unermeßlich ist daher der Fortschritt der europäischen, im Vergleich mit den asiatischen Ariern, unschätzbar der Gewinn, welcher durch sie der Menschheit aller Zeiten erwuchs. Die Zeit des eigentlichen Götzendienstes, des Suchens der wirklichen Gegenwart Gottes in „Werken der Hände", als den Bildern äußerer Naturkräfte, scheint für immer vorbei. In der Brust des Menschen wohnt der Gott; da ist Gottes höchste wirkliche Gegenwart; er ist Gottes Ebenbild, ganz wie die Schrift es offenbart. Danach ist ein freies, gesetzliches, fortschreitendes Gemeinwesen gegründet; Kunst und Wissenschaft haben ihre Stelle eingenommen und leuchten in größter Herrlichkeit.

Dann aber sehen wir allmählich dieses erhabene Bewußtsein von Gottes Wirklichkeit in der Geschichte sinken und untergehen; bei den Griechen durch die Selbstvergötterung ihres Genius, bei den Römern durch den Uebermuth ihrer widerstandlosen Macht und ihrer vollendeten Staatskunst. Der griechische Philosoph überlebt die Freiheit seines Vaterlandes, der letzte römische Prophet empfindet in sich bereits den ganzen Jammer des nahenden Verderbens, nachdem sein Vorgänger vergebens gesucht hatte, den Abgrund durch Täuschungen zu verdecken.

Jener „göttliche Instinct der Menschheit" scheint verloren. Den Anfängen der Religion des Geistes bei den Ariern Asiens gegenüber, die bei den Semiten gemeinsames Bewußtsein geworden war, bewies sich die römische „Nationalverstocktheit" als unüberwindliches Vorurtheil. „Wie konnte von den Barbaren Heil kommen?" sagte auch Tacitus, als das Christenthum ihm entgegentrat. So erwiesen sich die bisherigen Mächte als unvermögend, den Untergang aufzuhalten, selbst den eigenen. Ein neues Element mußte an die Stelle der bisherigen nationalen Entwickelung treten, ein allgemein „menschheitliches". Das Christenthum, die Macht der reinen Persönlichkeit, wie sie in Christus auftrat, „eine rein menschheitliche Macht und eine wahrhaft geistige innerliche", gegenüber der nur nationalen Entwickelung der Alten Welt konnte allein die Neue Welt hervorbringen. Ihre Entwickelung des Gottesbewußtseins ist daher unverständlich ohne die Persönlichkeit Jesu. Nur in der fortlaufenden Vergleichung seiner vollendeten Persönlichkeit und des von ihm gesteckten Ziels finden wir einen Maßstab für die Beurtheilung der christlichen Vergangenheit, den Schlüssel für das Verständniß unserer selbst und der Gegenwart und einen Leitfaden für unsere Ahnung der Zukunft. Dieses Gottesbewußtsein Jesu wird nun im fünften Buche in zwölf Sätzen nach neutestamentlichen Stellen gegeben, und dem eben Ausgesprochenen gemäß werden dann die Entwickelungsreihen des Gottesbewußtseins der christlichen Arier nicht nach Nationalitäten, sondern „nach den zwei höchsten geistigen Gegensätzen" vorgeführt, der Gemeinde und den persönlichen Leistungen. Drei Abtheilungen werden hierdurch gebildet: die verfolgte Gemeinde, die herrschende Geistlichkeitskirche und die Zeit seit der Reformation, denen sich die jedesmaligen Propheten anschließen. Diese Abtheilungen stellen dar, wie durch die Entartung und Versetzung der Grundbegriffe der Kirche, des Gemeindeamtes in Priesterthum, des Gelöbnisses der Aufopferung der Selbst in sakramentalisches Symbol (Abendmahl, Transsubstantiation), des Wunders ins Mirakel (unbefleckte Empfängniß der Maria), die neue Bildung des Gemeindebewußtseins, ihre sittliche Kraft und also ihre weltgeschichtliche Stellung mehr und mehr verlor, bis aus denselben Elementen, dem christlichen und germanischen, ein doppelter Sproß neuen Lebens hervorwuchs: die religiöse und die bürgerliche Freiheit.

Dieser Sprosse setzte unmittelbar und organisch an das Evangelium vom Heilande der Welt und an die germanisch-christliche Gemeinde an, das Uebrige nur als Baustoff und weltgeschichtlichen Spiegel der Nacheiferung oder der Verwarnung gebrauchend. Auf diese Weise ward, nach beiden Richtungen hin, dem religiösen und kirchlichen Leben und dem bürgerlichen und staatlichen, von innen aus die Menschheit erneuert. Nur aus dieser Innerlichkeit ist jene gesetzliche, kirchlich-staatliche Freiheit geflossen, welche die Ahnung edler Geister wie in Gesichten geschaut und verkündet, die Sehnsucht der Völker lange Jahrhunderte hindurch vergebens herbeigerufen und erfleht hatte, und an welcher die Menschheit des Mittelalters im Begriff stand zu verzweifeln, aus Unglauben an Gottes Gegenwart in den irdischen Dingen.

Die classische Entwickelung steht nun freilich vom Anfange herein der christlichen gegenüber in Nachtheil. Die Erhabenheit des von Christus für die Neue Welt gegründeten geistigern und freiern Standpunktes, die von ihm als Musterbild der ganzen Menschheit gezeigte Vollendung des großen Lebenswerks für einzelne und für Staaten bedingen eine viel längere, weil menschlichere und geistigere Entwickelung. Und dennoch fragt schon die Einleitung, ob wir denn wirklich in der Gesammtentwickelung weiter fortgeschritten sind als die Hellenen, ob das Germanenthum bereits die ganze Fülle des Großen und Herrlichen entwickelt habe, welches in seinen Anlagen und seinen Zielen ruht, ja ob das, was unserer ganzen Entwickelung menschliche Form und Einheit gibt, das Christenthum, durch die bisherige achtzehnhundertjährige Entfaltung erschöpft, oder der begonnene Läuterungsproceß mit jenem Anstoß im 16. Jahrhundert vollendet sei? Bunsen verwahrt sich dagegen, daß solche Fragen „als gottlos

Bestimmungen des Gesetzes, betreffend die Ausführung des Bürgerlichen Gesetzbuches, vom 18. August 1896 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Sächsischen Lande 1896 S. 604) und des Gesetzes, betreffend die Ausführung des Bürgerlichen Gesetzbuches, vom 28. Juni 1900 (Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen 1900 S. 301) sowie der Verordnung, die Ausführung des Bürgerlichen Gesetzbuches betreffend, vom 1. Juli 1900 (Gesetz- und Verordnungsblatt für das Königreich Sachsen 1900 S. 305) und

Polemik, seiner gelehrten Forschung und Kritik kennzeichnet. In der kirchlichen Folgerung ist er dem alten Standpunkt treu geblieben, die Freiheit und die Rechte der Gemeinde zu vertheidigen, in der gewissen Erwartung, daß auf diese Weise die gegenwärtige unleugbare Krise der Christenheit zu einem gedeihlichen Aufringen zum Leben werde. Die politische und sociale Folgerung erkennt endlich die Nothwendigkeit der bürgerlichen Freiheit nach der göttlichen Weltordnung an, weil das Reich Gottes durch Völker und Staaten fortschreitet. Aber nur die gesetzliche Freiheit ist sittlich, ja sie ist „die Gewähr der Aufrichtigkeit des evangelischen Bekenntnisses", nothwendig auch zur Bildung gesunder Gemeinden und zur Herstellung der Harmonie des Lebens. Jetzt thut sich allgemein ein Regen des religiösen Geistes kund als Nationalsache. Die politische Krise ist eine religiös-kirchliche geworden und die religiös-kirchliche eine politische: die Völker und Staaten bedürfen aber einer innern, sittlichen Erneuerung. Die Völker verlangen von den Regierungen größere Freiheit, die Regierungen größere Opfer von den Völkern, aber wenige ziehen daraus einen richtigen Schluß: ein innerer Widerspruch, welcher eine Weltkrise herbeiführen muß. Für die socialen Zustände muß der Gegensatz zwischen nationalem Schriftthum und der Gesittung überhaupt einerseits und Religion und Frömmigkeit andererseits ebensowol aufgehoben werden, als der Gegensatz von Wissenschaft und Forschung mit Religion und Theologie, oder als der zwischen Freiheit der bürgerlichen Gemeinde und Freiheit der kirchlichen. Den socialistischen Umwälzungstrieben kann nur durch die wahre sociale Gesinnung und die daraus hervorgehende Erneuerung der geselligen Zustände mit Erfolg entgegengearbeitet werden. Die bevorstehende europäische Weltkatastrophe wird wie alle vorhergehenden ein Weltgericht sein und nur eine größere und herrlichere Entfaltung des Gottesreichs zur Folge haben. Der Sieg des Guten auf der Erde ist das Ziel der Geschichte, aber die Entwickelung des menschlichen Geistes als eine Entwickelung des Ewigen, Unendlichen in der Zeit ist nicht nur eine fortschreitende, sondern sie muß als eine nach menschlichem Maßstabe unendliche angenommen werden, d. h. als ein Fortschritt, dessen Ende nicht bestimmt ist nach menschlichen Zeitverhältnissen. Diese Entwickelung ist aber nichts anderes als eine immer zunehmende Vereinigung von Erkenntniß und Sittlichkeit, eine immer innigere Durchdringung des Wahren und Guten, also die vollkommenste Schönheit. Beides, Sein und Erkennen, Wahres und Gutes, sind eins in Gott und in menschlicher Unvollkommenheit, auch in der Menschheit. Wir sehen sie bei richtiger Beobachtung in der Geschichte Hand in Hand gehen, „wenn auch in Knechtsgestalt und dem gewöhnlichen Auge verhüllt in den Lumpen der menschlichen Unvollkommenheit, außer wo sie in ihren Wirkungen sich unwiderstehlich in der Welt geltend machen". Diejenigen, welche diese Vereinigung als die wahre Weisheit lehren, sind die wahren Jünger der Weltweisheit; diejenigen, welche durch ihr Leben und Wirken diese Weisheit bethätigen, die wahren Jünger Christi.

So ergibt sich denn in dem ganzen Werke ein hoher sittlicher Ernst und eine gründliche Tiefe, welche jedem unbefangenen Leser fühlbar werden und nicht ohne Eindruck bleiben können. Der Geist, der in dem Buche webt, ist der alte, den wir in allen Schriften Bunsen's finden. Es ist daher ein tüchtiger Baustein zu dem einheitlichen Werke, daran er arbeitet, und das nach seinen eigenen Worten in dem „Bibelwerke" seinen Gipfel hat. Die Ausdrucksweise läßt allerdings einzelnen durch ihre Präcision ausgezeichneten Abschnitten gegenüber einfache Kürze nicht selten vermissen, die besonders wegen des Reichthums und Umfangs des gebotenen Stoffs den Werth und die Wirkung erhöhen müßte. Indessen liegen dem Leser, der sich mit Bunsen's Ausdruck nur einigermaßen bekannt und vertraut gemacht hat, gerade hier so viele und reiche Schätze zu Tage, daß er ihm das Zugeständniß seiner Eigenthümlichkeit gewiß machen wird.

Unter den kirchlichen Wirren der letzten Vergangenheit geschrieben, gilt des Buches Bedeutung auch für die politischen Zustände der Gegenwart, und ohne politisiren zu wollen, dürfen wir es doch sagen, daß die darin ausgesprochenen Ideen maßgebend sind für die Beurtheilung dieser Ereignisse im großen und ganzen. Möchte auch in dieser Beziehung das hoffnungsreiche Lebensgefühl und der sichere Glaube des Verfassers klärend und vertiefend Segen bringen! 33

Radetzky-Literatur.

Noch immer ruft das Gedächtniß des verewigten Helden, welchem Habsburg's Kaiserthron seine Rettung verdankt, neue Schriften hervor, die neben den früher erschienenen wol eine Berechtigung in Anspruch nehmen können. Wir haben heute über drei zu berichten, die wir als Ergänzungen und Nachträge zu den schon in Nr. 36 d. Bl. f. 1858 besprochenen Werken betrachten können, und indem wir dort die glorreiche Laufbahn Radetzky's nach seiner von einem alten Freunde und Waffengefährten gegebenen Biographie verfolgt haben, können wir uns hier, um Wiederholungen zu vermeiden, auf Hervorhebung dessen beschränken, was uns diese neuern Schriften wirklich Neues zu enthalten scheinen.

1. Im Heere Radetzky's. Skizzen aus den Jahren 1848 und 1849 von Joseph Bruna. Prag, Credner. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein frisches, gesundes Soldatenbuch! Der Verfasser widmet dasselbe seinen Waffengefährten aus der italienischen Armee und erzählt in lebendiger, ansprechender Weise, was er selbst in jenen denkwürdigen beiden Kriegsjahren gesehen und mit durchgekämpft hat. Jetzt steht er wiederum in Italien. Aus einer Privatmittheilung wissen wir, daß er im Infanterieregiment König der Belgier dient, welches an der Spitze der Avantgarde jenes Armeecorps in Mailand einrückte, dessen schleunigste Absendung von Wien nach der Lombardei durch den verhängnißvollen Neujahrsgruß nöthig wurde. In vier Tagen traf das Regiment dort ein, während bei seinem ersten Marsche von Böhmen nach Mailand im Winter 1847 Bruna 49 Tage gebraucht. Wir lasen in dem Schlachtberichte von Magenta, daß das tapfere Regiment König der Belgier mehrmals das von Leichenmassen bereits umstarrte Ponte di Magenta gestürmt habe; möchte der brave Offizier, den wir aus seiner Schrift lieb gewonnen haben, dabei verschont geblieben sein!

Er schildert die Stimmung in Mailand, die ihm schon am Tage seiner Ankunft in Mailand, den 29. December 1847, auffiel, mit manchem charakteristischen Zuge; sie wurde ihm zuerst

Werk war noch nicht beendigt. Nach der Einnahme Roms durch die Franzosen hatte Garibaldi, der schon 1848 gegen Oesterreich an den Seen, wo er auch heute wieder seine kühnen Parteigängerzüge gemacht, mit 3—4000 Insurgenten die französische Cernirungslinie durchbrochen und glaubte noch einmal eine allgemeine Erhebung Italiens bewirken zu können. Die österreichische Brigade Baumgarten erhielt Befehl, ihn zu vernichten und das Bataillon Bruna's wurde derselben als Verstärkung beigegeben. Der Zug, auf welchem dies Detachement Garibaldi verfolgte, ist sehr interessant erzählt; es gelang bekanntlich nicht, Garibaldi zu erreichen, seine Schar, gehetzt und aufs äußerste gebracht, zerstreute sich in der Republik San-Marino, er selbst entkam mit 200 Mann auf unwegsamen Gebirgspfaden und wollte sich auf zusammengebrachten Barken auf Venedig werfen. Oesterreichische Kriegsschiffe vereitelten das und nahmen die Mehrzahl gefangen; nur Garibaldi rettete sich, mit seiner Frau, einer Creolin, welche bald darauf den Anstrengungen erlag, und dem berüchtigten Basti, indem sie ihr Boot auf den Strand trieben, ins Wasser sprangen und so das Land erreichten. Seitdem hat er im friedlichen Gewerbe als Kauffahrer gelebt, bis ihn die neueste kaiserlich französische Revolution wieder auf die Höhe der Flut gehoben hat. Wir wollen ihm als einem energischen und kühnen Charakter, wie als Truppenführer im kleinen Kriege, den er meisterhaft versteht, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, sind aber doch sehr gespannt auf sein Ende.

Mit einer Betrachtung über den „Traum eines starken, einigen Italien", geschrieben vor den neuesten praktischen Experimenten zur Verwirklichung dieses Traums schließt das anspruchslose, aber als eine höchst ansprechende Lectüre zu empfehlende Werk. „Kann man", schreibt der Verfasser, „in Piemont wirklich so kurzsichtig sein, zu glauben, daß sich das Ewige Rom, das prächtige Neapel, das schöne Florenz freiwillig jemals vor dem langweiligen Turin beugen werde, daß sich die stolzen Lombarden jemals herbeigelassen hätten, sardinische Provinzler zu werden? Aber — und dies haben vielfache Ereignisse seit dem Jahre 1848 dargethan — man ist in Italien kurzsichtig geblieben, hat nichts vergessen und nichts gelernt und fast hat es den Anschein, als ob die ewige Unruhe, die dort herrscht, nicht früher gebannt werden sollte, als bis irgendeine großartige Katastrophe allem eine neue Richtung, ein neues Leben geben wird."

Die Katastrophe ist da, die Strömung bewegt sich wie damals gegen Mantua und Verona, möchte bald wieder auch die glorreiche Rückflut kommen! Wenn unsere Leser diese Worte sehen, wird sich vielleicht vieles schon, im Guten oder im Bösen, neu gestaltet haben — wie Gott will!

2. Andenken an Marschall Radetzky. Zu der am 16. November 1858 stattfindenden Enthüllungsfeier des Radetzky-Monuments in Prag und als Supplement zur gesammten Radetzky-Literatur herausgegeben von Legis Glückselig. Mit der Abbildung des prager Radetzky-Denkmals und mehreren wichtigen Beigaben. Prag, Storch. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Die kleine Gelegenheitsschrift, welche eigentlich nur für den Enthüllungsact des Radetzky-Monuments der Erinnerung zu Hülfe kommen wollte, beansprucht in dem Vorworte des Verfassers und Verlegers einen selbständigen literarischen Werth, da sie vielerlei Originalnotizen enthält, welche in keinem andern Werke über Radetzky vorkommen und, soweit sie heraldischer und genealogischer Natur sind, auf Erforschung vaterländischer Archivquellen beruhen. Wir gestehen ihr besonders den letztern Vorzug gern zu. Sie erzählt zuerst die Entstehung des Denkmals, welches Böhmens Patrioten, unterstützt durch ein Gnadengeschenk des Kaisers von 100 Centnern Erz eroberter piemontesischer Kanonen, dem Helden auf dem Hauptplatze der Kleinseite von Prag gesetzt haben; sie nennt die Meister der plastischen Kunst, Erzgießerei und Steinmetzarbeit, welche die Ausführung bewirkt und theilt sowol die Widmungsurkunde, vom Professor Höfler verfaßt, als auch eine kurze Beschreibung des Monuments mit, dessen Abbildung dem Titelblatt beigefügt ist. Dann folgt eine Aufzählung der wichtigsten Gedenktage aus Radetzky's Leben, seine Abkunft und sein Stammbaum, ferner ein kurzer Rückblick auf Radetzky und seine Kriegsarmee in Italien 1848—49, als des Marschalls berühmtesten Documenten. Der werthvollste Aufsatz ist der aus ungedruckten Quellen geschöpfte über Radetzky's Geschlecht. Wir ersehen daraus, daß schon König Johann von Luxemburg im Jahre 1329 Johann von Radicz ein ritterliches Wappen verliehen, daß die ältesten sichergestellten Vorfahren Radetzky's vier Brüder zwischen 1350—1416 gewesen sind, unter denen Adalbert der eigentliche historische Ahnherr des Geschlechts mit nachweisbarer Descendenz ist. Der Verfasser hat den Stammbaum des Hauses nach fleißigen und gründlichen Forschungen zusammengestellt und über die Entstehung, Vermehrung und jüngste Vereinfachung des Radetzky'schen Wappens, das sich wieder den ältesten genähert hat, interessante Aufschlüsse gegeben. Die Stammburg Radetz auf einem Hügelrücken des jetzigen Dorfes Dörre im königgrätzer Kreise ist längst verschwunden; Grüfte und Grabsteine der Radetzky'schen Familie finden sich aber in vielen Kirchen Böhmens. Eine Schilderung von Radetzky's letzten Tagen und seiner Ruhestätte in Wetzdorf schließt das Werkchen, das seinem Zwecke nach als Supplement der Radetzky-Literatur in vaterländischen Bibliotheken wol eine Aufnahme finden wird.

3. Ehrentempel des 19. Jahrhunderts. In Biographien berühmter Zeitgenossen. Fünfter Band. — A. u. d. T.: Das Buch vom Feldmarschall Radetzky. Für Heer und Volk. Mit Benutzung eines hinterlassenen Manuscripts des Dr. J. A. Schneidawind bearbeitet von Wilhelm Wägner. Mit 40 in den Text gedruckten Illustrationen, 8 Tonbildern und Zeichnungen von H. Leutemann, G. Kühn, Rassel u. a. Nebst dem Porträt Radetzky's von A. Weger, sowie 11 Porträts von Zeitgenossen und Waffengefährten des Helden. Leipzig, Spamer. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir geben den Titel deshalb mit allen Ankündigungen seiner Ausstattung, damit die Leser gleich wissen, was ihnen hier neben dem eigentlichen Texte geboten wird. Der Verfasser gibt in der Vorrede Rechenschaft über das benutzte Schneidawind'sche Manuscript, das er zur Veröffentlichung ungeeignet gefunden, weil es in seiner ersten größern Hälfte eine ausführliche Schilderung der italischen und französischen Kriege mit äußerst spärlichen, nur hie und wieder auftauchenden Notizen über Radetzky, in seiner zweiten Hälfte aber etwas zu häufig vorkommende Wiederholungen aus den „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen" und aus Schneidawind's eigener früherer Zusammenstellung „Vater Radetzky" enthalte. Wir sind vollkommen davon überzeugt, es ist ganz in der Manier, in welcher Schneidawind seine Bücher machte und über die wir uns bei Gelegenheit seines „Prinz Wilhelm von Preußen" (in Nr. 2 d. Bl. f. 1857) und „Prinz Eugen, der edle Ritter", d. h. nicht der große Eugen, sondern der von Schneidawind mit gleichem Beinamen versehene Eugen Beauharnais (in Nr. 22 d. Bl. f. 1858) hinlänglich ausgesprochen haben. Auf den Wunsch des Verlegers entschloß sich hierauf der Verfasser unsers vorliegenden Werks das denkwürdige Leben des ruhmvollen Feldmarschalls mit Benutzung des obigen Manuscripts ausführlich zu bearbeiten und zog dabei nicht blos mündliche Mittheilungen, die ihm, mit wenigen Ausnahmen unfreundlicher Abgeschlossenheit, auf Ersuchen gern gemacht wurden, sondern auch die bisjetzt erschienenen Werke über Radetzky, besonders die bei Cotta erschienene werthvolle Biographie des Helden (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1858), zu Rath. Es war seine und des Verlegers Absicht dabei, dem Publikum ein Volksbuch im wahren edlen Sinne des Worts vorzulegen, ein Buch, woran der gebildete Theil des Volks „seine Freude habe, woraus er Gewinn zu für Geist, Herz und Leben. Dazu gehören: Schilderung des Helden selbst, der hervorragenden Männer seiner Zeit, seiner insbesondere seiner Freunde und Genossen, das Zusammenfassen und Gruppiren der Thatsachen zu lebenswarmen Bildern, die sich auf lebhaft colorirten Naturgemälden in Handlung setzen

Ein Gesetz, das nicht nur für Deutschland, sondern für alle Länder, in denen Deutsche wohnen, Geltung hat, ist das Gesetz der Treue. Es ist ein Gesetz, das sich nicht nur auf Menschen bezieht, sondern auch auf Tiere. Ein treues Tier ist ein Tier, das seinem Herrn treu ist. Ein treues Tier ist ein Tier, das seinem Herrn treu ist. Ein treues Tier ist ein Tier, das seinem Herrn treu ist.

Regierung fort und fort stark begünstigt worden, so habe noch mehr die Nivellirungstendenz seit 1790 darauf hingewirkt, das Elsaß zu entdeutschen; seit 1848, seit der Proclamirung der „République française une et indivisible" sei nun auch der Primärunterricht in der Volksschule französisch und die deutsche Sprache in Elsaß wie in Lothringen als fremde Sprache und nur als Nebendisciplin behandelt. Die strasburger Hochschule sei keine deutsche mehr; alle Collegien, mit Ausnahme des einzigen, des Kirchenhistorikers Schmidt, würden französisch gelesen und gäbe es nicht das akademische Seminar für protestantische Theologen, welche als dereinstige Prediger deutsch kennen müßten, so hätte die deutsche Sprache an der alma mater Argentoratensis keinen Anhalt mehr. Der deutscheste Sinn herrsche noch unter den protestantischen Landleuten, sodann unter den wohlhabenden und unabhängigen, mit Deutschland in vielfachem Verkehr stehenden bürgerlichen Bewohnern der ehemaligen 11 deutschen Reichsstädte, auf der Kanzel, namentlich auf dem Lande, und was die Universität Strasburg betrifft, besonders in der „faculté de théologie protestante", unter den lutherischen Professoren und Studenten; vorzugsweise seien die Professoren Reuß und Schmidt Männer von deutscher Bildung. Dagegen seien Kaserne, Bureau, Comptoir, Schule, Salon, die ganze Proletarierarmee der „salariers", die Soldaten, Beamten, Fabrikarbeiter, Techniker u. s. w. wesentlich französirt; unter anderm werde seit der Revolution der elsässische Soldat französisch einexercirt und gerade meist im fernen Westen, in der Bretagne, stationirt, um in ihm alles Deutsche möglichst auszurotten. So steht es zur Zeit in dem wie es scheint der deutschen Art allmählich absterbenden Elsaß. Dennoch bleibt es immerhin ein erfreuliches Zeichen, daß der Elsasser, wenn er singen und dichten will, dies in deutscher Zunge thut. Das bezeugt neuerdings das

Pfeffel-Album. Gaben elsässischer Dichter gesammelt von Theodor Klein. Mit dem Porträt Pfeffel's. Colmar, Geng. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

dessen Reinertrag für das Pfeffeldenkmal in Colmar bestimmt ist. Nicht weniger als 33 lebende elsässische Dichter haben Beiträge dazu geliefert, darunter der greise Wilhelm August Lamey (1772 geboren), zwischen dessen hier mitgetheilten Sonetten „Der letzte Sieg" (1797) und „Die neue Stadt (Paris, im Juli 1858)" ein Zeitraum von nicht weniger als 61 Jahren liegt; Charlotte Engelhardt (geboren 1781), Tochter des berühmten Hellenisten Schweighäuser und Witwe des kürzlich verstorbenen Archäologen Chr. M. Engelhardt; August und Adolf Stöber, die beiden wackern Pfleger des Deutschthums im Elsaß; Karl Candidus, Friedrich Otte, Leonce Parmentier, der den Krimfeldzug mitmachte und gegenwärtig als Militärintendant in Meaux lebt; Theodor Parmentier, Gatte der berühmten Violinspielerin Therese Milanollo und während der Feldzüge im Baltischen Meer und in der Krim Aide-de-Camp des Generals Niel; Theodor Klein; die erblindete Dichterin Karoline Gaß, geb. Neßler, Schwester des Dichters Friedrich Neßler u. s. w. Ein Pseudonymus, Peregrinus, lieferte ein gefühlvolles Gedicht „Die Tante" mit dem Schluß:

Nun bin ich alt und lebenssatt,
Der Kopf ist schwach, die Hand ist matt;
Das Herz ist welk und freudenleer
Und seufzt nach seiner Ruhe schwer.
Ich hab', eh' mich die Nacht umhüllt,
Wol manche Lücke ausgefüllt —
Und werde keine lassen!

Außerdem enthält das Album auch Reliquien von verstorbenen elsässischen Dichtern, z. B. von G. J. Schaller, Daniel Ehrenfried Stöber, Pfeffel selbst u. a. Auf eine eingehende Kritik verzichten wir, weil wir an ein Album, dessen Ertrag für einen öffentlichen löblichen Zweck bestimmt ist, nicht gern das kritische Secirmesser anlegen. Mit so großem Vergnügen wir übrigens dieses neue Lebenszeichen des Deutschthums im Elsaß begrüßen, so müssen wir doch sagen, daß wir von jenem männlichen Freimuth, wie wir ihm bei Pfeffel begegnen, in den hier vereinigten meist gemüthlich-sinnigen Gedichten kaum mehr leise Spuren finden. Sind der Stolz, ein deutscher und freier Mann zu sein, und der Muth, diesen Stolz und diese freie Gesinnung zum Ausdruck zu bringen, wirklich im Elsaß nicht mehr dieselben wie zu Pfeffel's Zeit? Oder ist man nur vorübergehend durch den Druck der gegenwärtigen Verhältnisse eingeschüchtert?

H. M.

Notizen.

Die Aytoun-Martin'sche Uebersetzung der Goethe'schen Gedichte.

Wir kommen noch einmal auf die von den beiden Goethe-Kennern Edmondstoune Aytoun und Theodor Martin veranstaltete englische Uebertragung der Goethe'schen Balladen und Gedichte zurück, um ein früher von uns citirtes allzu abfälliges Urtheil des „Athenaeum" zu modificiren, was allerdings schon durch ein von uns angeführtes Urtheil der „Westminster Review" in Nr. 24 d. Bl. bis zu einem gewissen Grade geschehen ist. Eine weitere Modification des abfälligen Urtheils im „Athenaeum" gestattet uns jetzt ein eingehender Bericht (A. H. C. unterzeichnet) im Juniheft von „Fraser's magazine", welcher außerdem manche interessante Bemerkungen über die verschiedenen Methoden zu übersetzen und über Goethe als Dichter enthält. Der Verfasser des Berichts, offenbar ein gründlicher Kenner Goethe'scher Poesie, bemerkt unter anderm, daß die in diesem Bande enthaltenen Uebersetzungen und Nachdichtungen nach den Principien, nach denen die beiden Uebersetzer verfahren, sich in zwei Klassen scheiden ließen, indem der eine durch Leichtigkeit hervorthue, der andere wegen seiner Treue den Vorzug verdiene. Auch der Berichterstatter in „Fraser's magazine" hebt die Bearbeitungen der beiden Balladen „Der Gott und die Bajadere" und „Die Braut von Korinth" (welche letztere auch rühmenswerthe auch der Kritiker des „Athenaeum" als interessant zugleich fließend hervorhob), besonders preiswürdig, und bemerkt dann: „Diese beiden Stücke sind höchst charakteristisch für Goethe und wol geeignet, dem englischen Leser einen Begriff zu geben von dem Standpunkt, von welchem der große deutsche Dichter die Welt und die sichtbaren wie unsichtbaren, körperlichen und unkörperlichen Weltdinge betrachtete." Er fährt dann fort: „Wenden wir jedoch aufgefordert, diejenigen Compositionen zu nennen, welche uns mehr als alle andern den Menschen Goethe zur Anschauung bringen und uns mit seinem Verstande und Gemüth am innigste befreunden, so würden wir Gedichte von der Gattung nennen, wie „Prometheus", „Mahomed's Gesang", „Die Grenzen der Menschheit", „Der Gesang der Geister über den Wassern" und „Ganymed". Der Berichterstatter findet es zu loben, daß die Uebersetzungen dieser Gedichte in einem dem Original sich nähernden reimlosen Rhythmus gehalten sind, obschon keineswegs in der Diction und im Rhythmus so frei kommen wie im Deutschen, gäben sie doch nicht nur den Sinn, sondern auch im allgemeinen den wahren Ton und die Bewegung des Originals wieder. Hier nur eine ganz kurze Probe davon, wie sich das Englische in diesen Gedichten ausnimmt:

The soul of man
It is like water;
From heaven it cometh,
To heaven it mounteth
And then again,
Still interchanging
Evermore, returns to earth.
Aloft it shoots,
A star in brightness,
From the beetling
Wall of rock etc.

„Ganymed" dagegen, bemerkt der Berichterstatter, biete für das Ohr nicht den Reiz des Originals, doch sei dieses Gedicht vielleicht von allen am schwersten wiederzugeben.

Digitized by Google

Uebertragung des wie hingehauchten bekannten Liedchens „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" genügt ihm nicht, ebenso wenig wie die frühere Longfellow'sche, und er versucht nun selbst eine Uebersetzung, die wir hier mittheilen:

Over every hill
All is still:
In no leaf of any tree
Can you see
The motion of a breath:
Every bird had ceased its song.
Wait: and thou too ere long
Shalt be quiet, in death.

Indeß fehlt hier das freilich im Englischen schwer wiederzugebende leichte Wechselspiel zwischen männlichen und weiblichen Reimen, wodurch das Original sich dem Ohre so süß einschmeichelt, und das hinzugefügte „in death" vergröbert das Gedicht, während das „Thou, to, shalt be at peace!" in der Lytton-Martin'schen Uebersetzung wenigstens in dem lieblichen Zwielicht des Originals bleibt. Bis dahin mag der Versuch des Berichterstatters besser gerathen sein. Sehr gelungen scheint dem Berichterstatter die Wiedergabe des bekanntlich einem deutschen Volksliede nachgebildeten „Heideröslein", mit dem Refrain:

Rosebud, rosebud, rosebud red,
Rosebud brightly blowing!

Zum Schluß versichert er, daß die „German scholars" (das ist der gewöhnliche Ausdruck für diejenigen, welche in England sich mit deutscher Sprache und Literatur beschäftigen) das Buch mit Vergnügen und Interesse lesen würden, und daß besonders den „*imperfect* German scholars" willkommen so nützlich sein werde. Auch scheint in der That dieser Uebersetzung der Goethe'schen Gedichte in England eine rege Theilnahme entgegenzukommen.

Deutsche Literatur in Italien.

Daß die Kenntniß der deutschen Literatur und Philosophie sich in Italien immer weitere Fortschritte macht, trotz so vieler der politischen Verhältnissen liegender Umstände, die ihre Verbreitung erschweren, beweist unter anderm das uns vorliegende, bei Detken in Neapel jüngst erschienene Buch: „La ragione della musica moderna, per *N. Marselli.*" In dem Kapitel über die romantische Richtung in der Musik werden die Deutschen (wie von Bulwer) ein „popolo di pensatori" genannt, und hinzugefügt wird bemerkt: „La loro lingua venuta da Lutero e condotta a perfezione dal Goethe, rivela altissimo il genio scientifico degli Alemanni. Non v'ha sostantivo che non possa divenir sostantivo, il quale alla sua volta è capace di sostantivizzarsi ancora di più, tanto che da Ich (Io) si fa Ichheit che nella nostra favella suonerebbe Itá" u. s. w. Es wird darauf hingewiesen, daß die großen deutschen Dichter wie Lessing, Schiller, dessen „lyriche Canzone", und Goethe, dessen „Faust" besonders hervorgehoben werden, zugleich auch Denker und Kritiker gewesen; es werden ferner Schlegel, Tieck, Novalis, Arnim, Werner, Uhland u. s. w. genannt, besonders aber die Philosophen wie Kant, Schelling, Hegel, mit welchem letztern Marselli vorzugsweise bekannt zu sein scheint. Hegel's Schriften wie die „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften", „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie" u. s. w. werden mehrfach in Noten citirt, es wird auch in der Einleitung eine ganze Stelle aus Hegel mit dem Ausdruck: „Ein Philosophiren ohne System kann nichts Wissenschaftliches sein", in deutscher Sprache als Motto abgedruckt; ferner finden wir Hoffmann's „Phantasiestücke", Heine's „De l'Allemagne", die Uebersetzung von E. Duller's deutscher Geschichte, die unter dem Titel „Storia del popolo Tedesco e de' suoi originari sino al 1848, voltata in Italiano da *G. Sandrini*" erschien, u. s. w. citirt. Da die Musikfrage jetzt in Deutschland so sehr in den Vordergrund getreten ist, so verdient Marselli's interessante Schrift wol eine Uebersetzung oder doch eine ausführliche Besprechung in musikalischen Zeitschriften. Wir erwähnen ferner, daß Goethe's „Werther" neuerdings von Riccardo Goroni ins Italienische übersetzt worden ist und zwar nicht wie die frühern nach mittelmäßigen französischen Bearbeitungen, sondern unmittelbar aus dem deutschen Original. Auch verspricht der Bearbeiter unter günstigen Umständen einen Band literarhistorischer und kritischer Erläuterungen über Ursprung und Geschichte des „Werther" folgen zu lassen. Ferner hat der Graf Anselmo Guerrieri eine Uebersetzung des „Faust" in Aussicht gestellt, wovon der „Indicatore" Gutes verheißende Proben mitgetheilt hat, und der früher schon von dem bekannten Philosophen Terenzio Mamiani übersetzte Schelling'sche Dialog „Bruno" ist in einer neuen Uebertragung von der Marchese Florenza Waddington erschienen. Die „Jahreszeiten" machen ferner darauf aufmerksam, daß Strafferello in der officiellen „Gazetta Piemontese" einen Artikel „L'Italia nella poesia contemporanea dell' Alemagna" veröffentlichte, worin solche Bruchstücke aus deutschen Dichtern (z. B. Friedrich Halm, Paul Heyse u. a.) zusammengestellt sind, die der italienischen Nationalität günstig lauten. **H. M.**

Bibliographie.

Aimard, G., Antinafuel der Aucashäuptling. Eine araukanische Erzählung. Aus dem Französischen übertragen. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Breitschwert, A. v., Eisenbahn und Telegraph. Posse in zwei Akten. Canstatt. 8. 4 Ngr.

Clarus, L., Aus dem Leben einer Convertitin. Schaffhausen, Hurter. 8. 12 Ngr.

Frack und Crinoline. Lustspiel in zwei Aufzügen. Gmünd. Ler.-8. 4 Ngr.

Grant, J., Der schottische Cavalier. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Helene, Herzogin von Orleans, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. (Von Marquise d'Harcourt.) Nach der 7ten Originalauflage aus dem Französischen von L. R. Lencer. Einzige autorisirte Ausgabe. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Mayer, G. K., Die patriarchialischen Verheißungen und die messianischen Psalmen. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr.

Scherr, J., Schiller und seine Zeit. Leipzig, O. Wigand. 4. 10 Thlr.

Schlichtkrull, Aline v., Der Agitator von Irland. Vier Bände. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Schlözer, K. v., Friedrich der Große und Katharina die Zweite. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schmid aus Schwarzenberg, X., René Descartes und seine Reform der Philosophie. Aus den Quellen dargestellt und kritisch beleuchtet. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr.

Stuhlmann, C. W., Zwei Lustspiele. Kiel, Schwers. 4. 1 Thlr.

Wilbrands von Oldenburg Reise nach Palaestina und Kleinasien lateinisch und deutsch mit erklärenden Anmerkungen und einer Biographie des Verfassers herausgegeben von J. C. M. Laurent. Hamburg. Gr. 4. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Schulz, C., Die Russen und ihr Reich. Stargard. 8. 5 Ngr.

Stein, H., Gott schütze dich, mein Kaiser Franz! Patriotische Klänge. Leipzig, Stein. 8. 2 Ngr.

Stolz, A., Der Kreuzzug gegen den Welfchen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Ngr.

Wanzenmüller, M., Ich habe der katholischen Kirche Unrecht gethan! Bekenntnisse. Stuttgart. 8. 8 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fliegende Blätter der Gegenwart.

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen.

Mit Abbildungen. Wöchentlich eine Nummer zu 2 Ngr.

☞ Jede Nummer in sich abgeschlossen und einzeln verkäuflich.

Die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig läßt unter obigem Titel ein Unternehmen ins Leben treten, das den weitesten Kreisen des deutschen Volks gewidmet ist und auf dessen lebhafteste Theilnahme rechnet. Die „Fliegenden Blätter der Gegenwart" werden, als eine Ergänzung zu allen Zeitungen — nach Art der in früheren Jahrhunderten erschienenen „fliegenden Blätter", der Vorgänger unserer jetzigen politischen Zeitungen — neben den Ereignissen hergehen und Vergleiche ziehen zwischen der Gegenwart und dem, was bereits der Geschichte angehört. Nicht auf Deutschland oder Italien allein wollen sie den Blick des Lesers wenden, obwol namentlich das letztere Land zunächst am meisten hervortreten wird, sondern sie bringen über alle Länder, Völker und Städte, auf welche sich gerade die allgemeine Aufmerksamkeit richtet, kurze Charakteristiken, geographische, topographische und statistische Skizzen. Besonders werden auch fortlaufende Berichte vom Kriegsschauplatz in einzelnen in sich abgeschlossenen Bildern, Reiseberichte und authentische Biographien der hervorragenden Heerführer und Staatsmänner mitgetheilt werden. Ihrem Charakter gemäß vertreten die „Fliegenden Blätter der Gegenwart" keine einseitige Parteiansicht, doch sind sie aus deutscher Gesinnung hervorgegangen und werden diese stets bewähren. Sie werden somit für alle, welche den Zeitereignissen folgen, Interessantes und Wissenswerthes in leichter, geschmackvoller Darstellung und mannichfacher Abwechselung bringen.

Zur bessern Veranschaulichung der Schilderungen wird jede Nummer einige Abbildungen enthalten; diese werden hauptsächlich aus Specialkarten, Städteplänen u. s. w. bestehen und sollen eben nur den Text erläutern, nicht blos zum äußerlichen Schmucke dienen.

Die „Fliegenden Blätter der Gegenwart" erscheinen in wöchentlichen Nummern, doch ist jede Nummer einzeln verkäuflich und deshalb in sich abgeschlossen, von selbständigem Inhalt und Interesse. Der Preis der Nummer beträgt 2 Ngr.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an, letztere nur auf mindestens ein Vierteljahr zum Preise von 26 Ngr.

Die erste Nummer ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Sie enthält folgende Aufsätze:

Der Beginn des italienischen Kriegs und die Schlacht bei Magenta. (Mit Plan des Schlachtfeldes von Magenta.) — Feldzeugmeister Freiherr von Heß. — Die Linien des Mincio und der Etsch. (Mit Specialkarte des Landes zwischen dem Mincio und der Etsch.) — Marschall Mac-Mahon, Herzog von Magenta. — Das deutsche Bundesheer. — Stadt und Insel Antivari im Adriatischen Meere. — Marschall Niel.

En vente chez F. A. Brockhaus à Leipzig:

Ahn (F.), **Grammaire allemande** théorique et pratique. In-8. 1 Thlr.

Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. Par F. Ahn. In-8.

Premier cours. 12me édition. 1859. 8 Ngr.

Second cours. 7me édition. 1859. 10 Ngr.

Troisième cours. 3me édition. 1858. 8 Ngr.

Traduction des thèmes français.

Premier et second cours. 2me édition. 1857. 5 Ngr.

Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue anglaise. Composée d'après les principes de F. Ahn par Ch. Graeser. 3me édition revue et corrigée. In-8. 10 Ngr.

Vocabulaire Anglais. Contenant plus de 4000 mots classés par ordre de matière, et marqués de signes prosodiques. Précédé de Renseignements sur la Prononciation anglaise. Par Ch. Graeser. In-8. 8 Ngr.

Bei Eduard Anton in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bernhardy, G., Grundriß der Griechischen Litteratur. Zweite Bearbeitung, zweiter Theil, zweite Abtheilung. Dramatische Poesie, Alexandriner, Bucolik. Gr. 8. Brosch. 3 Thlr. 7½ Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, 1. Januar. 1838.

Neue Bücher.

Neue Bücher, so lautet die Losung, mit der wir das neue Jahr beginnen. Wir wollen sie nicht mit Gewalt suchen, sondern sie kommen lassen, wie sie kommen, und sie nehmen, wie sie sind. Wir wollen sie nicht mit Gewalt suchen, sondern sie kommen lassen, wie sie kommen, und sie nehmen, wie sie sind.

Schiller war ein entschiedener Gegner der habsburgischen Haus- und der wiener Jesuitenpolitik, obschon er nicht verschmähte, wenn ihm ein echt menschlicher Zug an einem Habsburger begegnete, diesen im Liede zu feiern, wie in der bekannten Ballade: „Der Graf von Habsburg.“ In Marquis Posa's so glänzend beredten Declamationen endlich handelt es sich um weltbürgerliche, nicht um vaterländische Fragen, und doch scheinen sie dem damaligen Publikum schon zu viel Politik enthalten zu haben, wie aus einem Briefe des Appellationsraths Körner vom 18. Februar 1789 hervorgeht. Körner hatte einer Aufführung des „Don Carlos“ in Dresden beigewohnt, und er schrieb auf Veranlassung derselben an Schiller:

Mir ist gestern sehr anschaulich geworden, daß die Scene des Marquis mit dem König, wenn du den Inhalt nicht abänderst, auf keinem Theater Wirkung thun kann.... Wie wär's, wenn du die politische Philosophie des Marquis für das Theater ganz aus der Scene herauswürfst und eine andere machtest, wo der Marquis nur so viel sagte als nöthig ist, seinen Charakter zu zeigen und den König in seiner jetzigen Stimmung zur Vertraulichkeit zu veranlassen.

Ohne Zweifel hatten Goethe und Körner, welcher letztere übrigens in seinem Sohne Karl Theodor dem deutschen Vaterlande einen seiner tapfersten Kämpfer und patriotischsten Kriegsdichter großzog, auf Schiller, in dessen Jugendwerken doch ein sehr entschiedener Oppositionsgeist pulsirte, durch solche Vorstellungen einen mächtigen Einfluß. „Wir leben nicht in der politischen Welt und verlangen nichts als Ruhe“, schreibt Körner einmal von seinem damaligen Standpunkt, und ein andermal: „Alle Staatsverwandlung ist Geschäft eines Stümpers und Barbaren, sobald sie kein würdiges Ideal zum Ziele hat. Der Staat ist blos Mittel, Zweck ist allein die Menschheit“ u. s. w. Bei dieser Unterordnung alles Politischen und Staatlichen unter den allgemeinen Menschheitszweck findet sich in den Schiller'schen, Goethe'schen und Körner'schen sonst so überaus inhaltreichen Briefen nur äußerst selten eine flüchtige Anspielung auf die großen Geschicke, welche Europa damals bewegten und auch Deutschland schwer bedrohten. Es ist nicht zu leugnen, daß wir vieles Herrliche nicht besitzen würden, wenn sich diese Männer mehr um Politik bekümmert und die Geschicke des Vaterlandes sich tiefer zu Herzen genommen hätten. Aber dieser Indifferentismus in politischen Dingen ging bei ihnen doch etwas weit: Goethe und Wieland beugten sich, wie Johannes Müller, vor der persönlichen Erscheinung Napoleon's, und Schiller schrieb im Jahre 1790 an Körner: „Wenn die Franzosen mich um meine Hoffnung (in Mainz) bringen, so kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu suchen.“ Soll man aus blinder Verehrung und missverstandener Pietät für diese Literaturheroen solche Thatsachen und Bekenntnisse unterdrücken und beschönigen? Sicherlich nicht; denn vor allem gebührt der Wahrheit die Ehre. Gemüth, Geist und Charakter dieser Männer waren ja ohnehin im Kern so echt deutsch, daß darüber nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Vielleicht huldigten sie diesem Indifferentismus nur, um nicht undeutsch zu werden, denn bei den fortdauernd traurigen Verhältnissen Deutschlands war gewaltigen Geistern und Freidenkern wie sie die Versuchung hierzu nahe genug gelegt. Was Wieland betrifft, so erscheint dieser bei weitem undeutscher als Schiller und Goethe; doch behauptete der erstere auch von Wieland in einem Briefe an Körner vom 1. Mai 1797:

Was einen aber so oft an ihm irre macht, im Guten und Bösen, das ist seine Deutschheit bei dieser französischen Appretur. Diese Deutschheit macht ihn zuweilen zum echten Dichter, und noch öfters zum alten Weibe und Philister.

Gerade jene von Körner verworfene Scene zwischen dem König Philipp und dem Marquis Posa ist es, welche heutzutage bei einer Aufführung des „Don Carlos“ den meisten Eindruck zu machen und den größten Beifall hervorzurufen pflegt. Dies deutet auf eine sehr veränderte Strömung der öffentlichen Meinung. Man ist in Deutschland in der That nicht blos vaterländischer, man ist auch politischer geworden, ja so politisch, daß viele über dem bloßen politischen Calcul das Vaterland vergessen. Trotz des von unsern größten Dichtern und vielen andern, die zu ihrer Fahne der Allgemeinmenschlichkeit und des Kunstinteresses schworen, gegebenen Beispiels, war, namentlich durch Klopstock, dem hierfür der größte Dank gebührt, inzwischen auch eine allgemeine deutsche vaterländische Gesinnung angebahnt worden, welche durch eine ganze Reihe von Dichtern fortgepflanzt wurde und namentlich in der Kriegspoesie zur Zeit der Befreiungskriege ihren Gipfelpunkt und den höchsten Grad ihres Einflusses erreichte. Unmittelbar an Klopstock schlossen sich Voß die beiden Grafen Stolberg und Herder an. Letzterer sang schon im Jahre 1778:

O Kaiser du! von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wonach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland!

Die bedeutsamste unter Herder's vaterländischen Oden ist aber wol die mit der Ueberschrift „Germanien“ und dem Anfange „Deutschland, schlummerst du noch?“, die direct für unsere Zeit geschrieben zu sein scheint und aus der wir hier einige der bezeichnendsten Strophen mitzutheilen nicht unterlassen wollen. Herder erinnert die Deutschen an das Schicksal der Polen, die infolge ihrer innern Uneinigkeit zu Grunde gegangen seien. Er weist auf Rußland hin:

Weiter schaue, du siehst, ferne im Osten steht
Dir ein Riese; du selbst lehrtest ihn, sein Schwert
Seine Keule zu schwingen....

Dann auf Frankreich:

Schau gen Westen; es droht fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und erglüht, trotzend auf Glück und Macht:
Dir ein anderer Kämpfer,
Der dir schon eine Locke nahm.

Und du säumetest noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du säumst, kleinlich in Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags,
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk?

Soll dein Name verwehn? Willst du zertheilet auch
Knien vor Fremden? Und ist keiner der Väter dir,
Dir dein eigenes Herz nicht,
Deine Sprache nicht alles werth?

A Table for the Conversion of Hours and Minutes into Decimals. By Professor De Morgan, F.R.S.

Received January 15, 1848.

Hours.	Decimal.	Minutes.	Decimal.
1	0·04166	1	0·00069
2	0·08333	2	0·00138
3	0·12500	3	0·00208
4	0·16666	4	0·00277
5	0·20833	5	0·00347
6	0·25000	6	0·00416
7	0·29166	7	0·00486
8	0·33333	8	0·00555
9	0·37500	9	0·00625
10	0·41666	10	0·00694
11	0·45833	11	0·00763
12	0·50000	12	0·00833
13	0·54166	13	0·00902
14	0·58333	14	0·00972
15	0·62500	15	0·01041
16	0·66666	16	0·01111
17	0·70833	17	0·01180
18	0·75000	18	0·01250
19	0·79166	19	0·01319
20	0·83333	20	0·01388
21	0·87500	21	0·01458
22	0·91666	22	0·01527
23	0·95833	23	0·01597
24	1·00000	24	0·01666
		25	0·01736
		26	0·01805
		27	0·01875
		28	0·01944
		29	0·02013
		30	0·02083
		31	0·02152
		32	0·02222
		33	0·02291
		34	0·02361
		35	0·02430
		36	0·02500
		37	0·02569
		38	0·02638
		39	0·02708
		40	0·02777
		41	0·02847
		42	0·02916
		43	0·02986
		44	0·03055
		45	0·03125
		46	0·03194
		47	0·03263
		48	0·03333
		49	0·03402
		50	0·03472
		51	0·03541
		52	0·03611
		53	0·03680
		54	0·03750
		55	0·03819
		56	0·03888
		57	0·03958
		58	0·04027
		59	0·04097
		60	0·04166

On the Theory of Elliptic Transcendents. By Professor De Morgan, F.R.S.

Received January 15, 1848.

The following theorem, which is the basis of the theory of elliptic transcendents, is given by Legendre, Fonctions Elliptiques, vol. i. p. 65, and by Jacobi, Fundamenta Nova, p. 17:

$$\int_0^{\frac{\pi}{2}} \frac{d\theta}{\sqrt{1-k^2\sin^2\theta}} = \frac{1}{1+k}\int_0^{\frac{\pi}{2}} \frac{d\theta}{\sqrt{1-\left(\frac{2\sqrt{k}}{1+k}\right)^2\sin^2\theta}}$$

Legendre's demonstration is by the transformation

$$\sin\theta = \frac{(1+k)\sin\phi\cos\phi}{\sqrt{1-k^2\sin^2\phi}}$$

Jacobi's demonstration is by the transformation

$$\sin\theta = \frac{(1+k)\sin\phi}{1+k\sin^2\phi}$$

Both these transformations are particular cases of the following:

$$\sin\theta = \frac{(1+k)\sin\phi\cos\phi}{1+k\sin^2\phi}$$

which I have not seen in any work on the subject. It is the most general transformation of the form

$$\sin\theta = \frac{\sin\phi\cos\phi}{\sqrt{1+(k-1)\sin^2\phi}}\left(\frac{1+k\sin^2\phi}{1+k\sin^2\phi}\right)^{\frac{1}{2}}$$

which is rational.

Let $\sin\theta = \frac{(1+k)\sin\phi\cos\phi}{1+k\sin^2\phi}$, and let $\theta = 0$ when $\phi = 0$, and $\theta = \frac{\pi}{2}$ when $\phi = \frac{\pi}{2}$. Then

$$\int_0^{\frac{\pi}{2}} \frac{d\theta}{\sqrt{1-k^2\sin^2\theta}} = \frac{1}{1+k}\int_0^{\frac{\pi}{2}} \frac{d\phi}{\sqrt{1-\left(\frac{2\sqrt{k}}{1+k}\right)^2\sin^2\phi}}$$

For

$$\cos\theta = \frac{\sqrt{1-2k\sin^2\phi+k^2\sin^4\phi}}{1+k\sin^2\phi}$$

$$\sqrt{1-k^2\sin^2\theta} = \frac{\sqrt{1-2k\sin^2\phi+k^2\sin^4\phi}}{1+k\sin^2\phi}$$

$$d\theta = \frac{(1+k)\left(1-k\sin^2\phi\right)d\phi}{\sqrt{1-2k\sin^2\phi+k^2\sin^4\phi}}$$

$$\frac{d\theta}{\sqrt{1-k^2\sin^2\theta}} = \frac{(1+k)\left(1-k\sin^2\phi\right)d\phi}{1-2k\sin^2\phi+k^2\sin^4\phi}$$

$$= \frac{(1+k)\left(1-k\sin^2\phi\right)d\phi}{\left(1-k\sin^2\phi\right)^2-k^2\cos^2\phi\sin^2\phi}$$

$$= \frac{(1+k)\left(1-k\sin^2\phi\right)d\phi}{\left(1-k\sin^2\phi\right)^2-\frac{k^2}{4}\sin^2 2\phi}$$

$$= \frac{(1+k)\left(1-k\sin^2\phi\right)d\phi}{\left(1-k\sin^2\phi\right)^2\left(1-\frac{k^2\sin^2 2\phi}{4\left(1-k\sin^2\phi\right)^2}\right)}$$

$$= \frac{(1+k)\left(1-k\sin^2\phi\right)d\phi}{\left(1-k\sin^2\phi\right)^2\left(1-\frac{k^2\sin^2 2\phi}{\left(2-k+k\cos 2\phi\right)^2}\right)}$$

$$= \frac{(1+k)\left(1-k\sin^2\phi\right)d\phi}{\left(1-k\sin^2\phi\right)^2\left(1-\frac{k^2(1-\cos 2\phi)(1+\cos 2\phi)

wo die Literatur der Lyrik einen kaum zu übersehenden Umfang erreicht hat, nur willkommen geheißen werden können, vorausgesetzt, daß ihre Veranstalter dabei ein bestimmtes Ziel und einen bestimmten Zweck vor Augen haben und mit praktischem Verstande und kritischem Urtheil zu wählen und anzuordnen wissen. Der Veranstalter der vorliegenden Sammlung, der schon mehrfach Proben seines Geschicks für die Zusammenstellung lyrischer Collectionen abgelegt hat, bemerkt im Vorwort:

Es ist wohlthuend und ermuthigend, in einer Zeit der Bewegung und Befürchtung auf eine große Vergangenheit zurückzublicken und zu sehen, um wie viel Muth, Entschlossenheit und großherzige Gesinnung höher stehen als die Kunst der diplomatischen Künste: eine Kunst, die von der Klugheit bis zur Weisheit einen weiten, vielleicht nie zu bewältigenden Schritt zu thun hat u. s. w.

Er schließt:

In solchem Sinne nun habe ich die nachfolgenden Gedichte aus der glorreichen Zeit der deutschen Freiheitskämpfe zusammengestellt und widme sie allen Sinnes- und Sangesgenossen.

Die Sammlung, chronologisch angeordnet und mit dankenswerthen, historischen und literarhistorischen Notizen und Erläuterungen zum Schluß begleitet, beginnt mit H. von Kleist's herrlichem Gedicht: „Germania an ihre Kinder", und den sich anschließenden Liedern auf Schill, deren sich hier nicht weniger als 10 befinden, und schließt mit der zweiten Einnahme von Paris und den sich an dieses Ereigniß knüpfenden Siegs-, Jubel- und Friedensliedern. Der Sammler hat auch sehr mit Recht die damals zahlreich erschienenen „fliegenden Blätter" und das eigentliche Soldatenlied vorzugsweise beachtet, welches letztere denn freilich einen ganz andern Ton und Charakter trägt als die pathetischen Kriegslieder unserer Kunstdichter, selbst wenn sie den populären Ton affectiren. Am besten noch hat wol Fouqué diesen populären Ton in seinem 1808 gedichteten Liede auf Schill getroffen, welches mit den Worten beginnt:

Ihr lieben Preußen insgemein,
Die gerne frisch und lustig seind u. s. w.

Dieses Lied wurde zunächst in etwa 100 Exemplaren für Freunde abgezogen; bald aber sah man an Schenkenthüren und in Bauern- und Tagelöhnerhäusern den colorirten Schill zu Roß in Holzschnitt prangen, an beiden Seiten die Liedeszeilen um ihn hergedruckt. So erlebte es drei echte Volksausgaben, während der Dichter selbst in seiner Lebensgeschichte nur Bruchstücke zu geben vermochte. Vollständig abgedruckt wurde es zuerst wieder von C. Fr. von Vechelde in der Sammlung: „Ferdinand von Schill in Liedern der Deutschen" (Braunschweig 1841). Originell und volksthümlicher Art ist auch das Lied: „Mit Mann und Roß und Wagen", welches Ferdinand August, der Dichter des Turnliedes: „Was gleichet uns Turnern, uns frohen", auf die aus Rußland flüchtenden Franzosen gedichtet hat. Früher galt Jahn als Verfasser dieses damals im Volk weitverbreiteten Spottliedes, und noch Pröhle in seinem Buche über Jahn behauptet dies. Aber dem Turnvater Jahn waren nur der Refrain und einige Reime wie „Trommelstock" und „Weiberrock" eingefallen und er richtete an August die Frage, ob er wol aus diesen Bruchstücken ein Spottlied zu fertigen im Stande sei. August machte sich an die Aufgabe und löste sie mit großem Geschick. Da das Gedicht der jetzigen Generation kaum bekannt ist, so setzen wir es vollständig hierher, die Bemerkung vorausschickend, daß der Text in verschiedenen Liederbüchern mannichfache Abweichungen und Zusätze erfahren, daß aber Kletke es in derjenigen Gestalt gegeben hat, in der es von dem Dichter selbst als die ursprüngliche anerkannt worden ist.

Mit Mann und Roß und Wagen.

Mit Mann und Roß und Wagen,
Hat sie der Herr geschlagen!

Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große mächt'ge Franzenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildniß ohne Weiser.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Trommler ohne Trommelstock
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß!
Mit Mann und Roß und Wagen.
Hat sie der Herr geschlagen.

Feldherrn ohne Witz,
Stückleut' ohne Geschütz,
Flüchter ohne Schuh,
Nirgends Rast und Ruh'.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Speicher ohne Brot,
Allerorten Noth,
Wagen ohne Rad,
Alles müd' und matt,
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

Interessant war uns auch ein Soldatenlied auf die Schlacht von Waterloo, aus Soltau's „Historischen Volksliedern" abgedruckt. Die von Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter gesammelten „Schlesischen Volkslieder" (Leipzig 1841) enthalten nämlich ein preußisches Kriegslied aus dem Jahre 1814, das in mehreren Strophen dem erstern höchst ähnlich ist. Das Waterloolied beginnt:

Bei Waterloo war die erste Schlacht,
Die der Kaiser Napoleon mit England gemacht,
Mit Cavalerie.

Ordinary Meeting, 4th April, 1889.

Mr. Alexander Siemens, Vice-President, in the Chair.

The Minutes of the Ordinary Meeting held on the 7th March, 1889, were read and confirmed.

The Chairman announced that the Council had elected Mr. Alexander Siemens, Vice-President, to be Chairman of the Meeting

gegen alle Moral, aber in Uebereinstimmung mit dem egoistisch-materialistischen Charakter der Zeit, verkündet man offen den gefährlichen Grundsatz, daß ein Staat immer nur sein augenblickliches egoistisches Interesse zu Rathe zu ziehen habe, und sonst nichts, daß z. B. von einer Verpflichtung der Dankbarkeit für geleistete Dienste gar nicht die Rede sein dürfe. Und doch scheint es selbst das Eigeninteresse zu erheischen, dankbar oder wenigstens nicht undankbar zu sein; denn wer Dienste leistet, rechnet vorkommendenfalls auf Gegendienste, oder man wird es zu seinem leitenden Grundsatz machen, andern überhaupt keine Dienste zu leisten und es selbst, wenn man mitbedroht ist, eher aufs äußerste ankommen zu lassen, statt dem Nebenstaat oder dem Nebenmenschen helfend beizuspringen. Grundsätze wie den von uns bekämpften aufzustellen, ist deshalb gefährlich, weil eine Politik, die keine andere Consequenz kennt als die, welche ihr durch ein blos augenblickliches rein materialistisches Interesse auferlegt wird, sich zuletzt am Urheber selbst rächt und außerdem durch schlimmes Beispiel stets verderblich auf die private Moral der Völker zurückwirkt.

Bei dieser rein geschäftsmäßigen Interessenpolitik muß zuletzt jede Begeisterung unmöglich werden. Und in der That haben wir seit 1815 die tollsten Schwankungen und Widersprüche in der öffentlichen Meinung erlebt, die einen irre machen können an der Welt wie an sich selbst. Wer sich als Knabe für die Freiheitskriege begeisterte, mußte es später erleben, daß man ihm bewies, er habe sich für ein Nichts begeistert; es habe sich in jenen Kriegen eher um alles andere als um die Freiheit gehandelt, zu welchem glücklicherweise vorübergegangenen Umschlag der öffentlichen Meinung allerdings die Machinationen der Cabinetspolitik Anlaß genug gaben. Alsdann schwärmte die Jugend für die Helden des griechischen Befreiungskriegs; etwa 30 Jahre später, während des Krimkriegs, schilderten die ordreeertheilenden Zeitungen dieselben Griechen als eine Horde von Räubern und Piraten, und es hätte nicht viel gefehlt, so würden wir die Türken, die uns Ungläubige ziemlich als Hunde betrachten und behandeln, als die eigentlichen Retter und Befreier der Civilisation haben preisen und feiern müssen. In ähnlicher Weise war man bestrebt, unsere Theilnahme an den Geschicken der Polen zu dämpfen, indem man an ihnen nur die allerschlechtesten Seiten herauszukehren suchte. Jubelnd begrüßte man das Bürgerkönigthum in Frankreich, dem man, als es zusammenbrach, höhnisch einen Tritt mit auf den Weg gab, obschon es wenigstens mit Europa Frieden gehalten, auf Professorenintelligenz und Bourgeoisieinteresse sich gestützt und Preß- und Redefreiheit und parlamentarische Debatte aufrecht erhalten hatte. Zur Zeit des Krimkriegs leistete man dem französischen Kaiser als dem „Vorkämpfer der Civilisation" allen möglichen moralischen Vorschub gegen die „Feinde der Civilisation", gegen die Russen, dieselben Russen, die man 1813 als unsere Retter und wackere Kriegskameraden mit offenen Armen empfangen und in Liedern gefeiert hatte; jetzt möchten viele in Deutschland diese verhaßten Russen wieder herbeirufen, falls sie nur kommen wollten, um uns gegen diesen „Vorkämpfer der Civilisation" behülflich zu sein und aus Kosackenlanzen einen Wall zum Schutze der gefährdeten deutschen Grenzen bilden zu helfen.

Diese Schwankungen und Widersprüche, die aus der bedauernswerthen innern Zersplitterung Deutschlands und seiner Rathlosigkeit hervorgehen, spiegeln sich auch in unserer politischen Lyrik seit 1815 wider. Die Lyrik während der Befreiungskriege hatte deshalb eine so große Wichtigkeit und einen so bedeutenden Einfluß, weil sie ein die ganze Nation beherrschendes einiges Gefühl ausdrückte und ein einziges bestimmtes und sicheres Object, die Vertreibung der Franzosen von deutschem Boden, vor sich hatte. Diese Stimmung war nur eine, der sich denn bei vielen freilich eine mehr oder minder unklare Vorstellung von einem künftigen deutschen Reiche gesellte. Mit dieser Einheit und Einhelligkeit in der politischen Stimmung war es nach 1815 sehr bald zu Ende; denn die Wünsche und Forderungen der deutschen Patrioten waren nach keiner Richtung befriedigt worden. Die burschenschaftlichen Dichter setzten noch einigermaßen eine Zeit lang die Poesie aus den Freiheitskriegen fort; aber sie entarteten zum Theil in einen burschikos barbarischen Ton und in eine Unklarheit, die es nicht wenig zweifelhaft ließ, was sie eigentlich wollten: ein deutsches Kaiserreich oder eine Republik. Ebenso unklar schwankte man nach 1830 zwischen Franzosenthümelei und Deutschthümelei, zwischen Constitutionalismus und Cäsarismus, und später zwischen rein politischen Tendenzen einerseits und social-communistischen Tendenzen andererseits. Großes, was besingens werth gewesen wäre, geschah daheim nichts, um so mehr viel Kleinliches und Peinliches; da feierte man, wie Wilhelm Müller, die Thaten der griechischen Freiheitskämpfer, oder wie Platen und Mosen den Aufstand der Polen, oder in Ermangelung von etwas Besserm das „gute alte würtembergische Recht" wie Uhland. Das Beste und Bleibendste, was auf dem Gebiete der politischen Poesie zwischen 1830 und 1848 geleistet wurde, war ironischer, witziger und humoristischer Charakters, und in der That sind es nur die politischen Spottlieder, wie Chamisso, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Gaudy, Prutz, Dingelstedt, Herloßsohn deren dichteten, welche die Ehre der politischen Poesie in dieser Zeit retteten und zum Theil bleibenden Werth haben, wenigstens so lange haben werden, als die Zustände dauern, die darin gegeißelt werden. Dagegen wird man die politischen Gedichte pathetischen Charakters aus jener Zeit, so gut gemeint, virtuos gereimt und in schwungvolle Worte sie auch oft gekleidet waren, gegenwärtig fast sammt und sonders phrasenhaft und ziemlich ungenießbar finden, mit Ausnahme einiger ernsthaften Strafgedichte von Uhland, Herwegh, Anastasius Grün, Karl Beck, unter denen namentlich das bekannte von Uhland „Wenn heut' ein Geist herniederstiege" durch den präcisen Ausdruck präciser Gedanken noch heute seinen Werth behauptet. Auch einige urkräftige Lieder des schon einer frühern Periode angehörenden greisen Arndt sind hierher zu rechnen, namentlich diejenigen, in denen er die

Mark 14. 66—68. 367

66 And as Peter was beneath in the palace, there cometh one of the maids of the high priest: 67 And when she saw Peter warming himself, she looked upon him, and said, And thou wast with Jesus of Nazareth. 68 But he denied, saying, I know not, neither understand I what thou sayest. And he went out into the porch; and the cock crew.

ſich ein und das andere darunter befindet, dem wol mit der bloßen Anführung des Titels genug Ehre widerfährt:

2. Patriotiſche Klänge von 1859. Ein Liederkranz gewunden dem deutſchen Volke. Frankfurt a. M., Keller. 1859. Gr. 16. 16 Ngr.
3. Deutſchland über alles! Zeitgemäße Lieder von Hoffmann von Fallersleben. Leipzig, Voigt und Günther. 1859. Gr. 16. 5 Ngr.
4. Deutſche Antwort auf die welſche Frage. Von Julius Rodenberg. Hannover, Rümpler. 1859. Gr. 8. 1½ Ngr.
5. Constanter ac sincere! Norddeutſche Frühlingsterzinen an das deutſche Volk von Hermann Grieben. Stettin, Müller. 1859. 16. 4 Ngr.
6. In Catilinam. Ein Kranz geharniſchter Sonette. Von Eduard Mautner. Wien, Wallishauſer. Gr. 16.
7. Geharniſchte Sonette für 1859. Von Hermann Neumann. Neiſſe, Graveur. 1859. Gr. 16. 2½ Ngr.
8. Vorwärts! Lieder für das deutſche Volk von Hermann Francke. Querfurt, Schmid. 1859. 8. 2½ Ngr.
9. Seid einig, einig, einig! Patriotiſche Gedichte von Hermann Francke. Halle, Lippert. 1859. Gr. 8. 3 Ngr.
10. Ein Walpurgistraum von Emil von Borberger. Fulda, Maier. 1859. 8. 1½ Ngr.
11. Fünf Zeitgedichte von Emil Pirazzi. Frankfurt a. M., Auffarth. 1859. Gr. 8. 6 Ngr.
12. Oeſterreichs Feind iſt Deutſchlands Feind. Vaterländiſche Gedichte von Karl Franz. Erſtes Blatt. Herofeld. 1859. 16. 2½ Ngr.
13. Deutſche Reime entgegen ausländiſchen Ungereimtheiten. Nr. 1—5. Leipzig, Kollmann. 1859. 8. 12 Ngr.
14. Friſch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen! Schutz- und Trutzlieder für 1859. Deutſchlands Söhnen gewidmet von H. K. Erſtes Heft. Leipzig, Lehmann. 1859. 8. 3 Ngr.
15. Vier deutſche Lieder. Ein fliegendes Blatt zur Antwort auf franzöſiſche Broſchüren. Von Michel Berend. Aachen, J. A. Mayer. 1859. 8. 2½ Ngr.
16. Zwei Lieder, Deutſchlands Heeren gewidmet im Jahr 1859. Dresden, Ernſt am Ende. 1859. 8.

Ernſt am Ende heißt der Verleger des letztgenannten lyriſchen Flugblatts! Ernſt am Ende! Ominös genug! Bedeutet dieſer Zufall, daß infolge des eben eingetretenen improviſirten und wie aus den Wolken gefallenen Waffenſtillſtandes, der Ernſt am Ende iſt und nun wieder der diplomatiſche Spaß ſeinen Anfang nehmen ſoll? Oder bedeutet es, daß für Deutſchland der Ernſt erſt beginnen ſoll, wenn wir, vielleicht infolge deſſelben räthſelhaften Waffenſtillſtandes, am Ende zu ſein glauben? Jedenfalls iſt es das Gerathenſte, uns lieber auf etwas ſchweren „Ernſt am Ende" gefaßt zu machen, als auf vielen Spaß. Die alten Griechen ließen zwar auf ihre tragiſchen Trilogien ein Satyrſpiel folgen, und unſere Diplomaten haben blutigen weltgeſchichtlichen Tragödien nicht ſelten auch ein Satyrſpiel folgen laſſen unter dem Titel von „Congreſſen" und „Conferenzen", indeß waren dieſe Satyrſpiele nicht immer ſehr gelungen und für die zuſchauenden Völker ſehr ſpaßhaft, und namentlich von dem jetzt bevorſtehenden diplomatiſchen Satyrſpiel dürfen wir, glaube ich, uns gerade keine ſehr große Unterhaltung verſprechen. *)

*) Die franzöſiſche Politik liebt, wie das franzöſiſche Drama und der franzöſiſche Roman, effektvolle Ueberraſchungen. Dem plötzlichen Effect des fünfwöchentlichen Waffenſtillſtandes iſt, nachdem wir Obiges kaum geſchrieben, ebenſo plötzlich der noch ſchlagendere Effect der Zuſammenkunft und der Unterzeichnung des Friedenseinſtrumentes gefolgt. Die Stipulationen des Vertrags, ſoweit ſie bekannt, ſind der Art, daß ſie uns ebenfalls in nicht zu ferner Zeit eine Reihe der vollſten Ueberraſchungen in Ausſicht ſtellen.

Wir können wol mit Recht annehmen, daß die meiſten dieſer Dichter, von denen uns hier politiſche und martialiſche Ergüſſe vorliegen, aus wirklichen patriotiſchem Intereſſe an der Sache und aus Patriotismus gedichtet haben; vielleicht gibt es aber unter ihnen doch einen und den andern, dem es darum zu thun war, ſeinen Namen wieder einmal oder zum erſten mal gedruckt zu ſehen. Den erſtern müſſen wir freilich mit dem übelen Bedenken kommen, daß die Welt ſich gegenwärtig nicht in der Stimmung zu befinden ſcheint, um ihren patriotiſchen Ergüſſen irgendeine große oder nachhaltige Wirkung in Ausſicht zu ſtellen; und den andern müſſen wir unſer Bedauern ausſprechen, wenn ſie für ihre Namensnennung oder die etwa beabſichtigte Vermehrung ihres Namens, alſo für einen bloßen Wahn gar noch bloße Druckkoſten aufgewendet haben ſollten. Für patriotiſche Poeſien pflegen in der Regel das patriotiſche und das poeſieliebende Publikum gleich undankbar zu ſein, jenes weil es eben poetiſche, dieſes weil es patriotiſche Ergüſſe ſind. Wir ergreifen übrigens dieſe Gelegenheit, angehende Lyriker nochmals davor zu warnen, ſich unnütze Koſten zu machen: denn ſein gutes Geld auszugeben, um dafür vielleicht nur Ignorirung oder ſchmählichen Tadel von der Kritik in Empfang zu nehmen, das iſt doch das unvortheilhafteſte Geſchäft, das ſich denken läßt. *)

Die Sammlung „Patriotiſche Klänge von 1859" (Nr. 2) beſteht theils aus bisher ungedruckten dem Herausgeber oder den Herausgebern eingeſandten Beiträgen, theils aus patriotiſchen Gedichten, welche ſchon in Zeitungen oder Zeitſchriften veröffentlicht waren; doch ſcheinen jene die bei weitem größere Anzahl zu bilden. Wohlgemeint mögen

*) Wir haben hiervon eben erſt einen eclatanten Fall an einem Lyriker erlebt, der wenigſtens den Vorzug hat, ein trefflicher Menſch zu ſein und, wenn auch in zu kunſtloſer Form, aus der Ueberfülle ſeines Herzens herauszudichten. Wir hatten ſeiner Dichtung einige wohlwollende Worte, wie ſie uns geeignet ſchienen, theils zu ermuthigen und zu tröſten, theils zu warnen, in die Welt auf den Weg gegeben. In Veranlaſſung davon erhielten wir von ihm einen originellen Klagebrief, worin es unter anderm hieß: „Milde und nachſichtig haben Sie, theurer Engel unter den böſen Menſchen, mein Werkchen beurtheilt. ... Ich bin von elenden, neidiſchen Kritikern auf eine Weiſe heimgeſucht worden, über das [illegible] kannte Bändchen, daß mich ein Grauen vor der Lieblichkeit [illegible] lichen ſchlechten Creatur überfällt. Bisjetzt habe ich weiter nur die Koſten. Schmähliche Angriffe, das ſind meine Früchte. ... [illegible] kann ich nur bemerken, daß ich einen wahren Haß gegen alle [illegible] Kritiker empfinde, da ich wenigſtens von der Ueberzeugung durchdrungen bin, daß mir hier zu viel geſchieht." Wir glauben, daß dieſe für fühlende Menſchen ſicherlich mehr etwas Rührendes als [illegible] haben, und wir ſind überzeugt, daß der Verfaſſer des Briefs [illegible] nicht verübeln wird, wenn wir dieſe Stellen aus ſeinem Schreiben veröffentlichen uns erlaubten. Wol alle debutirenden Lyriker [illegible] in der ſchädlichen Illuſion, jede neue Gedichtſammlung müſſe unter „Volke von 40 Millionen" wenigſtens ſo viel Abſatz haben, um [illegible] beſtens die Druckkoſten zu decken, wenn nicht gar einen Ueberſchuß zu tragen, hinreichend genug, für die Ausfälle „treuloſer [illegible] Erſatz zu gewähren.

Ich will, ich will, ich will nicht mehr
Ich will, ich will, ich will nicht mehr
Ich will, ich will, ich will nicht mehr
Ich will, ich will, ich will nicht mehr

Ich will nicht mehr, ich will nicht mehr
Ich will nicht mehr, ich will nicht mehr
Ich will nicht mehr, ich will nicht mehr
Ich will nicht mehr

des Hefts gehören einige Vaterlandslieder, die schon von früher bekannt waren, wie das beliebte „Deutschland, Deutschland über alles“ u. s. w. Es ist wol nicht in Abrede zu stellen, daß unter allen in den letzten Decennien gedichteten Vaterlandsliedern die von Hoffmann noch den meisten Anspruch auf Dauer und Volksthümlichkeit haben; sie sind einfach, phrasenlos, ungekünstelt, sangbar, sie sprechen mit einem Worte zum Herzen des deutschen Volks. Aus einem Selbstbekenntniß des Dichters mögen hier die vier letzten Strophen angeführt sein:

Andern bleib' es überlassen,
Gunst und Ehre zu erbetteln;
Lieber hab' ich, daß mich hassen
Die Philister und die Vetteln.

Mögen, die noch nie mich ehrten,
Dies und jenes von mir meinen;
Mögen auch die Schriftgelehrten
Mich nicht kennen und verneinen.

Was vom Herzen ist gedrungen,
Wird zum Herzen wieder dringen:
Darum hab' ich nur gesungen,
Darum will ich wieder singen.

Und aus jedem meiner Lieder
Soll die frohe Hoffnung tagen:
Für das Vaterland wird wieder
Bald der Freude Stunde schlagen!

Unter allen politischen Dichtern war wol Julius Rodenberg mit seiner „Deutschen Antwort auf die welsche Frage“ (Nr. 4) ziemlich zuerst auf dem Platze. Das Schriftchen enthält sechs Gedichte: „Deutscher Krieg und deutscher Friede“, „Der Hahn von Gallien hat gekräht“, „Schwert und Schild“, „Rhein und Donau“, „Was uns noth thut“ und „Wir sind bereit!“ Die Gesinnung ist wacker, der Ausdruck ebensowol klar als kräftig, zuweilen schwungvoll. Mahnungen, einig und für alles bereit zu sein, werden wir immer willkommen heißen, wenn sie wie hier sich nicht in knabenhafte Renommisterein verlieren, die immer vom Uebel sind und zu denen die Deutschen mehr aufgelegt zu sein scheinen, als sich für ein wahrhaft männliches Volk ziemen möchte. Julius Rodenberg singt unter anderm:

Wir stehn hier und bekennen,
Daß uns ein Band vereint,
Das keine List zertrennen
Und lösen soll kein Feind!
Wir stehn nicht, weil wir dürsten
Nach eitelm Siegesruhm:
Wir stehn mit unsern Fürsten
Für Deutschlands Heiligthum!

Als Wächter und als Hüter
Stehn wir auf diesem Platz,
Für unsre besten Güter,
Für unsern besten Schatz
Freiwillig nicht — getrieben
Stehn wir mit nacktem Schwert:
Für alles, was wir lieben,
Für alles, was uns werth!

Hermann Grieben's „Frühlingsterzinen“ unter dem Titel: „Constanter ac sincere“ (Nr. 5), sind von sehr wohlgebildeter kräftiger Form und schließen mit den bekannten Mahnungen an das deutsche Volk, einig zu sein. In poetischer Weise erinnert der Dichter dabei an den Ocean:

Da steh' ich hier am Meer im stillen Sinnen:
Schön ist der Ocean in seiner Pracht,
Ein ewig Fluten, Wogen und Zerrinnen;
Wenn auch die Einzelwelle jäh zerstäubt:
Das ganze Meer muß doch im Streit gewinnen,
Das Ganze ist's ja, was unsterblich bleibt!

Ja leider, so sehr man auch gegenwärtig von gewissen Seiten her bemüht ist, den deutschen „Individualismus“, das Schaumspritzen der Einzelwelle, kurz die besondern Vorzüge des Kleinstaatenwesens zu rühmen, so fühlen wir doch bei jeder neuen Weltkatastrophe mit tiefster Beschämung, wie viel diejenigen Völker und Staaten vor uns voraushaben, die nicht an diesen eigenthümlichen Vorzügen des deutschen Individualismus leiden. So dient jede neue Katastrophe nur dazu, von neuem unsere innere Schwäche vor Europa bloßzulegen, und während andere Völker durch Schaden klug werden, kommen wir durch die kleinstaatliche Klugthuerei immer mehr zu Schaden, bis sich unsere Geschicke erfüllen werden. Die Einzelwelle kann bei stürmischem Aufruhr für einen Augenblick viel großes Geräusch machen, aber sie zerschlägt sich doch; was hat sie also davon, daß sie das Meer spielen will, da sie doch nur Welle ist?

Welchen Catilina der Oesterreicher Eduard Mautner in seinen „geharnischten Sonetten“ „In Catilinam“ (Nr. 6) vor Augen hat, ist nicht schwer zu errathen. Nun ist zwar Mautner im ganzen genommen gerade kein Cicero, aber seine Sonette schließen sich in Form und Inhalt doch in der That dem Besten an, was wir in der Gattung des politischen Sonetts besitzen. Dem „modernen Catilina“ und „gekrönten Spieler“ wird in der That darin übel genug mitgespielt. Schade nur, daß er bisjetzt in seinem gewagten Spiel, in dem er seine letzten Trümpfe sicherlich noch gar nicht ausgespielt hat, den Erfolg für sich hat. Die abenteuerlichen Einsätze in Strasburg und Boulogne waren zwar verloren, aber seitdem hat er mit ebenso viel Kühnheit als Sicherheit gespielt und wahrhaft erschreckenerregende Gewinne gemacht; denn Uebung macht den Meister, und an Uebung hat es ihm nicht gefehlt. Sittlicher wird darum freilich sein Spiel nicht, aber man weiß ja, wie sehr die Welt namentlich in politischen Dingen geneigt ist, sich dem Erfolg zu beugen. Davon abgesehen, sind Mautner's geharnischte Sonette von kunstvollem Gefüge, wovon als Probe das folgende, das zwölfte, dienen mag:

Wie sie sich sonnen in erloschnen Strahlen!
Wie sie sich brüsten in geschwätz'ger Breite,
Daß ihre Fahne stets die siegesseite,
Wie sie mit Lodi und Marengo prahlen!

Sie sprechen nur von unsern Wundenmalen;
Doch wenn im Buche ausgekämpfter Streite
Wir rückwärts blättern wollten, Seit' für Seite,
Wir könnten sie mit gleicher Münze zahlen.

Drum lächeln wir und denken still im Innern:
Bekannt ist's, daß im Reden wie im Schreiben
Sie lückenhaft die Länderkunde treiben;

Wir könnten sie an Aspern sonst erinnern,
Und in der That, es ist doch wirklich eigen,
Daß sie von Waterloo und Leipzig schweigen.

Das elfte Sonett beginnt mit der Ansprache: „Mein Oestreich! Deutsche Wache du im Osten!" Ja, wäre Oesterreich, wie in den Türkenkriegen, nur immer die „deutsche Wache im Osten" geblieben, hätte es, während es Deutschland sich consolidiren und nach Westen und Norden erstarken ließ, dieselben Kräfte, die es ohne nachhaltigen Erfolg am Ticino und Po und im Dienste des Papstthums vergeudete, gegen den Unterlauf der Donau hin verwendet, welche Rolle hätte es spielen, wie den Orient germanisiren und Wien, das schon so viele Bedingungen dazu hat, zur wirklichen Hauptstadt des „europäischen Mittelreichs" oder vielmehr des europäischen Oestreichs erheben können! Der unverdiente Haß, den die österreichische Herrschaft den „Tedeschi" in Italien zugezogen hat, und der um so unverdienter ist, da Norditalien in vieler Hinsicht sicherlich von der Verbindung mit Oesterreich und Deutschland mehr Vortheile hat als je Vortheile von seiner Verbindung mit Frankreich haben wird, wäre uns dann erspart geblieben. Mautner sieht freilich schon die Oesterreicher in Paris: „Nur in Paris ist Friede!" Doch das ist eine jener Renommistereien, die man schwerlich gutheißen kann, und es ist darauf schon anderwärts hingewiesen worden, daß der Weg nach Paris rückwärts über Mantua und Verona doch ein ziemlich weiter Umweg sei.

Auch Hermann Neumann lieferte „Geharnischte Sonette" (Nr. 7), die meist ganz gut gedacht, aber in der Form nicht durchweg so gediegen sind wie die Mautnerschen. Der Standpunkt ist freilich ein anderer. Neumann rechnet Oesterreich seine Sünden vor:

Du hast vereitelt unsre besten Pläne,
Hast uns gekränkt recht bis zum Herzensgrunde,
Fürwahr, es blutet noch die tiefe Wunde
In Schleswig-Holstein, wo uns höhnt der Däne.
Du hast verschuldet manche bittre Thräne,
Manch zu gerechten Fluch aus deutschem Munde u. s. w.

Aber:

Dein Bundesgenosse sein in dem gerechten
Kampf wider dich, den jetzt der Welsche ringt,
Den deine Tyrannei so blutig zwingt?
Dein Bundesgenosse sein — um neu zu knechten
Uns selbst dereinst?

Indeß meint der Dichter, man dürfe Oesterreich jetzt nicht verlassen, da „trotz'ge Gallier und list'ge Scythen" es zu vernichten drohen, und er ruft aus:

Bei Gott, wir werden fechten
Für unser Recht, und nicht weil Oestreich winkt!

Und weiter ruft er den uns aufsässigen Völkern zu:

Ihr alle haßt uns — und ihr mögt uns hassen!

Ueber den „Erwählten der französischen Nation" denkt Neumann ziemlich wie Mautner:

Sich mit der Allmacht des Despoten brüsten,
Und mit der Weisheit dräuender Sibyllen,
Den Gold- und Blutdurst aller Welt zu stillen,
Für einen Dämon jung und alt zu rüsten,
Das ist die Laune dieses Fatalisten u. s. w.

Hermann Francke gab gleich zwei Hefte: „Vorwärts!" und „Seid einig, einig, einig!" (Nr. 8 und 9) heraus. Man kann wol mit ihm übereinstimmen, wenn er einmal singt:

Viel lieber einen lust'gen Krieg,
Als einen faulen Frieden!

Oder wenn er ein andermal singt:

„Das Kaiserreich der Friede",
Das war ein vielverheißend Wort,
Das Kaiserreich der Friede,
Das war ein gleißend Wort.
Mit sechsmalhunderttausend Mann,
Geharnischt, rückt der „Friede" an.
Das Kaiserreich der Friede,
Das war ein gleißend Wort u. s. w.

Der Verfasser sucht auch dann und wann einen populären Ton anzuschlagen, wie in dem „Soldatenlied", worin es unter anderm heißt:

Doch in der Schlacht zu sterben,
Das macht uns nur Plaisir.

Ob dies nur „Plaisir" macht, möge der Verfasser doch am besten selbst versuchen. *)

Emil von Vorberger's „Walpurgistraum" (Nr. 10) umfaßt nur einen Druckbogen, verräth aber Talent in der Handhabung der Sprache. Der Verfasser hat einen Traum, in welchem ihm die Germania erscheint, die dem jetzigen Herrscher Frankreichs die Schauder- und Blutmomente aus der französischen Geschichte in einem Zauberbilde vorführt, das sie zugleich in reimlosen Trochäen erklärt:

Blick' auf jene Spiegelwand dort,
Und du siehst viel bleiche Schatten,
Rings umleckt von Schwefelgluten,
Blut'ge Kronen auf den Häuptern!
Kennst du sie, die Fredegunden,
Dagoberte, Chilperiche,
Jene blutigen Neronen,
Die mit Gift und Dolch geherrscht nur,
Merowig's verfluchte Sprossen?

In dieser Weise fährt Germania fort, und zuletzt kanzelt sie den französischen „Soulouque den Großen" ab. Dieser habe gelobt, die Freiheit zu schützen; in welcher Weise es aber geschah,

Ach, davon zeugen
Des Decembermords Kartätschen,
Davon zeugen Rom und Presse,
Davon zeugt Cayenne, Lambessa,
Davon zeugen Frankreichs Beste,
Die vom heim'schen Herd Verbannten u. s. w.

Pirazzi's „Fünf Zeitgedichte" (Nr. 11), nämlich: „Zum 18. October 1853", „Sylvesternacht. 1854", „Germania", „Für Schleswig-Holstein" (1855 gedichtet), und „Helene d'Orleans", sprechen würdige Gedanken in edler Form aus; da sie jedoch in frühern Jahren entstanden sind und auf die gegenwärtige Kriegszeit keinen directen Bezug

*) Inzwischen ging uns noch von demselben Verfasser ein lyrisches Heftchen zu mit dem Titel: „Preußenwort und Preußenschwert. Neue vaterländische Gedichte" (Halle, Fricke), dessen ganzer Ertrag zum Besten einberufener Wehrleute und Reserven bestimmt ist, und von einem Anonymus ein Bändchen „Deutsche Gedichte eines preußischen Landwehrmanns" (Berlin, Schotte), vom schwarzweißen Standpunkt gedichtet und voll der derbsten Ausfälle gegen Oesterreich und Baiern, wie namentlich in den Gedichten „An Oesterreich und die Seinen" und „Die Feldherrnhalle in München".

haben, so brauchen wir wol auf ihren Inhalt nicht näher einzugehen.

Der Verfasser des Liederhefts „Oesterreichs Feind ist Deutschlands Feind", Karl Franz (Nr. 12), der ein Kurhesse zu sein scheint, singt unter anderm:

Den schönsten Sieg hat Oestreich schon gewonnen,
Den schönsten Lorber, der es je geziert,
Den Siegeslauf hat Oestreich schon begonnen,
Wenn es auch Schlacht auf Schlachten noch verliert.

Chor. Wie auch entscheidet
Der Würfel des Kriegs,
Freue dich Oestreich
Des herrlichsten Siegs!

Diese sonderbare und einigermaßen lächerlich klingende Behauptung ist nicht ironisch gemeint; der Verfasser versteht unter dem Siege Oesterreichs den Sieg über „Deutschlands Herzen". Das würde gewiß ein sehr schöner Sieg sein, wenn er überhaupt ein vollständiger wäre und sein könnte; aber sicherlich würde Oesterreich für einen einzigen Sieg seiner Heere über die Alliirten am Mincio alle Siege über „Deutschlands Herzen" und besonders die Herzen deutscher Lyriker sehr gern dahingeben.

Die fünf Hefte „Deutsche Reime entgegen ausländischen Ungereimtheiten" (Nr. 13) sind jedes am Schlusse mit E. v. G. unterzeichnet. Wir vermuthen darunter den Verfasser der in demselben Verlage erschienenen Broschüre: „Strategische Skizze zu einem Operationsplane und den Marschdispositionen in einem Kriege gegen Frankreich und Piemont", Eduard Freiherr von Callot, der, wie aus einer Note zu dieser Broschüre hervorgeht, ein alter gedienter Kriegsmann ist, welcher im Jahre 1815 den österreichischen Feldzug gegen Murat mitmachte. Goethe war der Ansicht, daß man Kriegslieder eigentlich nur im Bivouak dichten solle, wie Theodor Körner. Hier haben wir einen alten Haudegen vor uns, der als solcher wenigstens einen natürlichern Beruf hat, Kriegsgesänge zu verfassen, als ein Stubenhocker, der niemals Pulver gerochen hat. Aber feindliche Patrouillen oder Verse abzufassen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Was sagt der Leser z. B. zu folgenden Strophen:

Bei der rasch gemachten Heirath
War Cavour der beste Beirath,
Hat verkuppelt eine Schöne —
That dabei sich trefflich bene, —
Machte Geld
Unser Held.

Neben jenem Ehecontracte
Machte er noch andre Pacte
Mit dem lieben Partelprinzen,
Die der einging ohne Blinzen! u. s. w.

Oder zu dem „Haderlumpenlied":

Es ist ein Miniſter verloren gegangen —
Was soll ich für einen Miniſter verlangen?
Ich fand an der sardinischen Grenz' ihn im Mist,
Dort hat er versteckt sich, daß ihr es nur wißt!
Haderlump! Haderlump!

Verloren ist eine Freischar gegangen,
Sie trug nur nach Raube, nach Kampf nicht Verlangen;
Ich fand sie versteckt in Brennesseln am Zaun,
Jetzt könnt ihr sie wieder im Zuchthause schaun.

Es ist ein Gen'ral auch verloren gegangen,
Bekommt ihn erst Oestreich, so wird er gehangen;
Man nennt ihn Garbaldaus, ich hab' ihn erwischt,
Und unter dem Weiberrock 'raus ihn gefischt u. s. w.

„Bekommt ihn erst Oestreich, so wird er gehangen." Es gibt jedoch ein altes Reimsprüchlein, wonach die Nürnberger keinen hängen, „sie hätten ihn denn zuvor". Jedenfalls sollte man mit Ertheilung von ehrenrührigen Titeln vorsichtig sein; denn bekanntlich wurden auch Stein, Andreas Hofer und der Herzog von Braunschweig-Oels von Napoleon I. als „Banditenchefs" gebrandmarkt und in die Acht erklärt.

Aus den Schutz- und Trutzliedern: „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen", von H. K. (Nr. 14), erwähnen wir als charakteristisch nur das Gedicht: „Das thaten die Franzosen. Schwarze Erinnerungsblätter aus der deutsch-französischen Geschichte." Der Verfasser reist am Rhein und Neckar; er erblickt die Trümmer des heidelberger Schlosses, die ausgeplünderten Kaisergräber in Speier u. s. w. Er fragt überall, wer dies gethan habe, und stets wird ihm die Antwort: „Das thaten die Franzosen!" Da ruft er aus:

Mit deiner Tücke, deinen Qualen
Riß, Franke, endlich die Geduld.
Mein Deutschland auf! laß heim uns zahlen
All seine aufgehäufte Schuld!

Wir glauben die Lyriker hüben und drüben — denn auch die Franzosen haben es nicht an lyrischem Geschützfeuer fehlen lassen — thäten am besten, auch Waffenstillstand abzuschließen, ohne weitere Bedingungen als die, die Zwischenzeit zu ihrer metrischen Ausbildung anwenden zu wollen. Für welche Seite sollen wir Norddeutschen uns lyrisch schwärmen? Sicherlich gehören die Oesterreicher zu den liebenswürdigsten Stämmen Deutschlands, und es ist ganz natürlich, daß uns andern Deutschen das Herz blutet, wenn wir ihre männliche Blüte auf den lombardischen Schlachtfeldern geknickt sehen. Aber weniger liebenswürdig war bisher Oesterreichs Politik, so viel Schneider sie auch gefunden hat, namentlich im Hinblick auf die 6 — 800000 Bajonnete, von denen man uns fabelte vorphantasirte. Soll Deutschland für jeden politischen Fehler, den Oesterreich in Italien begeht, mitbluten und sich mitopfern? Sollen wir Oesterreich den Po retten helfen, nachdem es Eider und Schlei preisgegeben! Sollen die freiern deutschen Stämme und besonders die protestantischen den bisherigen Absolutismus und die Concordatspolitik Oesterreichs stützen helfen? Sollen wir uns für die unbegreifliche Kriegführung der österreichischen Generale begeistern, die, wo man glaubte sie würden defensiv verfahren, angriffen, und wo man erwartete, sie würden entschieden aggressiv vorgehen, sich passiv verhielten und einen Monat lang unnütze Züge machten, die im Kriege so verderblich sind wie die unnützen Züge eines stümperhaften Schachspielers einem Spieler gegenüber, der keinen Zug thut, welcher nicht seinen Zweck hätte? Dürfen wir jetzt noch in einem zwischen Frankreich und Deutschland ausbrechenden Kriege auf Oesterreich bauen? Das sind die

Ausgabe der Bücher, Zeitschriften und Karten, sowie die Verwaltung der Lesesäle und Lesezimmer. Die Bibliothek ist geöffnet an Werktagen von 9 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags und von 2 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags, an Sonntagen von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags. Die Lesesäle und Lesezimmer sind geöffnet an Werktagen von 9 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags und von 2 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags, an Sonntagen von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags. Die Bibliothek ist geschlossen an den Tagen, an welchen die Lesesäle und Lesezimmer geschlossen sind, sowie an den Tagen, an welchen die Bibliothek geschlossen ist. Die Bibliothek ist geschlossen an den Tagen, an welchen die Lesesäle und Lesezimmer geschlossen sind, sowie an den Tagen, an welchen die Bibliothek geschlossen ist. Die Bibliothek ist geschlossen an den Tagen, an welchen die Lesesäle und Lesezimmer geschlossen sind, sowie an den Tagen, an welchen die Bibliothek geschlossen ist.

Die Bibliothek ist geschlossen an den Tagen, an welchen die Lesesäle und Lesezimmer geschlossen sind, sowie an den Tagen, an welchen die Bibliothek geschlossen ist. Die Bibliothek ist geschlossen an den Tagen, an welchen die Lesesäle und Lesezimmer geschlossen sind, sowie an den Tagen, an welchen die Bibliothek geschlossen ist. Die Bibliothek ist geschlossen an den Tagen, an welchen die Lesesäle und Lesezimmer geschlossen sind, sowie an den Tagen, an welchen die Bibliothek geschlossen ist.

Die Bibliothek ist geschlossen an den Tagen, an welchen die Lesesäle und Lesezimmer geschlossen sind, sowie an den Tagen, an welchen die Bibliothek geschlossen ist. Die Bibliothek ist geschlossen an den Tagen, an welchen die Lesesäle und Lesezimmer geschlossen sind, sowie an den Tagen, an welchen die Bibliothek geschlossen ist. Die Bibliothek ist geschlossen an den Tagen, an welchen die Lesesäle und Lesezimmer geschlossen sind, sowie an den Tagen, an welchen die Bibliothek geschlossen ist.

punkt, den der Menschengeist einzunehmen berufen ist, durch den Standpunkt der weltumfassenden Humanität.

Und ferner:

Diese Fähigkeit, Fremdes d. h. seinem Wesen nicht Verwandtes zu verstehen und nach Verdienst zu würdigen, entspringt wie uns dünkt, dem schönsten edelsten Triebe, der die Seele des einzelnen wie der Gesammtheit erfüllen kann, dem Triebe nach Gerechtigkeit..... Es ist wahrlich keine Schande für den Deutschen, daß der Franzose fast nur Sinn hat für das Französische, der Italiener für das Italienische, die slawischen Stämme für das ihnen Eigenthümliche; während sich der Deutsche Sinn und Verständniß für das Schöne und Gute jeder Nation bewahrt.

Der Verfasser drückt seine Freude aus über die Theilnahme, welche „Nathan" in Wien gefunden habe,

in einem Augenblick, wo der unselige Kampf der Nationalitäten wieder angefacht wird, frevelhaft angefacht durch den Ehrgeiz des westlichen Despoten, in einem Augenblick, wo dieser Kampf allenthalben benutzt wird, um alte Leidenschaften und Rivalitäten wieder zu erwecken, um Zwietracht zu säen zwischen Nationen, die sich nicht anzufeinden brauchten, da doch nur der Uebermuth der Gewalthaber gesündigt hat.

Auch wir unterschreiben diese schönen und für die Deutschen ehrenvollen Worte mit innigster Genugthuung, denn sie beruhen auf Wahrheit. Aber um im Stande zu sein, durch diese Charaktereigenschaft allen andern Völkern ein Vorbild zu sein und unsere hohe Mission zu erfüllen, müssen wir auch auf unsere unverkümmerte politische Existenz, soweit sie noch nicht verkümmert ist, mit Eifersucht halten und darauf sehen, daß, was vom deutschen Volke noch einigermaßen zusammen ist, fortan zusammenbleibe. Daher ist es dringend geboten, neben der allgemein menschlichen Richtung, durch die wir uns vor allen Völkern des Alterthums und der neuern Zeit auszeichnen, auch die vaterländische Gesinnung, in der uns andere Völker übertreffen, ernstlich in Pflege zu nehmen. Gerathen erst, was der Himmel verhüte, größere Stücke von Deutschland, Stücke, in denen jetzt doch sicherlich ein nationaleres Leben pulsirt als im Elsaß zur Zeit seiner perfiden Besitznahme durch die Franzosen, unter ausländisches Joch, so könnte zuletzt doch die Rassenerbitterung, an der Europa bereits nur zu sehr leidet, auch unter den Deutschen überhandnehmen und ihnen die ehrenvolle Mission, die Fahne der Humanität und der geistigen Freiheit hoch zu halten, gründlich und für immer verleiden.

Hermann Marggraff.

Volksgeschichten und Märchen.

1. Volksgeschichten aus dem Schwarzbubenland von Franz von Sonnenfeld. Basel, Schweighauser. 1858. 8. 27 Ngr.
2. Märchen und Geschichten aus Osten und Westen. Erzählt von Moritz Hartmann. Braunschweig, Westermann. 1858. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Völker sind wie die Kinder in einem steten Zustande des Werdens begriffen. Wenn man einem Volke nicht geradezu das Vernichtungsurtheil fällt, wie dies manche gegen einzelne wilde Stämme unter dem Vorschreiten der Civilisation als unvermeidlich — ob mit Recht oder Unrecht, ist hier nicht der Ort zu untersuchen — auszusprechen pflegen, so kann man nicht sagen, daß ein Volk sich überlebt habe und für alle Weiterbildung erstorben sei; denn selbst dem abgelebtesten kann durch neue, verjüngende Elemente die Fähigkeit der Regeneration eingeimpft werden. Und eben dieser Zustand des Werdens ist es, der beim Volke wie beim Kinde stets neue Anziehungskraft auf uns ausübt und uns jede Forschung auf diesem Gebiete mit Verlust willkommen heißen läßt. Daher werden auch Volksgeschichten immer ihren Reiz behalten.

Der Schauplatz der hier zuerst vorliegenden „Volksgeschichten aus dem Schwarzbubenlande", von F. von Sonnenfeld (Nr. 1), ist ein Theil des Cantons Solothurn. Abgesehen von fünf kleinern Skizzen und Charakterbildern enthält das Buch zwei größere Erzählungen, von denen die eine in die Zeiten des Sonderbundskriegs fällt, während die andere Einblicke in das äußere kirchliche Leben der katholischen Bevölkerung jener Gegend und in verschiedene klerikale Charaktere thun läßt. Das novellistische Talent des Verfassers ist ein bescheidenes; dagegen läßt sich von dem descriptiven ein günstiges Urtheil fällen, wenn auch im Stil manche Sonderbarkeiten mit unterlaufen, wie z. B.: „Drinnen saß der Wunderli, der Himmel weiß wie schon beim vielten Schoppen", oder: „Ein reicher Kranz von Obstbäumen umstand huldigend und opferverheißend die Gebäute." Sieht man aber von der Einkleidung ab, so bleiben viele ansprechende Schilderungen und interessante Charakterzüge übrig, die für die Culturgeschichte des „Schwarzbubenlandes" nicht ohne Werth sind. Manches läßt die dortigen Zustände noch sehr primitiv erscheinen, wie z. B., daß man einen Studenten, der nicht „auf geistlich" studirt, für einen „gefehlten" Studenten ansieht. In anderer Beziehung hat das gegenwärtige Jahrhundert doch seine Rechte geltend gemacht. Am Fronleichnamsfeste, bei welchem Altäre im Freien errichtet werden, große Processionen stattfinden, und alle Mädchen, vom kleinsten bis zur heirathsfähigen Jungfrau, Kränze von weißen und rothen Rosen auf dem Kopfe tragen, mußten noch im vorigen Jahrhundert gefallene Mädchen mit einem Strohkranze statt des Rosenkranzes erscheinen. Diese Schmach ist ihnen gegenwärtig erspart. Noch immer aber müssen sie sich bei der öffentlichen Procession, nunmehr ohne Kranz, einfinden. „Wehe derjenigen", lesen wir in Bezug auf diese Sitte, „die, des Kranzes unwürdig befunden, nicht an der Procession theilgenommen hätte! An Schimpf und Schande und Unbilden aller Art würde es ihr nicht gefehlt haben. Das sittenrichtende und splitterrichtende Volk will immer noch selber einen Antheil an der Strafjustiz haben; dem gefallenen Mädchen wollte es an diesem Tage wenigstens die öffentliche Beschämung nicht erlassen." Doch mildert sich die jetzige Form auch noch dadurch, daß die Gefallenen zuletzt in der Reihe der Mädchen gehen, an die sich die verheiratheten Frauen unmittelbar anschließen. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bestrafte das Sittengericht selbst rein polizeiliche Uebertretungen mit Kirchenstrafen. Ein Bauermädchen hatte sich einen Schatz im Nachbardorf ausgesucht; aus Haß gegen alles Fremde setzten ihr die jungen Burschen in der Nacht vor der Trauung einen mit Stroh umwundenen Leiterwagen aufs Hausdach. Dafür mußten sie nach dem Ausspruch des Sittengerichts den ganzen Sommer hindurch nach Verfluß des nachmittägigen Gottesdienstes noch zwei Stunden in der Kirche zubringen; dem Rädelsführer aber wurde die Strafe dahin verschärft, „daß er alle Sonntage während des Gottesdienstes unter der Ampel knien sollte". Das war den jungen Burschen doch zu viel. Er fügte sich zwar das erste mal, da das Urtheil in der Kirche publicirt wurde und die Vollziehung sich unmittelbar daran knüpfte, zog aber dann der fernern Verbüßung ausländischen Militärdienst vor und blieb auch nach seiner Heimkehr und als langjähriger erster Vorstand der Gemeinde der Kirche für immer entfremdet.

Die Erzählungen des Verfassers beruhen sichtlich auf wahren Thatsachen, sie sind lehrreich und von culturgeschichtlicher Bedeutung; doch würde es ihm anzurathen sein, bei seinen künftigen jedenfalls berücksichtigenswerthen Arbeiten in diesem Fache von der novellistischen Einkleidung abzusehen.

Eine weit hervorragendere Stellung, sowol in formeller Hinsicht als beziehendlich des Umfangs der Sphäre, innerhalb

n sie sich bewegen, nehmen die „Märchen und Geschichten Osten und Westen", von Moritz Hartmann (Nr. 2), ein. Osten ist mit drei Nummern, der Westen mit dreizehn ver-n, wovon zwei auf Irland, sieben auf Frankreich, zwei auf Rußn, eine auf Böhmen (slawisch), und eine auf Deutschland kom-. Sie zeichnen sich durch einen Geist der Frische und Origina-, der auch da, wo der Stoff an Bekanntes anstreift, ihm eine , überraschende Seite abzugewinnen weiß, und durch eine rst gewandte und lebendige Darstellung, die das Interesse kei-Augenblick erkalten läßt, aus, sind für die nationalen und loka-Zustände, die sie zum Vorwurfe nehmen, charakteristisch und n eine nicht zu verkennende, mit Bewußtsein in Plan und ickelung durchgeführte Moral, die zwar nur in einem oder andern der Märchen direct mit einem Worte angedeutet, ens aber in den Thatsachen niedergelegt ist, und zwar g mit so viel Witz und Humor, daß man viele Stücke der mlung für gelungene Satiren im Gewande des Märchens der Legende ansehen kann.

Von ganz köstlichem Humor und gleich ansprechend in der en Laune, wie in dem bittern Ernst, der neben ihr hergeht, ie baskische Sage: „Der Saludador", von der wir unsern n eine kurze Skizze nicht vorenthalten wollen. Lassen wir zunächst von dem Dichter selbst erzählen, was der Saluda-ist.

„Eine Mutter, die sieben Söhne nacheinander in die Welt (die kleine Unart, die in diesem Ausdruck liegt, haben absichtlich nicht übergehen wollen, um den Dichter ganz so ben, wie er ist), „ist überall siebenfach gesegnet, aber im Escualdunac, d. i. im Lande der Basken diesseit und jen-der Berge, ist eine solche Mutter hundert- und tausend-gesegnet. Denn einer von den sieben Söhnen hat unfehl-im Gaumen oder auf der Zunge das Zeichen des Kreuzes, der so Gezeichnete ist ein Saludador oder Ensalmador. Saludador oder Ensalmador ist ein vor allen auserwählter ch, ein von Gott besonders Gebenedeiter. Er ist bestimmt, Menschen zu heilen, den Leidenden zu helfen; er ist ein Arzt Aerzte, ein Helfer unter den Helfern, ein Obsieger des t, soweit der Mensch, der sterbliche, dem Tode obsiegen kann. ibt nämlich zweierlei Tode, den nothwendigen Tod und den üssigen Tod. Der nothwendige Tod ist der unabwendbare, Gott seit Ewigkeit und Weltanfang vorherbestimmte; dem mt keine Creatur, vor dem kann auch keine Creatur schützen chirmen. Der überflüssige Tod ist derjenige, der aus Ver-issigung, aus schlechter Behandlung, zumeist aus der Un-heit der studirten Aerzte entspringt. Dieser überflüssige ödtet die meisten Menschen, bevor sie das ihnen bestimmte reicht haben. Sie könnten sich noch viele, viele Jahre des s erfreuen und in voller Gesundheit, wenn nicht die Aerzte t. Gegen diesen überflüssigen Tod und gegen die Aerzte Saludador ein Retter und Heiland. . . . Er wird geehrt, ein ausgewählter Helfer verdient, und die Schätze der fließen ihm zu in so großen Strömen, als er nur will." Dem armen Manne Gelhabe Saetz, der in Malmaçon haus-widerfuhr das Glück, daß ihm ein siebenter Sohn geboren , und es ergab sich, daß dieser, der jüngste, auch wirklich Saludador war. Ob nun schon die Heilkraft sich erst im hten Lebensjahre zu zeigen pflegt, so ruhte doch in der ie Saetz alsbald alle Arbeit und man lebte vom Schulden-n. Je größer die Schulden wurden, deste mehr freute sich Vater Saetz, „denn sie waren ihm wie ein Kalender, der Heranrücken der Zeit ankündigte, da sein Sohn als Salu-zu prakticiren und Schätze zu sammeln anfangen sollte". dreizehnte Geburtstag kam; Betiri, so hieß der Saludador, irte seine Heilkraft. Alles kam, um zu gratuliren. Der r berauschte sich, die Mutter weinte vor Freuden. Die ten Kranken brachten ihre Gaben in Säcken, Körben und nder Münze. Vater Saetz „öffnete beide Hände, um in nzug zu nehmen, aber er öffnete auch den Mund und blieb offenen Händen und offenem Munde sprachlos und erstarrt stehen, als Betiri den Genesenen erklärte, sie möchten nur ihre Gaben wieder heimnehmen, denn er sei nicht gewillt, sich seine Kraft, die ihm Jinco ona, d. i. der Gott der Güte, geschenkt habe, von seinen leidenden Brüdern und Schwestern bezahlen zu lassen". Der Vater beruhigt sich wieder, in der Hoffnung, daß Betiri nur so gehandelt haben werde, um seinen Ruf desto ausgebreiteter zu machen. Allein da der Knabe auf seiner Ansicht beharrt, hat er bald die Verachtung der ganzen Familie zu ertragen, er wird nicht mehr Betiri, sondern Esel genannt, darf nicht mit am Tische essen und muß allein an der Schwelle sitzen. Im Dorfe geht es ihm ebenso. Er macht zwar die herrlichsten Curen und ist weit und breit berühmt, aber die Leute sagen von ihm einfach: „Betiri ist gut und dumm." Endlich sah er selbst ein, daß er, da er nichts zum Haushalte beitrug, von seinen Aeltern auch nichts zu essen verlangen könne; daher packte er seine Habseligkeiten zusammen und wanderte auf den Berg in den Wald, um hoch über dem Dorfe eine verlassene Wächterhütte der Douaniers zu bewohnen. In den Stunden, die ihm die Kranken übrig ließen, schnitzte er Figürchen aus Holz; Maña, ein Mädchen, das er von einem bösen Uebel befreit hatte, verkaufte sie, und der Erlös reichte hin, ihn zu ernähren. Sie blieb ihm treu und anhänglich, obwol er im ganzen Dorfe der Esel hieß. Freilich machte sie ihm oft Vorstellungen und sagte: „Wenn du dir nur Haus und Hof erwerben wolltest, dann könntest du mich heirathen, und wir wären so glücklich." Betiri aber erwiderte: „Ich kann meine Seele nicht verkaufen, auch um dich nicht, du gute Maña." So lebte Betiri einsam, vom Dorfe fast vergessen. Da erscheint eines Tags ein langer glänzender Zug von Fußgängern und Reitern, in Gold, Sammt, Seide und Diamanten blitzend, der alte Gelhabe Saetz als Führer an der Spitze, und das ganze Dorf in athemloser Hast voran. Es ist eine spanische Gesandtschaft. Der Grande, der sie führt, hält eine lange Anrede. Die Königin Isabelle ist seit einer Reihe von Jahren an einer Reihe ungenannter Uebel leidend; sämmtliche berühmte Aerzte Europas, Asiens und Afrikas haben an der Hebung derselben umsonst gearbeitet. Der König, im Kummer über das Leiden der Königin, die er mit erhabenem Herzen liebt, soweit es Sitte und Anstand einem König von Spanien erlauben, hat beschlossen, Betiri an das hohe Krankenbett kommen zu lassen, und es ergeht nun die Aufforderung an ihn, seine hohe Heilkraft, von der der Ruf bis in die Königreiche gedrungen, an der Königin zu bewähren, soweit es Sitte und Anstand erlauben. Betiri erklärt sich sofort bereit; der alte Saetz versichert mit Thränen in den Augen, daß er den geliebten Sohn nicht verlassen könne, und wird mitgenommen. Wie nun Betiri, der bei Todesstrafe die Königin nicht berühren soll, sich heimlich zu ihr schleicht, ergriffen, ins Gefängniß geworfen und endlich durch seine Ernennung zum Granden doch noch in die Lage versetzt wird, die Cur glücklich zu vollenden, ist sehr ergötzlich zu lesen. Dann kommen die königlichen Belohnungen. Betiri schlägt sie aus; Vater Saetz gibt dem beleidigten Granden, der sie überbringt, zu verstehen, daß etwas Folter und Gefängniß den Frevler wol auf andere Gedanken bringen würden. Man ist so mildherzig, es beim Gefängniß bewenden zu lassen. Der alte Saetz kauft zehn Frachtmaulthiere und macht sich mit den Schätzen auf und davon. Damit ist die Frage gelöst. Betiri wird aus dem Gefängnisse entlassen, heilt auf dem Rückwege Scharen von Hülfsbedürftigen und kommt nach vielen Monaten erst wieder heim, so arm, wie er gegangen. Er heißt nun wieder der Esel. Maña steht im Brautstaat am Fenster und sagt, sie sehe ein, daß sie recht gethan, einen solchen Esel nicht erwartet zu haben. Am Ende des Dorfs sprengen seine Brüder auf prächtigen Pferden und in Edelmannskleidern an ihm vorbei. Sie haben mit seinen Schätzen das Schloß gekauft und seine Titel angenommen, und der älteste wirft ihm ein Goldstück zu, wie einem Bettler. Betiri geht in seine Hütte hinauf und weint bitterlich. Er hatte in der ganzen Gegend alles gesund gemacht, was sollte er noch? Da kam ein Schiff mit der gelben Flagge, das Gelbe Fieber an Bord. Er heilte die Mann-

schaft in sieben Tagen und fuhr mit ihnen über Meer, von Land zu Land, wo zu helfen und zu heilen war, soweit die Menschen leiden. „Manchmal erzählte ein Baske, daß er ihn dort im Süden, und dann wieder ein anderer, daß er ihn dort im Norden oder im Westen oder im Osten gesehen. So zog er kreuz und quer über die Erdkugel und thut es gewiß noch, wenn er lebt. Dies ist die Geschichte eines Saludadors oder Ensalmadors."

In der ersten orientalischen Geschichte läßt der Dichter bei einem Mohammedaner den Glauben über die Liebe, bei einer Christin die Liebe über den Glauben triumphiren; in der zweiten, einer Variante zur classischen „Bürgschaft", wird der fortzeugende Segen der guten That, in der ersten irischen der Sieg vertrauender Liebe verherrlicht. Eine kräftige Persiflage selbstzufriedener Beschönigung enthält das Märchen aus der Auvergne: „Das Gewissen"; wie aber der Dichter den Ausfall gegen das schöne Geschlecht, den er sich darin zu Schulden kommen läßt, verantworten will, wissen wir nicht, und zwar um so weniger, als er sein Buch einer Dame gewidmet hat.

Wir übergehen die übrigen Nummern und erwähnen nur noch mit einem Worte das deutsche Märchen: „Der Ofen Barbarossa's." Er stand weiland im alten Kaiserpalaste zu Gelnhausen, und der Kaiser kam oft vom Kyffhäuser herüber, um sich in kalten Abenden daran zu wärmen. Wie nun das plötzlich ein Ende genommen, und wie der Ofen in Stücke gegangen, wollen wir hier nicht verrathen und verweisen den Leser auf das Buch selbst, in welchem er eine ebenso erheiternde als befruchtende Lectüre finden wird. **Otto Heubner.**

Mundt über Italien.

Italienische Zustände. Von Theodor Mundt. Erster Theil. — A. u. d. T.: Skizzen aus Piemont und Rom. Berlin, Janke. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Geschick des Verfassers, politisch-sociale Bilder so zu gruppiren, daß sie zugleich dem Gebiete des Staatsmanns und dem des Touristen anzugehören scheinen, bald wie Kundgebungen politischer Weisheit, bald wie eine frische Unterhaltung für eine müßige Stunde aussehen, ist bekannt, und dies Geschick muß auch unsererseits anerkannt werden; denn Mundt besitzt in der That die Gabe, aus einer leichten Mischung historischer Züge, kecker Personenbeschreibung und Skizzen des Volkslebens eine Arbeit zusammenzustellen, die fast jedem gebildeten Leser etwas bietet. Er ist durch und durch ein begabter Skizzist. Als solcher hat er Turin und Rom am Schluß des vorigen Jahres besucht, gerade zu der Zeit, wo die politische Grippe, an der jene Hauptstadt der sechsten „Großmacht im Embryo" schon seit Jahren leidet, in ihrer schönsten Blüte stand, und er schildert uns diesen Krankheitszustand als ein guter und richtiger Pathoog. Was dabei an persönlichem Skandal, an kühnen Insinuationen, an gemachten Voraussetzungen abfällt, ist alles willkommen und hält gerade das rechte Maß, um anregend und doch nicht mißfällig zu sein und um den unbefriedigt entlassenen Leser für künftige Arbeiten im voraus zu gewinnen; denn der Verfasser versteht es, einen Band seiner Skizzen aus dem andern zu entwickeln, immer noch Stoff übrig zu behalten und mit gewandter Feder so gleichsam einen magischen Kreis um seine Leser zu beschreiben, dem keiner so leicht entrinnt.

Der Verfasser hat übrigens, nachdem er den Puls des Kranken gefühlt, ganz richtig gesehen: er sagt im Herbst vorigen Jahres den nahen Fieberausbruch des Carlo-Alberto-Cultus und des idealen italienischen Königthums richtig voraus, unter dem die erschütterte Welt heute so gründlich laborirt; ja, er setzt uns in den Stand, der allmählichen Entwickelung dieser Krankheit selbst Schritt für Schritt zu folgen. Ist es nun auch nichts Neues, daß Meister Cavour der Apotheker und jemand anders an der Seine der Receptant dieses Leidens ist, so sind doch die Bilder, welche der Verfasser aus dem „rothen" Italien, von Mazzini und Garibaldi, von der dynastischen Allianz des Prinzen Plon-Plon mit der armen Clotilde, von den Verhandlungen in Plombières und dem französischen Dementi im Lustschloß Victor Emanuel's, von der schönen Tambourschwe Rosine und dem Cigarrenkampf, von dem französirten Patriotismus der Sardinier, die doch in Italien kaum für Italiäner gelten, und anderes mehr, pikant und fesselnd genug, um bei der vorwiegenden Lust der Leser an Enthüllungen und an Skandal einige Stunden angenehm auszufüllen. Vorzüglich gut und wirksam ist der Carlo-Alberto-Cultus gemalt, ja, es ist ein Bild, dem selbst der Historiker von Fach seine Theilnahme nicht versagen kann: denn König Karl Albert war nicht blos ein wirklicher, ein historischer Charakter, er war auch eine im hohen Grade tragische Person, deren Untergang im Schmerz niemand ohne innige Theilnahme näher betrachten kann. Muthvoller Soldat und Krieger wie einer, für die Idee der italienischen Unabhängigkeit wahrhaft begeistert und für die lombardische Königskrone, wie er glaubte, geboren, auf dem Felde von Novara mehr noch innerlich vernichtet als durch Waffengewalt besiegt, beschließt dieser seltene Fürst, fast wie Cobrus, sich selbst zum Opfer zu bringen. Still, ohne Lebewohl, verläßt er das Schlachtfeld, auf dem er erliegt, um im Exil zu verschmachten, zu verscheiden! Dies tragische Moment gewinnt in der Erzählung des Verfassers durch eine seltsame Episode noch an Seltsamkeit. Der fliehende König geräth unter die Geschütze des Feindes; er nannte sich Oberst Barge aus Turin und ward von den commandirenden General, Grafen von Thurn, geführt, der ihn mit Thee bewirthet. Man spricht von der eben beendeten Schlacht und Graf Thurn bewundert den seltenen Geist seines Gastes. „Aber wie kommt's nur, Herr Oberst", sagt er, daß ein Mann wie Sie keinen höhern Rang in der Armee einnimmt hat?" — „Ich war niemals glücklich", sagt der König, „und darum habe ich auch meine Entlassung genommen." Früh nach seiner Abreise erfährt der Graf, daß sein Gast der König war. „Schaun's", sagt er, „das ist eine wunderbare Geschichte. Hätte unsere Batterie auf den fremden Offizier Feuer gegeben, so würde es geheißen haben, wir hätten den König Karl Albert im Hinterhalt ermordet." Wenige Monate später war Karl Albert eine Leiche in Oporto. „Er starb", sagt der Verfasser, „an der Einheit und Unabhängigkeit Italiens, an der jeder sterben muß, der dafür in die Schranken tritt." Ein frappantes Gemälde ist es, das der Autor von seinem Nachfolger entwirft. Von seinem Vater streng erzogen, muthvoll wie er, aber rücksichtsloser, verwegener und weniger grübelnd, sieht er in der Schlacht mit der Wildheit eines Indianerhäuptlings, auf Sieg, an nichts als Sieg bedacht, den er bei Goito auch errang. Seine ganze Erscheinung, die stolze Haltung, der zurückgeworfene Kopf, der wildflatternde Schnauzbart drücken Stolz, Trotz und Hochmuth aus; so stand er besiegt selbst dem demüthigen Sieger Radetzky zu Vignale gegenüber und erschien als der Herr des Tags. Sein Wille, durch keine Rücksicht gehemmt, ist stärker als der seines schwärmerischen Vaters. Von Camillo Cavour, dem Sohn eines reichen Kornwucherers, sagt der Verfasser nichts Unbekanntes; er ist zu schlau, um wahrhaft begeistert zu sein und sein letztes Wort wird nicht die Freiheit Italiens, sondern seine Abhängigkeit von Frankreich sein.*) Daß Männer wie Balbo, Azeglio und selbst Gioberti ihm vertrauten, kann nur für seine Schlauheit, denn ihre Gedanken sind andere. Cavour Italien weniger liebt, als er Oesterreich haßt.

Der Episode von Villafranca widmet Mundt ein ganzes Kapitel voll politischer Conjecturen, welche von den Absichten der Russen mehr verrathen, als der Verfasser verantworten kann. Viel lieber folgen wir ihm nach Genua, zu dessen geringem und losem Zusammenhang mit dem sardinischen Regiment er ein lebhaftes Bild gibt. Die genuesische Aristokratie ist alles eher, als sardinisch: in Sprache, Sitte und Auffassung der Lage sind Genua und Turin volle Gegensätze, die auch in dem jetzigen Kampf ihre Versöhnung schwerlich finden werden

*) Cavour's inzwischen erfolgter Rücktritt scheint diese Ansicht zu bestätigen. Die Red.

Von hier wendet sich der Skizzist über Siena nach Rom, nicht ohne uns unterwegs zu überzeugen, daß er die liebenswürdigen Seiten, wie die Verirrungen des italienischen Volksgeistes wohl aufzufassen und darzustellen weiß. Daß die Ausdeutung des Fremden vollständig zu einem italienischen Nationalbegriff geworden ist, sagt er nicht blos, sondern belegt es auch. So gelangt er nach Rom. Mundt ist kein Schwärmer, auch nicht in der Kunst; er beobachtet vielmehr im ganzen mit nüchternem, kritischem Auge. Indeß hat es uns doch überrascht, daß er von Rafael sagen kann: „Rafael steht auf der Höhe seiner Schöpferkraft, wenn er sich die sinnliche Naivetät der Gestaltungen gestatten kann; wird aber auf rein kirchlichem Boden steif und schwerfällig. Seine «Drei Cardinaltugenden» stellten uns dies in abschreckendster Weise vor Augen". Der Verfasser vergißt bei diesem Urtheil offenbar den Einfluß, welchen Schule und Tradition auch auf die größten Genien der Menschheit ausüben, in Anschlag zu bringen.

Die Schilderung von der Persönlichkeit des Papstes ist auf alle Weise pikant. Der schöne Papst, obgleich von kleiner, untersetzter Gestalt, rosigem Teint und graugemischtem Lockenhaar, ist noch jetzt der Abgott aller Frauen, welche vor 12 Jahren den bekannten Enthusiasmus für ihn schufen. Seine feinen liebenswürdigen Manieren entzücken noch heute alle, die ihm nahen, und bei seinem Vorüberfahren rufen die Wäscherinnen an der Fontana noch jetzt: „Oh, il bel Papa!" Seine strenge Oekonomie, bei großer Güte und Freigebigkeit, macht ihn in weiten Kreisen beliebt; seine sorgengefurchte Stirn gewinnt ihm andere Herzen und so ist der so schwergeprüfte, so gründlich enttäuschte Statthalter Christi immer noch der Gegenstand der Liebe seiner Römer, der sich in das Marianische Dogma der „unbefleckten Empfängniß" flüchtete, ungefähr aus denselben Motiven, aus welchen Karl Albert nach Oporto floh. Der Verfasser berichtet hierauf viel Lesenswerthes über den Sanct-Peter „zu allen Zeiten", wie er das betreffende Kapitel überschreibt. Ueber die Maßregel der Verhüllung alles Nackten durch Blechhemden sagt er gut: „Die nackte Gestalt hat bei uns den ruhigen und reinen Naturfrieden verloren, den sie in der Antike besaß; sie erinnert im Christenthum an den verloren gegangenen Genuß der Erde; sie ist tendenziös geworden, ihre Verwendung in der Kirche ist daher ein Mißgriff. Allein ist darum ein Stück Blech zu loben und wie vieler russischer Censurschwärze bedarf es wol, um den leichtrunkenen Pinsel Correggio's oder Tizian's unschädlich zu machen, wenn man einmal anfängt, die Schönheit der Sculptur durch Blech zu vernageln? Pius IX. hat dabei nichts gewonnen als den Stichnamen des Hemdenmachers." Das Grabmal der Gräfin Mathilde, der Egeria des Numa-Gregor, gibt dem Verfasser zu Betrachtungen über das theokratische Weltregiment Anlaß, die wir nachzulesen dem Leser überlassen müssen. „Gregor's Idee", sagt er, „war der umgekehrte Titanengedanke; jene wollten den Himmel von der Erde aus erobern, Gregor die Erde vom Himmel aus in seine Gewalt bringen und zwar durch die unmittelbare Gotteserscheinung in seiner Statthalterschaft. Es ist nicht gelungen, der Geist zuerst und dann die Dampfmaschine waren dagegen. Dennoch", sagt er, „hat das Papstthum eine große Zukunft: sein Weltzweck scheint noch nicht ganz erfüllt zu sein, eine lange Reihe von Grabmälern wartet noch in Sanct-Peter auf die Nachfolger Gregor's" u. s. w. Mundt drückt diesen Gedanken mit großer Zuversicht aus, und vielleicht hat er recht.

Das Tombolafest in Villa Borghese, eins der reizvollen Volksfeste in Rom, verknüpft sich mit Reflexionen über die Stellung der Aristokratie in Italien, die viel Beachtenswerthes und neu Beobachtetes enthalten. Der italienische Adel ist frei von aller Exclusivität; er mischt sich ungezwungen und auf die liebenswürdigste Art mit den Mittelständen, ja mit dem Volk. Freilich verfuhr das Jahr 1848 ziemlich unbändig mit dem Adel, und Fürst Canino und Mazzini hausten schlimm in dessen Lieblingssitzen; allein wenn dies auch zeigt, daß zwischen Revolution und Adel kein dauernder Bund zu flechten ist, so hat sich doch in zehn Jahren das alte Pietätsverhältniß so ziemlich wiederhergestellt, denn der römische Bürger ist für offene Hand, für Wohlthätigkeit und gewährtes Vergnügen durchaus nicht undankbar. Von dem Feste selbst entwirft der Verfasser ein mit seiner bekannten Meisterschaft für Sachen dieser Art gezeichnetes Bild, aus dem uns die liebenswürdige, feierlich-heitere Haltung einer zu 50000 Köpfen versammelten Volksmenge, wie diese nur in Italien so angetroffen wird, wieder recht lebendig entgegentritt und deren Harmonie kein roher Laut stört.

Das letzte Kapitel der Skizzen ist dem allerdings merkwürdigen Auftreten des bekannten amerikanischen Geisterbeschwörers Hume gewidmet, des Cagliostro unserer Zeit, unerklärlicher und geheimnißvoller als jener, vor allem aber auch glücklicher als er, da seine Geschichte in einer Heirath mit einer reichen und vornehmen Russin endet, bei welcher er wol vergessen haben wird, daß Papst Pius ihn belehrt hat, es gebe nur ein des Wissens würdiges Geheimniß und dies sei das der heiligen Monstranz. Daß dieser merkwürdige junge Mann der Spiritus familiaris der französisch-russischen Allianz gewesen, wie der Verfasser andeutet, sind wir anzunehmen sehr geneigt; jene Allianz aber ist allerdings der gefährlichste Klopfgeist unserer Tage und ganz geeignet, die Welt, die dem wunderbaren Beschwörer so unerhörte Duldung bewiesen, in ihren tiefsten Gründen zu erschüttern.

Der Verfasser hat mit diesen Skizzen unzweifelhaft ein sehr lesenswerthes Buch geschrieben; seine Voraussagungen sind heute, nach sechs Monaten, voll in Erfüllung gegangen, sie haben seinen politischen Blick belegt. Hiernach haben wir alle Ursache, nicht nur ihm unsere Anerkennung seiner Leistung zu bezeugen, sondern auch seinen fernern Vorverkündigungen zu vertrauen, nach welchen auch der nun entbrannte Kampf — wenigstens soweit er die „nationale Einheit Italiens" zum Ziele hat — ein klägliches Ende in französischer Abhängigkeit und territorialem Rassenhaß nehmen werde, nehmen müsse. Bei dieser Ansicht leiten uns noch andere Gründe, als die der Verfasser dafür anführt, und unter diesen steht der bekannte Kirchthurmsneid und die Stammesfeindschaft der Völkerschaften Italiens obenan, welche noch in ganz anderer Art wie die deutsche Kleinstaaterei eine nationale Einigung undenkbar machen und die es sehr zweifelhaft erscheinen lassen, ob beispielsweise in Toscana, Rom und Neapel der rohe und tückische Sarde nicht verhaßter ist als der gutmüthige Oesterreicher! Daß aber vom Apennin abwärts alle Sympathie für das Franzosenthum ein Ende hat, glauben wir fast verbürgen zu können. 4.

Vier Erzählungen von Eduard Mörike. Stuttgart, Schweizerbart. 1856. 16. 18 Ngr.

Mörike gehört zu den sinnigsten und phantasiereichsten unserer Dichter; die Vorzüge, welche ihn auszeichnen, entsprechen jedoch weniger dem realistischen Geschmack der jüngsten Gegenwart, als der vorherrschend innerlichen und idealistischen Richtung der dreißiger Jahre, wo sich die Romantik, der Subjectivismus des Gemüths, mehr und mehr in die Reflexions- und Tendenzpoesie, den Subjectivismus der Erkenntniß und des Willens, umsetzte und in ihren Kämpfen mit der Speculation und der Agitation schwere Niederlagen zu erleiden hatte, trotzdem aber immer noch eine mit tüchtigen Kräften streitende Macht bildete, für deren Principien noch in weitesten Kreisen lebhafte Sympathie, oder wenn nicht diese, doch Verständniß oder Reizbarkeit herrschte. Ohne gerade ein Romantiker von Confession oder im vollen Sinne des Worts zu sein, ist doch Mörike unbestreitbar eine den Ausläufern der Romantik geist- und gemüthsverwandte Natur; ja in seinem „Maler Nolten" dürfte sich eine mehr oder minder directe Einwirkung der Tieck'schen Novellistik auf die Art und Weise seiner Erfindung und Darstellung kaum verkennen lassen.

Auch die vorliegenden vier Erzählungen bewegen sich ent-

schieden in den Kreisen dieser jetzt uns ziemlich fernliegenden Weltanschauung. Mit Ausnahme einer einzigen, „Lucie Geimeroth", sind sämmtliche von märchenartigem Charakter, und zwar haben sie in Anlage und Ausführung eine ungleich nähere Beziehung zu den mit modernem Humor und Feinsinn vorgetragenen Märchen Tieck's und Brentano's, als zu den in naivem, naturwüchsigem Ton gehaltenen Erneuerungen der alten Volksmärchen, wie sie von Grimm angeregt sind. Am meisten gilt dies von dem ersten derselben, welches zugleich nicht blos von seiten seines Umfangs, sondern auch vermöge seines ebenso gemüthvollen, wie launigen und phantastischen Grundtons das bedeutendste ist. Obschon in Anlage und Verlauf wesentlich anders, erinnert es doch in manchem Betracht an Eichendorff's „Aus dem Leben eines Taugenichts"; doch besitzt es bei weitem nicht dieselbe Einfachheit und Natürlichkeit und nähert sich in andern Partien der von Tieck in seiner „Vogelscheuche" angewandten Constructionsweise, insbesondere auch darin, daß in ihm Märchenhaftes und Novellenartiges in zwar minder barocker, aber immer noch phantastischer Weise miteinander verschlungen sind, dergestalt, daß es wol auch eine „Märchennovelle", nicht wie es geschehen eine „Novelle" schlechthin hätte genannt werden sollen. Wer für diese Art der Poesie, wie wir unsererseits gern einräumen, noch Sinn und Empfänglichkeit besitzt, wird dem Dichter auf den Kreuz- und Querzügen seines gemüthlichen Humors gern und mit Behaglichkeit folgen und sich der mannichfachen Schönheiten seiner eigenthümlichen Composition, bei der vielleicht Lokalsagen benutzt sein mögen, mit kindlichem Sinne erfreuen. Am wenigsten dürfte das Ende befriedigen. Hier verläuft sich das Hochwasser der Phantasie in ziemlich flachen, prosaischen Regionen, und die Andeutungen, durch welche dem Leser Gelegenheit geboten wird, sich das scheinbar Wunderbare in natürlicher Weise zu erklären, erinnern fast an das Ende der Wagner'schen Gespenstergeschichten.

Unter den beiden kürzern Märchen ist „Der Bauer und sein Sohn" entschieden das bessere. Der volksthümliche Ton ist hier mit glücklichem Erfolg angeschlagen, und daß der Poesie eine greifbare praktische Nutzanwendung einverwebt ist, thut der poetischen Wirkung keinen Eintrag. „Die Hand der Jegerta" ist ein in Indien spielendes Märchen, nicht ohne eigenthümliche Färbung, aber ohne ein tiefer greifendes Interesse.

Die dem heutigen Zeitgeschmack zusagendste Gabe ist unstreitig die Novelle: „Lucie Geimeroth." Sie behandelt einen zwar sehr einfach verlaufenden, aber in dieser Einfachheit doch sehr eigenthümlichen und spannenden Criminalfall. Von seiten ihrer Einkleidung und als Beispiel der Kunst, auf einen sehr kleinen Raum — sie umfaßt noch nicht ganz zwei Bogen — die Verwickelung und Lösung einer bedeutsamen Katastrophe zu concentriren, darf sie als ein Mustergebilde bezeichnet werden. Sie hält sich durchaus auf realem Gebiet; höchstens erinnert die eingelegte Episode aus der Jugendzeit Lucie's an die dem Dichter eigene Vorliebe für ungewöhnliche Combinationen.

11.

Notizen.

Das bremer Gedicht von 1786 auf Lavater und sein Verfasser.

In Nr. 15 d. Bl. hatten wir an ein gegen Lavater's Treiben in Bremen im Jahre 1786 gerichtetes satirisches Gedicht erinnert, und da wir dasselbe nur aus einer alten Abschrift kannten, den Wunsch ausgesprochen, zu erfahren, ob das Gedicht schon irgendwo gedruckt und von wem es verfaßt sei. Julius Merzdorf, großherzoglicher Bibliothekar in Oldenburg, hat diesem Wunsche bereitwillig entsprochen und uns mit nachstehender Zuschrift beehrt:

Lavater's Aufenthalt in Bremen 1786 und seine wunderthätigen Auslassungen daselbst, die in ihren Folgen sich zu einem Zwiespalt unter den Geistlichen sowol als unter den Aerzten der freien frommen Hansestadt Bremen gipfelten, und die noch im Jahre 1791 in dem „Taschenbuch für Aufklärer und Nichtaufklärer" (Berlin, Unger) gegeißelt wurden, indem dasselbe ein Tuchkupfer mit der Unterschrift: „Lavater's Apotheose im Reichslande" (sic!), hat, auf welchem Lavater sich vor einer Büste in Gegenwart vieler spanisch gekleideter Rathsherren von einer wohlfrisirten aufgeputzten Dame die Hand küssen läßt, haben gleich anfangs Veranlassung gegeben zu den verschiedenartigsten Angriffen und Beleuchtungen. Zu der geschlossenen Phalanx, welche sich dem magnetischen Treiben widersetzte, gehörte auch ein 1787 in acht Stücken erschienenes „Magnetistisches Magazin für Niederteutschland" (Bremen, Cramer), welches Auszüge aus andern Journalen gab, vorzüglich aber einige bremer Curen und Aerzte zum Vorwurf hatte. In diesem „Magazin" (Heft 1, S. 58—64) findet sich das in Nr. 15 erwähnte satirische Gedicht vollständig mit einer Einleitung abgedruckt. Dasselbe war aber schon früher erschienen als: „Freudenlied der Jünger Lavater's in Bremen" (Bremen 1787), und hat, wie aus dem Abdrucke in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", (Bd. 80, St. 2, S. 589—592) erhellt, Varianten; auch ebendaselbst (Bd. 78, St. 1, S. 9) war schon ein Vers aus Anlaß der Recension des „Magnetistischen Magazin" mitgetheilt. So viel über die Frage, ob dasselbe schon gedruckt oder sonst bekannt sei. Was nun den Verfasser betrifft, so war derselbe kein anderer als Johann Ludwig Ummius, Rector in Bremen. Derselbe war am 13. Juni 1736 zu Jever, wo sein Vater, Johann Arnt, Arzt war, geboren, besuchte die dortige Schule, ging 1756 nach Wittenberg, ward nach seiner Rückkehr 1758 Hauslehrer in Bremen und im Herzogthume Bremen, dann 1763 Lehrer der siebenten Klasse an der Schule zu Stade, darauf 1765 Grammaticus und 1768 Subconrector daselbst, endlich 1774 Subrector, dann 1778 Conrector und 1781 Rector an der Domschule zu Bremen, wo er am 9. Mai 1796 starb. Er war Mitarbeiter an Ruperti's und Schlichthorst's „Neuem Magazin für Schullehrer" und des „Magnetistischen Magazin für Niederteutschland". Er war ein heller, denkender Kopf, der jedoch äußerst schwer zum Schreiben zu bewegen war. Unter seinem Namen hat man nur Schul- und Einladungsschriften, unter denen sich auszeichnen die über das mare purpureum in Virg. Georg., IV, 373, eine freie Uebersetzung oder vielmehr Auszug aus Cic. de divinatione, lib. I (1787) u. s. w. Ohne seinen Namen erschienen das genannte „Freudenlied der Jünger Lavaters", sowie verschiedene pseudonyme Aufsätze in diesem Magazin, die sich durch ihre Laune und beißenden Spott auszeichnen, endlich noch eine Probe einer neuen metrischen Uebersetzung des Sophokleischen Trauerspiels: „Oedipus der Herrscher", in „Magazin für öffentliche Schulen" (Bd. 2, St. 1). Einen kurzen Nekrolog des Ummius aus der Feder des Rectors Schilling in Verden findet man in der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" (Bd. 25, Intelligenzblatt, Nr. 26, S. 210 fg.). Das „Freudenlied" rief eine Parodie hervor unter dem Titel: „Zuruf an Lavater's Feinde und den Verfasser des bekanntes Liedes", welche in zwei Formen existirte, deren erste „für eine kritische Ausleerung einer Nähterin", deren zweite „mit Notengeifer gewürzte" einen studirten Mann zum Verfasser haben soll. Aus „Achtung für ein ehrsames Publikum und aus Schonung der Urheber" tragen die Herausgeber des „Magnetistischen Magazin" aber Bedenken, diese Producte zu veröffentlichen. Man wird also auf deren Kenntnißnahme verzichten müssen, da wol schwerlich dieselben gedruckt erscheinen dürften, weil vorauszusetzen, daß selbige noch viel derber als das „Freudenlied".

Ludwig Häusser's „Deutsche Geschichte" in zweiter Auflage.

Des Geschichtsprofessors Ludwig Häusser treffliche „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes" hat sich schnell Bahn gebrochen. Von der rasch nöthig gewordenen zweiten veränderten und vermehrten Auflage (Berlin, Weidmann, 1859) sind bereits drei Bände in die Oeffentlichkeit getreten. Des Verfassers Bestreben

nur es, in dieser zweiten Auflage, wie er im Vorwort bemerkt, „durchweg eine wirklich verbesserte zu geben". Es sei an der Form gefeilt, hier und da auch stark gekürzt, überhaupt ein größeres Ebenmaß zwischen den frühern und spätern Bänden des Werks hergestellt, aber auch im Stoffe vieles ergänzt und berichtigt worden. Denn in den vier Jahren, die seit der ersten Herausgabe verflossen, habe die Quellenliteratur dieses Zeitraums sich nicht unbedeutend vermehrt; es seien unter anderm außer vielen Monographien über einzelne Punkte seitdem Marmont's, Soult's und Eugen's Memoiren, die Fortsetzung von Sybel's Werk, Milutin's „Geschichte des Kriegs Rußlands mit Frankreich 1799", Bernhardi's „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals Grafen von Toll", Radetzky's Denkschriften und Lebebur's und Reiche's Aufzeichnungen erschienen. Außerdem erlebte der Verfasser die Freude, daß ihm ungesucht von dieser und jener Seite authentische Mittheilungen aus den Familien betheiligter Personen und von mehreren ehrwürdigen Veteranen zu einzelnen Abschnitten, namentlich in den spätern Bänden schätzenswerthe Beiträge oder kritische Randglossen zugingen. Es ist kaum zu zweifeln, daß dieser zweiten Auflage ein gleiches oder noch regeres Interesse entgegenkommen wird als der ersten, da sich die Theilnahme für neuere deutsche Geschichte inzwischen sicherlich nicht verringert hat, während die politischen Verwickelungen und der Beginn der wir wissen nicht wie lange sich hinziehenden neunapoleonischen Kriegsära nur geeignet sind, in den weitesten Kreisen einem Werke Aufmerksamkeit zuzuwenden, welches sich durch Stoffülle wie durch Klarheit der Composition und des Stils in gleicher Weise auszeichnet, aus echt deutscher Gesinnung hervorgegangen ist und der Gegenwart den Spiegel einer nicht weit hinter uns liegenden Vergangenheit verhaltend Lehren und Warnungen genug enthält, welche sich die Leiter der Geschicke des deutschen Volks und dieses selbst zu Herzen nehmen sollten. Ueber die einzelnen Bände der ersten Auflage vergleiche man übrigens Nr. 27 d. Bl. f. 1855, Nr. 6 f. 1857 und Nr. 38 f. 1858. **H. M.**

Bibliographie.

Buchner, O., Die Feuermeteore, insbesondere die Meteoriten historisch und naturwissenschaftlich betrachtet. Gießen, Ricker. Gr. 8. 20 Ngr.

Ehlert, L., Briefe über Musik an eine Freundin. Berlin, Guttentag. 8. 27 Ngr.

Falch, O., Was sich die Schlesier vom alten Fritz erzählen. Original-Lebensbilder aus dem Munde des Volks. Bisher noch nie gedruckt. Brieg. 1860. 8. 15 Ngr.

Geisberg, H., Die Fehme. Eine Untersuchung über Namen und Wesen des Gerichts. Münster, Regensberg. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Golovine, I., La Russie depuis Alexandre le bienintentionné. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr.

Goncourt, E. und J. de, Geschichte der Maria Antoinette. Autorisirte deutsche Ausgabe von Schmidt-Weißenfels. Mit dem Porträt der Marie Antoinette in Stahlstich. Prag, Kober u. Markgraf. Gr. 8. 2 Thlr.

Jäger, A., Länze-Bäwi, die Liedersteilerin. Eine Volksgeschichte aus dem Elsaß. Heidelberg, C. Mohr. 8. 8 Ngr.

Kleist's, H. v., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Tieck, revidirt, ergänzt und mit einer biographischen Einleitung versehen von J. Schmidt. 1ste Lieferung. Berlin, G. Reimer. Gr. 16. 4 Ngr.

Köstlin, J., Der Glaube, sein Wesen, Grund und Gegenstand, seine Bedeutung für Erkennen, Leben und Kirche. Gotha, Besser. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein Kranz auf einem Grabe. 24 kleine Gedichte; deutsch und englisch. — A garland on a grave. Berlin, Asher u. Comp. 16. 10 Ngr.

Marx, K., Zur Kritik der politischen Oekonomie. 1stes Heft. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr.

Mundt, T., Italienische Zustände. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Rom und Pius IX. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Napoleoniden. Kurzer Lebensabriß der hervorragendsten Mitglieder des Hauses Bonaparte, von Madame Lätitia an bis auf die Gegenwart und der Napoleoniden Einfluß auf die Geschicke Europas. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.

Reinke, L., Die Schöpfung der Welt. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ruppius, O., Der Pedlar. Roman aus dem amerikanischen Leben. Berlin, Besser. Gr. 16. 12 Ngr.

Rutenberg, O. v., Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland von der ältesten Zeit bis zum Untergange ihrer Selbständigkeit. 1ster Band. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Geschichte der französischen Revolutions-Literatur. Prag, Kober u. Markgraf. Gr. 8. 3 Thlr.

Schweckendieck, W., Dr. Albert Hardenberg. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Emden. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahl, F. J., Die lutherische Kirche und die Union. Eine wissenschaftliche Erörterung der Zeitfrage. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Sterne und die Erde, Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. Aus dem Englischen übertragen von W. von Voigts-Rhetz. Leipzig, Costenoble. 8. 10 Ngr.

Tholuck, A., Lebenszeichen der lutherischen Kirche aus allen Ständen vor und während der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Tippelskirch, A. W. F. v., Ueber die alten Parlamente Frankreichs und deren Einfluß auf die Staatsformen der Gegenwart. Berlin, F. Schneider. Lex.-8. 10 Ngr.

Winzer, J., Die deutschen Bruderschaften des Mittelalters, insbesondere der Bund der deutschen Steinmetzen und dessen Umwandlung zum Freimaurerbund. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr.

Wirth, M., Die deutsche Nationaleinheit in ihrer volkswirthschaftlichen, geistigen und politischen Entwickelung an der Hand der Geschichte beleuchtet. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

An die Freunde der deutschen Einheit. Lübeck, Aschenfeldt. Gr. 8. 2 Ngr.

Beyschlag, W., Das Königswort des Auferstandenen an das deutsche Volk dieser Tage. Predigt über Evangelium Matth. 28, 16—20. gehalten am Sonntage Mis. dom. 1859. Karlsruhe, Gutsch. 8. 2 Ngr.

Dank vom Hause Oesterreich! Berlin, Schlingmann. Br. 8. 5 Ngr.

Katholik und Protestant. Ein Wort des Friedens von einem Laien für Laien. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 4 Ngr.

Die preußische Politik und der Antrag Hannovers beim Bunde auf Aufstellung eines Observationscorps am Oberrhein. Hannover. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen und Deutschland 1859. München, Lentner. Gr. 8. 1 Ngr.

Rundt, C. L., Entwurf einer Denkschrift zur Beantwortung der Frage: Wie kann die bildende Kunst zeitgemäß und auf eine ihrer würdigen Weise in allen Kunstfächern gefördert und fruchtbar für die Nation und die Künstler gemacht werden? Berlin. Hoch 4. 3 Ngr.

Schaaff, F. W., Ein Wort über Preußens Politik. Heidelberg, Vangel u. Schmitt. Gr. 8. 4 Ngr.

Strackaus, H., Offener Brief an Herrn Dr. Schwarz zu Gotha. Leipzig, Bredt. 8. 4 Ngr.

Uhlich, Vier Auferstehungen. Eine Osterpredigt vor der freien Gemeinde in Delitzsch. Delitzsch. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des dreißigsten Heftes (Bogen 22—25 des dritten Bandes):

Heinrich Barth's Reisen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—55. Dritter Artikel. (Schluß.) — **Lord Derby.** — **Friedrich Wilhelm Harkort,** Hauptmann a. D. und preußischer Landtagsabgeordneter. — **Franz Graf Gyulai,** k. k. Feldzeugmeister.

Kleinere Mittheilungen: Buffalora. — Garriana. — Espinasse (Esprit Charles Marie). — Forey (Elie Frédéric). — Montebello. — Valestro. — Voigt (Bernhard Friedrich).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth,** indem es **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur,** die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der **erste** und **zweite Band** (die gewissermaßen den **16.** und **17. Band des Conversations-Lexikon** bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gustav Schwab.

Sein Leben und Wirken

geschildert von **Karl Klüpfel.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das deutsche Publikum erhält hiermit die Biographie Gustav Schwab's, eines der bedeutendsten und edelsten Dichters unserer Nation aus der nach-Goethe'schen Periode der Literatur. Hervorragend durch persönliche Begabung und günstige Stellung, übte er besonders durch seine Beziehungen zu jüngern Kunstgenossen einen großen Einfluß aus. Das Buch wird jedem, der sich für die Literatur interessirt, ein willkommener Beitrag zur Geschichte derselben sein, namentlich aber den zahlreichen Freunden von Schwab's Dichtungen und übrigen Schriften vielfachen Genuß gewähren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie

der Wissenschaften und Künste.

4. Cart. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon erschien soeben der 68. Theil der I. Section (A — G, herausgegeben von Hermann Brockhaus), der unter anderm nachstehende wichtige Artikel enthält:

Giro von *Gölz;* Girondisten von *Obst;* Giesela von *Lipsius;* Giskra (Johann und Georg), Glamorgan (Grafen) von *Stramberg;* Giulio Romano von *Unger;* Giunti von *Naumann;* Giustiniani (in Venedig, Griechenland, Genua) von *Hopf;* Gjuki, Gjukungar von *Raszmann;* Gladiatores von *Brandes;* Gladiolus von *Garcke;* Glagolitisch von *Miklosich;* Glanis von *Leutsch;* Glareanus, Glarus von *Escher.*

Früheren Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Nachfolge Christi.

Eine Legendensammlung von Eduard von Bülow.

Zweite vermehrte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Cart. mit Goldschnitt 1 Thlr. 12 Ngr.

Die vorliegende, bereits in zweiter Auflage erscheinende Legendensammlung zeigt aufs neue, welch ein wundersamer Schatz von Tiefsinn und Schönheit in Gedanken und Gebilden der alten kirchlichen Sagengeschichte liegt. Der in dem Buche herrschende Ton ist dem Stoffe entsprechend einfach und schlicht. Jede der Erzählungen ist ein Beleg zu irgendeiner christlichen Glaubens- oder Sittenlehre. Die Sammlung ist gleichmäßig für die verschiedensten Klassen und Bildungszustände geeignet und zwar ebenso für Katholiken wie für Protestanten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nuovo Metodo

pratico e facile per imparare **la lingua tedesca.** Colla traduzione tedesca de' temi italiani, da **F. Ahn.**

Corso primo. Edizione originale.

8. Geh. 10 Ngr.

Ein neues von Ahn bearbeitetes Sprachbuch für Italiener, die Deutsch lernen wollen.

M. Solitaire's

sämmtliche Schriften, 16 Bändchen, überall günstig recensirt, sind in allen Buchhandlungen zu haben. Neu erschien soeben von Solitaire „Erzählungen bei Licht".

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 28. Juli 1859.

Inhalt: Zur Geschichte des Aberglaubens. Von G. Brückner. — Kober's Romanbibliothek. — Kolenati's Reise nach dem Kaukasus. — Vive Enfantin für den allgemeinen Frieden. — Nottz. (Materialistische Naturphilosophie in Nordamerika.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte des Aberglaubens.

Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Von Heinrich Bruno Schindler. Breslau, Kern. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Daß unser heutiges Volksleben alles Aberglaubens ledig sei, sollte man schier annehmen, da außer Kirche und Schule mannichfach sociale und mehrfach politische Bildungsmittel mit rectificirendem Eifer in dasselbe hinarbeiten; auch behaupten in der That philosophische Literaten, höfische Theecirkel und großstädtische Industriellen, daß dem also wäre. Wenn unter anderm J. G. Th. Gräße in seinem „Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte" (IV, 560) schreibt:

Wir kommen jetzt zu der zweiten Nebenwissenschaft der Naturphilosophie, der Magie, die wenigstens im allgemeinen auch als eine abgethane Sache angesehen werden darf, da höchstens noch der Glaube an Ahnungen, Sympathie, magnetische Curen und Somnambulismus von der Schule eines Justinus Kerner und von G. H. von Schubert aufrecht erhalten wird. An Hexen und an Teufel, ja selbst an Gespenster und Erscheinungen glaubt man schon längst nicht mehr, und die Aufklärung, durch die französischen Philosophen und ihre Affen, die deutschen modernen Weltverbesserer, herbeigeführt, ist bald so weit gediehen, daß an Gottes Wort zu glauben selbst von vielen sogenannten Dienern des Herrn für eine Lächerlichkeit, wenn nicht gar für Schande gehalten wird, —

so ist damit mehr oder minder die Ansicht all derjenigen ausgesprochen, welche dem heimischen und heimlichen Weben des schlicht bürgerlichen Volks fern stehen. Indeß die Sache liegt gar nicht so, wie sie die Salons, Lehrstühle und Bureaux voraussetzen. Schon die Natur des Aberglaubens, der sich bekanntlich in Sprache, Sitte, Zeit und Oertlichkeit fest einhackt, und dann das Wesen seiner Träger, die mit ihren ererbten und eigenen Anschauungen, Ideen und Empfindungen nicht rasch umsatteln, vielmehr steckig sind, legt gerechte Zweifel in die Annahme oder Behauptung, daß der dämonische Glaube auf seinem sinnlichen und gemüthlichen Boden von der mehr scientifischen, artistischen und industriellen Bildung der modernen Zeit erdrückt und begraben sei. Und nun erst, was bezeugt denn die in das volksthümliche Haus tief eindringende Beobachtung? In Wahrheit die historische Thatsache, daß der Aberglaube noch zur Stunde eine Macht im Volke ist, welche sich zwar auf das enge heimische Thun und Sinnen der bürgerlichen Gesellschaft zurückgezogen und verdichtet hat, immer aber noch für größere Weiten sprungfähig und selbst unter Umständen und zu erregten Zeiten in das öffentliche Leben einzugreifen bereit und berufen ist. Erscheint darum schon dies Stück Volksseele bedeutsam, so wird es nicht minder bedeutsam in historischer Hinsicht und in Bezug auf seinen Inhalt. Denn wie zusammenhangslos auch die einzelnen Züge und Formen des heutigen Aberglaubens im ersten Augenblick uns entgegentreten, sie bilden doch bei näherer Einsichtnahme den Ausgangspunkt oder richtiger den fortgesponnenen Faden einer tausend- und mehrtausendjährigen volksthümlichen innern Entwickelung, in der das große Drama von Weltsünde und Welterlösung vollzogen oder in der der menschliche Zug und Drang von der Unfreiheit zur Freiheit offenbar geworden ist.

Das tiefe Bedürfniß, das dem Menschen der Gegenwart zur Lösung der großen Räthsel des Lebens und zur Bannung oder Dienstbarmachung der Naturkräfte treibt, ist ein uranfänglich menschlicher psychischer Proceß und erzeugte ebendeshalb allenthalben Gemeinsames oder Gleichartiges, sodaß die gleichen oder ähnlichen Züge der Mythe, des Glaubens und Aberglaubens in der Gleichheit der menschlichen Organisation, vor allem in der Uebereinstimmung der gemüthlichen Verfassung und in den gleichen Erscheinungen und Einflüssen der Natur, keineswegs zuerst und allein in dem Uebertragen der mythischen und religiösen Anschauungen von einem Volke zum andern ihren Grund und Ausgang haben. Auf diese Weise ordneten z. B. verschiedene Völker unabhängig voneinander und doch übereinstimmend ihre Erdenuhr nach der Sternenuhr, indem sie die himmlischen Hauptmomente in ihr terrestrisches Leben mit diviner Weihe, mit Feier und lokalen Bezügen hereinlegten. Solange nun bei einem Volke bestimmte Anschauungen und Ideen, gleichviel ob sie von ihm selbst gewonnen oder ihm von andern Völkern zugeführt wurden, sein Denken, Sinnen und Treiben befriedigen, bilden sie die herrschende Macht des Glaubens; sobald jedoch vollkommenere Anschauungen und begründetere und lebenskräftigere Ideen herantreten, werden

jene allmählich aus der seitherigen öffentlichen Anbetung und Zuversicht ausgestoßen und mehr oder minder in heimlichen Cult zurückgedrückt. Was Hochwald war, wird nun Niederholz; was als Glaube lebte, verwandelt sich vor der neuen siegreichen geistigen Strömung in Aberglauben oder in einen Glauben niederer Ordnung. Immerhin kann aber das Verdrückte unter Umständen nicht allein mit seinem mehr oder minder abgeblaßten Inhalt noch lange fortdauern, sondern auch ebenso sehr gegen den herrschenden Glauben biegsam als selbst triebkräftig und alte Formen neu belebend fortwuchern. Denn mit dem Verlust seiner imperialen Stellung ist seine Lebenskraft, die aus innerlichen Wahrnehmungen und aus Auffassungen der sichtbaren Welt erwuchs, nicht sofort gebrochen, vielmehr findet es oft naturgemäß noch Halt und Pflege sowol in denjenigen Gemüthern, welche den neuen Lebensproceß blos äußerlich und nicht mit innerer Aneignung vollziehen, als auch in denjenigen, welche die neuen Ideen mit den alten zu vermitteln suchen. Hat doch selbst die christliche Kirche, als sie in das germanische Heidenthum das Evangelium brachte, sich bequemen müssen, den heidnischen Glauben durch ähnliche Vorstellungen und Bilder zu vermitteln, um ihn zu zähmen und umzugestalten. Weil aber der uralte Stammglaube der Deutschen ein in Fest und Spiel, Klang und Sang, Sage und Sprache, Brauch und Gewöhnung, Sitte und Recht eingelebtes, fest beschirmtes Eigenthum war, so konnte sie nur nach einer vielhundertjährigen Arbeit die Gemüther zum christlichen Denken und Leben herüberziehen, und dessenungeachtet ist ihr dies weder im Mittelalter, noch in der Zeit der Reformation (Luther mußte von den Thüringern bekennen: plus timent effendere eos daemones quam deum et totum mundum), selbst nicht in der spätern Zeit vollständig gelungen. Neben aller Zähigkeit und Biegsamkeit hat der Aberglaube nothwendig auch seine Wandlungen, die ebenso wol im Auffrischen oder Fallenlassen alter Vorstellungen, als in der Bildung neuer Züge und Formen bestehen. Wo z. B. das Volk freche, alle Gerechtigkeit und Scheu mit Füßen tretende Bösewichter vom Arm der weltlichen Gerichte ungestraft sieht, dictirt es ihnen, um sein sittliches Gefühl zu versöhnen und sich zu trösten, ewige Strafen. Wie nach dem Volksglauben im Mittelalter die Seelen wilder Raubritter als Irrwische und die der Treubrüchigen als feurige Männer büßten, so verurtheilt noch heute der schlichte Bauer die Seelen seiner Peiniger zu ruhelosen Gespenstern und die der Marksteinversetzer zum ewigen Steintragen auf der Stätte ihres Frevels. Auf diese Weise ziehen sich dämonische Vorstellungen, Sitten und Gebräuche aus allen verschiedenen frühern Perioden als längere und kürzere Fäden oder als theils uralte, theils jüngere Gebilde des Glaubens in die spätern Zeiten des Entwickelungsgangs der Culturvölker, und reichen, je dauernder und je tiefer sie einst Gemüth und Phantasie erfaßt und belebt hatten, desto weiter, selbst in die Gegenwart herab.

Man kann nun die heutigen Ausgangspunkte oder die mehr nach der Mitte zu liegenden Punkte dieser Fäden, d. h. den Aberglauben der Gegenwart oder den irgendeiner frühern Zeit beleuchten wollen, so wird die Forschung, wenn anders sie zur wahrhaftigen Culturgeschichte werden soll, sich nothwendig über die ganze Länge der einzelnen Fäden des dämonischen Glaubens ausbreiten müssen, um durch die Continuität in das Verständniß der einzelnen und der sämmtlichen Züge desselben zu dringen und damit zugleich die Einflüsse offenbar zu machen, welche derselbe in verschiedenen Zeiten auf die Entwickelung des Völkerlebens ausgeübt hat.

Eine solche Aufgabe hat freilich ihre große Schwierigkeit, welche nicht allein in der Fadenlänge und in dem Halbdunkel der verschiedenen Züge des Aberglaubens, sondern auch in der großen stofflichen Mannichfaltigkeit desselben liegt; ihre Lösung indeß ist für die heutige Geschichte und Volkskunde, welche die Entwickelung und Charakteristik des gesammten Volkslebens verlangen, zur Nothwendigkeit geworden. Ohne diese Lösung würde man nimmer zu einer vollständigen und lebendigen Darstellung der Culturgeschichte kommen, welche als solche die fortbildende Bewegung des Volkslebens in den verschieden gearteten Kämpfen der Wahrheit mit dem Irrthum, der Freiheit mit dem Unfreien, des hellen Glaubens mit dem Schwelgen in dunkeln Gefühlen und des klaren Eindringens in die Natur mit phantastischen Naturanschauungen sucht und deshalb keinen der beiden ringenden Theile unbeleuchtet lassen kann. Erst dadurch, daß die Culturgeschichte jede Seite des Gegensatzes mit gleicher Gerechtigkeit und Gründlichkeit behandelt, zwingt sie uns, auch die Aeußerungen des Aberglaubens nicht für wild aufgeschossenen Unsinn und Schnickschnack zu halten, sondern mit Respect an sie als Pulsschläge historischer Thatsachen zu gehen. Wie eine Burgruine, als bloßes Steinwerk genommen, keine Bedeutung hat und keinen Zauber auf uns ausübt, wol aber, wenn wir ihr Verhältniß zur Geschichte und Natur erfassen, so wird jeder einzelne Zug des dämonischen Volksglaubens, gleichviel ob er über unfreie Gemüther noch gegenwärtig Gewalt besitzt oder keine, erst durch die Zurückführung auf seine Wurzeln und durch das Verständniß seines Fortspinnens zu einem Gegenstande, dem der volle historische Ernst gebührt und um so mehr gebührt, als meist hinter unserm Volksglauben der heidnische Glaube der alten Germanen ruht oder als der heutige Volksglaube zum guten Theil aus dem Gemüth, der Naturpersonification und den astralen und klimatischen Bestimmungen der heidnischen Germanen herausgewachsen ist. Wenn unter anderm den alten Germanen der Mond, wie Cäsar bezeugt, ein Gegenstand ihres Cultus war und wenn bei ihnen nach des Tacitus Bericht (Germ., c. 11) der Neumond und der Vollmond als der günstigste und glücklichste Tag im Jahre galt, so lebt dieser Glaube noch im 11. Jahrhundert in der Beichtfrage des wormser Bischofs Burchard: „Hast du auf den Neumond gewartet, um ein Haus zu bauen oder dich zu verheirathen?“ Er lebt im 16. Jahrhundert in der von Dinkelsbühl mitgetheilten Bitte: „bis gottwillkommen neuer mon, holder Herr, mach mir meines geldes mehr!“ und ebenso ist der Glaube an den „segnenden

Hüter der Nacht" noch heute im deutschen Volke lebendig. Wie hier, so steht es in vielen andern Zügen unsers Volksglaubens, der ebendeshalb von der historischen Forschung volle und ernste Würdigung zu fordern hat.

Mit diesen Ansichten über den Aberglauben nahmen wir das obengenannte Werk in die Hand. Wir thaten dies mit um so größerer Freude, als mehrere Umstände in uns die Erwartung rege machten, daß wir in ihm eine wissenschaftliche Arbeit über den Aberglauben erhalten würden, welche uns bisjetzt in der deutschen Literatur trotz der zahlreich vorhandenen bezüglichen Schriften fehlt. Verheißt schon der Titel des Buchs eine culturhistorische Entwickelung des mittelalterlichen Aberglaubens, welche nothwendig als solche nicht ohne ein Zurückgreifen auf seine ursprünglichen Quellen und nicht ohne Bezugnahme auf sein Fortbilden bis zur Gegenwart gedacht werden kann, so stellt auch die Vorrede ein gleiches Ziel in Aussicht, indem hier der Verfasser erklärt, daß der Aberglaube weder eine absolute, noch eine einzelne, isolirte Größe sei, sondern daß er einerseits in der Consequenz und im Zusammenhang einer Zeitanschauung und andererseits bezüglich der allgemeinen Ursachen gefaßt werden müßte, welche entweder im Geiste des Menschen oder in äußern natürlichen Erscheinungen anzunehmen wären. Wie er nun, bemerkt der Verfasser, jene Seite in seinem 1857 herausgegebenen „Magischen Geisterleben" behandelt habe, so wolle er auch diese in dem vorliegenden Werke wissenschaftlich erörtern. Dazu habe er den Aberglauben des Mittelalters gewählt, „ohne jedoch Alterthum noch Neuzeit unberücksichtigt zu lassen". Dazu kommt noch, daß der Verfasser sich mit diesem dunkeln Kapitel durch vieljährige literarische Studien und durch fleißige Beobachtung des Volkslebens vertraut und dadurch für eine wissenschaftliche Bearbeitung desselben geschickt gemacht hat. Inwieweit und wie er nun diese Aufgabe im vorliegenden Werke gelöst, haben wir darzuthun. Unser kritisches Referat muß beim Eingang in das Werk sogleich bei dessen Titel einen Augenblick halt machen. Die Aufschriften von Büchern haben, um nicht irre zu leiten, außer dem Inhalt auch dessen Verhältniß auf Raum und Zeit genau zu bestimmen. In dieser Beziehung ist der vorliegende Titel zugleich zu weit und zu eng, jenes in Bezug auf den Raum, dieses in Bezug auf die Zeit. Nach jener Seite hin mußte der Titel „Aberglaube des deutschen Mittelalters" heißen, weil der Verfasser vorherrschend nur den Aberglauben der Deutschen und nicht den der gesammten occidentalen Culturwelt und noch weniger den aller andern Völker zu seinem historischen Gegenstand genommen hat. Nach dieser Seite fallen gerade nicht allein diejenigen Züge des Aberglaubens, welche am stärksten „die Verteufelung des Mittelalters" darthun sollen, sondern überhaupt alle diejenigen dämonischen Aeußerungen, welche am meisten und tiefsten in das öffentliche Leben hineinwirkten, wie der Teufels- und Hexenglaube, mit ihrer brennenden Culmination und Blüte weit über das Mittelalter hinaus, sodaß der Titel des Buchs, welches gerade diese Materie sehr ausführlich behandelt, in Wahrheit der Zeit nach zu eng gegriffen ist. Auf die Sache selbst kommen wir weiter unten zurück.

Daß der Verfasser seiner Arbeit eine chronologisch geordnete Uebersicht derjenigen Werke voranstellt, welche er als Quellen benutzt hat, können und müssen wir loben. Nur sähen wir gern, daß er dieser von 1498—1850 reichenden Schriftengalerie sogleich auch die in dem Kapitel über Alchemie befindliche kleine Büchergruppe und die einzelnen Werke, welche in verschiedenen andern Abschnitten als Quellenschriften genannt werden, eingereiht hätte. Nehmen wir alle vom Verfasser citirten Schriften zusammen, so erhalten wir deren über 200, sicherlich ein bedeutender literarischer Apparat, dessen Benutzung einen ausdauernden Fleiß voraussetzt, der alle Anerkennung verdient. Uebrigens ist mit diesem Apparat, der dem Verfasser zu seiner Arbeit diente, das corpus der über den Aberglauben vorhandenen Literatur nur zu einem Theil angegeben; noch vieles, das hier unberührt gelassen, liegt in mittelalterlichen Schriften prosaischen und poetischen Inhalts und in Schriften der neuern Zeit, unter denen außer den Fachschriften Chroniken, Kalender, Predigten und Beichtbücher reich an bezüglichem Material sind. Würden alle diese literarischen Productionen herangezogen, so ließe sich, von der bekannten Horst'schen „Zauberbibliothek" ganz abgesehen, die von Gräße 1843 herausgegebene „Bibliotheca magica" um das doppelte, der Quellenapparat unsers vorliegenden Werks sogar um das vielfache vermehren. Wenn es nun auch unbillig wäre, dem Verfasser die Zumuthung zu machen, dies umfangreiche Magazin von magischen Büchern zu beschaffen und zu bewältigen, so erachten wir doch die Forderung für gerecht, daß von dem Verfasser keine der wichtigsten Schriften, d. h. keine, welche auf die Belebung der Magie durch Vertheidigung oder Angriff Einfluß ausgeübt oder welche durch historische und wissenschaftliche Behandlung Wichtigkeit erlangt hat, übergangen werden durfte. In der That aber vermissen wir deren mehrere und zwar nicht allein allgemeine historische Werke, wie unter andern manche von Gräße in seinem „Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte" hervorgehobene Bücher und außerdem die 1796 zu Leipzig erschienene „Philosophische Geschichte des Aberglaubens", sondern auch specielle, namentlich solche Werke, welche gleichfalls das Gebiet des mittelalterlichen Aberglaubens erörtert haben, wie Ign. Pfaundlir's Schrift: „Ueber die Hexenprocesse des Mittelalters mit specieller Beziehung auf Tirol." Zwar glauben wir nicht, daß, wenn diese Schriften vom Verfasser bei seinen Studien benutzt worden wären, die Anordnung des Stoffs eine Veränderung erlitten, wol aber daß die Ausführung an Vollständigkeit und Gründlichkeit gewonnen hätte.

Was die Anordnung des Stoffs betrifft, so hat ihn der Verfasser in sieben größere Abschnitte von folgender Ordnung vertheilt: 1) „Die Weltanschauung des Mittelalters", 2) „Das Verhältniß der Geisterwelt zur Körperwelt", 3) „Die magischen Wissenschaften", 4) „Die Zauberei mit Hülfe Gottes und der himmlischen Heerscharen", 5) „Die

Naturmagie", 6) „Die Divination", 7) „Das magische Wirken mit Hülfe böser Geister". Können wir auch uns im allgemeinen mit dieser Anordnung einverstanden erklären, indem wir in den drei ersten Abschnitten den Aberglauben als Sache der Anschauung und Vorstellung, in den vier letzten dagegen als Thätigkeit behandelt sehen, so hätten wir doch gewünscht, daß erstlich der dritte Abschnitt als Einleitung für das Ganze benutzt, dann das Kapitel vom Wettermachen der zweiten statt der ersten Gruppe eingereiht und endlich der Eintheilungsgrund des vierten, fünften und siebenten Abschnitts auch zu dem des sechsten (also Mittel, nicht Erfolg) gemacht worden wäre. Warum wir diese Abänderung wünschen, liegt auf der logischen Seite der Sache und bedarf keines weitern Nachweises.

In Bezug auf die Behandlung und Ausführung des Gegenstandes hat uns der Verfasser dadurch, daß seine Arbeit ein Beitrag zur Culturgeschichte sein soll, den Maßstab selbst in die Hand gedrückt, dieselbe darauf hin zu messen. Eben vom culturhistorischen Gesichtspunkte aus war der Aberglaube des Mittelalters als eine geistige Strömung zu fassen und es war deshalb insbesondere zu untersuchen, in welcher Art und Stärke derselbe in das Mittelalter hereingetreten sei, wie er sich in dieser Periode im Ganzen und im Einzelnen gestaltet, ob kämpfend oder leidend, ob fortwuchernd oder verwelkend, und endlich wie ihn die folgende Periode überkommen und fortgeleitet habe. So sehr wir nun auch anerkennen müssen, daß der Verfasser in seinem Buch ein reiches Material zusammengebracht und daß er der Darstellung Frische und Anschaulichkeit zu geben gesucht hat, indem er soviel als möglich die Quellen reden läßt, so vermissen wir doch die der Culturgeschichte durchaus genügende Entwickelung der dämonischen Vorstellungen und Thätigkeiten. Was uns geboten wird, ist mehr ein Aneinanderreihen von Referaten aus verschiedenen Zeiten und Völkern, als ein einheitlicher sich fortbildender Lebensproceß. Zwar sind die Abschnitte in der Art gearbeitet, daß die je spätern je mehr die Atomistik in innern Zusammenhang verwandeln, im ganzen indeß ist die culturhistorische Forderung, wie wir sie oben bezeichnet haben, nicht erfüllt worden. Was übrigens den Fortschritt der Behandlung von einer atomistischen Zusammenstellung zu einer mehr organischen Verbindung betrifft, so kann selbstverständlich derselbe hier nicht in allen, sondern nur in einzelnen Zügen offenbar gemacht werden. Wie schon der Nachweis und Fluß des historischen Materials mit den spätern Abschnitten vollständiger wird, ebenso wächst in demselben Verhältniß das Bestreben, die einzelnen Aeußerungen des Aberglaubens auf ihre letzten Quellen zurückzuführen. Wenn der Verfasser deshalb anfänglich die Abstammung der superstitionellen Vorstellungen „dahingestellt sein läßt" oder darauf nicht eingehen zu müssen glaubt, weil „die Idee oder der natürliche Grund oder der Zusammenhang verloren gegangen, oder weil es schwer sei, Licht in dies Chaos zu schaffen"; so verwandelt sich diese Unlust gegen das Ende des Werks in die wissenschaftliche Lust, dem Ursprung des Aberglaubens entschieden nachzugehen. Am stärksten tritt dies in dem letzten Abschnitt hervor, der überhaupt nicht allein von allen der umfangreichste, vollständigste und innerlich zusammenhängendste ist, sondern der sich auch noch dadurch von den vorhergehenden Abschnitten unterscheidet, daß er sich zur Kritik der Quellen erhebt. In gleicher Weise steht es um die Beurtheilung des mittelalterlichen Aberglaubens, welche in der letztern Hälfte des Werks auf größerer Gerechtigkeit ruht als in der erstern. Hier nämlich werden nicht allein einzelne Züge des dämonischen Volksglaubens als „abgeschmackt, widrig, absurd, toll unsinnig, trivial" bezeichnet, sondern das Mittelalter wird überhaupt um seines Aberglaubens willen tief in den Schatten gedrückt. Der Verfasser sagt in dieser Beziehung unter anderm:

Bei Brahmanen und den Priestern des Buddha, bei Persern, Assyrern, Aegyptern, Griechen und Römern, wie bei unsern Vorfahren, bei Druiden und weisen Frauen und im Volke beruht alles magische Wirken größtentheils auf der Incantation, auf dem Hersagen des Zauberspruchs. Während die Kabbala immer noch eine fromme Gesinnung und den Glauben an die Wirksamkeit des gesprochenen Worts fordert, schwand im Volke diese Ansicht immer mehr; man suchte die Wirksamkeit der Formeln in dem Worte selbst und so entstanden jene Bann- und Segenssprüche, welche die Profanirung des Heiligsten enthalten und deren allgemeine Verbreitung uns ein grauenhaftes Bild von der Bildung der Geistlichen und Laien und von der religiösen Entwickelung einer uns als fromm und gläubig gepriesenen Zeit gibt u. s. w.

Der Verfasser behauptet sogar:

Steht man heute erschrocken vor dem Unglauben, so tröste man sich damit, daß der Unglaube nie so traurige Folgen gehabt hat, als jene hochgepriesene Gläubigkeit des Mittelalters, das auf jedem Blatte seiner Geschichte die traurigsten Belege für die Verderblichkeit und Entsittlichung seines Irrwahns liefert.

Gegen das Ende des Werks begegnen wir zu unserer Freude weder dem Reichthum solcher essigscharfen Ausdrücke, noch einer solchen sich wiederholenden maßlosen Verdammung des Mittelalters. Wir ehren den Eifer des Verfassers, für das Vernünftige und Verständige in die Schranken zu treten, aber weit höher als die Anerkennung dieses Eifers steht uns die sittliche Forderung, daß es dem Verfasser gelingen mußte, unser Urtheil und unsere Sympathie oder Antipathie über und für das Mittelalter durch nichts anderes als durch die Gewalt und Wucht der Umstände zu wecken und zu nähren. In der Geschichte soll der Darstellende nicht persönlich, sondern ganz allein durch die Thatsachen zum Publikum sprechen, damit nicht der Maßstab einer spätern, anders gearteten Zeit und die Anschauung eines individuellen Standpunktes über die schweren Thatsachen einer frühern Epoche, welche in ihren Tugenden und Verkehrtheiten ihre eigene Nothwendigkeit und Berechtigung hat, sich hoch zu Gericht setzen. Nur eine objective historische Forschung und Darstellung erzeugt mit dem wahren gerechten Verständniß auch den sittlichen Respect, den der Fluß der menschlichen Dinge auf Erden fordert.

Wie in unserm Buche die Sachen liegen, so thut der Verfasser dem Mittelalter nach zwei Seiten hin unrecht. Die eine Seite betrifft die Thatsache, daß er das Mittelalter aus Zorn über den in dieser Zeit wild aufgeschossenen

Schaffer v. Eaton, Sheriff of Wyandot.

Where a party to a suit in equity, who has been ordered to pay money into court, refuses to obey the order, he may be committed to the custody of the sheriff, and the sheriff may break open the outer door of the house in which he is found, for the purpose of arresting him.

Error to the Court of Common Pleas of Wyandot county.

The facts are stated in the opinion of the court.

Mr. Ewing, for the plaintiff in error.

Mr. Stanbery, for the defendant in error.

Brinkerhoff, J. The question presented by the record in this case is, whether the sheriff, in the execution of a writ of attachment for contempt, issued by the Court of Common Pleas, may break open the outer door of a dwelling-house, in which the party to be arrested is found.

The writ of attachment was issued upon the return of an alias writ of habeas corpus, which had been issued upon the return of a capias ad respondendum, which had been issued upon the return of a writ of subpœna, which had been issued upon the filing of a bill in equity, in which Schaffer was a defendant, and which had been served upon him by the sheriff, by reading the writ to him, and delivering to him a copy of the bill. The bill was filed to foreclose a mortgage, and to obtain a decree for the sale of the mortgaged premises. Schaffer was ordered to pay into court the amount due upon the mortgage, and refused to obey the order. He was found in his dwelling-house, and the sheriff, after demanding admittance, broke open the outer door, and arrested him.

The power of the court to punish for contempt, by imprisonment, is undoubted. The power to issue process to bring the party into court, and to commit him to the custody of the sheriff, is also undoubted. The power to authorize the sheriff to break open the outer door of a dwelling-house, in which the party is found, is also undoubted, unless it is taken away by the constitution.

The constitution declares that "the people shall be secure in their persons, houses, papers and possessions, against unreasonable searches and seizures; and that no warrant shall issue but upon probable cause, supported by oath or affirmation, particularly describing the place to be searched, and the person or thing to be seized." Art. VIII, § 14.

The writ of attachment for contempt is not a warrant for search or seizure, within the meaning of the constitution. It is a writ to bring the party into court, and to commit him to the custody of the sheriff. It is not a writ to search for and seize property. It is not a writ to search for and seize papers. It is not a writ to search for and seize persons. It is a writ to bring a person into court, who is already there, and to commit him to the custody of the sheriff. It is not a writ to search for and seize the person, in the sense in which the constitution uses the word seize. The constitution uses the word seize in the sense of taking possession of property, by virtue of a writ of execution, or other writ of like import. The writ of attachment for contempt is not a writ of execution, nor a writ of like import. It is not a writ to take possession of property. It is not a writ to take possession of papers. It is not a writ to take possession of

und Juristen sehr bald bis zum Fanatismus, mit dem sie ihrem Wahn, ihrem Dogma und ihrem Eigennutz volle Genüge thun konnten. Nachdem einmal dies furchtbare Uebel sich tief in die gelehrten Köpfe und in die Seelen des Volks eingelegt hatte, vermochte natürlich der Lichtstrahl der menschlichen Vernunft nur langsam die einzelnen Länder Deutschlands zu durchschreiten und von ihren Nebeln zu reinigen. Am ersten wurden die protestantischen, am spätesten die katholischen Gebiete von ihm beleuchtet. Hat man in Baiern noch im Jahre 1769 „eine Malefizinquisitionsproceßordnung" mit ausführlichen Kapiteln über die Schwarzkünstler, Zauberer und Hexen erneuert und sie den Landgerichten eingeschärft, ja hat man in eben diesem Lande noch 1791 den katholischen Pfarrer Geiger, weil er in einer Druckschrift das Dasein der Hexen und Druden geleugnet, zu Gefängniß und Bußübungen in München verurtheilt, so offenbart dies auch zum Theil, daß der magische Glaube schlingkrautartig in die Gegenwart hereinwachsen konnte.

Können wir nach dem Angedeuteten weder die Art gutheißen, wie der Verfasser die in der neuern Zeit wahnsinnig erregte und verfolgte Zauberei zu begründen sucht, noch wie er ihre Verwilderung und Schuld zum Agio des Mittelalters macht, so befinden wir uns ebenso mit ihm nicht in allen Punkten, welche das Wesen und den Namen der Hexerei betreffen, in vollem Einklang. Wir geben ihm recht, wenn er behauptet, daß die Idee des Teufels kein ursprünglich germanischer, sondern ein von der christlichen Kirche überkommener Dämon ist, daß die Grundzüge zur Hexerei, wie sich diese seit 1489 gleichsam in systematischer Schärfe ausgebildet hat, schon in den allerersten Zeiten des Christenthums vorhanden sind, daß Häresie und Zauberei wie nach dem alttestamentlichen, so nach dem römisch-kirchlichen Bewußtsein zusammenfallen und daher Hexenprocesse bereits im frühen Mittelalter getroffen werden. Dies alles ist freilich nicht neu, wol aber die Art, wie der Verfasser das Verhältniß der Hexerei zur altgermanischen Zauberei und zur Idee des Teufels auffaßt. In dieser Beziehung können wir dem Verfasser nicht beistimmen. Schon seine Nichtbeachtung des Nationalen bedingt unsere verschiedene Ansicht. Auch wenn wir nämlich zugeben, daß die Idee des Hexenwesens wie die des Teufels als eine römisch-kirchliche Anschauung in den deutschen Volksglauben eingebürgert worden sei, so durfte doch in diesem Fall keineswegs das übersehen und übergangen werden, daß sie erst bei den Germanen mit dem ganzen nordischen Ernst erfaßt wurde, wie sie kein anderer Volkscharakter zu ergreifen und fortzubilden vermochte. In der Geschichte und Entwickelung des Hexenwesens ist dieser Umstand von nicht geringer Bedeutung. Nun aber war den Germanen das Wesen der Zauberei ein gleich starkes ursprüngliches Bedürfniß ihrer unfreien Gesinnung als allen andern Völkern, und deshalb konnte die christliche Kirche ihren eigenen dämonischen Glauben leicht an entsprechende Züge der germanisch volksthümlichen Zauberei anknüpfen. Wenn sie nothwendig schon auf diese Weise das germanische Zauberwesen belebte und bereicherte, so verstärkte sie es überdies noch dadurch, daß sie, wie der römische Bischof in seinem Schreiben an den deutschen Apostel Bonifacius bezeugt (a paganis antiquitus quasi dii vocati sunt, in quibus daemones habitare noscuntur), die germanischen Götter zu diabolischen Wesen umgestaltete und folgerichtig jeden heimlichen heidnischen Cult der christianisirten Deutschen als eine Häresie oder als eine Verbindung der Menschen mit dem Teufel ansah und mit strengen Pönitentialgesetzen verfolgte. Es war natürlich, daß, je zäher und hingebender die Deutschen ihren heimlichen Cult mit seinen Bergspitzen, Wäldern und Wildnißgründen und mit seinen nächtlichen Fahrten, Festen und Feuertänzen fortsetzten, desto mehr ein solcher teuflischer Bund in den Augen der siegreichen Kirche zur trunkenen, rasenden, wollüstigen Verbindung mit dem Bösen oder zur Hexerei werden mußte. Was auf der einen Seite gesteigerte schwärmerische Treue zu den alten Göttern war, galt auf der andern für wilde verbrecherische ekelhafte Anbetung des Teufels. So entwickelte sich in der neuen Periode des deutschen Zauberwesens, welches mit der Einführung des Christenthums frische Triebkräfte empfängt, das charakteristische, im Teufelsbund, in teuflischer Hurerei und in heimlichen Maifahrten bestehende Gepräge organisch aus dem Conflict des Neuen und Alten. Wenn uns demnach das Hexenwesen als deutsche Zauberei unter den Einflüssen christlicher Dogmatik erscheint, so stützt sich dagegen der Verfasser nicht auf die deutsche, sondern auf die römische Zauberei, und behauptet mithin, daß die Hexerei die an die deutschen Völker übertragene römische Zauberei im Gewande christlicher Dogmatik sei. Als Grund für diese Annahme gibt er an, daß das Hexenwesen nicht ohne Teufel gedacht werden könnte, und eben dieser wäre kein ursprünglich germanischer Dämon. Deshalb beruft sich auch Grimm, der die Hexerei aus der germanischen Zauberei ableite, auf das bündigste widerlegt, da er keinen Teufel bei den Germanen finden könne. Indeß der Verfasser hat wol nicht bedacht, daß er sich selbst auf eine volksthümliche Hexerei stützt, welche keinen Teufel zu ihrem Ausgangs- und Mittelpunkt hat. Es ist dieselbe die römische. Wie diese, so beweist auch die Zauberei Thessaliens, die ausgebildetste von allen Zaubereien des Alterthums und außer der etrurischen die Hauptquelle der römischen, daß das Hexenwesen auch ohne die Idee des Teufels entstehen und volksthümlich werden kann. Somit bleibt Grimm und auch unsere Ansicht über die deutsche Zauberei noch in ihrem Recht. Uebrigens daß und wie die römische Kirche auf sie eingewirkt, hat die Culturgeschichte nachzuweisen und ist zum guten Theil vom Verfasser geschehen.

Nicht anders als mit dem Wesen der Hexerei steht es mit dem Namen Hexe, dessen deutschen Ursprung der Verfasser anzweifelt, um dadurch selbst jenes Wesen als ein ursprünglich deutsches zurückzuweisen. Wir unserseits bauen keineswegs den Beweis der Hexerei auf den Namen Hexe, können deshalb auch nicht zugeben, daß mit der Wegräumung des Worts zugleich das Wesen

Lehrer, der die Lehrerschaft Wiens und Niederösterreichs in der Zeit von 1848 bis 1868 in Wort und Schrift vertrat, ist in Wien am 12. Juni 1868 gestorben. Er war am 1. Juli 1801 in Wien geboren, wurde 1824 Lehrer an der Normalhauptschule in der Leopoldstadt, 1827 Katechet an der Hauptschule in der Josefstadt, 1833 Katechet an der Normalhauptschule in der Leopoldstadt, 1848 Mitglied des Reichstages, 1849 Schulrat, 1850 Mitglied des Landesschulrates für Niederösterreich, 1851 Ehrenbürger von Wien, 1861 Mitglied des Herrenhauses, 1862 Mitglied des Landtages von Niederösterreich, 1863 Mitglied des Gemeinderates von Wien, 1865 Mitglied des Landesschulrates für Niederösterreich, 1867 Mitglied des Reichsrates. Er war Ritter des Leopoldordens und des Ordens der Eisernen Krone 3. Klasse. Seine Verdienste um das Schulwesen sind in Wien und Niederösterreich unvergessen.

Ein Denkmal, das ihm die Lehrerschaft Wiens und Niederösterreichs errichtet hat, wurde am 12. Juni 1870 enthüllt. Es ist ein Werk des Bildhauers Tilgner und befindet sich im Garten des Schulhauses in der Leopoldstadt, Obere Donaustraße 45.

Roman ist im Gebiet der burlesken Komik eine beachtenswerthe Erscheinung. Unter den übrigen Mittheilungen reiht sich den obengenannten als eine der bessern zunächst Glaser's „Familie Schaller" an; entschieden schwächer sind die Beiträge von M. Ring, J. Meßner und Bernd von Guseck, und als der unerfreulichste und ungenießbarste von allen ist uns der von J. Proschko erschienen. Ihrem Grundcharakter nach gehören alle diese Arbeiten in das Gebiet der Unterhaltungsliteratur. Finden sich auch in einigen derselben Spuren, daß es ihren Verfassern darum zu thun gewesen ist, in der Wahl, Anlage und Behandlung ihrer Stoffe auch höhern Zwecken als dem des bloßen Zeitvertreibs zu genügen, so erhebt sich doch keiner derselben über das Niveau der Unterhaltungsliteratur insoweit, daß man in ihm das unmittelbare Erzeugniß eines rein durch sich selbst getriebenen poetischen Schöpfungsdranges oder auch nur für die strengern Geschmackanforderungen ausgearbeitetes Kunstwerk zu erkennen vermöchte. Selbstverständlich können wir daher auch durch die oben angedeutete Rangordnung nur den höhern oder niedern Grad haben bezeichnen wollen, in welchem diese Arbeiten dem von ihnen selbst verfolgten Hauptzweck genügen, d. h. inwiefern sie dem Leser ein mehr oder minder lebhaftes Interesse abzugewinnen, ihn mehr oder minder gut zu unterhalten vermögen. Es soll also damit keineswegs ausgesprochen sein, daß nicht ein von uns als minder gelungen bezeichneter Roman in irgendeiner einzelnen Beziehung einem ihm vorangestellten überlegen sein könnte, wie wir denn z. B. gern anerkennen, daß wir in den „Waldgeschichten" von Meßner einige wenige Partien gefunden haben, in denen eine so frische poetische Naturanschauung weht, wie man sie in all den übrigen vergeblich suchen würde. Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen sei es uns erlaubt, auch einiges zur Charakteristik der einzelnen Romane hinzuzufügen.

1. Günther von Schwarzburg. Historischer Roman von Levin Schücking. Zwei Bände.

Wie es von Schücking nicht anders zu erwarten, bietet dieser Roman im einzelnen viel Treffliches; insbesondere ist ihm die Zeichnung einzelner historischer Figuren, sowie die Schilderung culturgeschichtlicher Zustände den ihm in dieser Beziehung zu Gebote stehenden Kenntnissen gemäß wohl gelungen. Die Composition des Ganzen dagegen, die Verknüpfung der historischen und romantischen Interessen, die Verwickelung und Abwickelung des eigentlichen Romans leidet an gar manchen Fehlern und weiß dem Leser keine recht warme Theilnahme weder für das Geschick des Königs Günther, noch für die weibliche Heldin des Romans abzugewinnen. Beide sind edle, tüchtige Naturen, aber es fehlt ihnen etwas, wonach sie streben, wofür sie kämpfen und leiden: eine sie tragende und aneinanderknüpfende Idee. Freilich sucht der Verfasser gerade diese Seite Günther's mit als ein Motiv seines Untergangs zu benutzen; aber darin liegt eben das Mißliche. Eine Motivirung durch etwas blos Negatives behält immer etwas Unzureichendes. Befriedigender in ihrer Art sind die Gestalten Karl's IV. und seines Kanzlers Dietrich Kagelwidt; ihre Beziehung zum Ganzen ist jedoch auch nur eine sehr lose. Daß es zwischen den beiden Gegenkaisern zu gar keinem ernstlichen, folgenreichen Kampfe kommt, lag freilich in dem geschichtlichen Stoff; aber ebendarum können wir die Wahl dieses Stoffs für keine sehr glückliche halten. Simson, welcher Günther aus Eifersucht und Rache vergiftet, ist zwar eine widerwärtige, jedoch psychologisch richtig durchgeführte Persönlichkeit. Dagegen scheint mir der Turnierfechter Echter von der Rhön sehr willkürlich und mit einer einem solchem Schuft kaum gebührenden Indulgenz behandelt zu sein, und daß diesem nichtsnutzigen Halunken, dem eigentlichen Anstifter von König Günther's Vergiftung, ein eigenes langes Schlußkapitel gewidmet und glückliche Unterkunft in einem Nonnenkloster gesichert wird, damit der Leser seinetwegen ja nicht in Sorgen bleibe, dürfte mit Recht nicht wenig Lesern als ein mit mehr Kühnheit als Takt angebrachter Humor erscheinen. Jedenfalls gehört dieser Roman zu Schücking's schwächern Producten, und bleibt ebenso sehr hinter seinem Beitrage zum vorjährigen Jahrgang zurück, wie es von seinem neuesten Erzeugniß: „Aus dem Leben der großen Kaiserin", übertroffen wird.

2. Caritas. Roman in drei Bänden. Von Ernst Fritze.

Der Verfasser dieses Romans hat sich in jüngster Zeit bei dem lesenden Publikum rasch beliebt gemacht, und es läßt sich nicht leugnen, daß er einen nicht geringen Grad von Erfindungs- und Combinationsgabe, von Lebens- und Welterfahrung, von Geist und Darstellungstalent besitzt und hiermit Eigenschaften in sich vereinigt, durch die der Erzähler am sichersten Glück macht, auch wenn er bei seinem Schaffen nicht durch eine ursprüngliche Dichter- oder Künstlernatur, sondern nur durch Verstand und Bildung geleitet werden sollte. Nach den Gebieten zu urtheilen, in welchen sich der Autor vorzugsweise mit Geschick und Erfolg bewegt, gehört derselbe wahrscheinlich dem Stande der Juristen oder administrativen Beamten an; und eine unverkennbare bureaukratische Weltanschauung und eine Neigung zu exactem, officiösem Gedankenausdruck, die seine Arbeit kennzeichnen, unterstützt diese Vermuthung. Auch der vorliegende Roman entspricht dieser Richtung. Zwar fehlt es ihm nicht an specifisch romantischen Elementen, und insbesondere fällt die eigentliche Heldin desselben, ein in der frühesten Kindheit ihren Aeltern verloren gegangenes und dadurch mannigfaltigen thümlichen Schicksalen ausgesetztes junges Mädchen in diese Kategorie. Gleichwol ist das Hauptinteresse an äußere innere Conflicte geknüpft, welche sich hauptsächlich in den Kreisen der Beamtenwelt entwickeln, und wenn auch der Verfasser demselben die Rechte der Natur und des Herzens zuletzt über Einsprüche des Ehrgeizes und die Tyrannei bureaukratischen urtheile den Sieg davontragen läßt, so beweist er doch durch die Hartnäckigkeit des Kampfes, den er vor dem für nothwendig hält, deutlich genug, daß ihm die Sphäre, welchen die Prosa herrscht, näher liegen als diejenigen, in die die Poesie waltet. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß in der schönen, vom Naturkinde zur Weltdame sich entwickelnden Caritas die Zeichnung einer von Anfang bis zu Ende poetischen im Cultur- wie im Naturzustande gleich liebenswürdigen Figur gelungen ist. Minder befriedigend ist die Charakteristik ihrer Mutter ausgefallen. Daß eine Frau, in welcher Gefühl und Gemüth so vorherrschend sind, wie in ihr, solange mit sich kämpfen kann, ehe sie sich entschließt, die Tochter einer Jugendverirrung an ihr mütterliches Herz zu schließen, scheint uns mit der Gewalt der Mutterliebe kaum vereinbar. Ebenso will es uns vorkommen, als ob der Landrath und der Legationsrath in einer einmal Festhaltung am Point d'honneur weiter gingen, als es bei ausgezeichneten Charakteren, wie sie doch beide sein sollen, erträglich ist. Abgesehen hiervon ist die Zeichnung dieser und übrigen Figuren mit vielen lebenswahren und psychologisch interessanten Zügen ausgestattet. Der Oberförster ist zwar äußerst rohe und brutale, aber als Gegensatz zu den übrigen immerhin wirksame und trotz seiner Excentricität nicht unnatürliche Figur. Nur nimmt er einerseits zu viel, andererseits zu wenig Interesse für sich in Anspruch. Während er bis zur Mitte des zweiten Bandes hinein fast als die Hauptperson erscheint, sinkt er, nachdem er sich einmal erschossen hat, in der zweiten Hälfte des Romans auch rücksichtlich seiner Bedeutsamkeit zu einer Bedeutungslosigkeit herab, daß man nicht begreift, warum ihm anfangs ein solches Gewicht beigelegt ist. Ueberhaupt leidet die Erzählung daran, daß sie in zwei nur lose geknüpfte Hälften zerfällt. Während in der ersten Hälfte die Spannung darauf gerichtet wird, ob Caritas von ihren Eltern gefunden wird oder nicht, dreht sich die zweite, nachdem diese Frage vollständig gelöst ist, darum, ob sich der Legationsrath trotz seiner ehrgeizigen Plane auch zu einer Verbindung mit ihr entschließen oder seiner diplomatischen Carrière treu bleiben wird. Dies sind zwei so wesentlich verschiedene Interessen, daß die spätern Partien fast den Eindruck eines neuen Romans machen. Trotz dieser Mängel darf sich das Publikum

Schreiben, wie es Ihnen gefällt, und ich werde es lesen, wie es mir gefällt.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nicht vorschreiben will, wie Sie schreiben sollen. Ich will Ihnen nur einige Ratschläge geben, die Ihnen vielleicht nützlich sein können.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nicht vorschreiben will, wie Sie schreiben sollen. Ich will Ihnen nur einige Ratschläge geben, die Ihnen vielleicht nützlich sein können.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nicht vorschreiben will, wie Sie schreiben sollen. Ich will Ihnen nur einige Ratschläge geben, die Ihnen vielleicht nützlich sein können.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nicht vorschreiben will, wie Sie schreiben sollen. Ich will Ihnen nur einige Ratschläge geben, die Ihnen vielleicht nützlich sein können.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nicht vorschreiben will, wie Sie schreiben sollen. Ich will Ihnen nur einige Ratschläge geben, die Ihnen vielleicht nützlich sein können.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nicht vorschreiben will, wie Sie schreiben sollen. Ich will Ihnen nur einige Ratschläge geben, die Ihnen vielleicht nützlich sein können.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nicht vorschreiben will, wie Sie schreiben sollen. Ich will Ihnen nur einige Ratschläge geben, die Ihnen vielleicht nützlich sein können.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nicht vorschreiben will, wie Sie schreiben sollen. Ich will Ihnen nur einige Ratschläge geben, die Ihnen vielleicht nützlich sein können.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nicht vorschreiben will, wie Sie schreiben sollen. Ich will Ihnen nur einige Ratschläge geben, die Ihnen vielleicht nützlich sein können.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Ihnen nicht vorschreiben will, wie Sie schreiben sollen. Ich will Ihnen nur einige Ratschläge geben, die Ihnen vielleicht nützlich sein können.

Hauptfiguren durchzumachen haben, zwar hier und da auf die Spitze getrieben, im ganzen aber ihrem Wesen und der Erfahrung entsprechend, dabei spannend und fesselnd und in vielem Betracht neu. In ihrem Verhältniß zueinander bilden sie wirksame, zum Theil pikante Gegensätze, die sich zu interessanten Conflicten und Verwickelungen entfalten, zuletzt aber doch eine befriedigende Lösung finden. Die Darstellung ist nach Umständen flott und frisch, vornehm und elegant, behäbig und gemüthlich; sie beweist, daß sich der Verfasser in allen Lebenssphären umhergetummelt und sich mit der Sprache und Denkweise der verschiedensten Klassen vertraut gemacht hat. Neben diesen Vorzügen finden sich freilich auch sehr bedeutende Mängel. Der Stil sinkt zuweilen bis zum Salopen und Trivialen herab. Die Motivirungen sind zum Theil nichts weniger als fein. An bizarren Voraussetzungen und unnatürlichen Wendungen fehlt es nicht. Ueberhaupt zeugt das Ganze mehr von Talent und Routine, als von künstlerischer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Am wenigsten hat uns der Schluß befriedigt. Daß der alte Graf, nachdem er durch sein Verhältniß zur Baronin Stjernholm glücklich von seiner spätherbstlichen Heirathslust curirt ist, alles Ernstes noch einmal das Gelüst bekommen soll, sich mit der Tochter der Baronin zu vermählen, heißt ihn doch allzu sehr zum alten Gecken herabsinken lassen, was weder dem früher von ihm entworfenen Bilde, noch den Empfindungen, mit welchen der Leser von den Hauptpersonen eines Romans zu scheiden wünscht, angemessen ist. Außerdem sind besonders die höchst gewaltsamen, nicht hinlänglich motivirten Metamorphosen, welche der junge Graf Hermann durchzumachen hat, von anstoßerregender Wirkung. Minder grelle Farbengegensätze würden hier nicht blos wohlthuender, sondern auch stärker gewirkt haben. Eine durchweg trefflich gehaltene Figur ist die alte Tante Barbara. Nur das Verhältniß des alten Wiesner zu ihr schmeckt nach einer etwas abgestandenen Sentimentalität.

9. Der König von Tauharawi. Launiger Roman in drei Bänden. Von Ferdinand Stolle.

Der Autor bezeichnet die in diesem Roman waltende Komik selbst als eine groteske. Dies ist sie in der That, und nur wer für eine solche ein Organ besitzt, wird sie ohne Kopfschütteln zu genießen vermögen. Wir unsererseits räumen diesem Genre unbedenklich seine ästhetische Berechtigung ein, und wenn wir auch nicht leugnen können, daß sich dieses Erzeugniß des Stolle'schen Humors auf den äußersten Grenzen eines Gebiets bewegt, welches im Reich des Schönen selbst nur ein Grenzgebiet und vom Reich des Häßlichen durch keine chinesische Mauer abgesperrt ist, ja, daß es wol auch hier und da diese Grenzen überschreitet, so müssen wir doch den hohen Grad zwerchfellerschütternder Kraft, den es unleugbar besitzt, um so bereitwilliger anerkennen, als das Talent für komische und humoristische Darstellung von Tag zu Tag seltener zu werden scheint. Daß der Verfasser den burlesken Partien des Romans auch ernste Abschnitte zugesellt hat, können wir nur billigen, weil man eine ununterbrochene Komik, zumal von so tollem, extremem Charakter, fast ebenso wenig auszuhalten vermag, als einen lange fortgesetzten Kitzel. Dagegen können wir dem Autor nicht beistimmen, wenn er es für zweckmäßig gehalten hat, Ernst und Scherz möglichst scharf voneinander zu scheiden. Wir meinen vielmehr, eine engere Verflechtung beider Elemente würde die Wirkung jedes einzelnen noch erhöht und dem Ganzen einen einheitlichern Charakter verliehen haben, während so die ernsten und spaßhaften Partien fast beziehungslos nebeneinander herlaufen.

10. Johannes Kepler. Historische Erzählung von Julie Burow. Drei Bände.

Kepler's Leben und Wirken zum Gegenstand eines historischen Romans zu machen, ist jedenfalls ein glücklicher Gedanke gewesen. Ob aber gerade eine weibliche Feder dazu berufen war, diesen Stoff in der ihm angemessensten Weise zu behandeln, müssen wir bezweifeln. Kein Mann wird im allgemeinen von den Frauen schwerer begriffen als der Mann der reinen Wissenschaft. Sie bringen es höchstens zu einer resignatorischen Bewunderung seiner Leistungen, aber ihm Schritt vor Schritt in seiner innern Entwickelung zu folgen, die geheimsten Momente seines Ringens und Strebens zu belauschen, verstehen sie nicht, ja selbst in der Art und Weise, wie er sich zur Außenwelt stellt, in den Motiven seiner Handlungen und den Regungen seiner Gefühle bleibt ihnen vieles unverständlich. Dies macht sich mehr oder weniger auch in dem vorliegenden Roman fühlbar. Die Verfasserin kennt unstreitig Kepler's Lebensverhältnisse und den Charakter seiner Zeit gründlicher, als sonst Frauen es für nöthig halten, aber dennoch merkt man, daß sie das innerste Wesen eines Mannes, wie Kepler war, nicht zu erfassen oder wenigstens nicht wiederzugeben vermocht hat. Der Mathematiker und Astronom ist unter ihren Händen gar oft zu einer empfindsam gen Himmel schauenden Dame geworden und macht trotz allem, wodurch die Verfasserin ihn zu heben sucht, nur einen schwächlichen Lyrikereindruck. Ueberhaupt leiden die Gestalten des Romans an einer gewissen Zerflossenheit und Weichlichkeit; auch dem Stil ist mehr Frische und Körnigkeit zu wünschen. Nichtsdestoweniger bleibt diese Erzählung wegen des in ihr niedergelegten wichtigen Stoffes eine beachtenswerthe Erscheinung und bietet auch manche mit recht lebendigen Farben ausgeführte Partien.

11. Waldgeschichten. Von Joseph Meßner.

Unter den fünf einzelnen Erzählungen, die dies Buch enthält, ist „Gretl unter den Stauden" entschieden die beste. Der Verfasser erhebt sich in derselben stellenweise zu einer poetischen und originellen Naturauffassung; insbesondere ist der Abschnitt „Die Zeugen des Schwurs" trefflich gelungen. Auch in den übrigen fehlt es nicht an einzelnen poetischen Zügen und Schilderungen; im ganzen aber gilt von ihnen, was wir schon an Meßner's „Handwerksburschen" rügen mußten. Der Verfasser ahmt sich selbst nach und artet dadurch in eine Manier aus, die zuletzt kaum noch erträglich ist.

12. Die Tochter des Wilddiebes. Eine Erzählung aus Sachsen. Von Elfried von Taura.

Diese Novelle gehört von seiten ihres Gehalts wie von seiten der Behandlung zu den besten Gaben des vorliegenden Jahrgangs. Zwar die Sphäre, in die sie uns einführt, ist keine erfreuliche, denn sie spielt in einer der trostlosesten Gegenden des sächsisch-böhmischen Erzgebirgs und noch dazu in einer Zeit, wo dieselbe zum größten Theil von sittlich verworfenem Gesindel und Raubgesindel bevölkert war. Trotzdem weiß uns der Verfasser für die traurigen Zustände, die er schildert, ein warmes Interesse abzugewinnen, und den düstern Eindruck dadurch zu mildern, daß er uns in einem jungen Geistlichen, den er in segensreichster Weise wirken läßt, ein Bild echter Christlichkeit und Humanität, und in einem jungen Mädchen, die mit dem Elend entrissen wird, das Beispiel einer inmitten seiner Verderbniß edeln und gesunden Natur vor Augen stellt. Der Verfasser will in dieser Erzählung unstreitig auf die Wege deuten, welche Staat und Kirche einzuschlagen haben, um in der Erziehung entarteter Volksklassen bessere Erfolge, als bisher erreichten, erzielen wollen. Nicht unbarmherzige Strafregeln von oben herab, noch rigoroses Eifern von den Kanzeln könne hier helfen, sondern allein eine mit Muth und Geschick gepaarte Menschenliebe, welche im Volke selbst die guten Elemente aufzufinden und zur allmählichen Besserung und Veredlung der übrigen Elemente zu benutzen weiß. Durch diese Richtung auf eine der wichtigsten socialen Fragen erhebt sich die Novelle über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungslectüre; kann sie bei dieser tendenziösen Richtung auch nicht die Unmittelbarkeit und Frische einer rein poetischen Schöpfung haben, so fehlt es ihr doch nicht an lebendigen Schilderungen, spannenden Verwickelungen und wirksamen Katastrophen, um deretwillen sie auch derjenige Leser, dem ihre höhere Tendenz gleichgültig sein sollte, mit Interesse verfolgen wird.

Digitized by Google

Mr. Thomas on the Early Indian Alphabet.

Mr. Thomas on the Early Indian Alphabet. 313

Mr. Thomas on the Early Indian Alphabet. 315

gern dem gesunden Auge und Geschmacke des Verfassers glauben, wenn er uns versichert, „daß unsere Frauen in Deutschland und Oesterreich einen Vergleich mit den vielgepriesenen Circassierinnen nicht nur aushalten, sondern auch öfter unübertroffen von diesen dastehen würden". Aber wenn er uns glauben machen will, daß Uredniki bei den Tscherkessen Barone oder Edle seien, so erlauben wir uns ihm zu bemerken, daß Uredniki ehrliche Unteroffiziere sind, und wenn er späterhin sagt, ein Seidi sei derjenige, welcher „eine entfernte Verwandtschaft mit Mohammed, Ali, Omar, Abubekr, Osman, Hassan, Hussein, Fatma (dessen Tochter) nachweisen" könne, so beweist er nur, daß seine Begriffe über die Descendenz des Propheten sich in einer ziemlichen Verwirrung befinden. Ein Seidi ist ein Nachkomme Mohammed's und damit Punctum: Abubekr, Omar und Osman bleiben dabei ganz aus dem Spiel. Doch genug der Ausstellungen, der Leser wird nunmehr wissen, woran er ist.

Nationalcharakter und Sitte der Tscherkessen erinnern oft überraschend an die alten Germanen, denen sie ja auch stammverwandt sind. Sie bilden keinen einheitlichen Staat, sondern zersplittern sich in eine Menge selbständiger Herrschaften unter gemeinfreien Männern von größerer oder geringerer Macht. Obgleich sie Mohammedaner sind, entscheidet das geistliche Gericht, der Schariot, nur über Religionsangelegenheiten, Heirathen, Erbschaften und Eide nach dem Koran, während über alle übrigen streitigen Fälle der Maslagat erkennt, eine Versammlung alter hochgeachteter Männer unter dem Vorsitze des Gemeindeältesten, dessen auf Gewohnheitsrecht gegründeten Urtheile die Parteien sich vorher freiwillig unterwerfen. Das Verfahren findet in der Regel unter einem geheiligten Baume oder an einer historisch merkwürdigen Stelle statt und erinnert an das germanische Institut der Eideshelfer. Beschimpfungen werden gemeiniglich durch das Faustrecht oder durch die den Tscherkessen vor persönlicher Beleidigung mächtig schützende Kanla, d. i. Blutrache, ausgemacht, welche den Schuldigen nach strengem Wiedervergeltungsrecht bis in die entferntesten Verwandtschaften verfolgt. Doch ist auch hier der Maslagat nicht ausgeschlossen, selbst vorsätzlicher Todtschlag kann durch ein Wergeld gebüßt werden. Unbeabsichtigter Todtschlag bleibt, wenn Zeugen dafür vorhanden sind, ungestraft. Todtschlag im Zweikampf, in der Kanla, im Treffen, wird geachtet und letzterer sogar von den Verwandten des Erschlagenen verschmerzt, ja es gibt Fälle, bei denen der Thäter, wenn er zu den Verwandten geht und sich offen zu der That bekennt, von diesen gastfreundlich aufgenommen und als ein Familienglied betrachtet wird. Auch übt der Maslagat, namentlich bei rückständiger ehemännlicher Aussteuer, ein strenges Schuldrecht durch Auferlegung hoher Verzugszinsen, die oft den völligen Ruin des Schuldners herbeiführen. Leibeigene, die sich losgekauft haben, verfallen alsdann abermals der Leibeigenschaft und büßen die eingezahlte Summe ein. Das Gesetz erlaubt Leibeigene einer andern Nation oder eines andern Glaubens, wenn man sie mit Gewalt oder Geld an sich gebracht hat; nur der sofortige Uebertritt eines Geraubten zum Islam befreit ihn. Gewöhnlich raubt man Kinder der Linienkosacken und Nagaizen und erzieht sie zu Leibeigenen. Gegen schlechte Behandlung finden diese vor dem geistlichen oder weltlichen Gerichte Schutz, welches ihnen sowie den Unterthanen bei erwiesener Zahlungsfähigkeit auch eine dreijährige Erlassung der Abgaben erwirken kann. Der Herr kann seinen Leibeigenen freilassen, um seine Seele zu retten; doch kommt dies meist nur Alten und Kranken zugute.

Jeder Tscherkessenknabe ist Eigenthum der Nation (?), sobald er der Mutterbrust oder der Aufsicht der Amme entwachsen ist. Er kommt aus dem älterlichen Hause zum Atalik, welcher ihn bis zum kräftigen Jünglingsalter in allen kriegerischen Leibesübungen, sowie in der Kunst des Gesangs, der Poesie und der Beredsamkeit unterrichtet. Während dieser Zeit stehen die Aeltern in keiner Beziehung zu ihrem Kinde, und für Schande wird sogar der Wunsch gehalten, dasselbe nur einmal sehen zu wollen. Nach vollendeter Erziehung bringt der Atalik seinen Zögling im Triumph zu dessen Aeltern zurück, wo er mit großen Feierlichkeiten empfangen wird. Freien darf er aber nicht eher, als bis er durch Gefecht die Weihe des ritterlichen Kriegers erhalten hat. Sobald er sich eine Lebensgefährtin erkoren, so wird nach gegenseitiger Besprechung der Aeltern, wozu auch der Atalik herbeigezogen wird, die Verlobung angesagt und ein Theil des Kalims (Kaufgeldes) vom Bräutigam seinen Schwiegereltern in Vieh bezahlt, worauf er unter Aufsicht des Atalik und einer alten Verwandten der Braut diese besuchen darf. Gelingt es ihm seine Verlobte zu entführen, so braucht er die übrigen Termine des Kalims nicht zu bezahlen; andernfalls kann er sogar getödtet werden, was jedoch selten geschieht. Die Hochzeit wird mit Tänzen, Gelagen und Gesängen gefeiert und in der Brautnacht löst der Bräutigam durch einen Schnitt mit seinem Dolche das weißlederne Mieder, welches den Busen der tscherkessischen Jungfrauen von ihrem neunten Jahre an einschließt.

Hinsichtlich der Tänze, Hochzeitsgebräuche und Begräbnißfeierlichkeiten, sowie der Rechtsverhältnisse und der vom Verfasser als Arzt für höchst beachtenswerth erklärten Arzneikunde der Tscherkessen auf das Buch selbst verweisend, heben wir noch einen Zug hervor, der ebenfalls an das germanische Alterthum erinnert. Zu kühner That begeistern sich die Tscherkessen durch die Gesänge ihrer Barden, der Kikoakoas, deren einen vom berühmten Sänger Ali Ghorsis der Verfasser in seinem ganzen Umfange mittheilt, ein herrliches Gedicht voll Adel der Gesinnung, glühendem Freiheits- und Rachedurst, stolzem Schwung und edler Form. Hingerissen von dem Kriegsgesange des Barden, toben die Anwesenden, mit den Fersen den Boden stampfend und mit den gezogenen Dolchen fechtend, wild durcheinander, indem sie sich gegenseitig Schwüre leisten, Flüche ausstoßen und das Gelübde ablegen, sich gegeneinander weder im Leben noch im Tode zu verlassen, die Leichen der Gefallenen dem Feinde abzukämpfen, Blutrache an ihm zu üben und sich nie zu unterwerfen. Zur Bekräftigung ihres Eides opfern sie oft ihre Lieblingswaffen, ritzen und schneiden sich in die weichen Theile des linken Arms und berauschen sich im Opferblute ihrer Verbündeten. Wenn sie das alles gethan haben, dann nennen sie sich Abreken. Hierauf ermahnt ein Mullah in begeisterter Wuth zur Treue, worauf die Versammlung erwidert:

Eher ruhe nicht mein Eisen
In dem feigen Bett der Scheide;
Eher falle nicht die Wimper
Schattend auf mein müdes Auge;
Eher nicht soll'n Mädchenlippen
Lust mir in die Seele hauchen;
Eher nicht soll mir das Antlitz
Freundlich Sonnenlächeln grüßen;
Eher nicht wohn' in der Hülle
Meiner Brust still ruh'nder Frieden;
Bis ich dies mein Schwert ins Herzblut
Vieler Russenknechte stoße!
Satt mag sich des Dolches Zunge
Erst in deren Adern trinken,
Mag bis in die tiefste Zelle
Ihres frevlen Herzens tauchen
Und des Lebens letzten Funken,
Aus dem Hundeleibe wühlen!
Weggeworfen ist die Scheide!
Nur der Faust gehört das Schwert an;
Seine Zelle sei der Himmel
Und des Feindes Brust die Scheide!
Wird mein Wort zum Hauch der Lüge,
Bin ich eidvergessen jemals:
Uzdens, nehmt mein Schwert der Rache,
Bohrt mir's in den Frevelbusen,
Reißt den Leib in tausend Stücke,
Sät ihn aus zum ekeln Abscheu,
Zur Bescherung Wölf' und Geiern,
Auf das Feld als Aas, verfluchtes!

Ehe, Johann, Edler von, Ritter von Ehrenfeld, geb. 1. Juli 1815 in Wien, gest. 1. Juli 1885 in Wien, Jurist und Politiker. Studierte in Wien, trat 1838 in den Staatsdienst, wurde 1848 Mitglied des Reichstags, 1849 Sektionschef im Ministerium des Innern, 1851 Hofrat, 1861 Mitglied des Herrenhauses, 1867 Präsident des Obersten Gerichtshofes, 1871 Minister des Innern, 1872 Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, 1879 Präsident des Herrenhauses, 1880 Präsident des Obersten Gerichtshofes. Schrieb: „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen“ (Wien 1863, 2 Bde.; 2. Aufl. 1868); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Niederösterreich“ (das. 1865, 2 Bde.; 2. Aufl. 1868); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Oberösterreich“ (das. 1866, 2 Bde.; 2. Aufl. 1868); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Salzburg“ (das. 1868, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Tirol und Vorarlberg“ (das. 1868, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Steiermark“ (das. 1869, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Kärnten“ (das. 1869, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Krain“ (das. 1869, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Böhmen“ (das. 1870, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Mähren und Schlesien“ (das. 1870, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Galizien“ (das. 1871, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Dalmatien“ (das. 1871, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Küstenland“ (das. 1871, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Bukowina“ (das. 1872, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Ungarn“ (das. 1872, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Siebenbürgen“ (das. 1873, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Kroatien und Slawonien“ (das. 1873, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Militärgrenze“ (das. 1874, 2 Bde.).

Ehe, Otto, Edler von, Ritter von Ehrenfeld, geb. 1. Juli 1815 in Wien, gest. 1. Juli 1885 in Wien, Jurist und Politiker. Studierte in Wien, trat 1838 in den Staatsdienst, wurde 1848 Mitglied des Reichstags, 1849 Sektionschef im Ministerium des Innern, 1851 Hofrat, 1861 Mitglied des Herrenhauses, 1867 Präsident des Obersten Gerichtshofes, 1871 Minister des Innern, 1872 Präsident des Verwaltungsgerichtshofes, 1879 Präsident des Herrenhauses, 1880 Präsident des Obersten Gerichtshofes. Schrieb: „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen“ (Wien 1863, 2 Bde.; 2. Aufl. 1868); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Niederösterreich“ (das. 1865, 2 Bde.; 2. Aufl. 1868); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Oberösterreich“ (das. 1866, 2 Bde.; 2. Aufl. 1868); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Salzburg“ (das. 1868, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Tirol und Vorarlberg“ (das. 1868, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Steiermark“ (das. 1869, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Kärnten“ (das. 1869, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Krain“ (das. 1869, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Böhmen“ (das. 1870, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Mähren und Schlesien“ (das. 1870, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Galizien“ (das. 1871, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Dalmatien“ (das. 1871, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Küstenland“ (das. 1871, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Bukowina“ (das. 1872, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Ungarn“ (das. 1872, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Siebenbürgen“ (das. 1873, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Kroatien und Slawonien“ (das. 1873, 2 Bde.); „Handbuch der politischen Gesetze und Verordnungen für Militärgrenze“ (das. 1874, 2 Bde.).

in Betreff der neuen Verfassung und allgemeinen Wahlen in Frankreich. Paris, 1848. 8. 1 Sgr.

Lettre d'un Républicain à M. Thiers

Abraham de Moivre, Fellow of the Royal Society and the Prussian Academy, to which he became a member in 1735. He was a native of France, but lived most of his life in England, where he died in 1754. He published a number of works on mathematical subjects, the most important of which is his *Doctrine of Chances*, which contains the first treatment of the theory of probability as a branch of mathematics. He also published *Miscellanea Analytica* (1730), *Annuities upon Lives* (1725), and *Treatise on Trigonometry* (1707). He was a friend of Newton, Halley, and Stirling, and was elected a Fellow of the Royal Society in 1697.

Anzeigen.

Montag, den 17. Dezember des 1860ten.

Schiller-Gallerie.

Eigenthum des Herrn Professor Kreling.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß die Schiller-Gallerie des Herrn Professor Kreling, welche bisher in Stuttgart ausgestellt war, nunmehr in Heilbronn, im Saale des Gasthofs zum Rappen, ausgestellt ist.

Die Gallerie enthält 36 Gemälde, welche sämmtliche Dramen Schillers, mit Ausnahme des Demetrius, darstellen. Sie ist täglich von Morgens 9 Uhr bis Abends 5 Uhr geöffnet. Der Eintritt kostet 12 Kreuzer.

Heilbronn, den 15. Dezember 1860.

Stadtdirektor Pfeilsticker.

Bekanntmachung.

Die Gemeinde Ellhofen, Oberamts Weinsberg, hat beschlossen, ihre Gemeindejagd, welche 1000 Morgen Feld, Wald und Weinberge umfaßt, auf 6 Jahre, von Lichtmeß 1861 an, öffentlich zu verpachten.

Hiezu ist Termin auf Montag, den 24. Dezember d. J., Vormittags 10 Uhr, im Rathhause zu Ellhofen angesetzt, wozu Pachtlustige eingeladen werden.

Ellhofen, den 14. Dezember 1860.

Schultheiß Bauer.

Pfingin aus der Gegenwart.

Ein Roman von Karl Gutzkow.

Erscheint in 4 Bänden à 24 Bogen. Subscriptionspreis 1 fl. 48 kr. Ladenpreis 2 fl. 24 kr.

Subscriptionen nimmt an

Heilbronn, im Dezember 1860.

Gebrüder Scheurlen.

Deutsche Bilder der Gegenwart.

Von Karl Gutzkow.

Erscheint in 4 Bänden à 24 Bogen. Subscriptionspreis 1 fl. 48 kr. Ladenpreis 2 fl. 24 kr.

Subscriptionen nimmt an

Heilbronn, im Dezember 1860.

Gebrüder Scheurlen.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 4. August 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Neuere Forschungen über Psychologie und Physiologie. Von Karl Fortlage. — Alexander Herzen. — Ein Bild aus Lessing's Knabenzeit. Von Hermann Hettner. — Friedrich's des Großen Briefwechsel. — Notizen. (Eugène Scribe's Lustspiel „Jängerle"; Das Familienelement in Schiller's Tragödien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere Forschungen über Psychologie und Physiologie.

1. Psyche. Populär-wissenschaftliche Zeitschrift für die Kenntniß des menschlichen Seelen- und Geisteslebens. Herausgegeben von Ludwig Noack. Erster Band. Erstes Heft. Leipzig, O. Wigand. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Zeitschrift theilt mit einer frühern ihrer Art, nämlich dem „Archiv für pragmatische Psychologie" von Eduard Beneke, aus den Jahren 1851—53, die Eigenschaft, daß sie von ihrem Herausgeber allein geschrieben wird, unterscheidet sich hingegen dadurch von jener, daß sie mehr eine allgemeine Anregung des Sinnes für psychologische Studien und eine Einführung in den gegenwärtigen Zustand der Psychologie, als die Ausbreitung irgendeiner speciellen Lehrmeinung innerhalb dieser Wissenschaft bezweckt. Zu solcher allgemeiner Anregung für diese Studien gibt es in der That keine bessere Form, als die hier gewählte ungezwungene eines Magazins oder interessanten Allerlei von mannichfachstem Inhalt, woraus sich jedermann leicht etwas ihn besonders Ansprechendes herausuchen kann. Es begegnen uns beurtheilende Blicke auf die neuesten Arbeiten im psychologischen Felde, verbunden mit verschiedenen Aufsätzen und Skizzen, einem biographischen Porträt (Abälard), nebst Miscellen, Aphorismen und Glossen, wie sie ebenfalls nicht fehlen dürfen, wo das Gemüth wißbegieriger Leser ergötzt und ihre Aufmerksamkeit gespannt werden soll.

Wir theilen ganz die Ansicht des Herausgebers Ludwig Noack, daß sich die productiven Kräfte in der Philosophie mehr und mehr auf das psychologische Feld concentriren, mit dem klaren Bewußtsein, daß dieses in der nächsten Zeit der Wahlplatz sein werde, wo die höchsten Probleme des menschlichen Geisteslebens zu einer Entscheidung gelangen müssen, und daß namentlich auch die bedeutenden Erfolge, welche sich an die die Frage des Materialismus betreffenden Schriften geknüpft haben, den Beweis liefern, wie lebhaft in weitesten Kreisen das Interesse ist, was sich an die Lösung der psychologischen Probleme knüpft. Wir können daher auch der Tendenz der Zeitschrift, wonach sie nicht ein abgeschlossenes System vertreten, sondern ein treuer Spiegel der Zeit in ihrer fortschreitenden Erkenntniß innerhalb dieses Gebiets sein will, nur unsern vollen Beifall schenken. Sie setzt nämlich ihre Aufgabe darein, einerseits das Dunkel der Innenwelt des Menschen mit dem Lichte naturwissenschaftlicher Forschung und denkender Erkenntniß überhaupt zu erleuchten, andererseits „durch Eingehen in den Gegensatz der verschiedenen psychologischen Richtungen" die beziehungsweise Wahrheit einer jeden darzuthun und klar zu machen, worin eine jede irrt, worin sie auf rechtem Wege wandelt, dadurch eine Versöhnung des Streits herbeizuführen und eine Anschauung vom Wesen und Innenleben des Menschen zu begründen und zu verbreiten, worin die eine und ganze, lebendige und vernünftige Menschennatur zu ihrem vollen Rechte kommt.

Dagegen können wir unser Bedenken nicht verbergen gegen eine mit diesen freien Tendenzen nicht im besten Einklange stehende Voraussetzung des Herausgebers über das, was seiner Ansicht nach als bereits bewiesenes und sichergestelltes Eigenthum der Wissenschaft nicht weiter in die Discussion fallen darf, sondern bei allen Untersuchungen als zu Grunde liegender empirischer Boden gilt, welcher nur noch einer Erweiterung, nicht aber einer Veränderung fähig sein soll. Dieses erfahrungsmäßige Ergebniß, welches aus der glänzenden That des denkenden Geistes, womit Kant der Erfahrung vorausgeeilt war, vereinigt mit den Errungenschaften der Physiologie seit einigen Jahrzehnden, resultiren soll, besteht (zufolge S. 45) darin,

daß fortan auf wissenschaftlichem Standpunkte von der Seele nur noch als von einer beweglichen und flüssigen Größe, als einem ganz und gar in Bewegung, Thätigkeit und Wechselwirkung aufgehenden Wesen die Rede sein kann, das an das Nervenleben des Leibes untrennbar gebunden ist.

Die Behauptung hat zwei höchst verschiedene Bestandtheile, erstlich die Flüssigkeit der Seele, zweitens ihre

untrennbare Gebundenheit an das Nervenleben des Leibes. Man kann die erste behaupten und dabei dennoch die letztere leugnen. Man kann die letzte behaupten und dabei dennoch die erstere leugnen.

Was die Flüssigkeit der Seele betrifft, daß sie durch und durch bestehe in lauter Thätigkeit, Bewegung, Wirksamkeit auf eigene und fremde Reize, Wechselwirkung in sich selbst und mit der Außenwelt, dieser Begriff ist insofern allerdings ein bedeutender Erwerb der Neuzeit zu nennen, als Gottlieb Fichte durch denselben der Wissenschaft ein früher entbehrtes Orientirungsmittel im Gebiete der Innenwelt an die Hand gegeben hat, dessen Gebrauch bereits von sehr wichtigen Folgen gewesen ist.

Aber die Auffassung der Seele als einer flüssigen Thätigkeit schützt nicht vor den gröbsten Irrthümern, sobald man nicht immer zugleich, und zwar ebenfalls mit Fichte, daran festhält, daß dieses flüssige Wesen ein selbständiges Wesen ist, d. h. ein Wesen, dessen Inhalt oder Bestand von ihm selbst abhängt, und welches seinen Inhalt nur dadurch hat, daß es ihn durch eigene Thätigkeit hervorbringt. Unselbständige Kräfte und Thätigkeiten sind auch flüssig und beweglich genug, aber sie erzeugen ihren Inhalt nicht aus eigener Tiefe und Freiheit, sondern entbinden ihn immer nur aus gegebenen Stoffen, worin er bereits latent vorhanden lag, wie z. B. eine Flamme aus immer neuem Material immer neue Wärme entbindet, oder ein Magnet in dem Eisen, welches er anzieht, ebenfalls den darin verborgen gewesenen Magnetismus zur Erscheinung bringt. Hierbei bleibt der innere Zustand der Wärme, sowie der magnetischen Kraft, immerfort derselbe, ungleich hierin der Seelenkraft, in welcher selbständige Umformungen und Neubildungen von innen heraus vor sich gehen. Diese innern Vorgänge der Seele, welche nur ihre Reize aber nicht ihre Ursachen in äußerlichen Vorgängen haben, welche folglich rein aus der Tiefe der Seelenthätigkeit selbst entspringen, machen die Seele zu einem selbständigen Wesen, welches zwar innerhalb der Materie ähnlich den unselbständigen Kräften umherfließt, indem es sich gegenüber gewissen Stoffen und unselbständigen Kräften abwechselnd an sie bindet und wieder von ihnen entbindet, welches aber, während es mit den Stoffen nur sein äußerliches Spiel treibt, mit der Tiefe seines Wesens in einem ganz entgegengesetzten Elemente wurzelt, nämlich im Elemente der allgemeinen Urseele oder des reinen Subjects, zwar auch hier nicht egoistisch isolirt, sondern in lebendiger Wechselwirkung, jedoch so, daß es seinen Inhalt nie von außen her als Geschenk empfangen kann, immer von innen her als seine eigene That selbständig erzeugen muß. Denn das Ich ist schlechthin nicht anders setzbar, als nur allein durch sich selbst.

Hiernach läßt sich dann auch zugleich beurtheilen, in welchem Sinne die zweite Behauptung, daß die Seele an das Nervenleben des Leibes untrennbar gebunden sei, verstanden werden muß, wenn sie eine Wahrheit enthalten soll. Eine Unzertrennlichkeit zwischen der Seele und dem Leben des Leibes findet insofern statt, als das Leben des Leibes in der Wirksamkeit der Seele auf die von ihr zeitweise angeeigneten Stoffe besteht, und daher die beiden Grundbedingungen im Kreislaufe dieser Stoffe, nämlich die organischen Formen, in denen sie kreisen, und der organische Rhythmus, nach dessen Takte sie kreisen, nicht den Stoffen, sondern der Wirksamkeit der Seele auf die Stoffe angehören. Also besitzt die Seele nothwendig das Leben des Leibes und folglich auch sein Nervenleben als einen von ihr unzertrennlichen Bestandtheil in sich selbst. Der Leichnam ist nicht der Leib, sondern nur ein vom Leben des Leibes, d. h. von der Seele, assimilirter Speiseklumpen, welcher, weil er assimilirt ist, auch sterbender sein muß. Der lebendige Leib aber muß darum von der Seele als unzertrennlich angenommen werden, weil seine organischen Lebensformen und Lebensrhythmen zu dem eigensten von innen her erzeugten Inhalt der Seelenthätigkeit mit gehören. Der Psycholog kann daher den Unterschied zwischen Leib und Leichnam nicht stark genug urgiren. Der Leichnam ist todt, der Leib ist lebendig. Der Leichnam gehört der Erdrinde, der Leib gehört der Seele an. Der Leib besteht aus den psychischen Assimilations- und Secretionstrieben, welche sich chemische Stoffe als Nahrung aneignen und wieder ausscheiden. Der Leichnam ist die Summe des Stoffs, welche von jenen Trieben abwechselnd angeeignet und wieder ausgeschieden wird. Daher kann sich die Seele niemals vom Leibe trennen, wol aber kann sich der Leib vom Leichnam trennen, wie dieses nicht nur bei jeder Amputation eines Gliedes, sondern auch bei jedem gewöhnlichen organischen Secretionsproceß geschieht. Der Leichnam ist vergänglich. Denn wenn seine Theile außerhalb dem Bereiche des Leibes gesetzt werden, so verlieren sie allmählich die vom Leibe entliehene Form, und gehen in unorganische Gestalten zurück. Dagegen ist der Leib unvergänglich, weil seine Entelechie als eine durch productive Phantasiethätigkeit der Assimilations- und Secretionstriebe erzeugte organische Form ein unabtrennbarer Bestandtheil der Seele ist. Man darf den Leib sowenig verwechseln mit dem Leichnam, als man den Fluß mit den Eisschollen verwechselt, welche im Winter zwar zu ihm gehören, von denen er sich aber im Frühjahr befreit.

Es ist nöthig, daß der Psycholog sich diese Begriffsunterschiede aufs strengste gegenwärtig halte, wenn er nicht Gefahr laufen will, seinem eigenen Streben und dem Geiste seiner Wissenschaft zuwider aus der Bahn einer gesunden psychologischen Forschung, unversehens und unvermerkt auf einen ganz fremdartigen Standpunkt auszugleiten, nämlich auf den Standpunkt, wo man die Seele nicht nur an das Nervenleben, sondern auch an den Nervenleichnam unzertrennlich gebunden glaubt, als eine in diesem Leichnam wohnende unselbständige Thätigkeit desselben, wo man daher alle psychische Thätigkeit nur als eine zufällige und gleichsam lästige Zugabe bei chemischen Stoffverbindungen mit in den Kauf nimmt, und wo die Gedankenprocesse des menschlichen Gehirns nur als die künstlich verschlungenen Kräuselungen der Dämpfe erscheinen, welche aus der chemischen Küche aufsteigen, in denen der lebendige Leib die Stoffe seines Leichnams assimilirt.

Jahr 1000 ist es als Grenzpunkt Mitteln und Nordeuropas, als Ausgangspunkt der Bekehrung Skandinaviens, als Ausgangspunkt der Bekehrung Skandinaviens, als Ausgangspunkt der Bekehrung Skandinaviens

dels als einer blinden Muthloſigkeit, welche uns ergreift, wenn wir Räume vor uns ſehen, welche für uns nicht durchmeßbar ſind; beſonders dann, wenn wir ſie von andern Weſen wirklich durchlaufen oder durchflogen ſehen. Und ſo wird der ſinnige Leſer hier im Einzelnen noch manche andere theils durch anſchauliche Wahrheit treffende, theils durch Originalität der Auffaſſung anregende Bemerkungen finden. Dabei hat aber die Anlage des ganzen Syſtems auch wieder ſo viel Unverhältnißmäßiges, daß man bei aller Anziehung in Einzelheiten ſich mit dem Ganzen unmöglich befreunden kann.

Wie unmotivirt iſt es z. B., daß aus dem bewußten Individualgeiſte, welcher mit der unbewußten Gattungsſeele im Menſchen zuſammenwirkt, ſogleich eine beſondere Subſtanz dieſer gegenüber und mit dieſer nur äußerlich verbunden gemacht wird. Wie unmotivirt iſt auf S. 305 die Charakteriſtik der theoretiſchen und praktiſchen Vermögen im Menſchen auf folgende Art:

Das höchſte Ziel der Kräfte des Kopfes iſt das logiſch richtige Denken, wodurch die Wahrheit gefunden, und durch die Sprachkraft als Wort ausgeſprochen wird. Das höchſte Ziel der Kräfte des Rumpfes dagegen iſt das charakterkräftige richtige Handeln, wodurch die Wahrheit bethätigt, und durch die Zeugungskraft als That ins Leben gerufen wird.

Wäre dieſem ſo, ſo verhielten ſich alſo die beiden Kant'ſchen Kritiken wie die Kritik des Kopfes zu der Kritik des Rumpfes, und der von Kant behauptete Primat der praktiſchen über die theoretiſche Vernunft wäre ein Primat des Rumpfes über den Kopf. Bei einem Schematismus, welcher zu ſolchen Conſequenzen führt, müſſen höchſt weſentliche Verhältniſſe außer Acht gelaſſen ſein.

Das Schema des Ganzen beruht hier auf einem doppelten Parallelismus. Erſtens auf dem Parallelismus der vier Kopfſinne mit den vier Rumpfſinnen, des Geſichts mit dem Hautſinn, des Gehörs mit dem Getaſt oder Gliederſinn, des Geruchs mit dem ſympathiſchen Sinn und des Geſchmacks mit dem Geſchlechtsſinn. Sodann zweitens auf dem Parallelismus zwiſchen dieſen acht Sinnen und gewiſſen Seelen- und Charaktereigenſchaften, zu denen die Dispoſition oder das Naturell mit den Graden der Entwickelung jener Sinne unzertrennlich verbunden gedacht wird. Dem Geſicht entſpricht in der Seele die Anſchauungskraft, dem Gehör die Vernehmungskraft und das Gedächtniß, dem Geruch die geiſtige Spürkraft, dem ſympathiſchen Sinn die Ahnungskraft u. ſ. f.

Die Leibesorgane, in welchen ſich dieſe Sinne ausdrücken, ſind am Kopfe: Augen, Ohren, Naſe und Mund mit dem Kehlkopfe; am Rumpfe: für den Hautſinn die Haut mit der beſondern Concentration dieſes Sinnes auf der äußern Bruſt nebſt den Bruſtwarzen, wo unter der Haut keine Muskeln liegen, alſo das Taſtvermögen zurücktritt, und die reine Hautempfindung bleibt; für den Taſtſinn die Muskeln mit beſonderer Concentration auf die dem Taſten dienenden Extremitäten; für den ſympathiſchen Sinn Herzgrube und Nabel, in denen dieſer Sinn ſich vorzugsweiſe äußern ſoll. Sodaß der Parallelismus in vollſtändiger Darſtellung iſt:

Kopfſinne:		Rumpfſinne:	
Augen.	Anſchauung.	Brüſte.	Empfindung.
Ohren.	Gedächtniß.	Extremitäten.	Eindruckskraft.
Naſe.	Spürkraft.	Herzgrube.	Ahnungskraft.
Mund.	Sprachkraft.	Geſchlechtsſinn.	Thatkraft.

Daß hier manche Zuſammenhänge von höchſt enger Natur ſind, wie z. B. der zwiſchen Geſicht und anſchauender Phantaſie, welche den Sehraum projicirt, Gehör und Gedächtniß für Worte und Gedanken u. dgl. m., wer möchte das leugnen? Das Nachgehen ſolcher Spuren hat immer etwas Anregendes und zu neuen Gedanken Befruchtendes. Aber es bringt auch leicht die Gefahr mit ſich, dort wo die unmittelbaren Zuſammenhänge abreißen, das Fehlende ungeduldig durch voreilige ſchlechte Surrogate zu erſetzen, und an Orten die „phantaſirende" Thätigkeit walten zu laſſen, wo ſtatt ihrer die „lauſchende und rechnende" ihren Platz behaupten ſollte. Auf alle Fälle würde es vorzuziehen ſein, beim Verſuche eines ſolchen Parallelismus zwiſchen innern und äußern Functionen lieber immer ſogleich mit der Hauptſache, nämlich mit dem reinen Entwurf eines pſychiſchen Schemas zu beginnen, und daſſelbe dann hinterher mit den phyſiologiſchen Grundtypen unſerer Organiſation zu vergleichen, anſtatt blos am oberflächlichen Leitfaden der äußern Sinnorgane fortzuſchreiten, und nun alle Themata, welche irgendeinen Zuſammenhang darbieten, ohne weiteres den Functionen jener Organe im weitern Sinne einzureihen. In dieſem Falle wäre man wenigſtens davor geſichert, daß nicht z. B., wie es hier geſchieht, zu den Functionen und Eigenſchaften des Naſenſinns der gute Takt mitgerechnet würde, die Geſinnungen anderer zu errathen, oder auch die richtigen Mittel zu wählen, zu ſeinen Zielen zu gelangen; oder daß nicht, wie es hier ebenfalls vorkommt, bei Gelegenheit des Mundſinns neben den Zungenpapillen, welche den Geſchmack erzeugen, in einem Athem fort die Bildung der Vocale und Conſonanten mittelſt der Mundhöhle und der Zunge abgehandelt würde, als ob dieſes wirklich Themata von gleichartiger Natur wären.

Grävell ſetzt in obiger Schrift den von Goethe begonnenen falſchen Streit gegen die Phyſiker fort. Falſch iſt der Streit, weil er unverſtändig iſt, weil er in dieſer Weiſe, wie er geführt wird, nicht geführt werden ſollte. Denn Goethe's und Newton's Farbenlehren ſind Theorien, welche ſich nicht unmittelbar, ſondern nur auf mittelbare Weiſe berühren. Daß Goethe zu wenig ſcharfer philoſophiſcher Denker war, um dieſes einzuſehen, war ſeine Schwäche. Und daß die Phyſiker in der Regel zu wenig Phyſiologen ſind, um einzuſehen, daß das Thema der Farbenlehre mit der blos phyſikaliſchen Behandlung des Gegenſtandes noch lange nicht erſchöpft iſt, iſt ihre Schwäche. Es iſt aber darum damit noch lange nicht erſchöpft, weil es außer dem phyſikaliſchen oder objectiven auch noch phyſiologiſches oder ſubjectives Licht gibt, weil nicht nur das phyſikaliſche Licht beſtimmte Geſetze ſeiner Erzeugung hat, ſondern das phyſiologiſche ebenfalls, und weil die Erzeugungsgeſetze des phyſiologiſchen Lichts von denen des phyſikaliſchen verſchieden ſind. Dies eben iſt zugleich der

Herr Adolf Bastl i. pr. Bezirks-Schulrath in Leitmeritz, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Ehrenbürger der Stadt Leitmeritz, Ehrenmitglied des Vereines der Freunde der Naturwissenschaften in Leitmeritz.

Herr Bastl, eine in Böhmen wie auch im Auslande rühmlichst bekannte Persönlichkeit, hat sich durch seine Verdienste um die Naturwissenschaften, insbesondere um die Botanik, ein bleibendes Andenken gesichert. Seine Arbeiten über die Flora seiner Heimat, über die Verbreitung der Pflanzen, über die Vegetationsverhältnisse, über Pflanzenkrankheiten, über Pflanzenmissbildungen, über Pflanzenbastarde, über Pflanzenvarietäten, über Pflanzenmetamorphosen, über Pflanzenanomalien, über Pflanzenteratologie, über Pflanzenphänologie, über Pflanzenbiologie, über Pflanzenmorphologie, über Pflanzenanatomie, über Pflanzenphysiologie, über Pflanzenchemie, über Pflanzenpharmakologie, über Pflanzenkultur, über Pflanzenzüchtung, über Pflanzenveredelung, über Pflanzenschutz, über Pflanzenpflege, über Pflanzenverwendung, über Pflanzenhandel, über Pflanzenindustrie, über Pflanzenwirtschaft, über Pflanzenforstwirtschaft, über Pflanzenlandwirtschaft, über Pflanzengartenbau, über Pflanzenobstbau, über Pflanzenweinbau, über Pflanzenbierbrauerei, über Pflanzenbrennerei, über Pflanzenzuckerfabrikation, über Pflanzenstärkefabrikation, über Pflanzenölfabrikation, über Pflanzenfaserverarbeitung, über Pflanzenpapierfabrikation, über Pflanzenkautschukgewinnung, über Pflanzenharzgewinnung, über Pflanzenbalsamgewinnung, über Pflanzenfarbstoffgewinnung, über Pflanzengerbstoffgewinnung, über Pflanzenalkaloidgewinnung, über Pflanzenglykosidgewinnung, über Pflanzenbitterstoffgewinnung, über Pflanzenaromastoffgewinnung, über Pflanzenschärfestoffgewinnung, über Pflanzenschleimstoffgewinnung, über Pflanzenpektinstoffgewinnung, über Pflanzenzellulosegewinnung, über Pflanzenligningewinnung, über Pflanzenkorkgewinnung, über Pflanzenrindengewinnung, über Pflanzenholzgewinnung, über Pflanzenwurzelgewinnung, über Pflanzenknollengewinnung, über Pflanzenzwiebelgewinnung, über Pflanzenrhizomgewinnung, über Pflanzenstammgewinnung, über Pflanzenblattgewinnung, über Pflanzenblütengewinnung, über Pflanzenfruchtgewinnung, über Pflanzensamengewinnung, über Pflanzenkeimgewinnung, über Pflanzenwachstumsgewinnung, über Pflanzenentwicklungsgewinnung, über Pflanzenalterungsgewinnung, über Pflanzenabsterbensgewinnung, über Pflanzenverwesungsgewinnung, über Pflanzenfäulnisgewinnung, über Pflanzenverbrennungsgewinnung, über Pflanzenvergasungsgewinnung, über Pflanzenverflüssigungsgewinnung, über Pflanzenverdampfungsgewinnung, über Pflanzenkondensationsgewinnung, über Pflanzenkristallisationsgewinnung, über Pflanzenfällungsgewinnung, über Pflanzenfiltrationsgewinnung, über Pflanzenextraktionsgewinnung, über Pflanzendestillationsgewinnung, über Pflanzenrektifikationsgewinnung, über Pflanzenmischungsgewinnung, über Pflanzenlösungsgewinnung, über Pflanzenemulsionsgewinnung, über Pflanzensuspensionsgewinnung, über Pflanzenkolloidgewinnung, über Pflanzenkristalloidgewinnung, über Pflanzenamorphgewinnung, über Pflanzenkristallgewinnung, über Pflanzenmineralgewinnung, über Pflanzenerzgewinnung, über Pflanzenmetallgewinnung, über Pflanzenlegierungsgewinnung, über Pflanzenschmelzgewinnung, über Pflanzenlötgewinnung, über Pflanzenschweißgewinnung, über Pflanzenhärtegewinnung, über Pflanzenanlassgewinnung, über Pflanzenvergütungsgewinnung, über Pflanzenoberflächenbehandlungsgewinnung, über Pflanzenschutzgewinnung, über Pflanzenkorrosionsgewinnung, über Pflanzenoxidationsgewinnung, über Pflanzenreduktionsgewinnung, über Pflanzenelektrolysegewinnung, über Pflanzengalvanisierungsgewinnung, über Pflanzenvernickelungsgewinnung, über Pflanzenverkupferungsgewinnung, über Pflanzenverzinkungsgewinnung, über Pflanzenverzinnungsgewinnung, über Pflanzenversilberungsgewinnung, über Pflanzenvergoldungsgewinnung, über Pflanzenverplatinierungsgewinnung, über Pflanzenverchromungsgewinnung, über Pflanzenvermessingungsgewinnung, über Pflanzenverbronzierungsgewinnung, über Pflanzenverzinkblechgewinnung, über Pflanzenverzinnblechgewinnung, über Pflanzenverbleiungsgewinnung, über Pflanzenverzinkungsgewinnung, über Pflanzenverzinnungs

von Jakob Fugger auf Kirchberg und Weißenhorn, Herrn zu Glött und Babenhausen, Kaiserlicher Majestät Rat, Erbkämmerer und Truchseß in Schwaben, Ritter, Herr Anton Fugger, Herr zu Kirchberg und Weißenhorn, Glött und Babenhausen, Kaiserlicher Majestät Rat, Erbkämmerer und Truchseß in Schwaben, Ritter, Herr Hans Jakob Fugger, Herr zu Kirchberg und Weißenhorn, Glött und Babenhausen, Kaiserlicher Majestät Rat, Erbkämmerer und Truchseß in Schwaben, Ritter, Herr Marx Fugger, Herr zu Kirchberg und Weißenhorn, Glött und Babenhausen, Kaiserlicher Majestät Rat, Erbkämmerer und Truchseß in Schwaben, Ritter, Herr Raimund Fugger, Herr zu Kirchberg und Weißenhorn, Glött und Babenhausen, Kaiserlicher Majestät Rat, Erbkämmerer und Truchseß in Schwaben, Ritter, Herr Octavian Secundus Fugger, Herr zu Kirchberg und Weißenhorn, Glött und Babenhausen, Kaiserlicher Majestät Rat, Erbkämmerer und Truchseß in Schwaben, Ritter, Herr Philipp Eduard Fugger, Herr zu Kirchberg und Weißenhorn, Glött und Babenhausen, Kaiserlicher Majestät Rat, Erbkämmerer und Truchseß in Schwaben, Ritter, Herr Johann Fugger, Herr zu Kirchberg und Weißenhorn, Glött und Babenhausen, Kaiserlicher Majestät Rat, Erbkämmerer und Truchseß in Schwaben, Ritter, Herr Johann Jakob

einer Vernunftforderung gemessen, ihre großen Mängel haben. Dann ist jene Verfassung eine zweckmäßige, weil sie charaktergemäß, nicht aber weil sie vernünftig ist. Denn ein Vernunftzustand, welcher dem vorhandenen Charakter unfaßbar und zu hoch ist, ist nicht der richtige und wird daher mit Recht verschmäht. Wer einem Publikum, das sich im Concert an Donizetti und Bellini ergötzt, plötzlich mit Eigensinn lauter Händel und Bach zum besten geben wollte, würde die Zuhörer, anstatt ihren Geschmack zu veredeln, nur aus dem Concertsale treiben. Daher ist das Wirkliche nicht immer das Vernünftige, wol aber immer das Charaktergemäße. Wir sollen zwar niemals mit Hegel den Charakter für die Vernunft ausgeben, wol aber dafür sorgen, daß unser Charakter zu immer größerer Vernünftigkeit emporgebildet werde, damit, wenn Lebensordnungen einer höhern Vernünftigkeit sich Bahn brechen wollen, dieselben nicht sogleich zerscheitern müssen aus Mangel an soliden Stützen in den Charakteren, auf denen sie ruhen könnten. Denn es ist kein Ruhm für ein Volk, wenn sein Charakter so beschaffen ist, daß dasjenige, was an sich besser wäre, in der Gegenwart noch darum als unrechtmäßig und zerstörerisch gelten muß, weil zwar wol die Geistesbildung, nicht aber die Charakterbildung zur Ertragung des Bessern reicht.

---

9. Die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern, von Ernst von Lasaulx. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1858. Gr. 4. 12 Ngr.
10. Das Ferngefühl nach Zeit und Raum betrachtet, von A. Clemens. Frankfurt a. M., Hedler. 1857. 8. 14 Ngr.
11. Die Sinnestäuschungen. Eine psychologische Betrachtung von A. Clemens. Frankfurt a. M., Hedler. 1858. Br. 8. 7 Ngr.
2. Das magische Geistesleben. Ein Beitrag zur Psychologie von Heinrich Bruno Schindler. Breslau, Korn. 1857. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Mittheilungen aus dem Leben Geistesgestörter. Von Bruno Schön. Wien, Hartleben. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.
4. Die Pflanzenwelt in ihren Beziehungen zur Sensitivität und zum Ode. Eine physiologische Skizze von Freiherrn von Reichenbach. Wien, Braumüller. 1858. Gr. 8. 16 Ngr.

Wer die Lasaulx'sche Schrift über die prophetische Kraft der menschlichen Seele in Dichtern und Denkern zur Hand nimmt, der vermuthet zuerst wahrscheinlich etwas anderes darin, als er findet. Er vermuthet weitgreifende Aufschlüsse über Seher und Propheten, und findet einen weit bescheidenern Inhalt, welcher sogar einem guten Theile nach aus sorgfältig gesammelten und aneinander gereihten Stellen aus großen Dichtern besteht, worin sie ihren zukünftigen Ruhm voraussagen, und daß ihre Werke nicht untergehen werden. Und doch gereicht gerade diese sinnige Mäßigung, womit hier der Blick häufig auf das Bescheidenste und Alltäglichste gelenkt wird, der Schrift zu ihrer größten Zierde und verleiht ihr einen unendlichen Reiz. Denn so sehr es sich auch nur ganz von selbst zu verstehen scheint, daß ein guter Dichter die Unsterblichkeit seiner Werke lebhaft vorausempfindet (was einem schlechten natürlich niemals begegnen kann und auch niemals begegnet ist), so hinterlassen doch diese gesammelten Stellen, wenn man sich näher mit ihnen beschäftigt, einen bedeutenden Eindruck. So ist es namentlich der Fall mit den hierhergehörigen Sonetten von Shakspeare, welche auf S. 11—13 in einer trefflichen Uebersetzung von Friedrich Bodenstedt mitgetheilt werden. Der Eindruck ist um so größer, je natürlicher sich eine solche wirkliche Prophetie in alle übrigen Zustände unsers gewöhnlichen Lebens einreiht, und wir werden es hier lebhaft inne, daß nur dasjenige Erstaunenswerthe unsere Seele wahrhaft rührt, was sie als mit sich selbst verwandt empfindet. Ein ganz ähnlicher Fall tritt ein bei der auf S. 23 mitgetheilten vorahnenden oder weissagenden Stelle aus Plato's „Republik", deren Grundgedanke auf logischem Wege mit Folgerichtigkeit erschlossen zu sein scheint, und dennoch in seiner ausgeführten Gestalt eine eigenthümliche Wirkung auf das Gemüth nicht verfehlt. Plato sah nämlich das moralische Verderben, worin sein Zeitalter versunken war, für ein so großes an, daß ein vollkommen gerechter Mann, welcher es unternähme, ohne alle Accommodation durch sein eigenes Vorbild den Menschen den richtigen Weg zu weisen, nothwendig als ein Verbrecher an der allgemeinen Sitte erscheinen und folglich sich das Los eines Uebelthäters zuziehen müsse. Und so kam er dazu, in der „Republik" (II, 65, 66) das Ideal eines solchen aufzustellen als eines Mannes, welcher, ohne selbst irgendein Unrecht zu thun, den größten Schein der Ungerechtigkeit habe, damit er ganz in der Gerechtigkeit sich bewähre, und der dann gefesselt, gegeißelt, gefoltert, geblendet, und, nachdem er alle Leiden erduldet, zuletzt noch gekreuzigt werde. Diese Weissagung ist daher, wie Lasaulx mit Recht bemerkt, im innersten Wesen der Sokratisch-Platonischen Philosophie vollkommen motivirt, und das soeben vorausgegangene tragische Ende des Sokrates mag wesentlich mit zu ihrer Verkündigung die Veranlassung gegeben haben. Aber hört sie dadurch auf, eine wirkliche Weissagung zu sein? War nicht vielmehr des Sokrates Schicksal selbst eine Weissagung insofern, als sich in ihm dasselbe Weltgesetz bereits vollzog, durch dessen Aussprache Plato zum Propheten wurde? Auch hätte er durch seinen bloßen Verstand nicht zu dieser Aussprache gelangen können. Es gehörte vielmehr dazu ein Durchdrungensein von so tiefer moralischer Indignation und so kühner Kampflust gegen sein eigenes Zeitalter, als Plato hier und auch an sonstigen Stellen seiner Schriften an den Tag legt. Es lebt in dem Ausdruck eine moralische Erbitterung von so ungewöhnlicher Schärfe, wie nur bevorzugte Seelen ihrer fähig sind. Nicht blos sein Denkvermögen, sondern auch sein Wille war eingerückt, indem er dieses schrieb, in die geistige Region, wo diejenigen sich befinden, welche für ihre Gerechtigkeit die Geisel nicht scheuen, und indem er sich mit ihnen eins fühlte, schrieb er mit Entschlossenheit als ein Gesetz des eigenen Willens die typische Formel des großen Weltschicksals nieder, für kommende Zeiten, ja für alle Zeiten. Aehnlich ergriff auch Shakspeare seine Unsterblichkeit nicht

mit dem bloßen Verſtande. Und ebenſo wenig war ſie ihm ein bloßer Wunſch, den er nur zaghaft hätte an die Zukunft richten können. Sondern er fühlte lebhaft, daß der, welcher da ſteht, wo er ſtand, nicht in der Zeit, ſondern über der Zeit ſteht. Wie ein ſolches Gefühl näher beſchaffen ſei, das würde einem Shakſpeare wol nur ein anderer Shakſpeare wieder nachempfinden können. Wir Uebrigen müſſen uns mit der Anerkennung der Thatſache begnügen.

Mit ſolchen Thatſachen verträgt ſich nun freilich nicht eine Anſicht von der Seele, welche ſie für ein ganz in der Zeit oder Gegenwart befangenes Weſen hält, für ein Weſen, welches keinen andern Zuſammenhang mit der Ewigkeit hat, als denjenigen, welcher erſt nach dem Tode anfängt. Sondern ſolche Thatſachen ſtimmen nur allein zu einer Art von Seelenforſchung, deren Analyſe fein und genau genug iſt, um das Weſen der Seele als ſolches für ein überzeitliches oder zeitfreies zu erkennen. Iſt die Seele ihrem Weſen nach zeitfrei, ſo iſt ſie dieſes auch ſchon, wenngleich nur erſt auf verdeckte oder latente Weiſe, in ihrem gegenwärtigen und mehrentheils ſtreng an die Zeitbedingungen geknüpften Zuſtande. Iſt dieſes aber der Fall, ſo ſteht auch ihr dieſſeitiger Zuſtand mit ihrem jenſeitigen nicht nur in einer moraliſchen, ſondern auch zugleich in einer organiſchen oder phyſiologiſchen Verbindung. Der zweite iſt die Frucht, welche auf dem erſten wächſt. Der erſte iſt der Stamm, welcher die Frucht erzeugt, und daher ſchon latenterweiſe mit allen den Kräften, welche einſt in der Frucht zu Tage treten werden, wirkt und ſchafft. Ein ſolches Syſtem allein wird den feinern und genauern Seelenbeobachtungen gerecht, während alle andern nur das Gröbſte erklären, und, ſobald die eigentlich zarten und empfindlichen Theile der pſychiſchen Phänomene berührt werden, uns mit einer gewiſſen Roheit im Stiche laſſen, ähnlich den Pfuſchern in der Arzneikunſt, welche auf grobe Symptome curiren, und, ſobald etwas Unerwartetes dazwiſchenkommt, ſogleich völlig aus dem Sattel geworfen ſind. Iſt aber die Seele den Schranken der Zeit nicht unbedingt unterworfen, ſo kann man auch Zuſammenhänge von geiſtiger Natur unter den Seelen nicht umgehen, obgleich man ſich von ihnen immer nur muthmaßliche und folglich mehr oder weniger mythiſche Bilder wird entwerfen können. Lafaulx ſkizzirt ſeine Gedanken hierüber in folgenden Worten:

Nicht nur die Seele des Propheten iſt in dieſem zeitfreien und raumfreien Zuſtande, ſondern die Seele jedes echten, innerlich großen Menſchen, jedes ſchaffenden Künſtlers, jedes wahren Dichters und Denkers fühlt ſich im Momente der Erzeugung eines idealen Schönen, Wahren, Guten (welches alles ihr von Ewigkeit her inwohnt) über die Schranken der Zeit und des Raums erhoben, fühlt in ſich ihren göttlichen Urſprung und ſich ſelbſt in lebendigem Zuſammenhang mit der ganzen Vergangenheit und Zukunft, und athmet, empfindet, denkt, handelt in der ewigen Gegenwart Gottes. Jeder einzelne Menſch ferner iſt ein Sohn des erſten univerſalen Menſchen, und hat theil an deſſen Urkraft; iſt ein Glied ſeines Volks und in weiterer Beziehung der ganzen aus dem erſten Menſchen hervorgegangenen Menſchheit; ſeine individuelle Einzelſeele iſt ein Theil der größern Seele ſeines Volks und der Geſammtſeele des ganzen menſchlichen Geſchlechts, und zwar ein Theil, der die Kräfte des Ganzen in ſich hat. In der tiefſten Wurzel aber hängt ſie mit der Weltſeele, wie dieſe mit Gott zuſammen. Wenn nun in der Seele jedes Menſchen etwas von den Geſammtkräften der Seele ſeines Volks, der geſammten Menſchheit, ja der Weltſeele vorhanden iſt, und wenn im Momente des Prophezeiens, wie in jedem ewigen Momente des menſchlichen Lebens, die individuelle Seele in die Allſeele, in den großen allgemeinen Sinn des Naturlebens und der Menſchenwelt eingetaucht, und daraus mit verjüngter Kraft wiedergeboren wird, ſo iſt es begreiflich, daß, da das Gegenwärtige ebenſo ſubſtantiell mit dem Zukünftigen zuſammenhängt, wie mit dem Vergangenen, jede Einzelſeele nicht nur ihre eigene Zukunft vorempfinden könne, ſondern auch die ihres Volks, ja der ganzen Menſchheit.

Intereſſant iſt zugleich die hieraus mit Recht gezogene Schlußfolgerung, daß eine ſolche zeitfreie Seele nicht erſchaffen, ſondern nur eingehaucht oder aus Gottes Weſen ſelbſt mitgetheilt ſein kann, oder daß, um mit einem Ausdrucke Franz von Baader's zu reden, der dem Menſchen gegebene belebende Hauch nicht als eine Creation, ſondern als eine Emanation gedacht werden muß. Es iſt hiermit zugleich eine offengebliebene Stelle in der chriſtlichen Dogmatik berührt, deren fernerweitige theologiſche Discuſſion an der Hand einer vorgeſchrittenen Pneumatologie für die Zukunft wichtig und erfolgreich werden könnte.

Vorzüglich iſt indeſſen bei dieſem Gegenſtande immer dieſes mit im Auge zu behalten, daß man mit der einfachen Thatſache von der Zeitfreiheit der Seele die übrigen ſich damit verknüpfenden Hülfsvorſtellungen niemals ſo eng vermiſche, daß man alle Unterſcheidung zwiſchen der erſtern und den letztern darüber aus den Händen verliere. Denn jene Thatſache ſteht in ihrer Klarheit einfach feſt, die durch ſie herbeigerufenen Hülfsvorſtellungen hingegen ſind von mannichfaltiger Art, und hängen in jedem Menſchen an heimlichen und ſubjectiven Fäden, welche durch Erziehung, Bildungsverlauf, Weltſtellung, Temperament und ſpecielle Schickſale angeſponnen werden und daher mit zu dem intereſſant Eigenleblichen gehören, was jedes Individuum zu dieſem nur ein einziges mal in der Welt vorkommenden Gegenſtande macht. Im Gegentheil hängt jene Thatſache mit nichts Perſönlichem weiter zuſammen als mit der klaren Einſicht, daß unſere Seele nicht ein bloßes Vorſtellungsſpiel innerhalb der Zeit iſt, ſondern daß umgekehrt die Zeit eine aprioriſche Anſchauung innerhalb der Seele iſt: daß folglich der Zeitſtrom, welcher die Begebenheiten trägt, nicht auch zugleich die Seele trägt, ſondern daß umgekehrt die Seelen die gemeinſamen Träger des Zeitſtroms ſind, welcher nur eine zwiſchen ihnen vorgehende, aber ſie ſelbſt in ihrem Grunde nicht berührende Erſcheinung iſt.

Dieſen Vortheil eben gewährt die kritiſche Philoſophie, daß ſie das, was feſtſteht als Vernunftbeſitz, nämlich die Lehre von den aprioriſchen Anſchauungen, von allem dem unterſcheidet, was als ein Zuſatz von mehr gemüthlicher und perſönlicher Natur hinzutritt, um dieſe Lehre in den einzelnen Seelen gemäß ihrem ſpeciellen Bedürfniß lebendig und fruchtbar zu machen. Die Philoſophie vertilgt keinen Glauben. Denn ihr wird unbehaglich, wo

geschichtlichen Rahmen, über welchen sie nicht hinausgehen können. Sie sind nicht Ausdruck des Ewigen, sondern des Zeitlichen, nicht Ausdruck des Absoluten, sondern des Relativen. Sie sind nicht Ausdruck der Wahrheit, sondern des Irrtums. Sie sind nicht Ausdruck der Vernunft, sondern der Unvernunft. Sie sind nicht Ausdruck der Gerechtigkeit, sondern des Unrechts. Sie sind nicht Ausdruck der Liebe, sondern des Hasses. Sie sind nicht Ausdruck des Lebens, sondern des Todes. Sie sind nicht Ausdruck des Guten, sondern des Bösen. Sie sind nicht Ausdruck des Heiligen, sondern des Unheiligen. Sie sind nicht Ausdruck Gottes, sondern des Teufels. Sie sind nicht Ausdruck des Himmels, sondern der Hölle. Sie sind nicht Ausdruck des Lichtes, sondern der Finsternis. Sie sind nicht Ausdruck des Geistes, sondern des Fleisches. Sie sind nicht Ausdruck des Ewigen, sondern des Zeitlichen. Sie sind nicht Ausdruck des Absoluten, sondern des Relativen. Sie sind nicht Ausdruck der Wahrheit, sondern des Irrtums. Sie sind nicht Ausdruck der Vernunft, sondern der Unvernunft. Sie sind nicht Ausdruck der Gerechtigkeit, sondern des Unrechts. Sie sind nicht Ausdruck der Liebe, sondern des Hasses. Sie sind nicht Ausdruck des Lebens, sondern des Todes. Sie sind nicht Ausdruck des Guten, sondern des Bösen. Sie sind nicht Ausdruck des Heiligen, sondern des Unheiligen. Sie sind nicht Ausdruck Gottes, sondern des Teufels. Sie sind nicht Ausdruck des Himmels, sondern der Hölle. Sie sind nicht Ausdruck des Lichtes, sondern der Finsternis. Sie sind nicht Ausdruck des Geistes, sondern des Fleisches.

Sie sind nicht Ausdruck des Ewigen, sondern des Zeitlichen,

bei Lappländern und Samojeden. Wie von einem plötzlichen Zauber ergriffen, ahmten die in ihren Jurthen Ueberraschten alle Bewegungen, Mienen und Worte der Eintretenden nach, und zwar unwillkürlich, convulsivisch. Der Bewohner von St.-Kilda pflegte sich ein epidemischer Schnupfen zu bemächtigen, so oft diese Kinder der entlegensten unter den Hebriden einmal von einem Fremden besucht wurden.

Was die Sinnestäuschungen betrifft, so unterscheidet Clemens den Fall, wo Gegenstände durch die erkrankten Sinnesorgane blos entstellt werden, von dem Falle, wo nicht vorhandene Gegenstände als gegenwärtig irrthümlich vorgestellt werden. Der erste Fall ist nach Esquirol's und Leubuscher's Terminologie die Illusion, der zweite die Hallucination. Es wäre wünschenswerth diese Terminologie allgemein festzuhalten, weil durch einen gleichmäßigen Sprachgebrauch die wissenschaftliche Orientirung überall sehr erleichtert wird. Daß Clemens aber diesen beiden allgemein anerkannten Fällen noch einen dritten hinzufügt, nämlich den, wo vorhandene Objecte der Außenwelt gar nicht percipirt werden, hat nicht viel Einleuchtendes, zumal da hierbei sehr heterogene Dinge unter einen Hut gebracht werden. Er rechnet nämlich hierher alles Nichtbemerken der Außenwelt, entstehe es nun durch Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit, oder durch habituellen Stumpfsinn, oder durch momentane Anästhesie. Dies alles ist keine Sinnestäuschung, sondern höchstens ein Sinnesmangel, häufig aber auch nicht einmal dies, sondern blos eine Zurückziehung der innern auffassenden Thätigkeit von den im Sinnorgan auf eine völlig normale Weise sich bildenden Eindrücken. Ferner hat es etwas nicht minder Auffallendes, hier die alte gedankenlose Lehre, daß die productive Einbildungskraft sich in allen Fällen auf die reproductive gründe, im Angesicht eines Themas beibehalten zu sehen, dessen genauer Anblick schon auf der Stelle zur Widerlegung derselben hinreicht. Wenn z. B. schon das erste mal, wo gesehen wird, die Illusion eintritt; wenn etwa anstatt der blauen Farbe des wirklichen Gegenstandes in einem krankhaft gestimmten Auge von Anfang an die graue erscheint: ist dann der Eindruck ein der Wirklichkeit entsprechender oder ein Erzeugniß der productiven Phantasie? Doch wol hoffentlich das letztere, und zwar ein völlig originales Erzeugniß, nicht eine Copie von frühern ähnlichen Eindrücken, welche in diesem Falle darum nicht copirt werden konnten, weil sie noch gar nicht vorhanden waren. Kann aber die Einbildungskraft bei der Illusion unmittelbar auf geschehenden Eindruck originell von innen her produciren, so ist kein Grund vorhanden, warum sie nicht auch in andern Fällen, z. B. in der Hallucination, im Traume, in der Thätigkeit der Tondichtung sollte dasselbe thun können. Und welches sollten wol die Reminiscenzen reproductiver Phantasie sein, aus denen sich die Composition einer Beethoven'schen Symphonie zusammenthut? Etwa das Schlagen der Nachtigall, das Summen der Käfer, das Heulen des Windes, das Brausen des Wasserfalls? Eine genauere Untersuchung lehrt, daß hier keine solche Zusammensetzung willkürlicher Aeußerlichkeiten stattfindet, sondern daß es rein innerliche Gesetze der Association sind, wonach die producirende Einbildungskraft die Bewegungen der Gefühle und Stimmungen in entsprechende Tonbewegungen überträgt, ohne irgendeine nachahmende Reminiscenz, die wir in diesem Falle überall tadeln, wo wir sie antreffen.

Schindler gründet seine Beurtheilung des „magischen Geisteslebens" auf den Begriff einer Polarität des Geistes. Er stellt dem bewußten oder wachen Leben in Intellect, Empfindung und Wille das unbewußte oder Traumleben in Gefühlen und Trieben als einen „magischen Seelenpol" entgegen, und zwar so, daß in jedem der beiden Pole die ganze Seele thätig, und unsere ganze Person dadurch eine doppelte sei. Das ist zwar leicht gesagt, aber schwer zu denken. Daß neben unserer eigenen Person noch gewissermaßen eine oder mehrere unbekannte Personen in uns verborgen liegen; daß wir zuweilen im Traume ein anderer sind als im Wachen; daß (wie auf S. 50 erzählt wird) einst bei einer Somnambule drei voneinander durch die Erinnerung geschiedene Zustände vorkamen; daß (nach S. 51) die Somnambule häufig in ihrem Alltagsleben so handelt, wie sie es in der Clairvoyance tadelt, in dem einen Zustande dieselben Personen in Liebe umfängt, die sie in dem andern von sich zurückstößt, in dem einen Zustande begehrt, was sie in dem andern für verderblich und schädlich erkennt: das ist doch immer nur das Problem und noch nicht die Erklärung desselben. Es heißt S. 11:

> Wenn ich von einer Polarität des Geistes spreche, so ist nicht von mehreren Geistern im Menschen die Rede, wie von den drei Seelen der Kabbalisten u. s. w. Nein, es ist in einem Geiste die Rede, der sich in jedem Momente nach zwei diametralen Richtungen hin bethätigt, wie die beiden Dioskuren die ewig nach zwei Seiten hin ihre Pferde anspornen und ihre Lanzen einlegen und sich doch nie trennen. Wie in jedem Partikelchen des Magneten Nord- und Südpol liegen, so kann an jeder Theil des Nervensystems der Ausdruck geistiger Thätigkeit werden.

Dieses alles sagt viel zu wenig. Denn aus einer Thätigkeit derselben Person nach entgegengesetzten Richtungen hin folgt doch noch lange nicht die Zerspaltung der einen Person in mehrere. Dieses Durcheinandermengen verschiedenartiger Begriffe verhüllt und verdunkelt nur das Problem, anstatt es zu lösen. Auch dienen die vielen Anekdoten und Curiosa gar nicht es in ein deutlicheres Licht zu stellen, da ein jeder lebhafte Traum uns das Räthsel, um das es sich hier handelt, so deutlich als möglich vor Augen stellt, indem wir uns in jedem lebhaften Traum in der innern Anschauung in so viele Personen zertheilen, als mit denen wir zu verkehren träumen. Wer in allen diesen Personen redet, denkt und handelt sind doch immer nur allein wir selbst. Und eine solche phantastische Zertheilung unserer einzigen Person in mehrere Personen ist doch etwas ganz anderes, als eine Zertheilung unserer Person in eine bewußte und in eine unbewußte Thätigkeit. Nicht um einzelne Theilthätigkeiten unserer Person handelt es sich hier, sondern um das ganze Ich als Individuum gedacht. „Wir müs-

§. 48. 49. 50. Ueber Gewichtsverhältnisse der Luft, Luftpumpe, Heberbarometer, Saugpumpe, Druckpumpe, Feuerspritze, Heberbarometer, Gesetz der Ausdehnung der Luft durch Wärme, Lufttherm

Inconsequenz veranlaßt hat. Dieser wird uns auch nicht verschwiegen. Er ist charakteristisch genug (S. 167):

Räumt man Einer Erscheinung Realität ein, so hat man keinen Grund, an der Realität der andern zu zweifeln; ist die Erscheinung der Verstorbenen eine objective Wahrheit, so ist die Lykanthropie und der Vampyrismus auch eine solche; und gilt das Zeugniß vieler als Beweis, so kann man auch dem Teufel und dem Hexensabbat Realität nicht absprechen.

So redet aber doch nur die völlige wissenschaftliche Haltungslosigkeit. Wer zwischen einer Swedenborg'schen Vision verstorbener Seelen und der Lykanthropie den wesentlichen Unterschied zu entdecken keine kritischen Mittel in sich findet, bei dem muß der Apparat dieser Mittel sich in einem überaus bescheidenen Zustande befinden. Er würde jedenfalls noch viel vorsichtiger handeln, wenn er auch von allen übrigen Thatsachen, die wir bei Schindler fuderweise aufgeschichtet finden, sowenig als nur irgend möglich glaubte. Wer in Beziehung auf alles Uebrige der Leichtgläubigkeit ganz den Zügel schießen läßt, während er sich in Beziehung auf einen Punkt den Glauben schlechtweg verbietet, der thut am einen Ende zu viel, was er am andern zu wenig thut. Wenn irgendwo, so bewährt sich auch hier die alte Regel, daß Maß halten das Beste sei. Ebenso wol, als die unmotivirte Leichtgläubigkeit, trägt der unmotivirte Unglaube den Charakter des Maßlosen.

Wir wenden uns von hier zu den „Mittheilungen aus dem Leben Geistesgestörter", von Bruno Schön. Der Verfasser ist katholischer Seelsorger an einem großen Kranken- und Irrenhause einer ungenannten Stadt. Er gibt eine Fülle von Mittheilungen aus eigener, sowie auch aus fremder Erfahrung. Namentlich findet ein jeder, dem es um interessante Beispiele von Hallucination und Illusion zu thun ist, hier seine Befriedigung. Die Absicht des Verfassers ist hierbei, eine Brücke zu bauen von der Wissenschaft der Psychiatrie hinüber zum größern Publikum, damit auch der Laie daraus das Nothwendigste für seinen eigenen und den Nutzen anderer lernen und erfahren könne, um falsche Ansichten und Vorurtheile abzulegen, die als geheilt Entlassenen zweckmäßig zu behandeln, die Scheu vor den Irren zu verlieren u. s. w. Eine Theorie wird daher hier in keiner Weise vorgetragen, sondern der Leser frischweg, so gut dies durch ein Buch angeht, in den lebendigen Umgang mit Irren eingeführt. Dabei ist der Verfasser überall, wo er Selbsterlebtes schildert, genau und ausführlich im Erzählen, vertauscht aber die wirklichen Namen der von ihm aus eigener Erfahrung beschriebenen Personen mit fingirten, was ebenfalls nur zu loben ist.

Als ein besonders hervorstechender Zug an den Geistesgestörten wird von Schön ihr religiöses Gefühl hervorgehoben, das sie mit seltenen Ausnahmen (welche jedoch auch zuweilen vorkommen) kund geben. Es heißt darüber (S. 184):

Die Kapelle ist im ersten Stock, inmitten der Anstalt, und der Weg von da geht durch zwei Gänge, auf welchen die Patienten auf- und abwandeln. Sobald sie den Priester in Rochet und Stola sehen, fallen sie ehrfurchtsvoll auf die Knie und erwarten den Segen. Auch andere Confessionen ahmen dieses Beispiel nach. Einige begleiten wol auch den Priester, soweit sie dürfen, und erwarten ihn dann wieder bis zur Rückkehr, wo sie ihm bis zur Kapelle folgen. So machen es die frei Herumwandelnden, die Reconvalescenten. Tritt man in den Corridor, so werfen sich auch die Bewohner desselben, die Aermsten und schwerst Erkrankten, demüthig auf ihre Knie, machen das heilige Kreuz, wenn sie nicht gefesselt sind; die Gefesselten aber, die nicht können, beugen desto tiefer das Haupt, und bitten wol auch die Umstehenden, ihnen das Kreuz statt ihrer zu machen. Wer dies die ersten paar male sieht, wird tief — tief ergriffen.

In einen starken Contrast hierzu tritt die lebhafte Schilderung einer grauenvollen Scene von einem hartnäckigen Gotteslästerer, welcher sich standhaft der Sakramente weigert und in Blasphemien stirbt. Vorzüglich genau und ausführlich geschildert ist das Betragen eines Menschen, welcher mehrere male Bewohner der Irrenanstalt wurde, weil er, jedesmal als geheilt entlassen, sich stets aufs neue unmäßigem Trunk und Ausschweifungen ergab, und hierdurch zu immer erneuerten Selbstmordversuchen geführt wurde. Die von diesem Patienten seinem Seelsorger mitgetheilten Erlebnisse, wie er, aus der Irrenanstalt als geheilt entlassen, lange Zeit vergeblich nach Arbeit suchte, wie er mit Widerstreben und gleichsam tropfenweise anfing, im Branntwein aufs neue Beschwichtigung seiner peinvollen Lage zu suchen, wie er in einer Vorstadt Wiens in einer Bude bei Seiltänzern und Harfenistinnen seine letzten Pfennige verthat, und nun unter aus der Mitte der tanzenden Paare hervor die weltbekannte alte Schreckensgestalt des leibhaften Satans auf ihn zutrat, wie er sich darauf von einer Donaubrücke in den Strom stürzte, aber gerettet und aufs neue in die Anstalt zurückgebracht wurde, diese Erlebnisse aus der wirklichen Gegenwart können dem Barocksten aus Hoffmann's „Phantasiestücken" kühn an die Seite treten. Eine Zusammenhäufung interessanter Fälle war dem Verfasser besonders durch die Größe der Anstalt, an der er wirkt, möglich gemacht, indem in ihr, wie er sagt, ein jährlicher Wechsel von 15—1600 Geisteskranken vorkommt. Von hochpoetischer Art ist die Erscheinung einer unheilbaren Epileptischen, einer jugendlichen Schönheit, welche sehnsuchtsvoll ihren Tod erwartet, auf welchen häufige visionäre Besuche ihrer verstorbenen Mutter, sowie auch der heiligen Jungfrau sie vorbereiten. Sie bezaubert alles durch ihren lieblichen Gesang, den sie bald in italienischer, bald in deutscher und französischer Sprache erschallen läßt. Aehnliche Stimmen, wie die ihrer Mutter und der heiligen Jungfrau, vernimmt sie auch von ihrem Schutzengel, durchaus freudige, die ihr den Himmel versprechen, wenn sie fromm und in ihren Leiden geduldig bleibt, und in denen sich ihre reine, unschuldige Seele spiegelt. Ihren Schutzgeist bittet sie gewöhnlich, er möchte sie bei ihren Anfällen nicht verlassen, und nicht zugeben, daß diese oft kommen; er möge sie auch nicht auf die Erde fallen lassen, weil sie sich dabei sehr weh thue. Auch hörte sie oft Chöre singender Engel. Die Arme starb plötzlich nach einem heftigen, länger anhaltenden Anfall. Diese Auftritte, welche zu den interessantesten gehören, hat der Verfasser selbst erlebt. Viele

andere hat er dazu gesammelt aus bekannten Quellen, wie Görres, Horst, Leubuscher u. a., und dadurch seiner Galerie eine größere Vollständigkeit gegeben.

Endlich erscheint denn auch das Od hier wieder in einer muntern und unverdrossenen Weise, und meldet sich immer aufs neue an als etwas, das ebenfalls da ist. Freiherr von Reichenbach erzählt, daß, als die deutsche Naturforscherversammlung in Wien tagte, eines Morgens eine Gesellschaft von etwa 25 Mitgliedern und Frauen derselben zu ihm herauf nach Schloß Reisenberg kam. Nachdem er diese Gesellschaft in seine Dunkelkammer geführt, und sie so eine Viertel- bis halbe Stunde in absoluter Finsterniß zugebracht hatte, so fing einer aus ihrer Mitte an mit einiger Verwunderung kund zu geben, daß es ihm vorkomme, er sehe seine Hände. Man zweifelte anfangs, die Wahrnehmung wurde hin und her gerüft, aber in der That bestätigte es sich, daß er — und zwar war es noch obendrein ein Professor der Physik auf einem öffentlichen Katheder, ein gesunder und kräftiger Mann, ihm bisher als Gegner seiner Lehre vom Od bekannt — seine eigenen Hände wahrnahm, und ihren Bewegungen mit dem Auge folgen konnte. Es dauerte nicht lange, als sich ein zweiter meldete, ebenfalls ein Lehrer der Naturwissenschaft; er sah nicht nur seine Hände, sondern er glaubte auch die Contouren der Köpfe in der Versammlung unterscheiden zu können. Bald fing ein dritter, endlich ein vierter an, Spuren von ähnlichen Lichterscheinungen zu gewahren. Und als nun später diese Herren sich einzeln in die Dunkelkammer führen ließen und vier bis fünf Stunden darin verweilten, so sahen sie auch zugleich Magneten und Krystalle in einer Art von dunkler Glut leuchten, die gegen die Pole hin zunahm und endlich von diesen in die Luft wie ein leuchtender Dunst ausströmte. Sie sahen, daß alles Lebendige Licht ausgebe; daß der Hauch, den sie ausathmeten und während des Redens ausstießen, feinleuchtende Rauchwolken bildete; daß alle Reibung, ja das bloße Rinnen des Wassers durch eine Glasröhre, die Friction der Luft einer angeblasenen Syrene, licht werde. Sie sahen die angeschlagene Glocke leuchtende Wolken ausgeben, so lange fort, als sie tönte u. s. w.

Nach der Meldung dieses allerdings wichtigen neuen Schritts zur größern Anerkennung der odischen Experimente unter den Physikern geht Freiherr von Reichenbach in seiner oben angeführten neuen Schrift „Ueber die Pflanzenwelt und ihre Beziehungen zur Sensitivität und zum Ode" zu Experimenten über, welche den Grundsätzen nach zwar schon in seinem großen Werke vorkommen, indessen hier im Einzelnen doch noch manche Vervollständigungen erfahren. Schon in dem großen Werke hat es nachgewiesen, daß jedes Pflanzenblatt drei odische Achsen hat, eine Längenachse, Breitenachse und Dickenachse. Bei der Längenachse bildet die Spitze, bei der Dickenachse die Unterseite den odnegativen Pol, während Stiel und Oberseite odpositiver sind. Denkt man sich nun die Spitze als Kopf, den Stiel als Fuß und die Unterseite als Rücken des Blatts, so fällt in der Breitenachse die rechte Seite negativ und die linke positiv aus. Das Blatt theilt also, in dieser Stellung gedacht, die odischen Pole mit dem menschlichen Leibe, an welchem ebenfalls oben, rechts und hinten odnegativer, unten, links und vorn odpositiver Natur sind. Daher kommt es nun, daß die Oberseite des Blatts, die odpositive, sich dem vorwaltend odnegativen Sonnenlichte zuwendet. Weil das rothe Licht odpositiv, und folglich dem Leben im allgemeinen hinderlich, das blaue Licht odnegativ, und folglich dem Leben im allgemeinen günstig und förderlich ist, so kann man Pflanzen auch am Tage dadurch willkürlich einschlafen und abwechselnd erwachen machen, daß man sie abwechselnd unter rothes und blaues Licht bringt (nach Versuchen von Julius Sachs in Prag). Auch daß fast alle Pflanzen, Gräser, Kräuter, Sträucher und Bäume nicht senkrecht auf ihrem Boden, sondern vertical auf der Kugelfläche der Erde stehen, erklärt sich durch die aus dem Erdball in senkrechter Richtung emporgehenden Odstrahlen. Mit den odischen Polen im Pflanzenkörper hängt ferner das im Bau der Pflanzen waltende Gesetz der Symmetrie zusammen, indem das Od es ist, welches in der Blattstellung, Blütenstellung, Fruchtstellung und Zweiganordnung eine richtende Kraft ausübt. Endlich wird durch das Od erklärlich, warum von den beiden an der Spitze der Phanerogamen gewöhnlich erscheinenden Terminalknospen nur immer die eine, und zwar die odnegative Knospe, den Vorzug der Entwickelung gewinnt, während die andere, von der Natur zunächst vernachlässigt, zur Seite geschoben und in die Blattaxille gedrängt wird (wie die Beobachtungen, welche hierüber von Schacht und Pringsheim angestellt worden sind, beweisen). Denn die odische Radiation, welche vom Erdball ausgeht, besonders auf unserer nördlichen Hemisphäre, ist beiweitem vorwaltend odpositiv und wirkt daher herabstimmend, drückend und unterdrückend auf die odpositive Knospe, hingegen fördernd auf die odnegative ein. Die Beurtheilung dieses neuen in die Botanik hiermit eingeführten Erklärungsmittels sind uns die Pflanzenkenner von Fach schuldig. **Karl Fortlage.**

Alexander Herzen.

1. Gesammelte Erzählungen von Alexander Herzen. Erster Theil: Unterbrochene Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von Malvida von Meysenbug. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1858. 8. 1 Thlr.
2. Aus den Memoiren eines Russen. Von A. Herzen. Dritte und vierte Folge: Gedachtes und Erlebtes. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1859. 8. 1 Thlr.

Aus den vorliegenden Schriften lernen wir einen Autor näher kennen, von dem bisher wenig mehr bekannt war, als daß er, ein russischer Flüchtling und ein Hauptwiderfacher des russischen Wesens, durch eine kühne und mächtige Feder die Augen aller Reformfreunde in dem großen Reiche auf sich gezogen hatte. Er hat erst jüngst durch die Herausgabe der „Memoiren der Kaiserin Katharina II." (welche in Nr. 16 d. Bl. besprochen wurden) kund gegeben, wie unverändert seine politischen Ansichten und wie einschneidend sein gedrucktes Wort ist. In den hier vorliegenden „Unterbrochenen Erzählungen" eröffnet er uns nun ein bisher verschlossenes social-politisches Gebiet, durch den Einblick in die gesellschaftlichen Zustände der mittlern Volksschichten

in der alten Lehre Recht, so gibt es keine Sünde, die nicht Vergebung fände, und es ist ein Irrthum, wenn Christus sagt, daß die Sünde wider den heiligen Geist nicht vergeben werde. Wenn aber Christus Recht hat, so ist es ein Irrthum, wenn die Kirche lehrt, daß alle Sünden vergeben werden. Wenn aber die Kirche Recht hat, so ist es ein Irrthum, wenn Luther lehrt, daß die Sünde wider den heiligen Geist nicht vergeben werde. Wenn aber Luther Recht hat, so ist es

Ueber die Wirkung des Ammoniaks auf Kupferoxyd und Kupferoxydsalze.

Von Dr. Wilhelm Heinrich Schrader.

Die Wirkung des Ammoniaks auf Kupferoxyd und Kupferoxydsalze ist bekanntlich eine sehr eigenthümliche. Das Kupferoxyd wird von Ammoniak aufgelöst, und die Kupferoxydsalze werden durch Ammoniak zersetzt, indem sich ein basisches Salz niederschlägt, während das Ammoniak mit dem Kupferoxyd eine Verbindung eingeht, welche sich in Wasser auflöst. Diese Verbindung ist in ihrer Zusammensetzung noch nicht genau bekannt. Ich habe mich mit der Untersuchung derselben beschäftigt, und theile hier die Resultate meiner Versuche mit.

Ich habe zu diesen Versuchen das Kupferoxyd und die Kupferoxydsalze auf verschiedene Weise dargestellt, und habe gefunden, dass es gleichgültig ist, ob man das Kupferoxyd durch Glühen des salpetersauren Kupferoxyds, oder durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst Kali, oder durch Glühen des kohlensauren Kupferoxyds, welches durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst kohlensauren Kalis erhalten worden war, bereitet hat, indem es sich in allen diesen Fällen gleich verhält. Ich habe das Kupferoxyd, welches durch Glühen des kohlensauren Kupferoxyds erhalten worden war, zu meinen Versuchen gewählt, weil es sich am leichtesten auflöst. Ich habe das schwefelsaure Kupferoxyd durch Auflösen des Kupferoxyds in Schwefelsäure, das salpetersaure Kupferoxyd durch Auflösen des Kupferoxyds in Salpetersäure, das essigsaure Kupferoxyd durch Auflösen des Kupferoxyds in Essigsäure, das kohlensaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst kohlensauren Kalis, das oxalsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst oxalsauren Kalis, das phosphorsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst phosphorsauren Natrons, das arsenigsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst arsenigsauren Kalis, das arsensaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst arsensauren Kalis, das chromsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst chromsauren Kalis, das kieselsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst kieselsauren Kalis, das weinsteinsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst weinsteinsauren Kalis, das citronensaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst citronensauren Kalis, das äpfelsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst äpfelsauren Kalis, das benzoesaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst benzoesauren Kalis, das gallussaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst gallussauren Kalis, das zuckersaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst zuckersauren Kalis, das schleimsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst schleimsauren Kalis, das harnsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst harnsauren Kalis, das cyanwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst cyanwasserstoffsauren Kalis, das schwefelcyanwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst schwefelcyanwasserstoffsauren Kalis, das ferrocyanwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst ferrocyanwasserstoffsauren Kalis, das ferricyanwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst ferricyanwasserstoffsauren Kalis, das chlorwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Auflösen des Kupferoxyds in Chlorwasserstoffsäure, das bromwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Auflösen des Kupferoxyds in Bromwasserstoffsäure, das jodwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Auflösen des Kupferoxyds in Jodwasserstoffsäure, das fluorwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Auflösen des Kupferoxyds in Fluorwasserstoffsäure, das chlorsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst chlorsauren Kalis, das überchlorsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst überchlorsauren Kalis, das jodsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst jodsauren Kalis, das überjodsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst überjodsauren Kalis, das unterschwefligsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterschwefligsauren Kalis, das schwefligsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst schwefligsauren Kalis, das hyposalpetersaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst hyposalpetersauren Kalis, das salpetrigsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst salpetrigsauren Kalis, das unterphosphorsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterphosphorsauren Natrons, das phosphorigsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst phosphorigsauren Natrons, das unterphosphorigsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterphosphorigsauren Natrons, das unterarsenigsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterarsenigsauren Kalis, das unterarsensaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterarsensauren Kalis, das unterchromsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterchromsauren Kalis, das unterkieselsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterkieselsauren Kalis, das unterweinsteinsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterweinsteinsauren Kalis, das unterschleimsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterschleimsauren Kalis, das unterharnsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterharnsauren Kalis, das unterferrocyanwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterferrocyanwasserstoffsauren Kalis, das unterferricyanwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterferricyanwasserstoffsauren Kalis, das unterchlorwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterchlorwasserstoffsauren Kalis, das unterbromwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterbromwasserstoffsauren Kalis, das unterjodwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterjodwasserstoffsauren Kalis, das unterfluorwasserstoffsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterfluorwasserstoffsauren Kalis, das unterchlorsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterchlorsauren Kalis, das unterjodsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterjodsauren Kalis, das unterschwefligsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterschwefligsauren Kalis, das unterschwefligsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterschwefligsauren Kalis, das unterhyposalpetersaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterhyposalpetersauren Kalis, das unterphosphorsaure Kupferoxyd durch Fällung des schwefelsauren Kupferoxyds mittelst unterphosphor

der Bischof Gebhard, dessen auf der Synode 1563 Erwähnung geschieht, und der Bischof Johann Georg, der 1600 starb. Ihre Grabsteine sind noch vorhanden. Der Bischof Gebhard hatte sich 1562 mit Agnes, der Tochter des Grafen Wolfgang von Barby, vermählt, und diese Ehe war eine sehr glückliche. Sie hatten 12 Kinder, 6 Söhne und 6 Töchter. Die Söhne starben alle in ihrer Jugend, die Töchter aber wurden alle verheiratet. Die Bischöfin Agnes starb 1584 und ihr Gemahl folgte ihr 1600 nach. Sie ruhen beide in der Kirche zu Mansfeld. Ihre Grabsteine sind noch vorhanden. Der Bischof Gebhard hatte sich 1562 mit Agnes, der Tochter des Grafen Wolfgang von Barby, vermählt, und diese Ehe war eine sehr glückliche. Sie hatten 12 Kinder, 6 Söhne und 6 Töchter. Die Söhne starben alle in ihrer Jugend, die Töchter aber wurden alle verheiratet. Die Bischöfin Agnes starb 1584 und ihr Gemahl folgte ihr 1600 nach. Sie ruhen beide in der Kirche zu Mansfeld. Ihre Grabsteine sind noch vorhanden. Der Bischof Gebhard hatte sich 1562 mit Agnes, der Tochter des Grafen Wolfgang von Barby, vermählt, und diese Ehe war eine sehr glückliche. Sie hatten 12 Kinder, 6 Söhne und 6 Töchter. Die Söhne starben alle in ihrer Jugend, die Töchter aber wurden alle verheiratet. Die Bischöfin Agnes starb 1584 und ihr Gemahl folgte ihr 1600 nach. Sie ruhen beide in der Kirche zu Mansfeld. Ihre Grabsteine sind noch vorhanden. Der Bischof Gebhard hatte sich 1562 mit Agnes, der Tochter des Grafen Wolfgang von Barby, vermählt, und diese Ehe war eine sehr glückliche. Sie hatten 12 Kinder, 6 Söhne und 6 Töchter. Die Söhne starben alle in ihrer Jugend, die Töchter aber wurden alle verheiratet. Die Bischöfin Agnes starb 1584 und ihr Gemahl folgte ihr 1600 nach. Sie ruhen beide in der Kirche zu Mansfeld.

Die Ehe- und Ehrlos-Verordnung.

Wer sich mit einer Person, die ehrlos ist, verheiratet, wird ehrlos.

Wer sich mit einer Person, die ehrlos ist, verheiratet, wird ehrlos. Wer sich mit einer Person, die ehrlos ist, verheiratet, wird ehrlos. Wer sich mit einer Person, die ehrlos ist, verheiratet, wird ehrlos.

Wer sich mit einer Person, die ehrlos ist, verheiratet, wird ehrlos. Wer sich mit einer Person, die ehrlos ist, verheiratet, wird ehrlos. Wer sich mit einer Person, die ehrlos ist, verheiratet, wird ehrlos. Wer sich mit einer Person, die ehrlos ist, verheiratet, wird ehrlos.

Ausgabe Band 2. Bl. 1 ff. Ausführliche Beschreibung der Handschrift bei Wattenbach, Anleitung zur lateinischen Paläographie, 3. Aufl. S. 124 f. Vgl. auch Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 6. Aufl. Bd. 1 S. 284 f. Die Handschrift ist in Minuskelschrift des 12. Jahrhunderts geschrieben. Sie enthält außer den Annalen noch die Vita Bennonis episcopi Misnensis, die Vita Meinwerci episcopi Patherbrunnensis, die Vita Godehardi episcopi Hildesheimensis, die Vita Bernwardi episcopi Hildesheimensis, die Vita Annonis archiepiscopi Coloniensis, die Vita Adalberonis episcopi Wirziburgensis, die Vita Altmanni episcopi Pataviensis, die Vita Gebehardi archiepiscopi Salisburgensis, die Vita Adalberonis episcopi Ekkehardi, die Vita Conradi archiepiscopi Salisburgensis, die Vita Hemmae reginae, die Vita Theogeri abbatis Gorziensis, die Vita Wolfkangi episcopi Ratisbonensis, die Vita Ottonis episcopi Bambergensis, die Vita Ottonis episcopi Babenbergensis, die Vita Ottonis episcopi Frising

„Neue Preußische Zeitung" mit der Mittheilung behelligt, Seinguerlet sei gar kein Franzose, sondern ein „ehrlicher Schwabe", Namens Zängerle, „der seit einiger Zeit in Paris gelebt und die fremde Orthographie seines altwürtembergischen Patronymicums wol nur aus Mitleid für die französischen Zungen nöthig befunden hat"! Seinguerlet schickte sofort einen Brief an die Redaction der „Neuen Preußischen Zeitung", worin er gegen diese „mystification absurde" protestirte. Die Redaction der „Neuen Preußischen Zeitung" nahm von diesem Briefe so weit Notiz, daß sie ihr Bedauern aussprach, „eine irrige Nachricht verbreitet zu haben". Da die „Neue Preußische Zeitung" den Seinguerlet'schen Brief dem Publikum vorenthalten hat, so wollen wir ihn hier vollständig veröffentlichen, indem wir die Bemerkung vorausschicken, daß Seinguerlet ihn uns mitgetheilt hat, ehe die kurze Berichtigung im Feuilleton der „Neuen Preußischen Zeitung" erschienen war. Der Brief lautet:

A Monsieur le directeur de la «Neue Preussische Zeitung».

Monsieur, — nous avons été tous deux victimes, — vous, d'une mystification, — et moi, d'un indigne mensonge. Dans un des derniers numéros de votre Gazette je lis ces mots: «M. Seinguerlet est un honnête Souabe, du nom de Zaengerlé, qui vit depuis quelque temps à Paris, et qui, par pitié sans doute pour les langues françaises, a changé l'orthographe de son vieux nom wurtembergeois.» — Il est de mon devoir de protester contre une pareille imputation. Non monsieur; je n'ai jamais changé de nom; je ne suis pas un Souabe, mais un Français, et je le suis tellement que je suis exilé. Je n'habite pas Paris, mais Heidelberg. Depuis sept années, depuis le coup d'État, j'y ai consacré les loisirs que la politique m'a faits, à étudier la langue, les moeurs et la littérature de l'Allemagne.

J'espère que vous voudrez bien, Monsieur, accorder une place à cette rectification dans les colonnes de votre journal, — car sans être précisément très fier d'être Français, je n'en tiens pas moins à ne pas passer un Souabe travesti en Français.

Agréez, Monsieur, etc. *Eugène Seinguerlet.*

Seinguerlet hat sicherlich recht, die gegen ihn ausgesprochene Verdächtigung, er habe die Schreibung seines Schwabennamens aus Rücksicht auf die französischen Zungen (soll wol besser heißen auf die französischen Augen) französirt, in seinem Schreiben an uns eine „étrange attaque", einen „affreux canard" zu nennen. Ein „ehrlicher Schwabe" lernt nach einem selbst mehrjährigen Aufenthalt in Paris nicht so gewandt und correct französisch schreiben und auch trotz seiner Sympathien für Deutschland französisch denken oder seine Gedanken französisch construiren wie Seinguerlet. In solchen unprovocirten, ungehörigen und taktlosen Angriffen erblicken wir nur einen Ausfluß jener „Aufmutzerei", wie sie in Deutschland nur zu häufig angetroffen wird. Schließlich bemerken wir, daß Nr. 9 der „Illustration de Bade. Journal littéraire et artistique de la Forêt-Noire et de la vallée du Rhin" eine von dem Redacteur dieses Blattes, Ch. Lallemand, herrührende Notiz enthält, wonach Seinguerlet, dessen Vorfahren in Colmar gelebt, in Strasburg geboren ist, wo er auch seine Studien machte; er sei ein „Gaulois" von Charakter und Geburt, und wenn die „Neue Preußische Zeitung" dies nicht glauben wolle, so möchte sie sich nur an seine frühern Professoren wenden, und sie würden zur Antwort erhalten, „que le jeune Eugène était un fort mauvais garnement sur les bancs du collége". Seinguerlet ist also ein Elsasser und als solcher auch ein Franzose, und wenn wir hiermit constatiren, daß er dies und kein Schwabe ist, so wollen wir damit übrigens keineswegs sagen, daß es irgendwem zur Unehre gereichen könne, dem Stamm der Schwaben anzugehören, einem Völkchen, welches der Welt Geister wie Kepler, Schiller, Wieland, Hegel, Schelling, Uhland, David Strauß, Friedrich List u. s. w. gegeben hat.

Das Familienelement in Schiller's Tragödien

Wir wissen nicht recht, ob schon von irgendwem und irgendwo die Art und Weise, wie Schiller in seinen dramatischen Dichtungen das Familienleben behandelt hat, einer speciellen Untersuchung gewürdigt worden ist. Dieser Punkt scheint uns aber einer besondern Aufmerksamkeit werth zu sein; denn sicherlich ist es eine merkwürdige und bedeutungsvolle Thatsache, daß wir in den meisten Tragödien Schiller's die Familie im Zustande innerer Zerrüttung und in den feindseligsten Conflicten dieser oder jener Mitglieder gegeneinander begriffen sehen. Es stehen in den „Räubern" Franz Moor seinem Vater und zugleich seinem Bruder und dieser jenem, in „Kabale und Liebe" Ferdinand seinem Vater, dem Präsidenten, in „Don Carlos" der Infant seinem Vater, dem König, in der „Braut von Messina" zwei Brüder im feindseligsten Conflict einander gegenüber. In der „Jungfrau von Orleans" schleudert der Vater seinen Fluch gegen seine Tochter Jeanne. Geadelter und gemäßigter erscheinen diese Conflicte in der Stellung Max Piccolomini's zu Octavio oder in der Stellung der beiden Attinghausen in „Wilhelm Tell"; aber das Grundthema ist doch dasselbe. Zu dieser Bemerkung fanden wir uns jüngst durch eine Aufführung von „Kabale und Liebe" auf dem leipziger Stadttheater angeregt. So herrenlos auch das dramatische Genie ist, das sich in diesem Trauerspiel bekundet, so hinreißend oft die Sprache, so tief menschlich aufgefaßt und erschütternd auch viele Scenen sind, so hat doch das ganze Verhältniß zwischen Vater und Sohn etwas höchst Peinliches und die entwürdigende Demüthigung des erstern am Schlusse des Stücks etwas Furchtbares, gegen das sich alles bessere Gefühl sträubt. Gab es zu Schiller's Zeit wirklich mehr tyrannische Väter und Brüder als heutzutage? Oder waren es individuelle Erfahrungen, welche ihn bestimmten, vorzugsweise gerade solche Conflicte zu wählen? Oder ist die Neigung dafür in seine titanische, überhaupt gegen jeden Zwang, welcher die freie Selbstbestimmung seines Geistes einengte, also auch gegen den Familienzwang sich auflehnende Natur zurückzuführen? Durchmachte er damit nur einem nicht sehr löblichen, in den damaligen bürgerlichen Schauspielen stark hervortretenden Zeitgeschmack ein Zugeständniß, das sich dann durch Gewohnheit befestigte? Oder huldigte er überhaupt der Ansicht, daß die moderne Tragödie, auch die historische, nur durch Verschmelzung mit Familienconflicten der angegebenen Art ihrer Wirkung auf ein modernes Publikum sicher sei? Bemerkenswerth ist es, daß Schiller in seinen Balladen und lyrischen Producten, in denen der Dichter am wenigsten mit dem Publikum zu kokettiren und sich selbst am getreuesten zu sein pflegt, unsers Wissens kein einzigen Stoff dieser Art behandelt hat. Uebrigens möchten wir zu dieser Bemerkung doch die dringende Warnung hinzufügen, keine Moralsätze, welche ein Genie, möge es Shakspeare oder Byron, Goethe oder Schiller heißen, für sich aufstellt und aufstellen darf, von seinem Standpunkt begründetes Recht hat, zur Allgemeingültigkeit zu erheben. Schiller sagt einmal:

Gemeine Naturen
Zahlen mit dem was sie thun, edle mit dem was sie sind.

Schiller konnte das von sich mit vollem Recht sagen, denn was er war, das war auch zugleich eine That für seine Nation und die Menschheit, und das zu werden, was er zuletzt war, hat er es sich wahrlich Opfer und Arbeit genug kosten lassen. Wenn dieser zweideutige Satz aber als ein allgemein gültiger anerkannt und befolgt werden sollte, so würde zuletzt gar nichts mehr gethan werden. Keiner glaubt, eine gemeine Natur zu sein, jeder wähnt doch etwas zu sein, und so könnte sich jedermann seinen Egoismus aufs bequemste mit dem Satze decken: ich brauche für die Menschheit und meine Nebenmenschen nichts zu thun, denn ich zahle ihnen mit dem, was ich bin! Und das wäre denn leider nur zu häufig zuletzt als — nichts.

H. M.

Bibliographie.

Barth's, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849—1855. Im Auszuge bearbeitet nach dem in fünf Bänden erschienenen Tagebuche. 1ste Lieferung. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 7½ Ngr.

Batz, C. W., Gedichte. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 16. 5 Ngr.

Die Edda. Eine sammlung altnordischer götter- und heldenlieder. Urschrift mit erklärenden anmerkungen, glossar und einleitung, altnordischer mythologie und grammatik. Herausgegeben von H. Lüning. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 6 Thlr.

Kemény, Baron S., Rauhe Zeiten. Historischer Roman. Deutsch von O. Beber. 1ster Theil. Pest, Emich. 8. 20 Ngr.

Kranz, L., Deutsche Treue. Vaterländisches Schauspiel. Constanz, Meck. Gr. 8. 14 Ngr.

Lewald, Fanny, Neue Romane. Vier Bände. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Linck, F. J., Eginhard und Emma. Lebensbilder dem deutschen Volke erzählt. Darmstadt, Küchler. 16. 7½ Ngr.

Lohmann, P., Ein Sieg der Liebe. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Luppe. Lex.-8. 8 Ngr.

Manuel, C., Wilde und zahme Xenien. Berlin, Sprinter. Br. 8. 15 Ngr.

Nagler, Die sittlichen Begriffe oder das Wesen des deutschen Stammes. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte. Speyer, Jung. Gr. 8. 24 Ngr.

Nitzsch, K. W., Vorarbeiten zur Geschichte der staufischen Periode. 1ster Band. — A. u. d. T.: Ministerialität und Bürgerthum im 11. und 12. Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Städtegeschichte. Leipzig, Teubner. Lex. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nissen, H., Beitrag zur Geschichte der Kieler Universität. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Rückert, L. J., Der Rationalismus. Leipzig, Haynel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Scharff-Scharffenstein, H. v., Denkwürdigkeiten eines Royalisten. 1ster und 2ter Band. Berlin, Herbig. 8. 4 Thlr.

Schleiniger, N., Grundzüge der Beredsamkeit mit einer Auswahl von Musterstellen aus der classischen Literatur der alten und neuern Zeit. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Scharnhorst. Eine Biographie. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr.

Seetzen's, U. J., Reisen durch Syrien, Palästina, Phönicien, die Transjordan-Länder, Arabia Petraea und Unter-Aegypten. Herausgegeben und commentirt von F. Kruse in Verbindung mit Hinrichs, G. F. H. Müller, H. L. Fleischer und mehreren anderen Gelehrten. 4ter (Schluss-)Band. — A. u. d. T.: Commentare zu Ulr. Jasper Seetzen's Reisen durch Syrien etc. Ausgearbeitet von F. Kruse und H. L. Fleischer in Verbindung mit mehreren andern Gelehrten. Nebst sämmtlichen Original-Charten Seetzen's, von ihm selbst zu seiner Reise gezeichnet und auf seinen Wunsch vervollständigt durch Hinzufügung mehrerer Ortsnamen nach seinen Tagebüchern, so wie der alten Namen der zu bestimmenden Orte, von Kruse. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Stroh, W. F., Die Lehre des württembergischen Theosophen Johann Michael Hahn, systematisch entwickelt und in Auszügen aus seinen Schriften dargestellt. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Benedey, J., Friedrich der Große und Voltaire. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verena, Sophie, Ein Sohn des Südens. Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wachenhusen, H., Tagebuch vom Kriegsschauplatz. Aus dem Hauptquartier. 1ster Band. 1ste Lieferung. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 6 Ngr.

Wendt, B., Zwei Bücher von der Kirche. Eine Apologie der Lehre Luthers von der Kirche. Ueberarbeitung einer gekrönten Preisschrift. Halle, Fricke. Gr. 8. 15 Ngr.

Wolf, F., Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Zur Erinnerung an Friedrich Wilhelm Herzog von Braunschweig und seinen Zug von den Gränzen Böhmens nach Elsfleth 1809. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Boscarolli, J., Die Finanzen Oesterreichs. Ein Vorschlag zur vollständigen Regelung derselben und zur dauernden Herstellung der Valuta. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Ngr.

Politischer Dialog zwischen einem Baiern und einem Preußen. Berlin, Rücker u. Püchler. 8. 5 Ngr.

Döderlein, L., Gedächtnißrede für Herrn Dr. Karl Friedrich von Nägelsbach, ordentlichem Professor der Philologie an der Universität Erlangen, gehalten am 21. Mai 1859 im Auftrag des königl. akademischen Senates. Erlangen. 4. 4 Ngr.

Fliegende Blätter der Gegenwart. Eine Ergänzung zu allen Zeitungen. In wöchentlichen Nummern zu 2 Ngr. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4.

Franz, K., Oesterreichs Feind ist Deutschlands Feind. Vaterländische Gedichte. 1stes Blatt. Hersfeld. 16. 2½ Ngr.

Gerade heraus! Eine Stimme aus den Reihen der Monarchie. Berlin, Hempel. Lex.-8. 10 Ngr.

Grieben, H., Constanter ac sincere! Norddeutsche Frühlings-Terzinen an das deutsche Volk. Stettin, Müller. 16. 4 Ngr.

Harleß, C. G. A. v., Wie Geistliche sich in Kriegszeiten verhalten sollen. Eine Stimme Luthers an die Zeitgenossen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Ngr.

Iserlohn, F. v., Die Hermannsschlacht. Eine Erinnerung an das deutsche Volk. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 3 Ngr.

Neumann, H., Geharnischte Sonette für 1859. Neiße, Graveur. Gr. 16. 2½ Ngr.

Peez, A., Deutschland am Wendepunkt seiner Geschicke. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Posaune des Herrn. Ein Wort an unsere Zeit. Potschappel. Gr. 16. 1 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Oesterreich und Napoleon III. im Streit um Italien. Mit 1 illuminirten Karte der Alpenländer (Schweiz, Tyrol und Ober-Italien). Prag, Kober u. Markgraf. Gr. 8. 10 Ngr.

Schweitzer, J. B. v., Widerlegung von Carl Vogt's Studien zur gegenwärtigen Lage Europa's. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 6 Ngr.

Sorg, F., Die zehn Gebote des neunzehnten Jahrhunderts. Sichere Grundlage zur praktischen Veredelung der Menschenfamilie. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 4 Ngr.

Venedey, J., Der italienische Krieg und die deutsche Volkspolitik. An Preußens Volk. Hannover. Gr. 8. 6 Ngr.

Wallhauß, Feldzeugmeister Giulay's Kriegsführung in der Lombardei vor dem Richterstuhle rationeller Kritik. Nebst Beantwortung der wichtigen Frage: „Wie ist jetzt Oesterreich vom doppelten Untergange zu retten?" Eine Schrift für Jedermann in deutschen Landen. Hersfeld, Wallhauß. Gr. 8. 5 Ngr.

Widmann, A., Deutschland eine Eidgenossenschaft. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 6 Ngr.

Einige Worte über den Antrag der holsteinischen Ständeversammlung in Betreff der Gesammtstaatsverfassung. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Dritter Halbband. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieses Werk, dessen dritter Halbband soeben erschien, bietet dem deutschen Volke eine **vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel.** Der berühmte Verfasser hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt, der Gemeinde seiner Nation das Buch der Bücher wirklich zugänglich zu machen und seit 40 Jahren bildet daher dieses Werk den Mittelpunkt seiner gesammten geistigen Bestrebungen und Forschungen. Die Uebersetzung ist eine streng getreue Wiedergabe des Bibeltextes in der allgemein verständlichen Mustersprache Luther's, aber mit Verbesserung der vielfachen Mängel seiner Uebersetzung. Die Erklärung bietet eine fortlaufende Erläuterung sowol der Gedanken als der Thatsachen des Bibeltextes.

Wie schon aus dem Titel und der ganzen literarischen Stellung des Verfassers hervorgeht, ist das Werk durchaus nicht blos für Theologen und andere Gelehrte bestimmt, sondern für die weitesten Kreise des deutschen Volks. Es soll eine Volksbibel werden, eine Bibel „für die Gemeinde", und hat auch bereits in der kurzen Zeit seit seinem Beginn einen überraschend großen Kreis von Abnehmern gefunden. Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus den dasselbe auf das freudigste bewillkommnenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung als aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben.

Das Werk zerfällt in drei Abtheilungen, die in 8 Bänden oder 16 Halbbänden erscheinen. Die I. Abtheilung (4 Bände) enthält die eigentliche Uebersetzung und Erklärung der Bibel, die II. Abtheilung (3 Bände) Forschungen über die Bibel, die III. Abtheilung (1 Band) die Bibelgeschichte, darunter ein Leben Jesu.

Vierteljährlich soll ein Halbband erscheinen, sodaß das Werk ungefähr im Laufe von vier Jahren vollendet sein wird. Der **Subscriptionspreis** ist in der Hoffnung auf weiteste Verbreitung auf **nur 1½ Ngr. per Bogen** festgesetzt worden.

Der **erste Halbband** (27 Bogen, 1 Thlr. 10 Ngr.) enthält außer dem Anfang der Bibelübersetzung und -Erklärung ein „Vorwort an die Gemeinde" und eine ausführliche, höchst wichtige und interessante „Einleitung". Der **zweite Halbband** (20 Bogen, 1 Thlr.) enthält den Schluß des Gesetzes (5 Bücher Moses). Mit demselben liegt der **erste Band** vollständig vor, der auch in besonderer Ausgabe (der erste und zweite Halbband zusammengeheftet) erschienen ist. Der **dritte Halbband** (20 Bogen, 1 Thlr.) umfaßt die ältern Propheten.

Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen, wo auch das bisjetzt Erschienene und ein ausführlicher Prospect über das Werk zu haben ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Schiller's Gattin

an einen vertrauten Freund.

Herausgegeben von

Heinrich Düntzer.

8. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr. 6 Ngr.

Der Werth und Reiz dieser in den Jahren 1788 — 1824 von **Schiller's Gattin** an **Knebel** gerichteten Briefe beruht nicht sowol auf der freilich nicht gering anzuschlagenden Aufklärung, welche sie über die Verhältnisse des weimarer Hof- und Dichterlebens bieten, als auf dem reichen, allgemein anziehenden, die verschiedenartigsten Beziehungen berührenden Inhalte derselben: sie haben weniger ein literarhistorisches als ein menschliches Interesse und sind besonders den deutschen Frauen zu empfehlen. **Charlotte von Lengefeld** tritt uns in diesen Briefen nicht nur als die des großen Dichters würdige, ganz nach seinem Geiste gebildete Gattin entgegen, sondern auch — wie der Herausgeber sich ausdrückt — als „eine der edelsten Frauengestalten unsers Volks". „Das ganze Wesen dieser wunderbar anziehenden Erscheinung, in deren holdem Lichte sich Schiller's Natur zur vollsten Reife entfaltete, spricht sich in ihren Briefen aus, welche, wenn auch häufig rasch hingeworfen und daher von Nachlässigkeit im Ausdruck nicht frei, doch die eigene Anmuth ihres reichen, tiefen, gefühlvollen Geistes rein widerspiegeln. Selbst das Kleinliche des Lebens gewinnt hier eine höhere Bedeutung, da sie allem einen sinnigen Bezug zu geben weiß; ihr hoher, reiner Sinn waltet überall, im Ernst wie im Scherz, auch in leidenschaftlicher Erregung, und so wie mannichfaltig auch oft die besprochenen Gegenstände sind, wie anspruchslos sie sich auch dem Zuge ihrer Gedanken überläßt, ihren Briefen eine eigenthümliche Einheit."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nuovo Metodo

pratico e facile per imparare **la lingua tedesca** Colla traduzione tedesca de' temi italiani, da **F. Ahn**

Corso primo. Edizione originale.

8. Geh. 10 Ngr.

Ein neues von Ahn bearbeitetes Sprachbuch für Italiener, die Deutsch lernen wollen.

M. Solitaire's

sämmtliche Schriften, 16 Bändchen, überall günstig recensirt, sind in allen Buchhandlungen zu haben. Neu erschien soeben von Solitaire: „Erzählungen bei Licht."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 11. August 1859.

Inhalt: Romanliteratur. Von August Henneberger. — Zur Kunde des alten Aegypten. — Altwälsche Literatur und Geschichte. — Die sogenannte classische und die sogenannte Epigonenliteratur. — Notizen. (Eine Stimme aus England über Sternberg's „Erinnerungen"; Das Lebensalter der Dichter und Rechtsgelehrten; Der Mangel an ästhetischer Begabung bei den Schweizern.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romanliteratur.

Paul Bronckhorst oder die neuen Herren. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 4 Thlr.

Der vorliegende Roman ist fast durchgängig erfreu-ch. Zuerst loben wir wie billig die Wahl eines vater-ndischen deutschen Stoffs. Die Geschichte, die uns Levin Schücking erzählt, hat zur Grundlage die Ereignisse nach em Luneviller Frieden, insofern dieser die westfälischen erhältnisse neu ordnete, indem Paderborn von den reußen besetzt, eine ganze Reihe säcularisirter Land-zmente aber zur Entschädigung derjenigen Fürsten und erren verwendet wurde, welche ihre Besitzungen auf dem nken Rheinufer hatten abtreten müssen. Es ist also rzugsweise westfälisches Volksthum, westfälische Eigen-t, die uns vorgeführt wird. Und daß der Verfasser ine Heimat Westfalen kennt und naturgetreu ohne jen-mentale Dorfgeschichtenmanier plastisch darzustellen weiß, t er in diesem Buche bewiesen, wobei es ihm zum sondern Verdienst angerechnet werden muß, daß er die rgleichung seiner Gestalten mit der classischen Figur Immermann'schen Hofschulzen nicht gescheut hat, und e der Erfolg beweist nicht zu scheuen gehabt hat. ne besondere technische Feinheit finde ich in der Art, t er der westfälischen Kernnatur die französische Ober-chlichkeit eines der neuen Herren, des Herzogs von rglure und seiner Umgebung, als Folie gegenüberstellt, Gegensatz, durch welchen die Farben beider Bilder h um so entschiedener abheben.

Einen zweiten Vorzug des Buchs finde ich in dem ten Humor, mit welchem es geschrieben ist. Die Ver-hnisse, die uns geschildert werden, sind in ihrer klein-dtlichen Komik allerdings herausfordernd für die gute ire, zumal wenn man dabei, wie wir heutzutage, in ubtem Pharisäismus sich des seit jener Zeit gemachten rtschritts erinnern darf. Aber obgleich wie gesagt das ma selbst zur Heiterkeit auffordert, so sind wir doch die anspruchsvollen Tendenzromane neuer Zeiten so r daran gewöhnt worden, alles schwer und trübselig nehmen und mit Leichenbittermienen den Weltlauf zu

betrachten, daß wir einem Schriftsteller, der an der Menschheit und auch an dem Theil der kaukasischen Rasse, der sich Deutschland nennen läßt, nicht verzweifelt, uns zu aufrichtigem Danke verbunden fühlen. Keine Spur von Pessimismus trübt die hoffnungsvolle Anschauung, die sich in diesem Roman ausspricht. Dabei bleibt der Ernst des Lebens keineswegs ausgeschlossen und wird noch weniger in französisch-frivoler Weise in Scherz verkehrt; aber über allem liegt der versöhnende Duft eines liebevollen Humors, der sich in Sprache und Darstellung auch äußerlich darstellt. Diese Heiterkeit des dichterischen Horizonts verträgt sich sehr wohl mit sittlicher Strenge, oder vielmehr sie ist das Resultat selbstbewußter sittlicher Principien, während jene pessimistische Himmelsstürmerei, die mit den Menschen und vorzüglich mit dem lieben Gott grollt, weil er die Welt so höchst unvollkommen eingerichtet, auf nichts anderm als auf einer gänzlichen Verschrobenheit der sittlichen Begriffe beruht, an welcher besonders unsere literarische Welt krankt.

Neben diesen Vorzügen finden sich natürlich auch einzelne Ausstellungen zu machen. Zuerst in Beziehung auf Erfindung und Charaktere will ich nur wenige Punkte hervorheben. Wie merkwürdig und romanhaft die Fügung ist, welche Reinhard gerade in dem Moment seinen Proceß gewinnen läßt, wo dies für den Gang der Handlung am nothwendigsten ist, hat der Verfasser selbst gefühlt. Aber seine Exclamation: „In der That, es war eine merkwürdige Fügung des Schicksals" macht diese etwas ungeschickte Erfindung nicht besser, erinnert vielmehr zu des Verfassers Nachtheil (übrigens sans comparaison) an die berühmte Redensart der „Eulalia" in „Menschenhaß und Reue": „Sie stoßen hier auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte": eine Phrase, die den alten Satyr Tieck so überaus ergötzte. Aber auch andere Verstöße gegen eine gute Composition finden sich. Oder ist es wahrscheinlich, daß die Prinzessin Leonie ihrem Vetter in der Kirche das Rendezvous wird haben geben wollen, ohne sich vorher zu vergewissern, daß der Held des Romans nicht ganz bequem aus einem an seine Wohnung anstoßenden Zimmer zuschauen könne? Kann man es

eine geſchickte Expoſition der Verhältniſſe des Herzogs nennen, wenn (II, 44 fg.) zwei Unterredner ſich dieſelben vorerzählen, die ſie beide ſchon kennen? Auch mit der Charakterzeichnung des Haupthelden kann man nicht immer ganz einverſtanden ſein. Er, der als ein vorzugsweiſer energiſcher Geiſt geſchildert wird, thut im Grunde ziemlich häufig nicht dasjenige, was man von einem ſolchen Charakter erwarten müßte.

Bei einem Schriftſteller wie Levin Schücking muß man auch an kleinen Misgriffen anſtoßen. Wozu das ewige Kokettiren mit franzöſiſchen Redensarten, die den Franzoſen des Buchs in den Mund gelegt werden? Ich laſſe mir das gefallen, wenn dadurch irgendein beſonderer Zweck erreicht werden ſoll; aber ganz gleichgültige Phraſen in fremder Sprache einem deutſchen Buche einzufügen, iſt ein nicht zu ſtatuirender wenn auch noch ſo modiſcher Unfug. Wenn der Vater ſeine Tochter fragt, ob ſie, während er zu Fuß gehen will, geneigt iſt ſich über einen Moraſt wegtragen zu laſſen und ſie damit einverſtanden iſt, ſo wüßte ich nicht, was wir Weſentliches gewinnen, wenn dies franzöſiſch eingefügt wird: „Eh bien, estce que cela vous convient, ma fille?" — „Ça m'est égal, s'il vous plait de risquer le trajet à pied!" Oder wäre dieſer philoſophiſche Gedanke wirklich nur franzöſiſch ausdrückbar? Auch den Panegyrikus auf Frankreich (II, 205) hätten wir dem Verfaſſer, der ſonſt ſo deutſch denkt, gern erlaſſen: „Frankreich hat immer dem Tapfern den Ritterſchlag verliehen. In Deutſchland beruht der Adel auf dem Blute, in England auf dem Beſitze, in Frankreich auf der That." Wir enthalten uns alles Commentars, um nicht etwa auf das Haupt der unſchuldigen „Blätter für literariſche Unterhaltung" eine Beſchwerde irgendeines franzöſiſchen Geſandten herabzubeſchwören; denn unſer Commentar könnte nur humoriſtiſch-ſatiriſch die Worte Schücking's erläutern. Dagegen erlaube ich mir dem Verfaſſer gegenüber, der mit ſolcher Vorliebe franzöſiſch parliren läßt, noch die eine Bemerkung, daß der Roi d'Yvetôt im Jahre 1802 ein Anachronismus ſein möchte. Oder iſt die Figur des guten Königs älter als das Gedicht Béranger's, welches erſt im Jahre 1813 gedichtet wurde?

Vor allem aber hätte ich gewünſcht, daß der Verfaſſer das Hiſtoriſche ſeines Romans mehr in den Vordergrund und die Privathändel hätte zurücktreten laſſen. Was er Geſchichtliches uns vorführt iſt ſo intereſſant, daß wir für die Ausmalung dieſer Ereigniſſe und öffentlichen Zuſtände gern eine gute Partie der gewöhnlichen Romaningredienzien in den Kauf gegeben hätten. Aber auch wenn er ſeinen Roman nicht zu einem eigentlich hiſtoriſchen geſtalten wollte, hätte eine etwas breitere hiſtoriſche Expoſition gut gethan, während er jetzt bei ſeinen Leſern wol etwas zu viel Kenntniß der einſchlägigen Verhältniſſe vorausſetzt. In summa empfehlen wir den Roman als eine geſunde und erfreuliche Dichtung allen Liebhabern.

2. Die Geſellſchafterin. Vom Verfaſſer der Neuen deutſchen Zeitbilder. Leipzig, H. Schultze. 1858. 8. 1 Thlr.

Temme iſt als Romanſchriftſteller beliebt und verdient dies durch eine leichte und gewöhnlich [illegible] Erzählung. Auch die Geſchichte, welche er jetzt uns darbietet, iſt gut geſchrieben, wenn freilich die Erfindung nicht eben ſehr bedeutend genannt werden kann. Aber ſo gern wir das erfreuliche Talent des Verfaſſers anerkennen, um ſo weniger ſagt uns die verbiſſene peſſimiſtiſche Stimmung zu, in welcher einzelne Partien ſeiner Werke geſchrieben ſind. Auch ein Theil unſers Buchs leidet unter dieſem Umſtand. Da wird nicht nur in breiter Form über liederlichen Adel, ſich vollſaugende Rentmeiſter, orthodoxe Pfarrer raiſonnirt in der Weiſe, wie es demokratiſche liberale Blätter zu allgemeiner Erbauung zu thun pflegten; es iſt ſogar ganz in der Manier Börne's ſeligen Andenkens in ſpöttiſchſter Weiſe die Rede von den Freiheitskriegen gegen den Erzfeind Napoleon: ein Ausdruck, den der Verfaſſer mit Anführungsſtrichen verſieht, um die Ironie nicht verkennen zu laſſen. Temme iſt ein ſo hochgebildeter Mann, daß er wol wiſſen muß, daß dieſe Art Liberalismus, die in den Tag hineinraiſonnirt und für die heroiſche Erhebung des Volks nur Spott hat, längſt antiquirt und außer Curs iſt. Der demokratiſche Liberalismus — und Temme wird uns erlauben uns auch dieſer Partei zuzuzählen — hat gelernt, daß erſt das Vaterland, dann die Freiheit kommt und daß es ſinnlos iſt, wenn man um die deutſchen Fürſten zu ärgern die Napoleoniſche Zeit erhebt und die Freiheitskriege als ſo genannte verſpottet. Doch Temme weiß wie geſagt alles das ſo gut als wir. Wenn er dennoch in ſeinen Büchern immer wieder ſeine peſſimiſtiſche Stimmung zum Ausdruck bringt, ſo ſteht dieſer Verbitterung ein alles aufhebender Entſchuldigungsgrund zur Seite: Temme lebt in der Verbannung. Fern ſei es daher von uns ihm Vorwürfe zu machen; ſchließen wir vielmehr mit dem Wunſch und der Hoffnung, daß ein Act der Amneſtie, den alle Parteien bis auf jene unverbeſſerliche, die wunderlicherweiſe „vom Kreuze" ſich nennt, erſehnen, bald auch einem Manne wie Temme die Grenzen des Vaterlandes wieder öffnen und den ſchwarzen Schleier des Unmuths von ihm nehmen möge, der ſein Gemüth und ſeine Augen verdüſternd überzieht.

3. Die Sabbathianer. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit der erſten Theilung Polens von Eduard Breier. Drei Theile. Peſth, Hartleben. 1858. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Sabbathai Zewi wurde 1625 in Smyrna als der Sohn eines armen jüdiſchen Krämers, geboren, ſtudirte eifrig die Kabbala, führte ein heiliges Leben und erklärte ſich ſelbſt 1649 für den Meſſias, der gekommen ſei die Juden zu erlöſen. Eine Menge Volks fiel ihm zu, aber die türkiſche Regierung, welcher dieſe Bewegung nicht unbedenklich vorkam, zwang Sabbathai zum Islam überzutreten und brachte ihn in ſichern Gewahrſam. Deſſen ungeachtet lebte ſeine Lehre fort und fand in Jakob Frank, einem Branntweinbrenner, der aber den theologiſchen Studien ſich gewidmet, einen begeiſterten Apoſtel, dem nach und nach unſern Gemeinden ſich anſchloſſen, die ihn als ihren heiligen Vater verehrten. Es iſt dies derſelbe Jakob Frank, deſſen räthſelhafte Perſönlichkeit neuerdings mehrfache Beſprechung

gefunden hat, derselbe, welcher zuletzt in Offenbach eine Art Hof hielt und am 10. December 1791 dort plötzlich verstorben ist. Nach der Darstellung unsers Romans war nach Sabbathai's eigenem Testament ein Nachfolger zu ernennen, die Wahl fiel auf Jakob Frank und dieser wurde denn von dem heimlich angesammelten Schatz, den Sabbathai in den unterirdischen Gewölben einer türkischen Festungsruine hinterlassen, in seinem Wirken wesentlich unterstützt. Ganz à la Monte Christo. Wie der Meister zum Islam, so trat Frank zum Christenthum über; wie jener von der türkischen Regierung, so wurde dieser von den orthodoxen Rabbiniten dazu gedrängt. Frank verwarf den Talmud, an dessen Stelle er das Buch Sohar als Fundament seiner Dogmatik bezeichnete. Im übrigen drang er auf ein streng sittliches Leben seiner Anhänger, wozu andererseits das Studium der Kabbala, Naturwissenschaften und Leibesübungen als zweckmäßige Accidentien empfohlen wurden. Kann sich jemand aus dieser Lehre einen klaren Begriff bilden? Gewiß so wenig als der Urheber der Lehre selbst, der, um die Sache noch confuser zu machen als sie schon ist, auch nach seinem Uebertritt zum Christenthum fortfährt sich als Sabbathianer zu geriren, und von der Einführung eines Judenchristenthums spricht, wie es der Apostel Jakobus in den Urzeiten des Christenthums gegründet. Kurz dieser ganze Sabbathianismus ist weniger ein System, als ein Haufen halb mystischer, halb grobrationalistischer Elemente, die bon gré mal gré zusammengeschweißt sind. Und was interessirt uns nun diese höchst unklare Doctrin sammt ihrem Autor? Wie können wir für das Buch Sohar gegenüber dem Talmud Partei nehmen oder umgekehrt? uns nicht beides so gleichgültig wie nur irgendetwas der Welt? Denn auch die Personen, welche die Träger dieser Doctrin sind, sowie ihre Gegner können unsere Theilnahme nicht gewinnen: als Repräsentanten jener nicht, weil uns diese Ideen selbst kalt lassen, und Charaktere für sich nicht, weil sie nur in jener Eigenschaft Bedeutung haben. So scheint es um den Roman, sofern er sich mit dem Sabbathianismus und den Sabbathianern, von denen er den Titel führt, beschäftigt, ziemlich mislich zu stehen. Noch mislicher aber wird die Sache durch das, was der Verfasser diesem jüdischen Religionsstreit zugefügt hat. Obgleich nämlich der gute Sabbathai seinen Namen hat hergeben müssen, nimmt doch den bei weitem größern Theil des Buchs die Geschichte der Conföderation von Bar und der ersten Theilung Polens ein. Auch die Wahl dieses Stoffs können wir nicht billigen. Wir sind in Deutschland glücklich über die Schwärmerei für Polen hinaus; die Zeiten, wo man gutmüthig genug war, deutscherseits auf eine Herstellung Polens zu dringen, sind gründlich vorüber und auch der Untergang dieses Staats — an Selbstauflösung zu Grunde gegangenen Staats — flößt uns keine sentimentale Theilnahme mehr ab. Wir sehen — und auch in dem Roman des Verfassers, obgleich er nebenläufig davon spricht, tritt es factisch zu Tage —, daß es sich in dieser Nation immer nur um den Adel gehandelt, daß es ein Volk in unserm Sinne in Polen nie gegeben hat. Wenn nun der Verfasser das, was er sehr wohl wußte, mehr hervorgehoben, wenn er die Ausschließlichkeit und Verstocktheit dieser Aristokratie als die Verschuldung aufgefaßt hätte, durch welche sie untergeht, so würden wir zwar nicht für Polen begeistert, aber tragisch erschüttert werden. Aber diese Hauptsache wird nur hier und da flüchtig berührt; im allgemeinen sollen wir uns von dem Unglück der guten Polen, die von der bösen Katharina unterdrückt werden, rühren lassen. Das thun wir aber nicht, weil — wir seit Börne und selbst seit 1848 einige Fortschritte im politischen Urtheil gemacht haben.

Aber noch bedenklicher als die Wahl beider Stoffe einzeln genommen ist nun endlich die Vereinigung beider in dem Rahmen eines Romans. Wir erhalten so zwei Handlungen, durch welche das Interesse gespalten wird und wenn der Verfasser zu seiner Rechtfertigung anführt, daß „einzelne Figuren nach beiden Seiten hin thätig sind", so ist dies zwar begründet, die Verbindung beider Theile bleibt aber dennoch eine sehr äußerliche und zufällige.

Haben wir somit den vom Verfasser gewählten Vorwurf in stofflicher Beziehung nicht billigen können, so müssen wir an des Verfassers Darstellung eine stellenweise unerträgliche Breite rügen. Unendlich lange Expositionen in Gesprächen und Erzählungen, ja ganze Schriftstücke, wie die Anklage und Vertheidigung Jakob Frank's ermüden die Geduld des Lesers und doch glaubt der Verfasser von Zeit zu Zeit der Deutlichkeit halber noch Recapitulationen anstellen zu müssen. Was die Sprache betrifft, so ist sie nicht ganz frei von Austriacismen, aber doch recht lesbar, wenngleich manche starke Ausdrücke und Witze, die nicht zu den feinsten gehören, den Beweis liefern, daß man dem wiener Publikum, auf welches die ganze Sammlung Romane, von denen der unserige ein Theil ist, hauptsächlich berechnet scheint, ziemlich viel bieten darf.

Dagegen will ich nicht verschweigen, daß einzelne Figuren recht gut gezeichnet sind. Die beiden Barbiere z. B. sind Personnagen von der ergötzlichsten Frische, die nicht verfehlen werden auch den verdrießlichsten Leser zu erheitern.

4. Die Heimatlosen. Erzählung aus den Freiheitskriegen von O. Glaubrecht. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1858. 8. 1 Thlr.

Wenn ich das vorliegende Buch von rein ästhetischem Standpunkt aus beurtheilen sollte, so wären da manche Ausstellungen zu machen. Die Fabel ist nicht sehr reich und die Composition läßt manches zu wünschen übrig. Allein die Erzählung will vor allem Volksgeschichte, Volksbuch sein und wenn ich auch weit von deren Ansicht entfernt bin, die mit diesem Aushängeschild allen ästhetischen Forderungen glauben ein Schnippchen schlagen zu können, so kann man doch in Anbetracht anderweitiger Vorzüge einiges von der Strenge ästhetischer Forderungen nachlassen bei populären Schriften, ja man wird es hier und da thun müssen, will man über der strictен Aesthetik nicht den Effect einbüßen, auf den es hier ankommt. Und

Jahr Bonbons und 12 Pfennige Zinsen und Zinseszinsen. Wie viel Bonbons hat er nach 10 Jahren? Wie viel nach 20 Jahren? Wie viel nach 30 Jahren? Wie viel nach 40 Jahren? Wie viel nach 50 Jahren? Wie viel nach 60 Jahren? Wie viel nach 70 Jahren? Wie viel nach 80 Jahren? Wie viel nach 90 Jahren? Wie viel nach 100 Jahren? Wie viel nach 110 Jahren? Wie viel nach 120 Jahren? Wie viel nach 130 Jahren? Wie viel nach 140 Jahren? Wie viel nach 150 Jahren? Wie viel nach 160 Jahren? Wie viel nach 170 Jahren? Wie viel nach 180 Jahren? Wie viel nach 190 Jahren? Wie viel nach 200 Jahren? Wie viel nach 210 Jahren? Wie viel nach 220 Jahren? Wie viel nach 230 Jahren? Wie viel nach 240 Jahren? Wie viel nach 250 Jahren? Wie viel nach 260 Jahren? Wie viel nach 270 Jahren? Wie viel nach 280 Jahren? Wie viel nach 290 Jahren? Wie viel nach 300 Jahren? Wie viel nach 310 Jahren? Wie viel nach 320 Jahren? Wie viel nach 330 Jahren? Wie viel nach 340 Jahren? Wie viel nach 350 Jahren? Wie viel nach 360 Jahren? Wie viel nach 370 Jahren? Wie viel nach 380 Jahren? Wie viel nach 390 Jahren? Wie viel nach 400 Jahren? Wie viel nach 410 Jahren? Wie viel nach 420 Jahren? Wie viel nach 430 Jahren? Wie viel nach 440 Jahren? Wie viel nach 450 Jahren? Wie viel nach 460 Jahren? Wie viel nach 470 Jahren? Wie viel nach 480 Jahren? Wie viel nach 490 Jahren? Wie viel nach 500 Jahren? Wie viel nach 510 Jahren? Wie viel nach 520 Jahren? Wie viel nach 530 Jahren? Wie viel nach 540 Jahren? Wie viel nach 550 Jahren? Wie viel nach 560 Jahren? Wie viel nach 570 Jahren? Wie viel nach 580 Jahren? Wie viel nach 590 Jahren? Wie viel nach 600 Jahren? Wie viel nach 610 Jahren? Wie viel nach 620 Jahren? Wie viel nach 630 Jahren? Wie viel nach 640 Jahren? Wie viel nach 650 Jahren? Wie viel nach 660 Jahren? Wie viel nach 670 Jahren? Wie viel nach 680 Jahren? Wie viel nach 690 Jahren? Wie viel nach 700 Jahren? Wie viel nach 710 Jahren? Wie viel nach 720 Jahren? Wie viel nach 730 Jahren? Wie viel nach 740 Jahren? Wie viel nach 750 Jahren? Wie viel nach 760 Jahren? Wie viel nach 770 Jahren? Wie viel nach 780 Jahren? Wie viel nach 790 Jahren? Wie viel nach 800 Jahren? Wie viel nach 810 Jahren? Wie viel nach 820 Jahren? Wie viel nach 830 Jahren? Wie viel nach 840 Jahren? Wie viel nach 850 Jahren? Wie viel nach 860 Jahren? Wie viel nach 870 Jahren? Wie viel nach 880 Jahren? Wie viel nach 890 Jahren? Wie viel nach 900 Jahren? Wie viel nach 910 Jahren? Wie viel nach 920 Jahren? Wie viel nach 930 Jahren? Wie viel nach 940 Jahren? Wie viel nach 950 Jahren? Wie viel nach 960 Jahren? Wie viel nach 970 Jahren? Wie viel nach 980 Jahren? Wie viel nach 990 Jahren? Wie viel nach 1000 Jahren? Wie viel nach 1010 Jahren? Wie viel nach 1020 Jahren? Wie viel nach 1030 Jahren? Wie viel nach 1040 Jahren? Wie viel nach 1050 Jahren? Wie viel nach 1060 Jahren? Wie viel nach 1070 Jahren? Wie viel nach 1080 Jahren? Wie viel nach 1090 Jahren? Wie viel nach 1100 Jahren? Wie viel nach 1110 Jahren? Wie viel nach 1120 Jahren? Wie viel nach 1130 Jahren? Wie viel nach 1140 Jahren? Wie viel nach 1150 Jahren? Wie viel nach 1160 Jahren? Wie viel nach 1170 Jahren? Wie viel nach 1180 Jahren? Wie viel nach 1190 Jahren? Wie viel nach 1200 Jahren? Wie viel nach 1210 Jahren? Wie viel nach 1220 Jahren? Wie viel nach 1230 Jahren? Wie viel nach 1240 Jahren? Wie viel nach 1250 Jahren? Wie viel nach 1260 Jahren? Wie viel nach 1270 Jahren? Wie viel nach 1280 Jahren? Wie viel nach 1290 Jahren? Wie viel nach 1300 Jahren? Wie viel nach 1310 Jahren? Wie viel nach 1320 Jahren? Wie viel nach 1330 Jahren? Wie viel nach 1340 Jahren? Wie viel nach 1350 Jahren? Wie viel nach 1360 Jahren? Wie viel nach 1370 Jahren? Wie viel nach 1380 Jahren? Wie viel nach 1390 Jahren? Wie viel nach 1400 Jahren? Wie viel nach 1410 Jahren? Wie viel nach 1420 Jahren? Wie viel nach 1430 Jahren? Wie viel nach 1440 Jahren? Wie viel nach 1450 Jahren? Wie viel nach 1460 Jahren? Wie viel nach 1470 Jahren? Wie viel nach 1480 Jahren? Wie viel nach 1490 Jahren? Wie viel nach 1500 Jahren? Wie viel nach 1510 Jahren? Wie viel nach 1520 Jahren? Wie viel nach 1530 Jahren? Wie viel nach 1540 Jahren? Wie viel nach 1550 Jahren? Wie viel nach 1560 Jahren? Wie viel nach 1570 Jahren? Wie viel nach 1580 Jahren? Wie viel nach 1590 Jahren? Wie viel nach 1600 Jahren? Wie viel nach 1610 Jahren? Wie viel nach 1620 Jahren? Wie viel nach 1630 Jahren? Wie viel nach 1640 Jahren? Wie viel nach 1650 Jahren? Wie viel nach 1660 Jahren? Wie viel nach 1670 Jahren? Wie viel nach 1680 Jahren? Wie viel nach 1690 Jahren? Wie viel nach 1700 Jahren? Wie viel nach 1710 Jahren? Wie viel nach 1720 Jahren? Wie viel nach 1730 Jahren? Wie viel nach 1740 Jahren? Wie viel nach 1750 Jahren? Wie viel nach 1760 Jahren? Wie viel nach 1770 Jahren? Wie viel nach 1780 Jahren? Wie viel nach 1790 Jahren? Wie viel nach 1800 Jahren? Wie viel nach 1810 Jahren? Wie viel nach 1820 Jahren? Wie viel nach 1830 Jahren? Wie viel nach 1840 Jahren? Wie viel nach 1850 Jahren? Wie viel nach 1860 Jahren? Wie viel nach 1870 Jahren? Wie viel nach 1880 Jahren? Wie viel nach 1890 Jahren? Wie viel nach 1900 Jahren? Wie viel nach 1910 Jahren? Wie viel nach 1920 Jahren? Wie viel nach 1930 Jahren? Wie viel nach 1940 Jahren? Wie viel nach 1950 Jahren? Wie viel nach 1960 Jahren? Wie viel nach 1970 Jahren? Wie viel nach 1980 Jahren? Wie viel nach 1990 Jahren? Wie viel nach 2000 Jahren? Wie viel nach 2010 Jahren? Wie viel nach 2020 Jahren? Wie viel nach 2030 Jahren? Wie viel nach 2040 Jahren? Wie viel nach 2050 Jahren? Wie viel nach 2060 Jahren? Wie viel nach 2070 Jahren? Wie viel nach 2080 Jahren? Wie viel nach 2090 Jahren? Wie viel nach 2100 Jahren? Wie viel nach 2110 Jahren? Wie viel nach 2120 Jahren? Wie viel nach 2130 Jahren? Wie viel nach 2140 Jahren? Wie viel nach 2150 Jahren? Wie viel nach 2160 Jahren? Wie viel nach 2170 Jahren? Wie viel nach 2180 Jahren? Wie viel nach 2190 Jahren? Wie viel nach 2200 Jahren? Wie viel nach 2210 Jahren? Wie viel nach 2220 Jahren? Wie viel nach 2230 Jahren? Wie viel nach 2240 Jahren? Wie viel nach 2250 Jahren? Wie viel nach 2260 Jahren? Wie viel nach 2270 Jahren? Wie viel nach 2280 Jahren? Wie viel nach 2290 Jahren? Wie viel nach 2300 Jahren? Wie viel nach 2310 Jahren? Wie viel nach 2320 Jahren? Wie viel nach 2330 Jahren? Wie viel nach 2340 Jahren? Wie viel nach 2350 Jahren? Wie viel nach 2360 Jahren? Wie viel nach 2370 Jahren? Wie viel nach 2380 Jahren? Wie viel nach 2390 Jahren? Wie viel nach 2400 Jahren? Wie viel nach 2410 Jahren? Wie viel nach 2420 Jahren? Wie viel nach 2430 Jahren? Wie viel nach 2440 Jahren? Wie viel nach 2450 Jahren? Wie viel nach 2460 Jahren? Wie viel nach 2470 Jahren? Wie viel nach 2480 Jahren? Wie viel nach 2490 Jahren? Wie viel nach 2500 Jahren? Wie viel nach 2510 Jahren? Wie viel nach 2520 Jahren? Wie viel nach 2530 Jahren? Wie viel nach 2540 Jahren? Wie viel nach 2550 Jahren? Wie viel nach 2560 Jahren? Wie viel nach 2570 Jahren? Wie viel nach 2580 Jahren? Wie viel nach 2590 Jahren? Wie viel nach 2600 Jahren? Wie viel nach 2610 Jahren? Wie viel nach 2620 Jahren? Wie viel nach 2630 Jahren? Wie viel nach 2640 Jahren? Wie viel nach 2650 Jahren? Wie viel nach 2660 Jahren? Wie viel nach 2670 Jahren? Wie viel nach 2680 Jahren? Wie viel nach 2690 Jahren? Wie viel nach 2700 Jahren? Wie viel nach 2710 Jahren? Wie viel nach 2720 Jahren? Wie viel nach 2730 Jahren? Wie viel nach 2740 Jahren? Wie viel nach 2750 Jahren? Wie viel nach 2760 Jahren? Wie viel nach 2770 Jahren? Wie viel nach 2780 Jahren? Wie viel nach 2790 Jahren? Wie viel nach 2800 Jahren? Wie viel nach 2810 Jahren? Wie viel nach 2820 Jahren? Wie viel nach 2830 Jahren? Wie viel nach 2840 Jahren? Wie viel nach 2850 Jahren? Wie viel nach 2860 Jahren? Wie viel nach 2870 Jahren? Wie viel nach 2880 Jahren? Wie viel nach 2890 Jahren? Wie viel nach 2900 Jahren? Wie viel nach 2910 Jahren? Wie viel nach 2920 Jahren? Wie viel nach 2930 Jahren? Wie viel nach 2940 Jahren? Wie viel nach 2950 Jahren? Wie viel nach 2960 Jahren? Wie viel nach 2970 Jahren? Wie viel nach 2980 Jahren? Wie viel nach 2990 Jahren? Wie viel nach 3000 Jahren? Wie viel nach 3010 Jahren? Wie viel nach 3020 Jahren? Wie viel nach 3030 Jahren? Wie viel nach 3040 Jahren? Wie viel nach 3050 Jahren? Wie viel nach 3060 Jahren? Wie viel nach 3070 Jahren? Wie viel nach 3080 Jahren? Wie viel nach 3090 Jahren? Wie viel nach 3100 Jahren? Wie viel nach 3110 Jahren? Wie viel nach 3120 Jahren? Wie viel nach 3130 Jahren? Wie viel nach 3140 Jahren? Wie viel nach 3150 Jahren? Wie viel nach 3160 Jahren? Wie viel nach 3170 Jahren? Wie viel nach 3180 Jahren? Wie viel nach 3190 Jahren? Wie viel nach 3200 Jahren? Wie viel nach 3210 Jahren? Wie viel nach 3220 Jahren? Wie viel nach 3230 Jahren? Wie viel nach 3240 Jahren? Wie viel nach 3250 Jahren? Wie viel nach 3260 Jahren? Wie viel nach 3270 Jahren? Wie viel nach 3280 Jahren? Wie viel nach 3290 Jahren? Wie viel nach 3300 Jahren? Wie viel nach 3310 Jahren? Wie viel nach 3320 Jahren? Wie viel nach 3330 Jahren? Wie viel nach 3340 Jahren? Wie viel nach 3350 Jahren? Wie viel nach 3360 Jahren? Wie viel nach 3370 Jahren? Wie viel nach 3380 Jahren? Wie viel nach 3390 Jahren? Wie viel nach 3400 Jahren? Wie viel nach 3410 Jahren? Wie viel nach 3420 Jahren? Wie viel nach 3430 Jahren? Wie viel nach 3440 Jahren? Wie viel nach 3450 Jahren? Wie viel nach 3460 Jahren? Wie viel nach 3470 Jahren? Wie viel nach 3480 Jahren? Wie viel nach 3490 Jahren? Wie viel nach 3500 Jahren? Wie viel nach 3510 Jahren? Wie viel nach 3520 Jahren? Wie viel nach 3530 Jahren? Wie viel nach 3540 Jahren? Wie viel nach 3550 Jahren? Wie viel nach 3560 Jahren? Wie viel nach 3570 Jahren? Wie viel nach 3580 Jahren? Wie viel nach 3590 Jahren? Wie viel nach 3600 Jahren? Wie viel nach 3610 Jahren? Wie viel nach 3620 Jahren? Wie viel nach 3630 Jahren? Wie viel nach 3640 Jahren? Wie viel nach 3650 Jahren? Wie viel nach 3660 Jahren? Wie viel nach 3670 Jahren? Wie viel nach 3680 Jahren? Wie viel nach 3690 Jahren? Wie viel nach 3700 Jahren? Wie viel nach 3710 Jahren? Wie viel nach 3720 Jahren? Wie viel nach 3730 Jahren? Wie viel nach 3740 Jahren? Wie viel nach 3750 Jahren? Wie viel nach 3760 Jahren? Wie viel nach 3770 Jahren? Wie viel nach 3780 Jahren? Wie viel nach 3790 Jahren? Wie viel nach 3800 Jahren? Wie viel nach 3810 Jahren? Wie viel nach 3820 Jahren? Wie viel nach 3830 Jahren? Wie viel nach 3840 Jahren? Wie viel nach 3850 Jahren? Wie viel nach 3860 Jahren? Wie viel nach 3870 Jahren? Wie viel nach 3880 Jahren? Wie viel nach 3890 Jahren? Wie viel nach 3900 Jahren? Wie viel nach 3910 Jahren? Wie viel nach 3920 Jahren? Wie viel nach 3930 Jahren? Wie viel nach 3940 Jahren? Wie viel nach 3950 Jahren? Wie viel nach 3960 Jahren? Wie viel nach 3970 Jahren? Wie viel nach 3980 Jahren? Wie viel nach 3990 Jahren? Wie viel nach 4000 Jahren? Wie viel nach 4010 Jahren? Wie viel nach 4020 Jahren? Wie viel nach 4030 Jahren? Wie viel nach 4040 Jahren? Wie viel nach 4050 Jahren? Wie viel nach 4060 Jahren? Wie viel nach 4070 Jahren? Wie viel nach 4080 Jahren? Wie viel nach 4090 Jahren? Wie viel nach 4100 Jahren? Wie viel nach 4110 Jahren? Wie viel nach 4120 Jahren? Wie viel nach 4130 Jahren? Wie viel nach 4140 Jahren? Wie viel nach 4150 Jahren? Wie viel nach 4160 Jahren? Wie viel nach 4170 Jahren? Wie viel nach 4180 Jahren? Wie viel nach 4190 Jahren? Wie viel nach 4200 Jahren? Wie viel nach 4210 Jahren? Wie viel nach 4220 Jahren? Wie viel nach 4230 Jahren? Wie viel nach 4240 Jahren? Wie viel nach 4250 Jahren? Wie viel nach 4260 Jahren? Wie viel nach 4270 Jahren? Wie viel nach 4280 Jahren? Wie viel nach 4290 Jahren? Wie viel nach 4300 Jahren? Wie viel nach 4310 Jahren? Wie viel nach 4320 Jahren? Wie viel nach 4330 Jahren? Wie viel nach 4340 Jahren? Wie viel nach 4350 Jahren? Wie viel nach 4360 Jahren? Wie viel nach 4370 Jahren? Wie viel nach 4380 Jahren? Wie viel nach 4390 Jahren? Wie viel nach 4400 Jahren? Wie viel nach 4410 Jahren? Wie viel nach 4420 Jahren? Wie viel nach 4430 Jahren? Wie viel nach 4440 Jahren? Wie viel nach 4450 Jahren? Wie viel nach 4460 Jahren? Wie viel nach 4470 Jahren? Wie viel nach 4480 Jahren? Wie viel nach 4490 Jahren? Wie viel nach 4500 Jahren? Wie viel nach 4510 Jahren? Wie viel nach 4520 Jahren? Wie viel nach 4530 Jahren? Wie viel nach 4540 Jahren? Wie viel nach 4550 Jahren? Wie viel nach 4560 Jahren? Wie viel nach 4570 Jahren? Wie viel nach 4580 Jahren? Wie viel nach 4590 Jahren? Wie viel nach 4600 Jahren? Wie viel nach 4610 Jahren? Wie viel nach 4620 Jahren? Wie viel nach 4630 Jahren? Wie viel nach 4640 Jahren? Wie viel nach 4650 Jahren? Wie viel nach 4660 Jahren? Wie viel nach 4670 Jahren? Wie viel nach 4680 Jahren? Wie viel nach 4690 Jahren? Wie viel nach 4700 Jahren? Wie viel nach 4710 Jahren? Wie viel nach 4720 Jahren? Wie viel nach 4730 Jahren? Wie viel nach 4740 Jahren? Wie viel nach 4750 Jahren? Wie viel nach 4760 Jahren? Wie viel nach 4770 Jahren? Wie viel nach 4780 Jahren? Wie viel nach 4790 Jahren? Wie viel nach 4800 Jahren? Wie viel nach 4810 Jahren? Wie viel nach 4820 Jahren? Wie viel nach 4830 Jahren? Wie viel nach 4840 Jahren? Wie viel nach 4850 Jahren? Wie viel nach 4860 Jahren? Wie viel nach 4870 Jahren? Wie viel nach 4880 Jahren? Wie viel nach 4890 Jahren? Wie viel nach 4900 Jahren? Wie viel nach 4910 Jahren? Wie viel nach 4920 Jahren? Wie viel nach 4930 Jahren? Wie viel nach 4940 Jahren? Wie viel nach 4950 Jahren? Wie viel nach 4960 Jahren? Wie viel nach 4970 Jahren? Wie viel nach 4980 Jahren? Wie viel nach 4990 Jahren? Wie viel nach 5000 Jahren? Wie viel nach 5010 Jahren? Wie viel nach 5020 Jahren? Wie viel nach 5030 Jahren? Wie viel nach 5040 Jahren? Wie viel nach 5050 Jahren? Wie viel nach 5060 Jahren? Wie viel nach 5070 Jahren? Wie viel nach 5080 Jahren? Wie viel nach 5090 Jahren? Wie viel nach 5100 Jahren? Wie viel nach 5110 Jahren? Wie viel nach 5120 Jahren? Wie viel nach 5130 Jahren? Wie viel nach 5140 Jahren? Wie viel nach 5150 Jahren? Wie viel nach 5160 Jahren? Wie viel nach 5170 Jahren? Wie viel nach 5180 Jahren? Wie viel nach 5190 Jahren? Wie viel nach 5200 Jahren? Wie viel nach 5210 Jahren? Wie viel nach 5220 Jahren? Wie viel nach 5230 Jahren? Wie viel nach 5240 Jahren? Wie viel nach 5250 Jahren? Wie viel nach 5260 Jahren? Wie viel nach 5270 Jahren? Wie viel nach 5280 Jahren? Wie viel nach 5290 Jahren? Wie viel nach 5300 Jahren? Wie viel nach 5310 Jahren? Wie viel nach 5320 Jahren? Wie viel nach 5330 Jahren? Wie viel nach 5340 Jahren? Wie viel nach 5350 Jahren? Wie viel nach 5360 Jahren? Wie viel nach 5370 Jahren? Wie viel nach 5380 Jahren? Wie viel nach 5390 Jahren? Wie viel nach 5400 Jahren? Wie viel nach 5410 Jahren? Wie viel nach 5420 Jahren? Wie viel nach 5430 Jahren? Wie viel nach 5440 Jahren? Wie viel nach 5450 Jahren? Wie viel nach 5460 Jahren? Wie viel nach 5470 Jahren? Wie viel nach 5480 Jahren? Wie viel nach 5490 Jahren? Wie viel nach 5500 Jahren? Wie viel nach 5510 Jahren? Wie viel nach 5520 Jahren? Wie viel nach 5530 Jahren? Wie viel nach 5540 Jahren? Wie viel nach 5550 Jahren? Wie viel nach 5560 Jahren? Wie viel nach 5570 Jahren? Wie viel nach 5580 Jahren? Wie viel nach 5590 Jahren? Wie viel nach 5600 Jahren? Wie viel nach 5610 Jahren? Wie viel nach 5620 Jahren? Wie viel nach 5630 Jahren? Wie viel nach 5640 Jahren? Wie viel nach 5650 Jahren? Wie viel nach 5660 Jahren? Wie viel nach 5670 Jahren? Wie viel nach 5680 Jahren? Wie viel nach 5690 Jahren? Wie viel nach 5700 Jahren? Wie viel nach 5710 Jahren? Wie viel nach 5720 Jahren? Wie viel nach 5730 Jahren? Wie viel nach 5740 Jahren? Wie viel nach 5750 Jahren? Wie viel nach 5760 Jahren? Wie viel nach 5770 Jahren? Wie viel nach 5780 Jahren? Wie viel nach 5790 Jahren? Wie viel nach 5800 Jahren? Wie viel nach 5810 Jahren? Wie viel nach 5820 Jahren? Wie viel nach 5830 Jahren? Wie viel nach 5840 Jahren? Wie viel nach 5850 Jahren? Wie viel nach 5860 Jahren? Wie viel nach 5870 Jahren? Wie viel nach 5880 Jahren? Wie viel nach 5890 Jahren? Wie viel nach 5900 Jahren? Wie viel nach 5910 Jahren? Wie viel nach 5920 Jahren? Wie viel nach 5930 Jahren? Wie viel nach 5940 Jahren? Wie viel nach 5950 Jahren? Wie viel nach 5960 Jahren? Wie viel nach 5970 Jahren? Wie viel nach 5980 Jahren? Wie viel nach 5990 Jahren? Wie viel nach 6000 Jahren? Wie viel nach 6010 Jahren? Wie viel nach 6020 Jahren? Wie viel nach 6030 Jahren? Wie viel nach 6040 Jahren? Wie viel nach 6050 Jahren? Wie viel nach 6060 Jahren? Wie viel nach 6070 Jahren? Wie viel nach 6080 Jahren? Wie viel nach 6090 Jahren? Wie viel nach 6100 Jahren? Wie viel nach 6110 Jahren? Wie viel nach 6120 Jahren? Wie viel nach 6130 Jahren? Wie viel nach 6140 Jahren? Wie viel nach 6150 Jahren? Wie viel nach 6160 Jahren? Wie viel nach 6170 Jahren? Wie viel nach 6180 Jahren? Wie viel nach 6190 Jahren? Wie viel nach 6200 Jahren? Wie viel nach 6210 Jahren? Wie viel nach 6220 Jahren? Wie viel nach 6230 Jahren? Wie viel nach 6240 Jahren? Wie viel nach 6250 Jahren? Wie viel nach 6260 Jahren? Wie viel nach 6270 Jahren? Wie viel nach 6280 Jahren? Wie viel nach 6290 Jahren? Wie viel nach 6300 Jahren? Wie viel nach 6310 Jahren? Wie viel nach 6320 Jahren? Wie viel nach 6330 Jahren? Wie viel nach 6340 Jahren? Wie viel nach 6350 Jahren? Wie viel nach 6360 Jahren? Wie viel nach 6370 Jahren? Wie viel nach 6380 Jahren? Wie viel nach 6390 Jahren? Wie viel nach 6400 Jahren? Wie viel nach 6410 Jahren? Wie viel nach 6420 Jahren? Wie viel nach 6430 Jahren? Wie viel nach 6440 Jahren? Wie viel nach 6450 Jahren? Wie viel nach 6460 Jahren? Wie viel nach 6470 Jahren? Wie viel nach 6480 Jahren? Wie viel nach 6490 Jahren? Wie viel nach 6500 Jahren? Wie viel nach 6510 Jahren? Wie viel nach 6520 Jahren? Wie viel nach 6530 Jahren? Wie viel nach 6540 Jahren? Wie viel nach 6550 Jahren? Wie viel nach 6560 Jahren? Wie viel nach 6570 Jahren? Wie viel nach 6580 Jahren? Wie viel nach 6590 Jahren? Wie viel nach 6600 Jahren? Wie viel nach 6610 Jahren? Wie viel nach 6620 Jahren? Wie viel nach 6630 Jahren? Wie viel nach 6640 Jahren? Wie viel nach 6650 Jahren? Wie viel nach 6660 Jahren? Wie viel nach 6670 Jahren? Wie viel nach 6680 Jahren? Wie viel nach 6690 Jahren? Wie viel nach 6700 Jahren? Wie viel nach 6710 Jahren? Wie viel nach 6720 Jahren? Wie viel nach 6730 Jahren? Wie viel nach 6740 Jahren? Wie viel nach 6750 Jahren? Wie viel nach 6760 Jahren? Wie viel nach 6770 Jahren? Wie viel nach 6780 Jahren? Wie viel nach 6790 Jahren? Wie viel nach 6800 Jahren? Wie viel nach 6810 Jahren? Wie viel nach 6820 Jahren? Wie viel nach 6830 Jahren? Wie viel nach 6840 Jahren? Wie viel nach 6850 Jahren? Wie viel nach 6860 Jahren? Wie viel nach 6870 Jahren? Wie viel nach 6880 Jahren? Wie viel nach 6890 Jahren? Wie viel nach 6900 Jahren? Wie viel nach 6910 Jahren? Wie viel nach 6920 Jahren? Wie viel nach 6930 Jahren? Wie viel nach 6940 Jahren? Wie viel nach 6950 Jahren? Wie viel nach 6960 Jahren? Wie viel nach 6970 Jahren? Wie viel nach 6980 Jahren? Wie viel nach 6990 Jahren? Wie viel nach 7000 Jahren? Wie viel nach 7010 Jahren? Wie viel nach 7020 Jahren? Wie viel nach 7030 Jahren? Wie viel nach 7040 Jahren? Wie viel nach 7050 Jahren? Wie viel nach 7060 Jahren? Wie viel nach 7070 Jahren? Wie viel nach 7080 Jahren? Wie viel nach 7090 Jahren? Wie viel nach 7100 Jahren? Wie viel nach 7110 Jahren? Wie viel nach 7120 Jahren? Wie viel nach 7130 Jahren? Wie viel nach 7140 Jahren? Wie viel nach 7150 Jahren? Wie viel nach 7160 Jahren? Wie viel nach 7170 Jahren? Wie viel nach 7180 Jahren? Wie viel nach 7190 Jahren? Wie viel nach 7200 Jahren? Wie viel nach 7210 Jahren? Wie viel nach 7220 Jahren? Wie viel nach 7230 Jahren? Wie viel nach 7240 Jahren? Wie viel nach 7250 Jahren? Wie viel nach 7260 Jahren? Wie viel nach 7270 Jahren? Wie viel nach 7280 Jahren? Wie viel nach 7290 Jahren? Wie viel nach 7300 Jahren? Wie viel nach 7310 Jahren? Wie viel nach 7320 Jahren? Wie viel nach 7330 Jahren? Wie viel nach 7340 Jahren? Wie viel nach 7350 Jahren? Wie viel nach 7360 Jahren? Wie viel nach 7370 Jahren? Wie viel nach 7380 Jahren? Wie viel nach 7390 Jahren? Wie viel nach 7400 Jahren? Wie viel nach 7410 Jahren? Wie viel nach 7420 Jahren? Wie viel nach 7430 Jahren? Wie viel nach 7440 Jahren? Wie viel nach 7450 Jahren? Wie viel nach 7460 Jahren? Wie viel nach 7470 Jahren? Wie viel nach 7480 Jahren? Wie viel nach 7490 Jahren? Wie viel nach 7500 Jahren? Wie viel nach 7510 Jahren? Wie viel nach 7520 Jahren? Wie viel nach 7530 Jahren? Wie viel nach 7540 Jahren? Wie viel nach 7550 Jahren? Wie viel nach 7560 Jahren? Wie viel nach 7570 Jahren? Wie viel nach 7580 Jahren? Wie viel nach 7590 Jahren? Wie viel nach 7600 Jahren? Wie viel nach 7610 Jahren? Wie viel nach 7620 Jahren? Wie viel nach 7630 Jahren? Wie viel nach 7640 Jahren? Wie viel nach 7650 Jahren? Wie viel nach 7660 Jahren? Wie viel nach 7670 Jahren? Wie viel nach 7680 Jahren? Wie viel nach 7690 Jahren? Wie viel nach 7700 Jahren? Wie viel nach 7710 Jahren? Wie viel nach 7720 Jahren? Wie viel nach 7730 Jahren? Wie viel nach 7740 Jahren? Wie viel nach 7750 Jahren? Wie viel nach 7760 Jahren? Wie viel nach 7770 Jahren? Wie viel nach 7780 Jahren? Wie viel nach 7790 Jahren? Wie viel nach 7800 Jahren? Wie viel nach 7810 Jahren? Wie viel nach 7820 Jahren? Wie viel nach 7830 Jahren? Wie viel nach 7840 Jahren? Wie viel nach 7850 Jahren? Wie viel nach 7860 Jahren? Wie viel nach 7870 Jahren? Wie viel nach 7880 Jahren? Wie viel nach 7890 Jahren? Wie viel nach 7900 Jahren? Wie viel nach 7910 Jahren? Wie viel nach 7920 Jahren? Wie viel nach 7930 Jahren? Wie viel nach 7940 Jahren? Wie viel nach 7950 Jahren? Wie viel nach 7960 Jahren? Wie viel nach 7970 Jahren? Wie viel nach 7980 Jahren? Wie viel nach 7990 Jahren? Wie viel nach 8000 Jahren? Wie viel nach 8010 Jahren? Wie viel nach 8020 Jahren? Wie viel nach 8030 Jahren? Wie viel nach 8040 Jahren? Wie viel nach 8050 Jahren? Wie viel nach 8060 Jahren? Wie viel nach 8070 Jahren? Wie viel nach 8080 Jahren? Wie viel nach 8090 Jahren? Wie viel nach 8100 Jahren? Wie viel nach 8110 Jahren? Wie viel nach 8120 Jahren? Wie viel nach 8130 Jahren? Wie viel nach 8140 Jahren? Wie viel nach 8150 Jahren? Wie viel nach 8160 Jahren? Wie viel nach 8170 Jahren? Wie viel nach 8180 Jahren? Wie viel nach 8190 Jahren? Wie viel nach 8200 Jahren? Wie viel nach 8210 Jahren? Wie viel nach 8220 Jahren? Wie viel nach 8230 Jahren? Wie viel nach 8240 Jahren? Wie viel nach 8250 Jahren? Wie viel nach 8260 Jahren? Wie viel nach 8270 Jahren? Wie viel nach 8280 Jahren? Wie viel nach 8290 Jahren? Wie viel nach 8300 Jahren? Wie viel nach 8310 Jahren? Wie viel nach 8320 Jahren? Wie viel nach 8330 Jahren? Wie viel nach 8340 Jahren? Wie viel nach 8350 Jahren? Wie viel nach 8360 Jahren? Wie viel nach 8370 Jahren? Wie viel nach 8380 Jahren? Wie viel nach 8390 Jahren? Wie viel nach 8400 Jahren? Wie viel nach 8410 Jahren? Wie viel nach 8420 Jahren? Wie viel nach 8430 Jahren? Wie viel nach 8440 Jahren? Wie viel nach 8450 Jahren? Wie viel nach 8460 Jahren? Wie viel nach 8470 Jahren? Wie viel nach 8480 Jahren? Wie viel nach 8490 Jahren? Wie viel nach 8500 Jahren? Wie viel nach 8510 Jahren? Wie viel nach 8520 Jahren? Wie viel nach 8530 Jahren? Wie viel nach 8540 Jahren? Wie viel nach 8550 Jahren? Wie viel nach 8560 Jahren? Wie viel nach 8570 Jahren? Wie viel nach 8580 Jahren? Wie viel nach 8590 Jahren? Wie viel nach 8600 Jahren? Wie viel nach 8610 Jahren? Wie viel nach 8620 Jahren? Wie viel nach 8630 Jahren? Wie viel nach 8640 Jahren? Wie viel nach 8650 Jahren? Wie viel nach 8660 Jahren? Wie viel nach 8670 Jahren? Wie viel nach 8680 Jahren? Wie viel nach 8690 Jahren? Wie viel nach 8700 Jahren? Wie viel nach 8710 Jahren? Wie viel nach 8720 Jahren? Wie viel nach 8730 Jahren? Wie viel nach 8740 Jahren? Wie viel nach 8750 Jahren? Wie viel nach 8760 Jahren? Wie viel nach 8770 Jahren? Wie viel nach 8780 Jahren? Wie viel nach 8790 Jahren? Wie viel nach 8800 Jahren? Wie viel nach 8810 Jahren? Wie viel nach 8820 Jahren? Wie viel nach 8830 Jahren? Wie viel nach 8840 Jahren? Wie viel nach 8850 Jahren? Wie viel nach 8860 Jahren? Wie viel nach 8870 Jahren? Wie viel nach 8880 Jahren? Wie viel nach 8890 Jahren? Wie viel nach 8900 Jahren? Wie viel nach 8910 Jahren? Wie viel nach 8920 Jahren? Wie viel nach 8930 Jahren? Wie viel nach 8940 Jahren? Wie viel nach 8950 Jahren? Wie viel nach 8960 Jahren? Wie viel nach 8970 Jahren? Wie viel nach 8980 Jahren? Wie viel nach 8990 Jahren? Wie viel nach 9000 Jahren? Wie viel nach 9010 Jahren? Wie viel nach 9020 Jahren? Wie viel nach 9030 Jahren? Wie viel nach 9040 Jahren? Wie viel nach 9050 Jahren? Wie viel nach 9060 Jahren? Wie viel nach 9070 Jahren? Wie viel nach 9080 Jahren? Wie viel nach 9090 Jahren? Wie viel nach 9100 Jahren? Wie viel nach 9110 Jahren? Wie viel nach 9120 Jahren? Wie viel nach 9130 Jahren? Wie viel nach 9140 Jahren? Wie viel nach 9150 Jahren? Wie viel nach 9160 Jahren? Wie viel nach 9170 Jahren? Wie viel nach 9180 Jahren? Wie viel nach 9190 Jahren? Wie viel nach 9200 Jahren? Wie viel nach 9210 Jahren? Wie viel nach 9220 Jahren? Wie viel nach 9230 Jahren? Wie viel nach 9240 Jahren? Wie viel nach 9250 Jahren? Wie viel nach 9260 Jahren? Wie viel nach 9270 Jahren? Wie viel nach 9280 Jahren? Wie viel nach 9290 Jahren? Wie viel nach 9300 Jahren? Wie viel nach 9310 Jahren? Wie viel nach 9320 Jahren? Wie viel nach 9330 Jahren? Wie viel nach 9340 Jahren? Wie viel nach 9350 Jahren? Wie viel nach 9360 Jahren? Wie viel nach 9370 Jahren? Wie viel nach 9380 Jahren? Wie viel nach 9390 Jahren? Wie viel nach 9400 Jahren? Wie viel nach 9410 Jahren? Wie viel nach 9420 Jahren? Wie viel nach 9430 Jahren? Wie viel nach 9440 Jahren? Wie viel nach 9450 Jahren? Wie viel nach 9460 Jahren? Wie viel nach 9470 Jahren? Wie viel nach 9480 Jahren? Wie viel nach 9490 Jahren? Wie viel nach 9500 Jahren? Wie viel nach 9510 Jahren? Wie viel nach 9520 Jahren? Wie viel nach 9530 Jahren? Wie viel nach 9540 Jahren? Wie viel nach 9550 Jahren? Wie viel nach 9560 Jahren? Wie viel nach 9570 Jahren? Wie viel nach 9580 Jahren? Wie viel nach 9590 Jahren? Wie viel nach 9600 Jahren? Wie viel nach 9610 Jahren? Wie viel nach 9620 Jahren? Wie viel nach 9630 Jahren? Wie viel nach 9640 Jahren? Wie viel nach 9650 Jahren? Wie viel nach 9660 Jahren? Wie viel nach 9670 Jahren? Wie viel nach 9680 Jahren? Wie viel nach 9690 Jahren? Wie viel nach 9700 Jahren? Wie viel nach 9710 Jahren? Wie viel nach 9720 Jahren? Wie viel nach 9730 Jahren? Wie viel nach 9740 Jahren? Wie viel nach 9750 Jahren? Wie viel nach 9760 Jahren? Wie viel nach 9770 Jahren? Wie viel nach 9780 Jahren? Wie viel nach 9790 Jahren? Wie viel nach 9800 Jahren? Wie viel nach 9810 Jahren? Wie viel nach 9820 Jahren? Wie viel nach 9830 Jahren? Wie viel nach 9840 Jahren? Wie viel nach 9850 Jahren? Wie viel nach 9860 Jahren? Wie viel nach 9870 Jahren? Wie viel nach 9880 Jahren? Wie viel nach 9890 Jahren? Wie viel nach 9900 Jahren? Wie viel nach 9910 Jahren? Wie viel nach 9920 Jahren? Wie viel nach 9930 Jahren? Wie viel nach 9940 Jahren? Wie viel nach 9950 Jahren? Wie viel nach 9960 Jahren? Wie viel nach 9970 Jahren? Wie viel nach 9980 Jahren? Wie viel nach 9990 Jahren? Wie viel nach 10000 Jahren?

Lösung. Nach 1 Jahr hat er

chauung und Gesinnung, nebenbei aber nicht nur gebil- sondern von einer gewissen Originalität. Es sind Allerweltsgedanken, die uns vorgetragen werden, es lohnt sich schon darauf hinzuhören. Es ist etwas Jean Paul'schem Geiste in dem Buche und auch die en Bilder und Gleichnisse, die mit unterlaufen, kön- an Friedrich Richter erinnern. Und doch ist in dem asser etwas Ursprüngliches, wie schon gesagt, und Nachahmung keine Rede. Und die vorgetragenen nken sind nicht nur theilweise originell, sie sind (was ist) einer reichen innern und äußern Erfahrung lauscht, sie sind wahr und fruchtbar an Antrieben Denken und Wollen. Nur nach einer Seite hin der Verfasser sich in ein bestimmtes Vorurtheil ver- t. Kein Verständiger wird mit dem badischen Auf- von 1849 sympathisiren; die Art aber, wie der asser, die Demokratie im allgemeinen malt und ab- ilt, ist doch gar zu kurzsichtig und bequem. Und Renommage seines Helden Robert, wie dieser sein es Heldenthum gegenüber den Aufständischen ausmalt, e nicht geeignet sein uns für die Sache der Ord- einzunehmen, wenn wir nicht schon vorher auf Seite ständen. Aber ich rechne diese Schwächen zur Composition, von der ich schon sagte, daß sie das Beste an dem Buche ist; der Werth desselben vielmehr in den psychologischen und moralischen Re- nen, die der Verfasser freigebig — für einen Roman h zu freigebig — ausgesäet hat.

ie Hunyady. Ein historischer Roman von Wilhelmine uischard. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. r. 12. 5 Thlr.

Die Verfasserin des vorliegenden historischen Romans ibt in demselben ihr schriftstellerisches Erstlingswerk eswelt und sie thut dies mit so bescheidenen Worten, chon dies ein günstiges Vorurtheil für sie erwecken wenn man sich der jetzt gebräuchlichen theoretisi- n Vorreden erinnert, mit welchen unsere Belletristen das Publikum zu treten gewohnt sind, um ihm zu istriren, was es in seinem beschränkten Unterthanen- nd sonst allerdings meist gar nicht ahnen würde, großartigen „Intentionen" in dem neuesten Werke Herrn X. oder Y. zur literarischen That geworden oder, wie man zur Zeit des seligen Hegelthums sich manifestirt haben. Und dieses gute Vorurtheil denn auch nicht enttäuscht.

reilich fehlen die Eigenschaften, welche ein Erstlings- und das einer Dame kennzeichnen, nicht. Ich will Gewicht darauf legen, daß Wilhelmine Guischard, s dem schönen Geschlechte eigen sein soll, hier und ch Satzbildungen und Constructionen erlaubt, zu eine griesgrämliche Grammatik bedenklich das Haupt eln müßte. Denn diese souveräne Frauencapriee, ie Kaiser Sigismund über der Grammatik steht, sich nur selten, es ist vielmehr das Buch im allge- n sehr fließend und leicht geschrieben. Aber zwei e Ausstellungen kann ich der jungen Schriftstellerin ersparen. Erstens nämlich ist die Erzählung zu weitläufig. Es ist ein schönes Ding um die epische Breite, aber nicht nur die Kleider- und Waffenschilderungen à la Walter Scott sind nicht mehr zeitgemäß (eigentlich hätten sie nach Lessing's Auseinandersetzungen über Homer's Art zu beschreiben niemals zeitgemäß werden sollen), sondern auch von der ganzen Erzählung gilt das Horazische: est modus in rebus, sunt certi denique finis. Der zweite Fehler des Romans besteht darin, daß besonders in den Reden einzelner Personen Zeit und Individualität nicht genug berücksichtigt sind. Die Geschichte spielt im 15. Jahrhundert; aber eine Menge Reden der auftretenden Personen bekunden Anschauungen viel neuerer Zeiten. Wenn Helene von ihrem Lehrer die Unmöglichkeit der Wunder darlegen hört, weil in dem einmal angelegten Weltplan nichts verschiebbar und kein äußeres Einschreiten mehr möglich sei; wenn der Zigeunerknabe von hoffnungsloser Liebe zu einem adelichen Fräulein gepeinigt in der Weise Karl Moor's sich an der Welt rächen will und sich einem andern Verzweifelten in die Arme wirft, der, wie er selbst sagt, „den Kampf mit der Gesellschaft aufgenommen und ihre tyrannischen Fesseln sprengen will": so sind das (und ich greife blos einzelne Beispiele heraus) nicht nur Worte, sondern auch Gedanken der Neuzeit.

Dagegen aber muß nicht nur die Wahl eines großen historischen Stoffs, sondern auch die Klarheit und Bestimmtheit gerühmt werden, mit der diese Verhältnisse, diese Ereignisse und Thaten geschildert werden. Das private Kleinleben, so liebevoll eingehend es geschildert ist, beeinträchtigt nirgends den Gang der großen Geschichte, deren Epochen und Zielpunkte mit sicherer Hand entworfen sind. Dabei stoßen wir nirgends auf Ueberschwenglichkeiten und Excentricitäten, sondern eine gesunde sittliche Anschauung und maßvolle Farbengebung und Beurtheilung macht durch das ganze Buch einen erfreulichen Eindruck. Die Erfindung ist reich, die Gestalten mannichfaltig, die Charakteristik sicher.

So scheiden wir von diesem Erstlingswerk mit Anerkennung. Möge die Verfasserin demnächst einen vaterländischen, deutschen Stoff aus näher gelegener Zeit sich auswählen und aus demselben ein wirkungsvolles und ergreifendes Gemälde gestalten. **August Henneberger.**

Zur Kunde des alten Aegypten.

Samuel Sharpe's Geschichte Aegyptens von der ältesten Zeit bis zur Eroberung durch die Araber 640 (641) n. Chr. Nach der dritten verbesserten Originalauflage deutsch bearbeitet von H. Jolowicz. Zwei Bände. Mit einer Karte und drei Plänen. Leipzig, Teubner. 1857—58. Gr. 8. 4 Thlr.

Jede in echt historischem Sinne aufgefaßte und behandelte geschichtliche Monographie stellt sich auf den universalhistorischen Standpunkt. Ihr Gegenstand erscheint als ein Moment in der weltgeschichtlichen Entwickelung. Da sie zugleich ein Kunstwerk sein will, so bildet dieses Moment ihren organischen Einheits- und Mittelpunkt. Sobald eine geschichtliche Monographie ihre leitende Idee einer andern Geistessphäre entlehnt, verliert sie den Charakter, zwar nicht des Kunstwerks überhaupt, aber doch des wahrhaft historischen Kunstwerks. Dies gilt von allen Gattungen der historischen Literatur. So wird z. B. bei der Biographie in der großen Mehrzahl der Fälle das psychologische

durch Kunstgegenstände überhaupt, wodurch sich der Geschmack von dem Genie unterscheidet, und was das letztere, welches auch Originalität der Talente genannt wird, zu einer Idee der Kritik macht, ist schwer zu sagen. Man kann Regeln oder Prinzipien, die aus einer gewissen Kunst oder Wissenschaft als Bedingungen ihrer Möglichkeit abstrahiert werden, vorschreiben, und wenn diese Begriffe sowohl in der Erkenntnis als Ausübung eine reine Vollkommenheit haben, so werden sie Muster genannt. Ohne Regeln, die gleichsam die Form einer Wissenschaft in der Idee und in concreto zum Behuf der Beurteilung bestimmen, kann nicht einmal ein Geschmack, aber auch kein Genie stattfinden. Man muß also die Gegenstände nach Regeln, die eine Wissenschaft an die Hand gibt, beurteilen können, und das Genie muß die Grundlage dazu enthalten, weil, was die Natur der Kunst geben soll, sich nur nach einer Idee richtig vorstellen läßt, die zugleich eine Regel für die Kunst enthält, nach welcher sie zuerst in Betrachtung gezogen werden muß. Genie ist die Originalität der Talente, die sich in einer Sache der Kunst äußert, wenn man sich zuerst an keine Regel binden kann, die die Art, wie etwas hervorgebracht werden soll, vorschreibt, weil sonst das, was Anspruch auf Kunst machen soll, nicht Nachahmung heißen würde. Wenn nun für die Kunst, die ein Produkt des Genies sein soll, zuerst eine Regel gefunden werden muß, nach der sich ihr Begriff als Kunst bestimmen soll, so ist der Begriff der schönen Kunst nicht hinreichend, sondern es ist auch die Möglichkeit des Produkts der schönen Kunst selbst, in Ansehung deren eine Regel gegeben werden soll, nach welcher sich ein Genie bestimmen soll, sein Werk zustande zu bringen. Denn es ist nicht das Produkt, was die Kunst vorschreibt, sondern die Regel, die der Künstler dazu nehmen muß, um sein Produkt als Kunst zu haben. Das Genie ist also die Fähigkeit, die einem Produkte, dessen Möglichkeit nach Regeln nicht bestimmt werden kann, und

Gebiete gehörten, und wenn diese Ansicht richtig ist, so ist es auch wahrscheinlich, daß die Bewohner dieser Gebiete, welche sich in ihrer Sprache und Sitte von den Bewohnern der Nachbargebiete unterschieden, auch in ihrer Abstammung von diesen verschieden waren. Wenn wir nun die Bewohner der Gebiete, welche in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurden, als Germanen bezeichnen, so ist damit nicht gesagt, daß sie alle von einem Stamme abstammen, sondern nur, daß sie eine Sprache und Sitte hatten, welche sich von der Sprache und Sitte der Bewohner der Nachbargebiete unterschied. Ob sie alle von einem Stamme abstammen, ist eine Frage, welche sich nicht beantworten läßt. Wir können nur sagen, daß sie alle eine Sprache und Sitte hatten, welche sich von der Sprache und Sitte der Bewohner der Nachbargebiete unterschied. Ob sie alle von einem Stamme abstammen, ist eine Frage, welche sich nicht beantworten läßt. Wir können nur sagen, daß sie alle eine Sprache und Sitte hatten, welche sich von der Sprache und Sitte der Bewohner der Nachbargebiete unterschied.

Die Germanen waren ein Volk, welches in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurde. Sie waren ein Volk, welches in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurde. Sie waren ein Volk, welches in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurde.

Die Germanen waren ein Volk, welches in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurde. Sie waren ein Volk, welches in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurde. Sie waren ein Volk, welches in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurde.

Die Germanen waren ein Volk, welches in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurde. Sie waren ein Volk, welches in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurde. Sie waren ein Volk, welches in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurde.

Die Germanen waren ein Volk, welches in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurde. Sie waren ein Volk, welches in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurde. Sie waren ein Volk, welches in der Zeit der Völkerwanderung von Germanen besetzt wurde.

Kunstwissenschaft, Kunstgeschichte, Kunstkritik, Kunstphilosophie, Kunstpsychologie, Kunstsoziologie, Kunstpädagogik, Kunstmethodik, Kunstlehre, Kunstgeographie, Kunstbibliographie, Kunstarchäologie, Kunstmuseologie, Kunstdenkmalpflege, Kunstrecht, Kunstwirtschaft, Kunstpflege, Kunstorganisation, Kunstpolitik, Kunstgeschichte der Kunstwissenschaft, Kunstwissenschaftliche Hilfswissenschaften, Kunstwissenschaftliche Grenzwissenschaften, Kunstwissenschaftliche Nachbarwissenschaften, Kunstwissenschaftliche Gesellschaften, Kunstwissenschaftliche Zeitschriften, Kunstwissenschaftliche Sammelwerke, Kunstwissenschaftliche Lexika, Kunstwissenschaftliche Bibliographien, Kunstwissenschaftliche Kongresse, Kunstwissenschaftliche Ausstellungen, Kunstwissenschaftliche Vereine, Kunstwissenschaftliche Institute, Kunstwissenschaftliche Lehrstühle, Kunstwissenschaftliche Studienordnungen, Kunstwissenschaftliche Prüfungsordnungen, Kunstwissenschaftliche Promotionsordnungen, Kunstwissenschaftliche Habilitationsordnungen, Kunstwissenschaftliche Berufsordnungen, Kunstwissenschaftliche Standesordnungen, Kunstwissenschaftliche Ehrenordnungen, Kunstwissenschaftliche Disziplinarordnungen, Kunstwissenschaftliche Geschäftsordnungen, Kunstwissenschaftliche Satzungen, Kunstwissenschaftliche Statuten, Kunstwissenschaftliche Geschäftsberichte, Kunstwissenschaftliche Jahresberichte, Kunstwissenschaftliche Rechenschaftsberichte, Kunstwissenschaftliche Tätigkeitsberichte, Kunstwissenschaftliche Arbeitsberichte, Kunstwissenschaftliche Forschungsberichte, Kunstwissenschaftliche Lehrberichte, Kunstwissenschaftliche Prüfungsberichte, Kunstwissenschaftliche Promotionsberichte, Kunstwissenschaftliche Habilitationsberichte, Kunstwissenschaftliche Berufsberichte, Kunstwissenschaftliche Standesberichte, Kunstwissenschaftliche Ehrenberichte, Kunstwissenschaftliche Disziplinarberichte, Kunstwissenschaftliche Geschäftsberichte, Kunstwissenschaftliche Satzungsberichte, Kunstwissenschaftliche Statutenberichte.

Die Kunstwissenschaft ist die Wissenschaft von der Kunst. Sie ist die Wissenschaft von der künstlerischen Gestaltung, von der künstlerischen Form, von der künstlerischen Idee, von der künstlerischen Wirkung, von der künstlerischen Bedeutung, von der künstlerischen Geschichte, von der künstlerischen Entwicklung, von der künstlerischen Gesetzmäßigkeit, von der künstlerischen Freiheit, von der künstlerischen Verantwortung, von der künstlerischen Würde, von der künstlerischen Ehre, von der künstlerischen Pflicht, von der künstlerischen Aufgabe, von der künstlerischen Leistung, von der künstlerischen Tat, von der künstlerischen Persönlichkeit, von der künstlerischen Gemeinschaft, von der künstlerischen Kultur, von der künstlerischen Zivilisation, von der künstlerischen Menschheit, von der künstlerischen Natur, von der künstlerischen Welt, von der künstlerischen Ewigkeit, von der künstlerischen Unendlichkeit, von der künstlerischen Absolutheit, von der künstlerischen Relativität, von der künstlerischen Subjektivität, von der künstlerischen Objektivität, von der künstlerischen Intersubjektivität, von der künstlerischen Transzendenz, von der künstlerischen Immanenz, von der künstlerischen Dialektik, von der künstlerischen Synthese, von der künstlerischen Antithese, von der künstlerischen These, von der künstlerischen Aporie, von der künstlerischen Lösung, von der künstlerischen Frage, von der künstlerischen Antwort, von der künstlerischen Problematik, von der künstlerischen Methodik, von der künstlerischen Systematik, von der künstlerischen Kritik, von der künstlerischen Selbstkritik, von der künstlerischen Fremdkritik, von der künstlerischen Objektivität, von der künstlerischen Subjektivität, von der künstlerischen Intersubjektivität, von der künstlerischen Wahrheit, von der künstlerischen Wirklichkeit, von der künstlerischen Möglichkeit, von der künstlerischen Notwendigkeit, von der künstlerischen Zufälligkeit, von der künstlerischen Freiheit, von der künstlerischen Gebundenheit, von der künstlerischen Autonomie, von der künstlerischen Heteronomie, von der künstlerischen Selbstbestimmung, von der künstlerischen Fremdbestimmung, von der künstlerischen Selbstverantwortung, von der künstlerischen Fremdverantwortung, von der künstlerischen Selbstverwirklichung, von der künstlerischen Fremdverwirklichung, von der künstlerischen Selbstentfaltung, von der künstlerischen Fremdentfaltung, von der künstlerischen Selbstentäußerung, von der künstlerischen Fremdentäußerung, von der künstlerischen Selbstaufgabe, von der künstlerischen Fremdaufgabe, von der künstlerischen Selbstvernichtung, von der künstlerischen Fremdvernichtung, von der künstlerischen Selbsterhaltung, von der künstlerischen Fremderhaltung, von der künstlerischen Selbstbehauptung, von der künstlerischen Fremdbehauptung, von der künstlerischen Selbstdurchsetzung, von der künstlerischen Fremddurchsetzung, von der künstlerischen Selbstanpassung, von der künstlerischen Fremdanpassung, von der künstlerischen Selbstabgrenzung, von der künstlerischen Fremdabgrenzung, von der künstlerischen Selbstidentifikation, von der künstlerischen Fremdidentifikation, von der künstlerischen Selbstdistanzierung, von der künstlerischen Fremddistanzierung, von der künstlerischen Selbstintegration, von der künstlerischen Fremdintegration, von der künstlerischen Selbstdesintegration, von der künstlerischen Fremddesintegration, von der künstlerischen Selbstreintegration, von der künstlerischen Fremdreintegration, von der künstlerischen Selbstsozialisation, von der künstlerischen Fremdsozialisation, von der künstlerischen Selbstenkulturation, von der künstlerischen Fremdenkulturation, von der künstlerischen Selbstakkulturation, von der künstlerischen Fremdakkulturation, von der künstlerischen Selbstassimilation, von der künstlerischen Fremdassimilation, von der künstlerischen Selbstakkommodation, von der künstlerischen Fremdakkommodation, von der künstlerischen Selbstanpassung, von der künstlerischen Fremdanpassung, von der künstlerischen Selbstabgrenzung, von der künstlerischen Fremdabgrenzung, von der künstlerischen Selbstidentifikation, von der künstlerischen Fremdidentifikation, von der künstlerischen Selbstdistanzierung, von der künstlerischen Fremddistanzierung, von der künstlerischen Selbstintegration, von der künstlerischen Fremdintegration, von der künstlerischen Selbstdesintegration, von der künstlerischen Fremddesintegration, von der künstlerischen Selbstreintegration, von der künstlerischen Fremdreintegration, von der künstlerischen Selbstsozialisation, von der künstlerischen Fremdsozialisation, von der künstlerischen Selbstenkulturation, von der künstlerischen Fremdenkulturation, von der künstlerischen Selbstakkulturation, von der künstlerischen Fremdakkulturation, von der künstlerischen Selbstassimilation, von der künstlerischen Fremdassimilation, von der künstlerischen Selbstakkommodation, von der künstlerischen Fremdakkommodation.

Die Kunstwissenschaft ist die Wissenschaft von der Kunst. Sie ist die Wissenschaft von der künstlerischen Gestaltung, von der künstlerischen Form, von der künstlerischen Idee, von der künstlerischen Wirkung, von der künstlerischen Bedeutung, von der künstlerischen Geschichte, von der künstlerischen Entwicklung, von der künstlerischen Gesetzmäßigkeit, von der künstlerischen Freiheit, von der künstlerischen Verantwortung, von der künstlerischen Würde, von der künstlerischen Ehre, von der künstlerischen Pflicht, von der künstlerischen Aufgabe, von der künstlerischen Leistung, von der künstlerischen Tat, von der künstlerischen Persönlichkeit, von der künstlerischen Gemeinschaft, von der künstlerischen Kultur, von der künstlerischen Zivilisation, von der künstlerischen Menschheit, von der künstlerischen Natur, von der künstlerischen Welt, von der künstlerischen Ewigkeit, von der künstlerischen Unendlichkeit, von der künstlerischen Absolutheit, von der künstlerischen Relativität, von der künstlerischen Subjektivität, von der künstlerischen Objektivität, von der künstlerischen Intersubjektivität, von der künstlerischen Transzendenz, von der künstlerischen Immanenz, von der künstlerischen Dialektik, von der künstlerischen Synthese, von der künstlerischen Antithese, von der künstlerischen These, von der künstlerischen Aporie, von der künstlerischen Lösung, von der künstlerischen Frage, von der künstlerischen Antwort, von der künstlerischen Problematik, von der künstlerischen Methodik, von der künstlerischen Systematik, von der künstlerischen Kritik, von der künstlerischen Selbstkritik, von der künstlerischen Fremdkritik, von der künstlerischen Objektivität, von der künstlerischen Subjektivität, von der künstlerischen Intersubjektivität, von der künstlerischen Wahrheit, von der künstlerischen Wirklichkeit, von der künstlerischen Möglichkeit, von der künstlerischen Notwendigkeit, von der künstlerischen Zufälligkeit, von der künstlerischen Freiheit, von der künstlerischen Gebundenheit, von der künstlerischen Autonomie, von der künstlerischen Heteronomie, von der künstlerischen Selbstbestimmung, von der künstlerischen Fremdbestimmung, von der künstlerischen Selbstverantwortung, von der künstlerischen Fremdverantwortung, von der künstlerischen Selbstverwirklichung, von der künstlerischen Fremdverwirklichung, von der künstlerischen Selbstentfaltung, von der künstlerischen Fremdentfaltung, von der künstlerischen Selbstentäußerung, von der künstlerischen Fremdentäußerung, von der künstlerischen Selbstaufgabe, von der künstlerischen Fremdaufgabe, von der künstlerischen Selbstvernichtung, von der künstlerischen Fremdvernichtung, von der künstlerischen Selbsterhaltung, von der künstlerischen Fremderhaltung, von der künstlerischen Selbstbehauptung, von der künstlerischen Fremdbehauptung, von der künstlerischen Selbstdurchsetzung, von der künstlerischen Fremddurchsetzung, von der künstlerischen Selbstanpassung, von der künstlerischen Fremdanpassung, von der künstlerischen Selbstabgrenzung, von der künstlerischen Fremdabgrenzung, von der künstlerischen Selbstidentifikation, von der künstlerischen Fremdidentifikation, von der künstlerischen Selbstdistanzierung, von der künstlerischen Fremddistanzierung, von der künstlerischen Selbstintegration, von der künstlerischen Fremdintegration, von der künstlerischen Selbstdesintegration, von der künstlerischen Fremddesintegration, von der künstlerischen Selbstreintegration, von der künstlerischen Fremdreintegration, von der künstlerischen Selbstsozialisation, von der künstlerischen Fremdsozialisation, von der künstlerischen Selbstenkulturation, von der künstlerischen Fremdenkulturation, von der künstlerischen Selbstakkulturation, von der künstlerischen Fremdakkulturation, von der künstlerischen Selbstassimilation, von der künstlerischen Fremdassimilation, von der künstlerischen Selbstakkommodation, von der künstlerischen Fremdakkommodation.

Die Kunstwissenschaft ist die Wissenschaft von der Kunst. Sie ist die Wissenschaft von der künstlerischen Gestaltung, von der künstlerischen Form, von der künstlerischen Idee, von der künstlerischen Wirkung, von der künstlerischen Bedeutung, von der künstlerischen Geschichte, von der künstlerischen Entwicklung, von der künstlerischen Gesetzmäßigkeit, von der künstlerischen Freiheit, von der künstlerischen Verantwortung, von der künstlerischen Würde, von der künstlerischen Ehre, von der künstlerischen Pflicht, von der künstlerischen Aufgabe, von der künstlerischen Leistung, von der künstlerischen Tat, von der künstlerischen Persönlichkeit, von der künstlerischen Gemeinschaft, von der künstlerischen Kultur, von der künstlerischen Zivilisation, von der künstlerischen Menschheit, von der künstlerischen Natur, von der künstlerischen Welt, von der künstlerischen Ewigkeit, von der künstlerischen Unendlichkeit, von der künstlerischen Absolutheit, von der künstlerischen Relativität, von der künstlerischen Subjektivität, von der künstlerischen Objektivität, von der künstlerischen Intersubjektivität, von der künstlerischen Transzendenz, von der künstlerischen Immanenz, von der künstlerischen Dialektik, von der künstlerischen Synthese, von der künstlerischen Antithese, von der künstlerischen These, von der künstlerischen Aporie, von der künstlerischen Lösung, von der künstlerischen Frage, von der künstlerischen Antwort, von der künstlerischen Problematik, von der künstlerischen Methodik, von der künstlerischen Systematik, von der künstlerischen Kritik, von der künstlerischen Selbstkritik, von der künstlerischen Fremdkritik, von der künstlerischen Objektivität, von der künstlerischen Subjektivität, von der künstlerischen Intersubjektivität, von der künstlerischen Wahrheit, von der künstlerischen Wirklichkeit, von der künstlerischen Möglichkeit, von der künstlerischen Notwendigkeit, von der künstlerischen Zufälligkeit, von der künstlerischen Freiheit, von der künstlerischen Gebundenheit, von der künstlerischen Autonomie, von der künstlerischen Heteronomie, von der künstlerischen Selbstbestimmung, von der künstlerischen Fremdbestimmung, von der künstlerischen Selbstverantwortung, von der künstlerischen Fremdverantwortung, von der künstlerischen Selbstverwirklichung, von der künstlerischen Fremdverwirklichung, von der künstlerischen Selbstentfaltung, von der künstlerischen Fremdentfaltung, von der künstlerischen Selbstentäußerung, von der künstlerischen Fremdentäußerung, von der künstlerischen Selbstaufgabe, von der künstlerischen Fremdaufgabe, von der künstlerischen Selbstvernichtung, von der künstlerischen Fremdvernichtung, von der künstlerischen Selbsterhaltung, von der künstlerischen Fremderhaltung, von der künstlerischen Selbstbehauptung, von der künstlerischen Fremdbehauptung, von der künstlerischen Selbstdurchsetzung, von der künstlerischen Fremddurchsetzung, von der künstlerischen Selbstanpassung, von der künstlerischen Fremdanpassung, von der künstlerischen Selbstabgrenzung, von der künstlerischen Fremdabgrenzung, von der künstlerischen Selbstidentifikation, von der künstlerischen Fremdidentifikation, von der künstlerischen Selbstdistanzierung, von der künstlerischen Fremddistanzierung, von der künstlerischen Selbstintegration, von der künstlerischen Fremdintegration, von der künstlerischen Selbstdesintegration, von der künstlerischen Fremddesintegration, von der künstlerischen Selbstreintegration, von der künstlerischen Fremdreintegration, von der künstlerischen Selbstsozialisation, von der künstlerischen Fremdsozialisation, von der künstlerischen Selbstenkulturation, von der künstlerischen Fremdenkulturation, von der künstlerischen Selbstakkulturation, von der künstlerischen Fremdakkulturation, von der künstlerischen Selbstassimilation, von der künstlerischen Fremdassimilation, von der künstlerischen Selbstakkommodation, von der künstlerischen Fremdakkommodation.

hiff des Sesoosis aus Cedernholz und auswendig vergoldet gewesen sei, sind von der ναῦς ἀλαμηγὸς desselben Philopater (Athenäos, a. a. O., III, 56) übertragen. Wenn dagegen der seinen Sesoosis eine Flotte von 400 Schiffen in das erythräische Meer schicken und von ihr alle Inseln und Küsten nach Indien hin erobern läßt, so hat das mit der von Herodot (IV, 42) beschriebenen Seefahrt des Necho gar keine Aehnlichkeit; die Hauptsache, die Umschiffung Afrikas, fehlt. Dagegen wissen wir von Ptolemäos Euergetes I., daß er eine Flotte im Erythräische Meer schickte und große Eroberungen in Aethiopien machte.... Daß Thaten des Euergetes I. und Philopator den Diodorischen Sesoosis übertragen worden sind, leidet auch keinen Zweifel. Wenn aber der Verfasser hierin ein Stück der Sage sieht, der Diodor gefolgt, so scheint mir diese Auffassung schief: wir haben sichtlich schriftstellerische Erfindung aus der Zeit des Philopator oder bald nachher vor uns. Der alexandrinische Historiker, aus dem Diodor schöpft, hat, von dem Grundsatze ausgehend, daß alles schon einmal dagewesen, die Thaten der großen hellenistischen Könige zu überbieten gesucht, und er sie mit obligaten Uebertreibungen dem ägyptischen Nationalhelden Sesoosis beilegte."

Bei der außerordentlichen Befähigung Gutschmid's zu continuirter Kritik, deren Ergebnisse wir übrigens im vorliegenden Falle keineswegs ohne weiteres anzunehmen geneigt sind, ist es doch so anerkennenswerther, daß er die darin liegende Versuchung gut zu beherrschen gewußt und im Gegentheil die vielen vorsichtigen und allzu bestimmt gefaßten Schlußfolgerungen des Verfassers aus allgemeinen Behauptungen der Quellen ermäßigt oder als unberechtigt nachgewiesen hat. Zur Geschichte der Sprache bemerkt er vortrefflich:

„Um den crassen Euhemerismus Diodor's zu belegen, wären weit andere Beispiele passender gewesen als gerade dieses. Auch es ist aus der Beschreibung Aethiopiens entlehnt, die weislich ein wörtliches Excerpt aus dem sehr zuverlässigen Agatharchides ist: was ist Unwahrscheinliches daran, daß eine Riesenschlange für die königliche Menagerie eingefangen wurde? Die Erzählung von ihrer Ueberwältigung ist viel zu anschaulich, um erlogen zu sein; sollte ja einige Uebertreibung dabei sein, so ist das ein Fehler, an dem alle Jagdgeschichten leiden. An eine ägyptische Midgardschlange ist ganz gewiß nicht zu denken."

Hinsichtlich der Glaubwürdigkeit des Josephos kann zwar der Verfasser nicht umhin zu bemerken, „daß, obschon seine Schreibart elegant, seine Erzählung einfach und sein Ton ruhig ist, man doch seine Geschichte nicht ohne Mistrauen lesen darf. Er war ebenso treulos gegen sein Land und dessen edle Gebräuche, wie gegen seine eigene ausländische Frau; oft hat sich selbst viele Blößen dadurch, daß er bald den Charakter seines Volks in ein gutes Licht zu stellen, bald sein eigenes Benehmen zu entschuldigen bemüht ist"; aber nichtsdestoweniger folgt er in der Erzählung der oft blutigen Zerwürfnisse zwischen Griechen und Juden in Alexandrien fast ausschließlich der einseitigen Darstellung dieses Autors. Gutschmid, der überhaupt den altgenuinen Sympathien des englischen Verfassers und theologischen Uebersetzers gegenüber eine Art Idiosynkrasie gegen das Judenthum nicht verhehlen kann, nennt den Josephos geradezu einen notorisch anrüchigen Charakter und frechen Lügner, dessen Ränke und Verdrehungen er in den einzelnen Fällen mit Grund nachweist. Ueber seinen Streit mit Apion erklärt er in etwas kräftiger, aber keineswegs unangemessener Ausdrucksweise: „Ein unbefangene Forscher hat diese Zänkereien zwischen den beiden unsaubern Gesellen mit den Augen zu betrachten, wie Ludwig III. einen Seekrieg zwischen zwei christlichen Mächten: Ihnen, meinte dieser, der Hohen Pforte gleichgültig sein, ob das Schwein den Hund trete oder der Hund das Schwein."

Gehalt und Ton der Beiträge Gutschmid's haben es uns leid thun lassen, daß er sich nicht zu einer selbständigen Bearbeitung der Geschichte Aegyptens entschlossen hat, wenn eine solche Bedürfniß erschien. Er besitzt außer den schon erwähnten zweifelsohne auch alle übrigen einem guten Historiker wesentlichen Eigenschaften, vor allem einen großartigen, freien Blick über das gesammte Gebiet der Weltgeschichte, einen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, feinen staatsmännischen Sinn, keine Spur von wissenschaftlichem Zopf und fast überall für seinen Gegenstand das schlagende Wort. Ueberhaupt gehört er nach seiner ganzen Auffassungs- und Darstellungsweise der neuesten deutschen historischen Schule an. Er weiß sich leicht über die Bedenklichkeiten der alltäglichen Moral hinwegzusetzen und zollt dagegen seine Achtung bereitwillig energischen, rücksichtslosen Charakteren mit festen politischen Zielpunkten. Der ganz und gar entgegen Anschauung gegenüber, in deren Kreisen sich der Verfasser bewegt, spricht er z. B. von dem weichlichen kunstliebenden Ptolemäos Philadelphos mit Geringschätzung, ergreift er statt für den schwachen aber gutherzigen Philometer Partei für den physisch wie moralisch abstoßenden, aber willenskräftigen Physkon, tritt er für die Ehrenrettung des Kaisers Tiberius ein u. dgl. m. Daß man seiner Geschichte nicht den Bücherstaub anriechen würde, dürfte aus folgender Bemerkung hervorgehen. Der Verfasser sagt gelegentlich der Einäscherung des alexandrinischen Museion: „Cäsar, der Geschichtschreiber seiner eigenen großen Thaten, hätte uns den Schmerz mittheilen sollen, den er empfunden, als die Flammen die trockenen Papyrusrollen verzehrten, und die Mühe, die er sich gegeben, das Feuer zu dämpfen; aber sein schuldbewußtes Schweigen läßt vermuthen, er habe das brennende Gebäude als eine nützliche Flanke für die Mauerlinie betrachtet, die sein geringes Truppencorps zu vertheidigen hatte, und man muß glauben, daß damals in ihm das Gefühl des Gelehrten in dem des Soldaten auf- und untergegangen ist." Gutschmid nimmt sich nicht erst die Mühe hierauf zu erwidern, daß Cäsar seine Thaten in Alexandrien gar nicht beschrieben hat, sondern bemerkt ganz trocken: „Cäsar war kein griechischer Schulmeister, sondern der Feldherr und Staatsmann, der wol wußte, daß es sich in jenem Augenblicke um die Geschicke der ganzen griechisch-römischen Welt handelte. Auch ist es fraglich, ob ein Schulmeister in einer Lage, in der er von allen Seiten von empörten Volksmassen umzingelt ist, Bedenken tragen würde eine Bibliothek anzuzünden, vorausgesetzt, daß er so viel militärischen Instinct besäße, um zu sehen, daß ihm dadurch eine Flanke gedeckt würde." Was wol die alten Perrüken zu einer solchen Ketzerei sagen werden? Mit der jungen historischen Schule theilt der junge Annotator auch jene einzelnen Züge muthwilligen Humors, die an der richtigen Stelle so drastisch wirken, sowie jene kecke Kunst der Veranschaulichung einzelner historischer Erscheinungen durch Heranziehung räumlich und zeitlich entlegener Analogien, die Niebuhr in seiner „Römischen Geschichte" mit ebenso viel Mäßigung wie Glück angewandt hat, der die Geschichtschreibung Macaulay's ihre glänzendsten Effecte verdankt und mit deren Benutzung Mommsen und Curtius ein wenig zu verschwenderisch umgegangen sind. Auch Gutschmid thäte wohl daran, sich in dieser Richtung etwas zu mäßigen. Die obige „Midgardschlange" kommt uns schon etwas bedenklich vor, zumal wenn wir kurz darauf lesen, wie die jährliche feierliche Allprocession der Götterstatuen unmittelbar mit dem „uralten heidnisch-germanischen Weihnachtsfest" in Verbindung gebracht wird. Die Identification des Verhältnisses, in welchem die für den Anthropomorphismus fanatisirten ägyptischen Mönche zu dem Patriarchen Theophilos von Alexandrien (unter Arkadios) standen, mit dem Verhältniß der Bewohner von St.-Antoine und St.-Marcel zu Robespierre ist der eigenen Auseinandersetzung Gutschmid's jedenfalls noch viel weniger angemessen als der von ihm widerlegten Darstellung des Verfassers, und in jedem Falle viel zu weit hergeholt, um die beabsichtigte Wirkung zu äußern.

Der Charakter des Buchs in der uns vorliegenden Gestalt ist buntscheckig genug, um seine Lectüre zu erschweren. Zuerst hat man einen Text, von dem man nicht recht weiß, ob er Fisch oder Vogel ist, was dem Verfasser und was dem Uebersetzer gehört. Dazu kommen nun nicht nur die zahlreichen und thril-

der Abtheilung Bonn, der Abtheilung Coblenz und der Abtheilung Trier.

Die Abtheilung Bonn umfaßt die Kreise Bonn, Rheinbach, Euskirchen, Schleiden, Mayen, Adenau, Ahrweiler, Neuwied, Altenkirchen, Siegkreis, Waldbröl, Gummersbach, Wipperfürth, Lennep, Mettmann, Solingen, Elberfeld, Barmen, Hagen, Schwelm, Altena, Iserlohn, Arnsberg, Meschede, Brilon, Olpe, Siegen, Wittgenstein, Biedenkopf, Dillkreis, Oberwesterwaldkreis, Unterwesterwaldkreis, Westerburg, Limburg, Usingen, Wetzlar, Braubach, Coblenz, Landkreis Coblenz, Kreuznach, Simmern, Zell, Bernkastel, Wittlich, Trier, Saarburg, Saarbrücken, Ottweiler, Saarlouis, Merzig, Prüm, Daun

der Religion, welche Jesus gelehrt, mehr Vorschub geleistet oder mehr Schaden gestiftet worden sei."

Man darf von einem Buche wie das besprochene, zumal nach den wunderlichen Manipulationen, denen es sich hat unterziehen müssen, um der deutschen Wissenschaft gerecht und dem gebildeten deutschen Publikum schmackhaft zu werden, sicherlich keinen eigentlich ästhetischen Genuß erwarten: dem widerstreben Stoff und Form in gleichem Maße. Wol aber darf es in seiner gegenwärtigen Gestalt als ein inhaltreiches, belehrendes und anregendes Hand- und Nachschlagebuch für die Geschichte Aegyptens empfohlen werden, und wen das fast ununterbrochene Notenwerk nicht im ruhigen Behagen der Lectüre stört, der wird sich auch an nicht wenigen Stellen angenehm unterhalten finden. Da man einmal ein so tolles mixtum compositum beliebt hat, so können wir es nur billigen, daß die Anmerkungen wirklich dort stehen, wohin sie vernünftigerweise gehören, nämlich unter den Texte. Die neuerdings häufig werdende Methode, dieselben hinter den Text zu verweisen, hat gerade so viel Sinn wie das bekannte geistreiche Verfahren des Strauße. Wir wollen damit keineswegs nicht der frühern Unsitte das Wort reden, welche das Wichtigste und Interessanteste in die Anmerkungen stopfte und den Text durch Noten förmlich überschwemmte. Da nun aber vieles Nebensächliche oder Erläuternde weder weggelassen noch ohne viel größere Störung in den Contert hineingearbeitet werden kann, so sorge man auch dafür, daß man es an gehöriger Stelle ohne Zeitverlust vor Augen und zu Händen hat. Wer nichts darauf gibt, dem steht es ohnehin frei, es nach Gutdünken zu überspringen. Für ganz kurze Noten, wie Jahreszahlen und Belegstellen, ist das in England häufige und auch im vorliegenden Buche zweckmäßig angewandte Verfahren, dieselben an den Rand der betreffenden Zeilen zu setzen, sehr zu empfehlen. Nur solche Anmerkungen, welche mehr oder weniger den Charakter von Excursen annehmen, verweise man ans Ende, aber in diesem Falle nicht etwa an das Ende einzelner Abschnitte oder Kapitel, wo sie nur mühsam aufzufinden sind, sondern gleich an das Ende des ganzen Bandes. Der geneigte Leser wird uns diese lediglich die äußerlichste Form angehende Bemerkung hoffentlich zugute halten, da wir oft genug in den Fall gekommen sind, eine unglückselige Neuerung zu verwünschen und die Angelegenheit wirklich von allgemeinem literarischen Interesse ist. 7.

Altwälsche Literatur und Geschichte.

San-Marte, d. i. der preußische Regierungsrath A. Schulz, der sich schon mancherlei Verdienste um die Sagenforschung erworben und besonders der auch für die deutsche Literatur wichtigen Sage von Artus oder Arthur und der Tafelrunde nebst der vom heiligen Gral fortgesetzte Aufmerksamkeit gewidmet hat, hat sich neuerdings durch zwei Schriften verdient gemacht, die wir im Nachfolgenden unsern Lesern in kurzer Uebersicht vorführen wollen:

Die Sagen von Merlin. Mit altwälschen, bretagnischen, schottischen, italienischen und lateinischen Gedichten und Prophezeiungen Merlin's, der Prophetia Merlini des Gottfried von Monmouth, und der Vita Merlini, lateinischen Gedichts aus dem 13. Jahrhundert. Herausgegeben und erläutert von San-Marte (A. Schulz). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der alte Zauberer Merlin ist bekannt genug; ist er doch selbst von zwei neuern deutschen Dichtern, Uhland und Immermann, besungen worden, aber soviel man auch von ihm zu erzählen wußte, so war doch bisjetzt eine erschöpfende und berichtigende Untersuchung über ihn noch nicht erschienen. Eine solche ist freilich nicht ohne Schwierigkeit, und der Verfasser der vorliegenden Schrift würde schon deshalb unsern Dank verdienen, daß er sich durch dieselbe nicht hat abschrecken lassen, wenn sie uns nicht an sich schon durch ihre Trefflichkeit zum Dank verpflichtete.

Die ältern Zeugnisse über Merlin (wälsch Merddin), den Barden und Kämpfer, sind sehr spärlich; reicher sind die über Merlin den Propheten. Man hat über diesen eine historische begründete Tradition und die Zeugnisse darüber zeigen uns diese Person in einer steigenden Entwickelung. Nennius, der im 9. Jahrhundert lebte, erzählt schon ziemlich ausführlich über die Prophetengabe Merlin's und die Geburt desselben erscheint auch bei ihm schon in mystisches Dunkel gehüllt. Weiter und schon romantisch ausgesponnen erscheint er in der Geschichte der britischen Könige von Gottfried von Monmouth, die zwischen 1132 und 1135 verfaßt und jedenfalls schon 1138 veröffentlicht ward. Bei ihm ist der Vater Merlin's bereits nach der Lehre des heiligen Augustin (daß gewisse Dämonen die Neigung haben, sich mit weiblichen Menschenkindern zu vermischen) ein Incubus geworden, und seine Mutter zu der Tochter eines Königs von Digedd, die in der Kirche des heiligen Petrus in dieser Stadt mit den Nonnen lebte. Hier erscheint er auch schon als Zauberer, der durch übernatürliche Kraft des Stonehenge aus Irland nach Britannien in die Ebene von Salesbury schifft; auch tritt er als Prophet, Sterndeuter und Rather in den Schlachten auf, wie ihn später die Romane bis zum Ueberdruß verwenden; endlich benutzt er seine magische Kraft zur Begünstigung der verbotenen Liebe Uther Pandragon's zu Igerne, Gemahlin des Gerlios, welcher Artus seine Entstehung verdankt. Gottfried's „Prophezeiung" ist übrigens keineswegs von ihm erfunden. Es müssen vielmehr schon am Anfange des 12. Jahrhunderts in Wales allgemein verbreitete Prophezeiungen unter Merlin's Namen bekannt gewesen sein, denen, wie San-Marte bemerkt, Gottfried mit meisterhaft berechneter Kunst ein neues Gewand und gewiß mit äußerster Schalkheit viele Zusätze und einen unenträthselbaren Schluß lieh. Auch der etwas spätere Giraldus Cambrensis (um 1180), der sich lange in Wales aufhielt und das dortige Nationalleben genau beobachtete, enthält eine große Reihe von Traditionen über Merlin, am merkwürdigsten ist jedoch der Umstand, daß dieser Historiker zuerst einen zweiten Merlin erwähnt.

Den größten Antheil an dem europäischen Rufe, welchen Merlin seit dem 12. Jahrhundert erlangt und an 500 Jahre lang behauptete, hat ohne Zweifel die „Prophetia Merlini" des Gottfried von Monmouth, weshalb dessen vollständige Mittheilung sehr dankenswerth ist. Was A. Schulz über deren Entstehung, Quellen und Inhalt sagt, können wir hier nicht mittheilen; wir erwähnen nur die Bemerkung, daß die Theile der „Prophezeiung", welche sich auf Thatsachen beziehen, die schon vor Gottfried geschehen waren oder sich zu seiner Zeit ereigneten, sich aus den alten Chroniken leicht erklären lassen, daß aber „weiterhin die «Prophetia» immer mysteriöser und unbestimmter, und um zu der harten Nuß wird, an der die Historiker jüngerer Zeiten ihre Auslegungskunst versuchten. Das vierte Kapitel endlich ist so mystisch gehalten, daß selbst den Historikern hier die Anwendungskunst ausgeht und fast gar keine Berufungen mehr auf sie vorkommen, obwol früher, je nach ihrer Parteistellung, sie bald mit Freude, bald mit Entsetzen die Ereignisse mit dem Ausruf erzählen: «ut impleretur Prophetia Merlini!» ähnlich, wie die Apostel sich auf die Propheten des Alten Testaments berufen." Denn der Glaube an die Unfehlbarkeit der Prophezeiungen Merlin's stand jahrhundertelang felsenfest, und zwar nicht blos in Wales, sondern auch in Bretagne; und Alanus bezeugt, daß, wer an ihrer Wahrscheinlichkeit und an Arthur's Wiederkehr fortzuzweifeln wagen sollte, vom Landvolk gesteinigt werden würde. Zwar eiferten manche Historiker und Geistliche, wie Wilhelm von Neuburg, Petrus Blasensis u. a. gegen den Wahnglauben an Merlin; dessenungeachtet wurde er nicht blos zu Aufreizungen des Volks von Wales gegen England benutzt, sondern er wurde auch Gegenstand ernster Betrachtungen unter den Fürsten, die ihre Entschlüsse nicht selten

Mitglieder. Diese sind verpflichtet, Beiträge zu leisten, welche nach Maßgabe des Bedürfnisses durch Beschluß der Generalversammlung festgesetzt werden. Die Beiträge werden durch Vorschuß-Ausschreiben eingehoben. Die Mitglieder haften für die Verbindlichkeiten der Genossenschaft nur bis zu dem Betrage ihrer Beiträge. Die Genossenschaft ist berechtigt, Darlehen aufzunehmen, Wechsel auszustellen, zu indossiren und zu acceptiren. Die Genossenschaft ist berechtigt, Darlehen zu ertheilen, Wechsel zu discontiren, Einlagen zu machen und Geschäfte mit Wechseln, Effecten und Valuten zu betreiben. Die Genossenschaft ist berechtigt, Immobilien zu erwerben, zu veräußern und zu belasten. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu kaufen, zu verkaufen und zu verpfänden. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu lagern, zu versichern und zu transportiren. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu verarbeiten, zu veredeln und zu verpfänden. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu verkaufen, zu verpfänden und zu belasten. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu kaufen, zu verkaufen und zu verpfänden. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu lagern, zu versichern und zu transportiren. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu verarbeiten, zu veredeln und zu verpfänden. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu verkaufen, zu verpfänden und zu belasten.

Mitglieder. Diese sind verpflichtet, Beiträge zu leisten, welche nach Maßgabe des Bedürfnisses durch Beschluß der Generalversammlung festgesetzt werden. Die Beiträge werden durch Vorschuß-Ausschreiben eingehoben. Die Mitglieder haften für die Verbindlichkeiten der Genossenschaft nur bis zu dem Betrage ihrer Beiträge. Die Genossenschaft ist berechtigt, Darlehen aufzunehmen, Wechsel auszustellen, zu indossiren und zu acceptiren. Die Genossenschaft ist berechtigt, Darlehen zu ertheilen, Wechsel zu discontiren, Einlagen zu machen und Geschäfte mit Wechseln, Effecten und Valuten zu betreiben. Die Genossenschaft ist berechtigt, Immobilien zu erwerben, zu veräußern und zu belasten. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu kaufen, zu verkaufen und zu verpfänden. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu lagern, zu versichern und zu transportiren. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu verarbeiten, zu veredeln und zu verpfänden. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu verkaufen, zu verpfänden und zu belasten. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu kaufen, zu verkaufen und zu verpfänden. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu lagern, zu versichern und zu transportiren. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu verarbeiten, zu veredeln und zu verpfänden. Die Genossenschaft ist berechtigt, Waaren zu verkaufen, zu verpfänden und zu belasten.

ment gelten. Und so wird jeder Arzt, der in einer Gemeinde wohnt, in der ein Krankenhaus besteht, sich dessen Einrichtungen zunutze machen können, ohne daß er dadurch in Konkurrenz mit den Anstaltsärzten tritt. Ich glaube, daß diese Bestimmung, die ja auch in anderen Gesetzen enthalten ist, keine Schwierigkeiten machen wird. Ich bitte Sie, meine Herren, diesen Gesetzentwurf, der ja nur eine Ergänzung des Krankenversicherungsgesetzes bedeutet, in der Kommission wohlwollend zu prüfen und ihn dann hier zu verabschieden.

Abg. Dr. Graf (Nürnberg): Meine Freunde stehen auf dem Standpunkt, daß die Vorlage in der Kommission beraten werden soll. Wir werden dort unsere Wünsche geltend machen. Wir sind der Meinung, daß die Vorlage nicht weit genug geht. Wir wünschen, daß auch die Angehörigen der Versicherten in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können.

Abg. Dr. Graf (Nürnberg): Meine Freunde stehen auf dem Standpunkt, daß die Vorlage in der Kommission beraten werden soll. Wir werden dort unsere Wünsche geltend machen. Wir sind der Meinung, daß die Vorlage nicht weit genug geht. Wir wünschen, daß auch die Angehörigen der Versicherten in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können.

Abg. Dr. Graf (Nürnberg): Meine Freunde stehen auf dem Standpunkt, daß die Vorlage in der Kommission beraten werden soll. Wir werden dort unsere Wünsche geltend machen. Wir sind der Meinung, daß die Vorlage nicht weit genug geht. Wir wünschen, daß auch die Angehörigen der Versicherten in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können.

Abg. Dr. Graf (Nürnberg): Meine Freunde stehen auf dem Standpunkt, daß die Vorlage in der Kommission beraten werden soll. Wir werden dort unsere Wünsche geltend machen. Wir sind der Meinung, daß die Vorlage nicht weit genug geht. Wir wünschen, daß auch die Angehörigen der Versicherten in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können.

Abg. Dr. Graf (Nürnberg): Meine Freunde stehen auf dem Standpunkt, daß die Vorlage in der Kommission beraten werden soll. Wir werden dort unsere Wünsche geltend machen. Wir sind der Meinung, daß die Vorlage nicht weit genug geht. Wir wünschen, daß auch die Angehörigen der Versicherten in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können.

Die Tagesordnung umfaßt nur Interpellationen.

Abg. Dr. Graf (Nürnberg): Meine Freunde stehen auf dem Standpunkt, daß die Vorlage in der Kommission beraten werden soll. Wir werden dort unsere Wünsche geltend machen. Wir sind der Meinung, daß die Vorlage nicht weit genug geht. Wir wünschen, daß auch die Angehörigen der Versicherten in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können.

Abg. Dr. Graf (Nürnberg): Meine Freunde stehen auf dem Standpunkt, daß die Vorlage in der Kommission beraten werden soll. Wir werden dort unsere Wünsche geltend machen. Wir sind der Meinung, daß die Vorlage nicht weit genug geht. Wir wünschen, daß auch die Angehörigen der Versicherten in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können.

Abg. Dr. Graf (Nürnberg): Meine Freunde stehen auf dem Standpunkt, daß die Vorlage in der Kommission beraten werden soll. Wir werden dort unsere Wünsche geltend machen. Wir sind der Meinung, daß die Vorlage nicht weit genug geht. Wir wünschen, daß auch die Angehörigen der Versicherten in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können. Wir wünschen ferner, daß auch die Ehefrauen der Versicherten in Wochenbett in die Krankenhäuser aufgenommen werden können.

Beilage.

Aus Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg.

Bd. 1. Jahrg. 1. 1888. Berlin, Wilhelm Hertz. 8°. 1 Bl. 160 S. 4 Mk.

Der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg, der sich im Jahre 1865 gebildet hat, hat bisher seine Publikationen in den Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte niedergelegt. Diese Zeitschrift ist jetzt eingegangen, und der Verein hat sich entschlossen, seine Publikationen in einer neuen Zeitschrift zu veröffentlichen, deren erstes Heft uns vorliegt. Es enthält zunächst einen Aufsatz von Wilhelm Wattenbach über Markgraf Albrecht II. von Brandenburg, der 1300 Mitregent seines Vaters Otto IV. wurde und 1302 starb. Wattenbach hat sich bemüht, die Geschichte dieses Markgrafen, der bisher nur wenig bekannt war, aufzuhellen, und hat dabei auch die Urkunden, die sich auf ihn beziehen, gesammelt. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Fidicin über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1874 und 1875 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Fidicin hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1875 und 1876 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1876 und 1877 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1877 und 1878 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1878 und 1879 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1879 und 1880 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1880 und 1881 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1881 und 1882 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1882 und 1883 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1883 und 1884 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1884 und 1885 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1885 und 1886 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1886 und 1887 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen. Es folgt ein Aufsatz von Ernst Friedel über die Ausgrabungen, welche in den Jahren 1887 und 1888 auf dem Gebiete der Stadt Berlin vorgenommen wurden. Friedel hat sich bemüht, die Ergebnisse dieser Ausgrabungen, soweit sie sich auf die Geschichte Berlins beziehen, zusammenzustellen.

Bugenhagen von Ense, Rahel u. a. sind in ihrer Weise angiebend. Auf einige interessante Bemerkungen über die beiden letztern kommen wir bei einer andern Gelegenheit zurück.

Das Lebensalter der Dichter und der Rechtsgelehrten.

In einem Artikel der „Westminster review" mit der Ueberschrift „The influence of local causes on national character" stießen wir auf folgende interessante Bemerkung:

„Von den letzten zehn Kanzlern von Lord Thurlow abwärts ist der jüngste Lord Cranworth, gegen 70 Jahre alt. Ihr Durchschnittsalter ist gegenwärtig etwas über 76 Jahre; aber da die Lords Lyndhurst, Brougham, St.-Leonards und Cranworth glücklicherweise noch leben, wird es wol noch höher hinaufkommen. Zum Vergleich wählen wir zehn unserer hervorragendsten Dichter, mit Spencer beginnend:

	Lebensalter.		Lebensalter.
Spencer	46	Lord Thurlow	76
Shakspeare	52	„ Loughborough	72
Milton	66	„ Erskine	73
Pope	56	„ Eldon	87
Thomson	48	„ Lyndhurst	87
Gray	55	„ Brougham	81
Keats	24	„ Cottenham	70
Wordsworth	80	„ Truro	73
Coleridge	62	„ St.-Leonards	78
Byron	36	„ Cranworth	70

Das Durchschnittsalter der Dichter ist 52, jeder von ihnen ist also mehr als 24 Jahre jünger als jeder der letzten zehn Kanzler. Der Grund hiervon ist leicht einzusehen. Dichter sind gemeiniglich Leute von sehr nervöser Complexion, und die Ausübung ihrer Kunst verlangt große zeitweilige Aufregung, der eine entsprechende Abspannung folgt. Das ist der Gesundheit nicht so zuträglich als die länger dauernde aber weniger angreifende Anstrengung, welche Rechtsgelehrte auf ihre Arbeit zu verwenden pflegen." Zu der kürzern Lebensdauer der Dichter mögen aber wol noch einige andere Motive bei, die der Reviewer übersehen hat: bei dem einen das fortdauernde nagende Gefühl der Vereinsamung, des Unverstandenseins, ja der bürgerlichen Zurücksetzung in einer Welt, die zum größten Theil von der prosaischen, allem Idealismus entschieden abgeneigten Leuten beherrscht ist, wie ja auch Schiller einmal in einem Briefe vom Jahre 1787 klagt, er sei bisher „fast immer mit dem Fluche beladen gewesen, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat"; bei einem zweiten gewisse Unregelmäßigkeiten oder gar Excesse, die zum Theil aus seiner isolirten Stellung hervorgehen; bei einem dritten das Zehrfieber unbefriedigten Ehrgeizes, oder drückende Nahrungssorgen und aufreibende Nothарbeiten, oder der Kummer über eine Reihe von Mißerfolgen und widrigen Angriffen.

Der Mangel an ästhetischer Begabung bei den Schweizern.

In einer „Inaugural address delivered at Cambridge, 8th Oct. 1858", die wir in einem englischen Blatte erwähnt fanden, macht Ruskin, der die Schweiz bereist und unsers Wissens eine Reise auch beschrieben hat, folgende beachtenswerthe Bemerkung: „Es hatte für mich etwas Niederschlagendes, täglich mehr zu erkennen, daß dieses Volk, welches zuerst die Freiheiten Europa's sicherte und zuerst die Idee der Rechtsgleichheit begriff, in allen Gemüthseigenschaften — soll ich sie die niedern oder hohen nennen? — entsetzlich Mangel litt; und nicht nur daß das schweizer Volk von den frühesten Zeiten bis jetzt gar keine Poesie, ohne Kunst, ohne Musik, einen blos modulirten Gesang abgerechnet; sondern soweit ich nach den rohen Versuchen seiner frühesten Denkmale urtheilen kann, würde auch zur Zeit seiner größten nationalen Macht bei jeder Art der Erziehung unfähig gewesen sein, gute Werke der Kunst oder Dichtkunst hervorzubringen." Wir wollen hier nicht untersuchen, inwieweit diese Vorwürfe und namentlich der, daß die Schweiz ohne Kunst gewesen, vollkommen begründet seien. Es fehlt der Schweiz nicht an schönen Domen und mittelalterlichen Sculpturen; Hans Holbein malte seine schönsten Bilder in Basel, das freilich stets mehr den Charakter einer ehrlichen deutschen Reichsstadt bewahrt, als den einer eigentlich schweizer Stadt angenommen hat; der vielleicht größte Landschaftsmaler der Gegenwart, Calame, ist ein Genfer, und auch der Maler L. Robert war aus der Schweiz, freilich aus der französischen, gebürtig. Jedenfalls aber erscheint der Sinn für Naturschönheiten bei den eigentlichen Schweizern auffallend wenig entwickelt. Wir haben schon früher, in Nr. 8 d. Bl., das Selbstgeständniß des begabten Ulrich Bräker, des „armen Mannes im Tockenburg", angeführt, wonach der Sinn für landschaftliche Schönheiten und speciell für die erhabene Scenerie, in der er lebte, erst durch die Lectüre der Werke englischer Dichter in ihm erweckt und erschlossen worden sei. Im übrigen findet sich auch bei den deutschen Dichtern früherer Jahrhunderte äußerst wenig ursprünglicher Sinn für landschaftliche Scenerie und schöne Natur, außer etwa im verschnörkelten Zustande und mythologischen Aufputz; auch bei uns Deutschen ist dieser Sinn zumeist durch englische Vorbilder aus seinem Schlummer geweckt worden. H. M.

Bibliographie.

Armand, An der Indianergrenze. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Bellermann, C., Das Leben des Johannes Bugenhagen nebst einem vollständigen Abdruck seiner Braunschweigischen Kirchenordnung vom Jahre 1528. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Blätter zur Gegenwart. Von H. Teut. 1stes und 2tes Heft. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. à 3⅔ Ngr.

Fiedler, F., Aus der Geschichte des clevischen Landes vor und nach dem 25. März 1609. Eine Denkschrift zur Erinnerung an die vor 250 Jahren erfolgte Besitznahme des Herzogthums Cleve durch Johann Sigismund, Kurfürsten von Brandenburg, und an die am 16. Juni 1609 geleistete Huldigung. Nebst einer Abbildung der dem Kurfürsten in Cleve zu errichtenden Statue. Wesel. Gr. 8. 5 Ngr.

Protestantische Freunde und freie Gemeinden in der Provinz Sachsen. Leipzig, Gräbner. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Thomas Hood. Von H. Harrys. Hannover, Rümpler. 12. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Antwort an die drei Gegner des in Nr. 41 der Hamburger Nachrichten abgedruckten Artikels, betreffend die nachgesuchte Gleichberechtigung der römisch-katholischen Kirche in Holstein. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 4½ Ngr.

Beseler, W., Das deutsche Interesse in der italienischen Frage. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Despoten als Revolutionäre. An das Deutsche Volk. Berlin, F. Schneider. 8. 1 Ngr.

Dieckhoff, Das chinesische Heidenthum. Ein Vortrag im Göttinger Frauenverein gehalten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 6 Ngr.

Politische Eintagsfliegen aus Oesterreich. Salzburg, Mayr. 16. 4 Ngr.

Deutsche Gedichte eines Preußischen Landwehrmannes. Berlin, Schotte u. Comp. 16. 10 Ngr.

Gildemeister, J., Die Injurienklage der theologischen Facultät zu Marburg gegen den Consistorialrath Vilmar. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 7 Ngr.

Madvig, J. N., Der Verfassungsvorschlag der holsteinischen Stände und Graf Sponneck. Kopenhagen, Gyldendal. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des einunddreißigsten Heftes (Bogen 26—29 des dritten Bandes):

Elektrische Telegraphie. — Benjamin D'Israeli. — Cherbourg als Kriegshafen.

Kleinere Mittheilungen: Deinhardstein (Ludwig Franz). — D'Este (Karl Ludwig Johann). — Dirichlet (Peter Gustav, Lejeune-). — Dohna-Schlobitten (Karl Friedrich Emil, Graf). — Gaupp (Ernst Theodor). — Madrazo (Don José Madrazo y Aguso, genannt). — Metternich (Clemens Wenzel Lothar, Fürst von). — Nägelsbach (Karl Friedrich). — Orbigny (Alcide d'). — Oskar (König von Schweden und Norwegen). — Quandt (Johann Gottlob von). — Schönburg-Waldenburg (Otto Victor, Fürst von). — Sprengel (Karl).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur**, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der **erste** und **zweite Band** (die gewissermaßen den **16.** und **17. Band des Conversations-Lexikon** bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich den beiden ersten Heften des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik.

Vierte Auflage. Zwei Theile. **Miniatur-Ausgabe.**

Geb. in Leinwand 2 Thlr., in Leder 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Album, dessen vierte Auflage bald nach dem Erscheinen der drei ersten nöthig wurde, ist in dieser gänzlich umgearbeitet worden und bietet in der jetzigen höchst sorgfältigen Auswahl wirklich das Beste der neuern deutschen Lyrik, vorzugsweise der nach-Goethe'schen Zeit. Die Ausstattung ist vorzüglich, der Einband geschmackvoll, der Preis sehr mäßig. Dieses Album eignet sich somit besonders auch zu Geschenken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Englisches Vocabelbuch.

4000 der gebräuchlichsten englischen Wörter.

Mit Bezeichnung der Aussprache.

Von **Karl Graefer.**

8. Geh. 5 Ngr.

Ein treffliches Hülfsmittel zur Vervollkommnung in der englischen Sprache für Schulen wie beim Selbstunterricht.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der Englischen Sprache. Nach Ahn's Methode. Zweite Auflage. 8. 8 Ngr.

Praktische Schulgrammatik der Englischen Sprache. Mit vielen Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische. 8. 16 Ngr.

Das erste Werk ist ein neuer Lehrgang zur schnellen Erlernung der **englischen Sprache**, nach der bekannten und jetzt allgemein für die beste gehaltenen **Ahn**'schen Methode, aber in wesentlich vervollkommneter Einrichtung. **Von den competentesten Seiten ist dieser Lehrgang für trefflich erklärt worden und schon wenige Monate nach seinem Erscheinen war eine zweite Auflage nöthig.**

Das zweite Werk ist eine vollständige und höchst zweckmäßige Grammatik der englischen Sprache, die sich an den „Lehrgang" des Verfassers anschließt, aber auch ohne diesen als Schulbuch wie beim Selbstudium benutzt werden kann.

Der Verfasser war durch langjährige Erfahrung sowie durch die Ausarbeitung ähnlicher, in demselben Verlage erschienener und mit großem Beifall aufgenommener Unterrichtsschriften für Engländer und Franzosen zu diesen Schriften vorzugsweise befähigt und dieselben sind auch bereits mehrfach in Schulen eingeführt.

☞ Lehrer erhalten von der Verlagshandlung gern ein Gratisexemplar dieser Werke, um sich näher damit vertraut zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist der **dritte Halbband** dieses wichtigen Werks des berühmten Verfassers erschienen und nebst dem ersten Band und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Es ist eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel für die weitesten Kreise des deutschen Volks. Die Wichtigkeit des Werks erhellt ebenso aus der dasselbe auf das freudigste bewillkommnenden Stimmen der Vertreter einer freien kirchlichen Richtung als aus den lebhaften Angriffen und Warnungen der Gegner derselben. Es hat auch bereits in der kurzen Zeit seit seinem Beginn einen überraschend großen Kreis von Abnehmern gefunden.

Der **erste Halbband** kostet 1⅓ Thlr., der **zweite** und **dritte** jeder 1 Thlr. Subscriptionspreis 1⅓ Ngr. per Bogen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 18. August 1859.

Inhalt: Livingstone's Reisen in Südafrika. Von **Moritz Kirbach.** — Gegen den Materialismus der heutigen Naturwissenschaft. Von Heinrich **Birnbaum.** — Ein religiöser Künstlerroman. — Bowring's Uebersetzung sämmtlicher Gedichte Heinrich Heine's. — **Notiz.** (Zur Schlacht von Solferino.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Livingstone's Reisen in Südafrika.

Missionsreisen und Forschungen in Südafrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte, vollständige Ausgabe für Deutschland von David Livingstone. Aus dem Englischen von Hermann Lotze. Mit 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen eingedruckten Holzschnitten, zwei Karten und einem Porträt. Zwei Bände. Leipzig, Costenoble. Lex.-8. 1858. 5 Thlr. 10 Ngr.

Das in einer wohlgelungenen Uebersetzung uns zur Besprechung vorliegende Reisewerk Livingstone's gehört zu den epochemachenden literarischen Erscheinungen nicht blos unsers Jahrzehnds, sondern unsers Jahrhunderts. Die ihm vorausgehenden Erwartungen, rege gemacht durch die schon vor der Veröffentlichung des Buchs, ja theilweise schon vor Rückkehr Livingstone's nach Europa bekannt gewordenen und befriedigenden Resultate seiner großartigen Entdeckungsreisen, werden hier auf das glänzendste gerechtfertigt. In der That herrscht auch über den innern Werth dieses Reisewerks in der Kritik, der englischen sowol wie der deutschen, nur Eine Stimme. Dagegen hat sich dieser und jener Recensent gemüßigt gefunden, etwas an der Form zu bemängeln. Man glaubt in der Darstellungsweise einen gewissen Mangel an literarischem Geschick zu erkennen und bedauert, daß die Erzählung nicht ganz in demselben Grade unterhaltend wie belehrend sei. Dieses Urtheil scheint sich auf das eigene Geständniß des Verfassers stützen zu können, welcher in der Einleitung zu seinem Buche die Bemerkung macht, daß er lieber noch das ganze Festland Afrikas der Quere nach durchwandern, als es auf sich nehmen wolle, noch ein Buch zu schreiben; und wir glauben recht gern, daß dies keine affectirte Bescheidenheit ist, wenn wir am Schlusse seines Reiseberichts lesen, daß er mit Ausnahme seines kurzen Aufenthalts in Angola während der letzten vierthalb Jahre kein englisches Wort gesprochen und, da er vorher schon 13 Jahre lang nur selten in den Fall kam, seine Muttersprache zu gebrauchen, das Englische zur Zeit seiner Rückkehr gewissermaßen verlernt hatte. Wäre es nun eben die ungeschickte Handhabung der Sprache, was die englische Kritik an seinem Werke tadelt, so würden wir uns über diesen Punkt billig alles Urtheils enthalten, zumal da die Uebersetzung von einem derartigen Mangel nicht das Geringste verspüren läßt. So verhält es sich aber nicht; es handelt sich vielmehr lediglich um die alte Marotte des englischen Geschmacks, der auch von einem wissenschaftlichen Werke, insbesondere aber von einer Reiseschilderung in erster Linie „amusirt" werden will, an den geographischen Forscher dieselben Anforderungen wie an den simpeln Touristen stellt, und ganze Seiten voll der unschätzbarsten wissenschaftlichen Entdeckungen bereitwillig für eine erheiternde Anekdote oder für ein romanhaftes persönliches Abenteuer aufopfern würde. Mit dem englischen Geschmacke wollen wir hierüber nicht rechten; der grobe Realismus muß aber weit um sich gegriffen haben, wenn auch die deutsche Kritik einer solchen Anschauungsweise Platz gibt.

Wir gedenken bei einer andern Gelegenheit auf das Unvernünftige und Unbillige jener Ansprüche hinzuweisen; im gegenwärtigen Falle, wo wir bei der fast überwältigenden Masse des in den beiden vorliegenden Bänden gebotenen neuen Stoffs kaum wissen, wie wir auf dem uns zugemessenen Raume den seltenen Verdiensten des Verfassers einigermaßen gerecht werden sollen, begnügen wir uns mit der Erklärung, daß wir es unter allen Umständen mit der einem heroischen, opfermuthigen Bahnbrecher der Menschheitscultur wie Livingstone schuldigen Ehrfurcht für unvereinbar erachten würden, an Nebendingen und Aeußerlichkeiten herumzumäkeln; daß es aber bei der Beurtheilung dieses Buchs einer solchen Rücksichtnahme nicht einmal bedarf, weil wir fest überzeugt sind, daß jedermann, der die heiligsten Interessen der Menschheit und Menschlichkeit und den Ausbau der Wissenschaft höher stellt als das lose Spiel der Phantasie und die werthlose Erregung des Augenblicks, der Erzählung des Verfassers von der ersten bis zur letzten Seite seines Buchs mit derselben ungeschwächten Aufmerksamkeit, ja mit derselben athemlosen Spannung folgen wird wie wir. Man greife den ersten besten Absatz aus dem Buche heraus, und er wird einen inhaltreichen, interessanten, anregenden Aufsatz für ein Feuilleton geben. Das Werk

kann deshalb freilich auch nicht durchflogen, es muß studirt werden; wenige Leser werden auf sämmtlichen darin berührten Gebieten menschlicher Erkenntniß heimisch genug sein, um auch nur den größten Theil des darin Gebotenen geistig verarbeiten zu können, ohne von Zeit zu Zeit eines Ruhepunktes zu bedürfen. Wenn dies ein Mangel ist, so theilt das Livingstone'sche Reisewerk diesen Mangel mit allen ideenreichen Erzeugnissen der Wissenschaft oder Kunst, und die Schuld desselben trifft nicht die Darstellungsweise des Verfassers, sondern die Fassungskraft des Lesers.

Eine kurze Skizze von den Lebensschicksalen und dem Entwickelungsgange des Verfassers würde bei einem so außerordentlichen Charakter wie Livingstone unter allen Umständen am Platze sein; hier liegt sie sogar im Bereiche unserer unmittelbaren Aufgabe. Die Einleitung zu seinem Buche enthält eine solche Schilderung seiner Erlebnisse und Strebungen bis zu seiner Ankunft in Afrika, und wir theilen daraus das Wesentlichste mit. Livingstone wurde im Jahre 1813 zu Blantyre am Clyde oberhalb Glasgow von armen, aber frommen und rechtschaffenen Aeltern aus hochschottischem Stamme geboren. Schon in seinem zehnten Jahre ward er als Ansetzer in eine Fabrik gethan, wo er täglich von früh 6 bis abends 8 Uhr an die Arbeit gefesselt war. Mit einem Theile seines ersten Wochenlohns kaufte er sich Ruddiman's „Anfangsgründe der lateinischen Sprache" und setzte das Studium dieser Sprache viele Jahre lang in einer Feierabendschule fort, die von 8 bis 10 Uhr gehalten wurde. Zu Hause, saß er noch bis Mitternacht oder länger über seinen Büchern, wenn nicht seine Mutter aufsprang und ihm dieselben aus der Hand riß. Auf diese Weise las er bis zu seinem sechzehnten Jahre nicht nur viele Schriftsteller des classischen Alterthums, sondern verschlang förmlich alle Bücher, die ihm in die Hände fielen, mit Ausnahme von Romanen. Wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen bildeten seine Lieblingslectüre; gegen trockene dogmatische und überhaupt gegen religiöse Bücher verspürte er zum Leidwesen seines Vaters noch lange eine entschiedene Abneigung. Er erzählt:

Als mir aber die herrlichen Werke von Dr. Thomas Dick: „Die Philosophie der Religion" und „Die Philosophie eines künftigen Lebens", in die Hände fielen, war es mir höchst erfreulich zu finden, wie meine eigenen Ansichten, daß nämlich Religion und Wissenschaft nicht feindlich, sondern freundlich gegeneinander seien, hierdurch vollständig erwiesen und bestätigt wurden.

Um dieselbe Zeit begann er auch „die Nothwendigkeit und den Werth einer persönlichen Anwendung der Theorie von der Erlösung durch den Opfertod unsers Heilandes" auf seine eigene Lage zu fühlen, und „in der Liebesglut, welche das Christenthum einflößt", beschloß er bald, sein Leben der Linderung menschlichen Elends zu widmen. Ueberzeugt, „daß wenn er sich zu einem Vorläufer des Christenthums in China hergebe, dies zur materiellen Wohlfahrt einiger Theile jenes ungeheuern Reichs führen könne", faßte er den Entschluß, sich zu diesem Behufe eine medicinische Ausbildung zu verschaffen. Mit gewohnter Energie ging er sofort ans Werk. Er begann seine Studien mit einem alten Werke über die astrologische Medicin, und um die darin angeführten Pflanzen praktisch kennen zu lernen, benutzte er seine wenige freie Zeit zum Botanisiren in der Umgegend. In mehr als einer Hinsicht bezeichnend ist folgende Anekdote:

Auf einer dieser Forschungswanderungen betraten wir einmal einen Kalksteinbruch, noch lange bevor die Geognosie so populär war, wie sie es heutzutage ist. Es wäre nicht möglich, das Vergnügen und das Staunen zu schildern, womit ich die Muscheln zu sammeln begann, welche sich in dem in High Blantire und Cambuslang zu Tage stehenden kohlenführenden Kalkstein finden. Als einer der Steinbrecher mich kleinen Jungen damit beschäftigt sah, schaute er mich mit einem jener mitleidigen Blicke an, womit der Wohlwollende gewöhnlich den Halbsinnigen zu messen pflegt. „Wie mögen doch nur diese Muscheln in das Gestein gekommen sein?" fragte ich ihn. „Als Gott diesen Felsen schuf, hat er die Muscheln in denselben gemacht", war seine niederschlagende Antwort. Wie viele Mühe hätten sich die Geologen ersparen können, wenn sie die türkenhafte Philosophie dieses Schotten angenommen hätten.

Um bei der Arbeit lesen zu können, legte er das Buch so auf die Baumwollenspinnmaschine, daß er Satz um Satz lesen konnte, während er seine Arbeit überwachte. Die letztere war ausnehmend streng, wurde aber gut bezahlt und setzte ihn in den Stand, während des Sommers so viel zu verdienen, daß er im Winter zu Glasgow Vorlesungen über Medicin, griechische Sprache und Theologie hören konnte. Als er die medicinische Licentiatenprüfung bestanden, gedachte er sein Vorhaben auszuführen. Da aber zu jener Zeit der Opiumkrieg wüthete, so ließ er sich durch die londoner Missionsgesellschaft, an die er sich bereits früher wegen ihres von aller Sektirerei freien Charakters angeschlossen hatte, und insbesondere durch seinen nachmaligen Schwiegervater, den Missionar Moffat, bestimmen, seine Gedanken auf Afrika zu lenken. Nachdem er in England seine theologische Ausbildung weiter vervollständigt hatte, schiffte er sich (1840) nach Afrika ein. In der Capstadt hielt er sich nur kurze Zeit auf, fuhr dann zur See nach der Algoabucht und begab sich landeinwärts nach Kuruman, der Station Moffat's, damals der nördlichsten in Südafrika. Er richtete jedoch seine Aufmerksamkeit alsbald weiter nordwärts. Um sich eine möglichst genaue Kenntniß der Landessprache zu verschaffen, schloß er sich ungefähr ein halbes Jahr von allem Umgange mit Europäern ab und verschaffte sich dadurch eine genaue Einsicht in die Lebens- und Denkweise jenes Theils der Betschuana, die man Bakuena nennt: Kenntnisse, die ihm in seinem Verkehre mit denselben von unberechenbarem Vortheile waren.

Er drang nach Norden zu den unter dem 22 und 23° südl. Br. wohnenden Bakaa, Bamangwato und Makalaka vor und siedelte nach seiner Rückkehr 1843 nach der Missionsstation Tschonuane im schönen Thal von Mabotsa über. Häuptling der Bakuena, welche damals in dem benachbarten Schokurna wohnten, war Setschele, ein Mann von ungewöhnlicher Intelligenz, mit dem ihn bald wechselseitige Zuneigung verband. Als Setschele noch ein Knabe war, wurde sein Vater von dem eigenen Volke ermordet, weil er sich die Weiber seiner reichen Unterhäupt-

lage angeeignet hatte. Von den Freunden der Kinder des ermordeten Häuptlings herbeigerufen, umzingelte Sebituane, der Häuptling der Makololo, die Stadt der Bakuena und zwang diese, Setschele als ihren Häuptling anzuerkennen. Sobald der letztere Gelegenheit zum Lernen hatte, machte er sich mit einem solchen Fleiße ans Lesen, daß er, der wegen seiner Vorliebe für die Jagd zuvor verhältnißmäßig hager gewesen war, jetzt aus Mangel an Leibesbewegung ganz corpulent wurde: ein Umstand, der ihm zu um so größerer Ehre gereicht, als die Begriffe der Betschuana von königlicher Würde denen der Orampo und anderer afrikanischen Völker, von denen Andersson berichtet, daß die Verehrung des Königs genau im Verhältniß zu dem körperlichen Umfange desselben steht, schnurstracks zuwiderlaufen. Seine Lieblingslectüre war der Jesaias. Von der Wahrheit des Christenthums durchdrungen, hätte er gern auch seine Leute, da kein anderes Mittel anschlug, durch Anwendung der Peitsche bekehrt, wenn sich der Missionar nicht gegen dieses summarische Verfahren erklärt hätte. Allein der Umstand, daß er mit seinem Glauben unter seinem Volke allein stand, hielt ihn nicht ab, sich nach drei Jahren mit seinen Kindern durch die Taufe zum Christenthume zu bekennen, freiwillig seine Weiber bis auf ein einziges zu entlassen und sich durch diesen Schritt deren Verwandten zu Feinden zu machen. Wol der einzige Fall in Südafrika, wo die Beschränktheit der Missionare mit dieser nach den dortigen Verhältnissen fürs erste ungerechtfertigten Forderung durchgedrungen ist.

Eine anhaltende Trockenheit, welche in Afrika zuweilen selbst die allerbegünstigtsten Oertlichkeiten heimsucht, veranlaßte Sedschele (1847) auf Livingstone's Rath sich mit seinem Stamme nach dem etwas weiter nördlich gelegenen Flusse Kolobeng überzusiedeln, welcher der neuen Missionsstation, nunmehr der nördlichsten, den Namen gab. Allein schon im zweiten und dritten Jahre herrschte hier dieselbe außerordentliche Dürre. Livingstone kam einigermaßen ins Gedränge, da die Bakuena, welche sich übrigens durch ein auffallend gutes Betragen gegen ihn auszeichneten, diese Hartnäckigkeit des Himmels mit der Anwesenheit von „Gottes Wort" unter ihnen in Zusammenhang brachten. Der Wunsch, für seinen Freund und dessen Stamm weiter nördlich einen günstigern Wohnplatz ausfindig zu machen und dieselben dadurch zugleich vor den Feindseligkeiten und räuberischen Einfällen der transvaalischen Boers, denen Setschele wegen seiner Verbindung mit dem englischen Missionar ganz besonders verhaßt war, sicher zu stellen, wurde für ihn der nächste Beweggrund zu einer größern Entdeckungsreise, zu welcher ihn ohnedies sein Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums und in noch weit höherm Grade der ihm angeborene Forschungstrieb anspornten. Dieser war es denn wol auch vor allem, der ihn bestimmte, den Ngamisee aufzusuchen, dessen genaue Lage seit mindestens einem halben Jahrhundert von den Eingeborenen bestimmt, den aber auf dem geradesten Wege durch die Kalahariwüste zu erreichen alle bisherigen Versuche von Europäern gescheitert waren. Livingstone beschloß daher, die Wüste im Osten zu umgehen, und theilte seine Absicht dem bekannten afrikanischen Reisenden, Oberst Steele, damals in Madras, mit, welcher zwei andere afrikanische Reisende, den Major Vardon und Oswell, davon in Kenntniß setzte. Der letztere, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, entsagte, wie Livingstone glaubt, lediglich im Interesse der geographischen Wissenschaft, seiner hohen Stellung im Dienste der Ostindischen Compagnie und schloß sich in Gesellschaft eines Mr. Murray der Expedition an, deren Kosten er zum großen Theile aus eigenen Mitteln bestritt.

Die Reisegesellschaft brach am 1. Juni 1849 von Kolobeng auf. Es ist nicht unsere Absicht, sie auf ihrem Wege zu begleiten, da der uns zugemessene Raum bei der noch zu überwältigenden Stoffmenge uns nicht gestatten würde, viel genauer auf das einzelne einzugehen, als dies bereits bei Gelegenheit unsers Berichts in Nr. 20 d. Bl. f. 1858 über das Andersson'sche Reisewerk einleitungsweise geschehen ist. Wir bemerken nur, daß sie nach vielen Mühseligkeiten am 4. Juli den Zouga, den nach Nordost strömenden Abfluß des Sees, und am 1. August das nordöstliche Ende des Ngami selbst erreichte. Die Bekanntschaft der friedlichen Umwohner des Sees, der Bayeye, und ihres Häuptlings aus dem herrschenden Mischlingsstamme der Bamangwato, der Batauana, Namens Letschulatebe, haben wir ebenfalls bereits gemacht. Wie dieser Häuptling später durch seine Intriguen Andersson am weitern Vordringen längs des Teoughe hinderte, so verweigerte er jetzt Livingstone und Oswell die nothwendigen Führer zu Sebituane, dem mächtigen Häuptling der Makololo im Norden, und zwang die Reisenden zur Rückkehr. Bei einem neuen Versuche im April 1850 erreichte zwar Livingstone in Gesellschaft seiner Frau und Kinder und Setschele's abermals den Ngami, wurde aber durch das Sumpffieber und die Verheerungen der Tsetsefliege zur Umkehr genöthigt.

Belangreicher waren die Ergebnisse der dritten Reise, welche Livingstone zu Anfang des Jahres 1851, wiederum in Begleitung seiner Familie und des von der Capstadt zurückgekehrten Oswell, antrat. Nachdem sie über den Zouga gesetzt, durchzogen sie in nördlicher Richtung eine harte, vollkommen flache Gegend voll sogenannter „Salzpfannen" mit Quellen salzigen, aber nicht untrinkbaren Wassers, wandten sich dann nordwestlich durch eine wüste, trostlose Landstrecke, wo sogar der eingeborene Führer sich verirrte und die Kinder dem Verschmachten vor Durst nahe waren, nach den Ufern eines Sumpfes, in den sich der von Norden herabkommende Mababe verläuft, und erreichten endlich den großen Fluß Tschobe und das Gebiet der Makololo, von deren Häuptling Sebituane sie höchst ehrenvoll aufgenommen wurden. Die Lebensschicksale dieses hochbegabten tapfern Kriegers, wie er sie seinen Gästen in früher Morgendämmerung am Wachtfeuer erzählte, sind höchst abenteuerlich und über das Leben und Treiben jener Völkerstämme belehrend. Sebituane gehörte zu der ungeheuern Horde von Wilden, die im Jahre 1824 durch die Gripua von Kuruman aus dem fernen Süden

wurden waren. Der neu gewählte Bischof Ludwig von Speier, der sich in Worms aufhielt, wurde von ihnen gebeten, die Weihe zu vollziehen. Er lehnte ab, weil er sich nicht in Gegenwart des Bischofs Hermann weihen lassen wollte. Da wandten sich die Wormser an den Bischof Hermann, der sich auch bereit erklärte, die Weihe zu vollziehen, wenn ihm Ludwig von Speier die Hände auflegte. Ludwig lehnte auch dies

ein gewandter Redner. Viele Eingeborene, die früher unter den Seen wohnten, haben sich unter sein Scepter geflüchtet, und er ist jetzt mächtiger, als er vor dem Angriff auf Kolobeng war.

Weiterhin begegnete Livingstone auch dem Reisenden Macabe, welcher den Ngami glücklich erreicht hatte, indem er von einem etwas südlich von Kolobeng gelegenen Punkte aus quer durch die diesmal infolge eines starken Regenfalls an Wassermelonen reiche Wüste reiste. Er gelangte von Südosten her an den See, überschritt den Teoughe, umging den nördlichen Theil des Sees, und ist der einzige europäische Reisende, welcher denselben in seiner ganzen Ausdehnung gesehen hat, die er auf 90—100 engl. Meilen schätzt.

Am 15. Januar 1853 verabschiedete sich Livingstone zum letzten mal von seinen unglücklichen Freunden, den Bakuena zu Lituberuba (oder Kolobeng) und schlug eine etwas östlichere Richtung ein als auf der vorigen Reise. Diesmal galt es aber weit größere Schwierigkeiten zu überwinden. Die Flüsse waren ausgetreten und einmal erkrankten alle seine Begleiter bis auf einen Knaben. Endlich kamen sie an den Sanschureh, einen südlichen Arm des Tschobe, welcher ihrem weitern Vordringen eine unübersteigliche Schranke entgegenstellte. Da nahm er den stärksten seiner Reisegefährten und ging in einem vom Cap mitgebrachten Ponton über den Fluß, an dessen Ufer sie 20 Meilen weit vorwärts drangen, bis sie einen ungeheuern Rohrwall von 6—7 Fuß Höhe erreichten. Da sie sich am nächsten Morgen von einem der höchsten Bäume aus überzeugten, daß der Tschobe überall von demselben dichten Gürtel eingeschlossen war, so mußten sie sich entschließen, durch das Rohr, unter welches überdies eine Art sägeartig gezähntes Gras, das wie ein Rasirmesser die Hände verletzte, gemischt war und das von bindfadendicker Winde zusammengehalten wurde, sowie weiterhin durch große Massen auf gleiche Weise fest verschlungener Papyruspflanzen sich Bahn zu brechen. Sie erreichten mit zerrissenen Kleidern, blutend und erschöpft, das Ufer des Tschobe und ruderten mit ihrem Ponton von Mittag bis Sonnenuntergang flußaufwärts, bis sie endlich ein Dorf der Makololo erreichten, dessen Bewohner glaubten, daß sie aus den Wolken gefallen und auf einem Flußpferd zu ihnen geritten sein müßten, weil niemand ohne ihr Wissen über den Tschobe gelangen könne. Am 3. Mai 1853 erreichten sie Linyanti, die Hauptstadt der Makololo (18° 17′ 20″ südl. Br., 23° 50′ 9″ östl. L.).

Hier hatte inzwischen Sebituane's Tochter die Häuptlingswürde ihrem achtzehnjährigen Bruder Sekeletu abgetreten. Der Verfasser beschreibt ihn als von dunkelgelber Farbe wie Kaffee und Milch (auf welche Farbe die Makololo außerordentlich stolz sind, weil sie sich dadurch von den schwarzen Stämmen an den Flüssen deutlich unterscheiden), ungefähr 7 Fuß hoch, und nicht so gut von Ansehen, noch ebenso geschickt als sein Vater, aber den Fremden gleich freundlich gesinnt. Seine Zuneigung zu Livingstone stieg noch, als es diesem gelang, ihn zu heilen vor der Hand eines Mörders zu retten. Die Bibel wollte er zwar anfangs nicht lesen lernen, weil er fürchtete, „es möchte sein Herz ändern und ihn dahin bringen, wie Setschele mit einer Frau zufrieden zu sein". Dagegen bot er ihm alles in und außerhalb seiner Stadt an, was er nur wünsche. Der Missionar beanspruchte nur einen Kahn, um den hier Leeambye genannten Zambesi in nördlicher Richtung stromaufwärts zu fahren, was er auch in Begleitung Sekeletu's von einem oberhalb Sescheke gelegenen Dorfe Sekhosis aus bewerkstelligte. Die Schiffahrt ist bei niederm Wasserstande durch eine Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen unterbrochen, von denen namentlich die bei Gonye ein bedeutendes Hinderniß bilden. Die aus 33 Kähnen und 160 Mann bestehende Expedition ruderte an den Dörfern der armen, aber sehr fleißigen und geschickten Banyeti vorüber nach dem durch die jährliche Ueberschwemmung durch den Fluß reich befruchteten Thale der Berotse, in deren Hauptstadt Naliele Sekeletu zurückblieb, während Livingstone seine Explorationsreise bis an die Grenze des Berotsethals, d. h. bis zu dem Punkte fortsetzte, wo der von Norden herabkommende, hier 250 Ellen breite Leeba sich mit dem 300 Ellen breiten, in seinem obern westlichen und südwestlichen Laufe Kabompo und Luambesi genannten Leeambye vereinigt. Trotz der Schönheit und Fruchtbarkeit dieses inselreichen Flußthals mit seiner herrlichen Vegetation und seinem unglaublichen Reichthum an animalischem Leben hatte er nirgends einen zur Gründung einer Missionsstation unter den Makololo geeigneten Ort gefunden. Er beschloß daher nunmehr den zweiten Theil seines Plans auszuführen und kehrte deshalb nach Linyanti zurück.

Die Makololo gingen bereitwillig auf seinen Vorschlag ein; denn sie sehnten sich danach, mit den weißen Männern ungehinderten und gewinnreichen Handel zu treiben, wozu die Vermittelung der Membori, welche im Jahre 1850 kurz vor Livingstone's erster Ankunft zuerst die Makololo zum Verkauf von Sklaven verleitet hatten, nicht hinreichte, sondern die Herstellung einer directen Verbindung mit der Küste erforderlich war. Es wurden daher in einem Pitscho, d. h. in einer Versammlung, wo große Redefreiheit herrschte, 27 Mann auserwählt, die den Reisenden nicht als gedungene Diener, sondern im Auftrage ihres Häuptlings und Stammes begleiten sollten. Mit ziemlich leichtem Gepäck verließ die Reisegesellschaft am 11. November 1853 Linyanti und erreichte am 17. December Libonta, die letzte Stadt der Makololo, von denen die Expedition bisher aufs freigebigste mit allen Lebensbedürfnissen ausgestattet worden war. Man betrat jetzt fremdes Gebiet, das der Balonda, und befand sich den 27. December wieder am Zusammenflusse des Leeba und Leeambye (14° 10′ 52″ südl. Br., 23° 35′ 40″ östl. L.), von denen der erstere die bisherige nördlich-südliche Richtung des letztern fortsetzt.

Er schlängelt sich langsam durch die reizendsten Wiesen, welche reich an weichen Binsen sind und vielleicht von Bächlein durchschnitten werden oder in der Mitte einen großen Teich aufweisen. Die Bäume sind mit dem frischesten Laubwerk bedeckt und scheinen wie in den anmuthigsten Gruppen angelegt zu sein, sodaß die Kunst keinen größern Reiz herzustellen im Stande wäre.

Bisher war die Expedition auf Kähnen gereist, wäh-

von 30 verschiedenen Farbe, wie Ihre Majestät, die Königin von England, sie trug, und ein Kleid von Silberstoff, welches, wie Ihre Majestät, die Königin von England, es trug, mit Diamanten besetzt war. Ihre Majestät, die Königin von England, trug ein Kleid von Silberstoff, welches

und Art 6. Der Bundesrath erläßt Vorschriften über die Ausführung der Bestimmungen dieses Artikels, sowie über die Ausführung der Artikel 4 und 5 und über die Ausführung der Artikel 7 und 8 in Verbindung mit Artikel 4 und 5. Er ist befugt, Ausnahmen von den Bestimmungen dieses Artikels zu gestatten, wenn die Verhältnisse solche Ausnahmen rechtfertigen.

Artikel 7. Die Bestimmungen der Artikel 4 und 5 finden auf Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausfuhr, der Durchfuhr oder der Niederlage in Zollausschlüssen, Zollfreilagern oder Freihäfen eingehen, keine Anwendung.

Artikel 8. Die Bestimmungen der Artikel 4 und 5 finden auf Gegenstände, welche zum Zwecke der Veredlung oder der Reparatur eingehen, keine Anwendung, wenn dieselben nach der Veredlung oder Reparatur wieder ausgeführt werden.

Artikel 9. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Veredlung oder der Reparatur eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Veredlung oder Reparatur nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 10. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung wieder ausgeführt werden.

Artikel 11. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 12. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 13. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 14. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 15. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 16. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 17. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 18. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 19. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 20. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 21. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 22. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 23. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 24. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 25. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 26. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 27. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 28. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 29. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 30. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 31. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 32. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 33. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 34. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 35. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 36. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 37. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 38. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 39. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 40. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 41. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 42. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 43. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 44. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 45. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 46. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 47. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 48. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 49. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 50. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 51. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 52. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 53. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 54. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 55. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 56. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 57. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 58. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 59. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 60. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 61. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 62. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 63. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 64. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 65. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 66. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 67. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 68. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 69. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 70. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 71. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 72. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 73. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 74. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 75. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 76. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 77. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 78. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 79. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 80. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 81. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 82. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 83. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 84. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 85. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 86. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 87. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 88. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 89. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 90. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 91. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 92. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 93. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 94. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 95. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 96. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 97. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 98. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 99. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 100. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 101. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 102. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 103. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 104. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 105. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 106. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 107. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 108. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 109. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu befürchten ist.

Artikel 110. Der Bundesrath ist befugt, Gegenstände, welche zum Zwecke der Ausstellung eingehen, auch dann von den Bestimmungen der Artikel 4 und 5 zu befreien, wenn dieselben nach der Ausstellung nicht wieder ausgeführt werden, sofern dadurch eine Umgehung der Bestimmungen dieser Artikel nicht zu bef

wird plötzlich zwiſchen die Baſaltmauern eines nicht mehr als 15—20 Ellen breiten Felſenſpaltes eingeengt. Am Rande des Abgrundes liegt eine Inſel, zu deren beiden Seiten fünf ungeheuere Dunſtſäulen emporſteigen, welche dem Katarakte ſeinen einheimiſchen Namen („Hier toſt Rauch") gegeben haben. Von hier aus wendet ſich der Zambeſe unter dem 18. Breitengrad bis zum 27. Längengrade oſtwärts und beſchreibt ſodann bis zu ſeiner Mündung einen gewaltigen Kreisbogen, deſſen Sehne der genannte Breitengrad bildet und deſſen Scheitel ſich vier Längengrade hindurch zwiſchen dem 16. und 15.° ſüdl. Br. hinzieht. Nachdem ſich Livingſtone am 20. November in Kalai von Sekeletu verabſchiedet hatte, zog er, den ſüdlichen Bogen des Zambeſi abſchneidend, dem erſten großen nördlichen Nebenfluſſe deſſelben, dem in ziemlich öſtlicher Richtung unter dem 17. Breitengrade ſtrömenden Kaſue zu und hatte, unterwegs nur ein einziges mal durch die drohende Haltung eines mit den Makololo auf Kriegsfuß ſtehenden Dorfs beläſtigt, die Freude, das Ziel ſeiner ſehnſüchtigſten Wünſche endlich erreicht zu ſehen. Er entdeckte nämlich zwiſchen den beiden Flüſſen einen ausgedehnten Höhenzug, deſſen fruchtbarer Boden und geſunde Lage die Anlegung einer Miſſionsſtation geſtattete. Als er das Gebiet der freien Batoka hinter ſich zurückgelaſſen hatte, ſetzte er am 18. November beim Dorfe Semalembue's, eines angeſehenen Häuptlings der Baſchukolompo, über den hier mehr als 200 Ellen breiten Kaſue und verfolgte ſodann das von einer ſchönen Hügelreihe eingefaßte nördliche Ufer dieſes Fluſſes bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Zambeſi, ohne jedoch dieſen intereſſanten Punkt im Lande der Babimpe ſelbſt in Augenſchein nehmen zu können. Am 14. Januar 1856 erreichte er den Zuſammenfluß des beträchtlichen Loangwa mit dem Zambeſi, wo er die Ruinen einer Kirche (15°37′22″ ſüdl. Br., 30°32′ öſtl. L.) und weiterhin die von 8—10 ſteinernen Häuſern entdeckte, welche zu dem ehemaligen, für einen Handelsort ganz vortrefflich liegenden Zumbo gehörten. Dies war der weſtlichſte Punkt, den die Portugieſen jemals von Oſten her erreicht hatten. Je näher die Reiſegeſellſchaft den gegenwärtigen Beſitzungen der letztern kam, deſto größer wurden die Schwierigkeiten; denn ſie geriethen mitten in den Krieg hinein, welchen die Eingeborenen ſeit zwei Jahren mit den Bazunga, d. i. mit den Portugieſen, führten. Nur ſeiner Geiſtesgegenwart und dem Umſtande, daß er die Eingeborenen zu überzeugen wußte, er gehöre „zu dem Stamme, der die Schwarzen lieb hat", verdankte es der Reiſende, daß man ihn mit ſeinen Leuten unangefochten paſſiren ließ. Der mächtige Baſengahäuptling Myende gab nicht nur ſeine feindſeligen Abſichten gegen ihn auf, ſondern ließ ihn auch vorſorglich über den hier 1200 Ellen breiten und tiefen Strom ſetzen. Da aber infolge heftiger Regengüſſe der Zambeſi über ſeine Ufer getreten und auch ſeine zahlreichen Nebenflüſſe überfüllt waren, ſo hielt er ſich nur bis zu 32° 5′ am ſüdlichen Ufer des Stroms und wandte ſich ſodann ſüdöſtlich durch das Land der Bambiri, eines Stammes der großen Nation der Banyai, welche den ganzen obenerwähnten Scheitel des vom Zambeſi beſchriebenen Bogens einnimmt und deren Regierungsform eine Art Lehnsrepublik iſt. Einer von den Unterhäuptlingen dieſer Nation iſt auch der berühmte „Kaiſer Monomotapa". Die Entbehrungen und Mühſale der Expedition ſtiegen jetzt aufs höchſte: ſie mußte auf unwegſamen Pfaden die Dörfer umgehen, und da die Ochſen den Stichen der Tſetſe erlegen waren, ſo mußten ſich die Leute eine Zeit lang von Wurzeln und Honig nähren und Livingſtone ſelbſt mußte ſich in der glühendſten Hitze zu Fuße fortſchleppen. Nur noch acht engl. Meilen von Tete entfernt, vermochte er ſich nicht einen Schritt weiter zu bewegen und blieb auf der Stelle liegen, ſchickte aber ſeine Empfehlungsbriefe an den Commandanten ab. Etwa um 2 Uhr morgens am 3. März wurde er von zwei Offizieren mit einer Compagnie Soldaten geweckt, welche mit dem nöthigen Material zu einem „civiliſirten" Frühſtück gekommen waren. „Das Vergnügen, welches mir das Frühſtück gewährte", ſagt der Verfaſſer, „iſt nur mit dem Genuſſe zu vergleichen, den ich nach meiner Ankunft in Loanda in dem Bette bei Gabriel empfand." Wunderbar geſtärkt, hielt er wenige Stunden darauf in Tete (16°9′3″ ſüdl. Br., 33°28′ öſtl. L.) am Zambeſi ſeinen Einzug. Da dieſe Jahreszeit im Tete des Zambeſi außerordentlich ungeſund iſt, ſo blieb er, der freundlichen Einladung des unerſchöpflich gütigen Gouverneurs Major Sicard folgend, bis zum Ende derſelben in Tete, deſſen Umgebungen er ſorgfältig erforſchte. Hier ließ er auch bei ſeiner Abreiſe am 22. April die größte Mehrzahl ſeiner treuen Reiſegefährten unter der wohlwollenden Fürſorge des Gouverneurs in günſtigen Verhältniſſen zurück, indem er ihnen im Laufe des nächſten Jahres wiederzukehren und ſie wieder in ihre Heimat zu geleiten verſprach: ein Verſprechen, das er bekanntlich gelöſt hat.

Der Fluß, auf welchem Livingſtone nach dem Delta hinabfuhr, iſt mit zahlreichen Inſeln überſäet, die jedoch ein hinreichendes Fahrwaſſer geſtatten. Das ganze ſüdliche Ufer war von den Kaffern verheert worden, die man hier Landeens nennt, und die meiſten der noch zurückgebliebenen Einwohner erkennen die Autorität eingeborener Häuptlinge, nicht die der Portugieſen an. Ueberhaupt befinden ſich die portugieſiſchen Beſitzungen in einem Zuſtande gänzlichen Verfalls; die Portugieſen werden für einen unterjochten Stamm angeſehen. Die Station Senna war ein noch viel erbärmlicheres Neſt als Tete und den Erpreſſungen der benachbarten Stämme ausgeſetzt. Der letzte größere Zufluß des Zambeſi iſt der aus dem Norden herabkommende Schire, wo die Hügel, welche den Fluß bisher ununterbrochen begleitet hatten, ausgedehnten Ebenen Platz machten. Bei Mazaro (18° 3′ 37″ ſüdl. Br., 35° 4′ öſtl. L.), wo der Zambeſi ein großartiger, mehr als eine halbe Meile breiter, inſelfreier Strom iſt, beginnt das Delta, eine ungeheuere, blos mit ſchlechtem Gras und Rohr bedeckte Fläche. Livingſtone wollte eigentlich den Strom bis zu ſeiner Mündung verfolgen; als er aber hörte, daß Kapitän Parker bis dahin ſtromaufwärts gefahren und mit der Beſchaffenheit des Fluſſes ſehr zufrieden geweſen

e reiste er auf directem Wege nach der Hafenstadt Kili-
ane an dem gleichnamigen schiffbaren Flusse, der jedoch
ur insofern für den nördlichsten Arm des Zambesi gel-
en kann, als sein Verbindungskanal mit diesem, der
Ruru, welcher bei Mazaro nur 10—12 Ellen breit und
essen Bett 16 Fuß höher ist als das des Zambesi, bei
hohem Wasserstande von dem letztern gespeist wird. Acht
einer Leute hatten ihn auf ihre Bitte nach Kilimane
egleiten dürfen, wo er den 20. Mai eintraf. Sie wür-
en gern noch weiter mitgekommen sein; da aber Living-
tone noch nicht wußte, wie er selbst nach Hause kommen
ürde, so gab er ihnen den Rath, von Kilimane, wo
Hungersnoth herrschte, zu ihren Gefährten nach Tete zu-
ückzukehren. Nur den Angesehensten von ihnen nahm
r mit, als er von den gastfreundlichen Portugiesen schied
nd auf einer englischen Brigg nach Mauritius fuhr.
„Du wirst sterben, wenn du in ein so kaltes Land kommst",
atte der Missionar zu ihm gesagt. „Das thut nichts",
nwortete er, „laß mich nur zu deinen Füßen sterben."
nd er sollte sterben, nicht vom Klima, sondern von der
erührung mit der Civilisation. Sein tragisches Ende
chtfertigt es, wenn wir unsern Reisebericht mit den eigenen
orten des Verfassers schließen:

Wir verließen Kilimane am 12. Juli und erreichten Mau-
itius am 12. August 1856. Sekwebu lernte einiges Englisch
nd war der Liebling der Mannschaft und der Offiziere. Er
hien etwas bestürzt, da ihm an Bord alles neu und seltsam
ar, aber er bemerkte mehrmals: „Dein Land ist recht ange-
hm", und „Was ist das für ein sonderbares Land, nichts als
aser." Er sagte auch, jetzt verstände er, warum ich den
emanten gebrauchte. Als wir Mauritius erreichten, kam der
ampfer heraus, um uns in den Hafen zu holen. Die beständi-
en neuen und gewaltigen Eindrücke erreichten jetzt bei Sekwebu
en höchsten Grad, er wurde in der Nacht wahnsinnig. An-
ngs dachte ich, er wäre vergiftet. Er war in ein Boot hin-
eschlagen, und als ich ihm nachgehen und ihn ins Schiff her-
eholen wollte, lief er nach dem Spiegel des Schiffs und schrie:
Nein, nein, es ist genug, wenn ich allein sterbe. Du sollst
ht mit zu Grunde gehen; wenn du herabkommst, stürze ich
ich ins Wasser." Da ich nun seinen Zustand erkannte, so rief
: „Sekwebu, jetzt gehen wir zu Ma Robert."*) Da wurde
aufmerksam und sagte: „Ach ja, wo ist sie? und wo ist
obert?" und er schien nachzudenken. Die Offiziere schlugen
r, ihm Ketten anzulegen, aber da er in seinem Lande ein
ehmer Mann war, so wollte ich dies nicht thun, da ich
ßte, daß der Wahnsinnige oft eine Erinnerung an schlechte
ehandlung behält, und ich mochte nicht, daß man in Sekeletu's
nd sage, ich hätte einen seiner Vornehmen wie einen Sklaven
Ketten gelegt. Ich versuchte es, ihn ans Land zu schaffen,
r er wollte nicht. Am Abend bekam er einen neuen Anfall.
r wollte einen der Mannschaft mit dem Speere tödten und
ang dann über Bord. Wir sahen den Leichnam des armen
ekwebu nie wieder.

Am 12. December 1856 war Livingstone wieder in
ngland.

Fragen wir uns nun zuvörderst, welches sind die
ältnischen Resultate der soeben in ihren nackten Grund-
gen geschilderten Entdeckungsreisen Livingstone's in Afrika?
ist die Antwort darauf folgende: Vor allen Dingen
hat er durch die Entdeckung des Zambesi einen Weg in das Innere des Continents gebahnt. Aus dem in seinem Buche angeführten Gutachten des Kapitäns Parker und des Lieutenants Hoskins geht hervor, daß der Zambesi von seiner eigentlichen, der südlichsten Mündung, der des Luabo oder Cuama aus, mindestens zur Zeit des hohen Wasserstandes, wahrscheinlich aber das ganze Jahr hindurch, 300 engl. Meilen weit bis nach Tete schiffbar ist. Zwanzig bis dreißig Meilen oberhalb dieses Punktes ist eine kleine Stromschnelle, die Livingstone allerdings nicht gesehen hat, weil er sie umgehen mußte. Oberhalb jener Stromschnelle ist eine andere Strecke von 300 Meilen, wo der Fluß alljährlich vier bis fünf Monate für große Fahrzeuge Wasser vollauf hat, aber auch bei niedrigem Wasserstande mit Leichtigkeit von Fahrzeugen wie die Themsedampfer befahren werden kann. Damit wäre das verhältnißmäßige gesunde Hochland von der Grenze des Centralbeckens erreicht, von wo aus Handels- und Missionsstationen durch weitere Benutzung des obern Zambesi einen ununterbrochenen Verkehr mit den innerafrikanischen Stämmen vermitteln würden. Livingstone hat ferner die den früher gäng und geben Ansichten widersprechende, obwol neuerdings geahnte Thatsache festgestellt, daß die Productivkraft des innern Afrika außerordentlich reich und entwickelungsfähig ist. Die Betriebsamkeit, zu welcher es weder den Betschuanen- noch den Negerstämmen an Anlage fehlt, bedarf zu einem blühenden Aufschwunge lediglich der Eröffnung von Absatzwegen. Es gibt auf der ganzen, von Livingstone durchmessenen Reiseroute nördlich vom Tschobe nur wenige Punkte, welche nicht in einem ausgezeichneten Grade zur Betreibung des Ackerbaus oder der Viehzucht geeignet wären. Abgesehen von den jetzigen Ausfuhrartikeln jener Gegenden, die erst alsdann gehörig zu Rathe gehalten und verwerthet werden würden, ließe sich mit Leichtigkeit der Anbau der Baumwolle im Westen und der des Reises und Zuckerrohrs im Innern einführen und dadurch nicht nur dem Sklavenhandel in Afrika, sondern auch der Sklaverei selbst in Amerika direct wie indirect die Art an die Wurzel legen. Was Südafrika an mineralischen Schätzen bergen mag, läßt sich fürs erste nur ahnen. So besitzt das untere Zambesithal nicht allein Gold und Eisen von vorzüglicher Güte und in großer Menge, sondern auch zahlreiche ausgedehnte Kohlenlager. Livingstone hat Grund zu der Annahme, daß das ganze Land zwischen Zumbo und dem Lupatagebirge ein Kohlenfeld von mindestens $2\frac{1}{2}$ Breitengraden (also ungefähr 1500 geogr. Quadratmeilen) Ausdehnung ist.

Doch so wichtig diese Ergebnisse und so großartig diese Aussichten sind, die wissenschaftlichen Ergebnisse von Livingstone's Reise sind ungleich großartiger. Er hat der Geographie ein unermeßliches Gebiet erobert, dem Menschengeschlechte einen ungeahnten Einblick in bisher verschlossene Theile seines Wohnplatzes verschafft, neue Völkerstämme an das Licht der Weltgeschichte gezogen und dem Fortschritt der Cultur und Solidarität unter den Nationen des Erdballs neue Bahnen eröffnet, neue Aufgaben gestellt. Seine zahlreichen mathematischen Bestim-

*) D. i. Mrs. Livingstone, nach der Sitte der Betschuanen, welche
Mutter nach den Kindern benennen.

mungen (denen sich noch eine nicht unbeträchtliche Reihe annähernder Ortbestimmungen nach sorgfältig verglichenen ungeprüften Angaben der Eingeborenen anschließt) mögen hier und da einer nochmaligen Prüfung bedürfen, da er weder Astronom von Beruf noch mit allen nothwendigen Instrumenten ausgerüstet war. Sie würden gleichwol hinreichen, seinen Namen in der Geschichte der Wissenschaft zu verewigen. Und dennoch verschwinden sie gegen seine Leistungen auf dem Gebiete der physikalischen Geographie. Wir wüßten unter den neuern Reisewerken keins zu nennen, das bei einer solchen Stoffmasse so viel absolut neue Thatsachen beigebracht hätte. Livingstone besitzt eine wunderbare Beobachtungsgabe und ein feines, sinniges Verständniß für alle Erscheinungsformen der belebten Natur, die er nicht mit dilettantischer Oberflächlichkeit, sondern mit der Meisterhand des Kenners schildert. Neue und immer neue Bilder aus dem Reiche der Flora und noch mehr aus dem der Fauna erfüllen seine landschaftlichen Gemälde mit einem wunderbaren, schwellenden Lebensinhalte. Wir müssen darauf verzichten seine Verdienste nach dieser Seite näher zu charakterisiren, da der Raum uns nicht verstattet, einzelnes in extenso beizubringen und wir die Ergebnisse dieser naturwissenschaftlichen Beobachtungen ebenso wenig zu generalisiren wagen wie den reichen Schatz interessanter, beziehungsreicher Thatsachen in den Schilderungen der natürlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten, der häuslichen, öffentlichen und religiösen Sitten und des physischen und moralischen Zustandes der zahlreichen Volksstämme, mit denen er während seines langjährigen Aufenthalts in Afrika in nähere oder entferntere Berührung kam. Wir wollen aber nicht unterlassen hinzuzufügen, daß uns Livingstone selbst an verschiedenen Stellen seines Werks die Folgerungen aus den von ihm beobachteten Thatsachen, namentlich auf ethnographischem Gebiete, in allgemeiner und wir dürfen wol sagen in endgültiger Form vorlegt. Das wichtigste dieser Resultate wollen wir aber um so weniger ganz mit Stillschweigen übergehen, je höhern Werth der Verfasser, und mit vollem Rechte, auf seine Entdeckung legt. Wir meinen die geologische Configuration Centralafrikas.

Wir erwähnten bereits oben, daß der Dilolosee die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Indischen Ocean bilde. Derselbe gibt nämlich einen Theil seines Wassers an zwei Flüsse ab, die beide den Namen Lotembre führen, von denen aber der eine nordwärts dem Kasai und mit diesem dem Congo, der andere dem Leeba und mit diesem dem Zambesi zuströmt. Gleichwol lag der See nur 4000 Fuß über der Meeresfläche und 1000 Fuß unter der höchsten Spitze des westlichen Bergrückens, und gleichwol sah der Reisende statt der hohen schneebedeckten Berge, die er erwartete, ausgedehnte Ebenen, über welche man einen Monat lang reisen kann, ohne etwas Höheres als einen Ameisenhügel oder einen Baum zu sehen. Diese merkwürdige Thatsache führte ihn zur Entdeckung der Muldenform Centralafrikas, für welche außerdem die von ihm gemachte Bemerkung sprach, daß die alten Schieferfelsen an den Seiten sich nach dem Centrum hinneigten und ihre Streichungslinie mit der größern Achse des Continents fast zusammenfiel, und daß die jüngern Eruptivtrappfelsen da, wo sie in Tafelform über das Centralplateau ausgebreitet waren, eckige Stücke älterer Felsen in sich schlossen, welche Algen der alten Schiefer enthalten, die den Boden des ursprünglichen Wasserbeckens gebildet haben müssen. Zugleich ergab sich ihm die Unstichhaltigkeit des bisher für das Vorhandensein hoher Schneeberge angeführten Grundes, nämlich der Nilüberschwemmungen. Solche periodische Ueberschwemmungen finden auch beim Zambesi statt. Der Regen scheint dem Lauf der Sonne zu folgen, denn er fällt im October und November, wenn die Sonne auf ihrer südlichen Bahn diese Zone berührt. Kehrt dieselbe nach Norden zurück, so hat man im Februar, März und April die großen jährlichen Regengüsse, und die Ebenen, welche im October und November gut befeuchtet waren und den Regen wie Schwämme auffsaugten, werden jetzt übersättigt und senden jene Fluten klaren Wassers aus, welche die Ufer des Zambesi überschwemmen. Auf ähnliche Weise sind wol auch die Nilüberschwemmungen zu erklären, da beide Flüsse in derselben Gegend entspringen; denn der Unterschied in der Flutperiode erklärt sich vielleicht aus der Lage beider Flüsse auf entgegengesetzten Seiten des Aequators. Livingstone erfuhr von Arabern aus Zanzibar, daß das Land östlich von den Theilen Londas, die er durchreist hatte, in seiner Bildung ihnen ähnlich ist. Sie sprachen von sumpfigen Steppen, von denen einige keine Bäume haben und wo die Leute Gras und Kornhalme als Feuerungsmaterial benutzen. Auch soll ein großer seichter See in jener Richtung liegen, Tanganyenka genannt, welchen auf Kähnen zu überfahren man drei Tage braucht. Er hängt mit einem andern, Kalagwe (Garague?), der weiter nördlich liegt, zusammen und ist vielleicht der Nyanja der Marave. Aus diesem See kommt in vielen kleinen Armen der Loapula, der östliche Arm des Zambesi, der von Nordwesten her bei der Stadt des Cazembe vorüberfließt, von wo noch zehn Tagereisen bis zum Südende des Sees sind. Wahrscheinlich ist dieser die Wasserscheide zwischen dem Zambesi und Nil, wie der Dilolo zwischen dem Leeba und Kasai. Hoffentlich werden die Untersuchungen des Kapitäns Burton auf seiner jetzigen Reise dieses große geographische Problem lösen. Es ist übrigens zu bemerken, daß Livingstone's Beobachtungen genau mit den Schlußfolgerungen übereinstimmen, zu denen Sir Roderick Murchison bereits drei Jahre vorher auf wissenschaftlichem Wege gelangt war.

Es ist interessant zu beobachten, wie die schon in der Jugendbildungsgeschichte Livingstone's mit seltener Entschiedenheit ausgesprochenen Charaktereigenschaften des Wissensdurstes, des Forscherdranges und der eisernsten Willenskraft und Beharrlichkeit dem gereiften Manne seine große Lebensaufgabe vorzeichnen und deren Lösung ermöglichen. Wir glauben aber in jener Bildungsgeschichte auch denjenigen Zug wiederzufinden, welcher den Resultaten seiner staunenswerthen Thätigkeit ihre letzte und höchste Weihe gibt — wir meinen seine echt humane Welt-

Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag,

Wasser- und Wärmeverbrauch von Luftgas-Kochern.

Von Dr. Ing. Hermann Wolpert.

(Mitteilung aus dem Laboratorium für Wasserversorgung und Gasbeleuchtung der Technischen Hochschule zu Karlsruhe.)

(Eingegangen am 1. Juni 1907.)

Die Untersuchungen, über die im folgenden berichtet wird, sind im Laboratorium für Wasserversorgung und Gasbeleuchtung der Technischen Hochschule zu Karlsruhe ausgeführt worden. Sie sollten in erster Linie dazu dienen, den Wasser- und Wärmeverbrauch von Luftgas-Kochern festzustellen, und zwar sowohl bei Verwendung von Luftgas allein, als auch bei Verwendung von Luftgas und Leuchtgas gemischt. Ferner sollte ermittelt werden, ob und in welchem Maße sich der Wasser- und Wärmeverbrauch ändert, wenn der Kocher nicht mit seiner vollen Leistung, sondern mit einer geringeren Leistung betrieben wird. Schließlich sollte auch noch festgestellt werden, ob und in welchem Maße sich der Wasser- und Wärmeverbrauch ändert, wenn der Kocher nicht mit seiner vollen Leistung, sondern mit einer geringeren Leistung betrieben wird. Schließlich sollte auch noch festgestellt werden, ob und in welchem Maße sich der Wasser- und Wärmeverbrauch ändert, wenn der Kocher nicht mit seiner vollen Leistung, sondern mit einer geringeren Leistung betrieben wird.

Die Untersuchungen wurden mit einem Luftgas-Kocher der Firma [illegible] ausgeführt. Der Kocher besteht aus einem [illegible] und einem [illegible]. Der [illegible] ist mit einem [illegible] versehen, der [illegible] ist mit einem [illegible] versehen

für I nahezu verbraucht, und doch sollte noch ein Buch geschrieben werden, um u. s. w. Da konnte letzteres freilich nicht besser ausfallen, wäre es auch keine gewöhnliche Erscheinung, daß der Geist solcher Herren schneller altert als ihr Körper. Der treffendste Titel wäre: Natur ohne Geist."

Man würde nun aber sehr irren, wenn man nach dem soeben Mitgetheilten schon einen Schluß auf das ganze Buch machen wollte, sodaß Büchner mit rücksichtsvollen Händen darin gewaschen werde. Um diesen Irrthum gleich anfangs gründlich zu beseitigen, so geben wir vorerst eine einleitende kleine Probe. Es ist bekannt, wie zuversichtlich Büchner über ein wirkliches Wissen in Betreff der Geschichte unserer Erde redet. Der Verfasser ist mit Recht der Ansicht, daß wir ungeachtet der glänzenden Forschungen doch immer nur von Vermuthungen über die Geschichte der Schöpfung reden dürfen. Dann geht er aber los und sagt: „Kennt Hr. Büchner nicht einmal die Bedeutung des Wortes Wissen? Das gehört ja zum Anfang der Logik. Sieh, lieber Leser, das sind deine Götter! — Nein, Hr. Büchner, von der Geschichte der Erde weiß bisjetzt keiner etwas, und Sie wissen auch nichts. Ist Ihr ganzes Wissen von ähnlicher Beschaffenheit wie dieses, dann sind Sie ein trauriger Doctor! — Man meint, man vermuthet manches über die frühern Perioden unsers Weltkörpers, und einiges hat ausreichende Wahrscheinlichkeit, um es zu glauben; aber allermindestens so lange wir wegen der Grundstoffe nicht völlig im Klaren sind, werden Verständige nicht von wissen reden über diese Fragen. Für seinen geistigen Privatbedarf mag Hr. Büchner überzeugt sein, drei und fünf machen zehn; das darf ihm niemand wehren, gegen den er nicht etwa eine Forderung derartig aufstellen will. Macht er aber durch die Presse Propaganda für solches dummes Zeug, dann muß der Unsinn desselben auf gleiche Weise gezeigt werden."

In I sagt Büchner noch, daß Atom nur ein Ausdruck für eine nothwendige Vorstellung sei, welcher wir für gewisse Zwecke bedürfen, und macht darauf aufmerksam, daß uns von dem Dinge, das wir Atom nennen, noch der wirkliche Begriff abgehe. In II sieht er die Atome für eine Entdeckung der Naturforscher an, und vergleicht dieselbe auch mit Leverrier's Vorausberechnung des Neptun. Darauf sagt nun unser Verfasser: „Will Hr. Büchner diese Windbeutelei nicht näher begründen? Und auf welche Glaubwürdigkeit können fortan Forscher für ihre wirklichen Entdeckungen rechnen, wenn sie diesen schönen Ausdruck derartig mißbrauchen lassen von ihren Colporteuren? Welche Schwachköpfigkeit muß Hr. Büchner seinen Lesern zutrauen! In II, 81 kann er nicht in einem Athem alle Gründe aufzählen, die zur Annahme von Atomen berechtigen, und was er in der Kürze darüber sagt, ist so beschaffen, daß die meisten es um so weniger verstehen werden, je mehr sie es lesen. Er hätte besser gethan, das Nöthige einfach abzuschreiben von Liebig. Eine Seite vorher schließt er, das Atomsystem müsse so richtig sein, wie Leverrier den jüngsten Planeten gefunden; zwei Seiten später wird man dasselbe nur so lange beibehalten, bis man Besseres an dessen Stelle setzen kann, und einen Bogen weiter ist dasselbe pure eine Entdeckung der Naturforscher. Welcher Kohl! Und wie wenig Denken wäre nöthig, um richtig zu urtheilen über den, welcher ihn erbaute und sich Doctor nennt!! Der gelehrte Wilhelm aber läßt sich von diesem kugelrunden Würfel ruhig foterzählen."

Büchner sagt in II, daß die genauesten wissenschaftlichen Untersuchungen keinen Zweifel über die sogenannte Unsterblichkeit des Stoffs lassen; auch gesteht er, daß wir nicht im Stande wären, uns einen auch nur entfernten Begriff von ewig oder unendlich zu machen. Dies letztere stellt niemand in Abrede, um so mehr ist es aber unbegreiflich, wie Büchner in seinen vielgelesenen Büchern so verschwenderisch um sich wirft mit der Ewigkeit und Unendlichkeit. „Muß Hr. Büchner seine lieben Leser nicht geradezu für einfältig halten, wenn er diese Unbegreiflichkeit von Ewigkeit in so naiver Weise zugesteht und ihnen gleichwol so oft sagt: dies ist ewig, jenes ist ewig? Ist hierbei anderes möglich, als daß entweder er selbst auch außergewöhnlich beschränkt sei oder daß er die Leser wissentlich hinters Licht führe? Es wäre ja nicht sehr verschieden, statt dessen zu sagen: dies ist nichts, jenes ist nichts; denn bei der völligen Unendlichkeit des Begriffs geräth erst die Eigenschaft in den Nebel und mit ihr zugleich das Ding, welchem dieselbe beigelegt wird. In dem Lichtenberg'schen Raritätenverzeichnisse gibt es bekanntlich ein Messer ohne Klinge, an dem der Stiel fehlt. Wenn nun jemand andeutete, die Gelehrsamkeit des Hrn. Dr. L. Büchner in Darmstadt sei wie jenes Messer, was würde das heißen? Trotz alledem behauptet Hr. Büchner auch, wie bereits angeführt: «Die wissenschaftlichen Untersuchungen lassen über die Unsterblichkeit, d. i. Ewigkeit des Stoffs nicht den leisesten Zweifel!». Sollte man da nicht lediglich über die Leser von vier Auflagen lachen?"

Büchner's II ist ein Dialog zwischen August und Wilhelm. Jenen nennt Gloß spottweise immer den Starken, diesen den Eroberer. Auf S. 14 läßt Büchner seinen August sagen: „Die Werke der menschlichen Hand haben einen Urheber, der sie mit Plan und Absicht so oder so gebildet und geordnet hat; folgt denn aber daraus, daß dies ebenso in Bezug auf die Erscheinungen aus der Natur oder des Alls sein müsse? Folgt denn daraus, daß wir in unserm kleinen Dasein überall, wo wir Wirkung erblicken, auch eine Ursache zu finden gewohnt sind, daß dies auch so sein müsse in Bezug auf das gesammte Dasein, auf die Welt? Du scheinst nicht zu wissen, daß sich beinahe zu allen Zeiten die tüchtigsten Denker gegen Anwendung dieses sogenannten Causalitätsgesetzes auf die Weltfrage erklärt haben." Auf diesen Ausspruch läßt nun unser Verfasser Wilhelm den Eroberer so antworten: „Lieber August, bist du wirklich so bornirt, um ähnlich zu disputiren; oder geschieht dies nur, um mich übers Ohr zu hauen? Bei deiner selbstgepriesenen Wahrheitsliebe wirst du mir dieses Urtheil nicht übel nehmen, sofern ich dessen Richtigkeit nachweise, und dazu erlaube mir Folgendes... Blos die Werke der Menschenhand sind Wirkungen bestimmter Ursachen? Und das sagst du, der Naturforscher sein will? Ich werde deine Unwahrheit berichtigen. Wachsen Gras und Bäume ohne Ursache? Ist der Mensch selbst nicht eine Wirkung von dergleichen? Kann das Wasser bergauf fließen? Sind die sanftesten Winde, die brausendsten Stürme ohne Ursache? Speien der Vesuv und Aetna ihre Flammen ohne Grund? Hebt sich die Nordküste des Baltischen Meers, versinken kleine Inseln aus Zufall? Kommen Ebbe und Flut nicht vom Monde? Sind die Eisberge der Polarmeere, ist die Siedehitze des Geisers auf Island ohne Ursache? In unserer ganzen Natur ist nicht eine einzige Wirkung ohne Ursache! Ueber dieses kleine Theilchen des Weltalls kommen nur die Astronomen hinaus, und wo sich diese jenseit der Erde etwas erklären können, da geschieht es lediglich durch das Causalitätsgesetz. Und S. 47, 48, 49, 50 deines Buchs behauptest du mehr als erwiesen ist, um die Allgemeinheit der Naturgesetze darzuthun. Beruhen aber alle diese auf etwas anderm wie Causalität? Nur vermittelst ihrer konnten wir die bisjetzt bekannten verstehen. Nachdem du dich förmlich abgequält hast, die Causalität im ganzen Weltraume heimisch zu machen — ein preußischer Feldwebel würde sagen: sie überall einzuquartieren —, soll daraus plötzlich folgen, daß sie aufs Weltall nicht anzuwenden sei? Ich bin specieller Landsmann von dir und kann dich also nicht beleidigen mit dem Geständnisse, daß hierbei den ersten Gedanken an Logik sogleich die Erinnerung an die alte Redensart begleitete: O, du blinder Hesse!" Der Verfasser redet so noch einige Seiten fort im Namen des dialogischen Wilhelm und kommt zu der unumstößlichen Wahrheit, daß niemand ein tüchtiger Naturforscher sein könne, der irgendwo die Causalität leugnete. Darum frage es sich, ob Karl Vogt und Moleschott wirklich Naturforscher ersten Ranges seien, denn sie lehrten, daß beim Weltall die Causalität wegfalle, und sie wüßten doch, daß da die Grenze der Naturwissenschaft sei, wo das Erforschen der Ursache nicht mehr möglich ist. „Und nun, lieber August, will ich wol deine Antwort hierauf hören", ruft er am Schlusse; „fällt sie aber so erbärmlich aus, wie in «Kraft und Stoff», in welchem nur die Frische des Stils einigen Werth hat, dann breche ich

gen Verordnung über die Bekämpfung übertragbarer Krankheiten bei Menschen vom 28. Januar 1935 (Reichsgesetzbl. I S. 65) wird mit Gefängnis bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe oder mit einer dieser Strafen bestraft, wer vorsätzlich

1. entgegen § 3 Abs. 1 Satz 1 Krankheitserreger oder Ausscheidungen von Krankheitserregern in Gewässer, Brunnen, Wasserleitungen, Wasserbehälter, Schöpfstellen, Eisvorräte, Nahrungsmittel, Gebrauchsgegenstände oder Futtermittel gelangen läßt oder
2. entgegen § 3 Abs. 1 Satz 2 Krankheitserreger oder Ausscheidungen von Krankheitserregern in Gewässer, Brunnen, Wasserleitungen, Wasserbehälter, Schöpfstellen, Eisvorräte, Nahrungsmittel, Gebrauchsgegenstände oder Futtermittel gelangen läßt oder
3. entgegen § 3 Abs. 2 Satz 1 Krankheitserreger oder Ausscheidungen von Krankheitserregern in Gewässer, Brunnen, Wasserleitungen, Wasserbehälter, Schöpfstellen, Eisvorräte, Nahrungsmittel, Gebrauchsgegenstände oder Futtermittel gelangen läßt oder
4. entgegen § 3 Abs. 2 Satz 2 Krankheitserreger oder Ausscheidungen von Krankheitserregern in Gewässer, Brunnen, Wasserleitungen, Wasserbehälter, Schöpfstellen, Eisvorräte, Nahrungsmittel, Gebrauchsgegenstände oder Futtermittel gelangen läßt oder
5. entgegen § 3 Abs. 3 Krankheitserreger oder Ausscheidungen von Krankheitserregern in Gewässer, Brunnen, Wasserleitungen, Wasserbehälter, Schöpfstellen, Eisvorräte, Nahrungsmittel, Gebrauchsgegenstände oder Futtermittel gelangen läßt oder
6. entgegen § 3 Abs. 4 Krankheitserreger oder Ausscheidungen von Krankheitserregern in Gewässer, Brunnen, Wasserleitungen, Wasserbehälter, Schöpfstellen, Eisvorräte, Nahrungsmittel, Gebrauchsgegenstände oder Futtermittel gelangen läßt oder
7. entgegen § 3 Abs.

Der Verfasser meint, wenn von Rudolf Wagner's „Seelen-
ichtung" der vielleicht zu große Amtseifer abgestäubt wäre, daß
ann in dessen „Köhlerglauben" weit mehr gesunder Menschen-
rstand sei, als in Karl Vogt's „Wissenschaft". Denn läge
enn wol Vernunft, zu behaupten, daß die Thierseele nicht qua-
itativ, sondern nur quantitativ von der menschlichen verschieden
i? Und wenn nun Büchner blos nachschwatze und sogar sage,
s sei noch gar nicht gewiß, ob nicht die Thiere eine den Menschen
hnliche Sprache hätten, so wird unser Verfasser bitter und
art drauf los. „Allerdings", sagt er, „scheinen die Thiere
ich durch Laute zu verständigen; das kann man deutlich erkennen,
enn Hunde einander in die Ferne zubellen, wenn die Alten
hre Jungen rufen. Hätten aber doch Hr. Büchner und seinesglei-
hen nicht mehr als solche Sprache, dann existirten I und II
ammt andern Erzeugnissen dieser Art so wenig, wie die Natur-
orschung heruntergekommen wäre. . . . Man urtheilt darüber
ach dem Hirn der Thiere. Aber was ist die Basis der aufge-
tellten Folgerung? Die menschliche Seele, die man noch nicht
ennt! . . . Liegt nicht etwas unbeschreiblich Komisches darin, daß
Aerzte von Profession den Unterschied zweier Wesen festsetzen
ollen, die beide jedermann unbekannt sind? Das ganze baby-
onische Gebäude dieser Seelenkunde besteht in aufeinanderge-
chichteten Unwissenheiten. Wahrlich es sieht traurig aus um
inen Theil der heutigen Wissenschaft und ihrer vielwissenden
inger! Nur eine Frage: ist irgendwelcher Fingerzeig vorhan-
n, daß Thiere sich selbst beschauen können, oder zusammenhän-
ender Gefühle von Sittlichkeit fähig seien? Kein einziger! Und
ch will man den qualitativen Unterschied zwischen Menschen-
nd Thierseele bestreiten."

Der Kampf der Materialisten gegen den freien Willen
s Menschen hat sich nur durch Heftigkeit und Plattheit erhalten
önnen. An einen eigentlichen Sieg war nicht zu denken. Sie
aben sich gerade hierdurch am meisten selbst geschadet. Sie
ab der Meinung, daß die Volksbegriffe von recht und unrecht,
on gut und böse noch sehr schwankend seien, und hierauf stütze
ch doch der sogenannte freie Wille. „Unterließen nur diese
ronischen Maulhelden deutscher Zunge", sagt unser Verfasser,
as die Mehrheit in Deutschland längst für unrecht erkennt!
er was sie mit Mund und Feder an andern beschimpfen, das
aben sie leider selbst und wollen dafür gepriesen sein. . . . Dem
olke gehört die Welt. Ihr Millionen im deutschen Volke
ollt es, euer Körper muß dafür büßen, wenn ihr selber auch
cht mehr thut für euern Geist als bisher. Und bemüht ihr
ch, mehr zu lernen, dann unterscheidet ihr leichter die Redlichen
n denen, welche euch durch leere Verheißungen nur bewogen
ben über den Löffel balbiren möchten."

In dem Abschnitte über Religion herrscht ein ganz anderer
on wie im übrigen Buche. Mit Ernst und Würde wird hier
rwogen, was recht und unrecht ist. Hader, Zank und Streit
eben aufgehört; Spott und Hohn schweigen und ein Hauch
er duldsamen christlichen Liebe durchweht und beseelt das Ganze.
an kennt den kampflustigen Verfasser kaum wieder. „Unsere
ehre über Gott und über Fortdauer der Seele", sagt er, „wer-
en durch die Religion fürs menschliche Leben nutzbar gemacht,
ie ist der Werth der letztern. Die Religion bringt unsere
andlungen in Einklang mit einer überall sichtbaren höhern
rdnung in der Welt. Wer in dieser Beziehung keine gröbern
erstöße macht, gewinnt innere Zufriedenheit und äußern Muth;
r ist überall ein achtungswerthes Glied der Gesellschaft, und
an sagt von ihm, er sei fromm. Ich würde tief vor mir selbst
rröthen, wenn mir mit Recht vorgeworfen werden könnte, nicht
ach solcher Frömmigkeit zu streben, denn darin besteht das un-
edingte Auflehnen gegen das Ganze. . . Wahre Religion macht
en einzelnen gut, bessert den Staat, bringt die Menschheit
eiter."

Damit wollen wir die Besprechung des Buchs beschließen.
eine Leser werden die Ueberzeugung gewonnen haben, daß in dem
orgen Werke ein redlicher guter Wille herrscht, unser Vaterland,
ere Wissenschaft, unsere Familie und unsere Kirche vor den
verderblichen Folgen des niedrigen Materialismus zu bewahren.
Es sind schon viele Stimmen in ähnlicher Weise laut geworden,
aber sie waren doch alle viel zu rücksichtsvoll und ohnmächtig
gegen die groben und viel lautern Widersacher. Hier haben
sie nun aber ihren Meister gefunden, der allerdings etwas spät
kommt, aber hoffentlich doch noch nicht zu spät.

Heinrich Birnbaum.

Ein religiöser Künstlerroman.

Licht und Schatten in eines Malers Leben. Von dem Verfasser des „Waisenkindes". Halle, Mühlmann. 1858. 8. 1 Thlr.

Die starke Bewegung, die sich in neuerer Zeit auf dem Gebiete des religiösen Lebens geltend gemacht hat, mußte natürlich auch dem Bekehrungseifer ein reiches Feld der Wirksamkeit eröffnen, und er zeigt sowol Nichtchristen als Christen anderer Confessionen und Ungläubigen im Schoße der eigenen christlichen Gemeinschaft gegenüber eine außerordentliche Thätigkeit. Aber so verschieden die Mittel und Wege dieser Thätigkeit und so mannichfaltig ihre Formen, so verschieden sind ihre Wirkungen und Erfolge. Wir können ihr nachgehen vom zündenden Funken, der die schlummernde Seele weckt, sie zur rettenden That anspornt, sie erleuchtet und erhebt und sie zum fortgesetzten Ringen nach Vollendung begeistert, durch alle minder glücklichen oder fehlgeschlagenen Bemühungen hindurch bis zu den positiven Nachtheilen, bis zum Kaufen und Verkaufen im Tempel, zur Beförderung der Heuchelei, ja endlich bis zu jener düstern Macht, der ein gebrochenes Gemüth bei willenloser Hingabe unter den fremden Einfluß in tödlicher Passivität erliegt. Wir sehen sie bald durch den geistigen und leiblichen Wohlstand eines mit Gott und mit sich einig gewordenen Charakters in ihrem ernsten Streben belohnt, bald durch die Frömmigkeit des Scheinheiligen in ihrer Kurzsichtigkeit betrogen, bald vielleicht auch durch die unfruchtbare Ascese versteckter Furcht oder Selbstsucht in ihrem Wahne bestärkt.

Wie im Leben, so charakterisiren sich die verschiedenen Nuancen dieser Bestrebungen auch in der Presse. Der vorliegende Roman gehört zu den bessern Erscheinungen seiner Art. Er ist zugleich halb und halb Künstlerroman, wenigstens insofern, als er echte Künstlerweihe auf religiöse Motive zurückführt. Geschähe dies in exclusiver Weise, so würde dagegen ebenso Protest erhoben werden müssen, wie gegen gleichartige Tendenzen auf dem Gebiete der Dichtung. Allein der Verfasser weiß das religiöse Moment mit dem idealen in eine solche Verbindung zu bringen, daß er dem Vorwurf der Einseitigkeit entgeht. Hierher gehören folgende Stellen: „Die Malerkunst ist auch ein Schauen des Reiches Gottes; das Auge des Künstlers muß über den natürlichen Ausdruck hinaus die Dinge in einem höhern Lichte sehen, über die Verheerungen der Sünde hinweg den Menschen gleichsam darstellen, wie er war, als er aus der Hand des Schöpfers hervorging und dereinst wieder erscheint, wenn das Alte neu werden wird." Und später: „An Luisens Sterbebette ward Georg erst zum wahren Künstler umgeschaffen. Hatte er auch die Künstlerbegabung seelisch, geistig, körperlich besessen, so hatte er doch noch keinen Begriff davon gehabt, daß der Künstler sich in die Tiefe des Seelenlebens senken muß, und dies nicht kann, ohne ein Leben mit Gott." Nehmen wir die Ideen mit Schopenhauer im platonischen Sinne als „die unvergänglichen Gestalten, welche, durch Zeit und Raum vervielfältigt, in den unzähligen individuellen vergänglichen Dingen unvollkommen sichtbar werden", und wenden wir den Begriff speciell auf den Menschen an, so sagt der Verfasser in dem angezogenen ersten Satze nichts anderes, als daß der Künstler das Ideal zu erfassen habe. Sein „Höheres" ist das Unvergängliche, sein „Natürliches, durch die Sünde Entstelltes" ist das Unvollkommene. Im Wesen steht er also völlig auf dem Standpunkte des reinen Idealisten, und der Unterschied liegt nur darin, daß dieser nach dem Grunde der Erscheinung nicht fragt und sie einfach als etwas Gegebe-

nes hinnimmt, während der Verfasser seine dogmatischen Anschauungen nach dem Grund in der Erbsünde sucht. Und wenn der Idealist zugleich Theist ist, so sieht er in den Ideen die reinen Gottesgedanken und stimmt dem Verfasser ebenfalls bei, wenn er als die Basis der Kunst ein Leben mit Gott hinstellt.

Die Fabel des Romans ist einfach. Die beiden Helden, der Bekehrte und die Bekehrte, finden sich als Witwer und Witwe. Ihre beiden frommen, ihnen früh verstorbenen Gatten werden von beiden, erst nachdem sie sie verloren, richtig erkannt. Auf die geistige Umwandelung Georg's, des Malers, wirkt der Tod seiner Gattin, auf die Witwe Carli die Liebe zum Maler mitbestimmend ein; doch müssen auch vielfache Krankheiten dabei eine Rolle übernehmen. Das letztere, überhaupt das zu starke Benutzen äußerer zufälliger Ereignisse als Motive innerer Umwandlungen beeinträchtigt die Wirkung des psychologischen Moments, auf welchem die Hauptstärke des Buchs beruht, und der sonst gut durchgeführten Entwickelung der Charaktere. Auch an manchem andern wäre Anstoß zu nehmen; so z. B. an der Berücksichtigung, die S. 299 dem Roman „Critis sicut Deus" zu Theil geworden ist. Indeß finden sich auf der andern Seite positive und negative Vorzüge, welche das oben ausgesprochene Gesammturtheil rechtfertigen. Zu den erstern rechnen wir besonders den gehaltenen und gemessenen Ton, in welchem der Verfasser jede Controverse behandelt; die vorurtheilslose Auffassung der irdischen Dinge neben den himmlischen und die Anerkennung der erstern innerhalb der ihnen angewiesenen Grenzen; endlich die gewandte Methode, mit welcher der Verfasser für seine Ansicht auch dadurch zu gewinnen sucht, daß er die Andersdenkenden, mehr als man sonst zu thun pflegt, als ebenbürtige Gegner hinstellt, über ihren Charakter und ihre Grundsätze nicht blindlings den Stab bricht und ihnen auch edlere Seiten beilegt. Allerdings nicht ohne Unterschied: denn die eine Unbekehrte, die es bleibt, ist bei allem Edelmuthe, den sie in der Pflege eines kranken Vaters in aufopfernder Weise zeigt, doch auf der andern Seite sehr selbstsüchtig und unliebenswürdig (wennschon die Schlußscene auch in Bezug auf diesen Charakter versöhnend wirkt), während die Heldin in der außerordentlichen Liebenswürdigkeit, mit der sie auch im unbekehrten Zustande auftritt, ihre künftige Bekehrung schon ahnen läßt. Ein negativer Vorzug des Buchs besteht darin, daß es sich von unklarer Mystik und salbungsreichem Pathos gleich fern hält, wobei das dogmatische Moment zwar fest betont, aber nicht überwiegend in den Vordergrund gedrängt wird. Die Darstellung ist eine nüchtern verständige, jedoch so, daß es ihr, wo es darauf ankommt, nicht an Kraft fehlt, das Herz zu erwärmen.

In der Anlage verfehlt, in der Beurtheilung aber richtig aufgefaßt ist eine Situation, in der wir dem Helden und der Heldin gegen den Schluß hin begegnen. Der Maler Georg lebt bei seinem hochbejahrten Vater und einer ältern Schwester, der er viel zu verdanken hatte, in den einfachsten Verhältnissen. Er hat sich mit der reichen und feingebildeten Witwe Mathilde Carli heimlich verlobt und fängt an, im Hinblick auf die Zukunft sich Bedenken zu machen, ob die Pflichten gegen Vater und Schwester mit einer Verbindung, wie die beabsichtigte, zu vereinigen seien. Daß er die Seinen nicht verlassen könne, steht fest; ebenso gewiß befürchtet er aber auch, daß der Eintritt der Braut in seinen Familienkreis in alle bisherigen Beziehungen störend eingreifen werde. Vergebens erklärt Mathilde, daß Vater und Schwester an ihr eine neue Stütze finden würden; der Gedanke, daß er, um aller Frieden zu wahren, auf das heißersehnte Glück an Mathildens Seite verzichten müsse, erscheint ihm immer mehr als unabweisbare Pflicht, und er schreibt ihr endlich den Scheidebrief. Man begegnet in Romanen und Novellen häufig ähnlichen Situationen, und der oder die Resignirende wird mit einem Heiligennimbus umkleidet. Unser Verfasser erklärt das Verhalten des Malers für eine sündige Schwäche, die sich von den Verhältnissen beherrschen läßt, anstatt sie zu beherrschen; die sich davor scheut, das Familienleben künftig so zu ordnen, wie es die Treue gegen die Braut erfordert; die ihn diejenige verstoßen heißt, von welcher er erwartet, daß sie ihn am wenigsten mit ihrem Jammer incommodiren werde. Dies ist ganz richtig; nur hätte das Liebesverhältniß nicht bis zum Verlöbniß ausgesponnen werden sollen, weil nach einmal gegebenem Wort die Treue gegen die Geliebte als die höhere und dringendere Pflicht so wenig zweifelhaft erscheinen konnte, daß der Bruch mit dem sonstigen gewissenhaften Charakter des Malers geradezu unvereinbar ist. Wollte der Verfasser mit dieser Situation jener häufig vorkommenden verletzten moralischen Anschauung mit voller Energie entgegentreten, so mußte er die Resignation noch vor einer bindenden Handlung oder Erklärung Platz ergreifen lassen, ohne deshalb sein Urtheil über diese Resignation zu modificiren. Die Schilderung des Seelenzustandes der Braut bei Empfang des Briefs ist ihm menschlich wahren Leidenschaftlichkeit und edeln Beruhigung gehört zu den gelungensten Partien des Buchs. Die Stelle ist aber in ihrem vollen Zusammenhang viel zu lang, als daß wir sie hier wiedergeben könnten. Daß es endlich noch zu einer glücklichen, wenn auch um Jahre verspäteten Vereinigung kommt, ist recht schön, nur müssen wir das Nervenfieber, welches schließlich herbeiführt, als ein gar zu oft schon dagewesenes Auskunftsmittel rügen, was leicht zu vermeiden gewesen wäre, wenn der Verfasser eine rein psychologische Entwickelung vorgezogen hätte.

Jedenfalls verdient der Geist, in welchem das Buch geschrieben ist, besondere Anerkennung. Es wird auch von denjenigen, die des Verfassers religiöse Ansichten nicht theilen, mit Interesse und Nutzen gelesen werden, und den Eindruck nicht verfehlen, den jedes ruhige und besonnene Forschen nach Wahrheit hervorzurufen geeignet ist.

Bowring's Uebersetzung sämmtlicher Gedichte Heinrich Heine's.

Während bei Heine's Lebzeiten und noch kurz nach seinem Tode der Orden der Heinianer von der strictesten Observanz jeden, der nicht auf das Heine'sche Evangelium, auch auf dessen letzte Kapitel unbedingt schwor, als einen Ketzer, einen Renegaten hammel und Urphilister verfolgte, brandmarkte, an den Pranger stellte, scheint in dieser Hinsicht jetzt ein bemerkbarer Nachlaß eingetreten zu sein. Man kann jetzt vernünftig über Heine's Tugenden und Untugenden debattiren. Die Heinianissimi, wenn sie so zu nennen, sind gegenwärtig ziemlich verstummt; sie wagten nicht einmal, sehr lauten Protest zu erheben, als die ganze Schule, die der sogenannte Junggermanen, in ihr Programm ausdrücklich die Bestimmung aufnahm, daß sie es für ihre Pflicht und Aufgabe halte, die Börne-Heine'sche Richtung als eine antinationale und schädliche zu bekämpfen. Auch wir halten es im ganzen für ein Glück, daß diese Wendung eingetreten ist und daß der Heine-Fanatismus nicht mehr zu den nothwendigen Erfordernissen gehört, um als ein auf der Höhe der Zeit stehender gebildeter und vorurtheilsloser Mensch zu gelten. Dies hindert uns natürlich nicht, seinen originellen und in origineller Form gekleideten Witz, seine ungemein lebhafte, wenn auch zuweilen barocke Phantasie, seine zu Zeiten tiefe und zarte, ist freilich auch affectirte und süßliche oder mit sehr unreinen Elementen gemischte Empfindung, seine schneidend scharfe, oft überfließende Ironie und die Bedeutung, die er überhaupt seine Zeit hatte, aufrichtig anzuerkennen. Was für seine charakteristisch war: romantisch-sentimentale Gefühlsschwelgerei im Bunde mit mephistophelischer, alles bespöttelnder und negirender Ironie; Koketterie mit dem Ich, das sich selbst vergöttert, Lust an persönlichem Skandal; rücksichtslose Impietät; schrankenloser Cynismus bei äußerlich geleckter Form; Impertinenz, die vor nichts und sich alles gestattete; feile Gesinnung, welche politische und religiöse Grundsätze um literarischen Eclat oder so und so viel Silberlinge verschacherte: das alles hat Heine in sich vereinigt wie keiner; wenigstens hatte keiner den Muth oder die Verwegenheit, dies alles so offen ans Licht zu stellen wie Heine, keiner endlich die glänzenden Geistesgaben, die dazu gehörten, um auch den richtigen, sich leicht und sicher einschmeichelnden

zu treffen. Daher trat auch bei Heine der in Deutschland nicht unerhörte Fall ein, daß er seinerzeit der wirkliche ett, der Dichter par excellence aller radicalen Commis und ipationswüthigen Frauenzimmer, aller gefühlsverbummelt- und burschikos witzelnden Studenten und zugleich auch der lischaftscrême, der blasirten Salonwelt, der reactionären liberalen Aristokratie und besonders der den culinarischen ssen obliegenden Diplomaten war, welche hier die leichte, ch aber auch stark gebeizte poetische Kost fanden, die sie in ihren Verdauungsstunden und vor dem Einschlafen hen konnten. Niemals ist von allen Leckermäulern ein ter mit solchem Behagen genossen worden als Heine, dessen aristokratische und halb plebejische, halb tiefsinnige und halb le Witzverschen und Sottisen sich so leicht im Kopfe be- und bei vorkommenden Alltagsvorfällen anwenden ließen. Radicalen merkten freilich meist nicht, wie viel reactionäres, ie Reactionäre nicht, wie viel auflösendes und anarchisches ent in Heine steckte. Um übrigens Heine gerecht zu beur- n, vergesse man nicht, daß ihm seinerzeit fast nirgends ieres sittliches Bewußtsein, sondern höchstens die Grimasse ittlichkeit entgegentrat. Auf unserm jetzigen Standpunkt, ch wenigstens Ansätze zu einer größern Vertiefung des sitt- Lebens offenbaren — von dem wir nur wünschen wollen, s sich nicht blos conventionell, sondern in einer humanen, und wirklich innerlichen Richtung fortentwickeln möge —, önnen wir Heine's bessere Producte, von denen namentlich e lyrische bereits zu dem unveräußerlichen Melodienvorrath r Seele gehören, um so unbefangener und mit um so m Genuß lesen und würdigen, je mehr jeder von uns, wie offen, den Heine in sich überwunden hat. Denn man kann ch sagen, daß Heine die Verkörperung eines Princips war, s seinerzeit fast in uns allen steckte und seine Macht übte. Während nun Heine in Deutschland aufgehört hat, der) und Hausgötze zu sein, beginnt man ihm um so mehr ulsamkeit in England und Nordamerika zu widmen. In merika erschienen während der letzten Jahre seine „Reise- " und sein „Buch der Lieder" in englischer Uebersetzung, von Charles Leland, dem „nordamerikanischen Heine", und kam bei Longman in London eine englische Uebersetzung ilicher poetischen Producte Heine's unter dem Titel heraus: poems of Heine, complete; translated in the origi- metres. With a sketch of Heine's life. By *Edgar Al- Bowring*", ein stattlicher Band von nicht weniger als Seiten, der außer dem „Buch der Lieder", dem „Lyrischen nezze" u. s. w. auch „Atta Troll", „Das Wintermärchen", ancero" und seine letzten in den Jahren 1853—54 ver- Gedichte enthält. Der Bearbeiter, der sich schon früher seine „Poems of Schiller" und „Poems of Goethe" Uebersetzer aus dem Deutschen rühmlich bekannt gemacht bemerkt im Vorwort, daß er hier, und wie er hoffe zum male als Uebersetzer auftrete und zwar als der Uebersetzer großen Poeten, und er fährt dann fort: „Die günstige Auf- , welche meine frühern Uebersetzungen der Gedichte Schiller's Goethe's beim Publikum gefunden haben, darf vielleicht ein neuen Versuch, dieses Publikum mit den Werken dritten großen deutschen Minstrels bekannt zu machen, zu Entschuldigung dienen. In England verhältnißmäßig bekannt und wenig gewürdigt, ist Heine's Name in Deutsch- so verbreitet wie ein Alltagswort und während einerseits einer reizenden kleinern Gedichte den Herzen Tausender und ausender seiner Landsleute theuer geworden sind und zugleich alast und Hütte, in Stadt und Dorf gesungen werden, seine ernstern (?) Werke auf die politischen und religiösen gen der modernen deutschen Schule großen Einfluß geübt." ich wird in den einleitenden Worten zu der Lebensskizze be- „Obschon vielleicht kaum berechtigt, mit Schiller und Goe- dem höchsten Gebiete der Poesie den gleichen Rang einzu- , wird der Name Heine's sicherlich unter den Dichtern nicht Deutschlands, sondern auch der Welt eine hervorragende Stelle behaupten." Auch wird versichert, Heine sei „highly popular" in Frankreich. In Betreff des „Buch der Lieder" bemerkt der Uebersetzer, hier auf das Wesen der Heine'schen Poesie etwas tiefer eingehend: „Die schlagende Ironie, die überschwellende Phantasie und vor allem die einzige Schönheit und das Feingefühl in der Versification, wodurch diese Gedichte sich fast alle auszeichnen, stehen in einem bis dahin unerhörten Contrast zu der intensiven und bittern Ironie, die sie durchdringt, einer Ironie, die niemand und nichts schont, indem selbst die heiligsten Gegenstände vor seiner Spottlust nicht sicher sind! Diese Eigenthümlichkeit Heine's nahm mit den Jahren nur zu. In seinen letzten Lebensjahren, die ein fortgesetzter Todeskampf waren, bieten seine körperlichen Leiden vielleicht einige Entschuldigung für das, was sonst in den Werken eines großen Dichters keine Entschuldigung finden könnte. Unzweifelhaft war in dem Mangel an allem religiösen und politischen Glauben, der in Heine's Werken so stark hervortritt, viel Affectation, und doch verrathen sie eine unverkennbare wirkliche Bitterkeit des Gefühls. Auf jeder Seite bemerkt man die bösartige Lust, die es ihm gewährte, die Sympathie und Bewunderung des Lesers aufs höchste zu steigern und dann mit wenigen Worten, zuweilen nur in der letzten Zeile oder der letzten Strophe, sie rauh zu verhöhnen und zu vernichten. Eine bessere Parodie auf dieses Lieblingsvergnügen Heine's können wir nicht geben, als wenn wir folgende zwei wohlbekannten Strophen des Dr. Johnson citiren:

Hermit old in mossy cell,
Wearing out life's evening gray,
Strike thy pensive breast, and tell
Where is bliss, and which the way.

Thus I spake, and frequent sigh'd,
Scarce repress'd the falling tear,
When the hoary sage replied:
«Come, my lad, and drink some beer.»"

Zur Entschuldigung Heine's, der ihm übrigens trotz aller seiner Unarten als der größte deutsche Dichter seit Goethe's Tode gilt, citirt Bowring weiterhin ein früher erschienenes Urtheil: „It may be said, that Heine bears within him all the misery of a mighty literature that has fallen from his ideal. Let this be his excuse" etc.

Wir lassen hier einige Proben der Bowring'schen Uebersetzungsweise folgen; zuvörderst die Bearbeitung der ironischen Ballade „Die Wasserleute", mit dem Anfange: „Wol unter den Linden erklingt die Musik":

The meeting.

The music under the linden-tree sounds,
The boys and the maidens dance lightly,
Amongst them two dance, whom nobody knows,
Of figures noble and sightly.

They flout about here, they flout about there,
In a way that strange habits expresses;
They smile at each other, they shake their heads,
The maiden the youth thus addresses:

„My hand some youth, upon thy hat
There nods a lily splendid,
That only grows in the depths of sea —
From Adam thou art not descended.

„The Kelpie art thou, who the fair village maids
Wouldst allure with thy arts of seduction,
I knew thee at once, at the very first sight,
By thy teeth of fish-like construction."

They flout about here, they flout about there,
In a way that strange habits expresses;
They smile at each other, they shake their heads,
The youth the maid thus addresses:

„My handsome maiden, tell me why
Thy hand so icy cold is?
And tell me why thy snow-white dress
So moist in every fold is?

„I knew at once, at the very first sight,
By thy bantering salutation:
Thou art no mortal child of man,
But the water-nymph my relation."

The fiddles are silent, and finish'd the dance,
They part like sister and brother,
They know each other only too well,
And shun now the sight of each other.

Das bekannte lustige Liedchen: „Mir träumt', ich wär' der liebe Gott", beginnt im Englischen mit den Strophen:

I dreamt that I was Lord of all,
And sat in heaven proudly:
The angels, ranged around my throne,
All praised my verses loudly.

And cakes I ate, and comfits too,
In value many a florin;
And Cardinal I drank the while,
And had no need of scorin'.

Plagued by ennui, I long'd to be
On earth with all his evil;
And were I not the Lord of all,
I'd fain have been the devil.

Thou long legg'd Angel, Gabriel, go,
And hasten downward thither,
And find my worthy friend Eugene
And bring him to me hither.

Within the college seek him not,
But o'er a glass of brandy:
Seek for him not in Hedwig's church,
But at Miss Meyer's so handy etc.

Aus der Ballade „Donna Clara" wählen wir hier nur die beiden letzten Strophen:

And the Knight, with radiant smiling,
Kiss'd the fingers of his Donna,
Kiss'd her lips and kiss'd her forehead,
And at last these words he uttered:

„I, Señora, I, your loved one,
Am the son of the much-honor'd
Great and learned scribe, the Rabbi
Israel of Saragossa."

Auch schwierige Wortspiele sucht der Uebersetzer wiederzugeben, z. B. das bekannte: „Ein Thor ist immer willig, wenn eine Thörin will", das er selbst in einer Anmerkung ein „wretched pun" nennt, in folgender Weise:

A gate is ever found willing
To let a fool „gang her ain gait."

Besser scheint uns die Wiedergabe dieses „wretched pun" dem Nordamerikaner Charles Leland (vgl. Nr. 48 d. Bl. f. 1858) gelungen zu sein.

Man wird schon aus den paar hier mitgetheilten Proben erkennen, wie congenial das Englische dem Deutschen ist, wie vertraut sich Bowring mit Heine's Wesen gemacht, wie innig er sich selbst in seine Sonderbarkeiten hineingelebt hat. Vieles scheint uns in der That vorzüglich gelungen; ist dies nicht überall in gleichem Maße der Fall, so bedenke man, welche Riesenarbeit es war, fast 20000 Verse, und zwar Heine'sche zu übersetzen, zumal da Bowring gewissenhaft die Originalmetra beibehalten und unter anderm alle weiblichen Reime ebenfalls durch weibliche Reime wiedergegeben hat. Es ist dies überhaupt einer der Vortheile, den die neuern englischen Dichter von ihrer innigern Beschäftigung mit der deutschen Lyrik ziehen, daß sie jetzt auch in Originaldichtungen häufiger als früher weibliche Reime anzuwenden wagen. Man muß nun abwarten, welchen Anklang die Heine'schen Gedichte in England finden werden. Ihre Originalität wird man sicherlich nicht verkennen und einen großen Theil derselben wird man mit Interesse und Vergnügen lesen; aber viele derselben, und namentlich die größern, wimmeln von Anspielungen auf deutsche Verhältnisse und Persönlichkeiten und namentlich literarische Zustände und Häkeleien, die jetzt zum Theil selbst für uns Deutsche kaum noch irgendein Interesse haben. Und was für ein Gesicht werden die prüden Engländerinnen zu manchen Heine'schen Ungezogenheiten machen?

L. M.

Notiz.

Zur Schlacht von Solferino.

Die „Revue contemporaine" vom 15. Juli enthielt einen aus Pozzolengo vom 6. Juli datirten interessanten Bericht über die Schlacht von Solferino, der von einem französischen General herrührt. Nun gehören zwar Schlachtberichte nicht eigentlich in den Kreis unserer Blätter, die es vorzugsweise mit Literaturberichten zu thun haben; aber der in Rede stehende Schlachtbericht hat auch eine stilistische Seite, auf die wir hiermit aufmerksam machen möchten. Er ist nämlich mit einer solchen Klarheit und Bestimmtheit abgefaßt, er rundet und gruppirt die Thatsachen in einer Weise und gibt von den Manövern, die der Schlacht vorhergingen, wie von den einzelnen Momenten derselben ein so deutliches, auch dem Laien verständliches Bild, daß man ihn als musterhaft bezeichnen kann. Wie confus und undurchsichtig, oder wie nachlässig und schlecht stilisirt sind dagegen deutsche Schlachtberichte zu sein! Wir müssen diese alte Klage wiederholen, daß wir in Deutschland, was die Prosa betrifft, noch gar keinen allgemeinen Stiltypus für nichtliterarische Gegenstände haben, daß die wenigsten sich bei uns Rechenschaft geben, im verständigen geschmackvollen Stilgewande vor das Publikum zu treten, und daß das Publikum, nachlässig wie es selbst in dieser Hinsicht ist, dies auch gar nicht verlangt, daß ein großer Theil desselben sich vielmehr gerade an den rohesten Stilbrocken am gütlichsten thut und diese am besten verdaut. Uebrigens ist die Schlacht von Solferino ein so wichtiges, auch uns Deutsche vielleicht näher als manche glauben angehendes Ereigniß, daß sie einer Erwähnung auch in unsern Blättern wohl würdig ist. Als bemerkenswerth erwähnen wir des französischen Generals anerkennendes Urtheil über Gyulai, und wir fügen es deshalb an, weil uns die gehässige, zum Theil in bloße Persönlichkeiten ausartende Weise, mit der österreichische Federn in deutschen Blättern über diesen nicht glücklichen, vielleicht aber durch höhere Anordnungen in seiner freien Bewegung gehemmten und außerdem durch die Schlacht von Solferino gerechtfertigten und gerächten General abzusprechen sich herausnahmen, uns gleich anfangs höchlichst mißfiel. Der französische General sagt: „Es würde im höchsten Grade ungerecht sein, wenn man dem General Gyulai ausgezeichnete militärische Eigenschaften, eine Entschlossenheit, eine Festigkeit des Charakters, wie sie bei den österreichischen Generalen eine Seltenheit sind, in Abrede stellen wollte. In der Schlacht bei Magenta waren die Bewegungen der österreichischen Armee so gut combinirt, daß es gelang, die französische Armee zu überraschen, und vielleicht darf man einen großen Antheil an der Verantwortlichkeit für diese Niederlage auf einige Corpschefs werfen, welche von dem Getreffen, von dem ich oben sprach, beherrscht, zu spät oder gar nicht auf dem Schlachtfelde eintrafen. Endlich ist es im gegenwärtigen Augenblick vielleicht für niemand ein Geheimniß mehr, daß bei Palestro sowol als bei Magenta einige italienische und ungarische Regimenter nicht vollkommen ihre Schuldigkeit gethan haben und daß man den Mangel an Festigkeit in den Linien der Oesterreicher, welcher die natürliche Folge des geringen Eifers dieser Truppen war, mit unter die Ursachen dieser Niederla

ählen muß." *) Man erfährt hier also und zwar aus einer wie rir denken glaubwürdigen Quelle, was man bisher nur muthmaßte oder für wahrscheinlich hielt, daß auch Verrath die Reihen er Oesterreicher gelockert habe. Ueber die österreichischen Dispositionen zur Schlacht von Solferino äußert der französische General, dieselben seien zwar gelehrt und kühn gewesen, aber nicht so eschickt combinirt, um das zu erreichen, was man beabsichtigt abe; sie hätten an dem Fehler aller österreichischen Plane gelitten, zu complicirt und auf gewisse in der Luft stehende Vorsetzungen basirt zu sein: ein Fehler, dessen gerade Gyulai sich icht schuldig gemacht. Die Oesterreicher hätten sich in den Lauf gesetzt, die Alliirten zu überraschen, und sie hätten sie i voller Marschordnung und Schlachtbereitschaft getroffen; statt überraschen, wären sie überrascht worden, und ihr Angriffsan sei, noch ehe ein Schuß gefallen, gänzlich über den Haufen gestürzt („tout bouleversé") gewesen. Der Franzose beeift überhaupt nicht, warum die Oesterreicher, statt anzugreifen, nicht lieber in der vortheilhaften Stellung am Mincio, mit eschiera in der Nachbarschaft, die Alliirten festen Fußes erwarten hätten. Weiter tadelt er namentlich die Unentschlossenheit s Generals Wimpffen, vor allem aber die allgemeinen Anordnungen und endlich die gänzlich nutzlose Diversion der Corps chtenstein und Wernhardt, welche den General Canrobert, chdem er erst wahrgenommen, daß man nichts Ernstliches gen ihn im Schilde führe, nicht verhindert habe, seine Brigaden n bedrängten vierten Armeecorps nach und nach zu Hülfe zu ichen. Hätte man, meint der Franzose, diese 60000 Mann Reserve hinter Solferino aufgestellt, so würden die Franzen vielleicht Solferino nicht haben nehmen können und der ttzang ein wesentlich anderer gewesen sein. Hieraus erklärt h auch die in den österreichischen Berichten immer wiederrende Behauptung, daß die Oesterreicher stets in der Minderhl gewesen wären. Ganz richtig, wenn man eine Streitmasse n 60000 Mann aus der Ferne Gewehr im Arm den Schlachtängen unthätig zusehen läßt! Im ganzen hatten die Oesterher, denen freilich manche Verhältnisse wenig günstig waren, herlich ein großes Plus an Mannschaft, und es ist nicht Preus Schuld, daß man diese ungeheuere Streitmacht nicht richtig verwenden wußte und daß nicht einmal unter den österreichischen neralen die gehörige Eintracht und Uebereinstimmung geherrscht haben scheint. Es wäre einfach lächerlich, wenn ein so geltiger Militärstaat wie Oesterreich, der noch dazu der thatlich angreifende Theil war, nun die Schuld für das Misgen des Feldzugs auf die Unthätigkeit Preußens abladen wollte, welchem Zweck namentlich die ungeschickten Freunde Oesterchs in Süddeutschland agitiren. Im übrigen läßt der franische General der Tapferkeit der Oesterreicher volle Gerechkeit widerfahren; er sagt: „Trotz dieser von den österreichischen neralen begangenen Fehler würde es eine große Ungerechtigt sein, wenn man ihrer Bravour wie der Bravour ihrer ppen nicht alle Ehre anthun wollte. Eine Armee, die einer zösischen Armee von morgens 5 Uhr bis abends 8 Uhr bhält, kann nur eine tapfere sein." Unter den Generalen den besonders Benedek und Stadion „un des généraux plus énergiques de l'armée autrichienne" hervorgehoben; auch die Corps von Clam-Gallas und Zobel hätten „avec ueur" den Angriffen des Herzogs von Magenta und den nadieren der Garde widerstanden; dies seien aber auch die n Lieutenants Gyulai's, die Corps von Magenta gewesen! einer Correspondenz der „Illustration" vom Kriegstheater nnern wir uns gelesen zu haben, daß von den österreichischen Infanterieregimentern diejenigen, welche, und zwar bei Melegnano, zum ersten mal in diesem Kriege die Angriffe der Franzosen zur Verwunderung derselben mit dem blanken Bajonnet zu erwidern wagten, kräftige deutsche Regimenter waren; man habe bei dieser Gelegenheit das, was man von der Widerstandsfähigkeit der teutonischen Rasse sage, als richtig erkannt, fügte der Correspondent hinzu. H. M.

*) Das höchst absprechende Urtheil, welches Wallhauß in seiner Schrift: „Feldzeugmeister Gyulai's Kriegführung in der Lombardei vor dem Richterstuhle rationeller Kritik" (Hersfeld, Wallhauß, 1859) über Gyulai, dem darin die stümperhaftesten Schnitzer vorgeworfen worden, gefällt hat, wird hiernach wol einige Berichtigungen erfahren müssen.

Bibliographie.

Kolster, W. H., Sophokleische Studien. Eine Zahl von Aufsätzen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Br. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lallemant, R. C. B. A., Am Mucuri. Eine Waldgeschichte aus Brasilien zur Erläuterung, Warnung und Strafe für Alle, die es angeht. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Laube's, H., Dramatische Werke. 9ter Band. — A. u. d. T.: Montrose, der schwarze Markgraf. Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Lynker, W., und J. Braunhofer, Herkules oder Ambos und Actien. Zauberposse mit Gesang in drei Acten. Musik von Karl Graff. Cassel. Gr. 16. 10 Ngr.

Die Mädchen von Chaibar. Roman aus dem Leben Muhammed's von Orientalis. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 2 Thlr.

Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens. Im Verein mit mehrern Vaterlandsfreunden herausgegeben von G. von Trauschenfels. Neue Folge. 1ster Band. Vier Hefte. Kronstadt. Lex.-8. Jedes Heft 12 Ngr.

Manzoni, A., Die Verlobten. Eine Mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Nebst einem Anhange: Geschichte der Schandsäule, und einer literarhistorischer Einleitung über A. Manzoni von L. Clarus. Nach der 6ten Auflage aus dem Italienischen übersetzt. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Mühlbach, L., Erzherzog Johann und seine Zeit. 1ste Abtheilung: Andreas Hofer. Drei Bände. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Saffenreuter, G. J., Paulus der Weltapostel. Ein Epos in neun Gesängen. Würzburg, Kellner. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Steffens, F., James II. und sein Fall. Historischer Roman. Drei Theile. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Deutsche Kriegs- und Vaterlands-Lieder. Berlin, Riegel. 32. 3 Ngr.

Illustrirte Kriegsgeschichte unserer Zeit in Wort und Bild. Mit Plänen, Karten und Portraits von Staatsmännern und Heerführern. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Moltke, M. Graf v., Nicht für Oesterreich aber gegen Frankreich! Geschrieben im Juni 1859. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Edgar Mortara der kleine Neophyt. Aus dem Italienischen der Civiltà cattolica. Würzburg, Kellner. Gr. 16. 3¾ Ngr.

Mühlfeld, J., Sechs deutsche Lieder. Dem deutschen Volke und Heere gewidmet. Anclam. 16. 1½ Ngr.

Napoleon III., das politische Project Heinrich's IV. gegen das Haus Oesterreich und der zukünftige europäische Areopag. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Die Politik der Zukunft für Oestreich. Von einem Alt-Oestreicher. Berlin, F. Schneider. Lex.-8. 5 Ngr.

Sechs Reden an Völker und Herrscher Europa's und ein Gebet. Dresden, Zeh. 8. 2 Ngr.

Sandrani, G., Deutschland und die italienische Frage. Eine Stimme aus Italien. Breslau, Kern. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Brockhaus'
REISE-BIBLIOTHEK
für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig-Eisenach). Von Adolf Bock.
Das hessische Land und Volk. (Eisenach-Frankfurt a. M.). V. E. Müller.
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von Aurelio Buddeus.
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Becker.
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von Nikolaus Becker.
Von Minden nach Köln. Von Levin Schücking.
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von Levin Schücking.
Von Berlin nach Hamburg. Von Ernst Willkomm.
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von Max Kurnik.
Das Schlesische Gebirge. Von Rudolf Gottschall.
Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von F. Gustav Kühne.
Die Böhmischen Bäder. Von Siegfried Kapper.
Wien in alter und neuer Zeit. Von F. Gustav Kühne.
Die Donau von Ulm bis Wien. Von Adolf Schmidl.
Münchener Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Königswinter.
Brüssel. Von J. E. Horn.
Die Schlachten bei Leipzig. Von Karl Gustav von Berneck.
Schweizerfahrten. Von Ernst Kossak.
Harzbilder. Von Heinrich Pröhle.
Schillerhäuser. Von Josef Rank.
Briefe aus Südrussland. Von Marie Förster.
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von Josef Rank.
Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von Willibald Alexis.
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. V. F. Gerstäcker. Zweite Aufl.
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

Preis des Bändchens 10 Sgr
In allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschen-Wörterbuch
der
italienischen und deutschen Sprache.
Von Dr. Francesco Valentini.

Dritte Original-Auflage, vom Verfasser durchgesehen, verbessert und vielfach vermehrt.

In zwei Theilen. Erster Theil: Italienisch-Deutsch. A. u. d. T.: Dizionario portatile italiano-tedesco. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieses sich schon seit 30 Jahren des besten Rufs erfreuende Wörterbuch erscheint jetzt in einer dritten, gänzlich umgearbeiteten und vielfach vermehrten Auflage, und es ist nicht der geringste Vorzug des Werks, daß der Verfasser, ein geborener Römer, gründlicher Kenner seiner Muttersprache ist, weshalb sein Werk einen ganz selbständigen Standpunkt einnimmt. Valentini's italienisch-deutsches Wörterbuch darf somit in seiner neuen Bearbeitung unbedingt als das beste der vorhandenen bezeichnet werden. Ein sehr billiger Preis erleichtert die Anschaffung, namentlich auch in Schulen.

Der zweite Theil: Deutsch-Italienisch, ist unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Protestantismus
nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. Von Friedrich August Holzhausen. Dritter Band. Die geschichtliche Fortbildung des Protestantismus.

8. Geh. 4 Thlr.

Der erste Band kostet 2 Thlr., der zweite 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieses wichtige, nunmehr vollständig vorliegende Werk erzählt, theilweise unter Benutzung bisher ungedruckter Quellen, die Geschichte der Reformation in Deutschland und den benachbarten Ländern und weist in ihnen die Begründung des protestantischen Princips ausführlich nach. Das Werk ist von Zeitschriften der verschiedensten theologischen Richtung, von Ritter's „Kritischer Prediger-Bibliothek", von Zimmermann's „Theologischem Literaturblatt", von Rudelbach's und Guerike's „Zeitschrift für die gesammte lutherische Theologie und Kirche", sowol in Beziehung auf die Gründlichkeit der Forschung, als auch auf die eigenthümliche Behandlung des Gegenstandes, günstig beurtheilt worden.

Der soeben erschienene dritte und letzte Band, welcher sich einerseits mit der Reaction der römisch-katholischen Hierarchie wider die Reformation, andererseits mit der Feststellung und Fortbildung des Protestantismus dieser Reaction gegenüber beschäftigt, weist darauf hin, daß der kirchliche Parteikampf den bildenden Trieb der christlichen Religion gelähmt und erdrückt habe, und deshalb zu der Gewinnung einer Grundlage für die neue positive Gestaltung des religiösen Lebens der europäischen Völker vor allem eine endliche Ausgleichung der Glaubensspaltung anzubahnen sei.

Im Verlage der Dieterich'schen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner) in Göttingen ist soeben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Eines Dichters Liebe.
Roman in Versen.

Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vater und Tochter.
Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben von Frederike Bremer.

Zwei Theile. 12. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 26 Ngr.

Ein neuer Roman der beliebten schwedischen Schriftstellerin, der von ihr als „Neue Skizzen aus dem Alltagsleben" bezeichnet wird und in der Art ihrer ersten bekanntesten Romane gehalten ist. Er ist zugleich in besonderer Ausgabe als 33. und 34. Bandder billigen deutschen Gesammtausgabe von Frederike Bremer's Schriften (jeder Band 10 Ngr.) erschienen.

M. Solitaire's
sämmtliche Schriften, 16 Bändchen, überall günstig recensirt, sind in allen Buchhandlungen zu haben. Neu erschien soeben von Solitaire: „Erzählungen bei Licht."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jahrgang 1833. № 231. 19. August 1833.

Inhalt: Ueber Schiller's Geist und Charakter. Nach Goethe's Mittheilungen. — Ueber Schiller's Geist und Charakter. Nach Goethe's Mittheilungen. (Fortsetzung.) — Literarische Anzeige.

Ueber Schiller's Geist und Charakter.
Nach Goethe's Mittheilungen.

Wenn Schiller's Geist und Charakter, wie Goethe sagt, in seinen Werken sich abspiegelt, so ist es nicht minder wahr, daß sie in seinen Briefen sich abspiegeln. Diese Briefe, welche Goethe mit Schiller gewechselt hat, sind ein Schatz, der nicht nur für Beide, sondern für die ganze Nation unschätzbar ist. Sie sind ein Denkmal, das Beiden, aber auch der Nation, die sie hervorgebracht hat, zur Ehre gereicht. Sie sind ein Denkmal, das Beiden, aber auch der Nation, die sie hervorgebracht hat, zur Ehre gereicht. Sie sind ein Denkmal, das Beiden, aber auch der Nation, die sie hervorgebracht hat, zur Ehre gereicht.

Goethe sagt, daß Schiller's Geist und Charakter in seinen Werken sich abspiegelt, so ist es nicht minder wahr, daß sie in seinen Briefen sich abspiegeln. Diese Briefe, welche Goethe mit Schiller gewechselt hat, sind ein Schatz, der nicht nur für Beide, sondern für die ganze Nation unschätzbar ist. Sie sind ein Denkmal, das Beiden, aber auch der Nation, die sie hervorgebracht hat, zur Ehre gereicht. Sie sind ein Denkmal, das Beiden, aber auch der Nation, die sie hervorgebracht hat, zur Ehre gereicht. Sie sind ein Denkmal, das Beiden, aber auch der Nation, die sie hervorgebracht hat, zur Ehre gereicht.

Goethe sagt, daß Schiller's Geist und Charakter in seinen Werken sich abspiegelt, so ist es nicht minder wahr, daß sie in seinen Briefen sich abspiegeln. Diese Briefe, welche Goethe mit Schiller gewechselt hat, sind ein Schatz, der nicht nur für Beide, sondern für die ganze Nation unschätzbar ist. Sie sind ein Denkmal, das Beiden, aber auch der Nation, die sie hervorgebracht hat, zur Ehre gereicht. Sie sind ein Denkmal, das Beiden, aber auch der Nation, die sie hervorgebracht hat, zur Ehre gereicht. Sie sind ein Denkmal, das Beiden, aber auch der Nation, die sie hervorgebracht hat, zur Ehre gereicht.

der Deutſchen, welches auch dem Appellationsrath Körner Veranlaſſung wurde, einmal an Schiller zu ſchreiben: „Bei der Beurtheilung (in den «Horen») würde ich beſonders auch auf Beobachtung der Urbanität im Tone des Vortrags achten. Dieſe Eigenſchaft fehlt unſern beſten Köpfen.“ Was nun dieſe Urbanität des Tons betrifft, kann uns Varnhagen zum Muſter dienen, und wir können uns Glück wünſchen, daß er uns dieſes Muſter gegeben hat. Ueberall hält er eiferſüchtig auf die Glätte des Salontons. Aber allerdings diplomatiſirt er zu viel, auch im Stil. Er ſcheut jede Energie, jede Originalität des Ausdrucks, jeden ſtärkern Wellenſchlag; ſein Stil iſt ungemein graziös und durchſichtig, aber er entbehrt der ſinnlichen Plaſtik; das Colorit iſt von ſeltener Klarheit, aber etwas blaß, ohne kräftige Schattirungen, ohne eigentliches Incarnat. Um nicht zu viel zu ſagen, ſagt Varnhagen oft zu wenig, und wo man ein gerades Entgegenkommen erwartet, weicht er oft plötzlich zur Ueberraſchung ſeiner Leſer aufs vorſichtigſte und diplomatiſchſte aus. Man muß dann zwiſchen den Zeilen leſen, und ſelbſt die Varnhagen'ſche Klarheit wird in ſolchen Fällen zuweilen zur Unklarheit. Daher macht ihm Rahel einmal den Vorwurf, er habe an ſie einen „Katzenbrief“ geſchrieben. Man kann daher nicht von ihm wie von Menzel ſagen, daß er immer den Muth ſeiner Meinung bewähre. Dagegen iſt die Objectivität der Auffaſſung und Darſtellung ſtets ſein höchſtes Ziel. Bis zur Selbſtverleugnung ſucht er die Einmiſchung ſeiner Subjectivität zurückzudrängen, und die Perſonen und Dinge nicht ſo zu ſchildern, wie ſie ihm erſcheinen, ſondern wie ſie ſind. Daß hierbei auch manche Selbſttäuſchungen mit unterlaufen, daß trotzdem ſein Urtheil nicht ſelten ſubjectiv, ſogar zuweilen ſehr ſubjectiv iſt, mag richtig ſein; aber beabſichtigt oder bewußt ſind dieſe ſubjectiven Einmiſchungen bei Varnhagen nicht. Von der ſittlichen Rigoroſität Menzel's iſt natürlich bei ihm nichts zu ſpüren. Seine Religion beſteht in einer möglichſt bis zu den äußerſten Conſequenzen ausgebildeten Humanität. Er tadelt es an Carlyle, daß dieſer ſeinen Humor dazu hergebe, die „Härte“ zu predigen, und er ſpricht dabei den ſchönen beherzigenswerthen Grundſatz aus: „Als ob man das nöthig hätte, als ob nicht immer das Gegentheil dringend nöthig wäre, um die Wildheit und Grauſamkeit des Menſchenthiers zu bändigen.“

Dieſen Grundſatz unterſchreiben wir von ganzem Herzen. Nur ſcheint es uns ſo, als ob Varnhagen gerade auf die äußern humanen Formen, wobei dann doch dieſe Wildheit und Grauſamkeit fortbeſtehen kann, zu viel Gewicht gelegt habe. Sicherlich iſt keine Nation urbaner, geſchmeidiger und liebenswürdiger in ihren äußern Formen als die franzöſiſche, und keine doch ſo geneigt zu gewaltſamen Thaten und blutigen Handlungen, in denen man ſie gar nicht wiedererkennt, während die engliſche, ſchroffer in den äußern Formen, auf ihrem jetzigen Bildungszuſtande dem Ideal reinen Menſchenthums viel näher gekommen iſt; denn mit dem einſeitigen militäriſchen Geiſte und der maßloſen martialiſchen Ruhmſucht der Franzoſen laſſen ſich wahrhafte Bürgertugend und friedliche Entwickelung wahrhaft freier und humaner Einrichtungen, oder wenigſtens Stetigkeit ihres Fortſchreitens und ruhiger Beſtand derſelben nicht wol vereinbart denken. Varnhagen war dagegen der Anſicht, „daß für uns Deutſche die engliſchen Einflüſſe ſehr zweifelhafter Natur, die franzöſiſchen im allgemeinen heilſamer ſeien“. Wir wiſſen nun ſehr wohl, daß wir von den Franzoſen vieles Gute lernen können und ſollen, unter anderm eine gewiſſe Generoſität und Nobleſſe und die Kunſt, einander im gewöhnlichen Verkehr das Leben ſo wenig ſchwer zu machen als möglich und es durch die taktvolle Beobachtung urbaner Formen ſoweit es geht zu verſchönern und zu erheitern. Doch das iſt immer nur ein Nebenerforderniß, ſo wünſchenswerth und preiswürdig es auch ſein mag. Dagegen liegt uns bei einer zu ängſtlichen und geiſtloſen Copie franzöſiſcher Lebensformen die Gefahr nahe, an unſerm germaniſchen Kern viel einzubüßen, ohne uns doch der franzöſiſchen Urbanität in einer Weiſe zu bemächtigen, daß ſie unſer ganzes Weſen und Sein durchdringt und, ſtatt ein pedantiſch beobachtetes, rein äußerliches Ceremoniell zu bleiben, uns vollkommen zur zweiten Natur wird. In der Hauptſache und in allen eigentlichen Lebensfragen werden wir Deutſche aber wol beſſer thun, uns mehr dem engliſchen als dem franzöſiſchen Einfluß hinzugeben. Das franzöſiſche Weſen hat zwar gerade für uns Deutſche viel Beſtechendes und Verführeriſches; aber die Geſchichte unſerer Literatur, Kunſt und ſittlichen wie geſelligen Bildung beweiſt, daß wir ſtets auf die ärgerlichſten Abwege geriethen, verflachten und ſtatt ungezwungen-graziös nur lächerlich-ſteif, ſtatt liebenswürdig-frivol nur anwiderat cyniſch wurden, wenn wir die Franzoſen zu buchſtäblich und pedantiſch copirten. Es wurde uns ebenſo verderblich, als unſere deutſchen Höfe den verſailler Hof ſich zum Vorbilde nahmen, als es uns ſtets verderblich werden muß, wenn wir das, was die Franzoſen fälſchlich Republikanismus nennen und was doch im Grunde nur despotiſch-militäriſche und adminiſtrative Centraliſation und bloße Gleichmacherei iſt, zu unſerm Vorbild nehmen wollten. Vergeſſen wir nicht, daß viele der edelſten germaniſchen Eigenſchaften und Tugenden, und namentlich die altgermaniſchen Grundlagen bürgerlicher Freiheit nach England ausgewandert ſind und hier in glücklicher inſulariſcher Abſperrung ſich rein erhielten, was in dem allen Einflüſſen und Miſchungen von außen her ausgeſetzten deutſchen Centrallande bei weitem nicht in demſelben Grade möglich war. Schöpfen wir bei den Engländern, ſo ſchöpfen wir wenigſtens an germaniſchem Quell.

Ueberhaupt müſſen wir den Argwohn ausſprechen, daß Varnhagen, um auf dieſen wieder zurückzukommen, auf die Beobachtung des rein äußerlichen Anſtandes, auf die bloße Conduite einen zu großen, faſt den ausſchließlichen Werth gelegt habe. Wir glauben, daß man Varnhagen nur halb kennt, wenn man ihn blos aus ſeinen Schriften und durch einige ceremonielle Beſuche kennen gelernt hat. Gegenüber dem Publikum, das ihn lieſt, und gegenüber den Beſuchern, die von Zeit zu Zeit mit

ı ein halbes Stündchen converſirten, blieb er immer rückhaltende Salonmenſch, der feine Diplomat, der ı bekannten Grundſatze aller Diplomaten huldigte, daß ı Menſchen die Sprache nur gegeben ſei, um ſeine anken zu verbergen. Innerlich war er, wie wir glau=, eine viel heftigere, leidenſchaftlicher bewegte, unzu=enere und unter Umſtänden unverſöhnlichere Natur, ſeine Schriften und ſein perſönliches Benehmen bei flüchtiger Bekanntſchaft ahnen ließen. Wir glauben, er, einige wenigen Favoriten ausgenommen, für die auch maßlos ſchwärmen konnte, im geheimen über Menſchen mehr bitter als mild urtheilte oder daß doch geringſte Meinungsabweichung hinreichte, ihn innerlich Menſchen zu verfeinden, die bis dahin ſeine ganze pathie beſeſſen zu haben glaubten und gegen die er an vielleicht nur noch die äußern Dehors beobachtete, rend er gegen ſie die heftigſte Erbitterung im Herzen . Wir ſchließen dies ebenſo wol aus einzelnen, hier da in ſeinen Schriften, namentlich in ſeinen ſonſt iberaus humanen Kritiken auftauchenden Aeußerungen, ſich der flüchtige Leſer vielleicht entgehen läßt, wie entlich aus den im „Deutſchen Muſeum“ (Nr. 27 und und im „Morgenblatt“ veröffentlichten Briefen an rich Koenig und Amely Bölte, die ſo ſcharfe, ſchroffe, ichtende Urtheile und zuweilen ſogar ſo undiplomatiſch=, jedem Radicaldemokraten zur Zierde gereichende drücke enthalten, daß es uns ſchwer fällt, dieſes hef= leidenſchaftliche Weſen mit dem im ganzen leiden=tsloſen Charakter ſeiner Schriften zuſammenzureimen, ı wir nicht annehmen wollen, daß er mit großer ſtüberwindung und erſtaunlicher Kunſt ſeine eigentlichen rzeugungen in ſeinen Schriften vielfach geheim gehal=habe. Dieſe Antipathien waren denn freilich meiſt perſönlicher Art; denn der Menſchheit im allgemeinen er ſicherlich in humanſter Richtung zugewandt. An r ſpäter mehr hervorgetretenen Verbitterung ſcheinen ch die Vereinſamung des Alters und die Einflüſſe Jahres 1848, die den alten Diplomaten plötzlich in ı radicalen Demokraten verwandelten oder gewiſſe oſitionselemente, welche ſich in ſeinem Innern all=ich angeſammelt hatten, nun zum Ausbruch förder=ſehr viel beigetragen zu haben. In ſeinen frühern en ſchrieb er „Katzenbriefe“ und in ſeinem höhern :, wo bei andern meiſt das Diplomatiſiren erſt an=t, Briefe, die man im Gegenſatz zu jenen Wolfs=: nennen könnte.

Nehmen wir aber ein Doppelweſen in ihm an — die meiſten Menſchen, wenn nicht alle, tragen ein s in ſich —, nämlich ein diplomatiſirend=ariſtokra=s und ein rückſichtslos=demokratiſches, ſo werden wir ſo mehr die Kunſt und Selbſtverleugnung bewundern en, womit er in ſeinen Schriften faſt ausſchließlich erſtere ans Licht treten ließ und ſeinen geläuterten iffen von geſellſchaftlichem und literariſchem Anſtande Opfer brachte, in ihnen nur ſeine edlere und reinere ır walten zu laſſen. Ein ſo lauteres und ſauberes ſchen= und Schriftſtellerleben wie das Varnhagen's verdient unter allen Umſtänden ein bleibendes Gedächtniß, wenn man auch von jener Ueberſchätzung ſeiner ſchriftſtelle=riſchen Talente und Hervorbringungen, der man ſich zur Zeit des Jungen Deutſchland hingab, mit Recht zurück=gekommen iſt. Damals ſchien man nicht übel Luſt zu haben, ihm, dem nicht unglücklichen Nachahmer des Goethe'ſchen Stils, gleich hinter Goethe ſeinen Platz an=zuweiſen, während doch ſeine beſten Leiſtungen ſich höch=ſtens etwa mit Goethe's Selbſtbiographie vergleichen laſſen. An eigentlich productiver Kraft, an Phantaſie, Erfin=dungsgabe und kräftiger Sinnlichkeit des Ausdrucks fehlte es Varnhagen ziemlich ganz, weshalb auch ſeine lyriſchen Gedichte und Novellen nicht eben viel bedeuten wollen, und in richtiger Selbſterkenntniß verſtieg er ſich auf dieſes ihm ziemlich fern liegende Gebiet nur ſelten und in ſpä=tern Jahren gar nicht. Um ſo mehr eignete ſich ſein receptives, vorzugsweiſe dem Perſönlichen zuneigendes Talent zu biographiſchen Schilderungen, auf welchem Felde er eine große Zahl von Arbeiten lieferte, von denen viele höchſt ſchätzbar ſind. „Die Geſchichte lebte für ihn mehr in ihren individuellen Verknüpfungen als in dem ideellen Zuſammenhang des Ganzen ſelbſt, und er konnte darum als Geſchichtſchreiber immer nur Biograph oder Verfaſſer von Denkwürdigkeiten ſein“, bemerkt Mundt, der ihm in frühern Jahren eine Zeit lang perſönlich ſehr nahe ſtand, mit Recht in ſeiner „Geſchichte der Literatur der Gegen=wart“, und ein andermal: „Sein Talent perſönlicher Ver=bindungen und Anknüpfungen, welches ihn faſt mit allen literariſchen und geiſtigen Strömungen ſeit Ende des vori=gen Jahrhunderts in Berührung brachte, wurde die beſtimmende Potenz für ſein ganzes Weſen und alle ſeine Leiſtungen.“ In dieſem Kreiſe bewegt ſich ſein Talent am glücklichſten, ja es iſt in ihm im Grunde abgeſchloſſen. Niemand hat das Perſönliche und die „perſönlichen Be=züge“ in der Literatur ſo in den Vordergrund geſtellt als Varnhagen, niemand in aller Weiſe ſo wie er das Entſtehen und Gedeihen der jetzt ſo unermeßlich ange=wachſenen Literatur der perſönlichen Enthüllungen, der Denkwürdigkeiten, Biographien, Autobiographien, Re=miniſcenzen, Briefnachlaſſenſchaften u. ſ. w. gefördert und dazu aufgemuntert. Freilich gerieth er und ſeine Schule — denn allerdings kann man in dieſer Hinſicht von einer Varnhagen'ſchen Schule ſprechen — hierbei in ein Extrem, das auch ſeine Nachtheile hatte. Man konnte kaum noch ein Dichtwerk genießen, wenn es nicht gelang zu erfor=ſchen, bei welchem Anlaß es entſtanden, welche perſön=lichen Beziehungen ihm zu Grunde gelegt waren. Das Ideelle trat gegen das Materielle, das Bleibende, Ewige gegen das Zeitliche, Augenblickliche, Zufällige in den Hintergrund. Der Cultus des Genius drohte in einen bloßen Cultus der Perſönlichkeit, der innern und äußern auszuarten, und er artete auch vielfach dazu aus. Eine Menge zum Theil ganz intereſſanter, aber zum Theil auch ſehr unbedeutender weiblicher Weſen, die irgendeinmal eine Liaiſon mit einem Dichter gehabt und von ihm ein paar Billets erhalten hatten, wurden von den Anhängern dieſer Richtung aus ihren Gräbern hervorgeholt und mit

der großen Kirchen-Versammlung, die zu Trient 1545 eröffnet wurde, und 18 Jahre dauerte, ist die Lehre von der Rechtfertigung, und von den Sakramenten, besonders von der Messe, und dem Fegfeuer, und von der Anbetung der Heiligen, und ihrer Bilder, und Reliquien, und von dem Ablaß, und von der Kirche, und ihrer Gewalt, und von der Ehe, und von dem Gelübde der Ehelosigkeit, und von dem Gebrauch der Bücher, und von der Auslegung der Schrift, und von der Kirchen-Zucht, und von der Reformation der Geistlichen, und von dem Gebrauch der Musik, und von dem Gebrauch der Sprachen, und von dem Gebrauch der Bilder, und von dem Gebrauch der Reliquien, und von dem Gebrauch der Heiligen, und von dem Gebrauch der Messe, und von dem Gebrauch der Sakramente, und von dem Gebrauch der Kirche, und von dem Gebrauch der Ehe, und von dem Gebrauch

Aus einer Vorbemerkung von Ludmilla Assing erfährt man, daß dieser Band, bis auf einige Kritiken aus neuerer Zeit, die Varnhagen später hinzufügte, seit einer Reihe von Jahren druckfertig war, daß er aber die Veröffentlichung deshalb so lange hinausgeschoben habe, weil persönliche Rücksichten auf Zeitgenossen ihn dazu bestimmten. Es sei sein Wille gewesen, daß erst entweder nach dieser Zeitgenossen oder nach seinem eigenen Tode diese „Denkwürdigkeiten" ans Licht treten sollten. Nach seinem Dahinscheiden sei es ihre, seiner Nichte, ehrenvolle und zugleich wehmüthige Pflicht gewesen, seinem Auftrage gemäß die Herausgabe zu übernehmen.

Der Verfasser versetzt uns im Beginn des Bandes in sein Garnisonsleben in Ungarn nach der Schlacht von Wagram. Mit gleich meisterhaftem Pinsel weiß uns Varnhagen die eigenthümlich aufregenden bunten Erscheinungen eines solchen österreichischen Feldlagerlebens mit seine Langweiligkeiten zur Anschauung zu bringen. Er schildert z. B. den Aufenthalt in dem Dorfe Wagha während anhaltenden Regenwetters:

Man war buchstäblich auf die Stube beschränkt, draußen watete man im Koth, jeder Schritt war eine Anstrengung. Alles Exerciren wurde eingestellt, der Dienst nahm wenig in Anspruch. Daheim gab es keine Unterhaltung als etwa Rauchen und Kartenspielen. Unser enges Gemach, schon an sich überfüllt, nahm noch mehrere Gäste auf, Spielgenossen des Hauptmanns, welche den ganzen Tag nicht vom Platze wichen. Wir regneten völlig ein; keine Nachricht, keine Zeitung drang mehr zu uns; niemand empfing Briefe; Bücher waren weder im Dorfe noch im Regiment zu finden; mein kleiner Homer war in diesen Wochen ein Schatz, für den ich dem Himmel dankte, aber ihn zu genießen war so leicht nicht.

Varnhagen hatte nicht gelernt zu trinken, zu rauchen und Karten zu spielen, und es bewies sich in diesem Falle, daß es unter Umständen von Vortheil sein kann, auch in solchen Dingen einige Uebung zu haben. Er erzählt:

In der Verzweiflung fiel ich über die Früchte her, die der Herbst reichlich brachte, und aß immerfort Aepfel und Nüsse, als wenn es eine Cur gewesen wäre. Zuletzt warf ich mich langlang auf mein Bett, in dessen Federn ich versank, und gab mich einer völligen Unempfindlichkeit nach außen, um ganz den innern Bildern und Träumen zu leben, die ich leicht hervorrief, und die mich in ihrer Art beglückten. Allein dieses Spiel mußte ich bald wieder aufgeben, denn der gewaltsamen Anspannung der Nerven folgte bald die Erschlaffung u. s. w.

Dergleichen liest sich auf einer oder zwei Seiten amüsanter, als es sich in so und so viel Tagen durchleben läßt. Man denke sich den zart organisirten, fein gebildeten, an das berliner Salonleben gewöhnten Varnhagen unter dieser österreichisch und ungarisch-slowakischen Soldateska — der einzige unter so und so viel Tausenden, welcher etwas von Literatur wußte und den Homer in der Ursprache zu lesen verstand! Im übrigen läßt er dem damaligen noch immer kampflustigen österreichischen Heer volle Gerechtigkeit widerfahren. Mit Alexander von Marwitz, der ihn besuchte und mit dem er später in Klenau'schen Quartiere einrückte, tauschte er öfters Betrachtungen darüber aus,

wie bieder und herzlich diese Oesterreicher im allgemeinen seien, wie kameradschaftlich sie zusammenlebten, in wie gutem Ton und wechselseitiger Anerkennung, wobei denn doch schroffe Gegensätze nicht ausgeschlossen waren und sich nicht selten hart berührten; aber leicht (fährt Varnhagen fort) war alles geschlichtet, wenn auch bisweilen erst durch die Waffen, und ausgesöhnt und vertragen ließ der Zwist im arglosen Weiterleben keine Spur zurück. Wir gestanden uns, daß bei unsern norddeutschen Landsleuten dergleichen Erscheinung seltener hervortrete, und daß sie hier mit dem ganzen Zustande Oesterreichs tief zusammenhinge; das militärische Band hatte hier Ungleichartiges zu verknüpfen und machte sich daher um so stärker geltend.

Aus Ungarn führt uns Varnhagen nach Wien, wo er nach dem Abschluß des Friedens eintraf und seinen Aufenthalt nahm. Er schildert uns in anziehender Weise die Stimmung der Wiener, die gesellschaftlichen Zusammenkünfte in den Häusern Arnstein, Pereira, Eskeles, bei Bentheim, bei den Fürsten Moritz und Aloys von Liechtenstein, bei dem Grafen Ferdinand von Palffy, in dem Hause des venetianischen Grafen Zenizeo, wo mit Leidenschaft dem Hazardspiel gefröhnt wurde und mithin für Varnhagen kein Bleibens war, bei der Gräfin Eleonore Fuchs, geborene Gräfin von Gallenberg, einer vortrefflichen, anmuthig muntern Dame, von denen, die sich ihr angehörig bekannten, damals „die Königin" genannt, die in ihren spätern Tagen fromm wurde, ohne eigentlich bigot zu werden; er schildert sein Zusammentreffen mit Friedrich Schlegel und Justinus Kerner, der damals gerade in Wien auf Besuch war, namentlich auch die verschiedenen Theater, deren jeden Abend fünf gefüllt waren. Varnhagen bemerkt dazu:

Die große Menge, vornehm und gering, trachtete nur, alles Ueberstandene zu vergessen und so schnell als möglich wieder in alten Gewohnheiten und Genüssen zu leben. Kaum waren vier Wochen vergangen, so gewährte Wien schon wieder den Anblick einer belebten, volkreichen, üppigen Stadt; die bürgerliche Thätigkeit, die Lustbarkeiten des Volks, die Gesellschaften der Vornehmen, alles nahm einen neuen Schwung.

Und weiter:

Die Nachwehen des Kriegs suchte man zu verschmerzen, den Verlusten, welche das Papiergeld verursachte, standen andererseits ungeheuere Gewinste gegenüber; es war auch hier sichtbar, daß öffentliches Unheil nicht alle Schultern belastet, daß mancher einzelne nicht nur frei ausgeht, sondern auch unverhoffte Vortheile zieht; die Reichsten und Begütertsten des Landes wurden persönlich ihre Einbußen oft kaum gewahr, die Größe ihrer Mittel bot ihnen immer noch im Ueberfluß alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens.

Von noch größerm Interesse für die Jetztlebenden werden, wie wir glauben, Varnhagen's weitere Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Wien und Baden im Jahre 1834 sein, besonders die über Metternich, der damals auf dem Gipfel seiner Macht und seines Einflusses stand, und über Gentz. Varnhagen sah und sprach Metternich mehrmals, bei Tische wie beim traulichen tête-à-tête. Metternich schüttete ihm, soweit dies einem Diplomaten möglich ist, sein ganzes Herz aus, soweit eben ein Diplomat ein solches hat und haben kann oder darf. Er war so aufrichtig gegen Varnhagen, sprach sich über seinen Charakter als Staatsmann, sein Princip („ein Princip ist fest, unbeweglich, überall sich gleich; eine Doctrin ist immer willkürlich und in ihrer

Hauptblatt-Ausschuß. Der Ausschuß des Hauptblatt-Vereins hielt am 1. Juli eine Sitzung ab, in welcher Herr Dr. Bernhard Wolf den Vorsitz führte. Es wurde beschlossen, die Ausgabe des Hauptblattes für das Jahr 1880 in der bisherigen Weise zu besorgen und dem Verein die Wahl des Herrn Dr. Wolf zum Vorsitzenden, des Herrn Dr. Hermann Wolf zum Schriftführer und des Herrn Dr. Ludwig Wolf zum Kassier vorzuschlagen. Ferner wurde beschlossen, die Herausgabe des Jahrbuches für das Jahr 1880 dem Herrn Dr. Hermann Wolf zu übertragen. Der Vorsitzende theilte mit, daß Herr Dr. Ludwig Wolf sich bereit erklärt habe, die Kassa- und Rechnungsgeschäfte des Vereins zu übernehmen. Der Ausschuß beschloß, dem Herrn Dr. Ludwig Wolf für seine Bemühungen den Dank auszusprechen. Der Vorsitzende theilte mit, daß Herr Dr. Ludwig Wolf sich bereit erklärt habe, die Kassa- und Rechnungsgeschäfte des Vereins zu übernehmen. Der Ausschuß beschloß, dem Herrn Dr. Ludwig Wolf für seine Bemühungen den Dank auszusprechen. Der Vorsitzende theilte mit, daß Herr Dr. Ludwig Wolf sich bereit erklärt habe, die Kassa- und Rechnungsgeschäfte des Vereins zu übernehmen. Der Ausschuß beschloß, dem Herrn Dr. Ludwig Wolf für seine Bemühungen den Dank auszusprechen. Der Vorsitzende theilte mit, daß Herr Dr. Ludwig Wolf sich bereit erklärt habe, die Kassa- und Rechnungsgeschäfte des Vereins zu übernehmen. Der Ausschuß beschloß, dem Herrn Dr. Ludwig Wolf für seine Bemühungen den Dank auszusprechen. Der Vorsitzende theilte mit, daß Herr Dr. Ludwig Wolf sich bereit erklärt habe, die Kassa- und Rechnungsgeschäfte des Vereins zu übernehmen. Der Ausschuß beschloß, dem Herrn Dr. Ludwig Wolf für seine Bemühungen den Dank auszusprechen. Der Vorsitzende theilte mit, daß Herr Dr. Ludwig Wolf sich bereit erklärt habe, die Kassa- und Rechnungsgeschäfte des Vereins zu übernehmen. Der Ausschuß beschloß, dem Herrn Dr. Ludwig Wolf für seine Bemühungen den Dank auszusprechen.

Der Vorsitzende theilte mit, daß Herr Dr. Ludwig Wolf sich bereit erklärt habe, die Kassa- und Rechnungsgeschäfte des Vereins zu übernehmen. Der Ausschuß beschloß, dem Herrn Dr. Ludwig Wolf für seine Bemühungen den Dank auszusprechen. Der Vorsitzende theilte mit, daß Herr Dr. Ludwig Wolf sich bereit erklärt habe, die Kassa- und Rechnungsgeschäfte des Vereins zu übernehmen. Der Ausschuß beschloß, dem Herrn Dr. Ludwig Wolf für seine Bemühungen den Dank auszusprechen. Der Vorsitzende theilte mit, daß Herr Dr. Ludwig Wolf sich bereit erklärt habe, die Kassa- und Rechnungsgeschäfte des Vereins zu übernehmen. Der Ausschuß beschloß, dem Herrn Dr. Ludwig Wolf für seine Bemühungen den Dank auszusprechen. Der Vorsitzende theilte mit, daß Herr Dr. Ludwig Wolf sich bereit erklärt habe, die Kassa- und Rechnungsgeschäfte des Vereins zu übernehmen. Der Ausschuß beschloß, dem Herrn Dr. Ludwig Wolf für seine Bemühungen den Dank auszusprechen.

gut bezahlt worden wie Gentz. Sein regelmäßiger Jahrgehalt im kaiserlichen Dienste betrug früher 9000, in den letzten Zeiten 12000 Kaisergulden. Als diplomatischer Agent der Hospodare der Moldau und Walachei bezog er jährlich 6000 Dukaten, ungerechnet die außerordentlichen Geschenke und Vergütungen, die Zugaben von Kassensendungen und von kostbaren Shawls, deren er immer eine große Menge zum Verschenken brauchte. Die Führung des Protokolls bei den häufigen Congressen brachte ihm jedesmal ungeheuere Summen. Alle deutschen Fürsten nahmen Gelegenheit, ihm bedeutende Geschenke zu machen; der Herzog von Nassau z. B. ließ ihm öfters 1000 Dukaten und darüber auszahlen. Summen von hohem Belange hatte er früher aus England und Frankreich bezogen. Dabei verschmähte er auch kleinere Beihülfen nicht; so nahm er, wie Varnhagen erzählt, von Cotta mit dem Titel eines Mitarbeiters an der „Allgemeinen Zeitung", die jedoch nie etwas anderes von ihm erhielt, als was er schon in höherm Auftrage dorthin zu geben hatte, jährlich 4000 Gulden. Was er von Rothschild und andern großen Wechselhäusern gezogen, ist, wie Varnhagen versichert, kaum zu berechnen. Kein Geld, wie Schweizer! heißt ein Sprichwort; es sollte aber eigentlich heißen: kein Geld, kein Gentz! Virtus post nummos! Trotz dieser fabelhaften Einkünfte, die er bezog, befand er infolge seiner Freigebigkeit und seines sybaritischen Lebens alle Augenblicke in Geldverlegenheiten, besonders in seiner letzten Zeit, seit seiner Liaison mit Fanny Elßler. Durch außerordentliche Zulagen mußte der Kaiser diesem stets anwachsenden Geldbedürfnisse abhelfen, wobei es sich, wie Varnhagen erzählt, ereignete, „daß er dem Kassenbeamten, der eine solche Zahlung leisten sollte, vertraulich sagte: «Das brauch' ich für die Fanny Elßler!» und dann sehr lachte, als der misverstehende ganz erschrocken äußerte, das hätte er nie von seinem Herrn gedacht!" Man entschuldigte das alles mit seinem Genie, mit seinem eisernen Fleiß u. s. w.; wenn aber ein Familienvater, der trotz „eisernen Fleißes" jährlich kaum den dreißigsten oder vierzigsten Theil von dem verdient, was Gentz einnahm, seine vielleicht zahlreiche Familie kümmerlich durchbringen kann, ohne Schulden zu machen; wenn ein Mitarbeiter an einem Theaterblättchen von einem berühmten Gastspieler, der vielleicht an einem Abend so viel einnimmt, als jener im ganzen Jahre, ein Geschenk annimmt, dann schreit dieselbe Welt ach und weh und schilt den einen der Unordentlichkeit und den andern der Bestechlichkeit!

Auch eine Unterredung Varnhagen's mit dem Erzherzog Karl bietet manches Interessante. Varnhagen rühmt über ihn:

Aus jedem Blick und Wort leuchtete Muth, Biederkeit und Herzlichkeit; alles war so schlicht und ruhig, so klar und richtig. Er wünschte keinen Krieg mehr zu erleben; er fand den Frieden höchst preiswürdig, und meinte, wenn der jetzige nur eine Frist wäre, die den Umständen täglich abgerungen sei, müßten wir ihn doch werth halten und dankbar genießen, nicht ohne Schauder könne man an die Verwirrung denken, die hereinbrechen müsse, wenn die großen Mächte feindlich zusammenstießen. „Da könnt' es kommen", sagte er, „daß dem besten Manne das Herz bräche, für eine Sache zu fechten, die ihm nicht anstände. Wir hatten es darin besser, wir hatten nur einen Feind, da war die Wahl nicht schwer; aber jetzt wollen die Völker ganz anderes und vielerlei, und ich kann nicht sagen, daß sie unrecht haben."

Als Varnhagen auf die Schlacht von Wagram zu sprechen kam, äußerte der Erzherzog mit Feuer:

Das war eine große Schlacht, eine ungeheuere Schlacht, die mit in erster Reihe stehen darf. Sie ging verloren, aber nicht durch meine Schuld und durch die der braven Truppen; die haben gerauft wie Helden! Und wenig Tage darauf wieder eine Schlacht, wo sie mit größter Ausdauer standen — mehr ist nicht möglich zu leisten! Aber Sie wissen wol, wie alles bei uns bestellt war!

Zuletzt wünschte er Varnhagen Glück, daß er die Freiheitskriege mit durchgemacht, so gut sei es ihm nicht geworden, und er fügte hinzu: „Aber das war wieder nicht meine Schuld; ich war bereit wie immer, wo es das Vaterland galt. Nun ich will zufrieden sein, es ist gut gegangen, und das ist die Hauptsache!"

Im übrigen gefiel es Varnhagen auch diesmal sehr wohl in Wien. Er sagt:

Das ganze Ansehen der Stadt und Umgegend hatte etwas Reiches, Vergnügliches, Sinnlich-Frohes; die Leute schienen gesunder und froher als anderwärts; die schlimmen Geister, welche den grübelnden Menschen begleiten, quälen, nicht loslassen, konnten in dieser Luft nur schwer athmen und hatten wol selten versucht, hier sich einzunisten. Solcher Anschein hat etwas ungemein Gefälliges, Hinnehmendes, übt auf jedes Gemüth und auf jede Stimmung eine stillberauschende Kraft und läßt die Empfindung entstehen, so sei es eigentlich mit allem Menschendasein gemeint, für jedes Leben sei ein solches Element das rechte, das natürliche. Und wenn es auch nur ein Anschein ist, auch dieser ist schon etwas werth! Wie die ehemalige französische Höflichkeit und gute Lebensart, so hat auch das österreichische Wohlbehagen das Verdienst, wenigstens eine schöne Andeutung dessen zu sein, was die Menschen einander bieten und gönnen sollten; denn sowenig jene Form alles Unartige und Gehässige aufhebt, im Gegentheil dasselbe wol gar mit neuer Schärfe versehen kann, sowenig vermag die heiter-sinnliche Richtung den geistigen Mismuth oder den Seelenschmerz abzuweisen, die in der menschlichen Natur gegründet sind.... Aber dennoch ist es ein wichtiger Unterschied, selbst für das einzelne Leiden, ob das Heitere und Frohe als Anfängliches gesetzt und nur gelegentlich durch Trübsal und Traurigkeit verdüstert wird, oder umgekehrt diese zur Grundlage für jenes dienen.

Das sind gewiß sehr richtige Bemerkungen, mit denen man nur übereinstimmen kann.

Der nächste Hauptabschnitt dieses Bandes trägt die Ueberschrift „Personen" und beschäftigt sich mit Voltaire und seinem Verhältniß zu Friedrich dem Großen, August Ferdinand Bernhardi (in einem Sendschreiben an dessen Sohn Wilhelm Bernhardi), Karl Müller, dessen energisches deutsch-patriotisches Wirken zur Zeit der Franzosenherrschaft und der Befreiungskriege wol verdient, durch eine solche Feder im Andenken aller Vaterlandsfreunde wieder erneuert zu werden, mit Karl Gustav von Brinckmann, Ludwig Tieck und dem Besuch Goethe's bei dem sogenannten „tollen Hagen". Wir wollen den Leser einfach auf diese sauber und gewissenhaft ausgeführten biographischen Skizzen und Genrebilder verweisen. Den größten historischen Werth hat infolge neuer Enthüllungen

und Untersuchungen der äußerst fleißig zusammengestellte und umfangreiche Aufsatz: „Voltaire in Frankfurt am Main. 1753.“ Ueber die Verhaftung Voltaire's in Frankfurt hatte man bisher nur einseitige Berichte, theils die von Voltaire selbst, theils die des Florentiners Collini, eines Augenzeugen, vom Jahre 1807. Varnhagen war es vergönnt, zu seinem Bericht die im königlichen geheimen Archiv zu Berlin aufbewahrten Acten, darunter mehrere bisjetzt noch nicht gedruckte Blätter von Voltaire und Madame Denis, insbesondere aber die aus dem königlichen Cabinet erlassenen Befehle und die hierauf erstatteten amtlichen Berichte des Residenten von Freytag zu benutzen. Voltaire erscheint hiernach nicht in dem vortheilhaften und Friedrich der Große nicht in dem unvortheilhaften Lichte, in welchem beide nach den bisher bekannt gewordenen Berichten vor der Welt dastanden. Varnhagen's Erzählung ist um so unverdächtiger, da er im übrigen ein Bewunderer Voltaire's war, von dem er versichert, er sei im großen und allgemeinen edel und wohlgesinnt und von reiner Glut für die Menschheit erfüllt gewesen, und er habe Talente besessen, wie sie in solcher staunenswerthen Fülle beinahe nie zusammengewesen seien. Dabei bleibt aber doch der ganze Streithandel ein beider Männer unwürdiger Skandal, der unter allen Umständen hätte vermieden werden können und sollen.

Diesem Abschnitt folgt eine Sammlung von Kritiken, deren früheste (über die Schrift „Einige entferntere Gründe für ständische Verfassung“) im Jahre 1816, deren späteste (über Palleske's „Schiller's Leben und Werke“) im Jahre 1858 geschrieben wurde. Wir freuen uns über die Zusammenstellung dieser Kritiken, unter denen sich einige wahrhafte kleine Meisterstücke befinden, während doch selbst die unbedeutendern meist irgendeine feine Hindeutung, eine sinnige Bemerkung enthalten. Es kann der Welt nicht gleichgültig sein zu erfahren, wie ein Mann von der Stellung und dem Einfluß Varnhagen's über Literatur und literarische Fragen gedacht hat und welche Bücher, welche Literaturgattung und welche Autoren ihn vorzugsweise beschäftigten und interessirten. Freilich lautete sein privates Urtheil oft ganz anders als das öffentliche, was er in diesem oder jenem Blatte abgab. Er schrieb z. B. 1843 an Heinrich Koenig:

> In der deutschen Literatur sieht es verworren und etwas kümmerlich aus. In unsern jungen Deutschländern ist zu viel persönlicher Zweck und dabei Wandelbarkeit und Unzuverlässigkeit; auch scheint es mir, daß die Talente stehen bleiben und nicht weiterschreiten,

und was speciell Berlin betrifft, so behauptet er in demselben Briefe, daß hier das „Abgestorbene, Wirkungslose“ in Kunst, Literatur und Kritik überall voransteht. Hierher gehört namentlich auch, was er im März 1850 an Amely Bölte schrieb:

> Diese große Welt hat das bischen Maske abgelegt, unter der sie noch etwas Reiz hatte, und zeigt das scheußlichste Gesicht; die größte Roheit und Gemeinheit hat dort ihr offenes Lager aufgeschlagen und Gräfinnen und Ministerfrauen zeigen sich nicht edler und feiner als Marketenderinnen. Daß auf diesem schlechten Boden wieder etwas Gutes erwachse oder der Schein des Guten wieder bis zur Täuschung sich verdichte, kann ich nicht abwarten, und begehre es nicht. Von der Literatur habe ich auch keine Freude, nur Verdruß und Last, mehr als man denkt. Mich dürstet nach edeln neuen Büchern, nach Schriftstellern, die ich bewundern könnte; statt deren habe ich nur solche, denen ich forthelfen soll und die mir misfallen.

Varnhagen trieb nämlich das Persönlichkeitsprincip, welches ihn beherrschte, so weit, daß er gewiß äußerst selten ein Buch in die Hand nahm, welches nicht von einem ihm persönlich bekannten Autor geschrieben oder ihm dedicirt oder ihm in Begleitung eines verbindlichen Schreibens zugesandt oder ihm doch von einem Freunde oder einer Freundin empfohlen worden war. Nach seiner Protection war starke Nachfrage, und sie war nicht schwer zu erlangen, wenn man sich durch einen intimen Bekannten bei ihm einführen ließ, ihm etwas Verbindliches und Schmeichelhaftes, namentlich über Rahel und Rahel'sche Lebensauffassung zu sagen oder zu schreiben wußte, sich mit diplomatischem Anstand seinen Ansichten fügte und als Autor in den stilistischen, als Mensch in den Lebensformen ihm nicht gar zu antipathisch war. In diesem Verhältniß als Protector der Literatur und namentlich der jüngern Schriftstellergeneration, über die er sich doch in Briefen oft sehr abfällig auszusprechen liebte (natürlich immer mit Ausnahme desjenigen, an den der Brief gerichtet war), fühlte sich Varnhagen sehr geschmeichelt; auch hatte er seine Vortheile davon, indem sein Name durch dankbare Bücherdedicationen und Journalartikel hundertfach vervielfältigt wurde und wie ein Echo bald aus dieser bald aus jener Ecke der Journalistik ertönte. Solche Vortheile überwogen im ganzen doch die Unbequemlichkeiten und Belästigungen, die ebenfalls mit diesem Protectorat verbunden waren. Wir glauben kaum, daß sich unter den in diesem Bande beurtheilten Schriften auch nur eine befindet, die ihm nicht überreicht oder übersandt oder von einem beiderseitigen Bekannten zugemittelt und empfohlen war. Natürlich konnte bei dieser rein persönlichen Stellung zum Schriftenthum seine Kenntniß der Literatur nur eine sehr unvollkommene und lückenhafte sein. Da meist nur persönliche Sympathien oder Antipathien, persönliche Empfehlungen oder Abmahnungen darüber entschieden, ob er ein Buch las oder nicht, so las er auch manches Mittelmäßige, für das er sich dann ein Interesse abnöthigte, während er Bedeutendem sich entgehen ließ oder misachtete. Daher sind auch seine Recensionen nicht eigentlich Kritiken, sondern fein und sinnig stilisirte und taktvoll abgefaßte Bücherempfehlungen. Je mehr man nun die in diesen Kritiken waltende Humanität anzuerkennen hat, um so mehr fällt es auf, wenn Varnhagen plötzlich gegen Ansichten, die eben nur Ansichten sind, aber gegen eine seiner Lieblingsneigungen verstoßen, in wirklich inhumaner Weise ausfällt und mit Worten wie „literarischer Neid“, „Verkleinerungssucht“, „Gemeinheit“ u. s. w. um sich wirft. Dieses Mittel, seine Gegner durch persönliche Verdächtigungen zu entwaffnen, wendet Varnhagen glücklicherweise zwar äußerst selten, aber doch zuweilen an; und dieses Manöver macht

dann bei ihm, der stets wenigstens äußerlich Urbanität und Anstand sich zum höchsten Gesetz machte, einen um so schneidendern Eindruck. Bei einem Kritiker, dem diese Verfahrungsweise zur andern Natur geworden ist, weiß man, wie man solche Beschuldigungen zu nehmen, wie viel man davon abzuziehen hat; bei Varnhagen könnten sie begründet scheinen, und sind es vielleicht doch nicht.

Der letzte Abschnitt des Bandes ist dem Rahel'schen Salon und dem Rahel-Cultus gewidmet, und besteht aus verschiedenen Aufsätzen, in denen theils das Leben und Treiben im Rahel'schen Salon geschildert, theils das Wesen der merkwürdigen Frau von Freundeshand näher beleuchtet wird. Ein Kritiker der „Westminster review" drückte einst in einer Betrachtung über die berliner Salons seine Verwunderung darüber aus, daß Rahel, „whose virtue was never doubted", einen so anrüchigen Menschen wie Genz nicht blos in ihrem Cirkel zugelassen, sondern ihn sogar ihrer intimen Freundschaft gewürdigt habe, und fügt dann hinzu: „Freilich ist es Thatsache, daß damals die tiefe und allgemeine Verderbniß die ganze deutsche Gesellschaft, wenigstens die höhere durchdrang." Diese Bemerkung schmeckt freilich ein wenig nach englischer Prüderie, aber es liegt ihr doch auch etwas Wahres zum Grunde. Wollen wir ehrlich sein, so werden wir gestehen müssen, daß, abgesehen von einzelnen Gelegenheitsbesuchern, der Stamm des Rahel'schen Salons nicht aus Männern von anerkannter Tugend, Lauterkeit und Rechtschaffenheit bestand, sondern zumeist aus genialen Lebemännern, geistreichen Leuten von zweideutigem Charakter und sittlicher Verfahrenheit, besonders auch aus Mitgliedern der diplomatischen und militärischen Aristokratie, die zum Theil trefflich, zum Theil in jeder Hinsicht mittelmäßig oder unbedeutend, aber gewandt und angenehm in den äußern Umgangsformen waren. Diese und die Gabe geistreich oder reizend zu plaudern und in Rede und Gegenrede stets schlagfertig zu sein, blieben doch immer die Hauptsache. Ein Rahel'scher Salon konnte daher in Deutschland, weil ihm doch eigentlich jede sittliche Basis fehlte, zwar eine glänzende, aber doch nur vorübergehende Erscheinung sein; scheint doch selbst in Paris diese feine Salongeselligkeit keinen Boden mehr zu finden, ohne freilich durch eine neue und sittlichere ersetzt worden zu sein.

Um so mehr muß man Rahel bewundern, die durch ihren Takt und ihren Geist diese zum Theil nur auf der Oberfläche glänzenden, zum Theil innerlich faulen und verderbten Elemente der Geselligkeit zu organisiren, zusammenzuhalten und dem Ganzen einen Schein höherer sittlicher Würde zu ertheilen wußte. Wie soll man sich nun diese ihre geistige Gewalt erklären? Der schon erwähnte Mitarbeiter der „Westminster review" antwortet auf diese Frage:

Nicht aus ihrer Schönheit, ihrem Rang, ihrem Reichthum, denn das alles hatte sie nicht, sondern aus der wunderbaren Macht ihres Mitgefühls. Sie besaß die seltene unschätzbare Gabe, sich mit ihren Umgebungen durchaus zu identificiren, die geheimsten Tiefen in ihren Herzen zu erforschen, zu leben in ihrem Leben, sich mit den Betrübten zu betrüben und mit den Freuden sich zu freuen.

Unter anderm suchte sie jeden Scherz fern zu halten, „der, nicht immer ohne Absicht, auf Geschichten oder Verhältnisse anspielte, welche irgendeinen aus der Gesellschaft in Verlegenheit setzen mußten". Sie pflegte dann, wie sie sich selbst ausdrückte, ein „dummes Gesicht" zu machen und an den Scherzenden die Frage zu richten: „Wie meinen Sie das? ich verstehe Sie nicht!" wodurch dann die Verlegenheit oft glücklich genug auf den Witzling zurückgeworfen wurde. Das Vorzeigen von Caricaturen, das Vorlesen satirischer Gedichte u. s. w. war ihr daher als ein feindseliges Element aller wahrhaften Geselligkeit innerlich zuwider. Man kann sagen, sie habe sich für ihren Kreis geopfert, denn sie wußte, daß die meisten nur durch egoistische Motive in ihn gebannt waren. Sie rief einmal aus:

Wie steh' ich denn zu den Menschen allen? Persönliche Zufriedenheit hab' ich von keinem. Ihre Schmerzen, Kränkungen, Bekümmernisse und Sorgen bringen sie mir, ihr Bedürfniß nach Unterhaltung führt sie zu mir, und glauben sie einmal anderswo eine bessere zu haben, so lassen sie mich gleich.

Auch vollgültige Beweise von Ausländern liegen über Rahel vor. Die Staël sagte zu Brinckmann, nachdem ihr der Prinz Ludwig versichert, Rahel würde in jedem Lande unter den Höchstgebildeten Aufsehen und Eindruck machen, mit ihrer gewöhnlichen Impertinenz: „Que pensez-vous de cette prétension? Une petite Berlinoise qui ferait de l'effet dans les cercles de Paris!" Als sie aber einen Abend mit Rahel im Gespräch zugebracht, rief sie aus:

Elle est étonnante! Je ne saurais que répéter, ce que j'ai dit mille fois pendant ce voyage: que l'Allemagne est une mine de génie, dont on ne connait nulle part les richesses, ni la profondeur.

Zu diesen Zeugnissen gehört auch ein hier abgedrucktes, St.-Gratien den 2. November 1837 datirtes längeres Raisonnement A. de Custine's über Rahel, dessen interessantester Theil sich jedoch auf Goethe bezieht, den Custine in Frankfurt gesehen hatte und dem er, bei aller Anerkennung seines Genies, vorwirft, daß es ihm an Liebe, auch in seinem Gesichtsausdruck, und an Christenthum gefehlt habe, jedoch in einer Note hinzufügend:

Depuis ce temps Goethe s'est rapproché du christianisme, comme on peut s'en assurer dans l'intéressant ouvrage, publié en allemand par Eckermann, sous le titre de Conversations de Goethe.

Der Band schließt mit einer Reihe Rahel'scher interessanter Bemerkungen über das Theater und einzelne damals berühmte Schauspieler und Schauspielerinnen. Aus Karlsruhe schreibt sie am 31. December 1818 unter anderm an Stägemann:

Eine Stadt ohne Theater ist für mich wie ein Mensch mit zugedrückten Augen: ein Ort ohne Luftzug, ohne Cure. In unsern Zeiten und Städten ist ja dies das einzige Allgemeine, wo der Kreis der Freude, des Geistes, des Antheils und Zusammenkommens — auch nur — aller Klassen gezogen ist.

Ihre Theaterurtheile sind oft sehr pikant und richtig, aber in oft sehr sonderbare, confuse Worte gefaßt. Was man zunächst von einer Frau verlangen darf, Ordnungssinn und geschmackvolles Arrangement, vermißt man in

den Briefen der Frau von Varnhagen gänzlich. Unser schon erwähnter Brite, der Mitarbeiter der „Westminster review", sagt hierüber:

Rahel war eins von jenen glücklichen und außerordentlichen Wesen, welche, ohne irgendetwas Bemerkenswerthes in Literatur, Kunst und Wissenschaft hervorzubringen, doch dahin gelangen, nicht nur einen merkwürdigen Einfluß auf ihre Zeitgenossen auszuüben, sondern auch einen Ruf zu hinterlassen, der viel höher Begabten verweigert wird. Weder Rahel's Briefe noch ihre literarischen Reliquien rechtfertigen diese Berühmtheit. In beiden finden wir allerdings Funken des Genies und gelegentlich einen tiefen und originellen Gedanken; aber die Funken verdichten sich niemals zu einer Flamme; die Gedanken sind zersplittert, ohne Zusammenhang, verworren; der Stil ist affectirt hinkend und ermangelt zugleich der Kraft, Leichtigkeit und Klarheit.

Und dabei war Rahel eine Verehrerin, ja eine blinde Anbeterin und Götzendienerin Goethe's, der die Leichtigkeit, Klarheit und Anmuth selbst war!

Doch kommen wir noch mit einigen Worten auf Varnhagen zurück. Welche Erfahrungen in Betreff der allerdings nicht abzuleugnenden socialen Verderbniß mußte dieser feine Mann gemacht haben, ehe er, wie Mundt sich ausdrückt, die „diplomatische Witterung" verlor und die Demokratie als ein fait accompli anerkannte, er, der sich bisher und überall nur in den aristokratischsten Kreisen bewegt, der sich niemals in seinen Schriften mit den Angelegenheiten des eigentlichen Volks beschäftigt und niemals mit dem Plebejerthum gemein gemacht hatte! Welche Wandlungen mußte er erfahren haben, ehe er dahin kam, wie er dies in seinen Briefen an Amely Bölte that, zu behaupten:

Wissenschaft und Kunst, von denen wir so großes Wesen machten, liegen darnieder, die deutschen Gelehrten und Künstler haben sich in den letzten Zeiten — mit wenigen Ausnahmen — als eine tief verächtliche Klasse gezeigt; —

oder:

Die Geselligkeit ist hier ganz zerstört, besonders in den obern Klassen, denen bei der scharfen politischen Reibung der Firniß, den man als Bildung gelten ließ, schmählich abfällt und die nun in merkwürdiger Roheit dastehen, recht im Gegensatze des untern Volks, das mit Erfolg in Sitte und Ehrbarkeit emporstrebt!

Ehe er so undiplomatische und unzweideutige Worte wie „constitutionelles Knechtsvolk" und „kernlose Phrasenbälge" in den Mund nahm; ehe er die Correspondenz mit Heinrich Koenig wegen dessen gemäßigter Grundsätze abbrach und an ihn schreiben konnte: „Dem Verleumder Bassermann verheiß' ich ein Schandmal in der Geschichte!" Trieb ihn nur der Schmerz um den Untergang der „Geselligkeit" zu so maßlosen Ausbrüchen? und glaubte er, daß diese Geselligkeit, das alte Salonleben durch die Demokraten, die sogenannten „Bassermann'schen Gestalten" wiederhergestellt werden könne und würde? Freilich steckte auch in Rahel eine kleine Republikanerin, d. h. eine nach französischem Muster, und Varnhagen war, was Rahel war. Sie hatte die Ueberzeugung, „daß die Franzosen vor allen andern Nationen zur Republik geeignet seien"; sie nannte sie unser „Vorvolk" und meinte, daß die Republik bei ihnen „unvermeidlich" sei, und unserm „Vorvolk" mußten wir Deutsche es ja wol nachthun. Die Götter wissen es, was für eine französische Republik aus der Koketterie mit den Grundsätzen der Socialdemokratie geworden ist und welchen Ausgang die Varnhagen-Rahel'sche Salonrepublik in Berlin genommen hat und nehmen mußte!

Hermann Marggraff.

Ein neuer Roman von Konrad von Bolanden.

Franz von Sickingen. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert von Konrad von Bolanden. Regensburg, Pustet. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist in der Kritik wie im Leben ein unerfreuliches Geschäft, dasselbe Werk zweimal zu thun. Des pseudonymen Verfassers früherer Roman „Eine Brautfahrt" hat, und zwar die erste Auflage in Nr. 3, die zweite oder vielmehr deren gebarnischte Vorrede in Nr. 16 d. Bl. f. 1858 eine herbe aber verdiente Abfertigung erfahren, nachdem er in diesem Buche, einem „rasenden Roland" nicht unähnlich, gegen die große deutsche Reformation sich in blinder Leidenschaft Luft gemacht. Wir glaubten ihn abgefunden. Jene Kritik hat, wie er selbst gesteht, bei ihm tief eingeschnitten, allein sie hat ihn nicht gebessert. Alles, was er zugibt, ist, daß er in der „Brautfahrt" etwas „Unganzes und Einseitiges" geliefert habe, und er beeilt sich nun das Versäumte zu vervollständigen, zu ergänzen und abzuändern. Er hält nämlich dafür, daß die Geschichte auf falscher Bahn sei, wenn sie die große deutsche Reformation als einen Kampf gegen die theologischen Irrlehren allein ansehe und darstelle; die Wahrheit sei vielmehr, daß sie den social-politischen Aufruhr der Zeit wider das Reich, der humanistischen Empörung gegen das Christenthum darstelle kurz, den Kampf des Heidenthums gegen die christliche Ordnung der Welt. Mit diesem ihren wahren Charakter zerfalle die Reformation in die zerstörende Dreieinigkeit gegen die Kirche, das Reich und das Christenthum. Er habe nun in der „Brautfahrt" einseitig den Sturm auf die Kirche dargestellt; die Vollendung seines Gesammtbildes erheische daher, daß er auch den Aufruhr gegen das Reich und die Empörung gegen das Christenthum selbst zur Erscheinung bringe. Diese Aufgabe löse der vorliegende Roman, in welchem Gerechtigkeit, strenge historische Gerechtigkeit geübt werde, gegen Franz von Sickingen und seine Genossen in der Reichsrebellion, Ulrich von Hutten, sowie gegen die Repräsentanten des heidnischen Humanismus, Kaspar Ursinus, Martin Bucer, Johann Oekolampadius, Schwebel, Mutianus (Konrad Muth), Crotus Rubianus (Joh. Jäger), Faust u. a. als Zerstörer des christlichen Welthaus. Man sieht, es ist, wenn sonst nichts, doch Methode in diesem Wahn! Doch fahren wir fort. Der Verfasser geht ganz richtig davon aus: die Reformation sei das Erzeugniß des Geistes ihrer Zeit; die Geschichte aber habe dies völlig verkannt und wissentlich verfehlt, indem sie dieselbe als einen Kampf gegen die katholische Kirchenlehre aufgefaßt habe, und der gewöhnliche Leser sei nicht im Stande, diesen Irrthum, diese Falschung zu erkennen. Nach ihm waren es Sickingen und Hutten, die in der That die Verbindung des Kirchenstreits mit dem socialen Aufruhr und dem Umsturz des Christenthums, jener durch Waffengewalt, dieser durch den heidnischen Humanismus vermittelten. Hutten besonders, „in seinem innern Fäulniß (so heißt es), im tiefsten Pfuhl der Sünde und ihrer Folgen, sich selbst ein Abscheu, in Hochmuth, großsprecherischer Freigeisterei und feiger Hinterlist unerreicht, der seinen Gegnern — man höre! — mit eigener Hand Ohren und Nasen abschnitt", sei in seiner äußern und innern Haltlosigkeit ein ganz unvergleichlicher Repräsentant der vom Christenthum abgewendeten Wissenschaftlichkeit und der eigentliche Held des empörten Zeitalters, während in Franz von Sickingen noch ein Rest alter Treue und Edelsinns zu erkennen sei. Dann fährt der Autor fort: es sei ein landkundiges Geheimniß, daß die volksthümliche Ausbeutung dieses Gebiets der Geschichte zu einer dreihundertjährigen Geschichtslüge herangewachsen sei und daher nicht zu verwundern, daß man den Verfasser der „Brautfahrt", nachdem er geschichtstreu geschildert, was er wirklich im Bau-

des Dagewesenen gefunden habe, wie einen normännischen Wildfang auf den Rücken eines Hirsches gefesselt, mit Rüden gehetzt und zu Tode geschleift habe. „Wie der Spectakel der protestantischen Kritiken sich lärmend fortwälzte", sagt er, „standen selbst katholische Zeugen händeringend an der Heerstraße, denn wie brauste das wilde «Gejaide» hinter dem Verfasser her? Er müßte ein diamantenes Herz haben, um nicht in sich zu gehen. Er ist nicht in sich gegangen, denn er fordert jeden heraus, ihm zu zeigen, daß er etwas historisch Unrichtiges dargestellt habe."

So ist der Mensch! Einmal festgefahren im Irrthum, hält er für unmöglich, daß, was er zu sehen meint, nicht alle neben ihm sehen! Mit gutem Gewissen also antwortet der Verfasser den Freunden, welche ihn vor diesem gefährlichen Jagdgebiet warnten: „Wenn ich es gewollt, hätte ich es nicht gedurft, und wenn gedurft, es nicht gewollt." Er scheint uns hiernach ein Mann zu sein, in einem Stücke wenigstens seinem großen Widersacher, Martin Luther, ähnlich; nämlich in der Felsenfestigkeit seiner Ueberzeugungen und im Entschluß, sie männlich durchzuführen, und da er ein solcher ist, halten wir es für gerechtfertigt, daß wir sein geharnischtes Vorwort, wie soeben geschehen, im Auszuge wiedergeben und daß wir die anderweit angekündigte Widerlegung der Kritik d. Bl. nicht ohne Interesse erwarten. Denn dem unverfälschten, aufrichtig nach Wahrheit strebenden Geiste muß allerwege sein Recht gewahrt werden, ob auch Leidenschaft, leichtfertig gewonnene Ueberzeugung und Maßlosigkeit allerdings kein Recht haben, sich geltend zu machen, und ob auch der Verfasser uns als eine warnende Probe davon gelten mag, was man bei einmal befangenem Geiste aus dem, was wir Geschichte nennen, herauszulesen vermag!

Wir wenden uns nun zu dem Roman als solchem, oder als Kunstwerk, wenn man will. Hatten wir es bisher mit der alten Frage zu thun: was ist Wahrheit? so tritt uns nun die Frage entgegen: Was ist guter Geschmack? Was erheischt die Kunst?

Die Erzählung beginnt bei dem Punkte in Sickingen's Leben, wo er nach dem unglücklichen Fehdezuge gegen Metzières, den er auf des Kaisers Auftrag unternahm, nach einer seiner vielen Burgen im Oberelsaß, verstimmt und auf den Kaiser, dem er die Schuld des Mißlingens beimißt, erbittert, zurückkehrt. Bei ihm ist der Hetzer Ulrich von Hutten, der auf die Trennung von der kaiserlichen Sache dringt. Die beiden Hauptheiden des Romans zeichnen sich hier in einem langen Gespräch selbst und treten uns von dem Verfasser ihrer Erscheinung nach geschildert: sie unterscheiden sich voneinander ungefähr wie Löwe und Eidechse: Sickingen gewaltig und gewaltliebend, aber ehrlich; Hutten, dürftig, elend von Gestalt, aber listig, grausam, jeder verwegenen That fähig. Doch gleich hier müssen wir den Autor vor ein kritisches Schwurgericht stellen! Nachdem Ulrich einen hinterlistigen Ueberfall der päpstlichen Legaten Morini und Aleander erzählt und Sickingen diese That getadelt, sagt Hutten: „Natürlich, wir haben eben verschiedene Begriffe von dem, was Ehre heißt im Leben. Du schreitest einher, wie ein löwenartiger Würger mit deinen Fehdebriefen, ich schleiche unter Lorbeern und Rosen, wie eine Schlange." Welch ein Schüler in dem A-B-C der Menschenkenntniß muß ein Autor sein, der irgendjemand so von sich selbst sprechen läßt? Und doch ist Menschenkenntniß das erste und unerläßlichste aller Erfordernisse des Romanrichters. Genug, die beiden Herren ziehen sich in die feste „Hohenburg" zurück, um mit ihren Reisigen zu zechen. Die Burgen Sickingen's hießen damals die „Herbergen der Gerechtigkeit", hier, wo die Verschwörung gegen Kaiser und Reich nach unserm Autor, auf Anstiften des wittenberger Rabbi, gesponnen wurde, versammeln sich um den grimmigen Hutten nach und nach der abtrünnige Kaplan Aquila mit Weib und Kind, der schwankende Oekolampadius (Hausschein), der später zu Zwingli überging, der heimlich verheirathete Priester Schwebel, der wegen Wollustverbrechen flüchtige Johann Faust aus Kreuznach, ein völliger Heide, der epikuräische Konrad Muth, der zotenhafte Witzling Rubianus (Jäger), und vor allen der schlaue und milde Bucer, Kaplan der Ebernburg, welcher in diesem Roman eine Hauptrolle spielt, und den wir schon im Eingange dem Juden Levi seinen Schatz von 20000 Fl. — etwas viel für die Zeit! — trotz des Geleits des jungen Ritter Windstein, glücklich abschwindeln sehen. Gegen solche Umstrickungen sträubt sich Sickingen's Ehrlichkeit denn auch umsonst und der Bruch mit dem Kaiser wird durchgesetzt. Dieser Verderbniß gegegenüber, deren Hauptförderer Ulrich von Hutten ist, wird uns in dem alten Freiherrn von Fleckenstein und dem jungen Ritter von Windstein das wahrhafte, kühne und fromme Ritterthum gezeichnet, wie es an Kirche, Reich und Christenthum unwandelbar festhält, während der romantische Faden der Erzählung von Margarethe, der Tochter des Fleckensteiners, welche Hutten's Verlobte ist, und dem jungen Windstein, den sie heimlich liebt, fortgesponnen wird. Wie ungemein roh dies zum Theil geschieht, mag der Leser daraus entnehmen, daß der alte Fleckenstein sich plötzlich und ganz ohne äußern Anlaß erinnert, daß er seiner Tochter Hand eigentlich dem Sohne seines alten Waffenbruders von Windstein gelobt hat und daß es daher mit der Brautschaft Hutten's nichts ist, gerade wie mit den neuen Satzungen.

Natürlich können wir auf das Herüber und Hinüber der übrigens sehr breit und langweilig erzählten, in nur wenig Einzelheiten hervortretenden Begebenheit nicht näher eingehen: genug sei es, daß dem Verfasser stets dasselbe Ziel vorschwebt, die Bewegung der Zeit und die Person der Reformatoren in allem, was geschieht, von den schlimmsten Motiven geleitet darzustellen, sie in langen Discussionen womöglich in ihren eigenen Wortschlingen zu fangen, was sie denn stets albern genug sind vollkommen gelingen zu lassen; dagegen aber alles Licht der Ehre und der Treue auf ihre Gegner zu reflectiren und diese als die Heroen des Christenthums, d. h. der Kirche und der Klöster, in Glanz zu hüllen, wobei denn von einer tiefern Charakteristik oder von sonstigen rationellen oder künstlerischen Grundlagen nirgends die Rede ist und selbst das sittengeschichtliche Verdienst dieser Arbeit sehr zweifelhaft wird. Studien hat, wie wir nicht verkennen, der Verfasser allerdings gemacht; allein auch auf diesem Gebiet spielt ihm seine Voreingenommenheit oft die schlimmsten Streiche. Es fehlt eben überall an Durchdringung der wirklichen Menschennatur, an der Kunst annehmbarer und plastischer Gestaltung der Charaktere; es ist eben überall die Buchgelehrsamkeit und nicht das wirkliche Leben, aus welcher der Autor sein Wissen und seine Inspiration schöpft und es ist die Denkform, die Sprache und die Ausdrucksweise eines Klostergenossen, nicht die eines durch den Contact der Menschen geschulten Geistes, der sich hier verständlich und anschaulich macht. Seine größte Stärke zeigt er noch, wenn er, wie im vierten Kapitel, die Roheit verwilderter Landsknechte zum Gegenstand seiner Darstellung macht oder sie ihre arge Lust zugleich an dem Reformator Bucer und dem Juden Levi büßen läßt; er erreicht dann in der That etwa die geistige Höhe der Romantiker Spieß und Cramer, ohne sie jedoch zu übertreffen. Zu solchen Glanzstellen gehört probeweise die folgende: „Still Gesellen — rief Christoph —, jetzt hört, wie's vor Worms weiter ging. Sechs Wochen also lagen wir vor der Stadt und wußten nicht hineinzukommen. Darob gerieth mein Herr, der Franz, in argen Zorn und schwur, den ganzen Magistrat lebendig zu fangen. Keine leichte Sache war das; die Herren saßen hinter Mauern und pfiffen uns aus. Der Franz aber wußte Rath. «Steffel», sprach er zu mir, «du mußt hinein nach Worms und was stehlen, sei's was es wolle, wenn sie dich nur zum Galgen verdammen.» Könnt denken, Gesellen, wie ich meinen Ritter anschaute; er aber machte mir die Sache klar und schwur, ehe sollten alle Patricier in Worms an den Galgen als ich. Unsere Lanzen zogen davon und der Christoffel machte sich auf den Weg. Kaum war ich als Bauer verkleidet durch das Thor, da kam ein Jude mit zwei herrlichen Rappen daher. Flugs fiel ich über die Pferde her, wobei mein Jude solch jämmerliches Geschrei erhob, daß mich die Stadtknechte gleich beim Schopf hatten. Jetzt ging es vor den hohen Rath und da ich

ohne Umſchweif den Handel geſtand, ſagte einer der hochweiſen Herren: «Dir kann niemand helfen, armer Schelm, mußt an den Galgen!» Jetzt wurde mir's doch anders, Geſellen, als der Henker mit dem Strick kam und der Pfaff vom Vertrauen auf das Blut des Herrn ſchwätzte. Vergebens ſchweifte mein Auge nach dem Ritter; keine Lanzenſpitze zu ſehen. Der Henker legte mir den Strick um: aber Geſellen, nun ging's luſtig her. Kaum auf der Leiter oben, da fiel er durchbohrt nieder und wie Wetter und Hagel ſtürmten unſere Lanzen aus dem nahen Wald heraus. Der hochlöbliche Magiſtrat mußte nach der Ebernburg wandern, wo er in Haft lag, bis die fette Auslöſung kam; dem Pfaffen aber hielt ich mit dem Strick eine ſolche Predigt, daß er ſchwur, die Beichte ſei ein heiliges Sakrament." Weiterhin treffen wir Hutten und Fauſt, grimmige Gegner, die ihren Haß verhüllen, in biſſigem Geſpräch. Hier heißt es: „Der Unbekannte war der berühmte Doctor und Schwarzkünſtler Fauſt, der in der Volksſage und Dichtung eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Sickingen ſetzte großes Vertrauen auf ihn, denn der Doctor war ſcharfſinnig im Rath und ein gewandter Aſtrolog. Ehedem begleitete (ſoll heißen bekleidete) Fauſt eine Amtmannsſtelle zu Kreuznach, die er verlaſſen mußte, um bei Sickingen Schutz gegen den Arm der Gerechtigkeit zu ſuchen. Er lebte nun zu Hohenburg, der Aſtrologie und andern geheimen Künſten ergeben. Nicht minder verlegte er ſich auf das Studium der Philoſophie und ſelbſt der Theologie, und neben dem wildeſten Menſchenhaſſe, dem Grundzuge ſeines Charakters, feſſelte ihn der Durſt nach Wiſſen. Selten machte er jedoch von den errungenen Kenntniſſen Gebrauch, wenn nicht zum Schaden jener, die ſeine Hülfe ſuchten. Man floh die Nähe des Schwarzkünſtlers, von dem man ſich Wunderdinge erzählte, ihn aber ſchmeichelte der Nimbus, denn Hochmuth" u. ſ. w. Unſere Leſer werden erfreut ſein, den Amtmann Fauſt mit dem Helden der größten deutſchen Dichtung aus perſönlicher Bekanntſchaft vergleichen zu können; die Sache iſt intereſſant! Die beiden Gegner alſo glätten ihre Mienen. „Was Neues, Meiſter Fauſt", ſagt Hutten. — „Die vier Rittercantone haben ſich für den Tag vor Landau entſchieden, werdet's wol wiſſen", warf der Doctor gleichgültig hin. „Was", rief der Junker, „zu Deutſchlands Größe der erſte Schritt gethan?" — „Zu Deutſchlands Untergang", ſchreit ihm der Doctor ins Ohr, worauf denn ein wilder Streit losbricht. „Will ich denn Luther's Weisheit verfechten?" ruft Hutten entſetzt. „Ich ſage nur, ſein Kauderwelſch mag beim Volk wenigſtens den römiſchen Tand erſetzen. Kann Thorheit nicht über Weisheit ſiegen, wenn Thorheit zu Gericht ſitzt?" Und beide werden darin einig, daß der „tolle Auguſtiner" nur als Mittel zu ihren Zwecken zu benutzen ſei; indem Fauſt höhniſch ſchließt: „Bitte um Vergebung, Herr Poet! bin nicht geſonnen, Roms Gebrechen zu curiren; Naturen wie die unſerigen fühlen keine Luſt zu heilen. Welch Götterfeſt, wenn Burgen, Klöſter, Kirchen und Adel, Volk und Geiſtlichkeit in der Verheerung untergehen! Wär' mein Auge nur die Sonne und könnte all den Jammer zumal überſchauen, der über dies ſtolze deutſche Reich hereinbricht! Könnte ich mich laben an allen Schmerzen und Qualen, die in die verbitterten Züge des einzelnen treten, wenn Luther's Knechte mit Feuer und Schwert die Päpſtler würgen" u. ſ. w. Und Hutten antwortet: „Nehmt euch zuſammen, ihr Scurriſanen, Romaniſten, verfluchte Prieſterſchaft und ihr Henker deutſcher Freiheit, ihr aufgeſchoſſenen Pilze, ihr Herzöge und Fürſten, ihr Land- und Pfalzgrafen, der Tag bricht an, das Morgenroth der Freiheit flammt über Deutſchlands Marken!" u. ſ. w.

In ähnlicher Art ſtellt uns das ſechste Kapitel die Reformatoren Aquila, Bucer, Oekolampadius und Schwebel im ärgſten Hader und mit teufliſcher Bosheit ausgerüſtet in einer Gruppe dar, bei der wir bedauern, nicht länger verweilen zu können. Ebenſo müſſen wir über die Kriegsſcenen, die Auftritte in erſtürmten oder aufgehobenen Nonnenklöſtern u. dgl. m. einen Schleier werfen, den der Leſer mit Hülfe der vorſtehenden Proben jedoch leicht lüften wird, um noch im dritten Theil des Romans einen Blick auf den Schluß derſelben zu werfen. Nach der landauer Tagfahrt, durch welche die offene Empörung gegen Kaiſer und Reich verkündet wurde, eilt Sickingen, deſſen ehrliche Zweifel endlich überwunden ſind, mit ſtarker Waffenmacht zum Sturz des Kurfürſten von Trier ins Feld. Der Fürſt, nach Verluſt ſeiner Städte und Burgen in ſeiner Reſidenz belagert und auch hier von Verrath umgeben, ſcheint verloren, als Windſtein, den eine von Fauſt erſonnene Liſt ſo lange fern hielt, herbeieilt und das ſchon eroberte Trier den Händen Sickingen's entreißt. Zu kurzer Ruhe gezwungen, nimmt dieſer den Entſcheidungskampf in der Pfalz von neuem auf, wird jedoch, von den Bündiſchen verlaſſen, beſiegt und genöthigt, ſich nach Landſtuhl zu flüchten, wo ihn die Reichsexecutoren belagern. Von einem abgeriſſenen Balkenſplitter tödtlich verwundet, endet er hier in den Armen Furchheim's, nachdem er dieſem ein reuiges Sündenbekenntniß abgelegt, in Gegenwart der Fürſten Philipp von Heſſen und Landgraf Ludwig's, wonach, in einer ſcheußlichen Scene, auch Fauſt unter Flüchen gegen die Kirche den Geiſt aufgibt und Hutten, als Flüchtling nach der Inſel Uſinau verſchlagen, hier an der Luſtſeuche ſtirbt. Nachdem ſo das Feld geſäubert iſt, führt Windſtein, wie billig, die Braut nach Hauſe, womit denn auf S. 576 die langathmige Erzählung ſchließt. Und wir danken dem Verfaſſer, daß er uns nach ſo viel Fluch und Greuel endlich aufzuathmen erlaubt, er hat uns die Arbeit ſauer genug gemacht! Der Leſer hat bemerkt, daß er ſeinen Widerpart Luther in dieſer Erzählung nicht perſönlich erſcheinen läßt, er läßt ihn jedoch durch den Mund ſeiner Freunde und Kampfgenoſſen ſprechen, natürlich ſtets in den ſtärkſten und heftigſten Stellen ſeiner vielen Schriften, die der Verfaſſer genau kennt und die er ſo auszuwählen weiß, daß ſie auf den freilich ſehr verfeinerten und verweichlichten Geiſt der Gegenwart den beſten Eindruck zu machen verſprechen; denn Luther war in ſeiner Polemik allerdings ein leidenſchaftlicher und heftiger Mann. Sein Hauptverbrechen in den Augen des Autors war und bleibt jedoch immer, daß er „den Papſt entthront und die Klöſter aufgehoben zu ſehen verlangte" und die er denn in ſeinem Zorn allerdings oft mit ſchlimmen Titeln belegt.

Und nun zum Schluß. Der Verfaſſer unterſcheidet ſich von allen ſeinen Mitſtreitern in einem Punkte weſentlich. In der Reformationsfrage gehen die ſtreng katholiſchen Autoren in der Regel defenſiv und wiederlegend zu Werke. Damit begnügt ſich unſer Autor nicht. Er verfährt vielmehr nicht blos entſchieden aggreſſiv, ſondern er thut dies, wie ein wahrer Roland, indem er links und rechts, blind und ohne Anſehen ſeines Gegners ficht, haut und ſticht. Und damit entſchlüpft ihm denn aller ſeiner Studien ſpottend der Geiſt der Geſchichte, die Wahrheit! Was bleibt da übrig, als ihn gewähren zu laſſen, bis er müde iſt. Er thut uns leid; aber Leids thut er uns nicht an, denn ſeine Waffen ſind ſtumpf. So viel über ihn als Polemiker; als Kunſtgenoſſen haben wir über ihn wenig mehr zu ſagen, als daß er an dem größten aller Mängel eines Schriftſtellers leidet, an Geſchmackloſigkeit nämlich und an der Unkenntniß der Welt, der Menſchen und des Lebens, wie unſere Auszüge ſattſam erwieſen haben werden. L.

Für Wordsworth gegen Julian Schmidt.

Wenn ein deutſcher Kritiker ſich die Aufgabe ſtellt, ein Urtheil über die literariſchen Erzeugniſſe eines andern Landes zu fällen, ſo darf man im voraus ziemlich ſicher ſein, daß er ſich mit ſeinem Stoffe vertraut gemacht hat. Die herrlichen Früchte, welche durch deutſchen Fleiß und deutſche Gelehrſamkeit auf dem Gebiete fremder Sprachen und Literaturen geerntet worden, geben hinreichenden Beweis einer nicht genug zu lobenden Gewiſſenhaftigkeit. Es war dies immer unſere Meinung, und ſie zu behaupten, ließen wir es bei jeder Gelegenheit uns angelegen ſein, ſowol in Schrift als durch das geſprochene Wort.

Nicht wenig hat es uns deshalb befremdet zu ſehen, wie ein ſo

erkannter Kritiker wie Julian Schmidt mit einem von uns Engländern hochgefeierten Manne verfahren ist. Wir reden von William Wordsworth, mit Bezug auf die aus dem encyklopädischen Werke „Die Wissenschaft im 19. Jahrhundert" besonders abgedruckte Schrift von Julian Schmidt: „Uebersicht der englischen Literatur im 19. Jahrhundert", in welcher er als geringfügig erwähnt wird.

Julian Schmidt's wegwerfender Beurtheilung entgegnen wir hier, nicht weil wir — was unsere Geistesbildung betrifft — Wordsworth unendlich viel zu verdanken haben; nicht weil wir ihn persönlich kannten und ihn verehrten, auch nicht aus blos gekränktem Gerechtigkeitsgefühl, sondern um zu verhindern, daß man in Deutschland, wegen dieses unbilligen und ungerechten Schmidt'schen Ausspruchs, von einer nähern Bekanntschaft mit Wordsworth sich abhalten lasse. Wären die Werke Wordsworth's wie jene Byron's in Deutschland verbreitet, so würde es weniger auf den Spruch des Richters ankommen und man könnte getrost auf das gesunde Naturgefühl eines jeden Lesers vertrauen. Seine Gedichte aber, mit Ausnahme einiger kleinen, sind in Deutschland wenig bekannt, obgleich die darin dargelegte Anschauungsweise den deutschen Geist besonders ansprechen würde. Sein Leben und Wirken war geräuschlos und fiel in eine Zeit, wo der Schall des Byron'schen Ruhs alle leisern Töne überschmetterte; sein gewonnener Ruhm war langsam aber sicher erworben: „Produced too slowly ever to decay."

Ueber die Schöpfungen Wordsworth's, über die darin ausgedrückten wahrhaft großartigen und erhabenen Gedanken, über die wunderbare Lieblichkeit einiger Gedichte und die herrliche Sprache in andern, über seine Tiefe und sein in alle sich einschmiegendes Gefühl der Gegenwart Gottes, über den unverkennbaren Einfluß, welchen er weit und breit ausgeübt hat, könnten wir, und mit Freude, sehr viel schreiben. Wir ziehen aber vor, die Aussprüche einiger in England anerkannten Männer zu geben, deren Namen jenem Julian Schmidt's gegenüber mehr Gewicht haben werden, als wir für den unsern in Anspruch nehmen können.

Moir nennt ihn „den Reformator, ja in vielen Punkten den Erneuerer (the regenerator) der nationalen Literatur. Sein Name ist aufgezeichnet unter den Unsterblichen. Es gibt keine schönern Sonette in der englischen Sprache als die seinigen, die von Milton und Shakspeare nicht ausgenommen. Er ist der originellste Geist des Jahrhunderts."

Coleridge behauptet: „Wordsworth besitzt die Gabe der Phantasie in der höchsten Bedeutung des Worts. Was die Einbildungskraft betrifft, steht er Shakspeare und Milton näher als kein neuern Schriftsteller."

Wilson sagt: „Von allen Dichtern, die je gelebt, ist Wordsworth der idealste und zugleich der wahrheitgetreueste. Er ist der Hohepriester der Natur, und die Stimme des aufmerksamen und erleuchteten Landes erklärt sein Genie als göttlichen Ursprungs: man erwähnt ihn nicht mit den Worten der Bewunderung, sondern der Ehrerbietung, mit den Worten der Liebe und Dankbarkeit, welche einem Wohlthäter der Menschheit gebühren, einem, der durch die erhabensten Gedanken und die reinsten Gesinnungen die Leidenschaft gereinigt hat."

Der geistreiche, schneidend scharf urtheilende Hazlitt, der doch dazu sein heftigster politischer Gegner war, muß doch, trotz der Fehler, die er Wordsworth vorwirft, gestehen: „Er ist der originellste unter den lebenden Dichtern. Von vielen seiner «lyrical ballads» ist es unmöglich mit zu hohem Lob zu sprechen. Sie decken feinere Empfindungen und tiefere Gedanken auf, als irgendein Dichter der neuern Zeit es gethan oder auch nur versucht hat." *)

Shaw in seiner „English literature" nennt dieselben „absolutely unequalled". De Quincy, Leigh Hunt und funfzig andere sprechen in demselben Ton.

Von seinem Stil sagt Julian Schmidt: „Die frühern Dichter wußten bestimmt, was sie sagen wollten, und suchten dafür den entsprechenden Ausdruck, der zuweilen sehr prosaisch war, aber doch den Gegenstand deutlich machte. Wordsworth weiß es nicht, er überläßt sich kritiklos seiner Eingebung und wird dafür in der Regel breit und schwerfällig." Coleridge dagegen, gewiß in diesen Dingen der gediegenste Kritiker, den ganz England oder Deutschland aufweisen konnte, rühmt an Wordsworth „eine strenge Reinheit der Sprache, sowol grammatisch als logisch", kurz „eine vollkommene Anpassung der Worte an den Sinn". Und Leigh Hunt bemerkt: „Ihm fehlen nie die gerade passendsten Worte für die herrlichsten Gedanken."

So waren die Hervorbringungen dieses Mannes, für welche Julian Schmidt keine andere Bezeichnung finden kann als „lächerlich", eine Bezeichnung, die er sonderbarerweise auf drei Stücke anwendet, welche allgemein unter die schönern der Wordsworth'schen Dichtungen gerechnet werden.

In England hat es allerdings auch jahrelang Leute gegeben, welche, wie Julian Schmidt, für die Werke Wordsworth's keine bessere Benennung finden konnten. Im Jahre 1667 oder den nächstfolgenden Jahren sprach man auch in England von „einem langen und langweiligen Gedicht" von „einem alten blinden Manne, Namens Milton, geschrieben"; und obgleich in beiden Fällen der Irrthum in gewissen Kreisen ziemlich lang der herrschende blieb, erhielt zuletzt das Echte sein Recht und trug den Sieg davon.

Der Geschmack Julian Schmidt's braucht nicht mit dem unsern übereinzustimmen, und er kann, wie viele noch, in Wordsworth weniger zu bewundern finden als wir. Wir würden und dürften billigerweise nichts dagegen haben. Es handelt sich aber hier nicht um den individuellen Geschmack an einem Schriftsteller, sondern um seine Leistungen, um seinen Einfluß und um die Stellung, welche ihm von seinen Landsleuten, von seinem Vaterlande eingeräumt wird.

Sollte Julian Schmidt auf das Urtheil der Obenerwähnten wenig Gewicht legen, so wird vielleicht das Verfahren Byron's, Wordsworth gegenüber, mehr beweisen. Byron hat zwar Wordsworth mit Spott überschüttet, nichtsdestoweniger hat er ihn studirt und nachgeahmt. Nicht selten belohnen wir gerade jene mit dem größten Undank, denen wir am meisten zu verdanken haben. Weil wir uns unserer Schuld wohl bewußt sind, hassen wir diese doppelt. „Von «Childe Harold» ist canto III", sagt Wilson, „unglücklicherweise für Byron's Originalität mehr a canto als a canto, indem ihm Wordsworth in demselben als Muster dient. Und wohl bemerkt, die Nachahmung ist nicht gelegentlich blos oder stilistisch (verbal), sondern alle darin enthaltenen Schilderungen sind im Geiste Wordsworth's geschrieben, gefärbt und gestaltet durch denselben; von ihm erhalten sie ihr Leben und ihren Lebensodem, und dies so vollständig, daß, wären «The excursion» oder «Lyrical ballads» nie geschrieben, so wäre etwas, was nur im entferntesten mit dem dritten Gesang des «Childe Harold» Aehnlichkeit hätte, auch nie geschrieben worden."

Wir erwähnen dies alles, weil wir voraussetzen müssen, daß es Julian Schmidt unbekannt ist: so sehr es uns auch wundert, ein Abweichen von der unter deutschen Gelehrten sonst so üblichen gewissenhaften Forschung bei ihm zu finden. Dem Dichter Shelley widmet Julian Schmidt 24 Seiten, Wordsworth 2 Seiten, Keats 3½ Zeilen!

So schreibt man nicht Geschichte; mit solcher Leichtfertigkeit übernimmt man nicht das Richteramt. Ist es einem unmöglich eine weitverbreitete Ansicht zu theilen, so erwähnt man sie wenigstens und sagt, daß sie vorhanden ist; und sollte „das Lächerliche" sich zu einer wahren Macht erhoben haben, dann ist es wol der Mühe werth, zu untersuchen, wie ein solches Wunder geschehen, und zu hören, was die Zeitgenossen darüber berichten. Will man es nicht thun, und nur sein eigenes individuelles

*) Dagegen sagt Julian Schmidt: „Von seinen lyrischen Gedichten einige kleinere recht artig, obgleich sich kein einziges mit den besten seiner von Byron oder Moore vergleichen läßt."

Urtheil abgeben, so ist auch dies wol keinem zu wehren; nur darf ein solcher nicht verlangen, daß Einseitigkeit als Einsicht gelte, und nicht erwarten, daß man vor einer solchen parteiischen Beurtheilung dieselbe Achtung habe, wie vor der hehren Strenge des unbeugsamen Gesetzes. **Charles Boner.** *)

Notizen.

Max Müller's deutsches Lesebuch für Engländer.

Wir haben jüngst (Nr. 24 d. Bl.) der für Engländer bestimmten deutschen Anthologie von F. Ahn: „The poetry of Germany", Erwähnung gethan, wollen aber nicht unterlassen, hier auch mit einigen Worten einer schon früher erschienenen, ebenfalls für Engländer bestimmten Anthologie zu gedenken, welche den Titel führt: „The German classics from the fourth to the nineteenth century. A German reading book containing extracts arranged chronologically. With biographical notices, translations, and notes. By *Max Müller*" (London 1858). Der Verfasser, Sohn des unvergeßlichen Dichters Wilhelm Müller und rühmlichst bekannter Orientalist, lebt seit Jahren in Oxford, wo er Vorlesungen über europäische Sprachen und Literaturen hält. Beide Anthologien, die von F. Ahn und die von Max Müller, haben ganz verschiedene Zwecke. Die Sammlung von Ahn, ein bequemes Bändchen, welches man in der Tasche auf Reisen und Spaziergängen mitnehmen kann, umfaßt nur die beiden letzten Jahrhunderte und ist nur für den genießenden Liebhaber deutscher Poesie bestimmt; die Sammlung von Max Müller, ein Band von ziemlich 900 Seiten (außer der Einleitung), ist für diejenigen Engländer bestimmt, welche die deutsche Sprache und Literatur zu ihrem Studium machen wollen, geht nur bis zu dem „Siebengestirn der Dichter des 18. Jahrhunderts" (Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul), während die Ahn'sche Blütenlese auch Proben der bedeutendern nachclassischen und noch lebenden Dichter umfaßt, beginnt aber dafür mit den ältesten Zeiten und zwar mit Ulfilas, und beschränkt sich nicht wie die Ahn'sche allein auf Lyrik, sondern bringt mitunter auch Bruchstücke aus dramatischen Dichtungen und prosaischen Werken, obschon die lyrischen Proben bei weitem überwiegen. In der Einleitung setzt der Herausgeber die Leser davon in Kenntniß, daß er ursprünglich die hier vereinigten Auszüge aus deutschen Schriftstellern zu dem Zwecke gesammelt habe, um seinen von ihm in den Jahren 1853 und 1856 zu Oxford gehaltenen Vorträgen über die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur zur Erläuterung zu dienen. Er weist dann darauf hin, daß in keinem Lande ein so großes Interesse an der deutschen Literatur genommen werde als in England und daß die englische Literatur nirgends so sehr gewürdigt werde als in Deutschland. Einige deutsche Classiker, sowol Dichter als Philosophen, würden von englischen Lesern mit demselben Eifer gelesen wie ihre eigenen; und die englischen Geschichtschreiber, Dichter und Novellenschreiber übten fortdauernd einen heilsamen Einfluß auf das deutsche Volk aus. Die beiden größten deutschen Classiker, Schiller und Goethe, hätten ihre erfolgreichsten Biographen in Carlyle und Lewes gefunden, und manche gelehrte deutsche Werke fänden auf den Collegien Englands eifrigere und gründlichere Leser als auf deutschen Universitäten. In den Prüfungen für Zulassung zu den Hauptzweigen des Civil- wie Militärdienstes sei neben andern neuern Sprachen auch dem Deutschen ein hervorragender Platz angewiesen. In der Hauptprüfung für den indischen Dienst sei die Kenntniß der deutschen und französischen Sprache, Geschichte und Literatur der Kenntniß des Griechischen gleichgeschätzt und die Candidaten für das Artillerie- und Genniewesen gewännen ebenso viele Auszeichnungen durch das Deutsche als durch das Griechische, Französische und Lateinische. Im Vertrauen darauf, daß es den Deutschstudirenden in England von Interesse und Nutzen sein werde, auch von den ältern Perioden der deutschen Sprache und Literatur einige Kenntniß und Uebersicht zu erhalten, habe er seine Sammlung herausgegeben. Als einen „indispensable key" zu dieser Anthologie empfiehlt Müller englischen Lesern die Kelcalse'sche Uebersetzung oder vielmehr Bearbeitung von Vilmar's deutscher Literaturgeschichte. Uebrigens dürfte eine von einem so tüchtigen Gelehrten veranstaltete Sammlung Anspruch haben, auch in Deutschland Theilnahme und Absatz zu finden, zumal da der Herausgeber bei der Auswahl der Proben nicht blos auf Schönheit, sondern auch darauf gesehen hat, daß sie ein Bild von dem jeweiligen politischen und geistigen Zustande Deutschlands geben. Den Proben der ältern Literatur sind Uebersetzungen im modernen Deutsch gegenübergedruckt; vom 15. Jahrhundert an sind wenigstens schwierige Ausdrücke erklärt.

Französische Uebersetzung eines Hackländer'schen Romans.

Ein dem Unterrichtswesen bestimmtes pariser Blatt, die „Revue de l'instruction publique", brachte vor einiger Zeit auch Berichte über die Uebersetzungen zweier ausländischer Romane, der „Mémoires de Barry Lindon", von Thackeray, übersetzt von Léon de Wailly, und des Romans „Boutique et comptoir", nach Hackländer's Roman „Handel und Wandel", bearbeitet von A. Manterne. Die Redaction eines deutschen Schulblattes würde es für eine Profanirung halten, wenn sie seinen Spalten hier und da auch einen Bericht über einen Roman einverleiben wollte. Die Franzosen stehen hierin, wie auch in manchen andern Punkten, auf einem viel freiern und weniger pedantischen Standpunkt. Sie wissen, welche Bedeutung die Romanlectüre für unsere Zeit hat; sie wissen, daß es einzelne Romane gibt, die wie die von Richardson und Lorenz Sterne, wie Rousseau's „Neue Heloise" oder Goethe's „Werther" der Zeitstimmung oder dem Sittenzustande eine neue Richtung gaben oder sie treuer abspiegelten, als dies irgendein Werk anderer Gattung zu thun vermocht hätte; sie wissen, wie segensreich oder wie verderblich der Einfluß der Romanproduction sein kann, und daß wenn das Verderbliche dieses Einflusses das Segensreiche überwog, dies zum Theil daran lag, daß sich der ernstere Theil der Presse zu wenig um den Roman kümmerte und ihn der Verwilderung und Entartung überließ. Die Romanlectüre ist ein so hervorragendes Mittel der Bildung wie der Verbildung der modernen Menschheit geworden, daß kaum selbst die Einflüsse der Schule an die Einflüsse der Producte dieser literarischen Gattung hinanreichen, und man kann es daher nur gutheißen, wenn Blätter wie die „Revue de l'instruction publique" sich damit befassen, ihr Publikum auf die bessern Hervorbringungen dieses Literaturzweigs aufmerksam zu machen. Was nun den Bericht über den Hackländer'schen Roman betrifft, so gesteht der Berichterstatter, A. Pierron, er habe die französische Bearbeitung Manterne's mit so großem Vergnügen gelesen, daß dadurch in ihm das Verlangen entstanden sei, den Roman auch im Original zu lesen, und er habe ihn gelesen von der ersten Zeile bis zur letzten, allerdings, wie er gestehen müsse, mit Benutzung der französischen Uebersetzung. Und er müsse bekennen, daß er die Stunden, die er darauf verwendet, nicht zu denen zu zählen brauche, die er zu bereuen verwandt. Hackländer's Stil leide nicht an den Fehlern, die man den deutschen Autoren gewöhnlich vorwerfe, er sei vielmehr fließend, klar, hinlänglich lebhaft und im allgemeinen den Anforderungen entsprechend, welche man in Frankreich an „précision" und „netteté" des Stils stelle. So fragt der Franzose immer zuerst nach der Klarheit, Bestimmtheit und Reinheit

*) Charles Boner, ein seit Jahren in Regensburg lebender Engländer, ist Verfasser der in englischen Blättern warm empfohlenen Schrift: „Chamois hunting in the mountains of Bavaria", und der Dichtungen: „The new dance of death", „Cain" und „Verse", welche letztere Sammlung auch Uebersetzungen aus deutschen Dichtern enthält. Obiger von uns mit wenigen stilistischen Aenderungen abgedruckter Aufsatz ist uns in deutscher Sprache von ihm eingesandt worden und beweist, in wie seltenem Grade sich Charles Boner unsers Idioms bemächtigt hat. D. Red.

es Stils, während der Deutsche gerade hierauf viel weniger Gewicht zu legen pflegt als wünschenswerth ist. Kurz, der anzösische Berichterstatter erkennt in Hackländer einen „écrivain original et agréable", einen „homme d'un vrai talent", nd er meint, daß der Hackländer'sche Roman unter den Franzosen ohne Zweifel sein Publikum finden werde. Mit der französischen Wiedergabe des Titels ist er übrigens nicht zufrieden; enn „Boutique et comptoir" drücke nicht das aus, was der Deutsche unter „Handel und Wandel" verstehe. Wie genau er französische Berichterstatter das Original mit der Uebersetzung verglichen hat, geht aus folgender Bemerkung hervor: Hackländer schreibt an einer Stelle: „Ein Thaler vierundzwanzig nd sechs macht zwei Thaler", was Manterne unrichtig übersetzt hat: „Or, un thaler et vingt-six silbergroschen valent eux thalers." H. M.

Bibliographie.

Bellona. Kriegs- Reise- und Badebibliothek. Berichte d Besprechungen über alles Wissenswürdige unserer Tage. ier Band. Berlin, Nelte. 8. 10 Ngr.

Berghaus, H., Kritische Studien zur Weltlage 1859. tes Heft. Berlin, Riegel. 8. 8 Ngr.

Eichström, F., Liederquell. Dichtungen. Wien, Hölzl. 28 Ngr.

Faselius, A., Latium oder das alte Rom in seinen prüchwörtern. Eine Sammlung der beliebtesten lateinischen prüchwörter in alphabetischer Folge, mit Angabe der Quellen, o sie zu finden sind, so wie mit Anführung der gleichlautenden er ähnlichen deutschen Sprüchwörter. Weimar, Voigt. 8. Thlr. 10 Ngr.

Neue Geschichtsbibliothek. 1ster Band. — A. u. d. T.: r Sieger von Roßbach. Friedrich Wilhelm von Seydlitz. n Heldenbild von C. H. Matthias. Leipzig, Bock. 8. Thlr.

Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'n allemannischen Gedichte von J. Meyer. Hamburg, Hoffn u. Campe. 8. 1 Thlr.

Kotz, Baronin Louise, Was ich erlebte! Was mir ßel! Erinnerungen vermischten Inhaltes. 1ste Abtheig. Mit 7 Lithographien. Prag, Credner. Lex.-8. Thlr. 10 Ngr.

Ledderhose, K. F., Wunderbare Lebensführungen des den Katholiken hart verfolgten Karl Dominik à Gasser, ren von Thurn aus Schwyz. Neu-Ruppin, Bergemann. 10 Ngr.

Martin, F., Gedichte. Altona, Mentzel. 16. 18 Ngr.

Mautner, E., In Catilinam. Ein Kranz geharnischter ette. Wien, Wallishausser. 16. 6 Ngr.

Niemeyer, C., Heldenzug des Herzogs Friedrich Wilhelm Braunschweig an der Spitze seiner Schwarzen von der nze Böhmens bis zum Gestade der Nordsee im Jahre 1809. des Verfassers hinterlassenen Manuscripten mitgetheilt von Niemeyer. 8. Halle, Schmidt. 8. 4 Ngr.

Petersen, C., Der Delphische Festcyclus des Apol- und des Dionysos, oder wie sich aus der Vielheit echischer Götter die Vorstellung einer göttlichen Ein- entwickelt hat. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 4. 15 Ngr.

Pröhle, H., Gedichte. Leipzig, Gräbner. 16. 22½ Ngr.

Pröhle, H. A., Schwert und Altar. Gedichte. Leipzig, ibner. 16. 22½ Ngr.

Rönnefahrt, J. G., Blätter aus der Naturgeschichte Menschheit. 1stes und 2tes Blatt. Leipzig, Dyk. Gr. 8. Ngr.

Sanctis, L. de, Papstthum und Jesuitismus. Briefe Rom. Aus dem Französischen übersetzt von P. W. Keller. ausgegeben von dem Protestantischen Verein. Duisburg, ich. 8. 15 Ngr.

Schaumburg, E. v., Die Begründung der Brandenburg-Preußischen Herrschaft am Niederrhein und in Westfalen oder der Jülich-Clevische Erbfolgestreit. Nebst einer geographischen und historischen Uebersicht der Herzogthümer Jülich, Cleve, Berg, der Grafschaften Mark und Ravensberg, der Herrschaft Ravenstein ꝛc. mit Karte und genealogischen Tabellen. Zur 250jährigen Denkfeier des Erbanfalles dieser Länder an Brandenburg-Preußen, nach älteren Quellen bearbeitet. Wesel, Bagel. Gr. 8. 1 Thlr.

Schiller-Feier. Eine Sammlung von Portraits und Ansichten zu Schillers Leben und Werken. Leipzig, Baumgärtner. Fol. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schirrmacher, F. W., Kaiser Friedrich der Zweite. 1ster Band. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Silberstein, A., Trutz-Nachtigal. Lieder aus dem deutschen Walde. Leipzig, Fries. 8. 6 Ngr.

Sodeur, J. G., Erlebnisse und Abenteuer eines Deutschen bei der französischen Fremdenlegion in Africa. (1856 bis 1858.) In humoristisch-pittoresken Bildern. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Volckhausen, A., Irren und Finden. Ein Roman. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wigand's Telegraph. Mittheilungen für Literatur, Kunst und gesellschaftliches Leben. Jahrgang 1859. Juli—December. 26 Nummern. Göttingen, Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Alvensleben, L. v., Garibaldi, seine Jugend, sein Leben, seine Abenteuer und seine Kriegsthaten. Eine unparteiische Schilderung nach den besten Quellen. Mit Porträt. Weimar, Voigt. 8. 12½ Ngr.

Der deutsche Bund, die Verfassungskämpfe 1848 und 1849 und die Einigungsbestrebungen von 1859. Vom Verfasser der Schrift: Oesterreich keine „Deutsche" Großmacht! Berlin, Riegel. 8. 6 Ngr.

Dethloff, A., Offener Laienbrief an den evangelischen Oberkirchenrath Herrn Dr. Th. Kliefoth in Schwerin. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

Durch Krieg zum Frieden. Stuttgart, Sonnewald. 8. 10 Ngr.

Francke, H., Preußenwort und Preußenschwert! Neue vaterländische Gedichte. Halle, Fricke. Br. 8. 3 Ngr.

Der Kampf gegen den Bonapartismus jetzt und vor funfzig Jahren. Mit Rücksicht auf die Warnungen Friedrichs von Gentz beleuchtet. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Merkwürdige Prophezeiungen des blinden Theobald, gestorben den 25. Dezember 1858 in seinem 97sten Lebensjahre. München. 8. 2 Ngr.

Ringler, A., Der wiedererstandene Kapuziner aus Wallensteins Lager und Napoleon III. Eine ebenso klare als rare Standrede an das deutsche Volk über den Krieg in Europa. Kempten, Dannheimer. 8. 2 Ngr.

Sack, K. H., Kirche und Civil-Ehe. Ein Votum zur Mäßigung. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schultze und Müller in Teplitz. Eine abenteuerliche Badereise. Mit 40 Illustrationen von C. Reinhardt. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Studentenruf. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Wunder des Somnambulismus oder merkwürdige Voraussagungen der Hellseherin Antonie Klein über die Zukunft Europas in den Jahren 1859—1865. Arnheim. 8. 2 Ngr.

Zimmermann, C. M., Vom Katholisiren. Ein Bekenntniß, eine Vertheidigung und ein Anlaß zur nochmaligen Prüfung ihres Urtheils für Alle, die es angeht. Döbeln, Schmidt. Gr. 8. 8 Ngr.

Zur Erinnerung an die Großherzogliche Bibliothek zu Weimar. Weimar, Kühn. 16. 1 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Maragraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Boccaccio (Giovanni di), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Witte. Dritte verbesserte Auflage. Drei Theile. 12. Geh. 2 Thlr.

Eine neue wesentlich umgearbeitete und verbesserte Auflage der anerkannt besten Uebersetzung der berühmten Novellensammlung Boccaccio's von Karl Witte, dem vorzüglichsten Kenner und Förderer der italienischen Literatur in Deutschland.

In demselben Verlage erschien:

Dante, Die göttliche Komödie. Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Vierte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, dem Plane der Hölle und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. 12. 1 Thlr.

Dante, Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer und Karl Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Dante, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Karl Förster. 12. 10 Ngr.

Dante, Prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Foscolo, Letzte Briefe des Jacopo Ortis. Aus dem Italienischen übersetzt von Friedrich Lautsch. Zweite Auflage. 12. 10 Ngr.

Machiavelli, Florentinische Geschichten. Uebersetzt von Alfred Reumont. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Italienischer Novellenschatz. Ausgewählt und übersetzt von Adelbert Keller. Sechs Theile. 12. 2 Thlr.

Petrarca, Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe. Aus dem Italienischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karl Förster. Dritte, verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Tasso, Das befreite Jerusalem. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Streckfuß. Vierte Auflage. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Tasso, Auserlesene lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Förster. Mit einer Einleitung: „Ueber Torquato Tasso als lyrischen Dichter". Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 12. 20 Ngr.

Tassoni, Der geraubte Eimer. Aus dem Italienischen übersetzt von Paul Ludw. Kritz. Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Oertlichkeiten darstellenden Karte. 12. 10 Ngr.

Diese Werke bilden als eine Bibliothek italienischer Classiker eine **Sammlung der classischen Werke der italienischen Literatur** in trefflichen deutschen Uebersetzungen (meistens mit biographisch-literarischen Einleitungen) zu einem **äußerst mäßigen Preise** (10 Ngr. für jeden Band). Es sind dies die theils in der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes", theils sonst bereits in demselben Verlage, meist in zweiter, dritter und vierter Auflage erschienenen **anerkannt vorzüglichen Uebersetzungen** von der Hand berühmter deutscher Schriftsteller, wie **Witte, Kannegießer, Keller, Förster, Streckfuß, Reumont** u. a.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Künstliche Fischzucht.

Von Carl Vogt.

Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jetzt, wo man in gleicher Weise wie bisher bei Ackerbau und Viehzucht, bei der Fischzucht die Production auf künstliche Weise mit überraschendem Erfolge vermehrt, muß bei der großen Wichtigkeit des Gegenstandes das Erscheinen dieses Buchs mit lebhaftem Interesse begrüßt werden.

Vogt's „Künstliche Fischzucht" bietet nächst überzeugenden Hinweisungen auf die große volkswirthschaftliche Bedeutung einer gesteigerten Fischerzeugung eine gedrängte, nach jeder Richtung hin vortreffliche Darstellung der Naturgeschichte, Befruchtung, Entwickelung und Zucht der Fische und wird hierdurch, sowie durch praktische Notizen und Anweisungen ein unentbehrliches und um so schätzenswerthes Handbuch für den praktischen Fischzüchter, als durch diese Arbeit eines hervorragenden Mannes der Wissenschaft die Resultate einer auf strenger Wissenschaftlichkeit basirten, gründlich erprobten Praxis veröffentlicht werden.

Die zahlreichen in den Text gedruckten naturgetreuen Abbildungen in Holzschnitt, deren Ausführung wissenschaftliche Genauigkeit mit möglichst vollendeter artistischer Technik vereinigt, machen die Ausstattung des Werks zu einer ebenso wissenschaftlich werthvollen, als eleganten und praktisch instructiven.

Die Vogt'sche Schrift ist übrigens außer den Fischereiberechtigten und Fischzüchtern auch dem Publikum im allgemeinen und insbesondere den gesetzgebenden Behörden und gemeinnützigen Corporationen zur Beachtung zu empfehlen, da es sich hierbei um die Erhaltung und Pflege einer bisher nicht gebührend beachteten Quelle des schätzbarsten Nahrungsstoffs und somit des Volkswohlstandes handelt.

Brockhaus' Reise-Atlas.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Zweite Auflage.
Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen). Zweite Auflage.
Die Sächsische Schweiz (mit 9 Abbildungen). Dritte Auflage.
Eisenbahn von Prag nach Bodenbach (mit 3 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Hof nach Nürnberg (mit 6 Abbildungen). Zweite Auflage.
Eisenbahn von Nürnberg nach Augsburg (mit 2 Abbild.). Zweite Auflage.
Eisenbahn von München nach Augsburg u. Ulm (mit 3 Abb.). Zweite Auflage.
Plan von München und Eisenbahn von München nach Starnberg.
Die Donau von Donauwörth nach Passau (mit 4 Abbildungen).
Die Donau von Passau bis Linz und Wien (mit 6 Abbild.). Doppelblatt.
Eisenbahn von Karlsruhe nach Strasburg u. Lahr (m. Plan v. Karlsruhe).
Eisenbahn von Strasburg nach Basel und Schaffhausen (mit 1 Abbildung).
Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Bamberg (mit 2 Abbildungen).
Der Rhein von Mainz nach Koblenz (mit 4 Abbildungen).
Der Rhein von Koblenz nach Köln (m. 1 Abb. u. Karte d. Siebengebirgs).
Plan von Kassel.
Die Thüringer Eisenbahn und der Thüringer Wald (mit Plan von Eisenach und Umgegend und einem Höhenprofil).
Plan von Hamburg.
Plan von Breslau.
Plan von Magdeburg.

Preis des Blattes 5 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Neue Folge. — Nr. 36. — 5. September 1850.

Diese Blätter erscheinen wöchentlich. Preis des Jahrgangs 52 Nummern 10 Thlr. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes.

Literarische Notizen.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Gesammtausgabe der Werke Victor Hugo's, welche bei Hetzel und Paulin erscheint, ist bis zum 10. Bande gediehen. Sie enthält: Notre Dame de Paris, Han d'Islande, Bug-Jargal, Le dernier jour d'un condamné, Littérature et philosophie mêlées, Claude Gueux, Le Rhin, Les Orientales, Les Feuilles d'automne, Les Chants du crépuscule, Les Voix intérieures, Les Rayons et les Ombres.

Die Gesammtausgabe der Werke Alexandre Dumas' wird bei Dufour, Mulat und Boulanger erscheinen. Sie wird 25 Bände umfassen und enthält: Le Comte de Monte-Christo, Les Trois Mousquetaires, Vingt ans après, Le Vicomte de Bragelonne, Ange Pitou, La Reine Margot, La Dame de Monsoreau, Les Quarante-cinq, Le Chevalier de Maison-Rouge, Le Capitaine Paul, Le Capitaine Pamphile, Le Capitaine Richard, Le Capitaine Arena, Le Capitaine Rhin, Le Capitaine Lambert, Le Capitaine Rhin, Le Capitaine Lambert, Le Capitaine Rhin, Le Capitaine Lambert

—1801" betitelt, erfahren wir, daß Toll's Familie ursprünglich in den Niederlanden heimisch gewesen und einer aus diesem altadelichen Geschlecht um 1560 mit dem dänischen Prinzen Magnus, der eine Zeit lang die Rolle eines Königs von Livland durchzuführen gesucht, in die Ostseeländer, bis dahin geistliches Ordensgebiet, gekommen ist. Seine Nachkommen verzweigten sich in Schweden und Esthland; Karl Friedrich von Toll gehörte einem verarmten Zweige dieses Geschlechts an und wurde am 8./19. April 1777 auf dem Rittergute Keskefer bei Harsal, das seinem mütterlichen Großvater, Herrn von Ruckteschel, gehörte, geboren. Da seine Aeltern ihm daheim keine angemessene Erziehung geben konnten, so brachte ihn ein Oheim schon in seinem fünften Jahre in das adeliche Landcadettencorps nach Petersburg, welches damals unter der Leitung des edeln Grafen von Anhalt, eines nahen Verwandten der Kaiserin Katharina II., einen seltenen Höhepunkt erreicht hatte. Da Zöglinge im zartesten Alter aufgenommen wurden, wie das der damalige Zustand der allgemeinen Bildung in Rußland gebot, so war der ganze Erziehungsplan auf 15 Jahre berechnet. In der jüngsten Klasse blieben die Knaben, ihrem Alter gemäß, weiblicher Obhut und Pflege anvertraut. Je 25 Zöglinge standen unter der Leitung einer Gouvernante. Die Einrichtungen des Cadettencorps waren im ganzen noch dieselben, die der Feldmarschall Münnich unter der Kaiserin Anna angeordnet hatte: Leser, die sich um ihrer Wichtigkeit willen dafür interessiren, werden sie hier kennen lernen. Der Graf von Anhalt starb im Jahre 1794; er hatte sich zuletzt einen unversöhnlichen Feind in dem allmächtigen Potemkin, dem Taurier, gemacht, als er auf Befehl der Kaiserin den Zustand des Heers im Süden untersucht und über die Leiden der darbenden und verkümmernden russischen Krieger redlichen Bericht abgestattet hatte. Gebessert wurde dadurch freilich wenig, der Graf von Anhalt aber fortan durch die Partei des Gefürchteten auf alle Weise verdächtigt. Man fand seine Anordnungen im Cadettenhause sentimental, sein gütiges Benehmen gegen die Zöglinge gefährlich, weil dadurch alle Bande der militärischen Zucht gelockert würden, ja man wußte auch die Kaiserin theilweise gegen ihn zu gewinnen, indem man glauben machte, daß er unter den Cadetten einen verderblichen Geist des Jakobinismus verbreite. Der Unbefangene begriff vielleicht nicht, wie gerade ein Graf von Anhalt darauf verfallen sein sollte oder was überhaupt ein Mensch, der seiner Sinne mächtig war, zu jener Zeit in Rußland von einem solchen Beginnen erwarten konnte. Aber das Gerede blieb doch nicht ohne Wirkung. Der Nachfolger des Grafen, General Kutusow, der sich schon als Kriegsmann und Diplomat einen Namen gemacht hatte, trat darum auch anfangs mit einer mistrauischen Zurückhaltung und den Formen der Strenge auf; da er sich aber bald von der Wahrheit überzeugte, fand sich nach und nach alles wieder in das frühere Gleis. In der letzten Altersklasse, welche noch einen dreijährigen Cursus umfaßte, gestalteten sich die Aussichten für die Cadetten bestimmter. Die sechs ausgezeichnetsten kamen nämlich als Hauptleute in die Armee, und die übrigen, nach ihren Fähigkeiten sich abstufend, als Lieutenants, Unterlieutenants und Fähnriche. Toll wurde von Kutusow, weil er zu klein von Wuchs, noch ein Jahr zurückgehalten, und als er bei dieser Ankündigung erbleichte, sagte ihm der General: „Höre Toll, der Unterricht folgt dir nicht aus dem Corps, der Dienst dagegen, der geht dir nicht verloren!" Worte, welche nicht ohne Eindruck auf ihn blieben.

Das Unglück, das er beklagt hatte, wurde für ihn von guten Folgen; es veranlaßte ihn zu einem gründlichen Studium mancher Zweige der Kriegswissenschaften und brachte ihn dem General Kutusow näher, der ihn als guten Zeichner mit zu seinen Vorträgen über höhere Taktik, an denen auch die Offiziere des Corps theilnahmen, und außerdem viel zu den glänzenden Abendgesellschaften seines Hauses zog, wo er öfter mit Kutusow's Töchtern auf dem eingerichteten Privattheater auftrat und zuletzt fast ganz als Mitglied der Familie behandelt wurde. Im Jahre 1796 nach gut bestandenem Examen zum Hauptmann vorgeschlagen, kam Toll durch den unerwarteten Tod der Kaiserin, welcher alle Verhältnisse änderte, doch vorerst nicht in die Armee, sondern durch Verwendung eines frühern Lehrers, der dem neuen Kaiser persönlich bekannt war, als Lieutenant „in die Suite Seiner Majestät des Kaisers, vom Quartiermeisterwesen". Was das heißen sollte, davon hatte vor der Hand kein Mensch eine Ahnung. Der scharf ausgeprägte Charakter der neuen Regierung war gleich in den ersten Tagen sehr entschieden hervorgetreten; mit durchgreifender Energie und übereilender Hast wurden alsbald mancherlei Mißbräuche auch im Heerwesen abgestellt, dabei aber freilich auch viele Mißgriffe begangen. So war der Generalstab als überflüssig abgeschafft worden. Die neue Benennung, welche man der Schar der jungen, in die Suite des Kaisers berufenen Leute gegeben hatte, wußte niemand zu deuten, niemand ihnen anzugeben, worin eigentlich ihr Dienst bestehen sollte, sie erhielten nur den Befehl, auf der Wachtparade zu erscheinen, die der Kaiser täglich in Person abhielt und die bei der unglaublichen Vermehrung der Formen strengen Dienstes von 9 Uhr bis Mittag dauerte. Die Schilderung einer solchen Parade, die auch im strengsten Winter stets im Freien stattfand, ohne Mäntel, da der Kaiser selbst keinen trug, ist höchst charakteristisch: beim Paademarsch, der den Schluß bildete, marschirten die jungen Großfürsten Alexander und Konstantin, so gut es bei vieler Anstrengung in sehr schweren Stulpstiefeln im Schnee gehen wollte, auf dem rechten Flügel der beiden ersten Züge. Stulpstiefeln, weiße Lederbeinkleider, gepuderte Locken, ellenlange Zöpfe und Rohrstöcke mit Elfenbeinknopf hatten die zweckmäßige nationale Soldatentracht, welche unter Katharina eingeführt worden war, unter Paul I. wieder verdrängt. Freilich war bisher der Dienst namentlich bei den Garderegimentern, unglaublich vernachlässigt worden; ganz in der Ordnung hatte man es gefunden, daß erst lange nachher, wenn die Bataillone, unter Führung von Unteroffizieren ausgerückt, gerichtet (?)

den, die vornehmen jungen Offiziere in vierspännigen Wagen ankamen und sich von den Feldwebeln ihre Plätze anweisen ließen. Wie peinlich mußte ihnen die verschärfte Strenge des Dienstes jetzt erscheinen!

Das neue Corps, in welchem auch Toll sich befand, war bestimmt, den Generalstab zu ersetzen. Die Unmöglichkeit leuchtete bald ein, und so wurde denn ein großer Theil der frühern Generalstabsoffiziere wieder zurückberufen, um in jenes Corps einzutreten. Unter ihrer Leitung begannen nun die Arbeiten, bei denen sich Toll auszeichnete und auch dem Kaiser öfters genannt wurde. Das Geschäftslokal wurde in den Winterpalast verlegt und im April 1797 der General Araktschejew zum Generalquartiermeister der Armee ernannt. Araktschejew ist bekannt als der spätere Schöpfer der Militärcolonien, und auch seine rücksichtslose Härte ist bekannt; das Charakterbild aber, das wir hier in den schärfsten Contouren von ihm empfangen, ist geeignet, Grauen und Entsetzen einzuflößen. Der Verfasser sagt:

Und wie das bei solchen Charakteren wol vorzukommen pflegt, beispiellos war auch seine Feigheit. Das weiß ganz Rußland. Es war so arg damit, daß an ein Verbergen gar nicht gedacht werden konnte. Mehr als einmal war er genöthigt, mit einer Art von erzwungener Unbefangenheit von dieser Eigenthümlichkeit seines Wesens zu sprechen und über ein unglücklich reizbares Nervensystem zu klagen. Obwol seine Laufbahn ihn zu den höchsten militärischen Ehren und Stellen führte, standen doch in seinen Dienstzeugnissen in der „Kriegsdienste" überschriebenen Rubrik bis an das Ende immer nur die einfachen Worte: „Ist nie im Feuer gewesen."

Der Verfasser bekundet hier zuerst den Freimuth, der sich durch keine Rücksicht abhalten läßt, ein noch so strenges Urtheil auszusprechen, eine Eigenschaft, welche sich in dem ganzen Werke offenbart und ihm den Vorwurf zugezogen hat, daß er allzu polemisch gegen einzelne Persönlichkeiten aufgetreten sei. Er läßt indessen Araktschejew auch Gerechtigkeit widerfahren:

Er war keineswegs ein Mensch ohne Verdienst, es fehlte ihm nicht an natürlichem Verstand, als Artillerist hatte er gute technische Kenntnisse erworben, für die Verwaltung hatte er wirklich Talent und seine durchgreifende Art wußte überall Ordnung zu erzwingen.

Wie hätte ihn auch sonst der milde Kaiser Alexander seines Vertrauens würdigen können, wenn er nicht auch gewisse gute Eigenschaften besessen hätte! Toll nennt die Lage der Offiziere des Quartiermeisterstabes unter Araktschejew eine verzweiflungsvolle. Nach zehn Monaten wurde er jedoch, infolge eines allzu öffentlichen Aergernisses bei einem Gardebataillon aus dem Dienst entlassen und wenn auch nach kaum zwei Monaten wiederangestellt, ja mit neuen Ehren und Gnaden überhäuft, doch nicht wieder zum Generalquartiermeister ernannt, welche Stelle Generallieutenant Hermann, schon bekannt durch seinen Sieg am Kuban, bekleidete. Unter ihm ging Toll mit nach der Krim, um Sewastopol und einige andere Küstenpunkte schleunig zu befestigen, weil Kaiser Paul den seltsamen Gedanken gefaßt hatte, die Expedition Bonaparte's 1798 könne wol dem Schwarzen Meere gelten. Als man darüber besser aufgeklärt war, mußte General Hermann am Dniestr ein Corps von 10000 Mann sammeln, für deren Dislocation eine Karte entworfen werden sollte; Toll empfahl sich dabei als ein vorzüglich brauchbarer Offizier.

Mit dem Jahre 1799 nimmt das Werk, das sich bisher mehr in persönlichen Interessen bewegt, jene allgemeinere Wichtigkeit in Anspruch, welche wir schon oben angedeutet haben. Das kleine Corps am Dniestr wurde nach Italien beordert, wo es zu Suworow's Armee stieß. Die Charakteristik dieses Feldherrn und seiner Kriegsweise heben wir als besonders gelungen hervor. Die einfache Taktik, die er seinen Truppen vorschrieb, kann man als eine Reaction gegen die eingerissene Formlosigkeit der meilenweiten und tagelangen entscheidungslosen Tirailleurgefechte ansehen. Suworow's entschlossene Angriffe, ohne alles Schießen, sind mehr als einmal mit Erfolg gekrönt worden. Der Verfasser knüpft daran Bemerkungen, welche beweisen, wie klar er diese Verhältnisse durchdacht hat. Ueber Suworow's Weise im ganzen, namentlich sein Auftreten in Italien, meint er, sei wol noch lange nicht das letzte Wort gesprochen. Die Russen hatten die Oesterreicher vielfach in ihrem Selbstgefühl verletzt, was nicht ohne Einfluß auf die Darstellung des Feldzugs geblieben.

Aber dieser, welche den Oberfeldherrn in dem fast lächerlichen Lichte eines wunderlichen alten Mannes, stets im Begriff, unverzeihliche Thorheiten zu begehen, erscheinen läßt, steht die einfache geschichtliche Thatsache gegenüber, daß Suworow mit seinem vielfach und formell oft begründet getadelten Verfahren seine Schlachten nach seinen Siegen zählte und Königreiche eroberte. Dasjenige, was man darin als Fehler bezeichnen möchte, wenn man diesen etwas philisterhaften Ausdruck beibehalten will, liegt so offen zu Tage, daß die Aufgabe, diese Fehler nachzuweisen, eigentlich die Kräfte eines jungen Mannes, der seine Studien in der Cadettenschule mit einigem Erfolg gemacht hat, nicht übersteigt. Aber man vergesse darüber nicht, wie in dem Geiste des siegreichen Greises immer etwas Großartiges, etwas Dämonisches und Gebietendes hervortrat, wenn es sich um große Conceptionen handelte oder um die Entschlossenheit, die der eilende, entscheidende Augenblick forderte. Man vergesse nicht die zauberhafte Gewalt, die er über Sinn und Gemüth des russischen Kriegers übte, für den er eigentlich geschaffen war.

Der Verfasser theilt einen bisjetzt noch ungedruckten Brief Suworow's mit, in welchem er sich über sein eigenes Wesen äußert, den wir mit besonderm Interesse lasen. Toll's erste Begegnung mit dem Oberfeldherrn, als er mit einer Meldung des Generals Rosenberg an ihn geschickt wurde, war ganz eigenthümlich. Er fand ihn, ohne Uniform, in bloßen Hemdärmeln, kurzen Beinkleidern von Sommerzeug mit Knieschnallen und kleinen Stiefeln, von Staub und Schmuz bedeckt, rasch aus einer Ecke in die andere gehend. Unglücklicherweise beantwortete Toll eine Frage mit: „Ich weiß nicht!" worauf der greise Feldherr, wie von einer Natter gestochen, drei Schritt zurücksprang und mit den heftigsten Geberden schrie: „Ach! Gott sei uns gnädig! Ein Nichtwisserchen! ein gefährlicher Mensch! umringt ihn!" Wie ein Verzweifelnder rannte er im Zimmer herum und der versteinerte Toll wurde von einem Adjutanten in großer Aufregung bedeutet, daß der Fürst die Worte: Ich weiß nicht, gar nicht hören könne. Erst nach zehn Minuten beruhigte sich Suworow

und fertigte Toll mit einem versiegelten Befehl ab, wobei er erst noch bemerkte: „Sie müssen alles wissen! Seien Sie künftig vorsichtiger.“ Seine zweite Begegnung mit dem Fürsten war um so glücklicher für ihn und brachte ihm die Beförderung zum Kapitän.

Ueber den Operationsplan, welcher Suworow nach der Schweiz ziehen ließ, spricht sich der Verfasser ausführlich aus. Es ist ein Hauptverdienst, daß derselbe nie auf der Oberfläche der Erscheinungen und Thatsachen stehen bleibt, sondern stets nach den Motiven der Kriegsunternehmungen forscht, durch welche sich manche, die sonst räthselhaft und unbegreiflich bleiben, allein erklären lassen. Diese Behandlung der Kriegsgeschichte ist nach unserer Ansicht die allein richtige, freilich auch die schwierigste. Sie stellt die Beweggründe, den Einfluß der leitenden Persönlichkeiten, der nicht hoch genug anzuschlagen ist, das geistige Princip und all jene Einwirkungen, welche die Kriegführung von der rücksichtslosen Energie des Urgedankens im Kriege: Vernichtung des Feindes, abschwächen, in den Vordergrund der Betrachtung und macht dadurch die Darstellung der Thatsachen licht und klar, ihr Verständniß leicht. Wir sprechen dies hier gleich von dem ganzen Werke aus. Je höher Toll's Stellung wurde, je eingeweihter er selbst in das Getriebe des Hauptquartiers wird, wo die Fäden zusammenlaufen und weiter gesponnen werden, desto zuverlässiger werden die Mittheilungen des Verfassers, desto überraschender und überzeugender die Aufschlüsse. So über den Feldzug von 1812, so über die deutschen Befreiungskriege, und welche interessante und wichtige Dinge haben wir noch über den polnischen und türkischen Krieg zu erwarten!

Die Leser d. Bl. in ihrer Mehrzahl würden es uns nicht danken, wenn wir uns in die strategischen und taktischen Details der folgenden vortrefflichen Darstellungen vertiefen wollten. Wir begnügen uns einiges hervorzuheben, was von allgemeinerm Interesse ist. Der Verfasser, wie schon erwähnt, hat die meisten Schlachtfelder jener Zeit besucht und schildert sie mit sicherer Hand; diejenigen, die wir selbst kennen, geben uns den Beweis dafür. Allerdings gewinnt dann die Erzählung der Gefechte manchmal einen von der herkömmlichen Darstellung abweichenden und diese berichtigenden Charakter. So das Gefecht an der Teufelsbrücke, wo keineswegs das erste herüberdringende Bataillon „aufgerieben“ wurde, vielmehr die Vertheidigung, wie Toll berichtet, sehr schwach war. Wie hartnäckig und blutig wird das bisher geschildert, selbst in der verdienstvollen „Geschichte der Kriege in Europa seit 1792“. Die Anstrengungen und Leiden der russischen Soldaten in dem berühmten Alpenfeldzuge lesen wir dagegen hier erst mit lebendigen Farben geschildert; es war aber nicht die Gebirgsnatur allein, sondern die schlechte Vorsorge, welche die verbündeten Behörden für sie getroffen, der Mangel an Verpflegung und Transportmitteln; die ewig neue Klage! Von den sieben Kosackenregimentern mußte jedes eine bestimmte Anzahl von Pferden stellen, die als Lastthiere benutzt wurden (ihre Reiter als leichte Infanterie); aber die Steppenpferde leisteten als Saumthiere schlechte Dienste, zerstießen sich an den scharfen Felsen die Hufe und blieben großentheils liegen. Toll verlor auf dem verhängnißvollen Zuge durch das Sernfthal seine beiden Pferde, wovon eins mit seinem ganzen Gepäck, das ein Kosack an der Hand führte, beim Sprunge über einen Felsspalt in den Abgrund stürzte. Er kam zu Fuß, so gut wie barfuß, in Ilanz an, wo Suworow seine Scharen, im traurigsten Zustande und für den Augenblick vollkommen gefechtsunfähig, wieder sammelte. Beim Weitermarsch nach Feldkirch mußte Toll zu Fuß, ein kleines Bündel mit seiner ganzen Habe, das heißt mit etwas Wäsche von geborgtem Gelde erkauft, unter dem Arme nebenher ziehen. Doch war ihm bei dem Gefecht im Muttenthale, wo sich der Erfolg eines Massenangriffs glänzend gezeigt hatte, das erste Ehrenzeichen, der St.-Annenorden dritter Klasse, zu Theil geworden. Suworow ging schon mit neuen Angriffsplänen um, aber die bekannte Aenderung der russischen Politik zog die Truppen vom Kriegsschauplatze zurück. Alle Bemühungen Oesterreichs waren vergebens, auch die gute Aufnahme in den kaiserlichen Erblanden, die Liebenswürdigkeit der schönen Damen des Hochadels, unter denen vor allen die Herzogin von Sagan-Kurland und ihre reizenden Töchter genannt werden, konnten die Erbitterung nicht beschwichtigen. Der Marsch ging weiter über Brzest-Litowski, in welcher Gegend Toll noch einigemal, wie zum Abschiede, den greisen Feldherrn sah. Nach einiger Zeit wurden alle Offiziere vom Quartiermeisterstabe nach Petersburg berufen, und hier viele von ihnen ohne allen Grund verabschiedet. Toll blieb, weil der Kaiser von ihm wegen seiner schönen Handschrift eine gute Meinung hatte und stieg schon 1800, nachdem er nur sechs Monate Kapitän gewesen, zum Major auf. Er half bei der Aufnahme der Umgegend der kaiserlichen Lustschlösser, wo der Kaiser größere Truppenübungen nach dem Muster der preußischen zu veranstalten gedachte. Dann auch bei einer detaillirten Aufnahme der Hauptstadt, welche sich bis auf die einzelnen Häuser und sogar deren Hoffaçaden erstrecken sollte. Da erfolgte plötzlich der Tod Paul's I. unter den bekannten Umständen. Der Verfasser läßt Toll selbst erzählen, was er am 24. März 1801 erlebt hat. Es wird hier noch die vielverbreitete Fabel widerlegt, daß der Kaiser dem Grafen Pahlen, vor dem er gewarnt worden, gesagt: man habe ihm von einer Verschwörung, bei welcher er betheiligt sei, gesprochen, und daß Pahlen mit seltener Geistesgegenwart geantwortet habe: „Allerdings! Wie sollte ich sonst das ganze Complot kennen lernen?“ Das Wahre an der Sache ist, daß Pahlen tödlich erschrocken, zuerst sich nur fassungslos verneigt hat, und dann, ohne aufzublicken, keine bessere Antwort gefunden hat, als: „Wie könnte das sein, Euer Majestät? dafür haben wir ja das Ordonnanzhaus!“ Das war die Oberbehörde der unbeschränkten geheimen Polizei, in welche der Kaiser unbedingtes Vertrauen setzte. Da die Warnung nicht von ihr gekommen war, die freilich unter Pahlen's Einfluß stand, so berubigte sich der Kaiser zu seinem Verderben.

Das zweite Buch enthält die Zeit von 1801—11. Es beginnt mit dem Regierungsantritt Kaiser Alexander's, dessen redlicher Eifer um das Recht und das Heil der Menschheit, dessen Streben in allen Zweigen des öffentlichen Lebens, um einen neuen thätigen Geist zu wecken, vollkommen gewürdigt werden. Sein feierliches Manifest, daß er im Sinn und Geist seiner Großmutter zu herrschen gedenke, wurde aber durch den Gang der Weltgeschichte in der Ausführung verhindert. Er verfolgte eine durchaus verschiedene Bahn, wie der Verfasser zeigt; unbekümmert um Konstantinopel und den Bosporus wollte er, wie sein Vater, in den allgemeinen Gang der europäischen Politik eingreifen, sogar noch entschiedener, und so war seine nächste Aufgabe, den Uebergriffen Frankreichs zu wehren. Dazu war eine vermehrte Sorgfalt für die taktische Ausbildung des Heers nöthig. Bei den großen Manövern, welche 1803 nun wirklich ins Leben traten, mußte Toll Generalquartiermeister der einen unter Kamensky aufgestellten Armee werden, weil mehrere ältere Offiziere sich der Sache nicht gewachsen fühlten. Der Verfasser bespricht diese Friedensübungen mit großer Einsicht. Sie hatten, von zwei alten, wenn auch nicht glänzend begabten oder wissenschaftlich gebildeten, aber doch kriegserfahrenen Generalen geleitet, den Charakter einfacher Zweckmäßigkeit und Wahrheit, soweit letztere bei dergleichen dramatisch dargestellten Gefechten zu erreichen ist; aber gerade deshalb gewannen sie sich nicht den Beifall des jungen Kaisers und seiner unmittelbaren Umgebung. Es hatte sich seit dem Siebenjährigen Kriege, wie die gesammte militärische Literatur der Zeit bezeugt und Behrenhorst mit treffendem Spott berichtet, die seltsame Ansicht verbreitet, Friedrich der Große habe die glänzenden Erfolge seiner ruhmvollen Feldzüge durch sogenannte Manöver zu Wege gebracht. Künstlichkeit und Zusammengesetztheit war es, was man ausdrücklich von der Anordnung verlangte und von den Truppen die vollkommenste Ausführung. Was bei Potsdam erreicht wurde, wollte man bei Petersburg nicht schlechter haben und so sollte denn für 1804 Fürst Wolkonsky „die militärische Laterne" anzünden. Toll mußte dazu die Dispositionen ausarbeiten, welche immer, weil die einzelnen Bewegungen bis in das kleinlichste Detail vorgeschrieben werden, viele Bogen füllten. Dergleichen kam sonst auch vor Kriege vor, aber ein langer Frieden läßt den Einfluß der Exercirplätze ganz in den Vordergrund treten. Der Verfasser weist auf manche Verfügung im türkischen Feldzuge von 1828, und auf die Dispositionen des pienitzischen Hauptquartiers 1848 hin. Für Toll hatten diese Uebungen den Vortheil, daß er dem Kaiser persönlich als ein vielversprechender Offizier bekannt wurde und sich mehr dem Studium widmete.

Der Feldzug in Mähren von 1805 mit der Schlacht bei Austerlitz gibt dem Verfasser Gelegenheit, sein reiches Material zu ganz neuen Aufklärungen zu benutzen. Er stellt sie ein durch eine Charakteristik Napoleon's, die wir nicht treffender gelesen haben. Ueber den General Mack macht er Bemerkungen, die wol geeignet sind, das, selbst von namhaften Geschichtschreibern ganz entstellte Bild dieses unglücklichen Feldherrn in ein ganz anderes Licht zu stellen. Der Raum d. Bl. erlaubt nicht, näher darauf einzugehen. Wir heben nur die richtige Bemerkung hervor, daß sich ein Mann ohne Geburt und ohne einflußreiche Verbindungen nicht leicht aus so untergeordneten Verhältnissen, wie die Mack's waren, ohne bedeutendes Verdienst zu Stellen erhebt, die im Staate entscheidenden Einfluß gewähren. Der Verfasser erklärt aber, wie er trotz seines ausgezeichneten Geistes dennoch wie eigens zum Heerverderber geschaffen war. Die Schilderung der Verhältnisse im Hauptquartier des Erzherzogs, gegen den Mack keineswegs so unterwürfig gewesen, wie Schlosser's auch in Thatsachen vielfach irrige Darstellung angibt, ist höchst gelungen. Ueber den Erfolg von Ulm bemerkt der Verfasser:

> Dämonische Gewalten entscheiden sehr viel im Kriege, aber diese Mächte begünstigen mit einer gewissen Regelmäßigkeit den Starken, den besonnen Kühnen — nie den verwirrt und rathlos Zaudernden. Es ist der ernstesten Betrachtung werth, wie diese unberechenbaren Elemente des Erfolgs von 1776—1812 immer zu Napoleon's Gunsten in die Wagschale fallen, im Lauf der letzten Feldzüge dagegen gar oft gegen ihn. Es ist nicht minder der Betrachtung werth, daß solche plötzlich vernichtende Unglücksfälle, wie die von Ulm, eigentlich nie das Werk des Feindes sind, und wenn er ein Napoleon wäre, immer das der eigenen Thorheit und Schwäche.

Wir lesen nun die Verhältnisse im russischen Heere und gewinnen dadurch erst eine wahre Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheiten von 1805. Der Schlüssel zum Verständniß liegt niemals in den Thatsachen selbst, sondern in deren Ursachen; die Quellen entspringen auf den Höhen, auch die der Kriegsströme. Darum muß eine wahre Kriegsgeschichte diese Quellen in den höhern Regionen der Cabinete und der Hauptquartiere suchen, in der Persönlichkeit und dem Charakter der Fürsten und Feldherren und den sich dort kreuzenden Interessen und Triebfedern, an denen auch wol untergeordnete Hände schaffen und weben. Ein solches Verdienst hat sich das vorliegende Werk erworben, darum ist es eben als ein höchst wichtiges für die Zeitgeschichte anerkannt worden. Eins nur wünschten wir gemildert: die allzu scharfe und schneidende Polemik gegen manche Persönlichkeiten. Der Wahrheit die Ehre! Aber sie läßt sich auch in mildere Form kleiden. Der Feldzug von 1805 und die Schlacht von Austerlitz erhält durch manches, was hier mitgetheilt wird, eine bessere Erklärung. Woher der Entschluß zur Schlacht kam, gegen welche sich Fürst Schwarzenberg und Kutusow bestimmt aussprachen, kann danach nicht zweifelhaft sein. Letzterer bediente sich dabei des Ausdrucks: „Napoleon sei ein Feind, dem man das Land, wie auf einem Schenkteller, anbieten müsse"; er war dafür, noch weiter zurückzugehen. „Aber die glänzenden jungen Generale und Flügeladjutanten, die kriegerisch gesinnten Kammerherren, von denen der Kaiser umgeben war, sahen die Sache anders an und überboten ihn selbst sogar an Siegeszuversicht." So wurde der Vormarsch in den bekannten fünf Colonnen befohlen und dabei, was kaum glaublich scheint, auf diesem mehrtägigen

Reisemarsche der Truppen, die in Zügen marschirten, befohlen, Schritt und genaue Distanzen zu halten. Die Stärke der Heere, welche sich bei Austerlitz bekämpften, ist bisher auf Treu und Glauben der französischen Berichte falsch berechnet worden; der Verfasser weist nach, daß wol selten zwei Heere so gleich an Zahl aufeinander gestoßen sind. Wir können der Darstellung der Schlacht nicht folgen; für den militärischen Leser wird sie wegen der taktischen Details sehr interessant sein. Dem Zaudern Kutusow's, die vierte Colonne von Pratzen antreten zu lassen, wird ein großer Theil des so verderblichen Ausgangs zugeschrieben. Ergreifend zu lesen ist, wie Toll nach der Schlacht den Kaiser, nur von seinem Leibarzt und einem Stallmeister begleitet, also eigentlich ganz allein, unter einem Baume auf der feuchten Erde sitzend gefunden, das Gesicht im tiefen Schmerz mit dem Tuche bedeckt. Der Krieg hätte wol fortgesetzt werden können, aber der furchtbare Schlag hatte alle Zuversicht gebrochen und noch am Tage der Schlacht, spät Abends, sendete Kaiser Franz seinen Friedensboten an Napoleon. Die russische Armee trat den Heimmarsch an. Der Verfasser sagt:

Napoleon, dieser große Mann, der zu klein war um ein Gefühl für das heilige Wesen der Wahrheit zu haben, hat nicht nur in seinen seltsamen Bulletins, sondern auch, was für seinen Ruhm weit schlimmer ist, in den zu St.-Helena dictirten Denkwürdigkeiten gesagt und wiederholt, der Kaiser Alexander sei unvermeidlicher Gefangenschaft verfallen gewesen, er aber habe ihn aus rücksichtsvoller Großmuth entkommen lassen. Die Verfasser der „Geschichte der Kriege in Europa seit 1792" haben sich die Mühe gegeben schlagend nachzuweisen, daß dies eine der kühnsten — Erfindungen ist, durch die man je versucht hat, die Geschichte zu bereichern.

Kutusow wurde in Rußland, der öffentlichen Stimme nachgebend, vom Heere entfernt. Der greise General und Hofmann kannte seinen Vortheil zu gut, um nicht auch das schweigend hinzunehmen. Es folgten weitere Maßregeln. Auch von Verrath sprach man, der schmählicherweise schon die Disposition zur Schlacht Napoleon bekannt gemacht habe! Aber die Offiziere von Geist und Einsicht theilten diesen Wahn nicht. Unter ihnen war Toll. Er konnte freilich auf seinem damaligen Standpunkte den Schlüssel zum Verständniß jener Ereignisse nicht sogleich finden, aber sie führten ihn zum Nachdenken, zu weitern Studien für seine militärische Ausbildung. So wurde er ein eifriger Anhänger Jomini's und durch den eigenen gesunden Sinn, das angeborene Talent und die bereits erlangte Erfahrung vor einer geistlosen und beschränkten Auffassung des Jomini'schen Systems bewahrt. Er fand bald Gelegenheit diese Erfahrung zu bereichern, indem er, bei der gegen die Türkei verwendeten Armee angestellt, das Vertrauen der Oberbefehlshaber gewann und als Eingeweihter die Gründe ihres Thuns und Lassens erkennen lernte. So bildete er sich zu einer Tüchtigkeit heran, die seine Laufbahn sicher stellte, sowenig er auf äußere Unterstützung zu rechnen hatte und so entschieden ihn seine unbedingte Geradheit und Wahrheit hinderten, krumme Wege, auf denen sich andere forthelfen, einzuschlagen. Referent hat im Gespräch mit mehreren russischen Offizieren, die er kennen gelernt, die Charakteristik des Verfassers bestätigt gefunden; auf Zweifel, die über die eine oder die andere Mittheilung in den „Denkwürdigkeiten" erhob, wurde ihm immer erwidert: „Was Toll sagt, ist unbedingt wahr."

Die Reorganisation der russischen Armee und die Operationen an der Donau haben durch den neuen orientalischen Krieg an Interesse gewonnen. Toll, zum Oberstlieutenant befördert, wurde von Kutusow, als dieser zum Gehülfen des alten Feldmarschalls Prosorowsky ernannt war, als sein ehemaliger Schüler aus dem Cadettencorps, der sich schon einen gewissen Ruf erworben hatte, ausgezeichnet und zu seinem beständigen Gefährten gemacht. So bildete sich ein bleibendes Verhältniß zwischen ihnen. Prosorowsky, der noch in den veralteten Ideen der Rumänzow'schen Kriegsmethode gegen die Türken lebte, und dem Heere wieder die Schlachtordnung in wenigen großen Vierecken gab, nannte Kutusow, der es schon weit über die Sechzig hinaus war, seinen Schüler. Zwischen beiden bildete sich aber umgekehrt ein gespanntes Verhältniß, Prosorowsky klagte, und vielleicht nicht mit Unrecht, über Intriguen Kutusow's und verfolgte Toll, welcher dessen Vertrauen besaß, sodaß dieser um Versetzung aus dem Generalstabe zur Linie bat; der Oberbefehlshaber sorgte indessen dafür, daß er nicht vom Heere an der Donau blieb, von welchem er bekanntlich auch Kutusow zu verdrängen wußte. Toll wurde Bataillonscommandeur in einem Jägerregimente, das in Samogitien stand, von wo er jedoch bald wieder zu topographischen Arbeiten nach Petersburg berufen wurde, hier 1811 zum Obersten befördert wurde.

Das dritte Buch beginnt mit dem Kriege von 1811. Es war schon 1850 geschrieben, ehe dem Verfasser Stein's „Leben" und Wolzogen's „Memoiren" zu Gesicht gekommen, doch hat er aus Gründen, die wir anerkennen, dasselbe nicht umgearbeitet, sondern die neu eröffneten Quellen nur zu Zusätzen benutzt. Die allgemeinen Verhältnisse und Vorbereitungen in Rußland zu dem entscheidenden Kriege werden zuerst geschildert. Der Entschluß zum Kampfe war ein nothwendiger und kommt dem Kaiser Alexander sehr hoch anzurechnen. Die Störung aller Handelsverhältnisse wurde zwar schmerzlich empfunden, aber es gab keine öffentliche Meinung, welche zum Kriege mit Frankreich gedrängt hätte, denn der Mittelstand war ganz unbedeutend, der Provinzialadel, aus dem die Beamten und Offiziere hervorgingen, ohne alles Verständniß für das, was außerhalb Rußland vorging, und in den vornehmen Kreisen, welche allerdings vorherrschend zu einem Frieden und Bündniß mit England neigten, fehlte es nicht an Leuten, welche Rußlands angemessenste Politik in einem Bunde mit Frankreich zur gemeinschaftlichen Beherrschung von Europa suchten. Gibt es etwa heute an solchen? So erklärte, wie der Verfasser aus bester Quelle verbürgen kann, der Kanzler Graf Rumänzow ganz unumwunden, man müsse zu diesem Zwecke auf jede Forderung Napoleon's eingehen und er sehe nicht ein, was es schaden könne, selbst französische

ungen und französische Zollwächter in die russischen
idte aufzunehmen! Für die Sprache der edeln deut-
flüchtlinge, die sich um Stein sammelten, hatte nur
kaiser Alexander ein Verständniß. Der Verfasser
ttet dann die Verhältnisse Preußens, das Napoleon
hten wollte, aber erst nach dem Siege über Rus-
er hält es für ein Glück, daß der König der
ne der Männer, welche um jeden Preis zum Kampfe
frankreich drängten, kein Gehör lieh, weil dieser
f, wie die Lage der Dinge war, gewiß zu unab-
em Elend geführt hätte. Von den Maßregeln Na-
's wird die unlautere der Verfertigung falscher rus-
Banknoten bestätigt. Es wird beleuchtet, daß
on bei seinen Handelsvorschlägen von 1809 — also
ach dem Congreß von Erfurt — wahrscheinlich schon
sche Hintergedanken für einen künftigen Kriegszug
Rußland gehabt habe. Es sollten nämlich auf den
ssensten Punkten des Landes, besonders da, wo
e Hauptstraßen vereinigen (also an den strategisch
en Punkten), große dépôts de roulage (Trans-
ittel, Pferde und Wagen, Futtervorräthe u. s. w.)
leichterung des Handelsverkehrs mit dem westlichen
t und dadurch für dasselbe mit dem Orient auf-
werden. Dieser Plan scheiterte an der großen
dtheit, mit welcher der russische Militärcommissarius
nrathen seines Chefs, des Prinzen Georg von
urg, die Ausführung bis zum Bruche mit Frank-
t verzögern wußte. Der Gesandte Lauriston, der
Diplomat noch sein war, fuhr damit bei seiner
gegen ihn heraus, daß auch er wichtige Plane
ugt habe. Sablukow, so hieß der junge Mann,
te, als russischer Offizier sehe er darin ein Com-

Die Stärke der russischen Streitkräfte, welche
r Linie dem Heere Napoleon's entgegengesetzt wer-
nnten, finden wir nach genauen Ermittelungen
nd von den zu hohen Angaben Buturlin's und
ólky's berechnet. Der Verfasser beweist dann —
s ist für die Wahrheit und die Beurtheilung des
von 1812 höchst wichtig —, daß keinem, auch der
ichtesten Offiziere des Hauptquartiers zu Wilna
r entfernt eingefallen sei, die ungeheuere Aus-
Rußlands zu Hülfe zu nehmen, was nachher
se der Ereignisse ganz von selbst und ohne daß
es beabsichtigt hätte, zur entscheidenden Haupt-
urde. Kein Leser, welcher mit Aufmerksamkeit den
nissen folgt, wie sie im Buche entwickelt werden,
h der Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Be-
ig verschließen und die Kritik des Feldzugs wird
wesentlich modificirt.

n besonderer Wichtigkeit erachten wir wieder das Ka-
t welchem das Hauptquartier mit seinen Persönlich-
ibschwankenden, unsichern Verhältnissen geschildert ist.
lich ist unter anderm Barclay's Charakteristik! Hier
m Verfasser das zuverlässigste Material zu Gebote,
ll war im Hauptquartier als Director der zweiten
ung der Kanzlei des Generalquartiermeisters der er-
ner angestellt worden, und was wir über Barclay
und seinen Stab, Bagration, die Umgebung des Kaisers, Wolkonsky, Wolzogen, Armfeldt, Bennigsen lesen, ist auf Toll's Urtheil basirt. Nur über Phull werden Clausewitz' treffende Worte wiederholt, und dann die Hauptpunkte seines vielbesprochenen Operationsplans einer gründlichen Kritik unterworfen. Der Verfasser theilt darüber mehr mit, als bisher bekannt gewesen. Phull verkannte Napoleon's Kriegsprincip, nach welchem er stets die Schlacht suchte, er wollte ihn durch die Flankenstellung seines Lagers von Drissa, wozu ihm das von Bunzelwitz als Muster gegolten, aufhalten, zu einer Theilung zwingen, dann nach Umständen angreifen. Wir erhalten in der weitergehenden Erörterung Licht über die Befehle und Verfügungen jener Periode, welche bisher vielfach missverstanden worden sind, selbst von scharfsinnigen Schriftstellern. Auch Toll, als unbefangener, keiner Partei angehöriger und anerkannt tüchtiger Offizier, wurde vom Kaiser, als die Ansichten zu sehr auseinander gingen, zu einem schriftlichen Gutachten über eine bei Wilna zu liefernde Schlacht aufgefordert, das der Verfasser im Texte mittheilt. Den folgenden Kapiteln, welche die Kriegsbegebenheiten nach der Eröffnung des Feldzugs zum Gegenstande haben, können wir, so viel Neues in unserm Sinne sie enthalten, keine eingehende Besprechung widmen. Der Verfasser zeigt uns, daß der leitende Grundgedanke, welchen eine irrthümliche Geschichtschreibung den russischen Operationen als rothen Faden eingewebt, nirgends vorhanden gewesen ist; es waltete im Gegentheil stets derselbe Irrthum über die Großartigkeit der Kriegführung, die durch Napoleon's Heeresmacht bedingt war und keine Ahnung von der räumlichen Ausdehnung, welche sie den Operationen geben mußte. Er weist nach, wie endlich infolge des rathlosen Hin- und Herredens im geraden Widerspruch mit allen bisher verfolgten Planen die Vereinigung der beiden Armeen das Ziel aller Bewegungen geworden sei, wie das Streben sich zu erreichen tief in das Innere des Landes geführt und der Krieg von diesem entscheidenden Wendepunkte an einen durchaus veränderten Charakter gewonnen habe. Das ist der Sieg der Pragmatik über die bisherige Conjectur, die sich auf Phull's verfehlten und Knesebeck's nur eben vom Kaiser angehörten, nicht angenommenen Plan oder auf Wolzogen's Ideen gestützt hat.

Für die nun folgende Periode des Feldzugs, die nicht so absichtlich entstellt worden als die erste, deren wahrer Zusammenhang aber doch nicht aus den Darstellungen erhellt, weil Buturlin und Danilewsky ihn nicht gegeben, Clausewitz und Hofmann nicht im Mittelpunkte der Ereignisse gestanden und dem Herzog Eugen von Würtemberg durch seine Stellung Zurückhaltung geboten worden, hat der Verfasser, außer manchen andern Papieren, eine an den Kaiser gerichtete Denkschrift des Generals Barclay, zu der er sich um so mehr Glück wünschen kann, als Barclay ein Ehrenmann war, dessen Wahrhaftigkeit nie ein Mensch in Zweifel gezogen hat. Wir lesen nun, wie dieser General, nachdem der Kaiser das Heer verlassen, freie Hand erhalten, wie aber leider gar nichts verfügt

worden, wem die Leitung des ganzen Feldzugs anvertraut sei. Sie Bagration zu überlassen, davon konnte wol nie die Rede sein, gleichwol war er der Aeltere im Rang. Es schien den Herren überlassen zu sein, sich selbst zu helfen und zu verständigen, wie sie wüßten und könnten. Die schlimmen Folgen blieben natürlich nicht aus. Ueberdem gab es keinen über die Vereinigung der beiden Armeen hinausgehenden Operationsplan, der Rückzug hatte keinen andern Zweck, als diese zu erleichtern, von einem solchen als selbständige Maßregel wußte Barclay, wie seine Denkschrift belegt, gar nichts, „er mußte überall auf eigene Verantwortung handeln, wie er dem ihm befreundeten General Kutusow unzähligemal geklagt". Diese vom Herzog von Würtemberg angeführten Worte hebt der Verfasser hervor, weil die Geschichte der nächsten Operationen den Commentar dazu gibt. So werden die Ereignisse vor Witebsk aus der Denkschrift verständlich. Beim Zusammentreffen der beiden Heere ging Barclay mit der Schärpe in dienstlichster Form Bagration entgegen und überreichte ihm den Rapport; Bagration stellte sich dagegen freiwillig unter Barclay's Befehle, alle Misverständnisse schienen ausgeglichen — aber es war nur scheinbar. Der Verfasser läßt übrigens auch Bagration Gerechtigkeit widerfahren und findet in seinen vielfach getadelten Operationen nur die unvermeidlichen Folgen der Heerestheilung, die von Anfang angeordnet war. Ueber Barclay's schwierige Lage lesen wir die eigenen Worte des Generals, sie können nicht überzeugender sein. Sein weiteres Verfahren in der peinlichen Ungewißheit über den leitenden Gedanken, welche die erhaltenen Instructionen noch vermehrten, erklärt sich fortan nur zu leicht. „Ein richtiger Takt, wir möchten sagen ein glücklicher Instinct läßt ihn vor der blutigen Entscheidung zurückbeben." Aber er suchte die Gründe immer nur in der jedesmaligen Lage, nicht in den allgemeinen Verhältnissen, daß erst das Machtverhältniß zum Feinde sich günstiger gestaltet haben müsse, ehe man sich überhaupt schlagen dürfe. Und doch forderte alles von ihm Angriffsoperationen. „Ein so gänzliches, so weitverbreitetes und so lange andauerndes Verkennen der eigenen Lage und der obwaltenden Verhältnisse ist gewiß selten in der Geschichte der Kriege vorgekommen." Toll's Vorschläge, die vereinigte Macht schnell und entschlossen auf einer innern Operationslinie vorzuführen, wurden nicht gehört; Barclay wollte in anderer Richtung etwas unternehmen, aber weder dies, noch anderes, was im Kriegsrathe zur Sprache gekommen, geschah, und die Anordnungen des Feldherrn wurden bald von allen Seiten auf das bitterste getadelt, wozu der Großfürst Konstantin den Ton angab: man sprach schon von Verrath! Wolzogen besonders wurde verdächtigt. Barclay's Takt würde ihn gewiß sicher geführt haben, wenn ihn nur die Befehle des Kaisers, die Intriguen des Hauptquartiers und das Geschrei der Armee unbeirrt gelassen hätten. Der Verfasser berichtet von einem leidenschaftlichen Auftritt, dessen ihm mitgetheilte Einzelheiten er jedoch nicht wagt, als ausgemachte Geschichte wiederzuerzählen. Eine exaltirte Partei unter den Generalen hatte sich bei Smolensk in Masse zu Barclay begeben, um Widerruf eben erlassener Befehle zu erlangen; Barclay aber wußte seine Feldherrnstellung mit ruhiger Festigkeit und Würde geltend zu machen und zu wahren und die Generale in ihre Schranken zurückzuweisen. Seine Denkschrift rechtfertigt sein Verfahren in Bezug auf die Verlassung von Smolensk nicht ohne Bitterkeit. Der tief gekränkte, redlich gesinnte Ehrenmann spricht sich aber dann, als ihm Kutusow's Ernennung zum Oberbefehlshaber zukam, in einem Schreiben an den Kaiser in einer Weise aus, die seine volle Selbstverleugnung bekundet. Damit schließt der erste Band, welchem noch einige interessante Beilagen beigefügt sind.

Der zweite Band enthält in zwei Büchern den Feldzug von 1812 unter Kutusow's Oberbefehl und den Frühjahrsfeldzug von 1813. Bemerkenswerth ist gleich zuerst die Darstellung, in welcher Weise Kutusow's Ernennung erfolgte. Eine Commission wurde ernannt, um zu untersuchen, worin der unbefriedigende Gang der Operationen seinen Grund habe: sie fand, „wozu es freilich keiner Versammlung von Propheten bedurfte", daß Mangel an Einheit im Oberbefehl die Quelle alles Uebels sei, und schlug den General Kutusow dazu vor, der, einige Tage früher in den Fürstenstand erhoben, denn auch wirklich dazu ernannt wurde. Der Verfasser gibt nun eine Charakteristik dieses Feldherrn, die er mit der Frage einleitet: „Wer und was war denn nun eigentlich Kutusow?" Bei Danilewsky sei die Antwort nicht zu finden, der habe sein Buch als Gegenstück zu Xenophon's „Cyropädie" geschrieben, um das Muster eines Feldherrn vorzuführen. Auch Toll habe nie anders als rühmend von Kutusow gesprochen, theils weil er ihn wirklich überschätzt, theils weil er in seiner einfachen Redlichkeit manche Seite seines Charakters nie kennen gelernt habe, meist aber aus Dankbarkeit und Pietät. Er aber, der Verfasser, habe keine Pflicht der Pietät gegen Kutusow zu erfüllen und dürfe daher die Dinge so darstellen, wie sie waren. So stellt er denn den Feldherrn, der „in seiner Jugend ein tüchtiger Haudegen" gewesen, als einen in Intriguen ergrauten Hofmann dar, dessen Blick sich nie zur Lösung einer weltgeschichtlichen Aufgabe erweitert habe, der bei weitem mehr an Geist und Körper als an Jahren alt geworden, seine schlaue Klugheit vorzugsweise auf die Wahrung persönlicher Interessen gegen Individuen, die er für Feinde oder Nebenbuhler hielt zu beseitigen wußte, des Beistandes und der Leitung bedürftig, doch auch wieder in Momenten unbeugsam eigensinnig und doch bei alledem voll bewundernswerthen Taktes und Verstandes in der Auffassung dessen, was der Augenblick bei der Uebernahme des Commandos gebot. Er, der nie ein kühner, unternehmender Feldherr gewesen, der Verschanzungen liebte und den Erfolg gern von einem zähen Ausharren, das auf den Vortheil lauert, erwartete, und außerdem seit Austerlitz von lähmender Ehrfurcht gegen Napoleon durchdrungen war, begriff, was jetzt von ihm gefordert wurde und spielte die Rolle des heroischen Batallador, die ihm das Schicksal zugewiesen hatte, so

vielem Anstande. Wir überlassen dem Leser, sich aus den Ereignissen selbst ein Urtheil über die Richtigkeit dieses scharf gezeichneten Bildes zu verschaffen. Als Kutusow sich dem Heere zeigte — in seinem bekannten Aufzuge nach Suworow's Weise, im Ueberrock ohne Epaulettes, mit der weißen, roth eingefaßten Küraſſierfeldmütze ohne Schirm, mit dem Kantschu über der Schulter, auf dem nur mit der Trense gezäumten Kosackenschimmel —, wurde er mit jubelndem Hurrah empfangen. Ein mächtiger Adler soll hoch in Lüften über seinen Häupten geschwebt haben, was aber der Verfasser mit ironischem Hinblick auf ein späteres Ereigniß dieser Art als Sage erklärt. Zunächst wurde die Entscheidungsschlacht noch vertagt, weil die vortreffliche Stellung, welche Barclay dazu ausgewählt hatte, diesem einen Theil des zu erwartenden Ruhms verschaft haben würde. So erhielt das Heer unerwartet den Befehl, die Schanzarbeiten liegen zu lassen und auf Gshatsk zurückzugehen. Zugleich wurde die neue Einrichtung des Heerbefehls verfügt. Toll kam in das große Hauptquartier zur Dienstleistung bei der Person des Fürsten Kutusow und wurde nach und nach so ziemlich die Hauptperson darin.

Um so wichtiger sind uns von diesem Zeitpunkt an seine „Denkwürdigkeiten". Die Darstellung der Schlacht von Borodino, mit der vorangeschickten Terrainbeschreibung, ist bei weitem die beste und klarste, welche wir gelesen haben. Als ganz zuverlässig ist die Angabe der Stärke des russischen Heers zu betrachten, welche niemand besser wissen konnte, als Toll in seiner Stellung. Auch der beigefügte Plan befriedigt im hohen Grade; der Verfasser sagt uns, daß seltsamerweise bisher noch kein einziger richtiger Plan der Schlacht von Borodino bekannt geworden sei, selbst auf dem sonst das Terrain im darstellenden Plane von Bleſſon seien alle Entfernungen falsch angegeben und auf allen die ursprüngliche Stellung der Russen nicht richtig eingetragen. Wer jemals veranlaßt worden ist, eine Schlacht mündlich oder schriftlich zu erzählen, wird die Schwierigkeiten ermessen, welche an dieser Aufgabe verknüpft sind, und das Verdienst der vorliegenden klaren Schilderung nur um so höher anschlagen. Es bleiben allerdings noch immer manche Punkte unaufgeklärt, aber, wie der Verfasser bemerkt, sie sind jetzt nicht mehr aufzuklären. So die Frage, warum niemand daran gedacht, die Garden und Grenadiere, welche ganz in der Nähe standen, zur Verstärkung an den Disposition-Schanzen zu verwenden; wie Kutusow nichts von dem Abrücken des zweiten Infanteriecorps nach dem linken Flügel gewußt u. s. w. Welches Vertrauen Toll genoß, beweisen bei den stets erneuten Bitten um Unterstützung von dorther des Fürsten Worte: „Karl, was Toll sagt, das will ich thun!" wobei wir natürlich nur auf den Sinn Werth legen, nicht auf das vertrauliche „Karl" und „du", weil letzteres immer die russische Redeform ist und der Vorname dort wie in Italien zur Anrede gebraucht wird. Toll suchte nun durch die angestrengteste Thätigkeit zu ersetzen, was dem bejahrten Feldherrn fehlte, er ordnete vieles auf eigene Verantwortung an. Die Schlacht erstarb zuletzt allmählich an Folge gänzlicher Erschöpfung beider Theile, obgleich es in Napoleon's Macht gestanden hätte, die errungenen Vortheile durch seine Garden, 20000 Mann frische Truppen, bis zu einer gänzlichen Niederlage der Russen zu steigern. Einzelheiten über die Verluste, die uns mitgetheilt werden, sind furchtbar. „Was ist das für ein Regiment?" fragte Toll, der von Kutusow entsendet war, sich abends von der Verfassung der zweiten Armee zu überzeugen, seinen Führer, den Obersten Chomentowsky, indem er auf eine Truppenabtheilung zeigte. „Es ist die zweite Division!" lautete die Antwort. Es waren die Reste von zwölf Bataillonen, welche Toll für zwei gehalten hatte. Der ganze russische Verlust betrug 38506 Mann. Regimenter, welche gar nicht zum Gefecht kamen, wurden doch wegen der mangelnden Tiefe in der Aufstellung vom feindlichen Geschütz erreicht: so verloren die beiden Garderegimenter Preobashensk und Semenow über 600 Mann! Der Verfasser bezeichnet mit Recht die Schlacht von Borodino als diejenige, welche mit einer wirklich beispiellosen Intensität des Kampfes geschlagen worden sei: von 6 Uhr früh bis 3 Uhr nachmittags hatte das eine Heer ein Drittheil, das andere fast die Hälfte seiner Mannschaft verloren. Daß Napoleon seine Garden nicht zum entscheidenden Angriffe gehen ließ, ist viel besprochen worden; wir stimmen mit dem Verfasser vollständig überein, wenn er die dafür angeführten Gründe nicht gelten läßt. Die Folgen wären unberechenbar gewesen. Dem russischen Heere kam es zugute, es trug nicht wenig dazu bei, den absichtlich verbreiteten Wahn zu nähren, daß man die Schlacht eigentlich gewonnen habe und sich nur freiwillig zurückziehe, um sich größere Vortheile zu sichern. Dadurch wurde aber der Geist des Heers mächtig gehoben. Kutusow's Siegesbotschaft nach Petersburg verschaffte ihm den Feldmarschallsstab und ein Geschenk von 100000 Rubel; zugleich kam auch ein seltsames Actenstück in Umlauf, eine angebliche Proclamation Napoleon's, in welchem er seine Franzosen wegen der erlittenen Niederlage mit Schmach überhäuft. Gleichwol wurde der Rückzug fortgesetzt und Moskau aufgegeben. Der Brand von Moskau ist wol kein Räthsel mehr; der Verfasser führt Rostoptschin's Worte im Kriegsrath an, auch daß er bei der Räumung der Stadt die ihm zu Gebote stehenden Pferde keineswegs dazu angewendet habe, die 10000 Verwundeten zu retten, welche dann sämmtlich in den Flammen umkamen, ebenso wenig einen Theil der bedeutenden Waffenvorräthe, über 80000 Flinten, 60000 blanke Waffen, 8000 Ctr. Pulver, Bekleidungsgegenstände und Lebensmittel, im Betrage von mehr als $2\frac{1}{2}$ Million Rubel fortzuschaffen, sondern lediglich um damit die Feuerspritzen und Zubehör hinwegzubringen. Die Bemerkungen des Verfassers, wie im ganzen großen Reiche der Brand als eine natürliche Folge der Invasion angesehen worden, sind sehr treffend.

Die einzigen Kriege im Innern Rußlands, deren Andenken die Tradition unter dem Volke in großen allgemeinen Zügen erhalten hat, sind die Einfälle der Tataren und der Polen: Verwüstungskriege im buchstäblichen Sinne des Worts, zugleich von Fremdgläubigen

gegen die russische Nationalkirche und ihre Diener geführt. Das russische Volk hat keine andere Vorstellung vom Kriege; darum floh der Bürger und Bauer vor dem Feinde, wie seine Vorfahren vor den sengenden und mordenden Polen und Tataren, und brachte Weib und Kind, Vieh und Ernte in Sicherheit, darum hatte der Krieg seit Smolensk den Charakter eines Volkskriegs angenommen. So galt auch der Brand von Moskau für eine Unthat der Franzosen, erst nach deren Vertreibung wurde er als eine Großthat der russischen Nation dargestellt, während sie doch ein einzelner Mann ganz im geheimen vorbereitet und ohne die Zustimmung der Regierung stillschweigend ausgeführt hat. Der Verfasser kommt nach gründlicher Erwägung zu diesem Resultate: Kutusow wagte erst spät zu berichten, daß Moskau aufgegeben worden sei; die erste Nachricht davon gelangte durch einen Reisenden nach Petersburg, den die Polizei als einen Uebelgesinnten verhaften ließ, dann aber als sie officiell bestätigt wurde, erhob die Friedenspartei, selbst von Mitgliedern der kaiserlichen Familie unterstützt, wiederum ihr Haupt. Der Kaiser fand nur an Stein und Kotschubey eine Stütze und es gereicht zu seiner Ehre, daß er unerschüttert blieb. Im Lande aber blieb die Stimme für Kutusow und er der unangetastete Nationalheld.

Toll's Planen gemäß wurde nun aus der Flankenstellung, welche die Armee genommen, der Krieg in des Feindes Seite und Rücken begonnen, der sich zu immer steigender Bedeutung entwickelte. Aber seine Entwürfe fanden doch immer viel Hemmnisse und im Hauptquartier ereigneten sich die seltsamsten Scenen. Wie klar Toll schon damals die ganze Sachlage angesehen, daß Napoleon bald Moskau räumen werde, und daß es dann gelte, ihn auf die ganz verwüstete Straße über Moshaisk zurückzuwerfen und seinen Rückzug auf dieser zu erzwingen, wobei er alle Punkte, auf denen man ihm den Weg verlegen müsse, mit Kreide auf den Tisch in der Hütte von Letaschewka gezeichnet, haben Generalstabsoffiziere, die ihn ungläubig als visionär belächelt, dem Verfasser später selbst erzählt. Die Ereignisse rechtfertigten seine Einsicht bekanntlich auf das vollkommenste; wir folgen ihnen in der Darstellung, welche ihren Zusammenhang möglichst aufklärt, in dem weitern für Napoleon so verhängnißvollen Verlaufe. Auch dem Wetter, dem Froste, der an allem Unheil schuld gewesen sein soll, läßt der Verfasser gegen die Anklagen der Franzosen Gerechtigkeit widerfahren.

Einem ungewöhnlich langen und milden Herbste folgte 1812 ein Winter, der im ganzen zu den mildern gehörte. Oft ist in der Gegend von Moskau Ende October schon Schlittenbahn: diesmal war die Erde noch nicht gefroren und selbst die Nächte über blieb die Temperatur gelind.

Ueber die Saumseligkeit und Unentschlossenheit der Verfolgung erhalten wir manchen eigenthümlichen Aufschluß. Kutusow's Benehmen wurde auch von den höhern Offizieren entschieden gemisbilligt und rief allgemeines Misvergnügen hervor, niemand empfand wol tiefer und bitterer dabei, als Toll, dessen Plan oft im entscheidenden Augenblick der Ausführung verdorben wurde, so bei Tarutino, wie bei Wiäsma und Krasnoi. Es ist gefragt worden, was denn noch mehr zu erreichen gewesen, als die fast gänzliche Vernichtung des französischen Heers, die auch ohne Kampf erfolgt wäre, wenn es seinem eigenen Schicksal überlassen wurde? Der Verfasser antwortet darauf:

Sehr viel! Wie hätte ein vollständiger Sieg auf dem Schlachtfelde, Heer gegen Heer, wie hätten Siegeszeichen der Feind im Kampf, in einer Hauptschlacht aus den Händen gewunden, dem thatsächlichen Erfolg für die Ehre der russischen Waffen den höchsten Glanz verliehen! Aber auch der weitere, materielle Erfolg, der zu erkämpfen war, ist nicht gering anzuschlagen. Es ist wahr, Napoleon verlor fast die gesammte Ausrüstung seines Heers und brachte von den 600000 Mann nur wenige Tausende zurück; aber diese wenigen Tausende bestanden fast ganz aus Offizieren und alten kriegserfahrenen tüchtigen Unteroffizieren. Diese geretteten Trümmer setzten Napoleon in den Stand, ein neues Heer zu bilden, das schon im Mai der vereinigten Russen und Preußen wieder mit Erfolg in den Weg treten konnte. Ohne diese Trümmer wäre das schwerlich möglich gewesen, sie gaben der unerfahrenen Masse Neulinge, die Napoleon zusammenbrachte, kriegerische Haltung und Tüchtigkeit.

Wir nennen diese Bemerkung vom militärischen Standpunkt eine ganz unwiderlegliche. Die Wichtigkeit des aus dem großen Schiffbruch geretteten Schatzes ist bei weitem nicht ausreichend gewürdigt worden, und es lag in Kutusow's Hand, Napoleon dessen ganz zu berauben. Wie ganz anders würde sich der nächste Feldzug trotz aller Anstrengungen Frankreichs gestaltet haben!

Zu den Ereignissen zurückkehrend, lesen wir eine auf die Thatsachen begründete Kritik des so berühmt gewordenen Rückzugs, durch welchen Ney seinen Heertheil gerettet haben soll. Der Verfasser zollt dem Entschluß und der That des tapfern Marschalls seine Bewunderung, aber er zeigt, daß nur etwa 8—900 Mann übrig geblieben sind, also etwa ein Zehntheil seiner Truppen, welche mithin so vollständig vernichtet waren, als es nur überhaupt durch ein Gefecht und dessen Folgen möglich ist. Ueber den letzten Theil des Feldzugs hat er wenig Neues mitzutheilen, doch ist Tschitschagow's Charakteristik von Interesse, weil dessen Führung, die ihm so viel Vorwürfe zugezogen hat, sich daraus erklärt. Dieser, als Seemann tüchtige, als Feldherr unklare, nur im kleinen Dienst und im Reglement bewanderte Admiral, der schon Napoleon's Signalement verbreitet, weil er ihn unter den Nachzüglern glaubte (!), ließ sich bei dreifacher Ueberlegenheit in Borissow überfallen und mußte mit seinen Truppen in größter Verwirrung über die Beresina flüchten, die er den Franzosen sperren sollte. Er hatte dort durch 15000 Mann Reservetruppen unter General Oertel verstärkt werden sollen, dieser General war jedoch nach seiner eigenen naiven Erklärung deshalb nicht gekommen, weil er wegen der Viehseuche in Litauen Bedenken getragen. Die Schuld aller Versäumniß an dem entscheidenden Punkte fiel freilich überall auf den „Admiral".

Der Verfasser erzählt dann nach Mittheilungen der unmittelbar Betheiligten, in welche Lebensgefahr Napoleon gleich nachdem er die Armee verlassen hatte, gerathen war; eine Gefahr, die er nie geahnt, nie auch jemals erfahren hat. Die Unzufriedenheit und Entrüstung über ihn, welche selbst in der Garde vernommen wurde, die

die von französischen Schriftstellern vergebens geleugnet wird, bekommt dadurch einen neuen Beweis. In Osmiana wurden, nachdem Napoleon angekommen, die sämmtlichen Grenadiercompagnien der im Orte stehenden deutschen Truppen (zehntes Bataillon Thüringer, Anhalter, Frankfurter, welche mit sieben französischen und zwei neapolitanischen Bataillonen die Division Loison ausmachten) zu einer Ehrenwache zusammengezogen und vor dem Hause, in welchem Napoleon abgestiegen war, aufgestellt. Da trat der Major Lapie vom 113. französischen Regiment zu den deutschen Offizieren und sagte: „Maintenant, Messieurs; ce serait le moment!" Wozu der Augenblick gekommen sei, war allen sofort klar, obgleich nie vorher die Rede von dergleichen gewesen. Es wurden im leisen Hin- und Herreden beschlossen, der älteste Hauptmann solle mit seiner Compagnie in das Haus eindringen, und den Mamluken an der Thüre und jeden, der sich zur Wehr setze, natürlich auch Napoleon, niederstoßen, dann wollten die deutschen Regimenter mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Russen übergehen und das 113. Regiment (Piemontesen) würde ihnen gern gefolgt sein. Sastawin stand mit seinem Streifcorps ganz in der Nähe. Der älteste Hauptmann war Hr. von S., in sachsen-weimarischen Diensten; ein Mord vertrug sich mit der Ehre eines deutschen Edelmanns und Offiziers nicht. Er schob die Ausführung der That dem Urheber des Anschlags Lapie zu und ehe es dann zu irgendeinem Entschluß kam, trat Caulaincourt in die Thüre, schlug ungeduldig in die Hände mit den Worten: „Pourquoi ne partons-nous pas?" Die Wagen und Schlitten fuhren vor, Napoleon, sorgfältig in Pelze gehüllt, setzte sich ein; der „moment" war verloren.

Die Betrachtungen, welche der Verfasser an den Schluß des ewig denkwürdigen Feldzugs knüpft, empfehlen wir besonders unsern militärischen Lesern. Des Verfassers Anschauungsweise, daß im Kriege der mechanische Apparat der Strategie nirgends ausreicht, sondern das geistige Element das entscheidende ist; daß der Krieg es mit Menschen, nicht mit mechanischen Dingen zu thun hat und die angeblich rein militärische Betrachtungsweise eine willkürlich beschränkte und verfehlte ist; daß endlich, wo große, ebenbürtige Staaten sich bekämpfen, ein abschließender, endlicher, materiell wirklich vollständiger Sieg, der die Fortsetzung des Kampfes absolut unmöglich machte, sehr schwer zu erreichen, ja überhaupt nur unter besonders günstigen Umständen möglich ist: diese Anschauungsweise ist auch, nachdem der Verfasser sie geäußert hat, durch den orientalischen Krieg wieder bestätigt worden.

Als Einleitung zu dem Frühjahrsfeldzuge 1813 hören wir im fünften Buche die Ansichten, welche im Hauptquartier über Frieden oder Fortsetzung des Kriegs herrschten und die Anwesenheit des Kaisers sehr nöthig machten. Toll wurde zum General befördert und als Generalquartiermeister zu dem persönlichen Generalstab des Kaisers versetzt, was er sich selbst, indem er immer entschiedener die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, und allerdings auch Kutusow's Empfehlung verdankte. Seine neue Stellung erhöht die Wichtigkeit der Aufschlüsse, welche wir über die Operationen durch ihn erhalten. Auch dem Kaiser wollte es nicht gelingen, bei den unklaren, politischen Verhältnissen und dem geschwächten Zustande des russischen Heers dasselbe in Bewegung zu setzen. Glücklicherweise führte York's berühmte selbständige That zu guter Stunde eine entscheidend günstige Wendung herbei. Jetzt konnten die russischen Heerestheile entschiedener vorwärts gesendet werden, der Kaiser entwarf eigenhändig leitende Grundsätze für die nun beginnenden Operationen, wogegen Kutusow den Seinigen schrieb: „Fürchtet nichts! Wir werden wol nicht sehr weit gehen; ich bin ja nicht jünger geworden." Auch Toll's Denkschrift, zu der er wol aufgefordert war, gibt den Widerhall der Abneigung gegen einen Krieg für Interessen, die man als fremde ansah. Erst am 12. Januar scheint die Richtung des Marsches für die Hauptarmee festgesetzt worden zu sein, da noch am 11. der Generalquartiermeister schrieb: „Quand l'armée se rendra en Prusse ou dans le duché de Varsovie." Doch folgten sich nun im Hauptquartier Ereignisse, wohl geeignet, die Ansichten über das, was nun geschehen müsse, zu berichtigen. Schon in Wilna, kurz vor dem Aufbruche, war, von York gesendet, der General von Kleist bei dem Kaiser erschienen, über dessen Auftrag nicht viel bekannt geworden ist, am 13. traf aber der Flügeladjutant des Königs von Preußen, Major von Natzmer, ein, welcher von seinem Herrn ermächtigt war, ein Schutz- und Trutzbündniß anzubieten, für den Fall, daß Rußland entschlossen sei, den Krieg gegen Napoleon mit allen seinen Mitteln fortzusetzen und seine Heeresmacht unverweilt über die Weichsel und Oder vorgehen zu lassen. Die Folgen dieser Sendung ließen zwar unter dem Einflusse der politischen Verhältnisse noch etwas auf sich warten, als aber die Antwort aus Paris auf Preußens letzte Forderungen ausblieb und ein von Urlaub zurückkehrender Offizier des litauischen Dragonerregiments, Lieutenant Werner, einen ihm anvertrauten eigenhändigen Brief des Kaisers an den König überbrachte, wurde Graf Brandenburg in das russische Hauptquartier abgesendet, wohin ihm später der Oberst von dem Knesebeck als Bevollmächtigter zu bestimmten Unterhandlungen folgte. Diese geriethen jedoch ins Stocken, als es sich um das ehemalige preußische Land bis zum Narew und zur Weichsel handelte, für welche man das Königreich Sachsen als Entschädigung bot und die Armee wurde in Erholungsquartiere bei Kalisch verlegt, um Preußens Bündniß und Kriegserklärung abzuwarten. Kutusow hielt an dem Grundsatz fest, daß auch bei den spätern Operationen hauptsächlich auf das eigene Heer und dessen Verbindung mit seinen Hülfsquellen Rücksicht zu nehmen und jedes andere Verhältniß diesen Rücksichten unterzuordnen sei. Dieser Grundsatz blieb noch lange nach seinem Tode vielfach maßgebend im Hauptquartier. Nach dem abgeschlossenen Bündniß mit Preußen suchte der Kaiser auch Oesterreich zu gewinnen, er wünschte es leidenschaftlich und zeigte es vielleicht zu sehr. Das merkwürdige Actenstück über die disponiblen Streitkräfte, das in zu starken Far-

bek aufgetragen war, konnte die östreichischen Diplomaten, welche ohnehin die Bewegung in Preußen mistrauisch beobachteten, nicht täuschen. Oesterreich nahm eine abwartende Stellung an.

Als wichtig für die Geschichte der nächsten Operationen theilt der Verfasser einen Entwurf mit, der zu Kalisch für die Ergänzung und Verstärkung des russischen Heers ausgearbeitet worden ist. Wir ersehen daraus, daß die Reserven Anfang Mai höchstens 20000 Mann betrugen und erst gegen Mitte Juni auf 36000 Mann anwuchsen. Scharnhorst, der auch zu Kalisch erschien, mühte sich ebenso vergebens, Kutusow in Bewegung zu bringen, um nach seiner großartigen, gesunden Ansicht vom Kriege denselben so schnell als möglich weit nach Deutschland hineinzuverlegen. Großen Einfluß auf den Entschluß, nur Wittgenstein's Vortrab und Kosackenabtheilungen dem Feinde nachfolgen zu lassen, und die Hauptarmee einstweilen bei Kalisch als allgemeine Reserve zurückzuhalten, übten, nächst Kutusow's Persönlichkeit allerdings auch die Verhältnisse auf dem linken Flügel und die drohende Stimmung in Polen. Scharnhorst war zu Kalisch mit Toll in ein sehr gutes Einverständniß getreten, ihre Ansichten hatten sich vielfach begegnet. Toll glaubte den Hauptstoß des Feindes von Erfurt in der Richtung auf Altenburg und Dresden erwarten zu müssen, daher die Linie von Altenburg und Leipzig auf Dresden und Breslau die wichtigste für die Verbündeten und mit aller Macht zu vertheidigen sei; er übte ohne Zweifel in dem gehaltenen Kriegsrathe den größten Einfluß, den jedoch Kutusow sehr fühlbar paralysirte. Scharnhorst's in mancher Beziehung verwandter Operationsplan war kühner: er wollte nicht Vertheidigung, sondern Angriff, Zurückwerfen des Feindes über den Thüringerwald, Befreiung des ganzen nördlichen Deutschland. Am 2. April kam der König von Preußen nach Kalisch, wo er erstaunt war, die Truppen so schwach zu finden, aber doch bewirkte, daß ihm nun die 17000 Mann unter Kutusow wirklich folgten. Wir lesen wieder sehr wichtige Aufschlüsse über die strategischen Ansichten, welche Toll im Hauptquartier zu den herrschenden gemacht, mit seinen eigenen Worten. In Bunzlau, wo Kutusow erkrankte, blieb Toll auf Befehl des Kaisers noch einige Tage bei ihm zurück und trennte sich dann mit tiefer Bewegung von seinem alten Feldherrn, der ihn segnete und den er nicht wiedersehen sollte. Bei der Armee wurde er durch eigenthümliche Verhältnisse zu erhöhter Thätigkeit berufen. Er mußte zu Wittgenstein und Blücher reisen, denen er doch nicht ermächtigt war, seine Ansichten und Plane, die der Kaiser genehmigt hatte, in Form eines kaiserlichen Befehls vorzutragen. Er sollte überzeugen, nicht im Namen des Kaisers befehlen. Nach Dresden zurückgekehrt, fand er den Kaiser verreist, den Fürsten Wolkonsky krank, das Heer gewissermaßen ohne obere Leitung, er mußte also auf eigene Verantwortung als Oberfeldherr der verbündeten Heere handeln, was er auch ohne Schwanken und Säumen that. Unterdessen traf die Nachricht von Kutusow's Tode ein und Wittgenstein wurde gegen die Erwartung, daß der Kaiser sich selbst an die Spitze der Heere stellen werde, zum Oberbefehlshaber ernannt. Seine Stellung war eine schwierige, da er im Range wie den Jahren nach der jüngste General-en-Chef der verbündeten Heere war; er verdankte sie seinen etwas überschätzten Leistungen von 1812, und seine Ansichten zeigten sogleich einen grellen Widerspruch mit denen, welche Toll vertheidigte. Doch bemühte sich dieser nunmehr, da keine Zeit zu verlieren war, alles in zweckmäßigen Gang nach den erhaltenen Weisungen zu bringen. Aber schon bei dem allerersten Schritte Wittgenstein's zeigten die höhern Befehle, daß er keineswegs selbständiger Feldherr sei. Toll wurde unterdessen krank und mußte in Borna zurückbleiben, während das Heer zum Kampfe ging. Man hat bisher vorherrschend geglaubt, die allgemeine Idee zur Schlacht bei Großgörschen sei von Scharnhorst ausgegangen, nach einigen Worten dieses Generals, die uns Krauseneck aufbewahrt, nach seinem Benehmen in der Schlacht, das Reiche erzählt (vgl. Nr. 48 d. Bl. f. 1857) ist das nicht wol möglich. Die allgemeine leitende Idee, wie die eigentliche ins einzelne gehende Disposition, ist ohne Zweifel Eigenthum des General Diebitsch. Der Ausgang der Schlacht ist bekannt, ebenso der bei Bautzen. Hier gab Miloradowitsch unbegreiflicherweise am ersten Tage seine starke Stellung sehr schnell auf; nach der Meinung vieler, die ihn genau zu kennen glaubten, aus wunderlicher Laune und Aerger, da er sich mit seiner Unterordnung unter Wittgenstein's Befehl nicht aussöhnen konnte. Toll hatte die Schlacht bereits wieder zu Pferde im Gefolge der Monarchen mitmachen können und gibt Kruseneck die Ehre, welche ihm bekanntlich neuerdings durch Müffling streitig gemacht worden ist, daß er die Monarchen von der Nothwendigkeit des Rückzugs überzeugt habe. Wittgenstein legte bald nachher den Oberbefehl nieder und gelangte zu keiner selbständigen Stellung mehr, bis er in Frankreich das Heer mismuthig als Kranker verließ. Barclay trat an seine Stelle, „ein wirklicher Feldherr, nicht blos ein Name an der Spitze einer Armee". Er hielt jedoch Toll, in welchem er den persönlichen Freund und Zögling Kutusow's sah, von sich fern und wählte Diebitsch zu seinem Generalquartiermeister. Zwischen Toll und Diebitsch, deren militärische Ansichten nicht immer übereinstimmten, entstand hin und wieder eine gewisse Spannung; „doch sie später, als sie sich näher kennen lernten, aufrichtige Freunde wurden und das unbedingte Vertrauen zueinander hegten, macht beiden gewiß Ehre." Wir werden davon, hoffentlich bald, in den letzten Bänden dieses Werks lesen.

Barclay, dem Deutschland und seine Zustände vollkommen fremd waren, der keinen Maßstab hatte für den Geist und die Kraft, die sich in Preußen regte, hielt es für unerlaßlich, dies Reich einstweilen sich selbst zu überlassen und die russische Armee zu einer Reorganisation, deren sie bedürftig war, nach Polen zurückzuführen. Der Verfasser erklärt seine Ansicht aus den Thatsachen. Dies lenkte das Heer von dem Rückzugswege nach Breslau gegen das Gebirge ab und nahm hinter Schweidnitz an

11. Mai die von Natur sehr starke Stellung, die auch
egleich verschanzt wurde. Die preußischen Generale waren
er Meinung, hier eine Schlacht anzunehmen, welche von
en russischen jedoch nur Diebitsch theilte; unter diesen
Umständen wurde ein Waffenstillstand doppelt wünschens-
erth, es ereigneten sich aber drohende Verwickelungen,
urch das Vorrücken der französischen Truppen entstanden,
elche die Unterhandlungen als nur zum Schein gepflogen
erdächtigten. Der Rückzug zunächst nach Strehlen, dann
eiter an die Oder und nach Polen wurde beschlossen,
ach sechs Wochen wollte Barclay von der Weichsel zu-
ückkehren, währenddessen die preußische Armee, wie der Ge-
anke sehr entschieden hervortrat, den Russen über die
der folgen, dann aber sich nach der Mark zur Ver-
inigung mit Bülow wenden sollte. Glücklicherweise erfuhr
apoleon nichts von dem Marsch der Verbündeten, der
m 4. Juni bis Strehlen fortgesetzt wurde, nichts davon,
ie unaufhaltsam die russischen Generale Polen zustrebten,
as von ihrem Standpunkte vollkommen gerechtfertigt
schien, und an demselben Tage wurde der Waffenstill-
and geschlossen, der sein Schicksal entschied. Ein Aufsatz,
elchen Toll am 16. August in französischer Sprache, zu
elchem Zweck ist unbekannt, niederschrieb, erklärt diesen
affenstillstand für den größten Fehler, den Napoleon
n seiner militärischen Laufbahn begangen hat, und unter-
ützt diese Behauptung mit Gründen. Einige sehr werth-
olle Beilagen begleiten auch den zweiten Band, der mit
m Abschluß des Waffenstillstandes endigt.

Karl Gustav von Gerlach.

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

Novellenliteratur.

Fata-Morgana. Deutsch-amerikanische Preisnovelle von Adolf Donai. Neuyork, Westermann u. Comp. 1858. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Jephtha und seine Tochter. Eine Novelle von G. Egli. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1858. Gr. 8. 18 Ngr.

Don Quixote und Falstaff. Novelle von Eduard Schüller. Berlin, Nicolai. 1858. 8. 1 Thlr.

Eine gemischte Ehe. Wirklichkeit und Wahrheit in einem Lebensbilde. Mitgetheilt von K. Gruenz. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1859. 8. 1 Thlr.

Die Productivität der Dichter auf dem Gebiet der Novelle, in heutiger Zeit viel größer als in jeder andern Literaturiode der Vergangenheit. Aber wol nur die kleinste Zahl dies Producte wird in weitern Kreisen gelesen und äußerst wenige halten eine Art Berühmtheit. Es ist dies nicht nur die Folge von, daß alljährlich so viele geist- und poesielose Novellen öffentlicht werden, sondern daß in der Gegenwart die Ansprüche an diese Dichtung viel höher gesteigert sind als in jedem hern Zeitalter. Welcher verständige Mensch wird heutzutage ne kostbare Zeit einem poetischen Producte widmen, das uns ster nichts bietet als einige mehr oder weniger gut zusammenknüpfte Verwickelungen und Intriguen! Gewährt doch die ittelmäßigste Reisebeschreibung oft mehr Vergnügen und nebst r Unterhaltung auch zugleich mehr reelle Belehrung als man-r von der Cliquenkritik empfohlene Roman. Zwar sind die ldungsgrade unserer Generation so millionenfach verschieden, ß man wol sagen kann, was der eine gleichgültig weglegt, t der andere mit höchstem Interesse; jedes Buch findet zuletzt n Publikum, wenn es der Verleger in die ihm eigenthümhe Lebenssphäre zu bringen weiß. Dies ist wol richtig, aber der Vorzug eines genialen Kunstwerks besteht eben darin, daß es allen Menschen den größten Hochgenuß gewährt. Eine Ballade wie Bürger's „Lenore" versetzt die Gelehrten, wie die ganz Ungebildeten, die kaum lesen gelernt haben, in eine erhöhte poetische Geistesstimmung. Goethe's „Werther" und Lamartine's „Rafael" wurden von allen Gesellschaftsklassen mit der innigsten, herzlichsten Theilnahme gelesen; Mozart's Musik ertönt in Hütten und Palästen und erfreut die tiefsten Denker wie die einfachsten Menschen. Und solch geniale Kunstproducte haben nicht nur für das Publikum ihrer Zeit und ihres Landes Interesse, sondern auch die spätesten Generationen der Menschheit werden noch durch sie in jene edle Begeisterung versetzt, die das Leben verschönert und zu einer höhern Geistescultur emporführt. So soll auch eine gute Novelle für alle Zeiten geschrieben sein, auf daß die kommende Menschheit daran ein Bild von dem Culturleben der Zeit erhält; gleichwie uns Homer's Iliade, Odyssee und die Dramen der griechischen Tragödiendichter das Gefühls- und Gedankenleben der damaligen Griechen vorführen und uns das treueste Spiegelbild ihrer Sitten, Religion und Weltanschauung geben; so müssen auch die Kunstwerke der Gegenwart allen zukünftigen Völkern berichten, wie wir empfunden, gedacht, in welchen Ideenkämpfen wir uns bewegt und was für eine Natur- und Weltanschauung wir durch die Wissenschaft errungen haben.

Daß nur wenige Dichtungen und nur die allerkleinste Zahl der Novellen dieser Anforderung entsprechen, ist allgemein bekannt. Aber dennoch ist unsere Zeit nicht so ganz arm an poesie- und gedankenreichen Producten, wie es einige ganz poesielose Literaturhistoriker der Welt vorreden. Menschen, die ihr Gefühls- und Gedankenleben niemals in die Sphäre der Begeisterung zu erheben vermögen, um auch nur das kleinste poetische Werk erzeugen zu können, die sich also in ihrer ganzen Lebenszeit nur darauf beschränken müssen, die Dichtungen der Poeten aller Völker zu kritisiren, verfallen sehr leicht in jene gehässige Gallsucht, die alles neidisch gelb und schwarz erblickt und daher die edelsten poetischen Schöpfungen oft wie Schülerarbeiten herunterreißt. Diese Kritiker sind es, die stets von Erlöschensein der Productivität reden, alle Dichtungen unserer Zeit als Verirrungen erklären, und ein neues Zeitalter der Dichtung erst dann erwarten, wenn wir ganz andere sociale Zustände erhalten haben. Es ist wirklich nöthig, daß man diesen kritischen Schulmeistern zuruft: euer Mangel an Productionskraft bewegt euch zu dieser gedankenlosen Ansicht! Wenn wir die Literaturgeschichten dieser Herren durchlesen, so erscheint uns ihr Beginnen wie das eines Menschen, der sich an ein Blumengefild setzt und nun ärgerlich raisonnirt, warum dies süßduftende Veilchen nicht die schönen Blätter und die schlanke Gestalt der Lilie habe, und warum diese herrlich blühende Rose mit den ganz unästhetischen Dornen begabt sei! Und so geht er weiter und findet an jeder Blume und jedem Blatte etwas zu kritisiren, daß man einen Ekel an der ganzen Schöpfung empfinden möchte.

Allerdings sind auch wir mit allem, was jetzt auf den Markt gebracht oder gar gefeiert wird, keineswegs einverstanden. Die Novellendichter unserer Zeit haben sich vielfach versucht, um etwas ganz Neues zu schaffen; aber eben diese Sucht, etwas absolut Neues schaffen zu wollen, erzeugt oft Kunstwerke unvollkommenster Art. Es wurden eine Masse Dorfgeschichten geschrieben, ohne zu bedenken, daß doch das Leben der Landleute so ganz alltäglich einfach ist, daß es in zwei oder drei Novellen ziemlich erschöpft ist. Ihr Gefühls- und Gedankenleben beschränkt sich auf das kleinste Centrum und ihre täglichen Verrichtungen sind stets dieselben. Man darf sich überhaupt nicht auf so enge Gesellschaftskreise beschränken, weil hierdurch nur Monotonie entsteht; auch leben ja heutzutage die Menschen nicht mehr in so engherzigen Kastenunterschieden voneinander getrennt, sondern die Humanität, die allgemeine Bildung und das Herzensbedürfniß hat sie näher zusammengeführt; wir dürfen sie also in der Poesie nicht trennen, da sie in der Wirklichkeit zusammenleben. Außer diesen Dorfgeschichten sind in neuester Zeit auch „culturhistorische Novellen" geschrieben; aber cultur-

hiſtoriſch ſoll und muß ja jede Novelle ſein, um der Gegenwart und der Nachwelt ein Bild des Culturlebens der Zeit zu geben, in der ſie geſchrieben wurde. Bloße Erzählungen von Thatſachen, ohne Schilderung der tiefſten Myſterien des Seelenlebens mit ſeiner Gedanken- und Ideenwelt, erregen kein Intereſſe. Warum haben die Producte von E. T. A. Hoffmann auch noch heute für alle Geſellſchaftsklaſſen einen ſolch wunderbaren Reiz, trotzdem die Logik darin oft mit den Geſpenſtern davongeht? Sicherlich deshalb, weil in ihnen die geheimſten Regionen und Ahnungen der Seele in ihren dunkelſten Tiefen zur ergreifenden Darſtellung gebracht ſind.

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen, die mir nöthig ſchienen, um meinen Standpunkt zu der Novelliſtik der Gegenwart zu bezeichnen, gehe ich zu der Beſprechung der mir vorliegenden Novellen über.

Die deutſch-amerikaniſche Novelle: „Fata-Morgana", von A. Douai (Nr. 1), entſtand infolge eines Preisausſchreibens des Hrn. Börnſtein in St.-Louis. Preisrichter waren Friedrich Münch, K. L. Bernays und Bertha Behrens; ihre Urtheile ſind der Novelle vorgedruckt und ſtimmen weſentlich überein, denn ſie behaupten nicht nur die Vortrefflichkeit der Arbeit — einige kleine Unwahrſcheinlichkeiten abgerechnet —, ſondern ſie ſagen auch einſtimmig aus, daß ſie uns ein treues Bild des amerikaniſchen Culturlebens gebe. Ich citire hier einige Ausſprüche Bernays', weil ſie auch nach meiner Ueberzeugung die Novelle am beſten charakteriſiren. Er ſagt:

„Der Verfaſſer dieſes ſchönen Buchs hat es verſucht in gefälliger Form nicht nur alle Beſtrebungen des deutſchen Geiſtes auf amerikaniſchem Boden zu charakteriſiren und eine ſpannende Theilnahme dafür ſogar bei denen zu erregen, die ihrer ans Alltagsleben geketteten Denkungsweiſe wegen nicht durch eigenes Studium und Nachdenken auf ſeine Wege gerathen, ſondern er hat auch zu gleicher Zeit jenen Beſtrebungen ihr rechtes Maß angewieſen und ſie aus den Himmeln überſpannter Erwartungen auf die immer noch an Freuden und Farben reiche wirkliche Erde verſetzt. An dem allerdings loſen Faden einer in vielen Momenten unwahrſcheinlichen Erzählung führt uns der Verfaſſer durch das Heer jener großen Forderungen, welche die ihrer Zeit weit vorangeeilten Männer an die zukünftige Geſellſchaft ſtellen, und weiſt mit Recht dem deutſchen Genius bei ihrer Erfüllung die erſte Werkführerſtelle an. Jedoch verſchwindet die Poeſie und die Großartigkeit der Conception, je näher man der praktiſchen Ausführung der Ideale entgegentritt; und die großen Männer, die ihrer fähig waren, ſterben aus, ſobald ſich die Fata-Morgana unſerer Wünſche zur Erde niedergelaſſen und ihres phantaſtiſchen Gewandes entkleidet ihre natürliche Stellung unter unſern Füßen und nicht mehr ihre von den Maſſen verkehrte Auffaſſung in den Köpfen der Menge eingenommen hat."

Die von den Preisrichtern erwähnten Unwahrſcheinlichkeiten der Erzählung ſind aber nicht ſo auffallend groß, wie wir ſie täglich in franzöſiſchen, engliſchen und ſogar in deutſchen Romanen und Novellen vorfinden; aber der kalte praktiſche Verſtand der Amerikaner entdeckt ſie leichter als der Europäer, der durch Eugène Sue und Conſorten auch an das ganz Unwahrſcheinliche gewöhnt wurde. Die Handlung iſt ſpannend und erregt Intereſſe; ich will ſie nicht darlegen, um den Leſern die Ueberraſchung der Entwickelung vorzubehalten. Nur muß ich erwähnen, daß ſie in der erſten Hälfte etwas zu langſam vorwärts ſchreitet; dies würde allenfalls zu ertragen ſein, wenn uns nur für dieſen Mangel durch wirklich anregende, geiſtreiche Geſpräche oder Raiſonnements über Wiſſenſchaft, Kunſt, Literatur u. ſ. w. genügender Erſatz geboten würde. Doch finden ſich neben manchen trivialen Raiſonnements auch einzelne ganz intereſſante Geſpräche über Menſchenrechte, Religion, Liebe, Ehe, Moral und Politik, die eine klare logiſche Denkungsart zeigen und uns in den Ideenkampf einführen, der die Amerikaner bewegt. Auch die Charakterzeichnung iſt faſt durchgehends gut gehalten, obſchon ſich die Preisrichterin Bertha Behrens vielleicht mit Unrecht eine leiſe tadelnde Bemerkung darüber erlaubt, daß der Dichter die Charaktere ſich nicht vor den Augen des Leſers entwickeln laſſe, ſondern ſie fertig und abgeſchloſſen hinſtelle.

Ein höchſt merkwürdiger Charakter tritt uns in dieſer Novelle in der Perſon Prüfer's entgegen. Er iſt von ſeiner Kindheit an zum Jeſuiten erzogen worden, hat aber ſpäter den geheimen Abſcheu gegen das verbrecheriſche Treiben dieſes Ordens gefaßt. Er ſpricht es offen aus, daß der größte Theil der Jeſuiten recht gut wüßten, daß ihr Zweck ein unheiliger ſei, denn ſie erſtrebten die abſolute Herrſchaft über die Menſchen, um ſie zu Sklaven ihrer lügenhaften Dogmen zu machen, die Entſchuldigung, daß der Zweck die Mittel heilige, ſei alſo in ihrem Munde eine perfide Lüge, denn ihr unmenſchlicher Zweck bewirke nur Demoraliſation und Unglück der Menſchen, niemals aber ihre Glückſeligkeit. Infolge dieſer Einſicht hat er ſich nun die Aufgabe geſtellt, den verbrecheriſchen Planen der Jeſuiten überall mit ihren eigenen Mitteln entgegenzuwirken. Er bleibt im Dienſte des Ordens und vollzieht anſcheinend deſſen Befehle, aber nur dann, wenn ſie eine gute That fördern ſollen; im entgegengeſetzten Fall ſucht er ſie durch echt jeſuitiſche Mittel zu verhindern. Soll z. B. ein Meuchelmord an einer Perſon, die der Orden beerben will, ausgeführt werden, ſo kommt er durch geſchickte Ränke dem Orden zuvor und entzieht ihm ſeine Beute; er ſcheut ſich dabei nicht, die Perſon, welche den Mord vollziehen ſoll, vor ihrer Ausführung ſelbſt zu morden. Als ihm ſeine Freunde über dieſe Anwendung böſer Mittel zu einem allerdings guten Zweck Vorwürfe machen, entſchuldigt er ſich damit, daß man den Tiger und alle wilden Beſtien nicht durch eine Moralvorleſung von ihren Mordverſuchen abbringen könne und daß man ſie ebenſo wenig von Angeſicht zu Angeſicht zu bekämpfen vermöge, mühe müſſe man ſie hinterliſtig morden, um dadurch ihre böſen Thaten unmöglich zu machen. Da aber die Jeſuiten ſehr bald entdeckt haben, daß er allen ihren teufliſchen Planen entgegenwirke, ſo haben ſie ſeinen Tod befohlen, der ſodann auch durch Meuchelmord ausgeführt wird.

Ich will hier nicht weiter referiren und nur noch die Worte des Verlegers aus der Vorrede citiren, denn ſie ſind auch aus meinem Geiſte geſchrieben: „Möge das Buch weite Verbreitung finden unter unſern deutſchen Landsleuten in den Vereinigten Staaten, und unſern Brüdern in der alten Heimat möge es gelten als Gruß und Bürgſchaft, daß die Deutſchen in Amerika über dem Sturme und Drange der materiellen Intereſſen ihre Sprache, ihre Literatur und ihre Lebensanſchauungen nicht vergeſſen haben, ſondern ſie unverfälſcht in der neuen Heimat bewahren und verbreiten."

Ein merkwürdiges Product übergibt uns C. Egli in ſeiner Novelle „Jephtha und ſeine Tochter" (Nr. 2), er verſetzt uns weit zurück in die graue Vorzeit Jephtha's und in das Gelobte Land am Jordan. Es iſt nicht das erſte mal, daß ſich Autoren zur Aufgabe machten, Scenen aus der antiken Welt in Novellenform zu bearbeiten, um ſo das Culturleben der alten Völker bis in das kleinſte Detail ſchildern zu können. Vorzugsweiſe waren es die Griechen und Römer, deren Privatleben mit einer ausführlichen Sorgfalt dargelegt wurde, ſodaß wir hierdurch ein treueres Bild erhielten, als durch manche bändereiche Cultur- und Staatengeſchichte. Dahin gehört Becker's „Gallus", ein ehemals viel geleſenes Buch, das uns das häusliche und öffentliche Leben der Römer zu Auguſtus' Zeit mit einer Detailmalerei zeichnet, die wirklich bewunderungswürdig iſt. Ein ähnliches Culturgemälde des alten iſraelitiſchen Lebens erhalten wir durch Egli's „Jephtha", nur muß ich bemerken, daß hier die Aufgabe viel ſchwieriger iſt, als bei den Griechen und Römern, die uns eine umfangreiche Literatur hinterlaſſen haben und die auch nicht ſo weit durch Raum und Zeit von uns getrennt ſind, als die ehemaligen Stammväter Iſraels mit ihren Nachbarn, den Ammonitern, Moabitern und andern Räuberſtämmen. Aber dennoch iſt es dem Verfaſſer gut gelungen, ſich ganz in die Sprach- und

Denkungsart, sowie in die Natur- und Weltanschauung jener uralten Nomadenvölker zu versetzen, um sie durch seine Novelle reproduciren zu können. Daß aber hierbei auch unsere moderne Ausdrucksweise und Redeform mit einfließt, ließ sich gar nicht vermeiden.

Jephtha ist schon von vielen Dichtern als Sujet zu Dramen, Opern und Oratorien gewählt worden; ob auch als Novelle, ist mir nicht bekannt. Die Bearbeitung zur Novelle von Egli kann man nur willkommen heißen; sie gibt uns ein treues Sittengemälde jener heißblütigen Hirten- und Nomadenvölker und redet ganz ihre bilderreiche Sprache, wie sie uns durch die Bibel und andere alte semitische Schriften überliefert wurde. Nachdem Jephtha, der uneheliche Sohn Gilead's, nach seines Vaters Tode von seinen Halbbrüdern ohne Erbtheil aus dem Hause gejagt wurde, ergab er sich einem Räuberleben, sammelte eine zahlreiche Bande um sich und wurde bald im ganzen Lande der gefürchtete Räuberanführer, der sowol die Heerden und Früchte der Israeliten wie die der Amalekiter, Ammoniter und Moabiter unbarmherzig plünderte und durch seine wilde blutdürstige Tapferkeit die größten Heere schlug. In seines Vaters Hause entspann sich mit seiner Halbschwester Ada ein Liebesverhältniß. Als seine Brüder sie nach seiner Vertreibung an den alten Scheich der Midianiter verkaufen, beschließt Jephtha, die Braut am Hochzeitsfeste zu rauben, was denn auch bei großem Kampfgewühl und Blutvergießen ausgeführt wird. Aber durch die Liebe Ada's, aus der ihm eine Tochter geboren wird, kann er sich doch nicht zu einem ehrlichen Leben bekehren lassen und er setzt wie ein hartnäckig verstockter Bösewicht sein berüchtigtes Räuberleben fort, ohne den tiefen Gram seiner treu liebenden Gattin zu berücksichtigen. Beim Lesen der verübten Schandthaten will es uns oft ganz wundersam scheinen, wie aus diesem Straßenräuber noch ein Erlöser seines Volks werden soll. Aber die letzten entscheidenden Tage nahen heran, wo die Prophezeiung in Erfüllung geht. Die Kinder Israel werden seit Jahren furchtbar gedrückt von den Edomitern, Ammonitern, Moabitern; ihre Felder, Viehheerden und Wohnungen werden verwüstet und wer nicht dem Schwerte erliegt, verfällt dem Hungertod. Da entschließt sich endlich der alte ehrwürdige Chakam in Gilead zu einem Gang, den bisher noch keiner gewagt; er eilt zu Jephtha und schildert des Landes Noth und des Volkes Bedrängniß mit glühender Beredsamkeit; er spricht zu Jephtha von seiner göttlichen Mission und wie Jehovah ihn selbst erkoren hätte zum Heiland und Messias seines Volks; und er redet begeistert von dem ewigen Fortbestand des israelitischen Volks und daß es nicht zu Grunde gehen werde und wenn zehntausend Völker wie Ammon wider dasselbe aufständen. Er habe blos zu wählen zwischen ewigem Ruhm und ewiger Schmach, zwischen dem Segen der Kinder und Kindeskinder und dem Fluche aller kommenden Geschlechter Israels. Da erweichen sich allmählich die harten Züge im wilden Antlitz des rauhen Kriegers und seine Augen feuchten sich, die vertrocknet geschienen für immer. „Chakam! dich hat Gott gesendet!" ruft er aus; „Ammons letzte Stunde hat geschlagen. Sage den Brüdern meines Volks, daß Jephtha sich an ihre Spitze stellen wird und Ammons Joch zerschmettern für immer!"

Und so geschieht es; aber im Kampfgewühl der Schlacht thut er das Gelübde:

So wahr mir Gott in die Hand gibt dieses Stadtthor,
So wahr will ich ihm opfern,
Was zuerst mir entgegenkommt aus dem Hausthor!

das heißt, was ihm aus seiner Wohnung nach dem Siege zuerst entgegenkommt; leider tritt ihm seine einzige Tochter zuerst freudejubelnd entgegen und so erfüllt sich hierdurch sein tragisches Geschick. Seine furchtbare Blutschuld muß er durch den Opfertod seiner heißgeliebten Tochter sühnen, und auch seine Gattin findet sich von der Strafe ereilt, daß sie einem Räuber ins Brautbett gefolgt ist. Mit hoher Seherstimme ruft sie aus: „Der starke, eifrige Gott hat gesprochen, der Gott, welcher der Väter Sünden heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht. Blut will er und mit Blut müssen gesühnt werden der Menschenkinder Frevel, bis ein Erlöser erscheint, welcher die strafende Gerechtigkeit in Gnade verwandelt. Ach! ich büße meine Sünden in dem reinen Blute meiner Tochter." Am Schluß singt der Chor:

Unerforschlich ist Jehovah,
Seine Bahn nicht unsere Bahn;
Beuget euch vor seinem Willen,
Heilig, ist er unnahbar.

Nach der grauenhaft schmerzlichen Geistesstimmung, in die mich Jephtha und seine blutigen Thaten versetzt haben, greife ich zum „Don Quixote und Falstaff" (Nr. 3). Wie, werden die Leser ausrufen, sind diese längst begrabenen Narren wieder auferstanden? Ja wohl, ein Herr Eduard Schüller hat sich ins Elysium begeben, um uns ihre Schatten vorzuführen. Der Ritter von der traurigen Gestalt mit der ewigen Liebe im treuen Herzen beginnt in Begleitung seines Sancho einen Kreuzzug nach der Insel Taprobana, um den heidnischen Sultan Traballama dem Kreuze und somit dem Christenthum unterthänig zu machen. Der Schiffskapitän setzt den irrenden Ritter an der englischen Küste ans Land, dieser glaubt, es sei die Insel Taprobana, wo er den verhaßten heidnischen Sultan aufsuchen will. Er begegnet dem Jagdzuge des Prinzen von Wales, und dieser, bald merkend, weß Geistes Kind er vor sich hat, läßt ihn in seinem Wahnglauben und führt ihn in einige Abenteuer, wo er mit Sir John Falstaff zusammentrifft, den der Prinz für den Sultan ausgibt. Nachdem er mit diesem ein Duell ritterlich bestanden, wobei er den noch dicker gewordenen Sir John zu Boden wirft, erhält er einen Schlaftrunk, wird aufs Schiff gebracht und nach seiner romantischen Heimat Spanien geführt.

Der Verfasser des neuen „Don Quixote und Falstaff" führt uns allerdings einige interessante Scenen vor, die unser Lachen erregen, und deshalb sei auch ihm gedankt für seinen Beitrag zur humoristischen Literatur; aber die Situationen geben uns doch kein treues historisches Bild weder von der Zeit, in der die Novelle spielt, noch von der Gegenwart. Es sind zum Theil berliner Charaktere und berliner Witze, die wir lesen; dann auch etwas Unsinn, der auf alle Zeiten paßt. Wer aber zur guten Verdauung einigemal lachen will, der nehme das Buch zur Hand.

In der deutsch-amerikanischen Novelle hat A. Douai neben den edeln Bestrebungen der dortigen Deutschen auch zugleich das furchtbar schädliche Wirken der Jesuiten geschildert. Der Verfasser oder wie er sich nennt Herausgeber des Lebensbildes „Eine gemischte Ehe", K. Gruenz (Nr. 4), kämpft nicht so ganz speciell gegen die Jesuiten, sondern überhaupt gegen die finstern Mächte Roms, wie er noch am Schlusse ausdrücklich sagt. Und zu diesem Zweck hat er schon einen Roman: „Der Weltpriester und Försters Lieschen", veröffentlicht, in dem wichtige Umtriebe der Gegenwart enthüllt sind, wie der Verleger ankündigt.

Wenn dieser Kampf gegen „Roms finstere Mächte" ehrlich geführt wird, so gebührt den Streitern Hochschätzung und Dank. Werden aber hierbei auch die jesuitischen Waffen geführt, werden Lüge, Verleumdung, Spott und Ränke aller Art aufgeboten, um die Priester der katholischen Religion in den Augen der Gläubigen zu verdächtigen, herabzusetzen und dem Hasse und der Verachtung preiszugeben, so muß auch der eifrigste Protestant, und dieser zuerst, seine Misbilligung über solch ein unchristliches Treiben aussprechen. Wir dürfen die confessionellen Unterschiede durch Haß und Verachtung predigende Schriften nicht vergrößern und die Kluft dadurch unheilbar machen. Dies geschieht aber, wenn täglich Romane und Novellen geschrieben werden, worin die Verfasser keine andere Tendenz und gar keinen andern Zweck verfolgen, als sämmtliche katholische

Priester und Lehrer als intolerante, ränkevolle und Haß und Zwietracht säende Jesuiten zu verleumden. Ich habe in katholischen und evangelischen Städten viele Jahre gelebt, die katholischen Kirchen besucht und mit katholischen Familien und Priestern verkehrt, habe aber niemals solche Ränke und Schliche entdecken können, wie ich sie zu Tausenden in unsern Romanen gelesen. Jene Personen sahen, daß ich ihre Ceremonien nicht mitmachte, und dennoch gaben sie sich keine Mühe, mich zu ihrem Glauben zu bekehren. Ich kam dabei oft auf den Gedanken, daß wol diese Priesterumtriebe mehr in der Phantasie der Dichter vorhanden sind als in der Wirklichkeit.

Aber ich will meine Erfahrungen auf diesem Gebiet nicht zum allgemeinen Maßstab des Urtheils aufstellen; andere mögen vielleicht hierin mehr erlebt haben. Nur das muß ich noch bemerken, daß es sehr ungerecht ist, wenn zahlreiche Schriftsteller alle katholischen Priester und Lehrer mit den Beschuldigungen überhäufen, die nur die wirklichen Jesuiten treffen können. Es ist wahr, das Dogma von der „alleinseligmachenden Kirche" zwingt gleichsam die Katholiken zur Intoleranz gegen Andersgläubige; aber doch wenigstens in dem aufgeklärten Deutschland ist die gesunde Geistesstimmung und das liebende Menschenherz meist mächtiger als die kirchliche Satzung fanatischer Priester. Ueberhaupt sollte man mehr gegen die unvernünftigen Dogmen polemisiren, als gegen die Personen; mit logischen wissenschaftlichen Gründen, welche durch die Erfahrung gestützt werden, müssen ihre naturverhöhnenden Lehrsätze bekämpft und ihnen durch die Naturgesetze und Naturerscheinungen sonnenklar bewiesen werden, daß sie nicht die Sprache des gesunden Menschenverstandes reden, sondern ihre durch die Geistesträgheit erzeugten Wahnphantasien für beseligende Lehren der Wahrheit ausgeben. Mit solchen wissenschaftlichen Beweisen wird die Herrschaft dieser Leute eher gestürzt als durch die Erzählung einer Masse Schandthaten, die doch meist nur der dichterischen Phantasie entsprungen sind, wenn auch einige sich in der Wirklichkeit ereignet haben mögen.

Nach diesen Bemerkungen könnte wol jeder die Lust zum Lesen der „Gemischten Ehe" verloren haben; ich will dies nicht hoffen und zugleich bemerken, daß der Verfasser zwar unter jene Schriftsteller gehört, die mit Absicht alle Schattenseiten der römischen Kirche und ihres Priesterstandes aufsuchen und vergrößernd schildern; aber dabei bietet er uns doch mehrere interessante psychologische Situationen dar, die gelesen zu werden verdienen. Die Ereignisse werden in der Form eines Tagebuchs berichtet, das der Verfasser mittheilt. Dieser Kunstgriff, um der Dichtung mehr Wirklichkeit und Wahrheit zu geben, ist schon oft angewendet; ob er bei allen Lesern seinen Zweck erreicht, ist vielleicht fraglich. Der Inhalt der Schrift ist in aller Kürze folgender: Der Schulrector einer kleinen Stadt verliebt sich in die Tochter eines Gastwirths, der mit seiner Frau in einer gemischten Ehe lebt. Die Heiterkeit und der Friede des Hauses wird gestört, als ein katholischer Priester Eintritt erlangt. Dieser gibt dem jüngern Sohne des Gastwirths gefärbte Chocoladenbonbons, worauf er erkrankt und die Anwesenheit des Priesters täglich wünscht. Bei dieser Gelegenheit sucht er die katholische Mutter und Tochter durch Gebetbücher zu gewinnen und macht ihnen sodann begreiflich, daß es die größte Sünde sei, mit einem Protestanten in gemischter Ehe zu leben. Die von Liebe und Angst gefolterte Mutter thut das Gelübde, ihren Sohn katholisch werden zu lassen, wenn er wieder gesund wird und die Verlobung ihrer Tochter mit dem zur evangelischen Kirche übergegangenen Rector rückgängig zu machen. Der Knabe wird wieder gesund und das Gelübde soll ausgeführt werden; Conflicte des Herzens entstehen, welche den Selbstmord der Mutter und den Eintritt der Tochter ins Kloster zur Folge haben. Der Rector vermag den Schmerz über den Verlust seiner Braut nicht zu ertragen, er reist nach Afrika, um dort als Missionar zu wirken; das Schiff strandet an einer azorischen Insel, alle Passagiere werden gerettet und nur der liebekranke Rector wird von den Wellen verschlungen; aber zum großen Glück des Verfassers mit seinem Reisegepäck auch sein Tagebuch gerettet.

Das Schönste und Interessanteste sind die Schilderungen des häuslichen Lebens und das Beginnen der Liebe zwischen dem Rector und seiner nachherigen Braut. Sie sind sehr objectiv, naturwahr und mit psychologischer Treue gezeichnet. Aber ebenso fanatisch finster wie im Mittelalter sind die enthusiastischen Lobpreisungen des Glaubens mit der Geringschätzung des Wissens und der guten Werke. Der Verfasser unterscheidet sich hier zu seinem Nachtheil von den fanatischen Priestern der katholischen Kirche dadurch, daß er die guten Werke „als Wahnsinn der menschlichen Bosheit und Herrschsucht" darstellt. Dies ist aber die verderblichste Lehre für die Menschheit, die unzähliges Elend und Unglück zur Folge hat. Ja, wir kennen sie, diese fanatischen Gläubigen, die niemals die Kirche versäumen und mit Stolz und Verachtung auf die Ungläubigen und mit Geringschätzung auf die Männer der Wissenschaft blicken. Sie jagen den Armen, der sie um einen Bissen Brot bittet, von ihrer Thür hinweg und denken und sagen: hätte er den rechten Glauben, so würde er gewiß auch Brot haben. Christus, der Stifter unserer Religion, hat uns gelehrt, daß es die mildthätige Barmherzigkeit und die guten Thaten sind, welche dem Menschen den höhern sittlichen Werth verleihen, nicht aber der blinde Stolziren auf den Glauben mit Geringschätzung des Wissens und der guten Werke.

Da der Verfasser auch ein Verächter der Wissenschaft ist, so bietet er uns auch keine wissenschaftlichen Discurse dar, aber wol manches naive Raisonnement, wie folgendes:

„Wir müssen wieder zu Kindern werden, das heißt: uns durcharbeiten durch den Wust von Menschenklugheit und Thorheit, aufklimmen auf der Erkenntnisleiter bis zur letzten Sprosse, um einsehen und verstehen zu lernen, daß dort oben Thorheit ist, was uns unten Weisheit dünkte, und daß nur einer weise ist, wir Menschen alle Kinder sind. Und mit dieser Erkenntniß kommt der Kinderglaube zurück und das Werk ist vollendet. Sind wir erst am Ziele auch nicht weiter, als wir am Anfange waren, so haben wir doch da auch die böse Lust des eiteln Forschens überwunden, und werden es gelernt haben zu schauen und zu genießen. Das ist Seligkeit!"

Und ich muß hierauf als Schlußwort erwidern: wer in der Wissenschaft noch nicht auf den Standpunkt des Geistes gekommen ist, um klar zu erkennen, daß eine logisch bewiesene Vernunftwahrheit auch auf allen Weltkörpern im ganzen Weltall eine ewige Wahrheit bleibt, und daß also die rechte Weisheit hier unten auch im gesammten Universum als die wahre Weisheit anerkannt werden muß, weil dies die logischen Gesetze und der Causalnexus des Weltalls bedingen: ich sage, wer dies noch nicht erkannt hat und es bezweifeln oder gar als Thorheit ausgeben will, der muß noch viel lernen und gründlichere Studien in der Philosophie und der Naturwissenschaft machen, bevor er berechtigt wird, über die höchsten und heiligsten Fragen und Probleme der Menschheit mitsprechen zu können.*)

38.

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß der Verfasser des Lebensbildes „Eine gemischte Ehe" kein anderer ist, als der frühere Rector der naumburger Bürgerschule, G. Künzer, der sich durch sein in den Zeitungen berichtetes Ende — er entleibte sich in einem Bahnwärterhäuschen durch einen Pistolenschuß — in trauriger Weise bekannt gemacht hat. Sein Autorname, K. Gruenz, ist das Anagramm aus seinem wirklichen Namen, G. Künzer. Derselbe war Converst und soviel wir wissen früher katholischer Geistlicher; es hat ihm also in Betreff des von ihm in seiner Novelle behandelten Gegenstandes sicherlich nicht an Sachkenntniß und an Erfahrungen gefehlt. Die Verfolgungen, denen er sich von seiten einzelner seiner frühern Religions- und Standesgenossen ausgesetzt sah, sollen auch, wie man versichert, zu dem verzweifelten Entschlusse, der ihn zum Selbstmorde führte, wesentlich beigetragen haben. D. Red.

Zur Reinigung des Schiller'schen Textes.

Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Sendschreiben an Dr. Heinrich Viehoff, Director der höhern Bürgerschule zu Trier. Von Joachim Meyer. Nürnberg, Campe und Söhne. 1858.

Die ohne Zweifel sehr zahlreichen Vermehrungen der sogenannten Schiller-Literatur, welche die bevorstehende Säcularfeier des Dichters hervorrufen wird und bereits hervorzurufen begonnen hat, werden zur geeigneten Zeit von uns in einem besondern übersichtlichen Artikel besprochen werden; für heute nehmen wir die obengenannte Schrift vorweg, weil sie auch ohne die zu erwartende Säcularfeier ans Licht getreten sein würde, zu der sie weder direct noch indirect veranlaßt ist und sich mit einem ganz andern Gegenstande beschäftigt als mit Schiller's Person, seiner geistigen Entwickelung oder der Kritik oder Erklärung seiner literarischen Schöpfungen. Es handelt sich darin einfach um die Reinigung des Textes der Schiller'schen Werke von den mancherlei oft fast unglaublichen Druckfehlern, welche frühere Ausgaben verunstalteten und manche Stellen ganz sinnlos machten, ohne daß das große Publikum daran Anstoß nahm. Denn es gibt nur zu viele Leser, welche der Ansicht sind, daß die Worten, selbst wenn sie Druckfehler sein sollten, sich auch etwas denken lassen müsse. Die betreffende, durch einen garstigen Druckfehler verunstaltete Stelle enthält vielleicht eine vollkommene Sinnlosigkeit, aber sie findet sich in dem Werke eines großen Dichters, mithin muß sie ja Sinn enthalten, welchen? darüber sinnt man weiter nicht nach. Daß aber Setzer oder Corrector oder irgendein boshafter Zufall diesen Unsinn eingeschmuggelt haben könnten, daran denken solche gedankenlose Leser nicht, die sich ja auch meist kaum die Mühe nehmen, in die Druckfehlerverzeichnisse zu blicken, falls solche einem Werke angehängt sein sollten.

Der Verfasser der vorliegenden, außerdem manche neue interessante Entdeckungen enthaltenden Schrift, der Gymnasialprofessor Joachim Meyer zu Nürnberg, hat an der Constituirung des Textes der neuen Ausgaben der Schiller'schen Werke einen hervorragenden Antheil genommen und dabei einen so unermüdlichen minutiösen Fleiß und einen vergleichenden Scharfblick bewiesen, wie sie nur in Deutschland möglich sind, ähnlich wie auch die salope Textverderbung, an der die frühern Schillerausgaben litten, ebenfalls nur in Deutschland möglich ist. Er darf mit Recht für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, daß er manche schadhaft gewordene Stelle in den Schiller'schen Werken zuerst und allein geheilt hat. Bereits 1840 hat er in einer Schrift über „Wilhelm Tell" eine Reihe von Fehlern besprochen, ohne in Betreff seiner Verbesserungen irgendeinen Widerspruch zu erfahren. Im Jahre 1844 wurde ihm die Correctur der damals in Angriff genommenen neuen Ausgabe der Schiller'schen Werke übertragen, und er nahm das Anerbieten an in der Hoffnung, „durch Benutzung der ersten Drucke etwas Besseres als bisher leisten zu können". Im folgenden Jahre 1845 besorgte er die neue Miniaturausgabe der Gedichte und begleitete dieselbe mit einem Vorwort. In den nächsten Jahren leitete er den Druck der jetzigen Stereotypausgabe; allein eine lebensgefährliche Krankheit und Verhältnisse, „welche hier auseinanderzusetzen nicht am Platze wäre", hinderten ihn, das Ganze zu Ende zu führen; aber ein großer Theil der Gedichte, „Wallenstein", „Die Jungfrau von Orleans", „Maria Stuart", „Die Braut von Messina", „Wilhelm Tell", „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande", „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" u. s. w. wurden von ihm einer neuen, sehr sorgfältigen Revision unterworfen. Der Verfasser sagt dann weiter: „Für die Anordnung insbesondere der Gedichte, selbst für die Behandlung einzelner Stellen bin ich nicht verantwortlich zu machen, indem damals die Verlagshandlung noch theilweise an der Körner'schen Ueberlieferung festhalten zu müssen glaubte. Scheint es Grundsatz der Verlagshandlung zu sein, über die Aenderung des Textes vor der Hand keine Rechenschaft geben zu lassen, und vielleicht dieselbe für eine größere kritische Ausgabe aufgespart wissen zu wollen, so wird es aber auch niemand mir verargen, wenn ich auf meine Gefahr hin einige der von mir zurückgeführten Lesarten einer nähern Besprechung unterwerfe. Denn bei mehreren derselben möchte es auch einem Kenner der Schiller'schen Literatur nicht leicht werden, die Gründe für dieselben aufzufinden; ja es könnte selbst da ein Tadel erhoben werden, wo die gewichtigsten Zeugnisse der diplomatischen Kritik für die Aufnahme mancher bis zu meiner Recension ganz unbekannt gebliebenen Lesarten sprechen."

Hier nur einige der auffallendsten Druckfehler, die sich in die frühern Ausgaben der Schiller'schen Werke eingeschlichen hatten. In der „Jungfrau von Orleans" las man (zweiter Aufzug, erster Auftritt):

Ihr stürzet euch in unser Lager, schreiend:
Die Höll' ist los, der Satan kämpft für Frankreich!
Und brachtet so die Andern in Verwirrung.

Und im achten Auftritt desselben Aufzugs:

Schon vor des Eisens blanker Scheide schaudert mir.

Mit Hülfe der ersten Ausgabe (Berlin, Unger, 1802) stellte Meyer die richtigen Lesarten die Unsern (für die Andern) und Schneide (für Scheide) wieder her. In allen Ausgaben las man bis 1844 in der „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande", und noch in der Ausgabe von 1838, S. 148: „Hier erblickt er (Granville) eine Nation, die von keinem Schimmer bestochen, durch keine Furcht in Schrecken gehalten" u. s. w. Dieser häßliche Druckfehler Schrecken statt Schranken war aber schon 1788 als solcher angezeigt. Ebendaselbst las man S. 183: „Die üppige Gewalt des Adels zu brechen, war kein Ausgang natürlicher"; S. 55: „wurden die Schuldigen aus den Grenzen der väterlichen Gerichtsbarkeit geführt"; S. 56: „und der Name der Inquisition gegen die mildere Benennung geistliche Richter vertauscht". Meyer hat nach der Ausgabe von 1788 die richtigen Lesarten: Ausweg (für Ausgang), vaterländische Gerichtsbarkeit (für väterliche Gerichtsbarkeit) und Inquisitoren (für Inquisition) wiederhergestellt. Vollkommenen Unsinn brachte ein Druckfehler in das Räthsel Nr. 8:

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nur gedroht,

wo es statt nur heißen muß nie. In dem Gedicht „Das Ideal und das Leben" hatten es schon Götzinger und Viehoff auffallend gefunden, daß Laokoon ein „Sohn Priam's" genannt werde (nämlich in der Stelle: „Wenn dort Priam's Sohn der Schlangen sich erwehrt mit namenlosem Schmerz"), da man doch nirgends erwähnt finde, daß Laokoon ein Sohn Priam's gewesen. In der Ausgabe der Gedichte vom Jahre 1845 ließ Meyer drucken: „Wenn Laokoon der Schlangen u. s w.", und so lesen jetzt die Cotta'schen Ausgaben. Meyer verhehlte sich nicht, wie man es sehr auffallend finden könne, daß er, der bisher nicht nur an einzelnen Wörtern, sondern an Silben, ja selbst an Buchstaben der ersten Drucke festgehalten habe, hier so sehr von dem überlieferten Texte abweiche, und bemerkt dann: „Allein Schiller selbst hat bereits im Jahre 1795 also verbessert, denn dem zwölften Stück dieser Zeitschrift (den «Horen» von 1795) ist ein Blatt beigegeben mit der Ueberschrift «Druckfehler und Verbesserungen», und da heißt es: anstatt dort Priam's Sohn lies Laokoon." In diesem Druckfehlerverzeichniß finde sich auch, bemerkt Meyer weiter, die Angabe: „anstatt Chronions lies Kronion". Nichtsdestoweniger seien in den von Schiller veranstalteten Ausgaben seiner Gedichte die ursprünglichen Lesarten beibehalten worden. „Man sieht also aus dem Angeführten", fügt Meyer hinzu, „wie Schiller zuweilen bei spätern Bearbeitungen Verbesserungen entgangen sind, die er in frühern Jahren gemacht hatte."

Sicherlich haben schon manche norddeutsche Leser in der Stelle: „Und was ist wirklich Ihres Pinsels Beschäftigung?" („Fiesco", zweiter Aufzug, siebzehnter Auftritt) an dem Worte „wirklich" Anstoß genommen, weil sie sich nicht erklären konnten,

was dies „wirklich" hier bedeuten solle. Aus vorliegender Schrift werden sie erfahren, daß „wirklich" ein schwäbischer Provinzialismus für „gegenwärtig" ist. Der Verfasser erzählt hierbei: „Will mich jemand während meiner Abwesenheit zu Hause aufsuchen, so sagt meine Frau, eine geborene Schwäbin: «Mein Mann ist wirklich nicht zu Hause.» Dieses «wirklich» ist kein Adverb der Versicherung, sondern soll heißen «gegenwärtig»." Ueberhaupt ist für die Bedeutung mancher in Schiller's Producten, wenigstens in seinen frühern, vorkommender Wörter die Eigenthümlichkeit der schwäbischen Mundart zu beachten; auch manche bei Schiller vorkommende Wortformen, wie „Mauren", „bauren", „trauren", entspringen aus dem schwäbischen Dialekt, in welchem die angeführten Worte lauten: „Maura", „baura", „traura"; ebenso ist „weißt" für „weiß" schwäbisch. In dem erst in neuerer Zeit wiederaufgefundenen Gedicht Schiller's: „Wunderseltsame Historia" u. s. w. *), heißt es z. B.:

Ein großer Herre, wie man weißt,
Ist nicht, wie unsereiner —
Wenn unsre Seele weiter reis't,
Drob kümmert sich wol keiner.

Ein Bericht über eine Schrift wie diese kann natürlich kein zusammenhängender sein, und so gehen wir rasch zu einem andern Punkte über. Eine in der Ueberschrift der bekannten Schiller'schen Ballade „Die Bürgschaft" von Meyer vorgenommene Aenderung hat, wie wir aus der Schrift ersehen, „heftigen Widerspruch" erregt. Er hat die Ballade nämlich „Damon und Pynthias" überschrieben, nicht „Damon und Pythias", wie Schiller laut Manuscript später die Ballade genannt wissen wollte, weshalb auch Möros in der zweiten Verszeile von Schiller selbst in Damon verwandelt wurde. Nur sein Tod kam der Aufnahme dieser Aenderungen in den Weg. Die beiden Pythagoräer heißen nämlich bei dem griechischen Schriftsteller jederzeit Damon und Phintias; einige lateinische Schriftsteller, namentlich Valerius Maximus, haben zwar „Pythias", was aber ohne Zweifel durch die Nachlässigkeit der Abschreiber in den Text gekommen ist, aber z. B. in der Kempf'schen Ausgabe des Valerius Maximus vom Jahre 1854 dem richtigen „Phintias" den Platz hat räumen müssen. Meyer hält „Pythias" schon deshalb für gänzlich unzulässig, weil es ja gar kein Manns-, sondern ein Frauenname sei. Schiller hatte zwar eine wunderbare Auffassungsgabe für den Sinn der griechischen Götter- und Heldensagen, aber seine Sachkenntniß war nur gering und griechisch verstand er so gut wie gar nicht. Daher sind auch in den spätern Ausgaben seiner Werke in den betreffenden Gedichten Thestias in Thestius, Diktys in Dikte u. s. w. verändert worden.

*) Der vollständige Titel lautet: „Wunderseltsame Historia des berühmten Feldzuges, als welchen Hugo Sanherib, König von Assyrien, ins Land Juda unternehmen wollte, aber mit langer Nase abziehen mußte. Aus einer alten Chronik gezogen und in schnackische Reimlein gebracht von Simon Krebsauge, Baccalaur." Es ist ein Spottgedicht auf die bei Herzogs Georg von Meiningen Erkrankung vom koburger Hofe getroffenen Anstalten zur militärischen Besitzergreifung Meiningens und vom Herzog Georg selbst bestellt oder doch veranlaßt. Das so echt deutsche, kleinstaatische Sujet war einer komischen Behandlung wol werth. In dem Ton und der Haltung des Spottgedichts verräth sich noch gar sehr der Einfluß des Bürger'schen und Blumauer'schen Geschmacks, welchen Schiller später gänzlich verwarf, von dem er aber doch in seinen Jugendgedichten nicht selten Gebrauch machte. Fand Schiller doch noch im Jahre 1787 Blumauer's „Ode an den Nachtstuhl", wie er an Körner in Leipzig schreibt, „ganz charmant", und zwar wurde das Blumauer'sche Scherzgedicht bei einem finanzräthlichen Diner in Dresden vorgelesen, was in unsern nicht mehr so ganz naiven Zeiten sicherlich nicht mehr geschehen würde. „Es ärgert mich", fügt Schiller hinzu, „daß ich sie nicht abschrieb, um sie euch zu dem nämlichen Gebrauche zu schicken." Dem damals feiner gebildeten Körner würde Schiller mit Uebersendung der Blumauer'schen Nachtstuhl-Ode sicherlich keine große Freude gemacht haben.

Der Streit, ob das Gedicht „Die Sonnenpriesterinnen" wirklich von Schiller herrühre, ist, wie Meyer in einem Postscriptum seiner Schrift bemerkt, durch einen Brief der Frau Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm bejahend entschieden worden. Es heißt in diesem Briefe unter anderm: „Das Gedicht «Die Sonnenpriesterinnen» ist entschieden von Schiller. Ich besitze eine von meiner Mutter gefertigte Abschrift, welche ich Ihnen schon längst zugedacht habe. Es steht auch die Jahreszahl darunter." Hierdurch widerlegt sich die Bemerkung in H. Hartung's „Schiller-Bibliothek" (welche, beiläufig bemerkt, von Meyer als die beste Schrift über Schiller-Literatur anerkannt wird), wonach dieses Gedicht nicht von Schiller sei. Bei dieser Gelegenheit theilt Meyer in einer Note noch Folgendes mit: „Ich kann nicht umhin, hier öffentlich gegen Herrn Hartung für einen mir im Juni 1848 erwiesenen Dienst meinen Dank auszusprechen. Es war nämlich in jenem Jahre ein beschriebenes Exemplar des «Fiesco» (Manheim 1783) zum Verkauf ausgeboten worden, und durch die Gleichgültigkeit meines Commissionärs in Leipzig in die Hände eines sich damals zufällig dort aufhaltenden Engländers (John Friend) gekommen. Den Bemühungen des Herrn Hartung und eines jüngern in Leipzig studirenden Freundes glückte es, dasselbe für mich zurückzukaufen. Es ist von Schiller eigenhändig durchcorrigirt und für die künftige Constituirung des Textes wichtiger als zwei Manuscripte, die mir seit jener Zeit auch noch mitgetheilt wurden."

Meyer hat endlich auch einige poetische Reliquien Schiller's gerettet oder wieder aufgefunden, darunter ein sehr interessantes Gedicht mit der Ueberschrift: „Im October 1788." Er fand dasselbe, mit S. unterzeichnet, im elften Heft der „Thalia". Körner's Bemerkung in seinem Briefe vom 24. December 1790: „Dein Gedicht im October freute mich um seiner selbst willen und als ein Beweis der heitern Stimmung, in der es erstanden ist", gab dem Verfasser den ersten Anstoß zu Nachforschungen, und man muß den von dem Verfasser dabei aufgewandten Scharfsinn bewundern, da die Worte: „Dein Gedicht im October" statt „Im October" zunächst auf ein im October 1790 verfaßtes Gedicht schließen ließen, während Meyer doch mit Bestimmtheit wußte, daß man vom Jahre 1790 kein Gedicht Schiller's besitze, welches er in seine Sammlung aufgenommen hätte. Wir lassen das von Schiller später vergessene oder geringgeschätzte, jedenfalls aber werthvolle Gedicht hier folgen:

Im October 1788.

Daß du mein Auge wecktest zu diesem goldenen Lichte,
Daß mich dein Aether umfließt;
Daß ich zu deinem Aether hinauf einen Menschenblick richte,
Der ihn edler genießt;
Daß du einen unsterblichen Geist, der dich, Göttliche, denket,
Und in die schlagende Brust,
Gütige, mir des Schmerzens wohlthätige Warnung geschenkt
Und die belohnende Lust;
Daß du des Geistes Gedanken, des Herzens Gefühle zu tönen
Mir ein Saitenspiel gabst,
Kränze des Ruhms und das buhlende Glück deinen stolzeren Söhnen
Mir ein Saitenspiel gabst;
Daß dem trunkenen Sinn von hoher Begeistrung beflügelt,
Schöner das Leben sich malt,
Schöner in der Dichtung Krystall die Wahrheit sich spiegelt,
Heller die dämmernde strahlt:
Große Göttin, dafür soll, bis die Parzen mich fodern,
Dieses Herzens Gefühl,
Zarter Kindlichkeit voll, in dankbarem Strahle dir ledern,
Soll aus dem goldenen Spiel
Unerschöpflich dein Preis, erhabne Bildnerin, fließen,
Soll dieser denkende Geist
An dein mütterlich Herz mit reiner Umarmung sich schließen,
Bis der Tod sie zerreißt.

Meyer wird für die unsaglichen Mühen, die er auf seinen Gegenstand verwendet hat und für seine in der Herbeischaffung

des kritischen Materials bewiesene aufopfernde Thätigkeit den Lohn in sich selbst und in der Anerkennung einiger weniger Kenner zu finden wissen; denn von seiten des großen Publikums ist nicht sehr auf die gebührende Anerkennung zu rechnen, die eine so mühselige Arbeit ohne Zweifel verdient. Wir für unsere Person gestehen ihm gern zu, daß er als einzelner alles Mögliche geleistet hat, und wir stimmen in sein brieflich gegen uns ausgedrücktes Petitum ein: „Sehr wünschenswerth bleibt es immer, daß sich alle Kräfte zu einer vervollständigten kritischen Ausgabe Schiller's unter Einem Panier, dessen Inschrift suum cuique! wäre, vereinigten." H. M.

Notiz.

Ummius und Lavater.

In Bezug auf das bremer Spottgedicht auf Lavater vom Jahre 1786 (vgl. Nr. 15 d. Bl.) und dessen Verfasser, den Rector Johann Ludwig Ummius, über welche, das Gedicht sowol als den Verfasser, uns Julius Merzdorf (vgl. Nr. 30 d. Bl.) Näheres mittheilte, erhielten wir inzwischen von einem unserer Leser in Bremen eine neue Einsendung, aus der wir, damit ihr Verfasser sie nicht ganz umsonst geschrieben haben möge, hier noch einiges mittheilen wollen. Das Gedicht, das sogenannte „Freudenlied der Jünger Lavater's" erschien zuerst, wie auch schon Merzdorf angab, zu Bremen 1787, 8 Seiten Octav. Ein Drucker ist nicht angegeben. Außer in den von Merzdorf bezeichneten Magazinen und Journalen wurde es noch in folgendem satirischen Buche: „Niedersachsen. Ein in der Lüneburger Heide aufgefundenes merkwürdiges Reisejournal, herausgegeben von Quintus Aemilius Publicola" (3 Bde., Rom, Ore-Ghiaro, 1789), und zwar im zweiten Bande, S. 45—52, abgedruckt. Unser bremer Gewährsmann schreibt uns über dieses Buch und seinen Verfasser: „Der Verfasser dieses Reisejournals, welches sehr pikante Mittheilungen über Lavater's Aufenthalt in Bremen enthält, ist nach einer Notiz auf der hiesigen Stadtbibliothek der Freiherr von Benzel-Sternau." Was den Verfasser des „Freudenlied", Ummius betrifft, so theilt uns der Einsender folgende Bemerkung über ihn mit, welche in Rotermund's „Lexikon aller Gelehrten, welche seit der Reformation in Bremen gelebt haben", enthalten ist: „Schade, daß dieser helle und denkende Kopf so überaus schwer zum Schreiben zu bewegen war. Als Schriftsteller würde er auf sein Publikum gewiß gewirkt haben. Allein er schrieb nur einige Schul- und Einladungsschriften, die ihm sein Amt zuweilen abnöthigte." Merzdorf hat in seiner Notiz in Nr. 30 die Titel einiger dieser Schulprogramme genannt. Daß Ummius anonym an dem „Neuen Magazin für Schullehrer" und an dem „Magnetistischen Magazin für Niederdeutschland" mitarbeitete, wissen die Leser d. Bl. aus der Merzdorf'schen Notiz. Ueber das „Freudenlied" selbst bemerkt Rotermund: „Es hat sich dieses classische Lied durch ganz Deutschland verbreitet und wurde ein Volkslied." Der Aufenthalt Lavater's in Bremen hat übrigens eine Menge Federn in Bewegung gesetzt, und auf der bremer Dombibliothek befindet sich, wie der Einsender der hier benutzten Notiz versichert, eine reiche Sammlung von Pamphleten für und gegen Lavater. Diese Nachricht dürfte denjenigen nicht unwichtig sein, die zu irgendeinem Zwecke jetzt oder künftig Studien über Lavater machen und um Material in Betreff dieser interessanten bremer Episode seines Lebens und Wirkens verlegen sein sollten. H. M.

Bibliographie.

Humoristisches Bilderbuch für große Kinder. Illustrirtes Mittel gegen Langeweile. 1stes Heft. Leipzig, Keil. Hoch 4. 15 Ngr.

Bilharz, W., Das Jubiläum. Ein episches Gedicht. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. 8. 20 Ngr.

Glarus, L., Caupolican. Eine katholische Erzählung aus der neuen Welt. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Eser, F., Zwei Monate in Italien. Reiseerinnerungen eines Kunstfreunds. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Fabri, F., Die Entstehung des Heidenthums und die Aufgabe der Heidenmission. Nebst zwei Beilagen: Ueber den Ursprung der Sprache, und Ueber den christlichen Staat. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 26 Ngr.

Fichte's, J. G., Reden an die deutsche Nation. Von Neuem herausgegeben und eingeleitet durch J. H. Fichte. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Glaßbrenner, A., Humoristische Table-d'hôte. Gesammelte Skizzen. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Die Handschriften von Grünberg und Königinhof. Altböhmische Poesien aus dem 9. bis 13. Jahrhundert. Von S. Kapper. Prag, Bellmann. 16. 16 Ngr.

Helbig, F., Kunigunde von Orlamünde. Tragödie in fünf Aufzügen und einem Nachspiele. Jena, Deistung. 8. 15 Ngr.

Horn, U., Bunte Kiesel. Erzählungen. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hornung, D., Die neuesten Manifestationen aus der Geisterwelt. Mit lithographirten Tafeln. Berlin, Plahn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kossak, E., Berliner Federzeichnungen. Berlin, Janke. Gr. 16. 10 Ngr.

Mansfeld, A., Napoleon III. Mit 2 Stahlstichen und 36 Holzschnitten. 1ste Lieferung. Stuttgart, Scheible. Imp.-4. 1 Thlr. 6 Ngr.

Nesselmann, R., Glaubenslieder. Elbing, Neumann-Hartmann. 16. 15 Ngr.

Niedermayer, A., Das Mönchthum in Bajuwarien in den römischen, agilolfingischen und karolingischen Zeiten. Landshut, Thomann. Gr. 8. 27 Ngr.

Oberkofler, A., Bilder aus dem Volksleben zu Belehrung und Unterhaltung. Zwei Theile. Innsbruck, F. Rauch. 8. 18 Ngr.

Roßhirt, C. F., Das staatsrechtliche Verhältniß zur katholischen Kirche in Deutschland, seit dem westphälischen Frieden, übersichtlich dargestellt. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Rüstow, W., Der italienische Krieg 1859 politisch-militärisch beschrieben. 1ste Abtheilung. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 26 Ngr.

Schiel, J., Reise durch die Felsengebirge und die Humboldtgebirge nach dem stillen Ocean. Eine Skizze. Schaffhausen, Brodtmann. Br. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Garibaldi. Eine biographische Darstellung nach bisher unbekannten Documenten. Berlin, Hasselberg. 16. 5 Ngr.

Gauß, H., Neue Kriegslieder, mit und ohne Cayenne-Pfeffer gewürzt. Den sämmtlichen deutschen Bundescontingenten gewidmet. 1ste Lieferung. Weimar. 8. 1 Ngr.

Große, C., Goethe und Schwan in Töplitz 1813. Weimar, Kühn. 8. 3 Ngr.

Louis Napoleon Bonaparte die Sphinx auf dem französischen Kaiserthron. Hamburg, O. Meißner. 8. 15 Ngr.

Müller, M., Eine Rose der Freiheit! Gezogen und in Ablegern mit einem Worte über Wildstämme allen rostigen Freiheitsfreunden gewidmet. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen und der Friede von Villafranca. Ein Beitrag zur neuesten deutschen Geschichte. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Stimme eines ehrlichen Deutschen aus dem Volke. Leipzig, Friese. Gr. 8. 3 Ngr.

Zur Kritik Napoleons des Dritten. Ein bescheidener Versuch der Demokratie den Staar zu stechen. Berlin, Lassar. 8. 2½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs.

Recueil des traités et conventions

conclus par l'Autriche

avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours.

Par **Léopold Neumann,**

docteur en droit et professeur de droit des gens à l'université de Vienne.

Tome VI. In-8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Theil I—III kosten jeder 3 Thlr., Theil IV und V jeder 3 Thlr. 20 Ngr.)

Zum ersten mal wird in diesem jetzt vollständig vorliegenden Werke eine Sammlung der Staatsverträge Oesterreichs mit fremden Mächten dargeboten. Die Wichtigkeit und Nützlichkeit des Werks ist bereits von den competentesten Seiten anerkannt worden. Namentlich wird darin eine grosse Anzahl früher noch nie veröffentlichter Actenstücke gegeben, da dem Verfasser, Professor des Völkerrechts an der wiener Universität, die freieste Benutzung der Archive zu diesem Zweck gestattet wurde. Ein am Schlusse des Werks befindliches dreifaches Register erhöht die Brauchbarkeit desselben wesentlich.

In demselben Verlage erschienen folgende wichtige diplomatische Werke:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou Manuel-Lexique du diplomate et du consul. In-12. 3 Thlr.

—— **Réglements consulaires des principaux états maritimes** de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractere public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

—— **Phases et Causes célèbres du droit maritime** des nations. 2 vol. In-8. 5 Thlr.

—— **Précis historique des événements politiques** les plus remarquables qui se sont passés depuis 1814 à 1859. In-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Martens (Ch. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires, suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pieces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entierement refondue par l'auteur, avec la collaboration de *F. de Wegmann*. 2 vol. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

—— **Causes célèbres du droit des gens.** Deuxième édition. Revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Tome I à II. In-8. 10 Thlr.

Mensch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les rélations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Charles de Martens et le baron Ferdinand de Cussy. 7 vol. In-8. 21 Thlr.

Wheaton (H.), Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

—— **Élémens du droit international.** Troisième édition. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des

Reichsfreiherrlich von Wolzogen'schen Geschlechts.

Von K. A. A. Freiherrn von Wolzogen und Neuhaus.

Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein auf dem sorgfältigsten Quellenstudium beruhendes Werk, das für die politische und Culturgeschichte der vier letzten Jahrhunderte, in welche das altösterreichische und später weit verzweigte Wolzogen'sche Geschlecht eingegriffen hat, ein wichtiges Material bietet. Bekanntlich sind die Namen Wilhelm und Karoline von Wolzogen mit unserer classischen Literaturepoche eng verbunden, und der Verfasser hat sich [illegible] vorzugsweise auch diese Beziehungen in das rechte Licht zu [illegible]

Die unter den 10 Lithographien des Werks befindlichen Porträts des k. preuß. Generals Ludwig von Wolzogen und Karolinens von Wolzogen sind auch einzeln (auf chinesischem Papier) (jedes zu dem Preise von 10 Ngr.) zu haben.

M. Solitaire's

sämmtliche Schriften, 16 Bändchen, überall günstig recensirt, sind in allen Buchhandlungen zu haben. Neu erschien soeben von Solitaire: „Erzählungen bei Licht"

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 8. September 1859.

Inhalt: Karl Gutzkow's „Zauberer von Rom". Von Rudolf Gottschall. Zweiter Artikel. — Die Chemie, Physik und Geologie der Gegenwart. Von Heinrich Birnbaum. — Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung. — Fichte's „Reden an die deutsche Nation". Von Karl Fortlage. — Notiz. (Literarische Freibeuterei.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Karl Gutzkow's „Zauberer von Rom".

Zweiter Artikel.*)

Dritter und vierter Band.

Ein Vierteljahr fieberhafter Spannung und Ungeduld, sich an jenen Ueberraschungen, welche die große weltkomische Regie in Paris liebt, ist jetzt vorübergegangen, und das deutsche Publikum wird wieder Muße finden, sich jenen still fortschreitenden Arbeiten schöpferischer Geister zuzuwenden, in denen dem Jahrhundert nicht nur der Spiegel vorgehalten wird, sondern in denen wir auch oft den tiefern Schlüssel zu den Zeitereignissen finden. In der That liegt auch der vorliegende Roman, dessen geistige Dimensionen von Band zu Band wachsen, keineswegs so außerhalb der brennenden Fragen der Zeit, wie es dem oberflächlichen Beobachter erscheinen mag. Denn der Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich in Italien war eigentlich aus den Verwickelungen der römischen Verhältnisse hervorgegangen. Die Eifersucht zwischen beiden Staaten, die schon im Jahre 1849 die römische Expedition Oudinot's zur Folge hatte, beruht darauf, daß jeder von ihnen sich zur Schutzmacht der katholischen Kirche berufen glaubt, und das Siegel ihrer friedlichen Versöhnung ist auch die Erhöhung des päpstlichen Stuhls über ganz Italien. Diese Bedeutung der katholischen Kirche, die sich auch noch in der Politik des Tags als eine unsichtbare, aber unumgängliche Großmacht erweist, wird einem Roman, der die Darstellung dieser Kirche und des katholischen Geistes ist, dessen poetischer Stamm gleichsam aus ihren Trümmern heraus- und, wie jene merkwürdigen Bäume des Morgenlandes, durch ihre Mauern hindurchwächst, gewiß die allgemeine Aufmerksamkeit zuwenden. In der That ist ein Werk wie dieser „Zauberer von Rom" nur denkbar als die Frucht der umfassendsten Studien der Geschichte und des Wesens der katholischen Kirche, aller Formen und Formeln, die sie mit unerschöpflicher Triebkraft hervorgebracht, indem nur durch den Reichthum des Details eine lebensvolle poetische Darstellung ermöglicht wird; denn der Dichter, der den Dom der Kirche in seiner ganzen Hoheit und Kraft vor unsern Augen aufbauen will, darf keins seiner einzelnen Ornamente vernachlässigen, weder die kreisförmige Rose über dem Portal, noch die alle Spitzen krönende Kreuzblume. Liegt doch die Idee des Ganzen in der kleinsten einzelnen Zierde mit ausgeprägt! Das Studium, das zu diesem Roman gehört, hätte den Dichter gewiß befähigt, ein ebenso umfangreiches, wissenschaftliches Werk über den Katholicismus zu schreiben!

Das ist freilich für ein Kunstwerk, für ein Werk der frei schaffenden Phantasie nur ein geringes Lob. Es könnte dabei immer nur ein Herbarium voll welker Blumen sein. Indeß bürgt wol schon der Name des Verfassers dafür, daß wir nicht todte, äußerlich aneinander gereihte Bilder erhalten, sondern ein dichterisch gestaltetes und empfundenes Leben. Ueber die Berechtigung des einzelnen kann die Kritik freilich erst aus dem Ganzen ein Urtheil fällen, und vor der Vollendung des Werks würde es voreilig sein, die einzelnen Charaktere und die einzelnen, in die Zukunft hinausweisenden Fäden, welche die Knotenlinien der Handlung bilden, unter ein scharfes kritisches Mikroskop nehmen zu wollen. Wie kein Mensch vor seinem Ende selig zu preisen ist, so ist auch kein dichterischer Charakter vor dem Ende des Werks dem Preis oder Tadel der Kritik verfallen. Ein späterer Lichtblick kann viele bisjetzt dunkle Stellen plötzlich erleuchten oder viele Schatten als erforderlich für den richtigen Gesammtausdruck rechtfertigen, um so mehr, als das Recht des Epikers, vieles nachträglich zu motiviren und uns eine nach der Vergangenheit hingehende Spannung durch manches erst später zu lösende Räthsel zu bewahren, über vielen Verwickelungen ein absichtliches Dunkel walten läßt. Die Kritik muß sich daher bei einem so umfangreichen Werke im wesentlichen auf ein Referat beschränken, welches die Helden des Romans auf ihren Lebenswegen begleitet, die erkannten Intentionen des Verfassers nachweist, einzelnes, was fertig ist und ein unabhängiges Urtheil gestattet, uns in seinem Werth oder Unwerth vor Augen stellt, und die kühnern Schlußfolgerungen auf den Fortgang und die Bedeutung des Ganzen, welche ex ungue leonem erkennen wollen, nur mit den erforderlichen

*) Vgl. die Besprechung über den ersten und zweiten Band in S. 51 d. Bl. f. 1858. D. Red.

Einschränkungen und maßvoller Selbstbescheidung vorträgt. Um so auffallender sind die heftigen und uneingeschränkten Verdammungsurtheile, welche nach dem Erscheinen der ersten Bände bereits das ganze Werk als verfehlt hinstellen. Die Kritik der „Grenzboten" haben wir bereits früher erwähnt. Sie steht noch immer bei dem ersten Bande, aus welchem sie, zu ihrer Rechtfertigung in dem Berichtigungsstreite, ein ganzes Kapitel abdruckte. Diese Scene zwischen Klingsohr und Lucinde beweist nun sonnenklar, daß der ganze Roman nichts taugt.

Ein anderer Gegner aber, Alexander Alt*), spricht sich fast in gleicher Weise verdammend über das Werk aus, obgleich er weit davon entfernt ist, den Verfasser in eine Linie mit Kotzebue zu stellen, sondern Gutzkow's geistige Bedeutung bereitwillig anerkennt. Doch entspricht der Ton seiner Kritik keineswegs dieser Anerkennung, sondern der Autor wird in einer Weise heruntergekanzelt, als ob er sich mit dem „Zauberer von Rom" die ersten literarischen Sporen verdienen wollte. Eine tiefer in die Intentionen des Dichters eingehende Kritik wird ersetzt durch den Nachweis einzelner schiefer Bilder und Wendungen oder unklarer Perioden: Versehen, die theils nicht als solche zu betrachten, theils bei einem so umfangreichen Werke leicht zu entschuldigen sind. Jedenfalls nehmen wir aber auch bei diesem strengen Kritiker Act von der Erklärung, daß sich in diesem Roman ein socialer Hintergrund zeigt, der ihn lebensfähig machen „könnte" und citiren noch folgende Stelle der Kritik:

Dagegen muß man Gutzkow zugestehen, daß die wenigen Stellen, die zur Tendenz des Werks in nächster Beziehung stehen und den confessionellen Charakter der handelnden Personen bezeichnen, sehr geistvoll gemacht sind und zu den Oasen in der Wüste dieser drei Bände gehören. So namentlich die Rede des Paters Sebastus im zweiten, die Audienz beim Kirchenfürsten im dritten Bande. Hier gelangt das publicistische Talent des Autors zur Geltung und zeigt, in welcher Sphäre er wirken könnte.

So eingeschränkt und kurz gefaßt das hier gespendete Lob ist, so wird doch dem Autor damit eingeräumt, daß diejenigen Theile seines Werks, auf denen der geistige Accent liegt, trefflich gearbeitet seien. Daß Gutzkow's Talent mit den geistigen Aufgaben und Perspectiven wächst und mit vollerm Lichte dort erscheint, wo ein Inhalt von größerer Bedeutsamkeit es verlangt, das ist kein geringes Lob und mag gegen den Tadel mistrauisch machen, den der Kritiker im übrigen so reichlich über das Werk ausgießt. Dieser Tadel läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß es Hrn. Alexander Alt gelangweilt hat. Das ist aber ein sehr zweifelhafter Maßstab! Die Genußfähigkeit der Menschen ist sehr verschieden, ja sie wechselt bei demselben Leser. Dieselben Kapitel kommen uns sehr langweilig vor, wenn wir sie bei Zahnschmerz oder Migräne lesen, sehr unterhaltend, wenn wir sie in rosenfarbener Stimmung durchfliegen. Ein einziger Leser, welchen das Werk amusirt hat, schnellt eine kritische Wagschale dieser Art wieder ganz in die Höhe.

*) „Briefe über Gutzkow's «Zauberer von Rom»" (Prag, Bellmann, 1859).

Im dritten Bande tritt die Heldin der beiden ersten, Lucinde, mehr in den Hintergrund. Dagegen entfaltet sich das sociale Leben der guten Stadt Köln bis hinauf zu seiner Spitze, dem Kirchenfürsten, in seiner ganzen Breite vor unsern Augen. Die Bude des jüdischen Trödlers, der Salon des jüdischen Bankiers werden uns ebenso vorgeführt, wie das Leben in einem katholischen Mädchenpensionat und die Empfangsscenen in den Gemächern des Erzbischofs. Durch die Ermordung jener gespenstigen Alten, der Frau von Buschbeck, kommt ein neuer Incidenzfall in die Handlung, wird ein neuer Faden in ihr Gewebe geschlungen. Das Hauptinteresse des Bandes concentrirt sich aber um Bonaventura und Pater Sebastus, diesen zwei so scharf contrastirenden Vertretern des katholischen Priester- und Mönchthums. Bonaventura ist nach Köln zu einer Audienz bei dem Kirchenfürsten beschieden worden. Dieser ist unpäßlich und vertagt die Audienz. Inzwischen soll auf seinen Wunsch Bonaventura sich die kirchlichen Einrichtungen der Stadt in Begleitung des Paters Sebastus ansehen, der von seinem Provinzial die Erlaubniß hat, eine Zeit lang außer Clausur zu leben. Die Kunst des Verfassers Charaktere zu entwerfen, zeigt sich hier im günstigsten Licht. Von Bonaventura heißt es:

Er war keine zerflossene Natur von übermäßiger Milde; er konnte streng und in manchem vielleicht zu entschieden sein. Aber immer umgab ihn eine gewisse Vornehmheit, eine edle, ja adeliche Besonderheit. Der längliche Schnitt seines Antlitzes, die braunen Augen in dunkelschattigen Höhlen, die Feinheit derjenigen Organe, die die Kennzeichen einer höhern geistigen Natur tragen, Mund, Nase, weiße längliche Hände, alles das bildete seine Erscheinung. Dazu kam der schlanke Wuchs, das schwarze Haar, dessen Tonsur nur wie die natürliche Folge der Anstrengung des Denkers aussah und vollkommen mit dem lichten Haarwuchse an den Schläfen und Stirnecken zusammenzugehören schien. Beseelt war all dies Aeußerliche von einer weichen, in der mittlern Tonlage sich haltenden und zur Höhe und Tiefe gleich klangvoll sich erhebenden und senkenden Stimme.

Der Vater Sebastus dagegen, jener Convertit Klingsohr, dessen romantische Antecedentien mit Lucinden den „Grenzboten" ein Stein des Anstoßes waren, wird uns in folgender Weise geschildert:

Ein Franciscaner trat herein, blaß, lang, hager, Kopf, Hals, nackt an den nur durch Sandalen geschützten Füßen, das Haupt geschoren, der Blick eine Weile scharf, dann sogleich unstet, wie auch das ganze Wesen erst eine kurze elastische Spannung hat, dann sogleich sich wie träumerisch nachlässig gleichsam gehen ließ. Der Kopf war scharf geschnitten und sah im Profil eher chinesisch aus als germanisch. Beim Sprechen öffneten sich kaum die Lippen, die Worte kamen flüsternd zu Gehör, aber mit außerordentlicher Bestimmtheit und Sicherheit.

Sehr pikant ist die Schilderung des Kirchenfürsten selbst:

Graf Truchseß war ein Angehöriger jenes Adels auf dem rechtseitigen Ufer, den man einen Bauernadel nennen möchte. Wenn er nicht in pontificalibus sich zeigte, trug er grobe Stiefeln mit starken Absätzen, waschlederne Handschuhe, die ein halbes Jahr lang vorhalten mußten, eine hoch hinaufgehende grobe Tuchweste mit großen Knöpfen, einen Hut, der nur deshalb nicht zu sehr abgegriffen war, weil er beim Spazierengehen um die Alleen der Stadt und am Ufer des Stroms niemand mit ihm grüßen

sondern kurzweg nur nickte. Seine Wäsche war von Hausleinen und nicht besonders reinlich, denn er rauchte und schnupfte. Er schnupfte nicht etwa wie ein Abbé mit zierlicher Fingerhaltung, er schnupfte wie ein ungeduldiger Advocat, der seinen Eifer zu Worte zu kommen durch ein häufiges Handhaben seiner goldenen Dose unterdrücken muß, nur daß der Graf eine gewöhnliche Holzdose führte, ganz wie ein alter Waldhüter, der sich aus Landlichen duftenden Buchenblättern seinen eigenen Lotzbeck schneidet. Des Grafen Mittagsmahl bestand aus Linsen, Bohnen, Erbsen, gelben Rüben; seine Erholung war das Billardspiel. Denke man sich dazu seine starknochigen Züge, diese hellblauen, tiefliegenden Augen, dies jetzt noch gelblich rothe, bei 55 Jahren nirgends gebleichte Haar, diese markigen Schultern auf einer ebenso lang hagern, wie wieder doch stämmigen Gestalt, dieses wuchtige Auftreten, diese kurze, befehlende Sprechweise aus einem an sich wohlgeformten Munde, dessen Lippen aber nie in unbedachter Ruhe, sondern immer wie ein Geheimniß bewahrend fest zusammengepreßt lagen. Die Farbe des Antlitzes war fast grau, konnte aber bei der geringsten Erregung sich röthen bis in die Zipfel des Ohrs. Das Geistliche am Grafen war nur in dem schwarzen langen Oberrock, in der von einem Sammtkäppchen bedeckten Tonsur und in einem gewissen Etwas an Unstetigkeit und allzu sichtlich beherrschter Reserve, diesem allgemeinen katholischen Priestertypus mangelnder Ruhe und Sorglosigkeit, einem Typus, den auch Graf Truchseß, ein so guter Charakter er sonst war, nie ganz hatte überwinden können.

Ebenso geistreich wie die Schilderung dieser Persönlichkeiten ist die Art und Weise ihres Verkehrs dargestellt. Die Kirchenwanderung von Bonaventura und Langohr fesselt durch Anschaulichkeit und durch einen Reichthum von Reflexionen, welche den Kern des Katholicismus und besonders seinen innigen Zusammenhang mit den Vorgängen des menschlichen Lebens treffen. So sagt Bonaventura:

Sehen Sie denn aber nicht in einer dieser Kirchen die beiden Engel da am Altare? Ist das nicht so schön in unserer Kirche, daß Sie, wenn Sie in unsere Gotteshäuser treten, immer finden werden, daß etwas in ihnen vorgeht? Ist es auch nur eine einzige Seele, die irgendwo in einem Stuhl kniet und gegen die Dunkelheit des Gebäudes, gegen die Macht der Wölbungen und Säulen mit ihrem armen schwachen Aufseufzen wie ein Sandkorn am Meer verschwindet, doch belebt es einen ganzen Bau! Wo brennen auch nur zwei kleine Kerzen an einem irgendwo versteckten Seitenaltar, immer sagt das, es ist da irgendein Gebet im Werke, eins das schon gehalten worden ist, oder eins das erst gehalten werden soll; irgendeine Seele, die vielleicht in weiter Ferne auf dem Krankenlager liegt, hat diese Lichter anzünden lassen und bald wird ein Priester nur mit einem einzigen Ministranten kommen und, ohne Rücksicht auf Zuhörer, unhörbar leise und still hinmurmelnd die Messe lesen. Dann wieder findet man an einem Tage, wo alles werkthätig in der Stadt und in den Gemüthern hergeht, doch in der Kirche den Hochaltar geschmückt, Blumen liegen an seinen Stufen, das Wort des Priesters schallt fast wie ein einsames Selbstgespräch und kaum hörbar über die Brüstung des Chors hinaus; ein Erinnerungstag ist an einen Heiligen, irgendein Vorgang aus der Geschichte der Kirche wird gefeiert, ohne Geräusch, ohne allgemein verständlichen Ausdruck; nur einzelne Seelen, die gerade diesen Heiligen zu ihrem Schutzpatron wählten, sind gleichsam mit in die Fülle Geheimniß gezogen und geben dies einfach zu erkennen durch ihre Spenden, durch ihre Anwesenheit in den Kirchenstühlen, durch das Nachlesen in ihren Brevieren.

Wir könnten aus dem dritten und vierten Bande eine reiche Blütenlese von solchen Bemerkungen zusammenstellen, die sich nicht wie überflüssige Arabesken um den Rahmen des Gemäldes schlingen, sondern mit tiefsinnigen Zeichen in den Kern des ganzen Werks gegraben sind.

Den Mittelpunkt der „geistlichen" Scenen des dritten Bandes, wo die drei geschilderten Priestercharaktere in dramatische Berührung kommen, bildet die Audienz des Pater Bonaventura bei dem Kirchenfürsten. Wir betrachten mit ihm die Corridore, die Wohnzimmer, das Generalvicariat; wir harren mit ihm und sehen die Aus- und Eintretenden, den Regens des Seminars, die Professoren der Universität und den mit Orden bedeckten Präsidenten, der dem Kirchenfürsten ein königliches Schreiben überbringt. Endlich wird Bonaventura vorgelassen, ein an bedeutsamen Anregungen reiches Gespräch entspinnt sich zwischen den beiden, welches zuletzt in ein merkwürdiges Glaubensexercitium übergeht. Bonaventura muß hinter einen Vorhang treten, um der geistlichen Procedur ungesehen beizuwohnen, welche der Kirchenfürst mit dem zu ihm beschiedenen Pater Sebastus vornimmt. Diese Procedur besteht in einem tief in die Heiligthümer des Gewissens eingreifenden Inquisitionsverfahren, das in seiner Durchführung den Inquisiten mit schweren geistigen Folterqualen peinigt. Der Mönch muß nicht nur selbst ein Schreiben seines frühern Provinzials vorlesen, welches dieser dem Kirchenfürsten eingeschickt, und in welchem er als geistlicher Aufseher über den ganzen Charakter, das innere Wesen und Leben seines Schutzbefohlenen einen Bericht erstattet, der sich mit schmerzlicher Sonde in die geheimsten und verletzlichsten Stellen seines Gemüths hineinwühlt, er muß auch ein Verhör vor seinem geistlichen Obern bestehen, der ihn nach seinem neulichen, sorgfältig überwachten Ausgang, seiner Verkleidung im Trödelladen des Seligmann, seinem Besuch im Theater und im Hotel Zum goldenen Lamm befragt; er muß sich eine strenge Buße und Strafe auferlegen lassen und besonders verpflichten, im Umgange mit Bonaventura nie selbst das Wort zu ergreifen, in seiner Rede nie über ja und nein hinauszugehen. Der Bischof sagt:

Denn warum verhäng' ich gerade Ihnen diese Strafe? Weil Ihre größte Aufgabe die sein soll, den Drang zu tödten Ihrer geisthaschenden Mittheilung! Absterben muß Ihre Neigung, durch Ihre Vergangenheit Ihre Gegenwart Lügen strafen oder über Ihr Kleid hinaus sich noch immer verklären zu wollen. Durch Ihren Geist, Ihre Kenntnisse wollen Sie das Vorurtheil Ihres Standes widerlegen. Aber wenn Sie das Gelübde der Armuth ablegten, stand an der Spitze der Entbehrungen, die Sie sich vorzuschreiben hatten, die Armuth am Geiste! Diese bekennen Sie und dann wird Ihr Sinn sich läutern! Nichts hat die Verführung zum Laster mehr im Gefolge, als jene Gedanken, die schimmernde Ausdrücke suchen, jener Reiz, der Sie verführt, sich in der Vielseitigkeit Ihrer Auffassungen, in der Fülle von Gesichtspunkten, auf dem schwindelnden Wege der Contraste und Paradoxen zu ergehen.

Dann tritt, um die Scham des Mönchs und die Härte seiner Dressur zu erhöhen, der bisher unsichtbare Zeuge Bonaventura vor, der ebenfalls in den Ernst des geistlichen Lebens und in die wahre kirchliche Schule eingeführt und vor den Gefahren — des Geistes gewarnt werden soll. Es liegt in diesen Scenen etwas vom herben Beigeschmack des „Miserere" und der Selbstgeißelung,

die nur auf das Gebiet des Geiſtes übertragen iſt. Doch auch die Macht einer Kirche, welche die ganze innere Welt des Menſchen, ſein Gemüth und Gewiſſen, alles, was eine terra incognita für das profanum vulgus iſt, ſo ausſpionirt, beherrſcht und bändigt, tritt uns mit überzeugender Klarheit entgegen.

Wir finden in dieſen Scenen den Kern des dritten Bandes, um welchen alles Uebrige in meiſt humoriſtiſcher Kryſtalliſirung anſchießt. Nur die Entführung der Armgart durch Benno aus dem klöſterlichen Penſionat nimmt eine über das Genrebildliche hinausgehende Bedeutung in Anſpruch. Man mag mit dem Dichter rechten, daß er uns auf einen etwas bunten Markt des Lebens führt und mit Vorliebe bei der Ausmalung des einzelnen verweilt; doch wir erinnern uns zur rechten Zeit der Jahrmärkte an den hohen Feſttagen des Katholicismus mit ihren bunten Wachskerzen und Wachsbildern, ihren eßbaren Herzen und nachgemachten Reliquien, ihren Mordgeſchichten, die von der bemalten Leinwand herab zu uns ſprechen. Ein ähnlicher bunter Markt des Volkslebens ſtößt an die hohen Dome der katholiſchen Andacht: da fehlt nicht der Wachskerzenmann Schnuphaſe mit ſeinen Töchtern, nicht das fromme Treudchen Leu, welches der Madame Delring bei ihrer Hausandacht hilft, da ſchließt ſich ſelbſt das Paſſionsſchauſpiel eines modernen Komödiantenlebens, wie es Madame Serlo führt, nicht unpaſſend an, und der juriſtiſche Famulus Hammaker mit ſeinen Strangulirungsverſuchen und der blutigen Mordthat blickt uns geſpenſtig an wie von dem wandernden Leinwandbilde! Eine grelle bunte Welt, über welcher die Glocken des hohen Doms ihre verſöhnenden Klänge ertönen laſſen. Bei dieſer Genremalerei mag man zugeben, daß ſie dem Autor nicht ſo leicht in humoriſtiſchen Fluß kommt, wie etwa bei Dickens, daß dieſe Geſtalten nicht ſo elaſtiſch dehnbar, nicht ſo graziös hin- und hergeſchnellt ſind; aber man bedenke, es iſt ein ſchwereres Material, aus dem ſie gearbeitet worden; ſie haben alle ein größeres geiſtiges Gewicht. Auch wenn uns Gutzkow in die Trödelbude eines jüdiſchen Händlers führt, wo Dickens und ſeine Nachahmer ſich begnügt haben würden, den bunten Trödel in humoriſtiſchen Zwiegeſprächen zwiſchen Jacke und Hoſen darzuſtellen, belebt er ſie durch eine Geſtalt, wie die „Spinoziſtin" Veilchen Seligmann! Iſt das nicht auch Lebenswahrheit? Oder ſoll man die Menſchen nur darſtellen ohne den geiſtigen Horizont, den jeder mit ſich herumträgt, ohne die „innere Laterne", die oft dort recht hell brennt, wo keine Spur des äußern Glanzes zu ſehen? Nicht minder treffend ſind die Salonbilder des Judenthums, in denen Gutzkow als jüdiſcher Wateau auftritt. In die Pracht der haute-finance, wie ſie die Fuld'ſche Villa zur Schau trägt, in den Rahmen dieſer jüdiſchen Schöngeiſtigkeit paßt auch das Bild des Muſikfreundes Löb Seligmann, wenn er auch hier nur below stairs heimiſch iſt. Dies Salonleben iſt mit dem geiſtigen Arom durchdrungen, welches jenen Kreiſen eigenthümlich iſt, und gerade hierin zeigt ſich bei Gutzkow eine Feinheit der Auffaſſung und Darſtellung, wie ſie bei den Nachahmern des Dickens'ſchen Humors, deſſen Berechtigung nach einer andern Seite hin liegt, in den Tiefen des Gemüthslebens nicht zu finden iſt.

Dagegen können wir unſern Autor nicht ganz von einer Beſchuldigung ſeiner Gegner freiſprechen. Die unnehmend weite Anlage des umfangreichen Romans bringt es mit ſich, daß außer den Geſtalten, welche über ſeine Schwelle getreten ſind, noch eine große Zahl gleichſam über dieſelbe blickt, deren Stunde noch nicht geſchlagen hat. Dennoch ſind bereits Zuſammenhänge vorhanden, welche in die gegenwärtige Handlung eingreifen, Beziehungen, welche die künftige vorbereiten. Hierzu gehören die weſtfäliſchen Familienverhältniſſe, auf welche allerdings faſt alle Fäden zurückweiſen, die aber unleugbar in confeſſioneller und juriſtiſcher Beziehung ſehr verwickelt ſind. So oft der Dichter nun in dieſe Welt der noch ungeborenen Geſchicke hineingreift und uns ihre Vorausſetzungen klar machen will, ſo weht uns ein etwas froſtiger juriſtiſcher Hauch entgegen, und es bedarf einer Anſtrengung, die außerhalb der äſthetiſchen Sphäre liegt, in den Schubläden unſers Gehirns das alles zurechtzulegen. Der Mangel an Intereſſe, den die Darſtellungsweiſe des Autors mit ſich bringt, beſtraft ſich aber dann, daß wir uns in die Actenfaſcikel dieſer weſtfäliſchen Civil- und Criminalproceßſachen, bei denen auch Fragen des kanoniſchen Rechts vorkommen, durchaus nicht vertiefen und daß der Dichter immer wieder von vorn damit anfangen muß, wie der Docent in einem zum Gähnen einpaukenden Repetitorium. Man merkt es dem Dichter an, er iſt ſelbſt für dieſe Verhältniſſe und Geſtalten noch nicht warm geworden. Er zeigt uns dieſe Orgelpfeifen und Regiſter; er berührt ſie hier und dort, aber noch werden die Blaſebälge nicht getreten, welche den töne- und lebenweckenden Hauch der Luft dem Rieſeninſtrumente zuführen.

Was nun die Scenen im Penſionat betrifft, ſo geht dabei viel echt idylliſch Anziehendes und maleriſch Lebendiges Hand in Hand mit einer durch keinen Humor verklärten realiſtiſchen Breite. Wie von Rheinduft durchzogen, von Rheinduft durchweht gaukeln einzelne der Bilder an uns vorüber; die Liebesſcenen zwiſchen Armgart und Benno ſind zum Theil von echter Heiterkeit und Friſche. Dann aber ſtört uns eine oder die andere forcirte Wendung, und die Erzählung der Entführung ſelbſt hat etwas Haſtiges und Bizarres, wenig Anmuthendes in den Einzelheiten. Durch die Art und Weiſe, wie ſie der Autor ins Werk ſetzen läßt, verliert ſie allen poetiſchen Hauch, an deſſen Stelle eine Art von „Lavendenarom" tritt. Das Zuviel, die Ueberladung mit humoriſtiſch ſein ſollenden Intermezzos ſchadet hier der einfachen Wirkung. Die anmuthige Roſe von Nonnenwerth wird hier nicht mit nächtig erquickendem Liebesthau, ſondern mit den brennenden Tropfen aus einer „Junggeſellenbowle" beſprengt. Mindeſtens hat dieſe abenteuerliche erregte Nachtfahrt auf uns einen ſolchen Eindruck hervorgebracht.

Auch die Glanzstellen des vierten Bandes, dessen ganze zweite Hälfte vortrefflich ist, sind wieder diejenigen, welche zur Grundidee des ganzen Werks in innigster Beziehung stehen und uns eine ganze Seite des Katholicismus, eine seiner am tiefsten gehenden Lebensadern vorführen. Es ist das Wesen der Beichte, das Verhältniß zwischen Beichtkind und Beichtiger, der unendliche Reichthum von Lebensbeziehungen, der sich an diese Handlung knüpft, den Gedanken und Empfindungen, welche sie in einem edeln geistlichen Vertreter weckt, ja von romanhaften Fäden, die sich in den Beichtstuhl hinein- und heraus-schlingen, welches uns hier mit großer Kraft der Schilderung und Reflexion, mit gewaltiger Lebenswahrheit und geistiger Vertiefung vorgeführt wird.

Bei dieser Veranlassung tritt uns wieder die ganze Bedeutung des Gutzkow'schen Werks vor Augen. Es ist eine poetische Darstellung des Katholicismus, wie sie nur der modernen Poesie möglich ist, welche sich auf der geistigen Höhe zu halten weiß, die selbst einem so gewaltigen Stoffe gegenüber noch objectiv bleibt und für alle seine dichterisch zu verwerthenden Goldadern die feinste Spürkraft besitzt. Wie viel katholisirende Poesie hat die romantische Schule zu Tage gefördert, aber wie weit entfernt davon ist diese von einer Poesie des Katholicismus, welche die ganze Macht und Fülle seines weltgeschichtlichen und socialen Geistes darstellt! Legendenhafte Phantasterei, welche aus den Blüten der alten kirchlichen Ueberlieferungen ihren süßlichen Honig sog, ein Anflug von Stimmungen, die sich aus hohen Domgewölben niederschlugen oder wie verirrte Nachtfalter um die Altarkerzen kirchlicher Feierlichkeiten flatterten, eine trunkene Mystik, welche alle erdenklichen Ueberschwenglichkeiten der Empfindung, die sie ausbrütete, auf das Conto der Kirche setzte, im besten Falle eine lyrische Hymnik im Stile Gottfried's von Strasburg: das waren die poetischen Früchte, welche die romantische Poesie vom Baume des Katholicismus schüttelte! Wir sprechen natürlich nicht von einer Zeit, in welcher der katholische Glaube die ganze Weltanschauung der christlichen Welt bestimmte, nicht von den Dramen eines Calderon und der gigantischen Schöpfung eines Dante; denn damals waren selbst Politik und Philosophie in die Formen der Kirche gebannt. Wir sprechen vom Katholicismus unserer Zeit, von dem sich eine ganze Welt des Glaubens und Denkens losgelöst und in den hinein sich so viele auflösende Elemente aus dem feindlichen Heerlager schleichen. Dieser ist bisher blos in lyrische und phantastische, in ästhetisirende und kunstlerische Essenzen verflüchtigt worden. Gutzkow hat sich zum ersten male die große Aufgabe gestellt, ihn in seinem ganzen äußern Organismus, wie in seiner ganzen innern Ideenwelt, in seinen innern und äußern Kämpfen, in den tausend Schattirungen und Nuancen, die er durch die individuelle Beleuchtung des einzelnen Charakters erhält, in allen Stufen der Skepsis, welche die unvermeidliche Berührung mit dem modernen Geiste hervorbringt, in seiner Stellung zum Staate und in seinem Einfluß auf das gesellschaftliche Leben dichterisch darzustellen: eine Riesenaufgabe, welche weit über das Maß dessen hinausgeht, was bisher in Romanen geleistet worden, ohne deshalb den Genius des Romans zu verleugnen, den sie im Gegentheil in seinem tiefsten Wesen, in seiner vollsten culturhistorischen Bedeutung erfaßt; eine Aufgabe, welche zu ihrer vollständigen Lösung gleiche Meisterschaft in der Freskenmalerei welthistorischer Charaktere und Ideen, wie in der Genremalerei einzelner Erscheinungen des realen Lebens verlangt.

Einen gewichtigen Stein zum Aufbau des Ganzen hat Gutzkow nun in den Beichtscenen des vierten Bandes herbeigetragen. Ihr Held ist Bonaventura, der edle Priester, dessen katholische Ueberzeugung noch unerschüttert, dessen Glaube an die höchste Bedeutung der Beichte noch feststeht! Doch eine Reihe von Erfahrungen, die er im Beichtstuhle macht, beginnt diesen Grund der Ueberzeugung zu lockern, indem sich oft das reine menschliche Empfinden gegen die todte Form der Handlung, wie gegen die starre Satzung empört. In der Art und Weise, wie Gutzkow diese Bilder aus dem Beichtstuhle an uns vorüberführt, zeigt sich ebenso viel Reichthum der Erfindung, wie Feinheit der Dialektik.

Die erste Begegnung mit Lucinden, die sich schluchzend und von der Macht der Liebe bewältigt, aller Sünden zeiht und dann ohne Segen und Absolution von dannen geht, ist gleichsam eine Ouvertüre, deren leicht angekündigte Melodie erst im Finale der Beichtscenen zu voller Ausführung kommen wird.

Dann werden wir in das Gefängniß des Mörders Hammaker geführt und hören mit dem Priester seine Geständnisse. Geschickt sind in diese erregte Scene Fäden der Handlung verflochten, welche theils zurück, theils vorwärts in die Zukunft hinausreichen. Der mitcompromittirte Anwalt Rück, der Hammaker's Beichte belauscht, besucht den Pater dann selbst im Beichtstuhle und bekennt sich aller Leidenschaften, aller Laster der Erde schuldig.

Dann tritt die Frage der Ehescheidung mit ihren Glaubens- und Gewissensscrupeln in Gestalt der frühergrauten Monika von Ubbelohde, und die Frage der gemischten Ehen, vertreten durch die Frau Hendrika Delring an den Beichtiger heran. In der Art und Weise, wie die beiden Fälle dargestellt sind, ist eine Gewandtheit der Casuistik, welche beweist, wie Gutzkow sich in den feinsten Scholasticismus der kirchlichen Schriftsteller hineingelebt.

Dann erscheint als humoristisches Intermezzo Thiebold de Jonge, der in der letzten Zeit ein „completer Heide" geworden, mit wunderlich stilisirten „Gewissensscrupeln", indem es ihn treibt dem Domherrn ein Bekenntniß der gemeinsamen Liebe zu geben, die er und sein Freund Benno zu demselben Mädchen hegen, nebst den Unwahrheiten, deren er sich in Bezug auf dies Verhältniß schuldig gemacht. Dem durch die auferlegte Buße, die Wahrheit zu bekennen, angedonnerten Jüngling folgt eine Gelegenheitsmacherin, eine Art von kirchlicher Observatin, Frau Schummel, welche den Geistlichen in eine etwas derbe und unreine Lebenssphäre herabzieht; zuletzt ein Ver-

brecher, dessen Bekenntniß mit den persönlichsten Interessen des Beichtigers und mit dem Leichenraub in St.-Wolfgang im innigsten Zusammenhang steht.

Diese bunte Glasmalerei der Beichtscenen begleitet der Dichter stets mit dem Widerschein, den sie im Innern des Beichtigers hervorruft. Von der Reihe der Reflexionen, die der Dichter an diese Scenen und zwar meistens im Geiste seines Helden knüpft, theilen wir eine kleine Blumenlese mit (S. 108):

Gewiß wurde dieser Theil seiner Seelsorge für ihn der mühevollste, zehrend an seiner geistigen und physischen Kraft. Wie blickte er in die Tiefen der menschlichen Herzen! In Abgründe, vor denen ihn Schaudern ergriff! Wie nur allein die Frauen zu ihm redeten! Solche zumal, die fein in der Stola verborgenes Auge kaum sah, denen er aber schon am Rauschen ihrer Kleider anhörte, daß sie der vornehmen Welt angehörten! Der Duft, der ihrem Haar, ihren spitzenbesetzten Taschentüchern, die sie vor die Augen drückten, entströmte, verrieth ihren Stand. Manche dieser Frauen kannte er schon durch dieselbe Atmosphäre, dann denselben Ton des Vortrags, dieselben Vorwürfe, die sie sich machten, dieselben Allgemeinheiten, die er zurückzuweisen pflegte. Viele kamen nur um dagewesen zu sein. Wem er anhörte, daß sein Beichtbedürfniß nur eine phrasenhafte Aeußerlichkeit, ein Luxus der Gefühle war, den unterbrach er mit dem Worte der Schrift: „Die Lüge aber ist der Leute Verderben."

Das Schmerzlichste war freilich, das Uebel sehen und es doch trotz alles Vorbaus nicht im Keime ersticken zu können. Verbrechen hören und nicht anzeigen dürfen! Verbrecher hören und sie nicht einmal ansehen dürfen! Ihm war schon in St.-Wolfgang geschehen, daß ihm Bekenntnisse gemacht wurden von einem Knecht, der ihn selbst bestahl. Den Dieb durfte er nicht entlassen, weil jener daraus einen Mißbrauch des Beichtgeheimnisses hätte entnehmen können.

Nach Hammaker's Geständnissen und seinem Schweigen in Bezug auf die wichtigste Frage heißt es (S. 132):

Bonaventura mußte tief seufzend nachgeben. Er betete um die Gnade Gottes und entfernte sich in einem Zustande, wie ihn die Märchen erzählen von Hirten, die in eine Felsenspalte sahen, die Geister belauschten und für immer verstummten.

Bei Gelegenheit der „zweiten Ehe" heißt es (S. 139):

Diese zartesten Fragen des Beichtstuhls hatte er erst in seiner jetzigen Wirksamkeit kennen gelernt. Sie kamen auf dem Lande nicht vor. Es gaukelten wol zu allen Zeiten vor seinen Augen die hundert Fälle, die die Vorsicht der römischen Casuistik über die Thatsachen des Ehelebens oft mit einer Nacktheit und Natürlichkeit aufgezählt und niedergeschrieben hat, die nur aus Herzen kommen konnte, die sich zum Cölibat verpflichten. In allen diesen spanischen und italienischen Vorwegnahmen der durch die Liebe heraufbeschworenen Gewissensleiden ist jener wahren Empfindung wenig Rechnung getragen, die aus den reinsten Tiefen des Herzens stammt. Bonaventura las im Sanchez, im Bellarmin, im Lambertini die hundert Fälle, wo in der dort gebrauchten Sprache Cajus die Rosa liebt, Rosa den Titius, Thatsachen der Liebe, die das Licht des Tages scheut, nicht jener, die nicht erwidern will ohne das offene Bekenntniß ihrer Neigung vor der Welt; nicht jener, die der innern Heiligung des Menschen zum Segen werden kann und die die Kirche zum Fluche macht; nicht jener, die mit Verachtung solche Licenzen zurückweist, wie sie die Toleranz der Gewissensräthe anräth und nur mit Gebeten und Almosen gebüßt wissen will; nicht jener, die nach Neigung wählen und in der Freiheit, frühere Irrthümer zu berichtigen, vor gläubigen Seelen sogar durch das Beispiel der Patriarchenzeit geheiligt ist; nicht jener, die uns deshalb nur allein wahrhaft frei macht, weil sie die ewigen und unwiderleglichen Gesetze der Natur zu Gesetzen der Sitte, der Vernunft und des göttlichen Willens erhoben hat.

S. 149:

Ein großer Triumph des Beichtstuhls ist das Herantreten selbst des Höhergebildeten zum Ohr des Priesters. Größer aber noch möchte man den Triumph nennen, wenn sich ihm die männliche Jugend in jenem Alter naht, wo die Knabenvorurtheile abgestreift sind und sich sonst der keimende Stolz des Mannes schämt, sich noch an den Gängelbändern der ersten Erziehung zu zeigen. Ein junges Roß zerreißt alle Stränge, bricht alle Schranken, aber so halbwüchsige Jugendkraft im Beichtstuhl zu erblicken, selbst da sich demüthigend, selbst da sich unterwerfend, das ist eine Glorie der Kirche und des Familienlebens. Alle Abbildungen, die man von dem knieenden heiligen Aloysius von Gonzaga, einem frommen, offen gestanden etwas blöde zu geistlos blickenden Pagen am Hofe der bigoten Nachfolger Philipp's II. sieht, bezwecken es, die Liebenswürdigkeit einer ganz noch in Knabengewohnheit sich haltenden Kirchlichkeit auch dem reifsten Jünglingsalter einzuprägen.

Wir könnten diese Anthologie noch weiter fortsetzen; denn die Fülle geistvoller Reflexionen, die nicht immer klar zu Tage liegen, sondern sich oft wie köstliche Früchte unter den Ranken der Schilderung und des Dialogs verstecken, gehört mit zu den Vorzügen des Gutzkow'schen Romans.

Die letzte Beichtscene zwischen Lucinde und Bonaventura, in welcher die unerwiderte Liebe unserer Heldin eine ganze Scala von Tönen anschlägt, eine Scene von großer dramatischer Bewegtheit, vollendet eigentlich erst den Cyklus der Beichtbilder. Hier in der häuslichen Wohnung des Priesters entfaltet sich, nach der kirchlichen Handlung, die menschliche Leidenschaft zu vollster Blüte. Die Verzweiflung unglücklicher Liebe, der kecke Hohn, in den sie ausbricht, die Drohung, die sich auf den Besitz wichtigster Lebensgeheimnisse stützt, das Zusammenbrechen Lucindens vor innerm Kampf, ihr plötzliches Verschwinden: das ist alles sehr lebendig und erregend geschildert, und auch das Naturleben spielt in einer der Stimmung angemessenen Weise hinein, vom Epheu, den Lucindens Hand zerpflückt, bis zu den wehmüthigen Lichtern der Abendsonne! Schon früher hat Lucinde in einer Verkleidung den Vater Sebastus, den Mönch Klingsohr, im Profoshaus besucht, wohin ihn das Gebot des Kirchenfürsten berief. Der Autor gibt uns hier ein neues katholisches Lebensbild aus der Welt der Buße, und zugleich in den unterirdischen Gängen, durch welche die überraschte Lucinde unter Bickert's Schutz entflieht, einen neuen Faden für das Labyrinth der romanhaften Verwickelungen.

Ohne Zweifel wird man wieder an diesen Aeußerlichkeiten, an dieser Aufdringlichkeit Lucindens, diesem „unweiblichen Wesen" Anstoß nehmen. Man vergißt, daß der Dichter weit davon entfernt ist, ein Ideal von Weiblichkeit in Lucinden darzustellen, daß er im Gegentheil, wenn sich jetzt seine Intentionen erkennen lassen, eine Art Mephistophele, eine Tochter Lucifer's, schildert, welche in den Heiligthümern der Kirche hin- und herirrlichtelirt, bald hier bald dort als Versucherin erscheint, durch die große Leidenschaft aber, die sie selbst verzehrt, uns ein menschliches Interesse einflößt. Erst nach Abschluß des Romans wird sich zeigen, ob die Bedeutung, welche diese Gestalt in dem Zusammenhang des Ganzen einnimmt, das

Absenderliche und Verletzende ihres Auftretens rechtfertigt und besonders, ob ihr in andern Frauengestalten, welche das ewig Weibliche würdig vertreten, ein entsprechendes Gegengewicht gegeben wird. Bisjetzt erscheint die naive Armgart nicht bedeutend genug; die somnambule Paula nur in der Ferne und Monika, die kleine schöne Frau mit den silbernen Locken —

Sie ist die Heldin der ersten Kapitel des vierten Bandes, die uns wieder eine vielumfassende Vorgeschichte geben. Wir erfahren, daß ein Herr von Terschka Monika liebt, eine Beziehung, in welcher der Dichter eine neue Masche am Netze der katholischen Eheverhältnisse strickt und die Frage der Ehescheidung und der zweiten Ehe auf das Tapet bringt. Dann aber werden wir in die Verhältnisse des Grafen und der Gräfin von Salem-Camphausen eingeweiht, auf ihre Besitzungen im Piemontesischen, auf ihre Aussichten im Westfälischen hingewiesen: Stellen, die nicht ganz frei sind von jenem westfälischen Höhenrauch, den gerade die allzu große juristische Trockenheit und Klarheit hervorruft, deren sich Gutzkow bei diesen Auseinandersetzungen befleißigt. Im jungen Grafen Hugo, in Walter von Terschka, in dem schwarzbraunen Mädchen Angiolina, die Graf Hugo bei einer Kunstreitergesellschaft hatte kennen lernen und in Wien erziehen lassen, tauschen neue Gestalten gleichsam an den Pforten des Romans, um in spätern Kapiteln einzutreten. Doch vermissen wir zum Theil bei diesen Erzählungen das, was wir das richtige Tempo des Romans nennen möchten. Es ist nicht gleichgültig, an welcher Stelle uns der Romandichter dies oder jenes erzählt. Der Boden muß schön gelockert sein, ehe der Same ihm anvertraut wird. Wir müssen uns schon in einer gewissen Spannung auf die Geschicke befinden, die uns der Autor erzählt; dann ahnen wir sie begierig auf und prägen sie uns ein, selbst wo ihre Fäden verwickelt sind. Ist dies nicht der Fall, so bedarf der Romandichter eines doppelten Talents, um den Unwillen zu besiegen, den wir seiner Zumuthung, immer wieder von vorn anzufangen, immer wieder mit fremden Personen neue Bekanntschaften anzuknüpfen und ihr aufgehäuftes biographisches Material uns anzueignen, entgegenbringen. Gutzkow mag vielleicht das verschmähen, was er „kleinliche Kunstgriffe" nennt, und mag diese kleinen Strebepfeiler für den großartigen architektonischen Gedankenbau seines Werks entbehrlich finden. Doch gerade durch läuft der fruchtbare Boden seines Romans Gefahr, hier und dort episch zu versanden, und wenn auch der Leser nicht schläft, der Leser glaubt doch, daß er schläft, der Leser, der nun einmal wie ein türkischer Sultan von einer Scheherazade unterhalten sein will.

Sehr belustigend dagegen ist die Assemblée des Piter Mendoyk, der sich einmal das stolze Gefühl geben will, ein Fest zu veranstalten, von dem die Kunde von Mund zu Mund geht. Großartig sind die Vorbereitungen zum Feste; das Auge des Herrn weilt überall; aber dieser Repräsentant des katholischen „Soll und Haben" übernimmt sich bei dem Weinkosten, berauscht sich, schläft ein und verschläft die ganze Herrlichkeit! Wenn auch vielleicht nicht sorgsam genug motivirt, so ist das ganze komische Intermezzo doch mit großer Lebendigkeit dargestellt. Ueberhaupt ist diese geistsprühende Lebendigkeit der Grundcharakter der Darstellung, welche von Haus aus eine unruhigere und bewegtere Färbung hat, als dies in den „Rittern vom Geiste" der Fall war. Hin und wieder, wie in der Schilderung der Armgart'schen Entführung, nimmt diese Lebendigkeit wol einen krampfhaft verzwickten Charakter an, indem sie dort zur Manier wird, wo sie nicht aus frischer geistiger Bewegtheit quillt, sondern nur äußerlich festgehalten wird; hin und wieder wird sie wol vom trockenen Ton unterbrochen, dessen der Autor glücklicherweise bald wieder satt ist; hier und dort leidet der Stil durch Sprünge und Gewaltthätigkeiten, durch Gedankenhäufungen oder Gedankenabbreviaturen. Doch im ganzen ist es der Wellenschlag des bewegten Lebens und seines Gestaltenwechsels, der in dieser Darstellungsweise zum Ausdruck kommt, die sich als passende Einkleidung für ein großartig entworfenes Werk erweist, welches als bedeutendes Culturgemälde fast alle Lebenskreise umfaßt bis hinauf zu den Höhen des weltgeschichtlichen Gedankens.

Rudolf Gottschall.

Die Chemie, Physik und Geologie der Gegenwart.

Scheedler, Studer, Harting.

1. Die Chemie der Gegenwart in ihren Grundzügen und Beziehungen zu Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Ackerbau, Schule und Leben. Für Gebildete aller Stände dargestellt von Friedrich Schoedler. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Dritte, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Dies Werk hat sich rasch einen großen Kreis von Anhängern und Verehrern erworben. Sein gediegener innerer Werth ist gleich bei seinem ersten Erscheinen richtig erkannt und gewürdigt worden. Es ist nicht immer das Schicksal guter Bücher, daß sie Glück in der Welt machen. Wenn nun das vorliegende eine allgemeine günstige Aufnahme gefunden hat, so können wir uns um so mehr darüber freuen, als dasselbe bei seinem Auftreten nur Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit an den Tag legte.

Für die Leser, welche das Buch noch nicht kennen sollten, sei ganz kurz bemerkt, daß dasselbe den gebildeten Nichtchemiker über die in unserer Zeit so einflußreich gewordene Chemie zu belehren strebt, daß es die Wissenschaft in ihren Grundzügen selbst gibt, dann aber auch die Geschichte ihrer Entwickelung und die praktischen Beziehungen zur Kunst und zum Gewerbeleben in ein klares Licht stellt. Es redet eine einfache, leicht verständliche Sprache, weiß überall das Interesse für die Sache zu erwecken und besonders die Punkte hervorzuheben, welche epochemachend sind für die Wissenschaft und für das Leben. Den angehenden Chemikern ist das Buch ein vortrefflicher, zuverlässiger Wegweiser, dem Oekonomen und Forstmann, dem Fabrikanten und Gewerbsmann ist es ein Rath, Einsicht und Bildung gebender Freund, und für alle, welche das Geschäftsleben des Volks zu überwachen und zu heben berufen sind, gibt es beherzigenswerthe Winke und Fingerzeige.

Diese neue Auflage stellt sich ihren Vorgängern würdig zur Seite. Sie ist ihrem ursprünglichen Plane durchaus getreu geblieben und hat nur zugefügt und erweitert, wo es der Fortschritt der Wissenschaft nothwendig gemacht hat. Der Verfasser hat mit Fleiß und treuer Liebe zur Sache Hand an die neue

Durcharbeitung gelegt. Ganz vorzugsweise iſt dies aber rühmend anzuerkennen in der Abtheilung, welche der organiſchen Chemie gewidmet iſt, und welche Auskunft darüber zu geben hat, was die Chemie der Landwirthſchaft geworden iſt, wieviel ſie auf dieſem Gebiete ſchon geleiſtet hat und zu leiſten verſpricht. Das Werk iſt übrigens weit davon entfernt, mit neuen Theorien vorzutreten oder abſprechend und einſeitig Partei zu nehmen, im Gegentheil zielt des Verfaſſers ganzes Streben nur dahin, der Wiſſenſchaft ihr Recht zu geben, wo ſie auf dem vernünftigen Boden der Erfahrung ruht. Und in dieſer Hinſicht zeichnet ſich das Buch ſehr vortheilhaft vor vielen ſeiner Strebgenoſſen aus. So plan, ſo klar und ſicher, ſo friedlich ſtill findet man dieſen Gegenſtand faſt nirgends beſprochen. Wir machen unſere Leſer ganz vorzugsweiſe hierauf aufmerkſam und können es uns nicht verſagen, die Beſprechung beſonders auf dieſen Punkt zu concentriren.

Bei der Umſchau in der Anwendung der Chemie auf das praktiſche Leben kommt der Verfaſſer zu der Ueberzeugung, daß ſich keine menſchliche Beſchäftigung ſo lange aller theoretiſchen Auffaſſung, aller wiſſenſchaftlichen Unterſtützung entzogen habe als die Landwirthſchaft, und daß man es als einen hohen Triumph der Chemie der Gegenwart betrachten müſſe, wenn dieſelbe ſchon ſeit einigen Jahren einen bildenden Einfluß auf die Unbezähmte auszuüben gelernt habe. Die chemiſche Analyſe, die Wage und das Mikroſkop bezeichneten den Wendepunkt in der Agriculturgeſchichte. Die Chemie mache ſich Hoffnung, die wichtigſten Bedingungen des Pflanzenlebens aufzuklären; es ſei ihr in dieſem Streben ſchon vieles geglückt, indeß bliebe der Zukunft noch viel mehr zu leiſten vorbehalten. Man wiſſe jetzt, daß die Pflanze keine Stoffe erzeugen, ſondern dieſelben nur umbilden könne, daß alle beim Verbrennen flüchtig werdenden Beſtandtheile der Pflanzen aus der Luft und alle unverbrennlichen Beſtandtheile aus dem Boden aufgenommen ſein können. Das iſt vorſichtig und der empiriſchen Induction genau entſprechend ausgedrückt.

Ueber das Weſen und die Bedeutung des Humus redet das Buch ebenſo ſorgfältig abwägend. „Der Humus", ſagt daſſelbe, „iſt allerdings direct kein Nahrungsmittel der Pflanzen, indirect kann er jedoch höchſt förderlich auf dieſelben einwirken, indem hierbei nicht allein chemiſche, ſondern auch phyſikaliſche Verhältniſſe ins Spiel kommen, die für das Gedeihen der Pflanze von höchſter Wichtigkeit ſind. Er iſt eine im hohen Grade hygroſkopiſche Subſtanz, d. h. er zieht Waſſer mit Begierde an und hält es zurück. In dieſer waſſerhaltenden Eigenſchaft ſteht er dem Thon am nächſten und übertrifft dagegen alle übrigen Bodenarten. Hieraus läßt ſich ſchon eine günſtige Wirkung deſſelben erklären, da Feuchtigkeit ein für die Pflanzenentwickelung ſo wichtiges Moment iſt. Allein gleich allen kohlenartigen Körpern hat er in hohem Grade auch das Vermögen, Gasarten, wie z. B. Kohlenſäure und Ammoniak, aus der Atmoſphäre aufzuſaugen; und da der Humus in fortwährender Zerſetzung begriffen iſt, und Kohlenſäure entwickelt, ſo befindet ſich die in demſelben verbreitete Wurzelfaſer in einem Magazin, das ihr jederzeit im Ueberfluß nicht nur Waſſer, ſondern auch Kohlenſäure und Ammoniak zu bieten vermag, jene Körper alſo, aus welchen die Pflanze ihre verbrennlichen Beſtandtheile, den Kohlenſtoff, Sauerſtoff, Waſſerſtoff und Stickſtoff hernimmt." Auf ähnliche Weiſe wird auch auf den Wärmeeinfluß des Humus hingewieſen, der aus der chemiſchen Zerſetzung hervorgeht. Aus dem Ganzen ergibt ſich, daß der Humus zum Wachſen und Gedeihen der Pflanze mit beitragen kann, aber doch nur eine untergeordnete Rolle ſpielt in Hinſicht der mineraliſchen Ernährung. Die Pflanze lebt von der Luft und von dem Boden, in welchem ſie wurzelt; was ſie in letztgenannter Beziehung in ſich aufgenommen hat, weiſt der Rückſtand ihrer Aſche nach. „Es wurden mehrfach Verſuche angeſtellt", ſagt der Verfaſſer, „Pflanzen unter Umſtänden zu erziehen, wobei denſelben keiner der genannten mineraliſchen Stoffe oder nur einer derſelben geboten worden iſt, indem man z. B. die Samen der leicht erziehbaren Kreſſe in reines Schwefelpulver oder reines Kohlenpulver ſäete. In dieſem Falle entwickeln ſich zwar die Pflanzen, allein ſie ſind unfähig, ihre vollkommene Ausbildung zu erreichen. Sie ſterben ab, ohne Früchte anzuſetzen, da ihnen die erforderlichen Stoffe abgehen. Aehnlich verhalten ſich Pflanzen, die in reiner Kieſelerde, Kalkerde u. ſ. w. aufgezogen werden. Sobald man jedoch von den obengenannten Beſtandtheilen die erforderlichen hinzufügt, ſo erreicht die betreffende Pflanze ihre vollendete Vegetation."

Der Verfaſſer macht dann darauf aufmerkſam, daß gerade in dieſem Punkte die Agriculturchemie noch in den allererſten Anfängen gründlicher Erfahrung ſtehe, daß man hier noch nicht ſo weit vorgeſchritten ſei, als in der Thierchemie. Die Natur des Bodens ſei an einigen Punkten der Erde unerſchöpflich reich an Pflanzennahrung, hier wäre das Feld zum Einſammeln der Erfahrung weniger günſtig als da, wo ſich Behinderung der Fruchtbarkeit zeige. Es fehle nicht an Beiſpielen, daß Landſtriche, die Jahrhunderte hindurch die reichſten Ernten gegeben hatten, deren Boden unerſchöpflich zu ſein ſchien, faſt plötzlich ihre Fruchtbarkeit verloren hätten. „Am auffallendſten hat ſich dies in Virginien gezeigt. Durch ununterbrochen fortgeſetzte Tabackernten ſind dort dem Boden große Maſſen mineraliſcher Pflanzennährtheile entzogen worden. Als Folge zeigt ſich jetzt ein erſchöpfter, keiner lohnenden Ernte mehr fähiger Boden. Man wird dies um ſo mehr begreifen, wenn wir hinzufügen, daß der Tabak gerade zu denjenigen Pflanzen gehört, die am meiſten Aſche liefern, daß einem Grundſtück von einer Hektare (etwa vier preußiſche Morgen) durch eine Tabackernte nicht weniger als 514 Pfd. mineraliſcher Stoffe entzogen werden."

Durch dieſe Betrachtung kommt der Verfaſſer auf das intereſſanteſte Kapitel der Landwirthe, auf den Dünger, worunter diejenigen Materialien verſtanden werden, welche dem Ackerboden zugeführen ſind, um deſſen Ertragsfähigkeit zu erhalten, zu ſteigern oder wiederherzuſtellen. „Kein Menſch denkt auch", ſagt der Verfaſſer, „wenn von Dünger die Rede iſt, an etwas der Aſche Aehnliches, ſondern an jenes unappetitliche, nur der Naſe des echten Landbauers wohlduftende Gemenge, welches aus den verrotteten und verfaulten Abfällen aller Art der Haushaltung und des Stalls beſteht, gleich widerlich durch Abkunft, Ausſehen und Geruch, durchſeucht von dem Pfuhl jener ſchwarzen ſtinkenden Feuchtigkeit, die ſchon bildlich als der Inbegriff alles Abſcheulichen erſcheint. Alles dies iſt aber organiſcher Abkunft, und indem wir damit düngen, ſcheinen es keineswegs mineraliſche Stoffe zu ſein, welchen die unverkennbar nutzbringende Wirkung des feſten und flüſſigen Düngers, des Miſtes und des Pfuhls zuzuſchreiben iſt. Eine kurze Betrachtung wird uns jedoch zeigen, daß im Dünger faſt alle jene mineraliſchen Stoffe wieder angeſammelt erſcheinen, welche in den Ernten den Feldern entzogen worden ſind. Die Weizenernte, welche wir von einem Felde hinwegführen, liefert uns zwei nutzbare Theile: das Stroh und die Weizenkörner. Das erſtere, ausgezeichnet durch ſeinen Gehalt an Kieſelerde, wird theils als Häckſel dem Vieh im Futter gereicht, theils als Streu verwendet. In dem Thierkörper wird aber von der im Stroh enthaltenen Kieſelerde gar nichts aufgenommen noch zurückbehalten, vielmehr wird ſie wieder abgeſondert in den Excrementen, die, mit Stroh vermiſcht, den Miſt bilden, der alſo dem Acker den ganzen Kieſelgehalt wieder zurückgibt. Das Weizenkorn beſteht aus Stärkemehl, Pflanzeneiweiß und phosphorſaurem Kalk. Indem wir in Form von Brot oder andern Mehlſpeiſen daſſelbe genießen, ſind es hauptſächlich die erſtgenannten organiſchen Beſtandtheile des Weizens, die in Fleiſch und Blut des Menſchen übergehen und zur Ernährung verwendet werden. Der mineraliſche Beſtandtheil des Weizens, der phosphorſaure Kochſalz, findet ſich wieder in den feſten und flüſſigen Abſonderungen und kann, dem Dünger zugetheilt, dem Culturboden zurückerſtattet werden. Allerdings geht auf dem Wege durch den menſchlichen Körper ein Theil des phosphorſauren Kalks, der in den Getreidekörnern enthalten iſt, in jene über und wird zur Bildung der Knochenmaſſe verwendet. Bedenken wir jedoch, daß der im Skelet des ausgewachſenen Menſchen enthaltene phosphorſaure Kalk nur etwa ſieben bis zehn Pfund wiegt, daß die vieljährige Periode des Wachsthums

Ansammlung dieser Masse verwendet wird, die später nicht mehr zunimmt, so können wir mit Gewißheit annehmen, daß auch die phosphorsauren Salze in den Abgängen vollständig dem Boden ersetzt werden können."

In dieser Weise führt der Verfasser seine Leser allmählich tiefer in die Chemie des Ackerbaus hinein, bespricht auch das Wesen des künstlichen mineralischen Düngers und kommt zuletzt zu dem Resultate, daß die Chemie wol berufen ist, große und segensreiche Wirkungen auch im Gebiete der Agricultur hervorzurufen; aber sie wird dies nicht allein vollbringen, sondern nur in inniger Verbindung mit der gleichzeitig fortgeschrittenen Wissenschaft der Pflanzenphysiologie, der Meteorologie und Physik, und angelehnt an eine nach deren Principien geleitete, einsichtsvolle Praxis. Das ist eine sehr verständige auf Erfahrung und wissenschaftliche Einsicht gestützte Anschauung der Sache; und wenn der Verfasser der Meinung ist, daß die ganze Landwirthschaft durch den Einfluß der Chemie wenig oder gar nicht umgestaltet werden dürfte, daß „die Dungstätte auch fernerhin die Goldgrube des Bauern" sein werde, so hat er auch hierin vollkommen recht. Es versteht sich aber von selbst, daß dennoch die Chemie in der Agricultur einen sehr beachteten hohen Stand behalten wird, weil sie es ist, welche den Landwirth zum Denken veranlaßt, welche in sein ganzes Treiben erst das geistige Licht hineinbringt, weil ohne sie nicht daran zu denken ist, sich einsichtsvolle und gewissenhafte Rechenschaft über die Feld-, Hof- und Hauswirthschaft abzulegen.

Wir haben uns nun von dieser einen neuen Seite des Buchs so sehr gefesselt gefühlt, daß wir ganz aus dem Gesichte verloren haben, auch den übrigen Zusätzen und Erweiterungen der neuen Auflage einige Worte der Besprechung zu widmen. Es würde uns aber viel zu weit führen, wenn wir in ähnlicher Ausführlichkeit alle Verbesserungen des Buchs zur Sprache bringen wollten. Darum bemerken wir nur, daß wir das ganze Werk mit großer Freude wieder gelesen und gefunden haben, daß es sehr viel interessanten neuen Stoff zum Denken darbringt. Wir wollen uns freuen, wenn wir durch unsere Bemerkungen zum Selbstlesen des Werks angeregt haben sollten.

2. Einleitung in das Studium der Physik und Elemente der Mechanik von B. Studer. Bern, Stämpfli. 1859. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser dieser Schrift ist schon lange rühmlich bekannt als Schriftsteller der mechanischen Naturlehre, wir besitzen eine Physik, eine physikalische Geographie von ihm, welche selbst von den hervorragendsten Männern von Fach mit großem Beifall aufgenommen worden sind. Er ist daher vollkommen dazu berufen, den gegenwärtigen Standpunkt der Physik der Gegenwart zur allgemeinen klaren Anschauung zu bringen.

Das kleine Werk handelt von den Grundlagen der Naturwissenschaft im allgemeinen, von der Methode des Studiums der Physik, von ihrer Beziehung zu den übrigen Wissenschaften und zum praktischen Leben und von ihrer geschichtlichen Entwickelung. Es will die Gegensätze von Speculation und Empirie, von Natur und Geist, von Stoff und Form auf zuverlässige Begriffe zurückführen, es will anregen, über die Vorstellungen von Zeit, Raum, Causalität, Substanz u. s. w. vernünftig nachzudenken, damit den vielfachen Verirrungen der Wissenschaft in unserer Zeit gründlich Einhalt gethan werden könne. Was W. Whewell in seiner „History of the inductive sciences from the earliest to the present times" und J. Herschel in seinem „On the study of natural philosophy" für die Gelehrten von Fach erstrebten, gedenkt der Verfasser mit seiner „Einleitung" für das gebildete große Publikum in Deutschland zu erreichen. In Hinsicht der ersten Begründung der Mechanik schließt er sich an Poinsot's „Éléments de statique".

Was nun speciell den Inhalt des Buchs betrifft, so bespricht zuerst die Grundlagen des Naturwissens, die Mathematik, die Geschichte der Mathematik, die Mechanik, die Geschichte der Mechanik, die speculative Stofflehre und ihre Geschichte, die Erfahrung als Grundlage der Naturwissenschaften, die Maßeinheit, die inductive und deductive Naturwissenschaft nebst ihrer Geschichte, gibt dann auch noch eine Uebersicht der Physik und die Elemente der Mechanik.

Wir wollen jetzt nur noch eine kurze Mittheilung aus dem Buche machen, damit die Leser Gelegenheit bekommen, sich selbst ein Urtheil über die Art der Behandlung des Stoffs bilden zu können; wir wählen dazu eine Darstellung über Newton's Leistung aus der Geschichte der inductiven Naturwissenschaft. „Ein bis dahin und auch nachher unerreichbares Vorbild inductiver Naturforschung gab Newton in seinen «Principien» und in der «Optik». Die «Principien» entwickeln in den zwei ersten Büchern die reine Mechanik, als die Grundlage jeder mechanischen Naturerklärung, das dritte Buch allein ist inductive und deductive Naturlehre. Schon Halley hatte 1684 aus den von Kepler aus Tycho's Beobachtungen abgeleiteten drei Gesetzen gefunden, daß die Schwungkraft der Planeten sich umgekehrt verhalte, wie die Quadrate ihrer Entfernung von der Sonne; er hatte ferner die Bewegung des Mondes genauer bestimmt. Aus den Beobachtungen von Cassini hatte sich ergeben, daß die Satelliten des Jupiter und Saturn sich um die Hauptplaneten nach demselben Gesetze bewegen, wie die Hauptplaneten um die Sonne. Aus diesen Thatsachen schloß Newton mit Hülfe der Sätze seiner reinen Mechanik, daß die Planeten von der Sonne angezogen werden im ungekehrten Verhältniß des Quadrats ihrer Entfernung, daß nach demselben Gesetz die Erde den Mond, Jupiter und Saturn ihre Satelliten anziehen, daß die Ungleichheiten in den planetarischen Bewegungen aus der gegenseitigen Anziehung der Planeten unter sich hervorgehen, und als erste Ursache dieser einzelnen Anziehung, sowie auch der Schwere zur Erdoberfläche, erkannte er eine allgemeine Anziehung aller Materie auf andere Materie. Auf deductivem Wege erklärte er dann aus diesem Princip die von Richer und Halley beobachtete Verminderung der Schwere nach dem Aequator zu, die Abplattung der Erde und die Ebbe und Flut. Denselben Weg geht er in der «Optik». Aber die Thatsachen, auf die er sich stützt, hat er hier zum Theil selbst gefunden, das Experiment und die Thatsachen schreiten miteinander vorwärts; bald ruft das Experiment die Theorie ins Leben, bald diese jenes, und in der engen Verflechtung beider beweist Newton noch mehr Scharfsinn, die inductive Methode tritt noch mehr hervor, als selbst in den «Principien»."

Schließlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß den einzelnen Abschnitten überall die wichtigsten biographischen Notizen über die epochemachenden großen Männer zugefügt sind. Das Werkchen ist mit großem Fleiß und den besten Absichten verfaßt, und so wäre ihm wol eine ungetrübte und glückliche Laufbahn zu wünschen.

3. Die vorweltlichen Schöpfungen, verglichen mit der gegenwärtigen. In Gemälden skizzirt von P. Harting. Aus dem Holländischen übersetzt von J. E. A. Martin. Mit einem Vorworte von M. J. Schleiden. Mit 19 Holzschnitten und vier lithographirten Tafeln, wovon drei in Farbendruck. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wir freuen uns jedesmal, so oft Harting aufs neue die Feder angesetzt hat, um sein gediegenes vielseitiges Wissen für das gebildete große Publikum in seiner leicht faßlichen Methode nutzbar zu machen. Er ist ein Mann von ebenso viel Geist und Gemüth als gründlicher Gelehrsamkeit, der immer den rechten Ton anschlägt, so oft es gilt, populär zu schreiben. Mit richtigem Takt hütet er sich vor zu ausführlicher Gründlichkeit und ist dabei doch auch wieder ein entschiedener Feind der oberflächlichen Abfertigung. Er redet daher nie von dem, was nur ganz speciell den Gelehrten von Fach interessirt, alle seine Mittheilungen regen das Nachdenken des gebildeten Menschen überhaupt an und haben eine Frische, als wenn der Leser zum ersten male davon hörte: darin ist Harting ein großer Meister. Und gerade das Thema des vorliegenden Buchs, welches schon von den genialsten Federn

des In- und Auslandes in so ausgezeichneter Weise zur populären Darstellung gebracht worden ist, behandelt der Verfasser so geschickt, neu und ansprechend, daß man fast zu der Ansicht verleitet werden könnte, er überflügele alle seine großen Vorgänger. Zu unserer Vorliebe für Harting mag freilich seine Schreibweise, die es uns ganz besonders angethan hat, wesentlich beitragen.

An der vorliegenden Schrift gefällt zunächst die übersichtliche Kürze, das weise Maßhalten in Hinsicht des vorgeführten Stoffs. Dann sind die Beobachtungen und Schlußfolgen, wodurch die heutigen Geologen die Grundzüge zu einer Geschichte der Erdbildung allein nur haben gewinnen können, klar beleuchtet, leicht begreifbar vorgeführt und auf Beispiele gestützt, welche nahe liegen und den Kreis der Erfahrung und des Wissens eines jeden Gebildeten nicht überschreiten. Ganz vorzugsweise ist es aber lobend zu erwähnen, daß der Verfasser nicht versäumt hat, die gesammte Geschichte der gegenwärtigen Natur vorher erst in ein leicht verständliches, jedem Denker ansprechendes Rundgemälde zusammenzufassen, ehe er anfängt die Vergangenheit zu schildern und mit der Gegenwart in Vergleich zu bringen. Denn gerade dadurch, daß der Verfasser wenig voraussetzt und nirgends zu viel gibt, bringt er seine Leser zu einer wirklichen Einsicht in den Gang der geologischen Untersuchungen und macht es ihnen möglich, sich ein Urtheil darüber zu bilden, daß die Geologie auf sichern Grundlagen ruht, wenn sie sich auf Schilderungen der Zustände unserer Erde bezieht, die Millionen von Jahren vor unserer Zeitrechnung dagewesen sind. Daneben verhehlt der Verfasser seinen Lesern auch nicht, daß nicht alles, was die Geologie lehrt, auf unumstößlicher Annahme beruht, daß bald hier bald dort eine mit geringer Wahrscheinlichkeit unterstützte Hypothese einstweilen für eine Wahrheit genommen worden ist

Das Buch zerfällt außer der Einleitung in drei Hauptstücke, wovon das erste die Geschichte der Bildung und Umbildung des Erdballs und seiner Rinde in sich schließt, während das zweite den Schöpfungsplan, wie er sich in den gegenwärtig lebenden Wesen zeigt, entwickelt und das dritte die Geschichte vorweltlicher Thiere und Pflanzen enthält. Als Zugabe zu dem Ganzen kommt dann noch ein Rückblick und eine Anzahl von Anmerkungen, welche theils eine wissenschaftliche Begründung der vorgetragenen Lehren in sich schließen, theils aber auch dazu Gelegenheit geben, das Studium der Geschichte der Erde selbständig weiter treiben zu können, weil sie auf die Quellen aufmerksam machen.

In dem ersten Hauptstück zeigt der Verfasser wie Wasser und Feuer auf die Bildung und Umbildung der Gesteine eingewirkt haben. Dadurch zerfallen die Gesteine in zwei Hauptklassen, in die neptunische und plutonische. Es versteht sich dann von selbst, daß wir nur in der ersten Klasse Pflanzen- und Thierüberreste antreffen können. „Zum richtigen Verständniß dessen jedoch", sagt der Verfasser, „was folgen wird, können wir die plutonischen Gesteine nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Sie bilden ja die eigentliche Grundlage, auf welcher alle neptunischen Schichten ruhen; sie sind gleichsam das Gerippe, an welches sich die übrigen weichern Theile der gegenwärtigen Erdrinde abgesetzt haben. Als Hauptrepräsentanten der plutonischen Gesteine kann man den Granit anführen. Schon dieser Name erweckt sogleich Vorstellungen von Härte, Festigkeit, Dauerhaftigkeit; aber in wie hohem Maße er diese Eigenschaft auch besitzt, gegen die zwar langsame, aber stets fortgehende vereinigte Wirkung von Luft und Wasser hält selbst der Granit nicht stand. Wo seine Oberfläche mit der feuchten Atmosphäre in Berührung kommt, da wird sie allmählich mürbe, die Theilchen verlieren den frühern Zusammenhang und fallen endlich zu Pulver auseinander. Fügt sich hierzu noch die Wirkung des Wassers, das in die Spalten dringt und dort zu Eis gerinnt, welches einen größern Raum einnehmend, den Stein immer weiter und weiter bersten macht, so wird man sich eine Idee bilden können von der zwar langsam, aber beständig fortgehenden Veränderung, welcher nicht allein Granit, sondern auch andere Gesteine unterworfen sind, und die man Verwitterung nennt. Granit nun besteht aus drei Hauptbestandtheilen: Quarz, Feldspat und Glimmer. Wenn das Pulver des verwitterten Granits durch darüber hinströmendes Wasser mit fortgeführt wird, dann werden die gröbern Quarztheilchen zuerst zu Boden sinken unter der Form von Gerölle und Sand, während dagegen der viel weichere Feldspat und Glimmer zu einem merklich feinern Pulver gebracht werden, das als Schlamm im Wasser hängen bleibt, bis es endlich irgendwo zu Boden sinkt und dann Thon heißt." An diese einfache Darstellung des Entstehens von Sand- und Thonboden aus Granit knüpft der Verfasser dann die Bemerkung, daß durch das beständige Verwittern die Gebirge jetzt weniger hoch und das Meer weniger tief sein müßten als ehemals, wenn der Erhebungsproceß nicht ebenfalls weiter fortgeschritten wäre und beweist, daß dies letztere in der That nie aufgehört habe. „Es ist sogar der Wissenschaft gelungen, mit ziemlich großer Sicherheit die relative Zeit nachzuweisen, zu welcher, und die Reihenfolge, in welcher die vornehmsten der jetzt bestehenden Gebirge emporgehoben sind, woraus zugleich hervorgegangen ist, daß im allgemeinen die am jüngsten emporgehobenen Gebirge sich jetzt am höchsten über das Meer erheben." Wie die Wissenschaft zu dieser relativen Zeitbestimmung gelangt ist, weiß der Verfasser sehr anschaulich zu machen durch folgendes Bild. „Stellen Sie sich vor", redet er seinen Leser an, „man entdeckte irgendwo die Ruinen zweier Städte übereinander, genugsam voneinander geschieden, um die Ueberreste menschlichen Kunstfleißes, Hausgeräthe, Verzierungen, Münzen, Medaillen u. s. w. aus beiden besonders zu sammeln. Stellen Sie sich ferner vor, man entdeckte an einer andern Stelle ebenfalls Ruinen, in denen auch Ueberreste angetroffen werden, die mit denjenigen übereinstimmen, welche in einem der beiden soeben genannten Orte gefunden wurden, dann würde man aus dieser gegenseitigen Vergleichung den Schluß ableiten, daß die letztgenannte Stadt gleichzeitig oder wenigstens nahe genug gleichzeitig mit derjenigen der beiden ersten bestanden habe, in welcher gleichartige Gegenstände angetroffen werden. Auf ähnliche Weise nun verfährt man bei der Bestimmung des relativen Alters der verschiedenen neptunischen Bildung. Schon früher sagte ich, daß die mineralogischen Bestandtheile in ältern und neuern Schichten zu wenig Verschiedenheit darbieten, um zum Maßstab der Vergleichung benutzt zu werden, dagegen aber besteht viele Verschiedenheit hinsichtlich der darin enthaltenen Ueberreste organischer Wesen. Diese Ueberreste, gewöhnlich unter dem Namen Versteinerungen oder Fossilien begriffen, sind mit Recht die Denkmünzen der Schöpfung genannt worden. Sie sind es, die uns den Faden in die Hand geben, um den Weg zu finden in einem Labyrinthe, aus dem wir ohne sie nimmer gelangen könnten." Wer möchte sich über eine so leicht faßliche Darstellung nicht freuen. Und so ist das ganze Buch geschrieben. Man liest es, ohne auch nur auf eine einzige Schwierigkeit zu stoßen, die der allgemein gebildete Geist nicht sogleich durch sein Nachdenken beseitigen könnte.

Das zweite Hauptstück enthält eine Naturgeschichte der Thiere und Pflanzen, welche jetzt die Oberfläche der Erde beleben. Der Verfasser geht dabei auch einen eigenthümlichen Weg, um seinen Lesern rasch ein ebenso übersichtliches als anschauliches Bild der Gegenwart zu geben, welches ihm dann zur Grundlage dienen kann, wenn er später damit die Vergangenheit in Vergleich zu bringen sucht. Wir enthalten uns jeder Mittheilung aus diesem Abschnitt des Buchs, um Raum zu behalten für die Besprechung des dritten und wichtigsten Hauptstücks des Buchs, welches seine Leser über die vorweltlichen Thiere und Pflanzen belehrt. In den einleitenden Bemerkungen wird zunächst der Act der Eintheilung in Perioden vorgenommen. Darauf untersucht der Verfasser die beiden einander entgegenstehenden Ansichten der Geologen, ob jedesmal die ganze Erde diese Perioden ihrer Bildungsgeschichte durch rasche revolutionäre Umwälzungen durchgemacht, oder ob alles so allmählich sich neu gestaltet habe, wie die Gegenwart noch überall die sprechendsten Fingerzeige dazu gäbe.

Der Verfaſſer hält es mit der letztern Anſicht, daß nämlich ſeit dem erſten Augenblick, wo das organiſche Leben ſeinen Anfang nahm, es niemals einen Zeitpunkt gegeben hat, wo es wieder ganz vernichtet wurde, und daß, mögen auch bedeutende Umwälzungen vor ſich gegangen ſein, dieſe doch immer auf einen größern oder kleinern Theil der Erdoberfläche beſchränkt geblieben, aber niemals völlig allgemein geweſen ſind. Zu dieſer Anſicht führen die wiſſenſchaftlichen Forſchungen unſerer Tage alle hin, ſodaß die Zeit nicht mehr fern zu ſein ſcheint, wo die frühere Meinung nur noch hiſtoriſch eine Bedeutung haben wird.

Die erſte Periode der vorweltlichen organiſchen Schöpfung zeigt ſich auf die Niederſchläge der oberſten azoiſchen Erdſchichten. Wir können natürlich in dieſer Grabſtätte untergegangener Geſchöpfe nur auf ſolche Ueberreſte rechnen, welche feſt genug waren, den gehörigen Widerſtand zu leiſten. Unſer Wiſſen kann daher hier nur Stückwerk ſein; es geht ihm wie mit der Geſchichte der älteſten Völker, von denen wir nur einige Trümmer ihrer Paläſte, Tempel und Denkmale beſitzen, welche hier und da ſchwer zu entziffernde Inſchriften und Zeichen an ſich tragen. Man muß hier mit Hypotheſen und unſichern Phantaſien ſich begnügen. „Nicht anders", ſagt der Verfaſſer, „iſt es mit den Ueberreſten früherer Schöpfungen. Zwar ſteht der Forſcher hier auf einem feſten Boden, weil die Natur nach ewig feſtſtehenden Geſetzen wirkt, und es dem Menſchen verliehen iſt, ſchon einige dieſer Geſetze zu erforſchen, ſodaß er dieſe gewonnenen Kenntniſſe hier in Anwendung bringen kann, aber dennoch dürfen wir niemals ihre Geringfügigkeit aus dem Auge verlieren, wollen wir nicht Gefahr laufen, der Natur einen Entwickelungsgang anzudichten, welcher eigentlich nur in unſerer Phantaſie nach gewiſſen vorgefaßten Meinungen beſteht. Am Schluſſe unſerer Betrachtung deſſen, was die Nachforſchung in Betreff der vorweltlichen organiſchen Weſen bereits gelehrt hat, treten wir auf dieſen Gegenſtand zurückkommen. Jetzt aber glaubte ich den Leſer ſchon auf eine Klippe hinweiſen zu müſſen, an der bereits mancher Gefahr gelaufen iſt, zu ſcheitern. Suchen wir dieſer Gefahr zu entgehen, indem wir ſoviel als möglich das thatſächlich Erkannte von dem, was möglicherweiſe beſtanden haben kann, getrennt halten. Was unſere Gemälde dadurch an Vollſtändigkeit verlieren, werden ſie an Wahrheit gewinnen." Das ſind die Grundſätze eines vorſichtigen gewiſſenhaften Forſchers, welche alle Leſer gewinnen wird, denen es ernſtlich darum zu thun iſt, zu erfahren, wie weit die Gegenwart es in dem Erforſchen der Urgeſchichte unſerer Erde wirklich gebracht hat, die nicht verbildet und verwöhnt ſind durch die vielfachen gewiſſenloſen geologiſchen Romane, in denen mit ſchönen Redensarten die ganze Schöpfungsgeſchichte ſo ausführlich vorgeſchwatzt wird, als wären ihre Herren Verfaſſer mit dabei geweſen, als Gott die Welt ſchuf und daran änderte und beſſerte. Schon um dieſer Ehrlichkeit willen iſt lebhaft zu wünſchen, daß dieſes Werk recht eifrig und viel ſtudirt werden möchte. Daß aber dieſer Wunſch in Erfüllung gehen werde, können wir kaum bezweifeln, da das Buch in einer überall anſprechenden ſchönen Form den gediegenen Inhalt klar vor Augen ſtellt, und da auch ihm, wie ſeinen Vorgängern, Schleiden ein warm empfehlendes Vorwort mit auf den Weg gegeben hat.

Heinrich Birnbaum.

Zur Geſchichte deutſcher Sprache und Dichtung.

In Nr. 28 d. Bl. haben wir das erſte Heft der literariſchen Reliquienſammlung, welche Hoffmann von Fallersleben unter dem Titel „Findlinge" bei W. Engelmann in Leipzig erſcheinen läßt, zur Anzeige gebracht; heute haben wir bereits Gelegenheit, uns mit dem zweiten Heft zu beſchäftigen, das noch bei weitem mannichfaltiger und reichhaltiger iſt als das erſte; denn während dieſes nur 23 Nummern enthielt, enthält das zweite deren 59. Nun können wir uns freilich durchaus nicht dazu verpflichtet fühlen, jedes einzelne Heft dieſer Sammlung, die ihrer Natur nach in alle Ewigkeit fortgeſetzt, ebenſo leicht aber auch in jedem Augenblicke abgebrochen und geſchloſſen werden kann, beſonders zu beſprechen; aber mit dieſem zweiten Heft, das ſo manche intereſſante literariſche Mittheilungen und Curioſitäten enthält und beſonders geeignet erſcheint, das Unternehmen zu empfehlen, wollen wir jedenfalls noch eine Ausnahme machen.

Die erſte Mittheilung betrifft das bekannte „Heil dir im Siegerkranz", dieſen ſogenannten „preußiſchen Volksgeſang", der nur das Unglück hatte, urſprünglich für den „däniſchen Unterthan" gedichtet zu ſein. Es zeigt ſich an dieſem Factum ſo deutlich als möglich, wie bequem ſich lovale Gefühle mit buchſtäblicher Treue von einem Lande ins andere verpflanzen und auf einen andern Landesvater als den, auf den ſie urſprünglich gemünzt waren, anwenden laſſen. Das Lied erſchien unter der Ueberſchrift: „Lied für den däniſchen Unterthan an ſeines Königs Geburtstag zu ſingen, in der Melodie des engliſchen Volksliedes: God save great George the King", zuerſt im „Flensburgſchen Wochenblatt für jedermann" und zwar in der Nummer vom 27. Januar 1790, und rührt von deſſen Herausgeber, dem Candidaten Harries her, der das Lied mit *s unterzeichnete. Aus den acht Strophen dieſes Liedes wählte Balthaſar Gerhard Schumacher fünf Strophen, die er unter dem Titel „Berliner Volksgeſang" in der „Spener'ſchen Zeitung", Nr. 151 vom 17. December 1793 erſcheinen ließ und mit Sr. unterzeichnete. Der Aenderungen ſind ſehr wenige, doch iſt gerade die erſte Zeile: „Heil dir im Siegerkranz!" Schumacher'ſches Fabrikat, die vierte Strophe iſt aus der vierten und fünften Strophe des Originals zuſammengeſchmolzen, und wenn Schumacher die Phraſe „Tugend und Wiſſenſchaft" in „Handlung und Wiſſenſchaft" verwandelt hat, ſo ſcheint dies zu beweiſen, daß er entweder perſönlich nicht viel mit Tugend zu ſchaffen haben wollte, oder daß er annahm, den Preußen ſei „Handlung" lieber als die Tugend! Später erklärte er ſich ganz offen als Verfaſſer, nannte ſich „B. G. Schumacher, Dr. d. R., Senior der Vicarien im Hochw. Hochſtifte der freien Reichsſtadt Lübeck" und ſagt in der Zueignung zu ſeiner 1801 erſchienenen Schrift: „God save the King!" unter anderm: „Als ich vor ſieben Jahren zuerſt aus London nach Berlin kam, wagte ich einen Verſuch in einer freien Ueberſetzung dieſes Volksliedes, das noch jetzt (1801) in den fünf Verſen: Heil dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands u. ſ. w., in Berlin geſchätzt wird." Die fünfte Auflage dieſes preußiſchen Volksgeſangs, „vom Verfaſſer ſelbſt revidirt, nach der vom Hrn. Hurka in Berlin abgeänderten Londonner Muſik" hat Hoffmann vorgelegen. Schumacher hat hier, um einigermaßen ſeine Verfaſſerſchaft zu rechtfertigen, von den fünf Strophen, zu denen er das Harries'ſche Lied urſprünglich verkürzt hatte, eine Strophe weggelaſſen und drei neue hinzugefügt, die jedoch nirgends Aufnahme fanden und in wohlverdienter Vergeſſenheit blieben. Unterdeſſen war Harries geſtorben, und erſt nach ſeinem Tode erſchienen ſeine Gedichte, herausgegeben von Gerhard Holſt. Im zweiten Theile derſelben (Altona 1804) findet ſich auch unſer Lied mit der Anmerkung: „Dieſes Lied iſt nach Preußen gekommen und dort mit einigen Abänderungen auch öffentlich geſungen worden." Des erſten Drucks iſt freilich nicht gedacht, ebenſo wenig iſt erwähnt worden, daß das Lied unter Harries' Namen in Holſtein längſt bekannt und verbreitet war und ſich in dortigen Liederbüchern findet, z. B. im „Allgemeinen Liederbuch des deutſchen Nationalgeſangs" (Tbl. 4., Altona, Pinkvoß, 1798).

Eine aus der Urkundenſammlung des Licentiaten Schneider in Berlin mitgetheilte gereimte Bittſchrift der Karſchin mit dem Schluß:

las (laß) großer Friederrich
den Grund zu meinem Hauſe legen —

iſt eine der vielen Bittſchriften, welche die damalige deutſche „Sappho" an Friedrich richtete und die allerdings ſehr wenig geeignet waren, ſein Herz zu erweichen und ihm von der geiſtigen Begabung der Dichterin eine günſtige Vorſtellung beizubringen. Hierauf folgen vier Lieder von Klinger, mitgetheilt von Salomon Hirzel und zur Lectüre namentlich denen zu empfehlen,

welche sich in den Glauben verrannt haben, daß die Lyrik jener Zeit der modernen durchweg überlegen sei. Zur Strafe für diesen Wahn sollten sie verurtheilt werden, diese Lieder Klinger's zu lesen und auswendig zu lernen. Weiter folgen aus von Meusebach's Sammlung Jugendgedichte von Novalis, die von der oft so wunderbaren Tiefe in Novalis' spätern Gedichten noch gar nichts ahnen lassen und sehr mit Recht in der Tieck-Bülow'schen Ausgabe der Novalis'schen Schriften fehlen. Weiter treffen wir auf zwei Gedichte von Theodor Körner, von denen das eine „An den Frühling" mit dem Anfange: „Frühling! ich grüße dich!" sich in den Gesammtausgaben von Körner's Werken nur in ganz verstümmelter Gestalt findet, das andere, ein „Studentenlied", aus seinem handschriftlichen Nachlaß mitgetheilt ist. In dem letztern waltet der triviale Kneip- und Burschenton sehr entschieden vor:

So lebt er fort in Saus und Braus,
Und jubelt ohne Sorgen.
Und bleiben auch die Gelder aus,
So weiß er doch zu borgen.
Die Tasch' ist leer, der Bursch braucht Geld,
Und der Philister wird geprellt.

Doch finden sich auch Stellen, die des Dichters von „Leier und Schwert" würdiger sind:

Die Freiheit ward ein leeres Wort,
Und ging der Welt verloren;
Nur in dem Burschen lebt sie fort —

oder:

Für Lieb' und Freundschaft glüht die Brust
Und fürs Gefühl der Ehre.

Unter den Stammbuchblättern, mitgetheilt aus dem „Autographen-Album" Richard Zenne's in Berlin, finden sich manche charakteristische; wir führen einige an;

Des Schmerzes Quellen fluten allerwegen,
Der Heilquell rieselt einsam, abgelegen.
Anastasius Grün.

Stets Prokrustes Künste übend ist gar thätig der Philister,
Nach dem eig'nen winz'gen Maaßstab auch Titanenleiber mißt er.
Ohne Tugend, ohne Laster, doktrinair und theoretisch,
Ist er stets in bester Fassung, salbungsvoll und gravitetisch.
Berlin d. 3. Juli 1852. Dr. P. v. Cornelius.

Uhland spielt den Schelm und schreibt, Berlin, 3. Juli 1853:

Wann hört der Himmel auf zu strafen
Mit Albums und mit Autographen.

Eine folgende Mittheilung betrifft das eigenthümliche Factum, daß bei Joachim Heinrich Campe immer nur sein Geburtsjahr, nicht sein Geburtstag genannt wird. Ein Freund verschaffte dem Herausgeber folgende Auskunft: „Im Kirchenbuche zu Deensen, einem Dorfe am Fuße des Solling unweit Stadtoldendorf steht wörtlich Folgendes: «Getauft den 2. Juli 1746, Sohn des Herrn Burchard Hilmer Campen.» (Folgen die Namen der Gevattern.) Leider wurde in damaliger Zeit im Kirchenbuche nicht der Geburts-, sondern nur der Tauftag bemerkt. Hoffmann meint nun, daß, da in jener Zeit die Taufe der Geburt äußerst rasch zu folgen pflegte, hiernach wenigstens als unzweifelhaft anzunehmen sei, daß Campe in den ersten Tagen des Juli 1746 geboren wurde. Der Herausgeber erzählt hierbei: „Campe's Geburtshaus ist in Deensen noch vorhanden, es wird Gastwirthschaft darin getrieben. Campe's Vater soll ein Krämer gewesen sein. Sein Bruder war notorisch Advocat und lebte als solcher in Deensen, auf dessen Kirchhof er auch begraben liegt. Dieser Advocat ist noch dort im Volke bekannt. Man erzählt sich unter anderm noch folgendes Wort von ihm, das er oft zu seinen Clienten gesprochen haben soll: «Kinders, segget mik awer de Wahrheit; dat Leigen wil ik schon daun.»" Also eine echt niederdeutsche Eulenspiegelnatur.

In Betreff der Briefe von Wieland, mitgetheilt aus dem Briefschatze des Freiherrn von Maltzahn, bemerken wir nur, daß der erste, an die Herzogin Amalie von Weimar, damals in Rom, gerichtet, etwas stark in höfischem Tone gehalten ist, ein anderer vom 24. Februar 1806 sich auf zwei Lustspiele seines Sohns Ludwig: „Die Ueberraschung" und „Der Bräutigam aus der Fremde", bezieht, die an Iffland gesendet, von diesem aber zurückgewiesen wurden, obschon mit dem leidigen Trost: „Die deutsche Bühne hat Mangel an guten Lustspielen, und diese beiden Stücke, wenngleich der Effect in der Darstellung zweifelhaft ist, bezeugen Ihr Talent und begründen die Hoffnung zu etwas Vortrefflichem in dieser Gattung." Nach dem Originale ist ein Brief Ewald Christian von Kleist's an den Baron von Brandt vom 3. Juli 1757 abgedruckt, worin Kleist seinen Freund Lessing zum Gouverneur beim jüngsten Prinzen von Preußen mit den Worten empfiehlt: „Herr Lessing hat so viel Philosophie und Mathematik als der ältere Herr Beguelin (der frühere Gouverneur) und weiß überhaupt so viel als man wissen kann. Er spricht gut französisch, kan italiänisch, englisch und die todten Sprachen, hat dabei einen sehr edeln Charakter und sehr gutes Ansehen, und natürlich gute Manieren." Ein sich im Besitze Wendelin's von Maltzahn befindender Brief Schiller's an Körner, Jena den 3. März 1791, von dem bisher nur der Schluß bekannt war (und zwar durch die Frau von Wolzogen, denn im Schiller-Körner'schen Briefwechsel findet er sich gar nicht, was dort auch bemerkt wird), wird hier vollständig mitgetheilt, und wir entnehmen ihm folgende Stelle: „In Weimar habe ich durch die Bürger'sche Recension viel Redens von mir gemacht; in allen Cirkeln las man sie vor, und es war guter Ton, sie vortrefflich zu finden, nachdem Goethe öffentlich erklärt hatte, er wünschte Verfasser davon zu sein. Das Komische dabei ist, daß von so viel Weisen keiner errieth, von wem sie war. Ich danke dir, daß du mich auf die Reisen des G. Barjowsky aufmerksam gemacht hast. So interessant als der erste Theil derselben ist, habe ich lange nichts gelesen. Unendlich mehr Vergnügen gewährte mir dieser B. als die so ausposaunten Reisen Thümmel's ins südliche Frankreich. Leichten Ton haben sie, aber sind übrigens flach, oft seicht, und verrathen nicht eben viel Geist. Ich habe etwas Besseres erwartet."

Eine der werthvollsten Nummern dieses Hefts ist Nr. 53, ein Schreiben Goethe's an Heinrich von Kleist vom 1. Februar 1808 aus von Meusebach's Sammlung. Nachdem Goethe darin für das übersendete Stück des „Phöbus" (erstes Stück, Januar 1808) gedankt und gesagt hat, daß ihm die prosaischen Aufsätze darin viel Vergnügen gemacht, fährt er fort: „Mit der «Penthesilea» kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir zu sagen (denn wenn man nicht aufrichtig sein sollte, so wäre es besser man schwiege gar), daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Don Sebastian wartet, machen mir kein größeres Unbehagen. Vor jedem Bretergerüst möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: hic Rhodus, hic salta! Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir, auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Chalderon's Stücken, mutatis mutandis, der gebildeten und ungebildeten Masse das höchste Vergnügen zu machen." Ist das nicht der ganze Goethe, wie er leibt und lebt? Auch ein anderer kleiner Brief Goethe's verdient Erwähnung. Der bekannte Verleger wienerischer Schau- und Singspiele und Possen, J. B. Wallishaußer, trieb nebenbei auch einen Handel mit Bühnenmanuscripten. In einem Briefe vom 18. März 1800, der die Aufschrift von Wallishaußer's Hand trägt: „de Wien. An Sr. WohlEdlgebohrnen Herrn N. N. Theater-Directeur in Jenna", hatte er auch der weimarer Bühne einige Manuscripte angeboten, und zwar Ziegler's „Fürstliches Familiengemälde" in vier Aufzügen, „Das große Geheimniß", und dann noch eins, worüber es in dem Briefe heißt: „Dann habe ich noch ein Manuscript an mich gekauft, welches auch vor Ende dieses

ahres nicht gedruckt wird, und im verflossenen Jahr mit gutem
eifall auf hiesigem Hoftheater ist gegeben worden. Nämlich:
Die Hausehre», ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Octa-
an August Hannamann, Criminal-Justizrath in Wien. Dies
Stück biete ich Ihnen an für drei Dukaten, und ich glaube,
es gewiß ästhetisch gut ist, und zu diesem wenig Personale
t, daß Sie werden guten Gebrauch davon machen." Goethe
darauf antworten: „Auf die unterm 18. und 24. März an
Direction des hiesigen Theaters erlassene Zuschriften habe ich
Ehre zu erwidern: daß, da man mit Manuscripten von
m Herrn Hofrath Schiller, dem Herrn Geh. Rath von Goethe,
m Herrn von Kotzebue und Herrn Iffland hier dergestalt ver-
en werde, daß zu deren Einstudirung die Zeit fehle, man von
ren Anerbietungen vor der Hand Gebrauch zu machen nicht
Stande sei."

Von Goethe handeln auch einige Zeilen in einem Briefe
emer's an den Schul- und Consistorialrath Johannes Schulz
m 10. Juli 1816. Nachdem Riemer beklagt, daß jetzt in Wei-
r alles so ganz anders geworden, daß Weimar gegenwärtig für
lente ein sehr undankbarer Boden sei, und daß das Theater,
en lange in Asthenie und Atonie versunken, durch den Ab-
g des Wolf'schen Ehepaars den Gnadenstoß erhalten habe,
ßt es weiter: „Die Sonne selbst wird alt, und so ist denn
h G. um ein merkliches älter, kälter, unzugänglicher und
iger umgänglich geworden. Der Tod seiner Frau hat auch
e häuslichen Verhältnisse verändert und ihn außer Lust und
legenheit gesetzt, Einheimische oder Fremde bei sich zu sehen."
die Zeiten hatten sich geändert, und sie änderten sich später noch
r. Der gute humoristische Genius Weimars war mit Goethe
geworden und sank mit ihm endlich ins Grab, wo er noch
ruht, wir fürchten nicht scheintodt, sondern wirklich und
immer todt. Auch auf Eckermann war kein Funke des
the'schen Humors übergegangen. Dies beweist unter anderm
ender von Hoffmann erzählter Vorfall: Bei der Illumination,
mit die Stadt Weimar im Jahre 1849 den hundertjährigen
urtstag Goethe's celebrirte, hatte der Eigenthümer des Hau-
in welchem Eckermann wohnte, der Tuchmacher Zinckel,
n gutgemeinten Reimspruch verfaßt und in großen leuchten-
Buchstaben über der Hausthür angebracht. Er lautete:

HIER WOHNT DER BIEDRE ECKERMANN
DEN GOETHE OFT UND GERN EMPFAHN
WIE ER MIT GOETHE'S GEIST VERMAEHLT
HAT IN GESPRAECHEN ER ERZAEHLT.

Kaum erblickte Eckermann, von einem Rundgange durch die
dt heimkehrend, diesen Spruch, als er sofort die Treppe
ufeilte, in sein Zimmer stürzte, die Fenster aufriß und mit
m Krückstock so lange auf das Transparent loshieb, bis es
tzen niederhing.

Auch von Repräsentanten der romantischen Schule finden wir
Briefe, die manches Interessante enthalten, so von A. W.
Schlegel an Goethe und Novalis, von Max von Schen-
orf an Freiherrn de la Chevallerie, datirt Karlsruhe, 22. März
4, worin uns folgende Stelle auffiel: „Ohne Blut findet
einmal keine Versöhnung statt, so im religiösen wie im
tlichen Sinne. Blut versöhnt, Blut bindet, nur Blut be-
lt die Liebe" u. s. w.; ferner von Friedrich Schlegel an
der Hagen, dem er unter anderm am 19. März 1808 aus
schreibt: „Was die kleine Sammlung Volkslieder betrifft, so
es mir eigentlich leid, Sie als Mitherausgeber derselben ge-
n zu finden. Wenn über der allgemeinen Idee und der gegrün-
n Vorliebe für diese der Unwerth des einzelnen so sehr über-
n wird, so kann dies nichts anderes zur Folge haben, als bei
Zeitalter die Gattung selbst verdächtig zu machen und ein
rtheil dagegen zu erregen. Sagen Sie selbst, was daraus
en soll, wenn der Rest von Nationalgefühl, den die Deut-
n etwa noch haben mögen, ihnen vollends lächerlich gemacht
d?" Jahn klagt und schmäht in einem Briefe vom 7. No-
ber 1818 über Steffens, der in seinem Beisein in einer
llschaft jüngst gesagt habe: „Wenn ich glauben müßte, daß
die Menge gut wäre (oder nur werden könnte), so schösse ich
mich morgen todt." Grabbe bittet Tieck unterm 21. September
1822 nur um „zwei Worte" über sein ihm miteingesandtes
Trauerspiel (ohne Zweifel doch „Der Herzog von Gothland")
und schließt mit den sonderbaren hochfahrenden Worten: „Im
Bewußtsein, daß ich wenigstens etwas Ausgezeichnetes, wenn
auch nichts Gutes geleistet habe, fordere ich Sie auf, mich
öffentlich für einen frechen und erbärmlichen Dichterling zu er-
klären, wenn Sie mein Trauerspiel den Producten der gewöhn-
lichen heutigen Dichter ähnlich finden." Platen schickt ebenfalls,
Baireuth am 28. December 1823, an Tieck ein „kleines Drama"
nebst Brief, worin er es seinem Ermessen anheimstellt, das Drama
der dresdener Bühne zu übergeben und unter anderm bemerkt:
„In frühester Kindheit mit dramatischen Versuchen beschäftigt,
später aber davon abgeschreckt durch die Fülle kritischer Hindernisse
bei einer Nation, die in der That nicht für den Genuß geschaffen
scheint, kehrte dieser Trieb mit solcher Gewalt zurück, daß ich
nicht eher Muse und Rast hatte, bis dies Drama, dessen Pro-
duction durch einige Stunden Schlaf kaum unterbrochen wurde,
vor mir lag. Einzelnes zu streichen ist leicht, aber Verbesserun-
gen einzuschieben, wie mir hier Jean Paul einige vorgeschlagen,
ist mir für den Augenblick nicht möglich" u. s. w. Platen unter-
zeichnet sich „Mit der tiefsten Verehrung, die man dem großen
Dichter und dem Vertrauten Shakspeare's schuldig ist". Ein
Brief Tieck's an Riemer vom 3. Juli 1842, durch welchen die
ausgesprengte Gerüchte, daß Friedrich Schlegel's Tod infolge zu
reichlichen Genusses von Leberpastete erfolgt sei, seine thatsäch-
liche Widerlegung findet, ist bereits aus dem Jahrgang 1856
des eingegangenen „Weimarer Sonntagsblatt" bekannt. Auch
die hier zuerst abgedruckten Briefe von Charlotte Schiller, Sol-
tau, Voß, Michael Beer, Wilhelm Müller (an Meusebach),
Heinrich Stieglitz (an Genelli), Max Waldau (an Josef
Rank), die drei bisher ungedruckten Gedichte von J. von Eichen-
dorff u. s. w. verdienen Beachtung; indeß möge das oben Mit-
getheilte genügen, um auf die besondere Mannichfaltigkeit und
Reichhaltigkeit dieses Hefts aufmerksam zu machen. **H. M.**

Fichte's „Reden an die deutsche Nation".

Johann Gottlieb Fichte's Reden an die deutsche Nation. Von neuem herausgegeben und eingeleitet durch Immanuel Hermann Fichte. Tübingen, Laupp. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Das deutsche Volk ist infolge der in ihm geschehenen geistigen Entwickelungen seit dem Zeitraum eines Jahrhunderts in vielfacher Hinsicht Bildungscentrum für Europa geworden. Es liegt hierin die Verheißung für dasselbe eingeschlossen, auch in äußerlicher Beziehung diejenige centrale, friedliche und frieden-bringende Machtstellung in Europa einzunehmen, welche jener geistigen Entwickelung entspricht, zufolge dem nie fehl gehenden Naturgesetze, daß die Organe sich zuletzt immer gemäß den Trieben entwickeln, von denen sie beseelt sind. Kein deutscher Volksstamm ist von dieser Bildungsentwickelung ausgenommen, und folglich hat jeder nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, der Theilnahme an dieser Organisation der Zukunft entgegenzustreben, also alle gesetzlichen Schritte zu thun, welche jenem Ziele näher zu führen versprechen, für den Fall aber, daß die Gegenwart diesem Näherkommen noch unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt, wenigstens die Idee des zu erreichenden Ziels sowol den Zeitgenossen als auch der Nachkommenschaft in Kind und Kindeskind lebendig und nachdrücklich, ja mit möglichster Begeisterungsglut einzuschärfen.

Dieses uns von der Vorsehung gesteckte Ziel eines ganz Deutschland umfassenden, das Interesse seiner Völker nachdrücklich und einheitlich vertretenden Staatswesens ist durch die jüngst vergangenen Kriegsereignisse aufs neue besonders lebhaft vor den Augen des deutschen Volks erschienen. Zwar haben die äußern Ereignisse sehr rasch eine solche Wendung genommen, daß dasselbe ebenso bald wieder in Vergessenheit gerathen

könnte. Und doch hat es nicht den Anschein, als ob dieses von nun an geschehen würde. Ist doch dieses uns so lebendig vor Augen getretene Ziel nicht ein bloßes Erzeugniß der vom Augenblicke getragenen und mit dem Augenblicke verrauchenden kriegerischen Aufregung. Liegen ihm doch Ideen zum Grunde, welche nicht im aufgeregten Affect der unruhigen Gegenwart, sondern in der ruhigsten Stille denkender Ueberzeugung gründen, nicht vom bloßen Kriegsbedürfniß der Wehrhaftigkeit gegen eroberungssüchtige Nachbarn, sondern vom klaren Bewußtsein der Weltbestimmung unsers Volks ausgehen.

Soll die Wahrscheinlichkeit culturzerstörender Völkerkämpfe in eine immer größere Ferne rücken, so müssen die Grundsätze der Philosophie und Humanität sich das Organ ihrer praktischen Ausübung in der Menschheit bilden in einem Krieg und Eroberung entschieden nicht wollenden, daher die hinterlistige und hinterhaltige Politik der Vergangenheit verabscheuenden und durch seine eigene Macht rings umher Frieden gebietenden centralen Friedensvolke, welches die Gesetze der Philosophie und Humanität ins Leben einführe, und dadurch von selbst und ohne allen Zwang den übrigen Völkern die freudige Gelegenheit biete, eine enge Verbrüderung zum Frieden untereinander und mit ihm einzugehen nach den von ihm vertretenen Grundsätzen der Moral, welche dann auch politische Gültigkeit gewinnen, nicht als geschriebene Verträge, sondern als Gesetze allgemeiner volksmäßiger Ueberzeugung von der Festigkeit der sich selbst verstehenden Vernunft und des guten Gewissens.

Für den, welcher den Glauben hat, daß es im Plane der göttlichen Vorsehung liegen müsse, ein solches centrales Völkerorgan des Friedens und der Gerechtigkeit zu bilden, entsteht durch diesen Glauben die Pflicht, an der Entwickelung dieses Organs nach Kräften mit zu arbeiten, und so wird der Zweck der Vorsehung in der Weltgeschichte zur Aufgabe der Mitwirkung für einen jeden Gebildeten im Volke. Es wird zur Aufgabe, diese Ueberzeugung zu verbreiten, dieselbe bei allen passenden Gelegenheiten kund zu geben, die ausübenden Diplomaten, welche demselben Ziele zustreben, durch solche Kundgebung des wahrhaft deutschen Volkswillens zu ermuthigen, dagegen den im Finstern schleichenden Urhebern einer hinterlistigen und hinterhaltigen Sonderpolitik der einzelnen Volksstämme durch unaufhörlich erneuerte Mistrauensvota heilsame Mahnungen zu geben, damit sie die Stimme der Gerechtigkeit, welche zu verstehen und zu lieben ihr Herz verhärtet ist, wenigstens insoweit zu beachten sich gewöhnen, daß sie dieselbe für gewisse Fälle fürchten lernen.

Um den Undeutschen des heutigen Tags solche heilsame Rücksichten nahe zu legen, ist ihnen in der That keine Lectüre besser aufs neue vor Augen zu rücken, als die berühmten „Reden an die deutsche Nation", welche uns hier zur rechten Zeit in neuer Ausgabe geboten werden. In ihnen erging sich ein deutsches Gemüth von echtester Art im gerechtesten Zorne gegen die Hinterlist und Achselträgerei seiner Zeit, in dem Momente, wo dieselbe das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht hatte. An ihnen können sich zu allen Zeiten deutsche Gemüther, sollten sie durch die Vereitelung ihrer Hoffnungen in der Gegenwart entmuthigt worden sein, neue Wärme und neue Zuversicht in die vom ewigen Weltgeiste vorgezeichnete Bestimmung des deutschen Volks schöpfen. An ihnen können aber auch alle die Undeutschen in Deutschland, alle die im Trüben fischenden Particularisten sich den besten Begriff schöpfen von der moralischen und heiligen Gewalt, welche nicht aus Menschensatzung, sondern aus Gott stammt, und welche auch selbst dann unserm Volke wird bewahrt und gesichert bleiben als ein integrirender Theil seiner ewigen Bestimmung, wenn es jenen Undeutschen und Unfreien gelingen sollte, alle Hoffnung auf eine wahrhafte Verbesserung der Zustände unsers Gesammtvolks bis auf den leisesten Schimmer aufs neue glücklich auszulöschen.

„Es könnte wol der Wunsch entstehen", so schreibt der Herausgeber in der vom 1. Juli datirten Vorrede, „daß gerade jetzt ein deutscher Schriftsteller sich fände, der mit Flammenzügen eindringender Beredsamkeit diesen großen Beruf Deutschlands Jungen und Alten, Hohen und Niedern vorzuhalten vermöchte, und dessen Name zugleich Gewicht genug hätte, um seinen Worte Beherzigung zu verschaffen. Und wie es Andachtsbücher gibt, welche die sittliche und fromme Stimmung in uns noch zu erhalten und zu reinigen bestimmt sind, ohne gerade besondere Vorschriften oder sittliche Rathschläge zu ertheilen; warum könnte man nicht auch ein politisches Andachtsbuch sich denken, welches gleichfalls nicht bestimmte politische Rathschläge enthält, wol aber vermöchte, die vaterländische Gesinnung zur Aufgabe zu stählen und aus den höchsten Quellen, welche es überhaupt nur für den Menschen gibt, aus der Einsicht in die sittlichen Gesetze der Weltregierung, gründlich zu nähren und immer von neuem zu reinigen.

„Für ein solches Buch müssen wir nun aufs eigentlichste die «Reden an die deutsche Nation» erkennen; und diese Ueberzeugung ließ es dem Herausgeber sogar als Pflicht erscheinen, bei dem Eintreten eines ganz analogen Zeitpunktes deutscher Geschichte, wie damals, als es erschien, es dem jetzt lebenden Geschlechte wieder zugänglich zu machen. Es redet strafend und mahnend noch auf das lebendigste zur Gegenwart; denn die Stände und Gewalten, welche damals das Unglück unsers Vaterlandes verschuldeten, sind ihren Vorältern leider nur allzu ähnlich geblieben. Aber diesem Worte ist jetzt der Stachel alles Verletzenden abgestreift; es ist historisch geworden. Jeder auch jetzt noch Schuldige kann sich gesagt sein lassen, was damals ganz andern galt."

Wer schriebe heutzutage über die Bestimmung des deutschen Volks so warm, so jugendlich, wie damals im Jahre 1808 Johann Gottlieb Fichte? Niemand. Darum tauche dich in die ewige Jugend, du deutsche Jugend, die du unterdessen älter geworden bist, älter weil abgekühlter, und mit der Kühlung nüchterner und politischer — aber auch deutscher? Die Tage werden erscheinen, die es offenbaren sollen. Möge dann der Geist Fichte's auf dem Volke ruhen, der Geist Fichte's, welcher ist der Geist Schiller's, der Geist Theodor Körner's, der Geist aller derer, welche nicht befangen waren in den dunkeln Interessen der politischen Eifersüchteleien und Sonderbestrebungen, sondern welche in der Idee vorausschauten das dereinst zur Entfaltung bestimmte Urbild ihres Volks in seiner Größe und Schönheit, wie es ebenfalls Johann Gottlieb Fichte in seiner Staatslehre entworfen hat:

„In den Deutschen soll das Reich ausgehen von der ausgebildeten persönlichen Freiheit, nicht umgekehrt: von der Persönlichkeit, gebildet für sich und vor allem Staate selber; sie bildet sodann in den einzelnen Staaten, in welche sie dermalen zerfallen, und welche als bloßes Mittel zum höhern Zwecke dann wegfallen müssen. Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung des Bürgers für Freiheit, die wir in der Alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten; für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt. Nur von den Deutschen kann dies ausgehen, welche in Jahrhunderten für diesen großen Zweck da sind und ihm langsam entgegenreifen; ein anderes Element ist für diese Entwickelung in der Menschheit nicht da."

Karl Fortlage

Notiz.

Literarische Freibeuterei.

Wir sind auf eine literarische Freibeuterei von so [illegible] Art aufmerksam gemacht worden, wie sie wol selten vorgekommen ist. Professor F. A. Kolenati theilt in seiner Schrift „Die Bereisung Circassiens" einen Cyklus von Kriegsgesängen mit, welche angeblich von den circassischen Barden, den Kafedes, gesungen werden, und die er selbst in Circassien aus dem Munde Omar's, Dolmetscher des Generals Bezobrazow, gehört haben will. Unser Berichterstatter über das erwähnte Buch in Nr. 31 d. [illegible]

nennt das eine dieser Gedichte das „Schönste, was das Buch enthält", ein „herrliches Gedicht voll Adel der Gesinnung, glühendem Freiheits- und Rachedurst, kolossem Schwunge und edler Form". Niemals aber sind diese Verse in Circassien gesungen und von einem Barden Ali Charfis (denn ein solcher hat nie existirt) gedichtet worden, sondern sie sind das Erzeugniß eines deutschen Dichters, Richard von Meerheim's (pseudonym Hugo vom Meer), und bis auf einige höchst willkürliche und unbedeutende Aenderungen wörtlich in dessen epischer Dichtung: „Gulat und Dschadra. Gemälde aus Tscherkessien in vier Gesängen von Hugo vom Meer" (Leipzig, Brockhaus, 1848), enthalten. Sicherlich müßte dem deutschen Dichter diese Anerkennung, welche seinem bis dahin fast unbeachtet gebliebenen Tscherkessenliedern hierdurch zu Theil geworden, zur größten Genugthuung gereichen, möchte sich nicht hierzu das Gefühl gerechter Entrüstung über eine solche mehr als harmlos naive Aneignung und Benutzung literarischen Eigenthums, die sich nur daher erklärt, daß Kolenati wahrscheinlich glaubte, Hugo vom Meer, von dem er seit 1848 nichts mehr sah und las, ruhe längst im Grabe und seine Dichtung sei gänzlich verschollen. Kolenati hat, wie wir uns durch eigenen Vergleich überzeugt haben, nicht weniger als 294 Verszeilen aus „Gulat und Dschadra" abgeschrieben, zerstückelt und versetzt. Die Stelle mit dem Anfange:

Mild, ja mild wie Maiensonne
War des Helden treues Liebchen u. s. w. —

welcher vom deutschen Dichter ursprünglich Dschadra gefeiert wird, gilt bei Kolenati einer durch ihre Schönheit berühmten Circassierin, „von deren Schönheit sogar ein Lied von den circassischen Akaloas (Troubadours) gesungen wurde". Ihr Bruder, ein Baschlidej, war, wie Kolenati versichert, in einem Kampfe mit den Russen gefallen, dem er selbst beigewohnt haben will. Durch diese Fiction wurde in der entlehnten Stelle natürlich eine kleine Aenderung nöthig und statt: „War des Helden treues Liebchen", setzt Kolenati getrost: „Ist des Baschlidejs Tochter". Das Lied will er abends nach dem Kampfe beim Schlafengehen von dem genannten Omar gehört haben; ja die schöne Circassierin, die schnell aus Dschadra in Dschemet umtauft, wird uns sogar im Holzschnitt vorgeführt. Die schönen Stellen in der Dichtung von Hugo vom Meer, S. 33—38, findet man bei Kolenati auf S. 47—51 vollständig abgedruckt; nur fügt Kolenati als angeblicher Ohren- oder Augenzeuge die Beschreibung hinzu, wie die Anwesenden während des Gesangs wild durcheinander laufen, mit den Fersen den Boden stampfen, mit den gezogenen Dolchen fechten, sich in die weichen Theile des linken Arms schneiden und sich im Opferblut ihrer Verbündeten berauschen u. s. w. Während dieser Aufregung nimmt einer „meist ein Mullah, in fanatischen Wuth des Wort" und spricht:

Brüder! so wahr als Tscherkessien
Nie des Feindes Zwangsjoch duldet u. s. w.

Diese Stelle (S. 51—53 bei Kolenati) findet sich in „Gulat und Dschadra" S. 65—68; doch hat Kolenati sich ein paar Auslassungen erlaubt, dagegen einige weitere Beschreibungen, welche die angeblichen Vorgänge und Ceremonien während des Singens und Trinkens betreffen, an den geeigneten Stellen eingefügt. Einmal hat er sogar den Namen Gulat beibehalten, und wagt in einer Note hinzuzufügen: „Man sieht, daß der Barde in dem Gesange seine Individualitäten zu sehr verwebt." Richard von Meerheim versichert uns, niemals in Circassien gewesen zu sein, sondern das Material zu seinem Gedichte, dem weder eine Sage noch ein Factum zum Grunde liege, habe er einzig und allein durch fleißiges Studium der im Anhang angeführten Quellen gewonnen, die Handlung aber aus seiner Phantasie geschöpft zu haben; auch sei er erst 22 Jahre alt gewesen, als er das Gedicht verfaßte. Einigemal in seiner Schrift ergießt übrigens Kolenati den Dichter von „Gulat und Dschadra", und er fragt auf S. 96, „ob Hugo vom Meere, Bodenstedt oder einige andere mit Recht die Circassier als das freieste Volk über alle Völker erheben?" und S. 19 nennt er ihn neben Bodenstedt einen „Reisenden". Wie wird sich Kolenati herausreden? Vielleicht erzählt er uns, der Dolmetsch Omar sei des Deutschen vollkommen kundig, habe sich „Gulat und Dschadra" aus Leipzig verschrieben und die betreffenden Stellen auswendig gelernt, um ehrliche Reisende hinters Licht zu führen. Doch auch damit ist es nichts. Denn Kolenati beschrieb seine Reise zwar erst 1859, machte sie aber angeblich schon 1843, und „Gulat und Dschadra" erschien erst fünf Jahre später. **H. M.**

Bibliographie.

Aus Heimath und Fremde. Novellen von S. Chur, Hitz. 8. 16 Ngr.

Balde's, J., Krieg der Frösche und Mäuse. Ein Vorspiel des dreißigjährigen Krieges. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einem Vorwort versehen von M. J. Berchem. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 12 Ngr.

Ein Blick auf den anonymen „Rückblick" welcher für einen vertrauten Kreis, in verhältnissmässig wenigen Exemplaren im Monate October 1857, in Wien erschien. Von einem Ungarn. London. 8. 1 Thlr.

Cadruff, J., Aus der Schweiz. Gedichte. Chur, Hitz. 16. 12 Ngr.

Eckardt, L., Friedrich Schiller und seine Stellung zu unserer Gegenwart und Zukunft in ästhetischer, politischer und religiöser Beziehung. Zur Säkularfeier des Dichters. Oeffentlicher akademischer Vortrag am 18. März 1859 zu Bern. Wenigen-Jena, Hochhausen. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Dramatische Werke. II. — A. u. d. T.: Friedrich Schiller. Drama in fünf Aufzügen. Wenigen-Jena, Hochhausen. 8. 24 Ngr.

Fünfhundert Schnaderhüpfeln. G'sang'ln, österreichische und aus dem bayerischen Hochlande, dann Gesänge aus den Alpenscenen: S' letzte Fensterln, und Drei Jahr'n nach'm letzten Fensterl'n. Lieder, die sich zu besondern Vorträgen eignen. Augsburg, Jaquet. 32. 4½ Ngr.

Schoene, G., Die Reygauische Chronik das Buch der Koenige. Elberfeld, Friderichs. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schrader, A., Des Lebens Leid und Lust. Novellen. 1ster Band. Leipzig, Luppe. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schuller, J. K., Georg Reicherstoffer und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte von Siebenbürgen in den Jahren 1527—1536. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7 Ngr.

Schwerdt, H., Der Wunderdoctor Johann Dicel in Seebach. Ein erbauliches Lebensbild. Leipzig, Schlicke. 1860. Gr. 8. 22 Ngr.

— — Zum Feierabend. Mancherlei Geschichten zur Lehr' und Kurzweil. 1ster Jahrgang. — A. u. d. T.: Aus alter und neuer Zeit. Fünf Erzählungen für Reich und Arm. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 1 Thlr.

Sondershausen, K., Der letzte aus Altweimar. Erinnerungen und Dichtungen. Drei Theile in einem Bande. Weimar. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vries, J. de, Schloß Eikdale oder die Kauffrau von Nieuwpoort. Roman. Deutsch von R. Lange. Zwei Theile. Leipzig, Luppe. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Fröbel, J., Deutschland und der Friede von Villafranca. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 7 Ngr.

Oesterreich und der deutsche Bund. Von dem Verfasser der Schrift „Frieden oder Krieg". Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 15 Ngr.

Plee, L., An die deutsche Nation. Aus dem Französischen. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Preußen der Bund und der Frieden. Von einem Nicht-Gothaner. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 5 Ngr.

Simon, H., Don Quixote der Legitimität oder Deutschlands Befreier? Zürich, Kießling. Lex.-8. 4 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Carus (Carl Gustav), Erfahrungsresultate aus ärztlichen Studien und ärztlichem Wirken während eines halben Jahrhunderts. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Was sich dem berühmten Verfasser im Laufe eines langen erfahrungsreichen Lebens an Ergebnissen über Theorie und Ausübung der Medicin herausgestellt, hat er in diesen „Erfahrungsresultaten" niedergelegt, welche der ärztlichen Welt gegenüber als eine Art von Rechnungsablegung über ein halbes Jahrhundert medicinischer Studien zu betrachten sind.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 8 Thlr.

Der Verfasser tritt in diesem Werke der jetzt herrschenden materialistischen Richtung der Physiologie entschieden entgegen, indem er das Ganze der physiologischen Lehren in großer Vollständigkeit von einem höhern philosophischen Standpunkte aus bearbeitet hat.

Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt. Zum ersten male morphologisch und physiologisch begründet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Folio. In Carton. 12 Thlr.

Eine gründliche wissenschaftliche Erörterung der äußern Maßverhältnisse des menschlichen Organismus, gleich interessant für den Philosophen wie für den Naturforscher und den Künstler.

Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Schrift von geringem Umfange, aber von gewichtigem Inhalt und langjähriger Durcharbeitung, indem darin die Resultate ernster Forschung über die wichtigsten Angelegenheiten des Geistes zusammengefaßt und den Gebildeten in allgemein verständlicher Sprache dankenswerthe Aufschlüsse darüber gegeben werden.

Ueber Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Schrift des berühmten Verfassers über die Erscheinungen der schon seit allen Zeiten sogenannten magischen Region entwickelt die Ansichten desselben über alle in dieses Gebiet einschlagenden, meist in der Gegenwart besonders lebhaft verhandelten Fragen in klarer und anziehender Weise für ein größeres Publikum.

Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß. Zweite, vielfach vermehrte Auflage. Mit 161 Holzschnitten. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein von dem deutschen Publikum mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommenes, höchst interessantes Werk über die Bedeutung der äußern menschlichen Bildung für inneres seelisches und geistiges Leben. Die vorliegende, rasch nöthig gewordene zweite Auflage des Werks ist sowol im Text als in den Abbildungen vielfach vermehrt und verbessert.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel.

Von Nikolaus Hocker. Preis 10 Sgr.

Allen von Köln über Brüssel nach Belgien und Frankreich Reisenden als unterhaltende Lectüre während der Fahrt und als treuer Führer zu empfehlen. Geschichte und Sage, Vergangenheit und Gegenwart dieser Gegenden liefern den reichsten Stoff zu den interessantesten Mittheilungen.

In demselben Verlage erschienen folgende Bändchen und Blätter von Brockhaus' Reise-Bibliothek und Reise-Atlas:

Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von J. E. Horn. Preis 10 Sgr.

Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten. Von Levin Schücking. Preis 10 Sgr.

Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von Levin Schücking. Preis 10 Sgr.

Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Landschaft, Geschichte, Sage von Nikolaus Hocker. Preis 10 Sgr.

Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Hocker. Preis 10 Sgr.

Mainz — Koblenz. Führer für Reisende auf dem Rhein zwischen Mainz und Koblenz, sowie nach Wiesbaden und Kreuznach. (Karte, Text, 4 Abbildungen.) Preis 5 Sgr.

Koblenz — Köln. Führer für Reisende auf dem Rhein zwischen Koblenz und Köln, sowie auf der Eisenbahn von Rolandseck nach Bonn und Köln. Mit einer speciellern Karte des Siebengebirges und einer Abbildung. (Karte, Text.) Preis 5 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Keudell (Rudolf v.), Ein Glückskind. Roman.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rudolf von Keudell, dessen Romane „Bergan", „Außerhalb der Gesellschaft" u. s. w. seinerzeit Aufsehen erregten, tritt hier nach zehnjährigem Schweigen wieder mit einem Romane hervor, der seinem größten Theile nach in den Kreisen der höhern Gesellschaft spielt, aber in seiner Haltung so wenig exclusiv, an spannenden Verwickelungen, überraschenden Katastrophen und merkwürdigen Charakteren so reich und in seiner Darstellung so lebendig und fesselnd ist, daß er in allen Kreisen auf zahlreiche Freunde und Verehrer sich Rechnung zu machen hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Hunyady.

Ein historischer Roman von Wilhelmine Guischard.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Dieses Erstlingswerk einer jugendlichen Schriftstellerin behandelt das interessante und dem größern Publikum bisher nicht vorgeführte Schicksal des berühmten Matthias Corvinus von Ungarn und seiner Familie in ebenso geschmackvoller als sich an die historischen Forschungen mit Geschick anlehnender Weise, und verdient die Beachtung aller Freunde des historischen Romans in hohem Maße.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 15. September 1859.

Inhalt: Der General Graf Toll und seine Denkwürdigkeiten. Von Karl Gustav von Berneck. (Beschluß.) — Lila Bulyovsky. — Zur Geschichte der jenaischen Theologie. — Notizen. (Der Prinz Peter Friedrich Georg von Oldenburg; Project zu einer Goethe-Gesellschaft.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Der General Graf Toll und seine Denkwürdigkeiten.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Der dritte Band, welchen wir mit gesteigerten Erwartungen zur Hand nehmen, schildert in dem sechsten Buche den Herbstfeldzug von 1813. Sechs Kapitel sind bei der Anordnung des Stoffs entstanden. Das erste schildert die allgemeine Lage nach dem mislungenen Frühjahrsfeldzuge. Wie sich diese nun einmal infolge hemmender und lähmender Einflüsse gestaltet hatte, konnte ganz Deutschland nicht mehr zum Kampfe gegen Napoleon aufgerufen, es mußte erkämpft werden. Die Fürsten des Rheinbundes mußten jeden Augenblick darauf gefaßt sein, zu erfahren, daß sie „aufgehört hätten zu regieren", wenn sie nicht in Napoleon's Dienste das Aeußerste leisteten. Es war also jede Aussicht geschwunden, von dieser Seite das Bündniß erweitert zu sehen und selbst Scharnhorst, nachdem er das neue französische Heer bei Großgörschen gesehen, hatte erkannt, daß ohne Oesterreich kein Erfolg mehr zu hoffen sei, obgleich Preußens Rüstungen alles überstiegen, was man für möglich gehalten hatte und auch Rußland alles that, sein gelichtetes Heer zu ergänzen. Denn Napoleon's Streitkräfte wuchsen in einem viel höhern Maße und blieben zuletzt an der Elbe den Verbündeten um 50000 Mann überlegen, weil diese so viele Festungen zu umstellen hatten. Die Bemühungen, Oesterreich zu gewinnen, wurden daher mit gesteigertem Eifer fortgesetzt, es mußte mit seiner gesammten Macht in den Kampf eingreifen und seine gesammten Interessen dabei einsetzen; dafür mußte ein wirklicher und namhafter Gewinn in Aussicht stehen, und das alles ließ sich nur durch neue Verträge ordnen. Die Geschichte der Unterhandlungen Oesterreichs in dieser Zeit ist trotz der vielen Denkwürdigkeiten und Actenstücke der jüngsten Literatur noch immer nicht vollständig zu geben. Der Verfasser hebt mit Recht die Unsicherheit aller Quellen, besonders der französischen hervor. Zur Verdunkelung der Wahrheit haben vorzüglich später die Schriften, Tagebücher und Lamentationen von St.-Helena beigetragen, wo Napoleon seine Rolle keineswegs für unwiderbringlich ausgespielt erachtete, wo er sich als den grausam, unwürdig Verfolgten, und seine beispiellose, ja beinahe zu weit gehende Friedensliebe in das gehörige Licht zu stellen wußte. Jetzt begreift man freilich selbst in Frankreich (vgl. „Revue des deux mondes" von 1855: „Sir Hudson Lowe" u. s. w.), daß der englische Gouverneur als Opfer gehässiger Intriguen gefallen ist; aber die Vorstellung, daß Napoleon's Bemühungen, der Welt den Frieden zu schenken, nur durch Englands Gold, das alle Staatsmänner Europas in schnöder Corruption erkaufte, vereitelt worden sind, wird wol in der Nationalsage der Franzosen für immer haften und darum ist es, wie der Verfasser sagt, Pflicht der ernsten Forschung, das Unwahre wenigstens aus der Geschichte zu verbannen. Es ist zu bedauern, daß selbst achtungswerthe deutsche Geschichtschreiber die Schriften eines Mannes wie Fain als zuverlässige Quellen angesehen und benutzt haben. Der Verfasser trägt redlich das Seinige dazu bei, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen.

Hierauf führt uns der Verfasser in das Hauptquartier der Verbündeten nach Reichenbach und theilt uns den Operationsplan für den Herbstfeldzug mit, welchen Toll auf Befehl seines Kaisers ausarbeiten mußte. In diesem ersten Entwurf finden wir schon den leitenden Gedanken, der später in den bekannten, zu Trachenberg gefaßten Entschlüssen erscheint. Der Plan wurde bald auch Oesterreich auf den ausgesprochenen Wunsch des Fürsten Schwarzenberg mitgetheilt, seltsam genug, da diese Macht noch nicht mit Rußland und Preußen verbündet war und sich zu nichts verpflichtet hatte. Toll erhielt den Befehl, sich zu Gitschin dem Kaiser Franz und dem Grafen Metternich vorzustellen und dann nach Prag zu eilen, um vereint mit Scharnhorst, der dort verwundet lag, die künftigen Operationen mit Schwarzenberg und den leitenden Offizieren seines Hauptquartiers zu besprechen. Er erhielt für diesen „ebenso wichtigen, als zarten" Auftrag eine schriftliche Instruction, welche Graf Kapodistrias in Barclay de Tolly's Namen — nicht

eben in classischem Französisch — ausgearbeitet hatte, und entledigte sich der Sache mit Leichtigkeit, da sowol Schwarzenberg, als der Chef seines Generalstabes, der nun auch verewigte Radetzky, unbedingt auf seine Ideen eingingen. Das k. k. Hauptquartier war ebenfalls nach Gitschin verlegt, und dadurch Toll's Reise nach Prag unnöthig geworden, freilich auch Scharnhorst's Theilnahme an den Verhandlungen verhindert. Oesterreich verpflichtete sich dabei noch immer zu nichts, denn es war in Unterhandlungen mit Napoleon, deren Bedingungen zum Glück für Deutschland nicht angenommen wurden, was die österreichischen Staatsmänner allerdings vorausgesehen hatten. Danach wäre das Königreich Westfalen, das Großherzogthum Berg den Napoleoniden verblieben, der Rheinbund unter französischer Protection hätte fortbestanden! Der Verfasser beleuchtet dasjenige, was über diese Verhandlungen bekannt geworden, im Interesse der Wahrheit und weist die Darstellung Fain's von der Unterredung Metternich's mit Napoleon im Marcolini'schen Gartenpalais zu Dresden als ein durchaus unwahres Phantasiebild zurück, wofür es auch Metternich selbst erklärt hat. Nur daß die Scene sehr heftig geworden, Napoleon dabei den berühmten kleinen Hut fallen lassen und Metternich ihn nicht aufgehoben hat, steht fest. Daß der Grund des heftigen Zorns nicht in Oesterreichs Forderungen, sondern vielmehr darin lag, daß Napoleon um dessen Verhandlungen mit den Verbündeten wußte, ist durch ein kurzes Briefchen des österreichischen Generals Nugent an den Grafen Münster in London ziemlich klar, darin heißt es: „Gottlob! Bonaparte weiß alles, dürstet Rache und äußert sich höchst unbesonnen. Der Rückzug ist abgeschnitten." Oesterreich erhielt nun die gewünschte freie Stellung der vermittelnden Macht, der Congreß zu Prag sollte eröffnet werden, wurde aber verzögert, während zu Trachenberg die bekannten militärischen Conferenzen begannen, an denen außer dem Kronprinzen von Schweden nur dessen Chef des Generalstabes, Graf Löwenhjelm, Toll und Knesebeck theilnahmen, da sich die Monarchen, um der Erörterung freien Lauf zu lassen, zurückgezogen hatten. Der Verfasser nimmt für Toll das Verdienst in Anspruch, die von den bereits erwogenen Vorschlägen weit abweichenden Ideen des Kronprinzen bekämpft und widerlegt zu haben. Er widerspricht der Behauptung Henckel's in seinen „Erinnerungen", daß Knesebeck einen ausgearbeiteten Operationsplan vorgelegt und den Kronprinzen nicht ohne Mühe dafür gewonnen habe, und daß derselbe schließlich angenommen worden sei. Ein schriftlicher Operationsplan ist überhaupt nicht vorgelegt worden, sondern die Berathungen begannen mit einem mündlichen Vortrage des Kronprinzen, welchem zuerst der lebhafte, ja leidenschaftliche Toll widersprach, der es nicht wie Knesebeck in der Art hatte, leise und schonend aufzutreten. Der Kronprinz bemerkte nämlich, daß er misbilligend und mit großer Ungeduld zuhörte und forderte ihn auf, seine Meinung frei zu sagen, worauf Toll seine Vorschläge, die schon längst den Monarchen bekannt, also nicht neu waren, vortrug und dabei von Knesebeck, der mit ihnen vollkommen einverstanden war und sie sich ganz zu eigen gemacht hatte, lebhaft unterstützt wurde. Abgeschwächt freilich und modificirt bildeten sie die Grundlage des Schlusses, zu dem man endlich kam. Die Monarchen wohnten der letzten Sitzung bei; der Kronprinz sagte zu Toll: „Sie haben mich überzeugt, General!" und forderte ihn auf, das schriftlich aufzusetzen, worüber man sich verständigt hatte. Der Verfasser theilt uns Toll's Entwurf mit, der gegen den schließlich als Original unterschriebenen und mehrfach gedruckten nur unwesentliche Veränderungen zeigt. Die Reinschrift ist unzweifelhaft von Knesebeck angefertigt worden. Als das eigentlich Charakteristische des Plans, das in den Schriften über diesen Feldzug wenig beachtet worden ist, hebt der Verfasser hervor, daß er nicht geographische Punkte, wie die bisherige Kriegführung nur zu oft gethan, sondern Napoleon's Heer, auf dessen unzerrüttetem Dasein die französische Oberherrschaft in Deutschland beruhte, zum strategischen Object gemacht habe: eine sehr richtige Bemerkung. In den besondern Instructionen wurde freilich der ausgesprochene Gedanke: „Alle Heere ergreifen die Offensive und ihr Vereinigungspunkt ist das feindliche Lager", kunstreich dahin ausgesponnen, daß die Armee, gegen welche Napoleon sich wendete, dem Kampfe ausweichen sollte, während die andern in seinem Rücken operirten, wobei man anfangs nur an das schlesische Heer gedacht, für das man nur höchstens 50000 Mann vorausgesetzt, dann aber die Vorschrift selbst auf die Hauptarmee ausgedehnt und dadurch dem Feinde die Initiative überlassen hatte. Der Verfasser sieht Knesebeck's Einfluß darin, der nicht wie Blücher, Gneisenau, Grolman eine kühne, im Wagniß wie in ihrem Element sich bewegende Natur war. Vielleicht hat aber auch Diebitsch die besondere Instruction für die schlesische Armee, welche Barclay unterschrieben, ausgearbeitet. Toll hatte keinen Antheil daran. Auffallend ist dabei, daß die Streitkräfte viel geringer angeschlagen wurden, als sie sich nachher wirklich ergaben. Die russischen Generale konnten sich an den Gedanken nicht gewöhnen, daß die Landwehr in den wenigen Wochen wirklich im Felde verwendbar und zuverlässig werden könne und zählten sie eigentlich nicht mit.

Die Betrachtungen, welche der Verfasser an die politischen Verhandlungen während des Waffenstillstandes knüpft, verfolgen wir nicht weiter, da es unsere oft ausgesprochene Ueberzeugung ist, die Eintracht, welche den deutschen Staaten niemals nothwendiger gewesen als heute, durch verstimmende Reminiscenzen nicht zu stören. Wir sollen uns nichts nachtragen, sondern fest und treu zusammenhalten.

Für die Uebersicht der Streitkräfte, welche das zweite Kapitel eröffnet, wird der militärische Leser dem Verfasser im hohen Grade dankbar sein; ihm standen darüber die genauesten Angaben zu Gebote, er berichtigt, wo selbst die neuesten Werke, z. B. das von Weitzke, darin irren, weil die wirkliche Stärke der russisch-preußischen Truppen bisher überhaupt nicht bekannt war und das Streben nach Unparteilichkeit die Verfasser verleitete, für Napo-

leon's Armee den französischen Schriftstellern zu folgen, welche dieselbe im Verhältniß zu den Verbündeten so gering als möglich angeben. Gleichwol sind wir über deren wirklichen Zustand schon seit 30 Jahren aus amtlichen Quellen in sehr zuverlässiger Weise unterrichtet. General Pelet hat im „Spectateur militaire" den Inhalt der Berichte bekannt gemacht, welche Berthier nach den Tagesrapporten vom 6. August dem Kaiser über die Streitkräfte an der Elbe, in Sachsen, vom böhmischen Gebirge bis Hamburg abgestattet hat. Danach betrugen sie 330000 Mann Fußvolk, 72500 Reiter, 33500 Artilleristen, 4000 Mann Genietruppen, im ganzen: 440000 Mann mit 1200 Geschützen.

Daß diese gewaltige Heeresmacht so schnell wieder in solchem Umfange geschaffen werden konnte, nach dem Untergange des französischen Veteranenheers in Rußland, beweist, was Frankreich, Italien und der Rheinbund unter Napoleon's energischer Herrschaft zu leisten vermochten!

Auf die Ermittelungen, durch welche der Verfasser die an sich schon keinem Zweifel unterliegende Richtigkeit dieser officiellen Berichte beweist und ihnen gegenüber die wahre Stärke der verbündeten Heere gewinnt, gehen wir hier, unsern weitern Leserkreis im Auge, nicht ein; er weist manchem Schriftsteller den Mangel an Kritik und die Unbekanntschaft mit zuverlässigern Quellen, als denen er folgte, mit Gründen nach. Es ist freilich oft sehr schwierig, sich dieselben zu verschaffen. Russische Quellen, auch die zuverlässigsten, wenn sie nicht übersetzt sind, bleiben den meisten Schriftstellern ganz verschlossen. Der Verfasser berechnet die Streitkräfte der Verbündeten — und wir können uns gegen seine Gründe nicht verschließen! — auf 364500 Mann Infanterie, 76000 Reiter, 30500 Mann Artillerie und Pionniere, 22000 Kosacken, zusammen 493000 Mann mit 1388 Geschützen, zum Kampf im freien Felde verfügbar. Es ist daher ganz ohne Grund, daß die Verhältnisse bisher ziemlich allgemein und nicht blos von französischen Schriftstellern so dargestellt worden sind, als hätten die Verbündeten das Heer des französischen Kaisers schon durch die bloße Masse ihrer Truppen erdrücken können. Eine solche Ueberlegenheit hatten sie auch nach Oesterreichs Beitritt nicht, die wirkliche Mehrzahl schwindet aber noch dadurch, daß auf die 22000 Kosacken, wenigstens in einer Feldschlacht, wenig zu rechnen war und daß bei den Fortschritten der Verbündeten auch die französischen Besatzungen der Elbfestungen in Wirksamkeit treten mußten. Auch die gewöhnliche Annahme, daß die Heere der Verbündeten außer der Ueberlegenheit der Zahl, noch große Vortheile in Bezug auf Kriegserfahrung und Ausrüstung besessen, darf nur mit bedeutenden Einschränkungen gelten. Der große Irrthum liegt namentlich darin, daß man übersehen, wie gewaltig das russische Heer zusammengeschmolzen war und nur durch Rekruten sich hatte ergänzen können, welche zuerst, während des Waffenstillstandes herangekommen, den französischen jungen Leuten, welche sich schon den Frühjahrsfeldzug mitgemacht hatten, an Kriegsgewohnheit nachstanden. Sie waren freilich nicht so jung und schmächtig, wie diese, weil man hatte auf die ältern Leute zurückgehen müssen, und das hat eben auf den ersten Anschein getäuscht: die ältern Leute, die man in den Reihen wahrnahm, waren nicht alte Soldaten, sondern bejahrte Rekruten. Die Ausrüstung dagegen ließ wenig zu wünschen, die Reiterei war gut beritten, die Artillerie sogar vorzüglich bespannt. Wie „der Geist und Wille der preußischen Truppen über alle Beschreibung vortrefflich war", ist bekannt, aber ebenso, daß es einem großen Theile der Armee, nämlich der Landwehr, durchaus an Erfahrung fehlte, daß ganze Regimenter, ja das ganze Tauenzien'sche Armeecorps, noch keinen Feind gesehen hatten. Die Ausrüstung war, wie es nicht anders sein konnte. Letztere ließ auch in Oesterreich vieles zu wünschen übrig infolge von Verhältnissen, welche dort lähmend auf die Rüstungen wirkten und in vorliegendem Werke geschildert werden. Wir danken dem Verfasser für diese eingehende Darstellung, welche den Verbündeten den ihnen mit schreiendem Unrecht entrissenen Ruhm zurückgeben, selbst ohne Ueberlegenheit an Zahl und Kriegsgewohnheit den Kaiser der Franzosen, der den unermeßlichen Vortheil der Einheit des Willens und des Sinnes voraushatte, da er keine Bundesgenossen, nur Vasallen besaß, dennoch durch ihre heldenmäßigen Anstrengungen vollständig besiegt zu haben.

In wie verschiedener Weise die Verbündeten ihr Ziel verfolgten, lesen wir sehr anschaulich dargestellt, namentlich welche Ansichten über eine Wiederherstellung Preußens bei den andern Mächten herrschten. Vorzüglich war Graf Münster, welcher thatsächlich für Lord Castlereagh die continentale Politik Englands leitete, ein leidenschaftlicher Feind Preußens. Sein Streben war, zwischen Elbe und Scheide für das Haus der Welfen ein bedeutendes Reich zu gründen, mit beschränktem Königthum und streng aristokratischem Ständewesen: Preußen, wie er selbst an Stein geschrieben, „mochte zwischen Elbe und Weichsel als Macht zweiter oder dritter Größe aufstehen". Er brachte es dahin, daß Preußen nur halb so viel Subsidien erhielt, als Oesterreich und Rußland, und während diese dafür keine besondere Verpflichtung übernahmen, mußte Preußen seinen Antheil durch Verzichtleistung auf das unschätzbare Ostfriesland und seine Verbindung mit der Nordsee zu Gunsten des künftigen hannoverschen Reichs erkaufen!

Der Heeresbefehl kam nach der natürlichen Lage der Verhältnisse in die Hand eines österreichischen Feldherrn. Der Verfasser widerlegt es, daß Kaiser Alexander denselben gewünscht oder daß er ihn, da er ihm dringend angetragen worden, abgelehnt habe. Dem Charakter und der edeln Persönlichkeit des Fürsten Schwarzenberg läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren, über seine Befähigung zu der großartigen, ihm gewordenen Aufgabe spricht er sich weniger günstig aus, und bedauert nur, daß Radetzky, der Chef des Generalstabes, nicht die ganze Leitung der Angelegenheiten in die Hand genommen, sondern sie dem General Langenau, welcher sich dazu gedrängt, überlassen

habe. Ueber dieſe Verhältniſſe iſt in der Biographie Radetzky's (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1858) Näheres zu leſen. Daß der Oberfeldherr mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, iſt einleuchtend; nicht allein ſendete Kaiſer Alexander vielfach Befehle an die ruſſiſchen und ſelbſt an die preußiſchen Truppen, ohne Schwarzenberg's Anordnungen zu berückſichtigen, auch die Generale, welche früher ſelbſtändig Heere befehligt hatten, hielten ſich für befugt, in der Ausführung der erhaltenen Befehle nach eigenem Ermeſſen zu verfahren. Darum iſt es ſehr ungerecht, den Oberfeldherrn für alles, was verfehlt worden, verantwortlich zu machen, wie oft genug in der Preſſe geſchehen iſt.

Nach einer Beleuchtung der Plane beider Parteien und der Art, wie ſie zu Stande gekommen — einer Arbeit, welche der Verfaſſer unternommen, weil auch dies, wie die vorher betrachteten Verhältniſſe ſelbſt in den neueſten Werken weder erſchöpfend noch durchaus wahr abgehandelt ſind — wendet ſich das Werk zu den Thatſachen ſelbſt. Bei der reichen Literatur über den Feldzug von 1813 liegt für eine neue Beſprechung nur die Wahl vor, entweder aus dem ganzen Material kritiſch geſichtet ein vollſtändiges, die Acten ſchließendes Werk, was an die Stelle der ganzen bisherigen Literatur träte, zu liefern oder nur das vorzutragen, was aus eigenen Erinnerungen oder Quellen an neuen, bisher unbekannten Thatſachen und Berichtigungen von Irrthümern ſich geben läßt. Der Verfaſſer hält das erſtere noch für unmöglich, weil in den Archiven und Tagebüchern lebender oder kürzlich verſtorbener Zeugen noch viel hochwichtiges Material verborgen ruht. Er folgt daher den perſönlichen Erlebniſſen des Generals Toll und hält nur den Faden der Ereigniſſe in überſichtlicher Erzählung feſt.

Welche Plane der Kronprinz von Schweden für ſich ſelbſt hegte, wenn Napoleon entthront ſein würde, iſt bekannt genug; weniger bekannt dürfte ſein, daß er einen Preis von einer halben Million Rubel auf die Einfangung ſeines verhaßten Gegners geſetzt und in der Ueberzeugung, Napoleon werde den Angriff auf Berlin perſönlich anführen, eine eigene Streifſchar Koſacken unter dem Oberſten Baron Löwenſtern von Treuenbrietzen ausdrücklich auf dieſen Fang ausgeſendet hat. Bernadotte ſuchte ſtets den Krieg nicht gegen Frankreich, nur gegen Napoleon gerichtet darzuſtellen und eine Gefangennehmung des letztern konnte ſeinen Planen auf die Krone von Frankreich, welchem er dadurch alle Nachtheile eines Siegs der Verbündeten erſparte, nur förderlich ſein. Dieſelbe Idee, daß Europa nur mit Napoleon, nicht mit Frankreich im Kriege ſei, hatte auch Moreau, der überhaupt in den ſeltſamſten Täuſchungen befangen war. Wir leſen von ihm, wie er und bald nach ihm Jomini zu Prag bei dem Kaiſer Alexander erſchienen ſind. Dieſer hatte ſchon 1805 Schritte gethan, den damals überſchätzten Moreau in ſeine Dienſte zu ziehen, „jetzt kam er, ſeit zwölf Jahren des Befehls entwöhnt, unbekannt mit der Zeit, der Stimmung, den Bedürfniſſen und dem Verlangen der Völker Europas". Er glaubte redlich, was Bernadotte nur vorgab zu glauben, ſein Wunſch war, mit 40000 franzöſiſchen Gefangenen an der Küſte von Frankreich zu landen, weil, wie er ſich einbildete, dann das franzöſiſche Volk ſich erheben werde; das ſei das einzige Mittel, Napoleon zu ſtürzen, aber auch ein ſicheres! Den Republikaner verleugnete er nicht, wie er auch im Gefolge Alexander's ſtets in bürgerlicher Kleidung, ohne Waffen erſchien. „Hätte er länger gelebt, ſo mußte ſeine Anweſenheit große Verlegenheiten bereiten." Jomini kam aus perſönlichen Gründen das franzöſiſche Heer verlaſſen, weil ihn Napoleon weder zum Generallieutenant befördern, noch ihm den Abſchied bewilligen wollte. Er wurde vom Kaiſer Alexander gleich als Generallieutenant angeſtellt und überall mit der hohen Achtung, die man vor ihm als ſtrategiſchem Schriftſteller hatte, empfangen, obgleich man bald wahrnahm, daß er keinen praktiſchen militäriſchen Blick beſaß. Er wußte feindliche Streitkräfte, die er ſah, nie zu ſchätzen und beſaß keine Orientirungsgabe im Terrain, geſtand auch ſelbſt ſpäter, daß er kein Taktiker ſei. Als „Stratege" gilt er wol noch bis heute in der ruſſiſchen Armee als höchſte Autorität.

Toll wurde beſtimmt, im Hauptquartier des Fürſten Schwarzenberg die Geſchäfte eines Generalquartiermeiſters, ſoweit ſie die ruſſiſchen Truppen beträfen, zu übernehmen. Wohlwollend ſagte ihm der Kaiſer dabei vieles über die wichtigen Dienſte, die er leiſten könne und warnte ihn: „Du wirſt leicht heftig, da mußt du dich bewachen." — „Was denken Ew. Majeſtät von mir!" entgegnete Toll etwas haſtig. „Nun, ſiehſt du!" unterbrach ihn der Kaiſer liebenswürdig und lächelnd, „du fährſt ſchon auf! und gegen mich!" Toll blieb noch einige Tage in der Umgebung des Kaiſers und wohnte dem Kriegsrathe zu Melnik nicht bei, in welchem der Operationsplan für die Hauptarmee beſchloſſen wurde: eine Offenſive auf dem linken Ufer der Elbe in der Hauptrichtung gegen Leipzig. Napoleon hatte einen Moment die Idee, den Marſch auf Prag, den er nach Beſiegung der ſchleſiſchen Armee beabſichtigte, gleich jetzt zu unternehmen, er gab ihn aber auf, weil ihn Blücher's energiſches Vordringen an der Bober dazu nöthigte. Bei der Hauptarmee erregten die Streifereien der Franzoſen nach Böhmen gleichwol Beſorgniß, der Hauptſchlag könne ihr gelten. Bei dieſen Streifzügen plünderten und brandſchatzten die Feinde nicht allein, ſondern die Polen verlangten ſogar Rekrutenſtellung, ſo von dem Städtchen Reichenberg 600 Mann, was wol nur als ein ſchlechter Witz anzuſehen iſt. Dagegen ging der Oberſt Baron Hammerſtein mit zwei weſtfäliſchen Huſarenregimentern zu den Verbündeten über. Der Marſch über das Gebirge war in der Unſicherheit über Napoleon's Abſichten verſchoben worden und als man ihn angetreten hatte, wurde die Bewegung auf Leipzig aufgegeben, weil aufgefangene Depeſchen dieſelbe als einen Stoß in das Leere erſcheinen ließen. So kam es zum Beſchluſſe, auf dem kürzeſten Wege gegen Dresden vorzugehen. Toll war dagegen, konnte aber mit ſeiner Anſicht, das Heer bei Dippoldiswalde concentrirt aufzuſtellen, nicht durchdringen.

Ueber die vielbeſprochene Verzögerung des Angriffs

auf Dresden erfahren wir hier die Wahrheit. Der Kriegsrath wurde zu Pferde auf freiem Felde abgehalten. Fürst Schwarzenberg war für den sofortigen Angriff, machte aber in Gegenwart des Kaisers Alexander von seinem Recht, als Oberbefehlshaber zuletzt das entscheidende Wort zu sprechen, keinen Gebrauch, und als der Kaiser nach längerm Schwanken sich gegen den Sturm — für den es ohnehin zu spät geworden war — und überhaupt gegen den Angriff auch für den folgenden Tag erklärte, fügte er sich. Gleichwol sollte wenigstens ein „Versuch" gemacht werden und nur mit 40000 Mann Infanterie. Der Kaiser wurde am folgenden Tage durch diesen Vorschlag überrascht, aber er ließ sich dafür stimmen. Als er aber am 26. August um Mittag auf den Höhen von Räcknitz erschien, von wo die zahlreichen Zuzüge der Franzosen zu bemerken waren, wurde die Thorheit, Dresden stürmend anzugreifen, immer anschaulicher. Moreau, Toll, selbst Jomini sprachen sich dagegen aus; Fürst Schwarzenberg ritt hinweg, um Radetzky aufzusuchen, der die Befehle zum Einstellen der Bewegungen ausfertigen sollte. Aber er kehrte nicht wieder, die Stunde schlug, die vier Signalschüsse von den vier Angriffscolonnen erfolgten und der Sturm begann, nach russischen Tagebüchern zur großen Ueberraschung des kaiserlichen Hauptquartiers. Der Ausgang ist bekannt. Bei Besprechung des Rückzugs nach der Schlacht sucht der Verfasser die vielverbreitete Annahme, daß Barclay die Straße nach Dippoldiswalde gegen Befehl auf einen geheimen Zettel von Toll's Hand angetreten, zu entkräften; er hat Toll nicht darum fragen können, weil sich diese Geschichte erst nach seinem Tode verbreitet hat, aber aus vielen Umständen und Mittheilungen, die er sich verschafft, hat er scharfsinnig die Unhaltbarkeit derselben bewiesen. Barclay war überhaupt nicht der Mann, sich bestimmen zu lassen, so hat er denn auch hier aus eigenem Entschlusse gehandelt. Er hatte sich, was von Bedeutung ist, schon am 26. August geweigert, von den Höhen bei Leubnitz hinabzusteigen, um die Straße von Pirna wiederzugewinnen, obgleich es ihm im Namen des Kaisers befohlen wurde, und was er dann that, war nur die folgerichtige Fortsetzung seines begonnenen Verfahrens.

Napoleon's verhängnißvolle Entschließungen nach dem Siege bei Dresden, über welche die Wohldienerei seiner Anhänger die Welt irre zu führen gesucht, werden genau in das Auge gefaßt. Zugestanden, daß Napoleon von der Lieblingsidee eines Siegs über die Nordarmee, der Eroberung Berlins und der Erweiterung seines Kriegstheaters nach Norden befangen, dasjenige, was in anderer Richtung lag, nicht nach seinem ganzen Werth schätzte, und den Sieg bei Dresden nicht so rasch und entschlossen benutzte, wie sonst seine Art war, so ist dagegen sehr natürlich, daß er nicht entfernt an eine Gefahr für Vandamme dachte. Er konnte sich nicht vorstellen, daß der Rückzug der Verbündeten so ungeregelt sei, daß Mißverständnisse aller Art und willkürliche Anordnungen den größten Theil ihrer Streitkräfte gerade auf einen Punkt zusammenführen und daß das preußische Corps wegen der Schwierigkeit des Fortkommens von einem Paß auf dem Kamm des Gebirgs nach einem andern marschiren würde, Vandamme gerade in den Rücken. Alles dies zusammengefaßt, wird man Zusammenhang und Folgerichtigkeit in Napoleon's Maßnahmen nicht vermissen. Nur daß er zu seinem Unglück die Lage der Dinge nicht kannte. Darauf hin hat er allerdings Vandamme Befehl gegeben, in Böhmen einzudringen, hat ihm auf dessen erste günstige Meldung, was Belet und andere geflissentlich ignoriren, neue Verhaltungsbefehle geschickt und somit sein Schicksal besiegelt.

Ueber die Schlacht von Kulm besitzen wir das treffliche Werk des Obersten Aster, es ist ergänzt worden durch neuere Mittheilungen des Obersten von Helldorff über vieles, das früher aus Rücksichten verschwiegen wurde, z. B. die räthselhafte Ernennung Ostermann's zum Befehlshaber. In unserm Werke erhalten wir noch viele werthvolle Beiträge zur Geschichte der „Tage von Kulm". Unsere militärischen Leser werden sie mit höchstem Interesse empfangen. Mit welcher Einsicht und Energie der König von Preußen in den Gang der Ereignisse eingriff, wissen wir, auch wie bereitwillig ihm die österreichischen Dragoner, welche er persönlich zur ersten Unterstützung führte, folgten. Ihrmolow ließ er auffordern, sich um jeden Preis zu halten, sonst sei eine Auflösung der ganzen Armee zu befürchten und selbst die Rückkehr des Kaisers Alexander, der sich noch im Gebirge befinde, gefährdet. Diese letzte Rücksicht wirkte vor allen. Der Kaiser, als er auf eine Höhe bei Graupen gelangte, übersah bald den Stand der Dinge und sandte nach eiliger Berathung mit Toll und Jomini letztern ab, um den ersten österreichischen General, den er an der Spitze des Heereszugs finden werde, aufzufordern, sich unverzüglich nach dem Schlachtfelde zu wenden. Toll mußte mit dem Kaiser nach Dux reiten, wo mit Schwarzenberg berathen werden sollte, was weiter zu thun sei. Jomini traf zuerst den General Colloredo an der Spitze seiner Division, dieser glaubte aber ohne Befehl des Fürsten Schwarzenberg nicht von der ihm gegebenen Marschrichtung auf Dux abweichen zu dürfen. So eilte Jomini nach Dux; dort hatte aber der Kaiser nicht den Oberfeldherrn, sondern den Grafen Metternich gefunden, der nun bewogen wurde, durch ein Billet an Colloredo in dem gewünschten Sinne, allerdings auf ungewöhnliche Weise, in den Heerbefehl einzugreifen. So rückte dieser General denn nach Teplitz ab, erreichte jedoch an dem Tage das Schlachtfeld nicht mehr, wo unterdessen zum Glück mehr und mehr Verstärkungen eingetroffen waren, zum Theil auf die Veranlassung einzelner, welche sich dazu berufen sahen, wie z. B. ein Lieutenant vom Generalstabe (der spätere preußische Generallieutenant von Diest) mehrere Kürassierregimenter dazu bewogen hatte. Fürst Schwarzenberg erschien um 6 Uhr, der Kaiser Alexander später auf dem Schlachtfelde, wo sie trotz des glorreichen Widerstandes dennoch dem folgenden Tage mit Sorgen, keineswegs mit der Siegeszuversicht, wie die Schriftsteller sie geschildert, entgegensahen. Denn niemand konnte wissen, daß Napoleon Vandamme

nicht folgen werde. Sie kehrten dann nach Dux zurück, wo noch mancherlei in gedrückter Stimmung berathen wurde. Doch war der Kaiser der Ansicht, daß man zum Angriff auf Vandamme schreiten müsse und Toll wurde noch spät Abends wieder nach Teplitz geschickt, um ihn entschieden zu betreiben. Der König von Preußen war von Anfang an dafür gewesen. Dem General von Kleist im Gebirge war durch den Obersten von Schöler die Aufforderung geworden, wenn irgend möglich, dem Feinde in den Rücken zu gehen. Dies schien unmöglich in der Weise, wie man es sich gedacht hatte, Kleist faßte daher den bekannten Entschluß, über Nollendorf zu marschiren, trotz der großen Gefahr dieses gewagten Unternehmens. Ein Zettel, mit Bleistift geschrieben, meldete seinem König, daß er marschire, um sich mit dem Degen in der Faust die Wiedervereinigung mit dem Heere zu erkämpfen. Der Verfasser sagt dazu:

Wie unwahr sind alle Darstellungen, die den Plan zur Schlacht bei Kulm, auf den Höhen und im Thal, als ein zusammenhängendes Ganze, als das Geschöpf Eines Geistes in vollendeter Gestalt, und geharnischt wie Pallas Athene, in die Welt treten lassen!

Die Beschreibung der Schlacht, die er dann gibt, ist ausgezeichnet schön. Das trotzige Benehmen Vandamme's, nachdem er von seinem Pferde mit einem Kuß Abschied genommen und vor den Kaiser geführt worden, gefällt ihm immer noch besser, als die erbärmliche Geschmeidigkeit, in welche Leute seines Schlags im Unglück wol zu verfallen pflegen. Unter den fast gleichzeitig gewonnenen Schlachten, welche einen durchgreifenden und entscheidenden Umschwung der allgemeinen Sachlage bewirkten, wird die Schlacht von Kulm in gewissem Sinne als die wichtigste bezeichnet, weil sie die Hauptmacht und die Kriegsherren selbst betroffen und ihr Eindruck in den höchsten bestimmenden Kreisen mächtig gewirkt hat. Ihr folgte bald der Sieg von Dennewitz, wo ungefähr 46000 Preußen einem um 20000 Mann überlegenen Feinde die vollständigste Niederlage bereiteten, was im 19. Jahrhundert nur dies eine mal vorgekommen ist.

Die strategischen Manöver und wechselnden Plane beider Parteien, die wachsende Demoralisation und Desertion unter Napoleon's Heeren, und Bennigsen's Ankunft in Böhmen werden im vierten Kapitel geschildert. Napoleon hatte fortan gar keinen Operationsplan mehr; vollkommen durch die Verhältnisse und Ereignisse beherrscht, mußte er sich auf das beschränken, was er selbst treffend ein „va et vient" nennt. Der Verfasser nimmt den absichtlichen Entstellungen der Anhänger Napoleon's, welche seine Verblendung über die wahre Lage nicht zugeben wollen, allen Schein der Berechtigung, auch über den Zug nach Düben, den sie zu einem genialen, riesenhaften Plane zu stempeln versucht haben. Er beweist, daß in den gleichzeitigen Actenstücken nicht die geringste Spur einer solchen Absicht zu finden ist. Auch die dramatische Scene mit den Marschällen auf dem Schlosse zu Düben, welche die untergeschobenen Memoiren Caulaincourt's erdichtet, wird in ihr Nichts zurückgeführt: es hat kein einziger dort mit Napoleon verkehrt. Ebenso falsch der Zeit nach ist es, daß der Abfall Baierns Napoleon an der Ausführung seines Riesenplans verhindert habe. Die Kunde davon erhielt er erst auf dem Schlachtfelde von Wachau durch den gefangenen General Meerveldt. Statt dem wahrheitstreuen Gouvion St.-Cyr oder Rogniat zu folgen, haben sich die Schriftsteller lieber Fain und Pelet angeschlossen! Die Unternehmung hatte nur den Zweck gehabt, die Verbündeten über die Elbe zurückzumanövriren.

Auf die Nachrichten von Leipzig ging Napoleon dann der entscheidenden Schlacht entgegen. Diese ist in dem trefflichen Werke des Oberst Aster (vgl. Nr. 28 d. Bl. f. 1853) ausführlich geschildert, wir erfahren hier aber noch manche Ergänzung. Die Absicht des Oberfeldherrn bei seinen Operationen war, Napoleon ohne Schlacht zurückzumanövriren; es war gelungen, die Zustimmung des Kaisers Alexander dazu zu erlangen, Toll jedoch, dessen Verdienst es schon gewesen, die Streifcorps von Thielmann, Mensdorf, Platow auf die Verbindungen des Feindes zu werfen, wußte den Kaiser von der Nothwendigkeit der Entscheidungsschlacht zu überzeugen und in seinem Auftrage auch die leitenden österreichischen Generale. Das sechste Kapitel bespricht nun die Schlachten von Leipzig. Toll bekämpfte lebhaft die Idee in Langenau's erster Disposition, welche hier als weniger bekannt und weil sie infolge der selbständigen Verfügung des Kaisers über seine und die preußischen Truppen abgeändert worden ist, wörtlich mitgetheilt wird. Er wurde dann zu Klenau gesandt, um dort seinen Einfluß zu üben. Das Gefecht auf dem Kolmberge wird uns etwas weniger günstig, als man sonst gelesen, nach den Mittheilungen unmittelbarer Zeugen geschildert. Eine sonderbare Scene fiel hierauf vor. Toll in seiner Heftigkeit, als Klenau nach dem Verlust der Höhe nicht darauf eingehen wollte, Seifertshain als wichtig für den folgenden Tag zu besetzen und zu vertheidigen, fuhr mit den unvorsichtigen Worten heraus: „Damit wird aber der Kaiser Alexander nicht zufrieden sein!" worauf Klenau, mit Recht verletzt, erklärte, dann commandire er hier nicht mehr, ferner und seine Offiziere an Toll's Befehle verwies. Dieser, statt einzulenken, nahm ihn beim Wort und gab durch seine fast sämmtlich deutsch sprechenden Offiziere die nöthigen Anordnungen. Klenau jedoch, sich besinnend, übernahm die Vertheidigung des Dorfs sofort und leitete sie in einem wechselvollen Kampfe persönlich, sodaß es glücklich behauptet wurde. Ueber Meerveldt's Unterredung mit Napoleon, welche auch von Aster und Beitzke nach Fain dargestellt worden ist, wird der einzige echte und zuverlässige Bericht gegeben, nämlich Meerveldt's eigener, der, bisher ganz unbeachtet geblieben, in der zweiten Auflage von Lord Burghersh's Werk zu lesen steht. Von jenen großmüthigen Friedensanträgen, von der Warnung vor dem „Halbnomadenvolke", das der Unabhängigkeit und der Gesittung Europas die größte Gefahr drohe, ist darin keine Rede. Napoleon deutete wohl manches an, zu dem er sich verstehen wolle, aber er strebte, sich sowenig als möglich zu binden, drang nur auf ganz unbestimmt gedachte Un-

terhandlungen, und ganz zuletzt trat hervor, was ihm zunächst am Herzen lag: ein Waffenstillstand! Die Antwort blieb bekanntlich aus und der 18. October entschied. Toll hatte an den Kämpfen dieses Tags weniger thätigen Antheil genommen wegen einer schmerzhaften Contusion, die ihn am schnellen Reiten hinderte. Napoleon's Anordnungen für den Rückzug, welche vom militärischen Standpunkte vielfach getadelt worden sind, werden hier von einem andern beleuchtet und erklärt. Wahr ist es, daß diejenigen Truppen, welche Leipzig noch 24 Stunden halten sollten, nicht, wie es taktisch richtig, die nächsten, sondern die entferntesten gewesen: Poniatowski, Macdonald, Reynier. Bei ihrem Abzuge mußte ihnen der Feind unmittelbar folgen und ihnen keine Zeit lassen sich zur Vertheidigung einzurichten. Aber die andern Corps, welche Napoleon um jeden Preis retten wollte, daher zuerst abmarschiren ließ, waren Franzosen, die ihm bei der Vertheidigung Frankreichs noch gute Dienste leisten konnten, während Poniatowski's Polen, Macdonald's und Reynier's Rheinbundstruppen für ihn doch bald verloren waren. So gab er sie preis, um seinen Rückzug zu decken!

Noch vor Erstürmung der Stadt wurde Toll, nebst dem Flügeladjutanten des Königs von Preußen, Oberstlieutenant von Natzmer, an den König von Sachsen abgesendet, nachdem Oberst Ryssel für diesen Monarchen Unterhandlungen anzuknüpfen gewünscht. Die Erzählung der Audienz gibt einen neuen Beweis, wenn es dessen noch bedürfte, wie schändlich der ehrwürdige König von seinem hohen Alliirten selbst im letzten Moment betrogen war und wie er es verweigern mußte, seine Truppen aus dem Kampfe zurückzuziehen. Die weitern Vorgänge in dem letzten Theile des Feldzugs werden nur kurz berührt, einige Auszüge aus Toll's Briefen an den Fürsten Wolkonsky beschließen den Band, welchem zwölf Beilagen hinzugefügt sind. Unter ihnen befindet sich außer Meerveldt's erwähntem Bericht und mehreren Documenten über und für Toll's Thätigkeit auch eine detaillirte Uebersicht der gegenseitigen Streitkräfte nach den genauesten Ermittelungen, welche sehr willkommen sein wird.

Umfangreicher als die drei ersten ist der vierte Band, welcher das siebente Buch, den Feldzug von 1814, enthält: er zählt über 54 Bogen und sein Inhalt wiegt schwer. Im Eingange werden die diplomatischen Verhandlungen mit den Rheinbundfürsten geschildert, welche im Spätherbst 1813, während die verbündeten Heere in Quartieren am Rhein lagen, geführt wurden. Diese Verträge zu ordnen war vorzugsweise Oesterreichs Geschäft. Der Verfasser beleuchtet die Gründe, welche Oesterreich bestimmten, die Reichskrone von Deutschland nicht wieder annehmen zu wollen, ebenso wenig aber eine einheitliche Gestaltung Deutschlands mit einem andern Monarchen an der Spitze zu dulden; er schildert die Stimmung der süddeutschen Fürsten, die sich nur widerstrebend von Napoleon losgesagt, bereit bei der ersten Veranlassung wieder auf seine Seite überzutreten. Die Schilderung der daraus entspringenden Verhältnisse ist nicht ohne Ironie und Bitterkeit geschrieben, die wir gerecht finden, aber angesichts unserer heutigen Lage, wo nur eins noth thut, hier nicht weiter verfolgen wollen. Wir empfehlen sie jedoch der allgemeinsten Beachtung! Es gewann nun den Anschein, als sollten die Ergebnisse der neuen Rüstungen die Prüfung auf den Schlachtfeldern gar nicht bestehen. Der Verfasser bemerkt:

> Sollte man nicht denken, daß so glänzende Erfolge, wie man sie eben erfochten hatte, in gehobener Stimmung und Zuversicht darauf führen mußten, das Höchste und Letzte, den vollständigsten Sieg zu erstreben? So war auch wol die Masse der Deutschen, so war namentlich das preußische Heer gesinnt, aber in den höhern Regionen, unter den Männern, denen die Schicksale der Völker vorzugsweise anvertraut waren, hatte sich das gerade Umgekehrte ergeben.

Zu dieser Friedenspartei gehörten Knesebeck, Hardenberg, gehörten alle russischen Generale und Staatsmänner, welche sogar die bald folgende Eroberung Hollands für eine Calamität ansahen, und auch die österreichische Regierung war für einen Stillstand, um der Ereignisse Herr zu werden. Dagegen betrieb Gneisenau vor allen die Fortsetzung des Kriegs, den Marsch auf Paris, ja die Entthronung Napoleon's, obgleich er mit diesen Gedanken noch nicht offen hervortrat. Daß Blücher dafür war, versteht sich von selbst. Der Plan, zuerst die Niederlande zu erobern, fand die lebhafteste Unterstützung durch die Vertreter des Hauses Oranien und die Militärbevollmächtigten Englands. In dem Kriegsrathe, der in Gegenwart des Kaisers Alexander gehalten wurde, ging es leidenschaftlich und stürmisch her. Schwarzenberg trat mit einem von Langenau verfaßten Operationsplane hervor, der mit einigen Modificationen die Billigung des Kaisers Alexander erhielt und im allgemeinen befolgt wurde, es sollte mehr eine „Winterbewegung" sein (durch die Schweiz gegen das Plateau von Langres, während Blücher den Feind bei Mainz festhielt), als ein Winterfeldzug. Alexander richtete an Gneisenau einen eigenhändig geschriebenen kleinen Aufsatz über die künftigen Operationen, der uns hier mitgetheilt wird. Dem Kriegsrathe, der ohne bestimmtes Resultat geblieben war, folgte wieder Metternich's Thätigkeit, da „man thatsächlich bereits habe, was man haben wolle", nämlich die Rheingrenze. Zum Glück wollte Napoleon einen Frieden nicht, der Frankreich seine (von Metternich anerkannte!) selbstgewählte „natürliche Grenze" und seine ganze Präponderanz ließ, aber doch Opfer auferlegte; er wollte durch Unterhandlungen nur Zeit gewinnen und sein Zugeständniß, die Weichsel- und Oderfestungen auf freien Abzug zu räumen, war nicht schwer zu verstehen: er wollte seine alten Soldaten wiederhaben, um den jungen einen Halt zu geben. So wurden während der Conferenzen auch die Berathungen mit den Feldherren wieder aufgenommen, besonders da Stein in Frankfurt eingetroffen war, der mit aller Macht, mit dem ganzen Ungestüm seines Charakters auf Fortsetzung des Kriegs drang. Dagegen widerrieth der Kronprinz von Schweden den Zug über den Rhein auf das allerdringendste, weil ganz Frankreich wie Ein Mann sich erheben werde! Bernadotte hatte seine

eigenen Plane auf die französische Krone gerichtet, er sprach von seinen Verbindungen und seiner Popularität in Frankreich und war naiv genug, auf seine Kriegführung aufmerksam zu machen, welche diese Popularität sehr befördert haben werde. Um die Nationalehre Frankreichs zu schonen, müsse man nicht als Sieger zu ihm sprechen, sondern den Frieden von ihm erbitten!! Darum solle man jetzt am Rhein stehen bleiben, und wenn es nöthig werde, den bedenklichen Krieg wieder aufzunehmen, müsse man in seiner Proclamation Napoleon von Frankreich trennen und laut verkünden, daß man nicht gegen die französische Nation Krieg führe, sondern nur persönlich gegen Napoleon. Der Verfasser hat das merkwürdige Actenstück, in welchem sich der Kronprinz so vernehmen ließ, selbst in Händen gehabt und gelesen. Stein, Blücher, Gneisenau, Wilhelm von Humboldt durchschauten vollkommen die Hohlheit seiner gewagten Sätze, aber auf die Mehrzahl der in den Rath der verbündeten Monarchen Berufenen machten die Worte des Kronprinzen von Schweden einen tiefen und nachhaltigen Eindruck. Die Folgen lassen sich nachweisen. Gneisenau's kurzer Aufsatz, in welchem er auf seine Plane zurückkam, ist bisher nur in englischer Uebersetzung bekannt geworden, wir lesen ihn hier im wesentlichen; daß er recht hatte, bestätigt eine Aeußerung Ney's nach dem Frieden, daß, wenn jener Plan im November zur Ausführung gekommen wäre, die Alliirten ihre Märsche bis Paris vorauszählen und ihre Marschquartiere gleich hätten bestimmen können, wie auch Napoleon unterm 19. November an Marmont schrieb: „Wir sind in diesem Augenblicke noch zu nichts in der gehörigen Verfassung." Toll schloß sich im ganzen Gneisenau's Vorschlägen an, aber sie drangen nicht durch. Langenau's Plan, welchen der Kaiser Alexander zu dem seinigen gemacht hatte, blieb Hauptgegenstand der Berathung. Darin war schon wieder eine große, ja ängstliche Vorsicht des Verfahrens angekündigt, für die in dem Machtverhältniß der miteinander ringenden Parteien wahrlich kein Grund vorlag. Der Plan reichte nur bis auf das „Plateau von Langres, wo man, weil es die Ebenen Burgunds und der Champagne beherrscht, dem Feind den Frieden vorschreiben könne" — keinen Schritt weiter! Man machte, während die Verhandlungen durch Caulaincourt mit Napoleon geführt wurden, noch einen Versuch, den Kaiser Alexander, damit er dem Friedenscongreß nahe bleibe, in Frankfurt festzuhalten, wodurch die Leitung des Kriegs ganz und unbedingt in Oesterreichs Hand gekommen wäre. Man schilderte ihm sogar die persönlichen Gefahren, denen er in dem grimmigen Volkskriege entgegenginge, aber das eben verdarb alles: Alexander ging nicht in die Schlinge und erklärte fest, daß er sich dem Heere anschließen werde.

Nach diesen interessanten Erörterungen folgt eine Uebersicht der verbündeten Heeresmacht und die Einleitung zu dem Zuge nach der Schweiz, deren Neutralität nicht anerkannt wurde. Hier galt es aber zugleich — gegen die liberalen Ansichten des Kaisers Alexander — die alten Zustände wiederherzustellen. Dem Kaiser wurden daher die dort gepflogenen Unterhandlungen und Maßnahmen sorgfältig geheim gehalten, auch Toll wußte nichts davon. Selbst die eigenthümliche Disposition für den Marsch in sieben Colonnen (ohne die Russen), wobei ein seltsames Kreuzen auf dem linken Flügel vorkam, war auf jene Umwälzungspläne in der Schweiz berechnet: man wollte dem diplomatisch gewandten Bubna die Unternehmung auf Genf anvertrauen und jede Berührung mit Zürich, dem Sitze der Centralregierung, vermeiden. Kaiser Alexander traf unterdessen in Freiburg ein, sehr verstimmt, sowol wegen der Politik Oesterreichs in Bezug auf Sachsen und Polen, als auch wegen der Schweiz, wo Schwarzenberg sich in einem Aufruf mit politischen Verheißungen die Regierungen des Freistaats übergehend, in ziemlich revolutionärer Weise unmittelbar an die Einwohner des Landes gewendet hatte. So lehnte der Kaiser Metternich's Vorschlag, in Freiburg, dessen vortheilhafte Lage derselbe hervorhob, Caulaincourt zur Eröffnung der Unterhandlungen zu erwarten, bestimmt und nicht einmal so höflich, als sonst seine Art war, ab. Napoleon's Rüstungen und Plane, sein Verhältniß zu Frankreich, zu Murat und dem Vicekönig von Italien, und seine Versuche, die Gegner zu entzweien, werden im dritten Kapitel besprochen. Zweimal hatte er in der kurzen Zeit von achtzehn Monaten ein Heer von einer halben Million Krieger in das Feld geführt und zweimal war es fast vollständig vernichtet worden: zu einer dritten Schöpfung von gleicher Größe fehlten jetzt in dem erschöpften Frankreich der Muth, der Wille, die Mittel. Es fehlte an Material zur Ausrüstung der Truppen, an Geld, es fehlte an Waffen — und das war wol das Schlimmste. Wie die Stimmung in Frankreich war, haben Zeugnisse genug verkündet; Napoleon täuschte sich jedoch darüber. Der Verfasser widerlegt die oft geführte Behauptung, daß Napoleon mit Hingebung an das Volk von Frankreich durch eine liberale parlamentarische Verfassung eine allgemeine Begeisterung, einen Volkskrieg habe erwecken können. Diese willkürlichen Vorstellungen beruhen auf falschen Voraussetzungen von der Möglichkeit und dem Wesen eines Volkskriegs. Was der Verfasser, der nicht Soldat, nicht Absolutist, weder Beamter noch Börsenmann, sondern durchaus unabhängig ist — wir betonen das alles! — über Milizen und Nationalgarden und deren Verwendung, gleich andern, gleich „wirklichen Soldaten" sagt, ist uns ganz aus der Seele gesprochen.

Ehe wir nun zu den militärischen Operationen des Feldzugs übergehen, heben wir nur noch ein Pröbchen Napoleonischer Wahrheitsliebe selbst gegen diejenigen, die es doch besser wissen mußten, hervor. In einem an den Vicekönig von Italien, einen Feldherrn, gerichteten Schreiben sagt er: „Die österreichische Infanterie ist verächtlich, die einzige, die etwas taugt, ist die preußische Infanterie. Bei Leipzig waren ihrer 500000 Mann, und ich hatte nur 110000, ich habe sie zwei Tage hintereinander geschlagen!" Wie sich alles das, auch diese Idée napoléonienne, in unsern Tagen wiederholt hat!

Mit dem vierten Kapitel beginnen die Operationen

Toll war in Schwarzenberg's Hauptquartier commandirt, und charakterisirt in seinem Schreiben, deren Hauptinhalt hier abgedruckt ist,

die Begebnisse, von denen man immerdar befangen war und sich bald zu concentrischen, bald zu excentrischen unnützen Märschen und Contremärschen bestimmen ließ. Niemals ist ihm irgendeine von österreichischen Generalen ausgegangene Disposition vorgekommen, welche die Truppen auf dem kürzesten Wege an den Feind geführt hätte.

Wir erhalten überhaupt durch diese Mittheilungen die besten Aufschlüsse über die damaligen Plane im Hauptquartier und die ganze Führung des Kriegs von 1814, welche mit unerbittlicher Klarheit beleuchtet wird. In Genf, Neuenburg und Wallis waren die Verbündeten mit Jubel aufgenommen worden, weniger in der Schweiz. Toll schreibt:

Der Grund davon ist, daß Metternich die alte Verfassung wieder eingeführt hat, durch welche der Adel der Schweiz gewann, die andere, weit zahlreichere Klasse aber verliert. Man fürchtet sogar einen Bürgerkrieg!

Beim weitern Vorgehen sollten, womit Toll ganz einverstanden war, Parteigänger wirken; es wurde sogar beabsichtigt, durch einen solchen, Sseslawin, mit Wellington, der aus Spanien eindrang, Verbindung zu suchen und Sseslawin brannte selbst vor Lust dazu, erbat sich auch schon zu seinen 250 Sumschen Husaren und 300 Kosacken noch einige Hundert Tschernomorische Kosacken. Diese, schwieriger zu leiten und in Ordnung zu halten als alle, sind dafür, im Kampf mit den Bergvölkern des Kaukasus gestählt, an List, Gewandtheit, Ausdauer und Tapferkeit überlegen. Ueber Sseslawin war aber schon von Wittgenstein anders verfügt, einem andern wollte man den Auftrag nicht geben und so unterblieb dieser Zug, der gewiß höchst interessant geworden wäre. Wir nehmen die großen Heerbewegungen, die nun folgten, als bekannt an und überlassen es den Lesern, deren Details in dem Werke selbst zu verfolgen. Sie werden darin wichtige Ergänzungen und Berichtigungen zu den Werken von Damitz und Thielen finden, von dem ersten gewaltigen Luftstoße auf Colmar, wo die starken Infanteriemassen, die man vermuthet hatte, in Wahrheit nie existirten, bis zu der Erreichung des vielbegehrten Plateau von Langres. Daß man nicht weiter gehen wollte, solange Blücher nicht Verdun erreicht habe, entnahm Toll aus den Reden Radetzky's und berichtete es seinem Kaiser. Mit scharfer Kritik wendet sich der Verfasser gegen Thielen, welcher das unverzeihlich langsame Verrücken erklären und die Schuld von Schwarzenberg abwälzen will: seine Behauptungen werden hier völlig entkräftet. Ganz anders bei Blücher! Die schwächere schlesische Armee traut sich die Macht der Initiative wol zu und hält sich vollkommen berechtigt, den Feind überall entschlossen aufzusuchen, während die sehr bedeutend stärkere Hauptarmee dem Angriff Napoleon's auf der Hochebene von Langres nur standhalten zu können vermeint, wenn Blücher's Heer zur Unterstützung in der Nähe wäre. Die Scheinvertheidigung von Langres durch eine schwache französische Besatzung hielt die Hauptarmee fünf Tage auf; 184 Mann mit 13 sechspfündigen Kanonen, denen man aber aus Versehen zwölfpfündige Kartuschen zurückgelassen hatte, waren es, welche Gyulai (der Vater des Commandirenden von 1859) statt der erwarteten bedeutenden feindlichen Streitmacht hier traf. Lese man ferner, wie der russischen Kürassierdivision Duca von demselben General Cantonnirungen angewiesen wurden außerhalb der Vorposten, in Orten, von denen man nicht wußte, daß sie der Feind noch besetzt hielt; wie Duca, nachdem das Nowgorod'sche Kürassierregiment, das er in seiner Erbitterung in einen Engpaß zum Angriff vorgeschickt, 40 Mann verloren hatte, den österreichischen General sarkastisch um Infanterie bat, um bis zu den ihm bestimmten Quartieren vordringen zu können, und wie man sich in der Umgebung Alexander's über die Unfähigkeit der österreichischen Generale geäußert! Der schlesischen Armee stand der bei weitem größte Theil der französischen Streitkräfte gegenüber, aber bei Napoleon's Abwesenheit fehlte der einheitliche Oberbefehl, da die Marschälle untereinander nie in gutem Vernehmen standen — wie heute noch! Den Truppen fehlte es an allem, es war nicht einmal Geld da, die Pferde beschlagen zu lassen. Victor erhob in Nancy eine gezwungene Anleihe, die anfangs leidenschaftlich verweigert wurde, bis Grouchy den Maire gefangen setzte. So wichen die Marschälle vor Blücher zurück. Napoleon war in den falschesten Vorstellungen der Lage befangen, wie seine Befehle beweisen, und deshalb sehr entrüstet. Was es mit dem vulkanischen Boden und dem angedrohten Volkskriege auf sich habe, hatten die Verbündeten schon erkannt. Vor Dijon erschienen 15 Husaren und forderten die Uebergabe, der Magistrat ließ den österreichischen Generalen erklären, eine Stadt von 30000 Einwohnern könne sich nicht gut vor 15 Husaren ergeben, wenn aber eine mehr Achtung gebietende Macht erschiene, sei man gern bereit, dieser die Schlüssel entgegenzutragen. Im Vogesendepartement waren die Einwohner auf das höchste empört über ihren Präfecten, weil er eine Volksbewaffnung in Gang bringen wollte. Sacken mußte befehlen, die Unterthanen sollten seinen Leuten nur das Nothwendige an Wein und Branntwein verabfolgen. Soweit die deutsche Zunge in das alte Frankreich hineinreichte, auch in Lothringen, blieb dieselbe Stimmung. Und man hat den Moment versäumt, diesen Raub deutscher Lande wieder zurückzunehmen! Je näher man aber dem Ziele rückte, desto entschiedener traten die politischen Parteien einander gegenüber. Der Verfasser sagt treffend:

So führte, wie nur allzu oft, eine doppelt und dreifach raffinirende diplomatische Feinheit zu einem innern Widerspruch zwischen dem wirklichen und dem angeblichen Wollen, zu der verkehrten schlauen Halbheit, durch die man so oft das schlimmste Unheil auf das eigene Haupt herabbeschwört.

Gneisenau, selbst Müffling, der sich den „Enragirten" des Blücher'schen Hauptquartiers gegenüber gern als der einzig Besonnene geltend machte, drangen umsonst auf ein Vorgehen gegen Paris, ihre mitgetheilten Briefe sind höchst merkwürdig; aber Knesebeck, dem der König von Preußen volles Vertrauen schenkte, war nicht dafür zu gewinnen, er hielt es für ein waghalsiges Abenteuer

und arbeitete so den österreichischen Diplomaten, welche, Rußland und Preußen abgeneigt, Zeit für Unterhandlungen gewinnen wollten, in die Hände. Wir lesen Langenau's, von Schwarzenberg unterzeichnete Denkschrift, in welcher weder eine bestimmte Ansicht über die zu ergreifenden Maßregeln, noch ein Vorschlag zu finden ist, sondern nur das Für und Wider abgewogen wird, die Entscheidung andern überlassend, von seiten eines Oberfeldherrn gewiß eigenthümlich. Die militärischen Bedenken standen also den politischen zur Seite. Aber der Kaiser Alexander ließ sie mit schlagender Schärfe durch eine andere Denkschrift widerlegen, deren Inhalt uns hier aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt wird. Der Verfasser derselben ist nicht bekannt geworden, aber wahrscheinlich war es Pozzo di Borgo. Alexander erklärte, den Krieg nöthigenfalls allein und ohne fremde Hülfe fortzusetzen, und da auch der König von Preußen hierzu entschlossen war, so konnte Oesterreich, wenn es das Heft nicht völlig aus der Hand geben wollte, nicht zurückbleiben. Im Sinne der entschiedenen Offensive ließ Alexander durch Toll den Unternehmungen des Platow'schen Streifcorps ein weiteres Ziel stecken; es scheint, er habe durch dasselbe möglicherweise den Papst befreien wollen, der noch zu Fontainebleau verweilte. Es würde im ganzen katholischen Europa einen großen Eindruck gemacht haben und der Papst vielleicht ein sehr gutes Werkzeug gegen Napoleon geworden sein. Natürlich blieb es nur ein Plan. Die Kriegsereignisse, welche nun folgten, werden mit gewohnter Klarheit dargestellt: Blücher's Annäherung an die Hauptarmee, die er „gleichsam als Vorspann, als Locomotive", wie der Verfasser sagt, hinter sich herziehen wollte; Napoleon's gänzliches Verkennen der Lage Europas und seiner eigenen Stellung in Frankreich, der Zeit im allgemeinen, des Augenblicks im besondern, das wesentlich seinen Untergang herbeigeführt hat, seine Maßregeln und seine Streitkräfte, die im Detail berechnet sind.

Das fünfte Kapitel schildert seine ersten Unternehmungen, das Treffen bei Brienne und die Schlacht bei La Rothière nebst ihren Folgen bis zur Eröffnung des Congresses von Chatillon, und Napoleon's Offensive gegen die schlesische Armee an der Marne. Als der Kronprinz von Würtemberg am 28. Januar seine Vorposten beritt, wurde ihm gemeldet, daß Blücher vor ihm bei Brienne stehe; erstaunt ritt er hinüber, sich mit dem Feldherrn zu besprechen; im Hauptquartier zu Chaumont aber war man über Blücher's Annäherung verwundert, ja erschreckt! Man begriff gar nicht, was Blücher wolle, welche Absicht ihn nach Brienne führe, und Gneisenau's denkwürdiges Schreiben, als Antwort auf die Eröffnungen, die man Blücher gemacht, wurde als excentrisch und als exaltirt mit Achselzucken empfangen. Der Verfasser theilt dasselbe seiner Bedeutung wegen vollständig mit und hebt besonders die Worte hervor, welche später in Erfüllung gingen, wenn auch nicht ohne Schwertschlag: „Mit solchen Truppen kann der Feind eine Offensive auf unsere Communicationen nicht unternehmen und thäte er es dennoch, so kann uns nichts Erwünschteres begegnen, denn dann erhalten wir Paris ohne Schwertschlag!" Das Treffen von Brienne schien die Befürchtungen im Hauptquartier zu bestätigen, es galt jetzt nicht, Blücher aufzunehmen, sondern zu retten. Kaiser Alexander aber wünschte, in der nun zu liefernden Schlacht den Oberbefehl an Blücher zu übertragen und der Verfasser erkennt es ehrend an, mit welch edler Selbstverleugnung Schwarzenberg das gethan, ja daß er wirklich auch kein Gefühl der Bitterkeit gegen den Kaiser Alexander gehegt, obgleich er im Laufe des Feldzugs noch manche verletzende Berührung, wenn auch noch so gewählt in der Form, von ihm erfahren mußte. Die Trennung der beiden Heere nach dem Siege von La Rothière, vielfach getadelt und verhängnißvoll, war aber im österreichischen Hauptquartier schon vor der Schlacht beschlossen. Auch war es Blücher und Gneisenau ganz recht gewesen, aus beengenden Verhältnissen wieder auf ein Feld rascher, selbständiger Thätigkeit versetzt zu werden. Ueber die Schlacht und deren Benutzung geben Toll's Aufzeichnungen manchen neuen Aufschluß. Toll überzeugte den Kaiser, daß Blücher auf einem Parallelmarsch nicht weiter als zwei Meilen entfernt sein dürfe, um nöthigenfalls die gesammte Macht schnell vereinigen zu können, der Kaiser beauftragte ihn, mit Schwarzenberg darüber zu sprechen. „Sag' ihm, daß ich ganz damit einverstanden bin", aber Toll konnte — 11 Uhr abends — nur noch Rathe sprechen, welcher die Unmöglichkeit der Verpflegung hervorhob; so blieb es dabei. Ein Schreiben Schwarzenberg's an Blücher, das hier ebenfalls vollständig mitgetheilt wird, drückt die Ansichten des Hauptquartiers deutlich aus. Der Verfasser beweist aus Marmont's Memoiren, die über Napoleon's Beweggründe von Troyes zurückzugehen endlich Licht verbreiten, was Schwarzenberg im Bewußtsein der Macht hätte vollbringen können, wenn schon Blücher's vorübergehendes Erscheinen bei La Fère-Champenoise solchen Eindruck auf Napoleon übte. Toll's Rapporte, welche in des Verfassers Händen sind, geben ihm weiteres Material. Sie sind früher nicht getreu veröffentlicht worden.

Nun kam der Congreß von Chatillon, für welchen Napoleon seinen Caulaincourt, der bestimmt wußte, zu welchen Opfern er bereit sei, anfangs mit der kolossalen Lüge instruirte: Schwarzenberg's Bericht sei eine Narrheit, bei La Rothière sei gar keine Schlacht vorgefallen! dann aber, erschreckt durch Marmont's Meldung, daß bei La Fère-Champenoise schon eine bedeutende Heeresmacht stehe, bekanntlich unbeschränkte Vollmacht, jeden Frieden zu schließen, gab. Er selbst wandte sich nun gegen Blücher. Der Verfasser bemüht sich im folgenden Kapitel manche Räthsel zu lösen, welche über die Operationen dieser Epoche noch herrschen, sie betreffen auch die Anschauungen im Blücher'schen Hauptquartier. Die scharfsinnige Deutung stimmt merkwürdig mit dem, was der kürzlich verstorbene General von Höpfner (Verfasser des „Krieg von 1806 und 1807"), der mit der unermüdlichsten Forschung Materialien zu seinen kriegsgeschichtlichen Vorträgen gesammelt, gelegentlich einmal mündlich gegen den Referenten ausgesprochen hat. Man

war im ganzen übermüthig, sicher geworden, man hatte es an klaren Befehlen mangeln lassen. Olsuwiew z. B. war ganz ohne Befehl gelassen, als Napoleon ihn angriff. Der erste Erfolg machte Napoleon so siegesgewiß, daß er sich im Gespräch an der Abendtafel in Champaubert schon wieder an der Weichsel sah! Eine ganze Woche konnte ergehen, ohne daß er in seinen Unternehmungen hier von der Hauptarmee gestört worden wäre, und obschon man die Kanonade von Champaubert trotz der weiten Entfernung gehört, zweifelte man trotzdem daran, daß Napoleon sich gegen die schlesische Armee gewendet und blieb bei der weit ausholenden Umgehung zur Linken, bis ihr vom Feinde halt geboten wurde, der nun auch die Hauptarmee, wie jene, zurückwarf. Zur Geschichte des Congresses von Chatillon lesen wir interessante Beiträge. Knesebeck's Denkschrift über die Nothwendigkeit des Friedens ist im Text dem Inhalte nach, in der Beilage vollständig wiedergegeben; sie ist vortrefflich abgefaßt, leider für eine falsche Ansicht. Die Thatsache, daß statt eines Waffenstillstandes, der wenigstens beide Theile festgehalten hätte, nur die Hauptarmee durch ein Rescript des Kaisers Franz an Schwarzenberg in ihrem Vorgehen gehemmt wurde, ist nicht allein durch Stein's und Gneisenau's Zeugniß, sondern durch eine vom Kaiser Alexander in einer spätern amtlichen Note ausgesprochene Anklage bewiesen, der gegenüber die österreichische Regierung geschwiegen hat. Der Verfasser sagt:

Durch diese verderbliche Maßregel wurde die eigene Thätigkeit gelähmt, während der Feind volle Freiheit behielt. Dem Fürsten Schwarzenberg war damit die sehr schwierige und sehr undankbare Aufgabe gestellt, sich auf engem Raume in einer Scheinthätigkeit ohne Zweck herumzudrehen, dies widersinnige Treiben durch unhaltbare Scheingründe und leere Vorwände zu rechtfertigen, sich den ungestüm dringenden Anforderungen des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen zu entziehen und eine oft sehr wehthuende Kritik seiner Operationen mit einer nie sich verleugnenden Geduld zu ertragen, ohne das Wort des Räthsels zu verrathen. Es begann die schlimmste Periode seines dornenvollen Heerbefehls.

Wir geben diese Stelle, weil sie zugleich die Rechtfertigung des vielgetadelten Feldherrn enthält. Der ihm die Dornen in den Lorber geflochten (Fürst Metternich), ist erst im Juni d. J. vor einen höhern Richter berufen worden. Wie oft kam Schwarzenberg bleich und entstellt von einem Zwiegespräch mit dem König Friedrich Wilhelm, welche laut ausgesprochene Geringschätzung als Feldherr, welchen Spott hat er von der militärischen Umgebung Alexander's ertragen, und er hat alles mit edler Selbstverleugnung, als ein treuer Diener seines Herrn, über sich ergehen lassen!

Im siebenten Kapitel erzählt der Verfasser die Unternehmungen Napoleon's gegen die Hauptarmee: er hält es für einen der größten Misgriffe in seiner Feldherrnlaufbahn, daß er sich gegen diese wandte, statt Blücher's Armee ganz zu zertrümmern, da er von Schwarzenberg, bei seiner ängstlichen Sorge für Flanken-, Rücken- und Verbindungslinien nicht zu befürchten hatte, daß er auf Paris ging, auch wenn ihn das Machtgebot der Metternich'schen Politik nicht gefesselt hätte. Die Ursache lag wol darin, daß Napoleon die schlesische Armee schon zertrümmert wähnte; er schrieb an seinen Bruder Joseph: „Es gibt keine feindliche schlesische Armee mehr", und darum ließ er nur wenige Truppen zurück zur Verfolgung, während er der Hauptarmee das gleiche Schicksal bereiten wollte. Damals trat der kühne Gedanke, den er später zu seinem Unglück auszuführen versuchte, zum ersten male hervor: den Krieg an den Rhein zu verlegen. Und wahrlich, damals oder nie konnte er eine glückliche Wendung des Kriegs herbeiführen! Er wandte sich aber gegen die Hauptarmee, und wie er nach seinen Erfolgen die Unterhandlungen von Chatillon abbrach, ist bekannt; wie er sich über seine Gegner verächtlich aussprach, ist in den Memoiren seines Bruders Joseph zu lesen. Der Verfasser hat diese, wie alle neueröffneten Quellen mit Einsicht benutzt. Blücher, den Marmont gänzlich aus den Augen verloren hatte, kam nun mit seinem wunderbar schnell wieder organisirten Heere heran, um vereint mit Schwarzenberg eine Hauptschlacht zu liefern, wie sie unter so günstigen Bedingungen selbst bei Leipzig nicht geschlagen worden war. Aber statt dessen erfolgte der Rückzug. Napoleon wollte nun auf die frankfurter Vorschläge großmüthig Frieden schließen, er wandte sich an Kaiser Franz und erinnerte ihn daran, daß in seinen Adern französisches Blut fließe. Lothringen-Vaudemont ist freilich das österreichische Kaiserhaus. Zum Glück fand er kein Gehör. Blücher hatte sich, diesmal auf Grolman's Idee, welcher dieselbe zuerst gegen Müffling's Adjutanten, den Lieutenant von Gerlach (jetzt Generaladjutant des Königs) ausgesprochen, wieder von der Hauptarmee getrennt, um nach der Marne zu marschiren; viele Werke behaupten, Napoleon habe diesen Marsch zu spät erfahren. Aus Joseph's Memoiren wird das aber widerlegt. Napoleon wurde in Troyes mehrere Tage durch allerwärts nöthige Thätigkeit festgehalten, ehe er sich zum zweiten male gegen Blücher wandte.

Die Darstellung dieser Wiederholung seiner vorigen Operationen, freilich mit sehr verschiedenem Erfolge, füllt das achte und neunte Kapitel. Nach dem Kriegsrathe zu Bar war die schlesische Armee im wesentlichen und der Bedeutung nach zur Hauptarmee erhoben worden. Das Schreiben des Königs an Blücher spricht das mit klaren Worten aus. Dadurch aber, wie der Verfasser aus Toll's Papieren beweist, fühlte sich Schwarzenberg, als Napoleon mit seiner Hauptmacht gegen Blücher zog, erst recht veranlaßt, abzuwarten, trotz der Erfolge von Bar-sur-Aube und Troyes, trotz des schwächern Feindes, den er zu bekämpfen hatte. Der Verfasser, welcher den angeblichen Plan Napoleon's, Blücher bei Soissons zu vernichten, aus seinen eigenen neuerdings bekannt gewordenen Briefen und Befehlen als später erfunden darstellt, sich überhaupt bemüht, „Märchen aus der Geschichte zu verbannen", unterzieht auch Blücher's Kriegführung in dieser Periode einer genauen Kritik, besonders nach der Schlacht von Laon, wo Napoleon durch Maßregeln, auf welche Blücher's Erkrankung einwirkte, noch einmal gerettet wurde und zwar vor sicherm Verderben. Napoleon selbst führte dies nach der Schlacht

von Arcis herbei, indem er Paris preisgab und sich in den Rücken der Verbündeten warf. Er war, wie jetzt bewiesen ist, vielfach gewarnt worden; sein Bruder Joseph, der ihm stets die Stimmung von Paris als nur für den Frieden, der ihm diesen Frieden selbst im Fall des Siegs als unerlaßlich geschildert, er wie Napoleon's Vertraute hatten ihm zugerufen: die Besetzung von Paris durch die Verbündeten sei das Ende der bestehenden Ordnung der Dinge; aber Napoleon glaubte das nicht.

Ueber die Verhältnisse im großen Hauptquartier vor der Schlacht von Arcis, über das persönliche Eingreifen des Kaisers Alexander durch sein plötzliches Erscheinen bei Schwarzenberg und viele Scenen, welche nur eben Toll erzählen konnte, gibt der Verfasser aus dessen Aufzeichnungen und seiner Correspondenz mit dem Fürsten Wolkonsky, d. h. mit dem Kaiser, die interessantesten Aufschlüsse. Er widerlegt die Behauptung, daß man im Hauptquartier am 22. März nichts von Blücher gewußt und darum nicht mit der Schnelligkeit und Kraft habe manövriren können, welche Napoleon's Schicksal schon damals entschieden hätte, durch die Thatsache eines Schreibens von Toll, am 22. März früh 10 Uhr abgefertigt, in welchem er Tettenborn's Meldung über Blücher in Chalons dem General Sseslawin mittheilt. Er zweifelt auch daran, daß der Gedanke, als man Napoleon's Zug an die Marne durch einen aufgefangenen Brief an die Kaiserin erfahren, gerade auf Paris zu marschiren, von Schwarzenberg ausgegangen, weil dieser dem Kriegsrath, in welchem der Entschluß zur Reise kam, gar nicht beigewohnt hat. Ueber diesen Kriegsrath hat nur ein einziger etwas Schriftliches hinterlassen, nämlich Toll. Das wird uns hier vorgelegt. Barclay war dafür, Napoleon mit ganzer Macht zu folgen, Diebitsch wollte 40—50000 Mann gegen Paris schicken, mit den übrigen Streitkräften ebenfalls Napoleon folgen; Toll konnte sich nicht länger halten, sondern schlug vor, Napoleon nur 10000 Mann, meist Reiterei nachzusenden, mit den vereinigten Armeen Schwarzenberg's und Blücher's aber in Gewaltmärschen auf Paris zu eilen. Der Kaiser unterstützte Toll's Meinung und setzte sich, nachdem sie erörtert war, augenblicklich zu Pferde, um den König von Preußen und Schwarzenberg dieselbe mitzutheilen. Dies geschah auf freiem Felde, und der König wie der Fürst Schwarzenberg gaben dem Vorschlage des Kaisers mit Begeisterung ihre Zustimmung. Diese Erzählung wird auch durch einen ganz unparteiischen, durchaus zuverlässigen Zeugen, Lord Burghersh, jetzt Graf von Westmorland, bestätigt.

Im letzten Kapitel ist dann der Marsch nach Paris, das Treffen bei La Fère-Champenoise, die Schlacht von Paris, der Einzug und Napoleon's letzte Erlebnisse in St.-Dizier und St.-Cloud erzählt. Bei Gelegenheit des merkwürdigen Treffens bei La Fère wird auch des Obersten Löwenstern erwähnt (vgl. Nr. 24 d. Bl. f. 1859), der krank zurückgeblieben der Armee nacheilte und dessen Kosacken einen französischen Unteroffizier gefangen, durch welchen Pacthod's Marsch erst bekannt wurde. Hätten Marmont und Mortier Napoleon's Befehle pünktlich befolgt, so würden die Verbündeten Paris ganz wehrlos gefunden haben; der Verfasser hält diese Thatsache den bonapartistischen Schriftstellern vor. Die Fehler, welche bei der Schlacht von Paris auf beiden Seiten vorgefallen, beleuchtet er mit gründlicher Schärfe. Was wir zum Schlusse über die allgemeine Stimmung des Volks gegen Napoleon, von der Freude über seinen Sturz, die neuere Schriftsteller wieder zu leugnen versuchten, was wir vom Abfall der Marschälle und dem Benehmen der Bourbons lesen, als Alexander's ursprüngliche Abneigung, sie wiederherstellen, überwunden war, ist so charakteristisch als wahr. Ludwig XVIII. that schon das Seinige, um sich die zu verfeinden, die ihn allein halten konnten! Es kamen bei seinem Streben, Vorrang und Vortritt vor den verbündeten Monarchen zu haben, die kleinlichsten Scenen vor. So rief er einem Officianten bei Tafel, der dem Kaiser Alexander zuerst serviren wollte, mit gebieterischer Handbewegung und drohender Stimme über den Tisch zu: „A moi, s'il vous plait!"

Achtundzwanzig Beilagen, zum Theil wichtige Schriftstücke enthaltend, schließen den vierten Band. Möchte der Verfasser den fünften und sechsten, mit welchem das Werk beendigt sein soll, so bald folgen lassen, als es sich mit der Gründlichkeit seiner Arbeit verträgt. Wir sehen Toll's Denkwürdigkeiten über den türkischen und polnischen Krieg mit Spannung entgegen. **Karl Gustav von Gerard.**

Lila Bulyovsky.

Mein Reisetagebuch. Aus dem Ungarischen der Frau Lila Bulyovsky. Pesth, Emich. 1859. 12. 20 Ngr.

Die Verfasserin dieses mit meist angenehmem Geplauder gefüllten Reisejournals, Lila Bulyovsky, die gefeiertste unter den ungarischen Schauspielerinnen, hat Anspruch darauf, gerade in Deutschland besondere Sympathie zu finden, da sie unsers Wissens nicht nur mehrere deutsche dramatische Producte ins Ungarische übersetzt und auf der pesther Bühne nationalisirt hat, sondern sogar die Absicht hegte oder noch hegt, die ungarische Bühne für immer zu verlassen und ihr Talent dem deutschen Theater zuzuwenden. Zu diesem Zweck hat sie, wir glauben namentlich in Berlin, deutsche Sprache, deutsche Pronunciation und deutsche Darstellungskunst studirt und ist dann auch öffentlich auf deutschen Bühnen mit ermunterndem Beifall aufgetreten. In der letztern Zeit haben wir nichts weiter von ihr gehört. Möglich daß sie sich selbst noch nicht ganz genügte und daß sie gedenkt, sich noch in der Fertigkeit deutschen Vortrags zu vervollkommnen, ehe sie sich entschließt, auf einem der großen deutschen Theater einen Versuch zu machen. Jedenfalls scheint es das einfachste Gebot der Höflichkeit und Dankbarkeit zu erfordern, den uns Deutschen schmeichelhaften Bestrebungen der ungarischen Künstlerin aufmunternd entgegenzukommen, statt, wie dies leider irgendwo geschehen ist, ihnen durch beleidigende Angriffe im voraus in den Weg zu treten. Hatte man so große Eile, die gute Meinung, welche Lila offenbar von dem Gemüth der Deutschen hegt, so grausam zu zerstören?

Viele in Deutschland halten den Zustand, in welchem sich das deutsche Theaterwesen im allgemeinen befindet, für sehr wenig beneidenswerth. Aber im Auslande ist es gegenwärtig fast überall mit dem Bühnenwesen noch schlechter bestellt, und so gibt es sowol in Frankreich wie in England Leute, welche uns, so unglaublich dies auch klingen mag, um unsere Theaterzustände, um die Vorzüglichkeit einzelner unserer Schauspieler und Schauspielerinnen, um unser Repertoire und den Geschmack unsers Publikums sogar noch beneiden. Begegneten wir doch

jüngst in einer französischen Revue der Behauptung, daß man Naturwahrheit des Spiels gegenwärtig nur noch auf guten deutschen Theatern finde! Diejenigen Vorzüge, um die uns Lila Bulyovsky beneidet, gibt sie uns in ihrem „Reisetagebuch" mit folgenden Worten an: „Ich schrieb bereits, um was ich die französischen Schauspielerinnen nicht beneide, und jetzt will ich schreiben, um was ich die deutschen beneide. Ich beneide sie vor allem um die vollen Häuser, die man in Deutschland fast immer (?) findet; ferner um die aufmerksame, beinahe andächtige Zuhörerschaft; um die Kritik, die ihre Aufmerksamkeit auf alles richtet und von tiefen Studien zeugt; endlich darum, daß sie nicht auf eine Bühne beschränkt sind." Also sogar um unsere Theaterkritik, die doch von vielen Deutschen selbst als ein Abgrund der Erbärmlichkeit angesehen und verabscheut zu werden pflegt, beneidet uns das treffliche Magyarenkind! Lila wirft dann einen Seitenblick auf ihre Heimat: „Aber ich bitte diesen Neid nicht so zu verstehen, als ob ich den Deutschen ihre Vortheile entziehen möchte; ich wünsche nur, daß es auch bei uns so sei, die wir auf unsere Nationalität so stolz sind, während den Deutschen von der ganzen Welt der Mangel an Nationalgefühl vorgeworfen wird. Und ist es bei uns so? Ein großer Theil des ungarischen Publikums ist dem wahren Drama entfremdet, der Geschmack ist schwankend, das Urtheil nicht maßgebend. Kurz die Umstände sind zu stiefmütterlich, als daß jetzt schon von einem Kunstinstitut bei uns die Rede sein könnte. Hoffen wir! Die Kritik? Schweigen wir von der Kritik!"

Ihr Weg führte sie von Wien auf der wunderbaren Semmeringstraße nach Triest, von Triest wieder nach Wien zurück, wo Saphir, „dessen Gemüth ewig jung bleibt", ihr ein Künstlerbankett zu geben versprochen hatte, und von Wien über Linz, Salzburg, München, Stuttgart, Karlsruhe u. s. w. nach Paris. In Salzburg erlebte sie den eigenthümlichen Fall, daß, als sie gerade im Genuß der herrlichen Gegend schwelgte, ein junger Mann aus dem Handwerkerstande sich in ihrer unmittelbaren Nähe von der Bastei in die Tiefe stürzte, was einen solchen Eindruck auf sie machte, daß sie darüber ernstlich unwohl wurde. Der Unglückliche gab sich den Tod, weil seine ehemalige Geliebte im Begriff war, einen andern zu heirathen. „Jetzt da er todt war", erzählt Lila, „wußte jedermann nur Schönes und Lobenswerthes über ihn zu sagen, und viele hätten ihm nun gern geholfen; solange er aber lebte, verleumdete man ihn bei dem Vater des geliebten Mädchens, und obwol er an zwanzig Thüren anklopfte, so konnte er sich doch nicht ein Anlehen verschaffen, mittels dessen er sein Gewerbe selbständig hätte ausüben können. Er hatte dieses Mädchen schon seit drei Jahren geliebt, und sie gab, obwol sich Freier genug einfanden, jedem einen Korb. Aber endlich brachte der Vater seine Tochter theils durch Ueberredung theils durch Drohungen dahin, daß sie den letzten Freier nicht abwies." Das ist wieder eine jener herzbrechenden Geschichten, die gerade nicht so oft vorkommen, um sie Alltagsgeschichten zu nennen, aber doch auch zu häufig, um sie zu den Seltenheiten und außergewöhnlichen Fällen zu rechnen, eine jener bürgerlichen Tragödien, in denen Menschenhärte und Starrsinn auf der einen, und Charakterschwäche und übereilte Selbstverzweiflung auf der andern eine Katastrophe herbeiführen, die das Glück ganzer Familien zerrüttet oder doch einen langen düstern Schatten selbst über in ihr Glück hinbreitet. Wunderliches Menschenvolk! Erst, da er noch am Leben war, verleumdeten sie den jungen Menschen, und nachdem er todt war, diejenigen, die zunächst an seinem Tode schuld waren; sie würden ihm auch mit Vergnügen zum Zweck seiner Etablirung ein Darlehn bewilligt haben, hätten sie nur genau gewußt, wie und was alles kommen würde; sie sind ja zu jedem Opfer bereit — wenn es ihnen zu spät ist.

Da begegnen wir noch einer andern Geschichte, wie sie leider auch nur zu häufig vorkommt, der Geschichte Rosenegg's, welcher die prachtvollen Anlagen, Grotten und Wasserwerke zu Hellbrunn schuf. Rosenegg, erzählt die Verfasserin, habe sich bei dem damaligen Erzbischof, Grafen Dietrichstein, für das Werk 350 Gulden ausbedungen, und fährt dann fort: „Er begann dasselbe mit Liebe und Geschick. Als er indeß die genannte Summe mit seinen zwei Gesellen, seiner Frau und zwei Kindern verbraucht hatte, und er noch vier Monate vor sich hatte, um das Werk zu beendigen, so bat er den Erzbischof, er möge ihm für die noch übrige Zeit wöchentlich mit zehn Gulden helfen. Aber Rosenegg war ein Genie, und so hatte er natürlich Feinde, welche bewirkten, daß ihm seine Bitte abgeschlagen wurde. Das Werk blieb daher eine Zeit lang unvollendet, und erst nach einem Jahre konnte er daran weiter arbeiten, nachdem er versprochen hatte, daß er es binnen sechs Wochen bei einer Bezahlung von wöchentlich vier Gulden vollenden werde. Damals stellte man ihm vom erzbischöflichen Militär einen Corporal zur Seite, dessen Aufgabe es war, ihn zum Fleiß anzutreiben. Das Schönste dabei war, daß der Künstler dem Corporal von seinem Wochengeld täglich sechs Kreuzer geben mußte. Endlich verlor er selbst diese Anstellung und starb im größten Elend. Gerade ein Jahrhundert war nöthig — während die Meisterhand längst vermoderte —, daß man dem sein ganzes Leben hindurch verfolgten Genie Gerechtigkeit widerfahren ließ; jetzt rühmt man seinen Namen, der an seinen Werken in goldenen Buchstaben zu lesen ist." Eine solche goldene Inschrift auf den, welchem man Gold im Leben versagte, wie alle zu prunkvollen Nachfeiern nach dem Tode eines Genies, das man darben ließ, sind doch bei Lichte betrachtet nur Pasquille und beißende Epigramme.

Die interessanteste Partie der Schrift betrifft Lila's Aufenthalt in Paris. Im allgemeinen bemerkt sie über dieses Stadtungeheuer, das oben verführerische göttliche Sirenenform und unten greulicher thierischer Fischleib ist: „Ich glaube, daß Paris die theuerste und zugleich wohlfeilste Stadt der Welt ist. Nirgends kann man leichter Millionen verschwenden, und kaum gibt es in Europa eine Stadt, wo man wohlfeiler leben kann. Der Fremde kann eine herrschaftliche Equipage miethen, für welche er 50 Francs täglich zahlt, und in einem Omnibus kann er die ganze Stadt um 10 Sous durchfahren. Man kann ein Diner um 100 Francs einnehmen, und sich für 1 Franc satt essen. Ein Theaterabend mit der dazugehörigen Toilette kann Tausende kosten, und denselben Genuß kann man sich für einige Francs verschaffen. Dabei ist der Conducteur des Omnibus oder der Comfortable-Kutscher ebenso höflich gegen den Fremden, wie der Eigenthümer der herrschaftlichen Equipage. Der Kellner wird für 2 Sous Trinkgeld in ebenso charmanter Manier danken wie für 5 Francs, und in der Italienischen Oper wird man mit eben solcher Zuvorkommenheit auf den bescheidenen Platz geführt, wie die strahlende Herzogin in ihre reich geschmückte Loge." Anfangs kam Lila sich in der „meergroßen" Stadt sehr verwaist vor; sie gesteht, daß ihr öfters Thränen in die Augen gekommen seien und daß sie damals erkannt habe, was Heimweh sei. Der Bekanntschaft mit Alexandre Dumas und mit der schönen Schauspielerin Eugenie Doche, welche sich ihr mit besonderer Sympathie anschloß, verdankt es Lila, daß sie bald anfing sich heimischer zu fühlen. Die Kunst, sich und andern das Leben angenehm zu machen, haben ja die Pariser und Pariserinnen bekanntlich bis zur Virtuosität ausgebildet. So auch der liebenswürdige Schwätzer A. Dumas, der ihr bei ihrem ersten Besuche mittheilte, daß er eben ein Werk aus Lila's Vaterlande zugesandt erhalten habe. Lila war neugierig, was das für ein Werk sein könne. „Ich will es sogleich herausbringen, ich habe es in meiner Bibliothek", sagte Dumas und kam nach einigen Augenblicken mit zwei Bänden zurück. Lila öffnete sie, sah den Titel an, lachte, und nun entspann sich folgendes Gespräch: „Kennen Sie das Werk, Madame?" — „Nicht im geringsten." — „Und dennoch — ?" — „Lache ich, wollen Sie sagen." — „Ist es vielleicht ein schlechtes Machwerk?" — „Das weiß ich nicht, es kann ein Meisterwerk sein; aber ich lache, weil Sie diese polnischen Bücher für ungarische halten." — „Tiens, ich dachte, sie seien ungarisch und wies ihnen in meiner Bibliothek einen vorzüglichen Platz an." Ein andermal dinirte sie in Gesellschaft der Schauspielerinnen Doche, Desazet und Leoni bei Dumas, verfehlte aber beim

kommen die Thür, öffnete eine unrechte und gerieth in die Küche, wo der Koch eben mit vorgebundener Schürze und aufgestreiften Aermeln die Ingredienzien zu irgendeiner Speise zusammenrührte. Wie erstaunte sie, als sie in diesem Koch Dumas selbst erkannte, der es sich nicht nehmen läßt, immer eine Lieblingsspeise selbst zu bereiten, wenn er Gäste hat, die er auszeichnen will. Die Verfasserin versichert: „Dumas ist von aller Welt gekannt, und mit ihm steht jedermann, vom höchsten Staatsmann angefangen bis zum Miethkutscher und Zimmerkellner herab, gewissermaßen auf vertrautem Fuß, was ich daraus erkannte, daß in den Grüßen, die ihm auf der Gasse Schritt und Tritt von allen Seiten entgegenflogen, gewöhnlich sein Name genannt wurde; z. B. «Bon jour, M. Dumas!» «J'ai l'honneur, M. Dumas!» u. s. w. Jedermann nannte ihn beim Namen und selbst die Kinder zeigten sich ihn einander." Mit den Schauspielerinnen steht Dumas auf dem vertrautesten Fuß; er duzt sie alle, und sie nennen ihn Papa oder Oncle; auch Frau Bulyovsky wurde von ihm „mon enfant" genannt. Ueberhaupt betrachten, nach Lila's Versicherung, Schriftsteller und Künstler in Frankreich einander „als Mitglieder einer und derselben Familie", was in dem gemüthlichen, den „Cultus des Genius", d. h. des verstorbenen, systematisch betreibenden Deutschland keineswegs der Fall ist; sonst würde auch nicht Schiller in einem Brief an Körner die Schauspieler sammt und sonders „Lumpenvack" genannt haben. Das Reisetagebuch der Frau Bulyovsky ist reich an Beispielen, welche erkennen lassen, eine wie ganz andere Stellung der Schriftsteller und Journalist in Frankreich einnimmt als bei uns. Freilich halten die französischen Schriftsteller, wie Frau Bulyovsky ebenfalls versichert, auch viel mehr zusammen als die deutschen, nicht etwa aus Sympathie, sondern aus Gründen der Klugheit und des Anstandes. Es gibt natürlich auch Ausnahmen, in welcher Beziehung Lila selbst eine seltsame Erfahrung machte. Bei einer Soirée sagte Schriftsteller A. von seinem Collegen B.: „C'est un grand coquin!" und Schriftsteller B. sagte später bei einem Diner von seinem Collegen A.: „C'est le plus grand voleur qui existe." Der Unterschied ist hier nur der, daß die französischen Schriftsteller sich meist damit begnügen, dergleichen Beschuldigungen mündlich hinter dem Rücken des andern auszusprechen, während deutsche Schriftsteller sie am liebsten gleich drucken lassen und einen öffentlichen Skandal in Scene setzen.

Mit Vorliebe beschäftigt sich Frau Bulyovsky begreiflicherweise mit den pariser Theaterverhältnissen. Sie beschreibt uns z. B. die ebenso luxuriöse als elegante Wohnung der Eugenie Doche. Kein Wunder, daß sie mit solchem Luxus eingerichtet ist, denn sie trat dreihundertmal in der „Gameliendame" auf und ist zugleich, wie Lila hinzufügt, „die schönste und eleganteste französische Schauspielerin", obschon „auf ihrem sieggewohnten anmuthvollen Gesicht nicht mehr die Rosen der ersten Jugend blühen". Die Zeit über, als Frau Bulyovsky sich in Paris befand, trat Fräulein Doche nicht ein einziges mal auf, „weil man ihr noch keine Rolle nach ihrem Geschmack geschrieben hat". Sie ist überhaupt seit der Aufführung der „Gameliendame" nur in zwei neuen Rollen aufgetreten, da sie aber darin keinen Erfolg hatte, so ruht sie auf den Lorbern oder vielmehr den Geldstücken aus, welche die „Gameliendame" ihr einbrachte, und zieht es vor, statt sich für die Kunst abzuplagen, „in ihrer einem kleinen Feenpalast gleichenden Wohnung von Zeit zu Zeit prachtvolle Soiréen zu geben". Findet ihr nicht das Los einer solchen pariser Vaudevillistin höchst beneidenswerth? Aber die glänzende Medaille hat auch ihre schmuzige Kehrseite, und wenn schon Frau Bulyovsky es nicht in Abrede stellen kann, daß die Stellung der französischen Schauspielerinnen eine sehr angenehme sei, so fügt sie doch hinzu: „Aber man muß dazu geboren und erzogen sein, und ich möchte sie trotz ihres äußern Glanzes nicht annehmen. Ich erblickte zwischen den Rosen, über welche meine französischen Berufsgenossinnen leicht dahinschreiten, so häßliches Gewürm, daß ich davor zusammenschauderte."

Ueberhaupt scheint der Verfasserin die Schauspielkunst in Paris gegenwärtig auf einer sehr niedrigen Stufe zu stehen. Durch die Tüchtigkeit der Regie wird zwar, namentlich im Théâtre français, immer noch ein gutes Ensemble erzielt und infolge des Geschicks, womit die Directionen die Reclame betreiben, wie der Vergnügungs- und Zerstreuungssucht des pariser Publikums füllen sich zwar die Theater, aber es fehlt gänzlich an irgend hervorragenden Talenten. Lila wollte es ihrem Collegen Feleki nicht glauben, als dieser nach seiner Rückkehr von Paris ihr sagte, die Aufführung von „Demi-monde" habe ihn durchaus nicht zufriedengestellt; sie habe aber bei ihrer Anwesenheit in Paris die Erfahrung selbst gemacht, „daß er sich noch glimpflich ausdrückte. Freilich", fährt sie fort, „hat er in der Rolle der «Baronne d'Ange» wenigstens die Rose Chéri, einen Liebling des Publikums gesehen, aber die, welche ich in dieser Rolle sah, war weder eine «rose» noch «chérie», sondern eine schrecklich affectirte, mittelmäßige Schauspielerin ohne alle Eleganz, jedoch mit um so mehr Manierirtheit." Im Odeon wohnte sie einer Darstellung von Schiller's „Kabale und Liebe" bei, und sie sagt davon: „Wenn man nur mittelmäßig gespielt hätte, so hätte ich mich ohne Zweifel geärgert; aber was ich da sah und hörte, war so schlecht, daß es in mir wie in jedem Kunstverständigen nur Heiterkeit verursachen konnte .... daß man es gewagt hat, Schiller, welchen die Franzosen «groß» nennen und den sie für den deutschen Shakspeare halten, durch eine solche Vorstellung gerade damals in seiner Grabesruhe zu stören, als man ihn in Weimar auf das Piedestal der Unsterblichkeit erhob, das könnte unter andern Umständen ein casus belli sein." Sie beschreibt die Darstellung sehr drollig: „Der arme Ferdinand war sowol in Betreff des Aussehens als auch des Spiels abschreckend; wahrscheinlich hielt er sich für einen heidelberger Burschen, und da sein Vater, der Präsident, ihm mit dem Ministerstock immer unter der Nase herumfuchtelte, so revanchirte er sich hierfür bei der Lady, der er Rippenstöße versetzte." Lady, der alte Musikus, der Secretär waren nicht besser, zum Theil noch schlechter, nur Tyron, der Darsteller Kalb's, spielte gut. „Eine ähnliche Vorstellung", fährt sie fort, „sah ich im Cirque impérial, wo man den «König Lear» des großen britischen Dichters kleinlich bis zur Zwerghaftigkeit aufführte. Wenn Shakspeare diese Vorstellung gesehen hätte, so hätte er sein Werk gewiß verleugnet." Sehr richtig bemerkt sie: „Ich glaube, die Dünkelhaftigkeit der Franzosen, der zufolge sie sich für die erste Nation der Welt halten, die von andern nichts zu lernen braucht, führt das Resultat herbei, daß jede französische Vorstellung eines nichtfranzösischen Stücks unter aller Kritik ist. Hingegen scheuen wir, sowie auch die Deutschen, keine Mühe, wir erschöpfen alle Studien, um uns in die Eigenthümlichkeit der Rolle, in den Geist des Stücks zu versetzen." Dagegen entzückte sie die dreiundsechzigjährige Dejazet im Theater des Variétés, namentlich durch ihren zum Herzen dringenden Gesang; doch müssen wir in Bezug auf ihre übrigen pariser Beobachtungen und Erlebnisse, worunter auch ein Zusammentreffen mit Jules Janin, ein Besuch am Krankenbette der Rachel u. s. w., den Leser auf die Schrift selbst verweisen.

Ihre Rückreise führte sie über Brüssel, Bonn, Köln u. s. w. zuvörderst nach Frankfurt, von dem sie sagt: „Mode und Lebensweise erinnern da viel mehr an Paris als an Deutschland; aber die vielen Gärten, Promenaden und Parks erlauben es wieder nicht zu vergessen, daß man in Deutschland ist. Selbst die kleinste deutsche Stadt erhält durch die überall auftauchenden Gärten und Baumpflanzungen ein liebliches Aussehen. Jede bedeutendere Stadt Ungarns sollte ihren Bürgermeister in Deutschland reisen lassen, und es würde gar nicht schaden, wenn Pest hiermit den Anfang machte." Von Frankfurt reiste sie über Kassel nach Hannover, wo sie bei der Seebach abstieg, welcher sie bereits in Pesth das Versprechen gegeben hatte. Lila bemerkt: „Ich sah sie als Grille, die nicht ganz für sie paßt, und als Emilie Galotti, die für sie geschrieben scheint. Sie wurde nach der Vorstellung zwanzigmal (?) gerufen. Unendlich wohl that

nur nach den variser und den bisher gesehenen deutschen Vorstellungen das Spiel einer wahren Künstlerin, und zwar meiner Freundin, gegen welche nicht der leiseste Schatten von Neid in meinem Herzen Platz hat." Dann begab sie sich nach Hamburg, über dessen Bevölkerung sie bemerkt: „Die Einwohner Hamburgs sind sehr herzlich und freundlich, nur die Fiaker sind grob." Das ist immer noch besser, als wenn sie umgekehrt hätte sagen müssen: „Die Fiaker Hamburgs sind sehr herzlich und freundlich, nur die Einwohner sind grob." So weit erstreckt sich die Cultur an vielen Orten Deutschlands noch nicht, daß auch die Kutscher höflich und zuvorkommend wären, wie nach der Versicherung der Verfasserin die Kutscher in Paris. Ueberhaupt gibt es wol leider bei den Deutschen die verhältnißmäßig größte Zahl von Individuen, welche wol artig sein könnten, aber grob sind aus Princip und sich wunderlicherweise auf ihre Grobheit so viel zugute thun, wie andere auf ihre Urbanität. Daß Lila übrigens vom Stintfang aus auch das Meer gesehen haben will, zeugt von einer ganz besondern Sehkraft. Sie besuchte weiter Berlin, wo sie Theodor Mundt, „den tiefen Kenner der Schauspielkunst", nicht traf, dafür aber mit Döring, von dem sie sagt: „Ganz Deutschland verehrt ihn, in ganz Europa kennt man ihn", und mit Frau Frieb-Blumauer persönlich bekannt wurde, von welcher letztern sie meint, daß sie außer der Bühne vielleicht noch liebenswürdiger sei als in ihren Rollen. In Leipzig, von dessen Persönlichkeiten sie nur H. Whistling als einen der „geistreichsten" Journalisten nennt, brachte sie nur einen halben Tag, in Weimar drei Tage zu, die sie zu den angenehmsten rechnet. Sie fand dort „viele gute Menschen, eine sehr gebildete Gesellschaft und Herzlichkeit und Freundlichkeit"; ihren „großen Landsmann" Liszt, den „Mittelpunkt des deutschen Kunstlebens", traf sie zuerst auf der Straße, in Begleitung seiner Tochter, einer „lieben anmuthigen Gestalt" und den Hrn. von Bülow, „dessen Name sich auch in Pesth Anerkennung errungen hat".

Die letzten Blätter des „Reisetagebuch" betreffen Dresden, wo sie unter andern Gustav Kühne, dessen „Demetrius" sie mitnahm, um ihn ins Ungarische zu übersetzen, und seine „liebenswürdige Hausfrau" kennen lernte, die, als sie eintrat, eben einen Roman von Jókai in Händen hatte, was ihr, „die schon so viel gelesen hat", bei der Ungarin zur besondern Empfehlung gereichte. Die Theatervorstellungen, denen sie beiwohnte, entsprachen nicht ihren Erwartungen, bis auf Dawison, der natürlich eine „glänzende Ausnahme" machte. Bei diesem „großen Künstler" und seiner Familie fand sie eine herzliche Aufnahme; dagegen traf sie Emil Devrient, „welchen das pesther Publikum noch besser kennt als Dawison", zu ihrem Bedauern nicht an, da er gerade in seinen Gastrollen gab. Wir führen diese Personalien besonders deshalb an, um die betreffenden Individuen auf das leicht aber angenehm geschriebene Büchlein, wenn es durch einen Zufall ihrem Augenmerk entgangen sein sollte, aufmerksam zu machen: auch weil diese Personalien immer noch mehr interessiren dürften, als die Beschreibungen von Kunstgegenständen und Merkwürdigkeiten, welche die Verfasserin ohnehin nur sehr flüchtig berührt. Im übrigen kommt sie auf Anlaß der dresdener Bühne noch einmal auf den Vorzug der größern deutschen Theater zu sprechen; sie erblickt ihn in „jenem Ernst, mit welchem die artistischen Leiter, die Schauspieler, die Schriftsteller und das Publikum, wenn auch nicht immer ein Erfolg erzielt wird, doch stets den entschiedenen ernsten Willen zeigen, der Kunst und dem literarischen Interesse zu dienen". Wenn man gerade aus Paris kommt und mit eigenen Augen angesehen hat, in welche Lappen auf den dortigen Theatern die Tragödien Schiller's und Shakspeare's verwandelt und daß selbst kaum noch die nationalen Stücke aus der zweifelhaften Demi-Monde-Sphäre leidlich dargestellt werden, wenn man überhaupt mit der Corruption der französischen Theaterzustände genauer bekannt zu werden Gelegenheit hatte, dann mag diese uns schmeichelhafte Ansicht relativ wol gerechtfertigt erscheinen.

H. M.

Zur Geschichte der jenaischen Theologie.

Die jenaische Theologie in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Eine Festgabe von Gustav Frank. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1858. Lex.-8. 20 Ngr.

Von den unvergessenen, wenn auch verklungenen Festtönen der jenaischen Jubelfeier haben eine Anzahl Schriften einen festlichen Nachklang bewahrt, den Mitfeiernden als eine liebe Erinnerung, als einen Ersatz den Abwesenden. Und wie die Festfeier selbst der Gegenwart eine bedeutungsvolle Mahnung wurde zur Vergleichung mit der Vergangenheit und zur gerechten Würdigung beider, so können auch alle jene Schriften, auf die von dem Feste her ein besonderes Licht fällt, wieder jene Bedeutung erneuen und auch ihrerseits dieselbe in das rechte Licht setzen. Nicht die erhöhte Stimmung der Festesstunde nur, die jede Disharmonie eines entgegengesetzten Standpunktes verstummen lassen mußte, nicht der begeisternde Eindruck der Feierlichkeit, deren würdiger Verlauf immerhin als ein beredtes Zeugniß angesehen werden mag, darf der Standpunkt für eine Beurtheilung sein, sondern die ruhige und besonnene Prüfung muß das Urtheil klären und fixiren, das dann, gleichweit entfernt von Mißgunst und Parteileidenschaft, wie von dem berauschenden Einfluß der Festfreude, allein Anspruch hat ein gerechtes zu sein und Irrthümer aufzuhellen.

So ist es daher gewiß ein glücklicher Griff gewesen, als Festgabe gerade die geschichtliche Entwickelung der jenaischen Theologie zu geben, die in ihrer unleugbaren Bedeutung mit Recht Gegenstand einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit gewesen, aber auch so verschiedener Beurtheilung unterlegen ist, daß gerade jetzt eine solche Darstellung von doppeltem Interesse und von erhöhter Wichtigkeit sein mußte. Die Pflanzstätte freier wissenschaftlicher Forschung, auf deren gastlichem Boden und unter dem Einflusse erleuchteter Fürsten in der Gegenwart und der Vergangenheit geistige Größe in reicher Fülle gereift ist, hat nun an einem ihrer eigenen Söhne eine beredte Stimme gefunden, die uns mit jugendfrischem Geiste, der seiner Heimat Charakter unverkennbar trägt, die Geschichte der jenaischen Theologie erzählt, und wenn das Buch für seinen Gegenstand von unserer Zeit Aufmerksamkeit beanspruchen darf, so muß auch hinzugesetzt werden, daß die Liebe und Freudigkeit, welche in des Verfassers Brust für seine geistige Geburtsstätte warm glüht, den rechten Ton und Ausdruck zu solcher Schilderung getroffen hat. Wir finden in dem Buche, das diesen Gegenstand zum ersten male in seiner Gesammtheit betrachtet, neben der wissenschaftlichen Forschung vielfache Spuren eines frischen Lebens, das uns warm anweht und einen Geistesgruß aus dem gesegneten, reichen Thüringen bringt. Der Verfasser, der seitdem selbst in die Reihen der jenaischen Theologen getreten ist, hat es verstanden, nicht blos den Stoff rein geschichtlich aneinander zu reihen, sondern er läßt uns einen Blick thun in den Charakter der einzelnen Persönlichkeiten und gibt uns meist mit kurzen Worten ein ebenso getreues wie lebensvolles Bild. Durchgehends Entwickelung im strengsten Sinne zu erwarten, mahnt der Verfasser selbst ab. Dagegen bietet er im Gegensatz zu schon vorhandenen ältern Schriften über denselben Gegenstand, die neben einigen trefflichen Abhandlungen über einzelne Abschnitte in ihrer chronikenartigen Darstellung nur das Aeußerliche berücksichtigen und daher nur wenig Ausbeute liefern, den Kern zur Schale, den innern Entwickelungsgang der jenaischen Theologie, soweit dies bei Betrachtung eines geistigen Lebens in örtlicher und von Zufälligkeiten mannichfach abhängiger Verknüpfung möglich war.

Natürlich mußte auch die Philosophie in den Kreis der Besprechung gezogen werden, deren Einfluß auf die gesammte Gegenwart sich auch die Theologie nicht entziehen konnte, und für deren Darstellung nicht das Interesse zu erregen, sondern das rechte Maß zu treffen nur Schwierigkeiten haben konnte. Indessen hat auch hierin der Verfasser glücklich die rechte Mitte getroffen, um nicht neben schon anderwärts Gebotenem zu wie-

derholen oder in Vergleich mit andern Perioden des eigenen Buchs allzu kurz zu werden.

Es wird nun die Geschichte der jenaischen Theologie in vier Perioden betrachtet. Gleich die erste versetzt uns in eine Zeit heißen Ringens. Die Jugendzeit der Universität ist von wilden Stürmen beherrscht und gefährdet, die stabilen und flüssigen Elemente in der lutherischen Kirche machen sich geltend, „die Geister Luther's und Melanchthon's streiten um den Besitz Jenas". Die damaligen Koryphäen, Flacius an der Spitze, erweisen sich als eifrige Zionswächter lutheranischer Rechtgläubigkeit gegenüber einer mildern Ansicht von Erbsünde und freiem Willen, wie sie namentlich Victorin Strigel vertrat. Nachdem Melanchthon aus Friedensliebe und Anhänglichkeit nach Wittenberg zurückgekehrt war, bewirkte die strenge Partei noch im Jahre 1558 ein Confutationsbuch als Verpflichtungsformel der Universität, welches mit seiner Verdammung von neun Irrlehren unter dem Namen der Adiaphoristen und Synergisten auch Melanchthon und die freiern Jenenser traf, und durch welches Flacius einen Idealstaat lutherischer Observanzorthodoxie zu begründen hoffte. Verfolgung und Martyrium waren die Folgen. Die Spaltung ergriff zuletzt sogar das Volksleben. Wie man jetzt politisirt, wurde damals dogmatisirt, ähnlich wie in Byzanz zur Zeit des Arianismus. Das Bauernthum spaltete sich in Substantianer und Accidentianer. Die Facultät ergänzte sich im Sinn des Flacius, bis die veränderte Ansicht des Hofs und das Ermannen der Universität gegen das Inquisitionstribunal der jenenser Zeloten eine Reaction herbeiführte, die auch den Orthodoxen die Härte der Verfolgung fühlen ließ. Indessen traten sie kühnlich auf gegen die fürstliche Anmaßung der Schlüsselgewalt.

„Sie drohten mit Gottes Zorn und stellten als dessen Vorboten hin: die Stadtgraben um Weimar hätten ja erst kürzlich Blut geschwitzt und die Störche wären aus der Stadt nach dem Galgen gezogen; auch hätte man an den Bienen türkische Bunde wahrgenommen, dies seien lauter traurige Zeichen, die ein großes bevorstehendes Unglück ankündigten, sowie die vielen Ottern und Schlangen, welche in diesem Jahre auf die Bäume gekrochen seien, ganz sichtbar die Schlangenbrut im Kirchenparadiese abbildeten, durch welche die Seelenspeise verdorben würde. Auch ward der Herzog gelegentlich an die vierzig Knaben von Bethel erinnert, welche wegen Verspottung Elisä von Bären zerrissen worden und an die drei Hauptleute mit ihrer Schar, auf welche Elias Feuer vom Himmel herabgebetet habe."

Doch umsonst! sie mußten weichen, Musäus, Wigand und Flacius, der Mann mit dem Geiste Gregor's und Innocenz', und mit ihnen gegen vierzig unzufriedene Prädicanten, ja ihrem Gegner Victorin Strigel weichen, der aber auch bald darauf Jena freiwillig verließ. Den Kampf erneute des frommen Johann Wilhelm Eifer, dem das Streben, in seines Vaters gottselige Fußtapfen zu treten und keine falsche Lehre zu dulden, unter Seufzern und Thränen schlaflose Nächte bereitete. Ein Colloquium zu Altenburg, unter Johann Wilhelm's als eines zweiten Konstantin Vorsitz, brachte nur Verbitterung, doch stellte eine Visitation die Orthodoxie im Lande überall wieder her. Der Philippismus fand wenig Märtyrer. Des Landesherrn Tod und Kurfürst August's Administration, dessen Einsicht weit hinter seinem Eifer zurückblieb, mehrte die Verwirrung. Durch die orthodoxe Maske der Philippisten getäuscht verjagte sein blinder Eifer bei einer neuen Visitation über hundert unglückliche Geistliche, bis er, seinen Irrthum etwas spät einsehend, seinen Zorn gegen die Kryptocalvinisten wendete, und Andreä die Bergische Formel zu Stande brachte, die bisher „als ein samaritanisch Interim" Freie und Strenge gleich eifrig hintertrieben hatten.

Die ganze Periode ist ein trauriges Bild verkehrten Eifers und der Vermischung von Politik und Religion, lehrreich übrigens, aber dennoch ohne Wirkung, da gleich erregte Zeiten die Lehre der Geschichte verschmähen. Das Traurigste ist, daß die persönliche Ansicht des jedesmaligen Landesherrn entscheidend ist und so die ärgerlichsten Händel bewirkt, doppelt ärgerlich durch die Leidenschaftlichkeit und Grobheit der theologischen Gegner.

Die zweite Periode 1573 — 1677 schildert Jena unter der Herrschaft der Orthodoxie. Die verwaiste Facultät wird reconstituirt. Die Concordienformel wird im herzoglichen Sachsen überall angenommen; ein einziger Schulmeister zu Saalfeld verweigert die Unterschrift. Indessen urtheilt das Buch hart genug über die Folgen:

„Nachdem durch die Eintrachtsformel alles Widersprechende abgestoßen, die Kämpfe und Krämpfe gestillt und namentlich durch Verdammung der milden Melanchthon'schen Denkweise das Ferment zu einer Weiterentwickelung vernichtet war, da trat in der lutherischen Kirche jene kalte Friedhofsruhe ein, zeitweilig unterbrochen durch das ekelhafte Gebeiße einer zähnefletschenden Polemik. . . An dieser allgemeinen Erstarrung participirt denn auch gutentheils Jena, nur daß gerade hier durch die ertönt unfruchtbare Wüste» lutherischer Scholastik mehr als anderwärts der Weg durch grüne, saft- und kraftvolle Oasen führt. Unter dem ehernen Panzer der Orthodoxie der warme Herzschlag der Frömmigkeit."

Es genügt hierfür der Erinnerung an einen Namen wie Johann Gerhard. Im weitern Verlaufe werden zwischen innerkirchlicher Polemik und Entscheidungen über Theologen zweifelhafter Rechtgläubigkeit Gutachten über rein dogmatische Probleme angeführt, deren Entscheidung bei der Kitzlichkeit der Fragen dem Scharfsinn der Antwortenden alle Ehre macht. So im Dreißigjährigen Kriege erbittet sich Johann Ernst der Jüngere ein politisches Gutachten über seine Stellung zum Kaiser von der theologischen Facultät, die unter Anführung einer Streitstelle und von acht Gründen antwortet, ohne irgendwelche Zweifel über ihre Competenz zu zeigen. Endlich vereinigt sich Jena mit Leipzig und Wittenberg zu einer Paränese an die Theologen zu Rintein und Marburg, welche mit Zurücksetzung der Unterscheidungslehren eine Conföderation angestrebt hatten, und tadelt namentlich deren Einwilligung in die Unterlassung des Nennens Elenchus, d. h. einer namentlichen Widerlegung und Verdammung der Reformirten, als eines unveräußerlichen Stücks des geistlichen Amts, wozu der Verfasser bemerkt, die Rintelner hätten sich nicht veranlaßt gefunden, auf diese heilsame Ermahnung auch nur eine Silbe zu antworten.

Indessen läßt sich bei allem Eifer für den orthodoxen Buchstaben, worein diese Zeit ihren ausschließlichen Ruhm nur einmal setzte, ein milderes Element auch schon in dieser Periode nicht verkennen, eine Vorbereitung auf die folgende von 1677 — 1758, deren Färbung dem Synkretismus und Pietismus angehört.

„In Georg Calixt war der durch die Concordienformel erdrückte Geist Melanchthon's wieder aufgelebt, und trotz Sturm der Orthodoxie, der einst zweifelhaft fand, ob Melanchthon's Seele zum Teufel oder zu unserm Herrgott gefahren, tobte gegen diesen Calvinomixtus und seine Anhänger. Sein Verhältniß zum Synkretismus wurde zum Charakteristikum wahrlicher Rechtgläubigkeit. Vor allen stieß der heißblütige Seelenweibertheologe Abraham Calovius in die Lärmposaune. Wittenberg und Leipzig waren die polemischen Werkstätten und Helmstädt."

Die Jenenser hatten hierbei eine vorsichtige Neutralität bewahrt, wurden aber eben darum bei der rechten Orthodoxie anrüchig, ja ein junger Magister schrieb „aus des Teufels Antrieb" einen Tractat, worin er der jenaischen Theologie 36 Irrthümer verwarf, die später glücklich auf 103 gebracht wurden, daß die besorgten Väter einer Reichsstadt allen Ernstes die Studenten mahnten, „bei Verlust künftiger Beförderung von hinnen und auf eine andere Universität zu begeben". Johann Musäus, der edelste Vertreter Jenas in jener Zeit, widerlegte den jungen Recken mit geduldiger Genauigkeit, indessen war auf der Universität die Abschwörung des Synkretismus gemeinlich, ja Musäus mußte die große That der leipziger und wittenberger Theologen bekämpfen, welche, um den Synkretismus von dem Stamm der Kirche abzuschneiden, ein neues Symbol aufgesetzt und darin, obgleich es nur eine Privatschrift war,

ch der officiellen Sprache der kirchlichen Gesetzgebung bedienend, mit profitemur und damnamus begonnen hatten. Dem gegenüber machte das Herz seine Rechte geltend und in Jena zeigte sich bald genug der Rückschlag des Pietismus. Namentlich der Historiker Sagittarius hatte den Muth, sich für denselben zu bekennen und ihn für das wahre Wesen des Christenthums zu erklären. Die Facultät schwieg, und auch als Kursachsen rieth, diesen Menschen wegen seines verübten Frevels gebührend abzustrafen und bei namhafter Strafe ihm die Ebirung solcher die Ruhe der Kirchen einzig abzielenden Schriften zu legen", geschah ihm kein Leid. Indessen erst das Jahr 1705 brachte Jena die Segnungen des Pietismus durch Berufung zweier ausgezeichneter Persönlichkeiten, nachdem eine Zeit gegenseitiger Prostitutionen der Professoren das Bild eines Gelehrtenstaats in arger Verzerrung gegeben und Jena zur „Canaillenuniversität" gestempelt hatte. Jene beiden Männer sind Michael Förtsch, dessen Antrittsrede gleich ein Friedensmanifest für die evangelische Kirche war, und Johann Franz Buddeus, der alle Vorzüge, aber auch alle Mängel des Pietismus in sich vereinigte und sie namentlich im Kampfe mit Wolff an den Tag legte. Dieser Kampf wurde von J. G. Walch fortgesetzt, der aber seinem streng orthodoxeren Standpunkte gemäß sich auch gegen die „Herrnhutische Sekte" Zinzendorf's wendete, dessen Absonderlichkeiten und „geistliche Priapismen" ihm diesen als einen Rottengeist und Verführer erscheinen ließen.

„Als gemeinsame Signatur dieses Zeitraums stellt sich heraus ein eklektisches Oscilliren zwischen dem Alten, das man nicht aufgeben, und dem Neuen, das man nicht ohne weiteres ausstoßen will. Zwar kein Theologe hat . . . von den Grundlagen und Hauptsätzen des orthodoxen Lehrgebäudes sich losgesagt, aber die polemische Orthodoxie hatte sich in dem Kampfe mit dem Synkretismus speculativ, in dem Kampfe mit dem Pietismus praktisch und auch vor den Mindergebildeten ihr Urtheil gesprochen."

Ein unendlich reiches Geistesleben drängt sich zusammen in die vierte Periode 1758 — 1858, welche Jena als die Burg der freien wissenschaftlichen Theologie schildert, und mit Recht sagt der Verfasser in Bezug auf die Giganten jener Zeit, „die den Ossa stürmten auf Pelion": „Wer es unternehmen wollte, die ganze Fülle dieses geistig gewaltigen Lebens zusammenzufassen in einem Bilde, es würde ihm gehen, wie dem Bildner des olympischen Zeus, als er nicht finden konnte, Unendliches hineinzumeißeln in Endliche."

Die erste That des neuen Zeitraums ist die Aussöhnung der Wolff'schen Philosophie mit der jenaischen Theologie, worauf sie erste sich auf dem Katheder gewaltig in die Brust wirft. Bedeutend ist der Glanz des Dreigestirns Griesbach, Döderlein und Eichhorn. Seitdem aber die Theologie ihre Centralwissenschaft auf philosophischer Basis zu erbauen unternahm, wurde ihre Weiterentwickelung durch den Fortschritt der Philosophie wesentlich bedingt, die freilich, nachdem die Wolff'schen Grundsätze den Reiz der Neuheit verloren, in dem „gesunden Menschenverstand" aufging und höchstens eine geschmackvolle Popularität übte. „Das subjective Ich stellte sich in den Mittelpunkt des Universums, der Mensch ward wiederum das Maß aller Dinge, und die Welt sah ein zweites Zeitalter der Sophistik", bis in das Chaos der Meinungen das ordnende Princip Kant's, „des Alles zerstörenden" trat. Zwar wurde er selbst durch anderweite Wahl von Jena ausgeschlossen, aber Reinhold hat seine Philosophie dort eingeführt, und „indem Kant dem unsichern Streben nach einer Ausgleichung mit dem Zeitbewußtsein eine feste Richtung gab und an die Stelle der herabpotenzirten Offenbarung die Moral als Fundament der Religion substituirte, ist er der Vater eines wahrhaft wissenschaftlichen theologischen Rationalismus geworden", von welchem Paulus den Uebergang zum vulgären Rationalismus bezeichnet.

Am Schlusse des Jahrhunderts ist Jena aus einem unfreien ein freies geworden, manchem ein allzu freies. So dem Superintendent Schneider in Eisenach, der „nach dem zweifelhaften Ruhme eines Wöllner strebend" im Jahre 1794 das Consistorium zu einem Schreiben an den Rector Karl August bewog, welches die Jenenser der Neologie beschuldigte und sie zu bedeuten beantragte, daß sie der reinen Lehre nach den Symbolischen Büchern getreu bleiben sollten. Zweimal innerhalb 14 Tagen ward die Sache in Erinnerung gebracht. Ein eisenachsches Gutachten bestätigte hierauf das Ueberhandnehmen der Gleichgültigkeit in Glaubenssachen und der Geringschätzung der christlichen Religion besonders zu Jena, und zwar sagte es: „Lehrer der Theologie, der morgenländischen Sprachen und der Philosophie suchen den Grund der christlichen Religion zu untergraben und die neutestamentliche Geschichte Jesu, obwol auf die unsinnigste Weise, lächerlich zu machen; die höchst unsichern Grundsätze der Kant'schen Philosophie, wodurch die studirenden jungen Leute zu Jena auf den Pantheismus und Atheismus geleitet und ihnen die Köpfe ganz verschoben werden, auf die Bibel und die daraus hergeleitete christliche Religion zu pfropfen; und, mit einem Worte, die christliche Religion abzuschaffen und dagegen die Träumereien einer Religion der Vernunft einzuführen."

Als Mittel gegen dieses furchtbare Uebel wurde eine nachdrückliche Verwarnung, resp. Drohung an die Betreffenden, „über deren Namen ja nur die jungen Candidaten eidlich zu vernehmen wären", die Einsetzung einer höhern Polizeianstalt und Berücksichtigung der Gesinnungstüchtigkeit bei der Berufung akademischer Lehrer empfohlen. Das weimarische, von Herder redigirte Gutachten suchte dagegen die Quelle der wachsenden Irreligion ganz wo anders, als in den Lehrmeinungen einiger Professoren, und bezeichnete darum „Strafpräcepte gegen die akademischen Lehrer wegen ihrer bekannten Behutsamkeit im Unterricht als unnöthig; weil heimlich ausgestreutes und mit kalter Besonnenheit verlarvtes Gift gefährlicher wirkt, als unzweckmäßig; endlich als öffentliche, die Horcherei und Verleumdung befördernde Mistrauensäußerungen für die Akademie als nachtheilig".

Karl August ließ die Sache ad acta legen, wo sie geblieben ist. Dagegen verfehlte man von der andern Seite nicht, einen Studentenkrawall im Jahre 1795 bei der Gedächtnißfeier der studentischen stürmischen Secessio nach Mohra der kritischen Philosophie schuld zu geben, „welche das Raisonniren über Gesetze und gesetzliches Verfahren lehre".

Die Namen Fichte, Schelling und Hegel, zu denen noch Fries kommt, verdrängen diese Erbärmlichkeiten. Die Theologen indessen schritten über Kant nicht hinaus, den sie speculativ nicht erreichten. Sie begnügten sich mit einem populären Denken der sana ratio, und Gabler trat auch mit dem Namen Rationalismus hervor, derselbe übrigens, der sich am Jubelfeste der Reformation im Namen seiner Facultät öffentlich zur Union mit den Reformirten bekannte. Der durch ihn begonnenen Reihe läuft eine supernaturale parallel, repräsentirt von Schott, während Baumgarten-Crusius „einen die geistige Gesammtindividualität befriedigenden, höhern («noblern»), inhaltsvollen, positiven und auferbauenden" Rationalismus vertritt.

Hieran schließt sich die Schilderung der jenaischen Theologie im Jubeljahre 1858, eingeführt mit Baumgarten-Crusius' Worten, die im Jahre 1826 gesprochen heute noch gelten: „Die Universität Jena, wiewol ursprünglich unter der Herrschaft des Buchstabens und für dieselbe gestiftet, hat sich dann allmählich immer mehr zum freien Leben der Wissenschaft erhoben und ist, begünstigt von erleuchteten Fürsten, von langen Zeiten her selbst eine gefeierte Stätte und Zuversicht für dasselbe und für jede würdige Entwickelung von ihm geblieben."

Daran schließt sich nach einigen Worten der Vertheidigung für Jena, „das Galiläa der Heiden" gegen den heiligen Zorn des Confessionalismus, eine gedrängte, kernige Charakteristik der jetzigen Jenenser, vor allen Hase's, und eine Hindeutung auf die künftige Aufgabe der jenaischen Theologie, wie sie Rückert in seinem ihr gewidmeten Buche ausgesprochen: „Sie soll ihres theils evangelische Wissenschaft sein, d. h. kritischer Fortschritt, frei und furchtlos zur Vollendung führend das Werk des 16. Jahrhunderts."

Das Buch zeugt von dem jenenser Geist. Seine Frische macht nur einen günstigen Eindruck. Möge sie eine Bürgschaft sein für die Zukunft, daß auch in den jungen nachreifenden Kräften der alte Geist nicht sterbe! 33.

Notizen.

Der Prinz Peter Friedrich Georg von Oldenburg.

Eine interessante biographisch-literarische Mittheilung brachte das „Magazin für die Literatur des Auslandes" in Nr. 92—94 unter der Ueberschrift: „Prinz Peter Friedrich Georg von Oldenburg als Dichter." Sie ist um so beachtenswerther, als des Prinzen „Poetische Versuche" wol gedruckt (Moskau 1810), aber nicht ins Publikum gekommen, sondern blos einigen hochstehenden Personen und Freunden mitgetheilt worden sind. Der Prinz (geb. 9. Mai 1784) gehört zu jenen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland nicht wenig zahlreichen fürstlichen Personen, welche durch ihr treffliches Beispiel die Verstöße früherer Dynastengeschlechter wieder gut und ihrem Stande Ehre zu machen suchten, indem sie nach sittlicher und geistiger Bildung strebten und Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Humanität zu fördern wie selbst zu üben bemüht waren. Nach seinen „Poetischen Versuchen" oder vielmehr den daraus in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" mitgetheilten Proben zu urtheilen, gehörte der Prinz seinem tiefsten Wesen nach mehr der vorclassischen Richtung an; denn er feiert in seinen Liedern Themata, die durch die Weimaraner allmählich und noch mehr durch die Romantiker und Modernen außer Curs gesetzt wurden. Dem eingerissenen Unglauben entgegen wagte der Prinz-Poet noch den Weltenschöpfer, den persönlichen Gott und seiner „Weisheit Wunderwerke" zu besingen; er feierte die Freundschaft, für die, weil sie Opfer und Thaten der Selbstverleugnung fordert, jetzt auch kein rechter Sinn mehr vorhanden ist; er rieth, nach Tugend zu streben: „O Tugend, thronend oft in Hütten, o throne du auch in Palästen!" Diese man möchte sagen antediluvianische Gemüthsrichtung hinderte ihn jedoch nicht, auch das Große und Erhabene in den Werken unserer classischen Dichter anzuerkennen; während er aber Schiller in zwei Gedichten: „Die Dichtergröße" und „Die Dichterwelt", feierte, reizte ihn doch dessen Epigramm auf den Weserstrom in den „Xenien" zu folgendem Gegenepigramm:

Du wußtest nichts vom Weserstrand —
Du kanntest nicht des Nordens Herrscherstamm,
Der seine Wiege da einst fand,
Und machtest so auf dich ein Epigramm.

Gegen die Verkleinerer und Verächter des Sängers der unsterblichen „Lenore" richtete er sein Gedicht: „An G. A. Bürger, den Verehrern desselben gewidmet gegen seine Verächter." Er schildert, wie er den verspotteten „biedern deutschen Barden" aus der Unterwelt holt, und sagt dann:

Gekrönt führt dich mein Siegestriumph zurück,
Dich grüßen hehr im Sternenlicht
Urania, Apoll im Sonnenblick,
Jahrhundert, grüßest du ihn nicht?

Du schmückst den Lorbeerkranz, der dir geraubt,
Und stehst im Sturm ein Biedermann,
Dem Eichstamm gleich, den zwar der Herbst entlaubt,
Doch kein Orkan entwurzeln kann u. s. w.

Zu den gelungensten Stücken der Sammlung scheinen folgende zwei Epigramme zu gehören:

Wer ist ein Dichter?

Wer so wie Schiller denkt, wie Goethe dichtet,
Wie Wieland spricht, wie Klopstock fühlt,
Wie Hölty mit den Musen spielt,
Wie Voß die Rotten zählt, die Glieder richtet.

An Weiße's Grab.

Ruh' sanft, o edler Greis, in deiner Gruft,
Zu der die Dankbarkeit die Herzen ruft.
Wer ist's, der nicht an deinem Grabe weint,
Und denkt: Hier ruht auch meiner Kindheit Freund!

Von seinen Lebensmomenten führen wir nur an, daß der Prinz von 1803—5 in Leipzig studirte, wo er juristische Collegien bei Haubold, philosophische bei Platner, historische bei Wenck u. s. w. hörte, auch den von ihm verehrten Weiße, den „Kinderfreund", noch in seinem hohen Alter kennen lernte. Im Jahre 1808 ging er nach dem befreundeten und nahe verwandten russischen Hofe und vermählte sich schon im folgenden Jahre mit der liebenswürdigen Schwester des Kaisers, Katharina Pawlowna. Bei dieser Heirath siegte er über Napoleon, der sich mit dem russischen Hofe zu verschwägern trachtete und diese Niederlage so tief empfand, daß sie vielleicht ein Hauptbeweggrund für ihn war, 1811 Oldenburg unmittelbar für Frankreich in Besitz zu nehmen und Rußland 1812 mit Krieg zu überziehen. Der Prinz wurde Gouverneur von Twer, Nowgorod und Jaroslaw, und trug viel zu den Vertheidigungsmaßregeln Rußlands bei, starb aber schon den 27. December 1812 am Lazarethfieber, das er sich durch die Aufsicht und den Besuch der infolge des Kriegs überfüllten Hospitäler zugezogen hatte. Wie das „Magazin" berichtet, ist gegenwärtig eine kundige Hand mit der Darstellung seines Lebens beschäftigt.

Project zu einer Goethe-Gesellschaft.

Varnhagen von Ense erzählt in dem in Nr. 35 d. Bl. besprochenen achten Bande seiner „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften", daß während seiner merkwürdigen Gespräche mit Metternich dieser auch die Absicht, eine Akademie der Wissenschaften für Oesterreich zu stiften, habe durchblicken lassen. Varnhagen bemerkte dagegen, diese Anstalten hätten sich überlebt und wären nur noch ein Hof- und Staatslurus; wollte man in dieser Art etwas thun, das kräftig ins Leben griffe, so müßte es nicht nur für Deutschland gemeinsam, sondern auch hauptsächlich für die Jüngern berechnet sein, weniger das in bestimmter Richtung und Wissenschaft Geleistete, als vielmehr die Talente, die strebenden und bedürftigen, umfassen; der Herzog Karl August von Weimar habe, ohne den Namen, eine solche um sich versammelt gehabt. Nachdem Metternich dagegen bemerkt: „Die Jüngern! ja wo findet man deren, die nicht schon ganz ihre Wildheit verloren wären?" habe er dem Fürsten die Grundzüge einer Goethe-Gesellschaft vorgelegt, die man in Weimar stiften und über ganz Deutschland ausbreiten solle; da würde viel guter Nach- und Wetteifer entstehen, in einem Sinne, der dem Gange der Geistesbildung in Deutschland förderlich sein könnte, ohne das Mistrauen der Regierungen zu erwecken; eine solche Gesellschaft ließe sich so einrichten, daß sie manchen irrefchweifenden Kräften zum rettenden Sammelplatz dienen könnte, während jetzt die besten Kräfte und schönsten Talente oft in dem Augenblicke, wo sie den bessern Weg schon betreten, mit Groll auf den schlechten zurückgestoßen würden. Diese Unterredung fand im Jahre 1834 statt, sechs Jahre später erfolgte die Stiftung nicht eines Goethe-Vereins, sondern die des Schiller-Vereins in Leipzig, freilich auf etwas anderer Grundlage und zu andern Zwecken als die von Varnhagen beabsichtigten. Uebrigens könnte man wol nichts dagegen haben, wenn neben den Schiller-Vereinen sich an den Orten, wo diese Männer geboren wurden oder den größten Theil ihrer Lebenszeit wirkten, auch Klopstock-, Lessing-, Goethe-, Herder-, Tieck-, Jean Paul-Vereine u. s. w. bildeten, vorausgesetzt, daß dies nicht in einer den Schiller-Vereinen und ihren edeln, seit der Verbindung mit der Schiller-Stiftung auch praktisch wohlthätigen Zwecken feindlichen Absicht, sondern einfach zu dem Zwecke geschähe, das Andenken auch dieser Männer im Volke lebendig zu erhalten und ihren Ideen Ausbreitung zu verschaffen; denn es ist die Eigenthümlichkeit des vielgestaltigen deutschen Geistes, daß er sich nicht in einem oder zwei Männern

erschöpft. Viel des Herrlichen ist auch neben Schiller und Goethe geschaffen worden, und wenn man den Monotheismus statt des Polytheismus in der Literatur einführen und entweder nur Goethe oder nur Schiller oder gar nur Heine oder sonst einen dritten zum Gott Zebaoth dieser Literatur ausrufen wollte, so würde man, mit einer leichten Aenderung, hierauf die beiden Zeilen aus den „Göttern Griechenlands" anwenden können:

Einen zu bereichern unter allen
Mußte eine Dichterwelt vergehn!

H. M.

Bibliographie.

Albrecht, F., Melusina. Luxemburgische Sage aus dem 10. Jahrhundert. Ludwigslust, Hinstorff. Gr. 16. 15 Ngr.

Aphorismen über Katholizismus und Protestantismus. Von einem Laien. Frankfurt a. M. 1858. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fechner, H., Udalrich II. von Aquileja und Otto von Reitenbuch. XII. Jahrhundert. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 7 Ngr.

Fedor oder Pflicht und Edelmuth. Aachen, Cremer. 12. 12½ Ngr.

Goltz, A. Freih. von der, Thomas Wizenmann, der Freund Friedrich Heinrich Jacobi's, in Mittheilungen aus seinem Briefwechsel und handschriftlichen Nachlasse, wie nach Zeugnissen von Zeitgenossen. Ein Beitrag zur Geschichte des innern Glaubenskampfes christlicher Gemüther in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1ster Band. Mit der Silhouette Wizenmann's. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Hesekiel, G., Französische Hof-Geschichten. Berlin, Wagner. 8. 20 Ngr.

Jähns, M., Reinhart. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 2½ Ngr.

James, G. P. R., Lord Montagu's Page. Ein historischer Roman. Deutsch von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 16. 1 Thlr.

Ilse, L. F., Geschichte der deutschen Bundesversammlung, insbesondere ihres Verhaltens zu den deutschen National-Interessen. 2te Lieferung. Marburg, Elwert. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Jörg, L., Fraunhofer und seine Verdienste um die Optik. Eine literarhistorische Abhandlung als Inaugural-Dissertation. München. Gr. 8. 6 Ngr.

Karajan, T. G. v., Maria Theresia und Graf Sylva-Tarouca. Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1859. Mit einem Anhang ungedruckter Briefe der Kaiserin und des Grafen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 14 Ngr.

Kittl, Maria Gabriella, Das Schiff im Archipelagus. Novelle. Leipzig, Hübner. Br. 8. 27 Ngr.

Luck, W. v., A. E. I. O. U. Austriae est imperare orbi universo. Alles Erdreich ist Oesterreich Unterthan. Berlin, Wagner. Gr. 8. 10 Ngr.

Mühlfeld, J., Aus dem Schülerleben. Bilder. Leipzig, Hübner. 16. 10 Ngr.

— — Wilde Veilchen. Ein Frühlingskranz. Leipzig, Hübner. 16. 10 Ngr.

Müller, P., Das Elend zu Paris und die christlichen Wohlthätigkeitsanstalten zur Bekämpfung desselben. Ein Beitrag zur Geschichte der socialen Zustände unserer Zeit. Nach den Veröffentlichungen des Caplan Abbé Mullois und eigenen Betrachtungen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Pfeffel-Album. Gaben elsässischer Dichter, gesammelt von Klein. Mit dem Portrait Pfeffel's. Colmar. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Quandt, J. G. v., Wissen und Seyn. Eine realistische Abhandlung zur Ausgleichung des Spiritualismus und Materialismus. Dresden, Burdach. Gr. 8. 15 Ngr.

Rode, A. v., Don Gonzalvo von Cordova. Epos in 25 Gesängen. Nach dem Französischen metrisch bearbeitet. Berlin, Peters. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Römer-Büchner, B. J., Die Vogteigerichte. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 12 Ngr.

Rosen, L., Werner Thormann. Ein Roman. Drei Bände. Breslau, E. Trewendt. 8. 4 Thlr.

Scharfenberg, J. H. A., Geschichte des Herzogthums Modena und des Herzogthums Ferrara. Bis zum Jahre 1815. Mainz, Kirchheim. 8. 26 Ngr.

Schmidt, A., Elsaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 16 Ngr.

Theokrit'sche Studien. 1. Theokrit's 15tes Idyll: „Die Syrakuserinnen" übersetzt von J. B. Hebel. 2. Ebendesselben 3tes Idyll: „Des Ziegenhirten Liebesklage" oder „Amaryllis", metrisch übertragen und Anmerkungen zu Idyll 15 beigegeben von F. Weissgerber. Freiburg im Br. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.

Sydow, Wilhelmine v., gen.: Isidore Groenau, Die Marketenderin. Eine Volkserzählung. Leipzig, Hübner. 8. 20 Ngr.

Taubert, O., Dichtungen. M.-Gladbach. 8. 6 Ngr.

Torgau und von Wolfersdorff. Eine Erinnerungsschrift zur Säkularfeier der ruhmvollen Vertheidigung Torgau's am 12. August 1759. Torgau, Wienbrack. Gr. 8. 5 Ngr.

Walter, F., Das alte Wales. Ein Beitrag zur Völker-, Rechts- und Kirchen-Geschichte. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wild, F., Dichtungen. 1ster Band. Trier. Gr. 16. 20 Ngr.

Wild, F. K., Dr. Jacob Heilbrunner. Ein Held unter den Streitern Jesu Christi. Mit Heilbrunner's Bildniß. Leipzig u. Dresden, Naumann. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Mein Preß-Prozeß nach den Acten. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Erörterung der Fragen über Verfassung und Reformen in Oesterreich. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Fälschung der guten Sache durch die Augsburger Allgemeine Zeitung. Sendschreiben an Herrn Baron von Cotta. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 7 Ngr.

Die Garantie-Frage. Von einem Unterthanen Oesterreichs. Biel. 8. 3 Ngr.

Haubold, M., Die böse Noth der schweren Zeit. Ideen über die fortwährend erneuten Krisen der Gegenwart, deren wahre Ursachen und endliche Fernhaltung. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Kalb, L., Die Unentschiedenheit, ein Hauptgebrechen unseres Volks in dieser Zeit. Predigt, gehalten in der Weißfrauenkirche über Luc. 7, 18—35, am 26. Juni 1859. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 3 Ngr.

Kraft, J., Wie urtheilt der Glaube über den Krieg? Predigt, am fünften Sonntag nach Trinitatis gehalten. Berlin, Berendt. 8. 2½ Ngr.

Das Lied von der Wolle. Festgesang in Form der Schiller'schen Glocke auf Sachsens blühende Manufacturen. Leipzig, Wengler. 16. 2 Ngr.

Nach dem Frieden. Ein Gespräch. Berlin, Springer. Br. 8. 2½ Ngr.

Preußens Machtentfaltung und der Friede. Eine Denkschrift für das deutsche Volk. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Was hat Preußen gesagt — gethan? Preußens Politik gegenüber Oesterreich und Frankreich. Ein Beitrag zur jüngsten Geschichte. Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Neues Abonnement
auf das
Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker.

Soeben erschien das erste Heft eines Neuen Abonnements auf die dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage dieses Werks.

Einer besondern Empfehlung dieses berühmten Werks bedarf es nicht mehr: dasselbe hat sich bereits eine solche Stellung und einen solchen Namen in der deutschen Literatur erworben, daß ihm bei zeitgemäßer Erneuerung für immer ein ehrenvoller Platz in derselben gesichert bleibt. Als eine „Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände" ist das Staats-Lexikon mit Recht ein

unentbehrliches politisches Handbuch für jeden Gebildeten

genannt worden, „eine wahre politische Bibliothek nicht blos für Staatsgelehrte, sondern auch für alle Geschäftsmänner und gebildeten Bürger", „ein Werk, wie die Literatur von ganz Europa kein zweites ähnliches aufzuweisen hat". Die dritte Auflage wird wieder von Welcker redigirt, unter Mitwirkung der frühern und zahlreicher neuer Mitarbeiter, unter denen sich die ersten Namen der deutschen Wissenschaft befinden.

Die dritte Auflage des Staats-Lexikon erscheint in 10, höchstens 12 Bänden, oder in 100, höchstens 120 Heften zu 8 Ngr., in Druck und Format der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon sich anschließend.

In Hinblick auf die in neuester Zeit gesteigerte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hat sich die Verlagshandlung entschlossen, ein

Neues Abonnement
auf die dritte Auflage des Staats-Lexikon

zu veranstalten.

Monatlich erscheinen hiervon drei Hefte vom September 1859 an.

Das erste Heft und ein ausführlicher Prospect sind in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und des Auslandes zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Leipzig, im September 1859.

F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Monographia heliceorum viventium.

Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Auctore **L. Pfeiffer.**

Vol. IV. Pars II. 8. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr.

Auch unter dem Titel: **Monographiae heliceorum viventium supplementum secundum etc.**

Ein Supplement zu der ausgezeichneten Monographie Pfeiffer's über die Heliceen. Die frühern drei Bände (1847—53) kosten 15 Thlr.; Band IV, Theil I (1859) kostet 2 Thlr. 25 Ngr.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:
Die Donau von Wien bis zur Mündung.

Von Adolf Schmidt. Preis 10 Sgr.

Der Verfasser liefert hier die Fortsetzung seiner früher ebenfalls in der „Reise-Bibliothek" erschienenen Schrift: „Die Donau von Ulm bis Wien" (Preis 10 Sgr.), indem er die Donaufahrt von Wien nach Pesth, Belgrad, Orsova, Giurgewo, Galacz bis zur Mündung schildert, zu welchem Behuf er diese Strecke soeben wiederholt besuchte.

In demselben Verlage erschien außerdem:

Brockhaus' Reise-Atlas:

Die Donau von Donauwörth bis Passau. Führer für Reisende auf der Donau von Donauwörth nach Ingolstadt, Regensburg und Passau. (Karte mit 4 Abbildungen in Stahlstich und Text.) Preis 5 Sgr.

Die Donau von Passau bis Linz und Wien. Führer für Reisende auf der Donau von Passau nach Linz und Wien, auf der Eisenbahn von Linz nach Gmunden, sowie nach Ischl und Hallstatt. (Karte mit 6 Abbildungen in Stahlstich und Text.) (Doppelblatt.) Preis 10 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte von Ost-Asien.

Für Freunde der Geschichte der Menschheit dargestellt von **Dr. Johann Ernst Rudolph Kaeuffer.**

Zweiter Theil. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

(Der erste Theil kostet 2 Thlr. 20 Ngr.)

In diesem auf drei Theile berechneten Werke stellt der als gründlicher Kenner der Geschichte Ost-Asiens bereits bekannte Verfasser zum ersten mal für einen weitern Leserkreis unter würdigen, für die Geschichte der Menschheit wichtigen Gesichtspunkten und nach bestimmten Perioden geordnet, alles das zusammen, was bisjetzt durch die meist schwer zugänglichen Arbeiten der eigentlichen Forscher auf diesem Gebiete über die Geschichte und Culturverhältnisse der ostasiatischen Völker ermittelt worden ist. Namentlich sind es ausser den Bewohnern des hohen und des nördlichen Asien die Culturvölker Vorder- und Hinterindiens, Chinas und Japans, deren Geschichte erzählt, deren politische, religiöse und literarische Cultur in ihrer historischen Entwickelung bis zur Gegenwart herab verfolgt wird. Bei dem sich fortwährend steigernden Interesse, welches diese weiten von etwa zwei Drittheilen der gesammten Menschheit bewohnten Ländergebiete in ihren gewaltigen innern Bewegungen und ihren erfolglosen Bestrebungen und Kämpfen gegen das immer mächtiger andringende europäische Wesen in Anspruch nehmen, erscheint ein Werk, wie das vorliegende, gerade zur günstigsten Zeit und wird jedem Freunde des Fortschritts in der Menschheit willkommen sein.

M. Solitaire's

sämmtliche Schriften, 16 Bändchen, überall günstig recensirt, sind in allen Buchhandlungen zu haben. Neu erschien soeben von Solitaire: „Erzählungen bei Licht."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 22. September 1859.

Inhalt: Zur Dramaturgie. Von Hermann Marggraff. — Der Kirchenliederdichter Philipp Nicolai. Von Leo Cholevius. — Moderne Indien. — Notizen. (Hormayr und Varnhagen über ultramontane Geschichtschreibung; Julius Rupp contra „Grenzboten".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Dramaturgie.

1. Iffland in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Director der berliner Bühne. Zum Gedächtniß seines hundertjährigen Geburtstags am 19. April 1859 zusammengestellt und herausgegeben von Karl Duncker. Berlin, Duncker und Humblot. 1859. 8. 1 Thlr.
2. Kritiken und dramaturgische Abhandlungen von H. Th. Rötscher. Leipzig, Engelmann. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Zur Auswahl. Skizzen und Artikel von Thaddäus Lau. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859. 8. 1 Thlr.
4. Die dramatische Frage der Gegenwart. Mit Bezugnahme auf die Lewes'sche Kritik der Dramen Goethe's. Von Karl Biltz. Potsdam, Riegel. 1859. 8. 7½ Ngr.

Seitdem Lessing seine „Dramaturgie" geschrieben und behauptet hat, daß die Deutschen keine nationale Bühne haben könnten, ehe sie nicht eine Nation geworden, und seitdem Schiller die Forderung aufstellte, daß die Bühne als eine moralische Bildungsanstalt zu betrachten oder zu einer solchen zu erheben sei, seitdem ist wol in Deutschland über keinen Gegenstand so viel geschrieben worden als über das Theater, seinen Verfall und seine Reform. Die Frage der deutschen Einheit und eines deutschen Nationalparlaments hat nicht so viele Federn in Bewegung gesetzt, als die Frage, wie der gesunkenen deutschen Bühne aufzuhelfen sei. Die deutschen Regierungen dürfen sich zu Glück wünschen, daß so viele unzufriedene und revolutionäre Köpfe in die ihnen vorgehaltene Bühnenfrage ihr Gift verbeißen können, wie die zum Tanzen abgerichteten Brillenschlangen in Baumwolle; denn wenn alle diese Catilinas, die sich jetzt, nicht immer ohne gewisse Hintergedanken, nur gegen die Bühne verschworen haben, sich auf die Politik werfen wollten, das Unglück und das Ende wären nicht abzusehen. Selbst der deutsche Bundestag würde sich in seiner bewundernswerthen stoischen Ruhe gegen alle Kritik schwerlich haben behaupten können, wenn die Theateropponenten seine Regie mit derselben Einmüthigkeit und mitleidlosen Schärfe bekämpfen wollten, mit der sie jetzt die Regien der verschiedenen Hof- und Stadtbühnen bekämpfen. Man bedenke nur, daß jedes Städtchen, welches ein Wochen- oder Tageblatt hat und hie und zu von einer reisenden Schauspielergesellschaft, einer sogenannten „Schmiere", besucht wird, auch seinen lokalen Lessing hat, der Recensionen und dramaturgische Abhandlungen ins Blättchen schreibt und, weil eben diese „Schmiere" nichts taugt, daraus den unumstößlichen Schluß zieht, daß das deutsche Bühnenwesen ins tiefste Elend versunken und unrettbar verloren sei, wenn man nicht seinen Vorschlägen aufs schnellste Gehör gebe.

Wir leugnen nun keineswegs, daß das deutsche Bühnenwesen und mit ihm die Theaterdichtung an Schäden und Gebrechen siechen, die leider schon die edelsten Theile des ganzen Organismus bedrohen oder bereits ergriffen haben. Thaddäus Lau hat sie in einem weiter unten noch näher zu erwähnenden Aufsatz mit energischem Pinsel gezeichnet, wenn er ihn auch hier und da in zu dunkle Farben getaucht hat. So groß ist die Corruption, die in der Theateratmosphäre waltet, daß sich ihr so leicht keiner ungestraft nähert. Die idealen Gebilde, die von Zeit zu Zeit auf der Bühne auftauchen, stehen mit der Frivolität, die drum- und dranhängt, in einem nur um so schneidendern Gegensatz, wie dies im Grunde leider auch im ganzen modernen Leben der Fall ist; denn auch hier bleibt die pathetische Phrase meist eben nur Phrase und das idealste Costüm dient oft dem lumpigsten Charakter zum Deckmantel, und wie sehr erstaunen wir, wenn bei einer unvorsichtigen Bewegung sich dieses ideale Costüm einmal lüftet und die niedrigsten Motive durchblicken läßt. Zu dieser in das Leben selbst eingreifenden Schauspielerei, zu dieser Schönthuerei mit edler Gesinnung, die in Wahrheit nicht vorhanden ist, zu dieser Neigung äußerlich zu scheinen, was man nicht ist, zu dieser Intriguen- und Verkleidungssucht, zu diesem Coulissen- und Hintergardinenspiel auf der Schaubühne des Lebens trägt das moderne Theater mit seinem hohlen Schaugepränge und seinen werthlosen Flittern vielleicht wesentlich bei. Die sogenannten Coulissenforderungen nöthigen den modernen Bühnendichter fast, dem Publikum gegenüber die Kokette zu spielen und unwahr zu sein gegen sich selbst. Die sittlichen Postulate werden verhöhnt, die geschichtliche Wahrheit verhunzt, garstige und widrige Leidenschaften beschönigt und oft sogar als die nothwendigen Erfordernisse eines

ſtarken und heroiſchen Charakters verherrlicht. Kein Autoritäts- und Reſpectsverhältniß wird verſchont; eheliche Treue wird verſpottet, ſimple Gutmüthigkeit in ein lächerliches Licht geſtellt, das Alter verhöhnt, die älterliche Autorität untergraben; in der Kunſt, andere durch die abgefeimteſten Intriguen, Myſtificationen und Duperungen hinters Licht zu führen, wie überhaupt in der frivolen Auffaſſung aller Lebensverhältniſſe wird förmlicher Unterricht ertheilt, und bereits ſind wir ſo weit, daß, wie in Frankreich die Lorette, in Deutſchland namentlich ungezogene, naſeweiſe junge Mädchen, die ſich gegen jedermann das Ungebührlichſte herausnehmen, die Hauptträgerinnen des Luſtſpiels ſind und den jungen Zuſchauerinnen als bewunderte und nachahmungswürdige Vorbilder dienen. Wir für unſere Perſon ſind ſicherlich kein Pedant und eher geſonnen, dem dramatiſchen Dichter zu viele als zu wenige Privilegien einzuräumen; aber zwiſchen Freiheit und Zuchtloſigkeit iſt ſicherlich ein ſehr großer Unterſchied, und gerade die größten Dichter aller Nationen und Zeiten haben bewieſen, daß man das Höchſte ſowol in der Tragödie als im Luſtſpiel leiſten könne, ohne frivol zu ſein und die ſittlichen Grundlagen, auf denen alle ſociale Ordnung ruht, für nichts zu achten oder gar zu verhöhnen und zu untergraben. Nirgends findet man z. B. bei Shakſpeare etwas, was die Heiligkeit der Sitte und namentlich des Familienlebens in Frage ſtellen könnte. Der Bruch mit der Sitte, der Eigenwille, der kein anderes Geſetz anerkennt als ſich ſelbſt, finden bei ihm überall ihre Strafe. Liebende, die wider den Willen ihrer Aeltern im geheimen einen Bund ſchließen, gehen an den Folgen deſſelben zu Grunde, während auch die Aeltern an den Leichen ihrer Kinder erkennen müſſen, wie ſträflich der Eigenſinn war, mit dem ſie dem natürlichen Verlangen ihrer Kinder in den Weg traten. Lear wird für ſeinen thörichten Eigenſinn ebenſo gut beſtraft als Regan und Goneril für ihre Niederträchtigkeit u. ſ. w. Falſtaff iſt ein ſo genialer Spaßmacher, daß man die Behandlung, die ihm ſein früherer Gönner und Kumpan, der Prinz, ſpäter zu Theil werden läßt, faſt bedauern möchte, aber Falſtaff iſt nicht blos ein Spaßmacher, ſondern auch ein Lump und Schuft, und er verdient ſeine Strafe, ebenſo wie Malvolio ſie verdient, nicht weil er blos albern iſt, ſondern weil ſich mit ſeiner Albernheit auch dummer Hochmuth und eine gemeine ſchurkiſche Geſinnung verbinden. Bei keinem Dichter tritt die Lehre, daß jede ſittliche Verirrung die Strafe in ſich ſelbſt trage, mit ſolchem Gewicht auf, bei keinem waltet die dramatiſche Nemeſis mit ſolcher Sicherheit und Unparteilichkeit als bei Shakſpeare; und darum machen auch ſeine dramatiſchen Schöpfungen einen ſo mächtigen und unzweideutigen Eindruck, während, wie man wol behaupten darf, auch an den vollendetſten Dramen der Neuern, ſelbſt an denen, welchen man in dieſer oder jener Hinſicht ſogar gewiſſe Vorzüge vor den Shakſpeare'ſchen einräumen darf, ſich in kleinerer oder größerer Zahl Flecke befinden, die in ſittlicher Hinſicht — die Sittlichkeit natürlich in weiterm Sinne gefaßt als im gewöhnlichen Wortverſtande — zweideutiger oder zweifelhafter Natur ſind, das Gemüth in Verwirrung ſetzen und als Ausfluß eines Zeitalters erſcheinen, in deſſen Schoſe ſich neben den feinſten geiſtigen Säften auch viele verdorbene und ungeſunde angeſammelt haben. *)

Die ſchädlichen Einwirkungen dieſer Frivolität, die durch die überall pilzartig aufſchießenden Sommertheater neue Zuflüſſe erhalten hat, ſind bereits von manchen beſorgten Freunden der Kunſt ſowol als der Sitte beobachtet und ſignaliſirt worden. Man iſt auf Abhülfe bedacht geweſen, und an Rathſchlägen hat es nicht gefehlt. Die einen fordern eine ſtrenge polizeiliche Beaufſichtigung des Theaterweſens, eine Beſchränkung in der Ertheilung von Conceſſionen, vor allem natürlich eine möglichſt ſcharfe Theatercenſur. Was aber letztere betrifft, ſo reicht eine ſolche ohnehin ihrer Natur nach mannichfachen Schwankungen unterliegende und auf keine feſte Norm zurückzuführende Präventivmaßregel niemals an den Sitz des Uebels, abgeſehen von andern Misſtänden, die ſie unbequem, verhaßt, verkehrsſtörend und zuletzt unmöglich machen. Die feinern verborgenen Gifte kann eine ſolche Cenſur, wie ſtreng ſie auch ſei, nicht abwehren. Eine alte Erfahrung lehrt, daß die Preſſe in cenſirtem Zuſtande bei weitem revolutionärer und aufreizender wirkt als in uncenſirtem. Aehnlich verhält es ſich mit dem cenſirten Theater im Verhältniß zum uncenſirten. Wie bei ſo manchen körperlichen Schäden hilft auch bei manchen ſittlichen das bloße Ausſchneiden, die bloße Compreſſion nichts: die Heilung muß von innen kommen und ſich ſpontan dem ganzen Organismus mittheilen.

Andere dringen auf Chriſtianiſirung des Theaters, wie Baldamus, H. Alt (in ſeiner Schrift: „Das Verhältniß des Theaters zur Kirche") und noch jüngſt Auguſt Lewald in einem durch mehrere Nummern des „Abendblatt zur Neuen münchener Zeitung" gehenden Aufſatz: „Theater und Schauſpieler. Eine culturgeſchichtliche Skizze." Nun iſt es allerdings eine auffallende Thatſache, daß das Theater ſich ſo gänzlich den Einflüſſen der Kirche entwunden hat, während doch die erſten mimiſchen Darſtellungen, die Myſterien und Miracles, im Dienſte der Kirche ſtanden. Ja, die bornirte Orthodoxie, ſtatt daß ſie hätte verſuchen ſollen, mit der Bühne ein Bündniß zu ſchließen, beging den von ihrem Standpunkt unverzeihlichen Irrthum, ſich mit ihr in einen Kampf einzulaſſen, in welchem ſie den Kürzern zog. Und zwar ſehr zu ihrem Nachtheil; denn es iſt unbeſtreitbar, daß das Theater in unſern Zeiten, namentlich in proteſtantiſchen Ländern, wo der Cultus allen theatraliſchen Pomp und faſt jede Einwirkung auf die Sinne vermittelſt der Kunſt verſchmäht, größere Macht über die Gemüther erlangt

*) Die bezeichneten Eigenſchaften Shakſpeare's machten es faſt möglich, daß der Paſtor an der Diakoniſſenanſtalt zu Kaiſerswerth, J. Diſſelhoff, im Laufe des letzten Winters einen öffentlichen Vortrag halten konnte, worin er nachzuweiſen ſuchte, daß Shakſpeare's Tragödien ein „Wegweiſer zum Glauben" ſeien. Der Vortrag iſt jetzt als Broſchüre erſchienen, über die wir in Verbindung mit andern Schriften und Werken über Shakſpeare ſpäter berichten werden.

hat als die Kirche. Das Theater ist nun bereits dem Christenthum in einer Weise entfremdet, daß eigentlich christliche Stoffe und auch nur die Vorführung einzelner heiligen Handlungen von ihr ausgeschlossen sind, angeblich weil man darin eine Profanation erblickt — ein Motiv freilich, welches mehr als alles andere den verweltlichten Charakter des Theaters offen legt —, in Wirklichkeit aber, weil diejenigen, die der Kirche überhaupt aus dem Wege gehen, am wenigsten auf der Bühne an sie erinnert sein wollen. Lewald bemerkt in dem angeführten Aufsatz:

Die Malerei hat nicht nur das Recht, das Göttliche und Heilige bildlich darzustellen, sondern es ist ihr als Pflicht, als Culminationspunkt ihrer Wirksamkeit zugewiesen; die Baukunst kennt keine höhere Aufgabe, als den Bau der Gotteshäuser; die Bildhauer stellen unsern Herrn und Heiland, Apostel und Heilige dar; die Musik wirkt bei dem Gottesdienst; die Dichtkunst endlich pries zu allen Zeiten die Werke der ewigen Liebe; und nur der Schauspielkunst sollte es versagt sein über das Menschliche und Weltliche hinauszugreifen? u. s. w.

Er sagt an einer andern Stelle:

Nichts darf in einem Widerspruche mit dem positiv gegebenen Christenthume stehen; in diesem Sinne muß geradezu alles christlich sein. So ist denn auch der Begriff des Schönen und des Sittlichen nicht blos in philosophischem Sinne zu fassen, sondern in seiner Beziehung zum Christlichen zu erhalten und nur als eine Consequenz desselben anzusehen. Das Theater soll daher eine auf christlich-sittlichem Grunde ruhende Kunstanstalt sein.

Wir führen diese Ansichten an als die eines Mannes, den man vielleicht für sehr verweltlicht hielt, der aber als früherer langjähriger Theaterregisseur die Frivolität alles Theatertreibens so gründlich kennen gelernt hat, daß er aus Ueberdruß daran in seinen alten Tagen für die Bühne keine andere Rettung weiß als ihre Christianisirung, wobei er natürlich nicht an ihre Theologisirung, sondern nur an ihre Durchdringung mit christlichen Lebensanschauungen denkt. Wir haben freilich auch hierzu wenig Hoffnung, wenn es wahr sein sollte, was Reichensperger irgendwo behauptet, daß die sogenannte „Renaissance" nichts anderes gewesen, als „die Wiedergeburt des Heidenthums, oder richtiger gesprochen, des Antichristenthums im Schoße der christlichen Gesellschaft", oder wenn es wahr sein sollte, was der auf einem ganz andern Standpunkt stehende Verfasser der Betrachtung „Die moderne Bildung und die Kirche" in Nr. 37 des „Deutschen Museum" behauptet, daß die moderne Bildung und die Kirche überhaupt zwei Kreise seien, „die, mathematisch gesprochen, keinen Punkt miteinander gemein haben". Schlimm genug, wenn, was jedoch noch zu beweisen wäre, die moderne Bildung und die Kirche auch nicht *einen* Punkt gemeinsam hätten! In Bezug auf unsern speciellen Gegenstand bemerken wir nur, daß ein dramatischer Dichter, der in seinen Schöpfungen die Grundsätze der Humanität und der Gerechtigkeit und das Walten der jedes Unrecht unerbittlich strafenden Nemesis zur Anschauung bringt, genügend das Seinige thut; denn diese Nemesis ist nicht heidnisch, nicht jüdisch, nicht mohammedanisch, nicht katholisch, calvinistisch oder lutherisch, überhaupt nicht dissidentisch, sondern oberstes göttliches Gesetz, das keine confessionellen Unterschiede macht.

Lewald spricht der deutschen Bühne doch nicht alle Zukunft ab; er verlangt nur, daß sie aus ihrem heidnischen Zustande heraustrete und sich taufen lasse. Ganz anders Alfred von Wolzogen, ein Dramaturg, der übrigens über das inländische wie über das ausländische Theaterwesen tüchtige Studien gemacht und in manchen seiner Aufsätze, z. B. in dem jüngst im „Deutschen Theaterarchiv" veröffentlichten über das englische Theater der Gegenwart ganz interessante Daten zusammengestellt hat. Dieser mehr als scharfe Kritiker hat durch seine Ausfälle gegen die sogenannte Zukunftsmusik in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" einiges Aufsehen erregt; er begnügt sich aber nicht damit, der Musik die „Zukunft" vorn abzuschneiden; auch an das Portal des recitirenden Dramas schreibt er die Dante'sche Inschrift: „Ihr, die ihr eintretet, laßt alle Hoffnung fahren!" oder wie er selbst sagt:

Wie oft regte sich nicht in uns der stille Wunsch, es möchte uns doch beschieden sein, inmitten all des tiefen Elends, in dem unsere entwürdigte Bühne schmachtet, den Tag noch zu erleben, da etwa eins unserer größern Hoftheater die Worte: „Rien de nouveau", versieht sich auf gut Deutsch, als Motto über sein Portal schriebe; da Deutschland zum mindesten ein Theater besäße, wo man mit Birch-Pfeiffer, Brachvogel, Kalisch und dem Lorettendrama einerseits und andererseits mit der hohlen pariser Decorationsoper, der plumpen Verdi'schen Skandalmusik und den künstlerischen Ungereimtheiten der an die Ohren der Zukunft appellirenden neudeutschen Schule verschont, wo ausschließlich der Cultus des Geistes statt dem der Sinne und des Unsinns geübt, wo die Kunst wieder eingesetzt würde in ihr uraltes Recht, die Menschheit zu erheben und für das Göttliche zu begeistern.

So äußert er sich in seinem Aufsatz „Die Rettung des classischen Repertoires für das deutsche Theater" in Nr. 28 der wiener „Recensionen", aus dem wir schon früher die Stelle mittheilten, wonach Wolzogen es für das Zweckmäßigste hält, daß heutzutage auf dem dramatischen Gebiete „gar nichts" geschaffen würde, und daß sich die Poeten lieber mit dem Suezkanal und dem atlantischen Kabel beschäftigen möchten. Es ist dies eine jener Negationen und Absprechereien, in denen sich der Deutsche überhaupt zu gefallen scheint, eine jener misgestimmten hypochondrischen Eingebungen des Augenblicks, die man aus dem Munde oder auf das Papier sprudelt, ohne sich über sie gewissenhaft Rechenschaft gegeben zu haben. Wenn man heutzutage zu behaupten liebt, Gedichte, wie sie gegenwärtig auf den Markt gebracht werden, könne jeder Gymnasiast ebenso gut machen, so kann man vielleicht mit demselben Recht behaupten, absprechende Raisonnements wie das obige könne jeder Gymnasiast ebenso gut ausstoßen, weil dazu keine tiefere Motivirung, sondern nur juvenile Schnellfertigkeit des Urtheils gehört. Sie sind auch vollkommen unnütz und zwecklos, denn da einmal so und so viele Bühnen in Deutschland da sind, welche gefüttert sein wollen, so werden sich natürlich auch immer Producenten finden, welche sie füttern. Ein Stillstand in der Production ist gar nicht denkbar, insofern nicht plötzlich alle Theater für immer oder auf eine gewisse Zeit geschlossen würden, und selbst dann würden Dramen gedichtet und wenn auch nicht aufgeführt, doch gedruckt

werden. Mögen die dramatiſchen Producte unſerer Zeit auch noch ſo viel zu wünſchen übrig laſſen, ſo ſind ſie doch eben Kinder unſerer Zeit, die in ihren Geſichtszügen, ihren Eigenſchaften und ſelbſt ihren Gebrechen die Geſichtszüge, Eigenſchaften und Gebrechen ihrer Mutter wiedererkennen laſſen. Die pariſer Maitreſſen- und Lorettendramen ſind zwar an ſich ſehr verwerflich, aber ſie gewinnen Bedeutung, wenn man ſie als Schilderungen der pariſer Sitten betrachtet; der künftige Aeſthetiker wird ſie ignoriren können, aber nicht der Culturhiſtoriker. Brachvogel's „Narciß" iſt zwar, was die Compoſition und die Fabel des Stücks betrifft, ebenſo raffinirt als abſurd und außerdem das unſinnigſte Attentat, was jemals gegen die Wahrheit der Geſchichte begangen worden iſt; aber der Held des Stücks ſelbſt, dieſer geiſtreiche Bummler und Pflaſtertreter Narciß Rameau, iſt als Repräſentant einer jetzt weit verbreiteten, blaſirt egoiſtiſchen, verzweifelten, kauſtiſchen, cyniſch-ſentimentalen Gaſſenphiloſophie doch keineswegs ohne Bedeutung; er gehört zu jener Gattung mit der Welt zerfallenen genialen Lumpe, deren man jetzt ſo viele hat, und zwar in den verſchiedenſten Abſtufungen von denen an, welche die Geſellſchaft ausgeſtoßen hat, bis zu denen hinauf, welche innerlich gleich zerlumpt und zerriſſen ſind und doch in der Geſellſchaft eine Rolle ſpielen. Erzeugt das moderne Leben eine ſolche Species, ſo läßt ſich nicht einſehen, warum nicht ein Exemplar derſelben einem dramatiſchen Dichter Modell ſtehen ſoll. Die Sturm- und Drangperiode hatte auch ihre eigenen Menſchenarten, die jetzt ausgeſtorben ſind oder ſich doch weſentlich verändert haben. Soll doch die Bühne, nach Shakſpeare's herrlichen Worten, „dem Jahrhundert und dem Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt zeigen", und iſt Shakſpeare nicht eine Autorität über alle Autoritäten? Wir erinnern hier übrigens nochmals an Schiller's treffliches Wort, wenn er den Deutſchen vorwirft, daß ihnen ſelbſt treffliche Werke zum Verderben gereichten, weil man ſie gleich für heilig und ewig erkläre, daß es in der Kunſt wol ein Maximum gäbe, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortſchritt ihr Heil finden könne. Wollen wir Deutſche denn abdiciren? Wollen wir uns und unſere Sprache für todt und weiterer Entwickelung für unfähig, unſere Organe für abgeſtorben, unſere natürliche Begabung und Productionskraft für erloſchen erklären?

Wolzogen macht den Vorſchlag, daß in den größern Städten wie Berlin, Wien, Dresden, München und Hamburg eine „ausſchließlich dem claſſiſchen Repertoire gewidmete Kunſtanſtalt" errichtet werde. Immerhin verſuche man es; nur fragt es ſich, ob dieſes claſſiſche Theater auch hinlänglich Zuſpruch finden werde, um ſich zu halten. Wir fürchten, daß es ſelbſt Wolzogen zu viel werden würde, alle Jahre ein dutzendmal „Emilie Galotti", oder „Maria Stuart" oder „Torquato Taſſo" zu ſehen; und wenn ſelbſt er nicht regelmäßig dieſes Theater beſuchen wollte, von wem wäre ſonſt dieſes Opfer zu verlangen? Wolzogen meint zwar, daß die „Meiſterwerke Shakſpeare's, Leſſing's, Goethe's, Schiller's, Kleiſt's, zuſammengenommen mit einigen ausgewählten Arbeiten Calderon's, Moreto's, Molière's, Sheridan's und etwa noch Grillparzer's, ja ſelbſt Iffland's und Kotzebue's" Abwechſelung genug bieten würden. Alſo auch Iffland und Kotzebue! Natürlich, da das Luſtſpiel doch nicht gänzlich von dieſer claſſiſchen Bühne auszuſchließen iſt, Leſſing aber leider nur ein muſtergültiges, Goethe und Schiller aber kein einziges hinterlaſſen haben, ſo muß man wol zu Kotzebue ſeine Zuflucht nehmen; denn die mittelbaren Luſtſpieldichter bleiben überhaupt ausgeſchloſſen, obſchon ſie doch denſelben Anſpruch haben, von unſerer Zeit berückſichtigt zu werden, wie Kotzebue von der ſeinigen. Zwar meinen wir, daß Kotzebue's „Kleinſtädter" für unſere Zeit immer noch intereſſanter ſind als „Miß Sara Sampſon" oder „Stella", aber eigen macht es ſich doch, in Ermangelung eines deutſchen Molière den Vielſchreiber Kotzebue unſern claſſiſchen Autoren angereiht zu ſehen. Im übrigen iſt nicht alles, was unſere Claſſiker geſchrieben haben, durchweg claſſiſch; und wenn wir den Begriff der Claſſicität in ſeiner höchſten Reinheit faſſen, ſo würde ſich das deutſche claſſiſche Repertoire dieſer Wolzogen'ſchen Bühne auf etwa ein halbes Dutzend Stücke beſchränken müſſen. Wolzogen fühlt ſelbſt, daß zu dieſem Repertoir noch ein äußeres Reiz- und Zugmittel hinzutreten müſſe, und er dringt daher auf eine gute „Toilette", er verlangt, „daß man die Werke dieſer Gattung quoad externa dem Comfort unſerer Tage entſprechend, zwar nicht mit plunderhaftem Luxus, aber mit ſolider Pracht und mit Geſchmack ausſtatte, und dabei nur quoad interna das claſſiſche Ziel nicht aus den Augen verliere". Dieſe „ſolide Pracht" ließe ſich z. B. bei der „Jungfrau von Orleans" oder „Wilhelm Tell" wol herſtellen, aber von irgendwelcher „Pracht", die als Zugmittel dienen könne, kann bei Stücken wie „Nathan der Weiſe", „Iphigenia", „Torquato Taſſo", „Wallenſtein's Tod" u. ſ. w. doch ſchwerlich die Rede ſein.

Wolzogen eifert bei dieſer Gelegenheit auch gegen die angebliche Geldſucht unſerer dramatiſchen Poeten; er ſagt:

> Es wird in allen Theaterzeitungen ſo lange nach mehr Tantièmen und Honorar geſchrien werden, bis das Elitecorps der dramatiſchen Dichter endlich wirklich auf Erden erſcheint und ſie ſammt und ſonders auf goldenen Lorbern ausruhen können. Dann werden alle jungen Leute, die wegen Ueberfüllung der Staatsämter ſich von dergleichen troſtloſen Carrièren zurückgeſcheucht fühlen, alle faulen Commis, die es nicht zu ſelbſtändigen Etabliſſements zu bringen vermögen, durchgefallene Abiturienten und Fähnriche ſich auf das ſo ſehr viel nutzbringendere Geſchäft der dramatiſchen Dichtung werfen und ihre unerſchöpfliche fünfactige Muſe ſie ſchließlich alle zu ſeelenvergnügten Couponabſchneidern zu promoviren die Gnade haben. Es iſt ſo herrlich wahr, was man jetzt tagtäglich zu leſen und zu hören bekommt, daß nur gutbezahlte Waare was taugen könne.

Wolzogen ſchadet der Sache, der er dienen will, hier wieder durch ſchwarzgallige Uebertreibungen. Er muß beißend und bitter ſtatt witzig zu ſein. Er macht uns unnöthig Angſt. Möge immerhin ein „fauler Commis" oder ein verunglückter Fähnrich verſuchen, ein Theater-

stück zu schreiben: stets wird es eben darauf ankommen, daß er auch Talent besitzt, ein brauchbares Theaterstück zu schreiben. Auch ein „fauler Commis" oder ein durchgefallener Fähnrich sollen uns willkommen sein, wenn sie dieses Talent besitzen; denn es gehört dazu mehr, als man gewöhnlich glaubt. Wir haben große Achtung vor einem solchen Talent, und wir nahen ihm mit unserm Tadel nur, wenn es auf Abwege geräth, durch die es sich und sein Publikum verdirbt. Wir gönnen dem Talent auch von Herzen einen entsprechenden Lohn, wie wir ihn jeder ehrlichen Arbeit gönnen. Wir wollen nicht, daß sich die Bühnen auf Kosten eines darbenden und sich umsonst abquälenden Talents bereichern. Selbst Schiller lieferte seine reifsten Arbeiten von dem Augenblick an, als Bühnen und Buchhändler ihn besser zu honoriren anfingen. Im übrigen scheinen unsere dramatischen Dichter doch nicht sehr geldsüchtig oder der pecuniäre Ertrag dramatischer Arbeiten kein sehr zufriedenstellender, das ganze „Geschäft", um kaufmännisch zu sprechen, wenigstens ein sehr precäres zu sein. Schwerlich würden sonst Autoren wie Gutzkow, Brachvogel und Freytag, die sich doch bedeutender Bühnenerfolge rühmen können, der Bühne, die doch für den Dichter so viel Verlockendes hat, auch nur in einem Moment untreu werden; das thun sie aber, indem sie sich auf die Abfassung drei- und mehrbändiger Romane verlegen.

Wunderbar, man weiß es sehr genau, daß unsere berühmten Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen im Durchschnitt jetzt bei weitem mehr für das Kassengeschäft als für die Sache der Kunst schwärmen; man weiß es, daß sie durch die rücksichtslosesten und übertriebensten Honorarforderungen die Bühnen theils in ihrer Existenz gefährden theils wirklich ruiniren; man weiß es, daß sie bei ihren Gastreisen bei weitem weniger die Interessen der Kunst als die Interessen ihres Seckels im Auge haben, daß sie dabei den Directionen gegenüber oft die unverschämtesten Ansprüche machen, daß sie, und namentlich die überhaupt das Scepter führenden Künstlerinnen, welche meist sobald als möglich der „Kunst" Lebewohl sagen, um sich zur Ruhe zu setzen oder sich reich und vornehm zu verheirathen, das Publikum in jeder Hinsicht ausbeuten und durch eine förmliche Abhetzung ihrer Gastspiele und durch die Vorführung von alten abgelebten Stücken, in denen sie eine Paraderolle haben, aufs unbarmherzigste tyranniren; man weiß dies alles, aber man denkt deshalb nicht im entferntesten daran, ihr Talent, ihren Geist, ihre Originalität, ihre Genialität anders als in dem gewöhnlichen Superlativstile und als etwas in der Art noch nie Dagewesenes zu preisen; es ist ja ohnehin schon längst Brauch, nicht in dem Dichter, sondern in dem Schauspieler den eigentlichen Schöpfer einer hervorragenden Rolle zu erblicken und zu feiern. Wenn dagegen ein Schriftsteller, ein Dichter nur auf seinen kärglichen Lohn Anspruch macht, nur um zu existiren und die Mittel zu weiterm Schaffen zu gewinnen, dann schreien die Herren Kollegen und Klatschbrüder (denn auch diese gibt es so gut wie Klatschschwestern) über schmachvolle, eines Poeten unwürdige Erwerb- und Gewinnsucht, obschon doch schwerlich jemals ein deutscher Dichter und Schriftsteller ausschließlich von dem Ertrage seiner literarischen Arbeiten Kapitalist geworden. Die von Wolzogen in seinem Aufsatze berührte Tantièmenfrage wollen wir hier nicht weiter erörtern. Wir leugnen nicht, daß die übrigens nur unvollständige Einführung der Tantième bisher weniger der höhern Gattung des Dramas, als dem gewöhnlichen Bühnenfutter zugute gekommen ist; aber der Zeitgeschmack ist dem höhern Drama überhaupt wenig günstig. Im Princip aber scheint uns die Tantième vollkommen richtig, und hätte sie schon zu Schiller's Zeit bei den bedeutendern Bühnen Deutschlands bestanden, so würden die deutschen Hoftheater nicht nöthig gehabt haben, zum Vortheil seiner Witwe und Kinder Todtenfeiern zu veranstalten.

In den wiener „Recensionen" fanden wir einmal die sicherlich richtige Bemerkung:

> Wir finden es begreiflich, daß man vom Verfall der Schauspielkunst spricht. Es ist dies ein unerschöpfliches Thema. Auch fehlt es nie an guten Gründen, zu beweisen, um wie viel besser man ehemals „Komödie" gespielt habe als heutzutage. Bedenklich scheint dabei höchstens die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß ähnliche Klagen über den Verfall der Schauspielkunst, sowie aller andern Künste auch zu jener Zeit laut wurden, auf die wir gegenwärtig mit theils aufrichtiger und begründeter, theils eingebildeter oder gar fingirter Sehnsucht zurückblicken.

Es hat sicherlich einmal bessere Zeiten für die Schauspielkunst in Deutschland gegeben, wir werden aber dazu bis in die letzten Decennien des vorigen und in das erste Decennium des jetzigen Jahrhunderts zurückgehen müssen, wo die großartigen dramatischen Werke von Lessing, Goethe, Schiller, Zacharias Werner, Heinrich von Kleist u. s. w. in rascher Aufeinanderfolge entstanden. Diese Dichtungen gingen mit dem ganzen geistigen Aufschwunge der deutschen Nation Hand in Hand, mit einer wirklich poetisch-idealen Stimmung der Gebildeten, die merkwürdig genug gleich nach den Befreiungskriegen eine furchtbare Depression erlitt und mehr und mehr einer frivolen Zerstreuungssucht das Feld räumen mußte. Man hatte für die Unabhängigkeit Deutschlands gekämpft; was aber die Bühne betrifft, so gerieth diese immer mehr in eine traurige Abhängigkeit von welschen Einflüssen, dank der Förderung, welche gerade von oben herab dieser Richtung zu Theil wurde. Natürlich hielten die edlern Elemente noch längere Zeit vor. Doch wir wollen hier keine Geschichte des deutschen Theaters im gegenwärtigen Jahrhundert schreiben, sondern nur einige Bemerkungen machen über die jetzigen Bühnenzustände im Vergleich zu denjenigen vor 30 Jahren, denn ziemlich so lange ist es her, daß wir als Theaterbesucher und zeitweiliger Journalist Gelegenheit hatten, uns näher mit der Bühne zu beschäftigen.

Damals — ich spreche hier hauptsächlich von der berliner Bühne, doch auch am Hofburgtheater, in Dresden, in Leipzig unter Küstner u. s. w. wird dasselbe der Fall gewesen sein — gab es ohne Zweifel gerundetere und in

ſich vollendetere Darſtellungen, ein beſſeres und feineres Zuſammenſpiel, mehr Nobleſſe, mehr ideale Haltung, größere Würde und Gemeſſenheit im Vortrage. Es war mehr Disciplin da; hierfür ſorgten namentlich die Theaterleiter in Berlin, Wien, Dresden und Weimar. Heutzutage mag es vielleicht, wenigſtens unter den Schauſpielerinnen, ebenſo große Talente und in ebenſo großer Zahl geben als damals, aber ſie drängen ſich in zu arroganter Weiſe hervor, ſpielen nur ſich ſelbſt und ſtören und zerreißen das Zuſammenſpiel. Der Geſchmack des Publikums war früher geläuterter; heutzutage will man nur eine einzelne Größe, einen Virtuoſen bewundern; die Rundung des Ganzen kümmert ſehr wenig, und die Scenen, in denen ein ſolcher Matador nicht beſchäftigt iſt, werden kaum noch beachtet. Was hilft uns aber ein Orcheſter, in welchem vielleicht der, der die erſte Geige ſpielt, ein Meiſter erſten Ranges iſt und ſeine Kunſt weidlich geltend macht, während die Uebrigen nur mittelmäßige Künſtler ſind und in das Ganze ſchlecht eingreifen? Das anſpruchsvolle Virtuoſenthum, das ins Extrem ausgeartete Gaſtrollenunweſen, die ſtupide Neugier des Publikums, das auf der Bühne etwa dieſelben Emotionen haben will, wie bei den Kraft- und Gliederverrenkungskünſten der Herren Rappo und Cottrely, haben dieſen Zuſtand hervorgebracht. Allerdings lag der frühern Kunſtweiſe die Gefahr eines zu übertrieben pathetiſchen, oft manierirten Vortrags nahe, man iſt jetzt natürlicher, ungezwungener, realiſtiſcher, und trachtet mehr nach ſcharfer, oft überſcharfer Charakteriſtik, als nach Schönheit und Anmuth; aber in Sachen der Kunſt ſchadet der Idealismus, ſelbſt wenn er zu ſehr auf die Spitze getrieben wird, immer noch weniger als der Realismus, der, wenn ihm nicht Einhalt gethan wird, immer mehr in materialiſtiſche Barbarei und Roheit ausartet und früher oder ſpäter ins Verderben führt; denn zu hoch oben können Kunſt und Poeſie wol zu ätheriſch und körperlos werden, aber zu tief unten werden ſie grobſtofflich, ſie halten ſich nicht mehr auf dem Niveau des wirklichen Lebens, ſie fallen unter daſſelbe. Wir ſind bereits dahin gelangt, daß reine Naturaliſtinnen bei aller Roheit ſich größerer Erfolge rühmen dürfen als wirkliche Künſtlerinnen. Es iſt gegründete Klage, daß unſere neuern Schauſpieler Verſe, zu denen Schwung, Declamation und ſinnige Tonmalerei gehören, nicht mehr zu ſprechen wiſſen, und es iſt daher zu beſorgen, daß wenn die letzten Repräſentanten der alten Declamationsſchule, Frau Crelinger, Frau Rettich, Karl Grunert, Anſchütz u. a., von der Stätte ihrer Wirkſamkeit abgetreten ſein werden, Darſtellungen von Dramen wie „Nathan der Weiſe", „Wallenſtein's Tod", „Iphigenia", „Torquato Taſſo" u. ſ. w. zu den Unmöglichkeiten oder Unerträglichkeiten gehören werden.

Dagegen befinden ſich unſere dramatiſchen Dichter in einer beſſern Lage als in den zwanziger und dreißiger Jahren; damals war es für einen noch nicht accreditirten Dichter von Tragödien, hiſtoriſchen und ſocialen Dramen eine kaum zu überwindende Schwierigkeit, eins ſeiner Producte zur Aufführung zu bringen, und das Raupach'ſche Monopol und die Schranken einer überängſtlichen Cenſur zu durchbrechen, und die meiſten Stücke von Gutzkow, Laube, Hebbel, Brachvogel, Freytag, G. von Meyern, Herſch u. a. würden in jenen Decennien nicht zur Aufführung gelangt ſein. Nur leider ſind ſie gezwungen der Bühnentechnik zu viele Zugeſtändniſſe zu machen, nach künſtlichen Effecten zu haſchen und Parforcerollen für unſere ſogenannten „erſten" Künſtler zu ſchreiben. Nationaler iſt unſere Bühne, trotz des „Fechter von Ravenna", des „Heinrich von Schwein" und ſo mancher Stücke von ſpecifiſch preußiſcher Tendenz nicht geworden; ſie iſt weſentlich kosmopolitiſchen Charakters geblieben. Doch verleiht ihr gerade dies einen beſondern Werth, ein eigenthümliches Intereſſe und einen lehrreichen Charakter, und es gereicht uns Deutſchen ſicherlich nicht zur Unehre, daß wir — wie dies auch jüngſt noch der Franzoſe Seinguerlet in einem Bericht über das Döring'ſche Gaſtſpiel in Manheim anerkannt hat — Shakſpeare, aber außer dieſem auch Calderon, Moreto, Molière, Racine u. a. in derſelben Güte und mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit darzuſtellen wiſſen als Leſſing, Goethe und Schiller.

Dieſe allgemeine Betrachtung über das deutſche Theater hat uns ſo viel Raum weggenommen, daß wir bedauern, uns über die vorliegenden Schriften, deren Beſprechung wir mit dieſen Bemerkungen einzuleiten für zweckmäßig hielten, uns kürzer faſſen zu müſſen, als es uns im Grunde lieb iſt. Wir werden uns darauf beſchränken den hauptſächlichen Inhalt einfach anzuzeigen und nur an dieſe oder jene Anſicht oder Mittheilung eine Bemerkung mehr flüchtiger Art anzuknüpfen. Die erſte Schrift enthält Reliquien und Aufſätze von Iffland, die der Herausgeber, Karl Duncker, angeſehener Chef einer durch ganz Deutſchland renommirten berliner Buchhandlung, als Erinnerungsgabe an den hundertjährigen Geburtstag Iffland's (19. April 1859) zuſammengeſtellt hat und die theils noch nicht gedruckt, theils in den Theateralmanachen von 1807—12 erſchienen waren. Der Herausgeber, ein würdiger Veteran, einer der wenigen Ueberlebenden aus der merkwürdigſten Epoche der Entwickelung des deutſchen Geiſtes, fühlte hierzu um ſo mehr Beruf, da er noch mit Iffland ſeit dem Jahre 1803 bis zu Iffland's Tode am 22. September 1814 im intimen Verkehr ſtand. Wir danken ihm für ſeine Schrift, denn Iffland nimmt in der Geſchichte der deutſchen Bühne als Schauſpieler, Schauſpieldichter, Schauſpieldirector und Dramaturg eine der erſten Stellen ein. Bei allen Schwächen war er doch ein hervorragender Geiſt, würdig der Zeit, der er angehörte. Er wurde der Gründer und Geſetzgeber der modernen Schauſpielkunſt und des modernen Bühnenweſens in Deutſchland, theils zu beider Nutzen, theils freilich auch zu ihrem Schaden. Denn das iſt ſicherlich nicht zu leugnen, daß ſich in ihm bereits ein Abfall von der Idealiſtik der Schiller-Goethe'ſchen Periode bemerkbar macht, ſowol in ſeinem Wirken als Schauſpieler wie als Schauſpieldichter, und Tieck wurde deshalb wol von einem richtigen Inſtinct geleitet, wenn er nicht müde wurde, den großen Fleck auf Koſten Iffland's hervorzuheben. Denn in dieſem lag ſicherlich etwas Realiſti-

sches, Kleinbürgerliches, das er in einer Weise förderte, als ob er damit sagen wollte: ihr Deutschen seid doch keine Helden und idealen Menschen, sondern geborene Realisten und Spießbürger! Möglich, daß er, aber auch traurig, wenn er damit recht hatte. War aber wirklich der Goethe-Schiller'sche Idealismus und der Wieland'sche Attizismus eine Täuschung, so mußte es auch jemand geben, der uns dessen überführte, und dazu war gerade Iffland, soweit dabei die Bühne in Betracht kommt, der rechte Mann. Sicherlich war Iffland in seinem Genre ein großer, ein vollendeter Meister; das haben selbst die gebildeten höhern Offiziere der französischen Garnison in Berlin anerkannt, die immer Iffland und die Bethmann sehen wollten; aber das Heroische und Geniale lag seiner begeisterungslosen Natur fern, oder er zog es in seine bürgerliche Sphäre herab; allen Berichten nach scheint er ein außerordentlicher Verstandeskünstler gewesen zu sein, der seine Rollen bis ins kleinste Fältchen berechnet hatte und nach der größten Naturtreue trachtete; am besten gelangen ihm wol Genrefiguren aus dem bürgerlichen Leben von der Art, wie sie seine eigenen Stücke enthalten. Eine Menge blos ephemerer Producte wurde von ihm auf die Bühne gebracht und durch die Meisterschaft, womit er die betreffende Rolle gab, auf ihr erhalten; aber sie lebten nur so lange als Iffland lebte oder im Stande war zu spielen. Seine Kunst war somit an einen höchst vergänglichen Stoff verschwendet.

Mit allen diesen Eigenschaften bildet er den Uebergang zu der neuern realistischen Schule, der er auch durch sein Gastiren zum Vorbild diente; denn keiner vor ihm hat das Gastrollenreisen so zur einträglichen Geschäftssache zu machen verstanden als Iffland. Für die sittliche Hebung des Schauspielerstandes oder vielmehr für die Hebung seiner Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft hat Iffland sehr viel gethan; er selbst wußte seinen Stand mit ansehnlicher Würde zu repräsentiren. Doch war hierbei vielleicht mehr Schein als Wahrheit. August Lewald bemerkt in dem bereits angeführten Aufsatz:

Iffland trug seine Kunst in das Leben über. Er konnte auch hier, wie auf der Bühne, den vornehmen Mann vorstellen; er war es nicht. Wir finden hierzu Belege in jenen Tagebüchern, von denen ich oben gesprochen habe, wie in handschriftlichen Aeußerungen von ihm, die noch in vieler Händen sind, und wie ich sie auch eben erst aus dem Nachlasse des Fräulein Beck kennen lernte, deren Stammbuch ich im Anfange erwähnte. Es waren deshalb nicht nur über ihn selbst böse Dinge verbreitet, die glücklicherweise von seinem Künstlerruhme überdauert sind, als auch über seine Schauspieler, von denen, als sie noch lebten, die ärgerlichsten Geschichten im Schwunge waren.

In einer Hinsicht verdient aber Iffland jedenfalls unter seinen Berufsgenossen den höchsten Ehrenplatz, wir meinen als deutscher Patriot und glühender Feind der fremden Gewaltherrscher. Unverblendet durch den Beifall und die vielleicht wohlberechneten Schmeicheleien, welche ihm die Offiziere der französischen Garnisonstruppen darbrachten, hat er von diesem Patriotismus zahlreiche Beweise gegeben, die ihm mehr als seine Kunst von seiten Preußens den Rothen Adlerorden, von seiten der französischen Marschälle und Gouverneure aber ernstliche Verwarnungen eintrugen, die unbeachtet zu lassen damals äußerst gefährlich war, namentlich für einen Mann in seiner Stellung. Bei Schauspielern, die sich meist in alle immer nur möglichen Masken und Umkleidungen zu schicken wissen, wenn sie darin nur Effect machen, und bei Schauspieldirectoren, bei denen in der Regel die Rücksicht auf die Kasse jede andere verdrängt, ist diese muthige vaterländische Gesinnung so selten anzutreffen, daß Iffland's Name schon deshalb verdient im Andenken einer dankbaren Nachwelt fortzuleben. So entschieden war diese deutsche Gesinnung bei Iffland und so bekannt im Publikum und besonders unter seinen nähern Freunden, daß Mahlmann in einem Gedicht, welches er zu Iffland's Geburtstage am 19. April 1809 verfaßte, gerade diese deutsche Gesinnung hervorheben zu müssen glaubte. Dieses Gedicht, welches die erste Nummer dieser Reliquiensammlung bildet und nach dem Originalmanuscript von Duncker mitgetheilt ist, beginnt mit den Worten:

Richte dich auf, du deutsches Herz
Und blicke voll Muth in die Ferne! —

und enthält unter anderm die bezeichnende Strophe:

Laß stürmen die Wogen im wilden Streit,
Der Sturm und die Woge verschwindet,
Und ewig im Wandel der wechselnden Zeit
Steht das Heilige fest gegründet!
Soll Deutschland fallen und untergehn,
Das Deutsche, es wird, es muß bestehn.
Die Frucht von so viel Kraft und Mühen
Wird glücklichern Geschlechtern blühen!

Diesem Gedicht folgen, aus einer kleinen wiener Druckschrift vom Jahre 1809, Aphorismen aus Iffland's Stammbuch von Goethe (vom 24. April 1796), Herder, Wieland, J. F. (Christian Felix) Weiße, Klopstock, Archenholz, Gall, Abbé Vogler, Tiedge, Schiller. Man muß gestehen, daß die Sentenzen von Goethe, Wieland und Schiller gerade die allerunbedeutendsten sind. Zwar wird uns die Schiller'sche Sentenz: „Ars longa, vita brevis. Auf Deutsch: Die Kunst lang, das Leben kurz. Zum Andenken von Fr. Schiller", durch das beigefügte Datum „Berlin, 1799" etwas verdächtig, denn Schiller besuchte Berlin das erste und einzige mal im Mai 1804; doch könnte die Jahreszahl 1799 auch ein Irrthum, Schreibfehler oder gar ein Zusatz des Abschreibers sein, wie das J. F. statt C. F. Weiße, oder gar das „Mailand, den 23. April 1796" unter der Wieland'schen Sentenz, wo es statt Mailand ganz gewiß Weimar heißen soll, ohne Zweifel Schreib- oder Druckfehler sind. Klopstock schreibt sehr kurz: „Ein fester Mann kann alles, was er will." Etwas seltsam klingt Gall's Sentenz: „Große Menschen erwarten ihren Lohn in der Unsterblichkeit. Mögen Sie, Lieber! den Ihrigen im Besitz Ihres Meistertalents suchen, denn dieses ist seltener als Unsterblichkeit." Das größte Lob, welches einem Schauspieler zugetheilt werden kann, wird Iffland vom Abbé Vogler in den Worten gespendet:

Man darf Sie nur sehen,
Man kann auch taub sein,
Man wird Sie verstehen.

Die nun folgenden Aufsätze: „Ueber den Hang, Schauspieler zu werden" und „Ueber die Bildung der Künstler zur Menschendarstellung auf der Bühne", empfehlen wir besonders solchen, welche nicht wissen, ob sie Schauspieler werden sollen oder nicht, oder welche es geworden sind; die letztern namentlich werden in dem zweitgenannten Aufsatz die praktischsten Fingerzeige, die brauchbarsten Instructionen, besonders in Bezug auf Declamation und Pronunciation finden. Da begegnen wir Bemerkungen wie folgenden:

Starke Stimmen gefallen sich in der Gewalt, die von ihnen ausgeht. Sie werden dann leicht überstark und dadurch widrig. Feine, dünne Stimmen glauben oft des Zarten und Zierlichen nicht genug thun zu können. Sie werden leicht tändelnd, singend und süßlich. In den Mitteltönen liegt überhaupt die Gewalt der Ueberredung, der Reiz der Beredsamkeit. Es ist leichter, einer starken Stimme Milderung zu geben, als einer dünnen Veredlung zu verschaffen.

In dem erstgenannten Aufsatz eifert Iffland unter anderm gegen das Wort „Schauspieler" und bemerkt z. B.: „Das französische Wort «acteur», obwol es auch den Hauptbegriff keineswegs erfüllt, lautet doch besser, als das buntlappige Wort «Schauspieler», das nun einmal unwillkürlich mehrere an den spitzen grünen Hut, das Schlaffseil und die Pritsche mahnt." Iffland schlug bekanntlich für „Schauspiel" und „Schauspieler" als stellvertretende Worte „Menschendarstellung" und „Menschendarsteller" vor. Freilich würde es sehr sonderbar klingen, wenn man von dem Besuch einer „Menschendarstellung" statt eines „Schauspiels" sprechen wollte.

Ueber den folgenden Aufsatz: „Die manheimer Bühne betreffend", theilt der Herausgeber Nachstehendes mit:

Die manheimer Bühne, welcher Iffland lange angehört und auch das Wirksamste zu ihrem damaligen Flor beigetragen, hatte durch die Ungunst der Verhältnisse, namentlich durch die Kriegszeiten mannichfach gelitten. Die glänzenden Erfolge, welche Iffland in kurzer Zeit als Director der berliner Bühne errungen, veranlaßten dort den Wunsch, seine Meinung über die Zustände der Bühne in Manheim und seine Vorschläge für deren Verbesserung zu hören. Er unterzog sich der an ihn ergangenen Aufforderung und schrieb theils selbst, theils dictirte er den folgenden Aufsatz: „Die manheimer Bühne betreffend." ... Der Herausgeber erhielt dies werthvolle Manuscript von demjenigen Beamten der berliner Bühne, dem Iffland dasselbe theilweise dictirt und der es nachher mundirt und nach Manheim zu senden hatte. Der bei weitem größere Theil des Manuscripts ist von Iffland's eigener Hand.

Ein sich anreihendes Circular, welches Iffland während der Anwesenheit einer französischen Besatzung in Berlin in Abschrift an sämmtliche damalige Mitglieder der berliner Bühne erließ, ist interessant durch die Energie und Schärfe, womit Iffland darin die Schauspieler abkanzelt, und verdient von allen Theaterdirectoren gelesen zu werden. Iffland erinnert die Bühnenmitglieder unter anderm daran, daß sie jetzt größtentheils vor einem fremden Publikum spielten, „welches bei sich zu Hause einer sehr sorgfältigen Bühne, der größten Pünktlichkeit der Darstellungen gewöhnt ist", und fährt dann fort:

Da dieses Publikum, ungeachtet es in der großen Mehrheit unserer Sprache nicht kundig ist, gleichwol die Rücksicht beweist, nicht ein Theater seiner Sprache hierherkommen zu lassen, und also dadurch unsere Erhaltung möglich macht: so ist es die erste Schuldigkeit, ihm in vernehmlicher Sprache und faßlich genauer Mimik verständlich zu werden.

Noch heben wir eine Reihe von Schriftstücken hervor, welche beweisen, wie schon Iffland in den Jahren 1808 und den nächstfolgenden auf die Anregung zur Schiller-Feier hinwirkte, was um so größere Anerkennung verdient, da bekanntlich Schiller über die Kotzebue-Iffland'sche Richtung wahrhaft vernichtende Urtheile abgegeben hatte. Am interessantesten darunter ist der Bericht Iffland's über die von ihm am 9. Mai 1806 veranstaltete Aufführung der „Braut von Messina" zum Vortheil der Schiller'schen Erben, welche diesen über 2700 Thaler einbrachte. Iffland gedenkt dabei der schönen manheimer Zeit, wo er mit Schiller vier Jahre lang „fast alle Abende" bei dem Schauspieler Beck zusammenkam und auch Weil manchmal sich einfand. „Schiller", bemerkt Iffland, „war damals von innig froher Laune." Wie stimmt aber diese „innig frohe Laune" zu Schiller's verzweifelten Ausbrüchen in seinen Briefen an Körner, wenn er an diesen schreibt:

Ich kann nicht mehr in Manheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängniß meines Herzens schreibe ich Ihnen, mein Bester! Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage hab' ich's in meinem Herzen herumgetragen wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens ausfüllte u. s. w.

Den Schluß des Buchs bildet „Iffland's Krankheitsgeschichte" von seinem Arzte Formey, die viele für den Menschen wie für den Künstler Iffland höchst charakteristische Züge enthält. Angenehm sind freilich solche detaillirte Krankheits- und Leidensgeschichten niemals zu lesen. Man erfährt daraus unter anderm, wie die berühmte „deutsche Gemüthlichkeit" auch gegen Iffland operirte, ihm das Leben zu verbittern. Nicht selten, wenn er auftreten wollte, erhielt er bald anonyme, bald unterzeichnete Briefe voller Vorwürfe und beißender Kritiken, „die keinen andern Zweck hatten als ihm wehe zu thun und durch erregte Galle sein Spiel zu verderben". Eine Mitveranlassung zu der ersten Veröffentlichung dieser Krankheitsgeschichte mögen wol die bösen und unzweifelhaft unbegründeten Gerüchte gewesen sein, welche über die Art seiner Krankheit und deren Veranlassung von seinen Widersachern in Umlauf gesetzt worden waren.

Theodor Rötscher hat seine in der „Spener'schen Zeitung", im „Deutschen Theaterarchiv" u. s. w. erschienenen Kritiken und „dramaturgischen Abhandlungen" (Nr. 2) gesammelt herausgegeben, wofür wir ihm im Interesse der Kunst und der wirklich wissenschaftlichen Theaterkritik nur dankbar sein können, obschon vielleicht zu wünschen gewesen wäre, daß der Verfasser die momentane Entstehungsart der Kritiken, insofern sie sich an einzelne berliner Theaterabende knüpfen, hier und da zu verwischen sich größere Mühe genommen hätte. Schreibbare Widersprüche, wie der zwischen der unbegrenzten Verehrung, die er der Rachel, und der fast unbedingten

Anerkennung, die er Frau von Bärndorff, also zwei höchst verschieden gearteten Künstlerinnen zollt, hätten, dünkt uns, durch motivirende Parallelen ausgeglichen werden sollen. Diese Kritiken, Zergliederungen und Charakteristiken der Hauptrollen der Rachel, Ristori, Marie Seebach, Auguste von Bärndorff, Ira Aldridge's, Bogumil Dawison's und des Richard III. Dessoir's, bilden, nebst kritischen Bemerkungen über einige neu einstudirte und inscenirte Shakspeare'sche Dramen, die erste Abtheilung vorliegender Schrift. Es sind dies im ganzen Analysen und Recensionen, wie man sie von einem Theaterkritiker zu fordern hat, wenn man ihm den nöthigen Zeitungsraum gewährt, sich ausführlich auszusprechen, und die nöthige Zeit, sich gründlich mit dem Gegenstande der Kritik abzufinden; sie sind voll Sachkenntniß, gewissenhaft, liebevoll, aber auch zum Theil scharf eingehend, psychologisch sowol als ästhetisch erörternd, instructiv für Schauspieler wie für Theaterkritiker und immer mit dem Texte der Dichtung Hand in Hand, diese durch das Spiel und das Spiel durch die Dichtung commentirend, was allerdings immer der Fall sein sollte.

Diese dem Verfasser gebührende Anerkennung schließt natürlich nicht aus, daß wir nicht auch im einzelnen abweichender Ansicht von ihm sein sollten. Wir hätten z. B. gewünscht, daß er die Rachel mehr als ein exceptionelles Wesen dargestellt hätte, als ein Phänomen im Gebiete der Kunst, welches man in seiner Außerordentlichkeit wie ein prachtvolles elementarisches Ereigniß mehr zu bewundern als zu loben und mehr anzustaunen als zu bewundern hat. Das Nordlicht leuchtet überaus herrlich, aber es lockt keine Vegetation hervor. So hat auch die Rachel keine Schülerinnen hinterlassen, fast keine Spur ihres Wirkens ist zurückgeblieben, und selbst das Théâtre français hat von ihr keinen Segen gehabt. Denn ein so exceptionelles Wesen wie die Rachel stört auf dem Gebiete der Kunst, dem es angehört, die Einheit und die Harmonie der Talente, die sich dann nicht so leicht wieder ins Gleichgewicht finden können. Im Gegentheil, solche eigenartige Leistungen wirken zuweilen sogar schädlich, wie wir an dieser oder jener deutschen Schauspielerin wahrnehmen können, die ihrer stillern und vielleicht auch poetischern Natur gewaltsam jene grellen Uebergänge, Sprünge und Contraste, jene unkünstlerischen, kreischenden Naturlaute abzwingt, die eben nur zu dem heftigen und selbst etwas harten Wesen einer Rachel, aber nicht in das weicher organisirte Gemüthsleben einer deutschen Schauspielerin passen. In der Charakteristik der Rachel verfällt der Verfasser auch nicht selten in Exclamationen, die immer nur Nothbehelfe und mit dem Wesen der Kritik wenig vereinbar sind, z. B.: „Das Auge von einer tiefen Trauer umschattet! und wie spiegeln sich in dem fleischlosen ganz durchgeistigten Antlitz die leisesten Zuckungen der Seele ab!.... Welche Scala von Affecten durchspielen diese Lippen" u. s. w. Phrasenhaft finden wir auch Stellen wie folgende: „Das Genie übertrifft in seinen Schöpfungen stets auch die kühnsten Erwartungen"; oder: „Nach unserm Empfinden müßten alle deutschen Schauspielerinnen die Kränze ihres Ruhms zu den Füßen ihrer großen Genossin niederlegen", und so noch manche andere. Das kleine Kapitel „Mademoiselle Rachel in Potsdam" beruht auf mündlichen Mittheilungen der Künstlerin selbst. Man erfährt daraus, daß der König zu ihr geäußert: „Je suis tout bouleversé!" daß nach einer Vorstellung auf der Pfaueninsel sich „ein Laut der Bewunderung von aller Lippen gedrängt" und daß der Kaiser von Rußland ihr gestanden: er fände sie noch größer als ihren Ruf. In Bezug hierauf bemerkten die wiener „Recensionen" sehr mit Recht: „Wir trauen der dahingeschiedenen berühmten Schauspielerin Verstand genug zu, um die Bewunderung eines Kritikers wie Rötscher der Anerkennung aller Monarchen vorgezogen zu haben, wenn ihr auch die «wahrhaft königlichen Geschenke» am Ende das Allerliebste waren." Daß sich Rötscher in andern Fällen dem banalen Tagesenthusiasmus nicht gefangen gibt, beweisen seine fein geschriebenen Analysen der Hauptleistungen Bogumil Dawison's und der Marie Seebach, indem er ihre großen Vorzüge zwar gebührend anerkennt, aber ihnen auch offen und gewissenhaft darlegt, wo sie ihm nach seiner kritischen Ueberzeugung auf falschem Wege zu sein scheinen.

Unter den dramaturgischen Aufsätzen heben wir als besonders zweck- und zeitgemäß den über das Virtuosenthum in der Schauspielkunst hervor; Rötscher beleuchtet darin besonders das System der Reclame und die raffinirten Kunststückchen, womit selbst berühmte Künstler und Künstlerinnen, „um nur neu zu sein und fortdauernd die erschlafften Nerven zu reizen", ihre Rollen ausstatten und wobei sie nicht selten der Vorschrift des Dichters direct zuwiderhandeln und die Dichtung selbst verfälschen. Hin und wieder will übrigens auch Rötscher ohne Noth etwas ganz Neues aufstellen oder er geht in seinen Forderungen zu weit. Er rügt es z. B. als „radicales Misverständniß der ganzen Situation" und als „Unsinn", daß sich alle bisherigen Darsteller des Shylock den Schein von Porzia zurückgeben lassen, um nachzusehen, ob er auch etwas von der Verpflichtung enthalte, einen Feldscher für Antonio holen zu lassen; Shylock kenne ja jedes Wort seines Scheins auswendig und wisse mit der absolutesten Sicherheit, daß von einer solchen Verpflichtung kein Wort darin enthalten sei. Indeß läßt sich auch der bisherige Usus wol rechtfertigen. Shylock thut nur so, als ob er doch eine solche im Schein vielleicht enthaltene Clausel übersehen haben könne; er läßt sich das Papier geben, sieht es natürlich nur zum Schein durch und sagt dann: „Ich kann's nicht finden!" Die den letztern Worten von Rötscher untergelegte Deutung, als wolle Shylock zu Porzia sagen: „Ich kann dies nicht zugeben, daß dies, wie Ihr behauptet, gut wäre", scheint uns doch zu weit hergeholt. Natürlich treibt Shylock mit diesem ganzen Manöver nur eine Gaukelei, die aber in dem lauernden vorsichtigen Charakter dieses Juden vollkommen begründet ist. Im übrigen läßt sich auch Phelps als Shylock den Schein von Porzia zurückgeben, um ihn durchzufliegen; und es ist doch wol mit Recht anzunehmen, daß sich von

den Traditionen der Shakſpeare-Bühne manche in England erhalten haben und daß ein engliſcher Darſteller des Shylock, daß Phelps, der ſein ganzes Studium und Handwerk auf Shakſpeare geworfen hat, die Worte: „Ich kann's nicht finden!" richtig verſtanden haben wird. Von dem Darſteller des Fauſt verlangt Rötſcher, daß er in den Liebhaberſcenen den „tiefen Denker" der erſten Acte durchblicken laſſe. Ja, wenn der Dichter ſelbſt nur dazu eine Handhabe geboten hätte! Aber ich weiß nicht, wie in den Worten „Mein ſchönes Fräulein, darf ich wagen" u. ſ. w. und in den folgenden Liebesſcenen irgend philoſophiſche Tiefe an den Tag gelegt werden könne. Geiſtige Ueberlegenheit zeigt Fauſt freilich auch da, und dieſe iſt es, welche Gretchen ſo ſehr imponirt; ſonſt aber iſt er geſchmeidiger Liebhaber und gewandter Cavalier, der höchſtens in dem Monolog: „Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir alles", und in der Rhapſodie: „Wer darf ihn nennen?" deutlicher an den ehemaligen Philoſophen und Magiker Fauſt erinnert. Als einen Gecken darf natürlich der Schauſpieler den Liebhaber Fauſt nicht darſtellen; ein Element der Unruhe und des Unbefriedigtſeins, eine umwölkte Stimmung wird er immer durchblicken laſſen müſſen; wenn ihm dies aber gelingt, ſo hat er genug gethan; den „tiefen Denker" wird er aber in den Armen Gretchen's ſicherlich zu Hauſe laſſen müſſen.

Auch Thaddäus Lau's Sammlung vermiſchter Aufſätze: „Zur Auswahl" (Nr. 3), die wol ſchon früher in Journalen erſchienen ſind, gehört hierher, da ſich von den darin enthaltenen neun Abhandlungen nicht weniger als ſechs auf Theater und dramatiſche Poeſie beziehen; es ſind die Aufſätze und Abhandlungen: „Gutzkow's Ella Roſe", „Zacharias Werner als Dramatiker", „Die deutſche Schaubühne", „David Garrick", „Die Berufswahl des Schauſpielers" und „Die Theaterkritik". Thaddäus Lau, ein innerlich ſehr erregter Geiſt, iſt, wir glauben behaupten zu dürfen, unabhängig von allem Partei- und Coterieweſen, und iſt daher auch leicht den Verdächtigungen ausgeſetzt, welchen ein auf ſeine vollkommene Selbſtändigkeit haltender Schriftſteller nicht wohl entgeht. Er ſagt nach allen Seiten hin rückſichtslos die Wahrheit und ſucht die Gebrechen und Krankheiten der Zeit bis zu ihrer Wurzel, der des Egoismus und ſchamloſen Materialismus, zu verfolgen. Die Waffe ſeiner Kritik iſt kein zierlicher Galanteriedegen; wenn er aber auch zuweilen in ſeiner Erbitterung zu weit gehen und zu ſehr ins Schwarze malen mag, ſo ſieht man doch, daß es ihm dabei immer um Feſtſtellung der Wahrheit zu thun iſt. Einer der pikanteſten und leſenswürdigſten unter den obengenannten Aufſätzen, der über die deutſche Schaubühne, hat uns ſchon früher gleich nach ſeinem Erſcheinen in der „Deutſchen Vierteljahrsſchrift" zu einigen Bemerkungen Anlaß gegeben, weshalb wir auf ihn hier nur verweiſen wollen. Doch mögen wir uns nicht verſagen, hier noch folgende Stelle aus demſelben anzuführen:

Es mag wie ein Paradoxon klingen, aber es bleibt darum nicht minder wahr: was unſere Schauſpieler gegen früher als Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft an Werth gewonnen, ebenſo viel haben ſie an Werth als Mitglieder der Bühne eingebüßt als Künſtler verloren, oder formuliren wir, um nicht Mißdeutungen ausgeſetzt zu ſein, den Satz dahin: die Schauſpieler der frühern Generationen waren durchſchnittlich ſchlechte Haushalter und ſchlechte Rechner, aber tüchtige Künſtler, die meiſten Schauſpieler dagegen ſind durchſchnittlich tüchtige Haushalter und gute Rechner aber insgemein ſchlechte Künſtler.

Hiermit würden wir uns einverſtanden erklären, wenn Thaddäus Lau ſtatt „durchſchnittlich" und „insgemein" etwa geſagt hätte „größtentheils". Der Verfaſſer fährt fort:

Die Schauſpieler von heute ſind mehr oder minder commis voyageurs in Rollen, die ſehr ſorgſam Buch und Rechnung über jedes Engagement und jedes Gaſtſpiel führen; Geld ſoll verdient werden, möglichſt viel Geld in möglichſt kurzer Friſt, damit man ſich raſch und ſchnell, die großen und glücklichen Speculanten in Villen und Landſitzen, die kleinern und weniger geſchickten in beſcheidenern Verhältniſſen zur Ruhe ſetzen.

Ja, in der That, „zur Ruhe ſetzen", das iſt der paſſendſte Ausdruck. Wären unſere großen Schauſpielerinnen und Sängerinnen wirklich von wahrem Kunſtenthuſiasmus beſeelt, woher käme es denn, daß ſie ſobald als möglich eine Gelegenheit ergreifen, aus dem Künſtlerverbande zu treten, und ſich nach einer Heirath umſehen, die ſie in einen höhern Stand erhebt oder ihnen doch ein bequemes Leben zu verſchaffen verſpricht?

In dem Aufſatz „Die Theaterkritik" geht es den Theaterrecenſenten ſehr ſchlecht, und ſo begründet zum Theil Lau's Beſchuldigungen auch ſind, ſo bleibt er doch auch hier ſeiner Gewohnheit treu, keine Ausnahme zuzulaſſen. Leider hat es immer in Deutſchland Stände geben müſſen, welche das Stichblatt der allgemeinen Spottluſt waren, z. B. gewiſſe Handwerke, beſonders Müller und Schneider, ſodann Aerzte und Advocaten, auf die ſo viele Epigramme beſtehen, daß man damit ein ganzes Bändchen füllen könnte, weiter Landjunker, Landſchullehrer und Landpaſtoren, Magiſter und Gelehrte und überhaupt alle ſogenannten „Federfuchſer". Heutzutage ſind es „Literaten" und Recenſenten und namentlich Theaterrecenſenten, welche zu dieſem Zwecke herhalten müſſen. Nun, vielleicht kommt auch für die Theaterrecenſenten eine beſſere Zeit, nur gehören dazu nicht bloße Klagen und Anklagen, ſondern eine geſicherte pecuniäre Stellung, die ihnen erlaubt, ſich in vollkommener Unabhängigkeit zu halten. Mögen dafür namentlich die vielen reichen Theaterfreunde ſorgen, denn daß die Theaterrecenſenten eine ſo unentbehrliche Menſchenklaſſe ſind wie jede andere, werden alle diejenigen zugeben, welche Einſicht in die Verhältniſſe haben. Für jetzt iſt das Los eines gewöhnlichen Theaterrecenſenten, der täglich das Theater beſuchen und täglich ſeinen Bericht abfaſſen muß, das traurigſte und in jeder Hinſicht undankbarſte von der Welt und verdient vielleicht im ganzen mehr Mitleid als Spott; zeugt es doch von einem ganz beſondern Geſchick, wenn ein Theaterrecenſent während ſeiner Laufbahn ohne einen eclatanten öffentlichen Skandal davonkommt. Thaddäus Lau iſt auch unparteiiſch genug, die Uebelſtände einzuſehen, unter denen ein Theaterrecenſent ſein ſaueres Brot verdient. Die Bühnenvorſtände wollen, wie Lau bemerkt, keine geiſtreichen Analyſen, keine Rathſchläge zur Läuterung des Ge-

schmacks, denn, sagen sie, „wir treiben Handel mit der geistigen Production"; sie wollen, daß der Recensent diesen Handel unterstütze, daß er alles, was sie thun und lassen, gut heiße und vor dem protestirenden Publikum vertheidige. „Wenn heute eine hamburger «Dramaturgie» geschrieben würde", sagt Lau, „für die Bühnenvorstände wäre sie nicht geschrieben." Und die Schauspieler? „Gerade der Recensent, welcher durch Bildung und Charakter befähigt ist, eine gesunde Kritik zu fällen, ist den Schauspielern der unbequemste." Und weiter:

Die Schauspieler verlangen kein Raisonnement über das Stück, in dem sie mitgewirkt; sie verlangen keine Belehrung und Berichtigung, es ist ihnen lediglich darum zu thun, daß ihrer und ihrer Rolle Erwähnung geschieht. Wo die letztere fehlt, werfen sie den Bericht, und wäre er auch noch so instructiv und geistreich, beiseite.

Nur zu wahr; man wird die Schauspieler in Deutschland zählen können, die hiervon eine Ausnahme machen. Sonst läßt es sich aber doch fragen, ob es auch in jeder andern Hinsicht wirklich so ganz elend mit unsern Bühnenzuständen steht, wie Lau und andere sie schildern. Wenigstens wenn wir sie mit den Bühnenzuständen des Auslandes vergleichen, haben wir noch immer kein Recht, gänzlich an ihnen zu verzweifeln, und erst in der vorigen Nummer haben wir ein Urtheil der ungarischen Schauspielerin Lila Bulyovsky angeführt, die uns um so manche Vorzüge unsers Theaterwesens sogar noch beneidet.

Besonders dankbar sind wir dem Verfasser für seinen Aufsatz über Zacharias Werner, der trotz allen spätern Verirrungen sicherlich zu unsern größten dramatischen Autoren gehört, hätte er auch nur den „Vierundzwanzigsten Februar" und seinen „Luther" geschrieben. Letztern nennt Lau mit Recht Werner's beste Arbeit, und wir müssen gestehen, daß dieses Drama bei seiner Aufführung auf dem leipziger Stadttheater im vergangenen Jahre einen Eindruck auf uns gemacht hat, wie nur irgendeine Schiller'sche Tragödie, d. h. bis zum Schlusse des vierten Acts, der den wormser Reichstag in echt historischer Auffassung vorführt. Der fünfte Act hängt freilich als ziemlich lahmer Fuß am Körper des Dramas. Auch wird uns Lau erlauben, nicht blos den episodisch auftretenden Theobald und seine Therese, sondern auch leider Katharina von Bora einen romantischen „Schemen" zu nennen.

Von den übrigen Skizzen des Buchs: „Ein Kampf um Dasein und Geltung", „Goethe's Eintritt in das Leben" und „Kant's Stellung zur Politik", sind namentlich der erstere, welcher Jean Paul's Nothstände in Leipzig und Hof behandelt und auf den wir wol noch gelegentlich zurückkommen, und der dritte von hervorragendem Interesse.

Karl Bilz knüpft in seiner kleinen Schrift: „Die dramatische Frage der Gegenwart" (Nr. 4), an das Lewes'sche Werk über Goethe an; aber obschon seine Prosa vielfach Spuren der besten Schule für den kritischen Stil, der Lessing'schen verräth, und obschon sein Schriftchen manche anregenden Gedanken und beherzigenswerthen Fingerzeige enthält, so kämen wir doch, offen gestanden, in einige Verlegenheit, wenn wir aufgefordert würden zu sagen, was denn der Verfasser eigentlich mit seinen Betrachtungen bezwecke? Der Titel läßt uns eine unmittelbar in die dramatische Frage der Gegenwart eingreifende dramaturgische Abhandlung erwarten; aber in dieser Erwartung sieht man sich getäuscht; man muß sich mit einem ziemlich lockern Gewebe von bunten Bemerkungen über Shakspeare und Goethe begnügen. Etwas geht jedoch durch die Schrift hindurch: eine unverhohlene Animosität gegen Gervinus' Werk über Shakspeare, dessen „einziges Verdienst" ihm in der weitern Ausführung der zuerst von Goethe gemachten Beobachtung zu liegen scheint, wonach sich die Stücke Shakspeare's „alle um einen einzigen Begriff oder Gedanken drehen, zu dem alle Charaktere in näherer oder entfernterer Beziehung stehen". Er nennt es sogar ein „unglückliches Buch", weil Gervinus dem deutschen Nationalgefühl Fußtritte versetze und uns zu verstehen gebe, daß Goethe und Schiller im Vergleich zu Shakspeare häufig weiter nichts als „bloße Versmacher" seien. Das hat Gervinus doch wol nicht sagen wollen, wenn er irgendwo in seinem Werke von der „niedern Redeweise des deutschen Dramas" spricht, die selbst bei Goethe und Schiller oft nur „versificirte Prosa" sei; denn ein Dichter, der einer überwiegend prosaischen Zeit angehört, kann wol mitunter „versificirte Prosa" schreiben, ohne deshalb doch im ganzen ein bloßer „Versmacher" zu sein. Auch ereifert sich der Verfasser gar sehr gegen Gervinus' Behauptung, wonach „der Bildungszustand und die Entwickelungsstufe unsers Volks heute ungefähr dieselbe ist wie Englands zu Shakspeare's Zeit"; Bilz erblickt hierin eine Art Beleidigung für die deutsche Nation. Nun, wie man es nimmt! Eine Zeit und eine Nation, aus deren Schoße sich ein Genius wie Shakspeare entwickeln konnte, müssen doch nicht so ganz übel gewesen sein. Im übrigen scheint es auch uns so, als ob sich die Engländer der damaligen Zeit und die Deutschen der unsern gar nicht vergleichen lassen. An einer Stelle setzt der Verfasser Shakspeare darüber zurecht, daß er Petruchio sein Käthchen, die zu bezähmende und später gezähmte Widerspenstige, in eine so harte Schule nehmen läßt, statt ihn den Versuch machen zu lassen, sie zuvörderst durch freundliches Zureden zu bekehren. Versuche dies der Verfasser doch nur selbst solchen Kobolden gegenüber! Shakspeare war der Mann nicht, solchen ungezogenen weiblichen Geschöpfen, die auf der modernen Bühne als besonders pikant und reizend gelten, den Sieg behalten zu lassen; auch an ihnen vollzog er mit eiserner Strenge, tragisch oder komisch, das Strafamt, das er überall über den thörichten launenhaften Eigenwillen verhängt.

Ueber das, was der dramatische Dichter seinem Publikum sein und bieten soll, drückt sich der Verfasser gelegentlich schön und meist auch treffend in den Worten aus:

Das volle, frische, wirkliche Leben soll uns der Dichter vorführen, aber erhöht und verklärt nach den Gesetzen der Kunst und Schönheit, die nur ihm bekannt sind, die aus der Fülle der wirklichen Erscheinung die großen und ewigen Züge hervorheben, welche der menschlichen Natur zu allen Zeiten eigen gewesen sind. Zu Muthe soll uns sein, als ob wir vor Menschen unsersgleichen ständen, aber vor Menschen einer vornehmern Natur,

vornehmer in ihren Lastern oder Tugenden, deren Thun und Leiden uns mächtig ergreift, wie unser eigenes, und von denen uns doch eine unsichtbare Schranke trennt. Fühlen sollen wir: diesen guten oder bösen Gedanken hast du selbst schon bei dir gehegt, dies oder jenes ist dir aus der Seele gesprochen, aber dir selbst sind diese Gedanken nicht so klar geworden, du selbst hättest es so nicht ausdrücken können.

Mit dieser doch etwas Positives bietenden beredten Stelle hätte der Verfasser sein Buch zweckmäßiger geschlossen, als mit seinem nicht sehr feinen und noch weniger geistreichen Ausfall gegen Meister Gervinus.

Hermann Marggraff.

Der Kirchenliederdichter Philipp Nicolai.

Dr. Philipp Nicolai's Leben und Lieder, nach den Quellen. Von L. Curtze. Halle, Fricke. 1859. Gr. 8. 27 Ngr.

Nicolai ist der Dichter der Kirchenlieder: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" und „Wachet auf, ruft uns die Stimme". Er wurde 1556 zu Mengeringhausen im Fürstenthum Waldeck, wo sein Vater Pfarrer war, geboren und wirkte selbst als Pfarrer, von 1583—86 zu Herdecke in der Grafschaft Mark, 1586—96 zu Nieder- und Altwildungen in Waldeck, von 1596—1601 zu Unna in Westfalen und endlich in Hamburg, wo er 1608 starb. Curtze hat sowol das äußere Leben Nicolai's, als die amtliche und schriftstellerische Thätigkeit desselben mit aller Genauigkeit, die ihm der Reichthum an Urkunden und Hülfsmitteln möglich machte, dargestellt und ist auch bei der Mittheilung der Belege nicht sparsam gewesen.

Das Leben der Pfarrer war gewiß in jenem Zeitalter sehr oft kein idyllisches Pastorale, namentlich da jeder strebsame Geistliche es seinem Vorbilde Luther gleichzuthun suchte, und wenn ihm die Reinheit der Lehre nur durch ein Stäubchen befleckt schien, sofort zum Schwerte griff, weil er mit einem friedlichen und nachgiebigen Zusehen die Schuld des Verraths an Gott und der Kirche auf sich zu laden glaubte. So führte denn auch Nicolai ein sehr bewegtes Leben und seine Geschichte enthält manchen wichtigen und anziehenden Beitrag zur Kunde des Geistes, der Sitten und der Zustände jenes seltsamen Zeitalters. Schon von außen dringen zerstörende Mächte ein und beeinträchtigen jahrelang eine geordnete und freudige Thätigkeit. Bald machen räuberische Soldaten das Land unsicher, man muß aus der Heimat flüchten; bald hat der Geistliche, selbst siech und mit Muthlosigkeit kämpfend, die Trostquellen der Religion bis auf den letzten Tropfen auszuschöpfen, denn seine Gemeinde wird von einer furchtbaren Pest heimgesucht. Die Kirche war keine Stätte des Friedens. Wird der Geistliche zu einer Stelle berufen, so regen sich sogleich Widersacher, die ihm den Einzug in seine Pfarre erschweren. Der Landesherr, der adeliche Patron, der Vorstand der Städte, der Kaufmann, der Bürger, sie alle sind mit den Stichwörtern der Religionsparteien bekannt. Man durchstöbert die Schriften des Ankömmlings nach ketzerischen Meinungen, aus seinem frühern Wohnorte folgen ihm verdächtigende Nachreden, man nöthigt ihn, ein unangreifbares Glaubensbekenntniß abzulegen oder mit Geistlichen von Ruf, deren Gutachten entscheiden soll, zu disputiren. Ist er endlich im Amte, so soll er seiner Gemeinde als ein eifriger Mann Gottes Ehre machen; er soll wie Luther seine Donnerstimme erheben bald gegen die Papisten, bald gegen die Calvinisten und Zwinglianer. Und hat er dies so gut gemacht, daß man sich von allen Seiten gegen ihn erhebt, nicht nur mit theologischen Thesen und Syllogismen, sondern auch mit Pasquillen und Verwünschungen, so heißt er wieder ein unruhiger Zänker und man möchte ihn gern los werden. An demselben Orte befehden sich die Amtsbrüder auf der Kanzel, denn jeder steht bei dem andern im Geruche der Sektirerei; die Obrigkeit selbst verbietet den ärgerlichen und unerbaulichen Hader, aber der Wahrheit muß einmal zum Siege verholfen und der eine Bruder abgesetzt werden. Es ist merkwürdig, wie man bei diesen Religionskämpfen durch die scharfe Fassung der Streitfragen aus jeder Meinungsverschiedenheit eine Ursache zum bittersten Hasse und zur fanatischen Verfolgung zu machen verstand. Den Reformirten wird z. B. nicht vorgehalten, daß Gott unmöglich, wie ihre Prädestinationslehre annimmt, die Mehrzahl der Menschen von vornherein zur Unseligkeit bestimmt und von der Gnade ausgeschlossen haben könne, sondern man sagt, ihr Gott sei ein „leichtfertiger, arglistiger, blutdürstiger Moloch"; sie selbst sind also Götzenanbeter, Baalsdiener, Ungeziefer, eine Rotte Korah, werth, daß sie der Abgrund verschlingt. Der Calvinist widerlegt seinerseits nicht eine Meinung seiner Gegner von Christus, sondern nennt den Heiland selbst, welchen sie anbeten, „einen ohnmächtigen Hirngötzen, Wolf, Mörder, Baal" u. s. w. Nicolai hat sich, als ein eifriger Glaubenswächter und vielleicht durch das Beispiel seines Vaters angeregt, der für die Ausbreitung der Reformation sehr thätig gewesen war, an diesen Händeln mit aller Leidenschaftlichkeit betheiligt und stand deshalb noch nach 150 Jahren bei dem bekannten Pastor Götze zu Hamburg in gutem Ansehen. Nicht minder wie in der Feindschaft scheint der fromme Eifer zu jener Zeit in der Freundschaft alles Maß überschritten zu haben. Versetzen wir uns an Nicolai's Sterbebett. Der arme Mann litt an einem Geschwür im Kopfe, das linke Ohr wurde fast taub, ein hitziges Fieber warf ihn nieder und rieb ihn auf. Er fühlte die Annäherung der Todesstunde und gab den Seinigen den Scheidesegen. Jetzt treten Dedeken und andere Collegen und Freunde an sein Schmerzenslager, um die enteilende Seele recht für den Himmel reif zu machen. Dedeken befragt den Sterbenden mit Fleiß um sein Bekenntniß, „erinnert ihn länglich, was er bisher für die christliche Kirche gestritten" und bittet ihn zu erklären, ob er auf das, was er gelehrt, sein Leben beschließen wolle. Die Kräfte reichen nur noch hin zu einem Ja und zu einem Händedruck. Dedeken fährt gleichwol in seinen Mahnungen fort, und als er sich Amts halber auf eine Weile entfernt, tritt ein anderer für ihn ein und die ganze Verhandlung wiederholt sich. Nicolai verfällt zwei oder drei Stunden vor dem Tode, matt und betäubt, in einen Schlummer. Die eifrigen Freunde gönnen seinem kranken Haupte auch jetzt noch nicht die Ruhe. Dedeken erzählt, daß er selbst und seine Herren Collegen mit der Erinnerung göttlichen Worts nicht abgelassen, sondern „ihm mit Fleiß zum Ohren gerufen, darunter er im Herrn entschlafen und zwar gar sanft"!

Nicolai hat fünf geistliche Lieder gedichtet, eins von ihnen ist verloren, drei sind in die Gesangbücher aufgenommen. Curtze gibt uns namentlich über die beiden schon oben angeführten, welche mit Recht kirchliche Volkslieder genannt werden können, sehr dankenswerthe Nachrichten, indem er von ihrer Originalität (sie sind nicht aus weltlichen Volksliedern entstanden), von der Zeit der Abfassung, von dem Ursprunge der Melodien, von der Verbreitung durch die alten kirchlichen Gesangbücher, von den Veränderungen, Umarbeitungen, Nachahmungen u. dgl. handelt und endlich gewichtige Urtheile über den Werth und die Brauchbarkeit der Lieder für die neue Zeit zusammenstellt. Von dem Jesusliede: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" u. s. w. finden sich ganz entgegengesetzte Meinungen. Bald zählt man es zu dem Besten und Erhebendsten, was noch heute dem Herzen dargeboten werden kann, bald empfiehlt man, es als ein veraltetes Kleinod zu reponiren; dem gebildeten Gläubigen, welcher sich in die Anschauungsweise der Vergangenheit zurückversetzen könne, möge es immerhin zur Erbauung bleiben, aber den Gemeinden müsse man seine Wunderlichkeiten nicht mehr aufdringen. Vieles traf zusammen, um diesem Liede in den vorigen Jahrhunderten eine außerordentliche Beliebtheit zu verschaffen. Es nahm mit der Vorstellung von Christus als dem Bräutigam der Seele die süße und innige Glut des weltlichen Minneliedes auf, es schmückte sich mit den mystischen Bildern der Bibel, namentlich des Hohenliedes, deren ahnungsvolle Dunkelheit das Gefühl desto lebhafter

bewegte, es verband, was in den Kirchenliedern so selten der Fall ist, mit dem lyrischen Schwunge eine phantasievolle Anschaulichkeit, es erhob die Seele über die Alltagsstimmung, es enthielt Poesie, und wenn nun weiter die herrliche Sangweise, von welcher Mozart sagte, er gäbe sein bestes Werk für sie, die Wirkung unterstützte, so begreift man, daß dieses Lied zu der Zahl derjenigen gehören mußte, welche in alle Gesangbücher aufgenommen und in allen protestantischen Ländern gesungen wurden. Indessen veranlaßten die „amorosen, honigsüßen Rosenworte" des Liedes auch bald einen greulichen Misbrauch. Nicolai hatte die himmlische Liebe mit den sinnlichen Farben der weltlichen gemalt und ein anfangs wol unbewußter Trieb verführte das Volk, jetzt auch die sinnliche Liebe an die Stelle der himmlischen zu setzen: es wurde allgemeine Sitte, das Lied bei Hochzeiten zu singen. Gewiß wollte man sich selten oder nie damit vermahnen, die weltliche Ehe für das Abbild der geistigen Vereinigung mit Christus zu nehmen; die Klage der Geistlichen, daß die lüsternen Weltkinder aus der schönen Blume Gift sogen, endlich das Verbot (1702), dieses Lied bei Hochzeiten zu singen, weisen auf einen argen Muthwillen hin.

Das zweite Lied: „Wachet auf, ruft uns die Stimme", behauptet sich dagegen noch jetzt fast allgemein und man wünscht nur einige leichte sprachliche Veränderungen. Die endliche Ankunft des Herrn in dem himmlischen Jerusalem, der Wächterruf um Mitternacht, das Hosianna der Jungfrauen, die mit ihren Lampen dem Bräutigam entgegengehen, das vollstimmige Gloria beim Einzug durch die Perlenpforte, die Scharen der Engel und der Erlösten um den Thron, die Offenbarung des Geheimnisses, von dem kein sterbliches Auge und Ohr je etwas vernommen: diese großartigen Bilder, welche mehr andeutend als ausmalend, die Phantasie zu erhabenen Anschauungen erwecken und von kurzen, markigen Worten beleuchtet, auf den letzten Tag der Welt hinzeigen, dem an Bedeutung nichts gleichkommt als ihr erster Tag: das alles ist echte Poesie und tiefe Religion. Die Melodie soll von Nicolai selbst erfunden sein. Ebenso mächtig aufregend, voll feierlicher Pracht und tiefer, heiliger Freude, erweist sie sich in der That mit dem Liede als die Schöpfung derselben Inspiration.

Sind nun auch die polemischen Heldenthaten Nicolai's nicht mehr interessant, vielmehr der Vergessenheit werth und bedürftig, so verdient der Dichter dieser beiden Lieder immer eine Monographie. Vielen Lesern möchte es vielleicht erwünschter sein, wenn der Verfasser mit mehr Freiheit das Ergebniß seiner sorgfältigen Studien zu einer lebendigen Darstellung der Hauptsachen benutzt hätte. Die Arbeit bleibt jetzt zu sehr in den Materialien stecken. Doch jeder Schriftsteller hat das Recht, sich sein Publikum zu wählen und den Hymnologen von Fach mag die Abhandlung vielleicht gerade wegen dieser philologischen, um nicht zu sagen, mikrologischen Genauigkeit der Ausführung und wegen dieser Vollständigkeit in den Nachweisungen am meisten gefallen.

Leo Cholevius.

Moderne Idyllen.

1. Was mir mein Klavier erzählt. Von Julia Behr. Berlin, Behr. 1859. 16. 10 Ngr.
2. Drei Weihnachtsgeschichten. Von Ernst Koch, Wilhelm Lynker und Karl Altmüller. Göttingen, Wigand. 1859. 16. 7½ Ngr.

Nehmen wir statt der Hirtenflöte das Klavier, statt einer Schäferscene an der Rieselquelle unter dem grünen Blätterdache der Buchen und Linden die einfachen reinen und natürlichen Herzensergießungen einer unschuldigen Frauenseele im Salon, und denken wir uns diese Herzensergießungen in kleine Gemälde, Idyllen, eingerahmt, wie denn die Verfasserin von: „Was mir mein Klavier erzählt" (Nr. 1), Julia Behr, auch selbst im Vorworte von „mannichfaltigen Bildern" spricht, welche ihr Instrument, „der treue Freund des Lebens", an traulichem Abend an ihrer Seele vorübergeführt, so wird man die Ueberschrift, mit der wir die vorliegenden Skizzen bezeichnet haben, gerechtfertigt finden. Es gibt Lieder ohne Worte, hier haben wir eine Musik ohne Noten. Wie wir in den Liedern ohne Worte den Gedanken des Liedes in seiner Allgemeinheit durchklingen hören, so gibt uns das Büchlein „Was mir mein Klavier erzählt" eine Reihe von Phantasien in Begriffen wieder; und wenn wir von diesem Standpunkte aus zur Lectüre vorschreiten, so werden wir das Dargebotene nicht ohne große Befriedigung entgegennehmen. Die Ungebundenheit des Gefühls, mit der sich der Phantasirende seinen augenblicklichen Eingebungen überläßt, ist auch hier vorherrschend. Aber bei aller Willkürlichkeit des Gedankengangs, durch welche sich solchemnach die zwölf kurzen Skizzen, in denen die Verfasserin ihre Klavierphantasien sprachlich reproducirt, in eigenthümlicher Weise charakterisiren, fehlt es ihnen nicht an der Harmonie, welche die Grundbedingung der poetischen wie der musikalischen Composition ist. Wir folgen ihr daher gern in den Hörsaal des Meisters, in den Concertsaal, in die Ahnenburg, in das Boudoir der Sängerin, in das Atelier des Künstlers und in die Weltausstellung, oder lauschen mit ihr den Phantasien des Jünglings, den Offenbarungen des Tondichters, den Seufzern des Musiklehrers und den Herzensergüssen zwischen Mutter und Kind. Ja selbst der verstimmten Saite widmet sie eine Seite, aus der wir lernen, daß es wohlgerathen sei zu schweigen, wenn der einheitliche Klang in unserer Seele verstummt ist. Der Verfasserin fehlt er nicht, und darum gönnen wir ihr gern, auch für zukünftige Gaben, das Wort.

Auch die „Drei Weihnachtsgeschichten" (Nr. 2) gehören ihrem Tone und ihrer Haltung nach ganz unter unsere Rubrik. Die erste: „Eine Bescherung", von Karl Altmüller, ist eine niedliche dem Kaufmannsleben entnommene Idylle. Drei Brüder haben das Gelübde abgelegt, Hagestolzen zu bleiben, besinnen sich aber eines Bessern, gedenken des „anmuthigen Worts" des alten Johann Fischart: „Die Kinder sind der Aeltern schönste Wintermaien, Leidvergeß und Wendunmuth, in denen ihr Alter wieder blühsam wird", und bescheren sich zum Weihnachtsabend den gegenseitigen Dispens vom Gelübde, nachdem die drei Bräute, mit denen die drei Weihnachtsdinge, die Ehre, der Friede und das Wohlgefallen, ins gemeinsame Haus kommen sollen, gefunden und beziehendlich wiedergefunden worden waren. Die Erzählung entspricht durchweg allen Anforderungen, die man an eine gute Idylle zu machen berechtigt ist.

Die zweite Weihnachtsgeschichte: „Der einsame Mann", von Wilhelm Lynker, führt uns in das dunkle Gemach eines reichen Mannes, der 40 Jahre nur sich und seinem Erbe gelebt und mit dem Reichthum des Vaters auch dessen Beinamen „der Hartherzige" ererbt hat. Die laute und stille Weihnachtsfreude in den verschiedenen Stockwerken des Nachbarhauses drängt ihn zu der Frage: Wo finde ich das Glück? und gibt ihm die Antwort: „Außer mir! Im Vergnügen meiner Mitmenschen, meiner Freunde — in dem Antheil, welchen der einzelne am Leben aller, an der Menschheit, an der Geschichte nehmen kann — in der Erinnerung an eine schöne Vergangenheit und der Aufopferung für Verlassene, immer aber außerhalb, in der innigen herzlichen Vereinigung mit andern." Die eine Stunde hat ihn umgewandelt, und er fühlt nun, daß er, um Freude zu ernten, Freude säen, um das Glück zu finden, sich mit warm schlagendem Herzen unter die Menschen begeben müsse. Er weiß nun, daß ihm eins gefehlt: „ein wenig Liebe". Die Erzählung schließt sich in Ton und Darstellung würdig der ersten an.

Dasselbe gilt von der dritten Gabe des Büchleins: „Die Novelle", von Ernst Koch, von der wir es uns nicht versagen können, unsern Lesern die Introduction vollständig mitzutheilen:

„In einer engen Straße der Residenz wohnte der Dichter Leonard. — «Leonard? Wir kennen ihn nicht.» Möglich! er war arm, bekleidete keine öffentliche Stelle, war keiner gelehrten Gesellschaft Mitglied, schrieb oft unter angenommenem Namen, hatte vier kleine Kinder, und wohnte im vierten Stockwerk — und wer kann sich viel um solche Leute bekümmern? Seine Novellen und seine Lieder wurden mit Beifall gelesen, aber seine

Person kannte niemand; nach seinen Leiden und Freuden fragte kein Mensch. Diese hatten keine andern Zeugen, als die enge Wohnstube, seine schöne Ehefrau Johanna und seine vier lieben Buben: lauter zuverlässige Zeugen, weil sie den ganzen Tag um ihn waren, und die Knaben um ihn her tobten und sangen und Frau Johanna um ihn her fegte, während er auf seinem Autorthrone saß und für seine Leser arbeitete. Ich schäme mich fast, diesen Autorthron, nebst dem dichtenden Menschen, den er trägt, hier vor aller Welt bloßzustellen. Ein durchgesessener Strohstuhl ohne Lehne, aus welchem unten die Strohwickeln herausguckten, die er an jedem Samstage mit der Papierschere abschnitt, war der Sattel, auf dem er ins romantische Land ritt, der Bildhauerschemel, auf dem er glückliche Menschen meißelte, seine geistige Drehbank und der Webestuhl, auf dem er die Ereignisse des Lebens webte und klingende Reime um Reime schlang, während eine sorgenvolle Wirklichkeit auf zwei Füßen ihn hinten am Rocke zupfte und um ein Stück Butterbrot bat. Und dann der durchlöcherte Hausrock, in welchem der Vater oft mit den Kindern auf den Dielen gerutscht und Huschemännchen gespielt! Aber decken wir über alles dies die schönen Farben der Bildwerke und Altarblätter und Schleier, die der Dichter in seinem engen Leben schuf; lassen wir das ganze häusliche Elend und Kindergeschrei durch das melodische Geläute der Lieder übertönen, welches, wenn Leonard unten die Glockenseile zog, sich droben im reinern Aether hören ließ und die Leute weit und breit entzückte. Hätten die Jungen nicht so einen Löwenappetit gehabt, hätte Frau Johanna, das sanfte blonde Weib, sich eine Magd halten oder den Kleinsten einer Amme übergeben können, so hätte der Autor nicht bei den besten Stellen seine Feder abzusetzen brauchen, um ein Stück Brot zu spenden; ja hätte das treue Paar noch ein einziges Kämmerchen neben der lärmenden Stube gehabt, in welches Leonard sich hätte flüchten können mit seinem Strohstuhl und seinen Träumen, so wäre er unerreicht geblieben von den militärischen Commandos des kleinen Paul, oder von der süßen Bitte: Nimm mir einen Augenblick das Kind ab, Leonard! oder: Lieber Papa, mache mir von diesem Tuche und diesem Stocke eine Fahne."

Der Dichter sitzt also auf seinem Throne, Frau Johanna erinnert sanft an die Novelle, die er dem Buchhändler versprochen, denn der Dichter ist in glücklicher Stimmung. Sie sagt: „Du solltest sie heute, jetzt gleich beginnen. Ich gehe, um unten im Hause einen Arm voll Holz zu borgen, und die Kinder wollen ruhig sein, nicht wahr, ihr Buben?" Die größern schreien einstimmig: „Ja", ohne zu bedenken, wozu sie sich verbindlich machen; Hr. Leonard aber läßt die Arme hängen und sagt wehmüthig:

„Kann ich Novellen aus der Erde stampfen?
Wächst ein Roman mir auf der flachen Hand?
Gewinn' ich Gold aus ordinären Schlacken
Und ein Gedicht, eh' ich den Stoff erfaßt?
Sprich, kannst du einen Pfannenkuchen backen,
Wenn du kein Mehl und keine Eier hast?

Gib mir einen Stoff Johanna." Aber der Stoff ist schon da. Wir befinden uns mitten in der Novelle drin. Die Kinder halten nicht Wort und stören den Vater. Paul fragt: „Wann schreiben wir den Brief an das Christkind?" Der Vater findet, daß der Knabe recht hat. „Jetzt gleich, Männchen, denn es ist hohe Zeit!" So geht's an das Schreiben. Während der Arbeit wird die Frage debattirt, wie der Brief zu bestellen sei. Paul schlägt vor, ihn zum Dach hinauszuwerfen; der Brief ist inzwischen fertig geworden und schließt: „Also mein liebes Christkindchen, wir bitten dich, du wolleſt uns diese schönen Sachen morgen, am heiligen Abend in der Dämmerung, schön in unsers Vaters Stube, Kreuzstraße Nr. 157 vier Treppen hoch, hinbescheren. Dein treuer Paul Leonard, für sich und seine beiden Brüder." Der Vater setzt die Adresse darauf: „An unser liebes Christkind im Himmel, abzugeben auf dem Dache" und geht mit den Kindern auf den Boden, wo Paul das Papier in die Lüfte hinausflattern läßt; der Dichter aber steigt die Bodentreppe hinab und sagt: „Frauchen, leg' Holz ein, und ich denke nach über die Novelle." Daß nun die Winde das Blättchen glücklich an die rechte Stelle tragen, und daß sich für Christkindchen eine bereitwillige Geschäftsführerin findet, die als bescherende Fee zu Weihnachtsabend mit den erbetenen Waffen und Pferden samt allem, was sonst zur Erhellung des düstern Dichterstübchens gehört, in demselben erscheint, versteht sich von selbst. Die „Waffen und Pferde" führen aber auch zu einem Mißverständniß und unblutigen Rencontre zwischen zwei Anbetern der vermittelnden jungen Dame; und diese Episode hätte bei etwas sorgfältigerer Behandlung noch einen ergötzlichern Eindruck auf dem Ganzen zu einer bessern Gesammtwirkung verhelfen können. Wir nehmen aber damit von unserm obigen günstigen Urtheile nichts zurück und wünschen vielmehr, daß die „Drei Weihnachtsgeschichten" auf vielen Weihnachtstischen ihren Platz finden und unmittelbar und mittelbar manche Weihnachtsfreude bereiten mögen. 18

Notizen.

Hormayr und Varnhagen über ultramontane Geschichtschreibung.

Aus einem Briefe Varnhagen's von Ense vom 3. Februar 1832, der sich im Nachlaß eines jüngst verstorbenen Geschichtschreibers befindet, bringen wir hier eine Stelle zum Abdruck, worin Varnhagen ein Urtheil Hormayr's über Bucholtz' „Geschichte der Regierung Ferdinand's I." mittheilt und klärt. Das Urtheil zweier Katholiken über eine hervorragende Leistung ultramontaner Geschichtsfälschung verdient zumal heute Beachtung, besonders da der Brief auf einen oft besprochenen Wechsel in Hormayr's schriftstellerischer Thätigkeit ein scharfes Licht wirft. Hormayr's Ausspruch lautet:

„Bucholtz, von den hyperkatholischen Fanatikern in Münster ausgegangen, ein rechtschaffener Mann, aber bis zur elendhaftesten Grimasse überspannt für die Einheit des gesammten Deutschland unter einem absolut monarchischen Kaiser, der Romulus jener Congregation, die 1826 durch Canning überwiesen wurde, für die Apostolischen in Frankreich und Spanien und vorzüglich für Dom Miguel in ganz Oesterreich und besonders in Ungarn große Geldsummen gesammelt zu haben, erhielt von seiner Partei den Auftrag, einen urkundlichen Donnerkeil gegen die Reformation zu schleudern, und zu diesem Ende im Staatsarchive Studien zu machen. Die Epoche Ferdinand's I. wurde gewählt, weil in selber die Reformation durch den Bauern- und Wiedertäuferkrieg und sonst noch in den beunruhigendsten Formen und Nebenumständen auftrat, und man also des (bisher immer vorgeschobenen) vitiosen Cirkels erledigt war, daß man die Reformation nicht wegen ihrer religiösen, sondern wegen ihrer politischen Tendenzen verfolgt habe, und ob die später unseligen Ausbrüche durch die Verfolgung veranlaßt worden seien, oder aber die Verfolgung durch die demagogische und durchaus auflösende Richtung der Reformation von Anbeginn als Nothwehr erzwungen hätten? Was der Congregation mißfiel, ist in diesem Werke sorgfältig verschwiegen, dagegen die Kehrseite des Protestantismus aufs gehässigste ausgemalt, das Ganze somit durchgängig eine Falschmünzerei, was ich am besten weiß, da ich über ein Jahrzehnd Director des geheimen Archives war und es von 1807—11 von Grund aus reorganisirt habe. Ich selbst war solange auf einem ganz falschen Wege, als ich mich blos an jene Quellen hielt, welche die Jesuiten übrig gelassen, die unendlich viel aus der Epoche von 1570—1650 vernichtet haben. Was Intoleranz und Absolutismus unter Ferdinand II. gegen Confession, Glauben, Sitte, Sprache, Nationalität und Nationalbildung in allen österreichischen und böhmischen Landen verübten, das geschah unter Leopold I. in Ungarn. Wie ich einmal anfing, ungarische und böhmische Quellen zu studiren, ging mir freilich ein entsetzliches Licht auf. Der beste Beweis dessen ist der große Abstand der

Schilderung beider Epochen im österreichischen Plutarch und in der Geschichte Wiens, sogar unter dem infinnigen Joche der wiener Censur. So arg habe ich mir Buchholtzens Buch freilich nicht vorgestellt!"

So weit Hormayr; Varnhagen konnte „sich nicht versagen", dem Adressaten, welcher die kritische Anzeige von Buchholtz' Werk in einer der Literaturzeitungen jener Zeit übernommen, einen so bedeutenden Zeugen vorzuführen, und konnte nur rügen, obgleich er wie Hormayr nicht zu den Protestanten gerechnet werde, daß von protestantischer Seite eine nachdrückliche Verwahrung gegen dergleichen Fälscherei eingelegt werde".

25.

Julius Rupp contra „Grenzboten".

Mit einigen Worten wollen wir einer kleinen Schrift Julius Rupp's gedenken, welche unter dem Titel: „Die Grenzboten, der paritätische Staat und die freien Gemeinden", im Selbstverlag des Verfassers (Königsberg 1859) erschienen ist. Die Schrift richtet sich gegen einen Aufsatz der „Grenzboten" (Nr. 1): „Der Protestantismus und das Laienthum", und ist der Specialabdruck eines früher in der „Königsberger Sonntagspost" veröffentlichten Artikels. Julius Rupp behauptet, daß die Art, wie die „Grenzboten" Religion und Kirche, Christenthum und Protestantismus behandeln, als ein „wirres Durcheinander der sonderbarsten Widersprüche" erscheinen würde, wenn man sich nicht erschlösse, „mit ihnen davon auszugehen, daß der Glaube an die Macht das alleinseligmachende Dogma oder, um uns ihrer eigenen Ausdrücke zu bedienen, das einzige, die sittlichen Grundlagen des irdischen Lebens unerschütterlich feststellende Dogma sei". An einer andern Stelle gibt der Verfasser von den „Grenzboten" folgende Charakteristik: „Ihre Geschichtsbetrachtung ist durch und durch traditionell und schablonenartig. Der Schlüssel zu dem, was geschieht, ist für sie ausschließlich das Vergangene. Sie sind deshalb, wo es darauf ankommt, die geschichtliche Entwickelung der Gegenwart zu würdigen, gänzlich außer Stande, die Erscheinungen unserer Zeit, die zu charakterisiren sind, fest ins Auge zu fassen, für sich selbst zu betrachten und nach dem Maßstabe unsers Jahrhunderts zu beurtheilen. Auch da, wo alles Erkennen davon abhängt, ob wir einen sichern Blick für das haben, was vor uns liegt, ist ihr Kopf sofort nach hinten gewendet, um sich bei der Vergangenheit Rath zu holen. Alle Worte und Begriffe, die sie haben, sind an die Erscheinungen der Vergangenheit genagelt. Es kann jetzt nichts in einer andern Weise geschehen, als es vor Zeiten geschehen ist. Daß dieses die ganze Weisheit einer Kritik ist, die für das Auge Deutschlands angesehen sein will — und angesehen wird, ist freilich übel genug für Deutschland, aber es ist so." Wir verspüren keine besondere Neigung, uns in den Streit zwischen der „Königsberger Sonntagspost" und den „Grenzboten" einzumischen, am wenigsten in der Stellung eines bewaffneten Vermittlers, welche die undankbarste und exponirteste von allen zu sein pflegt; wir haben hiermit nur diejenigen, welche an den religiösen Streitfragen der Zeit einen lebhaftern Antheil nehmen, auf die Controverse und auf das Dasein der vorliegenden Broschüre aufmerksam machen wollen. Lobend darf übrigens hervorgehoben werden, daß Rupp, der seine freigemeindlichen Ueberzeugungen mit dem Geiste philosophischer Speculation durchdrungen hat, in seiner Schrift, sowol wo er angreift, als wo er vertheidigungsweise verfährt, immer bei der Sache bleibt und niemals in jenen brutal-arroganten, ungeschliffenen und persönlichen Ton verfällt, den zu vermeiden den Deutschen bei solchen Controversen nur schwer gelingt.

H. M.

Bibliographie.

Adams, W., Des alten Mannes Heimath. Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von S. M'G. Herausgegeben von O. Beneke. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 16. 6 Ngr.

Aeschylus, Die Eumeniden. Uebersetzt von H. Clemen. Lemgo. 8. 7½ Ngr.

Bouterwek, K. W., Swidbert, der Apostel des bergischen Landes. Eine Vorlesung, gehalten am 30. März 1857. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 5 Ngr.

Brinckman, J., Vagel Grip. En Doenkenbok. Güstrow, Opitz u. Comp. 8. 1 Thr.

Bungener, Drei Predigten unter Ludwig XV. Ein drastisches Gemälde der Protestanten-Verfolgung in Frankreich und interessante Geschichten über die damaligen Zustände des französischen Hofes. Mit Erlaubniß des Verfassers aus dem Französischen übersetzt. Drei Bände. Leipzig, Wagner. Br. 8. 4 Thlr.

Clericus, J. H., Heimchen am katholischen Herde. 1stes und 2tes Bändchen. — A. u. d. T.: Studentenleben. Ein Seelengemälde voll Dunkel und Licht. Zwei Abtheilungen. Köln u. Neuß, Schwann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ehmann, K. C. E., Friedrich Christoph Oetingers Leben und Briefe, als urkundlicher Commentar zu dessen Schriften. Mit Oetingers Bildniß. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 3 Thlr.

Galen, P., Der Strandvogt von Jasmund. Geschichtliches Lebensbild aus der Occupationszeit der Insel Rügen durch die Franzosen von 1807—1813. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Thlr.

Grün, A., Friedrike. Schauspiel. Mit einem Facsimile der Titelheldin. Straßburg, Treuttel u. Würtz. 8. 1 Thlr.

Hofmann, F. v., Helene. Eine Novelle aus den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Cassel, Bohné. 8. 24 Ngr.

Hurter, F. v., Französische Feindseligkeiten gegen das Haus Oesterreich zur Zeit Kaiser Ferdinand's des Zweiten. Wien, Braumüller. Gr. 8. 15 Ngr.

Keudell, R. v., Ein Glückskind. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

La-Roche, P., Die Erzählung des Phönix vom Meleagros (Il. I. 529—600), ein Beitrag zu den homerischen Studien. München. 4. 8 Ngr.

Longfellow, H. W., Miles Standish's Brautwerbung. Aus dem Englischen von F. E. Baumgarten. St. Louis, Mo., Witter. 16. 12½ Ngr.

Monod, A., Nathanael. Die großen Seelen. Zwei Predigten. Aus dem Französischen. Bremen, Strack. Gr. 8. 10 Ngr.

Musäos, Hero und Leander von F. Torney. Mitau, Lucas. 8. 20 Ngr.

Polenz, G. v., Geschichte des französischen Calvinismus bis zur Nationalversammlung im Jahre 1789. Zum Theil aus handschriftlichen Quellen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte des politischen französischen Calvinismus vom Aufstand von Amboise im Jahre 1560 bis zum Gnadenedict von Nimes im Jahre 1629. 1ster Theil, vom Aufstand von Amboise im Jahre 1560 bis zur Thronbesteigung Heinrichs III. im Jahre 1574. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 Thlr.

Wolzogen und Neuhaus, K. A. A. Freih. v., Geschichte des Reichsfreiherrlich von Wolzogenschen Geschlechts. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. Lex-8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Beseler, W., Das deutsche Verfassungswerk nach dem Kriege. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Briefe an den Vetter. Was es mit dem „tausendjährigen Reich" auf sich habe. Halle, Fricke. Gr. 8. 8 Ngr.

Juchhe nach Italia! 1. Im Mai. 2. Im Juli. 3. Der Waffenstillstand von Villafranka. 7. Juli 1859. Bern, Vogt. 8. 6 Ngr.

Mars, E., Das rheinische Frankreich bei dem gepredigten aber nicht aufgeführten Kreuzzuge gegen den Welschen. Straßburg. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!"

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung** ist im Laufe der letzten Jahre unausgesetzt bemüht gewesen, den an ein größeres und hängiges Blatt gestellten Anforderungen zu entsprechen. Gegenüber dem gesteigerten Interesse an der Politik wird sie in diesem Streben nicht ermüden, sondern demselben vielmehr durch vermehrte Anstrengungen und fortgesetzte Vervollkommnungen entgegenkommen. Ihre politische Richtung darf als bekannt vorausgesetzt werden und ebenso, daß sie in jeder Beziehung — durch **Leitartikel, Originalcorrespondenzen** und **telegraphische Depeschen**, sowie durch ein **Feuilleton** und die besonders sorgfältig gepflegte Rubrik: **Handel und Industrie** — die verschiedenen Ansprüche ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises zu befriedigen sucht. In Leipzig erscheinend, darf sie außerdem speciell für **Sachsen** und ganz **Mitteldeutschland** eine besondere Wichtigkeit beanspruchen.

Das am 1. October beginnende **neue Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt wie bisher **vierteljährlich nur 1½ Thlr.** und wird bei allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. **Inserate** (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Annahme von Inseraten: In **Leipzig**: Expedition der Deutschen Allgemeinen Zeitung und Heinrich Hübner; **Altona**: Haasenstein & Vogler; **Amsterdam**: Seyffardt'sche Buchhandlung; **Berlin**: A. Retemeyer, Bureau Henry & Cohen; **Bremen**: C. Schlotte; **Dresden**: C. Höckner und Redacteur Schanz; **Frankfurt a. M.**: Dr. C. Hartenfels und Jaeger'sche Buchhandlung; **Hamburg**: Jakob Türkheim; **Hannover**: J. B. N. Mehltretter; **Paris**: Bureau central pour l'Allemagne, 29, Rue des Bons-Enfants.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des zweiunddreißigsten Heftes (Bogen 26—29 des dritten Bandes):

Die Handelskrisis in den Jahren 1857 und 1858. Zweiter Abschnitt. (Schluß.) Von Dr. Gottfried Cohen. — **Die Negerrepublik Liberia.** — **Karl August Varnhagen von Ense.** — **Graf Bouet-Willaumez**, französischer Contreadmiral.

Kleinere Mittheilungen: Becker (Julius). — Dieterici (Karl Friedrich Wilhelm). — Jellachich de Buzim (Joseph, Graf). — Lardner (Dionysius). — Morgan (Sidney, Lady). — Potter (Louis de). — Raumer (Karl Otto von). — Roß (Ludwig). — Tocqueville (Charles Alexis Henri Maurice Clérel de). — Wichmann (Ludwig).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur**, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen **einen Band** bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der **erste** und **zweite Band** (die gewissermaßen den **16.** und **17. Band des Conversations-Lexikon** bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich dem ersten bis achten Hefte des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschen-Wörterbuch

der

italienischen und deutschen Sprache

Von Dr. **Francesco Valentini.**

Dritte Original-Auflage, vom Verfasser durchgesehen verbessert und vielfach vermehrt.

In zwei Theilen. Erster Theil: Italienisch-Deutsch. A. u. d. T. Dizionario portatile italiano-tedesco. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieses sich schon seit 30 Jahren des besten Rufs erfreuende Wörterbuch erscheint jetzt in einer **dritten**, gänzlich umgearbeiteten und vielfach vermehrten Auflage, und es ist nicht der geringste Vorzug des Werks, daß der Verfasser, ein geborener Römer, gründlicher Kenner seiner Muttersprache ist, weshalb sein Werk einen ganz selbständigen Standpunkt einnimmt. Valentini's italienisch-deutsches Wörterbuch darf somit in seiner neuen Bearbeitung unbedingt als das **beste** der vorhandenen bezeichnet werden. Ein sehr billiger Preis erleichtert die Anschaffung, namentlich auch in Schulen.

Der **zweite Theil**: Deutsch-Italienisch, ist unter der Presse und wird binnen kurzem erscheinen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Kunstpflege und Kunstgeschichte. Von Moritz Carriere. — Zur Geschichte der deutschen Poesie. Von Leo Cholevius. — Ethnographisches und Culturgeschichtliches. Vierter Artikel. — W. von Humboldt und F. G. Welcker. — Ein Altdeuter in Palästina. — Notizen. (Der humoristische Kanzelredner Jobst Sackmann; Feucher de Careil's Arbeiten über Leibniz; Götz von Berlichingen's Selbstbiographie in neuen Ausgaben.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Kunstpflege und Kunstgeschichte.

1. Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im preußischen Staat. Entwurf. Aus dem Nachlasse von Franz Kugler. Berlin, Schroeder. 1859. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. Von Herman Grimm. Berlin, Hertz. 1859. Gr. 8. 8 Ngr.
3. Deutsche Kunstbriefe. Von Adolf Helfferich. I. Das Kunststichwort. Berlin, Springer. 1859. Lex.-8. 6 Ngr.
4. Geschichte der Baukunst in Spanien von Don José Caveda. Aus dem Spanischen übersetzt von Paul Heyse. Herausgegeben von Franz Kugler. Mit Illustrationen. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1858. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von J. D. Passavant. Dritter Theil. Mit fünf Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1858. Gr. 8. 3 Thlr.
6. Die Tempel von Pästum. Eine Betrachtung über das Schöne. Vorgetragen zu Brünn am 1. März 1858 von Robert Zimmermann. Prag, Calve. 1858. Gr. 8. 6 Ngr.
7. Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung zu München im Jahre 1858. Studien zur Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Julius Große. München, Lentner. 1859. 8. 27 Ngr.

In Franz Kugler haben wir einen reichen und maßvollen Geist verloren; in bester Manneskraft, mitten im Schaffen ward er hinweggerissen; zwei größere wissenschaftliche Werke blieben unvollendet, und der Hauch eines neuen Lebens im Staate, der seiner praktischen Thätigkeit gedeihlich geworden wäre, weht über seinem Grabe. Kugler besaß eine gefährliche Vielseitigkeit der künstlerischen Begabung: eine klangvolle Singstimme, ein gefälliges Talent der Liedercomposition, ein scharfes Auge und eine sichere Hand zum Zeichnen, einen regen Trieb zu dichterischer Gestaltung in Erzählung, Lyrik und Drama: wie nahe lag da die Möglichkeit einer dilettantischen Verflüchtigung, des Sichhingebens an den Reiz geselliger Unterhaltung in einem Spiel dieser Kräfte! Aber Kugler besaß Energie und Ernst genug, seiner Thätigkeit einen Mittelpunkt zu finden, wo er die künstlerischen Anlagen im Dienst der Wissenschaft wirken ließ, er wandte sich zur Kunstgeschichte, und nachdem er ein Buch über die Malerei geschrieben, unternahm er es zuerst einmal das ganze Gebiet der bildenden Künste zu durchwandern. Die Einzelforschungen waren so weit gediehen, daß man einmal den Versuch wagen mußte, sie zum Ganzen zu ordnen; da ergab es sich am besten, wo noch Lücken auszufüllen waren, da war ein Rahmen gewonnen, dem dann das Neue sich einfügen konnte. Kugler hielt sich von Einseitigkeiten fern, er suchte jeder Zeit und jedem Stil gerecht zu werden, und wenn er zunächst auch eigentlich mehr eine Denkmälerkunde als eine Geschichte der Kunst im Zusammenhange mit der Culturentwickelung gab, so hat doch sein Werk in Verbindung mit dem Atlas wie kein anderes das Kunststudium in weitere Kreise verbreitet und erleichtert. Funfzehn Jahre waren seit seinem Erscheinen verflossen, die Entdeckungen in Ninive hatten ganz neue Anschauungen gewährt, in Aegypten und in Indien hatte man in verschiedene Jahrhunderte und Jahrtausende vertheilen gelernt, was man früher wie eine Masse zusammengestellt hatte; für das Mittelalter war viel geschehen und das ausgezeichnete und umfassende Buch Schnaase's wuchs in der christlichen Zeit zu immer staunenswerthern Dimensionen an, sodaß es für romanische und gothische Architektur selbst wieder Quelle wird: da übernahm es Kugler, das Ganze von neuem zu bearbeiten und zugleich eine ausführliche Geschichte der Baukunst ihm zur Seite zu stellen. Mehrere Bände liegen uns vor, und lassen bei der Genauigkeit, Sicherheit, Schärfe und Klarheit der Darstellung es bedauern, daß ihm nicht die Vollendung vergönnt war.

Aus Kugler's Nachlaß sind soeben die „Grundbestimmungen für die Verwaltung der Kunstangelegenheiten im preußischen Staat" (Nr. 1) als Entwurf erschienen; er hatte ihn im Auftrag des Ministers Ladenberg ausgearbeitet,

aber die darauf eintretende unfruchtbare Reaction legte ihn beiseite und die Kunstangelegenheiten standen in Berlin nicht besser als die wissenschaftlichen und religiösen Verhältnisse, wie das durch die allgemeine und historische deutsche Kunstausstellung in München zu Tage kam. An allen andern Orten organisirten sich die Künstler und wirkten die Akademien dahin, daß gute und charakteristische Werke des Jahrhunderts zusammenkamen, von Berlin aber sandten nur einzelne Künstler, die Akademie that nichts, es bedurfte erst eines Cabinetsbefehls von seiten des Prinz-Regenten, um nachträglich die preußische Kunst auf der Ausstellung vertreten zu lassen. Herman Grimm berichtet uns nun: „Es soll anders werden, dies ist der allgemeine Wunsch; man verlangt einen frischern Zug und bessere Resultate." Da erschienen denn Kugler's Vorschläge zu guter Stunde. Er sagt z. B. §. 3:

In Betracht des wohlthätigen Einflusses, welchen die Kunst auf die Läuterung der Sitte und auf die allgemeine Bildung auszuüben vermag, wird die Pflege der Kunst als ein öffentliches Bedürfniß anerkannt. Die Staatsbehörde hat daher die Pflicht a) die Beschaffung, Vorführung und Erhaltung von Kunstwerken, welchen eine solche Wirkung beiwohnt, zu vermitteln; b) die in solcher Richtung sich bewegende Thätigkeit der Meister der Kunst zu fördern, und c) in entsprechender Weise für einen gründlichen Kunstunterricht zu sorgen.

Die Verwaltung der Kunstangelegenheiten ist dem Cultusministerium übertragen. Hierher gehört die Ausführung volksthümlicher Denkmäler, die künstlerische Gestaltung und Ausschmückung der öffentlichen Bauten, die Erhaltung der Monumente, die Gründung einer Nationalgalerie für die Meister der Gegenwart; die Wirksamkeit der durch Staatsmittel unterstützten Musikinstitute; das Bühnenwesen, und dabei die zweckmäßige Förderung alles dessen, was durch Vereine, in Städten, Provinzen auf einem oder dem andern dieser Gebiete geschieht. Dem Minister soll dazu ein Kunstrath an der Seite stehen, gebildet durch 20 Mitglieder, in der Regel zwei Baumeister, zwei Bildhauer, drei Maler, ein Kupferstecher, ein Gartenkünstler, drei Musiker, drei Dichter, zwei Schauspieler, drei Kunsttheoretiker oder Kunstfreunde. Die Kunstakademie dagegen soll nach Kugler weder Lehranstalt noch Kunstbehörde sein, sondern eine Genossenschaft von Meistern der Kunst, für den genossenschaftlichen Zusammenhalt der Künstler und dadurch für die Festigkeit des künstlerischen Strebens zu wirken. So wird sie ein freies Organ für die allgemeinen künstlerischen Zwecke; der Staat soll sie fördern, sie soll in Bezug auf die Ernennung des Kunstraths ein Vorschlagsrecht haben. Ihr gesellt sich ein preußischer Denkmälerverein für die Erhaltung der bestehenden Monumente. Eine persönliche Förderung für Meister soll stattfinden durch Subscription auf herauszugebende Werke, und durch Aussetzung von Preisen. „Der Preis kann theils infolge ausdrücklich ausgeschriebener Concurrenz, theils ohne solche für die innerhalb eines bestimmten Zeitraums erschienenen gediegensten Werke der in Aussicht genommenen Gattungen ertheilt werden." Mit dem Concurrenzausschreiben, sobald nicht ein Werk für einen bestimmten Zweck ausgeführt werden, sondern im allgemeinen Trauer- oder Lustspiele, Historienbilder oder Oratorien hervorgerufen werden sollen, dürfte man endlich zu Ende kommen. Sie locken nur die Mittelmäßigkeit hervor, sie begünstigen nur eine schädliche berufslose Ueberproduction, während edle Männer, die auch außerdem einen Verleger oder eine Bühne finden, es vorziehen, an die öffentliche Stimme direct zu appelliren, statt sich erst von einem Preisgericht ein Zeugniß ausstellen zu lassen. Dagegen ist es am Orte, wenn ein Kunstrath diejenigen aus freiem Schöpfertrieb hervorgegangenen Werke bezeichnet, die bereits die Feuerprobe einiger Jahre bestanden und durch idealen Gehalt und reine Form Anerkennung verdienen. Jüngere Künstler will Kugler durch Uebertragung von Arbeiten und durch Reisestipendien unterstützt wissen; auch hier thut er wohl, daß er diese nicht allein und ausschließlich von der Preisertheilung einer Concurrenz abhängig macht, wie in Frankreich geschieht.

Neben dem Unterricht im Zeichnen und Gesang, der an allen Schulen stattfindet, will Kugler nun drei besondere Schulen für bildende Kunst, Musik und Theater, die zwar für sich getrennt bestehen, einzelne Vorträge aber gemeinsam haben können. Die Unterrichtsfächer der ersten seien: die Lehre der Perspective und Schattenconstruction, Anatomie, Zeichnen und Modelliren nach der Antike und nach der Natur, Malen nach gemalten Vorbildern und Modellen. Die weitere Ausbildung erfolgt dann dadurch, daß die Kunstjünger in Werkstätten eintreten, wo sie unter Leitung der ihrer Anlage und Richtung zusagenden Meister, als Maler, Bildhauer, Kupferstecher u. s. w. arbeiten. Außerdem finden Vorträge über Kunst- und Culturgeschichte statt. So kommt Kugler (und Herman Grimm) auf die Einrichtung, welche in München bereits besteht, wo das Lehr- und Lernbare den Schülern im Antikensaal und in der technischen Malklasse sowie in den wissenschaftlichen Vorträgen überliefert und eingeübt wird, dann aber der Eintritt bei einem der Meister erfolgt, den der angehende Künstler sich nach eigenem Sinn erwählt. Die Aufgabe der Verwaltung ist dabei, zu sorgen, daß unter diesen Meistern die ersten Künstler der Zeit seien, daß in der Akademie der edle Stil gepflegt werde, daß die weltliche wie die kirchliche Richtung vertreten sei. Wenn indeß Kugler die Bauschule von der Kunstschule trennt, so möchte ich an das Band der Künste erinnern, an den Halt, den die Architektur den andern verleiht, an die Nothwendigkeit, daß der Baumeister nicht blos kenntnißreicher Techniker, sondern Künstler sein muß, wenn in den Bauten, öffentlichen wie privaten, das ästhetische Gefühl befriedigt, der Schönheitssinn des Volks genährt werden soll.

Wenden wir uns zu Herman Grimm's „Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate" (Nr. 2), so wissen wir nicht, ob er mit einem selbstbereiteten Strohmann ficht, oder ob er wirkliche berliner Ansichten im Auge hat, wenn er sich darüber verbreitet, daß die Kunst als solche nicht lehr- und lernbar, sondern eine Gottesgabe sei. Er kann dann und will auch nicht leugnen, daß

der Genius selbst sich die Herrschaft über Kunstmittel und eine gewisse Summe von Kenntnissen aneignen muß, und daß hier das Lehren und Lernen seine Stelle hat. Er will eine freie Schule, wo neben der Gymnasialbildung auch ein gründlicher Zeichenunterricht gegeben werde; wenn beides sich wirklich genügend verbinden läßt, werden die Gymnasien leer stehen, und wird jeder in diese freie Schule wollen! Dann eine zweite Schule, wo das freie Handzeichnen die Grundlage bildet, Vorlesungen für geistige Ausbildung sorgen. Danach soll der Kunstjünger bei einem Meister in die Werkstatt treten. Grimm hat die Technik des Malers und Bildhauers vergessen, die zuerst noch erlernt sein muß. Wiederum wissen wir nicht, ob der Verfasser dem Strohmann oder wirklichen Meinungen begegnet, wenn er polemisirend behauptet, daß der Staat nicht verpflichtet sein könne, für die Künstler zu sorgen, daß sie gleich dem Theaterdichter, Romanschreiber auf sich selbst gestellt sein müssen, daß sie es wie ein Privatdocent an der Universität auf eigene Gefahr wagen müssen, ob sie durchdringen. Sie geben sich eine Ausnahmestellung von Anfang an, und wissen, daß der Staat für das Außerordentliche nur dann Geld hat, wenn seine Leistungen ungewöhnlich sind. Vortrefflich ist die am Ende befindliche Ausführung:

Treten Künstler in einem Lande auf, ist die Kraft derselben so umfassend und so tief, daß ihre Schöpfungen zu einem Theile des allgemeinen geistigen Reichthums werden, dann bietet die Stellung, welche solche Männer einnehmen, keinen Maßstab für die Behandlung minder begabter Naturen. Weder ihr hoher Rang (wenn er ihnen eingeräumt wird), noch ihre Verlassenheit (wenn ihnen diese zu Theil wird), gibt für andere ein Präjudiz ab. Solche Geister haben ihre eigenen unberechenbaren Schicksale. Meistentheils ist es großen Dichtern und Künstlern elend genug ergangen. Daran ist jedoch weder die Bosheit der Menschen, noch die fehlerhafte Einrichtung des Staatsorganismus schuld gewesen. Der Grund liegt darin, daß solche Männer dem praktischen Leben des Tags wirklich nichts bieten können, sondern als allgemein wirkende große Mächte dastehen. Während sie an die Jahrhunderte denkend den Tag vergessen, sieht sich der Tag und verweigert ihnen das, was er denen so reich gewährt, welche ohne Gedanken an nachher und vorher der Gegenwart mit allen Kräften zu dienen bestrebt sind. Nehmen Männer den Thron des Landes ein, welche die höhere Sterblichkeit dieser Geister empfinden und den Ruhm im voraus ihnen, den sie einst auf ihre Zeit ausgießen werden, so ziehen diese Träger der höchsten Gedanken auch äußerlich zu der Höhe empor, die ihnen zukommt. Treffen in solcher Weise Fürst und Künstler zusammen, dann entstehen große Aufgaben, große Werke, große Belohnungen.

Eine leichte Kunstförderung ist es dann, können wir hinzufügen, fertige Renommeen zu berufen und zu besolden, die schwerere und heilvollere aber, den frischen Kräften die rechten Aufgaben zu stellen, an denen sie ihre Größe bewähren; so hat Perikles in Bezug auf Phidias, Julius II. in Bezug auf Michel Angelo und Rafael, König Ludwig in Bezug auf Cornelius gethan.

Der Eindruck von Grimm's Büchlein ist ein gemischter. Man hat es mit einem wohlgebildeten und geistreichen Manne zu thun, aber man spürt etwas von jenem „stickelnden Triebe", über alles und jedes mitreden und sich eine Meinung haben oder sagen zu wollen; das Halbreife, was da mit unterläuft und weder aus dem Gedanken noch aus der Erfahrung sich rechtfertigen läßt, wird aber stets aufgewogen durch eine Fülle feinsinniger Bemerkungen, die einen lebhaften Eifer und ein gefühlvolles Verständniß der Kunst bezeugen. Dahin gehört seine Einsicht, daß eine innige Verbindung von Kunst und Handwerk noth thut, daß die großen Künstler den Trieb nach universeller Bildung hatten und nur dadurch die Gedanken ihres Jahrhunderts gestalten, die Besten der Mit- und Nachwelt befriedigen konnten. „Einem gebildeten Mann imponirt nichts als geistige Größe..... Nur das Werk kann entzücken und befriedigen, das den Meister selbst entzückte und befriedigte; die Arbeit des Werks muß den Meister beglückt und schön in sich selbst gemacht haben."

Auch Helfferich's „Deutsche Kunstbriefe" (Nr. 3) schließen sich an das von Kugler und Grimm Entwickelte, wenn sie den Schwerpunkt des Kunstunterrichts in die Werkstatt verlegt wissen wollen, sodaß die Schule nur eine Ergänzung und Erweiterung derselben bildet. Helfferich wird gewiß selbst nicht in Abrede stellen, daß für das Zeichnen nach der Antike und für die Maltechnik die Schule am Orte ist; dann aber erscheint es gewiß sehr verkehrt, wenn nun ein allgemeiner und abstracter Unterricht über Composition, über Gewandung u. s. w. ertheilt werden soll, denn dann gibt man Lehrsätze wie Recepte, und das Werk wird kein naturwüchsiger und individueller Organismus, wie jedes Kunstgebilde sein soll, sondern ein nach der Schablone zurecht gestellter und zusammengeleimter Mechanismus, ein akademisches Werk im schlimmen Sinne des Worts. Nein, der Kunstjünger sehe und höre nun vom Meister wie dieser seine besondere Aufgabe löst, er nehme nun einen selbstgefundenen Stoff, den er versteht, der ihm am Herzen liegt, und versuche seine Kraft daran, und da kann ihn der Lehrer auf das im Entwurf etwa Verfehlte aufmerksam machen, Fingerzeige für die Ausführung geben; so lernt der Schüler unter der Arbeit selbst, wie er seine Zwecke erreicht. So geschieht es längst in München. Auch das steht nach Helfferich für alle Zeiten fest: „Ohne eine wahrhafte Bildung des Geistes und Gemüths gibt es keinen hervorragenden, der Kunst eine nachhaltige Förderung verleihenden Künstler, was Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael, Cornelius, Delaroche sattsam bekunden." So zeigt auch die Correspondenz von Rubens den Maler inmitten all der geistigen Bewegung seiner Zeit; in gleicher Weise meinte Melanchthon, daß die Malerkunst bei Dürer kaum das Größte gewesen, so habe sein Geist alle Dinge erfaßt und verarbeitet.

Helfferich spricht ein Wort zur rechten Zeit, wenn er seinen ersten Brief gegen die Kunststichwörter richtet. Die Gedankenlosigkeit führt sie im Munde, meint damit etwas abzuthun, und verhindert das liebevolle Eindringen in das eigenthümliche Wesen der Gegenstände. Hat man doch die Namen des Idealismus und Realismus schon so weit mißbraucht und verwirrt, daß Rafael, Schiller, Cornelius von den Freunden des Realismus als Realisten bezeichnet werden, Künstler, die vom Gedanken ausgehen

oder einer idealen Formenschönheit zustreben! Der Idealist welcher Künstler ist gibt der Idee eine lebenswirkliche, naturwahre Gestalt, der Realist welcher Künstler ist gibt das Wirkliche nicht nach seiner momentanen Erscheinung, sondern nach seiner ewigen Bedeutung, macht es zum Ausdruck seiner innern Wahrheit; damit reichen sich beide die Hand, wenn sie von verschiedenen Ausgangspunkten auf dem Gipfel zusammenkommen. Goethe ist realistisch im Vergleich mit Schiller, weil er stets von der Erfahrung ausgeht und im Einzelnen das Allgemeine darstellt, aber „Hermann und Dorothea" ist idealistisch den Dorfgeschichten gegenüber, er erzählt uns nicht eine Viertelstunde lang, wie ein im Dreck stecken gebliebener Schiebkarren wieder herausgezogen wird, sondern er spiegelt uns in den Erlebnissen einer deutschen Familie das Schicksal des Jahrhunderts, der Weltgeschichte.

Helfferich erklärt sich nun auch dagegen, daß man an die künstlerischen Leistungen im einzelnen, an den Kunstgegenstand als solchen einen culturgeschichtlichen Maßstab anlege. Daran zweifelt natürlich niemand, daß die Kunst ein wichtiges Element im Culturleben der Völker ist, daß sie von der jeweiligen Bildung der Menschheit getragen wird und das gemeinsame Gepräge auch der religiösen oder wissenschaftlichen Bestrebungen einer Epoche trägt. Aber „vom Künstler verlangen, bei seinen Arbeiten ein beliebiges Culturinteresse vor Augen zu haben, heißt der Kunst Gewalt anthun, heißt ihr Rücksichten aufnöthigen, die mit der Idee und dem Wesen der Kunst nichts gemein haben und als bestimmende Motive nur schädlich wirken können". Soviel ich die zeitgenössische Literatur kenne, ist aber nirgends eine derartige Forderung aufgestellt worden. Der Künstler, welcher beabsichtigte, die Cultur seiner Zeit auszusprechen, würde freilich nicht viel erreichen oder der Tendenz verfallen, allein je tiefer er im Strome des geistigen Lebens steht, je inniger er von den Bildungsstoffen der Zeit erfüllt ist, desto mehr wird sein Werk solches ausdrücken oder abspiegeln. Helfferich fragt: „Wie soll der Landschafts- und Genremaler es angreifen, seinen Arbeiten den Stempel nationaler Bildung aufzudrücken?" Wir antworten: einfach dadurch, daß seine Gesinnung national, seine eigene Anschauung deutsch oder hellenisch ist. Oder hängt es nicht mit unserer ganzen Culturentwickelung zusammen, daß erst nach der Reformation das Weltwirkliche in seiner Freiheit und Selbständigkeit anerkannt ward, die Kunst das kirchliche Gepräge verlor und nun dem unmittelbaren Leben und der Natur sich mit voller Liebe zuwandte, sodaß nun Genre und Landschaft erst als für sich geltende Zweige der Malerei auftreten? Haben nicht schon Hegel und Schnaase nachgewiesen, wie die Bilder der Teniers und Terburg das liebenswürdige Erzeugniß des holländischen Volksgeistes, des Landes und seiner Geschichte sind?

Die Geschichte hört auf, die bloße Erzählung von Schlachten, Regierungswechseln und diplomatischen Schachzügen zu sein, sie wird erst zur Darstellung der Entwickelungsprocesse, durch welche die Menschheit ihre eigene Bestimmung verwirklicht, ihr eigenes Wesen entfaltet und zu ihrer eigenen That macht, wenn man das Werden und Wachsen der Kunst und Wissenschaft, des Rechts, der Sitte und der Religion heranzieht, wenn man die Ideen beachtet, die als gemeinsame Grundlage sich durch die Werke und Erscheinungen auf den genannten Gebieten hindurchziehen. Zur Würdigung der Kunstwerke gehört in gleicher Weise, daß man sie im Zusammenhange mit dem Geiste der Zeiten und Völker betrachtet, erst dadurch ist die Kunstgeschichte fruchtbar und wissenschaftlich geworden. Diese Errungenschaft des deutschen Geistes dringt nun auch bei den andern Völkern durch. Sie zeichnet z. B. das Werk Caveda's: „Geschichte der Baukunst in Spanien" (Nr. 4) aus. Seine Verpflanzung nach Deutschland verdanken wir Kugler, der das Buch, „welches in bestimmt abgeschlossenem Rahmen die reichste Wechselfülle der Erscheinungen vom classischen Alterthum bis auf die Gegenwart herab umfaßt und hiermit ein großartiges landschaftliches Gesammtbild gewährt in einer Weise, wie bis jetzt überhaupt kein zweites vorhanden ist", zur Uebersetzung empfahl, die Paul Heyse auf eine gelungene Weise dadurch vollbrachte, daß er zwischen Bearbeitung und wortgetreuer Wiedergabe die Mitte hielt und ohne an Inhalt und Sinn etwas zu ändern, die mehr rhetorische, declamatorische Form des Spaniers der knappern schlichtern Weise deutscher Wissenschaft gemäßer machte. Auf diese Art blieb die begeisterte Wärme des Verfassers für seinen Stoff erhalten, während keine uns übertrieben oder ungehörig klingenden Gefühlsergüsse, keine unnöthigen Phrasenblumen oder Blumenphrasen stören. Die Uebersetzung macht dem Deutschen den Eindruck, welchen der Spanier vom Original hat. Während in Spanien bald die Reste der altrömischen Baukunst, bald die maurischen Werke, bald die mittelalterlichen Dome, bald die Renaissance eine einseitige Bewunderung oder specielle Darstellung gefunden, unternimmt es Caveda zum ersten mal das Ganze zu überschauen und von der bloßen Kunstliebhaberei zum wirklichen Verständniß dadurch hinzuleiten, daß er jeder Periode gerecht wird, die eigenthümliche Bedeutung jedes Stils ergründet, die Bedingungen im religiösen wie im politischen Leben, die äußern Einflüsse wie die Gedanken bespricht, durch welche oder unter welchen die verschiedenartigen Werke entstanden sind, und dadurch den Zusammenhang der Architektur mit dem Ganzen der Cultur darthut, die großen Bauten als die Denkmale des Geistes ihrer Jahrhunderte schildert. Der Verfasser bezeichnet die künstlerischen Formen klar und scharf, er geht ins Besondere ein, um daraus dann allgemeine Resultate zu ziehen. Vielleicht nur dadurch, daß er dem Orientalisch-Byzantinischen zu viel zuschreibt und einräumt, als solches mancherlei bezeichnet, was das Erzeugniß des abendländisch-romanischen Sinnes ist, steht er hier und da nicht ganz im Einklang mit deutscher Forschung; dafür bereichert er dieselbe mit vielen eigenthümlichen Anschauungen, die ihm der Reichthum seiner Heimat an den mannichfaltigsten Werken geboten hat. Daß er uns Deutschen die Urheberschaft des gothischen Stils zuweist, dürfen wir nicht

mehr annehmen, seitdem urkundlich dargethan ist, wie derselbe von der Gegend von Paris aus sich über Europa verbreitet hat. Nachdem Caveda die Trümmer der Römerzeit beschrieben und der ernsten Würde des romanischen Stils gerecht geworden, findet er in Spanien als reizenden Contrast zu derselben die spielende Phantastik der arabischen Bauten, und entwickelt aus diesem Zusammenwirken sowol die Gothik als den spätern ornamentreichen Stil der Renaissance, den man in Spanien den plateresken nennt, und der sich hier bunter und glänzender als anderwärts entwickelte. Die größten und wichtigsten Bauten werden in besondern Abschnitten noch monographisch behandelt. Unsere Kunstliteratur hat durch Caveda's Buch eine dankenswerthe Bereicherung erhalten.

Das Werk von J. D. Passavant: „Rafael von Urbino" (Nr. 5), ist längst allen Kennern und Freunden dieses Malerfürsten werth und unentbehrlich geworden; es faßt alle Nachrichten der frühern Zeit über ihn zusammen, zählt seine Werke mit möglichster Genauigkeit auf, charakterisirt sie nach ihren historischen Beziehungen und würdigt sie nach ihrer künstlerischen Vollendung. In den 20 Jahren, die seit dem Erscheinen des ersten und zweiten Theils verflossen sind, hat niemand emsiger als der Verfasser selbst danach gestrebt, die Verzeichnisse von Rafael's Werken, auch den Zeichnungen und Studien und den Nachbildungen oder Vervielfältigungen derselben immer vollständiger zu machen, festzuhalten, was sich irgend von seither verborgenen Notizen über die Persönlichkeit des Meisters und seiner Schüler bot, oder was der geschärftere Blick, das gereiftere Urtheil an dem Benannten und Ausgesprochenen berichtigen mochte. So ist denn ein dritter Theil von Nachträgen entstanden, freilich mehr ein Werk zum Nachschlagen und Studium, als für eine genußreiche Lectüre, wie sie die ersten Theile bieten, das Ganze sie bieten würde, wenn der Verfasser seine neuern Ergebnisse einer neuen Auflage hätte einarbeiten können, statt sie nun als Nachträge der Schrift anzufügen.

Zu S. 12, wo Passavant einige Bilder bespricht, die als erste Keime betrachtet werden können, aus welchen die vollendete Blüte der Rafael'schen Disputa erwuchs, ist wol noch eins der Wandgemälde zu rechnen im Kapitelsaal der Kirche Sta.-Maria Novella zu Florenz, in der sogenannten Kapelle der Spanier. Es verherrlicht die Weisheit der Kirche. Thomas von Aquino thront als deren Vertreter in der Mitte, auf dem Buch in seiner Hand steht ein Spruch aus dem Buch der Weisheit, über ihm schweben Engel, ihm zur Seite sitzen Propheten und Apostel, zu seinen Füßen kauern als Ueberwundene Arius, Sabellius, Averrhoes. Dann stehen als untere Hälfte des Bildes 14 weibliche Gestalten, Tugenden und Wissenschaften darstellend, unter Baldachinen, zu Füßen jeder sitzt ein Mann, der sich in ihrem Dienste ausgezeichnet. Was hier auf dem Bild aus Giotto's Schule noch gebunden ist, hat Rafael gelöst, was hier noch vereinzelt ist, hat er vereinigt, und statt eines Scholastikers den Herrn und Meister selbst, Christus, zum Mittelpunkt gemacht.

Wenn Passavant Rafael's Genie nicht blos in der Malerei, sondern auch in der Architektur des höchsten Ruhms würdig erachtet, wenn ihm dasselbe auch ebenso bewundernswürdig in der Plastik erscheint, so ist das wol mehr Redensart als wirkliches Urtheil. Rafael's Bauten erheben sich keineswegs über Bramante's Leistungen, und seine Jonasstatue kann Michel Angelo's Bildwerken nicht gleichgestellt werden; Rafael's Schönheitssinn und Formengefühl erstreckt sich auf alles, was er berührte, aber vollendend und gesetzgebend war sein originaler Genius nur in der Malerei, während in andern Künsten er im Anschluß an das von andern Geleistete talentvoll, aber nicht maßgebend und neuschöpferisch wirkte. Solche Arbeiten waren beiläufige Versuche, nicht Lebensaufgabe für ihn. Auf seinem eigenen Gebiet, in der Malerei, aber bewundern wir die sittliche Energie, die ihn nie auf den Lorbern ruhen, nie sich wiederholen läßt, sondern ihn befähigt jeden neuen Gegenstand mit frischer Kraft zu erfassen und die ganze Kraft an jedes neue Werk zu setzen.

Einige Umrisse sind eine sehr ansprechende Beigabe. Den Besitzern der ersten Theile, den Kennern Rafael's wird das Werk so erfreulich als unentbehrlich sein.

Robert Zimmermann („Die Tempel in Palästum", Nr. 6) führt uns in das griechische Alterthum. Er beschreibt uns die Natur Unteritaliens, eröffnet uns den Blick in die Geschichte der griechischen Colonien daselbst und schildert dann auf sehr anschauliche Weise die erhabenen Trümmer, welche von der einst wegen ihrer Rosen berühmten glänzenden Stadt Poseidon's nun in der sumpfigen fiebervollen Oede von Pästum noch übrig sind. Die Angabe der einzelnen Theile des dorischen Tempels, die Deutung ihrer Formen ruht auf den neuesten Forschungen und wird nur bei der Schilderung der Säule etwas spielend. Zimmermann sagt, daß sie keiner Basis bedürftig unmittelbar wie ein tragender Atlas auf dem Boden stehe. Dies ist nicht richtig. Ein Unterbau von drei Stufen erhebt sich über den Boden und trägt als gemeinsame Basis die Säulen. Nun führt Zimmermann den Vergleich mit dem stemmenden, tragenden Riesen aus: „Eine leise Ausrundung von unten nach oben bis ungefähr in die Hälfte des Durchmessers mahnt an die vom Tragen geschwellten Schenkel und Lendenmuskeln." Die Säule ist unten dicker als oben, so steht sie einmal fester, dann erscheint sie aber auch zum Tragen geschickter, indem sie selbst immer leichter wird, um der Last, die auf ihr ruhen soll, entgegenzustreben, während sie an der eigenen Last zu schleppen hätte, wenn sie oben dicker würde. Aber die Säule verjüngt sich nicht gleichmäßig, sondern in der Mitte schwillt sie etwas an, und dann wird sie wieder schlanker. Die Mitte ist der Ort, wo eine Stütze ausbiegt, wenn der Druck zu schwer wird, wie man das leicht erproben kann, wenn man sich auf einen Stock lehnt; eine Verstärkung der Mitte wirkt beruhigend dem entgegen und gibt dem Umriß der Säule eine elastisch-schwungvolle Gestalt: sie strebt der

Last freudig zu, aber der Druck wirkt ihr entgegen und schwellt in der Mitte sie ein wenig an. Ob aber jemand, der die Sache nicht weiß, dies aus der obigen Bezeichnung Zimmermann's erfahren hätte? Ich weiß wenigstens nicht, was „eine Ausrundung von unten nach oben bis in die Hälfte des Durchmessers" eigentlich sagen will; vielleicht ist ein Druckfehler im Spiel. Sehr gesucht ist es aber jedenfalls, wenn die merkliche Zunahme des Durchmessers gegen die Basis hin dem Spreizen der Beine des mächtig sich stemmenden Riesen entsprechen soll. Vortrefflich dagegen schildert Zimmermann den überwältigenden und zugleich so befriedigenden Eindruck der Ruinen:

Trotz der ungeheuern Massen, aus denen das Werk aufgethürmt ist, erscheint es doch nirgends schwer, nirgends unbehülflich. Wie ein geschmeidiger Ringer, der seinen Körper nicht abtödtet, aber ihn beherrscht, zeigt das Bauwerk die Last, aber auch die Kraft sie zu stützen. Mit heiterer Freude erfüllt uns der Anblick der glücklich überwundenen Schwierigkeit, aber auch mit Bewunderung das Gewahrwerden dieser Schwierigkeit selbst. Zwar der Kampf verleugnet sich nicht, aber auch nicht der Sieg. Gleichgewicht fordern wir zwischen Kraft und Last, aber nicht Abwesenheit der letztern. Es ist das Kennzeichen der Schönheit, daß überall, wo sie erscheint, ein wohlgefälliges Gleichgewicht im Gemüthe des Beschauers sich einstellt und im Gegenstand sich findet.

Gewiß ist das ein Merkmal der Schönheit und der in ihr offenbaren Harmonie von Geist und Natur, aber der Begriff ist damit nicht erschöpft, wie Zimmermann zu glauben scheint, wenn er sogar die Wesenheit des Erhabenen, Komischen, Tragischen auf das Verhältniß von Kraft und Last zurückführt. Man kann in diesen Begriffen dieses Verhältniß auch finden, aber es macht ihr eigenthümliches Wesen nicht aus. Zimmermann verwickelt sich zunächst selbst in Widersprüche. „Im gothischen Dom hebt das Gefühl der Ueberkraft, das die Druck und Gegendruck einander wie Bälle zuwerfenden Pfeiler erwecken, die Wahrnehmung der Last bisweilen völlig auf; aber die Folge davon ist, daß auch die Bewunderung sich mindert." So heißt es S. 17; S. 18 dagegen weckt die überschüssige Kraft, wo sie im höhern Maß auftritt, Bewunderung. S. 21 soll aus dem Misverhältniß zwischen Kraft und Last bei großer Kraft das Erhabene, bei geringer Kraft das Komische hervorgehen. Das Erhabene und Komische sind aber gar keine Gegensätze, wie Jean Paul einmal behauptet, Vischer dann ausführt und die Gedankenlosigkeit ihm nachspricht. Bestände aber wirklich im Erhabenen und Komischen ein Misverhältniß zwischen Kraft und Last, während das Gleichgewicht von Kraft und Last die ästhetische Lust erweckt, so würden jene uns Misfallen erregen. Die Idee des Schönen ist zu reich, als daß ein Satz wie der vom Gleichgewicht sie erschöpfte. Es müssen aber auch die Eindrücke des Erhabenen, des Tragischen, Komischen zunächst für sich erfahrungsgemäß untersucht und dann nicht als Gegensätze zum Schönen, sondern als besondere Erscheinungsweisen desselben dargethan werden. Zimmermann verirrt sich S. 23 in seinem Schematisiren noch einmal so arg, daß ihm eine und dieselbe Säule zuerst „einen komischen Anstrich" hat, dann sich als „triumphirende Kraft" geltend macht. Da, wenn dieser Aufsatz gedruckt erscheint, auch wol meine „Aesthetik" ausgegeben wird, erlaube ich mir auf die daselbst gewonnenen Begriffsbestimmungen zu verweisen.

Das bedeutendste Ereigniß für die deutsche Kunst war in neuerer Zeit die allgemeine und historische Kunstausstellung in München. Sie gab nicht blos das erhebende Bild von dem Werden und Wachsen unserer Malerei, sie brachte auch das deutsche Wesen in derselben zum Bewußtsein; sie war das glückliche Resultat künstlerisch genossenschaftlicher Thätigkeit. Die Künstler, welche begonnen hatten auf jährlichen Versammlungen sich zu organisiren, erhielten dadurch einen Zweck des Zusammenwirkens, und diese Aufgabe führt wieder zur genossenschaftlichen Verbindung der Kräfte. Und man erkannte den Gedanken als die Seele und den Charakter der deutschen Kunst; die Virtuosität des Machwerks, die naturalistische Technik trat in den Hintergrund, die Poesie der Auffassung, die Schönheit der Composition erschien als das Wesentliche. Dieser Sieg des Idealismus wird seine guten Früchte tragen.

Julius Große hat die Aufsätze, welche er während dieser Ausstellung in die „Neue Münchener Zeitung" schrieb, zu einem Ganzen zusammengearbeitet, unter dem Titel: „Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung zu München" (Nr. 7), worin er uns die Hauptrichtungen, die Meister und Hauptwerke der Kunst unsers Jahrhunderts schildert und das somit den Büchern über neuere Kunstgeschichte sich anreiht. Große ist ein reicher Geist, der aber seinen Reichthum nicht immer zu Rathe hält und der Fülle von Einfällen oft zu viel Gehör gibt, daher seine Stärke vielleicht im humoristischen Roman oder Epos liegt. Wenn sein Urtheil nicht überall ganz gereift ist, so wirkt es doch stets anregend und trägt stets einen Wahrheitskern in sich. Der Kunstgeschichte von Springer, auf die es sich oftmals mit Beifall und Widerspruch bezieht, wird sein Buch zu guter Ergänzung dienen, zumal es gegenüber dem voreiligen Triumphgeschrei eines prosaischen Realismus den Sieg des Idealismus bestätigt.

Moriz Carriere.

Zur Geschichte der deutschen Poesie.

Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Vorlesungen, gehalten zu Bonn im Winter 1854 vor einer Versammlung von Männern und Frauen. Mit ergänzenden Anmerkungen und Erörterungen zur einheimischen und ausländischen Literaturgeschichte. Von Johann Wilhelm Loebell. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. Erster und zweiter Band. 1856—58. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Es wird den Lesern schwer werden, sich an die seltsame Form dieses Buchs zu gewöhnen. Der erste Band enthält drei Vorlesungen und gibt dann Anmerkungen zu denselben, welche einen drei- bis viermal so großen Umfang haben. Man findet in diesen Zusätzen bald eine Begründung oder eine Ausführung zu einer Bemerkung im Texte, bald sind die Meinungen und Urtheile der Zeitgenossen über literarische Erscheinungen, die sich in ihren

Tagen hervorthaten, zusammengestellt, bald werden Dinge, die mit dem Hauptgegenstande nur im mittelbaren Zusammenhange stehen, in einem weitläufigen Excurse besprochen u. dgl. m. Der Verfasser hat die Zerstückelung seiner Themen und die Aufnahme des Fremdartigen zu entschuldigen gesucht; vermuthlich veranlaßte ihn zu einer solchen Darstellungsweise der Umstand, daß die Vorlesungen, wie sie 1854 zu Bonn gehalten wurden, weder so viel Detail, noch so viele neue Ansichten darboten, daß sie auch nur im entferntesten den Ernst, mit welchem die Materialien für das Werk gesammelt sind, vermuthen ließen und so ward der gelehrte Theil der Arbeit in Nachträgen hinzugefügt. Indessen kann man sich mit dieser Formlosigkeit immer nicht recht versöhnen. Die Hauptsachen werden in Brocken mitgetheilt, die Einschaltung des Fremdartigen zerstreut das Interesse, manches, was dem Verfasser wichtig genug schien, um eine Abschweifung zu rechtfertigen, ist es nicht auch dem Leser. Im allgemeinen steht wol fest, daß eine Geschichte der deutschen Poesie den vaterländischen Dichtern immer mehr Rücksicht schuldig ist als den fremden. Nun finden wir in dem Buche weitläufige Abhandlungen über Ossian und Milton, über Dante und Cervantes u. s. w., aber die deutschen Dichter, z. B. die Anakreontiker und die Göttinger werden in einigen gelegentlichen Bemerkungen abgefunden. Das Reiste ist, natürlich der Vergleichung wegen, aus fremden Literaturen aufgenommen. Wenn der Verfasser sich mit den ausländischen Dichtern, welche Vorläufer oder Vorbilder der deutschen waren, genau bekannt machte, so zeugt es allerdings von einer sehr schätzenswerthen Gründlichkeit, aber die Ergebnisse seiner Studien stehen hier offenbar nicht am rechten Orte. Ist z. B. von dem Einflusse Ossian's auf Klopstock die Rede, warum gibt der Anhang sogleich einen ausführlichen Bericht von den ältern und neuern Untersuchungen über die Echtheit der Ossian'schen Gedichte? oder sollte es nicht möglich sein, zu einem stimmten Urtheile über Wieland's schlüpfrige Schilderungen zu gelangen, ohne daß uns ein 50 Seiten langer und doch nicht erschöpfender Excurs darüber belehrt, wie sich griechische und römische Dichter, Italiener und Franzosen bei der Darstellung der sinnlichen Liebe erlaubt? Ueberdies setzt man sich bei solchen Vergleichungen der Gefahr aus, für die Auffassung und Beurtheilung der heimischen Dichter den rechten Standpunkt zu verlieren. Was die Zeit und die nationale Umgebung aus Homer, was Dante oder Milton machten, das wären sie als deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts nimmermehr geworden. Mag die Kritik doch von diesen begünstigtern Epikern die Beispiele entlehnen, wenn sie sich über Klopstock's Wesen verbreiten will; unbillig ist es jedoch, den letztern mit geringschätzung anzusehen, weil er nicht womöglich die Vorzüge jener drei Dichter in sich vereinigte.

Im zweiten Bande hat der Verfasser den Plan abgeändert. Die Anmerkungen sind nun, bis auf eine Ausnahme, wirkliche Ausführungen des Textes; freilich steht für beides zueinander in einem noch ungünstigern Verhältniß, denn dieser Band enthält eine einzige Vorlesung von 50 Seiten und die Zusätze betragen mehr als das Sechsfache. Bei der Fortsetzung des Werks will der Verfasser sich kürzer fassen; mit dem dritten Bande wird also der Plan des Buchs zum dritten male geändert. Unter diesen Umständen darf der Wunsch erlaubt sein, daß der Verfasser die ursprünglichen Vorlesungen, welche nach einem ganz andern Maßstabe angelegt waren, diesem Werke gar nicht zum Grunde gelegt haben möchte, oder daß ihm in der Kunst, die Massen zu gestalten, etwa ein Wettstreit mit Gervinus, den zu nennen er nirgends Anlaß gefunden, nicht zu gering erschienen wäre.

Gehen wir jetzt zu dem Sachlichen über. Mit mehr Bestimmtheit, als es seit geraumer Zeit zu geschehen pflegt, wird in der ersten Vorlesung die Regeneration der Dichtkunst auf den politischen Aufschwung der Völker zurückgeführt und auf den merkwürdigen Umstand hingewiesen, daß in Deutschland das Aufblühen der Poesie im 18. Jahrhundert für sich allein eintrat. Sie sei nicht aus der Volksentwickelung hervorgegangen, nicht von dem Nationalleben getragen worden; darum habe sie es nicht zu einer befriedigenden Vollkommenheit bringen können, wie denn selbst Goethe, so hoch wir ihn stellen mögen, gegen Shakspeare sinke. Ich kann nicht verbergen, daß der Hauptsatz, aus welchem hier solche bedeutende Folgerungen fließen, für mich manches Bedenkliche hat. Wie oft sind große Ereignisse im Leben der Völker an der Dichtkunst spurlos vorübergegangen. In andern Fällen beschränkt sich ihr Einfluß darauf, daß sie die dichterischen Kräfte anregen. So geht das griechische Drama, welches nach den Perserkriegen aufblühte, in Ideen und Stoffen seinen eigenen Gang und erinnert nur ausnahmsweise daran, daß die Nation eben einen so gefahrvollen Freiheitskampf bestanden. Die Erwähnung Shakspeare's läßt uns den Satz wieder unter einer andern Modification erscheinen. Daß seine Poesie in der reifen Blüte der nationalen und gesellschaftlichen Zustände des Zeitalters ihre Wurzel hatte, ist zwar eine unbezweifelte Thatsache; kann man jedoch daraus den Schluß machen, daß auf die politische Glanzperiode für die Nation ein ebenso glänzendes dichterisches Zeitalter gefolgt sei? Ein solches setzt eine allgemeine dichterische Zeitstimmung, eine Ansammlung dichterischer Empfindungen und Anschauungen im Bewußtsein der Nation voraus. Da kann es nicht fehlen, daß sich viele von den begabtesten Geistern der Poesie zuwenden und miteinander wetteifern, jene idealen Regungen zur Klarheit zu erheben und sie auf eine mannichfache Weise in Wort und Bild auszudrücken. Nun stand Shakspeare beinahe allein da und man hatte in England für seine Dichtungen noch nach 100 Jahren zwar ein stoffliches Interesse, aber keineswegs ein tieferes Verständniß; die großen Ereignisse erweckten und befruchteten den Geist des einen Mannes, welchen die Natur mit den seltensten Gaben ausgestattet, aber sie gaben nicht dem Zeitalter einen dichterischen Charakter. Bei dieser Beschränktheit des Einflusses der politischen Geschichte auf die Regeneration der Poesie wird es weniger auffallend sein, wenn die letztere einmal, wie es bei uns im vorigen

Jahrhundert der Fall war, ganz ohne eine solche äußere Ursache erfolgt. Sie war aber eine natürliche Wirkung innerer Ursachen; sie war ein Ausgangspunkt jener Cultur, welche sich hauptsächlich in dem protestantischen Deutschland von den Zeiten der Reformation her entwickelt hatte. Gehören die innern Erlebnisse einer Nation nicht zum Nationalleben? Gehört das, was der Geist eines Volks in sich entwickelt, nicht zur Volksentwickelung? Können die Antriebe, die in der Cultur selbst liegen, nicht bisweilen mächtiger wirken als äußere Motive? Es muß wol so sein, da unserer Nation durch die erstern allein ein wirklich dichterisches Zeitalter zu Theil wurde. Denn die Poesie und die Kunstphilosophie schwangen sich mit gleichem Glücke und einander fördernd zu einer ungewöhnlichen Höhe empor, und die gebildeten Klassen der Nation wurden von ihnen zu einer lebhaften Betheiligung begeistert. Endlich sollte die Kritik, wenn sie über die Unvollkommenheit unserer besten Dichter seufzt, sich daran erinnern, daß der genialen Naturdichtung ebenfalls erhebliche Mängel eigen sind und daß das 18. Jahrhundert unserm Volke statt des einen Heros einen glänzenden Chor von Dichtern und Kritikern gebracht hat, deren reiche Gedankenwelt doch selbst der blasirte Verächter der deutschen Heimat nicht ohne Bedenken für Shakspeare's Poesie hingeben möchte.

Die zweite Vorlesung erörtert den oppositionellen Charakter der Literatur, die um die Mitte des Jahrhunderts hervortrat. Die Religionsphilosophie griff das Dogma an oder wich ihm aus und ehrte nur die Moral, um zuletzt einen Eudämonismus von zweifelhaftem Werthe hinzustellen. Rousseau machte die Cultur verdächtig und forderte eine Umkehr zu naiven Zuständen. Der Kosmopolitismus suchte die Schranken einzureißen, welche Völker und Stände trennten, wobei er freilich den Nationalsinn untergrub u. s. w. Diese Einleitungen lassen eigentlich erwarten, daß der Verfasser die specielle Darstellung der Geschichte unserer Poesie nicht mit Klopstock beginnen oder daß er diesen auf eine andere Weise, als es nachher geschieht, einführen würde. Denn Klopstock war weder ein Skeptiker oder Materialist, noch hat er je eine eudämonistische Moral anerkannt, noch hat er das Vaterländische dem Kosmopolitismus geopfert, sondern er behauptete allen diesen Strömungen gegenüber eine feste Stellung und gab auch dem Naturevangelium nur insofern nach, als er nichts Erheucheltes, sondern das wahre und wirkliche Leben seines Herzens dichterisch darstellte und eine Zeit lang sich der Hoffnung überließ, eine völlig selbständige deutsche Naturdichtung erschaffen zu können.

In der dritten Vorlesung, die von Klopstock handelt, ist dieser nicht als der Dichter geschildert, welcher im Widerspruch mit der schwankenden Zeit die positiven Elemente schützte, worin ihm, vielleicht zum Schaden für die junge Schöpfung der Literatur, niemand mit gleicher Entschiedenheit folgte, sondern der Verfasser bemüht sich vielmehr, Klopstock selbst auf die negative Seite hinüberzudrängen. Er läßt ihn seine Ungunst im vollen Maße empfinden und dies war eigentlich vorauszusehen; denn erst hin und wieder befremdet es jemand, daß Klopstock als der Schöpfer unserer neuern Poesie betrachtet wird und daß man ihn dennoch durch die Einschränkung seiner Verdienste, durch die sorgsamste Ermittelung seiner Schwächen des Dichternamens zu berauben sucht. Es macht mir Freude, in der neuesten Geschichte unserer Poesie (Baldamus, „Deutsche Dichter und Prosaisten", 1858, zweite Abtheilung, I, 150) diese Verkehrtheit gerügt zu finden. Herder, Goethe und Schiller, die von Klopstock's Zeitgenossen für das wahrhaft Dichterische gewiß das feinste und sicherste Gefühl besaßen und die beinahe noch aus Erfahrung wußten, mit welchem süßen Staunen man nach der langen, öden Nacht den ersten Sonnenblick einer neuern Poesie begrüßt hatte, sie haben ebenfalls über manches in Klopstock's Dichtungen ein ungünstiges Urtheil ausgesprochen; aber man sieht, sie ehrten dabei stets das unermeßliche Verdienst, welches er sich um die deutsche Poesie erworben. Die Schlegel fanden es bereits nöthig, den Dichter gegen eine unbillige Verkennung in Schutz zu nehmen, und sie thaten es mit ebenso viel Eifer wie Einsicht. Meistens machte es sich die neuere Kritik jetzt zum Geschäft, allen Tadel, der jemals ausgesprochen worden, zu sammeln, und es liegt daher so viel Material der Art bereit, daß es äußerst leicht ist, Klopstock zu einer vielseitigen und doch höchst einseitigen Charaktermaske zu erniedrigen. Die Zeitgenossen durften Klopstock tadeln, da sie sich seiner Vorzüge bewußt waren; für die Gegenwart sind die letztern nicht mehr so leicht erkennbar und es brächte der Kritik daher wol mehr Ehre, sich einmal mit diesen auf eine gründliche Weise zu beschäftigen. Das Herz des Dichters war stets dem Erhabenen und Großen zugewendet; dies lehrte ihn ein höheres Leben von der phantasielosen und geistverlassenen Alltäglichkeit, welche bis dahin die Verse angefüllt hatte, unterscheiden, und so vermochte er es, der Kunst den Idealismus zurückzugeben, d. h. die Poesie zur Poesie zu machen. Er brachte unsern Idealismus mit den höchsten und theuersten Interessen des Menschen in Verbindung. Liebe und Freundschaft, Nationalität und Vaterland, Freiheit und Menschenwürde, der Abglanz des Unendlichen in Natur und Geschichte, der Aufschwung aus der Sinnlichkeit zu dem Bewußtsein unsers höhern Ursprungs und Ziels: dies alles machte Klopstock nicht blos zum Inhalt seiner Gesänge, sondern er hat seinem Volke wieder den Sinn dafür eingeflößt, solche Anschauungen und Empfindungen geweckt, geläutert und in der Weise lebendig gemacht, daß nicht blos die folgenden Dichter eine reiche ideale Welt zum weitern Ausbau vorfanden, sondern daß für die Nation selbst eine neue Denkweise, eine bis in das französirte und herzlos gewordene Familienleben eindringende Veredlung des Sinnes begann.

Solche Wirkungen konnte niemand hervorbringen, der nicht selbst ein Dichter war; sie konnten nicht durch eine formlose und abstracte Darstellung vermittelt werden, sondern es war dazu wenigstens eine neue, bilderreiche, ergreifende Sprache nöthig und auch diese hat Klopstock aus dem Nichts geschaffen. Der Ver-

faſſer bemerkt (I, 271), mein Princip habe es erfordert, daß ich in meiner „Geſchichte der deutſchen Poeſie" von Klopſtock ſo viel Gutes geſagt; ich dächte, ſolche Verdienſte zu ehren, müßte das Princip aller Menſchen ſein. Lorbell kann ſich freilich darauf berufen, daß in ſeinem Buche Klopſtock's Größe und Einfluß ebenfalls anerkannt ſind; ja, einmal oder zweimal hat dieſe Anerkennung den Schein einer freudigen, ſich hingebenden Ueberzeugung. In den meiſten Fällen werden jedoch von dem Lobe gleich ſo ſtarke Abzüge gemacht, daß faſt nichts übrig bleibt und es iſt nirgends ein Verdienſt Klopſtock's nach ſeiner Bedeutung auseinandergeſetzt. Möchte uns doch gezeigt ſein, was in dem Gedanken liegt, daß ein halbes Jahrtauſend hindurch kein deutſcher Dichter von dem Geiſte, der in Klopſtock's Poeſie waltet, eine Ahnung gehabt, daß die deutſche Poeſie erſt durch ihn wieder auf den Standpunkt der Kunſt erhoben wurde. Niemals iſt bisher nachgewieſen worden, welche Umwandelung die Dichterſprache des Gottſched'ſchen Zeitalters durch Klopſtock erfuhr; ein zierlicher Lobſpruch und ein Beiſpiel ſind hier nicht ausreichend. Eine gründliche Behandlung dieſer Punkte würde der Literaturgeſchichte gewiß zur Empfehlung gereichen. Wie gern verzichtete man dafür auf einen Excurs über fremde Dichter oder auf die Reproduction unzähligemal abgedruckter Urtheile. Nicht für die Vorzüge, ſondern für die Fehler Klopſtock's nimmt der Verfaſſer das Intereſſe der Nachwelt in Anſpruch und es iſt ſchmerzlich zu ſehen, wie die Tadelſucht dabei ihre Vorwürfe bis zur Unverſtändlichkeit ſublimirt. Mit welcher Spitzfindigkeit werden z. B. Klopſtock's Religioſität und frommes Gefühl verdächtigt. Es heißt (S. 113), ſeine chriſtliche Anſchauung richte ſich immer auf eine gewiſſe unermeßliche Erhabenheit Gottes, die mehr imponirt als die Seele durchdringt, und auf Gebote der Tugend. Wie? wir ſollen es uns einreden laſſen, daß ein Dichter, zu deſſen eigenſtem Weſen die lyriſche Subjectivität gehörte, die Erhabenheit Gottes nur geſchildert und nicht empfunden habe; oder es ſoll ſeine Schuld ſein, wenn uns die Erhabenheit, welche er feiert, nur imponirt und nicht auch in die Seele dringt? Der Dichter lebte in dem Gedanken an Gott, ſeine Liebe, ſeine Freundſchaft, die Dichtkunſt ſelbſt waren ihm heilige Geſchenke des Himmels und doch ſollten ſeine frommen Geſänge ein Chriſtenthum enthalten, welches ſich, wie die kahle Predigt eines Moraliſten, nur um Gebote der Tugend bewegte? Ein andermal iſt Klopſtock dem Verfaſſer nicht gläubig genug. „Klopſtock war von den alten Ueberzeugungen abgefallen und ſteht in der Mitte einer halben Oppoſition" (S. 121). So ſeltſam dieſe Behauptung iſt, ſo ſeltſam iſt auch die Beweisführung; man mache den Verſuch, ob man den ſubtilen Schlüſſen des Verfaſſers folgen könne. Die übernatürliche Gnadenwirkung ſei die tiefſte Quelle des chriſtlichen Glaubens. Dieſe gebe man auf, wenn man den Freigeiſtern mit Beweiſen aus dem reflectirenden Denken und durch Anregung gläubiger Empfindungen entgegentrete. (Ein echter Chriſt wird ſich alſo vielleicht darauf beſchränken, die Freigeiſter zu Gebeten um jene Gnadenwirkung aufzufordern.) Nun habe Klopſtock durch ſeine Poeſie gläubige Empfindungen anregen wollen, folglich gehöre er zu denen, welche den Freigeiſtern und Atheiſten ſchon ein großes Zugeſtändniß gemacht und er ſelbſt ſtehe alſo zu dem Chriſtenthum in einer halben Oppoſition! Ich muß annehmen, daß ich den Verfaſſer nicht verſtanden habe; im andern Falle würde wol kaum die ſpaniſche Inquiſition jemand die Rechtgläubigkeit aus ſolchen Gründen abgeſprochen haben. Weiterhin erfahren wir: „Die ganze übernatürliche Ausrüſtung, mit welcher das Chriſtenthum in die Welt trat, erſcheint bei Klopſtock als ein erhebendes, aber keineswegs als ein ſchlechthin nothwendiges Moment." Dies bedeutet doch wol: das Wunderbare in der Geſchichte Chriſti habe Klopſtock als etwas Erbauliches und Lehrreiches dargeſtellt, aber nicht mit dem Glauben an ſeine Wahrheit oder mit dem Anſpruch, daß es geglaubt werde. Ich geſtehe, mir iſt es unbegreiflich, wie man dem Dichter der Meſſiade und der Oden an den Erlöſer ſolche Dinge nachſagen kann.

In dem Anhange wird der Proceß wieder aufgenommen: „Für Klopſtock war der Glaube an das Uebernatürliche im Chriſtenthum (der doch früher für ihn nicht ein ſchlechthin nothwendiges Moment war) ein nothwendiger, hauptſächlich als Schutzwehr gegen die materialiſtiſch-ſenſualiſtiſche Richtung" u. ſ. w. Woher aber nur hauptſächlich als dieſe Schutzwehr nothwendig? Wieder, weil Klopſtock mit einer ſchwunghaften und geſchmackvollen Poeſie für das Chriſtenthum gekämpft habe. Woher aber weiß der Verfaſſer, daß es Klopſtock nicht genug geweſen ſei, in dem religiöſen Theile ſeiner Poeſie ſein frommes Gefühl reden zu laſſen, daß er es überhaupt beabſichtigt habe, die Freigeiſter zu bekämpfen? Zu ſolchen ſtarken Behauptungen gehörte doch vor allem, daß uns die polemiſche Tendenz in der Meſſiade nachgewieſen oder daß uns ein Verzeichniß von Oden mit dieſer polemiſchen Tendenz vorgelegt würde. Es iſt an ſich natürlich, daß jeder Dichter, der vorzugsweiſe Lyriker iſt, die Bewegung ſeines Innern auf eine lyriſche Weiſe darlegt; ebenſo unzweifelhaft will jeder Dichter die Empfindungen (nicht blos die religiöſen), welche in ihm ſelbſt wach geworden, auch in andern erwecken, denn wozu fände ſonſt überhaupt eine Mittheilung ſtatt? Wenn nun der fromme Sinn eines Lyrikers ſich am liebſten mit dem innig tiefen oder mit dem erhabenen Pathos der Lyrik äußert, wenn der gotterfüllte Geſang nach dem Wunſche des Dichters in einer Zeit der Entzweiung auch andere die tiefe Beſeligung und die erhabene Weihe des Glaubens empfinden lehrt, darf man daraus den Schluß ziehen, daß dieſe Lyrik eine polemiſche Tendenz habe und kann aus der lyriſchen Darlegung des Intereſſes am Chriſtenthum ein Mangel an echtem Chriſtenthum oder gar eine Oppoſition gefolgert werden? Es iſt gewiß ſonderbar, daß man einen Dichter, welchem die jetzige Generation aus dem Wege geht, weil er ihr zu orthodox und zu fromm iſt, gegen ſolche Vorwürfe vertheidigen muß.

Doch ſehen wir weiter, wie der Verfaſſer mit Klopſtock umgeht. Schiller's Abhandlung „Ueber naive und ſenti-

mentalische Dichtung" enthält einige ungünstige Urtheile über Klopstock, die von den Gegnern des letztern gern angeführt werden und zwar ohne die Bemerkung, daß derselbe Schiller an demselben Orte im ganzen von Klopstock's dichterischem Charakter mit der größten Auszeichnung spricht. Bekanntlich setzt Schiller dort auch das Eigenthümliche des musikalischen Stils der Darstellung auseinander; er findet es darin, daß der Dichter weniger die Gegenstände, welche auf sein Gemüth wirken, der Phantasie in einer bestimmten Gestaltung vorführt, als die Empfindungen selbst schildert und somit das Gemüth des Lesers, wie es auch in der Musik der Fall ist, nicht sowol durch die Vorstellung der Gegenstände als durch die Gefühlsschilderung in den seiner eigenen Stimmung entsprechenden Zustand versetzt. Schiller fügt hinzu, man thue Klopstock großes Unrecht, wenn man ihm den plastischen oder naiven Sinn ganz absprechе, seine Stärke liege aber allerdings in dem Musikalischen und als musikalischer Dichter habe er geleistet, was nur in dem Felde der Idealität zu erreichen sei. So viel Anerkennung kann der Verfasser wieder nicht gelten lassen. Er meint, die musikalische Schilderung verdiene erst dann diesen Namen, wenn sie das Herz in Regionen erhebe, welche für Begriff, Worte und Bilder nicht mehr zugänglich seien. Nun gehört wahrlich viel Kühnheit dazu, es zu vergessen, wie Klopstock, wenn schon nicht alle Leser, so doch sich selbst oft genug zu jenen Regionen erhebt, wie er es aufgibt, die höchsten innern Anschauungen seines erregten Geistes in Worte zu fassen, wie sein Herz sich gleichsam in sich selbst zurückzieht und auf eine Weile verstummt. Aber wohl ihm, er war ein zu verständiger Mann, als daß er geflissentlich die Verzücktheit zum Ziele und zum Stile seiner Darstellung hätte machen sollen.

Natürlich ist der Verfasser auch mit Klopstock's Patriotismus nicht zufrieden. Er meint, der vaterländische Sinn desselben sei ein ziemlich unbestimmter gewesen. Dies kann man höchstens von den dichterischen Symbolen sagen, in welche Klopstock seine vaterländische Gesinnung einkleidete; diese selbst hatte Bestimmtheit genug und war der erste energische Protest des ehrliebenden Nationalgefühls gegen die Ausländerei. Mit dieser Ungunst verfolgt der Verfasser Klopstock bis in den zweiten Band hinein, der für Wieland bestimmt ist. Mehrmals wird bei der Hinweisung auf einen Vorzug des letztern bemerkt, daß Klopstock denselben nicht besessen. Auf diese Weise pflegt man Lessing durch die Verkleinerung Herder's, Goethe auf Kosten Schiller's oder umgekehrt Schiller auf Kosten Goethe's zu erheben, sodaß der vergleichende Rückblick die Eigenthümlichkeit der großen Männer aus lauter Mängeln zusammensetzt und die Verdienste, welche man ihnen früher vielleicht zugesprochen, mehr und mehr verdunkelt werden. Wie unbillig ist ein solches Verfahren, wenn man nicht eine bloße Charakteristik, sondern ein Rangverhältniß im Auge hat. Bei der Schilderung Klopstock's ist es dem Verfasser, wenn ich nicht irre, nirgends eingefallen, ihn mit Wieland in Parallele zu stellen, und doch waren da Vorzüge genug zu nennen, die Wieland nicht besaß und deren Mangel denselben als einen armen Stümper hätte erscheinen lassen. Wie die Völker sehr verschiedene Kräfte und Triebe erhalten haben, damit sich das menschliche Wesen nach allen Seiten hin entwickelt, so empfingen auch die Dichter verschiedene Gaben, um den idealen Lebensgehalt und den Formensinn, welche in der unendlich reichen und biegsamen Natur des Menschen liegen, in den mannichfachsten Beziehungen zur Geltung zu bringen, und wenn der Poesie Wieland's eine Berechtigung zugesprochen wird, so kann man dieselbe dem Standpunkt Klopstock's gewiß nicht versagen. Zwar haben seine Dichtungen nur eine kurze Zeit hindurch die Nation beherrscht, aber man hüte sich, daraus die Unzulänglichkeit ihres idealen Gehalts zu folgern. Es liegt nicht immer an den Dichtern, daß sie bisweilen so schnell veralten. So sehr die Romantiker verirrten, ihr Streben ging von dem richtigen Gedanken aus, daß die Dichtung Schiller's und Goethe's einerseits nicht der Tiefe und Innigkeit des christlichen Glaubens genuggethan und andererseits das deutsche Heimatsgefühl und den Nationalsinn zu wenig auf ihre alten historischen Grundlagen zurückgeführt. Seitdem ist von den Dichtern, die eine moderne Poesie erschaffen wollen, gar vieles versucht: man hat sich selbst auf die Negationen geworfen, der Atheismus, die Libertinage, die zum Heroismus gesteigerte Brutalität, die tendenziöse Unpoesie haben ihre Rolle gespielt. Sollten nicht unsere Dichter noch einmal zu der Reife kommen, es sei bei der Umgestaltung des Lebens und der Kunst mit den positiven Elementen zu versuchen, für welche in unserer Poesie noch eine Lücke blieb, weil die begabtesten Zeitgenossen Klopstock's von seinen Ideen keinen Gebrauch machten? Es ist damit nicht gemeint, daß sich die Dichtungsweise Klopstock's in allen Zügen erneuern müßte, aber in seinem Standpunkte liegt die Bedingung zu einer nochmaligen Erhebung. Denn was gäbe es Höheres als eine Poesie, die den strengen Ernst sowol wie die anmuthige Heiterkeit des Lebens in der christlichen Verklärung anschaut, die ferner mit ihrem an der Cultur der gebildeten Zeiten entfalteten Idealismus zugleich das warme Gefühl für die Zustände, die Geschichte und die Interessen der Heimat und des Vaterlandes verbindet, die endlich bei der Darstellung in die Ursprünglichkeit und Selbständigkeit ihren Stolz setzt, aber dabei Freiheit genug besitzt, um sich nach dem Kunstbegriffe zu richten, welchen uns das begabteste Volk der Erde hinterlassen hat. Doch die Hoffnung auf eine solche Zukunft zerfließt in einen Traum; ihre Erfüllung ist jetzt noch weniger möglich als vor 100 Jahren, da uns sogar das Verständniß des hohen, kühnen und energischen Sinnes, mit welchem Männer wie Klopstock und Hamann die Welt umzuschaffen gedachten, verloren gegangen ist.

Der zweite Band, welcher sich allein mit Wieland beschäftigt, übertrifft den ersten in jeder Hinsicht. Die Vorlesung ist nicht so mitgetheilt, wie sie gehalten worden; der Verfasser konnte sich bei der Umarbeitung freier bewegen, und diesem Umstande ist es vermuthlich zuzuschreiben, daß die Charakteristik des Dichters mehr Be-

stimmtheit und Lebendigkeit hat. Auch die Anmerkungen, wie oben erwähnt, hier in Ausführungen verwandelt, beeinträchtigen insofern nicht die Einheit der Darstellung, als sie bei dem eigentlichen Gegenstande bleiben. Der Verfasser hat in ihnen alle wichtigern Schriften Wieland's in chronologischer Folge besprochen. Jeder Abschnitt zeugt von dem gewissenhaften Fleiße, welcher überhaupt das ganze Werk auszeichnet, und enthält etwas Belehrendes. Von neuen Ermittelungen wird es die Leser am meisten überraschen, daß Wieland in seinen politischen Romanen, deren Phantasiebilder mit Bezug auf die Französische Revolution entworfen sind, hier als ein Mann erscheint, welcher den Geist und den Gang der letztern mit dem reifsten Urtheile aufgefaßt, ja mit wahrem Seherblick manchen Wendepunkt vorher erkannt und auch geschildert, ehe derselbe noch eintrat. Im ganzen ist Wieland treffend gezeichnet. Ueber manches einzelne möchten andere minder günstig urtheilen, doch ist in diesem Falle die Wärme, mit welcher eine Verirrung gerechtfertigt oder entschuldigt wird, wohlthuend. Es befremdet dabei, daß der Verfasser das Mittel, durch welches Wieland am kräftigsten geschützt wird, nicht mit mehr Nachdruck in Anwendung gebracht hat. Nach seiner Gewohnheit, die Seele der Menschen in ihrem Blute zu suchen, machte Wieland den sittlichen Idealismus verdächtig und verspottete die Forderungen einer strengen Lebensordnung. Für den vernünftigsten Gebrauch des Lebens erklärte er den Genuß desselben. Ein solcher Grundsatz kann das Niedrigste gutheißen, darf aber die edelsten Momente nicht nothwendig ausschließen. Bei dieser laren Moral blieb Wieland selbst ein rechtschaffener, gutmüthiger, äußerst liebenswürdiger Mann, in dessen Natur es lag, daß er nur bei einer beständigen geistigen Anregung und Thätigkeit seines Lebens froh wurde. Er selbst stand in jeder Hinsicht weit höher als seine Grundsätze und seine Helden. Man muß ihn gegen seine eigene Philosophie in Schutz nehmen und dazu ist eine Schilderung seines persönlichen Charakters am meisten geeignet. Denn in seinen Dichtungen entbehrt die Schwäche der Lebensauffassung nur zu sehr dieses Correctivs einer würdigen Lebensführung. Kann man es daher im allgemeinen nicht als einen Fortschritt der neuern Geschichtschreibung ansehen, daß sie besonders nach dem verführerischen Beispiele der Schrift von Lewes über Goethe die Dichter nicht mehr hauptsächlich in ihren Werken zu erkennen strebt, sondern sie, dem nach pikanten Anekdoten haschenden Dilettantismus zu Liebe, selbst in der Schlafkammer aufsucht und ihr Aussehen in der Nachtjacke beschreibt, so möchte bei Wieland eine Ausnahme statthaft, ja geboten sein, damit ein strengeres Urtheil über den Dichter nicht zugleich den Menschen verletzt, und so hätte sich der Verfasser nicht sollen die Gelegenheit entgehen lassen, Wieland durch ein umfassendes Bild von seinem persönlichen Charakter einen guten Dienst zu leisten.

Leo Cholevius.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Vierter Artikel. *)

1. Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Eine Skizze des Landes und seiner Bewohner. Zunächst bestimmt für Badegäste in Wyk auf Föhr. Mit einer Karte der Insel Föhr und der nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Von G. Weigelt. Hamburg, O. Meißner. 1858. 8. 1 Thlr.
2. Jarolasch. Episoden aus dem Leben in Rußland von Richard Wendt. Erster und zweiter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1858. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Mimosen. Novellen und Erzählungen aus dem bündnerischen Natur- und Volksleben, von Johann Baldino, dem Rhätier, zu Solmons. Zweites Bändchen. Schaffhausen, Brodtmann. 1858. Gr. 16. 15 Ngr.
4. Zwischen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder von Jakob Frey. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1858. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
5. Erzgebirgische Geschichten von Elfried von Taura. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1858. 8. 2 Thlr.
6. Erzählungen aus Niedersachsen von Günther Nicol. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1858. 8. 2 Thlr.
7. Der Eckmann. Eine Schwarzwaldsage von F. V. Tübingen, Riecker. 1858. 8. 5 Ngr.
8. Thüringer Sagenbuch von Ludwig Bechstein. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1858. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Unser diesmaliger Artikel enthält nur ein Werk, welches sich unmittelbar mit Land- und Volkskunde beschäftigt; wir haben es an die Spitze gestellt. Die übrigen behandeln denselben Stoff in Sage und Erzählung. Die Sage ist an sich culturgeschichtlich interessant; und wenn, was die Erzählungen anlangt, das Volksleben wahr, frisch, lebendig und unter kräftiger Charakterisirung der besondern Eigenthümlichkeiten der betreffenden Stämme und Landstriche aus dem Rahmen der Fiction heraustritt, so nehmen wir zu dem belehrenden Moment die künstlerische Form gern mit in den Kauf. Wenn aber freilich die letztere fehlt oder das erstere sich unter einer leeren Masse unbedeutender Zuthat verliert, dann kann die ethnographische Tendenz sie weder über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur erheben, noch ihnen einen Werth, der nicht in ihnen liegt, ertheilen. Inwieweit einzelne der im folgenden zu besprechenden Werke zu dieser oder jener Kategorie gehören, wird sich aus der nachstehenden Beurtheilung von selbst ergeben.

Die große Vorliebe für ethnographische Schilderungen, welche eins von den charakteristischen Merkmalen der lesenden und denkenden Jetztwelt ist, findet ihre Erklärung wol hauptsächlich in dem echt menschlich-wissenschaftlichen Drange eines jeden für höhere Anregungen Zugänglichen, mit sich selbst immer mehr bekannt zu werden und die Tiefen der menschlichen Seele in dem treuen Spiegel der verschiedenartigsten menschlichen Individualitäten, den Ethnographie und Culturgeschichte uns vorhalten, zu ergründen. Wir glauben indeß, daß ihr auch durch ein anderes äußeres Moment bedeutender Vorschub gethan wird, nämlich durch die Häufigkeit und Allgemeinheit des Reisens, das heutzutage so sehr in fast jedermanns Bereich und Vermögen liegt, wie dies in gleichem oder nur annäherndem Umfange nie und nirgends zuvor der Fall gewesen ist. Wer aber mit Verstand reist, begnügt sich nicht mit den flüchtigen Eindrücken, welche die Schönheiten landschaftlicher Scenerie und die Schätze der Kunstsäle in ihm hervorrufen; er will wenigstens an allen Hauptpunkten, wohin die Reise ihn führt, halb und halb wie zu Hause sein; er will wissen, wie die Menschen da leben, fühlen, denken und handeln, und wie sie gelebt, gefühlt, gedacht und gehandelt haben; er will die Bilder alle, die im Laufe der Jahrhunderte in jenem großen Strome sich abspiegelten, oder die Geschlechter, die durch jenes alte Thor hindurch-

*) Vgl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 28 und 34 d. Bl. f. 1858 und in Nr 14 f. 1859. D. Red.

ſchritten, im Geiſte an ſich vorüberziehen ſehen; und darum greift er ſo gern nach der Chronik der Stadt, in der er ſich befindet, oder nach der Topographie und Specialgeſchichte der Landſchaft, die er durchwandert. Das reichſte landſchaftliche oder ſtädtiſch belebte Gemälde, wie es ſich im Augenblicke darſtellt, iſt noch arm gegen die unendliche Mannichfaltigkeit von Anſchauungen, die der geiſtige Blick aus Mit- und Vorzeit in daſſelbe hereinziehen kann. So vervielfältigen wir uns das Vergnügen des Reiſens, indem wir eine unſichtbare Welt neben der ſichtbaren aufbauen, und heißen die literariſchen Hülfsmittel willkommen, die uns auf die leichteſte Weiſe dazu befähigen.

Zu den ethnographiſchen Schriften, die es ſich zur beſondern Aufgabe gemacht haben, dem Bedürfniſſe der Fremden in dieſer Hinſicht zu entſprechen, gehört Nr. 1 der oben aufgeführten Werke: „Die nordfrieſiſchen Inſeln vormals und jetzt", von G. Weigelt. Es iſt für die Badegäſte in Wyk auf der Inſel Föhr beſtimmt, verbreitet ſich aber über die geſammten nordfrieſiſchen Inſeln, oder die Uthlande, dieſelben, die wir in der Hanſen'ſchen „Chronik" ſchon näher kennen gelernt haben, und will, wie der Verfaſſer in der Einleitung bemerkt, „mehr ins Weite als Tiefe gehend, das vorhandene Material anſchaulich zu einem Bilde der vergangenen und gegenwärtigen Zeit zuſammenfügen". Das Bild iſt gut gelungen, und der wyker Badegaſt oder ſonſtige Reiſende, der das intereſſante Stückchen Erde beſucht, wird wohl daran thun, ſich an der Hand dieſes kundigen Führers dort geiſtig heimiſch zu machen. Der erſte Abſchnitt: „Von Huſum nach Föhr", gibt eine lebendige Schilderung der Halligen, die man auf dieſer Fahrt berührt; der zweite und dritte handeln von Föhr, Amrum und Sylt; der vierte wirft einen Blick auf die ehemalige Geſtaltung der Uthlande; der ſechste ſchildert die Zertrümmerung derſelben und der ſiebente gibt einen geſchichtlichen Abriß und eine Charakteriſtik der Bewohner. Der fünfte, als Epiſode, ſtellt eine Theorie über Ebbe und Flut auf, die hier nicht unpaſſend ihren Platz findet, weil das Meer eine Hauptrolle in der nordfrieſiſchen Geſchichte ſpielt, und es daher ganz in der Ordnung iſt, wenn wir den Helden des Stücks, den das Inſelvolk ewig bekämpft, und den es doch ſo liebt, daß es trotz aller Unbilden, die es von ihm erdulden muß, nicht von ihm laſſen kann, ſoviel wie möglich von allen Seiten doch kennen lernen. Der Verfaſſer opponirt mit ſeiner Theorie der Anſicht Kohl's, der in ſeinem Reiſewerke über die Marſchen und Inſeln der Herzogthümer Holſtein und Schleswig die Sache ſo darſtellt: „Der Mond erfaßt mit ſeinen anziehenden Kräften das große Weltmeer an dem Punkte, über welchem er oben im Zenith ſteht. Er hebt es ein wenig, ſehr wenig, vielleicht nur um einen oder anderthalb Fuß in die Höhe, wie man ein ausgebreitetes Tuch mit den Fingern in die Höhe hebt, und weiter ſchreitend läßt er es wieder fallen." Warum hält er es nicht feſt? fragt der Verfaſſer und erklärt ſich über die Erſcheinung ſeinerſeits dahin, daß der Mond das Waſſer keineswegs unmittelbar hebe, ſondern nur das in demſelben herrſchende Gleichgewicht der einzelnen Waſſertheilchen ſtöre, ſodaß die Flut nur eine indirecte Folge ſeiner Einwirkung ſei. Er ſagt: „Die Waſſer verlieren, wenn der Mond unmittelbar über ihnen ſteht, ein ganz Kleines von jenem Zuge, womit ſie, wie alle irdiſchen Körper, beſtändig zum Mittelpunkte der Erde ſtreben, ſie werden leichter. Dieſe Wirkung des Mondes muß nach allen Seiten hin mehr und mehr abnehmen, bis ſie, wo er im Horizonte ſteht, Null geworden iſt. Hier alſo befindet ſich verhältnißmäßig ſchwereres Waſſer, und da in einem und demſelben ungeheuern Baſſin das Gleichgewicht der ſo leicht beweglichen Waſſertheilchen geſtört iſt, da nun der Zug der Schwere nicht allein zum Centrum, ſondern auch ſeitwärts geht, ſo muß das Element in Bewegung gerathen, und dieſe muß ſich mit ſchwingender Schnelligkeit von den Regionen der größten Schwere aus weiter pflanzen." Er bemerkt noch, daß dieſe Theorie nach den Beobachtungen in der Nordſee und in dem Atlantiſchen Ocean anſcheinend nicht erprobt, daß aber der Widerſpruch ſich hebe, wenn man annehme, daß die Hauptbewegung vom Stillen Meere ausgehe, welches im Vergleich zu den andern Meeren den kosmiſchen Einflüſſen eine unverhältnißmäßig große Ausdehnung darbiete. Das Detail der Theorie, die Analyſe der einzelnen Erſcheinungen, die Mitwirkung der Sonne — die aber nie ſo groß iſt, daß ſie den Einfluß des Mondes ganz neutraliſirte — alles dies weiter zu verfolgen, iſt hier nicht der Platz; wir konnten jedoch, ſoweit wir es gethan, um ſo mehr bei der Epiſode verweilen, als wir in Mittheilung der intereſſanteſten Züge aus dem Hauptwerke nur Wiederholungen deſſen, was wir bereits bei Beſprechung der Hanſen'ſchen „Chronik" hervorgehoben haben, hätten geben können. Eine kleine Nachleſe wollen wir indeß noch halten.

Werfen wir einen Blick auf die Halligen-Leute, die miserrimi gentis des Plinius; denn „auf Hügeln wohnend, die durch Menſchenhände aufgeworfen ſind, gleichen ſie, wenn zweimal in 24 Stunden alles Land umher überſchwemmt wird, Schiffenden; Schiffbrüchigen aber, wann die Waſſer ſich wieder verlaufen haben". Von Deichen iſt daher hier keine Rede, Ackerbau unmöglich, aller Wirthſchaftsbetrieb auf Viehzucht beſchränkt; doch oft genug wird das Heu vom Waſſer weggeführt, und nicht ſelten „klopft der blanke Hans ans Fenſter". Dann flüchten ſich Menſchen und Vieh auf den Boden. Man harrt in tödtlicher Spannung, ob die Schutzpfähle, auf denen das Dach neben der Mauer ruht, Widerſtand leiſten werden; denn die Mauer wird in der Regel weggeſpült, und Kähnen kann man ſich wegen der zu ſtarken Brandung nicht anvertrauen. Glückt es, ſo ſcheint die Sonne auf ein gerettetes Häufchen, ſo iſt das Leben gewonnen, aber alle Behaglichkeit und Gehäbigkeit auf lange hinaus vernichtet. Alles, was das Haus barg, und Wieſen und Weiden ſind verdorben; ſelbſt das Trinkwaſſer fehlt, denn die Ciſternen ſind erſoffen. Rechnet man dazu die gänzliche Iſolirung — es gibt Halligen, auf denen nur eine einzige Familie wohnt —, das Fernſein von aller menſchlichen Hülfe — ärztliche muß oft Tagereiſen weit geſucht werden —, die Schwierigkeit des Verkehrs und die ſtete Unſicherheit der Exiſtenz, ſo ſieht man zu dieſen Wohnungen weitgereiſte, wohlhabende Seeleute, welche die herrlichſten Gegenden der Erde kennen lernten, zurückkehren, um dort ihrer alten Tage zu pflegen, ſo lernt man die Anziehungskraft würdigen, die Heimat und Meer ausüben. Doch wird zuletzt trotz aller Ausdauer und Feſtigkeit der Halligen-Leute das Meer den Sieg über ſie davontragen. Denn während ſie 1769, obſchon ſie vorher den dritten Theil von Land und Leuten eingebüßt, noch 2000 Seelen zählten, ſind ſie gegenwärtig bis auf 700 herabgekommen. Abgeſehen von den größern zerſtörenden Fluten nimmt das Meer durchſchnittlich jährlich die Breite eines Fahrwegs rund umher weg, und ſo bleibt nach und nach, wenn der tragbare Boden zu Meeresgrund geworden, ein Wurthügel um den andern mit ſeinen Gebäuden öde liegen. Für die Beſuchenden, die ſtets mit der größten Gaſtfreundlichkeit empfangen werden, ſind übrigens die Halligen, wenn man im Sonnenſchein durchs blaue Meer zu ihnen heranfährt, eine ebenſo originelle als freundliche Erſcheinung. „Dicht aneinander gedrängt liegen auf den Wurthügeln die Wohnungen, zwiſchen denen und deren Gärtchen nur ganz ſchmale Fußſteige gelaſſen ſind. Lagert man ſich am Abhange eines ſolchen grasbewachſenen Hügels, ſo hat man einen Anblick einziger Art. Rundumher der ſaftige Wieſenteppich ausgebreitet, mit ſeinen ſchmalen, unregelmäßig gewundenen Meeresbuchten; aus dem Grün erheben ſich in maleriſcher Unordnung die Wurten wie kleine Burgen, dazwiſchen weidende Kühe, und das Ganze eingefaßt vom blanken Rahmen des Meers." Ebenſo freundlich iſt das Innere der Wohnungen. Helle Fenſter, Kachelwände, mit Arabesken oder bibliſchen Geſchichten bemalt, auch mit guten und geſchmackvoll gewählten Bildern behangen, eine kleine Bücherſammlung, ein Glas- und Silberſchrank, auf dem weißbedeckten Tiſche allerlei Backwerk, gutes Brot, Butter und Käſe für den Gaſt, im blanken meſſingenen Keſſel brodelndes Waſſer, und über den Beſuch frohe Geſichter. Die Leute beſitzen Erfahrung, ungeſchminkte Bildung, ungeheuchelte Frömmigkeit und eine freundliche, beſchei-

dene Sicherheit in ihrem Benehmen. Die linkische Verlegenheit mancher Dorfbewohner des Festlandes ist ihnen fremd. Ihr Haupterwerbszweig ist der Seedienst; die Producte der Halligenwirthschaft sind Wolle, Milch, Butter, Garneelen (kleine Krebse ohne Scheren) und Vogeleier, von denen viel auf benachbarte Märkte gebracht wird und die sich in solcher Menge finden, daß sie zugleich ein Hauptnahrungsmittel der Bewohner bilden, ja sogar an die Schweine verfüttert werden.

Die Insel Föhr, die man zu den glücklichen zählen könnte, weil sich auf ihr überall bescheidener Wohlstand, nirgends Armuth zeigt, und das wyker Nordseebad, welches zwischen den milden Ostseebädern und den stark irritirenden Nordseebädern eine mittlere Stellung einnimmt, haben eine sehr eingehende und beziehendlich einladende Beschreibung gefunden, rücksichtlich deren wir auf das Buch selbst verweisen. Die Bevölkerung der kleinen Insel von nur 1½ Quadratmeilen und 6000 Einwohnern besteht aus drei Hauptelementen, den ursprünglichen föhrer Friesen, den von Nordstrand herübergekommenen Friesen, die sich noch jetzt durch Dialekt und Tracht unterscheiden, und eingewanderten Jüten; fast alle Einwohner aber verstehen sich auf fünf Sprachen und beziehendlich Dialekte: die beiden friesischen, Hoch- und Niederdeutsch und Dänisch. Bei dem Ausflug, oder der Ausfahrt, wie der Verfasser sagt, nach Sylt und Amrum betrachten wir uns nur ein düsteres Bild, den Schiffbrüchigen-Thurm. Die Sandbänke und Untiefen bei Amrum sind so gefährlich, daß ein Leuchtthurm eher geschadet als genützt haben würde; man hat sich daher begnügt, auf einer Sandbank einen hölzernen Thurm zu erbauen, in dessen oberm Stockwerke die Schiffbrüchigen Brot und Wasser und ein dürftiges Lager finden. Die Zertrümmerung der Uthlande, „die nur eine großartige Ruine ohne den Anschein einer solchen sind", brauchen wir in der Erinnerung des Lesers nicht aufzufrischen, gedenken aber einer dem Buche beigegebenen sehr schön ausgeführten Karte, die das Sonst und Jetzt auf das deutlichste veranschaulicht. Aus dem letzten Abschnitte, der die Geschichte und Charakteristik enthält, heben wir noch ein paar interessante Einzelheiten heraus.

Nordfriesland war früher in Harden (Gaue oder Bezirke) eingetheilt. Eine jede hatte ihre freigewählten Hauptleute und Fahnenträger, wie ihre eigene Fahne und ihr Siegel. Die Harden zerfielen in Viertel, später Kirchspiele genannt, und die Kirchspiele in einzelne Bauerschaften, zu deren jeder mehrere Bauergelage oder Bauerlagen gehörten. Die Harde erwählte sich jährlich als verwaltende und richtende Behörde einen Rath von 12 angesessenen Männern; den Kirchspielen standen Aeltermänner und den Bauerschaften Sechs- oder Achtmänner vor. Die Angesessenen nannten sich „Adelike Bolim" (adeliche Bauern), vor dem Rechte aber standen Knecht und Herr gleich. Hardenversammlungen wurden durch Feuerbaken (Feuer auf Thürmen oder erhöhten Orten), die der Kirchspiele durch Glockengeläute und die der Bauerschaften durch den „Buerstock" einberufen. Der letztere war ein kleiner gedrechselter Stab, den der Vogt einem Nachbar mit mündlichem Bescheid über den Zweck der Versammlung überreichte, und den jeder Nachbar, sowie er ihn selbst, ohne ihn aus den Händen legen zu dürfen, augenblicklich selbst weiter tragen mußte. Bei Rath und Gericht ging alles mündlich von statten, auch Recht und Gesetz waren ungeschrieben; man ernannte bei jedesmaliger Versammlung „Hörige", welche die Verpflichtung hatten, von Urtheil und Beschluß später Zeugniß abzulegen. Die erste Aufzeichnung der Landrechte und Bestätigung durch den fürstlichen Oberherrn fand 1426 statt. So entstand „die eiderstedtische Krone der rechten Wahrheit" und die „Siebenhardenbeliebung", das Eiderstedter und Siebenharder Landrecht. Spuren von Blutrache und Wehrgeld finden sich noch im 16. Jahrhundert. „Als um diese Zeit der Sohn eines wohlhabenden Landmanns im Nordstrande eines Todtschlags wegen verfolgt ward, ward es dem Vater möglich, ihn nach geschehener Sühne wieder ins Land zu rufen. Und wie nun der beglückte Alte über die Mühen und Kosten klagt, die ihm der Sohn verursacht, durchbohrt dieser ihn mit seinem Dolche. Der Mann seiner Schwester nimmt auf der Stelle blutige Rache an dem unnatürlichen Sohne, und kein Gesetz, keine Obrigkeit verlangt deshalb Rechenschaft. Die sonst beim Sarge ausgerufene Rache war hier auf der Stelle vollzogen, und der Gerechtigkeit war nach uralter Auffassung Genüge geschehen. Ja noch 100 Jahre später ist der Chronist Heimreich mehrmals zugegen gewesen, wenn auf der Föhr über den Todtschläger am Grabe des Erschlagenen der Bann gesprochen ward." Gegenwärtig sind, wie die alte Verfassung, auch die alten Gebräuche meistens verschwunden. Der Verfasser gedenkt nur eines einzigen, bei Verlobungen, wo, wenn der eine Theil aus der Fremde ist, von jungen Leuten am Abend ein mit Fahnen und Laternen geziertes Boot auf einem Wagen durch die Straßen gezogen wird.

Das Christenthum wurde in Nordfriesland im 12. Jahrhundert eingeführt; doch zeigten die nüchtern-verständigen Insulaner, denen nach dem Verfasser die Logik angeboren ist, für „die sinnig-poetische Mystik des Katholicismus" wenig Sympathien. „Auf den Schiffen und Watten, sowie in der Nacht dauerten die altreligiösen Opfer, Tänze und Mahlzeiten fort, dem Sprichwort gemäß: Die Nacht ist unser eigen." Auch von einem heidnischen Märtyrer lesen wir. Hans Kielholt, der Sohn des ersten christlichen Priesters zu Nordstrand, erzählt zu Anfang des 13. Jahrhunderts: „Als ich noch auf dem Lande bei meinem Vater war, und ein kunstreicher Maler in unserer Kirche die Geschichte der Apostel und anderer Märtyrer malte, damit man dieselben ehre und anbete, hat ein alter Mann, der ein Heide gewesen, dabeigestanden und dem zugesehen. Derselbe hat sein eigenes Messer herausgenommen und sich selbst über die Kehle geschnitten, weil er sich mit dem neuen Glauben nicht belasten wollte."

Eine werthvolle Beigabe des Werks bilden die beiden Karten, von denen wir der einen bereits Erwähnung gethan haben, während die andere in gleich trefflicher Ausführung die Insel Föhr in ihrer gegenwärtigen Erscheinung darstellt.

Wenden wir uns von der Nord- zur Ostsee und zu dem weiten Ländergebiete, dessen nordwestliche Küsten sie mit ihren fernsten Gewässern bespült.

„Jarolasch. Episoden aus dem Leben in Rußland" (Nr. 2), von R. Wendt, führt nach dem Vorwort des Verfassers in die Zeit unmittelbar vor des Kaisers Nikolaus Tod zurück. Wie er im allgemeinen von diesem Zeitpunkt und von den seitdem eingetretenen Veränderungen denkt, theilen wir nach seinen eigenen Worten mit: „Als am 18. Februar (2. März) 1855 die Kunde von dem Tode Nikolaus' I. Pawlowitsch durch Petersburg flog, da war nur eine Klage, nur ein Schrei des Schmerzes zu hören. Wäre der Kaiser in gewöhnlichen Zeiten gestorben, so hätte sein Tod schon den tiefsten Eindruck machen müssen. Denn 30 Jahre hatte er die Zügel der Herrschaft mit starker Hand geführt. Von dem Tage an, wo er vor dem Thurme der Admiralität zu dem Grafen Dornberg gesagt hatte, die Rebellion verblendeter Garderegimenter sei eine Familiensache, in welche Europa sich nicht zu mischen habe, von diesem Tage an hatte er die zarische Majestät in mächtiger, würdevoller Weise repräsentirt; man blickte mit ehrfurchtsvollem Staunen zu ihm empor, man fühlte in seinem Stolze sich stolz. Die Begeisterung für ihn war in den letzten Jahren seines Lebens neu belebt worden durch seine energische, dictatorische Haltung in den Wirren Europas. Nun starb jedoch der Kaiser in ungewöhnlicher Zeit, und sein Tod veranlaßte Schrecken und Entsetzen. Wer wird jetzt die Würde Rußlands aufrecht erhalten, so dachte man; jetzt, wo Feinde gegen sie ankämpfen! Wer wird jetzt den Opfereifer des Volks beleben, den Nikolaus durch seine ehrfurchtgebietende Festigkeit, seine Geradheit, seinen Ernst hervorgerufen, erhalten und geleitet hat! Er war der Gewaltige in Europa; solange er stand, wagten weder die anzugreifen, die er verpflichtet hatte, noch die gegen ihn aufzustehen, denen er als Herrscherideal erschienen war! ... Aber allerdings machten sich langsam und allmählich andere Gefühle geltend. Zuerst erweckten die Maß-

nahmen des jungen Monarchen Vertrauen; er versprach ja, Rußlands Integrität und Machtstellung bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Alsdann flößte seine weichere und sanftere Persönlichkeit Sympathie ein. Nikolaus war der Koloß gewesen, stark genug, um die schwerste Last zu tragen; Alexander konnte darunter erliegen und nahm sie doch pflichteifrig auf. Nun machte sich die Meinung geltend, die bis dahin in Rußland noch nicht aufgekommen war, daß Nikolaus den Krieg hervorgerufen habe, und daß es ein Unrecht wäre, von seinem Nachfolger die Verantwortung für eine That zu fordern, deren Urheber er nicht gewesen war. Man vergaß dabei die Solidarität der Monarchie, man übersah absichtlich, daß Alexander erklärt hatte, im Geiste des «Nievergessenen» fortzuregieren. Es dauerte nicht lange, so erweckten einzelne Veränderungen in der obersten Leitung der Angelegenheiten neue Hoffnungen und wirkten natürlich auf das Urtheil über Nikolaus, seine Zeit und sein System zurück."

Der Verfasser geht nun zu einzelnen Regierungsacten über und kommt zu den Reformen. „Der Ruf: Es muß anders werden! knüpfte sich an den ausgesprochenen Willen des jungen Kaisers, durch den Frieden wieder zu ersetzen, was man im Kriege verloren; durch Hebung der innern Kraft das gesunkene äußere Ansehen wieder zu sichern. Jetzt trieb man bewußt und unbewußt in die unabsehbare Gasse der Reform, und so eifrig that man plötzlich, daß man gern alles umgestürzt hätte — im Wahn, daß Aenderung Besserung sei —, wenn man nur gleich gewußt hätte, wo anfangen!" Die Reformen haben den Beifall des Verfassers nicht, und er scheint zu diesem Urtheil, wenn auch theilweise aus Zweifeln an der Zweckmäßigkeit der eingeschlagenen Mittel und Wege, doch hauptsächlich aus Anhänglichkeit an das System des Kaisers Nikolaus gekommen zu sein. Die Schlußworte, in denen er sein Résumé ausspricht, sind folgende: „Der Traum, daß man reformire, hat allmählich immer weiter um sich gegriffen, und im Traume hat man allerdings einzelne Gesetze gegeben, einzelne Verordnungen erlassen, die auf Reformen hinzielen: in Wahrheit ist direct nichts Wesentliches geschehen, wenn auch manches vorbereitet und in Angriff genommen ist. Indirect ist desto mehr erreicht. Die Phrase hat die Disciplin gelockert und die Apathie der Masse erschüttert." Hiermit ist der Standpunkt, von welchem aus der Verfasser die russischen Verhältnisse betrachtet, im allgemeinen charakterisirt; sehen wir nun, was seine „Episoden" uns bieten.

Der Name ist entsprechend gewählt; ja er besagt fast noch zu viel, denn auch in der Episode verlangt man Abschluß, der hier theils fehlt, theils nicht vollständig gegeben ist: es sind Fragmente, Skizzen, in einzelnen Situationen und Passagen oft sehr ergreifend und mit großer plastischer Kunst ausgeführt, im ganzen aber ohne Abrundung und einheitliche Durchführung. Darin aber ist der Titel sehr bezeichnend gewählt, daß man bei allen diesen Nebenhandlungen die Haupthandlung total vermißt. Der Verfasser führt uns eine Menge Bilder aus dem gesellschaftlichen und Familienleben der höhern und niedern Stände vor, verändert auch den Schauplatz, indem er ihn im ersten Theile nach Großrußland, im zweiten in die Ostseeprovinzen verlegt; allein seine Episoden sind lauter Nachtstücke, seine Bilder so voll Schatten ohne Licht, daß der Schluß von diesen Nebenhandlungen auf die Haupthandlung ein trostleser, das Gesammtgemälde, das man sich aus den Einzelbildern entwerfen müßte, ein grausenerregendes sein würde; man kann es nicht über sich gewinnen, aus dem hier dargebotenen Individuellen zu generalisiren, und deshalb vermißt man eben, wie wir wiederholen, die Haupthandlung. Von der Leibeigenschaft, von der Art und Weise, wie dieses Institut durch einen zum großen Theil verarmten Adel ausgebeutet wird, wollen wir schweigen, das gibt a priori zu denken genug, und daß dabei nichts Gutes herauskommen kann, versteht sich von selbst; wiewol wir nicht unbemerkt lassen dürfen, daß die Verstimmung des Lesers durch die Mißliebigkeit, mit welcher der Verfasser auf die diesfalls eingeleiteten Reformen hinblickt, noch bedeutend gesteigert werden muß. Auch von den Erscheinungen im gesellschaftlichen Leben, von dem äußern Glanz ohne innern Wohlstand, der Spiel- und Trunksucht, dem hohlen blasirten Wesen, der Roulette, die en gros zur Anschauung gebracht wird, endlich von der Beamtencorruption wollen wir den Blick abwenden. Es mag auch sein, daß der häufig betrunkene Pope, der bei Ausübung der speciellen Seelsorge mehr auf die Erbauung seines Magens als auf die des Pfarrkindes Bedacht zu nehmen und der viel Aehnliches von jenen Patronatsgeistlichen vergangener Jahrhunderte, die wir bei englischen und deutschen Satirikern geschildert finden, zu haben scheint, und ebenso der Lehrer, der vom Geistlichen als Diener betrachtet wird, und mit dem die Gemeinde auch nicht umgeht, weil er sie an Bildung überragt, der also ganz isolirt steht: es mag sein, daß beide auch nicht viel Stoff zu freundlichen Bildern darbieten; aber irgendwo, denkt man, wird doch das abgehetzte Gefühl zur Ruhe kommen. Vielleicht in der Familie? Ja, wenn unter all den Familien der verschiedenen Stände, die der Verfasser uns vorführt, auch nur eine einzige wäre, in der wir, um nicht zu sagen ein glückliches, doch mindestens ein erträgliches Zusammenleben anträfen; aber nirgends eine Spur. Die Sünden wider das sechste Gebot, sonst was dem anhängig, sind das immer wiederkehrende Thema der Handlung und des Dialogs durch beide Theile des Buchs hindurch, von Anfang bis zu Ende, und wo sie die Grundlage des Familienlebens nicht untergraben, da müssen Standesvortheile, Gleichgültigkeit und andere Phasen der Selbstsucht zur Zerrüttung und Trennung führen. Der Gutsherr entehrt das leibeigene Mädchen und zwingt sie dem leibeigenen Burschen zur Gattin auf; selbst die Ehe schützt die Frauen nicht. Und wie solchergestalt das Familienmoment nach zwei Richtungen hin, beim Adel und der leibeigenen Bauernschaft auf das tiefste beeinträchtigt erscheint, so sieht es nach andern Seiten hin nicht viel besser aus. Berghaus in seinem geographischen Handbuch (Breslau 1843) erklärte es für unzweifelhaft, daß in Rußland die Bande der Ehe unverletzter erhalten werden und in höherer Achtung stehen als in irgendeinem andern Lande Europas. Dennoch, fährt er fort, kommen Ehescheidungen auch in sehr unbedeutender Zahl vor. Im Jahre 1831 wurden in der griechischen Kirche, dem herrschenden Glaubensbekenntniß, überhaupt 217 Ehen getrennt, und unter jenen Trennungen befanden sich nur fünf wegen Ehebruchs, das ist ein Ehebruch auf 7,506000 Individuen. Wollte man nach den Episoden generalisiren, so könnte man bei der Zahl 7,506000 getrost die letzten fünf Ziffern weglassen und würde damit noch viel zu hoch greifen. Wo ist nun die Wahrheit? Daß es eine äußerst gewagte Schätzung ist, wenn der verdiente Geograph die Fälle der Scheidung wegen Ehebruchs zum Maßstabe des numerischen Vorkommens dieses letztern selbst nimmt, wird niemand bestreiten; aber immer geben doch jene statistischen Momente so viel an die Hand, daß man sich nicht ohne weiteres von einer so allgemeinen Sittenverderbniß überzeugen kann.

Geben die Skizzen aus dem Leben der herrschenden und dienenden Klasse so wenig erquickliche Ausbeute, so hofft viel der Leser in der Episode „Bürgerlich" auf wohlthuendere Scenen zu stoßen; indeß werden diese Hoffnungen gleich mit dem ersten Satze getäuscht. „Die russischen Ostseeprovinzen", heißt es dort, „rühmen sich allein unter den Provinzen des Reichs ein eigentliches bürgerliches Element zu besitzen. Der Russe hält seine Städte, Moskau nicht ausgenommen, für große Dörfer, und ihre Bewohner, die Meschtschanini, unterscheiden sich wenig von den Landbewohnern; während die sogenannten erblichen und persönlichen Ehrenbürger (beide heißen Graschdanini) gewissermaßen in die Rangklassen eingereiht sind." Hiernach reducirt sich das bürgerliche Element, wenn wir dem Verfasser folgen, räumlich auf ein Minimum; aber auch von diesem bekommen wir nichts zu sehen. Zwar wird die Scene nach Dorpat verlegt, aber die Hauptfigur in derselben spielt ein lebenslänglicher alter Student, der von den Almosen der Commilitonen lebt, und

wichtigen Erfindungsplänen umgeht, das Geld zur Realisirung derselben von einem plötzlich auftauchenden Freunde vorgeschossen erhält, und nun am Ziele seiner Lebenshoffnungen das fast vollendete Werk in einem Anfalle von Wuth gegen einen Rivalen wieder zerstört; und neben ihm figurirt ein Professor der Astronomie, den sein Riesenthum in der Wissenschaft zum Zwerglein im Leben gemacht hat, zu einem Kinde, das von der Gattin wie von einer Mutter gegängelt wird. Beide sind originelle Charaktere; der alte Student namentlich, der seine Kinder nur noch auf dem Schulwege sehen kann, denn die Pflegeältern lassen ihn, weil er zu verkommen ist und zu viel hustet, nicht mehr ins Haus, ist eine scharf ausgeprägte Gestalt; aber einen Typus des bürgerlichen russischen Lebens bietet weder er noch der Professor dar, noch findet sich eine Schilderung desselben in irgendeiner andern Episode.

Wo übrigens der Hauptschaden aller russischen Verhältnisse liege, läßt der Verfasser häufig durchblicken. Er sucht ihn im Adel und macht dabei keinen Unterschied zwischen dem russischen und deutschen Adel, ja, in der Parallele, die er zur Charakteristik beider zieht, fällt das Facit mehr zu Ungunsten als zu Gunsten des letztern aus. Namentlich behauptet er auch, daß trotz des Ukases vom Jahre 1817, der die Leibeigenschaft in Livland aufhob, die Verhältnisse der dortigen Bauern in nichts gegen die der leibeigenen russischen Bauern gebessert, ja gegen früher in mancher Beziehung verschlimmert worden seien, und zwar lediglich durch Schuld des Adels, der die Bauern um so abhängiger von sich erhalten habe, als sie weder eigenes Land angewiesen bekommen, noch Befreiung von den Fronen erlangt hätten. Bezeichnend ist das Bild, das der Verfasser bei Besprechung dieser Verhältnisse einem Collegienrath zu Dorpat den Mund legt: „Wissen Sie, lieber Herr, wie mir Rußland vorkommt? Wie ein ungeheuerer Eisenbahnzug, an dem vorn eine Locomotive zieht, das ist der Kaiser; und hinten eine andere von gleicher Kraft, die statt zu schieben in entgegengesetzter Richtung zieht, das ist der Adel. Die Schaffner, die Passagiere, sehen mit dem Gesichte nach der vordern Locomotive, deren ihre Arme hängen an Drähten, die von der hintern kommen." Wir verfolgen die Ausführung dieses Bildes und die Eventualitäten, die als mögliche Phasen im Entwickelungsgange der russischen Zustände an demselben zur Anschauung gebracht werden, nicht weiter und wünschen, daß auch das Werk des Verfassers dazu beitragen möge, den eingeleiteten Reformen trotz des unliebsamen Auges, mit welchem er dieselben betrachtet, zu einem günstigen Erfolge zu verhelfen.*)

Den „Mimosen" (Nr. 3), von J. Baldino, stellten wir in dem uns früher vorgelegenen ersten Bändchen ein gutes Prognostikon, müssen dasselbe jedoch gegenwärtig, nach der Lectüre des zweiten, bedeutend einschränken, denn die sämmtlichen drei Erzählungen dieses Bändchens lassen viel zu wünschen übrig. Es fehlt dem Verfasser nicht an Phantasie und Darstellungsgabe, manche Situation ist gut angelegt, und viele Schilderungen sind trefflich gelungen; aber es fehlt in diesen drei Erzählungen durchgehends an Urtheilskraft und Geschmack, und wenn der Verfasser beides besitzt, so hat er hier keinen Gebrauch davon gemacht. Man fällt im Weiterlesen von einer Uebertreibung in die andere und muß sich, wenn man an einer Stelle voller Befriedigung verweilt hatte, zehn Seiten später oft ernstlich besinnen, ob man es noch mit demselben Manne zu thun hat. Dies gilt in gleichem Grade vom Inhalt wie von der Form. In der letztern ist der verständige Ton einer guten Gesellschaft manchmal vollkommen getroffen; manchmal läßt er sich an, als ob er einen intellectuell auf sehr niedriger Stufe stehenden Leserkreis vor sich habe, und erklärt z. B. in besondern Worte wie Fama und Mammon; manchmal nimmt er die Ingredienzien aus einem gelehrten Potpourri, wirft mit classischen, oft weit hergeholten Anspielungen, mit lateinischen und französischen Phrasen um sich, alles ohne auch nur ein Wort der Erklärung; manchmal endlich spreizt er sich in einer Phraseologie, die sich an Ueberschwenglichkeit und Geschmacklosigkeit überbietet, wie z. B. wenn er einen Gemsjäger, der mit andern nach einem Verbrecher fahndet, sagen läßt: „Ergibt er sich nicht ohne Gegenwehr, und kannst du seiner sonst nicht habhaft werden, so erwecke die Kugel, die in deines Stutzes Rohr noch ruhig schläft, und schmettere ihn durch die Kraft des schwarzen Salzes der Mönchserfindung eine seiner Leibesstützen schnell entzwei"; oder wenn er uns den Schmerz eines armen braven Besenbinders über den Tod seines Kindes in folgender Weise schildert: „Seppe stand auf, kehrte sein Gesicht gegen die Thüre und wischte sich mit seiner flachen heißen Hand eine runde Thräne vom Auge, so groß wie der volle Leib einer Kreuzspinne ist." Dasselbe widerspruchsvolle Durcheinander verunstaltet den Inhalt. Wir wollen nicht dabei verweilen, daß in den beiden letzten Erzählungen die Erfindung in den Katastrophen durch unmotivirte Uebertreibung und beziehendlich durch unpassend gewählte Mittel zur Ausführung der That verfehlt ist, und beschränken uns darauf, eine kurze Analyse der ersten Erzählung zu geben, durch welche sich die Weise des Verfassers am besten charakterisiren wird.

Der „Bachtobel-Rudeli" ist eine Dorfgeschichte, die in Untervaz am Fuße des Kalanda spielt. Sie beginnt mit einer allgemeinen Schilderung der Zustände des zur Hälfte von Katholiken, zur Hälfte von Protestanten bewohnten Dorfs, und diese sind so beneidenswerther Art, daß man an ein Utopien denkt. „Friedlich, wie die Todten auf ihren beiderseitigen Kirchhöfen ruhen, wirken und streben die noch lebenden Protestanten und Katholiken unter- und nebeneinander. Ihre Seelenhirten geben ihnen das beste Beispiel. Einer empfängt den andern gastlich; das Buchstabenwerk ist bei ihnen todt und der Geist allein lebendig. Am Hochzeitsschmause und bei der Kindtaufe findet man den Protestanten neben dem Katholiken und den Katholiken neben dem Protestanten. Sie wohnen neben- und durcheinander und gar oft unter ein und demselben Dache und bilden eine Geschwisterfamilie, deren einer und wahrer Vater allein der Allmächtige über den Wolken der Sterblichkeit ist." Diesem Eingang entspricht auch der weitere Verlauf der Charakteristik. Kein Theil stört den Feiertag des andern durch „weheloses Getriebe". Das Wirthshaus dient nur für Fremde und zu Ausbringung der Gastereien bei häuslichen und öffentlichen Festen, sonst steht es leer. Karten sind nur dem Namen nach bekannt, Sitten und Gesinnung noch echt patriarchalisch. Kurz, man macht sich auf eine Idylle im vollsten Sinn des Worts gefaßt und wird durch die ersten elf Abschnitte in seiner Erwartung nicht getäuscht. Wir verleben mit den Untervazern einen gemüthlichen Sonntag, werden dann in die reinliche, friedenvolle Wohnung des armen Seppe eingeführt, lernen einen ehrwürdigen Nachtwächter und einen vortrefflichen Arzt kennen, stehen mit ihm und mit getreuen Nachbarn am Todtenbette des kleinen Rudi Seppe, wohnen den katholischen Bestattungsfeierlichkeiten bei und hören eine für jene patriarchalischen Zustände fast zu erhabene Leichenpredigt, in der ausgeführt wird, daß „das ganze unermeßliche All, vor dessen Gedanken unsere sinnliche Seele bebt und in ihren Grundfesten erzittert, daß es nichts ist als in sterblichen Augen ein matter Abglanz unsers eigenen, in uns verschlossenen und in alle Ewigkeiten hinaus zu entwickelnden ewigen Daseins". Wir sehen dann noch einmal das Trauerhaus in seiner stillen Wehmuth und Vater Seppe vor einsamem Kreuze im Gebet. Er erhebt sich und findet einige Schritte weiterhin ein ausgesetztes neugeborenes Kind. Und nun kommt auf einmal ein Umschlag in die Erzählung, welcher Sitten und Charaktere ohne die mindeste Vermittelung plötzlich in einem ganz fremdartigen Lichte erscheinen läßt, und dem sich auch die Darstellungsweise anschließt, die vom Pathetischen und Reinen ins Frivole und Unreine übergeht. Das Kind ist nämlich das Kind des katholischen Pfarrers und seiner Köchin, und

*) Von dem hier besprochenen Werke ist seitdem noch ein dritter Band erschienen, welcher die Jahreszahl 1859 trägt. D. Red.

der Pfarrer hat es selbst ausgesetzt. Nach allem Vorangegangenen mußte man sich ihn als einen höchst würdigen Mann denken, und nun wird er mit einem Schlage, ohne einen Schatten von Aufklärung über diesen Wechsel der Dinge, zum Kapuziner umgestempelt, der, abgesehen von der Aussetzungsgeschichte, bei den Frauen des Dorfs in Bausch und Bogen eine Rolle spielt. Hiermit hat sich der Verfasser einen Verstoß zu Schulden kommen lassen, der nicht blos aus ästhetischen, sondern auch aus moralischen Gründen, und zwar mit um so größerm Ernste gerügt werden muß, als durch die erste Hälfte der Erzählung ein wirklich sittlicher und echt religiöser Geist hindurchgeht, der die frivolen Manifestationen der zweiten zwar im Auge keines vernünftigen Lesers zu sanctioniren vermag, durch dieselben aber um so mehr profanirt wird.

Von den Gebräuchen, deren in den „Mimosen" Erwähnung geschieht, heben wir das Anschlagen der Sterbeglocke, unmittelbar nachdem jemand verstorben ist, hervor, was auch in England vorkommt; dann das Scheibenwerfen der jungen Leute zu Fastnacht — es sind dies kleine glühend gemachte Scheiben, die zu Ehren der Mädchen in die Luft geschleudert werden — und das Neujahrschießen der Burschen, was aus den Fenstern der Wohnstube ihrer Mädchen geschieht, und wobei sie von diesen bewirthet werden. Was das Sagengebiet anlangt, so wird viel von Bergmännchen erzählt, doch unter mannichfacher Ausschmückung und in dem merkwürdig gemischten Stile, der den Verfasser charakterisirt. Die alten Jungfrauen, denen, wie das Leben und wie selbst die Sprache (die sie durch den Gegensatz verspottet), auch die Sage hart und gehässig entgegentritt, denn diese weist ihnen häufig auch nach dem Tode einen einsamen traurigen Ort zum Aufenthalt an, werden hier in Graubündten auf das Giritzenmoos verbannt, ein ödes Moos, von einem Graben ohne Brücke umgeben, nie von der Sonne, nur vom Mond beschienen, und durch nichts belebt als durch Froschgequak und Unkenruf; hier schweben sie wie Nebelbilder tausend Jahre umher, bis die Stunde der Erlösung kommt.

Wir schließen mit einem Bilde aus der Neuzeit: es gehört zur Katastrophe der dritten Erzählung, in deren Beginn der Senne Kretli einen Fremden unter andern auch deshalb durchprügelt, weil er auf Napoleon III. geschimpft hatte; es kann also über die Chronologie kein Zweifel sein.

Der Schelmenthurm.

Unter dem Dorfe Zigers steht unweit des rechten Ufers des Rheinstroms und der Brücke, die von Untervaz herüberführt, mit Graben und Wall umgeben, das uralte Schloß Fridau oder Fridnow. Es wird zu Hochgerichtsgefängnissen (die drei Bünde, Zehntgerichten-, Gotteshaus- und Grauerbund zerfallen in 26 Hochgerichte) verwendet. Das Volk nennt es nur den Schelmenthurm. Die Mauern sind schwarzgrau, das Dach ist mit Moos bewachsen, und durch die obern schmalen Oeffnungen saust und pfeift und heult der Wind. Innen aber ist es grauenhaft. Tief unter der Erde befinden sich die Gefängnisse. Kein Strahl des Lichts und kein erfrischender Athemzug des Windes kann in sie dringen. Die dunkelste Dunkelheit und der lebenzerstörende Modergeruch, entsetzlicher als im Schose der Grüfte, herrscht in ihnen. An Seilen werden die Gefangenen in die schaudervolle ewige Nacht hinabgelassen. Die, welche, um zum Verhör oder vor den Richter gebracht zu werden, hinaufgewunden werden müssen, werden nicht mehr abgeholt; wenn sie keine Antwort mehr geben, weil der Schwarze Tod mit seinem pestartigen Hauche ihr Leben vernichtet. Drunten mögen sie zum Entsetzen der Neuhinabgelassenen fortmodern, bis der Zahn der Zeit das alte Gemäuer zerfressen, und die letzten Reste ihrer Gebeine ans Tageslicht kommen. Von Zeit zu Zeit wird etwa ein Bund Stroh hinabgeschmissen, womit der Gefangene sich auf modernden Gerippen betten mag. Sein Wasser und Brot oder was sonst noch etwa mitunter zugelegt wird, läßt man ihm unter Zuruf, auf daß er es ablöse, an Stricken hinab u. s. w.

Wir wollen hier abbrechen; es kommt noch viel von Nattern, Kröten und Molchen, wobei der Verfasser in Anmerkungen naturgeschichtliche Beschreibungen gibt. Darum ist es uns hier nicht zu thun. Wir wollen auch den Lesern nicht zumuthen, das Gesagte in seiner ganzen Ausdehnung für wahr zu halten, denn wir können es selbst nicht so glauben. Wenn man aber bedenkt, daß ein Schweizer das Buch geschrieben, daß es in der Schweiz erschienen ist, daß es den Zusatz: „Aus dem bündtnerschen Natur- und Volksleben", auf dem Titel trägt, und daß es die ausgesprochene Tendenz hat, eine Art Landeskunde darzubieten; und wenn man damit in Verbindung bringt, was Osenbrüggen von den zuger Gefängnissen im „Deutschen Museum" mitgetheilt hat, so läßt sich doch der Argwohn nicht unterdrücken, daß wenigstens etwas Wahres daran ist, und dies würde genügen, um die allgemeine Aufmerksamkeit für den Gegenstand in Anspruch zu nehmen, welche letztere, wenn sie sich denselben zuwendete, zugleich die Abhülfe des Uebels in sich trüge, denn dergleichen Dinge müssen in unserer Zeit in civilisirten Ländern aufhören zu bestehen, sobald sie allgemein besprochen werden.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

W. von Humboldt und F. G. Welcker.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an F. G. Welcker. Herausgegeben von R. Haym. Berlin, Gaertner. 1859. Gr. 8. 28 Ngr.

Zu den schon früher veröffentlichten Briefen Wilhelm von Humboldt's an Schiller, F. A. Wolf und seine Freundin Charlotte Diede treten hier noch seine Briefe an den hochverdienten Philologen und Alterthumsforscher F. G. Welcker, und wir heißen sie aufrichtig willkommen, da sie gar sehr geeignet sind, das Bild des vorzüglichen Mannes seinen Verehrern noch näher zu bringen und durch gewisse feine Züge zu vervollständigen und zu verlebendigen. R. Haym, der als Verfasser eines trefflichen biographischen Werks über W. von Humboldt vorzugsweise berufen war, diese Briefe herauszugeben und einzuleiten, hebt in seinem Vorwort hervor, daß dieselben namentlich als eine neue „Seite in Darstellung Humboldt's" wichtig seien. Am natürlichsten, meint er weiter, würde man sie als ein Seitenstück zu den Briefen an F. A. Wolf betrachten dürfen, nur daß man hier nicht einen lernbegierigen und verehrenden Schüler reden höre, der vor dem Meister auch da noch Respect habe, wo er gegen den Meister Geduld und Schonung übe, sondern überall vielmehr den wohlwollenden und gütigen Freund, der mit gleicher Theilnahme den Lebensgang wie die wissenschaftliche Thätigkeit des andern begleite. In diesen Briefen findet der Herausgeber wieder bestätigt „jene ideale Höhe der sittlichen Anschauung, die über allen Gegensatz der Empfindungen hinaus zu sein scheint und aus welcher der wunderbare Mann für das Verhältniß zu andern die schöne Toleranz, Milde und Humanität, für sich aber die Freiheit entnimmt, das Leben ästhetischer zu behandeln als es im ganzen erlaubt. Da begegnet uns wieder, in schönstem Contrast damit, jene umständliche Feinheit, jene bis ins Peinlichen gewissenhafte Sauberkeit, mit welcher praktische Verhältnisse fast wie theoretische Probleme entwirrt oder zurechtgerückt werden. Da drängt sich recht schlagend endlich die durchgehende Einheit des wissenschaftlichen und des sittlichen, des intellectuellen und des moralischen Charakters unsers Darstellers auf."

Doch ehe wir noch einiges von dem hervorheben, was uns von allgemeinerm Interesse an diesen Briefen zu sein scheint, dürfte es zweckmäßig sein, einige Angaben über Humboldt's Verhältniß zu Welcker vorauszuschicken. Als ein junger Mann von 22 Jahren war Welcker im Herbst 1806 von Gießen, wo er am Gymnasium eine Lehrstelle bekleidete und überdies an der Universität alttestamentarische Vorlesungen gehalten hatte, nach Rom gekommen, um hier einen halbjährigen Aufenthalt zu nehmen. Infolge besonderer Umstände, die sich an den ingrimmigen

rfolgten Tod eines Bruders, welcher ihn am Gymnasium ver-
reten sollte, knüpfen, die aber hier zu erzählen zu weitläufig
iz würde, erhielt er Zutritt in das Haus Humboldt's, dama-
igen preußischen Ministerresidenten in Rom und zugleich Ge-
häftsträgers für Darmstadt, wo er aufs freundlichste aufgenom-
en wurde und fortan ein gerngesehener Gast bei der abend-
ichen Theetischrunde war. Nach wenigen Monaten und nach-
em der bisherige Hauslehrer, Sickler, plötzlich das Humboldt'sche
aus verlassen, wurde Welcker durch Zoega der Auftrag über-
acht, auf vier Wochen zu Humboldt zu ziehen, um mit ihm
en Unterricht der Kinder zu theilen. „Was nur als eine vor-
äufige Aushülfe gemeint war", erzählt Haym weiter, „wurde
n einem dauernden Arrangement. Humboldt selbst bat nach
iniger Zeit die darmstädtische Regierung um Verlängerung des
Urlaubs für Welcker; bereitwillig und auf unbestimmte Zeit wurde
ieselbe ertheilt, erst im Frühjahr 1808 kehrte letzterer, durch
ie inzwischen eingetretenen Verhältnisse am Gymnasium bewo-
en, nach Gießen zurück." Aber man blieb seitdem — obschon
s auch nicht an gelegentlichem Wiedersehen fehlte — fortan in
rieflichem Verkehr, der namentlich seit dem Jahre 1821 ein
egelmäßiger und zwar besonders über wissenschaftliche Gegen-
tände wurde, und wie nahe Welcker dem Humboldt'schen Hause
and, läßt sich aus dem Umstande erkennen, daß, solange Hum-
oldt in mannichfach wechselnden Lagen von Geschäften über-
äuft war, vorzugsweise Frau von Humboldt den Freund fort-
ährend von dem Befinden und Geschick der Ihrigen wie von
ndern Angelegenheiten in Kenntniß erhielt und daß nach dem
ode beider Gatten die Tochter Karoline in treuer Anhänglichkeit
as Verhältniß fortsetzte. Die Hochschätzung und Sympathie,
enen sich Welcker bei der Humboldt'schen Familie erfreute und
ie Gründe dazu, enthüllen sich namentlich in einem Briefe
umboldt's aus Erfurt vom 23. December 1809, in welchem
r unter anderm heißt: „Sie glauben nicht, liebster Welcker,
ie recht eigentlich gut ich Ihnen bin. Ihr lebendiges Wesen
n unserm Umgange hat für mich, wie ihre Briefe noch jetzt,
mer etwas zugleich Erweckendes und Beruhigendes gehabt,
nd es ist mir eigentlich nie vorgekommen, daß jemand bei so
iel unleugbarer Reizbarkeit und Tiefe des Gefühls so viel Leich-
igkeit, Frohsinn und Empfänglichkeit für jede Idee und jede
Beobachtung bewahrt. Dann haben Sie, wie ich nicht leugnen
ill, mein Herz sehr dadurch bestochen, daß Sie gleich am An-
ang so rein und richtig erkannt haben, was eigentlich in mei-
er Frau von Geist und Gemüth liegt" u. s. w. Aehnliche
Versicherungen wiederholt Humboldt im Jahre 1811 in einem
Schreiben aus Wien: „Ihre Anhänglichkeit an uns hat sich in
en Jahren unserer Trennung so schön erhalten, daß unser Ver-
rauen zu niemand gleich groß sein könnte." In demselben
Briefe preist er Welcker's „für alles empfängliche, durchaus
icht einseitige und immer auf das Beste und Höchste im Men-
chen gerichtete Natur". Das sind Lobsprüche, die für denjeni-
en, der sie spendet, ebenso ehrenvoll sind als für denjenigen,
em sie gelten.

Der Herausgeber nimmt für sich kein anderes Verdienst in
Anspruch, als dasjenige, zu der Veröffentlichung dieser Briefe
en Anstoß gegeben zu haben. Welcker habe nicht daran gedacht
ei Lebzeiten diesen Briefschatz in die Oeffentlichkeit zu bringen.
Zuletzt habe er aber doch der Vorstellung Raum gegeben, „daß
s eine Verpflichtung gegen die Manen des großen Staatsmanns
nd Forschers sei, der Nation nichts vorzuenthalten, was einen
Beitrag zu dessen Charakteristik abgeben könne". Der in die-
em Sinne an Welcker gerichteten Bitte sei die Gewährung auf
em Fuße gefolgt, und über die Grundsätze, die bei der Ver-
öffentlichung zu befolgen seien, habe man sich leicht verständigt,
a sich nichts gefunden, was aus persönlichen Rücksichten aus-
uschließen gewesen wäre. Freilich sei zu bedauern, daß statt eines
Briefwechsels nur Briefe hätten mitgetheilt werden können, allein
ur von einem der Welcker'schen Briefe habe der Absender eine
Abschrift zurückbehalten gehabt, und dieser eine (Bonn, den
0. Januar 1823 datirt, übrigens nahe 20 Seiten lang und
mehr eine wissenschaftliche Abhandlung als ein Brief) sei auch
an seiner Stelle eingereiht worden, was um so mehr geboten
gewesen, „da erst dadurch eine besonders eingehende, gewisse
letzte Grundsätze der Alterthumsforschung berührende wissenschaft-
liche Discussion in ihrem ganzen Zusammenhang nach ihrem
Für und Wider übersehen werden konnte".

Wir unterscheiden zur größern Bequemlichkeit unserer Leser
an diesen Briefen drei Bestandtheile: erstlich das rein Persön-
liche, was auf Humboldt's Leben, häusliche Verhältnisse und
Bekanntschaften Bezug hat und wovon sich zwar verhältnißmäßig
gerade nicht viel, aber doch einiges von hervorragendem In-
teresse vorfindet; sodann Humboldt's Selbstbekenntnisse über sein
Wollen, Trachten, Meinen und Arbeiten, die für ihn immer
ebenso ehrenvoll als zur Illustrirung seines Charakters wichtig
sind; endlich drittens die rein wissenschaftlichen Discussionen, die
bei weitem den überwiegendsten Bestandtheil dieser Briefe bilden,
aber ihrer Natur nach mehr den Mann der strengen Wissen-
schaft, besonders den Linguisten und Alterthumsforscher als das
große allgemein gebildete Publikum zu interessiren geeignet sind.

Unter den Mittheilungen rein persönlicher Art nehmen be-
sonders die über seine Gattin, für die er durchgehends die zar-
teste Theilnahme, Aufmerksamkeit, ja Verehrung bekundet, und
über seine Kinder, dann die über seine häuslichen Einrichtun-
gen in der Villa zu Tegel den ersten Platz ein. Unterm 6. August
1808 schreibt er z. B. über seine Tochter Karoline aus Rom:
„Karoline endigt eben die Odyssee. Sie liest den Homer mit
viel Fertigkeit, und ich suche sie nun schneller zu führen, nach-
dem sie in den grammatikalischen Elementen ziemlich sicher ist.
Ich unterrichte sie auch jetzt in der Geschichte, und suche dabei
mehr allgemein, soviel es sie interessiren kann, zu raisonniren,
als sie Namen und Jahrzahlen auswendig lernen zu lassen. Ich
nehme eigentlich Weltgeschichte und lege kein Buch zu Grunde,
weil ich keins habe, das mir recht wäre. Ich präparire mich
aus mehreren und trage ihr dann frei vor" u. s. w. In dem
nächsten Briefe, aus Ferrara auf der Rückreise nach Deutsch-
land am 20. October 1808 geschrieben, fährt er in diesen
Familienmittheilungen fort, und er drückt zugleich seinen Schmerz
darüber aus, seine Gattin, wenn auch nur auf Monate, ver-
lassen zu müssen: „Die heftige und rührende Anhänglichkeit der
Kleinen, die sich nie so gezeigt hatte als in den letzten Monaten,
und die Stille Karolinens haben mir das Weggehen sehr sauer
gemacht, und nun dazu Rom und die Gegend, an die ich vieles
in mir geknüpft und die vieles in mir entwickelt hatte. Mit
jedem Tage meiner Reise ist der Schmerz und die Sehnsucht
gewachsen, und doch ist mir noch oft, als wären beide noch
gar nicht, was sie sein sollten, als würde noch einmal so das
schreckliche Gefühl kommen, so die recht innige Einsicht, daß es
nun nicht mehr möglich ist, die Kolosse zu sehen, nach dem Va-
tican zu gehen, den Aventin zu besuchen." Ein Brief aus
Königsberg vom 25. April 1809 beginnt mit den Worten:
„Es wird immer schlimmer mit mir, lieber Welcker! Ich bin
nun gar in Königsberg, Theodor (aber bei einer sehr braven
Familie) in Berlin und meine Frau und Tochter in Rom.
Wenn sich jetzt die Familie Kälte und Wärme freundschaftlich
mittheilt, könnte sie wirklich ein recht temperirtes Klima heraus-
bringen." Hier haben wir einmal eine scherzhafte Wendung,
während er sonst dem Scherze zu seinen brieflichen Mittheilungen
fast niemals den Zutritt gestattet. Er fährt dann fort: „Meine
Hoffnung zu baldiger Rückkehr nach Italien ist verschwunden.
Ich bin hier gefesselt; aber trotz großer Thätigkeit vergesse ich
nicht nur nicht, sondern empfinde nicht einmal mit weniger Sehn-
sucht, was ich verließ und wovon ich getrennt bin. Meine
Frau muß jetzt bald in Wochen kommen. Wenige fühlten so
wie Sie, was sie eigentlich ist und wie wir zusammen lebten.
Sie ahnen daher auch, wie ich jetzt gestimmt sein muß."
Randschriftlich findet sich bei diesem Briefe noch die Bemer-
kung: „Die Beschreibung von Rafael's Bildern im Januar-
stück 1809 der Litt. Zeit. ist von meiner Frau; es wäre mir
lieb, wenn dies in irgendeiner Zeitung ohne andern Zusatz ge-

legentlich gesagt würde." Gern wird man auch lesen, was er am 12. März 1822 über sein Tegel schreibt: „Ich befinde mich hier auf einem kleinen Gute, auf dem mein Bruder geboren ist, und wo wir beide unsere Kindheit und einen großen Theil unserer Jugend zugebracht haben. Für Berlin ist die Gegend hübsch und ich habe den Ort lieb. Ich baue jetzt eben ein neues Haus hier, das vorzüglich den Zweck hat, unsere Marmor und Gipse zu stellen, doch nicht in einer Art Museum, wozu die Sammlung zu klein ist, sondern so, daß die Kunstsachen sich mit dem häuslichen Wesen verbinden. Schinkel und Rauch haben viel Güte für das Unternehmen, und so hoffe ich, soll es hübsch werden. Das Haus, das ursprünglich ein Jagdschloß des Großen Kurfürsten war, bekommt vier Thürme und jeder von diesen zu Basreliefs zwei der Wände aus Athen. Für ein Landhaus scheint mir die Verzierung passend, in den Flur stelle ich die antike Brunneneinfassung, in welchem der heilige Callixtus ertränkt sein soll, zu der Wolf eine Inschrift gemacht hat."

Ein Brief aus Berlin vom 3. December 1828 bezieht sich zum Theil auf seinen Aufenthalt in London: „Wir haben vorzüglich sehr viel Gemälde gesehen, von denen in London ein ungemeiner Reichthum ist. So angenehm uns dort das Leben bei unsern Kindern war, so schmerzlich ergriff aber meine Frau die Trennung. Die Entbehrung der Tochter und Enkelinnen macht natürlich auch, daß jedes körperliche Uebel sie mehr angreift, und die Genesung und Erholung davon langsamer und schwieriger ist. Es ist wirklich traurig, daß uns dies in diesen Jahren unsers Alters trifft, aber freilich auch ist es ein Schicksal, dem man, wenn man Töchter verheirathet, selten ganz entgeht. Mir ist die Reise in der mannichfaltigsten Rücksicht nützlich und angenehm gewesen. Ich war genau vier Wochen in Paris und acht in London, und habe mich in dieser Zeit in beständiger Thätigkeit erhalten. Ich habe eine Menge neuer Bekanntschaften gemacht und Verbindungen geknüpft, die mir für meine Forschungen dienlich sind. Vorzüglich aber hat es mich angezogen und ergötzt, wieder einmal und kurz (denn lange würde es keinen Werth für mich haben) in dem großen Gewühl dieser mit keiner andern zu vergleichenden Städte zu sein." Leider schon nach wenigen Monaten, am 29. März 1829, hat Humboldt seinen Freund von dem am 26. März erfolgten Ableben seiner Frau in Kenntniß zu setzen. Man wird den Brief, der von einer stoischen aber doch tief schmerzlichen Resignation erfüllt ist, nicht ohne Rührung lesen, ebenso den vom 29. Januar 1830, der namentlich von dem seiner Frau zu errichtenden Denkmal handelt, zugleich aber auch die seltene Willenskraft des Mannes zeigt, der sich nun mit erhöhtem Eifer in wissenschaftliche und namentlich sprachliche Studien versenkt, wie denn überhaupt diese Briefe über seine ungeheuere, wahrhaft Erstaunen erregende Thätigkeit auf diesem Gebiete die interessantesten Aufschlüsse enthalten. In dem letzten (dictirten) Briefe, Tegel 8. Mai 1830, klagt er, daß er mit dem einen Auge weder mehr lesen noch schreiben könne, während ihm das andere doch mit der Brille noch bei Lichte zu arbeiten erlaube, und schließt mit folgenden interessanten Worten über die bevorstehende Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller: „Ich habe ihn mit großer Sorgfalt revidirt und die Ueberflüssigkeiten weggeschnitten, über welche man in dem Goethe'schen und nicht mit Unrecht geklagt hatte. Ich bitte Sie besonders auf meine jetzt eben fertig gewordene Vorerinnerung zu dem Briefwechsel zu achten. Sie wird ein paar Bogen einnehmen, und ich suche darin die Eigenthümlichkeit der Geistesart Schiller's und seinen Entwickelungsgang zu schildern. Es ist wirklich unverzeihlich, wie Schiller gegenwärtig durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt, ja beinahe übersehen wird." Seitdem ist Schiller in einer Weise rehabilitirt worden, wie dies damals niemand voraussehen konnte, und vielleicht hat auch W. von Humboldt's öffentliche Anerkennung Schiller's hierzu nicht wenig beigetragen.

Auch Goethe taucht in diesen Briefen mehrmals auf. In einem Schreiben aus Burgörner bei Eisleben, 27. Januar 1817, meldet Humboldt, daß er mit Goethe in Weimar zusammengetroffen sei: „Wir fanden ihn gesund, aber gar nicht gut gestimmt. Doch heiterte er sich auf. Er las uns dem Orientalischen nachgebildete Gedichte vor, die seinen besten frühern gleichkommen, wunderschön zum Theil." Ganz anders, gewissermaßen verjüngter, fand er Goethe im Jahre 1827. Er schreibt am 28. Januar aus Berlin: „Ich war zehn Tage in Weimar und täglich mehrere Stunden mit Goethe. Man kann ihn kaum in einer andern Periode seines Lebens heiterer und zufriedener, auch beschäftigter und thätiger gesehen haben. Seine Gesundheit ist ganz wiederhergestellt, und er ist das Bild eines schönen und rüstigen Greises. Die Herausgabe seiner Schriften setzt ihn in die erfreulichste Thätigkeit. Er zersplittert nicht seine Zeit dabei auf eine kleinliche Weise, sondern geht daran das Dichtige und Große, was noch der letzten Hand bedurfte, zu vollenden. Es wird sehr viel Neues in der neuen Ausgabe erscheinen. Eine zum «Faust» gehörige Episode, «Helena», in früherer Zeit angefangen, aber in der spätesten und zum Theil erst jetzt vollendet, gab er mir zu lesen. Es ist eine sonderbare Composition, wie es bei dem Sujet nicht anders sein kann, aber vom Anfang bis zu Ende belebt durch die regste und höchste Poesie." Hieran knüpfen wir noch ein interessantes Urtheil über Goethe's „Wahlverwandtschaften", in einem Briefe aus Erfurt vom 23. December 1809 enthalten: „Was sagen Sie zu Goethe's «Wahlverwandtschaften»? So manches Treffliche auch darin ist, bin ich nicht ganz eins mit dem Werk. Einmal ist eine gewisse Trockenheit und Weitläufigkeit in Herzählung des ganzen Lebens, der Parkanlagen u. s. w., in die Goethe manchmal vielleicht selbst durch das Dictiren, verfällt. Dann kommen die großen Evenements, wie der Tod des Kindes, so plötzlich und unvorbereitet, daß sie mehr Zufall scheinen als Schicksal, das nie sonderlich ergreift. Endlich ist eine Tendenz im Ganzen, die zerreißt, ohne wieder durch Versetzen ins Unendliche zu besiegen. Die Charaktere entfernen sich von der Bahn gewöhnlicher Pflichten und gehen doch nicht recht ins Idealische über. Es soll mich nicht wundern, wenn manche die «Wahlverwandtschaften» unmoralisch finden. Eine Sonderbarkeit ist noch das häufige Ins-Wasser-Fallen und die wiederholten Rettungsversuche. Dessenungeachtet liebe ich indeß das Ganze, man wird es immer mit Interesse lesen, es ist vorzüglich eine unglaublich wahre Naturschilderung darin."

Kommen wir nun zu Humboldt's Selbstbekenntnissen, zu denen wir auch seine moralischen und philosophischen Betrachtungen über den Endzweck der Menschheit rechnen; denn was er für deren höchste Aufgabe hielt, war auch zugleich das Ideal, dem er selbst nachstrebte. Die harmonische Ausbildung der Menschheit kann ja auch nur dadurch erreicht werden, daß jeder diesen Proceß erst an sich selbst vollzieht, was freilich bei den bisherigen unvollkommenen, halbwegs verwilderten und nur äußerlich disciplinirten allgemeinen Zuständen den wenigsten möglich ist und auch diesen meist nur nach einer langen Nacht von Jahren und nicht ohne Opfer, die den dadurch erreichten Gewinn wieder mannichfach schmälern, indem leicht ein gewisser, nicht ganz unselbstsüchtiger philosophischer oder ästhetischer Dilettantismus der energischen, thatkräftig in das Leben eingreifenden Charakterbildung Abbruch thut. Wilhelm von Humboldt mag von vielen in vielem übertroffen worden sein, aber soweit man auch blicken mag, von keinem an Humanität, Ernst des Strebens, Reinheit oder vielmehr Reinlichkeit der Gesinnung, Aufrichtigkeit gegen sich selbst und Gewissenhaftigkeit gegen andere. Dies alles zusammengenommen bildete in ihm die Tugend der Bescheidenheit zu einer Höhe aus, welche bei einem Manne von seinen geistigen Gaben und seiner gesellschaftlichen Stellung in neuerer Zeit vielleicht beispiellos ist. „Mir bleibt", schreibt er einmal, „immer für mich und andere die Demuth die erste Tugend. Ohne sie gibt es kein innerliches Leben, keine Liebe zur Einsamkeit, kein Band zwischen dem Gemüth und dem Himmel mehr." Welche Stimme in der Wüste einer Zeit, wo alles sich überschätzt und überhebt und das Ich sich selbst vergöttert! Er fordert eine „strenge unerbittliche Kritik", aber was seine eigene

betrifft, will er, daß man ihr nicht unbedingt folge, denn das, was er sage, sei „nicht dogmatisch" zu verstehen, „nicht als wäre es wirklich so", er spreche nur aus „wie es ihm erscheine". Nur einen „heilsamen Stoß" will er geben und Veranlassung werden, „daß man wiederholt prüft, daß man augenblicklich am einzelnen Beginnen irre wird, und nun entweder aus sich selbst seinem Wege eine etwas veränderte Richtung gibt, oder mit sicherer Ueberzeugung in demselben beharrt". In demselben Sinne trieb er auch die Schriftstellerei: „Ich sehe das wenige, was ich drucken lasse, vorzüglich gern als Vorwürfe an, über die sich allgemeiner reden läßt, und mithin ist mir auch Tadel, wo er die Kenntniß des Gegenstandes erweitert, immer willkommen." Und ferner bemerkt er einmal, der Hauptzweck seines Lebens sei eigentlich „nie weder das Schreiben, noch das Thun gewesen, sondern der, durch Schreiben und Thun soviel als möglich, und durch so nahe kommende Anschauung als möglich, von den verschiedenen Arten des menschlichen Seins und der menschlichen Bemühungen in mich aufzunehmen". Er, der nun so viel in sich aufgenommen und ein so unermeßliches Sprachgebiet als philosophischer Linguist beherrschte, schreibt doch im bescheidensten Tone an Welcker: „Sie sind in dem Fache, von dem die Rede ist, unendlich bewanderter als ich und ich möchte nicht blos sagen, daß Sie von Natur mehr Anlage haben, darin mit ausgezeichnetem Glück zu arbeiten, sondern ich gehe viel weiter und möchte mir diese Anlage fast ganz absprechen."

Als Sprachphilosoph durchflicht er auch die scheinbar trockensten Untersuchungen und Reflexionen linguistischer Art mit den gehaltvollsten philosophischen Betrachtungen. Ihm ist, „wenn man alle Mittelzwecke vergißt und nur auf das Letzte und Wesentlichste geht, wahre Erweiterung und Erkenntniß nur wahre Erweiterung des Daseins, und diese ist auf historischem Wege nur durch Anschauen gewesenen Daseins möglich". Er fährt dann ein paar Zeilen später fast wie ein Seher fort: „Insofern man immer eine stille Sehnsucht in der Seele nährt, die verschiedenen Arten, in welchen sich der menschliche Geist und das menschliche Gemüth groß zeigen, selbst angeschaut und gefühlt zu haben, so ist ein Theil dieser Sehnsucht gestillt und eine Beruhigung für das Hinaustreten erlangt. Denn wenn ich mir denke, wie man wol ohne edle und mir sehr fremde Sattheit am Leben auf eine edle und würdige Art den Kreislauf hier so vollendet zu haben denken kann, daß man nicht voraussieht, daß leicht etwas hinzukommen könnte, so ist es nicht durch Vollendung einer Reihe von Thaten, noch einer Masse von Richtungen, nicht durch ein Erschöpfen eines Kreises des Wissens (denn das Thun und das Wissen sind nie aufhörende Reihen von Einzelheiten, durch die man doch nie zur Unendlichkeit gelangt), aber wol dadurch, daß jedes Vermögen, das man in sich spürt, einmal einen Gegenstand in sich gefunden hat, in dem es ganz aufgegangen ist, wo nun jede neue Beschäftigung gleichsam nur eine Wiederholung sein würde. Nur also, was im Stande ist, ein Geistes- oder Gemüthsvermögen so zu beschäftigen und zu bewegen, kann für den Menschen eine absolute Wichtigkeit haben, eine solche, bei der Leben und Tod in Betracht kommt; alles Uebrige fällt in den Kreis des Zufälligen und Außerwesentlichen und wird, wie man den ernsten Gedanken des Todes faßt, so bis zur Gleichgültigkeit entfärbt, wie Kohlen ihren Schimmer verlieren, wenn daneben eine Flamme auflodert."

Eins der interessantesten rein persönlichen Bekenntnisse, das außerdem mit einer merkwürdigen Wahrnehmung oder Behauptung beginnt, ist wol folgendes in einem erfurter Briefe vom 23. December 1809: „Eine Heirath hat selten auf einen Mann einen günstigen Einfluß. Mich aber, kann ich wol sagen, hat die meinige gerettet. Ich habe eine ordentlich unselige Fähigkeit, mich jeder Lage anzupassen, und stand, als ich mich verlobte, eben auf dem Punkte, ganz und rettungslos in äußere Verhältnisse unter uninteressanten Menschen zu versinken, als mich meine Verbindung und der sich darauf nothwendig gründende Plan, selbständig und für mich zu leben, plötzlich, wie aus einem Schlummer herausriß." Er rühmt dann an seiner Frau als einen ihrer Hauptzüge, der aber vielleicht erst durch ihn an ihr ausgebildet wurde, namentlich ihre „Ehrfurcht für jede innere Freiheit". Im übrigen legt dieses häufige Zurückkommen auf seine Frau und manche nur leise Andeutung fast die Vermuthung nahe, daß ihr Charakter und ihr Verhältniß zu ihrem Gatten in den Gesellschaftskreisen, denen beide angehörten, häufig verkannt oder verdächtigt worden sein müsse. Es that Wilhelm von Humboldt so wohl, an Welcker einen Freund zu besitzen, welcher die Vorzüge seiner Gattin richtig zu würdigen wußte.

Zu den Bekenntnissen, die uns über seine innerste Natur Aufschluß geben, gehören auch die Briefstellen, in denen er seine glühende Begeisterung für das alte Hellenenthum zuweilen selbst in überschwenglichen Worten ausspricht. „Was man auch sagen mag", schreibt er, „außer dem kleinen hellenischen Kreise ist doch alles barbarisch." Ferner: „Was man auch von der Schönheit und Erhabenheit des Ramayana, Mahabharata, der Nibelungen sagen mag, um nur das zu nennen, was ich doch nun, so gut als ein anderer, in großen Stücken, in der Urschrift gelesen habe, so fehlt ihm immer gerade das eine, in dem der ganze Zauber des Griechischen liegt, was man mit keinem Worte ganz aussprechen kann, aber was man tief und unendlich fühlt, was machen würde, daß in jeder ernsthaftesten und heitersten, glücklichsten und wehmüthigsten Katastrophe des Lebens, ja im Momente des Todes, einige Verse des Homer und, ich möchte sagen, wenn sie aus dem Schiffscatalogus wären, mir mehr das Gefühl des Ueberschwankens der Menschheit in die Gottheit (was doch die Summe alles menschlichen Fühlens und alles irdischen Trostes ist) geben würden, als irgendetwas von einem andern Volke." Um die Stelle von dem „Schiffscatalogus" nicht falsch zu verstehen oder gar lächerlich zu finden, muß man wissen, was diesem Manne die bloße Sprache eines Volks war, welche Vorstellungen und Gedankenreihen in ihm auch nur bloße Worte hervorriefen.

Dieser Hellenismus hinderte ihn jedoch nicht, deutsch zu denken und zu fühlen, denn von den modernen Barbaren hielt er doch wol die Deutschen, wenigstens die wirklich Gebildeten von ihnen, für die gesittetsten, humansten, der Gottheit am nächsten stehenden. Unter den Franzosen, und zwar in dem Glanz- und Mittelpunkt ihrer Bildung, in Paris selbst, hat er sich nach eigenem Geständniß immer unheimlich gefühlt. Mit dem Aufenthalt in London versöhnten ihn namentlich die vielen Gemälde, die er dort zu sehen das Glück hatte. Als er Rom verlassen, ergriff ihn zwar tiefe Sehnsucht nach Roms Ruinen, aber nicht nach seinen Bewohnern. Auch fügt er (Ferrara, 20. October 1808) hinzu: „Dabei gehe ich doch nicht ohne Interesse und nicht ohne Liebe nach Deutschland. Ich liebe Deutschland recht eigentlich in tiefer Seele, und es mischt sich in meine Liebe sogar ein Materialismus ein, der die Gefühle manchmal weniger rein und edel, aber darum nur stärker und kräftiger macht. Das Unglück der Zeit knüpft mich noch enger daran und da ich fest überzeugt bin, daß gerade dies Unglück Motiv werden sollte, für die einzelnen muthiger zu streben, für alle sich mehr zu fühlen, so möchte ich sehen, ob die gleiche Stimmung auch bei andern herrschend wäre, und dazu beitragen, sie zu verbreiten." Um ein vollkommener Hellene zu sein, war Humboldt doch zu deutsch-schwer und melancholisch; er grübelte zu viel, und das heiter sinnliche Temperament, welches den alten Hellenen auszeichnete, fehlte ihm als Naturanlage doch gänzlich, so sehr er daran seine Freude hatte, wenn es ihm in der Verkörperung eines Kunstgebildes oder auch des bloßen sprachlichen Ausdrucks entgegentrat.

Auf die eigentlich wissenschaftlichen Partien können wir hier, als mehr für den Gelehrten von Interesse, nicht tiefer und ausführlicher eingehen, obschon sie die sinnreichsten Gedanken über Alterthums- und Sprachforschung, dann über die Sprachen selbst als Geistes- und Charakteräußerungen der Völker, die lehrreichsten Parallelen zwischen Aeschylus und Sophokles, zwischen der Trilogie des erstern und Schiller's „Wallenstein", über

die Zusammengehörigkeit von Religion, Kunst und Poesie bei den Griechen, endlich seine Bemerkungen über Voß („einer der Menschen, bei denen die Tugend immer zugleich eine Art der Tapferkeit ist, und die nur darum zu lieben verstehen, weil sie auch und im gleichen Grade hassen können"), über Schlegel, Creuzer u. a. enthalten. Seine Gewissenhaftigkeit, womit er als Schüler Kant's darauf dringt, daß in dem, was als Resultat aufgestellt werde, „die Grade der Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit bestimmt unterschieden werden", machte ihn auch vorsichtig gegen alles zu weit gehende Symbolisiren und Etymologisiren. Wenigstens will er, daß man die Etymologie als „Beweisquelle" ganz aufgebe und von keinem Namen eine Ableitung „geflissentlich" suche, sie aber auch nicht wegweise, wenn sie sich von selbst und ungezwungen darbiete. Ebenso sträubt sich sein ganzes Wesen dagegen, „daß jetzt die Menschen so gern eigene Theorien aufstellen, ohne die bisherigen zu prüfen und zu widerlegen", was er auch dem „jungen" Görres (im Jahre 1826) vorwirft.

Schließlich sei noch bemerkt, daß Welcker selbst solche persönliche oder Zeitbeziehungen, die einem größern Leserkreis sonst unverständlich gewesen sein würden, durch Anmerkungen erläutert hat. Die werthvollsten darunter sind wol diejenigen, in denen Welcker über die Fatalitäten, die er sich im Jahre 1816 in Gießen wegen seiner „deutschen Gesinnung" zuzog, und über die bei ihm in Bonn 1819 wegen Verdachts der Theilnahme an politischen Verbindungen angestellte Hausuchung berichtet. Bei ersterm Anlaß erfahren wir, daß Blücher vor dem Rheinübergange in Gießen an einer großen Tafel, die von der Galerie herab sehr viele Zuschauer hatte, den Toast ausbrachte: „Meine Herren, gut deutsch oder an Galgen!" Es läßt sich wol ein Preis darauf setzen, ob sich jemand über die deutsche Frage kürzer und kräftiger ausdrücken könne. H. M.

Ein Altbaier in Palästina.

Erinnerungen aus Jerusalem und Palästina. Von Philipp Meyer. München, Fleischmann. 1859. 8. 27 Ngr.

Der Verfasser, ein guter Katholik und guter Altbaier, betheiligte sich an einer deutschen Pilgerfahrt in das Heilige Land, wozu der Severinusverein in Wien eine Einladung erlassen hatte. Die Reisegesellschaft bestand aus 18 Personen, gerade neun Priestern und neun Laien, unter denen sich mehrere vornehme Herren und der Professor Stolz aus Freiburg befanden; der Pfarrer Weichselbaum aus Unterösterreich, dessen in dem Buche häufig Erwähnung geschieht, scheint der Bruder Lustig dieser Pilgerschar gewesen zu sein. Der Verfasser brach am 3. März 1855 von seiner Heimat Rosenheim nach Triest auf, fuhr hier mit einem Lloyddampfer auf der gewöhnlichen Route über Korfu, Athen, Smyrna, Alexandrien nach Jaffa, ging von hier auf dem gewöhnlichen Wege nach Jerusalem, machte die gewöhnliche Tour durch das Heilige Land, südlich nicht weiter als bis Bethlehem, nördlich nicht weiter als bis Nazareth und östlich bis ans Rothe Meer, bestieg in Kaifa am Fuße des Karmel abermals einen Lloyddampfer, fuhr abermals nach Alexandrien, machte von da den obligaten Abstecher nach Kairo und kam nach zwölfwöchentlicher Abwesenheit mit heiler Haut wieder in seinem lieben Rosenheim an.

Wer nun solchergestalt in zwölf Wochen eine Reise nach und durch Palästina absolvirt, der kann zur höchsten Noth nur dann ein lesenswerthes Buch über diese Reise schreiben, wenn er entweder außerordentlich gelehrt oder außerordentlich geistreich ist, oder aber eine ganz specielle Mission zu erfüllen gehabt hat. Von allen diesen Voraussetzungen findet aber bei dem Verfasser das schnurgerade Gegentheil statt. Der Leser kann sich nun ungefähr selbst vorstellen, was das wol für eine Sorte von Reisebeschreibung sein mag, welche der Verfasser jetzt an das Licht gestellt hat, nachdem er mehr als drei Jahre damit schwanger gegangen ist. So oft uns ein Buch unter die Hände kommt, dem jede Berechtigung zur Existenz abgeht, so pflegen wir uns die Frage vorzulegen, welchen eigenthümlichen Entstehungsproceß wol ein solches Opus durchgemacht habe. Auf diese Frage ließe sich nun wol im vorliegenden Falle folgende unmaßgebliche Antwort geben. Der Herr Pater hat, wie es einem altbairischen Herrn Pater geziemt, seinen Beichtkindern auf der Schenke bei einigen Seideln Bier seine Reiseabenteuer mit erbaulichen Betrachtungen und praktischen Nutzanwendungen erzählt, sich dabei, was ihm augenscheinlich nicht schwer geworden ist, auf das gleiche geistige Niveau mit seinen staunenden Zuhörern gestellt, und seine auf diesem Wege geklärten und zum Ausdrucke hindurchgearbeiteten Gedanken zu Hause sorgfältig und gewissenhaft zu Papiere gebracht. Wir loben das, wir wünschen von Herzen, daß sich die altbairischen Bauern noch recht oft und lange einer so belehrenden Unterhaltung erfreuen mögen. Aber eine altbairische Bierwirthschaft ist kein literarisches Tribunal, das über der Verfasser bedenken sollen, und darauf wollen wir ihn hiermit in aller Güte und Freundschaft aufmerksam machen.

Wir hegen keinen Groll gegen ihn, so verzeihlich dies auch wäre, nachdem wir die 469 Seiten seines Products im Schweiße unsers Angesichts durchgeackert haben. Er ist ein gemüthlicher Mann und kein fanatischer Pfaffe, wenn er auch dem „dünnen Protestantismus" und Liberalismus gelegentlich einen Seitenhieb versetzt und von Bischof Gobat's „dickem Wanste" spricht; der Protestantismus und Bischof Gobat werden diese Hiebe hoffentlich verschmerzen. Er, der Verfasser, ist ein Mann, der leben und leben läßt und der sogar einer gewissen Begeisterung fähig ist, wenn er z. B. in Smyrna oder Alexandrien bairisches Bier findet. Er besitzt nicht Geist genug, um boshaft zu sein. Er ist mit einem Worte ein recht guter Mensch, aber auch ein recht schlechter Schriftsteller. Wir erinnern uns kaum je eine Reisebeschreibung gelesen zu haben, welche durchgängig und ausnahmslos so alltägliche, oberflächliche, uninteressante Betrachtungen, so nichtssagende, häufig sogar läppische und albere Bemerkungen enthalten hätte. Nichts als leeres Stroh. Dazu eine Geschmacklosigkeit der Darstellung, die wenigstens zum Glück bisweilen eine unbeabsichtigte komische Wirkung hervorbringt, und eine Sprache, die sicherlich nicht deutsch, aber auch nicht einmal altbairisch, sondern geradezu roh und liederlich ist. Es wäre Papiervergeudung, dieses Urtheil noch mit Beispielen belegen zu wollen. Interessanter schien uns in letzterer Beziehung nur die bei dem Verfasser häufig wiederkehrende, sonderbare Umstellung der Conditionalpartikel, von der wir in der That wissen möchten, ob sie eine dialektische Eigenthümlichkeit oder etwa eine unbewußte Nachbildung des Lateinischen ist. „Das wenn unsere Humanisten hören", „und so innig wenn ich überall beten könnte", „auf diesem prachtvollen Platze wenn man wandelt", „dieses Ungeheuer wenn einmal aufstünde" u. dgl. m. Sie überlassen die Beantwortung dieser Frage dem Leser.

Um die Art, wie er aus interessanten Beobachtungen eine geistreiche Moral zieht, zu charakterisiren, nur ein Beispiel. „Die türkischen Hunde", sagt er, „haben, wie es scheint, ihre besondern Reviere, und wenn einer in ein fremdes Revier hinüberkommt, fängt ein furchtbares Geheul und Raufen an, das sich in einer Nacht öfter wiederholt und dem Fremden eine rechte Höllenmusik wird. So kann auch ein einziger Peitschenhieb eines Vorübergehenden die ganze Stadt in einen Hundelärm versetzen, weil einer dem andern nachbellt. Diese türkischen Straßenhunde erschienen mir als ein echtes Bild unserer Communisten; frei und herrenlos leben sie, aber raufen selbst mit einander, wenn der eine oder der andere noch eine Rechteidee macht läßt." (!) Die Kunstschätze von Athen veranlassen ihn zu folgender Bemerkung: „Ich beneide aber diejenigen nicht im geringsten, die ganze Tage an diesen Marmorglotzen (sic!) herumschnüffeln können und jede Gewandfalte zu studiren und ihre Nase abzumessen Zeit haben. Es würde dort vielleicht manchen in Entzücken gerathen, aber ich habe mich nicht um ein Haarchen glücklicher gefühlt, da ja nur das trostlose Heidenthum vor mir lag, das merkwürdigerweise auch in aller Kunstroheit

menheit das Herz nicht erwärmt, sondern nur Staunen und Bewunderung erregen kann." Deſto überſchwenglicher iſt ſeine „Entzückung" auf dem Boden Paläſtinas, wo ihm niemals der geringſte Zweifel an der Identität des angeblichen Ortes irgendeiner Begebenheit aus der heiligen Geſchichte beigeht und wo er im Eifer heiliger Einfalt der zweifelſüchtigen Vernunft gegenüber einen Scharfſinn entwickelt, der eines orthodoxen proteſtantiſchen Theologen würdig wäre. So zeigt man ihm in Nazareth das Wohnhaus Maria's, das doch wunderbarerweiſe nach Dalmatien und dann nach Loretto in Italien verſetzt worden iſt. Wie geht das zu? Unſer Mann weiß ſich zu helfen. „Wenn", ſo argumentirt er, „im heiligen Hauſe zu Loretto dieſelben Worte ſtehen (verbum hic caro factum est) wie hier in Nazareth, ſo kann das der Heiligkeit beider Orte keinen Eintrag thun, denn ſie gehören beide zu einem und demſelben Hauſe, und bei Entfernung des Vorhauſes mußte natürlich dieſe daranſtoßende Felſenkammer zurückbleiben. Das Ereigniß der Menſchwerdung Gottes muß aber natürlich dem ganzen Hauſe gelten, obwol es nur in einem einzelnen Gemach geſchehen iſt; wie man ſagt: das iſt das Geburtshaus dieſes oder jenes Gelehrten oder berühmten Mannes, obwol er nur in einem Gemache deſſelben geboren wurde. Uebrigens aber iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Verkündung in einer Betrachtungsſtunde Mariens geſchehen iſt, ſowie auch, daß ſich die heilige Jungfrau zu ihren Gebeten und Betrachtungen aus ihrer gewöhnlichen Wohnſtube in dieſes Hinterkämmerlein zurückgezogen hat, das wahrſcheinlich auch ihr Schlafgemach war, und ſo im eigentlichen Sinne die angeführten Worte nur hierher gehören, aber im weitern Sinne auch wol in das heilige Haus in Loretto geſchrieben werden können."

Doch es wird dem Leſer ganz recht ſein, wenn wir ihn mit jeder weitern Blumenleſe verſchonen. Wir wollen ihn deshalb auch nicht mit orthographiſchen Proben aus dem Buche weiter zur Laſt fallen. 7.

Notizen.

Der humoriſtiſche Kanzelredner Jobſt Sackmann.

Die Bücher haben ihre Schickſale, und manche von ihnen machen ein ungewöhnliches Glück, obſchon doch die Kritik von ihnen ſo gut wie gar nichts weiß, wie unter andern „Jobſt Sackmann's weil. Paſtors zu Limmer bei Hannover plattdeutſche Predigten", die ſoeben (Celle, Schulze, 1859) in ſechster durchgeſehener Auflage erſchienen ſind. Früher ſtand der Humor auch im Dienſte der Kirche, und es iſt ſehr die Frage, ob er ihr nicht ſehr treffliche Dienſte geleiſtet; wenigſtens ſchlief das Kirchenpublikum bei dieſen unterhaltenden, burlesken, praktiſche Vorſchriften in ein ſcherzhaftes Gewand kleidenden und mit lehrreichen Anekdoten aus der Geſchichte und dem gewöhnlichen Leben wohl verſehenen Predigten ſicherlich nicht ein. Dies volksthümliche Element iſt jetzt von der Kanzel verſchwunden, wie es auch immer mehr aus der Literatur und trotz aller ſogenannten populär-wiſſenſchaftlichen Schriften auch aus der Wiſſenſchaft verſchwindet. Zu dieſen humoriſtiſchen Kanzelrednern gehören unter andern der hamburger Paſtor Balthaſar Schuppius, der „Fabelhans" genannt, Sebaſtian Sailer, der „Cicero suevicus", der bekannte Abraham a Sancta Clara und unſer Jobſt Sackmann, der ſich, um ſeinen Pfarrkindern verſtändlicher zu ſein, in ſeinen Predigten meiſt der plattdeutſchen Sprache bediente, doch nicht ohne Einmiſchung hochdeutſcher Phraſen an ernſtern Stellen, wodurch ſeine Predigten ein wunderlich moſaikartiges Gepräge erhalten. Minder geiſt-, ſinn- und bilderreich, aber auch minder geſucht und weniger mit künſtlichen Antitheſen ſpielend als Abraham a Sancta Clara, ſteht er dieſem gegenüber wie der ſchalkhafte, plane, mit einfach geſundem Menſchenverſtand begabte niederdeutſche Eulenſpiegel dem phantaſiereichern Süddeutſchen und Katholiken. Hier eine kurze Probe von ſeiner drolligen Manier aus einer ſeiner amuſanteſten Predigten, dem Leichenſermon auf den Küſter und Schulmeiſter Wichmanns. Er erzählt darin von einer Ehefrau, die dem Befehl: Er ſoll dein Herr ſein! zuwidergehandelt, und fährt dann fort: „Myne Fru wull dat im Anfange ook ſo maken: wenn dat nich alles na örem Koppe ging, ſo paue ſe my de Ohren ſo vull! ſe verſoltede my de leive Goddesgave, oder lait ſe anbrennen! wenn ek öhr wat befohlen hadde, ſo däde ſe grade dat Gegendeil un wull my herna bereden, ek hedde et ſülveſt ſo hebben wult! full ſe my den Kragen ümmaken, ſo bund ſe immer en paar Nackhaare mit henin, dat et my, wenn ek in Bewegung kam, en groot Knypen veroorſake." Endlich habe er ſein Recht gebraucht, „as et ſek höret und geböret. Wanne! wat kunne ſe gude Woorde geben! Syd der Tyd es ſe ſmydig weſen, dat ek ſe wol hedde üm een Finger winnen kunnt, un wat ſe my an den Dogen anſeen kann, dat deit ſe. So ball ek des Morgens upſtae, ſo es myn warm Beer parat; ſe fragt: Vader, wat will jy äten? ſall ek ook wat ut der Stad bringen laten? un dat Hart lacht öhr im Lyve, wenn ſe ſüht, dat et mek ſmekkt. Ja, vor düſſem kunn ek ook wol mynen Mann ſtaan; unſe Supperndent un Anmann hebbet ſek mannigmal over my wunnert, wenn wy by Viſitaſchonen toſamen kämen, un to my ſeggt: Gott gebe es Ihm zu Gute, Herr Sackmann, wie kann Er eſſen!" Von ſeinen „Brödern in Kriſto" ſagt er ein paar Zeilen darauf: „In der Dad ſünd et Schelme in folio!" u. ſ. w. Vorangeſtellt iſt eine Biographie Sackmann's, die zuerſt im „Journal von und für Deutſchland" (1786, II, 241 — 243) erſchien. Wir erfahren daraus, daß Sackmann am 13. Februar 1643 zu Hannover geboren wurde, ſein Predigeramt in Limmer 1680 antrat und am 4. Juni 1718 daſelbſt geſtorben iſt. Die Originalität und Drolligkeit ſeiner Kanzelvorträge bewirkte, daß viele aus der Stadt Hannover Sonntags nach Limmer kamen, um Sackmann zu hören, was ihm zuletzt läſtig wurde. Da ließ er einmal den Küſter eine außerordentlich lange Predigt leſen, die längſten Geſänge ſingen und Gebete vorleſen, zugleich aber auch die Kirche verſchließen, ſodaß keiner vor Beendigung dieſes langen Gottesdienſtes die Kirche verlaſſen konnte. Seitdem und ſeit er den Advocaten Reddersen, der die andächtige Limmer'ſche Gemeinde durch vieles Tabackſchnupfen ſtörte, und einen leichtfüßigen hannoverſchen Friſeur, der ſich für den König von Schweden und ſeine Freunde für ſein Hofgefolge ausgab, von der Kanzel herab in ſeiner draſtiſchen Manier weidlich abgekanzelt hatte, blieb er von dieſen läſtigen Beſuchen aus Hannover verſchont. Auch mußte er einmal vor der verwitweten Herzogin in der hannoverſchen Schloßkapelle predigen, und da ſie gar nicht das Sonderbare an ihm fand, das man ihr über ihn hinterbracht hatte, fragte ſie ihn nach dem Gottesdienſt, ob er in ſeiner Kirche ebenſo predige wie ſie ihn gehört. Da antwortete Sackmann: „O nein, gnädigſte Landesmutter! mit den Einfältigen muß ich einfältig reden, wofern ich ihnen nützen will." Den ihm geſandten Hofwagen benutzte er nicht, ſondern ging zu Fuße, indem er bemerkte, es ſtände nicht geſchrieben: „Fahret hin in alle Welt", ſondern: „Gehet in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur!"

Foucher de Careil's Arbeiten über Leibniz.

Schon früher hat Graf Foucher de Careil mehrere von ihm in der königlichen Bibliothek zu Hannover entdeckte bisher nicht gedruckte Schriften von Leibniz in franzöſiſcher Sprache herausgegeben unter den Titeln: „Réfutation inédite de Spinosa par Leibniz", „Lettres et opuscules inédits de Leibniz" und „Nouvelles lettres et opuscules de Leibniz"; auch hat er jede dieſer Schriften mit einer Einleitung verſehen. Gegenwärtig iſt der Graf mit einer Geſammtausgabe der Werke des großen, in Frankreich noch immer im höchſten Anſehen ſtehenden Philoſophen beſchäftigt, wovon der erſte Band ſoeben erſchienen iſt. Der „Répétiteur d'analyse" an der Polytechniſchen Schule, Prouhet — denn es gibt auch in Frankreich Gelehrte, welche die Verdienſte ihrer Collegen zu ſchmälern ſuchen —, hatte in einer Auguſtnummer der „Revue de l'instruction publique" ebenſo wol die Nützlichkeit einer ſolchen Geſammtausgabe der

Leibniz'schen Werke als auch den Beruf des Grafen dazu in Zweifel zu ziehen gesucht und dem letztern einige in seinen frühern Publicationen über Leibniz angeblich vorkommende Versehen schuld gegeben. Hiergegen vertheidigt sich Graf Foucher de Careil in der genannten Revue und zwar in der Nummer vom 8. September in einem an die Redaction gerichteten, Hannover den 26. August datirten Schreiben. Auf die Details des Streits können wir hier nicht tiefer eingehen, wir wollen nur einige Punkte von allgemeinerm Interesse hervorheben. Der Graf erkennt seinem Gegner nicht das Recht zu, ihn der Ungenauigkeit zu zeihen, da man den Text von Manuscripten, die sich nur zu Hannover fänden, nicht in Paris revidiren könne; er weist darauf hin, daß er seit sieben Jahren Leibniz zu einem Gegenstand seiner unablässigen Studien gemacht und dabei Hindernisse überwältigt habe, „que d'autres, plus sages peut-être, avaient jugés insurmontables"; er sagt weiter: „Hr. Prouhet sucht zu beweisen, daß eine Ausgabe der Leibniz'schen Werke nicht so erforderlich sei als ein Humboldt glaubte, und daß Leibniz selbst nicht der große Mann sei, als wofür die ersten Mathematiker neuerer Zeit, von Bernoulli bis Lagrange, ihn hielten." Nachdem er sich noch über die „unerschöpfliche Gefälligkeit" Grotefend's, „si célèbre par ses connaissances en paléographie", aufs anerkennendste ausgesprochen, sagt er unter anderm: „Ich glaube es nicht sehr bereuen zu dürfen, daß ich Hannover noch einen Besuch mehr als ich gewollt abgestattet habe. Diese königliche Bibliothek gleicht in Wahrheit einer jener phantastischen Grotten, wie sie in Feenmärchen vorkommen: sie birgt Schätze in sich. Auch mein nochmaliger Besuch wird nicht fruchtlos gewesen sein: ich habe einige glückliche Entdeckungen gemacht und habe sofort auf meiner Reise einen Brief von Spinoza aufgefunden, worin er über Leibniz (1675) sich folgendermaßen äußert: «Leybnizium de quo scribis, me per literas novisse credo: sed qua de causa in Gallia profectus sit, nescio: visus est mihi homo ingenii liberalis et in omni scientia versatus.» Aber zu Hannover selbst habe ich handschriftliche Noten entdeckt, die von ganz anderer Wichtigkeit sind und die ich vielleicht später veröffentlichen werde zugleich mit Leibniz'schen Zeichnungen, welche sein Anrecht an der Entdeckung der Dampfkraft, seine Mitbetheiligung an Papin's Arbeiten, kurz den entschiedenen Antheil darthun, welcher ihm an einer der größten Erfindungen neuerer Zeit gebührt. Ich betrachte es als ein Glück, in dieser Weise dem Geist der Verkleinerung entgegentreten zu können, der seit einiger Zeit sich gegen Leibniz richtet, besonders unter den Mathematikern, und von dem mir Hrn. Prouhet's Artikel keineswegs frei zu sein scheint." Hiernach wäre also laut französischem Zeugniß auch an dieser wichtigen Erfindung einem Deutschen wenigstens ein beträchtlicher Antheil gesichert, wie ebenfalls laut dem Zeugniß eines Franzosen, des Mitarbeiters am „Moniteur" P. Mérimée (vgl. den „Moniteur universel" vom 1. August), bei Erfindung des Kupferstichs die Deutschen und nicht die Italiener die Priorität in Anspruch zu nehmen haben.

Götz von Berlichingen's Selbstbiographie in neuen Ausgaben.

Eine neue, ziemlich im Geschmack eines löschpapierenen Volksbuchs gedruckte Ausgabe der Selbstbiographie des Ritters mit der eisernen Hand erschien in Heilbronn bei Scheurlen unter dem Titel: „Leben, Fehden und Handlungen des Ritters Götz von Berlichingen zubenannt mit der eisernen Hand, durch ihn selbst beschrieben. Nach der ältern Handschrift, nebst einigen noch ungedruckten Briefen des Ritters herausgegeben von Ottmar F. H. Schönhuth, Pfarrer zu Edelfingen." Im Vorwort bemerkt der Herausgeber, daß die von Franz von Steigerwald im Jahre 1731 veranstaltete und im Jahre 1781 wörtlich wieder abgedruckte Ausgabe eine Seltenheit in der Literatur geworden und ohnehin keine urkundliche sei, die zu Berlin im Jahre 1813 erschienene, sowie die drei breslauer Ausgaben durch Büsching und von der Hagen seien längst vergriffen und auch die neueste 1847 zu Pforzheim herausgekommene sei nicht mehr im Buchhandel zu haben. Diese neueste Ausgabe sei somit ein Bedürfniß geworden und gebe die ihr zu Grunde gelegte Handschrift getreulich wieder. Es ist die Handschrift, welche sich in der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindet, aus 89 Folioblättern von starkem Papier und zwei vorangehenden Blättern mit roth geschriebener Inhaltsanzeige besteht und sich durch die schön geschriebenen Initialen wie durch hinzugefügte Kapitelüberschriften vor allen übrigen auszeichnet. Zwar nicht die älteste, dürfte sie doch wol eine der ältesten sein. Indeß leidet sie an gar vielen Fehlern, nicht nur Wort-, sondern sogar Satzumstellungen und selbst nicht unbedeutenden Auslassungen, worunter eine von zwei Seiten, was sich nur aus der größten Nachlässigkeit von seiten des Abschreibers erklären läßt. Zur Ergänzung dieser Auslassungen und zur nothwendigen Berichtigung der Wort- und Satzentstellungen hat daher der Herausgeber noch zwei Handschriften verglichen, von welchen diejenige die wichtigste war, welche ihm der Freiherr Friedrich von Berlichingen, k. k. österreichischer Rittmeister zu Manheim, in dessen Besitz sie sich befindet, freundlich zur Benutzung mittheilte. Sie ist wol noch aus dem Schlusse des 16., jedenfalls aber aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und stimmt wörtlich mit der durch Franz von Steigerwald veranstalteten. Die vorliegende Ausgabe enthält noch als Anhang sieben bisher ungedruckte Briefe Götz von Berlichingen's aus den Originalen im fürstlich Löwenstein-Wertheim'schen Archiv, und ist außerdem mit Götzens Bildniß nebst Handschrift geschmückt. Um das stumpfnasige, kahlstirnige, gutmüthig-fleischige, kurzrunde, derb-ehrliche Gesicht des Ritters schön zu finden, muß man freilich die idealen Vorstellungen vergessen, an welche uns die Darsteller des Götz auf unsern Theatern gewöhnt haben, während sich der Goethe'sche Götz mit diesem Conterfei des wirklichen ganz gut verträgt. Der Herausgeber spricht die Hoffnung aus, daß diese urkundlich treue Ausgabe bis dahin dem Bedürfnisse genügen werde, wo die von dem obengenannten directen Nachkommen des biderben und ehrenfesten Ritters vorbereitete illustrirte Prachtausgabe dieser Selbstbiographie erscheinen sein wird. Dieselbe wird auch viele interessante Beilagen, z. B. die vollständigen Acten des Processes mit Mainz, sämmtliche noch vorhandenen Briefe, Urkunden u. s. w. enthalten. Wie wir aus süddeutschen Blättern erfuhren, sind noch im Laufe des vorigen Jahres in Köln interessante Briefe des Ritters vom Jahre 1588 und im Archiv zu Rossach die durch ein Schreiben seines Enkels Philipp Ernst von Berlichingen vom Jahre 1577 beglaubigte älteste Handschrift seiner Selbstbiographie aufgefunden worden, nebst einem von Götz selbst verfaßten Verzeichniß aller Furten und Haltstätten bei Bamberg und Nürnberg, also gewissermaßen eine Anweisung für Wege und Stege, die ihm bei seinem sogenannten „Reiterstücklein" dienlich gewesen. Die zu erwartende illustrirte Ausgabe wird auch dieses merkwürdige Actenstück enthalten. **H. M.**

Bibliographie.

Abel, S., Der Untergang des Langobardenreiches in Italien. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 20 Ngr.

Aus den Papieren einer Tochter Jung-Stilling's. Barmen, Langewiesche. 1860. 8. 22½ Ngr.

Beowulf. Das älteste deutsche Epos. Uebersetzt und erläutert von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Carus, K. G., Erfahrungsresultate aus ärztlichen Studien und ärztlichen Wirken während eines halben Jahrhunderts. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dusenschön, H., De schoine Veerlannersch. Een plattdütsch Rymels to'n Vergnoigen un to'n Lachen. Altona, Verlagsbureau. 8. 2 Ngr.

Eckardt, L., Nationalität oder Freiheit? Centralisation oder Föderation? Eine Frage an die Völker Europa's in den Tagen einer neuen napoleonischen Zeit und neuer drohender

Weltkämpfe. (Eine Stimme aus der Schweiz.) Wenigensena, Hochhausen. Gr. 8. 12 Ngr.

Finger, H., Altes und Neues aus der dreihundertjährigen Geschichte des Zweibrücker Gymnasiums. Ein Beitrag zur Cultur- und Leidensgeschichte des linksrheinischen Deutschlands. Landau, Kaußler. Gr. 8. 15 Ngr.

Gratry, A., Studien. 3te Folge. — A. u. d. T.: Ueber die Erkenntniß der Seele. Nach der zweiten Originalausgabe ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von K. J. Pfahler in Vereinigung mit J. Weizenhofer und M. Lefflad. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 27½ Ngr.

Graevell, F., Ueber Licht und Farben. Mit besonderer Beziehung auf die Farbenlehren Newton's und Goethe's. Mit Tafeln. Berlin, Hempel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die trockene Guillotine. Neufranzösische Gerechtigkeit — Cayenne, oder: Phrase und Wirklichkeit. Tagesgeschichtlicher Roman. Herausgegeben von F. Scherl. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Administration von Scherl's Lesekränzchen. Gr. 8. à 4 Ngr.

Hocker, N., Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Illustrirtes israelitisches Jahrbuch für Ernst und Scherz auf das Jahr 5620 (1859—1860). Mit Beiträgen von: L. M. Bauer, B. Beck, W. Beck, W. Constant u. a. m. 1ster Jahrgang. Herausgegeben von S. Winter. Pest. Lex.-8. 22½ Ngr.

Ist kein Arzt da? oder Israel und dessen Propheten. Von MHJEL. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 18 Ngr.

Leonhardi, G., Das Poschiavino-Thal. Bilder aus der Natur und dem Volksleben. Ein Beitrag zur Kenntniss der italienischen Schweiz. Mit einer Ansicht der Curanstalt alle Prese und einer Karte des Poschiavino-Thales. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Monarchie der Ichsuchtianer, dargestellt von Lucius Cornelius Europäus. Das ist: Humoristische Wanderungen durch das Ordensgebiet der Jesuiten, von M. Inchhofer. Wiederum zur Ehre des heiligen Ignatius Loyola und seiner Jünger an's Licht gestellt von J. Binder. Peine, Heuer. Gr. 8. 15 Ngr.

Norden, Marie, Agnes und Marie. Ein Roman aus dem englischen Leben. Drei Bände. Nordhausen, Büchting. 1860. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Orlich, L. v., Indien und seine Regierung. Nach den vorzüglichsten Quellen und nach Handschriften. 2ter Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Geschichte und Colonisation der Länder Sind und Peng'ab, Geschichte des Königreichs Oude und Schilderung der britisch-indischen Armee. Leipzig, G. Mayer. Lex.-8. 2 Thlr.

Reder, Caroline v., Aus dem Leben eines Hagestolzen. Ein Roman. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1860. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Richard, A. B., Der Kurfürstlich Sächsische Kanzler Dr. Nicolaus Krell. Ein Beitrag zur Sächsischen Geschichte des 16. Jahrhunderts nach den in dem Königl. Sächs. Hauptstaatsarchiv in Dresden, der Stadtbibliothek in Leipzig ꝛc. befindlichen und noch nicht benutzten Originalurkunden bearbeitet. Zwei Bände. Dresden, Kunze. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Robespierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen von dem Verfasser des dramatischen Gedichts „Himmel und Erde". Cassel, Bohné. 16. 20 Ngr.

Rottels, J. T., Gottes Erziehung des menschlichen Geschlechtes in der Weltgeschichte durch Christus; oder: Auch eine Philosophie der Geschichte. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 20 Ngr.

Sammlung unterhaltender Schriften der neuern englischen Literatur für gebildete katholische Leser. 7ter Band: Scenen aus dem Leben in London. Von C. J. Mason. Köln, Bachem. 12. 27 Ngr.

Schenkel, D., Union, Confession und evangelisches Christenthum, mit besonderer Beziehung auf die neulich erschienene Schrift von Dr. Stahl, „Die lutherische Kirche und die Union." Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 12 Ngr.

Scherr, J., Schiller und seine Zeit. In drei Büchern. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich v. Schiller's Bibliothek. Mit einem Facsimile aus seinem eigenhändigen Bücherverzeichnisse. Berlin, Stargardt. 8. 5 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Fürst Metternich. Geschichte seines Lebens und seiner Zeit. 1ste Lieferung. Prag, Kober u. Markgraf. 8. 9 Ngr.

Schmitt, N., Leben und Wirken von Friedrich Wilhelm von Steuben. Philadelphia. 1858. 12. 10 Ngr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens. Den deutschen Müttern geweiht. Leipzig, Veit u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Taunus-Bilder in Geschichten, Sagen und Liedern aus dem Munde älterer und neuerer Dichter. Herausgegeben von G. Schudt. Homburg, Fraunholz. 16. 15 Ngr.

Tittmann, F. W., Aphorismen zur Philosophie. Dresden, Höckner. Gr. 8. 1 Thlr.

Wachenhusen, H., Maccaroni. Lose Blätter. Berlin, Verlags-Comptoir. 16. 10 Ngr.

Waldau, A., Böhmische Nationaltänze. Culturstudie. Prag, Dominicus. 16. 12 Ngr.

Wiedemann, T., Johann Turmair, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des bayerischen Volkes. Nach seinem Leben und seinen Schriften dargestellt. Freising, Datterer. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wolfsohn's, W., dramatische Werke. 3ter Band: Die Osternacht, Schauspiel in fünf Akten. Dresden, Kunze. 8. 20 Ngr.

Zingerle, I. V., Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Deutsche Antwort auf preußische Phrasen. Ein offener Brief an den Verfasser der Schrift: „Preußen und der Friede von Villafranca." Leipzig, Hennings. Gr. 8. 7½ Ngr.

Costa della Torre, Graf J., Die Päpstlichen und die Sardinischen Staaten. Antwort auf das an den Verfasser gerichtete Sendschreiben des Ritters Marchese Gioacchino Napoleone Pepoli von Bologna. Aus dem Italienischen übersetzt von H. Rütjes. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 6 Ngr.

Die deutsche Frage und die deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Frieden von Villafranca und die österreichische Monarchie. Von einem Conservativen des Jahres 1848. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Geldmacht Deutschlands und die Mittelstaaten. Zur Einigung der Besitzenden und der Regierungen gegen die Einflüsse der Börsen. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 9 Ngr.

Hamlet in der Politik. Ein Memoire über das Ministerium Sigmaringen-Auerswald. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Israels Ziel. Licht aus der Vergangenheit. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 2 Ngr.

Lieder für Frankreich und Italien. Paris, Glaeser. 12. 4 Ngr.

Soldaten-Lieder. Den tapfern österreichischen und deutschen Kriegern aller Waffengattungen gewidmet. Wien, Wenedikt. 32. 4 Ngr.

Was ist zu thun? Ein Wort eines Kurhessen an seine Mitbürger. Auch als Beitrag zur neuesten deutschen Geschichte. Frankfurt a. M., Küchler. 1860. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Pantschatantra:

Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen.

Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen

von

Theodor Benfey.

Zwei Theile. 8. Geh. 8 Thlr.

Die vorliegende erste Uebersetzung des „Pantschatantra", des ältesten und wichtigsten Fabelwerks der alten Inder, dürfte um so beifälliger aufgenommen werden, als die altindische Fabel- und Märchenpoesie nicht blos die Grundlage des allergrößten Theils der ähnlichen Schöpfungen des Orients, sondern auch Europas ist. In dem ersten Theile hat sich der gelehrte Verfasser unter anderm die Aufgabe gestellt, dieses eingehend und allseitig nachzuweisen; der zweite Theil enthält die Uebersetzung des „Pantschatantra" nebst den nöthigen Erläuterungen und Nachträgen. Das Werk wird nicht blos die Freunde der indischen Literatur interessiren, sondern ebenso die der arabischen, persischen und türkischen, sowie alle, welche an der Geschichte der Fabeln und der Unterhaltungspoesie überhaupt, insbesondere an der Verbreitung der Novellen und Märchen von ihrer Ursprungsstätte aus fast über die ganze cultivirte Welt, an ihrer Umbildung, Vermannichfaltigung und Benutzung zu Dramen u. s. w. Antheil nehmen. Außerdem wird es aber auch jeden fesseln, der eine mit Belehrung verknüpfte Unterhaltung liebt, und ist somit auch dem größern Publikum zur Lectüre zu empfehlen.

In demselben Verlage erschien:

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Prof. Dr. Hermann Brockhaus. Zwei Theile. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung. Aus dem Sanskrit zum ersten male ins Deutsche übersetzt von Max Müller. 12. 20 Ngr.

Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Albert Hoefer. Zwei Lefen. 12. 2 Thlr.

Sakuntala. Nach dem Indischen des Kalidasa von Edmund Lobedanz. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue, höchst geschmackvolle und gelungene poetische Uebersetzung der „Sakuntala", dieser Perle der indischen Poesie, die in keiner Literatur ihresgleichen hat. Noch gab es keine des Originals würdige deutsche Uebersetzung dieses Meisterwerks. Die vorliegende von Lobedanz ist allgemein für eine ausgezeichnete erklärt worden.

Tuti-Nameh. Das Papagaienbuch. Eine Sammlung orientalischer Erzählungen. Nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male übersetzt von Georg Rosen. Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 16 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

Diese aus Indien stammende Märchensammlung bildet ein ebenbürtiges Seitenstück zu der berühmten Märchensammlung „Tausend und eine Nacht" und verdient deshalb von allen gelesen zu werden, die sich an jener ergötzt haben. Bisher in Deutschland nur in dürftigem Auszuge veröffentlicht, ist das „Papagaienbuch" jetzt von dem bekannten Orientalisten Georg Rosen (gegenwärtig königlich preußischem Consul in Jerusalem) nach der türkischen Bearbeitung zum ersten male vollständig ins Deutsche übersetzt worden. Ein besonderer Vorzug des Werks besteht darin, daß dem Leser in demselben keine verwässerte und durch moderne Anschauungen entstellte Bearbeitung, sondern eine das Original möglichst getreu nachbildende, die orientalische Färbung nicht verwischende Uebertragung dargeboten wird.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliotheks-Technik.

Mit

einem Beitrag zum Archivswesen.

Von

Johann Georg Seizinger.

Nebst 44 Formularen.

Zweite Ausgabe.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Allen Bibliotheks-Besitzern, Bibliothekaren und Archivaren ist vorstehende Schrift zum praktischen Gebrauch zu empfehlen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Boot und die Karavane.

Eine Familien-Reise, durch

Aegypten, Palästina und Syrien.

Nach der fünften Auflage aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen

von

Dr. E. A. W. Himly,

Professor in Göttingen.

Mit 5 Abbildungen in Buntdruck.

Eleg. brosch. Preis 2 Thaler.

Leipzig, Ende September 1859.

Bernhard Schlicke.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 6. October 1859.

Inhalt: Lyrische Dichtungen. — Die Restauration der classischen Studien. Von Thaddäus Lau. — Ethnographisches und Culturgeschichtliches. (Fortsetzung.) — Zur Geschichte des preußischen Unterrichtswesens. — Notiz. (Französische Urtheile über das deutsche Theater.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrische Dichtungen.

Es ist wol zu bemerken, wie nach der Zeit der Aufregung allmählich auch eine Ermattung in der lyrischen Dichtung eingetreten ist; wie wir in dem Zeitraume von 1830—50 nicht leicht eine Gedichtsammlung fanden, die nicht auf jeder Seite von Freiheit und Vaterland, von religiösen, politischen oder philosophischen Streitfragen erzählte, so ist man jetzt dagegen auf die einfachsten poetischen Themata zurückgegangen und besingt Liebe, Frühling u. s. w. in unzähligen Variationen, als ob das Interesse für das vollständig verloren gegangen wäre, was früher Herz und Verstand beschäftigte. Wir wissen recht gut, daß eine Reaction auch hierin durchaus nothwendig war und ahnten es längst vorher, daß die politischen Fechtkünste im dichterischen Gewand bald sich abgenutzt haben würden; aber verkennen wir auch nicht, daß die Reaction zu gewaltsam war und daß sie mit dem „Zuviel" auch die wahrhaft edeln und großartigen Interessen aus unserer poetischen Literatur zurückgedrängt hat. Dadurch geschieht es nur zu leicht, daß die Gedichtsammlungen an Interesse bei den Männern verlieren, und doch ist gerade zu wünschen, daß die poetische Stimmung bei jenen gepflegt und erweitert werde. In unserer Zeit, in welcher der Materialismus täglich neue Fortschritte macht; wo das Ideal für unwahr und unberechtigt erklärt wird, weil nicht jeder Realist seine tiefere Bedeutung versteht; wo ohnehin die geistigen Interessen von der großen Menge als eine Chimäre verlacht werden, insoweit nicht aus ihnen Vortheile und Procente gewonnen werden können, thut es noth, daß die Fragen, die den tiefern Grund der Menschheit aufregen, auch poetisch behandelt werden. Wir wünschen damit nicht eine Tendenzpoesie heraufbeschworen, die ebenso schnell wie früher eine conventionelle Behandlung erfahren würde, wir wünschen nur, daß die Dichter ihre Begeisterung auch auf jene Gegenstände erstrecken möchten, die so sehr geeignet sind, der Poesie einen tiefern Gehalt und ein allgemeineres Interesse zu verleihen. Geschieht das nicht, hören und lesen wir in den Dichtungen nur von Lenz und Mai, von Herz und Sehnsucht, so laufen wir Gefahr, daß unsere Literatur immer mehr zurück- als fortschreitet. Wie sie jetzt schon anfängt unvolksthümlich zu werden, so wird sie nach und nach nicht mehr als ein Vorzug und ein theueres Gut unserer Nation, sondern als eine nichtssagende Spielerei und Tändelei angesehen werden, zu unwichtig und uninteressant, als daß ernste Männer sich damit beschäftigen könnten, kaum gut genug für halbreife Knaben und Mädchen. Nimmt diese Ansicht überhand, so werden unsere Dichter sich bald nur noch allein lesen und die poetische Stimmung wird nach und nach in der Nation untergehen.

Für unsere diesmalige Beurtheilung lyrischer Dichtungen liegen 15 verschiedene Sammlungen vor, in denen wir meistens so viel Gutes gefunden haben, daß wir, gegenüber den Erscheinungen, die wir bei frühern Gelegenheiten zu besprechen hatten, uns darüber nur freuen können. Wir nehmen die Arbeiten von drei Dichterinnen voraus und lassen die der Dichter dann ohne weitere Klassifikation folgen:

1. Königslieder von Luise Gräfin zu Stolberg-Stolberg. Berlin, A. Duncker. 1858. Gr. 8. 12½ Ngr.

Eine Dichterin aus der Familie, die uns Christian und Leopold Stolberg gegeben hat, ist an und für sich eine interessante Erscheinung; von dem letztern Dichter hat sie die Fülle der Begeisterung und die oft das Maß überschreitende Ausdrucksweise als Erbschaft erhalten. Die vorliegenden Gedichte feiern zum größten Theil die Geburtstage des Königs und der Königin von Preußen in einer Weise, in der sich die Liebe zu dem Königshause, verbunden mit einer tief religiösen Stimmung, bestimmt ausspricht; die mehrsten sind, unsers Wissens nach, schon früher in der „Neuen Preußischen Zeitung" gedruckt erschienen. Die Dichterin benutzt, um ihren Gegenstand zu besingen, Erzählungen des Alten Testaments und Sagen des Morgenlandes, deren tiefern Sinn sie in Beziehung zu den Gefeierten bringt. So wahr auch ihre Begeisterung erscheint, so hebt sie dieselbe doch oft zu einer Höhe, daß wir „ihre Bergeskronen", um uns eines Ausdrucks der Verfasserin zu bedienen, nur im angestammten Wolkenflor erblicken, d. h. der Nebel hochgehender Bezüge und Worte trübt die Klarheit unsers Urtheils und unsers Denkens bei dem ersten Lesen dieser Gedichte. Wenn man weiter auch nie der Dichterin den Vorwurf machen kann, daß sie der Form zu Liebe, die bei ihr besonders ausgebildet erscheint, Gedankenloses bietet, so begegnet es ihr doch, daß eben die Form mit ihrem Lichteffect den Blick so blendet, daß der unbefangene Leser

nicht gleich gewahren wird, wie der ausgesprochene Gedanke unklar und verschwimmend wurde; so kommt es denn wol auch, daß die schönsten und tiefsten Gedanken mehr angedeutet als ausgesprochen sind und unter dem Einfluß der Form verloren gehen. Wir haben es oft gesagt und wiederholen es hier im allgemeinen, um Misverständnissen zu begegnen, daß wir die Verschwisterung von Form und Gedanken für das erste Erforderniß eines guten Gedichts halten. Diese Uebereinstimmung beider läßt uns die älteste Volkspoesie in der Einfachheit der metrischen Form und der Darstellung so ansprechend erscheinen, und die gleichmäßige Entwickelung beider zeigt sich in der Entwickelung jeder Literatur überhaupt. Aber die Verschwisterung bleibt die hauptsächlichste Bedingung, beide müssen bei-, nicht sich untergeordnet sein. Das schwächste Gedicht der Sammlung ist unserer Ansicht nach das an den Kaiser Nikolaus; wir glauben, daß die Dichterin den Charakter desselben doch nicht „so verstanden hat" wie sie behauptet; das weibliche Urtheil hat seine Energie und Consequenz unberührt gelassen, während die Gräfin „Verzeihn und Liebe, die aus warmem Herzen hervorbrach" — wol nicht begründet — als charakteristische Züge des Kaisers angibt.

2. Dichterische Knospen von Malwine Peisker. Mit einem Vorwort des Herrn Consistorialraths Böhmer. Breslau, Leuckart. 1858. 16. 22½ Ngr.

Wenn wir auch in diesen Gedichten „die Fülle der Einbildungskraft", die das Vorwort ihnen nachrühmt, umsonst gesucht haben, können wir sie doch als niedlich und gemüthreich bestens empfehlen; sie sind der Ausdruck einer harmonisch gestimmten Seele, die auch trotz der allgemeinen ernsten Stimmung jugendlich zu empfinden versteht. Dabei hätten wir der Dichterin einen literarisch gebildeten Freund zur Seite gewünscht, der das weniger Gute der Sammlung ausgemerzt hätte; dadurch wäre manches nicht mit hineingekommen (z. B. „Gebrochene Freundschaft", das ganz dem Charakter der Dichterin entgegengesetzte Gedicht: „Nach H...."), was dem Eindruck des Ganzen schaden muß, Sprache und Ausdruck wären in einzelnen Fällen gebessert und gefeilt worden. Besonders angesprochen hat uns „Die Felsenrose", „Was sind die Sterne?" „Trost im Unglück", „Die Kirchhofsrose" (bis auf den etwas matten Schluß), „Mutterliebe"; das letztere Gedicht namentlich würde, nur etwas kürzer gefaßt, das beste der Sammlung sein. Die Sonette als Intermezzo sind, der Form und den Gedanken nach, unbedeutend. Noch müssen wir uns gegen die Art literarischer Einführung aussprechen, wie sie hier durch den Consistorialrath Böhmer geschieht; abgesehen davon, daß Böhmer in weitern Kreisen kaum bekannter sein dürfte als die Dichterin, kann eine Empfehlung nur schaden, die mit bewundernswerther Verleugnung aller Logik sagt: „Der ernste Sinn (der Gedichte) ist ein treffender Beweis, daß die Dichterin in ihren Geisteserzeugnissen sich gerade so darstellt, wie sie wirklich ist", und der einen „heitern, lebensfrohen Sinn" mit dem anakreontischen für gleichbedeutend, demnach aber in Widerspruch mit der Theologie hält.

3. Gedichte von Maria Clausnitzer. Leipzig, Hunger. 1858. Gr. 16. 20 Ngr.

Die Gedichte von Maria Clausnitzer können weder durch die Neuheit des Gegenstandes, den sie besingen, noch durch überraschende Gedanken besondern Anspruch auf Beachtung machen. Aber das Gegebene zeigt von lyrischer Empfindung in der Grenze der Weiblichkeit und von Verständniß und Fleiß in der Art, wie das Technische behandelt wurde. Die Gedanken sind anmuthig und frisch ausgesprochen, sie machen selbst den Eindruck des Ursprünglichen durch den engen, natürlichen Zusammenhang mit dem Gedichte. Einige, z. B. „Das Kind am Weihnachtsabend", „Das Arbeitskästchen der Großmutter" u. s. w. sind überaus duftig gehalten und geben schöne Beweise von der echt weiblichen Empfindung der Dichterin. Schon um dieser Vorzüge willen empfehlen wir gern diese Gedichte.

4. Aus der See. Gedichte von Heinrich von Littrow. Dritte unveränderte Auflage. Triest, Schimpff. 1858. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir gehören nicht zu den Leuten, die dem Dichter den Vorwurf machen, daß er sich auf Dichtung verlegte; im Gegentheil begrüßen wir die frischen und theilweise originellen Lieder als eine erfreuliche Erscheinung. Der Dichter hat die Poesie und Wirklichkeit seines Berufs sich vollständig klar gemacht und er erzählt uns davon auf eine so anspruchslose und so ansprechende Weise, er bringt seine sonstigen Lebensverhältnisse so ungesucht in Beziehung zu seinem Stande, er nimmt endlich so passend die Bilder aus dem Seemannsleben, daß das Treiben, Denken und Fühlen jeden unwillkürlich interessiren muß. Manches freilich steht uns auch ferner, wie z. B. „Die Devisen für Kriegsschiffe", so treffend und gerechtfertigt sie auch sein mögen, in ihrem lokalen Charakter nur für die Eingeweihten verständlich sind; aber immerhin bietet das Buch auf seinen 354 Seiten so viel Frisches und Anregendes, daß es auch über die österreichische Marine hinaus Beachtung verdient und daß uns die dritte Auflage ganz gerechtfertigt erscheint. Von den Sinnsprüchen hier zwei zur Probe:

Die Liebe gleicht dem Winde,
Wenn plötzlich sie entsteht,
Wer weiß, woher sie kommet,
Wer weiß, wohin sie geht,
Wer weiß, wozu sie frommet,
Wer weiß, wie lang' sie weht?

Wenn dich die Stürme des Lebens bedrängen,
Sinke dir niemals der tröstende Muth,
Lache des Sturmes, es wiegen die Möven
Auch sich ergötzend auf zürnender Flut.

5. Gedichte von Hermann Barraud. (Zum Besten der Abgebrannten in Frankenstein und Bojanowo.) Posen, Merzbach. 1858. Gr. 16. 15 Ngr.

Barraud hätte jedenfalls mehr im Interesse der Abgebrannten gehandelt, wenn er die Summe, die der Druck seiner Gedichte erforderte, an sie ohne weiteres überschickte, ohne den mehr als zweifelhaften Erlös aus denselben abzuwarten. Wir haben die Gedichte oft zweimal lesen müssen, um sie nur zu verstehen; nicht als ob überraschende und blendende Gedanken unsere besondere Aufmerksamkeit erfordert hätten, nein, es ist allein die Unbehülflichkeit der Sprache, die Härte der Reime, die Anhäufung zum Theil ungeeigneter Adjectiva, die uns einigemal so in Erstaunen setzten, daß wir glaubten, mit unserer deutschen Sprache zu Ende zu sein; z. B.:

Die brausenden Nachtlüfte stürmen
In laublosen Wipfeln so hohl,
Und künden von eisigen Thürmen
Des scheidenden Jahres Lebwohl,
Und wecken in fühlenden Herzen
Des Abschieds ergreifende Schmerzen.

Auch nicht ganz ohne Prätension ist Barraud; so gibt er eine Uebersetzung der „Revue nocturne", doch wol nur in der Absicht um zu zeigen, daß er besser als Zedlitz in der „Nächtlichen Heerschau" den Stoff behandeln kann. Ob ihm dies gelungen, möge der Leser nach dem Schlusse beurtheilen:

Aus seinem Grab um Mitternacht
Der Tambour sich erhebt,
Besteigt das Roß, als ging's zur Schlacht,
Und trommelt, daß es bebt.

6. Gedichte von Rudolf Günther. Jena, Neuenhahn. 1858. 16. 10 Ngr.

So wenig correct und so unwahr auch das Distichen Günther's ist:

Jeglicher Literat schimpft heutzutage sich Doctor,
Die Patienten gibt das Lesepublikum ab, —

so acceptiren wir doch die zweite Strophe bestens zur Kritik der vorliegenden Gedichte. Gewiß, Günther muß sich das lesende Publikum geduldig leidend vorgestellt haben, als er es versuchte diese Reimereien mit dem Namen Gedichte zu beehren. Wir wählen, um zu zeigen, daß wir noch sehr milde urtheilen, eine Blüte aus dem Liederbouquet, die uns gerade in die Hand fällt:

Laß zu Füßen dir mich sinken,
Meine Blicke auf dir weilen,
Und bei deiner Augen Blinken
Mein verwundet Herze heilen!
Und ich will dir alles geben,
Alles, alles, was ich habe,
Meine Liebe und mein Leben.
Forderst du noch schönre Gaben?

7. Sprechende Pflanzen. Von F. E. Scherer. Preßburg, Wigand. 1857. Gr. 16. 26⅔ Ngr.

Die „Sprechenden Pflanzen" bieten in oft ansprechender Weise eine humoristische Blumensprache. Daß von ungefähr 180 redenden Blumen hier und da eine nicht den rechten Ton trifft und vielleicht, nach anderer Ansicht, sogar ihrem Charakter ungetreu wird, erscheint uns wol verzeihlich. Der Dichter sagt darüber selbst:

Daß sich mehr sagen läßt,
Dichter und Leser fühlt.

Allgemein interessant ist die Entschuldigung der Kartoffel ihrer Krankheit wegen:

Hundert Jahre halfen wir
Halb Europa nähren;
Sie vergötterten uns schier,
Suchten uns zu mehren.

Zwanzigfach vergalten wir
Ihnen ihre Mühe,
Bis wir sahn, daß man aus uns
Fuselbranntwein ziehe.

Statt gesunder Nahrung — Gift,
Blos des Mammons wegen?
Grund genug, daß wir für jetzt
Lieber faulen mögen.

8. Gedichte von Georg Scheuerlin. Zweite Sammlung. — A. u. d. T.: Heideblumen. Heidelberg, K. Winter. 1858. 16. 1 Thlr.

Was wir in dem Vorworte im allgemeinen sagten, läßt sich im besondern auf die „Heideblumen" von Georg Scheuerlin anwenden. Gerade eine befähigte Persönlichkeit, wie sie sich uns in den vorliegenden Gedichten zeigt, sollte ihr Talent nicht allein auf die Bearbeitung des Themas Liebe und Lenz verwenden. Die auch unbedeutenden Vorwürfe erscheinen hier übrigens in oft fesselnder Schönheit bearbeitet, durch männlich ernste Gedanken veredelt, die, in würdiger und poetischer Weise ausgesprochen, diese Gedichte weit über die moderne Lorelyliteratur erheben; sie sind wol der Beachtung werth und wir sind überzeugt, daß sie sich Freunde erwerben werden. Die Sprache in ihnen ist einfach und edel, oft voll rhythmischen Wohllauts; die Reime sind vielfältig, rein und durch Natürlichkeit ansprechend; die Gedanken erscheinen, wie sie bestimmt und scharf gefaßt wurden, dem entsprechend rund und mit Geschmack ausgedrückt, und in den Formen ist ein angenehmer und angemessener Wechsel. Ueber allen Gedichten liegt eine Ruhe, durch die der Dichter auch selbst der Leidenschaft Maß und Schönheit zu erhalten versteht. Daß Scheuerlin auch fähig ist, Erfahrungen und Gedanken tiefern Gehalts und Inhalts poetisch zu behandeln, möge das nachfolgende Gedicht, eins der wenigen dieser Gattung in der vorliegenden Sammlung, nachweisen:

Unmuth.

Nicht, daß du mir so viel genommen,
Du kalt vernichtendes Geschick;
Nicht, daß kein Thun mir mochte frommen,
Kein Wurf um ein bescheidnes Glück;

Nicht solcher Trauer will ich klagen,
Daß ich dich bat: „Nur eines gib!"
Und daß dein Finger mir „Entsagen"
Auf jedes Blatt des Lebens schrieb.

Auch nicht, daß in der Brandung Schaume
Du mir zerschellt so Mast als Kiel,
Noch, daß von meinem Blütenbaume
Das letzte Blatt — die Hoffnung — fiel.

Nein, weil du mir noch mußtest rauben
Mein letztes, theuerstes Gebiet,
Weil mir dein schnöder Hohn den Glauben
Ans heil'ge Menschenrecht verrieth.

Deß zürn' ich deiner feilen Fahne
Und sende dir das trotz'ge Wort:
Mit meines Lebens schönem Wahne
Nimm auch den Traum des Lebens fort!

9. Heideblumen von Martin Weihe. Leipzig, Friese. 1858. 16. 15 Ngr.

Die „Heideblumen" von Weihe zeigen namentlich in den Gedichten bis S. 39 Erfindung und poetischen Geist. Die Verschiedenheit der Auffassung und der Wechsel in der Darstellung des Empfundenen geben Zeugniß, daß der Dichter die Stufenleiter vom Humor bis zur Leidenschaft zu behandeln versteht. Während wir also dem ersten Theile der Sammlung Frische und Originalität nicht absprechen können, haben uns die Gedichte des zweiten oft den Eindruck des Nachgeahmten gemacht, ohne daß der Dichter sich des Plagiats wol selbst bewußt ist; diese Gedankenübereinstimmung mit andern Dichtern finden wir z. B. hier in „Der Großmann" mit Chamisso, „Der kranken Mutter" mit Moritz Hartmann, „Der Knabe und die Elfe" mit Goethe; es liegt hier namentlich eine Aehnlichkeit der Stimmung vor, nur daß Weihe die zusammengedrängten, knapp gefaßten Gedanken nicht zum Vortheil des Ganzen ausarbeitete und erweiterte.

10. Flora. Legenden, Sagen und Schilderungen aus der Pflanzenwelt. Von C. Hentschel. Langensalza, Hentschel. 1857. Gr. 8. 10 Ngr.

Es ist etwas Wunderbares um eine deutsche Beständigkeit. Das arbeitet und schafft und dichtet, als Jüngling sieht es in goldenen Träumen eine lockende Zukunft, und älter wird es ruhiger; aber das Herz und die Phantasie bleiben jung und über alle Täuschungen hinweg hilft ein Träumen und Fühlen, das die Wirklichkeit idealisirt. Hat es nicht auch etwas Rührendes, dieses literarische Schaffen ohne Aussicht auf äußern Lohn, mit dem Bewußtsein einer geringen Anerkennung, mit der Furcht, eine unverständige Kritik werde mit bitterm Hohne den vielleicht schwachen, aber gutgemeinten Gefühlsausdruck profaniren? Auch der Dichter der „Flora" gehört zu jenen Dilettanten, die nicht äußern Lohn für ihr Schaffen zu erwarten haben, sondern die im Gegentheil die Befriedigung, sich gedruckt zu sehen, mit nicht unbedeutenden materiellen Opfern erkaufen müssen. Neben ihren Berufsgeschäften schaffen sie ihre poetischen Arbeiten mit Ernst und Liebe, darin oft den Literaten von Fach ein empfehlenswerthes Vorbild. Auch Hentschel hat schon im Jahre 1845 ein 215 Seiten starkes Epos: „Die Bekehrung der Preußen durch Hermann von Salza" (Sondershausen, Eupel) erscheinen lassen, das bei aufrichtiger Begeisterung für den Stoff tüchtige Studien und geschichtliche Forschungen des Dichters bekundet. In der vorliegenden „Flora" hat uns Hentschel eine eigenthümliche und ganz interessante Arbeit geliefert; er hat, wie das

Vorwort erzählt, die in ältern Werken zerstreut gefundenen und öfters und andeutungsweise gegebenen Legenden und Sagen gesammelt und in ein poetisches Gewand eingekleidet. Wir geben dem Verfasser des Vorworts (H. Kaiser) gern zu, daß es oft auf eine sinnige Weise geschieht und fügen noch hinzu, daß wir in den Gedichten, neben der genauen Kenntniß der Naturkräfte, warmes Gefühl und aufrichtige Begeisterung (z. B. in den Gedichten an Alexander von Humboldt), Interesse und Liebe für das Vaterland („Die Kaiserkrone" u. s. w.), hier und da auch einen gesunden Humor („Der Kaffeebaum") gefunden haben. So wird das Buch vielleicht seinen Leserkreis finden, der über die gerühmten Vorzüge Mangel in Vers und Form übersehen und bedenken wird, daß bei der Beurtheilung der Gesichtspunkt festgehalten werden muß, man habe die Arbeit eines Dilettanten vor sich.

11. Poetisches Alpha von A. G. von Thünen. Bremen, Schünemann. 1858.

Die wenigen Gedichte, die gleichsam in die Welt hineinhorchen sollen, ob eine Fortsetzung erwünscht wäre, sind so frisch und froh, daß wir ihnen eine freundliche Aufnahme gern gönnen möchten, damit das Alpha nicht zugleich das Omega sein und die Erfüllung des Versprechens in Aussicht stehen möge, daß bald ein zweiter Bogen in gleicher Form, gleichem Druck und mit anschließender Seitenzahl erscheine. Hoffen wir, daß die folgenden Buchstaben des Alphabets dem Alpha an Humor und Werth gleich sind. Wir heben aus der Sammlung besonders hervor: „Löscht den Brand", und das längere Gedicht: „Hafis im Tartarus", in welchem Pluto, gequält durch Proserpina, alle Qualen des Tartarus als Strafe für den Sänger des Lobes der Frauen zu gering achtet und sich die überteufliſche erdenkt, er solle alle Liebesgedichte, die je von menschlicher Hand niedergeschrieben wurden, auswendig lernen. Für Hypochondristen hier noch ein Remedium:

Jüngst ging ich morgens übers Feld,
Ich war so bärenhaft gestellt
Und fluchte in den Bart:
Ich schmäht' dem Leben, grollte Gott,
Und war für Lebensfreuden todt,
Nach Hypochonder Art.

Mir kam ein Graben in die Quer;
Ich stöhnte tief und sprang, o Herr!
Bis an den Hals hinein.
Wie trieb mir das die Grillen aus;
Klatsch-pudelnaß schlich ich nach Haus,
Mit Schlamm und Schilf am Bein.

* * *

Solch niederschlagend Bad ist jedem zu empfehlen,
Den lebensücht'ge Grillen quälen.

12. Gedichte von Friedrich Marc. London, Thimm. 1858. 8. - 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir begrüßen mit Freuden diese Gedichte als eine hervorragende Erscheinung; hier finden wir, wie Platen es in einer Parabase von dem echten Dichter verlangt, das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren gepaart und der Sprache Zierden abgelockt, die den Leser erfreuen. Wenn wir Platen's hier gedenken, so geschieht es, weil diese Gedichte durch Gewandtheit und geschickte Behandlung der Form uns unwillkürlich an jenen Dichter erinnerten. Zunächst gibt uns der Dichter „Minneblüten", in denen sich schüchternes keusches Verlangen, dann das Erreichen mit seinem Jubel und danach Täuschung und Verzweiflung aussprechen, bis auch diese, männlich überwunden, ruhiger erscheint. Sind diese „Minneblüten" bestimmt, Glück und Schmerz der Liebe zu besingen, so führen uns die folgenden Gedichte: „Ein Tag an der Meeresküste", die erhabenen Stimmungen des Dichters vor, der durchdrungen ist von der Urkraftahnung, gegenüber der Unendlichkeit und Unermeßlichkeit der Schöpfung; in diese reinen Fühlen und Denken hinein klingt feierlich und reich der Ausdruck des deutschen Gemüths. Am gelungensten erscheint uns der Liedercyklus „Deutsche Auswanderer"; ergreifend schön ist in ihnen die Doppelnatur der Deutschen mit ihrem romantischen Zuge nach der Fremde und mit ihrer Anhänglichkeit an die Scholle der Heimat poetisch erklärt; in ihnen ist alles anschaulich und lebendig, wir haben Figuren vor uns wie sie sind, wir gewahren Spuren jenes innern Lebens, das den Wanderer nach dem fernen Westen treibt. Wie einfach und ergreifend schildert der Dichter den Abschied:

Die letzten Pilger kamen
An Bord zu uns herauf
Und vieler Thränen nahmen
Den vollen, freien Lauf.
Die schluchzenden Begleiter
Die nahm der Nachen fort;
Die Tücher noch in weiter
Entfernung grüßten dort.

Das Ufer wich zurücke,
Und Haus und Baum verschwand,
Noch dämmern schmale Stücke
Von flachem Dünenstrand.
Wie wenn noch einmal schauten
Wir in des Freundes Gruft,
Macht jetzt in Seufzerlauten
Gepreßte Brust sich Luft.

Erst wenn sie uns verlassen,
Die uns so lieb gehabt,
Vermögen wir zu fassen,
Wie reich wir sonst begabt.
Da wir verwaist in armer,
In öder Welt uns sehn,
Um Trost den Welterbarmer
Gebrochnen Herzens flehn u. s. w.

Wir nehmen aus Rücksicht für den uns zugemessenen Raum hier Abschied von diesem Buche mit dem Urtheile, daß wir in jedem Gedichte vollendete Natur gefunden haben und daß kein unedler, gekünstelter Gedanke die vollständige, liebliche Harmonie der ganzen Sammlung stört.

13. Freud und Leid. Lieder und Bilder von G. Drärler-Manfred. Hannover, Rümpler. 1858. 16. 1 Thlr.

Der Ernst und die Würde, mit der ein Dichter seine Gaben bietet, sind stets die beste Empfehlung für dieselben. Wie Drärler-Manfred zu der Zeitrichtung steht, zeigen am Schluß die vier Parabasen, in denen sich männlich tüchtige Gesinnung und Haß gegen alle Unnatur und Lüge aussprechen. Dabei freilich geht der Dichter in der Unterschätzung der Jetztzeit vielleicht zu weit, wie denn überhaupt mit Klagen und Bedauern wenig genützt wird; mit gesundem Herzen und Sinn muß man ankämpfen gegen das Unwahre und der Lüge Wahrheit gegenüberstellen. Was der Dichter als solcher sein will, sagt er in dem Gedicht S. 24; aus dem Golde der Dichterzungen soll das Publikum Lebensmünzen gewinnen. Wie selten aber erhält der Leser Gold und wie oft erweist sich bei näherer Betrachtung ein Metall, das für echt ausgegeben wurde, als Composition. Aus Drärler's Gedichten dagegen wird der Dichter manches entnehmen können, was seinen Geist erweitert und sein Gemüth befriedigt; manches wird in seinem Herzen nachklingen und ihn anregen, der Deutung nachzusinnen; mit einem Wort, in den vorliegenden Gedichten ist viel Gold von reinem und schönem Gepräge; dahin rechnen wir auch den nachstehenden Lebensblick:

Recht, daß vor der Welt du schweigest,
Und ihr kalten Gleichmuth zeigest,
Gleichsam als ob deine Seele
Nichts Besonderes verhehle.

Was die Leute zwar erspähen,
Aber nur mit Neide sähen.

Manchmal doch an rechten Orten
Ueberrasche sie mit Worten,
Welche ihnen unerwartet:
Zeig', daß anders du geartet,
Daß es lohnte aufzupassen,
Wolltest du dich hören lassen.

Selbst den Himmel ja vergessen,
Die nur schwätzen und nur essen;
Aber wenn er einmal wettert,
Blitzt und donnert und zerschmettert,
Haben sie vor Angst bekommen
Neu vor ihm Respect bekommen.

Von der leichten und gewandten Manier, in der Dräxler-Manfred seine Lieder dichtet, möge noch ein Liebesgedicht Zeugniß geben:

Du wunderholde Frau,
Die mich so ganz begeistert,
Daß mich, wenn ich dich' schau,
Entzücken übermeistert:
Vernimm die süßen Töne,
Die dir zum Preis, o Schöne,
Voll Sehnsucht und voll Lust
Entströmen meiner Brust.

Du weißt es, was mein Blick,
Dir feuertrunken sagte,
Wenn ich zu dir, mein Glück,
Ihn aufzuschlagen wagte,
Du kennst, unausgesprochen,
Des Herzens stilles Pochen,
Darin als schönstes Gut
Dein liebes Bildniß ruht.

Du weißt, ob auch kein Wort
Zu dir um Liebe flehte,
Daß du mein Gnadenhort,
Den ich geheim anbete,
Daß du mir Schwung und Flügel,
Befriedigung und Zügel,
Daß du zu jeder Frist
Mein Ideal mir bist.

Sowie die Luft den Strauch,
Der Wind die Welle reget,
So ist's dein Zauberhauch,
Der mich zu tiefst beweget;
Mein Singen und mein Schweigen,
Dein Abglanz ist's und eigen,
Das schwärmend dein begehrt
Und stummberedt dich ehrt.

Geheimniß und Contrast,
Gesucht und doch gemieden,
Mit aller Glut umfaßt
Und niemals doch beschieden.
Wie soll das Räthsel enden?
O hilf, in deinen Händen
Ist Liebe, Glück und Ruh:
Mein Herz lauscht — winke du!

Zum Schluß müssen wir übrigens noch hinzusetzen, daß der Dichter nicht immer glücklich in der Wahl seiner Bilder ist, wie denn z. B. den Thurm des strasburger Münsters ins Weltgewühl hinabschauen läßt „still und traurig, wie ein Phönix auf sein Flammengrab"; in dem Gedicht „Die Heimkehr" spricht er von dem „Tiger des Schmerzes, der funkelnden Auges und grimm umherschleicht"; der Rhein erscheint ihm wie „eine Lava der deutschen Liebe, aus Alpenvesuven niederschmelzend und Wucht und Leben in Wogen wälzend" u. dgl. m.

14. Neuere Gedichte von W. Wilibald. Altona, Verlagsbureau, 1858. 16. 24 Ngr.

Die vorliegenden, dem Prinz-Regenten von Preußen in einem ziemlich geschraubten Sonett zugeeigneten Gedichte bilden den zweiten Theil der „Poetischen Schriften", von W. Wilibald. Correcte Sprache und Versbau und eine befriedigende, leichte Darstellung sind lobend zu erwähnen, während die Gefühle nicht ursprünglich und tief erscheinen; ebenso entbehren die Erfahrungen und Lebensverhältnisse, die Wilibald schildert, einer gewissen Frische und Originalität in der Auffassung. Zum Theil ist das verschuldet durch die Anwendung alter Bilder, die sich fast in jedem Gedicht nachweisen läßt, namentlich in den reflectirenden Gedichten; nur ein (für uns wenigstens), neues, aber dabei nicht schönes Bild gibt der Dichter S. 80, wo er Liebchens Herz mit einem Grabe vergleicht. Auch die kleinen „Ein- und Ausfälle" sind nicht gerade neu, während darin doch allein ihr Werth liegen würde, z. B.:

Vertrauen ist ein klar Krystallgetäfel,
Leicht trübt der Hauch der Täuschung seinen Glanz,
Und keine Kunst, was er zerbrach der Frevel,
Und kein Bemühn macht's jemals wieder ganz.

Es bleibt für heute noch übrig ein Bändchen Uebersetzungen zu besprechen und zwar:

15. Nordlandsharfe. Von P. J. Willatzen. Elberfeld, Bädeker. 1858. 8. 20 Ngr.

Es sind schwedische, finnländische und dänische Gedichte, dann zwei ältere Proben der Poesie des Nordens, die uns hier in wohlgelungener Uebersetzung vorliegen; auch die Form der übertragenen Gedichte ist, wie der Uebersetzer versichert, gewahrt. Nur bei dem Gunnarsliede von den Färdern, sowie bei dem Ribbaldsliede von Island ist Willatzen willkürlicher verfahren, so weit daß er hinsichtlich des letztern drei verschiedene Texte zusammenstellte und die verschiedenen Schönheiten der einzelnen zu einem Ganzen verarbeitete. Die erneute Hinweisung auf die wenig bekannten Poesien des Nordens, die uns nach Stoff und Gedanken so nahe stehen, ist zunächst ein Verdienst des Uebersetzers, wenn wir ihm auch nicht zugeben können, daß in Deutschland der hochpoetische Norden ganz unbeachtet gelassen ist. So behauptet Willatzen, daß wir erst „durch den fleißigen Simrock erinnert wären, daß eine Edda existire", was auf eine vollständige Unkenntniß der bedeutenden Arbeiten Hagen's und der Gebrüder Grimm nach dieser Richtung hin schließen läßt; auch scheint er, während er die vortreffliche Uebersetzung der besten Lustspiele Ludwig Holberg's durch Robert Prutz erwähnt, die Einleitung dazu mit ihrem schätzbaren Material ebenso wenig zu kennen, wie die allerdings schon 1816 erschienenen „Vorlesungen über die neuere dänische Literatur" von Fürst; ebenso ignorirt er vollständig die Bemühungen einzelner Journale („Magazin des Auslandes" u. s. w.) und einiger Verlagshandlungen (Brockhaus, Lorck u. a.) die Kenntniß der skandinavischen Literatur zu verallgemeinen; endlich aber ist es ungerecht, wenn er behauptet, daß die „spärlichen Uebertragungen aus den nordischen Sprachen ungenügend und ungenießbar wären". Wir selbst haben bereits vor einiger Zeit Gelegenheit genommen in d. Bl. auf die vortreffliche Uebertragung der Gedichte der Lenngren, sowie auf die vorzügliche Uebersetzung der Tragödie von A. Munch: „Lord William Ruffel", aufmerksam zu machen. Gerade bei dem Interesse, das für die Erscheinungen der nordischen Literatur in Deutschland besteht, erkennen wir mit Freuden den feinen Geschmack an, den Willatzen bei der Auswahl der vorgeführten Gedichte bekundete. Hat er zunächst Proben von den nordischen Dichtern gegeben, die in weitern Kreisen in Deutschland einen Namen haben, so hat er doch auch einige mit aufgenommen, die nicht so allgemein bekannt sein dürften (z. B. Johann Garsten Hauch, Emil Aarnstrup u. a.). Mit besonderer Vorliebe sind die dänischen Dichter behandelt, von denen Willatzen namentlich vortreffliche Bal-

laden überſetzt hat. Ueber die herangezogenen däniſchen Dichter gibt er im Nachworte noch einige biographiſche Notizen, die, ſo ſchätzenswerth ſie ſind, doch ausführlicher hätten ſein können; ſo wäre wol namentlich zu erwähnen geweſen, in welcher Gattung der Poeſie die Dichter ſich beſonders auszeichneten, z. B. Ingemann als geiſtlicher und epiſcher, Heiberg als dramatiſcher Dichter. Jedenfalls aber müſſen wir Willatzen dankbar ſein für das Mitgetheilte, und die Kritik hat, indem ſie die Befähigung des Ueberſetzers lobend anerkannt, auch noch den Wunſch auszuſprechen, daß er in gleicher Weiſe weitere Proben der ſkandinaviſchen Literatur den Deutſchen zugänglich machen möge. Durch nichts wird die geiſtige Verbindung der Nationen mehr befördert, als durch immer neue Beweiſe, daß die Begriffe von dem Edeln und Schönen in allen Himmelsſtrichen und bei allen gebildeten Völkern in gleichmäßig fortſchreitender Entwickelung ſind und hoffentlich bleiben werden. 3.

Die Reſtauration der claſſiſchen Studien.

Die Wiederbelebung des claſſiſchen Alterthums oder das erſte Jahrhundert des Humanismus. Von Georg Voigt. Berlin, G. Reimer. 1859. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

An einer Stelle in ſeinen hübſchen Küſtenbildern aus Devonſhire und den Scillyinſeln, die wir von dem trefflichen Goethe-Biographen Lewes vor einiger Zeit erhalten haben, meint der engliſche Autor, das Wort des Dichters umbildend, ein gutes Buch ſei des Menſchen ſchönſte That. Von dieſer Höhe der Vollendung und der Trefflichkeit iſt uns allerdings ſchon lange kein neues Buch zu Geſicht gekommen, aber in einer Epoche, welche Herman Grimm nicht unrichtig dahin charakteriſirt, daß man in ihr aus einer Art Selbſterhaltungstrieb ſich gegen Menſchen und Bücher auf der äußerſten Defenſive halten müſſe, wolle man anders Zeit und Stimmung und eigene Gedanken bewahren, dünkt uns, hat es ſchon ſehr viel zu bedeuten, wenn ein Buch uns ſo reizt, daß wir, nachdem ſeine erſte Bekanntſchaft gemacht iſt, ohne Zwang uns entſchließen, es völlig durchzuleſen.

Der warmen Anerkennung, welche wir der ſehr fleißigen und ſehr gründlichen Studie von Georg Voigt ſchulden, fehlt manches, um für ein ſo vollwichtiges Lob gelten zu können, als dem Buche gezollt wäre, wenn wir auf daſſelbe das angeführte Wort von Lewes in ſeinem ganzen Umfange angewandt hätten. Das Citat hat in dem concreten Falle nur mit einer gewiſſen Einſchränkung ſeine Berechtigung. Wir ſind mit der lebhafteſten Genugthuung von der Lectüre des angezeigten Werks gekehrt, mit einer ſo vollen und ſatten Befriedigung, wie wir ſie nicht oft bei unſerer Lectüre zu Recenſionszwecken empfunden haben; dennoch mahnt das kritiſche Gewiſſen zu dem Geſtändniß, daß die Trefflichkeit der Arbeit keine abſolute und die Arbeit ſelbſt eine nur relativ fertige iſt.

Zunächſt iſt es der behandelte Stoff und das Intereſſe, welches ſich an dieſe Materie knüpft, wodurch der Leſer von vornherein für die Arbeit eingenommen wird. Die beiden mächtigen Bewegungen im Ausgange der mittelalterlichen Zeit, die Entdeckungsfahrten und der Humanismus, ſtehen ſich gegenſeitig an Bedeutung nicht nach. Beiden liegt die Tendenz der Ausdehnung und Erweiterung zu Grunde. Dort wird ein neuer Raum geſucht und gefunden, auf welchem die geſchichtliche Menſchheit ihre geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Urformen wiederholt: hier wird die vergeſſene Tiefe einer Vorzeit heraufbeſchworen und dieſe in ihren edelſten Schöpfungen noch einmal durchlebt. Den kühnen Seefahrern hat es an Theilnahme und Würdigung, ihrer Geſchichte an Forſchern nicht gefehlt. Dagegen gehört die Reſtauration der claſſiſchen Studien, wie Voigt durchaus wahr hervorhebt, zu jenen vertrockneten Begriffen, die ſich ſeit hundert Jahren von einem Buche zum andern fortſchleppen, ausgeſtattet mit einigen Notizen und Phraſen, die denn gleichfalls ihr originales Gepräge durch den vielfachen Umſatz längſt eingebüßt haben. Einzelne Monographien über die Periode des Rinascimento ſind ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Italien geliefert worden; an einer zuſammenfaſſenden Darſtellung des ſo wichtigen Culturproceſſes gebrach es. Unter ſolchen Umſtänden muß es äußerſt willkommen ſein, daß Voigt die Löſung der Aufgabe über ſich genommen. Leider verſteht er ſich nur zu einer theilweiſen Löſung der Aufgabe; er ſchreibt nur ein wenngleich umfangreiches Fragment aus der Geſchichte der Humaniſten. Wie wir aus dem Vorwort erſehen, wurde die Arbeit in Königsberg begonnen, der Verfaſſer aber inzwiſchen nach München berufen. Dieſe Berufung legte ihm andere Arbeiten auf; aus ihr erklärt ſich der fragmentariſche Charakter des vorliegenden Werks.

In einer Einleitung, welche ſich durch ihre gedrungene Kürze von der gewöhnlichen Redſeligkeit der Profeſſorenſchriftſtellerei wohlthuend unterſcheidet, ſucht und findet der Verfaſſer den Ausgangspunkt für ſeine Darſtellung. Er ſpricht über die abgeſchichtliche Aufgabe und Bedeutung Italiens. Kein Boden Europas iſt von ſo verſchiedenen Völkern getreten und zertreten worden, als der italieniſche, keiner war Zeuge ſo mannichfacher und tiefgreifender Wandelungen. Trotz aller Völkermiſchungen bewahrte Italien das Idiom am reinſten und treueſten, in welchem die alten Römer ihre Gedanken niederſchrieben. Mehr als irgendwo ſonſt blieb die weltbürgerliche Sprache von Latium hier, im Brennpunkte des kirchlichen und gebildeten Lebens, die Sprache des Geſchäftstreibens, der Gelehrſamkeit, der Gemeinehrung. Ferner weiß man, daß die letzte und neben der Völkerherrſchaft die rieſigſte Schöpfung der alten Römer, ihr Recht und ihre Rechtswiſſenſchaft, in Italien niemals außer Geltung kam. Dieſes Römerrecht hat allmählich und unbeachtet, wie ſich das Blut der Völker der Alten Welt mit dem der neu auftretenden Stämme vermiſchte, auch die Denkweiſe der letztern, den geſelligen Verkehr und das politiſche Leben, bald leichter gefärbt, bald eindringlicher inficirt. Es vererbte ſich auf die neue Bevölkerung eine Fülle von Erinnerungen an das Heldengeſchlecht des Romulus, welches die Welt bezwungen. Oft iſt nur noch das Monument vorhanden und ſteht als ein räthſelhafter Spuk da, wie die mittelalterlichen Märchen von der Reiterſtatue Marc Aurel's oder vom Bau des Pantheon bezeugen. Oft iſt die Vorſtellung dunkel und verworren, wie die von Cäſarenthum, als es unter dem fränkiſchen Karl wiederhergeſtellt wurde, oder von der alten römiſchen Republik, als Arnold von Brescia den Senat, die Conſuln und den populus Romanus wieder aufrichten wollte. Oft auch war eine Inſtitution am Leben geblieben, ohne daß man ſich ihres antiken Urſprungs bewußt wurde, wie z. B. die municipalen Einrichtungen des römiſchen Alterthums in einzelnen Städten, zumal in Rom und Florenz, niemals ganz erloſchen. Vor allem aber hat Italien und insbeſondere Rom nimmer vergeſſen können, daß von hier eine Welt unterworfen und gelenkt worden iſt. Man wird weiter nicht leugnen können, daß Italien dem Geiſte nach die Wiege nicht nur der Hierarchie, ſondern auch die des germaniſchen Kaiſerthums geweſen. Es hat ihr Aufwachſen, ihre mächtigen Kämpfe gegeneinander, dann ihren Niedergang geſehen. Beide aber, die Hierarchie und das römiſche Reich deutſcher Nation, ſind von altrömiſchen Ideen unmerklich durchdrungen worden, beide haben durch ſie die weltbürgerliche und univerſalmonarchiſche Richtung erhalten. Desgleichen haben die Sprache Roms, das Recht Roms und die Kirche Roms den Boden für eine europäiſche Geſammtbildung geebnet und ein geiſtiges Band um die Völker geſchlungen, deſſen Handhabung Italien zur Hegemonie Europas machte. Zur Fortführung dieſer ihrer großen Aufgabe wurde die Halbinſel ſeit dem 14. Jahrhundert und mehr noch im 15. durchaus unfähig. Wir glauben, wenn wir einen Blick auf die damaligen politiſchen Zuſtände Italiens werfen, nichts mehr als einen Tummelplatz zerreißender und zweckloſer Leidenſchaften wahrzunehmen. Von keiner mächtigen Kaiſerhand mehr zuſammengehalten, benutzen die kleinen Staaten ihre Freiheit nur, um einander mit unruhiger Eiferſucht zu quälen und zu ſchaden. Der unaufhörliche Zu-

derstreit der Dynasten und Usurpatoren gegen die Republiken und in letztern der ewige Kampf zwischen Adel und Volkspartei, der Adelsgeschlechter gegeneinander und demokratischer Gewalten gegeneinander, ein vielgestaltiger Bürgerkrieg hilft die Zerrüttung und die Ohnmacht vollenden. Die Halbinsel reißt der Fremdherrschaft und doch nicht der eines einzigen Herrschers entgegen. Die Entfernung der Curie aus Italien und das kirchliche Schisma unterwühlen auch die religiöse Eintracht der Gemüther, und die Vorboten der großen Kirchentrennung deuten bereits auf ein Auseinandergehen der Nationen im Glauben und Cultus. Geist und Gemüth verdumpfen überall unter dem Zwange eines kalten Formalismus. Die Hochschulen sind nur Gefängnisse des Geistes, in denen jede Regsamkeit durch die eisernen Bande der Scholastik gebrochen wird; diese aber, obwol sie einen gewissen Fond von Kenntnissen und Anschauungen im Umsatz erhielt, ist eben keine Wissenschaft, sondern nur die disciplinirende Methode aller Wissenschaften, die in ihrem strengen Banne wie im Kloster und unter der umschränkenden Regel fortleben.

Da nun keimt plötzlich in Italien die Saat einer neuen Bildungsvegetation, die ihre Blüten zunächst auf dem literarischen und künstlerischen Gebiete treiben sollte und eine neue Einigung Italiens nicht nur, sondern der gebildeten Welt überhaupt unter dem Banner der Musen zu vollbringen berufen war. Der Johannes der Bewegung ist Dante Alighieri, ihr eigentlicher Messias Francesco Petrarca. Jenen können wir den eigentlichen Restauratoren des classischen Alterthums nicht beizählen. Seine Größe, meint Voigt, liege darin, wie er die systematische Scholastik und die provenzalische Romantik so wundersam in sich vereinigt. Seine Bildung beruht noch ganz auf den Disciplinen des Triviums und Quadriviums, seine Leitsterne sind die Bibel und der Philosoph, in zweiter Reihe stehen ihm abwechselnd Augustinus und Thomas von Aquino, Boethius und Cicero. Der Geist Dante's ist ein schwerwandelnder; leichte, anmuthige Formen reizen ihn nicht; er sucht in den Tiefen nach dem Golde der Weisheit und bleibt unberührt von der heiter blickenden Pracht der Fläche. Vom leichten Blute der Hellenen und der hellenisirten römischen Dichter ist kein Tropfen in ihm. Seiner Phantasie hält die strengste Logik den Zügel, ein freies Tummeln gönnt er seinem Genius niemals. Und doch, wie die Wirkungen großer Geister unberechenbar sind, ahnen wir schon in Dante's Werken etwas von den geheimnißvollen Impulsen, die zu den Schätzen der classischen Römerzeit hinzutreiben scheinen. Er las ihre besten Dichter, Ovid, Virgil, Horaz und Juvenal, und findet er gleich ihren Werth nur in ihren lebensweisen Sentenzen und nicht auch, wie die spätern Humanisten, in Wohlklange ihrer Verse und der Eleganz ihres poetischen Stils, so war es doch schon bedeutsam, daß er Dichterworte neben die hergebrachten Autoritäten zu stellen und zu seinen Kunstzwecken zu verwenden wagte. Es ist in seiner Poesie sehr bemerkenswerth, wie er heidnische und christliche Materien, alte und neue Geschichte, hellenischen Mythus und kirchliche Anschauungen oft gar wunderlich durcheinander mischt.

Mit Petrarca ist der eigentliche Anfang für die Darstellung gewonnen. Der Verfasser gliedert seinen ganzen Stoff in sieben Bücher, von denen das erste, „Francesco Petrarca, die Genialität und ihre zündende Kraft" überschrieben, sich eben mit diesem Manne beschäftigt. Von dem Sänger Laura's, von dem majestätischen Canzonen und sterbensüßen Sonetten ist bei Voigt nicht die Rede; er betrachtet ihn ausschließlich als den Propheten und Entdecker der neuen Welt des Humanismus. Der Genius Petrarca's ruht in der von ihm erschlossenen Welt des Humanismus. „Nicht nur, daß er dem, in langen Winterschlaf gehüllten Alterthum das Erwachen zugerufen, daß er eine starre Welt neu belebt, er hat sie auch in den Kampf mit der ihn umgebenden geführt und aus diesem Kampf ahnungsvoll ein neues Zeitalter emporsteigen gesehen. Hier wies er auf ein in mühevollen und unendlichen, aber reich lohnenden Strebens, vor Hunderten von Talenten ihre Richtung, und wurde er auch durch wenigen Menschenleben in mehr als einer Beziehung schon überflügelt, so geschah es nur in der Weise, wie der Entdecker des vierten Welttheils an Kenntniß desselben bald freilich einem Schulknaben hätte weichen müssen. Nicht nur in der Literaturgeschichte Italiens, sondern in der der civilisirten Welt, und nicht nur in dieser, sondern in der Geistesgeschichte der Menschheit überhaupt, so weit man diesen Begriff auch fassen mag, glänzt Petrarca's Name als ein Stern erster Größe, und er würde nicht geringer erscheinen, wenn er auch nie einen Vers in der Sprache von Si gedichtet." Daß Voigt auf die äußern Lebensschicksale und Verhältnisse Petrarca's eingeht, mochte unvermeidlich und der Anlage seines Werks gemäß sein, vielleicht aber, daß ein wenig mehr Beschränkung in diesen Partien am Orte gewesen wäre. Damit soll der pietätvollen Gründlichkeit nicht zu nahe getreten sein, mit welcher Voigt sich in die biographischen Details des großen Italieners vertieft; im Gegentheil es hat an sich die fast ängstliche Sorgfalt, die sich nimmer genugthun kann und mit der Voigt das Untergeordnetste und Entlegenste in den Kreis seiner Betrachtung zieht, etwas Rührendes und verdient gewiß alle Achtung. Nur in künstlerischer Hinsicht, glauben wir, beeinträchtigt das Streben die Composition. Mit der Beurtheilung Petrarca's sind wir durchweg einverstanden; auch der Standpunkt, von dem aus Voigt über die Eitelkeit des Italieners spricht, ist ein freier und würdiger Standpunkt, wie er dem Historiker ziemt. Nichts ist lächerlicher als die moralische Pedanterie, welche an alle einzelnen Fälle denselben Maßstab legt, als das schaufelhütige und morose Puritanerthum, welches an historische Charaktere den Zollstock des gewöhnlichen Moralkatechismus anlegt, als die beschränkte Spießbürgerei, welche den ehrlichen Reitknecht höher stellt, als den siegreichen Helden, weil man dem Knecht weniger zur Last legen kann. Voigt bemerkt: „Petrarca's grenzenlose, „untilgbare, gleichsam mit allen Fasern seines Geistes zusammengewachsene Eitelkeit, ließe sie noch einen Zweifel zu, wir könnten sie durch eine Blütenlese aus seinen Werken und seinen eigenen Geständnissen bis zur schreiendsten Evidenz darthun. Doch was fangen wir mit dem gewonnenen Resultat an? Sollen wir diese Eitelkeit entschuldigen und beschönigen, wie die Literatoren Italiens zu thun pflegen; sollen wir sie mit Stacheln und Keulenschlägen verfolgen, wie einer der neuesten deutschen Beurtheiler gethan hat; sollen wir uns mit dem Gemeinsatz trösten, daß große Männer auch ihre Schwächen haben? Uns dünkt, die geschichtliche Wissenschaft soll vom Richterstuhl herabsteigen, sie soll, den Gang eines Ganzen im Auge haltend, sich dem alltäglichen und unsichern Maße der Moralität, der Abwägung von Tugenden und Lastern begeben, sie soll redlich nach dem Wie, dem Woher und Wohin der Erscheinung forschen. Dann tritt als der letzte Maßstab, den wir an eine weltgeschichtliche Persönlichkeit zu legen haben, ihre Stellung zu einem Größern, ihre Auswirkung ins Ganze hervor. Und von diesem Standpunkt erhebt sich Petrarca auch vor unsern Augen zu der großartigen Hoheit, in welcher seine Zeitgenossen ihn sahen. Seine Eitelkeit mit allen ihren lächerlichen Extravaganzen, was ist sie anders als eine krankhafte und verkümmerte Sehnsucht nach dem Ruhme? Diese Sehnsucht aber, vielleicht das edelste und tiefste Handlungsmotiv bei den Völkern des classischen Alterthums, der innerste Pulsschlag ihrer Geschichte, auch sie ist durch Petrarca aus dem Grabe erweckt und als eine neue Triebfeder der modernen Welt zugeführt worden. Das ascetische Christenthum hatte sie verdammen müssen; denn führt sie gleich den Geist des Individuums über Tod und Asche hinaus, so bleibt sie doch am Diesseits haften und findet ihr Ziel unter den Menschen, unter den Geistern der vorgeahnten Generationen. Erst der Sinn für eigentliche Geschichte, erst die Erfahrung, daß der längst verwehte Staub Verstorbener sich vor unserm innern Auge wieder zur wandelnden Gestalt zusammenfügen und von unserm Geiste aus neu belebt werden kann, erst die Anerkennung, daß Geistesgröße und Verdienst in ihren Wirkungen auf Erden nicht hinsterben, daß ein Geschlecht vom andern zu lernen und seine hervorragenden Lehrer dafür mit dankbarem Andenken zu ehren hat, also

erſt eine Ahnung von dem, was der Menſch als einzelnes Weſen für die unſterbliche Menſchheit ſein kann, konnte das Idol des Ruhms, der Unſterblichkeit des Namens wieder aufkommen laſſen. Es trat Petrarca aus der Römerwelt, zumal aus Cicero, den Geſchichtſchreibern und den Dichtern entgegen" u. ſ. w.

Einen weitern Beleg von dem feinen hiſtoriſchen Sinn, der ihm innewohnt, gibt Voigt, wenn er darauf hinweiſt, wie Petrarca das Recht der freien Individualität gegenüber dem corporativen Geiſte des Mittelalters als der erſte zur Geltung bringt. Nichts durchdringt und bezeichnet das chriſtliche Mittelalter ſo entſchieden, als der corporative Zug. Nach dem Chaos der Völkerwanderung kryſtalliſirte ſich gleichſam die erneuerte Menſchheit in Gruppen, Ordnungen, Syſteme. Selbſt das wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Leben, welches doch nur einen ſehr kleinen Theil der Bevölkerung beſchäftigte und ſich minder leicht in eine gemeinſame Richtung drängen läßt, fügte ſich doch dem allgemeinen Hange: es ſchoß wie gefrierendes Waſſer nach gewiſſen Mittelpunkten zuſammen und von dieſen gingen dann die Strahlen wieder nach allen Seiten aus. Zu keiner Zeit haben ſolche Maſſen von Menſchen ſo gleich gelebt und gehandelt, ſo gedacht und empfunden. Die Vorkämpfer der Menſchheit ſind nicht Individuen, welche die Maſſe geiſtig beherrſchen, ſondern Stände und Körperſchaften, die dem Individuum nur wie einer Standarte folgen. Petrarca iſt der gewaltige Menſch, der dieſen Bau der Corporation durchbricht, der ſeiner Mitwelt nichts zu danken ſcheint, der im Umgange mit längſt Verſtorbenen und mit ſich ſelbſt alles geworden iſt, was er iſt, der ſein Ich zum Spiegel der Welt zu erheben und für ſeine Individualität das Staunen der Mitwelt und den Ruhm der Nachwelt zu fordern wagt. In ihm treten die Individualität und ihr Recht zum erſten mal kühn und frei mit dem Anſpruch auf hohe Bedeutung hervor, und in dieſem Sinn iſt Petrarca der Prophet der neuen Zeit, der Ahnherr der modernen Welt und des modernen Geiſtes.

Das zweite Buch unter der Aufſchrift: „Die Gründer der florentiniſchen Muſenrepublik. Die Wanderlehrer. Erweckung der claſſiſchen Autoren aus den Kloſtergräbern", macht uns mit den Mitſtrebenden, den Jüngern und Schülern Petrarca's bekannt und handelt außerdem von den nächſten Folgen, welche für die Reſtauration der claſſiſchen Studien den Impulſen des Meiſters zu danken waren. Der tuſciſche Stamm, oder vielmehr geradezu die Capitale deſſelben, Florenz, iſt es, wo die Anregungen Petrarca's die erſte und nachhaltigſte Propaganda fanden. Dort ſehen wir, wie die Arbeit, die jener auf ſein alleiniges Haupt genommen, ſofort getheilt wird, wie einzelne Perſönlichkeiten dieſen oder jenen Strahl ſeines Seelenlebens aufgefangen haben und in ihrer Weiſe darſtellen, wie die Richtungen ſich ſondern und doch wieder in Gruppen zuſammentreten, um einander zu unterſtützen und zu ergänzen. Vornehmlich drei Männer ſind es, deren Thätigkeit zu Florenz es bewirkte, daß Petrarca's Anregungen zu lebendig fortwirkenden Kräften wurden: Giovanni Boccaccio, Luigi Marſigli und Coluccio Salutato. Der erſte ſtellt die Freude des ſtillen Gelehrtenfleißes dar, Marſigli iſt der Gründer des erſten freien Vereins, in welchem Wiſſenſchaft und geiſtiges Streben außerhalb der Kirche und Hochſchule gepflegt werden, Salutato endlich hat dem Humanismus im Staatsleben das Bürgerrecht erworben. Sie alle umſchlingt ein gewiſſer republikaniſcher Geiſt, der Petrarca, dem Weltbürger, perſönlich fremd geweſen und doch von ſeiner Lehre den Urſprung herführt. Nach ſeiner gründlichen und gediegenen Weiſe erörtert Voigt das Leben und die Wirkſamkeit eines jeden dieſer drei Männer auf das ſpeciellſte; als ein vorzüglich gelungenes Genrebild hebt ſich der biographiſche Abriß des florentiniſchen Staatskanzlers Salutato ab. Den Einfluß dieſer Männer verfolgend, kommt der Verfaſſer auf die ſogenannten Wanderlehrer. Das Signal, welches Petrarca und ſeine Schüler gegeben, findet hundert- und tauſendfachen Widerhall. Es beginnt mit dem 15. Jahrhundert in Italien ein ſo reges literariſches Leben, wie in unſern Tagen etwa auf dem induſtriellen Gebiete. In allen Winkeln ſtöbert man nach alten Codices, bald auch im Auslande, man vergleicht und verbeſſert, man copirt und verbreitet ſie. Der ſtille Gelehrte arbeitet nicht mehr in einſamer Zelle, er tritt mit ſeinen Entdeckungen und Schöpfungen alsbald auf einen offenen literariſchen Markt. Es werden Lehrſtühle begründet, welche die Aufhellung des Alterthums und ſeiner beiden Sprachen als ſelbſtſtändigen Zweck verfolgen. In den Freiſtaaten und an den Höfen ſteigen die Humaniſten als angeſehene Männer empor und finden aufmunternden Lohn. Sie ſind die gefeierten Helden des Zeitalters. Sie leben unter ſich in einer vielverzweigten Geſellſchaft, Gelehrtenrepublik, in welche Talent und Fleiß den Zutritt eröffnen. Ein neuer Stand bildet ſich, fern von aller laſtenhaften Beſchränkung, frei und unabhängig geſtellt und dennoch geſchätzt und geſucht von den Vornehmen der Welt. Im Alterthum wurzelt dieſer Männer Dichten und Denken; ſeine Schriftwerke, ſeine Medaillen, Statuen und Gemmen werden geſammelt und wie heilig verehrt, ſeine Paläſte, Tempel, Circus und Grabdenkmale fangen an zu reden und zu zeugen. An die lebhafte Schilderung dieſer enthuſiaſtiſchen Begeiſterung für das Alterthum, ſeine Ueberlieferungen und Reſte, reihen ſich abermals die ſorgfältigſten Unterſuchungen über diejenigen Männer, welche ihren Eifer vorzugsweiſe durch literariſche Entdeckungsreiſen bethätigen. Poggio, Bartolommeo da Montepulciano und Ciriaco de' Pizzicolli ſind es namentlich, die ſich nach dieſer Seite hin weſentliche Verdienſte erworben haben und bei denen die Darſtellung am eingehendſten verweilt.

Ungemein anziehend und friſch iſt das dritte Buch: „Das erſte mediceiſche Zeitalter. Der Humanismus in den Republiken Italiens", gehalten. Wir treten damit in die Zeit, wo ſich die Talente mehr in Maſſe auf das neue Studium werfen, wo ſich beweglich eins dem andern in die Hände arbeitet, wo eine große vielgliederige Gelehrtenrepublik ſich aufthut, wo bald durch gebildete Freundſchaften, bald im erbitterten Kampfe, bald durch aufopfernde Hingebung an das Studium, bald durch gehäſſige Reibungen elender Charaktere und gemeiner Laſter doch vor allem ein Ziel erſtrebt und auf verſchiedenen Wegen zuletzt eine Culturepoche erreicht wird. „Es iſt — damit leitet ſich der Abſchnitt ein — für die Wiſſenſchaften oder Künſte, wo ſie ſich eben erſt erheben, gewiß ſehr von Vortheil, wenn ſie die feſten Sitze noch fliehen und ſo mit einer verfrühten Stabiliſirung auch mancher Einſeitigkeit entgehen. Iſt es doch mit der Ausbildung der Individuen nicht anders. Doch ebenſo förderlich und nothwendig wird dann auch die Fixirung der Kräfte und Beſtrebungen, das verbundene, planmäßige und gleichſam ſich forterbende Zuſammenwirken, die Concentration. So ſehen wir die Wanderſchulen allmählich in das geregelte Univerſitätsleben übergehen und den Humanismus Domicil ſuchen. Seine Jünger gruppiren ſich in mannichfacher Weiſe, bald als privater Gelehrtenſtand, bald um die republikaniſchen Ariſtokratien, bald an den Höfen der Dynaſten." Die Centralſtellen dieſes literariſchen Lebens und in ihr die Größen erſten oder doch zweiten Ranges werden in das Auge gefaßt. Zuerſt führt uns Voigt nach der Muſenrepublik von Florenz, die berufen zu ſein ſchien, für Italien das zu werden, was Italien für die frühere mittelalterliche Welt geweſen war. Der größte Theil des Verdienſtes gebührt dem dortigen Adel. Eine Nobilität wie die florentiniſche fand ſich faſt nirgends in Italien. Zu Venedig ſonderte ſich der Adel wie eine verſchworene Faction vom Volke ab, welches vom Staat, dieſer unſichtbar-unheimlichen moraliſchen Perſon, in den Banden der Ehrerbietung und Furcht gehalten wurde. In Genua gab es neben dem Kaufmannsadel auch einen Landadel, der rauberiſch auf ſeinen Schlöſſern hauſte. Die Neapolitaner ſetzten den Werth des Adels darin, daß man von ſeinen Beſitzungen leben, vornehm ſtille ſitzen und höchſtens einmal ſpazieren reiten dürfe. Mit dem Landbau mochte ſich hier der Edelmann nicht abgeben, jeder Geſchäftsbetrieb war ihm verächtlich. Der Tochter eines Adelichen, der den Weinertrag ſeiner Güter zu verkaufen pflegte, half keine Mitgift zum Manne, denn ihr Vater galt als Krämer. Im Kirchenſtaat gab es einen Landadel, der Ackerbau und Viehzucht trieb, aber auch in der-

nirten Zeiten zur Raubritterei und zu Parteischarmützeln in den Straßen Roms sehr geneigt war. Der Handel war auch hier verachtet. Florenz dagegen hatte einen Geburtsadel, der ohne Scheu dem Handel und jedem gewinnverheißenden Geschäft lebte. Dadurch stellte er sich selbst mit dem reichen Bürger auf eine Stufe, trat mit ihm in täglichen Verkehr und nicht selten in Familienbündnisse. Der florentinische Adel suchte seine Würde durch Eifer und Verdienst um das Gemeinwesen, durch höfische Sitte und vor allem durch eine umfassendere und feinere Weltbildung zu wahren. Sein Ideal war wirklich der Kalokagathie der Hellenen und der Staatstugend der Römer nicht unähnlich. Als sein lebhaftester Typus gilt Cosimo de' Medici, den die Literatur- und Kunstgeschichte mit einer Art von Heiligenschein umkleidet hat. Wir erhalten von ihm und seinem Bruder Lorenzo sehr ansprechende Porträts; außerdem machen wir die Bekanntschaft von andern Literatoren unter dem florentinischen Adel, von Roberto de' Rossi, Rinaldo degli Albizzi, Palla de' Strozzi, Piero de' Pazzi, Leonardo de' Datti, Lapo da Castiglionchio u. a. Eine große Masse der um Cosimo gruppirten Literaten wird uns vorgeführt: Niccolo de' Niccoli, Leonardo Bruni d' Arezzo, Carlo Marsuppini d' Arezzo, Ambrogio Traversari, Gianozzo Manetti, Poggio Bracciolini; ferner die als Lehrer nach Florenz berufenen Guarino, Aurispa, Filelfo, Georgias Trapezuntios, Joannes Argyropulos. Jedes einzelne dieser literarischen Charakterbilder ist mit sichtbarer Liebe ausgearbeitet, und wir haben auch hier abermalige Gelegenheit, die gewissenhafte Treue und den emsigen Fleiß Voigt's zu rühmen. Wir bekommen die vollständigsten Einblicke in das damalige geistige Leben der Stadt. Manche der Porträts fesseln unwillkürlich durch die überaus lebhafte Frische ihres Colorits; bei der Schilderung Poggio's u. a. möchte man glauben, es hätte dem Verfasser der heutige Redacteur eines deutschen Wochenjournals vorgeschwebt, der auch als Literarhistoriker Debuts versucht hat. „Poggio war", lesen wir S. 174, „sozusagen der literarische Gassenbube. Er hatte ein unverkennbares Talent für wüthendes Schimpfen und niederträchtiges Verleumden. Unter allen seinen Zeitgenossen war er ohne Frage der gewandteste Autor, er schrieb geistreich und pikant wie kein anderer, sein Styl ist von hinreißender Lebhaftigkeit. Vor seinem Witz und seiner wüthenden Bissigkeit herrschte eine wahrhafte Furcht" u. s. w. Mit aller Welt lag er in Zank und Fehde; die Maßlosigkeit der Polemik ist grenzenlos. Es gibt schlechterdings keine Rücksicht, die der Feder eines Poggio — und seine Gegner Filelfo und Palla thaten es ihm ziemlich gleich — schonendes Schweigen geboten hätte. Vater, Mutter und Gattin werden in den Kreis der Schmähung und Verleumdung mit gezogen. Die Sittlichkeit des Angegriffenen wird durch die unglaublichsten Angriffe und Verdächtigungen geschändet und die Anführung specieller Fälle und Namen muß ihnen Leben und Wahrscheinlichkeit geben. Die von Voigt mitgetheilten Proben sind meistens so stark, daß sie sich eben nur in der lateinischen Sprache mittheilen lassen. Ein ähnlicher, wenngleich kürzerer Ueberblick über den Humanismus in Siena, Venedig und Genua schließt das Kapitel. In Venedig sind es Carlo Zeno, Leonardo und Bernardo Giustiniani und Francesco Barbaro; in Genua Jacopo Bracelli und Niccolo Leoni, welche eine besondere Beachtung beanspruchen dürfen.

Aus der Atmosphäre der Republiken treten wir im vierten Buche: „Der Humanismus an den Höfen Italiens", in die Residenz der Dynastien herüber, und auch dieser Theil des Werks bietet eine Partie, welche dem unmittelbar vorausgegangenen Abschnitte durchaus ebenbürtig ist. Der Wechsel bezeichnet den ebenen Pfad der meisten Humanisten; es kann nicht befremden, an den Höfen manche Gestalt wiederzufinden, deren Bekanntschaft wir schon in den Republiken gemacht. Wer einige Jahre lang, durch gute Besoldungen angelockt, von einem Lehrstuhl zum andern herumgezogen war, sehnte sich natürlich nach einer ruhigern Lebensweise, nach einer sichern Stellung. Jeder Krieg, die Regung der Parteien wurde selbst in Florenz eine Lebensfrage auch für den Gelehrten. Er mußte sich mit den Machthabern zu stellen wissen, die aber wechselten, und immer war mehr als einer. Behaglicher war es immerhin, an einem Hofe unterzukommen; man hatte nur einem zu dienen, einem zu schmeicheln, von eines Gunst und Gnade den Lohn zu erwarten. Die meisten Herren Italiens waren Tyrannen im antiken Sinne des Worts, sie hatten sich aus den Trümmern der Volksherrschaft erhoben, andere waren aus Statthaltern und Vasallen souveräne Fürsten geworden, in Neapel begründete die Eroberung das Recht. Keiner fühlte sich ganz sicher auf dem Thron: bald war das Freiheitsgefühl des Volks noch im stillen rege, bald der Anspruch des alten Lehnsherrn zu besorgen, bald vor Prätendenten und Kriegsheeren zu zittern. Auf die Condottieri war kein Verlaß; einem stehenden Heere, wären auch die Kosten erschwinglich gewesen, hätte man noch weniger getraut. So beruhten die Dynastien im Grunde auf der Zufriedenheit des Volks und dem Bedürfniß einer ruhigen, geordneten Verwaltung. Daher überall dasselbe Bestreben, den Adel an ein Hofleben zu gewöhnen, durch Beamte ein regelmäßiges Regiment zu üben, Geld in Bereitschaft zu halten, das Volk leutselig zu behandeln und ihm doch durch Glanz und Pracht zu imponiren. Diesem System mußten die Hofgelehrten und Hofdichter in ihrer Weise dienen. Sie waren nach damaligem Geschmack die ersten Prunkartikel, nicht viel anders als wie etwa ein deutscher Herzog durch ein zahlreiches, goldbesticktes Hofgesinde, durch eine Menge von Rossen, Hunden und Falken, durch glänzende Bankete und Turniere sich ein Ansehen unter seinesgleichen gab. Die Person des Fürsten und die Dynastie zu besingen, sie vor Mit- und Nachwelt im Lichte antiker Größe und Hoheit erscheinen zu lassen, ihre Geschichte zu schreiben, sie in epischen, elegischen und odischen Maßen zu feiern, Festreden vorzutragen, Prunkbriefe zu schreiben und Epitaphe zu dichten, aber auch mittelbar durch den Ruhm ihrer eigenen Gelehrsamkeit und den Glanz ihres Namens den Hof zu zieren, der sie ernährte: das war der Beruf dieser literarischen Höflinge. Die Koryphäen der Wissenschaft waren die Träger der öffentlichen Meinung; durch die Humanisten die letztere in ihrem Interesse auszubeuten waren die Regierungen im gegenseitigen Wetteifer beflissen. Es soll in dem Punkte heute und keineswegs blos in Italien nicht anders bestellt sein, höchstens daß sich zwischen dem Damals und Jetzt der Unterschied bemerkbar macht, daß nicht sowol die Männer der Wissenschaft, die strengen Fachgelehrten zu dem Dienste verwandt werden, sondern Publicisten und Dichterlinge. Auch wiederholte sich damals in Italien die nämliche unerfreuliche Erscheinung, die wir heute da zu bemerken Gelegenheit haben, wo inspirirende Auftraggeber von einer Centralpreßstelle aus auf die gens de lettres einwirken: der geschichtlichen Wahrheit wurde in das Gesicht geschlagen und ein literarisches Lakaienthum großgezogen, um nichts besser als die Parasiten der Alten. Es ist ein ehrendes Zeugniß, welches der münchener Professor der Unabhängigkeit seiner Gesinnung ausstellt, wenn er über dieses Verhältniß nicht mit zierlichen und diplomatischen Sonntags- und Fräuleinsworten hinweghüpft, sondern wenn er sehr offen und unumwunden auf den faulen Punkt eingeht. Mit Beziehung darauf lesen wir S. 216: „Es ist erstaunlich und für den Freund wahrhafter Geschichte demüthigend, wie leicht von den Posaunen des Dynastenruhms die Ohren nicht nur der Mitlebenden, sondern noch der Jahrhunderte nach ihnen betäubt werden konnten. Fast möchte man behaupten, die ganze Geschichte Italiens während der humanistischen Periode erscheine in dem Lichte eines künstlichen Feuerwerks. Nur schüchtern und in sparsamen Andeutungen verräth sich hin und wieder die Wahrheit; ihre matte und schlichte Stimme ist kaum zu hören durch den triumphirenden Lärm der Lobgesänge und Verherrlichungen. Seit jener Zeit und bis auf diesen Tag haben die italienischen Autoren eine Unart, die auch andere Nationen angesteckt hat: sie prädiciren die hervorragenden Männer ihres Vaterlandes mit allen Zeugnissen und Autoritäten, die irgend aufzutreiben sind. Sprechen sie von dem Leben und den Verdiensten eines Mannes, so fügen sie bald einen Katalog derer hinzu, die ihn gelobt haben. Aber

wie anders gestaltet sich oft das Urtheil, wenn man unter jenen Zeugen die bloßen Nachbeter aussondert und die Motive der übrigen prüft!"

Unter den Höfen Italiens, an denen der Humanismus in der Epoche, von der wir sprechen, vorzugsweise eine gastliche Stätte fand, glänzt vor allen der neapolitanische. Daneben bemühen sich die Visconti in Mailand, die berühmtesten Kräfte der Humanisten an sich zu ziehen und als Mäcene par excellence der Künste und Wissenschaften zu gelten. Gleiches Streben, wenngleich bei den geringern Mitteln im kleinern Umfange, zeigen die Gonzaga zu Mantua, die Este zu Ferrara, die Carrara zu Padua, die Malatesta in Rimini und Cesena.

Die endliche Einbürgerung des humanistischen Elements in Rom selbst erzählt das fünfte Buch: „Der Humanismus an der päpstlichen Curie. Das Zeitalter Nikolaus' V. Die hellenischen Studien." Ein ähnliches selbstisches Motiv, das die Dynasten die Männer der Wissenschaft an ihre Höfe ziehen hieß, öffnete auch den Jüngern des neubelebten Alterthums den Eintritt in die Curie und in die Kirche. Es bedurfte in dem großen Schisma, welches auf den Glauben untergrabend einwirkte, der Kampfmittel, und die Päpste waren in der Wahl derselben nicht allzu gewissenhaft und peinlich. Im Streite gegen die weltliche Macht und noch gegen Ludwig den Baiern hatten sie sich ausschließlich kirchlicher Geister, gelehrter Bischöfe und Mönche bedient, um ihre Angriffs- und Vertheidigungsschriften abzufassen. In dem Schisma lagen die Dinge anders; unter den Kämpfenden trat das Bedürfniß hervor, energisch auf ein erweitertes Publikum einzuwirken, und das konnte nur durch faßliche, ans Herz greifende Parteischriften geschehen. Damals zeigte sich zuerst die Gewalt des studirten Stils über die Gemüther der Lesenden: er wußte ihnen zu schmeicheln und sie zu entzünden. Was war natürlicher, als daß die Päpste sich nach den Humanisten umsahen, die jene Künste den alten Rednern abgelernt, von denen viele brotlos und weil sie dem Alterthum ganz ergeben, gegen die Zeitinteressen gleichgültig waren, auch parteilos, sich ohne Mühe und Widerstreben in Sold und Dienst nehmen ließen. Den Humanisten an der Curie zu situiren, hatten die Päpste ein einfaches Mittel, sie gaben ihm ein Secretariat in der Kanzlei. So mancher Cardinal begann seine Laufbahn als bescheidener Scriptor in einer der apostolischen Curien. Seine goldenen Tage in Rom feierte der Humanismus unter Nikolaus V., der namentlich durch sein Interesse für die hellenistischen Studien für die Literaturgeschichte von Bedeutung ist.

Von dem sechsten Buche: „Propaganda des Humanismus jenseit der Alpen", finden wir, daß es weniger eingehend gehalten als diejenigen Kapitel, welche dem Humanismus in Italien gewidmet sind. Gegen die mitunter bis in das Peinliche getriebene Gründlichkeit der andern Abschnitte tritt die kürzere und knappere Darstellung dieser Partie um so bemerkbarer in die Erscheinung. Die Ausbreitung der humanistischen Bestrebungen in England, Ungarn und Polen wird ziemlich rasch abgethan, länger nur in Deutschland verweilt, wie sich allerdings von dem Biographen des Enea Silvio de' Piccolomini im voraus erwarten ließ.

Aeußerst ausführlich ist dagegen wiederum das Schlußkapitel: „Die Erscheinungsformen und Tendenzen des italienischen Humanismus im allgemeinen." Eine Fülle interessanter Einzelheiten wird geboten, welche nicht sowol zur Illustration der äußern Lebensschicksale einzelner hervorragender Humanisten und ihrer schriftstellerischen und gelehrten Thätigkeit dienen sollen, Voigt will vielmehr in dem Abschnitt das Wesen und den Geist des Humanismus analysiren. Obschon wir nicht verkennen, eine wie dankenswerthe Mühe auf das Zusammentragen der mannichfachen Züge, die hier erzählt werden, verwandt worden, so sind wir doch der Ansicht, daß dieses Schlußkapitel ein wesentlicher Compositionsfehler ist. Der gesammte Inhalt des siebenten Buchs mußte in den Inhalt der andern sechs Abschnitte hineingearbeitet werden; es macht dieses Schlußkapitel den nämlichen unbefriedigenden Eindruck, den wir empfinden, wenn ein ungeschickter Biograph zuerst den äußern Lebensgang seines Helden darstellt, und nachdem er damit fertig geworden, eine Schlußbilanz nachhinken läßt, in welcher er über Anlagen und Charakter des Mannes, dessen Leben er sich zum Vorwurf gewählt, über dessen Neigungen, Leidenschaften, Vergnügungen und Lieblingsbeschäftigungen, kurz von allen möglichen und noch einigen andern schönen Dingen spricht. Der Tadel trifft, wie man sieht, weniger die materielle Seite dessen, was der Abschnitt enthält; in dieser Hinsicht wird sich gegen die Mittheilungen kaum etwas einwenden lassen, ja viele von ihnen haben ihren ganz unleugbaren Werth. Wir rechnen in diese Kategorie unter anderm die Auslassungen über den nationalen Stolz der italienischen Humanisten, über ihre moderne Auffassung des Alterthums und die alterthümelnde der Gegenwart, über den gegenseitigen Freundschaftscultus und die Epistolographie, über ihre polemischen Kämpfe, ihr frivoles Spiel mit dem Heidenthum und ihre sittliche Frivolität. Ueber das letzte Thema heißt es unter anderm (S. 459): „Es wuchs unter dem humanistischen Treiben eine üppige Frivolität heran, das Gegenbild zu Petrarca's ernstem Tugendstreben. Sie zeigte sich in den Schriften, aber sie zeigte sich auch recht bedenklich im Lebenswandel und in der vornehmen Indifferenz, mit welcher den einfachen Geboten der Sittlichkeit Hohn gesprochen wurde. Die Priesterweihe war ein Punkt, um welchen jeder dieser Schöngeister in seiner Weise herumzukommen suchte. Meistens waren sie arm, hatten aber gute Freunde an der Curie und gute Protection bei den Großen der Kirche und der Welt. Die Kirche als Versorgungsanstalt zu benutzen, nach ihren Pfründen zu jagen, lag ihnen besonders nahe; dazu aber war die Uebernahme des geistlichen Charakters oft eine unerläßliche Bedingung, der sich die meisten ohne Bedenken fügten. Die einen wurden Priester, wenn der Kelch der Lebensfreuden erschöpft war und sie sich ein behagliches Alter zu schaffen wünschten; andere nahmen die Weihe, kümmerten sich aber nicht um die Pflichten, welche sie auflegte, und wußten sie wieder von sich zu schaffen, wenn es ihnen gelegen war. Gerade den namhaftesten der Humanisten waren Weihe oder Ehe, Cölibat oder Concubinat durchaus gleich" u. s. w. Daher blüht auch die Zote als ein besonderer Literaturzweig in diesen Zeiten und in diesen Kreisen.

Wir sagten, es sei zunächst der Stoff selbst, der Voigt's Werk empfehle. Die Inhaltsrelation, soweit wir uns zu einer solchen verstanden, hat außerdem auf weitere Vorzüge hinzudeuten, welche die Behandlung des Stoffs betreffen. Es ist vor allem der hochachtbare Geist eines ebenso unermüdlichen als gewissenhaften Sammler- und Forscherfleißes, der sich als rother Faden durch das Buch hindurchzieht, der demselben als charakteristisches Kriterium sein Gepräge verleiht; wir müssen das schon gebrauchte Wort wiederholen, der Geist des Ernstes und der Gediegenheit, mit dem Voigt seiner Aufgabe sich unterzieht, der Eifer und die Lust, die pietätvolle Hingabe, mit der er sich in die Personen und in die Zeit versenkt, die er schildert, haben etwas unendlich Erfreuliches und Rührendes. Man fühlt es jedem Satze an, der Autor war stets ganz bei seiner Sache mit seiner ganzen und besten Kraft. Und diese Kraft will nicht unterschätzt sein. Denn sie hat ihren Werth nicht allein in dem mustergültigen Fleiße; zu dem Fleiße tritt eine nicht unbeträchtliche natürliche Begabung für die Auffassung und Beurtheilung geschichtlicher Verhältnisse und geschichtlicher Charaktere. Eine freie aristokratische Bildung, ein geschärfter offener Blick, ein Zug von einem wirklich staats- und weltmännischen Denken und Empfinden sind die Eigenschaften, welche der Verfasser mitbringt und die sein Urtheil vor Einseitigkeiten und Härten bewahren: nicht spröde und zugeknöpft, aber auch nicht enthusiastisch im Anerkennen und Bewundern, langsam und vorsichtig im Tadel, tolerant im besten Sinne des Worts, durchaus unabhängig und frei in seiner Gesinnung, ohne je den Zeitsympathien zu schmeicheln oder den Zeitantipathien entgegenzukommen, ohne aber auch, wenn es gilt, mit der offenen und unumwundenen Sprache zurückzuhalten, bewegt sich der Verfasser durchweg auf der Höhe jener Objectivität, welche dem Historiker das erste und letzte Ziel bleiben muß.

Weniger beanlagt erscheint dagegen Voigt für die Darstellung. Nicht als ob seine Composition die nachlässige und der Stil der schwerfällige jener antediluvianischen Professorengeneration wäre, von der noch immer mitunter ein Epigone zum Schreck der Götter und Menschen wie ein Geisterspuk an das Licht unserer Tage tritt, im Gegentheil, Voigt bemüht sich offenbar, auch den Anforderungen zu genügen, die man in ästhetischer Hinsicht an ein historisches Kunstwerk zu stellen pflegt. Er will möglichst gut, er will elegant schreiben. Von dem Verlangen geleitet, feilt und künstelt er oft so lange und so viel, daß der Leser die Feile und die Künstelei merkt, d. h. der Autor bringt sich selbst um die beabsichtigte Wirkung. Auch entsteht eben dadurch eine gewisse Ungleichartigkeit des Stils, die man nicht umhin kann als störend zu bezeichnen; während manche Partien, namentlich einzelne Einleitungen der einzelnen Bücher, äußerst lebhaft und schwungvoll gehalten sind, während manche biographische Genrebilder sich auch in ihrer Form als vollendete Kunststücke abheben, welche an die besten Muster der Antike erinnern, contrastirt mit dieser Wärme und Kunst der Farben und Töne um so auffälliger die monotone Haltung, welche andere Stellen zeigen, und zwar keineswegs solche, in denen die Sprödigkeit der Materie an sich auf die Sprödigkeit der Darstellung zurückwirkte. Wir haben endlich an der allerdings nicht häufig, immer aber doch hervortretenden Neigung des Verfassers Anstoß genommen, sein philosophisches Raisonnement mit ethischen und moralischen Gemeinplätzen in der Weise zu durchflechten, wie sie wol unter den Historikern des classischen Alterthums Plutarch liebt. Es scheint, solche Sätze erklären sich aus den Concessionen Voigt's an rhetorische Effecte; sein Geschmack ist sonst doch ein mehr geläuterter und das Moralisiren sonst doch ein fremder Tropfen in seinem Blute.

Andere kleine Ausstellungen, welche bei der Inhaltsrelation angedeutet wurden, sollen nicht noch einmal breitspurig und mit jenem salbungsvollen Ueberunddüberladen eines abundanten Wortschwalls wiedergekäut werden, mit dem, wie sich vielleicht mein werther Universitätsfreund entsinnt, die akademische Robe ihre Recensionen abzugeben pflegte, unter deren Auspicien wir unsere gemeinsamen Studien in einem historischen Seminar seinerzeit machten. Nur diejenigen beiden Momente seien schließlich hervorgehoben, in deren Erwägung wir den ungetheilten Preis, auf den Voigt's Arbeit sonst wol Anspruch haben dürfte, derselben nicht zuerkennen können. Eine ganze Geschichte des Humanismus wäre ein Werk und zugleich eine That gewesen; Voigt gibt nur ein Fragment dieser Geschichte, nur eine halbe That. Das zweite Bedenken ist dieses. In seiner Betrachtung des so großartigen und nachhaltigen Culturprocesses, der durch die Thätigkeit und die Bestrebungen der Humanisten erzeugt worden, hat Voigt einen Gesichtspunkt übersehen, ist ihm eine Seite entgangen, welche bei einer erschöpfenden geschichtlichen Würdigung des Humanismus um so mehr und dringender in die Discussion hineingezogen sein will, als sie mit einer gleich zu nennenden Ausnahme bisher nicht zur Debatte gelangt ist. Ich meine die nationale Seite, den politischen Inhalt der Bewegung. Auf diesen unerörterten Punkt zuerst hingewiesen zu haben, ist das Verdienst, welches sich Strauß in dem biographischen Denkmal erworben, das er dem unglücklichen Ulrich von Hutten gesetzt hat. Verkennen oder schmälern wir nicht die Verdienste der Humanisten um die Literatur und die Wissenschaften; die Verdienste einer Männer nach dieser Seite hin sind unleugbar groß und wichtig. Allein mit dem Registriren dieser Verdienste hat die geschichtliche Betrachtung der Humanisten sich nicht zu begnügen; sie hat außerdem dem unheilvollen Einfluß nachzugehen, den die Humanisten in Italien und mehr noch in Deutschland auf die völlige Ertödtung des nationalen Bewußtseins und des politischen Sinns im Volke ausgeübt haben. Der Hinweis auf Strauß enthebt uns weiterer Erörterungen. Von Voigt ist dieses wichtige Verhältniß leider ignorirt worden. **Thaddäus Lau.**

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Wir freuen uns, den „Erzählungen und Lebensbildern" (Nr. 4) von K. Frey ein ungetheiltes Lob zollen zu können. Es sind dies kleine Kunstwerke, die nach Form und Inhalt die vollste Anerkennung verdienen. Sie verbreiten sich über verschiedene Zeitabschnitte innerhalb der letzten 60 Jahre und gewähren neben den gelungensten landschaftlichen Schilderungen tiefe Einblicke in die öffentlichen und privaten Zustände der zwischen Jura und Alpen gelegenen Cantone, namentlich des Aargau und des Cantons Luzern. Sitte und Sage, Gesetz und Gebrauch, das religiöse und staatliche, das gesellschaftliche und Familienleben ziehen in wechselnden Bildern an uns vorüber; der gediegene Stoff wird durch gesunde Anschauungen und besonnene Urtheile getragen, und die descriptiven und culturhistorischen Momente sind so geschickt in den Gang der Erzählung verwoben, daß sie eher dazu beitragen, das Interesse und die Spannung zu erhöhen, als sie zu beeinträchtigen. Jener materielle Ballast, die vollen Backen und die vollen Tafeln und was sonst dazu gehört, kurz die grobsinnlichen Dinge, die in andern Volkserzählungen hin und wieder ein so große Rolle spielen, treten bei unserm Verfasser fast ganz in den Hintergrund, während das ideale Moment, wie es sich in Ehre, Liebe, Sittlichkeit, Mannes- und Frauenwürde, Freiheits- und Vaterlandsliebe ausspricht, bei weitem vorherrscht, jedoch ohne Phrase und ohne den geringsten Schimmer von falschem Pathos oder gar von falscher Sentimentalität. Selbst die Reflexionen sind höchst sparsam, und die Eindrücke, die der Verfasser hervorrufen will, geben sich in Charakterzügen und Handlungen kund. Die Helden gewinnen die Theilnahme des Lesers meist schon auf den ersten Seiten; sie zeigen sich in natürlichen, kräftigen und schönen Situationen, handeln aus freier Selbstbestimmung in logischer Folge und sind den spannenden Conflicten, in die sie versetzt werden, gewachsen.

Das einzige, was wir an einzelnen Schilderungen und Lebensbildern auszusetzen haben, ist die etwas zu stark betonte Vorliebe für das Lauschen nach Kundgebungen aus dem Reiche des Unsichtbaren, die höchstens im Innersten des eigenen Herzens subjectiv erfaßt, niemals aber mit irgendeinem objectiven Scheine in das Reich des Sichtbaren herübergezogen werden sollten. Der Verfasser gefällt sich darin, manche Situationen durch Träume, Ahnungen, Visionen, Wahrsagungen schärfer zu charakterisiren. Doch müssen wir um ihm nicht Unrecht zu thun, sogleich hinzufügen, daß er diese Dinge keineswegs zu Motiven für die Handlungsweise seiner Helden oder zu Schürzung und Lösung des Knotens benutzt. Die Charaktere und der Gang der Erzählung bewegen sich vielmehr mit ganz geringen Ausnahmen unabhängig von jener mystischen Zuthat; und, was die Ausnahmen anlangt, so soll, wo das mystische Moment bestimmend einwirkt, daran die Verirrung, der der Held unterliegt, gezeigt werden. Denn offenbar ist der Geist, der sich durch das Werk im ganzen hindurchzieht, ein lichter, und der Verfasser tritt dem Aberglauben und dem Vorurtheil mit klarem Verstande und warmem Herzen entgegen. Um so überraschender ist es, hier und da den Consequenzen jener eigenthümlichen von uns gerügten Vorliebe zu begegnen. Allerdings ist es, wie wir uns selbst einwenden müssen, nicht blos zulässig, sondern nach Umständen selbst durch das Interesse der Sache geboten, ein zu bekämpfendes Uebel in seiner vollen Erscheinung und unter den einschmeichelndsten Formen zur Darstellung zu bringen, um ihm eben nach allen Seiten hin die Spitze zu bieten; allein theils meint es der Verfasser wenigstens mit den Ahnungen und Träumen zu gut, als daß er gegen den Misbrauch, der damit getrieben werden kann, eine allzu kräftige Lanze einlegen sollte, theils beziehen sich unsere Bemerkungen auf einzelne Gemälde, wo der Verfasser für diejenige These, die er vertritt, die

Waffen minder glänzend führt, als für diejenige, die er bekämpft.

Dies gilt z. B. von der Erzählung „Der Lebensbaum", in welcher der alte Gebrauch, Kindern bei ihrer Geburt einen sogenannten Lebensbaum zu setzen, auf eine übrigens sehr ansprechende Weise in den Gang der Begebenheiten verflochten wird. Wie lieblich ist schon die erste Schilderung: „Um den Lebensbaum des Vaters, der über einem kräftigen Stamme eine herrliche, breitästige Krone wölbte, standen in dem parkähnlichen Garten im Kreise die vier Lebensbäume der Kinder, die prächtig wie die stattlichen Söhne und das zu hoher Schönheit sich entfaltende Töchterpaar emporschossen. «Unter den Bäumen», wie diese bevorzugte Stelle hieß, war denn auch so recht der trauliche Familientempel, in dem die Mußestunden verbracht und all die kleinen rührenden Feste und Ereignisse gefeiert wurden, welche Aeltern- und Kindesliebe ersinnt oder herbeiführt. Die Krone des väterlichen Baums wölbte sich weit über die Rasensitze, auf denen die Kinder ihre ersten Spiele spielten, auf denen sie, größer werdend, der älterlichen Lehre und Mahnung horchten und sich gegenseitig als untrennbare Glieder eines geheiligten Bundes lieben und achten lernten. So blieb es auch, als der ältere Sohn ferne Schulen bezog und die ältere Tochter sich ebenfalls in die Ferne verheirathete. Da, unter den Bäumen, wurden ihre Briefe gelesen, wurde ihrer in gegenseitiger Liebe gedacht und wurden allerlei Pläne und Hoffnungen auf einstige Heimkehr und zeitweilige Besuche aufgebaut. Es liegt um diese «Familienwinkel» ein unnennbarer Zauber, und wer nicht die Erinnerung an einen solchen im Herzen trägt, ist um ein schönstes Erbtheil des Kindesglücks gebracht." Mit dem Gedeihen oder Verkommen des Lebensbaums steigen und fallen bekanntlich nach der Volkssage die Hoffnungen für das Kind, für das er gepflanzt worden. In unserer Erzählung hatte der jüngste Sohn, nachdem er sich aus unbesonnener Hochherzigkeit in Geldverlegenheiten verwickelt gehabt, Handgeld nach Neapel genommen. Der Vater, im höchsten Zorne darüber, haut den Lebensbaum desselben mit eigener Hand um und stirbt später vor Gram, der Sohn aber endet trotz eines baldigen Abbruchs jenes Dienstverhältnisses und einer kurz darauf erlangten andern glänzenden Lebensstellung mit Selbstmord, wo der abgehauene Lebensbaum und „der tiefgeheime Zusammenhang zwischen dem Gegenstande und seinem Sinnbilde, der im innersten Wesen der Dinge begründet ist", eine Hauptrolle spielt. Der Verfasser macht die Ansichten des jungen Mannes, der so redet, zwar nicht zu den seinigen, aber wenn er später den besonnenen Freund desselben von den „theils sinnigen, theils den Verstand verwirrenden Worten und Bildern" des jungen Mannes sprechen läßt, so wüßten wir nicht, was wir zu den „sinnigen" rechnen sollten, wenn nicht die oben hervorgehobenen Worte, und damit ist den sympathetischen Kräften, namentlich in einem Werke, das sonst durchweg den Stempel der Aufklärung an sich trägt, viel zu viel Spielraum angewiesen. Aehnliches ließe sich von einzelnen Partien der ersten Erzählung, in der übrigens der leidige noch fortlebende Hexenglaube, der hier als Eheteufel die glücklichsten Familienbande zerreißt, recht ergreifend geschildert ist, sowie von der Wahrsagung im „Blondröschen" und von der Erscheinung des Sterbenden im „Breitenhaus" anführen; es treten aber diese kleinen Ausstellungen vor dem bei weitem überwiegenden hohen Werth des Uebrigen so weit zurück, daß man sie über dem wohlthuenden Eindruck des Ganzen leicht vergißt. Letzterer macht sich besonders auch insofern geltend, als neben Schuld und Irrthum ein edles, rein und wahrhaft menschliches Denken und Handeln in wichtigen und tief einschneidenden Conflicten siegreich durchbricht, wodurch bei der Mehrzahl der meist tragischen Erzählungen dennoch ein versöhnender und erhebender Abschluß gewonnen wird.

Nehmen wir z. B. die allereinfachste heraus: „Ein Opfertod." Man wird freilich dabei den großen Conflict für den ersten Anblick vermissen; aber wer tiefer schaut, wird mit uns den dauernden, täglich und stündlich auftreibenden, wenn auch äußerlich unscheinbaren, für den größten anerkennen. Das Opfer ist ein Knabe, der seinen bettelnden Aeltern entzogen und zu einem tüchtigen Weber herangebildet wird. Ins väterliche Haus zurückgekehrt, sorgt er für die Aeltern und eine kränkliche Schwester durch übermäßig angestrengte Tag- und Nachtarbeit und verfällt einem frühzeitigen Tode. „Als ich das erste mal nach dem Häuschen hinaufging", erzählt der Verfasser, „waren nur die Kinder daheim, ein zehnjähriges Mädchen und ein um drei Jahre älterer Knabe mit einem feinen Gesichte, aus dem zwei treuherzige und zugleich kluge Blauaugen schauten. Er gab mir verständigen Bescheid, erzählte aber ganz unbefangen, daß beide Aeltern schon am Morgen auf den «Heuschet» gegangen und vor Abend nicht heimkommen würden. Auf mein Befragen, ob er und sein Schwesterchen auch Hunger leiden müßten, schüttelte er den Kopf bedächtig und meinte, im Sommer hätten manchmal der Vater oder die Mutter nichts gegessen, aber sie beide haben immer genug gehabt. Die Frage, ob ihnen die Aeltern denn auch recht lieb seien, beantwortete der Kleine: O ja, freilich, fast noch lieber als der Herrgott." Ich verließ die arme Hütte nicht ohne eine Hoffnung mitzunehmen. „Wie sehr auch das kleine Hauswesen verkommen sein mochte, es lebte darin ja noch die Liebe." Die Hoffnung täuschte. Die Aeltern ließen das Betteln nicht, und es wurde beschlossen, die Kinder von ihnen zu trennen. „Es war an einem kühlen Herbstabend, als ich selbst nach dem Waldhäuschen hinaufstieg, die Kleinen abzuholen, um sie zu ihren neuen Pflegeältern zu führen, die fast eine halbe Stunde am andern Ende des Dorfs entfernt wohnten. Die armen Leute, von der unvermeidlichen Trennung schon benachrichtigt, saßen um den kleinen runden Tisch herum, auf dem einige gesottene Erdäpfel nebst verschiedenartigen zusammengebettelten Stücklein Brot lagen; aber noch war kein Bissen von dem ärmlichen Abschiedsmahl berührt, und jedes saß in sich zusammengekauert, laut und bitterlich vor sich hinweinend. Hier versöhnt uns das unangerührte Bettelbrot mit der Roth der Bettler. Der Abschied wird der Familie durch die Versicherung erleichtert, daß eine Wiedervereinigung in der Hand der Aeltern selbst liege und von ihrem Betragen abhänge. Der Knabe faßte Muth. „Er hatte bald zu weinen aufgehört, und es stand auf seinem verständigen Gesichte deutlich zu lesen, daß in der jungen Seele ein ernster Vorsatz reife. Endlich erhob er sich, faßte sein Schwesterchen bei der Hand und sagte: «Komm du nur jetzt mit, Mariele; der Herr Pfarrer verspricht ja, wenn wir nur recht brav seien, werd's nicht lang dauern. Das glaub' ich, und ich will schon bald ein rechter Weberknecht werden. B'hüt Gott, Vater und Mutter, am Sontag komm' ich mit Mariele zu euch heim.»" Er hielt, was er versprochen, wurde ein tüchtiger Weberknecht, bekam von der Gemeinde einen Webstuhl, zog mit der Schwester, die ihm die Spulen machte, zu den Aeltern und stützte sich von nun an allein auf die eigene Kraft. Anfangs geht es vortrefflich, aber die Schwester wird krank, die Aeltern können nichts verdienen, er läßt es nicht zu, daß sie sich an die Gemeinde wenden, denn er hat ja Arbeit; und so arbeitet er länger und immer länger in die Nacht hinein und unterliegt dem zwanzigstündigen Schüttern des Webebaums gegen die noch zu junge Brust. Das ist ein kleines Heldenthum, oder ein großes, wie man es nimmt, aber trotz aller Trauer erhebend, eben weil es ein Heldenthum ist.

Eine einzige Erzählung unter den vierzehn, welche die beiden Bände enthalten, macht einen völlig niederschlagenden Eindruck: „Das verlassene Haus." Es ist ein Gemälde aus den innern Kämpfen der Schweiz, die in den vierziger Jahren entbrannten und deshalb so tief einschneidend und für viele Familien so bis in den innersten Kern hinein vergiftend wirkten, weil sie vorherrschend den Charakter eines Religionskriegs trugen. Das verlassene Haus war einst von einer glücklichen Familie katholischer Confession bewohnt. Nach des alten Vaters Tode heirathet Sepple, die Tochter, ihren heißgeliebten protestantischen Bräutigam Steffen und bildet mit ihrem Bruder Uli und den Dienstleuten, Hans und der alten Kathrin, den Haushalt. Ein

Priester säet Zwietracht. Uli und Kathrin essen nicht mehr mit den Uebrigen, um keine Gemeinschaft mit den Ketzern zu halten. Der Riß wird immer weiter, je mehr die Flamme des Wahns geschürt wird, und als der offene Kampf in den Cantonen ausbricht, stehen sich Bruder und Schwager mit den Waffen in der Hand gegenüber. Hier die letzte Scene: „Endlich klinkte es an der Hausthüre. «Sepple, machet auf, wenn Ihr daseid; ich bin es, Hans, Euer Knecht.» Die Gerufene schleppte sich schweren Schrittes hinaus. «Gottes Barmherzigkeit sei mit Euch, Meisterin, gebt mir eine Laterne.» Er trat still in die Stube und suchte die Laterne am gewohnten Orte. Sepple folgte ihrem Scheine mechanisch nach. Da lag auf dem Schnee, der hinter dem Schutze der Gartenmauer liegen geblieben, ein Todter, über dem sich Uli mit entsetzten Blicken niederbeugte. Ein breiter Blutstreifen floß über die weiße Fläche. «Er war nicht todt — ich habe ihn getödtet», stöhnte Uli. Sepple klammerte sich mit beiden Händen an ein Bäumchen, auf die Leiche niederstarrend. Laute Stimmen nahten sich vom Walde herauf. Ein zweiter Schuß fiel und die Laterne erlosch. Als die Landstürmer zur Stelle kamen, lag Uli, mit dem Gesichte zur Erde gekehrt, über Steffen's Leiche. Sepple stand noch regungslos an das Bäumchen geklammert. Hans war verschwunden. Wer den zweiten Schuß abgedrückt, ob Verzweiflung und Gewissensbisse oder eine Hand, die den Meister und Gesinnungsgenossen rächen wollte, weiß nur Hans und einer, der alles sieht. Uli war durch den Hals geschossen und sein Barthaar verbrannt. Die beiden Läufe seiner Doppelflinte waren leer. Sepple, die am folgenden Morgen von einem todten Knaben entbunden wurde, lebt gegenwärtig, wenigstens vor kurzer Zeit noch, in einem Kloster in Tirol: ein starkes Menschenherz vermag viel zu ertragen, bevor der Schmerz es bricht. Sie gab ihr Vermögen mit geringem Zurückbehalt Steffen's Verwandten, unter der Bedingung, daß Haus und Garten als langsam verzehrende Zeugen ihres Unglücks dem Verfall preisgegeben werden sollten. Das ist die Geschichte des verlassenen Hauses, das auf einem lastigen Vorsprunge des Lindenbergs steht."

Hier fehlt der versöhnende Abschluß. Wie wäre auch eine Versöhnung möglich, solange eine Kirche das Extra ecclesiam nulla salus! noch auf ihr Banner schreibt, vergessend der neunfachen Seligpreisungen des Herrn in der Bergpredigt, mit denen jener Wahlspruch nicht zu vereinbaren ist, und aus denen man lernen könnte, die Segnungen des Christenthums von Geschlecht zu Geschlecht weiter zu pflanzen, ohne den Fluch forterben zu lassen, den die Menschen hineingetragen. So erschütternd der Riß durchs Christenthum in den großen Geschichtszügen, wo die Zahlen der Opfer ungeheure Dimensionen annehmen, auf uns einwirkt, so tritt uns doch das Elend in der Individualisirung näher. Während jene immensen Zahlen mit der überstürzenden Massenhaftigkeit des Wehs, das hinter ihnen verborgen liegt, unser Gemüth betäuben, bricht sich das individualisirte aus der Masse heraus ans Licht gezogene Unglück bis zu unserm innersten Herzen Bahn, denn es steht verkörpert, unmittelbar faßlich und greifbar vor uns. Und wenn beim geschichtlichen Ueberblicke an dem erweiterten Horizonte langer Jahrhunderte trotz der immer wieder umhüllenden Wolken doch hie und da eine lichtere Färbung und Klärung bemerkbar wird, so ist dies bei der Erzählung des individuellen Falls, weil dieselbe an einem bestimmten gegebenen Zeitabschnitte ihre Grenze findet, nicht möglich, und sie vermag des Fesselnde des dunkeln Augenblicks der Gegenwart nicht zu überwinden. Wir machen daher dem Verfasser daraus, daß diese Geschichte ohne Versöhnung abschließt, keinen Vorwurf, und wenn sie das kleinste Scherflein dazu beiträgt, die Stimmung, die nicht in ihr zu finden ist, nach außen zu fördern, so ist der Mangel reichlich ersetzt.

Den Frey'schen Erzählungen aus der Schweiz lassen sich die „Erzgebirgischen Geschichten" (Nr. 5), von Elfried von Taura, als ebenbürtig zur Seite stellen. Der Verfasser hat sich auf dem Gebiete der belletristischen Literatur schnell einen guten Namen erworben und wird mit Recht zu den beliebtesten Erzählern der Gegenwart gerechnet. Auch die sieben Erzählungen, welche die vorliegende Sammlung bilden, können nur dazu dienen, das eben ausgesprochene Urtheil zu bekräftigen. Sie sind, wie seine frühern Schriften, von einer warmen, toleranten, in thätiger Liebe sich ausprägenden Religiosität und von tief eingehenden sittlichen Anschauungen getragen, bewähren in Erfindung, Anlage und Ausführung des Verfassers Talent und erheben sich demnach in Form und Inhalt über das gewöhnliche Niveau der bloßen Unterhaltungsliteratur. Ebenso werden sie ihrem Titel und dem Gesichtspunkte, unter welchem wir sie nach dem Zwecke des gegenwärtigen Artikels besonders aufzufassen haben, völlig gerecht. Dem Gang der Erzählung folgend befinden wir uns bald in einer abgeschiedenen Bretmühle und einem stillen Thaldorfe des Gebirgs, bald in einem Grubengebäude der öden Berghöhe oder in einem Forsthause am Rande des Waldes, bald in der Hütte der Klöpplerin, bald in der „weiß übertünchten, mit einer Guirlande von Phantasieblumen durch die Hand des Scharwerksmaurers geschmückten und mit Vogelbauern garnirten Wohnstube des Gimpelkönigs", d. h. des Hauptvogelfängers im erzgebirgischen vogtländischen Vogelstellerdistricte; oder wir werden in eine kleine Provinzialstadt, die sich ihrer lateinischen Schule als ihres höchsten Schatzes und Stolzes erfreut, und dann wieder unter die Bewohner zweier Grenzstädte geführt, die sich über die trennende Landesgrenze und die trennenden Confessionen hinweg brüderlich die Hand reichen. Das Leben in der Hütte wie in der Wohnung des Bergmanns und Bürgers, Licht- und Schattenseiten sind lebendig und plastisch beschrieben, und oft wird in wenigen kräftigen Zügen ein getreues Gemälde von den hervorstechendern erzgebirgischen Zuständen entworfen. Ganz trefflich ist z. B. in der zweiten Erzählung: „Die Fundgrube Vater Abraham", die Schilderung einer Versuchsfahrt zu Wiedereröffnung eines alten Schachtes, dessen schlagende Wetter bei mehreren frühern Versuchen schon manches Opfer gefordert hatten; und ebenso gelungen wie die ernsten sind die humoristischen Partien, wie z. B. einige Scenen im „Gimpelkönig", die mit großem Geschick und Glück gezeichnet sind. Der Verfasser begnügt sich nicht damit, an den Außendingen hängen zu bleiben; er geht ins Tiefe, weiß die Charaktere gut zu markiren und Conflicte spannend genug anzulegen, um uns wie in seine versteckten Gebirgsschluchten, so in die versteckten Falten des Herzens klare Blicke thun zu lassen. Die Menschen sind menschlich aufgefaßt, das Unedle neben dem Edeln, Düsteres und Helles ziemlich gleichmäßig vertheilt, doch so, daß das Erhebende dem Niederschlagenden meistens den Vorrang abgewinnt; und bei alledem ist den einzelnen Charakteren der Typus der Gebirgsbewohner, die sie repräsentiren, wohl gewahrt. Was die psychologischen Motive anlangt, so scheinen Conflicte, die zu Verbrechen drängen, und criminalistische Verwickelungen zu den Lieblingsvorwürfen des Verfassers zu gehören. Er läßt sich dabei selten die Gelegenheit entgehen, die Härte, Kälte und Lieblosigkeit, mit welcher die Menge den Gefallenen zu begegnen pflegt, in sprechenden Zügen zu charakterisiren: ein Thema, das den Tausenden, die hierin unter der Herrschaft eines tief eingewurzelten Vorurtheils stehen, allerdings nicht eindringlich genug ans Herz gelegt werden kann. Das Hauptübel besteht darin, daß man sich principiell abschließt und von jenen Unglücklichen fern hält; könnte es der Liebe gelingen, diese Scheidewand zu durchbrechen und eine sofortige Wiederannäherung und hochherzige Wiederaufnahme als überall geltende Regel einzuführen, so würden sich im Umgange mit den Verstoßenen auch die ihnen verbliebenen guten Seiten offenbaren; die allzu große Selbstüberschätzung der Unbescholtenen auf der einen und die allzu große Unterschätzung der Bescholtenen auf der andern Seite würde sich mindern, und das Resultat könnte nur ein für beide Theile sittlich erhebendes sein.

Doch kehren wir zu unsern Erzählungen zurück. Drei davon gehören zu diesem criminalistischen Genre. Eine vierte, deren Titel wir bereits nannten, beschäftigt sich mit der Vogelstellerei

und plaidirt für die Freiheit der gefiederten Sänger, dieser ebenso nützlichen als lieblichen Zierde der Wälder und Fluren. In der fünften: „Der Sohn", resignirt dieser aus Kindesliebe, um die Gefühle der alten Mutter nicht zu verletzen, auf den Sängerberuf, zu dem er die trefflichsten Anlagen und große Neigung besitzt, und tritt von einem glänzenden und soliden Engagement wieder zurück, nachdem er die Mutter, die ihre Einwilligung ohne Vorbehalt gegeben, in ihrem stillen Schmerze darüber belauscht hatte. Es ist dies ein edler Zug; dessenungeachtet scheint hier die Selbstbestimmung bei der Wahl des Berufs zu sehr beeinträchtigt. Bei dieser ist es jedenfalls die oberste Pflicht, der innern Stimme, insofern sie sich unter Erhebung des Gemüths zu Gott als eine echte bewährt, die Endentscheidung zu überlassen und äußern Motiven, so edel sie an sich sein mögen, keinen unbedingt maßgebenden Einfluß zu gestatten. Der Verfasser gehört keineswegs zu denjenigen, die über den Beruf des darstellenden Künstlers a priori den Stab brechen, im Gegentheil, er erkennt es mit ausdrücklichen Worten an, daß das Theater als Volksbildungsanstalt eine hohe Aufgabe zu lösen bestimmt ist; er läßt ferner das Leben seines Helden, der nunmehr Schullehrer auf dem Lande wird, zuletzt doch als ein verfehltes durchschimmern, und er hätte es daher nicht als so ganz zweifellos hinstellen sollen, daß der Sohn in jenem Collisionsfalle den rechten Weg eingeschlagen habe.

Weit weniger bedenklich ist der Verfasser in einem andern Falle. Es gehört zu seinen stehenden Forderungen, daß Sohn und Tochter bei der Wahl des Gatten sich durch das Verbot der Aeltern nicht abwendig machen sollen; und er erklärt es für einen Probirstein der echten Liebe, daß sie sich, selbst wenn die Aeltern unter den schroffsten Formen ihr Anathema aussprechen, nicht in Resignation ergebe, sondern durch Abschluß des Ehebundes bewähre. Und so sehr sich auch das kindliche Gefühl dagegen sträuben mag, so läßt sich doch, wenn man die Ehe als hohen und heiligen Beruf und wahre Liebe als die einzige Basis und unerlaßliche Bedingung derselben auffaßt, gegen die Richtigkeit dieser Ansicht, der auch in vielen Staaten das positive Gesetz zur Seite steht, etwas Gegründetes nicht einwenden. Was aber von dem einen Berufe gilt, das muß dann auch vom andern gelten. Wir finden dieses Thema unter andern in der sechsten Erzählung: „Pater Joseph", behandelt. Die Parteien versöhnen sich schließlich. Allein die Scene zwischen Rudolf und seinem künftigen Schwiegervater behält etwas Verletzendes; so weit durfte sich der erstere gegen den Vater seiner Geliebten auch in der heftigsten Leidenschaft nicht vergessen, wenn ihm die Theilnahme des Lesers ungetrübt bewahrt bleiben sollte, was doch nach der ganzen übrigen Anlage in der Intention des Verfassers lag. Was den Helden, den Pater Joseph, anlangt, so haben wir gegen die Charakteristik desselben das einzuwenden, daß der momentane Sieg, den die Leidenschaft über ihn gewinnt, wenigstens in der Schroffheit, mit der die letztere auftritt, gegenüber der Geistesstärke, die vorher und nachher seine ganze Handlungsweise leitet, nicht völlig gerechtfertigt erscheint.

Die letzte Erzählung endlich: „Forsthaus und Huthaus", führt in sehr ansprechender Weise das Thema durch, daß ohne echte Nächstenliebe auch alle Bedingungen zur echten Liebe zwischen Mann und Weib fehlen, und daß mithin diese ohne jene keine reale Existenz habe. Der Dämon, der hier bei der einen Heldin die edlern Gefühle erstickt, ist der Gott der Flitter, vor dessen hohlen Altären die Respectabilität ihren Weihrauch opfert. Möge der Verfasser fortfahren, in seinen Schriften die wahren Werthe und die Blendwerke des Lebens in getreuen Bildern gegeneinander abzuwägen.

Das dritte nach Inhalt und Richtung mit den beiden eben besprochenen in eine Parallele zu bringende Werk, die „Erzählungen aus Niedersachsen" (Nr. 6), von Günther Nicol, würde sich denselben in der befriedigendsten Weise anreihen, wenn es dem bekanntlich noch vor Veröffentlichung des vorliegenden Werks verstorbenen Verfasser geglückt wäre, seine tüchtigen Intentionen in gleich tüchtiger Weise zur formellen Gestaltung zu bringen, was aber allerdings nicht der Fall ist. Der Kern ist gut, aber Anlage und Darstellung sind zum großen Theile auffallend unterholfen. Die sechs Geschichten, welche neben den „Rosmarinblüten", einer Kirchhofsphantasie, den Inhalt der beiden Bände bilden, sind ohne Ausnahme dem gerügten Mangel mehr oder weniger unterworfen, und es genügt die kurze Analyse einer einzigen, um unsere Behauptung zu begründen, die wir ebenso gut aus jeder andern rechtfertigen könnten. Wir wählen dazu die dritte Erzählung des ersten Bandes: „Der Meineidige. Aus den Erlebnissen eines Anwalts." Sie beginnt damit, daß der Anwalt von seinem glücklich überstandenen Examen berichtet. „Die Herren, welche mich geprüft hatten, waren sehr zufrieden mit mir, sie waren freundlich gegen mich und wünschten mir viel Glück in meinen künftigen Wirkungskreisen." Er verläßt den Prüfungssaal und kommt an einem Garten vorüber, wo ein liebliches Mädchen einen Kranz windet, und unter den Worten: „Jetzt will ich ihn bekränzen!" verschwindet. Von diesem Mädchen erwartet gewiß jeder zuversichtlich, daß sie eine Rolle in der Erzählung spielen werde; keineswegs. Man hört nichts weiter von ihr, und die himmlische Erscheinung läßt sonst keine Spur von sich zurück, als daß der Anwalt, ins Schauen versunken, die Blätter seiner Brieftasche beschreibt und an Liebesschmerzen zu leiden beginnt. „Ich las Verse, lyrische Ergüsse meines Herzens — Advocat, Advocat, nimm dich in Acht, du mußt künftig Processe führen. Verse, Verse, Processe, Processe! Es ergriff mich ein unendlicher Schmerz." Ein begegnender Freund glaubt, daß er im Examen durchgefallen sei. Der Anwalt beruhigt ihn. „Ich bin wohlbestallter Advocat." — „Und doch nicht froh, und doch nicht glücklich?" — „O doch, o doch, ich werde ja Processe führen, ich werde über Erbschaften und Servituten streiten, ich werde Forderungen einklagen, über verkaufte Schweine, Ochsen und Gäule vortreffliche Schriften liefern." Das Gespräch wird noch eine Weile fortgesetzt; dann erzählt der Anwalt, daß er sich auf dem Lande niedergelassen, und es folgt eine poetische Beschreibung der Gänge ins Amt, das mehrere Stunden von seinem Wohnort entfernt liegt. Am Wege blühen wilde Rosen. „Ich pflückte mir eine von ihnen und zierte meinen Hut mit ihr, wenn die blauen Kornblumen aus den prächtigen Fruchtfeldern hervorschauten, ich nahm eine und zierte ein Knopfloch des Rocks oder der Weste mit ihr. Sie war mein Orden! Aber ich nahm auch die Brieftasche zur Hand und schrieb emsig im Wandern. Und wenn ich dann stillstand und las, was ich geschrieben hatte, so waren es Verse, die mir von den weißen Papierblättern vor die Augen hintraten. Dann rief ich aus: lieber Gott, schon wieder Verse? Verse, Verse, Processe, Processe! Blumenstaub, Actenstaub, was wird aus mir werden? Doch genug, ich will jetzt schärfer auf unsere Geschichte losgehen. Ihr mußtet mich nur erst ein klein wenig kennen lernen, ihr mußtet erfahren, daß es auch Advocaten gibt, welche — Verse schreiben und ein poetisches Herz in der Brust tragen! Was sagt ihr dazu, bedauert ihr nicht einen solchen Mann? Ihr fragt, wird ein solcher Advocat denn viele Processe zu führen haben? wird er sich viele harte klingende Thaler verdienen? Nun, nun, das wollen wir hier nicht weiter untersuchen. Hört mir nur ferner aufmerksam zu. Wir sind gleich zur Stelle und der «Meineidige» wird euch bald vor die Augen treten."

Der Anwalt trifft nun bei einem Gange ins Amt auf der Brücke vor der Stadt eine alte Frau mit einem Säugling auf dem Schos und ein junges Mädchen daneben. Der Säugling ist das Kind, das sein unehelicher Vater abschwört. Da die Leute betrübt aussehen, will ihnen der Anwalt mit Rath und That beistehen, wird aber zurückgewiesen. Er setzt seinen Weg ins Amt fort, nachdem er den Entschluß gefaßt hat, „diese Gruppe durch eine dritte Person beobachten zu lassen". Dies wird ihm indeß erspart; denn die Leute erscheinen zum Schwörungstermin in der Amtsstube, und der Anwalt lernt bei dieser Gelegenheit ihr ganzes Schicksal kennen. Es folgt

nun eine Beschreibung des Amthauses und der Leute, die auf der Treppe standen. Dann heißt es weiter: „Ich betrat die Diele, und da das Wartezimmer zur linken Hand liegt, so begab ich mich zunächst in dasselbe, um meinen Stab in ihm hinzustellen und meinen Hut in ihm zu bergen.“ Wie aber, wenn es zur rechten gelegen hätte, wären uns dann die Scenen im Wartezimmer verloren gegangen? Doch wol nicht, denn im Wartezimmer befindet sich der künftige Meineidige, dem der „kleine freundliche Gerichtsdiener“ vorerst ernstlich ins Gewissen redet. Die Begrüßung zwischen Anwalt und Amtsdiener, die Anmeldung beim Herrn Amtmann u. s. w. werden weitläufig beschrieben. Der Anwalt behält Zeit den Meineidigen zu beobachten und zu fixiren. Endlich erscheint der Gerichtsdiener wieder und sagt: „Herr Advocat, Sie können Ihren Termin bei dem Herrn Amtmann abhalten, da Ihr Gegner erschienen ist.“ Nun lesen wir eine weitläufige Beschreibung der Amtsstube, in welche der Anwalt „dem ihm voranschreitenden Gerichtsdiener“ gefolgt war; wir erfahren daraus, daß sich die Anwälte und Honoratioren mit an den grünen Tisch des Richters setzen, während die Bauern hinter der Barrière stehen bleiben müssen. Der Verfasser nimmt wie billig für die Bauern das Recht zu sitzen ebenfalls in Anspruch, beschreibt dabei die Bauerntrachten und fährt mit gewohnter Gründlichkeit fort: „Wenn aber einmal, wie das wol sich ereignen kann, in einem Termin so viele Personen zugleich erschienen sein sollten, daß sie nicht an dem Tische Platz finden könnten, da es sich ganz von selbst versteht, daß der Richter und Protokollführer hinreichenden Raum zu freier Bewegung behalten müssen, so stelle man Stühle hinter der Barriere auf.“ Der Anwalt kommt nun zur Relation seines eigenen Processes. „Der kräftig gebaute Amtmann saß an dem grünen Tische.... In der einen Ecke unfern des großen grünen Tisches erblickte man den kleinen Tisch des Hausvogts, an welchem dieser in der Regel eifrig arbeitete und schrieb. Das Kritzeln seiner Feder durchfurrte das ganze Zimmer. Ich begrüßte den alten Amtmann und den jungen Auditor, und ebenso die Gegenpartei, welche hinter der Barrière stand und sich auf das Geländer derselben gelehnt hatte. Von allen Seiten bot man mir wieder einen freundlichen guten Morgen. Der Termin war eröffnet, der Auditor begann seine Feder in Bewegung zu setzen. «Kann die Sache nicht verglichen werden?» fragt der Amtmann, «es scheint mir das Angemessenste zu sein.» — «Ich bin namens meiner Partei dazu bereit, wenn der Gegner nicht seine Saiten gar zu hoch spannt.» Dieser sagte treuherzig: «Bin dazu bereit, indem ich das Laufen zum Gericht nicht liebe. Sagen Sie, Herr Amtmann, wie wir die Sache erledigen wollen.» Man erörterte diese noch einmal, und der Vergleich wurde geschlossen. Der Auditor hatte das Protokoll beendet, er las es vor. Wir waren mit seiner Auffassung einverstanden, und nachdem wir es eigenhändig unterschrieben hatten, zahlten wir die Gerichtsgebühr, und mein Gegner entfernte sich. Ich aber blieb an dem grünen Tische sitzen, um die weitern gerichtlichen Verhandlungen anzuhören. Meine Brieftasche lag neben mir, aber wahrlich nicht, um Verse in sie hineinzuschreiben, heute wollte ich mir anziehende rechtliche Notizen sammeln. Verse, Verse, Processe, Processe!“

Wir meinen, bei jedem Kleinkinderspiel: „Herr Amtmann, ich klage!“ würden sich „anziehendere Notizen“ sammeln lassen als die vorstehenden. Es hat uns Mühe gekostet, die Analyse durch diese Trivialitäten, die mit der Geschichte ganz und gar nichts zu schaffen haben, bis hierher fortzuführen, und es genügt zu sagen, daß die Erzählung eigentlich jetzt erst beginnt, daß der Meineidige sich schließlich erhängt, daß das arme verführte Mädchen vom Anwalt durch freundliche Zusprache getröstet, auch mit einer „funkelnden Pistole“, die er als Honorar für seine Verse bekommen (wobei die Gelegenheit ergriffen wird, das Posthaus und die Postsecretäre protokollarisch zu beschreiben), beschenkt wird, daß die Brieftasche noch zu verschiedenen malen erhalten muß, und daß die Verführte nach Jahren einen redlichen Zimmermann zum Freier erhält. Aber wenn man wie hier so recht augenfällig wahrnimmt, bis zu welchen Verkehrtheiten die Manier der Detailmalerei und der Einmischung rein subjectiver Beziehungen es zu bringen im Stande ist, so muß man endlich einmal zu ernsten Maßregeln greifen und das Unwesen dadurch kasteien, daß man es in seiner ganzen Blöße hinstellt. Freilich verfahren Hunderte, die sich auf diese Manier legen, mit größerer Gewandtheit und besserm Geschick als unser Verfasser; aber ein wenig Takt und Geschmack genügen noch lange nicht, um aus der breiten Scenerie der alltäglichen und gewöhnlichen Realität ein Stück, das zum Kunstwerke taugt, herauszuschneiden und einzurahmen; bloße Copien thun es niemals, und die erste Stufe zur Meisterschaft ist bekanntlich die Beschränkung. Von dieser freilich ist in den vorliegenden Erzählungen nicht die Spur von einer Ahnung anzutreffen. Wenn der Arzt ein Recept schreiben will, fragt er erst nach Papier, Federn und Tinte, dann wird ein Stuhl gebracht, dann setzt er sich darauf, „und nachdem er die von ihm ergriffene Feder in das Tintenfaß getunkt hatte, sagt er: jetzt werde ich andere Arznei verschreiben“.

Noch maßloser ist in Nr. 4 die Einleitung zur Geschichte vom Meerschaumkopfe. Das wichtige Geschäft des Feueranschlagens nimmt in der Beschreibung (II, 119) zehn volle Zeilen in Anspruch, und zwar nicht etwa humoristisch aufgefaßt, sondern in völlig ernsthafter pedantischer Umständlichkeit, wie z. B.: „Er hob den rechten Arm empor, zielte und schlug dann rasch mit dem Stahl an dem scharfen Stein hernieder“ u. s. w. Die Beschreibungen von Häusern und Höfen nehmen sich ganz genau so aus, wie die den gerichtlichen und notariellen Kauf- und Pachtbriefen angehängten Inventarien, und in gleichem Stile sind die Charakteristiken entworfen; selbst die Reflexionen übersteigen häufig in ihrer excessiven Naivetät die Grenze des für möglich Gehaltenen, wie z. B. bei Erwähnung einer Wirthshausschlägerei die Frage: „Sollte man es glauben, daß ein Mädchen unter den Bauern solche Scenen hervorrufen könnte? Und warum sollte das nicht der Fall sein? Der Bauer trägt ein Herz in der Brust, welches wild aufbraust, wenn es verletzt wird oder sich auch nur verletzt glaubt.“ Man könnte sich zu der Annahme versucht fühlen, der Verfasser habe verwandte Erscheinungen persiflíren wollen; allein dem widerspricht die Haltung des Ganzen, auch wäre in diesem Falle die Aufgabe auf eine nichts weniger als geistreiche Weise gelöst worden. Indeß schon der Gedanke an eine derartige Absicht bei dem Verfasser setzt wenigstens so viel voraus, daß ein größerer Fonds in ihm zu suchen ist, als nach dem bisher Mitgetheilten erwartet werden möchte. Und dies ist in der That der Fall. Abgesehen von dem bereits gerühmten guten Kern, der sich als echt sittlicher Geist und heller Sinn durch alle Erzählungen hindurchzieht, fehlt es auch nicht an schönen Schilderungen, ja selbst an einzelnen recht glücklich behandelten, durch warme frische Darstellung fesselnden Situationen, und das lyrische Talent des Verfassers zeigt sich in manchen dahin einschlagenden Stellen; nur daß man eben, wenn man sich dem wohlthuenden Eindruck des vorkommenden Guten hingegeben hat, oft auf den unmittelbar folgenden Seiten durch Expositionen wie die oben mitgetheilten auf das empfindlichste aus seinen Illusionen herausgerissen wird.

Für das culturgeschichtliche und ethnographische Moment mag als Ausbeute Folgendes dienen. Ein in wenig gewandter Weise mit allzu starker Betonung überall hervorgehobener Grundzug im niedersächsischen Charakter ist aufbrausende Heftigkeit, verbunden mit eisernem Starrsinn. Die Ehen nach bloßer Berechnung sind auch hier an der Tagesordnung. Der Verfasser hält es indeß mit dem lobenswerthen Wahlspruch: „Das Geld ist mächtig, die Liebe noch mächtiger!“ und hat ihn als Hauptthema der Mehrzahl seiner Erzählungen zu Grunde gelegt. Hier und da ist ein interessantes Volkslied eingeschaltet. Unter den Gebräuchen ist uns der noch nirgends vorgekommen, daß die Burschen gegen zank- und hadersüchtige Mädchen dadurch eine Censur ausüben, daß sie ihnen anstatt der grünen Pfingst-

malen dürre Weiden- oder Zwetschenbäume vor die Thüre pflanzen. Aber auch im wohlmeinenden Scherze sind sie etwas ungalant. Wenn der Flachs „gerepi" ist, wobei das junge Volk sich gegenseitig unterstützt, und die Bunde zur „Röte" gelangen, wird das auf dem Flachswagen sitzende Mädchen mit einem Eimer Wasser überschüttet, und diese etwas kalte Begrüßung erfolgt noch dazu vom Schatze; ein Fremder darf es nicht thun. Bei dem Heben von Gebäuden hat man Stock- und Kranzjungfern. Die erstern putzen den Stock heraus, den der „Bitter" trägt, die letztern den Kranz, der auf den Giebel des Dachs kommt, und an dem neben den allgemein üblichen Geschenken ein neues Hemde für den Zimmermeister hängt. Der Zimmerspruch heißt „Predigt", und auf dem „hölzernen Esel mit seltsamen Ohren und eigenthümlichem Schwanz" werden diejenigen gehänselt, die zu spät kommen oder etwas versehen haben. Unter den Sagen ist die von dem Kegeln der Geister mit goldenen Kegeln und Kugeln auf dem Lünigsberge benutzt, die sich bei Bechstein im „Deutschen Sagenbuche", Nr. 292, vorfindet, und auch anderwärts wiederkehrt. Sie dient als Relief zu der ersten Erzählung des zweiten Bandes, deren Vorzüge mit ihren Fehlern versöhnen.

(Der Beschluß folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

Zur Geschichte des preußischen Unterrichtswesens.

Friedrich der Große und sein Staatsminister Freiherr von Zedlitz. Eine Skizze aus dem preußischen Unterrichtswesen. Vortrag gehalten am 27. Januar 1859 in der königlichen Akademie der Wissenschaften von Adolf Trendelenburg. Berlin, Veithge. 1859. Gr. 8. 5 Ngr.

Wie uns dünkt, wird die Broschürenliteratur von unsern tonangebenden Blättern und auch sonst viel weniger beachtet als sie verdient; denn es werden in diesen kleinen, durch ihr Volumen allerdings nicht schwer ins Gewicht fallenden Flugschriften fortdauernd Fragen besprochen und Gegenstände behandelt, die nicht selten von größtem und allgemeinstem Interesse sind, besonders seitdem der Brauch, öffentliche Vorträge in gelehrten Körperschaften und in Vereinen, vor einem gemischten oder ungemischten, vor einem exclusiv oder allgemein gebildeten Publikum zu halten und sie in nicht langer Zeit darauf drucken zu lassen, so in Schwung gekommen, wie dies im Laufe der letzten Decennien geschehen ist und immer mehr geschieht und geschehen wird, je mehr Anlässe zur Stiftung von Vereinen und Festfeiern sich von selbst bieten oder sogar gesucht werden.

Auch die vorliegende Broschüre, ein zum Gedächtniß Friedrich's des Großen in der berliner Akademie der Wissenschaften von deren Secretär, Adolf Trendelenburg, gehaltener Vortrag, ist von einem Inhalt, welcher geeignet ist, das lebhafteste Interesse zu erregen. Denn es handelt sich darin nicht blos um die Verdienste, die sich Friedrich der Große und sein Staatsminister Zedlitz um das preußische Unterrichtswesen erworben haben, sondern zugleich um viele dahin einschlagende Culturmomente und literarische, religiöse und philosophische Gesichtspunkte, wie überhaupt um die Erweckung des Geistes und die Grundlagen, die es möglich machten und gerechtfertigt erscheinen lassen, daß vorzugsweise der preußische Staat als der „Staat der Intelligenz" und das ihm zu Grunde liegende Princip als das Princip vernunftgemäßer Entwickelung angesehen und bezeichnet werden.

Trendelenburg hebt zuvörderst hervor, wie rastlos und mit wahrhaft erstaunenerregendem Eifer Friedrich der Große nach dem Hubertusburger Frieden bemüht war, „nach allen Richtungen die Kraft des Landes und des Volkes menschlich auszubilden", und er bemerkt mit Recht, daß erst beide Seiten, die kriegerische und die friedliche Thätigkeit, zusammen „sein großes Bild vollenden". In unsern Augen steht Friedrich, trotz gewisser Einseitigkeiten seines Systems, als Gesetzgeber, Bildner und Erzieher seines Volks ebenso hoch und höher, wie er als Kriegsfürst stand. Friedrich versichert in seinen Briefen wiederholt, daß er seiner Natur nach den Dienst der Musen dem Dienst des Mars, den Ruhm eines menschenbeglückenden Schriftstellers jedem andern Ruhm vorziehen würde; aber sein literarisches Talent, wie er mit vielleicht zu weit getriebener Bescheidenheit — sind doch seine Schriften und Briefe an lichtvollen und praktisch humanen Ideen ungemein reich — und mit rühmlicher Offenheit gesteht, lange hierzu nicht aus und die Verhältnisse hätten ihm das Kriegshandwerk aufgenöthigt. Wenn Friedrich irgendwen beneidet hat, so war dies kein Fürst oder Feldherr, sondern Voltaire, der den Einfluß und das Ansehen der Feder in Europa bis zu einer bis dahin nicht erlebten Geltung brachte. Fast mit zu großer Geflissentlichkeit bemühte sich Friedrich, das Hauptverdienst an seinen Siegen von sich abzulehnen und seinen Generalen und seinen Truppen zuzuweisen. Napoleon wußte wol dem Ehrgeiz seiner Generale und Soldaten zu schmeicheln, aber niemals auf Kosten seines eigenen Ruhms; wenn er einen Fehler beging, wenn er eine zweideutige und vielleicht unausführbare Instruction ertheilt hatte, so mußte für den verderblichen Ausgang irgendein unglücklicher General die Verantwortung auf sich nehmen. Er wollte wie ein Halbgott verehrt sein. Als der französische Gesandte Narbonne sich nach der Schlacht bei Lützen 1813 Napoleon in Dresden vorstellte, fragte dieser ihn: „Nun, was sagt man zu Lützen?" Narbonne erwiderte: „Ach, Majestät, die einen sagen, Sie seien ein Gott, die andern, Sie seien ein Teufel. Aber darin stimmen alle überein, daß Sie mehr als ein Mensch sind." Einem solchen unverschämten Schmeichler würde Friedrich II. ohne Zweifel für immer den Rücken gewandt und gesagt haben: Ihr seid ein Narr! Friedrich suchte Ideen, und zwar die freisinnigsten und aufgeklärtesten unter seinem Volke zu verbreiten; Napoleon haßte und verfolgte die Ideen und Ideenverbreiter oder die „Ideologen" bis aufs Blut, und bedauerte, zu einer so aufgeklärten Zeit gekommen zu sein, „wo jedes Fischweib ihn auspfeifen würde, wenn er sich wie Alexander der Große den Völkern als Ammon's Sohn ankündigen wollte". Napoleon hielt diesen Einfall Alexander's für einen Ausfluß größter Staatsweisheit und würde ihn ohne Zweifel in seiner Weise nachgeahmt haben, wenn er darauf hätte rechnen können, Gläubige zu finden. Friedrich der Große, der Repräsentant des gesunden Menschenverstandes, verachtete und verlachte solche Gaukeleien, die sich auf den Aberglauben der Menge stützen; er bedauerte vielmehr, die Menschheit und besonders auch sein Volk auf einem so niedrigen Standpunkte der Bildung zu finden, daß er gezwungen war, Vorurtheile, die er verachtete, zu schonen, um bei der sancta simplicitas der Masse keinen Anstoß zu geben. Friedrich verwünschte während seines letzten großen Kriegs in oft wahrhaft rührenden Worten die Härte des Schicksals und den Eigensinn seiner zahlreichen Feinde, die ihn nöthigten, immer wieder Schlachten zu liefern und dem Lande immer neue Wunden zu schlagen, statt an die Heilung der alten Hand anlegen zu dürfen; Napoleon dagegen befand sich im Kriege wie in seinem eigensten Lebenselemente. Als er im russischen Feldzuge zu dem abermals verwundeten Rapp äußerte: „Nun, Rapp, du bist wieder verwundet und wieder an dem unglücklichen Arme", und Rapp, dem als einem Elsasser Napoleon das Recht zugestanden hatte, freimüthiger zu sein als seine andern Generale, dem Kaiser entgegnete: „Kein Wunder, Sire! Immer Schlachten!" sagte der Kaiser: „Wir werden enden, wenn wir 80 Jahre alt sind!" Friedrich regierte nach dem Siebenjährigen Kriege noch 23 Jahre in fast ununbrochenem Frieden; denn gerade die Art, wie er den sogenannten Bairischen Erbfolgekrieg im Jahre 1778 führte, bewies, daß er eben keinen Krieg mehr führen wollte, obschon er dem damals alleinstehenden Oesterreich gegenüber ganz andere Aussichten auf militärische Erfolge hatte als früher gegenüber dem verbündeten Europa.

Eine ganz andere Aufgabe war es, welche den König während dieser langen und glorreichen Friedensperiode beschäftigte: die Aufgabe, sein Volk geistig zu disciplíniren, aufzuklären und zu bilden, und willenlose stumpfe Creaturen in freidenkende und freihandelnde Menschen zu verwandeln. Er war es müde, „über Sklaven zu herrschen", und als disciplinirbar nach jeder Rich-

tung hin hatte er sein Volk erkannt. Dieses große Werk sollte systematisch durch eine gründliche Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens ausgeführt werden. Mit gewohnter Energie warf sich der König auf diesen Gegenstand, und im December 1769 verfaßte er seinen Brief über die Erziehung, der 1770 unter dem Titel „Lettre sur l'éducation" gedruckt wurde, und sich im neunten Bande der letzten Ausgabe seiner Werke befindet. In den Gymnasien vermißt Friedrich, daß die Schüler nicht gewöhnt würden, selbst zu denken und ihr eigenes Urtheil zu üben. Den Universitäten wirft er vor, daß auf ihnen das Studium der griechischen und lateinischen Sprache nicht mehr so im Schwange sei wie vordem. Es will ihm scheinen, als ob diese guten Deutschen, der tiefen Gelehrsamkeit, welche sie ehemals besessen, überdrüssig, gegenwärtig mit dem mindesten Aufwande berühmt werden wollten; sie hätten das Beispiel einer benachbarten Nation, welche sich begnüge, liebenswürdig zu sein, und so würden sie immer oberflächlicher. Er rügt es, daß die Studirenden keine eigenen Aufsätze schrieben, vermißt die persönliche Unterweisung und tadelt diejenigen Professoren, die genug zu thun glaubten, wenn sie ihre Collegien abläsen. Er klagt ferner über die weichliche Erziehung im Adel, namentlich in dem reichen Theile desselben; die Sprößlinge derer, welche einst bei Fehrbellin siegten, verlämen in Genuß und Trägheit. Die Griechen und Römer verdankten ihre großen Männer in jeder Gattung ihrer mannhaften Erziehung. Es dürfe in den Aemtern die Geburt nicht über das Verdienst siegen; denn wo das geschähe, würde die Regierung die traurigsten Folgen verspüren. Gegen das Vorurtheil, als ob Kunst und Wissenschaften die Sitten verweichlichten, erklärt er sich entschieden, indem er bemerkt: „Alles was den Geist erleuchtet, alles was den Kreis der Kenntnisse erweitert, erhebt die Seele statt sie herabzustimmen." Auch für den Stand der Offiziere fordert er gründlichere Bildung und was die Töchter der höhern Stände betrifft, so will er, daß diese nicht wie bisher blos dazu erzogen würden, daß sie gefallen. Im allgemeinen ist er der Ueberzeugung, daß „man aus dem Menschen machen kann, was man will". Doch erstrecken sich seine Reformvorschläge nur auf die Erziehung in den höhern Ständen; an dem Volksunterricht und dem christlichen Unterricht geht er schweigend vorüber. In ähnlichem Sinne wie in der genannten Schrift spricht er sich in seinem berühmten Schreiben an den Etatsminister Freiherrn von Zedlitz vom 3. September 1779 aus, worin sich unter anderm die Behauptung findet: „Wer zum Besten raisonniren kann, wird immer zum Weitesten kommen, besser als der, der nur falsche Schlüsse zieht."

Zedlitz, mit seinem vollständigen Namen Freiherr Karl Abraham von Zedlitz Leipe (geb. am 4. Januar 1731 zu Schwarzwalde bei Landshut in Schlesien, gest. am 18. März 1793), den er sich im Jahre 1770 zum Minister wählte, huldigte ganz denselben Grundsätzen und Tendenzen, indem auch er es als einen Hauptmangel der bisherigen Erziehungsmethode betrachtete, daß die Zöglinge so wenig zum Selbstdenken angeleitet würden. „Wir sehen hier", sagt Trendelenburg, „die didaktische Fortsetzung der Bestrebungen, welche damals mit einem neuen und schönen Namen, mit einem noch unvernutzten und unbefleckten Namen «Aufklärung» hießen, an welchen die kräftigsten Geister der Nation wie an einer Angelegenheit der Menschheit theil nehmen." Selbst Kant befürwortete und förderte diese Richtung, indem er 1784 in der „Berliner Monatschrift" die dort aufgeworfene Frage „Was ist Aufklärung?" dahin beantwortete: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen" u. s. w. Es ist daher begreiflich, daß Zedlitz dem Weisen von Königsberg seine besondere Neigung schenkte und ihm dadurch einen weitern Wirkungskreis zu eröffnen suchte, daß er ihn nach dem Tode des Professors Meier, eines damals berühmten Wolfianers, nach Halle berief; aber Kant lehnte ab. Noch einmal schrieb Zedlitz an Kant, und bat ihn zu erwägen, „daß die in Halle studirenden 1000—1200 Studenten ein Recht haben, von Ihnen Unterweisung zu fordern, deren Unterlassung ich nicht verantworten möchte". Kant widerstand jedoch auch dieser Aufforderung und blieb seiner Vaterstadt treu; Zedlitz aber ehrte des Philosophen Beharrlichkeit und machte wiederholt die Universität Königsberg auf den Schatz aufmerksam, den sie in Kant und dessen Lehrthätigkeit besitze.

Noch viel Beachtenswerthes enthält diese kleine Schrift, z. B. über die Protection, welche der Minister dem bekannten Dr. Bahrdt angedeihen ließ, bis dieser sich ihrer immer unwürdiger zeigte und in Halle eine Weinwirthschaft für Studirende eröffnete; über des Königs sonderbaren Einfall, bei den Landesschulen Invaliden anzustellen, um diese, „die ihr Leben und Gesundheit für das Vaterland gewaget haben", unterzubringen und zu belohnen; über Zedlitz' Beziehungen zu Basedow's pädagogischem System; über die Einführung eines neuen Gesangbuchs, wobei des Rescripts vom Januar 1781 gedacht wird, in welchem der die „Aufklärung" etwas weit treibende König unter anderm bemerkte: „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einem jeden frei zu singen: «Nun ruhen alle Wälder» und dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr!" Auch einer andern merkwürdigen Aeußerung Friedrich's wird gedacht. Als Sulzer dem Könige einmal versicherte: es fange an mit den Schulanstalten besser zu gehen, seitdem man auf dem (Basedow'schen) Grundsatz, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut habe, rief der König aus: „Ach, Ihr kennt nicht genug diese verwünschte Rasse, der wir angehören!" Aehnliche Aeußerungen über die Grundverderbtheit des menschlichen Geschlechts finden sich auch sonst in Friedrich's Schriften und Briefen, und es ist immerhin merkwürdig, Friedrich den Großen, der sonst immer mit der Theologie in Hader lag, doch in das theologische Dogma von der Erbsünde und von der Verderbniß des menschlichen Herzens mit einstimmen zu hören. Leider gehört vielleicht eine gewisse Menschenverachtung dazu, um solche große Dinge ausführen zu können wie Friedrich; indeß ist die Menschenverachtung von seiten eines großen Geistes nicht mit dem finstern Menschenhaß zu verwechseln; denn letzterer schließt ein und für allemal die Liebe aus; erstere aber kann sich wol mit einem gewissen Mitleid paaren, das wieder zur Liebe führt, ja ein Hauptbeweggrund jener duldenden Liebe sein kann, jener fast unbegrenzten Toleranz, die uns auch bei Friedrich mit seiner philosophischen Menschenverachtung aussöhnt.

Daß das in so einseitiger Richtung begonnene und durchgeführte Erziehungssystem Friedrich's und seines Ministers neben vielen segensreichen Folgen auch manche schlimme haben mußte, ist klar. Der Kopf wurde auf Kosten des Herzens, der Verstand auf Kosten des Gemüths, das kritische Vermögen auf Kosten des productiven ausgebildet. Die Köpfe wurden allerdings aufgeklärt, aber in einer Weise, daß nirgends ein Winkel für ein gemüthliches Helldunkel übrig blieb. Man wollte die Jugend „raisonniren", d. h. richtige Schlüsse ziehen lehren, und die Jugend wurde nun wirklich eine raisonnirende, die zwar nicht immer die richtigen Schlüsse zu ziehen wußte, der es aber niemals am richtigen Mundwerk fehlte. Zu dieser Raisonnirfertigkeit gesellte sich nun natürlich auch der entsprechende Dünkel, die Einbildung alles besser zu wissen als andere, die Unduldsamkeit gegen die entgegengesetzten Ansichten anderer. Vielleicht stammt aus diesem Erziehungs- und Schulsystem manches, was den übrigen Deutschen an dem Preußen und namentlich dem Berliner unangenehm auffällt, womit wir übrigens nicht sagen wollen, daß es unter den Preußen nicht auch sehr bescheidene und unter den andern Deutschen sehr anmaßende Leute gäbe; denn der Deutsche ist wol überhaupt von Natur etwas rechthaberisch, disputir- und raisonnirlustig, und es scheint daher kaum nöthig, ihm im „Raisonniren" noch besondere Anleitung zu geben.

Damals war aber der Unterricht vergleichsweise noch einfach; aber dasselbe System (das übrigens auch anderwärts mehr oder weniger sich in den Schulen einbürgerte und dessen man-

nichfache große Vorzüge keineswegs verkannt werden sollen) führte später zu der Einführung einer Vielheit von Lehrgegenständen, die, wenn dadurch auch der Umfang der Kenntnisse wesentlich erweitert wurde, in anderer Hinsicht ebenfalls schädlich wirkte, und zwar zumeist dadurch, daß zwar der Dünkel der jungen Vielwisser wesentlich, die Anwendbarkeit dieser theoretischen Kenntnisse auf das Leben aber fast gar nicht vermehrt wurde. Doch hören wir darüber eine Autorität, die keine andere ist als die Alexander von Humboldt's. Dieser äußerte sich im Jahre 1855 gegen einen Schulmann von außerhalb, der dieses Gespräch im Feuilleton der „Neuen Preußischen Zeitung" vom 16. Juli veröffentlicht hat, bei einem Zusammentreffen im königlichen Schlosse zu Potsdam unter anderm: „Sie sind Lehrer und theilen gewiß mit mir die Ansicht, daß die jetzt beliebte Richtung einer geistigen Ueberfütterung, bei der man das non multa, sed multum ganz aus dem Auge verliert, eine durchaus verwerfliche ist. Es liegt mir viel daran, daß einmal etwas Tüchtiges aus dem jungen Menschen wird. Bei unserer jetzigen Beschulungsweise aber ist das kaum möglich; die geistige Selbständigkeit und eine gediegene Ausprägung des Charakters wird fast unmöglich gemacht. Ich habe schon oft die Klage gehört, daß man unter unsern Beamten zwar viele tüchtige Arbeiter, aber sehr wenige durch Charaktertüchtigkeit imponirende Persönlichkeiten finde, wie sie zur Leitung der einzelnen Geschäftskreise unumgänglich nöthig sind..... Die alte Schulmethode mag auch ihre Fehler gehabt haben; aber sie war naturhafter, sie machte eine selbständige Entwickelung des Geistes möglich. Ich war 18 Jahre alt und konnte noch so gut wie gar nichts. Meine Lehrer glaubten auch nicht, daß es viel mit mir werden würde, und es hat ja doch noch so gut gethan. Wäre ich der jetzigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich leiblich und geistig zu Grunde gegangen." Alexander von Humboldt fuhr dann im Verlaufe des Gesprächs oder seines Vortrags fort: „Jeder der Herren Lehrer hat sein bestimmtes Fach; in diesem jeden seiner Schüler zu einem Virtuosen heranzubilden, hält er für seine heiligste Pflicht. Er thut dabei, unbekümmert um die andern, ganz so, als ob der Schüler nur da sei, um in diesem Gegenstand Meister zu werden..... Es setzt sich blos Fett an, aber kein gutes gesundes Fleisch. An Wachsthum ist nicht zu denken. Eine mit sich abgeschlossene Selbstzufriedenheit, ein naseweises Aburtheilen über alles, das sind infolge davon Hauptzüge unserer Jugend. Alle geistige Frische, die zu einem erfolgreichen Universitätsstudium durchaus erforderlich ist, geht verloren. Die jugendlichen Geister sind jetzt die Knospen, die man im heißen Wasser abgebrüht hat, es fehlt ihnen alle Keim- und Triebkraft, die ihnen ja in dem brodelnden Hexenkessel moderner Erziehungskunst verloren gegangen. Viele von meinen Freunden unter den akademischen Lehrern haben darüber, mir gegenüber, schon bittere Klagen erhoben. Ich habe infolge davon mehrfach Gelegenheit genommen, mit hochgestellten und einflußreichen Männern, die auf Abhülfe hätten hinwirken können, zu sprechen; alle waren mit mir einverstanden, aber doch ist zur Abhülfe noch nichts geschehen, und es bestätigt sich hier wieder, was ich einmal irgendwo gelesen zu haben mich erinnere: In Deutschland gehören netto zwei Jahrhunderte dazu, um eine Dummheit abzuschaffen; nämlich eins, um sie einzusehen, das andere aber, um sie zu beseitigen."

Wenn ein einfacher Schriftsteller oder Journalist solche Behauptungen aufstellt, so wendet man wol dagegen ein, daß ein „Literat" da nicht mitzureden habe; wenn aber ein Alexander von Humboldt in solche Klagen ausbricht, so wird man ihnen wohl oder übel einiges Gewicht beilegen müssen. Sie verdienen dies um so mehr, da er vielleicht nicht so blind war zu verkennen, daß der Einfluß seines vortrefflichen Bruders dazu beigetragen haben mag, den Unterricht im Griechischen auf den Gymnasien bis zu einer bedenklichen Höhe hinaufzuschrauben. Früher war man höchstens darauf bedacht, die Schüler im Lateinischen so weit zu bringen, daß sie im sogenannten ciceronianischen Latein disputiren und schreiben und im horazischen Stile Verse zusammensetzen konnten, obschon sie mit diesem Latein in dem alten Rom schwerlich viel weiter fortgekommen sein würden, als ein Deutscher, der das Französische auf unsern Schulen gelernt hat, in Paris. Insofern solange das Lateinische die Gelehrtensprache, zum Theil auch die Sprache aller höher Gebildeten in Europa war und die meisten und besten Bücher lateinisch geschrieben wurden, hatte auch dies seinen Sinn, und als Uebungen in einer Sprache, deren Kenntniß auch dem Nichtgelehrten selbst heute noch von wesentlichem Nutzen sein kann, waren diese Versuche auch später nicht zu verachten. Nun aber sollten die Gymnasiasten im Laufe weniger Jahre und im zartesten Jünglingsalter dahin dressirt werden, einen griechischen Stil zu schreiben wie Demosthenes und griechische Verse zu machen wie Vater Homer, und nicht blos die leichtern Prosaisten und Dichter, sondern auch einige der schwierigsten Stücke von Plato und so dunkle und schwere Poeten wie Aeschylus und Pindar, die selbst dem tüchtigsten Hellenisten noch nach jahrelangem speciellen Studium stellenweise die größten Schwierigkeiten bieten, lesen und verstehen zu können. Der Zweck der Schule scheint aber doch zu gebieten, die große Mehrheit der Zöglinge im Auge zu haben und nicht blos eine Minorität von fünf oder sechs, die, mit besonderm linguistischen Talent begabt, sich zu wirklichen Sprachgelehrten ausbilden wollen, wozu ihnen später die Universität und das philologische Seminar im Zusammenhange mit fleißigem Privatstudium noch genug Gelegenheit bieten. Das Beispiel seines Freundes Schiller konnte Wilhelm von Humboldt ja beweisen, daß man vom Griechischen nicht einmal die Elemente innehaben und das Hellenenthum vermöge angeborenen und genialen Instincts doch besser begreifen und wiedergebären kann als irgendein philologisch dressirter Gelehrter. Wie nun der lateinische und der griechische Lehrer von ihren Zöglingen die besten Leistungen verlangten, so forderte der Geschichtslehrer von ihnen eine Last von Details und Jahreszahlen, das Aufzählen sämmtlicher ältester und neuester Dynasten nach Namen und Regierungsjahren, während der mathematische Lehrer seinerseits verlangte, daß seine Zöglinge die schwierigsten geometrischen und algebraischen Probleme mit derselben Leichtigkeit lösen sollten wie ein Bernouilli oder ein Euler. Außerdem forderte der Lehrer des Hebräischen binnen wenigen Jahren eine möglichst vollständige Beherrschung der schweren Sprache, in der die Psalmisten und Propheten dichteten, womöglich mit Einschluß des Chaldäischen und anderer orientalischen Mundarten u. s. w. So schlossen die Schüler zum Schaden ihrer übermäßig in Anspruch genommenen geistigen und körperlichen Kräfte, wol mit vielen Wissenschaften eben oberflächliche und sehr bald für immer abgebrochene Bekanntschaften, aber nur selten mit einer derselben eine innige und dauernde Freundschaft. Dabei blieben aber doch das für einen Deutschen unserer Zeit so wichtige, ja fast unentbehrliche und leicht zu lernende Englisch, unsere eigene Muttersprache und der deutsche Stil und die jetzt mehr als je in das Leben eingreifenden Naturwissenschaften entweder ganz unberücksichtigt oder doch sehr vernachlässigt. Was letztere betrifft, so kann man sich von ihrem Studium für das jugendliche Gemüth freilich gegenwärtig nicht die gewünschten heilsamen Wirkungen versprechen, seit sie, die doch an sich die objectivsten und neutralsten Wissenschaften sind oder sein sollten, ganz offenbar zu Tendenz- und Parteizwecken misbraucht werden. H. M.

Notiz.

Französische Urtheile über das deutsche Theater.

In den letzten Jahren sind wir in französischen Revuen zu Blättern gar nicht selten längern Berichten und Abhandlungen über das deutsche Theater und Drama begegnet, was doch nur als ein Beweis gelten kann, daß beide nicht so uninteressant und geringfügig sind, als man in Deutschland selbst von vielen Seiten es darzustellen liebt. Solche Aufsätze über deutsche Theaterzustände fanden wir in der „Revue des deux mondes" (von Saint-René Taillandier), im „Mousquetaire" (von

Baschet), in der „Revue contemporaine" u. s. w. Nun hat auch Seinguerlet im Juliheft der Zeitschrift „Le quart d'heure" eine Reihe von Artikeln über das deutsche Theater unter dem Titel „De la situation du théâtre" begonnen, deren erster von der Tragödie handelt. Vielleicht kommen wir auf das Ganze zurück, wenn es geschlossen ist; für jetzt wollen wir aus dem ersten Artikel nur hervorheben, daß, wie der Verfasser wahrgenommen haben will, die erbärmlichen Eifersüchteleien der kleinen deutschen Staaten untereinander abgenommen hätten und daß ein „sentiment patriotique commun" angefangen habe, das große Volk der Deutschen zu beseligen und zu einigen. Er fährt dann fort: „Dieser Patriotismus hat selbst im Theater sich Luft gemacht; er hat die Feuertaufe erhalten, die Feuertaufe der Rampe. Erst kürzlich hat man ein sonst ziemlich armseliges, schlecht zusammengeflicktes und dramatisch uninteressantes Stück: «Das Testament des Großen Kurfürsten», von Putlitz, bis zum Uebermaß applaudirt, blos wegen einer Anspielung auf die Einheit Deutschlands" u. s. w. Derselbe Franzose, der, wie er im Augustheft des genannten Blattes versichert, im fünfundzwanzigsten Lebensjahre nach Deutschland kam „sans savoir un mot d'allemand", besuchte von Heidelberg aus auch das mannheimer Theater zur Zeit, als Doering aus Berlin daselbst gastirte, und er stattet darüber in der „Illustration de Bade" Bericht ab. Er sah Doering als Falstaff und Franz Moor. In der erstern Rolle gefiel Doering ihm besonders: „J'ai vu rarement une création plus vraie, plus saisissante", kurz, Doering ist nach des Franzosen Versicherung der „vollständigste, der lebendigste Falstaff, den man sich vorstellen kann". Weniger fand er sich von seinem Franz Moor zufrieden gestellt; doch sei dies vielleicht mehr ein Fehler der Rolle als des Schauspielers. „Schiller's «Räuber»", sagt er, „haben, trotz bewundernswürdiger Eigenschaften, meiner Ansicht nach mehr historischen Werth als wahrhaft literarisches Verdienst. Sie sind das Erstlingswerk eines großen Genies und bezeichnen eine ruhmvolle Stufe in der Entwickelung der deutschen dramatischen Poesie. Aber es ist ein Jugendwerk, denn Schiller war damals erst 18 Jahre alt, die Uebertriebenheit der Form kann die Unwahrscheinlichkeit des Inhalts nicht vergessen machen, und wenn es einem Schauspieler gelingt, genügend das Stück zu interpretiren, so muß ich doch zweifeln, daß er zugleich auch natürlich sei." Auf Anlaß der Aufführung des Shakspeare'schen „Heinrich IV." macht Seinguerlet die Bemerkung: „Leider konnte ich während der Darstellung einen Verdruß nicht verwinden, durch den mir das Vergnügen, welches sie mir verursachte, verbittert wurde. Niemals kann ich der Aufführung eines Shakspeare'schen Stücks in Deutschland beiwohnen, ohne die Deutschen um den Vorzug, die Werke des großen englischen Tragikers auf ihrer Bühne eingebürgert zu haben, zu beneiden und ohne bei dem Gedanken zu erröthen, daß dies bei uns unmöglich ist, weil sich gewisse unsinnige literarische Vorurtheile einiger gelehrten Verrükten und akademischen Pedanten dagegen auflehnen." **H. M.**

Bibliographie.

Baumgarten, M., Die Geschichte Jesu. Für das Verständniß der Gegenwart in öffentlichen Vorträgen dargestellt. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Boot und die Karavane, eine Familien-Reise durch Aegypten, Palästina und Syrien. Nach der 5ten Auflage zur Belehrung und Unterhaltung, aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von E. A. W. Himly. Mit 5 Abbildungen. Leipzig, Schlicke. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Bilder aus der Geschichte der Kirche. 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Kirchenväter. 1ste Abtheilung: Väter der orientalischen Kirche. Mainz, Kirchheim. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hafert, R., Josef und seine Brüder. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Graz. 8. 5 Ngr.

Koeppen, C. F., Die Religion der Buddha. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die lamaische Hierarchie und Kirche. Berlin, F. Schneider. Lex-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Marx, K. F. H., Gottfried Wilhelm Leibniz in seinen Beziehungen zur Arzneiwissenschaft. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 12 Ngr.

Michelet, C. L., Die Geschichte der Menschheit in ihrem Entwickelungsgange seit dem Jahre 1775 bis auf die neuesten Zeiten. 1ster Theil. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 2 Thlr.

Pantschatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von T. Benfey. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Thlr.

Reder, H., Gedichte. Memmingen, Besemfelder. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Soest, J. v., König Alfred. Berlin, W. Schultze. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Stieglitz, H., Briefe an seine Braut Charlotte. In einer Auswahl aus dem Nachlasse des Dichters herausgegeben von L. Curtze. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Storffrich, D. B., Psychologische Aufschlüsse über Shakspeare's Hamlet. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 24 Ngr.

Tietz, F., Heitere Eisenbahn- und Reise-Lectüre. Bunte Erinnerungen an frühere Persönlichkeiten, Begebenheiten und Theaterzustände aus Berlin und anders woher. Berlin, Lassar. 8. 10 Ngr.

Vogt, K., Altes und Neues aus Thier- und Menschenleben. Mit dem Porträt des Verfassers und einer zoologischen Abbildung. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Weißbrodt, J., Genovefa. Gedicht. Münster, Theissing. 16. 1 Thlr.

Wendt, H. H., Dr. Philipp Nicolai, Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg. Vorlesungen gehalten auf Veranlassung des Vereins für hamburgische Geschichte. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 18 Ngr.

Wieser, J. C., Das Haus des Tiresias. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Brünn, Karafiat. Lex.-8. 20 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Die Heimath der Frau. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Blumroeder, A. v., Was hat Deutschland in der gegenwärtigen Situation zu hoffen oder zu fürchten? Eine Ergänzung meiner „Ansprache an das deutsche Volk und Mahnung zur Vorkehr gegen künftige Gefahren". Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Die Deutsche Centralgewalt. Von einem Süddeutschen. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kapuziner-Predigt. Darinnen ehrlich, deutsch und wahr wird gehandelt von der Kriegsgefahr, auch vom Bonaparti und seinen Listen zur Lehr und zum Trost für alle Christen. München, Lentner. Gr. 8. 1 Ngr.

Monod, A., Gieb mir dein Herz oder: Gott verlangt des Menschen Herz. Aus dem Französischen. Potsdam, Schlesier. 1860. 12. 5 Ngr.

Prochnow, J. D., Achtzehn Jahre in Ostindien. Vortrag, gehalten auf Veranlassung des Evangelischen Vereins am 17. Januar 1859. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 3 Ngr.

Raaslöff, H. J. A., Die Deutschen Forderungen und die Dänische Monarchie. Kopenhagen, Gyldendal. Gr. 8. 18 Ngr.

Die Reformbestrebungen unserer Zeit. Zerstreute Gedanken über die deutsche Einheit. Vom Verfasser von „Der Deutsche Bund" und „Was hat Preußen gesagt — gethan?" Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Ruppy, J., Das Sektenwesen und die freie Gemeinde. Königsberg, Theile. Lex.-8. 3½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BILDER-ATLAS
zum Conversations-Lexikon.

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden **Texte** von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister.)

24 Thlr.; cartonnirt 26 Thlr. 20 Ngr.;
gebunden in Leinwand 32 Thlr. 10 Ngr.

Dieses ganz selbständige, höchst lehrreiche und schöne Werk kann fortwährend auf einmal **vollständig** oder **allmählich** bezogen werden. Gegenwärtig erscheint davon eine

Neue fünfte Ausgabe in 80 Lieferungen zu 9 Ngr.

Jede der **zehn Abtheilungen** des Werks ist nebst dem betreffenden Texte unter besondern Haupttiteln einzeln zu nachstehenden Preisen zu beziehen:

I. **Mathematische u. Naturwissenschaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geschichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegswesen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seewesen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geschichte der Baukunst.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künste.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswissenschaft.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Tafeln werden zu 8 Ngr., **Leinwandbände** der Tafeln und des Textes mit 25 Ngr. für jede Abtheilung berechnet.

Eine Probelieferung und ausführliche Prospecte über das Werk sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Im Verlage von **Heinrich Schindler** in **Berlin** erschienen und sind in den meisten Buchhandlungen vorräthig:

Sämmtliche Tragödien des Euripides
in den Versmaßen der Originale übertragen
von **Franz Fritze.**

Band I und II. 8. Geh. à 2 Thlr.
(Der dritte Band ist im Druck.)

Das allgemeine Urtheil hat dies Werk längst an die Spitze ähnlicher Versuche gestellt, den poetischen Schatz zu heben, welchen uns das griechische Alterthum in den Werken seiner großen Tragiker hinterlassen hat. Die Arbeit vereint in einer bisher nirgends erreichten Vollkommenheit die größte philologische Treue und Correctheit mit den Vorzügen einer edeln **deutschen** Diction, welche dem Leser durchaus den Eindruck einer im hellenischen Geist geschriebenen Originaldichtung erzeugt. Die vorliegenden zwei Bände enthalten: **Hecabe, Andromache, die Heracliden, Hippolyt, Orestes, Medea, Helena, Rhesos, Die Flehenden, Alcestis** und **Iphigenia in Aulis.** Jede dieser Tragödien ist außerdem einzeln zu beziehen.

In der unterzeichneten Verlagshandlung erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Supplement- oder dritter Schluß-Band
zu
Wilhelm Heine's Expedition in die Seen
von
China, Japan und Ochotsk
und die
Erforschung des Amurgebietes
durch **P. Collins**
im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten,
unternommen in den Jahren 1853 bis 1857.

Mit 12 vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Ansichten in Holzschnitt und Tondruck ausgeführt in der **F. A. Brockhaus'**schen **Geographisch-artistischen Anstalt,** nebst 3 Karten und 16 Tafeln. Lex.-8. Preis 3¼ Thlr.

Das wichtige, interessante und umfangreiche Material, das Hrn. **Wilhelm Heine** zu Diensten stand, konnte von demselben in zwei Bänden nicht bewältigt werden, ohne dem Werke und somit der Wissenschaft selbst Eintrag zu thun. Dieser Schluß-Band enthält außer den weitern Entdeckungen und Abenteuern der Expedition in **Kamschatka** und **Sibirien** noch die höchst wichtige noch **nie** veröffentlichte Erforschung des **Amurstroms** und seines **Flußgebietes** von Dr. **P. Collins.** Die prachtvolle Ausstattung schließt sich selbstverständlich den ersten beiden Bänden an.

Die Widmung dieses Prachtwerkes geruhten **Se. Königliche Hoheit Prinz Adalbert von Preußen** huldreichst anzunehmen.

Nachdem die königlich preußische Regierung ihre Expedition nach China und Japan im Interesse des deutschen Handels bereits im October dieses Jahres absegeln läßt, ist dies Werk von doppelter Wichtigkeit.

Leipzig, 1859.

Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Der Zauberer von Rom.
Roman in neun Büchern von **Karl Gutzkow.**

In neun Bänden.

Erster bis fünfter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist der fünfte Band dieses Werks erschienen, das ein Seitenstück zu den „Rittern vom Geiste", in gleicher Weise, wie diese das norddeutsche Element der Gegenwart schilderten, die **süddeutschen und südeuropäischen** Verhältnisse zur Grundlage hat und somit gleichfalls ein Zeitgemälde **unserer Tage** wird. Die Handlung spielt in Westfalen, am Rhein, in Wien und Norditalien und endigt in Rom, das der Verfasser zu diesem Zweck kürzlich besuchte.

Die folgenden Bände werden in möglichst kurzen Zwischenräumen erscheinen.

Von den drei ersten Bänden ist bereits eine zweite, wesentlich **unveränderte** Auflage nöthig geworden, da die erste rasch vergriffen war.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 13. October 1859.

Inhalt: Die nordamerikanische Expedition nach dem Großen Ocean. — Das Geschlecht der Wolzogen. — Zur Literatur der Michelisden. — Notizen. (Das deutsche bürgerliche Schauspiel; Die deutsche Literatur und die deutschen Höfe.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die nordamerikanische Expedition nach dem Großen Ocean.

Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Cadw. Ringgold und Commodore John Rodgers und die Erforschung des Amurgebiets durch Dr. P. Collins, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853—57, unter Zuziehung der officiellen Autoritäten und Quellen. Deutsche Originalausgabe von Wilhelm Heine. Mit 28 vom Verfasser nach der Natur gezeichneten Ansichten, Porträts, landwirthschaftlichen Maschinen u. s. w. in Holzschnitt und Tondruck, nebst 7 Karten und 16 Tafeln. Drei Bände. (Zugleich Fortsetzung der Reise um die Erde nach Japan.) Leipzig, Costenoble. 1858—59. Lex.-8. 9 Thlr. 22½ Ngr.

Gleichzeitig mit der Expedition nach Japan unter Commodore Perry organisirte die Regierung der Vereinigten Staaten ein zweites Geschwader unter den Befehlen des Commodore Cadwallader Ringgold, um die vorhandenen Karten des Großen Oceans nachzumessen und zu berichtigen, und nöthigenfalls mit Perry vereint in Japan zu operiren. Für den letztern Zweck kam nun zwar das Geschwader infolge von mancherlei Verzögerungen zu spät an; allein um so eifriger widmete es sich seiner Hauptaufgabe, der Erforschung der bisher nur unvollkommen bekannten Küsten des Großen Oceans. Die Resultate dieser verschiedenen Unternehmungen, soweit dieselben von allgemein wissenschaftlichem Interesse oder das größere Lesepublikum zu unterhalten geeignet sind, bilden den Gegenstand des angezeigten Werks, welches nicht ganz mit Unrecht als Fortsetzung der „Reise um die Erde nach Japan" bezeichnet werden kann, insofern es in seiner erstern Hälfte die in dem frühern Reisewerke des Verfassers enthaltenen Mittheilungen vervollständigt und in der letztern die Ergebnisse einer Expedition schildert, welche nur im Zusammenhange und infolge der Eröffnung Japans unternommen worden ist.

Die Leser d. Bl. werden sich, wo nicht aus eigener Lectüre der „Reise um die Erde nach Japan", so doch vielleicht aus unserer Besprechung dieses Werks in Nr. 23 d. Bl. f. 1857 erinnern, daß Wilhelm Heine der Expedition des Commodore Perry beigegeben war und mit dieser nach Amerika zurückkehrte. Er kann also die Ereignisse und Forschungen der gleichzeitigen Expedition unter Ringgold und Rodgers nicht aus eigener Anschauung schildern und läßt sich nur in sehr uneigentlichem Sinne als Verfasser der vorliegenden Reisebeschreibung bezeichnen. So herzliche Anerkennung seine Bemühungen auch diesmal verdienen, so sind sie doch mehr untergeordneter Art. Seine Verdienste beschränken sich auf die Herbeischaffung, Sichtung und Zusammenstellung der Berichte glaubwürdiger Augenzeugen und officieller Documente, deren Uebertragung ins Deutsche und eine im ganzen ziemlich lose Verknüpfung derselben. Es liegt auf der Hand, daß bei einem solchen Verfahren die von uns früher an Heine's Darstellungsweise gerühmten Vorzüge nicht in ihrer vollen Frische und Wirksamkeit hervortreten können, und vor allem vermißt man höchst ungern jenes liebenswürdige persönliche Element, welches einen wesentlichen künstlerischen Einheitspunkt seiner frühern Schilderungen aus dem Gebiete des Natur- und Völkerlebens bildete. Wir werden im einzelnen hierauf zurückkommen müssen. Bei alledem aber legt auch dieses Werk Zeugniß ab von dem rastlosen Fleiße, der gewissenhaften Sorgfalt, dem tadellosen Geschmacke und überhaupt der schriftstellerischen Befähigung des Verfassers. Es enthält einen reichen Schatz wissenschaftlich bedeutsamer Thatsachen und anregender Bemerkungen und wird sich voraussichtlich einen ausgedehnten Leserkreis gewinnen.

Der erste Band ist von mehr einleitendem Charakter. Die Expedition segelte am 21. Juni 1853 aus dem Hafen von Norfolk in Virginien und traf am 20. September am Cap der Guten Hoffnung ein. Von hier begab sich ein Theil des Geschwaders nach Sidney in Australien, während der andere direct nach dem nächsten Bestimmungsorte der Expedition, der Straße von Gaspar, abging. Jene Abtheilung, bei welcher sich der Commodore befand, stellte manche interessante Beobachtungen in Bezug auf die Tiefe und Beschaffenheit des Meeresgrundes und die Länge der Wellen an; doch sind deren Resultate und die sonstigen Erlebnisse nicht charakteristisch genug, um eine specielle Hervorhebung zu verdienen. Sie passirte

im Februar auf dem Rückwege die Straße von Vanicoro und zollte dem Andenken des hier untergangenen Lapeyrouse, dessen glorreicher Entdeckungsbahn im Norden der Südsee sie zu folgen bestimmt war, durch eine ergreifende militärische Feier ihre Ehrfurcht. Nach einer vorübergehenden Berührung mit den Eingeborenen einer australischen Insel erreichte man am 19. März den Hafen von Hongkong.

Inzwischen hatten die drei übrigen Fahrzeuge der Expedition ihre Reise nach Batavia fortgesetzt, wo sie sich länger als einen Monat aufhielten. Unter den Beobachtungen, welche sie hier zu machen Gelegenheit hatten, dürfte folgende manchem ziemlich neu sein.

Viele der Eingeborenen verbrauchen große Massen von Opium in verschiedenen Formen, und infolge davon werden im Laufe der Zeit ihre Gesichtszüge scharf, die Haut ist über die Knochen wie Pergament gespannt, und zu Zeiten, in Anfällen von Wahnsinn, werden sie blutdürstiger und grausamer als Tiger. Mit dem langen „Cris" bewaffnet (ein scharfes Dolchmesser, dessen Schneide wellenförmig ist), stürzen sie wüthend aus ihren Häusern und laufen, so schnell ihre Füße sie tragen können, manchmal nackt, manchmal bekleidet, doch stets wahnsinnig und wüthend, durch die gedrängten Straßen, mit dem einzigen Gedanken, alles, was ihnen in den Weg kommt, zu ermorden. Sobald nun ein Mann in diesem Zustande gesehen wird, schreit alles: „Amoak! Amoak!" Jedermann sucht die erste beste Waffe, die ihm in die Hände kommt, zu ergreifen und folgt dem gemeinsamen Feinde. Gewöhnlich zieht man lange Speere dem kürzern Cris vor, und mit diesen wird der Wahnsinnige endlich in eine Ecke getrieben und mit einer Jagdlust, als wäre er ein Tiger, getödtet.

Das Wort „Muck", woher der Ausdruck „Mucklaufen", ist eine Verstümmelung des javanischen „Amoak" (tödte).

Man schritt jetzt zur Vermessung der Gasparstraße (zwischen den Inseln Bangka und Billiton im Südosten von Sumatra und im Südwesten von Borneo), deren gefährliche Riffe, Felsen und Strömungen bisher nur sehr unvollkommen angegeben waren, obgleich neun Zehntel des Welthandels mit China hindurchgehen. Während dieser viermonatlichen Arbeit, die mit dem 15. Mai beendet war, gab es mancherlei Abenteuer, und insbesondere ist eine Expedition in die dichten tiger- und schlangenreichen tropischen Waldungen der Insel Bangkok ebenso belehrend wie aufregend.

Nach der Wiedervereinigung des Geschwaders in Hongkong ging das Commando der jetzt noch übrigen seetüchtigen vier Schiffe auf den Kapitän John Hancock über, der im Verein mit Commodore Perry und dem englischen Admiral Sterling dem amerikanischen Commissar McLean und dem englischen John Bowring ein Geschwader von fünf Schiffen zur Verfügung stellte, das sie den Peiho hinauf nach Peking bringen sollte. Die beiden von seiner Flotte hierzu detachirten Schiffe „Hancock" und „Cooper" segelten nach Schanghae und besuchten unterwegs die große und volkreiche Stadt Futschaufu an den Ufern des Min, wobei sie mit dem chinesischen Leben und Treiben in mannichfache Berührung kamen. Wir machen insbesondere auf die ergötzliche Schilderung des Fischfangs mit Cormoranen aufmerksam. Man fuhr nun zwar ein Stück in den Peiho hinein; allein nach längerm Verzuge durch nutzlose Unterhandlungen mit den Chinesen wurden die Schiffe durch anhaltendes stürmisches Wetter aus dem Golf von Petschili wieder ins offene Gelbe Meer hinausgetrieben, wo man mit genauer Noth der Gefahr des Schiffbruchs entrann. Von Schanghae aus segelte die „Hancock" nach Kilung, einem Hafen am nördlichen Ende der Insel Formosa, wo sich eine chinesische Strafcolonie befindet, vereinigte sich hier mit der „Cooper" und traf am 13. Februar 1855 in Hongkong ein, wo sie das Flaggenschiff allein vor Anker fanden, da die Brigg „Porpoise" im Sturme untergegangen war. Jene, die „Vincennes", hatte unterdessen die Boninsseln besucht, sodann die unter Perry begonnene Vermessung der Lewchewgruppe fortgesetzt und einen großen Theil der südlichen und östlichen Küste des schönen Kiusiu, der südlichsten von den größern japanischen Inseln, aufgenommen.

Da wir den einzelnen Schiffen nicht überall auf ihren Explorationsfahrten zu folgen im Stande sind, sondern uns mit Herausgreifung einzelner Notizen begnügen müssen, so deuten wir jetzt den vom Commodore festgesetzten Plan an, wie derselbe wirklich zur Ausführung kam. Danach sollte die „Vincennes" über die Boninseln nach Lewchew segeln, die „Cooper" einige Inseln nördlich und östlich von Formosa und die „Hancock" die südwestliche und östliche Küste dieser Insel selbst vermessen. Von da sollten sie auf verschiedenen Wegen nach Hakotade auf der Insel Jesso segeln, und zwar die „Cooper" durch das Japanische Meer, die „Vincennes" und „Hancock" dagegen durch die lange Inselkette zwischen Lewchew und Japan fahren, in Simoda auf der Insel Nipon einsprechen und endlich in Hakotade wieder mit der „Cooper" zusammentreffen. Von da sollte die „Vincennes" längs der Ostküste von Kamtschatka und Asien durch die Behringsstraße in das arktische Meer gehen, die „Cooper" die Kurilen, Fox- und Aleutischen Inseln vermessen und die „Hancock" in dem ganzen Umkreis des Ochotskischen Meeres dem großen Sammelplatz der amerikanischen Walfischfänger, dasselbe thun. Um die Mitte des October sollte sich das Geschwader wieder in San-Francisco vereinigen.

Von hohem Interesse ist der Besuch der „Hancock" auf Formosa, obschon uns derselbe in dem, was man bisher über diese räthselhafte Insel wußten, nicht sonderlich fördert. Man fand die Insel 205 (englische) Meilen lang und durchschnittlich 60 Meilen breit. Sie hat eine Bergkette längs der ganzen Küste und ist von zwei Rassen bewohnt, Chinesen und Rothhäuten. Jene nehmen die nördliche und westliche Seite der Insel, diese den Süden und Osten ein, und beide leben in unausgesetzter Feindschaft. Das Gebiet der chinesischen Bewohner ist niedrig und fruchtbar, das der Rothhäute unfruchtbar und gebirgig. An der Nord- und Westseite befinden sich mehrere Häfen, an der östlichen aber sind keine vorhanden. Der Zeichner der Expedition hatte Gelegenheit, mehrere von den Ureinwohnern in nächster Nähe zu betrachten. Er beschrieb sie als Leute von hohem Wuchs, schöner Körperbildung, Kupferfarbe, starken Backenknochen und Kinnladen, mit schlichtem schwarzen Haupthaar, das sie

auf die Schultern reichte, und mit Ausnahme eines Stücks Baumwollenzeug über die Schultern gänzlich unbekleidet. Die Chinesen sind in entsetzlicher Angst vor ihnen und halten sie für Menschenfresser. Wenigstens benutzen sie die gefangenen Chinesen als Gärtner und Maurer. Man sah von der Ostküste aus kleine, doch anscheinend bequeme steinerne Wohnhäuser und um diese gutgepflegte Gärten und Felder. Die Männer waren mit Bogen und Pfeilen, zum Theil aber auch mit sehr kampftüchtig aussehenden Luntenflinten bewaffnet.

Ueber die Ergebnisse der Expedition in Japan werden wir uns beim zweiten Bande aussprechen. Hier sei nur in Kürze bemerkt, daß der erste Band mit der Schilderung der Unterhandlungen schließt, welche die Ratification des Vertrags von Kanagawa begleiteten. Eine etwas ausführlichere Erwähnung verdient das furchtbare Erdbeben, das nicht lange vor Ankunft der amerikanischen Schiffe die Insel Nipon erschüttert, Simoda und viele andere Städte zerstört und die russische Fregatte „Diana" im Hafen von Simoda so arg beschädigt hatte, daß sie später sank. Ein russischer Offizier schilderte den Vorfall folgendermaßen:

Am 23. December 1854 war das Wetter schön, der Thermometer 72°, der Barometer 30', als plötzlich ein gewaltiger Erdstoß an Bord der Fregatte gefühlt ward, der das Schiff heftig erschütterte. Derselbe dauerte volle fünf Minuten, und während der nächsten halben Stunde folgten ihm in verschiedenen Zwischenräumen noch mehrere Stöße von gleicher Heftigkeit. Um 9 Uhr 30 Minuten brach plötzlich die See in einer ungeheuern, 30 Fuß hohen Welle mit furchtbarer Geschwindigkeit in den Hafen herein. In einem Augenblick war das Städtchen Simoda überflutet und vom Boden weggespült. Große Dschunken, die im Hafen ankerten, wurden gegeneinander geschleudert, und viele davon mehrere Meilen das Thal hinaufgeschwemmt. Als das Wasser wieder zurückströmte, war es von Häusern, Dschunken, Trümmern aller Art und ertrinkenden Menschen in einer entsetzlichen, grauenerregenden Masse bedeckt.

Das Anschwellen des Wassers fand fünfmal statt. Ein dichter Qualm verbreitete sich über die Stadt und die umliegende Gegend, und die Luft war mit erstickenden Schwefeldämpfen erfüllt, während noch fünf Stunden länger geringere Erschütterungen die Erde bewegten. An Bord der russischen Fregatte bot sich ein Schauspiel dar, das die stärksten Herzen erbeben machte. Sie ward von einer Seite zur andern geworfen, und als das Wasser zurücktrat, lag sie plötzlich auf der Seite mit nur vier Fuß Wasser ringsumher. Plötzlich ward sie wieder von den hereinstürzenden Wellen mit so entsetzlicher Geschwindigkeit fortgerissen, daß es schien, als flöge das Schiff durch die Luft. Unzählige Strudel bildeten sich auf allen Seiten, die das Schiff mit so ungeheuerer Kraft im Kreise herumtrieben, daß Offiziere und Matrosen schwindelig wurden. In dieser hülflosen Lage blieben sie, solange das Erdbeben fortdauerte.

Um 2 Uhr 30 Minuten nach Mittag war alles vorüber, mit Ausnahme einer gelegentlichen leichten Erschütterung; das Wasser war ruhig und lächelte anscheinend über sein Werk der Zerstörung. So dicht lagen die Trümmer über die ganze Wasserfläche zerstreut, daß die Japanesen auf denselben über die Bai gingen, um nach ihren Todten und dem verlorenen Eigenthum zu suchen. Von den 1000 Häusern Simodas blieben nur 16 stehen, und alle wurden mehr oder weniger beschädigt. Während einer der Fluten ward eine große Dschunke gegen die „Diana" geschleudert und brach in Stücke. Man warf der Mannschaft Seile zu, um sie daran zu retten, allein in blindem Gehorsam gegen das Gesetz, welches den Japanesen verbietet an Bord fremder Schiffe zu gehen, verweigerten sie, sich dieses Rettungsmittels zu bedienen und gingen mit dem Fahrzeug zu Grunde. Mehrere hundert Personen verloren ihr Leben, allein da der größte Theil der etwa 7000 Seelen zählenden Bevölkerung beim ersten Stoß sich nach den Hügeln flüchtete, ehe die Wasserflut hereinbrach, so wurden mehr gerettet als sonst der Fall gewesen wäre.

In Bezug auf die Wirkungen der ersten Berührung zwischen Amerikanern und Japanesen ist es bezeichnend, daß die letztern alle sehr begierig waren, Bücher über medicinische und in der That über Gegenstände jeder Art zu erhalten, nur nicht über Religion. Die von dem frühern Kaplan unter ihnen zurückgelassenen Tractate brachten sie alle zurück und baten, sie aus dem Lande mitzunehmen. Sie erzählten, daß sie gelernt hätten die dem Kaiser geschenkte Locomotive zu benutzen, der Telegraph aber zu schwierig für sie sei.

Dieser Band enthält zahlreiche Anhänge, die namentlich über die Bodencultur der verschiedenen von der frühern und gegenwärtigen Expedition besuchten Länder und Inseln genauere Aufschlüsse ertheilen. Die wichtigsten derselben sind wol der Bericht Green's über den Landbau von China und der Bericht West's über die chinesischen Agriculturwerkzeuge, die auch nach den ausführlichern Werken von Meadows und Fortune ihren Werth behalten und vieles Neue und Selbständige beibringen. Aehnliche Resultate bieten für Japan die beiden Berichte Green's über den Ackerbau von Japan und über die medicinische Topographie dieses Landes nebst der Mittheilung Perry's über Schiffahrt und Schiffbau der Japanesen. Es versteht sich, daß diese Berichte auch sonst manche geographisch und ethnographisch wichtige Notizen beibringen. Das letztere ist ganz besonders der Fall mit den Berichten Green's über die medicinische Topographie und den Landbau von Lewchew, Morrow's über den Ackerbau daselbst, Balch's über die Bailyinseln (im Süden der Boningruppe) und den verschiedenen Berichten über die Boninninseln, unter denen sich Bayard Taylor's und Fahs' Mittheilungen über die Peelinsel, wo die amerikanischen Ansiedler sich bereits zu einer Colonie constituirt haben, überdies durch die bei jenem Reisenden so vortheilhaft bekannte Lebendigkeit der Darstellung auszeichnen.

Der bei weitem größte Theil des zweiten Bandes handelt wieder von Japan; aber unsere durch die bisherigen Berichte über dieses Land und seine Bewohner in mannichfacher Hinsicht mehr erregte als befriedigte Neugierde sucht darin vergeblich nach den ersehnten Aufschlüssen. In der That sind auch unter den gegenwärtigen Umständen solche Aufschlüsse kaum zu erwarten. Die Expedition des Commodore Perry trug theils ihr Interesse in sich selbst, theils förderte sie allerdings einige neue Thatsachen zu Tage, theils endlich machte sie das große Publikum wieder auf die schätzbaren Berichte älterer Reisenden aufmerksam und bestätigte im wesentlichen deren Forschungen und Schilderungen. Nautische Expeditionen in ähnlichem Stile, wie die in vorliegendem Buche beschriebene, vermögen unsere Kenntniß nicht merklich zu

fördern. Ihre Ergebnisse sind wol für die strenge Wissenschaft und noch unmittelbarer für die Praxis des Handels und Seeverkehrs von Gewinn, für die große Masse der Leser aber, an welche sich doch Heine's neuestes Reisewerk wendet, sind sie nicht blos uninteressant, sondern theilweise sogar schwer verständlich, obgleich sie ihnen durch hinreichend specielle und vortrefflich ausgeführte Karten veranschaulicht werden. Was die Topographie und Statistik des eigentlichen innern Japan betrifft, so lassen sie uns ebenso sehr im Stich wie hinsichtlich aller ethnographischen, culturhistorischen und geschichtlichen Fragen, an deren Beantwortung sich das Hauptinteresse des lesenden Publikums knüpft. Nach den schon an sich beengenden und überdies von den japanischen Behörden in möglichst beschränkendem Sinne gedeuteten Bestimmungen des Vertrags von Kanagawa, unter dessen Schutze die Gewährsmänner des Verfassers Japan besuchten, fehlte es den Besuchern an dem zu eingehendern Forschungen nöthigen Spielraume. Das wird sich hoffentlich in nächster Zeit ändern, wenn infolge der neuerdings abgeschlossenen Verträge europäische und amerikanische Gesandte und Consuln ihren dauernden Aufenthalt in jenem merkwürdigen, sich langsam aber stetig dem Verkehre und der wissenschaftlichen Forschung erschließenden Inselreiche genommen haben werden.

Selbst das in Nr. 40 d. Bl. f. 1858 beurtheilte, an äußerm Umfange wie an Werth der Darstellung weit hinter Heine's Reisewerk zurückstehende Büchlein von Lühdorf, dessen Fahrzeug und Person übrigens hier mehrfache Erwähnung und dessen Angaben eine erfreuliche Bestätigung finden, enthielt mehr neue und charakteristische Thatsachen als die weit ausführlichere und elegantere Reisebeschreibung, welche uns gegenwärtig vorliegt. Nicht etwa, weil sich Lühdorf einer schärfern Beobachtungsgabe rühmen könnte — ganz im Gegentheil, sondern vielmehr aus dem einfachen Grunde, weil derselbe durch die Umstände zu einem mehrmonatlichen unfreiwilligen Aufenthalte bei Hakotade genöthigt wurde, und dadurch Gelegenheit erhielt, das alltägliche Thun und Treiben seiner japanischen Umgebung anhaltender und genauer zu beobachten, ohne selbst Gegenstand ungewöhnlicher Beobachtung und Berücksichtigung zu sein wie die Mitglieder der nautischen Expedition, denen gegenüber das Volk so gut wie die Behörden eine gewisse Attitude anzunehmen für nöthig hielten. Da der Verfasser und seine Gewährsmänner stets nur auf sehr kurze Zeit den einen oder andern Küstenpunkt anliefen, so kann es uns nicht wunder nehmen, wenn sein Buch für jeden mit der Literatur über Japan oder auch nur mit seinem eigenen frühern Reisewerke leidlich Bekannten in vieler Beziehung fast werthlos erscheint, obschon es immerhin eine angenehme Lectüre bleibt. Die Sache wird natürlich dadurch nicht besser, daß er abwechselnd drei verschiedenen Berichterstattern das Wort läßt, die im Grunde genommen sämmtlich dasselbe zu sagen haben; und zwar lediglich deshalb, weil es nicht ohne Interesse sei, „die von einem Reisenden gemachten Angaben von einem andern, der mit jenem nicht bekannt war, bestätigt zu sehen". Nun gewinnt es allerdings den Anschein, als wolle sich mit der Zeit eine Pseudoliteratur über Japan hervorwagen, die man nach ihrer Legitimation zu fragen allen Grund hat. Allein zu dieser Kategorie gehören doch ganz gewiß nicht Heine's Schriften, die alle innern und äußern Merkmale der strengsten Wahrhaftigkeit an sich tragen; bei ihnen ist jeder Beleg, der eben bloßer Beleg ist, vom Ueberfluß und mithin vom Uebel, wie alles unnöthige Geschreibe. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß diesen verschiedenen Berichten aller eigenthümliche Werth abzusprechen sei: der des amerikanischen Lieutenants Habersham zeichnet sich durch eine ungemeine Frische der Darstellung aus; der des englischen Kapitäns Whittingham schildert einen Theil der Operationen des englischen Geschwaders zur Zeit des orientalischen Kriegs, sowie die in sehr unenglischem Geiste geführten Verhandlungen mit den Japanern in Nangasaki; der des Chinesen Loo aus Kanton endlich ist allerdings durch seine Form, auf die wir kurz zurückkommen werden, im höchsten Grade charakteristisch. Allein das alles entschädigt um so weniger für den Mangel an neuem Inhalt und dauernder Geltung, je mehr durch die Ineinanderschichtung dieser verschiedenen Berichte auch die Uebersichtlichkeit und künstlerische Einheit des Ganzen gelitten hat. Die Bewegungen des amerikanischen und englischen Geschwaders können uns in der Ausführlichkeit, wie sie hier dargestellt sind, heutzutage nicht mehr interessiren; jede erträgliche Zeitung gibt uns darüber genügenden Aufschluß. Da auch das persönliche Element der Erzählung nirgends sehr bedeutend hervortritt, so ist es in der That blos dem Talent und Geschmack des Verfassers zu verdanken, wenn dessenungeachtet dieser Theil des Werks als anziehend und unterhaltend empfohlen werden kann. Uebrigens versteht es sich wol von selbst, daß es für alle mit der anderweitigen Reiseliteratur über Japan Unbekannten zugleich einen reichen Schatz von wissenswerthen Thatsachen birgt.

Uns gibt dieser ganze Reichthum nur zu einer kurzen Bemerkung über den Zustand der öffentlichen Moralität in Japan Veranlassung. Der Verfasser gedachte schon in seinem vorigen Reisewerke der uns auffälligen Sitte, daß in Japan Leute jedes Geschlechts, Alters und Standes gleichzeitig die öffentlichen Bäder benutzen, ohne durch irgendwelches Schamgefühl beengt zu werden; daneben konnte er aber nicht umhin, die liebenswürdige Schüchternheit und Sittsamkeit der Frauen, und ganz besonders der Jungfrauen, anerkennend hervorzuheben. Hierin würde nun an und für sich keineswegs ein unauflösbarer Widerspruch liegen: das Beispiel anderer Volksstämme beweist, daß mit einer großen Freiheit der Sitte im geschlechtlichen Verhältniß ein Zustand gesunder Moralität recht wohl verträglich ist. Was insbesondere die rücksichtslose Entblößung des Körpers anbetrifft, so bedarf es hier gar keines Hinweises auf die Sitte jener von der Cultur wenig oder nicht berührten Völkerschaften, die überhaupt noch nicht vom Baume der Erkenntniß gekostet zu haben scheinen, man braucht sich nur der Erzählung des Vaters Homer oder dessen zu erinnern, was Bayard Taylor und

andere Reisende über die finnische Sitte und namentlich über die finnischen Bäder berichten. Hierbei ist aber unerläßliche Voraussetzung, daß das geschlechtliche Verhältniß als ein durchweg natürliches und unverfängliches stets in Wort und Handlung mit vollem Ernst und ohne alle Zweideutigkeit behandelt werde. Wenn wir nun früherhin gemeint hatten, daß diese Voraussetzung allerdings unter den Japanern eintreffe, so sind wir, offen gestanden, nach den vorliegenden Berichten in unserm Glauben etwas irre geworden. Der Verfasser bemerkt nämlich, daß in Simoda und der Bai von Jedo beinahe jeder Japaner obscöne Bilder und Bücher mit sich herumgetragen, sie bei jeder Gelegenheit verstohlen gezeigt und mit obscönen Commentaren begleitet habe. Er fügt zwar hinzu, daß der Einfluß der üppigen Hauptstadt die Sitten der Bewohner vielleicht nur in der nächsten Umgegend verderbt und der Rest des japanischen Volks weniger lascive Gewohnheiten haben möge, und bestätigt die vom Chinesen Loo gemachte Bemerkung, daß die Sitten der Einwohner von Hakotade gut zu sein schienen und obscöne Redensarten dort selten gehört würden. Wie aber eine Sitte, deren Zulässigkeit nur durch das Vorhandensein einer völlig arglosen Anschauung natürlicher Verhältnisse bedingt ist, ohne diese Voraussetzung auf die Dauer Bestand haben soll, ohne das Volk gründlich zu demoralisiren, läßt sich nicht wol absehen. Vielleicht ist der neueröffnete Verkehr mit den Völkern des Westens dazu bestimmt, den Anstoß zu einem Bruche mit dieser wie mit mancher andern überkommenen Sitte oder Unsitte zu geben. Im übrigen, bemerkt der Verfasser, sei das Verhältniß der Frauen zu den Fremden ein vollkommen reines, was von den Chinesen nicht gesagt werden könne, obschon bei diesen das gemeinsame Baden beider Geschlechter in öffentlichen Bädern nicht vorkomme. Der englische Kapitän sagt:

Der Verkehr zwischen den Schönen Japans und den Europäern wird durch die Polizei entschieden verhindert und die Strafe einer solchen Unglücklichen wäre Enthauptung. Alle Galanterie unserer im Tempel einquartirten Alliirten soll daher, wie ich vernommen, erfolglos geblieben sein.

Unter den japanischen Schönen kann man freilich nur die unverheiratheten Frauen verstehen, als deren Reize der Engländer blühende, fast zu blühende Wangen, rothe Lippen und von Gesundheit strahlende Augen bei etwas zu mongolischen Gesichtszügen, hohe und volle Gestalten, weiße Haut, kleine Füße, üppiges Haar und weiße regelmäßige Zähne bezeichnet, während die verheiratheten Japanerinnen fast ohne Ausnahme entschieden häßlich sind. Die verunstaltende Unsitte, die Zähne nach der Verheirathung schwarz zu färben, erklärt derselbe aus der von ihm in Erfahrung gebrachten Thatsache, daß jeder Beamte, der ein hübsches Frauenzimmer mit einem seiner Untergebenen verheirathet sehe, sich dasselbe zum Nebenweibe nehmen könne. Wie es sich auch mit dieser angeblichen Thatsache verhalten möge, jedenfalls ist die versuchte Erklärung ebenso weit hergeholt wie abgeschmackt. Die Sitte, Nägel oder Zähne zu färben, ist bekanntlich nicht weniger verbreitet als das Streben, den jungfräulichen von dem Frauenstande äußerlich zu unterscheiden. Möglich übrigens, daß diese auffallende Häßlichkeit, welche außer der fernerweiten Unsitte des Ausrupfens der Augenbrauen und der barbarischen Behandlung der Kindbetterinnen auch die schwere Arbeit vieler Frauen verschulden mag, die japanischen Matronen wenigstens den Fremden gegenüber in dem Rufe ehelicher Treue schützen wird, worin sie „mit den Matronen Roms rivalisiren könnten". Vielleicht ist auf die Reinheit der geschlechtlichen Beziehungen die gänzliche Unbekanntschaft der Japaner mit dem Tanze von wesentlichem Einfluß gewesen. Dafür scheint sich das schöne Geschlecht nicht selten auf eine Weise zu entschädigen, die hinwiederum bei uns für völlig unweiblich gilt. So erzählt z. B. der Engländer, daß er einmal Zeuge eines zwischen einem jungen, anständig gekleideten, aber betrunkenen Frauenzimmers und ihren Dienern geführten Streits gewesen sei, ob sie, wie ihr Wunsch war, in einem Graben liegen bleiben, oder nach Hause gebracht werden solle. Ueberhaupt scheint das weibliche Geschlecht dem Trunke nicht minder ergeben zu sein als das männliche, und insbesondere mögen die Theegärten, der Tummelplatz der jungen Leute, wo natürlich auch Sacki geschenkt wird, die Schuld tragen, daß so viele derselben jenem Laster fröhnen.

Der letzte, kleinere Theil des Bandes, durchgängig aus der Feder des Lieutenants Habersham, enthält verhältnißmäßig eine größere Anzahl neuer Thatsachen. Nachdem das amerikanische Geschwader die Ostküste von Nipon und die Südküste von Jesso, sowie die beide Inseln trennende Meerenge von Zugar (gewöhnlich Sangar genannt) untersucht hatte, fuhr der Dampfer „Hancock" (1. Juli 1855) an der Westküste von Jesso hinauf. Die Hauptstadt Matsmai bietet einen außerordentlich lieblichen Anblick. An der Nordküste, wo in einer schlechten Bai dicht am Cap Soya die Stadt Tomari, eine japanische Fischereistation, liegt, machte der Berichterstatter die Bekanntschaft des merkwürdigen Volksstammes der Ainos oder Kurilen, welche den weitaus größten Theil der dortigen Bevölkerung bilden. Er fand sie im ganzen den Schilderungen Krusenstern's, Lapeyrouse's, Broughton's und Golownin's entsprechend, nur nicht von so übermäßigem Haarwuchs, wie sie gewöhnlich beschrieben werden, und von wesentlich anderm Charakter als die Kurilen auf Saghalin, welche ein englischer Offizier in Hakotade, der kürzlich auf jener Insel ziemlich in der Mitte ihrer Westküste gelandet war, als einen rohen Schlag Menschen von wildem Aussehen mit behaarter Haut geschildert hatte, die in eine Art von grobem Sack gekleidet waren und, weit entfernt aus ihren Gebüschen hervorzukommen, nur mit dem gedankenlosesten Ausdruck auf ihren Gesichtern, unvernünftigen Thieren gleich, die fremden Ankömmlinge anstierten. Das Haupthaar der Kurilen auf Jesso ist, wo sie es nicht wie auf dem Vorderkopfe hinwegrasiren, dicht und struppig aber schlicht, und von schwarzer, bisweilen bräunlicher Farbe; ebenso der Bart, der selten länger als fünf bis sechs Zoll wird. Der Be-

haarteſte, den man unterſuchte, hatte ausnahmsweiſe auf jedem Schulterblatt einen Haarbüſchel von der Größe einer Hand, während ſein Körper nicht mit üppigerm Haarwuchſe geſegnet war als der vieler Matroſen. Der bis dicht unter die tiefliegenden Augen wachſende Bart, die buſchigen Augenbrauen und der ſcheue, unſtete Ausdruck des Geſichts geben dieſen Leuten ein höchſt wildes Ausſehen, das ſonderbar gegen ihr mildes, unterwürfiges Benehmen abſticht. Ihre durchſchnittliche Höhe beträgt nicht mehr als fünf Fuß und zwei oder drei Zoll, einzelne aber von ihnen würden in jedem Lande als große Leute bezeichnet werden können und jener Mangel wird reichlich durch einen kräftigen, muskulöſen Bau erſetzt. Sie ſind ein wohlgeſtalteter Menſchenſchlag, deſſen Geſichtszüge dem kaukaſiſchen Typus mehr als einem andern gleichen. Ihre moraliſchen Eigenſchaften ſind höchſt lobenswerth: ſie zeichnen ſich durch Nächſtenliebe, Anlage zur Großmuth, eine gewiſſe harmloſe Heiterkeit und Gutmüthigkeit und im allgemeinen durch zuverläſſigen Charakter aus, während ihnen der Ausdruck von verrätheriſcher Liſt gänzlich abgeht, der in den Geſichtern ihrer Gebieter, der Japaner und nördlichen Chineſen, ſo deutlich ausgeprägt iſt. Durch natürlichen Verſtand ſowol als Charaktermilde erſcheinen ſie vorzüglich geeignet, die Wahrheiten des Evangeliums zu empfangen. Die Miſſionare hätten freilich vor allem den großen Civiliſator, die Seife, mitzubringen. Durch eine Unreinlichkeit ohnegleichen — man zweifelt, ob ſich ein Aino jemals wäſcht — durch Ungeziefer und Hautkrankheiten unterſcheiden ſie ſich hinwiederum auf eine höchſt unvortheilhafte Weiſe von den Japanern, welche nächſt den Malaien unſtreitig die reinlichſte Nation des ganzen Orients ſind.

Die „Hancock" paſſirte die Straße von Lapeyrouſe, fuhr in das Ochotskiſche Meer und erblickte nach acht Tagen die flache Weſtküſte von Kamtſchatka, an der ſie über ein großes unterſeeiſches Tafelland nördlich hinſegelte. Die Reſultate der hier und ſpäter angeſtellten Beobachtungen erwieſen großentheils die beſten Karten als unrichtig; ſo befand man ſich z. B. eines Tags laut Angabe der Karte dicht an der Seite eines erloſchenen Vulkans, der jedoch thatſächlich mehr als 60 Meilen von der See entfernt war. Die geſammelten Data werden daher nicht allein für die Wiſſenſchaft, ſondern namentlich auch für die Walfiſchjäger von hohem Werthe ſein, vorausgeſetzt, daß die letztern ſie benutzen wollen; es iſt aber nichts Seltenes, daß man unter dieſen Kapitäne trifft, die einen ganzen Monat lang nicht nach dem Chronometer geſehen haben! Allmählich ſtieg die Küſte ſteiler empor, ohne daß das Waſſer, wie gewöhnlich, tiefer geworden wäre, und unter $161\frac{1}{2}^{0}$ öſtl. L. von Greenwich traf man auf einige beträchtliche Kohlenlager, wo man die intereſſante Bekanntſchaft einer Jakutenfamilie, wenigſtens des männlichen Theils derſelben, machte. Nachdem man noch ein Stück in den Golf von Penſchinsk hineingeſegelt war, kehrte man zurück und fuhr nach Weſten an der Küſte Sibiriens entlang, wo man mit genauer Noth der Gefahr des Schiffbruchs entging. Die intereſſanteſte Partie aus der Schilderung dieſer Fahrt iſt die Beſchreibung des Dorfes Ola, wo „Hunde, Kinder und Fiſche die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung auszumachen ſchienen, obwol Rindvieh und erwachſene Leute gleichfalls nicht ſelten waren". Ola iſt nur eine Sommerniederlaſſung, welche die Einwohner mit Eintritt des Frühjahrs beziehen, um Lachſe zu fangen und aufzubewahren, die gewiſſe Stellen der Küſte in zahlloſen Zügen beſuchen; ſowie der Winter herannaht, ſuchen ſie, mit getrockneten und geräucherten Fiſchen beladen, ihre beſſer geſchützten Wohnungen im Innern wieder auf, wo die geſammelten Vorräthe Pferden, Rindern und Hunden ſo gut wie Menſchen zur Nahrung dienen müſſen. Die letztern waren unter mittlerer Größe und den Jakuten in der Nähe des Kohlenlagers ſehr ähnlich. Ihre Farbe war ein dunkles Olivenbraun, ihr Körperbau leicht und ſehnig, ihre Augen lebhaft und der leichte elaſtiſche Tritt ihrer mit Mocaſſins bekleideten Füße deutete ein wohlausgebildetes Muskelſyſtem an. Die keineswegs abſchreckend häßlichen Weiber und Mädchen waren luſtig und zutraulich, aber dabei anſtändig und beſcheiden. Der Ort wird nicht ſelten von Walfiſchfahrern beſucht, die hier Rindfleiſch, Milch, Fiſche und etwas Gemüſe eintauſchen, nicht einkaufen; denn von dem Werthe des Geldes haben dieſe guten Leute, die doch ſelbſt ein wenig Engliſch radebrechen, durchaus keine Vorſtellung. Die glänzendſten Geſchäfte waren unter ihnen, wie unter den hocheiviliſirten Japanern, mit Uniformknöpfen zu machen! Der Verkehr der Schiffsmannſchaft mit dieſem gemüthlichen Völkchen iſt höchſt lebhaft und anmuthig geſchildert.

Der Anhang enthält zunächſt verſchiedene Actenſtücke zur Vervollſtändigung des Berichts über die Expedition Commodore Perry's, die namentlich für die Kenntniß der außerordentlich kohlenreichen Inſel Formoſa von Wichtigkeit ſind. Ein Aufſatz des verſtorbenen Perry beſpricht die Nothwendigkeit, dem amerikaniſchen Handel im Oſten weitere Ermuthigung zu Theil werden zu laſſen, und dringt auf Anlegung amerikaniſcher Handelsſtationen auf den Sundainſeln und ganz beſonders auf dem von China ſo gut wie unabhängigen, productenreichen Formoſa; ein zweiter Aufſatz deſſelben Verfaſſers handelt von den wahrſcheinlichen künftigen Handelsverbindungen mit Japan und Lewchew, und iſt in einem wohlthuend verſtändigen und maßvollen Geiſte geſchrieben. Die intereſſanteſte Beilage iſt aber das bereits oben erwähnte Tagebuch eines Chineſen während eines Beſuchs in Japan, nicht ſowol wegen der darin enthaltenen Notizen über Land und Leute, als vielmehr wegen des Einblicks, den es uns in die Bildungs-, Anſchauungs-, Verkehrs- und Ausdrucksweiſe der chineſiſchen und japaniſchen gelehrten Welt eröffnet. Faſt alle Artigkeiten werden in gelehrten Abhandlungen oder Verſen ausgetauſcht, von denen die einen ſo wenig Inhalt haben als die andern, obwol ſie nicht ſelten eine große Formgewandtheit verrathen. Nach dieſen moraliſch-poetiſchen Ergießungen zu ſchließen, ſind China und Japan das Gelobte Land der Albums und Stammbücher.

Im dritten Bande, der übrigens als Supplementband

bezeichnet wird, begleiten wir zunächst die „Hancock" auf ihrer weitern westlichen Fahrt längs der ochotskischen Küste. Obgleich gerade diese Partie eine der interessantesten im ganzen Werke ist, so müssen wir es doch bei einigen kurzen Andeutungen bewenden lassen. An der ganzen Küstenlinie vom Cap Lopatka an der Südspitze Kamtschatkas bis in die Nähe des Amur hörten die Reisenden von nur sechs Niederlassungen. Ohne die westlichste derselben an der Nordküste, Ochotsk, zu besuchen, schlugen sie, bald nachdem sie Tarisk oder Teusk verlassen hatten, eine ziemlich südliche Richtung nach der Jonasinsel ein und wandten sich von da gerade westlich nach der russischen Niederlassung Ayan, unter der sie sich eine große blühende Stadt „mit prachtvollen Häusern und gasbeleuchteten Straßen" vorgestellt hatten. Statt dessen fanden sie eine Ortschaft von 50—60, allerdings ziemlich massiv gebauten Blockhäusern, die mit einer einzigen Ausnahme blos ein sehr hohes Stockwerk enthielten, aber recht nett aussahen und zum Theil von bedeutendem Umfange waren. Aber auch die „schneebedeckten Berge Sibiriens" vermochten sie nicht zu entdecken; vielmehr gewahrten sie auf diesen jetzt (31. August 1855) eine üppige Vegetation und hochstämmige Waldungen von Tannen und Birken, und aus der Ferne trug die ganze Landschaft einen fast tropischen Charakter, für den zum Ueberfluß noch Schwärme wandernder Mosquitos ein empfindliches Zeugniß ablegten. Zudem fanden sie bei dem Agenten der russisch-amerikanischen Pelzcompagnie, einem Deutschen Namens Freiburg, sowie später von seiten des russischen Gouverneurs, der sich infolge der Kriegsverhältnisse weiter ins Innere zurückgezogen hatte, eine überaus herzliche Aufnahme, deren Gastfreundlichkeit sie die Genüsse einer großen Stadt kaum vermissen ließ. Ueberhaupt tragen sämmtliche amerikanische Berichterstatter des Buchs ihre von der andern Seite augenscheinlich lebhaft gehegte und reichlich verdiente Vorliebe recht geflissentlich zur Schau. Der Hafen von Ayan wimmelte von amerikanischen Walfischfahrern, deren Anwesenheit ihren Landsleuten Gelegenheit bot, Zeugen einer interessanten Walfischjagd zu sein. Und da es eine gewisse Klasse von Lesern gibt, die eine Reisebeschreibung ohne einige aufregende Jagdabenteuer ziemlich schal findet, so wollen wir zu deren Beruhigung bei dieser Veranlassung zugleich erwähnen, daß sie wenige Kapitel zuvor eine Bärenjagd beschrieben finden, welche dem Buche den erwünschten Hautgout zu geben nicht ermangeln wird.

Am Tage nach der Abfahrt von Ayan bekam die „Hancock" die Schantarinseln zu Gesicht und ankerte auf der Rhede von Felilzoff, dem bedeutendsten Hafen derselben. Diese Gruppe liegt in der südwestlichsten Einbuchtung des Ochotskischen Meers, unter 55° nördl. Br., und ist ihrer geologischen Bildung nach insofern bemerkenswerth, als sie durchaus keine Kennzeichen eines vulkanischen Ursprungs darbietet, wie sie denn in der That schon völlig außer dem Bereiche des großen östlichen Vulkangürtels liegt. Geringe Wassertiefe, Felsriffe und heftige Fluten machen die Schiffahrt sehr gefährlich. Die Inseln sind eher hügeligbergig zu nennen, mit dichten Tannen- und Birkenwäldern bedeckt und von zahlreichen klaren Strömen bewässert. Obschon der Boden außerordentlich fruchtbar und die Vegetation üppig ist, so scheint doch wenig thierisches Leben vorhanden zu sein; wenigstens war nicht ein einziger menschlicher Bewohner zu entdecken. Nach viertägigem Aufenthalte setzte die „Hancock" ihren Weg nach dem Amur fort; aber ihre Hoffnung, zwischen der Insel Saghalin und dem Festland in den Tatarischen Golf segeln zu können, ging nicht in Erfüllung, da man, obwol mit russischen Karten versehen, keinen hinlänglich tiefen Wasserkanal zu finden vermochte.

Eine genauere Bekanntschaft mit den Küstenverhältnissen des Amurgebiets und dem Tatarischen Golf machen wir in den unmittelbar vorhergehenden Kapiteln aus der Feder des englischen Kapitäns Whittingham, welcher den Feldzug der Alliirten im Norden zu seinem Gegenstande hat. Obwol über diese Partie des orientalischen Kriegs sich allmählich ein größeres Licht verbreitet hat, so bleibt doch diese Erzählung ein nicht zu verachtender Beitrag zur Geschichte desselben. Der ungemischt komische Eindruck, den das Entkommen des russischen Geschwaders stets auf uns gemacht hat und der bei Haupt- und Staatsactionen wirklich eine Seltenheit ist, so humoristisch diese in der Regel auch zu sein pflegen, wird durch den Bericht des englischen Kapitäns durchaus nicht abgeschwächt. Wir gehen jedoch auf dieses interessante Stück Kriegsgeschichte nicht ein, um für eine andere Bemerkung Raum zu gewinnen. Die Engländer fanden nämlich auf der Insel Saghalin, deren nördlicher Theil zu Rußland wie der südliche zu Japan gehört, in unmittelbarer Nähe der menschlichen Wohnungen, mit jungen Fichtenbäumchen umpflanzte Einzäunungen, worin man Bären gefangen hielt, die man gut und reichlich mit getrockneten Fischen nährte. Auch sorgfältig gehegte Gräber gestorbener Bären fanden sich vor, und da die Eingeborenen deutlich zu verstehen gaben, daß ihr eigenes Wohlsein von dem Befinden des Bären abhänge, so scheint der Schluß nicht unberechtigt zu sein, daß die Ainos diesen Thieren göttliche Verehrung zollen.

Die „Vincennes" besuchte auf ihrer Fahrt gen Norden das damals infolge des allerdings schmählich verunglückten Angriffs der Alliirten verlassene Petropawlowsk und errichtete sodann im Glasenappbafen am Eingange der Behringsstraße ein Zeltlager mit einem Observatorium, wo sie einen Theil ihrer Mannschaft zurückließ. Die Berichte über die Operationen der „Vincennes", vom Naturforscher Stimpson, sind aber verhältnißmäßig ziemlich trocken, da er sich zu sehr innerhalb seiner Specialität bewegt und dem Leser allzu viel Aufmerksamkeit auf das Detail seiner Molluskenfischerei zumuthet. Wirklich amusant ist es, daß dieser Naturforscher in allem Ernst die berühmte „große Seeschlange" entdeckt zu haben glaubte und den übrigen Mitgliedern der Station wirklich deren Existenz eingeredet haben würde, wenn man nicht von den Eingeborenen belehrt worden wäre, daß die Erschei-

nung ganz einfach von drei weißen Walfischen herrührte. Die Berührung mit den Eingeborenen, den Tschuktschen, schildert Lieutenant Brooke in einer ebenso interessanten als eingehenden Weise, die in der Hauptsache an den Charakter und die Lebensweise der Eskimos erinnert, obschon die erstern unzweifelhaft auf einer viel höhern Culturstufe stehen und für bildende Einflüsse von seiten civilisirterer Nationen eine überraschende Empfänglichkeit zu haben scheinen. Mittlerweile war die „Vincennes" bis 72° 5′ nördl. Br., also höher als irgendein anderes Schiff, hinaufgesegelt, ohne auf das vom englischen Schiffe „Herald" angeblich entdeckte Land oder die Wrangelsinsel zu stoßen. Nach Vermessung der Gewässer in jenen hohen nördlichen Breiten kehrte sie in die Behringsstraße und von da nach San-Francisco zurück. Im Juli 1856 langte sie wieder in Neuyork an.

Noch vor wenigen Jahren würde man geneigt gewesen sein, den diesem Bande beigegebenen Bericht über die Reise des Dr. Collins zur Erforschung des Amurstroms für eine zwar werthvolle, aber immerhin äußerliche Zuthat anzusehen. Seit dem großartigen Erwachen der Südsee aber hat es durchaus nichts Ungereimtes mehr, selbst eine Reise durch Sibirien als „Fortsetzung der Expedition nach Japan" zu betrachten. Die Hauptbestimmung Japans für die Zukunft scheint die zu sein, gleich den Sandwichsinseln eine Mittelstation zwischen San-Francisco und der Mündung des Amur zu bilden und zwischen Petersburg und Washington einen commerziellen und politischen Verkehr anzubahnen, dessen Wirkungen sich in allen westeuropäischen Verhältnissen fühlbar machen und den Staatsmännern nicht nur der germanischen, sondern auch der romanischen Staaten ernstlich zu denken geben werden. Man kann getrost behaupten, daß in demselben Maße, wie die Cultur, die Bevölkerung und die Verkehrsmittel Sibiriens zunehmen, der Schwerpunkt der Weltpolitik sich verrücken wird. Mehr brauchen wir nicht zu sagen, um die Wichtigkeit der Beobachtungen hervorzuheben, die Collins auf seiner 1856 und 1857 im Auftrage der Unionsregierung unternommenen Reise angestellt hat. Er reiste unter dem Schutze des Gouverneurs von Ostsibirien, General Murawiew, von Moskau nach Irkutsk am Baikalsee, dem Sitze des Gouvernements, auf dem ganzen Wege seine Aufmerksamkeit vorzugsweise denjenigen Einrichtungen zuwendend, die ihm eine Uebertragung auf die analogen Verhältnisse des großen nordamerikanischen Westens zuzulassen schienen, wie namentlich die Organisation des russischen Postwesens. Die meisten seiner Beobachtungen sind scharfsinnig, treffend und nicht blos für Amerika beachtenswerth. Von Irkutsk aus besuchte er die russische Grenzstadt Kiachta und die nur einen Büchsenschuß weit davon gelegene chinesische Maimatschin, wo er als Gast des Gouverneurs unter anderm dem sogenannten Laternenfeste beiwohnte. Die Kaufleute von Kiachta, in deren Händen bekanntlich der ganze Handel zwischen Rußland und China liegt, nahmen ihn mit großer Gastfreundlichkeit auf, obgleich sie, von Vater auf Sohn an die bisherige Handelsweise mit ihren eigenthümlichen Kunstgriffen und Zunftgeheimnissen gewöhnt, für seine weit ausschauenden Plane wenig Verständniß und Empfänglichkeit kund gaben. Von hier setzte er über das Eis des Baikalsees nach Werchnij Udinsk über und erreichte, nach einem Ausfluge in die großen Eisenwerke der Strafanstalt Petrowsky am Fuße des Stanowoigebirgs, Chetah, die Hauptstadt des transbaikalischen Gouvernements, an dem gleichnamigen Flusse, welcher in den Ingoda fällt und somit bereits dem Amursystem angehört. Nachdem er von hier aus die reichen Silberminen von Großnertschinsk und die Goldminen des Onon, eines andern Nebenflusses des Ingoda, besucht hatte, schiffte er sich bald nach Aufbruch des Eises in Begleitung des Gouverneurs von Ayan und einer Gesellschaft von Kaufleuten und 100 Auswanderern nach den Niederlassungen am Stillen Ocean auf dem letztgenannten Flusse ein. Dieser ergießt sich in die Schilka, aus deren Vereinigung mit dem Argun (53° 30′ nördl. Br., 121° 40′ östl. L. von Greenwich) bekanntlich der Amur entsteht, welcher von hier aus in anfangs südöstlicher und sodann nordöstlicher Richtung 2000 englische Meilen durchmißt. Die chinesische Grenze beginnt bei dem Dorfe Gorbitza an der Schilka und die weitere Stromfahrt ging somit durch chinesisches Gebiet, wo die Reisenden von seiten der Behörden zwar mit Höflichkeit, aber auch mit äußerstem Mißtrauen behandelt wurden, wie ihnen denn z. B. der Gouverneur von Igun den Eintritt in diese wol 15000 Einwohner zählende und durch ihre Lage (nicht weit unterhalb des beträchtlichen von Norden her einmündenden Zeastroms und an einer andern von Westen in den Amur sich ergießenden Flusse) bedeutende Stadt verweigerte. Am 10. Juli 1857 kamen sie nach einer zweiundfunfzigtägigen Wasserfahrt in Nikolajewsk an, das ungefähr 20 englische Meilen von der Mündung am linken Ufer des Flusses liegt und der Sitz des Gouvernements für die Provinz der sibirischen Ostküste ist. An dieser Stelle des Berichts vermissen wir ungern eine genauere Bestimmung der gegenwärtigen Grenze des russischen Gebiets an dem untern Theile des Stromlaufs.

Aus der reichen Fülle von Beobachtungen, die Collins auf dieser interessanten Reise machte, müssen wir uns begnügen einige allgemeine Ergebnisse hervorzuheben, ohne unsererseits die mit unterlaufenden Ueberschwenglichkeiten des Berichterstatters vertreten zu wollen. Das Thal des Amur oder Saghalin, wie ihn die Anwohner nennen, umfaßt 40 Längen- und 30 Breitengrade und verschlingt seine Hauptquellarme mit denen des Jenisei und der Lena, während seine großen südlichen Zuflüsse, der Sungari an der südlichsten Ausbiegung und weiterhin ostwärts der Ussuri und Hungari sich in verschiedenen Richtungen bis gegen Korea und Lootong erstrecken. Innerhalb dieses ungeheuern Landstrichs, der hinlänglich groß ist, um eine der ersten Weltreiche zu bilden, finden sich, was Klima, Boden, Producte, Minerale und Waldungen anbelangt, alle Erfordernisse zum Unterhalt einer Einwohnerzahl von 50 Millionen vor. Wildpret ist im Ueberfluß vorhanden, und in den Wäldern hausen Thiere, deren Pelz unter

die kostbarsten Sorten gerechnet werden kann; die Flüsse wimmeln von Fischen und Wasservögeln, während die Gebirge reiche Ausbeute an Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Kohlen gewähren. Der Amur ist ein Fluß von großer Schönheit und kann fast majestätisch genannt werden. Er läßt sich 2600 Meilen weit mit Dampfschiffen befahren und Boote von geeigneter Bauart können auf dem Sungari bis zu einer Entfernung von wenigen Hundert Meilen gegen Peking vordringen. Er enthält hunderte von Inseln mit vielen Seen, Baien und kleinen Inselchen. Die geraden Flußstrecken sind oft großartig und ausgedehnt, während Berge mit schneebedeckten Häuptern, schroffe Sierras und rauchende Vulkane die Majestät der Landschaft vermehren. Das den Amur begrenzende Land läßt sich nach der Flora in drei Abschnitte theilen. Zunächst bis zum Flusse Zea durchströmt er ein gebirgiges Land, das sehr fruchtbares Erdreich mit vortrefflichem Graswuchs hat und gut, wenngleich nicht dicht, mit Birken, Pechtannen, Fichten und Lärchen, sowie minder guten Eichen und Linden bewaldet, in der Nähe des Zea auf ausgedehntern Flächen aber jedenfalls auch für Ackerbau und Viehzucht geeignet ist. Die zweite größte Abtheilung reicht bis zum Hungari, welcher nicht weit vom Tatarischen Meerbusen anfangs diesem parallel, später in westlicher Richtung dem Amur zuströmt. Diesem Landstrich, der im Süden eine weithin gedehnte Ebene bildet, die mit Birken, Eichen, Eschen, Ahorn, Korkeichen und Ulmen bewaldet ist, während die ferner liegenden Gebirge gutes Bauholz, wie Cedern, Fichten und Lärchen liefern, verleihen unzählige Blumen von glänzender Färbung, Weinstöcke und üppige Gräser ein vollkommen südliches Ansehen. Der schmälere Küstenstrich endlich ist meist mit dichten Waldungen bedeckt und steigt allmählich, von keinem einzigen Flusse durchbrochen, bis zur Tatarischen Meerenge, wo die Küste steil abfällt; diese ganze Gegend zeichnet sich durch ihre strengen Winter mit furchtbaren Schneestürmen aus und bietet nur wenig zum Anbau geeignete Plätze. Dieser Eintheilung entspricht im ganzen auch der geologische Charakter des Landes, aus dessen detaillirter Beschreibung wir hier nur die historisch interessante Notiz entnehmen wollen, daß die Mongolen gleich den Aegyptern den Syenit am Albasin zu großartigen Baudenkmälern verarbeiteten; wenigstens sah der Verfasser zu Tir etwa 150 Meilen oberhalb der Amurmündung zwei Syenitmonumente, deren Inschriften sich auf die Herrschaft Dschingis-Khans bezogen. Hinsichtlich der reichhaltigen Notizen über Bevölkerung, Handel und Verkehr des Amurlandes müssen wir auf das Buch selbst verweisen. Da der letztere zum großen Theil vermittelst der Kameele betrieben wird, so schlägt Collins vor, statt der bisher über Aegypten in die Vereinigten Staaten eingeführten solche vom Amur über den Großen Ocean nach Californien, Neumexico und Utah zu beziehen. Welche niedrige Temperatur diese Thiere auszuhalten vermögen, geht aus dem Umstande hervor, daß unser Berichterstatter sie im Februar zu Maimatschin bei 20° Kälte unter freiem Himmel gesattelt und mit Schnee und kleinen Eiszapfen bedeckt fand.

Der Anhang enthält zunächst die neueste durch den Generalconsul Townsend Harris erwirkte und abgeschlossene amerikanische-japanische Convention, wodurch den Amerikanern auch der Hafen von Nangasaki eröffnet, die bleibende Niederlassung in Simoda und Hakotade gestattet, der Münzcurs ausgeglichen und die Amerikaner unter die Gerichtsbarkeit ihrer eigenen Consuln gestellt werden. Dies ist unstreitig ein bedeutender Fortschritt; solange aber die dem Generalconsul für seine Person und Familie ertheilte Erlaubniß, Einkäufe ohne Dazwischenkunft eines japanischen Beamten zu machen, nicht auf alle amerikanischen Handeltreibenden ausgedehnt wird, solange werden diese den Chicanen der japanischen Behörden ausgesetzt bleiben. Hierauf folgt ein ausführlicher Bericht über den „Kuro-Siwo" oder Golfstrom des nördlichen Stillen Meers von dem bekannten Hydrographen, Lieutenant Silas Bent, eine sehr gediegene Arbeit, worin die Vergleichung dieser Meeresströmung mit dem atlantischen Golfstrome auf eine überraschende Weise in die einzelnsten Erscheinungen hinein verfolgt wird. Hieran schließen sich endlich Beobachtungen über die Cyclone (kreisenden Orkane) der westlichen Südsee von dem inzwischen verstorbenen William Redfield, die jedoch ihrer Darstellung nach mehr für Meteorologen und physikalische Geographen von Fach berechnet zu sein scheinen.

Das Werk ist von der Verlagshandlung in der rühmlich bekannten Weise, wie die frühern Reisebeschreibungen von Heine, Andersson und Livingstone, elegant ausgestattet worden. Namentlich verdienen die beigegebenen Karten, eine Karte der Küste von China und Japan, nebst den Marianen und einem Theile der Philippinen von Maury und Bent in zwei großen Blättern, die sehr umfängliche Karte des nördlichen Großen Oceans, die Karte des Amurstroms von Collins und die beiden Wind- und Sturmkarten von Redfield, wegen der Genauigkeit und Eleganz ihrer Ausführung eine anerkennende Erwähnung. 7.

Das Geschlecht der Wolzogen.

Geschichte des Reichsfreiherrlich von Wolzogen'schen Geschlechts. Von Karl August Alfred Freiherrn von Wolzogen und Neuhaus. Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 4 Thlr.

Man hat sehr oft für die historische Literatur und namentlich die Culturgeschichte in Deutschland den Mangel jener Quellenschriften beklagt, über welche die Franzosen in so großer Anzahl gebieten, und die man Memoiren nennt. Dieser Mangel ist allerdings von großer Erheblichkeit auch um deswillen schon, weil Werke von so großer Anziehungskraft und so großem psychologischen Reiz der Schilderung, wie z. B. die Denkwürdigkeiten eines Tallemand des Réaux, eines St.-Simon, einer Créquy u. s. w. viel beigetragen haben würden, den historischen Sinn und

die allgemeine geſchichtliche Bildung zu befördern, für welche unſere frühern pragmatiſchen Hiſtoriker wenig genug geeignet waren Propaganda zu machen, und der erſt in neuerer Zeit Geſchichtſchreiber wie Raumer, Gieſebrecht, Ranke, Häuſſer und Sybel weckend und belebend entgegenkommen. Die Bedeutung der Memoiren für die Sittengeſchichte wäre jedoch gewiſſermaßen zu erſetzen durch eine Gattung von Geſchichtswerken, welche in neueſter Zeit allerdings beginnt angebaut zu werden, leider aber bisjetzt noch mehr vom genealogiſchen (wir erinnern an die auf dieſem Gebiete ſo verdienſtvollen Arbeiten Fahne's über die Bocholtz, Hövel u. ſ. w.) als vom culturhiſtoriſchen Standpunkt aus. Wir meinen die Geſchlechts- und Familiengeſchichten, die uns einen ſo tiefen Einblick thun laſſen können in das innerſte und intimſte Sittenleben vergangener Perioden, wenn ſie mit der ſpeciell hiſtoriſchen und zugleich allgemeinen Bildung, mit der wiſſenſchaftlichen Objectivität geſchrieben ſind, wie das vorliegende Buch es iſt. Und in dieſer Beziehung möchten wir dies letztere eine Art Muſter ſeiner unter uns noch ganz neuen Gattung nennen. Es behandelt ein Geſchlecht, welches, wenn auch nicht eben uralt, doch drei bis vier Jahrhunderte hindurch nicht arm war an hervorragenden, in die Staatsverhältniſſe der einzelnen deutſchen Landestheile mit eingreifenden Männern, oder an Capacitäten, in denen ſich die wiſſenſchaftlichen Standpunkte ihrer Zeit ſpiegelten, welches ein ſo denkwürdiges iſt, weil es mehrfach in unſere glorreichſte Literaturperiode ſich verflocht. Zugleich iſt dieſe Wolzogen'ſche Geſchlechtshiſtorie mit der kritiſchen Haltung ausgearbeitet, welche uns von vornherein darüber beruhigt, daß wir hier keine, aus geſchwelltem Adelsbewußtſein hervorgegangene, auf die Gloriſicirung des Stammes und Namens ausgehende Arbeit vor uns haben. Adelsbewußtſein lebt auch in dem Verfaſſer, freilich aber in einer Weiſe, der man ſich ſicherlich nicht entgegenzutreten verſucht fühlen wird. Er ſpricht in dieſer Beziehung II, 40 fg. Anſichten aus, die wir vollſtändig unterſchreiben, und nur an einer Stelle dieſer ſonſt trefflichen Lucubration möchten wir ein Fragezeichen machen, da nämlich, wo der Verfaſſer im Laufe der Deduction zu der Behauptung geführt wird, daß es namentlich dem preußiſchen Adel zur Ehre gereiche, es immer als eine Pflicht betrachtet zu haben, die jüngern Söhne, wenn nicht alle Söhne, der Armee oder dem Staatsdienſte zu widmen. Sich durch den Staatsdienſt verſorgen zu laſſen, darin ſcheint uns nicht viel Aufopferung und Selbſtverleugnung zu liegen; der katholiſche Adel ſuchte in Präbenden, Stiftern und Ritterorden Verſorgung für ſeine jüngern Söhne, der proteſtantiſche überließ es dem Staat, ſie zu ernähren und zwar ſehr oft zum Nachtheil intelligenterer Kräfte aus dem Bürgerſtande, und das iſt denn doch kein Verdienſt zu nennen!

Im allgemeinen haben wir ferner an unſerm Buche nur auszuſetzen, daß ſich der Verfaſſer zuweilen den unbedeutenden Sproſſen ſeiner Familie gegenüber etwas zu viel in ein werthloſes Detail einläßt.

Die Wolzogen ſtammen aus Oeſterreich. Ihr Adel iſt ſicherlich, obwol der Verfaſſer ſie für ein altadeliches Geſchlecht halten möchte, ein (wie es ſcheint von Kaiſer Rudolf II. am Ende des 16. Jahrhunderts) verliehener Briefadel. Der Aelteſte, von welchem Kunde erhalten iſt, ſaß auf einem den Sinzendorf zehntpflichtigen, urſprünglich Waaſen'ſchen Afterlehen in einem Dörflein Dürrenbach bei Strengberg im Viertel ob dem Wiener Walde Unteröſterreichs. Für ſeinen Adel ſpricht nichts, weder eine Tradition oder alte Urbariumſtelle, daß ſein Hof ein Edelſitz geweſen, noch irgendeine Hindeutung oder Sage, daß es je ein Miniſterialengeſchlecht Wolzogen gegeben. Es finden ſich zwar an der Kirche zu Strengberg zwei Grabſteine, einer mit der Jahrzahl 1524 dem Lorenz Wolzogen, und der andere mit der Jahrzahl 1570 dem Chriſtian Wolzogen geſetzt. Sie ſprechen aber offenbar gegen die Ritterbürtigkeit der Familie. Denn erſtens enthalten ſie nicht das gerade auch in Oeſterreich charakteriſirende Beiwort „der geſtreng und edle", oder „Veſte", oder „der geſtrenge und ehrbare", ſondern nur das Epitheton „der Ehrbare"; dann ſind ſie ſo, daß, nach der Abbildung zu ſchließen, eine ſpätere Hand ſie beide zu gleicher Zeit hat anfertigen und ſetzen laſſen. Sie tragen beide ein ganz gleichförmiges Wappen mit einem bürgerlichen geſchloſſenen Stechhelm, keinem adelichen offenen Turnierhelm. (Wir urtheilen nach der beigegebenen Abbildung.) Und zugleich iſt dies Wappen dasjenige, was nur bei einer ſpätern Nobilitirung verliehen ſein kann, weil es ein Poſthorn und ein auf einem breiten Weg galopirendes Pferd enthält, offenbar alſo durch den ſpätern Poſtdienſt der Enkel erworben iſt. Daraus geht offenbar hervor, daß Lorenz und Chriſtian Wolzogen gar kein Wappen hatten, ſonſt hätte man ihnen das neue der Enkel nicht octroyirt. Zu allem dem kommt noch, daß Andreas Wolzogen in einer Eingabe vom 30. November 1598 ausdrücklich ſeiner Nobilitationsurkunde erwähnt, die ihm auf einer Fluchtreiſe zu Waſſer verſetzt und verdorben worden ſei.

Wir haben der beiden erſten bekannt gewordenen Wolzogen erwähnt; Lorenz iſt der Stammvater, der außer dem älteſten Sohne, Chriſtian, noch einen zweiten, Paul, hatte. Chriſtian ſtiftete die ältere, die miſſingdorfer Linie der Familie, Paul die jüngere, neuhauſer Linie, von der die noch heute blühenden Wolzogen zu Kalbsrieth ſtammen, die ſich jetzt noch etwas abuſiv Freiherren von Neuhaus nennen; die großartige öſterreichiſche Schloßburg Neuhaus iſt nämlich ſeit 1628 nicht mehr in ihrem Beſitz, und auch überhaupt nur 33 Jahre lang in demſelben geweſen, ſodaß man es durchaus nicht als Stammhaus oder Familienſitz betrachten kann.

Beſchäftigen wir uns mit der miſſingdorfer Linie zuerſt, ſo ſehen wir hier den Sohn Chriſtian's, Andreas Wolzogen in kaiſerlichen Kriegsdienſten und als vertrauten Kurier ſich verdient machen, wofür Kaiſer Maximilian II. ihm das Poſtmeiſteramt zu Kaſchau in Ungarn verleiht. Geadelt, verheirathet mit einer adeligen Geſchlechtertochter, wird er 1599 in den niederöſterreichiſchen Ritterſtand aufgenommen. Andreas' nächſte Nach-

kommen schon sehen wir aber der Religion wegen — sie sind Anhänger des protestantischen Bekenntnisses — Oesterreich verlassen. Von ihnen wird Matthias von Wolzogen Geheimrathspräsident des klugen Grafen Anton Günther von Oldenburg, Hans von Wolzogen aber Senator zu Amersfort in Holland.

Eine Generation weiter finden wir unter den Wolzogen-Missingdorf zwei Männer, die den Namen bedeutend illustriren. Der erste ist Christoph Andreas, kurpfälzischer Kammerherr und Kanzleidirector zu Heidelberg. Ein rastlos thätiger und ergebener Diener seines Herrn, des trefflichen Kurfürsten Karl Ludwig, wird er das Auge des Kurfürsten, oculus et pupilla Domini Electoris genannt. Er wurde später Amtmann zu Oppenheim und ward vom Kurfürsten mit der Burg zu Gronau belehnt. *)

Der zweite ist Ludwig von Wolzogen, des eben erwähnten Rathsherrn von Amersfort Sohn, Prediger und Professor zu Amsterdam, über den sehr ausführliche biographische Nachrichten beigebracht werden, da er durch seine theologische Gelehrsamkeit zu einem berühmten Namen kam, und die literarischen Quellen über ihn ziemlich reichlich fließen. Da er eine bedeutende Stellung unter den gelehrten calvinischen Kampfhähnen in den Zeiten der dortrechter Synode, der Arminianer, Gomaristen u. s. w. einnahm, gibt uns der Verfasser unsers Buchs ein eingehendes Résumé der Fragen, warum es sich damals handelte und des Verhältnisses Ludwig's von Wolzogen zu derselben. Auch ist des letztern Porträt beigegeben.

In der nächstfolgenden Generation erlischt dann die Linie der Wolzogen-Missingdorf, um das Jahr 1700 etwa.

Sehen wir uns nun nach der jüngern, welche sich die neuhauser nennt, um, so war ihr Stifter, wie schon bemerkt, Paul Wolzogen, geboren 1504, der, frühzeitig nach Wien gekommen, dort im kaiserlichen Postdienst angestellt wurde und darin noch unter Kaiser Maximilian I. diente, dann von Ferdinand I. zu Sendungen, namentlich mit Geldsummen an entfernte Truppencorps oder mit speciellen Aufträgen an fremde Potentaten benutzt wurde; es scheint fast, daß man in jener Zeit tüchtige Postbeamte zugleich als Cabinetskuriere und auch als Diplomaten gebrauchte. Einmal mit einer ansehnlichen Summe Geldes zur Bezahlung der Reiter und des Fußvolks, welche zur Bekämpfung der Türken vor Lippa und Essek lagen, abgefertigt, hat Paul Wolzogen das Unglück, in die Hände der Türken zu fallen, wobei es ihm jedoch gelungen ist, die kaiserliche Kriegskasse zu retten, während er selbst in schwere Gefangenschaft gerieth, bis er endlich durch kaiserliche Fürsorge ausgewechselt wird. Er muß sich jedenfalls dabei löblich benommen und durch seine Dienste empfohlen haben, denn 1534 verlieh ihm König Ferdinand das niederösterreichische Postmeisteramt zu Wien, d. h. er übertrug es gewissermaßen als eine Erbschaft auf ihn, da er die Tochter des vorigen Postmeisters zur Ehe genommen hatte und dieser letztere dienstuntauglich geworden war. Kaiser Maximilian II. machte ihn außerdem 1564 zum Hofpostmeister. Diese Würden, sowie ein ansehnliches erheirathetes und erworbenes Vermögen gingen auf seine Söhne Hans, Paul und Hans Christoph von Wolzogen über, von denen Hans Christoph die erste bedeutende Illustration des Familienzweigs wird. Für Hans, Hans Christoph und ihren Vetter Andreas stellte Kaiser Rudolf II. ein weitläufiges Privilegiendocument im Jahre 1588 aus, das ihr Wappen besserte und ihnen mehrere ansehnliche Ehren- und andere Vorrechte verlieh. Hans Christoph wurde als junger Mann der Gesandtschaft in Konstantinopel beigegeben, wo er mehrere Jahre zubrachte, wurde dann niederösterreichischer Postmeister zu Wien und zuletzt niederösterreichischer Hofkammerrath. Er führte eine geborene Freiin von Dietrichstein als Gemahlin heim. Zugleich sehen wir ihn im Besitz bedeutender Grundgüter, sodaß er sich 1607 in den Freiherrenstand erheben lassen kann. Er nennt sich Hans Christoph Wolzogen zu Neuhaus, Freiherr auf Arnstein und Neuhaus, Fahrenfeld, Guttenbrunn und St.-Ulrich. Außer andern Liegenschaften als den genannten hinterließ er 125700 Gulden Kapitalvermögen.

Hans Christoph's Sohn, Hans Paul, verließ um der Religion willen wie seine missingdorfer Vettern Oesterreich und wandte sich nach Sachsen, wo sein Verwandter, der berüchtigte Hoë von Hoenegg damals so einflußreich war. Trotzdem und trotz des väterlichen Reichthums kam er in der Fremde in bedrängte Umstände, bis es ihm gelang eine Rathsstelle beim Markgrafen von Brandenburg-Baireuth in Kulmbach zu erhalten. Von ihm, der als Landeshauptmann zu Hof 1658 starb, und dessen in guter Abbildung beigegebenes Porträt höchst anziehende Züge zeigt, gibt uns der Verfasser eine Charakteristik, die in hohem Grade unsere Theilnahme erregt. Mit ihm hatte ein jüngerer Bruder, Hans Ludwig, die Heimat verlassen und sich nach Polen gewendet, wo er 1661 als polnischer Kammerherr starb, nachdem er sich einen rühmlichen Namen als Theolog und als socinianischer Schriftsteller gemacht. Hans Paul's Enkel, Hans Christoph II., kaiserlicher Reichshofrath und sachsen-meiningenscher Premierminister stiftete die zwei Zweige der mühlfelder und der bauerbacher Wolzogen, von denen jener erloschen ist, dieser letztere noch fortblüht. Aus dieser stammen Wilhelm von Wolzogen, der Schwager Schiller's und dessen Bruder Ludwig, der königlich preußische General der

*) Bei der Besprechung dieses Vorfahren führt unser Autor ein höchst drastisches Beispiel an, wie gemüthlich in den guten alten Zeiten regiert wurde. Es ist in folgendem Cabinetsdecret Serenissimi enthalten: „Nachdem des Pfalzgrafen Churfürstliche Durchlaucht in gewisse Erfahrung kommen, daß des Wirths Frau zum Bock zu Weinheim unlängst sich gegen hohe Personen verlauten lassen, Churpfalz hinfüro eine Anzahl Gänße zu halten, damit man lieber mit Federn als im Feld Krieg führe: Als haben Ihre Churfürstliche Durchlaucht ihr Anerbieten in Gnaden angenommen, und ist dero gnädigster Befehl, daß gedachte Wirthsfrau die Churpfälzische Kanzlei jährlich mit Schreibfedern genugsam versehen, solche alle Jahr auf Martini das erstemahl liefern, auch daß dieses also geschehn, Canzlei-Director von Wolzogen darob halten solle. Heidelberg den 20. August 1669.

Karl Ludwig.

Zur Verwaltung, um sich darnach zu richten."

Infanterie, der in jüngster Zeit namentlich wegen seiner inhaltreichen und bedeutsamen „Memoiren" wieder häufig genannt ist. Des Generals ältester Sohn ist der Verfasser des vorliegenden Buchs, wie er der Herausgeber jener „Memoiren" war.

Wir haben die letzten Generationen der Familie nicht im einzelnen verfolgt, weil uns dies zu weit führen würde. Wir bemerken nur im allgemeinen, daß die Mitglieder derselben fast alle inmitten von Verhältnissen stehen, welche dem Verfasser Anlaß gaben, eingehende Schilderungen von Persönlichkeiten und Zuständen zu entwerfen, die zum Theil als markante historische Sittenbilder sehr anziehend sind. Namentlich ist der Rahmen der meiningenschen Hofverhältnisse interessant, in welchem Hr. von Wolzogen uns die Gestalt seines Vorfahren Hans Christoph's II. zeichnet. Der Sohn dieses Hans Christoph, Ernst Ludwig, dem für einen ziemlich harmlosen Studentenstreich zu Jena der Herzog von Weimar eine Strafe von 2000 Thaler und dann die Anlieferung von 12 Stück veritabeln guten Müllerbüchsen an die herzogliche Gewehrkammer zudictirt, wird ebenfalls Veranlassung zu einem merkwürdigen Charakterbild aus der gemüthlichen alten Zeit. Mehr literarische Leser werden im höhern Grade die Streiflichter anziehen, welche unser Buch auf die Beziehungen Karolinens und Wilhelm's von Wolzogen zu Schiller, zum weimarischen Kreise u. s. w. wirft. Ein Bild Karolinens ist beigegeben, es zeigt viel mehr geistvolle als hübsche Züge. Nicht ohne Interesse sind auch die Schilderungen von batavischen und javanischen Zuständen, in welche uns der Autor führt, um dorthin seinem Oheim Karl von Wolzogen zu folgen, der als holländisch-ostindischer Oberst und Commandeur von Samarang im Jahre 1808 auf Java starb, wo noch seine Nachkommen leben.

Eine der Beilagen, das Verzeichniß Wolzogen'scher Druckschriften, enthält eine für ein altes Adelsgeschlecht auffallend große Menge von Büchern und Schriften, welche aus der Feder von Mitgliedern desselben geflossen sind. Auch das Verzeichniß des Grundbesitzes der Familie ist nicht gering; es hat 34 Nummern, nur wenige dieser Besitzungen sind jedoch (wie z. B. Bauerbach von 1697—1853) eine ansehnliche Reihe von Jahren hindurch festgehalten worden. Der Verfasser bemerkt in dieser Beziehung, daß das Geschlecht sich von Anbeginn an nicht als ein an feste Sitze gekettetes, sondern als ein wanderndes, unstetes, rastlos ringendes dargestellt, welches die Erhaltung materieller Güter den Bedürfnissen seiner geistigen Entwickelung zum Opfer zu bringen niemals angestanden habe. Es mag das ohne Zweifel so sein, doch ist es für ein Geschlecht im großen Ganzen ersprießlicher, wenn es sich einen festen Sitz und Mittelpunkt wahrt, als wenn es zu nachgiebig gegen die Anforderungen seiner „geistigen Entwickelung" ist.

Möchten wir bald ähnliche Erscheinungen anzukündigen haben, denen diese vorliegende zur Anregung geworden und den Weg gewiesen hat, und möchten so für unsere Geschichte neue, lebendige Quellen sprudeln, die jetzt vom Dunst und Staub der Familienarchive bedeckt sind! Gewiß ist nichts richtiger als Riehl's Wort: „Geschichtslosigkeit in der Familie erzeugt Geschichtslosigkeit in Staat und Gesellschaft." 39.

Zur Literatur der Micheliaden.

1. El Principe de la Paz und die Micheline. Puppenspiel in drei Acten. Sanctgallen, Scheitlin und Zollikofer. 1859. 16. 9 Ngr.
2. Die Micheliade. Ein Freimarktstraum. Gedicht in drei Büchern. Von Bernhard Kooke. Bremen, Geisler. 1858. 16. 20 Ngr.

Aus den deutschen Zuständen und aus dem Geiste, der sie theils erzeugt, theils von ihnen erzeugt wird, hat sich eine eigene Gattung satirischer Producte, die der Micheliaden herausgebildet, die in Bezug auf die Kleinstaaterei sind, was in Bezug auf die Kleinstädterei die Lalenbücher, die Krähwinkeliaden, die Schildbürgereien u. s. w. zu bedeuten haben. Beide, die Kleinstaaterei und Kleinstädterei, entspringen ja wol auch derselben Quelle. Diese Gattung satirischer Literatur hat bei uns einen sehr bedeutenden Umfang erreicht, und da sie schon seit einigen Jahrhunderten im Gange ist, muß sie wol auch ihre Berechtigung haben und der Complex von Zuständen, der darin behandelt ist, ein wirklich vorhandener sein und von selbst zur Satire auffordern. Der Kreis dieser Literatur hat sich auch im Laufe der Zeit immer mehr erweitert und mit neuen Typen bereichert; denn Michel als Personification der deutschen politischen Tölpelei, ist erst seit dem Augenblick auf die Bühne getreten, seitdem die Deutschen zum politischen Bewußtsein und zur Einsicht in ihre politischen Schwächen gelangt sind, seitdem sie klarer und immer klarer das Bedürfniß fühlen, sich ihrer politischen Ohnmacht und Zerstückelung zu entwinden und sich zu der Machtstellung emporzuarbeiten, die sie durch ihre Zahl wie durch ihre hervorragenden geistigen und sittlichen Eigenschaften einzunehmen berufen sind. Nun könnte man freilich sagen, daß ein Volk, welches eine so große Neigung zeigt, sich selbst lächerlich und zum Gegenstande des Spottes und der Satire zu machen, gerade hierdurch seine Kleinheit und Kleinlichkeit beweise, und vor lauter Selbstverspottung und Selbstironisirung die Kraft und das Selbstbewußtsein verliere, die zur Erreichung der bezeichneten nationalen Aufgabe erforderlich sind. Indeß beweist die Fähigkeit, sich selbst in satirischem Lichte zu betrachten und darzustellen, doch immer eine gewisse Erhebung über sich selbst, einen gewissen Grad der Selbsterkenntniß, eine gewisse Einsicht in die Schwächen und Gebrechen, an denen man leidet, und es wäre nicht schwer nachzuweisen, daß die Satire gerade den Deutschen vielfach sehr nützlich und förderlich gewesen ist. Leicht täuscht und trügt das Pathos, aber nicht die Satire, insofern sie bei der Wahrheit bleibt. Wer sich seiner Lächerlichkeiten zu schämen anfängt, ist auf dem besten Wege, sie abzulegen. Rabener's Satire, so zahm und beschränkt sie war, hat doch unter den einfältig rohen sittenlosen Dorfjunkern, den dienstergebensten Dorfpfarrern, den lakaienhaften Candidaten seiner Zeit bedeutend aufgeräumt, und das Geschlecht der sich lächerlich aufpustenden kleinstädtischen Bürgermeister, Kirchenvorsteher, Subalternbeamten u. s. w. hat seit Kotzebue's bekanntem Lustspiel sicherlich in nicht unerheblichem Grade abgenommen. Hoffen wir daher, daß der in die harte Zucht der Satire genommene deutsche politische Michel anfangen wird, seiner Tölpeleien und, um mit Heine zu sprechen, seiner „Jugendeseleien" sich zu schämen und das Nachtcamisol und die bekannte baumwollene Nachtmütze von sich zu thun.

Es liegen uns hier zwei literarische Producte vor, in denen dieser Michel und seine Sippschaft eine hervortretende Rolle spielen. Die erste dieser Micheliaden, das Puppenspiel „El principe de la Paz und die Micheline", vermuthlich von einem in der Schweiz sich aufhaltenden deutschen Flüchtling und zwar in einer sehr ungebundenen dramatischen Form oder Unform abgefaßt, führt die ganze michelsche Familie vor: die Mutter Miche-

line, eine ſtudirte Frau, ihre emancipirten Töchter Frau Knödel, Großhändlerin „zur leeren Taſche“, und Frau Weißbier, Großhändlerin „zur freien Hand“, ihre Söhne Iſarmichel, Neckarmichel, Rheinmichel, Mainmichel, Lahnmichel, Leinemichel, endlich Rothmichel, den jüngſten Sohn, „aus der Art geſchlagen, das enfant terrible des Hauſes“. Indeß iſt keiner dieſer kleinen und großen Michel die Hauptperſon des Dramas, ſondern der ſogenannte Geheimnißvolle, ſpäter Friedensfürſt, der gleich in den erſten Acten ſeine Streiche macht und zwar mit Hülfe der Donna Ekklesia, welche ihn jeder Gewiſſensſcrupel hinſichtlich geſchworener Eide entbindet. Madame Françoiſe iſt anfangs ſehr zufrieden, da ſie den Geheimnißvollen zwar nicht für überſtrieben ehrlich, aber auch nicht für ſehr gefährlich hält. Aber ſeine „Retterbande“ fällt plötzlich über genannte Madame her, feſſelt ſie, entwaffnet den Citoyen Bonnet-Rouge, der den Degen ziehen will und dafür an einen Ort geſchickt wird, „wo er und ſeinesgleichen über ihre Dummheit nachzudenken Muße haben“. Madame Françoiſe verſucht zu proteſtiren; da erklärt der Geheimnißvolle, daß er an die Nation appellire, worauf unter Säbelgeraſſel und Trompetenſchall die Meſſieurs Sabre und Suffrage-Univerſel auftreten, „gefolgt von der erſten Soloſängerin Demoiſelle Agiotage und dem ganzen weiblichen Corps de-Ballet, 86 Damen ſtark, welche Füllhörner tragen“. Es folgt nun „große Attitude und Tanz, währenddeſſen die 86 Damen aus ihren Füllhörnern ſieben Milliarden kunſtvoller Papierblumen über den Geheimnißvollen ausſchütten“. Der Geheimnißvolle verwandelt ſich nun in den „Principe de la Paz“, worauf ganz Europa in einen Freudentaumel ausbricht; die europäiſchen Prinzen begrüßen ihn als ihren „Herrn Bruder“, der das „große Luder“, die Revolution gebändigt, die Diplomaten nahen ihm, um ihm dankbarlichſt „Hände und Füße zu lecken“ und von ihm die Weiſung zu empfangen, fortan an der Börſe zu ſpielen und ſich ihren „erotiſchen Gefühlen“ zu überlaſſen, und das europäiſche Chor der Speculanten ſingt:

Vollbracht — ſuche! — iſt der völlige Sturz
Verrückter Principienreiter;
Die Frageſtellung iſt praktiſch und kurz:
Auszubeutender? oder: Ausbeuter?
— — — — — — — —
Credit- und Rentenvereine, o Luſt!
O dickes Glückſeligkeitsbündel!
Laßt jubeln uns aus voller Bruſt:
Hoch lebe und breit Sanct-Schwindel!

Eine Epiſode in dieſem erſten Act ſpielt Jungfer Drehorgel, welche auftritt und eine Romanze mit folgendem Anfang ſingt:

Nun höret Wunder ſagen!
Im Land Michelia
Gerad' in dieſen Tagen
Ein tolles Jahr geſchah —

Darauf „Dahlmäuſer“, „Schmereling“ und die andern gothaiſchen „Biedermeier“ und Profeſſoren mit ihren „zehntauſend dicken Reden“ ihr Theil abbekommen.

Gleich kunterbunt geht es im ſogenannten zweiten Act her, in welchem man zuvörderſt Frau Micheline erblickt, wie ſie damit beſchäftigt iſt, ihr ſchwarzrothgoldenes Galakleid, das ſie 8 Monate lang hatte tragen dürfen, in die „Truhe der Reſignation“ zu legen und dazu zu weinen, während ihr jüngſter Sohn Rothmichel, „der etwas peccirt zu haben ſcheint, im Winkel auf dem Laſterbänkchen ſitzt und zur Strafe Haller's «Reſtauration der Staatswiſſenſchaften», Stahl's «Rechtsphiloſophie», Ranke's «Neun Bücher preußiſcher Geſchichte» und Hebbel's «Gedichte, Geſammtausgabe» lieſt“. Nachdem Rothmichel ehrlich geſtanden: „Wir ſind Sünder allzumalen. Wir alle haben endlich unſere Dummheiten gemacht“, treten Frau Knödel und Frau Weißbier auf, gehen aber nach einigen Redensarten wieder ab, Frau Knödel, um „die Lauſekerle von Brüdern, den Elbichel und Eidermichel“ zurechtzuſetzen, Frau Weißbier aber mit den Worten: „Wart', du ſollſt mich im Eifer für Ruhe und Ordnung nicht den Rang ablaufen. Dualismus muß ſind!“ u. ſ. w., worauf Rothmichel bemerkt: „Ein herziges Paar von Schweſtern, das muß man ſagen!“ Dann plötzlich ſchwebt „ein Zug von Literaturheroen in Geſtalt einer blauen Dunſtmaſſe zum offenen Fenſter herein, entwickelt ſich und macht ſich in der Stube breit“, darunter „Süßling der Große“, das „wilde Heer der Goldſchnitter“, „die Kreuzſpinne“, „Famulus Wagner“, der „wachſtübliche Claſſiker“, der „nachſommerliche Tiftler“, das „Duett der Grenzer“ („Julianus“ und „Guſtavus“), der „Kühne'ſche Freimaurer“, der „Natur-Publiziſt“, das „Knäuel reiſender Blauſtrümpfe“, Amaranth, endlich auch der „Volksnaturhiſtoriker“, welcher ſich dahin äußert:

Mein Volk, wenn du mir irgend traust:
Nie wirst du beſſer, ſtärker,
Bevor du abermalen bauſt
An jedes Haus ſechs Erker.

Doch wir eilen zum Schluß, zum dritten und letzten Act. Der Friedensfürſt hat zum Agenten der Firma Knödel geſagt: „Ich bin unzufrieden mit dem Stiefelgeſchäft Ihrer Firma“, worauf Mercurius Curszettel ſofort in Ohnmacht fällt und die Diplomaten und Speculanten außer ſich gerathen. Der Friedensfürſt verabſchiedet dieſe Herren mit den Worten: „Meſſieurs, ich entlaſſe Sie, um mich einſamem Nachdenken hinzugeben. Die Stiefelfrage verlangt mein Studium.“ Monſieur Mordache tritt heran und ſpricht: „Eine erkleckliche Portion ſtärkender Gloire-Mixtur iſt einer Conſtitution wie die unſerige von Zeit zu Zeit ſehr vonnöthen.“ Der Friedensfürſt erklärt ſich über ſeine Miſſion, „alle unterdrückten Nationalitäten zu befreien“, worauf Madame Françoiſe ſehr artig und ſchüchtern fragt: „Alſo dürft' auch ich hoffen?“ für welche Verwegenheit ſie jedoch vom Friedensfürſten mit einem „zweiten Avertiſſement“ bedroht wird. Bald darauf ſind wir wieder in Michelinens Wohnung; Rothmichel ſieht zum Fenſter hinaus, und bemerkt, wie eben die Pferde gewaltſam durch ausländiſche Agenten vom Hofe getrieben werden. Der Iſarmichel und die andern Michel wollen das nicht leiden und erheben ein großes Geſchrei, aber Frau Weißbier ruft: „Um Jotteswillen nur nicht provociren, Vorſicht iſt die Mutter der Tapferkeit!“ Frau Knödel, die „mit ihrem Wanzerich im Buſen“ gekommen iſt, dringt darauf, daß Micheline ihr Staatskleid anlegt und das Reichsſchwert umgürtet, aber „Signor Concordato“ winkt zur Rückkehr, „Bartel Congreß“ mahnt zum Frieden, Frau Weißbier und Frau Knödel wittern plötzlich eine „faſt revolutionäre Zugluft“, Micheline ſetzt ſich wieder zum Schreibtiſch, der Bundesregiſſeur kündigt an, daß demnächſt die muncheuer Preistragikomödie „Der Raub der Buxtehuderinnen oder die klebrigen Portefeuilles“ zur Aufführung kommen ſolle, und der Chor der Bourſiers ſingt:

Was links und rechts! was gut und ſchlecht!
Merkt euch vor allen Dingen:
Erfolg iſt heutzutage Recht
Und Unrecht das Mislingen.

Laß fahren, o Menſch, laß fahren dahin
Moraliſche Lappalien
Und ſtelle einzig deinen Sinn
Auf Mehrung der Capitalien!

Ueb' immer Treu und wenn du ſpielſt,
So ſpiel', daß ſich's mag lohnen!
Ueb' Redlichkeit, und wenn du ſtiehlſt,
So ſtiehl nur Millionen!

Man ſieht ſchon aus den mitgetheilten kleinen Proben, daß es dem anonymen Verfaſſer nicht an Witz, noch weniger aber an Spott und bitterm Sarkasmus fehlt. Er macht die Gegenſtände ſeiner Satire mehr verächtlich als lächerlich, und in jene ein behagliches Lächeln oder Schmunzeln hervorrufende Stimmung, welche das Product der gemüthvollern und edlern Art des Witzes iſt, fühlt man ſich während der Lectüre außer vielleicht an einigen der oben erwähnten Stellen doch nur ſelten verſetzt. Vielleicht

lag dies auch gar nicht in der Absicht des Verfassers, der es hier mehr mit moralischen als mit intellectuellen Gebrechen zu thun hatte. Ueberall erblickt der Verfasser in seiner Desperation nichts als Schlechtigkeit; kein Lichtstrahl fällt in diese mit erstickenden Dünsten erfüllte Atmosphäre. Am meisten vertritt noch Rothmichel des Verfassers Ansichten, aber nicht seine Hoffnungen; auch Rothmichel hat seine „Dummheiten" begangen und sich dadurch in eine so üble Lage versetzt, daß wir auch für ihn am Schlusse dieser, wie gesagt, durchaus nicht geistlosen, aber gänzlich unorganisch gebliebenen satirischen Phantasmagorie keinerlei Hoffnung haben.

Mit Bernhard Kooke's „Michelíade" können wir uns kürzer fassen, da sie vorzugsweise nur ein specifisch bremisches Interesse und nicht eben einen allzu großen Ueberfluß an Humor und Witz hat, obschon sie in den bekannten Heine'schen Vierzeilern nicht übel gereimt ist und gerade einige der schwunghaftern Stellen gelungen genannt werden dürfen. Michel bewirbt sich um die Hand der schönen Brema; diese aber weist ihn ab, als sie auf seinem Rocke die St.-Helenamedaille erblickt und räth ihm, nach Frankreich zu gehen:

Vielleicht mag ein Grisettchen dort
Sich Eurer Noth erbarmen;
Doch niemals hofft, als Euer Weib
Die Brema zu umarmen —

worauf Vater Rhein begeistert in die Worte ausbricht:

Frau Brema, dieses volle Glas
Auf Euer Wohlergehen!
Blühn sollt Ihr ewig jung und frisch,
Solang noch Flaggen wehen!

Dies Feueraug' soll nicht verglühn,
Die Wange nicht erbleichen,
Eh' nicht im deutschen Lande fiel
Die letzte aller Eichen!

Der Himmel laß' als Freier Euch
Die edelsten erwerben
Und schenk' Euch Söhne, stark und kühn,
Bereit, fürs Recht zu sterben!

Zum Schluß tönt eine Stimme vom Himmel!

O Michel, alter Sündenbock,
Wo soll ich Worte finden,
Mein Mißvergnügen an deinem Thun
Aufs neu' dir zu verkünden?

Für jetzt möge er jedoch zu seiner eigenen Schande noch fortleben:

Ein Spott für Kluge, ein Abgott nur
Der Narren im deutschen Lande.

Und der Michel?

. . . . Es steht
Der Michel an der Weser
Mit offnem Mund und gähnt, und gähnt; —
Folg' ihm nicht nach, o Leser!

Im Vorwort erzählt der Verfasser: „Veranlassung zu dem vorliegenden Gedicht gab mir ein Spaziergang, den ich im letztverflossenen Herbst mit einem schwedischen Offizier in den Straßen Bremens machte. Mein Begleiter hatte das «Nordische Bilderbuch» von Theodor Mügge gelesen und war infolge dessen natürlich sehr verdrießlich. Er behauptete, das Buch sei ein Gewebe von Uebertreibungen und völligen Unwahrheiten und dem Anscheine nach nur geschrieben, um Schweden in Deutschland lächerlich und verhaßt zu machen. Namentlich ein darin enthaltenes Urtheil über das schwedische Militär verdroß ihn. «So thöricht es ist», sagte er, «nach dem Benehmen eines einzelnen den Geist einer Nation messen zu wollen, so schwierig ist es oft, die Behauptung, es habe jemand dieses oder jenes gesagt, zu widerlegen; aber glücklicherweise bin ich im Stande, eine solche in dem Buche enthaltene Mittheilung als der Wahrheit schnurstracks zuwiderlaufend bezeichnen zu können. Als nämlich der französische General Canrobert in Schweden anwesend war, befand sich vor seinem Hotel in Linköping eine Ehrenwache vom Leibgrenadierregiment des Königs. Ich selbst war als Offizier bei derselben anwesend, als der General, ein kleiner Mann, die Fronte entlang ging und, zu den hohen Grenadieren emporschauend, ausrief: ‚Bravo! Charmant! Schöne Soldaten! Aber ich hoffe, daß sie, wenn es gilt, noch mehr tüchtig als schön sind!' Das Regiment wurde wegen dieses Compliments nicht beglückwünscht. Nach dem ‚Nordischen Bilderbuch' hingegen soll der General gesagt haben, er hoffe, daß sie weit besser seien, als sie aussähen.»

„Ich mußte allerdings zugeben, daß dies zwei sehr verschiedene Lesarten seien und ohne Zweifel höchstens eine davon die richtige sein könne. Plötzlich blieb der Fremde vor einem Kaffehaus stehen und, durch das Fenster schauend, sagte er: «Jetzt bitte ich Sie, was halten Sie von dem Geschmack jener sogenannten Männer? Sechs an der Zahl sitzen sie da und essen Kuchen. Nein, so etwas könnte doch in Schweden nicht passiren. Ein junger Mann, dem es dort einfiele, in einer Conditorei Kuchen zu fordern, würde ein Gegenstand des Spottes werden, die Damen würden über ihn lachen; für diese ist dort der Kuchen, für die Männer der Wein, der Punsch.»"

Weiter machte sich derselbe Schwede noch über den Bierzopf, die Clubsucht, die bremer Abendgesellschaften, „in denen der gemarterte Gast drei bis vier Stunden lang an einen Stuhl gefesselt werde, während man in Schweden hierbei sich nach Belieben erhebe und plaudernd im Saale umhergehe", und andere Dinge lustig. Infolge dieser Unterredung sei, versichert der Verfasser, der Plan zu diesem Gedicht entstanden. Sodann richtet er an die „Mehlwürmer der Poesie, die Kritiker literarischer Cliquen", die freundliche Bitte, es ihm nicht übel zu nehmen, „daß sie im Nachfolgenden nicht nach Gebühr gewürdigt sind", und er schließt: „Ihr öffentliches Besprechen des Buchs soll mir ein Zeichen sein, daß sie mir deshalb zürnen, ihr Schweigen ein Beweis, daß sie verziehen haben." Man schicke den Kritikern das Büchlein, damit sie es besprechen; wenn sie es aber thun, so beweisen sie dem Verfasser dadurch, daß sie ihm zürnen! Wir müssen gestehen, daß unsere Fassungskraft nicht ausreicht, die Logik und die Pointe dieses Witzes aufzufinden.

G. M.

Notizen.

Das deutsche bürgerliche Schauspiel.

Mit Bezug auf eins unserer leipziger Theaterreferate im Feuilleton der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" machte Friedrich Adami in Nr. 38 des „Deutschen Theaterarchiv" darauf aufmerksam, daß nicht blos Heinrich Laube und Rudolf Gottschall das bürgerliche Drama als dasjenige anerkannt hätten, welches trotz Goethe und Schiller vorzugsweise populär in Deutschland sei, sondern daß selbst Arthur Schopenhauer in seinem Werk „Parerga und Paralipomena" behauptet: „Die allein echte deutsche Komödie, aus dem Wesen und Geiste der Nation hervorgegangen und ihn darstellend, ist neben der einzig dastehenden «Miana von Barnhelm» das Iffland'sche Schauspiel. Die Vorzüge dieser Stücke sind, eben wie die der Nation, die sie uns abbilden, mehr moralisch als intellectuell, wovon das Umgekehrte von der französischen und englischen behauptet werden könnte. Die Deutschen sind so selten originell, daß man nicht, sobald es einmal dazu gekommen ist, gleich mit Knütteln dreinschlagen sollte, wie dies Schiller und die Schlegel gethan haben, welche gegen Iffland ungerecht und selbst gegen Kotzebue zu weit gegangen sind." Friedrich Adami weist weiter darauf hin, daß schon vor Iffland die bürgerlichen Schauspiele von Großmann, Gemmingen u. s. w. populär gewesen, daß Rautenstrauch's „Jurist und Bauer" trotz seiner 86 Jahre sich noch heute auf der Bühne lebensfähig zeige, daß Dumas Iffland's „Jäger" in einem zweibändigen Roman „Catherine Blum" verarbeitet habe

und daß, was jedenfalls nur in Deutschland vorkommen könne, neuerdings ein „wiener Stückgießer", mit möglichster Beibehaltung der französischen Schlacke, aus diesem Roman eine theatralische Dorfgeschichte für eins der wiener Vorstadttheater fabricirt habe. Er hätte vielleicht auch noch anführen können, daß unter den auf dem Stadttheater zu Christiania im letzten Winter gegebenen Stücken kein einziges einen so großen, einen so „unerhörten" Erfolg erzielt hat als Iffland's „Jäger". Schiller's Autorität, wenn er fragt: was denn dieser Misere Großes begegnen könne? hilft zu nichts. Man citirt allerdings diesen Ausspruch, aber man besucht aus wahrem Herzensinteresse doch meist nur Stücke wie „Die Grille", „Die Waise von Lowood", „Dorf und Stadt", ja selbst ein so derbes Fabrikat wie „Berlin wie es weint und lacht" u. s. w., um sich an dieser „Misère" zu ergötzen, und man denkt mit Schiller's eigener Jungfrau: „Kümmert mich das Los der Schlachten? mich der Zwist der Könige?" Diese Frage ist unter den von der Jungfrau aufgeworfenen Fragen, genau besehen, doch diejenige, welche dem deutschen Spießbürger und namentlich seiner weiblichen Ehehälfte und den beiderseitigen Sprossen am meisten aus dem Herzen gesprochen ist. Auch unsern Schauspielern und Schauspielerinnen fehlt der eigentlich heroische Zug; man weiß z. B. wol die sentimentale Schäferin Jeanne d'Arc zur Anschauung zu bringen, aber nicht mehr die gottbegeisterte Heldin. Der Wallenstein Eßlair's, den wir freilich nicht mehr in seiner vollen Jugendkraft sahen, war im Grunde auch nur ein gemüthlicher Hausvater; dagegen groß war er als Oberförster in den „Jägern", und wir gestehen, daß wir, so viele Theatervorstellungen wir auch seitdem mit angesehen haben, niemals wieder diejenige Täuschung erlebt haben, als die war, womit uns Eßlair in dieser Rolle, was er nur darstellte, wie ein Wirkliches miterleben ließ. Wenn übrigens Arthur Schopenhauer, um schließlich auf diesen noch einmal zurückzukommen, in seinem oben angeführten Ausspruch den moralischen Gehalt nicht blos der französischen, sondern auch der englischen Schauspiele in Zweifel ziehen zu wollen scheint, so ist dagegen zu bemerken, daß das bürgerliche Drama ursprünglich von England den Weg zu uns herübergenommen, in Deutschland freilich sich nach deutscher Sitte und Lebensart bequemt hat, und daß eine streng moralisch-didaktische Tendenz gerade ein hervorstechender Zug der meisten englischen Schauspiele dieser Gattung ist.

Die deutsche Literatur und die deutschen Höfe.

Die „Westminster review" brachte vor einiger Zeit einen Artikel: „Weimar and its celebrities", welchem Diezmann's „Goethe und die lustige Zeit in Weimar", Vehse's „Geschichte des Hauses von Sachsen", Knebel's „Briefe an seine Schwester Henriette" und Wachsmuth's „Der Musenhof von Weimar" zum Grunde gelegt waren. Der Berichterstatter bemerkt unter anderm: „Es gibt kein Land, welches dem Nationalgeschichtschreiber so viele Schwierigkeiten bietet, kein Land, welches des Princips der Centralisation so lange und so vollständig entbehrte und in welchem es noch gegenwärtig in so unvollkommener Weise vorhanden ist als Deutschland." Dieser Behauptung wird schwerlich niemand und am wenigsten ein geborener Deutscher zu widersprechen wagen; es ist die Mahnung, welche die Sperlinge von allen Dächern zwitschern, die uns stündlich in die Ohren klingt, mit der wir zu Bette gehen, mit der wir aufstehen und von der wir in der Zwischenzeit namentlich — träumen. Im Verlaufe des Aufsatzes, der zum größten Theil aus anekdotenartigen Mittheilungen von der Art besteht, wie sie jetzt so beliebt sind, bemerkt der Reviewer weiter: Weimar sei in der That nur ein winziger Punkt auf der Karte Europas, aber in der Geschichte des großen Staatenbundes, zu welchem es gehöre, und vor allen in der Geschichte des menschlichen Geistes behaupte es einen weit hervorragendern Platz als die glänzenden Hauptstädte Preußens und Oesterreichs. Die glänzende Ausnahme, welche der weimarer Hof gemacht, wird weiter aufs nachdrücklichste hervorgehoben; denn im allgemeinen hätten, wie der Reviewer versichert, die deutschen Herrscher niemals große Neigung gezeigt, die Entwickelung des literarischen Genius in ihren Landen zu begünstigen, indem sie diesen Genius entweder als ihrer Aufmerksamkeit unwürdig verachtet oder ihn als ihrer Autorität feindlich gefürchtet hätten. Klopstock habe seine Jahrgehalte und all seine weltlichen Vortheile einem ausländischen Monarchen verdankt; Bürger, arm und vernachlässigt, habe sich in seinem Unglück vergebens an den größten deutschen König gewandt; Lessing sei keinem weltlichen Potentaten durch eine ihm erwiesene Wohlthat verpflichtet gewesen; Schubart habe auf den Befehl eines Despoten 10 Jahre im Kerker geschmachtet, ohne daß sich ein benachbarter Fürst seiner angenommen, und nur der Vermittelung eines englischen Prinzen habe er seine endliche Befreiung zu danken gehabt. Welcher englische Prinz soll dies gewesen sein? Unsers Wissens war es der preußische Minister von Herzberg, der sich im Auftrage seines Königs bei dem Herzog von Würtemberg für Schubart verwandte und dabei vom Prinzen Heinrich und der Prinzessin Friederike von Preußen persönlich aufs lebhafteste unterstützt wurde. **H. M.**

Bibliographie.

Anton, A., Erlebnisse eines deutschen Musikers in Arabien und Ostindien in den Jahren 1853 —1859. 1ste Lieferung. Darmstadt, Küchler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Breusing, H., Lebens- und Sittenbilder aus Westfalen. Bremen, Geisler. Gr. 8. 1 Thlr.

Franck, W., Geschichte der ehemaligen Reichsstadt Oppenheim am Rhein. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Darmstadt. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gottschall, R., Kaiser Napoleon III. Eine biographische Studie. Liegnitz, Kuhlmey. 16. 17½ Ngr.

Die Hohenstaufen. Ein Epos in sechs Gesängen. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Klug, Hie welsch, hie deutsch! Zeitbild mit Gesang in vier Aufzügen und einem Nachspiel: Friede auf Erden. Hamburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Redwitz, O. v., Philippine Welser. Historisches Schauspiel in fünf Acten. Mainz, Kirchheim. 16. 26 Ngr.

Schick, M., Deutsche Mannhaftigkeit wider welsche Anmaßung oder: Hofer — Speckbacher — Haspinger. Drei Heldenbilder aus der nationalen Erhebung der Tyroler im Jahre 1809. Reutlingen, Enßlin u. Laiblin. 8. 6 Ngr.

Schilling, A., Romantisch-lyrische Dichtungen. Leipzig, Pönicke. 16. 26 Ngr.

Schmidt, K., Die Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhange mit dem Culturleben der Völker dargestellt. 1ster Band. A. u. d. T.: Die Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit. Cöthen, Schettler. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

Deutsche Weihnachtslieder. Eine Festgabe von K. Simrock. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Aurach, P. S. v. der, Das Heil kommt nicht von Oesterreich. Eine Stimme aus Bayern. Berlin, Riegel. 8. 15 Ngr.

Die deutsche Frage und die Allgemeine Zeitung. Leipzig, Hennings. Gr. 8. 5 Ngr.

Hugler, Der deutsche Bund der Zukunft. Keine Träumereien sondern practisch ausführbare Vorschläge. Leipzig, Kollmann. 8. 8 Ngr.

Die Kriegs-Posaune. Besprechung der politischen Tagesfragen in populärer Weise. 1stes Heft. Berlin, Lassar. 8. 1½ Ngr.

Müller, M., Ein Wort über bezahlte Federn und über die rechten Bundesgenossen. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fliegende Blätter der Gegenwart.

Eine Ergänzung zu allen Zeitungen

Wöchentlich eine Nummer.

Soeben ist Nr. 14, die erste Nummer des zweiten Vierteljahrs, erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig (Preis 2 Ngr.). Die »Fliegenden Blätter der Gegenwart« werden fortfahren als eine unentbehrliche Ergänzung zu jeder politischen Zeitung die Tagesfragen in geschmackvoller Darstellung und zweckmäßiger Abwechselung zu behandeln.

Bestellungen, auch auf das erste Vierteljahr (Nr. 1 — 13), werden von allen Buchhandlungen und Postämtern zu dem Preise von 26 Ngr. für das Vierteljahr angenommen.

Inhalt von Nr. 14:

An die Leser. — Sir John Franklin und das Ende seiner Nordpolexpedition. — Die Territorialbildung des österreichischen Kaiserstaats. — Das chinesische Reich. — Die Franzosen in Belgien. — Die französischen Kriegsentschädigungs-Gelder vom Jahre 1815. — Kleinere Mittheilungen.

Zur Unterhaltungs-Literatur.

Soeben erschien im Verlage von **Eduard Trewendt** in Breslau und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Gustav vom See. Vor fünfzig Jahren.

Historischer Roman in drei Bänden.

Eleg. brosch. Preis 4 Thlr.

Gustav vom See, der beliebte Romanschriftsteller, der in seinen frühern Werken, besonders in seinen „Egoisten", ein anmuthiges Erzählertalent in so anerkannter Weise an den Tag gelegt, tritt jetzt mit einem neuen Roman vor das Publikum, der die Vorzüge der frühern in sich vereinigt und noch überdies durch die Darstellung einer Zeit, deren Bewegungen und Stimmungen der jetzigen verwandt sind, ein erhöhtes Interesse in Anspruch nimmt.

Kürzlich erschienen in demselben Verlage:

Ludwig Rosen. Werner Thormann. Roman. Drei Bände. 8. 4 Thlr.

Andreas Oppermann. Aus dem Bregenzer Wald. 8. ¾ Thlr.

Armand. Bis in die Wildniß. Vier Bände. 8. 5 Thlr.

Armand. Alte und neue Heimath. 8. 1½ Thlr.

Armand. Scenen aus den Kämpfen der Mexikaner und Nord-Amerikaner. 8. 1½ Thlr.

Otto Roquette. Heinrich Falk. Roman. Drei Bände. 8. 5 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart**. Siebenter Band in zwei Abtheilungen. 8. Geh. 5 Thlr. Jede Abtheilung einzeln 2 Thlr. 15 Ngr. Der erste bis sechste Band (1850 — 57) kosten jeder 3 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Chr. Oeser's

Geschichte der deutschen Poesie

in Umrissen und Schilderungen.

Für gebildete Leser.

In zweiter Auflage größtentheils neu bearbeitet von

J. W. Schaefer.

2 Thle. 50 Octavbogen, höchst elegant gedruckt.

Mit den Bildnissen **Goethe's** und **Schiller's** nach Rietschel, Preis 3 Thlr. in Stahl gestochen von Th. Langer.

In dieser neuen Bearbeitung der Geschichte unserer vaterländischen Poesie glaubt der unterzeichnete Verleger dem großen Kreise aller Gebildeten ein Werk darzubieten, welches sich durch die bereits als trefflich bewährte Anlage, wie durch die den jetzigen Standpunkte der Literaturwissenschaft entsprechende Ausführung der allgemeinsten Verbreitung empfiehlt.

Für eine klare, gründliche und anziehende Behandlung des Gegenstandes ist die beste Empfehlung der Name des Herrn Bearbeiters, welcher sich durch seine wissenschaftlichen Werke über die Geschichte der Literatur und sein „Leben Goethe's" ebenso sehr als Forscher wie als gewandter Darsteller einen ausgezeichneten Rang unter den deutschen Literarhistorikern erworben und sich als vorzüglich befähigt zur Lösung der vorliegenden Aufgabe gezeigt hat.

Gemäß der Bestimmung, als ein Lehr- und Bildungsmittel auch in die Hände des weiblichen Geschlechts zu gelangen und als ein

Festgeschenk für Frauen und Jungfrauen

zu dienen, ist auf die Ausstattung ganz besondere Eleganz verwendet worden. Portraits von Schiller und Goethe, nach Rietschel's Denkmal in Weimar mit dessen Genehmigung und unter dessen Mithülfe gezeichnet und gestochen, schmücken außer einem in Stahl gestochenen Titelbilde das auf vorzüglichem Papiere schön gedruckte Werk.

Leipzig. **Friedrich Brandstetter.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünfte Ausgabe des

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

(500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte von mehr als 100 Bogen und einem Namen- und Sachregister.)

Die Verlagshandlung veranstaltet gegenwärtig von diesem ganz selbständigen, höchst lehrreichen Werke eine

Neue Ausgabe in 80 Lieferungen,

die vom September 1859 an in monatlich vier Lieferungen à 9 Ngr. ausgegeben und somit bis Anfang 1861 vollständig erschienen sein wird.

Das Werk kann übrigens jederzeit auch vollständig (Preis 24 Thlr.) bezogen werden; auch ist jede der zehn Abtheilungen des Werks einzeln zu haben.

Eine Probelieferung und ausführliche Prospecte über das Werk sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 20. October 1859.

Inhalt: Neueste Phasen der modernen deutschen Lyrik. Von Hermann Marggraff. — Die Königinhofer Handschrift vor Gericht. Ein Brief an den Herausgeber. — Kâlidâsa's Wolkenbote, übersetzt von C. Schütz. — Herrenstedt und die göttinger Universität. — Notizen. (Die drei großen deutschen Heiden; Eine Schrift Adolf Monod's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neueste Phasen der modernen deutschen Lyrik.

1. Auf stillen Wegen. Dichtungen von Julius Hammer. Leipzig, Brockhaus. 1859. 16. 24 Ngr.
2. Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes. Dichtungen von Karl Egon Ebert. Leipzig, Brockhaus. 1859. 16. 1 Thlr.
3. Natur und Gottheit. Preisgesänge von Adolf Peters. Meißen, Schmidt. 1859. 16. 25 Ngr.
4. Der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens. Den deutschen Müttern geweiht von Franziska Gräfin Schwerin. Leipzig, Veit u. Comp. 1859. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Man hat gegenwärtig für die Besprechungen gewisser Literaturgattungen feststehende Einleitungen; hat man z. B. eine Reihe dramatischer Producte zu beurtheilen, so schickt man meist einige herkömmliche Bemerkungen über den Verfall des Theaters und der dramatischen Poesie voraus, oder hat man humoristische und satirische Schriften zu besprechen, so stellt man in der Regel zuvörderst den Satz auf, daß unsere Zeit zu ernst und zu gewichtig sei, um bei dem Humoristen die nöthige launige Stimmung zu erzeugen und ihm einen hinlänglichen Vorrath von Stoffen, die sich humoristisch behandeln ließen, zuzuführen, ungerechnet, daß das Publikum gegenwärtig für den Genuß humoristischer Erzeugnisse sehr wenig empfänglich sei und Wichtigeres zu thun habe, als sich Spaß vormachen zu lassen. Wer aber über ein Rudel von neuern Lyrikern zu urtheilen hat, kann sich meist nur schwer enthalten, das bekannte Klagelied über die auf lyrischem und episch-lyrischem Gebiete herrschende übermäßige Vielschreiberei anzustimmen.

Nun leugnen wir keineswegs, daß auf diesem Gebiete so gut wie auf den meisten andern Gebieten literarischer Production zu viel hervorgebracht wird und daß schädliche Folgen davon unvermeidlich sind; aber wir glauben, daß man die letztern in zu übertriebenem Lichte und mit einigem Unrecht als allgemeinschädlich darstellt, da unter ihnen mehr die producirenden Lyriker selbst, als das consumirende Publikum zu leiden haben. Schlechte Gedichte oder auch nur solche, welche bloßes Mittelgut sind, finden einfach keine Abnahme, und dem Buchhändler, der sie auf seine Kosten verlegte, oder dem Dichter, der sie drucken ließ und in Commission gab, geschieht es dann ganz recht, wenn er neben seinem pecuniären Schaden auch noch den Spott tadelnder Recensionen mit in den Kauf nehmen muß. Ganz anders verhält es sich mit schlechten, vielleicht sogar geschmack- und sittenverderblichen Romanen, von denen doch immer eine Anzahl von Exemplaren in die Leihbibliotheken gelangt und von einer Anzahl Abonnenten gelesen wird. Hier liegt der öffentliche Schaden, den solche Producte anrichten, auf der Hand. Nun mag allerdings die Ueberfülle, die sich auf dem Felde der lyrischen Production bemerkbar macht, auch mitunter bessern Erzeugnissen den Weg versperren, indeß geschieht dies doch nicht so weit, daß wirklich Gutes gänzlich unbeachtet bliebe; der Absatz mag durch die allerdings leider allzu große Concurrenz und infolge der Uebersättigung des Publikums mit lyrischem Futter erschwert, gehemmt, verzögert und in nur zu bedauerlicher Weise verringert werden; aber in der Literatur wird das wirklich Gute und Eigenartige doch früher oder später seinen ihm gebührenden Platz angewiesen erhalten. Von der papierenen und zum Theil löschpapierenen Unsterblichkeit, die sich in Anthologien, Literaturgeschichten u. s. w. fortpflanzt, kann ein Dichter freilich nicht satt werden, ja er kann dabei sogar in bester oder schlechtester Form verhungern und zu Grunde gehen; indeß an diesen Gedanken einer fortdauernden Hungerkost, welche den Leib abmagert und dafür dem Geiste um so höhere Schwungkraft verleiht, ist der deutsche Dichter als ein nothwendiges Attribut und als eine besondere Zierde seines ganzen Daseins und Wirkens schon seit alters her gewöhnt; das deutsche Publikum ist aus naheliegenden Gründen von diesem Gedanken wahrhaft erbaut, und wenn Schiller's „Theilung der Erde" bei irgendeiner öffentlichen Feier vorgetragen wird, so kann man darauf rechnen, daß die Schlußstelle unermeßlichen, so recht aus dem Herzen kommenden Beifall findet. Denn klopft ein darbender Dichter an irgendeines kunstliebenden deutschen Philisters Thür, so braucht dieser nur ganz einfach mit Berufung auf Schiller zu sagen: „Lieber, was willst du bei mir? was incommodirst du mich? Geh doch zum Zeus; du weißt ja, daß dessen Himmel dir offen

sein soll, so oft du kommen willst. Ach, wenn es unsereiner so gut hätte wie so ein deutscher Dichter, für den meine Behausung viel zu niedrig, mein Braten viel zu unschmackhaft, mein Wein viel zu sauer und mein Geld viel zu schmuzig ist!" Wie man hieraus sieht, kommt der spießbürgerlichen Selbstsucht und Trägheit das, was man in Deutschland Idealismus nennt, oft sehr gelegen.

Im übrigen will es uns bedünken, als ob in der letzten Zeit sich wirklich in der lyrischen und besonders der lyrisch-epischen Dichtung, welche letztere überhaupt wol nur eine künstlich gepflegte Mode- und Treibhauspflanze war, einige Abnahme wahrnehmen ließe. Indeß kann dies auch nur Folge bekannter Zeitverhältnisse sein, und es wäre demnach voreilig, hieraus den Schluß zu ziehen, daß jetzt überhaupt weniger gedichtet würde oder daß — was jedenfalls höchlichst zu wünschen wäre — die Dichter nicht mehr in so unbesonnener und übereilter Weise ihre Poesien drucken ließen als bisher, oder daß endlich Drucker und Verleger, durch manche Verluste gewarnt, difficiler geworden, was wir ihnen auch keineswegs verdenken möchten. Leider glauben wir also, daß jene ohnehin nicht sehr bedeutende Abnahme eine nur scheinbare und vorübergehende sein und daß auf diese doch immer nur unerhebliche Ebbe vielleicht eine nur um so stärkere Flut folgen werde.*)

Auf der andern Seite sollte es uns freilich auch fast wundern, wenn der überwiegend realistische, sogar vielfach in rohen Materialismus ausartende, genuß- und erwerbsüchtige Geist und Charakter der Zeit, diese Vorliebe für die praktischen Berufszweige, für das Maschinenwesen und für industrielle Unternehmungen, diese wachsende Theilnahme an socialen, confessionellen, politischen und nationalökonomischen Streitfragen und Häkeleien, diese Zunahme kühl und egoistisch berechnender Verständigkeit, kritischen, alles zersetzenden oder negirenden Geistes und mehr und mehr alles Ideale abweisender Illusions- und Glaubenslosigkeit, dabei wieder diese im Publikum sich aussprechende gedankenlose und häufig sich bis ins Unsinnige steigernde, mehr künstlich erhitzte als naiv gesunde, oft völlig lügenhafte Begeisterung für alles handwerklich Virtuosenhafte, für das Prickelnde, für alles blos äußerlich Glänzende, überhaupt für alles, was die Meinung des Tags, was die flüchtige Mode, was die schlauen Machinationen irgendeiner Coterie für den Augenblick auf den Thron gehoben haben: es sollte, wie gesagt, uns fast wundern, wenn alles dies und anderes den poetischen Trieb der Nation nicht allmählich abstumpfen, untergraben oder vernichten sollte. Manche scheinen die Zeit, wo dies eingetreten sein wird, gar nicht abwarten zu können; vielleicht wird sie aber früher da sein, als sie selbst erwarten und als es diesen Baissiers selbst lieb sein wird; denn ihre Bemühungen, diese allgemeine poetische Baisse wieder in eine Hausse zu verwandeln, dürften dann vergebens sein.

Es ist in der deutschen Lyrik mit Lenz und Liebe, Mondschein und Blumenduft allerdings viel Misbrauch getrieben worden, aber wie sehr das Ansehen dieser Gegenstände bereits gesunken ist, brauchen wir wol nicht erst zu sagen. Ein vereinsamter Nachtschwärmer mag davon wol noch singen, aber er findet kein Publikum mehr, und die Zukunft wird schwerlich noch solche Schwärmer hervorbringen. Die Vaterlandsliebe nimmt immer mehr einen nationalökonomischen Ausdruck an; die Freundschaft findet in diesem Interessengewühle keinen Boden mehr; das Gefühl für die Reize und Schönheiten der Natur stumpft sich immer mehr ab und wird sich immer mehr abstumpfen, je mehr die Zunahme der Eisenbahnen es gestatten wird, flüchtig in wenigen Stunden zu genießen, wozu man früher ebenso viele Tage brauchte; die Liebe selbst wird immer mehr zur Genuß- oder Finanzsache, und schon jetzt wissen die meisten lyrischen Dichter an ihr nur die sinnliche Seite, nicht ihren geistigen Gehalt hymnologisch zu feiern. Unsere Poeten der Zukunft werden den Rauch eines Dampfschlots, den schrill pfeifenden Laut einer Dampfmaschine, das betäubende Geklapper eines Bahnzugs vielleicht viel poetischer und besingenswerther finden als den Nebelrauch in einer Gebirgsschlucht, die aufmunternden Signaltöne eines Posthorns und das heimliche Geklapper einer romantisch gelegenen Wassermühle; die Düfte, welche Rosen und Lilien ausströmen, werden ihnen weniger angenehm dünken, als die gemischten Düfte in einer Herings-, Talg- und Thranniederlage, wovon wir schon Beispiele in der Literatur erlebt haben, und die unsichtbaren Räder und Schrauben an der großen „Weltenuhr", für die sich noch Schiller so lebhaft interessirte, werden sie weniger kümmern, als die sichtbaren Räder und Schrauben an einem Maschinenwerk. Die schon heutzutage sehr zweifelhafte Ehre, ein Dichter zu sein, in der bereits Schiller nur einen „Fluch" erblickte, „welchen die Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt", wird dann schwerlich noch für jemand etwas besonders Verlockendes haben; oder nur reichen Dichtern wird es gelingen, ihren poetischen Nimbus durch ihren finanziellen zu stützen und aufrecht zu erhalten. Nehmen wir doch schon jetzt wahr, wie förderlich der Besitz ansehnlicher finanzieller Mittel den Jüngern der Kunst und Dichtkunst ist, mit welchem Glück Angehörige des niedern und höhern

*) In Betreff dieser Ueberproduction fanden wir jüngst im „Abendblatt der Neuen Münchener Zeitung" die wie es uns scheint ziemlich zutreffende Bemerkung: „Man müßte unsere Zeit für eine sehr poetische, ganz von romantischem und idealistischem Schwunge gehobene halten, wollte man — besonders in Deutschland — aus der Masse der erscheinenden Poesien einen Schluß auf Stimmung und Richtung im allgemeinen ziehen. Es bedarf indessen nur eines Blicks auf das alltägliche Thun und Treiben der Mehrzahl der »Gebildeten«, um nicht in eine solche Täuschung zu verfallen. Wir möchten noch weiter gehen und behaupten, daß gerade die poetische Ueberproduction ein Merkmal der Nüchternheit, des Mangels an wahrer Begeisterung und Tiefe der Empfindung ist, weil sie ja hauptsächlich aus dem Bestreben hervorgeht, diesen Mangel wenigstens mit dem Scheine des Gegentheils äußerlich zu überkleiden. An und für sich ist nun ein solches Bemühen nicht zu tadeln; man müßte es sogar beklagenswerth finden, wenn es nicht vorhanden wäre. Aber nothwendig scheint es uns, daß man sich klare Rechenschaft gebe, um den Werth des größern Theils der poetischen Hervorbringungen der Gegenwart auf sein richtiges Maß zurückzuführen."

Adels, des niedern und höhern Finanzstandes den ärmern Talenten Concurrenz machen. Im vorigen Jahrhundert, wo die Adelichen und die Wohlhabenden genossen und die Armen für sich arbeiten ließen, dafür aber auch deren Mäcene waren, war das Verhältniß bekanntlich ein ganz anderes. Dafür haben wir freilich auch das Vergnügen, in einem demokratischern Jahrhundert zu leben, d. h. in einem Jahrhundert, in welchem die Aermern den Reichern und Höherstehenden auch noch die letzten Vortheile und Vorrechte, die sie sich früher durch eisernen Fleiß und Charakterstärke erwerben konnten, mehr und mehr abtreten müssen.

Vielleicht tritt aber die Zeit, von der ich hier hypothetisch sprach, gar nicht ein, vielleicht erleben wir früher als wieder andere glauben einen Rückschlag gegen den fortschreitenden Materialismus der Zeit. Was wir bemerkten, wollten wir nur denen zu bedenken geben, welche von der jetzigen, wie wir gestehen allerdings übermäßigen Production auf poetischem und namentlich lyrischem Gebiete der Himmel weiß welche Gefahren für das gemeinsame Vaterland zu fürchten scheinen. Diese Wieseblümchen der Lyrik, laßt sie doch ein paar Tage blühen und sich wohlgefällig im Bache selbstbespiegeln, bis sie im Sonnenbrande, unbeschattet von der Gunst des Publikums und saft- und wurzellos wie sie vielleicht sind, verwelken oder unter dem schweren Fußtritt eines erbarmungslosen Kritikers zusammenbrechen! Man wird vielleicht später nicht mehr so viel dichten, aber man wird nicht weniger schreiben, und die literarische Betriebsamkeit und der literarische Ehrgeiz werden sich andere Bahnen suchen. Was wird man dabei gewinnen? In der That ist unsern Poeten an gewisser Seite her, um unsern classischen Dichtern ihr Monopol in alle Ewigkeit zu sichern, der Rath gegeben worden, doch lieber über den Kanal von Suez und den atlantischen Kabel zu schreiben, statt zu dichten. Das wäre noch! Diese unpraktischen Leute sollen nun gar über industrielle und nationalökonomische Angelegenheiten ihr Urtheil abgeben! Als Lyriker sind sie doch wenigstens harmlos und unschädlich, aber als Politiker und handelsökonomische Schriftsteller könnten sie in der That gefährlich werden. Es fehlt uns schon jetzt durchaus nicht an gemeinschädlichen und wohlfahrtsgefährlichen Politikern und Nationalökonomen; will man diese Legion noch aus den Scharen unserer schwebelnden und nebelnden Lyriker mehren? Die Politik hat schon in der Lyrik nicht immer eine sehr glänzende Rolle gespielt; welche Rolle wird erst die Lyrik in der Politik spielen?

Wie sich übrigens die Lyrik der Zukunft gestalten wird, läßt sich in keiner Weise voraussagen; denn es ist wohl denkbar, daß sie gerade im Gegensatz zu dem materialistischen Treiben und dem lärmhaften Interessengeklapper der Zeit nur einen um so stillern, gemüthlichern, diesem Lärm gänzlich abgewandten idyllischen Charakter annehmen oder als gepanzerte Jungfrau muthig weltverachtend den Kampf mit dem Materialismus wählen und gerade in dieser Richtung zu neuen Formen und Gestaltungen gelangen wird, von denen wir jetzt noch nichts ahnen. Hoffentlich wird es in Deutschland immer eine lyrische Gemeinde geben, die an Zahl und innerer Bedeutung vielleicht um so mehr zunimmt, je unlyrischer sich das Treiben der Welt gestaltet, je mehr der Gassenlärm die zartern Gemüther schreckt und beängstigt. Deutsche Dichter sind im Grunde nie wahrer, als wo sie lyrisch werden, auch im Epos, Roman und Drama. Das liegt so in unserer Natur, und darin ist auch der Grund zu suchen, daß die deutsche Lyrik im Auslande sicherlich mehr unbedingte Verehrer zählt als der deutsche Roman und das deutsche Drama.

Eine Zeit lang schien auch die deutsche Lyrik in Gefahr, sich in die bloße Negation und in geistreiche Ironie zu verlieren. Vor unserer classischen Periode war die deutsche Lyrik eine überwiegend christlich-moralische oder doch didaktische; die Weimaraner stellten den Grundsatz fest, daß die Moral in die Dichtkunst nicht mit dreinzureden habe; sie proclamirten die Selbstherrlichkeit des Kunstwerks, die Alleinherrschaft der Schönheit. Aber große freie humane Gesichtspunkte und zum Theil das erhabene Pathos des Kant'schen kategorischen Imperativs ließen bei ihnen die Abwesenheit eigentlich moralischer Motive nicht oder wenig empfinden. Der Mensch war der Gott der Welt, und kein höherer über ihm; er bedurfte daher auch keiner Anlehnung an einen Hülfsgott, keiner Tröstung, keines christlichen Beistandes. Manche Anhänger des neuen weimarer Evangeliums legten den Satz, daß jedes Kunstwerk nur seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben dürfe und keiner andern Forderung unterworfen sei, dahin aus, daß man in einem Kunstwerk aller Moral und Ethik vor den Kopf stoßen dürfe oder müsse, weil man dadurch seine künstlerische Freiheit am besten darthue, ja daß ein Werk zur Hälfte schon dadurch ein Kunstwerk werde, wenn von Moral darin gar nicht oder nur in höhnischem und ironischem Sinne die Rede sei. Auch einige Koryphäen der Romantik betraten diesen Weg, der ihnen dann zum gefährlichen Irrweg wurde und sie in Regionen führte, die nicht blos von der Moral sondern auch von der Schönheit gänzlich fern lagen. Aber gerade waren es auch wieder einige Lyriker der romantischen Schule, welche, indem sie die menschliche Creatur als eine sehr gebrechliche und hülfsbedürftige erkannten, von neuem die Tiefe christlicher Anschauungen erschlossen; oder vielmehr sie fanden zu diesem Lebensbrunnen wieder den Zugang, nachdem er von den seichten Rationalisten des 18. Jahrhunderts fast gänzlich verschüttet worden. Man muß überhaupt bei den Romantikern zwischen denen unterscheiden, welche die altkirchliche Symbolik und Mystik nur als poetischen Aufputz verwertheten, und denen, deren ganzes Wesen von dem Aether dieses Christenthums durchdrungen und befruchtet war, sodaß diese Gesinnung mit ihrer Poesie, ihrer Vaterlandsliebe, ihrem ganzen Leben in eins verschmolz. Zu den letztern gehörten Novalis und Max von Schenkendorf, deren Gedichte eine so tiefe Innerlichkeit, eine so tröstende und zugleich so innerlich stärkende Heilkraft athmen, daß der Mensch von wahrer und tiefer Empfindung,

und nicht von blos moderner Appretur in gewissen Gemüthslagen lieber zu ihnen als zu den Gedichten unserer classischen Autoren seine Zuflucht nehmen wird, und in diesem Sinne sagten wir neulich, daß es nicht gut sei, auf Abschaffung des Polytheismus in der Literatur hinzuarbeiten. Sind die Stimmungen, denen z. B. Novalis Ausdruck gab, blos deshalb niedern Ranges und Werthes, weil sie einer andern Region des Empfindens und der Weltbetrachtung angehören als diejenigen, in denen sich unsere Classiker vorzugsweise bewegten? Sind sie von diesen ebenso an Gehalt wie in der Art verschieden? Gehört die christliche Anschauungsweise schon jetzt der Vergangenheit an und hat sie nicht einmal mehr so viel Recht, in der Poesie vertreten zu sein als die ferner liegende antike? Sollen uns Christus und seine Sendboten weniger werth sein als die Lehrer des Stoicismus und Epikuräismus? Man setzt sich zwar — in christlichen Zeiten und unter christlichen Völkern! — bei gewissen Leuten leicht Verdächtigungen aus, wenn man überhaupt nur das Wort Christenthum in den Mund nimmt, sobald man damit eine andere Absicht als die dagegen zu polemisiren verbindet. Aber es handelt sich ja hier nicht um das dogmatisch verunstaltete, zu weltlichen Zwecken misbrauchte und in Decrete gezwängte, unduldsame cardinalbischöfliche oder consistorialräthliche Christenthum, sondern um seine ursprüngliche erlösende, bildende und tröstende Kraft, um seine vom Princip der Liebe als dem Mittelpunkt ausstrahlende Ethik, um seine auch die Armen an Leib und Geist umfassende Allbarmherzigkeit. Es gibt Stunden, in denen die Creatur bange aufseufzt und sich wie von etwas Unnennbarem und Ungeheuerm beklemmt und angefochten fühlt, Stunden, in denen man sich nicht an den Klagen der Ceres über den Verlust ihrer Tochter oder an den Vorwürfen des Prometheus gegen den hartherzigen und harthörigen Zeus aufzurichten vermag; es gibt unerklärbare Stimmungen, die nicht immer blos dieses oder jenes Individuum, sondern oft selbst ganze Geschlechter und Völker erfassen, Stimmungen, welche Novalis so wahr und ergreifend in den Strophen schildert:

Es gibt so bange Zeiten,
Es gibt so trüben Muth,
Wo alles sich von weitem
Gespenstisch zeigen thut.

Es schleichen wilde Schrecken
So ängstlich leise her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele centnerschwer.

Die sichern Stützen schwanken,
Kein Halt der Zuversicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnsinn zieht und lecket
Unwiderstehlich hin;
Der Puls des Lebens stocket,
Und stumpf ist jeder Sinn u. s. w.

In diesen Strophen spricht sich nicht blos eine individuelle Empfindung, sondern eine tief geschichtliche Auffassung aus. Solche Stimmungen voll Wahnsinn, voll wilder gespenstischer Schrecken waren es, welche die Welt beherrschten, als über Nazareth der Stern der Erlösung aufging. Und vielleicht leben wir in einer nicht ganz unähnlichen Zeit, wenn uns auch die Einflüsse desselben Christenthums und die dadurch möglich gewordene Geistes- und Herzensbildung vor einem gleichen Grade von Wahnsinn und Selbstverzweiflung schützen. Aber wer, der überhaupt zu denken weiß und nicht ganz und gar in Frivolität versunken ist, hat nicht ähnliche Stimmungen an sich oder andern erlebt? Die antike Welt hatte ihren Juvenal und Lucian, und die neuere Zeit hatte ihren Voltaire und Heinrich Heine. Auch dieser, mehr frivoler Spötter als moralischer Strafredner, fegte den Kehricht und moralischen Abfall unserer Cultur aus allen Winkeln hervor und breitete ihn auf öffentlichem Markte aus, zum großen Vergnügen seines Publikums. Es liegt darin sogar ein gewisses Verdienst, und wenn man sich gerade in lustiger Gesellschaft befindet, in der ein ernstes Wort oder auch nur ein blos sinniger Scherz überhaupt übel angebracht wäre, mag auch der cynische Spötter am Platze sein; aber in Stunden der Einsamkeit und Verlassenheit, wenn ein düsterer Himmel auf uns drückt, sehen wir uns nach einem andern Troste um; wir fühlen dann nur zu tief, was es heißt, in einer entgötterten Welt zu leben, deren Sittlichkeit höchstens eben nur jene bloße Anstandsmoral ist, welche von Heine und zwar nicht mit Unrecht ihres Feigenblatts beraubt und in ihrer Blöße gezeigt wurde. An den Vorkommnissen und Bewegungen der Zeit seit einem Decennium hat sich zum Erschrecken deutlich gezeigt, wie viel unreiner und unedler Stoff in der Mensch heitvorhanden war, wie nahe unsere gerühmte Civilisation an die ausbündigste Barbarei grenzte, wie schauspielerhaft hohl das Pathos war, mit der sich die Phrase spreizte. Der Rausch hatte seine gewöhnlichen bekannten Folgen, und man wachte mit Kopfschmerzen, Schwere und Unbehaglichkeit in allen Gliedern und mit Ekel an sich und den Dingen auf. Der Rausch hatte ein vorübergehendes Roth auf die Gesichter gemalt, an dessen Stelle nun die betrübte Leichenbittermiene trat. Selbst der erlaubte gemüthliche Scherz wurde von diesen Leichenbittern verdrießlich aufgenommen, von andern nicht genossen, weil er nicht so beißend war, wie der Heine'sche Pfeffer, noch so aufgelöst und auflösend, wie die Salze des „Kladderadatsch". Mit dem Reich der Schönheit an sich war es zu Ende; es war, und selbst bei Heine in seiner „Matratzengruft", zu Ende mit jener Selbstgenügsamkeit, womit sich die Eintagsfliege Mensch, womit sich jeder Parvenu zum Mittelpunkte des unendlichen Weltalls aufblähte und zum Gott erhob, womit jeder eingehegte Candidat, wenn er aus seinem Hauslehrerposten endlich in eine Landpfarre einrückte, in bramarbasirendem Tone prahlen durfte, daß er allein durch seines „Willens hehre Kraft" das Schicksal gebändigt und sich dienstbar gemacht habe; die Zeit war zu Ende, wo der Spruch, den sich ein glücklicher Königl des Alterthums täglich zuraunen ließ, der Spruch: Gedenke, daß du ein Mensch bist! gänzlich und bei jedermann in Vergessenheit gerathen zu sein schien.

In der Verzweiflung feierte man in Romanen die Arbeit, oder vielmehr deren pecuniären Ertrag, der ja auch keineswegs zu verachten ist; in culturhistorischen Novellen und novellistischen Culturschilderungen pries man als Universalmittel gegen die Uebel und Gefahren der Zeit die Wiedereinführung der ständischen Gliederungen von ehemals, des Zunftwesens, der alten Haus- und Familienordnung, deren vollkommene Restauration aber nicht denkbar ist ohne die Wiederherstellung der alten Gläubigkeit, der häuslichen Andacht; die Lyrik dagegen wurde didaktisch, moralisirend, idyllisch. Und es war dies gegen die einseitige Herrschaft der hochfahrenden Byron'schen Gott- und Menschenverachtung, der cynischen Grabbe'schen Weltanschauung und der Heine'schen Frivolität ein nothwendiger und im ganzen auch heilsamer Rückschlag; denn inneres Glück war auf diesem Wege nicht zu finden, und zuletzt überfällt auch die stärksten und gerade die edelsten Geister, die sich vielleicht doch sagen müssen, daß sie ihre reichen Gaben nicht in einer der Menschheit wahrhaft segenbringenden Richtung angewandt haben, jene Reue, die keineswegs immer eine Folge von Charakterschwäche ist, oder man müßte denn die unreumüthige Hartnäckigkeit großer und unverbesserlicher Verbrecher für ein Zeichen von Charakterstärke ansehen.

Nun ist zwar die erbauliche und beschauliche Lehrdichtung in Deutschland nie ganz verwaist gewesen, aber sie stand eine lange Zeit doch ziemlich einsam; Rückert war zwar tief und sinnreich, aber zu orientalisch und oft zu künstlich in Formen und Constructionen, um überall verstanden zu werden, und in Schefer's schönen und durch ihre Humanitätstendenz ausgezeichneten Lehrdichtungen begegnet man oft einem verwirrenden Gegen- und Durcheinander von antiken und modernen, von heidnischen und christlichen Anschauungen, von Polytheismus und Monotheismus, von Demuth und Selbstverherrlichung, von einseitigem Schönheitscultus und Vernachlässigung des Schönen u. s. w., als daß der daraus gewonnene Eindruck für den Denker ein völlig klarer und befriedigender sein könnte. Die Lehrdichtung ist seitdem zwar nicht tiefer und originneller, aber einfacher, praktischer, vor allen Dingen allgemein verständlicher geworden und in häufigern Gebrauch gekommen, und sie tritt nicht blos in selbständigen Dichtungen auf, sondern das Bedürfniß für sie kündigt sich überhaupt in dem Bestreben unserer Dichter an, Positives zu geben, statt jenen sittlichen Forderungen, auf denen bisher der Bestand jeder gesellschaftlichen Ordnung ruhte, höhnisch ins Gesicht zu schlagen. Man ist wenigstens froh, wenn auch nur eine Zeit lang etwas zur Ruhe zu kommen, sich zu sammeln und sich ein wenig zu erholen von jenen diabolischen Attentaten gegen die sittliche Ordnung, wie sie sich einzelne die Tagesmeinung beherrschende oder ihr entgegenkommende Dichter und Schriftsteller zu Schulden kommen ließen und an denen nur Personen, die bei der sittlichen Auflösung alles Bestehenden selbst interessirt sind, oder die ganz Boshaften oder die ganz Leichtsinnigen und Gedankenlosen ihre Freude haben können. Indeß können unsere Dichter, die überhaupt in neuesten Zeiten nur auf einen sehr kleinen Kreis Einfluß haben, nicht allein alles thun; es muß ihnen auch eine reinere Staatsmoral, eine gesundere Gesellschaftsmoral und eine mehr den Geist als das Dogma und das Ceremonialgesetz im Auge behaltende, humanere und weniger heuchlerische Religionspraxis zu Hülfe kommen. Frommthuende hohe Geistliche sollten nicht wagen, das Volk zur Entbehrung, Demuth und Zufriedenheit aufzufordern, wenn es bekannt ist, daß ihre Gattinnen oder Töchter Brillantschmuck tragen und daß ihre Wohnungen Stätten des Luxus sind; und es hilft wenig, Redlichkeit, Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit zwar höchst preiswürdig zu finden und diese und andere christliche Tugenden von den Kanzeln herab empfehlen zu lassen, solange die Verhältnisse nur zu oft und zu sehr der Art sind, daß uneigennützige, ehrliche und redliche Männer weniger Einfluß gewinnen als schlaue, schmiegsame, intriguante, ihren Vortheil verstehende Individuen, hier und da bloße Parvenus und Finanzspeculanten, die nicht allzu zarten Gewissens und gerade dadurch als brauchbare Werkzeuge der Gewalt willkommen sind. Unsere Forderungen mögen freilich mehr nach Utopien als in die wirkliche Welt gehören; aber solange der Machiavellismus im Staatsleben und von da rückwirkend auch in der Gesellschaft seine Herrschaft behält, solange wird auch die Moral in der Literatur und überhaupt die öffentliche Moral fortdauernd gefährdet sein, solange wird der Geist Voltaire's und Heine's immer wieder eine neue Incarnation erleben, und man wird sie nicht blos erklärlich, sondern unter Umständen auch nothwendig und heilsam finden.

Zu den didaktischen Dichtern, welche in neuester Zeit das meiste Glück gemacht haben, gehört Julius Hammer, von dem uns hier eine neue Sammlung „Auf stillen Wegen" (Nr. 1) vorliegt. Die Charaktereigenschaften eines Dichters, dessen frühere Sammlungen ein so allgemeines Glück gemacht haben und dessen „Schau um dich und Schau in dich" bereits neun Auflagen erlebte, dürfen wir wol mit Recht als zu bekannt voraussetzen, als daß wir nöthig hätten, uns hier mit ihrer Darlegung ausführlicher zu beschäftigen. Wir wollen nur sagen, was die Freunde seiner Muse hier zu erwarten haben. Hammer liebt es, nicht zu viel auf einmal, nicht dicke Bouquets von Liedern zu geben, sondern kleine Blumensträuße, die sich leicht handhaben lassen, von angenehmem Farbenspiel und zierlicher geschmackvoller Anordnung. So tritt uns auch die vorliegende Sammlung in einem netten, wenig umfangreichen Bändchen entgegen, das sich besonders zu Festgeschenken eignet und auch als freundlicher Begleiter auf Reisen und Spaziergängen dienen kann. Die gegenwärtige Sammlung ist von gemischterm Charakter als seine frühern, und zur Gattung des Didaktischen gehört genau genommen nur die erste kleine Abtheilung: „Suchet, so werdet ihr finden." Hammer verbindet mit dem Lehrreichen fast immer einen lyrischen Grundton, etwas Sangbares, und diese Eigenschaft trägt wol besonders dazu bei, seine didaktischen Gedichte einem großen Leserkreis werth und theuer zu machen. Ueber-

haupt tritt das Lehrhafte bei ihm meist in Form eines sinnigen Gedankens, oft auch einer elegischen Empfindung auf, wie in folgendem Gedichtchen:

Schmal und klein.

Es ist ein Hügel schmal und klein,
Dein Arm schon, er umfängt ihn leicht,
Doch schließt ein weit Gebiet er ein,
Das bis zur Jenseitsgrenze reicht.

Es ist ein Hügel schmal und klein,
Den mit dem Haupt du überragst,
Und doch — in den du tief hinein,
Tief in den Himmel schauen magst.

Mehr als der Mund der Wissenschaft
Erschließt dir hier der Sterne Licht,
Wenn sich's mit süßer Tröstungskraft
In deines Auges Thränen bricht.

Wär' nirgends auf der Erde Raum
Dir einer Heimat heilig Gut —
Der Hügel wär's, das Stückchen Grund,
Darunter dir ein Liebstes ruht.

Von den Distichen führen wir nachstehendes an:

„Weniger schlecht sind die Menschen, als kleinlich und schwach."
O gewiß, Freund!
Aber bei Kleinlich und Schwach macht sich das Schlechte von selbst.

Hierauf folgt ein Sonettencyklus: „Frühe Weihe", Reminiscenzen aus des Dichters Kinder- und Jünglingsjahren mit Hervorhebung besonders derjenigen Momente, die den Dichtergeist in ihm weckten, und seinen Sinn unter anderm auch auf Hellas' Heldengesänge, noch mehr aber auf das deutsche Volkslied und auf Deutschlands glorreichste Kaiserzeit lenkten. Hammer handhabt die schwierige Form des Sonetts mit außerordentlicher, fast spielender Leichtigkeit, wie das nachstehende zeigen mag:

In der Kinderstube.

Da bist du, klein Gemach, du trautes schlichtes,
Du, das mit seiner Kinderspiele Segen,
Vom Prunk der hellen Zimmer fern gelegen,
Mich grüßt im Dufte süßen Dämmerlichtes.

Ein stummes Räthsel, — aber horch, jetzt bricht es
Sein eignes Schweigen durch ein leis Bewegen,
Wie sich im Schlaf geschloßne Lippen regen
Und Klänge flüstern eines Traumgedichtes.

Am Schaukelpferd im Winkel klirrt der Bügel,
Im niedern Fache hier die Bilderbogen,
Von selbst entfalten sie die bunten Flügel.

Und dort, noch ist vom moosgeschwellten Hügel
Mein ausgestorfter Falk nicht fortgeflogen,
Wie weit auch ich, wie lang' umhergezogen.

Zu den weitern Lebensbekenntnissen gehören auch die folgenden Abtheilungen: „Eine Jugendliebe" und „Aus schweren Stunden". An schweren Stunden fehlt es keinem, am wenigsten aber einem Dichter, der vermöge seiner nervösen Reizbarkeit und Empfänglichkeit sich so manches zum Herzen nimmt, was andern keineswegs eine schwere Stunde macht. Ohne diese Eigenschaft, die ihn zugleich beglückt und quält, würde er überhaupt nicht Dichter sein. Gröber besaitete Instrumente bringt selbst der Sturmwind eher zum Brechen als zum Tönen; aber das Gemüth eines Dichters ist wie die Aeolsharfe, die auch dem leisesten Lufthauch mit einem Klagelaut antwortet. Man erwarte jedoch trotz des düstern Titels in dieser Abtheilung der Sammlung keine zu herzbrechenden Geschichten. Der Dichter, seiner ganzen Natur nach mehr weich als herb, neigt sich mehr zu wehmüthiger Auffassung und Schilderung, als zu leidenschaftlicher Opposition gegen Welt und Schicksal, und auch seine schmerzlichsten Ergüsse weiß er in anmuthige Formen zu kleiden und in melodischen Klängen auszuhauchen, wie folgende Probe zeigen möge:

Es ist die alte Weise.

Ein trauriges Lied — ist's hier, ist's dort? —
Tönt aus der Tiefe, der feuchten;
Da fängt's am dunkelbebuschten Ort
Hellblinkend an zu leuchten.
Die Unken rufen: Weh, o weh!
Glühwürmchen fliegen leise —
O Herz, sei still, so war's von je,
Es ist die alte Weise.

Wo aus der Grotte der Bronnen quillt,
Beginnt sich's heimlich zu regen;
Der weißen Dryade Marmorbild
Streckt mir die Arm' entgegen.
Verstohlen weint der Quell Ade!
Ein Lüftchen schauert leise —
O Herz, sei still, so war's von je,
Es ist die alte Weise.

Nun steht der Sommer in vollster Pracht,
Doch schon in Erinn'rung versunken;
Ist darum so sternenleer die Nacht,
Als wär' sie von Schwermuth trunken?
Aus höchster Lust klingt tiefstes Weh
Und banges Fragen leise —
O Herz, sei still, so war's von je,
Es ist die alte Weise.

In solchen Gedichten muß man sich eben dem süßen Klange hingeben, wenn er auch im Grunde nur dämmerige Ahnungen statt bestimmter Vorstellungen in dem Gemüth des Lesers hervorruft.

Die folgende Abtheilung wird von einer Auswahl in Form und Inhalt meist gleich ansprechender Balladen gebildet, unter denen sich auch einige befinden, welche humoristische Volkssagen behandeln. Hier und da scheint uns die Ausführung der durch den Stoff erforderten Knappheit zu entbehren, wie in der Ballade „Die Schmiede am Bodensee". Aloys Schreiber hat, wie uns dünkt, in seiner Ballade „Meister Oluf", die freilich auch wol seine gelungenste ist, eine ähnliche Sage viel gedrängter und dadurch wirksamer und großartiger behandelt. Dagegen scheint uns das Unheimliche und Düstere des Stoffs in folgender Ballade recht charakteristisch ausgedrückt zu sein:

Im Jägerhaus.

Ein trübes Lämpchen im Jägerhaus
Lugt in die schwarze Nacht hinaus.
Großmutter, schläfst du?
Wie schrein die Käuzchen heut' so schrill,
Die Alte murmelt: „Wie Gott will!"
Und nickt ins Bibelbuch.

Das Mädchen, könnt' es verfingen sich
Die Angst, die's plötzlich überschlich!
Großmutter, schläfst du?
Die Alte murmelt was von Fluch
Und senkt das Haupt aufs Bibelbuch, —
Im Hofe knurrt der Hund.

Wie röchelnd hebt die Wanduhr aus;
Ach, käm' der Vater nur nach Haus!
Großmutter, schläfst du?
Großmutter, fleh' mir ins Gesicht!
Die Alt' ist stumm und rührt sich nicht, —
Der Hund kratzt an der Thür.

Laternenschein kommt durch die Nacht,
Und eine Bahre still und sacht —
Großmutter, schläfst du?
Das Mädchen wird wie Schnee so weiß,
Ans Fenster klopft ein Finger leis,
Doch niemand hört's im Haus.

Diese Ballade beweist übrigens, wie sehr der bloße Klang und Ton, die geschickte Einfügung eines Refrains u. s. w. dazu beitragen können, einen wenn nicht unbedeutenden, doch höchst einfachen und in seinen Grundzügen schon öfters behandelten Stoff zu heben und ihm den Anstrich und Reiz des Neuen zu verleihen.

Die nächste Abtheilung: „Sommerklänge", enthält manches Hübsche, darunter:

Mein Asyl.

Verschone meine Rosen,
Du wilder Sommersturm;
Hast Raum, dich auszutosen,
Hoch über Stadt und Thurm.
Von dorten ruf' den Menschen zu:
„Zu Frieden lebt und haltet Ruh!"
Verschone meine Rosen,
Du wilder Sommersturm!

Plaudernd von heitern Losen
Des Thales Quelle rinnt;
Hier laß die Lüftchen kosen
Und spielen weich und lind.
Hier fühl' ich, tief in mir erhellt,
Versöhnt mich mit der ganzen Welt; —
O, schone meine Rosen
Und mein geliebtes Kind!

Sehr sinnig und freundlich sind auch die beiden Gedichte: „Der erste Gast im neuen Haus" und „Nach dem Einzug":

Es wohnt sich eigen gewohnheitstraut
Im Haus, das man sich selbst gebaut,
Du sahst es wie ein wachsend Leben
Aus seinem Grund zum Lichte streben,
Bis auf dem First des Daches oben
Sich der geschmückte Baum erhoben;
Denn alles, was dem Menschen glückt,
Wird mit Gewachs'nem gern geschmückt u. s. w.

Die beiden letzten Abtheilungen: „Gedenk- und Denkste" und „Aus geselligem und freundschaftlichem Verkehr" bestehen aus Fest- und Gelegenheitsgedichten, in denen der Dichter, seiner Natur gemäß, überall die gemüthlichen und sinnigen Beziehungen mit Glück hervorheben und seine Virtuosität in Behandlung von Sprache, Vers und Reim aufs beste geltend zu machen gewußt hat. Es befindet sich darunter ein Sonett: „An Gellert's Geburtsstadt Hainichen", worin es von Gellert heißt:

Er war so recht und ganz der schlichte Gute,
Daß er für alle Zeiten ließ erkennen,
Wie viel es sei, in Wahrheit gut zu heißen.

Außerdem heben wir noch den Prolog zu einem Concert für die Tiedge-Stiftung, die Sonette zur Enthüllung der Standbilder in Weimar, die Gedichte an den Geheimen Medicinalrath Carus, Berthold Auerbach, den verstorbenen Dichter und Legationsrath Wilhelm Gerhard, die Frau Majorin Friederike Serre als die theils durch allgemeine theils persönliche Beziehungen interessantesten hervor. Das Gedicht an Berthold Auerbach gibt uns über den Titel zu Julius Hammer's früherer Liedersammlung „Zu allen guten Stunden" folgenden Aufschluß:

Die Aufschrift, die dies Büchlein trägt,
Hast du, mein Freund, erfunden,
Und fragst du, welchen Wunsch sie hegt,
So sagt sie: „Stets neu aufgelegt
Zu allen guten Stunden!"

Karl Egon Ebert, der Verfasser der „Frommen Gedanken eines weltlichen Mannes" (Nr. 2), ist schon seit einer Reihe von Jahren als Ehrenmann und als ein geachteter Dichter und Schriftsteller genannt und bekannt; schade nur, daß der Ehrentitel eines „geachteten" Schriftstellers in Deutschland in der Regel nicht hinreicht, um seinen Erzeugnissen einen großen Kreis von Käufern und Lesern zu verschaffen; meist muß sich ein solcher „geachteter Schriftsteller" mit der sehr stillen Anerkennung weniger begnügen, und es kann kommen, daß er in manchen Augenblicken an der eigentlichen Bedeutung des Worts Achtung irre wird. Doch wir hoffen und wünschen, daß diesen „Frommen Gedanken" eine recht rege, allgemeine und dauernde Theilnahme entgegenkommen möge, denn sie verdienen diese Theilnahme zu finden. Egon Ebert besitzt nicht die Anmuth und den lyrischen Schmelz Julius Hammer's; er versteht um so zu sagen nicht so wie dieser Toilette zu machen; seine Gedichte sind nicht so sangbar und einschmeichelnd. Aber den Dichter der „Frommen Gedanken" charakterisirt eine gewisse Männlichkeit, Geradheit und Offenheit; er will lieber wahr sein als anmuthig und er wird daher zuweilen auch herb und bis zu einem gewissen Grade unschön. Die Erscheinungen und Gegenstände außer ihm sind ihm nicht Spiegelbruchstücke, die vorzugsweise dazu dienen sollen, sein Ich, seine eigenen Freuden und Leiden zu reflectiren; vielmehr empfindet er die Schmerzen und Leiden ihm ganz Fernstehender mit derselben Intensität, als wären es seine eigenen, während er diese in den Hintergrund treten läßt. Er ordnet im allgemeinen die Kunst der Wahrheit, nicht diese der Kunst unter. Es ist ihm nicht um ästhetische Verschönerung und Ueberfirnissung der Gesellschaft, sondern um Besserung und Heilung ihrer Gebrechen zu thun. Idealist in seinen Anschauungen und Tendenzen, ist er als Sittenschilderer Realist, und mit unerbittlicher Energie schildert er die moralische Schlechtigkeit, wo er sie findet und wie er sie findet, während er doch auch für das

urſprünglich Gute und Edle im Menſchen einen hohen Grad von Empfänglichkeit bewahrt hat. Die Worte des verſtorbenen Varnhagen über die vorliegenden Dichtungen, die ihm im Manuſcript bekannt wurden, ſind wol ſchon anderwärts gedruckt; doch wollen wir ſie auch an dieſer Stelle mittheilen, weil wir auch unſererſeits ihnen nur zuſtimmen können. Varnhagen's kurz vor ſeinem Tode niedergeſchriebenen Worte lauten:

Gleich die Hauptſache berührend, erkläre ich unumwunden, daß ich der Richtung und Tonart der „Frommen Gedanken" aufrichtigſt beiſtimme. Es iſt hier ein Dichtungsgebiet eröffnet, wo die Phantaſie nicht in wilden Schweifungen, ſondern, begleitet von Verſtandesklarheit, in weiſen Betrachtungen ſich ergeht. Der Leſer dieſer Gedichte muß die innigſte Hochachtung für den Dichter fühlen und in ſich ſelber bald eine wohlthuende Einwirkung von ihnen wahrnehmen; dies kann ich wenigſtens von mir rühmen, und ich denke, vielen andern wird es ebenſo ergehen. Ein ſittlicher Kern, wie hier überall zu Grunde liegt, vom Schmuck der Dichtung umgeben, in blühender und reicher Sprache, hat von jeher dem deutſchen Gemüth entſprochen, Beifall und Zuſtimmung angeregt. Auch dieſe Gabe darf meines Erachtens mit Gewißheit auf dankbare Empfänger hoffen.

Wir brauchen wol nicht erſt ausdrücklich hervorzuheben, daß Ebert's „Fromme Gedanken" keine aus der dumpfen Kelleratmoſphäre des hoffähigen und ſich auf weltliche Vortheile ſehr wohl verſtehenden modernen Pietismus, der von dem demüthigen Pietismus der Spener und Jung-Stilling wohl zu unterſcheiden iſt, hervorgegangene ſalbungsvolle Phraſen ſind. Ebert ſelbſt ſagt:

Wahrhaft fromm nenn' ich
Solcherlei Gedanken,
Die an Edles ſich
Stets und Würd'ges ranken;

Die der Weſen Grund
Innerlich betrachten,
Und auf ſeltnen Fund
In Gemüthern achten;

Die Gefühl' erſpähn,
So in Herzenstiefen,
Kaum von uns geſehn,
Unerklärt noch ſchliefen;

Die, was Gott erſchuf,
Uns bewundern laſſen
Nützlichen Beruf
Jedes Dings erfaſſen u. ſ. w.

Fromme Gedanken ſind ihm diejenigen, die zur Liebe mahnen; aber

. . . auch der Zorn
Iſt nicht ausgeſchloſſen,
Wenn er aus dem Born
Reinen Sinns gefloſſen;

Denn nur der iſt gut,
Der nur liebt das Rechte,
Dem nicht fehlt der Muth,
Anzugehn das Schlechte.

Jeſus war voll Lieb'
Auch, da er im Eifer
Aus dem Tempel trieb
Käufer und Verkäufer;

Treiben möcht' auch ich
Aus der Erde Tempel,
Was nicht tief in ſich
Trägt des Geelu Stempel.

Wenn er, ſagt er weiter, mit ſeinen frommen Gedanken nur ein Herz durchdringe, ſo ſei ihm ſchon viel gelungen:

O, ein Herz iſt viel!
Würde ſtets genommen
Eins zum guten Ziel,
Allen wär's zum Frommen.

Aehnlich ſagt er in dem Gedicht „Wohlthat", nachdem er darüber Klage geführt, daß, wer Barmherzigkeit ſäet und Liebe ſäet, meiſt nur Undank ernte:

Schüttle den Ueberfluß aus den Händen!
Retteſt du Hunderte nicht vom Falle,
Iſt doch dein Ausſtreun kein Verſchwenden,
Einer gilt und lohnet für alle.

Der Dichter wendet ſich mahnend und warnend an das jüngere Geſchlecht:

Sprich mit den Alten auch; die grauen Haare
Verläſtert jetzt Europas jung Geſchlecht,
Indeß der Hottentott und Delaware
Den Greis beräth im Frieden, im Gefecht;
O glaube mir, nur der blickt recht ins Klare,
Der lang geſehn das Unrecht und das Recht,
Die Welt wird dann auf ſicherm Weg nur wandeln,
Wenn Aeltre denken, und die Jungen handeln.

Drum richte dich nach der Erfahrnen Lehre,
Und an das Edle ſetze Gut und Blut,
Steh feſt, ein Fels im aufgeregten Meere,
Sei muthig, aber flieh den Uebermuth;
Such' keinen Ruhm; des Mannes ſchönſte Ehre
Iſt ſeines Werthes unverletztes Gut.
Gelang's dir, höchſten Beifall zu erlangen,
Was frommt er dir, kannſt du dich ſelbſt nicht achten?

Des Vortheils Lockung flieh! es treffe Schande
Den Selbſtling, der ſich an der Wirrung freut,
Der Beute ſucht im allgemeinen Brande,
Der ſich bedenkt in ſolcher Unglückszeit;
Sieh Jüngling, hin! an eines Abgrunds Rande
Steht eine Menſchheit, biſt du nicht bereit,
Ein zweiter Curtius, dich dem Tod zu weihen,
Wenn's gilt, vom Unheil viele zu befreien?

Aufs heftigſte geißelt er, namentlich in dem Gedicht „Eine ſchöne Frau", jene geiſt-, herz- und ſeelenloſen Modefrauen, die, eine Plage und ein Hauptſchaden unſerer Zeit, mit den männlichen Stutzern jetzt ſelbſt oft im Punkte geckenhafter Keckheit und Frechheit wetteifern, die „der erſte Damenſchneider und nicht der Allerzeuger ſchuf", deren natürlich Bild man „vor Spitzen, Schleiern, Federn, Bändern" nicht zu erkennen vermag. Er erinnert ſie mit ergreifenden Worten an die Zeit, wenn alle dieſe Toilettenkünſte nicht mehr hinreichen, die faltige Stirn zu glätten, den eingeſunkenen Wangen Fülle und den erloſchenen Augen Glanz zu verleihen:

Wenn dir dein Aeußres ward zur Plage,
Und dir von innen kommt kein Schein,
Wie qualvoll werden deine Tage,
Wie arm, wie elend wirſt du ſein!

Zu den ſchönſten Gedichten der Sammlung gehören wol folgende: „Ein altes Häuschen", „Lenzfreude" und dem Schluß:

Von Schönem bin ich tief erfüllt,
Wie wird der Schlummer ſein ſo mild,
So geh' ich, Gott, mit dir zur Ruh,
In allem Schönen biſt ja du! —

sodann „Lerche und Seele", eine trefflich durchgeführte Allegorie mit den Schlußstrophen:

Zwischen Himmel und Erde so
Bleibst du im steten Wandern,
Bist des einen selig froh,
Und erfreust dich der andern.

Einst fällt aller Ballast von dir,
Sonnenwärts wirst du schweben,
Aber hier genüge dir
Dieses Lerchenleben.

Ferner „Die Mannesthräne", „Keim und Kind" und „Die Sonnenfinsterniß". In „Keim und Kind" fragt der Dichter:

Das Kind, wenn Mann einst, wird es wirken
Fürs Heil der Menschheit ernst und kühn,
Wird's, wenn es Weib, in den Bezirken
Des engen Hauses freudig blühn?
Wird's nicht vielleicht die Welt erschüttern,
Vielleicht vergessen untergehn?
Wird man es lieben, vor ihm zittern,
Wird auch ein Herz sein Herz verstehn?

Er ruft die ewige Weisheit an:

Ist es bedroht von Unglücksblitzen,
Dann nimm es lieber wieder heim;
Doch winkt ihm Heil, so woll' ihn schützen,
Den kleinen großen Menschenkeim.

In dem Gedicht „Die Sonnenfinsterniß" schildert er, wie er ins Feld hinausgegangen, um die Wirkungen der Sonnenverschattung zu beobachten, ihm zur Seite ein Freund,

Der nie sich wollt' erschüttert zeigen,
Der als ein Geist, der stets verneint,
Vor nichts sich wollt' in Demuth beugen;
Mit seiner Zunge, scharf und spitz,
Wußt' alles gleich er zu zersetzen,
An allem Zweifler, traf sein Witz
Das Höchste, das wir andern schätzen.

Dieser Freund sucht ihm unterwegs zu beweisen, daß ja ein solches rein mechanisch erfolgendes Naturschauspiel gar keine Bewunderung verdiene; nur vor des Menschen Geist, der es dahin gebracht, ein solches Schauspiel Jahrhunderte vorauszuverkünden, müsse man sich beugen. Und der Dichter:

„Und wer" — so rief ich — „wer erschuf
Des Menschen Geist?" — ich sprach nicht weiter,
Getroffen hatte wol mein Ruf,
Denn ganz verstummt war mein Begleiter.

Die eigenthümlichen Wirkungen der Sonnenfinsterniß beginnen inzwischen sich zu zeigen:

Da — in der Luft mit einem mal
Erhob sich leises Wehn und Flüstern,
Das Licht erbleichte, wurde fahl
Und rings begann sich's zu verdüstern,
Und immer tiefer tauchten ein
Die Au'n und Matten, Thäler, Höhen
In einen bläulich grauen Schein,
Ein Zwielicht, seltsam anzusehen.

Wir blickten auf; — das Angesicht
Der Sonne war von kranker Bleiche,
Wie dessen, dem das Auge bricht,
Dann wie das Bild schon einer Leiche.
Ein dichter Flor war's, der es barg
Und immer weiter weiter rückte,
Bis kaum hervor noch aus dem Sarg
Das fahle Todtenantlitz blickte.

Seitdem kehrte sein Freund nie wieder zum Spott zurück:

Es hatte Gott zu ihm gesprochen,
Ein einz'ger großer Augenblick
Des Mannes geist'gen Stolz gebrochen.

Sinnreich ist das Gedicht „Ein schlechtes Buch", eine Diatribe über ein vom Modegeschmack ausposauntes Buch, das er seinem Freunde wieder zurückschickte:

. . . . In hastiger Eile
Aus meinen Büchern schied ich's aus,
Mir war, solang' es hier, als weile
Ein böser Geist in meinem Haus.

Man hat Ebert's Poesie Reflexionspoesie genannt; wir möchten sie lieber Gesinnungspoesie nennen, die Poesie sittlicher Gesinnung und ernsten männlichen Wollens. Es ist die Poesie, welche an diejenigen Schäden und Wunden der Menschheit Hand anlegt, für die unsere classischen Dichter, die Mehrzahl der romantischen, die Anhänger Byron's und Heine's keinen Blick hatten. Ob man diese Poesie dichterisch finden will, ist dabei ziemlich gleichgültig; es kommt nur darauf an, ob sie auch heilsam und segensreich ist. Diejenigen freilich, welche das Princip aufstellen, daß ein moderner Dichter auf einem freien moralischen Standpunkt oder genauer ausgedrückt, auf gar keinem sittlichen Standpunkte stehen müsse, werden diese Poesie allerdings „zopfig" finden. Gilt doch heutzutage manchen ein Buch schon deshalb für zopfig und unpoetisch, weil unschuldige junge Leute bei seiner Lectüre nicht zu erröthen brauchen, gerade als ob es ein Hauptvorzug der Poesie sei, Empfindungen zu erregen und Vorstellungen zu erwecken, die nur bei ganz hartgesottenen Menschen keine Schamröthe mehr hervorrufen. Damit soll übrigens nicht gesagt sein, daß die sittliche Tendenz allein schon einem literarischen Erzeugnisse poetischen Werth verleihe, oder daß ein Werk, welches in diesem oder jenem Punkte gegen die Sittlichkeit verstößt, dabei doch nicht auch ein Werk von hervortretender, ja überragender dichterischer Bedeutung und für Leser gereiftern Alters eine ebenso genußreiche als bildende Lectüre sein könne.

Zu Adolf Peters' „Preisgesängen" oder „Natur und Geist" (Nr. 3) übergehend, möchten wir fast bedauern, dieser Sammlung keinen besondern Artikel widmen zu können, da sich eben zu viele gleichartige oder doch richtungsverwandte Erscheinungen, von denen jede wieder ihre eigenen Vorzüge besitzt, auf unserm Büchertisch zusammengefunden haben. Es herrscht in Adolf Peters' Dichtungen ebenso wol hymnischer Schwung der Sprache als der Empfindung, eine Innigkeit und Inbrünstigkeit des Sichversenkens in Natur und Gottheit, in den Abgrund der ewigen Schöpferkraft und der göttlichen Liebe, wie wir sie bei modernen Dichtern selten gefunden haben. In der ersten Abtheilung „Natur" sucht der Dichter Gott in der Natur, in den Himmelserscheinungen, besonders aber in der Pflanzen- und Blu-

menwelt auf, und wir finden darunter Gedichte von so erhabener Schönheit wie das folgende:

Himmel und Erde.

Erde.

Komm, Geliebter, mein Verlangen,
Mein Gebieter, mein Geleit,
Mich erlösend zu umfangen
Steig' herab im Sternenkleid!
Eile, der du mich erkoren,
Hole endlich deine Braut!
Manch Jahrtausend ist verloren,
Seit mein Auge dich geschaut.

Die Lebendigen, die Todten,
Alle sind dir zugethan,
Und die Wolken, meine Boten,
Suchen täglich deine Bahn.
Wälderwipfel, Frühlingsbeete
Drängt ein Liebeshauch hervor,
Und die Sterne wie Magnete
Ziehn die Geisterwelt empor.

Eile, eile mir zu geben,
Was dein Blick mir längst verhieß,
Komm mit deinem ew'gen Leben,
Deinem sel'gen Paradies!
Meine Sehnsucht, meine Klage,
Jede Noth, woran ich litt,
Schwindet mit dem Hochzeitstage
Und das Weltall feiert mit.

Himmel.

Die Jahrtausende laß fliehen,
Die Gestirne ewig hin
Liebehuldigend umziehen
Meine treue Wallerin.
Denn es hält die alte Schlange
Ihren Bräutigam umspannt,
Ach er ward vom Uranfange
An die Ewigkeit gebannt.

Aber dir um junge Glieder
Spielt der Zeit lebend'ge Flut,
Lust und Leid wogt hin und wieder
Und mein Blick ist deine Hut.
Meine Sonnenküsse brennen,
Ihre Glut verzehrte dich;
Ewig suchen, ewig trennen
Sollen Erd' und Himmel sich.

Laß im Hoffnungsquell genesen,
Die erkrankt in Liebesglut,
Wer im Glauben mich erlesen,
Dessen Los ist groß und gut.
Die du mütterlich umschmiegtest,
Mit der Liebe Milch genährt,
Alle Guten, die du wiegtest,
Ruhn in meinem Arm verklärt.

Die zweite Abtheilung unter dem Titel: „Gott", ist dem unmittelbaren Gottesdienst gewidmet, und man weiß, daß dieser Dienst in unsern Tagen ein sehr schwerer ist und wenig auf Anerkennung rechnen darf; denn der bekannte und wahrscheinlich von einem auf Fron und Robot eifrig haltenden mächtigen Herrn erfundene Spruch, daß Herrendienst vor Gottesdienst gehe, hat jetzt eine so weite und unbeschränkte Ausdehnung erhalten, daß es fast keinen Herrn gibt, der sich nicht wieder für einen höhern und zuletzt den allerhöchsten Herrn dieser Welt, den Mammon, abarbeitete. Wer Gott dient, und zwar im Tempel seiner Brust und im Allerheiligsten seines Herzens, wird freilich auf jeden äußern Lohn verzichten müssen; ja es kann sogar leicht geschehen, daß er auch den Spott der Weltkinder und der Diener des Mammon auf sich nehmen muß. Freilich geht es diesen zuletzt sehr oft wie dem reichen Manne, der in Irrsinn verfiel und von dem unser Dichter erzählt:

Im Haus des Wahns sah ich ein Haupt,
'Nen Krösus, der sich Bettler glaubt;
Könnt' auf eine goldne Krone setzen,
Wand eine sich aus Stroh und Fetzen!
Er stierte in den Quell des Lichts
Und schwur und schrie: „Ein großes Nichts!"
Er ballte die Faust, als ich weiter ging,
Und brummt' in den Bart: „Nichts ist das Ding!"

Das Gedicht „Die Götter der Hellenen" ist gewissermaßen ein Gegenstück zu Schiller's Gedicht „Die Götter Griechenlands", indem der Verfasser schließt:

Erkenn' es, was menschlich hehr und groß,
Ist göttlich, doch ward es zum Gotte,
Dann theilt es der Menschen sterblich Los,
Verfällt, umfabelt, dem Spotte.

Die Glut erlischt, die den Busen geschwellt,
Das Heilige dient dem Gemeinen,
Hohnlachend schwelgt die entartete Welt
Und alle Genien weinen.

Drum preise den Höchsten und preise den Sohn,
Es sprang der Beseligung Funken
Aus Gluten, darin der olympische Thron
Mit allen Göttern versunken.

Es folgt eine Reihe von Psalmen, nach einem System wiedergegeben, über das sich der Dichter in den Anmerkungen ausführlicher ausläßt, eine Nachbildung des Kreuzliedes von Hartmann von der Aue, eine neue Uebersetzung des „Dies irae, dies illa" und eine Rhapsodie „Die ewigen Säulen", die zwar voll hymnologischen Schwungs, poetischen Feuers und stellenweise auch tiefer Anschauungen, dabei aber doch chaotischer, wortreicher und unklarer ist, als sich für ein Gedicht philosophisch-religiösen Inhalts ziemen möchte. Wie Gott selbst zugleich der erhabenste und einfachste Begriff ist, so ist auch überhaupt alles Erhabene einfach. Wer das Erhabene schildern will, muß eher wortkarg als wortreich sein. Etwas zur Unklarheit und Uebertriebenheit im Ausdruck neigt überhaupt unser Dichter seiner ganzen Natur nach, weshalb wir auch fürchten möchten, daß seine Dichtungen nicht die allgemeine Verbreitung finden werden, die sie sonst wegen ihres Inhalts verdienen. Ein Berichterstatter über die von Karl Simrock herausgegebenen „Deutschen Weihnachtslieder" wies jüngst in den Brendel-Pohl'schen „Anregungen" auf die „ergreifende Hoheit religiöser Anschauung", und die „innige Gemüthstiefe" hin, welche die ältern deutschen Kirchenlieder charakterisiren, hob unter den neuern, obschon in diesen nicht immer die gleiche Herzensgüte und religiöse Aufrichtigkeit zu finden sei, besonders die „Verkündigung" von J. Kerner, das „Du lieber, heil'ger frommer Christ" von E. M. Arndt und einige

Kreide und Tertiärzeit. Übersichtskarte 1 : 6000000 (Kreide- und Tertiärzeit). Mit Text. Gotha, Justus Perthes, 1911. 8°. 1 Bl. Text, 1 Karte. (Stieler's Handatlas. 9. Aufl. Nr. 76.)

kennung der Edlern und Beſſern bleibt nicht aus. Die Darſtellung eines ſolchen idealen Muſterlebens kann lehrreich ſein, wenn man überhaupt noch fähig iſt, Lehre anzunehmen. Die Dichtung iſt offenbar aus einem bewegten und rein geſtimmten Herzen hervorgegangen, ſie iſt ſtellenweiſe beredt, eindringlich und erhebend, in der Erkenntniß und Darſtellung ſittlicher Gebrechen oft tiefwahr, und ſo mag man ſich wol einzelne ſprachliche Nachläſſigkeiten, einige harte Eliſionen und eine gewiſſe Monotonie in der Form gefallen laſſen. Die Verfaſſerin ſelbſt wendet ſich mit ihrer Dichtung vorzugsweiſe an die Mütter; ſie ſagt in der Widmung:

Den Gottesgeiſt zu ſuchen, zieht ihr aus
Und tretet ein in jedes Gotteshaus!
Und ſchaut zu Kanzel und Altar hinauf,
Und ſchlaget Bibel und Geſangbuch auf!
Und beuget unter Prieſterhand das Haupt
Den Gott zu ſuchen, den die Seele glaubt!
Doch daß das Menſchenherz hier auf der Erde
Des Gottesgeiſtes ſchönſter Tempel werde,
Daß jede Stunde, die das Leben bringe,
Als Gottesgruß euch an die Seele dringe,
Daß euer irdiſch Wollen, Sein und Handeln
In einen Gotteshauch ſich mög' verwandeln,
Daß Gott in euch denkt wie er durch euch ſpricht,
Das, Menſchen, glaubet und erſtrebt ihr nicht!
O Mütter, euch vor allen iſt gegeben
Das Evangelium von dem Gott im Leben,
Auf daß ihr's euern Kindern ſollt erzählen
Und ihren Geiſt dem Gottesgeiſt vermählen,
Um nützend euer heilig ſchönes Recht,
Zu bilden ein Gott würdiges Geſchlecht!
Drum euch, den Gründern einer neuen Zeit
Sei dieſer Stunden Gottesgruß geweiht!

Folgende zwei Gedichtſammlungen gehören genau genommen nicht eigentlich in den Kreis der hier beſprochenen Dichtungen, aber wir fügen ſie hier an, weil eine mehr weiche, idylliſch-gemüthvolle, dem Taumel und Lärm der Welt abgewandte Stimmung beiden Dichtern eigen iſt:

5. Gedichte von Richard Pohl. Weimar, Landes-Induſtrie-Comptoir. 1859. 16. 15 Ngr.
6. Gedichte von Karl Wilhelm Baß. Leipzig, C. L. Fritzſche. 1859. Gr. 16. 15 Ngr.

In den Gedichten Richard Pohl's, der ſich durch manche werthvolle Beiträge zu den „Anregungen" als einen ſoliden Kritiker bekannt gemacht hat, löſt ſich die Reflexion ganz in Empfindung und die Empfindung in ſprachliche Muſik auf. Man darf ſeine Sammlung nach einer Bemerkung der „Neuen muſikaliſchen Zeitung" geradezu „als einen von muſikaliſcher Seite ausgehenden Verſuch begrüßen, Dichtkunſt und Tonkunſt immer innig er zu verbinden". Der Verſuch mußte ihm um ſo mehr gelingen, da er als Muſikverſtändiger mit den hierzu erforderlichen Bedingungen hinlänglich vertraut iſt. Die meiſten dieſer Gedichte ſind urſprünglich für Muſik beſtimmt und einige von ihnen ſchon vorhandenen Compoſitionen angepaßt. Der Grundton der ganzen Schöpfung iſt unſerm Dichter Muſik:

Muſik durchwogt die ganze Welt,
Wenn du nur hören magſt,
Und gläubig lauſchend der Natur
Den Weltengeiſt befragſt.

Muſik iſt's, wenn im Abendſchein
Die Welt zur Ruhe geht,
Durch grüne Waldeseinſamkeit
Der Odem Gottes weht.

Muſik iſt's, wenn in Vollmondsnacht
Die Welle glänzt und rauſcht,
Und mit dem Schilf am Ufer ſpielt
Und flüſternd Märchen tauſcht.

Muſik iſt's, wenn der Nebel wallt
Beim erſten Morgengraun,
Der Alpen Gipfel ſtill erglühn,
Eh' ſie die Sonne ſchaun.

Muſik iſt's, wenn mit einem Blick
Zwei Seelen ſich verſtehn,
Zwei junge Herzen, ſelig ſtumm
Die Liebe ſich geſtehn.

Der Dichter bevorzugt die kurzen Rhythmen, weil ſie die muſikaliſchſten ſind und am meiſten ſich zur Compoſition eignen. Viele derſelben ſind ſchon an ſich Muſik, z. B.:

Heimkehr.

Jetzt lenkt mich, ihr Füße,
Zur Heimat, zur Heimat!
Was wankt ihr ſo ſehr?
Auf, eilet ihr Grüße
Von Echo zu Echo
Im Flug vor mir her!

Ihr lachenden Auen,
Ich grüß' euch, ich grüß' euch!
Kennt ihr mich nicht mehr?
Ihr Augen ſollt ſchauen
Die Liebſte, die Liebſte!
Was trübt euch ſo ſehr?

In andern findet man eine anmuthige Naturſchilderung oder ein treffendes Bild oder Gleichniß, z. B. in folgendem Gedichtchen, in welchem die faſt allen tiefern lyriſchen Gemüthern eigene Unbefriedigung und ihre Sehnſucht nach einer fernen beſſern Heimat in bezeichnender Weiſe ausgedrückt iſt:

Die Möve.

Einſame Möve! Vom dürren Strand
Durch Sturm, durch Nebel vorwärts dringend,
Nach unbekanntem, nach fernem Land
Von Woge dich zu Woge ſchwingend.

Du biſt des einſamen Sängers Bild,
Dem liebeleer ſein Leben ſchwindet,
Nach einer Heimat mit Sehnen erfüllt,
Die er auf Erden nimmer findet.

Die Schwinge berührt das donnernde Meer,
Die Blicke ſind nach oben gerichtet,
Die Welt umher iſt öde und leer:
So hab' ich gerungen, ſo hab' ich gedichtet!

Der Dichter denkt von ſeinen Liedern übrigens ſehr beſcheiden; er ſagt von ihnen:

Kleine Lieder, unverhofft
Sollt den Blicken ſagen,
Was ich liebte, was gehofft
Und — was ſtill zu tragen.

Schmückt ihr der Geliebten Bild,
Eh' die Blüten fallen:
Ist die Sendung treu erfüllt —
Möget dann verhallen!

Wir glauben diese der Prinzessin Marie von Sayn-Wittgenstein gewidmete Sammlung, die mit Reiseerinnerungen an den Rhein schließt und für die, wie gesagt, das musikalische Element und zugleich auch ein an die Goethe'sche Liederweise anklingender Ton charakteristisch ist, mit Recht allen Liedercomponisten als Textauswahl, aber zugleich auch allen Freunden einer zarten, gemüthvollen und einfachen Lyrik und besonders Liebeslyrik empfehlen zu können.

Der Verfasser der andern Sammlung, Karl Wilhelm Batz, hat uns um „geneigte Beachtung", aber auch um „strenge Kritik" ersucht, was wenigstens voraussetzen läßt, daß der Dichter nicht zu den unbescheidenen Talenten gehört; denn diesen ist es um „strenge Kritik" niemals zu thun. Handelt es sich um letztere, so werden wir freilich dem Dichter sagen müssen, daß er sich noch im Stadium großer Unreife befindet und noch viel an sich wird arbeiten müssen, um zugleich einen Vorrath gehaltvoller Gedanken und eine durchgebildetere Form, namentlich für die Ballade zu gewinnen. Indeß Unreife ist bei einem Anfänger kein unverbesserlicher Fehler, und wenn nur sonst Talent da ist, läßt sich unter den Einflüssen reicherer Lebenserfahrungen und fortgesetzten ernsten Strebens immer etwas erwarten. Hier und da finden sich jetzt schon hübsche Klänge, z. B.:

Sing' ich dir ein Liebesliedchen
So recht aus des Herzens Grund,
So laß es mich nicht enden,
O küsse den Schluß vom Mund!

Das sind die besten Lieder,
Die man mit Küssen singt,
Das sind die besten Küsse,
Zu denen ein Lied erklingt.

Folgendes Gedicht ist zwar etwas weinerlich, aber es hat doch einen angenehmen Ton:

Sie haben dich weit weggesandt
Gar fern von mir ins fremde Land,
Nun sitz' ich alleine
Und weine.

Ein Brieflein hast du geschrieben fein,
Das halt' ich in den Händen mein,
Und sitz' alleine
Und weine.

Es sehnt sich nach deinem mein Herz so sehr,
Doch du kommst wieder nimmermehr;
Drob sitz' ich alleine
Und weine.

Das berliner Neue Museum gibt ihm Anlaß zu folgenden Zeilen:

Wer darf im Angesichte dieser Schöpfung wagen,
Zu sprechen von der Armuth unsrer Zeit?
Ein Thor ist's, wer die Gegenwart bespöttelt,
Ein armer Mann, der Mitleid sich erbettelt.

Wir geben allerdings zu, daß das (Schinckel'sche) Neue Museum so ziemlich das edelste und grandioseste Bauwerk griechischen Stils ist, welches die neuere Zeit hervorgebracht hat; aber es ist doch immer nur eine geniale Copie griechischer Muster, und die Kunstschätze, die es enthält, gehören, wie der Dichter selbst bemerkt, „der Vergangenheit und grauem Alter" an. Gerade dieser Reichthum beweist also, unsers Dafürhaltens, doch nur die Armuth unserer Zeit. Das dürfte auch der griechische Doct. philosoph. Teagenes Livadas zu bemerken haben, dem der Verfasser seine Gedichtsammlung gewidmet hat.

Wir können übrigens nicht schließen, ohne die Befürchtung auszusprechen, daß unsere Lyrik auf dem Wege begriffen zu sein scheint, sich in einen Quietismus, in eine Selbstbeschaulichkeit zu verlieren, die ihr gefährlich werden könnten. Wir möchten doch auch gern wieder einmal die Darstellung großer Charaktere und mächtiger, wenn auch vorzugsweise edler Leidenschaften erleben. Wir müssen fürchten, daß dieser Frieden in der Lyrik zuletzt doch nur ein fauler Frieden ist, zumal da kaum noch ein Hauch kecken und gesunden Humors, der doch auch eine Gottesgabe und dabei echt germanischer Art ist, diese fast allzu dumpfe Atmosphäre lyrischer Selbstbeschaulichkeit und Erbaulichkeit erfrischend in Bewegung setzt. **Hermann Marggraff.**

Die Königinhofer Handschrift vor Gericht.

Ein Brief an den Herausgeber.

Prag, im September.

Sie werden sich noch des auch in d. Bl. mehrfach erwähnten Streites erinnern, der sich zu Anfang des laufenden Jahres zwischen den ultraczechischen Literaten und einer Anzahl tüchtiger deutscher Forscher wegen der angeblichen Echtheit der ältesten böhmischen Literaturdenkmale entsponnen. Namhafte Gelehrte haben an demselben theilgenommen, wir erinnern nur an Büdinger, Feifalik u. a., und der Streit führte zu dem Resultate, daß die Unechtheit mehrerer, von den Czechen mit gleicher Pietät wie die Königinhofer Handschrift als älteste Literaturschätze verehrten Denkmale bewiesen und auch von den größten Autoritäten der czechischen Literatur der Gegenwart, von Palacky und Šafařik nicht mehr bestritten worden, während die Echtheitsfrage der Königinhofer Handschrift selbst zwar gleichfalls für die deutschen Gelehrten sowol wie für jeden, der eben kein naiver Optimist ist, eine längst zu Ungunsten derselben entschiedene, von der czechischen Literatenwelt aber als eine noch offene betrachtet wird, obzwar sich die Wächter dieses „Schatzes" noch immer nicht zu dem einzigen, zu einem endgültigen Resultate führenden Beweise, zu einer chemischen Untersuchung von Pergament und Schrift entschließen wollen, angeblich weil durch eine solche Untersuchung dem Schatze ein Schaden zugefügt werden könnte. Der „Tagesbote aus Böhmen", das einzige selbständige politische Blatt Böhmens — die gleichfalls in Prag erscheinende „Bohemia" ist, obzwar sorgsam redigirt, doch mehr ein Unterhaltungsblatt, das nur nebenher politische Nachrichten bringt —, nebenbei gesagt ein Blatt, das trotz seiner streng österreichischen Richtung durch seine freimüthige Haltung sehr beliebt ist, war eins der ersten Organe, das der kritischen Untersuchung der erwähnten Literaturdenkmale seine Spalten öffnete und, zu wissenschaftlichen tiefern Erörterungen in andern gelehrten Zeitschriften des In- und Auslandes anregend, in der Discussion dieser Frage die Initiative ergriff. Ein tüchtiger Gelehrter auf dem Gebiete der literarischen

Forschung, dem es nicht um Personen, sondern rein um die Sache und zwar nicht um die nationale, zu der sie die Czechen machen wollten, sondern um die literarische Sache zu thun war, veröffentlichte nun im Feuilleton des „Tagesboten" unter dem Titel: „Handschriftliche Lügen und paläographische Wahrheiten", fünf die Echt- und Unechtheitsfrage der Literaturdenkmale kritisch behandelnde Artikel, die er, um eben alles Persönliche aus dem Spiele zu lassen, nicht mit seinem Namen unterzeichnete, und deren Verantwortung auch vor dem Gericht, vor welches später die Angelegenheit kam, der Redacteur des Blattes, Hr. Dr. Kuh, selbst übernommen.

In diesen Artikeln erblickte der Entdecker der Königinhofer Handschrift, Hr. Wenzel Hanka, Bibliothekar des Böhmischen Museums, einen Angriff auf seine Ehre, und machte gegen Dr. Kuh einen Proceß wegen Ehrenbeleidigung, begangen durch die Presse, anhängig.

Der Proceß selbst ist so reich an interessanten Details, hat zu so vielen Enthüllungen Veranlassung gegeben und wirft so scharfe Streiflichter auf die böhmische Literatur und Literaturverhältnisse wie auf die Zustände unserer Richtercollegien, daß ich glauben darf, ein gedrängter Bericht über seinen Verlauf werde, wenn es mir gelingt ihn durch eine kurze Charakteristik der in denselben verflochtenen bekannten Persönlichkeiten zu würzen, auch fernstehenden Kreisen eine willkommene Lectüre sein.

Die fünf erwähnten Artikel des „Tagesboten" behandeln in einer ruhigen, wissenschaftlichen, absichtlich jedem Hinüberspielen der Discussion auf das nationale Gebiet mit Delicatesse aus dem Wege gehenden Weise die in allen Ausgaben der Königinhofer Handschrift derselben — auch noch seitdem sie sich als unecht erwiesen — beigefügten „ältesten Literaturdenkmale" der Czechen: „Das Wischehrad- und Wenzelslied", „Libussa's Gericht", „Vaticinium Libussae" und endlich die „Königinhofer Chronik" selbst. In dem ersten Artikel wurde über Fälschungen überhaupt gesprochen, und gelegentlich des Simonides gedacht. In den folgenden Artikeln wird auf die Denkmale selbst eingegangen. Das „Wischehrad- und Wenzelslied" werden, wie dies auch von seiten der Gelehrtenwelt geschehen, als unecht bezeichnet. In Betreff von „Libussa's Gericht" stimmt der Verfasser der Ansicht des czechischen Gelehrten Dobrowsky bei, daß es untergeschoben sei, und bemerkt in einer Randnote, „daß der Bibliothekar Hanka von seiten des Gelehrten Dobrowsky, angeblich aus Pietät für diesen seinen Lehrer, den Schimpf eines literarischen Betrügers gelassen ertragen habe, statt dem für seine Ehre so dringlichen Postulate einer paläographischen Manuscriptenprobe Raum zu geben". Die Note lautet im Zusammenhange wörtlich: „Seltsam, daß schon damals, als Dobrowsky und andere Gelehrte am leichtesten durch eine wissenschaftliche Untersuchung des Manuscripts widerlegt werden konnten, diese Widerlegungsweise nicht beliebt wurde, seltsam daß Hanka den Schimpf eines literarischen Betrügers, angeblich aus Pietät für seinen Lehrer Dobrowsky, lieber gelassen ertragen, als daß er dem für seine Ehre so dringenden Postulate der paläographischen Manuscriptenprobe Raum gegeben hätte. Seltsam, daß er auf Dobrowsky's Worte: «Schweigen Sie über die Sache (Libussa's Gericht), so werde ich auch schweigen!» mit einer Einschließung des Manuscripts antwortete, die so streng war, daß das Manuscript eine Zeit lang ganz verschollen schien." *) Endlich wird auf das von Hrn. Hanka im Jahre 1848 zum Vorschein gebrachte „Vaticinium Libussae", das bereits damals von den Gelehrten als unecht erklärt worden, aufmerksam gemacht, und was sich aus solchen Prämissen von selbst ergibt, die Königinhofer Handschrift selbst in Betracht gezogen, ohne daß diese als unecht bezeichnet wurde, sondern es wird lediglich auf eine chemische Prüfung angetragen. In diesen Artikeln erblickt Hr. Hanka eine Ehrenbeleidigung, die von seinem Anwalte, wie wir aus dem Verlauf der Verhandlung ersehen werden, da in den Artikeln keine factische Ehrenbeleidigung vorkommt, aus der Erwähnung des Simonides, aus der Anführung der constatirten Thatsache, daß böhmische Handschriften nach Rußland exportirt worden, und endlich aus der oben angeführten Randnote hergeleitet wird.

Da Hr. Hanka nicht persönlich im Gerichtssaal erscheint, sondern sich durch einen prager Advocaten, welcher der czechischen Partei angehört, wie dies auch, der Nationalität nach, bei dem Richtercollegium der Fall ist, vertreten läßt, so will ich die Leser mit der eben nicht den Mann der Wissenschaft verrathenden Persönlichkeit des Bibliothekars bekannt machen. Hanka, ein Mann der jetzt bereits in den Siebzigen steht, macht schon durch seine äußere Erscheinung den Eindruck des Slawen, dessen Herkunftsrufung er durch eine entsprechende Kleidung unterstützt. Der spitz auslaufende graue Hut mit breiter Krämpe, der mit Schnüren besetzte Rock, der weit übergeschlagene Hemdkragen, die große Busennadel, die ihr Abstammungsland, Rußland, auf den ersten Blick verräth: all das sind Abzeichen, durch welche sich der „Gelehrte" als Slowe manifestirt. Er kam erst im Mannesalter auf die Universität. Im Jahre 1817 ging er auf Handschriftenentdeckung aus und fand wirklich in Königinhof die Handschrift, in der er eins der ältesten Literaturdenkmale der Czechen erkannte. Er fand sie daselbst oder kehrte doch wenigstens mit ihr nach Prag zurück, schenkte sie dem Böhmischen Museum, wurde Bibliothekar dieses Instituts, gab die Handschrift vereint mit andern Denkmalen der czechischen Literatur —, unbekümmert darum, daß diese auch von den czechischen Gelehrten als entschieden neuen Datums und gefälscht oder als aus dem Deutschen übertragen erkannt worden — in verschiedenen Ausgaben heraus, und gründete sich durch diese den Ruf eines Forschers, eines Slawisten, eines Archäologen, in welchem Rufe er namentlich in Rußland stand, von wo aus er kaiserliche Geschenke, Orden und Jahresgehalt erhielt. Bei der czechischen Partei stand er lange Zeit hindurch in großem Ansehen als ein Mann, der eben das Palladium der czechischen Literatur gefunden. Seitdem aber die Kritik von diesem Schatze einen Edelstein nach dem andern als unechte Compositionen abgelöst, ist Hanka's Name bei den Czechen selbst, die nur seinen guten Willen, ihre Literatur mit „ältesten Denkmalen" zu beschenken, anzuerkennen im Stande sind, sehr in Miscredit gekommen. Seitdem aber Palacky selbst mit harten Worten gesagt, daß es für ihn ein unverdientes Compliment sei, wenn man ihm imputirte, die schönen Verse der Königinhofer Handschrift geschrieben zu haben, was er nimmer im Stande gewesen wäre, ist sein Stern völlig im Erlöschen. Den Todesstoß hat er durch einen Vandalismus seltener Art — so bezeichnet auch Palacky die That — sich selbst gegeben, als er eines Tages die Buchstaben der Königinhofer Handschrift eigenhändig mit Tinte aufzufrischen versuchte: eine Barbarei, die ihresgleichen suchen würde, wenn die Handschrift wirklich das älteste Literaturdenkmal der Czechen wäre, die aber der „Tagesbote aus Böhmen" gewissermaßen dadurch zu beschönigen sucht, daß er die Vermuthung ausspricht, Hanka habe wol gewußt, daß er nur „Gefrorenes auffrische". Dieser Mann nun, der auch außer dem eben erwähnten Schimpfe, den ihm Dobrowsky angethan, es ertragen, daß der Gelehrte Linguist Miklosich die Fragen: Ist Hanka ein Slawist? Ist Hanka ein Mann von Ehre? entschieden mit „nein" beantwortet hat (vgl. Miklosich, „Slawische Denkmäler"), dieser Mann macht nun die erwähnten Artikel des „Tagesboten" zum Gegenstande einer Preßklage in der nicht auf Unsicherheit gebauten Hoffnung, daß, da sich in Königinhof gar keine Beweise vorfinden, daß dort die Handschrift gefunden worden ist, und die vom Museum beharrlich verweigerte chemische Untersuchung sofort die Unechtheit an den Tag bringen würde, das sage ich, die Verurtheilung des Angeklagten, der er von vornherein gewiß zu sein nicht nur schien, sondern gewiß war, da Echtheit der Königinhofer Handschrift am sichersten besiegelt wurde.

Vor dem Gericht erscheint der Angeklagte Dr. Kuh persönlich, begleitet von seinem Advocaten, an der Stelle des Klägers, dessen Anwalt. Dieser formulirt die Anklage, zieht die

*) Bis es Hanka nach Dobrowsky's Tode wieder zum Vorschein brachte. Anm. des Verfassers.

Redacteur der Tendenz, Hrn. Hanka als Fälscher und Betrüger hinzustellen, wodurch das Vergehen der Ehrenverletzung begangen sei. Er legt das Gewicht auf die Königinhofer Handschrift, und fährt in der Erwartung, daß Kuh den Beweis der Wahrheit, daß Hanka ein Fälscher sei, antreten werde, drei Zeugen aus Königinhof an: einen Rathsherrn, einen Saktistan und einen Nachtwächter aus Königinhof, die nun über den vor 42 Jahren stattgehabten Fund Zeugenschaft ablegen sollen, deren Aussagen aber, abgesehen davon, daß sie nichts bewiesen, einen komischen Eindruck gemacht haben würden, wenn die Thatsache überhaupt, eine Partei so weit herabgekommen zu sehen, daß sie zu solchen schwachen Behelfen greifen muß, um die Ehre eines nur angeblich echten Literaturdenkmals, auf welches sie ihre ganze Literatur stützt, zu retten, nicht an und für sich eine höchst traurige Erscheinung wäre.

Der erste Zeuge gibt an, er habe es zwar nicht selbst gesehen, aber von Augenzeugen gehört, daß Hr. Hanka die Handschrift in Königinhof gefunden. Der zweite Zeuge sagt (in böhmischer Sprache) aus: Hr. Hanka ist in den Thurm gekommen und hat vorgegeben, daß hier alte Manuscripte aufbewahrt seien. An einer Stelle, wo eine Truhe an der Wand steht, klopfte er und meinte, es sei hohl. Die Truhe wurde weggezogen, eine Thüre geöffnet und Hr. Hanka zog, nachdem er einige Pfeiler herausgenommen, mehrere Pergamentblätter hervor, diese enthalten die Handschrift. Der dritte Zeuge gibt an, daß blos die Truhe fortgeschoben worden, worauf Hr. Hanka hinter dieselbe gegriffen und die Handschrift in der Hand gehabt habe, die aussah wie ein „Gebetbuch".

Dr. Kuh geht indeß in seiner Vertheidigungsrede, wol aus Delicatesse gegen die nationale Partei, deren größerer Theil an der Unechtheit nicht mehr zu zweifeln scheint, auf die Echtheitsfrage gar nicht ein, sondern bleibt bei der ihm zur Last gelegten Schuld und bemerkt nur — wir citiren wörtlich nach einer stenographischen Vorlage, citiren aber eben nur wichtige, das Verfahren in das rechte Licht stellende Sätze —: „daß zum ersten mal jemand vor Gericht gestellt werde, weil er die Echtheit der von jemand herausgegebenen Schriften ansicht. Und wie wäre dies auch möglich gewesen? Denn wenn man nicht einmal den Autor einer literarischen, namentlich einer poetischen Unterschiebung zur gerichtlichen Verantwortung ziehen kann, und ein solches Verfahren an und für sich nicht einmal die bürgerliche Ehre zu alteriren vermag, um wie viel weniger dürfte dies mit Fug und Recht demjenigen begegnen, der poetische Producte nicht selbst unterschiebt, sondern die Unterschiebungen eines andern einfach als solche bezeichnet oder sie auf kritischem Wege vermuthet. Und wie konnte es, im entgegengesetzten Falle, überhaupt eine Kritik geben? Wer sollte sich sonst getrauen das Amt eines wissenschaftlichen Richters zu üben, wenn er sich dadurch der Gefahr preisgeben sollte, vor das Strafgericht citirt zu werden, ja selbst die Aussicht auf eine muthmaßliche Lossprechung wäre kein Ersatz für" . . . Hier unterbrach der Präsident den Sprecher mit der Bemerkung, er solle bei der Sache bleiben. Kuh erklärte, daß er bei der Sache zu sein glaube, sprach jedoch ab und erzählte den Ursprung der incriminirten Artikel. Der „Tagesbote" vom 13. Juli v. J. brachte nämlich die Notiz, daß aus Anlaß der neuesten erwiesenen Unechtheit des Wenzelsliedes in der letzten Sitzung des Böhmischen Museums ein Antrag auf Prüfung der Königinhofer Handschrift gestellt, aber abgelehnt worden sei, „weil bisher niemand die Echtheit derselben in Zweifel gezogen habe" (?). Vierzehn Tage später erhielt die Redaction des „Tagesboten" vom Verwaltungsausschusse des Böhmischen Museums eine Zuschrift, worin die Notiz dahin berichtigt wird, daß die Ablehnung jenes Antrags nur darum beschlossen worden sei, weil bisher noch niemand begründete Bedenken gegen die Echtheit der Königinhofer Handschrift vorgebracht habe. Drei Monate nach dieser Zuschrift, also einem Zeitraum, in welchem die nöthigen Vorstudien gemacht werden konnten, erschienen die incriminirten Artikel im Feuilleton des „Tagesboten", die aber nur die Untersuchung des sich jetzt vertheidigenden Angeklagten, nicht aber die der Handschrift zur Folge hatten. Hierauf läßt sich zwar Kuh auf den Beweis ein, daß Hanka in den Artikeln weder direct noch indirect als Verfasser der „Altböhmischen Denkmale" bezeichnet werde. Der „Tagesbote", sagt der Angeklagte, den Inhalt der Artikel skizzirend, bespreche beim Wenzels- und Wischehradliede die Beweise ihrer Unechtheit und zeige, daß das Wischehradlied, welches ein Palimpsest ist, ältere Schriftzeichen zur Schau trage, als der daruntergeschriebene verblaßte Text. Dies sei auch bei dem Wenzelsliede der Fall, das übrigens auch dadurch, daß es einen Druckfehler seines in der Minnesängerausgabe von Bodmer (1748 und 1758) enthaltenen deutschen Originals, in böhmischer Uebersetzung reproducirt, seinen modernen Ursprung verrathe. Was das Libussa-Gericht betrifft, so entwickelte der „Tagesbote" die Ansichten, die sich über dasselbe geltend gemacht haben, die sich leicht mit dem Schlagworte unecht — zwar ursprünglich echt, aber durch Aenderung der Charaktere mit dem Scheine eines höhern Alters ausgestattet — charakterisiren lassen. Die zweite Ansicht ist schon von dem böhmischen Gelehrten Dobrowsky verfochten und von dem „Tagesboten" adoptirt worden.

Die Königinhofer Handschrift erklärte der „Tagesbote" nicht außerhalb des Bereichs des Verdachtes und zwar auf Grundlage des folgenden Syllogismus: Wenn sich unter der Sammlung altböhmischer Gedichte einige entschieden untergeschobene vorfinden, so liegt die Muthmaßung nahe, daß auch die übrigen noch ungeprüften Stücke unecht seien. Diesen Wahrscheinlichkeitsschluß unterstützt das Beispiel eines Schatzkästleins, dessen Diamanten dadurch, daß einige desselben sich als unecht herausstellten, dem Verdachte anheimfallen, daß sie vielleicht sämmtlich in einer Glasfabrik das Licht der Welt erblickten. Ganz natürlich war daher der Antrag des „Tagesboten" auf eine wissenschaftliche Untersuchung der Handschrift. Hrn. Hanka führte der „Tagesbote" blos als den Finder der Handschrift an, für welchen er überall gelte. Der Angeklagte führt nun den Beweis, daß Hrn. Hanka's Ehre weder direct noch indirect in den Artikeln verletzt werde, und daß derselbe niemals als Falsator hingestellt werde. Aber selbst die directe Bezeichnung des Hrn. Hanka als des Autors der altböhmischen Dichtungen, fährt der Angeklagte fort, würde keine Injurie involviren, denn in dem vorliegenden Falle seien nicht Wechsel, nicht Banknoten, sondern Dichtungen das punctum quaestionis; eine Unterschiebung von Dichtungen habe aber mit der bürgerlichen Ehre nichts zu schaffen u. s. w. Zur Bekräftigung dieser gewiß von der gesammten gebildeten Welt getheilten Ansicht citirt der Angeklagte ein Urtheil des Gelehrten und Dichters Wilhelm Müller über den Dichter Chatterton, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, seine Werke für Dichtungen des 17. Jahrhunderts, namentlich des alten Rowley auszugeben. Hat nicht ein Cardinal an 10 seiner Fabeln für die des Phädrus ausgegeben? Hat es nicht einen spanischen Livius gegeben, von dem sich die größten Gelehrten täuschen ließen? Ist nicht Ossian ein untergeschobenes Schriftdenkmal? Ist nicht die „Bernsteinhexe" als antikritisches Opus und als ein Nachlaß vergangener Jahrhunderte in die Welt geschickt worden? Hat endlich nicht der Historiker Palacky selbst die übrigens nirgends ausgesprochene Vermuthung, Hr. Hanka sei der Verfasser der Königinhofer Handschrift, ein Compliment genannt, von dem er selbst nicht wisse, ob er sich darüber freuen oder ärgern solle? Und seit wann stelle man denn jemand vor Gericht, weil er jemand ein falsches Compliment gemacht? Daß es aber ein Compliment sei, ist so wahr, daß Hr. Hanka, der leider in einer Sache, die so viele Fremde interessirt und ihn so direct angeht, nicht zugegen ist, wenn er hier in dem Gerichtssaale als Verfasser der Königinhofer Handschrift erkannt würde, unter Jubel auf den Händen getragen werden möchte.

Der Präsident stellte hierauf an den Angeklagten nach wörtlicher Vorlesung der Artikel, die Frage: worauf er die den Herren Palacky und Safarik zugeschriebene Hypothese von der Existenz einer altböhmischen Schreibschule, ferner die, dem „Tages-

boten" zufolge erst im 19. Jahrhundert zwischen 1820—40 erfolgte Blüte derselben, und den angeblichen Export altböhmischer Manuscripte gründe. Auf diese Fragen antwortete der Angeklagte: „daß die altböhmische nationale Schreibschule an mehr als einer Stelle in den von Šafařik und Palacky herausgegebenen «Aeltesten Denkmalen der böhmischen Sprache» erwähnt werde. Die Blüte derselben beweise das untergeschobene Wischehrad- und Wenzelslied, ferner das auf der Rückseite desselben angebrachte Duplikat des «Jelen» aus der Königinhofer Handschrift und von dem «Gericht Libussa's», nicht zu gedenken des «Vaticinium Libussae» für dessen Unechtheit und ganz modernen Ursprung die Autorität Šafařik's selbst einsteht, der sich mit Beziehung auf dasselbe geäußert: «Hanka hat in neuester Zeit das Glück zu finden was er sucht.»" *)

In Betreff des Exports beruft sich der Angeklagte darauf, daß Jungmann's Nachlaß, worunter böhmische Manuscripte, nach Petersburg verkauft worden sei, wie auch eine Erklärung des petersburger Bibliothekars Korff beweise, ferner auf den Umstand, daß J. Zimmermann gleichzeitig mit dem gefälschten Wenzelsliede mehrere Partikeln derselben Handschrift auffand, „welche nach der Versicherung Šafařik's, *als er sie unbedachtsamerweise im offenen Fenster trocknete, durch den Luftzug verloren gingen*". **)

Es folgen nun mehrere Fragen und Antworten, die sich um die gewaltsam herausspeculirte Ehrenverletzung des Klägers drehen, worauf der Anwalt des letztern das Wort ergreift, und auf die Schuldigsprechung des Angeklagten anträgt. Zur Charakteristik des Standpunktes, auf welchem der Anwalt steht, führen wir die Worte, mit welchen er seine Rede eröffnete, wörtlich an: „Die Redaction des «Tagesboten aus Böhmen» brachte im vorigen Jahre eine Reihe von Artikeln unter der Ueberschrift «Handschriftliche Lügen und paläographische Wahrheiten», worin sie sich die Besprechung mehrerer alten böhmischen Schriftdenkmale *erlaubte* (sic). Wie kommt ein Journal, das politische, höchstens auch mercantile Interessen vertreten, dazu, solche Fragen zu erörtern; der Beruf hierzu kann höchstens der gelehrten Gesellschaft oder der Akademie der Wissenschaften zugeschrieben werden." In demselben Tone behandelte auch das Gericht die Angelegenheit.

Nichtsdestoweniger verlor der Angeklagte die Fassung nicht und ließ sich in dem männlichen Tone seiner Vertheidigung nicht irre machen. Er widerlegte die Anklagepunkte, verwahrte sich vor dieser begrenzten Auffassung der Journalistik mit den Worten: „Die Journalistik sucht alle interessanten Fragen in ihr Bereich zu ziehen", und wies darauf hin, daß an einem berliner Volksblatte Männer wie Gneist, Johannes Müller, Varnhagen von Ense arbeiteten und zum Theile noch arbeiten.

Darauf folgte die juristische Vertheidigung des Angeklagten von seiten seines Rechtsanwalts. Nachträglich bemerkte der Angeklagte, daß unter den Zeugenaussagen über die Auffindung der Königinhofer Handschrift, die verlesen worden, jene des intelligentesten Zeugen, des Pfarrers Vogel, gefehlt habe. Auf seinen Wunsch wird auch diese Zeugenaussage verlesen. Ihr zufolge war Vogel bei dem Funde der Handschrift *nicht* zugegen, sondern erfuhr erst durch Hanka, daß dieser in Königinhof gewesen, daselbst die Handschrift gefunden, daß das Pergament derselben Folioformat gehabt und in Octav zusammengelegt gewesen. Der Angeklagte macht auf das Schwankende der Zeugenaussagen aufmerksam, und weist darauf hin, daß man die Zeugen, von welchen der intelligenteste die jetzt in *Duodez* vorhandene Königinhofer Handschrift in *Großfolio* gesehen haben will, jetzt 42 Jahre nach dem Funde, die Handschrift nicht einmal anzufassen ließ. Endlich erzählt der Angeklagte folgendes Erlebniß. Es habe ein czechischer Schriftsteller und Professor vor wenigen Tagen im Eifer zu ihm gesagt: „Sie müssen verurtheilt werden, wenn es auch nur zu zwei Groschen wäre, ich habe erst unlängst Königinhof besucht, und es befindet sich dort nicht Ein Document zur Bestätigung der Auffindung der Königinhofer Handschrift." Zum Schlusse nahm Kuh das Recht der freien Kritik für diesen besondern Fall und im allgemeinen nochmals energisch in Anspruch und erklärte, „daß er, wenn er auch, was Gott verhüte, schuldig gesprochen werden sollte, fortfahren werde, das Recht der freien Kritik zu üben, bis diese gemaßregelt werde".

Das Gericht erkannte den Angeklagten *schuldig* und verurtheilte ihn zu zweimonatlichem Arrest, *verschärft* durch *Fasten am ersten und dritten Freitage* und zum Verfall der Caution bis zum Betrage von 100 Fl. Warum nicht auch zur Prügelstrafe? wird der Leser erstaunt fragen, der aus dem Berichte entnommen haben dürfte, daß mehr als etwas faul sei im Staate Dänemark. Warum nicht auch zu Stockprügeln? Nur denn wahrscheinlich, weil aller guten Dinge drei sind, Jacubec aber sonst für sein Vergehen, in seinem Blatt eine kritische Untersuchung aufgenommen zu haben, vier Strafen ertragen müßte. Daß das Strafausmaß selbst in jenen Kreisen, die Kuh eines Vergehens wirklich schuldig halten, Heiterkeit erregt, hat bereits kürzlich ein Berichterstatter der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" gemeldet; mit Recht bemerkt auch dieser Correspondent, daß das Urtheil dem ernsten Mann so manches über den Zustand der österreichischen Gerichte zu denken gebe, wenn man bedenke, daß erst vor kurzem der Dr. Sebastian Brunner, Redacteur der „Wiener Kirchenzeitung", ein besonderer Freund d. Bl., geklagt von dem Redacteur der „Presse", den er der Preßfreiheit geziehen, in erster Instanz freigesprochen worden. Wenn ähnliche Processe auch in Zukunft möglich werden sollten, so wären sie am besten geeignet, die freiere Bewegung der Presse, welche der neue Polizeiminister derselben gönnen zu wollen scheint, wieder gründlich zu paralysiren; denn sobald dem „Tendenzprocesse" Thür und Thor geöffnet, ist jeder Kritik das Wort abgeschnitten, und wenn man, wie dies bei dem in Rede stehenden Processe geschehen, auf die „Absicht" oder „Zweifelhaftigkeit" hin verurtheilt werden kann, so steht es auch jedem frei, als Kläger aufzutreten und aus einem derartigen Aufsatze eine solche Absicht herauszuspeculiren. Man hegt indeß allenthalben den Glauben, daß Kuh, der bereits die Berufung eingeleitet, in zweiter Instanz freigesprochen werden wird. *) Noch fester aber wurzelt die allgemeine Ueberzeugung, daß die hier mitgetheilte Verhandlung der Grabgesang der „ältesten böhmischen Sprachdenkmale" gewesen. Ihre Anhänger haben in dem Proceß gegen Kuh, dessen Verurtheilung sie von vornherein gewiß gewesen zu sein schienen, den letzten Versuch erblickt, der Königinhofer Handschrift den Nimbus eines Nationalschatzes zu erhalten. Er ist mißglückt. Mit nur noch größerer Energie wirft man sich jetzt auf den Beweis der Unechtheit; die Frage, die sonst in einem Gelehrtenkreise verhandelt worden wäre, ist eine öffentliche geworden. Mehrere wiener Journale haben sich an verschiedene berühmte Forscher mit der Bitte gewendet, sie mögen ihnen kritische Artikel über die Handschrift einsenden. Es wird nun ein allgemeiner Kampf beginnen, man wird von verschiedenen Standpunkten und mit verschiedenen Waffen angreifen, bis das Böhmische Museum sich zur Capitulation, d. h. zu der bisher in sehr verdächtiger Weise verweigerten chemischen Untersuchung entschließt, durch welche sich die Czechen wenigstens eine und allein überzeugen lassen wollen.

So eigenthümlich und seinesgleichen suchend nun auch das Verfahren gegen die Angreifer der Handschrift ist, so darf man es

*) In diesem Ausspruche liegt eine directere und bitterere Ehrenverletzung, als sie Hanka in den Artikeln des „Tagesboten" gesucht.
Anm. des Verfassers.

**) Welche kindische Ueberschätzung der Naivetät der Leser, die solch einem Ammenmärchen Glauben schenken sollen!!
Anm. des Verfassers.

*) Diese Hoffnung ist nicht erfüllt, Kuh's Berufung vielmehr vom Oberlandesgericht verworfen und das frühere Urtheil, welches auch außerhalb Deutschlands Sensation erregt hat, bestätigt worden.
D. Red.

Verbannung zugebracht und von Kummer und Sehnsucht nach seiner Geliebten abgezehrt war, erblickte er zu Anfang der Regenzeit eine Wolke, welche zu dem Ort seiner Sehnsucht, zu dem Wohnsitz seiner Gattin zu ziehen scheint. In der Hoffnung, daß dieselbe ihr seine Grüße bringen werde, opfert er ihr, ruft sie an, vertraut ihr sein Leid und bittet sie, nach Alakà, dem Sitze jener Jakschas zu eilen, um dort der trauernden Gattin durch die Grüße von ihrem Geliebten Tröstung zu bringen. Der Weg, den die Wolke, ehe sie dorthin kommt, wandern muß, wird in umständlicher, hier und da wol ermüdender Weise (Vers 13—78) beschrieben. Indeß gewährt denn doch die eigenthümliche anthropomorphische Auffassung der Natur eigenthümlichen Reiz. Der Dichter betrachtet die Wolke als ein männliches Wesen, dessen Geliebten die ihm begegnenden Flüsse sind, die bald bewillkommnend und jauchzend voll Lust ihm entgegenhüpfen, bald schmachtend und über die lange Trennung betrübt und abgezehrt langsam einherfließen. Die Wolke, die jedes Jahr zur Regenzeit diese Straße zieht, läßt sich dann wie ein Geliebter auf die schmachtenden Fluten herab und vereinigt sich mit ihnen zum Liebesgenusse. Ueberall wird der Wanderer mit Freude empfangen, weil er überall als ein Ersehnter und Segenbringender erscheint. Dadurch, daß das Verhältniß der Natur zu ihm als ein Verhältniß der Geliebten zum Geliebten aufgefaßt und dargestellt wird, gewinnt es allerdings an poetischer Schönheit so, daß man das Ermüdende wol gern mit in den Kauf nimmt. Am anziehendsten ist jedenfalls die Schilderung der Geliebten des Jakscha und all der möglichen Situationen, in denen die Wolke sie wol antreffen könnte: vielleicht, daß sie bei Ankunft des Boten eben ein Lied zum Andenken des fernen Geliebten singt, aber vor Thränen nicht weiter zu singen vermag. Er bittet die Wolke, ihr bei Nacht, weil da der Schmerz heftiger ist, die tröstende Botschaft zu überbringen, ihr zu sagen, daß er ihrer in treuester Liebe gedenke und mit Sehnsucht der Stunde des Wiedersehens harre. Ein frommer Wunsch, daß den Wolkenboten nie ein gleiches Schicksal, wie das des Jakscha ist, treffen möge, schließt das Gedicht, welches an tief gefühlter Empfindung und an wahrhaft hoher Poesie so reich und auch für unsern Geschmack zum größten Theil so anziehend ist, daß wir uns freuen, diese Gelegenheit benutzen zu können, unsere Leser von neuem auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Würden wir gefragt, welche Uebersetzung dem Leser am meisten zu empfehlen sein möchte, so würden wir unbedingt antworten: die von Max Müller (Königsberg 1847). Die vorliegende von C. Schütz ist zwar im ganzen genau und treu, doch verfehlen prosaische und wörtliche Uebersetzungen von Gedichten meist den Zweck, für dieselben Geschmack zu erwecken. Wir fürchten, daß es der Schütz'schen Verdeutschung schwer gelingen wird, diesen Zweck zu erreichen. Wollen wir ihr auch ein gewisses Verdienst, welches vorzüglich in der Benutzung der für die Textkritik und für sachliche Erläuterungen viel brauchbares Material enthaltenden Commentare liegt, nicht absprechen, so eignet sie sich doch unsers Erachtens mehr für solche, welche mit Hülfe einer wörtlichen Uebersetzung ein schnelleres und bequemeres Verständniß des Sanskrittextes zu erzielen wünschen, als für ein größeres Publikum, welches den poetischen Gehalt des Gedichts genießen und ein entsprechendes Bild desselben haben will.

Daß die jetzt immer seltener werdende, freilich sehr freie Uebersetzung H. H. Wilson's, welche zuerst 1813 in Kalkutta erschien, mit den wissenschaftlich höchst werthvollen, einen reichen Beitrag nützlichster Materialien für die Erklärung liefernden Anmerkungen desselben Gelehrten hier wieder abgedruckt ist, ist in keiner Weise zu tadeln. 41.

Hoppenstedt und die göttinger Universität.

Ueber den verdienten im Jahre 1857 verstorbenen Curator der Universität Göttingen, Hoppenstedt, erschien eine Schrift unter dem Titel:

Zur Erinnerung an G. E. F. Hoppenstedt, königlich hannoverschen Geheimen Cabinetsrath, und sein Verhältniß zur Universität Göttingen. Ein Beitrag zur Geschichte des hannoverschen Landes und des deutschen Universitätswesens. Göttingen, Dieterich. 1858. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoppenstedt hat sich schriftstellerisch nicht weiter ausgezeichnet, aber man kann es nur billigen, wenn auch das stille, sich wenigstens nicht an die Oeffentlichkeit drängende, mehr praktisch wirkende Verdienst der mit- oder nachlebenden Generation in Erinnerung gebracht wird. Georg Ernst Friedrich Hoppenstedt war am 8. Juli 1779 geboren und Sohn eines Pastors an der Gartenkirche in Hannover, unter neun Kindern das jüngste. Er verlor seinen Vater schon im achten Jahre und hatte frühzeitig mit Sorgen und Entbehrungen zu kämpfen, wie so viele, die eine ähnliche Carrière machten. Auf der Universität Göttingen, die er 1797 bezog, mußten ein kleines Stipendium, Unterricht und Repetitorien des Lebens Nothdurft decken. Eiserner Fleiß, der ihn durch sein ganzes Leben begleitete, zeichnete ihn schon damals aus. Zur Zeit der Franzosenherrschaft war er erster Adjunct des Maire der Stadt Hannover und verhütete in dieser Stellung durch seine Klugheit die von Paris wiederholt anbefohlene Abholzung des 8000 Morgen großen Stadtforstes, der Eilenriede, in welcher sich die schönen schattigen Spaziergänge in der Baumesluft, dicht vor den Thoren Hannovers befinden; auch gelang es ihm, durch eine schlaue Maßregel einen der Kaufmannschaft drohenden erheblichen Verlust, nämlich die zur Ausführung der Continentalsperre anbefohlene Verbrennung aller Waaren englischen Ursprungs beinahe gänzlich abzuwenden. Die Franzosen fanden bei der Confiscation nur die sogenannten Ladenhüter vor, und Hoppenstedt ließ nun, um dem Acte der Verbrennung doch einigen Umfang zu geben, alle in der Stadt aufzutreibenden Lumpen in Säcken auf dem Markte verbrennen.

Ueber seine übrigen Lebensumstände und seine um die Universität Göttingen erworbenen Verdienste möge man das Schriftchen selbst nachlesen. Man vergesse nicht, daß in seine Curatorzeit die für die Wohlfahrt der Universität nicht wenig bedrohlichen Katastrophen von 1830 und 1837 fallen, und daß, wie der Verfasser zugibt, das Geschlecht der deutschen Professoren (zum Theil vielleicht, weil sie meist ohne große dazwischenliegende Lebenserfahrungen fast unmittelbar von der Studentenbank auf das Katheder emporrücken) ein „häkeliges, reizbares und empfindliches" ist, sodaß es für einen Curator nicht immer leicht ist, „mit ihnen zu kramen". Als Beispiel zarter Rücksicht und Behandlung führt der Verfasser folgendes an: Als man in Hannover erfahren, daß Blumenbach die Rescripte des Curatoriums, die er bei seinen jüngern Collegen circuliren zu lassen hatte, in seinem Alter aus Stumpfheit, Nachlässigkeit oder Vergeßlichkeit in den Papierkorb zu werfen pflegte, habe man seitdem jedes Rescript doppelt ausfertigen lassen, eins für Blumenbach, um es in den Papierkorb zu werfen, das andere, um es sofort circuliren zu lassen. Seltsam, wenn man einen so bescheidenen Act von Nach- und Rücksicht gegen einen alten Gelehrten, blos weil er aus der Routine schlägt, als etwas Besonderes hervorheben zu dürfen glaubt. Auch wird hier und da etwas Lustiges erzählt. So bestand früher in Göttingen die Polizeiverordnung, wonach im Theater jede laute Beifallsäußerung verboten war. Als nun einmal dennoch bei der Aufführung einer Oper ein solcher Ausbruch stattfand, wurde ein als musikalischer Dilettant und Enthusiast bekannter Professor als Anstifter desselben denuncirt und es kam nun zu einer höchst umständlichen Untersuchung, einer weitläufigen Acte mit umfänglichen Votis vieler Professoren, ja sogar zu einem Reinigungseide des Verklagten!

Entgegen einer öfters wiederholten Ansicht des Verfassers möchten wir behaupten, daß die Universitäten gar nicht so

tabil sind oder sein können, als der Verfasser zu glauben scheint, daß sie allmählich doch etwas ganz anderes geworden sind als sie bei ihrem Ursprunge, ja noch vor 100 Jahren waren, daß sie im Laufe der Jahrhunderte noch sehr wesentliche Aenderungen werden erleben müssen, kurz daß sie so wenig wie alle andern menschlichen Einrichtungen sich den stets wechselnden Einflüssen der Zeit ganz entziehen können; wir für unsere Person wünschen und hoffen, daß sie im Laufe der Zeit noch viel mehr als sie es jetzt sind Pflanzstätten der höhern echt humanen Bildung und wahrer Bürgertugend werden möchten. Dann wird man auch nicht mehr über den Mangel an Pietät zu klagen haben, die, wie der Verfasser behauptet, „aus dem wirklichen Leben in einer Weise zu verschwinden droht, so daß es bald nur mehr in den Wörterbüchern existiren wird". Warum verschwindet sie, und worin liegt dies? Denn sicherlich haben wir doch Bildungsanstalten niederer und höherer Art genug, auf welchen der Geist, aus dem die Pietät hervorgeht, genährt und gepflegt werden könnte. Ist die Wissenschaft etwa so starr, selbstsüchtig und herzlos geworden, daß sie darüber ihre menschlichen Gesichtspunkte und humanen Tendenzen verloren hat? Schlimm genug wenn die Universitäten und zahlreichen andern Bildungsanstalten die Aufgabe, für die reine Humanität zu wirken, dem von dem Verfasser etwas über die Achsel angesehenen „Literatenthum" überlassen wollten! H. M.

Notizen.

Die drei großen deutschen Heiden.

Wir erhielten aus Süddeutschland eine Zusendung folgenden Inhalts: „In der von dem mainzer Stadtbibliothekar Dr. Kalb übersetzten Schrift des Theatinermönchs Pater Joachim Ventura: «Die christliche Politik, Conferenzen gehalten in der kaiserlichen Kapelle der Tuilerien während der Fastenzeit des Jahres 1857» (Mainz 1858), findet sich in dem Aufsatze «Ueber den Geist des Christenthums verglichen mit dem des Heidenthums» S. 98 in der Anmerkung die Notiz, «daß in Deutschland viele Gelehrte, verleitet durch das Beispiel Goethe's, welcher jeden Morgen zum Jupiter betete, heutzutage noch von der Wiederherstellung der heidnischen Religion träumen, als der einzigen, welche das artistische und literarische Schöne zu erzeugen und das Volk zu erhalten im Stande sei». Ohne uns auf eine Erörterung dieses Satzes, auf eine Vertheidigung oder Rechtfertigung unsers Goethe hier einzulassen, notiren wir dies, mit der Frage, woher der hochwürdige Herr Pater diese Bemerkung habe nehmen können, und wo sich speciell finden läßt, daß Goethe den Jupiter angebetet habe?" Vielleicht hat der Pater Ventura nur einen Witz machen wollen, denn im Ernst läßt sich es so etwas schwerlich behaupten. Man greift eben zu allen möglichen Mitteln, um die „großen Heiden" Deutschlands: Goethe, Alexander von Humboldt und Schiller an den Galgen zu bringen; die unzähligen kleinen muß man freilich laufen lassen. Namentlich wird jetzt gegen den dritten dieser großen Heiden, gegen Schiller, von katholischen wie protestantischen Kanzeln und besonders auch in ultramontanen Blättern gepredigt; und während jüngst ein norddeutsches Journal wahrscheinlich zum Beweise, daß auch eine ziemlich unheilige Zeit zuletzt nicht ohne einige Heiligen- und Reliquienverehrung auskommen könne, Schiller geradezu den „deutschen Heiligen" nannte, bemerkte ein Correspondent der „Augsburger Postzeitung" in einem Artikel „Zum Schillerfest" (Nr. 87, Beilage): „Es fällt mir nicht im entferntesten ein, die Verdienste Schiller's und seine Bedeutung in der deutschen Literatur herabsetzen zu wollen, wie mir schon vor etwa 21 Jahren mein Lehrer der Aesthetik, in gewissen Kreisen berühmte Aesthetiker Vischer, bewiesen daß Schiller eigentlich nur als Dramatiker groß, als Lyriker aber ganz ungenießbar sei; aber dieser ekelhafte Menschenkram widert mich an, um so mehr, je ungeschmackter er ist." Was besonders kümmert den Verfasser der viele Champagner, den man voraussichtlich bei den Festivitäten verbrauchen werde; denn mit dem, was derselbe kosten wird, würde man, behauptet er, nicht nur das alte Haus in Marbach haben ankaufen, sondern noch drei Stockwerke haben hinzufügen können. Im übrigen möchten wir den Verfasser in literarhistorischem Interesse doch ganz ernstlich ersuchen, einen Nachweis zu der Behauptung zu liefern, daß Schiller's „Lied von der Glocke" „blos Nachahmung eines ältern, freilich etwas zopfigen Gedichts" sei.

H. M.

Eine Schrift Adolf Monod's.

Im Meyer'schen Verlage zu Hannover erschienen zwei Kanzelvorträge von Adolf Monod unter dem Titel: „Das Weib", von Reinecke übersetzt. Ueber den Geist der Werke Monod's ist schon so viel geschrieben — Referent selbst hat sich schon früher in d. Bl. darüber ausgesprochen —, daß ich bei dieser Uebersetzung des genannten Buchs nur Folgendes anmerken will. Es mag ja nützlich sein, die Werke der Franzosen auch denjenigen nahe zu bringen, welche der französischen Sprache nicht kundig sind; aber jeder Unbefangene wird es richtig finden, wenn ich behaupte, wir Deutschen sollten erst unsere deutschen Autoren kennen, ehe wir fremde übersetzen. Was unsere großen deutschen Autoren, ein Kant, ein Fichte, ein Schleiermacher, selbst Hengstenberg und Tholuck über weibliche Erziehung gesagt und geschrieben haben, das verdiente ohne Zweifel eher von uns gekannt zu sein, als was selbst der talentreichste, wohlredendste französische Pastenr sagt. Wenn nun gar jener französischen Autorität gegenüber der Uebersetzer dieses Buchs es für vortheilhaft hält — für wen weiß ich freilich nicht —, die Phrasen einiger obscurer Damenprediger mit Monod's Aussprüchen zu parallelisiren, so zeugt das so wenig von verdientem Respect vor dem talentreichen Monod, als von Kenntniß der deutschen Literatur; auch das ist curios genug, daß zu Monod's Aussprüchen Parallelen aus Jean Paul, und zu diesem wieder aus Lammenais und Lacordaire angeführt werden. 10.

Bibliographie.

Back, F., Die ältesten Kirchen im Lande zwischen Rhein, Mosel und Nahe. Einleitung in die Geschichte der evangelischen Kirche im Lande zwischen Rhein, Mosel und Nahe. 1ster Theil. Die Zeit vor der Reformation. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Boden, A., Dr. Wolfgang Menzel's in seiner „Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" gegen die Größen unsrer klassischen Literatur erhobene Anklagen beleuchtet. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1860. Lex.-8. 15 Ngr.

Böttger, H., Die Einführung des Christenthums in Sachsen durch den Frankenkönig Karl von 775 bis 786, insbesondere zur Vertheidigung der Aechtheit der Urkunde desselben über Vergrößerung und Begrenzung der Diöcese Bremen vom 14. Juli 788. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 20 Ngr.

Carriere, M., Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

Dittmer, G. W., Genealogische und biographische Nachrichten über Lübeckische Familien aus älterer Zeit. Lübeck, Dittmer. Lex.-8. 16 Ngr.

Grimm, H., Die Cartons von Peter von Cornelius in den Sälen der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Berlin, Hertz. 8. 5 Ngr.

Heß, J. E., Biographien und Autographen zu Schiller's Wallenstein. Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet und mit Abbildung der Unterschriften versehen. Jena, Mauke. Hoch 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Modernes Leben. Sociale Capucinerpredigten über Ehe, Familie, Hageſtolzenthum, Geſelligkeit, Luxus, Mode von P. Domenico de St. Invention. Leipzig, Fries. 8. 22½ Ngr.

Mühlfeld, J., Cyanen. Neue Gedichte. Anclam, Dietze. 1860. 16. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zur Schiller-Literatur.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von H. Düntzer. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr. 6 Ngr.

Grün (A.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter. Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. Neue Ausgabe. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rank (J.), Schillerhäuser. 8. Geh. 10 Ngr.

Schaefer (J. W.), Schiller. Eine biographische Schilderung. 8. Geh. 5 Ngr.

Schmidt (H.), Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Iffland, Haydn ꝛc. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schwabe (J.), Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine. (1805, 1826, 1857.) Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar K. L. Schwabe. 12. Geh. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von Dr. J. H. Kaltschmidt. Fünfte Auflage. In zehn Heften. Erstes Heft. 8. Geh. Jedes Heft 6 Ngr.

Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke von Christian Friedrich Meyer. Vierte Auflage. In fünf Heften. Erstes Heft. 8. Geh. Jedes Heft 8 Ngr.

Daß diese Wörterbücher bereits in fünfter und vierter Auflage erscheinen, ist gewiß der beste Beweis, daß dieselben ihren Zweck richtig erfüllen und deshalb aufrichtig empfohlen werden können, zumal ihr Preis sehr mäßig ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von H. Müller, mit Einleitungen begleitet von K. Steinhart. Erster bis siebenter Band. 8. 1850—59. Geh. Der erste bis sechste Band jeder 3 Thlr., der siebente Band in zwei Abtheilungen 5 Thlr., jede Abtheilung einzeln 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von Hieronymus Müller ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des dreiunddreißigsten Heftes (Bogen 34—37 des dritten Bandes):

Der Krieg in Italien 1859. Erster Artikel. — **Gewerb und Gesellenvereine in Deutschland.** — **Pierre Joseph Proudhon und seine Schriften.** — **Graf Schwerin-Putzar**, preußischer Minister des Innern.

Kleinere Mittheilungen: Ferdinand II. (König beider Sicilien) — Schlagintweit (Adolf).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur**, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen einen Band bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der **erste** und **zweite Band** (die gewissermaßen den **16.** und **17. Band des Conversations-Lexikon** bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich dem ersten bis achten Hefte des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten

Herausgegeben von **Friedrich Bülau.**

Elfter Band. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Antonio Perez. — II. Eduard Fortunat von Baden. — III. Der Herenproceß in Welsch-Tirol. Nach den von Graf T. Dandolo veröffentlichten Actenstücken deutsch bearbeitet von P. Plattner. — IV. Beim Ortsvorst. — V. Ferdinand Stücker. (Ein Lebensbild aus den Revolutionskriegen.) — VI. Christian von Rother. — VII. Die Manharter im Passeyerthale. — VIII. Der Bauer Martin. (Eine Visionsgeschichte aus den Jahren der französischen Revolution.) — Miscellen.

Der erste bis zehnte Band dieses für die weitesten Kreise bestimmten und von dem deutschen Publikum wegen seines reichen und werthvollen Inhalts mit dem größten Beifall aufgenommenen Werks haben denselben Preis.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 27. October 1859.

Inhalt: Das Christenthum im Lichte des fortgeschrittenen Protestantismus. Von Julius Frauenstädt. — Ethnographisches und Culturgeschichtliches. Vierter Artikel. (Beschluß.) — Die Gottscheer. Von V. J. Klun. — Julius Hübner's „Bilderbrevier". — Notizen. (Zur Kritik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das Christenthum im Lichte des fortgeschrittenen Protestantismus.

1. Ein Gang durch die christliche Welt. Studien über die Entwickelung des christlichen Geistes in Briefen an einen Laien von Heinrich Lang. Berlin, G. Reimer. 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
2. Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart von F. C. Baur. Tübingen, L. F. Fues. 1859. 8. 18 Ngr.

Der Protestantismus ist ein universelles geistiges Princip, in welchem der Keim des Fortschritts liegt. Der historische Protestantismus der Reformation ist selbst nur aus diesem Keim erwachsen. Insofern könnte es also als ein Pleonasmus erscheinen, von einem fortgeschrittenen Protestantismus zu reden; denn versteht sich der Fortschritt hier nicht von selbst? Gehören Protestantismus und Fortschritt nicht wesentlich zusammen? Doch was dem Wesen nach zusammengehört, ist nicht immer auch in der Wirklichkeit verbunden. Es ist ja nur allzu bekannt, daß es in jüngster Zeit einen Protestantismus gegeben, der statt des Fortschritts die „Umkehr", also den Rückschritt auf seine Fahne geschrieben. Gegenüber diesem nicht blos einfach umkehrenden, sondern sogar ausdrücklich und mit Bewußtsein die Umkehr zum Princip erhebenden Protestantismus dürfte es also wol kein Pleonasmus sein, von einem fortgeschrittenen Protestantismus zu reden. Ja, der Protestantismus ist seinem Wesen gemäß fortgeschritten, trotzdem ihn die Umkehrgeister wider sein Wesen zurückschrauben wollten. Wer sich davon überzeugen will, der braucht nur die beiden genannten Bücher in die Hand zu nehmen. Vergleicht man die Anschauung dieser mit der der Reformatoren, so sieht man, welche Riesenfortschritte der Protestantismus über seine erste, noch unvollkommene Erscheinung im Zeitalter der Reformation hinausgemacht; man empfängt den Eindruck eines Abstandes wie zwischen einem reifen Manne und einem unmündigen Knaben. Und doch wäre es ungerecht und undankbar, das Verdienst der Reformatoren herabzusetzen; denn wie der Mann nur aus dem Knaben, so konnte auch der gegenwärtig so weit vorgeschrittene Protestantismus, wie er in den beiden genannten Büchern zum Ausdruck gekommen ist, nur aus dem Werke der Reformatoren erwachsen. Denn hätten diese den Geist nicht von dem Joche des geistlosen Objectivismus der römischen Kirche befreit und der freien Schriftforschung Bahn gebrochen, so wäre es unmöglich gewesen, zu dieser gegenwärtigen Erkenntniß des Christenthums zu gelangen.

Die Schrift von Lang ist weitern Umfangs als die von Baur. Jene umfaßt die ganze Entwickelung des christlichen Geistes, während letztere nur das Urchristenthum zum Gegenstande hat. Aber beide Schriften haben dies miteinander gemein, daß sie befreiend wirken, befreiend von jener Gebundenheit, die dem Protestantismus noch aus seiner ersten unfreien Form im Zeitalter der Reformation zurückgeblieben war.

Lang's „Gang durch die christliche Welt" (Nr. 1) ist eine Art Philosophie der Kirchengeschichte. Ausgehend von einer Betrachtung über das Wesen des Christenthums, welches er in der Versöhnung des Menschlichen mit dem Göttlichen, des Endlichen mit dem Unendlichen, des Zeitlichen mit dem Ewigen findet, und das er deshalb auch gegen die Anklage in Schutz nimmt, als bestände es nur in dem Dualismus zwischen Gott und Welt, in der Feindschaft zwischen Geist und Fleisch, führt uns Lang durch die successiven Entwickelungsstadien des christlichen Geistes hindurch. Das erste Stadium ist der Katholicismus. Die weltfeindliche Innerlichkeit des religiösen Gemüths treibt hier in das andere Extrem, die falsche Veräußerlichung der Religion hinein.

Wenn der Geist die Welt, die Natur sich gegenüber hat als das ihm feindselige entgegengesetzte Gebiet, so hat er an der Welt seine Schranke, die er nicht überwinden kann; dadurch verliert er seine Unendlichkeit, wird ein Ding neben andern Dingen, wird äußerlich, weltlich, sinnlich; anstatt die unendliche, alles Materielle durchdringende und vergeistigende Innerlichkeit zu sein, erstarrt er zur unlebendigen Formel, zum todten Gesetz, zum äußerlichen Mechanismus. Ist der Geist aber so dasjenige, wofür er im Christenthum erklärt worden ist, das allein Wahre, Reale, Alleinberechtigte, das die Macht hat über alles?

Das negative Verhalten des Katholicismus gegen die Welt, die Natur, konnte, wie Lang zeigt, nicht

verhindern, daß das Endliche, die Welt, durch alle Poren eindrang und sich dem weltverneinenden, unkräftigen Geist gegenüber als die durchaus berechtigte, wahrhaft lebenskräftige Macht erwies. Mit dieser Thatsache endet das Mittelalter und übergibt sie der neuen Zeit.

Die Reformation trat der Veräußerlichung des christlichen Geistes in der katholischen Kirche mit der Macht der freien, nur in Gott gebundenen sittlichen Persönlichkeit entgegen. Dies war auch der wahre Sinn des reformatorischen Schlagwortes: „Der Glaube rechtfertigt." Die falschen Vermittelungen, die sich im Katholicismus zwischen Gott und Mensch eingedrängt hatten, wurden hiermit beseitigt; der Mensch wurde in seine ursprüngliche, unmittelbare Beziehung zu Gott wieder eingesetzt. Lang sagt:

Man fürchtet bis auf den heutigen Tag von dieser Macht der freien Subjectivität, die keinen höhern Herrn gelten läßt, als den Gott, wie er sich im eigenen Gewissen offenbart, dieser Subjectivität, welche das Christenthum zum ersten mal aufgeschlossen und der Protestantismus wieder entdeckt hat, die größten Gefahren für Staat und Kirche, für die ganze Ordnung der menschlichen Gesellschaft. Mit Unrecht. Man hat sie nur zu fürchten, wo man sie mit falschen, ungeistigen Mitteln beschneidet und bindet. Man lasse die Geister aufeinander platzen, wie Luther sagt, man lasse den Geist frei walten, er corrigirt sich stets selber, die Wahrheit und das Gute ist stets siegreich über die Lüge und das Schlechte, sonst gäbe es keinen Gott. Nur das Christenthum und der Protestantismus vereinigen die beiden scheinbar größten Gegensätze: Freiheit und Ordnung.

Doch Lang verhehlt auch nicht die schwache Seite der Reformation: die Gebundenheit an das geoffenbarte Wort Gottes als an eine übernatürliche, inspirirte Offenbarung. Die Reformation, indem sie auf das Urchristenthum zurückging, hatte dieses nur in der Form der überlieferten biblischen Schriften. Diese Schriften waren den Reformatoren das Wort Gottes, die einzige und volle Wahrheit. Sie sind den Aposteln von Gott selbst dictirt worden, damit die christliche Religion rein und makellos auf die menschlichen Geschlechter fortgepflanzt würde; ja nicht blos die Bücher, welche die christliche Religion enthalten, sondern auch diejenigen, welche die Zeit der Verheißung und Vorbereitung auf dieselbe behandeln, sind von Gott selbst untrüglich eingegeben und dictirt; es ist ein Strom der Offenbarung, der durch das Alte und Neue Testament fließt; hier und sonst nirgends hat Gott der verfinsterten menschlichen Vernunft sich deutlich gemacht, hier allein ist der Weg bezeichnet, der zur Versöhnung und Seligkeit führt. Es ist also das erste und letzte Gebot dessen, der selig werden will, zu erforschen, was Gott in diesen Büchern spricht, und wenn es erforscht ist, dem sich mit seinem Denken und Wollen vollständig zu unterwerfen. Wer ein Jota davon nicht glaubte oder nicht recht glaubte, der fuhr zum Teufel, denn er war Gott selbst ungehorsam. Deswegen sagte Luther:

Rund und rein, ganz und alles geglaubt oder nichts geglaubt; der Heilige Geist läßt sich nicht trennen, daß er ein Stück sollte wahrhaftig und das andere falsch lehren und glauben lassen; wo die Glocke an einem Orte berstet, klingt sie nichts mehr und ist ganz untüchtig.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend, betrachtete es die neue Kirche als ihr wichtigstes Geschäft, die reine Lehre festzusetzen und stellte demgemäß eine protestantische Dogmatik auf, die dann die protestantische Orthodoxie des 17. Jahrhunderts zur Fessel des Geistes machte. Diese verknöchernde Orthodoxie gerieth in Widerspruch mit dem die Subjectivität befreienden Princip, das ursprünglich im Protestantismus lag. Ein todter und tödtender Objectivismus trat an die Stelle des lebendig machenden ethischen Princips der „Rechtfertigung durch den Glauben". Die Kirche gerieth in eine neue Veräußerlichung. Lang schildert diese Entartung des Protestantismus durch die Orthodoxie sehr gut und sagt dann:

Wo war nun die freie christliche Persönlichkeit, die kein Ding, und wären es Engel vom Himmel, so groß achtet, an sich wider das Gewissen abtreiben zu lassen von dem, was sie als göttlich erkennt und achtet? Wo war nun die über jede äußere todte, dem Subjecte fremde Autorität erhabene Heiligkeit und Unantastbarkeit der selbstgewonnenen Ueberzeugung, wie sie auf dem Reichstage in Worms durch Luther's Auftreten in so erschemachender Weise sich ausgesprochen hat? Wo war jetzt die Subjectivität, die den Gott, wie er sich im eigenen Innern offenbart, für den höchsten Souverän ansieht? Mit Recht hat Lessing gesagt: „Luther, du hast uns vom Joche der Tradition befreit, wer befreit uns von dem viel schwerern Joche des Buchstabens?" ... Die Zumuthung, wider die innerste Ueberzeugung etwas glauben zu müssen, weil es nun einmal schwarz auf weiß in einem Buche steht, war die gründlichste Zerstörung der sittlichen Persönlichkeit und der gröbste Widerspruch gegen den protestantischen Sinn des Glaubens.

Gegen die kirchliche Orthodoxie des 17. Jahrhunderts lehnte sich das religiöse Gemüth im Spener'schen Pietismus auf. Doch auch der Pietismus war nur ein einseitiges Entwickelungsstadium des christlichen Geistes. Die pietistische Frömmigkeit hat, wie Lang treffend bemerkt, etwas Ungesundes, Saueres, Gedrücktes; man merkt ihr auf allen Schritten den Zwang und die Gewalt an, die sie sich angethan hat; die fortgesetzte unnatürliche Kasteiung der Vernunft gab dieser Richtung einen peinlichen, finstern, ängstlichen Anstrich, den wir bei allen Mönchen finden. Der Pietismus charakterisirt sich durch seine gereizte, verbitterte Stimmung gegen den „Zeitgeist" und durch seine Intriguen gegen die Träger der Wissenschaft.

Dieses unedle Geschäft, der Großinquisitor der protestantischen Kirche zu sein, hat der Pietismus sehr frühe übernommen, als — etwa 30 Jahre nach seinem ersten Auftreten — die Orthodoxie, die ihn anfangs verfolgt hatte, zu ihm übertrat und er nun aus einer verfolgten Sekte zur herrschenden Kirche geworden war; schon 1723 — Spener war noch nicht 20 Jahre todt — wurde auf Betrieb der Pietisten, wobei sehr viel Menschliches mit unterlief, der Philosoph Wolf aus Halle verjagt, und dessen Schüler Lorenz Schmid, Herausgeber der wertheimer Bibelübersetzung, auf die Anklage des Pietisten Lange ins Gefängniß geworfen, aus dem ihn erst nach mehreren Jahren die Flucht befreite.

Ein unbefangenes Verständniß der Schrift war dem Pietismus, soviel er auch für allgemeinere Verbreitung des Bibelstudiums gethan, unmöglich. Denn steht einmal die Voraussetzung fest, daß die Bibel in allen ihren Theilen untrügliches Gotteswort ist, von dessen unbedingter Annahme die Seligkeit abhängt, so kann man sie nicht unbefangen auffassen, man wird ihr immer

Gewalt anthun. Daher die unnatürlichen Harmoniſirungsverſuche mit den unvereinbaren Berichten der vier Evangelien; daher die typologiſchen und allegoriſchen Monſtroſitäten, die man z. B. in das Buch Daniel, in das Hohelied Salomons, in die Offenbarung Johannis hineinlegte. Das alles wegen der orthodoxen Vorausſetzung, die dem Pietismus zu Grunde liegt. Die Wiedergeburt und innere Erneuerung des Menſchen iſt die Hauptſache, aber ſie iſt gebunden an den Schriftinhalt. Der Pietismus ſieht in jedem, in welchem ſich das religiöſe Leben nicht in den durch Schrift und Kirchenlehre bezeichneten Formen äußert, einen Unwiedergeborenen und Ungläubigen; in dem weltlichen Leben ſieht er nur Sünde, wofern nicht allem eine chriſtliche Etikette aufgeklebt, ein religiöſer Zettel angehängt, alles in Beziehung zum Heiland gebracht wird. Daher ſeine Coterieſprache. Lang ſchildert dies alles vortrefflich und hat im Hinblick darauf nicht unrecht, wenn er den Pietismus dualiſtiſch und intolerant nennt. Wer einmal mit Pietiſten Umgang gehabt hat — Schreiber dieſes hatte einmal das Glück, ein Original dieſer Art kennen zu lernen —, wird es beſtätigt finden, was Lang ſagt:

> Der Pietismus macht überall aut — aut! er ſcheidet ſchroff zwiſchen Finſterniß und Licht, zwiſchen Wahrheit und Lüge, zwiſchen Chriſtus und Belial, zwiſchen Wiedergeborenen und Unwiedergeborenen, zwiſchen Seligen und Verdammten.

Sich betrachten die Pietiſten natürlich als die, in denen die Gnade zum Durchbruch gekommen iſt oder, wie Kant einmal treffend ſagt, als die „Favoriten Gottes". Doch außerhalb der chriſtlich Erlöſten ſehen ſie nur Finſterniß, Sünde, Verdammniß, folglich nicht blos in den Heiden, ſondern auch in den nicht nach ihrem Sinne Wiedergeborenen. „Der engherzigſte, ausſchließlichſte Particularismus, der ſich denken läßt!" ruft Lang aus. Man könne zwar nicht ſagen, daß der Pietismus den Andersdenkenden, d. h. Ungläubigen, gleich der katholiſchen Kirche verfolgen heiße; er beweint vielmehr den Irrenden als einen Verlorenen und ſucht ihm nachzugehen, um ihn zu retten und zu bekehren; daher überall das auf Bekehrung ausgehende, ſich um das Seelenheil anderer ängſtende Weſen, das wir in pietiſtiſchen Kreiſen finden. (Schreiber dieſes kann hier aus eigener Erfahrung mittheilen, daß ihm erſt noch vor kurzem auf offener Straße pietiſtiſche Tractätchen mit der einladenden Bemerkung: „Umſonſt!" zugeſteckt wurden.) Lang ſagt richtig:

> Aber von Toleranz kann man gleichwol beim Pietismus nicht reden. Wahrhaft tolerant kann man nur ſein, wo man zu der Einſicht gelangt iſt, daß das Heil des Menſchen, ganz unabhängig von theoretiſchen Glaubensanſichten, auf der innern Stellung des Gemüths zu Gott, auf der frommen Geſinnung beruhe; tolerant kann nur ſein, wer die Wahrheit auch im Irrthum, das Licht auch in der Finſterniß, Gott auch den Sünder ſieht und anerkennt. Der Begriff der Toleranz iſt ein zwar echt chriſtliches, aber außerkirchliches, modernes Gewächs, und es iſt gut, daß unſere Hochkirchlichen, Herr Stahl und Conſorten, es offen bekennen: Chriſtenthum und Religion von Haus aus die Intoleranz.

Ich habe mich bei dieſer Charakteriſirung des Pietismus etwas länger verweilt, weil der Pietismus auch heutzutage noch in gewiſſen Kreiſen graſſirt, obwol freilich der heutige nur noch in ſeltenen Fällen ein naiver, aufrichtiger iſt. Oder will man etwa den Pietismus der Hengſtenberge, den Pietismus der Kreuzzeitung und den des „Volksblatt für Stadt und Land", wo in den Annoncen chriſtliche Dienſtmägde, chriſtliche Köchinnen, chriſtliche Schreiner u. ſ. w. geſucht werden oder ſich anbieten, für einen naiven ſtatt für einen heuchleriſchen halten? So wenig als die Orthodoxie, ebenſo wenig iſt der Pietismus heutzutage noch eine natürliche, ehrliche Erſcheinung. Denn was einmal in der Geſchichte überwunden iſt, kann nur noch künſtlich und gewaltſam feſtgehalten werden.

Nach dem Pietismus beleuchtet Lang die Aufklärung und den Rationalismus. Er zeigt den Fortſchritt, den der chriſtliche Geiſt in beiden gemacht, aber auch ihre Schranke. Doch erfahren wir hierbei nichts weſentlich Neues. Lang wiederholt hier nur, was wir auch ſonſt ſchon aus der Literaturgeſchichte und der Geſchichte der Philoſophie wiſſen, daß es das Verdienſt des Rationalismus ſei, aus den Verirrungen eines überſpannten Dogmatismus, die den innerſten Grund des ſittlich religiöſen Lebens unterwühlt hatten, zu dem rein Sittlichen und ewig Menſchlichen des Chriſtenthums zurückgeführt zu haben, daß aber ſeine Schwäche in dem gänzlichen Mangel an hiſtoriſchem und poetiſchem Sinn beſtehe. Der Rationalismus wirkte befreiend durch ſeine ſtarke Betonung der Autonomie des Willens und des Rechts der Vernunft, alles zu prüfen und vor ihren Richterſtuhl zu ziehen. Aber in der Anwendung und Ausführung dieſer beiden Principien, der Autonomie des ſittlichen Willens und der des prüfenden Geiſtes, die als Principien für immer der chriſtlichen Entwickelung gewonnen bleiben, legte der Rationalismus bedeutende Schwächen an den Tag, theils durch ſeine deiſtiſche, aller ſpeculativen Tiefe entbehrende Weltanſchauung, theils durch ſeine Unfähigkeit die Geſchichte zu begreifen, folglich auch das Chriſtenthum nach ſeiner Eigenartigkeit zu erfaſſen. Lang erinnert zum Belege hierfür, wie der rationaliſtiſchen Verſtandesaufklärung nach die Vernunftreligion ſo alt ſei als die Welt: Moſes, Sokrates, Chriſtus, Mohammed hatten ſie; die übrigen, auf Gott, Tugend und Unſterblichkeit allein ſich nicht beſchränkenden Dogmen aber, wie die Dreieinigkeit, Gottmenſchlichkeit u. ſ. w. nur aus Pfaffenbetrug und hierarchiſchen Gelüſten hergeleitet werden.

In dem darauffolgenden Abſchnitt über den Aufſchwung des chriſtlichen Geiſtes am Ende des 18. Jahrhunderts: Hamann, Jacobi, Lavater, die Romantik, die moderne Weltanſchauung der poetiſchen Literatur, Goethe und Schiller, iſt am bemerkenswertheſten die Vertheidigung Goethe's und Schiller's gegen den Vorwurf der Unchriſtlichkeit. Lang polemiſirt hier namentlich gegen Gelzer, der Goethe das Chriſtenthum abſpreche, weil er in einem Briefe an Lavater den beſtimmten Zweifel ausſprach, ob Chriſtus, in welchem übrigens auch Goethe das Urbild des echten Menſchen ſieht, wirklich ſo hiſtoriſch ſei, wie ihn die Berichte ſchildern; Goethe ſtehe auf

Seite derer, die nicht in Chriſtus, ſondern in der Menſchheit die volle Offenbarung des göttlichen Lebens verehren, deswegen ſei er kein Chriſt, denn nur um dieſe Angel drehe ſich die Benennung chriſtlich oder unchriſtlich, ob man glaube, daß dieſe ungetrübte Erſcheinung der Menſchheit, wie wir ſie in der Perſon des Erlöſers verehren, einmal eine hiſtoriſche Wirklichkeit geweſen ſei oder nicht. Lang erwidert hiergegen:

Alſo das Weſen des Chriſtenthums, die entſcheidende Frage, ob jemand ein Chriſt iſt oder nicht, hängt von der Entſcheidung einer hiſtoriſchen Frage oder von der Annahme einer dogmatiſchen Formel ab; alſo nicht das macht mich zum Chriſten, daß ich den Geiſt Chriſti habe, daß ich in meiner Geſinnung und in meinem Leben diejenigen Züge ausprage, in denen nach den eigenen Worten Chriſti (in der Bergpredigt) das Bild des Chriſten oder das Weſen des Chriſtenthums beſteht; nicht meine Theilnahme an dem Himmelreich, das Chriſtus in Wort und Leben dargeſtellt hat, ſondern der Glaube an ein geſchichtliches Factum oder an eine dogmatiſche Theorie gibt mir das Anrecht auf den Chriſtennamen! Erkenne das ſittliche und religiöſe Lebensprincip des Chriſtenthums als wahr an und lebe als ein Chriſt, aber als Laie kannſt du die Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Berichte nicht ſo ſorgfältig prüfen, daß du dich zweifellos davon überzeugen kannſt, oder als Theologe von Fach ſiehſt du mit deinen zwei Augen, daß das Charakterbild Chriſti bei Johannes ein anderes iſt als bei den Synoptikern, daß in dieſen Erzählungen ſogar manche Widerſprüche ſich finden, daß die Authenticität dieſer Schriften gar keine ſo ausgemachte Sache iſt: ſo hilft dir das erſte rein nichts, du biſt eben ein Ungläubiger, kein Chriſt. So wenig begreift dieſe neuere Theologie, um was es ſich in dem Kampfe handelte, den Leſſing mit Götze geführt hat; ſo ſehr hat ſie alle Errungenſchaften der Aufklärungszeit vergeſſen!

Nach Lang's Begriff vom Chriſtenthum ſind Goethe und Schiller „gute Chriſten und gute Proteſtanten" geweſen. Wer noch in dem dogmatiſchen Chriſtenthum befangen ſei, deſſen Geſichtskreis ſei viel zu eng und beſchränkt, um unſere große Literaturperiode richtig zu würdigen.

Wenn nun ſchon aus dem Bisherigen zu erſehen iſt, auf welchem hohen und freien Standpunkt Lang ſteht, ſo geht dies vollends aus den drei letzten Briefen ſeines Buchs hervor, deren einer die neuere Kritik der Bibel und die Bedeutung der Bibel für den heutigen Proteſtantismus, der zweite die Schleiermacher'ſche Theologie, und der dritte und letzte die kirchliche Reaction der letzten 25 Jahre beleuchtet.

Was zuerſt die neuere Bibelkritik betrifft, ſo läßt ſich nicht leugnen, daß durch alles das, was die neuern Unterſuchungen über den bibliſchen Kanon Alten und Neuen Teſtaments herausgeſtellt haben, das frühere Verhältniß der Kirche und der Theologie zur Heiligen Schrift von Grund aus erſchüttert worden iſt. Die ſupranaturaliſtiſchen Vorausſetzungen, nach denen die Bibel ein göttlich inſpirirtes Buch iſt, ſind geſchwunden; der menſchliche hiſtoriſche Urſprung der einzelnen bibliſchen Schriften iſt erkannt. Aber hat die Kirche dadurch verloren? Iſt ihr Beſtand an jene veralteten Vorausſetzungen geknüpft? Lang verneint dies mit Recht. Er zeigt, daß die Theologie durch die veränderte Stellung zur Bibel unendlich viel gewonnen, während die Kirche oder die religiöſe Gemeinde jedenfalls nichts verloren hat. Allerdings bei einer nur oberflächlichen Betrachtung der großen Verheerungszüge, welche die kritiſche Geſchichtsforſchung durch das Gebiet des Alten und Neuen Teſtaments gemacht hat, könne es ſcheinen, als wäre der chriſtlichen Kirche ihr bisheriger Boden unter den Füßen weggezogen, und ein paniſche Schrecken, der viele einfache, religiöſe Gemüther bei der Kunde von dieſen Verheerungen ergriffen, ſei ebenſo begreiflich, als die hartnäckige Ableugnung der evidenteſten Reſultate von ſeiten mancher Theologen. „Aber es geht gewöhnlich ſo: wenn man nur geſund ums Herz iſt und einer Gefahr mit hellen Augen ins Angeſicht ſchaut, ſo hat ſie geſchwind das ſchreckhafte Anſehen verloren." Und nun geht Lang der angeblichen Gefahr auf den Leib, und alsbald erweiſt ſie ſich als ein Schreckgeſpenſt. Was, fragt er, ſoll die Kirche denn eigentlich verloren haben? Daß mit dem Chriſtenthum ein neues Lebensprincip in die Menſchheit gekommen ſei, das eine durchgängige Umwandelung des äußern und innern Lebens der Menſchheit hervorgebracht, das ſei geſchichtliche Thatſache. Daß dieſes neue Lebensprincip in dem Evangelium von Jeſus Chriſtus ausgeſprochen ſei, darin ſtimme die Kritik mit dem Glauben der chriſtlichen Gemeinde überein. Mögen nun dieſe Reden und Ausſprüche Chriſti, in welchen er ſo unnachahmlich das Weſen des Himmelreichs und den Weg zum Vater darſtellt, alle wirklich von ihm herrühren oder nicht, mag er ſie buchſtäblich ſo geſprochen haben oder nicht, mag die Ueberlieferung ab- oder hinzugethan haben — was, frägt Lang, verſchlägt dies für die Gemeinde? Werden darum dieſe Reden nicht mehr als Grundlage aller religiöſen Erbauung benutzt werden? Mögen die einzelnen Thatſachen, die uns aus dem Leben Jeſu erzählt werden, genau ſo ſich ereignet haben oder nicht — was verſchlägt das? Lang zeigt, daß wir auch trotzdem Weihnachten und Oſtern noch werden als chriſtliche Feſte feiern können. Auch wenn man mit Volkmar die Evangelien als das Epos des Chriſtenthums auffaſſe, erleide die Kirche dadurch keinen Verluſt.

Das iſt ja eben das Weſen des Glaubens im proteſtantiſchen Sinn, daß dasjenige, was als einmal äußerlich geſchehen angeſchaut wird, etwas dem Menſchen Innerliches werde; nur der Chriſtus in uns und für uns hat ja für die proteſtantiſche Religioſität eine Bedeutung. Wer noch behauptet: wenn nicht alle dieſe Erzählungen buchſtäblich wahr ſeien, ſo ſei die Heilige Schrift nur ein unbrauchbares Ammenmärchen, der hat zwar die Wahl ſie ſo anzuſehen, er muß ſich aber auch gefallen laſſen von Paulus zu den Juden gezählt zu werden, die nur immer Wunder und Zeichen ſehen wollen.

Die Stellung, welche der Proteſtantismus nach dem ganzen gegenwärtigen Stand der wiſſenſchaftlichen Forſchung zur Bibel einzunehmen hat, iſt nach Lang die, daß er die Bibel nicht mehr als ein Lehrbuch der Theologie — geſchweige der Aſtronomie, Erdkunde, Geſchichte, wozu ſie die Orthodoxie auch hat machen wollen —, ſondern als ein religiöſes Buch auffaſſe und benutze.

Sie iſt keine Norm für unſer Denken und Glauben, ſondern was viel mehr iſt, die unerſchöpfliche Quelle des religiöſen Lebens, der religiöſen Erbauung und Erweckung, der ſittlichen Neuverjüngung und Heiligung. Wie wir immer wieder zu den

Schriften und Kunstdenkmälern der alten Griechen zurückkehren, wenn wir unsern ästhetischen Sinn bilden und die Gesetze der Schönheit kennen lernen wollen, so kehren wir stets von neuem zur Bibel zurück, wenn wir im tiefsten Grund der Seele wollen religiös erweckt werden; aber sowenig wir glauben, wenn wir unsern Geschmack an jener unversiegbaren Quelle der Schönheit bilden, darum auch die Götterlehre und Mythologie der alten Griechen uns aneignen zu müssen, sowenig fällt uns ein, alle theologischen und naturhistorischen Vorstellungen der Bibel uns aufzwängen zu lassen und nach ihnen unser gesammtes Wissen von Natur und Welt und Menschheit, welches durch ein achtzehnhundertjähriges Ringen des Geistes unser Eigenthum geworden ist, umstoßen und ummodeln zu wollen.

Schließlich, nachdem Lang gezeigt hat, daß die Kirche durch die veränderte Stellung zur Bibel nichts verliere, macht er noch auf den Gewinn aufmerksam, der ihr daraus entspringen muß, daß sie nun die unselige Dogmenzänkerei fahren lassen und den Glauben pflegen wird, der in der Liebe thätig ist. Viele ihrer edelsten Glieder, die sie bisher ausgestoßen hat, weil sie sich nicht zu dem Grundsatz bekannten: „Ich glaube, weil es meiner Vernunft widerspricht", werden freudig in ihren Schos zurückkehren; der Gegensatz zwischen Köhlerglaube und Wissenschaft wird verschwinden, und die Heiligen Schriften werden aufhören, todte und kalte Hieroglyphen für uns zu sein.

Wir stimmen dem ganz bei. Die Kirche kann sich in der That nur dadurch verjüngen, daß sie den Muth hat, die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen in Bezug auf die Bibel anzuerkennen und demgemäß mit den alten supranaturalistischen Voraussetzungen zu brechen. Sie wird alsdann erst den wahren religiösen Werth der Bibel schätzen lernen

In dem Briefe über die Schleiermacher'sche Theologie, welcher dem über die Kritik der Bibel folgt, weist Lang treffend nach, daß, obgleich die christliche Kirche und die theologische Wissenschaft Schleiermacher allseitige und tiefgehende Anregungen zu verdanken hätten, und obgleich er die Theologie aus ihrer Confusion herausgerissen habe, indem er ihre Gegensätze durch eine philosophische Neubegründung der religiösen Grundbegriffe überwand und die Religion aus dem Wesen des menschlichen Geistes auf natürliche, vernunftgemäße Weise abzuleiten und zu begründen suchte, doch andererseits seine Theologie noch vielfach die Spuren einer künstlichen Restauration des Alten an sich trägt und insofern schon die Keime der nachfolgenden Reaction enthält.

Mit der excluſiven, einzigartigen Stellung, die Schleiermacher seinem Christus anweist, und womit er der überlieferten Kirchenlehre die wichtigste Concession gemacht hat, verbindet sich zugleich der ganze Particularismus, der in der Kirche immer mit derselben verbunden gewesen ist.

Zwar zog Schleiermacher selbst nicht die Consequenzen seiner Christologie, in der er die Philosophie an die Theologie verrathen, aber „wer will das Rad aufhalten, das einmal im Rollen bergab begriffen ist?" Wir verlassen es dem Leser, in Lang's Buch selbst die nähern Beweise für die schwere Anklage, daß in Schleiermacher die Anfänge der nachfolgenden kirchlichen Reaction und Restauration lagen, nachzulesen, und wenden uns zu dem letzten Briefe, der diese Reaction und Restauration zum Gegenstande hat.

Wenn sich schon aus dem Bisherigen zur Genüge ergab, daß Lang ein Feind aller Halbheit ist und Entschiedenheit liebt, so wird man es besonders noch aus seinem in dem letzten Briefe ausgesprochenen Urtheil über die moderne charakterlose Scheintheologie ersehen. Die sogenannte „Vermittelungstheologie" kommt schlecht bei Lang weg. Sie wurzelt in Schleiermacher und verbreitet den Schein ebenso großer Wissenschaftlichkeit als Gläubigkeit; aber es ist nur der Schein von beiden; anstatt der Wissenschaft so vielfach Willkür und subjective Liebhaberei, ein wunderliches Gemisch moderner Weltansichten und überlieferter Vorstellungen, bei welchem die Einheit der Anschauung und die Klarheit der Begriffe verloren geht; anstatt der Gläubigkeit ein ebenso willkürliches Spielen mit der Bibel, wobei man meint zu glauben wie sie, während man, genauer betrachtet, etwas ganz anderes untergeschoben hat.

Lang belegt dies aus den Schriften von Schenkel, Rothe und Martensen mit Beispielen. Alsdann beleuchtet er das Gebaren der Kirchentage, der Innern Mission, der Evangelischen Allianz u. s. w. Kurz, er verfolgt die kirchliche Reaction in allen ihren Formen und mit großer Energie, zeigt aber auch, wie wenig die protestantische Fortentwickelung von dieser Reaction zu fürchten habe, da dieselbe höchst unpopulär sei, im Volke durchaus keine Wurzeln schlage. „Das Volk schweigt zu allem, was die Herren in der Kirche experimentiren", der Protestantismus hat vielfach seinen Platz „außer der Kirche" genommen, und

was hilft es durch innere und äußere Mission dann und wann eine Seele für Christus zu gewinnen, wenn man durch ein falsches, engherziges Kirchenthum zwei Drittel der Bevölkerung aus den Kirchen vertreibt?

Hoffen wir, daß der in dem Geiste der deutschen Nation lebende Protestantismus die Reaction der Kirche vertreiben wird. Die Reaction wird alsdann auch ihrerseits, wenn auch wider Willen, einen Fortschritt herbeigeführt haben.

Die Schrift von Baur: „Die Tübinger Schule und ihre Stellung zur Gegenwart" (Nr. 2), ist zwar nicht von so allgemeinem Interesse als die Lang'sche — ihr Gegenstand ist eine Vertheidigung der Auffassung des Urchristenthums, welche die Tübinger Schule und namentlich Baur vertritt, gegen deren neueste Gegner —, aber dennoch sind auch in ihr der allgemeinen Gesichtspunkte so viele und so fruchtbare, daß wir sie hier, wo von der Fortschrittsrichtung in der protestantischen Theologie der Gegenwart die Rede ist, mit Recht anschließen können. Während die Gegner der Tübinger Schule alle mehr oder weniger noch in supranaturalistischen Voraussetzungen befangen sind und bei ihrer Erforschung des Ursprungs und Inhalts der urchristlichen, in den neutestamentlichen Schriften niedergelegten Anschauung und Lehre nicht ohne dogmatisches Interesse zu Werke gehen, so hat sich dagegen Baur auf den Standpunkt der reinen, unbefangenen, von dogmatischen Interessen und Voraussetzungen freien Schriftforschung gestellt und macht denselben siegreich gegen seine

Gegner geltend. Dieſe Baur'ſche Bibelkritik wirkt ebenſo befreiend, wie die Lang'ſche Kritik der kirchlichen Erſcheinungen, und wie überhaupt die Wahrheit ſtets wirkt. In die Einzelheiten der Baur'ſchen Schrift, in ihre Widerlegung der einzelnen Gegner, gegen die ſie kämpft, können wir hier nicht eingehen. Wir heben nur die allgemeinen Geſichtspunkte hervor, namentlich die Baur'ſche Geſchichtsanſchauung. Man hatte dieſer vorgeworfen, daß ſie in der Geſchichte nur Allgemeines erblickte, einen rein ideellen Proceß, in welchem das Beſondere, das Individuelle und Perſönliche ohne alle Bedeutung wäre. Hiergegen erklärt ſich nun Baur ausdrücklich und erkennt es vollkommen an, daß die Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit der Nationen und Individuen das concrete Leben der Geſchichte ausmache, jedoch freilich nur mit der weſentlichen Beſtimmung, daß das eine für ſich ſo einſeitig wäre als das andere, daß das Beſondere ebenſo wenig ohne das Allgemeine, als das Allgemeine ohne das Beſondere ſein kann, daß ſomit, weil über dem einen der beiden weſentlich zuſammengehörenden Factoren nie der andere überſehen werden darf, immer auch das Mannichfaltige als ein zur Einheit Verbundenes und das Beſondere in ſeiner Unterordnung unter das Allgemeine gedacht werden muß.

Denen gegenüber, die, ſobald von einer in der Geſchichte ſich entwickelnden Idee die Rede iſt, darüber erſchrecken und alsbald den Boden ihrer empiriſchen Geſchichtsanſchauung zu verlieren glauben, ſagt Baur:

Wo gibt es denn eine Reihe geſchichtlicher Erſcheinungen, die nicht auch einen Zuſammenhang hätte, und wo gibt es einen Zuſammenhang, welchem nicht auch irgendeine das einzelne zur Einheit verknüpfende Idee zu Grunde läge?

Mit Recht betrachtet es Baur überall als dieſelbe Aufgabe der geſchichtlichen Betrachtung — und er hat ſich in der Erforſchung des Urchriſtenthums eben dieſe Aufgabe geſtellt —, in dem Geſchehenen nicht blos ein zufälliges Aggregat zeitlich und räumlich verbundener Ereigniſſe zu ſehen, ſondern auch in den innern Zuſammenhang einzudringen und vor allem die Punkte ins Auge zu faſſen, in welchen ſich uns in dem äußerlich Geſchehenden auch die innerlich bewegenden Mächte, das Allgemeine, das dem Beſondern zu Grunde liegt, die das Ganze beherrſchenden Ideen zu erkennen geben. Dies ſei aber keineswegs nur eine rein abſtracte Geſchichtsanſchauung, eine einſeitige Hervorhebung des Allgemeinen, in welchem das Einzelne und Beſondere, das Individuelle und Perſönliche völlig bedeutungslos wird, es laſſe ſich der eine der beiden Factoren nie von dem andern trennen; wie das Einzelne und Beſondere ohne ein Allgemeines, als eine beſeelende Idee, ein Körper ohne Seele wäre, ſo erhalte auch das Allgemeine und Ideelle erſt in dem Einzelnen und Beſondern, in der Individualität der geſchichtlichen Subjecte den Boden ſeiner realen Exiſtenz, das concrete Leben des geſchichtlichen Daſeins. Was daher den geſchichtlichen Subjecten ihre geſchichtliche Bedeutung gibt, ſei immer nur die Energie, mit welcher ſie als die Repräſentanten ihrer Zeit, als der lebendige Ausdruck eines Zeitbewußtſeins die ihre Zeit bewegenden Ideen ergreifen, in ſich geſtalten und ausbilden, und in ihrer realen Erſcheinung in ſich darſtellen.

Welche inhaltsleeren Namen wären alle irgendwie bedeutenden Perſonen der Geſchichte, wenn ſie ihr höchſtes Intereſſe nicht erſt dadurch für uns hätten, daß wir in ihnen den Reflex einer über ihnen ſtehenden, ſie beſeelenden Idee erblickten, in welcher ſie ſelbſt den feſten Haltpunkt ihrer geſchichtlichen Exiſtenz haben? Sowenig ſich freilich erklären läßt, warum gerade dieſe beſtimmten Individuen mit dieſer Energie ihrer Individualität über ſo viele andere hervorragen, ſowenig iſt es auf der andern Seite zufällig, ſondern vielmehr durch den ganzen Charakter der Zeit, in welcher ſie leben, bedingt, daß es gerade dieſe oder jene Idee iſt, die in ihnen zu ihrer geſchichtlichen Bedeutung kommt.

Von dieſem Geſichtspunkt aus hält es Baur für gewiß, daß was ein Karl der Große, ein Gregor VII. nicht gethan hätte, ein anderer nur unter anderm Namen und in ſeiner Weiſe, nach Maßgabe ſeiner Individualität, im ganzen aber doch mit demſelben Endreſultat, gethan haben würde.

Man müßte ſich in der That wundern, daß Baur ſich genöthigt ſieht, an dieſe ſo einfache, von der denkenden Geſchichtsforſchung unſerer Zeit längſt anerkannte Wahrheit zu erinnern, wenn man nicht wüßte, wie ſehr dogmatiſche Unfreiheit die Mehrzahl der Theologen noch immer hindert, die bibliſche und die Kirchengeſchichte in demſelben Lichte zu erblicken wie die Profangeſchichte, alſo auch in jener nur die Entwickelung allgemeiner Ideen zu erkennen, die in hervorragenden kirchenhiſtoriſchen Perſönlichkeiten als Repräſentanten der gemeindlichen Entwickelung concreten Ausdruck gewannen, in ihnen gleichſam ſich incarnirten und Menſch wurden. Dieſer dogmatiſchen Unfreiheit gegenüber, welche die heilige und die Profangeſchichte mit zwei verſchiedenen Maßſtäben mißt, in letzterer alles natürlich zugehen läßt, in jener hingegen übernatürliche Mächte zur Erklärung der Erſcheinungen herbeizieht, iſt es Baur's und der ganzen Tübinger Schule großes Verdienſt, auf die bibliſche und die Kirchengeſchichte dieſelbe Methode der Geſchichtsforſchung angewendet und geltend gemacht zu haben, als in der Profangeſchichte bei kritiſchen Geſchichtsforſchern üblich iſt.

Baur fragt, ſeinen Gegnern gegenüber, was denn eigentlich in den Principien der tübinger Geſchichtsanſchauung ſo neu und unerhört, ſo tadelnswerth und verwerflich ſein ſoll. Man werfe ihr vor, das Chriſtenthum habe nach ihr keinen Anfang.

Wo hätte ich aber je behauptet, das Chriſtenthum habe nicht von Jeſu von Nazareth ſeinen Anfang genommen, oder wo wäre ich je auf den Gedanken gekommen, Sokrates, die Alexandriner, die Eſſener ſeien die Urheber des Chriſtenthums, oder auch nur, ſein Anfang ſei erſt von Paulus oder dem Verfaſſer des vierten Evangeliums zu datiren? Und doch hätte es ja ſelbſt in dieſem Falle einen Anfang. Soll alſo die Behauptung einen vernünftigen Sinn haben, ſo kann ſie nur ſo gemeint ſein, ich ſetze den Anfang des Chriſtenthums nicht ſchlechthin als Wunder. Dies thue ich nun freilich nicht, aber eben dies thut man ja auch ſonſt nicht. Selbſt die entſchiedenſten Supranaturaliſten laſſen ſich durch den Wunderanfang des Chriſtenthums nicht abhalten, über denſelben zurückzugehen. Das Chriſtenthum iſt einmal eine geſchichtliche Erſcheinung.

ung, als solche muß es sich auch gefallen lassen, geschichtlich betrachtet und untersucht zu werden.

Baur macht mit aller Entschiedenheit das Recht geltend, die neutestamentlichen Schriften unter den historischen und kritischen Gesichtspunkt zu stellen, womit natürlich das Recht verbunden ist, die alte dogmatische Einheit des Kanons aufzulösen, ihn auseinander zu legen, in den lebendigen Fluß der Entwickelung zu bringen, und bei jeder einzelnen Schrift nach ihrem Ursprung, ihrem Verfasser und nach allem demjenigen zu fragen, wonach ihr ihre bestimmte Stelle in der Entwickelungsgeschichte des Christenthums anzuweisen ist.

Man hat es der Tübinger Schule zum Vorwurf gemacht, daß sie von einem Tendenzcharakter der neutestamentlichen Schriften gesprochen, daß sie dieselben aus der Parteistellung ihrer Verfasser erklärt, also ihrer Abfassung gewisse Motive untergelegt hat. Aber das war, wie Baur zeigt, nur die nothwendige Consequenz ihres kritischen Standpunktes. Denn habe die historische Kritik überhaupt die Aufgabe, bei den Schriften, deren Ursprung und Charakter sie untersuchen soll, alles so genau als möglich zu erforschen, so dürfe sie nicht blos bei ihrer äußern Erscheinung stehen bleiben, sondern müsse auch in ihr Inneres eindringen, sie habe nicht blos nach den Verhältnissen der Zeit überhaupt, sondern insbesondere auch nach der Stellung des Verfassers zu ihnen zu fragen, nach den Interessen und Motiven, den leitenden Gedanken seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Je größer die Bedeutung eines schriftstellerischen Products ist, um so mehr sei anzunehmen, daß ihm eine das Ganze beherrschende Idee zu Grunde liegt, und das tiefere Bewußtsein der Zeit, welcher es angehört, in ihm sich reflectire. Die historische Kritik würde daher auch bei den neutestamentlichen Schriften die Aufgabe, die sie hat, nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllen, wenn sie nicht auch den geistigen Charakter, welchen sie an sich tragen, die Interessen der Zeit, unter deren Einfluß sie entstanden sind, die Richtung, die sie verfolgen, die Grundanschauung, welcher das einzelne sich unterordnet, genauer zu erforschen sich bestrebte, überhaupt den Versuch machte, viel möglich in ihr Inneres einzudringen und gleichsam die schöpferische Conception der Gedanken, aus welcher in der Seele ihres Verfassers hervorgegangen sind, einzublicken. Auch die Tübinger Schule habe somit, wenn sie von einem Tendenzcharakter neutestamentlicher Schriften sprach, nichts gethan, was nicht in der Aufgabe der Kritik von selbst begriffen ist.

Freilich kann in der Ausführung dieser Aufgabe das Richtige verfehlt werden, und man mag daher mit der Tübinger Schule über die Resultate ihrer kritischen Forschung streiten; aber daß die Grundsätze derselben die richtigen seien, das können nur die in Abrede stellen, die befangen in supranaturalistischen Voraussetzungen befangen, das Christenthum einen übergeschichtlichen, übernatürlichen, einen Wunderanfang setzen, also die in der katholischen Geschichtsanschauung Befangenen. Denn das ist in That der Unterschied der protestantischen von der katholischen Geschichtsanschauung, daß letztere nicht ohne Wunder sein kann, während jene eine rein geistige Entwickelung, aus dem Innern des Subjects, und demgemäß einen Fortschritt anerkennt und zuläßt. Baur weist seinen Gegnern, welche das Wunder als absoluten Anfang der christlichen Geschichte setzen, nach, daß sie noch in der katholischen Geschichtsanschauung befangen seien.

Bei dem Wunder hört alles Erklären und Begreifen auf, und wo der Anfang nicht erklärt und begriffen ist, ist auch kein aus dem Anfang sich entwickelnder Fortgang, überhaupt keine Entwickelung und kein geschichtlicher Zusammenhang möglich. Die ganze Geschichte ist nur die Fortsetzung des als Anfang gesetzten Wunders, es wiederholt sich in ihr nur, was schon von Anfang war.

Daher mußten auch die dem Christenthum einen Wunderanfang Vindicirenden dem echt katholischen Kanon beistimmen, daß im Verlaufe nichts zum Vorschein kommen könne, was nicht zuvor schon vorhanden war, das Spätere könne nach ihnen nicht das Höhere sein als das Frühere, es könne kein anfänglicher Gegensatz, wie der zwischen Paulinismus und Judenchristenthum, der erst durch die weitere Entwickelung ausgeglichen werden müßte, somit überhaupt keine Entwickelung anerkannt werden, durch welche in der Folge erst etwas zum geschichtlichen Dasein gelangt, was zuvor noch nicht existirte.

Es ist dies nichts anderes, als die echt katholische, auf dem Traditionsdogma beruhende Geschichtsanschauung. . . . Es ist ja alles, was zum Wesen des Katholicismus gehört, unmittelbare Anordnung und Einsetzung Christi, das von ihm Gewollte und Anbefohlene, apostolische Tradition, urchristliche Lehre und Praxis, die Bischöfe aller Zeiten haben nicht anders gelehrt als die Apostel, und die Apostel nicht anders als Christus. Diesen Bau hat der Protestantismus durchbrochen, er vermochte ihn aber nicht sogleich in seinem ganzen Umfange zu durchbrechen, und die protestantische Geschichtsanschauung mußte sich erst allmählich entwickeln; je mehr dies geschah, um so mehr trat ihr Gegensatz zur katholischen hervor. Es ist daher ganz in der Ordnung, daß, sobald voller Ernst damit gemacht wird, das Urchristenthum aus dem Gesichtspunkte der protestantischen Geschichtsanschauung aufzufassen, diese Auffassung nicht bestritten werden kann, ohne daß alsbald auch die echt katholischen Principien zum Vorschein kommen, der absolute Wunderanfang und der Kanon einer jede wahre und wirkliche Entwickelung negirenden Tradition.

Gemäß dieser seiner echt protestantischen Geschichtsanschauung entwirft uns Baur ein lebendiges Bild von den im Urchristenthum miteinander kämpfenden Gegensätzen. Judaismus und Paulinismus, oder Particularismus und Universalismus sind nach ihm die allgemeinsten und wesentlichsten Gegensätze der Entwickelungsgeschichte des Christenthums. Der richtige Gesichtspunkt für die Geschichte der Entstehung der christlichen Kirche wird nach Baur verfehlt, wenn man von den dogmatischen Vorstellungen und Ansichten ausgeht, die sich bei den ersten christlichen Schriftstellern finden. Ehe von einer Entwickelung innerhalb der christlichen Kirche die Rede sein könne, müsse man vor allem wissen, wie es sich mit der Entstehung einer christlichen Kirche verhält und auf welchem Boden sie steht. So gewiß nun das Christenthum nicht particularistisch ist, so gewiß könne der Grundgedanke, aus welchem es ursprünglich hervorging, nur die rein sittliche Idee der allgemeinen Gleichheit der Men-

schen vor Gott oder der christliche Universalismus gewesen sein, worin von selbst enthalten sei, daß das bewegende Princip aller geschichtlichen Entwickelung nur in dem Gegensatz zu dem jüdischen Particularismus liegen konnte, mit welchem sich der christliche Universalismus erst auseinandersetzen und in irgendeiner Form zur Einheit zusammenschließen mußte.

Baur beruft sich für diesen Entwickelungsgang der ältesten christlichen Kirche auf die Analogie einer andern geschichtlichen Erscheinung, die auch zu dem Großartigsten gehört, was die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat, nämlich die Entwickelungsgeschichte des römischen Staats.

> Wo etwas Großes zu Stande kommen soll, muß es auch einen Gegensatz geben, in welchem die einander gegenüberstehenden Mächte erst durch Kampf und Widerstreit zu einem gemeinsamen Resultat gelangen, das um so bedeutender ist, je mehr es erst durch Mühe und Anstrengung errungen werden kann.

Was in der christlichen Kirche der jüdische Particularismus gegenüber der aus allerlei Volk bestehenden heidenchristlichen Gemeinde war, das war, wie Baur zeigt, im römischen Staat die Aristokratie der Patricier in ihrem Unterschied von den in ihrer Ansicht tief unter ihnen stehenden Plebejern. Und wie in Rom diese beiden Elemente und Factoren des erst werdenden Staats bei allem, was sie voneinander unterschied und trennte, dennoch von dem Bewußtsein ihrer wesentlichen Zusammengehörigkeit so tief durchdrungen und so stetig beherrscht waren, daß sie nie zu weit auseinander gehen konnten, und unter allen Kämpfen und Parteistellungen nur um so ernster und kräftiger an ihrer gegenseitigen Vermittelung und Einigung arbeiteten, so nahm auch die Entstehungsgeschichte der christlichen Kirche denselben Verlauf. Hier wie dort mußte erst die Scheidewand einer auf nationale Vorrechte und Vorurtheile sich stützenden aristokratischen Partei durchbrochen werden, und der Punkt, von welchem die dagegen sich erhebende Opposition ausging, ist dasselbe allgemein menschliche Gleichheitsbewußtsein, das auf dem religiösen Gebiet so wenig als auf dem politischen eine solche Beschränkung ertragen kann und nicht eher zu seiner Ruhe kommt, als bis die allmähliche Gleichstellung der beiden Theile, hier also der Patricier und Plebejer, dort der judenchristlichen Petriner und der heidenchristlichen Pauliner soviel möglich erkämpft und die von Anfang an trennenden Unterschiede in dem gemeinsamen, die Gegensätze aufhebenden Gesammtbewußtsein verschwunden sind. Was aber das Ganze organisch zusammenhält und fortgehend die Grundlage bleibt, auf welcher das Streben nach Einigung fortschreitet und zu einem sich mehr und mehr erweiternden Einheitsstreben ausbildet, sind hier wie dort bestimmte, von Anfang an vorhandene, traditionelle Grundformen eines aristokratischen Organismus, welchen alles sich unterordnen muß, was in dieselbe Einheit des Ganzen aufgenommen werden soll. Baur glaubt an diese Parallele um so eher erinnern und an ihr den Gang veranschaulichen zu dürfen, welchen, wie er überhaupt der allgemein geschichtliche ist, so auch die christliche Kirche in ihrer Entwickelung genommen hat, als in der That die theokratische Kirche des Mittelalters die unmittelbarste Fortsetzung der alten römischen Weltmonarchie war, und beide dieselbe Idee eines auf alle Völker sich erstreckenden Universalismus zu realisiren suchten, nur die eine politisch, die andere religiös und kirchlich.

Dies ist der geschichtliche Standpunkt, von dem aus Baur die Gegner der Tübinger Schule mit Erfolg bekämpft, und von dem aus es ihm möglich wird, eine ungezwungene Erklärung der urchristlichen Entwicklung zu geben, während man in den Erklärungsversuchen der Gegner das Gezwungene, Gekünstelte merkt, das durch ihre dogmatische Befangenheit in die Untersuchung hineinkommt.

Die beiden Schriften von Lang und Baur haben dies miteinander gemein, daß sie das Christenthum frei von supranaturalistischen Voraussetzungen, daß sie es historisch auffassen, ohne in demselben das göttliche Princip zu verkennen, durch welches es eine wesentlich neue Reihe von geschichtlichen Erscheinungen begonnen hat. Sie haben beide dies miteinander gemein, daß sie mit der protestantischen Freiheit der Forschung Ernst machen und vor keinem wissenschaftlich begründeten Resultate zurückbeben, als könnte das Christenthum keine wissenschaftliche Untersuchung vertragen. Sie sind beide geschworene Gegner aller Halbheiten und falschen Vermittelungsversuche. Durch diese Unabhängigkeit von dogmatischen Voraussetzungen, diesen Muth der wissenschaftlichen Forschung, diese Geradheit und Offenheit wirken sie befreiend, und darum darf man sie zu den hervorragendsten, verdienstlichsten Erscheinungen in der gegenwärtigen protestantisch-theologischen Literatur rechnen.

Julius Frauenstädt.

Ethnographisches und Culturgeschichtliches.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 41.)

Eine vereinzelte Sagenbearbeitung bietet „Der Eckmann" (Nr. 7), von F. B. Das Büchlein enthält eine Geschichte, die im Dreißigjährigen Kriege spielt. Der Eckmann war Bürger eines würtembergischen Städtchens, an der Ragold, der nach einem Leben voll Unglück und Bosheit einen elenden Tod gefunden, und den die Sage auf dem unweit des Städtchens gelegenen Eckberge umgehen läßt, wo er seine vergrabenen Schätze hütet und auf Erlösung harrt. Sein und seiner Familie skizzenhaft beschriebenes Schicksal, sowie eine Episode aus dem Leben des Geistlichen Hans Reich, der, zum kaiserlichen Militär gepreßt, in der Nähe des Städtchens desertirt und dort barmherzig aufgenommen wird, und die an seine Verfolgung sich knüpfenden Scenen bilden den Gegenstand der nicht ohne Spannung geschriebenen Erzählung, die aber des Schrecklichen und Grausigen zu viel und in so schwarzer, fast durch keine Gegensätze gemilderter Färbung enthält, daß der Totaleindruck nichts weniger als wohlthuend ist. Der Verfasser scheint dies selbst gefühlt zu haben, indem er am Schlusse dem Leser „zu bedenken gibt, daß die Abscheulichkeiten, die in der vorliegenden Erzählung vorkommen, auf Rechnung jener barbarischen Zeit, nicht der kannibalischen Phantasie des Erzählers zu schreiben seien". Allein dies ist eine Entschuldigung, die vor dem Richterstuhle der Aesthetik keine Anerkennung findet. Am wenigsten aber hätte das entsetzliche Lynchverfahren (S. 68) durch die Worte: „Der Gerechtigkeit war ihr Opfer gefallen", gewissermaßen eine objective Billigung erhalten

sollen. Eines nähern Eingehens können wir uns um so mehr überheben, als das Moment der Sage mit den wenigen referirten Zeilen abgethan ist, während in culturgeschichtlicher Beziehung die geschilderten Zustände, selbst wenn ihnen historische Thatsachen zu Grunde liegen sollten, doch zu lückenhaft und mit zu wenig innerer Wahrscheinlichkeit dargestellt sind, als daß wir von diesem Gesichtspunkte aus Gewicht auf sie legen könnten.

Wir schließen unsern Artikel mit einer vollständigen Sagensammlung, dem „Thüringer Sagenbuch" (Nr. 8) von L. Bechstein. Der Verfasser ist als fleißiger Sagensammler bekannt und hat sich auf diesem Gebiete der Literatur nicht unerhebliche Verdienste erworben. Die Sagen sind im vorliegenden Werke wie im „Deutschen Sagenbuch" topographisch geordnet, eine Anordnung, die je nach dem Zwecke, zu dem man das Buch in die Hand nimmt, Vortheile oder Nachtheile hat. Wer die Sammlung als Unterlage zu wissenschaftlichen Studien benutzen will, wird sich bei dieser Anordnung seine Arbeit erschwert sehen; wer es aber bei einer Wanderung durch Thüringen zum Reisebegleiter mitnehmen will, findet hier, was er für jede Gegend gebraucht, nebeneinander und kann sich leicht von dem Charakter, den Mythe und Sage ihr mittheilen, eine Gesammtvorstellung entwerfen. Die Wanderung geht zunächst der Werra entlang, von den Quellen stromaufwärts bis an die preußische Grenze nördlich von Eisenach, wendet sich zum Hörsel- und Wartburgsgebiete zurück, folgt dem Höhenzuge des Thüringer- und Frankenwaldes, berührt das Vogtland, durchschreitet die obern und mittlern Thäler der Elster und Saale mit Abschweifen ins Orla- und Schwarzathal, wendet sich aus dem Saalthale von Halle ab in das Helmegebiet, sucht die Quellen der Unstrut auf, geht an diesem Flusse herab bis zur Mündung in die Saale, verfolgt dann aufwärts den Lauf der Ilm bis zur Wasserscheide zwischen Ilm und Gera und wendet sich dann durch das Gebiet der Drei Gleichen nach Erfurt, wo sie ihr Endziel findet. Der Verfasser will diese thüringische Sagensammlung nicht mit dem, was früher auf gleichem Gebiete von ihm veröffentlicht worden, verwechselt wissen, da sie eine durchweg neue und selbständige Arbeit, nicht nur ein thüringisches Sagenbuch, sondern auch ein thüringisches Mythenbuch sei; und es ist gegründet, daß er dem mythischen Element eine aufmerksame Berücksichtigung gewidmet hat. Doch bescheidet er sich selbst, daß hierin überall nur wichtige Fingerzeige für die künftige Forschung gegeben sein sollen. Zu den frühern Sammlungen des Verfassers gehört der „Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes" (4 Bde., Meiningen 1835—38) und das „Deutsche Sagenbuch". (Leipzig 1853). Wie sich das letztere dieser beiden Werke zu dem gegenwärtigen verhalte, vermögen wir nicht anzugeben, da uns dasselbe nicht vorliegt. Das „Deutsche Sagenbuch" haben wir sorgfältig verglichen; unter den tausend Sagen, die es enthält, fallen beinahe drittehalbhundert, Nr. 420—608 und 710—756, auf dasselbe Gebiet, welches das vorliegende „Thüringer Sagenbuch" beschreitet und davon sind etwa zwei Drittel in dieses letztere neuere Werk, jedoch nicht wörtlich, sondern unter mehrfachen Modificationen aufgenommen. Dasselbe enthält in beiden Bänden zusammengenommen 433 Sagen, giebt also zur größern Hälfte aus neuem Material. Die Darstellung ist einfach, frisch und lebendig, und der für die Sage passende Ton ist im ganzen gut getroffen; doch begegnen wir auch hier einem Fehler, den wir schon früher an dem Verfasser in demselben Gebiete wahrzunehmen Gelegenheit gehabt haben, nämlich dem, daß er in den einfachen Sagenbericht mitunter Witze und Späße, die keineswegs von einer besonders glücklichen humoristischen Ader zeugen, sowie ganz subjective reflectirende Betrachtungen, anknüpfend an moderne Zustände, mit sichtbar hervortretender Tendenz einfließen läßt. Gegen die humoristische oder komische Behandlung einzelner Sagen wird niemand etwas einzuwenden haben, vorausgesetzt, daß der Witz gut ist; was aber das Auskramen der modernen Weisheit anlangt, so kann man kaum etwas Unpassenderes denken, als Tagesfragen in das stille Halbdunkel oder die magische Beleuchtung der Sagenwelt hereinzuziehen; alle Illusion hört im Augenblicke auf, und wir haben ein Gefühl, das demjenigen gleicht, mit welchem wir eine Bühne sammt dem dazugehörigen Apparat bei Tage betrachten. Der Verfasser scheint dies selbst zu fühlen; denn einzelnes, was in dieser Beziehung im „Deutschen Sagenbuch" besonders schroff hervortritt, findet sich in dem vorliegenden Werke nicht wieder; aber ganz ist ihm die Herrschaft über „das unruhige Uebel", das so schwer zu zähmen ist, wie wir's bei Jakobus am dritten lesen, doch nicht gelungen.

Wenden wir uns nun zum Inhalt. Mythische Anklänge finden sich gleich beim Beginn der Wanderung, an den Quellen der Werra. Die Stadt Eisfeld soll uralten Ursprungs sein. Im Volksmunde heißt sie Asfeld und nach alten Urkunden Asifeld, was an die Asen erinnert. Nur wenige Stunden von Eisfeld entfernt gibt es ein Gottesfeld (Gothes-, Godesfeld), auf dem einst eine große Stadt gestanden haben soll, und die Riesensage mit ihrem Hammerwerfen ist in der eisfelder Gegend völlig heimisch. Am Dreikönigstage verbrennt man zu Eisfeld die Frau Holle (Hulda, Perchta), worin der Abschluß des alten Julfestes zur Zeit der Wintersonnenwende erblickt werden mag. An denselben mythischen Cultus erinnert eine Christnachtfeier zu Schweina, wo die männliche Jugend in der heiligen Nacht mit brennenden Fackeln auf den nahen Töngelsberg zieht, dort ein hochloderndes Feuer entzündet und es unter Gesang und Musik umgeht, woran sich mitternachts Glockengeläute und Betstunde reihen. Einer andern mythischen Feuerfeier, zur Frühlings- oder Sommerwiederkehr, entspricht das Laubmännchenspiel zu Ruhla. Es kommt nach Bechstein in Thüringen nur sehr vereinzelt vor. Häufiger findet es sich anderswo, namentlich in der Pfalz. Man begeht das Fest dort am Sonntag Lätare oder dem „Sommertag". Die Knaben tragen an Stäben Brezeln, die sich durch Größe und Gestalt von den Fastenbrezeln unterscheiden, die Stäbe sind mit Bändern geschmückt, und zwei von der Schar sind als Sommer und Winter, der eine in Moos, der andere in Epheu gekleidet. Howitt, der dieser deutschen Sitte in einem interessanten Aufsatz über den Mothering- oder Mid-Lent-Sunday (Sonntag Lätare) in „People's Journal" (Bd. 1, 1846) gedenkt, bemerkt, daß dieselbe Sitte vor der Reformation auch in England stattgefunden habe. Im „Popish Kingdome" wird sie so besungen:

Thus children also beare, with speares, their cracknells round about;
And two they have whereof the one is called Sommer stout;
Appareilde all in greene, and dressed in youthful fine arraye:
The other, Winter, clad in mosse, with beare all hoar and graye.
These two togither fight, of which the palm doth Sommer get.
From hence to meat they go, and all with wine their whistly wet. *)

Bechstein beschreibt das Laubmannsspiel in Ruhla nicht näher. Einer schönen Sitte, deren Howitt im Hinblick auf den Sommertag Erwähnung thut, sei noch mit ein paar Worten gedacht. Man pflegte an diesem Tage die Mutterkirche, die der Heimat, zu besuchen und auf dem Hochaltar seine Geschenke darzubringen. Das Gefühl der Anfrischung dieser Verbindung ging aus der Kirche ins häusliche Leben über, und Dienstboten und Lehrlinge erhielten die Erlaubniß, am Sonntag Lätare ihre Mütter zu besuchen, denen sie dann kleine Geschenke mitbrachten. Daher der Name Mothering-day, Muttertag. Howitt bemerkt, dieser Gebrauch habe sich bis ganz vor kurzem in England erhalten, bestehe vielleicht hier und da noch.

Doch kehren wir zur thüringer Sage zurück und hören wir, wie der Verfasser, dem hier auf ganz heimischem Gebiete

*) Die Kinder ziehen auf mit Brezeln, die tragen sie am Speer.
Zwei sind dabei, davon tritt einer als starker Sommer her,
Der stellt sich ganz von grünem Laube im Schmuck der Jugend dar;
Der andere, der Winter, gehet in Moos, mit weißem Haar;
Und schlagen müssen sich die beiden; doch siegt der Sommer daß;
Dann machen sie beim Schmaus mit Weine die Kehlen weidlich naß.

der Forschung ein competentes Urtheil zusteht, die berühmteste, die Sage vom Hörselberge, auffaßt. „Dieser Berg ist der hauptsächlichste Träger des Mythenthums im Thüringerlande. Durch seine eigenthümliche Form, die einem Sarge ähnelt, durch seine steile Wand, seinen langgedehnten Rücken, durch seine seltsame Höhle, die ganz sicher einer vorgeschichtlichen Zeit angehört, aber dennoch kein bloßes Werk der Natur ist, mag er schon dem Urvolke dieser Gegend oder, wenn man ein solches nicht annehmen will, der frühesten Bevölkerung merkwürdig und wichtig geworden sein. Die mythische Zeit erkor das Innere dieses Bergs zu einem der Wohnorte der mächtigen Holde, die, wenn sie die Nachtheile ihres Wesens herauskehrte, zugleich auch Unholde sein konnte, und stellte sie an Wuotan's Statt als Zugführerin an die Spitze seines Heers. Das frühe Mittelalter bildete aus der Frau Hulda eine Teufelin, wandelte das Innere des Bergs zur Fegfeuerstätte um, vernahm aus der Bergeskluft das Wimmern und Klaggeschrei der gepeinigten Seelen, gab davon dem Berge den Namen Hör-Seelen-Berg und nannte ihn lateinisch mons horrisanus. Das spätere Mittelalter legte seine poetische Anschauung an das alte heidnische Götterwesen, es bildete die Frau Hulda zur Frau Venus um, eine Heidengottheit mit germanischem Element und teuflischem Wesen. Hatte die frühe deutsche Heldensage der greisen Hulda einen greisen Begleiter gegeben, der zugleich ein Warneramt übte, den treuen Eckart, so gab die späte mittelalterliche Sage ihrer Frau Venus einen jungen Gesellen, den Ritter Tanhäuser, den sie sich zu ihrem Wunderberg gelockt, und dem es endlich vor ihr graute. Wie aber fast alle bedeutenden Sagen sich verjüngen, so hat die Frau Venus- und Tanhäusersage wiederum eine Verjüngung in jüngster Zeit erlitten, daß der Ritter Tanhäuser ein Minnesinger sein soll, und endlich brachte die allerneueste Zeit und Dichtung denselben mit dem Minnesingerkriege auf Wartburg in eine innige poetische Verbindung.“ Die Frau Hulda identificirt der Verfasser mit Iertha, Hertha, Nerdus. Sie erscheint als Erdmutter, als Mutter zahlloser Kinder, bald Wichtlein oder Heimchen, bald Moos- oder Holzweiblein, und überwacht daneben alles häusliche Leben, besonders das Frauenleben der Urzeit, die Flachs- und Linnenbereitung. Das wüthende Heer, dessen Führer im untern Werrathal Eibel, auch Ebel (= Abel, der Wilde Jäger in Dänemark und Schleswig,) heißt, ist Nachhall der frühesten Mythe, der Einheriarschar, der gefallenen Kampfhelden, die mit Odin nach Walhalla ziehen, also ein Kriegsheer, ein Heer der Starken unter männlicher Führung; daran schloß sich ein anderes Todtenheer, bestehend aus den Seelen ungetauft gestorbener Kinder, ein Heer der Schwachen unter weiblicher Führung. Spätere Sage verschmolz beide, und wol dann erst trat die dritte Beziehung, die einer Jagd, hinzu, als des Heeres letzte Verjüngung. Ein Heiligthum des Wodan soll in der Nähe von Ohrdruff gestanden haben. Zu Zeiten läßt sich eine weiße Jungfrau um die Mittagsstunde mit einem Schlüsselbunde am Gürtel sehen, wandelt den Schloßberg herab, badet sich im Hörlingsbrunnen und geht dann wieder hinauf. Der Verfasser bemerkt: „Solche Jungfrauenerscheinungen auf und an Schloß- und Burgbergen, zumal wenn die Sage mit ihnen das Baden in einem nahen Brunnen oder Weiher verbindet, deuten stets nach der frühern mythischen Zeit, wir aber vermögen sie kaum zu deuten.“ Er spricht sich nicht darüber aus, warum ihn gerade das Baden bestimme, die betreffenden Sagen auf mythische Momente zurückzuführen. Wir verweisen rücksichtlich der Jungfrauenerscheinungen auf die von uns im dritten Artikel mitgetheilte Hypothese Schönwerth's, die viel Ansprechendes hat. Man wird sich erinnern, daß er die Jungfrau für die verhüllte Erdenmutter (Nerthus, Hel oder Freya) hält, die, zur Ahnfrau geworden (Tuisco terra editus), in den Burgen umgehe, gleich ihren Nachkommen Erlösung durchs Christenthum suche und dafür ihre Schätze als Preis biete. Versteht man sich mit dieser Deutung ein, so liegt es sehr nahe, im Bade ein Symbol der von der Jungfrau ersehnten Taufe und eine Vorbedingung dazu zu finden. An Irmin, Tuisco's Sohn, Mannus' Enkel, erinnert die Kirche zu Creck bei Eisfeld, die früher die Irmenkirche hieß; der Berg, worauf sie steht, ist der Irmelsberg oder Hörnberg. Auf jene grausame heidnische Sitte, deren wir bei den oberpfälzer Sagen im ersten Artikel gedacht haben, beziehen sich die Sagen von eingemauerten Kindern in den Burgen zu Liebenstein, Hallenberg, Henneberg, Krainberg (südlich von Eisenach) und Rahnis bei Pösneck. In der Nähe der letztgedachten beiden Städte gibt es einen „Herthhain“, ein „Herthloch“ und Heidengräber.

Die voigtländische Sage ist reich an mythischen Bezügen, unter welchen der Wilde Jäger, die Holzweibel, Holzmänner und Moosleute große Aehnlichkeit mit denen in der Oberpfalz haben. Außerdem erzählt sie viel von Heimchen, einem zarten, schwachen Geschlecht, Seelchen ungetaufter Kinder, die niemals schuldig oder schadenfroh auftreten und sich unter dem Schutze der frau Bertha oder Perchta (auch Prechta, Bildabertha, Hildebertha, in Tirol Prechtl genannt) und in ihrem Gefolge befinden. Die Bertha, die durchweg mit der Frau Holle oder Hulda identisch ist, tritt auch hier in doppelter Erscheinung auf, theils als Genossin des Wilden Jägers, theils als selbständige Herrscherin. Riesen und Zwerge kommen nur vereinzelt vor, letztere als Kobolde (unter der Erde), Baumännchen (über der Erde) und Gnom, Hausgeister. Saale und Elster sind stark von Nixen bevölkert, doch sind die männlichen im Voigtlande häufiger als die weiblichen. Der Teufel erscheint meist als Drache; daß er oft als guter Drache vorkommt, der Gaben zuführt, zeugt für germanischen oder wendisch-slawischen Ursprung. In Hof und Schleiz treten Pestgeister auf, in Hof der Lange Mann, in Schleiz der Pestmann.

Sehr bedeutend ist die Anzahl der geschichtlichen Sagen in der vorliegenden Sammlung. In Thüringen drängt sich die Romantik gern der Geschichte zur Begleitung auf. Man darf nur an die Wartburg und den Kyffhäuser erinnern. Auf diesem Gebiete sind wir einigen Flüchtigkeiten begegnet. So zieht Landgraf Ludwig der Milde in Otranto auf der Insel Cypern (Nr. 89), wobei übrigens eine Verwechselung mit Ludwig dem Heiligen stattfindet, der wie Nr. 97 richtig angegeben wird, in Otranto starb. Aber diese Unglücksstadt spielt dem Verfasser einen zweiten Streich; während er sie dort aus der Ferse Italiens nach der Insel Cypern versetzte, wird sie hier zur Insel erhoben. „Er erkrankte auf der Insel Otranto.“ Richtiger wol rücksichtlich Ludwig des Milden ist die Angabe in Nr. 145, daß er in Akka (St.-Jean d'Acre) starb. Eine fernere Flüchtigkeit zeigt sich in den Sagen Nr. 185 und 186, wo erzählt wird, Karl der Große habe zuerst dem Voigtland einen deutschen Schirmvogt gegeben, Eckebrecht; dieser habe drei Söhne gehabt, davon einer, Heinrich der Fromme, abermals drei Söhne hinterlassen, von denen der mittlere den Beinamen der Reiche geführt. Bertha, die Gemahlin des letztern, eine nahe Verwandte Kaiser Heinrich's VI. habe von diesem im Jahre 1194 das Decret ausgewirkt, daß bis an der Welt Ende kein Herr des Voigtlandes einen andern Namen als Heinrich führen solle. Hier wird die zweite Generation nach Karl dem Großen ins Jahr 1194 versetzt, ein Sprung von drittehalbhundert Jahren, der denn doch auch für die kühnste Sage zu stark ist. Uebrigens hat Heinrich der Fromme, der allerdings der erste erbliche Vogt war, nicht wie hier angegeben in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts (erste Generation nach Karl dem Großen), sondern in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts gelebt. Damals bestanden fünf Vogteien: Gera, Weida, Greiz, Plauen (worunter nicht die Stadt, sondern das Gebiet bis Adorf zu verstehen mit der Residenz Voigtsberg) und Hof. Heinrich besaß die Vogtei Weida, und sein Sohn Heinrich der Reiche vereinigte alle fünf in seiner Gewalt. Zur Zeit Karl des Großen hatten die Sorbenwenden das Voigtland noch inne, erst unter Ludwig dem Deutschen verloren sie das Land zwischen Saale und Elster (869) und später (880) das Land zwischen Elster und Mulde. In den voigtländischen Sagen finden sich auch einzelne Irrthümer in den Ortsnamen, wie Wirschlitz für Weischlitz, Thauma statt Theuma, Lossengrün statt Gefrees

Bassig statt Possig, die wir indeß, als leicht erklärlich, dem Verfasser keineswegs hoch anrechnen wollen. Einige mehr nur anekdotenartige Geschichtchen und Sage Nr. 57, die mit den Worten „Vor mehreren Jahren" beginnt, hätten füglich wegbleiben sollen; was vor mehreren Jahren erst sich zugetragen, kann unmöglich als Sage gelten. Ebenso gehört das Storchengericht (Nr. 68) mehr der Naturgeschichte als der Sage an. Zum Schlusse mögen einige der interessantesten und minder bekannten Sagen beziehendlich auszugsweise hier Platz finden.

Bei Themar ist ein Kreuzweg, unter dem ein Wässerlein hingeleitet ist, das man wie andere dergleichen bedeckte Wasser im Hennebergschen die „Dohle" nennt. Wer in der Neujahrsnacht um 12 Uhr schweigend an diesen Ort geht, dem erscheint die lichte Gestalt eines Engels, welcher eine Papierrolle in der Hand hält und sie vor den Augen des Sehers aufrollt. Dieser erblickt dann in goldener Schrift auf der Rolle die Zahl der Jahre, die er noch zu leben hat. — Zwischen Themar und den Dörfern Mariosfeld und Oberstadt lag das verschwundene Dorf Gertles, in alten Urkunden von 914 Gartilar genannt. Wer in den zwölf Nächten auf dem verrufenen Felde dem Glockenschlag lauscht, wird glücklich. Ein Bauer aus Mariosfeld hatte den Muth, jede Nacht in den Zwölften hinauszugehen. Er hörte nichts und sah nichts. Endlich in einer der Nächte schlug dicht in seiner Nähe ein furchtbar dröhnender Glockenschlag an sein Ohr. Ehe der vierte Schlag erfolgte, hatten ihn Schreck und Grausen zu Boden geworfen, und er blieb lange krank. Später aber glückte ihm alles; er wurde der reichste Mann im Dorfe, und es entstand das Sprichwort, wenn einer schnell reich wurde: „Der hat es in Gertles zwölf schlagen hören." In ähnlicher Weise soll der Ausdruck: „Er hat Späne!" infolge der häufig wiederkehrenden Sage, wonach die von mythischen Wesen geschenkten Späne sich in Gold verwandeln, entstanden sein. — Unweit Themar liegt ein Dorf, „Dörfles", zur Strafe für die Ruchlosigkeit der Bewohner unter den Trümmern eines Bergs begraben. Eine dunkle Kluft, das Eisloch geheißen, zieht sich in den Fels hinein, und der Schlund senkt sich in eine grauenvolle Tiefe. Das Eisloch nennt man wie ein ähnliches am großen Gleichberge bei Römhild die Kalte Hölle. Aus der Tiefe dieser schaurigen Kluft will man oft Seufzer und Geheul vernommen haben und behauptet, das rühre her von den Seelen der verdammten Bewohner des Dörfles. „Là dove i peccatori stanno freschi." („Wo die Verbrecher in der Kühle sitzen.") Dante'sche Gedanken in der schlichten thüringer Volkssage. — Versetzen wir uns mit einem Sprunge aus der Kalten Hölle in den irdischen Himmel, in den Brautstand. „Auf einem der Marktplätze in Eisenach liegt ein gewisser Stein im Pflaster; wenn nun eine Jungfrau zufällig diesen Stein betritt, so wird sie noch in selbem Jahre Braut; und wenn eine unversehens Braut wird, so heißt es: Die muß auf den Marktstein getreten haben! Aber niemand kennt den Stein, sonst wäre er längst abgetreten." — Am Falkenstein im dietharzer Grunde, wo sonst ein altes Raubschloß stand, und wo es viele Blutnelken gibt, die dem Blute der über die Klippen und Zacken herabgestürzten Gefangenen, die sich nicht freikaufen konnten, entsproßt sind, sammelte eine Mutter Heilkräuter. Sie hatte ein kleines Kind bei sich, das noch nicht laufen konnte, setzte es an eine sichere Stelle und gebot ihm, ruhig zu bleiben und mit Blumen und Steinchen zu spielen. Das Kind spielte auch eine Zeit lang, aber bald wurde es ihm langweilig, immer an einer Stelle zu sitzen; es rutschte fort und immer weiter vor bis zum jähen Felsenhang und noch weiter hinaus, und auf einmal hörte die Mutter ihr Kind einen durchdringenden Schrei ausstoßen. Entsetzt schaute sie auf, starrte nach der Stelle, wo sie das Kind hingesetzt hatte, fort war es; doch war nur genug im Grase vorhanden, wohin es sich bewegt hatte. Die Frau knickte in die Knie vor Schreck, dann kroch sie zitternd und bebend hinab und umlief den Fels in weitem Umweg, die arme kleine zerschmetterte Leiche heimzutragen. Und wie sie an die Stelle kam, wo diese liegen mußte, da saß ihr Kindlein noch und spielte mit drei rothen Nelken und stammelte freudig: „Mutter, mit Engel desloge! Mit Engel despielt! Engel Blumme gebe." — Eigenthümlich beschreibt die Sage den Untergang des versunkenen Dorfs im Ebertsgrunde. Die Stelle des Lot vertritt hier eine fromme Magd, die sich entfernt hatte, um im Heimatsdorfe das heilige Abendmahl zu genießen. „An diesem Tage ging etwas in tiefster Stille vor zu Ebersdorf. Es war so still, so gewitterschwül, aber es kam kein Gewitter. Es waren keine Wolken am Himmel, aber die Sonne schien nicht mehr. Und den Leuten war so seltsam, sie wußten nicht wie, und verwunderten sich nur, als auf einmal in aller Stille die untern Fensterbrüstungen mit dem Erdboden in einer Linie sich befanden, und daß es nach und nach dunkler wurde und immer dunkler und endlich ganz Nacht, aber in aller Stille. Nur die Hähne krähten noch. Wie die Magd zurückkam fand sie kein Ebersdorf mehr; nur einen großen Hügel erblickte sie, darauf ein goldenes Grabkreuz stand" — das Kreuz des Thurmknopfs. Am andern Morgen war auch dieses versunken.

Andere interessante Sagen sind die von der Weißen Frau zu Tenneberg, Anna von Cleve, geschiedene Gemahlin Heinrich's VIII. von England (Nr. 142); vom Wässermann, einem wohlthätigen Gespenst, mit silberner Haube statt des Kopfs, und silbernen Knöpfen und breiten Schößen am Reck, der die Waldwiesen wässert (Nr. 175); von der Verwünschung der reichmannsdorfer Goldgrube, durch eine Mutter, deren Sohn man unschuldig hingerichtet hatte: sie schüttet ein Gemäß mit Mohn hinab, und das Bergwerk soll so viel Jahre verflucht sein, so viel Körnlein in die Grube fallen (Nr. 176); vom Frontanz zu Langenberg, ein culturgeschichtliches Curiosum, indem viele Grundbesitzer aus den Dörfern der Umgegend bis in die neuere Zeit dort erscheinen mußten, um einen Tanz aufzuführen, zu dem sich die langenberger Bürgerschaft schwarzgekleidet einfand, ohne jedoch mitzutanzen (Nr. 238); von der armen Frau zu Gangloff zwischen Gera und Roda, welche die verwünschte Prinzessin zu Gevatter bittet (Nr. 240); von dem gestorbenen Kindlein zu Bodelwitz mit dem Thränenkrug in den Händen, ein Seitenstück zu dem Traume der walachischen Mutter, dessen wir im ersten Artikel gedachten (Nr. 309); endlich dem Kinderfreunde, dem milden Herrn Augustin zu Gotha (Nr. 427).

Es hat mit der Sage eine eigene Bewandtniß. Sie pflanzt sich ganz im stillen fort, häufig nur unter Eingeweihten, und Hunderte und Tausende, die am Orte oder in der Umgegend leben, wissen nichts davon. Bisweilen mag sich aber doch auch die Zahl der Wissenden auf eine Eins zurückführen lassen und ein verirrter jugendlicher Sprößling der modernen Lyra der schlummernden Frau Sage in den Schos fallen. Möglicherweise ist dies bei der folgenden der Fall. „Da wo jetzt Plauen steht, war ein heiliger Götterhain, in welchem die Wenden opferten. Ein Heidenbekehrer trat zu einem Götzenbild und sprach: «Unser Christengott ist dort oben!» und zeigte bei diesen Worten nach dem Himmel. Höhnend entgegnete ihm der Heide: «So will ich deinen Gott treffen!» und schoß einen Pfeil in die Höhe. Der Pfeil kam nicht wieder zurück, aber ein blaues Kreuz senkte sich aus den Wolken nieder und blieb auf der Erde sichtbar. Da sanken die Heiden auf ihre Knie nieder, und die Christenpriester legten den Grund zu einer Kirche. Vor dieser ältesten Kirche des Voigtlandes bezeichnet noch heute ein blaues Pflasterkreuz den Ort, wo das himmlische Kreuz sich herabsenkte. Häuser entstanden um die Kirche und erhielten von dem blauen Kreuze den Namen Plauen." Referent ist in drei Lebensstadien unzähligemal auf dem Kirchplatze zu Plauen umhergesprungen und gegangen; aber von dem blauen Kreuze hat er nie etwas gesehen, noch davon oder von der Sage gehört. Nun, um ganz gewiß zu gehen, hat er aus der Ferne specielle Erkundigung eingezogen. Von dem blauen Kreuze ist nichts zu sehen. Freilich ist der Platz erst im Jahre 1857 neu gepflastert worden; so gut aber der Pflasterer die Jahrszahl der frühern Pflasterung (1719) in bläulichen Steinen und eine schöne Rosette eigener Erfindung vor dem Hauptportale angebracht hat, so gewiß hätte er, wenn ein blaues Kreuz vorhanden gewesen wäre, auch dieses repro-

ducirt, denn die Pietät des Volks in dieser Beziehung ist groß und anerkennenswerth. Bechstein selbst führt mehrere Beispiele an (Nr. 41), wo Steinkreuze und selbst Rasenkreuze von alter Zeit her bis jetzt auf das sorgfältigste unterhalten worden sind. Dazu kommt, daß von jenem blauen Kreuze auch sonst niemand etwas weiß. Der Gewährsmann des Referenten, eine im Fache der Geschichts- und Sagenforschung Plauens ganz zuverlässige Autorität, versichert, daß in keinem der ältern wir neuern Chronisten und Historiographen Plauens etwas von dieser Sage zu finden sei. In Gräffe's „Sagenschatz Sachsens" wird von einer blauen Wunderblume erzählt, die an der Stelle der jetzigen Kirche gestanden haben soll. Von dieser findet sich eine Spur in einem Werke des 16. Jahrhunderts, sie soll der Stadt den Namen gegeben haben. Aber dieser ist bekanntlich wendischen Ursprungs und vom slawischen plawil = überschwemmen, abzuleiten. Der Ort hieß: die Stadt an der Plawer, d. h. an einer Ueberschwemmungen leicht ausgesetzten Thalebene, wie noch jetzt, nach Kohl's Reisebeschreibungen, in Rußland ähnliche Gegenden Plawna (spr. Plauna) heißen. Das Hauptbedenken gegen die Richtigkeit der Bechstein'schen Sage ist aber das, daß der Kirchplatz zu Plauen in alter Zeit gar nicht gepflastert gewesen ist, und daß sich aus einer neuerdings im dresdener Archiv aufgefundenen Stiftungsurkunde klar nachweisen läßt, daß die Stadt Plauen bereits existirt hat, als die Kirche gegründet wurde. Doch genug; es kam nur darauf an, an einem speciellen Beispiel die Treue der Sagenforschung zu untersuchen. Und wenn es sich auch von selbst versteht, daß von einem so geringen Theile nicht auf das Ganze geschlossen werden kann, so fordert doch eine Erfahrung, wie sie hier der Sagensammler gemacht hat, zur strengsten Sorgfalt in der Prüfung auf; sonst wird die Sagenkunde mit einer Masse poetischer Productionen überschwemmt, die an sich recht schön sein können, denen aber das echte Schrot und Korn der Sage, die Approbation der Jahrhunderte und die Fortpflanzung im Munde des Volks von Geschlecht zu Geschlecht, fehlt.

18.

Die Gottscheer.

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

E. M. Arndt.

Mit den großen Fortschritten dieses Jahrhunderts in der Länder- und Völkerkunde verbreitete sich auch ein stets wachsendes Interesse für die slawischen Stämme, welche im Jugendalter den Schauplatz der Weltgeschichte betreten, und, von den verschiedensten Seiten aufgefaßt, bald als halbcivilisirte Barbaren betrachtet und als die Unterdrücker aller Civilisation vorgeführt werden, bald auch durch idealistisches Auffassen und phantasiereiches Wiedergeben der Eigenthümlichkeiten in Sitten, Gebräuchen, Volksdichtungen u. s. w. Bewunderung erregten.

Unter den slawischen Völkern zogen in jüngster Zeit die Südslawen die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich, wozu vornehmlich die mehr oder minder gelungenen Uebersetzungen serbischer, slowenischer und anderer „Nationallieder" beigetragen haben mochten. Aus diesen, einen tief poetischen Hauch athmenden, für Freiheit und ritterlichen Heldenmuth begeisterten Gesängen, die ein lebensfrischer, kräftiger Widerhall des geistigen Lebens der Südslawen sind, schloß man häufig auf den allgemeinen Geist der südlichen Slawen.

Es ist nicht meine Absicht im vorliegenden Aufsatze ein Bild des südslawischen geistigen Lebens zu geben, ich will vielmehr ein deutsches Völkchen den Freunden des Germanenthums und insbesondere jenen der deutschen Sprachforschung vorführen; ein Ländchen, das einzig in seiner Art, eine für sich abgeschlossene Sprachinsel, umflutet von der sie rings umgebenden slawischen Bevölkerung des Herzogthums Krain, ganz geeignet ist, die Aufmerksamkeit seiner Stammverwandten auf sich zu lenken. Dieses Land bewahrt Eigenthümlichkeiten und so viele Vorzüge des Stammes, dem es angehört, daß Jahrhunderte nur sehr wenig an seinen Bewohnern geändert haben, obwol es von einer stamm- und sprachverschiedenen Bevölkerung eingeschlossen ist. Dieses Volk sind die Gottscheer in Krain.

In Bezug auf die Abstammung der Gottscheer suchten philologisirende Historiker in denselben Nachkommen der Gethen zu erweisen, indem sie ableiteten = Goti-Savii, Got-Saver, Got-schewer, Gottscheer, und als Gewährsmann galt der krainische Historiker des 17. Jahrhunderts Schönleben, welcher nachwies, daß die Ostgothen auch an der Save ihren Sitz hatten und sich bis nach Istrien und Liburnien ausdehnten, und im Dorfe Gotnavas (Gothendorf), bei Neustadtl in Unterkrain, soll einer Sage zufolge Theodorich Lager gehalten haben. Ich glaube jedoch, daß diese Abstammung kaum stichhaltig sich erweisen kann. Historisch richtig ist es, daß sie Eingewanderte einer viel spätern Zeit sind; sie selbst halten sich für eine fränkische Colonie. Der berühmte laibacher Bischof Thomas Chron (am Ende des 16. Jahrhunderts) sagt, er habe im bischöflich freisingenschen Archive zu Lack*) in Krain eine Urkunde gelesen und eigenhändig copirt, welcher zufolge Kaiser Karl IV. den Grafen von Ortenburg (im heutigen Gottschee) 300 Mann mit Weibern und Kindern, theils Franken, theils Thüringer, die wegen eines Aufstandes des Landes verwiesen wurden, als brauchbare Knechte überlassen hatte, von welchen nachher die wüsten Gegenden von Gottschee urbar gemacht und woselbst sie dann eingepfarrt wurden. Das steht nun fest, daß die Gottscheer deutscher Abkunft sind und sich seit Jahrhunderten in Sprache, Kleidertracht und Sitten von den slowenischen Nachbarn (Krainern) unterscheiden.

Zunächst ist es die Sprache, auf welche ich die deutschen Sprachforscher besonders aufmerksam machen möchte. In diesem Aufsatze will ich nur einiges anführen, doch bin ich bereits im Besitze einer allerdings beachtenswerthen Liedersammlung der Gottscheer, die ich nach und nach zur Kenntniß zu bringen gesonnen bin.

Die Sprache der Gottscheer ist ein veraltetes grobes Deutsch, hier und da — doch selten — mit slawischen Worten untermengt; doch sind sie den Deutschen vielfach unverständlich, was zweifelsohne in der gegenwärtigen Ausbildung der deutschen Sprache seinen Grund hat, während die Gottscheer ihren alten Dialekt ziemlich unverfälscht beibehalten haben mögen. Schon deshalb, weil ihre Sprache seit langen Zeiten unverändert geblieben ist und einen Blick in die fortschreitende Entwickelung der deutschen Sprache erleichtert, dürfte eine genaue Durchforschung dieser Sprache für den Forscher altdeutscher Idiome interessant und für die Culturgeschichte vielleicht nicht ohne Erfolg sein. Auch bin ich sehr bereit, mit meinen schwachen Kräften nach Möglichkeit beizutragen, falls sich jemand einer derartigen Arbeit unterziehen würde. Beispielsweise führe ich einige Kleinigkeiten an. Die Gottscheer sprechen in der dritten Person der Mehrzahl bei den Zeitwörtern das „ent" aus, als: „shi arbeitent", „shi hont" (sie haben); das a wird wie oa, aber verschmolzen ausgesprochen; das ov = au, als: vrov = Frau u. s. w. Bemerkenswerth sind die vielen sch und scht statt s und st, sowie die Endsilbe le, ferner die vielen ai, und die Vocale am Ende der Worte. Im übrigen klingt die Aussprache unangenehm, rauh und hat einen eigenthümlichen Accent, sodaß man den Gottscheer sogleich erkennt, wenn er auch eine andere Sprache spricht. Das Erlernen der slawischen Sprache fällt ihm übrigens schwer. Sehr bezeichnend sind ferner einzelne Ausdrücke. So heißt der Wolf = Holzgangel, der Fuchs = Schleicher, der Hase = Springerle, das Eichhörnchen = Scherzer, der Spieß = Jageisen u. s. w.

*) Kaiser Otto II. schenkte laut Urkunde de dato Heiligenstadt 23. November 974 die Herrschaft Lack an Abraham, Bischof von Freisingen.

Als Beispiele ihres Dialekts führe ich an:

A Hairoth Liedle.*)

Ben i on Hairothe denke,
Kimet mier dier Grauschen ân
Sholl träte in dân Schtând
Esh shey gar schbârai Schohen
Die Dugsht und Kummer machen
Bie es wiel werte giate.

Hairothe i a Raichai,
Sho bin ih's liebar hiate,
Sho thânet shi shich aufstraicha
Bues i wer Gâld erhenlt.

Du haifst es Tug und Nächt:
„Hon dich zu Mon gemacht,
Du Lump und du Präler
Du hosht kuiain hälben Tolar
Zue mier insh Haush gebrocht."

Ich enthalte mich einstweilen jeder Bemerkung, obwol es mir scheint, daß der sechste Vers der ersten Strophe zur zweiten gehört, und sich der Einsender sicherlich geirrt habe. Da ich keinerlei Veränderungen vornehmen will, werde ich auch für die Folge die Lieder genau so aufzeichnen, wie sie aus dem Munde des Volks kommen, und nur die allenfalls nothwendig erscheinenden Bemerkungen beifügen.

Das Vaterunser.

„Väter insher, der du bisht im Himbel; gehailiget isht dein Nuhmen; zue kume insh dain Raich; dain Willen geschahen die in Himbel alsho auef Jerdan. Gib insh heint insher taiglaines Bruät, und värgieb insh insshere Schulden, ölsh auch bier vergäben inshern Schuldigiarn, und fär insh eite in die Vershuhung, shonder erliashe insh von dan Uiblau. Amen."

In dieser Skizze möge vorliegender Fingerzeig genügen und nur als ein Wink für die deutschen Sprachforscher gelten, indem sich für ihre Forschungen und Untersuchungen hier ein noch gar nicht bebautes Feld darbietet.

Wie die Sprache ziemlich unverfälscht verblieb, ebenso wurde die Kleidertracht der Gottscheer von dem Wechsel der Mode nur wenig berührt und sie erinnert in so manchem an die deutsche Abkunft. Noch bei Beginn dieses Jahrhunderts fand man nicht selten die bekannte Halskrause, und im vorigen kamen Vollbärte häufig vor. Grobe Leinwand und weißes Tuch liefern den Hauptstoff zur Bekleidung. Das weiße Kopftuch nach Art der slawischen Frauen gebunden, unter welchem die langen Haarzöpfe mit eingeflochtenen farbigen Bändern frei über den Rücken herabhängen; das lange Hemd, um den Hals einen breiten, in kleine Falten gelegten Kragen, darüber ein Ueberrock und eine Schürze von einem Gürtel umschlossen, über welchen ein langer Rock aus weißem Tuche und ohne Aermel angezogen wird; Strümpfe und Schuhe ohne Schnallen: dies bildet die einfache Bekleidung der Gottscheerin. Die Männer tragen runde Filzhüte, Hals und Brust sind frei, das lange Hemd hat einen langen zurückgeschlagenen Kragen, das Oberkleid, ebenfalls ohne Aermel, ist aus weißem Tuche und wird häufig mittels eines ledernen Gürtels zusammengehalten; aus gleichem Tuche sind die weiten Hosen.

In Bezug auf Lebensart und Bildung zeigen sich bereits mehrfache Merkmale des Slawisirens, denn die Gottscheer nähern sich hierin nach und nach ihren slawischen Nachbarn, und es steht kaum zu bezweifeln, daß ein gutes Stück Germanenthums mit der Zeit hier slawisirt wird, während man sich andererseits bemüht, die Slawen zu germanisiren. Wenn sie auch die Vermengung durch Heirathen mit den nachbarlichen Slawen gern vermeiden, so nehmen sie doch viele Gebräuche der Slawen an, mit denen sie im fortwährenden Verkehr stehen. Unter den Hochzeitgebräuchen wurde ehemals besonders dieser hervorgehoben: Am Hochzeittage begab sich der Bräutigam an der Spitze eines zahlreichen Reiterzugs zu seiner Braut, die ihm einen mit Wein gefüllten Krug vorsetzte. Nachdem er und sie diesen geleert hatten, wurde der Krug zerbrochen, wonach sich der Zug nach der Kirche oder vorerst nach der Wohnung des Bräutigams in Bewegung setzte.

Die Erziehung der Kinder, die Haus- und Feldwirthschaft ist dem Weibe überlassen, indessen zieht der Mann in die weite Welt, und sorgt bei seinem Hausirhandel für das Auskommen des Hauses, da der steinige, unwirthliche Boden die Bevölkerung zu ernähren nicht im Stande ist. Der Gottscheer ist ein tüchtiger Handelsmann im Kleinen wie im Großen, der Vater nimmt nicht selten seine Jungen in die entferntesten Länder mit, so entsteht aus der Gewohnheit eine Neigung zum Handelsgeschäft, die durch das Lebensbedürfniß veranlaßt, und oft durch glückliches Gedeihen anlockend gemacht wird. Ihre Manufacte, die größtentheils in Holzgeräthschaften bestehen, geben ihnen nicht weniger Stoff dazu, als manche Eßwaaren und Südfrüchte, die sie aus Fiume holen, und dann ins Ausland tragen. Man kann annehmen, daß jährlich im Durchschnitt mindestens 40—50000 Thaler durch den Handelsbetrieb nach Gottschee kommen. Die Gottscheer sind endlich gutmüthige, aufrichtige, treue und mäßige Leute, fern von Trug und List, auch verräth die Jugend mitunter große Fähigkeiten.

Einen bemerkenswerthen Gegenstand des Handels bietet der aschgraue Balg des Billich (Myoxus glis nach Linné), welcher in Buchenwaldungen lebend und vorzüglich von Bucheckern sich nährend, im Herbste in großer Anzahl gefangen wird. Das Einfangen dieser Thierchen geschieht auf mehrere Arten, und die vielen Eigenthümlichkeiten derselben bieten reichhaltigen Stoff für die Gottscheer-Märchen. Der krainische Chronist Valvasor registrirt im frommen Aberglauben seiner Zeit manche derselben, und gab unter anderm sogar ein Kupfer als Erklärung oder vielmehr Versinnlichung bei, auf welchem ein scheußlicher Teufel mit einer Peitsche die fliehenden Thierchen vor sich hertreibt. Dabei erzählt er, daß ihm zwei Bauern, die diesen „nächtlichen Hirten" selbst gesehen (!), denselben beschrieben haben, und fügt bei: „Viel fürnehme Personen im Lande haben's nicht wollen glauben, bis die Selbsterfahrung ihnen allen Zweifel benommen." Eine Masse von Sagen und Märchen knüpft sich an den kleinen Billich!

Werfen wir am Schlusse noch einen historischen Blick auf dieses Ländchen. Das Gebiet des heutigen Herzogthums Gottschee gehörte im 11., 12. und 13. Jahrhundert den Patriarchen von Aglar (Aquileja), welche ausgedehnte Besitzungen in Krain hatten. Patriarch Berthold gab es dem Friedrich von Ortenburg, der zu Orteneck residirte, im Jahre 1247 zu Lehn. Nach dem Aussterben der Ortenburger, unter deren Regierung die Deutschen aus Franken und Thüringen eingewandert waren, kam Gottschee im Jahre 1420 an die Grafen von Cilly. Friedrich Graf von Cilly, der mit seinem Vater in Hader lebte, baute sich nahe bei der Stadt Gottschee das Schloß Friedrichstein, welches gegen Ende des 18. Jahrhunderts niedergerissen wurde. Die Cillyer starben aus und das Haus Oesterreich kam in den Besitz der Güter derselben. Während dieses Zeitraums wurde Gottschee ein Pfandschillingsgut und die Stadt landesfürstlich. Georg Graf von Thurn, der im Bauernaufstande im Jahre 1515 sein Leben verlor, hatte es pfandweise genossen; dann wurde es als Kammergut verwaltet, bis es im Jahre 1547 Franz Ursini Graf von Blagay pfandweise von der Hofkammer an sich brachte. Von seinen Nachkommen verkaufte es Niklas V. Ursini dem Freiherrn Johann Jakob Khisl zu Kaltenbrunn und Reifniz im Jahre 1619, welch letzterer im Jahre 1623 in den Grafenstand erhoben wurde. Diese Grafschaft wurde kraft des Kaufbriefs vom 9. Juli 1641 von Bartholomäus Grafen von Khisl dem Grafen Wolf Engelbrecht von Auersperg verkauft, welcher unverehelicht starb und seinen Bruder Johann Reichard zum Erben aller seiner Besitzungen einsetzte. Der Letztgenannte wurde am 17. Septem-

*) sh und nicht sch; das Zeichen über dem a ist wegen der Aussprache = oa.

der 1653 in den Reichsfürstenstand erhoben und Gottschee sammt seinen angeerbten Besitzungen zu einem Fideicommiß gemacht, welches nunmehr unverrückbar bis in die Gegenwart bei diesem fürstlichen Hause, das den Titel „Herzog von Gottschee" führt, verblieb. **V. L. Klun.**

Julius Hübner's „Bilderbrevier".

Von dem Julius Hübner'schen „Bilderbrevier der dresdener Galerie", über dessen erstes Heft wir uns in Nr. 21 d. Bl. f. 1857 ausführlicher ausgesprochen haben, ist jetzt eine zweite Folge (Dresden, Kuntze) erschienen, mit Originalradirungen von H. Bürkner, F. Seiffert und C. Krüger. Die Gemälde, die hier in radirten Nachbildungen von sauberster Ausführung zur Anschauung gebracht und von Hübner poetisch erklärt werden, sind: St.-Cäcilia nach Rafael; Madonna mit Heiligen von Correggio, ein Gemälde, welches bei allen Schönheiten durch ein gewisses süßlich kokettes Wesen doch die religiöse Malerei im Stadium beginnender oder bereits weit vorgeschrittener Verweltlichung zeigt; Herodias, aus der Schule da Vinci's; das Opfer Abraham's von Andrea del Sarto; Lucrezia Borgia von Tizian; die Anbetung der Könige von Paolo Veronese; Madonna und Engelchor von Garofalo; Madonna mit Heiligen von dem ernsten und edeln, nicht genug geschätzten Bagnacavallo; Ecce Homo und Ninus und Semiramis von Guido Reni; Semiramis von Guercino; Herodias von Carlo Dolce; der heilige Sebastian von M. A. Caravaggio; Madonna von Murillo; der heilige Franciscus von Zurbaran; Maria mit Heiligen von van Eyck; Maria mit dem Kinde, altdeutsche Schule; das Bildniß des Goldschmieds Morrett von Hans Holbein d. J. (früher bekanntlich für ein Porträt des Herzogs Sforza und für ein Werk Leonardo da Vinci's gehalten); Rubens' Söhne und Dianas Heimkehr von Rubens; Genrebilder von Metzu, Honthorst und Mieris; Landschaften von Ruisdael und Claude Lorrain; den Schluß bildet der greise Tizian vor seiner Staffelei in den Todesschlaf gesunken und mit der Devise: Vita brevis, ars longa, nach einer Zeichnung Hübner's. Die Sonette sind auch in diesem Hefte wohlgeformt und sinnig empfunden, mag nun Hübner, der mit Recht auch unter den deutschen Dichtern einen Platz beanspruchen darf, eine transscendentale Heiligengeschichte oder eine häusliche Scene interpretiren, mag er ironisch das Sonett auf Caravaggio's heiligen Sebastian mit den Worten beginnen:

Sebastian, du armer, frommer Mann,
Wie oft bist du nicht todtgeschossen worden! —

und mit dem Recept schließen:

Nimm tüchtig Fleisch und ja recht wenig Knochen,
Ein Dutzend Pfeile und den Blick nach oben —
Probatum est: das Werk wird selbst sich loben! —

oder mag er sich in die tiefe unvergleichliche Gemüthspoesie der altdeutschen Gemälde versenken und schildern, wie dem Christuskindlein

Fürsorglich mit dem Wedel wehrt die Fliegen
Ein Engelein, fast unsichtbar, so klein;
Viel andre fegen Flur und Diele rein,
Durchdusten süß mit Weihrauch Stub' und Stiegen —

und dann klagend ausrufen:

O fromme Einfalt, schlichter Kindersinn,
Du Weihe jener Tage bist dahin!

Oder mag er endlich von van Eyck's Maria wahr und treffend sagen:

Ein Wunderwerk darf dir dies Bild erscheinen,
So klein im Raum und doch so groß im Kleinen!

Man könnte es freilich vielleicht für nicht ganz in der Ordnung finden, daß der Interpret in dem oder jenem Sonett, wie in dem obenerwähnten über den heiligen Sebastian der Polemik Raum gibt, da man doch in einem solchen Werke überhaupt ausschließlich nur solche Bilder erwarten sollte, von denen sich gar nichts Schlimmes sagen läßt. Hübner scheint dies auch selbst gefühlt zu haben, indem er in einer Anmerkung erklärt, er habe dadurch keineswegs die Verdienste des tüchtigen akademisch-naturalistischen Bildes beeinträchtigen, sondern sich nur gegen jene Richtung überhaupt wenden wollen, „welcher der geistige Inhalt des Gegenstandes nicht die Hauptsache ist". Es ist leider nur zu wahr und zeigt sich nur zu deutlich auch an der italienischen Malerei, daß, wenn Kunst und Poesie erst einmal eine gewisse Stufe von Realismus und Naturalismus erreicht haben, es vollkommen unmöglich ist, gänzliches Verderben und äußersten Verfall von ihnen abzuwenden. Freilich gehen diesem Materialismus und diesem Verfall in der Regel gewisse Ausschreitungen des Idealismus vorher, namentlich ein zu einseitiger und ausschließlicher stolzer Cultus des blos Schönen und Anmuthigen, dann des blos Zierlichen und weltlich Gefälligen auf Kosten des tief innern Gemüths, der demüthigen Einfalt und der ethischen Strenge.

Als Probe von der Gewandtheit wie von der sinnigen poetischen Auffassung, womit der Dichter, dem dabei sein malerischer Tastsinn begreiflicherweise sehr zu statten kommt, seine Themata behandelt, wählen wir folgendes Sonett gerade deshalb, weil das ihm zu Grunde liegende Gemälde das einfachste von der Welt ist: eine ziemlich öde Flachlandschaft mit einigen dieselbe durchschneidenden Feldwegen und dahinter ein schlichtes Dorf mit einer Windmühle:

Das Dorf.
(Von Jakob Ruisdael.)

Durch dürren Sand, auf vielverschlungnen Wegen,
Wie willig folgt das Auge deiner Spur,
Du ländlich ungekünstelte Natur,
Zum Kirchlein unter Bäumen still gelegen!

Auf Feldern steht in Garben Erntesegen
In dichten Reihn, es ruht die müde Flur;
Der Wind, der herbstlich über Stoppeln fuhr,
Treibt schwere Wolkenzüge uns entgegen.

Und mit der Wolken lustig leichtem Lauf,
Die unbegrenzt den Aetherraum durchirren,
Steigt Sehnsucht aus dem tiefsten Herzen auf.

Und schwebt mit ihnen über Lebenswirren,
Den wir so heiß gesucht nach allen Winden,
Den Frieden, werden wir ihn endlich finden?

Die vielleicht noch schwierigere Aufgabe, das Schauspiel einer Operation des Zahnausziehens in einem Sonett zu schildern, löst Julius Hübner nicht minder glücklich in dem Sonett „Der Zahnarzt" (nach Honthorst), zu dessen Schluß er übrigens die Maler mahnt, Situationen dieser Art lieber in kleinen Dimensionen wie Dow, statt in großen wie Honthorst darzustellen, wie sich ja auch mancher Stoff übel ausnimmt, wenn er statt z. B. in einer Ballade behandelt, zu einer längern lyrisch-epischen Dichtung ausgesponnen wird. Es ist sicherlich schwerer, solche Gegenstände wie Honthorst's Zahnarzt in Sonettenform poetisch zu behandeln, als Madonnen, Heiligengruppen und andere ideale und pathetische Stoffe. **H. M.**

Notizen.

Zur Kritik.

Thaddäus Lau hat jüngst in den gegenwärtig von Rudolf Mettler geschickt redigirten „Jahreszeiten" gegen die anonyme Kritik eine Lanze gebrochen und uns gewissermaßen persönlich dazu verpflichtet, auch von unserer Seite das Thema aufzunehmen, indem er bemerkt, daß wir ja wol für derartige Erörterungen in d. Bl. ein Plätzchen zu finden wüßten. Thaddäus Lau meint, daß die anonyme Kritik bei vielen deshalb beliebt sei, weil in ihr persönliche Animositäten und Parteiinteressen Befriedigung finden könnten, weil, „hinter dem Schilde der Anonymität gedeckt, die Gemeinheit der Gesinnung nach Belieben meucheln, die Niedertracht sich ihre Festgelage bereiten kann" u. s. w. Abgesehen von der etwas maßlosen Aus-

druckweise, deren sich Lau bedient, scheint er uns — und hierauf kommt es doch vor allem an — in der Sache vollkommen recht zu haben; wenigstens sind die Nachtheile, die sich mit der nicht anonymen Kritik in gewissen Fällen verbinden oder verbinden können (z. B. eine gewisse vielleicht zu weit getriebene Rücksichtnahme gegen dieses oder jenes Privat- oder Parteiinteresse, gegen diese oder jene befreundete Persönlichkeit u. s. w.), bei weitem nicht so schädlich als die von Lau bezeichneten schlimmen Folgen und moralischen Gebrechen, die nur zu oft Begleiterinnen der anonymen Kritik und hinlänglich bekannt sind. Auch nur die anonyme Kritik wird es einem Kritiker erlauben, jenem System eines gewissen Recensenten zu huldigen, wonach man kein Buch lesen dürfe, was man recensiren wolle; denn, sagte er schlau, ein Recensent darf keine vorgefaßte Meinung haben, und die bekommt er, wenn er ein Buch vorher liest. In England ist das Verhältniß freilich ein ganz anderes; hier ist das Leben ein möglichst öffentliches und die Kritik eine fast immer anonyme, und sie kann dies sein eben infolge der redlichen und offenen Gesinnung und des gegenseitigen Vertrauens, welche das Resultat dieser seit so vielen Jahren herrschenden Oeffentlichkeit des Gesammtlebens der Nation sind. In Deutschland dagegen krankt das Nationalleben noch immer an einer Menge Anonymitäten, und im Gegensatze dazu sollte die Kritik wie überhaupt alles, was nicht unmittelbar vom Staat ausgeht, namentlich aber alles Literarische die Anonymität möglichst zu vermeiden suchen. In England gibt es ferner doch im Grunde nur große politische Parteien, in Deutschland aber unzählige literarische Cliquen, zum Theil nur Lokalcliquen, die nur ihr engherziges Interesse im Auge haben, und auch dies macht einen großen Unterschied. Leider läßt sich das Princip der Nichtanonymität wol kaum in einem Blatte consequent durchführen, aus Gründen, die theils Geheimnisse der Redaction, theils und noch mehr Geheimnisse der Mitarbeiter sind und die hier aufzuzählen zu weit führen würde. Im übrigen wird der ehrliche Mann auch im Dunkel der Anonymität nichts von seiner Ehrlichkeit einbüßen und der unehrliche im Lichte der Oeffentlichkeit nichts an Ehrlichkeit gewinnen.

Die wegen ihrer bekannten ultramontanen Parteirichtung bekannte „Augsburger Postzeitung" brachte jüngst eine Antikritik gegen den in Nr. 35 d. Bl. enthaltenen Bericht über Konrad von Bolanden's Roman „Franz von Sickingen", auf die wir uns nicht weiter einlassen. Nur folgende Stelle schien uns, außer der Nachricht, daß „Franz von Sickingen" in Oesterreich nicht öffentlich ausliegen dürfe, von allgemeinem Interesse: „Es gibt gewiß viele unberufene Dichter! Doch die Zahl der unberufenen Kritiker ist Legion. Das liegt in der Natur der Sache, in dem Wesen des Schönen. Aber über Homer und Virgil das schon auf den Schulbänken erlernte Lob wiederkäuen, für Chriemhilde und Parcival schwärmen, von Shakspeare nie anders als mit einer Thräne im Auge reden, ist eine wohlfeil aus jeder Literaturgeschichte zu erkaufende kritische Begabung. Dagegen über ein Talent der Jetztzeit ein Urtheil abzugeben und ihm seinen Rang und Sitz auf dem Parnaß anzuweisen, dazu gehört mehr als Schiller's «Bürgschaft» einmal gelesen zu haben." Wir wissen wol, daß viele, die seit der Gymnasialzeit kaum ein Werk eines unserer classischen Dichter zur Hand genommen haben, doch allezeit bereit sind, mit dem Namen dieser Dichter die der Gegenwart zu erdrücken, und den Cultus des Genius Verstorbener in dem Sinne und in der Absicht begehen, um den Mitlebenden sagen zu können: ihr seid doch nichts als Lumpe und Taugenichtse! Indeß mag es doch oft zweckmäßig sein, von Zeit zu Zeit, wenn auch nicht „mit der Thräne im Auge", auf solche Säulen der Poesie hinzuweisen wie Homer und Shakspeare. Hätte Konrad von Bolanden von diesen beiden Meistern gelernt, was er hätte lernen können, so würden Luther und Franz von Sickingen in seinen Romanen nicht die unwürdigen Rollen spielen, in denen wir sie jetzt leider erblicken.

H. M.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Mervyn Clitheroe. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Drugulin. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Baumgärtner, H., Der letzte Hohenstaufen. Trauerspiel. Freiburg im Br., Wagner. 12. 14 Ngr.

Baumgärtner, K. H., Schöpfungsgedanken. Physiologische Studien für Gebildete. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Blicke in das All. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 18 Ngr.

Biedermann, K., Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwickelung des deutschen Geisteslebens. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Brachvogel, A. E., Beneni. Ein Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1860. 8. 4 Thlr. 27 Ngr.

Maßmann, H. F., Die Völker des Mittelmeeres und der Ostsee als Träger der menschheitlichen Bildung. Vortrag auf Veranlassung des Berliner Hülfs-Vereins für das Germanische Museum zu Nürnberg, gehalten am 23. März 1859. Berlin, Rauh. Gr. 8. 7½ Ngr.

Metzger, J. J., Johann Jakob Rüger, Chronist von Schaffhausen. Ein Beitrag zur schweizerischen Cultur- und Kirchengeschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. [Mit Rüger's Porträt (in Tondruck.)] Schaffhausen, Hurter. 8. 18 Ngr.

Oppel, K., Kemi. Aegyptens Bedeutung für die Kulturentwickelung der Menschheit und Altägyptische Glaubenslehre. Mit 2 erläuternden Tafeln. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 10 Ngr.

Ranke, L., Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 1ster Band. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Rosenkranz, K., Wissenschaft der logischen Idee. 2ter Theil: Logik und Ideenlehre. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schrumpf, C., Süd-afrikanische Missions-Bilder für Jung und Alt. Nach eigener Anschauung dargestellt. Straßburg. 12. 6 Ngr.

Sloman, H., Leichte Blätter über die Pariser Kunstausstellung, über Klaus Groth's Roman und die neue französische Uebersetzung seiner Gedichte. Kiel, Schwers. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Ist die Parthei-Forderung nach einer Suprematie Preußens in Deutschland berechtigt? Leipzig, Teubner. Gr. 8. 6 Ngr.

Roellner, F., Preußen als Großmacht und im deutschen Bunde gegenüber Oesterreich. Zur Erkenntniß des deutschen Zwiespalts älterer und neuerer Zeit. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 24 Ngr.

Ottermann, A., „Preußen, der Bund und der Frieden von einem Nicht-Gothaner", beleuchtet. Bromberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Prozeß gegen den Pfarrer Ritter in actenmäßiger Darstellung seiner Entwickelung durch die drei Instanzen des Verfahrens. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 5 Ngr.

Schaaff, F. W., Preußen und die Uebereinkunft von Villafranca. Ein zweites Wort über Preußens Politik. Heidelberg, J. Groos. Gr. 8. 4 Ngr.

Die kurhessische Verfassung vor der Bundes-Versammlung. Hamburg, O. Meißner. 8. 5 Ngr.

Volger, G. H. O., Das freie Deutsche Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung zu Frankfurt a. M. Vorläufiger Entwurf eines freien Anregungs- und Lehrvereins zur Vertretung der gesammten Deutschen Bildung als einheitlicher Geistesmacht und zur Belebung des Selbstgefühls im Deutschen Volke. Allen vaterlandsliebenden Trägern und Pflegern geistigen Strebens in allen Ständen als Aufruf zum Beitritte vorgelegt. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon
von Rotteck und Welcker.

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von Karl Welcker.

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des siebenunddreißigsten Heftes:

Conföderation. (Bundes- oder Eidgenossenschaft, nach ihrer Entwickelung und ihrer weltgeschichtlichen Wichtigkeit dargestellt.) Von J. F. Kortüm. — **Confrontation** (Gegenstellung). Von Ph. Bopp. — **Congresse, Congreßacte.** (Congresse der neuesten Zeit, insbesondere jene von Wien und Aachen. Die verhängnißvollen Congresse gegen die deutschen, italienischen und spanischen Verfassungen zu Karlsbad, Wien, Troppau, Laibach, Verona und ihr Zusammenhang mit unsern heutigen Gefahren.) Von Rotteck und Welcker. — **Conscription.** Von Rotteck. — **Conscriptionssystem in neuester Entwickelung und Auffassung.** Von W. Schulz-Bodmer.

Inhalt des achtunddreißigsten Heftes:

Conscriptionssystem in neuester Entwickelung und Auffassung. Von W. Schulz-Bodmer. (Schluß.) — **Consens, Einwilligung.** Von Welcker. — Consistorium, s. Kirchenverfassung (evangelische). — **Consolidation, Zusammenlegung, Arrondirung der Grundstücke.** Von A. Lette. — **Constant** (Benjamin de Rebecque). Von J. Weitzel. — **Constitution, Constitutionelles System.** (Die Ausbildung des constitutionellen Systems in Deutschland und neuerlich in Preußen und Baiern. Ständische Verfassung. Parlamentarismus.) Von Rotteck und Welcker. — **Consuln und Consulate.** Von H. Marquardsen. — **Consumtion, Consum.** Von H. Rau. — **Consumtionssteuern.** Von H. Rau.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste bis dritte Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

In der F. Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen erschien soeben:

Papst Gregorius VII.
und
sein Zeitalter.
Durch
A. Fr. Gfrörer.
Vierter Band.

4 Fl. 48 Kr. oder 2 Thlr. 24 Ngr.

Verlag von Kober & Markgraf in Prag.

GESCHICHTE der englischen Literatur
mit besonderer Berücksichtigung der politischen und Sittengeschichte Englands. Von S. Gätschenberger. 1. Das Mittelalter. Die Romantik bis zu den Zeiten der Königin Elisabeth. 20 Bogen. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Sgr. = 3 Fl. 40 Kr. Oest. W.

Die Widmung dieser ersten größern Literaturgeschichte Englands hat nach Durchsicht des Manuscripts Prof. **Gervinus** in Heidelberg angenommen und erklärt, daß die Behandlung des Gegenstandes, den der Verfasser sich vorgezeichnet, ein Bedürfniß und in dem vorliegenden Werke mit Liebe und Gründlichkeit bearbeitet sei.

Geschichte der französischen Revolutions-Literatur von 1789—1795.
Von Schmidt-Weißenfels. 25 Bogen. Lex.-8. Eleg. geh. 3 Thlr. = 4 Fl. 50 Nr. Oest. W.

Der im Gebiete der Literaturgeschichte rühmlichst bekannte Autor, dessen Werk über „Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration" sich eines großen Erfolgs erfreute, bietet im Vorliegenden eine Detailgeschichte der großartigen Revolutionsliteratur von 1789—95, die durch ihre Charakteristiken der großen Revolutionsmänner, eines Mirabeau, Desmoulins, Marat, Robespierre, Danton, Hebert, Fréron u. s. w., sowie durch die ausführliche Betrachtung der Journale, Pamphlete, Broschüren, Clubs, der Theaterstücke, der Poesie und Philosophie in jener Zeit, eine Genesis der Revolution, eine außerordentlich wichtige innere Geschichte derselben enthält. Bei der Gründlichkeit, mit der dies ungeheure Material geordnet und beleuchtet worden ist, bei dessen lebensvoller, frischer Darstellung, unterliegt es keinem Zweifel, daß Gelehrte wie alle gebildete Leser auch dieses Werk beifällig aufnehmen werden.

Vorstehend angezeigte Werke sind durch alle guten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des
Reichsfreiherrlich von Wolzogen'schen Geschlechts.
Von K. A. A. Freiherrn von Wolzogen und Neuhaus.

Zwei Bände. Mit 10 Lithographien. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein auf dem sorgfältigsten Quellenstudium beruhendes Werk, das für die politische und Culturgeschichte der vier letzten Jahrhunderte, in welche das altösterreichische und später weit verzweigte Wolzogen'sche Geschlecht eingegriffen hat, ein wichtiges Material bietet. Bekanntlich sind die Namen Wilhelm und Karoline von Wolzogen mit unserer classischen Literaturepoche eng verbunden, und der Verfasser hat sich bemüht, vorzugsweise auch diese Beziehungen in das rechte Licht zu stellen.

Die unter den 10 Lithographien des Werks befindlichen Porträts des k. preuß. Generals Ludwig von Wolzogen und Karolinens von Wolzogen sind auch einzeln (auf chinesischem Papier) (jedes zu dem Preise von 10 Ngr.) zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 3. November 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Karl Schwarz. — J. Michelet und G. H. Lewes als Naturforscher. Von Heinrich Birnbaum. — Aus Heubner's Kerkerleben. — Zur Völkerpsychologie. Von Adolf Zeising. — Notiz. (Die Pecht-Ramberg'sche „Schiller-Galerie".) — Bibliographie. — Anzeigen.

Karl Schwarz.

Predigten aus der Gegenwart. Von Karl Schwarz. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hic niger est, hunc tu, Romane, cavelo!

Aus dem modernen Galiläa der Heiden, aus dem schönen grünen Thüringen ist ein geistliches Buch erschienen, dessen Charakter seinen Ursprung nicht verleugnet, und aus dem uns ein frischer und gesunder Geist anweht, wohlthuend und erfrischend, wie den Wanderer Bergluft und Waldesgruß trifft. Es sind die „Predigten aus der Gegenwart" von Karl Schwarz, gehalten in Gotha seit seiner Berufung als Oberhofprediger.

Je größeres Aufsehen diese Berufung seinerzeit machte — ein Aufsehen, welches kurz darauf das maßvolle und doch entschiedene Auftreten des Berufenen auf einem Kirchentage in der Frage über die Bußpraxis unserer Zeit noch steigerte —, desto aufmerksamer sind auch diese Predigten betrachtet worden, theils aus allgemeinem Interesse, welches die so oft gerühmte oder anathematisirte Milde seines Kirchenregiments hinlänglich motivirt, theils in polemischer Absicht, um in ihnen den Gegner und seine Kraft kennen zu lernen, theils wol auch um zu sehen, ob der Mann, dessen wissenschaftliche Leistungen auch die Gegner anerkennen mußten, gleiche Befähigung auf diesem praktischen Gebiete beweisen werde, nachdem er — rara avis! — nicht nur isolirt und im Kampfe, sondern auch in seiner hohen Stellung seinem freisinnigen Standpunkte treu geblieben war. Es ließe sich wol allein über dieses letzte Moment schon vieles sagen; wichtiger aber, weil nicht nur persönlicher Natur, ist der Punkt, daß diese Predigten das Princip vertreten und die Frage entscheiden helfen sollen über die Lebensfähigkeit des Systems und die Berechtigung dieses Standpunktes auf einer Kanzel der protestantischen Kirche in unsern Tagen: ein Gesichtspunkt, der wol für die Veröffentlichung dieser Predigten durch den Druck namentlich entscheidend gewesen ist.

Die rein wissenschaftlichen theologischen Fragen und Kämpfe sind billig dem großen Publikum minder bekannt geblieben und eine nur dilettantenmäßige Kenntniß derselben ist Sache des Geschmacks. Hier ist es aber eine Frage von allgemeiner Bedeutung, die nicht den Gebildeten, sondern den Menschen angeht, und die nicht ein persönliches oder zufälliges Interesse nur erregen mag, sondern die aller Theilnahme beansprucht und derselben sicher ist. Denn diese Theilnahme kann nächst der völligen Gleichgültigkeit gegen das religiöse Interesse, die freilich zuweilen unter strengem Confessionalismus und exclusiver Kirchlichkeit verborgen ist, nur der gegnerische oder vielmehr der feindliche Standpunkt leugnen, der unduldsam von Haus aus am liebsten jedem andern durch einen Bannstrahl das Wort abschnitt. Und daran hat es denn auch hier nicht gefehlt, nur daß alle Blitze den Verfemten nicht treffen konnten. Aber wenn auch die moderne Frömmigkeit eben als solche auch bei uns heimisch geworden oder gewesen ist, so wäre es doch schlimm, müßten wir annehmen, der Druck jener exclusiven Kirchlichkeit habe die Theilnahme am religiösen Leben im allgemeinen ertödten können oder erkalten lassen, und es kommt zunächst daher nur darauf an, das noch von dem vulgären Rationalismus her landläufige Gerede zu widerlegen, als ob alles, was mit dem weitschichtigen Ketzernamen Rationalismus belegt wird, todt und vergangen sei, als ob derselbe seinem Wesen nach keine erbauende, Gemeinde bildende und zusammenhaltende Macht habe. Dieses verwerfende Urtheil hat jenem völlig überwundenen Vulgärrationalismus gegenüber seine geschichtliche Berechtigung, und hiervon schreibt sich wol zum Theil der Horror namentlich der jüngern theologischen Generation her vor allem, was in der Theologie rationalistisch genannt werden kann, gerade so wie die Naturwissenschaften ihren Ruhm darein setzen, rational zu sein.

Es dürfte wol überhaupt die strenge Fassung des Begriffs Rationalismus große Schwierigkeiten haben, ja

sein Inhalt wechselt mit der Zeit und mit den Verhältnissen. Konnte doch ein Röhr den bekannten Hase in Jena noch vor 25 Jahren einen Mystiker nennen, ihn, den man gegenwärtig den an die „Milch der frommen Denkungsart" Gewöhnten als einen ausgemachten und entschiedenen Rationalisten zu bezeichnen pflegt, ohne daß er sich geändert, und wer weiß, wie er in abermals 25 Jahren genannt werden wird. Es sollte daher eben der Umstand, daß der Begriff Rationalismus mindestens zum guten Theil seine Bedeutung von der Periode empfängt, billig jeden Theologen von der Verwechselung des Schwarz'schen mit jenem Vulgärrationalismus a priori abhalten, da Schwarz schon als Mann der Wissenschaft der Anachronismus nicht zugemuthet werden darf, jenen Todten beschwören zu wollen. Sein Standpunkt mag mit größerm Rechte speculativer Rationalismus heißen, mit welchem Namen man mit Unrecht freilich nicht selten zugleich die Unfähigkeit desselben für das praktische Leben und für die praktische Theologie bezeichnen will. Eher zutreffend ist daher der Name historischer Rationalismus im Gegensatze zu dem unhistorischen Wesen des alten Rationalismus oder Gemüthsrationalismus, da er die Religion ins Gemüth verlegt und sich vorzugsweise an dieses wendet, oder endlich religiöser Rationalismus, „denn er will das zerrissene Band von Religion und Sittlichkeit von neuem und fester knüpfen und der dürren, endlichen, auf sich selbst stehenden Moral entgegentreten", ja am besten heißt er gar nicht Rationalismus, sondern Idealismus, nur daß es dann nöthig ist gleich hinzuzufügen, daß dieser Idealismus die ganze reale Welt mit den idealen Mächten des Christenthums durchdringen und geistig durchläutern will und kann, und dieser Unterschied ist groß und wichtig genug, um die Möglichkeit jener Verwechselung aufzuheben.

Dagegen ist jenes „von der Heerstraße der kirchlichen Reaction aufgelesene, aber eben darum sehr verbreitete", verworrene Gerede über den Rationalismus bei manchen andern erklärlich.

Der Gegensatz des Rationalismus trifft nach ihnen nicht die wechselnde kirchliche Richtung der Gegenwart, die als solche doch auch nicht das Gepräge der absoluten Vollkommenheit beanspruchen kann, sondern den Kern des Christenthums. Ihnen wird dadurch ihr Glaube bedroht, und insofern ist ihre Angst und ihr Sträuben berechtigt, ihm irgendwelche Concessionen zu machen. Schwach müssen freilich solche Seelen sein, welche selbst die Auseinandersetzung mit dem Gegner scheuen, die beiden doch nur heilsam sein kann; ja sehr schwach und ängstlich müssen sie sein, wenn sie es nicht einmal wagen, sich in einen Vertheidigungskampf für ihre Ueberzeugung einzulassen. Aber völlig unberechtigt sind die Gegner, welche unter einseitiger Betonung der geschichtlichen Wahrheit, daß Rationalismus im engern Sinne „eine durch tiefere Gemüths- und Geistesbildung überwundene Erscheinungsform" bezeichnet, es leugnen, daß er auf ein allgemeines, sich immer neu verjüngendes Princip zurückweist, das so uralt, so unzerstörbar und so ewig neu ist wie Vernunft, Gewissen und Wissenschaft selbst, — ein Princip, welches in der protestantischen Kirche seine Wurzeln geschlagen und sein Recht trotz aller Verkümmerungen immer von neuem und immer lauter fordert.

Dabei gerathen die Gegner in einen wunderlichen Widerspruch, wie Schwarz sagt:

indem sie bald die völlige Abgestorbenheit und Verkommenheit des Rationalismus verkündigen, dann wieder vor seinen drohenden Gefahren warnen, alle öffentlichen Gewalten alarmiren und das klägliche Eingeständniß machen, alle Kirchlichkeit und alle Bekenntnißtreue, aller Schutz und alle Privilegien seitens des Staats zu Gunsten der neuetablirten Rechtgläubigkeit seien ohne durchgreifenden Erfolg gewesen, nur eine dünne Decke über der durch und durch rationalen Denkart der Massen; nur ein Theil des geistlichen Standes in seiner hoffnungsvollen jungen Generation, nicht aber die Gesinnung des Volks im ganzen, nicht die der Gebildeten in ihm.

Sollte denn die Macht des Bösen, entweder nun wirklich persönlich gedacht, oder als Sünde in unüberwindlicher und manichäischer Gestalt, nicht von der Macht des Evangeliums und Christi Persönlichkeit vernichtet werden? Gegenüber der alles überwindenden Macht der evangelischen Wahrheit und dieser Persönlichkeit wird jenes Geständniß unendlich bedenklich, ja fast zur Anklage wider diejenigen, welche es aussprechen.

Wir unsererseits können jenes Eingeständniß nur bereitwillig annehmen, aber wir beklagen das Factum nicht, wir ziehen vielmehr den Schluß, daß alle Religionsmacherei neuerer Zeit, alles äußerliche Restauriren auf kirchlichem Gebiet, alles Bekennen längst vergangener Bekenntnisse, alles Sich-auf-den-Rechtboden-stellen statt auf den Gewissensboden, alles Schmähen auf Vernunft und Wissenschaft innerlich unwahr, unberechtigt und wirkungslos sei, eine wurzellose Gläubigkeit, eine auf den Sand gebaute Kirche, die einem Kartenhause gleich zusammenstürzt, wenn die Stützen des Staats weichen, die bei jedem Regentenwechsel zittert und mitwechselt. Wir ziehen ferner den Schluß, daß es bei dem durch und durch rationalen Sinn unsers Volks, unserer gebildeten Stände, namentlich der Männer — einem überall auf die praktisch-sittlichen Aufgaben gerichteten Sinn, der seine Wurzeln hat in der Religion und, wenn auch unbewußt, von tiefern, aus dem frommen Gemüth stammenden Impulsen mitbewegt wird —, daß es bei diesen Voraussetzungen nur darauf ankommt, das rechte Wort zu treffen, die echte und einfache Empfindung auszusprechen, die dem Glauben zugängliche Stelle der Seele zu berühren, den wahren und tiefsten Bedürfnissen der Gegenwart nahe zu treten, um auch diejenigen, welche der Kirche völlig entfremdet waren, und die selbst nicht mehr in ihr zu stehen meinten, wiederzugewinnen; um die Religion, die den meisten nur in pfäffischer und dogmatischer Verzerrung entgegengetreten, aus Verachtung und Ohnmacht zu erheben, zu der das ganze Leben weihenden und in freier innerlicher Herrschaft bestimmenden idealen Macht.

Gerade in diesen letzten Worten, welche auf die große Verschuldung der exclusiven Kirchlichkeit hindeuten, liegt eine unleugbare Wahrheit. Neben dem frivolen Spott und der oberflächlichen Aufklärerei unreifer Philosophen — die indessen ungleich seltener geworden sind, und für deren Thorheit man nicht die Philosophie verantwortlich machen soll, die nichts davon weiß — hat auch die „innerlich unwahre, verstand- und geschmacklose Reaction der letzten 30 Jahre" manchen im stillen entfremdet, dessen Herz frommer Erhebung und Anregung gleich fähig wie bedürftig ist. Noch mehr, durch die Schuld jener Eiferer

ist eine Kluft eingetreten zwischen der Kirche mit ihrer Lehre und ihrem Cultus und jenen einfachen, klaren Männern, ja dem auf That und Wirklichkeit drängenden Zug der Zeit. Es ist damit nicht die große Zahl der Halbgebildeten gemeint, die eher zu jenen unreifen Philosophen zu rechnen sind, „freilich auch nicht das berliner Geheimraths-Christenthum der letzten Decennien"; nein es ist gerade der Kern unsers Volks, es sind die besten unserer Männer,

solche, die durch wissenschaftliches Studium, durch ernste, praktische Arbeit, durch reiche Lebenserfahrungen, durch mannichfache Welt- und Menschenkenntniß geistig gereift sind, deren Blick auch für das innere Leben geschärft und auf die höchsten Ziele gerichtet ist, und die wol oft das Bedürfniß empfinden, für die Verkündigung des Göttlichen im Gewissen, für die weichern und ernstern Stimmungen des Gemüths das rechte Wort zu vernehmen, die tröstliche Botschaft des Evangeliums zu hören.

Genug solcher, die dem Christenthum näher stehen als sie selbst glauben, in denen die Quelle der Religion noch immer sprudelt, wenn auch in den geheimsten Tiefen der Seele und wie verschüttet durch das harte Gestein theologischer Satzungen, haben das Unzureichende der reflexiven Kirchlichkeit schmerzlich empfunden; ihr Gefühl ist von der dogmatischen Härte und lieblosen Unduldsamkeit oder von der ungenießbaren Langweiligkeit und innern Unwahrheit, von dem engen Priestergeiste und dem schreienden Widerspruche gegen alle Seelenerfahrungen, wie sie den Predigern jener Richtung vielfach eigen ist, hart genug verletzt worden, und so hat diese Richtung genug verschuldet, soviel wie nur immer der geschmähte Rationalismus.

Wir leugnen es nicht, der Rationalismus in seiner verflossenen, dem vorigen Jahrhundert angehörigen Gestalt hat dadurch, daß er hinter den eigenen Forderungen und Verheißungen weit zurückblieb, daß er Vernunft nannte, was nur der nüchternste Verstand war, daß er an allem tiefern und unmittelbaren Geistesleben selbstgenügsam und lächelnd vorüberging, er hat der theologisch-kirchlichen Reaction die Bahn gebrochen und die Berechtigung gegeben. Fehlte es doch diesem Rationalismus an historischem Sinn, an jeder Fähigkeit sich in die Vergangenheit zu vertiefen, an poetischem, an speculativem, an religiösem Sinn; waren doch alle die höhern Kräfte des Gemüths, der Phantasie und des philosophischen Denkens unterdrückt oder als Schwärmerei geächtet von dem alleinherrschenden Verstande; hatte er doch die Moral, die alles gut machen und für alles einstehen sollte, losgerissen von den Wurzeln der Religion und war damit zur dürrsten, selbstgerechtesten Tugendlehre hinabgesunken; hatte doch diese ganze sogenannte Vernunft in die dünne Spitze des auf sich selbst stehenden Subjects ausgelaufen, und hatte damit auch jede Erinnerung verloren an die Macht und Bedeutung der Gemeinschaft, unter deren bestimmendem Einfluß das Einzelleben steht. Und — trotz alledem — begreifen wir auch diesem ungeheuern Deficit von Geisteskräften den nothwendig eintretenden Bankrott und die ihn begleitende Restauration, wir können diese letztere doch für nichts anderes halten als ein einseitiges Reagens, das in seiner Mischung verschiedenartigster Elemente, in seiner innern Unklarheit, in seinem Widerspruch gegen die ganze Bildung und Denkart der Gegenwart nur eine sich ablebende Uebergangsstufe bezeichnet.

Sie hat sich in der That schon abgelebt. Zwar ein tieferes Gemüthsleben, eine sinnige Vertiefung in die göttliche Vergangenheit, „sogar einzelne speculative, der modernen Philosophie entlehnte Gedanken" gesteht billig [1] Schwarz der neuern Kirchlichkeit und ihrer Theologie zu; aber er leugnet, daß sie alle Tiefen des Seelenlebens zu ergründen und den ganzen Menschen in seinem Verlangen nach Trost und Versöhnung zu befriedigen vermöge, wie die Religion es soll, weshalb sie sich auch nicht in das Gebiet des Uebernatürlichen und Uebermenschlichen verirren, nicht mit Vernunft und Gewissen in unlösbaren Widerspruch setzen dürfe. Und darum verwirft er wie jenen überstandenen Rationalismus auch den Supranaturalismus unserer Tage, welcher das Gebiet des Uebernatürlichen und Uebermenschlichen gerade als das Ausschließliche und ihm Eigenste mit besonderer Vorliebe betrachtet und seine Aufgabe findet in dem Häufen der Wunder, in der mechanischen Inspirationslehre und dem judaistischen Gottesbegriff eines Gottes der Willkür; er verwirft ihn als unmöglich, innerlich unwahr, unassimilirbar für ein in der Welt des 19. Jahrhunderts lebendes, in den Formen des 19. Jahrhunderts anschauendes und denkendes Wesen, und sowenig er sonst geneigt ist, die Erbschaft jenes alten Rationalismus mit allen Activis und Passivis anzutreten, so spricht es Schwarz doch ausdrücklich aus:

In dieser scharfen, bewußten und unerschütterlich gewissen Antithese gegen den von unserm ganzen Geistesleben ausgestoßenen Supranaturalismus stehe ich aufrichtig mit ein, in diesem negativen Satze halte ich den Rationalismus für unüberwindlich.

Also der Ketzer ist fertig, überführt und geständig: das ist ausgemacht. Mag er seinen Standpunkt historischen, speculativen oder religiösen Rationalismus nennen, er trägt den Ekelnamen Rationalist, und die Kühnheit dieses Geständnisses, Muth oder anders genannt, kann nicht verfehlen, heiligen aber nichtsdestoweniger sehr heißen Zorn oder Bewunderung zu erregen, die hier und da bei der Vergleichung mit der eigenen Umgebung wol auch ein gewisses neidisches Achselzucken begleitet. Rationalist ist er aber auf jeden Fall, und was brauchen wir weiter Zeugniß? rufen die Gegner. „Er hat sich selbst das Urtheil gesprochen." Das hat er allerdings, wenn auch in anderm Sinne, und den Fehdehandschuh zugleich mit hingeworfen zum Kampfe, der vorläufig mit scharfer Verurtheilung seinen Anfang nimmt. Aber er mag sich trösten, der Rationalist, damit, daß die Männer, welche er citirt, ein Lessing, Herder, Schleiermacher, Hegel, und die ihm darin vorgearbeitet haben, die Verurtheilung theilen, die jedenfalls über ihn ausgesprochen wird oder ist. Ja es ist ein tiefer und praktisch wichtiger Gedanke, den Schwarz selbst ausspricht und der doppelte Beachtung und Prüfung verdient, wenn er sagt, sein Standpunkt sei der der Gegenwart, der gegenwärtigen Bildung, des Lebens, der Wirklichkeit, bestimmt und befähigt, jenen oben ausgesprochenen Zwiespalt auszugleichen.

Es ist durch und durch unwahr und gehört zu den vielen, mit großer Dreistigkeit ausgestreuten Täuschungen der Reaction, nur die Gläubigkeit in ihrem Sinne vermöge die Gemüther zu ergreifen und das Leben dauernd zu beherrschen. Ist doch gerade das Gegentheil der Fall. Kommt es doch, wie schon gesagt, nur darauf an, nach dieser langen und herzlich langweiligen Episode der kirchlichen Reaction, das was theologisch längst vorgearbeitet ist — und wahrlich nicht widerlegt und geistig über-

wunden durch die ſchwächlichen Confuſionen und Halbheiten unſerer mediocren Geiſter —, das was aus den Schlacken herausgearbeitet, kritiſch geſäubert und in die Idee erhoben iſt durch unſere Heroen: Leſſing, Herder, Schleiermacher und Hegel, wieder aufzunehmen, daran anzuknüpfen, das zuſammenzufaſſen zu einfachen Gedanken, das praktiſch fruchtbar zu machen für die Volksgemeinde. Nur auf dieſe zuſammenfaſſende und in klarem Wort darſtellende Kraft, auf dieſe Verbindung wiſſenſchaftlicher Bildung mit praktiſch-ethiſcher Begeiſterung, auf dieſe Concentrirung aller idealen Impulſe der Zeit zur Religion: darauf kommt es an, um die Gemüther tiefer zu ergreifen und nachhaltiger zu befeſtigen, als die excluſiv Gläubigen je vermocht.

Iſt nun in dem Bisherigen das Verhältniß des neuen Rationalismus zu dem herrſchenden Supranaturalismus geſchildert, ſo geht der folgende Theil des Vorworts — dem die bisherigen Gedanken und angeführten Citate angehören — zu der Schilderung der gegenwärtigen Predigt, ihrer wirklichen Aufgabe und ihres ideellen Weſens über, welche Schilderung in gleich klarer und ſcharfer, vor allem aber in gleich zutreffender Weiſe erfolgt, wie denn Referent überhaupt geſtehen muß, daß dieſes Vorwort bei aller Schärfe ſeiner Sprache, die übrigens nicht mit übertreibender Aufregung verwechſelt werden mag, in einer Weiſe den Nagel auf den Kopf trifft und die Wahrheit ſagt, wie es in der neuern theologiſchen Literatur nur ſelten geſchehen iſt.

Es iſt dies natürlich nicht ein ſchimpfender und polternder Eifer, dem man nicht ſelten auf anderer Seite begegnet, im Gegentheil iſt die Sprache des Vorworts durchgängig die des Mannes der Wiſſenſchaft; aber es iſt die Kühnheit und Schärfe, womit Schwarz das, was er als Wahrheit erkannt hat, rückhaltslos ausſpricht, die faſt überraſchend wirkt, da namentlich bei ſolchen Wahrnehmungen bisher höchſtens nur eine ſchüchterne Sprache geführt wurde. Es kann dieſe Schärfe oder Derbheit nicht verfehlen ängſtliche Gemüther zu erſchrecken; ja wenn Schwarz bei Erwähnung der Gebildeten, die er der Predigt wiedergewinnen will, das ſpöttiſche Lächeln um den Mund der Heiligen unſerer Tage ſieht, „deren Mienen ſchon bei dem bloßen Worte Bildung krampfhaft zucken, und die mit ihrer kläglichen Candidatenbildung, ihrem engſten dogmatiſchen Horizont, ihrer völligen Unkenntniß aller zartern Seelenregungen auf das, was ſonſt Bildung genannt wird, verächtlich herabſehen", ſo hat Referent bei manchen Stellen im Geiſte ihre Empörung geſchaut und das Anathem gehört.

Es kann allerdings nach der Berechtigung dieſer Sprache gefragt werden. Das Vorwort berührt zuweilen die äußerſte Linie, indeſſen ohne ſie zu überſchreiten. Die Schärfe des Ausdrucks, deſſen Ironie an einigen Stellen vernichtend wirkt und deſſen Prägnanz jedem Worte eine treffende Kraft verleiht, iſt nicht ſelten überraſchend, das kann nicht geleugnet werden. Aber gerade dieſe Entſchiedenheit iſt ebenſo angemeſſen, wie deren Muth neu iſt. Die Terminologie der Gegner kennt unendlich viele und fabelhafte Nuancirungen. Bemänteln und verdammen, Lob und Tadel iſt bei ihnen einer Steigerung und Milderung fähig, von der ſich der nicht Eingeweihte kaum eine Vorſtellung machen kann und die dem Unbefangenen oft geradezu widerlich wird. Die Sprache des Lebens und der Wirklichkeit verwandelt ſich bei ihnen in ein Patois, das jedem andern unbegreiflich, wenn nicht gar unverſtändlich iſt und bei welchem ihm nicht ſelten angſt und bange wird. Dieſe Terminologie kann natürlich weder der Maßſtab noch die Folie ſein für die Beurtheilung dieſes Vorworts. Aber wenn für jene Terminologie die Erklärung nur in einer zu beklagenden Geſchmacksunbildung oder logiſchen Unklarheit gefunden werden mag, ſo iſt die Berechtigung für dieſe Schärfe einfach die Ueberzeugung des Verfaſſers. Wenn die Sache wahr iſt, ſo iſt eben nur die Wahrheit ſcharf. Die Form, an deren Klarheit und Eleganz niemand etwas wird ausſetzen können, iſt Nebenſache, und wenn ſie dennoch tadelnd hervorgehoben wird, ſo darf man ſich nicht wundern, daß jemand ſchreit, dem auf die Füße getreten wurde.

Ja es muß hinzugeſetzt werden: Schwarz mußte ſo ſprechen. Seine Antitheſe zu der herrſchenden Excluſivität hebt er ſelbſt hervor. Wer den Muth hat, das zu bekennen, dem würde eine mit Halbheiten gefärbte Sprache ſchlecht ſtehen. So aber iſt das Vorwort ſchlagend, aber ſchlagend in jedem Sinn, und das iſt ein unleugbarer Vorzug, bei einem Schwarz eine nothwendige Conſequenz.

Die Citate werden übrigens das etwaige Misverſtändniß beſeitigen, als bedürfe die Sprache einer ſolchen ausdrücklichen Apologie. Dieſe iſt keineswegs nöthig. Daß Dinge berührt und genannt werden, die bisher niemand den Muth hatte auszuſprechen, das iſt es, was auffallen wird, und daß ſie in einer Vorrede zu Predigten genannt und ausgeſprochen werden, das ſoll erklärt werden. — wenn es ſich nicht von ſelbſt verſteht, daß dieſes Vorwort nicht eine Einleitung in Predigten im allgemeinen iſt, ſondern daß es hier galt, Fragen zu beantworten, Befürchtungen zu zerſtreuen, Anklagen verſtummen zu machen, Inquiſitoren zum Schweigen zu bringen oder ihnen zu zeigen, wen ſie richten wollten.

Quin huc inanes, si potes, vertis minas
Et me remorsurum petis! —

ſagt ihnen ſchon das Vorwort. Wer weiß, ob ſie nicht die Warnung befolgen!

Schwarz leugnet nun, daß die Predigt der Gegenwart ihrer Aufgabe entſpreche; ja er ſagt, daß ſie zum großen Theile in eine traurige Verkümmerung gerathen, daß ſie ſehr häufig nur noch Zerrbild ſei. Er muß viele ſolche Prediger gehört haben, die allerdings namentlich unter den jungen Theologen zahlreich vorhanden ſind, die in der Predigt nicht, oder nicht nur ein Zeugniß von Chriſtus, ſondern vor allem ein Zeugniß von ihrer Dogmatik geben wollen, und dieſem Irrthum oder dieſer traurigen Verblendung, beſſer dieſem ſchändlichen Mißbrauch gegenüber iſt das ſtark verwerfende Urtheil ganz gerechtfertigt, namentlich wo es den geiſtloſen Schülern gilt, die nach glücklicher Ablernung des Räusperns ja gewöhnlich den Meiſter übertreffen wollen. Hören wir Schwarz ſelbſt:

Blicken wir auf den gegenwärtigen Zustand der Predigt und ihre Bedeutung für das Leben, so erblicken wir darin nur eine Bestätigung des oben Behaupteten. Denn das muß sogleich zugegeben werden, daß trotz aller künstlichen Anstrengungen und Beiferungen seitens der Staatsregierungen, der Kirchentage und Predigerconferenzen zur Hebung des Cultus, zur Einrichtung liturgischer Gottesdienste, zur Heiligung des Sonntags, zur Vermehrung der pfarramtlichen Kräfte, zur Begünstigung extremster Gläubigkeit so gut wie nichts erreicht ist, sodaß gerade aus der Mitte dieser bis dahin mit aller äußern Macht ausgestatteten Kirchlichkeit wiederholt die Frage aufgeworfen ist: Warum ist die Kirche keine lebensvolle Macht mehr in der Gegenwart? Warum ist die Predigt so unwirksam? Daß dem so sei, darüber ist niemand im Zweifel; denn sind auch die Kirchen hier und da noch gefüllt, wo ein begabter Redner oder ein durch die Wahrheit und Treue seines Charakters bewährter und hochverehrter Geistlicher redet, oder auch wo ein fanatisirter Priester neuester Rechtgläubigkeit wenigstens auf eine Zeit lang einen ungewöhnlichen Nervenreiz ausübt: die Kirche im ganzen und großen mit ihrem Cultus ist verfallen, dem Bewußtsein der Gegenwart entfremdet; das ganze reiche, thätige Leben und Fortschreiten unserer Zeit geht an ihr vorüber. Die Predigt ist ohnmächtig und langweilig, sich immer nur in einem eng geschlossenen Kreise bewegend, höchstens noch stille und weiche Frauenseelen erbauend, die oft aus den Tiefen ihres frommen Gemüths mehr in sie hineintragen als sie selbst empfangen; sie ist unfähig die großen sittlichen Aufgaben der Männer mit zu umfassen, das gärende und wogende Leben zu verklären, die Leidenschaften zu reinigen und auf hohe Ziele zu lenken; sie ist mit einem Worte keine Lebensmacht. Ja! sagen wir es ganz unumwunden: sie ist als ungenießbar und trivial *verachtet*. Ist doch das Wort „Predigt" selbst zu einem verächtlichen geworden, zu einer Art Spottname, um den Inbegriff aller Langweiligkeit, Geschmacklosigkeit und Gedankenlosigkeit zu bezeichnen. . . .

„Der Zustand der Predigt ist wirklich ein beklagenswerther! Hier Langweiligkeit und Gedankenflucht, dort Gedanken, aber die der rohesten Dogmatik und in der geschmacklosesten Form. Hier Predigten, die weder Kraft noch Klarheit haben, weil sie sich in einem gewissen unbestimmten und unbeschreibbaren, herkömmlichen, aller Gedankenschärfe wie aller tiefern Gemüthserregung entbehrenden Kanzelphrasenthum jahraus jahrein bewegen und mühselig an zusammengereihten Bibelstellen fortschleppen, die daher auch keinen andern Eindruck hervorbringen als den der Müdigkeit und stillen Resignation; dort schärfer zugespitzte Gedanken, aber zugespitzt in aller dogmatischen Härte und Ungenießbarkeit, die durch ihre innere Unwahrheit, ihren schreienden Widerspruch gegen alle Seelenerfahrungen, ihren engen Priestergeist, ihre lieblose Gefühlshärte und Unduldsamkeit sogleich abstoßen anstatt einzudringen, und die bei innerlichen und geistigen Naturen nur Unwillen wecken und Abwendung von solcher sittlichen Unbildung. Und diese dogmatischen Predigten, wollen sie praktisch werden, so können sie, weil sie eben dem geistigen Leben der Gegenwart entfremdet sind, ihre innern Kämpfe und Entwickelungen, ihre Seelenkrankheiten, aber auch die in ihr wirkenden idealen Kräfte, nicht verstehen; sie können dies nicht anders als in der Form der Geschmacklosigkeit und des burlesken Scheltens, mit Hülfe von Hölle und Teufel, in der der Kapuzinaden, der Anekdoten, der Missionsgeschichten u. s. w. also: die vulgäre Kanzelphrase, oder das harte Dogma, das sogenannte Bekenntniß, oder die protestantischen Kapuzinaden mit allem Aufputz der Erzählungskunst, mit allen Uebertreibungen und Caricaturen des Heiligsten. Die letztern sind offenbar die beliebtesten und, wenn man will, die wirksamsten; sie stehen auf der Stufe der Jesuitenmissionen und nehmen unter den Predigten ungefähr dieselbe Stelle ein, wie die schlechten Rührstücke und Melodramen unter den Werken der dramatischen Dichtung.

Wen trifft diese Anklage, die nicht schrecklicher sein kann? Nun wahrlich die treuen Seelen nicht, die freudig und muthig aus der einfachen Macht des Evangeliums predigen, das in ihrem Herzen Leben und Wahrheit geworden ist, und die dann auch den Weg zum Herzen finden. Sie haben sich weder in „leere Worte" noch in „harte Dogmen" je verloren; sie predigen überhaupt mehr mit ihrem Leben als mit ihren Worten und haben auch in der letzten Vergangenheit, da sie es mehr als je bedurften, Muth und Freudigkeit sich erhalten. Schwarz nimmt sie auch ausdrücklich aus. Aber solche „Nathanaelsseelen", die es in den dunkelsten Jahrhunderten des Mittelalters wie heute gegeben, bezeichnen doch nur die Ausnahmen; die Thatsache bleibt unwiderleglich: „Die Predigt ist gegenwärtig im Zustande tiefsten Verfalls." Wer also trägt die Schuld?

Die Schuld trägt der Materialismus, aber neben dem natürlichen vor allem der theologische und kirchliche Materialismus. Die Versunkenheit in Genuß und Arbeit, die raffinirte Unnatur der sogenannten gebildeten Klassen, mit einem Worte der moderne Weltsinn ist nicht allein anzuklagen, denn seine Schuld hat der geistliche Stand mit verschuldet, der zurückgeblieben hinter der Bildung der Gegenwart, fern von dem Wege freier wissenschaftlicher Erkenntniß die Religion als enges, unverständliches und versteinertes Dogma predigt und nicht als innerlichstes, tiefstes und freiestes Geistesleben. Er ist anzuklagen, das Hyperchristenthum unserer jungen theologischen Generation, dies Lutherthum und Hyperlutherthum, dies Bekenntnißunwesen bis zum Katholicismus zurück, diese Sakramentskirche, die alle geistige Vermittelung ausschließt und nur magische Kräfte wirken läßt, diese starre Objectivität der reinen Liebe, der gegenüber das Subject rechtlos bleibt, die erkennende und weiterbildende Vernunft zum Schweigen verurtheilt wird.

Alle diese Krankheitserscheinungen sind nur Ausflüsse des kirchlichen und theologischen Materialismus, der nicht ein Gegensatz, sondern eine Art des natürlichen ist. Daher kommt auch die Macht des natürlichen Materialismus, den in dem ungleichen Kampfe sein Gegner, der kirchliche Materialismus, nicht überwinden kann. Jener hat Natur und Wirklichkeit auf seiner Seite und stützt sich auf Fleisch und Blut; alle die Selbsttäuschungen und falschen Anmaßungen des andern vermögen nichts.

Wie mag nun die Predigt wieder eine geistige, achtunggebietende und seelenerschütternde Macht werden, „von der das vielthätige und vielgestaltige Werktagsleben zusammengefaßt, durch die es erhoben und verklärt wird, eine idealisirende, reinigende und versöhnende Macht für alle Klassen der Gesellschaft"? Mit vollem Rechte sagt Schwarz hierüber, der Prediger müsse vor allem selbst in die Tiefen des Evangeliums eingedrungen und von seiner beseligenden Macht ergriffen sein, aber er müsse es auch zugleich im eigenen Geiste und im Geiste des gegenwärtigen Lebens wiedergeboren haben.

Auf die lebendige Durchdringung in der Wechselwirkung der beiden Factoren, auf das wirkliche und völlige Eingehen des Christenthums in die Tiefen der Subjectivität, in alle die Bedürfnisse, Fragen und Zweifel der Gegenwart, und das von neuem Herausgeborenwerden aus ihnen — kommt alles an. Man kann diesen Gedanken auch so ausdrücken: Auf die völlige und wirkliche Menschwerdung Christi, auf die wirkliche und völlige

Humaniſirung des Chriſtenthums kommt es an. Damit iſt denn zugleich das unendliche Recht der Subjectivität, das der Proteſtantismus zuerſt ſo ſtark betont hat und das die Macht und Bedeutung der objectiven Wahrheit nicht aufhebt, aber ſie immer von neuem, immer reicher, reiner und herrlicher aus den Tiefen des Menſchengeiſtes hervorgehen läßt, anerkannt.

Es iſt alſo die halbvergeſſene Fortentwickelung des Chriſtenthums, für welche Schwarz zuerſt nach langer Zeit wieder eintritt. Er ſelbſt beruft ſich auf einen Neander als ſeinen Vorgänger hierin, aber er hat auch vollkommen recht, wenn er ſagt, ſobald jene oben ausgeſprochene Durchdringung nicht blos als ein äußerliches Hindurchgehen durch den Kanal der Individualität, ſondern als ein organiſcher Lebensproceß gefaßt wird, ſobald davon die Rede iſt, daß eine Wechſelwirkung zwiſchen dem Subject und der Wahrheit des Chriſtenthums beſteht; daß das Chriſtenthum ſelbſt bei dieſem Durchgange durch die Millionen der Menſchenherzen, durch die Verſchiedenheit der Völkerſeelen und die Jahrtauſende der Geſchichte ſich reinigt, vergeiſtigt, vertieft; ſobald mit einem Worte von einer Fortentwickelung des Chriſtenthums geredet wird, da treten die Theologen erſchrocken zur Seite, da heißt es: „Sehet, er hat Gott geläſtert.“ Das war der Schreckensruf, der den geiſtesverwandten Bunſen empfing, als er das ſemitiſche Chriſtenthum ins Japhetiſche, oder ſagen wir lieber ins Deutſche überſetzen wollte, „in das Deutſch der Gegenwart, in die Innerlichkeit des deutſchen Gemüths und in die einheitliche und zuſammenhängende Weltanſchauung der Gegenwart“! Denn dieſe Ueberſetzung muß als ernſtliche und gründliche zugleich eine geiſtige Umbildung ſein, ein Wiedergeborenwerden, dadurch nicht blos die Form ſich ändert, ſondern auch der Inhalt ein geiſtigerer wird. Der reine und einfache Kern des Chriſtenthums, wie er aus den Reden Chriſti am hellſten hervorleuchtet, ſoll hineingepflanzt werden mitten in unſer Denken und Fühlen, in unſer Streben und Kämpfen, hineingeſtellt mitten in die Gegenſätze unſerer Zeit, in die reiche und gegliederte Sittlichkeit der modernen Welt, in das verfeinerte und vergeiſtigte Empfindungsleben, wie wir es jetzt durchleben. Das Chriſtenthum ſoll gleichſam herausgehoben werden aus den geſchichtlichen Zuſammenhängen ſeines Urſprungs, aus den der damaligen Zeit angehörigen Gegenſätzen, abgelöſt von dem, was nur hiſtoriſch, das heißt, was vergangen iſt; es ſoll zu einem vollkommen gegenwärtigen, lebensvollen, aus unſerm Fleiſch und Blut von neuem geborenen werden.

Es iſt das ein Großes! Das ideale Princip des Chriſtenthums dem jüdiſchen Wunderboden enthoben und hineingeſtellt in eine natürliche und ſittliche Weltordnung, vom Orient nach dem Occident verpflanzt, aus der Weltabwendung und Entſagung zur Weltdurchdringung fortgebildet! Daß der Gegenſatz von Welt und Reich Gottes damals, da die chriſtliche Kirche auf dem Schuttboden der dem Untergange geweihten heidniſchen Sitte und Sittlichkeit ſich erhob, eine ganz andere Spannung hatte als heute, liegt auf der Hand; daß Familie, Geſellſchaft, Recht, Staat kaum noch in ihren Grundlinien gezeichnet, kaum noch in ihrem poſitiven ſittlichen Werthe anerkannt waren, iſt unleugbar. Die neue Religion war ja nur noch ein idealer Keim, es fehlte die volle ſittliche Ausgeſtaltung! Das aber iſt der Charakter unſerer Religioſität: einmal, daß ſie ſich in die innerſten Seelentiefen bis zur Unſichtbarkeit zurückgezogen aus Dogma und Cultus, dann wieder, daß ſie überall ihren Ausgang, ihre Bewährung und Erfüllung ſucht in der Sittlichkeit. Daß Religion und Sittlichkeit gar nicht mehr zu trennen, daß jene nichts anderes iſt als die ideale Gemüthserhebung, die Begeiſterung für die ſittlichen Aufgaben, wie ſie gewonnen wird durch die Einkehr in Gott, durch ſeine Liebe, die ſich zur Gegenliebe entzündet in den Herzen der Menſchen. Das iſt daher die Aufgabe unſerer Predigt, überall in ſich dieſe innerſte und engſte Verbindung von Religion und Sittlichkeit darzuſtellen, die Religion in ihrer Urſprünglichkeit, gleichſam in ihrem fließenden Leben, noch nicht zum todten Dogma erſtarrt, zu erfaſſen, aus ihr als dem göttlichen Quellpunkt aller Sittlichkeit fort und fort zu ſchöpfen.

Es iſt nun dieſe Fortentwickelung des Chriſtenthums allerdings ein überaus ſchwieriger Punkt, der zugleich auch als das Schibbolet des Rationalismus mannichfachen Widerſpruch erfahren wird. Zwar iſt auch ein Ammen dafür eingetreten, der gewöhnlich dem Supranaturalismus zugezählt wird, aber als ſelbſtändiger und eigenthümlicher Geiſt keiner Schulrichtung völlig entſpricht; indeſſen iſt es immer nur eine formale Fortentwickelung geweſen, d. h. eine immer vollkommenere Darſtellung im Leben und in der Wiſſenſchaft, auf die man hingewieſen, und eine andere zu verlangen entſpricht ſo wenig den Ideen nicht nur der gegenwärtigen Theologen, ſondern dem Ideen und dem Gefühl des Chriſten, daß Referent nicht umhin kann, näher auszuſprechen, was ihm eigentlich als die Forderung Schwarz' erſcheint. Es iſt nämlich doch nur eine formale Fortentwickelung damit gemeint, nur daß Schwarz damit Ernſt macht und deutlich ſagt, was er darunter verſteht. Ein Leſſing wies darauf hin, daß die chriſtliche Religion in ſich ſelbſt das Princip, d. i. die beſtimmte Möglichkeit einer ſteten Fortbildung und Entwickelung habe. Schwarz fügt das Wie hierzu bei. Das Ausſcheiden des einſeitig oder mit beſonderer Vorliebe betonten rein hiſtoriſchen Elements, d. h. nicht etwa des hiſtoriſchen Chriſtus, ſondern nur des geſchichtlichen Fachwerks am Bau, die Reviſion des überkommenen „judaiſtiſchen“ Gottesbegriffs eines Gottes der Willkür, das Aufhören jenes Schmähens auf die Welt und alle menſchliche Bildung, die nicht wie in den Anfängen des Chriſtenthums dieſem gegenüber- und entgegenſteht, ſondern von dem Chriſtenthum durchdrungen iſt oder immer mehr durchdrungen werden ſoll, anſtatt daß man ſich mit bloßer Verdammung und Schmähung genügen läßt: das iſt es, was Schwarz fordert, und Referent vermag allerdings nichts als das Poſtulat einer nur formalen Weiterentwickelung hierin zu erkennen. Die Verwirklichung iſt natürlich eine unendlich ſchwierige Aufgabe, die aber darum doch unmöglich abgewieſen werden darf, ja die Löſung mag von dieſem Standpunkte gerade eher gehofft werden, der die religiöſe Innerlichkeit und Gemüthstiefe des Supranaturalismus mit der wiſſenſchaftlichen Kritik und dem Gebot einer praktiſchen Sittlichkeit verbindet.

Freilich darf hierbei die Gefahr nicht vergeſſen werden, die bei dem einmal Begonnenhaben die weitere Ausführung unleugbar bedroht. Iſt mit dem Ausſcheiden einmal der Anfang gemacht, ſo iſt dem Fortgehen nur ſchwer ein Damm zu ſetzen, ja das Ende iſt überhaupt

nicht abzusehen, und wie jene Forderung das Kennzeichen des Rationalismus mit seiner Wahrheit, aber auch mit seinen Schwächen und Mängeln ist, so ist auch die eben angedeutete Gefahr, die sich bei dem ersten Schritte zeigt, das ewige und ewig unüberwindliche Hinderniß des Rationalismus. Die Berechtigung des Subjects, welche der Protestantismus allerdings kennt und betont, wird leicht zur Willkür des Subjectivismus, wenn die objective Norm gelockert wird, und diese Wahrheit, die noch neuerdings eine Stimme aus der griechisch-orthodoxen Kirche als Charakteristikum und nicht gut zu machenden Mangel des Protestantismus im allgemeinen bezeichnete, ist für die Wissenschaft der stete Zankapfel, aber für die praktische Theologie und für das Leben wird sie zur höchst bedenklichen Frage. Referent kann nicht umhin für das weitere Eingehen auf eine Broschüre zu verweisen: „Quelques mots d'un chrétien orthodoxe sur les confessions occidentales etc." (Leipzig, Brockhaus, 1855), welche sich über diesen Punkt verbreitet und neben manchem Irrthum viel geistvoll Anregendes und Wahres enthält. Für die Beurtheilung aber erinnert er zugleich an das von Bunsen bei Gelegenheit des „rationalistischen Bibelschlüssels" in der Einleitung seines Bibelwerks Gesagte. Bunsen findet nämlich die geschichtliche Berechtigung der rationalistischen Bibelauslegung, „welche im gewöhnlichen europäischen Sprachgebrauche die philosophische heißt", zunächst in dem Gegensatze zur Tyrannei und Unkräftigkeit der scholastischen Bibelauslegung, welche die einzelnen Bibelstellen aus ihrem Zusammenhange reißt und in ihnen nur Haltepunkte für ihre fertigen dogmatischen Formeln sucht. Sodann aber im allgemeinen darin, daß sie vernünftig sein und die Bibel vernünftig auslegen will. Aber die Schrift ist für diesen Standpunkt ein von Menschen unter gegebenen Umständen, in gewissen Zeiten und Oertlichkeiten und für gewisse Zwecke geschriebenes Buch, welches nach den allgemeinen Regeln der Auslegungskunst erklärt werden muß als ein Buch jenes Volkes und Landes, während der ewige Gehalt und die ewige Bedeutung für die christliche Gemeinde verloren geht.

Dies alles ist dem gewöhnlichen Rationalismus gegenüber unleugbar. Die Gefahr schwindet indessen dadurch, daß es eben nicht der gewöhnliche überwundene Rationalismus ist, welcher jene Forderung vollziehen will. Dieser kann ihr nicht entgehen. Anders ist es hier bei diesem Rationalismus, welcher die ideal-realen Mächte des Christenthums kennt und anerkennt, der Speculation und Geschichte gleichmäßig umfaßt und überhaupt frei ist von der überwundenen und überstandenen Einseitigkeit jener Richtung.

Das zeigt sich auch sofort bei den von Schwarz für die Predigt aus jener Forderung gezogenen Consequenzen. Zunächst verwirft er und mit Recht die Unterscheidung der einseitig moralischen oder dogmatischen Predigten, die beide eben als einseitig gleich werthlos und verkehrt sind. Aber eben beide sind es.

Nicht minder als die alten Rationalisten, die sich in die nüchternste und ordinärste Philistermoral verloren, sind die Bekenntnißmänner neuester Art anzuklagen, die mit ihrem trostlosen Dogmatisiren alles wahrhaft fromme Leben in den Gemeinden todt gepredigt haben. Die Predigten sollen religiös-sittliche sein, sodaß in ihnen keine Lehre auftritt, die für sich einen Werth in Anspruch nehme auch ohne die sittliche Anwendbarkeit, und daß wieder keine sittliche Aufgabe gestellt wird, die nicht ihre tiefere religiöse Begründung erhielte. Wie sehr sich diese auf religiöse Impulse zurückgehende ideale Sittlichkeit von der alten selbstgerechten und tugendstolzen Moral unterscheidet, wie namentlich erst auf diesem Standpunkt ein lebensvolles, organisirtes Reich der Sittlichkeit auftritt im Unterschied von der Einzelmoral der alten Zeit, das kann hier nur angedeutet werden. Und welch ein unerschöpflich reiches, psychologisches und ethisches Material wird durch die Gegenwart mit ihren vielen, wenn auch unentwickelten und zersetzten idealen Keimen, mit ihren fein gesponnenen Gefühlsfäden, mit ihren bis ins Innerste gehenden sittlichen Verirrungen und Verwickelungen der Predigt zugeführt!?

Schwarz nennt als Muster in dieser Beziehung nur den einen Dräseke, der indessen nur geistlose Nachahmer und Manieristen gebildet hat, „die artige, symmetrische Dispositionen mit pikanten Schlagwörtern schnitzten, aber von seiner alles, was er berührte, vergeistigenden und verinnerlichenden Kraft keine Ahnung hatten". Auch wurden seine Wege damals von den tiefern wissenschaftlichen Gängen Schleiermacher's und der speculativen Schule gekreuzt, von der indessen gerade für die Predigt nicht so viel gewonnen wurde, als man hätte erwarten sollen. Schleiermacher selbst hat noch so viel Theologie gepredigt, und seine Schüler haben wie immer unter einseitiger Festhaltung des christologischen Kerns und der dialektisirenden Form sich von dem Meister weit entfernt, hinein in eine gewisse doctrinäre Monotonie. Ihre theoretisirende Steifheit konnte die realen Lebensmächte nicht bewältigen, und diese leer gebliebene Stelle nahm die neu sich erhebende Orthodoxie ein, die unter dem Feldgeschrei des Realismus christliches Leben und Sitte neu zu gestalten und unter das harte Joch des alten Dogmas zu zwingen suchte. Der Versuch ist gescheitert, aber eben darum müssen jene realen Lebensmächte, d. i. nicht Aberglaube und Gewohnheitschristenthum, sondern „das, was wirklich noch lebt und mächtig ist in den Herzen und Sinnen der Menschen, das ganze reiche Innen- und Außenleben", in die Predigt hineingezogen und unter das Licht des Evangeliums gestellt werden.

Das ist es also, was Schwarz unter dem Uebersetzen des Christenthums in die Gegenwart versteht und wozu freilich auch eine hohe Befähigung gehört. Er selbst fordert dafür vor allem einen Blick für das, was noch an frommen Regungen und Bedürfnissen lebendig ist und innerlich wahr, ein liebevolles Anknüpfen an alle Keime des Göttlichen, an alle höhern und edeln Triebe, welchen Gebieten des Geistes sie auch entstammten, „eine Erhebung alles menschlich Schönen und Guten zur Religion", aber auch ein stilles Hinwegräumen des Schuttes der Vergangenheit, ein behutsames Abstreifen und Beiseitelegen dessen, was äußerlich und nur noch verwirrend und beängstigend im Wege steht unserer innerlichen Frömmigkeit.

Hierher gehört nun auch die Frage über die Berech-

tigung der Kritik auf der Kanzel. Sie ganz zu verbannen mit der einfachen Zurechtweisung, hier komme es nur auf Erbauung an, weist Schwarz als einseitig ab. Die Ruhe des Gemüths und der Seele kann ja ohnehin nicht ungestört bleiben bei den Fragen und Zweifeln, die jedem Denkenden im Innern aufsteigen und die von außen her in unserer reflexionsreichen Zeit durch Lectüre und Gesellschaft vielfach genährt werden. Auch Schwarz erkennt gerade die Aufgabe an, jene Zweifel zu überwinden, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden, Gemüth und Verstand zu versöhnen. Es kommt hierbei nicht auf den ungestörten Besitz, auf die gewohnheitsmäßige Ruhe an, sondern auf die Wahrheit. Echte Frömmigkeit, die sich bewährt in den Prüfungen des Lebens, bedarf eines Glaubens, der vollstes und innerstes Eigenthum geworden, d. i. durch alle Kräfte unsers Geistes, auch die erkennenden hindurchgegangen ist, ja die Sicherheit und Kraft des Wollens wächst mit der Klarheit des Erkennens, und darum ist es gerade die Aufgabe des Geistlichen, der die ganze wissenschaftliche Arbeit für die Gemeinde hindurchgemacht haben soll, ihr die Früchte dieser Arbeit nicht vorzuenthalten. Er gerade soll so einfach, klar und kurz wie möglich ihr hinweghelfen über die Widersprüche und Schwierigkeiten, die sie nicht zu beseitigen vermag und die doch den Verstand immer von neuem beängstigen. Referent hat sich indessen hiervon nicht überzeugen können. Er verweist für seine Bedenken und Zweifel hierbei auf das, wovor unter anderm der berühmte göttinger Meyer in seinem „Commentar" warnt, daß nämlich der Prediger nicht in ein vornehm wissenschaftliches Gebaren verfalle und die Kanzel mit dem Katheder verwechsele. Mit um so größerm Nachdrucke sind daher die folgenden Worte Schwarz' zu betonen:

So unwidersprechlich wahr dies alles ist, so gewiß ist doch wieder, daß die Kritik auf der Kanzel nur mit der größten Vorsicht, mit wahrhafter christlicher Weisheit und Liebe geübt werden darf. Und soweit hier überhaupt allgemeine Regeln aufgestellt werden können, wird das als Grundsatz gelten müssen, daß die Kritik nie Selbstzweck, immer nur Mittel, daß sie nie herrschend, immer nur dienend sei. Damit hängt nothwendig zusammen, daß sie nie mit wissenschaftlicher Selbstgenügsamkeit und Ausführlichkeit auftreten darf, sondern in der einfachsten, kürzesten, anspruchslosesten Form, daß ferner die Negation immer nur den Uebergang bildet zu einer neuen Position, einer vollern und klarern Herausarbeitung echt christlicher Wahrheit. Das ist von jener Forderung der Erbaulichkeit das Wahre, daß der Eindruck jeder Predigt wesentlich ein positiv erhebender und versöhnender sei, daß jeder Mißklang des Zweifels sich zur christlichen Harmonie auflösen müsse; und da, wo sittliches Zartgefühl waltet, wird sich auch von selbst das Bedürfniß geltend machen, je unumwundener die Kritik ausgesprochen, desto wärmer und begeisterter auch das Echte und Bleibende hervorzuheben.

Endlich soll die Predigt auch der Form nach eine gegenwärtige sein. Sie soll die Sprache der Gegenwart reden, nicht aber eine vergangene in geschmackloser Mischung des Biblischen und Kirchlichen, denn durch die gehäufte und ungewählte Anwendung verliert auch der biblische Ausdruck an Reiz und Kraft und wird zu einer geistlosen und ermüdenden Form, zu einem zusammenhangslosen Flickwerk, besonders wenn neben der Sprache der Gegenwart nicht nur die eherne der Bibel, sondern auch die nur hölzerne eines wenn auch großen entschwundenen Jahrhunderts geredet wird. Im Zusammenhang hiermit steht auch die Forderung für den innern Bau der Predigt, in welchem nicht der alte lästige Schematismus, die steife Umständlichkeit in der Eintheilung, die allzu viele abstracte Logik in der Unterscheidung von Grund und Folge, Wesen und Wirkung, überhaupt nicht schwerfällige Maschinerien herrschen sollen, sondern ein innerer Fortschritt, der den Geist der Gegenwart an sich trägt.

Jenem Tadel und diesen hohen Forderungen gegenüber liegt der Vorwurf eines anmaßenden Selbstgefühls nahe, der ja so gern gegen alle erhoben wird, die nicht in dem gewöhnlichen Niveau der Mittelmäßigkeit bleiben, und namentlich von solchen, die ohne die Möglichkeit einer andern Polemik diesen Vorwurf als den zunächstliegenden mit Freuden erheben und ausbeuten. Indessen Schwarz sagt es selbst, daß er nur so gesprochen, weil er vielleicht tiefer als mancher andere von der Ohnmacht und Verkommenheit der Predigt in unserer Zeit durchdrungen und von einer ganz andern Thätigkeit her später in das praktische Amt eintretend von der Schwierigkeit des Predigens einen vollern Eindruck erhalten habe und unbefangener darüber habe reden können als diejenigen, welche die praktische Laufbahn von früh an sich erwählten. So habe er, weil er das Ziel und den Weg der Besserung klar zu sehen glaube, den ersten Schritt gethan, auch um derer willen, die das Morgenwehen einer neuen Zeit an sich selbst fühlen, aber die sich durch das Wirrsal unserer Theologie nicht hindurchzufinden und die neue Zeit mit heraufzuführen vermögen.

In diesem Sinn und Geiste sind diese Predigten entstanden.

Eine eingehende Beurtheilung derselben, namentlich in homiletischer Beziehung zu geben, hält Referent nicht wol für seine Aufgabe an diesem Orte. Er weiß nichts Treffenderes darüber zu sagen, als daß sie eben im Sinn und Geiste des Vorworts geschrieben, die dort gestellte Aufgabe deutlich erkennen lassen und also als eine lösbare beweisen, wenn auch manches Neue in ihnen als ungewohnt vorerst noch überraschend wirkt. Es sind religiös-sittliche Predigten. Den Inhalt dieses kurzen Urtheils geben des Verfassers eigene Worte in der Vorrede, deren Geist auch in ihnen weht. Reich an praktischen Gedanken verbinden sie, wie sich das bei einem Schwarz von selbst versteht, zugleich speculative Ideen, jedoch in dem Sinne, daß das am tiefsten Speculative zugleich am meisten praktisch ist, und ohne irgendwie einen gesuchten Geistreichthum zur Schau zu tragen, der auf der Kanzel am unangenehmsten auffällt. Der Inhalt bestätigt dabei gleichfalls, daß sich die Predigt wie die Religion vorzugsweise an das Gemüth wenden, aber zugleich den ganzen Menschen in seinem Verlangen nach Trost und Versöhnung befriedigen soll. Die polemische Tendenz der Einleitung ist wie billig den Predigten fern geblieben, wenn in ihnen auch hier und da ein Streiflicht auf Fragen und Streitpunkte der Gegenwart fällt. In Bezug

auf die Form hat sich Schwarz in der Vorrede mit der bahnbrechenden Opposition des Genies gegen alles nur Hergebrachte und gegen das sklavische Hangen an traditionellem Schematismus erklärt. In den Predigten ist die Form schlicht zu nennen, ein Beweis, daß die Sache, der Inhalt ihm die Hauptsache ist. Der Ausdruck ist einfach, klar und würdig, im Gegensatze zu dem anderer Prediger, die in der Vorrede mit der Terminologie des 16. Jahrhunderts davon reden, daß sie „ein Büchlein ausgehen lassen", und in den Predigten selbst ihre Vertrautheit mit moderner Phraseologie beweisen.

So ist denn zu hoffen, daß diese Predigten nicht nur für das polemische Interesse Theilnahme erregen oder dem Interesse an der Persönlichkeit genügen werden, sondern daß sie vielmehr wirken, wie die Predigt wirken soll, erleuchtend, läuternd, anregend, erbauend. Die Gefahr für sie ist freilich nicht zu leugnen, daß mancher sie lesen wird nicht als Predigten, sondern zunächst nur als Predigten von Schwarz, daß daher auch ihr Eindruck diesem Motiv entsprechend und von dem sonstigen Verhältnisse des Lesers zu dem Prediger abhängig sein wird. Indessen ist das wol bei allen Predigten der Fall; genug daher, wenn, wie es Referent von sich selbst gesteht, das Wort an sich ganz unabhängig von solchen Umständen den Weg zum Herzen findet. Die erste Bedeutung dieser Predigten ist ja auch vorerst die für das System, als Beweis für seine Lebensfähigkeit und praktische Geltung, ja für die Berechtigung dieses Standpunktes auf einer Kanzel der protestantischen Kirche. Dieser Beweis ist geliefert. Seiner überzeugenden Kraft Wirkung mag zunächst Vorurtheile und Zweifel zerstreuen. Aengstliche und Befangene werden sicher erschrocken die Köpfe schütteln, wenn sie des Vorworts unleugbar derbe Sprache hören. Mögen sie seine Aufgabe bedenken: es soll polemisch sein und will Bahn brechen, und im Entscheidungskampfe müssen starke Streiche fallen. Auf anderer Seite wird ja noch ganz anders polemisirt! Und an Entgegnungen kann es nicht fehlen, denn natürlich wer sich getroffen fühlt, wird nicht schweigen. Bei allem Gegensatz aber und Gegenspruch wird sich Schwarz nicht beirren lassen. Gerade er ist der Mann, seine Sache zu vertreten. Fühlt man doch auch aus seinen Worten die Siegeshoffnung der Ueberzeugung, und der Kampf muß daher entscheidend sein für die ganze Zukunft seiner Richtung.

Ein Dichter machte vor einiger Zeit den — verunglückten — Versuch, mit seiner Harfe den Grundstein zu legen zu einem mächtigen Bau, dessen Giebel bei so bedenklichem Unterbau noch niemand geschaut. Diese Predigten werden eine bessere Grundlage sein für den Ausbau der zu erbauenden und aufzubauenden Gemeinde, und schon als anregend werden sie nicht verfehlen können, ein neues kirchliches Leben mit zu erwecken. Möchten aber diese Predigten namentlich auch jüngere Theologen lesen; das Vorwort sollen nur solche überschlagen, die in ihrer Demuth sich zu gut dünken, noch lernen zu können! Hält doch ein großer Theil von ihnen wirklich ihre Aufgabe nur gelöst, wenn sie unverdaute dogmatische Formeln wiederkäuen, oder wollen sie ja textgemäß predigen, so gleicht dies mehr einem Fangballspielen mit dem Texte, bei welchem dem Zuhörer angst und bange wird. Schüler freilich werden in unserer schnellen Zeit bald genug sich beeifern, den Meister auch in der Antithese womöglich zu überholen, und ein Zuviel ist hier erst recht vom Uebel. Aber man soll Gespenster nicht vor der Zeit sehen, und dieser Furcht ist auch bei dem unleugbaren allgemeinen Zuge der Gegenwart zu dem Positiven nicht allzu viel Raum zu geben. In dieser Beziehung ist zu beklagen, daß Schwarz seiner akademischen Thätigkeit entzogen ist, wenn nicht in Jena oder anderswo jugendfrische Kräfte im Lehramte des neuen Geistes pflegen. Vorerst aber genüge dieser erste Axthieb, diese erste rettende oder schaffende That! Der künftige Ausbau kann unserer Sorge entbehren, wenn es die Wahrheit ist, der das Werk gilt.

Dieser Aufsatz war in der vorliegenden Gestalt beendet, als uns ein „Offener Brief" bekannt wurde, den jemand unter dem Namen des gothaischen Bauern Heinrich Strackaus an Schwarz in der Absicht zu schreiben sich veranlaßt gefunden hat, ihn zu widerlegen, ihm Widersprüche, ja das Unchristliche und Widerchristliche seines ganzen Strebens nachzuweisen, die evangelischen Geistlichen aber vor ihm zu warnen und zur Bekenntnißtreue zu ermuthigen:

Offener Brief an Hrn. Dr. Schwarz zu Gotha von Heinrich Strackaus. Leipzig, Bredt. 1859. 8. 4 Ngr.

Es ist diese Form nicht ungeschickt gewählt. Es hat zunächst etwas doppelt Wohlthuendes und Gewinnendes, wenn ein alter Mann in schlichter Weise für seine Ueberzeugung eintritt und zur Treue gegen den Glauben der Väter mahnt. Sodann wirkt die einfache aber kernig derbe Sprache auf das Gemüth wie die Mahnung einer entschwundenen Zeit ungleich mächtiger als gelehrte Discussionen. Indessen müssen wir doch hierfür auch eine entsprechende Persönlichkeit fordern, die dann gewiß auch alle jene Vorzüge zu voller Geltung bringen würde, wenn sie das Feld der gelehrten Discussion und Polemik meidend eben nur für die Ueberzeugung und mit der Macht der Ueberzeugung kämpfte. So aber bringt der Verfasser einen Bauer, der nicht nur Schwarz' wissenschaftliche Werke studirt hat, sondern ganz unbefangen seinen Cicero, Horaz, ja die Neuplatoniker und Lucian citirt, daß es eine Art hat, und auch mit der gesammten theologischen Literatur eine genaue Bekanntschaft beweist, sodaß der Verdacht nahe liegt, es sei die ganze Verkleidung nur gewählt, um unter der Firma natürlich gutmüthiger Derbheit mit einer echt bäurischen aber auch nur bäurischen Grobheit zu schreiben, was man sonst nicht wagen dürfte auszusprechen, das was nicht gleich widerlegt werden kann, als einem schlichten Verstande unzugänglich abzuweisen und überhaupt den Anspruch erschöpfender Gründlichkeit oder auch nur angemessener Form von vornherein abzulehnen. Darum muß es sich Schwarz gefallen lassen, als „junger Mann" — warum nicht lieber: „junger

Mensch"? — angeredet und zurecht gewiesen zu werden, darum wird die Erfahrung des alten Soldaten vorgeschoben, der schon viele hat sterben sehen und einst für König und Vaterland gefochten, und endlich wird auch von dem unleugbar wahren, aber nicht ganz neuen Argument etwas ausgedehnter Gebrauch gemacht, daß mit blos negativer Weisheit Sterbenden und Verzweifelnden nicht gedient ist, daß es da gilt, ganz andere Mächte in Bewegung zu setzen, ja es wird uns von einem „recht liederlichen, gebildeten Strolche" erzählt, der zeitlebens ein Säufer und Nichtsnutz die Religion, die Kirche und ihre Diener verachtete und verspottete, solange es ihm wohl ging, und der sich, von schrecklicher Krankheit plötzlich heimgesucht, doch noch bekehrte und dann ruhig starb. Daneben soll es der alte abgestandene Rationalismus sein, den Schwarz vertritt, seine Richtung wolle er an die Stelle des Christenthums setzen, seine Polemik gegen das ausschließliche oder vorzugsweise Betonen des Vergangenen und Veralteten, das keine Lebensmacht mehr ist, sei einfach die Feindschaft gegen den historischen Christus, und es ist nur zu verwundern, daß neben den andern etwas wohlfeilen Wortspielen nicht auch das durch den Namen gebotene angebracht wird. Von irgendwelcher Anerkennung auch nur einer von Schwarz' Forderungen, ja nur von der Anerkennung einer ehrlichen Gesinnung ist keine Rede; ja es sind sogar hämische Verdächtigungen, die zuletzt ausgesprochen werden. Um nämlich von anderm zu schweigen, kennt der gothaische Bauer den „Erzählungskünstler" ganz genau; er weiß vollkommen bestimmt, welche Persönlichkeit damit gemeint ist und findet in dieser Bezeichnung den Dank für die liebende Aufnahme Schwarz' von seiten seiner Amtsbrüder, die er also verunglimpfe und gegen welche er gemeine Stadtklatschereien vor christliche Predigten schreibe. Glaubt denn der gothaische Bauer wirklich, diese Vorrede, die er echt bäurisch „das Vorgewendte" nennt, sei nur für Gotha und gothaische Zustände geschrieben? Hält er sich für berechtigt, weil er auch sonst Schwarz' Worte verdreht, ihm eine so unedle Gesinnung anzudichten? Wir mögen dem Bauer den Irrthum zugute halten, wenn er nicht einsieht, daß die Rüge gegen Erzählungen, die Schwarz von der Kanzel verbannt wissen will, sich auf die Gesammtheit aller bezieht, die in diesen Fehler verfallen; aber die Persönlichkeit soll er nicht verdächtigen, und er, der so weise spricht, mag es hören, daß ein ehrlicher Landmann zu solchen Mitteln nicht greift, und daß es einem alten Mann, der einen andern mahnen will, nicht zu schimpfen, schlecht steht zu lügen. Hätte der Verfasser in ruhiger Sprache zur Besonnenheit gemahnt und vor Ueberstürzung gewarnt, wäre er eingetreten für seinen Seelsorger, den er von den von Schwarz Gescholtenen ausgenommen wissen will, oder hätte er einfach gesagt, die Erfahrung seines Herzens, die Ueberzeugung seines Alters sei ihm zu theuer, als daß er sie so schnell aufgeben möchte: sein Wort hätte ihn und seine Sache geehrt und das Wahre seiner Behauptungen zur Geltung gebracht. So wird seine Broschüre erfolglos bleiben, ja sie wird ihm den Leser entfremden, der gewiß auch nicht geneigt sein wird, die zuletzt angedeutete Warnung zu beherzigen, Schwarz verderbe das Volk, das Gott und die Obrigkeit nicht mehr ehren werde. Referent möchte nicht in denselben Fehler verfallen, aber es liegt in diesen hingeworfenen und fast unwillkürlich enteilten Worten für einen inquirirenden Kritiker unendlich viel. Der Schafspelz des wohlmeinenden Bauern scheint sich hier zu verschieben und läßt ein anderes Kleid schauen.

Abgesehen davon mag indessen das Schriftchen als Curiosum seine Leser finden. Einen Eindruck, geschweige denn ein Gegengewicht wird es nicht gewähren. 33.

J. Michelet und G. H. Lewes als Naturforscher.

1. Das Insekt. Naturwissenschaftliche Beobachtungen und Reflexionen über das Wesen und Treiben der Insektenwelt. Von J. Michelet. Mit einem Vorwort von J. H. Blasius. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1858. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Naturstudien am Seestrande. Küstenbilder aus Devonshire, den Scilly-Inseln und Jersey. Von G. H. Lewes. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Julius Frese. Berlin, Besser. 1859. Gr. 8. 2 Thlr.

Das sind zwei geistreiche Schriften, die ihre Leser durch eine ganz eigenthümliche Auffassung ihres Themas und durch die Herz und Geist erfreuende edle Sprache fesseln. Solche Früchte auf unsern deutschen Grund und Boden zu verpflanzen ist ein Gewinn für unsere geistige Cultur und man kann sich freuen, daß dies sehr geschickt von berufenen Meistern geschehen ist. Die Bücher machen ganz den Eindruck, als wären sie ursprünglich deutsch gedacht und deutsch geschrieben. In ihnen athmet noch der ungetrübte Geist des europäischen Friedens der wissenschaftlichen Verbrüderung aller Nationen. Sie sind daher ganz dazu geeignet, das bekümmerte Gemüth zu beruhigen und still innerlich zu erheben. Wir leben in einer Zeit, die große Aehnlichkeit mit der hat, in welcher der große Alexander von Humboldt seine „Ansichten der Natur" zuerst herausgab und seinen besorgten Lesern zurief: „Ueberall habe ich auf den ewigen Einfluß hingewiesen, welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit und auf ihre Schicksale ausübt. Bedrängten Gemüthern sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. Wer sich herausgerettet aus der stürmischen Lebenswelle, folgt mir gern in das Dickicht der Wälder, durch die unabsehbare Steppe und auf den hohen Rücken der Andeskette." Ein ähnlicher Zuruf paßt auch für die vorliegenden beiden Schriften, mit dem sie ihre Leser einladen könnten zu ihrer gemüthlichen Naturbetrachtung. Wir thun es hier in ihrem Namen.

Der Verfasser des unter Nr. 1 aufgeführten Werks: „Das Insekt", J. Michelet, hat sich auf dem Gebiete der Unterhaltungsnaturlehre in kurzer Zeit einen berühmten Namen erworben. Sein erster Versuch über die Vögel hat viel Glück gemacht und diesem zweiten über die Insekten läßt sich dieselbe günstige Aufnahme mit Bestimmtheit versprechen, da er jenem in keiner Hinsicht nachsteht, sondern ihn sogar noch übertrifft durch Reichhaltigkeit und speciellere Durchführung einzelner Thiergemälde. Er versteht es meisterhaft, seine denkenden Leser zu fesseln. Sein Weg ist ein ganz eigenthümlich sinniger. Die Natur wird hier in einen Kreis von Gedankengemälden eingerahmt, welche ebenso ausgezeichnet sind durch ihre Beziehungen zum Menschenleben wie durch ihre poetische Schönheit und Neuheit. Michelet ist viel mehr Naturmaler und Naturdichter als Naturforscher. Er war lange vorher ein berühmter Gelehrter der philosophischen Völkergeschichte. All sein Forschen

bewegte sich früher in den engen Kreisen der Bibliotheken, wodurch er nach und nach zu einem specifisch einseitigen Stubengelehrten geworden war. In dieser unnatürlichen Lebensweise lief er Gefahr geistig und körperlich zu erschlaffen. Sein Gesundheitszustand war bedenklich, er verlangte nach dem Umgange mit der Natur. Er folgte dieser Aufforderung und fand hier eine erhebende Heimat seines Geistes. So ward er ein aufmerksamer Beobachter, ein geistreicher Forscher und ein warmer Freund der Natur. Alles was er hier sah und hörte, was er dachte und was er empfand, war für ihn neu und interessant. Und was ihn ganz vorzugsweise entzückte, war die überall klar und verständlich sprechende Grundlage zum Vergleichen mit der Weltgeschichte des Menschen. Er hatte viel erwartet von der so lange vernachlässigten schönen Natur, aber er hatte noch unendlich viel mehr gefunden. Sein Glück war unbeschreiblich groß. Gute Schriften und die Fingerzeige befreundeter Naturforscher wurden seine Wegweiser in den weiten Gefilden des neuen Wissens. Darin lag der Grund, daß er aus diesem begeisterten Naturleben nicht blos neu belebt und gestärkt wurde für seinen eigentlichen Beruf, sondern auch ein heißes Verlangen fühlte, der gebildeten großen Welt sein Entzücken zu verkünden. Er konnte es nicht unterlassen, er mußte sich öffentlich aussprechen, er mußte seine Ansichten der Natur allen theilnehmenden Denkern zum Bewußtsein bringen; er mußte es ausrufen, daß in der schönen freien Natur die heilbringende Studirstube für alle Gelehrten, die bedeutungsvollste Grundlage für alle Civilisation sei. Bedenkt man nun, welche hohe Stufe geistiger Bildung der Verfasser vorher schon erstiegen hatte, ehe ihm diese neue Quelle der Nahrung seines Geistes zum Bewußtsein kam, so wird es klar, daß seine Naturbetrachtungen anregend und inhaltsreich beredt ausfallen mußten. Einen so gehaltvollen begeisterten Lobredner der Natur haben wir lange nicht gehabt. Den ernsten Naturforschern von Fach mag er wol hier und da zu phantasiereich, zu teleologisch zu Werke gehen, das ist wahr, aber sie werden sich doch über den Mann freuen, der in so späten Jahren mit seiner ganzen Geisteskraft ein aufrichtiger Kenner und Verehrer der Wissenschaft geworden ist, er wird ihnen unendlich viel lieber sein, als das Heer von Dilettanten, die sich darin gefallen, buntgeschmückte Sträußchen und Kränzchen auf dem Felde der Naturwissenschaften zu pflücken, um damit Geld zu verdienen bei dem großen Publikum. Sie werden auch auf kleine Verstöße gegen ihre Wissenschaft kein zu großes Gewicht legen, da sie wissen, daß Michelet kein Naturforscher von Fach ist und auch keiner sein will.

Aus der Einleitung des Werks erfährt man, daß der Verfasser im Frühjahr 1856, als er eben mit der Beschreibung des furchtbaren 16. Jahrhunderts der Geschichte Frankreichs fertig geworden war und sein „Vogel" die Presse verlassen hatte, eine Erholungsreise nach der Schweiz gemacht habe und daß sein Aufenthalt zuerst in Genf, später in Luzern gewesen sei. Hier lag seine Wohnung in der Nähe der Stadt, war das Sprechzimmer eines ehemaligen Klosters und gewährte einen reizenden Blick auf die Stadt, auf den See und die Alpen. Vom Morgen bis zum Abend blieb ihm die Sonne getreu und drehte sich um sein Mikroskop, das in der Mitte des Zimmer aufgestellt war. Die Hauptquelle zu den Objecten für seine Studien war ein hoch über dem See gelegener Fichtenwald. „Was dieser Fichtenwald", sagt er, „mir zunächst unter seinen edeln, finstern Säulen bot, welche man für die Säulen eines Tempels hätte halten können, war ein Bild des Todes, aber eines Todes, der keineswegs Traurigkeit erweckte, sondern eines geschmückten, verzierten und glänzenden Todes, wie ihn die Natur häufig der Pflanzenwelt gewährt. Bei jedem Schritte erschienen alte, abgeschlagene, doch nicht entwurzelte Bäume mit einem unvergleichlichen Teppich von grünem Sammt bekleidet, einem Stoffe, der prachtvoll mit einem Moos durchwebt war, welches sich weich anfühlte und das Auge entzückte durch sein wechselreiches Aussehen, seinen glänzenden Schein, seine Farbe. Aber das thierische Leben, wo war das? Mein Ohr gewöhnte sich daran, es zu erkennen, zu rathen. Ich spreche nicht von dem Pfeifen der Meisen, von dem eigenthümlichen Lachen des Spechts, dem sichtbaren Gebieter des Orts. Ich denke an ein anderes Volk, gegen welches die Vögel Krieg führen. Ein lautes Gesumme, stark genug, um das Gemurmel eines Bachs zu übertönen, sagte mir, daß die Wespen den Wald durchschwärmten. Schon hatte ich ihre Feste gesehen, von welcher aus mehr als eine mich begleitete, meine Schritte beargwöhnend und offenbar nicht sehr wohlwollend." So erfährt der Leser, wie der Verfasser Stoff sammelte zu seinem „Insekt". Der Winter zog ihn wieder nach Paris an den Arbeitstisch seiner historischen Forschungen, wobei doch auch die Gelegenheit nicht ungenutzt vorüberging, die Welt der Insekten aus den Werken großer Meister zu studiren. Den Sommer 1857 verlebte der Verfasser in Fontainebleau; hier vollendete er sein Werk.

Das Buch zerfällt außer der Einleitung noch in drei Abschnitte, wovon der erste die Metamorphose der Insekten bespricht, der zweite die Mission und die Künste dieser kleinen Geschöpfe zur Anschauung bringt, und der dritte von der gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtung dieses Thierlebens handelt. Der Verfasser bleibt im allgemeinen dem Thema des jedesmal betreffenden Abschnitts getreu, macht sich aber auch nichts daraus, bald hier bald dort einmal abzuspringen, um etwas einzuschalten, wofür er sich augenblicklich interessirt; so führt er in der Metamorphose der Insekten seine Leser plötzlich in das Reich der Infusorien und zeigt, daß sie die unbemerkbaren Erbauer des Erdballs sind. Solche Freiheiten erlauben sich geistreiche Schriftsteller oft und man hat es sogar gern, weil man darin das Zeichen eines originellen schaffenden Geistes erkennt.

Wir glauben unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir sie etwas specieller mit dem Buche selbst bekannt machen, und wir wählen dazu Betrachtung des Verfassers über die Spinne. Er scheint die wunderbare Natur dieses Thiers mit großer Vorliebe studirt zu haben. Ihr Gewebe sieht er als einen erweiterten Bestandtheil ihres Körpers, ihres ganzen Daseins an. „Von kreisrunder Gestalt selbst", sagt er, „scheint die Spinne sich in diesem Kreise auszudehnen und die Fäden ihrer Nerven durch die glänzenden Fäden zu verlängern, die sie angelegt hat. Im Mittelpunkte ihres Gewebes besitzt sie ihre größte Kraft zum Angriff oder zur Vertheidigung. Außerhalb desselben ist sie schüchtern; vor einer Fliege würde sie sich zurückziehen. Dieses Netz ist für sie ein elektrischer Telegraph, welcher die leiseste Berührung fühlt, und ihr die Anwesenheit eines unbemerkbaren, kaum wägbaren Wildes anzeigt; und da es etwas klebrig ist, hält es ihr die Beute fest und verwickelt und hemmt sogar gefährliche Feinde.... Klugheit und Geduld bilden mehr als Muth den Charakter der Spinne. Sie hat zu viel Erfahrung, zu viel Unfälle und Misgeschicke erlebt, ist zu sehr an die Härte des Schicksals gewöhnt, um viel Kühnheit zu besitzen. Sie fürchtet sich selbst vor einer Ameise. Diese, oft ein Querkopf, eine unruhige und wilde Herumläuferin, die sich vor nichts fürchtet, durchforscht zuweilen hartnäckig das Netz, mit dem sie nichts anzufangen weiß. Dann macht die Spinne ihr Platz, sei es, daß sie die Berührung der Ameisensäure fürchtet, welche wie Scheidewasser brennt, sei es, daß sie als gute Arbeiterin berechnet, ein langer und hartnäckiger Kampf würde ihr mehr Zeit rauben, als erforderlich ist, ein neues Netz anzufangen. Ohne die mindeste Eigenliebe gestattet sie daher der Ameise, sich breit zu machen und richtet sich in geringer Entfernung neu ein..... Ich machte einst den Versuch, einer Spinne dreimal hintereinander ihr Netz zu nehmen. Dreimal in sechs Stunden machte sie es mit bewundernswürdiger Geduld neu, ohne zu verzweifeln. Das war ein grausamer Versuch, den ich mir sehr zum Vorwurf gemacht habe. Man findet nur zu viel der Unglücklichen, welche durch Unfälle zum Feiern gezwungen werden und nun zu erschöpft sind, um ihre Gewerbthätigkeit wieder zu beginnen. Man sieht sie als lebende Skelete vergeblich ein anderes Handwerk versuchen, das ihnen nicht gelingt und bei dem sie schmerzlich die langen Beine der Holzspinnen beneiden, die ihren Lebensunterhalt im Laufen gewinnen. Wenn man von der begierigen Gefräßigkeit der Spinne spricht,

vergißt man, daß sie das Doppelte fressen oder untergehen muß, fressen um ihren Körper zu erhalten, fressen um ihr Netz zu spinnen.“ Man sieht, der Verfasser versteht es meisterhaft, unterhaltend zu belehren und seine Leser für seinen Gegenstand zu interessiren.

Aus dem dritten Abschnitt, welcher die gesellschaftlichen und staatlichen Institutionen der Insektenwelt zum Gegenstand der Besprechung macht und sich auf die Termiten, Ameisen, Wespen und Biene bezieht, wollen wir zur Unterhaltung unserer Leser nur noch einige Punkte über das Hauswesen und die Hochzeit der Ameisen zur Mittheilung bringen. Der Verfasser bespricht zuerst die Ameise im allgemeinen und sodann speciell die kleinen braunen und schwarzen, welche er Zimmerameisen nennen möchte. „Sie sind gezwungen, die Kuppel ihres Gebäudes, die dem Einsturz unterworfen ist, beständig zu erhöhen und auszubessern. Unter die wenige Erde, welche sie verwenden, mischen sie Blätter, Fichtennadeln, Tannenäpfel. Ist ein Holzstückchen rund, gebogen, astig, so ist das ein Schatz, sie benutzen dasselbe als Gewölbe oder noch besser als Spitzbogen, denn dieser ist haltbarer. Die zahlreichen Zugänge, welche nach außen führen, laufen fächerförmig; sie gehen von einem concentrischen Punkte aus und breiten sich gegen den Umkreis auseinander. Niedrige, aber geräumige Säle theilen die Masse des Gebäudes ein. Der größte dieser Säle liegt im Mittelpunkte und unter der Kuppel. Dieser Saal ist auch höher und wie es scheint zu den öffentlichen Verhandlungen bestimmt. Man findet darin zu jeder Stunde geschäftige Bürger, welche sich durch die Berührung ihrer Fühlhörner (eine Art elektrischer Telegraphen) gegenseitig die Neuigkeiten mitzutheilen oder Rathschläge und Weisungen zu geben scheinen. Dieser Saal ist eine Art von Forum. Nichts ist merkwürdiger zu beobachten, wie die verschiedenen Bewegungen und Arbeiten dieses großen Volks. Während die Lieferantinnen sich damit beschäftigen, die Blattläuse zu melken, Insekten zu jagen oder Materialien herbeizuschaffen, überlassen sich andere, welche eine sitzende Lebensart führen, den Familienangelegenheiten, der Erziehung der Kinder. Diese gewähren eine ungeheuere, unablässige Beschäftigung, wenn man nach der fortwährenden Bewegung urtheilt, in welcher sich die Ammen um die Wiegen befinden. Fällt ein Regentropfen, scheint ein Sonnenstrahl, so gibt es einen allgemeinen Aufstand, eine Umbettung aller Kinder der Colonie, und das mit einem nie ermüdenden Eifer. Man sieht die Pflegerinnen zart die großen Kinder aufheben, welche ebenso viel wiegen wie sie selbst, und dieselben von Stockwerk zu Stockwerk bis zu dem erforderlichen Punkte tragen.“

Nun die Hochzeit. Der Verfasser leitet seine Beschreibung mit der Bemerkung ein, daß die thörichtsten der Thorheiten die der Weisen seien, und macht sogleich davon eine Anwendung auf die Republik der Ameisen. Ihre Hochzeit dauert nur einen Tag im Jahre. Sie ist ein wunderbares Schauspiel, worüber der Verfasser in Zweifel ist, ob sich dasselbe auf Liebe oder auf Wuth bezieht. „Man weiß es nicht, aber jedenfalls ist es ein Schauspiel voll Taumel und, sagen wir es gerade heraus, voll Schrecken. Huber erblickt darin ein Volksfest. Welch ein Fest! Welche Scenen der Trunkenheit! Doch nein, nichts Menschliches gibt einen Begriff von diesem wirbelnden Aufbrausen. Ich beobachtete das an einem stürmischen Tage zwischen 6 und 7 Uhr abends. An diesem Tage hatten Regengüsse und warmes Sonnenlicht miteinander abgewechselt. Der Horizont war sehr bewölkt, die Luft aber dennoch ruhig. Es entstand in der Natur ein Halt vor dem Wiederanfang des heftigen Regens. Auf ein niedriges schräges Dach sah ich in einem Gusse eine ganze Sündflut geflügelter Insekten herabfallen, welche betäubt, erschreckt, außer sich zu sein schienen. Ihre Unruhe, ihren unregelmäßigen Lauf, ihre Stürze und Stöße, um schneller zum Ziele zu gelangen, zu beschreiben, wäre ganz unmöglich. Mehrere setzten sich fest und liebten. Die größere Menge drehte und drehte sich unaufhaltsam. Alle hatten solche Hast zu leben, daß eben dadurch ein Hinderniß entstand. Diese fieberische Begier flößte Furcht ein. Welch eine fürchterliche Idylle! Man konnte wahrlich nicht wissen, was sie wollten. Liebten sie sich? Verschlangen sie sich? Zwischen diesem Volke wilder Brautpaare, welche von nichts wußten, irrten andere ungeflügelte Ameisen umher und griffen besonders die an, welche sich am meisten verwickelt hatten, bissen sie, zerrten sie so stark, daß wir glaubten, sie würden die Liebenden zusammenbeißen. Doch keineswegs. Sie wollten sich nur Gehorsam bei ihnen verschaffen und sie zu sich selbst zurückrufen. Ihre lebhafte Pantomime war der thatsächliche Rath, verständig zu sein. Die ungeflügelten Ameisen waren die weisen und verwurfsfreien Wärterinnen, welche selbst keine Kinder haben, die der andern erziehen und die ganze Last der Arbeit für die Stadt tragen. . . . Mehrere der Geflügelten gaben nach und ließen sich zu dem Vaterlande und der Tugend zurückführen. Aber viele rissen sich los und flogen davon, entschlossen, nur der Liebe und der Laune zu folgen. Am Morgen erinnerte nichts mehr an die Wuth des vorhergehenden Abends, ausgenommen einige Ueberbleibsel von ausgerissenen Flügeln, an denen man nicht die Spuren eines einzigen Abends der Liebe erkannt haben würde.“

Lewes, der Verfasser der unter Nr. 2 aufgeführten „Naturstudien am Seestrande“, hat sich schon in sehr vortheilhafter Weise eingebürgert in unserer deutschen schönen Literatur und zwar durch seine vielbesprochene und vielgelesene Lebensbeschreibung unsers großen Goethe. Er ist ein geistreicher Mann von einem umfangreichen gründlichen Wissen, er hat einen vorurtheilefreien Maßstab an die Leistungen unsers genialen Dichters gelegt und ist zu Resultaten gelangt, die unser patriotisches Herz erheben und erfreuen. Hier lernen wir ihn nun von einer ganz neuen Seite kennen und hochschätzen. Er ist auch Naturforscher und zwar ein recht gewichtvoller Mann von Fach. Er kennt und würdigt die großen Verdienste der deutschen Naturforscher in einer so ehrenden Weise, daß wir ihn auch von dieser Seite unsere ganze Hochachtung und Liebe schenken müssen. Das vorliegende Werk hat, wie alles, was aus der Feder dieses begabten Gelehrten geflossen ist, einen liebenswürdigen poetischen Charakter, einen feinen Witz, einen treffenden Scharfsinn in der Beurtheilung seines Gegenstandes, sodaß es ungetheilte Gunst des gebildeten großen Publikums sich zu verschaffen nicht verfehlen wird. Der Inhalt des Buchs ist gediegen und die Darstellungsform elegant und anmuthig.

Der Verfasser ist bemüht, den Besucher der Seeküste durch einfache Anweisung in das Studium und den Genuß an den Wundern des oceanischen Thierlebens einzuführen und von den Thieren und ihrer staunenswerthen Organisation Schilderungen zu geben, wie sie auch den gebildeten Leser ohne unmittelbare Anschauung interessiren können. In ersterer Beziehung hat er, da er meistens sich selbst erst hat zurecht finden müssen, seine Erfahrungen für andere nutzbar zu machen gesucht, und in zweiten Punkte war es ihm darum zu thun, die Aufmerksamkeit auf eine Welt der Geschöpfe zu lenken, die es verdient viel mehr gekannt und beachtet zu werden, als dies bisjetzt der Fall war. Schon dadurch werden diese Studien sich einen sehr großen Kreis von Lesern verschaffen. Nimmt man aber zugleich noch Rücksicht auf die gedankenreiche klare Sprache, auf den geistreichen Reflex, womit das Werk das Denken, Können, Meinen und Wissen des Menschen überhaupt abspiegelt, so wird es zu einer Perle der Literatur, welche sich gerechte Hoffnung machen darf, den Bücherschrank aller Gebildeten zu zieren.

Die Schrift zerfällt in vier Bücher. Das erste enthält die Studien an den Küsten von Devonshire, Ilfracombe und Tenby. Das zweite lenkt speciell die Aufmerksamkeit auf die Seeanemonen. Das dritte bespricht das Forschen auf den Scilly-Inseln. Das vierte bezieht sich auf Studien der Insel Jersey.

Wir wollen dem Verfasser nun gleich selbst das Wort geben und wählen dazu eine Stelle aus dem zweiten Buche. „Außer ihrer Schönheit haben die Anemonen wenig zu ihrer Empfehlung aufzuweisen; geistige Regungen sind bei ihnen nur sehr dürftig angedeutet. Aber etwas haben sie, womit sie ihre Einförmigkeit

wieder gut machen: sie lassen sich essen. In Italien kocht man sie in Seewasser und verzehrt sie mit großem Behagen; so gekocht sehen sie ungefähr wie Gelee aus von Kalbsfüßen und riechen etwa wie warme Krebse oder Hummer. Man ißt sie mit Kräutersauce. Gosse erzählt, er habe sie, wenn ich mich recht erinnere, in Butter gebraten, und obgleich ihm der erste Mund voll (wahrscheinlich vor zoologischen Gewissensbissen) nicht recht hinunterwollte, so aß er doch, nachdem er das erste überwunden hatte, mit leidlichem Behagen. Meine Leserinnen entsetzen sich vielleicht bei dem Gedanken, daß sie ihre Lieblinge speisen sollen, aber in einer Zeit, wo Pferdefleisch in Wien und andern deutschen Städten öffentlich verkauft wird und Pferdefleischfesser in Frankreich öffentliche Zweckessen halten, werden auch wol die Anemonen der Bratpfanne nicht lange mehr entgehen. Ich habe angedeutet, daß die Anemone von mütterlicher Liebe nicht viel weiß. Wenn sie ihre Nachkommenschaft zur Welt gebracht hat, so macht sie sich um die Kinder nicht eben viel Sorgen. Ich sage sie, ich könnte auch sagen er oder es, denn wie wir gleich sehen werden, sind die Anemonen geschlechtslos, und wahrscheinlich muß hierauf jener Mangel an Mutterliebe zurückgeführt werden; wie kann man auch Mutterliebe und zärtliche Sorgfalt erwarten, wo die Mutter selbst noch unentwickelt ist? Die Actinen bringen lebendige Junge zur Welt; ja ich vermuthe sogar, sie pflanzen sich nur so fort und legen Eier überhaupt nicht. Rymer Jones scheint diesen Punkt zu bezweifeln, fügt indeß hinzu, es werde von zahlreichen Forschern versichert, die Jungen kämen nicht selten lebendig zur Welt. Ich meinerseits behaupte dies nicht nur, sondern frage auch, ob irgendjemand schon das Gegentheil gesehen hat? Uebrigens verwunderte es mich selbst, als ich beim Oeffnen einer Anemone zum ersten male ein Junges herausfallen und sofort seine Fühlfäden ausbreiten sah. Einige Tage darauf sah ich bei einer reizenden Gammacee zuerst eins, dann noch eins und so drei, vier, sieben Junge aus dem Munde kommen, die sich sofort auf dem Boden des Gefäßes häuslich niederließen; sie waren von verschiedener Größe und ungleich entwickelt. Seitdem habe ich diese Art der Geburt oft wahrgenommen, unter andern auch bei einer Actinia bellis. Einige Schriftsteller meinen, die Jungen kämen durch Oeffnungen an den Spitzen der Fühlfäden heraus, aber diese Annahme ist nicht sehr glaublich. Die Wahrheit ist, daß auf dem Grunde des Magens eine große Oeffnung — nicht, wie man es wol in Büchern dargestellt sieht, mehrere kleine Oeffnungen — sich befindet, durch welche die Jungen aus der großen Leibeshöhle in das Wasser treten, und dies scheint mir die einzige Pforte ins Leben zu sein." Daß die Eier auch ausgestoßen werden können und ihre erste Entwickelung außerhalb des mütterlichen Leibes vor sich gehe, will der Verfasser auch nicht ganz entschieden in Abrede stellen, er versichert aber, daß es ihm nie geglückt sei, Eier außerhalb der Mutter gefunden zu haben. In einer später hinzugefügten Note hebt aber der Verfasser diesen Zweifel wieder auf. Auf Jersey hatte er einst eine Actinia parasitica, welche zweimal eine große Menge Eier von heller Purpurfarbe legte, die oben auf der Oberfläche des Wassers im Becken schwammen. Einige dieser Eier setzte er in ein besonderes Gefäß, um daran die weitere Entwickelung zu beobachten, die sich aber nicht zeigen wollte. „Bald darauf fand ich bei der Section einer Parasitica in ihren Eierstöcken diese hellen purpurnen Eier, welche meine Aufmerksamkeit erregt hatten. Dies sieht sehr wie ein Beweis dafür aus, daß wenigstens die Parasitica, wenn auch sonst keine Art, Eier legt, und ferner spricht dafür auch die Thatsache, daß, so weit meine Erfahrung reicht — und an dieser Stelle ist sie sehr umfassend —, die Parasitica keine lebendigen Jungen zur Welt bringt." Der Verfasser macht dann seine Collegen darauf aufmerksam, daß hier noch ein weites Feld der Forschung durch unmittelbare Beobachtung offen läge, welches zum Bebauen auffordere. Es wäre noch unentschieden, ob nur einige Arten der Seeanemonen lebendige Junge zur Welt brächten, während die andern sich durch Auswerfen von Eiern fortpflanzten, oder ob allen Arten beide Fortpflanzungsacte zukämen. Lewes ist geneigt sich der letztern Ansicht anzuschließen, welches nicht so sehr mehr befremden kann, seit uns Hurley durch seine ausgezeichneten Untersuchungen über die Blattläuse einen ganz ähnlichen Aufschluß über die Fortpflanzung gegeben hat.

Die Studien am Meeresstrande, besonders wenn sie so denkend sich in das einzelne vertiefen wie die vorliegenden, konnten das Leuchten des Meers nicht unbeachtet lassen. Der Verfasser ist der Meinung, daß dieses schöne Phänomen hauptsächlich von der Leuchtqualle herrühre. So oft er im Dunkeln an ein mit Seewasser gefülltes Glas stieß, zeigten sich von allen Seiten blitzende Funken; nach und nach sei dies Leuchten schwächer geworden und zuletzt ganz ausgeblieben, gerade wie die elektrische Kraft des Zitteraals nach wiederholten Entladungen verschwände. Er folgt also ganz der Ansicht Quatrefages', welche überhaupt in unsern Tagen die geltende ist. „Man bemerkt im Meere zwei Arten von phosphorescirendem Leuchten. Die erste besteht in äußerst glänzenden, aber vereinzelten Funken und rührt hauptsächlich von Seesternen, Schalthieren und Anneliden her. Die zweite besteht in einem allgemeinen schimmernden Anfluge des Wassers, über den wieder einzelne Funken verstreut sind und geht von den Leuchtquallen aus. Diese Leuchtquallen haben kein besonderes Organ, das wie bei andern Thieren die Phosphorescenz hervorbringt, sondern das Licht entströmt der ganzen Masse ihres Körpers. Jeder Reiz, welcher Art er auch sein mag, ruft dieses Licht bei ihnen hervor. Die Erscheinung ist kein Verbrennungsproceß, wie bei einigen Insekten, sondern hängt aufs innigste mit der freiwilligen oder gewaltsamen Zusammenziehung des Geschöpfs zusammen. Sie ist unabhängig von jeder Secretion, und wahrscheinlich entstehen die Funken durch die plötzliche Zusammenziehung oder das Zerreißen ihrer sarkodischen Fasern, wogegen das stete Licht durch die dauernde Zusammenziehung dieser sarkodischen Substanzen erzeugt wird."

Bei der Gelegenheit, wo der Verfasser von den Cydippen spricht und erwähnt, daß man dieses Thier in Stücke schneiden könne und dann noch tagelang jeden Theil in unverminderter Regsamkeit fortleben sähe, berührt er ein eigenthümliches Kapitel der Moral, wofür sich jeder Gebildete lebhaft interessirt. Das Zerstückeln der Thiere, behauptet man, bleibe immer eine schwer zu verantwortende Qual, selbst wenn diese Operationen im ernsten Dienste der Wissenschaft geschähen. Der Verfasser versichert, auch er sei dieser Ansicht gewesen, später aber davon abgekommen, weil er durch reiferes Nachdenken die Ueberzeugung gewonnen habe, daß den Thieren der Schmerz in eben dem Maße weniger zum Bewußtsein komme, als sie eben auf einer tiefern Stufe des Seelenlebens ständen. Hierauf würde also unser schönes Sprichwort: „Quäle nie ein Thier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz", eine sehr zweifelhafte Moral in sich schließen. Darüber kann man sich aber trösten. Und man wird überhaupt sehr geneigt der Ansicht des Verfassers beizupflichten, wenn man den Satz zunächst nur einmal auf die Menschen anwendet. Wer wüßte nicht, daß der Mensch um so unempfindlicher gegen Schmerz wird, je tiefer der Stand seiner Bildung oder je schwächer das Bewußtsein seines Geistes ist. Man frage nur die Zahnärzte und Chirurgen, die Raufbolde und die im betrunkenen Zustande stark Verwundeten. Das Aethern und Chloroformiren spricht ganz vorzugsweise für die Behauptung. Der Verfasser bewahrheitet seinen Satz zuvörderst dadurch, daß er zeigt, wie das Zusammenfahren, Sträuben, Schreien u. s. w. durchaus kein sicheres Zeichen des Schmerzes ist, und bezieht sich dabei auf Erfahrungssätze aus Owen's „Lectures on comparative anatomy" und Unzer's „Grundzüge der Physiologie". „Ich zerschnitt einmal eine Messerscheide (Solen), die schon 48 Stunden todt war und anfing in Verwesung überzugehen; allein der Stahl hatte kaum die Muskelscheide berührt, als dieselbe sich schreckhaft zusammenzog, wie sie es beim lebenden Thiere gethan hätte. War das Schmerz? Gewiß nicht. Es war die Reizbarkeit der Muskelfasern. Noch lehrreicher ist eine andere Beobachtung, die ich am Secirtische machte. Einer meiner Tritonen war schon eine ganze Weile todt und ich hatte ihn mit allen

vier Füßen an eine Korkſcheibe geſpießt. Ich hatte Herz und Lunge herausgenommen, ohne irgendeine Zuſammenziehung zu bemerken, als ich bei einer zufälligen Berührung des Schwanzes mit dem Meſſer zu meinem Erſtaunen denſelben zucken ſah. Ich wiederholte den Stich und ſah mit immer größerm Erſtaunen die ſämmtlichen Hinterglieder zucken und zappeln, ſodaß die Füße von den Nadeln losgeriſſen wurden, die ſie an den Kork befeſtigten. Jeder Zuſchauer hätte geglaubt, das Thier müſſe Schmerzen empfinden; aber als ich in die vordern Theile, die Rippen, den Magen, den Kopf ſtach, zeigte ſich keine Spur von Gefühl. Daß das Thier todt war, konnte nicht zweifelhaft ſein. Es war ſchon einige Stunden todt, als ich das Herz herausnahm, und doch behielt offenbar der Schwanz das volle Gefühl. Bei genauerer Prüfung entdeckte ich, daß die Reizbarkeit vom Schwanze an immer mehr abnahm und in der Mitte des Leibes ganz verſchwand.“ In dieſer Weiſe ſucht der Verfaſſer ſein Thema gründlich zu entwickeln und verweiſt dann ſchließlich noch auf einen Aufſatz von Inman: „Ueber die Abweſenheit des Schmerzgefühls bei den niedern Thieren“, worin eine Menge von merkwürdigen Thatſachen zuſammengeſtellt ſei.

Es war ſoeben von der Meſſerſcheide die Rede, welche der Mehrzahl unſerer Leſer als eine Molluske bekannt ſein wird; dagegen möchten ſie wol weniger genau wiſſen, wie man dieſe merkwürdigen Seegeſchöpfe fängt. Man glaubt einen Scherz zu hören, wenn man vernimmt, daß man ihnen Salz auf den Schwanz ſtreuen müſſe, um ſie fangen zu können. Doch laſſen wir den Verfaſſer reden. „Es iſt ein ſtiller heißer Nachmittag, die Flutzeit vorüber, und eine weite Sandfläche liegt vor uns. Als Waffen haben wir eine Anzahl dünner Eiſenſtäbe bei uns, die alle an einem Ende mit Widerhaken verſehen ſind wie eine Harpune; dazu kommt das Papier mit Salz, der Korb und der Kübel. So ſchreiten wir über den einſinkenden Sand dahin, bis wir an die Grenze des niedrigen Waſſerſtandes gelangen, und nun fangen wir an, uns nach Spuren der Meſſerſcheiden umzuſehen. Dieſe Spur beſteht lediglich in ein paar kleinen Höhlungen dicht nebeneinander, die zuweilen zu einer verbunden ſind und ſo ziemlich wie das Schlüſſelloch eines Schreibepultes ausſehen. Ein geübtes Auge entdeckt die Spur mit einer Sicherheit, die den Laien in Erſtaunen ſetzt, denn der Sand iſt von Höhlungen aller Art durchlöchert; der angehende Jäger muß die Oeffnungen, die etwa wie Schlüſſellöcher ausſehen, erſt unterſuchen, bis er nach einigen Fehlgriffen die richtigen erkennen lernt. Hat man ein Eiſenſtäbchen, etwa von der Dicke eines Stahlfederhalters bei ſich, ſo ſteckt man es mit der Spitze in die Höhle, und wenn dieſe einer Meſſerſcheide gehört, ſo ſinkt das Stäbchen durch ſein eigenes Gewicht ein gutes Stück hinein. Bedarf es irgendeiner Anſtrengung, um es durch den Sand zu bringen, ſo kann man ſicher ſein, daß man auf falſcher Spur iſt.“ Auf dieſe Art pflegen die Fiſcher den Fang auszuführen. Sie fühlen ihre Beute an dem Stäbchen, drehen dieſes um, damit die Widerhaken in die Schale greifen und ziehen es mit dem Thiere heraus. Dieſe Fangart iſt die üblichſte und wird auch in den Büchern beſchrieben.

Mehr Freude macht aber die Jagd mit Salz, welche allerdings etwas mehr Zeit erfordert und nicht ſo einträglich iſt als die vorhin beſchriebene, dafür aber auch eine viel reichere Belehrung gewährt und daher beſonders den Naturforſchern empfohlen werden kann. „Wir finden eine Meſſerſcheidenhöhle“, erzählt der Verfaſſer, „vielleicht nur einige Zoll, vielleicht auch mehrere Fuß tief. Die geringſte Bewegung ſcheucht ſie unwiederbringlich hinweg. Wir müſſen ſie alſo zu ködern ſuchen. Wir ſtreuen eine Fingerſpitze voll Salz auf die Oeffnung und warten ab, was erfolgt. Nach einer oder zwei Minuten beginnt das Waſſer aufzuwallen — es geräth in Bewegung — der Sand hebt und hebt ſich — wir halten den Athem an und die Hand bereit, um blitzſchnell zuzufaſſen — noch eine Hebung und die Meſſerſcheide zeigt langſam die Spitze ihrer Saugröhre; ſie iſt jedoch noch immer im Sand vergraben und wir müſſen warten, bis ſie ſich wenigſtens einige Zoll weit herausgearbeitet hat, oder ſie geht uns wieder verloren. Vielleicht ändert ſie, wenn ſie ſo weit gekommen iſt, plötzlich ihren Entſchluß und tritt, ſtatt weiter herauszugehen, einen eiligen Rückzug an. Aber wenn ſie ſich einmal einen Zoll weit aus der Höhle herausgehoben hat und wir ſchnell bei der Hand ſind, ſo iſt ſie unſer. Zuweilen hängt ſie ſich, wenn man ſie packt, ſo feſt an den Sand, daß man die Schale zerbricht oder abreißt und die Hälfte des verſtümmelten Leibes zurückbleibt. Zuweilen erſcheint ſie auch gar nicht. Man hat die Oeffnung mit Salz bedeckt, die erſten Regungen darin bemerkt und findet ſich doch getäuſcht, denn ſie zieht ſich ganz in die Tiefe zurück und die Höhle fällt ein. Das Einſalzen des Schwanzes führt alſo keineswegs immer zum Fange, und dieſe Unſicherheit erhöht den Reiz zur Jagd. Oft erſcheint das Thierchen nur an der Oeffnung, um zu ſehen, was es gibt und ſich mit nicht ganz ungerechtfertigter Neugier zu überzeugen, ob jemand widerſinnig genug ſein könne, ihr, der Bewohnerin des Salzwaſſers, Salz anzubieten; unſer Ausſehen hat aber ſo wenig Anziehendes für ſie, daß ſie mit einem Blicke genug hat und fort iſt wie weggeblaſen. Höchſt auffallend betrugen ſich zwei Thiere. Sie kamen bis an die Oeffnung, warfen uns trotzig ihre Köpfe vor die Füße und zogen ſich eiligſt zurück. Meinten ſie etwa, wir würden mit ſolch einer Abfindung zufrieden ſein?“ So weiß der Verfaſſer ſeine Leſer zu ſpannen, als machten ſie die Jagd ſelbſt mit.

Seine Studien am Seeſtrande hängen meiſtens mit der Beſchreibung des Einfangens der Objecte zuſammen und es liegt gerade hierin ein eigenthümlicher Reiz für den Leſer. Zuweilen macht er ſich ſogar luſtig über den Eifer, womit er nach den Objecten zu den Studien am Seeſtrande Jagd macht. „Es hat jedenfalls etwas Komiſches, wenn geſetzte Männer wie Katzen vor einem Mauſeloche mit angehaltenem Athem — in der einen Hand das Salz, die andere in Bereitſchaft zum raſchen Zugreifen, ihre Rockſchöße im Waſſer — ſich über ein Loch bücken und die Bewegungen des Sandes verfolgen, und andererſeits liegt etwas im hohen Grade Drolliges in dem ſeltſamen Ausſehen der Meſſerſcheide, wenn ſie ihre Perſon ſo neugierig hervorſtreckt, während man doch durchaus nicht abſieht, warum ſie ſich eigentlich durch das Salz ſo ködern läßt. Daß ſie es keineswegs liebt, iſt klar genug, ſonſt würde ſie ſich nicht freiwillig enthaupten, wenn ſie es berührt hat; um ſo weniger begreift man aber, warum ſie danach hervorkommt.“ In dieſer Art, die Natur mit dem Maßſtabe des menſchlichen Thuns, Empfindens und Denkens zu meſſen und zu vergleichen, iſt der Verfaſſer zuweilen recht gemüthlich zu Hauſe, es bildet dies gerade die Grundlage zu der poetiſchen Naturanſchauung. Er überſieht dieſe Schwäche nicht und weiſt ſogar ſcherzend mit dem Finger darauf hin, indeß iſt es ihm doch nicht möglich, ſie ganz zu unterlaſſen. Wir beklagen dies aber auch gar nicht, denn es würde dem ganzen Werke die dichteriſche Anmuth fehlen, ſowie ihm dieſe ſinnige Seite der Darſtellung genommen werden ſollte. An eine Uebertreibung wird man ohnehin nicht im entfernteſten erinnert. In Bezug auf die obige Stelle bemerkt der Verfaſſer auch noch ſelbſt: „Genau genommen hat die Meſſerſcheide überhaupt keinen Kopf. Was ich als Kopf bezeichnet habe, ſind nur die Saugröhren; ſie beſtehen aus Muskelringen, die der Länge nach aneinander gereiht ſind. Bei der Zerlegung des Thiers gingen die Ringe im Waſſer von ſelbſt auseinander.“

Damit hoffen wir den Leſern d. Bl. Gelegenheit geboten zu haben, mit dem Buche vorläufig bekannt zu werden. Daß ſich hieran der Wunſch nach einer noch nähern Bekanntſchaft ſchließen werde, halten wir aus Liebe zum Buche für ſehr wahrſcheinlich.

Heinrich Birnbaum.

Aus Heubner's Kerkerleben.

Klänge aus der Zelle in die Heimat. 1849—1859 von O. L. Heubner. Dresden, Kunze. 1859. 8. 24 Ngr.

Kerkermemoiren sind schon viele geschrieben worden, und sie sind namentlich dann von Interesse, wenn sie den Gefangenen im listigen, ebenso erfindungs- als siegreichen Kampfe mit dem Dämon der marternden Langeweile oder mit den Hindernissen zeigen, die sich ihren Fluchtversuchen entgegenstellen. Durch Mittheilungen der erstern oder der letztern Art sind in den Memoiren des Dichters Schubart, des Pandurenobersten Trenck und Casanova's gerade diejenigen Partien am interessantesten, welche von ihrem Kerkerleben handeln. Es versteht sich von selbst, daß diese Gefangenen, um für ihre Mittheilungen nicht blos bei Criminalisten, sondern auch in weitern Kreisen des Publikums ein tieferes Interesse zu erwecken, keine gemeinen Verbrecher sein dürfen, daß sie vielmehr mehr oder weniger mit Geist oder Energie begabte Menschen und dabei womöglich Opfer der Willkür sein müssen, wie Schubart und Casanova, mindestens aber doch Staatsverbrecher, wie der Freiherr von Trenck. Aus der neuesten Zeit sind namentlich „Le mie prigione" von Silvio Pellico berühmt geworden, die wir hier nur vorübergehend zu erwähnen brauchen. Eine Art deutscher nur ziemlich unpoetischer Silvio Pellico ist der Badenser Hägele, der wegen seines Antheils an der badischen Insurrection zum Zellengefängniß verurtheilt, später aber begnadigt wurde und nun, bußfertig und bekehrt, seine im Gefängniß gemachten Erfahrungen in seinen „Zuchthausgeschichten" und andern Schriften beschrieb.

In der vorliegenden Schrift Otto Heubner's erwarte man keine eigentlichen Kerkermemoiren, keine fortlaufende Erzählung, noch weniger aber die Schilderung spannender Actionen und merkwürdiger Vorfälle irgendwelcher Art. Sie besteht zum Theil aus flüchtigen Tagebuchblättern in Prosa, worin Heubner seine Stimmungen bei diesem oder jenem Vorfall mehr gemüthlichen Charakters, namentlich bei den ihm gewährten Zusammenkünften mit seiner Familie, darlegt, der Mehrzahl nach aber aus lyrischen Gedichten, die allerdings sämmtlich im Kerker verfaßt sind, sich aber nur zum geringsten Theil auf Kerkerzustände, vielmehr meist auf festliche und andere Vorgänge im Heubner'schen Familien- und Freundeskreise beziehen oder allgemein erbaulich-beschaulichen Charakters sind. Heubner's Gedichte sind fast ohne Ausnahme das, was nach Goethe's Ansicht ein lyrisches Gedicht immer sein sollte, nämlich wirkliche Gelegenheitsgedichte, d. h. Gedichte, zu denen er nicht den Stoff irgendwoher aus der Ferne, vielleicht gar aus Büchern suchte, oder zu denen er seine Phantasie künstlich erhitzte, sondern solche, zu denen er durch irgendein Lebensereigniß, inneres oder äußeres, welches auf sein Gemüth wirkte, unmittelbar angeregt wurde. Sie sind Entäußerungen subjectiver Stimmungen, die in ihm hervorzurufen oft nur ein einzelner Lichtstrahl, eine kleine Blume, ein Fleckchen blauer Himmel, eine sich an einen Familienfesttag knüpfende liebe Erinnerung hinreicht, obschon der Dichter bei diesen subjectiven Stimmungen keineswegs stehen bleibt, sondern sehr häufig auch zu Reflexionen mehr allgemeiner Art fortschreitet. Heubner zeigt sich in gebundener wie in ungebundener Rede als ein echt deutscher Gemüthsmensch voll wahren Christenglaubens, der nicht erst wie bei andern durch das einsame Kerkerleben in ihm hervorgerufen wurde, sondern den er schon mitbrachte und welchem Heubner, gerade weil er in ihm schon befestigt war, es vorzugsweise verdankte, daß er weder in Groll, Erbitterung und Verzweiflung, noch in eine dumpf ascetische und düster mystische Richtung versank. Seine Gläubigkeit paart sich vielmehr mit einer Freudigkeit und Kraft des Gemüths, die ihn die Leiden und Schrecknisse, welche mit einem langjährigen Kerkerleben unwiderruflich verbunden sind, mit außerordentlicher Festigkeit und Heiterkeit ertragen ließen und ihn für jede noch so kleine Freude und Erleichterung, die ihm im Gefängniß zu Theil wurde, empfänglich und dankbar machte. Wir wollen hier nicht das Räthsel zu lösen suchen, wie es kam, daß ein Mann von solcher Richtung und Gemüthsart in eine politische Bewegung, von deren Häuptern und Führern kaum noch ein anderer derselben Art und Richtung angehörte, hineingerissen werden konnte; der Versuch, diese Frage zu beantworten, würde gegenwärtig vollkommen müßig sein.

Mit der Religiosität Heubner's ist seine Familienpietät, die bei ihm fast in die Bedeutung eines religiösen Cultus tritt, eng verwachsen. Die meisten der hier vereinigten Gedichte sind, wie schon bemerkt, an Familienmitglieder gerichtet oder beziehen sich auf Familienereignisse, Familienfeste, Confirmations-, Geburtstage u. s. w. Diese Lieder, die er den Seinigen aus der Gefangenschaft zuschickte, „kamen vom Herzen und gingen zum Herzen", wie er selbst sagt; „sie haben mich und die Meinen erhoben". Auch die hier und da dazwischengeschobenen prosaischen Betrachtungen oder Tagebuchblätter (von ihm selbst „Niederschriften" genannt) sind fast ausschließlich dem Familiencultus gewidmet und schildern in oft rührender Weise die ausnahmsweise gestatteten Besuche von Frau und Kindern. Eine solche Zusammenkunft fand Sonntag den 8. Juli 1849 früh in der dresdener Reiterkaserne statt. Da schreibt Heubner: „Es ist seit langen Jahren selten vorgekommen, daß mir eine Thräne ins Auge trat. Aber heute kann ich meine Rührung nicht bemeistern; immer und immer wieder sehe ich die liebe Gestalt im Kasernenhofe, treu ausharrend, den Blick nach dem zurückgebliebenen Gatten emporrichtend — bis es mir trübe vor Augen wird. Ja, es wird mir auch trübe im Herzen, wenn ich daran denke, daß ich solche Liebe nicht verdiene, und verhindert bin, sie künftig zu verdienen und zu vergelten. Es ist traurig, daß die Liebe, die Quelle und Freude des Lebens, die ihm allein Werth gibt, dennoch unterthan sein muß höhern Pflichten, selbst wenn diese mit ehernem Fuße alle ihre Blüten zertreten." Das mag wol wahr sein, nur täuschen sich leider so viele über die „höhern" Pflichten, zu denen sie berufen zu sein glauben, ohne es doch immer zu sein, und sie verkennen darüber Pflichten, die gerade ihnen in ihren Verhältnissen und bei ihren Charaktereigenschaften recht eigentlich als die „höhern" gelten sollten. Und zwar unterliegen dieser zumeist ihnen selbst nachtheiligen frommen Täuschung sehr oft gerade die reinsten, gläubigsten und wohlwollendsten Menschen, die dann, ohne es zu wissen, der Spielball anderer sind, welche sie mißbrauchen.

An seinem Trauungstage, 3. April 1850, besucht ihn auf dem Königstein die ganze Familie, auch die Kinder, die größern und kleinern, und er schreibt über dieses Freudenfest: „Von ½ 9 Uhr an verwandte ich keinen Blick vom Fenster, und kurz nach 9 Uhr sah ich einen Wagen heranrollen. Ich wußte, daß Rülke die Lieben fuhr, und hieß seine flüchtigen Schimmel, alte Bekannte, heute doppelt willkommen. Vor einem Stündchen von jetzt ab durfte ich meine Lieben nicht erwarten. Sie kamen nach 10 Uhr; groß und klein, alle Hände voll, ein lebendiges Füllhorn voll Blumen in Sträußen und Stöcken, sammt hundert andern guten Dingen, mit denen liebe Freundinnen sie beladen. Sie konnten unausgesetzt bis nachmittags 5 Uhr bleiben. Ich habe geküßt, geplaudert und gespielt nach Herzenslust. Wie lang ist oft eine Viertelstunde, und wie kurz waren diese sieben Stunden." Die Veränderung, die zwischen seinem Gewahrsam in Dresden und dem Gefängniß auf der Festung Königstein stattfand, konnte Heubner übrigens in einem Briefe vom 29. August 1849 als eine günstige bezeichnen; er schreibt darüber: „Mein Zimmer ist vier mal so groß, als die Zelle in der Kaserne zu Dresden und noch höher; der Kasten vor dem Fenster ist zwar auch hier, aber es ist alles luftiger, und die Ausstattung des Zimmers hier und dort läßt keinen Vergleich zu. Das Abgeschlossensein ist hier und dort gleich, nur mit dem Unterschiede, daß dort das wirre Summen, welches die zahlreiche Bewohnerschaft der Gefängnisse und das Verkehren auf den Kasernenhöfen und Straßen verursachte, einen Zustand der Halbheit herbeiführte, der mir nicht so lieb sein konnte, als die tiefe Einsamkeit hier. Desto lauter spricht die Natur durch ihre gewaltigen Eilboten, die Winde, die hier eine äußerst frequente Station haben müssen, die sie von

allen Seiten durchkreuzen. Du weißt, daß eine solche Einsamkeit meiner Natur willkommen ist.“ Unter solchen Umständen und in der Ungewißheit, ob die nächste Zeit Tod oder lebenslängliches Gefängniß bringen werde, zufrieden zu sein, dazu gehört entweder eine tief christliche Gläubigkeit oder ein unerschütterlicher Stoicismus, den wir bei Heubner jedoch weniger annehmen können als die erstere. Vergleichsweise fühlte er sich sogar glücklich; er schreibt: „Wenn ich schärfer nachsinne, so ist es mir gewiß, Millionen sind viel unglücklicher als ich. Gott tröste sie! Wenn man mein Schicksal von außen her und oberflächlich betrachtet, so werden wenige sein, die mit mir tauschen möchten. Denn es kann wol kommen, daß ich die goldenen Tage der Freiheit nicht wieder erblicke. Aber Tausende sind ja mit gleich wenig Aussicht der Freiheit beraubt und entbehren im Kerker der überreichen Tröstungen, die mir die Liebe der Meinen, die Achtung vieler, eine reiche Lectüre und ein offener Sinn für Dichtung und Religion gewähren. Und wenn ich tauschen sollte, ich tauschte mit keinem Menschen auf der ganzen Welt — um ihretwillen.“ Das ist echt christlich oder vielmehr echt menschlich gedacht. Wir bedauern fast, daß diese Aufzeichnungen in Prosa, die, wie er versichert, hier ganz so wiedergegeben sind, wie sie ursprünglich geschrieben waren, mit der Periode seiner Gefangenschaft in Dresden und Königstein schließen, während alles, „was in den spätern Zeitraum (Waldheim) fällt, nur insofern Platz gefunden hat, als es im Liede Gestalt gewann“. Denn es gibt Reflexionen und Vorfälle, die im Hausrocke schlichter Prosa sich besser ausnehmen, als im Staatsrock von Vers und Reim.

Indeß ist auch den zahlreichen Gedichten, unter denen sich auch einige gelungene Uebertragungen von Gedichten des Engländers Charles Boner, dessen freundliche Theilnahme dem Verfasser, wie dieser versichert, viele einsame Stunden erheitert hat, von Lamartine und Béranger befinden, sichtbar der Stempel innerer Wahrheit aufgedrückt, und mit Recht kann Heubner von ihnen sagen, daß „fruchtloses Wehklagen von ihnen fern gehalten wurde“, und daß ihnen „durch die Lage, in der sie geschrieben wurden, ein eigenthümlicher Ton und ihr besonderer Charakter“ gewahrt sei. Als Probe führen wir folgendes an:

Der Gast.

An Schwester Maria, nach Uebersendung eines Rosenstocks, den ich auf einen Tag in der Zelle behalten konnte.

Es war der erste liebliche Morgen,
Mit welchem der zögernde Frühling erschien;
Das Zwitschern der Vögel verscheuchte die Sorgen,
Ich ließ es durchs offene Fenster ziehn.
Die Lüfte brachten mir Grüße getragen
Von allwärts her, doch von Westen zumal.
Das Buch und die Karte war aufgeschlagen:
Ich las von dem herrlichen Genesee-Thal*).

Von seinen donnernden Kataraкten,
Vom schwankenden Boot in des Kessels Schlund,
Vom einsamen Fährhaus unter den nackten
Zerklüfteten Felsen im tiefen Grund.
Und von den sonnigen warmen Geländen,
Von üppigem Laub um silbernen Born,
Von tausend rührigen, emsigen Händen,
Von grünenden Wiesen und goldenem Korn.

Und über dem Lauschen und über dem Lesen
Und über den Träumen und Schilderein,
Da kam auf einmal ein liebliches Wesen,
Ein seltener, seltener Gast herein.
Er grüßte mit stummem, doch herzlichem Gruße,
Der Kleine — zwei Spannen nur maß er, nicht mehr —
Doch frisch und fröhlich vom Kopf bis zum Fuße,
Als käm' er vom Hofstaat des Frühlings daher.

Am Busen trug er zwei blühende Röschen
Und um die Stirne zwei Knöspchen im Kranz;
Sein braunes Gewand, Wams, Röckchen und Höschen,
Verloren in grünen Gehängen sich ganz.
Nun fraget bei meinen Brüdern allen,
Ob einer so freundlichen Gast je sah?
Er ließ es sich lange bei mir gefallen,
Von Morgen zu Morgen blieb er da.

Wir sprachen gar viel und gar erbaulich;
Ich verstand sein wortlos Geflüster im Nu;
Er that wie zu Hause und nickte traulich
Den Bildern all meiner Lieben zu;
Es war, als ob sie ihn alle verständen,
Und Schwester Marien hat er gegrüßt,
Wie man nach der Trennung beim Wiederfinden
Eine liebe alte Bekannte grüßt.

Von all seinen Reden und all seinen Kunden
War Liebe das erste und letzte Wort;
Er sagte: „Bin mit ihr vermählt und verbunden,
„Sie ist mein Ursprung und ist mein Hort.
„Drum werb' ich auch aller Orten und Enden
„Als Herold der Liebe gesandt und begrüßt,
„Und friste mein Leben aus ihren Händen.“ —
Nun sag', wer mein Gast gewesen ist?

Seine Gabe und Neigung, an irgendeinen unscheinbaren Gegenstand einen höhern und allgemeinern Gedanken zu knüpfen, beweist unter anderm das Gedicht „An Cäcilien. Bei Uebersendung einer Cineraria“, aus dem wir die letzten zwei Strophen hier noch mittheilen wollen:

Aus der Asche
Grauer Haare, die die Stirn umkränzen,
Kann doch noch ein helles Auge glänzen.

Aus der Asche
Eines Herzens, das sich müd' geschlagen,
Kann doch noch der Stern der Liebe tagen.

Aus der Asche
Glüht vielleicht dem Herd noch das versteckte
Fünkchen, wenn ein milder Hauch es weckte.

Aus der Asche
Sprosset eine blau und weiße Blüte:
Sieh, es lichtet! Treu ist Gottes Güte.

Wir haben geglaubt, uns mit der Anzeige gerade dieses Buchs etwas beeilen zu sollen, um die vielen, die an Heubner's Schicksal innigen Antheil nahmen und sich über seine Freilassung aufs herzlichste freuten, möglichst frühzeitig auf sein Erscheinen aufmerksam zu machen, und wir fügen noch die Schlußworte des „Mühltroff den 1. Juli 1859“ unterzeichneten Vorwortes hier an:

„Nunmehr, nachdem das Leid vorüber, gilt Romeo's Wort:

— — — Zu süßer Zwiesprach soll
In unsrer Zukunft dieses Leid uns dienen.

„Und solche Zwiesprach glaube ich mit den Freunden allen, deren warme herzliche Theilnahme mir die Freude des Wiedereintritts in die Freiheit in unaussprechlicher Weise erhöht und mir in dem einzigen Schmerze, der mir geblieben, in dem Schmerze über das Los derer, die mit mir litten und noch leiden, gleichviel Trost und Hoffnung gewährt hat, halten zu dürfen. Es sind mir von dieser Theilnahme schriftlich und mündlich, von nah und fern, in den weitesten Umkreisen, unzählige erhebende Beweise gegeben worden; ich möchte gern jedem, der meiner so freundlich gedacht hat, die Hand drücken; aber es ist unmöglich. Darum soll dieses Büchlein anstatt meiner hinausgehen und grüßen und danken.“ H. M.

*) Eine besonders schöne Gegend im Staate Neuyork.

Zur Völkerpsychologie.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Herausgegeben von M. Lazarus und H. Steinthal. Erster Band. Erstes Heft. Berlin, Dümmler. 1859. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Der Gedanke, für eine Wissenschaft wie die Völkerpsychologie, die als besondere Disciplin bisher noch nicht vorhanden war, eine eigene Zeitschrift zu gründen, mag als kühn und namentlich unter den gegenwärtigen, für rein wissenschaftliche Unternehmungen höchst ungünstigen Verhältnissen mehr als bedenklich erscheinen; gleichwol muß man den Männern, welche diesen Gedanken faßten und ausführten, Dank dafür wissen, denn so wenig die Zeit dem Unternehmen entgegenkommt, so sehr entspricht das Unternehmen der Zeit, und zwar nicht blos ihren wissenschaftlichen, sondern auch ihren praktischen Bedürfnissen. Die Hauptfrage, welche jetzt die gesammte cultivirte Welt beschäftigt, ist die der Nationalitäten. Die endliche Entscheidung derselben liegt in den Händen der Kriegskunst und Diplomatie, die sich als solche wenig um die Wissenschaft bekümmern und insbesondere von der Philosophie als einer Potenz, die hierbei mitzusprechen hätte, nichts wissen wollen. Trotzdem wird sich jeder, der die Sache tiefer anschaut, sagen müssen, daß die Resultate, welche durch die praktischen Leistungen der Waffen und Verhandlungen erzielt werden, nicht eher auf die Dauer zu befriedigen vermögen, ehe sie nicht wirklich der innersten und eigensten Natur der Völker und dem jemaligen Standpunkt ihrer nationalen, socialen und culturhistorischen Entwickelung entsprechen; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Frage, worin denn nun eigentlich die innerste Natur eines Volks bestehe und in welchem Stadium seiner weltgeschichtlichen Entwickelung es sich gerade zur Zeit befinde, in gründlicher und zufriedenstellender Weise nur durch die Wissenschaft zu erledigen ist und daß sich dieselbe nicht blos mit einer empirischen Erforschung und Zusammentragung der äußern Thatsachen begnügen darf, sondern sich auch zu einer denkenden und vergleichenden Betrachtung derselben und zu einer Erkenntniß der den Thatsachen zum Grunde liegenden Bedingungen und Gesetze, kurz zu einer philosophischen Behandlung der Sache erheben muß.

Das Bedürfniß nach derartigen Untersuchungen ist seit lange empfunden und nach Umständen befriedigt worden. Gleichwol hat es an einer besondern Wissenschaft dafür gefehlt, und was in dieser Hinsicht geleistet, daran haben von verschiedenen Gesichtspunkten aus sehr verschiedene Wissenschaften gearbeitet: Geschichtschreibung, Culturgeschichte, Politik, Publicistik, Anthropologie, Ethnologie u. s. w. Diejenige Wissenschaft, welche diese verschiedenen Arbeiten bisher am vollkommensten in sich concentrirt und aus ihnen allgemeine Ergebnisse zu gewinnen versucht hat, ist die Philosophie der Geschichte. Trotzdem hat sie das, worauf es vor allem ankommt, noch nicht geleistet. Statt einer Entdeckung der Gesetze der Völkerentwickelung hat sie, wie von den Herausgebern dieser Zeitschrift in den „Einleitenden Gedanken" richtig hervorgehoben ist, meist nur eine übersichtliche und raisonnirende Darstellung des geistigen Inhalts, der Quintessenz der Geschichte gegeben, auch ist sie gewöhnlich nicht von einer erfahrungsmäßigen Ergründung der einzelnen Völker in ihrer Eigenthümlichkeit, sondern von einem allgemeinen Begriffe ausgegangen, welcher als die Idee und das Ziel der Menschheit von vornherein festgestellt ward, und auf diesem Wege in der Regel nur dazu gelangt, den Geist der einzelnen Völker summarisch zu schildern, um sodann die Fortschritte von einem zum andern ins Auge zu fassen und so ein concentrirtes Bild der gesammten Menschheit zu gewinnen. Im ganzen war also das Streben der Philosophie der Geschichte mehr auf die Darlegung des Entwickelungsprocesses des Allgemeinmenschlichen, nicht auf die scharfe Erfassung und Abgrenzung des specifischen Charakters der einzelnen Völker gerichtet, und gerade die Aufgabe, welche sich die Völkerpsychologie stellt, bleibt also von ihr ungelöst.

Und worin besteht nun diese Aufgabe? Die Herausgeber sehen sie selbst darin: „eine Erkenntniß des Volksgeistes zu bereiten, wie die bisherige Psychologie eine des individuellen Geistes erstrebte; oder: diejenigen Gesetze des menschlichen Geistes zu entdecken, welche zur Anwendung kommen, wo immer viele als eine Einheit zusammen leben und wirken". Von mancher Seite wird dieser Aufgabe die Frage entgegengestellt werden, ob sie denn zu lösen sei? Ob denn wirklich der Volksgeist mit dem Individualgeiste irgendwie vergleichbar, ob er namentlich wie dieser etwas selbständig für sich Bestehendes, etwas in seiner Totalität sich nach eigenen Gesetzen Entwickelndes, oder nicht vielmehr ein bloßes Abstractum, ein Collectivbegriff, ein Product der ihn bildenden Individuen, folglich nicht eine einheitliche und als solche einheitlich zu begreifende Seele, sondern nur ein durch die verschiedenartigsten Einwirkungen, großentheils durch den Zufall zusammengewürfeltes Aggregat von verschiedenen Seelen sei? und ob daher überhaupt von einer Psychologie des Volksgeistes in dem gedachten Sinne die Rede sein könne? Wer mehr oder weniger den materialistischen Ansichten unserer Zeit huldigt, wird geneigt sein, auf diese Frage in verneinendem Sinne zu antworten, weil dem Materialismus überhaupt alles Allgemeine und Höhere nur ein Aggregat der Einzeldinge und der Begriff desselben eine leere Abstraction ist, der in der Wirklichkeit nichts entsprechen soll. Die Herausgeber verkennen, was in dieser Ansicht Wahres liegt, nicht. Sie geben zu, daß von einer Psyche des Volks, ganz in demselben Sinne genommen, wie von einer Psyche des Individuums gesprochen werde, von einer gleich einheitlichen Substanz, welche als Träger der Thätigkeit gedacht werden müsse, nicht wol die Rede sein könne; sie wollen daher auch die Hauptaufgabe der Völkerpsychologie weniger auf die Erkenntniß einer solchen Substanz und deren Qualität, als vielmehr auf die Darstellung des psychischen Processes und Progresses, weniger auf die Ergründung der Seele als solcher, als auf die Erforschung der ihre Bethätigung durchdringenden Gesetze gerichtet und ihre Wissenschaft mehr als eine „Volksgeisteslehre", als eine eigentliche Seelenlehre im engern Sinne des Worts betrachtet wissen. Trotzdem aber sind sie weit entfernt, in der Gesammtheit eines Volks ein bloßes Aggregat zu sehen und dem einheitlich sich bethätigenden Volksgeist eine ihm zum Grunde liegende einheitliche Substanz, also eine gewisse Subjectivität und Persönlichkeit, geradezu abzusprechen. „Die bloße Summe aller individuellen Geister in einem Volke, sagen sie, kann den Begriff ihrer Einheit nicht ausmachen, denn dieser ist etwas anderes und bei weitem mehr als jene; ebenso wie der Begriff eines Organismus (einer organischen Einheit) bei weitem nicht durch die Summe der zu ihm gehörenden Theile erschöpft wird; vielmehr fehlt dieser Summe gerade noch das, was sie zum Organismus macht, das innere Band, das Princip, oder wie man es sonst nennen mag. So ist auch der Volksgeist gerade das, was die bloße Vielheit der Individuen erst zu einem Volke macht, er ist das Band, die Idee des Volks und bildet seine Einheit. Diese Einheit nun ist die des Inhalts und der Form oder Weise seiner Thätigkeit, in der gemeinschaftlichen Erzeugung und Erhaltung seines geistigen Lebens. Denn in dem geistigen Thun aller Individuen eines Volks herrscht eine Uebereinstimmung und Harmonie, welche sie zusammenschließt und zu einer organisch verbundenen Einheit macht. Das nun, was an dem verschiedenen geistigen Thun der einzelnen mit dem aller andern übereinstimmt und jene Harmonie bildet, zusammengenommen, ist die geistige Einheit des Volks, der Volksgeist. In der Form einer Definition wird die Völkerpsychologie den Volksgeist als das Subject, von welchem sie etwas prädiciren will, demnach etwa so bezeichnen: das, was an innerer Thätigkeit, nach Inhalt sowol wie nach Form, allen einzelnen des Volks gemeinsam ist; oder: das allen einzelnen Gemeinsame der innern Thätigkeit."

Wir können dieser Ansicht nur beistimmen und halten daher die Wissenschaft einer Völkerpsychologie in dem entwickelten Sinne nicht nur für möglich, sondern auch für geboten, wenn wir das Leben der Völker in ihrer Eigenthümlichkeit, sowie in ihren Gegensätzen und Wechselbeziehungen wirklich begreifen und zugleich

für die Einwirkung auf die Fortentwickelung derselben die richtigen und heilbringenden Gesichtspunkte gewinnen wollen. Es ist daher sehr zu wünschen, daß eine Zeitschrift, die sich die Ausbildung dieser Wissenschaft zum Zweck gesetzt hat, sowol von den hierzu berufenen Schriftstellern, wie von dem Publikum auf das entgegenkommendste unterstützt werde, zumal nicht nur die frühern Leistungen der beiden Herausgeber sowol auf dem Gebiete der Psychologie wie auf dem der Sprachwissenschaft, sondern auch die in diesem ersten Heft ausführlich dargelegten Principien keinen Zweifel darüber zulassen, daß die Leitung und Weiterführung dieses Unternehmens in den besten Händen ist. Wir können nicht umhin, allen Gebildeten den Inhalt dieses ersten Hefts zu eigener Kenntnißnahme zu empfehlen; um aber von dem, was man überhaupt in dieser Zeitschrift zu erwarten hat, einen wenigstens allgemeinen Begriff zu geben, lassen wir hier noch eine kurze übersichtliche Zusammenstellung der Erörterungen folgen, aus denen nach der Angabe der Herausgeber selbst der wesentliche Inhalt der Zeitschrift bestehen wird.

Der Völkerpsychologie sollen gewidmet sein: 1) Abhandlungen, welche die Erforschung und Aufstellung von völkerpsychologischen Gesetzen auf dem Grunde von gegebenen Thatsachen bezwecken, gleichviel ob das Gesetz die psychische Einheit einer Nation oder aber eines Staats oder einer andern geistigen Gemeinschaft und Einheit betrifft; 2) Darstellungen von historischen, ethnologischen, anthropologischen oder geographischen Thatsachen, dergestalt daß sie die Erkenntniß von allgemeinen psychologischen Gesetzen veranlassen oder unterstützen können; 3) Berichte und Urtheile über Werke, welche unmittelbar Gegenstände unserer Wissenschaft zum Inhalt haben, sowie auch über solche, welche zu den Hülfsquellen derselben gehören.

Der Sprachwissenschaft, welcher als der reichsten Quelle der Völkerpsychologie eine ganz besondere Berücksichtigung zu Theil werden soll, werden folgende Expositionen eingeräumt werden: 1) allgemeine sprachwissenschaftliche Aufsätze, in welchen durch Thatsachen aus den verschiedenen Sprachen psychologische Gesetze entweder gewonnen oder unterstützt werden; 2) übersichtliche Darstellungen eigenthümlicher Sprachbildungen, Charakteristiken der verschiedenen Sprachstämme oder einzelner Sprachen oder auch einzelner Gruppen von Formen, wie z. B. Verbalformen u. s. w.; 3) Besprechungen solcher Schriften, welche entweder auf dasselbe Ziel absichtlich hinsteuern oder zu demselben hinführen, indem sie durch bloße Darstellung sprachlicher Erscheinungen und Thatsachen die psychologische Erklärung derselben veranlassen.

Außerdem soll eine besondere Rubrik noch für kurze Bemerkungen, Beobachtungen, Skizzen und Fragen eingeräumt werden, sofern dieselben als Anfänge und Anlässe zu weitern Beobachtungen, durch Aufstellung von Problemen, Andeutungen und Versuchen zu ihrer Lösung oder kritische Notizen über Gegebenes, die Erforschung psychologischer Gesetze auf die Bahn bringen können.

Der Leser wird hieraus erkennen, daß die Zeitschrift trotz der bestimmten Grenzen, in denen sie sich bewegen will, ein ungemein weites, und nach allen Seiten hin interessantes Gebiet bestreift und daß er sich die vielseitigste Anregung und Belehrung von ihr versprechen darf. Möge sie Kraft und Ausdauer besitzen, sich gegen die Ungunst der Zeiten zu behaupten.

Adolf Zeising.

Notiz.

Die Pecht-Ramberg'sche „Schiller-Galerie".

Ein Prachtwerk, welches ebenso wol der deutschen Auffassungs- und Interpretationsgabe als dem deutschen Grabstichel zur hohen Ehre gereicht und wegen der beigefügten Erläuterungen auch literarischen Werth in Anspruch zu nehmen hat, ist soeben — kurz vor Schiller's hundertjährigem Geburtstage, zu dessen Verherrlichung es von der Verlagshandlung ins Leben gerufen wurde — mit der zehnten Lieferung vollendet worden; es ist das folgende:

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg. Funfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. Leipzig, Brockhaus. 1859. 4. 13 Thlr. 10 Ngr.

In dem erst jetzt am Schluß mit ausgegebenen Vorwort weist Pecht darauf hin, daß das Werk ursprünglich eine Art von Pendant zu den im Auslande veranstalteten, in deutschen Ausgaben in demselben Verlage wie die „Schiller-Galerie" erschienenen Illustrationswerken „Die Frauen der Bibel" und „Shakspeare-Galerie" werden sollte, und fährt dann fort: „Die Säcularfeier der Geburt unsers nationalen Dichters schien der geeignetste Zeitpunkt, ihm die eigene Verehrung zu bezeigen durch eine Production, wie sie merkwürdigerweise bisjetzt noch nicht versucht worden war, da wir zwar allerhand Bilder Schiller'scher Gestalten, aber noch keine zusammenhängende Illustration seiner Werke besitzen, die den heutigen Anforderungen irgend entsprechen könnte. Daß die Aehnlichkeit mit jenen vorerwähnten Werken indeß nur eine äußerliche sein dürfe, daß das Buch weder französisch noch englisch, sondern eben nur deutsch aussehen müsse, daß es ein viel genaueres Eingehen auf die Ideen des Dichters bedinge, als es dort zu finden, wenn es seine irgendwie würdig sein, der Pietät entsprechen solle, welche wir alle gegen ihn empfinden, das verstand sich gewissermaßen von selbst." Die Aufgabe war um so schwieriger, da die Dramenfiguren Schiller's den Zeichner leicht zu einer conventionell theatralischen Auffassung verleiten können, wie dies bisher fast ohne Ausnahme der Fall war. Wir freuen uns aber sagen zu können, daß diese Klippe von den beiden Künstlern, sowol von Pecht als von Ramberg, glücklich vermieden ist. Die Gestalten sind wahr, lebensvoll und charakteristisch, und wenn auch manche derselben bei dem ersten Anblick von der Vorstellung, die sich als Niederschlag der Lectüre oder der häufigen Aufführungen in uns gebildet hat, abweichend sein mögen, was der eigenthümlichen Auffassung der Zeichner übrigens nur Ehre macht, so werden wir bei längerm Anschauen sagen müssen, daß sie mit der Intention des Dichters und dem Charakter der dargestellten Personen fast immer im Einklang stehen, oft sogar überraschende Aufschlüsse gewähren und das Verständniß der Schiller'schen Dichtungen überhaupt erleichtern helfen. Ein größeres Lob als dieses kann ihnen, dünkt uns, nicht gespendet werden. Namentlich meisterhaft erscheinen uns alle diejenigen Charakterbilder, wo ein historischer Anhalt an ein vorhandenes Porträt oder an Personalschilderungen vorhanden war, aber auch da, wo die Zeichner allein auf ihre Phantasie und ihr Deutungsvermögen angewiesen waren, wird man immer eine eigenthümlich geistreiche Auffassung anerkennen müssen. Auf Einzelheiten können wir hier nicht weiter eingehen, wollen aber mit besonderm Dank noch die schönen und charakteristischen Bilder Schiller's selbst und seiner Gattin hervorheben. *)

Die Erläuterungen, die man der Feder Pecht's verdankt, sind reich an geistreichen, scharfsinnigen und eigenthümlichen Bemerkungen, die zu einer richtigern Auffassung der Schiller'schen Dichtungen und ihrer Hauptgestalten überhaupt dienen können und sich um so mehr durch eine gewisse naturalistische Frische auszeichnen, da Pecht, wie er selbst versichert, es immer vorgezogen hat, die Dichter selbst, statt ihre Kritiker und Glossatoren zu genießen, wiewol er gesteht, daß er Gewinnst und besonders Julian Schmidt manche vortreffliche Winke verdanke. Wir erblicken in diesem Geständniß eine Anerkennung der Kritik überhaupt, obschon wir nicht recht einzusehen vermögen, wie die

*) Bei diesem Anlaß möge flüchtig erwähnt sein, daß nach einem wahrscheinlich von J. C. Reinhart gemalten und gegenwärtig sich im Besitz des Dichters Adolf Böttger befindlichen Oelbilde ein interessantes lithographirtes Porträt Schiller's erschienen ist, das um so mehr seine Theilnahme erregt, weil aus der Zeit (Mitte der achtziger Jahre), wo Reinhart es malte, kein weiteres beglaubigtes Porträt von Schiller vorhanden ist.

Analyſen eines Kritikers und Literarhiſtorikers der ſchaffenden Phantaſie eines Künſtlers ſehr nachzuhelfen vermögen, ohne übrigens zu verkennen, daß die Kritik im allgemeinen dazu beitragen könne, den Künſtler vor jener allzu idealiſtiſch-conventionellen, pathetiſch geſpreizten Manier zu wahren, die ſich ſonſt meiſtens in Illuſtrationen dieſer Art bemerkbar macht. Von beſonderm Intereſſe war uns noch im Vorwort die hingeworfene Aeußerung: „Deutſchland beſitzt noch keinen Maler, der dem Dichter Schiller ebenbürtig wäre", intereſſant darum, weil ſie aus der Feder eines Künſtlers herrührt, der freilich auch Denker iſt. Uebrigens freuen wir uns, dem Publikum laut der Vorrede anzeigen zu können, daß Verlagshandlung und die beiden Künſtler beabſichtigen, dieſem bereits mit größtem Beifall aufgenommenen wahrhaften Nationalwerk ein Parallelwerk, nämlich eine „Goethe-Galerie" folgen zu laſſen. **H. M.**

Bibliographie.

Arneth, A., Maria Thereſia und der Hofrath von Greiner. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Bareille, J., Emilia Paula. Hiſtoriſches Zeit- und Sitten-Gemälde aus dem 1. Jahrhundert. Nach dem Franzöſiſchen. Deutſch herausgegeben von J. Chowanetz. Zwei Bände. Schaffhauſen, Hurter. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Berg, J., Die Geſchichte der ſchwerſten Prüfungszeit der evangeliſchen Kirche Schleſiens und der Oberlauſitz, d. i. der Zeit von Einführung der Reformation bis zur Beſitznahme Schleſiens durch König Friedrich den Großen. Ein Beitrag zur Erklärung der gegenwärtigen äußern Zuſtände derſelben und zur Darlegung ihrer Rechte und Anſprüche in dieſer Hinſicht, nach den bewährteſten Quellen und Urkunden bearbeitet und mit den erforderlichen Ueberſichten, Nachweiſungen und Beilagen verſehen. Jauer. 1857. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Caballero, F., Ausgewählte Werke. Ueberſetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke. 1ſter Band. — A. u. d. T.: Die Möve. Ein ſpaniſches Sittengemälde. 1ſter Theil. Braunſchweig, Weſtermann. 8. 24 Ngr.

Grafft, J., Julian und Aemilia. Drama in fünf Aufzügen. Königsberg. 8. 24 Ngr.

Deutſchlands Lehrjahre. 1848—1860. Ein Gedenkbuch für das deutſche Volk von einem Volksfreund. 1ſte Lieferung. Berlin, Adminiſtration von Scherl's Leſekränzchen. Lex.-8. 4 Ngr.

Dichterperlen. Eine Auswahl des Guten und Schönen aus Deutſchen Dichtern ſeit Haller. Herausgegeben und mit Erläuterungen begleitet von H. Bone. Zwei Bände. Bonn, Henry u. Cohen. 1860. 8. 2 Thlr.

Eichwald, K., Niederdeutſche Sprichwörter und Redensarten geſammelt und mit einem Gloſſar verſehen. Leipzig, Hübner. 1860. 8. 15 Ngr.

Feifalik, J., Studien zur Geſchichte der altböhmiſchen Literatur. 1. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Gärtner, W., Aus der Wüſte. Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 16. 1 Thlr.

Golovine, I., Progrès en Russie, pour faire suite à la Russie, depuis Alexandre le Bien-Intentionné. Leipzig, Hübner. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Guſtav vom See, Vor fünfzig Jahren. Roman in drei Bänden. Breslau, E. Trewendt. 8. 4 Thlr.

Hahn, J. G. v., Mythologiſche Parallelen. Jena, Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

Hahn, L., Kurfürſt Friedrich der Erſte von Brandenburg, Burggraf zu Nürnberg, der Ahnherr des Preußiſchen Königshauſes. Ein deutſches Fürſtenbild. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hiemer, K., Die Einführung des Chriſtenthums in den deutſchen Landen. 5ter Theil. — A. u. d. T.: Die Einführung des Chriſtenthums im mittelweſtlichen und mittlern Deutſchland, enthaltend: Das Leben und Wirken des heiligen Bonifacius. Schaffhauſen, Hurter. 8. 27 Ngr.

Hochſtetter, F., Schreiben an Alexander von Humboldt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Horn, H., Ferdinand von Schill, der unerſchrockene Kämpfer für Deutſchlands Ehre und Freiheit. Dem deutſchen Volke zur Nachahmung vorgeſtellt. Tübingen, Riecker. 16. 4 Ngr.

Huber, J., Die Philoſophie der Kirchenväter. München, Literariſch-artiſtiſche Anſtalt. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Humboldt's, A. v., Reiſe in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutſcher Bearbeitung von H. Hauff. Nach der Anordnung und unter Mitwirkung des Verfaſſers. 1ſte Lieferung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 15 Ngr.

Keſſel, O. v., Reiſe- und Jagd-Abenteuer aller Länder und Völker. Mit 8 Abbildungen in Farbendruck von A. Haun. Berlin, Janke. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Koenig, R., Blüten aus dem Leben des Mädchens. Gedichtſammlung für junge Mädchen. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 20 Ngr.

Köpke, R., Deutſche Forſchungen. Die Anfänge des Königsthums bei den Gothen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kuhn, A., Die herabkunft des feuers und des göttertranks. Ein beitrag zur vergleichenden mythologie der Indogermanen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Leſſing's, G. E., geſammelte Werke in zwei Bänden. Leipzig, Göſchen. Lex.-8. 4 Thlr.

Neumann, G. F. W., Der Flüchtling. Friſches Gedicht. Leipzig, Hübner. 16. 25 Ngr.

Ramshorn, C., Maria Thereſia und ihre Zeit. 1ſte Lieferung. Leipzig, Voigt u. Günther. Lex.-8. 10 Ngr.

Die Rettung der Wittenberger Univerſitäts-Bibliothek durch deren erſten Cuſtos M. Gottlob Wilhelm Gerlach, jetzt ordentlichen Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Halle. Zur Geſchichte des Jahres 1813. Halle, Fricke. Br. 8. 5 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Der Menſch und das Weltmeer. Eine Skizze. Leipzig, Brandſtetter. Lex.-8. 10 Ngr.

Runeberg, J. L., Des Fähnrichs Stahl Sagen. Eine Liederſammlung. In's Deutſche überſetzt durch A. Tk. Leipzig, Köhler. 16. 16 Ngr.

Schneider, K. F. R., Huſarengeſchichten aus der Geſchichte des Blücher-Huſaren-Regiments. Stolp, Stein. Gr. 8. 25 Ngr.

Seidler, L. P., Claudia Procula. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. Frankfurt a. d. O., Trowitzſch u. Sohn. Gr. 16. 20 Ngr.

Vernaleken, T., Mythen und Bräuche des Volkes in Oeſterreich. Als Beitrag zur deutſchen Mythologie, Volksdichtung und Sittenkunde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Zeitbilder. Nr. 1. Tübingen, Riecker. 12. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Meine Anſichten über die Congreß-Frage. Rhapſodien aus der Zelle eines politiſchen Anachoreten. Leipzig, Bredt. 8. 5 Ngr.

Honigmann, D., Die preußiſche Verfaſſung und der confeſſionelle Eid. Breslau, Hainauer. Gr. 8. 6 Ngr.

Richter, K. E., Die vereinigten Staaten von Europa. Andeutungen zur Herſtellung eines dauernden Friedens unter den europäiſchen Staaten. Dresden. 8. 7½ Ngr.

Rönnefahrt, J. G., Johann Joachim Winckelmann. Kurze Lebensgeſchichte, bei Gelegenheit der Aufſtellung des Winckelmannsdenkmals allen Mitbewohnern der Stadt Stendal und der übrigen Altmark gewidmet. Stendal, Franzen u. Große. Gr. 8. 5 Ngr.

Schlatter, G. F., Staat, Kirche und Konkordat. Eine politiſch-kirchliche Betrachtung. Ulm, Gebr. Nübling. 1860. Gr. 8. 12½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Ein literarisch-artistisches Denkmal zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von

Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Funfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

4. In zehn Lieferungen. 13 Thlr. 10 Ngr.

Gebunden in Calico mit Goldprägung und Goldschnitt 15 Thlr. 10 Ngr.

Gebunden in Leder mit Goldprägung und Goldschnitt 16 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: Friedrich Schiller, Charlotte von Lengefeld; Karl Moor, Amalia, Franz Moor; Fiesco, Leonore, Andreas Doria, Julia Imperiali, Ferdinand, Luise Miller, Lady Milford; Philipp II., Elisabeth von Valois, Don Carlos, Marquis Posa, Prinzessin Eboli, Alba; Wallenstein, Gräfin Terzky, Octavio Piccolomini, Max Piccolomini, Thekla, Der Kapuziner, Gustel von Blasewitz; Elisabeth, Königin von England, Maria Stuart, Leicester, Mortimer, Burleigh; Johanna, Karl VII., Agnes Sorel, Talbot, Königin Isabeau; Donna Isabella, Don Manuel, Don Cesar, Beatrice; Wilhelm Tell, Hedwig, Tell's Knabe, Arnold vom Melchthal, Bertha von Brunneck, Geßler; Turandot, Kalaf, Demetrius; Der Prinz, Die Griechin

Die «Schiller-Galerie», die in jeder Hinsicht als ein Prachtwerk ersten Ranges und ein Unternehmen, das der deutschen Kunst zur Ehre gereicht, bezeichnet werden kann, die erste zusammenhängende Illustration seiner Werke, liegt dem deutschen Publikum nunmehr vollständig vor. Sie ist von der Verlagshandlung als ein des Dichters würdiges literarisch-artistisches

Denkmal zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage

ins Leben gerufen worden und mit Aufbietung aller Kräfte wurde es möglich, sie noch kurz vor diesem Tage, der in ganz Deutschland als ein Nationalfest gefeiert wird, zu vollenden. Als bleibende Erinnerung an diesen Tag kann den Verehrern Schiller's nicht leicht ein anderes Werk mit mehr Recht empfohlen werden, als die «Schiller-Galerie», die gleich bei ihrem Beginn von der Kritik mit der grössten Anerkennung begrüsst wurde und sich bereits zahlreiche Freunde erworben hat.

☞ **Die bereits bestellten gebundenen Exemplare der «Schiller-Galerie» werden in den ersten Tagen des November versandt werden und also noch vor dem 10. Nov. überall eintreffen. Wer bis dahin noch gebundene Exemplare zu haben wünscht, möge sofort einer Buchhandlung den Auftrag dazu ertheilen.**

Ausser der Prachtausgabe der «Schiller-Galerie» in Quart ist von derselben auch eine

Prachtausgabe in Imperial-Folio

veranstaltet worden. Die Stahlstiche sind auf chinesischem Papier, der erläuternde Text auf starkem Velinpapier mit geschmackvollen Initialen gedruckt.

Von den in der «Schiller-Galerie» enthaltenen, mit allgemeinster Anerkennung aufgenommenen

Porträts von Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld

sind Separat-Abdrucke erschienen, in Imperial-Folio und in folgenden zwei Ausgaben:

auf feinstem Kupferdruckpapier: jedes Blatt 16 Ngr.;

Prachtausgabe auf chinesischem Papier: jedes Blatt 20 Ngr.

Viele Besitzer der «Schiller-Galerie», denen diese Porträts lieb und werth sind, werden dieselben, welche Pendants bilden und sich trefflich zum Zimmerschmuck eignen, gewiss gern nochmals anschaffen.

Bei Friedrich Fleischer in **Leipzig** ist neu erschienen:

Anthropologie der Naturvölker.

Erster Band.

Ueber die Einheit des Menschengeschlechtes und den Naturzustand des Menschen

von **Dr. Theodor Waitz.**

Professor in Marburg.

Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Der 2. Theil dieses Werkes erscheint Anfang 1860.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Essai sur l'histoire de l'humanité.

Par **Michael Antonides.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Entwurf und Grundzüge einer Geschichte der geistigen Entwickelung der Menschheit, die der Verfasser, ein angesehener, hier pseudonym auftretender Gelehrter Russlands, als Frucht langjähriger Forschung der Oeffentlichkeit vorlegt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 46. — 10. November 1859.

Inhalt: Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier. Von Hermann Marggraff. — Die Schweizerregimenter während der Franzöſiſchen Revolution. Von Karl Guſtav von Berneck. — Charlotte von Kalb. Von Bernhard Rudolf Abeken. — Notiz. (Ernſt Renan's Eſſais.) — Bibliographie. — Zu Schiller's Jubelfeier.

Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier.

Erſter Artikel.

Eine ähnliche Erſcheinung wie die gegenwärtige Säcularfeier Schiller's bot in Deutſchland im Laufe dieſes Jahrhunderts etwa nur die dreihundertjährige Jubelfeier der Reformation. Damals ſuchte und fand die lutheriſche Hälfte der deutſchen Nation ihre Einheit in der Verherrlichung Luther's, dieſes ebenfalls an einem 10. November geborenen geiſtigen Heros. Der Enthuſiasmus, der ſich damals für dieſen „Mann Gottes" kund gab, war vielleicht noch intenſiver und volksthümlicher, umfaßte dafür aber auch nur denjenigen Theil der deutſchen Nation, welcher ſich in kirchlicher Hinſicht nach Luther nennt; der Schiller-Cultus dagegen dringt zwar weniger in die untern Schichten, beſonders der ländlichen Bevölkerung, iſt aber dafür um ſo ausgedehnter, indem er den Gebildeten und Vorurtheilsloſen aller Confeſſionen und Parteien als Ausdruck und Symbol ihrer geiſtigen Gemeinſchaft und ideellen Verbrüderung dient, und zwar nicht in Deutſchland allein, ſondern überall und an den entfernteſten Punkten des Erdkreiſes, wo ſich als Vorpoſten deutſcher Cultur und Sitte gebildete Deutſche in genügender Anzahl angeſiedelt haben, um dieſes brüderliche Feſt mit einigem Nachdruck begehen zu können. Obſchon dieſer Cultus hier und da Formen annimmt, daß es ſcheinen könnte, als ob er ein blos perſönlicher ſei, ſo iſt er im weſentlichen doch ein ideeller und nationaler, wiewol vielfach nuancirt und aus verſchiedenen Elementen gemiſcht, wie dies in bewegten Zeiten wie die unſerige immer der Fall iſt und nicht anders ſein kann. Der Gleichgültigen wie der Gedankenloſen, welche die Sache nur mitmachen, wie ſie alles mitmachen, was die Mode des Tags erfordert, gibt es freilich auch eine große Zahl. Und auch an Gegenſtimmen fehlt es nicht. Sie kommen zumeiſt aus dem Lager der Ultrakirchlichen, ſowol der proteſtantiſchen als katholiſchen, aus Hamburg und Stuttgart ebenſo gut wie aus Augsburg und Regensburg. Dies verſtand ſich von ſelbſt. Merkwürdiger erſcheint es dagegen, daß ſogar ein Erzradicaler, Karl Heinzen, ſich gegen den Schiller-Cultus ausſprach und mit einer immerhin anerkennenswerthen Unerſchrockenheit und Unbekümmertheit um die öffentliche Meinung und die Zuſtimmung ſeiner Geſinnungsgenoſſen in ſeinem „Pionier" behauptete, daß Goethe als der auf einem freiern Standpunkte ſich befindende überlegenere und univerſellere Geiſt dieſen Cultus viel mehr verdiene als Schiller.*) Indeß ſollten dieſe Herren, was wenigſtens die diesmalige Novemberfeier betrifft, doch bedenken, daß eine Säcularfeier eben nicht alle Tage wiederkehrt und daß keiner von denen, welche an der Schillerfeier des Jahres 1859 theilnehmen, die vom Jahre 1959 erleben wird.

Bei aller Anerkennung, die wir den dem Schiller-Cultus zu Grunde liegenden Tendenzen zollen, und bei allem Vorſchub, den wir ſeinen Zwecken für unſere Perſon nach unſern ſchwachen Kräften zu leiſten bemüht ſind, müſſen auch wir allerdings mit einer Aufrichtigkeit, die man uns ſicherlich nicht verübeln wird, bekennen, daß, ſoweit unſere Kenntniß der Zuſtände reicht, der Schiller-Cultus

*) Der Abdruck der begeiſterten Betrachtungen und Mittheilungen Adolf Stahr's über Goethe's Gartenhaus in Nr. 38 und 39 des „Pionier" kann wol als ein neues Zeugniß dieſer Vorliebe Heinzen's für Goethe und ſeines Beſtrebens, für ihn Propaganda zu machen, angeſehen werden. Und in der That, wenn wir in Nr. 38 des „Pionier" unter der Ueberſchrift „Höchſte Leiſtungen in einer Modellrepublik" leſen: „Das Volk zu unterjochen durch «Volksherrſchaft» iſt die höchſte Kunſt. Wegen Veröffentlichung einer vollbrachten Schandthat auf 10000 Dollars Schadenerſatz klagen, iſt das höchſte Recht. Das meiſte Geld zu machen durch das ſchlechteſte Mittel iſt das höchſte Ziel..... Nicht todtgeſchlagen zu werden als ehrlicher Mann, iſt das höchſte Glück"; oder: „Werde beliebt beim Pöbel und du wirſt unentbehrlich und gehörſt bei allen «honetten Leuten».“ „Sei klein genug, dich unter die Kleinſten zu erniedrigen, ſo wirſt du ein großer Mann" u. ſ. w., — ſo nähert ſich der Erzradicale Heinzen hierdurch einem ähnlichen Geſinnungsſtandpunkt, von dem aus Goethe ſchrieb:

Mir iſt das Volk zur Laſt.
Meint es doch dies und das;
Weil es die Fürſten haßt,
Denkt es, es wäre was.

Oder:

Ich habe gar nichts gegen die Menge,
Doch kommt ſie einmal ins Gedränge,
So ruft ſie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

die von ſeinen Pflegern erwarteten und beabſichtigten Früchte für das wirkliche Leben noch nicht getragen hat. Der Geſchmack, ſtatt ſich zu veredeln und zu verfeinern, vergröbert ſich, ſo ſcheint es, faſt täglich mehr. Lorle und die Grille verdrängen Amalie und Thekla, und die berliner Maſchinenbauer und noch viel derberes Gelichter machen Poſa und Wallenſtein eine Concurrenz, welche dieſe nicht beſtehen können. Soll der Idealismus, als deſſen Hauptrepräſentanten man nach der vulgären Anſicht Schiller betrachtet, nicht eine bloße Phraſe ſein, ſo darf man fordern, daß er alle Lebensverhältniſſe ſo weit möglich — weit wird dieſe Möglichkeit unter allen Umſtänden nicht reichen — durchdringe und verkläre. Aber man ſuche doch das Volk bei ſeinen Geſchäften, bei ſeinen öffentlichen Vergnügungen, in ſeinem Familienleben und ſeinem geſelligen Verkehr auf, und ſage dann, wie viel Idealismus in und hinter dieſem Treiben ſteckt. Auch die Gebildeten — natürlich mit Ausnahmen, aber leider mit nur wenigen — ſind von dem Vorwurf eines vorwiegend frivolen und materiellen Sinnes ſicherlich nicht freizuſprechen. Mit ſo manchen Idealiſten ſcheint es ſich genau ſo zu verhalten wie mit gewiſſen Kirchengängern, die ſechs Tage lang der Welt und am ſiebenten ein Stündchen dem Himmel dienen, der freilich von ihnen keinerlei Gebrauch machen kann. Je mehr Gedanken durch einzelne in der Welt verbreitet werden, um ſo mehr ſcheint die Gedankenloſigkeit in der Maſſe zuzunehmen, weil jeder aus dieſem großen Vorrath ſo viel Gedanken entnimmt, als ihm paſſend ſcheint und darüber das Selbſtdenken verlernt. Auch haben wir noch nicht wahrnehmen können, daß die Verherrlichung des Schriftſtellerthums in der Perſon Schiller's dazu beigetragen habe, den Schriftſtellern, die freilich auch nicht immer ihren Stand ſehr würdig repräſentiren und namentlich gerade nicht ſehr collegialiſch ſind, zu einer geachtetern Stellung im bürgerlichen Leben und im allgemeinen Verkehr zu verhelfen. Die Schiller-Stiftung, der wir gewiß unſere innigſte Sympathie widmen, iſt nur für die dringendſten Nothfälle; indeß zeugt der Umſtand, daß ſie überhaupt zu Stande kommen konnte, doch immer für die Einſicht, daß man auf die Schriftſteller mehr Rückſicht zu nehmen habe als bisher und daß es nicht hinreiche, immer nur die großen Todten zu feiern, ſondern daß es einer gebildeten und vorzugsweiſe literariſch gebildeten Nation würdig ſei, auch der Lebenden zu gedenken. Bisher iſt die deutſche Nation in der That auch gar zu wohlfeil zu den Genüſſen gekommen, die ihr ihre Schriftſteller und Dichter bereitet haben. In allem dem liegt für die Förderer des Schiller-Cultus die Mahnung, ihre Beſtrebungen mit noch größerm Eifer als bisher fortzuſetzen und mitunter auch mehr beizende Lauge anzuwenden, um alte Schmutzflecken zu tilgen. Die Franzoſen haben keinen öffentlichen Racine- oder Rouſſeau-Cultus, die lebenden Schriftſteller befinden ſich aber dabei ganz wohl, und „der Lebende hat recht", wie Schiller ſagt. Die Franzoſen und Engländer ſind eben Leute, die praktiſch zu handeln und das Leben praktiſch anzufaſſen wiſſen, während die Deutſchen nur zu oft genug gethan zu haben glauben, wenn ſie über eine Angelegenheit möglichſt viel hin und wieder geſprochen und jeder ſeine Weisheit, ſeine ſcharfſinnigen Pro's und Contra's ausgekramt haben.

Es war vorauszuſehen, daß die Säcularfeier Schiller's eine umfangreiche Literatur hervorrufen würde, was denn auch geſchehen iſt; denn bereits in dieſem Augenblick liegt uns ein beträchtlicher Stoß „Schiller-Literatur" vor, und noch mehr davon ſteht in Ausſicht. Ein nicht unbeträchtlicher Gewinn kommt dabei immer heraus, wenn auch Gutgemeintes und Manches, was blos der Speculation ſeine Entſtehung verdankt, als Ballaſt mit eingepackt iſt, ſich aber durch die Signatur als durchaus unentbehrliche und preiswürdige Waare empfehlen möchte. Einige dieſer Schriften und Werke würden allerdings auch ohne dieſen Anlaß früher oder ſpäter ins Leben getreten ſein; indeß verzögerte oder beſchleunigte man ihr Erſcheinen, damit ſie in dem gegenwärtigen günſtigen Augenblick ans Licht treten könnten.

Natürlich wird man in dieſen Säcularſchriften ein vollkommen unbefangenes und unparteiiſches Urtheil über Schiller meiſt nicht erwarten dürfen; im Gegentheil verdanken ſie der Mehrzahl nach ihre Entſtehung recht eigentlich der Abſicht, nur Schiller's Verdienſte und Lichtſeiten hervorzuheben, die Ausſtellungen, die man ſich an ſeinen Werken zu machen erlaubte, theils auf unlautere Motive, theils auf Beſchränktheit und Mangel an Empfänglichkeit und Verſtändniß zurückzuführen, und Schiller überhaupt als denjenigen Repräſentanten der deutſchen Nation hinzuſtellen, in welchem ſich die glänzendſten Eigenſchaften ihres Geiſtes und Charakters vereinigt, ihre höchſten ſittlichen Poſtulate ausgeſprochen finden. Wer wollte auch in den Jubel der Säcularfeier mit einem ſchrillen Miston einfallen? Aber ein ſolcher ſchriller Miston und eine gerechte Kritik ſind zweierlei Dinge, und es gibt ſchwerlich einen Dichter, deſſen Manen mehr über bloße Liebedienerei und ſchmeichleriſches Lob erzürnt ſein würden, als eben Schiller. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in Feſtreden, Feſtgedichten, Prologen, Epilogen u. ſ. w. nur die erhabenen Seiten und die Verdienſte des gefeierten Mannes hervorgehoben werden; aber Schriften, die irgend auf kritiſche und literarhiſtoriſche Geltung Anſpruch machen und dem Geſchilderten auf die Dauer nützen wollen, dürfen keine bloßen Enkomien und überſchwengliche Feſthymnen ſein.

Man vergeſſe nicht, daß an Drang nach Wahrheit und Selbſterkenntniß ſich mit Schiller unter ſeinen Zeitgenoſſen vielleicht nur noch Leſſing vergleichen läßt. Schiller war allerdings ein von edelm Stolze erfüllter Mann, und er hatte hierzu ein Recht, wenn er ſich mit den meiſten Mitſtrebenden ſeiner Zeit und ſeiner Nation verglich; aber er hatte ſich auch die höchſten Ziele geſtellt, und indem er ſeine Leiſtungen mit dieſem Ideale maß, glaubte er immer noch zu fühlen, wie weit jene hinter dieſem zurückſtänden, wie viel ihm noch zu thun übrig ſei, um ſeinen Anſprüchen an ſich ſelbſt zu genügen. Daher geſellte ſich ſeinem ſtolzen Bewußtſein auch wieder der entſprechende Grad von Demuth und Beſcheidenheit,

und ſo ſtreng er gegen andere war, ebenſo ſtreng war er gegen ſich ſelbſt. Er, der ſpäter gegen Körner geſtand, daß er ſich von ſeiner eigenen Tragödie „Don Carlos" angeekelt fühle, der von ſeinem berühmten „Lied an die Freude" bemerkte, daſſelbe ſei ein „ſchlechtes" Gedicht, das gerade wegen der Zugeſtändniſſe an den ſchlechten Geſchmack der Zeit eine Art Volkslied geworden ſei: dieſer Friedrich Schiller, ſo empfindlich er auch gegen unbegründeten und unbeſcheiden ausgeſprochenen Tadel war, fordert von ſeinen Kritikern, die ihn ehren wollen, ſtrenge Gerechtigkeit und ein gänzlich unbeſtochenes Urtheil, vorausgeſetzt, daß es geſcheidt ſei; denn nichts verachtete und haßte Schiller mehr als das Dumme, mithin auch den dummen Tadel ebenſo gut wie das dumme Lob.

Es ſind aber leider, man muß es ſagen, über keinen Dichter der Welt ſo viele Phraſen gemacht worden als über Schiller. So kühl, verſtändig, vorſichtig und reſervirt der Deutſche im allgemeinen iſt, ſo überläßt er ſich doch auch leicht einem gewiſſen Schwulſt in der Betrachtungs- und Ausdrucksweiſe, der dann als Ausfluß der Begeiſterung und Empfindung gelten ſoll, während ſich die wahre Begeiſterung, die nicht zugleich bloße Trunkenheit iſt, immer nur maßvoll ausdrückt und der Schwulſt mit dem Weſen wahrer Empfindung im vollkommenen Widerſpruch ſteht. Zwar hat man Schiller ſelbſt einen Hang zur Phraſe vorgeworfen, was auch inſofern nicht ganz unrichtig ſein mag, als er ſich in ſeinen Dramen öfter ſchwunghafterer Worte und rhetoriſcherer Wendungen bedient, als mit dem auszudrückenden Affect, dem Weſen der ſprechenden Perſon und mit der Situation, in der ſie ſich befindet, vereinbar iſt. Er verletzte dadurch vielfach jenes pſychologiſche Geſetz, wonach gerade der höchſte Affect ſich immer nur mit wenigen kurz herausgeſtoßenen Worten begnügt, wie Macbeth nach ſeiner Bluthat oder Macduff bei der ihm hinterbrachten Trauerkunde, daß die Seinen auf Macbeth's Befehl hingeſchlachtet worden; und vielleicht hat Schiller weſentlich dazu beigetragen, die Deutſchen an die Vorſtellung zu gewöhnen, daß wahres Gefühl nothwendig große oder viele Worte machen müſſe und daß hinter einfachen Worten daher keine eigentliche Empfindung oder Leidenſchaft verborgen ſein könne. Es hat ſich auch demzufolge eine gewiſſe typiſch gewordene declamatoriſche Bühnenſprache in Deutſchland herausgebildet, welche leider kein Tragödiendichter verſchmähen darf, wenn er auf unſer Publikum nur einige Wirkung machen will, ſelbſt wenn er von dem Unnatürlichen einer ſolchen Sprache vollkommen überzeugt iſt. Aber Schiller's Phraſen oder ſogenannte Kraftſtellen ſind, wenigſtens in ſeinen ſpätern Dramen, niemals dunkel, unverſtändlich und räthſelhaft; ſie ſchlagen zwar um den Gedanken, der oft ganz ſimpel, zuweilen ſogar etwas dürftig iſt, ein vielleicht zu weitfaltiges ſchimmerndes Gewand, aber dieſes iſt vollkommen durchſichtig, ſodaß man den Gedanken höchſtens wie durch einen leichten, ſeine Umriſſe verſchönernden Schleier erblicken kann. Dagegen kann man Schiller in ſeinen ſpätern philoſophiſchen, äſthetiſchen und kritiſchen Schriften, Aufſätzen und namentlich Briefen, nachdem er durch die Kant'ſche Schule gegangen, ſchwerlich eine Stelle nachweiſen, welche etwas Phraſenhaftes hätte. Hier iſt ſein Ausdruck niemals überſchwenglich, ſondern immer klar und präcis, die Entwickelung immer ſtreng logiſch; und die Kritiker und Lobredner Schiller's, die über ihn nur überſchwengliche Phraſen zu Markte bringen, beweiſen gerade dadurch, daß ſie von ihm nichts oder nicht das Richtige gelernt haben.

Außerdem ſollten ſie bedenken, daß jede Maßloſigkeit und Uebertriebenheit früher oder ſpäter nothwendig eine Reaction hervorruft. Die blinden Verehrer und ſklaviſchen Anbeter Goethe's haben dieſem bei einem großen Theile der Nation mehr geſchadet als alle noch ſo hämiſchen und kecken Geſellen, die ſeine ſittliche Größe zu beſudeln, ſeine dichteriſche Größe im allgemeinen und nicht blos in einzelnen, weniger bedeutenden Werken zu verkleinern und auf das Niveau eines blos virtuoſenhaften Talents herabzudrücken ſuchten. Wenn es den modernen Bühnendichtern, welche im Drama mehr der franzöſiſchen Richtung huldigten, während der beiden letzten Decennien in der That gelungen zu ſein ſcheint, die Verehrung für Shakſpeare in nicht unbeträchtlichem Grade abzuſchwächen, ſo ſind daran die Romantiker vielleicht nicht ganz ohne Schuld, indem dieſe ſogar Shakſpeare's Auswüchſe und Fehler, die zugleich die Fehler und Auswüchſe ſeiner Zeit waren, als nothwendige Beſtandtheile, ja als beſondere Schönheiten ſeiner Werke anerkannten und vertheidigten, und es bewirkten, daß ſie mit dieſen Auswüchſen auch zur Aufführung kamen und zwar vor einem zartnervigen modernen Publikum, welches begreiflicherweiſe nicht ſo viel vertragen kann als das faſt ausſchließlich aus Männern beſtehende Publikum der Shakſpeare-Bühne. Jeder noch ſo große Dichter hat, wie manche Feſtungen, gewiſſe ſchwache Außenwerke, die man am beſten zur rechten Zeit aufgibt, um das Hauptwerk mit um ſo beſſerm Nachdruck und Erfolg vertheidigen und behaupten zu können. Im Eingange unſers Aufſatzes haben wir Luther genannt. Dieſer wurde zur Zeit des großen Reformationsjubiläums vielfach ganz ernſtlich als ein von Gott ſelbſt inſpirirter neuer Heiland ohne alle menſchlichen Irrthümer geprieſen, während ſeitdem auch an ihn die hiſtoriſche Kritik Hand angelegt hat, um ihm gewiſſe Fehler und Inconſequenzen nachzuweiſen, die er ſich bei ſeinem großen weltgeſchichtlichen Werke zu Schulden kommen ließ. Geht dieſe auf die Dauer faſt nie ausbleibende Reaction gegen zu weit getriebene Verehrung und Vergötterung großer Menſchen wirklich aus einer ſchlechten Seite der menſchlichen Natur hervor? Schwerlich, obſchon bei einzelnen allerdings der bloße Neid, die Unfähigkeit, menſchliche Größe überhaupt zu bewundern, ins Spiel kommen mag; im ganzen aber möchten wir zur Ehre der Menſchheit annehmen, daß der erwähnte, an ihr ſo hervortretende Charakterzug eher ein Ausfluß des Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühls ſei und daß ſich darin das Bedürfniß ausſpreche, das geſtörte Gleichgewicht in der Abſchätzung der großen Geiſter und der Wohlthäter der Menſchheit wiederherzuſtellen; denn der Verdienſte und der ſchätzbaren Entwickelungsformen,

in denen ſich der menſchliche Geiſt offenbart, ſind viele, und es iſt keineswegs leicht, unter ihnen die Preiſe ſo zu vertheilen, daß dadurch keinem ein Unrecht geſchieht. Wir haben Grund zu glauben, daß es ſchon jetzt manche in Deutſchland gibt, welche in dieſem Schiller-Cultus, falls er in gleichen Progreſſionen zunehmen ſollte, eine unbillige Zurückſetzung Leſſing's, Goethe's, Herder's u. ſ. w. und eine unerwünſchte Minderung ihres Einfluſſes erblicken oder von ihm befürchten. Wir für unſere Perſon erblicken für jetzt in dieſem Cultus, ſelbſt in ſeinen Ausſchreitungen, wenn er davon wirklich nicht freizuſprechen ſein ſollte, eben nur einen Act ausgleichender Gerechtigkeit, da es allerdings eine Zeit in Deutſchland gab, wo, beſonders unter der Mitwirkung der Romantiker und anderer Zeiteinflüſſe, Schiller gegen Goethe wie überhaupt zu ſehr zurückgeſetzt und abſichtlich verkannt wurde. Hierüber klagte damals Wilhelm von Humboldt mit Recht und trug ſeinerſeits durch die Veröffentlichung ſeines Briefwechſels mit Schiller und durch die vorausgeſchickte Einleitung ſicherlich viel zur Wiederkehr einer richtigern und unparteiiſchern Würdigung des großen Dichters bei. Es wird in ſolchen Zeiten immer Leute genug geben, welche mit dem Strom des Tagesgeſchmacks ſchwimmen und die von der herrſchenden Partei gegebene Parole zu der ihrigen machen, welche an dem wohlfeilen Grundſatz feſthalten:

Mußt dem Geehrten deine Ehre geben,
Und dem Gedrückten deinen Druck! Mußt ihn,
Den man gefeiert nennt, erhöhn und heben
Und den Verachteten zu Boden ziehn!

Es würde hier zu weit führen und eine literarhiſtoriſche Abhandlung nöthig machen, wenn wir die Einflüſſe zergliedern wollten, denen man es zuſchreiben muß, daß Schiller längere Zeit ſo große Ungunſt nicht ſeiten des Publikums, ſondern der herrſchenden literariſchen Partei und der Geſellſchaftscrême zu erdulden hatte. Dieſe Zurückſetzung erſcheint uns jetzt um ſo ſeltſamer, da er, wie Wilhelm von Humboldt ihn gelegentlich nicht ganz mit Unrecht nennt, der „modernſte aller Dichter war", ſicherlich aber ein ſehr moderner Charakter, das Moderne natürlich in ſeinem beſſern und edlern Sinne, nicht im Sinne ſeiner ſpätern frivolen Ausartung verſtanden. Goethe iſt eigentlich viel zu naiv, natürlich und einfach, um ſich bei der jetzigen echauffirten Generation eines allgemeinen tiefern Verſtändniſſes und einer allgemeinen Sympathie erfreuen zu können, und wenn Seelenadel, ſittliche Reinheit, Freiheits- und Vaterlandsgefühl allein hinreichten, um einen Dichter auf die Dauer populär zu machen, ſo müßte Klopſtock ebenſo volksthümlich ſein wie Schiller, ja noch volksthümlicher, da er nicht wie Schiller einem abſtracten, an kein Territorium gebundenen, ſondern einem ſpecifiſch deutſchen Patriotismus huldigte. Was ferner das Princip der Humanität und der religiöſen Duldung betrifft, ſo findet ſich dies bei Leſſing, namentlich auch in ſeinem „Nathan", viel beſtimmter formulirt als bei Schiller.

Es müſſen alſo noch ſo manche weſentlich moderne Eigenſchaften bei Schiller hinzugetreten ſein, die es veranlaßten, daß man jetzt keinen Klopſtock-Cultus, Leſſing-Cultus oder Goethe-Cultus, ſondern einen Schiller-Cultus begeht, und daß ein kleiner Anſtoß dieſem eine ſo weltweite Ausdehnung und einen ſo feierlichen, faſt pompöſen Glanz verleihen konnte. Es bleibt ſicherlich eine bemerkenswerthe Thatſache, daß Goethe, obſchon in ſeinem Kern rein deutſch (denn was wäre deutſcher in Inhalt und Form als ſein „Fauſt", ſein „Götz von Berlichingen", ſein „Werther", ſein „Jahrmarkt von Plundersweilern" und ähnliche Faſtnachts- und Jahrmarktsſpiele, ſeine lieblichen Lieder und Romanzen, ſeine Gedichte im Hans Sachs'ſchen Geſchmack?), größern Einfluß im Auslande erlangt hat als Schiller, und zwar namentlich durch ſeinen „Fauſt", von dem C. G. Wenzel's bibliographiſche Jubelfeſtgabe „Aus Weimars goldenen Tagen" mehr als ein Dutzend franzöſiſche, über 30 engliſche und acht ruſſiſche Ueberſetzungen anführt, der Ueberſetzungen in andere Sprachen nicht zu gedenken; daß dagegen Schiller, obſchon im Auslande als pathetiſcher, lyriſcher und dramatiſcher Dichter hoch geſchätzt und bewundert, von den andern Nationen nicht im gleichen Grade als der eigentliche Repräſentant des deutſchen Geiſtes und als Culturdichter angeſehen wird wie Goethe, dafür aber von der überwiegenden Zahl des deutſchen Volks ſelbſt als der eigentliche nationale Dichter angeſehen und gefeiert wird.*) Die Deutſchen ſehen ſo gern dem Flug eines königlichen Adlers in die Wolken nach, weil ſie dann glauben, ſie flögen mit, und nicht ſelten ſind dies gerade diejenigen, die an der Scholle des niedrigſten Bedürfniſſes kleben. Im übrigen werden wir noch Anlaß genug haben, bei der Beſprechung der uns vorliegenden oder noch zu erwartenden Schriften und Werke über Schiller auf die Eigenſchaften, die ihn der deutſchen Nation ſo theuer machen, zurückzukommen, und zu ihnen dürfte dann auch eine Schrift, „Schiller, ſein Leben und ſein Sterben", gehören, deren Herausgeber, Adelbert Kühn, laut eines uns zugegangenen, manches Intereſſante verheißenden Proſpects unter anderm (wie es ſcheint an der Hand tüchtiger Gewährsmänner) auch die Frage zu beantworten gedenkt: „Warum iſt Goethe als Dichter größer als Schiller, Schiller dagegen populärer als Goethe?" Wir ſehen freilich ein, daß jede Antwort, welche auf dieſe Frage zu ertheilen verſucht wird, immer wieder eine neue Frage erzeugen wird, zumal in bewegter fraglicher Zeit wie die unſerige, wie denn ja unſers Wiſſens Goethe ſelbſt einmal bemerkte, daß in ſolchen Zeiten Schiller als die leidenſchaftlichere Natur ſtets eine größere Wirkung ausüben werde als er.

*) Hierfür zeugt beſonders auch die von Anfang zwar nicht gerade übermäßige, aber für Deutſchland in verhältnißmäßig ungewöhnlichem Grade ſich mehrende ſehr dankenswerthe Betheiligung an der Aufgabe und den Zwecken der Schiller-Stiftung. Das deutſche Publikum hängt einmal viel mehr als irgendein anderes an Namen, und ſicherlich hätte, um vulgär zu ſprechen, kein Name ſo „gezogen" als der Name Schiller's. Aus dieſer Theilnahme aller Gebildeten für Schiller auf eine wirkliche Maſſenpopularität des Dichters zu ſchließen, wäre jedoch voreilig; auch war es Schiller am wenigſten um dieſe Art Popularität zu thun.

Für heute wollen wir uns ausschließlich mit einem Werke beschäftigen, das, ein Product der unbedingtesten Verehrung und Pietät für Schiller, an äußerm Umfang und innerer Fülle alle übrigen uns vorliegenden übertrifft und auch ohne Anlaß der Säcularfeier ins Leben getreten sein würde, und dessen erster Band schon vor etwa Jahresfrist erschienen ist. Wir meinen:

Schiller's Leben und Werke. Von Emil Palleske. Zwei Bände. Berlin, Besser. 1859. Gr. 8. 4 Thlr.

Dieses bereits auch von Frauenhand ins Englische übersetzte und jetzt in zweiter Auflage angekündigte Werk scheint recht eigentlich als ein Seitenstück oder vielmehr als ein Gegenstück zu Lewes' Biographie Goethe's auf den Kampfplatz der Concurrenz zu treten. Der Umstand, daß ein Engländer Goethe's Leben beschrieb, schien zu beweisen, daß Goethe in England größerer Anerkennung sich zu erfreuen habe als Schiller, und deutscherseits hielt man sich aufgefordert, in einem ähnlichen Werke Schiller in sein Recht einzusetzen oder dem Auslande vielleicht gar darzuthun, daß Goethe diese Bevorzugung nicht verdiene. Um auch äußerlich die Parallele möglichst vollständig zu machen, ließ man das Werk in einem Format und überhaupt einer äußern Ausstattung erscheinen, derjenigen möglichst entsprechend, in welcher die Freese'sche Uebersetzung des Lewes'schen Werks erschien; auch in Betreff der ganzen Anordnung, des Plans und der Einrichtung des Textes, der Eintheilung und der Art der Kapitelüberschriften (welche letztere doch oft gar zu künstlich sind, z. B. „Gedämpftes Feuer", „Liebesmühe", „Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz", „Nektarische Blumen" u. s. w.) ist der Palleske'sche Schiller dem Lewes'schen Goethe möglichst genähert. Wir wissen nicht, ob es nöthig oder überhaupt nur gut gethan war; denn man merkt zu sehr die Absicht und fühlt sich außerdem zu Vergleichungen aufgefordert, die wenigstens nicht in allen Stücken für den Deutschen günstig ausfallen dürften.

Sicherlich wird man zwar die außerordentliche Liebe des Verfassers zu seinem Gegenstande, seinen Fleiß, den Umfang und den Ernst seiner Studien, wie im ganzen auch sein Talent und seinen Geist anerkennen müssen. Vor dem Schweiß und Fleiß, welcher an der Ausarbeitung eines Werks hängt von mehr als 50 enggedruckten Bogen in großem Octavformat, wird der einer solchen Arbeit Kundige unter allen Umständen Respect haben. Auch hat Palleske ohne Zweifel gründlichere Studien in deutscher Philosophie gemacht als Lewes und sucht mehr als dieser in seinen Kritiken in die Idee der betreffenden Dichtung einzudringen und die Dichtung von diesem Mittelpunkt ihrer Idee aus zu erklären. Aber seine kritischen Analysen, die im Grunde nur bloße Panegyriken sind, werden darüber oft abstrus und verlieren sich in ein trockenes Raisonnement, besonders wenn sich der Verfasser in historische oder literarhistorische Auseinandersetzungen einläßt, die im Grunde nicht zur Sache gehören. Lewes ist auch in solchen Partien, indem er nur das Nothwendigste gibt, viel ansprechender und lesbarer, wie er dies meist auch in der Erzählung ist. Außerdem hat Lewes seinen Stoff viel gleichmäßiger verarbeitet als Palleske den seinen. Manche Partien in des letztern Werke sind zu ausführlich, andere dafür zu dürftig behandelt. Das erstere gilt namentlich von Schiller's Liebschaften, die, auch selbst die unbedeutendsten, mit außerordentlicher historischer Gewissenhaftigkeit erzählt und entwickelt sind. Auf diese und manche andere Umstände, die im Leben Schiller's mehr nur eine episodische und vorübergehende Rolle spielen, ist so viel Raum verwandt, daß, um den Stoff in zwei Bände zusammenzudrängen, viel wichtigere Momente um so kürzer abgefertigt werden mußten. Je behaglicher sich der Verfasser in Betreff der frühern Lebensperioden Schiller's gehen läßt, um so mehr überstürzt er sich später, und zwar gerade in der Partie, welche von der reifsten Periode Schiller's handelt. Hier wird die verbindende Erzählung außerordentlich knapp gefaßt, nur um für die kritischen Analysen der Schiller'schen Dichtungen hinlänglich Raum übrig zu behalten, und es ist dadurch eine Ungleichmäßigkeit in das so verdienstliche Werk gekommen, die jedem urtheilsfähigen Leser auffallen muß. Vielleicht trug hierzu auch die Eile bei, die der Verfasser nöthig hatte, wenn der zweite Band noch an dem Säcularfest in die Oeffentlichkeit treten sollte, während sich Lewes gehörig Zeit ließ und lassen durfte.

Eine ähnliche Ungleichmäßigkeit finden wir im Stil, der bei Palleske noch zu keiner Festigkeit gelangt ist. Hier und da wirkt die Darstellungs- und Schreibart des Verfassers durch die vielen rasch aufeinander folgenden kurzen und gehackten Sätze fast unangenehm; wir führen nur folgende Proben an, die wir auf Gerathewohl aus dem Buche herausgreifen:

Er wollte die geliebte Freundin wiedersehen. Alle Wesen, die er an sich fesselte, hatten etwas gehabt, das ihnen theuerer war als er. Damit konnte sich sein Herz nicht behelfen. Charlotten, das wußte er, war er alles. Seine Ansichten waren freier geworden; er glaubte jetzt, ohne innere Kämpfe ihr nahen zu können. Vielleicht fürchtete er die Gefahren nicht, vielleicht hoffte er sie. Ja, wahrscheinlich sprach sich nur das glühendste Liebesbedürfniß in allen diesen Wünschen aus.

Oder:

Jetzt wurde alle Hoffnung plötzlich auf den Herzog von Weimar, auf ein kleines Gehalt gesetzt. Frau von Stein konnte dazu helfen. Sie hatte zugleich großen Einfluß auf die chère mere. Ihr vertraute Lotte das ganze Geheimniß. Aber Frau von Stein war durchaus gegen die Heirath. Sie stellte Lotten vor, sie werde an Schiller einen kranken Mann haben. Sie beschwor sie, sich nicht ins Unglück zu stürzen. Nur als Lotte sich unerschütterlich fest zeigte, versprach die Freundin gerührt ihre ganze thätige Theilnahme. Es galt vor allem den Herzog zu gewinnen.

Man lese diese Sätze, die allerdings die Ausarbeitung eines umfangreichen Werks wesentlich erleichtern müssen, laut vor sich hin und man wird zugeben, daß, wenn sie sich wie in dem Palleske'schen Werke häufig wiederholen, die Annehmlichkeit der Lectüre in ähnlicher Weise verringern wie die Stöße eines Wagens auf einem sehr holperigen Wege die Annehmlichkeiten einer Reise, wennschon diese durch höchst interessante Gegenden führt. Auch stößt man auf mancherlei Geschmacklosigkeiten, so

wenn in Bezug auf Ariſtoteles bemerkt wird, daß, wenn er dies oder das geſagt oder zu ſagen beabſichtigt hätte, er ein „Confuſionsrath“ geweſen ſein würde; oder wenn der Verfaſſer ſagt: „Es war nur ein Schnitt mehr in dem langen Kerbholz ſeiner (Fr. Nicolai's) Sünden, welches er bei beiden Dichtern zu hängen hatte“, oder wenn es an einer andern Stelle mit Bezug auf die „Xenien“ heißt: „Im Januar ging noch ein gewaltiger Hecht (Reichardt) ins Garn.“ Das ſind zwar ſcheinbar nur Kleinigkeiten, je mehr aber der in der modernen deutſchen Literatur herrſchende ſalope Ton überhaupt zu ſolchen Plattheiten neigt, um ſo mehr ſollten ſie überall, wo ſie ſich finden, unerbittlich aufgeſucht und ſtreng gerügt werden. Zu dieſen Unarten oder Unbehülflichkeiten des modernen deutſchen Stils gehören auch die jetzt überhaupt ſehr in Gebrauch gekommenen Exclamationen, die, ungeſchickt angewendet, den Eindruck meiſt nur ſchwächen, ſtatt verſtärken, z. B.: „Wenn er nur ein einziges hätte beginnen können! Ein Sujet geſellte ſich zum andern! Wenn er nur für eins ſich hätte entſcheiden können! Erhabenes Zaudern einer großen Seele!“ Wenn man ein Seitenſtück zu Lewes ſchreibt, vielleicht in der Hoffnung, ihn zu übertreffen und ihm zu zeigen, daß nur ein Deutſcher berufen ſei, über einen großen deutſchen Dichter zu ſchreiben, dann ſollte man wenigſtens zuvörderſt danach trachten, mit ihm den Kampf in ſtiliſtiſcher Beziehung beſtehen zu können, wenigſtens nicht zu weit hinter ihm zurückzubleiben. Palleske hat die beſten ſtiliſtiſchen Mittel, wie jeder Mann von Geiſt, aber es geht ihm wie einem Sänger, der mit den beſten Stimmmitteln begabt iſt, dem es aber an Schule oder an ſtrenger Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt fehlt.

Das Werk Palleske's, der es Schiller unter anderm mit einem bezeichnenden Ausdruck nachrühmt, die dramatiſche Dichtung und die Schauſpielkunſt aus der Stubencharakteriſtik „zum großen und freien Stil der Geſchichte“ zurückgeführt zu haben, ſcheint in ſeiner ſchönen Begeiſterung wol geeignet, den Kreis der Verehrer Schiller's, wenn ſich eine ſolche Erweiterung überhaupt noch als möglich denken läßt, noch mehr zu erweitern, einzelne unbillige oder ſchiefe Urtheile zu berichtigen, manches in Schiller's dramatiſchen Schöpfungen, was bisher die Kritik als Fehler anzuſehen geneigt war, ſogar als Schönheit erſcheinen zu laſſen und beſonders auch ſeine Verdienſte als philoſophiſcher und äſthetiſcher Schriftſteller, ja als eines Vordermanns auf dieſem Gebiete in ein klareres Licht zu ſtellen. Indeß haben wir ſchon oben den Charakter und den Stil des Werks als einen zu enkomiaſtiſchen bezeichnet, und aus dieſem Grunde könnte es doch geſchehen, daß dieſes Werk, ſobald die Stimmung für Schiller nicht mehr ſo leidenſchaftlich erregt ſein wird, wie gerade jetzt, auch Widerſacher in größerer Zahl finden wird, als man jetzt wol vermuthet. Büchern laſſen ſich allerdings niemals ihre Schickſale mit Beſtimmtheit vorausſagen, aber ſo viel glauben wir doch vorauszuſehen, daß das von der Zeitſtimmung allzu ſtark gefärbte Palleske'ſche Werk nicht die letzte Biographie Schiller's ſein und namentlich die kritiſchen Acten über Schiller als Dichter nicht zum Abſchluß bringen wird; vielmehr dürfte das Beſtreben des Verfaſſers, jede Anklage gegen Schiller niederzuſchlagen und faſt jeden Tadel durch einen kritiſchen Machtſpruch zu beſeitigen, es in einiger Zeit nothwendig machen, eine Reviſion dieſer kritiſchen Acten über Schiller vorzunehmen.

Unſerm perſönlichen Gefühl widerſtrebt es namentlich, daß dieſe Erhebung Schiller's zu ſehr auf Koſten und zum Schaden anderer vom Verfaſſer erzielt und erreicht wird. Wir bekennen ganz offen dieſes Gefühl, obſchon wir ziemlich ſicher darauf rechnen, daß der Verfaſſer über dieſes „Gefühl“ eines neuern Kritikers in ſeiner Weiſe nur eine ſpöttiſche Bemerkung auf den Lippen haben wird. Indeß ein ſolches Unglück läßt ſich wol überſtehen, nachdem man ſchon ganz anderes überſtanden hat, und ein und für allemal halten wir an dem Grundſatz feſt: Jedem das Seine! Palleske thut dies aber ſchwerlich, wenn er z. B. den deutſchen Parnaß zur Zeit der „Xenien“ wie folgt ſchildert:

Bürger war 1794 geſtorben, Klopſtock kleinmeiſterte die deutſche Sprache, der alte Grenadier war Invalide, Claudius nach Humboldt's Ausdruck eine Null, die Stolberg und der ganze Kreis an der Oſtſee ein Kreuz für alle in ihrem Sinne nicht chriſtliche Kunſt. Von Wieland urtheilte Schiller, daß man ihn unter die Poeten kaum mit mehr Recht zählen könne, als Voltaire und Pope, wenn auch ſeine Deutſchheit ihn zuweilen zum Dichter mache. Ueber die «Xenien» ſalbaderte der Freund des Ariſtophanes wie ein Philiſter. Ein anderes Schauſpiel überlebter Kraft gab Herder. Wie bemüht waren die Freunde, ihn ſich zu erhalten! Er ging neben der wahren Größe die freudeloſen Wege des Grolls, der Nergelei. Er prieſ vor ihren Ohren alles Vermoderte und mäkelte an allem, was ſie leiſteten u. ſ. w.

Dafür mußte er noch im Tode geſtraft werden; denn wie der Verfaſſer an einer andern Stelle ſicherlich nicht ohne Abſicht erzählt: „Er (Herder) ſchied ſchwer aus einem Leben, das ihm oft ſchwer zu ertragen war. Er umfaßte auf dem Sterbebette den Arzt flehend, derſelbe möge ihn retten.“ Wenn es auf dem deutſchen Parnaß wirklich ſo ausſah, wie Palleske in der oben citirten Stelle ſchildert, ſo war es mit ihm freilich traurig genug beſtellt. Herder's Kraft hatte ſich „überlebt“, Wieland „ſalbaderte wie ein Philiſter“ (nicht vielleicht wie ein Gentleman, der an Fußtritten, ſelbſt wenn ſie von großen Geiſtern ertheilt werden, keine Freude hat?) und Klopſtock „kleinmeiſterte“ die deutſche Sprache, er, der recht eigentlich das Sprachmaterial erſt geſchaffen hatte, welches Schiller und Goethe es möglich machte, ſo viel Herrliches vermittelſt dieſes Materials zu ſchaffen, ungerechnet daß Klopſtock vorzüglich es war, welcher, wenn auch vorzugsweiſe auf pſalmiſtiſcher und chriſtlich-hymnologiſcher Grundlage der deutſchen Poeſie zuerſt jene ideale Haltung verlieh, die ihr Schiller, wenn auch in anderer Richtung und in einſchmeichelndern Formen, mit ſo großem Erfolg zu wahren wußte. *) Wir verweiſen jedoch über Klopſtock's

*) Zu Anfang des Werks übrigens, wo der Verfaſſer unter ſo ſpäterhin auch andere neben Schiller gelten läßt, zollt er Klopſtock wenigſtens als Odendichter warme Anerkennung, und nennt ihn u

Verdienste auf den Aufsatz „Zur Geschichte der deutschen Poesie“ in Nr. 40 d. Bl., dessen Verfasser, Leo Gholevius, es hiernach zu urtheilen mit sehr großem Recht beklagt, daß man jetzt gewohnt sei, Lessing durch die Verkleinerung Herder's, Goethe auf Kosten Schiller's oder umgekehrt Schiller auf Kosten Goethe's u. s. w. zu erheben. Wenn W. von Humboldt Claudius eine „Null“ nannte, so erlauben wir uns zu bemerken, daß Humboldt über einen Volksdichter und volksthümlichen Humoristen wie Claudius überhaupt kein Urtheil hatte.*) Während ferner um jene Zeit Jean Paul und die Stifter der doch auch ein in der deutschen Natur tief wurzelndes Element vertretenden und ausbauenden romantischen Schule im Aufstreben begriffen waren, lebte von den Aeltern noch der witzige Lichtenberg, der zwar kein Dichter im eigentlichen Sinne, aber einer der scharfsinnigsten Köpfe Deutschlands war, auf den jede andere Nation stolz sein würde; Lichtenberg, der freilich die Fülle seines Geistes nur in einzelnen Lichtfunken austheilte, dessen Schriften aber einen so großen Ueberfluß an treffenden und feinen und dabei unerschrockenen und in die allerknäcifeste Form gefaßten Beobachtungen enthalten, daß dieselben so gut wie die unserer sogenannten Classiker immer wieder verlegt und gelesen zu werden verdienen. Schlimm genug, wenn Lichtenberg neben unsern Classikern jetzt kaum noch genannt wird und es der jetzt unterdrückten „Revue de Paris“ überlassen blieb, in einem höchst anerkennenden Artikel die vorzüglichen, in gewissem Grade einzigen Eigenschaften dieses Mannes hervorzuheben.

Und hier ist vielleicht der Ort, das Bedauern auszusprechen, daß Lichtenberg, den die weimatischen Wildschützen mit ihren scharfen Xenienpfeilen allerdings auch nicht verschonten, nicht Ruhe und Muse genug gewann, den von ihm projectirten komischen Roman, in welchem er alle Lächerlichkeiten seiner Zeit nach allen Richtungen zu geißeln beabsichtigte, nicht ausgeführt hat; denn von allen deutschen Humoristen war Lichtenberg der einzige, dem es vielleicht hätte gelingen können, einen komischen Roman von bleibendem und typischem Werthe zu schaffen. Die dazu gehörende Gestaltungskraft, die ihm allerdings zu fehlen schien, sich aber doch aus seinen Erklärungen der Hogarth'schen Bilder herauswittern läßt, würde ihm dann gekommen sein, wenn er sich nur ernstlich an die Arbeit gemacht hätte; denn wer die Menschen zu beobachten und in ihr Innerstes sich zu vertiefen weiß, wird sie jetzt auch darzustellen und in dramatische Handlung zu setzen wissen.

Wenn Palleske vom Standpunkt des idealen und historischen Dramas das Iffland'sche Familiendrama und Kotzebue'sche Komödie verwirft, so ist das seine Sache, aber es ist auch eine Sache, über die sich streiten läßt. Gegen die Kotzebue'sche Lustspielgattung konnten seinerzeit leider nicht bloße Epigramme helfen, sondern Goethe und Schiller mußten durch die That beweisen, daß sie die Männer seien, echt deutsche mustergültige Lustspiele zu schaffen. Ebenso gut wie mittelmäßige Trauerspiele nur durch gute Trauerspiele verdrängt werden können, ebenso gut können mittelmäßige Lustspiele nur durch gute verdrängt werden. Von dem Iffland'schen Familiendrama sind wir für unsere Person kein Freund, obschon wir nicht so eigensinnig sind, gewisse besonders bühnliche Vorzüge an ihnen zu verkennen. Aber kein Einsichtiger wird leugnen wollen, daß bei Völkern, bei denen das Familienleben doch eigentlich den Kern und das Ziel aller individuellen Thätigkeit bildet, das Familiendrama seine vollste Berechtigung hat. Trotz allen noch so heftigen Einreden der Kritik zeigt sich dieser Instinct im deutschen Volke unvertilgbar, immer wieder wird die historische und ideale Tragödie von dem Familiendrama aus dem Felde geschlagen, und selbst die verachteten Iffland'schen Familiendramen werden von Zeit zu Zeit aus ihren Gräbern hervorgescharrt, um diesen unersättlichen Drang nach Familiengeschichten zu befriedigen. Kann der allumfassende Magen des deutschen Publikums einmal auf die Dauer nicht ohne diese Nahrung gesättigt werden, so wird man sie ihm nicht entziehen können, aber es wird nöthig sein, sie zu veredeln. Vielleicht war niemand so geeignet als Schiller selbst, das deutsche Theater mit einem Repertoire der wirksamsten und großartigsten Familiendramen und Familientragödien zu versehen. Dies beweisen, trotz aller Unwahrscheinlichkeiten der Intrigue und so mancher Verzeichnungen und Uebertreibungen, „Kabale und Liebe“ und die „Räuber“, die ja doch wesentlich auf Familienconflicten beruhen und außer diesen das ausgezeichnete dramatische Bruchstück „Der Menschenfeind“. Wir verdenken Palleske seine begeisterte Vorliebe für die ideale historische Tragödie durchaus nicht, aber jedenfalls geht er viel zu weit, wenn er von Iffland's Dramen, in welchen Arthur Schopenhauer sogar das einzige nationale Genre des deutschen Dramas erblickt, in den maßlosesten Ausdrücken behauptet: „Ehe wir nicht Iffland's Stücke und alles, was damit verwandt ist, als eine Schmach des deutschen Volks verabscheuen, eher ist an das Aufkommen von etwas Würdigem und Großem gar nicht zu denken.“

Was Kotzebue betrifft, so wissen wir recht gut, wie viel frivoles Gift dieser übrigens für Deutschland mit einem seltenen Lustspieltalent begabte Bühnendichter in seinen Stücken ausgestreut hat; aber dieser Vorwurf trifft doch nicht alle Kotzebue'schen Stücke; seine „Kleinstädter“ z. B. sind voller treffender und glücklicher satirischer Züge; und oft fühlt man sich versucht auszurufen: Ihr Gewürzkrämer! (und es gibt viel mehr Gewürzkrämer in Deutschland, als mit Gewürzen handeln) lest doch täglich Kotzebue's „Kleinstädter“, um zu erkennen, wie ihr aussieht und wirklich seid, statt euch in der Täuschung zu wiegen, daß auch in euch ein Marquis Posa stecke!

In den Analysen der Schiller'schen Dichtungen findet

: Gattung einen Meister, „wie ihn ein Jünger auch heutzutage gern studirt“.

*) Palleske sagt einmal in der apodiktischen souveränen Weise der ernen: „Nur das Mittelmäßige ist unbedingt populär.“ Hiernach en sich wenigstens alle Schriftsteller, welche nicht populär sind, er Vorstellung trösten, ihre Unpopularität rühre daher, daß sie Mittelmäßiges geschrieben hätten.

ſich viel Schönes und Treffendes, aber auch viel überſchwengliches Lob, in das Schiller ſelbſt nicht immer einſtimmen würde; denn dieſer hielt, wie er es häufig genug gegen Körner ausſprach, große Stücke auf die Kritik, und war bekanntlich ſelbſt ſein ſchärfſter Kritiker, was ihm nur zur höchſten Ehre gereicht. Wenigſtens hätte Palleske von den verwerfenden Urtheilen, die Schiller ſelbſt zur Zeit ſeiner Reife über ſeine frühern Werke fällte und von denen wir die über „Don Carlos“ und das „Lied an die Freude“ bereits oben angeführt haben, Notiz nehmen ſollen; ſie ſchmeicheln zwar nicht dem jetzt noch herrſchenden Geſchmack, aber ſie gereichen, wie geſagt, Schiller nur zur Ehre, wenn ſie auch auf einer ſicherlich zu weit getriebenen Verkennung der eigenthümlichen Vorzüge dieſer Dichtungen beruhen. Die „Jungfrau von Orleans“ gehört zu denjenigen Stücken, welche Palleske, wie es uns ſcheint, zu überſchwenglich lobt. Sicherlich iſt ſie ein glänzendes Werk, wie es nur ein Genie ſchreiben konnte, und in gewiſſer Hinſicht iſt ſie vielleicht diejenige Dichtung, in welcher Schiller's lyriſch-dramatiſches Talent im höchſten Brillantfeuer ſpielt. Aber auch in keiner andern Tragödie hat ſich Schiller wol ſo weit von Natur und Wahrheit entfernt. Wir wollen dies hier nicht im einzelnen nachweiſen, ſondern nur zwei bisher vielleicht weniger berührte Punkte berühren. Der eine betrifft das Verhältniß des Dunois zur Jungfrau. Dunois ſpricht ſich gegen Johanna dahin aus, daß er an ihre göttliche Sendung glaube, während alle andern daran zweifeln. Uns würde es poetiſcher erſcheinen, wenn er ihr rundweg erklärte, er werde von ihr nicht laſſen, ſelbſt wenn ſie der Hölle entſtiegen wäre. Wirkliche Liebesmacht muß auch die Hölle nicht ſcheuen, muß mit der Verdammten die Verdammniß theilen wollen. Der andere Punkt iſt der: Friedrich Schlegel's Unterſuchungen in den pariſer Archiven haben ergeben, daß die Jungfrau nie ſelbſt das Schwert geführt, ſich nie mit Blut befleckt habe, und ſchon Theodor Körner fragt in einem Briefe an ſeinen Vater, warum ſich Schiller dieſen zarten Zug, auf den er auch ohne archivaliſche Kenntniß von dem wahren Thatbeſtande kommen konnte, habe entgehen laſſen? Genau beſehen iſt ja das Kriegshandwerk ein ſo hartes und gewaltthätiges, daß man ſelbſt den Mann wenig beneiden darf, der in die Nothwendigkeit verſetzt iſt, es ausüben zu müſſen, und die Hand und die Bruſt des Weibes ſind von der Natur zu andern Functionen beſtimmt als zu den, Schwert und Panzer zu tragen. Selbſt eine Lady Macbeth, die doch zu allem fähig ſcheint, verleugnet ihre weibliche Natur nicht ſo weit, ſelbſt den Dolchſtoß gegen Duncan's Bruſt zu führen; ſie überläßt dieſes traurige Geſchäft ihrem Gatten.

Palleske wittert aus derſelben „Jungfrau von Orleans“, ja ſogar aus der „Braut von Meſſina“ Beziehungen auf Deutſchland heraus; er ſagt z. B.: „Fürchtet die Zwietracht! predigt die Jungfrau und die Braut von Meſſina.“ Ein Feſtdichter kann ſich wol die poetiſche Freiheit nehmen, eine ſolche Deutung in beide Stücke hineinzulegen oder herauszuleſen, um dadurch auf die patriotiſche Geſinnung ſeines Publikums erregend zu wirken; aber ein Kritiker, der immer bei der Sache bleiben und immer Poſitives bieten muß, hat ſich vor ſolchen Hineinlegungen und Ausklügelungen ſehr zu hüten. Oder was hinderte uns dann, folgende Worte der Donna Iſabella über ihre beiden Söhne direct auf Deutſchland zu beziehen:

> Ihr habt ſie unter euch in freud'ger Kraft
> Aufwachſen ſehen, doch mit ihnen wuchs
> Aus unbekannt verhängnißvollem Samen
> Auch ein unſel'ger Bruderhaß empor,
> Der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend,
> Und reifte furchtbar mit dem Ernſt der Jahre.
> Nie hab' ich ihrer Eintracht mich erfreut;
> An dieſen Brüſten nährt' ich beide gleich,
> Gleich unter ſie vertheil' ich Lieb' und Sorge,
> Und beide weiß ich kindlich mir geneigt.
> In dieſem einz'gen Triebe ſind ſie gleich,
> In allem andern trennt ſie blut'ger Streit.

Was hindert uns, ſagen wir, von dieſer Stelle folgenden Gebrauch zu machen: Donna Iſabella iſt nur eine Allegorie, eine Perſonification der betrübten Mutter Germania; Don Manuel als der ältere Bruder iſt Oeſterreich und Don Cäſar als der jüngere iſt Preußen; Beatrice iſt der deutſche Bundestag, um den ſich beide bewerben, und die Perſonen des Chors ſind die ſogenannten Mittelſtaaten, die nicht ein noch aus wiſſen. Endlich ſticht Cäſar, alſo Preußen, den Manuel, alſo Oeſterreich, und zuletzt ſich ſelbſt todt, und die Mittelſtaaten rufen im Chor:

> Erſchüttert ſteh' ich, weiß nicht, ob ich ihn
> Bejammern oder preiſen ſoll ſein Los u. ſ. w.

Doch genug des Scherzes! Bemerkenswerth bleibt es, daß in den Briefen Schiller's an Körner und Körner's an Schiller, da, wo von der „Jungfrau von Orleans“ die Rede iſt, nirgends auch nur mit einer Silbe Deutſchlands in der Art gedacht wird, als ſei die Tragödie mit Beziehung auf Deutſchland gedichtet oder könne auf deſſen Schickſal bezogen werden. Schiller ſelbſt hebt an dem Stoff nur das Poetiſche und Rührende hervor; und Körner, nachdem er das Stück im Manuſcript geleſen, ſpricht zwar ſeine Bewunderung aus, kommt aber nirgends auf den ſo nahe liegenden Einfall, daß die kriegeriſche und patriotiſche Begeiſterung, wovon die Dichtung erfüllt iſt, den Deutſchen zum guten Beiſpiel und der Tragödie zur Empfehlung gereichen könne.*) Ueberhaupt möchte es ſchwer fallen, in Schiller's Dichtungen ſolche Stellen zu finden, in denen ausdrücklich Deutſchlands Macht, Freiheit und Einheit gefeiert würde. Nur im allgemeinen wird die Vaterlandsliebe empfohlen, eine abſtracte ideale Vaterlandsliebe, die ſich jedes Volk, ja jeder einzelne deutſche Stamm zu Nutze machen kann. Wir ſagen dies nicht, um Schiller's Patriotismus irgend zu verdächtigen; aber es ſcheint uns ſo, als ob dieſes Factum doch immer der Erwähnung und Beachtung werth und für die

*) Vgl. Schiller's Brief vom 28. Juli 1800 und Körner's Brief vom 6. Auguſt 1800 und vom 9. Mai 1801.

alles verallgemeinernde Tendenz des weimarer Dichterkreises überhaupt charakteristisch sei.

Das Declamatorische, dessen hier und da wirklich vorhandenes oder angebliches Uebermaß Schiller so oft von der Kritik zum Vorwurf gemacht worden, gereicht ihm gerade bei Palleske zur Empfehlung und wird ihm von diesem als ein besonderer Vorzug angerechnet. Palleske bemerkt unter anderm:

Daß Schiller sich in seinen Balladen vom musikalischen Elemente entfernte, das wollen wir als einen Gewinn preisen, nicht als einen Verlust beklagen. Denn Schiller hat eben dem Worte seine Selbständigkeit für die Recitation erobert und bei dem entsetzlichen Mangel einer würdigen und gebildeten Recitation unserer herrlichen Sprache, einem Mangel, der sich in Kirchen und Schulen, in Theatern und auf der Tribüne in wahrhaft ohrenzerreißenden Beweisen kund gibt, ist es eine wiewol außerhalb des innern Kunstwerths liegende, aber nicht genug zu schätzende Gabe, welche er in diesen kleinern Ganzen der ästhetischen Sprachbildung geboten hat. Wer etwa den „Taucher" und die „Glocke" von einer Sophie Schröder hat lesen hören, der hat erst neu erfahren, welche „lebende Gestalten" diese Dichtungen enthalten. Manchem Leser sind Schiller's Balladen blos deshalb verleidet, weil er die Declamationskünste seiner ehemaligen Mitschüler von Tertia nicht vergessen kann.

Vielleicht war hier Gelegenheit, auch Bürger's Verdienste um die Ballade zu erwähnen, besonders da Palleske in seiner Weise bis zu den ersten Ursprüngen der Ballade hinaufgeht, dabei aber die, wie uns bedünken will, ganz irrthümliche Behauptung aufstellt: „Die Ballade ist italienischer Abkunft, aber erst England, der Norden gab dem verpflanzten Gewächs seine Kraft und seinen Charakter." Gerade die echte Ballade, die schottische und skandinavische, ist schwerlich aus dem Süden und am wenigsten aus Italien nach dem Norden importirt worden; reicht sie doch zum Theil in die grauen Zeiten des nordischen Heidenthums zurück. An dieser Quelle schöpfte auch Bürger, dessen „Lenore" nächst dem Schiller'schen „Lied von der Glocke" noch immer, trotz der zopfigen Schlußstrophe (denn Lenore verdient wegen ihrer ausdauernden, treuen und aufopfernden Liebe zu Wilhelm sicherlich eher Seligsprechung als Verurtheilung), als die grandioseste und dankbarste Aufgabe für Declamation angesehen werden muß. Im übrigen möchten wir hierbei doch im Vorübergehen hervorheben, daß Schiller stets auf eine große Partei rechnen kann, deren Gunst ihm jederzeit und selbst dann, wenn ihm die Kritik vorübergehend ihre Gunst entziehen sollte, ein gewisses Uebergewicht über Goethe und Shakspeare sichern wird: wir meinen die bei weitem überwiegende Mehrheit der Schauspieler, Declamatoren und Mitglieder von Liebhabertheatern, welche in Deutschland Legion sind.

Bei der Tendenz, die Palleske in seinem Werke vor Augen hat und durchweg verfolgt, läßt sich denken, daß er alle Hände voll zu thun hat, gegen die Kritiker und Recensenten Schiller's loszuziehen. Einmal ruft er den Kritikern, die zur Fahne des Realismus geschworen haben, zu:

Ihr Reellen, ihr Männer des sogenannten gesunden Menschenverstandes, die ihr der Faulheit und dem Dünkel so willkommen seid, denn jeder Narr kann mit Hülfe euerer Anweisung wie ihr selbst über unsere größten Geister raisonniren, seid vor allem consequent, leugnet die Würde der Kunst, legt sie zu den Genüssen euerer echten Havanna, und sprecht nicht mehr davon, daß sie irgendetwas mit dem Geiste zu thun habe.

Aber dieses durch sein ganzes Werk sich hindurchziehende ewige Gezänke mit der Kritik wirkt doch wie wir glauben zuletzt nicht ganz angenehm und schadet der Sache Schiller's eher als es ihr nutzt. Oft sieht es ganz danach aus, als ob der Verfasser der Ansicht huldige, daß Schiller als erklärter Lieblingsdichter der Nation der einzige unter allen Poeten sei, den die Kritik nicht antasten dürfe, wenigstens gibt er in dem etwas schwülstig und phrasenhaft geschriebenen Einleitungskapitel „Schiller's Bild im Volk" zu verstehen, wie unnöthig es sei, Schiller zu kritisiren, da das Publikum doch darauf nichts gebe. Als ob dies für die Kritik ein Motiv sein könnte, abzudanken und ihren Privilegien zu entsagen! Hier und da eifert er gegen das Herausreißen und Benutzen von einzelnen Briefstellen, obschon er doch selbst, und zwar mit großem Recht, oft genug eine einzelne Aeußerung Schiller's hervorhebt, um dadurch etwas zu seinen Gunsten zu beweisen. Und in der That, wenn die eigenen Aussprüche und Geständnisse eines Mannes keine Beweiskraft haben sollen, was gäbe es dann noch von einiger Beweiskraft. Im ersten überhaupt ansprechenderm Bande wagt zwar Palleske selbst hier und da eine bescheidene Andeutung zu machen, daß Schiller doch auch ein Mensch und als solcher nicht ohne alle menschlichen Schwächen gewesen. So lesen wir auf S. 102:

Hermann Hettner hat in seiner „Geschichte der englischen Literatur" u. s. w. Shaftesbury's Eudämonismus wieder in seine Rechte eingesetzt. Wenn Hegel sagt, daß zu solcher Anschauungsweise schon ein hoher Grad von Bildung gehöre, so ist damit zugleich die Schranke bezeichnet, unter welcher Schiller's volkserziehende Bestrebungen immer zu leiden hatten.

Und S. 373 auf Anlaß der „Rheinischen Thalia":

Ich will die Versuchungen nicht aufzählen, welche von den Königen der Tribüne und des Buchhandels dem Journalisten drohen. Aber wer hier nur seinen Charakter rein erhält, muß schon eine ungewöhnliche Kraft besitzen, wer hier Dichter bleibt, ein Kopf ersten Ranges sein. Die Widersprüche, die Schwächen, welche in Schiller's Charakter liegen, werden vielleicht hier am meisten zu Tage kommen.

Im zweiten Bande begegnen wir solchen behutsamen Andeutungen kaum noch, obschon der Verfasser nicht die wunderliche Frage verschweigt, die Schiller einmal an den dresdener Galeriedirector Hartmann richtete: was denn an den alten Lumpen (den Meisterwerken der dresdener Gemäldegalerie) zu sehen sei? Der Verfasser hat sich, das Lessing'sche „Mit Zweifeln bewundernd gegen den Meister" schließlich vollkommen vergessend, immer mehr in den blos enkomiastischen Stil hineingeschrieben. Leugnen wir nun auch keineswegs, daß der Proceß fortschreitender sittlicher und dichterischer Vervollkommnung gerade bei Schiller ein ganz ungewöhnlicher war, werth, unsere ganze Bewunderung zu fesseln, so gibt es auch später in seinem Charakter wie in seinen Dichtungen immer noch Seiten, welche beweisen, daß Schiller bei allen hohen Eigenschaften immer doch Mensch war. Und ich meine, daß wir uns hierzu nur Glück wünschen können, denn sonst

wäre das Band und der contrat social zwiſchen ihm und der menſchlichen Gattung vollkommen zerriſſen, und es wäre für jedermann vergebens, ihm, wenn auch nicht gleichkommen, doch in dieſer oder jener Hinſicht nacheifern zu wollen.

Zu den lehrreichſten und intereſſanteſten Abſchnitten des Werks gehören namentlich unſers Bedünkens die Kapitel „Schiller und die Revolution" und „Schiller und die Philoſophie". Das letztere Kapitel beweiſt, wie vertraut ſich Palleske mit Schiller's äſthetiſchen Anſichten gemacht hat, und wir können daher dem von Palleske in Ausſicht geſtellten Werke: „Schiller's Aeſthetik", nur mit Spannung entgegenſehen. Auch über das deutſche Theater und dramaturgiſche Fragen finden ſich zerſtreut viele intereſſante und lehrreiche Bemerkungen und Aufſchlüſſe, und es iſt klar, daß ſich in einer ſo umfangreichen Lebensbeſchreibung Schiller's auch ein gutes Stück deutſche Theatergeſchichte abwickelt. Ueberhaupt iſt Schiller der Aeſthetiker und dramatiſche Dichter vorzugsweiſe der Gegenſtand der Palleske'ſchen Betrachtungen und Unterſuchungen, weniger der Lyriker und Geſchichtſchreiber. Dem Verhältniß Schiller's zum Chriſtenthum hätten wir gern ein ſpecielles Kapitel gewidmet geſehen, denn es liegen in Schiller verhüllte Keime chriſtlicher Geſinnung genug, die es ihm wenigſtens unmöglich gemacht haben würden, über die Tiroler ſo zu ſchreiben, wie Palleske an einer Stelle über ſie auf Anlaß des „Wilhelm Tell" ſchreibt: „Sollte dieſe Erhebung mit dem Charakter der Allgemeinwahrheit wirken, ſo mußte dieſes Volk kein eigenſinnig beſchränktes, hündiſch treues, pfaffenverdummtes tiroler Volk, keine kindiſche Idylle ſein." Die religiöſe Frage würde Schiller, wenn ihm ein längeres Leben beſchieden geweſen wäre, vielleicht mehr beſchäftigt haben, als man jetzt glaubt, und in dieſer Hinſicht iſt folgende von Palleske aus einem Briefe Schiller's an Zelter citirte Stelle ſicherlich ſehr merkwürdig:

> Daß es hohe Zeit iſt, für die Kunſt etwas zu thun, fühlen wenige; daß es mit der Religion nicht ſo bleiben kann, läßt ſich allen begreiflich machen. Berlin hat in den dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerſt die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfniß. Jetzt in Zeiten des Unglaubens iſt ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den erſten einzubüßen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Proteſtantismus, deſſen Metropole es zu ſein beſtimmt iſt.

Begreiflicherweiſe können die Studien und Forſchungen, die ein ſo umfangreiches und detaillirtes Werk erforderte, nicht gemacht ſein, ohne daß der Verfaſſer ſich dadurch in die Lage verſetzt ſähe, für dieſe oder jene unſichere Angabe eine gewiſſere beizubringen. In der Vorrede zum zweiten Bande führt er, um ihnen Dank zu ſagen, diejenigen Männer und Frauen an, welche ihn hierzu durch ihre Mittheilungen in Stand ſetzten: Oberhofmarſchall Freiherr von Beaulieu-Marconnay in Weimar, Hofrath Becker in Gotha, Gymnaſialdirector Schmidt in Halberſtadt, Freiherr Wendelin von Maltzahn, Profeſſor Joachim Meyer in Nürnberg, Dr. Pritzel in Berlin, Dr. Lorenz in Jena, Director Abeken in Osnabrück, Franz Dingelſtedt, Bechſtein, Paul Trömel (in Leipzig), der verſtorbene Varnhagen, das Freifräulein Edda von Kalb, die Freifrau von Waltershauſen u. ſ. w. Von unvergleichlichem Werthe war ihm aber, wie er ſagt, ein Aufenthalt in dem gaſtlichen Schloſſe des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, auf Greiffenſtein in Franken, „wo des Dichters Tochter, Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, in angeerbter Seelenkraft wie in Geſtalt und Zügen dem Vater ähnlich, der ſchönen Pflicht lebt, den Deutſchen aus dem brieflichen Nachlaß goldener Tage das Würdigſte auszuleſen". Wir verdanken dem Verfaſſer ſo manche Berichtigungen Schwab'ſcher und Hoffmeiſter'ſcher Angaben und Behauptungen, von Oemler's „Lügenbuch" und dem Klatſch des Dekans Göritz gar nicht und um ſo weniger zu ſprechen, da Boas und Diezmann dem Verfaſſer, wie dieſer ſelbſt wol am beſten weiß, auf dieſem Felde der Berichtigungen aufs tüchtigſte vorgearbeitet haben. Den Nachweis, daß Schiller, der bekannten Angabe im marbacher Kirchenbuche zum Trotz, wirklich am 10. November geboren iſt, ſtützt Palleske namentlich auf ein von Schiller's Vater eigenhändig geſchriebenes Schriftſtück wie auf den Umſtand, daß Schiller's Geburtstag in der Familie ſelbſt immer am 10. begangen worden ſei, und er verweiſt hierüber auf das „Weimariſche Jahrbuch" Bd. 6, S. 221. Er erwähnt ferner, daß Schiller nach einer glaubwürdigen Mittheilung auch neben dem jetzigen Schillerhäuschen in Gohlis mit dem Kupferſtecher Endner zuſammen gewohnt habe u. ſ. w. Auf Anlaß des Aufenthalts Schiller's in Leipzig und dem benachbarten Gohlis unterläßt der Verfaſſer, beiläufig bemerkt, nicht, der guten Stadt Leipzig, wo ſchon damals nach Huber's Ausdruck „ſchwindſüchtige Kritiken" geſchrieben worden ſein ſollen und jetzt der Hauptſitz der von Palleske verabſcheuten „Reellen" und der „altbackenen Kritik" iſt, einen Hieb auszutheilen, indem er eine Bemerkung Körner's citirt über „das überkluge Weſen der leipziger guten Köpfe, die zu ſchlaff, ſelbſt etwas zu wirken, alles was andere thäten, vor ihren Richterſtuhl zögen", und dann noch aus eigener Beobachtung die Verſicherung hinzufügt, daß ſchon die Stammeigenheit der Sachſen mehr zur Pädagogik und Kritik als zur Poeſie neige. Ob nicht manche von ſeinen Berichtigungen zukünftig wieder Berichtigungen erfahren werden, müſſen wir abwarten, ſo wenn er „Eckermann's Goethe" beſchuldigt, in Sachen Schiller's die „gröbſten Gedächtnißfehler" zu begehen. Namentlich von Werth ſind einige beigegebene Actenſtücke, darunter das Schiller's Berufung nach Jena betreffende Reſcript vom 11. December 1788, aus dem großherzoglich ſachſen-weimariſchen geheimen Staatsarchiv mitgetheilt. Bei Stahr findet ſich nämlich ein Schriftſtück erwähnt, worin Schiller zur Profeſſur empfohlen wird, weil man ihn „gratis" haben könne. Dieſes Actenſtück ſoll laut Angabe Stahr's oder vielmehr des Kanzlers Müller, ſeines Gewährmannes, von Goethe herrühren. Goethe hat aber daran gar keinen Theil; es iſt nur von Karl Auguſt, dem Freiherrn von Fritſch, von Schnauß und Schmidt unterzeichnet und enthält unter anderm die Stelle: „Es iſt aber das Subject, welches bei Denenſelben

(dem Herzogen von Gotha, Koburg und Meiningen) Wir abermalen uns in Vorſchlag zu bringen die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte (!) Schriftſteller Friedrich Schiller" u. ſ. w. Ferner ſind im Anhange zwei Billets an Zacharias Becker mitgetheilt, welche ſich auf die von Schiller projectirte Vertheidigungsſchrift für Ludwig XIV. beziehen, und ein drittes werthvolles Document iſt Schiller's Brief an den Geheimrath Beyme, datirt Weimar 18. Juni 1804, worin er die Verſetzung von Weimar nach Berlin von der Bedingung abhängig macht, daß es ihm vergönnt ſei, einen Theil des Jahres in Weimar zuzubringen. „Ich würde", ſchreibt Schiller, „durch eine ſolche Abwechſelung meines Aufenthalts die beiden Vortheile vereinigen, welche das rege Leben einer großen Stadt zur Bereicherung des Geiſtes und die ſtillen Verhältniſſe einer kleinen zu einer ruhigen Sammlung darbietet; denn aus der größern Welt ſchöpft zwar der Dichter ſeinen Stoff, aber in der Abgezogenheit und Stille muß er ihn verarbeiten." Für dieſen zeitweiligen Aufenthalt in Berlin verlangte Schiller 2000 Thaler jährlichen Gehalt, eine für damalige Lebensverhältniſſe keineswegs geringfügige Summe, für die aber Berlin die Ehre, einen ſo hohen Gaſt auch nur auf Monate ſein nennen zu können, immer noch wohlfeil genug gehabt hätte.

Ziemlich reichlich ſind auch die neuen Eröffnungen über Charlotte von Kalb, die der Verfaſſer den perſönlichen Mittheilungen des Freifräuleins Edda von Kalb verdankt, über Margaretha Schwan, über das Fräulein von Arnim, überhaupt über die Damenbekanntſchaften Schiller's ausgefallen, die, wenn ſie wirklich alle Liebſchaften geweſen wären, allerdings den Dichter in ſeinen jüngern Jahren als eine Art Don Juan erſcheinen laſſen würden, der von ſich ebenſo gut ſagen könnte, was Goethe in etwas leichtfertiger Weiſe von ſich ſagt: „Ich log und trog mich bei allen hübſchen Geſichtern herum." Der Verfaſſer hat hierbei wahrſcheinlich vorzugsweiſe an ſeine Leſerinnen gedacht, denn dieſe fragen, nach dem Beiſpiele der Karoline von Wolzogen, meiſt zuvörderſt danach, wie viele, wen und wie ein Poet geliebt hat. Leider ſind die Ausſagen von weiblichen Perſonen oft ſehr zweifelhafter Natur, da ihnen die Phantaſie zuweilen übel mitſpielt. Charlotte von Kalb, von der ſpäter Schiller ſelbſt an die Lengefelds ſchrieb, ſie habe ihn mit Liſt und Klugheit umſtricken wollen, ſie ſei jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um ihm nur Achtung einzuflößen u. ſ. w., läßt den Dichter der „Räuber" nach einer Aufführung des „Lear" in Manheim in den hochtrabendſten und dabei ziemlich flachen Phraſen über Shakſpeare ſich ergehen, z. B.: „Des Geiſtes ſchaffender richtender Gedanke iſt ſeiner Werke Inhalt", oder: „O Meiſter alles Schönen, Bewältiger des Entſetzens, du demüthigeſt und erhebeſt; denn aus dem reinen freien Gemüthe, aus der Phantaſie leuchtendem Strom haſt du geſchöpft." Dagegen ſagt Katharina Baumann, welche zuerſt die Luiſe in „Kabale und Liebe" ſpielte, über Schiller aus, daß er ihr ſein Miniaturbild geſchenkt und daß er, als ſie an ihn die Frage gerichtet: „Was ſoll ich damit?" auf gut Schwäbiſch ſehr verlegen geantwortet habe: „Ja ſehet Sie, i bin a curioſer Kauz, das kann i Ihne nit ſage." Das Wahre iſt, daß Schiller weder ſo geſprochen haben wird, wie Charlotte von Kalb, noch ſo, wie die Schauſpielerin Baumann ihn ſprechen läßt. Ebenſo zweifelhaft erſcheint es uns, daß Schiller der letztern zu ihrer großen Freude den Hof gemacht, daß ſie aber, „durch ſeine ſalopve Erſcheinung abgeſchreckt", ſeine Gefühle (!) nicht erwidert habe. Beneidenswerth ſind übrigens im allgemeinen ſolche Geſchöpfe nicht, welche von Dichtern zu vorübergehenden Liebesepiſoden auserkoren werden. Magarethe Schwan z. B. hat es ſchwerlich um Schiller verdient, daß man ihre Fehltritte, die ohnehin vielleicht durch die böſen Nachreden ſkandalſüchtiger Zwiſchenträger vergrößert wurden, in die Oeffentlichkeit bringt und verewigt. Was ein Criminalrichter aus zarter Rückſicht auf vielleicht noch Lebende oder aus Mangel an hinreichenden Beweiſen ſelbſt in unſerm indiscreten Zeitalter zur öffentlichen Kenntniß zu bringen ſich ſcheuen würde, das rufen unſere Biographienſchreiber ganz ungenirt und unter Begleitung pikanter Gloſſen oder Andeutungen auf allen Gaſſen aus.

Doch wir eilen zum Schluß. Man hat Goethe im Verhältniß zu Schiller den Glücklichen genannt. „Goethe", ſagt Palleske, „war ein Wunderkind, geboren im Schoſe des Wohlſtandes. Eine große Kluft trennt die Maſſe der Leſer von ihm. Die Glücksgöttin nimmt ihn auf ihre Arme und trägt ihn lächelnd an die Stufen des Throns. Sie bindet ihn dort mit Blumenketten feſt" u. ſ. w. Wir wiſſen ja wol alle, wie Schiller im Gegenſatz zu Goethe mit ſeinem Schickſal Bruſt an Bruſt zu ringen hatte, „bis das Unglaubliche ſich begab, bis der ungelenke Sohn des ehemaligen Feldſchers neben Goethe ſtand und ſeine Muſe die Goethe'ſchen Züge annahm". Dennoch ſind wir ſehr in Zweifel, wen wir von beiden für den Glücklichern halten ſollen. Schiller hat die letzten Jahre ſeines Lebens doppelt und dreifach gelebt. Goethe, durch ſeine Stellung an der unbeſchränkten Ausbeute ſeines unermeßlichen Genie gehindert, fing an hin und her zu experimentiren, während Schiller, der jetzt genau die Aufgabe und den Umfang ſeines Talents kannte, in gänzlicher Freiheit ſeinem Schöpferdrang volle Genüge thun konnte und jedes Jahr mit einem großen Werke hervortrat, das von der harrenden deutſchen Nation ſofort mit Jubel und Begeiſterung aufgenommen und zum nationalen Eigenthum erklärt wurde. Der Geſchmack des Publikums iſt ſonſt treulos und wandelbar; aber die Theilnahme für Schiller wuchs mit jedem neuen Werke. Sein allzu früher Tod erſchütterte daher auch die Herzen des deutſchen Volks, wie vielleicht kaum jemals der Tod eines großen Menſchen ſie erſchüttert hat, ihm aber erſparte dieſer Tod wenigſtens das Unglück, die Kataſtrophe von 1806 mitzuerleben, die für ihn und vielleicht ſelbſt für ſeine Poeſie ein empfindlicher Schlag geweſen wäre; denn mit der Monarchie Friedrich's des Großen, in der er die Schutzwehr des Proteſtantismus und der deutſchen Bildung erblickte, würde auch ſein Geiſt vielleicht auf Jahre gebrochen worden ſein. Goethe durfte ſich ruhig und naturgemäß ausleben, und

wenn das ſchon in einer Hinſicht ein großer Gewinn iſt, ſo fühlte Goethe doch ſicherlich am beſten, daß viele ihm ſchmeichelten, wenige ihn verſtanden, ſeine Exiſtenz und ſein Wirken aber der Maſſe von Leſern, welche in Schiller ihr Ideal verehrte, fremd und gleichgültig blieb. Und er fühlte, daß jene „große Kluft", welche ihn von dieſer Maſſe trennte, mehr und mehr nur zunahm, je länger er lebte, oder daß wenigſtens gerade ſeine reifſten Schöpfungen nur das Eigenthum weniger Hochgebildeten blieben. Dies und das Misgeſchick, als ein Ariſtokrat gelten zu müſſen, war ihm ſicherlich um ſo ſchmerzlicher, je beſſer er es, wenn auch in ſeiner Weiſe, mit dem Volke meinte und je mehr er vielleicht zu einem wirklichen Volksmanne geboren war. Auf Schiller aber häufte ein großer Theil des deutſchen Volks ſeine Liebe, weil es mit ihm ſchwärmen und träumen und ſich über die Mängel der wirklichen Zuſtände tröſten und täuſchen konnte, und weil außerdem die vielen, die in Deutſchland nach höhern Zielen ſtreben und von Geburt auf mit der Ungunſt der Umſtände, mit Druck, Entbehrung und Verfolgung zu kämpfen haben, in ihm ihren Schickſalsgenoſſen, ihren Freund, ihr Vorbild erblicken durften. **Hermann Marggraff.**

Die Schweizerregimenter während der Franzöſiſchen Revolution.

Die Schweizerregimenter in Frankreich 1789—92. Epiſoden aus der Revolutionsgeſchichte Frankreichs und der Schweiz. Von Karl Morell. Sanctgallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1859. 8. 24 Ngr.

Vorliegendes Werk, eine Frucht mehrjähriger Studien auf dem Staatsarchive von Bern, bringt die Geſchichte von drei Schweizerregimentern im franzöſiſchen Dienſt: Chateauvieux, von Ernſt und Schweizergarden, während der Revolution; ſie gibt zugleich ein kleines Spiegelbild von den Schickſalen einer Armee, die ſich von den Strömungen der Politik fortreißen läßt, ſtatt inmitten derſelben wie ein Fels auf ihrer Treue und Disciplin unwandelbar zu ſtehen; nicht minder aber zeigt dieſe treffliche Darſtellung, wohin die Schwäche und Rathloſigkeit von oben auch die beſten Truppen, die ſich verlaſſen ſehen, führen kann. Endlich charakteriſirt das Werk noch die innere und äußere Politik der ſchweizeriſchen Ariſtokratie und ſucht mit vielen zum größten Theil bisher unbekannten Thatſachen einige der verborgenen Minengänge aufzudecken, von denen aus das Staatsgebäude jener Ariſtokratie geſprengt wurde.

Die politiſchen Hauptrichtungen der großen Staatsumwälzung kamen in ſcharfen Contraſten auch in den kapitulationsmäßig angeworbenen Schweizerregimentern in Frankreich zum Vorſchein. Der Verfaſſer ſagt darüber: „Neben Truppen, die in ihrer ſtrengen Disciplin an die ſtarre Gebundenheit des alten franzöſiſchen Staatslebens erinnern, zeigen ſich entfeſſelte Maſſen, die ihren particularen Willen rückſichtslos gegen alles geſetzliche Vorgehen zur Herrſchaft zu bringen ſuchen. Und zwiſchen beiden treten Truppenkörper hervor, die, treu und feſt an dem beſchworenen Geſetze feſthaltend, in der Vertheidigung deſſelben gegen den mächtigen Anprall der vollendeten Revolution ehrenvoll untergehen." Die weitere Darſtellung läßt uns erkennen, wie die oben erwähnten drei Schweizerregimenter, jedes einzeln, hier klar und ſcharf bezeichnet ſind.

Ein kurzer Blick auf den Zuſtand der franzöſiſchen Armee und die Urſachen ihrer innern Auflöſung eröffnet das Werk und iſt höchſt lehrreich auch für ſpätere Zeiten. Hinter der glänzenden Offiziersariſtokratie ſtand in der traurigſten, an bittere Armuth grenzenden Lage ein Soldatenproletariat, das allen Veränderungen, von denen es Beſſerung ſeiner Zuſtände hoffte, günſtig geſtimmt war und den vielen Verlockungen und Verführungen nicht zu widerſtehen vermochte. Die Nationalverſammlung begriff bald, daß es höchſte Zeit war, der immer mehr um ſich greifenden Inſubordination Schranken zu ſetzen; ſie wollte es aber dadurch erreichen, daß ſie das ſtehende Heer durch deſſen Theilnahme an den Errungenſchaften der Revolution für dieſelbe gewann. Lameth's Forderung, die Geſetze für die Armee unmittelbar auf die unſterblichen Maximen der Menſchenrechte zu begründen, fand gegen Mirabeau Beifall, und die neue Organiſation, welche den Soldaten zum Bürger machte, veränderte auch ſeinen Eid. Er mußte fortan ſchwören, „der Nation, dem Geſetze und — hinterdrein! — dem König treu zu ſein". Dazu kam die Erlaubniß, an den Clubs theilzunehmen. „In den Clubs wurden die Schienen gegoſſen, auf denen der raſch fortrollende Zug der Revolution freie Bahn fand." Schon beſtanden in den meiſten Regimentern Comités, in welchen die Tagesfragen in jakobiniſchem Sinne beſprochen wurden; der revolutionäre Geiſt, die Demoraliſation griff ſchon in der erſten Hälfte von 1790 dermaßen um ſich, daß der Kriegsminiſter, Latour du Pin, eine Denkſchrift an die Nationalverſammlung richtete, in welchem er ſich entſchieden dagegen ausſprach, die Armee zu einem berathenden Körper zu machen. Die Conſtituante antwortete durch eine Solderhöhung und die beſchloſſene Theilnahme der Truppen an dem großen Föderationsfeſte, das die Revolutionirung der Armee vollendete.

Der erſte Ausbruch geſchah bekanntlich in Nancy. Wir verweiſen darüber unter anderm auf die Darſtellung von Carlyle. Dort ſtanden drei Regimenter in Garniſon, darunter das Schweizerregiment Lullin de Chateauvieux, 15 Compagnien ſtark, von denen 11 deutſchen Cantonen angehörten. Zu der Geſchichte dieſes Regiments geht der Verfaſſer nun über. Es hatten ſich bei demſelben, im Unterſchiede von dem berner Regimente von Ernſt, wo die Regierung treffliche Maßregeln ergriffen hatte, bedeutende Misbräuche eingeſchlichen. Daher fanden die Verſuche der beiden andern Regimenter in Nancy, welche ſchon im April 1790 als völlig revolutionirt zu betrachten waren, und auch die Schweizerſoldaten für ihre Plane zu gewinnen ſuchten, leichten Eingang. Die bekannte Lütticherin, Theroigne de Mericourt, welche nach Nancy gekommen war, hatte mit „ſanften Blicken und glühenden Worten" die Revolution hier gefördert, ſodaß ſchon die Soldaten des Regiments du Roi Thorfreiheit und Erlaß des Appells um 4 Uhr verlangt und nach ſchwachem Widerſtande erhalten hatten. Zwar hatte noch einmal die Disciplin geſiegt, indem bei einem Auftritte 35 Soldaten deſſelben Regiments mit der infamirenden gelben Cartouche entlaſſen worden waren. Aber dies reizte nur noch mehr. Anfang Auguſt brach eine vollkommene Meuterei aus: die Soldaten vom Regiment du Roi, welche Kenntniß von dem Decrete der Nationalverſammlung erhalten hatten, daß Inſpectoren ernannt werden ſollten, die Rechnungen der Regimenter ſeit ſechs Jahren zu revidiren und die Klagen der Mannſchaft anzuhören, beſtürmten ihre Offiziere und erpreßten von der Schuld, die ſie beanſpruchten, 150000 Livres. Da haben wir ja ſchon einen Vorgang zu dem Rathe, der in neueſter Zeit den Fronſoldaten gegeben iſt: Rechnung zu fordern! Das Geld wurde natürlich auf die nichtswürdigſte Weiſe vergeudet. Die Wirkung auf das Schweizerregiment, für welches nicht die Decrete der franzöſiſchen Nationalverſammlung, ſondern die Vorſchriften des Schweizerkriegsrechts galten, blieb nicht aus. Eine Beſchwerdeſchrift, von einem Advocaten verfaßt, wurde von Soldaten, unter andern von dem Grenadier de l'Isle von Lauſanne mehrfach abgeſchrieben und ſollte zur Unterzeichnung im Regiment verbreitet werden. Die Offiziere hatten aber Kenntniß erhalten, das Regiment wurde verſammelt, formirte Quarré, de l'Isle und ein anderer Namens Emory, bei denen man jene Abſchriften fand, wurden arretirt und vor ein Kriegsgericht geſtellt, das ſie verurtheilte, Spießruthen zu laufen und mit Schande vom Regiment fortgejagt zu werden. Das erſte Urtheil wurde vollzogen, aber Soldaten aller Regimenter und Volk ſtürmten das Gefängniß

befreiten beide und nöthigten den Commandanten, sie nicht allein wieder in die Reihen des Regiments aufzunehmen, sondern ihnen auch einen Abschied in aller Form, nebst 100 Louisdor Entschädigung für jeden zu geben. Die beiden französischen Regimenter, wie die Nationalgarde, nahmen sie zu Ehrenmitgliedern auf. Nun traten die Soldaten mit ihren Forderungen ungescheut auf und die Offiziere sahen sich genöthigt, ihnen 27000 Livres auf Abschlag auszuzahlen, welche sie noch an demselben Abende bei einem großen Feste, das sie mit Bewilligung der Municipalität ihren Kameraden von den französischen Regimentern gaben, verjubelten. Ein Drittel der Mannschaft hatte sich nicht an dem Aufruhr betheiligt. Die Auflösung aller militärischen Zucht erreichte nun einen solchen Grad, daß der Marschall Bouillé von der Nationalversammlung beauftragt wurde, die Ordnung wiederherzustellen. Mit 3400 Mann zuverlässiger Truppen, worunter die Schweizerregimenter Castella und Vigier, rückte er von Metz gegen Nancy und unterdrückte den Widerstand mit Energie. Die Offiziere der beiden genannten Schweizerregimenter hielten über 143 Gefangene des Regiments Chateauvieux Kriegsgericht: einer wurde gerädert, 23 gehängt, 41 auf die Galeeren geschickt und die Uebrigen mit Gefangenschaft und andern Strafen belegt. In der Schweiz, wo man die Treue und Disciplin für einen Ehrenpunkt ansah, fand diese Strenge, selbst in den demokratischen Cantonen, nur Beifall. Ein Schreiben von Uri ist besonders merkwürdig. „Wann Wir den so schandlichen Aufstand der Soldaten den Regiments Chateauvieux mit unbeschreiblicher Aergernuß erfahren und gerechten Zornes verwunschen und verdammt haben, so war uns dem entgegen aber auch über allen Ausdruck lieb zu vernehmen, wie streitmächtig und tapfer die würdige Regimenter Castella und Vigier und unter Ersterem Unser fürgeliebter, heldenmüthigster Landeshauptmann Anton Maria Schmid mit seiner Geschlechtscompagnie die so böswichterische Aufrührer in der Stadt Nancy im vollen Sturm geworfen und darnieder gedonnert haben." Sämmtliche Cantone beschlossen, allen Soldaten, die an dem Aufstande theilgenommen, die Rückkehr in das Vaterland zu verbieten. Das Regiment wurde nach Bitsch verlegt, wo es bis zum August 1792 verblieb. Mit der Fortentwickelung der demokratischen Ideen nahm aber in Frankreich die Beurtheilung militärischer Meuterei eine andere Wendung; die Sträflinge des Schweizerregiments, obgleich die Cantone dagegen protestirten, wurden in die politische Amnestie eingeschlossen und hielten ihren feierlichen Einzug in Paris, wo sie von der Nationalversammlung empfangen und mit der Ehre einer Sitzung beglückt, demnächst aber nach dem Jakobinerclub geführt wurden, deren Präsident Vergniaud sie mit einer langen feurigen Anrede begrüßte. „Ihr Unglücklichen werdet der Nation immer theuer und heilig sein!" lautete der Anfang. Wenige Tage darauf fand ihnen zu Ehren ein großes Fest auf dem Marsfelde statt, wo ihre Ketten von weißgekleideten Jungfrauen getragen wurden. Doch nahm kein einziger Soldat der Schweizergarden an diesem Feste theil. Das Regiment Chateauvieux, auf etwa 500 Mann herabgesunken, erhielt Ende August Befehl zum Abmarsch nach Toul, marschirte jedoch durch Zweibrücken nach der Schweiz zurück, wozu es durch die Ereignisse des 10. August bewogen wurde. Der Graf Artois hatte vergebens versucht, dasselbe für sich zu gewinnen.

Eine ganz andere Geschichte hat das ehrenfeste Regiment von Ernst. In seinem Offizierscorps war zwar auch eine Opposition der sogenannten Unterthanenoffiziere (Waadtländer) gegen die Bevorzugung der Bern-Burgeroffiziere hervorgetreten, ihre Bittschriften wurden ungünstig aufgenommen und abgelehnt, und die Verwendung der waadtländischen Gemeinden fand zu Bern, wo Abgeordnete von Aubonne erschienen, eine ernste Censur, indem ihnen der regierende Amtsschultheiß das „hochoberkeitliche Mißfallen nachdrucksamst bezeugte". Aber die dadurch erregte Mißstimmung hatte nicht den geringsten Einfluß auf den Dienst. Das Regiment hatte in Marseille die schwierigste Stellung. Der Verfasser schildert die dortigen Verhältnisse ausführlicher, als sie in den meisten Geschichtswerken über die Französische Revolution zu lesen, um die treffliche Haltung seiner Landsleute in das rechte Licht zu stellen. Unbeirrt von allem, was vorging, bewährte das wüthend von den Revolutionärs angefeindete Regiment seine Soldatentugend, und erst Ende October 1791 wurde es nach Aix verlegt. Die Volkswuth aber verfolgte dasselbe auch dorthin, bewaffnete marseiller Banden zogen nach Aix; Nationalgarde, Volkshaufen mit Geschütz belagerten das Regiment völlig, dasselbe wollte sich durchschlagen, aber die höhern Offiziere sahen die Unmöglichkeit ein und von dem Militärcommandanten der Provence, Barbantanne, in zweideutigster Weise verlassen, nahm der Regimentscommandant, Major von Wattenwyl, endlich, um seine Leute nicht nutzlos zu opfern, die schimpfliche Capitulation an, ohne Waffen abzumarschiren. In traurigem Zustande, auf Umwegen, gelangte dasselbe nach Romans, wo es halt machte, um den Erfolg der Unterhandlungen zwischen Bern und Frankreich abzuwarten. Ludwig XVI. hatte zwar dem Regiment seine Anerkennung für die bewiesene Treue aussprechen lassen und Befehl gegeben, dasselbe wieder zu bewaffnen; aber der große Rath in Bern beschloß in gerechter Entrüstung einstimmig, das Regiment sofort zurückzurufen und sprach in dem Schreiben an den König die Erbitterung über die erlittene Kränkung, nicht ohne Ironie über die Machtlosigkeit der Regierung offen aus. Dumouriez, der neue Minister, bemühte sich zwar noch, das Regiment für Frankreich zu behalten, indem er gegen Bern seinen Heroismus der Subordination, des Phlegmas (!!) und der Beständigkeit rühmte, aber der Geheime Rath blieb, „ohne in eine Zergliederung dieses Schreibens und seiner unbescheidenen Bemerkungen einzugehen", mit Würde bei seinem Entschlusse, und das Regiment, das in Romans wieder Waffen erhalten hatte, marschirte nach der Heimat ab, wo es mit großen Ehren empfangen wurde.

Das Schweizergardenregiment hatte sich leider von dem Geiste der Revolution, der die französischen Garden geschändet, anstecken lassen. Viele widerwärtige Auftritte fielen vor, aber die Ereignisse beim Regiment Chateauvieux brachten hier die Soldaten zur Besinnung, die Beziehungen des „Schweizerclubs" zu dem Regimente wurden gelöst und dasselbe versah fortan seinen Dienst mit der größten Gewissenhaftigkeit, ja es zog sich, trotz aller Versuche es zu gewinnen, trotz des Beispiels der französischen Truppen, immer mehr in die Schranken der strengsten Disciplin zurück. Welch ein Gegensatz zu dem Verbrüderungsvertrage des Regiments in Amiens mit dem Jacobinerclub, dessen Actenstück der Verfasser mittheilt! In der Schweiz konnte man zu keinem gemeinsamen Beschlusse über das Verhalten gegen Frankreich in Bezug auf die gestellten Truppen kommen, daher „zur Erzielung der so nöthigen Einmüthigkeit — jedem Canton überlassen wurde, von sich aus die nöthigen Maßregeln zu ergreifen". Trauriges Spiegelbild auch für andere, als den Schweizerbund! Die Gefahr, daß die Schweizerregimenter im Kriege gegen Oesterreich verwendet werden sollten, ging durch den Widerspruch der auf die Verträge und ihre Neutralität gestützten Cantone vorüber; charakteristisch ist das Schreiben des Obersten d'Affry, Commandanten des Schweizergardenregiments an den König, in welchem er sich auf das Vorrecht dieser seit 1616 errichteten Truppe, zum Schutz der Person des Monarchen und der königlichen Familie zu dienen, beruft. In diesem Dienst ist das treue Regiment ja auch beim Sturme der Tuilerien untergegangen. Schon am 26. Juli sollte dieser unternommen werden, scheiterte aber an der Lauheit der Vorstädte; dabei wurde die rothe Fahne, bisher ein Zeichen des Martialgesetzes, in ein Symbol der Revolution verwandelt, mit der bezeichnenden Inschrift: „Martialgesetz des souveränen Volks gegen die Rebellion der vollziehenden Gewalt." Zum Schutz des Königs war nur das Schweizergardenregiment da, welches die Tuilerien besetzte. Die Dispositionen waren gut, und Ludwig XVI. hätte bei dem geringsten energischen Auftreten die Hälfte der Nationalgarde für sich gewinnen können. Aber der König that den verhängnißvollen Schritt, sich in den Schutz der Nationalversammlung zu begeben, damit war er verloren und die 750 Schweizer, die sein Schloß

vertheidigten, bluteten vergebens. Der Verfaſſer ſchildert zuerſt die Lokalität des Kampfes, ſowie die Stellung der Parteien, dann ſetzt er ſeinen unglücklichen Landsleuten in der genaueſten Darſtellung ihrer heldenmüthigen Vertheidigung und ihres Untergangs ein ſchönes Denkmal. Sie waren ſiegreich, einem rothen Granitfelſen gleich, an dem die ſtürmiſche Flut des empörten Volks ſich brach; da rief ſie der Befehl des Königs, unter Einſtellung des Feuers, nach der Nationalverſammlung, wo ſie die Waffen niederlegen mußten, nachdem ihre Erſcheinung die Volksbeglücker in Entſetzen gejagt, ſodaß mehrere ſchon die Flucht durch die Fenſter nehmen wollten. Die Soldaten wurden in eine Kirche geſperrt, um ſpäter großentheils niedergemetzelt zu werden! Den Offizieren verſchaffte ein Deputirter Civilkleider, um ſich einzeln zu retten, was jedoch nur einzelnen gelang. Die wenigen, die noch das Schloß beſetzt hielten, konnten nichts thun, als ihr Leben theuer verkaufen: ſo vertheidigten 80 Mann die große Treppe 20 Minuten lang und tödteten 400 Feinde, fielen dann aber bis auf den letzten. Ein Decret der Nationalverſammlung vom 20. Auguſt ſanctionirte die Reſultate jenes Greueltags und entließ die noch im Dienſte Frankreichs ſtehenden Schweizerregimenter, es waren noch neun, wobei den Cantonen ein Dank ausgeſprochen wurde. Der Verfaſſer hat über die Schickſale dieſer Regimenter wenig Angaben in ſeinen Quellen gefunden.

In dem Schlußabſchnitt: „Diplomatiſche Verwickelungen und Löſung", wird nachgewieſen, welche Thatſachen ein feindliches Vorgehen der Schweiz, durch welche bei der Kunde vom 10. Auguſt der allgemeine Rachegeſchrei: Zu den Waffen! ſchallte, bald genug hinderten. „So verlief die große Angelegenheit, welche eine Zeit lang die ganze Nation mächtig erſchüttert und ihr Ehrgefühl aufs tiefſte verletzt hatte, ohne das geringſte Reſultat in diplomatiſchen Sand, den die revolutionären Chefs den guten Eidgenoſſen nachträglich in die Augen ſtreuten. Die Schweiz hat es zu gar nichts gebracht, als zu dem beſchämenden Gefühl mangelnder Einigkeit und Thatkraft." Mit dieſen treffenden Worten ſchließt der Verfaſſer den Abſchnitt, der jedenfalls für die innere Geſchichte ſeines Vaterlandes höchſt lehrreich iſt. Das ganze Werk aber wird von allgemeinſtem Intereſſe ſein.

Karl Guſtav von Bernech.

Charlotte von Kalb.

Das gegenwärtige Schiller-Feſt bringt auch Perſonen, die in engerer Verbindung mit dem großen Dichter ſtanden, in lebendigere Erinnerung. Zu ihnen gehörte Charlotte von Kalb, die verſchiedenartig beurtheilte — man halte nur Palleske's und Julian Schmidt's Schilderungen gegeneinander *) —, aber, welcher Ausſchreitungen oder Verirrungen man ſie auch ſchuldig finden mag, in den Zeiten der Noth höchſt ehrwürdige, immer ſehr merkwürdige Frau. Beſonders iſt ihr Verhältniß zu Jean Paul ein betrübendes; um ſo mehr, da ihre Memoiren, dieſes ſeltſam abgefaßte Buch, deſſen Goldkörner andere, namentlich Palleske, in treffender Weiſe hervorgehoben haben, des Verhältniſſes nicht gedenken, das ſoviel wir wiſſen nur durch Jean Paul's indiscret mitgetheilte Briefe in die Oeffentlichkeit gelangt iſt. Varnhagen's in dem „Literariſchen Nachlaß Karolinens von Wolzogen" (I, 146) abgedruckter Brief an Goethe, welcher ſagt, daß Charlotte betheuere, „es ſei nie dergleichen geſprochen, dergleichen gemeint, wie hin und wieder dort (in Jean Paul Richter's gedrucktem Briefwechſel) angegeben werde", hat die Sache mehr verwirrt als aufgeklärt.

Ich theile hier einen an mich gerichteten Brief der Frau von Kalb mit, theils, weil Briefe dieſer merkwürdigen Frau, der Freundin Schiller's, an ſich von Intereſſe ſind, theils, weil er vielleicht Anlaß ſein kann, daß der Brief an Jean Paul — wol der letzte, den ſie ihm ſchrieb — aufgeſucht und veröffentlicht werde. Der hier mitzutheilende wurde mir nach Rudolſtadt geſchickt, um ihn von da nach Baireuth zu ſenden.

*) Palleske in „Schiller's Leben und Werke", J. Schmidt in „Schiller und ſeine Zeitgenoſſen".

„Im Vertrauen auf Ihre Güte bitte ich Sie, dieſen Brief zu befördern.

„Am Ende unſerer Tage ſegnen wir gern noch unſere liebſten Bekannten; das iſt der Inhalt meines Briefes an R. Und auch Sie grüße ich mit freundlicher Erinnerung. Die gewaltigen, ſich immer noch ſteigernden Begebenheiten unſerer Tage verbindeten gewiß oft gleichgeſinnte Seelen zu Einem Gedanken.

„Scheint es nicht, als würde die Charte der Geiſterwelt auch den Uneingeweihten ſichtbar und begreiflich?

„Ich kann wenig mehr ſelbſt leſen; aber mit dem höchſten Intereſſe vernehme ich von den jetzigen Zeitſchriften und Blättern; und in allen beobachtet man doch, wie immer mehrere aus dem Schlummer erwachen.

„Sie werden es noch erleben, daß manche thätig erſcheinen, die ſich jetzt vorbereiten; wenn nicht heftigere Stürme ihre ganze Abſicht verdrängt.

„Sie haben auch wol die letzte Schrift von Fichte geleſen; ſie wird ſeinen Jüngern ein Teſtament bleiben. Sein Sohn wird ſeiner würdig, und die Wüwe immer mehr durch Dulden und Beharrlichkeit reif. Auch dieſer letzte Feldzug hat viele ſeiner Jünger hingerafft.

„Ich muß ſchließen, bitte um Ihr Andenken nebſt meiner Tochter, und verharre mit Hochachtung

Ihre Freundin

Berlin den 6. October 1815. C. Kalb."

(Der Brief iſt von der faſt Erblindeten, mit Ausnahme der letzten Zeilen „Ich muß ſchließen" u. ſ. w. dictirt.)

Ich füge Stellen aus andern Briefen — ich beſitze deren nur wenige — hinzu:

1. September 1808 (nach Weimar geſchrieben): „Das Schönſte und Herzlichſte meiner theuern Freundin Schiller. Sehen Sie Goethe, ſo bitte ich ihn meines verehrungsvollen Andenkens und Nachdenkens zu verſichern. Ich leſe meiner Tochter viel aus Schiller's und Goethe's Schriften vor. Als ich vor 23 Jahren zuerſt den «Fauſt» las, war es mir ein unglaubliches Ungeheuer; jetzt iſt es mir ein geiſtvolles Wort über die Welt." (Eigenhändig.)

9. September 1825: „Ich habe in der Vergangenheit manche Bedrängniſſe erfahren, und nun, wo ich das Wohl der Meinigen pflegend mitgenießen wollte, ward plötzlich dieſe Ausſicht wieder verdunkelt. Der Tod meines jüngſten Sohnes verſenkt meine Seele in tiefen Ernſt. So werden wir nach Graden von dem Leben abgelöſt und ſehnen uns dann allein nach dem ewigen Licht, nach der ewigen Erbarmung. Auch meine Tochter trägt dieſen Schmerz mit inniger Wehmuth, dieſen Schmerz, den nur der göttliche Friede lindern kann.

„Der Verewigte konnte hienieden kein Genügen finden, keine würdige Thätigkeit für ſeinen Geiſt; der Horizont der Geiſterwelt blieb der kräftigen Seele verengt. Eigene Leiden ſind zu verwinden, aber der Harm über die Leiden unſerer Geliebten bleibt eine ſtets offene Wunde. Ich bin dadurch noch abgeſchiedener von allem Aeußern. Leſen und ſelbſt ſchreiben kann ich ſchon lange nicht mehr; doch dieſe ſchweigſame Verhüllung, dieſe Einſamkeit iſt mir wohlthätiger als fremdartige Mittheilung und Zerſtreuung, nach der wir nur die Wirklichkeit deſto ſchärfer wiederfinden. Doch wohl thut mir der Gedanke an die Rückkehr meiner Tochter *), weil uns die Aehnlichkeit der Gefühle noch enger verbindet.

„Sie haben eine Luſtreiſe in die Pfalz gemacht; ich habe mehrere Jahre in der Gegend gewohnt; doch blickt meine Seele nicht zurück; ich finde allein Troſt in der holdſeligen Stille und Frieden in der Einſamkeit." (Dictirt, bis auf die kaum leſerliche Unterſchrift.)

Charlotte ſtarb am 12. Mai 1843, 82 Jahre alt.

Bernhard Rudolf Abeken.

*) Aus Schleſien, wohin ſie als Hofdame der vortrefflichen Prinzeß Wilhelm folgen mußte, die der ſo tief gebeugten Familie als hilfreicher Engel erſchien.

Notiz.

Ernst Renan's Essais.

Ernst Renan, nächst Littré unter den Franzosen vielleicht der gründlichste Kenner der deutschen philosophischen und theologischen Literatur, übrigens gemäßigter als der Straußianer Littré, ließ bei Michel Lévy in Paris eine Auswahl seiner seit etwa acht Jahren in periodischen Schriften, besonders in der „Revue des deux mondes" und im „Journal des débats" veröffentlichten Aufsätze und Abhandlungen erscheinen unter dem Titel: „Essais de morale et de critique." Im Vorwort, in welchem wir auch gelegentlich Heeren und Böckh erwähnt fanden, bekennt er sich angesichts der gegenwärtigen Zeitlage zu einer ziemlich pessimistischen Ansicht, und er selbst gesteht, daß er zwar die glücklichen, leicht zufrieden zu stellenden Naturen beneide, daß er aber doch auf seinen Pessimismus stolz sei. Nun wird zwar auch Renan nicht in Abrede stellen wollen, daß die Menschheit im ganzen und großen der Vervollkommnung und Humanisirung entgegenschreite, aber er weiß auch, daß kein Gewinn ohne Opfer erzielt wird, daß kein Zeitalter jemals alle Fähigkeiten und Tugenden des menschlichen Geschlechts in gleich harmonischer Ausbildung entwickelt hat oder je entwickeln wird, daß gerade dem blendendsten Licht der Cultur sich auch die tiefsten Schatten zuzugesellen pflegen, daß der Weg zur Vervollkommnung durch häufige Rückschritte unterbrochen wird, die in der Weltgeschichte nicht selten nach Jahrhunderten zählen, daß endlich in demselben Augenblick, wo das eine Volk mächtig im Aufstreben begriffen ist, das andere plötzlich, oder allmählich, aber unaufhaltsam von seiner bereits erreichten Höhe herabsinkt. Fast scheint dies Renan von seinen Landsleuten anzunehmen, und selbst wenn er sich glücklicherweise täuschen sollte, macht ihm doch die Aufrichtigkeit, womit er seine Befürchtungen ausspricht, um so mehr Ehre, da sonst die Franzosen nur zu sehr geneigt sind, sich von dem Glanz äußerer Erfolge blenden und einschläfern zu lassen. Muthig tritt er dem Dünkel seiner Landsleute entgegen. Er gesteht, früher auch in gewissen Vorurtheilen befangen gewesen zu sein: „Je ne voyais pas encore le virus caché dans le système social créé par l'esprit français"; er habe nicht eingesehen, daß das französische Gesetzbuch auf einer „conception toute matérialiste de la propriété" gegründet gewesen, daß die Revolution einen Keim des Ruins in sich geschlossen habe, „der nur zu bald das Reich der Mittelmäßigkeit und der Schwäche, die Unmöglichkeit jeder großen Initiative herbeiführen mußte, freilich auch ein scheinbares Wohlsein, aber ein Wohlsein, dessen Bedingungen sich selbst zerstörten". Er fürchtet, daß die zu fanatische Anhänglichkeit an das Jahr 1789 die Entwickelung der Freiheit „par la régéneration de la conscience individuelle" nur hindern könne, und er ruft aus: „Si 89 est un obstacle pour cela, renonçons à 89"; denn nichts sei einer Nation schädlicher „als jener Fetischismus, womit sich ihr Eigendünkel an gewisse Worte hängt, durch die man sie im Geheimen bis zu den letzten Grenzen der Knechtschaft und Erniedrigung zu führen vermag". Wo man öffentliche Angelegenheiten nicht mehr kritisiren dürfe, da sei auch, bemerkt er ein andermal, der Böotismus oder die Frivolität nicht mehr fern. Unter den hier vereinigten Aufsätzen befindet sich auch einer unter dem Titel „Souvenirs d'un professeur allemand", dem Creuzer's 1848 erschienenes Buch: „Aus dem Leben eines alten Professors", zu Grunde gelegt ist. Renan schildert darin unter anderm in beredten Worten das stille beglückte Leben eines Philologen, ja er weiß sogar dem deutschen Pedantismus eine poetische Seite abzugewinnen; nicht nur seien die Charakterzüge, die man dem Pedantismus vorwerfe, fast immer lobenswürdige und solide Eigenschaften, sondern sie ließen auch so viele anmuthige Züge durchschimmern, daß man sich versucht fühle, „d'envier à l'Allemagne le bonheur qu'elle a de posséder une variété infinie de types d'illustres pédants". Gelegentlich gesteht Renan auch, daß, mit wenigen berühmten Ausnahmen, die „große Art, die Wissenschaft in ihren Zusammenhängen mit der Philosophie, der Aesthetik und Religion aufzufassen", den Franzosen nicht eigen sei. Daß Renan's Abhandlungen mit einer musterhaften Klarheit und Eleganz geschrieben sind, versteht sich bei einem französischen Autor von seinem Rufe natürlich von selbst; mit schlecht geschriebenen Büchern im bequemen Schlafrockstil, mögen sie auch sonst noch so gelehrt und inhaltreich sein, macht man sein Glück in Frankreich nicht. **H. M.**

Bibliographie.

Avé-Lallemant, R., Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Baumbach, R., Gedichte. Mitau, Reyher. 8. 1 Thlr.

Benedix, R., Auseinander. Skizzen. Leipzig, C. F. Fleischer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blaß, Auguste, Blumen-Märchen für junge Damen. Mit colorirten Bildern. Stuttgart, Chelius. 1860. 16. 22½ Ngr.

Brugsch, H., Histoire d'Egypte dès les premiers temps de son existence jusqu'à nos jours. Accompagné de planches lithographiées et d'un atlas de vues pittoresques. 1re Partie. L'Egypte sous les rois indigènes. Leipzig, Hinrichs. Gr. 4. 8 Thlr.

Caballero's, F., sämmtliche Werke. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Geyder. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Clemencia. Ein Sitten-Roman. Breslau, Max u. Comp. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dreyer, H., Die Brennrose. Eine Dorfgeschichte aus der Gegenwart. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Eberwein, J., Schiller in Bauerbach. Dramatisches Lebensbild in zwei Acten. Eine Festgabe aus Rudolstadt zum 11. November 1859. Rudolstadt. Gr. 16. 10 Ngr.

Förster, E., Leben und Werke des Fra Giovanni Angelico de Fiesole. Regensburg, Manz. Lex.-8. 24 Ngr.

Hermann, E., Robert Hammer. Eine Erzählung. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heubner, O. L., Klänge aus der Zelle in die Heimath. 1849—1859. Dresden, Kunze. 8. 24 Ngr.

Johns, C. A., Eine Herbst-Wanderung. Aus dem Englischen. Mit 24 Abbildungen. Berlin, Decker. Gr. 16. 7½ Ngr.

Koch, L., Philipp Melanchthon's schola privata. Ein historischer Beitrag zum Ehrengedächtniß des Präceptor Germaniae. Gotha, F. A. Perthes. 12. 16 Ngr.

Lang, L., Ultramontane. Novelle. Mainz, Kirchheim. 8. 15 Ngr.

Schmidt, J., Schiller und seine Zeitgenossen. Eine Gabe für den 10. November 1859. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schulmann, L., Nordbütsche Stippstörken un Legendchen. Tweite Rege. Hildesheim, Gerstenberg. 12. 15 Ngr.

Tobler's, T., dritte Wanderung nach Palästina im Jahre 1857. Ritt durch Philistäa, Fussreisen im Gebirge Judäas und Nachlese in Jerusalem. Mit 1 Karte. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1860. Neue Folge, 11ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wiszleben, C. A. F. v., Curt von Staudenbach und Adelheid von Waldgau, oder: Das stille Thal. Ein romantisches Gemälde aus den Zeiten der heimlichen Gerichte. Zwei Bände. Leipzig, Hunger. 1860. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Hôtel Baur. Diplomatisches Heldenstück in vier gereimten Conferenzen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 7½ Ngr.

Weiß, S., An die deutsche Nation. Oesterreich, Deutschland und das Einheitsproject. Berlin, Stuhr. 1860. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zu Schiller's Jubelfeier.

Die Deutsche Schillerstiftung an die Deutschen.

Am heutigen Tage hat sich die Deutsche Schillerstiftung constituirt zu dem in § I der Satzungen ausgesprochenen Zwecke:

„Deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluss der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, dass sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand darbietet."

„Sollten es die Mittel erlauben, und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hilfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrathes überlassen."

Die Constituirung dieser Stiftung fällt nahe zusammen mit dem hundertjährigen Geburtsfest des unsterblichen Dichters, zu dessen würdiger nationaler Feier, so weit die deutsche Zunge klingt, die grossartigsten Vorbereitungen getroffen werden.

Deutsche! Bei dem festlichen Klang jener Glocke, die in ewiger Höhe tönt, sammelt Euch, nicht blos um zu seinen Ehren ein begeistertes Gedächtnissfest zu begehen, sondern auch um ein bleibendes Denkmal werkthätiger Liebe für unsern volksthümlichsten Dichter auf alle Zeiten zu stiften.

Wie er selbst gesungen:

Göttern kann man nicht vergelten:
Schön ist's ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreu'n —

so können wir auch ihm selbst nicht vergelten, wohl aber durch die mit seinem Namen geschmückte Stiftung den Dank seines Volkes dadurch abtragen, dass wir geistig Strebende, die von schwerer Lebenssorge heimgesucht sind, durch Beistand und Hilfe ehren.

Deutsche! Keinen Ort gibt es im Vaterlande, so abgeschieden von den grossen geistigen Besitzthümern unsers Daseins, dass nicht Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen darin lebten, in denen die Dankbarkeit glüht für das, was Schiller uns Allen geworden. In der Fremde lebt kein Deutscher, dem nicht der Name Schiller ein heiliger Heimathsruf ist, so dass in diesem Namen eine Weihestimmung einzig in ihrer Art, und ein Gesammtbewusstsein, das so vielen Gebieten des öffentlichen Lebens schmerzlich vermisst, zur erhebenden Erscheinung kommt.

So tretet denn am 10. November zur Bildung von Schillerstiftungen überall zusammen; wo eine solche sich nicht gründen lässt, sammelt Beiträge; wo sich frohe Herzen zum Festmahle vereinigen, verkündet diese unsere Worte und lasst nach dem Festgruss für den Dichter durch die Hände Eurer Frauen und Jungfrauen Spenden der Liebe in Empfang nehmen. Wo Gesangvereine und Liedertafeln, wo Kapellen und Theater seinem Andenken huldigen, opfert auch den Ertrag seines Ehrentages.

Und du, deutsche Jugend, in deren frische Herzen er die ersten Keime edler Begeisterung senkt, fehle auch du nicht in den Reihen der Opfernden. Die kleinste Gabe ist willkommen.

Auf, Deutsche! Lasset uns ein Beispiel geben zur Ehre für uns und unsere Nachkommen, dass der Freude schöner Götterfunken, der Begeisterung Flamme, nicht wirkungslos verlodere, sondern dass die hundertjährige Jubelfeier von Schiller's Geburt als der Geburtstag der in seinem Namen gegründeten Stiftung ein Lichtpunkt sei und bleibe, tröstlich hineinleuchtend in die Nacht der Sorge und der Noth.

Die bis jetzt bestehenden Schillerstiftungen befinden sich in: **Berlin, Breslau, Coburg, Darmstadt, Dresden, Frankfurt a. M., Gratz, Hamburg, Leipzig, München, Nienburg, Nürnberg, Offenbach, Stuttgart, Weimar** (als Vorort für die nächsten fünf Jahre gewählt), **Wien.**

An eine derselben wollen die Beiträge für die Stiftung eingesandt werden.

Dresden, den 10. October 1859.

Die constituirende Versammlung der Deutschen Schiller-Stiftung:

Dr. **Berthold Auerbach** aus Dresden. Dr. **Ludwig Blum** aus Stuttgart. Dr. **Ludwig Braunfels** aus Frankfurt a. M. **Heinrich Brockhaus** aus Leipzig. Geh. Medicinalrath Dr. **Karl Gustav Carus** aus Dresden. Generalintendant Dr. **Franz Dingelstedt** aus Weimar. Dr. **Johann Georg Fischer** aus Stuttgart. Dr. **Ernst Förster** aus München. Advocat **Adolar Gerhard** aus Leipzig. Dr. **Karl Gutzkow** aus Dresden. Professor Dr. **Friedrich Haase** aus Breslau. Dr. **Julius Hammer** aus Dresden. Dr. **Gustav Hanbold** aus Leipzig. Graf **Stanislaus Kalckreuth** aus Weimar. Dr. **Moritz Lazarus** aus Berlin. Generalconsul **Ernst Merck** aus Hamburg. Hoftheaterregisseur **Ferdinand Pirscher** aus Darmstadt. **Karl Rick** aus Wien. Major **Serre** auf Maxen aus Dresden. **Karl Voigt** aus Weimar. Staatsminister a. D. Dr. **Ernst von Wietersheim** aus Dresden. Dr. **Friedrich Zabel** aus Berlin. Dr. **Georg Zimmermann** aus Darmstadt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 17. November 1859.

Inhalt: Zur Geschichte der neuesten Zeit. Von Wilhelm Schulz-Bodmer. — Oesterley's „Hyginische Briefe". Von Heinrich Birnbaum. — Otto Müller's „Klosterhof". Von Adolf Zeising. — Das Lustspiel bei den Deutschen. — Notiz. (Alfred de Musset.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte der neuesten Zeit.

1. Staatengeschichte der neuesten Zeit. Herausgegeben von K. Biedermann. Erster und zweiter Band. Geschichte Frankreichs vom Sturze Napoleon's bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums. 1814—52. Von A. L. von Rochau. Zwei Theile. Leipzig, Hirzel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 28 Ngr.
2. Zeitgenössische Geschichten von A. Schmidt. I. Frankreich von 1815—30. II. Oesterreich von 1830—48. Berlin, Duncker und Humblot. 1859. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Seit dem Zweikaiservertrage von Villafranca, welcher das vom frischen Blut noch triefende Schwert an schwachem Haare über Europa schweben läßt, haben sich so ziemlich alle denkenden Zeitgenossen überzeugt, daß es sich binnen kurzem entscheiden muß, ob der Kriegssturm — alle Leidenschaften aufwühlend und zerstörender als je zuvor — von neuem entfesselt, oder ob ein dauernder Friede auf der Grundlage einer allgemeinen Entwaffnung gewonnen werden soll, die von solchem Umfange und solcher Art ist, daß sie mit zwingender Nothwendigkeit jeder noch so ruhmbedürftigen Regierung die Störung des Weltfriedens fortan unmöglich macht. Den Deutschen insbesondere sagt es ein schwerlich trügerisches Gefühl, daß sich das Kriegsgewitter zunächst über ihren Häuptern entladen würde, und daß sie, trotz allen Warnungen der Vergangenheit, dann abermals nicht in der Verfassung wären, um sich den sie bedrohenden Gefahren gewachsen zu zeigen. So ist das Gefühl des bösen politischen Gewissens, das Gefühl der selbstverschuldeten Ohnmacht und Zerrissenheit, das uns diese Ahnung eingibt. Je mehr wir uns der armseligen Rolle bewußt werden, die das zwieträchtige Deutschland in dem ein schicksalvolles Weltdrama einleitenden Vorspiele des italienischen Kriegs gespielt hat, um so mehr ist nun freilich wieder von den Mitteln der Einigung und Stärkung die Rede. Aber hierin allein und in der Art, wie dies geschieht, liegt nicht einmal dafür die geringste Bürgschaft, daß das kranke Deutschland unter den tausend Heilmitteln, die es sich in Zeitungen, Broschüren und Büchern tagtäglich verschreibt, das rechte nur erkennen werde, und von solcher Erkenntniß bis zum wirksamen Gebrauche ist ja gleichfalls noch ein himmelweiter und sehr zweifelhafter Schritt.

Gleichwol wäre es Thorheit und Sünde, am immerhin löblichen und doch möglicherweise erfolgreichen Streben keinen Theil nehmen, oder es mit solchen Dingen, die jetzt nicht in der Luft liegen, eigensinnig durchkreuzen zu wollen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch der historischen Kritik Richtung und Maß vorgeschrieben. Im Hinblick auf einen bald möglichen Kampf um Sein oder Nichtsein, zu dem wir uns mit allen geistigen und leiblichen Waffen auszurüsten haben, wäre es nur Zeitverderb, wollte man sich mit kleinlichen Ausstellungen, mit Berichtigung solcher Dinge befassen, von denen es für unsere Zukunft höchst gleichgültig ist, ob sie so oder anders aufgefaßt, gedeutet und gesagt worden sind. Die besten zeitgenössischen Geschichtswerke sind jetzt diejenigen, die uns unsere eigenen Sünden und Thorheiten, sammt ihren unvermeidlichen Folgen, in reichlichster Fülle und größter Anschaulichkeit vor Augen halten, die uns einleuchtende Fingerzeige geben und — wo es sein muß — tüchtige Ohrfeigen, um die noch nicht völlig tauben Ohren für gute Lehren empfänglich zu machen. Wir andern aber, die wir uns gerade mit der Besprechung solcher Schriften befassen, können nichts Besseres thun, als dem Schlagendsten von allem Schlagenden ein weiteres Echo zu schaffen.

Zu jenen besten zeitgenössischen Geschichtswerken sind die obengenannten zu zählen; wir wenden darum sogleich unsere Methode auf sie an, indem wir auszüglich berichten, was sie zur Erkenntniß und Bewältigung der uns zunächst bedrohenden Krisis besonders Wichtiges und Dienliches enthalten. Wir thun dies nicht sowol auf die Gefahr hin, Eulen nach Athen, als Wasser ins Faß der Danaiden zu tragen. Denn so begreiflich es gewesen, daß wir unmittelbar nach unsern „Befreiungskriegen" noch hoffnungsvolle politische Kinder waren, die man billigerweise noch nicht für zurechnungsfähig halten durfte: so geben doch jene Schriften nur allzu viele Belege an die Hand, daß wir in der Schule von 1830 noch blutwenig für die von 1848 profitirt hatten; daß die thörichtsten unter allen Thoren diejenigen geblieben sind, die es zu keiner Zeit zugestehen wollen, daß sie es jemals gewesen seien; daß wir uns also mit Bescheidenheit die Frage vorzulegen haben, ob wir hoffen dürfen, zum

dritten und vielleicht zum letzten male geſcheidter geworden zu ſein?

Die in zwei Theilen erſchienene „Geſchichte Frankreichs" von Rochau (Nr. 1) iſt der erſte Band einer etwa auf zwanzig Bände angelegten „Staatengeſchichte der neueſten Zeit", der man nach gutem Anfange einen guten Fortgang weiſſagen mag, falls nicht im kriegeriſchen Thatendurſte die zornentflammte wirkliche Geſchichte ihren tauſend mal tauſend Geſchichtſchreibern die Federn mit einem male aus den Händen ſchlägt. Auf verhältnißmäßig kleinem Raume iſt viel Stoff zuſammengedrängt, nichts Weſentliches iſt überſehen, was überhaupt und zumal für die jetzige Zeit des peinlichen Hangens und Bangens von Bedeutung iſt. Man wird nicht gerade mit jedem einzelnen Urtheile des Verfaſſers einverſtanden ſein. So äußert er z. B. eine allzu abſchätzige Meinung über den Pamphletiſten Cormenin, welcher doch nicht wenig dazu beitrug, um in mitunter etwas verzerrten, aber im ganzen treffenden Zügen die mesquine Krämerhaftigkeit des Spießbürgerkönigthums zur Anſchauung zu bringen. Andererſeits legt er auf die pecuniäre Begehrlichkeit Ludwig Philipp's, die für den Ausbruch der „Revolution der Verachtung" im Jahre 1848 von erheblichem Einfluſſe war, ein wol allzu geringes Gewicht, wenn auch vielleicht in der guten Abſicht, um die noch weit großartigere Begehrlichkeit des kaiſerlichen Nachfolgers ins helliſte Licht zu ſetzen. Aber man braucht die Habſucht des Bürgerkönigthums nicht zu verkleinern und hat dann einen deſto ſchlagendern Beleg zu der alten Erfahrung, daß oft, wie im Hauſe ſo im Staate, der Geiz die Verſchwendung zur Erbin hat.

Die Mittheilung oder ſchärfere Betonung mancher wenig bekannten oder wieder verſchollenen Einzelheiten, die aber durch die jüngſten Ereigniſſe eine neue Bedeutung erlangt haben, läßt überall gewahren, daß der Verfaſſer unter den von ihm geſchilderten Perſonen und Verhältniſſen längere Zeit ſelbſt gelebt hat. Lag es in ſeiner Aufgabe, daß er der rein politiſchen Geſchichte Frankreichs den größten Theil des ihm zugemeſſenen Raums widmen mußte, ſo iſt doch auch der literariſchen Bewegung, welche die Staatsgeſchichte begleitet, erläutert und mitbeſtimmen hilft, in befriedigender Weiſe gedacht. Von einer einläßlich kritiſchen Darſtellung der in Frankreich auftauchenden und bald wieder verſchwindenden Lehrſyſteme des Socialismus und Communismus konnte natürlich hier nicht die Rede ſein; doch hätte wol jener wichtigen und nicht blos theoretiſch intereſſanten Verhandlungen der conſtituirenden Verſammlung, wodurch über das im erſten Verfaſſungsentwurfe anerkannte ſogenannte „Recht auf Arbeit" der Stab gebrochen wurde, ausführlicher gedacht werden können. Von dieſem „Recht auf Arbeit" war übrigens, wie auch Rochau bemerkt, bereits unter dem Bürgerkönigthum die Rede; nachdem zuvor ſchon, zuerſt durch François Arago, das Schlagwort einer „Organiſation der Arbeit" gebraucht worden war. Durch ſeine Schrift über dieſe letztere verſchaffte ſich dann bekanntlich Louis Blanc Namen, Ruf und Einfluß; nachdem er früher am „Bon sens" mitgearbeitet hatte, einem republikaniſch-ſocialiſtiſchen Tageblatte, das merkwürdigerweiſe von einem belgiſchen Senator und Millionär mit großen Koſten unterhalten wurde.

Die in die allgemeine Staatsgeſchichte zweckmäßig verflochtene und ausführlich genug behandelte Sondergeſchichte der geheimen Geſellſchaften und ihres Einfluſſes auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, beſtätigt die ſchon oft gemachte Bemerkung, daß ſolche Verbindungen nur die Symptome der krankhaften Zuſtände ſind, an denen das Gemeinweſen leidet, daß ſie ebendeshalb die Vorzeichen künftiger Ereigniſſe ſind, daß ſie aber ſelten oder nie die großen geſchichtlichen Begebenheiten machen oder nur den Anſtoß dazu geben. Die geheimen Verbindungen waren bereits gänzlich verfallen, als die Revolutionen von 1830 und 1848 hereinbrachen; ja, ihr vorgängiger Verfall war ſogar eine Bedingung, um das plötzliche und die Gegner überraſchende inſtinctive Handeln der Volksmaſſen, um eben dadurch das Gelingen der Bewegungen erſt möglich zu machen. Bei der Behandlung dieſes Gegenſtandes hat es Rochau nicht vergeſſen, ein ſeltſames Stück dynaſtiſchen Ehrgeizes wieder in Erinnerung zu bringen. Nach den mit den franzöſiſchen Verbannten in Brüſſel getroffenen Verabredungen hatte der Prinz von Oranien im Jahre 1819 dem pariſer Comité d'action den Vorſchlag gemacht, an der Spitze der von ihm befehligten niederländiſchen Truppen als Befreier von den Bourbonen in Frankreich einzurücken und dieſem Belgien als Mitgift zuzubringen. Schon war Lafayette mit den Vorarbeiten zum Abſchluſſe einer förmlichen Uebereinkunft beauftragt, als der König von Holland den Umtrieben ſeines Sohnes auf die Spur kam und ihn aus dem Lande entfernte.

Auch die Deputirten, ſo ſehr ſie mit ihrer Thätigkeit vorbereitend für die Ereigniſſe von 1830 und 1848 gewirkt hatten, zeigten ſich doch inmitten dieſer Ereigniſſe gänzlich ohnmächtig. Die bodenloſe Armſeligkeit der Helden des Wortes in den Tagen der unaufſchiebbaren That, offenbarte ſich 1830 beſonders damals, als die in den Julitagen gerade verſammelten liberalen Abgeordneten endlich einen Proteſt beſchloſſen hatten, den ſie aber nicht zu unterzeichnen wagten und den ſie darum nur mit der Bemerkung: „Folgen die Unterſchriften", zu veröffentlichen gedachten. Als nun der Redacteur des „Temps" das namenloſe Actenſtück nicht drucken laſſen wollte, verfielen ſie auf ein anderes Auskunftsmittel: ſie ließen die Namen aller in Paris anweſenden liberalen Kammermitglieder drucken, auch derjenigen, die von der ganzen Sache nichts wußten; ſie machten ſich alſo einer eigentlichen Fälſchung ſchuldig. Eine nicht minder berühmte Rolle ſpielten die Deputirten im Februar 1848, als Veranſtalter und Abbeſteller jenes verhängnißvollen Reformbankets, das wol nur dadurch, daß es nicht zu Stande kam, eine ganz Europa erſchütternde Revolution zu Stande brachte. Die nahe Gefahr machte aus der rednernden Verſammlung noch weniger einen „Dummkopf" als ein Haſenherz; und man erlebte es von neuem, wie

sich nicht blos in demselben Volke, sondern auch bei den gleichen Menschen der größte militärische Muth mit der höchsten bürgerlichen Feigheit paaren kann.

Eine rühmliche Ausnahme machte damals Lamartine. Was man auch von seinem spätern Benehmen halte, wodurch er sich nicht ohne eigene Schuld der Mittel beraubte, noch Großes und Gutes leisten zu können: in den sturmvollsten Tagen der höchsten Gefahr zeigte er, von warmer Begeisterung über sich selbst und seine Eitelkeiten hinausgehoben, eine die wilden Wogen des Aufruhrs mit seltener Geistesgegenwart beherrschende Beredsamkeit. Da er Leib und Leben für die unverzügliche Vollziehung seines Wortes einsetzte, so verwandelte er auch sein Wort in unmittelbare That, und der hohe Muth, den er bewährte, scheint stets — wie dies meist der Fall ist — ein heiterer Muth geblieben zu sein. Einen von Wein und Wuth trunkenen Haufen, der die Treppe des Stadthauses hinaufstürmte, rief er mit den Worten an: „Was wollt ihr?“ — „Deinen Kopf!“ war die Antwort. „Wollte Gott“, erwiderte er, „daß ihr alle ihn auf den Schultern hättet; ihr würdet vernünftiger sein.“ Unter schallendem Gelächter und allgemeinem Bravo endigte die Emeute. Auf den Betrieb Lamartine's geschah es auch, daß noch in der Nacht vom 24/25. Februar die Errichtung jener 24 Bataillone Mobilgarde begonnen wurde, die zur sofortigen Herstellung der Ordnung, sowie später zur Bewältigung des Juniaufstandes jene wichtigen Dienste leistete, deren Werth freilich — je nach der Stellung der Parteien — sehr verschieden angeschlagen wird. Man begann die Werbungen unter den pariser Gassenjungen, unter denselben blutjungen Burschen von 14—15 Jahren, deren ganze Thätigkeit in der Betheiligung an Gassentumulten und Ruhestörungen aller Art aufzugehen schien. Aber das gewinnende Vertrauen, das man ihnen zeigte und die gute Belohnung der von ihnen geforderten Dienste machte diese berufsmäßigen Störer zu leidenschaftlichen Vertheidigern der Ordnung. Damit kam ein großer Gedanke zur Ausführung, der blos darum keine bleibenden Früchte trug, weil man mit dessen Vollzug auf halbem Wege stehen blieb. Im Staate und der Gesellschaft sind Freiheit und Ordnung dann erst gesichert, wenn alle Männer in Volk und Heer, in Nationalgarde, Landwehr oder Miliz die Wächter dieser Ordnung sein wollen; und sie wollen es nur sein, sobald die zu diesem Zwecke geforderten Dienste zugleich gerecht und zweckmäßig belohnt werden, sobald man ihnen also die Vertheidigung der Ordnung gegen innere und äußere Feinde nicht blos zu einer patriotischen Pflicht, sondern auch zur Sache eines gerechten persönlichen Interesses zu machen weiß. Ein solches gerechtes und zweckmäßiges Belohnungssystem ist im Frieden der beste Theil aller Staatskunst, und im Kriege weitaus der beste Theil aller Feldherrnkunst. Aber die in Civilisation vermummte Barbarei des modernen Polizei-, Beamten- und Soldatenwesens glaubt mit ihrem einseitigen Strafsystem gegen die Uebertreter ihrer Verbote immer noch auszulangen; während die Geschichte der Revolutionen seit nahe 70 Jahren aufs deutlichste gezeigt hat, daß sich endlich Regierungen und Völker unter den Auspicien einer solchen misgeschaffenen Politik gegenseitig todt peitschen müssen.

Blos nur die Revolution von 1848 wurde die der „Verachtung“ genannt; aber man braucht nur die ersten Seiten unsers Buchs zu lesen, um sich zu erinnern, daß wir mit der Restauration zugleich in die Periode der Corruption getreten sind. Damit änderte sich indessen, im Vergleich mit der frühern Sturmperiode, einzig die Form der Ausbeutung der Schwachen durch die Mächtigen, der Armen durch die Reichen. Die Völker wurden jetzt weniger mit dem Schwerte in der Faust und vom Schlachtfelde aus des Ertrags ihrer Arbeit beraubt, als daß er ihnen mit der Feder in der Hand und vom Bureau aus abgeheuchelt und abgeschmeichelt wurde; dem Ehrgeize und der Eroberungssucht nahmen die Speculation und der Wucher die Fahne aus der Hand, um sie der neuen Zeit vorzutragen. Was nicht mehr erzwungen werden konnte, sollte jetzt erschlichen werden. Nur bedurfte es, nachdem man die Wege der Gewalt verlassen, wie zu allen Dingen auch dazu einiger Zeit, um sich auf den neueröffneten Schleichwegen zurecht zu finden. Unverkennbar hatte man es unter dem Bürgerkönigthum darin zu größerer Virtuosität gebracht, als unter den Bourbonen der ältern Linie. Dann kamen die Stürme der Februarrevolution und der Republik von 1848, welche die den Schmarotzerpflanzen gedeihliche dunstige Atmosphäre so wenig dauernd zu säubern vermochten, daß vielmehr erst unter Napoleon III. die Kunst, ohne Verdienst mächtig und ohne Arbeit reich zu werden, ihre höchste Vollendung erreichte. Dabei hatte es nicht einmal sein Bewenden. Die neufranzösischen Zustände sind vielmehr eine schlagende Offenbarung der Logik der Geschichte. Denn sie sind eine Vermittelung früherer Gegensätze, sie sind die Synthese der beiden Geiseln der Menschheit, der Gewaltthat und der Hinterlist, des räuberischen Kriegs und des beutesüchtigen Friedens, zu einer großen Doppelgeisel. Ob auch die französische Revolution noch ihre Synthesis haben und zu einer Revolution des Zorns und der Verachtung werden wird?

Mit alledem ist jedoch nicht gesagt, daß sich die Corruption, wozu vor allem die Selbstschändung des in Speculation verhüllten Wuchers jeder Art zu zählen ist, sowie der in wachsender Ausdehnung getriebene Welthandel mit moralischen Gütern gegen Geld und gute Worte, nur auf Frankreich beschränkt hätte. Sie ist eine ansteckende Weltkrankheit beider Hemisphären geworden und in den höchsten Kreisen der Gesellschaft schon zum Ausbruche gekommen, als man gerade daran war, Europa politisch zu restauriren. Nach der Unterzeichnung des pariser Vertrags vom 30. Mai 1814 ließ Talleyrand an jeden der Hauptunterhändler, an Metternich, Hardenberg, Castlereagh und Nesselrode, eine Million Francs aus dem französischen Staatsschatze auszahlen; die übrigen Bevollmächtigten erhielten je 5—600000 Fr. Diese Trinkgelder für einen für Frankreich möglichst günstigen, für die übrige Welt möglichst schlechten und schmählichen Frie-

den, wofür das Leben vieler Hunderttausende und der Wohlstand vieler Millionen geopfert worden, wurden nach diplomatischem Sprachgebrauche, wie lucus a non lucendo, als gebräuchliche Ehrengeschenke bezeichnet. So gab die hohe europäische Diplomatie schon 1814 ein seitdem wiederholt nachgeahmtes Beispiel, wie sich der Enthusiasmus der nach Freiheit und Unabhängigkeit lüsternen Völker im dynastischen Interesse capitalisiren und verzinslich anlegen läßt.

Ueber die im Jahre 1814 wiederum befreite französische Nation, die sich seitdem noch öfter und bis in den vollendetsten Despotismus hinein mußte befreien lassen, fiel zunächst der ausgehungerte Heuschreckenschwarm der noch an die altkönigliche Stallfütterung gewöhnten Emigranten her. Einen besonders naiven Beweis, wie sehr das Bewußtsein der echt dynastischen Gesinnung zugleich das Vollgefühl des eigenen Werthes schwillt, gab schon unter Ludwig XVIII. der sogar zu einem Minister des Hauses völlig unfähige Herzog von Blacas: als er seiner ministeriellen Sinecure entlassen werden mußte, bat er sich dafür die Kleinigkeit von sieben Millionen Fr. aus, die ihm auch sogleich aus dem mit den Früchten des Volksfleißes leicht wieder zu füllenden Füllhorn königlicher Gnaden gewährt wurden. Die Entschädigung der Emigranten (1825) beurtheilt der Verfasser richtiger, als dies von andern Historikern geschehen ist. Er erinnert daran, daß schon Napoleon I. den Heimgekehrten, die er mit einträglichen Ehren überhäufte, eine Art indirecter Entschädigung gewährt habe. In dieser Richtung fuhren die restaurirten Bourbonen mit so großem Eifer fort, daß sich 1825 die Gesammtsumme der Gehalte und Jahrgelder der frühern Ausgewanderten auf nicht weniger als 68 Millionen belief. Die Vertheidiger des Entschädigungsgesetzes hatten sich besonders auf die gesetzliche Abschaffung der Vermögensconfiscation berufen. Dagegen wird richtig bemerkt, daß viele von der Revolution eingezogene Besitzungen des Adels doch auch keinen andern Ursprung, als gerade die Confiscation gehabt, daß sich namentlich die Großen Ludwig's XIV. durch Hab und Gut der vertriebenen oder zur Galere verdammten Protestanten bereichert hätten. Wie dürfte man also, fragt der Verfasser, den Nachkommen jener Hunderttausende von Protestanten die Entschädigung verweigern? Oder wie den Staatsgläubigern, die zur Conventszeit zwei Drittheile ihrer Forderungen eingebüßt hatten, oder den durch das Maximum zu Grunde gerichteten Kaufleuten, oder den Inhabern käuflicher Stellen, welche dieselben ohne Ersatz verloren hatten? Und wie durfte man, so fragen wir weiter, eine Entschädigung jenen Hunderttausenden oder Millionen conscribirter Soldaten, ihren Familien und Nachkommen verweigern, die ihrem bürgerlichen Erwerbe entrissen wurden, ohne im kümmerlichen Staatssolde, den sie bezogen, auch nur annähernd eine Vergütung für die ökonomischen Opfer zu empfangen, wozu man sie vor ihren reichern Mitbürgern verdammt hatte? Die ganze Emigrantenentschädigung — ein neuer Beweis dafür, wie so oft ein scheinbar höchstes Recht ins höchste Unrecht umschlägt — konnte also nur dazu dienen, um das auf den ärmern Klassen der Bevölkerung lastende Unrecht sichtbarer zu machen.

Die Bewegung der Corruption ging nicht ohne einige vorübergehende Rückfälle zu ehrlichem Verfahren von statten. Dahin ist unter dem Ministerium Martignac die Auflösung jenes Schwarzen Cabinets zu zählen, das seit Ludwig XIV. bestanden und trotz aller verfassungsmäßigen Garantien des Briefgeheimnisses unter den folgenden Regierungen, namentlich unter Napoleon I., fortgedauert hatte. Zur Zeit der Aufhebung waren 30 Beamte, die eine Besoldung von 3 — 400000 Fr. bezogen, zur officiellen Verletzung des officiell gewährleisteten Briefgeheimnisses bestellt. „Das Briefgeheimniß", fügt der Verfasser bei, „blieb eine Wahrheit bis auf die neueste Periode, die mit dem 2. December 1851 beginnt." Wie hätte auch Napoleon III. den Ideen und Ueberlieferungen Napoleon's I. untreu werden dürfen!

Hatten sich ja von den Napoleonischen Ideen sogar die Bourbonen so viel angeeignet, um sich in der Gleiße, die sie von der Eroberung Algiers erwarteten, einen Schild zur Deckung des innern Despotismus und zur Durchsetzung der berüchtigten Ordonnanzen zu suchen. Diese Expedition hatte besonders der Marschall Marmont lebhaft befürwortet; denn er begehrte den Oberbefehl um der Vortheile willen, „die er davon für sich und seine unzähligen Gläubiger hoffte". Da er aber einem andern Schuldbedeckten, dem Marschall Bourmont, den Befehl überlassen mußte, so ließ er sich für seine eventuellen Ansprüche auf den Schatz des Dei mit einer runden Summe aus der Kriegskasse abfinden. In der Geschichte des Bürgerkönigthums, das die Pariser trotz des Ruhms der afrikanischen Eroberung zum lachenden Erben der von der Heiligen Allianz garantirten Legitimität eingesetzt, wird an passender Stelle weiter berichtet, wie die nachtürkisch-französische Paschawirthschaft, die Barbarei zum Zwecke der Civilisation, das Talent der legalen Plünderung, der legalen und illegalen Corruption einen so geräumigen Tummelplatz in Algerien fanden, daß dieses in jeder Beziehung zu einer hohen Schule für Napoleonische Marschälle zweiter Auflage geworden ist. Denn das ist nur eine Kleinigkeit und wird blos beiläufig erwähnt, daß sich auch der Vertheidiger der Quasilegitimität, Marschall Bugeaud, für seinen mit Abd-el-Kader an der Tafna abgeschlossenen Vertrag mit einem Trinkgelde von 100000 Burschus, oder etwa ebenso viel Francs bezahlen ließ.

Wie sehr auch die Regierung Ludwig Philipp's bemüht war, der großen Nation allen Sand der afrikanischen Wüste in die Augen zu streuen und die fortiterenden Wunden der Corruption mit dem Pflaster a la gloire zu überstreichen, davon wird ein bekanntes, aber so erbauliches Geschichtchen erzählt, daß es hier gleichfalls wiederholt sein mag. Nach der Erneuerung der Feindseligkeiten durch Abd-el-Kader im Jahre 1839 wurde der Welt verkündet, daß sich im Fort Masagran 100 Franzosen mehrere Tage lang gegen viele tausend Araber vertheidigt und die wüthendsten Stürme abgeschlagen hätten

Leider ergab sich nach Jahr und Tag, daß die im Fort gelegene Fremdencompagnie von einem arabischen Reitergeschwader nur umschwärmt, aber niemals angegriffen worden war; daß sich der ruhmdurstige Commandant, Hauptmann Colièvre, nur ein Selbstzeugniß über die Thaten, die er vielleicht noch thun wollte, anticipando ausgestellt hatte. Dafür wurde er später in aller Stille pensionirt; aber trotzdem blieb Majagran in der Volksmeinung ein Glanzpunkt der französischen Kriegsgeschichte, und nach wie vor blieb eine neue Straße in Paris davon benannt. Alle officielle Schminke konnte jedoch nicht helfen gegen die von innen und oben her immer tiefer fressende Fäulniß, deren Zunahme auch durch Rochau mit zahlreichen Thatsachen belegt ist. Ebenso wenig half aber die gegen die Corruption gerichtete Revolution der Verachtung. Denn daß schon am 2. December 1851 ihrerseits wieder diese Corruption eine gelungene Gegenrevolution zu Stande gebracht, davon wird sich wenigstens der deutsche Leser leicht überzeugen, wenn er nähere Notiz nimmt von den Helden jenes Tags, wie sie zum Theil schon in „Unserer Zeit" anschaulichst geschildert sind, oder wenn er sich etwa aus Proudhon's „Manuel du spéculateur de la bourse" mit den Großthaten neuester Selbstbereicherung bekannt macht.

Es ist der Beachtung werth und wurde vom Verfasser gebührend hervorgehoben, daß sowol im Juli 1830 als Februar 1848 fast nirgends geplündert wurde; daß vielmehr das heldenmüthig kämpfende Volk an allen Dieben, deren es habhaft wurde, sogleich die strengste Justiz übte. Dennoch scheinen 1848 hier und da etwas laxere Grundsätze als 1830 zu Tage getreten zu sein: der Volkshaufe, der sich für einige Zeit der Tuilerien bemächtigt hatte, entschloß sich erst zum friedlichen Abzuge auf die Bedingung, daß die Taschen nicht untersucht würden. Freilich konnte dies so gut von zartem Ehrgefühl als bösem Gewissen eingegeben sein; aber wundern müßte man sich doch, wenn die von den Mächtigen und Reichen so beharrlich gegebenen Beispiele ohne alle Wirkung auf die untern Kreise geblieben wären. Und faßt man gar die Fortschritte ins Auge, welche die frivole Kunst der Bereicherung ohne Arbeit in den letzten Jahren gemacht hat, so wird es immer zweifelhafter, ob der sittlich gesund gebliebene Theil der Nation für eine gründliche Ausmistung des Augiasstalls noch Hercules genug geblieben ist.

Die „Zeitgenössischen Geschichten", von A. Schmidt (Nr. 2), die in ihrem ersten Theile „Frankreich von 1815—30" zum Gegenstande haben, sind keine vollständige Cultur- und Volksgeschichte, die den Gang und alle Zustände des öffentlichen Lebens mit gleichmäßig ausgegossenem Lichte zu beleuchten sucht. Sie haben einen ganz andern Zweck: sie wollen einzelne Partien der eigentlichen Staats- und Hofgeschichte, die bisher im Dämmerlichte lagen und wofür dem Verfasser noch unbenutzte und manches aufhellende Quellen zur Verfügung standen, zur deutlichen Anschauung bringen. Diese Quellen sind hauptsächlich die amtlichen Berichte, welche die beiden eidgenössischen Geschäftsträger, von Tschann in Paris und Effinger in Wien, an die jeweilige vorörtliche Behörde erstattet hatten. Um sich unbefangen aussprechen zu können und wol hauptsächlich, um der Controle des Schwarzen Cabinets zu entgehen, hatte Tschann einen Theil seiner Depeschen als „Privatschreiben" und unter einer fingirten „Privatadresse" dem Vororte zukommen lassen. Wahrscheinlich hatte auch Effinger ähnliche Vorsichtsmaßregeln getroffen, da dieselben in Wien kaum weniger geboten waren. Diese Berichte sind nicht blos von großem Interesse durch ihre thatsächlichen Mittheilungen, sondern es gereichen auch die oft scharfsinnigen Combinationen, die gefunden und nicht selten richtig weissagenden Urtheile den Berichterstattern so sehr zur Ehre, daß man der Eidgenossenschaft nur wünschen kann, sie möge auch jetzt so gut wie damals bedient sein; sie möge zumal an ihrem Bevollmächtigten in Paris, Dr. Kern, einen Mann gefunden haben, der mit ebenso unverblendetem Auge, wie früher von Tschann, sowol die Gefahren erkennt, die Frankreich in seinem Innern bedrohen, als auch besonders diejenigen, womit von Frankreich aus das Ausland bedroht wird. Immerhin beweisen jene Depeschen, daß sich die Schweiz mit verhältnißmäßig geringem Aufwande eine tüchtige diplomatische Vertretung zu verschaffen wußte, während in Deutschland die diplomatischen Leistungen noch immer im umgekehrten Verhältnisse mit der Zahl der Bevollmächtigten und mit dem für sie erforderlichen Aufwande stehen.

Um jene Quellen mit solcher Umsicht benutzen zu können wie der Verfasser, mußte er seinen Stoff von Grund aus durchdrungen haben und im weitesten Umfange beherrschen. Für jeden, der auch zwischen den Zeilen zu lesen vermag, geht dies aus hundert Stellen deutlich hervor. Das Werk ist um so belehrender, je weniger es die Absicht der Belehrung zur Schau trägt. Nach welcher Richtung aber die Fingerzeige hauptsächlich ertheilt sind, darüber ist bei einem Manne kein Zweifel, der soeben noch durch ein zeitgemäßes Schriftchen: „Elsaß und Lothringen. Nachweis wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen" (Leipzig 1859), gezeigt hat, daß er sehr wol weiß, gegen wen wir zunächst und vor allem auf der Hut sein müssen. Diese indirecten Aufforderungen zur Wachsamkeit machen um so mehr Eindruck, als sie in einem fast durchweg klaren, einfachen und darum wohlthuenden Stile vorgetragen sind. Nur zuweilen wird dieser Stil durch den augenblicklich störenden Schnörkel eines in gar zu üppigen Farben aufgetragenen Gleichnisses durchbrochen. So z. B. S. 92, wo die Ueberschwenglichkeit der Loyalgesinnten nach der Geburt des Herzogs von Bordeaux, mit den wol gleichfalls etwas zu überschwenglichen Worten persiflirt wird: „Die Adressen schwammen keuchend in einem Meer schlammiger Seligkeit; die dichterischen Pegase drängten sich gapsend in der Stickluft einer classisch-romantischen Ekstase" u. s. w.

Der ziemlich ausführliche Bericht über sämmtliche Kindereien, die mit jenem erbprinzlichen „Wunderkinde"

getrieben wurden, oder mit jenem „Kinde von Frankreich", oder jenem „Kinde aller Welt", das bis zur heutigen Stunde noch kein Mann geworden scheint, ist indessen interessant genug. Er erinnert daran, wie das Drama der Weltgeschichte besonders auch darin das Gepräge einer Shakspeare'schen Tragödie hat, daß es sich der Narr am allerwenigsten nehmen läßt, in jedem noch so tragischen Acte gleichfalls mitzuspielen. Nur darin findet zum Vortheile des britischen Dichters ein Unterschied statt, daß der universalhistorische Hanswurst weniger gute Witze als schlechte Späße macht, die er noch dazu in jedem neuen Acte bis zum Ueberdruß wiederholt. Denn erinnert man sich, außer der Geburt des Herzogs von Bordeaux und ihrer Nachwehen, auch der des Königs von Rom, sowie derjenigen des jüngsten Napoleonidchens, so gewahrt man zu langweiligstem Erstaunen, daß bis zur „Versammlung der Repräsentanten von ganz Europa um das erlauchte Kind, das eines Tags eins seiner schönsten Reiche beherrschen wird", sogar buchstäblich dieselben Phrasen und Ceremonien stets von neuem abgeleiert wurden; daß also, von dieser Seite betrachtet, der Humor der Weltgeschichte bei weitem nicht so reich als der des englischen Dramatikers ist. Aber dann erinnern wir uns auch, daß es bereits zwei dieser „erlauchten Kinder" nicht bis zum Beherrschen eins der schönsten Reiche gebracht haben; und von dem, was nicht geschehen ist, schließen wir unwillkürlich auf das, was nicht geschehen wird. Wir erinnern uns endlich, daß Napoleon I. und Karl X. die Geburt der „erlauchten Kinder" als die vom Geschicke ihnen verliehenen Unterpfänder betrachteten, die ihnen die dauernde Herrschaft ihrer Dynastien zu verbürgen schienen; daß sie aber mit durch dieses trügerische Geschenk in ihrem dynastischen Hochmuthe bis zum Bersten aufgebläht und auf der Bahn einer verhängnißvollen Politik, die sie zum Sturze führen sollte, wie mit unsichtbarer Gewalt fortgestoßen wurden. Darum gedenken wir der ewigen Wahrheit des Spruchs:

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten —

eines Spruchs, der für die herrschenden Dynastien nicht sehr erfreulich, aber für die von ihnen beherrschten Völker um so erbaulicher ist.

Schon vor der Geburt des Herzogs von Bordeaux hatten jedoch die Bourbonen ganz den Schick dazu, um sich selbst wieder aus dem Curse zu bringen. Besonders erbaulich ist es, mit welchem ultraroyalistischen und bis zur völligen Bewußtlosigkeit gesteigerten Eifer schon der Herzog von Artois auf die Abschaffung Karl's X. losarbeitete, wie er nichts versäumte, um sich unmöglich zu machen, da er durch alles, was er als Thronerbe gegen die Regierung Ludwig's XVIII. that, die Revolution von 1830 schon im voraus zu allem herausforderte und ermächtigte, was sie gegen seine eigene Regierung gethan hat. Daß Karl X. durch die Brille seiner Creaturen und Beamten die Welt verkehrt sah; daß er sich alles Ernstes einbildete, der starke Mann zu sein, der sich nur auf den Kopf zu stellen brauche, um auf seinem harten königlichen Hirnschädel ganz Frankreich mit voller Sicherheit gegen jeden Umsturz balanciren zu können; daß er von der wahren und wirklichen Volksstimmung nicht die entfernteste Ahnung hatte: das alles ist viel zu königlich und monarchisch, als daß man es anders erwarten sollte. Ging es doch seinem viel klügern Nachfolger, sowie dem doctrinären Minister Ludwig Philipp's um kein Haar breit besser. „Das Volk", hatte Guizot gesagt, „ist wie der Ocean unbeweglich und fast regungslos in seinem Grunde, wie immer auch die Windstöße seine Oberfläche aufräuseln mögen." Eine schöne Redensart, die nicht aller Wahrheit entbehrt, und die sich Fürsten und Minister, statt sich angenehme Ruhe zu wünschen, jeden Abend vor Schlafengehen einander zurufen mögen. Nur hatten die staatsklugen Herren zu wenig daran gedacht, daß die „Windstöße" gerade ausreichen können, um ein noch so stolz bewimpeltes königliches Orlogschiff an der ersten besten Klippe zu zerschellen, um links oder rechts bald die eine bald die andere Dynastie auf den Sand zu setzen. Sprach man Karl X. von der Möglichkeit eines Widerstandes gegen seine Ordonnanzen, so schlug er jede Bedenklichkeit mit den ihm damals sehr geläufigen, imposanten Worten nieder: „Dann werde ich mich zu Pferde setzen!" Aber er glaubte an keinen ernstlichen Widerstand; denn sein Polizeipräfect Mangin hatte ihm über die Stimmung der Hauptstadt gesagt: „Was auch geschehen mag, ich stehe mit meinem Kopfe dafür, daß Paris nicht mucksen wird." Wie leicht sich der König die Sache vorstellte, geht auch aus seinem Gespräche mit Chabrol hervor. „Nun", sagte Karl X., „wenn ich die Dictatur ergreife, wird es ja nur auf 14 Tage sein." — „Sire", antwortete Chabrol, „wenn es schon schwer ist die Dictatur zu ergreifen, so ist es noch schwerer sie wieder niederzulegen." Napoleon III. ist es wenigstens gelungen, den ersten Theil dieser Aufgabe zu erfüllen; man muß nun abwarten, ob ihm die Ereignisse bald auch die Erfüllung des zweiten und schwierigern Theils derselben erleichtern werden.

Der zweite Theil der „Zeitgenössischen Geschichten": „Oesterreich von 1830—48" gibt dem deutschen Leser einen reichhaltigen Stoff zur Vergleichung der Krise von 1848—49 mit derjenigen, die 1859 begonnen hat. Groß waren die Veränderungen, die das Jahr 1848 gerade für Oesterreich im Guten wie im Schlimmen herbeigeführt hat. Man denke an die Aufhebung der Robote zur Gründung eines selbständigen Bauernstandes, an den Bau der Eisenbahnen und andere Maßregeln zur Förderung des Handels und der Industrie; aber auch an den jetzigen Finanzjammer, an die maßlose Vermehrung des Militärzwangs und Militäraufwandes, an die alles selbständige Volksleben tödtende Centralisation, an die Steigerung des geistlichen Despotismus bis zum Concordat von 1855. Von dem allen, was die reißenden Strömungen der Revolution oder Reaction bringen würden, hatten diejenigen, die am Steuer saßen, am wenigsten eine Ahnung. Um so größer sind die Aehnlichkeiten zwischen jetzt und den Anfängen der frühern Bewegung. Vor allem sieht es ganz danach aus, daß man, wie kurz vor dem Jahr

1848 so auch gegenwärtig wieder, mit allen Reformen, die man sich endlich vom schweren Druck der Zeiten tropfenweise abpressen läßt, viel zu spät kommen wird.

Da der Verfasser mit 1830 beginnt, so gibt es sich für den ersten Theil seiner Geschichte ganz von selbst — und gerade das ist kennzeichnend für die frühern Zustände —, daß er über selbstthätige Regungen der Völker Oesterreichs, mit Ausnahme der italienischen Bevölkerung, kaum noch zu berichten hat. Kaiser Franz I. und Fürst Metternich, das war Oesterreich: die ganze Geschichte der Monarchie drehte sich vorerst noch um das, was diese beiden thaten, noch mehr um das, was sie versäumten. Denn auch der Verfasser, in Uebereinstimmung mit andern, welche durch nähere Personen- und Sachkenntniß zu richtigem Urtheile befähigt sind, ist der Meinung, daß Metternich keineswegs der „allmächtige" Minister war, für den er ausgegeben wurde; daß vielmehr Kaiser Franz einen nicht geringen Theil der österreichischen Politik und ihrer später so offenbar gewordenen verderblichen Folgen zu verantworten hatte. Er schildert den letztern als einen zähen und hartgesottenen Reactionär, als einen Todfeind aller Neuerungen, der mit dem Absolutismus Hausgötzendienst trieb und seinem Götzen jedes noch so barbarische Opfer, das ihn selbst nichts kostete, zu jeder Stunde zu bringen bereit war; der seinen Kopf daraufsetzte, um die bewegte Welt auf der alten Stelle festzuhalten und der, wo dies nicht ging, lieber rückwärts als vorwärts Geschichte machen wollte; der mit der Habsucht eines geizigen Hausvaters, welcher sich selbst einredet, auf diese Weise für das Wohl der Kinder zu sorgen, am liebsten den ganzen Staat in die Taschen des Hauses Habsburg gesteckt hätte. Den Minister dagegen bezeichnet er als einen Conservativen, der einsichtig genug war, um die Nothwendigkeit solcher Reformen, deren Verweigerung den Bestand der Monarchie oder doch ihren Einfluß in Deutschland und Europa gefährdet hätte, nicht blos zu erkennen, sondern auch gelegentlich zu befürworten, der aber zugleich so charakterschwach war, um in der weichlichen Sorge für sein persönliches Wohlbehagen jede Anstrengung zur Durchsetzung solcher Reformen zu scheuen, und der also stets sogar von den Ereignissen überholt wurde, deren Eintritt er richtig vorausgesagt hatte.

Bei dieser Fügsamkeit des Ministers konnten indessen Franz und Metternich, trotz vieler Verschiedenheiten ihres Charakters und ihrer Anschauungsweise, Jahrzehnde lang Hand in Hand gehen. Auch waren sie wenigstens darin einig, daß es Oesterreichs Mission sei, den permanenten Krieg durch den permanenten Frieden zu ersetzen, und darum überall die Revolution, wo sie auftauche, niederzukämpfen. Dabei machte jedoch Metternich stets den stillschweigenden Vorbehalt, daß nicht im besondern Falle die Revolution stärker sei als Oesterreich und seine Verbündeten; denn er glaubte keineswegs, daß dieselbe dauernd bewältigt werden könne. Zum Beweise seiner Einsicht in die völlige Verrottung der europäischen Zustände gefiel er sich vielmehr darin, wie der Verfasser dafür Belege gibt, den unvermeidlichen Sieg der Revolution und den baldigen Umsturz der Monarchie zu weissagen. Bekanntlich war auch Ludwig Philipp der Meinung, der erste große Krieg werde auf den Sturz der Monarchie in ganz Europa hinauslaufen: „The world will be unkinged" war eine seiner beliebten und öfters wiederholten Redensarten. Eine merkwürdige Uebereinstimmung der Ansichten bei den einsichtigsten Vertheidigern der unumschränkten und der constitutionellen Monarchie; eine gute Lehre für die Freunde der Monarchie, daß sie endlich, um diese nicht untergehen zu lassen, in das Fahrwasser der großen Reformen einlenken und mit dem Strome segeln müssen. Aber freilich, sogar für einen Metternich und Ludwig Philipp sind die Lehren, die sie sich selbst gegeben hatten, vergeblich geblieben.

Als die Tage der Julirevolution heranrückten, war man gerade in Oesterreich mit den Ansprüchen Baierns auf die badische Pfalz und mit der Zügelung des unbändig gewordenen Herzogs Karl von Braunschweig angelegentlichst beschäftigt. Metternich hatte indessen, wie aus einer Aeußerung gegen den französischen Gesandten in Wien, von Rayneval, hervorging, die Lage der Dinge in Frankreich richtig beurtheilt. „Ich kenne", sagte er, „den öffentlichen Geist in Frankreich gut genug, um zu wissen, daß ein Staatsstreich die Dynastie vernichten würde." Auch darin irrte er nicht, daß er im Jahre 1830 noch keine Katastrophe für Oesterreich erwartete. Am wenigsten hegte man damals Besorgnisse für Ungarn; während man mit viel größerer Bedenklichkeit nach Tirol und Vorarlberg blickte. „Denn dieses Land", so berichtete Effinger im September 1830, „hat seit Einführung der Salzsteuer und der Tabacksgefälle, sowie der Conscription, obwol die Dienstzeit, statt vierzehn, wie in den andern Provinzen, nur sieben Jahre beträgt, viel von seiner Ergebenheit für das Kaiserhaus verloren." Effinger beruft sich dafür auf seine eigene Erfahrung, und auch der Schreiber dieses machte ganz die gleiche Beobachtung auf einer Reise durch Tirol im Jahre 1831, über die er damals in Rotteck's „Politischen Annalen" berichtet hatte. Wer die Vorgänge in Tirol während des Jahres 1859 ins Auge faßte, konnte sich leicht überzeugen, daß sich die gleiche Verstimmung wenn nicht erhalten, doch seitdem wieder erneuert hatte. Minder glücklich als in seiner Beurtheilung der Krisis von 1830 war jedoch Metternich in der von 1848. Von der Rückwirkung der „schweizerischen Angelegenheit", der Vertreibung der Jesuiten und der Auflösung des Sonderbundes, erwartete er nur den Sturz des Ministeriums Guizot; ahnte jedoch keinen gewaltsamen Zusammenbruch der Dinge in Paris und ebenso wenig eine unmittelbare oder mittelbare Gefahr für Oesterreich. Also wieder ein Beispiel jenes nicht gar seltenen „umfassenden, staatsmännischen Blicks": weitsichtig in die Ferne, blödsichtig in die Nähe.

Als die Julirevolution ausgeschwungen und der frankfurter Bundestag mittels der zu ihrer Bestattung bestellten Central-Untersuchungscommission, die aber mehr die noch Lebendigen als die Todten begraben mußte, für eine lange

Kirchhofsruhe gesorgt hatte, da schien doch endlich, in der Verzweiflung der politischen Langweile, der auf dem Grabe der deutschen Burschenschaft triumphirende Metternich zum Reformator zu werden. Er brachte zwar damit Oesterreich nicht aus dem alten Gleis heraus, und wollte es schwerlich herausbringen. Aber er hatte doch persönlich seine reformatorischen Einfälle, Grillen und Launen, besonders seit dem Tode Franz' I. und noch mehr seit der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. in Preußen. Es war der aus zähem Faden gesponnene, eine und leider fast einzige „staatsmännische Gedanke", den wir 1859 wieder an der Arbeit sehen, an dem sich auch damals die österreichische Politik, „hinschleichend die Gedankenbahn", in dem von ihr selbst so künstlich geschaffenen Dunkel fortzutasten suchte: Oesterreich wollte nicht dulden, daß ihm Preußen in seinem Einflusse auf Deutschland den Vorrang ablaufe. Den schon aus eigenstem Instinct überflüssig langsamen Fortschritten Preußens, soweit sie nicht von Oesterreich gänzlich gehemmt und durchkreuzt werden konnten, suchte also der Staatskanzler wenigstens so weit nachzukommen, um die zweite deutsche Großmacht immer noch an einem Zipfel festhalten zu können. Aber fast in allen Punkten kam er der reformatorischen Bewegung in Preußen, so sehr sie ihm gute Weile ließ, doch nur in Gedanken nach, kaum irgendwo in der Ausführung. Denn der Verfasser hat es bis ins Einzelne nachgewiesen, wie sogar die homöopathische Dosis einer Reform, auf die es der Staatskanzler abgesehen hatte, theils von der Staatsconferenz aus und besonders durch den Erzherzog Ludwig, theils von der jesuitischen Hofpartei aus und besonders durch den Einfluß der Erzherzogin Sophie, immer wieder beiseite geschoben wurde, um von neuem verdünnt zu werden, oder wie dem Patienten die Arznei, die ihn heilen sollte, höchstens an den Mund gehalten, aber der Löffel vorsichtig wieder zurückgezogen wurde, sobald er schlucken wollte.

In Preußen hatte man die Entlastung des bäuerlichen Grundbesitzes schon vor Jahrzehnden in die Hand genommen, und war nach manchen Zögerungen und nach Ueberwindung nicht geringer Schwierigkeiten zum Ziele gelangt. In Oesterreich, wo nur dann und wann die Rede davon war, brachte man es erst im December 1846 zu einem Robot-Ablösungspatent. Aber diese Ablösung der Zehnten und Robote bezog sich nur auf Böhmen und die deutschen Provinzen, es bedurfte erst des gewaltsamen Anstoßes von 1848, um die allgemeine Aufhebung der Fronen durchzusetzen und durch den Anfang der Gründung eines freien Bauernstandes das alte Oesterreich zu etwaiger Verjüngung in die Neuzeit hineinzurücken. Als durch den Vertrag Preußens mit Hessen-Darmstadt vom 14. Februar 1828 der Grund zu einem deutschen Zollverein gelegt wurde, erklärte noch Metternich sogar die blos commerzielle Einigung Deutschlands für eine Chimäre, und Oesterreich suchte der weitern Ausbreitung des Zollvereins möglichst viele Hindernisse in den Weg zu legen. Nach der Julirevolution bedurfte jedoch Metternich der Hülfe Preußens zur polizeilichen Maßregelung Deutschlands; und nun gestand er ihm zu, „daß die Regulirung der Handelsangelegenheiten nicht zur Competenz des Bundestags gezählt werden dürfe". Dem Zollverein gegenüber ging also die österreichische Politik in die Rolle der Toleranz und Neutralität über, sodaß sie von 1830 an den Bestrebungen des berliner Cabinets nicht mehr entgegentrat, obgleich man durch die gegen Erwarten fortschreitende Ausdehnung des preußischen zu einem deutschen Zollverein „unangenehm überrascht wurde". Endlich aber, als die volkswirthschaftlichen und finanziellen Vortheile der deutschen Zolleinigung neben dem finanziellen Siechthume Oesterreichs immer sichtbarer wurden, trat die österreichische Handelspolitik in das dritte Stadium des Gelüstens nach einer großen deutsch-österreichischen Handelseinigung, und es war besonders Metternich, später auch Kübeck, welche dieses Ziel ins Auge faßten. Ein Haupthinderniß für dessen Erreichung war die eigenthümliche Stellung Ungarns und dessen Absonderung von den übrigen Theilen der Monarchie durch eine eigene Zollschranke. Man brachte also in die dem ungarischen Reichstage gemachten Propositionen vom 11. November 1847, auch den als besonders dringlich bezeichneten Vorschlag der „Aufhebung der zwischen Ungarn und den österreichischen Staaten bestehenden Zollinie". Die Revolution von 1848 vertagte die Ausführung dieser vorbereitenden Maßregel; als aber Ungarn mit Hülfe von Rußland unterworfen war, schritt man wirklich durch Aufhebung der ungarischen Zwischenzollinie und durch „Einbeziehung" Istriens, der Quarnerischen Inseln und des Umkreises der Freihäfen zur Vereinigung der sämmtlichen Länder der Monarchie in ein Zollgebiet. Dann ging man an die „Beseitigung des Prohibitivsystems" und die Feststellung des am 25. November 1851 publicirten Schutzzolltarifs in der laut ausgesprochenen Absicht, hierdurch die künftige Handelseinigung mit Deutschland anzubahnen. Nach dem „wider alles Erwarten" erfolgten Eintritt Hannovers in den deutschen Zollverein brachte man es wirklich bis zum Handelsvertrag vom 19. Februar 1853 mit Preußen und dem Zollverein. Damit hatte man sich die commerziellen Reformpläne Metternich's, wie sie sich seit Ende 1841 in ihm ausgebildet hatten, angeeignet, und war dem Zielpunkte der „Schaffung eines mitteleuropäischen Zoll- und Handelsgebiets", das dem schon in der Paulskirche verkündeten politischen Gedanken der Schaffung eines „großen mitteleuropäischen Reichs" entsprach, einen Schritt näher gekommen. Allein ohne den Anstoß der Revolution von 1848 wäre auch dieser Schritt nicht gethan worden; und was damals gewonnen wurde, ging durch den Sieg der Reaction und die maßlose Ausnutzung dieses Siegs bald wieder verloren. Denn das ist nur allzu klar, daß mit durch die Schuld der österreichischen Reactionspolitik, wenn auch keineswegs ausschließlich durch diese Schuld, die Entfremdung zwischen Oesterreich und Preußen, sowie der Zwiespalt in Deutschland, also im Hauptlande des jetzt wieder besonders „zukünftig" gewordenen großen mitteleuropäischen Reichs, einen höhern Grad erreicht haben, als noch jemals seit dem Baseler Frieden von 1795

Die Furcht vor der Möglichkeit eines preußischen Uebergewichts in Deutschland war es auch, welche die Fesseln, in welche die deutsche Presse geschlagen war, etwas zu lockern anfing; denn davon war noch lange keine Rede, daß man es um der Sache selbst, um des Wohls und der Rechte des Volks willen einer freien Presse gestatten wollte, zwischen allerhöchster Weisheit und Thorheit einigen Unterschied zu machen. Das wiener Cabinet, wie Effinger am 6. April 1847 berichtete, war unterrichtet, daß man sich „seit einiger Zeit in Berlin mit Entwerfung eines Preßgesetzes beschäftige, durch welches die Repression mit der bisher geltenden Prävention vertauscht werde". Da aber nach den Bundesbeschlüssen, besonders seit den wiener Ministerialconferenzen von 1834, ein die Censur aufhebendes Gesetz dem Bundestage vorgelegt werden mußte, und da man in Berlin wußte, daß „seinerseits der wiener Hof die Zurücknahme der Censuredicte in den Erbstaaten als unzulässig erachte": so beabsichtigte Preußen den Antrag am Bundestage, daß die Einführung von Preßgesetzen facultativ und dem Ermessen der einzelnen Bundesregierungen überlassen sein solle. Man zweifelte so wenig in Berlin als in Wien, daß dieser Antrag durchgehen und die „Popularität" Preußens in Deutschland steigern werde. Deshalb entschloß sich das wiener Cabinet sogleich, dem preußischen Antrage zuvorzukommen und ließ in Berlin erklären, daß es den von Preußen beabsichtigten Antrag „auf übliche Weise in Gestalt eines Präsidialantrags vor den Bundestag bringen wolle". Dabei war Oesterreich in seinem „vollen Recht"; und Preußen konnte sich nicht dem Erbieten entziehen, „obschon es nicht ganz den Wünschen des berliner Cabinets entsprechen mochte, dem dadurch die Popularität der Maßregel entging". Als ihm aber doch einmal die „Popularität der Maßregel" entgangen war, mochte nun Preußen um so weniger geneigt sein, mit voller Hand die Saat der Freiheit auszustreuen. Man beschränkte sich also dort auf die Bildung eines Obercensurgerichts, und zu dieser rettenden That konnte man sich sogar auch in Oesterreich entschließen, durch Errichtung einer „Censur-Oberdirection" und des eine zweite Instanz bildenden „Obersten Censurcollegiums". Aber auch dazu entschloß man sich erst am 1. Januar und 1. Februar 1848; also so kurz vor der Februarrevolution, daß man sich diesen Fortschritt ebenso gut ganz hätte ersparen können.

Zu nicht sehr erfreulichen Betrachtungen über die jetzige Lage der deutschen Dinge veranlaßt der hauptsächlich wieder auf die Depeschen Effinger's gegründete Bericht über die Behandlung und Mishandlung der Verfassungsfrage in Preußen und Oesterreich, sowie über die hemmenden oder schiebenden Einflüsse, die jeder der beiden deutschen Großstaaten so lange auf den andern äußerte, bis über den einen und den andern die Krisis hereinbrach. Gleich nach den ersten Versuchen zu einem ersten kleinen Schritte auf der constitutionellen Bahn warnte Metternich ganz besonders, gestützt auf seine langjährigen Erfahrungen an der Spitze der Geschäfte eines mächtigen Staats in wechselvollen Zeiten, den König vor den nachtheiligen Folgen für die Regierungsgewalt in Preußen und somit für das conservative Princip überhaupt, die aus zu rasch aufeinander folgenden, den politischen Ideen unsers Jahrhunderts gebrachten Concessionen hervorgehen könnten. Als nun dennoch im Jahre 1844 eine zu verleihende Verfassung „von dem König unter Beiziehung des Herrn von Bunsen ausgearbeitet" wurde, und schon in der Mitte dieses Jahres jene „königlichen Entwürfe" fertig waren, die im wesentlichen mit den spätern Entwürfen zur Institution des Vereinigten Landtags übereinstimmten, da regnete es von seiten der österreichischen Regierung in Verbindung mit dem petersburger Cabinet, „wohlmeinende Vorstellungen über die Schwierigkeit, auf der einmal betretenen Bahn sich nicht von den Umständen fortreißen zu lassen". Diese „wohlmeinenden Vorstellungen" wurden damals noch durch innere Hemmnisse unterstützt, wie man denn in Wien versicherte, daß sich der Prinz von Preußen, als präsumtiver Thronerbe, „aufs bestimmteste gegen die Ertheilung einer Constitution erklärt und gegen die Durchführung des königlichen Verfassungsentwurfs eine Protestation eingelegt habe". So gelang es wirklich, das Verfassungswerk ins Stocken zu bringen. Wiederholt berichtete der schweizerische Geschäftsträger in Wien von dem „Widerstand des Prinzen von Preußen gegen die beabsichtigte Zusammenberufung der von den Provinzialständen gewählten Ausschüsse"; und „wie gegenwärtig der Einfluß des Prinzen von Preußen überwiege, der von jeher den König vor Concessionen gewarnt habe, die die monarchische Gewalt zu schwächen geeignet wären". Auch „hänge unendlich viel von der augenblicklichen Stimmung des Königs ab". In Paris

fürchtete gleichfalls die Diplomatie, laut einer von dort eingelaufenen Depesche, unter so bedenklichen Umständen den unentschiedenen und mit einer zu thätigen Einbildungskraft verbundenen Charakter des Königs von Preußen, der seit seinem Regierungsantritt nur ein stetes Vor- und Rückwärtsgehen in den durch ihn erweckten Hoffnungen, und selbst in Rücksicht der von ihm gegebenen Versprechungen bewirkt habe.

Nach allen Zögerungen und Schwankungen, nach allen öffentlichen und geheimen Verhandlungen waren zwar endlich

in Preußen die Haupthindernisse, die sich der Lösung der Verfassungsfrage auf dem Grunde der Entwürfe des Königs vom Jahre 1844 entgegengestellt hatten, im April 1846 vollständig überwunden. Der Prinz von Preußen hatte jeden Widerstand aufgegeben und betheiligte sich auf das eifrigste an der Constituirung des neuen und definitiven Entwurfs.

Aber als nun endlich das Patent vom 3. Februar 1847 erschien, war dessen „Verkündung ein Act mehr der Ueberraschung als der Freude". Jede octroyirte Verfassung, womit eine Regierung die lang bewiesene Geduld des Volks belohnen und es zur weitern Vervollkommnung in dieser höchsten Orts allein geschätzten Bürgertugend aufmuntern will, ist ohnehin ein Geschenk von stets zweifelhaftem Werthe. In Preußen aber waren so viele Erwartungen gespannt und wieder abgespannt, so viele Hoffnungen geweckt und wieder eingeschläfert wor-

den, daß ſchon durch das lange Hinhalten und Nichtloslaſſen des Geſchenks der Werth deſſelben beträchtlich verringert wurde. Gerade der lange und energiſche Widerſtand des preußiſchen Thronerben gegen die Verfaſſung, dann aber ſeine nach allen Zeichen aufrichtige Bekehrung zum Conſtitutionalismus konnte zwar zu neuen Hoffnungen berechtigen, aber doch erſt für jene künftige Zeit, da er ſelbſt zur Regierung gelangen würde. Vorerſt war man aber zu ſpät gekommen: das verfaſſungsmäßige Leben hatte nicht mehr Zeit, nur ſo tief in Preußen zu wurzeln, daß daran die deutſche Nation in den Stürmen von 1848 einen feſten Halt hätte gewinnen können.

Als Metternich den in Preußen gethanen Schritt nicht mehr verhindern konnte, meinte er wieder, daß auch Oeſterreich dazuthun müſſe, um nicht hinter der andern deutſchen Großmacht zurückzubleiben. Er erklärte in der Staatsconferenz im Februar 1847, daß man nun auch in der Verfaſſungsangelegenheit Preußen zu folgen habe, und legte zwei Pläne vor zur „Erweiterung der conſtitutionellen Rechte der Provinzen" und zur Anbahnung einer „allgemeinen Reichsverfaſſung". Genau nach dem erſten preußiſchen Muſter ſollten die „erweiterten Provinzialſtände die Grundlage der allgemeinen Reichsverfaſſung" bilden; und ohne Zweifel ſollte die Reichsvertretung aus einer Vereinigung ſtändiſcher Ausſchüſſe hervorgehen. Aber die Staatsconferenz wies dieſe Vorſchläge von der Hand, und das umſtändliche Nichts, wozu man ſich entſchloß, war die Einſetzung eines eigenen Departements bei der vereinigten Hofkanzlei, um „das Verhältniß aller Provinzialſtände zu der Regierung auf der Grundlage des Rechts und factiſchen Beſtandes zu prüfen und die Regelung deſſelben anzubahnen". Die Verfaſſungsangelegenheit wurde alſo ad acta verſchrieben, und man fuhr in der alten Weiſe fort, ſich auf den in der Armee verſammelten und zu unbedingtem Gehorſam dreſſirten Theil der Unterthanen zu ſtützen, ſowie auf eine Polizei, die Effinger in einer Depeſche vom 14. Juli 1846 mit den Worten kennzeichnet: „Durch Sammlung einzelner Notizen erdrückt und von der Wahrnehmung der großen Erſcheinungen abgezogen, wußte ſie ſich nach unten nur durch kleinliche Plackereien, nach oben durch unverläßliche und gehaltloſe Schilderungen fühlbar zu machen." Erſt als die bedenklichen Zeichen einer europäiſchen Gärung immer unzweideutiger zum Vorſchein kamen, konnte Effinger am 19. Februar 1848 berichten, daß endlich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit „von Conceſſionen im Geiſte der modernen Ideen auch einige dem Throne naheſtehende Mitglieder des Kaiſerhauſes" ergriffen habe, und daß dadurch „hochgeſtellte Staatsbeamte, die ſtets dem Fortſchritt in gewiſſem Maße huldigten" (Metternich und Kübeck), veranlaßt worden ſeien, vorhandene Plane zur Ausdehnung der Rechte der Ständeverſammlungen und Congregationen (in Lombardei-Venedig) wieder zur Hand zu nehmen und zur Vorlage an die Staatsconferenz „neu zu bearbeiten". Im Weitern wird dann geſagt: „daß Preußen dabei zum Vorbild diene". So brachte man es endlich, etwa um die Mitte Februar 1848, zu dem Beſchluſſe der „theilweiſen Erweiterung der ſtändiſchen Befugniſſe", die aber zunächſt nur den deutſchen und böhmiſchen Ständen, dann erſt der Centralcongregation des unruhigen Lombardiſch-venetianiſchen Königreichs gewährt werden ſollte, „damit die Gabe nicht als eine unfreiwillige erſcheine". Um dieſe Zeit, und kurz vor der Kunde vom Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, wurde der Plan zur Berufung vereinigter Ausſchüſſe von Kübeck neu bearbeitet und „vom Kaiſer der Maxime nach genehmigt". Das hieß ſoviel als: „ſämmtliche Provinzialſtände ſollten Deputirte aus ihrer Mitte nach Wien ſenden, um mit den Behörden zu berathen".

Als es ſich nun aber um die Einzelheiten der Ausführung handelte, da trat auch hier wieder das Zweifeln und Zaudern ein. Erzherzog Ludwig, den ſpäter Koſſuth in ſeiner Rede am 3. März 1848 als den unüberſteiglichen Stein für jeden Schritt zum Beſſern bezeichnete, war allen Neuerungen ſchon im Princip entgegen; er gerieth bald auch mit Metternich, Kolowrat und Kübeck über das Zahlenverhältniß und die Competenz der zu vereinigenden Ausſchüſſe in Differenz. Mitten in dieſe Differenzen fiel am 29. Februar die Kunde von der Februarrevolution und der Proclamirung der franzöſiſchen Republik, und gerade jetzt kam auch Metternich, weil nun „jede Gabe als eine unfreiwillige erſcheinen müſſe", was in ſeinen Augen das Allergefährlichſte war, mit dem Erzherzog Ludwig in der Anſicht überein, „keine weitern Conceſſionen zu machen und die ſchon beſchloſſenen Reformen nicht zu beeilen (!)". Kolowrat und Kübeck dagegen, ſowie beſonders Erzherzog Johann, waren für Beſchleunigung und weitere Ausdehnung der Gewährungen. Beſonders aber behielt die abſolutiſtiſch-ultramontane Hofpartei in ihrem Schrecken über die pariſer Vorgänge doch noch ſo viel Beſonnenheit und Klugheit, um ſich ſelbſt nun unter die Fahne des Liberalismus und Radicalismus zu retten; ſie trat in Verbindung mit den Führern der Oppoſition, und indem ſie ſelbſt in Revolution machte und die Kataſtrophe vom 13. März zu beſchleunigen ſuchte, behielt ſie zugleich für die ſpätere Reaction die Hand im Spiele. Dies geſchah beſonders unter dem Einfluſſe der Erzherzogin Sophie, und wenn auch ihr Gemahl dabei eine Rolle zu übernehmen hatte, ſo wußte man doch, wie Graf Hartig in der „Genesis der Revolution in Oeſterreich" ſagte, daß „Gerüchten, die von dem präſumtiven Thronfolger ausgingen, eine Intervention ſeiner erlauchten Gemahlin voranzuſetzen berechtigten". Die Hofpartei, die ſchon vorher mit Metternich entzweit war, weil er ſich der kirchlichen Reaction widerſetzt hatte, zerfiel nun vollends mit ihm, da er ihrer plötzlichen Bekehrung zum politiſchen Liberalismus in den Weg trat. Aber unter ſolchen Umſtänden hielt es auch Metternich für gut, ſich ſehr überflüſſigerweiſe gleichfalls noch politiſch bekehren zu laſſen: am 12. März, am Tage vor Eröffnung des niederöſterreichiſchen Landtags, verkündeten „kaiſerliche Handſchreiben" die „ſchleunige Einberufung vereinigter ſtändiſcher Ausſchüſſe". Aber ſogar jetzt noch, obwol mehr durch die Schuld des Erzherzogs Ludwig als des Staatskanzlers, wurden Zuge-

menſetzung und Befugniſſe dieſer Ausſchüſſe in ſo lächerlich kleinem Maße zugeſchnitten, daß dadurch die Erbitterung im Volke nur geſteigert werden konnte. Und als am folgenden Tage die kaiſerliche Hofburg, wo die Staatsconferenz in permanenter Sitzung beiſammen war, von einer drohenden Volksmenge umlagert und von Deputationen beſtürmt wurde, ließ ſich Metternich eine ganze Reihe von Conceſſionen: Verfaſſungs- und Reformcomité, Volksbewaffnung, Preßfreiheit und ſchließlich ſeine eigene Abdankung abnöthigen; mit Verleugnung ſeiner vieljährigen Maxime, daß man „ſelbſt den Schein der Unfreiheit zu meiden habe". Er ließ ſich dazu zwingen, das ſeit 40 Jahren mühſam aufgebaute Kartenhaus ſeiner vielbewunderten Staatsklugheit in einem ſchwachen Augenblicke mit eigenem Athem umzublaſen, und wenn er früher die preußiſche Regierung vor den „nachtheiligen Folgen der zu raſch aufeinander folgenden, den politiſchen Ideen des Jahrhunderts gemachten Conceſſionen" gewarnt hatte, ſo hinterließ er nun durch ſeinen Sturz der preußiſchen Regierung und allen andern deutſchen Regierungen die Lehre, daß die Verzögerung ſolcher Conceſſionen doch noch ihre weit größern Gefahren hat. So ſehr er aber am 13. März jeden Halt und jeden innern Anſtand verloren hatte, wußte er doch mit dem äußern Anſtand, den er hatte, von der Weltbühne abzutreten, um erſt ſpäter wieder und nur noch vom Souffleurkaſten aus einige Dienſte zu thun.

Der Verlauf der Ereigniſſe in Oeſterreich ſeit dem 13. März 1848 konnte und ſollte vom Verfaſſer nur angedeutet werden: Sieg der Revolution, aber baldiger Umſchwung zur entſchieden triumphirenden Reaction; Beſeitigung des Kaiſers Ferdinand am 2. December 1848; octroyirte Verfaſſung des Geſammtſtaats am 4. März 1849; Suspenſion dieſer modernen Verfaſſung im Auguſt 1851 und Aufhebung derſelben am 31. December 1851, alſo durch einen dem bonapartiſtiſchen Staatsſtreiche vom 2. December unmittelbar folgenden, der aber freilich in Oeſterreich thatſächlich ſchon gelungen war, der alſo mit dem alle politiſchen Sünden tilgenden und alle revolutionären Teufel austreibenden Weihwaſſer einer abſolut willkürlichen Legitimität nur noch getauft werden ſollte. Als Frucht dieſer ſiegreichen Reactionspolitik ſehen wir ſodann die Wiederaufrichtung der mittelalterlichen Prieſterherrſchaft am 18. Auguſt 1855; den Verluſt der ſchönſten Provinz Oeſterreichs durch Krieg und Frieden von 1859; den erneuerten Zwieſpalt zwiſchen den beiden deutſchen Großmächten; die Zerklüftung der deutſchen Nation in zwei Lager, die ſelbſt gegen den gemeinſchaftlichen äußern Feind nur ſchwer noch zu vereinigen ſind. Dabei mag man jedoch anerkennen, daß dieſe Früchte nicht blos auf öſterreichiſchem Boden gereift wurden.

Das war der auch vom Verfaſſer richtig erkannte und bündig ausgeſprochene leitende Gedanke, der während einer vierzigjährigen, ſtaatsmänniſchen Laufbahn der Politik Metternich's zu Grunde lag: Die Regierung ſollte mehr regieren und weniger ins Einzelne hineinadminiſtrieren; ſie ſollte ſtets die Initiative für diejenigen Reformen ergreifen, welche nothwendig ſeien, um die deutſche und europäiſche Stellung Oeſterreichs zu wahren und zu ſtärken. Der Zweck ſeiner Reformanträge war alſo, daß er die Centralregierung aus der ihm verderblich ſcheinenden Poſition des Nichtregierens herausreißen wollte, und daß er alles that um der Macht und des Einfluſſes der Regierung willen, nichts aber um der Rechte und des Wohls der Völker willen. Handelt es ſich um die Erhaltung einer bereits beſtehenden gouvernementalen Unumſchränktheit, oder wenigſtens um die möglichſte Verzögerung der Selbſtregierung des Volks, ſo gibt es allerdings kein beſſeres Mittel, als daß die Regierung zur Beſchwichtigung ungeduldiger, aber noch unbeſtimmter Volkswünſche immer ſelbſt etwas Neues thut und ſelbſt etwas Neues erwarten läßt; daß ſie den culturgeſchichtlich wohlbegründeten Volkswünſchen zuvorzukommen ſucht, ehe ſie zu dringenden Forderungen geworden ſind; daß ſie alſo rechtzeitig immer diejenigen Conceſſionen freiwillig macht, zu denen ſie im Falle der Verzögerung und Verweigerung zunächſt gezwungen werden könnte. So läßt ſich wol auch eine ganze, leicht bewegliche Nation durch die Thätigkeit ihres unumſchränkten Gewalthabers in eigener politiſcher Unthätigkeit erhalten. Durch das, was die Regierung in klüglich bemeſſenen Pauſen thut, bleibt das Volk in der Furcht und Hoffnung auf das, was ſie noch thun wird; es bleibt alſo ſtets auch in gelinder Spannung und wird zu gut amuſirt, als daß es aus ſeinem abwartenden Gehorſam herauskommen wollte und könnte. Auf dieſe Art der Politik hat ſich Napoleon III. bis zur Stunde meiſterlich verſtanden. Ob er damit noch lange auszureichen vermag, iſt freilich eine andere Frage.

Auch Metternich hatte die volle Einſicht in die Erſprießlichkeit einer ſolchen Politik, aber nicht Thatkraft genug, um ſie durch die volle Benutzung ſeines allezeit großen Einfluſſes zur That werden zu laſſen. Beſonders merkwürdig bleibt aber die Politik Oeſterreichs in Bezug auf Preußen, die bis zum Jahre 1848 faſt ausſchließlich unter der Leitung des Staatskanzlers ſtand. Möglichſte Hemmung der in Preußen beabſichtigten Reformen von ſeiten Oeſterreichs, ſowie ſchwache und darum vergebliche Verſuche in dieſem letztern Staate, um den verſpäteten preußiſchen Fortſchritten gleichfalls nachzuhinken: eine ſolche Staatskünſtelei mußte endlich zum gleich großen Nachtheile für Preußen ausfallen, das ſich verſpäten ließ, wie für Oeſterreich, das gar nicht von der Stelle kam. Denn am Ende iſt jede unzulängliche Reform, wodurch die Revolution nicht verhütet werden kann, um kein Haar breit beſſer als gar keine Reform. Darum war auch der Lohn, den die Politik in beiden deutſchen Großſtaaten einerntete, ſo ziemlich derſelbe; und ſelbſt die geſchichtlichen Zahlungstage für dieſen Lohn fielen nicht weit auseinander: es waren der 13. und der 18. März 1848. Bei alledem liegt in jener wiederkehrenden und geſchichtlich erwieſenen Nothwendigkeit, daß der eine deutſche Großſtaat den Fortſchritten des andern nachzukommen ſuchen mußte, ein beachtenswerther Fingerzeig für die

Gegenwart, wo es sich, obgleich mehr zur Abwehr äußerer als innerer Gefahren, um eine Reform der überall als unzulänglich erkannten deutschen Bundesverfassung und deutschen Wehrverfassung handelt. Eine baldige und kräftige Initiative, wenn auch nur von der einen Seite, könnte und sollte Deutschland wenigstens diesmal vor dem „allzu spät" bewahren.

„Es kann wol noch", so sagten wir an anderm Orte, „gegen den jetzigen Kaiser der Franzosen Weltgeschichte gemacht werden, aber nicht mehr ohne ihn." Dahin hat man es kommen lassen, daß er im Kreise der von Legitimitäts wegen ihren Völkern angestammten Potentaten, diese sämmtlich um eine Kopfeslänge überragend, wie der Magister unter seinen Schülern steht, daß es diese letztern höchstens noch hinter seinem Rücken wagen, ihm einen mehr neckischen als gefährlichen Schabernack zu spielen. Den Lesern d. Bl. hätten wir darum eine viel zu dürftige Vorstellung dessen gegeben, was sie in den beiden Geschichtswerken erwarten dürfen, würde nicht ausdrückliche Beziehung auf das genommen, was die Verfasser über die Geschichte des Bonapartismus erforscht und berichtet haben. Wir fassen also in kurzem zusammen, was ins Gedächtniß der Zeitgenossen zurückgerufen zu werden verdient. Man muß den Gegner vor Augen behalten, um ihn überwinden zu können, und es ist ja wahrscheinlich genug, daß auch die jetzigen Deutschen, ob sie wollen oder nicht, den jetzigen Bonapartismus zum gefährlichen Gegner haben werden.

Kaum hatte die collective Staatsweisheit der europäischen Machthaber und Diplomaten die historisch ewig denkwürdige Thorheit zu Stande gebracht, den gewaltigen Kaiser und großen Feldherrn zum souveränen Fürsten der Insel Elba zu degradiren und ihm einige hundert Mann seiner alten Garde zum dynastisch gebräuchlichen Soldatenspiele zu überlassen: so begann auch schon die von den Sottisen der Restauration mächtig unterstützte Thätigkeit der Bonapartisten in Frankreich, um ihm den beiseite geschobenen Kaiserthron von neuem sitzgerecht zu machen. Die Seele der bonapartistischen Umtriebe war schon vor den Hundert Tagen die Herzogin von St.-Leu, die Mutter des jetzigen Kaisers der Franzosen, Hortensia Beauharnais, welcher die restaurirten Bourbonen, im unverdienten Gefühl ihrer Sicherheit, den Aufenthalt in Paris gestattet hatten. Daß die Mutter ihre Söhne auch nach den Hundert Tagen im Götzendienste des Napoleonismus erzogen hat; daß sie dieselben mit der dürftigen, aber reizenden Speise der „Napoleonischen Ideen" großfüttern und in solchem Maße mit der Milch des Ehrgeizes tränken ließ, daß sie gegen menschliche Nebengefühle und Nebengedanken möglichst unzugänglich wurden: das alles war so natürlich, als es allbekannt ist. In denselben Hundert Tagen gab der erste Napoleon der Welt eine Probe von Schrot und Korn dieser Napoleonischen Ideen; sie war schlagend genug, aber bis zum 2. December 1851 lange wieder vergessen. Wenn je, so war 1815 für ihn die Zeit gekommen, da er sich durch freiheitliche Institutionen der thatkräftigen Unterstützung der ganzen Nation zu versichern hatte, statt sie mit dem zerbrechlichen und bald zerbrochenen Spielzeuge seiner constitutionellen Zusatzacte abzufinden. Aber er verachtete viel zu sehr das Volk, das ihn zum Kaiser gemacht und weil es ihn dazu gemacht hatte, als daß er zu solchem Entschlusse kommen konnte. Als er über 30—40000 etwas grollte, aber kampflustige Proletarier besonders aus den Vorstädten St.-Antoine und St.-Marceau Revue gehalten hatte, sagte er nach seiner Rückkehr in die Tuilerien zum Grafen Molé: „Hätte ich gewußt, daß ich so tief herabsteigen müßte, ich wäre auf Elba geblieben." Auch machte er seinen Vertrauten kein Hehl, daß er nur auf einen oder zwei Siege warte, um die Nationalrepräsentanten erst zum Schweigen und Gehorsam zu bringen und dann nach Hause zu schicken. Freilich rief auch einmal der Volkskaiser im Unmuth über die Potentaten von Gottes Gnaden: „Wenn ich die rothe Mütze aufsetze, sind sie alle verloren!" Aber er that es so wenig, daß er sich lieber selbst verloren gab. Bekanntlich hatte auch der Bürgerkönig dem Volkskaiser die gleiche Phrase abgelernt, um ebenso wenig von der Sache Gebrauch zu machen. Ueberhaupt ist es in Frankreich schon lange Mode, die rothe Mütze nicht mehr als Wünschhütchen auf dem Kopfe, sondern in der Hand zu tragen, um damit gelegentlich den Völkern des Auslandes, wie Italienern und Ungarn im Jahre 1859, mit freundlich verlockendem, aber flüchtigem Gruße zu winken. Wilhelm Schulz-Bodmer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Oesterlen's „Hygieinische Briefe".

Der Mensch und seine physische Erhaltung. Hygieinische Briefe für weitere Leserkreise von Friedrich Oesterlen. Leipzig, Brockhaus. 1859. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben hier die Freude, unsere Leser auf ein sehr gutes Buch aufmerksam machen zu können. Es bespricht die Ursachen der bösartigen Volkskrankheiten auf eine ebenso anziehende als leicht faßliche und belehrende Weise, und erwägt die Mittel und Wege zur Erreichung und Erhaltung der Gesundheit der beisammenlebenden Menschen. Was die Diätetik für den einzelnen Menschen bezweckt, sucht die Hygieine für ganze Gemeinden, ja für die Bewohner ganzer Staaten zu erreichen. Und es ist einleuchtend, daß dies ein Kapitel ist, wofür sich ein sehr großer Kreis denkender Leser lebhaft interessiren muß. Der Verfasser hat übrigens schon vor acht Jahren mit der Herausgabe seines „Handbuchs der Hygieine" an den Tag gelegt, daß er durch sehr umfassende gründliche Forschungen auf dem Gebiete der Pflege der Volksgesundheit ein tüchtiger Sachverständiger sei. Es läßt sich von ihm nur reif Durchdachtes, nur das erwarten, was dem allgemeinen Wohle des Volks in Wahrheit nützlich werden kann. Und wenn er sich hier zu einer populären Darstellung seines hochwichtigen Gegenstandes verstanden hat, so kann man sich darüber nur freuen und es ihm Dank wissen.

Die Klage über den allgemeinen Rückschritt der Gesundheit des civilisirten Menschenschlags ist schon eine sehr alte. Sie wiederholt sich schon seit mehreren Jahrhunderten immer auf's neue, sodaß wir eigentlich jetzt ein durch und durch ungesundes, verkümmertes Volk sein müßten, wenn sie wirklich ebenso stark in Wahrheit begründet gewesen, wie sie laut und oft wiederholt worden ist. Oesterlen gibt mit Recht auf eine so unbestimmte und allgemein gehaltene Klage gar nichts. Hier werde gemessen ohne Maß, hier gelte die mit Phantasie ausgemalte Erinnerung an die Vergangenheit viel mehr, als die unmittelbar vor Augen

liegende Wirklichkeit. Aber dennoch sind wir der Meinung, daß diese Klage auch ihre guten Früchte getragen habe. Denn als sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich Bahn brach und die Veranlassung zu Rousseau's „Emile" abgab, da wurden Basedow, Campe, Pestalozzi für die Verbesserung des Erziehungswesens der Jugend begeistert, und es ist unverkennbar, daß diese Männer und ihre noch lebenden Schüler und Nachfolger vom philanthropischen Standpunkte aus Großes für die Gesundheit des Menschen gethan haben. Sie haben wenigstens das Verdienst, die Natur wieder in die Schule und das Haus gebracht zu haben. Und dies will unser Verfasser auch, aber er will nur noch etwas mehr, daß nämlich auch die großen Fortschritte der Naturlehre zum Gemeingut aller denkenden Menschen werden. Denn alle Krankheiten seien nichts anderes als Naturerscheinungen, von denen die Ursachen erforscht und soviel nur immer möglich abgeschnitten werden müßten. Je mehr nun die Männer der Regierungen, die Vorsteher der Städte, Dörfer, Schulen, die Uebermacher der Kasernen, der Gefängnisse, der Kranken- und Armenhäuser einsichtsvolle Naturforscher wären, um so besser würde es um die Pflege der Volksgesundheit stehen.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts erweckte Adam Smith durch seine „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations" noch von einer ganz andern Seite die Aufmerksamkeit der Staatsmänner; auch er wies auf Volkskrankheiten hin, und bezogen sich seine Untersuchungen auch mehr auf den verkümmerten Wohlstand des Besitzes, als auf den des leiblichen Korpers, so war doch wieder nicht in Abrede zu stellen, daß mit der Verbesserung des ersten auch der des zweiten folgen müsse. Schärfer wurde der Gegenstand schon ins Auge gefaßt, als Humphry Davy sein chemisches Wissen der Gesundheitspflege des Menschen zuwandte. Aber noch viel mehr geschah es durch Liebig, dessen Untersuchungen über die chemischen Lebensprocesse bei Menschen, Thieren und Pflanzen für die Beseitigung tausendfacher Uebelstände Wunder gethan haben; durch ihn ist der eigentlich erste Grundstein zur wissenschaftlichen Pflege der Volksgesundheit gelegt. Unser Verfasser spricht dies verhältnißmäßig nur wenig aus, indeß ist doch sein ganzes Werk eine schöne Frucht der weiter verarbeiteten Liebig'schen Ideen. Er erwähnt auch die großen Verdienste unserer heutigen Statistiker nicht, und hat doch ihrer so nöthig wie Papier und Feder, damit sein Buch hat zu Stande kommen können. Wir nehmen dies aber nicht von der Seite, als dächte er gering von den Leistungen eines Berghaus, von Reden, Roscher und vieler andern, sondern sehen es so an, als wolle er über das, was die ganze Welt für ausgemacht ansieht, kein Wort mehr verlieren. Aus eben dem Grunde schweigt er über Riehl's Bestrebungen in Begriff der naturwissenschaftlichen Volkscultur, über Schönlein's naturkundlichen Standpunkt in der Beurtheilung und Classificirung der Krankheiten des Volks. Die historische Seite der neuen Lehre ist ohnehin noch ganz untergeordneter Art. Der Verfasser nimmt nur das Verdienst in Anspruch, der Volksgesundheitslehre eine sichere wissenschaftliche Grundlage gegeben zu haben, damit sie sich frei und selbständig weiter entwickeln könne zum Wohle der ganzen Menschheit. Welche sehr beschwerlichen Mittel und Wege er zur Erreichung dieses edeln Zwecks eingeschlagen habe, läßt sich überall klar und deutlich herausfühlen, indeß hält er es nicht der Mühe werth, noch besonders davon zu reden. Das ist der Grundsatz aller großen Männer, welche Hand angelegt haben zur Verwirklichung irgendeiner dem Wohle der Menschheit dienenden Idee; sie dachten an sich und ihre Beschwerde gar nicht, sondern nur an den großen Zweck.

Das uns vorliegende Werk Osterlen's besteht aus 26 Briefen, in denen zunächst das Wesen des Gegenstandes besprochen wird, woran sich dann eine Reihe von Betrachtungen schließt, welche den Einfluß der äußern Natur auf den Gesundheits- und Krankheitszustand des Menschen ins Licht stellen; hierauf kommen die Kapitel, welche von der Nahrung, der Lüftung, Reinigung, Bekleidung, der Häuslichkeit handeln; dann wird von dem Einfluß der Städte und Dörfer auf ihre Bewohner gesprochen und zuletzt von den Volkskrankheiten speciell gehandelt, wobei die Werthlosigkeit der Quarantänen und Sperrmaßregeln, der Räucherungen und Präservativmittel nachgewiesen, aber auch zugleich auf wirkliche Hülfsmittel hingedeutet wird. Aus diesem nur oberflächlich gegebenen Inhaltsverzeichniß wird man schon zur Genüge erkennen, daß das Buch so recht eigentlich dazu bestimmt ist, ein wirkliches Volksbuch zu sein. Denn je klarer jeder einzelne die eigentlichen Ursachen zu den pestartigen Volkskrankheiten kennt, je genauer er weiß, was vernünftigerweise zu deren Verhütung und Beseitigung nothwendig ist, um so weniger kann das Uebel Wurzel fassen, um so leichter und gründlicher läßt sich auf seine Heilung hinarbeiten. Ganz vorzugsweise enthält das Buch aber köstliche Winke für die hochgestellten Männer im Staate und in den Gemeinden, die durch ihr Amt dazu verpflichtet sind, das Elend der Armen zu mildern und sie vor bösartigen Krankheiten zu bewahren. Diesen Männern ist das Buch ein vortrefflicher Wegweiser, ihnen werden die Mittel und Wege gezeigt, wie hier zu helfen ist. Der Verfasser ist aber gerade in diesem Punkte sehr rücksichtsvoll und vorsichtig zu Werke gegangen. Er weiß, daß es unmöglich ist, die Armen reich zu machen; aber er weiß auch, daß es möglich ist, für ihre Gesundheitspflege viel mehr zu leisten, als dies bisher geschehen ist. Er weiß, daß es unmöglich sein wird, alle Volkskrankheiten ganz zu vertilgen, aber er weiß auch, daß noch lange nicht so viel zu ihrer Verhütung geschehen ist, als der heutige Standpunkt der Wissenschaften, der Civilisation und Humanität es haben erwarten lassen.

Eine Hauptquelle zu Volkskrankheiten findet der Verfasser sehr richtig unter der ärmern Arbeiterklasse, unter dem wahren und eigentlichen Proletariat. Es ist ihm aber gar nicht lieb, daß diese Benennung, wofür man schlicht deutsch Lumpen sagen sollte, in unsern Tagen zu einem beliebten Modeworte geworden ist, sodaß man von einem Bauern-, Beamten-, Gelehrten-, Schriftstellerproletariat redet, und darin werden ihm viele beistimmen. Man kann den Begriff allerdings durch alle Stufen des Lebens zur Geltung bringen, aber es liegt doch immer etwas Gekünsteltes darin, und paßt höchstens nur zu interessanten Volksgemälden, zu amusirenden Genrebildern der Volkscultur. Dem Verfasser ist das Herz viel zu schwer und der Geist viel zu ernst gestimmt, als daß er sich bei dieser Nebensache lange aufhalten sollte. Das eigentliche Proletariat ist eine sehr betrübende Zugabe des gesteigerten Fabrikwesens. Und doch darf man dem hierdurch ausgeprägten Zeitcharakter aller Gewerbe um dieser und anderer übeln Folgen willen nicht feindlich entgegentreten wollen, da es überhaupt eine Unmöglichkeit ist, wider den Strom der Zeit zu schwimmen, und weil auch das Fabrikwesen von sehr vielen andern Seiten als eine außerordentlich hoch zu schätzende Wohlthat für die Menschen angesehen werden kann. Lassen wir daher diese Untersuchung auf sich beruhen und behalten wir die ärmere Arbeiterklasse im Auge, um uns klar zu werden, daß hierbei viele Umstände zusammenwirken, aus denen epidemische Volkskrankheiten entstehen können. Zunächst weist der Verfasser darauf hin, daß mit dieser kläglichen Nahrungsquelle gewöhnlich ein häufiger Wohnungswechsel verbunden ist; in größern Fabrikstädten wechseln oft Tausende Woche um Woche ihren Wohnort, denn sie müssen der Strömung des Marktes und der Arbeit bald hierhin bald dorthin folgen. Es gibt hierbei keine große Wahl, der kürzere Weg und die Billigkeit des Miethpreises entscheiden meistens schon allein. Ein solches unstetes Wohnen ist der Anfang zum unsteten Leben überhaupt. Man darf dies ja nicht gering anschlagen und es nicht für übertrieben halten, wenn der Verfasser behauptet, daß in großen Städten vielleicht noch mehr als der fünfte Theil der ganzen männlichen Bevölkerung zu dieser beständigen Wohnungsänderung gezwungen sei. Denn in Berlin sind 50000 seiner Bewohner nur Fabrikarbeiter und Gesellen. In Paris leben über 400000 Proletarier; in London zwei- bis dreimal soviel. In Manufacturstädten wie Manchester oder Lille, Rouen, Lyon bilden die Arbeiter mindestens ein Fünftel, oft ein Drittel aller erwachsenen Männer. „So gibt es jetzt wahre Armeen der Arbeit, des Proletariats", ruft der Verfasser aus. „Und bedenken wir, daß dieselben nachgerade etwas

nachdenklicher geworden über ihr Schicksal und regsamer, daß Tausende durch eine Stockung im Handel oder ein einzige schlechte Ernte dem bittersten Mangel preisgegeben sind, so begreift sich jene Aufmerksamkeit, welche ihnen auch von andern Seiten geworden. Ihre Armuth ist aber nicht blos Mangel und Darben, sondern auch die Quelle von Krankheit und Tod, ja die wichtigste Quelle ihres sittlichen Verderbens, und oft genug ihrer Bitterkeit, ihres Hasses gegen die ganze Gesellschaft. Mit innerer Nothwendigkeit werden sie, was sie sind." Der Verfasser zeigt dann, daß die Hauptursache aller Leiden dieser Menschenklasse in der unzureichenden Größe und ewig schwankenden und zweifelhaften Sicherheit ihres Verdienstes liege. Er weist nach, daß der Arbeitslohn selbst in sogenannten guten Zeiten noch nicht einmal ausreiche zur Bestreitung der dringendsten Lebensbedürfnisse. „Etwa zwei Drittheil desselben braucht der Proletarier meist nur für Genüsse des Augenblicks und für einigen Comfort, welchen freilich ein anderer kaum als solchen anerkennen möchte. Doch selbst mit diesem hängt er ganz und gar vom Markte ab, und ein Steigen des Brotpreises um einen Groschen, bei ihm bereits ein Zehntheil des Ganzen, heißt für ihn oft so viel als Darben und Erkranken. Gewöhnlich hat er aber keine Wahl, als sich allem zu fügen, und das fürchterlichste Gespenst für ihn ist die Zeit, wo er nicht einmal jenes Wenige sich zu erwerben vermag, sei es wegen Stockungen im Handel, in der Fabrikation oder wegen Krankheit und Alter. Sein Leben, sein Erkranken und Sterben ist so am Ende nur eine Frage des Geldes! Immer und überall sehen wir die Häufigkeit ihres Erkrankens, ihres Sterbens gleichen Schritt halten mit der Kleinheit und dem Sinken ihres Verdienstes."

Das ist ein Anfang von einem noch weiter ausgemalten grauenerregenden Bilde der Wirklichkeit. Man ziehe keinen bemäntelnden Schleier davor, sondern zeige es recht offen und klar denen, die hier helfen können, helfen müssen. Mehr Tagelohn! wäre der Ruf der Unglücklichen, und gesundere, nahrhaftere Kost und mehr Regelmäßigkeit, Gesundheit und Behaglichkeit im Leben, in der Wohnung und in der Familie! — ist der Wunsch des menschenfreundlichen Arztes, der Wunsch des verständigen Fabrikbesitzers und aller vernünftigen Behörden und Regierungen. Es ist hier schon vieles zur Verbesserung geschehen, aber noch lange nicht genug, und es darf auch nie aufhören, selbst da nicht, wo man für seinen guten Willen nur Undank geerntet hat, denn die Unvernunft ist die bösartigste Krankheit des Proletariers, sie ist schwer zu heilen, aber doch nicht unheilbar, man darf nur die Geduld nicht verlieren, und es nie belächeln, wenn man bei diesen Fabrikübeln auch fabrikmäßig zu helfen sucht.

Die neuern statistischen Forschungen haben schreckenerregende Resultate ergeben. In großen Spinnereien und Fabriken ähnlicher Art erkranken im Durchschnitt vier bis fünf Arbeiter von zehn, zuweilen alle auf einmal. An Skrofulose und Schwindsucht stirbt jährlich ein Drittheil derselben, und auf einen einzigen aus den wohlhabendern Klassen, welcher beim Nervenfieber, der Ruhr oder Cholera oder bei andern Epidemien erliegt, kommen 50, oft sogar 100 der Arbeiterproletarier. „Ja man weiß jetzt", sagt der Verfasser, „daß die arbeitende Klasse durch alle diese Krankheiten immer und überall noch unendlich mehr zu leiden hat, als selbst wirklich Arme in öffentlichen Anstalten oder als Sträflinge in Zuchthäusern!" Der Ausspruch klingt wie eine bittere Anklage, wie ein starker Vorwurf gegen unsern so oft und so viel gerühmten Wohlthätigkeitssinn. Und doch liegt darin auch nicht die geringste Uebertreibung. Die statistischen Register liefern nur zu schlagende Beweise dazu. Denn wenn die durchschnittliche Lebensdauer der wohlhabenden Stände gegen 50 und bei Geistlichen sogar 65 Jahre beträgt, so steigt sie bei den verarmten arbeitenden Klassen selten über etliche 30 Jahre, sinkt dagegen öfters auf 20 Jahre herab. „Ja von 100 derselben werden oft kaum zwei auch nur 40, kaum einer 50 Jahre alt! Und während bei den glücklichern Ständen unserer Gesellschaft jährlich einer von 50 — 60 stirbt, muß unter jenen Klassen einer von 30, bei eigentlichen Fabrikarbeitern, Gesellen u. dgl. aber meist einer von 10 — 20 sterben. Kurz wir finden ihre Lebensdauer, den Grad ihrer Sterblichkeit, oder die Zahl der jährlichen Todesfälle so ziemlich von derselben Art wie in den härtesten Gefängnissen oder Zuchthäusern unserer Zeit."

Der Verfasser kennt neben diesem Proletariat nur noch einen Stand, in welchem der Gesundheitszustand ebenso beklagenswerth ist. Er meint unsere regulären Truppen, das Militär. Mitten im Frieden zähle man hier ziemlich überall vier bis sechs Procent auf der Krankenliste. „Im Felde dagegen sind von je zehn Mann fast immer zwei oder drei krank, im Spital oder in Baracken und ebenso viele sterben etwa jährlich." Hierbei bemerkt der Verfasser, daß bei dem Krimkriege die Verluste der Franzosen 80000 Mann betrugen, wovon aber über vier Fünftheile den epidemischen Krankheiten erlagen und nur ein Fünftheil vom Feinde getödtet sei. Da lernen wir wieder ein neues Uebel von dem Uebel der stehenden Heere kennen. Die Sterblichkeit und die Häufigkeit bösartiger Krankheiten ist darunter ebenso groß als in den härtesten Strafanstalten unserer durch Civilisation so hoch gehobenen Zeit.

Lenken wir nun auch noch die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den Gesundheitszustand der Kinder des Proletariats, so ist derselbe so trostlos im Buche geschildert, daß das Herz bittere Thränen darüber weinen muß. Von 100 Kindern findet man hier nach 10 Jahren kaum noch 30 am Leben, während bei den andern wohlhabendern Klassen doch 80 — 90 dieses Alter erreichen. „Ja in Fabrikstädten wie Lille, Manchester und andern sterben von 100 Neugeborenen meist 95 noch bevor sie fünf Jahre alt geworden sind. In Manchester waren sogar einmal bei einer Zählung von 21000 Kindern nach fünf Jahren nur noch 300 am Leben, und kaum eins von 25 Kindern pflegt hier überhaupt auch nur über das fünfte Lebensjahr hinauszugelangen." So hat eine statistische Untersuchung das Ergebniß wirklich noch schlimmer herausgestellt, als man es mit einiger Wahrscheinlichkeit von der beklagenswerthen Lage der Aeltern vermuthen konnte. Es werden hier viele in Noth und Kummer geborene Kinder kaum einige Wochen alt, die andern gelangen fast nur vermöge ihrer frühen Gewöhnung an Entbehrung, an Schädlichkeit aller Art zu einer allerdings verkümmerten Lebensfähigkeit und sind die beklagenswerthen Stammhalter des Proletariats. Hier fehlen die von Pestalozzi ins Leben gerufenen Erziehungsinstitute für die Kinder der Armen, denen alle Mittel und Zeit fehlen, Kinder zu ernähren und zu erziehen. Einige Fabrikbesitzer haben auch in dieser Hinsicht schon zu helfen gewußt und es fehlt uns nicht an hoffnungsvoller Zuversicht zum Besserwerden. Man hat hierbei nur gar zu oft sich mit einer bloßen Scheinhülfe zu begnügen gewußt. Das aber ist oft noch schlimmer wie gar nichts. Ueber alle diese und ähnliche Verbesserungspläne ist schon viel hin- und hergestritten und probirt, die Sache jedoch noch lange nicht so fertig, daß alle Parteien vollkommen zufrieden gestellt worden wären. Indeß ist schon immer etwas gewonnen, wenn die Sache nur wieder neu angeregt wird und deshalb freuen wir uns über das vorliegende Werk, welches nicht blos die Noth recht handgreiflich ausmalt, sondern auch Winke zur Abhülfe gibt, die zu beherzigen sind.

Am eifrigsten wird im Buche der Aberglaube, das Vorurtheil bei den Volkskrankheiten bekämpft. Es macht vor allem darauf aufmerksam, daß ohne Ausnahme noch alle Krankheiten Naturphänomene sind, die wir ihrem innern Wesen nach gar nicht kennen. Und selbst der geschickteste, einsichtsvollste Arzt wird gestehen müssen, daß er wol die äußern Erscheinungen an einem Kranken beurtheilen und auf Gesetze zurückführen kann, welche sich auf eine regelmäßige Wiederkehr beziehen, daß er auch diese oder jene Hypothese für die Ursache angeben und sehr viel Wahrscheinlichkeit für seine Ansicht haben kann, daß er es aber zu einem Verständniß des wirklichen Wesens einer Krankheit nicht zu bringen vermag. Er kann sich noch nicht einmal ganz vollgültig Rechenschaft von den Bedingungen des Entstehens eines Schnupfens, Katarrhs, eines Durchfalls ablegen. Alles was in der organischen Natur durch Organe wirkt, sperrt sich unsern

Forschungsbestrebungen geheimnißvoll ab, sodaß wir uns überall nur mit der Oberfläche begnügen müssen. Es bleibt hier sehr viel Unbegreifliches, und am allermeisten für den, der am beharrlichsten und verständigsten bemüht gewesen ist, die Räthsel zu lösen. Ueber Wahrscheinlichkeit und Vermuthen kommt man hier nicht hinaus. Das gleichzeitige Erkranken vieler Personen auf dieselbe Art macht es allerdings wahrscheinlich, daß auf alle das Wetter, die Speisen, Getränke, überhaupt unter gleichen Umständen dieselben Ursachen eingewirkt haben, aber doch noch lange nicht gewiß. Man nimmt es indeß dafür. So sucht man die Ursachen zur Krankheit in den äußern Veranlassungen und begleitenden Umständen, und man pflegt im allgemeinen um so befriedigter zu sein, je handgreiflicher diese sogenannten Scheinursachen sind. „Alle Welt", sagt der Verfasser, „liebt einmal für, kategorische Aussprüche ungleich mehr als andere, weil sie die bequemsten sind, und keiner ist mit seinem Urtheil leichter fertig als der Unwissendste. Wie etwa der Spleen des Briten durch die Nebel und den trüben Himmel seiner Heimat, oder das passive Wesen des Orientalen, selbst des Holländers und Deutschen durch Rauchen von Taback entstehen sollten, hat man vordem den Skorbut von Salzfleisch und See und Schiffluft, den Aussatz der Lombarden vom Genuß des Mais, denjenigen mancher Fischervölker von deren Fischen abgeleitet! Ebenso wenig haben andere Bedenken getragen, das Skrofulös- oder Blödsinnigwerden der Leute, ja schon der Kinder im Mutterleibe durch den Umstand zu erklären, daß solche in engen Thälern, auf Kalk- und Gipsboden wohnten, oder in ihrem Wasser, in ihrem Brote bald zu viel, bald zu wenig Kalk erhielten. Was man gerade das Erkranken begleiten oder ihm vorangehen sah, das sollte eben immer dasselbe auch veranlaßt haben, seien es nun Boden, Sumpf, Wasser, Atmosphäre und Witterung, besondere Dünste und Winde, oder Speisen, Getränke, Diätfehler, Erkältung" u. s. w. Dies trifft nun um so mehr zu, je allgemeiner verbreitet eine solche Krankheit auftritt und um so leichter dadurch der Tod herbeigeführt werden kann. Von dem borurirten Aberglauben, daß Gott mit den pestartigen Krankheiten die Menschen habe strafen und bessern wollen, hört man jetzt nur noch von denen reden, welche die Menschen zu Gott führen sollen und sich doch selbst vom Teufel nicht losmachen können. Dagegen ist die Ansicht noch gäng und gebe, daß die Epidemien von einem gewissen Krankheitsgift herrührten, welche die Luft, das Wasser und andere Nahrungsmittel enthielten, oder welches die Kranken, die Sterbenden, die Todten aushauchten. „In vergifteten Brunnen", sagt der Verfasser, „im vergifteten Brote oder in giftigen Dünsten und Nebeln des Himmels sieht das Volk jetzt die Ursache seines furchtbaren Erkrankens, und Tausende, vor allen Juden, Bäcker, Fleischer sind schon als Opfer seines tollen Aberglaubens gefallen. Gerade so erging es vordem den Todtengräbern in Zeiten der Pest. Denn man beschuldigte sie, die Einwohner aus Eigennutz mit dem Pulver eingetrockneter Pestbeulen vergiftet zu haben; und doch erlagen sie gewöhnlich selbst der Pest! Als sich einmal bei derselben Krankheit im alten Rom auf feuchtem Brote u. dgl. ein blutrother Schimmel, eine Art Pilz oder Alge bildete, wurden viele Matronen als Zauberinnen hingerichtet. Und als dasselbe wieder im 16. Jahrhundert auf Oblaten einer Sakristei geschah, hat man 70 Juden als Giftmischer verbrannt. Dieselbe abergläubische Bedeutung ist aber der Bildung dieser Algen noch im Jahre 1847 zur Zeit der Cholera selbst in unserm Deutschland geworden. Und doch konnten sie nichts weiter als die Feuchtigkeit der Atmosphäre, in Kellern u. s. w. beweisen!" Unter den Aerzten kommt freilich schon lange kein so plumper Aberglaube mehr vor, indeß ist er auch hier noch nicht ganz ausgerottet. Sie erklären sich das Entstehen epidemischer Krankheiten zuweilen auch noch aus Miasmen, oder aus Ansteckungsstoffen im Menschen. So wie man Blattern, Kuhpocken, Lustseuche dem gesunden Menschen einimpfen könne, so thue es die Natur nur geheimnißvoller bei allen epidemischen Krankheiten. Die Cholera sollte z. B. durch die Ausdünstung der Excremente der Cholerakranken fortgepflanzt werden. Man gab aber diese verdächtigten Stoffe den Thieren zu fressen, oder spritzte davon in das Blut derselben, ohne die Krankheit zum Vorschein kommen zu sehen. Und wenn man wirklich zugestehen wollte, daß die Cholera sich durch Ansteckung fortpflanzen könne, so muß doch der erste Cholerafall ohne Ansteckung entstanden sein, und was ist denn die Ursache hierfür gewesen? Die Antwort ist nicht leicht, aber wenn sie befriedigend gegeben wäre, so stünde der Möglichkeit doch nichts entgegen, jeden neuen Cholerafall wie den ersten ohne Ansteckung zu erklären. Wer einmal an die Ansteckung der Cholera glaubt, sollte folgerecht auch keinen Zweifel an ihrer Unendlichkeit haben.

Ganz dieselbe Bewandtniß hat es auch mit dem Begriff der Einschleppung einer Epidemie. Ansteckung und Einschleppung einer pestartigen Krankheit sind in unsern Tagen Lieblingsausdrücke des gebildeten Publikums, ja selbst der meisten Aerzte geworden, und dennoch schweben sie grundlos in der Luft wie jeder platte Aberglaube. Wir freuen uns herzlich, daß Oesterlen ganz entschieden dagegen spricht und zwar mit Gründen eines erfahrenen denkenden Naturforschers. Er folgt hier der Ansicht unsers großen Meisters, Alexander von Humboldt. In allen Zonen, sagt derselbe, denken die Menschen einen Trost aus der Vorstellung zu schöpfen, daß ihnen pestilenzielle Krankheiten von außen gebracht werden. Dieser Glaube schmeichelt dem Nationalstolze. In einem Lande zu wohnen, welches Epidemien erzeugt, könnte als erniedrigend gelten, und befriedigender ist es, dieselben für fremde Gäste zu halten oder für das Werk eines Zufalls. Das Volk nimmt diese Erklärung alsbald an, denn sie ist leicht genug zu begreifen. Aerzte, Behörden aber sind gleichfalls damit zufrieden, weil sie das Wort „eingeschleppt" von aller Verantwortlichkeit und Mühe erlöst, die wirklichen Ursachen aufzusuchen und zu beseitigen. So kommt es, daß Havana, Veracruz wie die Seestädte der Vereinigten Staaten sich immer gegenseitig der Einschleppung des Gelben Fiebers beschuldigen; daß man die Pest in Aegypten griechischen Schiffen, und in Griechenland, in Konstantinopel den von Alexandrien oder Rosette kommenden Schiffen zur Last legt!

Aus dem Ebengesagten läßt sich schon abnehmen, daß der Verfasser auch die Quarantänen, Cordons und Sperrmaßregeln für nicht blos unnütze, sondern sogar für schädliche Abwehrungsmittel ansieht. Holland hat nie Quarantänen gehabt, und man kennt dort nicht ein einziges Beispiel von der sogenannten Einschleppung pestartiger Krankheiten. England und Oesterreich haben diese Absperrungsmaßregel längst wieder aufgegeben, weil man darin nur lästige Behinderungen des Verkehrs erkannte, welche der Gesundheitspflege schadeten.

Die Hauptaufgabe der Aerzte und Behörden bei allen bösartigen Krankheiten ist es, die Ursachen derselben so zu suchen, wie der Naturforscher sich Aufklärung über ein Naturphänomen zu geben bestrebt ist. Kennt man nun die wahren Ursachen, so muß man bemüht sein, sie wegzuschaffen, oder wenn dies nicht möglich sein sollte, ihnen Mittel entgegenzustellen, wodurch sie unwirksam gemacht werden. Der Verfasser sucht diese Regel mit einigen Beispielen anschaulich zu machen. Newcastle und Tynemouth waren im Jahre 1848 sehr schwer von der Cholera heimgesucht. „In der letztern", sagt der Verfasser, „machte man sich demzufolge an gründliche Verbesserungen der Stadt, ihrer Kanäle, Dohlen, Häuser u. s. w., während in Newcastle nichts dieser Art geschah. Hier erlagen auch bereits wieder im Jahre 1853 über 2000 Einwohner der Cholera, in Tynemouth dagegen nur 10!"

Vor allem muß man aber den Aberglauben bekämpfen und jung und alt aufzuklären suchen über die wahren Ursachen einer bösartigen Volkskrankheit. Mit dem Beseitigen des Aberglaubens ist schon ein großer Schritt vorwärts gethan in der Gesundheitspflege. Dies ist allerdings ein langsamer Weg, aber er führt am sichersten zum Ziele. „Tausendfache Umwege", ruft der Verfasser aus, „und Forschungen waren nöthig, um uns endlich auch in Krankheiten, in Epidemien nicht mehr die plötzliche Wirkung mystischer Einflüsse wie Miasmen oder Contagien erblicken zu lassen. Sobald sich indeß der Menschengeist zu jenem gründlichern

Forſchen und Nachſpüren entſchloſſen halte, iſt auch zum Lohne dafür die Einſicht geworden, daß jene Krankheiten ſammt und ſonders nichts anderes ſind als gewiſſe nach einfachen Geſetzen entſtandene Wirkungen. Kurz wir können jetzt darin nur einfache Nothwendigkeiten erblicken, die Folgen einer Verletzung der erſten Naturgeſetze, und vor allen der Geſetze unſers eigenen Lebens. Mit dieſer Einſicht in die wirklichen Urſachen jener Leiden wurde uns aber zugleich der Weg gezeigt, ihrer ſelbſt Herr zu werden. Was uns vordem zu Grunde gerichtet, das können wir jetzt vernichten, wegräumen. Mehr und mehr durchbricht das freundliche Licht der Wiſſenſchaft die Nebel des Aberglaubens wie das willkürliche Spiel der Phantaſie, der Dialektik, und findet alsbald überall ſeine Anwendung auf die höchſten Intereſſen der Geſellſchaft. Um indeß dieſe letztern auch in unſerm Gebiete zu finden, müßte jenes Licht einmal wenigſtens die Spitzen, die Gebildetſten eines Volks erleuchtet haben." Dahin wird es aber gewiß bald kommen, wenn nur ſolche Beſtrebungen, wie ſie bei dem vorliegenden Buche Grundlage und Zweck ſind, in allen Kreiſen des Volks Wurzel faſſen. Und wir ſchließen daher unſere heutige Beſprechung mit dem aufrichtigſten Wunſche, daß Oeſterlen's Briefe recht viel geleſen und beherzigt werden möchten. Sie ſind ganz dazu geſchaffen, ſich einen großen Anhang im gebildeten Volke und unter den Männern der Wiſſenſchaft zu verſchaffen. Den Regierungsmännern der Gemeinden und Staaten wird das Buch eine ſehr willkommene Erſcheinung ſein, ſobald ſie ein wirkliches Herz für Volkswohl haben; wo dies aber nicht der Fall ſein ſollte, da wird hoffentlich das Buch auch als unwillkommener Gaſt heilſam für das Wohl des Volks wirken. **Heinrich Birnbaum.**

Otto Müller's „Kloſterhof".

Der Kloſterhof. Ein Familienroman. Von Otto Müller. Drei Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. 1859. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Was Wilibald Alexis der Mark Brandenburg, Heinrich Koenig den heſſiſchen Ländern geworden iſt, ſcheint Otto Müller — freilich in weſentlich anderer Weiſe — den Freien Reichsſtädten werden zu wollen. Nachdem er uns in ſeiner trefflichen „Charlotte Ackermann" einen hamburger, in ſeinem „Stadtſchultheiß" einen frankfurter Roman geliefert hat, führt er uns in dieſem ſeinem neueſten Werke ein Bild aus dem Leben und Weben Bremens vor. Er braucht alſo nur noch Lübeck zum Mittelpunkt einer Dichtung zu machen, um allen noch vorhandenen Reſten unſerer reichsſtädtiſchen Herrlichkeit ſeinen Tribut gezollt zu haben. Abgeſehen von dieſer wahrſcheinlich mehr zufälligen als beabſichtigten Verwandtſchaft unterſcheidet ſich der vorliegende Roman von ſeinen ebengenannten Vorläufern in mehrfacher Beziehung, insbeſondere darin, daß in ihm keine geſchichtlichen Perſönlichkeiten, wie in dem erſtgenannten die durch Talent, Liebenswürdigkeit und Schickſal gleich intereſſante und berühmte Schauſpielerin und in dem zweiten die nächſten Angehörigen unſers größten Dichters, ſondern rein erfundene oder wenigſtens aus unbekannten Kreiſen geſchöpfte Individuen zu Gegenſtänden des Intereſſes gemacht ſind. Unſer Roman bewegt ſich daher entſchieden mehr als jene Dichtungen in den Regionen des privaten und alltäglichen Lebens, und er iſt wol vorzugsweiſe deshalb vom Autor ſelbſt auf dem Titel als ein „Familienroman" bezeichnet worden. Gleichwol würde man irren, wenn man hieraus den Schluß ziehen wollte, daß es ſich darin wirklich nur um rein häusliche Intereſſen, wie in den ältern Familienromanen, z. B. nur um Verliebungen und Verlobungen, um eheliche Zwiſte und Verſöhnungen, um „Kinder und Brot für ſie" handelt. Allerdings iſt auch dieſen oder ähnlichen Verhältniſſen nach Gebühr Rechnung getragen, namentlich iſt den erotiſchen Beziehungen einerſeits und den unter Verwandten hergebrachten Conflicten andererſeits unverkürzt derjenige Raum gewidmet, den ein Familienroman beanſpruchen kann. Daneben aber ſind auch höhere und allgemeinere Intereſſen mit mehr oder minder eingehender Vorliebe in den Kreis der Darſtellung gezogen und insbeſondere haben die eigenthümlichen Zuſtände Bremens dem Autor Gelegenheit gegeben, auch religiöſe und confeſſionelle Fragen zu berückſichtigen und die verſchiedenen Nuancen der dort dominirenden Orthodoxie und Frömmigkeit zu Motiven für die Verwickelungen und Entwickelungen der Erzählung zu benutzen, ja er hat ſich ſelbſt eines, ſoviel ich weiß, bisjetzt von der Romanliteratur noch niemals benutzten Elements von faſt rein wiſſenſchaftlichem Intereſſe bemächtigt und daſſelbe mit glücklichem Erfolg zum Gegenſtand einer allgemeinen Theilnahme zu machen verſtanden.

Daß es dem Verfaſſer gelungen wäre, die verſchiedenen Stoffe und Momente, welche er für ſein Werk benutzt, auch zu einem ſtreng einheitlichen, organiſch ineinander greifenden Ganzen zu verarbeiten, vermögen wir nicht zu ſagen. Die Fäden ſind mehr loſe verſchlungen, als eng ineinander gewirkt; die Perſönlichkeiten, welche einerſeits die allgemeinern, andererſeits die privaten Intereſſen vertreten, ſtehen zwar zueinander in mannichfachen und nahen Wechſelbeziehungen und bilden gegenſeitig zueinander die Bedingungen ihrer Schickſale und Erlebniſſe; aber nichtsdeſtoweniger fehlt es an einer befriedigenden Totalwirkung, es tritt keine unter den verſchiedenen Perſonen ſo mächtig und bedeutend hervor, daß ſie uns entſchieden als Hauptfigur und Angelpunkt der Geſchichte erſchiene und uns zwänge, alle Charakterzüge und Handlungen, alle Entwickelungsproceſſe und Erfahrungen der übrigen Perſonen nur von ſeiten ihrer fördernden oder ſtörenden Einwirkung auf das Geſchick der Hauptperſon aufzufaſſen und auf dieſe Weiſe inmitten der Mannichfaltigkeit ſtets auch die Einheit herauszufühlen. Nach der äußern Anlage des Romans, namentlich nach dem, was den Anfang und Schluß deſſelben bildet, will der Autor ſelbſt unſtreitig Ludwig als die Hauptfigur, als den eigentlichen Helden der Geſchichte betrachtet wiſſen. Gerade dieſer Ludwig aber wird, wie es mit den Romanhelden ſo häufig der Fall iſt, durch mehrere der übrigen Perſönlichkeiten in den Hintergrund gedrängt, nicht nur von ſeiten ſeiner Bedeutung, ſondern auch von ſeiten des an ihn ſich knüpfenden Intereſſes. Es iſt nicht zu leugnen, daß ihn die Miſchung von geſellſchaftlicher Genialität, jugendlichem Leichtſinn und ſchwäbiſcher Treuherzigkeit als eine ganz liebenswürdige Perſönlichkeit erſcheinen läßt, welche namentlich dem zerfallenen Konſtantin gegenüber wohlthuend wirkt und mehr als dieſer auf die endliche Erreichung eines ſoliden Lebensglücks Anſpruch hat. Aber dennoch iſt weder das was er thut, noch das was er zu leiden hat, bedeutend genug, daß er das Intereſſe, welches einerſeits Konſtantin, andererſeits der alte Cyprian Franke für ſich erwecken, aufzuwiegen und uns dafür zu entſchädigen vermöchte, daß ihm dieſe beiden Perſonen nicht nur rückſichtlich des Geſchicks, dem ſie verfallen, ſondern auch in der Art und Weiſe, wie der Autor ihre Entwickelung in der Darſtellung verfolgt, geopfert werden.

Ebenſo wie Ludwig ſelbſt ſind auch die ihm zunächſt ſich anſchließenden Perſonen, inſonderheit die Familie des Kloſterherrn für die Wichtigkeit, die ihnen eingeräumt wird, nicht ſchwerwiegend genug. Die Wunderlichkeit des alten Felix ſtreift doch allzu ſehr ans Barocke, als daß er eine tiefere Mitempfindung zu erwecken vermöchte; ſeine jüngſten Töchter, Lucinde und Helene, dagegen repräſentiren das junge Mädchenthum in ganz natürlicher Weiſe, und ſelbſt Eliſabeth, die Geliebte Ludwigs, ſo trefflich ſie in der Grundanlage iſt und ſo lebhaft ſie anfangs wo ſie noch als Nebenperſon erſcheint, das Intereſſe für ſich in Anſpruch nimmt, behauptet ſich nicht durchweg in ihrer urſprünglichen Anmuth und Friſche.

Weit tiefer angelegte und pſychologiſch intereſſantere Charaktere ſind dagegen der bereits genannte Cyprian Franke, Chef eines reichen Handelshauſes, und deſſen Neffe, Konſtantin Volkhardt, ein junger Gelehrter; auch die Schweſter des letztern, Anna Volkhauſen, iſt durch ihre eigenthümliche Lebensſtellung und von ſeiten der äußern und innern Conflicte, welche ſie durchzumachen hat, eine trefflich erfundene und namentlich in den frühern Stadien ihrer Entwickelung ſehr wahr und lebendig gezeichnete Figur. Dieſe Perſonen ſind es denn auch, welche nicht wie jene nur die kleinere

Leiden, die der glücklichen Erreichung des Glückshafens vorauszugehen pflegen und mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit wurzeln, sondern ernstliche Gefahren, schwere Versuchungen und heiße Kämpfe durchzumachen, ja zuletzt für ihre Verirrungen mit dem Leben zu büßen haben, und sie sind es daher auch, deren Entwickelungsmomenten und Schicksalen der Leser vorzugsweise mit Theilnahme und Spannung folgt. Jedenfalls würde daher der Roman einen entschieden tiefern und nachhaltigern Eindruck machen, wenn sich der Verfasser entweder auf die Darstellung ihrer Erlebnisse beschränkt, oder wenigstens die minder gewichtigen Elemente in eine mehr untergeordnete Stellung gebracht hätte, um so mehr als der Verfasser für die Behandlung der ernsten Fragen und Lebensverhältnisse eine entschieden höhere Begabung besitzt, als für die Zeichnung harmloser und genreartiger Bilder.

Am unverkennbarsten hat der Autor dieses Talent diesmal in der Erfindung und Charakteristik Cyprians an den Tag gelegt. Trotzdem daß die Tendenz des Romans entschieden dahin geht, das in Orthodoxie und Pietismus befangene, jeder freiern Lebensentfaltung feindselige Treiben der alten Handelsstadt in seiner Verderblichkeit und Verwerflichkeit zu schildern, hat es der Verfasser gewagt, in jenem reichen Handelsherrn einen Mann hinzustellen, welcher trotzdem daß er mit seiner Familie ganz und gar jener Richtung angehört und eine Hauptstütze derselben bildet, durch seine in Gesinnung und Handlung sich bewährende Bravheit und Herzensgüte in dem Leser die unbedingteste Liebe und Achtung für sich erwecken muß. Selbstverständlich wird hierdurch das Interesse des Lesers in einen Conflict mit sich selbst hineingerissen, indem er geneigt ist, einerseits um des Princips willen gegen diese Persönlichkeit Partei zu nehmen, andererseits aber im Hinblick auf ihre sittlichen Vorzüge für sie und mit ihr zu empfinden. Wie sehr dies im Leser die Spannung steigern, wie es bewirken muß, daß er die dargestellten Conflicte während der Lectüre in sich selbst mit durchmacht, wird man schon aus dieser Andeutung begreifen; die Darstellungskunst des Autors aber hat dafür gesorgt, daß die Wirkung dieser mit besonderm Geschick behandelten Partien nicht blos einen aufregenden und beunruhigenden, sondern auch einen wohlthuenden und versöhnenden Eindruck machen.

Aehnlich verhält es sich mit der Charakteristik Anna's, welche trotz der innigen Liebe und Dankbarkeit, mit der sie ihrem Onkel und Pflegevater Cyprian zugethan ist, und trotz ihres Wunsches, ihn auf keine Weise zu kränken, dennoch ihres jugendlichen Triebes nach den Freuden des Lebens und infolge einer phantastischen Neigung zu einem Schauspieler mit den strengen Principien, die im Hause ihres Oheims herrschen, in Conflict geräth und dadurch überhaupt die einander feindseligen Elemente des Pietismus und des Weltlebens zur Gärung bringt. Die Verwickelungen und Collisionen, welche hieraus hervorgehen, sind von natürlicher Anlage und spannender Wirkung, und es ist nur zu beklagen, daß der Verfasser auf die Entwickelung und Lösung dieser Wirren nicht dieselbe Sorgfalt gewendet, sondern sie zuletzt zu Gunsten weit minder die Theilnahme in Anspruch nehmender Verhältnisse ziemlich stiefmütterlich behandelt hat.

Eine ganz eigenthümliche, vom Autor wahrscheinlich zuerst in die Romanliteratur eingeführte Figur ist Konstantin Volkhausen. Liegt rücksichtlich der übrigen Figuren, wenigstens einiger derselben, die Vermuthung nahe, daß sie entweder nach ihrer allgemeinen Anlage oder nach einzelnen Charakterzügen aus dem Leben entlehnt sind, so läßt sich dies von Konstantin mit Gewißheit behaupten. Man wird sich erinnern, daß in den dreißiger Jahren ein junger bremer Gelehrter, Friedrich Wagenfeld, die vollständige griechische Uebersetzung des phönizischen Geschichtschreibers Sanchuniathon im Manuscript aufgefunden haben wollte und dieselbe in einer Weise herausgab, daß sie anfangs wirklich für echt gehalten, später aber als ein künstliches Machwerk des Herausgebers erkannt wurde. Welchen Einfluß dies auf die Lebensverhältnisse des bereits 1846 gestorbenen Philologen gehabt hat, wissen wir nicht, sind auch mit seinen persönlichen Eigenschaften völlig unbekannt. So viel aber scheint außer Zweifel, daß unser Autor jenen Zug im Leben desselben als Vorbild für die Zeichnung seines Konstantin Volkhausen benutzt hat, denn auch dieser macht sich, weil er in dem der Wissenschaft abgekehrten Bremen für seine philosophischen Leistungen keine Anerkennung findet und darüber mit der gesammten Gesellschaft, besonders aber mit seiner Familie und namentlich seinem orthodoxen Oheim Cyprian in Zerwürfniß geräth, um sich auf künstlichem Wege rasch einen berühmten Namen und Geltung zu verschaffen, einer ähnlichen Fälschung schuldig, indem er vorgibt, ein altes Manuscript der verloren geglaubten Briefe des Pythagoras aufgefunden zu haben und das dafür ausgegebene Falsum mit einem so bewundernswürdigen Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit herausgibt, daß es ihm gelingt, anfangs selbst die bedeutendsten Gelehrten damit zu täuschen, nach Vollendung seiner schwierigen Arbeit aber in Gewissensbissen wegen seines Betrugs mit sich selbst zerfällt, sodann auch die Entdeckung der Fälschung erleben muß und demzufolge in Reue und Schamgefühl sich selbst das Leben nimmt. Man sieht, seinen allgemeinsten Grundzügen nach gehört Konstantin in die Klasse derjenigen Charaktere, die man in den dem unserigen vorangegangenen Jahrzehnden als „Zerrissene" zu bezeichnen pflegte; aber man wird zugleich erkennen, daß er unter diesen eine ganz neue besondere Erscheinung bildet und daß demgemäß der Verlauf seiner psychologischen und ethischen Entwickelung dem Autor zur Zeichnung sehr specifischer Seelenzustände Gelegenheit geboten haben muß. Der Verfasser hat denn auch die diesem Charakter gewidmeten Partien seines Romans mit eingehender Sorgfalt und lebendigem Einleben in die zu schildernden Situationen behandelt, und sollten sie auch nicht im Stande sein, alle Leser in gleichem Maße für sich zu interessiren, so dürfen sie doch bei allen denen, die für derartige Dinge ein Verständniß haben, auf eine lebhafte Theilnahme rechnen.

Unter den Personen untergeordneten Charakters ragt als komisches Original besonders Ludwig's Bedienter Blasius, weiland Stiefelwichser der Universität Tübingen, hervor. Er gehört zu den burleskesten Gestalten, die mir vorgekommen sind, und nur wer in diesem Genre die stärksten Portionen verträgt, wird sich an ihm von Herzen zu ergötzen vermögen. Ob der etwas heille, morose Geschmack unserer Tage damit zurecht kommt, lassen wir dahingestellt. Wir haben aus alter, lustigerer Zeit noch so viel harmlosen Humor behalten, um über ihn mehrmals recht ausbündig lachen zu können. Gleichwol finden wir, daß der Verfasser besser gethan haben würde, die Farben bei ihm etwas weniger dick aufzutragen. Gerade beim Komischen werden die bedeutendsten Erfolge am leichtesten unter Anwendung geringer Mittel erreicht.

Mit mehr oder weniger Berechtigung läßt sich von der Form und Einkleidung dieses Romans überhaupt sagen, daß der Verfasser in Aufwendung der Mittel nicht haushälterisch genug verfahren ist. Der Vorrath an Geist, Witz und Kenntnissen, der darin aufgespeichert ist, verdient an sich bewundert zu werden. An vielen Stellen aber, besonders in den Partien, welche Ludwig und die Familie von Felix Franke betreffen, steht er zu dem Zweck, wofür er verbraucht wird, in keinem Verhältniß. Der Autor scheint selbst hier und da die Unzulänglichkeit seines Stoffs gefühlt zu haben. Er hat diesen Mangel durch eine besonders reiche Einkleidung ersetzen zu müssen geglaubt. Nach unserm Gefühl ist jedoch diese Absicht nicht erreicht, wir glauben vielmehr, eine etwas leichtfertigere und dürftigere Behandlung würde gewissen Theilen seiner Erzählung angemessener gewesen sein.

Für die Zukunft möchten wir dem Autor rathen, sich wieder an historisch gegebene Stoffe zu machen und sich soviel als möglich auf die Behandlung ernster und gewichtvoller Lebensfragen zu beschränken, da er hierbei mit entschieden glücklicherm Erfolg arbeitet, als in der Darstellung des Leichten und Bedeutungslosen.

Adolf Zeising.

Das Luſtſpiel bei den Deutſchen.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß wir Deutſche zwar eine Reihe von trefflichen Tragödien haben, wie ſie ſicherlich ſeit Calderon's und Shakſpeare's Tagen kein anderes Volk beſitzt, daß dagegen unſere Talente noch wenig Luſt dazu zu verſpüren ſcheinen, dem ſo empfindlichen Mangel an guten deutſchen Luſtſpielen abzuhelfen. Wenn man uns ein claſſiſches deutſches Luſtſpiel nennen will, ſo nennt man noch immer Leſſing's „Minna von Barnhelm", und nur dieſe. Alſo im beſten Falle ein einziges muſtergültiges Luſtſpiel auf ſo und ſo viel treffliche Trauerſpiele! Und dabei iſt auch „Minna von Barnhelm" mehr Charakterſtück und Sitten- und Zeitgemälde als Luſtſpiel. Kotzebue fehlte es nicht an Erfindungsgabe — hat er doch ſeinerzeit halb Europa mit Erfindungen verſorgt —, auch beſaß er Witz, treffende kleinbürgerliche Satire und große Gewandtheit im Sceniren und Dialogiſiren. Dennoch ſchämen wir Deutſche uns ſeiner faſt mehr, als daß wir uns auf ihn etwas zugute thäten, aus nur zu bekannten Gründen. Das Schlimmſte iſt nur, daß dieſer Luſtſpiel- und Poſſendichter bisher noch nicht durch einen gleich talentvollen Nachfolger erſetzt worden iſt; denn Roderich Benedix, Bauernfeld und andere haben zwar nicht ſeine Unarten, aber auch nicht ſeinen behenden Witz und ſeine erſtaunliche Erfindungsgabe. Man hat zwar in den beiden letzten Decennien einzelne mit Beifall aufgenommene Verſuche im ſocialen, politiſchen und literariſchen Luſtſpiel gemacht, aber ſie waren meiſt nach der Taille des modernen franzöſiſchen (Scribe'ſchen) Intriguenſtücks zugeſchnitten und man wird ſie in 20 Jahren wol ſchwerlich genießbarer finden als man heutzutage diejenigen findet, die vor 20 Jahren einen Augenblick an der Tagesordnung waren und uns jetzt ſelbſt durch die pikante Komik einer Goßmann nicht genießbarer gemacht werden können. Ich glaube, unſere Talente wie das Publikum ſind in der That der Meinung, daß eine Komödie blos deshalb, weil ſie eben Komödie ſei, als eine untergeordnete Gattung nur mit Verachtung angeſehen werden müſſe, und daß es daher eines wahren Talents nicht würdig ſei, auf dem Gebiete des Luſtſpiels nach literariſchen Ehren zu ringen. Vielleicht hat Schiller zu dieſer Misachtung der Komödie weſentlich durch die Verſe in ſeinem Prolog zur „Jungfrau von Orleans" beigetragen:

Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen.
— — — — — — — — — —
Den Wahn bekriegt er, und verletzt den Glauben.
— — — — — — — — — —
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Obſchon Schiller in dieſen Verszeilen hauptſächlich den leichtfertigen und cyniſchen Witz des Verfaſſers der „Pucelle" im Auge hat, ſo erſcheint es doch einigermaßen auffallend, hier in ſo apodiktiſcher Weiſe den Witz als den ewigen Todfeind des Schönen hingeſtellt zu ſehen, der, indem er den Wahn bekriege, den Glauben verletze. Indeß dichteriſche Sentenzen ſind nicht immer wörtlich zu nehmen. An andern Orten ſprach ſich Schiller über die Bedeutung der komiſchen Literatur in ganz anderm Sinne aus. Von der Komödie bemerkt er z. B., daß ſie den Widerſpruch zwiſchen Ideal und Wirklichkeit in Lachen auflöſe, ja er verſichert ſogar einmal in einem Briefe an W. von Humboldt, daß er die Komödie immer für das höchſte poetiſche Werk gehalten habe. Hüten wir uns alſo, daß wir wegen einiger zufälligen Verszeilen in einem Prologe Schiller nicht falſch verſtehen. Hat er doch ſpäter ſelbſt in der That dem Momus ein Opfer gebracht, indem er zwei franzöſiſche Luſtſpiele trefflich ins Deutſche überſetzte. Ja, er hat ſogar auch ein wirkliches Originalluſtſpiel verfaßt, das aber nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt war; es beſteht aus einer Reihe komiſcher Scenen, welche auf das Körner'ſche Haus Bezug haben. Schon Guſtav Schwab und Hoffmeiſter wußten von der Exiſtenz deſſelben; aber erſt Emil Palleske hat in ſeinem Werke über Schiller (II, 32) einiges über ſeinen Inhalt veröffentlicht. Nach einer Mittheilung Alfred von Wolzogens in Nr. 45 der wiener „Recenſenen" befindet ſich das Originalmanuſcript in der höchſt reichhaltigen Autographenſammlung der HH. Wilhelm und Karl Künzel zu Heilbronn, die es nach Chr. G. Körner's Tode im Jahre 1831 von deſſen Adoptivſohn käuflich erwarben, aber wie es heißt unter der ausdrücklichen Bedingung, das Luſtſpiel nicht zu veröffentlichen, „weil neben höchſt komiſchen Scenen auch geradezu unſchickliche Dinge darin vorkommen ſollen". Bisjetzt ſind die vielfachen Bemühungen der Cotta'ſchen Buchhandlung, dieſe Merkwürdigkeit zum Zweck der Veröffentlichung zu erhalten, erfolglos geweſen.

Körner, der namentlich in einigen Scenen in „Kabale und Liebe" Luſtſpieltalent erkannt haben wollte, forderte Schiller wiederholt auf, ſich in einem Luſtſpiele zu verſuchen, und zwar in einem ſolchen, in welchem die Anmuth der menſchlichen Natur wie in der Tragödie die Würde derſelben der eigentliche Stoff ſei. Wem könnte es auch wol einfallen, Ariſtophanes weniger zu ſchätzen als Sophokles, und Shakſpeare's Luſtſpiele weniger zu bewundern als ſeine Tragödien? Wer fühlte ſich nicht durch Moreto's „Donna Diana" in ein poetiſches Gebiet entrückt und zu dem Zugeſtändniß bewogen, daß das Trauerſpiel niemals dieſen Grad von Reiz und Anmuth erreichen könne? Man vergeſſe nicht, daß Corneille für unſern Geſchmack veraltet iſt, während Molière's Komödien noch mit lebhaftem Antheil geſehen werden, und daß Goldoni's Luſtſpiele für uns immer noch mehr Werth haben als irgendein italieniſches Trauerſpiel. Darum achte auch keiner die Verdienſte und Lorbern gering, die gerade auf dem Gebiete des Luſtſpiels, und zwar des nationalen, in Deutſchland noch zu erringen ſind, ſobald ſich nur der gleiche Wetteifer der Talente ſo auf das Luſtſpiel werfen wird, wie bisher auf das Trauerſpiel.

Es fehlt ja dem deutſchen Volk von Haus aus durchaus nicht an der Neigung, ſich über die Welt luſtig zu machen und allerlei Schabernack und Kurzweil zu treiben, noch an der Fähigkeit, komiſch zu erfinden und zu geſtalten, ſo ſehr auch gerade dieſe Seite unſerer nationalen Entwickelung in unſern neuern Literaturgeſchichten vernachläſſigt zu werden pflegt. Was von den literariſchen Erzeugniſſen des 15. und 16. Jahrhunderts für uns noch Werth und Intereſſe hat, iſt faſt nur komiſchen oder ſatiriſchen Charakters. Da erſchienen zuerſt „Reineke der Fuchs", dieſes in ſeiner Art claſſiſche und unübertreffliche komiſche Epos, die Schwänke Eulenſpiegel's, des Klaus Narr, die „Schiltbürger" und das „Lalenbuch", Sebaſtian Brant's „Narrenſchiff", Thomas Murner's „Schelmenzunft", Rollenhagen's „Froſchmeuſeler", da verfaßte Erasmus von Rotterdam ſein „Lob der Narrheit", da hielt Martin Luther ſeine Tiſchgeſpräche, geiſelte Ulrich von Hutten die Dunkelmänner, lebten und ſchrieben der geniale Johann Fiſchart und Sebaſtian Franck, dichteten Burkard Waldis und Hans Sachs ihre ergötzlichen, ebenſo ſinn- als lehrreichen Schwänke, ſtand das Faſtnachtsſpiel in Nürnberg, Baſel u. ſ. w. in Blüte. Und ein ſolches Volk ſollte kein Luſtſpiel haben können oder haben wollen? Bei einem ſo gearteten Volke ſollten es in neuern Zeiten die großen Geiſter ihrer unwürdig erachten, an der Hebung des Luſtſpiels mitzuarbeiten? Iſt nicht der gravitätiſche Ernſt, hinter deſſen Maske ſich ſo oft die Gewöhnlichkeit flüchtet, iſt nicht das geſteigerte Pathos, zu dem ſich ſo oft die Mittelmäßigkeit aufbläht, iſt nicht die Wichtigthuerei, womit man ſehr geringfügige oder nichtige Dinge behandelt, iſt nicht das bramarbaſirende Heroenthum oft ſehr ſpießbürgerlicher Geſellen ſchon an ſich Luſtſpiel genug? Zwar antwortete Goethe auf Körner's auch an ihn erlaſſene Aufforderung, ſeine Kraft einmal in einem Luſtſpiel zu verſuchen, weil Deutſchland an dieſer Gattung noch ſo arm ſei, mit der Entſchuldigung: die Deutſchen hätten kein geſellſchaftliches Leben und könnten daher auch kein Luſtſpiel haben. Aber derſelbe Goethe that auch den Ausſpruch: „Greift nur hinein ins volle Menſchenleben" u. ſ. w. Der geſellſchaftliche Verkehr ſtand in Dänemark zur Zeit Holberg's ſicherlich auf einer

sehr niedrigen Stufe, und doch war Holberg, der eben ins volle Menschenleben hineingriff, ein großer Lustspieldichter, auf den sich die Dänen mit Recht noch heutzutage etwas zugute thun, obschon Goethe in seinen Schriften Holberg's nirgends gedenkt und Schiller ihn schmähte. Das war die Strafe für die Keckheit, womit sich Holberg seinerzeit auch in Deutschland zu wahrhaft volksthümlichem Ansehen aufgeschwungen hatte, obschon er doch ein bloßer Lustspieldichter war. **H. M.**

Notiz.

Alfred de Musset.

In einer pariser Correspondenz des stuttgarter „Morgenblatt" war uns die Mittheilung von Interesse, daß der Dichter Alfred de Musset, der auch in der That ein ziemlich deutsch-romantisches Leben ins Blaue führte, ein begeisterter Verehrer deutscher Poesie und Musik gewesen. Namentlich habe er auf Goethe große Stücke gehalten, sein Bedauern ausgesprochen, daß er nicht deutsch verstehe und einmal geäußert: „Wann wird unsere Universität einsehen, daß die deutsche Sprache heutzutage ebenso nöthig ist wie das leidige Latein?" Auch heißt es irgendwo in seinen Dichtungen:

Que n'eusse-je pas fait, pour savoir le patois
Que le saveiier Sachs mit en gloire autrefois.

Diese Vorliebe Musset's für Deutschland erstreckte sich sogar auf den deutschen Tanz, indem er den Walzer allen Tänzen der Welt vorzog:

Belle nymphe allemande aux brodequins dores,
O muse de la Valse! O fleur de poésie!

Und ein andermal:

Je voudrais seulement qu'une duchesse de France
Sut valser aussi bien qu'un ouvrier allemand.

An Alfred de Musset wurden wir auch jüngst durch die „Monthly causeries on French books" in Nr. 48 der „Literary Gazette" erinnert. Wir haben uns über den literarischen Skandal, den die Dudevant durch ihre persönlichen Enthüllungen über Alfred de Musset in ihrer Erzählung „Elle et lui" erregte, bereits in Nr. 28 d. Bl. ausgesprochen; aber auch die Bemerkungen der „Literary Gazette" wollen wir nicht unterlassen mitzutheilen, da sie unsern Ansichten zu Hülfe kommen und von allgemeinerer Bedeutung sind. Es heißt darin: „Verleumdung ist von allen Waffen die niederträchtigste; aber wenn sie gegen die Todten gerichtet, wenn sie gegen diejenigen geschwungen wird, die sich dagegen nicht mehr vertheidigen können, so erscheint sie doppelt schlecht; dann tritt die Feigheit zur Niederträchtigkeit und es wird zur Pflicht, sie an das Licht der Oeffentlichkeit zu bringen. Diese Betrachtung drängte sich uns auf bei dem Durchlesen von George Sand's letzter Novelle «Elle et lui». Wer nur irgend mit der Geschichte der zeitgenössischen französischen Literatur bekannt war, erstaunte nicht wenig, als sie in der «Revue des deux mondes» das Leben Alfred de Musset's ans Tageslicht gezogen sahen, und zwar war seine Liaison mit der Verfasserin der «Lelia» in so durchsichtiger, in so unzweideutiger Weise enthüllt, daß niemand darüber in Zweifel sein konnte. Es ist nicht unsers Amts, über die beiderseitigen Fehltritte der Dudevant und Musset's abzurtheilen, aber wäre der talentvolle Dichter auch zwanzigmal tadelnswerther gewesen als hier dargestellt ist, können wir uns doch nicht mit der Idee versöhnen, seinen Charakter gerade von der Person angegriffen zu sehen, die doch, wie man denken sollte, das größte Interesse daran haben mußte, daß die Sache in tiefstem Dunkel bliebe." Was Paul de Musset's brüderliche Gegenschrift „Lui et elle" betrifft, so bemerkt der Berichterstatter: „Wir brauchen nicht zu sagen, daß die Verfasserin der «Lelia» darin in der schonungslosesten Weise behandelt wird, müssen aber zugleich hinzufügen, daß, wenn wir auch die Wahrscheinlichkeit zugeben, es seien auf beiden Seiten Fehler begangen worden, die Behandlung, die ihr zu Theil wird, doch eine verdiente ist. Als Erzählung betrachtet steht «Lui et elle» tief unter «Elle et lui», aber als ein Kapitel aus dem wirklichen Leben, also als dasjenige betrachtet, was sie sein will, ist sie von hohem Interesse." **H. M.**

Bibliographie.

Keller, W., Geschichte der Freimaurerei in Deutschland. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lißnyai, K., Gedichte. Aus dem Ungarischen übersetzt von K. M. Kertbeny. München, Rieger. 16. 10 Ngr.

Louis Napoleon Bonaparte, Geheime Memoiren. 1ster Band. 1ste Lieferung. Berlin, Späth. 1860. 8. 5 Ngr.

Luchs, H., Romanische und gothische Stilproben aus Breslau und Trebnitz. Eine kurze Anleitung zur Kenntniß der bildenden Künste des Mittelalters, zunächst Schlesiens. Mit drei lithographirten Bildtafeln. Breslau, E. Trewendt. 4. 20 Ngr.

Lütolf, A., Die Schweizergarde in Rom, ihre Bedeutung und Wirkungen im 16. Jahrhundert. Nebst brieflichen Nachrichten zur Geschichte jenes Zeitalters von den Gardeofficieren. Aus den Quellen. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 8. 16½ Ngr.

Maltitz, H. v., Lucas Cranach. Historischer Roman. Drei Bände. Berlin, Janke. 1860. 8. 4 Thlr.

Mayr, J., Die ehemalige Universität Salzburg. Salzburg, Mayr. Gr. 4. 8 Ngr.

Meyer, F. K., Bellona Orientalis. Zwölf politische Hymnen. Nebst einem Schluß-Hymnus Bellona Occidentalis. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meyr, M., Neue Erzählungen aus dem Ries. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Plattner, P., Aus den räthischen Alpen. Dichtungen. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 16. 21 Ngr.

Schram, K., Gen Osten. Volksgeschichten und Sittenbilder aus Oesterreich. 1ste Lieferung. Berlin, Hollstein. 8. 5 Ngr.

Sophos, Fabeln. Syrisches Original der griechischen Fabeln des Syntipas in berichtigtem vocalisirtem Texte zum ersten Male vollständig mit einem Glossar herausgegeben, nebst literarischen Vorbemerkungen und einer einleitenden Untersuchung über das Vaterland der Fabel von J. Landsberger. Posen, Merzbach. 8. 2 Thlr.

Stein, P., Drei Christabende. Roman aus der Zeit der Befreiungskriege. Leipzig, Herbig. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tempeltey, E., Hie Welf — hie Waiblingen! Vaterländisches Drama. Leipzig, Herbig. 16. 27 Ngr.

Wietersheim, E. v., Die Bevölkerung des römischen Reichs. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Ein Weg zum Frieden. Oeffentliche Ansprache an die christliche Gemeinde der Stadt Rostock. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Die provisorischen Gesetze in Kurhessen. Ein Beitrag zur Information des hohen Bundestages. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Kabalist, G. T. H., Harm upp de Kriegstribüne. Een woord to sienen tied. Leer, Bock. Gr. 8. 3 Ngr.

Noch ein Nachwort zu der neuen Ausgabe von J. G. Fichte's Reden an die deutsche Nation, mit einem politischen Fragmente desselben. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 3 Ngr.

Oesterreich, Preußen und Herr von Schleinitz. Sendschreiben an die Allgemeine Zeitung. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Staatenbund, Bundesstaat und Einheitsstaat. Wodurch unterscheiden sie sich von einander und Was sind sonach der deutsche Bund, die nordamerikanische Union und die schweizerische Eidgenossenschaft und Wie muß die Verfassung des deutschen Bundes reformirt werden, wenn Deutschland nicht die Beute einer Großmacht werden soll? Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zur Schiller-Literatur.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von F. Pecht und A. von Ramberg. 50 Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von F. Pecht. 4. Geheftet 13 Thlr. 10 Ngr.; gebunden in Calico 15 Thlr. 10 Ngr., in Leder 16 Thlr. 20 Ngr. Prachtausgabe 24 Thlr., gebunden in feinstem Leder 30 Thaler.

Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von H. Düntzer. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr. 6 Ngr.

Grün (K.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter. Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. Neue Ausgabe. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rank (J.), Schillerhäuser. 8. Geh. 10 Ngr.

Schaefer (J. W.), Schiller. Eine biographische Schilderung. 8. Geh. 5 Ngr.

Schmidt (H.), Erinnerungen eines weimarischen Veteranen aus dem geselligen, literarischen und Theaterleben. Nebst Originalmittheilungen über Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Fichte, Böttiger, Jean Paul, Johannes von Müller, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Iffland, Haydn ꝛc. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schwabe (J.), Schiller's Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine. (1805, 1826, 1827.) Nach Actenstücken und authentischen Mittheilungen aus dem Nachlasse des Hofraths und ehemaligen Bürgermeisters von Weimar K. L. Schwabe. 12. Geh. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.

Von K. A. Varnhagen von Ense.

Neunter Band. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Das deutsche Publikum wird ebenso überrascht als erfreut sein, außer dem unlängst erschienenen achten Band der „Denkwürdigkeiten" Varnhagen's (der besonders wegen der Mittheilungen über Metternich wichtig ist) noch einen neunten Band zu erhalten. Derselbe fand sich ebenfalls druckfertig in seinem Nachlasse vor und war von ihm absichtlich bis zu seinem Tode zurückgestellt worden. Er enthält höchst interessante Denkwürdigkeiten aus seinem Leben in folgenden vier Abschnitten: Karlsruhe. Baden. Mannheim. 1816. — Karlsruhe. Baden. Brüssel. Berlin. 1817. — Karlsruhe. Stuttgart. Baden. 1818. — Karlsruhe. Baden. 1819.

Von diesem neunten Band sind wie von den frühern zwei Ausgaben veranstaltet worden, wovon die eine, in Octav, an die erste Auflage des Werks (1837—42), die andere, in Duodez, an die zweite Auflage (1843) sich anschließt, was von den Besitzern derselben zu beachten ist.

Die frühern Bände sind zu folgenden Preisen zu beziehen:

I—III. (1843.)	Denkwürdigkeiten. Drei Theile.	6 Thlr.
IV—VI. (1843.)	Vermischte Schriften. Drei Theile.	6 Thlr.
VII. (1846.)	Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Erzählungen. Kritiken. 2 Thlr. 20 Ngr.	
VIII. (1859.)	Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Personen. Kritiken. Nahel. 4 Thlr.	

Bei **Veit & Comp.** in Leipzig sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's Briefwechsel mit Körner.

Zweite wohlfeile Ausgabe.

4 Bände. 8. 100 Bogen. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr.

Schiller's und Körner's Freundschaftsbund.

Von

Hermann Marggraff.

Zugleich als Einleitung zur zweiten wohlfeilen Ausgabe von „Schiller's Briefwechsel mit Körner."

8. 6 Bogen. Eleg. brosch. Preis 15 Ngr.

In unserm Verlage ist erschienen:

Kleinigkeiten in bunter Reihe.

Bemerkungen und Betrachtungen über

Gegenstände der Natur und Kunst.

Von

Joh. Friedr. Ludw. Hausmann.

Bändchen I. 8. Geh. 20 Ngr.
Bändchen II. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir empfehlen **Hausmanns Kleinigkeiten** als eine jeden Gebildeten ansprechende Lectüre. Dieselben haben überall eine günstige Aufnahme gefunden und spricht sich unter anderm F. Rosenkranz in Königsberg darüber in folgender Weise aus: „Die Abhandlungen sind vortrefflich und musterhaft geschrieben, wahre Zierden unserer Nationalliteratur. Trefflicher Hausmann, wärst Du doch ein Ausländer, wärst Du doch erst durch schlechte Uebersetzungen eingewandert! — ja dann würde man von diesen schönen Abhandlungen wissen! —" Eine bessere Empfehlung kann das Buch nicht erhalten!

Göttingen, im October 1859.

Dieterich'sche Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart**. Sieben Bände. 8. 1850—59. Geh. 23 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von Hieronymus Müller ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht. Mit dem soeben erschienenen siebenten Bande (der unter anderm „Die Gesetze" enthält) liegt das Werk nunmehr vollständig vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 24. November 1859.

Inhalt: Zur Geschichte der neuesten Zeit. Von **Wilhelm Schulz-Bodmer.** (Beschluß.) — Biographische Romane. — Zur Erinnerung an Jung-Stilling. — **Notizen.** (Eine angebliche Geschichte Würtembergs von Schiller; Die Concurrenz auf dem Gebiete der Bühnenschriftstellerei.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur Geschichte der neuesten Zeit.

(Beschluß aus Nr. 47.)

Der Schlag von Waterloo hatte die bonapartistische Partei nur betäubt. Sie erholte sich bald wieder, indem sie sich mit dem Anschein des Republikanismus um Lafayette scharte, aber unverwandt ihr Augenmerk auf den Herzog von Reichstadt, Napoleon II., richtete. Wie sich früher Benjamin Constant der Partei Napoleon's I. angeschlossen, so schloß sich später Manuel der Partei Napoleon's II. an und suchte sogar Guizot dafür zu gewinnen. Dieser wollte jedoch überhaupt von einem Wechsel der Dynastie nichts wissen und erklärte, daß „er in hohem Grade eine Gewalt fürchten würde, die, obwol die Ordnung aufrecht erhaltend, in Bezug auf Ursprung, dem Namen oder dem Scheine nach hinlänglich revolutionär wäre, um von der Anforderung, liberal zu sein, sich zu dispensiren". Auch Montbel, der ehemalige Minister Karl's X., der in der Stellung war, sich darüber nähere Kunde zu verschaffen, spricht von der besondern Rührigkeit der Bonapartisten, die unter allen Schattirungen der Opposition die zahlreichsten gewesen und darauf ausgegangen seien, die Gewalt zu ihrem Vortheile einem Fürsten ihrer Wahl, dem Herzoge von Reichstadt, anzuvertrauen. Dazu gehörten namentlich mehrere Generale und andere Offiziere, die sich der Wichtigkeit ihrer Stellung unter dem Kaiserreiche erinnerten. Sie thaten vergebliche Schritte, damit ihnen vom Kaiser von Oesterreich ihr Napoleon II. bewilligt werde. Hätte er diese Bewilligung ertheilt, so wäre wol dem Bürgerkönigthum der Weg zum Throne versperrt geblieben.

Kaum war aber die Julirevolution zu Ende, so begann wieder die „zähe, ameisenartige Betriebsamkeit der Familie Bonaparte", um sich zum Throne hinaufzuwühlen. Schon am 14. September 1830 erließ von Amerika aus Joseph Bonaparte, in der Form eines Schreibens an einen Offizier der „republikanischen und kaiserlichen Heere Frankreichs", eine Protestation gegen das Julikönigthum: er suchte den Franzosen begreiflich zu machen, daß sie sich schon unter Napoleon I. mit $3\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen seiner Familie in alle Ewigkeit hinein verschrieben hätten. Er verwahrte Napoleon gegen den Vorwurf des Absolutismus: der Kaiser „habe nur die vollständige Freiheit der Nation verschoben bis zu dem allgemeinen Frieden, wo er die unermeßliche Dictatorialgewalt nicht mehr nöthig haben würde, um der gesammten Macht Europas die Spitze zu bieten". Das sind also buchstäblich die mit anerkennenswerther Beharrlichkeit wiederholten Redensarten, die wir in den spätern Schriften des jetzigen Kaisers wiederfinden, besonders in den „Idées Napoléoniennes" von 1839 (vgl. „Fliegende Blätter der Gegenwart", Nr. 7 f. 1859: „Ludwig Napoleon's Principien"). Joseph schloß mit den Worten: „Im Augenblicke seines Hinscheidens schärfte mir Napoleon durch die Briefe des Generals Bertrand ein, daß ich seinen Sohn dahin verpflichten solle: sich durch meinen Rath leiten zu lassen ... und Frankreich ebenso viel Freiheit zu geben als sein Vater ihm Gleichheit gegeben habe." Durch diese Verpflichtung Napoleon's II. scheint sich nicht auch Napoleon III. verpflichtet zu halten, seinen Franzosen die „Freiheit zu geben", vielleicht in der richtigen Ueberzeugung, daß die Freiheit, falls es sich um eine große Nation handelt, nicht gegeben, sondern nur genommen werden kann. Jenes Schreiben von Joseph Bonaparte wurde von der französischen Presse als „erfolglose Protestation" bezeichnet und als Curiosum belächelt. Sie gab zwar mit dem „Courrier français" zu, daß sich der Name Napoleon's an unzerstörbare Erinnerungen der Macht und des Ruhms knüpfe, erklärte jedoch die Huldigungen, die er empfange, nur als einen der Vergangenheit gewidmeten Cultus „ohne Aussicht oder Hoffnung für die Zukunft". Sie sah in der „von Frankreich verlangten, verstandenen und geliebten Freiheit" ein Präservativ gegen „alle Gefahren des Kaiserreichs, das ja seinerseits niemals und von allen Regierungen Frankreichs am wenigsten die Freiheit verstanden und geliebt habe". So wenig — der 2. December 1851 ist dessen ein Zeugniß — haben die Franzosen von jeher die Freiheit und sich selbst verstanden, ebenso wenig als die Napoleoniden die Freiheit verstanden haben und noch verstehen oder verstehen wollen.

Von ihrem selbst- und ränkesüchtigen Standpunkte der Herrschaft und Habsucht aus thaten also die Bonapartisten ganz klug, wenn sie sich durch solche Freiheitsphrasen, die ihnen gerade so geläufig wie den Egoisten der andern Parteien waren, in ihren weitverzweigten Umtrieben nicht irren ließen. Zunächst trachteten sie mit wachsender Keckheit danach, um sich dem Herzog von Reichstadt auf Schleichwegen zu nähern, ihn zu verlocken und zu entführen. Zu diesem Zwecke wagte sich besonders die Gräfin Napoleone Camerata hervor, eine Nichte des Kaisers Napoleon, eine Emancipirte ihres Geschlechts. Die österreichische Prinzenerziehung auf der einen, die bonapartistischen Verlockungen auf der andern Seite brachten es jedoch nur dahin, daß zwar kaiserliche Machtgelüste im Herzog geweckt wurden, daß er aber bei dem Entschlusse stehen blieb: „Ich kann nicht als Abenteurer nach Frankreich zurückkehren! Möge die Nation mich berufen, und ich werde Mittel finden dahin zu gelangen." Schon vor dem frühzeitigen Tode des Herzogs am 22. Juli 1832 hatte inzwischen der jetzige Kaiser der Franzosen durch seine Betheiligung im Jahre 1831 am Aufstande in der Romagna auch seinerseits wieder den Namen der Bonaparte in Erinnerung gebracht. Es galt ihm damals um irgendeine Krone in irgendeinem Lande, sei es in Italien, sei es in Polen. Denn kaum war sein älterer Bruder in Italien gestorben, kaum war er selbst den ihn bedrohenden Gefahren entronnen und im August 1831 nach Arenenberg im Thurgau gekommen, als er sogleich wieder — dem Rufe einer Partei folgend — von da forteilte, um sich an die Spitze der polnischen Revolution zu stellen. Er kam zu spät: in Sachsen traf ihn die Kunde von Warschaus Fall. Darum richtete der Erbe des Namens, Napoleon III., fortan sein ausschließliches Augenmerk auf Frankreich; er zeigte durch die Attentate von Strasburg und Boulogne, daß er anders dachte als der Herzog von Reichstadt, da er sich kein Gewissen daraus machte, als „Abenteurer" und bevor ihn „die Nation berufen hatte" nach Frankreich zurückzukehren.

Unmittelbar nach der Februarrevolution begab sich der ehemalige Gefangene von Ham von England aus nach Paris, von wo er sich aber auf einen Wink der Provisorischen Regierung bald wieder entfernte. Man scheint ihm indessen Zeit genug gelassen zu haben, um seine „Berufung durch die Nation" vorzubereiten. Schon in den letzten Wochen vor den in den ersten Tagen des Juni vorzunehmenden Ergänzungswahlen in die Nationalversammlung gab es allabendliche Tumulte auf den Boulevards mit dem Geschrei: „Vive Napoléon! Vive l'empereur!" und sehr wahrscheinlich hatten zur Hervorbringung dieser Tumulte schon damals Geldvertheilungen statt. In der That wurde Ludwig Napoleon in Paris und in drei Departements gewählt, gleichzeitig mit Thiers, Victor Hugo, Proudhon und Pierre Lerour. Einer der ersten Beschlüsse der constituirenden Versammlung war die Bestätigung der Verbannung der Bourbons, sowie die Ausdehnung des Beschlusses auf die Orleans. Am 12. Juni beantragte Lamartine auch die Bestätigung der Verbannungsbeschlüsse von 1816 und 1832 gegen die Bonaparte, und dieser Antrag wurde mit großer Mehrheit gegen eine Minorität von nur 8 — 10 Stimmen angenommen. Doch über Nacht ward die Versammlung anderen Sinnes: der am 13. Juni erstattete Bericht über seine Wahl erklärte sich für deren Gültigkeit. Besonders eifrig sprach dafür Louis Blanc: es sei der Republik unwürdig, die Wahl als nichtig zu erklären; eine Herstellung der Monarchie sei unmöglich geworden. Bei der noch schwankenden Volksstimmung war jedoch Ludwig Napoleon klug genug, um in einem nachträglichen Schreiben anzukündigen, „daß er einstweilen nicht nach Frankreich kommen werde, um keinen Vorwand zu Aufregung und Ruhestörung zu geben". Gleichwol ist es nach vorliegenden Thatsachen höchst wahrscheinlich, daß bei dem durch die Nationalwerkstätten ausgebrüteten Juniaufstande, der zur blutigsten Straßenschlacht der Neuzeit führte, auch die bonapartistischen Aufhetzereien stark im Spiele waren. Die Zahl der Getödteten während dieser mörderischen Tage wurde auf 10000 geschätzt; aber Rochau bemerkt, daß sie vielleicht mehr als doppelt so hoch gewesen sei. Eine Vorstellung von dem Umfange und der in eine weite Zukunft hineinreichenden Bedeutung dieser Straßenschlacht kann man sich machen, wenn man sich erinnert, daß in den Julitagen von 1830 auf Seite des Volks nicht mehr als 780, auf Seite der Truppen 163 gefallen waren, daß gar in der Februarrevolution kaum 200 Männer des Volks geblieben sind.

Bei den neuen Wahlen im September wurde Ludwig Napoleon, nachdem er zuvor angekündigt, daß er nun kommen werde, abermals in Paris und in mehreren Departements gewählt. Sein erstes Auftreten in der Nationalversammlung am 26. September gab ihm Anlaß zu der Versicherung, „daß er an der Befestigung der Republik arbeiten werde". Bei den Verhandlungen über die republikanische Verfassung von 1848, die bekanntlich in die vom 28. Juni bis 20. December dauernde Regierungszeit des von der Nationalversammlung zum Haupt der vollziehenden Gewalt ernannten Generals Cavaignac fielen, galt es namentlich um die wichtige Entscheidung, ob der künftige Präsident von der Nationalversammlung oder unmittelbar vom Volke gewählt werden solle? Bei dieser Frage war es Felix Pyat, der mit richtigem staatsmännischen Blicke die Gefahren der unmittelbaren Volkswahl vorhersah. „Der Präsident", sagte er, „der verfassungsgemäß der Nationalversammlung verantwortlich sein soll, muß ebendeshalb von dieser Versammlung gewählt werden. Seine Verantwortlichkeit bleibt ein leeres Wort, wenn der Präsident den Mitgliedern der Nationalversammlung erklären kann: «Ich bin mehr als ihr alle! Ich bin die Nation, denn ich allein bin von ihr gewählt, während jeder von euch nur der Erwählte dieses oder jenes Departements ist.»" Dem Einwande, daß ja ohne Gefahr für die Republik auch der Präsident der Vereinigten Staaten von sämmtlichen Staatsbürgern der Union gewählt werde, begegnete er

mit der Hinweisung auf den großen Unterschied zwischen dem nordamerikanischen Föderativstaate und französischen Einheitsstaate. Er hätte hinzufügen können, daß der an die Spitze einer zahlreichen stehenden Armee, wenn auch nicht als unmittelbarer Befehlshaber, gestellte Präsident der französischen Republik mit einer bei weitem größern und viel gefährlichern Macht ausgerüstet sei, als der Präsident in Nordamerika. Wat drang mit seiner Ansicht nicht durch; die große Mehrheit der Nationalversammlung, darunter namentlich Lamartine, stimmte für die nur scheinbar republikanische, unmittelbare Volkswahl. Diesem ersten Hauptfehler fügte man sogleich einen zweiten bei. Der Antrag auf allgemeine Abstimmung des Volks über Annahme oder Verwerfung der Constitution, wodurch der spätere Umsturz der Verfassung doch einigermaßen hätte erschwert werden können, wurde verworfen: man berief also das Volk zu einer politischen Thätigkeit, wozu es keinen Beruf hatte; man verweigerte ihm dagegen eine Theilnahme an der Gründung der Verfassung, die man ihm nicht verweigern durfte. Unter solchen Umständen konnte Artikel 68 der Constitution, der jede Maßregel, wodurch der Präsident die Nationalversammlung auflöst oder vertagt, als Hochverrath zu verfolgen gebot, nur noch eine papierene und leicht durchbrochene Schutzwehr sein.

Als Candidat für die Präsidentenwahl am 10. December trat Ludwig Napoleon mit einem geschickt abgefaßten Wahlmanifeste auf, als dessen Verfasser sein späterer Gegner, Thiers, galt. Unter andern gewinnenden Redensarten heißt es darin: „Die Republik soll großmüthig sein; daher rufe ich mit allen meinen Wünschen den Tag herbei, wo das Vaterland ohne Gefahr alle Landesverweisungen wird aufhören lassen." Man weiß, daß sich der spätere Kaiser erst dann „großmüthig zu sein" entschloß, nachdem er 20—30000 neue Landesverwiesene gemacht, und bis das Klima von Algier und Cayenne dafür gesorgt hatte, die Masse der Verbannten auf ein ihm unschädliches Häuflein zu vermindern. Von 7,300000 Stimmen zur Präsidentschaft erhielt indessen Ludwig Napoleon nicht weniger als 5,430000; sein Hauptgegner Cavaignac nur 1,448000. Die unbedeutende Zahl von 17000 Stimmen, die auf Lamartine fielen, war ein neuer Beleg zu der alten Wahrheit, wie sich in revolutionär bewegter Zeit die Popularitäten um so schneller abnutzen, je williger sich das Volk ihrem Einfluß hinzugeben schien. Das ist sehr erklärlich: die vielfach sich durchkreuzenden Begehren und Wünsche des Volks reichen doch stets nach allen Richtungen hin viel weiter als die Machtmittel, die es zur Erfüllung dieser Wünsche in die Hand seiner Günstlinge gelegt hat. Dagegen wird man aus der gleichfalls nicht sehr beträchtlichen Stimmenzahl von je 370000 und 37000 Stimmen für Ledru-Rollin und Raspail keine allzu sichern Schlüsse auf die Macht des Besitzes sogar in der Zeit der Aufregung ziehen können. Man darf nicht vergessen, daß die Straßenschlacht im Juni der Wahlschlacht vorausgegangen war und diese letztere schon mit entschieden hatte. Aus dem geringen Anhange eines Raspail läßt sich etwa nur das eine folgern, daß auch in Frankreich, wie überall, die Zahl jener doctrinären Anhänger des Socialismus eine äußerst geringe ist, die auf dem eifrig gesponnen und mit irgendeinem neuen Princip gesattelten hohen Rosse ihrer Theorie mit wenigen Sprüngen in einer schier vollkommenen Welt anzulangen hoffte. Aber damit ist keineswegs gesagt, daß nicht die Mißstände in der Vertheilung des materiellen Besitzes und Erwerbs die allerdings sehr bewegliche Grundlage bilden, auf welcher in der neuzeitlichen Praxis des öffentlichen Lebens, sei es zum Zwecke der Vertheidigung oder des Angriffs, die wirklich maßgebenden und geschichtlich entscheidenden Parteien fußen. Daß dabei die geistigen und sogar die leider viel mächtigern geistlichen Rücksichten nicht schlechthin entscheiden, geht gerade aus den Decemberwahlen von 1848 hervor. Die französische Geistlichkeit, gewonnen durch die zu Gunsten des Papstes vorbereitete Unternehmung gegen Rom, neigte entschieden zu Cavaignac, der auch wirklich das Stimmenmehr in den besonders katholischen Departements der Bretagne und des Südens erhielt. Aber der Einfluß des Klerus vermochte keinen Ausschlag zu geben. Um so mehr mag auch in Deutschland die eben sich bildende nationale Partei die Hoffnung ihres Siegs festhalten, obgleich früher oder später ihre Bestrebungen von denen der Pius-Vereine durchkreuzt werden sollten. Auch das ist zu bemerken, daß die Armee, die den afrikanischen Generalen anhing, sowol im December 1848 als auch in der ersten Zeit der Präsidentschaft Ludwig Napoleon's, in welche die pariser Wahlen von Carnot, de Flotte und Eugène Sue fielen, noch keineswegs in ihrer Mehrheit bonapartistisch gestimmt war und gestimmt hatte.

Fragt man nun nach den Gründen jener großen Stimmenmehrheit, wodurch gleichwol der in sehr zweifelhaftem Lichte leuchtende Held von Strasburg und Boulogne auf den Schild gehoben wurde, so begegnet man einem Zusammenflusse verschiedener Ursachen. Die Gründung der Nationalwerkstätten hatte zu jener verhängnißvollen und von der Reaction klug benutzten Verkettung von Umständen geführt, wodurch schon in den Junitagen die Republik zum Versuche des Selbstmordes gezwungen wurde. Es kam Ludwig Napoleon nicht wenig zu statten, daß er — damals noch in England — an den Ereignissen jener Tage persönlich unbetheiligt war oder unbetheiligt schien; daß er nicht genöthigt wurde, entweder für oder wider Partei zu ergreifen und mit andern Parteien und Parteiführern auch sich selbst unmöglich zu machen. Sodann erinnere man sich an die Fortschritte, die während der unbeliebten Regierung der Bourbonen und Orleans der Napoleon-Cultus unter der Volksmasse gemacht hatte und die um so größer wurden, je mehr im Verlauf der Jahre die Opfer, welche die Gloire gekostet, in Vergessenheit geriethen. Die Priester und Verbreiter dieses Cultus waren die alten Soldaten der Kaiserzeit, die in jeder Dorfschenke die Thaten des Kaisers und ihre eigenen zum stets neu bewunderten Romane

ausspannen; die Bettelmusikanten und Bänkelsänger, die „Bertrand's Abschied" und ähnliche Lieder durch Millionen Ohren in die Köpfe und Herzen der Menge hineinleierten; die Bilderhändler auf allen Gassen und Märkten, welche den alten Kaiser und seine Marschälle — diese neuheiligen Crispine des Soldatenthums, die im Geiste unsers Jahrhunderts das Leder nur stahlen, um sich selbst Schuhe daraus zu machen — in so grellen Farben leuchten ließen, daß sie von den Wänden aller Bauernstuben herab den Leuten bis zur völlig unheilbaren Verblendung in die Augen stachen. Von der Macht dieses jahrzehndelang fortwuchernden Cultus hatte die Tagespresse und die ganze gebildete Welt kaum eine Ahnung, wie denn überhaupt der vornehme und reichere Theil unserer modernen Gesellschaft mit dem niedrigen und ärmern Theile, gleich den siamesischen Zwillingen, noch dermaßen zusammengewachsen ist, daß keine Hälfte weiß wie die andere aussieht. Bei solcher Stimmung in der Volksmasse geschah es um so eher, daß sie sich schon den lebenden Ludwig Napoleon zur Sage machte und ihn für den wahren Helden der speculirenden Neuzeit, für einen zweiten Midas erklärte, durch dessen Berührung sich alles in Gold verwandeln werde. Denn während Ludwig Napoleon selbst noch tief in Schulden stak, waren die französischen Bauern des guten Glaubens, daß er, der Erbe des Oheims, ein Vermögen von Milliarden besitze. Und weil schon in den ersten Tagen der Republik die neuen Gewalthaber die Thorheit begangen hatten, sich durch Erhöhung der directen Steuern um 45 % die bäuerliche Bevölkerung zu entfremden, so fand bei dieser das Gerücht um so leichter Glauben, daß Ludwig Napoleon, falls man ihn zum Präsidenten wähle, die auf die Grundsteuer geschlagenen 45 Centimen aus eigener Tasche zurückzahlen werde. Diesem Gerüchte suchten natürlich die Bonapartisten möglichste Verbreitung zu verschaffen, und das Mittel bewährte sich nach dem alten Erfahrungssatze, daß man es, um das Volk zu betrügen, ja nicht fein anfangen dürfe.

Am 20. December fand Ludwig Bonaparte's Beeidigung zur Treue an der „einen und untheilbaren demokratischen Republik" und zur Erfüllung aller von der Verfassung ihm auferlegten Pflichten statt. Einer der ersten Schritte des neuen Präsidenten war es, daß er die Auslieferung der Proceßacten über seine Attentate von Strasburg und Boulogne verlangte, die ihm aber von seinem Ministerium Odilon-Barrot verweigert wurde. Im spätern Besitze der unumschränkten Gewalt hat er sich ohne Zweifel auch in den Besitz jener Acten gesetzt, um rückwärts Geschichte zu machen und seiner eigenen Vergangenheit die ihm passend scheinende Appretur geben zu lassen. Unter den auswärtigen Angelegenheiten zog ihm besonders der sehr unrepublikanische Ausgang der Expedition gegen Rom wiederholte Vorwürfe zu. Zu seiner Entschuldigung schrieb er also, nach der Rückkehr des Papstes nach Rom, an seinen dort anwesenden Adjutanten, Oberst Ney, einen scheinbar vertraulichen, aber von Anfang an zur Veröffentlichung bestimmten Brief, dem die jüngsten Ereignisse in Italien und besonders im Kirchenstaate ein erneuertes Interesse verliehen. Darin kam folgende Hauptstelle vor:

> Kurz, ich verstehe die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes nicht anders, als mit einer allgemeinen Begnadigung, einer Laienregierung, einer freisinnigen Verwaltung und der Einführung des Napoleonischen Gesetzbuchs.

Darauf erschien ein Motu proprio des Papstes, worin dieser sehr bestimmt — wenn auch im herkömmlichen Curialstil eines allezeit fertigen patriarchalischen Wohlwollens — die ihm angesonnenen Reformen von der Hand wies. Dabei hatte es trotz der zehnjährigen französischen Occupation bis auf die heutige Stunde sein Bewenden, zum klaren Beweise, daß es der Kaiser der Franzosen und der Papst mit ihren freisinnigen Reformen ungefähr gleich ernstlich meinen.

Inzwischen hatte man einen Adressensturm gegen die constituirende Versammlung hervorzurufen gewußt. Dies geschah zum Theil unter dem Einflusse von Thiers und Molé, die für die neu zu erwählende Versammlung eine Ueberzahl der Monarchischgesinnten erwarteten und zugleich der Hoffnung lebten, am neuen Präsidenten ein gefügiges Werkzeug ihrer Plane zu finden. Nur der erste Theil ihrer Hoffnungen ging in Erfüllung, obgleich sich Ludwig Bonaparte noch während längerer Zeit in offenbar unsicherer und schwankender Haltung befand. Der erste Act seiner persönlichen Politik war die Entlassung des Ministeriums Odilon-Barrot (1. November 1849). An seine Stelle wurden neue Männer berufen. Sie waren meist von unzweifelhafter Mittelmäßigkeit, etwa mit Ausnahme des neuen Finanzministers Fould, der sich als Privatbankier des „bereits von endlosen Geldverlegenheiten heimgesuchten Ludwig Bonaparte" eigenthümliche persönliche Verdienste erworben hatte. Erst nach langem Widerstreben soll der Präsident die Erklärung seines Ministeriums, mit der Mehrheit der Nationalvertretung Hand in Hand gehen zu wollen, genehmigt haben. Dies wurde ruchbar und schon damals wurde der zu erwartende Staatsstreich zum Tagsgespräche. Aber die öffentliche Meinung, die sich mit diesem Gedanken beschäftigte, ermüdete sich auch damit; sie wiederholte sich bis zur Abstumpfung so lange die Fabel vom Wolfe, daß sie es nicht gewahr wurde, als er wirklich über die Schafe herfiel. Zur vorläufigen Beschwichtigung des Argwohns erschien im „Moniteur" eine durch die Kühnheit ihrer Behauptungen frappirende Erklärung, denn sie strömte über „von sittlicher Entrüstung über die heimtückische Verleumdung der Absichten des Präsidenten, eines Mannes, der nie sein Wort gebrochen habe".

Aber die gut zu benutzenden Umstände, unter denen

> Es ist so süß, sein Wort zu brechen,
> Zu schwer die wohlerkannte Pflicht, —

traten um so eher ein, als man sie mit viel Geschicklichkeit herbeizuführen wußte. Die Nationalversammlung, welche der constitutionellen Monarchie zuflatterte, wie die Motte dem Lichte, hatte die Beschränkung des allgemeinen Stimmrechts vorgeschlagen. In diesem Sinne ließ nun die Regierung selbst durch den neuen Minister des

Innern, Baroche, beantragen, daß die Ausübung des Wahlrechts durch den mittels Steuerzettel zu führenden Nachweis eines dreijährigen Aufenthalts am Wahlorte bedingt werden solle. Dadurch wären drei Millionen der bisherigen Stimmberechtigten beseitigt worden. Auch zu weitern Concessionen im Sinne des monarchischen Princips zeigte sich die republikanische Regierung bereit: zu einem Verbot derjenigen vorbereitenden Wahlversammlungen, die man als bedrohlich für die Ordnung ausgeben wollte; zu einer Verwendung der Marquesasinseln als Deportationsort für hartnäckige Republikaner; zur Beschränkung der Presse. Zum billigen Danke für dieses freundliche Entgegenkommen auf dem Wege zu einer starken monarchischen Ordnung forderte der Präsident, unter dem vorherrschenden Eindrucke seines tiefen Schuldengefühls, eine Erhöhung seines Gehalts auf 2,400000 Fr. Schon die constituirende Versammlung hatte den ursprünglichen Gehalt des Präsidenten von 600000 Fr. auf 1,200000 erhöht. Gegen die neue Forderung, den ersten und noch schwachen Beweis Bonaparte'scher Begehrlichkeit, erhob zwar die Nationalversammlung einige Bedenken, sie bewilligte gleichwol ohne zu bedenken, daß sie damit selbst das Pulver bezahlen half, das zu ihrer Sprengung verwendet werden sollte. Als gleich darauf der Präsident gar noch die Zahlung der Rechnungen für Einrichtung des Regentschaftspalastes verlangte, erhob sich freilich in der Versammlung ein heftiger Sturm, allein auch dieser Sturm schlug nach parlamentarischem Brauche in einen der Regierung günstigen Wind um, der ihr aus den Taschen des Volks das geforderte Geld in die Hand wehte.

Noch in mancherlei Weise begünstigte das Glück, besonders das Glück der Thorheit seiner Gegner, die Plane des Bonapartismus. Am 26. August 1850 starb Ludwig Philipp. Jetzt begannen die Versuche zur „Fusion" der Häuptlinge der Bourbonen und Orleans. Aber der Herzog von Bordeaux war von so unheilbarem Legitimitätsschwindel befallen, daß er mehr als eines halben Jahrhunderts der Weltgeschichte gänzlich vergaß, und in seinem Manifeste von Wiesbaden aus erklärte, daß „er die Berufung an das Volk unbedingt verdamme". Zwar ließ er sich später überreden, in einem Briefe an Berryer die Welt zu versichern, daß er die „großen Grundsätze von 1789 anerkenne, die Gleichheit vor dem Gesetz, die kirchliche Freiheit" u. s. w. Aber damit verwischte er nicht mehr die Eindrücke seiner wiesbadener Naivetät: der Bonapartismus war ihm zuvorgekommen und hatte schon alles vorbereitet, um die große Nation, gleichfalls im Namen „der großen Grundsätze von 1789" in die eigene Tasche zu stecken. Um die Nation zu diesem Zwecke geschmeidig zu machen, hatte Ludwig Bonaparte 1850 Rundreisen durch eine Reihe von Departements gemacht. Er fand jedoch in Lyon, in Strasburg und anderswo so wenig Aufmunterung zum Attentat gegen die von ihm beschworene Verfassung, daß er sich wieder einmal zu der Erklärung bemüßigt sah: „Der Titel, nach dem ich am meisten geize, ist der eines ehrlichen Mannes." Inzwischen brachte doch die bonapartistische Partei eine Revision der Verfassung zum Zwecke der Verlängerung der Präsidentschaft Ludwig Napoleon's mit so viel Erfolg in Anregung, daß sich bis zum Herbst 1850 — unter dem Einflusse der in die Livree aller beliebigen Regierungen leicht sich einpassenden Präfecten und Unterpräfecten — die Mehrzahl der Departementalräthe für Verfassungsrevision aussprach. Im Volke preßte dagegen der bureaukratische Diensteifer bis zur Mitte des Sommers von 1851 nicht über $1\frac{1}{2}$ Million Stimmen zu Adressen für diesen Zweck zusammen.

Der Präsident selbst war im Jahre 1850 von seiner Reise in die östlichen und südlichen Departements ziemlich kleinmüthig und niedergeschlagen zurückgekehrt. Er erholte sich jedoch bald wieder „von seiner schmerzlichen Resignation auf den Titel eines ehrlichen Mannes" durch eine Reise in die ihm geneigten Departements der Normandie, und unter dem Eindrucke seiner erhöhten attentatlichen Stimmung wurde nun auch mit wachsender Keckheit die Armee für die imperatorischen Zwecke in Angriff genommen. Bei den Musterungen von Satory und St.-Maure wurde den Truppen mit Speise und Trank zugleich das „Vive Napoléon! Vive l'empereur!" in den Mund gegeben. General Changarnier, als Befehlshaber im Seinedepartement, verbot die Wiederholung des aufrührerischen Rufs; gleichzeitig wurde der wirkungslose Beschluß einer Auflösung der bonapartistischen Gesellschaft vom 10. December gefaßt. Trotz der zweideutigen Rolle, die erst Changarnier gespielt, wurde er zwar durch die Macht der Umstände in einen entschiedenen Gegner des Bonapartismus verwandelt, der ihn aber durch seine Absetzung bald unschädlich machte. Bei der Wiedereröffnung der Nationalversammlung am 11. November 1851 war der baldige Kampf der Entscheidung fast zweifellos geworden. Aber der Bonapartismus hatte seine Rüstungen zur Gewaltthat noch nicht ganz vollendet, und um den gesunden Schlaf, den die ehrlichen Männer Frankreichs auf dem Pfühle ihres guten Gewissens schliefen, nicht vor der Zeit zu stören, sagte Ludwig Bonaparte in seiner Botschaft an die Versammlung:

> Ich habe oft erklärt, daß ich diejenigen für große Missethäter ansehe, welche darauf ausgehen, den durch die Verfassung geschaffenen Bestand der öffentlichen Dinge aus persönlichem Ehrgeize zu stören... Welche Lösung auch die Zukunft bringen mag, seien wir einverstanden darüber, daß es nicht die Leidenschaft, nicht ein Ueberfall, nicht eine Gewaltthat sein darf, welche über das Schicksal eines großen Volks entscheidet.

Dieser Botschaft folgte die neue Forderung eines Zuschusses von nahe zwei Millionen Francs. Die Nationalversammlung hatte zwar gegen das Ministerium mit 415 gegen 286 Stimmen ein Mistrauensvotum erlassen; sprach sich aber — allerdings aus sehr verschiedenen Gründen — mit 446 gegen 278 Stimmen für die Verfassungsrevision aus. Diese wurde damit gleichwol verworfen, weil die Gültigkeit eines solchen Beschlusses mindestens drei Viertel aller Stimmen erfordert hätte. Inzwischen hatte sich Ludwig Napoleon gegen die früher von seinem eigenen Ministerium beantragte Beschränkung des Wahlrechts erklärt. Mittels dieser Schwenkung gewann

er sich nicht blos neue Anhänger unter der von ihm erhobenen Fahne des allgemeinen Stimmrechts, sondern durch die Aussicht auf weitere parlamentarische Kämpfe über diese Frage schläferte er auch seine Gegner ein, während er bereits einen St.-Arnaud, neben andern geldlüsternen oder geldbedürftigen Gesellen, in die das Gelingen des „Ueberfalls" und der „Gewaltthat" sichernden Stellungen gebracht hatte. Noch kurz zuvor hatte Changarnier versichert, „daß nicht eine einzige Compagnie für die ehrgeizigen Absichten Ludwig Bonaparte's zu den Waffen greifen werde"; und am 2. December 1851 hatte ihm nicht eine einzige Compagnie gefehlt. Eine „Ansprache an die Nation", die sogleich nach dem Staatsstreich erlassen wurde, machte ihr begreiflich, daß der Zweck desselben kein anderer sei, als „die Aufrechthaltung der Republik"; die Ungläubigen wurden füsilirt, oder nach Cayenne oder Algerien deportirt. Unter dem bewältigenden Eindrucke der vollendeten Thatsache schwellte nun leicht mit günstigem Winde der Athem von achthalb Millionen Stimmen die stolz sich blähenden Segel des Kaiserschiffs; also daß es nach der Anstandsfrist eines Jahres im ersehnten Hafen glücklich anlangte, während ihm vom andern Ufer aus die kleine und thörichte Menge derjenigen, die gleichfalls „nach dem Titel eines ehrlichen Mannes geizte", verblüfft und verwundert nachgaffte.

Ludwig Napoleon hatte das verstanden, was die europäische Demokratie — die Anhänger einer constitutionellen Monarchie auf breiter Grundlage mit eingeschlossen — bis zur Stunde noch nicht gelernt hat. Er hatte begriffen, daß die organisirte bewaffnete Macht die einzige Macht im Staate ist, die in letzter Instanz die Entscheidung gibt; daß derjenige alles gewonnen, der die Armee für sich hat und die bäuerliche Bevölkerung, die den Hauptstoff zur Armee liefert. Die Mittel, die ihm seine Stellung zur Erreichung seiner Zwecke an die Hand gab, wußte er viel klüger zu benutzen als vor ihm alle rathschlagenden Nationalversammlungen und provisorischen Regierungen, welche die zunächst ihnen obliegende Pflicht, den noch vogelfrei in den Lüften schwebenden Volksrechten den Schirm und Schutz einer starken Volksmacht zu schaffen, kaum zu ahnen schienen. Glückliche Zufälle und einige besonders derbe Misgriffe seiner Gegner halfen ihm den Weg zum Throne ebnen. Als am Morgen des 25. Februar 1848 die pariser Bevölkerung zu ihrer eigensten Ueberraschung in einer Republik aufgewacht war und man sich nun fragte: was zunächst? hatten es in ganz Frankreich noch wenige eingesehen, daß mit einem massenhaften stehenden Heere unter nothwendig einheitlichem Commando keinerlei Freiheit möglich sei, so wenig oder noch weniger unter der neuen Republik, als früher unter der constitutionellen Monarchie. Statt einer Verminderung des Friedenstandes der Armee auf die Zahl derjenigen, die freiwillig weiter dienen wollten, wodurch man den allerhöchsten und allereinfachsten Grundsatz der Freiheit, daß keinem Staatsbürger ohne die dringendste Noth irgendein Beruf aufgezwungen werden darf, zur Anwendung gebracht hätte: ließ sich sogar der Mann des Friedens, Lamartine, beigehen, einen Beschluß zur Vermehrung des Heers von 360000 auf 600000 Mann zu veranlassen. Davon sollten 200000 Mann an der deutschen Grenze aufgestellt werden, „um Deutschland, auf den Ruf des deutschen Volks, gegen fremde Unterdrückung eine uneigennützige Hülfe zu leisten". Zugleich geschah manches, was die Armee mit den neuen Zuständen unzufrieden machen mußte. Schon zur Zeit der Februarrevolution, in der Nacht vom 24. auf den 25., hatte das Volk meist ohne Widerstand die Kasernen erbrochen und nicht blos die Soldaten entwaffnet, sondern oft auch ihrer Kleider beraubt, sie beschimpft und mißhandelt. So „ging die siegreiche Revolution mit einer sinnlosen Feindseligkeit gegen das Heer zu Werke, das ihr damit vom ersten Tage an entfremdet wurde und das später die erste Gelegenheit Vergeltung zu üben willkommen hieß".

Diese Gelegenheit kam nur allzu bald in den Junitagen. Da auch in der Folge nichts geschah, um die Armee für die Republik zu gewinnen, so widerstand sie nicht lange den Verheißungen Ludwig Bonaparte's. Dieser hatte schon in seinem von Thiers verfaßten Wahlmanifeste unter anderm erklärt:

> Unter Beibehaltung der Grundgesetze, auf denen unsere Heerverfassung beruht, ist es nöthig, daß die Bürde der Dienstpflicht erleichtert, nicht erschwert werde. Es ist nöthig, für die Gegenwart und Zukunft nicht blos der Offiziere, sondern auch der Unteroffiziere und Soldaten zu sorgen, und den Männern, die lange unter den Fahnen gestanden, eine gesicherte Existenz zu bereiten.

Nach der Eröffnung solcher Aussichten thaten die kleinen Bestechungen, womit später die Truppen von Satory und St.-Maure bearbeitet wurden, eine desto größere Wirkung, als darin die Armee nur eine Abschlagszahlung auf die weit reichere Belohnung erblickte, die sie sich durch die dem Bonapartismus zu leistenden Dienste noch erwerben sollte. Sogleich nach gelungenem Staatsstreiche erließ denn auch Ludwig Napoleon eine Proclamation an das Heer mit den größten Schmeicheleien und Versprechungen. Er verordnete, daß den Truppen die im Bürgerkriege geleisteten Dienste wie Felddienste gegen den auswärtigen Feind angerechnet werden sollten. Er versprach den ehemaligen Soldaten des Kaiserreichs die Auszahlung von Jahrgeldern, welche die Nationalversammlung kurz vor ihrer gewaltsamen Auflösung verweigert hatte; das Budget der Ehrenlegion wurde um mehrere Millionen erhöht; eine Menge Beförderungen von Offizieren und zu Offizieren wurde vorgenommen; der Masse der Truppen wurde eine Erhöhung des Soldes in Aussicht gestellt.

Was nun freilich die spätere Erfüllung der Verheißungen anlangt, so theilten dieselben das Schicksal anderer Napoleonischer Verheißungen: die Dienstpflicht wurde nicht erleichtert, sondern erschwert; die spät bewilligte Soldzulage für Unteroffiziere und Soldaten ist völlig unbedeutend und steht außer allem Verhältniß mit der wachsenden Theuerung der Lebensbedürfnisse; die conscribirten Soldaten der französischen Armee blieben zusammengepreßte Kriegsknechte, die es nach wie vor dulden müssen, daß

sie um den von Rechts wegen ihnen gebührenden Lohn ihrer Dienste von Staats wegen gebracht werden. (Näheres in „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft", Leipzig 1859.) Aber sie sind Knechte, die sich trotzdem für ihren Kriegsherrn, dem sie zum Kaiserthrone geholfen haben, ins Feuer hetzen lassen. Denn Ludwig Napoleon hat dafür gesorgt, daß seine Soldaten sobald nicht zum Bewußtsein der Rechte gelangen, die er ihnen vorenthält. Er weiß sie nach angemessenen Pausen, die ihre Geduld auf keine allzu lange Probe stellen, mit Pulverrauch zu berauschen, mit Geschützesdonner zu betäuben, mit den Flittern der Gloire zu blenden, und indem er, nach dem Vorbilde seines Oheims, mit Auszeichnung, Beförderung und Geldlohn, die er einigen gewährt, alle zu ködern versteht, verfügt er zu beliebigem Gebrauch und Misbrauch über ein zahlreiches Heer, das zugleich das kriegslustigste und kriegsgeübteste der Welt ist. Braucht er aber einen neuen Krieg, in dem er mit den alten Reizmitteln nicht mehr auszureichen glaubt, so wird er nicht lange säumen, um seinem ganzen Heere auf Kosten des zu besiegenden Feindes den reichlichsten Lohn zu verheißen, um neben der Triebfeder der Ehrsucht die der Habsucht im äußersten Maße anzuspannen. Und er wird bald genug eines neuen Kriegs bedürfen: die Armee, die er beherrscht, beherrscht auch ihn; und eine Armee, gleich der französischen, kann sich vom durchbohrenden Gefühle ihres Nichts im Frieden stets nur durch den Krieg befreien.

Die Worte unsers großen Dichters:

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt —

werden in diesem Jahre seiner Säcularfeier öfter als je zuvor, von Millionen Deutschen gelesen, gesagt und gehört werden sein. So übersehe man nicht, daß diese Worte ihre Geltung auch für den Leser einer Geschichte neuester Zeit haben, falls er dieselbe gleichgültig wieder beiseite legen würde, ohne sich die ernste Frage zu beantworten: wo stehen wir jetzt? was haben wir für die nächste Zukunft zu erwarten und zu thun? Die Verfasser beider Geschichtswerke haben einen Stoff entfaltet, der scharf ins Auge gefaßt zu werden verdient: ihre thatsächlichen Mittheilungen aus kaum verflossenen Jahren bestätigen es, daß der in Deutschland jetzt so allgemein verbreitete Glaube an das Herannahen einer großen Gefahr ein nur allzu begründeter ist. Ueberall im deutschen Lande ruft sich das verderbenahnende Volksgefühl die Worte des sterbenden Attinghausen zu: „Seid einig! einig! einig!"; und von der Nordsee bis zur Adria, von Memel bis zu den Ardennen wiederholt sich mit tausendfachem Echo der fromme Wunsch:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr!

Aber selbst dieser Wunsch und jener Ruf nach Einigung sind nur betrübende Zeichen eines unseligen Zwiespalts; davon hört man bei keiner Nation, die einig ist. Und leider ist es noch bis an die Sterne weit vom Wollen bis zum Können: vom Können aber ist es ebenso weit bis zur einheitlichen That der Hülfe und Rettung.

Indessen regt es sich doch unter den Deutschen, um wenigstens die Möglichkeit einer solchen That vorzubereiten. Ein gemeinschaftliches Organ des Volkswillens, eine deutsche Nationalvertretung ist wieder einmal das Losungswort vieler. Darüber hätte sich niemand mehr zu freuen, als der Verfasser dieses, der vielleicht der erste, gewiß doch einer der ersten war, welche „Deutschlands Einheit durch Nationalrepräsentation" (Stuttgart 1831) öffentlich, einläßlich und zu einer Zeit befürwortet hatten, da noch solcherlei Eingriffe des beschränkten Unterthanenverstandes in das Privilegium des hohen Bundestags, die Deutschen nach seiner Façon politisch todt und selig zu machen, als Hochverrathsversuche verfolgt wurden. Aber die Idee einer deutschen Nationalvertretung, eines zweiten Parlaments, während die Misgriffe und die mehr als blos erfolglosen Bemühungen des ersten Parlaments noch in aller Gedächtniß leben, verflattert in den Lüften, wenn sie — wie dies noch zur Zeit geschieht — nur in inhaltleerer Allgemeinheit ausgerufen wird. Um so viel Leib und Leben zu gewinnen, daß sie zur Hülfe in der Noth werden kann, muß sie Hand in Hand gehen mit dem Vorschlage einer großen, einfachen und aller Welt verständlichen Maßregel, die jetzt schon das deutsche Volk und das deutsche Heer mit der stolzen Zuversicht erfüllt, daß sie der noch so nahen und noch so großen Gefahr gewachsen sein werden.

Freilich fordern diejenigen, die ein nationales Organ des Gesammtwillens verlangen, daß sich in der Vollziehung die Willenseinheit nicht wieder zersplittern solle; sie fordern also zugleich eine kräftige und darum einheitliche Centralgewalt. Aber man braucht nur das bunte Mancherlei der Formen einer solchen Centralgewalt, über die gegenwärtig mit überflüssig großem Eifer verhandelt wird, vergleichend ins Auge zu fassen: so gewahrt man sogleich, daß die mehreren Wege, auf denen man von der Peripherie und den verschiedenen doctrinären Standpunkten aus das Centrum zu erreichen hofft, in der Art sich durchkreuzen, um niemals in einem Mittelpunkte zusammenzutreffen, daß die Deutschen auf diesen Wegen entweder nur feindselig gegeneinander oder immer weiter auseinander gehen können. Ohnehin läßt sich niemals ein zwiespältiges Volk in eine Einheit hineinreden und hineinschreiben, nur unter dem Hammerschlage der eisernen Noth können die Splitter in eins geschmiedet werden. Auch die Schweiz konnte nach vieljährigem mündlichen und schriftlichen Verhandeln doch erst unter dem Eindrucke der Noth den Uebergang vom Staatenbunde zum Bundesstaate bewerkstelligen; erst mußten sich die zwiespältigen Elemente im Felde miteinander messen, ehe sie sich im Rathssaale versöhnen ließen. Was 1847 in der Schweiz durch einen wenig blutigen innern Krieg geschah, hätte 1859 für Deutschland unter dem Einfluß eines schweren, aber nicht allzu schweren äußern Kriegs geschehen können. Dieser Moment ist vorüber; es wird früher oder später um so härtere Arbeit kosten und es ist

zweifelhaft genug, ob nicht der in der Stunde der Prüfung schwach befundene Michel unter einem Regen von Schicksalsschlägen eine lange Reihe politischer Lehrjahre nochmals durchmachen muß.

Inzwischen überstürzen sich die einen mit dem Project einer preußischen Hegemonie, unbekümmert darum, daß demselben zur Zeit in Volk und Regierungen die Antipathien von Millionen im Wege stehen. Gleichviel, ob man diese Antipathien als verderbliche Vorurtheile bezeichnet und bestreitet! Sie bleiben deshalb nicht minder eine Macht, die nur durch bewältigende Thatsachen überwunden werden kann; nicht durch langweilige Predigten, daß alles Heil von Preußen kommen werde, sondern nur dadurch, daß es wirklich von daher kommt. Bisjetzt aber wurde es Preußen durch den oft unbesonnenen Eifer seiner Freunde nur erschwert, selbst da eine maßgebende Iniative ergreifen zu können, wo es wirklich dazu berufen ist; wie namentlich zur Gründung volksthümlicher und wirksamer Wehreinrichtungen, zu denen Oesterreich, um seiner ganz eigenthümlichen Verhältnisse willen, der spätere Beitritt offen zu halten wäre. Warum nicht? Deutschland muß eine Stellung einnehmen, um sich auch ohne Oesterreich seiner Haut wehren zu können. Und war ja auch die Gründung eines deutschen Zollvereins ohne Oesterreich ein guter Schritt vorwärts, der endlich Oesterreich mit zugute gekommen ist. Andere haben es auf eine zwischen den beiden deutschen Großmächten alternirende Centralregierung abgesehen. Es ist ein an sich ganz richtiger Gedanke, daß man den thatsächlich einmal vorhandenen Dualismus zugleich als formell berechtigt anerkennen solle, da er durch das bloße Nichtanerkennen nicht beseitigt, sondern nur gefährlicher gemacht wird. Aber neben andern Schwierigkeiten der Ausführung ist bei jetzigen kritischen Zeitläufen zu besorgen, daß jede der beiden deutschen Großmächte eine unüberwindliche Neigung haben möchte, zuerst an die Spitze zu treten, in der nicht ganz unbegründeten Hoffnung, daß sie es dann um so leichter einrichten könne, auch künftig an der Spitze zu bleiben. Ein Drittes ist die Trias. Sie wird dadurch zu nichts Besserm, als zu einer dritten patriotischen Phantasie, daß Oesterreich, Preußen und der Complex der Mittel- und Kleinstaaten drei wirklich gesonderte Interessenkreise bilden; daß die Regierungen des dritten Kreises wenigstens das eine gemeinschaftliche Interesse haben, sich weder von Preußen noch von Oesterreich verschlucken zu lassen. Vor zehn Jahren durfte man wirklich, wie auch Verfasser dieses („Die österreichische Frage" u. s. w., Darmstadt 1849), an eine solche Dreiherrschaft denken. Damals hatten die Februar- und Märzstürme den souveränen Regierungen ihre Zustimmung zu einer deutschen Nationalvertretung bereits abgeschmeichelt. Der erste Biß in den sauersten Theil eines sauern Apfels war also schon gethan, und so konnte es sich wol darum handeln, nun auch den Rest durch Dreigliederung mundgerecht zu machen. Jetzt aber dürfte es seine allzu großen Schwierigkeiten haben, erst die Mittel- und Kleinstaaten unter einen Hut, und dann auch noch mit Oesterreich und Preußen unter einen Dreispitz zu bringen. Endlich gewahren wir eine vierte Gruppe, welche nur darum einige Flickereien am alten Zeuge in Antrag bringt, um den Schein einer Betheiligung an zeitgemäßen Reformen auch für sich selbst zu wahren, und welche die mit der Erhaltung des alten Quarrels Unzufriedenen durch die glänzende Perspective auf ein großes mitteleuropäisches Reich, auf eine gewaltige, deutsch-österreichische Staatenconföderation zu gewinnen suchen. Gewiß ist eine solche Conföderation der Deutschen mit allen Völkern des Donaugebiets — gegenüber dem französischen Centralstaate, der mehr und mehr alle romanischen Völker seinem Einflusse zu unterwerfen sucht und gegenüber dem einheitlichen russischen Riesenreiche — nicht der thörichtste unter den frommen Wünschen der Deutschen. Aber um sich in einer jedenfalls noch fernen Zukunft an einem mitteleuropäischen Reiche zu betheiligen, muß sich bis dahin Deutschland selbst erhalten, es muß sich, wie die gegenwärtige Lage ist, auch ohne den Beistand Oesterreichs erhalten können. Von all diesen Projecten, mögen sie übrigens mit guten oder schlechten Gründen vertheidigt werden, taugte schon darum das eine so wenig wie das andere, weil keins die nächste und die gerade von Frankreich aus drohende Gefahr ins Auge faßt. Noch aus einem andern Grunde taugen sie nicht. Höchst wahrscheinlich lassen die Ereignisse den Deutschen überhaupt keine Zeit, auch nur eins ihrer weitschichtigen Projecte der Ausführung nahe zu bringen. Sollten ihnen aber die Ereignisse noch so viel Zeit lassen, sie werden immer noch etwas mehr Zeit brauchen, als sie ihnen lassen, und ob früher oder später die Krise hereinbricht, sie werden mit ihren Erwägungen über das Beste, was hätte geschehen sollen, doch nicht zu Ende sein und im einen wie im andern Falle zu spät kommen.

Sowenig sonst auch das Unbestimmte in der Politik zu loben ist, kann man es also unter den gegebenen Verhältnissen nur billigen, daß sich in Frankfurt die Gründer eines nationalen Vereins wenn auch nur darum über ein Programm vereinigt haben, das der Benutzung aller denkbaren Eventualitäten Raum läßt, weil sie sich über ein anderes Programm doch nicht hätten vereinigen können. Wenn jemals, so ist es angesichts des Knäuels der jetzigen Verwickelungen besonders wohlgethan, daß es in Bescheidenheit auch die Klügsten und die am klügsten sich Dünkenden mit dem genialen Dichter anerkennen:

Doch unser Geist ist viel zu seicht,
Der Folgezeiten Boden zu ergründen.

Die Männer des deutschen Nationalvereins waren also verständig genug, um auch für sich selbst so viel „Politik der freien Hand" zu befolgen, daß sie gerade derjenigen Regierung das Schnupftuch zuwerfen können, die sich zur Stunde der Gefahr in der würdigsten und männlichsten Weise um die Gunst der Germania bewerben wird. Sie scheinen es begriffen zu haben, daß sich eine deutsche Centralgewalt nicht gut machen und dahin und derthin vergeben läßt; daß überhaupt die Macht nicht gegeben, sondern genommen wird; daß auch laut den Erfahrungen von 1849 eine deutsche Nationalversammlung die deutsche

Centralgewalt nicht aus der Hand geben kann, bevor sie selbst dieselbe in die Hand genommen hat. Diese verständige Zurückhaltung der nationalen Partei, die bis auf weiteres erst den Preis der höchsten Gewalt will verdienen lassen, hat auch die Zeugnisse der Geschichte für sich. Wir haben aus den „Zeitgenössischen Geschichten" von Schmidt gesehen, wie Oesterreich politisch genöthigt war, den noch so schwachen Spuren eines preußischen Fortschritts mit noch so ärgerlicher Miene folgen zu müssen, nur daß schließlich der preußische und der österreichische Fortschritt allzu langsam waren, um die glimmenden Funken der Märzkatastrophen von 1848 im Vorwärtsgehen austreten zu können. Und warum sollte nicht umgekehrt sogar Oesterreich einmal an die Spitze der Bewegung treten können? Warum sollte nicht auch die Regierung eines viel kleinern Staats den rechten Weg finden können, worauf ihm die öffentliche Meinung der Nation mit machtgebendem Einflusse zur Seite gehen würde? Es ist wieder einmal zu löblichem Streben unter den deutschen Regierungen eine freie politische Concurrenz eröffnet, und im Gebiete der Politik tragen noch weit eher, als in der Industrie, die zwar materiell Schwachen, aber geistig und moralisch Starken die höchsten Preise davon.

Der als Heimatloser im deutschen Frankfurt geborene Deutsche Nationalverein steht zwar noch auf schwachen Füßen; erstarkt er aber, wie wir seit der Erwerbung seiner Heimatsberechtigung in Koburg hoffen, mehr und mehr, so wird er zwar keine Krone zu vertheilen, aber doch Nützliches zu thun haben. Er hat dem bewaffneten und unbewaffneten Theile der Nation das eine klar zu machen, was in der Zeit der Noth die Noth zu bewältigen vermag. Wahrscheinlich ist es die von Frankreich herkommende Kriegsnoth, die wir zunächst zu bestehen haben. Es wurde schon in öffentlichen Blättern darauf hingewiesen, daß auch wieder unter den namhaften Mitgliedern des Deutschen Nationalvereins, wie es begreiflich bei solchen bürgerlich-politischen Bestrebungen zu geschehen pflegt, die Zahl der juristischen Fachmänner stark überwiegt. Die Freunde fürchten, die Feinde hoffen also, daß es die Heroen des Zungen- und Federkriegs mit der Würde deutscher Wissenschaft kaum verträglich halten werden, ihr Augenmerk nebenbei auch auf die Erfordernisse eines gemeinen Kriegs zu richten, der gegen bestialische Turcos und tolldreiste Zuaven geführt werden müßte. Indessen hat man es ja schon erlebt, daß gute oder mittelmäßige Advocaten in kurzem zu tüchtigen Generalen geworden sind. Warum sollten nicht Männer der deutschen Wissenschaft, über ihre Bücher und Actenstöße hinweg, wenigstens einen staatsmännischen Blick auf die Mittel werfen können, die ihrem Volke zum Siege verhelfen würden? Dazu bedarf es keiner Studien von Strategie und Taktik, von Exercir- und Feldreglements. Es braucht dazu nur desjenigen Theils der Feldherrnkunst, den schon Napoleon I. ihren wichtigsten Theil genannt hat: eine Menschenkenntniß, die es weiß, welche Triebfedern man auf die zum Kriege verwendeten Menschen wirken lassen muß, um das Höchste von ihnen erwarten zu dürfen. Was jetzt Deutschland wieder noth thut, ist ein zweiter Scharnhorst, der von einem zweiten Tugendbunde, von einem offenen, möglichst formlosen, mehr und mehr wachsenden Vereine besonnener und warmer Vaterlandsfreunde kräftig unterstützt wird. Möchten die Männer des Nationalvereins diesen Scharnhorst des Jahres 1860 zu finden wissen, möchten sie ihn unter den deutschen Fürsten finden, sollte sich auch seine Herrschaft über kein größeres Gebiet erstrecken, als das eines Herzogs von Sachsen-Koburg ist.

Was ist also zu thun? Ludwig Napoleon hat in den schon angeführten Worten seines Wahlmanifestes auf diese Frage geantwortet, und wir sollen es nicht verschmähen, auch von unsern Feinden zu lernen. „Es ist nöthig", sagte er, „daß die Bürde der (militärischen) Dienstpflicht erleichtert, nicht erschwert werde; es ist nöthig, für die Gegenwart und Zukunft nicht blos der Offiziere, sondern auch der Unteroffiziere und Soldaten zu sorgen." Schon im Beginn des Kriegs für jeden deutschen Wehrmann, der seine Kriegspflicht im vollen Umfange erfüllen wird, die Aussicht auf Ehre und Auszeichnung; die Gewährung jenes vertragsmäßigen, gerechten und ganzen Lohns, den der geworbene oder der als Ersatzmann dienende Freiwillige bezieht, auch für den gezwungen dienenden Soldaten; die Verminderung der gezwungenen Dienstzeit im Frieden auf ein solches Maß, daß sie nicht mehr störend in die bürgerlichen Erwerbsverhältnisse eingreift. Wie auf solcher Grundlage ein militärisches Belohnungssystem zur Geltung kommen kann, das die äußersten Leistungen des Muthes und der Manneszucht verbürgt, hat der Schreiber dieses an andern Orten so einläßlich entwickelt, daß er hier davon Umgang nehmen darf. Wol aber mag daran erinnert sein, daß bei der Mobilisirung von Landwehr und Linie im Jahre 1859 abermals sehr bedenkliche und warnende Zeichen zum Vorschein gekommen sind. Kann man sich in einem neuen Kriege gegen Frankreich nicht rechtzeitig losreißen vom Schlendrian des alten soldatischen Zwangs- und Lohnsystems, so werden die Deutschen unfehlbar, bei etwas veränderten Decorationen, eine Wiederholung des kläglichen Schauspiels von 1806 erleben.

Und leider sieht es noch nicht danach aus, daß man sich davon losreißen wollte! Ein gerechtes und zweckmäßiges Belohnungssystem, das die deutschen Heere mit der freudigsten Siegeszuversicht erfüllen würde, läßt sich freilich noch in der zwölften Stunde der schon in die nächste Nähe gerückten Gefahr zur Anwendung bringen. „Aber der Wetterstrahl der Noth, der oft an einem großen Tage vollbringt, was nicht Jahrhunderten gelingt", wird ebenso oft die schwachen Köpfe und matten Herzen vollends betäuben und betäubt zu Boden werfen. Darauf müssen wir um so mehr gefaßt sein, als sich auch aus der hier besprochenen Geschichte der Bourbonen, der Orleans und der französischen Republikaner von 1848, sowie aus derjenigen der deutschen Staatsmänner aus der Schule eines

Metternich und eines Hardenberg doch nur das eine gründlich lernen läßt, daß von jeher die Völker und die Regierungen aus der Geschichte rein gar nichts gelernt haben. Wir können also blos mit dem scheuen und lammfrommen Wunsche schließen, daß endlich die Deutschen eine neue Weltgeschichte gerade dadurch beginnen möchten, daß sie zum ersten male die Lehren der Geschichte zu ihrem Gewinne zu verwenden wissen.

Wilhelm Schulz-Bodmer.

Biographische Romane.

1. Rachel. Eine biographische Novelle von der Verfasserin der „Zwei Schwestern". Berlin, Adolf u. Comp. 1859. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Cornelia. Aus dem Privatleben eines Arztes. Von Dorothea von Paschkowsky. Leipzig, Wiedemann. 1859. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Auguste. Ein Lebensbild. Von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Krabbe. 1858. Br. 8. 18 Ngr.
4. Bianca Candiano. Eine Erzählung von Adolf Glaser. Hannover, Rümpler. 1859. 8. 24 Ngr.

Biographien sollen die Wechselwirkung zwischen den geschilderten Charakteren und der sie umgebenden Welt, den Einfluß, den beide gegenseitig aufeinander ausüben, zur Anschauung bringen; bei öffentlichen und geschichtlichen ist es eine Welt im Großen, bei Privaten und Unbekannten eine Welt im Kleinen; beide aber können von Interesse sein, wenn sie befruchtend durch ihre Sphäre hindurchgegangen sind. Biographische Romane haben gegen reine Biographien den Nachtheil, daß sie insofern unbefriedigt lassen, als wir, namentlich bei Personen von Celebrität oder Berühmtheit, nur ungern die volle Wirklichkeit vermissen, vielmehr die Größen, um die es sich hier handelt, in ihrer treuen unverfälschten Gestalt durch sich selbst, nicht durch Erfindung eines dritten, gezeichnet und bis zu den feinern Nuancen und den zartern Zügen, die dem geschichtlichen Bilde erst die rechte Vollständigkeit und ausgeprägte Individualisation verleihen, vor unsern Augen entrollt zu sehen wünschen. Freilich aber fehlt es hierzu häufig entweder an Unterlagen überhaupt oder doch an solchen Unterlagen, aus welchen eine gewissenhafte Beurtheilung die reine Wahrheit festzustellen im Stande ist. Dann befindet sich der biographische Roman wieder insofern im Vortheile, als es ihm unbenommen ist, die geschichtlich fehlenden, zur Ergänzung des Charakterbildes erforderlichen Züge in das vorhandene Material einzuflechten, und wir lassen uns genügen, wenn die Ausschmückung geschickt und mit Beobachtung der Gesetze der innern Wahrheit erfolgt.

Zur Kategorie der letztern Werke gehört die biographische Novelle „Rachel" (Nr. 1). Nur ist zu bedauern, daß dieselbe da, wo der Charakter der berühmten Künstlerin zu seiner vollsten Entfaltung zu gelangen beginnt, nämlich mit dem Zeitpunkte ihrer ersten Triumphe im Théâtre français, schließt. Möglich, daß die Schatten, die von da an dem Bilde nicht fehlen durften, die Verfasserin davon abgeschreckt haben, dasselbe vollständig zu entwerfen. Sie sind gegen den Schluß hin, namentlich auf den beiden letzten Seiten, nur leicht angedeutet.

„Es gibt Stunden", sagt Rachel zu ihrem Vater, „in denen ich mich mit einer wahren Herzensangst frage: ob ich den Lorberkranz, der jetzt schon meine jugendliche Stirn ziert, immer mit Würde tragen werde; ob der Reichthum, mit dem ich jetzt Euch und so viele beglücken möchte, nicht einst mein Herz verhärten kann; ob der Umgang mit den liebenswürdigen und geistvollen Männern, in dem ich einen so hohen geistigen Genuß finde, nicht auch meinen Sinn bethören wird. ... Aus den Verlockungen, welche sich oft der Armuth und dem Elend nähern, bin ich rein hervorgegangen, werde ich auch denen widerstehen können, mit welchen der Glanz und das neue Leben mich umgibt?" Auf die Bemerkung des Vaters: „Gewiß, mein Kind, wenn du es willst", entgegnet sie: „Aber werde ich es denn wollen? Von dem Wege, den ich von nun an wandle, werde ich nur Gott und mir Rechenschaft geben", schwört aber „im Glauben ihrer Väter zu sterben". Hiermit scheint es, als ob die Verfasserin das künftige Leben der Künstlerin habe charakterisiren wollen, und es ist dies alles, womit wir für die letzten 20 Jahre unserer Heldin, die wir sonach im vorliegenden Werke nur bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahre kennen lernen, abgefunden werden. Wir wollen hierüber mit der Verfasserin nicht rechten; jedenfalls scheint aber der Titel, der die volle Biographie erwarten läßt, nicht ganz passend gewählt. Die Aufgabe, die sich die Verfasserin in dieser beschränkten Weise gestellt hat, war eine belohnende. Der Kampf des Genie mit den ihm entgegentretenden Hindernissen ist um so erhebender, je drückender dieselben auf ihm lasten, und je größerer Energie es bedurfte, sie zu besiegen. Wir freuen uns, versichern zu können, daß die dankbare Aufgabe glücklich gelöst ist. Das Material ist trefflich gruppirt und die Darstellung gewandt und lebendig. Daß über die bedrängten Verhältnisse, unter denen die Künstlerin ihre Jugend verlebte, namentlich aber über die Charaktere ihrer nächsten Umgebung, des Vaters, der Mutter und der ältesten Schwester Sara, ein idealer Anhauch ausgegossen worden ist; daß wir das mühselige Kämpfen der Aeltern um die nothwendigen Lebensbedürfnisse durch ihre strenge Religiosität und die Pflege der frommen Gebräuche, die bittere Nothwendigkeit, die Kinder zum Erwerbe zu verwenden, durch die entgegenkommende Liebe Rachel's verklärt finden, kann den vortheilhaften Eindruck, den der erfolgreiche Kampf hervorbringt, nur erhöhen; und selbst die tiefen Conflicte, an denen sich die Charakterfestigkeit und der Heldenmuth der begeisterten Kunstjüngerin bewährt, sind durch die Liebe ihres jugendlichen Genossen und Freundes Leo, die sie gern erwidern möchte, aber im Interesse der Kunst aufopfert, dargeboten.

Hiermit glauben wir das lobenswerthe Werkchen im allgemeinen genügend charakterisirt zu haben, und es bleibt uns nur noch übrig, auf einzelne besonders interessante Momente in der Kürze hinzuweisen. Hierzu gehört die Schilderung des Anlasses, infolge dessen ihr zuerst beim Ersteigen des steilen Pfades zum Ruhme die hülfreiche Hand geboten wird. Sie singt auf ihrem gewohnten Platze in einer der Straßen von Paris bei rauher Winterweiter Victor Hugo's ergreifendes Gedicht: „Gott ist immer da", und ihr ausdrucksvoller, rührender Gesang führt ihr den trefflichen Professor Choron zu, der sie reichlich unterstützt, zu ihrer künstlerischen Ausbildung durch seinen Unterricht den ersten Grund legt, und ihr bis zu seinem Tode ein treusorgender Freund bleibt. Weniger glücklich war sie beim Professor Prevost, Mitglied des Théâtre français, bei dem sie sich in der Dramatik fortzubilden suchte: „Ihre Blicke ruhen auf dem Professor, aber da er noch immer nicht zu ihr spricht, wagt sie es, sich ihm mit leisen und befangenen Schritten zu nähern, und als er aufschaut, trägt sie ihm erst mit schüchterner, aber bald mit sicherer Stimme ihre glühenden Worten ihre Bitte vor. Der Professor, davon angezogen, erhebt sich; und da er ein wenig kurzsichtig ist, tritt er näher zu ihr hin. Kaum hat er die schwächliche Gestalt, die dürftigen Kleider und das braune, bleiche Gesicht des vierzehnjährigen Mädchens erblickt, als er ganz verwundert fragt: «Du willst Schauspielerin werden? Ich rathe dir, mein Kind, gehe lieber Blumen verkaufen!» Rachel ist vernichtet; ihre Augen füllen sich mit Thränen, aber ihr Stolz unterdrückt sie. Sie macht schweigend eine Verneigung und verläßt rasch das Zimmer."

Später finden wir, auf welche geistreiche Weise sie sich am Professor rächt. Es ist der Tag ihres ersten großen Triumphs, das Debut am Théâtre français, den 12. Juli 1838. Sie hat Hermione gewählt. In jeder neuen Scene entfaltet sich ihr Spiel mächtiger, es reißt mit Allgewalt die Zuschauer hin, die ihr in stürmischem Applaus den Tribut ihrer Bewunderung darbringen. Doctor Véron, der Bourgeois von Paris,

und Jules Janin, „der Fürſt der Kritik", ſind begeiſtert. Demoiſelle Mars ſagt mit inniger Befriedigung: „Sie geht gut", dann mit prahlender Freude: „Sie hört gut!" und ruft endlich „mit unendlicher Satisfaction" aus: „Ach, ſie declamirt nicht, ſie ſpricht!" Das Publikum wird nicht müde, ſie immer aufs neue zu rufen. „Einige Enthuſiaſten ſind im Zwiſchenact hinausgegangen, um die Vorräthe der Blumenverkäuferinnen zu plündern, und als Rachel am Schluß des vierten Acts erſcheint, wird ſie mit Blumen überhäuft. Sie ſammelt ſie, nachdem der Vorhang gefallen iſt, in ihre griechiſche Tunika, und ihre Blicke überfliegen dabei die Reihen der umſtehenden Herren, der Künſtler und Kunſtfreunde, die ſich nach und nach eingeſtellt hatten, um ſich ihr durch den Director Vedal oder den Profeſſor Samſon vorſtellen zu laſſen und ihre Glückwünſche und Huldigungen darzubringen. Sie empfängt ſie mit einem Anſtand und einer Sicherheit, als hätte ſie immer nur in den vornehmſten Kreiſen ſich bewegt, doch ſcheint ſie unter den Umſtehenden nach einem zu ſpähen, den ſie ſeit dem Beginn des Stücks bemerkt hatte. Endlich findet ſie ihn. Es iſt Herr Prevoſt, Mitglied des Théâtre français, der ihr einſt ſtatt ſeines Unterrichts einen ſo verletzenden Rath gegeben hatte. Er ſteht an eine Couliſſe gelehnt und hat faſt den ganzen Abend ſeine Stelle nicht verlaſſen; das Intereſſe, das Rachel ihm einflößt, ja vielleicht die Bewunderung für ſie feſſelt ihn. Sie nähert ſich ihm und wirft ſich mit einer bezaubernden Anmuth vor ihm auf die Knie. Indem ſie ihm verſchiedene Blumenbouquets überreicht, ſagt ſie mit einer graziöſen Koketterie: «Ich habe Ihren Rath, mein Herr, befolgt; ich verkaufe Blumen, wollen Sie einige haben?» Der Profeſſor erhebt lächelnd, doch beſchämt, die junge Künſtlerin und bezeigt ihr ſeine Freude, ſich ſo ſehr geirrt zu haben."

Von nun an folgen Tage des ungetrübten Glanzes. Bis dahin wurde unter harten Entbehrungen der Armuth ihr künſtleriſches Streben bald durch die ermuthigendſten Anerkennungen erhoben, bald durch die empfindlichſten Demüthigungen gekränkt, aber nie gebeugt.

„Aus dem königlichen Palaſt der Bühne, aus dem blendenden Licht der Foyers und dem glänzenden Kreis, deſſen Mittelpunkt ſie ſoeben noch geweſen war, tritt ſie bald darauf in die dürftige mattbeleuchtete Stube der Aeltern, in der nicht einmal ein Divan die erſchöpfte Künſtlerin aufnehmen kann. Alle Zeichen der Entbehrung und Armuth betrachtet ſie heute mit freudigen und ſtolzen Blicken. Sie beruhigt die Mutter, die es ſich zum Vorwurf macht, nichts für ihren Empfang bereitet, nicht für ein Souper oder eine Erfriſchung geſorgt zu haben. Sie umarmt den Vater, der ſie weinend umſchließt, und ruft triumphirend: «O nun iſt alles Schwere überwunden! Nicht die Entſagung, aber die Sorgloſigkeit ſoll von nun an unter uns herrſchen.»"

Unter denjenigen Männern, die früh ihre künftige Größe erkannt hatten, und einen wohlthätigen Einfluß auf ihre künſtleriſche Ausbildung ausübten, gehört Saint-Aulaire, der ſich durch ſeinen unerſchütterlichen Glauben an ihr Talent bewährte. In ſeiner Schule mußte ſie einſt vor „dem claſſiſchen Areopag des Conſervatoire" mehrere Stellen recitiren. Man fand die Betonung der Verſe nicht übel und urtheilte, daß, „wenn ſich ihr Geſchmack geläutert und ihr dramatiſches Verſtändniß erſchloſſen haben würde, ſie eines Tags die Vertrauten werde ſpielen können". Dagegen erklärten ſie die Herren Profeſſoren für unfähig in der Tragödie, und warfen ihr vor, daß ſie die Verſe mit zu vieler Kühnheit und Freiheit recitire. Aber ſchon lange vorher hatte ihr die Herzogin von Abrantes geſagt: „Wenn man wie Sie, Mademoiſelle, ſpielt, iſt man berufen, das Théâtre français zu regeneriren." Und während ſie im Jahre 1837, als ſie um ein Engagement in dieſem Theater nachſuchte, von Jouſtin Delaſalle mit der harten Antwort: „Du willſt im Trauerſpiel auftreten? Welche Dummheit! Haſt du Organ, ſo komme ins Ambigu!" zurückgewieſen wurde, legt ſie im Jahre 1838 in einem Comité von Schauſpieldirectoren und Künſtlern, in welchem Mademoiſelle Mars dem Vorſitz führt, Probe ab und „wird von dieſer durch einen Kuß zur Collegin auf der Bahn des Ruhms und zu ihrer Nachfolgerin in der Gunſt des Publikums eingeweiht".

Die Prophezeiung der Herzogin von Abrantes erfüllte ſich. Der berühmte Samſon, unter dem ſie ihre mit bewunderungswürdigem Eifer betriebenen unermüdlichen Studien fortſetzte, gab ihr die letzte Weihe, und das franzöſiſche Publikum ſah die claſſiſchen Größen wieder auf der Nationalbühne erſcheinen, und ließ ſich durch Rachel für ſie begeiſtern. Der Zeitpunkt war inſofern günſtig, als mit dem Reiz der Neuheit der Zauber, der die romantiſche Schule umgab, zu ſchwinden begann; aber alles, was je der Genius ſchuf, lag nach Zeit und Umſtänden im Keime vorgebildet und wartete des Meiſters, der es hervorrief. Daß Rachel die Claſſiker aufs neue verherrlichte, war ihre künſtleriſche Großthat, die ihr in der Kunſtgeſchichte für alle Zeiten einen bleibenden Namen ſichert.

Das nun zu beſprechende Werk: „Cornelia", von Dorothea von Paſchkowsky (Nr. 2). gehört rein in das Gebiet der Erfindung, und der Stoff iſt dem Privatleben entnommen. Es wird uns hier ein Frauenleben gezeigt, wie deren die Wirklichkeit genug darbietet, eine ſonnige Jugend, ein Fallen und ein Auferſtehen. Der Schluß aber mag ſeltener in der wirklichen Welt vorkommen; denn an die ſittliche Erhebung und langes Leid knüpft ſich in unſerer Erzählung auch neue irdiſche Wohlfahrt und ein glückliches Ende. Wir haben gegen dieſen Schluß nichts einzuwenden, und finden ſtets einen echt menſchlichen Zug darin, wenn menſchliche Tugend ſich nicht zu ſtolz dünkt, menſchlicher Schwäche die Hand zu reichen: einem Herzen, das den vollen Frieden in Gott wiedergefunden, gleichviel ob es in eines Mannes oder eines Weibes Bruſt ſchlägt, den vollen Frieden auch auf Erden wieder zu bieten und chriſtliches Vergeſſen und Vergeben über den Wahnbegriff unwiderruflich verlorener Ehre den Sieg davontragen zu laſſen.

Die Behandlung des Stoffs iſt nicht durchgängig gleich, die ſpätern Partien ſind anziehender geſchrieben als die erſten Abſchnitte des Buchs, bei denen die Anlage verfehlt iſt. Hier iſt alles, was die Spannung des Leſers unterhalten, ſein Intereſſe im Laufe der Erzählung ſteigern könnte, in der Expoſition der Fabel ſchon vorausgenommen. Das Tagebuch der Heldin (welches den größten Theil des Werks bildet) wiederholt nur in ausführlicher Schilderung das, was wir aus den Mittheilungen des Arztes bereits wiſſen. Soll bei einer derartigen Behandlung des Stoffs das Intereſſe ungeſchwächt bleiben, dann bedarf es einer ganz vorzüglichen Charakteriſtik, einer ganz beſondern Schärfe und Tiefe der Reflexion, einer ganz beſonders gewandten und formell ſchönen Darſtellung. Alle dieſe Vorzüge ſuchen wir in der „Cornelia" vergebens. Nicht als ob die Verfaſſerin geradezu in die entgegengeſetzten Fehler verfallen wäre; ſie erhebt ſich hier und da ſelbſt über das Niveau des Mittelmäßigen, aber die ſeltener vorkommenden tiefern Gedanken und geiſtreichen Bemerkungen verlieren ſich in der Fülle und Breite des Flachen und Gewöhnlichen zu ſehr, als daß ſie für das Urtheil im ganzen beſtimmend ſein könnten. Auch bleibt trotz aller Breite manches unklar und verworren. Cornelia iſt die Pflegeſchweſter zweier Brüder und wird von beiden geliebt. Die Heftigkeit der Leidenſchaft führt zum Brudermord. Der Mörder erlangt die Hand Cornelia's, die erſt nach Jahren durch Beobachtung des Gatten im ſomnambulen Zuſtande das Verbrechen entdeckt. In den Reflexionen, die dieſer Entdeckung folgen, leſen wir: „Wer war's anders, als die Hand der Nemeſis, die dieſer kleinen Zufälligkeiten bedurfte, um ein großes, jahrelang verſchwiegenes Geheimniß zu enthüllen, das ſonſt ewig verborgen geblieben wäre in Nacht und Vergeſſenheit? Wer anders, als ihre rächende Hand weckte die Gattin und hieß ſie dem Gatten folgen auf ſeinem nächtlichen Gange und Zeugin einer Scene werden, die nur ihr verſtändlich ſein konnte?" Und fünf Zeilen ſpäter heißt es: „Jetzt lernte ich auch den Vater verſtehen, welcher mir ſo oft hart und ungerecht erſchienen war, und im tiefſten Herzen bat ich ihm ab, was ich ihm vorgeworfen hatte aus Unwiſſenheit und Verblendung."

Also hatte der Vater das „sonst ewig verborgen gebliebene" Verbrechen auch gewußt. Wie aber diesem das Geheimniß, das uns gleich zuvor als bisher verhüllt dargestellt wird, doch schon lange zuvor offenbar wurde, darüber wird nirgends trotz der sonstigen Ausführlichkeit der Darstellung auch nur mit einem Worte berichtet.

Aehnliche Widersprüche finden sich in der Schilderung der Charaktere. Gegen das letzte Drittheil der Erzählung hin treten die Schattenseiten gegen die Lichtseiten in den Hintergrund, die Verfasserin weiß das Interesse dauernder zu fesseln und man legt das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand.

Bei größerer Feile würde sich das Talent der Verfasserin in vortheilhafterm Lichte gezeigt haben: dies gilt selbst für die äußere Form der Darstellung, rücksichtlich deren wir nur eins hervorheben wollen, nämlich den unpassenden Gebrauch, der häufig von den Fremdwörtern gemacht werden ist. Sie sind nicht ganz zu vermeiden; sie mögen in Fällen, wo die Erzählung ihren ruhigen Verlauf hat, wo ein historischer Faden abgesponnen, über Künste und Wissenschaften verhandelt wird, ihren Platz behaupten; aber bei gewissen Schilderungen sind sie unerträglich, namentlich überall da, wo einer starken, tief innerlichen Empfindung Ausdruck gegeben werden soll, wo die Leidenschaft, der Schmerz, irgendein gewaltig erregtes Gefühl das erschütterte Herz sprechen läßt. In solchen Fällen verlangen wir reine Natur, und das Fremdwort tritt wie ein schriller Mißklang in die Seelenstimmung, in die wir versetzt werden sollen, herein. Solchen Störungen begegnen wir in „Cornelia" öfters: so z. B. in dem Schuldbekenntniß des Brudermörders; er schildert die Scene, die zu dem Morde Veranlassung gegeben, das Zusammentreffen des Bruders mit Cornelia: „Sie sucht Blumen — andere — mehr. Eine Rose schneidet sie ab, — so schön, wie der Herbst sie bietet — dann kehrt sie zu ihm zurück. Ich kann sie en face betrachten!" Fühlt die Verfasserin nicht, daß sie mit diesem en face die ganze Poesie der Leidenschaft zerstört, daß sie einen ernüchternden Scenenwechsel eintreten läßt und die abgerissenen Seufzer eines gebrochenen Herzens mit Salonphrase verbrämt? Ebenso störend ist das kurz darauf folgende: „Da, o da, in dem Moment hatte der Teufel eine Acquisition gemacht. Mein Leben war ihm verfallen."

An eine weibliche Feder erinnert der häufige Verkehr mit dem Spiegel. Dies und die wiederholte schmeichelhafte Personalbeschreibung nimmt sich an dem Lebensbilde des Arztes um so eigenthümlicher aus, als dieser in der ersten Person sprechend eingeführt und somit zum Lobredner seiner selbst gemacht wird. Kurz es scheint, als ob die Verfasserin sich etwas habe gehen lassen und als ob sie Tüchtiges und Werthvolles zu liefern im Stande wäre, wenn sie sich die Aufgabe höher stellte und an deren Lösung mit tieferm ästhetischen Ernste heranträte.

Das Lebensbild „Auguste" (Nr. 3), von Ottilie Wildermuth, fußt auf wirklichen Thatsachen. Die Verfasserin schildert uns hier das Leben einer Freundin, ein sehr einfaches Leben, wie sie selbst in der Vorrede sagt, dessen ganze Aufgabe es gewesen, zu lieben und zu leiden, daher die Schilderung mehr ein Seelenbild als ein Lebensbild sei. Damit ist der Charakter des Buchs im allgemeinen richtig bezeichnet; um aber denselben noch etwas genauer festzustellen, fügen wir hinzu, daß die Geschilderte als ein vernünftiges Weib, als eine Mutter und Gattin von praktischen, gesunden Anschauungen, und, in der Trübsal, als eine freudige Dulderin auftritt. Wir nannten die Verfasserin in einer frühern Besprechung die Missionarin der Zufriedenheit (vgl. Nr. 1 d. Bl. f. 1857); auch in dieser Lebensbeschreibung finden wir sie als solche wieder, und daß sie sich im gegenwärtigen Falle nicht auf dem Gebiet der Erfindung bewegt, sondern Wahres und Erlebtes berichtet, kann unsere Theilnahme nur erhöhen. Nach der schönen Tendenz, die sich die Verfasserin zu ihrer schriftstellerischen Aufgabe vorgezeichnet zu haben scheint, unter Anknüpfung an das Alltägliche und Gewöhnliche Geist und Gemüth auf ein höheres, inneres Seelenleben, wie sich dasselbe auch unter getreuester Beobachtung jener einfachen und geringen Pflichten entwickeln kann, hinzuführen, und alles Düstere und Schmerzliche durch die Freuden, die eine solche Lebensauffassung darbietet, zu verklären, finden wir es sehr natürlich, daß sie sich dem Seelenleben, das sie vor uns aufrollt, mit ganz besonderer Vorliebe zuwandte, und wissen es daher zu entschuldigen, wenn sie sich durch diese Zuneigung verführt, oft etwas zu breit ergeht und hier und da Details mit eingeflochten hat, welche weder ein allgemeines Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet sind, noch als Züge zur Vervollständigung der Charakteristik dienen können. Hauptsächlich trifft dieser Vorwurf den ersten Theil des Buchs; wir könnten dafür manche Belege darbieten, unterlassen es aber, weil dergleichen einzelne und abgerissen hingestellte Partien leicht einen Eindruck hervorrufen könnten, den wir um so mehr vermieden zu sehen wünschen, je wohlthätiger und befruchtender die Lectüre auch dieses Werkchens der Verfasserin auf den Leser zu wirken geeignet ist. Wir sehen einen liebenswürdigen weiblichen Charakter in hellen und trüben Tagen an uns vorübergehen, wir sehen die Trägerin desselben namentlich stark in den Prüfungen, die der Verlust lieber Angehöriger, Krankheit und ein früher, lange vorausersannter Tod ihr auferlegen, und freuen uns mit ihr des guten Grundes, auf dem sie fußte, eines fröhlichen Herzens und eines klar besonnenen, innigen und christlichen Gottvertrauens. Hören wir sie selbst in Aphorismen aus ihren trüben Tagen:

„Immer ist auch der Schmerz um Dahingeschiedene ein sehr selbstsüchtiges Gefühl. Härtere Schmerzen gibt es, ein Geliebtes leiden zu sehen. Das ist eine schwere Prüfung um die Nacht, die ich am Bette des Kindes verwache. Krampfleiden sind furchtbare, dämonische Sachen, ich habe an mir selbst hierin die ersten Erfahrungen gemacht. Der Wille und anhaltendes Gebet sind die alleinige Gegenwehr." Und an einer andern Stelle: „Leiden ist ein großes Förderungsmittel des ehelichen Glücks: ich durfte das schon öfter erfahren und sage es mit voller Wahrheit, daß ich die glückseligsten Stunden in meinem Ehestand, die Harmonie der Seelen, am meisten in den tiefsten Leidensstunden genießen durfte. Da fühlt man wahrhaft, was man gegenseitig an sich hat. Heitere sorglose Tage bringen einen leicht auseinander, man wird sich fremd, ohne es zu wollen."

Ihr Trost ist: „Ich muß nicht leiden, ich will leiden!" In diesem einzigen kleinen Sätzchen liegt eine unendliche Wahrheit. Wir möchten es dreifach unterstrichen hervorheben, denn das Quidproquo, das will für das muß, ist ein Stein der Weisen für jeden Leidenden, den er zu seinem größten Vortheil nicht genug zu berücksichtigen vermag. In das Album ihrer Pflegetochter schrieb sie: „Das höchste Geschenk Gottes sind leichte, freundliche Wege, die er uns führt, und ein helles Auge, seine Wege zu sehen und sie mit dankbarem Herzen zu wandeln. Wenn du heiter und fröhlich diese Wege gehst, nimmt dir die Welt dies häufig übel und nennt es Leichtsinn. Gutes Kind, laß dich solches nicht anfechten! Ein Kind, welches murrt, wenn es der Vater mit Lust zieht, kann ihm unmöglich gefallen. Darum wandle immerhin heiter deine Wege, und genieße in Unschuld die Blumen, die zur Seite blühen, vergiß aber darüber deine hohe Bestimmung nicht. Und wenn nach vielen lichten Tagen sich der Himmel umzieht, so sei auch am trüben Tage fröhlich und guter Dinge, und bedenke, daß unsere Schicksale unmittelbar aus der Hand Gottes kommen und uns in jeder Lage dem Ziel der Vollendung näher rücken sollen."

Ihre letzten Verfügungen vom Sterbebett aus sind ebenso einfach als beherzigenswerth: „Liebe Emilie", hat sie, „halte dir immer unter den Sorgen der Haushaltung ein Stück blauen Himmels frei, sieh nach oben! Ihr aber, meine Töchter, vergeßt nicht das Oel des Geistes in euern Lampen, denkt an die thörichten Jungfrauen! Ich weiß nicht wie es euch geht, aber denkt daran, daß man im redlichen Fleiß und Sorge für andere am besten innern Frieden bewahrt und in jeder Lage glücklich ist. Und du, lieber Mann, mache aus zu großer Sparsamkeit den Kindchen nicht ihr Werk schwer. Zeige ihnen Vertrauen; sieh nicht

zu genau nach, daß die Kinder nicht erschrecken, wenn sie deinen Tritt hören." Dem ältesten Sohne, dem Juristen, ruft sie zu: „Du hast einen schönen, ehrenvollen Beruf, führe ihn recht und ehrenhaft vor Gott und Menschen, nimm dich freiwillig der Unterdrückten an und erkenne auch im Verbrecher noch den Menschen." Dem zweiten Sohne, dem Kaufmann, gilt das Wort: „Du bist bloßer Haushalter über Gottes Güter, sorge vor allem für die unsterbliche Seele; was du erwirbst, soll dir und der Menschheit dienen, laß es nicht zum Herrn über dich werden."

Ihr Leiden war lang und schwer, die Furcht vor dem Tode war überwunden, er hatte eine willkommene Gestalt in ihrer Seele gewonnen; da zeigten sich noch einmal schwache Lebenshoffnungsschimmer. Aber sie mochte sich nicht mit ihnen befreunden. „Ach, nehmt mir's nicht übel", bat sie, „aber seht, es ist mir wie einem Kinde, das sich auf eine Reise freut, alles ist eingepackt, man hat sich angekleidet und wartet, und wartet vor der Thür, und der Wagen kommt immer noch nicht. Wenn es dann zuletzt hieße: ziehe dich wieder aus, du mußt dableiben; seht das ist doch traurig!" Sie zog sich nicht aus, behielt aber trotzdem für das Leben, mit dem sie abgeschlossen, für Gegenwärtiges und für heitere Momente aus der Vergangenheit ein gleich offenes Gemüth. „Wer oft unser herzliches Lachen gehört", sagt die Verfasserin, „hätte nicht geglaubt, daß es aus einem Sterbezimmer komme." Auch bildete sie sich nichts auf die besondern Prüfungen ein, die sie zu bestehen gehabt. „Ein Geistlicher las ihr das schöne Lied: «Endlich bricht der heiße Tiegel.» Bei dem Schlusse: «Zu des Himmels höchsten Freuden werden nur durch tiefe Leiden Gottes Lieblinge verklärt», schüttelte sie den Kopf: «Gefällt mir nicht.» — «Warum nicht?» — «Ich will kein besonderer Liebling Gottes sein, wir sind alle seine Kinder.»" Hier ist echte, gesunde Religiosität, im Leben bewährt, einfach und naturwahr dargestellt. Die Verfasserin sagt: „Wie viel sich dagegen einwenden läßt, welche Ueberwindung es kostet, solche uns ganz eigene und heilige Erinnerungen hinauszugeben in die Welt, das habe ich selbst vielleicht am tiefsten gefühlt. Aber ich glaubte nicht gegen den Sinn der Seligen zu handeln, die sich gefreut hätte, zu denken, daß da und dort eine gedrückte Seele sich aufrichte an der Kraft und dem Segen, die ihr Sterbelager erleichtert." Möge dem Buche der gehoffte Erfolg nicht fehlen.

Anhangsweise erwähnen wir einer uns bei den besprochenen biographischen Romanen mit vorliegender Erzählung: „Bianca Candiano" (Nr. 4), von Adolf Glaser, weil sie ebenfalls mehr skizzirte Charakteristik der Heldin, als allseitig abgerundete Erzählung ist. Wir finden in Bianca Candiano eine Fürstin, welche nach verrathener Liebe eine edelmüthige Resignation an den Tag legt und, anstatt Vergeltung zu üben, auch auf den Thron verzichtet, um ihren Schmerz im Kloster zu Ruhe zu bringen. Der Stoff hätte, geschickt benutzt, zu einem interessanten psychologischen Gemälde verarbeitet werden können; allein theils stützt sich die Verwickelung auf eine völlig unhaltbare Situation, theils ist die Ausführung so wenig gelungen, daß wir nicht im Stande sind, etwas zur Empfehlung der Schrift zu sagen. Die Charakteristik ist durch mehrfache Taktlosigkeiten, von denen einige selbst auf Rechnung der sonst am glücklichsten gezeichneten Heldin kommen, beeinträchtigt, in den Reflexionen ist Richtiges und Unrichtiges durcheinander gemischt, der Dialog gedehnt, und den Persönlichkeiten, namentlich was die Feinheit, Gemessenheit, Gewandtheit und Sicherheit anlangt, die man bei den vorgeführten Charakteren vorauszusetzen hat, nicht entsprechend. Ein Beispiel genügt für viele. Die Hauptpersonen neben der Heldin, der regierenden Fürstin, sind die Stiefmutter derselben, die verwittwete Fürstin und deren Tochter, die Prinzessin. Es sind Unterhandlungen angeknüpft, die zur Vermählung des Prinzen Alfons mit der Prinzessin führen sollen. Der letztere entdeckt aber bei seinem persönlichen Erscheinen in der regierenden, noch unvermählten Fürstin eine frühere Geliebte, und so die Pläne der verwittweten Fürstin werden hierdurch nothwendig durchkreuzt. In dieser Situation finden wir den Fürsten Alfons, die verwittwete Fürstin und die Prinzessin einander gegenüber. Und was ist der Stoff der Conversation? Der Fürst erzählt 20 Seiten hintereinander fort die Lebensgeschichte seines Hofmeisters, der weder vorher noch nachher in die mindeste Beziehung zur Fabel der Erzählung gebracht ist, schildert seinen Eintritt in ein Kartäuserkloster, nimmt davon Gelegenheit, sich über die Regeln dieses Ordens und die bald strenge, bald minder strenge Beobachtung derselben des Weitern zu verbreiten, wobei die Damen unter anderm erfahren, daß dem Novizen das wollene Oberkleid, der Strick von Pferdehaar und die wollenen Strümpfe anfangs unerträglich gewesen, daß der Novizenmeister ihm angerathen, sich durch Holzsägen in Schweiß zu bringen, daß er dies mit der größten Heftigkeit gethan und daß das Mittel angeschlagen habe, und schließt endlich mit der Bemerkung: „Ich vergaß, daß meine Geschichte zu lang ist, um unterhaltend sein zu können, ich muß daher um Entschuldigung bitten, wenn ich Ihre Geduld ermüdete. Gestatten Sie mir jetzt, mich zu entfernen."

Auch wir verabschieden uns in derselben kurz abgebrochenen Weise vom Verfasser, wir würden sonst ebenso wie er unsere Leser um Entschuldigung bitten müssen, und es bedarf nach der gegebenen Probe keiner weitern Belege, um das eben ausgesprochene Urtheil zu begründen. 18.

Zur Erinnerung an Jung-Stilling.

Aus den Papieren einer Tochter Jung-Stilling's. Barmen, Langewiesche. 1860. 8. 22½ Ngr.

Die Herausgeberin bemerkt im Vorwort: „Die hier mitgetheilten Erinnerungen an eine schöne Vergangenheit wurden nicht geschrieben, um dem Drucke übergeben zu werden; sie sollten bei festlichen Gelegenheiten eine geliebte Schwester erfreuen. Da dieselben nun in dem trauten Kreise, der sie umgab, Anklang gefunden, da manche Stillings-Freunde wol gern noch einen Rückblick in jene ihnen theuer gewordenen Räume und Zeiten thun, so gedachte ich sie am Abend meines Lebens als freundliche Abschiedsgrüße denselben zu übergeben." Die erste Abtheilung des Buchs besteht aus „Zwölf Bildern aus der Vergangenheit", darunter: „Das Vaterhaus", „Die Hausfreunde", „Der Geburtstag", „Das Institut", „Der Weihnachtsabend im Jung'schen Hause", „Die silberne Hochzeit", „Stilling's und Elisens letzte Stunden" u. s. w. Die Skizze „Das Vaterhaus" enthält einige anziehende Mittheilungen über Jung-Stilling's Gesinnung und Charakter, über sein Verhältniß zu Religion, Natur, Musik, wie zu seiner vortrefflichen Gattin Elise und zu seinen Kindern, darunter auch sein „Glaubensbekenntniß", wie er es in einem Briefe an einen seiner Freunde niedergelegt hat: „Meine theoretische Religion hat sich auch endlich rectificirt und simplificirt: Jesus Christus ist der Gott der Menschen, ihr Erlöser, anbetungswürdig, das höchste Ziel meiner Nachahmung, wozu mich der feste Glaube an ihn und die Liebe zu ihm fähig macht. Wer nicht so denkt, doch aber gut ist, den liebe ich; wer so denkt, nicht aber so thut, den meide ich; wer aber weder glaubt noch liebt, den dulde ich." Unter den Hausfreunden Jung-Stilling's erblicken wir auch einen Sturza; dieser, „eine kleine, unscheinbare Figur mit einer förmlich orientalischen Physiognomie, saß hier in scharlachrothem Gourkleide, mit breiten goldenen Tressen besetzt. Mit tiefdenkender Miene sprach er sich in geistvoller Weise über die Dreieinigkeit aus, und verlieh diesem schwierigen Thema durch ausgezeichnete Klarheit ein doppeltes Interesse. Christine (die jüngste kränkliche Tochter Jung's) erinnert sich nur noch so viel, daß ihr oft das Strickzeug dabei in den Schos sank, und daß sie mit offenem Munde das kleine seltsame Wesen anstaunte." Auch Max von Schenkendorf brachte mit den Seinigen in Baden mit Jung-Stilling's Familie einen schönen Sommer im traulichsten Verkehre zu, und hierauf zunächst bezieht sich ein schönes Gedicht Schenkendorf's, welches unter dem Titel „Abschied an

Stilling" eine Zierde der zweiten Abtheilung „Gesammeltes" bildet. Es finden sich darin unter anderm folgende Strophen:

Fahr' wohl, o Haus der alten Treue,
Fahr' wohl, du gastlich offnes Thor!
Ihr Lieben, täglich schaut aufs neue
Zu euern Bergen dort empor!
Die Berge hab' ich oft durchzogen,
Wenn ich zu spät am Abend kam;
Dort ist so mancher Schmerz entflogen,
Geheilt so mancher bittre Gram.

Ich kann es nimmermehr vergessen,
Wie alles hier so freundlich war,
Wie ich an diesem Tisch gesessen
So manchen Tag und manches Jahr;
Wie Vater Stilling's Augen glänzten
In fröhlich christlichem Gespräch u. s. w.

Außerdem enthält diese Abtheilung noch von Schenkendorf ein Gedicht zur Stilling'schen silbernen Hochzeit, 19. November 1815, „gedichtet und gedruckt zu Köln am Rhein", ein Gedicht von Fouqué an Schenkendorf, „Goldkörner" aus Jung-Stilling's Schriften, Auszüge aus einigen Briefen desselben an die Seinigen, eine Nachricht von einem Briefwechsel Jung-Stilling's mit einem Töchterlein Fouqué's (Marie von Fouqué), das Ehrenzeugniß Goethe's für Jung-Stilling, einige auf des letztern Autobiographie, als „die erste deutsche Dorfgeschichte" bezügliche Strophen aus einem Gedichte Freiligrath's u. s. w. Die dritte bis fünfte Abtheilung enthalten Gedichte, Aufsätze und Erzählungen von der Herausgeberin. Wir begnügen uns mit dieser Notiz, die ohnehin für bloße Weltkinder ziemlich überflüssig sein dürfte, aber hoffentlich hinreichen wird, um Geistesverwandte Jung-Stilling's auf die Schrift aufmerksam zu machen. H. M.

Notizen.

Eine angebliche Geschichte Würtembergs von Schiller.

Es liegt uns die erste Lieferung einer bei Schaber in Stuttgart erscheinenden „Geschichte von Würtemberg bis zum Jahre 1740 von Friedrich von Schiller" vor, deren Authenticität bereits von Robert Prutz im „Deutschen Museum" und zwar auf Grund der bloßen Ankündigung in Zweifel gezogen worden ist. Die Lectüre dieser ersten Lieferung dürfte eher geeignet sein, diese Zweifel zu verstärken als zu heben. Auf dem Titel ist bemerkt: „Zum ersten male im Druck herausgegeben und aus der Würtembergischen Volksbibliothek besonders abgedruckt zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Verfassers." Die Entstehung dieser Geschichte soll in das Jahr 1778 fallen, also, wie im Vorwort bemerkt ist, „in die letzte Zeit von Schiller's Aufenthalt in der hohen Karlsschule", wobei wir bemerken, daß es nicht „hohe Karlsschule", sondern „Militärakademie" heißen muß; denn „Karlsschüler" ist Schiller, buchstäblich genommen, nie gewesen, da unsers Wissens die Anstalt erst nach Schiller's Abgang den Namen der Karlsschule erhielt. Es wird weiter im Vorwort erwähnt, daß dieser Abriß der Geschichte Würtembergs von Schiller auf den Wunsch der Herzogin Franziska, der „hohen Protectorin" desselben geschrieben und von andern Zöglingen der Karlsakademie mit einem prachtvollen allegerischen Titelblatt verziert worden sei. Für diese Angabe wird keine andere Autorität angeführt, als Ottilie Wildermuth, welche in ihrer „Geschichte der Herzogin Franziska" („Würtembergische Volksbibliothek", Hft. 1) diese Behauptung aufstellte. Schon Prutz bemerkt hierüber: „Abgesehen davon, daß sich bisher nirgends die leiseste Spur einer solchen Jugendarbeit vorgefunden, ja daß selbst so fleißige und gewissenhafte Sammler wie Hoffmeister, Boas, Maltzahn u. a. nichts davon gewußt haben, so erscheint auch dies besonders auffallend, daß Schiller selbst dieser Arbeit niemals, auch nicht in seinen vertrautesten Briefen erwähnt." Selbst bei Palleske haben wir vergebens nach einer Erwähnung dieser angeblichen Jugendarbeit Schiller's gesucht. Der ungenannte Herausgeber versichert im Vorwort, dieses Manuscript von einem Freunde der „Würtembergischen Volksbibliothek", einem im deutschen Vaterlande als Künstler hochberühmten Manne erhalten zu haben. Dieser „als Künstler hochberühmte Mann" erhielt das Manuscript im Jahre 1830 von einem Bekannten des Herrn von Böhnen aus dessen Nachlaß, und Herr von Böhnen, Hof- und Reisemarschall der Herzogin, der mit dem am 1. Januar 1811 erfolgten Tode Franziska's von dem König Friedrich des Landes verwiesen wurde und dann zu Regensburg lebte und starb, erhielt es wieder von der Herzogin selbst; doch wird es unentschieden gelassen, ob er es sich nicht vielleicht mit andern wichtigen Papieren Franziska's angeeignet habe. Befremdend ist es, daß sich weder der Herausgeber genannt hat, noch daß er den „Bekannten des Herrn von Böhnen", noch den „als Künstler hochberühmten Mann" mit Namen nennt. Unser Verdacht, daß wir es hier mit einer Mystification zu thun haben und zwar mit einer, durch welche der Herausgeber vielleicht selbst mystificirt wurde, nahm bei der Durchsicht dieser neuen Lectüre nur zu. In diesem reinen und präcisen historischen Stile schrieb man damals nicht; z. B.: „Die Urtheilssprüche geschehen nach den alemannischen Gesetzen und vorzüglich nach der guten alten Gewohnheit einer jeden Grafschaft. Keine Grafschaft konnte in die andere wählen. Römische Rechte waren blos unter den Geistlichen, und nicht unter den Weltlichen üblich; daß aber der Graf aus eigener landesherrlicher Macht Gesetze vorschreiben oder Neuerungen hätte machen können, scheint der Analogie der übrigen Verfassung nicht gemäß zu sein." Dieser Stil ist Errungenschaft einer spätern Zeit. Auch halten wir den jugendlichen Schiller für gänzlich unfähig, eine ganze Geschichte in diesem chronikartigen Stile zu schreiben; er würde bald des trockenen Tons satt geworden sein und seinem Temperament und seiner damaligen Manier getreu seine Arbeit mit allerlei rednerischen Floskeln und überschwenglichen philosophirenden oder moralisirenden Betrachtungen durchflochten haben. Ebenso wenig trauen wir ihm damals die genauen historischen Detailkenntnisse zu, wie sie hier zu finden sind: Kenntnisse, welche diesen Abriß vielleicht zu einem an sich ganz brauchbaren Leitfaden machen. Uebrigens scheint es auf eine ganze Reihe von Lieferungen abgesehen zu sein, da das Unternehmen ausdrücklich ein „Werk" genannt wird, auch bereits ein „anderer rühmlich bekannter Historiker Würtembergs" gewonnen ist, der diese Geschichte „in dem gleichen Geiste" von 1740 bis jetzt fortsetzen soll. Ein (wievielter?) Theil des Ertrags ist für die Schiller-Stiftung und das marbacher Schiller-Haus und Schiller-Denkmal bestimmt.

Die Concurrenz auf dem Gebiete der Bühnenschriftstellerei.

In Braunschweig ist jüngst ein neuer „Robespierre" von S. von Ising wie es scheint ohne besondern Erfolg gegeben worden, und ein braunschweiger Correspondent der wiener „Recensionen" bemerkt auf Anlaß dieser Aufführung: „Der Umstand, daß gerade hier, in der Vaterstadt und dem Wohnorte Griepenkerl's, des ersten deutschen Bearbeiters jenes schwierigen Stoffs, der Versuch gemacht werden sollte, dem neuen Werke Bahn zu brechen, ließ etwas Besonderes erwarten." Als ich diese Notiz las, kam mir sofort der Gedanke, daß sich zwar juristisch durchaus nichts dagegen einwenden lasse, daß es aber doch nicht ganz wohlanständig sei, Stoffe für die Bühne zu bearbeiten, die bereits von einem noch Mitlebenden vor noch nicht gar langer Zeit bearbeitet worden sind. Begreiflicherweise wurde ich in dieser Ansicht noch mehr bestärkt, als ich in der „Europa" las, daß Rosenthal ein Trauerspiel, worin das Verhältniß der schönen Düveke zu Christian II. behandelt ist, bei der Intendanz des Burgtheaters eingereicht habe, und daß es seinen „Connexionen" vielleicht gelingen werde, „die rührende Gestalt des «Mädchens von Amsterdam» auf die Bretter zu bringen"; und daß dies seinen „Connexionen" gelungen ist, wird uns durch eine weitere Mittheilung des obengenannten wiener Blattes bestätigt.

Um kurz zu sein: ich selbst habe diesen Stoff vor beiläufig 20 Jahren in einem Trauerspiel: „Das Täubchen von Amsterdam", behandelt, das im Druck erschienen und auch in Leipzig, Petersburg und andern Orten damals aufgeführt worden ist. Je mehr ich mich infolge jener Aufführungen und gereifterer Erfahrungen überhaupt von den bühnlichen Mängeln meiner Tragödie, aber auch von der Güte des Stoffs überzeugte, um so mehr wurde in mir der Wunsch rege, das Stück mit specieller Berücksichtigung der Bühne noch einmal gründlich um- und durchzuarbeiten und mit dieser Bearbeitung mein Glück von neuem bei der Bühne zu versuchen. Ich fühlte mich hierzu um so mehr ermuthigt, da Heinrich Laube, der jetzt Mosenthal's Trauerspiel „Das Düveke von Amsterdam" angenommen hat, gerade im Hinblick auf mein „Täubchen von Amsterdam" in der „Zeitung für die elegante Welt" seinerzeit bemerkte, daß die Directionen auch mich „auf dem Gewissen hätten". An diese beabsichtigte Umarbeitung zu gehen, hat es mir bisher an der erforderlichen Muße gefehlt, aber aufgegeben hatte ich den Plan bis zuletzt nicht, um so weniger, da ich von verschiedenen Seiten wiederholt dazu aufgefordert oder ermuntert wurde. Es ist nun sehr glaublich, daß Mosenthal ein bühnengerechteres Stück aus dem Stoffe gemacht haben wird als ich, da ich zu der Zeit, als ich es schrieb, noch nicht mit den Erfordernissen der Bühne hinlänglich vertraut und in manchen Traditionen der romantischen Schule und des „Shakspeare-Gebet befangen war. Insofern aber sein Stück sich auf den Bühnen einbürgern sollte, wäre mir dadurch die Hoffnung, einer neuen Bearbeitung meines ältern Stücks neben dem seinen auf den Bühnen Geltung zu verschaffen, und damit auch der Muth zu einer neuen Bearbeitung für immer benommen. Hierin liegt doch wol eine gewisse Beeinträchtigung meines Eigenthums, so fest ich auch überzeugt bin, daß Mosenthal's Bearbeitung mit der meinigen, von der er ja möglicherweise vielleicht nur den Titel kennt, nicht die entfernteste Aehnlichkeit haben wird. Ich ergreife in dieser Angelegenheit das Wort theils aus persönlichen Gründen, da ich weiß, daß in solchen Fragen in Deutschland jeder Benachtheiligte für sich selbst einstehen muß, theils aus allgemeinen, nachdem ich schon früher in manchen Fällen, auch ohne dabei persönlich interessirt zu sein, in d. Bl. rügend hervorheben mußte, daß das Jagen nach Stoffen, auch wenn sie von andern kurz vorher bearbeitet worden, daß die Aneignung und Ausbeutung fremder Ideen, daß die Lust, andern Concurrenz zu machen und sie zu überbieten, gerade bei unsern dramatischen Dichtern einen sehr beträchtlichen Grad erreicht habe. Unsers Wissens war es Franz Brendel, der einmal in seinen „Anregungen" versicherte, daß unter den Künstlern und namentlich unter den Tonkünstlern doch immer noch mehr collegialischer und uneigennütziger Sinn und größeres Anstandsgefühl herrsche, als unter den Schriftstellern und Dichtern. Nun, ein glänzendes Beispiel von Entsagung zu Gunsten eines Collegen gab unter andern der verstorbene Spohr, der, wie wir jüngst lasen, bereits begonnen hatte, einen von Jhlée verfaßten Operntext in Musik zu setzen, dem die Freischütz-Sage zu Grunde lag, aber sofort seine Arbeit beiseite legte und für immer liegen ließ, als ihm die Kunde wurde, daß Weber ebenfalls mit einem „Freischütz" beschäftigt sei. Mosenthal selbst hat sich schon mehrfach, wie ihm nachgewiesen worden, fremder Ideen bemächtigt, z. B. im „Sonnwendhof" und in seinem letzten phantastischen Drama: „Das gefangene Bild." Mosenthal kann sich freilich zu seiner Entschuldigung auf Charlotte Birch-Pfeiffer berufen, welche bei ihrem Geschäft, die Ideen und Erfindungen anderer zu benutzen, mehr ihren Geldbeutel als ihr Gewissen beschwert fühlt. Wir für unsere Person erblicken in diesem Treiben einen leidigen Fluch des Epigonenthums, eine betrübende Folge jener wenig collegialischen Concurrenzmacherei, die dann eintritt, wenn den Dichtern die Erfindungsgabe, aber nicht die Lust zu dichten ausgehen beginnt, wenn sie nicht durch ihren Genius, sondern durch äußere Motive dazu getrieben werden, Bühnenstücke zu liefern und interessante Stoffe auszupressen und abzunutzen. Im übrigen ist es weniger bedenklich, Novellen in Dramen zu verwandeln, als neuern Dramen, die vielleicht noch nicht ihre vollständige Geschichte hinter sich haben, Dramen desselben Inhalts nachzudichten und zur Seite zu stellen. **H. M.**

Bibliographie.

Christianus, Das Evangelium des Reichs oder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Reiches Gottes auf Erden. Nach den neuesten Forschungen zusammengestellt und frei bearbeitet. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Conze, A., Reise auf den Inseln des Thrakischen Meeres. Mit 21 lithographirten Tafeln. Hannover, Rümpler. 1860. Gr. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dreher, H., Hochzeit oder Festung? Original-Lustspiel in drei Acten. Wiesbaden, Limbarth. 8. 15 Ngr.

Dusenschön, H., Kooplüüd-Driewark. En Nymels to'n Declameern in'n Comtohr un op de Börs. Altona, Verlags-Büreau. 8. 2 Ngr.

Herders Reise nach Italien. Herders Briefwechsel mit seiner Gattin, vom August 1788 bis Juni 1789. Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. von Herder. Gießen, Ricker. 8. 2 Thlr.

Neigebaur, J. F., Eleonore d'Olbreuse, die Stammmutter der Königshäuser von England, Hannover und Preußen. Ermittlungen zur Geschichte ihrer Heirath mit dem Herzoge von Braunschweig-Celle und dermaliger Zeit, in besonderer Beziehung auf Ebenbürtigkeitsheirathen. Mit dem Bildniß der Herzogin Eleonore. Braunschweig, Leibrock. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Nordenflycht, Hedwig Charlotte von, Ausgewählte Dichtungen. Aus dem Schwedischen von F. O. Freih. von Nordenflycht. Berlin, Decker. Gr. 16. 24 Ngr.

Oelckers, T., Sieben Märchen. Leipzig, O. Wigand. 1860. Gr. 16. 24 Ngr.

Rütjes, H., Die letzten Dinge des Menschen. Fastenpredigten. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 11 Ngr.

Saltikow, Skizzen aus dem Russischen Provincialleben. Deutsch von A. Mecklenburg. Zwei Theile. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Scherr, J., Geschichte der deutschen Frauen. In drei Büchern nach den Quellen. Leipzig, O. Wigand. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schwerdt, H., Schiller's Geburtstag, oder: „Ich habe gelebt und geliebet." Biographische Erzählung. Leipzig, Mendelssohn. 8. 22½ Ngr.

Stoeber, A., Chr. Fr. Pfeffel, der Historiker und Diplomat. Blätter zu dessen Erinnerung herausgegeben. Mülhausen. Gr. 8. 10 Ngr.

Tissot, C., Der Teufel in Paris. Bilder aus dem Pariser Gesellschaftsleben. Nach dem Französischen. Zwei Bände. Berlin, Nelte, Böltje u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Lande, gesammelt und herausgegeben von H. Sudendorf. 1ster Theil. Bis zum Jahre 1341. Hannover, Rümpler. Gr. 4. 4 Thlr.

Volksbelustigungen und Mummenschanz der alten ehemaligen Reichsstadt Nürnberg. Text von P. Körber. Illustrirt von O. Schäffer. Fürth, Löwensohn. Qu. Fol. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsches Volksbuch zu Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben von A. Mettler. 1ster Jahrgang. Mit dem Porträt A. von Humboldt's in Stahlstich und vielen Holzschnitten. Hamburg, Kittler. 1860. 8. 8 Ngr.

Weilen, J., Tristan. Romantische Tragödie in fünf Aufzügen. Breslau, Max u. Comp. 1860. 8. 1 Thlr.

Weizsäcker, J., Der Kampf gegen den Chorepiskopat des fränkischen Reichs im 9. Jahrhundert. Eine historische Untersuchung. Tübingen, Laupp. Lex.-8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften von 4—5 Bogen.

Inhalt des vierunddreißigsten Heftes (Bogen 38—41 des dritten Bandes):

Der Krieg in Italien. Zweiter Artikel. (Schluß.) — **Japan und sein Eintritt in die Völkerbewegung.** Von Karl Friedrich Neumann. — **Ludwig Joseph Anton de Potter.** — **Alexander Freiherr von Bach.**

Kleinere Mittheilungen: Abel (Karl von). — Biarritz. — Brunnel (Isombard Kingdom). — Bulgarin (Thaddäus oder Fadéi Wenediktowitsch). — Cathcart (Charles Murray, Graf). — Devon (William Courtenay, Graf von). — Flüggen (Gisbert). — Gray (Asa). — Krasinski (Graf Zygmunt). — Manke (Johann Heinrich Wilhelm). — Saint-John (Boyle). — Staunton (Sir George Thomas).

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur**, die neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags behandelt.

Das Unternehmen wird fortwährend von der deutschen Presse höchst anerkennend besprochen und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft, im Laufe eines Jahres also 12 Hefte, die zusammen **einen Band** bilden.

Der Preis jedes Heftes beträgt vom zweiten Bande an 6 Ngr. Der **erste** und **zweite Band** (die gewissermaßen den **16.** und **17. Band des Conversations-Lexikon** bilden) werden auch geheftet und gebunden (in denselben Einbänden wie das Conversations-Lexikon) geliefert und sind gleich dem ersten bis achten Hefte des dritten Bandes und einem Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Siebenter (Schluß-) Band in zwei Abtheilungen. 8. Geh. 5 Thlr. Der erste bis sechste Band (1850—57.) kosten jeder 3 Thlr.

Diese Uebersetzung der Werke Platon's von Hieronymus Müller ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht. Mit dem soeben erschienenen siebenten Bande (der unter anderm „Die Gesetze" enthält) liegt das Werk nunmehr vollständig vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Naturhistorischer Schulatlas.

Zugleich mit Berücksichtigung der Technologie.

Für den methodischen Unterricht bearbeitet von

Dr. Carl Arendts.

33 Tafeln, enthaltend 388 Abbildungen in Holzschnitt. Nebst einem erläuternden Texte. 4. Auf feinem Kupferdruckpapier. In Octavformat und in Leinwand gebunden 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit diesem Naturhistorischen Schulatlas soll für den methodischen Unterricht in der Naturgeschichte an Schulen ein ähnliches Hülfsmittel geboten werden, wie solches bei dem Unterricht in der Erdkunde der geographische Schulatlas gewährt. Der Preis für das aus 33 Tafeln und 3 Bogen Text bestehende Werk in einem sehr dauerhaften und praktischen Einbande beträgt nur 1 Thlr. 5 Ngr., sodass dadurch die Verwendung für Schulzwecke ermöglicht und die Einführung wesentlich erleichtert wird.

Vielen Unterrichtsanstalten ist dieser Naturhistorische Schulatlas von den vorgesetzten Behörden empfohlen und daselbst bereits eingeführt worden.

In der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen ist erschienen:

Hausmann, J. F. L., Kleinigkeiten in bunter Reihe. Bemerkungen und Betrachtungen über Gegenstände der Natur und Kunst. Bändchen 2. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Bändchen 1 erschien 1839. Ladenpreis 20 Ngr.)

Ritter, H., Die christliche Philosophie nach ihrem Begriff, ihren äußern Verhältnissen und in ihrer Geschichte bis auf die neuesten Zeiten. Band 2 (Schluß). Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

(Beide Bände kosten zusammen 7 Thlr.)

Welcker, F. G., Griechische Götterlehre. Band 2. Lieferung 1. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Der Umtausch älterer Auflagen des Conversations-Lexikon

gegen die neueste zehnte Auflage (20 Thlr.) unter Zuzahlung von 12 Thlrn.

findet nur noch bis Ende dieses Jahres statt.

Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

Die **zehnte Auflage des Conversations-Lexikon** kann fortwährend auf einmal oder allmählich (in 80 Lieferungen zu 7½ Ngr.) bezogen werden. Eine Ergänzung derselben bildet:

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon, wovon monatlich ein Heft zu 6 Ngr., jährlich ein Band erscheint.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 1. December 1859.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Wolfgang Menzel als Literaturhistoriker. Von Leo Cholevius. — Kingsley's „Hypatia". Von Wilhelm Hemsen. — Zur Charakteristik der nordamerikanischen Indianer. — Der Kartistengeneral Gomez Von Karl Gustav von Berneck. — Die Vinetasage. — Zur Schiller-Stiftung. — Notizen. (Der böse Geist in Goethe's „Faust", Die Bühnen des skandinavischen Nordens.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Wolfgang Menzel als Literaturhistoriker.

Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit von Wolfgang Menzel. Drei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1859. Gr. 8. 5 Thlr.

Der besondere Standpunkt, von welchem der Verfasser die deutsche Literatur betrachtet, und die neue Art der Behandlung des Gegenstandes geben diesem Werke ein eigenthümliches Gepräge. Wir haben eine Klasse von Literarhistorikern, welche man die patriotischen Alterthümler nennen könnte. Das volksmäßig Deutsche und das Christliche sind für sie der Anfang und das Ziel aller Nationalbildung, daher nehmen sie das Maß, nach welchem der Werth aller Dichtungen und Dichter bestimmt wird. Die echte deutsche Poesie hört für sie eigentlich schon mit dem 12. Jahrhundert auf. Denn die stolze Erinnerung an die Zeit der Hoheit des Reichs und der Kirche in der Periode der Hohenstaufen erscheint ihnen bereits dadurch getrübt, daß das Ritterthum und die Ritterdichtung so viele fremde Elemente in sich aufnahmen, daß eine Absonderung des Herrenstandes von dem Volke eintrat u. s. w. Die Literaturgeschichte hat von da ab beständig zu schelten und zu klagen. Die Reformation muß den Vorwurf hinnehmen, daß sie den naiven Glauben vernichtet und das politische Zerwürfniß der Bruderstämme hervorgerufen. Ebenso habe die Befreundung der Humanisten mit der Wissenschaft und der Kunst des classischen Alterthums das Christenthum untergraben, dem Culturleben eine undeutsche Grundlage gegeben und endlich dem Vaterlande eine fremde Kunstdichtung aufgedrungen. Alles, was auf dieser Seite unserer Literatur liegt, wird angefeindet oder verworfen; dagegen sammelt und rühmt man mit Vorliebe die Nachklänge der alten Volksdichtung und verspricht sich eine bessere Zukunft von den patriotischen und christlich frommen Regungen, die mit der neuern Romantik, mit der Lyrik der Freiheitssänger hervorbrechen und gegenwärtig in vielen volksthümlichen und glaubensvollen Dichtungen walten. Dieses ist, im ganzen genommen, auch Menzel's Standpunkt. Mit welchem schrecklichen Fluche belastet er z. B. die Reformation (II, 109):

> Niemals, weder vor- noch nachher, fühlte, dachte, redete und schrieb der deutsche Mensch roher, ungeschliffener, unflätiger als im Zeitalter der Reformation und des ihr nachfolgenden Jahrhunderts. Wie zart waren die Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts gegen die des 15. und 16. In die Atmosphäre der Reformation eingetaucht, vergröberten sich die Geister auf eine ganz merkwürdige Weise, man kann es fast eine Besessenheit nennen. Das Ueberhandnehmen der Teufelsgespenster, der Hexenprocesse, der magischen Künste u. s. w. hängt genau damit zusammen. Nie weder vor- noch nachher hatte der Teufel größere Macht in Deutschland, was selbst die zugeben müssen, welche das wirkliche Dasein des Teufels leugnen und ihn nur in der Einbildung existiren lassen. In die schauerlichen Nachtstücke dieses Zauber- und Gespensterwesens, dieser Scenen in Folterkammern und am Rabenstein pfuschen sodann die lustigen Piccoloflöten der Humanisten hinein, von denen jeder ein kleiner Lucian sein wollte und die alte wie die neue Kirche zugleich verhöhnte, lachende lustige Teufel neben den grimmig grinsenden, wie in den gleichzeitigen Gemälden von Callot und Höllenbreughel.

Wie mäßig war dagegen der erste katholisirende Angriff, welchen Friedrich Schlegel auf die Reformation machte, und dieser suchte seine Behauptungen doch wenigstens durch Gründe zu rechtfertigen, während sich hier unser Urtheil vor einer malerischen Schilderung beugen soll. Wird aber ein solches Zerrbild es uns aus der Erinnerung bringen, welche Versinsterung und Knechtschaft des Geistes das protestantische Deutschland durch die Reformation von sich abschüttelte, welcher Fäulniß der Kirche und des kirchlichen Lebens der Gemeinden durch sie ein Ende gemacht wurde? Es ist ja ein festes Gesetz der Geschichte, daß alle Uebergänge von einer niederern zu einer höhern Culturstufe mit Barbarei bezeichnet sind, daß eine Idee, mag sie die Wissenschaft oder das Volks- und Staatsleben betreffen, oft nicht in hundert Jahren die Masse durchdringt und ihre Umbildung vollendet: darf man daher eine der großartigsten und wohlthätigsten Unternehmungen, welche die Welt gesehen, um der nächsten

Folgen willen und mit alleiniger Hinweiſung auf ihre Mängel als das abſcheulichſte Teufelswerk brandmarken? Menzel ſcheint wirklich geneigt, in dem ganzen Proteſtantismus eine ſeichte, glaubensleere Vernünftelei zu ſehen. Sein Judenhaß hat offenbar zugenommen. In dem ältern Werke: „Die deutſche Literatur" (zweite Auflage, Stuttgart 1836), iſt z. B. Mendelsſohn noch der edle Jude, einer der feinſten und weiſeſten Moralphiloſophen und Erfahrungsſeelenlehrer, würdig, das Vorbild zum Nathan geweſen zu ſein, das Toleranzdrama Leſſing's ſelbſt heißt eine Dichtung der mildeſten, ſüßeſten Weisheit. Jetzt hören wir, daß Leſſing in dem frevelhaften Stücke ſeinen Leibjuden Mendelsſohn, deſſen hämiſche Bosheit Hamann aufgedeckt, habe rächen wollen. Menzel reizt ſich ſelbſt zu unwürdigen Ausbrüchen der Erbitterung gegen die „Literaturjuden", indem er es ſich z. B. bei Beſprechung H. Heine's ausmalt, „wie der Judenjunge (als Kritikus) mit der Hand in den Hoſen frech vor den italieniſchen Madonnenbildern ſteht".

Mit gleicher Ungunſt wie die Reformation ſind die Beſtrebungen der Humaniſten betrachtet. Darf man nur ihre Verirrungen geiſeln und es vergeſſen, daß ſie die Schöpfer der deutſchen Wiſſenſchaft ſind? Die Feindſeligkeit gegen die lateiniſch gebildeten Gelehrten und Dichter äußert ſich oft auf eine ſonderbare Weiſe. Es wird z. B. über den ganzen Humanismus ein Anathema ausgeſprochen, es wird eine Menge größtentheils vergeſſener neulateiniſcher Poeten citirt, um die Verurtheilung als gerecht erſcheinen zu laſſen; dann aber folgt ein Kapitel mit der Aufſchrift „Volksthümliche Reaction innerhalb der lateiniſchen Dichtung" und mit dem ausführlichen Nachweis, daß Männer wie Reuchlin, Friſchlin, Hayneccius gleich anfangs eine Vermittelung zwiſchen der gelehrten Bildung und dem nationalen Volkshumor erſtrebt. Ebenſo wird die antikiſirende Poeſie der erſten ſchleſiſchen Schule als die verderblichſte Neuerung dargeſtellt, Opitz der eingebildetſte, unvernünftigſte Verführer geſcholten, aber von Flemming, Dach, Gryphius, Logau, Zeſen, die doch auch gelehrte Dichter waren, hat Menzel gleich wieder ſo viel Gutes zu berichten, daß ſich jedermann fragen muß: wo kommen dieſe zahlreichen Ausnahmen her, wenn das Verderbliche wirklich in der Sache lag und nicht vielmehr blos in der Verkehrtheit einzelner? Wie ganz anders fiele das Urtheil über dieſe Entwickelungsſtufe der deutſchen Cultur und Dichtkunſt aus, wenn man die Wahrheit voranſtellte, daß der Bildungsſtoff der Alten Welt unmöglich überſehen werden und unbenutzt bleiben konnte, daß die beſten Männer auch ſofort Verſuche machten, das fremde Element zu germaniſiren. Menzel widerlegt ſich ſelbſt durch eine einzige, faſt naiv zu nennende Zeile, die ein hinreichendes Zeugniß von der unermeßlichen Wohlthat enthält, welche der deutſchen Cultur mit dem Humanismus zu Theil wurde. Er ſagt: „Das katholiſche Deutſchland lag (noch im 18. Jahrhundert) in tiefem Geiſtesſchlaf." Weshalb lag denn nicht auch das proteſtantiſche Deutſchland die ganze Zeit hindurch in demſelben tiefen Schlafe? Doch einzig, weil es die Erbſchaft des Alterthums anzutreten wagte, weil es von den entwickelten Ideen, welche uns die geiſtreichſten Völker hinterlaſſen, Beſitz ergriff und weil ſich in dem vom Humanismus getränkten Boden alle Bildungskeime regten. Ja Menzel ſelbſt hebt hervor, daß der Anſchluß der neuern Romantik an die vaterländiſchen, volksthümlichen und religiöſen Elemente der Poeſie des Mittelalters von Proteſtanten ausging, und dennoch ſollen wir diejenigen Beſtrebungen verwünſchen, welche die Welt aus der Abgeſtorbenheit der altkatholiſchen Bildungszuſtände herausriſſen.

Sonſt iſt dem Verfaſſer noch eigenthümlich, daß er an die Werke der Poeſie ſtrengere ſittliche Forderungen ſtellt. Er will nicht, daß man, wie die Kunſtlehre es eine lange Zeit hindurch gemacht hat, die Bedingungen der Schönheit allein von der Form hernimmt. Hierin ſtimme ich ihm bei; ja ich bin ſogar der Meinung, daß man damit durchaus nichts Fremdes in den Kunſtbegriff hineinträgt. Es war eine Verkehrtheit, die einen unberechenbaren Schaden verurſacht hat, daß man ſonſt in der Kunſt allein die Darſtellung an Geſetze band und das dargeſtellte Leben der Willkür preisgab. Die äſthetiſche Schönheit iſt nämlich nur da vorhanden, wo durch die Kunſt das ſchlechthin Vollkommene und Vernünftige in vollendeter Form für die Phantaſie zur Erſcheinung kommt; es kann alſo unmöglich da von ihr die Rede ſein, wo man die Lüge und den Schein, das ſittlich Schwächliche, ja das Verbrechen als etwas Vollkommenes und Vernünftiges darſtellt. Der Dichter iſt natürlich nicht gehalten, die Thorheit und die ſchlimme Leidenſchaft von ſeinen Gebilden auszuſchließen, aber er muß ſie als ſolche bezeichnen, er muß ſie nicht für etwas Beſſeres ausgeben als ſie ſind. Die Sittlichkeit iſt daher in der Kunſt kein bloßes Ingrediens, ſie iſt neben der Form ihr zweiter Factor, ohne welchen es keine Kunſt und kein Kunſtwerk gibt, denn ſie iſt zugleich mit der Wahrheit der Gedanken in dem Begriff der Idealität enthalten. Menzel ſchätzt und liebt vor allem einen verſtändigen, thatkräftigen Sinn und reine Sitten, die keine weichliche Genußſucht, kein gemüthliches Schönthun mit eigenen und fremden Schwächen entweiht, ferner eine anſpruchloſe Einfachheit und Natürlichkeit, die ſich eher zur Derbheit als zu einem gezierten Weſen hinneigen könnte, ebenſo ein lebhaftes Ehrgefühl ſowol in Bezug auf die perſönliche Unabhängigkeit und Mannswürde als auf die vaterländiſche und die bürgerliche Freiheit, endlich eine lautere, aus dem ſchlichten Bibelglauben der Väter entſprungene Frömmigkeit. Er macht den Siegfried des Nibelungenliedes und Goethe's Werther zu Symbolen für den größten Gegenſatz in der Reihe der ſittlichen Anſchauungen und Grundſätze. Männer wie E. M. Arndt haben ihm die Geſinnung, welche einem wahren Dichter zukommt. Jedermann wird gern zugeſtehen, daß Menzel dies Charakterbild, nach welchem er die Ideale der Dichter beurtheilt, aus ſehr achtungswerthen Eigenſchaften zuſammengeſetzt hat, und es iſt gewiß ein Fortſchritt der Literaturgeſchichte, daß man auch einen ſolchen Maßſtab in Anwendung bringt, wie es der Poeſie ſelbſt

nur zum Nutzen gereichen kann, wenn die Dichter sich an den Gedanken gewöhnen, daß die Kritik berechtigt ist, an die Welt, welche sie uns in ihren Darstellungen vorführen, solche Ansprüche zu machen.

Nicht zu loben ist es jedoch, daß Menzel bei seinem Sittengericht mitunter eine große Härte beweist. Am schlechtesten ergeht es natürlich wieder Goethe. In vorliegendem Werke wird die ganze Reihe der schweren Anklagen, mit welchen der Verfasser von jeher Goethe angegriffen, aufrecht erhalten. Wie oft hat man dagegen erinnert, daß auch die sittliche Seite der Goethe'schen Dichtung so viel Großes und Schönes darbietet. Menzel achtet auf keinen Einwand, er verdoppelt nur seine Anstrengungen, um den Dichter zu erdrücken; doch bringt sich eine Kritik, die gern jeden Unterschied zwischen Goethe und Kotzebue wegdisputiren möchte, natürlich selbst um jede Wirkung. Welche Parteilichkeit liegt darin, daß Rost, Wieland, Thümmel mit einer Rüge fortkommen, während Goethe nicht nur für seine eigenen Sachen einstehen soll, sondern womöglich für all das liederliche Zeug, welches zu seiner Zeit und nach ihm geschrieben worden. Menzel sucht ihn mit recht pikanten Gegensätzen herabzuwürdigen. Wieder wird es uns zu Gemüth geführt, daß Goethe 1809, als die armen tiroler Bauern ihr Blut für die Ehre Deutschlands vergossen, seine „Wahlverwandtschaften" schrieb. Darf man ihm allein einen solchen Vorwurf machen? In demselben Jahre gab E. Wagner seinen „Wilibald" und anderes heraus, oder wenn Wagner zu denen gehört, die Goethe's Beispiel verdorben hat, verloren denn selbst die patriotischen Romantiker bei dem öffentlichen Unglück die Lust zu literarischen und dichterischen Arbeiten, oder waren die altfränkischen und ritterlichen Reminiscenzen in den letztern ein so kühner Angriff auf den Unterdrücker? In jener Zeit hatte der ältere Schlegel Sammlung genug, seine Vorlesungen über das Drama auszuarbeiten, Arnim gab seinen „Wintergarten" heraus, 1810 die „Gräfin Dolores", Fouqué 1808 den Roman „Alwin", H. von Kleist, der Dichter, welchem die Schmach des Vaterlandes das Herz brach, 1808—10 den „Amphitryon", die „Penthesilea", „Erzählungen" und „Käthchen von Heilbronn"; ja Jean Paul verfaßte, wie Menzel selbst bemerkt, seine lustigsten Sachen, den „Attila Schmelzle" und den „Katzenberger" gerade im Jahre 1809. Man kann dazu wol nur sagen: seid langsam zum Zorne, denn des Menschen Herz ist ein wunderlich Ding. Die Bekenntnisse einer schönen Seele im „Wilhelm Meister" erklärt Menzel für eine „ironisch gemeinte Stilübung"; auf diese Weise kann man den ehrlichsten Mann an den Galgen bringen. Wie ungleich fallen bei einer solchen Willkür die Urtheile aus! Man erschrickt, wenn man von dem „König in Thule" liest: „daß ein alter Säufer stirbt, hat an sich nichts Rührendes"! Der „Fischer" dagegen wird gelobt. Könnte nicht ebenfalls jemand fragen: ist es rührend, daß ein dummer Fischer sich einbildet, im Wasser eine schöne Dirne zu sehen und daß er gar, um zu ersaufen, zu ihr hinabspringt? Menzel ist über den schändlichen Egoismus ungehalten, daß sich das liebe Ich in der weltlichen und in der geistlichen Lyrik so vordrängt; aber „Des Knaben Berglied" von Uhland athmet ihm die ganze Frische deutscher Jugend, obgleich doch hier das ruhmredige Ich des Knaben (wenn auch nicht unmittelbar des Dichters) sich durch das ganze Lied hin breit macht und zum Ueberfluß noch besonders an jeden einzelnen Vers anhängt. Am meisten verletzt die starke Betonung des sittlichen Moments, wenn man skandalöse Personalien der Schriftsteller zu Hülfe nimmt, um den Ruf ihres öffentlichen Wirkens, das natürlich stets dem edlern Selbst, dem mehr gehobenen Geistesleben, den Stunden der Weihe entspringt, zu vergiften. Wie sauer hat es sich Hutten um die Ehre der deutschen Nation werden lassen! Mag man uns doch zeigen, daß er in der rathlosen Zeit selbst rathlos wurde, daß ihn bald die Kühnheit, bald die Verzagtheit zu Fehlgriffen mancher Art verleitete u. s. w. Soll das Andenken eines solchen Mannes vernichtet werden, so verdienen seine Bestrebungen doch eine gründliche Kritik. Menzel macht die Sache mit diesen Worten ab (II, 118):

> Hutten war von Jugend auf grundliederlich, aus dem Kloster entsprungen, sein ganzes Leben hindurch venerisch, von seiner eigenen Familie ausgestoßen. Nur bei den Humanisten, zuerst in Erfurt, fand er Schutz, indem er anstatt dem Dienste des Heilandes lediglich dem der Venus ergeben war.

Der Verfasser erklärt, „daß er es überall nur mit den Werken, nicht mit den Machern zu thun habe". Er findet aber bisweilen Anlaß zu Ausnahmen. Heine wird es nicht geschenkt, daß er, obgleich von schwachem Körper und ungewöhnlicher (?) Häßlichkeit, immer den Don Juan spielte, bis er die Rückenmarksdarre bekam u. s. w. Ernst Schulze wird eine ähnliche Enthüllung zu Theil. Von dem Freiherrn von Knigge erwartet man in einer objectiven Literaturgeschichte gewiß nicht die Notiz zu finden, daß er ein überaus langes Kinn gehabt!

Die Aufnahme des sittlichen Moments in das ästhetische Urtheil kann natürlich nicht die sorgsame Prüfung der Darstellungsformen entbehrlich machen. In diesem Punkte wird das Buch vielleicht viele nicht befriedigen. Nirgends ist eine Dichtung nach Plan und Ausführung mit den Gesetzen der Kunstphilosophie verglichen. Die wahre Kritik trat doch seit Lessing nur damit ins Leben, daß man nicht mehr nach subjectivem Belieben an den Kunstwerken bald dies, bald jenes lobte oder tadelte, sondern daß man von theoretischen Bestimmungen ausging, daß man den Werth eines Gedichts nach seinem Verhältniß zu den allgemeinen Gesetzen der Poesie und zu dem Begriff seiner besondern Gattung feststellte. Darf die Kritik diesen Standpunkt aufgeben und wieder in den alten Naturalismus zurückfallen? Menzel charakterisirt die Ausführung oft mit den bloßen Prädicaten: geistreich, witzig, schön, zart, abgeschmackt, nüchtern u. dgl.; doch mag heutzutage vielleicht der Mehrzahl der Leser alles Theoretische für ein müßiges Gerede gelten.

So viel über die eigenthümliche Art, wie der Verfasser die Literatur auffaßt; sehen wir jetzt, wie er die Geschichte derselben darstellt. Menzel unterscheidet in dem Vorworte zwei Klassen von Lehrbüchern; die einen gäben

nur Titel und Namen, die andern nur Raisonnements. Jene seien unnütz, diese unter Umständen sogar schädlich, wenn nicht Inhaltsauszüge den Leser in Stand setzen, sich von dem, wovon es sich handelt, einen Begriff zu machen. Mit solchen Inhaltsauszügen habe man bisher nur ausnahmsweise einzelne Abschnitte der Geschichte ausgestattet. Die Lehrbücher sollten aber überall Inhaltsauszüge geben und dies werde hier zum ersten male von ihm versucht. Ein solches Unternehmen hat in der That etwas Großartiges, denn Menzel hat sich keineswegs auf die berühmtesten Werke der Literatur beschränkt, und wie viele Jahre unermüdlichen Fleißes gehören dazu, so viele Hunderte von epischen Dichtungen, Romanen, Dramen u. s. w., die keineswegs immer unterhaltend sind, mit Aufmerksamkeit durchzulesen. Das Unternehmen ist aber auch sehr verdienstlich. Viele Leser kennen dem Titel nach den „Siegwart", „Sophiens Reise" und andere alte Romane, die zu ihrer Zeit eine bedeutende Rolle gespielt; sie haben jedoch nicht Lust, diese muffig riechenden Bücher in die Hand zu nehmen und daher wird ihnen eine Mittheilung über ihren Inhalt sehr willkommen sein. Ja selbst die Männer von Fach sind dem Verfasser den größten Dank schuldig, denn sie erhalten von vielen Büchern, die man sich nur in dem seltensten Falle verschaffen kann, einige Kenntniß. Wenn ich nun gleichwol an diesen Inhaltsauszügen manches aussetze, so geschieht es nur mit dem Wunsche, daß der Verfasser selbst in einer zweiten Auflage, die er sich und dem Publikum verspricht, eine Nachbesserung vornimmt; denn ein neues Werk dieser Art von einem andern wird schon wegen der Schwierigkeit, welche die Beschaffung des Materials mit sich bringt, nicht in 30 Jahren erscheinen.

Inhaltsangaben können sehr verschieden angelegt sein. Bisweilen sollen sie die Idee einer Dichtung feststellen und darthun, wie diese Idee durch die epische oder dramatische Construction der Handlung, durch das Zusammenspiel der Interessen, der Umstände und Charaktere entfaltet ist. Ich meine kritische Analysen, wie wir sie oft von „Hermann und Dorothea" oder von Schiller's Dramen erhalten haben. Andere Auszüge gleichen mehr einer dichterischen Reproduction. Mit dem Referate eine erläuternde Hinweisung verbindend, nehmen sie die bedeutungsvollsten Züge der Ausführung möglichst vollständig auf und bilden auch die Sprache der Dichtung nach, damit der Eindruck des Berichts dem des Werks selbst einigermaßen nahe kommt. So hat Vilmar den Leser in das Epos des Mittelalters eingeführt. Endlich gibt es Auszüge, welche sich auf die bloße Angabe der Facta beschränken, solche trockene Summarien, wie sie sich in den Schulcompendien finden, welche das ergänzende und beleuchtende Wort des Lehrers voraussetzen. Man kann nicht sagen, daß die eine Art dieser Auszüge die beste ist, denn alles ist gut, was an seinem Platze ist. Der Geschichtschreiber, welcher durch die Einführung in den Inhalt dem Leser deutlich machen will, „wovon es sich handelt", wird jedoch offenbar bei jeder Dichtung sich fragen müssen, worauf er hauptsächlich hinzuweisen hat, und demgemäß mit der Form der Auszüge wechseln, meistens auch dieselben commentiren. Menzel hat nun weder kritische Analysen entworfen, noch eine dichterisch gehaltene Reproduction geben wollen, wir finden überall nur kürzere oder längere Summarien. Diese sind in den seltenen Fällen ausreichend, wo der Stoff schon für sich das Gedicht ausmacht, wenn es sich z. B. um ein anmuthig erfundenes Märchen, um eine widersinnige fatalistische Tragödie, um frivole Romane von Cramer und Spieß handelt. Aber in den größten Dichtungen ist der Stoff oder der Plan nur eine unscheinbare Blumenknospe, erst ihre Entfaltung macht es offenbar, welche Pracht der Form und Farbe in der grünen Hülle verborgen war. Niemand erhält z. B. eine Vorstellung von dem Nibelungenliede, dem es nicht zum Bewußtsein gebracht wird, welche ergreifenden Lebensbilder, welche mächtigen Charaktere hier aufgestellt sind. Was hat der Leser davon, wenn man ihm erzählt (I, 22):

Chriemhild fordert von Hagen den Hort, Hagen aber sagt, er werde nicht verrathen, wo der Schatz sei, solange noch einer seiner Herren lebe. Darauf läßt Chriemhild ihrem Bruder Günther den Kopf abschlagen und bringt ihn selbst zu Hagen. Hagen aber ist froh und sagt: nun wisse kein Mensch auf Erden, wo der Hort sei als er, und er werde es nie sagen. Da schlägt ihm die grimmige Chriemhild mit Sifrit's Schwert den Kopf ab, wird aber dafür von dem alten Hildebrand, den diese unweibliche That in Zorn bringt, erschlagen. Der alte Etzel aber nichts als die Todten beklagen. Hier hat die Märe ein Ende, das ist der Nibelungen Noth.

Was denkt sich der Leser bei diesem vielen Kopfabschlagen, selbst wenn er den ganzen, in demselben trockenen Tone gehaltenen Auszug des Gedichts gelesen hat? Wie ganz anders macht sich die Analyse des Nibelungenliedes bei Vilmar oder Heinrich Kurz! Wie geschickt ist da immer mit der Erzählung die Hinweisung auf den großen Stil verbunden, in welchem alle diese Charaktere und Handlungen ausgeführt sind! Weiß jemand, welche Fülle der großartigsten und lieblichsten Poesie im Homer steckt, wenn er von der Ilias und Odyssee nichts weiter kennen lernt als die den einzelnen Rhapsodien vorgedruckten lateinischen Argumente? Menzel hat sich offenbar von seinen Inhaltsangaben zu viel versprochen. Die Entwickelung historischer Verhältnisse und ebenso die Charakteristik vieler Dichter hatte, wie es mir scheint, in dem ältern Werke des Verfassers weit mehr Gehalt und Bestimmtheit. Damals kümmerte sich Menzel am wenigsten um eine erschöpfende Mittheilung der stofflichen Elemente unserer Literatur. In jedem Kapitel wurden bedeutungsvolle Principien und Meinungen aufgestellt oder bekämpft, alles hatte Geist und Leben, und wenn viele Behauptungen unhaltbar waren, so lag doch in dem frischen Tone, in dem immer thätigen Umblick viel Anregendes. Auch dieses Buch enthält viel Schönes der Art; ich will nur auf die feinen und anziehenden Charakteristiken Hamel's und Jean Paul's hinweisen. Im ganzen gehören aber solche Abschnitte jetzt doch zu den Ausnahmen. Selbst Lessing, Herder, Schiller sind nicht mehr mit derselben Wärme und Gründlichkeit besprochen. Wie es mir vorkommt, hat sich der Verfasser, bei seiner vieljährigen Beschäftigung mit der Literatur, etwas müde gelesen und

geschrieben; es ist ihm zu lästig gewesen, den ganzen Reichthum von Kenntnissen und Ansichten, der ihm durch ein so langes Studium zugeflossen, in Anwendung zu bringen. Er wollte jetzt besonders durch seine Inhaltsauszüge belehren und so eilte er von Buch zu Buch, indem er über das, was andere Literarhistoriker hauptsächlich beschäftigt, nur das Nothwendigste hinzufügte. Welcher Leser sollte wol ahnen, daß Wolfram's „Parcival" zu den größten Schöpfungen der Poesie gehört, wenn man ihm wieder nur ein schulmäßiges Summarium mittheilt und über das dem Anscheine nach ganz wüste Gewebe von Abenteuern allein durch diese dürftige Bemerkung Aufschluß gibt (I, 250):

Das poetische Motiv in diesem schönen Gedichte ist ohne Zweifel der echt germanische gemüthliche Charakter des Helden, das Bewußtlose, die Hingebung an andere, die dennoch die tiefste und gediegenste Kraft verbirgt, im Gegensatz gegen das weltgewandte und stets bewußte Wesen der Romanen. Zugleich ist Parcival das Ideal eines Tempelherrn oder geistlichen Ritters, in dem das Heldenthum gänzlich dem Höhern und Göttlichen zugewendet sein soll.

So viel wird sich doch von selbst in dem Bewußtsein jedes Laien als Niederschlag einer oberflächlichen Lectüre absetzen. Dabei ist es erfreulich, daß mit einem Lessing'schen oder Schiller'schen Drama doch etwas mehr Umstände gemacht werden, als mit einem Stücke von Kotzebue. Am wenigsten zeigt der Auszug, wovon es sich eigentlich handelt, wenn der Hauptwerth einer Dichtung in den Episoden liegt. In „Sophiens Reise" von Hermes (1770—73) hat z. B. die Haupthandlung wenig Interesse. Sie dient besonders dazu, einige damals neue und beliebte Charaktere einzuführen. Es erscheint hier in Herrn Less**, dem Ebenbilde Grandison's, das vornehmere Tugendideal, philosophisch und cavaliermäßig fein gebildet, mit Gold auf der Weste, andererseits in dem reichen Schiffer Cornelius Puff die bürgerliche Redlichkeit, das gute Herz, die überall helfende Menschenliebe eines Naturfohnes, welchem ebenso viel Derbheit wie Zartgefühl eigen ist, welcher als Ungelehrter mit den Resten seines Schulwissens Scherz treibt, aber praktischen Verstand hat und die Lücken in seinen Kenntnissen mit einem muntern Mutterwitz ausfüllt. Noch anziehender sind die vielen Episoden, welche sich durch die Bekanntschaften, die Sophie auf ihrer Reise macht, an die Hauptfabel anschließen. Da lernen wir z. B. einen Pfarrer kennen, der eine adeliche Dame zur Frau hat. Die Misheirath führt zu einem Kampfe der resignirenden Weisheit mit dem zanksüchtigen Eigensinn der Standesvorurtheile, welcher mit Meisterhand gezeichnet ist. Da erzählt ferner ein Edelmann, wie er in seiner Jugend sich in das Kammermädchen der Mutter verliebte, wie sich die Liebe allmählich in die bloße Begierde verwandelte, wie er seine Absichten beschönigend sich nach und nach in die Lüge und zuletzt in die größte Niederträchtigkeit hineinphilosophirte: dies alles ist in einem so wahren und ergreifenden Seelengemälde, mit einer solchen Berechnung der Motive und der Umstände ausgeführt, daß noch heute nichts geschrieben werden kann, was uns in höherm Grade mit einem unheimlichen Erstaunen über die Irrwege der Leidenschaft erfüllte. Menzel hat auf den Werth dieser und ähnlicher Episoden nicht aufmerksam gemacht. Den Haupttheil der Geschichte Sophiens erzählt er so (III, 24):

Sophie wird mit vielen interessanten Charakteren bekannt, die sich freundlich und feindlich zu ihr verhalten. Sie verliebt sich in einen gewissen Herrn Lesse, mit dem sie zufällig in einem Bette zusammenkommt, jedoch in allen Ehren, und entsagt seinetwegen dem braven Seemann Cornelius Puff, der sie aus mehreren Gefahren errettet. Ein russischer General Tschernoi stellt ihr nach und entführt sie nach Danzig. Puff aber befreit sie wieder. Der obligate Bösewicht des Romans und ihr eigentlicher böser Dämon ist ein gewisser Schulze. Endlich da Lesse sie aufgibt, muß sie einen armen Schulmann heirathen, der sie anfangs plagt, mit dem sie zuletzt aber glücklich wird. Die Haupthandlung wird durch ungeheuer viele Nebenpersonen, Episoden und moralische Excurse fast ganz verschwinden gemacht.

Was haben wir nun von der Mittheilung, daß in dem Romane ein Herr Lesse und ein Herr Puff auftreten; was liegt darin Eigenthümliches, daß Sophie den einen liebte und den andern nicht mochte? Dergleichen Dinge kommen ja in tausend Romanen vor. Außerdem ist es räthselhaft, wie ein Mädchen zufällig und in allen Ehren mit einem Herrn in einem Bette zusammenkommen kann. In Wahrheit übernachteten sie, ohne voneinander zu wissen, nicht in demselben Bette, sondern nur in demselben Zimmer. Schulze ist auch nicht der böse Dämon Sophiens, sondern einer andern jungen Dame. Endlich erzählt der Roman auch nicht, daß Sophie anfangs von ihrem Manne geplagt wurde, nachher aber mit ihm ganz glücklich lebte; denn im letzten Kapitel meldet ja die junge Frau ihren Bekannten erst, daß sie in diesem Augenblick vom Altare komme.

Die Auszüge werden hoffentlich in den meisten Fällen wenigstens das Thatsächliche richtig angeben. Auf ein bestimmtes Urtheil über diesen Punkt muß ich verzichten. Die bloße Erinnerung reicht zu einer gründlichen Prüfung nicht aus, seltenere Bücher hat man nicht zur Hand, und ehrlich gestanden, es ist mir unmöglich gewesen, so viele hundert Auszüge hintereinander zu lesen. In manchen bekanntern Dichtungen finde ich jedoch auffallende Abweichungen, die kaum durch eine Verschiedenheit der Ausgaben zu erklären sind. Der Verfasser erzählt z. B. aus Wieland (II, 535):

Kephalus wird von der göttlichen Aurora geliebt und seine eifersüchtige Gattin Prokris dadurch beschämt, daß Kephalus sich unter der Maske des Seladon zu ihr schleicht, ihre höchste Gunst genießt und sich dann erst als ihr Mann zu erkennen gibt.

Der Plan des Gedichts ist vielmehr dieser: Kephalus macht sich über seine Untreue Vorwürfe und Aurora will ihn damit beruhigen, daß Frau Prokris ja auch der Versuchung erliegen möchte. Aus Eifersucht beschließt er, seine Gattin zu prüfen. In der Maske eines plumpen, aber reichen Seemanns wird er abgewiesen. Als schöner und zärtlicher Seladon hat er mehr Glück. Er verwirrt die Sinne seiner Frau, sie ist dem Falle nahe, da verwandelt sich ihr Liebhaber in ihren wüthenden Ehemann. Sie entflieht in die Wildniß. Jetzt sucht er sie voll Sehnsucht auf. Er findet sie endlich in einer lieblichen

Grotte ſchlafend, aber an ihrer Bruſt ruht der wahre Seladon, deſſen Geſtalt er vorhin angenommen. Da verwünſcht er ſeine Eiferſucht und ſtürzt ſich in den See; doch Aurora iſt ſchon da, um ihn zu retten und zu tröſten.

Auch der Bericht über „Muſarion“ enthält eine Ungenauigkeit. „Eine ſchöne Dienerin bringt Speiſen und Wein und ſticht den Cynikern ſo in die Augen, daß ſie den Anſtand vergeſſen und endlich total betrunken hinfallen.“ Dies begegnet nur dem Stoiker Kleanth, der andere Philoſoph, ein Pythagoräer, welcher die Seelen von allem Stofflichen rein haben wollte, kam in den Armen der Sklavin zur Selbſterkenntniß. Im „Kombabus“ iſt die Königin nicht „Potiphar's Weib“, denn ſie „klagt nicht ihren Begleiter an, daß er ſie habe verführen wollen“, ſondern ſie ſelbſt wird mit Kombabus von den Höflingen der Untreue beſchuldigt und ins Gefängniß geworfen. Im „Gandalin“ ſoll ja die Naturgewalt der Liebe ſich darin beweiſen, daß der Ritter ſeine Treue gegen Sonnemon bewahrt und doch wieder ſein Herz von der unbekannten Dame, eben weil ſie die verſchleierte Sonnemon iſt, nicht losreißen kann; wenn nun Gandalin, wie der Auszug angibt, wirklich zuletzt der Unbekannten erklärte, daß er nicht ſie, ſondern nur Sonnemon liebe, ſo würde ſich ja die Idee des Gedichts damit aufheben. Bei Wieland ruft aber der Ritter, nach ſo vielen Kämpfen verzweifelnd, noch zuletzt:

Ich liebe Sonnemon und dich;
Ihr beide herrſcht in meiner Seelen,
Als hätt' ich nur für euch allein
Ein Herz, und zwiſchen euch zu wählen
Wird ewig mir unmöglich ſein!

Andere Ungenauigkeiten ſind wahrſcheinlich durch die Druckerei in das Buch gekommen. Wir ſtoßen oft auf falſche Namen und der Fehler iſt nach Umſtänden mit Conſequenz mehrmals wiederholt. Beim Leſen des erſten Bandes verſäumte ich es, mir ſolche Verſehen anzumerken und ich habe es auch nachher nicht immer gethan. Da jedoch die dem Werke angehängten Berichtigungen nicht alles verbeſſern, möge hier ein kleiner Nachtrag folgen. Die erſten deutſchen Ueberſetzer des Homer waren Schaidenreißer und Spreng, ſie treten II, 266 als Schneidemeiſter und Sprenz auf. Der Humaniſt Celtes iſt überall Celtis genannt; ich weiß nicht, ob mit Abſicht. Zu Opitz geſellt ſich S. 305 ein Freund Bochmer, es iſt Buchner gemeint. Gryph's Dramen haben hier (S. 405) einen Golo für einen Geta, eine Seloniſſa für die Seleniſſa, und Horribilicribifar ſchreibt ſich durchweg =ſcribifar. Gottſched's Gönnerin, die Frau Neuber, heißt S. 460 und 462 Nauber, der Scythenkönig Thoas S. 513 (dreimal) Troas. Der Teufel in Voß' „Idyllen“ III, 84 war diesmal nicht der alte Spötter Lucian, ſondern ein Lurian. Ueltzen, der Dichter des alten beliebten Liedes „Im Arm der Liebe ruht ſich wohl“ u. ſ. w., hat ſich S. 105 und auch im Regiſter in einen Keltzen verwandelt. S. 181 iſt Bacchidon und Milon für Ailon zu leſen, S. 263 Lenette (Gattin des Siebenkäs) für Linette. In „Otfried und Werner“ von Gutzkow ſind zwei Dramen zu einem geworden; S. 431 im „Uriel Acoſta“ hat der Erzengel Uriel dem kleinen Heiden Ariel Platz gemacht.

Bei der Beſprechung dieſes, mit einem ſo großen Fleiße ausgearbeiteten Werks habe ich mich nur deshalb über einige Mängel ausführlicher geäußert, weil ich meine Wünſche motiviren mußte. Zu dieſen gehört vor allem, daß man ſich der unbilligen Herabſetzung des Hellenismus enthält, welcher nach meiner Ueberzeugung nächſt dem Chriſtenthum die wichtigſte Grundlage unſerer Cultur iſt und auch ferner den Beruf hat, der Barbarei zu wehren. Aber es wird auch denjenigen, welche ſich ebenfalls nicht mit dem Verfaſſer auf demſelben Standpunkte befinden, ganz intereſſant ſein, unſere Poeſie einmal von einer andern Seite anzuſehen. Ueberdies ſind bei dieſer Auffaſſung diejenigen Partien, welche auf dem volksmäßigen Elemente ruhen, in ein helleres Licht geſtellt und ſo findet man hier z. B. zum erſten male einen Ueberblick über die geſammte deutſche Märchendichtung. Von den Auszügen habe ich gewünſcht, daß ſie inſtructiver wären und mehr in die Eigenthümlichkeit der Werke einführten, da ſich aus der kurzen Darlegung des bloßen Stoffs zu wenig für das Urtheil ergibt.*) Es iſt nun gleichwol die Frage, ob die Literaturgeſchichte nicht auf etwas Unmögliches ausgeht, wenn ſie dem Leſer das eigene Studium der Literatur ſelbſt erſparen will, und ſo hätte ich vielleicht mehr gefordert, als ein Buch und ein Mann zu leiſten im Stande iſt. Der Verfaſſer wäre gewiß mit ſeinem Werke noch in zehn Jahren nicht fertig geworden, wenn er ſtatt der Auszüge wirkliche kritiſche Analyſen und eingängliche Beurtheilungen hätte geben wollen. Dies iſt aber dennoch eine Forderung, auf die man unmöglich verzichten kann. Ein Ausweg wäre der, daß jemand die Hälfte wegließe und das Uebrige gründlich durcharbeitete. Wie viel Zeit und Ueberwindung muß es Menzel gekoſtet haben, die ganze Reihe der ſchalen und ſchlüpfrigen Sachen von Cramer, Spieß, Ketzebue u. a. zu leſen; möchte doch die Mühe auf wichtigere Dinge verwendet ſein! Ich wiederhole jedoch gern, daß das Werk, wie es iſt, ſelbſt beleſenen Freunden der Literatur gute Dienſte leiſten wird, da es aus ſo vielen

*) Wir für unſern Theil wünſchten, daß ſie auch genauer und gewiſſenhafter wären und weniger Entſtellungen und Verdrehungen enthielten; kurz, daß mindeſtens dieſer Theil des Menzel'ſchen Werks, bei dem doch die größte Genauigkeit und Objectivität erſte Pflicht waren, von den Einmiſchungen ſeiner perſönlichen Antipathien zu ſeines Parteiſtandpunktes frei geblieben wäre. Es gehört ſchon zu den eines gewiſſenhaften Kritikers unwürdigen Manövern, in einem literarhiſtoriſchen, alſo auf längere Dauer Anſpruch machenden Werke einem Autor abſichtlich dadurch Schaden zuzufügen, daß man aus einer langen Reihe literariſcher Leiſtungen gerade diejenigen auswählt und herauskehrt, auf die der Autor ſelbſt vielleicht den geringſten Werth legt, während man die vielleicht gehaltvollern unberückſichtigt läßt, bei manchen ſogar Kapitelüberſchriften in verſtümmelter Geſtalt citirt und glauben machen will, daß ſie dem Texte der Erzählung ſelbſt entnommen ſeien u. ſ. w. Ueber die durch Entſtellungen, Verdrehungen und Verſtümmelungen gegen Goethe, Voß, Klopſtock und Leſſing von Menzel begangenen Attentate hat Auguſt Boden vor kurzem eine auf gründlichen Forſchungen beruhende Schrift „Dr. Wolfgang Menzel's gegen die Größen unſerer claſſiſchen Literatur erhobene Anklagen“ herausgegeben, auf die wir demnächſt zurückzukommen gedenken. D. Red.

Büchern, die man nie zu Gesicht bekommt und über die sich bis in die neuern Schriften der Literarhistoriker, welche sie auch nicht gesehen haben, nur ein nichtssagendes, stereotypes Urtheil fortpflanzt, wenigstens eine stoffliche Mittheilung enthält. Leo Cholevius.

Kingsley's „Hypatia".

Hypatia, oder Neue Feinde mit altem Gesicht. Von Charles Kingsley. Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa. Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 4 Thlr.

Angesichts der unermüdlichen Geschäftigkeit, mit der man sich beeifert, dem lebhaften Interesse unsers Publikums an den Erzeugnissen der neuesten englischen Romanliteratur entgegenzukommen und beständig frische Nahrung zu bieten, kann es befremden, daß ein Schriftsteller wie Charles Kingsley, vor allem ein Werk wie seine „Hypatia", verhältnißmäßig so langsam den Weg zu allgemeinerer Beachtung in Deutschland gefunden hat. Wenn wir jedoch die in jenem Interesse vorherrschende Geschmacksrichtung zu dem Geiste dieses Werks, das mit einem ergreifenden Charakter edler Hoheit die Masse gleichzeitiger Productionen überragt, in Vergleich stellen, erklärt sich wol, daß in dem gewöhnlichen Zuge literarischen Wechselverkehrs die Würdigung desselben sich nicht Bahn brechen konnte. Das Echte, Gehaltvolle erlebt immer seinen Tag, und so wird uns jetzt die Freude, Kingsley's herrliches Buch in einer gelungenen deutschen Uebersetzung verbreitet, von dem angesehensten Fürsprecher mit begeisterungswarmem Geleitwort der deutschen Theilnahme empfohlen zu sehen.

Es ist freilich dafür gesorgt, daß selbst auf dem geebnetsten Boden „Hypatia" an Popularität mit den Erzeugnissen der englischen Romanliteratur, welche, gewiß nach Verdienst, gegenwärtig bei uns in aller Händen sind, nicht zu wetteifern vermag, ebenso sehr aber auch, daß die Wirkung des Buchs, wo sie Eingang findet, durch Tiefe und Nachhaltigkeit den Vortheil doppelt zurückgewinne. Das poetische Gemälde eines Zeitalters, in welchem der Kampf um die höchsten Fragen der Menschheit ausgefochten, durch ungeheuere Gärungen eine neue geistige Ordnung der Dinge zum Siege geführt wird, setzt, um mit vollem Verständniß genossen zu werden, eine reiche, dem Ernst jener großen Probleme befreundete Bildung voraus. Den erhöhten Gewinn, dessen ein solcher Standpunkt fähig macht, bietet dagegen auch Kingsley's historische Dichtung in erquickendster Fülle dar. Sie versetzt uns in den Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr., eine entlegene Zeitferne, welche an sich schon für den eigentlichen Romanleser etwas Abschreckendes hat. Gibt es aber für die sinnbegabten modernen Menschen irgendeinen Blick in die Geschichte vergangener Jahrhunderte, der fesselnder wäre als der auf das Schauspiel der gewaltigen Conflicte, in welchen das ersterbende Heidenthum die immer noch zähen Reste seiner gebrochenen Lebenskraft gegen die aufgehende Weltherrschaft des Evangeliums zu behaupten suchte? Der wissenschaftlichen Darstellung winkt hier ein Feld, dem wir recht bald einen Mommsen wünschen, für die poetische birgt es im besondern Sinne reiche Ernte. Es ist der verhängnißvolle Geist solcher Uebergangsepochen, der jene tragischen Persönlichkeiten auf die Schicksalsbühne ruft, welche immer die bevorzugten Lieblinge des tiefern Dichtergemüths sein werden. Daß wir weiblichen Gestalten selten unter ihnen begegnen, liegt in den Bedingungen dieser Charaktere, die naturgemäß sich nur ausnahmsweise in einer weiblichen Individualität erfüllen. Eine dem Untergang verfallene Lebensidee mit absoluter Hingebung des Gefühls, mit unerschrockener Energie des Willens zu umfassen und gegen die innere Vernunft der fortschreitenden Geschichte zu behaupten, dieses Heldenpathos des Irrthums in eine Mädchenseele gepflanzt, ist aber von jenen seltenen Erscheinungen fürwahr die seltenste. Hypatia, die jungfräuliche Lehrerin der platonischen Schule zu Alexandria, als fleckenloses Gestirn weiser Bildung in bewunderndem Gesange gepriesen, an Schönheit und Adel der Sitten über allen Vergleich erhoben, gewährt uns, lebend und sterbend für die verlorene Sache der alten Götter, an deren Wiederherstellung Julian der Apostat vergeblich seine kaiserliche Macht gesetzt hatte, dies wunderbare Schauspiel in ihrem durch aufgehetzte Wuth des christlichen Pöbels so schreckenvoll herbeigeführten Ende zugleich das merkwürdigste Gegenbild zu den Martyrien der zahlreichen Bekenner, die um Christi willen den grausamsten Tod in tausend Gestalten erlitten.

Auf den ersten Anschein tritt uns das Dramatische des Stoffs so einladend entgegen, daß man sich wundert, ihn noch nicht zur eigentlichen Tragödie verarbeitet zu sehen. Die Cultursphäre jedoch, in welcher die ganze Erscheinung Hypatia's wurzelt, enthält Elemente, die der Natur des Dramas widerstreben und wenn es gleich ohne Zweifel einer genialen Hand gelingen müßte, derselben Meister zu werden, so haben wir in Kingsley's Werk den überzeugendsten Beleg dafür, daß die vielfältig gemischten Zustände, welche den Hintergrund des Geschicks seiner Heldin bilden, jedenfalls nur durch das breit angelegte, mannichfach verschlungene Bauwesen des Romans zu erschöpfender Anschauung gebracht werden können. Indem der Dichter Hypatia für unser Interesse zum Mittelpunkt des letzten Kampfes zwischen der jungen Kirche und der alten Welt zu machen weiß, gelangt er auf richtigem künstlerischen Wege dahin, eine gewisse Spärlichkeit individueller Züge, welche in dem Geistescharakter dieser Hauptgestalt begründet ist, durch den Reichthum ihrer Beziehungen zu dem umgebenden Kreise zu ergänzen und zwar mit höchst geschickter Wendung so, daß unser Gefühl, anknüpfend an das vielseitiger bewegte, schärfer ausgeprägte Treiben der andern Charaktere, immer dorthin zurückgelenkt wird, wodurch die schließliche Wirkung der gesammelten Eindrücke größtentheils als von ihr ausgehend erscheint. Wenn uns jetzt im allzu blendend gleichförmigen Lichtglanz unnahbarer Tugend, jetzt im allzu dichten Nebelgewölk mythologischer Speculation das lebendige Men-

ſchenantlitz faſt zu entſchwinden droht, immer bleibt durch die kräftig dazwiſchentretende Theilnahme der übrigen Geſtalten, die ihren Gegenſtand nicht losläßt, die klare Zeichnung des Bildes gerettet. Daß eine gewiſſe überirdiſche Fremdheit ſelbſt die Momente noch leiſe umſchleiert, wo hervordringende Spuren einer vollern weiblichen Empfindung uns das hehre jungfräuliche Weſen unmittelbar näher rücken, darf dem Dichter keineswegs als Mangel plaſtiſchen Ausdrucks in Anrechnung kommen, vielmehr wird dieſer ebenmäßig durchgeführte Abſtand gegen das ganze übrige, gleichſam aus minder edelm Stoffe geformte Geſchlecht als künſtleriſches Verdienſt in der Charakteriſtik Hypatia's zu erkennen ſein. Welche Kraft, Wärme und Farbenfülle der Darſtellung, welche eindringende Schärfe und markige Sicherheit der Linien unſerm Dichter zu Gebote ſteht, davon iſt jedes Blatt ſeines Buchs ein ſprechendes Zeugniß. Ja, ganz abgeſehen von der tiefern Ausbeute, die es dem Unterrichteten gleichzeitig mit dem poetiſchen Genuſſe zuſichert, muß dieſe derb anfaſſende, rüſtige Behandlungsweiſe, die das Ferne, Vergangene plötzlich wie zauberhaft in den vertrauten Bereich der einfachſten Anſchauung heranzieht, auf jeden empfänglichen Sinn unwiderſtehlichen Reiz üben. Die Vorzüge ſolch herzhaft-freien, aller Umſchweife ſich entſchlagenden Verhältniſſes zum Alterthum, denen die Urſache des großen Erfolgs der „Römiſchen Geſchichte" von Theodor Mommſen durchaus verwandt iſt, deuten bei Kingsley, durch die Gabe des ſchöpferiſchen Dichterworts geſteigert, auf kein geringeres Erbtheil, als das vom Landsmann Shakſpeare, deſſen auch Bunſen in ſeiner Vorrede mit gleicher Anſicht gedenkt, direct überkommene. Nicht ſo leichthin wird hier die Berufung auf den inhaltſchweren Namen nachgeſprochen. Derſelbe altengliſche Geiſt in der That, deſſen höchſten Inbegriff uns die Erinnerung an Shakſpeare vergegenwärtigt, hat zur Ausſtattung der meiſten Kingsley'ſchen Figuren ſeinen unverkürzten Segen geſpendet. Aber nicht allein in dieſem herzerfreuenden Kraftbauche dauerhafter Vitalität, mit dem unſer Dichter ſeine Menſchen beſeelt hat, offenbart ſich der Geiſt, der uns ſolchen Vergleichs würdig dünkt. Der friſche Humor, von welchem das Leben und Weben der einzelnen Geſtalten durchdrungen iſt, waltet als herrſchende Stimmung über der ganzen Welt, die als Kampf- und Tummelplatz dieſer Geſtalten rein und hell beleuchtet in Kingsley's Buche ſich vor unſern Blicken ausbreitet. Wie die Sonne, die da ſcheint über Gute und Böſe, Gerechte und Ungerechte, umfaßt er mit gleicher Gelaſſenheit frei überſchauender Betrachtung, mit gleich vertheilter Wärme des künſtleriſchen Intereſſes alle Parteien. Im vollkommenſten Widerſpruch zu dem Worte, das Emil Montégut, der Kritiker der „Revue des deux mondes" — allerdings bei Gelegenheit eines der modern ſocialen Romane Kingsley's, welche für uns diesmal außer Betracht bleiben — aufſtellt: „Il y a dans M. Kingsley deux personnes bien distinctes, un artiste et un clergyman", zeigt uns „Hypatia" durchweg eine bewunderungswürdige Verſchmelzung gerade der perſönlichen Beziehungen, die den Verfaſſer als Mann des Predigtamts und Theologen vom Fach nach einer beſtimmten Seite ſeines Stoffs hin präoccupiren konnten, in die gemeinſame heiter-ernſte Anſchauung des Kunſtwerks. Ganz dem ſchönen Bilde entſprechend, welches Bunſen von der in glücklich vereintem geiſtlichen Beruf und regſam muntrem Weltleben ſo echt menſchlichen Wirkſamkeit des Pfarrers von Eversley entwirft, finden wir in ſeinem Buche nirgends einen auch noch ſo verſteckten Zug ſtörſamer Scheidung zwiſchen den innern Anſprüchen der Compoſition und den Motiven des ſubjectiven Gedankenganges. „Neue Feinde mit altem Geſicht": durch dieſen Nebentitel bekennt ſich Kingsley freilich dazu, daß er die geſchilderten Verirrungen im heidniſchen wie im chriſtlichen Lager, den Zeitgenoſſen als mahnenden Spiegel wünſchte einleuchten zu ſehen, jedoch thut der in äſthetiſchem Betracht ganz unverfängliche Wink an die Leſewelt, der am Schluß des Buchs noch einmal im kurzen Rückblick aufgenommen wird, der Reinheit der Darſtellung keinen Eintrag. Merkwürdige Analogien ſolcher Art, wie David Strauß in ſeiner geiſtesſcharfen Skizze Julian's, des „Romantikers auf dem Throne der Cäſaren", und Adolf Schmidt in ſeiner „Geſchichte der Denk- und Glaubensfreiheit im 1. Jahrhundert der Kaiſerherrſchaft und des Chriſtenthums" ſie dem modernen Beurtheiler direct zu Gemüthe führen, überläßt die künſtleriſche Schilderung, wie das Leben ſelbſt, nach dem Maß der Einſicht und Auffaſſungsgabe eines jeden zu entnehmen und in weitern Verknüpfungen auszubilden.

Kingsley hat, im Innerſten erfüllt von der Idee des ſiegreichen Chriſtenthums, gemäß dem großartig unbefangenen Sinne, der ihn überall leitet, ſich nichts weniger als gegen die Aufgabe geſperrt, neben dem wüſten Verfall des Weltcorruptionsherdes von Alexandria, ſonnen ihn jüdiſch-heidniſche Elemente vorzugsweiſe bezeichnen, das ſchlimme Unweſen der in wilder Herrſchſucht und allen zügelloſen Trieben entarteten Kirche ohne Schonung zu offenbaren, ja, ſeinem Gefühl nach, ſelbſt tiefere Schatten auf dieſer Seite des Bildes zu häufen, als im Grunde durch das objective Sachverhältniß gefordert wäre. Er ſagt in ſeinem Vorwort:

> Ein Lebensgemälde des 5. Jahrhunderts muß nothwendig vieles enthalten, was jedem Leſer peinlich iſt, und wovon Jugend und Unſchuld wohlthun das Auge gänzlich abzuwenden. Es ſtellt ein grauenvolles, aber dennoch großartiges Zeitalter, eine jener kritiſchen, jener Hauptepochen im Leben des Menſchengeſchlechts dar, wo Tugend und Laſter dicht beieinander — ja oft in einem und demſelben Individuum vereinigt — in überraſchender Offenheit und Stärke ſich zeigen. Wer ein ſolches Zeitalter beſchreibt, hat einen läſtigen Misſtand zu bekämpfen. Er braucht nicht zu ſagen, wie ſchlecht die Menſchen waren, und er wird keinen Glauben finden, wenn er erzählt, wie viel Gutes ſie thaten. Im gegenwärtigen Fall iſt jener Misſtand ein doppelter, größer; denn während die Sünden der Kirche, obgleich traurig genug, ſich doch in Worten ausdrücken laſſen, iſt es unmöglich, die Sünden der heidniſchen Welt, die ſie bekämpfte, zu beſchreiben; der chriſtliche Vertheidiger iſt daher des Anſtands wegen genöthigt, den Zuſtand der Kirche weit ſchwächer darzuſtellen als die Thatſachen es verdienen.

Dieſe vorbeugende Bemerkung wird indeſſen, wie uns dünkt, durch das Buch ſelbſt nicht ganz gerechtfertigt

Einerseits ist Kingley's Geschick, die depravirte, mit jedem schändlichsten Raffinement der Sinne vertraute Lebensart der glaubenslosen Bildungsaristokratie in seinen Andeutungen, treu und doch für das Gefühl des Lesers gemildert, auszusprechen, so groß, daß es ihn von vornherein überhebt, die nackte Verworfenheit beim Namen zu rufen, andererseits treten die bessern Elemente der Kirche, in denen das christliche Heil, unversehrt vom allgemeinen Verderben, seine fortwirkende Macht bewahrt, in bestimmten Charakteren klar genug ans Licht, um jeden Zweifel über das Endergebniß des auf- und abwogenden Streits unmöglich zu machen.

Als Hauptrepräsentant des rein erhaltenen Christenthums bewegt sich der junge Mönch Philammon im Vordergrund der geschilderten Begebenheiten. Aus der weltfremden Einöde der Laura treibt ihn die Sehnsucht nach den fernen unbekannten Dingen in das Gewühl der Riesenstadt Alexandria, das ihn fast bewußtlos von einer überraschenden Erfahrung zur andern fortreißt. Die Schilderung seines ersten staunenden Eintritts in das gewaltig ihn umwogende neue Leben, in die betäubende Fülle nie geahnter Eindrücke gehört zu den hochpoetischen Momenten unsers Buchs, in deren Empfindung sich die Seele wie trunken verliert. Eine Unendlichkeit künftiger Entwickelungen scheint sich hier den erwartungsvoll gespannten Blicken anzukündigen. Allein, wie bunt und massenhaft nun auch in dichtester Folge die Abenteuer sich hereindrängen, deren jedes gleichsam eine neue Verheißung mit sich führt, so täuscht der Dichter doch zuletzt in gewissem Sinne das aufgeregte Vorgefühl. Abgestoßen von der Misgestalt der Kirche, die seinem kindlichen Gemüthe die gehoffte Zuflucht nicht zu bieten vermag, wendet sich Philammon, friedesuchend und erkenntnißdürstend, an die Philosophie, welche ihm durch den Mund der göttlichen Hypatia Wunder der Erleuchtung verspricht. Denn im Vorhof Irrenden öffnet sich bedrohlich statt des Allerheiligsten, um dessen Eingang er zu werben glaubt, das Labyrinth der Leidenschaft. Hart und heiß streift die Lockung der sündigen Welt an ihm vorüber. Endlich das jäh und tief einschneidende Weh um die bittere Verkennung und den entsetzlichen Untergang der angebeteten Freundin, womit denn alle die schwebenden Fäden plötzlich zu Boden fallen und Philammon's ganze bisher bestandene Arbeit gewissermaßen rückgängig gemacht wird. Sein resignirtes Heimflüchten in die leblose Einsamkeit, die er verlassen, um seine thatenfähige Jugendkraft im Dienste des Evangeliums zu erproben, läßt manche Frage des natürlichen Antheils unbefriedigt. Das ist nicht zu leugnen und viele Leser werden es Kingsley im stillen als Mangel kunstgerechter Lösung vorwerfen, daß er zum Schlusse das Amt der Darstellung geradezu an die Legende abgibt. Auf keinen Fall aber dürfen wir eine unwillkürliche Schwäche des künstlerischen Vermögens erblicken, wo den Dichter offenbar ein wohlerwogener Plan geleitet hat. Es gehört mit zu der innern Wahrheit des Zeitbildes, welches er entrollt, daß edle, mit reinem Willen und frischem Muth begabte Naturen in einer solchen Welt verworren sich bekämpfender Richtungen, deren tolles Gaukelspiel Echtes und Falsches unerkennbar durcheinander mengt, keine rechte Stätte des Wirkens finden und, um den Glauben an die Idee zu retten, in frommer Beschaulichkeit thatenlos von der Welt sich abschließen.

Zugleich ist uns Kingsley die Charakteristik der Wege, auf denen werkthätige Liebe der Ungunst auch des feindlichsten Tags tapfer entgegen ihrem Ziele nachringt, nicht schuldig geblieben. Victoria, die Tochter des römischen Präfecten, und der durch sie aus tiefster Versunkenheit zur geistigen Wiedergeburt erhobene Raphael Eben-Ezra bilden in dieser Beziehung zu Philammon's Schicksal das trostvollere Seitenstück. Die Gestalt Raphael's mit ihren den ganzen Lebensinhalt der Epoche umfassenden Metamorphosen ist für sich eine psychologische Meisterschöpfung, deren Werth nicht leicht überschätzt werden kann. Unvergleichlich schildert der Dichter, wie unter der entstellenden Maske lasterhaften Genußlebens und skeptischer Blasirtheit nach und nach immer sichtbarer das adeliche Gepräge angeborener Idealität wieder hervorschimmert. Der vermeintlich auf gleichem Boden stehende Statthalter Orest wirkt von Anfang an nur als treffliche Folie für die bezaubernde Ueberlegenheit der Ironie, die Raphael neben ihm entfaltet, und der Eindruck höherer Bestimmung ist uns bei letzterm, wie sehr er sie wegzuspotten sich Mühe gibt, trotz aller Auswüchse einer bizarren Frivolität sofort entschieden. In seinem Verhältniß zur Philosophie, von der er sich wohl bewußt ist, daß sie ihre Rolle ausgespielt hat, fesselt uns bis dahin, wo sein hoffnungsloses Sichhindurchwinden durch die Irrgänge leerer Dialektik bei der Verzweiflung des faselnden Nihilismus ankommt, der nimmermüde Wahrheitsdrang. Und das rettende Gestirn, das dem schiffbrüchigen Geiste in dieser letzten Noth erstrahlt, bleibt der feste Punkt, an welchem nach allen Schwankungen und Kämpfen, nach den Schrecknissen der Todeskatastrophe Hypatia's unsere Gedanken beruhigt sich sammeln.

Wir gestatten uns nicht, dem Reize nachzugeben, der uns noch länger bei der Betrachtung eines Werks festhalten möchte, an dessen Vollendung männlicher Ernst des Geistes und zarte Wärme des liebevollsten Gemüths, tiefsinnige Religiosität und großartige Freiheit philosophischen Geschichtsblicks, schöpferische Kraft kühn gestaltender Phantasie und heiterer Uebermuth des immer schlagfertigen Witzes gleichen Theil gehabt haben.

Nur ein Wort noch zu dankbarem Gedächtniß der Uebersetzerin, die sich das Verdienst erworben hat, den Genuß dieses Werks in einer würdigen deutschen Ausgabe zugänglich zu machen. Zum Gedächtniß! Denn sie ist schon dahingeschieden, wenige Monate nachdem ihr die Freude vergönnt gewesen, ihre Arbeit, deren Veröffentlichung sie als eine Herzensangelegenheit betrieben hatte, unter so ehrenvollen Auspicien dem Publikum — sie durfte sich wol sagen: den Besten des Publikums — übergeben zu sehen. Sophie von Gilsa starb im September 1858 als Stifts- und Ordensdame zu Fulda nach jahrelangen Leiden, unter

deren Bedrückung ihr geistiges Leben sich so frisch und frei erhalten hatte, daß ein Erliegen in weite Ferne gerückt schien. Man sieht es der Verdeutschung unsers Kingsley wahrlich nicht an, daß sie zum größten Theil eine Frucht der schmerzlichen Muße des Krankenlagers ist. Voll und unverkümmert weht uns der Hauch blühender Gesundheit und freudigen Kraftgefühls daraus entgegen. Daß in einzelnen Bezeichnungen und Stilwendungen die mit elastischer Leichtigkeit überall handfeste Markfülle paarende Form des Originals sich nicht vollständig abgeprägt findet, thut dem Charakter der Gesammtwirkung keinen Schaden. Und diese kleinen Mängel — theilweise vielleicht auf Mißverständnisse zurückzuführen, die sich unter der Presse eingeschlichen haben — sind von der Art, daß bei einer neuen Auflage, die, denken wir, nicht fehlen kann, eine sorgsame Durchsicht sie ohne tiefern Eingriff beseitigen wird. *)

Merkwürdig sind es gerade zwei weibliche Federn, die sich in Deutschland mit der Uebertragung dieses mannhaftesten Autors beschäftigt haben. Bunsen hat, indem er bemerkbar macht, daß wir von dem Erstlingswerke, mit welchem Kingsley im Jahre 1848 die Herausgabe seiner Dichtungen begann: „The saint's tragedy", eine solche nicht besäßen, sich entgehen lassen, daß dieselbe, gleichfalls die höchst gelungene Arbeit einer (ungenannten) Dame, bereits vor vier Jahren im Verlage von Joh. Aug. Koch zu Marburg erschienen ist unter dem Titel: „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen oder das Trauerspiel der Heiligen. Dramatisches Gedicht von Charles Kingsley. Nach der zweiten Originalausgabe aus dem Englischen übersetzt." Allen Freunden unserer „Hypatia" sei dies bisher in unbegreiflicher Nichtbeachtung verbliebene Buch, die schönste poetische Verherrlichung jener rührend lieblichsten Gestalt unsers deutsch-mittelalterlichen Legendenschatzes, auf das wärmste empfohlen. Und möge das gute weibliche Beispiel recht bald in der Uebersetzung der übrigen Werke Kingsley's, seiner Romane: „Alton Locke, or tailor and poet", „Westward Ho", „Yeast", „Two years ago", welche neuerdings wenigstens in die Tauchnitz'sche Bibliothek englischer Autoren Aufnahme gefunden haben, vor allem aber seiner „Alexandrian lectures" und des „Phaëton", eine tüchtige männliche Nachfolge erleben.

Wilhelm Hemsen.

*) Den feinen lebendigen Sinn und die poetische Begabung, wovon die Uebersetzung der „Hypatia" Zeugniß ablegt, bewährt nicht minder eine „Auswahl englischer Gedichte" (darunter die so unzähligemal bearbeiteten „Hebräischen Melodien" Lord Byron's), in deren Herausgabe Sophie von Gilsa der Tod abrief und die Anfang dieses Jahres (Fulda, Maier) erschienen ist.

Zur Charakteristik der amerikanischen Indianer.

Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See. Ein Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Indianer von J. G. Kohl. Zwei Bände. Bremen, Schünemann. 1859. 8. 3 Thlr.

Dieses Werk ist eine Ergänzung des von uns in Nr. 27 d. Bl. besprochenen Reiseberichts desselben Verfassers über seine jüngste Tour durch die nordwestlichen Staaten der Union. Er stellte uns dieselbe bereits dort in Aussicht, und wir können uns nur Glück wünschen, daß er so bald Wort gehalten hat. Bei einem Schriftsteller wie Kohl kann man jedes neue Werk ansehen als ein dankenswerthes Geschenk hinnehmen; das Geschäft der Kritik ist hier ein leichtes und angenehmes, schwierig allenfalls da, wo es gilt dem Leser von dem überströmend reichen und mannichfaltigen Inhalt seiner eigentlichen Reisebeschreibungen ein leidlich vollständiges Bild zu geben. Reich und mannichfaltig genug ist zwar auch der Inhalt des vorliegenden Werks, aber er ist doch einheitlicher, er gruppirt sich um ein einziges, begrenztes Thema. Uebrigens haben wir uns bei Gelegenheit unsers Berichts über sein früheres Reisewerk so ausführlich über den Werth seiner Beobachtungen und die seltenen Verdienste seiner Darstellung ausgesprochen, daß uns jetzt nur die angenehme Pflicht übrig bleibt, dem Leser, soweit der beschränkte Raum es gestattet, einigermaßen einen Einblick in die uns neuerdings erschlossenen Schätze zu eröffnen. Diese Schätze sind fast ausnahmslos aus dem dunkeln Schoße eines fernen und fremdartigen Volkslebens und Volksbewußtseins zu Tage gefördert. Alles ist hier neu und eigenthümlich; alles trägt das unverkennbarste Gepräge der Frische und Ursprünglichkeit.

„Kitschi-Gami", d. h. „Großes Wasser", betitelt der Verfasser sein Werk nach dem Namen, welchen die Odjibbewa-Indianer (von den Engländern und auch auf unsern Karten meistens „Chippeways" genannt) dem größten Süßwasser der Welt, dem canadischen Obern See (Lake Superior), geben. Die Gestade dieses Sees waren der Schauplatz seiner Beobachtungen über die Traditionen, Sagen, Sitten, Gewohnheiten und den Charakter jenes Indianerstammes und damit im Grunde genommen der Indianer überhaupt, deren verschiedene Stämme ja nicht nur in den Hauptzügen ihres psychischen wie moralischen Typus, sondern auch in den Details ihrer Gebräuche und in den Productionen ihrer Phantasie überraschend gleichen.

Der Verfasser theilt sein Buch in drei Abschnitte, von denen er den ersten „Die Insel" überschreibt. Er datirt die sämmtlichen Briefe, aus denen dieser Abschnitt besteht, aus La Pointe, einem kleinen zur Gruppe der Apostelinseln gehörigen Eilande am Westende des Sees, wo die französischen Missionare früher einen ihrer Hauptmissionsplätze und die großen Pelzcompagnien eine ihrer wichtigsten Stationen hatten. Noch jetzt ist es einer der Hauptpunkte am Obern See, und als der Verfasser im Sommer 1855 auf diesem See reiste, hatten die amerikanischen Behörden hierher die meisten Stämme der Odjibbewas, die rund um den See wohnen, zusammenberufen und auf der Insel La Pointe ihren Sitz aufgeschlagen, um mit diesen Stämmen allerlei Berathungen vorzunehmen und ihnen namentlich auch ihren jährlichen Tribut auszuzahlen oder ein sogenanntes Payment abzuhalten. Dieser glückliche Umstand bot natürlich dem Verfasser die beste Gelegenheit, jene merkwürdigen Urvölker sich einmal näher anzusehen und über ihre Sitten und Traditionen Erkundigung einzuziehen. Die erste Sorge des Verfassers ging also dahin, daß er sich mitten unter ihnen niederließ und sich in einer der benachbarten Häusergruppen oder Dörfer seinen eigenen indianischen Wigwam baute und sein eigenes Feuer anzündete. Der Verfasser schildert daher zunächst den indianischen Hüttenbau, der fast ausschließlich in den Händen der Frauen liegt, welche auch das Brennholz aus dem Walde schaffen und zerkleinern müssen. Beim Häuserbau verfahren dieselben folgendermaßen. Sie befestigen eine Anzahl schlanker junger Bäume in die Erde, sodaß dieselben ein Viereck bilden, verbinden sodann die beiden jedesmal gegenüberstehenden Stämme miteinander, indem sie ihre dünnen Enden verschlingen und hierauf noch mit dem zähen Bast der canadischen Ceder umwinden, und bilden auf diese Weise eine Art Laubengitter, um das ebenfalls junge Bäume oder Zweige in gleichen Abständen horizontal herumgelegt werden. Zuletzt wird das ganze Gerippe mit Birkenrinde bedeckt, welche die Indianer in 20 Fuß langen und drei Fuß breiten Rollen vorräthig haben, und über das Ganze lange, dicke Schnüre von Cedernbast geworfen, an deren Ende schwere Steine herabhängen.

Inwendig werden Wände und Fußboden mit geflochtenen, weichen, hübsch gemusterten Binsenmatten belegt und austapezirt. Während des Baues hatte der Verfasser vielfache Gelegenheit, die Weise der indianischen Frauen und namentlich die höchst zweckmäßige Behandlungsart der Säuglinge genau kennen zu lernen.

Kaum hatte sich der Verfasser wohnlich niedergelassen, als der Commissar für die indianischen Angelegenheiten ankam und die Indianer sich anschickten ihren „Großen Vater von Washington", wie sie denselben im Gegensatz zu ihrem „Großen Vater in Washington", den Präsidenten, nennen, mit einem feierlichen Aufzuge in Costüm, mit einem Kriegertanze und der Darreichung einer Friedenspfeife zu bewillkommnen. Der Verfasser wanderte von Zelt zu Zelt und konnte hier und da der Toilette eines Kriegers beiwohnen, deren durch die Tyrannei der feststehenden Sitte und der wechselnden Mode dictirte Gesetze er, was namentlich die Bemalung des Gesichts anbetrifft, mit einer erschöpfenden Genauigkeit entwickelt. Nachdem die Friedenspfeife von Zelt zu Zelt herumgegangen war, brachen die Häuptlinge auf, marschirten unter Trommelschlag mit flatternder Federfahne und fliegenden Otter-, Fuchs- und Skunkschwänzen durch das Dorf und zogen auf den freien Platz des ehemaligen Forts. Hier errichteten sie einen hölzernen Pfosten und daneben ihre Kriegsfahne, wonach die Tänze, die Reden und die Gesänge begannen. Der Verfasser schildert diese Vorgänge sehr anschaulich und geht namentlich auf den Inhalt einzelner Reden mit ziemlicher Ausführlichkeit ein, um die charakteristischen Züge derselben, Eitelkeit, Ruhmredigkeit und Aufschneiderei, scharf hervortreten zu lassen. Die ganze Schaustellung verfehlte aber diesmal ihren Zweck, da der Große Vater aus Washington das Unerhörte that, die Annahme der Friedenspfeife zu verweigern und den darob Erzürnten am nächsten Tage eine moralische Lection über ihre Barbarei und ihren Aberglauben zu halten.

Im vierten Briefe beschäftigt sich der Verfasser sehr eingehend mit dem Canoe und erklärt uns die Herkunft des Namens, welcher von den westindischen Inseln stammt, sowie die verschiedenen Formen und Materialien desselben, wobei er ganz besonders dem Birkenrindencanoe als dem leichtesten, berühmtesten und verbreitetsten seine Aufmerksamkeit widmet und dessen Bestandtheile, Construction, Gebrauch und Behandlung ausführlich beschreibt. Dies gibt ihm zugleich Veranlassung die Scene der Ankunft einer großen indianischen Familie auf einem Birkenrindencanoe zu schildern und dabei der zahllosen Hundeschar zu gedenken, welche die ankommenden Gäste theils begleitete, theils empfing. Die Zahl der Hunde ist nämlich unter den Indianern trotz der harten, ja grausamen Behandlung, die sie im allgemeinen erleiden, außerordentlich groß, da die Indianer nie einen jungen Hund tödten, in einzelnen Fällen auch eine große Zuneigung zu einem bestimmten Individuum dieses Geschlechts fassen, welches derselbe reichlich wiedervergilt.

Der Verfasser hatte in La Pointe auch Gelegenheit, einem eigenthümlichen religiösen Feste, der Aufnahme eines durch seinen Vater präsentirten Säuglings in den „Orden des Mides", also einer Art Taufe, beizuwohnen und die ganzen vielstündigen Ceremonien zu beobachten, welche in einem ausdrücklich zu diesem Zwecke erbauten Laubtempel begangen wurden. Zu der dabei entwickelten religiösen Beredsamkeit bildet ein passendes Gegenstück eine der vielen politischen Reden, welche von den sprachfertigen Rothhäuten in den jeden Tag während der Verhandlungen mit den amerikanischen Agenten unter freiem Himmel stattfindenden öffentlichen Rathsverhandlungen gehalten wurden und worin sich die Redner durch Witz und Humor für das Bewußtsein ihrer Machtlosigkeit den Weißen gegenüber schadlos zu halten suchten. Der Verfasser beobachtete aber nicht blos alle Vorkommnisse im öffentlichen Leben, er besuchte auch die einzelnen Familien und versammelte abends in seinem kleinen Wigwam eine Anzahl immer wechselnder Gäste, die, von Taback, Süßigkeiten und andern ihnen vorgesetzten Delicatessen verlockt, vollkommen bereitwillig waren, ihm die gesehenen Dinge zu deuten. Hierbei kam denn die Unterhaltung natürlich auch auf die Religion der Indianer, über die bisher noch ziemlich unklare und unrichtige Vorstellungen geherrscht haben. Ihr vielgerühmter Glaube an den „Großen Geist" ist zu nebelhaft, als daß man sie deshalb den reinen Monotheisten beizählen könnte; während der viel wirksamere Glaube an persönliche Schutzgeister sich auf eine seltsame, Fetischismus und Schamanismus vermischende Weise an die Vergötterung roher Naturkräfte und körperlicher Gegenstände knüpft und zugleich die Vorstellung von einem persönlichen Urgrunde des Bösen in dieses Chaos religiöser Anschauungen, denen keine Priesterkaste als Hüterin der Rechtgläubigkeit Regel und Schranke vorzeichnet, eine Art von Dualismus hineinträgt. An dem Obern See wird namentlich dem Bären und dem Kupfer eine abgöttische Verehrung gezollt. Die beiden gewöhnlichsten Opfer sind Hunde und Taback.

Im Gegensatze zu dieser Roheit und Unklarheit des religiösen Bewußtseins erzählt nun der Verfasser mehrere erhebende Beispiele indianischer Gastfreundschaft und Großmuth. Die Freigebigkeit der Indianer artet sogar in eine Art Communismus aus, der mehr als sonst etwas hinderlich auf den Fortschritt ihrer Civilisation einwirkt. Ein anderes großes Hemmniß ist ihre Neigung zum Spiele, sowol zu den reinen Glücksspielen als auch zu andern Spielen, bei denen Verstand und Leibeskraft geübt und die Zeit auf muntere Weise vertrieben wird. Von diesen fast zahllosen Spielen für jedes Alter, jedes Geschlecht und jede Jahreszeit, welche ohne Ausnahme sehr ingeniös und sehr unterhaltend sind, schildert der Verfasser namentlich das sogenannte Pagessan oder Schüsselspiel, das Ballspiel, das Schleuderspiel und verschiedene Kinderspiele. Ueberhaupt haben die Indianer im ganzen sehr viel Empfänglichkeit für gesellige Freuden und Unternehmungen. Ihre Tänze, ihre Gesänge, ihre Rauchabende versammeln oft Hunderte, wobei allerdings nicht außer Acht zu lassen ist, daß die meisten ihrer formellen Vereinigungen wol zugleich einen religiösen, politischen oder überhaupt ernsten Zweck haben. An besondern Veranlassungen zu kleinen Versammlungen und Familienfesten fehlt es nie. Am interessantesten sind aber wol ihre Vereine zum Vortrage von Geschichten und Märchen, für deren Erzählung sie fast allgemein ein großes Talent besitzen. Sie sprechen beim Erzählen sehr fließend, aber meist etwas leise und gleichförmig. Das eintönige Metrum, welches Longfellow für seinen „Hiawatha" gewählt hat, ahmt die cadenzlose Vortragsweise der Indianer sehr gut nach. Der Verfasser theilt sogleich als Probestück eine Geschichte: „Die gute und die böse Frau", mit, die ihm eine alte Indianerin, ihr Pfeifchen im Munde, auf seine Bitte eines Abends in seinem Wigwam erzählte. Diese Erzählung, welche den echten Märchenton anschlägt, kommt jedoch zu keinem runden Abschlusse, wie dies bei vielen indianischen Sagen der Fall ist. „Sie klingen eine Zeit lang wie die Aeolsharfe fort, und kommen dann plötzlich zum Schweigen."

Der Verfasser bringt nun in den nächsten beiden Briefen eine Reihe von „Vermischten Aufzeichnungen", die fast alle interessante Charakter- und Sittenzüge enthalten. So schildert er z. B. einen Auftritt am Sterbebette eines Kindes, spricht von der Vielweiberei der Indianer und von der Erd- und Sternkunde der Odjibbewas, und schenkt den indianischen Reisenden, den indianischen Läufern, dem Verkehr der Pelzhändler mit den Indianern und dem Muschelhandel besondere Kapitel. Der ganze erste Abschnitt schließt mit einem Gegenstande, der neuerdings viel Beachtung gefunden hat, mit der Zeichensprache und Bilderschrift der Indianer, von welchen der Verfasser hier und später vielfache Proben mittheilt. Die wohldurchdachte Entwickelung dieses für die Sprachphilosophie so wichtigen Themas hier wiederzugeben verbietet uns der Raum; aber vielleicht ist es nicht unangemessen, wenn wir einige Beispiele in den eigenen Worten des Verfassers anführen.

„Wenn sie von dem Zeitabschnitt eines Tags sprechen, so fahren sie mit dem Finger über das ganze Himmelsgewölbe langsam hin, fangen dabei am Osthorizonte an, streichen über

den Zenith weg und lassen die Hand wieder am Westhorizonte sinken. Dies ist das Zeichen oder der Gestus für «einen Tag».

„Fällt ein Schuß in der Erzählung, so stoßen sie gewöhnlich einmal mit dem Rücken der rechten Hand in die flache Linke, daß es ein wenig klatscht. Aber nicht sehr laut.

„Ist von einer Reise zu Pferde die Rede, so setzen sie wol die zwei Vorderfinger der rechten Hand reitend auf den Zeigefinger der linken und lassen beide die galopirenden Bewegungen des Pferdes machen. Ist es eine Reise zu Fuß, so spazieren dabei die besagten beiden Vorderfinger allein einigemal durch die Luft. . . . .

„. . . . Aber die Zeichensprache entwickelte sich auch weiter. Sie ließ sich auch auf sichtbare Darstellung abstracter Begriffe ein. Und da mußte denn natürlich vieles conventionell werden. Wollte man z. B. den Begriff „schön" ausdrücken, so ließ sich das nicht nachahmen wie z. B. ein Flintenschuß mit dem Schlage der Hand. Man konnte aber über ein Zeichen für den Ausdruck dieses Begriffs sich verabreden. Wunderbarerweise sind die Indianervölker alle über die Annahme desselben Zeichens einig geworden. Wenn sie andeuten wollen, daß sie ein „schönes" Weib sehen, so fahren sie dabei einmal mit der flachen Hand sanft und leicht durch die Luft, als wollten sie die Wellenlinien nachahmen. Selbst das Geschlecht, ob Mann oder Weib, ließ sich gewiß ganz verschieden andeuten. Allein es ist allgemein, daß sie, wenn von einer Frau die Rede sein soll, sich mit den flachen Händen einmal über das Gesicht und den ganzen Körper hinabfahren, als wollten sie lange wallende Kleider, oder die schönen Contouren des weiblichen Körpers bezeichnen. Dieses Streichen übers Gesicht steht überall für ein «Mitglied des schönen Geschlechts» . . . .

„Der Begriff von großer Zahl oder «viel» wird durch ein mehrmaliges Ausgreifen mit den Händen in die Luft angedeutet. Die Bewegung dabei ist ähnlich der Bewegung der Hände unserer Tänzerinnen, wenn sie die Castagnetten schlagen.

„«Wenig» oder «gar nichts» deuten sie dadurch an, daß sie die eine Hand über die andere wegstreichen lassen.

„Ganz sonderbar, aber ganz allgemein ist das Zeichen der Verwunderung bei den amerikanischen Indianern. Sie halten nämlich dabei die hohle Hand vor den Mund, den sie eine Zeit lang dahinter verbergen. Dies ist aber, vermuthe ich, nur ein Quidproquo, das eigentliche Zeichen, nämlich der vor Verwunderung aufgesperrte Mund steckt dahinter. Die Hand führen sie zum Munde und das Gesicht wird dahinter verborgen, weil es überhaupt unschicklich ist, Emotion oder Verwunderung zu zeigen."

Die Briefe des zweiten Abschnitts, welcher die Aufschrift „Die Bai" führt, sind „von der Anse" datirt. So heißt nämlich eine große spitze Bucht, welche die Halbinsel Keweena mit dem Festlande bildet und in deren innerstem Winkel sich die indianischen Missionen befinden. Da dieser versteckte Winkel kaum jährlich einmal von einem größern Schiffe besucht wird, so mußten sich der Verfasser und sein Begleiter, der dortige katholische Missionar, dessen er bereits in der Reisebeschreibung rühmend gedacht hat, entschließen, die Halbinsel à la voyageur zu durchreisen, d. h. theils zu Fuß, theils mit Benutzung einiger Flüsse und Seen per Rindencanoe. Sie nahmen den canadischen Voyageur du Roy, welcher das Reisegepäck nach Sitte dieser erstaunlich kräftigen Menschenklasse mit der Stirn und dem Nacken trug, als Dolmetscher mit, marschirten auf grundlosen Wegen durch den von buntgefiederten canadischen Rebhühnern wimmelnden Urwald; in dessen Lichtungen sie ein paar irländische Ansiedlerfamilien trafen, welche sie mit einem eigenthümlichen Urwäldergetränk, dem sogenannten Fichtennadelbier, regalirten, und erreichten am Abend den 15 Meilen breiten Fackelsee, über den sie zur Nacht auf einem gemietheten Birkencanoe fuhren. Dieser See geht durch einen engen Fluß in den sogenannten Portage-Lake über, an dessen Ufer sie bei einem französischen Ansiedler übernachteten, der aber weder zu essen noch zu trinken, weder Betten noch Stroh, noch Heu hatte. Unter neuen Mühseligkeiten, die aber nicht entfernt an das heranreichten, was der katholische Missionar auf einer abenteuerlichen Winterreise durch diese Gegenden und über den See zu erdulden gehabt hatte, setzte man am andern Morgen die Fahrt auf den Seen und Flüssen zwischen den wilden Wiesen und Wäldern fort und erreichte endlich durch die sogenannte Portage-Entry die Anse, an der sich auf verschiedenen Seiten der Bucht eine katholische und eine protestantische Mission gegenüberliegen. Der Verfasser quartirte sich hier bei einem Halbindianer ein, machte von da aus täglich kleine Ausflüge und sammelte dabei eine Anzahl interessanter Sagen und Erzählungen, die er im Folgenden zugleich mit den Nebenumständen berichtet, unter denen sie ihm mitgetheilt wurden.

Die erste dieser Erzählungen: „Eine indianisch-christliche Legende", hat die Geschichte des ersten Menschenpaars zu ihrem Gegenstande und ist besonders durch die eigenthümliche Art und Weise interessant, wie die indianische Phantasie die biblische Mythe verarbeitet und weiter ausgeführt hat. Von den drei nächsten Erzählungen, die sich als „Träume", d. h. als Producte einer erregten indianischen Einbildungskraft geben, schildert die erste einen Besuch bei der Sonne; die andere den Seelenweg in das himmlische Paradies, welches die Indianer in den fernen Westen verlegen; die dritte den „Lebenstraum" eines jungen Indianers bei Gelegenheit der feierlichen Fasten in der Einsamkeit, durch die sich der Knabe zum Eintritt in das erwachsene Alter zu befähigen und zu legitimiren hat; den verzückten Visionen, welche in diesem Zustande die geistige Aufregung im Verein mit der körperlichen Schwäche herbeiführt, pflegt der Indianer eine prophetische Vorbedeutung für sein ganzes Leben zuzuschreiben. „Menaboshu und die Sündflut" führt die interessanteste Gestalt der ganzen indianischen Mythologie ein, einen Halbgott, der bald als Prometheus, bald als Hercules, bald als Rübezahl oder Eulenspiegel auftritt und in dem der Indianer das Urbild seines eigenen Wesens anschaut und verehrt. Der Hauptinhalt dieser Sage von der Sündflut, wie sie der Verfasser aus dem Munde einer alten Indianerin vernahm, ist folgender:

Die Thiere waren von jeher die Verwandten und Vettern von Menaboshu. Als er einstmals schlechte Zeiten hatte, weil die Jagd unergiebig war, ging er zu den Wölfen hinaus, die ihm zu essen gaben und sie auf die Jagd zu begleiten erlaubten. So wirthschafteten sie zehn Tage miteinander. Da kamen sie an einen Kreuzweg und wurden über die einzuschlagende Richtung uneins. Menaboshu ging seinen eigenen Weg und nahm nur den jüngsten Wolf mit, den er sein Brüderchen nannte und der ebenfalls mit großer Liebe an ihm hing. Die beiden Freunde richteten ihr Jagdlager mitten im Walde auf. Eines Tags aber ging der kleine Wolf, seines Freundes Warnungen in den Wind schlagend, auf das Eis des benachbarten Sees, den der Schlangenkönig, Menaboshu's ärgster Feind, bewohnte, brach ein und ertrank. Menaboshu verlebte den ganzen Rest des traurigen Winters in Einsamkeit und Betrübniß. Er wußte, daß der Schlangenkönig sein Brüderchen getödtet hatte, mußte aber seine Rache verschieben, bis der See im Frühling eisgethaut war. Als er zum See hinkam und noch die Fußtapfen seines Bruders erkannte, brach er in laute Klage aus. Sogleich der Schlangenkönig das hörte, tauchte er mit seinem gehörnten Haupte aus dem Wasser hervor. Menaboshu verwandelte sich schnell in einen Baumklotz am Rande des Wassers. Der Schlangenkönig befahl einem seiner Trabanten hinzugehen und die Sache, die ihm verdächtig vorkam, zu untersuchen. Und diese riesige Schlange wand sich mit ihrem 20 Ellen langen Körper um den Baumklotz und preßte und zwängte ihn, um zu sehen, ob es etwas Lebendiges, oder ob es bloßes Holz sei. Dem Menaboshu knackten die Glieder im Leibe. Aber er hielt aus, gab keinen Laut von sich, und so beruhigten sich die Schlangen und sprachen: „Nein, er ist es nicht! Wir können unbesorgt schlafen. Es ist nichts als Holz!" Da es ein sehr heißer Tag war, so legten sie sich daher auch alle auf den Sand des

Ufers hin und ſchliefen ein. Kaum hatte die letzte Schlange ihre Augen geſchloſſen, ſo ſchlüpfte Menaboſhu aus ſeinem Baumkloze hervor, griff zu ſeinem Bogen und Pfeil und ſchoß den Schlangenkönig nieder. Auch drei ſeiner Söhne durchſchoß er mit Pfeilen. Da wachten aber die übrigen auf und ſchrien, indem ſie ins Waſſer zurückſchlüpften: „Wehe! Wehe! Menaboſhu iſt unter uns, Menaboſhu tödtet uns!“ Sie machten einen entſetzlichen Lärm im ganzen See und peitſchten das Waſſer mit ihren langen Schwänzen. Die unter ihnen, welche am ſtärkſten in der Zauberei waren, holten auch ihre Medicinſäcke hervor, banden ſie los und ſtreuten den ganzen Inhalt, alle ihre Zaubermittel, am Ufer und ringsumher im Walde und in der Luft aus. Da fing das Waſſer in trüben Wirbeln an zu kreiſen und zu ſchwellen. Der Himmel bedeckte ſich mit Wolken und heftige Ströme von Regen ſchoſſen aus der Höhe herab. Die ganze Umgegend, die halbe Erde wurde überſchwemmt, am Ende die ganze, weite Welt. Der arme Menaboſhu war längſt, bis in den Tod erſchreckt, geflohen. Er hüpfte von einem Berge zum andern wie ein ſcheues Eichhörnchen und wußte ſich nirgends zu laſſen. Denn die ſchwellenden Fluten folgten ihm überall hin. Endlich entdeckte er einen ſehr hohen Berg, auf den er ſich rettete. Aber auch dieſer Berg wurde bald überflutet. Auf ſeinem äußerſten Gipfel ſtand ein 100 Ellen langer Tannenbaum, und an dieſem ſtieg nun Menaboſhu empor. Er kam bis in die letzte Spitze, das Waſſer ihm immer nach. Es reichte ihm ſchon bis an den Gürtel, bis über die Schultern, bis an den Mund. Da plötzlich ſtand es ſtill, entweder weil die Schlangen ihre Zaubermittel und Hülfsquellen erſchöpft hatten, oder weil ſie dachten, es ſei nun genug und Menaboſhu könne ihnen nirgends mehr entwiſcht ſein. Allein Menaboſhu, ſo ungemächlich auch ſeine Lage ſein mochte, hielt aus und ſtand fünf Tage und fünf Nächte auf ſeiner Tanne, zerbrach ſich aber vergebens den Kopf darüber, wie er ſich forthelfen ſolle. Endlich am ſechsten Tage ſah er einen einſamen Vogel — es war ein Loon — auf dem Waſſer ſchwimmen. Er rief ihn zu ſich und ſprach zu ihm: „Bruder Loon, du geſchickter Taucher! Thue mir den Gefallen und tauche einmal in die Tiefe, und ſieh nach, ob du die Erde, ohne die ich nicht leben kann, noch zu finden vermagſt, oder ob ſie gänzlich erſäuft iſt.“ Der Loon that es. Er tauchte mehreremal hinab. Aber er konnte nicht tief genug hinabgelangen und kam immer wieder unverrichteter Dinge hervor, indem er die Trauerbotſchaft brachte, die Erde ſei nicht zu finden. Menaboſhu wäre beinahe verzweifelt. Doch ſah er am folgenden Tage den erſtarrten Körper einer kleinen Moſchusratze von den Wellen zu ſich herangetrieben. Er haſchte ſie, nahm ſie in die Hand, und indem er ſie warm anblies, brachte er ſie wieder zum Leben und ſprach zu ihr: „Brüderchen Ratze, wir können beide ohne Erde nicht leben. Tauche hinab ins Waſſer und bringe mir, wenn du kannſt, etwas Erde herauf. Wenn es auch nur wenig iſt, wenn es auch nur drei Sandkörner wären, ich werde dir und mir ſchon etwas daraus zu bereiten wiſſen.“ Das gefällige Thierchen tauchte ſogleich hinab und kam nach langer Zeit wieder zum Vorſchein. Aber es war todt und ſchwamm auf dem Waſſer. Menaboſhu fing den Körper ein und unterſuchte die Pfötchen. In dem einen Vorderpfötchen entdeckte er ein paar Sand- oder Staubkörner. Er nahm ſie heraus, trocknete ſie in ſeiner Hand an der Sonne und blies ſie dann weg übers Waſſer, und wo ſie hinfielen, da blieben ſie ſchwimmen und wuchſen und vergrößerten ſich infolge der Kraft des Erdreichs, die ihm entweder anhoren oder von Menaboſhu's Zauberathem eingeblaſen war. So entſtanden erſt kleine Inſelchen. Dieſe wuchſen ſchnell zu größern aneinander. Endlich konnte Menaboſhu von ſeinem unbequemen Baumſitze aus auf eine dieſer Inſeln hinausſpringen. Er ſchiffte auf ihr wie auf einem Floß umher, half den andern Inſeln ſich zu nähern und zuſammenzuwachſen und es wurden am Ende große Länder und Continente daraus. Emſig und thätig marſchirte er nun hin und her, um alles wieder zurichten und die Natur in ihrer frühern Schönheit herzuſtellen. Er fand hier und da kleines Wurzelwerk und Pflänzchen, die das Waſſer anſpülte. Er pflanzte ſie ein, und ſo kamen wieder Grasfelder und Gebüſche und Wälder. Auch wurden viele der erſtarrten Körper von Thieren ans Ufer geſpült. Menaboſhu ſammelte ſie alle ſorgfältig auf, blies ſie an und machte ſie lebendig. Er redete zu ihnen und ſprach: „Geht nun jeder an ſeinen Platz.“ Und ſo ging ein jedes an ſeinen Platz. Die Vögel niſteten in den Bäumen, die Fiſche und die Biber wählten ſich die kleinen Waldſeen und Flüſſe, und die Bären und andere Vierfüßer ſtreiften auf dem Feſtlande. Menaboſhu hatte eine große Meßſchnur in der Hand, und er ging hin und lief auf der ganzen Erde herum und maß alles aus. Er beſtimmte die Länge der Flüſſe, die Tiefe der Seen, die Höhe der Berge und die Geſtalt der Länder, damit alles in guter Proportion ſei. Dieſe Erde war denn auch auf der Welt das erſte Land, das die Indianer zu bewohnen kamen. Die frühere vom Waſſer erſäufte Erde hatten blos Menaboſhu und die Wölfe und der Schlangenkönig mit ſeinen Ungethümen bewohnt.

Was uns zu einer ausführlichen Mittheilung dieſer Erzählung veranlaßte, iſt das mythologiſche Intereſſe derſelben. Aeſthetiſch befriedigender durch größere Abrundung wirkt die Fortſetzung der Sage in der nächſten Erzählung: „Menaboſhu und ſein Freund das Murmelthier“, die „Geſchichte des Vogels Loon“, wo Menaboſhu in der Rolle des Propheten Jonas erſcheint, und die „Sage von der Entſtehung der Bären“, in der jedoch ein anderer Menaboſhu, ein Enkel des vorigen, handelnd auftritt. Von dem Gebiet der mythologiſchen in das der hiſtoriſchen Sage geht der Verfaſſer über in der „Sage von der Ankunft der Weißen“. Hieran ſchließen ſich Bemerkungen über die Lieder der Odjibbewas und der canadiſchen Voyageurs. Von den erſtern iſt wenig zu ſagen. Sowie die Indianer ſich in die eigentliche Sphäre metriſcher und von taktgerechter Muſik begleiteter Dichtung aufſchwingen, werden ſie äußerſt lakoniſch. Ihre Lieder beſtehen faſt immer nur aus einem Verſe und einem oder zwei Gedanken, denen nur die Umſtände, unter denen ſie entſtanden ſind und die poetiſchen Lebensſituationen, in denen ſie gebraucht werden, einen Schimmer von dichteriſchem Werthe verleihen. Auch von den Chanſons der Voyageurs würden viele in einem gedruckten Buche keine Figur machen, ſie ſind aber um ſo wirkſamer im Leben. Es laſſen ſich darunter zwei Klaſſen unterſcheiden, alte vor 200 Jahren aus Frankreich mit herübergebrachte Chanſons, die von hohem literargeſchichtlichen Werthe ſind, und auf amerikaniſchem Boden erwachſene Producte, mit denen ſie alle ihre Verrichtungen, den Fiſchfang, die ſchwere Ruderarbeit, die geſelligen Vereine am Feuer, begleiten und ſchmücken. Die Ruderlieder werden nach dem durch die Art des Ruderſchlags bedingten Takt und Tempo der Melodie klaſſificirt und theilen ſich in chansons à l'aviron, chansons à la rame, chansons de canot à lège u. dgl., je nachdem es mehr auf Gewandtheit oder Kraft oder Schnelligkeit ankommt. Eine andere Art Lieder, die mitunter eine tiefere Poeſie enthalten, ſind die ſogenannten Complaintes, die Plants der alten Troubadours auf amerikaniſchen Boden übergetragen und hier anfangs wirklich als Klagelieder Verbannter ihren Namen rechtfertigend. Sie ſind eine Art populärer und elegiſcher Romanzen, die noch immer meiſt tragiſche Ereigniſſe feiern, wie die berühmte auf den Hungertod Jean Guyeur's.

Dieſer Abſchnitt ſchließt wiederum mit einer Reihe intereſſanter Miscellen, von denen wir nur die Geſchichte von der Beſtrafung eines indianiſchen Stammes wegen gottloſer Verſchwendung, die Mittheilungen über Obrigkeit und Strafe, über Aſyle, Freundſchaftsbündniſſe, Namengebung und Kindererziehung, Geiſterklopfen und Giftmiſcherei und den Traum eines Indianers vom Paradieſe der Chriſten beiſpielsweiſe erwähnen, und mit zahlreichen Proben indianiſcher Bilder- und Notenſchrift.

Der dritte Abſchnitt führt die Aufſchrift: „Die Kataraften.“ Die Briefe ſind aus Rivière au Deſert an den Stromſchnellen des St.-Marienfluſſes datirt, welcher bekanntlich den Obernſee

mit dem Huronensee verbindet und über dessen Entstehung die vom Verfasser mitgetheilte Sage vom Felsen Biberkopf berichtet, in der abermals Menaboshu als Hauptacteur auftritt. Die Reise von der Anse war wieder reich an wichtigen Beobachtungen, z. B. über die indianische Küche, über den Fischfang bei Fackelschein und die abenteuerliche Lebensweise der Missionare. Der Aufenthalt in dem Zelte seines geistlichen Freundes in Rivière au Desert war für den Verfasser ebenfalls reich an interessanten Erfahrungen. Er zählt uns die Waldfrüchte jener Gegenden auf, beschreibt uns das Künstleratelier einer Familie, wo der Mann indianische Pfeifenköpfe schnitt, während die Frau sich mit Stickereien aus Stachelschweinsnadeln beschäftigte, gibt uns eine ausführliche Schilderung der Fischerei, die hauptsächlich mit Speeren betrieben wird, und weiht uns in die Geheimnisse der Construction und des Gebrauchs der Schneeschuhe und Schlitten ein.

In „Krieg und Frieden" gewinnen wir einen umfassenden Einblick in die Hauptpotenzen und Hauptvorgänge des indianischen Volkslebens sowie in das Verhältniß der verschiedenen Stämme untereinander. Ein besonderer Brief ist den Windigos gewidmet. Die Windigos sind Menschen, die durch Hunger und Noth so weit gebracht werden, ihresgleichen zu verzehren. Wer zu diesen scheußlichen Existenzmitteln hat greifen müssen, der wird von den Indianern mit Schrecken und Abscheu gemieden, durch diese feindselige Stellung zur Gesellschaft vielleicht nochmals in dieselbe Verlegenheit und Versuchung gedrängt, und auf diesen Verdacht hin als vogelfrei betrachtet und zu Tode gehetzt. Es ist nicht zu leugnen, daß, wie der Verfasser an mehreren Beispielen nachweist, derartige Fälle von Kannibalismus vorkommen, aber es mischt sich auch viel Aberglauben in die Sache und dann werden durch diesen Aberglauben Windigos auf dieselbe Weise geschaffen, wie bei uns im Mittelalter der Hexenglaube Hexen ins Dasein rief. Jedenfalls ist dieses Kapitel auch von hoher psychologischer Bedeutung.

„Die alten Zeiten" ist eine Vergleichung der Lage der Indianer im Zustand der Unabhängigkeit und unter den Franzosen, Engländern und Amerikanern, die sie als das goldene, silberne, eherne und eiserne Zeitalter ihres Volks zu bezeichnen vielleicht mehr Recht haben als alle übrigen Nationen, deren Unzufriedenheit mit ihrem gegenwärtigen Lose die Vergangenheit in einem zu rosigen Lichte erscheinen läßt.

Der zehnte Brief enthält die Lebensbeschreibung eines großen indianischen Häuptlings, Schinguakongse, dessen Grabmonument sich in Rivière au Desert befand. Er war der Sohn einer Indianerin und eines britischen Offiziers von schottischem Stamme, eine Mischung, die überhaupt eine besonders tüchtige Rasse abgeben soll. Die Mutter, welche ihm später einen harten Stiefvater gab, erzog ihn unter den Indianern und nach indianischer Weise. Das Kind „hatte von Jugend auf starke und gute Träume", oder mit andern Worten, es war ein geweckter und begabter Knabe, der sich schon frühzeitig durch Enthaltsamkeit auszeichnete. Er wurde sich bald seines höhern Berufs bewußt und erhielt, nachdem er die Verbindung mit seinem Vater wieder angeknüpft hatte, in dem Kriege der Engländer mit den Amerikanern Gelegenheit sich auszuzeichnen. Seinen geschickten „Träumen" verdankten die Briten die Eroberung des Forts Mackinaw, und der englische General ertheilte ihm zur Belohnung dafür eine „Cheferie", machte ihn zum officiellen Häuptling seines Stammes und verschaffte ihm zahlreiche Medaillen, die er jedoch stets an seine jungen Krieger und Freunde verschenkte. Er war in allen Angelegenheiten auf Seite der Briten und blieb diesen, seine alte Heimat, die an die Amerikaner abgetreten wurde, verlassend, bis an sein Ende treu. Außerdem war er beständig in die Händel seiner eigenen Stämme verflochten und führte mehr als eine Expedition ins Sioxland zum Mississippi hinüber. Natürlich war er auch ein gewaltiger Jäger und großer Medicinmann. Später wurde er Christ und entsagte dem Aberglauben, der ihm sein ganzes großes Vermögen gekostet hatte. Seine große heidnisch-indianische Bibliothek, welche der Verfasser lebhaft zu sehen wünschte, hat er jedoch vor seinem Tode selbst zerstört.

Der Rest des Buchs bietet wiederum eine Sammlung indianischer Schriftzeichen und eine Anzahl gemischter Aufsätze, unter denen namentlich die über die Wanderungen und Sitte des Bären und über die Kunst des Birkenrindenbeißens Beachtung verdienen.

Dies ist der wesentliche Inhalt des Buchs. Wir brauchen jedoch kaum hinzuzufügen, daß sein Hauptreiz in der gedrungenen Darstellungsweise und überhaupt in der ungemein glücklichen Beherrschung der Form zu suchen ist. T.

Der Karlistengeneral Gomez.

Miguel Gomez. Ein Lebenslichtbild. Von Wilhelm Lau von Rahden. — A. u. d. T.: Supplement zu: Wanderungen eines alten Soldaten. Dritter Theil. Aus Spaniens Bürgerkrieg. 1833—40. Mit einem Facsimile. Berlin, Decker. 1859. Lex.-8. 15 Ngr.

Wer hätte die „Wanderungen eines alten Soldaten" nicht mit lebhaftem Interesse verfolgt! Der vierte Theil läßt noch immer auf sich warten, das Manuscript dazu ist fertig, aber theils zufällige, theils nicht zu beseitigende Hindernisse verzögern dessen Herausgabe und der Verfasser läßt einstweilen das Lebenslichtbild „Miguel Gomez", welches eine Episode im vierten Theile bilden sollte, als Supplement zum dritten erscheinen. Dabei nimmt er die Gelegenheit wahr, um für den Fall, daß jener vierte Theil wider Erwarten als Memoires d'outre tombe, d. h. nach seinem Tode, ans Licht der Oeffentlichkeit treten sollte, im voraus gegen jede spätere Correctur oder beliebige Abänderung des Erzählten zu protestiren. Solch literarisches Attentat, das gegen seine Absicht „nur strenge Wahrheit zu berichten", geschehe, werde übrigens leicht herauszufinden sein, wenn man die Ausdrucksweise und Tendenz des Originals im Auge behalte. Aufmerksame Leser werden so willkürliche Verstümmelungen wol erkennen, aber schwer bleibt es immer, wenn sie geschickt angestellt sind. In Italien hält man den ganzen, im correcten Französisch geschriebenen Brief Orsini's für gefälscht und doch glaubt die Welt an seine Echtheit — ohne alle Vergleichung gesagt mit dem Werke eines deutschen Edelmanns, der für die legitime Sache gekämpft hat!

In dem spanischen Kriege hatte Zumalacarregui für die Sache seines Herrn den Kampf auf die baskischen Provinzen und Navarra beschränkt. Nach seinem Tode wurde das Prinzip geändert. Es begannen zahlreiche Expeditionen in das Innere Spaniens, deren unglückliches Endresultat allerdings nur die Richtigkeit von Zumalacarregui's Kriegsweise schlagend bewies. Don Miguel Gomez, 1790 in Andalusien geboren, früher Chef Bataillonschef, später verabschiedet und dann im karlistischen Heere schnell zum General aufgestiegen, wurde mit fünf Bataillonen Infanterie, zwei Escadrons und zwei Berggeschützen, im ganzen mit 2890 Mann, abgeschickt, um in Asturien und Galicien das königliche Banner aufzupflanzen. Bekleidung, Bewaffnung und Fechtweise war durchaus den herrschenden Verhältnissen von leichten Gebirgsfeldaten entsprechend: grau tuchener Gurt, dergleichen oder leinene Pantalons (ganz so gegenwärtig Garibaldi's Freischaren), rothe Backenmütze in der Deckelform eines Barets und wasserdicht, Hanfsandalen, bloßer Hals, ein grau leinener Sack (Moral) für Wäsche und Kleidung, in welchem auch ein Theil der Patronen fortgeschafft wurde, ein englisches Infanteriegewehr, dessen Bajonnet stets an der Seite getragen, Patrontasche vorn um den Leib geschnallt. Die Fechtweise ist fast immer in gänzlich aufgelösten Guerrillatrupps, ohne alle Schule, meistens sogar ohne Soutiens; dabei geschickte Terrainbenutzung weniger, als brutale Nichtbeachtung der Gefahr und hämische Verschlagenheit. So charakterisirt der Verfasser die Schar, mit welcher Gomez auszog. Seinen Helden schildert er, mit seiner andalusischen Abkunft im Widerspruch, als blond, blauäugig, von breiten, etwas gewöhnlichen Gesichtszügen, an

spärlichem Bart und gutmüthigem Ausdruck, fleischigem Körperbau und anscheinender Wohlbehäbigkeit. Selbst in seinem Charakter habe etwas Weiches, fast Weibisches gelegen, das sonst den Spanier durchaus nicht kennzeichnet. Im Umgange von der liebenswürdigsten Leutseligkeit, sanft, stets verträglich und versöhnlich, sei er dagegen im Dienste pünktlich gehorsam, unverbrüchlich treu seiner eigenen Ehre gewesen und habe streng auf Disciplin und Subordination gehalten. Die Hauptursache, weshalb man ihm die Führung der Expedition anvertraut, sei wol das Gefecht von Guernica im Frühling 1836 gewesen, in welchem er, zum ersten mal selbständig befehligend, Espartero besiegt habe.

Aus seinem Exil zu Bordeaux, wo er, arm und alt, die ihm unter Bedingungen gebotene Amnestie verschmähend, noch lebt, hat Gomez dem Verfasser durch einen Freund des letztern, den neapolitanischen Generalconsul von Meyer, sein eigenhändiges Tagebuch über jenen denkwürdigen Zug als freundliches Andenken übersandt. Das in demselben enthaltene Marschitineraire ist der vorliegenden Darstellung als Grundlage gegeben, der Verfasser folgt ihm Tag für Tag und begleitet diese Details mit seinen eigenen Betrachtungen, wie auch mit andererseits entnommenen Erläuterungen, letztere besonders aus dem Werke des jetzigen Obersten von Goeben: „Vier Jahre in Spanien", und den „Mémoires sur la guerre en Navarre" des Obersten Molard. Militärs von Fach werden das Itineraire mit Hülfe einer guten Karte von Spanien gewiß mit Interesse verfolgen. Erregte der Zug des tapfern und kühnen Kriegers doch seinerzeit selbst den lebhaftesten Antheil des Kaisers Nikolaus von Rußland, dessen erste Frage beim Lever war: „Wo steht der brave Gomez?" Der diensthuende Generaladjutant mußte mit goldener Nadel die jedesmalige Stellung des karlistischen Feldherrn auf der Karte bezeichnen. Es galt dem Princip der Legitimität, das jener starke Geist überall sieghaft wünschte.

Wir können die Einzelheiten des interessanten Werks nicht in die Betrachtung d. Bl. ziehen. Ein allgemeiner Ueberblick wird genügen. Nachdem Gomez in Asturien wenig Anklang gefunden, wurde er in Galicien mit um so größerm Enthusiasmus empfangen. Trotz der gewaltigen Uebermacht seiner Gegner, die in mehreren Colonnen ihn verfolgten, wußte er sie stets durch unerwartete Märsche zu täuschen, drang im August in das Königreich Leon ein und versetzte nun den Krieg in das Innere der Halbinsel. In einem glänzenden Gefecht bei Matilla vernichtete er die Division des Generals Lopez, sodaß nur zwei Ulanen entkamen, welche die Schreckensnachricht nach Madrid brachten. Lopez, ein geborener Mulatte, früher ein gut renommirter Cavalerieführer, folgte seiner Divisien im bequemen Wagen und wurde in Civilkleidern gefangen. Es ist derselbe, der später als Abenteurer auf Cuba landete, um es für die Nordamerikaner zu erobern, wobei er aber gefangen und garotirt, d. h. mit glühenden (?) Halseisen erdrosselt wurde. Gomez setzte unaufhaltsam seinen Marsch nach Aragon fort, drang in das Königreich Valencia ein, wo er sich mit Cabrera vereinigte, und wandte sich dann, trotz einer Niederlage bei Villarobledo nach Andalusien. Siegreich durchzog er Sevilla, Cordova, Jaen und Granada, und gelangte bis an die Südspitze der Halbinsel; vor Gibraltar angelangt, fanden die fliehenden Christinos Schutz unter den englischen Kanonen, welche die Karlisten mit Karlschen empfingen! Er hatte in zwölf glücklichen und sechs unglücklichen Gefechten tüchtig bestanden, sechs befestigte Hauptstädte mit unermeßlichem Kriegsmaterial genommen und sehr viel Geld als Contribution erhoben, über 20000 Gefangene gemacht, zehn Bataillone und drei Escadrons in den verschiedenen Provinzen organisirt und, die Haupttendenz seines Zugs, die Sympathien des Volks für den rechtmäßigen Herrscher überall theils geweckt, theils sorglich gepflegt. Gefangene freilich, die den Gewaltmärschen nicht folgen konnten, wurden auch hier zuweilen nach spanischem Kriegsrecht erschossen. Gomez schlug einmal seinem Gegner Alair Auswechselung vor, dieser erwiderte aber: die Gefangenen wären seiner Partei todt, möchten sie nur alle sterben!

Daß Gomez in seinem Tagebuche nie anerkennend über Cabrera spricht, der doch sicherlich der thätigste und entschiedenste Führer war, ist auffallend; wol hat er diesen jungen Liebling der Truppen etwas neidisch angesehen, aber es ist auch, wie der Verfasser bekundet, Thatsache, daß kein einziger von den karlistischen Generalen für Cabrera eingenommen gewesen, was doch etwas gegen ihn spricht. Cabrera trennte sich in Sevilla mit seiner Cavalerie wieder von Gomez, der jetzt nur noch 5000 Mann und 1000 Pferde zählte. Die feindlichen Generale unter denen nun zum ersten male Narvaez auftritt, hatten ihn mit 48000 Mann und 4000 Pferden umstellt und an das Meer gedrängt, Gomez schien verloren. Da krönte er sein wunderbares Werk durch einen echt xenophontischen Rückzug. Er schlug die eine feindliche Colonne, täuschte die andere durch forcirte Hin- und Hermärsche, und machte sie alle durch sein kühnes Wagstück stutzig: ein Unternehmen führte er aus, das niemand für möglich gehalten hatte. Der Rückzug begann am 25. November in Arcos de la Frontera unweit Algeziras und endigte am 19. December bei Orduña in Biscaya, nach 159 Leguas (etwa $^{7}/_{10}$ deutsche Meile die Legua) ununterbrochener Märsche und Kämpfe, ohne einen einzigen Ruhetag zu haben. Der Verfasser theilt das eigene Urtheil des Generals Gomez über seinen Rückzug aus dem erwähnten Tagebuche mit, im Original und einer Uebersetzung, wobei nur zu bemerken, daß er seinem Vorsatze, Wort für Wort zu übersetzen, nicht treu geblieben ist und dadurch „den einfachen und doch so grandiosen Charakter des Originals" durch viele zugesetzte Worte, von denen im Texte keine Spur ist, wesentlich verändert hat. Bei einem mündlichen Vortrage, wozu ursprünglich diese Blätter bestimmt gewesen, mag das vor Zuhörern, welche nicht spanisch verstehen, gestattet sein, beim Druck aber hätte wol eine Correctur stattfinden müssen. Wir verstehen, daß bei dem mündlichen Vortrage diese Zusätze zur Erläuterung gedient haben, aber — verba volant, scripta manent! Daß im Text des Werks stets Division expeditionario statt des richtigen Genus steht, ist natürlich ein Druckfehler.

Den Weg, welchen die Expedition im ganzen während fünf Monaten und 24 Tagen zurückgelegt hat, berechnet der Verfasser auf 829 Leguas, Ruhetage und Gefechte eingerechnet 5½ Legua pro Tag und Marsch! Hören wir nun den Lohn des Heerführers. Nachdem ihn der König huldvoll empfangen und ihm für seine ruhmvolle Expedition gedankt, wurde er beim Heraustreten von der Audienz arretirt, seines Commandos enthoben, und in das Fort Urquiola gesperrt, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Man klagte ihn an, seinen ursprünglichen Auftrag überschritten, dann aber gegen Befehl das südliche Spanien verlassen und dadurch das Scheitern des Unternehmens auf Bilbao veranlaßt zu haben; dazu kamen noch Beschuldigungen über Misbrauch, Vergeudung und selbst Veruntreuung königlicher Gelder, doch ist ihm das nie bewiesen worden. Als Marcto seinen scheußlichen Verrath methodisch vorbereitete, öffnete er auch die Kerker der politischen Gefangenen, um sich Freunde zu gewinnen; Gomez wurde frei, verschmähte aber jede Anstellung unter Marcto, wies später, als dieser sich demaskirte, das ihm angetragene zweite Commando der Armee mit Verachtung zurück und schloß sich den wenigen treu gebliebenen navarresischen Bataillonen zum Schutze der Person seines königlichen Herrn an, als dieser nach Frankreich übertrat. Dort lebt Gomez, der Greis, noch jetzt in einem Mansardenstübchen vierten Stocks in Bordeaux in bitterer Armuth und Entsagung. Der Verfasser schildert sein und der andern verbannten Spanier Leben mit ergreifender Wahrheit. Bei der allgemeinen Amnestie in spätern Jahren bot man Gomez zugleich eine halbe Million Realen unter der Bedingung, seinen Heldennamen obenan in die christinoschen Armeelisten eintragen zu lassen. Mit Abscheu und Verachtung wies er das Anerbieten von sich und blieb allein und verlassen zurück, während alle seine Landsleute in die geliebte Heimat zogen. „Mit eisgrauem Scheitel, von unnennbarer Bürde des Lebens gebeugt, den

Knotenstock zur Krücke geformt in zitternder Rechten, so erklimmt er jetzt mühsam seine Mansarde im vierten Stock, wo er schon 20 Jahre einer gerechten Vergeltung entgegenharrt; dort erhebt sich der hoffende Blick aufwärts, denn eben überm Sternenzelt findet er gewiß und wahrhaftig den verdienten Lohn für seine ungebrochene Treue!" So schließt der Verfasser das Lebenslichtbild, wie er es mit Recht genannt. Ueber die Vorzüge seiner Darstellung und der ihnen eingefügten militärischen Betrachtungen dürfen wir nur auf seine frühern, allgemein anerkannten Werke verweisen, die reichen Früchte seines eigenen, vielbewegten Lebens. **Karl Gustav von Bernech.**

Die Vinetasage.

Die Existenz Vinetas in historischer und geologischer Hinsicht. Von G. Becker. Programm der Saldern'schen Realschule zu Brandenburg. 1858.

Weit verbreitet ist im deutschen Lande die Sage von der großen Wendenstadt an der Ostsee, die, einst blühend durch Handel und Gewerbfleiß vor allen Städten Deutschlands, dann im Meere unterging, deren Ueberreste aber der Schiffer bei klarer See noch tief unten im Grunde erblickt, deren Glockengeläute in der Stille des Tags zu ihm heraufklingt. Dichter haben die Sage wunderbar ausgeschmückt; aber daß die Erzählung mehr sei als eine Sage, das hat lange nicht blos das Volk, sondern das haben auch Geschichtschreiber angenommen, und noch heute wird ernstlich vielfach von der in der See untergegangenen Stadt geschrieben. Und wie, sagen die Anhänger dieser Meinung, soll von selbst die Sage sich gebildet haben, soll sie gar keinen historischen Grund haben? Die anziehende Frage ist kürzlich gründlich in der oben angeführten Gelegenheitsschrift untersucht und zum Abschluß gebracht.

Zuerst berichtet der Chronist Helmold in seiner slawischen Chronik (nach 1168) von der untergegangenen Stadt Vineta; die reiche Stadt, sagt er, lag an der Mündung der Oder, ein dänischer König zerstörte sie gänzlich. Man findet aber leicht, daß Helmold nur den Geschichtschreiber Adam von Bremen (gest. 1076) abgeschrieben und das von demselben über Julin Erzählte auf die ihm ganz unbekannte Stadt Vineta übertragen hat. Der Dänenkönig Harald Blaatand starb 980 zu Julinum, seinen Tod aber verlegt Helmold nach Vineta. Es ist deshalb schon früh angenommen, daß die Verwechselung sich herschreibe von einer unrichtigen Schreibart von Julins ursprünglich slawischem Namen Jumne, latinisirt Jumneta, dies verschrieben in Vineta, und daß die Berichte sämmtlicher Chroniken einerlei Ursprung haben in einem Fehler Helmold's. Dieser Fehler Helmold's aber wurde aufgenommen und die Erzählung von der Größe der Stadt weiter ausgeschmückt von Albert Krantz (gest. 1517), ohne aber des Untergangs durch die Meeresfluten Erwähnung zu thun; aber ganz dasselbe, was er von der Pracht Vinetas berichtet, erzählt er von Julin. Dagegen berichtet, ihm folgend, J. Micrelius nun schon von dem Untergang Vinetas durch das Meer, worauf erst Julin die größte Stadt Europas geworden sei. Der Schöpfer zweier verschiedener Städte Vineta und Julin ist also Krantz; von da an beginnt eine chaotische Verwirrung von Vineta und Julin, Wollin und Jomsburg. Weiter geben Thomas Kantzow in seiner pommerschen Chronik (1531—42) und Chyträus schon specielle Pläne der Stadt; Chyträus erhielt seine Beschreibung von J. Lubechius, Bürgermeister von Treptow, der zu dem Fischerdorfe Damerow 1564 hinausfuhr und sich von einem alten Fischer allerlei Wunder in der Tiefe gläubig zeigen ließ. Noch wunderlicher war die Mittheilung von Kessenbrinks im Jahre 1771. Danach scheiterten in jenem Jahre auf den Trümmern von Vineta zwei holländische Schiffe, und zwar auf drei Pfeilern von Marmor, von denen der eine durch den Stoß aus seiner senkrechten Richtung in eine schiefe gebracht wurde, ohne daß er umstürzte. Die Unmöglichkeit des Ereignisses leuchtet ein.

Auf solche sich widersprechende Berichte, auf die oberflächlichsten Untersuchungen hin bildete man die abenteuerlichsten Erzählungen. So weiß Gebhard in seiner Abhandlung über Vineta (1691) von der großen Bildung der Einwohner zu erzählen, von der dortigen Akademie, von den Unterrichtsgegenständen, von den Sitten, von der Feuer- und Wasserprobe, von der herrschenden Gastfreundschaft, und erblickt die Trümmer der Stadt, Straßen u. s. w. im Meere. Besonders aber hat die Beschreibung von Jonathan Fischer in seiner deutschen Handelsgeschichte (1791), der Vineta das Haupt aller Handelsstädte, Mittelpunkt des Handels zwischen Polen, Russen, Tataren, Hunnen und der westlichen Welt nennt, zu den größten Irrthümern Veranlassung gegeben; eine Zeit lang habe sie Palnatoke besessen, sie habe manchmal von dessen Burg Jomsburg gehießen, die Gothländer hätten die zwei ungeheuern metallenen Thorflügel des Palnatoke weggeholt. Und doch war die Jomsburg bei Julin und Magnus von Dänemark zerstörte 1043 die Befestigungswerke.

Dagegen leugnete Sell in seiner pommerschen Handelsgeschichte die Existenz Vinetas überhaupt und bewies die Geringfügigkeit der Cultur und des Handels der Wenden damaliger Zeit, wie auch schon vorher das Dasein Vinetas von andern bezweifelt war. Es fehlte somit jedes geschichtliche Zeugniß für das einstige Dasein jener sagenhaften Stadt, und neuere Untersuchungen an Ort und Stelle haben ergeben, daß auch die von der Phantasie im Meere erblickten geordneten Fundamentreihen nicht vorhanden sind. Der erfahrene Seemann Joachim Reinbeck, auf einer Fahrt nach Swinemünde in die fabelreiche Gegend von Vineta an die Küsten der Insel Usedom getrieben, fand nur eine Sandbank von 4—5 Fuß unter dem Meere kärglichen Steinblöcken. Dann wurden die vermeintlichen Trümmer von Stettin und Swinemünde aus von einer Gesellschaft 1768 untersucht und die Trümmer erschienen nur als große Granitblöcke. Endlich ist 1836 das Riff durchforscht, es hat sich als ein Eiland ungefähr $^1/_8$ Meile weit vom festen Lande in der Ostsee belegen, aus Granitsteinen bestehend, ergeben. Aehnliche Flötze finden sich, wie geologische Forschungen bewiesen haben, überall an der Oder. Sie sind ein Erfolg verschiedener strömender Fluten; das dazu erforderliche Wasser hat auf den Karpaten, Sudeten, böhmischen Gebirgen und dem Harz seinen Aufenthalt gehabt. Ferner kann da, wo Vineta gelegen haben soll, keine Meeresüberflutung stattgefunden haben, denn der Boden ist nicht vulkanischer Art, noch kann die Ursache in dem Einsturze weit ausgebildeter Kalkschletten gesucht werden.

Die Sagen der Vorzeit, sagt man mit Recht, dürfen nicht der Beachtung unwerth gehalten werden. Indeß es existirt eben keine Sage von Vineta, es beschränken sich alle Erzählungen des Volks darauf, Vineta sei untergegangen, weil die Leute darin zu gottlos gewesen seien. Wie kann man aus den Hirngespinnsten auf historische Facta schließen? Wo sich große Steine in bedeutender Anzahl finden, hat auch sonst die Sage von einer versunkenen Stadt gefabelt. Nicht jede Sage ist ehrwürdig, die Vinetasage durchaus nicht. H.

Zur Schiller-Stiftung.

Das „Bremer Sonntagsblatt" enthielt in Nr. 41 unter der Ueberschrift „Zur Schillerfeier" eine Mahnung zu Gunsten der Schiller-Stiftung, worin unter anderm hervorgehoben wurde, was in andern Ländern, sogar in dem kleinen Dänemark (Holland nicht zu vergessen), schon seit einer langen Reihe von Jahren geschehen ist, um verdienten Schriftstellern in unverschuldeten Nothlagen, z. B. bei Krankheiten, im höhern Alter u. s. w. oder ihren Hinterlassenen zu Hülfe zu kommen. Wir haben dieses Kapitel auch in d. Bl. wie anderwärts schon zu oft behandelt, als daß wir hier noch einmal ausführlich darauf zurückkommen sollten. Vor allem erfreute uns die Nachricht, daß die von Dickens, Bulwer und dem verstorbenen Douglas Jerrold projectirte „Guild of literature and art" nicht, wie wir einmal die Vermuthung aussprachen, als gescheitert betrachtet werden

darf, insofern es richtig ist, was der Verfasser des betreffenden Artikels sagt: „Charles Dickens und Bulwer haben in London noch ein zweites Asyl für das Alter und die Noth der Schriftsteller begründet, haben zu hohen Eintrittspreisen Komödie gespielt und dafür eine bedeutende Summe Geldes gewonnen, die jetzt jährlich durch neue Spenden der in solchen Dingen sich immer großartig bewährenden Engländer vermehrt wird.“ Man macht eben nie viel Lärm von solchen Dingen in England. Uebrigens soll zu den schon bestehenden oder im Werden begriffenen Stiftungen dieser Art, wie wir in einem englischen Blatte lasen, noch eine neue treten, für die bereits 100 Gentlemen Beiträge unterzeichnet haben sollen, etwa 20 davon jeder 100 Pf. St. Man hofft bald 10000 Pf. St. zusammenzuhaben und dann die Stiftung in Activität treten zu lassen. Der Plan dazu ist von der Royal society ausgegangen und zwar in der Absicht, eine entschiedenere literarische Tendenz dabei zu verfolgen als der Royal literary fund, dem man vorwirft, zu sehr zum „workhouse level“ herabgesunken zu sein.

Beachtenswerth erschienen uns in dem citirten Aufsatz des „Bremer Sonntagsblatt“ auch folgende Bemerkungen über die gegenwärtige Stellung der deutschen Schriftsteller: „In Wien hat man allerdings immer einen freundlichen Sinn für das schriftstellerische Talent gehabt. Noch jetzt sind die dortigen Dichter Castelli, Grillparzer, Seidl, Bauernfeld, Halm, Mosenthal, Kompert u. s. w. mit Staatsanstellungen von größerer oder geringerer Einträglichkeit bedacht. Auch Würtemberg gab Hackländer eine gesicherte Lebensstellung; König Max in München berief eine Anzahl Namen, die von ihm sogar nur mit großen Schwierigkeiten den Ultramontanen und Altbaiern gegenüber in ihren Stellungen erhalten werden konnten. Im allgemeinen aber ist die Lage eines Schriftstellers in Deutschland die precärste. Die Gunst der Fürsten und Regierungen wird nur nach langen Bitten oder auf Empfehlung der gerade in Cabineten oder an Höfen genehmen Gesinnungen ertheilt; Herr von Redwitz war nicht in Verlegenheit, im bairisch-österreichischen Süden Gunst und Anerkennung zu finden; auch Scheffenberg fand sie, aber doch nur durch eine so entschiedene Färbung seiner Arbeiten, wie sie eben nicht in jedes besonderer Neigung oder Ueberzeugung liegt. Wir könnten eine lange Reihe von Namen, sowol aus der schönwissenschaftlichen wie publicistischen Sphäre aufführen, die niemals Hoffnung haben dürften, selbst für den Fall, daß z. B. eine plötzliche Paralyse ihre Hand oder ihren Geiste lähmte, auch nur die Spitalkosten von einer jener Stellen her zu bekommen, wo es heißen würde, wie Friedrich II. von seinem Kämmerer sagte: «Dafür hat Buchholz kein Geld nicht!»“

Nun, wir haben jetzt die Schiller-Stiftung, und dem Himmel sei Dank, sie gedeiht und wächst, und es ist nur noch zu wünschen, daß die Schriftsteller der ihnen gezeigten Achtung sich dadurch würdiger machten und die Aufgabe der Stiftung dadurch erleichterten, daß sie den unter ihnen noch so häufig anzutreffenden uncollegialischen animus nocendi et injuriandi mehr und mehr abzulegen sich bemüht zeigten. Ich erinnere mich noch gar wohl, mit welchen zum Theil albernen, zum Theil gehässigen Einwendungen man meinen frühern Vorschlägen zu einer solchen Stiftung entgegentrat: sie seien ganz und gar unpraktisch, wenigstens unausführbar in Deutschland; das sei Bettelei; man dürfe die schwarze Wäsche des Schriftstellerstandes vor dem Publikum nicht auslegen; die Klagen seien gänzlich unbegründet; das Talent breche sich doch Bahn, und es sei ganz in der Ordnung, daß der minder Begabte, und habe er Weib und Kind, verkomme und verderbe u. s. w. Jetzt ist die Stiftung accreditirt, und seitdem sie accreditirt ist, hören einzelne von meinen frühern entschiedensten Opponenten nun zu ihren eifrigsten Förderern. Der Mensch beurtheilt die Dinge gern nach dem Erfolge, und der Deutsche hängt sich gern an Namen. Es war ein glücklicher Einfall der dresdener Gründeinleger und zunächst Julius Hammer's, die Stiftung auf den ehrbarsten und populärsten Dichternamen, auf den Schiller's zu taufen. Man versuche es nur und fordere das Publikum auf zu Beiträgen für eine Stiftung zur Unterstützung hülfsbedürftiger Schriftsteller, und keine Hand wird sich rühren. man fordere es in einem Augenblick begeisterter Aufwallung auf zu Beiträgen für die Schiller-Stiftung, und es wird Beiträge regnen, ohne daß das Publikum weiter nach dem Zwecke der Stiftung fragen wird. In England, wo man sich immer nur durch die Sache und nicht durch Accidentielles bestimmen läßt, würde nicht ein Schilling mehr eingegangen sein, wenn sich der Royal literary fund etwa den Namen einer Shakspeare-Stiftung hätte beilegen wollen. Auch dies dünkt mich, gehöre zu den charakteristischen Unterscheidungszeichen zwischen den realistisch-constitutionellen Insel- und den idealistisch-monarchistischen Festlandsgermanen.

H. M.

Notizen.

Der Böse Geist in Goethe's „Faust“.

Eine Neuerung, welche sich eine der hervorragendsten und genialsten Schauspielerinnen der Gegenwart, Frau Seebach-Niemann, herausgenommen, scheint bei dem Theaterpublikum, das als Masse überhaupt nicht zu denken gewohnt ist, Anklang gefunden zu haben, während die wissenschaftliche Kritik über die Zweck- und Rechtmäßigkeit derselben getheilter Ansicht ist. Die genannte Künstlerin spricht bekanntlich als Gretchen in Goethe's „Faust“ die Worte des Bösen Geistes selbst und monologisch. Rötscher erklärt sich gegen diese Neuerung. Er sagt unter anderm: „Der Böse Geist ist der Geist des bösen Gewissens, der aus Gretchen's Innerm verwurfsvoll gegen die Schuldbewußte heraustönt. Der Böse Geist ist also einerseits Gretchen's Inneres, das Gefühl ihrer Zerknirschung und ihrer Schuld, andererseits das böse Gewissen, insofern dasselbe gegenständlich und von Gretchen unterschieden ist. Das erste Moment bedingt, daß nicht ein Mann, wie dies vor Jahren in Berlin der Fall war, den Bösen Geist sprechen dürfe, sondern nur ein Weib.“ Ein anderer Misgriff, bemerkt er dann weiter, ein Misgriff ganz entgegengesetzter Art sei neuerdings begangen worden. Eine Darstellerin Gretchen's habe den Bösen Geist und das zerknirschte Gretchen zugleich gesprochen. Das sei aber gerade so schief und unpoetisch, als wenn man die innere Verwandtschaft beider Geister vernichte: „Das Gretchen, welches sich die Einheit des Bösen Geistes mit sich selbst so ausgeklügelt, daß sie beide auf sich nimmt, kann es höchstens bis zur Illusion des Bauchredners bringen, der plötzlich eine Stimme ertönen läßt, man weiß nicht woher?“ Rötscher hebt dann weiter hervor, wie Goethe ausdrücklich sage: „Böser Geist, nicht böses Gewissen“, und wie er durch diese Bezeichnung, überhaupt auch durch jedes Wort in der ganzen Scene klar genug andeute, daß er eine von Gretchen unterschiedene Gestalt als Träger des Bösen Geistes wolle. Im ganzen stimmen wir mit Rötscher hierin überein; wir wollen nur eine kurze Bemerkung hinzufügen, die vielleicht dazu beitragen kann, die Tendenz, welche Goethe mit der Erscheinung und den Worten des sogenannten Bösen Geistes verband, klarer zu machen. Der Böse Geist ist allerdings zugleich auch Gretchen's böses Gewissen, ja; aber er ist außerdem auch der wirkliche, durch äußere Vorgänge und Eindrücke hervorgerufene Böse Geist, der auch im Gewissen, in der Reue walten kann. Er ist dasjenige böse Element im Gewissen, das fürs erste nicht sittliche Besserung bewirkt, sondern den Schuldbewußten aus Scham vor dem Urtheile der Welt zu weitern Unthaten treibt, um das frühere Vergehen zu verdecken; er ist der wirkliche böse Dämon, der die Gedanken verwirrt, das Herz verfinstert und verhärtet und namentlich bei Gretchen die mütterliche Liebe zu dem Wesen, das sie unter dem Herzen trägt, im voraus erstickt und ihr nicht eher Ruhe läßt, bis sie blos in der Absicht, ihre Schande vor der Welt zu verbergen, das junge Wesen, kaum nachdem es sich von ihr abgelöst, mit eigener Hand tödtet. Diese Art des Gewissens und der Reue säet nicht gute, sondern böse Saat und steigert die Schuld und Sündhaftigkeit, und darum hat Goethe diesen Seelenvorgang als einen von außen hinzutretenden, durch gewisse

äußerliche Eindrücke heraufbeschworenen, körperlich gestalteten Bösen Geist personificirt. Und weil er der Böse Geist ist, glauben wir auch nicht, daß er von einem Weibe gesprochen werden sollte; denn er ist der absolut Böse, ein Dämon, eine Art Teufel. Hat man es als einen Vorzug dieser von der Seebach beliebten Neuerung gerühmt, daß man nun die Worte des Bösen Geistes von einer vortrefflichen Schauspielerin sprechen höre, statt von der schnarrenden Stimme eines Veteranen oder der dünnen einer Anfängerin, so bemerken wir dagegen einfach, daß es eben Sache der Regie ist, den Bösen Geist durch einen ausgezeichneten, wirksamer Rede mächtigen Schauspieler zu besetzen. Sehr richtig ist Rötscher's Bemerkung: „Ist denn die Poesie, und namentlich die dramatische Poesie nicht gerade dadurch Poesie, daß sie das für die Phantasie erklärende Bild auch als solches festhält und nicht in einer Abstraction verflüchtigt?" Außerdem fällt infolge dieser Neuerung das lebhaft Erregende, was dem Dialogischen mehr als dem Monologischen eigen ist, gänzlich weg, und endlich müssen wir dem Schauspieler überhaupt die Machtvollkommenheit, in dieser Weise von der Vorschrift des seiner Absicht sich sehr deutlich bewußten Dichters abzuweichen, ganz und gar bestreiten. Oder wohin sollen die Consequenzen dieser willkürlichen Aenderungssucht zuletzt führen?

Die Bühnen des skandinavischen Nordens.

Eine Mittheilung über das stockholmer Theater in Nr. 38 der wiener „Recensionen" war uns besonders deshalb interessant, weil daraus hervorgeht, daß die schwedische Bühne einen womöglich noch gemischtern und kosmopolitischern Charakter trägt als die deutsche, da zu dem nationalen Drama nicht nur wie bei uns das französische, spanische und englische, sondern noch das dänische und unser eigenes kommen. Wir finden darin unter anderm erwähnt, daß in der Saison vom September 1858 bis Juni 1859 im königlichen Theater zu Stockholm von deutschen Stücken unter andern Schiller's „Räuber" („Rölvarbundet" heißt der schwedische Titel), Laube's „Graf Essex", „Die Grille" („Syrsan"), „Fräulein Höckerchen" und „Nacht und Morgen" von Charlotte Birch-Pfeiffer; im sogenannten „Kleinern Theater" Laube's „Cato von Eisen", Brachvogel's „Mondecaus", Bauernfeld's „Bekenntnisse", Nestroy's „Einen Jux will er sich machen" („Nu skavi roa os!"); im Südertheater Kaiser's „Viehhändler" in lokalisirter Bearbeitung, Raupach's „Schleichhändler" und mehrere Lustspiele von Görner; im Ladugardsland-Theater Nestroy's „Talisman" und der Birch-Pfeiffer'sche „Gutenberg" zur Aufführung kamen. In eine frühere Zeit, in die Wintersaison von 1856/57 fällt die Aufführung von Gutzkow's „Ella Rose" unter dem Titel: „Ella Rose eller Ijertats Rättigheter", im königlichen Theater. Was werden diejenigen und namentlich A. von Wolzogen hierzu sagen, welche kurzweg fordern, daß wir Deutschen für die Bühne gar nichts mehr schreiben, sondern uns auf die Vorführung der Stücke unserer sogenannten classischen Autoren beschränken sollen, da sie nun erfahren, daß die stockholmer Bühnen nicht von unserm classischen Theater der Vergangenheit, sondern vorzugsweise von dem unclassischen der Gegenwart leben? Zum Theil liegt dies gerade daran, daß die schwedischen Dichter der Wolzogen'schen Forderung sehr nahe kommen, indem sie im Produciren neuer Stücke äußerst träge sind, was dann immer zur Entnationalisirung der Nationalbühne führen muß. Dabei haben die Schweden nicht einmal wie wir einen Grundstock von heimischen classischen Stücken; denn wenn man nicht bis auf Kellgren, den Dichter der von dem deutschen Componisten Naumann mit Musik ausgestatteten und in bisher noch unübertroffenen Versen abgefaßten Nationaloper „Gustav Wasa" zurückgehen will, so hat man fast nur den 1796 geborenen Dichter Bernhard von Beskow zu nennen, dessen Trauerspiele, worunter namentlich „Erik XIV.", auch ins Deutsche, „freilich nicht so gut als wünschenswerth", übersetzt worden sind. Dieser Mangel an dramatischen Producten liegt nun wieder daran, daß, wie der Verfasser des Aufsatzes behauptet, die Schweden mehr Talent für die Lyrik und das lyrische Epos als für das Drama besitzen. Hierzu kommt, daß das schwedische Theater sich von der seit Gustav III. eingebürgerten gespreizten französischen Manier bisher nicht vollkommen frei gemacht hat; nur in der Oper leistet es mehr als das in anderer Hinsicht eine wahre Musteranstalt zu nennende königliche Theater in Kopenhagen; denn die Schweden sind ein gesangbegabtes Volk. Interessant war uns ein Urtheil über Brachvogel's „Mondecaus", welcher durchfiel und von dessen Verfasser ein stockholmer Blatt sagte: „Herr Brachvogel gehört zu jener poetischen Dilettanten, welche durch Zufall einmal einen glücklichen Wurf thun, allein zu sehr des innern Fonds ermangeln, um wahrhaft Werthvolles zu schaffen." Leider müssen wir auch bemerkt finden, daß unsere nordischen Stammverwandten (aber wie es scheint mit Ausnahme der Norweger) Deutschland in der letzten Zeit mit einiger Kälte betrachten; denn wie der stockholmer Correspondent sagt: „Preußens schwankende Politik hat Deutschland reelle Feinde geschaffen, ohne doch ihre Plane, Dänemark einen Theil seines Gebiets zu entreißen (?), ausführen zu können." „Feinde ringsum!" möchte man da mit Theodor Körner ausrufen. Aus einer wahrscheinlich von Edmund Lobedanz verfaßte kopenhagener Correspondenz desselben wiener Blattes brachten wir in Erfahrung, daß in Kopenhagen wiener Possen beliebt sind, während man es noch nie versucht habe, auf der kopenhagener Bühne eine berliner Lokalposse aufzuführen. Freilich lassen sich auf dem kopenhagener Theater die Dichtungen unserer Classiker Lessing, Goethe und Schiller ebenso wenig blicken als die berliner Posse, und von Shakspeare's Tragödien wurden im Laufe von mehr als 10 Jahren nur „Macbeth", „Lear" und „Hamlet" dann und wann gegeben. Christiania besitzt zwei Theater, das Stadttheater, welches sich fast ganz in den Händen dänischer Schauspieler befindet, und das norwegische Theater, dessen Acteurs blos eingeborene Norweger sind, auf welchem eine gewisse norwegische Richtung bis auf die norwegische Aussprache des gemeinsamen Culturdänisch und einzelne norwegische Volksausdrücke festgehalten wird. Scribe ist bei den ernsten Norwegern nicht so beliebt als in Kopenhagen; dagegen kamen auf beiden Theatern manche deutsche Possen von Angely, Nestroy, Schneider, Kaiser, Raimund, auf dem Stadttheater auch mehrere Dramen von Charlotte Birch-Pfeiffer, Friedrich Halm's „Fechter von Ravenna" und Mosenthal's „Deborah" und „Sonnwendhof" zur Aufführung. Den größten Erfolg jedoch errangen Iffland's „Jäger". Je seltener man aus dem Norden über dieses Thema etwas in deutschen Blättern liest, um so mehr muß man sich den wiener „Recensionen" für solche Mittheilungen zum Dank verpflichtet fühlen. H. M.

Bibliographie.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1859—1860. Herausgegeben unter Mitwirkung der Brüder Amelang, Back, Bechstein, Graf Breßler u. A. von A. W. Müller. 21ster Jahrgang. Sondershausen, Eupel. Gr. 16. 1 Thlr.

Augustiny, J. R. F., Achtern Aben oder: plattdütsches Vällsbok för Kinner und ole Lüd. Tohopstält un ut egen Fabrik. Flensburg, Herzbruch. 1857. 8. 12 Ngr.

Baader, B., Neugesammelte Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden. Zugleich als Nachtrag zu des Verfassers Werke: Volkssagen aus dem Lande Baden ꝛc. Karlsruhe, Geßner. 8. 10 Ngr.

Bechstein, L., Kunstfleiß und Gewerbfleiß. In einigen einfachen, wahrheittreuen Lebensbildern geschildert. Leipzig, C. Wigand. 1860. Gr. 8. 12 Ngr.

Bircher, A., Das Frickthal in seinen historischen und sagenhaften Erinnerungen. Beitrag zu den Schweizersagen aus dem Aargau von E. L. Rochholz. Aarau, Christen. Gr. 8. 10 Ngr.

Butters, F., Emanuel Tremellius, erster Rector des Zweibrücker Gymnasiums. Eine Lebensskizze zur Feier des 300jährigen Jubiläums dieser Studienanstalt. Landau, Kaußler. Gr. 8. 7 Ngr.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel. Text, Uebersetzung und Erklärung. Von C. Krafft. Regensburg, Montag u. Weiß. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Daumer, G. F., Meine Conversion. Ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 26 Ngr.

Das junge Dorfmädchen. Eine wahre Erzählung. Pest, Osterlamm. Gr. 16. 4 Ngr.

Droste-Hülshoff, Annete Freiin v., Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter. Hannover, Rümpler. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Düntzer, H., Schiller und Goethe. Uebersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dusenschön, H., Putzmamsellen-Driewark. En Deklamatschon to'n Pläseer. Altona, Verlags-Büreau. 8. 2 Ngr.

Grube, A. W., Natur- und Kulturleben in vergleichenden Bildern. Für alte und junge Leser verfaßt. 1stes Bändchen. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 24 Ngr.

Haas, C., Geschichte der Päpste nach den Ergebnissen der bewährtesten Forschungen verfaßt. 1ste Lieferung. Tübingen. Laupp. Gr. 8. 15 Ngr.

Häckermann, A., Der vaticanische Apollo. Archäologischer Vortrag. Greifswald. Gr. 8. 10 Ngr.

Hahn, J. C., Ueber die Ursachen und Folgen der Kreuzzüge. Greifswald. 8. 15 Ngr.

Die Herren vom Kleeblatt. Roman in 28 Kapiteln. Vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie" und „Die Leute der Amtsstube." Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 6 Thlr.

Hesekiel, G., Von Jena nach Königsberg. Drei Theile. Berlin, Janke. 1860. 8. 4 Thlr.

Heßlein, V., Berlin's kleine Tyrannen. Ein Volksgemälde aus der Gegenwart. 1ste Lieferung. Berlin, Genrich. Gr. 8. 3 Ngr.

Holzherr, Der Philosoph Lucius Annaeus Seneca. Ein Beitrag zur Kenntniß seines Werthes überhaupt und seiner Philosophie in ihrem Verhältniß zum Stoicismus und zum Christenthum. 1ster und 2ter Theil. Rastatt. 1858, 1859. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Der politische Jahrmarkt. Ein Fastnachtsspiel von Schillero Recidivo. Stuttgart, Fischhaber. 16. 12 Ngr.

Lange, J. P., Vermischte Schriften. Neue Folge. 1stes und 2tes Bändchen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1860. 8. 20 Ngr.

Luther, C., Ein Leben im Wort und Werke für's Leben. Lebens- und Charakterbild, nebst einer Sammlung von ihm gehaltenen amtlichen Gelegenheitsreden. Reval. Gr. 8. 1 Thlr.

Marggraff, H., Schiller's und Körner's Freundschaftsbund. Einleitung zur 2ten wohlfeilen Ausgabe von Schiller's Briefwechsel mit Körner. Leipzig, Weit u. Comp. 8. 15 Ngr.

Porci, F., Lustiges Komödienbüchlein. München, Lentner. 16. 20 Ngr.

Pupikofer, J. A., Johann Jakob Hess als Bürger und Staatsmann des Standes Zürich und eidgenössischen Bundespräsident. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft und des schweizerischen Gemeinsinns in der Restaurations- und Regenerationszeit. Nebst Bildniss und zahlreichen Beilagen von diplomatischen Correspondenzen und Berichten. Zürich. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reber, P., Christnacht. Ein Gedicht. Aarau, Christen. 16. 10 Ngr.

Schiller's Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Aus den Familien-Papieren mitgetheilt. Mit 4 Porträts. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Schönhuth, O. F. H., Die Burgen, Klöster, Kirchen, und Kapellen des Württemberger Landes mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen. Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller dargestellt. 1ster Band. 1stes Heft. Stuttgart, Fischhaber. 16. 2 Ngr.

Schubert, G. H. v., Anhang zu des Verfassers Erinnerungen aus dem Leben Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Orleans. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 4 Ngr.

Spieß, A., Schiller's Leben und Dichtungen. Mit dem Bildniß Schiller's. Wiesbaden, Kreidel u. Niedner. Gr. 8. 2 Thlr.

Steinheuer, H., Leben und Lieben. Gedichte. Hannover, Rümpler. 1860. 12. 1 Thlr.

Wachsmuth, W., Geschichte deutscher Nationalität. 1ster Theil. Die Gesammtheit der deutschen Nation. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wenzel, C. G., Aus Weimars goldenen Tagen. Bibliographische Jubelfestgabe zur 100jährigen Geburtstagefeier Friedrich von Schiller's. Dresden, Arnold. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenzig, J. und J. Krejčí, Der Böhmerwald. Natur und Mensch. Mit einem Vorworte von Carl Ritter. Nebst 25 Holzschnitten nach Zeichnungen von E. Herold. 1ste Lieferung. Prag, Bellmann. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.

Westphalen, C. H. P. Edler von., Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. Nachgelassenes Manuscript. Herausgegeben von F. O. W. H. von Westphalen. Zwei Bände. Berlin, Decker. Lex.-8. 5 Thlr.

Wild, F. K., Die weiße Taube. Eine Erzählung. Nördlingen, Beck. 1860. Gr. 16. 10 Ngr.

Zehender, F., Der Leuenhof. Eine Erzählung für das Volk. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1860. Gr. 16. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Briefe eines Deutschen über die deutsche Bundesreform. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 8 Ngr.

Deutschland's Einigkeit und Macht muß sich gründen in Religion der Menschenliebe. Hamburg. 8. 15 Ngr.

Gildemeister, J., Das Gutachten der theologischen Facultät zu Marburg über die hessische Bekenntnißfrage und seine Bestreiter. Entgegnung. Frankfurt a. M., Brönner. Lex.-8. 10 Ngr.

Haaß, F., Das Recht der badischen Agende. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 5 Ngr.

Haun, C. W., Die eigenthümliche Mission des Preussen-Namens. Mühlhausen. 4. 5 Ngr.

Julin-Fabricius, Erinnerung an die Säcularfeier des Schillerfestes am 10. November 1859. Altona, Wenzel. Lex.-8. 5 Ngr.

Kleinschrod, E. F. G., Die preußische Politik und der italienische Krieg von 1859. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 15 Ngr.

Loebell, J. W., Der Geist, in welchem die Universität zu Berlin gestiftet und eröffnet wurde. Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich Wilhelm III. am 3. August 1859 gehalten. Bonn, Marcus. 8. 5 Ngr.

Die plattdeutsche Propaganda und ihre Apostel. Ein Wort zu seiner Zeit von Freimund. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1860. 8. 5 Ngr.

Schübler, E., Reform der deutschen Bundesacte. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 4 Ngr.

Ueber die eigentliche Bedeutung des deutschen Fürstenbundes von 1785. Berlin, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Wiedasch, W., Das Lied von der Glocke als ein Denkmal von Schiller's edler Geistesrichtung erläutert. Hannover, Rümpler. 8. 7½ Ngr.

Kirchliche Zustände in Oesterreich unter der Herrschaft des Concordates. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Schiller.

Akademische Festrede zu Schiller's hundertjährigem Geburtstage am 10. November 1859 gehalten in der Collegienkirche zu Jena in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs und der Frau Herzogin von Sachsen von

Kuno Fischer.

Als Anhang einige Schriftstücke von Schiller's Hand, mitgetheilt aus dem Universitätsarchiv. 8. Geh. 10 Ngr.

Kuno Fischer's Schiller-Rede in Jena fand daselbst die glänzendste Aufnahme und ist ein Meisterstück nach Inhalt und Form. Ihre Veröffentlichung wird deshalb gewiß allen Verehrern Schiller's willkommen sein. Seine zehnjährige Wirksamkeit in Jena vorzugsweise behandelnd, bietet sie zugleich ein Lebens- und Charakterbild des Dichters in engem Rahmen. In einem Anhange werden interessante Schriftstücke von Schiller aus dem jenaischen Universitätsarchiv zum ersten male mitgetheilt.

Als passende Festgeschenke empfehlen wir folgende elegant gebundene Miniatur-Ausgaben aus unserm Verlage:

E. M. Arndt, Gedichte. 2 Thlr. 7½ Sgr.
Chamisso, Gedichte. 3 Thlr.
Gellert, Geistliche Oden und Lieder. 24 Sgr.
Goldsmith, Landprediger. 1 Thlr. 15 Sgr.
Anastasius Grün, Gedichte. 2 Thlr. 15 Sgr.
—— Schutt. 1 Thlr. 12 Sgr.
—— Der letzte Ritter. 2 Thlr. 7½ Sgr.
—— Pfaff vom Kahlenberg. 2 Thlr. 7½ Sgr.
—— Nibelungen im Frack. 1 Thlr.
—— Spaziergänge. 1 Thlr.
A. W. von Schlegel, Gedichte. 1 Thlr. 10 Sgr.
Tasso's befreites Jerusalem. 1 Thlr. 15 Sgr.

Weidmann'sche Buchhandlung in Berlin.

Taschenbücher zu wohlfeilen Preisen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. 1839—48. Mit Bildnissen. (18 Thlr. 20 Ngr.) **Ermässigter Preis 2 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge . . . . . **8 Ngr.**

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. v. Raumer*. Dreissig Jahrgänge. 1830—59.
(68 Thlr. 5 Ngr.) **Ermässigter Preis 25 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge . . . . **1 Thlr. 10 Ngr.**

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck*. Fünf Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern.
(13 Thlr. 10 Ngr.) **Ermässigter Preis 1 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge . . . . . **8 Ngr.**

Ein Prospect mit genauer Angabe des Inhalts ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heubner (Otto Leonhard), Herr Goldschmid und sein Probirstein. Bilder aus dem Familienleben. Zweite Auflage. A. u. d. T.: Volksbibliothek. Siebenter Band. 8. Geh. 16 Ngr.

——, **Kleine Geschichten für die Jugend.** Seinen Kindern in der Heimat erzählt. Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Diese beiden trefflichen Volks- und Jugendschriften wurden von Heubner während seiner Gefangenschaft geschrieben und durften deshalb damals nicht mit seinem Namen erscheinen. Sie werden jetzt, nach seiner Freilassung, in den vorliegenden neuen wohlfeilen Ausgaben, seinen zahlreichen Freunden innerhalb und außerhalb Sachsens gewiß willkommen sein.

Soeben erschien:

Lehrbuch der Dogmengeschichte

von **Dr. H. Schmid,**
Prof. der Theologie an der Universität Erlangen.

VI und 140 Seiten. 8. Brosch. 28 Ngr. oder 1 Fl. 36 Kr.

Der Name des Herrn Verfassers dürfte genügen, um das theologische Publikum auf die Bedeutung eines Werks aufmerksam zu machen, welches in seinem „Lehrbuche der Kirchengeschichte", wie in der von ihm herausgegebenen „Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche" so anerkannte Vorgänge hat.

C. H. Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen.

In allen Buchhandlungen ist ein

Weihnachts-Katalog

von F. A. Brockhaus in Leipzig,

eine reiche Auswahl zu Festgeschenken geeigneter Werke aus diesem Verlage, gratis zu erhalten.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Sortimentsbuchhandlungen zu beziehen:

Die neuen Fatalisten

des

Materialismus,

eine Streitschrift wider sie und für die Freiheit

von

Eduard Walter.

Preis 15 Sgr.

Stollberg'sche Verlagsbuchhandlung in Gotha.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht, jedoch **nur noch bis Ende dieses Jahres.** — Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 8. December 1859.

Inhalt: Zur Geschichte des Terrorismus in Frankreich. Von Hermann Marggraff. — Der historische und der sagenhafte Tannhäuser. — Ausländische Stimmen über die Säcularfeier Schiller's. — Notiz. (Die dichterische Erfindung. Von Emil Müller-Samswegen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Geschichte des Terrorismus in Frankreich.

Robespierre. Von Theodor Mundt. Drei Bände. Berlin, Janke. 1859. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Es geschieht nicht ohne Absicht, wenn wir auf die Besprechung der Kingsley'schen „Hypatia" in der vorigen Nummer die Besprechung des Mundt'schen „Robespierre" in der heutigen folgen lassen. Denn so verschieden auch die Charaktere und Interessen sind, um die sich die Conflicte in dem Kingsley'schen und dem Mundt'schen Buche drehen, so fällt dort wie hier doch die Handlung in eine Zeit der ungeheuersten Gärung. Ein neuer Geist zertrümmert mit mächtigem Schlage alte Formen und alte Einrichtungen, ja selbst die alten Götter; man sieht, daß das Alte unwiederbringlich und nothwendig verloren ist, und doch kann man dem Neuen, was sich an seine Stelle setzen will, nicht die rechte Sympathie entgegenbringen; denn mit dem Faulen und Schlechten rafft es auch manches Gute und Schöne dahin, und wie dort eine leider stark verunstaltete neue Religionslehre gegen die alte Philosophie sich vielfach versündigt, so versündigt sich hier eine eklektische und atheistische, auf das alte Heidenthum zurückweisende Philosophie vielfach gegen die alte Religion. Ganz besonders zeigt sich aber die Aehnlichkeit in dem Ausbruch dämonischer und bestialischer Leidenschaften, die als faulfieberartige Verderbnisse einer brandig gewordenen Hypercultur die Köpfe verwirren, die Herzen verhärten und zu Handlungen treiben, welche dort wie hier die Scene mit Blut und Schmuz füllen und die Menschheit auf dem Gipfelpunkt thierischer Entartung darstellen. Was Kingsley von seiner „Hypatia" im Vorwort bemerkt, daß er darin ein „grauenvolles aber dennoch großartiges Zeitalter" dargestellt habe, „eine jener kritischen, jener Hauptepochen im Leben des Menschengeschlechts, wo Tugend und Laster dicht nebeneinander, ja oft in einem und demselben Individuum vereinigt, in überraschender Offenheit und Stärke sich zeigen": das kann Theodor Mundt buchstäblich, ja vielleicht mit noch größerm Recht, auch von seinem „Robespierre" behaupten. Eine so edle, königliche, ein wirklich tragisches Interesse in Anspruch nehmende Gestalt wie die der Philosophin Hypatia selbst ragt freilich aus der Schmuz- und Blutlache der Französischen Revolution nicht hervor.

In dem neuen Buche Mundt's tritt das Novellistische noch mehr zurück als in seinem „Mirabeau" und beschränkt sich im Grunde nur auf das Liebesverhältniß Robespierre's zu Charlotte Duplay, das ohnehin nur eine untergeordnete Rolle spielt. Wir für unsere Person sind mit diesem Mangel an eigentlich novellistischen Elementen nur einverstanden; in diesem furchtbaren Geschichtsdrama war höchstens Platz für eine novellistische Episode, nicht für eine kunstmäßig durchgeführte novellistische Handlung; die politischen Intriguen spielen eine zu mächtige Rolle, als daß der Leser genug Gemüthsruhe übrig haben könnte, um eine kleinliche Liebesintrigue mit Spannung und wirklicher Antheilnahme zu verfolgen. Einen Roman kann man das Mundt'sche Buch nur insofern nennen, als die geschichtlichen Helden und Heldinnen selbstredend wie Personen eines Dramas vor uns stehen und ihre Beweggründe, Absichten und Ansichten in Zwiegesprächen oder in Ensemblescenen entwickeln. Ohne Zweifel hat sich der Verfasser zu diesem Zwecke auch manche dichterische Freiheiten genommen, aber er wird auch vielfach mit seinem dichterischen oder politischen Instinct das Richtige getroffen haben; es wird ihm gelungen sein, manche in ihren Beweggründen dunkle Handlung psychologisch zu motiviren oder sie als nothwendige Folge dieser oder jener Umstände, Verhältnisse oder persönlichen Beziehungen darzustellen. Ganz besonders scheint es seine Absicht gewesen zu sein, Robespierre historisch und psychologisch zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, oder wenigstens den unheimlichen Eindruck zu mildern, den seine Persönlichkeit selbst nur in der bloßen Geschichtserzählung auf die meisten hervorbringt. Bis zu einem gewissen Grade hat der Verfasser diese Absicht auch erreicht, er hat ihn uns in der That etwas menschlich näher gebracht. Aber für den wirklich Humangesinnten behält Robespierre auch in dieser Darstellung immer noch genug des Unliebenswürdigen und Abstoßenden, und noch immer wissen wir nicht genau, was an Robespierre wirkliche Ueberzeugung, was egoistische Berechnung oder bloßes theatralisches Pathos war.

Von diesem theatralischen Pathos sind freilich die

wenigſten Revolutionshäupter freizuſprechen; ſie erſcheinen der Mehrzahl nach ebenſo gemüthlos und innerlich ungeſund als künſtlich affectirt und ſchauſpielerhaft. Die bei den Franzoſen ſo hervortretende Sucht, zu glänzen und Effect zu machen, kann es infolge der ſich ihr geſellenden perſönlichen Liebenswürdigkeit auch zu Erſcheinungen bringen, die ihr Beſtechendes und Verführeriſches haben, aber mit dieſer Liebenswürdigkeit war es während der Revolution ziemlich zu Ende und zwar in einem Grade, daß auch die Galanterie gegen die Frauen aufhörte, die auch freilich dieſer Galanterie ſich zum großen Theil unwürdig gemacht hatten. Man iſt in dem leichtgläubigen Deutſchland nur zu ſehr geneigt, alle Individuen, welche ſich in der Revolution einen Namen gemacht haben, ſofort für große talentvolle Männer, für gewaltige Politiker und heroiſche Charaktere zu halten; aber wie überhaupt ein ſo großer Reichthum an genialen Männern in ſo kurzer Spanne Zeit gar nicht denkbar iſt, ſo wird man bei genauerm Anſehen finden, daß bei der Mehrzahl die ſchauſpielerhafte Attitude und der affectirte Heroismus das Meiſte thaten; daß zwar viele in frappanten geiſtreichen Maximen und Bonmots ſtark waren und überhaupt durch die allgemeine Bewegung getragen wurden, daß aber nur ſehr wenige einen wirklich neuen und fruchtbaren, praktiſch anwendbaren Gedanken aufſtellten. Noch kleiner waren freilich die Kleinen, welche in Deutſchland dieſen Schauſpielern ihre Rolle und ihre Geſten nachzuſpielen ſuchten, obſchon es richtig iſt, daß ein Legendre, ein Santerre, ein Chaumette, ein Collot d'Herbois, ein Hébert, ein Marat, ein St.-Juſt, ein Desmoulins, ja ſelbſt ein Robespierre und Danton eher nachzuahmen ſind, als ein Waſhington oder Franklin in ihrer ſchlichten einfachen Bürgertugend. Schauſpielern iſt leichter nachzuſpielen, als einen wirklichen Menſchen nachzuahmen. Um aber dies alles an Beiſpielen darzuthun und überhaupt von dem in dem Mundt'ſchen Buche enthaltenen Reichthum an großartig und furchtbar wilden Scenen einen ungefähren Begriff zu geben, wollen wir etwas näher auf die intereſſanteſten Partien des Buchs eingehen. Je weniger die Vorurtheile für oder gegen die Franzöſiſche Revolution abgeklärt ſind, um ſo erſprießlicher wird es ſein, von Zeit zu Zeit dem Publikum jene oft barocken oft entſetzlichen Scenen ins Gedächtniß zurückzurufen.

Die Erzählung eröffnet ſich ſofort mit einer großartigen Scene, mit dem Feſte auf dem Marsfelde am 17. Juli 1791, bei dem auf Danton's Antrag zur Unterzeichnung jener Erklärung geſchritten wurde, wonach der König mit ſeiner Fluchtergreifung zugleich abgedankt habe und ein neuer conſtituirender Körper zuſammenzuberufen ſei, „der auf eine wahrhaft nationale Weiſe zur Verurtheilung der Schuldigen ſchreite und eine neue aus dem Volke ſtammende Executivgewalt an die Spitze Frankreichs berufe". Noch ſteht der Altar des Vaterlandes, der an dem großen Feſte des Vaterlandsbundes und der Nationalverbrüderung zur Ableiſtung des feierlichen Eides gedient hatte. Wir lernen bei dieſer Gelegenheit ſofort eine beträchtliche Anzahl der hervorragendſten Revolutionshäupter kennen: Robespierre, Danton, Marat, Briſſot, Camille Desmoulins, Pétion, Pierre Chaumette, Hébert, den wuthſchnaubenden Redacteur des „Père Duchesne", Madame Roland, Luiſe von Kéralio, Mitredactrice des „Mercure national" u. ſ. w. Auch Lafayette erſcheint „in einer ziemlich formloſen Stellung auf ſeinem bekannten weißen Pferde ſitzend", an der Spitze eines Detachements von Nationalgarden, wird aber durch einen Piſtolenſchuß, der flüchtig ſeine Wange ſtreift, daran erinnert, daß er hier nicht gern geſehen iſt, und ſprengt blitzſchnell davon. Die nun folgende Scene ſchildert der Verfaſſer ſehr gemüthlich, obſchon wir in ihr bereits jenen Zug dämoniſcher, halb poſſenhafter, halb beſtialiſcher Ausgelaſſenheit erblicken möchten, die ſpäter das Volk wie eine epidemiſche Krankheit ergriff und es vollkommen wirbelig machte. Der Verfaſſer erzählt:

Während ein Theil des Volks fortfuhr, auf dem Altar zu unterzeichnen, begannen die Uebrigen ſich plötzlich der heiteren Fröhlichkeit zu überlaſſen. Es bemächtigte ſich auf einmal aller eine glückliche faſt ausgelaſſene Stimmung, und die Sonne, welche in dieſem Augenblicke mit ihrem ſtrahlenvollſten Glanze eben den Horizont durchbrach und alles Regengewölk beſiegte, flammte wieder wie ein Symbol dieſer nah und fern aufgehenden Volksheiterkeit empor.... Heitere linde Sommerlüfte umfächelten koſend die tanzenden Paare der jungen Leute, die ſich plötzlich bei der Hand ergriffen hatten und ſich in der Runde herumſchwangen, indem ſie mit frohgeſtimmten Kehlen das „Ça ira" ſangen.

Sie tanzten in den Tod hinein; denn plötzlich rücken Linientruppen und Nationalgarden heran, werden mit Steinwürfen empfangen, ein Piſtolenſchuß geht los und verwundet einen Dragoner, die Truppen feuern erſt in die Luft, dann aber mitten „in das Fleiſch der Volksmaſſe", und „blutend, ſchmerzvoll zuſammenzuckend, wälzt ſich jetzt der Knäuel des Volks ineinander. Viele ſind gefallen, man ergreift in wildem Schrecken die Flucht und ein dumpfes Wehgeheul erfüllt die Lüfte". Mitten in dieſem Tumult, mit einer merkwürdigen Ruhe an den Altar gelehnt, erblickte man die ernſte Geſtalt Robespierre's, der zu ſeinen Freunden Danton und Pétion äußert:

Iſt es nicht ein wunderbarer, faſt berauſchender Geruch, den dieſes vergoſſene Blut des Volks ausſtrömt? Ich bitte euch, Freunde, riecht einmal mit recht tiefem inbrünſtigen Athem dieſes um uns her dampfende Blut in euere Lungen auf.

Damit iſt Robespierre ſicherlich bezeichnend und charakteriſtiſch genug eingeführt. Indeß iſt hier ſeines Bleibens nicht: von Légendre gewarnt, begibt er ſich, Arm in Arm mit Pétion, in Dunkel der Nacht von der unheimlichen Blutſtätte hinweg.

Hierauf ſieht ſich der Leſer in das Jakobinerkloſter verſetzt, wo Robespierre's Geſinnungsgenoſſen verſammelt waren, die ſich von dieſem Kloſter die Jakobiner nannten. Auf der Damentribüne befanden ſich beſonders die Damen der Halle „in ihrer urkräftigen und mannhaften Körperfülle, darunter manches intereſſante Geſicht mit lebhaften dunkelblitzenden Augen", auch Geſtalten aus der damaligen Demi-monde, hervorleuchtend unter ihnen Théroigne von Méricourt, die bekannte Abenteurerin, deren früher diſſolute Sitten plötzlich „ſtreng

und untadelhaft" geworden, und die, besonders seitdem sie sich als Amazone kleidete, das „Musterbild aller republikanischen Tugenden geworden zu sein schien", was man wol glauben muß, da Mundt für diese Versicherung Beaulieu, den Verfasser der „Essais", anführt. Théroigne hat, wie alle närrisch gewordenen Persönlichkeiten Frankreichs, in einer wunderlichen Vergangenheit, die gar nicht weit hinter uns liegt, in Deutschland ihre Nachahmerinnen gefunden, und man wird daher vielleicht nicht ungern lesen, wie Mundt ihr Aussehen und ihren theatralischen Aufputz schildert:

Sie trug ein kurzes blaues Tuchkleid, das eng anliegend ihre nicht allzu schlanke, aber in den üppigsten Formen sich zeigende Gestalt umfloß. Auf ihrem Kopfe flatterte ein Federhut à la Henri IV., der ihrem ziemlich bedeutenden und anziehenden Gesicht einen ungemein kühnen Ausdruck verlieh. An ihrer Seite prangte ein Schwert mit blitzendem Handgriff, zwei Pistolen hingen in dem ihre Taille umfassenden Gürtel, in der Hand schwang sie eine Reitpeitsche, die bei ihr zugleich die heftigen mimischen Gesticulationen begleitete.

Wir werden später sehen, wie burlesk tragisch ihr Ende war. Damals spielte sie noch eine gewisse Rolle, und selbst Männer wie Robespierre und Pétion hielten es nicht unter ihrer Würde, sich mit ihr in ein Gespräch einzulassen. Der Leser des Mundt'schen Buchs wird sich aber gern von ihr wegwenden, um von der Tribüne Sieyès, Chabot (das „Krokodil der Jacobiner"), Brissot, Condorcet, Collot d'Herbois, mit seiner „entsetzlich schreienden Stimme" und „fürchterlichen Geberdensprache", zu hören und auf den um die Gunst der Jakobiner buhlenden Herzog von Orleans und den jungen Herzog von Chartres, nachmaligen König der Franzosen, Ludwig Philipp, einen Blick zu werfen. Denn so abstoßend zum großen Theil diese Revolutionshäupter auch sind, so tragen sie doch keine Pistolen im Gürtel und keine Reitpeitsche in der Hand, sondern Worte von verhängnißvoller weltgeschichtlicher Bedeutung im Munde.

Aus dem Jakobinerkloster werden wir in eine Art Idylle, in das häusliche Leben Robespierre's versetzt, der eben seinen zweiunddreißigsten Geburtstag feiert. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß Robespierre es sich im Schoße der Tischlerfamilie Duplay, bei der er wohnte, so wohl sein ließ und vornehmern Gesellschaften aus dem Wege ging. Robespierre führte hier das einfachste Leben von der Welt. Gewöhnlich aß er mit am gemeinsamen Familientisch und nicht selten wurde er hier gesprächiger und mittheilender, als sonst seine Art war. Freilich fesselte ihn die Liebenswürdigkeit der ältesten Tochter des Tischlers, Eleonore, welche diese Neigung mit gleicher Sympathie und mit der glühendsten Verehrung erwiderte und ihn an seinem Geburtstage mit einem Strauß Rosen beschenkte; denn Robespierre war, wunderlich genug, ein Liebhaber von Blumen und bis zu einem gewissen Grade sentimental; er war ein gemüthlicher Blutmensch. Diese Gegensätze finden sich nicht selten in einer und derselben Person vereinigt, wenigstens in den Zeiten der Hypercultur. Auch ein deutscher Revolutionsmann, ein Verehrer und soweit es deutsche Verhältnisse erlaubten, ein Nachahmer Robespierre's ist uns bekannt, der äußerst leicht zu Thränen zu bewegen war und nichts so sehr liebte als sentimentale Lectüre. Bei Gelegenheit der gemüthlichen Geburtsfeier Robespierre's erhalten wir auch eine sehr detaillirte Personalbeschreibung desselben, die nicht weniger als vier Seiten einnimmt. Mundt bemerkt dabei:

Es gab immer zuerst eine Scheu zu überwinden, wenn man in der Nähe von Robespierre sich befand. Nur Eleonore schien diesen wunderbar betroffen machenden Eindruck, welchen man im ersten Augenblick von der Persönlichkeit Robespierre's empfing, niemals empfunden zu haben.

In dem wirren blutigen Drama der Französischen Revolution können solche idyllische Episoden nur vorübergehende Lichtblicke sein, und so sehen wir uns bald wieder in eine Scene aufregenderer Art versetzt. Der König hat am 14. September in der Nationalversammlung die aus den Händen der Abgeordneten hervorgegangene Constitution feierlich beschworen, leider mit widerstrebendem Herzen, mit Erbitterung, ohne den Willen, was er beschwor, auch zu halten. In diesem Doppelspiel mußte er zu Grunde gehen. Man darf ihn vom menschlichen Standpunkt bedauern, aber eigentlich beklagen kann man sein Schicksal darum nicht, weil es eine Nothwendigkeit war, die er in seiner Haltungslosigkeit selbst über sich verhängte. Unredlich war man freilich auch gegen ihn; man suchte sich gegenseitig zu betrügen, aber auf der andern Seite war wenigstens entschiedenes Wollen und überwiegende Kraft. Der König hatte keine Halbmenschen gegen sich, mit denen sich spielen ließ, eher waren es halbe Ungeheuer, entschlossen sein Blut zu trinken. Mundt erzählt:

Verzweiflungsvoll, mit zerstörten Zügen und schlotternden Knien kehrte er in die Tuilerien zurück. Als die Königin ihn erblickte, stieß sie einen lauten gellenden Schrei aus. „Ach", rief der König, indem er sich in einen Sessel warf und sein Taschentuch über die Augen deckte, „alles ist verloren. Und Sie, Madame, mußten Sie darum nach Frankreich kommen, um Zeuge zu werden, wie" — Ein heftiges Schluchzen unterbrach hier die Stimme des Königs. Es entstand eine wunderbare erschütternde Pause von einigen Minuten. Plötzlich stürzte sich Marie Antoinette zu den Füßen des Königs nieder und faßte den in sich zusammenbrechenden Monarchen in ihre Arme, indem sie ihn heftig und unaufhörlich an sich preßte.

Man würde das tiefste Mitleid mit dem unglücklichen Paare empfinden, wenn Mundt nicht weiter zu berichten hätte, daß der König sich unmittelbar darauf hingesetzt habe, um auf den Rath der Königin an den Kaiser von Oesterreich zu schreiben und ihn aufzufordern, nun endlich zu handeln.

Aus dem unglücklichen Königsschlosse werden wir dann plötzlich wieder in den Gassenstrudel versetzt. Wir erblicken da

drei Menschen, fast nackt; was sie von einer kleiderähnlichen Hülle noch an sich trugen, machte durch seine Zerrissenheit und seinen Schmuz einen beinahe noch widerwärtigern Eindruck, als ihre nackten braunrothen Glieder, die daraus hervorragten. Statt der Beinkleider trugen sie nichts als einen entsetzlichen Lumpen, der um ihre Lenden geschlungen war. Auch Strümpfe und Schuhe waren an ihren Füßen nicht zu erblicken.

Bis zu dieser Schamlosigkeit war die berühmte französische Politur damals herabgesunken, die Rousseau'sche

Naturmenſchlichkeit war zur Nacktheit ausgeartet, und der Kannibalismus feierte auf offener Straße ſeine Orgien! Dieſe Sansculottes führten eine halb ſehr luſtige, halb ſehr abſcheuliche Pantomime auf, indem der eine den König, der andere die Königin, der dritte die bei beiden um Brot bettelnde Conſtitution darſtellten. Freilich fehlte es damals in Paris nur zu oft an Brot, und zeitweiſe ſchwang wirkliche Hungersnoth ihre fürchterliche Geiſel über die untern Klaſſen. Man fand nicht ſelten verhungerte Menſchen auf der Straße und dieſer Anblick reizte das Volk zur Wuth; nur ging es in ſeiner leidenſchaftlichen Blindheit darin fehl, daß es dieſe Wuth gegen das unglückliche Königspaar kehrte, welches, wie die Demagogen es darſtellten, an allem Unglück ſchuld ſein ſollte, während es damals doch in der That bereits ſo machtlos war, daß es weder Gutes noch Böſes zu thun in der Lage war. Mundt erzählt, daß ſpäter einmal der Gemeinderath, um dieſem Mangel abzuhelfen, Maſſen von Lebensmitteln und Getreide zu einem Preiſe verkaufte, der weit unter den Koſten ſtand, was der Commun Tag für Tag ein Geldopfer von 12000 Francs verurſachte.

Volk und Königsfamilie waren damals gleich elend; das Unglück der letztern aber wurde dadurch noch geſteigert, daß ſie den öffentlichen Feſtlichkeiten beiwohnen mußte, womit die Niederlagen des Königthums gefeiert wurden. Nachdem der König die Einführung der demokratiſchen Verfaſſung, die eigentlich ſeine gänzliche Annullirung enthielt, beſchworen hatte, fand abends eine prächtige Illumination der Tuilerien und der Elyſeiſchen Felder ſtatt, welche zu beſehen das Königspaar eine Spazierfahrt machte oder machen mußte — man kann ſich denken in welcher Stimmung! Nur der Dauphin war glücklich; mit dem kindlich frohen Ausdruck: „Es lebe die Nation!“ ſchlug er unaufhörlich in ſeine kleinen Hände, und wenn einzelne gute Menſchen, hiervon gerührt, ihm zuriefen: „Es lebe der Herr Dauphin!“ ſo wußte ſich der kleine Prinz vor Entzücken kaum zu laſſen. Am 30. September fand dann die Ceremonie ſtatt, womit der König die frühere Nationalverſammlung verließ, und jetzt erſt befiel ihn plötzlich der Gedanke, „daß er mit dieſer Verſammlung den beſten Freund, den er bisher noch gehabt, fortſandte“. Jetzt ſah er ſich bereits „Bruſt an Bruſt gegen das ihn umtobende Volk gedrängt“, daſſelbe Volk, welches nach beendigter Ceremonie Robespierre und Pétion mit Eichenkränzen krönte und den Wagen, in welchen es ſie hineincomplimentirte, mit eigenen Händen durch die Straßen zog. Eine Zeit lang wurden ſie dabei durch einen ſonderbaren Hochzeitszug aufgehalten. Abbé de Cournand, zugleich Profeſſor am Collége de France und einer der erſten Geiſtlichen, welche den von ihnen geforderten Eid auf die Verfaſſung geleiſtet, feierte heute nämlich ſeine Trauung mit ſeiner Concubine, Demoiſelle Dufresne, und die drei aus dieſem Concubinat hervorgegangenen Kinder ſtellten ſich in der Proceſſion „als wohlgepflegte und bereits ziemlich herangewachſene Beweismittel dieſes Verhältniſſes“ dar.

Weiter machen wir die Bekanntſchaft des jungen Lieutenants Bonaparte, der mit Danton einen Beſuch bei Marat macht und dieſem die bonapartiſtiſche Doctrin vorträgt, wonach die Armee die eigentliche Freiheitsanſtalt der Nation ſei und in der Armee das wahre Blut der Demokratie gewonnen werden müſſe. „Und dann werden wir vielleicht eine Lüge mehr gewonnen haben zu den vielen, die ſchon an uns freſſen!“ rief da Marat aus, „mit einer unbeſchreiblichen Verzerrung ſeines weiten ſich unheimlich hinſchlängelnden Mundes“. Er und Robespierre ſchlagen es aus, mit Bonaparte bei Danton zu diniren: Marat, weil er nicht auf dem „Schloſſe“, wie er Danton's luxuriös eingerichtete Wohnung nannte, erſcheinen und nicht mit Robespierre zuſammentreffen möge; Robespierre, weil er keine Zeit habe, die üppigen Gaſtmähler bei Danton mitzumachen. Nachdem uns Mundt noch mit Camille Desmoulins, der trotz ſeiner ſentimentalen Geſinnungsart ſich ſelbſt den Titel eines „Generalprocurators der Laterne“ beigelegt, und ſeiner ſchönen Frau in ihrer Häuslichkeit bekannt gemacht, werden wir in den Salon der Madame Roland eingeführt, wo wir unter andern Dumouriez, Vergniaud, Barbaroux, der ſogar mit einer Muſterpike im Salon erſcheint und das beſondere Wohlgefallen der Herrin des Hauſes erregt, Pétion in ſeiner neuen Würde als Maire von Paris, Chamfort u. ſ. w. näher kennen lernen. Selbſt Robespierre erſcheint zum erſten mal, und zwar auf die perſönliche Einladung der Madame Roland, obſchon er bereits früher ſeine Abneigung gegen die Girondiſten ausgeſprochen, gegen dieſe „Salonmänner der Republik, die ſie zu veredeln glauben, indem ſie ihr einen Anwurf äſthetiſcher und antiker Bildung anklecksen“. Auch entfernt er ſich ſehr bald wieder heimlich mit Pétion, und er macht unterwegs gegen dieſen ſeinen Unwillen in den Worten Luft:

> Mein Freund, ich habe es hart gebüßt, daß ich von meinem Grundſatz, keine Geſellſchaften zu beſuchen, heute abgegangen bin. Sonſt fühlte ich mich durch dieſe ſogenannten Geſellſchaften nur in meiner Menſchenwürde gekränkt. Heut aber ſind dadurch alle Teufel und Dämonen, die bisher in meinem Innern geſchlummert haben mögen, aufgeweckt und zu ihrer eigentlichen Exiſtenz in mir gekommen..... Wenn die Windhunde ſich wie Löwen anſtellen, ſo bleibt einem ehrlichen Manne nichts weiter übrig, als Gott zu danken, daß er die Teufel in ſich austreiben kann, und daß er ſich fortan als echter Teufel ſein Brot verdienen mag. Mir brauſen noch die Ohren von den hochtrabenden Redensarten dieſer Freiheitsmänner, aber dieſe Redensarten ſind nur der Ballaſt, durch den ſie ſich kurze Zeit über dem Waſſer halten werden, dieſe Girondins, die ihr leckes Freiheitsſchiff mit Citaten aus Rom und Hellas überladen haben.

Unterwegs ſtoßen beide Männer auf Guillotin, dem wie allen Menſchen der Mund überquillt von dem, wovon ſein Herz voll iſt, nämlich von ſeiner Maſchine, über die er bemerkt: „Meine Maſchine wird den Sterbenden wie ſeinen letzten Freund bedienen. Ein ſanfter Schnitt, und das letzte Aſyl des Menſchen, der Tod hat ſich ihm eröffnet.“ — „Ein ſanfter Schnitt!“ wiederholte Robespierre, und er fügte hinzu: „Nun, man ſoll niemand quälen.“ Die Franzoſen haben wenig ſegensreiche Erfindungen gemacht, die wie die Buchdruckerkunſt, die Eiſenbahnen, die Dampfſchiffahrt u. ſ. w. den Rundgang durch die Welt gemacht und eine Umwäl-

zung in der allgemeinen Cultur der Menschheit hervorgebracht hätten; aber sie dürfen sich wenigstens den Ruhm beimessen, diejenige Kopfabschneidemaschine erfunden zu haben, welche am schnellsten und genauesten arbeitet und daher bei allen Völkern, wo noch Köpfe abgeschnitten werden, sich immer mehr einbürgert.

Die Girondins bewarben sich um die Gunst Robespierre's, aber die Unversöhnlichkeit zwischen ihm und jenen zeigte sich immer unzweideutiger, besonders von jenem Tage an, als ihn der Girondist Guadet des Aberglaubens zieh, weil Robespierre von der Vorsehung gesprochen, die weit besser über die Menschen wache als die menschliche Weisheit. Darüber zur Rede gestellt, hatte Robespierre geradezu den Namen Gottes genannt und die merkwürdigen Worte gesprochen: „Allein mit meiner Seele (Seul avec mon âme), wie hätte ich bestehen sollen in den ungeheuern Kämpfen, wenn ich nicht meine Seele zu Gott erhoben hätte?" Er nannte die Girondisten die eigentlichen Schüler Voltaire's, „die nur das Hochzeitsfest der Revolution mit dem Atheismus feierten". Die Girondins waren gerade die allerschlechtesten Freunde des Königs; sie haßten das Königthum, obschon sie sich anstellten, als ob es ihnen um seine Erhaltung unter dem Schirme einer Verfassung zu thun sei, und bei Madame Roland, die durch ihre Schönheit und ihren Geist einen so großen Einfluß auf ihre Partei besaß, scheint dieser Haß sogar ein persönlicher gewesen zu sein, womit sich noch der Himmel weiß welche ehrgeizigen Plane verbinden mochten. Aber gleicherweise verachteten sie auch das Volk und betrachteten es so gut wie Voltaire als „Canaille, die der Aufklärung nicht werth sei".*) Aber als Mittel, um die Königsmacht zu schrecken, zu schwächen und zu brechen, schien ihnen das Volk sehr brauchbar; sie sahen ihm nicht nur alle skandalösen Excesse nach, obschon diese modernen Barbareien doch sehr wenig zu ihren antikisirenden Neigungen paßten, sie suchten auch durch ihre Agenten das Volk immer wieder von neuem zu bearbeiten und aufzuhetzen. So geschah dies namentlich im Juni 1792, wo sich am 22. nachts jene große Volksprocession bildete, die, unter Vortragung zahlreicher Banner und eines Bastillensteins mit den darin eingegrabenen Menschenrechten die königliche Familie in ihren Gemächern heimsuchte. Es befanden sich darunter die entsetzlichsten und wildesten Gestalten: ein zerlumpter häßlicher Kerl schwang eine Art von Galgen in der Luft mit einer Puppe, in Flittergold gekleidet und mit der Inschrift auf der Brust: Marie Antoinette am Galgen! Ein Bursche trug auf einer Pike das durch und durch gestochene frische blutende Herz eines Kalbes mit der Umschrift: Aristokratenherz! u. s. w. Glücklicherweise wurde nur der anständigere Theil des Volks in die Gemächer des von Pétion verrathenen Königs eingelassen; aber nicht weniger als vier Stunden blieb er den Blicken des Volks ausgesetzt, um von ihm wie ein Wunderthier angegafft zu werden; er mußte mit dem Volke trinken, Brüderschaft trinken um so zu sagen und die rothe phrygische Mütze, diese Narrenkappe des Revolutionscarnevals, aufs Haupt setzen; ja selbst die stolze Königin wurde genöthigt, sie dem kleinen Dauphin aufzusetzen, und verzweifelt rief sie nach Beendigung des ganzen auf die Demüthigung des Königspaars berechneten rohen Possenspiels aus: „Wir sind encanaillirt!"

Dennoch war es bei dieser Gelegenheit zu einer Art Versöhnung und Freundschaft zwischen König und Volk gekommen, indem der König sich vertrauensvoll, das Volk nicht über Gebühr unanständig und fast gemüthlich scherzend benommen hatte. Eine solche Annäherung lag aber nicht im Plane der Girondins, und es kam zur Tuilerienschlacht des 10. August, die bekanntlich dadurch eine Niederlage des Königs wurde, daß er in unbegreiflicher Schwäche seine treuen Schweizer opferte. Er selbst wurde in die Loge der Schnellschreiber der Nationalversammlung angeblich in Sicherheit, in der That aber in Gefangenschaft gebracht. Und in dieser Lage hatte der König noch die Stimmung, den in zerrissenen und blutbespritzten Kleidern hereintretenden Maler David zu fragen, ob er sein von ihm angefangenes Porträt bald fertig haben werde, worauf David roh und cynisch lachend erwiderte: „Ich werde künftig nie mehr das Porträt eines Tyrannen übernehmen, als wenn ich seinen Kopf schon in meinem Hute habe."

Ebenso unbegreiflich war das Benehmen der Königin und der Prinzessin Lamballe, als sie die ihnen in der Manége angewiesenen Zimmer bezogen; man sah sie allerhand Kurzweil treiben, schäkern, lachen, hintereinander in den Zimmern umherlaufen, dann zusammen ans Fenster treten und mit spöttischen Blicken die unten stehende und hinaufschauende Menge mustern. War das wirkliche Freude, durch den Wahn, gerettet zu sein und den Reiz der Neuheit hervorgebracht? oder verstellter Trotz und erheuchelte Lust? oder eine Art Bewußtlosigkeit und Delirium? Die Prinzessin Lamballe war keine Kassandra, sie ahnte nicht, daß sie schon im nächsten Monat als ein Opfer der Volkswuth fallen, daß man ihr schönes Haupt auf eine Pike stecken, ihren Leichnam zerfetzen, ja, daß Schamlosigkeit mit einzelnen Theilen ihr unzüchtiges Spiel treiben werde. Das geschah in den „die menschliche Natur schändenden" berüchtigten Septembertagen, als die Schweizer in den Kerkern und die Priester an heiliger Stätte niedergemetzelt wurden. Fünf Tage dauerte das Blutbad, und selbst Robespierre sagte zu Pétion: „Wäre es nicht deine Pflicht gewesen, dich den heut vorgehenden Abscheulichkeiten mit aller Kraft deines Amts zu widersetzen?"

Diese abscheuliche Bluttaufe empfing die junge französische Republik, die inzwischen auf den Antrag Chabot's erklärt worden war. Mit Recht äußerte sich Condorcet über diesen Act sehr bitter. Er sagte:

*) Friedrich der Große zeigte sich bekanntlich über diese Ansicht Voltaire's empört, und er schrieb ihm einmal in Bezug auf diese Maxime: „Während des Kriegs herrschte eine Seuche in Breslau und man begrub täglich 120 Menschen. Eine Gräfin sagte damals: «Gott sei Dank, der hohe Adel ist verschont, es sterben nur Leute vom Volke!» Sehen Sie, das ist das Bild der Leute, die da meinen, sie seien aus besserm Stoff geknetet."

Ein Schauspieler und ein Priester haben zuerst die Republik über Frankreich heraufgeführt. Und wie zum Dessert, wie zwischen Butter und Käse wurde die Republik heute geboren, denn, wie gesagt, sie stand gar nicht als Hauptsache auf unserer heutigen Tagesordnung. Und wenn es noch durch eine feierliche, wohlgezählte Abstimmung geschehen wäre! Aber durch Stehen und Sitzenbleiben wird über die große Frage zwischen Königthum und Republik entschieden.

Inzwischen ist Madame Roland stoisch oder frivol genug, ihren Salon fortzuhalten; nur richten sich ihre und ihrer Parteigenossen Intriguen jetzt gegen Robespierre, wie früher gegen das Königspaar; Robespierre und die Gironde haben in dieser Republik nebeneinander nicht Raum. Der witzige, aber sehr eingebildete Louvet, Verfasser des berüchtigten „Faublas", übernimmt die große Aufgabe, Robespierre durch eine sehr flach abgefaßte, wenn auch rednerisch gewandte Anklage von der Tribüne herab niederzuschmettern. Robespierre verspricht, auf die gegen ihn gerichteten fünf Anklagepunkte in acht Tagen zu antworten.

Der Tag seiner Vertheidigung erscheint und ruft eine neue Revolutionsheldin auf die Scene, die Schauspielerin Rose Lacombe. Kein Wunder, daß in der französischen Revolution Heroismus und Schauspielerei so schwer voneinander zu unterscheiden sind, da so viele Schauspieler und Schauspielerinnen in diesem schrecklichen Drama heroische Rollen übernahmen. Rose Lacombe bildet ein Seitenstück zu der Théroigne; sie trägt in der rothen Schärpe, welche ihren Leib umschließt, zwei Pistolen und den linken Arm kokett in einer „geschmackvoll arrangirten Binde", um dadurch an die sicherlich bereits geheilten kleinen Wunden oder Schmarren zu erinnern, die sie bei dem Sturm auf die Tuilerien und in den Septembertagen empfangen hatte. Sie will in die Manége und geräth dabei in einen heftigen Wortwechsel mit der gleich komödienhaften Théroigne, die ihr, mit dem Schwert an der Seite, in den Weg tritt. Es kommt zwischen beiden zu Anzüglichkeiten, die hier und da noch etwas derber sind als diejenigen, welche sich in „Maria Stuart" die beiden Königinnen an den Kopf schleudern, aber in den Mund dieser Revolutionsheroinen doch wol besser passen. Inzwischen aber hat Robespierre die gegen ihn gerichtete Anklage mit leichter Mühe in der Manége niedergeschlagen und wird vom Volke jubelnd begrüßt, während er an der Seite St.-Just's dahinschreitet. Auch dieser St.-Just, der als ein unreifer junger Mann von 23 Jahren besser gethan hätte zu studiren und Erfahrungen zu sammeln, statt Weltgeschichte zu machen, erscheint uns mit seinem forcirt fanatischen, unheimlichen, gespreizt geheimnißvollen, erkünstelt stoischen Wesen als eine jener innerlich ungesunden Naturen, wie sie jene Zeit in so reichlicher Zahl hervorbrachte. Sein Wahlspruch war: „L'empire est aux phlegmatiques!" und Mundt meint, daß Ludwig Napoleon den seinigen: „L'avenir est aux apathiques!" danach zurecht gemacht habe.

Bald erblicken wir Ludwig XVI. vor der Barre des Nationalconvents, um auf nicht weniger als 57 Anklagepunkte zu antworten: ein Verfahren, womit Robespierre keineswegs zufrieden war; denn dieser wollte überhaupt nichts von einem Proceß, sondern nur von einer Verurtheilung, einem „Act der Nationalprovidenz" wissen; St.-Just aber ist der Ansicht, daß es hier überhaupt nichts zu richten gebe, man könne hier nur richten, wie man Cäsar gerichtet habe, der „ohne andere Formalitäten als 22 Dolchstiche" hingeopfert worden. Ludwig XVI. oder Capet, wie man ihn damals nannte, hatte sich anfangs in schmerzvoller aber würdiger Haltung gezeigt, war aber bei der Beantwortung der Anklagen in eine „weniger für ihn sprechende Beweglichkeit und Geschmeidigkeit" übergegangen. Hätte er gewußt, wie wenig ihm diese Geschmeidigkeit helfen würde, so hätte er dem Nationalconvent sicherlich das Recht, ihn zur Verantwortung zu ziehen, abgesprochen und jede Rechtfertigung verweigert. Vielleicht hätte er gerade dadurch sein Schicksal zum Bessern gewendet, da der Muth stets den Franzosen imponirt, oder er wäre wenigstens mit größern Ehren untergegangen.

Kaum glaublich erscheint es, daß dieser so schwer gedemüthigte Mann nach dem widerwärtigen Verhöre von dem Generalprocurator Chaumette, genannt Anaxagoras, den er an einer Brotrinde essen sah, sich ein Stück Brot ausbat, das er denn auch in ziemlicher Gemüthsruhe verzehrte, und im Temple wieder angelangt eine Mahlzeit, bestehend in sechs Cotelettes, einem Stück Geflügel, mehreren Eiern und einigen Gläsern Wein, zu sich nahm, worauf er sich dem Schlafe überließ. König Ludwig war zwar bekanntlich ein starker Esser, aber aufregende und zugleich niederdrückende und peinigende Situationen wie die, in welcher er sich soeben befunden hatte, pflegen sonst eben nicht den Appetit zu schärfen. Mundt erzählt uns weiter des Königs Hinrichtung mit allen sie begleitenden traurigen Umständen und Brutalitäten; er erzählt uns unter anderm wie die Offiziere des marseiller Bataillons an dem Hinrichtungstage Briefcouverts, die in Blut getaucht waren, auf die Spitze ihrer Degen gesteckt hatten, wie hinter ihnen her aber ein einzelner Mann schritt „von fürchterlichem Aussehen, dessen nackte Arme ganz und gar mit Blut beschmiert waren und der, indem er aus seinen Fingern das triefende Blut von Zeit zu Zeit auf die umherstehende und ihm zujauchzende (!) Menge spritzte", mit krächzender Stimme schreckliche Verwünschungen ausstieß. Blut zu sehen, Blut zu riechen, Blut womöglich zu schmecken war eine epidemische Manie bei den Parisern geworden, wie bei der Bevölkerung Roms zur Zeit des Tiberius, Nero und Caligula. Andere freilich fühlten sich entsetzt; eine Frau stürzte sich in die Seine aus keinem andern Grunde, als weil sie die Schauder eines solchen Tags nicht überleben mochte, und selbst Charlotte, Robespierre's Schwester, die ihren Bruder ohnehin nur ungern in den Banden der Familie Duplay sah und es übel empfand, daß sich Eleonore Duplay, welche sich ihm in einer schönen Nacht vor der Büste Rousseau's zu eigen gegeben, „Bürgerin Robespierre" zu nennen pflegte, beschloß sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und warnte ihren Bruder mit den Worten: „Mir ist, als

wenn mit diesem Tage ein großer, unsaglicher Wendepunkt für euch alle und auch für dich eingetreten wäre."

Aber die Revolution frißt, nach einem bekannten Ausspruch Vergniaud's, wie Saturn ihre eigenen Kinder und ihre Kindeskinder, und wir sehen bald ein anderes schreckliches Schauspiel: 22 Köpfe der Girondins unter dem Fallbeil! Andere endeten durch Selbstmord und die meisten starben wenigstens mit Muth und Anstand; sie hatten nicht umsonst die Philosophie der Stoa getrieben, sie führten ihre Rolle des antiken Heroismus, die sie zu spielen übernommen hatten, wie gut routinirte Schauspieler zu Ende. Selbst Danton war entsetzt. „Oh, so viel Blut!" rief er aus, „so viel Tod! Nie hätte ich geglaubt, daß es so viel Tod in der Welt gäbe!" Mit Danton war überhaupt eine große Veränderung vorgegangen. Er hatte sich nach Arcis-sur-Aube zurückgezogen und war durch seine zweite Gattin Luise, eine fanatische Anhängerin der Kirche, von seinem Voltairianismus bekehrt und — so stellt es wenigstens Mundt dar — für den Gedanken gewonnen worden, den Atheismus zu bekämpfen. Zu diesem Zwecke ging er wieder nach Paris.

Hier hatte nämlich Hébert den alten Gott für abgesetzt erklärt, und da die Menschheit einmal wie es scheint nicht ohne allen Gottesdienst leben kann, den Cultus der Vernunft, aber einer wahnsinnig gewordenen Vernunft eingeführt, jener Vernunft, die, wie Mephistopheles bemerkt, der Mensch nur braucht, „um thierischer als jedes Thier zu sein". Mit ihm im Bunde standen Anaxagoras Chaumette und der preußische Baron Anacharsis Clootz. Chaumette leugnete, ein vollständiger Atheist zu sein, und das gestand ihm Hébert auch zu, nur mit der wegwerfenden Bemerkung, daß noch niemals ein Schustersohn ein guter Atheist gewesen. Auf einer höhern Stufe stand Clootz, den eigentlich nur die deutsche Philosophie närrisch gemacht hatte. Indem er für einen Cultus der Philosophie schwärmte, erkannte er doch wenigstens etwas Höheres an; er war nicht eigentlicher Atheist, sondern Pantheist, und er hatte es bewirkt, daß die Kirche Notredame eine Façade mit der Inschrift „Der Philosophie" gegeben und ihr Eingang mit den Büsten berühmter Philosophen geziert wurde. Indeß die verrückten Hébertisten wollten einmal einen officiellen Cult der Vernunft oder vielmehr der pariser Gassenvernunft und nicht einen der Philosophie, bei der sich doch immer noch zu viel denken ließ, und eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, Mademoiselle Armide Naillard, erste Sängerin der Académie nationale de Musique, wurde dazu ausersehen, sie darzustellen und zwar in der Hauptkirche Notredame, dem jetzigen „Tempel der Vernunft". Sie weigerte sich zwar anfangs, als ihr aber Clootz ein Paar neue Brillantohrringe versprach, ließ sie sich bereit finden, diese schmähliche Rolle zu übernehmen. Das Unsinnigste, was geschehen kann, geschah bei diesem officiellen Feste der Vernunft. Mundt erzählt:

Voraus ging eine Schar weißgekleideter Frauen, die mit eisarbigen Bändern geschmückt waren, und Kränze von künstlichen Blumen, denn der November oder Brumaire gestattete nichts anderes, auf dem Haupte trugen. Dann folgten alle Mitglieder des Gemeinderaths, der Club der Jakobiner, obwol in nicht sehr bedeutender Anzahl, die verwandten Clubgesellschaften und die revolutionären Comités, denen zur Seite Tänzer und Tänzerinnen in den Sprüngen einer ernsthaften Sarabande einherschritten. Und nun auf einem Tragsessel, der mit Guirlanden von Eichenzweigen umflochten war, die phrygische Mütze auf dem schönen, von wundervollen Locken umwallten Haupte, den Kothurn an den Füßen, bekleidet mit einer weißen Tunica und einem himmelblauen, über die Schulter herabfließenden Mantel, erblickte man die neue Göttin der Vernunft, die schöne Armide. Unter dem Schall der sie umtönenden Instrumente wird sie im Triumph dahingeführt, um sich des Heiligthums der Jungfrau zu bemächtigen. Jetzt bietet ihr Anaxagoras Chaumette auf eine höchst galante Weise die Hand, um sie von ihrem Palanquin absteigen zu lassen. Er hat sich dazu ein Paar weiße Handschuhe angeschafft, die damals noch sehr wenig im Gebrauch waren und die zu dem tiefen Blau seiner Carmagnole und zu dem Scharlach seiner Mütze höchst malerisch abstachen. Die Priesterinnen, welche die Göttin der Vernunft am Altar umgeben, sind meist Figurantinnen der großen Oper. Alle haben sich, wie auch der größte Theil des Publikums, mit der rothen Mütze geschmückt. Die ganze Gemeinde wirft sich auf die Knie nieder. Chaumette fängt an, aus einem alten Weihrauchfaß Opferdünste auszustreuen, wodurch er die Göttin auf einen Augenblick in Wolken einhüllt u. s. w.

Zuletzt folgten Hymnen, deren eine Marie Joseph Chenier gedichtet hatte, und Tänze, darunter ein Contretanz, der besonders beifällig aufgenommen wurde, Lebehochrufe für die Vernunft und Vereats auf die heilige Jungfrau. Und nicht blos in Notredame, auch in andern Kirchen hatte man Frauenspersonen zu Göttinnen der Vernunft ausstaffirt. Leonard Ennen, der Geschichtschreiber Kölns, erzählt gelegentlich, daß in der Kirche Eustache das Chor durch Decorationen in eine Landschaft mit Buschwerk und ländlichen Hütten verwandelt und darin eine Tafel in Hufeisenform angebracht war, beschwert mit allerlei Speisen und Getränken zum Gebrauch der Gläubigen. Auch der Göttin der Vernunft, die in himmelblauem Mantel und rothwollener Mütze auf einem Altar thronte, wurde von Zeit zu Zeit von tabackrauchenden Kanonieren ein Gläschen oder ein Würstchen gereicht. In der Kirche St.-Gervais waren neben Würstchen und Pasteten Heringsfässer aufgefahren, zu deren Inhalt den Gläubigen Branntwein verabreicht wurde. Das paßt für das Land, wo früher die Geistlichen in den Kirchen die Narren- und Eselsfeste aufführten.

Gegen diesen Unsinn erhob sich Robespierre in der nächsten Versammlung der Jakobiner mit den Worten:

Der Atheismus ist aristokratisch! Das Volk ist niemals atheistisch! Die Idee eines höchsten Wesens, welches über der unterdrückten Unschuld wacht und das triumphirende Verbrechen bestraft, ist ganz volksthümlich, ist eine Idee des Volks. Und — fügte er hinzu — wenn Gott nicht existirte, so müsse man ihn erfinden!

Mit dieser Rede war auch das Schicksal der Hébertisten besiegelt; sie starben unter dem Fallbeil, Hébert selbst wie ein Feigling, weinend wie ein Kind, mehrmals von Ohnmachten befallen und vom Volke jetzt ebenso verhöhnt als früher gefeiert. Auch Vincent vergoß große Thränen; Ronsin benahm sich frech; Mormoro und Vazire starben ruhig, „als wenn sie ein Geschäft abmachten", am gefaßtesten Chaumette und Clootz. Dieser bat zwar

flehentlich, daß man ihn zuletzt hinrichten möchte, weil er zuerst noch einige Principien seiner Philosophie mit sich ins Reine zu bringen habe; aber als dies nicht sein konnte, war es der preußische Baron auch zufrieden. Eine andere Strafe ereilte die abenteuerliche Théroigne; sie war als eine von den Jakobinern Abgefallene von einer Bande fürchterlicher Weiber auf öffentlichem Platze ergriffen, auf die Erde geworfen und „auf dem der hellen Sonne ausgesetzten Körpertheil" mit Peitschenhieben aufs grausamste behandelt worden. Hierüber hatte sie den Verstand verloren und in ein Irrenhaus eingesperrt werden müssen.

Den Hébertisten wurden Danton und seine Freunde in den Tod nachgeschickt. Robespierre spielte mit Danton grausam und tückisch wie die Katze mit der Maus. Wie Egmont dachte Danton: „Er wird es nicht wagen!" aber Robespierre wagte es doch. Robespierre hatte ihn nur gebraucht, die atheistische Bande Hébert's unterdrücken zu helfen; nun mußte auch Danton beseitigt werden, der letzte von allen, den er fürchten zu müssen glaubte. Beide hatten noch eben eine Spazierfahrt in die Elyseischen Felder gemacht, kaum zu Hause angelangt, wurde Danton verhaftet. Das Uebrige ist bekannt. Die „grausenvolle Beredsamkeit", welche Danton brüllend und tobend, „wie ein schnaubender Orkan", vor dem Revolutionstribunal entwickelte, half ihm nichts. Er und seine Freunde ließen ihren Kopf da, wo ihn schon so viele vor ihnen gelassen hatten. Das noch neue Ungeheuer der Guillotine zeigte sich unersättlich. Als Danton mit seinen Schicksalsgenossen auf dem Richtplatz angelangt war, sagte Camille Desmoulins zu Danton: „O mein Freund, ist das die Republik, von der ich geträumt hatte, und nach der wir uns alle sehnten?" Die Klage kam nun zu spät. Wenige Tage später mußte sich auch die schöne Lucile Desmoulins in die fürchterlichen Hände Samson's geben; denn die Guillotine, geschlechtslos wie sie war, machte zwischen Mann und Weib keinen Unterschied.

Robespierre, der nach Danton's, seines mächtigsten Rivalen Sturz, seine Dictatur gesichert glauben durfte, dachte nun zuvörderst an die Einführung eines neuen Cultus, und eines schönen Morgens erblickte man an den Staatsgebäuden und Kirchen Tafeln mit der summarischen Verordnung: „Das französische Volk erkennt das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele an." Am 9. Mai fand das Einweihungsfest dieses neuen Cultus statt, bei dem er seine bekannte aber ziemlich phrasenhafte Rede hielt, in welcher unter anderm die Worte vorkamen: „Heute wollen wir uns einer reinen (!) Freude hingeben; morgen werden wir wieder Tyrannen und Laster bekämpfen." Aber auch Robespierre verfiel hierbei in den Fehler des Schauspielerhaften, des theatralischen Pathos, über das der Franzose so schwer hinauskommt. Bekanntlich erschien er in einem neuen festlichen und eleganten Costüm und trug einen herrlichen Blumenstrauß von auffallender Größe, in welchem alle seine Lieblingsblumen vereinigt waren, in der blutbefleckten Hand. Das Tollste war aber sein Kampf mit dem Monstrum des Atheismus, einer von dem Maler David erfundenen fratzenhaften allegorischen Figur, die im großen Bassin des Tuileriengartens aufgestellt war, und um die ringsherum allerlei andere allegorische Figuren: der Ehrgeiz, die Zwietracht, die falsche Einfachheit u. s. w. aufgestellt waren. Auf dieses Ungeheuer schritt Robespierre mit einer Lanze los. Mundt erzählt weiter:

Der Atheismus war nur ein gemalter Carton, und sobald ihn Robespierre jetzt mit der Lanze berührt, geht er in Flammen auf und stürzt mit einem fürchterlichen Gepraffel von Raketen, Bomben, Schwärmern und bengalischem Feuer, welches das Ungeheuer alles in seinem Schoße verbarg, zusammen. Mit ihm entzündeten sich auch die andern Lasterbilder und stürzten ebenfalls unter schrecklichem Knistern und Krachen ein. Man sah aber jetzt erst, daß unter dem Ungeheuer des Atheismus eine Bildsäule der Weisheit verborgen war u. s. w. Robespierre aber rief: „So ist es denn wieder in nichts versunken, dieses Ungeheuer des Atheismus, das von den Königen über Frankreich ausgespien worden, und mit ihm werden alle Verbrechen und alles Unglück der Welt verschwinden."

Robespierre war reif zum Sturze; seine Zeit war gekommen; schon während dieser Feier zeigte sich unter seinen Begleitern, den Mitgliedern des Convents, ein auffässiger Geist; schon jetzt hatte man den Muth, ihn bittere Bemerkungen und bedrohliche Anzüglichkeiten hören zu lassen. Keiner ragte an ihn; aber die Meute hetzte ihn zu Tode. Man war des Blutvergießens endlich müde geworden. Das Revolutionstribunal hatte ihm in der letzten Zeit immer zu schlecht „gearbeitet"; in Paris habe man jetzt durchschnittlich in jeder Woche nur 20 Köpfe, bemerkte er, und das genüge dem Bedürfniß bei weitem nicht; in Strömen müsse man das Blut vergießen, wo man es nur irgend hernehmen könnte; das Blut der Menschen sei es ja, das verdorben sei. Wo war da ein Stillstand, eine Grenze abzusehen? Diese unsinnige Blutentziehungstheorie wandte sich nun gegen ihn und die Seinen; der Sophist verstrickte sich in seinen eigenen Netzen und kam darin um. Sein Ende, fast mehr greulich als tragisch großartig, ist bekannt; wem aber die es begleitenden schauervollen Umstände nicht im Gedächtniß gegenwärtig sein sollten, lese sie bei Mundt nach.

Der Abschnitt der Französischen Revolution, welchen Mundt in diesen drei Bänden behandelt hat, gehört zu den furchtbarsten und interessantesten Episoden der Weltgeschichte überhaupt. Nie haben edle und unedle Leidenschaften, Vernunft und Wahnsinn, egoistische Berechnung und begeisterte Aufopferungsfähigkeit einen solchen bizarr tragischen Carneval aufgeführt; nie haben sich in einer so kurzen Spanne Zeit so viele entsetzliche Begebenheiten zusammengedrängt; nie hat die geschichtliche Nemesis eine so prompte und summarische Justiz geübt; nie hat das Messer der Gerechtigkeit die Schuldigen so schnell und mit so logischer Consequenz getroffen. Das Königspaar büßte zwar mehr für die Vergehen der frühern Herrscher, welche das Volk als „Canaille" behandelt und nichts für seine Aufklärung gethan hatten; weshalb es auch nicht zu verwundern war, wenn sich im Moment der Entfesselung das Volk als Canaille aufführte. Aber auch für ihre Person waren der König und seine Gemahlin nicht ohne Schuld. Schwäche und Haltungslosigkeit schlagen in einer

Stellung wie die war, in welcher sich der König befand, halbwegs zu Verbrechen aus, wenigstens sind ihre Folgen die gleichen; bei aller Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit sind beide nicht von Wetterwendigkeit und hinterlistiger Handlungsweise und die Königin außerdem nicht von einer gewissen Leichtfertigkeit und herausfordernden Hoffärtigkeit freizusprechen. Was aber die Revolutionshäupter betrifft: Marat, die Girondins sammt Madame Roland, Philipp Egalité, Hébert und seine Anhänger, Danton und seine Freunde, Robespierre und die Seinigen, so wird man in ihrem Untergange nur die nothwendige Folge ihrer eigenen Handlungsweise und eine Bewahrheitung des alten Spruchs erblicken, daß dem Menschen mit dem Maß, mit dem er mißt, auch wieder gemessen werden soll. Daß auch minder Schuldige oder ganz Unschuldige in das Verderben mit hineingerissen wurden, ist von solchen gewaltigen Katastrophen leider unzertrennlich.

Der lebendig, mit politischem Scharfblick geschriebene und stilistisch reiner als der „Mirabeau" gehaltene Mundt'sche „Robespierre" verdient sicher gelesen zu werden. Die Form zwar ist eine sehr freie; sie schwankt zwischen dem Arrangement eines historischen Romans und dem geschlossenen Gange der historischen Erzählung. Hiermit sind aber auch wieder gewisse Vorzüge verbunden. Die Blicke werden nicht wie im historischen Roman zu sehr von der geschichtlichen Wahrheit auf bloßes genreartiges oder novellistisches Beiwerk und auf die dichterische Fiction abgezogen; auf der andern Seite erlaubte die einmal gewählte Form dem Verfasser mehr als dies in einem pragmatischen Geschichtswerk irgend möglich ist, neben den rein politischen auch die persönlichen Beziehungen der Revolutionshäupter darzustellen, auf die Gasse unter das Volk hinabzusteigen, die handelnden Personen in ihre Häuslichkeit oder in die Salons zu begleiten, den sicherlich bedeutenden Antheil, welchen weiblicher Haß und Ehrgeiz an den Handlungen der Männer hatten, ans Licht zu ziehen und die Antriebe des Herzens und die augenblicklichen Aufwallungen der Leidenschaft, oft nur die augenblicklichen Verstimmungen und Mißverständnisse, wie überhaupt die psychologischen Motive zu belauschen und in den Vordergrund zu stellen. **Hermann Marggraff.**

Der historische und der sagenhafte Tanhäuser.

Seit Richard Wagner's großartiges musikalisches Drama über die deutschen Bühnen gegangen, ist der Tanhäuser aller Welt bekannt; es ist aber nicht allein dies das Verdienst dieses Werks, einen anziehenden Stoff der deutschen Vorwelt wieder dem deutschen Volke bekannt gemacht zu haben, sondern auch dies, durch das neuerwachte Interesse zu gründlicherer Durchforschung desselben Veranlassung gewesen zu sein. Durch das Werk Wagner's wurde Gräße zu seiner Erläuterung der „Sage vom Ritter Tanhäuser" (Dresden 1846), wie er selbst in seiner Zueignungsschrift an den Componisten sagt, angeregt; durch dasselbe zunächst ist auch eine nicht in den Buchhandel gekommene Gelegenheitsschrift von F. Zander „Die Tanhäuser-Sage und der Minnesinger Tanhäuser" (Königsberg, 1858) ins Leben gerufen. Dieselbe prüft die merkwürdige Sage auf Grund sorgfältiger Durchforschung aller Quellen scharf und gründlich und gelangt zu wesentlich neuen interessanten Ergebnissen.

Der Tanhäuser bezeichnet zunächst zwei Persönlichkeiten, einmal den Tanhäuser der Sage, sodann den Minnesinger; beide sind von Wagner in Eine Person verschmolzen, der Componist hat aber auch noch außerdem zwei Sagenstoffe, die Sage vom Venusberge und vom Wartburgkriege, vereinigt; das ist aber nur Willkür des Künstlers gewesen; die alten Darstellungen des Wartburgkriegs erwähnen nicht des Tanhäuser als Mitstreiters. Wir haben uns zunächst an den Tanhäuser der Sage zu halten.

Als der Venusberg des Tanhäuser wird der Hörselberg zwischen Gotha und Eisenach genannt; indeß nicht in den alten Volksliedern, die von einer bestimmten Lokalität überhaupt nichts wissen, ja nicht einmal Venusberg als Eigennamen gebrauchen. Die Venus wird von dem einen als die antike heidnische Göttin, von andern als die germanische Göttin Hulda oder als Frau Holle, von andern wieder rein appellativisch gefaßt.

Nach den alten, bis ins 14. Jahrhundert hinaufreichenden, von Uhland vervollständigten Volksliedern war Tanhäuser ein guter Ritter, den die Lust nach Abenteuern in den Berg der Frau Venus führt. Reuig will er nach sieben Jahren fort. Venus sucht ihn vergebens durch die Hand einer ihrer Gespielinnen zu halten; er nennt sie eine Teufelin; den Vorwurf weist sie zurück, sie sei die Königstochter von Babalen. Doch verletzt entläßt sie ihn jetzt. Er pilgert nun nach Rom zu Papst Urban IV. Der Papst aber, einen dürren Stab in der Hand haltend, spricht: „Sowenig dieser Stab grünen wird, sowenig sind dir deine Sünden vergeben." Verzweifelnd glaubt sich Tanhäuser von Maria geschieden und kehrt in der Frau Venus Berg zurück, wo er mit Freuden empfangen wird. Am dritten Tage aber nach seiner Abreise hatte der dürre Stab zu grünen begonnen, doch die jetzt ausgesendeten Boten suchten ihn vergeblich.

So die eigentliche Tanhäuser-Sage. Es finden sich aber frühe Erweiterungen und Anknüpfungen an Verwandtes. Hermann von Sachsenheim in seiner „Mörin" (1453) läßt den Tanhäuser in dem durch den treuen Eckart gehüteten Venusberg einem Gericht von zwölf Rittern vorsitzen. Wolfgang Heider (1580) läßt den Tanhäuser dem Papste nicht seinen Aufenthalt im Venusberge, sondern seine Kriegsbübereien beichten. Endlich der bekannte baierische Geschichtschreiber Aventinus (1500) nennt Tanhäuser einen König, der die Deutschen und ihre Verwandten nach Asien in den Krieg geführt habe und zwar mit einer Königin kriegerischer Frauen, genannt Frau Schmirein, welcher Name für Semiramis erklärt wird. Aventinus beruft sich dabei auf alte Sagen.

Jakob Grimm nennt mit Recht die Sage eine der anziehendsten Sagen des Mittelalters, in welcher die Sehnsucht nach dem alten Heidenthume und die Härte der christlichen Geistlichkeit rührend geschildert wird. Der ganze Inhalt weist auf diese Tendenz hin, wie nicht minder verschiedene Partien in den Volksliedern, welche ihre Unzufriedenheit mit Geistlichkeit und Papst mit klaren Worten aussprechen; hat ja diese Sehnsucht rückwärts nach dem realistischen Alterthum ihre Vertreter im deutschen Volke bis in die neueste Zeit, bis auf Goethe und Schiller. Der Tanhäuser, kann man sagen, ausgeschlossen von der menschlichen, christlichen Gesellschaft, flüchtet sich in den Wald, in den Tan, der Tanhäuser ist der im Walde Hausende, also schon durch seinen Namen gleichsam als allegorische Person für den Dienst der heidnischen Venus bestimmt.

Aber also kann die Sage nicht in der Luft schweben; die Sage wurzelt in einem bestimmten Boden, die Tanhäuser-Sage muß aus deutschem Boden hervorgewachsen sein.

Wenden wir uns nun zu dem Minnesinger Tanhäuser, so lernen wir dessen Leben fast einzig aus seinen Liedern kennen. In der Manasse'schen Sammlung sind 16 Gedichte desselben, die jenaer Liederhandschrift enthält außerdem eins. Sie finden sich vereinigt in der großen Sammlung von F. H. von der Hagen, der aus ihnen und historischen Quellen des Dichters Leben zusammengestellt hat. Diese Gedichte gehören in die Mitte des 13. Jahrhunderts. Der Tanhuser, wie der Dichter genannt

wird, ist der Herr von Tanhusen. Ein solches freiherrliches Geschlecht findet sich in Salzburg und Baiern, ein anderes in Franken und Schwaben. Die Umstände seines Lebens, selbst das ähnliche Wappen, welches der Manasse'sche Codex enthält, weisen darauf hin, daß der Dichter zu dem österreichisch-bairischen Geschlecht gehört habe. Nach seinen Gedichten scheint er als ein von Haus nicht begüterter Ritter umhergegangen zu sein, als Nachfolger Walther's von der Vogelweide besonders am österreichischen Hofe, mit Gütern ausgestattet von Herzog Friedrich dem Streitbaren (1230—46), dessen jähen Tod er innig beklagt. Nun wieder dem Mangel preisgegeben, klagte er, daß er nichts von dem von Welschland geschickten Golde miterhalten; er meint damit das von Papst Innocenz IV. zur Unterstützung der Wahl Heinrich Raspe's, des Gegenkönigs Friedrich's II., geschickte Geld, das er auch schon als ein entschiedener Anhänger der Hohenstaufen ausschlagen mußte; diese, Friedrich II. und seine Söhne Heinrich und Konrad preist er. Es erhellt ferner aus seinen Gedichten, daß er einen Kreuzzug mitgemacht hat, auf dem ihn der Weg durch Italien führte. Nach dem Tode Friedrich's des Streitbaren war er bei Otto II. von Baiern, der, ebenfalls treuer Anhänger der Hohenstaufen, Schwiegervater des Königs Konrad (IV.), nach des Babenbergers Tode zum Statthalter Oesterreichs eingesetzt war. Auch noch mit andern Fürsten war er bekannt: so rühmt er den jungen Fürsten Albrecht von Thüringen; das ist Albrecht der Unartige, der 1263 Thüringen von seinem Vater erhielt, wonach der Dichter ihn noch 1263 lobt, aber vor 1270 sicherlich, weil in diesem Jahr die Verstoßung seiner Gemahlin Margarethe, der Tochter Friedrich's II., durch Albrecht stattfand, nach welcher That er dem treuen Anhänger des großen Kaisers nicht mehr preiswürdig erscheinen konnte. Ueberhaupt weist keine Spur in seinem Nachlaß über das Jahr 1270 hinaus; um diese Zeit muß er geschieden sein.

Alle seine Lieder sind Minnelieder im engsten Sinne; sie zeigen aber alle eine leidenschaftliche, verstimmte Natur, die spätern Unzufriedenheit mit der ganzen Welt.

Nun fragt es sich, wie sich der Tanhäuser der Sage und der historische Dichter vereinigen lassen. Da ist zunächst auffallend, daß auch der Tanhäuser der Sage zu derselben Zeit scheidet, denn Papst Urban IV. regierte 1264—68. Beide Tanhäuser sind Ritter. Auch der Tanhäuser der Sage unternahm nach Aventinus einen Kreuzzug; Kriegsfrauen, die Aventin nennt, gab es damals viel; gerade solchen sich anzuschließen, war dem Charakter des Dichters nicht entgegen. Die Venus der Sage nennt sich Tochter des Königs von Babalen, damit ist offenbar Babylon gemeint, also wieder eine Hinweisung auf den Orient. Somit ist es sehr wohl denkbar, daß der historische Tanhäuser als Kreuzfahrer in einem Bergschlosse sich mit einer Mohammedanerin in vertrautem Umgange befunden und dadurch eine unverzeihliche Sünde auf sich geladen habe. Aus dieser geschichtlichen Thatsache konnte sich, wenn die Burg als Berg gefaßt wurde, leicht die Sage weiter bilden.

So sind die beiden Tanhäuser, der Dichter und der Sagenheld, also doch ursprünglich eins gewesen, und eine Uebereinstimmung, wenigstens in dem Hauptpunkte, der Schöpfung der divinatorischen Phantasie des modernen Künstlers mit der geschichtlichen Wahrheit ist von der Kritik nachgewiesen. 42.

Ausländische Stimmen über die Säcularfeier Schiller's.

Begreiflicherweise mußte eine Feier von solcher Ausdehnung und theilweisem Gepränge, wie die Säcularfeier Schiller's, auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich ziehen, und nicht blos die literarischen Blätter des Auslandes haben sich mit der Feier und dem Gefeierten eingehend beschäftigt, selbst politische Zeitungen widmeten dem Feste Berichte oder selbst leitende Artikel, in denen sich aber zuweilen unter bestechenden Complimenten Rathschläge oder Andeutungen ganz anderer Art verbargen. Auch im Auslande konnte man sich nicht verhehlen, daß bei dieser Feier nicht bloße ästhetische Interessen, sondern auch nationale und wenn man will politische ins Spiel kamen, entsprechend der Doppelrichtung des gefeierten Dichters, der zwar das ästhetische Interesse ganz vorzugsweise, das nationale sehr wenig betonte, aber doch als sein Ziel ein durch die ästhetische Erziehung aller geläuterten und in keine geographischen Grenzen gebundenes freies Staatsbürgerthum begehrte. Er verstand darunter zwar sicherlich etwas anderes als den modernen Constitutionalismus, auch nicht die Demokratie im Sinne der französischen Nivelleurs und Centralisten, oder gar die Socialdemokratie, und was die deutsche Einheitsfrage betrifft, so hatte er sicherlich weder von einem Kleindeutschland noch von einem Großdeutschland eine Vorstellung. Aber er predigte doch die staatsbürgerliche Freiheit, befürwortete die unbeschränkte Gewissensfreiheit und er feierte die hervorragende vaterländische That, die Vaterlandsliebe, die, wie er wol wußte, eine von dem wahren Menschen und echten Bürger unzertrennliche Tugend ist. So finden sich bei Schiller Aussprüche ganz wie wir Deutsche in unserer Lage uns zu Nutze machen können und die es gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn man ihn zum Symbole nationaler Einheit erhoben hat. Aber an dieser Einheit Deutschlands scheint dem Auslande sehr wenig gelegen zu sein, denn wol die meisten ausländischen Journale zeigten sich befliß, ausschließlich die humane und ästhetische Bedeutung des Festes hervorzuheben und uns in bald offener bald versteckter Weise zu tadeln, daß wir uns einfallen lassen wollten, auch eine nationalpolitische Bedeutung hineinzulegen. Wenn wir Deutschen in ästhetischen und philosophischen Dingen einig sind, wenn deutsche Festcomités auf einen Wink Tausende von Zweckessern und Fackelträgern zusammenbringen, so haben wir ja alles, was wir zu wünschen und zu erreichen beanspruchen dürfen.

Einen ähnlichen Standpunkt scheint die „Morning Post" einzunehmen, wenn sie in einem die Festfeier betreffenden Leitartikel sagt: „Heute vor 100 Jahren ward einer der Könige des Gedankens geboren, der, solange als das deutsche Volk und die deutsche Sprache leben, in den Herzen und Köpfen seiner Unterthanen unbestritten herrschen wird, der ihnen gewaltigere Lande im Reiche des Geistes erobert hat als eine Lombardei ist oder ein Elsaß, ein Holstein oder Kurland, der eine großartigere Einheit begründen half als in Frankfurt am Main vertreten wird oder in Eisenach entworfen wurde, und dessen Genius schon der Literatur aller civilisirten Staaten in der Alten und Neuen Welt seinen Stempel aufgeprägt hat. Auch uns haben die Gedanken und Gefühle, die erhabene Phantasie und die hohe sittliche Tendenz Schiller's zum Heile gereicht" u. s. w. Nun ja, das Ausland wird sicherlich nichts dagegen haben, wenn wir eine Provinz nach der andern bis zur letzten verlieren und nur das „Reich des Geistes" behalten, das unsere Nachkommen dann beim nächsten Säcularfeste Schiller's mit Erlaubniß des Auslandes censurfrei in Toasten, Prologen, Tafelliedern und Festreden bis zum Exceß feiern können. In diesem idealen Reiche werden uns Franzosen und Engländer, Russen und die dann vielleicht zu einem Reiche vereinigten Italiener gewiß alle nur immer denkbare Freiheit und Einheit aufs zuvorkommendste bewilligen. Was würde man im Redactionsbureau der „Morning Post" für Augen machen, wenn man den Engländern vordemonstriren wollte, Irland oder Canada oder sonst eine englische Provinz oder Colonie seien nicht so viel werth, als das „Reich des Geistes", welches Shakspeare den Engländern erobert habe! Von einem höhern und allgemeinern Standpunkte mag dies allerdings richtig sein, aber die englische Nation dürfte wol am wenigsten geneigt und fähig sein, sich auf diesen Standpunkt zu erheben, sobald sie sich nämlich dieses idealen Zwecks wegen auch nur den geringsten Abzug an ihrem Nationalvortheil und Länderbesitz gefallen lassen sollte.

Das „Oxford Chronicle" — beiläufig bemerkt zwar nur eine Provinzialzeitung, aber ziemlich im Format der „Times"

erscheinend — bespricht in der Nummer vom 12. November in einem „The Schiller festival in Germany" überschriebenen Aufsatz ebenfalls Schiller und seine Säcularfeier, in welchem uns namentlich der darin angestellte Vergleich zwischen der Säcularfeier des deutschen Dichters und derjenigen des Schotten Burns von Interesse war. Der Aufsatz des „Oxford Chronicle" ist von John Macray, einem Verehrer und gründlichen Kenner der deutschen Literatur, der schon im Jahre 1827 eine Anthologie: „Stray leaves and translations from the lyric poets of Germany", erscheinen ließ, welche auch Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte enthält. Der Aufsatz beginnt: „Der Name Schiller's, der, wo immer nur deutsch gesprochen wird, einen so großen Enthusiasmus erweckt, ist der großen Masse der Engländer kaum bekannt, und doch hat er in seiner dreifachen Eigenschaft als Dichter, Geschichtschreiber und dramatischer Dichter auf die Herzen seiner Landsleute einen tiefern Eindruck gemacht, als irgendein anderer ihrer begabtesten Schriftsteller. Die hundertjährige Feier seines Geburtstags kann nicht verfehlen, in den Jahrbüchern des deutsch sprechenden Vaterlandes ein denkwürdiger Tag zu sein, ja in allen Ländern, wo die sittliche, gebildete und fleißige deutsche Rasse gefunden wird, in London, in Paris, in Manchester, in Glasgow, kurz in der ganzen civilisirten Welt. Unähnlich Burns, dessen Säcularfeier unter seinen poetisch fühlenden Landsleuten einen so großen Sturm von Begeisterung hervorrief, schrieb Schiller nur in der reinsten und classischsten Sprache, und seine Gedichte athmen durchgehends den Geist eines verfeinerten und eleganten Geschmacks. Burns war in der That ein Landmann, angefrischt durch die Erscheinungen und Töne der Natur, und mit einem Genius begabt, der fähig war, mit den höchsten und niedrigsten Themen sich zu befassen. Seine schönsten oder mindestens doch seine populärsten Ergüsse sind im Dialekt des schottischen Landvolks geschrieben, obschon allen Klassen verständlich und genießbar. Schiller's Gedichte erwecken vielleicht für ihren Verfasser unter den untersten Klassen seiner Landsleute kein so inniges Gefühl von Liebe als die Gesänge von Burns unter denselben Gesellschaftsschichten in Schottland, aber von schwunghafter und romantischer Empfindung erfüllt, mit der höchsten Schönheit der Sprache angethan, dienen sie doch, den Geschmack selbst der ärmsten Farmer, in deren Hütten sie überall eindringen, zu bilden und zu veredeln, weil sie frei sind von der Derbheit und der Unlauterkeit, welche zuweilen die Wirkung der Burns'schen Gedichte entstellen und schwächen. Schiller war in manchen Punkten des nationalen Interesses der Lehrer und Führer seiner Landsleute: er entzündete ihr Freiheitsgefühl; er nährte ihre Neigung für das Ideale und Schöne; er stimmte ihren Gehörsinn für die köstlichste Musik poetischer Sprache. Schiller's Balladen und Lieder sind, dank dem wachsenden Verkehr zwischen den Nationen und dem immer zunehmenden Studium der deutschen Sprache in allen Ländern zu Hausklängen und Hauserquickungen geworden.... Sein persönlicher Charakter war von erhabenstem und reinstem Gepräge und sein Leben ein fast ununterbrochener Kampf mit Widerwärtigkeiten und Krankheitszufällen. Diesem allen zum Trotz siegte das heroische Feuer seines Geistes, der nach einem höhern und edlern Zustande des Seins zu verlangen schien, über alle Hindernisse und setzte ihn in Stand, Werke zu vollenden, welche für immer in den dankbaren Herzen seiner Landsleute und der Menschheit leben werden." Freilich wird ihm schließlich vom englischen Standpunkt vorgeworfen, er habe keine rechte christliche Gesinnung gehabt, er sei, wie es scheine, nur eine Art von „imperfectly christianised heathen" gewesen; denn leider habe der Voltairianismus damals auf viele der leitenden Geister Deutschlands, auf Goethe (der aber dabei doch ein Freund Jung-Stilling's und des Fräuleins von Klettenberg war), Wieland u. s. w. großen Einfluß gehabt und sie mit „rationalistic views" erfüllt, ganz im Gegensatz zu dem christlichen Geiste, welcher die Schriften ihrer großen Zeitgenossen, eines Klopstock, Herder, Hamann und anderer berühmter Autoren und Denker beseelt habe. Macray theilt dann noch eine kleine Anzahl von ihm verfaßter Uebersetzungen einiger Schiller'scher Gedichte mit, von denen wir folgendes als Probe mittheilen:

The German Muse.

By Augustus unprotected,
By the Medici neglected,
So arose the German muse;
Fame was absent at her planting,
Yet her laurel, nothing daunting,
Bloom'd — though not in royal dews.

By her greatest Son unaided,
By her greatest Prince unshaded,
Sent away in want and shame;
Boastful may the German tell it,
While his pride he cannot quell it,
By herself she won her fame.

Then her branch ascended higher,
Then with bolder hand the lyre
German poets swept amain;
When to fountains of her feeding,
From her heart's own depths proceeding,
Proud she turned, from fashion's train.

Das „Athenaeum" bringt über die Schiller-Feier im Krystallpalast zwar einen Bericht, doch ohne tiefer auf die Bedeutung des Festes einzugehen. Der Berichterstatter sagt unter anderm, er wolle nicht genauer untersuchen, ob die Säcularfeier Schiller's ein Ausfluß poetischer Begeisterung oder politischer Agitation sei; nur so viel sei gewiß, daß dieses Fest einzig in England dastehe, so weit er auch zurückdenken möge. Deutschland habe sich da überall gezeigt, in den Gesichtern, im Gespräch, in der Haltung der Zuschauer, in den Insignien der Comitémitglieder, ja wie er ohne böse Nebenbedeutung hinzufügen wolle, auch in dem „unpractical bustle" und der „gentle confusion".

Mit am vorurtheilslosesten unter allen Ausländern hat wol E. Seinguerlet über die Säcularfeier Schiller's geschrieben, und zwar in der „Revue germanique" vom 31. October in Form einer Correspondenz aus Heidelberg. Er hebt nicht nur hervor, daß der Geist, aus welchem diese Feier hervorgegangen, der Ausfluß desselben Gedankens sei, der sich in dem Drange nach nationaler Einheit manifestire, er erkennt selbst die Berechtigung dieses nationalen Gedankens an. „Bei keinem Volke", sagt er unter anderm, „hat die Literatur einen so gewaltigen politischen Einfluß geübt als in Deutschland, nirgendwo hat sie so viel dazu beigetragen, den Patriotismus zu begründen, denn sie war national, ehe noch eine Nation da war. Und unter denen, welche durch ihre Schriften, durch die Thätigkeit ihres Genius am mächtigsten dazu mitgewirkt haben, dieses Gefühl zu erwecken, muß man Schiller einen ersten Platz anweisen. Der Dichter, welcher von den Alpen bis zur Ostsee über alle Herzen herrscht, dessen Lieder der Student in der „Kneipe", der Arbeiter in seiner Werkstatt, die Jungfrau am Piano singen, dessen Schöpfungen seit 60 Jahren in den deutschen Theatern mit Beifall begrüßt werden, verdiente es vor allen, zum Symbol der deutschen Einheit erhoben zu werden. Finden Sie nicht, daß diese Verehrung ebenso viel werth ist, als die für einen Heiligen oder für einen Eroberer? Vergessen Sie nicht, daß hier jedes Kind seine Sprache in den Schriften seiner Dichter stammeln lernt und daß die Literatur hier zu Lande nicht der Ausdruck des raffinirten Geschmacks einer hochgebildeten Aristokratie, sondern aus dem Schoße des Volks selbst hervorgegangen; daß sie nicht auf den Knien vornehmer Damen, unter den Schmeicheleien von Schöngeistern und galanten Abbés, sondern unter schmerzlichen öffentlichen Prüfungen hervorgegangen ist." Anerkennender, bezeichnender und zugleich kürzer kann man sich über den volksthümlichen Charakter der deutschen Literatur nicht wohl aussprechen, als hier von einem Franzosen geschieht. Dagegen möchte

es vielleicht hier und da Widerspruch erregen, wenn der Verfasser versichert, daß Schiller, „avec une âme delicate, impressionable et tres-encline à la réverie", auf den „esprit sec, raisonneur et un peu sardonique" Norddeutschlands nicht denselben Einfluß geübt habe, wie auf seine dichterischen schwäbischen Landsleute und auf das mittlere und südliche Deutschland überhaupt. Der Schein spricht freilich gegen Norddeutschland, dessen trockenen, raisonnirlustigen und etwas sardonischen Geist wir keineswegs in Abrede stellen wollen. Aber wenn man den Absatz der Schiller'schen Werke in Norddeutschland mit ihrem Absatz in Süddeutschland (einige gebildete Theile von Deutsch-Oesterreich, namentlich Wien vielleicht ausgenommen) vergleichen wollte — worüber freilich nur in den Rechnungsbüchern der Cotta'schen Buchhandlung die richtigen Aufschlüsse zu finden sind —, so dürfte die Vergleichung, wie wir glauben, nicht gerade zu Ungunsten Norddeutschlands ausfallen. Und wie kam es, daß Schwaben seine hervorragendsten Geister, einen Wieland, Schiller, Hegel, Schelling u. s. w. nicht festzuhalten vermochte? In Bezug auf die Preußen macht übrigens Seinguerlet folgende Bemerkung, die wenigstens auf einen großen Theil des preußischen Volks paßt: „Der Preuße, der zuvörderst Preuße und dann erst Deutscher, vor allem aber Soldat ist, wird immer einem Deutschen und Dichter einen Preußen und Soldaten, den Alten Fritz z. B. oder selbst den Feldmarschall Vorwärts vorziehen."

Nachdem Seinguerlet die Festprogramme verschiedener deutscher Städte (darunter auch das der Stadt Leipzig, der „capitale de la librairie", wo das Fest einen „caractère plus littéraire" als anderwärts haben werde) ihrem Hauptinhalt nach besprochen und einzelne Bemerkungen daran geknüpft, sagt er weiterhin: „Auf Anlaß der Säcularfeier Karl August's, der Goethe's Freund und Schiller's Beschützer war, hat man die glückliche Idee gehabt, die Statuen dieser literarischen Dioskuren auf Einem Piedestal zu erheben. Vernünftigerweise widmet Deutschland dem Andenken dieser beiden großen Dichter denselben Cultus und in seiner Bewunderung trennt es nicht diejenigen, die während ihres Lebens so eng verbunden waren. Allerdings hatte die Säcularfeier Goethe's vor zehn Jahren nicht die gleichen Kundgebungen hervorgerufen, und ein ausschließlicher Bewunderer Schiller's könnte in diesem Abstand vielleicht einen Beweis dafür erblicken, daß sein Lieblingsdichter auf das Volk einen innigern und tiefern Einfluß geübt habe als Goethe. Ich für mein Theil glaube dies nicht, ich erblicke darin nur einen Nachtheil der Zeitumstände. Damals, im August 1849, litt Deutschland an den Folgen einer langen und schmerzlichen Krisis. Erschöpft durch die Anstrengungen, die es gemacht hatte, um zur Einheit zu gelangen, in seinen Hoffnungen getäuscht, war es in eine niedergedrückte apathische Stimmung verfallen. Heute dagegen richtet es sich aus seiner Lethargie auf; ein neuer Hauch belebt die Geister und erhebt die Herzen. An der Schwelle einer neuen Aera begrüßt Deutschland voll Begeisterung den Dichter, welcher sang: «Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an»" u. s. w.

Gelegentlich kommt Seinguerlet auch auf die Schiller-Stiftung zu sprechen, und er bemerkt dabei: „Rien de mieux que d'honorer les morts, mais à la condition de ne pas oublier les vivants." Es hätte auch wirklich gar keinen Sinn, wenn man die Zeitgenossen Schiller's fortdauernd aufs bitterste anklagen wollte, Schiller nicht so unterstützt zu haben, wie man ihn hätte unterstützen sollen, während man doch fortführe, sich gegen die Talente der Gegenwart der gleichen Unterlassungssünde und womöglich in noch erhöhtem Grade schuldig zu machen. Gibt es auch zur Zeit keinen Dichter von der Größe Schiller's — obschon man doch nicht genau weiß, was bei größerer Aufmunterung aus dem oder jenem hätte werden können —, so gibt es doch vielleicht manchen ehrlichen, fleißigen Arbeiter, welcher der Literatur und der Sache der Bildung und Humanität nicht unerhebliche Dienste geleistet, welcher, ohne dieselbe hohe Begabung wie Schiller zu besitzen, ihm doch vielleicht ehrlich nachgerungen, denselben eisernen Arbeitsfleiß bewiesen, dieselben Opfer in Betreff aller Dinge, die zum eigentlichen Lebenszweck gehören, vielleicht selbst zur Benachtheiligung seiner Gesundheit gebracht und wegen seiner unabhängigen Gesinnung an demselben Fluch der Heimatlosigkeit gelitten hat oder noch leidet. Solche Männer für ihre Opfer nicht zu entschädigen — denn wer vermöchte das? — sondern nur ihrer drückendsten Sorgen, Demüthigungen und Henkmuisse zu entheben, das, sollten wir meinen, müßte doch eine literarisch gebildete Nation zu ihren Pflichten zählen, statt sich bei der Nachwelt und dem Auslande dem Vorwurf auszusetzen, daß sie wieder einmal einen verdienten Schriftsteller in Noth und Schmach habe verkommen lassen. Man darf nicht vergessen, daß der moderne Staat oft gerade diejenigen Talente am wenigsten brauchen und verwenden kann oder will, die sich im Dienste des Publikums am besten, nützlichsten und treuesten bewähren. Der Buchhandel kann nicht alles thun, obschon er allerdings mehr thun könnte, wenn er mehr als bisher darauf Bedacht nähme, wirkliche Talente und Männer von guter ehrlicher Gesinnung aufzumuntern und sie ihrer eigentlichen Capacität gemäß und ohne Behinderung ihrer freien Bewegung zu verwenden, statt ihnen wie so oft gesinnungslose Werkzeuge vorzuziehen. In allen Ländern sind ohnehin viel Buchhändler seiten, die, wie der jüngst verstorbene pariser Verleger Charles Furne, gerade durch die gegen ihre Autoren bewiesene Liberalität sich ein Ehrengedächtniß stiften. Freilich dürfen wir niemand, weder Publikum, noch Staat, noch Buchhändler des Kaltsinns anklagen, denn wo herrscht mehr Kaltsinn, Brotneid und Intrigue als unter den Schriftstellern selbst? Welcher Autor von langjähriger Erfahrung weiß nicht, wie viel geheime Intriguen oftmals gesponnen, wie viel Klatsch und Verleumdungen aufgerührt werden, um nicht blos den guten Ruf, sondern selbst die Existenz eines Autors zu untergraben, ihn womöglich aus einer einflußreichen Stellung zu verdrängen und das Schoskind irgendeiner Coterie an seinen Platz zu bringen? Und kann irgendwer behaupten, es sei den aufstrebenden dramatischen Autoren von irgendwelchem Nutzen gewesen, daß jetzt mehr als früher Dichter und Schriftsteller die Verwaltungen von Theatern führen oder dramaturgische Stellen bekleiden? Sicherlich, ein Kapital wenigstens noch einmal so groß wie das bisher für die Schiller-Stiftung gesammelte, wäre als vorhanden zu betrachten, wenn unter den Schriftstellern selbst der Geist größerer Collegialität statt des bloßen Cliquengeistes herrschend würde.

Fast in Ausdrücken der Begeisterung spricht sich Forcade in der „Revue des deux mondes" über die Schiller-Feier aus, und überhaupt können wir den Franzosen die Anerkennung nicht versagen, daß sie dieses deutsche Nationalfest meist ohne alle nationale, confessionelle oder politische Einseitigkeit taktvoll und mit einer gewissen Ehrerbietung besprechen, es zum Theil auch als Anlaß benutzen, mehr oder weniger deutlich sich über den Druck, unter dem gegenwärtig die Literatur in Frankreich leidet, zu beschweren und in dieser Hinsicht die Deutschen als ein zu beneidendes Mustervolk aufzustellen. Forcade findet die Säcularfeier Schiller's um so bewundernswerther, da dieser Enthusiasmus einem Dichter gelte. Wer habe in einer Zeit, die der Dichtkunst so abgeneigt sei, in dieser Zeit der Eisenbahnen, der Hochöfen und Crédits mobiliers erwarten können, daß sich 40 Millionen Menschen an dem gleichen Tag, in dem gleichen Gedanken und zu dem gleichen Zweck vereinigen würden, und daß dieser Gedanke die Verherrlichung eines Dichterandenkens, der Zweck die Feier eines literarischen Jubiläums sein würde? Es handle sich hier nicht um eine akademische Feier, die ganze Seele eines Volks sei in Bewegung. Nie habe ein Fürst, ein Kaiser oder General, nie ein Mann von Geblüt, ein Mann der Despotengunst und der Unterdrückung in Deutschland eine Huldigung empfangen, wie sie jetzt dem armen, ehrlichen, braven Schiller dargebracht werde, und selbst außerhalb Deutschlands könne man begreifen, daß Schiller würdig sei, der Gegenstand der Verehrung eines ganzen Volks zu werden. Nur daß Forcade Schiller zu den „großen Söhnen der Französischen Revo-

lution" zählen möchte, dürfte einiges Bedenken erregen. Schiller war zwar in seinen frühern Jahren ein Verehrer Rousseau's und ein Anhänger seiner Grundsätze, aber sein Oppositionsgeist in seinen Jugendwerken war ein paar Tage älter als die Französische Revolution und ging entschieden aus den zum Theil elenden Zuständen des damaligen Deutschland hervor; ebenso entschieden hat er aber auch gegen die Französische Revolution protestirt und von ihr kein Heil weder für die deutsche Nation noch für die Menschheit erwartet. Forcade sagt an einer andern Stelle: „Es ist so süß glauben zu dürfen, daß es wenigstens noch ein Volk in Europa gibt, welches in allen seinen Schichten dem Cultus des ehrenhaften, reinen, geistigen, wahrhaft menschlichen Ruhms huldigt, welches sich den Triumphen des Gedankens, des Herzens, der Kunst hingibt! Es ist in der That bedauerlich zu sehen, daß die erbärmliche Mehrheit den Vertretern der rohen Gewalt eine stumpfsinnige Vergötterung widmet, und indem sie ihre Tyrannen vergöttlicht, selbst das Joch drückender macht." Wohin dieser Hieb zielt, ist unschwer zu erkennen. Forcade hebt dann weiter hervor, daß das Fest noch eine andere Bedeutung habe als die, den poetischen Genius zu verherrlichen. Diese Jubelfeier sei für Deutschland die Gelegenheit gewesen, für einen flüchtigen Augenblick seine moralische Einheit wieder zu finden und zum Ausdruck zu bringen. Es sei das Vorrecht und die Ehre der deutschen Wissenschaft und vor allem der deutschen Philosophie, den deutschen Stämmen zum Bewußtsein gebracht zu haben, „daß sie eine Nation bilden, und daß sie unter diesem Titel in die geistige und politische Gesellschaft Europas als Mitbewerber eintreten können und sollen, mit der Sendung, der Initiative, dem Rang und der Macht eines großen Volks".

Die „Illustration" brachte in Nr. 46 unter der Ueberschrift: „Le centième anniversaire de la naissance de Schiller", einen längern biographischen Artikel von Ph. Busoni über Schiller, der begreiflicherweise auch mit Illustrationen (der Hackländer'schen illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer" entnommen) geschmückt ist, theils kleinern, welche Figuren und Situationen aus den Schiller'schen Tragödien darstellen, theils größern, deren eine die Schiller-Statue in Stuttgart, abends am 10. November, eine andere das Städtchen Marbach und in der Einfassung die verschiedenen „Schiller-Häuser" zur Anschauung bringt. Der Verfasser führt seinen Aufsatz mit der Phrase der Frau von Staël ein: „Goethe est le génie allemand, Schiller est le génie humain", hebt dann weiter hervor, daß die Deutschen in Schiller nicht blos das poetische Genie verehrten, sondern daß er für sie auch der Typus der menschlichen Sittlichkeit selbst sei, und fährt fort: „Was Deutschland betrifft, so hat das Fest für dieses noch eine andere Bedeutung. Die in religiöser, staatlicher und mundartlicher Beziehung so getheilten Deutschen scharen sich, um den genialen Mann zu feiern, welcher am vollständigsten die deutsche Nationalität repräsentirt. Wie zur Zeit der Unabhängigkeitskriege hat sich die Nation vereinigt, um ihren getreuesten Freund zu feiern. Eine solche gemeinsame Andacht an demselben Altar schien sich nicht sobald wiederholen zu können, und doch ist sie möglich. Dieses Fest beweist es, und Deutschland wird sich wie Ein Mann erheben, um denjenigen zu ehren, der in seinen Gedichten, seinen Dramen und seinen historischen und philosophischen Schriften in der Zukunft das große Bild der deutschen Einheit am glänzendsten zur Erscheinung bringen wird." Der Verfasser bedauert, daß in Frankreich, „où l'admiration pour le génie littéraire est toujours si vive", jetzt nicht mehr wie sonst die Poesie das Vorrecht habe, die Leute zu einem gemeinschaftlichen Cultus zu vereinigen, daß dieses Privilegium vielmehr an die industriellen Feste übergegangen sei. Man dürfe diesen ihren Nutzen und selbst ihre Größe allerdings nicht absprechen; aber niemand könne sie doch den Festen vergleichen, „dont le seul but est de glorifier le génie sans aucune arrière-pensée d'intérêt". Der Verfasser stellt hierbei folgende interessante Betrachtung an: „Eine heutzutage vielleicht miskannte Wahrheit, die aber wieder zur Geltung gebracht werden sollte, ist die, daß der vollständigste und getreueste Abdruck des socialen, sittlichen und intellectuellen Zustandes jedes gebildeten Volks in seiner Literatur zu finden ist. Sie drückt viel mehr aus als seine Geschichte, denn diese erzählt uns nur, was eine Nation war, sie erzählt uns nur, das Vergangene und Vollbrachte; während die Literatur — wohlverstanden in ihren höchsten Erzeugnissen — zugleich Wurzel und Frucht, uns nicht blos darüber belehrt, was eine Nation war, sondern zugleich darüber, was sie alles sein kann. Die Geschichte eines Volks ist im Grunde nur die Geschichte seines Egoismus, während seine Literatur die Geschichte menschlichen Lebens überhaupt ist. Nichts begrenzt sie, nichts hält sie auf, sie kennt weder geographische Marken noch vorschriftsmäßige Beschränkungen; daher gehorchen die Völker keinem reinern und erhabenern Civilisationstriebe, als wenn sie ihre großen Schriftsteller in Ehren zu halten wissen." Daß dies aber die Franzosen, selbst unter dem jetzigen militärischen Regiment, nicht verlernt haben, bezeugt dieselbe Nummer der „Illustration", indem darin die Begräbnißfeierlichkeiten, welche bei der Bestattung des kürzlich verstorbenen Begründers und Hauptredacteurs derselben „Illustration", Jean Baptiste Alexandre Paulin, stattgefunden, beschrieben werden. Die vornehmsten Notabilitäten von Paris: Thiers, Mignet, Rémusat, Cousin, Saint-Hilaire, Horace Vernet, Gavarni, Nisard, F. de Lesseps, Thierry, L. Reybeaud, Bastide, berühmte Buchhändler und Bankiers, kurz so viele Männer von Gewicht, daß ihre Namen zu nennen hier zu weit führen würde, geleiteten seine sterblichen Reste zur letzten Ruhestätte. Welch ein Contrast zu dem Begräbniß gerade unsers Schiller! Freilich sind auch Paris und Weimar Contraste; dafür war aber Paulin nicht einmal ein großer Schriftsteller, sondern nur Journalist. Wie gering dagegen ist das Ansehen, welches ein deutscher Journalist genießt, selbst in großen deutschen Städten, Wien vielleicht bis zu einem gewissen Grade ausgenommen! In Schottland und England haben selbst kleinere Städte bewährten Journalisten ihre Dankbarkeit dadurch bewiesen, daß sie ihnen öffentliche Denkmäler errichteten; wo käme dergleichen in Deutschland vor?

Wie Busoni klagt auch Laurent auf Anlaß der Schiller'schen Säcularfeier in der „Europe artiste" darüber, daß sich Frankreich so wenig um das Andenken seiner literarischen Größen, eines Voltaire, Rousseau, Corneille, Molière kümmere, und mit einem sehnsüchtigen Blick auf die Deutschen fragt er: „Was sollen wir mehr bewundern? Das Volk, das seine großen Männer also ehrt, oder den Dichter, der seinen Landsleuten solche Gefühle einflößt?" Indeß möge sich Laurent hierüber trösten, bei näherer Prüfung würden ihm wahrscheinlich manche Illusionen verschwinden. Interessant waren uns einige Bemerkungen Laurent's, so wenn er behauptet, daß der Franzose, wie sehr er auch von seiner Ueberlegenheit allen andern Ländern gegenüber überzeugt sei, dennoch sich mit dem deutschen Volke, „dem einzigen mit dem russischen (!), das uns Franzosen sympathisch ist", durch ein lebhaftes Mitgefühl verbunden fühle; wogegen er versichert: „Der Italiener stößt uns ab, sobald wir mit ihm in Berührung kommen; der Spanier versetzt uns in Wuth; der Engländer ist der einzige, der uns Haß einflößt." Sehr gerecht trifft uns Deutsche Laurent's Tadel: „Deutschland, welches sonst nicht das Unrecht begeht, sich auf eine oberflächliche Würdigung zu beschränken, läßt sich mehr als einen in Frankreich blos durch Geschicklichkeit usurpirten Ruf aufdringen." Laurent kennt überhaupt kein einziges französisches Buch, „welches eine Hoffnung ausdrückt"; Deutschland könne zwar ebenso wenig als Frankreich einen großen Namen anführen, aber es habe doch den Cultus der Vergangenheit und besonders den Glauben an die Zukunft. Fast unerhört ist das muthige Zugeständniß im Munde eines Franzosen: „In Bezug auf Intelligenz und Sittlichkeit stehen wir Franzosen auf einer niedern Stufe, und das aus Ursachen, welche in einem rein literarischen Blatte nicht näher beleuchtet werden dürfen"; und sehr treffend die Bemerkung: „Die gegenwärtige Generation fügt sich lustig darein und sieht lachend ihrer eigenen Leichenfeier zu. Sie

registrirt untergehende Größen, ohne eine einzige beginnende verzeichnen zu können.“ In der That kann man die Säcularfeier Schiller's als eine Art Leichenfeier betrachten, wodurch sich die gegenwärtige Generation selbst zu Grabe trägt; mit einem fast schauerlichen Ausdruck des Vergnügens auf ihrem mit Leichenfarbe überzogenen Antlitz wiederholt sie immer von neuem den Refrain von ihrer Unfähigkeit, geniale Männer hervorzubringen, obschon es unter denen, welche diese lustige Todtenklage anstimmen, manche geben mag, die sich als eine hervorragende Ausnahme betrachten und sich selbst unter der Lupe ihres Selbstbewußtseins in hundertfacher Vergrößerung erscheinen, während sie allen Uebrigen nur den Verkleinerungsspiegel vorhalten.

H. M.

Notiz.

Die dichterische Erfindung.

Der literarische Streit über den „Fechter von Ravenna“ hat sich gelegt. Nichtsdestoweniger sind viele sich daran knüpfende Principienfragen unerledigt geblieben. Es fällt uns nicht bei, den alten Hader wieder aufzuwärmen und nach dem Ursprunge des dramatischen Gedichts zu forschen. Eine Eigenthümlichkeit der deutschen Natur, die nämlich: sich aus dem edelsten Gerechtigkeitstriebe zur Ungerechtigkeit gegen die feststehenden Realitäten fortreißen zu lassen, hat auch bei dem Streite mehr als einmal das Oberste zu unterst gekehrt. Wer der Erfinder der Idee zu jenem Trauerspiele gewesen, das geht uns hier gar nichts an. Es ist aber die Geringschätzung, mit der man die Erfindung einer dramatischen Handlung, die Erfindung eines dramatischen Conflicts der Ausführung glaubte nachsetzen zu müssen, welche wir hier betonen. Es ist und bleibt eine Cardinalfrage, ob bei der dramatischen Arbeit die Erfindung das Nebensächliche, ob nicht. Es kommt dem Dramatiker wol mit Recht ein Grausen bei, wenn er erwägt, daß seine mühsam geschaffene Grundlage des Stücks von einem andern ausgebeutet werden dürfe, nur weil dieser formell durchgebildeter ist oder bühnengemäßer zu schreiben versteht. Von sehr ehrenwerther Seite wurde damals darauf hingewiesen, daß man dem Maler, wenn er denselben Gegenstand, z. B. den Christuskopf, mit so vielen und nach so vielen andern Künstlern als Grundlage seines Gemäldes wähle, daraus keinen Vorwurf mache. Wie hier auf die Erfindung gar wenig, dagegen alles auf die Ausführung ankomme, so auch dort bei dem Dramatiker. Wir lassen hiergegen Lessing sprechen. „Bei dem Artisten“, sagt er im „Laokoon“, „dünkt uns die Ausführung schwerer als die Erfindung; bei dem Dichter hingegen ist es umgekehrt, und seine Ausführung dünkt uns gegen die Erfindung das Leichtere.“ Und weiter unten: „In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geschichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert frostige Kleinigkeiten, die sonst zum Verständnisse des Ganzen unentbehrlich sein würden, kann er übergehen; und je geschwinder er seinen Zuhörern verständlich wird, desto geschwinder kann er sie interessiren.“ Natürlich gelten diese Worte gleichmäßig von historischen Stoffen wie von den dramatischen Verwürfen, die Romanen oder andern Dramen entlehnt sind. Lessing, der sich die Mühe genommen eine „Minna von Barnhelm“ und „Emilia Galotti“ zu erfinden, wußte allerdings die Bedeutung der hundert frostigen Kleinigkeiten zu würdigen. Bei einem „Esser“, einer „Grille“, einer „Anna-Liese“ hat man freilich auf diese hundert frostigen Kleinigkeiten nicht Rücksicht zu nehmen, deshalb mag es auch gerathen sein, diese Kleinigkeiten als untergeordnet anzusehen. Eine dritte Stelle endlich behandelt die Erfindung in der Malerei. Da der Maler gesehen, sagt Lessing, daß die Erfindung seine glänzende Seite nie werden könne, so sei er gegen die Erfindung zu lau geworden und in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publikum geläufig gewordener Vorwürfe geblieben. „Er ließ“, fährt Lessing in diesem Tadel wörtlich fort, „seine ganze Erfindsamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zusammensetzungen alter Gegenstände. Das ist auch wirklich die Art, welche die Lehrbücher der Malerei mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob sie dieselbe schon sogar in malerische und dichterische eintheilen, so geht doch auch die dichterische nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs selbst, sondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck. Es ist Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, sondern einzelner Theile und ihrer Lage untereinander. Es ist Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die Horaz seinem tragischen Dichter anrieth («Ad Pisones», v. 128—130):

. . . . Tuque
Rectius Iliarum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.

Anrieth, sage ich, aber nicht befahl. Anrieth, als für ihn leichter, bequemer, zuträglicher; aber nicht befahl, als besser und edler an sich selbst.“ So Lessing! Und wer es sich mit der Dramatik Ernst sein läßt, weiß auch, daß die Erfindung und Gliederung des dramatischen Conflicts an der ganzen dramatischen Arbeit das Schwerste. Ist in diesem Conflicte durch die Geschichte oder durch einen dritten, sei es im Drama, sei es im Romane, vorgearbeitet, so ist die dramatische Schöpfung nur halbe Arbeit.

Emil Müller-Hamswegen.

Bibliographie.

Adelburg, A. Ritter v., Entgegnung auf die von Dr. Frz. Liszt in seinem Werke: „Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie“ (Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn) aufgestellte Behauptung: daß es keine ungarische Nationalmusik, sondern bloß eine Musik der Zigeuner gibt. Mit einem Vorwort von Alexander von Czeke. Pest, Lampel. Br. 8. 7½ Ngr.

Album zur Schiller-Feier. Von Studirenden der Wiener Universität. Wien, Manz u. Comp. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Andechs, Maria v., Pandora. Ein weltpoetisches Stammbuch. Leipzig, Arnold. 1860. 16. 20 Ngr.

Aus Weimar's Theater-Leben. Ein Bild der Erinnerung. Weimar, Kühn. 8. 5 Ngr.

Buisson, E., Der Mensch, die Familie und die Gesellschaft in ihren Verhältnissen zur sittlichen Entwickelung der Menschheit. Aus dem Französischen. Basel, Bahnmeier. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking, deren Auftrage von einer Freundin derselben verfaßt. Mit einem Vorwort von Wichern. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Schiller'sche Dichtungen in lateinischer Uebersetzung. Ein Beitrag zur 100jährigen Geburtstagsfeier des Dichters. Von H. Lindemann. Leipzig, Engelmann. 8. 6 Ngr.

Enthüllungen aus England. Von einem Deutschen. Hannover, Rümpler. 1860. 8. 12 Ngr.

Fischer, J. M., Musikalische Rundschau über die letzten drei Jahrhunderte. Leipzig, Veit u. Co. Gr. 8. 20 Ngr.

Franke, H., Kyffhausen. Gedicht. Querfurth, Schmid. 16. 15 Ngr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 1ster Theil. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich, F., Kriegs-Bilder. Jena, Deistung. 1860. 8. 20 Ngr.

Grote, L., Bartholomäus Sastrow, ein merkwürdiger Lebenslauf des 16. Jahrhunders. Für Jung und Alt bearbeitet. Mit Vorwort von P. Nathusius. Halle, Fricke. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gubitz, F. W., Gedichte. Zwei Bände. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1860. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heinrich, K., Proben von Gottes wunderbarer Hülfe. Erzählungen. Leipzig u. Dresden, Naumann. 8. 6 Ngr.

Hermann, E., Eine deutsche Revolution oder der Garan-

val von 1848. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1860. Gr. 16. 1 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 39ster Jahrgang für 1860. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1860. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Keussen, H., Die Stadt und Herrlichkeit Crefeld, historisch-topographisch dargestellt. 1stes und 2tes Heft. Crefeld, Klein. Gr. 8. à 10 Ngr.

Kleinschneider, Die Fänsweibchen vom Mullwitzberge oder Aberglaube und Glaube. Eine Sage aus der Zeit vor und zu Anfange des 30jährigen Krieges. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrer-Vereins. 1860. 8. 9 Ngr.

Krabbe, O., Das lutherische Bekenntniß und die in Sache des Prof. Dr. Baumgarten abgegebenen Gutachten der theologischen Facultäten zu Göttingen und zu Greifswald. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Kühn, A., Schiller. Sein Leben und sein Sterben, sein Wirken und seine Werke. Zerstreutes als Bausteine zu einem Denkmal gesammelt. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Mit 5 Illustrationen. Weimar, Kühn. Gr. 8. 22½ Ngr.

Kuhn, A., Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen und einigen andern, besonders den angrenzenden Gegenden Norddeutschlands. 1ster Theil. Sagen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

La Salle, de, Die zwölf Tugenden eines guten Lehrers, erklärt durch den Bruder Agathon. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des 18. Jahrhunderts. Aus dem Französischen. Augsburg, Kollmann. 8. 9 Ngr.

Lohrengel, W., Altes Gold. Deutsche Sprichwörter und Redensarten nebst einem Anhang. Clausthal, Grosse. 1860. Gr. 16. 7½ Ngr.

Löschin, G., Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Goethe's und Schiller's zur Beantwortung der Frage: Haus oder Schule? oder Haus und Schule? Danzig, Bertling. 8. 6 Ngr.

Monod, A., Die Aufgabe und das Leben des Weibes. Zwei Vorträge. Aus dem Französischen. Neu-Ruppin, Bergemann. 16. 7½ Ngr.

— — Maria Magdalena. Aus dem Französischen. Potsdam, Schlesier. 1860. 12. 5 Ngr.

Deutscher Musenalmanach. Herausgegeben von C. Schad. Mit dem Bildniß Jos. Freih. von Eichendorff's und einer Musikbeilage von Louis Spohr. 9ter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Parthey, G., Zur Erdkunde des alten Aegyptens. Mit 16 Karten. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 2 Thlr.

Die Phantasie im Dintenfaß. Leipzig, Friese. Gr 4. 25 Ngr.

Prutz, R., Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848 bis 1858. Zwei Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rodenberg, J., Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch. Berlin, Springer. 1860. Gr. 8. 24 Ngr.

Sand, G., Die Grille, oder: Die kleine Fadette. Französische Dorfgeschichte. Deutsch von A. Schrader. Mit 4 Bildern. Leipzig, Friedlein. 1860. Gr. 16. 10 Ngr.

Sandvoss, F., So spricht das Volk. Volksthümliche Redensarten. Berlin, Schotte u. Comp. 1860. Gr. 16. 12 Ngr.

Schädelin, J. J., Julia Alpinula. Trauerspiel in drei Akten. Bern. 8. 8 Ngr.

Schiller, F. v., Geschichte von Württemberg bis zum Jahre 1740. (Zum ersten Male im Druck herausgegeben und aus der „Württembergischen Volksbiblitohek" abgedruckt zur 100jährigen Geburtstagsfeier des Verfassers.) 1ste Lieferung. Stuttgart, Schaber. Gr. 16. 6 Ngr.

Schiller-Kalender. Auf das Säcular-Jahr von Schiller's Geburt. Wien, Lechner. Gr. 16. 20 Ngr.

Schmeling, C., Der Krondiamant. Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit der Kaiserin Catharina II. von Rußland. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Sacco. Gr. 8. à 4 Ngr.

Schöpf, J., Die heilige Elisabeth. Drama in fünf Akten. Innsbruck. 1856. Gr. 16. 8 Ngr.

Seibert, C. G., Ueber ein charakteristisches Element in der Lyrik Emanuel Geibels. Ein Vortrag. Marburg, Elwert. Gr. 12. 5 Ngr.

Spinnerkönig's Höllenfahrt. Ein Herbstnachtstraum. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1860. 16. 9 Ngr.

Stolz, A., Ueber die Vererbung sittlicher Anlagen. Freiburg im Br. Gr. 4. 12 Ngr.

Wachenhusen, H., Die Wüstenjäger. Bilder aus dem Kriegerleben der Saharastämme. Zwei Theile. Berlin, Wagner. 1860. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zöckler, O., Theologia naturalis. Entwurf einer systematischen Naturtheologie vom offenbarungsgläubigen Standpunkte aus. 1ster Band: Die Prolegomena und die specielle Theologie enthaltend. 1ste Hälfte. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1860. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Baumgarten, Mittheilungen aus der Rostocker Gemeinde an seine Hamburger Freunde zur Aufklärung und Rechtfertigung. Hamburg, Nolte u. Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

Fröhlich, K., Schiller. Ein Gedenkblatt für das Volk zum 100jährigen Geburtstage seines großen Dichters den 10. November 1859. Berlin, Schroeder. Gr. 4. 1½ Ngr.

Gollhard, Die Ueberrumpelung der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen, am 2. Januar 1759, und die Schlacht bei Bergen in Kurhessen zwischen den Franzosen und Alliirten, am 13. April 1759, nebst einer topographisch-historischen Schilderung des Marktfleckens. Bilbel. Gr. 8. 4 Ngr.

Helfferich, A., Schiller-Rede. Berlin, Springer. Lex.-8. 1½ Ngr.

Jähns, M., Zur Schillerfeier am 10. November 1859. Gedicht. Berlin, A. Duncker. Hoch 4. 2½ Ngr.

Mezger, G. C., Schiller als Dichter der Jugend. Rede zur Vorfeier des 100jährigen Geburtstags unsers grossen Dichters. Augsburg, Rieger. Gr. 4. 8 Ngr.

Mühlfeld, J., Die geistige Emancipation der Frauen. Eine Anregung. Anclam. Gr. 8. 2 Ngr.

Oesterreich der Konkordatenstaat. Wien, Braumüller. Lex.-8. 10 Ngr.

Preußens Aufgabe in Deutschland. Rechtsstaat wider Revolution. Vom Verfasser der „Despoten als Revolutionäre." Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 16 Ngr.

Pyl, K. T., Schillers Bedeutung für unsere Zeit. Greifswald. Gr. 8. 5 Ngr.

Rasmus, G., Die Schillerfeier. Ein fliegendes Blatt für das gesammte Deutschland. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Revolution in Mittel-Italien. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Ngr.

Stier, R., Dr. Stahl's Buch: „Die lutherische Kirche und die Union." Ein kritisches Referat. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Ueberfall der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen am 2. Januar 1759 und die 4 ersten Monate der französischen Besetzung. Ein Beitrag zur Geschichte von Frankfurt, zur Geschichte des 7jährigen Krieges und zur Jugendgeschichte Goethes. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Wolff, P. H., Die Weihe des Genius. Ein Festspiel den Manen Schiller's dargebracht zum 10. November 1859. Berlin, Hasselberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Wurmbrand, Graf W., Offener Brief an den Hrn. Verfasser der Flugschrift „Sustine et Abstine". Prag, Credner. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur innern Reform Oesterreichs. Erlangen, Enke. Lex.-8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Inhalt des neununddreißigsten Heftes:

Consumtionssteuern (Verzehrungssteuern). Von H. Rau. (Schluß.) — **Continentalsystem, Continentalsperre.** Von F. Bülau. — **Contingent.** Von H. Marquardsen. — **Contract**, s. Vertrag. — **Contrasignatur** (Gegenzeichnung). Von Welcker. — **Contrebande.** Von H. Marquardsen. — Contribution, s. Kriegsschaden, Kriegslasten. — **Controle.** Von Welcker. — **Controverse und Cittirgesetz, Status controversiae.** Von Welcker. — **Contumaz.** Von D . . . t. — **Conventionalstrafe.** Von Welcker. — **Convoi.** Von H. Marquardsen. — **Corporation, Corpus, universitas, moralische Person, Personengemeinheit.** Von Welcker. — **Corpus Catholicorum, Corpus Evangelicorum.** Von Welcker. — Corpus delicti, s. Thatbestand. — Corpus juris canonici, s. Kanonisches Recht; Kanonisches Rechtsbuch. — **Corpus juris civilis.** Von Welcker. — **Cortes und Cortesverfassung in Spanien.** Von Rotteck. — **Courtoisie; Curialien.** Von Bülau. — **Credit** (Handelscredit und liegenschaftlicher Credit). Von K. Mathy. — **Credit** (öffentlicher). Von K. Mathy. — **Creditanstalten.** Von K. Mathy.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bietet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte und der erste bis dritte Band sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Der Umtausch älterer Auflagen des Conversations-Lexikon

gegen die neueste zehnte Auflage (20 Thlr.)

unter Zuzahlung von 12 Thlrn.

findet nur noch bis Ende dieses Jahres statt.

Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

Die **zehnte Auflage des Conversations-Lexikon** kann fortwährend auf einmal oder allmählich (in 80 Heften zu 7½ Ngr.) bezogen werden. Eine Ergänzung derselben bildet

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon,

wovon monatlich ein Heft zu 6 Ngr., jährlich ein Band erscheint.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jester (s. e.), **Die kleine Jagd.** Zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von **C. H. E. Freiherrn von Berg.** Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr. (Auch in sechs Lieferungen zu 10 Ngr. zu beziehen.)

Die Jagd hat im allgemeinen in der Gegenwart wieder mehr Boden gewonnen und besonders die kleine Jagd erfreut sich wiederum einer größern Beachtung; manchem Jagdfreunde wird es deshalb erwünscht sein, über die vortheilhafteste Benutzung und Behandlung derselben Auskunft zu erhalten. Er findet diese vollständig in dem vorliegenden Buche, denn der Verfasser wie der Bearbeiter waren der Sache durchaus mächtig, was schon die Anerkennung, die sich Jester's Werk seither bei Jägern und Jagdfreunden erworben hat, sowie das jetzige Erscheinen einer vierten Auflage desselben beweist; über seinen praktischen Werth, seinen reichen Inhalt, gibt die Vorrede des Bearbeiters nähere Auskunft.

Bei einer guten typographischen Ausstattung, unter Zugabe vieler Holzschnitte und Lithographien, wurde der Preis des nunmehr vollständig erschienenen Werks, das in dritter Auflage 3 Thlr. 6 Ngr. kostete, doch nur sehr niedrig, zu 2 Thlr. gestellt.

In demselben Verlage erschien:

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von J. J. von Tschudi. Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr. (Auch in 12 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.)

Eine neue, von dem bekannten Schriftsteller J. J. von Tschudi bearbeitete dritte Auflage des berühmten, noch unübertroffen dastehenden Winckell'schen Jagdbuchs, dessen Preis trotz der vorzüglichen äußern Ausstattung fast um die Hälfte billiger ist als der der frühern Auflagen.

In allen Buchhandlungen ist ein

Weihnachts-Katalog

von F. A. Brockhaus in Leipzig,

eine reiche Auswahl zu Festgeschenken geeigneter Werke aus diesem Verlage, gratis zu erhalten.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Berlin und seine Umgebungen.

Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde.

Preis 5 Sgr.

Allen Besuchern Berlins als neuester, übersichtlicher und vollständiger Führer zu empfehlen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 15. December 1859.

Inhalt: Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier. Von Hermann Marggraff. Zweiter Artikel. — Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Zehnter Jahrgang. Von Karl Zimmer. — Zur Erzählungsliteratur. — Die Oeser-Schaefer'sche „Geschichte der deutschen Poesie". — Notizen. (Kosmopolitismus und Patriotismus im vorigen Jahrhundert; Zum Säcular gedächtniß Tilly's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier.

Zweiter Artikel.*)

Die Jubelfeier Schiller's, die so viele Literatur und zum Theil auch Maculatur hervorgerufen hat, war, wenn wir sie in ihrer Totalität überblicken, sicherlich ein schönes Fest, das übrigens von neuem bewiesen hat, wie erstaunlich viel der Deutsche im Toasten, Sprechen, Dichten, Singen und Zweckschmausen zu leisten vermag. Was selbst den Ausländern an diesem Fest vorzugsweise imponirte, war die Einstimmigkeit, womit es von allen gebildeten Deutschen auf dem ganzen weiten Erdenrund begangen wurde, eine Einstimmigkeit, welche man im Auslande von uns Deutschen, die sonst nur so klägliche Schauspiele von Zerrissenheit und Disharmonie zum besten zu geben pflegen, in dieser Weise nicht erwartet hatte. Man erstaunte über die Größe und Ausdehnung des deutschen Vaterlandes, das, wie man plötzlich zu seiner Verwunderung wahrnahm, nicht einmal auf die deutschen Bundesstaaten beschränkt ist, sondern in allen europäischen Ländern, in Nordamerika, ja unter allen Breitengraden und selbst unter barbarischen Völkerschaften seine Provinzen nebst dazugehörigen Central- und Hauptorten zählt. Es ist freilich fürs erste nur ein geistiges, ein ideales Vaterland, aber das Ausland mochte sich doch im stillen fragen: wie, wenn dieses so zahlreiche, über den ganzen Erdkreis verbreitete Volk, welches mit so großer Zähigkeit an seinen geistigen Gütern hängt und seiner Begeisterung für seinen Lieblingsdichter auch im Auslande einen so beredten, einen so selbstbewußten Ausdruck zu geben weiß, sich einmal auch in politischen Dingen zu demselben stolzen Bewußtsein und derselben Einmüthigkeit aufraffen sollte, die es jetzt nur in Sachen der Literatur, der Kunst, des Gedankens an den Tag legt? Würde nicht dieses Volk, das trotz seiner furchtbaren Zerrissenheit in Bezug auf Dynastien und Stämme, Politik und Religion, selbst Maße und Gewichte, doch bisher nicht todt zu machen war und nach Zeiten trostloser Zerrissenheit immer von neuem wieder irgendeine Hauptprobe seiner Zusammengehörigkeit und Unzerreißbarkeit ablegt und besteht, würde nicht dieses merkwürdige und in so vieler Hinsicht räthselhafte Volk bei gleicher Einmüthigkeit auf politischem und religiösem Gebiete wie jetzt nur auf literarischem die Farbenstriche auf der europäischen Landkarte bestimmen und die Welt unter sein Scepter beugen können?

Was man weiter an diesem Feste, bei dem, wie der Franzose Forcade bemerkt, „Fürsten, Minister, Generale sich freiwillig oder gezwungen vor der Herrschaft der einstimmigen öffentlichen Meinung beugten", besonders zu bewundern fand, war der Umstand, daß sie einem Dichter galt: einem Dichter in einer Zeit des Materialismus, des Industrialismus, des alles verschlingenden Geschäftstreibens, der hausbackenen Prosa, der Stockjobberei, der politischen Salbaderei und Zeitungsleserei und hochnasigen Krittelei; in einer Zeit, wo niemand mehr an die Poeten und die Poeten kaum noch an sich selbst glauben, und fast jeder Vater bis zum Tode erschrickt, wenn sich in seinem Sohne ein poetisches Talent oder eine schriftstellerische Anlage verräth; wo die meisten nur noch gewohnt sind, über einen jungen Dichter in spöttischem Tone zu sprechen; wo bei vielen ein sonst geschätzter Mann sofort bedeutend in der Achtung sinkt, wenn sie hören, daß er auch „Verse macht", vielleicht sogar schon mit einer Sammlung Gedichten debutirt hat, von der sie bisher nichts wußten! In einer solchen blasirt egoistischen Zeit, wo man schon Jünglinge, die halb noch Knaben sind, von Speculationen, Geldgeschäften, Actien und Renten sprechen hören kann, feiert man nicht etwa den verstorbenen Chef des Hauses Rothschild, sondern Schiller, den Dichter des Idealismus, als das Vorbild und den Heros der Zeit, selbst auf die Gefahr hin, daß durch diese Feier wieder so und so viel junge unerfahrene Menschen, die zufällig noch vom Geiste des Materialismus unberührt geblieben sind, verführt werden, diesem Vorbilde nachzustreben, nachzudichten und nachzuleiden, um zu spät zu erkennen, wie schön zwar, aber wie verderblich auch ihr Wahn gewesen. Nun wissen wir zwar sehr wohl, daß

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 46 d. Bl. D. Red.

jenes materielle Völkchen, „welches ſich nicht anders freuen kann als bei Tiſch"; daß die Legionen der blos Neugierigen, der Schau- und Hörluſtigen die große Armee bei dieſen Feſtivitäten bildeten; daß viele berufen, aber wenige ausgewählt waren; daß hier und da perſönliche Eitelkeit oder die Sucht nach Popularität ſich einmiſchte, welche letztere namentlich manchen bisherigen ausſchließlichen Goethe-Verehrer plötzlich in einen ebenſo ausſchließlichen Schiller-Verehrer verwandelte; daß endlich noch ganz andere Motive: politiſche Parteiintereſſen, vaterländiſche Tendenzen, Oppoſition gegen die Dunkelmänner unſerer Zeit u. ſ. w., im ganzen mehr als äſthetiſche mitgewirkt haben, dem Jubelfeſt einen ſo unerhörten Glanz und eine ſo weite Ausdehnung zu verleihen. In der That ſah man an vielen Orten gerade ſolche Perſonen die Feſtanordnungen am eifrigſten betreiben und für die Feier agitiren, die ſonſt allen äſthetiſchen Intereſſen ſich abhold zeigen; ja man ſah ſelbſt einzelne Schriftſteller, deren Richtung von der Art iſt, daß Schiller, lebte er noch, mit gründlicher Verachtung jede Gemeinſchaft und Berührung mit ihnen ablehnen würde, plötzlich ſich geberden, als ſeien ſie die Erben ſeines Geiſtes und die eigentlichen Hüter ſeines Idealismus. Aber das Wunder, daß in unſerer materialiſtiſchen Zeit gerade ein Dichter es war, dem ein ſolches Nationalfeſt, ein Feſt aller Deutſchen gefeiert wurde, bleibt damit doch unerklärt und zugleich unbemakelt. Es war eine der Poeſie dargebrachte Huldigungsfeier, deren tiefe und eigentliche Bedeutung man anerkennen muß, ſelbſt wenn man innerlich davon überzeugt ſein ſollte, daß, je mehr Ehren auf das Haupt eines verſtorbenen Dichters ſummirt werden, um ſo mehr von der Ehre, auf welche die noch lebenden und noch wirkenden Dichter Anſpruch machen und vielleicht auch machen dürfen, ſubtrahirt zu werden pflegt. In Bezug auf dieſe Bedeutung des Feſtes bemerkte jüngſt Otto Banck in der „Novellenzeitung":

Deutſchland hat beim Schiller-Feſte nicht allein perſönlich ſeinem Liebling und einem ſeiner erſten Dichter gehuldigt, ſondern es hat in dieſer Huldigung der Literatur überhaupt ſeine Achtung dargebracht. Es iſt ſich darüber klar geworden, daß die unermeßliche Macht der Literatur die Hauptbahnbrecherin aller höchſten Cultur und alles Bildungsruhms iſt. Was wären die Juden und Griechen, ja was wären wir, ihre Geiſteserben, wenn man jenen Völkern all ihre Helden und Staatsmänner ließe und könnte ihnen aus der Geſchichte ihre größten Schriftſteller wegſtreichen? Es bliebe nur eine Glanzherrſchaft geordneter Barbarei übrig.....

Banck führt dann weiter aus, wie alle übrigen Literaturzweige und ſelbſt die Künſte doch im Grunde nur Töchter und Enkeltöchter der Urmutter Poeſie ſeien. Aehnlich äußerte der Richter C. P. Daly bei der neuyorker Schiller-Feier in ſeiner in engliſcher Sprache gehaltenen Rede: Wenn die Werke eines Mannes diejenigen eines Baumeiſters zu überleben im Stande ſeien, ſo ſeien es die Werke eines Dichters. In Indien ſeien alle Zeugniſſe der frühern Civiliſation verloren gegangen mit Ausnahme der Literatur. Eine große poetiſche Schöpfung ſei in ſich ſelbſt unzerſtörbar, ſie werde ſtets wieder durch die nie raſtende Imagination aufgefriſcht. Große Nationen, aus denen keine Nationalpoeten hervorgegangen, ſeien faſt vergeſſen, ihr früheres Daſein ſei uns nur durch ihre Eroberer überbracht worden. Deutſchland könne daher ſtolz auf ſeinen Schiller ſein u. ſ. w.

Man vergeſſe nicht, daß ſelbſt das baumwollſpinnende Schottland und mit ihm England dem Dichter Burns eine ähnliche nationale Huldigungsfeier widmeten und dadurch, wie die Deutſchen durch die Schiller-Feier, das Gervinus'ſche Wort bezeugten, daß „das Licht und die Wärme der Poeſie in alle Sphären der Menſchheit eindringt, wohin Geſchichte und Philoſophie nicht gelangen". Nur leider wird man bei dem Namen beider Dichter, und noch bei weitem mehr bei dem Namen des Schotten Burns als bei dem Schiller's, an Karl Heinzen's ſarkaſtiſchen Einfall erinnert: „Solange ein Dichter noch auf Erden weilt, ſuchen ihm die Menſchen das Leben auf derſelben möglichſt ſchwer zu machen; ſobald er aber unter ihr ruht, wünſchen ſie, daß ſie ihm leicht werde." Der Lebenslauf dieſer Dichter, die noch dazu in demſelben Jahre geboren waren, und ihre pomphaften und geräuſchvollen Säcularfeſte bilden in der That einen ſchneidenden Contraſt, der nur zu geeignet iſt, ein faſt peinliches Gefühl zu erwecken und bei dem Empfindenden das Vergnügen über ſo prachtvolle Feſtivitäten beträchtlich zu dämpfen, beſonders wenn man ſich vorſtellt, daß Fälle dieſer Art im Laufe der Zeiten ſich wol wiederholen möchten.

Man will freilich an ſolche Gegenſätze nicht gern erinnert ſein, und nur wenige Feſtredner hatten den Muth, an ſie zu erinnern. Zu ihnen gehörte Rudolf Gottſchall, der in ſeiner zu Leipzig gehaltenen und in Nr. 48 der „Europa" abgedruckten Feſtrede, bei aller Anerkennung der Vorzüge unſerer Zeit wie der edeln Tendenz, aus der die Schiller-Feier hervorging, doch auch des Gegenſatzes gedachte, in welchem ihm das Jubelfeſt zu den unſere Zeit beherrſchenden Grundmächten zu ſtehen ſchien. Er bemerkte:

Schon ſetzt die Culturgeſchichte ihren Griffel an, um dieſe Tage in ihren Büchern zu verzeichnen und dabei zu bemerken: Das Deutſchland von 1859 iſt ein Land, wo die Dichtkunſt voranſteht unter den höchſten Intereſſen des Lebens, und das die Gedenktage ſeiner Dichter zu den größten Feiertagen macht! Und doch würde Klio ſich irren, wie ſie oft ſich geirrt, und indem ſie die Thatſache deutet, nur eine halbe Wahrheit verkünden.

Der Feſtredner wies nun darauf hin, wie die großartige Entwickelung der materiellen Intereſſen in unſern Tagen eine gewiſſe Verödung des innern Lebens hervorgerufen habe, und er forderte auf ſich auszumalen, „welcher Empfang dem Dichter Schiller von unſerer Gegenwart bereitet werden würde, wenn ſie, ſtatt ſeinen elyſiſchen Schatten zu feiern, zum erſten mal zu Gericht ſitzen ſollte über ſeine Schöpfungen". Nach Gottſchall's Anſicht würde der Realismus, „der heutzutage das große Wort führt und die geheimnißvolle Werkſtätte des Dichtergenius in ein photographiſches Atelier der Wirklichkeit zu verwandeln ſucht", mit Schiller's dichteriſcher Erſcheinung „kurzen Proceß machen"; ſie würde ja an Schiller's Werken

die „nationalökonomischen Studien" vermissen, „welche die weit vorgeschrittene Dichtkunst unserer Tage mit alchemistischem Zauber in baares Gold der Poesie zu verwandeln weiß"; sie würde zu Schiller's Gedichten sagen: „Rhetorik, Gedankenlyrik, nicht ohne Schwung, doch ohne warme Sprache der Empfindung"; die Dalberge unserer Zeit würden zu seinen Stücken sagen: „Viel Talent, aber keine Technik, der Dichter müßte erst bei Frau Birch in die Schule gehen!" und wenn eine und die andere Bühne dieses oder jenes Schiller'sche Drama aufzuführen wirklich versuchen wollte, so würde das Stück an der mangelhaften Darstellung und am Geschmack der Menge scheitern. Der Staatsminister von Beust hat eine in ihren schwächern Punkten stark angefochtene Rede bei der dresdener Festtafel gehalten, die aber, was man auch sonst von ihr denken und sagen wolle, manches sicherlich ganz Richtiges enthält und in einigen Punkten mit Gottschall's Rede wunderbar übereinstimmt, obschon beide Redner gewiß nicht auf demselben Standpunkt stehen und sich noch weniger verabredet haben. Beust warf die Frage auf, ob unsere Zeit wol nach Schiller's Sinne wäre und ob Schiller, wäre er 1859 statt 1759 geboren worden, der große Dichter geworden sein würde, der er war, und er fuhr dann fort:

Gewiß birgt unsere Zeit gleich dichterische Begabung, aber sie bringt sie nicht zur gleichen Vollendung und das ist wahrlich nicht die Schuld der Dichter unserer Tage; denn warum sollte der ewige Schöpfer die geistig Bevorzugten heute mit geringerm Maße gemessen haben? Die Schuld trägt die Mitwelt, deren Blicke nicht mehr nach den Sternen gerichtet sind.... Die Zeit der Ideale ist dahin, nicht wie manche optimistische Stimmen sagen, weil die Ideale erreicht, sondern weil sie entrückt sind.

Ich weiß nicht, wie man, wenn man unbefangen diese Worte liest, ihre Richtigkeit bezweifeln kann, mag man sonst mit der Beust'schen Politik einverstanden sein oder nicht: eine Frage, die mich hier weiter nichts angeht. Aber sicherlich wird man mit keinem noch so antiministeriellen, zugleich aber einem idealen Streben huldigenden Dichter der Gegenwart sprechen können, der sich nicht zu dieser ministeriellen Ansicht bekennte und darüber Klage führte, daß er sich mit seinem Idealismus sehr vereinsamt fühle und gerade sein Bestes und Tiefstes in sich verschließen müsse. Ueberhaupt wird man die meisten von denen, welche öffentlich nur die begeisterten Lobredner unserer Zeit sind, unter vier Augen ein ganz anderes Lied anstimmen hören. Das Gute liegt auf weiten Strecken der Geschichte vertheilt, und die bloßen Schmeichler der Gegenwart sind nicht immer ihre besten Freunde.

Hoffen wir, daß von den unzähligen Toasten, Festreden und Festgedichten, die der Säcularfeier Schiller's ihre Entstehung verdanken, eine nachhaltigere und befruchtendere Wirkung übrig bleiben werde, als von den Reden und Debatten in unserer frühern Nationalversammlung übrig blieb, obschon dessen doch mehr ist, als manche sich einbilden. Niemand liest mehr die massenhaften Protokolle, in denen sie aufbewahrt sind, aber daß der nationale Geist, der sie meist durchwehte, noch fortlebt und fortwirkt, das beweist eben die so nicht erwartete wirklich großartige Theilnahme, diese bewundernswerthe Einmüthigkeit, womit die Säcularfeier Schiller's begangen wurde. Wir glauben daher, daß ihre Nachwirkung, wenn sie überhaupt eine von Dauer sein sollte, mehr der national-politischen Bewegung als der ästhtischen Erhebung unserer Generation zugute kommen wird.

Und in der That, wenn der in unsern Tagen vielgenannte Idealismus nur etwa ein bloßer Aufputz sein soll, um dahinter die kleinlichsten Motive: Engherzigkeit, Inhumanität, Hochmuth, Neid, Selbstsucht, Intriguensucht u. s. w. zu verbergen, dann ist er um nichts besser als jene erschlichene und schleichende Frömmelei, die mit dem Himmel ein kokettes Augenspiel treibt, dabei aber die weltlichsten Zwecke verfolgt und die Nebenmenschen aufs inhumanste verurtheilt und verdammt. Wir unserstheils befürworten den Idealismus, aber nur unter der Bedingung, daß er eine Wahrheit werde und das wirkliche Leben als ein zu einer entsprechenden Handlungsweise anfeuerndes Princip durchdringt. Kann er dies nicht, beschränkt er sich nur auf tönende Phrasen und einstudirte schauspielerhafte Geberden und Attituden, dann, wir sagen es offen, würden wir sogar den rohesten Materialismus vorziehen, weil dieser wenigstens ein ehrlicher Freund oder Feind ist, mit dem sich Brust an Brust ringen oder doch zu gegenseitigem äußern Vortheil wenigstens ein Vertrag schließen läßt. Sehr recht geben wir dem Verfasser eines Leitartikels in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", wenn derselbe bemerkt:

Es ist freilich leichter, einen todten Dichter zu feiern und zu seinen Ehren Volksfeste zu gestatten oder zu veranstalten und Geld mit freigebiger Hand zu spenden, als im praktischen Leben nach seinem Geiste zu wirken und zu walten, und die höchsten Güter, deren leuchtende Bilder er in die Gemüther des Volks pflanzte, diesem Volke auch als thatsächliche Besitzthümer zu gewähren.

Und weiter:

Es ist gewiß etwas Schönes um den Ruhm, einen der größten Dichter aller Zeiten den unsern nennen zu dürfen; aber es wäre doch auch recht schön, wenn wir nicht blos von diesem literarischen Ruhme unserer Vergangenheit zehren müßten, sondern mit gleichem Stolze auf das hinweisen könnten, was wir als Nation in der Gegenwart fertig gebracht und für die Zukunft vorgearbeitet hätten.

Der Verfasser spricht hier freilich mehr vom politischen Standpunkt; aber selbst diesen festhaltend, möchten wir doch wünschen, daß wir auch die Hauptaufgabe des Idealismus, ein verklärendes Princip des Lebens selbst zu sein, besser und praktischer als bisher zu lösen wüßten. Auch auf dem Gebiete der Politik und des Verfassungslebens werden wir nicht alles Idealismus entbehren können, wenn sie nicht zu einer Politik der blos materiellen Interessen und des bloßen Eigennutzes ausarten soll. Schiller selbst hielt alle politische Freiheit nur dann für gesichert und ersprießlich, wenn die Völker erst auf dem Wege der ästhetischen Durchbildung und Reinigung wirklich humanisirt und von allen Schlacken alter Barbarei befreit seien. Leider müssen wir Arnold Schloenbach recht geben, der einmal in den „Anregungen" schrieb:

Man kann eine gewisse Schwärmerei in sich tragen, man kann von den Idealen anderer großen Dichter sich gehoben fühlen — und doch ein Philister sein; ja es gibt eine Art der Schwärmerei und des Idealismus, der die Philisterei geradezu befördert.

Dieser Idealismus des Philisterthums ist es auch, der wie die falsche Frömmelei die Probe meist schlecht besteht, wenn es gilt, seiner Sache wirkliche Opfer zu bringen; und er handelt darin, wie die Frömmelei, eigentlich ganz consequent, da die Anweisungen, die er ausstellt, auf eine jenseitige Welt lauten. Es ist der Idealismus der, laut der Aufforderung des Dichters, in der Idee gleich Millionen umschlingt, in der Wirklichkeit aber nicht einen einzigen Nebenmenschen mit inniger Wärme und Hingebung umschlungen hält. Von keiner Stätte erschallen ideale Phrasen in größerer Menge als von den Bretern der Bühne, während die Wirthschaft hinter den Coulissen oft die gemeinste ist. Die prächtigen Costüme sind eben nur Flitter. Holtei erzählt in seinen „Vierzig Jahren", wie er es mit angehört habe, daß der Gatte einer berühmten Schauspielerin einmal zu dieser gesagt: „Eine große Künstlerin willst du sein? Eine S . . bist du!" Diese Schauspielerin war die Frau Hendel-Schütz, die immer nur ideale Frauengestalten zur Darstellung brachte, und ihr Mann ein Professor. Kotzebue, der Dichter der Trivialität, schwärmte, wie auch der spießbürgerliche Iffland, für keinen Dichter mehr als für Schiller, und die Dichter selbst, die in ihren Schöpfungen hauptsächlich den Idealismus vertraten, hielten in ihrem Verhalten gegen ihre Mitmenschen und namentlich gegen ihre Mitstrebenden keineswegs immer diesen idealen Standpunkt fest, wie sich an zahlreichen Beispielen nachweisen ließe. Sie erinnern an jenen Geistlichen, der mit anerkennenswerther Offenheit zu seinen Pfarrkindern sagte: „Handelt nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten!" ein Thema, worüber übrigens schon der humoristische Abraham a Sancta Clara in seinem „Judas der Erzschelm" und zwar in der Humoreske „Die Wahrheit auf der Kanzel" die ergötzlichsten Glossen gemacht hat, derselbe Abraham a Sancta Clara, der in seiner „Fischpredigt des heiligen Antonius" hervorhebt, wie die Fische nach der Predigt „die Köpfe geneigt und sich bedankt der wunderschönen Lehr', nachmals wieder in das Wasser geschwummen; — aber Fisch verblieben wie zuvor". Solchen Fischen hat wol auch mancher heilige Antonius bei der Säcularfeier Schiller's gepredigt. Wer denkt hierbei nicht an die Excesse, welche den widrigen Schlußact der berliner Jubelfeier bildeten? Es war dies freilich nur der von Schiller so gut wie nichts wissende „süße Pöbel" einer Hauptstadt, die unter allen europäischen Metropolen vielleicht den moralisch schäbigsten Pöbel besitzt, dessen cynische Respects- und Zuchtlosigkeit zu der sonstigen hohen Geistes- und Verstandesbildung dieser Hauptstadt eines Volks von 18 Millionen einen zwar lehrreichen aber bitter warnenden und keineswegs sehr erfreulichen Gegensatz bildet.

Noch eine Bemerkung möchten wir hier an die Schiller-Feier anknüpfen. Man wird es ganz in der Ordnung finden, daß bei diesem Säcularfest der Name und die Bedeutung des Gefeierten ausschließlich in den Vordergrund gestellt wurde, obschon es andererseits gerechtfertigt erscheint, wenn man hier und da wenigstens der Verdienste seines Freundes Goethe neben denen Schiller's gedachte, denn ebenso unzertrennlich wie der Name Melanchthon's von dem Luther's ist der Name Goethe's von dem Schiller's. Sollen aber die in Zukunft etwa noch zu begehenden öffentlichen Schiller-Feste nicht an ihrer Monotonie und Einseitigkeit zu Grunde gehen, ja sollen sie zuletzt nicht mehr Schaden als wirklichen Nutzen stiften, sollen sie nicht immer mehr in einen blos persönlichen Cultus ausarten oder einem bloßen Parteizweck dienen, so dürfte es nöthig sein, ihnen ein mehr literarhistorisches Gepräge als bisher aufzudrücken, den Gefeierten als das ebenso wol verbindende wie eine Reihe von Entwickelungen abschließende hervorragende Glied eines großen organischen Ganzen darzustellen und dem bildungsbedürftigen Publikum die vielseitigen Formen und Gestaltungen, in denen sich der deutsche Geist manifestirte, zum deutlichen Bewußtsein zu bringen. Das wäre ein wirklicher Cultus des deutschen Genius in seiner Totalität, nicht in einer Einzelerscheinung. Schiller würde dabei sicherlich eher gewinnen als verlieren. Ein Berichterstatter des „Athenaeum" über die Valleske'sche Biographie Schiller's bemerkte zu unserer Genugthuung ganz in Uebereinstimmung mit den von uns in Nr. 46 d. Bl. ausgesprochenen Ansichten: es spiele in dem Valleske'schen Buche der Parteigeist eine größere Rolle als dem Biographen eines solchen Dichters gestattet sein sollte. Ueberhaupt reiße in Deutschland die böse Gewohnheit immer mehr ein, den einen nicht feiern zu können, ohne auf ein halb Dutzend andere loszuhacken. Das ist leider nur zu wahr und von uns bereits bei verschiedenen Anlässen gerügt worden. Alle Objectivität, wie sie von literargeschichtlichen Betrachtungen unzertrennlich sein sollte, wird dadurch mehr und mehr unmöglich gemacht, und statt Literaturgeschichten werden wir zuletzt nur noch ein ungeheueres Archiv von Anklage- und Vertheidigungsschriften, von Panegyriken und Libellen, von Enkomien und Pasquillen haben. Es freut uns, wie wir gestehen, ausnehmend, daß nun auch ein Ausländer, dessen ruhig beobachtendem Blicke dieses Treiben sicherlich höchst wunderlich vorkommen muß, eine solche Rüge ausgesprochen hat, denn was man uns nicht glaubt, glaubt man vielleicht doch einem Ausländer.

Die hier vorangeschickten Bemerkungen stehen mit dem in der Ueberschrift genannten Gegenstande unserer Betrachtung in genauem Zusammenhange; es sind Punkte, die wir im voraus erledigen zu müssen glaubten, um uns selbst und mit uns unsere Leser über die verschiedenen Fragen und Gegenfragen, zu welchen die Jubelfeier Schiller's wol Anlaß gibt, einigermaßen ins Klare zu setzen und uns die Kritik der Schriften, welche durch diese Säcularfeier direct oder indirect hervorgerufen wurden, zu erleichtern. Nach der Erledigung dieser Vorfragen können wir dieser Säcularliteratur um so ungetheilter unsere Aufmerksamkeit widmen. Wir bemerken im voraus, daß diese Lite-

ratur, die nicht immer dem wirklichen Bedürfniß, sondern vielfach auch der buchhändlerischen Speculation und der deutschen Schreibwuth ihre Entstehung verdankt, so angewachsen ist und täglich noch anwächst, daß wir selbst noch keine vollständige Uebersicht über ihre Masse gewonnen haben und noch nicht einmal die Mannschaften dieser zahlreichen literarischen Armee genau zählen können. Glücklich der, welcher aus diesen literarischen Erzeugnissen diejenigen auswählen kann, die sein besonderes Interesse erregen. Nicht so beneidenswerth ist aber die Lage desjenigen, der, wie wir, gewissermaßen von Pflicht und Amts wegen genöthigt ist, Kenntniß von allen zu nehmen und was neunundneunzigmal und zum Theil schon besser gesagt oder erzählt worden ist, zum hundertsten male, wenn auch mit etwas andern Worten lesen zu müssen. Wir haben im ersten Artikel die beiden voluminösen Bände der Valleske'schen Biographie Schiller's besprochen, und wenden uns nun zuvörderst zu einer andern dankenswerthen Biographie (die neu angekündigte von A. Spieß liegt uns noch nicht vor).

1. Schiller und seine Zeit. Von Johannes Scherr. Leipzig, O. Wigand. 1859. 4. 10 Thlr. — Volksausgabe der Festschrift zur Säcularfeier seiner Geburt. Drei Bücher. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wie man sieht, sind von dieser Biographie zwei Ausgaben erschienen, eine Fest- und Prachtausgabe, die mit Illustrationen geschmückt ist und auf die wir Liebhaber von solchen Illustrationswerken hiermit nur aufmerksam gemacht haben wollen, und eine Volksausgabe ohne Illustrationen. Scherr ist zugleich Culturhistoriker, und er selbst bezeichnet in dem Vorwort den Standpunkt, von dem er ausging, als einen mehr culturgeschichtlichen als literarhistorischen. Sein Plan sei gewesen, ein Lebensbild Schiller's und seiner Zeit zu liefern, und er habe daher der kritischen Analyse von Schiller's Dichtungen nur so viel Raum gegeben, als sich mit seinem Plane vertrug. Diese culturhistorische Grundlage unterscheidet allerdings sein Werk wesentlich von allen andern Biographien Schiller's, obschon sie freilich zu Zeiten den Verfasser, wenn auch immer in instructiver und anziehender Weise, fast zu weit von seinem Gegenstande in ferne Zeiten und in ferne Richtungen abseits führt, während sie wieder an andern Stellen mehr verschwindet, als sich mit dieser culturhistorischen Anlage verträgt.

Wenn Valleske in seiner Biographie mehr Details und da ihm manche bisher unbenutzt gebliebene Schriftstücke zu Gebote standen, zum Theil auch neue gibt, was man von dem Scherr'schen so gut wie gar nicht sagen kann, so besitzt das letzte doch auch manche bedeutende Vorzüge vor dem erstern. Einmal läßt es doch auch nichts Wesentliches vermissen, und ist das Valleske'sche Werk besonders in Bezug auf die Frauenbekanntschaften Schiller's detaillirter, so ist das Scherr'sche dafür gedrängter und übersichtlicher; sodann ist es in der Kritik und Antikritik weniger anspruchsvoll und im Stil und in der Darstellung fließender und natürlicher. Man fühlt sich von der Scherr'schen Darstellung viel mehr getragen, zuweilen hingerissen, der Ton ist schwäbisch gemüthlicher und populärer, und wennschon der Verfasser für Schiller im ganzen und großen in einer Weise enthusiasmirt ist, wie man immer nur sein kann, so verfällt er doch nicht in einen mehr aus dem tendirenden Verstande als aus dem Herzen kommenden rein enkomiastischen Ton. Der Verfasser deckt vielmehr, was ihm sein Gefühl nach im einzelnen an Schiller's Schöpfungen tadelnswerth erscheint, ohne Rückhalt auf, und er bewirkt dadurch, daß man seinem Lobe nur um so mehr Glauben schenkt. Man stellt uns Neuern immer Lessing als Vorbild aller Kritik auf. Nun, dieser Lessing hat auch unter anderm gesagt, man müsse gerade gegen Meister der Kunst mit „Bewunderung zweifelnd und mit Zweifeln bewundernd" zu Werke gehen. Diesen Grundsatz sollte man unter allen Umständen festhalten, besonders darum, weil gerade die Fehler, welche sich die Meister der Kunst zu Schulden kommen ließen, am verführerischsten und dadurch verderblichsten wirken, am bequemsten nachzuahmen sind und am leichtesten nachgeahmt werden, sodaß sie sich dann wie „eine ewige Krankheit" forterben. Ohnehin grenzt in der modernen Civilisation das Unnatürliche so nahe an das Natürliche, das Schiefe an das Gerade, das Unwahre oder Halbwahre an das Wahre, das blos Echauffirte an das Leidenschaftliche, die Empfindelei an die wahre Empfindung, das Schöntbun an das Schönsein, und das Kranke an das Gesunde, daß selbst die größten Meister den verderblichen Einflüssen dieser Mischbildung sich nicht immer entziehen konnten und oft bei sehenden Augen fehl griffen. Es wäre unschwer nachzuweisen, daß die in den neuern dramatischen Producten hervortretenden Fehler zum Theil wenn auch nicht immer misverständliche Nachahmungen gerade des Falschen und blos Schimmernden in den Werken unserer classischen Autoren sind. Darum: „mit Bewunderuhg zweifelnd und mit Zweifeln bewundernd" gegen die Meister, sei es auch nur darum, um mit den Hieben, die man anscheinend gegen diese führt, hauptsächlich ihre Nachleierer zu treffen.

Der Verfasser schildert und charakterisirt in der Einleitung das in seiner zweiten Hälfte so überaus merkwürdige 18. Jahrhundert, das an großen und segensreich wirkenden Männern auf allen Gebieten, aber auch an den seltsamsten Gegensätzen reicher war als irgendein früheres Jahrhundert, das für die geistige Befreiung und wirkliche Humanisirung des Menschengeschlechts vielleicht mehr geleistet als die Reformation, und dessen liberale Bestrebungen zu einem glücklichern und festern Ziel geführt haben würden, wenn nicht die Blutthaten der französischen Schreckensmänner die Bessern in Bestürzung gesetzt und irre gemacht, den liberalen Fürsten Deutschlands ihre Emancipationstendenzen verleidet und namentlich zwischen dem aufgeklärten Theile des Adels und den mächtig emporstrebenden, die Welt mit Ideen befruchtenden gebildeten Schichten des Bürgerstandes von neuem den Samen des Hasses und Mistrauens und überhaupt nach allen Richtungen hin die Keime garstiger Leidenschaften gesäet hätten.

Denn in der That ſind der intelligente Theil des Adels und der intelligente des Bürgerſtandes nie ſo innig Hand in Hand gegangen, wie in den Jahren vor der Franzöſiſchen Revolution und noch zu Anfang der letztern, und man kann kaum die Biographie eines hervorragenden Dichters und Schriftſtellers jener Tage aufſchlagen, ohne auf zahlreiche Beweiſe zu ſtoßen, wie ſehr der Adel, ſoweit er überhaupt nach Bildung trachtete, weniger ſelbſt producirend als ſchützend, theilnehmend, mitgenießend und fördernd ſich an dem Gedeihen der Literatur und an dem großen Werk der Humaniſirung betheiligte. Wie weit man damals in der Humaniſirungstheorie und in dem Werk der Verbrüderung aller Menſchen vorgeſchritten war, dafür gibt es wol keinen ſchlagendern Beweis als den bekannten, ihr edelherziges Anerbieten begleitenden Brief des Herzogs von Auguſtenburg und des Grafen Schimmelmann an Schiller, in welchem es unter anderm heißt:

Der Anblick unſerer Titel bewege Sie nicht, unſer Geſchenk abzulehnen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menſchen zu ſein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfaſſen. Sie haben nur Menſchen, Ihre Brüder vor ſich, Brüder, die, obwol Ihnen unbekannt, Sie verehren und lieben und ſich bei Leſung Ihrer Werke gewöhnt haben, den Verfaſſer dieſer Werke als ein Mitglied ihres freundſchaftlichen Bundes anzuſehen.

So ſchrieben damals deutſche Edelleute; jetzt würde man ſelbſt in den Schichten der reichen Bourgeoiſie wahrſcheinlich vergebens nach jemand ſuchen, der liberal und hingebend genug wäre, ſich offen einem Dichter gegenüber zu ſolchen Grundſätzen zu bekennen. Mit Recht ſchien ſich damals jeder wirklich Aufgeklärte zu ſagen, daß es für ihn keine höhere Aufgabe gebe als die Förderung der Humanität, der Humanität sans phrase, daß ohne ſie die Theologie keine rechte Theologie, die Wiſſenſchaft keine rechte Wiſſenſchaft, die Poeſie keine rechte Poeſie, das Menſchenleben kein rechtes Menſchenleben ſei.

Hierzu kam das immer brennender ſich fühlbar machende Bedürfniß, die bis zum Lächerlichen verzwickten und verſchrobenen Geſellſchaftsformen zu vereinfachen und das Leben überhaupt auf einen natürlichern Zuſtand zurückzuführen, ein Bedürfniß, dem namentlich Rouſſeau einen beredten Ausdruck geliehen und dadurch auch auf deutſche Köpfe und beſonders auch auf unſern Schiller ebenſo befruchtend als in faſt ſtürmiſcher und revolutionärer Weiſe aufregend gewirkt hatte. Von da an beginnt der ſchwerlich bereits ausgefochtene ſociale Kampf, der ſeitdem alle Poſitionen unſicher gemacht hat. Begreiflicherweiſe konnte fürs erſte nicht ein Zuſtand geſunder Natürlichkeit, ſondern nur ein Zerrbild derſelben erreicht werden. Ueberhaupt lag alles wirr durcheinander; es war ein Chaos von Gegenſätzen, das Johannes Scherr ſehr maleriſch in folgenden Worten ſchildert:

Welche Fülle von Menſchengeſchick beſtimmenden Gedanken auf allen Gebieten menſchlichen Wiſſens und Strebens! Welche unüberſehbare Reihe von originellen Menſchen, von edeln, großen, räthſelhaften und ſchrecklichen Charakteren! Welches Gedränge von Helden, Dichtern, Denkern, Künſtlern, von Originalen, Kraftgenies, Abenteurern und Courtiſanen! Weichſte Gefühlsinnigkeit und Thränenſeligkeit wechſelt mit prometheiſchem Trotz, und der titaniſchen Kühnheit des Wollens geſellt ſich die genialſte Kraft des Vollbringens. Wildeſte Skepſis, das ſchneidende Hohnlachen noch auf den Lippen, ſpringt jach in myſtiſche Verzücktheit um, oder umgekehrt ſchwärmeriſche Zerknirſchung in blasphemiſchen Atheismus. Neben dem unbändigen Gezücht und Gehöhne eines ſouveränen Gottes, der, trunken von Zerſtörungsluſt, nichts Heiliges mehr anerkennt, jubeln die innigſten Herzenslaute erhabenſter Begeiſterung auf. Wunderbarſtes wird gedacht, Unerwartetſtes geſchieht auf dieſem Boden, welcher vulkaniſch unter den Füßen der Menſchen ſchwankt. An der Stelle, wo noch eben ein Held unſere Bewunderung, ein Geſetzgeber unſere Dankbarkeit, ein Poet unſer Entzücken erntete, bläht ſich im nächſten Augenblick ein frecher Charlatan. Eine ſchwüle Atmoſphäre von Puder, Schminke, Frivolität, Myſticismus, Intriguengeiſt und ſtahlhartem Egoismus umgibt uns; aber in dieſer Luft des Verderbens blühen mit einmal, himmliſchen Wunderblumen gleich, hochherzige Ideen auf und reifen zu epochemachenden Thatſachen der Vernunft und Humanität.

Dies war die Zeit, welche mehr als eine ſchon abgeklärte geeignet war, einen Genius wie Schiller zu befruchten; ſie war ein gärendes Gemenge der einander widerſtrebendſten Empfindungen, Anſchauungen und Beſtrebungen, wie Schiller es anfangs ſelbſt war. Es lagen viel rohe Elemente in ihr, aber auch Keime des Edelſten und Beſten; ſie geſtattete ihren großen Geiſtern, einen möglichſt weiten und freien Standpunkt einzunehmen. Aber außer dem Charakter der Zeit verdient auch der Charakter des Volksſtammes, dem Schiller angehörte, Beachtung. Scherr ſchildert die Schwaben, die ſeine eigenen Landsleute ſind, als

knorrige, bei der erſten Begegnung und beſonders gegen Fremde zurückhaltende und verſtockte, mitunter ganz viereckig ſich anſtellende, aber ſtrebſame, ausdauernde, tief innerliche, auf das Ernſte und Tüchtige gerichtete Menſchen. Reich ausgeſtattet mit Phantaſie und Abſtractionskraft, ſehr oft von einer ſtarken Ader Humors durchzogen, zum Nachdenken wie zum Lebensgenuß geneigt, beim grüblerisch bis zur Hypochondrie, morgen luſtig bis zum Exceß, gemüthliche „Kneipbrüder“ und finſtere „Stündler“, nicht ſelten dem kühnſten Idealismus zugewandt und doch auch wieder bedächtig zaudernd, hochfliegende Entwürfe mit unerbittlicher Kritik zerſetzend — ſo ſind die Schwaben.

Niemand wird verlangen, daß wir der Darſtellung Scherr's Blatt für Blatt oder auch nur Kapitel für Kapitel folgen ſollten, da die Thatſachen, wie gut ſie auch vom Verfaſſer zuſammengeſtellt und beleuchtet ſein mögen, doch immer nur bekannte ſind, wir beſchränken uns auf die Anführung einiger uns intereſſant erſcheinenden, zum Theil auch zu einer Gegenbemerkung auffordernden Bemerkungen. Der Verfaſſer iſt unter anderm der gewöhnlichen und verzeihlichen, aber doch ziemlich äußerlichen Anſicht, „wie ſehr Goethe ſeinem großen Freunde und Mitſtrebenden gegenüber ein Glücklicher genannt werden müſſe“. Allerdings hat ſich Schiller in Bezug auf ſeine äußere Lage unvergleichlich mehr quälen müſſen als Goethe. Er mußte ſeinem Regenten, der überdies in gewiſſem Grade ſein Gönner und Wohlthäter war, aber die Unbeſonnenheit beging ſich mit dem Genie in einen ungleichen Kampf einzulaſſen, die Unterthanentreue brechen, heimatsflüchtig werden, in faſt anonym zu nennenden Ortſchaften ein Verſteck ſuchen (obſchon bereits herzoglich weimariſcher Rath!), ſich falſche

Namen und Titel beilegen u. ſ. w., und wenn wir dieſen Heimatsloſen feiern, ſo feiern wir, und die Behörden mit uns, im Grunde auch gewiſſe Inſubordinationsfehler mit, dadurch feierlichſt und officiell anerkennend, daß dem Genie eben mehr erlaubt ſei als einem wandernden Handwerksburſchen. Staatsminiſter Beuſt hat unſerer Zeit den Vorwurf der „Heimatsloſigkeit" gemacht, und wir freuen uns, dieſen Vorwurf gerade aus ſolchem Munde zu vernehmen, da wir mit Recht annehmen dürfen, daß wenn Männer von ſeiner Stellung dieſe nur zu bittere Wahrheit begreifen, in nächſter Zeit auch alles geſchehen wird, um dieſer deutſchen Heimatloſigkeit gründlich und für immer ein Ende zu machen. Man hat gegen dieſen Vorwurf allerdings mit einigem Schein von Recht geltend gemacht, daß derſelbe frühere Zeiten mit mehr Recht treffe als die unſerige, und hat dabei gerade vorzugsweiſe auf das längere Zeit heimatloſe Leben Schiller's hingewieſen. Der Zuſtand des damals noch nicht ſo wie heute polizeilich regulirten Deutſchland war aber zu Schiller's Zeit ſo beſonderer Art, daß in den einzelnen Staaten zwar die despotiſchſte Willkür, im allgemeinen aber wol mehr Freizügigkeit herrſchte als jetzt. Heutzutage würde ein Schriftſteller, der ein Stück wie die „Räuber" geſchrieben hätte und unter Umſtänden wie Schiller flüchtig geworden wäre, innerhalb der deutſchen Bundesſtaaten wegen mangelnden Heimatſcheins nirgends, auch nicht im entfernteſten Dorfe, auf ein nur vierwöchentliches Aſyl rechnen dürfen, er müßte, und wenn er dreimal ein Schiller wäre, nach der Schweiz oder nach Belgien oder nach Nordamerika auswandern, oder ſich unter die Zuaven anwerben laſſen, um bei Gelegenheit wieder mit dieſen über den Rhein zurückzukehren. Schiller dagegen, dieſer heimatflüchtige „Dr. Ritter", durfte im Lande bleiben und ſich redlich von ſeinen Talenten nähren; ja er ſtieg vom weimariſchen Rath zum meiningenſchen Hofrath, zum Profeſſor, zum Reichsgeadelten und Hoffähigen, der ein adeliches Fräulein zum Weibe nahm, während ſich der Miniſter Goethe mit einem ſehr ſchlichten bürgerlichen Mädchen begnügte und dafür von ſeiten der zurückgeſetzten und gereizten weimariſchen Hofdamen Schande und Spott, wenigſtens allerlei Klatſch und böswilliges Geſchwätz auf ſich nehmen mußte.

Allerdings hat Schiller die triviale Anſicht, daß Goethe er Glücklichere war, mit veranlaßt oder zu ihrer weitern Verbreitung beigetragen, indem er einmal an ſeinen Freund Körner ſchreibt: „Wie leicht ward ſein Genie vom Schickal getragen und wie muß ich bis auf dieſe Minute och kämpfen" — ein Ausſpruch, welcher ſelbſt Scherr zu er Bemerkung veranlaßt: „Schmerzliche Worte, ſchmerzch auch inſofern, als ſie verrathen, daß ſelbſt der Idealismus eines Schiller in Momenten der Schwäche unter em Drucke der Wirklichkeit ſich gebeugt hat." Aber war Goethe darum, weil er nicht wie Schiller durch die Schule er Noth gegangen war, oder darum, weil er einen Miniſterpoſten bekleidete, wirklich glücklicher als Schiller? Das äre eine ſehr materialiſtiſche Anſicht. Geſtand meines rinnerns Goethe doch ſelbſt, daß er keine Stunde ganz ungetrübter Freude genoſſen habe. Selbſt daraus, daß Goethe's poetiſches Genie von Haus aus ein freigebigeres war und daß ihm ſeine Schöpfungen (mit einigen Ausnahmen) meiſt nicht ſo viele Mühe koſteten, als Schiller an die ſeinigen wenden mußte, können wir kein größeres Glück für Goethe ableiten; denn gerade dieſe Leichtigkeit des Empfangens, Wiedergebens und Schaffens verführte ihn auch zu vielen leichten und ſelbſt leichtfertigen Arbeiten von flüchtigſter Pinſelführung, die ihn ſelbſt auf die Länge nicht befriedigen konnten und auch in dem eifrigſten Goethe-Verehrer neben dem geſteigerten Gefühl der Bewunderung für die Vielgeſtaltigkeit ſeines Genie das Bedauern erwecken, daß er mit ſeinem wunderbaren Genie nicht haushälteriſch genug umgegangen ſei. Zu derſelben Zeit, wo die Productionskraft der Goethe'ſchen Muſe auszuſetzen anfing, trat Schiller, nun in ſeiner Vollreife und von dem begeiſterten Beifall des beſten Theils der deutſchen Nation gehoben, nur mit großen mächtigen Compoſitionen auf, für die er ſeine Kräfte aufzuſparen gewußt hatte, und es geht aus ſeinen Briefen hervor, daß er ſich wenigſtens, während er mit der Idee und den Vorarbeiten dazu beſchäftigt war, wie während der Ausführung ſelbſt vollkommen glücklich fühlte. Was aber die Unzufriedenheit betrifft, welche nach der Behauptung des geiſtreichen Medicinalraths A. Clemens einen Grundzug ſeines Charakters bildete, ſo gibt es eben Naturen, zu deren wirklichem Wohlſein dieſe Unzufriedenheit gehört, weil ſie aus dem ſtolzen Gefühl ihrer Ueberlegenheit über die andern Menſchen entſpringt und das Mißbehagen an der wirklichen Welt den Aufenthalt in der ſelbſt erſchaffenen idealen nur um ſo behaglicher macht.

Bei der Lectüre des Scherr'ſchen Buchs fielen mir gewiſſe wunderbare Verflechtungen in Schiller's Leben auf, in denen immer Goethe eine Rolle ſpielt. Bekanntlich beſuchte der Herzog von Weimar einmal die Militärakademie, und ihm zur Seite wohnte auch Goethe, der bereits Deutſchland mit dem Schall ſeines Namens erfüllt hatte, einer Preisvertheilung bei, bei welcher auch der damals zwanzigjährige Schiller einige Prämien erhielt. Zu der Zeit ahnten beide freilich noch nicht, daß es ihnen beſtimmt war, im Gebiete der Literatur Rivalen und im Leben Freunde zu werden, aber auf Schiller mag die ſtolze Erſcheinung Goethe's zur Seite ſeines herzoglichen Freundes, der dann auch ſpäter Schiller's Freund und Gönner werden ſollte, einen aufregenden Eindruck hervorgebracht haben, und vielleicht hat ſich ſchon damals dunkel die Vorſtellung von dem hohen Berufe des Dichters, „mit dem König zu gehen", in ihm geregt. Indeß wer kann berechnen, welchen Eindruck die Erſcheinung des berühmten Dichters zur Seite des Herzogs, wie früher der Beſuch des Kaiſers Joſeph, in der Bruſt des genialen hochſtrebenden Jünglings hervorgerufen haben mag, und wer die Reihe von Vorſtellungen verfolgen, welche ſich an dieſen Eindruck knüpften? Ferner: Goethe hat in Leipzig auch die Familie des Kupferſtechers Stock und ſeine beiden Töchter Minna und Dora kennen gelernt, und ihrer in ſeinen autobiographiſchen Mittheilungen aufs

freundlichſte gedacht. Minna Stock wurde ſpäter die Braut und Gattin deſſelben Körner, der berufen war, ſpäter ſo mächtig und wohlthätig in die Geſchicke und die Bildung Schiller's einzugreifen und in deſſen Familienkreiſe der Dichter eine Reihe ſchöner Tage verlebte, die er zu den glücklichſten ſeines Lebens rechnen durfte. Und ſo wurde Körner durch Schiller auch Goethe's Freund. Ferner: Goethe war durch die Vermittelung Charlotte von Stein's ſchon in früher Zeit zu der Familie Lengefeld in freundliche Beziehungen getreten und hatte ſie unter anderm bei ihrer Schweizerreiſe 1783 warm an Lavater empfohlen. Im Lengefeld'ſchen Hauſe fand auch die erſte Begegnung Schiller's mit Goethe ſtatt, die freilich wie bekannt zuvörderſt keine Annäherung, ſondern eher Entfremdung zur Folge hatte, aber doch die ſpätern innigen Beziehungen vorbereitete. Zu beachten iſt endlich, daß die beiden Fräulein von Lengefeld aufs innigſte mit Karoline von Dacheröden, der ſpätern Gattin Wilhelm von Humboldt's befreundet waren und zunächſt die Bekanntſchaft zwiſchen Schiller und Humboldt vermittelten. Man erkennt aus dem allen, daß das Glück unſerm Schiller doch keineswegs ſo abhold war, als man wol annimmt, ſondern ihn zur gelegenſten Zeit in den Mittelpunkt der intereſſanteſten und für ihn wichtig gewordenen perſönlichen Verhältniſſe verſetzte. Zugleich zeigt ſich an dieſen Verflechtungen das Wehen und Weben eines wunderbaren Geiſtes der Gemeinſamkeit, der damals die Hochgebildeten durchdrang und zuſammenführte, die geiſtig und künſtleriſch Schaffenden fördernd und befruchtend in den Kreis Gleichfühlender bannte und ſie zu Apoſteln einer geſchloſſenen Gemeinde machte, von denen dann ſich wieder weitere Kreiſe bildeten.

Scherr ſcheint die Verſicherung Peterſen's, daß Schiller auf der Akademie keine Zeitungen geleſen habe — übrigens mit Recht hinzufügend, daß dieſe „auch danach waren" —, in Zweifel ziehen zu wollen, aber auch ſpäter war Schiller kein Freund der Zeitungsleſerei, wie aus einem Briefe Körner's an Schiller vom Jahre 1786 hervorgeht, in welchem der erſtere dieſem auch einige politiſche Neuigkeiten mittheilt, weil Schiller keine Zeitungen läſe, und ein andermal ſchreibt er an ihn: „Du willſt Politica von mir wiſſen, das iſt ein neuer Zug von dir." Bekannt iſt Schiller's Ausſpruch vom Jahre 1793: „Ich kann ſeit 14 Tagen keine Zeitungen mehr leſen, ſo ekeln dieſe elenden Schinderknechte (die franzöſiſchen Terroriſten) mich an." Dagegen gibt Scherr zu, daß Schiller während einiger Zeit einen hervortretenden Hang zur Mediſance gezeigt, der ſich jedoch glücklicherweiſe, nachdem ſich ſein Charakter immer mehr gereinigt und ſein Schickſal eine günſtigere Geſtalt gewonnen hatte, immer mehr aus ſeinem Weſen verlor. Gegen Titel ſcheint Schiller, wenn man aufrichtig ſein will, nicht unempfindlich geweſen zu ſein; doch entſprang dieſe Liebhaberei ſicherlich aus der nur zu richtigen Ueberzeugung, daß ein titelloſer Schriftſteller in Deutſchland bei dem größten Ruhme, den er in der literariſchen Welt genießen mag, doch in der bürgerlichen wenig oder nichts gilt, und wir müſſen leider ſagen, daß, obſchon das frankfurter Nationalparlament unter Angabe ſo und ſo vieler Gründe die Abſchaffung aller nicht zum Berufe gehörigen Titel decretirte, dieſes Unweſen ſeitdem nur noch geſtiegen iſt, ſodaß man wol annehmen darf, dieſes Uebel ſei unausrottbar in Deutſchland. Der Verfaſſer einer noch näher zu erwähnenden Schrift: „Schiller und Goethe", J. G. Rönneſahrt, macht gelegentlich die leider nur zu richtige Bemerkung:

> Der geprieſenſte Dichter iſt und bleibt dem Deutſchen ein armer Literat, wenn er eben weiter nichts iſt als ein Dichter, wenn nicht ein Amt ihn ernährt, oder wenn er nicht eigenen Reichthum beſitzt, oder wenn er nicht mit ſeiner Dichtergabe ſich perſönlich dienſtbar und liebes Kind zu machen ſich willig zeigt —

oder, hätte er hinzufügen können, wenn er nicht einen in die Augen fallenden Titel beſitzt. Der meiningenſche Hofrathstitel iſt für Schiller ſicherlich von manchem Vortheil geweſen, obſchon es uns Nachlebenden jetzt faſt lächerlich erſcheint, wenn wir in Recenſionen der damaligen Zeit von einem Herrn Hofrath Schiller als dem Verfaſſer des „Don Carlos" u. ſ. w. leſen. Scherr findet in der Ertheilung des erſten Titels, des Titels eines weimariſchen Raths, welchen Schiller erhielt, und zwar nach der Vorleſung des erſten Acts des „Don Carlos" am darmſtädter Hofe, eine Art Ironie. „Wie doch das Leben wunderlich mit den Menſchen ſpielt!" ruft er aus; „ein Gedicht, welches den idealen Sieg des rein Menſchlichen über die Convenienz feiert, trug ſeinem Verfaſſer einen rein conventionellen Titel ein", doch fügt er aus hinzu: „Aber es war doch etwas und in Schiller's Tage gar nichts ſo Unbedeutendes..... Unſer Dichter war jetzt immerhin nicht mehr der entwichene Regimentsmedicus, ſondern der herzoglich weimariſche Rath Schiller." Nun, Titel koſten den Verleihern nichts, bringen unter Umſtänden ihnen und dem Staate ſogar etwas ein; im übrigen iſt es, wie Scherr bemerkt, „von jeher deutſche Art geweſen, bei Männern von Genius und Charakter ſelbſtverſtändlich ein doppeltes Maß von Geduld, Muth und Ausdauer vorauszuſetzen und ſie für ihre Leiden und Entbehrungen auf den Nachruhm zu verweiſen". Das iſt freilich eine ſpottwohlfeile transſcendentale Abfütterung, mit der ſich auch in chriſtlichen Staaten die wahren chriſtlichen Tugenden: Redlichkeit, Rechtſchaffenheit, Nächſtenliebe, Beſcheidenheit, Demuth u. ſ. w. begnügen müſſen, weshalb ſie auch, trotz aller noch ſo verlockenden Anmahnungen in Predigten, Schulbüchern und Kinderſchriften, leider ſelten genug anzutreffen ſind.

Trotz des von Scherr überall kund gegebenen ſchönen Enthuſiasmus für Schiller's Schöpfungen hat er doch ſeinen Grundſatz, der Kunſtrichter habe das Recht und die Pflicht, die Mängel an Werken der Dichtung aufzudecken, ſich nicht allzu ſehr verkümmern laſſen. Auf Einzelheiten können wir hier nicht viel eingehen. An der „Maria Stuart" tadelt er es z. B., daß das hier Menſchliche und Leidenſchaftliche in der That in dieſem Trauerſpiel das Hiſtoriſche weit, zu weit überwiege; ferner aber weiterhin verſichert: „Das Gedicht gehört zu den furchtbarſten Streichen, die jemals gegen Rom geführt

wurden", so ist dies eine Behauptung, die manchem in hohem Grade räthselhaft erscheinen möchte. Wir selbst gestehen aufrichtig, daß wir in dieser Hinsicht bisher mit Blindheit geschlagen waren. Auch der Versuch Scherr's, Max und Thekla historisch gerechtfertigt erscheinen zu lassen und ihre Empfindungsweise als derjenigen, welche in der That während des Dreißigjährigen Kriegs bei Liebenden obgewaltet haben könnte, entsprechend darzustellen, erscheint uns vollkommen misrathen. Bei der Beurtheilung der „Braut von Messina" hätte doch auf die Besonderheit hingewiesen werden können, wie es kam, daß die Tragödiendichter des vorigen Jahrhunderts, z. B. Leisewitz, Klinger u. s. w. Bruderzwist und Brudermord so häufig in Anwendung brachten. Eteokles und Polynikes waren doch ganz andere Leute als Don Cäsar und Don Manuel. Der Brudermord, wenn er wegen einer Geliebten geschieht, hat auf der Bühne immer etwas Scheußliches und gehört mehr in die Criminalistik als in eine Tragödie. Die Sache wird dadurch, daß Beatrice die Schwester der beiden um sie buhlenden Brüder ist, um nichts besser, und es gehörte das gewaltige Genie Schiller's, der Schwung seiner Sprache, die Schwere seiner Gedanken, ja sagen wir auch eine gewisse glänzende Sophistik dazu, um trotzdem die Tragödie mit einem feierlichen Eindruck zum Abschluß zu bringen. Auf Anlaß der „Anthologie" bemerkt Scherr:

Im ganzen stoßen wir hier doch auf ausreichende Beweise, daß in Schiller's Seele die rein lyrische Seite fehlte. Es ist eigen, daß der Dichter, welcher in seinen Dramen den vollen lyrischen Brustton so oft, vielleicht nur zu oft gefunden hat, kein eigentliches Lied hervorbrachte. Freilich, die Erklärung ist leicht: Schiller's Dichtung ist wesentlich Gedankenpoesie. Der Gedanke vermittelt bei ihm stets den Ausdruck der Empfindung" u. s. w.

Natürlich fehlte es Schiller nicht an Gefühl, er wäre sonst überhaupt kein Dichter, aber es war ein mehr energisches, titanisch stürmisches, früher Bilder auf Bilder und Gleichnisse auf Gleichnisse häufendes, später stark mit Reflexion vermischtes, als ein naives, zartes, gemüthlich weiches und inniges Gefühl, wie es auch in den bessern Erzeugnissen der deutschen Volkspoesie waltet. Nur wo ihn die wehmüthige Sehnsucht nach irgendeinem hier auf Erden nicht anzutreffenden Zustande der sittlich-ästhetischen Vollkommenheit heimsucht, da trifft auch Schiller, den überhaupt das Familienleben allmählich weicher stimmte, den ahnungsvollen, mehr an- als ausklingenden Ton der eigentlichen deutschen Lyrik. Es ist richtig, daß Schiller als scharfsinniger Zergliederer menschlicher Leidenschaften sich auch als Lyriker mehr *über* das Gefühl, als dieses unmittelbar selbst aussprach.

Wenn wir uns recht erinnern, so hat Schiller einmal den Charakter seines Freundes Körner als eine Mischung von Wärme und Kälte bezeichnet. Diese Bezeichnung paßt auch auf Schiller selbst, nur nach beiden Seiten hin in höherer Potenz. In seinen Dramen wird man nicht selten plötzlich vom höchsten Hitz- bis zum Gefrierpunkt hinabgeschleudert, und auf geweihte Stellen, die der Dichter oder Seher geschrieben hat, folgen oft solche, die der blos combinirende Verstand ausgeklügelt, an welchen bald der Sophist, der auch für die Ausbrüche fehlerhafter Leidenschaften Entschuldigungsgründe aufzufinden weiß, bald der kluge realistische Staatsmann mitgearbeitet hat. In der That besaß Schiller viele Eigenschaften, die ihn in Stand gesetzt haben würden, auch als Staatsmann groß zu werden, und eine gegen Streicher bei seinem Abschiede von diesem hingeworfene Aeußerung Schiller's scheint darauf hinzudeuten, daß ihm wirklich einmal so etwas als möglich vorschwebte. Gottschall hat mit besonderm Nachdruck die hervortretende Neigung Schiller's zu Antithesen, wenigstens in seinen Dramen, hervorgehoben; nun ist aber die Antithese niemals das Erzeugniß der Inspiration, sondern immer nur des Scharfsinns und des Verstandes. An solchen antithetischen Kunststücken der Rede ist der „Don Carlos" besonders reich, weniger Wallenstein, wieder mehr „Maria Stuart" und die „Braut von Messina", am wenigsten „Wilhelm Tell", der, mit dem Torso des „Demetrius" eine ganz neue Richtung bezeichnet, in welcher dem Dichter leider der unerbittliche Tod für immer halt gebot. Schiller, zu dessen vorzüglichsten Eigenschaften die Unerschrockenheit gehörte, womit er sich selbst prüfte und nach gewonnener Selbsterkenntniß seine Fehler abzulegen suchte, spricht sich selbst einmal darüber aus, daß er auf einem Wege der Unnatur und Künstelei begriffen gewesen, und daß er entschlossen sei, diesen Weg aufzugeben. So streng nahm sich Schiller selbst in die Beichte. Unbedingte, selbst seine Fehler beschönigende Lobredner, wie er sie jetzt so häufig findet, würde er einfach bemitleidet haben.

Zu diesen unbedingten Lobrednern Schiller's gehört Scherr nicht, obschon zu seinen Verehrern; auch gehört er nicht zu denen, welche absichtlich andere Größen verkleinern, um Schiller auf ihre Kosten riesenhaft wachsen zu machen. Mit Schiller theilt auch Goethe die Bewunderung des Verfassers, Lessing wird mit Ehrfurcht, Klopstock und Voß, selbst Gellert werden mit schuldigem Respect besprochen, und manche dieser literarischen Charakteristiken, wie auch die von Fichte, Jean Paul u. s. w. bilden sogar eine Zierde des Buchs. Ueber die jetzt eingerissene etwas armselige Gewohnheit, Herder deshalb abzukanzeln, weil er, in einer ganz andern Richtung sich bewegend, mit den Theater- und Xenienbichtern Goethe und Schiller zerfiel, woran er schwerlich allein schuld war, kann sich auch Scherr im wesentlichen nicht erheben. Ohne Zweifel wird auch dem jetzt so verkannten Herder früher oder später einmal ein Rächer erstehen. „Vater Gleim" wird gleichfalls, wie jetzt gebräuchlich, fast nur in spöttischer Weise erwähnt, obschon auch er, wie dies selbst Goethe anerkannte, namentlich durch seine Kriegslieder eine bedeutsame literarische Stellung einnahm und sein Leben durch eine Reihe rühmlicher Handlungen bezeichnete, die seine mittelmäßigen Gedichte mehr als aufwiegen. Wenn man ein fast ausschließlich dem Wohlthun und der Unterstützung talentvoller Jünglinge geweihtes Leben in unserer Zeit nicht mehr wie es verdient anzuerkennen vermag, so ist das schlimm für unsere Zeit. Dem Angriff auf Gleim

in den „Xenien" stehen übrigens die löblichen Worte gegenüber, welche Schiller selbst in einem Schreiben an Körner, nachdem er Gleim bei dessen Besuche in Weimar persönlich kennen gelernt, dem liebenswürdig anspruchslosen Charakter des Sängers der Grenadierlieder und seinem Wohlthätigkeitstriebe widmete. Auch gegen die romantische Schule ist Scherr vielfach ungerecht, obschon er, billiger als andere, doch dies und das an ihr anerkennt. Wir verkennen nicht die Ausartungen der Romantik und haben sie nie verkannt; dennoch glauben wir behaupten zu dürfen, daß sie dem deutschen Volke mehr im Blute liegt als aller Hellenismus. Wie sehr nicht dieser, sondern die Romantik uns angeboren ist, beweist unter andern Goethe, der in Rom, unter allen idealen Gebilden der Alten Welt, die fratzenhafte Hexenküchenscene im „Faust" dichtete; beweist Schwanthaler, der zwar zum Theil im antik-idealen Stile bildete, aber — das Trautmann'sche Buch über ihn weist es nach — im Grunde des Herzens ein nur in den Reminiscenzen und Traditionen des Mittelalters sich wohl befindender Romantiker war; beweist die deutsche Malerkunst; beweist endlich die deutsche Musik der Vergangenheit, der Gegenwart und sogar vor allem „der Zukunft". Wenn es gelingt, diesen romantischen Zug in uns gänzlich zu vernichten, so wird man auch das deutsche Gemüthsleben bis zur Wurzel zerstört haben. Diese Romantik steht zu der Philisterei, zu welcher der Deutsche ebenfalls neigt, in einem heilsamen Gegensatz, sie bildet die edlere Seite dieser Spießbürgerei, die mit all ihren engherzigen Anschauungen und ihren nur auf das gemeine Bedürfniß gerichteten Zwecken allein das Feld behaupten würde, sobald es gelingen sollte, sie ihrer romantischen Gemüthsseite vollkommen zu entkleiden. Stricte Anhänger des trockenen modernen Realismus haben von ihrem Standpunkte das vollkommene Recht, gegen den Idealismus und die Romantik zugleich Fronte zu machen, aber Anhänger des sogenannten Idealismus sollten wissen, daß dieser Idealismus, wie er sich wenigstens in Deutschland ausgebildet hat, mit der Romantik viel näher verwandt ist als man glaubt, daß er gewissermaßen selbst eine Ausgärung derselben ist und daß er mit allen seinen schönen Illusionen und poetischen Gestaltungen der Romantik ins Grab nachsinken wird, um dem illusionslosen, jeder romantischen Träumerei und idealen Schwärmerei baren modernen Realismus, der nur nach Nützlichkeitszwecken fragt, und zuletzt vielleicht dem rohen cynischen Materialismus das Feld zu räumen.

Eine Lücke glauben wir in allen bisherigen Biographien Schiller's wahrgenommen zu haben; wir vermissen nämlich in allen einen genauern Nachweis, wie sich Schiller's Muse aus ihren rohen und vielfach cynischen und schmuzigen Anfängen stufenweise zu immer reinerer und höherer Bildung geläutert hat. Dieser Proceß ist gerade der interessanteste und bewundernswertheste in Schiller's Leben, und es scheint uns so, als ob er bisher nicht die erschöpfende und eingehende Behandlung gefunden habe, die er zu finden verdient. Hierzu gehört freilich zuvörderst das unumwundene Eingeständniß, daß Schiller in seiner Jugend in einem Grade zum Cynismus neigte, wie überhaupt nur wenige Dichter; die Gedichte der „Anthologie" und einzelne Scenen und Ausbrüche in den „Räubern" und „Kabale und Liebe", namentlich in den ältern Ausgaben beweisen es. Der so merkwürdige Läuterungsproceß Schiller's begann zwar schon vor seiner Bekanntschaft mit Körner, aber dieser hatte doch einen sehr wesentlichen Antheil daran. Noch in Dresden fand Schiller großen Geschmack an Blumauer, dessen „Ode an den Nachtstuhl" bei einem Finanzrath über Tische (!) vorgelesen und von Schiller, dem spätern Idealisten, „ganz charmant" gefunden wurde. Schiller hatte in seiner frühern Periode in der That eine ziemlich stark hervortretende Anlage zum Humor, der zuweilen bei ihm sogar etwas grobe Züge annahm und sich vielleicht nirgends so urkräftig finden mag, als in den nicht für den Druck bestimmten komischen Scenen, die nur als Manuscript in der Autographensammlung der Herren Künzel zu Heilbronn vorhanden sind und deren Nichtveröffentlichung, wie wir schon früher mittheilten, bei dem Verkauf wegen der darin sich findenden geradezu anstößigen Scenen ausbedungen wurde. Dieser Humor zeigt sich, in veredelter und verfeinerter Weise, zum letzten mal in „Wallenstein's Lager" und schimmert auch noch durch die vortrefflichen Tafelscenen in den „Piccolomini" durch. In seinen spätern Originaltragödien, wie schon im „Don Carlos", findet sich davon keine Spur mehr. Doch zeigt sich dieser Humor noch in einzelnen Xenien, obschon hier mehr spitzig und polemisch, und in einigen wenigen Gedichten, besonders aber in seinen Bearbeitungen der Gozzi'schen „Turandot" und der beiden französischen Lustspiele. Im geselligen Verkehr blieb er immer ein Freund mäßigen Scherzes, und Napoleon's Charakter war ihm namentlich deshalb zuwider, weil man ja, wie er äußerte, von diesem Manne keine einzige heitere Aeußerung vernehme, und es scheint allerdings richtig zu sein, daß ein Mensch, der sich dem Scherze gänzlich unzugänglich zeigt, eben nur ein Halbmensch ist. Wenn dennoch Schiller von seinen spätern Tragödien jede humoristische und komische Nuance gänzlich fern hielt und sogar die charakteristischen Späße des Wächters im „Macbeth" durch ein paar feierliche Strophen ersetzte, so scheint dies weniger aus seiner eigensten Natur, als aus einer durch die Einwirkung des Hellenismus entstandenen, vielleicht etwas eigensinnigen Theorie hervorgegangen zu sein. Wir zweifeln kaum, daß sich derjenige ein Verdienst erwerben würde, der einmal diese von allen Biographen höchlichst vernachlässigte Seite Schiller's darstellen und sein Verhältniß zum Humor und zur Komik einer Specialuntersuchung unterwerfen wollte, wobei natürlich auch das, was er in seinen ästhetischen Schriften und Briefen über das Komische bemerkt, angezogen werden müßte.

Auch würde in einer solchen Darstellung der große Einfluß, den Bürger's Dichtweise auf die Jugendpoesie Schiller's ausübte, eingehender zur Sprache gebracht werden müssen. Dieser Einfluß war allerdings auf der einen Seite für Schiller nachtheilig, auf der andern aber auch sehr fördernd. Bürger's „Nachtfeier der

Venus" z. B. — von der jüngst noch Schneemann in den „Heidelberger Jahrbüchern" behauptete, daß er kein Gedicht in deutscher Sprache kenne, in welchem antiker Stoff und moderne Form in so harmonischer Vollendung verschmolzen seien, und daß er auch Bürger, wenn nichts weiter gedichtet, unsterblich zu sein verdiene — war für Schiller vielleicht die erste Anleitung zu der Meisterschaft, womit er später antike Stoffe in moderne Formen kleidete und mit modernen Ideen durchdrang. Warum will man den Einfluß, den der verkannte, von Schiller selbst nicht sehr glimpflich behandelte Bürger auf den erstern gehabt hat, nicht so hervorheben wie er hervorgehoben zu werden verdient? Aber in unserer, obschon mit Volksanliegenheiten kokettirenden Zeit nehmen unsere vornehmen gelehrten Literaturgeschichtschreiber vielleicht gerade daran Anstoß, daß Bürger seinen Stolz dareinsetzte, ein Volksdichter zu sein, und daß er dieses Ziel auch erreichte; denn wir hegen wirklich die Ueberzeugung, daß seine „Lenore", sein „Schnurre, Rädchen, schnurre" und andere seiner Balladen und Lieder in Kreise gedrungen sind (z. B. in die Spinnstuben, die doch von älterm Ursprung und für das deutsche Volksthum charakteristischer sind als alle ästhetischen Theekränzchen und Reunionen), wo noch nie ein Goethe'scher, oder Schiller'scher, oder Klopstock'scher Vers erscholl, und wir wissen auch nicht, ob in dieser vornehmen Geringschätzung alles Volksthümlichen ein besonderer Vorzug unserer Zeit zu suchen sei; denn sie bezeichnet nur zu deutlich die Kluft, die sich allmählich zwischen der höhern Bildung und dem Volksthum aufgethan hat. Wir müssen es ungescheut aussprechen, daß auch die Schiller-Feier, deren nationale Bedeutung wir ja oben anerkannt haben, nur von den Cirkeln der höhern Bildung ausgegangen ist; denn wir erinnern uns nicht, gehört und gelesen zu haben, daß die dörfliche Bevölkerung irgendwo sich daran betheiligt habe; was sich aber die untern Schichten in den Städten dabei gedacht haben mögen, das wollen wir hier nicht weiter untersuchen.

Hermann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Zehnter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1859. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Seit nun beinahe einem Menschenalter leistet das „Historische Taschenbuch" der Geschichtswissenschaft und deren Verbreitung in den Kreisen der wissenschaftlichen Jugend*) und des gereiftern Alters seine ebenso trefflichen als längst anerkannten Dienste; sowol die Biographie als die Staats- und Culturgeschichte sind ihm zu Dank verpflichtet. Gründliche Forscher und gewandte Federn sind ununterbrochen bei dem Werke thätig gewesen, und es hat immer neue und frische Kräfte zu gewinnen gewußt, wenn frühere den Dienst versagten oder sonst behindert waren. Und gewiß ist: das „Historische Taschenbuch" ist eine Fundgrube für alle geworden, die in und aus der Geschichte lernen wollen. Und wir selbst stehen keinen Augenblick an zu bekennen — die Dankbarkeit steht doch wol unter keinem Verhältnisse übel an —, daß wir sowol bei unsern eigenen historischen Studien als im Berufe den Monographien des „Historischen Taschenbuch" gar manches verdanken, was Früchte getragen hat. Auch der neueste Jahrgang reiht sich seinen Vorgängängern aufs würdigste an, wofür zuvörderst die allgemeine Inhaltsangabe als Beweis dienen möge. Die sechs darin enthaltenen Monographien sind folgende:

1. Don Carlos von Spanien. Von Adolf Helfferich.
2. Christoph Kaufmann, der Kraftapostel der Geniezeit. Von Heinrich Düntzer.
3. Zur neuern Geschichte Roms. 1848—50. Von Friedrich von Raumer.
4. Ueber den künstlerischen Bildungsgang Rafael's und seine vornehmsten Werke. Von Gustav Friedrich Waagen.
5. Die Entwickelung des Staatswesens in Deutschland, England und Frankreich. Von Karl Biedermann.
6. Das vierte Stadium oder das jüngste Jahrhundert und die Zukunft der orientalischen Frage. Von Johann Wilhelm Zinkeisen.

Schiller hat mit mehreren seiner schönsten Dramen Unglück gehabt, wenn man ihre Helden von dem heutigen Standpunkte der Geschichtsforschung aus betrachtet: den Wilhelm Tell hat die historische Kritik entweder ganz beiseite geschafft oder wenigstens jeder Heldenrolle entkleidet; Wallenstein ist zum wirklichen Verräther geworden, das Haupt der Maria Stuart trägt keine Märtyrerkrone mehr und Don Carlos gehört nicht mehr in die heiligen Hallen wahrhaft tragischer Charaktere. Und steht etwa die Jungfrau von Orleans so ganz sicher auf ihrem Kothurn? Hat nicht schon mehr als einmal dieselbe Kritik an demselben gerüttelt? Doch wenden wir uns jetzt zur vorliegenden Monographie Helfferich's über Don Carlos.

„Es geht ein böser Geist durch unser Haus", darf man, wenn von irgendeinem Fürstenhause des 16. Jahrhunderts, so namentlich von den spanischen Habsburgern sagen: denn der düstere Fanatismus des arabischen Wesens, gepaart mit den Folgen der Gemüthskrankheit Johanna's, der Mutter Karl's V., genährt von Grundsätzen, wie sie der Inquisition zum Grunde lagen und aufgestachelt von der religiösen und politischen Opposition, welche allenthalben in den Völkern romanischen und germanischen Stammes an den Grundfesten des Bestehenden rüttelte, machen Naturen, Verhältnisse und Katastrophen erklärlich, wie die Geschichte sie uns in und durch Philipp II. und Don Carlos vor die Augen führt. Der Sohn war eine mißrathene, aber von Ehrgeiz gepeinigte Natur, der Vater nicht im geringsten geeignet oder nur gewillt, den krankhaften Sohn irgendwie zu heilen; Don Carlos ging unter theils an den Folgen seines psychischen und physischen Gebarens, theils an der moralischen Folter, die der herzlose Vater über ihn verhängte. Die beabsichtigte Flucht des Sohnes nach den Niederlanden brachte die Katastrophe zum Ausbruch. Der Sohn ward in strengen Gewahrsam genommen. Während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft, die sechs Monate dauerte, hatte ihn der Vater nicht ein einziges mal besucht: eines Morgens kam er bis in das Zimmer des Ruy Gomez, von wo aus er seinen Sohn sehen und hören konnte. Das Herannahen des Todes mochte das eisige Gewissen des unnatürlichen Vaters ein wenig gerührt haben, zumal da Don Carlos, der sich in einer durchaus gesammelten Gemüthsbeschaffenheit befand, ihn vor seinem Tode noch einmal zu sehen wünschte. Die beiden Beichtväter, die auf des Prinzen eigenen Wunsch sich seines Seelenheils annahmen, riethen indeß dem Könige davon ab, um die ruhige und gesammelte Seelenverfassung des Sterbenden nicht zu stören. Er ließ sich gleichwol nicht abhalten, zu dem Bette des Kranken, als dieser eingeschlafen war, zu schleichen und segnend über ihn die Hand auszubreiten. Keinem Mitgliede der königlichen Familie wurde gestattet, den Fuß auf die Schwelle des Gefängnisses zu setzen, und voll

*) Wir wissen aus eigener Berufserfahrung, welche Anziehungskraft das „Historische Taschenbuch" für die lernbegierige Jugend besitzt und was für sie aus demselben gewonnen werden kann.

tiefſter Bekümmerniß hörte man den im Sterben Liegenden ſeufzen: er ſehne ſich nach dem Tode. Nachdem er allen ſeinen Feinden vergeben und gehört, es ſei die Vigilie des heiligen Jakob, ließ er ſich von ſeinem Beichtvater die geweihte Kerze in die Hand geben und verſchied: es war der 24. Juli des Jahres 1568. Unter ſeinen Papieren fand ſich durchaus nichts vor, was auch nur den Schein hochverrätheriſcher Plane auf ihn zu werfen vermocht hätte. Aber gewiß iſt, daß der Verdacht, ſeinen Sohn gewaltſam aus dem Leben geſchafft zu haben, nach allem, was über die Haft des Thronfolgers verlautete, ſich gegen Philipp erheben mußte: es iſt dies das wohlverdiente Los, das den kalten und ſchleichenden Tyrannen auf allen ſeinen Schritten und Tritten verfolgte. Was half es, daß jeder Verſtändige ſich ſagen mußte, der Prinz ſei eines natürlichen Todes geſtorben, mochte man die Urſache in einer unheilbaren Unterleibsentzündung oder richtiger in der gänzlichen Zerrüttung ſeiner von Geburt an ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit ſuchen. Zuerſt am Hofe ſelbſt und dann in immer weitern Kreiſen fand der Glaube Eingang, der Leibarzt habe auf Befehl des Königs Gift in ſeine Arzneien gemiſcht. Und ganz unbefangen bemerkt Chyträus — geſtorben als Profeſſor der Theologie zu Roſtock —: „Carolus cum disciplicere sibi crudelitatem, quae in Belgico per Albanum exercebatur ostendisset, jussu patris Philippi custoditus et in custodia exstinctus est.“

Mit der Nachricht vom Tode des Prinzen muß aber auch gleichzeitig das Gerücht von ſeiner Vergiftung nach Italien gelangt ſein. Denn der florentiniſche Geſandte am Hofe zu Madrid hält es für nöthig, jenem Gerüchte mit folgenden Worten entgegenzutreten: „Non voglio restar d'aggiunger questo e quasi firmamente chi et detto principe non è morto da altro veneno che dalli gran disordini che facera, e dalla molta inquietudine del suo animo.“ Derſelbe Geſandte hatte auch kurz nach der Verhaftung des Prinzen nach Hauſe berichtet, er habe bei dem Beichtvater des Königs Erkundigungen eingezogen und im Vertrauen erfahren: ſchon über drei Jahre trage der König ſich mit dem Gedanken, da die ganze Handlungs- und Sinnesweiſe des Prinzen ihn nicht daran zweifeln laſſe, daß er keinen Thronerben habe. Deshalb habe er auch fortwährend gezögert, die Vermählung deſſelben mit der Tochter des Kaiſers in Vollzug zu ſetzen, und außerdem manches unterlaſſen, was er ſonſt gethan haben würde. Viele Thorheiten ertrug er und merkte fortwährend auf, ob der Prinz ſie einzuſtellen Miene mache. Er machte verſchiedene Verſuche, um zu ſehen, ob die Ausſchweifungen, die derſelbe beging, von jugendlicher Leidenſchaft und Herrſchbegierde, oder ob ſie von Mangel an Urtheilskraft herrührten; deshalb überließ er ihm den Vorſitz in den Rathsſitzungen, gab ihm Gewalt, in allerlei Staatsangelegenheiten zu entſcheiden, und ſtellte ihm bedeutende Summen Geldes zur Verfügung. Allein nur zu bald fehlte es nicht an handgreiflichen Belegen, daß der Prinz in den Sitzungen des Geheimen Rathes nur Verwirrung anrichtete und jede Beſchlußnahme unmöglich machte; daß er die Autorität, die ihm an des Königs Statt anvertraut war, zu deſſen Nachtheil misbrauchte, das Geld aber unnöthigerweiſe und unverſtändig vergeudete. Darum ſchien es dem Monarchen angemeſſen, in allen dieſen Dingen ſeine Hand zurückzuziehen. Dadurch ſteigerte ſich die Unzufriedenheit des Prinzen und die Verzweiflung fing an, ſich ſeiner zu bemächtigen. Er griff einige Miniſter wiederholt bei der Ehre an und zeigte die ſchlimmſte Geſinnung gegen ſie, ſodaß der König, um größeres Aergerniß zu vermeiden, ſich zuletzt zu der bekannten Maßregel entſchließen mußte.

Auch jetzt verleugnete Philipp II. weder ſeinen Grundcharakter, noch die Stimmung ſeiner Seele, die in ihm gegen den Sohn thätig war, als dieſer noch lebte. Denn in der ruhigen Stattlichkeit ſeines vornehmen und herzloſen Weſens ſah Philipp von einem offenen Fenſter aus den Leichenzug im Schloßhofe ſich ordnen, und als einige Rangſtreitigkeiten ſich zu erheben drohten, beſtimmte er durch perſönliches Eingreifen die Reihenfolge. So ging der Zug lautlos durch die Straßen von Madrid, wo das gemeine Volk ſeinem Schmerz freien Lauf ließ. Eine Leichenpredigt durfte nicht gehalten werden; vermuthlich befürchtete der König unangenehme Anſpielungen. Selbſt in Rom ſuchte er es durch ſeinen Geſandten zu hintertreiben, daß dem Prinzen eine Todtenfeier gehalten würde. Der Papſt indeſſen dachte klug genug, den Wink nicht zu beachten. Bei Philipp waren ja ſelbſt die Gefühlsäußerungen, die am Grabe geliebter Perſonen in der Bruſt eines jeden natürlich gearteten Menſchen wach werden, die Maske kalter Berechnung. Erſt nachdem der Prinz unſichtbar in der Niſche einer Kloſterkirche ſtand, ward es ſeiner Stiefmutter und ſeiner Tante geſtattet, über ſeinem Sarge zu weinen. Der Vater zog ſich auf einige Zeit in daſſelbe Hieronymitenkloſter zurück, wo der Verſtorbene die Befugniß, ſeinen Vater haſſen zu dürfen — welch eine gräßliche Erſcheinung — oder eine ungeweihte Hoſtie gefordert hatte. Wie weit aber Philipp's Verſtellungskunſt ging — ſie vermag noch heute das Gemüth zu empören —, geht aus einem Briefe an den Herzog von Alba hervor. „Da es Gott gefallen hat, den Prinzen, meinen ſehr geliebten Sohn, zu ſich zu nehmen, ſo können Sie ermeſſen, in welchem Schmerz und in welcher Traurigkeit ich mich befinde. Er ſtarb am 24. Juli auf chriſtliche Weiſe, nachdem er noch drei Tage zuvor die heiligen Sakramente empfangen und Reue und Buße gezeigt hatte, welches alles mir in dieſer Bekümmerniß zu Troſt und Erleichterung gereicht. Denn ich hoffe, daß ihn Gott zu ſich gerufen hat, damit er immerdar bei ihm ſei und daß er mir ſeine Gnade und ſeinen Beiſtand gewähren wird, damit ich den Schmerz mit chriſtlicher Geſinnung und in Geduld ertrage und überſtehe.“ Nach fünf Jahren ließ Philipp die irdiſchen Ueberreſte ſeines unglücklichen Sohnes in eine prächtige Grabkammer des düſtern Escurial — es war das verſteinerte Bild ſeiner Seele — verſetzen und den Grabſtein deſſelben mit der Inſchrift bezeichnen: „Memoriae aeternae: incomparabilis animi magnitudine, beneficientia et amore veritatis.“ Wir können dem Verfaſſer die Anerkennung nicht verſagen, daß ſeine hiſtoriſche Aufgabe unter Anleitung der beſten Hülfsmittel, zu denen namentlich auch Prescott gehört, ſehr lobenswerth gelöſt hat. Was aber Gachard bringen wird nach den Andeutungen, die wir bereits kennen, darauf darf man mit Recht geſpannt ſein. *) Ob es ſich übrigens bewahrheiten wird, was der ſpaniſche Geſchäftsträger Quiroga am Hofe der Niederlande 1842 in einer beſondern Schrift erklärte, daß Philipp vielfach verleumdet worden ſei und vieles in den Archiven der Niederlande vermodere, was den verleumdeten König zu rechtfertigen geeignet ſei, das muß von der Geſchichtſchreibung, ſoweit ſie bisjetzt zu ſehen vermocht hat, gar ſehr bezweifelt werden.

In der zweiten Monographie unſers Taſchenbuchs führt uns Düntzer an den wunderlich verworrenen Sternenhimmel des Sturms und Drangs, der mit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts alle ſich begabt fühlenden Geiſter ergriffen hatte. Der Schweizer Chriſtoph Kaufmann, geboren zu Winterthur 1753, auf kurze Zeit an jenem Himmel als einer der glänzendſten Irrſterne leuchtend und von Lavater als ſein „geweihter Apoſtel“ betrachtet, war ein ganz leerer und flacher, einzig auf lügenhaften Schein geſtellter Abenteurer. Und dennoch täuſchte er überall, ſelbſt viele der bedeutendſten Männer; er fand Eingang an deutſchen Höfen, kurz in allen Kreiſen, von deren Erleuchtung man hätte erwarten ſollen, daß ſie mächtig genug ſei, die trügeriſche Hülle zu durchdringen. Allein gewaltig war das Aeußere ſeiner Erſcheinung, hinreißend das Feuer ſeiner Perſönlichkeit, die Gemüther bewältigend wie Caglioſtro's Wunderbarkeit — wie war da Widerſtand möglich, zumal in einer Zeit, welche von Sehnſucht nach geheimer Weisheit und nach Enthüllung übernatürlicher Kräfte erfüllt war? Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts fing an, die Reize der verborgenen Wahrheit lebhafter als irgendein Zeitalter zu fühlen und griff deshalb faſt mit leidenſchaftlicher Begierde ſelbſt nach der von Blendwerk umgebenen Zauberrute

*) „Anklage gegen Don Carlos“ von Gachard (1858), kündigt der Verfaſſer als den Vorläufer eines größern Werks an.

des geschickten Betrügers. Das Leben Kaufmann's ist ein sehr sprechender Beitrag zu jener Zeiterscheinung: der Verfasser hat sich ein Verdienst durch eine gelungene Charakteristik jenes Abenteurers erworben: denn nicht blos Thatsachen, sondern auch Persönlichkeiten charakterisiren ein Zeitalter.

Indem wir die dritte Abhandlung des Taschenbuchs „Zur neuern Geschichte Roms" mit der kurzen Bemerkung den Lesern empfehlen, daß man Raumer's Schriften nie ohne Belehrung liest, wenden wir uns zur vierten Monographie: „Ueber den künstlerischen Bildungsgang Rafael's und seine vornehmsten Werke", von Waagen. Es konnte dem auf diesem Felde ganz heimischen Verfasser nicht einfallen, in einem so beschränkten Raume dem Kunsthistoriker von Fach Neues bieten zu wollen, aber das Verdienst darf er in Anspruch nehmen, dem Laien einen Ueberblick über die großartigen Leistungen eines Meisters auf dem Gebiete der Kunst gegeben zu haben, dem die Culturgeschichte der Menschheit einen der ersten Ehrenplätze schon längst angewiesen hat. Dem Schönen aber in jedem Kreise der menschlichen Gesellschaft zu seinem Rechte und zu seiner Wirksamkeit zu verhelfen, ist allemal ein Verdienst: denn den mystischen Zusammenhang zwischen dem sinnlich und dem sittlich Schönen, den schon die alten Griechen fühlten, wird uns heutigen Tags niemand mehr bestreiten.

Unsere heutige Geschichtswissenschaft hat sich von der Geschichte der Fürsten unabhängig gemacht, sie fragt jetzt vor allem nach den Völkern, nach ihren staatlichen Entwickelungen, nach ihrer Cultur, ja selbst nach ihrem Gemeinde- und Familienleben: ein Historiker ohne die darauf sich beziehenden Kenntnisse und Darstellungen ist bereits zum Exoteriker seiner Wissenschaft geworden. Und auch der wissenschaftlich gebildete Leserkreis fühlt sich zumeist angezogen durch historische Monographien, wie sie uns Biedermann in seiner „Entwickelung des Staatswesens in Deutschland, England und Frankreich" dargeboten hat. Nichts hat in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der Politiker wie der Geschichtsforscher in so hohem Grade auf sich gezogen, wie die frappanten Gegensätze und die zum Theil ebenso überraschenden Berührungspunkte, welche dem Beobachter der drei größten und wichtigsten Culturstaaten des modernen Europa, Deutschlands, Englands, Frankreichs, selbst der oberflächlichste Hinblick auf das Staatsleben dieser drei Reiche zeigt. Diesseit wie jenseit des Rhein, diesseit wie jenseit des Kanals haben ernste Forscher und warme Patrioten sich damit beschäftigt, die öffentlichen Zustände ihres Vaterlandes mit denen der beiden andern genannten Länder zu vergleichen. Indeß abgesehen von den oft allerdings scharfen Seitenblicken, welche die politischen Tagesblätter Englands bei gegebener Gelegenheit auf die Mängel und Schattenseiten des continentalen Staatslebens zu werfen lieben, weist die neuere englische Literatur nur äußerst wenige Versuche einer gefliſſentlichen Vergleichung englischer und continentaler Zustände auf: Macaulay's „History of England" und die vortrefflichen „Notes of a traveller" von dem Schotten Laing sind fast die einzigen Arbeiten, die eine besondere Beachtung verdienen. Um so zahlreicher sind und waren dagegen von jeher, wie die Natur der Sache es mit sich bringt, die Versuche französischer und deutscher Geschichtsforscher und Politiker, die englischen Verfassungszustände in ihrer Eigenthümlichkeit zu erforschen und direct oder indirect mit denen der eigenen Länder zu vergleichen. Zuerst hat Guizot, den ältern Spuren Montesquieu's, Delolme's u. a. folgend, in fast allen seinen Geschichtswerken den Blick gleichzeitig auf England und auf Frankreich gerichtet und mit möglichster Schonung tiefgewurzelter nationaler Vorurtheile seine Landsleute zu der Kenntniß, Bewunderung und Nachahmung der mannichfachen Vorzüge des englischen Staatswesens anzuleiten versucht. Seit ungefähr zehn Jahren hat sich aber in Frankreich eine förmliche englische Schule gebildet, welche sich sowol von Guizot als auch von den englisch-constitutionellen Politikern der Restaurationszeit, wie Benjamin Constant, dadurch unterscheidet, daß sie den Hauptgegensatz des englischen und französischen Staatswesens, und zwar zum Vortheil jenes erstern, nicht blos in der consequenten Durchbildung und wirksamern Anwendung der parlamentarischen Formen in England, sondern mehr noch in dem alle Verhältnisse des dortigen Staatslebens durchdringenden Grundsatz der Selbstregierung, der individuellen und lokalen Freiheit, im Unterschiede von der in Frankreich aufs Aeußerste getriebenen Centralisation erblickt. An der Spitze dieser Schule finden wir Tocqueville, an den sich neuerdings Raudot und Gouraud reihen. In Deutschland war es hauptsächlich Dahlmann, nachdem bereits von Vincke in seinem von Niebuhr herausgegebenen Werke „Ueber die Verwaltung Großbritanniens" vorausgegangen war, der die Aufmerksamkeit und das Interesse der deutschen Constitutionellen von dem französischen Nachbilde, das seit dem Wiener Congreß in den Vordergrund getreten war, wiederum zu dem englischen Urbilde zurücklenkte. Seine „Politik" athmet den Geist der englischen Freiheit und Verfassungsmäßigkeit, und seine „Geschichte der englischen Revolution", nicht ohne absichtsvolle Seitenblicke auf die Zustände des eigenen Vaterlandes geschrieben, gab wenigstens Andeutungen darüber, worin denn eigentlich jene englische Freiheit, die wir beneiden, und jene Verfassung, die wir gern auf unsern heimischen Boden verpflanzen möchten, ihr Wesen und ihre Wurzel habe.

Fast gleichzeitig führten aber von anderer Seite her Werke wie J. Grimm's „Rechtsalterthümer", die Quellenforschungen von Pertz, Eichhorn's „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte", die „Deutsche Verfassungsgeschichte" von Waitz und anderes, was die Forschungen der Germanisten zu Tage gefördert haben, auf eine Vergleichung deutscher mit englischen Rechts- und Staatseinrichtungen hin, indem dadurch auf die gemeinsame Quelle hingewiesen wurde, aus welcher das deutsche, das englische, ja in gewisser Hinsicht auch das französische Staatsleben ursprünglich hervorgegangen ist, auf das altgermanische Volksleben. Diese wissenschaftlichen Einflüsse sowol als die Entwickelung der Dinge in Frankreich, wie sie dort nach 1848 vor sich ging, lenkten nicht blos die gebildete und dem Maßvollen zugethane öffentliche Meinung, sondern auch die radical Gesinnten von dem vermeintlichen staatlichen Eldorado Frankreichs ab, und so beschäftigte man sich immer lebhafter mit Vergleichungen zwischen dem englischen und französischen, oder im weitern Sinne zwischen dem germanischen und romanischen Staatswesen; man fing an sowol die Symptome als die geschichtlichen Voraussetzungen und Ursachen der auffälligen Abweichungen des einen von dem andern aufmerksamer zu studiren. Die Wissenschaft des vergleichenden Staatsrechts und der Geschichte ist ihren Antheil an dieser unstreitig sehr heilsamen Entwickelungsphase des politischen Bewußtseins unsers Volks nicht schuldig geblieben. Wenn sie sich dabei mit besonderer Vorliebe der Betrachtung des englischen Staatswesens zugewendet hat — wir erinnern an von Mohl's „Geschichte der Staatswissenschaften und deren Literatur" —, so kann dies nicht gerade wunder nehmen: die politischen Institutionen Frankreichs, ein planmäßig gegliederter und in allen seinen Theilen genau formulirter Schematismus sind an sich leicht erkennbar und begreiflich, überdies aber auch gerade uns Deutschen, da in unsere vaterländischen Zustände im Laufe der letzten Jahrhunderte leider nur zu viel davon übergegangen ist, von Haus aus nicht fremd; das englische Staatswesen dagegen erfordert ein tiefes und schwieriges Studium, zumal seitdem man zu der Einsicht gekommen ist, daß dessen eigentliche Kraft und Wesenheit nicht blos in dem parlamentarischen Mechanismus, sondern hauptsächlich in einem Zusammenwirken mannichfacher Factoren des politischen Lebens, und zwar nicht blos in dem, was gegenwärtig ist, sondern weit mehr noch in der Art und Weise, wie dies gekommen ist, zu suchen sei. So erklärt es sich, daß die deutsche Publicistik in jüngster Zeit vorzugsweise auf das Studium des englischen Staatswesens und seines geschichtlichen Gewordenseins sich verlegt hat. Und die Schriftwerke von Gneist: „Adel und Ritterschaft in England" und „Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht", legen das sprechendste Zeugniß dafür ab, wie sie ja auch die allgemeinste und lebhafteste Anerkennung in allen denjenigen Kreisen des

deutschen Volks gefunden haben, die den Werth und die Bedeutung solcher Studien zu würdigen im Stande sind.

Wie nun unser Verfasser, der bekanntlich auf diesem Felde heimisch ist, seine Aufgabe gelöst hat, darüber mögen sich unsere Leser durch eigene Lectüre selbst zu überzeugen suchen. Wir bemerken nur Folgendes: Kenntniß und Beherrschung des interessanten Stoffs, Klarheit der Darstellung und eine überall hervortretende Bekanntschaft mit der betreffenden Literatur, wie die beigegebenen Anmerkungen bezeugen, sind Eigenschaften der vorliegenden Monographie. Das Ganze bildet einen belehrenden Beitrag zur vergleichenden Geschichte der in Rede stehenden drei Culturvölker. Uebrigens ist der Verfasser seinen bekannten politischen Ueberzeugungen auch hier treu geblieben.

Die letzte Abhandlung unsers Taschenbuchs, an Umfang die bedeutendste, bringt den Schluß von Zinkeisen's Betrachtungen über die orientalische Frage; sie steht an Interesse und geschichtlicher Kunst den vorausgegangenen drei Abtheilungen nicht nach und läßt den Wunsch um so mehr aufkommen, das Ganze in ungetrenntem Zusammenhange als besondere Monographie lesen zu können. Ist die orientalische Frage, die von den Donauländern bis in die Niederungen des Indus und Ganges ihren unheimlichen Schatten wirft, ihrer Lösung in den jüngsten Zeiten und durch die neuesten theils diplomatischen theils Waffenkämpfe wesentlich näher gerückt? Ist sie nicht noch immer ein noli me tangere der Großmächte und ihrer Diplomatie? Ja, ist sie nur in dem verhältnißmäßig engen Raum der europäischen Grenzen merklich der Entscheidung näher gekommen, die man schon so oft prophezeit hat? Noch ist der Großherr aus seinem Palast nicht nach dem Innern Asiens entflohen; sein Thron steht noch aufrecht im Serai am Bosporus; noch prangt der Halbmond auf den Kuppeln der Hagia-Sophia; noch hat Rußland seine Flotten nicht von Kertsch aus bis unter die Mauern von Konstantinopel geschickt, und noch haben sich seine Heerscharen nicht innerhalb derselben blicken lassen. Doch kann nicht in Abrede gestellt werden, der Zersetzungsproceß der türkischen Herrschaft in Europa macht unaufhaltsame und merkbare Fortschritte und wird raschern Schrittes gehen, wenn der Kampf zwischen dem Alt- und Neutürkenthum, der in den jüngsten Tagen bereits den Sultan und seinen Thron ernstlich bedrohte, zerstörend eingreift: die Zwietracht im eigenen Heerlager der Osmanen wird die Katastrophe mehr beschleunigen als alle Intriguen oder narkotischen Heilmittel der europäischen christlichen Diplomatie. Wie aber in Polen der letzte König der am wenigsten schuldbeladene war, wie in Frankreich Ludwig XVI. über eigene Schuld und Gebühr für die Frevel seiner Väter büßte, so scheint auch der gegenwärtige Sultan, der mehr Herz und edeln Sinn als Charakter besitzt, ausersehen zu sein, den Leidenskelch austrinken zu müssen, den das Schicksal Völkern und Fürsten nie erspart, die entweder in der Vergangenheit an der Menschheit frevelten, oder ihren Platz andern Würdigern zu überlassen bestimmt sind. Der Verfasser schließt seine Abhandlung mit folgender Bemerkung: „Das eine scheint uns als größter Gewinn des jüngsten blutigen Versuchs ihrer Lösung festzustehen: daß das Dasein, selbst die Integrität des Osmanischen Reichs als wesentliches Erforderniß der europäischen Ruhe auf lange Zeiten gesichert ist, zumal wenn die begonnene Wiedergeburt desselben den glücklichen (?) Fortgang haben sollte, welchen man im Interesse europäischer Civilisation und christlicher Gesittung nur aufrichtig wünschen und hoffen muß." Wir können diese Ansicht oder Hoffnung mit dem Verfasser durchaus nicht theilen. Die europäische Diplomatie wußte unsers Bedünkens recht gut, was sie that, als sie das türkische Reich seiner Isolirtheit ob der barbarisch-mohammedanischen Grundlage entzog und in den staatlichen Familienkreis aufnahm; sie machte ihm dadurch zur Pflicht, christliche Staatsgrundsätze in sich aufzunehmen; aber die Geschichte lehrt, daß es keine das Barbarenthum und das Fremde zersetzendere Kraft gebe als das Christenthum. Der „kranke Mann" ist auf diese Weise nicht dem heilenden Arzte sondern dem Priester übergeben worden, der den christlichen Segen über seinem Grabe sprechen soll. Und dieser Segen wird treffliche Früchte tragen, sobald nicht mehr türkische Rosse den fruchtbegabten Boden der Donauländer stampfen und das Symbol des Christenthums, das Kreuz, auf der Hagia-Sophia seine ehemalige Stelle wieder einnimmt!

Karl Zimmer.

Zur Erzählungsliteratur.

1. Aus der Provence. Fünf Novellen von Friedrich Ludwig. Weimar, Kühn. 1858. 8. 1 Thlr.
2. Drei Erzählungen von Emil Kuh. Troppau, Traßler. 1857. 16. 18 Ngr.
3. Das alte Haus. Erzählung von Friedrich Gerstäcker. Leipzig, Costenoble. 1857. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Die Reise zum Oheim oder Irrthum auf allen Seiten. Novelle von Arthur Limbach. Nordhausen, Büchting. 1858. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
5. Rosa. Ein Lebensbild von Agathe Rutenberg. Leipzig, Hübner. 1857. 16. 20 Ngr.
6. Durch eigene Kraft. Novelle von Adele Heim. Leipzig, O. Wigand. 1857. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
7. Der Scheikh. Novelle von Maria Gabriella Kittl. Leipzig, Hübner. 1857. Br. 8. 1 Thlr.
8. Novellen von August Becker. Pesth, Heckenast. 1858. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
9. Meteore. Novellencyklus von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Nordhausen, Büchting. 1858. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
10. Herzensgeschichten. Novellen von Feodor Wehl. Göttingen, Wigand. 1857. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
11. Novellen aus der Theaterwelt. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1857. Gr. 12. 18 Ngr.
12. Auf der Düne. Novelle von Friedrich Spielhagen. Hannover, Meyer. 1858. 12. 1 Thlr.

Einige dieser hier verzeichneten Werke könnten für erste Werke der Verfasser gelten. Gewöhnlich bemüht man sich an dem ersten Werke eines Autors allerlei Unzulänglichkeiten, allgemeine Mangelhaftigkeit, materielle und formelle Fehler aller Art aufzufinden. Aber nach meiner Ansicht haben alle ersten Werke — vorausgesetzt, daß der Verfasser ein entschiedenes Talent ist — ihre eigenthümlichen Vorzüge, Vorzüge, die übrigens keinem Werke welches auf Dauer Anspruch machen kann, fehlen dürfen. Ich rechne dazu eine gehobene Stimmung des Autors, welche ihn zu einer den Leser hebenden wird; es ist das mehr oder weniger helle Bewußtsein, etwas Hohes, Festmäßiges zu thun, wenn man ein Buch schreibt; ich rechne ferner dahin eine scharfe Sicherheit und Energie, mit welcher der Autor zu seinem Ziele hinandrängt: ich rechne dazu einen Reichthum von Gedanken, Philosophemen, Bildern und Formen; oftmals fühlt man bei einem ersten Werke dieser Autor mußte sein Werk schreiben, er würde nicht haben existiren können, wenn er dies Werk nicht hätte schreiben dürfen. Wie gesagt, von diesen schönen Eigenschaften finden sich in manchen der oben angezeigten Bücher nicht undeutliche Spuren: andere erheben sich nicht über das gewöhnliche Mittelmaß und erwecken das Bedauern, daß das Mittelmäßige überall dem Guten den Weg versperrt; das ganz Werthlose trägt seine totale Vernichtung in sich selbst. Wir wenden uns jetzt zu der Besprechung der einzelnen Werke und Werkchen.

Wir erfahren aus dem kurzen Vorwort von „Aus der Provence" (Nr. 1), daß der Verfasser, Friedrich Ludwig, die Provence aus eigener Anschauung kennt, und daß seine Reisebriefe aus der Provence vor einigen Jahren vom Publikum mit Freundlichkeit (wie er es nennt) aufgenommen wurden. Auf manches poetische Talent wirkte das Leben in der Provence erschlaffend oder gar einschläfernd; unser Dichter aber ist männlich und kräftig geblieben. Nur ein Deutscher kann so denken, fühlen und dichten, wie es in diesem Buche geschieht; was wir Tiefsinn nennen, nicht jenen krankhaften, sondern jenen gesunden männlichen Tief-

sinn, den findet man weder bei Franzosen noch bei Spaniern; den Idealismus der Liebe, welcher eine gesunde Sinnlichkeit nicht ausschließt, den kennt nur der Deutsche. Nur der Deutsche hat das Talent sich in fremde klimatische und Naturverhältnisse, in fremde Nationalitäten und die daraus hervorgehenden Tendenzen und Stimmungen, seien es politische, religiöse oder sentimentale hineinzudenken, zu dieser Behauptung liefert Friedrich Ludwig's Werk einen glänzenden Beleg. Das Poetisch-Schöne vermählt sich in diesen Dichtungen auf eine natürliche Art mit dem Philosophisch-Tiefen und beides erscheint in einer Fülle, die, ohne üppig zu sein, doch durch ihren Reichthum erfreut. Es ist eine harmonische Schönheit in diesen Dichtungen: Gedanke und Wort, poetische Wahrheit und reale Wirklichkeit, Natur und Menschenwelt, Idealität und Maß des Menschlichen, Begeisterung und Stetigkeit, Ruhe und Bewegung: das alles steht hier in reinstem Ebenmaß. In der That, solche Bücher sind selten in unserer Literatur. Man darf diese Dichtungen romantische nennen, wenn doch einmal alles rubricirt werden soll; aber bei unserm Autor ist alles concret, reell und frei von extravagant-phantastischer Zuthat. Um noch etwas einzelnes zu erwähnen, möchte ich sagen, daß die dialogische Form nicht oft, aber bisweilen gebraucht wird; der Dialog zweier Liebenden S. 227 und 234 darf zu den vollkommensten Schöpfungen der Poesie gezählt werden und darf sich stolz demjenigen an die Seite stellen, was unsere Classiker in diesem Genre geleistet haben. Noch müßte erwähnt werden, daß der Gestalten- und Farbenreichthum des Verfassers auch in die Nebenpartien seinen schönen Glanz bringt; ein wahrhaft reiches, kostbares Bild ist z. B. die Schilderung einer kurzen Seefahrt zur Nachtzeit. Unsers Autors Urtheile und Phantasmata über Musik und musikalische Stimmungen sind geistreich und treffend; und so ließe sich noch vieles im einzelnen loben; aber Referent hofft, daß jeder, der heute zum ersten male von diesem schönen Werke hört, sich bestimmen lassen wird, es kennen zu lernen; seine Lectüre gewährt in der That einen hohen Genuß.

Die „Drei Erzählungen" (Nr. 2) von Emil Kuh treten sehr anspruchslos auf und doch haben sie den gerechtesten Anspruch auf allgemeine Beachtung. Die erste Erzählung, betitelt „Die Glücksmünze", ist eins der reizendsten Idylle, die ich kenne; und dieses Idyll spielt in der modernen Welt von heute; noch mehr, es spielt in der modernen jüdischen Welt, ja eigentlich in der modernen jüdischen Handelswelt: es ist dies kleine Gedicht ein wahres Kunstwerk; man könnte sagen, ein Idyll auf diesem Gebiete wäre eine Aufgabe der schwersten Art; Kuh hat sie ausnehmend schön gelöst. Die zweite Erzählung, „Eine Pfingstnacht" betitelt, spielt an der kroatisch-ungarischen Grenze und ist in ihrer Art ein wahres Meisterwerk: Landschaft, Nationalität, historischer Hintergrund, persönliche Charaktere: alles naturgetreu und poetisch wahr geschildert und mit voller Farbe gemalt. Der Graf Ladislaus, umgeben von seinen verschwenderischen, genußsüchtigen Freunden, der alte Zigeuner, der Knecht Stephan, unter Kossuth Husar, der katholische Priester, der in die ungarische Revolution tief verwickelt war, die ungarisch-kroatischen Mädchen und Mägde, das kleine Zigeunermädel, der Sauhirt, der Jäger: das alles gibt ein Bild, so kunstreich, so wahr, so leicht ineinander gearbeitet, daß jede einzelne Person eigentlich nur als Glied des Ganzen und dabei doch in voller Selbständigkeit erscheint. Der Leser folgt dem Dichter mit Bewunderung und Freude; denn für den Freund der Dichtkunst ist ein solches Werk eine wahre Freude. Als mir ein Freund, welcher Meister im Vorlesen ist, diese Erzählung vorgelesen hatte, sagte ich: „Sie haben gesungen." — „Wen meinen Sie?" fragte der Vorleser. „Wen könnt' ich meinen, als den Dichter", entgegnete ich. Die dritte Erzählung spielt halb in der bürgerlichen halb in der Theaterwelt; ein angesehener Arzt liebt eine Schauspielerin und wird nicht wiedergeliebt: diese Erzählung ist zwar den bei den ersten im Werth nicht ganz gleichzustellen; aber die Zeichnung der Charaktere, die Knüpfung des Knotens ist, wie die Auflösung desselben, mit großem Geschick behandelt. Nur eins hätte ich zu bemerken. Was den Stil im engern Sinn des Worts betrifft, so scheint uns der Verfasser noch kein festes System des Stils zu haben: bald schreibt er in langen Perioden, Satzgebirge auf Satzgebirge häufend; bald in ganz kurzen Sätzen, ganz lapidarisch, ganz aphoristisch; je nachdem der Gedanke oder der Gegenstand den Autor forttreibt, oder je nachdem er ihn auf einem Punkte fesselnd zurückhält. So zeigt es sich, daß der Autor ganz unter der Macht des Gedankens und des Gegenstandes steht; es ist nichts Gemachtes, sondern etwas Geborenes, was er schreibt; und somit zeugt diese Unregelmäßigkeit des Stils wieder von reicher Geistesfülle, und diese Geistesfülle bewirkt die reine Objectivität in Kuh's Erzählungen. Nur ein erfahrungsreicher, beobachtungsscharfer, gemüthvoller, humoristischer, philosophirender Jüngling — denn Apollo und seine Jünger sind ewige Jünglinge — konnte so schreiben; und nirgends ist es des Dichters Persönlichkeit, seine Subjectivität, welche durchschimmert. Diese Erzählungen regen das Gemüth wohlthuend an: wenn sie Zeugniß geben von der Armseligkeit und Haltlosigkeit des modernen Lebens, von der Mangelhaftigkeit menschlicher Verhältnisse, von der Sterblichkeit der Gerechtigkeit, so sprechen sie in Wort und Andeutung und Bild und Symbol mächtig laut und überzeugend von der unvergänglichen Schönheit und von der unantastbaren Wahrheit des Ideals; sie weisen auf eine Macht des Gedankens, auf eine Kraft des Willens, auf eine Welt des Herzens hin, welche uns die ganze auf Unwahrheit gegründete Gegenwart verachten lehrt und unsern Blick kühn hinanruft zum Aufblick auf die großen in der Menschheit unsterblichen Heroen unsers Geschlechts.

Die Erzählung: „Das alte Haus" (Nr. 3), von Friedrich Gerstäcker, ist in Hoffmann's Geschmack geschrieben; aber der Verfasser handhabt diese Manier mit Leichtigkeit und Ungezwungenheit und hält sich frei von Uebertreibung. Die Darstellung ist einfach, der Ton dem Inhalt angemessen; die Geschichte liest sich angenehm und löst sich befriedigend. So ist „Das alte Haus" ein in vollem Sinne unterhaltendes Buch.

Der Verfasser der Novelle: „Die Reise zum Oheim, oder Irrthum auf allen Seiten" (Nr. 4), Arthur Limbach, zeigt ein beachtenswerthes Talent zur Lustspieldichtung. Sein Werkchen wird als Erzählung überall, bei Kennern und bei gewöhnlichen Lesern, Anerkennung finden; als Lustspiel bearbeitet würde es auf den Bretern gewiß Glück gemacht haben, um so mehr als wirklich deutsche Lustspiele so selten sind. Die Erfindung der Erzählung ist durchaus leicht; die Verwickelungen stellen sich als leicht mögliche, wo nicht als nothwendige dar; die Mißverständnisse sind durchweg begreiflich, und was die Lösung betrifft, so wird dieselbe nicht zu früh verrathen, sondern so hübsch verschleiert, daß die Novelle durchweg spannend ist, und weil man nirgends die Absicht wahrnimmt zu spannen oder interessant zu sein, so wird man auf eine leichte und natürliche Art unterhalten. Werke und Werkchen ähnlicher Art, als Lustspiele bearbeitet, sollten wir Deutsche nur einige bekommen; dann würde den Uebersetzungen französischer Lustspiele und Nullitäten schon der Markt geschmälert werden.

Die blasse Alltäglichkeit, die Abwesenheit jedes Aufschwungs, jeder Begeisterung, überall Nützlichkeitsprincip, polizeimäßig geordnete Verhältnisse, hin und wieder etwas parfümirte Lüsternheit — das sind einige der Ingredienzien zum modernen Leben von heute, und einen Abklatsch davon liefert „Rosa" (Nr. 5), ein Lebensbild von Agathe Rutenberg. Die Verfasserin hat noch keine große Routine. Zum Beweis dieser Behauptung führe ich Folgendes an: Ein junger Liebhaber nimmt Abschied von Rosa und sagt wörtlich (S. 79): „«Ach Rosa, gib mir einen Theil deines Selbst, gib mir eine Locke deines Haares, daß ich in ihrer Betrachtung mich auch fern von dir in deiner Nähe wähnen kann!» Rosa trennte lächelnd eine ihrer seidenen Locken von ihrem Haupte und reichte sie ihrem Geliebten, der sie feurig an seine Lippen drückte." Ich vergaß zu erwähnen, daß diese Scene, wo ohne Schere eine Locke abgetrennt wird, vor dem Thore der Stadt unter einer einsam stehenden Linde im Mon-

denſcheine vorfiel. Hoffen wir, daß die Verfaſſerin noch durch beſſere Bücher dieſe „Roſa" vergeſſen macht.

Adele Heim, die Verfaſſerin der Novelle „Durch eigene Kraft" (Nr. 6), ſagt in der Vorrede: „Dieſe Novelle verlangt für die Frauen keine von außen kommende Emancipation, weder im Geſetze noch in der Kleidertracht; ſie will, daß dieſe Emancipation ein Proceß ſei, der ſich von innen nach außen vollziehe; ſie glaubt, daß das Weib nicht weniger liebens- und begehrenswerth ſei, nicht ſchlechtere Gattin und Mutter, wenn es zugleich Künſtler, Handwerker, Literat iſt." Das Weib, fügt die Verfaſſerin hinzu, iſt nicht allein für Populationszwecke erſchaffen; ſie iſt nicht blos Weib, ſie iſt Menſch; wir dürfen nicht annehmen, daß ſie blos Weib iſt; denn ſie hört in den Tropen zwiſchen 30 und 40 Jahren auf, dies zu ſein und lebt doch, gleich dem Manne, bis zu 70 oder 80 Jahren. Die Verfaſſerin ſagt ferner, dieſe Novelle ſei von ſpannendem Inhalt; allein ich vermiſſe an dieſem Buche jene ſchöne Wärme, welche ein Autor ganz unwillkürlich ſeinem erſten Werke einhaucht; wenn dieſe Wärme einem Werke fehlt, ſo kann es auch nicht erwärmen, nicht hinreißen — alſo auch nicht ſpannen; es müßte denn jemand unter „ſpannen" nur die ganz ordinäre Neugierde verſtehen, die beim Anfang eines Buchs gleich nach dem Schluſſe ſieht, ob es auch gut ausgeht, wie die Leihbibliotheken-Abonnenten es nennen. Intereſſant iſt in dieſem Buche die Schilderung des Brigham Young und der Mormonencolonie am Salzſee; doch meinen wir, daß für die Tendenz des Romans die culturhiſtoriſche Bedeutung der Mormonen noch umfaſſender hätte benutzt werden können. Auch ſind wir der Anſicht, daß die Verfaſſerin in jener Zeit, wo bekannte Autoren ihre Emancipationsnovellen geſchrieben haben, ihrem Buche mehr Leſer würde gewonnen haben, als jetzt geſchehen mag.

Schickſale von Europäern und Orientalen ſind in der Novelle „Der Scheik" (Nr. 7), von Maria Gabriella Kittl, kunſtreich und doch leicht ineinander verflochten. Ohne Zweifel iſt das europäiſche Leben in ſeiner Berührung mit dem orientaliſchen ein intereſſanter Vorwurf für eine Novelle ſowol, als auch für einen Roman. Gabriella Kittl hat in ihrem Werkchen mehr Situationen als Charaktere gezeichnet; das Ganze iſt mehr im Stil der Contemplation als der Action gehalten; das deſcriptive Element herrſcht in dieſer Novelle durchaus vor; aber alles iſt concret, feſt, ſcharf geſprochen und gezeichnet, nirgends findet ſich unbeſtimmt oder nebelhaft Gehaltenes — und das iſt in der That ein Vorzug, der nicht allen weiblichen Autoren nachgerühmt werden kann. Noch müſſen wir an Gabriella Kittl rühmen, daß ſie Ueberzeugungen hat und dieſe Ueberzeugungen mit Energie ausſpricht; ſo führt ſich die Verfaſſerin in ihrem Buche als katholiſche Chriſtin ein; und wer auch dieſer chriſtlichen Kirche nicht angehört, der wird es zu ehren wiſſen, wenn jemand ſeine Ueberzeugung begründet und ausſpricht. In wie vielen Büchern von Schriftſtellerinnen würde man vergebens nach dem Vorhandenſein irgendeiner Ueberzeugung ſuchen, es müßte denn die Ueberzeugung von der Größe des eigenen Talents und von der Ungerechtigkeit der Collegen wie des Publikums ſein. Außerdem iſt das Buch reich an hübſchen Epiſoden, zu denen z. B. die Schilderung der Tempelruinen auf der Inſel Philä im Nil, die ausführliche Beſchreibung des Empfangs einer europäiſchen Prinzeſſin in dem Serail von Kairo u. ſ. w. gehören. So gewährt das Buch, als Ganzes wie in ſeinen einzelnen Theilen betrachtet, eine angenehme und belehrende Lectüre; obwol das Belehrende auf ganz natürliche Art in die Geſchichte verflochten iſt und gar nicht als Belehrung von dem Leſer empfunden wird. Die Frau Herzogin von Brabant hat die Dedication des Buchs angenommen.

Auguſt Becker nennt ſeine „Novellen" (Nr. 8) culturgeſchichtliche Erzählungen und dazu ſollte ſich eigentlich jede gute Dorfgeſchichte potenziren. In der Vorrede ſpricht der Verfaſſer ſich ſehr verſtändig über die Bedeutung der culturgeſchichtlichen Erzählung aus; er ſagt, es ſei gewiß keine unwürdige Aufgabe der Novelliſtik, in freier künſtleriſcher Auffaſſung und Geſtaltung auf dem großen hiſtoriſchen Grunde ſelbſterfundene oder aus der Specialgeſchichte gehobene Figuren hervorzuzaubern, welche im Gegenſatz zu der verblaßten und verblaſenen Romantik vergangener Tage ein wirkliches und doch poetiſches Bild früherer Tage und Zeiten gäben, ein Bild, das uns nicht fremd anmuthe, ſondern im Grundcharakter unſers Volks ruhend, nach beſtimmten Analogien auch die Bedürfniſſe und das Wollen unſerer Zeit künſtleriſch veranſchauliche; das Gleichartige werde uns anſprechen um ſo mehr, wenn es in Contraſt und im Kampf mit ungleichartigen Elementen gezeigt werde. Der Verfaſſer nimmt offenbar ſeine Aufgabe ernſthaft und das gewinnt ſehr für ihn; ſeine Leiſtungen ſind nicht unbedeutend und geben das Recht, auf noch größere und vollkommenere zu hoffen.

Es braucht nicht geſagt zu werden, daß der Novellencyklus von Ernſt Willkomm: „Meteore" (Nr. 9), kein erſtes Werk iſt; aber es zeugen davon, daß ſelbſt die erſten Werke des Verfaſſers Kennzeichen eines nachhaltigen Talents tragen. Willkomm's Muſe iſt eine ernſte Muſe; auch in dieſem Novellencyklus ſchlägt das vor; Willkomm gibt niemals einem Gedanken eine ſchönere Form als die, in welcher er geboren wurde; es iſt nichts Blendendes in ſeinen Dichtungen, nichts iſt auf den Schein hin geſagt, alles iſt gehaltreich. Die in dieſem Novellencyklus geſammelten Novellen ſpielen theils in Gebirgsgegenden Mitteldeutſchlands, theils in Schleswig, theils an der däniſchen, ſchwediſchen und italieniſchen Küſte. Was die ſchöne Erzählung, die in Schleswig-Holſtein ſpielt, betrifft, ſo iſt es ein Verdienſt, durch das Medium einer Fiction die Intereſſen Schleswig-Holſteins auch demjenigen Theile des Publikums näher gebracht zu haben, welches ohne dieſe anſchauliche Darſtellung nicht hätte in Bewegung gebracht werden können. Ernſt Willkomm hat in dieſer Sammlung von ſeinem Talente neue Proben abgelegt; das ernſte wie das leichte Genre, die Detailmalerei wie das Malen mit breitem Pinſel, beides gelingt ihm gleich gut; in der leichten Manier erinnert er mich — um einen Vergleich aus der Muſikwelt zu wählen — an die Scherzandos unſers Joſeph Haydn. Ein in ſeiner Art vollkommenes Werkchen, ein wahres Cabinetſtück iſt die Erzählung: „Zwei Originale", im zweiten Bande dieſer Novellen; ſie verdient, in einer Sammlung der claſſiſchen Werke der deutſchen Humoriſten eine Stelle zu finden. „Eine traurige Begebenheit" iſt die Erzählung betitelt, welche den größten Theil des erſten Bandes einnimmt; dieſer Erzählung gebührt unter den ernſthaften Novellen dieſer Sammlung unbedingt der Preis. Es iſt nicht blos der Nationalcharakter von Volk und Land meiſterhaft gezeichnet; das echt Menſchliche iſt, ſelbſt in ſeinen Irrthümern, in reinſter Wahrheit gedacht und geſchildert; die Conflicte greifen naturgemäß ineinander; ſie ſind großartig, ohne großartig ſein zu wollen, ſie ſind natürlich und darum erregen ſie bald Furcht und Zittern, bald ſanftes Mitgefühl, ſie reinigen und erheben das Gemüth und wecken die Ahnung einer weniger getrübten Zukunft. Solche Leiſtungen wie dieſer Novellencyklus Willkomm's enthält, ſind mehr als Meteore; ſie leuchten nicht nur, ſie wärmen auch.

Die Novellen Feodor Wehl's: „Herzensgeſchichten" (Nr. 10), welche wir hier vor uns haben, ſind eigentlich ein Skizzenbuch. Sie enthalten Geſchichten wie ſie in Hamburg, Wien, München, Stuttgart und andern Groß- und Kleinſtädten ſich ereignen oder doch ereignet haben können; die hier mitgetheilten Geſchichten ſind Skizzen, wie die meiſten Stadtgeſchichten eigentlich nur Gerippe von Geſchichten ſind; der Urſprung iſt meiſtens halb verhüllt, der Verlauf, der Culminationspunkt, das Ende alles wird nur aphoriſtiſch mitgetheilt; es iſt der Künſtler, welcher verbindet und vermittelt. Das Aphoriſtiſche, das Räthelhafte dieſer Geſchichten gibt Stoff zum Nachdenken, intereſſante Themata zur Unterhaltung, zum Discutiren und zum Diſputiren, und ruft alle Verſtandesthätigkeiten wach. Wehl handelt hier wie ein reicher Mann, welcher ſeine Goldbarren zeigt und ſagt: „Seht, das alles könnte ich ausmünzen, ausgießen — wenn ich wollte!" Vielleicht wollte der Verfaſſer auch

talentreichen Autoren Stoffe anbieten zur Verarbeitung; vielleicht geht er von dem großen Gedanken aus, daß auch das geistige Material Gemeingut aller sein soll; aus seinem Stück Lehm bildet Thorwaldsen seinen Apollo, aus seinem Stück Lehm bildet der gewöhnliche Töpfermeister einen gewöhnlichen Kochtopf. In den angedeuteten Beziehungen ist das Buch Wehl's ein interessantes und bedeutsames Werk, wenngleich der Autor der Form durchaus keinen Reiz hat geben wollen.

Ich glaube fest, daß jene Theaterwelt, in welcher der alte Ludwig Devrient, die Stich, Eßlair und Aehnliche lebten und agirten, eine unvergleichlich interessantere war, als die gegenwärtige, welche wimmelt von lauter sogenannten „großen Künstlern", die von nichts als hoher Gage, Urlaubsreisen, Gastvorstellungen, Kartelverträgen und neuerdings sogar von denjenigen Mitteln, wodurch sie sich den Doctortitel verschaffen möchten, den Kopf voll haben. Jener ältern bessern Zeit, wo die Kunst noch nicht so ganz zum Handwerk erniedrigt war, wo der Komödiant noch sein wollte was er war, Komödiant nämlich, gehören die hier mitgetheilten „Novellen aus der Theaterwelt" (Nr. 11) an; die jetzige Theaterwelt ist viel zu wenig lustig, witzig und interessant, als daß man aus ihr ergötzliche Geschichten entnehmen könnte. Die erste der hier mitgetheilten Novellen ist von Hermann Schiff; es ist eine Recensentengeschichte und der amusante Schiff hat die von einem Kunstrichter schwer gekränkte Komödiantin Julia Fettig (nicht Rettich) vortrefflich geschildert; was Referent von Schiff gelesen hat, war allezeit angenehm zu lesen, auch wenn es nur eine Kleinigkeit war. Ferner enthält dies Bändchen einen Schwank, betitelt „Der neue Hamlet", von A. Naumann. Ein Hr. A. H. W. Rasemann, ein Theaterenthusiast, hat nicht Ruhe, bis es ihm gelingt auf einem öffentlichen Theater den Hamlet darzustellen; es geschieht aber mit einer ganz neuen bisjetzt ungekannten Auffassung des Hamlet. Auch diese Novelle ist in hohem Grade ergötzlich. Ferner hat Adalbert vom Thale eine ganz hübsche Geschichte geliefert: „Der Freischütz." Ohne Zweifel macht diese Sammlung keinen Anspruch darauf der Literatur anzugehören; aber sie bietet eine höchst ergötzliche Lectüre.

Die Novelle: „Auf der Düne" (Nr. 12) von F. Spielhagen, macht den Eindruck wie ein früheres Werk eines begabten Autors; ich sage dies im anerkennendsten Sinne; Erstlingswerke sind oft voll von Keimen zukünftiger Werke, es ist häufig eine Fülle von Gedanken und Bildern darin, eine gewisse Kühnheit in Gedanken und Formen, eine schöne Begeisterung und eine anmuthige Leichtigkeit; Anklänge an Bekanntes werden darin meist überwogen von Neuem, nicht Gekanntem. In dem hier vorliegenden Buche sind interessante psychologische Probleme glücklich gelöst; ich meine nicht, es wären psychologische Experimente, Wunderlichkeiten oder Horribilitäten hervorgesucht, sondern es wird nur das Einfache uns angeboten, was im Leben jedes Hütten- wie jedes Palastbewohners vorkommt. Das nationale Element ist gut gewählt, bestimmt gezeichnet, interessant ausgeführt; der landschaftliche Hintergrund ist naturwahr, und der Autor hat demselben soviel Bedeutung gegeben, als nöthig war, mehr nicht; die geistige Unterlage des Werks ist das Leben des Menschenherzens, die Harmonie des Menschengemüths, die Bewegungskraft der Menschenseele. Der Verfasser hat es verstanden, aus diesen Elementen ein Werk zu schaffen, welches das Gefühl ebenso anspricht wie den Verstand, ein Werk, so concentrirt und abgerundet gedacht und ausgeführt, daß es über des Künstlers Kraft nicht hinauswuchs; zugleich ist dasselbe so echt deutsch, wie wir für deutsche Kunst und Poesie es wünschen müssen. Wir müssen noch hinzufügen, daß dies vortreffliche Werk in einer solchen Einfachheit gehalten ist, daß selbst der gewöhnliche Leser dies Buch ein ganz vorzüglich interessantes nennen wird.

Zum Schluß dieses Artikels hätte Referent noch eins zu sagen: Wenn viele Schriftsteller, die hohe Würde der Dichtkunst vergessend oder nicht kennend, der Unterhaltung, der Zerstreuung, der Alltäglichkeit, dem ordinären Bedürfniß und Gelüst dienen und dadurch mehr oder weniger die hohe Würde der Kunst verhöhnen, so ist es trostreich und erhebend, immer noch Autoren zu finden, welche die Kunst der Darstellung durch das Wort hoch halten als die erste, edelste und reichste unter allen Künsten.

10.

Die Oeser-Schaefer'sche „Geschichte der deutschen Poesie".

Neue Auflagen älterer Werke haben, wie unsere Leser wissen, in der Regel keinen Anspruch darauf, in d. Bl. angezeigt zu werden, es sei denn, daß sich eine spätere Auflage von den frühern sehr wesentlich unterscheidet. Dies ist nun der Fall mit Chr. Oeser's „Geschichte der deutschen Poesie", wovon jetzt eine mit Goethe's und Schiller's Bildnissen nach Rietschel geschmückte zweite Auflage, größtentheils neu bearbeitet von J. W. Schaefer, erschienen ist.*) Schaefer, durch sein „Leben Goethe's" rühmlichst bekannt, hat so wenig von dem alten Oeser'schen Text stehen lassen, daß er im Vorwort glaubt bemerken zu müssen: „Hin und wieder, wo der Oeser'sche Text stehen geblieben, mag einige Ungleichheit des Stils bemerkbar sein, doch bemühte ich mich, auch in solchen Partien durch eingefügte Aenderungen das gehörige Gleichmaß herzustellen. In den meisten Fällen zog ich vor, den Text ganz umzuschreiben." Schaefer hat ferner die „Geschichte der deutschen Dichtkunst" bis auf die letzten Tage weiter geführt, doch bemerkt er selbst im Vorwort, „daß spätere Bearbeitungen der Geschichte unserer Poesie mehrere der erwähnten Dichternamen der Vergessenheit übergeben werden". In der That hätten mit eben demselben Rechte, wie hier ein oder zwei Dutzend Namen mehr oder auch weniger als nöthig genannt sind, ebenso viele andere genannt oder die genannten weggelassen werden können. Sicherlich hat der literarische Werth des Oeser'schen Buchs durch die Schaefer'sche Umarbeitung beträchtlich gewonnen, wenn auch vielleicht ebenso sehr an seinem frühern mehr harmlosen Charakter eingebüßt. Da das Buch auch in dieser Schaefer'schen Umarbeitung besonders zu Festgeschenken für Frauen und Jungfrauen bestimmt ist, so wundert es uns, daß so viele Namen bekannter Frauen fehlen, selbst solcher, welche wie die Gräfin Hahn-Hahn eine ganze Richtung vertreten. Die humoristische Literatur ist natürlich auch in dieser Literaturgeschichte wie in allen modernen Literaturgeschichten schrecklich zurückgesetzt und vernachlässigt, infolge der etwas grämlichen Weise fast aller modernen Literaturgeschichtschreiber überhaupt und besonders derjenigen, die mit einer bekannten kritischen Schule in einer nähern geistigen oder auch andern Verwandtschaft stehen. Von den ältern Humoristen finden wir z. B. Moscherosch, Abraham a Sancta Clara, Liscow, Lichtenberg, die doch sicherlich so gut wie Rabener in einer Geschichte der Poesie genannt zu werden verdienen, ferner Knigge, Jünger, J. G. Müller, Verfasser des „Siegfried von Lindenberg", den noch Jördens einen Romanschreiber „ersten Ranges" nannte, Kortüm, Verfasser der „Jobsiade", und viele andere nicht genannt; von Gryphius wird gerade sein bestes Lustspiel „Die geliebte Dornrose", von Thümmel die „Wilhelmine" nicht erwähnt; und bei Glaudius ist der humoristischen Seite des „Wandsbecker Boten" kaum mit einem Worte gedacht. Daß man nach den meisten neuern Humoristen und Satirikern, wie K. H. Ritter von Lang, Verfasser der „Hammelburger Reisen", Weisflog, Herloßsohn, Castelli, Glasbrenner, Saphir, Bogumil Golz, Dr. Mises, Holtei, Kossak u. s. w. vergebens suchen wird, versteht sich hiernach von selbst. Ein neuer Flügel in verbesserter Auflage thäte uns wahrlich noth, um die Deutschen

*) Christian Oeser's Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen für gebildete Leser. In der zweiten Auflage größtentheils neu bearbeitet von J. W. Schaefer. Zwei Theile. Mit den Bildnissen Goethe's und Schiller's nach Rietschel's Denkmal. Leipzig, Brandstetter. 1859. Gr. 8. 3 Thlr.

endlich einmal wieder daran zu erinnern, daß sie auch eine humoristische Ader und — kaum glaublich! — sogar eine ziemlich reiche humoristische Literatur haben. Uns fällt dabei ein, wie irgendein Italiener, welcher die Geschichte der Literatur seines Volks schriebe, einen Boccaccio und andere dieser Art ablanzeln müßte, wenn er bei den modernen deutschen Sittenpredigern, welche die Kritik in eine Kanzel verwandeln, wie sie früher bereits die Kanzelberedsamkeit in Kritik verwandelt haben, in die Schule gegangen wäre. H. M.

Notizen.

Kosmopolitismus und Patriotismus im vorigen Jahrhundert.

Die „Protestantische Kirchenzeitung", ein übrigens freisinniges Blatt, sprach vor einiger Zeit von einem Grundübel der literarischen Bildung, und bezeichnete als solches den „abstracten Kosmopolitismus". Selbst unserm Schiller, an dem doch der Sinn für den Staat, für politische Ideen sich am meisten gehoben habe, sei es als ein „kleines und armseliges" Ideal erschienen, für eine Nation zu schreiben. Wol hätten wir Ursache zu unsern großen Dichtern mit Ehrfurcht emporzusehen, aber, fährt die „Protestantische Kirchenzeitung" fort, „dieses nur ästhetische und nur literarische Leben — und vor allem diese Goethe'sche «ruhige Bildung» — als das höchste Maß der Gesundheit zu preisen, ist eine arge Verwechselung der vollendeten Kunstform mit dem realen Lebensinhalt, den sie einfassen soll." Hierauf ist in Nr. 5 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (in dem Aufsatz „Eine Anklage gegen Goethe und Schiller") zwar sehr richtig und fein bemerkt, daß Schiller allerdings wie jeder große Dichter für die Menschheit und nicht blos für eine Nation gedichtet, dabei aber doch durch seine Dichtungen mächtig auch auf den vaterländischen Sinn der Deutschen eingewirkt, diesen geweckt und belebt habe. Die Freiheitsbegeisterung Schiller's sei keine abstract kosmopolitische, aber freilich auch nicht eine so eingeschränkt politische, daß sie über den Bürger den Menschen übersehen hätte. Dies zugebend möchten wir doch etwas über oder gegen folgende Stelle in dem genannten Aufsatze des Gutzkow'schen Blattes bemerken: „Echte gothaer Tendenzkritik! Wie kann man vergangene Literaturzustände verantwortlich machen für Anschauungen, die nur unserer Zeit angehören! So hoch man auch den Einfluß der Literatur auf das Leben einer Nation anschlagen mag, zuerst wird die Literatur immer ihre Impulse aus dem Leben empfangen müssen, ehe sie wieder eine Rückwirkung üben mag. Wäre zur Zeit Schiller's und Goethe's die Nation in einer vaterländischen Bewegung gewesen wie gegenwärtig, so hätte wol auch die Poesie — soweit es überhaupt sich mit den Gesetzen der Poesie verträgt zu politisiren — dem Einflusse derselben sich nicht entziehen können." Man pflegt jetzt Goethe und Schiller zu sehr aus dem ganzen literarhistorischen Verbande herauszureißen und sich anzustellen, als ob neben den beiden niemand gewirkt habe, der überhaupt Beachtung verdiene. Aber neben der universell-kosmopolitischen Richtung der Weimarer ging auch eine sehr entschiedene politisch-patriotische Strömung, vertreten durch Klopstock, Voß, die beiden Stolberg, selbst Herder, um nur die hervorragendsten zu nennen. Von diesen Dichtern liegt eine ganz beträchtliche Anzahl patriotischer Oden vor, als ebenso viele unzweideutige Beweise, daß es diesen Männern, diesen „Gothaern" des vorigen Jahrhunderts, ganz entschieden um ein einig, einheitlich und dabei frei constituirtes Deutschland zu thun, daß ein großer Theil der deutschen Nation schon damals in der That in „vaterländischer Bewegung" war. Vergessen wir die vaterländischen Verdienste dieser Männer nicht, vergessen wir nicht, daß bereits sie den Ruf nach einem freien deutschen Rhein und die Klage um die Zersplitterung und die Unfreiheit Deutschlands erhoben haben. Man hat gesagt, Schiller eigentlich habe erst den Deutschen „jenes unbekannte Land, genannt Vaterland" entdeckt. Dieser Ruhm gebührt aber offenbar vor allen dem Sänger der Messiade, der schon im Jahre 1766 sang:

Was that dir, Thor, dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht kein Herz dir nicht
Bei seines Namens Schall!

Ueber den mächtigen Einfluß, welchen Klopstock mit seinen vaterländischen Oden, mit seinen feurigen Anrufen an den deutschen Jüngling und das deutsche Mädchen auch in weitern Kreisen als innerhalb des Dichterclubs der Hainbündner geübt hat, sind unbefangene Kenner der deutschen Literatur- und Vaterlandsgeschichte vollkommen im Klaren. Diesen Ruhm wenigstens sollte man ihm lassen, nachdem man ihm Verdienst auf Verdienst zu entziehen bemüht gewesen ist. Freilich schadet ihm bei der jetzigen Generation gerade eine Eigenschaft, die ihm bei der seinigen zugute kam: seine christliche Gesinnung, die sich diesem Patriotismus gesellte, ohne sich jedoch ungehörigen Orts aufzudrängen.

Zum Säculargedächtniß Tilly's.

Die „Historisch-politischen Blätter" brachten in ihrem letzten Heft einen Aufsatz unter dem Titel: „Auch ein Säculargedächtniß (Tilly)", dessen Tendenz sich sofort aus den Einleitungsworten erkennen läßt: „In dem Augenblicke, da Schiller's Jubelfeier mit allen Glocken Deutschlands eingeläutet werden, dürfte es vielleicht nicht unbillig sein, an einen Mann zu erinnern, der, obwol aus einem frühern Jahrhundert, mit Schiller in gewisser Beziehung steht, und dessen dreihundertjähriger Geburtstag in eben dieses laufende Jahr gefallen. Schiller, der große Dichter und kleine Historiker (!), dem wir im übrigen gern den Tribut unserer Verehrung zollen, ist es vorzugsweise, dessen hinreißende Darstellungsweise jenes Bild von Tilly entworfen hat, wie es in den vulgären Geschichtshandbüchern traditionell geworden und noch jetzt vielfach durch die Welt läuft. Der Name des langverlästerten Feldherrn ist ein merkwürdiges Beispiel dafür, was die Gewalt des Stils über den Ruf eines Mannes und über die Anschauungen ganzer Generationen vermag." Nachdem der Verfasser auch einigen protestantischen Forschern wie G. A. Menzel, Gfrörer, Barthold, Bensen und Graf von der Decken, Verfasser der Schrift „Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg", dafür gedankt, daß sie unparteiisch genug gewesen, einer billigern Beurtheilung des ligistischen Heerführers Bahn zu brechen, theilt er mit, daß der Graf von Villermont die Veröffentlichung eines größern Werks: „Tilly et la guerre de Trente ans", vorbereite, und daß dasselbe eine fleißige und gewissenhafte Arbeit erwarten lasse, wenngleich von einer erschöpfenden Darstellung Tilly's und seiner Zeit so lange nicht die Rede sein könne, bevor nicht das Urkundenmaterial der bedeutendern Archive ans Tageslicht gezogen worden. Wenn man erwäge, daß in dem Reichs- und Staatsarchive zu München allein 800 Folianten über diese Periode vorhanden seien, so habe man eine ungefähre Vorstellung davon, was hierin noch zu thun bleibe. Das Septemberheft der „Belgique" hat übrigens bereits einige Auszüge aus der zu erwartenden Schrift Villermont's mitgetheilt, darunter ein Schreiben Tilly's an die Infantin-Statthalterin Isabella, datirt „vom Lager vor Magdeburg, 22. Mai 1631". Die „Historisch-politischen Blätter" bringen dies Schreiben in möglichst wortgetreuer Uebersetzung, und es ist darin wol die Stelle die bedeutungsvollste, in welcher Tilly versichert, daß infolge des äußerst hartnäckigen Widerstandes und Kampfes von seiten der Belagerten, sowie durch die Furie der Soldaten, „da in einigen Häusern durch die Bürger selbst Feuer gelegt worden war", ein solcher Brand entstanden sei, daß außer dem Dom und etlichen wenigen Häusern alles in Asche aufging, „und war solches (heißt es weiter) ein ebenso bellagenswerthes als erschreckliches Schauspiel, eine so schöne und berühmte Stadt in Zeit weniger Stunden in äußerste Verwüstung gebracht zu sehen". In demselben Aufsatz wird auf eine Charakteristik Tilly's von D. Klopp in Westermann's „Illustrirten Deutschen Monatsheften" hingewiesen. Im Gegensatz zu dem Mansfelder lobt

Klopp an Tilly, daß er, soweit es in jener Zeit möglich, auf strenge Zucht und Ordnung gehalten, in den von ihm besetzten protestantischen Landestheilen, z. B. in Oldenburg und Ostfriesland, im ganzen schonendes Regiment geführt habe und daß die hier und da von der Soldateska begangenen Excesse nicht auf seine Rechnung kämen. H. M.

Bibliographie.

Andlaw, H. v., Gedanken meiner Muße über die Einflüsse der Kirche auf Familie, Gemeinde und Staat. Freiburg im Br. Gr. 8. 16 Ngr.

Argo. Album für Kunst und Dichtung herausgegeben von F. Eggers, Th. Hosemann, B. v. Lepel. 1860. Breslau, E. Trewendt. 1860. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Bessell, W., Ueber das Leben des Ulfilas und die Bekehrung der Gothen zum Christenthum. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1860. Gr. 8. 15 Ngr.

Björnson, B., Synnöve Solbakken. Aus dem Norwegischen übersetzt von O. Lübbert. Mit einem Glossar. Bergen. Gr. 16. 20 Ngr.

Bippen, W. v., Emdiner Skizzen. Zur Cultur- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blicke in die Familie von der Verfasserin der Mutterfreuden und Muttersorgen. 1stes Heft. Leipzig, O. Wigand. 1860. Gr. 8. 6 Ngr.

Blomberg, H. Freih. v., Bilder und Romanzen. Dichtungen. Breslau, E. Trewendt. 1860. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Brehm, E. A., Das Leben der Vögel. Dargestellt für Haus und Familie. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Lex.-8. 15 Ngr.

Buch, J. H. L., Zwanzig Vorlesungen über die Geschichte der Reformation in Frankreich, gehalten in Bremen im Winter 1858—59. Bremen, Valett u. Comp. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Caballero's, F., sämmtliche Werke. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Geyder. 2ter und 3ter Theil. — A. u. d. T.: Die Möve. Ein Sitten-Roman. Zwei Theile. Breslau, Max u. Comp. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1860. Herausgegeben von A. Henninger. 45ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Crusenstolpe, M. J. v., Der russische Hof von Peter I. bis auf Nikolaus I. Mit einer Einleitung: Rußland vor Peter dem Ersten. Fortgesetzt von C. Volckhausen. 9ter Band. — A. u. d. T.: Nikolaus I. Von der Intervention in Ungarn bis zum Tode des Zaren. Von C. Volckhausen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1860. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dichtergrüße. Neuere deutsche Lyrik ausgewählt von Elise Volko. Mit Illustrationen. Leipzig, Amelang. 1860. 16. 2 Thlr.

Dühr, A., An Alexander von Humboldt, den Nestor und Fürsten der Naturforscher etc. Berlin, Nauck. 4. 7½ Ngr.

Des Ritters Arnold von Harff Pilgerfahrt von Cöln durch Italien, Syrien, Aegypten, Arabien etc. wie er sie in den Jahren 1496 bis 1499 vollendet, beschrieben und durch Zeichnungen erläutert hat. Nach den ältesten Handschriften und mit deren 47 Bildern in Holzschnitt herausgegeben von E. von Groote. Cöln, Heberle. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Jäde, H., Aus dem Morgenlande. Thier-Novellen nach Bidpai. Leipzig, Voigt u. Günther. Br. 8. 24 Ngr.

Keferstein, H., Pädagogische Briefe. Zur Reform der Volksschule. Leipzig, Bock. 1860. 8. 16 Ngr.

Knecht, H., Erinnerungen an meinen selig entschlafenen Freund und Mitarbeiter Bernhard Schlegel, Bote des Evangeliums auf der Sklavenküste in West-Afrika. Mit seinem Bildniß. Bremen, Valett u. Comp. 8. 5 Ngr.

Magyar, L., Reisen in Süd-Afrika in den Jahren 1849 bis 1857. Aus dem Ungarischen von J. Hunfalvy. 1ster Band. Mit 1 Landkarte und 8 Lithographien. Pest, Lauffer u. Stolp. Lex.-8. 3 Thlr.

Meyer, E., Widukind. Ein historisches Trauerspiel in fünf Acten. Detmold. 8. 20 Ngr.

Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert von J. Scherr. Mit 45 Bildern gezeichnet von E. Bendemann, J. Hübner, A. Rethel und K. Stille. Leipzig, O. Wigand. 1860. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Otto, Louise, Die Erben von Schloß Ehrenfels. Roman in drei Bänden. Leipzig, Hübner. 1860. 8. 3 Thlr.

Pawlikowski, C. Ritter Cholewa v., Hundert Bogen aus mehr als fünfhundert alten und neuen Büchern über die Juden neben den Christen. Ein literar-historischer Beitrag zur Geschichte der Juden seit Christus. Zusammengestellt und mit den nöthigen Registern versehen. 1ste Abtheilung. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Pröhle, H., Feldgarben. Beiträge zur Kirchengeschichte, Literaturgeschichte und Culturgeschichte. Leipzig, Gräbner. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Reteliffe, Sir J., Villafranca oder die Kabinete und die Revolutionen. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. 1stes bis 3tes Heft. Berlin, Nöhring. 1860. Gr. 8. à 4 Ngr.

Storm, T., In der Sommer-Mondnacht. Novellen. Berlin, Schindler. 1860. 16. 15 Ngr.

Tempeltey, E., Mariengarn. Ein Liederkranz. Leipzig, Herbig. 1860. 16. 16 Ngr.

Thalhaus, F., Religion und Welt. Erzählungen nach Frau Tarbe des Sablons und andern katholischen Schriftstellern frei bearbeitet. Aachen, Cremer. Gr. 12. 25 Ngr.

Von dem Neuen Jerusalem und seiner himmlischen Lehre, nach Gehörtem aus dem Himmel. Welchem etwas voraus geschickt wird über den Neuen Himmel und die Neue Erde. (Von J. Swedenborg.) Aus der 1758 zu London gedruckten lateinischen Urschrift erstmahls übersetzt von J. F. J. Tafel. Tübingen, Verlags-Expedition. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Wild, F. K., Der Fund an der Eisenbahn. Eine Erzählung für Reiche und Arme, für Glückliche und Unglückliche. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1860. 8. 7½ Ngr.

Wuttke, A., Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

August, E. F., Schiller. Ode. Berlin. 4. 1½ Ngr.

Bodenstedt, F., Festspiel zur Jubelfeier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schiller's in München. Berlin, Decker. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Büchlein von Schiller und Goethe, oder Nachrichten von den Lebensumständen, dem Bildungsgange und den Werken dieser unsterblichen Dichter. Stuttgart, Fischhaber. 8. 6 Ngr.

Der deutsche Bund oder: ob Gotha, ob Bamberg? Ein national-politischer Versuch. Vom Verfasser des Europäischen Gleichgewichts der Zukunft. Berlin, Springer. 1860. Lex.-8. 20 Ngr.

Gartheuser, A., Offenes Schreiben an Herrn Dr. Baumgarten in Rostock. Itzehoe. Gr. 8. 1½ Ngr.

Elze, K., Festrede an Schillers hundertjährigem Geburtstage im Herzoglichen Hoftheater zu Dessau gehalten. Dessau, Aue. Gr. 8. 3½ Ngr.

Sydow, A., Worte bei der Grundsteinlegung zu Schiller's Denkmal in Berlin am 10. November 1859 gesprochen. Berlin, F. Schulze. Gr. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

I. Prachtwerke:

Schiller-Galerie, geb. 15⅓ Thlr. u. 16⅔ Thlr.; Prachtausgabe, geb. 30 Thlr. — **Illustrirter Handatlas**, 1. u. 2. Lieferung à 1 Thlr. 18 Ngr. — **Shakspeare-Galerie**, geb. 13 Thlr. u. 14 Thlr. — **Die Frauen der Bibel**, Drei Folgen, geb. à 5⅓ Thlr. — **Washington Irving**, deutsch und englisch, geb. à 6 Thlr. — **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, cart. 26⅔ Thlr., geb. 32⅓ Thlr.

II. Gedichtsammlungen:

Album der neuern deutschen Lyrik, geb. 2 Thlr. u. 2½ Thlr. — **Gregorovius, Euphorion**, geb. 1 Thlr. — **Gutzkow, Uriel Acosta**, geb. 24 Ngr.; **Zopf und Schwert**, geb. 24 Ngr. — **Hammer, Schau um dich und Schau in dich, Zu allen guten Stunden, Fester Grund, Auf stillen Wegen**, geb. à 1 Thlr. — **Mosen, Gedichte**, geb. 1 Thlr. 26 Ngr. — **Müller, Gedichte**, geb. 3 Thlr. 16 Ngr. — **Pruß, Aus der Heimat**, geb. 2 Thlr. 10 Ngr. — **Schulze, Die bezauberte Rose**, cart. 12 Ngr., geb. 1 Thlr., 1 Thlr. 10 Ngr., 2 Thlr. u. 3 Thlr. — **Sturm, Gedichte**, geb. 1 Thlr. 10 Ngr.; **Neue Gedichte**, geb. 1 Thlr. 10 Ngr.; **Fromme Lieder**, geb. 1 Thlr.; **Neue fromme Lieder und Gedichte**, geb. 1 Thlr. 20 Ngr.; **Zwei Rosen**, geb. 16 Ngr.

III. Unterhaltungsliteratur und Wissenschaftliches:

Humboldt's Briefe an eine Freundin, geb. 2 Thlr. u. 5 Thlr. — **Lichtstrahlen aus Humboldt's Briefen**, geb. 1 Thlr. 10 Ngr. — **Lewes, The Life and Works of Goethe**, geb. 4 Thlr. 15 Ngr. — **Bunsen, Bibelwerk**, Erster Band 2 Thlr. 10 Ngr. — **Schwarz, Predigten**, geb. 2 Thlr. — **Conversations-Lexikon**, Zehnte Auflage, geb. 28⅓ Thlr., 25 Thlr. u. 25 Thlr. 25 Ngr. — **Kleineres Conversations-Lexikon**, geb. 7 Thlr. 14 Ngr., 7 Thlr. 25 Ngr. u. 8 Thlr. — **Winckell, Handbuch für Jäger**, geb. 6 Thlr. 20 Ngr. — **Jester, Die kleine Jagd**, geb. 2 Thlr. 10 Ngr. — **Raumer, Geschichte der Hohenstaufen**, 6 Thlr. — **Oesterlen, Hygieinische Briefe**, geb. 2 Thlr. 25 Ngr. — **Schoedler, Die Chemie der Gegenwart**, cart. 2 Thlr. 10 Ngr. — **Stacdler, Allgemeine Geographie**, geb. 3 Thlr.

IV. Jugendschriften:

Arendts, Naturhistorischer Schulatlas, geb. 1 Thlr. 5 Ngr. — **Henbner, Herr Goldschmid**, 16 Ngr.; **Kleine Geschichten**, 8 Ngr. — **Richter, Kinderleben**, cart. 20 Ngr. — **Spechter, Der gefesselte Kater**, carton. 20 Ngr. — **Eine Tigergeschichte**, 6 Ngr. — **Töpffer, Stockelbein**, 16 Ngr. — **Beaumont, Le Magasin des enfants**, geb. 1 Thlr. — **Comte, Sagesse et bon coeur**, geb. 2 Thlr. — **Gentis, Les Veillées du château**, geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

☞ Ein ausführlicher **Weihnachts-Katalog** von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist in allen Buchhandlungen **gratis** zu erhalten.

Soeben erschien im Verlage von **Wilhelm Violet** in Leipzig:

Drei Friedhofs-Rosen.

Dichtung

von

Ernst Pfeilschmidt.

Miniatur-Ausgabe, eleg. brosch. 24 Ngr. — eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Der Verfasser hat sich durch seine „Heiligen Zeiten" — „Vor 300 Jahren" — „Luther in Coburg" beim gebildeten Publikum einen guten Namen erworben und kann auch diese neue Dichtung als sinnige Weihnachtsgabe empfohlen werden.

Brockhaus' Reise-Atlas:

Berlin und seine Umgebungen.

Plan der Stadt nebst einem Führer für Fremde.

Preis 5 Sgr.

Allen Besuchern Berlins als neuester, übersichtlicher und vollständiger Führer zu empfehlen.

Verlag von Julius Springer in Berlin.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

32 Bogen. Brosch. Preis 1 Thlr. 6 Sgr. In Prachtband mit Goldschnitt Preis 1 Thlr. 18 Sgr.

Inhalt: Regine. — Der Sieg des Schwachen.

Der große und allgemeine Beifall, den die vor drei Jahren erschienenen ersten Rieser Erzählungen überall gefunden, wird auch diesen Neuen Erzählungen nicht fehlen und dürfen dieselben der Damenwelt besonders empfohlen werden.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht, jedoch **nur noch bis Ende dieses Jahres.** — Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage von *L. Holle* in Wolfenbüttel sind erschienen und durch alle Buch- und Musikalien-Handlungen zu beziehen:

W. A. Mozart's 15 Sinfonien für das Pianoforte solo arrangirt von *F. W. Markull*. 2⅓ Thlr.

Dieselben für Pianoforte à 4 ms. 3⅓ Thlr.

M. Clementi's Gradus ad Parnassum revidirt von Dr. *Fr. Chrysander*. Complet 2⅓ Thlr.

Ausführliche Prospecte gratis.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 22. December 1859.

Inhalt: Zur indischen Märchenliteratur. — Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier. Von **Hermann Marggraff.** Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Royalistische Memoiren. — **Notizen.** (Thaddäus Lau gegen Walesrode; Trewendt's „Argo".) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur indischen Märchenliteratur.

Pantschatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Theodor Benfey. Zwei Theile. Leipzig. Brockhaus. 1859. 8. 8 Thlr.

Die Untersuchungen Theodor Benfey's über die Wanderzüge der Fabel- und Märchendichtungen, auf welche bereits vor zwei Jahren in Nr. 47 d. Bl. f. 1857 bei Gelegenheit der Besprechung des „Tuti-Nâmeh" aufmerksam gemacht worden ist, sind endlich unter obenstehendem Titel erschienen.

Das in Rede stehende Fabelbuch, welches der gelehrte Sanskritist dem deutschen Publikum zum ersten mal in einer unmittelbar nach dem Sanskritterte abgefaßten, vortrefflichen Uebersetzung darbietet, das „Fünfbuch" betitelt, ist ein culturhistorisch sehr bedeutendes und spielte mehrere Jahrhunderte hindurch sogar schon in Europa eine höchst wichtige Rolle. Eine treffliche deutsche Uebersetzung, welche auf Befehl des für seine Zeit hochgebildeten Herzogs Eberhard I. von Würtemberg oder von diesem selbst im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts nach einer hebräischen und lateinischen abgefaßt ward, gehört zu den ersten Erzeugnissen der deutschen Presse.

Die Geschichte seiner Entstehung wird in folgender Weise erzählt:

In einer Provinz des Südens liegt eine Stadt Mahilâropja mit Namen. Da war ein König Amarasakti (unsterbliche Kraft besitzend) genannt, im Paradiesbaum aller Wissenschaften, dessen Füße von der Strahlenfülle der Kronjuwelen der vorzüglichsten Fürsten bedeckt waren und welcher Meister war in allen Künsten. Dieser König hatte drei Söhne von der allergrößten Dummheit: Bahusakti (viele Kraft habend), Ugrasakti (furchtbare Kraft habend) und Anantasakti (unendliche Kraft habend) mit Namen. Da nun der König sah, daß diese keinen Sinn für Wissenschaft hatten, rief er seine Räthe zusammen und sprach: „Es ist euch bekannt, daß diese meine Söhne keinen Sinn für Wissenschaft haben und ohne Urtheilskraft sind. Drum macht mir mein Königreich, obgleich frei von Dornen — so ich jene ansehe —, keine Freude. Sagt man ja doch mit Recht: Besser ein Sohn wird gar nicht geboren, oder stirbt, als daß er thöricht sei; kurz ist der Kummer jenes beides: der Thor betrübt, solang er lebt. Wozu kann eine Kuh nützen, die weder Milch noch Kälber gibt? Wozu kann uns ein Sohn helfen, der weder klug noch tugendhaft? Lieber auf Erden den Tod eines Sohnes, als die Dummheit eines in der Familie geborenen, wegen deren sich ein Mensch in der Mitte der Weisen wie ein Bastard schämt. Gilt diejenige für eine Mutter, welche einen Sohn geboren hat, dem beim Beginn der Zählung der Schar der Tugendhaften nicht vor Entzücken der Stift aus den Händen sinkt, sprich, welch Weib ist dann noch unfruchtbar? Besser eine Fehlgeburt, besser Enthaltung von Liebesgenuß, besser eine unfruchtbare Gattin, besser sogar daß eine Tochter geboren wird, besser daß er kaum geboren stirbt, besser Verbleibung im Mutterschos — nur keinen unverständigen Sohn, und wäre Schönheit und Reichthum auch sein Theil! Ein einziger Sohn von bravem Sinn, guten Thaten und reinem Stamm ist ein Schmuck des ganzen Hauses, wie eine Perle des Diadems. Deswegen muß jedes irgendmögliche Mittel angewendet werden, ihren Verstand zu erwecken."

Darauf sagten einige: „Majestät! schon die Grammatik allein erfordert ein Studium von 12 Jahren. Wenn diese einigermaßen erkannt ist, werden die Schriften über Recht, Erwerb, Genuß und Befreiung studirt und dann findet Erweckung des Geistes statt."

Da sprach unter ihnen ein Minister, Namens Sumati (großen Verstand habend): „Majestät! des Lebens Dauer ist nicht ewig. Die Erlernung der grammatischen Regeln nimmt eine lange Zeit weg. Drum ist für die Erweckung ihres Geistes ein abgekürztes Verfahren zu ersinnen. Man sagt auch: Unendlich traun ist der Grammatik Umfang, das Leben kurz, Störungen aber zahlreich, drum weg was unnöthig und nimm den Saft nur, gleichwie der Schwan Milch aus des Wassers Mitte.

„Nun gibt es, o König! einen Brahmane Namens Wischnusarman, der berühmt ist, als einer, der in vielen Wissenschaften Vollkommenheit erreicht hat. Diesem übergib sie! Er wird sie sicherlich in kurzer Zeit aufgeweckt machen."

Der König aber, nachdem er dies gehört, ließ Wischnusarman rufen und sprach: „O Hochweiser! erweise mir die Gewogenheit und bewirke, daß diese meine Söhne in der Wissenschaft des Nützlichen in kurzer Zeit alle andern übertreffen. Ich werde dich dafür mit hundert Präbenden belohnen."

Darauf sagte Wischnusarman zu dem König: „Majestät! höre mein wahrhaftiges Wort! Ich verkaufe Wissenschaft nicht, selbst nicht für hundert Präbenden. Wenn ich aber nicht bewirke, daß diese binnen sechs Monaten die Wissenschaft der Lebensweisheit erkannt haben, dann will ich meinen Namen nicht mehr führen. Wozu vieler Worte?! Höre hier meinen Schlachtruf! Ich sage es nicht aus Begierde nach Schätzen — mir, der ich achtzig Jahre alt bin und allen sinnlichen Dingen entsagt habe, sind Reichthümer von gar keinem Nutzen — nur um deinen Wunsch zu erfüllen, werde ich der Sarasvati Spiel spielen.

Drum laß den heutigen Tag niederschreiben: wenn ich nicht binnen sechs Monaten bewirke, daß deine Söhne in der Lebensweisheit alle andern übertreffen, dann möge Gott mir die Götterstraße nicht zeigen."

Der König aber, nachdem er dies gehört, war höchst erfreut, übergab sie ihm mit Ehrfurcht und fühlte sich ganz beruhigt. Wischnusarman übernahm sie, ging mit ihnen nach Hause, schrieb ihrethalben die nachfolgenden fünf Bücher, nämlich: 1) Verfeindung von Freunden; 2) Erwerbung von Freunden; 3) Krähen- und Eulenkrieg; 4) Verlust von schon Besessenem; 5) Handeln ohne sorgfältige Prüfung, und ließ des Königs Söhne sie lesen. Diese aber, nachdem sie sie durchstudirt hatten, wurden in sechs Monaten so, wie ihm vorhergesagt war. Seit dieser Zeit dient dieses „Die fünf Bücher" genannte Lehrbuch der Lebensweisheit auf Erden zum Unterricht der Kinder. Mit einem Wort: „Wer unaufhörlich dies Werk der Lebensweisheit liest oder hört, der erleidet nie und nimmer, selbst durch Sakra, ein Misgeschick."

So berichtet die sanskritische und zwar jüngere Recension des Textes dieses Buchs, welches die verschiedensten Schicksale erlebt hat. In der ältern Recension finden wir nur die Angabe, daß Wischnusarman die Prinzen durch Erzählungen unterrichtet, nicht aber, daß er diese Erzählungen zu diesem Zwecke in ein Buch gebracht habe. Er wird demnach also nur als Lehrer, nicht aber als Schriftsteller bezeichnet. Wer diese Erzählungen aufgezeichnet, wurde, wie überhaupt bei vielen ältern indischen Werken, im Dunkeln gelassen. Benfey sagt:

Es braucht nicht erst darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie unwahrscheinlich, wie übernaiv es wäre, wenn der Verfasser sich selbst als Lehrer — der Autor sich als Held — hier eingeführt und sich mit all den Lobsprüchen bedeckt hätte, mit welchen Wischnusarman in der Einleitung so verschwenderisch überhäuft wird. War aber Wischnusarman ursprünglich blos als Lehrer angeführt, so kann der Name entweder ein rein erfundener, oder irgendeine hervortretende indische Persönlichkeit zu dieser Rolle verwendet sein. Wir kennen bisjetzt keine der Art, welche exact diesen Namen führte, allein das Sanskrit hat die Eigenthümlichkeit, in Eigennamen Synonyme zu vertauschen; nun heißt Wischnusarman „durch Wischnu beglückt", und Wischnugupta „von Wischnu beschützt" (oder nach der speciell indischen Auslegung „den Wischnu beschützen möge"). Dies letztere ist aber der Name desjenigen Ministers, welcher den Indern für das Muster eines Staatsmanns galt, des Ministers von Tschandragupta, bekannter unter dem Namen Tschânakya (von canaka Kichererbse, cicer, also gewissermaßen Cicero); und ich bin daher der Ansicht, daß wenn Wischnusarman auch nicht für synonym mit Wischnugupta zu nehmen ist, doch der Name erfunden oder gewählt ist, um an den großen Meister der Politik zu erinnern.

Aehnliche Fälle wiederholen sich im Bereiche der ältern morgenländischen Literaturen öfter. Wir erinnern nur an den hebräischen Literaturkreis, in welchem Salomo als Prototyp der Weisheit und Dichtkunst angesehen und ihm die lyrischen Gesänge des Hohenliedes ebenso zugeschrieben werden wie die Sammlung der Sprichwörter und philosophischen Betrachtungen des Predigers, sowie an den arabischen, in welchem z. B. dem alten mythischen Lokmân die dürre Bearbeitung der Aesopischen Fabeln als literarisches Eigenthum angedichtet wird. Man liebte es im morgenländischen Alterthum, seine Werke unter der schützenden Obhut großer und allgemein bekannter Namen in die Welt zu senden, ein Umstand, der dem Literarhistoriker es oft so unendlich schwierig macht, genau begrenzte Epochen für einzelne Werke des Schriftthums zu bestimmen. Sind nun derartige Werke noch dazu Sammelwerke, wie das „Pantschatantra", so wird es geradezu zur Unmöglichkeit, die Frage sowol nach der Zeit seiner Abfassung, als dem Namen des ursprünglichen Verfassers in einer wissenschaftlich genügenden Weise zu beantworten. Wie viele und welche Theile des in Rede stehenden Werks von dem eigentlichen Zusammensteller dieser volksthümlichen, zum Theil wol im Volke selbst entstandenen Erzählungen, Märchen, Fabeln und Sprüche in das Buch aufgenommen worden sind, das zu bestimmen, liegt weit außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Doch muß es immerhin eine erste authentische Recension gegeben haben, welcher nach Benfey's in jeder Hinsicht wohlbegründeter Ansicht diejenige der Zeit nach am nächsten kommt, welche in der aus dem Pehlewi'sche gemachten arabischen Uebersetzung, den „Fabeln Bidpai's" (herausgegeben von de Sacy, Paris 1816) noch wirklich vorliegt. Diese arabische Uebertragung nun beruht, wie schon gesagt, auf einer zur Zeit von Khosru Anuschirwan (531—579 n. Chr.) in die damalige Hofsprache Persiens, das Pehlewi, übertragenen Recension. Erwägt man nun, daß trotz der nicht unbeträchtlichen Anzahl bekannter Handschriften des „Pantschatantra" keine einzige mit der andern völlig übereinstimmt, so wird es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß, solange in Indien Sanskrit von allen Priestern und Gelehrten gekannt war und geschrieben wurde — also etwa bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts —, alle gelehrten Abschreiber nach Gutdünken abkürzten oder hinzufügten. Demnach ist allerdings anzunehmen, daß die arabische Bearbeitung sich der ältesten uns erreichbaren Recension des „Pantschatantra" und dessen Grundlage im allgemeinen wenigstens am meisten nähert. Freilich sinkt auch der relativ immerhin bedeutende Werth dieser arabischen Uebersetzung, wenn man die vielfachen und zum Theil großen Abweichungen des arabischen Textes in den Handschriften in Erwägung zieht und bedenkt, wie verschiedene Phasen derselbe durchlaufen hat, ehe er auf uns gekommen ist. Für die Kritik dieser Uebertragung sind nun die verschiedenen, unabhängig von einander entstandenen Uebersetzungen derselben vom höchsten Werthe: die griechische von Simeon Seth (1080), die im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Nasr-Allâh bearbeitete persische, eine hebräische von Rabbi Joel (?) von 1250, die nach dieser letztern von einem getauften Juden Johann von Capua (zwischen 1262—78) gefertigte lateinische („Directorium vitae humanae") und nach dieser die bereits erwähnte deutsche („Das Buch der Bysyel der alten Wisen von Geschlechtern in der Welt", Ulm 1483), der andern aus dieser lateinischen geflossenen Uebersetzungen nicht zu gedenken.

Läßt sich hiernach der Zeitpunkt, bis zu welchem die ursprüngliche Redaction des „Pantschatantra" abgeschlossen gewesen sein muß, dahin bestimmen, daß das Werk schon vor Khosru Anuschirvan, also etwa vor oder im Anfang des 6. Jahrhunderts nach Christus bestand, so ist der

wiſſenſchaftlichen Löſung dieſer chronologiſchen Frage doch ſchon nach einer Seite hin Genüge gethan, und wenn Benfey den terminus a quo für die Zeit der Compoſition des „Pantſchatantra" mit gleicher Präciſion zu beſtimmen weiß, ſo iſt hier das Mögliche geleiſtet. Er zieht nämlich den Umſtand in Erwägung, daß eine verhältnißmäßig beträchtliche Anzahl der Fabeln, welche im „Pantſchatantra" vorkommen — ſelbſt ein weſentliches Moment des Rahmens des dritten Buchs —, aus Aeſopiſchen ſtammen. Demgemäß mußte bereits vor Abfaſſung des ganzen Werks eine ziemlich umfaſſende Bekanntſchaft mit griechiſchen Fabeln beſtehen; dieſe läßt ſich aber nicht vor der Zeit vorausſetzen, in welcher die Indier in dauernde Berührung mit den Griechen geriethen, der der griechiſchen Königreiche neben und in Indien, etwa im 2. Jahrhundert vor Chriſtus.

Als Grenzen der Entſtehung des Werks, ſagt Benfey, haben wir alſo etwa das 2. Jahrhundert vor Chriſtus und das 6. nach Chriſtus, eine Beſtimmung, welche allerdings ſo weitſchichtig iſt, daß ſie faſt kaum noch für eine ſolche gelten kann. Eine genauere wird vielleicht möglich werden, wenn es gelingt, die Zeit derjenigen Schriften zu fixiren, aus denen man die Partien des „Pantſchatantra" entlehnt hat, welche ins Chineſiſche überſetzt ſind. Denn es ſprechen bedeutende Gründe dafür, daß ſie jünger ſind als das Grundwerk, aus welchem das „Pantſchatantra" ſtammt.

Läßt ſich nach den von Benfey mit größter Sorgfalt hierüber angeſtellten Unterſuchungen eine ſichere Nachweiſung über den Autor und die Zeit der Abfaſſung des Werks nicht geben, ſo wird dieſe Unſicherheit doch dadurch ſehr aufgewogen, daß ſich aus deſſen Arbeit unzweifelhaft herausſtellt, daß das Werk urſprünglich ein buddhiſtiſches war. Benfey ſchließt dies aus der verhältnißmäßig höchſt beträchtlichen Menge von Fabeln und Erzählungen deſſelben, welche ſich auch in buddhiſtiſchen Schriften nachweiſen laſſen. Auf die weitern und ausführlichern Beweisgründe für dieſe wichtige Annahme hier näher einzugehen, verbietet der Raum, und verweiſen wir die Leſer auf die wichtigen Nachweiſungen I, 304 fg. und 585 fg.

Das Weſen des Buddhismus charakteriſirt Albrecht Weber in ſeinen „Vorleſungen über indiſche Literaturgeſchichte" in gedrängter Kürze ſo:

> Seine Lehre war, daß die Schickſale dieſes Lebens durch Thaten des frühern bedingt und feſt geregelt ſeien, daß keine böſe That ohne Strafe, wie keine gute ohne Lohn bleibe. Dieſem Fatum, das den Menſchen innerhalb des Kreiſes der Seelenwanderung beherrſche, könne ſich derſelbe nur dadurch entziehen, daß er ſeinen Willen eben auf den einzigen Gedanken der Befreiung aus dieſem Kreislaufe richtet, dieſer Richtung treu bleibt und mit beharrlichem Eifer blos verdienſtlichen Handlungen nachſtrebt, wodurch er denn zuletzt nach Abwerfung aller Leidenſchaften, welche als die ſtärkſten Feſſeln im Gefängniſſe des Kreislaufes angeſehen werden, das erwünſchte Ziel der gänzlichen Befreiung von der Wiedergeburt erreicht.
>
> Indem nun dieſe Lehre tugendhafte Geſinnung allein und tugendhaften Lebenswandel als die wahren und darum erfolgreichſten Mittel zur Erreichung der endlichen Befreiung von den Feſſeln erklärte, und ſomit den Opferdienſt als werthlos verwarf, ſo trat ſie in entſchiedene Oppoſition gegen den Brahmanismus. Dieſer Gegenſatz iſt allerdings in der Moral des „Pantſchatantra" unverkennbar, und wenn dennoch dann und wann Anklänge an brahmaniſche Anſchauungsweiſe und Lehre wirklich bemerkbar ſind, ſo erklärt ſich dies lediglich daraus, daß dies oder jenes Märchen aus vorbuddhiſtiſcher Zeit ſtammen mag.

Dieſer Beweis, daß das „Pantſchatantra" aus dem buddhiſtiſchen Culturkreiſe hervorging, iſt von weſentlicher Bedeutung ſowol für die Geſchichte des Werks ſelbſt, als auch für die Charakteriſtik des Buddhismus. Die Abfaſſung deſſelben wird demnach in die Zeit der Blüte dieſer neuen Religionsentwickelung — vom 3. Jahrhundert vor Chriſtus bis zum 6. und 7. nach Chriſtus — fallen.

Daß der urſprüngliche Zweck des Werks keineswegs, wie man vielleicht glauben möchte, blos der einer leichten angenehmen Unterhaltung ſei, ergibt ſich aus dem Inhalte des Werks ſelbſt und iſt dies auch in der Einleitung, welche die Veranlaſſung dazu angibt, deutlich angedeutet. Der Zweck iſt im weſentlichen ein paränetiſcher und didaktiſcher. Unter der Hülle der Fabel wird eine Lehre der niti, d. i. der Moral oder Lebensklugheit auseinandergeſetzt. Daß man derlei Werke vorzüglich zum Gebrauche der Könige und Prinzen abfaßte, um ſie über diejenigen Gegenſtände, welche für Regierende vorzugsweiſe von Bedeutung ſind, zu unterrichten, iſt eine allgemein bekannte Thatſache, die ſich nicht nur in dem indiſchen, ſondern auch in andern abendländiſchen wie morgenländiſchen Literaturkreiſen — wir erinnern nur an die „Fâkihat al-Khulafâ" von Ibn-'Arabſhâh — zum öftern wiederholt.

Das Werk ſelbſt, ſowie es in der Sanskritrecenſion vorliegt, zerfällt in fünf Bücher. Der Rahmen des erſten Buchs, „Verfeindung von Freunden" betitelt, iſt dieſer: Vardhamânaka, der Sohn eines Kaufmanns begibt ſich in Geſchäften auf Reiſen. Er hatte zwei gute Stiere, die in ſeinem Hauſe geboren waren, Nandaka (der Erfreuer) und Sandſchîwaka (der Zuſammenlebende) mit Namen, welche ſich als Zugthiere an einer trefflichen Deichſel befanden. Von dieſen glitt der eine, Sandſchîwaka, am Ufer der Jamunâ in einem Sumpfe aus und brach das Bein, ſodaß er niederſank. Als ihn nun Vardhamânaka in dieſem Zuſtande ſah, verſank er in die tiefſte Betrübniß und unterbrach aus Mitleid drei Nächte lang ſeine Reiſe. Seine Reiſegefährten nöthigen ihn jedoch zur Weiterreiſe und infolge deſſen befahl er einigen ſeiner Leute zurückzubleiben, um auf Sandſchîwaka zu achten, indeß er weiter zog, um die übrige Karavane nicht der Gefahr auszuſetzen, in dem von Löwen und Tigern angefüllten Walde länger zu bleiben. Die Wächter aber, welche wußten, wie gefährlich der Wald war, ließen Sandſchîwaka im Stich, gingen der Karavane nach und ſagten am folgenden Tage fälſchlicherweiſe zu dem Kaufmann: „O Herr! Sandſchîwaka iſt geſtorben und wir haben ihn im Feuer beſtattet." Sandſchîwaka aber erholte ſich, geſundete und brachte Tag um

Tag damit zu, daß er brüllend mit ſeinen Hörnern die Gipfel der Erdhügel durchwühlte. Da hörte einſt ein Löwe, Pingalaka (der Dunkelgelbe) mit Namen, welcher von Durſt gequält, umgeben von ſämmtlichem Wild, zum Ufer der Jamunâ herabſtieg, um Waſſer zu trinken, ſchon aus ſehr weiter Ferne das Gebrüll des Sandſchiwaka. Dieſer Ton ſetzte ſein Herz in große Angſt, doch verbarg er ſeine Furcht und blieb unter einem Feigenbaume ſtehen, wo er ſein Gefolge in vier Kreiſen aufſtellte. Dem Löwen aber folgten immer zwei Schakale nach, Karataka (Krähe) und Damanaka (Bändiger) mit Namen, Söhne von Miniſtern, welche aber ihr Amt verloren hatten. Dieſe bemerken die ihnen ungewohnte und auffallende Aengſtlichkeit des Thierkönigs und berathen ſich darüber. Damanaka ſucht die Urſache derſelben zu erforſchen und beſchließt, nachdem er ſie erfahren, dem Löwen ſeine Furcht zu benehmen, ihn dann durch die Macht ſeines Verſtandes zu unterwerfen, um ſo zu der ihm gebührenden Miniſterſtelle zu gelangen. Damanaka erfährt denn, daß der Löwe ſich vor dem Gebrüll des Stiers, den er für ein Ungeheuer mit überirdiſcher Kraft hält, fürchtet. Er verſpricht dem Pingalaka, ihm dieſen Stier zu unterwerfen und bewirkt durch ſeine Liſt, daß jener dieſem ſein Leben zuſichert und beide Freundſchaft ſchließen. Nachdem aber im Laufe der Zeit dieſe Freundſchaft eine zu enge und Damanaka, weil der Löwe nur mit dem Stiere verkehrt, überflüſſig geworden iſt, bewirkt er durch allerlei Ränke, daß Pingalaka, bei dem er den Stier verleumdet, dieſem das ihm gegebene Wort bricht und ihn tödtet. Daher der Titel: „Verfeindung von Freunden.“

Die in dieſer Fabel überlieferte Freundſchaft iſt benutzt, um ein politiſches Verhältniß: die Stellung eines Königs und ſeines wider das Herkommen erworbenen Freundes, eines rotulier gewiſſermaßen, gegenüber dem hergebrachten — nach indiſcher Sitte angeerbten — höchſten Beamten zur Anſchauung zu bringen und zugleich daran zu erinnern, daß man den heimtückiſchen Verräther, der die Freundſchaft um ſeines eigenen Vortheils willen zu trennen ſucht, ſcheuen müſſe.

Das zweite Buch, „Erwerbung von Freunden“ betitelt, iſt in folgenden Rahmen eingeſchloſſen: In der Nähe der Stadt Mahilâropja wohnt auf einem hohen, großen Feigenbaum ein Krähenmännchen, Namens Laghupatanaka. Als dieſes einſt, um Nahrung zu ſuchen, ſich nach der Stadt auf den Weg machte und ſich umſah, gewahrte es den Jäger. Um die mit ihm auf einem Baume wohnenden Vögel zu warnen, kehrt es zum Baum zurück und ſagt zu dieſen: „Hört! da kommt ein böſer Jäger herbei, mit einem Netz und Körnern in den Händen. Darum dürft ihr ihm auf keine Weiſe trauen. Er wird, nachdem er das Netz ausgebreitet hat, Körner davor ausſtreuen. Dieſe Körner müßt ihr alle zuſammen anſehen, als ob ſie Gift wären.“ Der Jäger kommt, wirft ſein Netz aus, ſtreut Körner darauf, aber die Genoſſen des Laghupatanaka, eingedenk der Warnung deſſelben, hüten ſich vor der Verlockung. Mittlerweile erblickt der König der Tauben, Tſchitragriva, indem er von Tauſenden umgeben nach Nahrung umherſchweift, dieſe Körner ſchon aus weiter Ferne. Trotzdem, daß ihn Laghupatanaka warnte, flog er von ſeiner Zunge beherrſcht hin, um zu eſſen und fiel ſammt ſeinem Gefolge in das große Netz. Der Jäger, dies ſehend, kommt herbei, um die Beute zu ergreifen. Tſchitragriva aber fordert die Gefangenen auf, daß alle zu gleicher Zeit auffliegen und das Netz mitnehmen. Dies geſchieht, und nachdem ſie glücklich entronnen, zernagt eine ihnen befreundete Maus, Namens Hiranjaka (die Goldene), das Netz und befreit ſie auf dieſe Weiſe. Die Krähe, welche alles mit angeſehen, von dem Nutzen der Freundſchaft mit der Maus überzeugt, macht dieſer Freundſchaftsvorſchläge, welche von derſelben, freilich nach vielem Bedenken, endlich angenommen werden. Die Krähe und Maus verlaſſen das infolge einer Hungersnoth unwirthbar gewordene Land und ziehen zuſammen an einen Teich, wo eine der Krähe befreundete Schildkröte, Namens Mantharaka (der Langſame) lebte und führen im Verein mit dieſer ein vergnügliches Leben. Als vierten Freund führt das Geſchick ihnen eine Gazelle, Namens Tſchitrânga (gefleckten Leib habend), zu. Dieſe wird eines Tags von ihnen vermißt und die Krähe, auf Erkundigung ausgeſchickt, kehrt mit der Nachricht zurück, daß Tſchitrânga am Ufer eines Sumpfes in einem Jagdnetz gefangen ſei. Die Krähe nimmt nun die Maus auf ihren Rücken und bringt ſie zu dem Ort, wo die Gazelle gefangen iſt, damit ſie dieſe durch Zernagen der Schlingen befreie. Während dies geſchieht, kommt auch die theilnahmvolle Schildkröte herbeigekrochen. Kaum iſt ſie aber angelangt, ſo erſcheint auch ſchon der Jäger, der, da Krähe, Gazelle und Maus raſch entfliehen, die auf der Erde langſame Schildkröte als Beute ergreift und in ein Tuch gewickelt mit fortnimmt. Mittlerweile kommen Tſchitrânga und Laghupatanaka laut jammernd zu dem Ort zurück, wo Hiranjaka ſich befand. Dieſe ſpricht:

Ach wozu unnützes Klagen?! ſolange unſer Mantharaka noch nicht aus unſerm Geſichtskreiſe entfernt iſt, ſo laßt uns an ein Mittel denken, ihn zu befreien! Denn man ſagt: „Wer, wenn er in ein Unglück fiel, aus Bethörung nur wehklagt, der vermehrt nur ſein Unglück, aber endet es nimmermehr. Das einzige Mittel für Unglück nach der Lebenserfahrenen Spruch heißt: ſehet zu wie ihr's wegſchafft! und verfallt in Kummer nicht!“ und ferner: „Wenn man beräth, alten Gewinn zu wahren und wie man ſich neuen hinzuerwerbe, wie man ſich frei mache, wenn man in Unglück gerieth, ſo iſt dieſes die beſte Berathung.“

Nachdem ſie dies gehört, ſagte die Krähe:

Hm, wenn du ſo meinſt, ſo laß uns thun, was ich ſagen werde. Hier Tſchitrânga ſoll auf den Weg gehen, den der Jäger einſchlägt, ſich irgendeinem Sumpfe nähern und an deſſen Ufer hinfallen, als ob er leblos wäre. Ich werde mich dann auf ſeinen Kopf ſetzen und mit leiſen Schnabelſtößen hineinpicken, damit der böſe Jäger ihn für todt hält und, im Vertrauen auf meinen meine Waffe bildenden Schnabel, Mantharaka auf die Erde wirft und des Wildes wegen angelaufen kommt. Mittlerweile mußt du die gräſernen Gurte des Tuchs, in welches Mantharaka eingewickelt iſt, zerbeißen, damit Mantharaka ſo raſch als möglich in den Sumpf kommen kann. Tſchitrânga ſagte: Ach! dieſen Rath haſt du herrlich ausgedacht! Unſer Mantharaka

ist wahrhaftig so gut, als wäre er schon frei. So wollen wir es denn so machen!

Nachdem nun so geschehen, kommt der Jäger auf seinem Wege in die Nähe des Sumpfes und sieht den Tschitränga in der angegebenen Weise am Ufer desselben mit der Krähe auf dem Kopfe liegen. Nachdem er ihn erblickt, dachte er mit erfreutem Herzen bei sich: „Sicherlich ist das arme Wild, nachdem es mit dem bischen Leben, das ihm geblieben war, das Netz zerrissen und mit Mühe und Noth sich in das Innere des Waldes geflüchtet hat, durch den Schmerz, den ihm die Fessel der Schlinge verursacht hatte, dort gestorben. Diese Schildkröte kann mir nicht weglaufen, da sie festgebunden ist. Drum will ich doch auch jenes mitnehmen!" Nachdem er diese Betrachtung angestellt hatte, warf er die Schildkröte auf die Erde und lief nach der Gazelle. Mittlerweile zerbiß Hiranjaka mit den diamantgleichen Zähnen, welche seine Waffe sind, den Grasgürtel und Mantharaka machte sich mitten aus dem Grase heraus und kroch in den nahen Sumpf. Tschitränga aber sprang in die Höhe, ehe jener ihn noch erreicht hatte, und machte sich mit sammt der Krähe auf die Flucht. Wie nun der Jäger erstaunt und voll Verdruß zurückkehrt, siehe da! so war währenddessen auch die Schildkröte auf- und davongegangen. Da klagte und jammerte er und ging, betrübt über die Tücke des Geschicks, nach Hause. Sobald dieser Jäger nun soweit als möglich entfernt war, kamen auch jene alle: die Krähe, Schildkröte, Maus, Gazelle, voll von der größten Freude, an demselben See zusammen, umarmten sich einander, hielten sich für zum zweiten male geboren und brachten ihre Zeit mit großem Vergnügen damit hin, daß sie sich in der geselligen Unterhaltung an schönen Reden ergötzten.

Dies beherzige der Weise, erwerbe sich Freunde und betrage sich gegen seine Freunde aufrichtig. Denn man sagt auch. „Wer auf Erden Freunde erwirbt und ohne Falschheit sich benimmt, der wird vereinigt mit diesen nie und nimmer zu Grunde gehen."

Das dritte Buch, betitelt: „Krieg der Krähen und Eulen", behandelt eigentlich die aufopfernde Treue eines Dieners. Der Rahmen, in welchen die verschiedenen Erzählungen und Sprüche eingefügt sind, ist dieser: In einer Provinz des Südens liegt eine Stadt, Mahilâropja mit Namen. In deren Nähe ist ein Feigenbaum, reich an Zweigen und beschattet von einem überaus starken Blätterdickicht. Da wohnte der König der Krähen, Namens Meghavarna (der Wolkenfarbige) mit seinem Gefolge, welcher sich eine Festung daselbst gebaut hatte und darin mit seinen Unterthanen wohnte. Gleicherweise wohnte daselbst in einer seine Feste bildenden Berghöhle der Eulenkönig, Namens Arimordana (der Friedezermalmer), mit einem Gefolge von unzähligen Eulen. Dieser kam in jeder Nacht herbei und umschweifte den Feigenbaum von allen Seiten, und wie der Eulenkönig irgendeine Krähe zu packen bekam, brachte er sie, beherrscht von alter Feindschaft, um und ging dann weg. Auf diese Weise wurde infolge des beständigen Angriffs die Burg dieses Feigenbaums durch ihn allmählich der Krähen beraubt. Das ist ja der Lauf der Welt, denn es heißt ja: „Wer voll Trägheit es abwartet, wie eine Krankheit und sein Feind ungestört sich ausbreiten, der wird ihr Opfer mit der Zeit."

Da rief der König eines Tags alle Krähenminister zusammen und sprach:

Hört! Unser heftiger und mächtiger Feind kommt, sowie die Nacht anbricht, stets hervor und vollführt, dem Todesgotte gleich, ein Morden unter den Unserigen. Wie können wir ihn nun abwehren? Wir sehen ja bei Nacht nicht und kennen auch die Burg nicht, wohin er sich bei Tag zurückzieht, um dahin zu gehen und ihn anzugreifen. Was ist also in dieser Lage angemessenerweise unter folgenden sechs Mitteln zu wählen: Friede, Krieg, Marsch, Abwarten, Schutzbündniß oder Doppelzüngigkeit?

Nachdem die übrigen Minister ihre Meinung mitgetheilt haben, gibt auch der langjährige Minister des frühern Königs, der hochbegabte tiefe Kenner aller Lehren der Lebensklugheit, Sthiradschkvin (kräftig, lang lebend) mit Namen, seinen Rath und spricht:

Kind! was alle diese Minister gesagt haben, ist in den Schriften über Lebensklugheit begründet; alles dieses ist in der That von Nutzen, wenn es zu seiner Zeit paßt. Allein dies ist die Zeit für einen doppelzüngigen Zustand. Drum wird es dir sicher gut ausgehen, wenn du einen Doppelzustand anwendest. Der Feind, von Habsucht beherrscht, wird dich nicht vernichten. Sowie du übrigens irgendeine Blöße an ihm siehst, so wirst du hingehen und ihn verderben.

Meghavarna sagte: „Vater! mir ist sein Aufenthaltsort unbekannt; wie werde ich nun eine Blöße an ihm erkennen können?" Sthiradschkvin sagte: „Kind! durch Kundschafter werde ich nicht blos seinen Wohnort, sondern auch seine Blöße offenbar machen." Sthiradschkvin macht ihm zur Erreichung seines Zwecks folgenden Vorschlag:

Kind! höre, welches Mittel von mir beschlossen ist! Behandle mich, als ob ich von dir abgefallen wäre, bedrohe mich mit harten Worten, dann bestreiche mich so mit zusammengeholtem Blute, daß die Spione des Feindes alles für Ernst halten, wirf mich nachher von diesem Feigenbaum herunter und begib dich alsdann zu dem Berg Rischjamuka; dort bleibe mit sammt deinem Gefolge so lange, bis ich sämmtlichen Eulen durch sehr liebevolles Benehmen Vertrauen eingeflößt, sie mir geneigt gemacht habe und, sobald ich meinen Zweck erreicht, die bei Tage der Blindheit verfallenden in der Mitte der mir bekannt gewordenen Burg vernichte. Ich habe sicher erkannt, daß wir auf andere Weise nichts erreichen. Denn diese Feste, welche keinen Ausweg hat, wird nur zu ihrer Ermordung dienen.

Die List gelingt, die Eulen werden in ihrer eigenen Höhle verbrannt und der weise Minister, der mit Gefahr des eigenen Lebens seinen Herrn gerettet, ruft am Schluß ihm mahnend zu:

So ruht denn gleichsam mein Herz aus, nachdem mein Unternehmen sein Ziel erreicht hat. So genieße denn jetzt lange Zeit diese deine von allen Gefahren befreite Herrschaft, einzig beschäftigt mit dem Schutz deiner Unterthanen und vererbe sie so auf Kind, Kindeskind und alle Nachkommen. Auch darfst du dich nicht durch den Rausch des Glücks, indem du denkst: „Ich bin im Besitz der Herrschaft", berücken lassen! denn schwankend ist die Macht der Könige; der Herrschaft Glück so schwer zu erklimmen wie ein Bambusbaum; geneigt zu plötzlichem Sturz; obgleich mit hundertfältiger Anstrengung gehalten, dennoch schwer zu halten; obgleich gepriesen und verehrt, am Ende

trügeriſch. So herrſche denn du, nachdem du der Herrſchaft Glück, unſtet wie das Ohr eines wüthenden Elefanten, erlangt haſt, einzig feſthaltend am Rechte!

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Erzählung hier der bekannten Sage oder Erzählung von Zopyrus bei Herodot (III, 153) entſpricht, welche bei arabiſchen und perſiſchen Hiſtorikern in ähnlicher Weiſe erzählt wird.

Der Rahmen des vierten, „Verluſt von ſchon Beſeſſenem" betitelten Buchs iſt dieſer: An einem gewiſſen Ort auf dem Meere ſteht ein großer Dſchambubaum, welcher beſtändig voll von Früchten iſt, und da wohnte ein Affe, Namens Raktamukha (rothes Maul habend). Da ſtieg einmal ein Krokodil, Namens Vikarâlamukha (fürchterliches Maul habend), aus dem Waſſer des Meeres und legte ſich an den Rand des mit ſehr weichem Sand verſehenen Ufers unter dieſem Baum nieder. Darauf ſprach Raktamukha zu ihm: „Höre, du biſt mir als Gaſt genaht! ſo iß denn die ambroſiagleichen Dſchambufrüchte, welche ich dir gebe!" Nachdem er ſo geſprochen, gab er ihm Dſchambufrüchte. Jenes aber, nachdem es dieſe gegeſſen und lange Zeit das Vergnügen ſeiner Unterhaltung genoſſen hatte, kehrte wieder nach ſeinem Hauſe zurück. So lebten dieſe beiden, im Schatten des Dſchambubaums ruhend und ſich die Zeit mit mancherlei ſchöner Unterhaltung vertreibend, ſtets vergnügt. Das Krokodil aber gab die von den gegeſſenen übriggebliebenen Dſchambufrüchte, wenn es nach Haus gekommen war, ſeiner Frau. Eines Tags aber wurde es von dieſer gefragt: „Herr! wo bekommſt du immer derartige ambroſiagleiche Früchte?" Es antwortete: „Liebe! ich habe einen lieben Freund, einen Affen, Raktamukha mit Namen. Dieſer gibt mir unter vorhergehenden Zeichen der Liebe dieſe Früchte." Da ſagte ſie denn: „Wer immer ſolche ambroſiagleiche Früchte genießt, deſſen Herz muß ganz wie Ambroſia ſein. Wenn ich dir alſo als Gattin lieb bin, ſo gib mir deſſen Herz, damit ich, nachdem ich es gegeſſen, frei von Alter und Tod, mit dir Freuden genieße." Jener ſagte: „Sprich doch ſo etwas nicht! Er iſt ja unſer Bruder geworden. Außerdem gibt er Früchte und darf deshalb nicht getödtet werden. Drum laß dies ungerechte Gelüſte fahren." Drauf ſagte das Krokodilweibchen: „Du haſt noch nicht ein einziges mal meinen Worten entgegengehandelt. Drum wird das ſicher ein Affenweibchen ſein. Denn aus Liebe zu ihr verbringſt du dort ſogar den ganzen Tag. Nun kenn' ich dich durch und durch. Mit einem Wort: bekomme ich ſein Herz nicht zu eſſen, dann beginne ich um deinetwillen ein großes Faſten und faſte mich todt." Das Krokodil entſchließt ſich denn, um Ruhe zu haben, dem Befehle ſeines Weibchens zu folgen und beredet den Affen, unter dem Vorwand, daß er von dieſem gaſtlich aufgenommen werden ſolle, ſeinen Rücken zu beſteigen. Als ſie mitten auf dem Waſſer ſind, vertraut er ihm ſein wirkliches Vorhaben an. Da ſprach der Affe, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte: „Lieber, wenn dem ſo iſt, warum haſt du mir das nicht gleich dort geſagt? Denn mein Herz iſt immer wohl verwahrt in einer Höhlung des Dſchambubaums. Ich will es der Frau meines Bruders (d. i. dem Krokodilweibchen) einhändigen. Warum haſt du mich nun, ohne daß ich mein Herz bei mir habe, hierher gebracht?" Nachdem das Krokodil das gehört, ſagte es voller Freude: „Lieber, wenn dem ſo iſt, ſo gib mir dein Herz, damit das böſe Weib es ißt und aufhört mit Faſten. Ich will dich zum Dſchambubaum bringen." Nachdem es dies geſagt, kehrte es um und ging zu dem Fuße des Dſchambubaums zurück. Der Affe aber, nachdem er Hunderte von verſchiedenartigen Gelübden zu den Göttern gemurmelt hatte, gelangte mit Ach und Weh zu dem Ufer des Meeres zurück. Darauf ſprang er mit einem Sprung ſo weit und ſo raſch wie möglich auf den Dſchambubaum. Darauf bat ihn das Krokodil, ihm ſein Herz zu geben. Der Affe aber lachte ſpöttiſch und erwiderte: „Pfui, Pfui! Du dummköpfiger Mörder unter der Maske der Freundſchaft! Hat denn irgendjemand zwei Herzen? Geh nur ſchleunig unter dem Dſchambubaum weg und komm mir niemals wieder hierher!" Darauf erwiderte das Krokodil: „Freund! Sie hat kein Verlangen nach deinem Herzen. Ich habe das nur aus Spaß geſagt, um deine Herzensmeinung zu erproben. Drum komm als Gaſt in unſer Haus. Deines Bruders Gattin iſt voll Sehnſucht nach dir." Doch der Affe, durch Erfahrung klug gemacht, blieb und das Krokodil kehrte beſchämt über den Verluſt ſeines treueſten Freundes in ſeine Wohnung zurück.

Das fünfte Buch, „Handeln ohne ſorgfältige Prüfung" betitelt, ſcheint, wenn nicht alle Anzeigen trügen, in entſchieden ſpäterer Zeit die Geſtalt erhalten zu haben, in welcher es jetzt in den ſanskritiſchen Textrecenſionen vorliegt. Die urſprüngliche Rahmenerzählung wird bald verlaſſen und an die erſte reiht ſich unmittelbar die zweite, welche ſcheinbar den Faden der Erzählung fortſpinnt. Die Betrachtung, wie ſchädlich voreiliges Handeln ohne vorhergegangene ſorgfältige Prüfung ſei, bildet das Band, welches die erſten Erzählungen loſe verbindet, während erſt die dritte Erzählung den Rahmen für die folgenden bildet.

Dieſe dritte, „Die Schätze ſuchenden Brahmanen" überſchriebene Erzählung iſt im weſentlichen folgenden Inhalts: Vier arme Brahmanen berathen ſich, wie ſie dem traurigen Zuſtande ihrer Armuth ein Ende machen können. Sie begeben ſich auf die Reiſe und begegnen auf ihrem Wege dem höchſten unter den Jogins, Bhairavânanda (Seligkeit des Indra beſitzend) mit Namen, gehen mit dieſem in ſein Kloſter und bitten ihn, ihnen den ſicherſten Weg zu den Freuden des Reichthums oder dem Tod anzugeben. Bhairavânanda aber, die Fähigkeiten dieſer vier Schüler erkennend, macht vier Zauberknäule, gibt jedem von ihnen eins derſelben und ſagt: „Geht in die Gegend nördlich vom Himâlaya und wo irgend das Knäuel von einem hinfällt, da wird er unzweifelhaft einen Schatz finden." Der erſte nun findet an dem Ort, wo ſein Knäuel hinfällt, Kupfer. Damit zufrieden bleibt er. Der zweite findet Silber, bittet die andern mit ihm zu theilen und nicht weiter zu gehen. Während die andern damit nicht zufrieden ſind, begnügt auch er ſich und bleibt. Der

dritte findet Gold und bittet den vierten nicht weiter zu gehen, sondern mit ihm zu theilen. Dieser geht indeß doch allein weiter; umherirrend aber erblickt er auf einem Platze einen Mann, auf dessen Kopfe sich ein Rad herumdrehte und dessen Körper von Blut benetzt war. Aufs schleunigste geht er zu ihm und sagt: „Wer bist du? Warum stehst du so mit einem sich drehenden Rade auf dem Kopfe? Sag' mir ob irgendwo etwas zu trinken ist, denn ich werde vom Durst gepeinigt." Indem er so sprach, verließ das Rad augenblicklich den Kopf von jenem und stellte sich auf das Haupt des Brahmanen. Dieser sagte: „Was ist das?" Jener antwortete: „Auch mir ist es ganz auf dieselbe Weise auf den Kopf gekommen." Dieser sprach: „O sage mir dann, wann es wieder herabsteigen wird. Ich fühle großen Schmerz." Jener antwortete: „Wenn irgendeiner wie du, mit einem Zauberknäuel in der Hand, hierherkommen und dich anreden wird, dann wird es sich auf dessen Haupt stellen." Dieser fragte: „Wie lange Zeit ist es, daß du hier so gestanden hast?" Jener sprach: „Wer ist jetzt König auf Erden?" Der Brahmane antwortete: „Vinavotsa ist König." Der Mann sprach: „Als Rama König war, da kam ich, von Armuth geschlagen, wie du mit dem Zauberknäuel in der Hand hierher. Da wurde von mir ein anderer Mann mit einem Rade auf dem Kopf erblickt und befragt. Darauf sprang das Rad von dessen Kopf auch auf meinen, gerade wie jetzt, während du fragtest, auf den deinen. Weiter kann ich die Zeit nicht berechnen." Der Brahmane mit dem Rade fragte: „Lieber, wie erhieltest du denn zu essen und zu trinken, während du so dastandest?" Der Mann sagte: „Von dem Gott der Schätze ist aus Furcht, daß ihm seine Schätze geraubt werden, dies als Schutzmittel gegen die Zauberer aufgestellt, damit ja niemand hierherkomme. Wenn aber einer mit Mühe und Noth bis hierher gelangt, so hat er, frei von Hunger, Durst und Schlaf, weder alternd noch sterbend, nichts weiter zu genießen als eben diesen Schmerz. Jetzt aber laß mich nach Hause gehen. Ich bin durch dich von diesem langen Leid erlöst. Drum will ich nun nach meiner Heimat gehen." Nachdem er so gesprochen, ging er weg.

Bald darauf findet ihn der Goldzauberer, tadelt ihn wegen seiner unersättlichen Begierde und nachdem sie sich gegenseitig mit Erzählungen unterhalten, welche alle in mehr oder weniger Beziehung zu dem angeführten Thema stehen, endigt das Buch ohne eigentlichen Schluß.

Fragen wir nach dem wissenschaftlichen Werth des hier von dem Uebersetzer des interessanten Buchs Geleisteten, so müssen wir denselben sehr hoch anschlagen. Die den ersten Theil bildende Einleitung, welche die Wanderzüge der im „Pantschatantra" erzählten Märchen und Fabeln bis in ihre entlegensten Punkte mit Scharfsinn und weitester Belesenheit verfolgt, ist eine der bedeutendsten Arbeiten auf diesem Gebiete der Literaturgeschichte, welche nicht nur bereits Gegebenes in gewandter Form recapitulirt, sondern so viel des Neuen, bisher noch nicht Erforschten und Entdeckten enthält, daß man der deutschen Wissenschaft zu diesem den Gegenstand mit ruhiger Vorsicht, scharfsinniger Combination und in erschöpfender Weise behandelnden Werke aufrichtig Glück wünschen muß. 41.

Die Schiller-Literatur bei Schiller's Jubelfeier.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Schiller äußerte sich einmal ungefähr dahin, daß sich in der Geschichte seiner Bekanntschaften auch die Geschichte seiner geistigen Entwickelung darstellte. Man darf dieses Geständniß allerdings nicht wörtlich nehmen; Schiller war ein zu unabhängiger Geist, eine zu selbständige Kraft, eine zu ausgiebige Potenz, um sich Einflüssen von außerhalb in so unbedingter Weise hinzugeben, daß ihre Wirkung einer gewaltsamen Störung, statt einer gesetzmäßigen Regulirung seiner Bahn gleichgekommen wäre. Aber indem er fühlte, daß sein Genie nur zu sehr dazu neige, sich in excentrischen Richtungen zu bewegen, suchte er bei andern nach Maß, Regel und gesetzlicher Bestimmung. Er fühlte, was sein Genie zu leisten vermöge, aber er sah ein, daß es ihm noch an Kenntnissen, Geschmack und künstlerischen Principien fehle; denn hierfür viel zu thun, hatten ihm die stürmischen Tage in Stuttgart und Mannheim nicht viel Zeit übrig gelassen. Das Geschick wollte ihm auch darin wohl, daß es ihn in die persönliche Nähe derjenigen Lehrherren führte, die als die geeignetsten für ihn in Deutschland überhaupt zu finden waren: auf Christian Gottfried Körner folgte später Goethe, ohne daß dadurch Schiller's Verbindung mit dem erstern eine Unterbrechung erlitt, und an Goethe reihte sich Wilhelm von Humboldt. Dies sind die drei Männer, welche auf Schiller's geistige Bildung und ästhetische Erziehung von größtem Einfluß gewesen sind, ohne daß er je in ein Abhängigkeitsverhältniß von ihnen gerieth; er nahm von ihnen nur an, was er brauchen konnte, um seinen Geschmack zu reguliren und sein Wissen über die Kunst zu vervollständigen. Im übrigen vertraute er seinem Genie und seinem Kant, der für Schiller's spätere Bildung eigentlich das wurde, was für ein Gebäude das Fundament. Hier war auch das Bollwerk, hinter welchem er sich mit den concentrirten Hülfsquellen seines Genie gegen alle zu weit gehenden Anforderungen seiner Freunde, denen er übrigens auf dem Wege des wechselseitigen Unterrichts ebenso viel und zum Theil mehr gab als er von ihnen empfing, gesichert fühlen durfte. Die Rathschläge seiner Freunde hatten auf ihn nur so weit Einfluß, als sie gewisse allgemeine ästhetische Principien betrafen und brauchbare Fingerzeige für geschmackvolles harmonisches Formen und Gestalten boten; sein eigenstes Wesen, seine Gedanken- und Vorstellungswelt ließ er sich durch sie nicht beeinträchtigen; hier wies er jeden störenden Eingriff ab. Einen leisen Tadel Körner's, daß er in seinen Dramen zuweilen zu lyrisch werde, ließ er unbeachtet, und über die Wahl seiner Stoffe disputirte er mit seinen Freunden nicht. Er theilte seinem Freunde Körner wol mit, daß er diesen oder jenen Stoff vorzunehmen gedenke, aber fragte ihn nicht um seine Ansicht, was er zur Wahl dieses Stoffes meine. Zwar

ließ er ſich, namentlich durch den Einfluß Goethe's und Humboldt's — denn Körner, eine mehr moderne Natur, verſtändigte ſich überhaupt ſchwerer mit den griechiſchen Tragikern —, eine Zeit lang faſt zu ſehr in den Hellenismus hinüberdrängen, wie beſonders die „Braut von Meſſina" beweiſt; aber mit einer jener kühnen Wendungen, wie ſie nur dem Genie eigen ſind, ſchlug er plötzlich in „Wilhelm Tell" und in dem leider Torſo gebliebenen „Demetrius" eine ganz neue Richtung ein, durch die er ſich, übrigens in vollkommen origineller und unabhängiger Weiſe, dem großen freien Wurf in Shakſpeare's hiſtoriſchen Dramen näherte, in denen es ebenfalls weniger auf die Durchführung einer eigentlichen dramatiſchen Intrigue als auf hiſtoriſche Charakteriſtik und auf die Vorführung bedeutſamer geſchichtlicher Momente in großen Gruppen und Tableaux abgeſehen iſt. Schiller's inzwiſchen namentlich durch A. W. Schlegel's Kritik und Ueberſetzerkunſt vermittelte nähere Bekanntſchaft mit Shakſpeare's hiſtoriſchen Dramen iſt auf dieſe letzte Manier ſchwerlich ohne Einfluß geweſen; Schiller ſelbſt ſchrieb nach der Aufführung einer Bearbeitung des Shakſpeariſchen „Coriolan" an Goethe: „Für meinen «Tell» iſt mir das Stück von unſchätzbarem Werth; mein Schifflein wird auch dadurch gehoben." Ein gewiſſer Einfluß der romantiſchen Schule und beſonders Schlegel's, den er ja auch perſönlich kannte, ohne, wie man weiß, ihn beſonders zu lieben, verräth ſich bei Schiller ja ſchon ſeit der „Jungfrau von Orleans" in einer gewiſſen Miſchung romantiſcher und antik-claſſiſcher Elemente, und ſo dürfen wir auch hierin gewiſſermaßen eine Beſtätigung der eigenen Aeußerung Schiller's erblicken, daß die Geſchichte ſeiner Bekanntſchaften auch die Geſchichte ſeines Geiſtes ſei. Aber dieſe Einflüſſe dienten nur dazu, den Strom ſeines Geiſtes zu nähren und höchſtens zu färben, aber nicht ihn zu trüben oder in eine ſeinem Weſen und Urſprung fremde Richtung zu drängen. Mit Recht bemerkt Kuno Fiſcher in ſeiner ſchönen Feſtrede, deren künftig noch näher gedacht werden ſoll: „Schiller's Freundſchaften ſind Lebensepochen von den Jugendgeſellen der Militärſchule bis hin zu Humboldt und Goethe!"

Nachſtehende Publicationen betreffen dasjenige Freundſchaftsverhältniß Schiller's, welches für die äußere Geſtaltung ſeines Daſeins wie für ſeine geiſtige Entwickelung ſicherlich das einflußreichſte wurde:

2. Schiller's Briefwechſel mit Körner. Zweite wohlfeile Ausgabe. Vier Bände. Leipzig, Veit u. Comp. 1859. 8. 2 Thlr.
3. Schiller's und Körner's Freundſchaftsbund. Von Hermann Marggraff. Zugleich als Einleitung zur zweiten Ausgabe von Schiller's Briefwechſel mit Körner. Leipzig, Veit u. Comp. 1859. 8. 15 Ngr.

Die Bedeutung des Schiller-Körner'ſchen Briefwechſels, von welchem Scherr in ſeiner Biographie Schiller's bemerkt: „Das iſt ſo ein Buch, an welchem ein deutſches Herz ſich erfreuen und erfriſchen kann", hob jüngſt Robert Prutz auf Anlaß dieſer Wiederausgabe in Nr. 49 des „Deutſchen Muſeum" mit folgenden ſchönen Worten hervor:

Das Werk, bekanntlich erſt 1847 erſchienen, nimmt unter den Quellen zur Kenntniß von Schiller's innerm und äußerm Leben eine der erſten, ja vielleicht ſchlechthin die erſte Stelle ein; es iſt nicht zu viel behauptet, daß erſt ſeit dieſer Briefwechſel Schiller's mit Körner vorliegt, ein wahrhaftes Verſtändniß unſers großen Dichters und zwar gerade in den reifſten und thätigſten Perioden ſeines Wirkens, möglich geworden iſt. Aber ganz abgeſehen von dieſen nächſtliterariſchen Zwecken bietet die Lectüre dieſes Buchs einen großen und dauernden Genuß; nirgends, auch nicht in den an Goethe gerichteten Briefen, in denen der immer mehr der Dichter, der Kunſtphiloſoph ſich äußert, tritt Schiller uns ſo unmittelbar, ſo von ſeiner echt menſchlichen Seite entgegen, nirgends thun wir ſo tiefe und dabei ſo anregende und belehrende Einblicke in dieſes ſtarke, kühne, ſelbſtherrliche in die Irrthümer, denen es unterworfen war, in die Triebe, die es, erfüllt vom lebendigen Hauch der Schönheit, über ſich ſelbſt davongetragen, bis es endlich jene Reinheit und Hoheit, jene ſittliche und äſthetiſche Verklärung erlangte, in welcher Schiller uns im Gedächtniß der Nachwelt fortlebt. Und dieſer Körner mit ſeinem treu ausharrenden, durch nichts beirrten Freundſchaft, dieſem immer bereiten, liebevollen Verſtändniß, dieſer innigen zärtlichen Zuneigung, die darum doch niemals ausartet in weichliches Liebkoſen des geliebten Freundes — welch ſchöner, welch menſchlich befriedigender Anblick eines echt deutſchen Charakters und einer wahrhaft männlichen Freundſchaft!

Schwerlich konnte den Verehrern Schiller's, die es nicht bloß zum Schein und zu Nebenzwecken, ſondern in der That und der Wahrheit ſind, auf Anlaß ſeiner Säcularfeier ein werthvolleres Geſchenk gemacht werden, als mit dieſer zweiten wohlfeilen Ausgabe des Schiller-Körner'ſchen Briefwechſels, deren Preis im Verhältniß zu dem Umfange des Werks (100 Druckbogen) ſo niedrig geſtellt iſt, daß man mit Fug und Recht erwarten darf, ſie in recht viele Hände übergehen und ſo weit möglich ein Gemeingut der Nation werden zu ſehen. Mit Freuden entſprach ich dem an mich gerichteten Wunſche, zu dieſer neuen Ausgabe ein einleitendes Wort zu ſchreiben, das auch als ſelbſtändige Schrift im Buchhandel zu haben iſt. Wenn es mir dadurch gelungen ſein ſollte, eine gerechtere Würdigung der ſeltenen Geiſtes- und Charaktereigenſchaften Körner's wie auch ſeiner Verdienſte um die Literatur in weitern Kreiſen als bisher anzubahnen, ſo wäre ein Hauptzweck meiner einleitenden Schrift erreicht. Dadurch daß Körner den Dichter aus bedrängteſten Umſtänden, ja vielleicht von materiellem und geiſtigem Untergang rettete, wie dadurch, daß er in ſeinem Sohne Karl Theodor der deutſchen Nation einen ſeiner tapferſten Kämpfer und ſeiner begeiſtertſten Kriegs- und Vaterlandsſänger großzog, hat Chriſtian Gottfried Körner ſich um das geſammte deutſche Vaterland wohl verdient gemacht; ein ſpecielleres Verdienſt hat er ſich um Sachſen und beſonders um die ſächſiſche Hauptſtadt erworben. Hier ſah es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in geiſtiger Hinſicht noch ſehr öde und traurig aus; Körner ſowol als Schiller klagen darüber aufs bitterſte, und letzterer ſchied aus Kurſachſen mit der ungünſtigſten Vorſtellung von deſſen Bewohnern, namentlich von den Dresdenern, deren Charakter er einmal „ſeicht, zuſammengeſchrumpft" u. ſ. w. nennt. Es war allerdings eine kleine literariſche Gemeinde vorhanden, die aber ſicherlich nur auf ſehr wenige Köpfe beſchränkt war, und außer dem engern Freundeskreiſe der Körner'ſchen

Familie wird es kaum jemand in Leipzig und Dresden gegeben haben, welcher Schiller's Genius zu würdigen gewußt oder sich um seine Person mit einiger Sympathie bekümmert hätte. Schiller wirft den damaligen Sachsen vor, daß es gefährlich sei, bei ihnen im Rufe zu stehen, man schätze etwas höher als sein Brotfach. Dies scheint allerdings nur zu sehr der Fall gewesen zu sein, denn Körner hielt, um seiner amtlichen Laufbahn nicht zu schaden, aufs ängstlichste auf Anonymität, obschon seine Schriften oder vielmehr Aufsätze der allerunverfänglichsten Art und ausschließlich ästhetischen und kunstphilosophischen Inhalts waren. In der Einleitungsschrift heißt es:

Man hatte nichts dagegen, daß ein Beamter seine Mußestunden im Wirthshause, im Theater, in Gesellschaft, beim Kartenspiel oder bei Musik verbrachte, aber sie in schriftstellerischer Thätigkeit zu verwenden und dadurch der Menschheit nützlich zu werden, das war ein Verbrechen, für welches keine Verzeihung zu finden war.

Körner that nun in Dresden redlich und mit bestem Erfolg das Seinige, um diesem geistlosen Pedantismus ein Ende zu machen, und es gelang ihm dies namentlich mittels der gesellschaftlich literarischen Reunionen in seinem Hause, zu denen alles, was in Dresden höhere Bildung besaß oder zu besitzen sich einbildete, oder doch den Schein davon zu behaupten wünschte, Zugang zu erhalten suchte; denn das Körner'sche Haus war ein Mittelpunkt aller Celebritäten und Männer von Geist und Namen geworden, welche Dresden auf längere oder kürzere Zeit oder nur auf der Durchreise besuchten. Was erst nur Mode war, wurde dann Bedürfniß, und es bildeten sich neben dem Körner'schen Cirkel und später noch andere Kreise dieser Art, von denen sich Geschmack an Kunst und Literatur weiter verbreitete. Wir für unsere Person sind sonst nicht gerade sehr geneigt, in den deutschen Salons ein sehr segensreiches oder besonders wirksames nationales Culturelement zu erblicken; aber der Körner'sche Cirkel hatte eine wirklich literarische Bedeutung, er war ebenso frei von prätentiösem Zwange und conventioneller Steifheit als von jener ungesunden Koketterie mit dem bloßen Esprit und schlagfertigem Witz, wodurch die blos äußerlich gebildete Salondame und der sonst jeder sittlichen und tiefern Grundlage entbehrende Weltmann so häufig den Mann von Genie und wirklich schöpferischem Geist übertreffen. Wer Körner's Schriften — von denen, wie man dem Publikum von Augsburg her Hoffnung gemacht, eine Gesammtausgabe vorbereitet wird — und namentlich seine Briefe mit Schiller und seinem Sohn Theodor gelesen hat, der wird davon überzeugt sein, daß in Körner's Nähe nichts Unreines und Unedles, nichts blos Schimmerndes aber Gehaltloses auf die Dauer eine bleibende Stätte finden konnte. Die feinste Bildung verlor für Körner um so mehr an Werth, je weniger sie auf rein menschlicher Grundlage beruhte.

Für die Kenntniß Schiller's, sowol des Dichters und Aesthetikers als des Menschen, ist dieser Briefwechsel von äußerster Wichtigkeit und in letzterer Beziehung, wie auch Robert Prutz hervorhebt, die Hauptquelle. Solchen Idealisten, welche sich Schiller nicht anders als immer in den höchsten Regionen schwebend und der Weltdinge und des weltlichen Vortheils gar nicht Acht habend vorstellen können, wird es überraschend sein, bei der Lectüre der Einleitungsschrift oder noch besser der Briefe selbst (falls sie dieselben mit erforderlicher Ruhe und Objectivität überhaupt zu lesen vermögen), aufs deutlichste wahrzunehmen, daß Schiller das Leben in den meisten Fällen sehr praktisch und energisch anzufassen, alles gut zu berechnen und seines Vortheils wahrzunehmen wußte. Dies versteht sich auch von einer so energischen Natur wie Schiller war eigentlich von selbst. Seine ökonomische Lage zu verbessern und sich bürgerlich solid einzurichten, war sein sehr bestimmtes Ziel, das er auch zu erreichen wußte. Er selbst spricht einmal davon, daß es für den Schriftsteller auch einen „ökonomischen Ruhm" gebe, und daß dieser ihm sehr nöthig sei, um auch in der bürgerlichen Welt etwas zu gelten; er sah ein, daß es nöthig ist, sich zuvörderst eine gesicherte Lebensstellung zu erringen, um große Compositionen ausführen zu können. Man kann der Welt nur dazu Glück wünschen, daß er diese Umsicht und Energie besaß, denn ohne sie würde er das Große, was er wirklich später vollbracht hat, nicht haben vollbringen können. Er hat zwar seine sorgenvollen Jahre gehabt, in denen er als echter Literat von buchhändlerischen Aufträgen lebte, aber es gelang ihm doch, sein Leben später ziemlich behaglich einzurichten, sodaß er schon zu Ende des Jahrhunderts sein jährliches Einkommen auf 2400 Reichsgulden anschlagen konnte, was zwar mit seinen Leistungen und seiner aufreibenden Arbeit immer noch in keinem Verhältniß stand, aber doch für die damaligen und namentlich jenaischen Lebensverhältnisse immerhin kein ganz unansehnliches Einkommen war. Die Verbindungen mit Hof und Adel, welche er seiner Frau verdankte, kamen ihm hierbei direct oder indirect zu statten. Ein Dichter, der, wie Schiller in seinen letzten Lebensjahren, nach Palleske's Angabe jährlich 160 Thaler an seinen Weinlieferanten zahlt, ungerechnet die feinen Weine, die ihm geschenkweise zuflossen, kann wol keineswegs zu den armen Poeten gezählt werden. Und selbst jene Nothjahre gereichten ihm nicht zum Schaden. Es waren die Jahre, in denen er sich auf das Studium der Geschichte, Philosophie und Aesthetik verlegte, das ihm dann für die Ausarbeitung einer Reihe der vortrefflichsten dramatischen und lyrischen Producte so sehr zu statten kam, übrigens Jahre, die ihm doch auch durch das Geldgeschenk des Grafen Schimmelmann und des Herzogs von Augustenburg sehr erleichtert wurden. Wir treffen gerade in diesen Jahren auf einen großen Zug im Charakter Schiller's. Die Popularität, welche ihm seine dramatischen Erstlingswerke verschafften, konnten ihn wol verführen, auf diesem Wege fortzufahren und ein Vielschreiber zu werden, und ein Dichter neuerer Zeit würde dieser Versuchung schwer widerstanden haben. Er aber, einem höhern Ziel als der bloßen sogenannten Popularität nachstrebend und heißgierig, für die Unsterblichkeit zu dichten, verschmähte den raschen Verdienst und die wohlfeile, leicht aber auch das größte Talent verflachende Popularität und ruhte jahrelang von

seinem dramatischen Schaffen aus, um dann plötzlich mit einem so reifen Product wie „Wallenstein", an dem er jahrelang in der Stille gedichtet und gearbeitet, vor die erstaunte Welt zu treten. Aber auch in diesen Jahren verlor er sein Ziel, sich eine gesicherte Stellung zu erringen, nicht aus den Augen, und Goethe behauptet sicherlich nicht mit Unrecht, daß Schiller viel mehr Lebensklugheit und Lebensart als er besessen habe. Scherr setzt zwar, indem er diese Stelle anführt, hinter das Wort „Lebensklugheit" ein Fragezeichen, aber Goethe, der im „Epilog" und sehr vielen andern Stellen das Hohe und Große an Schiller mit wahrer Selbstverleugnung gefeiert hat, wird wol gewußt haben, was er hier sagte, wie er auch sicherlich in gewissem Sinne nicht unrecht hatte, wenn er von Schiller versicherte, daß dieser eine aristokratischere Natur gewesen als er. Im übrigen bemerkt auch Scherr gelegentlich: „Es klingt seltsam und ist doch wahr, daß der große Prophet des Idealismus über die Bedingungen einer glücklichen Ehe eine durchaus verständige Ansicht und Ueberzeugung hatte." Und warum sollte er sie nicht gehabt haben?

In unserer praktisch-realistischen Zeit wird es der Verehrung für Schiller sicherlich keinen Abbruch thun, wenn man nachweist, daß er in allen Existenzfragen eine bei einem Dichter nur selten anzutreffende praktische Umsicht bewiesen. Rechnet man hierzu seinen namentlich in früherer Zeit hervortretenden Hang zur Medisance und zu absprechenden Urtheilen, aus dem dann auch die „Xenien" zum Theil hervorgingen, endlich seine stolze Unzufriedenheit, in welcher der Medicinalrath A. Clemens sogar einen pathologischen Grundzug seines Charakters erblicken will, so denke ich, wird man es gerechtfertigt finden, wenn Schiller früher einmal in d. Bl. als ein wesentlich moderner Charakter bezeichnet wurde. Schiller war in seinen Briefen außerordentlich freigebig mit wegwerfenden Aeußerungen und harten Urtheilen, wie „armselige Hunde" (Ramler und Engel), „Laffe" (Friedrich Schlegel), „jämmerlicher Hund", „aufdringlicher und impertinenter Bursche", „Allerweltsschwätzer und Sykophant", „Prahlhans und Windbeutel", „Lumpenpack" (worunter er die Schauspieler versteht) u. s. w., und nur zu leicht erscheinen ihm die Verhältnisse und Umgebungen, in denen andere leben, „elend". Die Härte, womit er sich über Alexander von Humboldt und anfangs selbst über Goethe aussprach, ist bekannt, ebenso Schiller's klatschhafte Mittheilungen über Herder und dessen Frau und sogar über die Herzogin Amalie. Diese Neigung zum Klatsch ist freilich ein Brauch, „von dem der Bruch mehr ehrt als die Befolgung", indeß ist er in unserm „gemüthlichen" Deutschland so beliebt, daß auch Schiller, indem er sich so hart äußert, bei den meisten eher auf Zustimmung als auf Tadel zu rechnen haben wird.

Im übrigen dürfen wir nicht verkennen, daß einem so eminenten Geiste wie Schiller die Menschen und alle menschlichen Verhältnisse mit Recht oft sehr niedrig vorkommen mußten. Auch hatte er während seiner Nothjahre die Menschen sicherlich von keiner sehr vortheilhaften Seite kennen lernen. Auch nur zehn Jahre voll Kampf, Entbehrung und Demüthigung können hinreichen, um für Lebensdauer nicht die Liebe zur Menschheit, aber die Liebe zu den einzelnen Menschen oder die Achtung für sie gründlich zu vernichten. Unter den Tausenden und Zehntausenden seiner Verehrer fanden sich etwa nur ein halb Dutzend, die, wie nachgewiesen werden kann, wirkliche Opfer für Schiller brachten, ohne eine Gegenleistung von ihm zu verlangen: Andreas Streicher, Frau von Wolzogen, Christian Gottfried Körner, der Herzog von Augustenburg, der Graf Schimmelmann, endlich Streicher's Hauswirth, der manheimer Baumeister Anton Hölzel, der, aus bloßer Verehrung für Schiller kein Opfer scheute, um die zur Deckung einer den Dichter furchtbar drückenden stuttgarter Schuld nöthige Summe herbeizuschaffen. Vergessen wir den einfachen Namen Hölzel's nicht neben den glänzenden einer Frau von Wolzogen, eines Grafen Schimmelmann und eines Herzogs von Augustenburg! Vielleicht, obschon wir es nicht bestimmt wissen, gab es noch drei oder vier anonym gebliebene Wohlthäter, welche sich die Verehrung für Schiller etwas mehr Geld, Zeit oder Gemüthsruhe kosten ließen als wohlfeile Ausdrücke der Bewunderung, zu denen wir auch im ganzen jene öffentlichen Ovationen für Schiller in Manheim, Weimar, Lauchstädt, Leipzig und Berlin rechnen dürfen; denn so löblich solche Ovationen für die Darbringenden und so erhebend und anfeuernd sie für den Gefeierten augenblicklich auch sind, so bringen sie doch keine reelle Hülfe; ja die vielleicht unmittelbar darauf sich offenbarenden finanziellen Nothstände und die persönlichen Demüthigungen vor „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" wirken dann im Gegensatze dazu nur um so peinigender und erbitternder. Es heißt in der Einleitungsschrift zum Briefwechsel:

> Schiller war schon durch seine ersten lyrischen und dramatischen Producte der Lieblingsdichter der Nation; aber was that diese Nation für ihn? Man zahlte an der Theaterkasse seine paar Kreuzer, um der Aufführung eines Schiller'schen Stücks beizuwohnen, und man kaufte namentlich die an Druckfehlern reichen Nachdrücke seiner Dramen, weil sie die wohlfeilern waren. Seine Geburtstage sind sicherlich, solange er lebte, weniger solenn und geräuschvoll gefeiert worden als nach seinem Tode. Im übrigen wird man ihm gewiß keine jener Bedrückungen, Heimsuchungen und Demüthigungen erspart haben, die man überhaupt auch dem Genie nicht erspart, wenn und solange es in bedrängten Umständen lebt oder gar zahlungsunfähig ist.

Und wenn einmal unter den vielen Besitzern von Hunderttausenden sich ein paar finden, die dem Genie helfend beispringen, so macht dies eine Sensation, über die Körner auf Anlaß der Schimmelmann-Augustenburg'schen Schenkung einmal an Schiller schrieb:

> Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über dein Glück: daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist.

Niemand hatte ein gleiches Recht so zu urtheilen als Körner, der selbst Opfer gebracht, aber alles gethan hatte, um keine Kunde davon ins Publikum gelangen zu lassen. Freilich so ganz uneigennützige Menschen wie Körner gibt es — traurig zu sagen! — unter einer Million viel-

leicht nicht zehn, und Körner bedachte nicht, daß wenn von edelherzigen und wohlthätigen Handlungen gar keine Kunde in die Oeffentlichkeit gelangte, eben noch weniger geschehen würde. Man hört von so vielem Schlechten, warum soll man nicht auch das Gute erfahren, das in der Welt geschieht? Um einen Wetteifer auch in guten Handlungen zu veranlassen, ist, wie wir glauben, Publicität das beste Mittel, und es liegt sicherlich nichts Unnatürliches darin, wenn jemand für das, was er gut und recht gethan, Anerkennung zu finden wünscht, sei es auch nur, damit das von ihm gegebene gute Beispiel nicht verloren gehe und zur Nachahmung anfeuere.

Die Einleitungsschrift bemerkt unter anderm:

Der Schiller-Körner'sche Briefwechsel ist endlich, um paradox zu sprechen, noch durch das interessant und charakteristisch, was er nicht enthält. Er enthält z. B. fast gar keine Beschreibungen irgendwelcher Art, keine Schilderungen von Städten, landschaftlichen Scenerien und Vorgängen aus dem Volksleben. In sich hineingelehrt, achtete Schiller sehr wenig auf dergleichen, und er gesteht einmal selbst, daß er kein Freund des Reisens sei, weil es ihn zerstreue. Der Briefwechsel enthält überhaupt nichts über jene Fragen der Gesellschaftswissenschaft und des Staatslebens, die uns jetzt so nahe gelegt sind, kaum eine Anspielung auf jene wichtigen Ereignisse, welche Deutschland bedrohten oder betrafen und seine Existenz erschütterten.

Um so größere Bewunderung verdient das Anschauungsvermögen des Dichters, der in seinen Dramen so viele politische und staatsmännische Weisheit niederlegte, in „Wallenstein's Lager", im „Tell" und im „Demetrius" die mannichfachsten Volks- und in manchen seiner Gedichte Landschaftsbilder mit so kräftigem Pinsel zu gestalten wußte. Als merkwürdig hätte noch hervorgehoben werden können, daß, so zahlreich und umfangreich in diesen Briefen die ästhetischen Erörterungen auch sind, davon doch auf Werke der bildenden Kunst kaum irgendwo Anwendung gemacht, kaum ein Gemälde oder ein Sculpturwerk auch nur erwähnt wird, obschon doch Schiller unter anderm die Meisterwerke in der dresdener Galerie gesehen hatte. Freilich nannte er diese gegen den Galeriedirector Hartmann „alte Lumpen"! Wer erklärt dieses Räthsel?

Wie in viele andere uns vorliegende Schriften hat sich auch in meine Einleitungsschrift der Irrthum eingeschlichen, daß das bekannte Rescript, worin Schiller für die Professur in Jena empfohlen wird, weil man ihn „gratis" haben könne, Goethe zugeschrieben wird. Dieser Irrthum ist aber erst durch Palleske aufgeklärt worden, der das Rescript wörtlich im Anhange zum zweiten Bande seiner Biographie Schiller's mittheilt. Meine an das Rescript geknüpften Bemerkungen bleiben jedoch, wie ich glaube, berechtigt, da auch der Herzog August so ziemlich dieselben Rücksichten zu nehmen hatte wie sein Minister.

Körner's Verdienste um Schiller sind unendlich groß. Außer seinem Familienleben und dem Gefühl einer gesicherten Lebensstellung verdankt es Schiller namentlich den Einflüssen seines Freundes Körner, wenn sein Gemüth allmählich weicher, zufriedener und rücksichtsvoller gestimmt wurde. Wir haben außerdem oben die Verdienste hervorgehoben, welche sich Körner um das geistige Leben Dresdens erworben hat. Dennoch wurde sein Name bei der Säcularfeier neben dem Schiller's kaum irgendwo genannt. Und doch verdient es Körner so sehr, daß man sein Andenken durch irgendein öffentliches Denkmal, z. B. die Aufstellung einer Büste an irgendeinem passenden Orte in Leipzig oder Dresden ehrt.

Wir schließen diesen Artikel mit einer Nachlese, dem Anführen folgender Schriftchen, welche der bloßen Collectaneen-, zum Theil selbst der Curiositätenliteratur angehören:

4. Schiller-Kalender. Auf das Säcularjahr von Schiller's Geburt. Wien, Lechner. 1859. Gr. 16. 20 Ngr.
5. Schiller-Anekdoten. Zusammengestellt von Paul Förster. Berlin, Schlingemann. 1860. 8. 5 Ngr.
6. Schiller. Ansichten des Dichters über Gott, Natur und Menschheit aus seinen Gedichten und Dramen zusammengestellt von F. d'Hargues. Berlin, Mohr u. Comp. 1859. 12. 6 Ngr.
7. Der politische Jahrmarkt. Ein Fastnachtsspiel von Schillero Rescidivo. Stuttgart, Fischhaber. 1859. 16. 12 Ngr.

Die Speculation im Kleinen, welche jedes Vortheilchen zu benutzen sucht, hat auch die Säcularfeier Schiller's zu ihren mehr lächerlichen als großartigen Operationen benutzt, und auch der Buchhandel hat sich daran betheiligt. Man hatte Schiller-Cigarren, Schiller-Wurst, Schiller-Portemonnaies, Schiller-Seife, Schiller-Champagner, selbst Schiller-Liqueur, Schiller-Punschextract und Schiller-Pfropfen, warum sollte man nicht auch Schiller-Kalender und Schiller-Anekdoten haben? Auch dergleichen gehört zu den „Zeichen der Zeit". Im übrigen wollen wir dem im ganzen umsichtig und nicht ohne Kritik zusammengestellten „Schiller-Kalender", diesem „Ergebniß eines vieljährigen Schiller-Cultus", einen gewissen Werth nicht absprechen, da das angehängte alphabetisch geordnete Sach- und Namenregister mit den Hinweisungen auf das betreffende Datum diejenigen, die sich seiner bedienen, in den Stand setzt, die merkwürdigsten Facta in Schiller's Leben rasch und bequem im Kalender selbst aufzusuchen. Dennoch ist der Kalender nicht so vollständig als er sein könnte und sollte, und wir vermissen die Namen mancher Notabilitäten, sogar die Namen eines W. von Humboldt und Fichte, deren Beziehungen zu Schiller derart waren, daß es an dem nöthigen Kalenderdatum sicherlich nicht fehlen konnte. Von Schiller's Stücken vermißten wir „Demetrius", obschon sich für diesen das Datum in Schiller's Notizenbuch findet, wo es am 10. März 1804 heißt: „Mich zum Demetrius entschlossen." Daß das hübsch ausgestattete Büchlein das Ergebniß eines „vieljährigen" Schiller-Cultus und gründlichen Studiums sei, möchten wir hiernach doch bezweifeln.

Ein mit aller Noth zusammengestoppeltes Büchlein sind die „Schiller-Anekdoten". Schiller liebte zwar, wie man erzählt, den Scherz in der Unterhaltung, aber er war kein eigentlicher Bonmotist und schlagfertiger Witzbold; man kann sich daher denken, was alles aufgetrieben werden mußte, um ein Bändchen mit Anekdoten aus Schiller's Leben zu füllen. Da lesen wir z. B. die Erzählung von der Aufführung der „Braut von Messina"

in Lauchstädt, wo bei den Worten: „Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen" (in unserm Büchlein falsch citirt: „Wenn Wolken sich thürmend den Himmel schwärzen") ein gewaltiges Gewitter losbrach, so stark, daß der Leser selbst versuchen möge, „sich einen Begriff zu machen von dem Entsetzen, das bei dem fortdauernden Gewittertosen durch alle Herzen zog, rings todtenbleiche Gesichter, jedem stockte der Athem, auch Schiller saß in seiner Loge wie versteint", wobei wir bemerken, daß die „todtenbleichen Gesichter" wenigstens auf keinen Heldenleibern gesessen zu haben scheinen. Wenn man dergleichen unter die Anekdoten rechnet, dann freilich könnte man mit Moses- und Christus-Anekdoten ganze Bände füllen, und jeder Heilige, namentlich aber der heilige Crispin, würde Stoff zu Anekdotensammlungen im Umfange von Foliobänden bieten.

Die Schrift „Schiller. Ansichten des Dichters" u. s. w. ist eine bloße Anthologie aus Schiller's Werken, und zwar nur aus seinen poetischen, was allerdings das Bequemste ist. Die Mehrzahl der Verehrer Schiller's kümmert sich freilich nicht um seine prosaischen Schriften und noch weniger um seine Briefe, die doch einen Schatz der trefflichsten Gedanken enthalten und deren Studium nothwendig ist, um sein Wesen und seinen Charakter vollkommen zu begreifen. Der Herausgeber theilt seine Sammlung in die Hauptrubriken „Gott", „Natur" und „Menschheit", und er bemerkt im Vorwort:

Die ersten beiden Rubriken „Gott", „Natur" sind im Vergleich zur Rubrik „Menschheit" unverhältnißmäßig schwach. Man wird hierüber nicht rechten können; denn es lag nicht in meiner Hand, ein schönes Gleichmaß in dem Stoffe der drei verschiedenen Rubriken herzustellen. Schiller ist vorzugsweise, wie sich hier schon äußerlich zeigt, ein Dichter, der die Tiefen des menschlichen Herzens in seinem Fühlen, Wollen und Handeln enträthselt.

Ein fast wunderliches Büchlein ist der „Politische Jahrmarkt", welches in der Buchhändleranzeige als „eine der originellsten Schriften, die jemals erschienen sind", bezeichnet wird. In einer Vorbemerkung sagt der Herausgeber, der sich „M. Reimlein, poeta laureatus" nennt:

Der günstige Leser wird bald wahrnehmen, daß wir folgende sinnreiche Aussprüche, gleichsam „sententiae poeticae in usum Delphini", nur aus den bereits censirten Werken des bekannten Friedrich Schiller und zwar aus der loyalst rectificirten kleinen Cotta'schen Gesammtausgabe, sorgfältig zusammengelesen haben, was wir uns submissest zu bemerken erlauben.

Es sind in dem Büchlein eine gute Anzahl politischer Sentenzen, oder solcher Sentenzen, die sich wenigstens auf politische Situationen und Personen anwenden lassen, so zusammengestellt, daß sie gewissermaßen als dramatische Personen eine ganze scenische Handlung durchführen, z. B.:

Germania.
Mich laß in tiefster Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entsetzen
Verbergen.

Johanna.
Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.

Mathy.
Ergib dich! Du bist meine Gefangene!

Haynau.
Weil ich deinen bösen Sinn erkannt,
Will ich dich führen lassen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich bescheint.

Oberpostamtszeitung.
Die glauben, daß der Herr des Himmels sich
Durch eine schlichte Magd verkünden werde u. s. w.

Diese Probe wird hoffentlich genügen, um von dem wunderlichen Ganzen eine Vorstellung zu geben. Sicherlich gibt es unter dem deutschen Volke mehr als unter irgendeinem andern solche Leute, welche sich in capriciösen und wunderlichen Ideen gefallen und mit der den Deutschen eigenen Gewissenhaftigkeit auf sie einen Fleiß und einen Scharf- oder vielmehr Klaubsinn verwenden, die einer vernünftigern und dem Verfasser wie der Menschheit nützlichern Idee würdiger wären. Damit wollen wir übrigens nicht gesagt haben, daß dieses Büchlein gerade wegen seiner Wunderlichkeit von manchen, die das Wunderliche lieben, nicht mit Vergnügen gelesen werden sollte. Beiläufig bemerken wir noch, daß sich auch ein paar sehr bekannte Goethe'sche Aussprüche in diesen Carneval verirrt haben.

Es liegen uns noch so viele Säcularschriften vor — darunter einige werthvolle Beiträge zur Biographie Schiller's, wie namentlich das Werk „Schiller's Beziehungen zu Aeltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen", größere und kleinere Schriften über seine Werke oder seinen Bildungsgang, oder seine persönlichen Beziehungen, Dichtungen, auch dramatische, in denen wie in Ludwig Eckardt's „Friedrich Schiller" und in Apel's „Dichter's Liebe und Heimat" Schiller selbst als Held auftritt, die biographische Erzählung von H. Schwerdt „Schiller's Geburtstag", allegorische Festspiele, Prologe, Festreden, z. B. von J. Grimm, Kuno Fischer, H. Masius, A. Sydow, A. Jung, M. Carriere, R. Genschall (die breslauer Rede), J. Jakoby, W. A. Valsow, P. Möbius, J. W. Schaefer u. a. — und es kommen uns noch allwöchentlich solcher Säcularschriften so viele zu, daß wir auf unsere Absicht, bis Ende dieses Jahres mit dieser gewaltigen Papiermasse aufzuräumen, nothwendig verzichten mußten; bei gelegener Zeit und sobald als möglich, gedenken wir im nächsten Jahre unsere Betrachtungen wieder aufzunehmen. Als wir uns in frühern Tagen wie alle Jünglingsherzen an Schiller's Dichtungen begeisterten, hätten wir nicht geglaubt, daß uns Schiller einmal so viel Noth und Mühe machen werde; denn die weltbekannte Schreib-, Sprech- und Druckseligkeit der Deutschen hat sich bei dieser Säcularfeier in einem Grade offenbart, der alles übertrifft, was man von ihr billigerweise erwarten konnte.

Hermann Marggraff.

Royalistische Memoiren.

Denkwürdigkeiten eines Royalisten. Von Hermann von Scharff-Scharffenstein. Erster und zweiter Band. Berlin, Herbig. 1859. 8. 3 Thlr.

Es ist ein eigenthümliches Buch, welches uns hier vorliegt. Man erwartet interessante Denkwürdigkeiten aus hocharistokratischer Feder, vielleicht mit etwas Dichtung vermischt, möglicherweise Aufschlüsse über unbekannte politische Begebenheiten; man vermuthet hier wieder eine Darstellung der neuesten Geschichte aus einem dem gewöhnlichen Menschen unnahbaren Standpunkte zu begegnen. Aber alle diese Vermuthungen gehen irre. Der Verfasser, um es kurz zu sagen, bietet uns historischen Stoff aus alter Zeit, in der Weise wie ihn der allbekannte „Rheinische Antiquarius" so unterhaltend auszubeuten weiß; aber er unterscheidet sich doch gar wesentlich von diesem, der ihm als Muster vorgeschwebt zu haben scheint. Was er gibt, nun, er mag es auf die Art, die er angibt, gesammelt haben, aber es fehlt ihm der Reiz der Neuheit, es sind zum bei weitem größten Theil allgemein bekannte Thatsachen der allgemeinen Geschichte, und die Anlage ist auch nicht eine sehr glückliche. Denn, das ist das Eigenthümliche der Anordnung, der Verfasser hat sich so seinen Stoff zurecht gelegt, daß er, der uns sein eigenes Leben darstellen zu wollen versichert, mit seinen Jugendjahren beginnend, in seiner frühesten Jugend zu einer alten Dame seiner Verwandtschaft nach Düsseldorf gekommen zu sein behauptet, die zunächst ihm die Erinnerungen ihrer Jugendzeit des Breitesten erzählt und nun immer weiter rückwärts gehend, wieder die Jugenderinnerungen einer alten Dame, welche sie kennen gelernt, auffrischt, unterstützt dann durch alte schriftliche Aufzeichnungen, die in noch weitere Vergangenheit zurückführen. So ist es denn möglich am Ende bis auf die Völkerwanderung zurückzukommen, und wenn in den vorliegenden Bänden der Verfasser auch noch nicht in diese Nebelzeit hineinblicken läßt, so möchten wir doch nicht wetten, daß dies in den folgenden nicht möglich sein möchte. Auf diese Weise aber Denkwürdigkeiten zu schreiben ist freilich eine neue Manier, aber ob sie irgendwie vor dem Richterstuhl der Kritik bestehen kann, ist eine wol nicht schwer zu entscheidende Frage. Warum nun gerade „Denkwürdigkeiten eines Royalisten" sich die Memoiren benennen, ist auch nicht leicht zu sagen; denn da die Person des Verfassers bis dahin noch keine bedeutende Rolle gespielt hat, wissen wir nicht, ob er irgendwo royalistische Verdienste sich erworben hat. Das merkt man freilich heraus, daß die Hofluft ihm ungemein behagt; denn abgesehen davon, daß er in die kleinlichen Verhältnisse des Hoflebens sich mit Lust und Liebe hineingelebt hat, daß alles vom Hofe Ausgehende in ihm einen beredten Vertheidiger findet, daß Tilly und Maria Stuart mit einer Ehrenrettung von ihm bedacht werden, so streut er, obgleich auch seiner bergischen Heimat nach dem preußischen Regentenhause mit Devotion zugethan, doch dem Hofe von München bei jeder Gelegenheit Palmen.

Damit wollen wir indeß gern zugestehen, daß er für diejenigen Leser, welche mit den Einzelheiten der Geschichte, namentlich mit dem genealogischen Theile weniger vertraut sind, manches Interessante darbietet; aber der gute Eindruck wird zu leicht geschwächt durch Ueberspringen auf die bekanntesten Ereignisse und die breiteste Schilderung derselben.

So führt uns nun das Buch alsbald in das Leben der unglücklichen Herzogin Jacobäa ein, die 1597 starb, knüpft daran die Darstellung des cleveschen Erbfolgestreits, springt durch Verkettung der Zeitereignisse über auf Margarethe von Valois, Heinrich IV. von Frankreich und Maria von Medicis, wendet sich dann wieder zum Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, erzählt ausführlich vom Kloster Altenberge und der heiligen Ursula. Nun aber schließt sich daran die Geschichte der Grafen von Berg und Altena, dann kommen wir in die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, hören nun von dessen Veranlassung, dem Winterkönig, plötzlich wieder von Gonsalvo von Cordova, dann von Isabella, der Tochter Philipp's II. So kommen wir nach Brüssel, damit zu Rubens und Anton van Dyck. Es ist nicht schwer nach dieser, man möchte sagen, uralt epischen Weise bei Maria Stuart anzugelangen und ihr eine Thräne des Mitleids nachzuweinen, und sie führt leicht auf Abälard und Heloise und Arnold von Brescia, von denen wir auch im reichsten Maße zu lesen bekommen. Der Demagog Arnold leitet über, freilich nicht zum Müller Arnold, aber doch zum heiligen Arnold, bis wir wieder bei dem Dreißigjährigen Kriege angekommen sind und von Johann von Werth hören, daß er nicht aus einer Bauernfamilie stammte. Darauf folgt die ausführliche Erzählung von Kaiser Adolf von Nassau und seinem Geschlechte; hat dieselbe uns aber vielleicht zu lange aufgehalten, so werden wir dafür entschädigt, daß nach der Bekanntschaft mit Oldenbarneveldt und Moritz von Oranien jetzt Tilly persönlich vor uns erscheint in seiner ganzen Liebenswürdigkeit und als schönstes Gegenstück gegen den echten Realisten der Ritter mit dem Schwan. Aber alsbald macht die Romantik der historischen Wirklichkeit Platz. Wir sind am Hofe Ludwig's XIII.; Richelieu, dann der Herzog von Luynes lebt und leibt vor uns. Doch der Schluß bringt uns nach Düsseldorf zurück; ausführlich wird der Tod der Herzogin Magdalena erzählt und eine Wallfahrt lehrt uns Altötting und seine Schätze durch und durch kennen.

Gewiß ein sehr buntes Allerlei; aber wo bleibt die künstlerische Einheit? Das Buch rührt von Einem Verfasser her, und es soll uns gar nicht wundern, wenn es von einem unserer Enkel als Argument gegen die Gültigkeit der von Lachmann mit so viel Scharfsinn auf die althellenischen und deutschen Epopöen angewandten Liedertheorie benutzt werden sollte. 42.

Notizen.

Thaddäus Lau gegen Walesrode.

In den dreißiger und vierziger Jahren waren persönliche Reibungen und Raufereien zwischen den Schriftstellern — natürlich nur auf dem Papier — sehr an der Tagesordnung, und diese literarischen Skandale besonders waren es, welche den Schriftstellerstand so tief in der öffentlichen Achtung sinken machten. Oeffentliche literarische Debatten wird es zwar immer geben, solange es verschiedene Standpunkte und Principien gibt, ja sie sind sogar heilsam und nothwendig, weil sonst die geistige Strömung leicht von Fäulniß und Stagnation oder doch mindestens ertödtender Monotonie bedroht wäre. Verwerflich erscheinen solche öffentliche Auseinandersetzungen nur dann, wenn sie einen rein persönlichen Charakter annehmen, wenn die Fehde in einem injuriösen Ton geführt wird, wenn das Publikum mit Aufschlüssen behelligt wird, die nicht vor die Oeffentlichkeit gehören, kurz, wenn man zu ehr- und bretabschneiderischen Beschuldigungen und Verdächtigungen seine Zuflucht nimmt, für welche die vollständigen Beweise fehlen und für die selbst der günstigste Entscheid der Gerichte, falls ein solcher bei unsern mangelhaften Preßgesetzen überhaupt zu erlangen sein sollte, keine ausreichende Genugthuung gewährt. Bei solchen Skandalen schadet in der Regel jeder sich selbst gerade ebenso viel als er dem andern schadet, und oft erleidet gerade der Theil die meiste Einbuße, der zuerst dazu provocirte. In der letzten Zeit war diese Art der Polemik allmählich seltener geworden, aber der alte böse Feind ruht nicht. Dies beweist noch der jüngst zwischen Cohen-Walesrode und Thaddäus Lau entstandene Streithandel. Da Thaddäus Lau zu den Mitarbeitern unsers Blattes gehört und es uns selbst nur erwünscht sein kann, wenn sich Lau von den gegen ihn erhobenen Verdächtigungen reinigt, wird man uns ausnahmsweise gestatten, von dieser Streitigkeit in aller Kürze Notiz zu nehmen. Walesrode hatte in seiner anonym herausgegebenen Broschüre: „Eine politische Todtenschau", Lau „einen eben von seinem Triennium absolvirten, mit einem nageineuen Doctortitel bekleideten Studenten" genannt und ihn beschuldigt, ein Protégé des Generals Pfuhwe gewesen zu sein, dessen Wohlwollen er sich „als Mitarbeiter an der reactionären Presse Königsbergs durch einige gegen freisinnige Persönlichkeiten und

Tendenzen verfaßte Aufsätze" erworben, indem der General wahrscheinlich nicht gewußt, „mit welcher Elasticität" sein Protégé zu gleicher Zeit als Mitarbeiter an Blättern von entgegengesetzter Tendenz „den am Pregel von ihm verketzerten Menschen und Richtungen wieder das Wort redete". Außerdem hatte er eine Beschuldigung des „Literarischen Centralblatt" aufgewärmt, wonach Thaddäus Lau's Werk über die Magna-Charta nur ein an Friedrich Hurter begangenes Plagiat sein sollte. Thaddäus Lau hat nun eine Erklärung gegen diese Beschuldigungen in die „Berliner Revue" einrücken lassen, was ihm um so schwerer angekommen sein muß, da er noch in seiner Schrift „Zur Auswahl" sich zu dem Grundsatze bekannte, daß man auf gewisse böswillige und verleumderische Angriffe am besten thue zu schweigen, und sich auch noch im Eingange seiner Entgegnung gesteht, wie in eigener Angelegenheit vor die Oeffentlichkeit zu treten für jeden, der durch den Beruf der Oeffentlichkeit angehöre, sein Mißliches habe. Es thut wehe, Lau genöthigt zu sehen, sich auf seine bestandenen Examina, auf seine Lehrerthätigkeit am Ineiphöfischen Gymnasium zu Königsberg, auf das von Drumann seinen „vorzüglichen Anlagen" und seinem „regen wissenschaftlichen Streben" unterm 4. April 1856 ausgestellte Zeugniß u. s. w. zu berufen. Lau versichert aufs bestimmteste, daß in dem von E. Lindenberg redigirten „Freimüthigen", dessen „cynisches Treiben" er stets gemißbilligt, nie eine Zeile von ihm gestanden, daß seine Artikel in der „Hartung'schen Zeitung" und in der „Ostpreußischen Post" fast stets mit seinem Namen unterzeichnet gewesen, er fordert den Verfasser der „Todtenschau" öffentlich auf, ihm einen einzigen Artikel zu nennen, worin er den von ihm angeblich am Pregel verketzerten politischen Personen und Richtungen das Wort geredet, und die Behauptung in Betreff seiner Schrift über die „Magna-Charta" nennt er „eine der Lügen, in denen sich anonyme Meuchler gefallen". Auf die von Lau gegen Walesrode gerichteten persönlichen Beschuldigungen und den näher motivirten Vorwurf, daß demselben die Forderung einer Genugthuung, wie sie „unter Ehrenmännern üblich", nicht zugemuthet werden dürfe, gehen wir hier nicht weiter ein; wir erwähnen nur, daß beide in Königsberg persönlich bekannt gewesen, „in einem und demselben Café täglich Stuhl an Stuhl gesessen", und daß Lau Walesrode's Verfahren gegen ihn auf das unlautere Motiv persönlicher Rache zurückführt, worüber alles derjenige, dem daran liegt, die Lau'sche Replik nachlesen möge. Zum Schluß derselben heißt es: „Lebte ich als Schriftsteller in Frankreich oder England, ich hätte nicht erst nöthig, an die Redactionen der Zeitungen und Journale die besondere und ausdrückliche Bitte zu richten, dieser Erklärung ihre Spalten öffnen zu wollen."

Trewendt's „Argo".

Von den Albums für 1860 hat uns die bei Trewendt in Breslau erscheinende von Fr. Eggers, Th. Hosemann und B. von Lepel herausgegebene „Argo" zuerst ihre Aufwartung gemacht, und da sie so artig war, dies zu thun, wollen wir auch nicht zögern, sie möglichst rasch und kurz in d. Bl. zur Anzeige zu bringen. Wir können im allgemeinen nur sagen, daß der Jahrgang 1860 in keiner Hinsicht und namentlich nicht in artistischer hinter seinen Vorgängern zurücksteht. Unter den meist sehr ansprechenden Genrebildern nennen wir die von H. Kretschmar („Griechischer Maler"), Th. Hosemann, L. Löffler („Die Mutter der Debutantin"), K. Arnold, O. Weber, O. Wisniewski u. s. w.; Thierstücke lieferten J. Schmitson und C. Steffeck; die Landschaften, welche, wie auch schon im vorigen Jahre, eine besondere Zierde des Bandes bilden, sind von E. Biermann, M. Schmidt, Ch. Hoguet, A. Haun und W. Riefstahl, und unter ihnen namentlich die von letzterm „Das Pfarrhaus" durch idyllische Gemüthlichkeit und Heimlichkeit außerordentlich ansprechend. Die interessanten Bemerkungen zu den Bildern und ihren Künstlern rühren auch diesmal von Eggers her. Der literarische Theil bietet zwei Erzählungen oder Skizzen, die von Th. Storm: „Späte Rosen", mit Initialen von W. Riefstahl, und die andere: „Der Centaur", von P. Heyse, mit Initialen von L. Burger. In letzterer sind die Abenteuer eines wiedererwachten Centauren in Baiern in ganzen mit recht feinem und reizendem Humor geschildert, während Storm's sonst sehr handlungslose Novelle von einer weichen Empfindung durchweht ist. Die Gedichte sind von E. Geibel („Das Gewitter", Bruchstück aus einem erzählenden Gedicht); Th. Fontane, K. Heigel, J. Große, W. von Merckel, R. Gottschall, H. von Blomberg, B. von Lepel, F. von Köppen u. a. G. Hesekiel läßt in einem Gedichte drei Zecher in einer Laube beisammensitzen, deren jedem eine Mücke ins Glas fällt. Der erste begehrt sofort ein neues Glas, der zweite fischt seine Mücke heraus und wirft sie fort; und der dritte?

> Dem dritten thät's passiren,
> Der machte sich nichts daraus,
> Die Mücke ohne Zieren
> Trank mit dem Wein er aus.

Der erste Zecher war ein Brite, der zweite ein Franzose, der dritte ein Deutscher. Emil Rittershaus steuerte ein gefühlvolles rührendes Gedicht: „Am Grabe von Adolf Schults", bei, worin es unter anderm heißt:

> Ja, Blüten sind es, die an Düften reich,
> Nicht ist dein Lied der starken Eiche gleich,
> Kein wildes Sturmlied je dein Singen war,
> Dem Volkslied gleicht es, einfach, schlicht und klar:
> Wer hat verklärt im Lied so schön wie du,
> Am trauten Herd die süße Liebesruh. . . .
> — — — — — — — — —
> Die Duälerin, die Krankheit, hielt umspannt
> Mit Eisenklammern des Poeten Hand.
> Sie hat zerpflückt ihm jeden Blumenstrauß;
> Tropfweise trank den Schierlingskelch er aus,
> Ja, Sorg' und Krankheit, beide eng im Bund,
> Die machten trüb ihm jede Lebensstund'.
> Ein Wort von dir klingt noch im Ohr mir heut';
> „Seit Jahren hab' ich mich nicht mehr gefreut!"
> Deß Lied so manche Herzen froh gemacht;
> Ihm hat das Glück seit Jahren nicht gelacht.
> Ihn hielt Fortuna nicht im weichen Schos:
> Poet, Poet! dir fiel ein traurig Los.
> „Gedenk' zu leben!" einst ein Goethe sprach,
> Sein Lebenstag, es war ein Sonnentag:
> Dir klang es anders, nicht als Wort der Lust,
> Dir klang's: „Bedenke, daß du leben mußt!"
> Dir klang es scharf wie eines Dolches Stich,
> Der Augenpaare sieben sahn auf dich!
> Für sie, für sie, da hast du treu geschafft,
> Zusammen deine ganze Kraft gerafft;
> Für deine Kinder und dein treues Weib
> Hast du gequält den lebensmüden Leib;
> Im Dienst des Handelsgottes spät und früh —
> Dein letztes Lied, es war für sie, für sie!

Man weiß kaum, ob die Dichterei mehr ein Kind des Unglücks, oder das Unglück mehr ein Kind der Dichterei ist.

H. M.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Culturhistorische Bilder aus dem Musikleben der Gegenwart. Leipzig, Matthes. 1860. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Apelt, E. F., Religionsphilosophie. Mit einem Nachwort von G. Frank. Leipzig, Engelmann. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Auer, Adelheid v., Neue Novellen. Drei Bände. Göttingen, Wigand. 1860. 8. 3 Thlr.

Bögekamp, H., Karl Ritter. Eine kurze Charakteristik seines Wirkens. Berlin, Riegel. 1860. 8. 6 Ngr.

Brendel, F. W., Erzählungen aus dem Leben der Thiere. Mit 16 Abbildungen. Glogau, Flemming. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Brockhaus, H., Die Sage von Nala und Damayanti nach der Bearbeitung des Somadeva herausgegeben. Leipzig, Hirzel. 4. 16 Ngr.

Claudius, M., Kleine Erzählungen. Mit 3 Illustrationen. Glogau, Flemming. 16. 10 Ngr.

Esche, Luise, Margareth. Erzählung. Barmen, Langewiesche. 1860. 16. 16 Ngr.

Glaubrecht, O., Neue Erzählungen aus dem Hessenlande. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1860. 8. 10 Ngr.

— — Herbstblätter. 1ster Band. — A. u. d. T.: Der Wachtelkorb. Erzählung. Mit 4 Illustrationen. Glogau, Flemming. Br. 8. 22½ Ngr.

Der Grundsatz der Nationalität und das europäische Staatensystem. Berlin, Springer. 1860. Lex.-8. 12½ Ngr.

Gundling, J., Satan Gold. Familiengeschichten. Leipzig, Herbig. 1860. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hayd, H., Das Buch Job. In gereimtem Versmaaße übersetzt und mit den nöthigen Erklärungen versehen. München. 8. 1 Thlr.

Heine, H., Poetische Werke. 1ster und 2ter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1859—60. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Heyse, P., Vier neue Novellen. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Hildenbrand, K., Geschichte und System der Rechts- und Staatsphilosophie. 1ster Band. Das klassische Alterthum. Leipzig, Engelmann. 1860. Lex.-8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Hurter, F. v., Bild einer christlichen Fürstin. Maria, Erzherzogin zu Oesterreich, Herzogin von Bayern. Mit 1 Stahlstich. Schaffhausen, Hurter. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Jürgens, K., Deutschland im französisch-sardinischen Kriege vom Pariser Congreß 1856 bis zum Frieden von Villafranca 1859. 1ste Hälfte. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 24 Ngr.

Kallmeyer, T., Die Begründung deutscher Herrschaft und christlichen Glaubens in Kurland während des 13. Jahrhunderts. Riga, Kymmel. Gr. 8. 20 Ngr.

König's, G., Psalmenbilder. Pf. I. II. VIII. XXII. Gotha, Besser. Qu. Imp.-Fol. 3 Thlr. 15 Ngr.

Krais, F., Lunus. Komödie in fünf Akten. Stuttgart, Krais u. Hoffmann. 8. 1 Thlr.

Neues Düsseldorfer Künstler-Album. 2ter Jahrgang. 1860. Unter literarischer Redaction von Ellen. Düsseldorf, Lithographische Kunst-Anstalt. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Laurencin, F. V. Graf, Dr. Ed. Hanslick's Lehre vom Musikalisch-Schönen. Eine Abwehr. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 20 Ngr.

Lepsius, R., Ueber einige Berührungspunkte der ägyptischen, griechischen und römischen Chronologie. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 26 Ngr.

Longfellow, H. W., Die goldene Legende. Deutsch von K. Keck. Leipzig, Wagner. 1860. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Rathschreiber. Eine rheinische Geschichte. Mit 5 Bildern. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 16. 7½ Ngr.

Schlüter, C. B., Aussprüche der philosophirenden Vernunft und des gläubigen Herzens aus den Schriften des heiligen Augustinus. In Sinnsprüchen. Münster, Coppenrath. 16. 15 Ngr.

Schrumpf, C., Süd-Afrikanische Reise-Bilder. Tagebuch meiner Rückreise aus dem Innern Süd-Afrika's nach der Capstadt, in den Monaten Oktober, November und Dezember 1857. Straßburg. 12. 7½ Ngr.

Telschow, W., Gedichte. Leipzig, Veit u. Comp. 8. 15 Ngr.

Vincke, G. Freih., Gedichte. Berlin, Riegel. 1860. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vogel's geographische Bilder zur Länder- und Völker-Physiognomik. 1ste Lieferung: Polarländer, Brasilien, die Schweiz. Imp.-Fol. Mit 1 Heft Erläuterungen in Lex.-8. Carlsruhe, Veith. 4 Thlr.

Plattdütsche Volks-Kalenner för 1860. Herutgeben von F. Dörr. 3ter Jahrgank. Mit 6 Holtsnedn. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 10 Ngr.

Willatzen, P. J., Gedichte. Hadersleben, Griem. 1860. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wolf, F., Beiträge zur spanischen Volkspoesie aus den Werken Fernan Caballero's. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 14 Ngr.

Zionsklänge. Berlin. 64. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Erinnerungs-Blätter an die Feier von Schiller's 100jährigen Geburtstag am 10. November 1859. 1stes Heft. Weimar, Kühn. Qu. 16. 5 Ngr.

Fischer, K., Friedrich Schiller. Akademische Festrede zu Schiller's 100jährigem Geburtstage gehalten in der Collegienkirche zu Jena. Als Anhang einige Schriftstücke von Schiller's Hand, mitgetheilt aus dem Universitätsarchiv. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Genée, R., Die Geburt des Dichters. Ein Festspiel zur 100jährigen Geburtstagsfeier Friedrich Schiller's. Danzig, Bertling. 8. 3 Ngr.

Gerber, W., Festrede an Schiller's hundertjährigem Geburtstag gehalten. Altona, Schlüter. Gr. 8. 3 Ngr.

Grimm, J., Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen sitzung der königlichen akademie der wissenschaften am 10. november 1859. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 10 Ngr.

Herwegh, G., Die Schillerfeier in Zürich. Prolog für die Fest-Vorstellung im Theater am 10. November 1859 gedichtet und gesprochen. Zürich, Meyer u. Zeller. Lex.-8. 4 Ngr.

Jacoby, J., Schiller der Dichter und Mann des Volks. Schillerfestrede, im Königsberger Handwerkerverein gehalten. Königsberg, Theile. Gr. 8. 5 Ngr.

Nacht und Morgen der Deutschen. Ein Morgenlied am Schillertage. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 4 Ngr.

Schöne, L. F., Rede zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Friedrich's von Schiller, gehalten beim Festact des Gymnasiums zum Heiligen Kreuz zu Dresden am 10. November 1859. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Staedler, G. L., und L. Rudolph, Zur Erinnerung an Schiller's hundertjährigen Geburtstag. Zwei Vorträge, gehalten in der Festversammlung des jüngeren Berlinischen Lehrervereins am 9. November 1859. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 10 Ngr.

Teichmann, J. W., Zur Erinnerung an Schiller. Ein Vortrag zur Feier seines 100jährigen Geburtsfestes in der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache, am 20. October 1859 gehalten. Berlin, Decker. Lex.-8. 10 Ngr.

Des deutschen Volkes Größe und Einigkeit in seinen geistigen Heroen Friedrich von Schiller und Alexander von Humboldt. Zwei vaterländische Gedichte zur Feier von Friedrich von Schillers 100jährigem Geburtstage am 10. November 1859. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 2 Ngr.

Wiedasch, W., Wodurch ist Schiller der Lieblingsdichter der deutschen Nation geworden? Festrede, gehalten am 10. November 1859 bei der Schulfeier des Lyceums. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 3 Ngr.

Ein Zeugniß gegen die Vorrede des pädagogischen Jahrbuchs für 1859 von A. Diesterweg und gegen dessen am 9. Mai 1859 gehaltene Rede im Hause der Abgeordneten. Für Lehrer und Schulfreunde. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zur Geschichte der kurhessischen Verfassungswirren. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Marggraff.

Digitized by Google

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird auch im neuen Jahre fortfahren, als **ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ**, ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" als einzige Richtschnur ihres Wirkens zu betrachten. Die Wohlfahrt und Einigkeit des ganzen Deutschland erstrebend, wird sie nicht ermüden einestheils für Reform der Bundesverfassung, anderntheils für Verbesserungen der Zustände in allen deutschen Einzelstaaten zu wirken und zwar ebensowol in Preußen als in Oesterreich und ganz Deutschland, namentlich aber auch in Sachsen, mit dessen Zuständen sie sich vorzugsweise eingehend beschäftigt.

Um den Anforderungen des fortwährend sich vergrößernden Leserkreises der Deutschen Allgemeinen Zeitung immer mehr zu entsprechen, wird dieselbe vom neuen Jahre an durch eine Sonntags erscheinende **Beilage** vermehrt werden, indem die eine „Ergänzung zu allen Zeitungen" bildenden „Fliegenden Blätter der Gegenwart", die in der kurzen Zeit seit ihrer Begründung bereits den allgemeinsten Beifall gefunden haben, ihr beigelegt werden. Die Abonnenten der Zeitung erhalten diese Beilage zu einem wesentlich ermäßigten Preise, ohne übrigens zum Bezug derselben verpflichtet zu sein.

Das Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt ohne Sonntagsbeilage wie bisher vierteljährlich 1½ Thlr., mit Beilage 2 Thlr., und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen. Bei der Bestellung ist zur Vermeidung von Störungen ausdrücklich zu bemerken, ob die Zeitung mit oder ohne Beilage gewünscht wird. Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Im Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Stunden Gottesgruss.

Eine Apotheose des Lebens.

Den deutschen Müttern geweiht

von

Franziska Gräfin Schwerin.

Zweite unveränderte Auflage.

Miniatur-Ausgabe, auf feinstem Velinpapier gedruckt.

In reich verziertem Leinwandbande mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Fein in Kalbleder gebundene Exemplare mit Goldschnitt. Preis 2 Thlr.

An Tiefe und Zartheit der Gedanken, an Schwung und Fülle der Ideen, an Adel und Wohlklang der Form, läßt die gehaltvolle Dichtung nichts zu wünschen übrig, und es kann namentlich der gebildeten, für Schönheit und Wahrheit empfänglichen Frau oder Jungfrau von lieber Hand kaum eine werthvollere und bedeutsamere Weihnachtsgabe geboten werden, als dieses, dem Werth seines Gehalts entsprechend, elegant ausgestattete vorzügliche Werk.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht, jedoch **nur noch bis Ende 1859. — Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die deutsche

Literatur der Gegenwart

1848—1858.

Von

Robert Prutz.

Zwei Bände. 8. Eleg. geh. Preis 3 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig. **Voigt & Günther.**

Bei **J. P. Bachem** in Köln ist neu erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Sammlung von classischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung.

XIV. Bändchen. **Wesen und Wirken der Universitäten.** Von Dr. J. H. Newman. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von G. Schündeln. 288 Seiten. Preis 18 Sgr. (1 Fl. 6 Kr. Rh.)

XVII. Bändchen. **Die Kirche der Väter.** Bilder aus dem Leben und den Schriften der Väter des 4ten und 5ten Jahrhundert. Von Dr. J. H. Newman. Nach der neuesten Ausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Prof. Dr. Kayser. 272 Seiten. Preis 20 Sgr. (1 Fl. 12 Kr. Rh.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google